

C 372387

PROPERTY OF

*The  
University of  
Michigan  
Libraries*

1817

ARTES SCIENTIA VERITAS









ie artensange.

Illustrirtes Familienblatt.

Redigirt

von

J. Stolle u. A. Diezmann.

J a h r g a n g 1 8 5 8 .

Leipzig,

Verlag von Ernst Reil.

North Campus  
Strong  
AP  
30  
G24  
1858

# Inhalt.

Seite	Titel	Seite	Titel	Seite
	<b>Städte.</b>			
	„Athen, wenn die Kinder mein.“ Von Adel Schütz . . . . .	85	Aukerianag, ein, bei Helgoland. Von G. Reinhardt . . . . .	448
	Altdorf. Von Albert Traeger . . . . .	307	Leinbach . . . . .	710
	Braunschweig. Von Gustav Kuntze . . . . .	417	Wall, ein, bei Koblenz Straßer des Reichs. . . . .	547
	Oral Sagaru der Fildger. Von Ludwig Storch . . . . .	752	Belagerung, aus der, von Ludwig Storch . . . . .	501
	Ich werde hingehn. Von Marie Bernide Knabe, der Lohme. Von Veit Vogt . . . . .	437	Bergalt, ein, durch die Luft . . . . .	628
	Nobis. Uebersetzt von Hr. Eriehagen . . . . .	437	Belin, ein, im Dreier-Spinn . . . . .	92
	Reibmatten. Von Albert Traeger . . . . .	421	Belin, ein, in der Etschin von Brodman in Leipzig. Von Albert Reimer . . . . .	212
	Wolgastküchlein. Von Albert Traeger . . . . .	249	Belin, ein, in Huberstadt . . . . .	150
	Wolgastküchlein. Von Albert Traeger . . . . .	249	Belin, ein, ein Koblenzgewirts in Süd-Wales . . . . .	23
	Kaff, geistliche. Von Albert Traeger . . . . .	204	Biber, Barier, und Ochschiden. . . . .	
	Schmid, der brave, von Regensbad. Von Christ. Schab . . . . .	232	Ein Arbeiter-Hochzeit . . . . .	446
			Bitter aus Wien . . . . .	
			Der Ghräberfelder. Von G. Reinhardt . . . . .	92
			Gembomei, der Panther-Jäger . . . . .	666
			Prant, die, der „schwarzen Geleken“ . . . . .	29
			Preßfabrik, die . . . . .	208
			Canal, der, von Suez . . . . .	144
			Charrin, die Reimer . . . . .	339
			Überzug, der, der atlantische Telegraph . . . . .	531
			Dampfzug, der . . . . .	574
			Dampfmaschinen, ein, mit eigener Cylinders . . . . .	503
			Ernennung, ein, aus dem Eisenbau . . . . .	311
			Ernennung, ein, aus dem Eisenbau . . . . .	570
			Ernennung, ein, aus dem Eisenbau . . . . .	474
			Ernennung, ein, aus dem Eisenbau . . . . .	491
			Ernennung, ein, aus dem Eisenbau . . . . .	388
			Ernennung, ein, aus dem Eisenbau . . . . .	676
			Ernennung, ein, aus dem Eisenbau . . . . .	186
			Ernennung, ein, aus dem Eisenbau . . . . .	471
			Ernennung, ein, aus dem Eisenbau . . . . .	249
			Ernennung, ein, aus dem Eisenbau . . . . .	541
			Ernennung, ein, aus dem Eisenbau . . . . .	247
			Ernennung, ein, aus dem Eisenbau . . . . .	325
			Ernennung, ein, aus dem Eisenbau . . . . .	69
			Ernennung, ein, aus dem Eisenbau . . . . .	154
			Ernennung, ein, aus dem Eisenbau . . . . .	85
			Ernennung, ein, aus dem Eisenbau . . . . .	367
			Ernennung, ein, aus dem Eisenbau . . . . .	96
			Ernennung, ein, aus dem Eisenbau . . . . .	209
			Ernennung, ein, aus dem Eisenbau . . . . .	556
			Ernennung, ein, aus dem Eisenbau . . . . .	617
			Ernennung, ein, aus dem Eisenbau . . . . .	444
			Ernennung, ein, aus dem Eisenbau . . . . .	193
			Ernennung, ein, aus dem Eisenbau . . . . .	513
			Ernennung, ein, aus dem Eisenbau . . . . .	150
			Ernennung, ein, aus dem Eisenbau . . . . .	743
			Ernennung, ein, aus dem Eisenbau . . . . .	525
			Ernennung, ein, aus dem Eisenbau . . . . .	545
			Ernennung, ein, aus dem Eisenbau . . . . .	133
			Ernennung, ein, aus dem Eisenbau . . . . .	233
			Ernennung, ein, aus dem Eisenbau . . . . .	260
			Ernennung, ein, aus dem Eisenbau . . . . .	379
			Ernennung, ein, aus dem Eisenbau . . . . .	53
			Ernennung, ein, aus dem Eisenbau . . . . .	611
			Ernennung, ein, aus dem Eisenbau . . . . .	354
			Ernennung, ein, aus dem Eisenbau . . . . .	65
			Ernennung, ein, aus dem Eisenbau . . . . .	741
			Ernennung, ein, aus dem Eisenbau . . . . .	708
			Ernennung, ein, aus dem Eisenbau . . . . .	383
			Ernennung, ein, aus dem Eisenbau . . . . .	4
			Ernennung, ein, aus dem Eisenbau . . . . .	758
			Ernennung, ein, aus dem Eisenbau . . . . .	705

## Erzählungen und Novellen.

Blätter aus der Kritik. Von Ludwig Rein. Nr. 1. Jahrestheft . . . . .	185
Nr. 2. Hefttheft . . . . .	481
Dichter, der gefangene. Von Levin Schöding . . . . .	73
Hall, der erste, im neuen Aute. Vom Verfasser der „neuen deutschen Heiliger“ . . . . .	385
Geistliche, ein. Vom Verfasser der „neuen deutschen Heiliger“ . . . . .	257
Geistliche, ein. Vom Verfasser der „neuen deutschen Heiliger“ . . . . .	57
Geistliche, ein. Vom Verfasser der „neuen deutschen Heiliger“ . . . . .	201
Kind und Kindheit. Aus dem Verleger . . . . .	671
Kirchenspiegeln. Ein. Mittheilung vom Verfasser der „neuen deutschen Heiliger“ . . . . .	565
Kranke, ein. Von Max Ring . . . . .	598
Keyer und Scherer. Historische Novelle von Max Ring . . . . .	453
Koch Kraus. Ein Lebensbild von Ernst Krige . . . . .	637
Koch Kraus. Ein Lebensbild von Ernst Krige . . . . .	129
Koch Kraus. Ein Lebensbild von Ernst Krige . . . . .	697
Koch Kraus. Ein Lebensbild von Ernst Krige . . . . .	329
Koch Kraus. Ein Lebensbild von Ernst Krige . . . . .	1

## Biographien.

Abent, ein, bei Mendelssohn mit Kelling . . . . .	576
Abent, ein, bei Mendelssohn mit Kelling . . . . .	361
Abent, ein, bei Mendelssohn mit Kelling . . . . .	557
Abent, ein, bei Mendelssohn mit Kelling . . . . .	558
Abent, ein, bei Mendelssohn mit Kelling . . . . .	149
Abent, ein, bei Mendelssohn mit Kelling . . . . .	149
Abent, ein, bei Mendelssohn mit Kelling . . . . .	196
Abent, ein, bei Mendelssohn mit Kelling . . . . .	206
Abent, ein, bei Mendelssohn mit Kelling . . . . .	63
Abent, ein, bei Mendelssohn mit Kelling . . . . .	363
Abent, ein, bei Mendelssohn mit Kelling . . . . .	220
Abent, ein, bei Mendelssohn mit Kelling . . . . .	585
Abent, ein, bei Mendelssohn mit Kelling . . . . .	485
Abent, ein, bei Mendelssohn mit Kelling . . . . .	385
Abent, ein, bei Mendelssohn mit Kelling . . . . .	661

## Absprechende und geschichtliche Aufzüge.

Aus America. Ein Ostermärchen von den Postleuten . . . . .	309
Aus America. Ein Ostermärchen von den Postleuten . . . . .	530
Aus America. Ein Ostermärchen von den Postleuten . . . . .	422

## Naturwissenschaftliche Aufsätze.

Belin, ein, im zoologischen Garten zu Berlin. Erster Artikel . . . . .	672
Belin, ein, im zoologischen Garten zu Berlin. Zweiter Artikel . . . . .	686
Biber, der, als Baumfänger . . . . .	67
Bier, das, eine gefährliche Wirkung. Von Dr. Franz Dörner . . . . .	80
Brot, ein, im zoologischen Garten zu Berlin. Zweiter Artikel . . . . .	134
Erziehung, die, des Fuchschwammes. Von Herold Sigismund . . . . .	191
Erziehung, die, des Fuchschwammes. Von Herold Sigismund . . . . .	41
Erziehung, die, des Fuchschwammes. Von Herold Sigismund . . . . .	325
Erziehung, die, des Fuchschwammes. Von Herold Sigismund . . . . .	541
Erziehung, die, des Fuchschwammes. Von Herold Sigismund . . . . .	119
Erziehung, die, des Fuchschwammes. Von Herold Sigismund . . . . .	248
Erziehung, die, des Fuchschwammes. Von Herold Sigismund . . . . .	35
Erziehung, die, des Fuchschwammes. Von Herold Sigismund . . . . .	723
Erziehung, die, des Fuchschwammes. Von Herold Sigismund . . . . .	251

Welt, eine, im Aemmengebirge — des Meeres. Ein Beitrag zur Verbreitung naturgemäßer Krankheiten von G. Wendt. . . . .	214
Ueber Antel. . . . .	419
Nauze, eine, von Gaus aus. Von G. A. Rehmshäfer. . . . .	408
Sehenswürdigkeiten der Ein Pfälzer. Von G. A. Rehmshäfer. . . . .	303
Seuf der Seelen. Eine Bitte an alle verarmten Menschen. Von Dr. A. G. Fries. . . . .	615
Eisen- und Braunbleich und Leef. Von G. A. Rehmshäfer. . . . .	207
Dritter Artikel. . . . .	552
Steinobst, der Südrich, mit die Seesorgige Heerde, ein kritischer Aufsatz. . . . .	48
Wohlfahrtspolitik, die, in der Natur. . . . .	10
Wild-, Wald- und Waidmanns-Bücher. Von G. W. Dammner. . . . .	76
2. Das Wildweibchen. . . . .	188
3. Aus dem Waldleben. . . . .	332
4. Aus dem Waldleben. . . . .	443
5. Das Wild. . . . .	601
6. Ein Tag in Merzbürg. Das Dammit. . . . .	601

Medicinisches.

Atem, vorzeitiges, Alters-Diätetik. Von Prof. G. Bed. . . . .	147
Damen, die nervenkranken. Von einem gelehrten Damanerzte. . . . .	177
Einfluss auf Menschen. Von Prof. G. Bed. . . . .	676
Erkältung, die, und ihre Folgen. Von Prof. G. Bed. . . . .	22
Handschmeit, meine liebsten. Von Prof. G. Bed. . . . .	587
Frühler Teufel. . . . .	626
Lebensalter, das höhere, mit seinen Mängeln und Schwächen. Von Prof. G. Bed. . . . .	63
Niegeleut, die. . . . .	467
Phlege, die, der kranken Obstfrauen. Von Paul Niemöser. . . . .	500
Schulter, die koke, und ihre Behandlung. Von Dr. Paul Niemöser. . . . .	373
Strahlfreyheit, ärztliche. Von Prof. G. Bed. . . . .	312
Den Frauen mit Miliern. . . . .	312
Den kranken Frauen. . . . .	382

Uermischtes.

Krankenkunst, die, des Mittelalters. Von Dr. Franz Debeverner. . . . .	362
Mütter, veraltete. Von Carl v. Mehrs. . . . .	594
Gengst, der, deutlicher Selbstverleugung am 6. October. v. J. und die deutschen Afficirten. Von G. Schmitz-Deißig. . . . .	479
Vom Kuraus. Einleitung. I. Der Kuraus vor der Zeit. . . . .	313
II. Der Kuraus eines blühenden Volks. . . . .	458
III. Der Kuraus eines sinkenden Volks. . . . .	527
Mutterstücken und Mutterländen. . . . .	52
Mutterländen. . . . .	431
Bahnen- und Seifenverhältnisse, interessante Art und „Steinchen“. . . . .	823
. . . . .	531

Mäpfer und Mäpfen. Nr. 1 — 52.

Illustrationen.

Kentos, wenn die Kinder mein. . . . .	85
Abelberger Döble, die, in Krain. . . . .	701
Apfen, der böse von. . . . .	613
„Auhria“, der Postkämpfer, vor dem Branteburgen. . . . .	633
Der Müchelsberg und das Bürgerhospitäl. . . . .	473
Denkmal der Gärtnern am Wägen. . . . .	641
Damberger Gärtnern am Abend. . . . .	657
Verlin. . . . .	29
Die Wasserwerke. . . . .	311
Die Gärten. . . . .	511
Das Fach der taulechtigen Leocomietie bei Berlin. . . . .	673
Die Kurgärten im zoologischen Garten. . . . .	685
Thierhöfe aus dem zoologischen Garten. . . . .	680
Lager- und Löwenportraits aus dem zoologischen Garten. . . . .	68
Wäber, der. . . . .	49
Waldstein. Ein Urwald. . . . .	180
Brennen. Die Gussau-Nordpohl-Staue. . . . .	21
Wäber, des Palastgates. . . . .	173
Wäber, Freiberger v. Portrait. . . . .	391
Wäber, Daniel, Portrait. . . . .	298
Wäber, der. . . . .	268
Die Societätsbauerei und Bäder. . . . .	269
Wäber, die. . . . .	525
Wäber, die. . . . .	525
Wäber, die. . . . .	649
Wäber, die. . . . .	593
Wäber, die. . . . .	691
Wäber, die. . . . .	253
Wäber, die. . . . .	745
Wäber, die. . . . .	489
Wäber, die. . . . .	192
Wäber, die. . . . .	417
Wäber, die. . . . .	333
Wäber, die. . . . .	189
Wäber, die. . . . .	5
Wäber, die. . . . .	492
Wäber, die. . . . .	505
Wäber, die. . . . .	507
Wäber, die. . . . .	44
Wäber, die. . . . .	752
Wäber, die. . . . .	753
Wäber, die. . . . .	500
Wäber, die. . . . .	561
Wäber, die. . . . .	745
Wäber, die. . . . .	625
Wäber, die. . . . .	448
Wäber, die. . . . .	449
Wäber, die. . . . .	133
Wäber, die. . . . .	153
Wäber, die. . . . .	161
Wäber, die. . . . .	61
Wäber, die. . . . .	325
Wäber, die. . . . .	297
Wäber, die. . . . .	608
Wäber, die. . . . .	380
Wäber, die. . . . .	405

Klein, Heinrich von. Portrait. . . . .	221
Kleinberg. Kant's Dermal. . . . .	197
Kleinberg, der, bei Weinigen. . . . .	457
Vertrag. . . . .	
Die Officin von Brodbau. . . . .	
Der Zerkel. . . . .	213
Der Dermal. . . . .	225
Die Waldsteinma. . . . .	237
Das alte Verträge. . . . .	389
Das neue Verträge. . . . .	381
Vertrag, der. Vangungsdurchschnitt. . . . .	51
Vierfeld. Der neue Vangungsdurchschnitt. . . . .	9
Von der Dermal, Derzeit v. Oest. Portrait. . . . .	585
Wäber, die. . . . .	269
Wäber, die. . . . .	261
Wäber, die. . . . .	309
Wäber, die. . . . .	245
Wäber, die. . . . .	421
Wäber, die. . . . .	433
Wäber, die. . . . .	553
Wäber, die. . . . .	569
Wäber, die. . . . .	769
Wäber, die. . . . .	392
Wäber, die. . . . .	321
Wäber, die. . . . .	285
Wäber, die. . . . .	733
Wäber, die. . . . .	441
Wäber, die. . . . .	717
Wäber, die. . . . .	253
Wäber, die. . . . .	485
Wäber, die. . . . .	13
Wäber, die. . . . .	104
Wäber, die. . . . .	105
Wäber, die. . . . .	106
Wäber, die. . . . .	318
Wäber, die. . . . .	349
Wäber, die. . . . .	117
Wäber, die. . . . .	208
Wäber, die. . . . .	573
Wäber, die. . . . .	397
Wäber, die. . . . .	144
Wäber, die. . . . .	145
Wäber, die. . . . .	145
Wäber, die. . . . .	665
Wäber, die. . . . .	248
Wäber, die. . . . .	249
Wäber, die. . . . .	408
Wäber, die. . . . .	429
Wäber, die. . . . .	373
Wäber, die. . . . .	37
Wäber, die. . . . .	93
Wäber, die. . . . .	138
Wäber, die. . . . .	77
Wäber, die. . . . .	692
Wäber, die. . . . .	693
Wäber, die. . . . .	693
Wäber, die. . . . .	525
Wäber, die. . . . .	517
Wäber, die. . . . .	519



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redactione F. Stolle u. H. Diezmann.

Wöchentlich 1 $\frac{1}{2}$ , bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

## Das selbstbewusste Weib.

I.

„Beziehung, Arthur? Diez hast Du schwerlich nöthig,“ sagte die Dame mit kaltem Lächeln; „Du warst mündig und durftest wählen, wie es Dir beliebt, und wenn Deine Wahl meine Hoffnungen getrübt und meine Ansichten durchkreuzt hat, so ist das doch wohl kaum so wichtig, um dafür Beziehung oder — wenn Du willst — meine Anerkennung nachzusuchen; diese habe ich Dir bereits gewährt.“

„Ich wünschte, Sie sagten dies mit mehr Herzlichkeit, Mutter,“ erwiderte Arthur ernst; „trotz der Freundlichkeit Ihrer Worte fühlt mein Herz frohlig und schwer.“

„Beruhigen Sie Ihren Gatten, da die Worte seiner Mutter keine Macht über ihn haben,“ sagte die Mutter, noch immer mit demselben sonderbaren harten Lächeln, während sie sich zu einer hübschen jungen Frau wendete, welche sorgsam im Hintergrunde des Gemaches stand, und deren Hand sie ceremoniös erfasste.

„Es ist seine Liebe zu Ihnen, die ihn so zweifelhaft macht,“ sammelte die schöne Gattin, indem sie einen sanft klagenden Blick auf ihren Gemahl warf.

„Ich forderte Sie aus, die Sache zu Ende zu bringen, nicht, mir die Ursache davon zu erklären,“ erwiderte die Dame. „Ich fürchte, Sie sind eben nicht von sonderlicher Fassungskraft. Sie kommen leicht in Verlegenheit und bedürfen der Selbstherrschung, sehr ich; auch erdienen Sie und Ihre Gattin den Verlust an Grazie, während sie ungeschickte Anstrengungen machen, Entschuldigungen zu sammeln. Da wird gar Vieles zu verbessern sein, bevor Sie für das Gesellschaftszimmer meiner Freunde und Ihres Gatten Gesellschaft tauglich sein werden.“

Sie lachte. Es war ein gemeines, erzwungenes, hochmüthiges Lachen, welches der armen jungen Gattin Dazugabe vollständig machte. Sieh zu ihrem Gemahl schüchtern, stützte sie in seine Arme und begann ihr Antlitz in seinen Busen. „Ach, Arthur,“ sagte sie traurig, „bringe mich fort von hier, bring' mich fort!“ und brach dann in Thränen aus.

Madame Aklter ergreif ruhig die Klingel und schellte. „Ein Glas Wasser, Johann!“ rief sie dem eintretenden Diener entgegen. „Sage dem Kammermädchen, sie solle Dir die Pflaue mit süchtigem Salze geben. Die junge Dame ist hysterisch.“

Der Ton und die Manier, mit welchen die Dame diese Worte sagte, zeigten von unerschütterlicher Begehrtheit. Aber eben tiefe berriete die junge Frau von ihrer Schwäche rascher, als Wasser oder süchtigem Salze vermocht hätten. Auch hätte sie, daß Arthur's Herz unter ihrer Hand schlug, und es war ihr, als ob er mit ihr

nicht recht zufrieden sei, obwohl er sie umfaßt hielt und fremdblich an sich drückte, wie wenn er in stummer Weise sie seiner Zärtlichkeit und seines Schutzes verschirmen wollte. Das arme Kind fürchtete wirklich, sie habe sich tödlich benommen und verdiene sein Mißfallen.

„O, es ist nichts!“ rief sie, indem sie zu lachen veruchte und ihre glänzenden braunen Waden schüttelte, welche in Unordnung über ihr Gesicht gefallen waren. „Ich bin ganz wohl jetzt — es ist nichts — es thut mir sehr leid —“ sagte sie hinzu, während sich ein leiser Seufzer über ihre Lippen stahl.

„Sind Sie oft hysterischen Anfällen ausgelegt?“ fragte Madame Aklter, während ihre graublauen Augen finster auf ihr ruhten. „Das muß Ihnen sehr un bequem sein, sollte ich meinen; auch dürfte sich so etwas schwerlich für Arthur's Gemahlin schiden. Trage das Glas Wasser und die Pflaue wieder fort, Johann,“ fuhr sie zu dem Diener fort, der auf einem silbernen Teller die genannten Sachen herbeibrachte. „Doch nein, laß sie hier. Sie kennte wieder einen Anfall bekommen.“

„Ich versichere Sie,“ rief Arthur, „ich sah meine Frau noch nie so nervös. Gewöhnlich ist sie ebenso stark als heiter. Niemand sah ich sie so zittern.“

„Wirklich? Wie unglücklich, daß sie mich, und sogar schon bei unserer ersten Zusammenkunft, für die Schaulstellung einer Schwäche ausgenutzt hat, die, wie ich glaube, von gewissen Leuten interessant genannt wird, in meinem Auge aber kindlich ist, so sogar als temporärer Wahnsinn erscheint. Nennen Sie,“ sagte sie hinzu, während sie sich es in einem Essel bequem machte und mit etwas weniger eckarmungsloser Ueberlegung redete, „wir haben nun die erste Zusammenkunft überstanden, bei welcher Ihr wahrscheinlich, da Ihr gewissensmäßig die Delinquenten wart, mehr gelitten habt, als ich. So wissen denn, daß ich sehr wohl all' die persönliche Mißachtung übersehen, die in Eurer geheimen Heirath gelegen hat. Mich durchschneiden noch, Arthur! der verwundete Stolz und alle die Täuschungen, denen mich Deine Heirath unter Deiner Stellung ausgelegt hat. Ich bin eine Frau von schlichten Worten, Vernunft und Gerechtigkeit. So ist ja wohl Ihr Klame, nicht? War mir doch, als wären Sie zusammengefahren, und hätten erkannt angeblickt, als ich Sie so lange. Doch das thut nichts. Ich habe Euch wieder ein, mit mir so launig aus Düsselstanz zu leben, als es Euch gefallen wird. Lassen wir nun diesen Gegenstand fallen. Das Kammermädchen wird Sie, meine junge Dame, in Ihr Zimmer weisen, sobald Sie zweimal die Glocke ziehen, und ich darf wohl sagen, mit der Zeit werden wir erträglich gut bekannt werden.“

„Arthur, theurer Arthur! was soll aus mir werden, wenn Deine Mutter nicht mitlief gegen mich wird!“ rief Bernhazine, als sie mit ihrem Gatten allein war.

„Gute Geduld mit ihr, Geliebte, nur auf einige Tage Geduld,“ erwiderte Arthur besorgsam. „Sie hat viele Sorgen in ihrem Leben gehabt, und das hat sie härter gemacht, als sie von Natur ist. Es ist mir nicht möglich zu glauben, daß sie stets so fonderbar sein werde, Bernhazine; Dein Herzgefühl, Dein geminnliches Wesen werden ihre Härte überwinden, ja zwingen, die sie zu lieben und zu achten, die nur gekannt zu werden braucht, um gemiß geliebt zu werden.“

„Ach, Arthur, nie habe ich Deine Worte so hoch geschätzt als heute!“ rief das junge Weib mit einem Blicke und einer Bewegung voll rührender Bärtlichkeit. „So lange Du mich liebst, an mich glaubst und Dich meiner nicht schämst, mag die ganze Welt spotten — ich werde doch stolz und selig sein.“

„Die ganze Welt soll Dich ehren,“ sagte Arthur lachend, „doch komm und bade Deine großen, blauen Augen, vergiß die Außenwelt, und sei glücklich in unserer Liebe. Begegne meiner Mutter künftig mit mehr Ruhe und ohne alle Zwangsamkeit. Laß sie so wenig als möglich in die Welt Deiner Gefühle bliden. Einen fegehenden Feind wird sie ehren, wenn sie es auch nicht zeigt, und zwar vielleicht mehr, als sie Erbarmen haben würde mit einem überwindenen. Sie achtet tugendhafte Willensstärke und Entschiedenheit selbst dann, wenn sie gegen sie selbst gerichtet sind; dagegen verachtet sie Feindschaft, Gehorsam, der nur dulden kann, und Keizbarkeit in solchem Maße, daß sie unwillkürlich die Tyrannin dieser Eigenschaften wird. Fürchte sie nicht, verteidige Dich und es wird sich Alles ganz gut machen. Wird Deine Herzen der Kampf schwer, so bin ich da, Dir beizustehen.“

„Arthur, ich wollte, ich müßte für Dich etwas Entsetzliches thun. Ich fühle, als ob ich für Dich und Deine Liebe das grausamste Martyrium übersehen könnte; ich könnte sterben für Dich —“

„Aber meiner Mutter magst Du nicht zu widerstehen? Ist es so? Mein süßes Lieb, ich weiß etwas Besseres als sterben. Du sollst für mich und mit mir leben. — Mich soll's doch wundern, ob Du nach einigen Jahren unsrer Berührung eben so reden wirst. Laß sehen, wie viele Tage sind mir verbeitretet? Sechszwanzig, richtig, sechszwanzig. Wir sind also fast am Ende unsrer Dominionats, meine holde Bernhazine.“

II.

„Bernhazine scheint mir seit ihrer Ankunft wirklich schon etwas vorgeschritten zu sein,“ sagte Madame Aster eines Morgens zu ihrem Sohne; „sie ist weniger tölpisch und unmanierlich, als sie war.“

„Tölpisch ist wohl nicht das Wort, das ihr jemals zukam,“ entgegnete lebhaft Arthur. „Sie ist bloß scheu und von ihrer Kindheit dem Weltleben fremd gewesen. Ich halte sie für sehr anmüthig.“

Madame Aster zog die Augenbrauen.

„Bedenken Sie ihre Jugend!“ fuhr Arthur fort, indem er seiner Mutter Blick beantwortete. „Sie ist noch nicht zwanzig und war nie vorher in so angenehmer Gesellschaft.“

„Wie fonderbar!“ begann von Neuem die Mutter, und gleichsam zu sich selbst sprechend, „ja, es ist ein eigenthümlicher Anblick, Männer von Geist, Reichthum, Erziehung, Rang mit Frauen verbeitretet zu sehen, die in allen diesen Beziehungen unter ihnen stehen. Man sollte glauben, Geist, Reichthum, Erziehung und Rang müßte ihren Geschmack so verfeinert haben, daß sie in der Wahl einer Lebensgefährtin sehr wählerisch sein müßten. Aber gerade diese Männer beirathen so oft unter ihrer Spähre. Statt ein Weib zu wählen, das den Anforderungen ihrer sozialen Stellung zu entsprechen vermöchte, sind sie bloß darauf bedacht, das zu wählen, was ihrem Auge gefällig, und das nennt man Liebe. So thatest Du, Arthur, als Du Bernhazine wähltest. Um wie viel besser würde sie für Dich heißen! Baldheim gepflast haben.“

„Fräulein Baldheim?! Ei, da hätten Sie eben so gut fordern können, ich hätte eine Statue beirathen sollen. Sie ist ein schönes Mädchen, das gethebe ich, doch ohne alles Leben, ohne einen Tropfen Blut in ihren Adern.“

„Das mag sein. Doch sie war das rechte, für Dich, ganz

passende Weib. Sie paßte zu Deinem Alter, zu Deinem Range; ist ganz geeignet die Tonangeberin ihrer Gesellschaft zu sein, wie es sich ziemt für Dein Weib; dazu ist sie reich, von guter Herkunft und besitzt kurz und gut alle Eigenschaften, welche die einjährige Besitzerin von Dittelfeld haben sollte. Du mißachtetst solche offensbare Harmonie der Umstände, und für was? für einen guten, fleischn blaudingigen Niemand, der nicht weiß, wie er eine Geliebte zu empfangen hat, ja nicht weiß, mit welchem Fuße man in den Wagen steigen soll.“

„Aber dieser kleine, blaudingige Niemand besitzt Güte, Liebe, Unschuld und Verschämtheit —“

„Sei kein Thor, Arthur!“ unterbrach Madame Aster. „Ich bitte Dich, was hast Du an dieser excessiven Naturplastik? Es wäre Alles ganz schön, wenn diese Eigenschaften nur für Dich da wären und glänzten, so lange Du an ihrer Seite bist und sie beinflusst. Wie aber, wenn Du fern bist, wird nicht dieselbe Füglosigkeit, die Dich so anzieht, sie auch gar bald unter den Einfluß eines Andern bringen? Thörichter Junge, Du hast Dich mit der unerträglichsten aller Weibern — mit der Schwäche und Unfähigkeit einer lebenslangen Gefährtin beladen. Widerstreich nicht! oder Du machst mich ärgerlich. Ich weiß, sie ist liebendürrig, bescheiden und gut von Herzen, aber sie hat nicht mehr Kraft, Selbstvertrauen, gewöhnlichen Menschenverstand und Manier, als ein Kind. Und das weißt Du so gut als ich. Da ist sie —, Ich sprach so eben von Ihnen, Bernhazine. Sind Sie heute wohl?“ fragte sie plötzlich.

„Ja wohl, ich danke Ihnen, ich bin gesund,“ entgegnete Bernhazine, die jedes Mal nervös wurde, sobald sie mit ihrer Schwiegermutter zusammen sein mußte oder gar zu sprechen gezwungen war.

„Das schien mir nicht. Ihre Augen haben einen blauen Rand und Ihr Haar, wie hängt das so matt herab! Wollen Sie heute mit mir ausfahren?“

„Wenn es Ihnen gefällig ist,“ sagte Bernhazine.

„Oder mit Ihrem Wemahl?“

„Wie es Ihnen oder Arthur lieber ist.“

„Meine liebe junge Dame,“ sagte Madame Aster mit einem ihrer steinbaren Blicke, „wann werden Sie lernen einen eigenen Willen zu haben!“

„Ja, Bernhazine, ich wünschte, Du sagtest stets das, was Du wirklich verzieht, sobald Du gefragt wirst,“ sagte Arthur mit einem leisen Anlaufe von mütterlichem Wesen.

„Ich fürchte, ich bin tölpisch und unbedachtam gegen Andere,“ rief Bernhazine hastig. „Aber wenn Sie erlauben, so fahre ich lieber mit Arthur.“

„Du weißt, ich fahre heute nach Badenheim, um das junge Pferd zu sehen, welches mein Freund kürzlich gekauft hat; dahin kann ich Dich süßlich nicht mitnehmen,“ sagte Arthur noch immer etwas gereizt.

„Da sieh, was hab' ich davon, wenn ich wätle!“ rief fast weinerlich Bernhazine und machte einen unglücklichen Versuch, zu lächeln und weiter zu scheinen. Dagegen entfielen ihren Augen Thränen; denn während der drei Wochen, während welcher sie mit ihrer behnmlüthigen Schwiegermutter zusammen gewesen, hatte sie sich in einem Zustande chronischer Widergefühlagene befunden.

„Würde es nicht weit anständiger sein, wenn Sie nicht weinten, sobald man zu Ihnen spricht?“ sagte die mittellose habichtzählige Dame.

„Ich weine nicht!“ rief lähn Bernhazine.

„Richtig? Was ist denn das an Ihrer Hand? Ist das keine Thräne? Prühl! Sie müssen nicht lägen; es ist das das gewöhnliche Kaffee der Schwachen.“

Arthur begab sich an's Fenster, blieb von unterdrückter Aufregung. Diesen Augenblick haßte er Bernhazine. Die junge Frau hatte eine schlaflose Nacht gehabt, sein Wunder, wenn sie unter dem Druck ihrer Schwiegermutter sich nervöser fühlte, denn sonst. Sie versuchte, sich zu beruhigen, allein es gelang ihr nicht; sie fühlte, wie Etwas in ihr nachgab, und leiste kausend sank sie kraftlos auf die Kissen der Ottomane, auf welcher sie saß; eine tiefe Dinnmacht umfieng sie.

In diesem Augenblicke hörte man Ggusch ankommen.

„Bernhazine!“ rief Madame Aster, „Bernhazine! Bei Gott, Arthur, das Kind ist ohnmächtig!“

„Ehe man Befehle ertheilen oder zu Hülfe eilen konnte, rief der Diener die Füglichtäre auf und herein trat eine junge Dame,

schön gleich einer Statue von wahrerem Anstand; es war präu-  
lein Waltheim, dieselbe, welche Madame Ailster für Arthur bestimmt  
hatte.

Ruhig sah der Besuch mit dem Augenglas auf die ehnmäch-  
tige Bernhardenin, wandte sich dann voll Grazie ab und sagte, wie  
Madame Ailster selbst schon gedauert hatte: „Wie unpassend!“

Arthur erröthete, um bald darauf wieder todtbleich zu werden.  
„Gut,“ sagte Madame Ailster grausam lächelnd zu sich, „der  
erste Schlag hat sicherlich getroffen.“

Während das Rummernächden der Ohnmächtigen beifrang,  
leitete Madame Ailster ihren Besuch in die innern Gemächer. An  
der Thür blieb sie stehen und, zu Arthur sich wendend, der sich  
ebenfalls mit Bernhardenin beschäftigte, sagte sie: „Ueberlaß  
Deine Frau meinem Wärder.“

Arthur jedoch wollte davon nichts hören; er blieb und be-  
mühte sich, seine ehnmächtige Frau wieder zu sich zu bringen.

„Was für ein Ansehn von einem Gatten!“ sagte Fräulein  
Waltheim, aber mit einer so ruhigen Stimme, daß Niemand wis-  
sen konnte, ob sie bewundernd oder ironisch gesprochen hatte. Ar-  
thur war in schämlicher Stimmung und geneigt, Alles im schwärzesten  
Lichte zu betrachten. Er nahm ihr Wort als schneidende Satire  
auf und Bernhardenin genau bei diesem Glauben nicht. Zum  
ersten Male stieg in ihm der Gedanke auf: „ich wollte, ich hätte  
gewartet.“

Madame Ailster verstand die Kunst — Niemand wollte genau  
wie — jede Person unersichtlich, lächerlich, unangenehm und schlecht  
erscheinen zu lassen. Das ging jedoch nicht daraus hervor,  
daß jede andere Person neben ihrer Verschämtheit, wahrerollen  
Paltung und guten Erziehung verlieren mußte, sondern von dem  
großen Gegenbilde. Ihre Manieren zeigten den unverhüllten Hoch-  
mutz und eine Annahmung von Superiorität, die durch nichts erchüt-  
tert zu werden schien. Sie war ohne Zweifel eine hübsche Frau,  
aber nicht von der Art, welche andere Schönheiten in Schatten  
stellt. Sie war von blutrother Wäse mit einem abförenden Blick  
und einem Granfamtkeit andeutenden Rinnaband. Ihr Haar war  
schon weiß; dagegen waren ihre viden geraden Augenbrauen noch  
schwarz wie Ebenholz. Die graublauen Augen lagen tief in ihren  
Höhlen und hatten nichts von ihrem Feuer verloren. Die Linien  
zwischen den Augenbrauen gingen tief und die Winkel in der Mitte  
hatte etwas Abschreckendes. Ihre Nase war hoch, hoch und hübsch,  
und ihre dünnlätzigen schlossen sich leicht aber keine gerade, aber nicht  
weiße Zähne; ihr Rinn, ein Bierd bildend, wie die Stirn, war  
massiv und etwas hervorstehend.

Dennoch kam ihre eigentliche Kraft, moralisch zu unterdrücken,  
nicht von ihrem Außern oder ihrer Grazie her, sondern von ihrer  
grausamen Gemüthsart. Sie sagte genau, was sie dachte, mochte  
es für den Hörenden noch so schmerzlich sein. Nie hatte Niemand  
bemerkt, daß sie ihre Werte aus Erbarmen oder Delicaterie ge-  
mildert hätte. Sie war stolz auf ihr Gradenstein, ihre Ehren-  
haftigkeit und ihren gänzlichcn Mangel an lätlichem Jortgefühl.  
Kam sie zum ersten Male mit einer Person zusammen, so machte  
es ihr Vergnügen, deren Kraft zur Selbstverleugung zu prüfen.  
Ob diese entweder aus Furchtsamkeit oder Keckigkeit nach, so setzte  
sie gleichsam ihren Fuß auf des Fremdlingen Naden und zog ihn  
wie freiwillig wieder zurück. Opprimirt man ihr, so häßte sie wohl,  
aber sie achtete doch auch ihren Gegner. Das Einzige, was sie  
achtete, war Kraft und die einzige Person aus ihrer Nachbarschaft,  
gegen welche sie sich nie insolent zeigte, war Fräulein Waltheim.  
Denn diese, obchon von verschiedener Natur, war ein furchtloses,  
sich geltendmachendes Wesen, gerade wie Madame Ailster, das es  
von Keinem litt, daß man ihr zu nahe kam. Sie waren nicht Ri-  
valen, sie waren, jede in ihrer Weise, Königinnen, die ihre beider-  
seitigen Rechte respektirten.

Bernhardenin würde, hätte diese nicht ihren Eohn geheirathet,  
nur von ihr gründlich verachtet worden sein, aber ward sie mit  
überlegtem Doh beehrt. Da die Weirath geschlossen war und nicht  
ohne Zustimmung ihres Sohnes aufgelöst werden konnte, so ließ  
sie wenigstens ihren vollen Mißmuth an dem armen Kinde aus,  
das stets süßte, als ob es unaufrichtig mit Pateln geschehen wüerte.  
Die arme junge Frau verlor unter diesen Feinigungen ihre kör-  
perliche Grazie, die einst nicht wenig dazu beigetragen hatte, daß  
sie ihres Gatten Frau gewann. Auch Arthur entging nicht dem  
Einflusse seiner Mutter durch deren ewiges Weingern der Mängel  
seiner Frau. Zuerst lernte er diese zu entschuldigen, dann sie zu

kritikiren — und die Kritik fiel nicht immer zu ihren Gunsten aus  
— und endlich fing er an, sich ihrer ein wenig zu schämen. Tie-  
feren Fall verhättete glücklicher Weise nach sein Stolz und sein männ-  
licher Sinn, aber eine schwere Gefahr lag vor ihm, die um so  
gefährlicher war, als er sie sich nicht eingestand.

Jamitten aller dieser gefährlichen Anfänge mußte Arthur Ge-  
schäfte halber, die länger Weise für ihn aufgesetzt worden waren,  
verreisen und Bernhardenin dem Schutze seiner Mutter überlassen.  
Kauu war Arthur's Briefe verkommen, als Madame Ailster sich  
niederlegte und einen Pfagen an ihren Cousin Alphons schrieb, den  
Bruder Vierterlich der Familie, den hübschsten Gardeofficier und,  
wie man behauptet, den glücklichsten Damenfänger seiner Zeit.

III.

Bernhardenin, welche nicht wenig erschrocken war, als sie ver-  
nahm, sie werde mit ihrem Lüdigeiste, ihrer Schwiegermutter, allein  
sein müssen, erlaunte höchlich, als plötzlich diese eine ganz Andere  
ward. Madame Ailster legte ihre harte, insolente Manier bei Seite,  
ward gütig, freundlich, bedachsam, hörte auf Fehler zu finden und  
ward sogar einnehmender. Bernhardenin, die gar gern ihre  
Schwiegermutter eben so sehr zu lieben wünschte, als sie diese  
fürchtete, fing an ruhig, heiter und lüdtlich zu werden, ja sie ta-  
belte sich wohl gar, daß sie in ihrem Urtheil zu vorzeitig und wohl  
zu empfindlich gewesen sein dürfte. So hatte sie einige Tage redt  
glücklich verbracht, trotz der ihr bisher fremd gewesenem Betrübnis,  
welche jede junge Frau beschleicht, wenn sie sich zum ersten Male  
von ihrem geliebten Gatten trennen muß, — als eine Ratsehe von  
einem wohlgeachteten, hübscher jünger Mann mit blauen  
Augen, mit wohlgehaltenem Schnurrbart, weißen Zähnen und mit  
militairischem Anstand und Lustigkeit herausfrang. Dieser süßte  
Madame Ailster fast so feurig, als ob er eine schöne junge Dame vor  
sich hätte, und schien überhaupt so im Daus zu Haus zu sein, als  
ob er Herr von Allem wäre, was sich dahn befand, obchon er  
eben die Schwelle überschritten hatte. Cousin Alphons war es.

Niemand gab es einen angenehmeren Gesellschaftler, als dieser  
Cousin Alphons war. Sözerge und beiläufige Anreden stießen  
von seinem immer heitern Munde. Voll Ritterlichkeit gegen die  
Damen, soweit diese mit dem modernen Gebahren vereinbar ist, war  
er voll Achtung bei aller Vertraulichkeit, und selbst seine familiäri-  
tät so voll Wohlwollen und mützlich, daß er nie mit Jemand in  
Streit gerieth. Viele liebten ihn, weil sie wußten, er besitze die  
beste Seele von der Welt. Alle diese Eigenschaften machten ihn  
zu einem gefährlich angenehmen Gesellschaftler für die meisten jungen  
Damen. Aber wenn auch Alphons ein Bruder Vierterlich war, so  
hatte er doch das Herz am rechten Flecke. Liebe er auch Lustig, so  
war er doch fern von Bosheit und Laster.

Anfangs benahm sich Bernhardenin schon gegen ihn. Sie wollte  
matronenhaft und würdevoll erscheinen. Aber Cousin Alphons lachte  
ihr das alles heraus, und in unglücklich kurzer Zeit, setzte er sich  
mit ihr auf den denkbar beaumeisten Fuß. Lante Ailster, wie er sie  
nannte, übergab das junge hübsche Weib seiner Fürsorge, und zwar  
auf eine etwas stark auffallende Weise für Jeden, der sie kannte,  
da sie selbst so sehr an Alles hielt, was Anstand hieß. So zum  
Beispiel kam es Bernhardenin bedenklich, mit ihm allein auszureiten.  
Denn sie legte sich immer die Frage vor: Würde das wohl meinem  
Arthur recht sein? und nach der von ihrem Gefühle gegebenen  
Antwort enthielt sie. Doch ihre Schwiegermutter schlug ihre Be-  
denken mit den Worten nieder: „Wer ist wohl der beste Beurthei-  
ler dessen was anständig ist, ich oder Sie? Und wenn ich sage,  
daß Sie mit Ihrem Cousin ausreiten dürfen, so sagt Ihre ent-  
gegenstehende Auegerung nichts Anders, als daß ich ein insidierender  
Führer für Sie bin, und daß meine Gemüthsart und Ansichten  
sich nicht für Sie so eignen, wie sie annehmen zu können.“ Solche  
Autorität schlug jedoch Bedenken nieder.

Bernhardenin schrieb täglich an ihren Gatten. Sie hatte eigen-  
tlich wenig zu sagen, außer ihrer Liebe für ihn, und wie angenehm  
sich Cousin Alphons machte. Er war das einzige Factum, das sie  
für jetzt zum Gegenstande ihrer Erzählungen machen konnte. Nun  
aber bestand zwischen Cousin Alphons und Arthur seit langer Zeit  
eine bedeutende Spannung, obgleich Oeder von ihnen es vermied,  
die Feindseligkeiten offen andeuten zu lassen. Arthur nannte Al-  
phons friod, dieser Arthur's einen ehrwürdigen, geistlichen Herrn u.

Als daher Arthur sah, daß Alphons auf seinem Gute sei, wurde er wüthend. Er wunderte sich über seine Mutter, schimpfte auf Alphons und nannte seine Frau eine Teufin; dann aber gedachte er auch dessen, was seine Mutter über Bernhartinens Häßlichkeit sich Andern anzuweisen gelobt hatte, und seine Eifersucht verdoppelte sich. In diesem Gemüthszustande empfing er einen Brief von seiner Mutter. Nach einigen Präliminarien über Geschwätzungen jagte das Schreiben, wie folgt:

„Es ist wirklich recht anständig, Bernhartinens und Alphons bei einander zu sehen, sie spielen zusammen, als ob sie noch Kinder in der Kinderstube wären. Bernhartine ist allerseits geworden und ist voll Geist und Leben. Himmel, was ist aus dem einst so thranenreichen, nervösen, niedergeborenen Schulmädchen geworden! Weißt Du, Arthur, ich glaube wirklich, Du hast das Kind zu sehr commandirt, Alphons dagegen ermutiget sie. Er ist bezaubert von ihrer Unbesangenheit und ihrem Mutzwillen, und sie von seinem sehr heiteren Wesen und seiner Artigkeit. Und er ist ohne alle Frage ein äußerst einnehmender Purfch, wenn ich auch nicht Bernhartinens Guthausdauern für ihn ganz und gar theilen kann. Heute Dir, gestern Abend sagte sie sogar, sie wolle, Du glichst ihm mehr. Für meine Person ist mir jede Individualität heilig; ginge es mir nach, ich würde kein moralisches Händchen. Fräulein Waldheim ärgert mich, daß sie von Alphonsens Wesens abgesehen wird. Gestern Abend machte sie sogar ernstlich Deiner Frau Verweise über ihre offenbare Parteilichkeit, die Bernhartine aber Vetterlichkeit nennt. Da aber traf sie ein stolzer Blick von Fräulein Waldheim, und die kleine Bernhartine stob zu Alphons — zu Cousin Alphons, wie sie ihn nennt, daß er sie schätze.“

Arthur hatte genug gelesen. Er zerstückte den Brief in seiner Hand, bedeckte dann sein Gesicht und schliefte, und mehrere Tage vergingen, ehe er an seine Frau zu schreiben vermochte, die sich sein Schweigen gar nicht zu erklären wußte. Denn bisher hatte er nach der gewöhnlichen Weise junger Liebender Gemüthern jeden Tag geschrieben, jetzt aber war er zu misstrauisch, um seiner Fieber den natürlichen Lauf zu lassen, und zu hiel, um sein Mißtrauen zu verbergen, und so beschloß er denn zuletzt, das Schreiben ganz zu unterlassen. Seine arme Frau litt darunter unbeschreiblich. Sieh seiner Schuld bewußt, blieb ihr nichts übrig als zu glauben, er sei krank oder es sei ihm ein entsetzliches Unglück passiert. Ihre aufgeregte

Phantasie sah ihn von einem die Hauptstadt durchdringenden Wagen überfahren, geräthet, todt. Es war eben so peinlich als rührend, das arme Wesen sich zu selbsthätend und ängstlich zu sehen; nur ihre Schwiegermutter ward dadurch nicht bloß nicht gerührt, sondern sogar zu verpöndelndem Lachen bewegt. Alphons aber bemühte sich von Herzen, sie zu beruhigen. Endlich kam am vierten Tage ein kurzer, gehaltenere, kalter Brief. Es war nichts darin, das sie ver wunderte, behalt, aber auch nicht, was sie erfreute. Bernhartine wünschte beinah, er hätte ihr gar nicht geschrieben, nur war sie froh und dankbar, ihn wohl zu wissen, und daß nichts Schlimmes ihm zugestoßen war.

Sie antwortete ihm, als wenn keine Welle ihren Ehestimmeln verdrüsterte, und erlaubte sich keine Bemerkung. Sie erzählte ihm alles das, was sie gethan hatte, wobei sich die und da Alphonsens Name mit beimißte, je nachdem die Thatsache es der Wahrheit gemäß verlangte. Unter anderem erzählte sie auch, wie gütig seine Mutter zu ihr sei, und wie angenehm Fräulein Waldheim sein konnte, wenn sie nur wollte. So sei sie es besonders vor einigen Tagen gewesen, da sie und Cousin Alphons mit einander bei ihr zum Besuch gewesen wären.

„Meine Mutter hatte Recht,“ sagte Arthur jähneinmündend. „Bernhartine hat das gemeine Kalter der Schwachen, sie ist nicht selbständig, nicht wahr. Und dieser Brief, der die Güte der Mutter und die Gerbalität der Waldheim rühmt, ist ein Peneis davon. Ich war ein Thor. Wie konnte ich erwarten, daß ein Frauenzimmer, das nicht von meiner Stellung ist, die Gefühle einer durchaus wohlbezogenen Edelbame besitzen und feinfühler und treu sei einem so gewöhnlichen Vogelsgel und Windbeutel gegenüber, wie jener da ist. Wie laßt sie schreiben! Sie erwähnt nicht einmal meines langen Schwergens. Es bleibt nichts übrig, wir müssen uns trennen, und die Sache muß noch in diesem Monate zu Ende kommen. Schwedisch, sich schon drei Monate nach der Verheirathung trennen zu müssen! Ein solches Aengstlich, daß für Eben aus Liebe! Mühte ich den Purfchen hier, ich siehe ihm das Messer in seine kalthe Brust!“ Und mit diesen Worten ergriß Arthur das Messer, das auf dem Tische lag, worauf sein unbewußtes Frühbild stand, und warf es gegen die Thür, in welcher es steden blieb. In Gedanken hatte er den Nerv wirklich bezogen.

(Schluß folgt.)

## Ein Pirschpfad auf der Gamsjagd.

Von Fr. Gerhäuser.

Im Laufe des vorigen Jahres versuchte ich, den Lesern der Gartenlaube die Jagd auf Gemen zu schildern, indem ich ihnen besonders das Auf- und Niedersiegen in den Bergen beschrieb. In der beiseigenten Zeichnung führte ich nun den Leser ein mal quer durch die Berge, und zwar auf einem der sogenannten Pirschpfade, die im Gemen allerdings nicht gefährlich zu begehren sind, aber doch auch ihre sehr interessanten Stellen haben.

In unseren westlichen Wäldern kann der Leser überall „Pirschpfade“ sehen. Es sind schmale, durch Dickichte aufgebaute Wege, in solcher Art angelegt, daß der Jäger geräuschlos darauf hinwischen mag, und dabei zu Stellen gelangt wird, auf denen das Wild entweder herüber und hinüber wechselt, oder zur Aetzung auf offene Waldwiesen tritt, oder auch wohl eine künstlich angelegte Kuhle befehlt.

Der eigentliche Gemojäger nun kennt allerdings keine solche von Menschenhand angelegten Wege, denn mit Etod und Steig-eisen klettert er eben in die Berge hinein, wie sie der liebe Gott ihm hingestellt hat, und sucht dem scheuen Wilde beizukommen, so gut das eben geht. Er nimmt sich dabei aber auch Zeit, und wendet volle Tage daran, einen einzelnen Hock zu beschleiden, oder auf seinem Wechsel zu warten, bis es ihm einmal gefüllt, dort vorbeizukommen. Viele Schluchten, sogenannte Klammern, stellt selbst ihm dabei unzugänglich, und er muß sie in weiten Umwegen umflattern, und gerade, in solche Plätze stellt sich der Gemoed am liebsten ein.

Die Gense sucht überhaupt die schroffen, unzugänglichsten Stellen, und nicht allein deshalb, weil sie dort am leichtesten und schnellsten einer plötzlichen Gefahr ausweichen kann, sondern weil

auch gerade an solchen die süßesten Gräser und Kräuter wachsen. Im Wald und auf den Lannen sätete sie Aetzung aus, und zwar viel reichlicher, als auf dem schroffen Geröll der Keigen und an den steilen Hängen, aber jenes Gras ist lange nicht so hart und saft, als das, was spärlich wächst, und die sonstige, fast genutzige Gemoestresse liebt ebenfalls nur die sonnigsten und rauhesten Orte.

Für herrschaftliche Jagden sind aber die Pirschwege unauwänglich nötig und zwar nicht allein für die Schützen selber, sondern besonders auch für die Treiber, und zwar, um die in den Bergen höchst werthvolle Zeit zu ersparen. Aber es kommt auch deshalb Alles darauf an, daß sie mit Umficht eingerichtet und angelegt werden, wenn sie nicht mehr Schaden als Nutzen bringen sollen.

Hauptsächlich dienen sie dazu, die enormen Futteranagen in den Bergen zu kürzen, und maunde „schlechte“ Schluchten überhaupt zugänglich zu machen, deren äußeren Rand man sonst nur überhauen könnte; oder auch, wo sie an zugänglicheren Bändern hinführen, das Wild in Sicht zu bekommen, und dann — vom Pirschpad ab — den eigentlichen Pirschgang erst zu beginnen. Dem Pirschpad selber aus wird man selten ein Etid zum Schutz bekommen, es mühte sich denn rein zufällig dort in der Nähe ägen. Die Entfernungen in diesen Bergen sind zu gewaltig — das Revier ist zu entseich abgedeckt, seine Jagd auf einen solchen Pfad zu beschranken. Fast so nötig, wie die Wädhle für den Jäger, ist deshalb auch die Perspektive, — Perspektiv, wie es der Treiber gar nicht löst nennt — mit diesem die mächtigen Wände und Hänge, Schluchten und vorpringende Felsen erentlich und gehörig abwägen, und nach dem gesehenen Wild dann die Jagd gehörig anzuordnen, oder sich auch an das Wild hinanzupirschen.



Der Firschsab.

Ich mag hier gleich bemerken, daß der Tyroler statt „treiben“, wenn nur ein oder zwei Jäger das Bild angehen, riegeln sagt, und das Treiben selber einen Riegen nennt. Natürlich sind aber auch diese sogenannten Firschsabade in jenen

Bergen außerordentlich ungleich und, wo es der Boden erlaubt, breit, bequem und sicher. Durch Raatschensbidichte werden sie nur mit Weil oder kreistem Messer ausgehauen, und an den, wenn auch steilen Gerastlannen hin hat die Spiggade leichte Arbeit, und

der Fuß des daran Hinstreitenden findet festen und sicheren Halt. Gerade dort aber, wo sie in die schroffen Schluchten und Klammern führen müssen, den Weg abzuschneiden, den man sonst Hundertweilen auf- oder abwärts zu suchen hätte, ziehen sie sich nicht selten schmal und ängstlich an schroffen überhängenden Wänden hin, und der Wanderer, der sie betritt, mag sich vor Schwindel hüten.

Ehen ihre Anlage ist an solchen Stellen, wo sie sich leicht denken läßt, mit nicht geringer Gefahr verbunden, und der Arbeiter muß nicht allein Tage lang über solchen Abgründen hängen, sondern sich auch Zoll für Zoll seinen Weg hinüberzwingen. Diese Leute sind aber alle schwindelfrei und schauen mit kaum einem andern Gesichts auf die klauen Tiefe zu ihren Füßen, als ob der Seemann empfindet, wenn er auf die durchsichtige Woge schaut.

Der an der Oberfläche meist verwitterte Fels löst sich allerdings ziemlich leicht aufschlagen, und bietet solcher Art keine weitere Schwierigkeit; trotzdem gibt es dort eine Menge von Stellen, wo der losgeschlagene Stein unmittelbar in Kirchtürme hineingefällt, und der Arbeiter darf ihm nun Gottes Willen nicht nachhängen, sonst ist er verloren. Sie behaupten, daß der fallende Stein den Menschen gern mit nachziehe, und selbst die Jäger treiben das Gesicht vom Abgrund fort, wenn ihnen ein Stück Geröll unter dem Fuß losgeht und die Wand hinunter stürzt.

Früh angelegt, lassen sich diese Wege zwar immer noch verhältnismäßig leicht begeben, denn der Arbeiter muß auf die gefährlichsten Stellen immer einige Vorsicht verwenden, um selber darüber hinkunehmen. Das nasse Wetter im Winter aber, der Schnee, niederredende Lawinen und lothrecht herabfallende Felsen sind sie arg mit, und wenn sie nicht oft und fleißig nachgehen und ausgebeffert werden, werden sie höchst schwierig, ja oft lebensgefährlich zu passieren.

Der obige Pirschpfad führt in Tyrol durch die sogenannten „Wedgräber“ — eine tief in den Berg eingerissene, furdartige steile und wilde Klamme, und der Künftler hat nicht einmal die gefährlichste Stelle da ausgenommen. Nicht ganz in der Mitte zieht sich dieser Pfad nämlich unter einem überhängenden Felsen hin, der den Jäger nicht einmal gefahrlos, sich ganz aufzurichten. Obgleich, den Oberkörper dem Abgrund zugewandt, mußten wir den Fuß passiren, während an einer Stelle sogar der Boden etwas drei Fuß lang weggerückt war, und uns zum Sprung nöthigte. Die Leute nun, die ihre Lebenszeit in den Bergen verbrachten, und es gar nicht anders gewohnt waren, als Felsen über sich und Luft unter sich zu setzen, liefen in vollkommener Gemüthsruhe darüber hin. Wir aber, die wir uns mehr in einem ungeübten Verhältnisse wohl fühlen — das heißt lieber die Felsen unter und die Luft über uns haben, passirten den Weg doch mit Herzstößen. Es war jedenfalls ein ganz häßlicher, und selbst in der Erinnerung sehe ich noch den klauen, düsteren Abgrund neben mir, und höre das Geröll unter unseren Füßen fortrollen, durch die Luft zischen, und noch langer, langer Zeit mit mattem Schall unten aufschlagen.

Das sind solche Momente im Leben, wo man fühlt, daß Eines das Leben selber nur an einem Faden hängt, und wo das Nachlassen einer Sehne, das Zucken einer Nadel schon, den Tod, den grimmen Tod zur Folge haben könnte. Und doch liegt auch wieder ein eigenthümlich wilder Reiz gerade in solcher Gefahr, die, so leicht gemieden, fast unwillkürlich den Menschen anzieht, sich ihr hinzugeben. Recht die Jagd — die Gemsejagd noch außerdem, dann hält die Leidenschaft uns auch schon fest.

So vertheilt man aber diese Pirschwege, wenn richtig und sparsam angelegt, für die Jäger sind, so viel Raubthier können sie der Jagd bringen, besonders wenn sie durch Gegenden führen, die von Hirten begangen werden.

Diesen nämlich sind solche Pfade, durch deren Hülle sie oft einen bequemen Weg in's Thal hinab, oder von Alm zu Alm finden, äußerst gelegen, und anstatt, wie sonst, ihren gewöhnlichen, vom Vieh begangenen und vom Witz gemiedenen Weg zu geben, laufen sie jetzt so oft als möglich pfeifend, singend und jedesmal mitten durch's Revier. Ja, sie treten in solchen Klammern oft sogar absichtlich Steine los, die Gensden anzuschleudern, und ihren Spatz daran zu haben.

Natürlich lassen sich das die scheuen Thiere nicht lange gefallen, sondern meiden lieber ihre altgewohnten Abgangspfade, um stille, nicht so häufig gestörte Stätten anzuschauen. Selbst wo nahe Kaasfensbüsche und Wald den Hang bedecken, und der auf solchem Pirschweg Dingehende vollkommen geteilt bleibt, ist ein

solches häufiges Begehen der Berge dem Witzstand schädlich. Es gibt kaum ein Thier auf der Welt, das eine feinere Witterung hätte, wie die Gemse — oder überhaupt alle Antilopenarten — und fast noch mehr fürchtet sie den Feind, wenn sie ihn nicht sieht, und nur Wind von ihm bekommt, als wenn er offen heranstreift.

Dennoch kann man das erproben, wenn man von Gensden entsetzt ist, und dann ganz still bleibt, oder sich gar verlistet. Dann lassen sie rasch den weitbin schallenden und ganz eigenthümlich klingenden Warnungsschrei entlassen, werden unruhig, und wenn sie noch mehrere Tausend Schritt entfernt sind, springen sie einige Säge, bleiben wieder stehen und ängern umher, und pfeifen dann auf's Neue, und läßt man sich nicht weiter blicken, so stehen sie die Gegend, so rasch sie können. Zeigt man sich aber, daß sie den Feind im Auge behalten können, dann hören sie gewöhnlich mit Pfeifen auf und bleiben ruhig, lassen auch wohl den Jäger an sich verüberrücken. Sie kennen dann die Gefahr und wissen, daß sie ihr im schlimmsten Fall entgehen können, während sie bei einem nicht sichtbaren Feind, den sie gleichwohl in der Nähe wittern, sich von keiner Seite mehr sicher fühlen.

Je weniger Pirschpfade deshalb in einem Revier angelegt werden, desto besser ist es jedenfalls für den Gensstand. Das schone Witz nimmt es genugsam übel, wenn es nur einmal im Jahr, und zwar zur Jagdzeit aufgetrieben, und durch Schrecken, Furcht und Jäger gefürd und geängelt wird; hat es aber die übrigen Monate auch keine Ruh, dann sucht es eben einen Platz, wo sich die Spitze noch nicht bis zu ihrem sichersten Versteck die Bahn gebahnen hat.

Ein anderer Beweis, daß die Gemse den Pirschwegen nicht held sein kann, ist der, daß sie diese Wege selten oder nie selber benutzt. Das Reith- und Reitwild ist viel vertrauter, ja nimmt sie sogar sehr gern und häufig an, und äßt sich halbe Stunden weit auf ihnen hin. Auch der Fuchs benutzt sie gern zu seinen Spaziergängen, und man findet überall in ihnen seine Spuren und Fußspuren. Die Gemse dagegen setzt sich immer nur über die Pirschpfade quer hinweg, und schon die weißen Stumpfe der abgehauenen Kaasfens sind ihr fatal.

Deshalb mehr benutzt sie dagegen, wie sie leicht denken läßt, das Vieh in den Bergen, das sie besonders bei schlechtem Wetter oft so zusammentritt, daß man kaum noch darauf setz kann. Das Vieh ist überhaupt des Jägers Feind, und besonders die Felle, wenn sie vorzüglich in größerer Zahl die Berge begeben, sind im Stande, auch die letzte Gemse zu vertreiben, denen die Lösung der Schafe wie das danach wachende Gsch zuweilen ist. Aus Hindern machen sie sich weniger.

Tiefen letzteren werden die Pirschwege aber gar nicht etwa selten verdröhlich, und die Hirten verbauen deshalb oft die gefährlichsten Stellen mit abgehauenen Zweigen oder Ääumen. Die Kühe laufen nämlich ziemlich unbesorgt darauf hin und gerathen zuweilen, wenn sie noch junges Gsch an deren Klammern finden, in jene Klammern, wo der Pfad immer enger und enger wird. Zuletzt können sie nicht mehr weiter, sind aber auch nicht mehr im Stande, sich umzudrehen, machen dann geistigst ein paar Schritte rückwärts, und stürzen bei dem ersten Gehstritt in die Tiefe hinein. Dort ist nachher weder Haut noch Fleisch mehr von ihnen zu gebrauchen — wenn man sie überhaupt weiter heraufschaffen könnte.

Seltdem hat sich die Pirschwege im Gebirge — jetzt aber grafsie Yanne, jetzt durch dichtes und hohes Kaasfengestrüpp, und dann plötzlich an schroffer, schwindelnder Klippe hinübren, wo der Boden unter dem Fuße weggesunken scheint; wor dann an solchen Stellen nicht einen sichern Schritt und hellen Blick hat, soll sie lieber meiden.

Wie ich schon oben bemerkte, sagen die Jäger, daß ein hinunterfallender Stein den Menschen nachziehe, und Unglücksfälle, dadurch herbeigeführt, sollen allerdings schon vorgekommen sein, ja nicht einmal zu den Seltenheiten gehören. Die Ursache liegt aber auch dafür klar auf der Hand, denn während der Stein senkrecht an der Wand niederfällt, muß er allmählich, je tiefer er fällt, mehr und mehr aus dem Gesichtskreis des Nachschauenden kommen, der, um ihm mit den Augen zu folgen, gezwungen ist, sich weiter und weiter nach unten zu beugen. Dadurch kommt er mit dem schwereren Oberkörper unmerklich höher den Abgrund, und mag er so schwindelfrei sein, wie er will, er muß das Gleichgewicht verlieren. Ueberhaupt ist das Steigen da oben an „den Wänden herum mandmal wirklich, wie der Amerikaner sagt, „viel zu interessant, um angenehm zu sein.“

## Ein Besuch im Bresler Bagno.

Auf meinen Reisen durch Frankreich kam ich auch nach Bresl, wo ich nicht verstaunte, den traurigen Aufenthalt der Galeeren-sclaven zu besuchen, der für physiologische Studien ein so großes Interesse bietet.

Das Bresler Bagno, welches einen Theil des Kriegshafens bildet, ist ein großes, fast zweihundert Fuß langes Gebäude. Es hat drei Abtheilungen, von denen die mittlere, die weitem die größte, aus vier langen Sälen besteht; in jedem derselben können sechshundert Sträflinge untergebracht werden. Sie befinden sich im ersten Stockwerke, zu welchem eine breite steinerne Treppentreppe führt. In den beiden Seitenflügeln wohnen die zahlreichen Beamten und Aufseher der Anstalt, so daß die Sträflinge rechts und links von tausend Augen bemacht werden. Kaum hatte ich mich der Treppe genähert, als ich ein wahrhaft betäubendes Kettengerassel vernahm, und bald kam mir ein Trupp Sträflinge entgegen, die, je zwei aneinander gefettet und von ihren Aufsehern begleitet, zu der Hafenarbeit abgingen. Es mochten ihrer ungefähr zweihundert sein; ich merkte zu meinem Erstaunen, daß in ihnen nicht, sonnevorbekanntes Gesichts keine Spur von Trauer oder Bestürzung zu lesen war. Mehrere von ihnen schienen sogar heiter und aufgeräumt. Vielesicht waren sie froh, das Gefängniß verlassen und mehrere Stunden, wenn auch bei der härtesten Arbeit, unter freiem Himmel zubringen zu können. Nach einigen Augenblicken befand ich mich in einem der Säle. Beim ersten oberflächlichen Anblick scheint ein solcher Saal viel heiterer, als ein gewöhnlicher Casernen-saal. Er ist sehr hoch, breit und die Sonnenstrahlen dringen ungehindert durch die Fenster. Betrachtet man ihn aber etwas genauer und erfährt man die strengen, furchtbaren Vorschriften, welchen die Bewohner desselben gehorchen müssen, so wird man von Schauer und Mitleid und zugleich von Verwunderung der menschlichen Natur ergriffen, die sich auch an die stärktesten, an die entschlossensten Qualen gewöhnt und das Unrechtigste ertragen lernt. Alles, was der menschliche Schaffinn erfinden kann, um die Lust unangenehm zu machen, ist hier angewendet. Der Boden eines solchen Saales ist weder geteilt, noch mit Quadern belegt, sondern asphaltirt; und diese dicke, glatte Asphaltdecke wird fest bemacht und die geringe Spalte oder Ritze in derselben so gleich wieder angefüllt. Daß die Mauern von einer ungeborenen Solidität, versteht sich von selbst; die Fenster aber sind nicht nur sieben Fuß über dem Boden erhöht und mit einem dicken Eisengitter versehen, sondern oberhalb eines jeden Fensters befindet sich auch noch eine Laterne, welche die ganze Nacht hindurch brennt. Würden diese Laternen angezündet, so wäre dies ein Zeichen der Empörung. Die Empörungen im Bagno sind indessen sehr selten und werden auch, wie man sich leicht denken kann, sogleich und mit der furchtbarsten Energie unterdrückt.

In jedem Saale zieht sich auf der den Fenstern zugekehrten Seite eine Reihe von Prisen hin, welche die Schlafstätten der Sträflinge bilden. Zur bestimmten Zeit des Abends werden diese je zwei aneinander gefettet. Durch sämtliche Ketten läuft eine dicke eiserne Stange, die an der Prische befestigt wird, so daß jeder Sträfling während der Nacht nicht nur an seinen Cameraden, sondern auch an seine Schlafstätte gefettet ist. Eine eigene Kette ist indessen so lang, daß er sich etwa zwei Schritte von der Prische entfernen kann, sobald ihn ein unabweislicher Bedürfnis dazu nöthigt. Auf dieser Prische stehen die Sträflinge eine wahre Höllequal an. Sie haben dort nicht mehr Raum, als eine Leiche in ihrem Sarge und können sich nur mit Mühe von einer Seite auf die andere wenden. Im Sommer werden sie von der furchtbarsten Hitze, im Winter von der entsetzlichsten Kälte geplagt. Die Kälte ist am so empfindlicher, als sie gar eine dünne schmale Matratze zur Decke haben. Früher gab man ihnen auch eine Matratze zur Unterlage; diese wurde ihnen aber 1823 abgenommen. Eine Empörung brach deshalb im Bagno aus; sie wurde indessen auf der Stelle unterdrückt und seit jener Zeit müssen die Sträflinge auf der bloßen Prische zubringen.

Sobald sie auf die eben beschriebene Weise an ihr Lager befestigt worden, erdnt ein Prisenknall. Das ist das Signal zur Ruhe. Nach diesem Signal muß Todesruhe in allen Sälen herrschen und kein einziges Wort darf mehr bis zum folgenden Morgen gesprochen werden. Ein solches Nachtlager ist viel mehr ermüdend,

als equidend, und wer von den Sträflingen nicht eine eiserne Constitution hat, sticht bald hin und wird ein Opfer dieses Prisenknalles; so wie umgekehrt diejenigen, welche die ersten Jahre im Bagno überstanden, die Aussicht auf ein sehr hohes Alter haben. Diese Aussicht ist aber unter solchen Umständen gewiß mehr betäubend als erquickend; denn kein Tod ist schrecklicher, als ein solches Leben.

Das Bresler Bagno bildet, wie bereits erwähnt, einen Theil des Kriegshafens, der selbstständig erst unter dem Cardinal Richelieu, dem Schöpfer der französischen Marine, angelegt wurde. Noch bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts wurden die Galeerensträflinge nicht unmittelbar von der Regierung nach dem Bagno gesendet. Diese Sendung geschah vielmehr durch einen Speculanten, der den Titel Capitaine de la Chaîne trug und für eine bestimmte Summe die Sträflinge nach den Galeeren beförderte. Unter ihm fanden ein Lieutenant und ein Unterlieutenant, so wie mehrere Erganten und eine gewisse Anzahl Soldaten, die zusammen aus den verschiedenen Gefängnissen die Verurtheilten abholten und nach Bresl transportirten.

Im Bagno angelangt, wurde ihnen sogleich die „Toilette“ gemacht. Die alte Kleidung wurde ihnen nämlich ausgezogen und nachdem sie am ganzen Körper gewaschen worden, schmit man ihnen die Haare ganz kurz ab und steckte sie in die Galeerenkleidung. Diese bestand und besteht noch heute aus weiten Trüffeln, aus einer roten Jacke von grobem Tuche und aus einer roten oder grünen pyrgischen Mütze. Die grüne Farbe der Mütze zeichnet die auf Lebenszeit verurtheilten Galeeren-sclaven von denen aus, die bloß auf eine bestimmte Zeit verurtheilt sind. Außerdem ward und wird noch heute an die Mütze des Sträflings eine mit einer Nummer versehene Blechplatte befestigt. Der Sträfling hat seinen Namen mehr, er wird eine Ziffer. Aber damit ist die traurige „Toilette“ noch nicht vollendet. Es wird ihm jetzt um den Fuß der eiserne Kette geknüpft, und er bis zum Ende seiner Gefangen-schaft, oft bis zum Ende seines Lebens tragen muß. An diesen Ring wird die Kette befestigt, welche ihn an den Mißstrick hängelt. Ring und Ketten haben ein Gewicht von vierzehn Pfund. Früher wurden die Sträflinge, nachdem sie am Pranger aufgestellt gewesen, auch gebrandmarkt. Der Sträfling wurde auf einem öffentlichen Plage aufgestellt und der Pranger brannte ihm mit einem glühenden Eisen ein Zeichen auf der Schulter ein. Diese Strafe wurde aber im Jahre 1811 abgeschafft. Seit 1825 werden die Sträflinge in Hellenwagen nach dem Bagno gebracht und seit 1848 hat die provisorische Regierung auch die Anstellung am Pranger unterdrückt. Sonst ist es so ziemlich beim Alten geblieben.

Werden wir nun einen Blick auf das Leben des Sträflings im Bagno. Von dem Augenblicke an, da ihm die Galeerenkleidung angethan worden, wird seine Kette an die eines Andern befestigt und er ist verdammt, Tag und Nacht ununterbrochen mit einem Menschen zu leben, den er früher nie gesehen, dessen Namen er vielleicht niemals erfährt und der nicht selten körperlich und geistig gleich absterben. Unter den verthätbarsten Individuen im Bresler Bagno sind alle Stände der Gesellschaft vertreten. Man findet unter ihnen Aerzte, Advocaten, Richter, Priester, Künstler, Schriftsteller, Kaufleute, Edelanten und Handwerker. Welche furchtbaren Qualen muß also derjenige Sträfling dulden, der noch vor Kurzem mit den geistlichen und geistreichen Menschen verkehrt hat und jetzt, nachdem er in einem Augenblicke der Selbstvergessenheit eine dumme That begangen, gezwungen wird, Jahre lang gleichsam die andere Hälfte eines Menschen zu bilden, der, ohne Weisheit, ohne Bildung in den Lasten jener Art verhärtet, nur darauf sinnt, wie er sich an der menschlichen Gesellschaft, die ihm angeschlossen, am empfindlichsten rächen kann. Diese Zusammenwerfung ist einer der furchtbarsten Mißbräuche. Sie ist grausam, unvernünftig, unvernünftig. Sie erfüllt den Sträfling mit unersättlichen Muthgefühlen, und statt seine Vergangenheit zu bereuen, hält er sich bald für den Wärtner einer ungerathen Justiz.

Daß der Sträfling sich Morgens zur bestimmten Stunde von seinem Prisenknallen aufgemacht, so muß er zur Arbeit. Diese ist sehr hart und zwar so sehr, daß sie nach einigen Stunden auch den Allerkräftigsten erschöpft. Er muß die Schiffe bemannen, das Hafenbett baggern, helfen Sprengen und ungeborenen Lasten ziehen

oder tragen. Wie innerhalb des Bagno, so ist der Sträfling auch anherbalb befehen, nämlich bei der Arbeit, stets unter der strengsten Aufsicht. Er darf sich keinen Augenblick von der Arbeit entfernen. Wird er aber durch ein Bedürfniß unabweisbarer Natur dazu genöthigt, so muß er seinen Aufseher (*gardo-chiourme*) erst um Erlaubniß bitten. Ist das ihm zugewiesene Quantum Arbeit vollbracht, so darf er ausrufen und wird dann unter Begleitung der Aufseher, von denen je einen einen Trupp von Zehn zu überwachen hat, nach dem Bagno zurückgebracht. Den Rest des Tages verbringt er dann gewöhnlich mit der Anfertigung seiner Handarbeiten, die fast jeder Sträfling im Bagno ohne Meister erlernt. Sie weisen aus Holz, Eisenblech und Coesckstalen tausendlei Dinge zu schnitzen, oder aus Stroh gerietliche Körbechen oder Kistchen zu flechten. Solche Arbeiten zerstreuen den Sträfling und liefern ihm auch die Mittel zur Bekreitung seiner Bedürfnisse an Oehl und Tabak. Die von den Sträflingen verfertigten Gegenstände werden in einem eignen für dieselben eingerichteten Laden, dem sogenannten *Bazar*, und unter der Aufsicht eines Beamten von einigen Sträflingen verkauft, die man im Bagno „*Marchand*“ nennt. Die Waaren haben, wie man sich leicht denken kann, sehr Preise. Jedes verkaufte Stück wird von einem befehligten aufsehenden Aufseher in ein Buch eingetragen. Die Hälfte des Erlöses nimmt der Staat. Die andere Hälfte gehört zwar dem Sträfling, doch wird ihm auch von dieser Hälfte nur ein Theil eingehängt und der Rest ihm aufbewahrt. Ueberhaupt darf kein Sträfling mehr als zehn Franken des Monats ausgeben und niemals mehr als diese Summe besitzen.

Er versteht sich von selbst, daß sich die Sträflinge im Bagno nicht ausschließlich mit diesen Handarbeiten beschäftigen können. Es gibt noch gar mancherlei Dinge, die sie dort zu verrichten haben. Sie müssen ihre Kleider ausbessern, ihr Zimmerzeug waschen, den Saal sauber halten, die Küche besorgen und das Küchengeräthe scheuern. Auf diese Weise lebt der Sträfling einen Tag wie den andern, wenn er sich nämlich gegen die Disziplin nicht vergeht. Weh! ihm aber, wenn er sich eines Vergehens gegen dieselbe schuldig macht! Die Strafe folgt sogleich nach und ist unter Umständen so hart, daß ihr der Belaste nur durch ein Wunder nicht unterliegt. Die mildeste dieser Strafen besteht darin, daß man dem Verurtheilten die Rationen Wein und Fleisch entzieht, ihn dabei zu noch schwereren Arbeiten zwingt und das Gewicht seiner Ketten verdoppelt. Die härteren Strafen bestehen im Einzelgefängniß und in der Bastenade. Das Einzelgefängniß wird von den Sträflingen sehr gesüchtet. Es besteht aus einem gleichsam in Stein gehauenen Kasten, in welchem sich eine Prißsche befindet. An diese wird der Sträfling geteilt und muß mit Wasser und Brod süßlich nehmen. Das Licht fällt durch ein dickes eisernes Gitter; aber mit dem Richte bringen zugleich die kalte Luft, der Regen und der Schnee hindurch, da eine solche Zelle mit keinem Fenster versehen ist. So hart auch eine solche Strafe, so kann sie doch bis auf die Dauer von sechs Tagen, ja, unter erschwerenden Umständen bis auf ein ganzes Jahr ausgedehnt werden. Wer übrigens ein Jahr in einem solchen Gefängnisse anhält, darf sich einer geseherten Gutmethode rühmen.

Was die Bastenade betrifft, so wird diese mit der „*Garçette*“, einem dicken getherren Strich, ertheilt. Der Verurtheilte wird auf ein Bret gelegt und in einem der großen Säle vor den versammelten Galeersträflingen gesüchtet. Die Zahl der Striche beträgt mindestens zehn und höchstens hundert. Doch ist es kaum möglich, daß Jemand den hundertsten Strich erleidet. Diese entsetzliche Züchtigung wird von einem auf Leibesheit verurtheilten Sträfling ausgeführt, nachdem vorher mit lauter Stimme das Urtheil verlesen worden. Der Galeersträfling, der die Striche führt, wird von seinen Mitspielern geholt und verachtet. Jeder schießt ihn und er führt ein trauriges, einsames Leben; dadurch wird er nicht selten veranlaßt, bei der nächsten Gelegenheit die Striche noch härter und häufiger zu führen. So hat im Bagno zu Lons ein solches Individuum durch die teuflische Grausamkeit, mit der er die *Garçette* schwang, sich einst den Namen *Jean le Bourreau* erworben und er steht noch heute bei den dortigen Sträflingen in einem höchst traurigen Ansehen.

Im Dreßter Bagno wird die Bastenade nur nach einem sehr schweren Vergehen ertheilt, so daß sie unter den drißthalbtausend Sträflingen nur fünfzig bis sechzig Mal des Jahres stattfindet. In Teulen aber, dem größten und fürchtbarsten der drei franzö-

sischen Bagno's, ist man durchaus nicht sparsam damit. Es soll dort kein Tag vergehen, an welchem die Bastenade nicht an einem oder an mehreren Individuen angeführt würde, und zwar wegen sehr unbedeutender Vergehen, wie z. B. wegen Karten- oder Würfelspiels, ja, wegen des dort unerlaubten Tabakrauchens.

Einmal des Monats, und zwar an bestimmten Tagen, ist es den Verwandten der Sträflinge gestattet, diese zu besuchen. Inzwischen wird diese Erlaubniß nur von denjenigen Verwandten beangst, vor deren Liebe zu dem unglücklichen Gefangenen jene andere Rücksicht schweigt. Es fallen bei dieser Gelegenheit oft die rührendsten, die ergreifendsten Scenen vor.

Die Aburtheilung der Sträflinge ist gut und es gibt manden ehrlichen Mann im Brest, dessen Rest nicht halb so schmackhaft ist. Von den meisten Verwandten wird daher das Bagno dem Zellengefängniß vorgezogen. Aber die Folgen der Galeerstrafe sind furchtbar, entsetzlich. Mag der Galeersträfling während seiner Strafreise sich noch so vortheilhaft angeführt, mag er die tiefste Reue über sein begangenes Verbrechen, den blühlichsten Vorsatz in Bezug auf sein künftiges moralisches Betragen gezeigt haben, — er ist doch für immer verloren. Seine Familie verläugnet ihn; die Gesellschaft schauert vor ihm zurück und wehrt sich dagegen, mit ihm in Verbindung zu kommen. Da sich ihm nun jene Thüre verschließt, da sein eignes Fleisch und Blut in von sich reißt, wird er bald mit Orell gegen die menschliche Gesellschaft erfüllt. Er verliert jegt aus Wuthgefühl und mit tödtlichem Vorbeacht das Verbrechen, das er früher in einem Augenblick der Verblendung und der wild anfeuernden Leidenschaft begangen, und wird wieder in's Bagno gebracht, aus welchem ihn diesmal nur der Tod befreit.

Solcher verhärteter Verbreter gibt's in jedem Bagno sehr viele. So sah ich im Dreßter Bagno einen alten Mann, der auf seiner Prißsche saß und Schachfiguren drechselte. Er war ein heiziger Gelelle mit einem freien, offenen Gesichte; und als ich ihm meine Verwunderung über seine Heiterkeit ausdrückte, antwortete er: „Wein Herr, ich bin Pöbelgeist und denke, man muß das Leben nehmen, wie es eben ist. Wenn ich mich jetzt auch in Klagen ergöße, was würde das nützen? Durch Thören wird diese Prißsche nicht weicher werden; durch Sdulz wird sie sich nicht in ein Jeterbeil verwandeln.“ Der Eine wird geboven, um auf einen Thron, der Ruere, um auf die Galeeren zu kommen. Der Mensch mag thun, was er will: er kann seinem Schicksal doch nicht entgehen. Das ist meine Meinung. Als ich vor einmünzigjährigen meine erste zehnjährige Strafreise überstanden, hatte ich den festen Vorsatz, mir ein Stück Brod reilich zu verdienen. Die wenigen Verwandten, die ich früher hatte, waren alle unwissigen Geschorken, bis auf einen reichen Vetter, mit dem ich zusammen angezogen werden. Ich begab mich zu ihm, um von ihm ein solches Geld zu erbiten, als nöthig ist, die Ueberfahrt nach America zu bezahlen. Kaum hatte er mich aber erkannt, als er mich mit der Thüre wies und mir drohete, polizeilichen Beistand herbei zu rufen, wenn ich noch einmal es wagte, mich bei ihm leben zu lassen. Ohne ein Wort zu erwidern, verließ ich ihn und wandte mich an den Weilligen des Ceres. Ich setzte ihm meine Lage auszuinander; aber statt mir zu helfen, gab er mir christliche Ermahnungen und sprach dabei sehr viel von der ewigen Seligkeit, von der ewigen Verdamniß und veredelichen Dingen, die nicht kalt und nicht warm machen. Das Unglück wollte, daß zur selben Zeit in mehreren Häusern der Längend eingebrochen wurde. Man brachte meine Anwesenheit mit diesen Einwürfen in Verbindung. Ich wurde verhaftet und der eirigliche Zeuge gegen mich war der Weillige. Ich wurde natürlich schuldig erklärt und wiederum in's Bagno gebracht. Nun, es ist gut, daß ich hier stehe; denn ließe man mich los, ich würde den Pfaffen am Altare umbringen.“

Bei den letzten Worten hatte er die Hände und sein Gesicht verzerrt sich so furchtbar, daß mich ein kalter Schauer ergriff.

Unter den vielen Sträflingen ist jedes Alter, dem Jüngling bis zum Greise, sehr zahlreich vertreten. Die Sträflinge, die das kräftige Mannesalter bereits zurückgelegt und deren Dampf im Bagno weiß geworden, denken selten an die Freiheit mehr; während es besonders unter den jungen Männern sehr viel verwogene Individuen gibt, die befehlig auf die Zukunft sinnen und dieselbe auch nicht selten ausführen. Nach allem, was bisher von der Einrichtung des Bagno gesagt worden, sollte man nun eine solche Zukunft für unmöglich halten; aber es ist in jedem Bagno bekannt, daß dem Sträfling, der ernstlich an die Zukunft denkt, das Unmögliche möglich wird.

Kreisch nügt ihm die Flucht sehr wenig und von hundert Flüchtigen gelingt's kaum Einem, der verfolgenden Justiz zu entgehen. Tessen ohngeachtet finden sehr häufige Fluchtversuche statt, besonders in der schönen Jahreszeit. Sobald ein Sträfling beim Appell fehlt, ertönen einige Kanonenschüsse und auf dieses Signal hin setzen sich alle Civil- und Militärbehörden in Bewegung, um auf den Flüchtigen zu scharren. Wird dieser im Hafen selbst wieder ertappt, so erhält er die Bastonnade; fängt man ihn aber außerhalb des Hafens, so hat er eine Verlängerung seiner Strafszeit anzusehen, und wenn er bereits zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurtheilt war, wird er mit einer viel größern Härte als zuvor behandelt.

Gewöhnlich verbergen sich die Flüchtigen im Hafen selbst, ehe sie es versuchen, aus dem Festungsgraben zu kommen. Sie liegen wochenlang in den untersten Kammern der Schiffe, in Kässern, in unzugänglichen Schlupfwinkeln versteckt; aber sie mögen sich verstecken, wo sie wollen, sie werden von den nimmermüden Spähern am Ende doch aufgefunden. Ist es aber einem Sträfling gelungen, aus dem Hafen und dem Reichthum der Stadt zu entkommen, so hat er neue Gefahren anzusehen, da man in der Umgegend durch die Behörden von seiner Flucht in Kenntniß gesetzt worden. Alles wauffest sich gegen ihn und hält es für eine Pflicht, zum Verräther an ihm zu werden. In der That ist ein entlaufener Sträfling sehr

furchtbar, da er in seinem Selbsterhaltungstrieb keine Schonung, keine Rücksicht kennt und, um seinen Verfolgern zu entschlüpfen, nicht selten eine Mordthat begeht. Gesingt es ihm, bis Paris zu kommen, so kann er sich eines großen Glückes rühmen; denn hier wird es ihm leichter, den vielfachen Verfolgungen zu entriemen. Allein von Paris bis Paris ist ein gar langer Weg und auf diesem langen Wege können ihm sein kurzgeschornes Haar, sein schlappender Gang, den er sich durch das vieljährige Tragen der Kette angewöhnt, sein unsicherer, mitgetauschter Wind und seine wilde Physiognomie hundertmal vertragen.

Man kann also ohne Uebertreibung behaupten, daß die Meisten von denen, die zu den Galeeren verurtheilt worden, im Bagno enden. Wer einmal in's Bagno gebracht worden, ist aus der menschlichen Gesellschaft für immer ausgeschlossen. Darin liegt das Grausame, das Unvernünftige, das Unmenschliche dieses Systems, das jetzt von allen Seiten auf's Heftigste angegriffen wird. Die französische Regierung beabsichtigt daher, eine Verbrecher-Colonie zu gründen. Sie hat es bereits mit Cayenne versucht; aber das Cayennese Klima ist so ungesund, daß von den Sträflingen, die man dahin gesendet, nach einigen Monaten über die Hälfte hinweggerathen war. Sie wird sich nun, wie man glaubt, für Neu-Galedonien entscheiden. So viel aber ist sicher, daß die französischen Bagno's kein Jahrzehend mehr bestehen werden. E. R.

### Die neue Landungsbrücke vor Liverpool.



Der neue Landungsplatz in Liverpool.

Die Engländer haben für ihren schlechten Formen- und Schönheitsinn die Leidenschaft für unfermlich Großes und Ausgehobtes, worin so manche Fehler verschwinden, da das Große immer imponirt, wenigstens der großen Menge, die auch durch ihre unfaßbare Vielheit groß ist. Wie jeder Reder jedem Engländer zu weit ist, macht man auch alles Andre so zu sagen „auf Zwanzig“. Der Red, der Badenbart, London, die Colonen, das Parlamentsgebäude,

der Peviathan, der atlantische Telegraph &c., Alles ist imponant durch seine Größe und „stet“ nicht. Die neue Landungsbrücke vor Liverpool ist vielleicht nicht zu groß für ihren Zweck, da für den Meereshorizont Liverpool in dem 3 deutsche Meilen umfassenden engeren Hafen voller Mastwald sobald nicht zu groß sein kann; aber er ist imponant und paßt wenigstens nicht. Er ist 1000 Fuß lang und 82 breit, also ein schwimmendes Verdeck, über 300 Fuß län-

ger, als das auf dem doppelreihigen Riesen Leviathan, sehr lang, aber nun doch eigentlich so kurz, wenigstens in den Verbindungsbrücken, die während der Ebbe so fleißig hinunter und hinauf führen, daß Niemand ohne Leiter passieren kann. Da nun aber viel Vieh über die Brücken passieren soll und sette Ochsen in gymnastischen Künsten wenig leisten, flüchtet man jetzt über Mittel, sie in die Höhe zu ziehen. Das erinnert an unsere lieben, getrennen Schilfbürger, denen Oras auf der Stadtmauer wuchs, das sie dem Gemeindegewöhn nicht vorenthalten wollten, so daß sie ihm ein Seil um den Hals warfen und ihn hinaufzogen. Es schmeckt ihm schon unterwegs, so daß er die Zunge herausstreckt. „Seht, es schmeckt ihm schon!“ rief der Bürgermeister, der sparsamste aller Schilfbürger.

Aber wir sprachen von der riesigen, schwimmenden Landungsbrücke im Welthafen Liverpool. Sie kostet bis jetzt 140,000 Pfund, also rundgenommen 1 Million Thaler, ein schönes Stück Geld, und ist ein Vorposten des ungeheuren, hohen, festungsartigen Princeps-Vier's (Vandungsplatzes), von welchem vier große, bewegliche Brücken hinunterführen, damit sich die Wähe mit der Fluth heben, und die Ebbe gelenkig senken kann. Die Wähe selbst ist also eine auf dem Meere schwimmende Ebene, auf 63 rechteckigen Pontons ruhend, die fest an einander geteilt und so gefestigt sind, daß sie sich nur an Ort und Stelle mit Fluth und Ebbe heben und senken können und ihre Verankerung mit dem großen Vier durch die beweglichen Brücken immer sicher bleibt. Aber diese Brücken sind für die Ebbezeit zu kurz gerathen, so daß Niemand mit schwerem Gepäc auf- und absteigen, geschweige große Lasten und Vieh transportieren kann. Der Ingenieur des colossalen Baues will nun deshalb eine Art Dampfstraßenbahn auf den Brücken anbringen und Vieh und Menschenkind mit Dampf hinaus- und herunterschieben lassen, aber Sir William Cubitt, wie der Mann heißt, weiß noch nicht, wie das eigentlich anfangen sei. Er hat gelagt: entweder durch eine fixe Locomotive die Ketten, an welchen die Aufschwinger hängen, auf- und abwickeln, oder durch hydraulische Presse, die mit einem feil hinterlichen und leitbaren Preiswagen einjustifizieren scheint. Die Wähe wiegt 80,000 Centner und ist von Thomas Vernon aus Celyn in Liverpool gebaut worden. Die Brücken wurden in der Maschinenbauanstalt von Fairbairn in Manchester gegossen. In Deutschland und anderswo hätte man sich vielleicht erst die Ebbe und die schiefte Ebene, die dann von den Brücken für eine bestimmte Entfernung gebildet werden sein würde, angesehen und probirt,

ob man darauf passiren könne; in England machte man die Sache erst fertig und sieht sich's nun in voller Wirklichkeit für eine Million Thaler Entree an. So muß man's machen, wenn man eine „praktische“ Nation heißen, und von der Königlich Zeitung und Allen, die auf ähnlicher Höhe der Bildung stehen, angebetet sein will. Mit der ungeheuren Landungsbrücke haben sie bis jetzt ein Hinderniß des Handels geschaffen; früher stieg man direct den Princeps-Landungsplatz hinaus und wand die Kosten direct auf und ab. Jetzt muß Alles erst auf die Wähe und seine Relle spielen, Vieh nicht ausgenommen, wie die armen Deutschen, welche mit der „Allgemeinen Dampfschiffahrtsgesellschaft“ („General Steam Navigation Company“) mit dem „John Bull“ oder „der City of Hamburg“, oder der „Galeonia“, oder dem „Nilot“, oder der „Germania“ oder der „Gentele“ von London nach Hamburg in London ankommen, in der Mitte der Themse halten müssen, um in die Hände der berühmtesten Themse-Künderbande zu fallen, aus deren Gesangschaft sie sich oft für einen Preis lösen müssen, der die Reisefolien verdoppelt.

Das Schiff hält mitten auf der Themse, die Compagnie hat ihr Geld und überläßt nun diese Deutschen (sein Einziger der Schiffsmannschaften kann ein Wort Deutsch) sich selbst und den Themse-Kündern, die mit ihren Kähnen herankommen und einen Passagier nach dem andern mit Gepäc hineinlösen. Er ste mit ihren Dystem landen, pressen sie ihnen nun Theil enorme Preise für den Raten-sprung weit ab, 2-3 Thaler, Gepäc extra. Das „Verleg“ erlaubt dieser „Bassermann-Bande“ 6 Pence a Person, aber Niemand vom Schiffe oder vom Lande aus unterrichtet sie davon oder sieht ihnen bei gegen die gefühllosmäßig betriebene räuberische Erpressung. Da dieselbe Compagnie auch von andern Häfen, von Rotterdam, Dordrecht, Havre, Antwerpen, Calais den Dampfschiffverkehr mit London in den Händen hat, machen wir betreffende Herrschaften, die von oder nach London reisen wollen, auf diesen Umstand aufmerksam, mit dem Rathe, sich nur zu 3, 4 oder 5 Personen den Themse-Kähnen anzuvertrauen, a Person 6 Pence nach der Landung zu zahlen und jeden Kausanfall, jede Weigerung zu landen, durch sofortiges Aufgeben zu erzwängen. Ihr Viehställe ihrer eigenen Leute auf ihren Schiffen ist die Compagnie nicht verantwortlich, wie-Schreiber dieses aus speciellen Fällen und durch Correspondenz mit der gewaltigen Compagnie specifizieren kann. Auch dies mag man sich merken, ehe man sich der geistreichsten, reichsten und neuesten Nation mit Gut und Leben anvertraut.

## Die Wohlfahrtspolizei in der Natur.

Man hat mehrfach obigen Ausdruck, menschlichen Verhältnissen entnommen, auch auf die Natur angewandt. Andere haben es wieder todeln wollen und gemeint, es sei lächerlich, solche gemachte Verhältnisse als Bäder auf die frische, freie Natur zu übertragen. Wir glauben aber gerade darin einen Ton zu hören, der sanfter Naturbetrachtung einen neuen Reiz verleiht, der uns, indem wir uns mit denselben Ausdrucks beizien, nur beweis, daß in dem überaus zusammengefügten und dennoch einfachen Reiche der Natur auch die einfachsten Mittel genügen, Wohlfahrt zu fördern.

Die Natur ist nie todt. Sie schiffet auch unter dem Schneemantel, unter der Frostdecke. In den Wintermonaten liegen weich eingestülpt zarte Winterblätter, um der Pflanze Nahrung zuzuführen, und eingehend genug hat man gerade in neuester Zeit das Winterleben der Bäume an Kaskaden- und Alpenpflanzen beobachtet. Wenn nun in jeder Jahreszeit der Maulwurf den tiefergrabenenden Regenwürmern tiefer entgegenragt, Reisen und Sperlinge emflger als je in dem Geseh der Baumrinde die Insektenmeister ablesen, Späthe selbst es nicht verschmähen, zwischen Krähen und Eßtern die Wieseln nachgehend abzufuchen, wobei ich erst jüngst einen dreifachen, schönen Grünfresser beobachtete: so ist das eben je ein Zug der natürlichen Wohlfahrtspolizei, die Alles thut, „aus inneren Antriebe, aus Wissen“ oder, wie Andere wollen, „der bloßen, freien Station“ wegen. Wenn unsere öffentliche Wohlfahrt der Anbegriff oder der Vorkehrungen ist, welche jedem Staatsangehörigen ein ruhiges und gesichert Leben verschaffen und alle Veinträchtigungen des Einzelnen somit beseitigen wollen, so ist das in der Natur im mindesten ebenso. Die Straßen werden auch in Ordnung gehalten; alles was wird beseitigt, auf das nicht etwa Pest entsteht,

wie unter den trägen Moleksten des Orients, in deren Städten Kaskaden und Pest gleichermaßen andauern und das Wohnen geradezu eine Strafe wäre, wenn nicht die Wohlfahrtspolizei in der Gestalt ihrer verwilderten Hunde ihre geherrenen Diener schickte. Jede Gegend bringt hervor, was ihren Bewohnern fruchtet, selbst Kampf und Noth, die besten Lehremeister der Menschheit.

Die natürliche Wohlfahrtspolizei selbst erst die Mittel der Gesundheitspflege in unzähligen Naturstoffen den schäfflichen dar. Eisenrinden oder gar nichtsmüthiges Geseindel werden gelassen oder gar, wenn's angeht, verworfen. Ein Jedes hat seine Arbeit, seine Erholung, seine rechtmäßige Freude. Für Wittwen und Waisen ist gesorgt; Jeder kann sein Recht finden, sich auf erlaubte Weise sichern und vortheilgen. —

Wunderbar einfach sind alle dem entsprechende Einrichtungen in der Natur vorhanden. Und wer könnte es leugnen, daß diese kleine und doch so große Wohlfahrtspolizei von wohlthätigen Einflüsse auf die Menschen sei! — So hilft die Thierwelt Pöbel und Strafe besser und reinigend erhalten, wie die Polizei der öffentlichen Wohlfahrt es kann vermag. Im Großen sind es die Raubvögel, die Raubiger Afrika's und Alens vor Allen, die grauen Geier America's, die Allgatoren und Fische der Flüsse, selbst der Meere. Ihnen reihen sich an Spinnen, Wäse, Hauten und selbst bis zu den gefährlichen Kreben und unauteren Kaskaden herab wird kein juridklichen. Wie oft erzählen und Lichtstein und Guntkolb in ihren Reisen, wie die Geier schon gierig, obwohl getuldig zusehen, wenn ein tigerartiges Raubthier seine Beute verzehrt, um ja keinen Rest saulen zu lassen. Allerdings zunächst nur für sich sorgen, folgen je ihrem Hunger; aber und nicht mittelbar der Ver-

theil zu. So erzählt Humboldt, daß bei St. Fernando gar eine Menge Geier sich dem königlichen Jaguar bis auf zwei Fuß näherten, so fern wachen sie über die Beute. Vom feinsten Geruche geleitet, finden adressirte Geier die Stelle, wo sich ihre herbesüßliche Beute, nicht einem allgemeinen Keillichteigesehe in der Natur, wohl aber dem Triebe nach Raube und Eiderheit in der Todeslust folgen, hingehängt hat. Faulendes, organisches Leben im Wasser bleibt nicht lange unversehrt; gerade das Wasser birgt der advoertigenden Thiere eine Menge und der Krebs ist wahrlich nicht das unbedeutendste.

Aber wie nahe liegt auch und die Gelegenheit, in der Insectenwelt Einer jener natürlichen Wohlthatenpossepi zu erblinden! Vom frühesten Lente an und wieder tief hinein bis in den Spätherbst laufen die Aaskläser über alle Wege. Begierig streifen sie nach Beute umher und sie räumen vorzugsweise kleinere Thiere, Insecten und Würmer, bei Seite. Aber auch diese so häufigen Käfer vermöchten nicht völlig aufzuräumen, wenn ihnen nicht die Hautwespen, vor Allem die Ameisen und Sandwespen zur Seite ständen.

Beide Gattungen warten nicht einmal unter allen Umständen auf den Tod der herbesüßlichen Thiere. Im Gegentheil, die Sandwespen stürzen sich auf ihre Beute und vergraben darin schließlich einen nicht kleinen Theil ihrer Eier, damit die anschließenden Waben über ihre erste Nahrung nicht in Verlegenheit kommen sollen. Ueberhaupt ist es anfällig, wie die Menge der kleinen Raufresser unter allen überwiegt, nur nach dem Norden hin noch und noch abnimmt, wo die Käfte die faulenden, thierischen Körper unerschütterlich macht. Da, die Käfte ist ein so vortheilhafter Helfer, daß man bereits riesige Käferfamilien in der zerlegten Thierwelt mit Fleiß und zwar als dem Uner der Lena und des hohen Elemente, beabsichtigt.

Auch andere sind die Ameisen aller Gegenden Wohlthatenpossepi; diese kleinen Zugmeister der Wälder und Wiesen mit ihrem Keil und großen Weisheitszügen, kleinen, schielenden Augen und verdecktem Stachel sind recht wohl geschaffen, in ihrer verächtlichen Wahrung hinter allerlei Geheimnisse zu kommen, wenn die feine, seltene Aufmerksamkeitskraft beiträgt. Die höheren Gattungen der Ameisenpossepi sind geschäftig, um weiland Dr. Kaulf's Meinung zu sein, und nur die Arbeiter gehen ungeschäftig einher. Gerade diese Arbeiter nützen in unserer Weise mehr, als die Könige, oft in Schaaren anstößigen Männchen und Weibchen. Wie auch unsere Ameisen so vortheilhaft heilbaren, wenn es weder. Nicht so bekannt aber ist die Zeit, welche nöthig ist, um ein vollständiges Staket von einer Schlange, einem Maulwurf, einem Frosch oder Sperling zu erlangen. 24 Stunden ist für die Thiere, die man noch lebender in eine leichtschleimende köhlernen Schale zu stellen pflegt, völlig hinreichend. Giechörnden, Fuhde u. erjertern zu ihrer Skelerierung mehr Zeit. Von allen Ameisenarten scheinen die groß im Wald am meisten die besten Präparatoren zu sein. Löst man das Staket länger in den Ameisenhaufen liegen, so fällt schließlich das ganze Staket auseinander, weil die Ameisen den zweiten Tag sich an die jähren Sehnen wagen und diese mit derselben Schnelligkeit jernagen, als sie ja auch in größerer thierisches Leben zerstreut einbringen. Eine meiner größten Stakete ist das eines Giechörnden, welches ich von einem Herrbeamten erhielt. Er hatte es eben aus einem gefällten, beheten Stamme hervorgezogen, wo es von jen in der Nähe bauenden Ameisen aufgefunden und eben noch bearbeitet worden war; doch sah auch an ihm selbst einige Kopfnäse vorstehend gelodert, da das Thier ein jedenfalls noch junges war.

Die Ameisen kletten aber auch über ihren Fanger hinand; sie führen mit Leidenschaft, wenn sie nichts Fremdes zu werten haben, unter sich kleine Kriege, die demnach oft ähnliche Gründe haben mögen, wie die der Menschen. Eine Vermuthung, ein Paar verneigerte Handshabe, ein gestelltes Bein, selbst ein schiefes Fremder genügen dem Vieh, welches Mensch heißt, um Leben und Wohlsein tausend Mal auf's Loos zu stellen. Die Ameisen sind dann aber auch wichtige Seitenhände zu den Mummus', Atilla's, Melac's, mit einem Worte zu den Kriegsräubern, indem sie wie diese einschleppen, was sie nur Vermögens finden. Am interessantesten sind die Gattungen unserer großen, schwarzen Waldameise mit ihrem oft zwei bis drei Fuß hohen Haufen und die Zug- oder Bistentaameise, Cephalote, in Surinam. Diese letzteren, braunen, fast weispengroben Ameisen, mit vier Dornspigen am Halse und starken Kriechern, aber verhältnißmäßig kleinen, behaarten Leibern

sind unter Umständen Retter und Verwüster. Denn wenn sie auch in einer Nacht den Gärten und Plantagen bedeutenden Schaden thun, können und Bäume zu Hutwerf entkältern, indem sie von den scharfen Kiefern die Blätter abheben, so reinigen sie auch manche Gegenden durchweg von läßigen Ungezieher, Raub und allerhand Schmarotzern. Dann ziehen sie auf ihren Heßern, die sehr hoch sind, hängen sich bei Abgründen eine an die andere, lassen sich vom Winde nach Art der schwebenden Spinnne hinüber blasen auf's andere Ufer und Tausende marschiren über diese lebendige Brücke. Spinnnen, Raupen, Käfer, Frosche, Schlangen, Kröten, Eidechsen, Salamander, selbst Watten, franks Eisl und Kinder, tote Hunde und Löwen — Alles heißt Feind, heißt gute Preise und ist bald bis zum Gerippe verschwunden. Dann bringen sie in die Häuser, laufen durch alle Zimmer und spioniren. Die Menschen müssen selbst weichen; denn einmal bei Mund und Nase angelangt, wäre uns der grausamste Tod gewiß. Truppweise plündern diese Thiere nur eine Ortschaft durch; selbst die schneuesten Schaben, Wanzen und Kakerlaken und die stärksten Watten überwältigen, welche letztere, einmal attrapirt und angehissen, wie toll durch alle Räume rennen. Da ist keine Gnade; Kranke müssen sogar hinaustragen werden. Man trinkt sich aber nicht, wenn sie kommen, ebensowenig wie manche europäische Wohlthätigkeitsanstalt sich kranken würde, wenn sie einträfen. Im Gegentheil, Alles öffnet Häfen und Schränke, Käben und Thüren; man zieht sich auf einige Stunden zurück und laßt nun die Juvetisch, seine Genösse lange ohne Wächer und seine Nachtlager ohne Aufseher zu finden.

Nur gereizt seien sie auch vom gestunden Menschen nicht ablassen und mit der Abtragung von Schaben und Strömigen beginnen. Domburg gedauert sogar, daß sie ihre Willkür nicht öfter vernommen, wenn oft vergebten zwei Jahre, ehe sie wieder eintr. Truty erzählt von einer verwundeten Jungung Arilla's, welche in Gesellschaft umherzieht. Sie ist so zahlreich und gefräßig, daß von gestirnten Gattellen oder Schweinen, sie nur über Nacht liegen blieben, andern Tages nur ein reinigendes, weißes Gesein übrig war.

Auch die Termiten haben staunenswürdiges Fresswerkzeuge und jernagen wie ihre Verwandten (auch Termiten-Larven und Puppen) pflanzliche und thierische Stoffe. So haben sie mehrlach Pagenen gestürzt, söhrt als die Wissen; so haben sie in Mexico die meisten der aufbewahrten Documente aufgeschrien und vieler Astenlos wochen wider Erwarten verstant und ist ihnen auch gut bekommen. In einer Nacht streifen sich diese Thiere durch den Boden starker Kisten und vertragen dann oft leidet mit dem Ungezieher auch die Wäse. Auch hier söhnen die Arbeiter nichts von den weißen Wäuen und Dreen der Menschweiden ihrer Erde. Sie worten von Haus aus mit Mühe geschlagen.

Habe gegen diese Wohlthatenpossepi noch realen Nutzen und gerechtere Termiten sollen noch besser schmeden, als die berühmten Kalken-Verlaren der Westindien. Ihre Gekände dienen später oft zu Wäken, ja bei gänzlichem Verlassenheit zur Luftdicht trager Kiste. Die zerstreute Holztermit wird eben geschoben und das durch sie in eine feine Nülmasse verarbeitete Holz ist der auch in unsern Sammlungen oft gezeigte Ameisenwander der Berg- und Bravenindianer, der Bewohner von Madag, Brasilien und Westindien.

Fast könnte es nun scheinen, daß zu Beobachtungen solcher Art vorzugsweise heisse Länderstriche Veranlassung geben könnten. Nimmermehr; und liegt dieselbe Veranlassung an tausend Punkten nahe. Ich wähle einen der interessantesten Käfer bei uns, den Todtenräuber oder gestreiften Wachsgräber. Dieser schwarze Käfer, der in der Größe unserer Wachsgräber ist, wird leicht an den zwei gelblichen Wänden erkannt, welche über die Fingerglieder gehen. Aus weiter Ferne, ist kaum glänzlich schnell, kommen sie heran, indem sie das Ras sein wittern; sie kriechen unter dasselbe, scharren die Erde weg und verfenken das Ras, in welches sie ihre Eier legen. Die anschließenden Jungen finden folgerweise ihre Nahrung und ihr erstes Wohnhaus. Aber die Käfer verlernen auch ihre Bioge nicht; wiederheftartig kriechen auch sie zum Ueberflusse tief se oft aber und über mit Wäben bedekt, wie der ebenfalls so müßliche Kopfläser, der ein wahrer Pariah-Arbeiter unter allen Wohlthatenindien ist. — Legt man z. B. im Sommer eine tote Maus oder einen Maulwurf auf den Biefenrand oder in's Fetz, so ist gemeinlich ein einzelner Todtenräuber als Titallent aus dem nächsten Reviere der erste zur Beute. Er beginnt seine

Arbeit, vielleicht stillschweigend auf die Unterstützung rechnend, die denn auch gewöhnlich bald eintrifft. Ich habe aber auch selbst gesehen, wie der einzelne Käfer nach flüchtiger Umflucht wieder abfliehe und erst später mit vier andern Käfern zurückkehre. Ich hatte es nämlich den Thieren nicht so leicht gemacht und meine Maus auf einen harten, unlängst mit Braud angefeuchteten, wenn auch ziemlich einfaunen Weg gelegt. Da sah ich denn, wie nach langen Unterbindungen des Weizens und einem fast verzehrenden Angriffe drei der Käfer herausgingen und darauf eine neue Arbeit begannen. Alle frohen wieder unter das Thier zurück und hinstreuten nun mit unfähiger Geduld, gleich jenem nordamerikanischen Pflanzsäfer, ihre Beute neben den Weg, in das weiche, weiche Ackerland. Im nächsten Jahre aber will ich versuchen, was ein französischer Beobachter schon versucht hat mit was, da der Todtengräber in ganz Teufelsland, selbst noch an Gebirgslehnen zu Hause ist, auch von jedem Anderen probirt werden kann. Wenn das wahr ist, was jener Beobachter erzählt, so zeugt es allerdings von einem gewissen Erbtheilsvermögen dieses so nierenen Thieres.

Er hatte nämlich eine Maus so auf ein Stöckchen zurück getrieben, daß, wenn auch die Käfer die Maus unterwühl hätten, diese doch nicht nachfliehen konnte, weil die Quersäbchen mit ihren langen, hervorragenden Enden es verhindern. Die Käfer gruben und gruben, aber keine Maus rutschte nach, um das gescharrte Loch zu füllen. In ihrer alten Praxis enttäuscht, fliegen die Thiere zum Tageslicht heraus, schienen gleichsam zu betrauern und fingen darauf, vom rechten Wege abzuschweifen, an, auch die Stöckchen mit u. u. zu untersuchen. In wenig Zeit war der kleine Viehdamm verentst und mit einer Erdendecke besäht worden, so daß die Weibchen ihre Eier absetzen konnten.

Ein anderes wichtiges Feld der Wohlthatspolizei versehen die Mäden und Fliegen. Das ist die Vornempolizei, die Vornempolizei der Welt. In allen Pfützen, Tümpeln, Gassen, Gassen, Sämpfen, aber auch in den Pfützen, die sich von allen den im Wasser faulenden organischen Stoffen erheben und somit das Wasser und die umgebenden Lüste reinigen, daß jedes zum Trinken tauglich ist, und diese zum Atmen geeignet sind. Und allerdings müssen die Milliarden von Insektenstücken, die wie z. B. das Pantoffelstücken, oft ganze Leberzüge in den Menschen tödten, Einfluß haben; ihnen aber zunächst die vielstüßigen, festbau geschwänzten Mädenlarven. Ueber allem Schelten auf die und so selbstigen Mädenlarven können wir den wohlthätigen Einfluß der Mädenlarve nicht vergehen. Und wenn diese keinen Einfluß in der Columba'schen Müde, in den lappländischen Arten und in den Moskito's des heißen America's die lästigsten Blutsauger haben, so bietet uns ja Mutter Natur aus ihrem Schöße auch Gegenmittel, sowohl in stark riechenden Blättern und Tarkasdrand, als auch wirksamer in den Mädenen der Bewohner der Amazonenstromes oder, wie Pöppig erzählt, da er in der Hütte des Tenienten zu Gehiquinas am Paracana weilt, durch den glühenden Dampf von glühenden Stücken eines Termitenbaues.

Um jener Reinigung willen und deshalb, weil viele Vögel und Fische von Mädenlarven leben, können uns ihre Mengen nicht scheuen, selbst wenn wir wissen, daß das allein nur stehende Weibchen vier bis fünf Mal im Jahre etwa 300 Eier am liebsten in stehende Gewässer legt, und der eifrig so geschickte Heerwurm, eine zusammengesetzte Masse flebriger Mädenlarven, die meist in Faulwässern aufsteht, schon bis 20 Fuß lang aufgefunden werden ist.

Wird des Mädengebüßes aber ja in einem Jahre zu viel, so stehen wiederum ihre Vertilger, die Raubfliegen, in größerer Menge auf, und nehmen die Sorge auf sich, jener Reiben zu lichten. Eben so wichtig wird für die Wohlthat die Gattung der Raupenfliege. Es gibt weit über 300 Arten der Tadmien oder Raupenfliegen, welche mit den Schlupfwespen die die Weite der Vertilgungspolitik gegen die Heere der Raupen führen; diese Raupenfliegen stehen aber, was bezeichnend ist, nur fruchte Insekten und salzante Pflanzen an, um so in vorbereiteter Auflösung den Jungen eine leichtere Nahrung zu bieten. Die Weibchen fliegen, Duagfliegen und Käfffliegen haben, ebenso ihren ziemlich energiegelagerten Arbeitstheil in der Aufzucht von gährender und faulender Stoffe erhalten und die Rattenzwanzigwaden, die ich 1855 namentlich häufig in den größeren Gassen fand, scheinen gerade in diesen ihren liebsten Sveragel gefunden zu haben. Aus jenen bellgrauen, langgeschwänzten Maden entstehen nämlich die „hohen Schlammsfliegen“, welche einer wilden Biene in ihren Larven nicht unähnlich sind. Der schlagendste Beweis, wie sehr Mäden und Mägenlarven reinigen, ist zu finden, wenn man zwei Gläser mit Wasser füllt. Nur in einem seien Karven. In dem Glase ohne Karven wird das Wasser bald stinkend und völlig untauglich werden, in dem das andere verworfen bleibt, nachdem man's einfach gefeilt hat.

Wahrlich ist überhaupt, wie sehr das Geseh der Gleichgewichts in der Natur Ordnung erhält. Wollen uns je einmal zu viel Kohlräupen das Gemüse und zu viel Aderweisslinge das Obst theuern — huch, da schwärmt's plötzlich voller Sperlinge, Ammern, Weisen etc. in den Gärten. Da wird Weizen; hohe und niedere Jagd beginnt; die Vantstreicher werden erschossen. Alles heißt Raupen; kein Pflanzliche, jenen Spage, vergißt man's; daß er auch der Rirschenbier war, und der Neuntödler hat so viele Gevilde, als er nur immer will. Ein eben ägendes Sperlingspaar soll in einer Woche bis 1000 Stück Raupen verfrachten. Da wird schon etwas fertig!

Dazu tritt die schon oben einmal flüchtig erwähnte Schlupfwespe; dieser langgestreckte Stachel mit seinen sechs Arten steigt sageweise über den Käsen, sitzt auf die Raupen am Walte, säbert hinter Rücken und wankert unvertrefflich hügel auf Hügel ab. Blitzschnell behrt die Jägerin ihre Beute an, legt sie in sie hinein und das Opfer muß bald sterben. Selbst die Raupen in ihren Raupen werden nicht verschont. Es trägt sich ein froher Sammler Raupen ein, die er im Herbst sorgfältig von den Wauerplatten leste; schließlich schaut man nun, wenn der gelbe Falter sich auf jungen Schweißigen zum Vordie bereit wird. Der Täuschung werden, als vielleicht nicht die Raupen, sondern erst die Puppe mit seinem Stachel angeflohen wurde. Wird aber die Raupen auf den Beete angegriffen, so hat sie, ihren Untergang säubend und doch unverwundt, gegen die Brut in ihren eigenen Eingeweiden zu wühlen, nicht weiter zu thun, als eilig nach einer stillen Mauer oder in das Mädderbüschel der gemeinen Gartenkräutern zu flüchten, und sich dort fransphast auf der Mädderseite eines Blattes zu strecken. Darauf frohen nach wenigen Tagen aus ihrem Verste die jungen Schlupfwespen, und legen sich in Uebermüde des Angertrahms, in eine schweißgelbe Puppenhülle gewickelt, auf dem Verste ihrer toten Amme nieder. Taus! fast um allemal ein, was der Dichter einst in einer ähnlichen Beziehung sagte; ich denke des tief sinnigen Wortes: „Und neues Leben strebt aus den Ruinen.“

E.

## Das Schwingfest in Bern.

Die nationalen Feste des Schweizervolles haben durch die naturwüchsige Frische ihres Charakters und das ungestörte Wasserische ihrer gesammten Erscheinung für den Fremden einen so ungewöhnlichen Reiz, daß ich den Lesern der weit verbreiteten „Gartenlaube“ einen besondern Dienst zu erweisen glaube, wenn ich aus meinen Reiseerinnerungen einige interessante Momente des landwirthschaftlichen Festes zu Bern aufzeichne, da ich so glücklich war, diesem schönen Feste beizuwohnen. Der Monat October, in wel-

den das Fest fiel, liegt jedoch bereits so weit hinter uns, daß ich mich begnüge, das landwirthschaftlichen Theil des Festes, die Ausstellung und den Festzug, nur mit wenigen kurzen Strichen anzudeuten; wegen ich die folgenden Erscheinungen, deren eifrig nationaler Typus sich für alle Zeiten zur Färbung eignet, einer näheren Schilderung unterwerfen werde. Einen Haupttheil des Festes bildete nach Eröffnung der landwirthschaftlichen Ausstellung der Festzug am 3. October mit seinen landwirthschaftlichen Schaupfunden, bestüh-

sichen Costüms und ebenso prächtigen als reizenden Allegorien des Gartenbaues, des Hanf- und Flachsbauers, des Frühlings, Sommers, Herbstes und Winters, des Wiesen- und Weinbauers, der Obstbaumzucht und endlich der Alpenwirthschaft oder „Käseerei.“ Ich gestehe, daß dieser höchst gelungene und malerische Festzug, welcher in allen seinen individuellen Erscheinungen und Attributen den anziehenden Charakter des kräftigen und gemüthlichen Schweizervolkes als originelles Ganzes mit vor Augen führte, auf mich einen herrlichen Eindruck machte und mir, ganz abgesehen von der vollständigen Befriedigung der Schaulust, ein historisches Interesse und Sympathien für die Schweizer einflößte.

Von all' seinem Interessanten erwähne ich in einem kleinen Bilde nur „die,“ für weitere Kreise auch praktisch werth-

nicht enden, als der gefestete „Käse“ mit dem „Kästle“ aus dem Kessel gehoben und im „Bärd“ (Käsefäß) ausgegossen und gepreßt wurde.

Nachdem der Festzug sich durch die Hauptstraßen Berns bewegt hatte, wendete er sich zurück zu seinem Ausgangspunkte, der eine Viertelmeile vor der Stadt liegenden „Tage“, wo er sich in eine malerisch dunte Wege auflöste. Jubel und Musik erschallten bis in die Nacht.

Raum graute der nächste Morgen, als auch schon die geschäftigen Hände der Verleute Zurüstungen zu einem neuen Besuche trafen. Auf dem Berner Schießstande ward ein weiter Circus aufgeschlagen, wo das berühmte „Schwingen“ und „Steinstößen“ der Schweizer in großem Maßstabe dargestellt werden sollte. Am 5.



Schweizer Schwingen.

volle, Alpenwirthschaft oder „Käseerei“, deren allegorische Schlußgruppe auch von den vielen Tausenden der Zuschauer aus allen Theilen der Schweiz und den umliegenden Ländern am lebhaftesten applaudit ward. Drei riesige Eöhen edler Alpenziegen zogen den mit rothem Tuche drapirten und mit den verschiedenen Geräthen der Alpenwirthschaft ausgeschmückten Festwagen. Unter dem sinnig angebrachten „Käsefessel“ brodelte das Feuer und der kräftige „Käser“ zerrührte mit dem „Milchbächer“ den zarten „Schlad“, insofern der „Antentlibel“ im Schwünge den Rahm („Midel“) in „Anten“ (Butter) verwandelte, welche ein anderer Schweizer in einer „Obel“ zu Ballen knetete. Vorn auf dem Wagen handirten die jodelnden „Semmen“ mit den Milchgeräthlichsten als „Hüttenflechte.“ Der Jubel der Zuschauer wüthete

October, dem Tage dieses „Schwingenfestes“, lockte mich eine beilere Bewegung, welche wie ein elektrischer Strom bereits am frühen Morgen durch alle Theile der Bevölkerung ging, hinaus nach dem Schauplatze. Von einem sicheren Standpunkte aus sah ich in endlosen, malerischen Zuge Tausende von Menschen herabwogen. Jeder suchte sich eine gute Position zu erobern. In wenigen Minuten hatte sich um die Planken des Circus ein dichtgedrängter Ring von Köpfen gebildet und die umherstehenden Bäume füllten sich mit fähigen Alettern, was sich nicht wenig komisch ausnahm, da auch ältere Männer, selbst hier und da eine verwegene Tanne, sich schlanke Aeste zu Schandern anboten. Ungeheure Heiterkeit durchdrang das Gewimmel, denn Alles freute sich lebhaft darauf, die renommirtesten „Schwinger“ der Eigenschaft an diesem

Lage Proben ihrer originellen Kunst ablegen zu sehen. Ich selbst befand mich nun so sehr in gespannter Erwartung, als ich bis dahin noch keine bestimmte Vorstellung von der Kunst des „Schwingens“ besaß.

Endlich gegen zehn Uhr bewegte sich langsam der Zug der „Schwinger“ dem „Ridderli“ in der Unterstadt her, geleitet vom Festkommand und einem Musikcorps; lustige Ehrenmahlen im Sonntagsgewande, welche sieben beträngte Schale als Preise für die Sieger führten, eröffneten ihn. Mehr als sechzig Schwinger folgten in geordneter Reihe. Wie der Herold die alten Ritterturniere, so eröffnete ein Gemeinheitsglied das Kampffeld mit einer kurzen Elandrede. Dreißig Kämpferpaare wurden gebildet. Das Loos rief durch den Mund erwidelter Kampfrichter, die meist alte bewährte Schwinger waren, die Kämpferpaare der Reihe nach in die Schranken. Die beiden Gegner traten dann heraus, zogen die kurzen, gesteppten, mit Griffen versehenen Schwingerhosen an, gaben einander zum Zeichen des freundschaftlichen Wettkampfes die Hand und der Kampf begann unter lautloser Stille der Tausende des Zuschauers, welche jedoch im Laufe des Kampfes insofern lebhaften Antheil an letzterem nahmen, als sie den anscheinenden Sieger durch lauten Beifall anerkannten.

Zwei Kämpfer, an Kraft und Gewandtheit, wie es schien, einander ebenbürtig, traten zuerst einander gegenüber. Jeder griff mit der rechten Hand auf der linken Seite in die Schwingengürtel des Gegners, während die linke das rechte Bein des Gegenüberschreitenden am Griff der Schwingerhose faßte. Hiernach traten die Kämpfer mit den Beinen so weit von einander ab, daß sie, Schulter gegen Schulter gestemmt, fast auf dem Boden lagen. Die Sehnen und Adern der unbedeckten Gliedmaßen traten hervor. Das schwere, stöhnende Athmen der beiden Kämpfer zeigte von der ungeschwächten Kraftentwicklung, mit welcher sie sich gegenseitig in diejenige Stellung zu treiben suchten, die es ihnen möglich machen sollte, mit Vortheil einen „Schwung“ zu versuchen.

Nach einigen Mißgeschicklichen Wendungen gelang es dem Einen, seinen Gegner so zu stellen, daß dessen Hüfte in seine Nähe kamen, und nun, den glühenden Moment benutzend, ließ er mit beiden Händen Griff und Gürtel los, sagte das linke Bein des Gegners, zog es mit aller Kraft vollends an sich heran, hob den Uebervertheilten an dessen Hals in die Höhe und versuchte nun, mit dem rechten Bein hinter das rechte des Emporgehobenen zu kommen, um ihm den „Gaden“ zu schlagen, oder durch einen Trud in die Kniekehle ihn schwanken zu machen und auf den Rücken zu stürzen; denn es ist eine Kampfsregel, daß nur der als Sieger gilt, welcher seinen Gegner von drei Malen zwei Male so überwältigt, daß er auf den Rücken oder wenigstens so fällt, daß die rechte Hand den Boden schlägt.

Deßhalb war der halb Uebermüthene eifrig bemüht, festen Stand zu behalten, indem er sein rechtes Bein, nach welchem Jeder griff, so weit rückwärts stellte, daß der Angreifer es nicht erreichen konnte, und damit dieser ihn nicht weiter zurückdrängen und überführen könne, ließ er mit seiner rechten den „Hilfgriff“ los, schlug mit derselben auf die rechte Achsel des Gegners, legte seinen rechten Arm unter dessen Kinn, und drängte ihn den Kopf so zurück, daß dieser seinen erzwungenen Vortheil nicht weiter verfolgen konnte. Um ihn denselben ganz zu entziehen, ließ er sich „auschießen“, das heißt, er entzogte allen Griffen, und warf sich auf den Bauch. Der Kampf war unentschieden, der „Gang“ zu Ende. Erneutet traten die beiden Schwinger vom Plage, und lagerten sich nehm einander, während viele Andere zum Wettkampf eintraten. Jezt stanten größere Kräfte in dem Einen, größere Gewandtheit in dem Andern einander gegenüber in dem Duelle der Hüfte. Der Gewaltigere riß den Schwächeren mit riefiger Kraft in die Höhe, und trug ihn hoch in der Luft, vor der janzehenden Menge einige Klugmünder umher tanzend, in der Siegesfeier, ihm dann zu Boden zu werfen; aber der Schwächere entfaltete nun seine

Gewandtheit. Er setzte seinen linken Fuß auf das Knie, des Siegesgemiffen, streckte sein rechtes Bein wie einen Wegweiser grad aus in die Luft, und verweichte diesem die Ausföhrung des „Schwunges“ und des Wurfs. Ungeheulig machte der Stärkere mit nervigen Armen erneute Versuche, seine fast kampferedigt abzuwerfen, und endlich faßte er das horizontale Bein. Die Menge jubelte. Der Sieg schien gewonnen. Der scheinbar Besiegte stürzte; aber noch im Fallen gab er sich einen Schwung, so daß auch er auf den Bauch zu liegen kam — und der Sieg war bereitet. Märrisch räumte der Diefte das Feld, und das Publicum lächelte laut über die heimliche Manier, mit welcher der Kleinere mit heiler Haut davon gekommen.

Mittlerweile hatten sich die ersten beiden Kämpfer ausgetrieben, und traten wieder in die Arena, um ihren Dreitampf zur Entscheidung zu bringen. Mit frischer Kraft, mit neuer Kriegserfahrung erschienen sie wieder. Jeder hatte während des ersten Ganges des Andern Schwächen und Kräfte kennen gelernt und säumte nicht, viele Erfahrungen zu nützen. Rasch folgten Zug auf Zug, bis Einer den Andern durch einen glücklichen Kunstgriff in die Höhe hob, und ihn eben zur Erde werfen wollte; aber der „Schwüchere“ fiel wieder glücklich. Schon berührte er mit den Händen den Boden, da sagte ihm der sieghafte Schwinger noch im Fallen im Rücken, hob ihn von hinten wieder empor und gab ihm nun den rechten Schwung, also daß er loslöcher platt auf den Rücken niederfiel. Die Menge sprachete demernten Beifall, der glückliche Sieger bekundete seine Freude durch Radaufgagen.

Das zweite Paar trat zu neuem entscheidenden Gange in die Schranken. Wieder hob der Diefte den Schwächeren in die Höhe, wieder trat er mit ihm zu triumphierendem Tange an, aber diesmal ließ sich der Hocherobene nicht ohne Weiteres „legen“, sondern zwang durch geschickte Bewegungen den Kleinere, ihn wieder vor sich nieder auf seine Hüfte zu stellen. Der Kleinere war jezt in seinem Vortheile, denn seine Gewandtheit war noch frisch, die Kraft des Andern durch den mehrmals versuchten Schwung schon gebrochen. Mißgeschick operirte er mit seinem rechten Knie gegen die linke Kniekehle des Gegners, bis dieser einnickte. Mit aller Kraft wendete er nun den Wankenden nach rechts und stürzte ihn zu Boden. Besiegte lag Gelächter nun auf seinem Rücken, während dem Kleinere im Jubel des Publicums ein herrlicher Triumph erklang.

Dies zwei Beispiele von vielen. Nach kreuzentem Schwingen der dreißig Paare, ging es erst an den Hauptkampf, das sogenannte „Ausschwingen“. Achtundzwanzig der besten Schwinger wurden den Kampfrichtern dazu erwählt. Die ersten zwei Hauptantadoret, die „Könige“ der beiden Parteien, Johann Wengler aus Gmunden und Heinrich Palmer aus dem Berner Oberlande, betreten die Kampfbahn, Beide mit gleicher Kraft und Gewandtheit in beidem Maße ausgetüßet. Todtenfüße herrschte ringum, als wollte Jeder die Herzschläge des Andern hören. Drei Mal erneuerten die Streitenden den Gang um den ersten Preis; aber drei Mal blieb der Kampf unentschieden und die Geheereten behielten Beide ihre „Unerschlichkeit“. Die nachfolgenden Paare konnten nicht mehr das Interesse in Anspruch nehmen, welches diesen Beiden gewidmet werden war, obwohl unter ihnen viele als Meisterschwinger glänzten.

Dem Schwingen folgte das sogenannte „Steinhefen“, welches darin besteht, daß kräftige Männer sehr schwere Steine mit freiem Arme vor sich hinerufen. Etlicher aus Schwyz und Zerger aus Langenau warfen einen hundert Pfund schweren Stein mehrere Schritte weit.

Am Schlusse des Festes wurden die Sieger im Schwingen und Steinhefen von den Kampfrichtern öffentlich ausgerufen und mit den Preisen gekrönt. Kräftige Männer ohne Gleichen empfangen die Preise, zum Zeichen dafür, daß es in der schönsten freien Schwere auch für den ersten Augenblick eiserner Arme in Menge gibt „zu Schwyz und Trub.“ Dann verließen die flüchtigen Könige Arm in Arm unter Sang und Klang den Kampfsplatz.

### Blätter und Blütgen.

**Geschichte eines amerikanischen Vankpräsidenten.** Es wird Niemand bestreiten wollen, daß die Verwirrung das herrschende Verbrechen unserer Zeit gewesen ist. Unterdungen, Effenbüchische, Vergrüneren jeder Art, sind in den Geschichtsbüchern aller Welttheile an der

Lageordnung. Bis jezt werden die Vereinigten Staaten als die Crimata des Schwindels angesehen, aber die Fälle von Warren, Schwall, Dreyfus u. A. haben bewiesen, daß dies ein Irrthum ist. Die Specialuntersuchung und Offenheit sind eben so sehr in Frankreich, England und Deutsch-

land zu Sande, wie in Amerika, und sein Land hat etwa den andern etwas vorzuziehen. Auch in Rücksicht auf den Charakter des Verbrechens gibt sein Stand den andern etwas nach. Der Richter fremden Betrachter mit heutzutage nicht mehr, wie ehemals, aus Schrecken und äußerer Ehrlichkeit, sondern scheinbar mit moralischer Grazie betriebs. Der Verbrecher geht langsam zu Werke, er entwickelt seinen Plan auf der breitesten Stufe, legt Jahre daran, ihn auszubilden, und tritt endlich, nachdem er sich Ziel erreicht, wie ein Held, triumphirend und mit Uclat ab. Und wie die Handlung, so sind ihre Folgen. Sie treffen nicht mehr solche Anknüpfungen, als diejenigen von Angeltieren, sondern ganz famulus und Gemeines, als die des städtischen Schleichers, die dem Schuldigen beläufig herunter am wenigsten oder gar nicht. Es waltet der Geist des Staatserziehers, der unserm Zeitalter inoculirt worden, bald über Leben. In seinem Leben überall gleich, nimmt er in den verschiedenen Ländern, wie es scheint, nach Maßgabe der politischen Bedingungen, andere Formen an. Während z. B. der amerikanische und englische Schwindler sich mehr in der Form des Habseligkeiten Käufers gegen Alle bewegt, erhebt sich der continentale Dieb als gewöhnlicher Spionage. Es wäre jedenfalls interessant, eine Geschichte der modernen Verbrechen von diesen Gesichtspunkten zu schreiben. Vielleicht findet sich bald eine Feder für diese dankbare Aufgabe. Die folgende Erzählung würde dazu ein Beitrag sein, ganz abgesehen davon, daß sie vielleicht jetzt in den jetzigen Tagen zur rechten Zeit kommt.

Unter den Banken, welche während der letzten Sechshundert in Amerika ins Leben traten, befaß sich auch die Bank von Philadelphia. Derselbe war ein sehr edler und vorläufiger Geschäftsinhaber des Landes, dessen Solvabilität über allen Zweifel erhaben stand. Die Katastrophe ihrer Anleihe ließ ihn im Anfange so wenig betrüben, als durch längere Zeit ihre Ursache erklären. Wochen, ja Monate vergingen, bis der glänzende Grund des Unglücks bekannt war. Erst die getriebene Erregung führte heraus, daß der liebevolle Herrmann anders war, als als eigener Präsident, Herr Thomas Allibone.

Die Anleihen eines großen Verbrechers haben immer ein gewisses Interesse in den Augen der Mitleid. Derselben Herrmann Th. Allibone's verdienen wenigstens Mitleidlichkeit zu werden.

Sein Vater war frühzeitig gestorben und hinterließ eine Witwe mit acht Kindern, die von allen Mitteln des Lebensunterhalts entbehrt waren. Die verwitwete Allibone war eine Frau von überragendem Charakter, ansehnlichem Reichtum und einer Energie des Willens, die ganz ihrer Unglück gewachsen war. Sie erriethen, sobald ein finanzielles Unternehmen in der bescheidensten Lage der Stadt und führte es mit so viel Geschick, daß der Erfolg ihre eigenen wie die Erwartungen ihrer Freunde übertraf. Bald that sie das Haus, welches sie gemietet hatte, und sorgte für die Zukunft ihrer vielen Kinder, welche sie vortrefflich erzog. Als sie starb, vermachte sie ihnen ein nicht unbeträchtliches Vermögen. Obzwar was der älteste Sohn diesen Reichtum nicht zu schätzen wußte. Er überließ sich einem merkwürdigen Vorhaben, welches die Aufmerksamkeit aller auf sich zog, und das, was man sonst für einen unheimlichen Wahn hielt, wurde von leistungsfähigen, einnehmenden Meinen. Seine Freunde, die er sich fand, liebten ihn sehr und er schätzte sie, die ihm mit Ansehen angingen. Sie betrachteten ihn als die Verkörperung von Allem, was edel, recht und gerecht war. Noch jung, trat er in die Verbindung mit J. Tomba, einem würdigen Charakter und eben so wägen als vornehmen Geschäftsmann. Die Firma von Allibone und Tomba wurde bald sehr von allen geachtet. Allibone war zwar immer zu maßgebigen Geschäften bereit, aber sein Ungelächeln wurde von seinem Partner gemißbilligt, der mit ebensoviele Unternehmungslust eine größere Ueberlegung verband. Eine glänzliche Operation, welche beide unternahmen, machte das Haus bald weit und breit bekannt. Tomba that entdeckt, daß die Grade des Rückgangs im ganzen Jahre misgelaufen war, und legte im Stillen das Kieckpfeil, wo er den Gesamtvertrauen der englischen Gerichte aufkaufte. Der Gewinn dieser rechtsseitigen Handlung betrug, außer der Verlusten, welche ihr Erlangen verursachte, 100,000 Dollars. Auch in Kasse und andern Breueuren von Südamerika besaßen die beiden Freunde mit einer Klübnisse und Ausdehnung, welche die Kaufleute der alten Schule mit Stöhnen erfüllte. Doch sollte nur leiten der Erfolg ihrer Unternehmungen. Der größte Verlust, welcher das Geschäft traf, war durch den Tod Herrn Tomba's, welcher seinen Vater in die Erde ertrank. Er hinterließ ein großes Vermögen zurück und sein Partner setzte das Geschäft fort. Des höchsten Rathes seines Freundes bedarft, gelang es Herrn Allibone nicht mehr, mit dem gleichen Glück zu operiren. Er übernahm sich in der Regel, so daß er zu häufigen Verfällen mit Verlust angewunden ward und seine biederige Popularität in den commercieellen Kreisen einbüßte. Die Fama ergab, daß man ihn am jeden Freitag von der Börse entfernen wollte und aus diesem Grunde für ihn die Präsidentenwahl einer Bank suchte, die man ihm anbot. Genügt ist, daß seine Freunde bei der Wahl der neuen Directoren stark agirten, welche die Kontrolle der Bank von Philadelphia übernahmen und den alten Präsidenten ablehnten. Herr Th. Allibone trat sein Amt am 16. Februar 1853 an.

Herr Allibone hatte einen Gehalt von 5000 Dollars. Seine Familie bestand aus einer Frau und zwölf Kindern, und es wurde berichtet, daß eine Waise von ihm in seine Pensionat die beste Pflege erhielt, welche die Gerechtigkeit und Klugheit sein würden. Die Folge des Verlustes war, daß die meisten der Fall war. Derselbe Verfall kam und Uebermut, was nicht er sein Geschäft auf der Werte gelöst, ihm schließlich auch bei der Verlegung der Bankgeschäfte zum Verfall. Nachdem sechs, die Jahre lang mit der Bank in Verbindung geblieben, wurden, wurde ihn in ihrem Credit betrüben, zur Zurückzahlung ihrer Conto angewunden. Statt ihrer wurde der neue Präsidenten der Bank gewählt, welcher die Bank zu andern, was von ihnen hieß, daß sie nicht besser bedient würden. Der Grund hiervon bestand darin, daß Allibone im Verkehr mit Aktien und jener Classe von Leuten stand, deren Hauptgeschäfte die Plünderung ihrer Freunde ist. Es war Gegenstand der allgemeinen Verwunderung und Aneide, daß

er fortwährend mit dieser Art Krebissen zusammen war, während sein gewöhnlicher Geschäftsmann Zutritt bei ihm erlangte. Zu derselben Zeit ging in dem Vertrauen des Präsidenten eine große Veränderung vor sich. Er nahm die Firma eines niedrigen und einflussreichen Bankiers an, welcher ganzes Vermögen wurde so bestritten, daß sich viele seiner älteren Freunde von ihm zurückzogen. Seine Art, zu leben, wurde rücksichtslos und beschämend. Er richtete sich glänzend in der Stadt ein, hatte einen besonderen Sommerhof in New-Jersey, und besaß außer dem die theuersten Habedretter. Er hielt Wagen und Pferde und sein Bediente in seiner Habsucht. Gegen seine Freunde war er lächerlich freigebig; von einem Besuche eines Mannes, dem Anderer ganze Schätze von Diamanten, ein hervorragendes Mitglied der Rieche spielte er den Janakisch Glückigen und ließ, zum Theil auf seine eigenen Kosten, den Bau einer Kirche in West-Philadelphia aufziehen. In der Unterhaltung waren religiöse Fragen sein Lieblingsstern, und er liebte es, sich in frommen Ermahnungen zu ergöhen, damit Leben von sich schenken. Das neue Gebäude der Bank in West-Philadelphia ist ein herrliches Denkmal seines Fortschritts. Er mußte, daß die Bank insolvent sei, und trotzdem brang er auf die Errichtung des Gebäudes, das auf 250,000 Dollars veranschlagt war. Nichts wurde gespart, daselbst wurden sorgfältig eingerichtet. Gemeinlicher Granit bildet seine Frontseite, eiserne Thore von reicher Verzierung führen in sein Inneres, ein gegossener Aufgangstisch von kostbarer Arbeit schmückt das Caffeezimmer, ein Fußboden von Marmor, der über dem Fuß ein eisernes Gemälde in Schwebeliegen, die mit dem Namen des Präsidenten beschriftet sind, bilden den Hauptanstrich. Das glänzendste ist das Privatbureau des Präsidenten. Ohne Wissen des Baucomitês bestellte Allibone Möbel und Decorationen fertig, welche die Gemächtheiten der Ausstattung um mehr als die Hälfte überboten. Die drei Sopha's und Kubetenen, nach einem jeden Comfort hienieden Habedretter, machten daselbst zu einem ganz edlen wähligen Aufenthalt. Es fehlte Allibone in seinem Gebäude ein vollständiges und ein gutes Bett, was ein gewisses Ansehen gab.

Während jeder Aufwand gemacht wurde, schenkte das Capital der Bank, welches 1,875,000 Dollars, mit einem Ueberfluß von 400,000 Dollars betrug, täglich mehr. Die Directoren erfuhr von diesem Umstand nicht nichts. Der wackelige Ruusens der Bank, den ihnen der Präsident vortrug, enthielt nichts Bedenkliches, geschweigen was auf einen Betrag hätte löslicher lassen. Das Vertrauen der Directoren in die Geschäftigkeit des Präsidenten beruhte auf jahrelanger Bekanntschaft mit ihm, und sie waren ihm reich und wohlhabend. Ihr Vertrauen blieb unerschüttert bis zu dem letzten Augenblick. Die er Frömmigkeit handelte, so schätzte er eine Krankheit vor, und im letzten Willen hatte die Lage Arroganz. Zwanzig Stunden nach seiner unglücklichen Freunde, bin von seiner Karte nach Europa abzurufen und kam fünf Tage nach Philadelphia an seinem Tode in der Stadt in der Verleg zu beheimen, was den Verlauf der Rieche schwarten und die Directoren der Bank mit seinem Rath unterstützen konnten. Einer seiner besten Freunde war bereit, mit ihm zu reisen, wenn er nur vierzehn Tage verziehen wolle. Alles umsonst. Im Bewußtsein, daß seine Stunde gekommen, verließ er Philadelphia und legte mit Frau und Töchtern, welche die Pflanzstätte seines Unglücks nicht verließen, nach Europa, indem er sein jüngstes Kind, das erst sechs Monate alt war, zurück ließ.

Unmittelbar nach seiner Abreise entsetzten die Directoren die Ursache des Bankrotts. Sie waren wie niedrigermetretter durch die übertriebene, systematische und gemante Art seiner wirtschaftlichen Plänkchen der Bücher und Rechnungen. Man verlor, dieselben seien so fein gelegt, daß keiner von ihnen, auch ohne das ihm gefasste Vertrauen, auf den Betrag hätte kommen können. Ein Privatcontò, welches in dem gemachten Fall keine Schreibweise lag, enthielt die den ganzen Schwindel. Keine, die nie einen Dollar erheben, fand darin als Director des Schuldners der Bank aufgeführt. Anders, welche wirklich abgerat hatten, wiesen auf Befragen nach, daß sie die getriebenen Summen lange bezahlt hatten. Versteckte Dividenden wurden gefunden, an deren Abrechnung große Beträge als Inhalt angegeben sind, in denen aber nichts enthalten ist. Dagegen hat man aufgebeuete Transaktionen mit Protem entdeckt, welche ohne das Wissen der Directoren gemacht wurden. Andere Operationen, welche sich in dem Buch der Freunde nicht finden lassen, wurden ebenfalls entdeckt. Die Directoren haben sich nicht erklärt, daß der Präsident in Folge seiner Beträgenen am nächsten Tage sei, woran sein vorbestimmtes Privatguthum zum Besten der Bank confiscirt wurde. In diesem Augenblick ist ein Comito niedergellegt, um die wahre Lage der Bank zu ermitteln. Die unbestimmte Hoffnung ist, daß wenigstens so viel gerettet wird, daß der Fortbestand der Bank gebietet ist, bis die nächsten fünf bis sechs Monate. Die Directoren haben sich nicht erklärt, daß ihnen ihre Rechte, die von 112 auf 10 Dollars gelassen sind, gegen die 10 Dollars.

Nicht minder enorm sind die Äußerungen folgen, welche der Fall der Bank nach sich gezogen hat. Es erschreckt sich über das ganze Land hinout. Obgleich die Bank einmal von Dieben angegriffen und ein andermal von Betrügern. Sie stand viele Jahre lang mit der Regierung der Gesellschaft der Freunde, welche ihr eine jährliche Unterstützung, namentlich unter den Formen, Formanden, Bülsen, Kirchen- und Schulverwaltungen zuführte. Die Dividende betrug 10 Prozent pro Jahr. Selbst die sönne Normo-unernte legte ihr Geld bei ihr an. Viele Arienbamben besitzen 100—700 Stück. Manche Familien, die aus weiblichen Mitgliedern bestanden, hatten ihr ganzes Vermögen darin. Die bittern Früchte sind nicht anzurechnen. Die Äußerungen haben sich mit ihren Conto in ihren eigenen Oeere zu finden und in ein einziges Substanzium als Wirtschaft eingewickelt. Der Staat trifft viele und vollständige. Man weiß noch nicht, ob die Bank mehr liquidiren müßte oder nicht. Unstimmlich ist das Comito damit beschäftigt, die Mühen zwischen den Depositen und Schuldnern zu ortnen.

**Wagenerwart des Salzes auf Erden.** Bei der Unabsehbarkeit des Salzes konnte die Erde nur benehbar sein, wenn das Salz an der Oberfläche überall zu finden war, und daß dies so ist, weiß Jedermann. Nach ist bekannt, daß es in zwei ganz allgemeinen Formen aufzutreten pflegt, als Steinsalz, Soolquelle und Salzwasser. Mit Steinsalz sind die Berglandflächen versehen, mit Soolquellen die Abhängungen und Mittelländer, während die fruchtbarsten thonsigen Karstgebirge, in denen keine Quellen mehr anfließen, an das hochschattete Meer gelehnt sind. Die großen niedrigen Binnenseenländer, welche nicht regelmäßig nach dem Meer hin abfließen, leben sich durch das minder allgemeine Vorkommen des Steppens- und Wästerlages verlor, und die vulcanischen Districte, die gewissermaßen noch kein Bergland, sondern ein wüstenartiges Bergland darstellen, empfangen ihre Gabe aus den Kratern und fischerreichen Lagen als Sublimation und als Auswurf. Ja was noch mehr sagen will, auch die weit zum Teiligen des Salzes gemacht, es um allgemein zu verbreiten und das Deficit der lebentigen Welt überall zu ergänzen. Mit Recht überläßt uns die Beobachtung, daß das Vieh, welches Salzbedürfnis doch physiologisch bestimmt nachzuweisen ist, selbst da geht, wo ihm eigentliche Salzabgabe nicht geboten wird. So muß daher in der Regel einen ziemlichen ausreichenden Ueberschuß dieses Salzvermögens und das für einen gemäßigten Stoffwechsel erforderliche Daunman auch in dem Scheinbar ungeschickten Futter bestehen.

Der Thal treffen wir in fast allen Gulturpflanzen und der größeren Zahl der wild wachsenden das Kochsalz als einen Bestandtheil der Asche an, wodurch sich eben so bestimmt, wie durch die vorstehenden Analisen selbst, eine allgemeine Verbreitung in der fruchtbarsten Meerkrone kundgibt.

Auch die Pflanze, um es kurz zu sagen, hat im beschriebenen Maße ein Bedürfnis nach Kochsalz; ja, wenn sie es hat, so ist es für sie, so wie für die Thiere, ein höchst nöthiges Nahrungsmittel, dessen die Pflanze als Nahrung thier und des Thieres einen Schritt in dem ewigen Kreislauf des Stoffes.

Das grüne Ozean, England und die cimbriische Ostküste, viele unter freiem Gewindegelände Länder, deren Gewässer salzig sind, da sie die Treibschicht der Bänder liegend, ein Netz der Rindständer ist, verbanken sie theilweise dem leichtesten Salzhaare, der unangesehnt auf sie niederfällt, und zwar an andere Länder Europa's aus, aber wenige in solchem Maße empfangen.

Die Erhebung der Küste geschieht das salzige Meerwasser in Schaum, dessen Bläschen wie Nebel von den an der Küste senkrecht aufsteigenden Winden emporgetragen werden. Wer sich dem sechsten Winde aussetzt, sieht sich alsobald von einer weißen Salzkruste überzogen, und die Fischer scheiden der Küste, selbst meistentheils von der Küste, werden durch einen salzigen Beschlag.

Aber nicht alles, was die Reibebildung an feste Körper anfliegen, sondern auch in der freien Luft verdampt das Wasser theilweise, und anstatt des einen Bläschen, das hoch auf doch löst so fein war, bleibt nur „das feinsten dem Gewichte“, dem Maße nach, zu ungeschickten Bläschen zerbröckelt, daher unsehbar, selbst dem stärksten unterirdischen Licht, schwebend in der Luft zurück, und hat keinen Kleinstheil selber nicht Verzicht genommen. Die Luft zerstreut, in Waben zu fallen, sondern wird mit dem Winden durch die ganze Welt getragen, und in Regen, Schnee und Thau die Pflanzenwelt ununterbrochen gesättigt. Aber die geringe die Gabe für jede einzelne Pflanze, so groß ist sie das ganze Jahr hindurch für die gesamte Pflanzenwelt eines Landstriches.

Der Salzbedürfnis braucht es in England hat durch Versuche nachgewiesen, daß ein ein Landstrich weislichlichen Landes mehr als eine Million Pfund Kochsalz alljährlich mit dem Regen niederfällt.

Auch diese Thatfache daß wieder ihre Monodie Seite. Denn da die Binnenseen weniger Salz aus der Atmosphäre empfangen, als die Küstenseen, so leidet und die Natur kundgibt, deren Verbesserungen zur Hilfe zu kommen. Mit Maß gegeben, wirft selbst in England das Kochsalz noch als ein Dünger, der behutsam einen vornehmen Kletterertrag hervorbringt; mit Maß gegeben, bringt es den ungeschickten Ackerboden, weislichedem Ordele hervorzuatreden, wie es der Landkreis der Salzquellen leidet, welche so häufig in moorigen und kumpfigen Wäldern entspringen; mit Maß gegeben, wirkt es auf einige Culturpflanzen, wie den Spargel und den Haars, sogar spezifisch treibend, und indem selbst ein geringeres Maß schon einigen dem Landstrich ungeschickten Pflanzen von nützlichem Organismen feindlich ist, verlagert es den Viehstand das Ross und die Pflanz, und zuletzt, bei beharrlicher Anwendung, sogar die schädlichen Schadstoffe (Gassette).

Dabei wird denn nicht bloß in England, sondern mehr oder weniger überall, wo einseitige Vorteile thätig sind, das Salz auch zum Düngen gebraucht (ist wärdlichen Zeiten in China, nach den Versuchen von Pinnus und im alten Rom), indem man, was in Amerika der Natur überdars bemerkt, daß man es in ansehnliche gelammte Dünger- und Compostmassen freut und sich vorher in tiefen anstellen läßt, oder es auf die Erbe bringt, wo der Pfanz und der Beschlag der Witterung die nötige Vertheilung im Boden bewirkt.

**Schmidt's Beiseles** veröffentlicht in der neunten Nummer der von ihm redigierten Zeitschrift: „Kritische Blätter für Literatur und Kunst“ (Wag) einen weitreichenden Artikel über Venau, dessen Doppelnatur mit haarlosen Stöden eben so richtig wie deutlich geschildert wird. Geist und Sprache läßt sich überhaupt den „Kritischen Blättern“ nicht abdrucken, und selbst der sehr ausführliche Artikel über Janin Schmidt, wenn sich auch

über die Wichtigkeit einzelner Aufstellungen streiten läßt, war mit Verstand und großem feinem Gedächtnis. Daß Schmidt's Beiseles nicht nur kritischer, sondern auch schaffender Autor ist, hat er vor Kurzem wieder durch seine „Memoiren“ bewiesen. So viel wir hören, arbeitet er jetzt an einer umfassenen Biographie des in neuerer Zeit wieder vielgenannten Publizisten Hr. v. Gny.

**Wie man gefaschter Arzt wird.** Ein junger künftiger Arzt in Paris, den wir Albert nennen wollen, lag vor einigen Jahren mit einer reizenden deutschen Baronin plauderend vor dem Kamine. Ersterer, damals noch ein unbelannter, kaum bemerkter Anflieger, fragte über die zahllosen Schwierigkeiten, die sich dem Beginne einer Laufbahn entgegenstellen, welche man mit Gny und Erfolg durchwandern möchte. Die Baronin lachte ihn zu ermutigen.

„Sie haben“, sagt sie ihm, „Gny, Talent und ersten Willen, der Erfolg kann nicht ausbleiben.“

„In Deutschland noch“, erwiderte der Doctor, „aber in Paris ist dies nicht so wohlthun. Hier gleicht die öffentliche Meinung einer Sonette, die man durch wüthendes Berdruß und eigne Eigenschaften leitet, als durch eine gefaschten Jahr gewinnt, welche die sogenannten Wohlthun die leidenschaftlichen Frauen zur Anwendung bringen.“

„Nun, lieber Freund, die Erörterungslust scheint Ihnen nicht fremd zu sein; man lie artig und mache der Aufmerksamkeit den Dol!“

„Ja! Wenn Sie mir beistimmen!“

„Ja, Sie — eine Frau, jung, schön, von hohem Range, würdige Tochter eines edlen Mannes, ist eine würdige Bundesgenossin auf dem Felde, auf dem ich mein Glück suche.“

„Aber — Sie wissen ja, daß ich wenig in die große Welt komme, noch weniger dort gelte und Paris ebenbürtig das verleihe, was ich, nach dem Wunsche meiner Familie, schon in der ersten Zeit meines Wittwenstandes mit zu einer Verbindung mit einem reichbegüterten und eben so geistreichem Manne. Was Ihnen können Sie mir nicht folgen, dies möchte mir, ohne Nutzen für Sie, lästige Nachreden werden, denn, wie Sie selbst sagen, ist in Deutschland weibliche Empfehlung nicht hinreichend, um Glück und Ruhm eines jungen, freundlichen Arztes zu begründen.“

„Sie können also wieder in Paris nach in Wien Ozean für mich thun?“

„Nein! Doch halt! Vielleicht dennoch ein feines Mittel, gerichtet anzuwenden! Lassen Sie mich handeln, vertrauen Sie mir!“

Um drei Monate nach diesem Zwischengesche — die Söhne in Baden-Baden war bereits in ihrem höchsten Glanze — las man in Baden die Ankündigung unterer Baronin; man erzählte sich von der interessanten Dinge mit romantischem Beschuldigung. Untere wunderliche, hochbedeute Wittve, um welche sich hohe Herren bewarben, hatte gemäß und war im Begriffe, eine neue Verbindung einzugehen, als eine plötzliche schwere Krankheit sie an den Rand des Grabes brachte. Von den Pariser Ärzten aufgebeugt, wollte sie für sich selbst in Baden sterben.

Was der Nachse sprach man in der hohen Gesellschaft Baden von dem Unglücke der edlen Dame, als man im Vorbefall ihr Anstalt las. Von diesem Tage an wurden die jungen Spaziergänger ihrer gemäßigten Vorentscheid unteren und wärdlichen Erscheinung nach der Seiner-Wille, so man für die lösthe Krankte ein zierliches Haus eingerichtet hatte.

Um darauf folgenden Tage wollte sie zur Wittgästin einer kleinen Spaziergänger in den Park reizen; mit Aufregung fiel sie aus der reich gepulverten und mit Harpuzen geschmückten Kutsche; Alles funkt, um sie zu bemerken und zu bemitleiden. Kamgram, an den Arm ihrer Jense gehalten, wandt sie einher, doch ist ihr Anzug reizend.

Die Kertze Baden und der benachbarten Städte werden in Reihe gezogen, das Liebel und seine Heilung werden in grübelndem Katein find; vergehen! Der Ausbruch lautet: daß die Baronin höchstens noch einen Monat zu leben habe.

Obwohl als die Meinung der Kertze behauptet wurde, kam ein junger Doctor — Albert — aus Paris an; er erzählte, daß man für die Baronin keinen ärztlichen Beistand erbeten, daß er sie gesehen und zu retten best.

„Ist wahr unter Doctor Albert ein Mann von Wichtigkeit, man hätte auf ihn, während die Kertze Baden besuchten, er ist ein Arzt-schreiber und die Rettung der Baronin eine Unmöglichkeit.“

Der Monat ging vorüber und war nicht hart, war die Baronin; schmadtend war und schwach, aber täglich erliefen sie auf der Promenade. Allmählich ging es besser und besser, und eines schönen Abends erklärte sie dem Doctor nach einem gemäßigten Dinner:

„Nun ist, glaub ich, meine Rettung außer Zweifel!“

„Nun ist, glaub ich, meine Rettung außer Zweifel“, erwiderte der Doctor, „Sie sind vollkommen gesunde, und haben ein Recht auf meine ewige Dankbarkeit, denn Sie haben eine ziemlich schwere Rolle in meinem Benehge gespielt.“

„Von morgen an erscheinen Sie als vierzehnjährige! Die künftige Blässe weicht der natürlichen blühenden Farbe Ihres Angesichtes, Ihr alljährlich verflorertes Gesicht strahlt in neuem Glanze und Leben. Gestaltlich, schön und schön, als ich, leidet Sie in die große Welt zurück, und man gebührt der Preis dieses irdischen Wohlstandes!“

Daß nach solcher Wunderer Doctor Albert in kurzer Zeit einen hohen Ansehen erzielte, versteht sich von selbst; er wurde der Arzt der Reben, und manche lösthe Dame wurde am gerade deshalb krank, um sich von ihm retten zu lassen. Vorzugsweise war er der Arzt der zahlreichen Pariserinnen, welche schon in Paris keinen Ruhm verstanden. Glück, Vere, reicher Lohn werden von jetzt ab seine Kaufbahn.

**Geschmackvolle Decken mit Golddruck zum Jahrgang 1857 sind zum Preise von 13 Rgr. so eben eingetroffen.**



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redactione F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 4 $\frac{1}{2}$  bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

## Das selbstbewußte Weib.

(2015.)

Mit Bernhartine's Brief war auch einer von Madame Alfred gekommen. Mechanisch etwaach er diesen mit las, aus jedem Worte Gift saugend, heulend:

„Oh heße, Dein Geschick hat einen günstigen Fortgang und daß die alles verirrten Advocaten nicht eütlich weiter mehr im Stande sind, eine so einfache Frage wie diese unverfänglich zu machen. Wir werden alle froh sein, wenn Du wieder zu Hause bist, obgleich ich eben nicht sagen kann, daß Deine Frau aus Zehnsucht nach Dir eine Thierin geworden wäre, wie ich wirklich anfangs vermuthet hatte. Im Gegenstheil, sie ist lebhafter denn je und jeder Tag scheint ihr Glück zu vermehren. Sie machte sogar mich lachen, ebßchen ich, wie Du wohl weißt, eben nicht sonderlich dazu geneigt bin; aber sie war seit den letzten drei Tagen so unweitersächlich leinisch, wenn sie Deines Schweigens erwähnte, daß ich nicht anders konnte, ich mußte in die allgemeine Heiterkeit mit einstimmen. Ich fürchte, sie würde eine gute Actrice abgeben. So stellte sie unter anderem einen Mann dar, der aus Eifersucht an gefährlichen Kopfschmerzen leidet. Sie wußte die leinische Seite einer solchen Situation so vortrefflich hervorzuheben, daß ich meinte, Alphonse werde vor Lachen zerßen; es war aber auch gar zu drollig. Ich läste ihr mit Willen diese Freiheit, damit ich dadurch Gelegenheit gewinne, ihren Charakter zu studiren, und ich glaube, ich weiß nun, was ich zu wissen wünschte. Dein Urtheil über Fräulein Waldheim war, wie ich fürchte, richtiger als das meinige. Sie ist in Wahrheit eine Statue. Als Bernhartine ihre mimischen Talente zum Besten gab, saß sie auf der Dittamae mit mürrischem und verächtlichem Blick, sprang dann auf und las hochmüthig Deiner Frau, wegen ihrer Leichtfertigkeit und ihres Mangels an Weisheit, tüchtig den Text. Alphonse nahm Bernhartine's Partei und er und Fräulein Waldheim gerieten ziemlich hart an einander. Am Schluß des Streites reichte Bernhartine Alphonse die Hand und sagte ihm, er dürfe sie küssen, da er seine Vasallenrechte bewahrt habe. Doch das schien mir zu weit zu gehen und ich verhinderte es. Ich wünschte, daß Du davon weiter keine Notiz nimmst. In dem Verbalten Deiner Frau siegt nichts Tadelnswürdigen und um Fräulein Waldheim funkt bei ihrer übertriebenen Prüderie darinn etwas Uppassendes. Da ich nichts darin zu tadeln finde, so brauchst Du auch gar nicht kummerhaftig zu sein.“

Aber gerade der letzte Satz jerniß daß Geneve der Madame Alfred. Sie vergaß, daß, wenn sie den Verdächtigen, die sie kles anzeigen wollte, eine schätzbare Fernz gab, sie selbst das Spiel aus ihren Händen ließ. Arthur verließ die Hauptpart noch denselben Abend, ohne sich weiter um sein Geschick zu kümmern,

daß nun wieder die Advocaten aufnahmen und noch weiter zur Fällung ihrer Verfen beugten.

1V.

Am andern Morgen saßen die in Dittelsfeld ruhig beim Frühstück, als Arthur mit jernigen Augen und verwirrten Wienen in das Zimmer trat. Er war bleich und der innere Grimm lag deutlich auf seinen Zügen. Als Bernhartine ihn erblickte, sprang sie mit einem Freudenschrei auf und stürzte in seine Arme, nicht von den wilden Blicken wahrnehmend, die von ihr auf die Gesellschaft und wieder zu ihr zurückschweiften. Alphonse stand auf, halb verlegen und halb amüßigt vor dem, was da kommen sollte, denn Arthur's Augenbrauen verflüchteten Sturm, dessen Veranlassung er als Mann von Welt jegleich insinuatmäßig erkannte. Madame Alfred süßte zum ersten Male in ihrem Leben sich geprellt. Sie hatte an Arthur's Zurückhaltung gerethet und nicht münder auf Bernhartine's timides Wesen, und nun sah sie mit einem Blick, daß es zu einer Erklärung kommen würde.

Nach dem in mürrischem Schweigen verzeßerten Frühstück sortete Arthur seine Frau auf, ihm in den Garten zu folgen. Dies geschah in einem so beschleunigten Tone, als ob sie eine Sclavin oder ein Kind wäre.

„Was mich zuerst mit Dir sprechen,“ sagte Madame Alfred in einem Tone, der geistlich sein sollte, aber nur den Verlach dazu ausstrahlte.

„Nein,“ antwortete süßter Arthur; „was ich zu sagen habe, habe ich Deiner Frau zu sagen.“

„Und Deinem Cousin ebenfalle, vermuthet ich,“ murmelte Alphonse in sich hinein.

Schweigend ging Arthur an der Seite seiner Frau in den Garten und einer Laube zu, während diese gleich einem vertrauten, aber auch fürchtenden Kinde sich an ihn schmiegte. Beide ließen sich auf den Bank der Gartenlaube nieder. Obgleich fest entschlossen, noch heute Alles zu Ende zu bringen, wußte er doch nicht recht, wie er beginnen sollte. Bernhartine sah so liebend und vertrauensvoll auf ihn, und er war ein junger Obmann und dies die erste Zusammenkunft nach einer dreiwöchentlichen Trennung. Sie war so unerkennbar erlöst gewesen über seine Ankunft und das sah doch nicht aus wie Alkte gegen ihn. Auch hatte Cousin Alphonse nicht ungezogen wie einer, der durch seine Ankunft sich genirt oder schuldig fante. Nicht münder hatte er, trotz seiner schwarzen

Beobachtung, auch nicht einen Blick des Unverschämtesten wahrzunehmen; sie hatten sich Beide zu einander benommen, wie sehr gute Bekannte und nicht mehr. Was war also hier eigentlich das Tadelnswürdige? Wie sollte er begimmen?

Bernhardine rief ihn aus dieser Verlegenheit; sie sprach zuerst. „Arthur, zwischen uns ist etwas nicht recht!“ sagte sie, zwar rasch, aber doch mit etwas zitternder Stimme.

„Es ist es, Bernhardine.“  
„Wilt Du ausforschen mit mir?“ und ihre Hand fuhr saft an seiner Wange herab.

„Da wohl, und nur mit Dir!“  
„Warum siehst Du mich nicht an, während Du das sagst?“ sagte sie und schmiegte sich noch inniger an ihn an.

Er wendete sein Auge auf sie. Ihre Augen sprachen nur Liebe und ihr ganzes Wesen künftliche Hingebung. Sein Herz vermochte nicht die eiserfüchtigsten Einbildungen festzuhalten; diese zerfloßen wie flieherische Träume beim Erwachen. Er nahm ihre Hand in die feine und blüthe frömend und liebend, aber auch traurig in ihre Augen.

„So schön und so falsch!“ sagte er halb laut. „Kann sie denn wirklich trüben sich mit Augen so voll von Liebe und Unschuld? Und doch! — hat mich meine Mutter betrogen?“

„Waram sprichst Du so leise, Arthur? Ich verhehe Dich nicht. Sage mir offen, was ist es, das Dein Herz besudert? Was hast Du gegen mich? Was es auch sei, sag es frei heraus und ich will Dir antworten aus vollem Herzen, wie ich es stets gethan. Ich habe Dich nie betrogen, nie gelästet, Arthur; und heute bin ich noch weniger geneigt, den Weg der Falschheit und der Duschel einzuschlagen.“

„So lies das. Ich kann Dir nichts weiter sagen.“ Mit diesen Worten legte Arthur die Briefe seiner Mutter in Bernhardinens Hand.

Bernhardine las sie durch, und deren waren eine gute Anzahl. Ihre Farbe wurde immer kühler, ihre Augen immer finstlicher, aber sie las sie durch, ohne ein Wort zu sagen. Mit derselben natürlichen Stille gab sie ihm dieselben zurück, blieb noch einen Augenblick sitzen, stand dann auf und sagte:

„Arthur, Du mußt mit mir zu Deiner Mutter kommen und Dein Cousin wie Fräulein Waltheim müssen ebenfalls dabei sein.“

„Müßig, Bernhardine!“ sagte Arthur, der von Natur einen Abßon vor Demonstrationen hatte. „Ich will keine thörichten Szenen, die man hernach rundeumher zum Gegenstand des Gespräches macht. Was wir zu thun haben, muß mit Ruhe gethan werden und zwischen uns allein. Alphons und Fräulein Waltheim! Ich bestehe darauf! Ich will nicht hören von dieser Thorheit.“

„Wo bestehst du darauf!“ rief Bernhardine mit tiefer und entschließender Stimme.

„Ich bestehe darauf? Bernhardine, daß ich eine sonderbare Sprache von Dir zu mir!“

„Die Veranlassung ist sonderbar, Arthur. Ach,“ fügte sie bitter hinzu, „und auch Du hängt an dem alten blinden Verurtheiler. Weil ich anspruchlos bin und nicht rüchstlos, wenigstens in meinem täglichen Leben, und, ich geltebe es, von Natur timid und leicht eingeschüchtert, so meint ihr, ich ließe mir Alles gefallen, hätte keine Selbstachtung und keine Feindschaft. Wenn Du Dich in diesem Irrthume bestärkst, so lehne Du heute Dich von dem Gegenstande überführen. Komme, die Ungleichheit leihe keinen Aufschub.“

„Aber, Bernhardine —“

„Wilt Du mit Deiner Mutter im Bunde, um meinen guten Ruf zu untergraben?“ sagte Bernhardine, während ihre Lippen bebten und ihre Augen fast Feuer sprühten. Arthur nahm die Hand, welche sie auf seinen Arm gelegt hatte, weg und schritt finstern Blickes an ihrer Seite dem Hause zu.

An der Hausthüre trafen sie mit Fräulein Waltheim zusammen, welche eben angekommen war, um Bernhardinen und Alphons auf ein benachbartes Gut zu begleiten. Alphons hatte das Fräulein vom Flecke gehoben und stand an dessen Seite.

„Ach, Sie sind noch nicht bereit,“ rief die Waltheim Bernhardinen zu. „Ah, Herr Alster! Wann fuhr Sie angekommen?“

„Diesen Morgen,“ erwiderte dieser in mürrischem Tone.  
Fräulein Waltheim, betroffen von diesem Tone und Bemerkungen, nahm ihr Augenlaß und beängelte ihn und Bernhardinen mit jener affectirten und unverschämten Weise, die ganz geeignet ist, eben nicht phlegmatische Personen ärgerlich zu machen.

„Ich sehe, Sie haben einen Familienbündel abzumachen,“ sagte sie hierauf. „Ich bin im Begg.“

„Nein, ich bitte, Fräulein Waltheim,“ rief rasch Bernhardine. „Sie sind notwendig hier und auch Sie, Cousin Alphons.“

Fräulein Waltheim bewegte kaum wahrnehmbar ihre Augenbrauen und verbeugte sich leicht. Cousin Alphons warf seinen Kopf nach hinten, strich seinen Schnurrbart, zeigte seine weißen Zähne und lachte recht lustig, aber doch nicht ganz mit dem Selbstvertrauen und der Heiterkeit wie gewöhnlich. Hierauf begaben sich Alle in das Wohnzimmer der Madame Alster. Bei ihrem Eintritt wußte diese auch schon, was zu kommen sollte. Sie sah blaß aus und ihr Blick war noch härter und finstlicher, denn sonst. Gewohnt, durch das erschreckende Feuer ihrer Augen Bernhardinen bebden zu machen, that sie auch jetzt so. Doch diese hatten auf einmal ihre Macht verloren; ruhig, ja mit einem Anflug von Beachtung erwiderte sie der Gegernerin Wid. Madame Alster erkannte, daß das Scepter ihrer Macht ihrer Hand entfiel.

„Was soll das bedeuten, junge Frau?“ fragte sie. „Was soll das lächerliche Art, das Sie sich heute zu geben belieben? Können Sie diese Komödie erklären, Fräulein Waltheim?“

„Gewiß nicht,“ erwiderte diese, indem sie ihr Keilgias zusammenführte, sich voll Grazie auf das Sopha setzte, ihr Augenlaß ergriß und auf die Anwesenden blühte, als ob diese die Schauspieler und sie das Publicum des Theaters wäre.

„Das heißt,“ begann Bernhardine mit vor Aufregung bebender Stimme, „Sie haben an meinen Mann über mich Dinge geschrieben, welche vor allen hier gegenwärtigen Personen aufgeführt werden müssen; zwei von Ihnen werden Zeugnis abzugeben haben.“

„Guter Himmel, Arthur, wie kannst Du es wagen, daß diese niedrig denkende junge Person Dich herabsetze, Dich einen Mann von Ehre in Gemeinschaft bringen lassen mit so Gemeinem und Unverschämtem!“ sagte Madame Alster ärgert. „Gib es jemals ein so schlecht erzeugtes Mädchen, das sich bereit ist, Scandal zu machen?“ fügte sie hinzu, als ob sie zu sich selbst redete.

„Kaffen Sie die Frage über Gemeinheit hüßlich unberührt,“ sagte Bernhardine in einem Tone, den Madame Alster noch nie von ihr gehört hatte, im Tone des Befehls. „Kaffen Sie die Frage über Gemeinheit hüßlich unberührt und gehen wir über zur Frage nach der Wahrheit. Ich will streiden,“ fuhr sie fort, ihre Hand zu Madame Alster erhebend, welche sie unterdrücken wollte. „Ich habe ein Recht dazu und ich will und werde es gebrauchen.“

„Auf mein Wort, das ist ein Naturphänomen,“ schnarrte Madame Alster und setzte, so schwarz es ihr möglich war, Bernhardinen. Doch diese war viel zu sehr aufgereg, um auch nur ihre Blide zu beachten. Sind aber einmal timide Personen in diesem Seeleyustande, so sind sie gewöhnlich rüchstlosler und unbedachtlicher wegen der etwaigen Folgen, als Leute, die von Natur Herzhaftigkeit und Zuversicht besitzen; so war es mit Bernhardinen; ihre bisher überbergen gereinigte Willenskraft war auf einmal zu solcher Entschlossenheit erweckt und erregt worden, daß sie der trotzigsten Opposition der Madame Alster glühtlich zu widerstehen vermochte.

„Sie schreiben diese Briefe,“ fuhr Bernhardine fort und wies mit ihrem Finger an ein Paquet, das Arthur in seiner Hand hielt. „Da Sie darin dem Fräulein Waltheim und Cousin Alphons gesprochen haben, so wüßte ich, daß diese Arthur die Gedächtnisse, deren Sie erwähnen, nach ihrer Weise vortragen. Fräulein Waltheim,“ fuhr sie fort, sich zu dieser wendend, „haben Sie jemals mir Vermoße gemacht über meine ungeschickliche Familiarität mit Cousin Alphons?“ Und nun las sie aus dem Briefe die betreffende Stelle laut vor.

„Ich kann mich nicht erinnern, aber so etwas jemals gesprochen zu haben,“ erwiderte das Fräulein bedachtsam, und wüßte ihr Augenlaß. „Aber das habe ich allerdings zu Madame Alster erwähnt, daß ich es nicht für schüchtlig hielt, daß Sie so viel mit Ihrem Cousin ansprechen, und um Ihnen die Wahrheit zu sagen, schloß ich mich in letzter Zeit geistlichst Ihren Ausflügen an, die Sie vor dem Gerichte der Leute zu bewahren. Ich dachte, Sie seien mit unsern Getränken nicht bekannt, und konnte auch Ihre Mutter nicht begreifen, wie sie Sie ohne Warnung lassen mochte.“ Alles das sagte das Fräulein in einer Weise, wie sie etwa über ein neues Kleid oder über die Stimme einer Sängerin gesprochen hätte.

„Madame Alster,“ rief Bernhardine, und wendete sich mit

sprähen den Auge zu ihrer Schwiegermutter. „Waren Sie es nicht, die, als ich mich weigerte, mit meinem Cousin allein anzureisen, mich aufschalt, daß ich es wagte, etwas für unschicklich zu finden, das Sie nicht so fanden? Sagten Sie nicht, ich sollte Cousin Alphons wie einen Bruder betrachten und ihm mein Wohlwollen ohne Zurückhalt bezeigen?“

„Tante Afler, ich fürchte, Sie haben ein doppeltes Spiel gespielt,“ meinte Alphons, dessen heitere, offene, männliche Stimme wie ein Zaubrer die fieberhafte Aufregung der Tante unterbrach. „Arthur,“ fuhr er fort, „komm mit mir; Deine Frau wird schon mit Fräulein Waltheim Stand halten. Nun, bei allen Männern, die jemals dem Glück in der Ehe nachjagten, Wonna!“ rief er, als sie aus dem Zimmer getreten waren, „wie konnte ich so schwach sein und an solche offenbare Verleumdungen glauben? Deine Frau und ich haben nie auf anderem als auf freundslichem Fuße gesprochen. Wozu nun solchen Kün? Als ich ankam, sah ich, daß sie systematisch seit ihrer Verheirathung ausgeankt worden war; ich nahm daher ihre Partie und that Alles, was mir zustand, um ihre Selbstvertrauen einzuspäßen. Aber ich bin, so hoffe ich zu Gott, kein so schlummer Mensch, nie im Unfand eines so jungen Wesens anzulassen, oder gar als Opa eines Verwandten zur Schande und Schmach der Familie zu compliciren. Deine Mutter übergab Bernharden mein Schuß. Entschuldige mich, Du weißt, wie ich lebe; ich war daher auch anfangs ersucht darüber; aber ich habe nicht umsonst meine Tante Jahre lang studirt, um süß zu sein, sie jeht richtig zu widersigen. Bald argwöhnte ich, es müsse etwas im Werke sein, da sie gegen mich, den sie niemals hatte leiden mögen, gar so sehr gütig war und Bernharden schmeichelte, die sie doch, wie ich wohl merkte, haßte. Es dauerte nicht lange, und ich hatte entdeckt, was sie beabsichtigte. Aber sie verlor ihr Spiel, denn Bernharden hatte nicht die mindeste Neigung, mit mir zu coquettiren, noch hatte ich Lust, mit ihr davon zu laufen.“

Hier lachte er, als wenn er Wunter was für einen guten Witz gesagt hätte, und fuhr mit seinen Fingern durch sein schönes Haar in einer Weise, wie eitle Menschen zu thun pflegen. „Der ganze Unfand von Bernharden's Betragen ist nichts als Erfindung. Sie war sehr ängstlich um Dich besorgt, als Du nicht schriebst, und sprach alle Besichtigungen aus, denen die Tante erwidert; aber in Besorgniß und nicht im Eber, und Fräulein Waltheim ärgerte sich über ihr thörichtes Aengstigen. Die Arme that mir leid, und ich verteidigte sie, aber die Waltheim sprach mich nieder.“ Hier lachte er wieder. „Bernharden kam wirklich vom andern Ende des Zimmers zu mir, legte ihre Hände in die meinigen und sagte: „Ich danke Ihnen, Cousin Alphons,“ aber ihre Augen waren voll Thränen, und ihr kleines Herz brach fast um Deinetwillen.“

„Alphons,“ sagte Arthur, „ich lebe, ich war ein Thor.“

Der Cousin sah ernst dazwischen und hatte keine Lust zum Widerspruch.

v.

Arthur fühlte sich zwar gemüthlich, war aber doch großherzig genug, seinen Irrthum anzuerkennen. Zwar vermochte er es nicht über sich, gegen Bernharden sich zu entschuldigen und in eine lange und breite Vertheidigung einzulassen, aber als er ihr im Corridor des Hauses begegnete, erwiderte er seine Arme nach ihr aus, rief sie beim Namen und drückte sie zärtlich an sein Herz, wobei er ihr in's Ohr flüsterte:

„Wie mein treues Weibchen mir verzeihen?“  
Bernharden erhob ihr Gesichtchen, und stellte sich auf die Beiden, um ihm näher zu sein. Arthur hatte nicht nöthig, wieder zu fragen, ob sie ihn liebe und ihm verzeihe.

Arthur's Privatbesuch mit seiner Mutter war heiliger Natur. Die Leidenschaftlichen Weider waren angetret und gingen in Aufstand über. Er beschuldigte sie geradezu der Falschheit und beantwortete ihre Vorwürfe auf eine sie tief verwundende Weise; doch waren sie nicht ungerade, wenn auch mit darten Worten ausgedrückt, die ihm allerdings nicht zuflanden. Dagegen verlor aber auch Madame Afler bei dem Streit an Würde, Selbstachtung und mütterlichem Gefühl. Sie wuschete mit Hohn und Schmeichelei in einer Weise, daß des Mannes Blut erstarre, und sagte sogar, Arthur müsse für seine Gattin eine andere Heimath aufsuchen maden.

Unglücklichweise trat in eben diesem Augenblicke Bernharden ein und hörte diese Worte.

„Madame,“ sagte sie leidenschaftlich, „ich werde dieses Daud nicht verlassen. Dasselbe gehört meinem Mann, und ich bin somit die gesetzliche Besitzerin davon. Sie sind mein Gast, nicht ich der Ihrige.“

„Bernharden, Bernharden!“ rief maßend Arthur.  
„Still!“ rief die junge Frau befehlend. „Diese Angelegenheit ist die meinige, und ich erwarte nicht, daß Du mich gegen Deine eigene Mutter vertheidigst; ich muß mich selbst vertheidigen.“

Mit diesen Worten drehte sie sich um und ging.  
„Sie haben ganz Recht, Bernharden,“ sagte Fräulein Waltheim, welche im Nebenzimmer das Gespräch gehört hatte. „Wehen Sie weg von Disteisfeld, so schaden Sie Ihrem Charakter und dürfen sich weder hier noch in der Umgegend wieder sehen lassen.“

„Ich werde es gewiß nicht verlassen, darauf schwöre ich!“ rief Bernharden.  
„Meine Frau hat die Wahrheit gesagt,“ Mutter,“ sagte Arthur. „Ich würde es nicht gesagt haben, selbst jezt nicht; aber es ist die Wahrheit.“

„Naß ich das erleben, Arthur?“ schmarte Madame Afler. „Naß ich Disteisfeld verlassen wegen eines solchen unwürdigen Geschöpfes, das Du Dein Weib nennst? Vertheidige Dich nur mit dem Gedanken, mein Junge, denn so wahr ich lebe, es wird Dir nichts anderes übrig bleiben, als — der Eheante.“

„Ich werde mich aber nicht mit dem Gedanken, sondern einzig mit der That befriedigt finden!“ sagte Arthur. „Bergehen Sie nicht, daß ich das, was ich einmal beschloßen habe, auch ansühre. So verzeihen Sie mich denn: Da Sie nicht mit meiner Frau, wie es sich gebührt, leben, so werden Sie uns verlassen. Sie haben kein Recht, sie von hier zu vertreiben, und ich werde nie mehr Ihr überbürdetes Betragen gegen sie gestatten. Das ist Alles, was ich Ihnen zu sagen habe, und ich verlaße Sie, damit sie darüber nachdenken können.“

Arthur zog sich in das Nebenzimmer zurück.

So sich selbst überlassen, führte die Leidenschaft der alten Frau ohne Schranken und Maß durch die Seele. Die Erene bot einen schreckenerregenden Anblick dar. Heiß, das Zimmer mit verdrückten Armen, aufgeschwellenen Armen und zusammenschließenden Jähnen auf und abgehend, oft schmer und tief schneidend und von Wuth erkrankte Blide unterbrochen, glück sie mehr einen von Hunger wühlend gemordeten Fauter, der auf Raub ausgeht, als einem menschlichen Wesen. Unenträglich war ihr der Gedanke, von einem Wesen, wie Bernharden, überantwortet worden zu sein; daß ihre Nacht, ihr Wille, ihre Pläne, ihre Worte gleich einem Stab Zeug in Felsen zerrissen und dem Winde Preis gegeben werden sollten, und zwar durch das simple Wort einer Person, die sie noch immer für eine Schwachköpfige hielt, das, ja das war zu viel für die hochmüthige Seele.

Plötzlich hörten die drei Personen im Nebenzimmer einen schweren Fall; Arthur und Bernharden stürzten in das Gemach. Sie fanden die Mutter sprachlos auf dem Boden liegen; ihre große Aufregung hatte ihr eine Ohnmacht zugezogen. Nach und nach kam sie zu sich. Während Bernharden und Arthur sich um sie bemüheten, erubeten ihre Augen einmal an diesem, das andere Mal auf jener. Sie versuchte zu sprechen, es gelang ihr aber nicht, ob wohl sie mehrfach den Versuch erneuerte. Endlich stieß sie einen eigenthümlichen, ganz unnatürlichen Ton aus, und sagte dann mit ihrem immer noch feurigen und abschreckenden Augen, ihren kühnen, schwarzen, ebenfalls noch aufgeschwellenen Augenbrauen:

„Nun ja, ich sehe wohl, Sie sind nicht so einkältig, als ich Sie mir vorgestellt habe; — ich habe beinahe Respekt vor Ihnen.“

Madame Afler erholte sich nie mehr von dem Ausfall. Sie starb zwar nicht, aber sie war eine Andere geworden, wie die Dienerschaft behauptete. Sie war gezeugeten, ihre Schwiegereltern schalten und walten zu lassen im Hause; denn sie selbst brachte ihr Leben hilflos und unthätig in einem Kellerräume zu. In jeder andern Beziehung blieb sie die alte, die abschreckende, grausame, leidenschaftliche Frau, ihre Schwiegereltern aber behandelte sie mit Achtung, denn Bernharden hatte eine Lecton erhalten, die sie nie mehr vergaß. Während diese ihren Absichten freundlich und besonnen nachkam, ließ sie sowohl ihren Vatten als auch die Schwie-

germutter fühlen, daß in ihrem Innern etwas erwacht und thätig war, das neue Verfuhe, sie zu unterdrücken, unmöglich machte. Es ist zweifelhaft, ob Arthur sie jetzt so liebte, wie damals, als sie noch suchtsam und unterwürfig war; aber er achtete sie mehr und behandelte sie mit größerer Rücksicht. Er war der treue Sohn seiner Mutter und erbe ihre Natur und ihr Temperament, wenn es auch in milderer und reinerer Form auftrat, so daß es keinem Zweifel unterworfen blieb, Bernhartine würde, hätte sie sich nicht, wie gezeigt

worden ist, geachtet, wenn ihm ebenso niedergebaten werden sein, wie es seine Mutter gleich anfangs gethan hatte. Jetzt ist Alles in besser Ordnung. Madame Alster steht nie an, zu bekennen, sie habe sich in Bernhartine geirrt, und Arthur hat nie mehr Anfälle von Eifersucht, trotzdem Geuffin Alphonse sehr häufig in Disteilfeld sich aufhält und seine Frau locken magt, daß die Thänen von den Wangen berunterströmen; denn er — Alphonse nämlich — ist der glückliche Gatte des Fräulein Waleheim.

## Des Pfalzgrafen Buhle.

„Hier, legen wir uns auf den Baumstumpf nieder,  
„Die Beere lachet gählig uns zum Muth,  
„Und meine alten freyherrenlichen Glieder  
„Strecken sich am milden Sonnenstrahl;  
„In einem Büchel auf dem Stroh geboten,  
„Dem Tisch gemietet, von dem Tisch gehöh'n,  
„Ein Leben lang gebungen und gefahren,  
„Wett' ich als Greis mit meines Sohnes Zehn,  
„Ich bin am Ziel, Du wirst mich kalt verlieren —  
„Und einsam weiter hungern, weiter frieren.

„Dein Vater war ein stolziger Geckelie,  
„Da Deine Mutter Dich gebar im Zorn,  
„Zwey einen Hahn er, in seinem Heile  
„Wollt' er Dich bergen vor des Winters Weh' —  
„Der Pfalzgraf mühte sich im Herb' sich haben,  
„Der ließ ihn kochen auf den härtesten Dinsth,  
„Und kuffah! kuffah! über Puch und Oraten,  
„Es war, be'm Himmel! eine lust'ge Pusth!  
„Ich karrt' ihn ein, nicht kurr' ich ihn betlagen —  
„Was wolt' er auch des Grafen Hahn jagen!

„Und Deine Mutter spann ein löstlich Finnen,  
„Es nahm der Graf sie in der Mäde Troh;  
„Der fröhe Meegen traf sie schon beim Spinnen,  
„Die häute Nacht noch nicht ihr Auge kühlig;  
„Wie eine Blume ohne Sonne schwindet,  
„So siebte sie in dumpfer Kammer hin,  
„In rechter Zeit — sie war ja sehr erkühnet  
„Und fertigsagt, die laute Wetterin,  
„Mit ihrem Mute nägte sie die Spat: —  
„In ihrem Finnen wrangt der Grafen Buhle.

„Ein Kind noch hau' ich — meine Thänen stauen —  
„Von meinem Weile herzend mir gekühnet,  
„Kühm' ich die Tochter einmal nur noch kühnen,  
„Gib' man zur Mutter mich hinunterseht!  
„Der Sonnenstrahl, der auf dem Blatt sich kühnet,  
„Das rethe Wüthchen, das am Himmel zieht,  
„Der Falter, der die Kete dort umganzelt:  
„Ze kühn ich nicht, was auch dem Auge küht —  
„Nach ihrem Kande küht' ich euch die Kietue,  
„Die kühnt als verlieren ich verwinne.“

Der Greis verstimmt, an's Herz die Hände presht' er,  
Es küht der Enten küht die kleine Kuch —  
Da plöcklich herad' er, zittern, küht sich kühnt:  
Auf Kestelstufen kühnt' er den fern gekühnt,  
Wie küht die Kietue von der Kietue kühnt,

So küht'm' einher, daß bang' die Erde küht,  
Ein mühtig Kühtern, einer Dage Kühtern,  
Die Kühter kühtern, und der Oraten kühtern:  
Ein kühtes Paar kühnt an auf hohen Kühtern,  
Es küht der Kietue des Kietue küht,

Seran auf kühntem Weg ein kühnter Kühter  
Mit mühtig Kühtern, einer Dage Kühtern,  
Küht kühter kühter kühter kühter,  
Der Pfalzgraf küht, er küht im Herb' zu kühnt,  
Kühnt küht er die Kietue und den Troh,  
Mit seiner Kühter kühter küht zu kühnt,  
Die kühtes Kühter kühter kühter;  
Küht küht der Kühter er — mit mühtig Kühtern  
Küht er den Kietue zum Küht, zum Küht die Kühtern.

Da küht die Küht, die kühntes ihm kühnt,  
Den kühtes Kühter kühter kühter kühter,  
Der Oraten Kietue kühter kühter kühter,  
Küht küht dem Küht, der nach dem Kühter küht —  
Der Sonnenstrahl, der auf dem Blatt sich kühnt,  
Das rethe Wüthchen, das am Himmel küht,  
Der Kühter, der die Kete dort umganzelt:  
So küht ich nicht, was auch kein Auge küht —  
Die Kühter kühter er und kühter kühter:  
Es küht ein Kühter kühter Kühter kühnt.

Er oder kühter kühter auf den Kühtern,  
Der Kühter küht, die Kühter kühter kühter,  
Mit kühter kühter ein Kühter kühter kühter,  
Das kühter kühter kühter kühter kühter,  
Er kühter kühter, ob sich der Kühter kühter,  
Darum kühter kühter das Kühter kühter,  
Es kühter kühter, das kühter kühter kühter,  
Der Kühter kühter, das Kühter kühter kühter,  
Ein kühter Kühter — kühter kühter,  
Der kühter Kühter kühter dem Kühter kühter.

Der kühter kühter auf und kühter kühter Kühtern,  
Kühnter kühter er, das kühter kühter kühter,  
Kühter kühter kühter er kein Kühter kühter,  
Dah kühter kühter kühter kühter kühter kühter,  
Er kühter kühter, und kühter kühter kühter,  
Der eine Kühter kühter kühter kühter kühter,  
Er kühter kühter, seine Kühter kühter,  
Und kühter kühter kühter kühter kühter kühter:  
„O, kühter kühter! Der kühter kühter,  
„Hat kühter kühter in kein: Kühter kühter!“



„Ja's Dost, mein Knabe, mußt Du eilig lauten —  
 „Kag mich allein, ich werde lautz und lind —  
 „Von diesem Gold sollst Du den Satz mir lauten,  
 „Mein einzig Besz schenkt mir mein einzig Kind —  
 „Wie soll in ihm die lange Ruhe haben! —

„Dast morgen Du geweint an meinem Grab,  
 „Dann gib' auf's Schloß — brauchst keine Angst zu haben —  
 „Und luge über, die mir den Deutel gab:  
 „Der Bettler, dem so freundlich Du begegnest,  
 „Dein Vater war's, der Herbeud Dich gesegnet!“  
 Albert Traeger.

## Die Erkältung und ihre Folgen.

„Hast Du Dich erkältet?“ so fragt man Dich, — „je-  
denfalls habe ich mich erkältet!“ so sagst Du, wenn Deine  
Gesundheit irgend was gehört ist. Du siehst nie, leide an  
Brechen oder Durchfall, am kalten oder hitzigen Fieber, friere oder  
schweize, habe Schmerzen im Kopfe, im Kropfe oder in den Beinen,  
Hägel über Säulen vor den Ohren oder über Stirnrunzeln vor den  
Augen, immer müßt Du Dich erkältet haben. — Was? Einer,  
der in kalter Nacht aus der Bier- oder Weinstube etwas angefa-  
ngelt nach Hause ging, am andern Morgen mit Kopfweh oder Mela-  
nien auf, je mehr er sich an einer zügigen Straßenecke erkältet ha-  
ben. — Wird Jemand, dessen Mund voll von hoblen Zähnen  
und Zahnmurzeln ist, von Zahnschmerzen heimgesucht, so laßt er  
diese Schmerzen Zahnweizen und schreibt sie einer Erkältung zu. —  
Tantig ein kleiches, festengeschnürtes, wegpentalliges Fräulein wie  
rasend die ganze Nacht hindurch und hustet am nächsten Tage  
Blut, so behauptet sie, sich in der Garderobe verköhlt zu haben. —  
Wollen bei einem jungen Wüstling die Beine nicht mehr recht fort,  
so muß gewöhnlich eine Erkältung in Folge langer Zehens in der  
Kälte die Schuld davon tragen. — Kurz! welche Beschwerden und  
Krankheiten rührten, nach der Ansicht der Laien und Aerzte, nicht  
von Erkältung her?

Was ist denn nun diese Erkältung oder Verköhlung,  
welche eine so große Rolle unter den Krankheits-Ursachen spielt?  
Es ist eine wie mannichfachen Beschwerden (sein dritlicher oder  
allgemeiner Natur) nach sich ziehende, plötzliche oder dauernde Ein-  
wirkung der Kälte auf die Haut, und zwar entweder auf die Haut  
des ganzen Körpers oder nur einzelner Körpertheile. — Die aus-  
gereifte Haut ist also zunächst das Organ, welches erkältet. Eine  
solche Abkühlung bringt nun aber um so mehr Nachtheil, je be-  
deutender der Wärmeunterschied und je plötzlicher der Temperatur-  
wechsel, je mehr die Haut erhitzt war und schwoigte, und je emp-  
findlicher dieselbe ist.

Wollen wir also die nachtheilige Wirkung der Kälte auf die  
Haut, soweit dies zur Zeit möglich ist, erklären, dann müssen wir  
uns zunächst des Baues und der Thätigkeit dieses Organs er-  
innern (s. *Organol.* 1834. Nr. 44 und Nr. 46.). Vor Allem ist  
festzuhalten, daß die Haut sehr reich an Blutgefäßen ist, und daß  
hier das durch die Gefäße einströmende Blut eine Menge schlechter  
Bestandtheile, als Hautanröthung und Schweiß, von sich wirft, dem-  
nach sich auf diese Weise reinigt. Werden diese schlechten Wirkstoffe  
im Blute zurückgehalten, so muß sich dieses natürlich verschlechtern. Durch  
die Erkältung, verhältlich aber durch eine länger dauernde, wird nun  
die Schweißabsonderung gestört und gehemmt, also das Blut ver-  
schlechtert. Weiter existiren zur Zeit noch keine befriedigenden che-  
mischen Untersuchungen eines solchen schlechten Blutes. Es scheint  
anfangs röther und gerinnbarer (saiserscheider), später dunkler und  
dünnflüssiger (weiche) zu werden. Man schreibt dieser Blutverschlechterung  
(Schweißgiftigkeit) die Entstehung der Rheumatischen zu. Das  
spricht allerdings das gleichzeitige oder successive Bestehen  
rheumatischer Krankheitsproducte an verschiedenen Stellen des Kör-  
pers, die Nechtheit des Verlaufes mit andern Blutentartungen,  
wie mit der Nichte (Verfälschung des Blutes durch Darmauseen), sowie  
mit den Muesel- und Gelenksleiden bei Verfälschung des Blutes  
durch Saude (Phämie) und metallische Gifte, der reichliche saure  
Schweiß und Harn, und das nachfolgende hiebei Aussehen des gan-  
zen Körpers.

Bei dem großen Gefäß- und Blutreichthum der Haut  
kann nun aber eine Erkältung auch insofern schädlich wirken, als die  
Adern durch die Kälte zusammengezogen werden (weßhalb die Haut  
sicht und blaß wird) und so das am Einströmen in die Hautge-  
fäße verminderte Blut sich in andern inneren Organen an-  
häuft, hier aber zur Entzündung und Blutung Veranlassung  
gibt. Die so häufig bald nach starken Erkältungen, zumal der er-  
höhten Haut, auftretenden Entzündungen (des Herzes, des Herz-  
beutels, der Lungen und Lungenarterie u. s. w.) und die sogenannten  
acuten Rheumatischen (besonders der Gelenke, Muskeln und Kno-  
chenhaut), sowie auch die Katarrhe, dürften ihren Ursprung wohl  
mehr dieser Blutaufhäufung als jener Blutverschlechterung verdanken.  
Doch läßt sich dies nur vermuthen.

Es ist die Haut nun aber nicht bloß sehr reich an Blutge-  
fäßen und Blut, sondern sie besitzt auch einen sehr großen Reich-

thum an Nerven und zwar an Empfindungsnerven, welche sich  
entweder unmittelbar oder mittelbar, durch Nervennoten und das  
Rückenmark, in das Gefäß- und Bewußtseinsorgan, nämlich in das  
Gehirn, empfinden. Da nun ein Nervengefäß (d. i. das Gefäß der  
Leberstrahlung, des Nerven, der Sympathie oder der Splanchnic)  
existirt, nach welchem ein gereizter Empfindungsnerv seine Wirkung  
innerhalb der Nervenmittelpunkte (des Gehirns, Rückenmarks und  
der Nervennoten) auch auf andere, besonders benachbarte Nerven und  
Nervengruppen, zumal auf solche Nerven, welche Bewegungen ver-  
anlassen (s. v. Bewegungsnerven), übertragen und diese nun thätig-  
sten anregen kann, so ist es nicht unmöglich, daß eine Erkäl-  
tung auch mit Hilfe dieses Nervenreflexes krankhafte Erscheinun-  
gen nach sich zieht. — Durch eine solche Leberstrahlung läßt sich  
z. B. auch erklären, wie bei plötzlicher Einwirkung von Kälte auf die  
Haut starkes Herz klopfen, bestemmendes und seufzendes Athmen,  
Drang zum Uriniren u. s. w. eintritt. Ja man hat auf diesem Wege  
sogar oft Starrkrampf in Folge der Einwirkung kalten Wassers auf  
die Haut entstehen sehen.

Nach dem Gesagten lassen sich also drei Wege denken, auf welchen  
eine Erkältung der Haut schädlich wirkt: durch Verfälschung des  
Blutes in Folge der Unterdrückung der Hautanröthung und des  
Schweißes, durch Störungen im Blutumlaufe und durch den Nerven-  
reflex. Es dürfte übrigens wohl in wenig Fällen von Erkäl-  
tungskrankheiten möglich sein, anzugeben, wie die Erkältung gerade  
gewirkt hat. Vielmehr geschieht dies gleichzeitig auf verschiedene  
Art. — Die Unterdrückung kommt wahrcheinlich durch eine  
andauernde, langsam wirkende (chronische) Erkältung zu Stande,  
wie dies bei alzu leichter Bekleidung und zu dünner nächtlicher  
Bedeckung, bei dauerndem Aufenthalt in kalten, feuchten, nach  
Nerven gelegenen, lüftunglosen Wohnungen, bei kaltem Aufsteigen  
und längerem Verweilen in feuchter Kälte u. s. w. der Fall ist. — Die  
Störung im Blutumlaufe verdankt dagegen ihr Entstehen wohl  
mehr einer schnell erzeugten (acuten) Erkältung, wie durch Zugluft,  
zumal bei schweißender Haut. — Am meisten zur nachtheiligen Er-  
kältung geneigt sind: die Hälse (zumal schweißende), die Achselhöhlen,  
der Rücken und der Bauch. Zujige Abtheilung sind gar nicht selten  
Lunde und viele kleine Kinder stark nicht schon am Dreihundertsten,  
welcher durch Erkältung des warmen Bauches hervergerufen wurde.  
Von den vielen Katarrhen nach kalten nächtlichen Füßen wird  
gar nicht gesprochen. Deshalb lebe und preise ich aber auch die we-  
nigen Strümpfe und das Häubchen aus dem bloßen Körper, und laße  
über die Abhärtungsanstalten mit ihren öfteren Katarrhen und Rheu-  
matismen. Doch soll damit so nicht etwa gefogt sein, daß die Ju-  
gend schon äußere Kälte-unempfindlicher machen solle.

Die Erfahrung hat nun gelehrt, daß nicht nur verschiedene Per-  
sonen eine sehr verschiedene Empfänglichkeit für Erkältungskran-  
kheiten besitzen, sondern daß auch ein und dieselbe Person zu ver-  
schiedenen Zeiten oder unter sonst verschiedenen Verhältnissen in  
nicht minder verschiedener Weise, bald mehr bald weniger den nach-  
theiligen Folgen der Erkältung ausgesetzt ist. Die Erfahrung lehrt  
aber auch ferner, daß es in verschiedenen Personen bald das eine  
bald das andere Organ ist, das durch eine und dieselbe Erkältungs-  
ursache krankhaft ergriffen wird, daß bei dem Einen Schnupfen,  
beßer Hals, Lungenkatarrh (Husten) u. s. f. entsteht, während der  
Anderer vom Durchfall und andern Verdauungsstörungen befallen  
wird. Alle diese Verchiedenheiten, welche die Erkältungskrankheiten  
in ihrer Entstehung wie in ihren Folgen variiren, lassen sich zur  
Zeit nicht genau erklären.

Eine Anlage zur Erkältung dürfte wohl nicht wegzulassen  
sein, da dieselben schädlichen Einwirkungen bei manchen Menschen  
Erkältungskrankheiten hervorbringen, bei vielen andern dagegen  
nicht, und da Manche sehr oft und bei den geringsten Veranlas-  
sungen oder Witterungswechseln in Krankheit verfallen, während  
Anderer sich immer davon frei sind. Diese Anlage ist wohl in  
einer entwerder sehr zarten oder sonst für äußere Einflüsse traufhaft über-  
mäßig empfindlichen Haut begründet. Sie kann vielleicht angeboren  
sein, häufiger ist sie aber wohl erworben: durch Hautkrankheiten, Ver-  
zärtlung, allzuwarme oder die Haut reizende Bekleidung, durch Miß-  
brauch warmer und heißer Bäder oder schweißtreibender Mittel,

und überhaupt durch eine Lebensart, bei welcher der Körper bloß an Zuchtluft gewöhnt, vor jedem Witterungswechsel aber allmählich befeuchtet wird. — Weite Gesichter sind den Erhaltungskrautheiten gleichförmig hart angesetzt; die Frauen mehr wegen Hartheit der Haut und Unverfingtheit (dünn Strümpfe und Schuhe, leichter Bekleidung), die Männer häufiger wegen ihrer rauhen, keine Schonung zulassenden Beschäftigung oder wegen Verwundlung.

Die Erhältbarkeit läßt sich auf zweierlei Weise befähigen: mit Schutzmitteln gegen die Erkältung und mit Abkürzung der Haut. Das schädliche Verfahren verlangt, daß Patient eine trockene, sonnige, gut beheizte Wohnung und Schlafstelle habe, kalte Morgeu- und Abendluft, besonders aber Zugwinde vermeide, sich warm kleide, insbesondere wollene, seidene oder baumwollene Unterleider auf der bloßen Haut trage, bei Kälte zu kalten und schwitzenden Füßen die wollenen Strümpfe öfters wechsele und warmes Schuhwerk anziehe. Die Haut ist öfters zu baden, zu was-

chen und deck abzureiben; manchmal schülen, auch Fett- und Oel-einreibungen, über den ganzen Körper gemacht, gegen Erkältung. — Allmählich (ja nicht plötzlich) gebe man zur Abkürzung über, indem man sich nach und nach immer kälter wäscht und badet, nachher alle Mal deck abreibt, in die freie frische Luft geht, leichtere Bekleidung und dünnere (leimene) Kleider trägt, turnt, Garten- und Landarbeiten, Fuß- und Gebirgsreisen vornimmt und die Erkältungsfrist fahren läßt.

Um den ablen Folgen einer Erkältung vorzubeugen, bringe man die Haut sobald als möglich in Schweiß, entwecke mittels stärkerer Muskelanstrengungen (tanzen, turnen, laufen) oder durch innere und äußere Wärme (reichliches Trinken heißen Wassers oder Thee, Dampfbad, Einbüllen in warme Decken oder Federn). Ist nach einer Erkältung schon irgend ein Krankheitsproceß eingetreten, so lasse man das Schweißen sein, denn dann ist die einmal entstandene Erkältungskrauthheit nach ihrer besondern Natur zu behandeln. Bod.

### Besuch eines Kohlenbergwerks in Süd-Wales.

In England sind die Leute, welche Geld und Geschäfte haben, fast immer auf Reisen. Die Kaufleute der City, selbst Arbeiter, fahren jeden Morgen in's Geschäft und um fünf Uhr zurück. Jeder, der Zeit und Geld sparen will, fährt in London mit Eisenbahn, Dampfschiff, Omnibus, doch wenn er keinen ganzen Wagen am Weite hat. Die Aristokratie reist immer zwischen ihren verschiedenen Wohnungen umher. Nach dem Parlamente im August fliegt Alles, was respectabel sein will, aus nach Schottland, Wales, Spanien, an den Rhein, an die Rhine, nach Amerika, in eine der vielen Inseln und Colonien u. s. w., und darf sich respectabler Weise nicht eher wieder in London sehen lassen, als um die Zeit, wann das Parlament wieder eröffnet wird. Wer eher zurückkommt, gehört nicht zu den „obersten Reichtümern“ und ist kein „Gentleman“ ersten Ranges. Das Reisen ist nach englischen Begriffen im Durchschnitt sehr billig, und wird durch keine Spur von Paß und Polizei behindert. Dies kommt Jedem und dem ganzen Lande zu Gute, da Bewegung Leben und Gesundheit ist, und alle Vocommentinstrumente und Wagen in dicken Reihenfolgen und Begannungen Menschen und Waaren lustig durcheinander mischen, und Geld und Gut in stets frischem Fluße von Hand zu Hand strömen. In England bleiben die Leute ruhig, weil sie sich ohne Paß und Polizei frei bewegen können. Anderswo muß man durch Erziehung und Controle der ruhigen Bewegung böses Blut und unzufriedene Köpfe in einer Art von Gefangenschaft zu halten, und gibt dadurch Veranlassung zu allgemeiner Unzufriedenheit und der gutgefuntenen Bürger, hindert und hemmt dadurch die leichte Circulation der Güter, welche auch böses Blut abstricht und so sehr die öffentliche Ruhe und Zufriedenheit fördern würde. Daß die englische Postzeit in dieser Beziehung die praktischere ist, begreift sich leicht und wird durch Thatfachen, durch die ganze Geschichte bestätigt.

Ohne irgend Jemanden zu fragen, als meine Cassé, fuhr ich eines Morgens auch davon nach Wales hinüber, wo ich schon einmal gewesen, wie eine frühere Nummer der Gartenlaube beweis, um zwischen den Gebirgen und Tiefsen dieser romantischen Gegenden auf bessere Gedanken, in bessere Luft, zu stärkeren Nerven zu kommen, und zugleich eine Hellenfahrt 10 bis 15 Millionen Jahre tiefer in die Geschichte der Erde zu machen. Zu letzterer führte mich freilich bloß ein Zufall; doch hätte ich diese Fahrt so sehr für das Hauptereigniß meines Ausflugs, daß ich sie ausschließlich zu schildern versuchen will. Nicht Jener kann sich so tief in die geologischen Geschichtsbücher der Erde versenken, so daß eine imaginäre Fahrt mit Hilfe meiner Schilderung einen Ersatz für die wirkliche bieten mag.

Die Kohlenminen von Süd-Wales sind weitverbreitet, sowohl wegen ihrer Tiefe, als ihres reichen Ertrags und der reichsten Technik ihrer Bearbeitung, so daß Erpriesnisse und sonstige Unglücksfälle, in andern Kohlenstrichen noch so häufig, hier seit Jahren nicht mehr vorkommen. Mit einem hohen Grade von Zurecht setzen gegen wir uns deshalb die Uniform der Unterwelt an, die man uns bot: hartes Baumwollenes Zeug vom Kopfe bis zum Fuße. Auf die Frage, warum wir diese wollene Uniform anziehen müßten, hieß es: sie trennt nicht so leicht im Falle eines Feuers,

einer explosirenden Gasmasse. — Wir sahen uns gegenseitig etwas bedenklich an, doch wollte Niemand Mangel an Muth verathen, so daß wir sähm vor die Haupttöbelle schritten und unsere Dampflampen in Empfang nahmen. Ich fragte unsern Führer, ob Erpriesnisse noch sehr häufig vorkämen.

„Sein Gedanke,“ antwortet er, und bliebt vornurschwell stehen. „Jede Minute ziehen 90,000 Cubiffuß frische Luft durch die ganze Mine in zehn besondern Hölen ein und aus. Jedes Windchen und Rippen wird fortwährend rein angesetzt, so daß keine Spur bösen Wetters sich irgendwo festsetzen kann.“

Dadurch etwas getrübt, bleiben wir am Haupteingange stehen, in welchem die Veretterten sich mit suchtbaren Schnelligkeit bewegen, und große Käfige oder Tramen im Nu hier beaufen, dort hinunterrollen. Dies wechselt fortwährend alle Minuten, hier Leute und Kohlen brauf an's Tagelicht reichend, dort erfahre eben so schnell verlenken. Wir sind reisefertig und treten in den stülhaltenden Käfig. Unser Führer schiebt etwas Unversändliches, und wir stürzen in den Abgrund mit Eisenabhangswindigkeit. Es donnert und wirbelt und faust um unsere Ohren, wir fühlen einen hart zunehmenden Trud gegen Augen, Nase, Kopf, den ganzen Körper, so schnell nimmt die Dichtigkeit der Luft zu. An uns vorbei laufen Leute in die Höhe (über 300 täglich auf und ab), schwere Kohlenlasten und fürchterliche Schredbilder, die uns grimmig von allen Seiten anzuflarren scheinen. Nach etwa einer Minute, eine suchtbare lange Zeit für uns — geht unser Kerb über den Käfig plötzlich langsamer und hält mit leisem Stöße auf dem Boden unten, der vor so und so viel Millionen Jahren einst äppig waltige Erberberfläche war. Feuer- und Wassereruptionen und in's Meer der Unsigelkeit! Raubbege Zeitströme liefen und lagerten sich darüber hin und wüthten die colossalen Feuerwälder zu Steinholenshöden zusammen, aus denen die gegenwärtige Menschheit Vordit, Feiz- und Wajschuntertriebtrast bezieht.

Wir sind auf den Abgrunde angekommen, einem großen, halbenartigen Raume mit unheimlich aus der Dunkelheit sickernden Wänden und verschiedenen Thüren und Oeffnungen. In eine derselben weiter geführt, passiren wir Höle von Kohlen auf Schienen und leere Waagen in entgegengelegter Richtung, die sich in der Mitte unter dem schmerzliche bernurtergeigen Hauptsticht in aufsteigende Luftmassen entladen. Letztere rollen ununterbrochen nach der Oberfläche, während dieselbe Dampfmaschinenkraft stets ebenso viele herunterverwirrt. Das unheimliche, dunkle, von einzelnen Lampen strömende beleuchtete Donnern und Sämmern, Rollen und Rauschen, weven man die Trichtfläche nicht sieht, und das sich doch so sicher und errentlich abwickelt, veranlaßt uns zu der Frage:

„Wie viel Kohlen schafft Ihr täglich hinauf?“

„Durchschnittlich 12,000 Centner täglich,“ antwortete der Führer.

„Und wie groß ist das offene Meerwerk hier unten?“

„Voriges Jahr waren's 200 Morgen, jetzt aber bedeutend mehr.“

Dabei werden wir in eine Art von Kajüte mit Stühlen ringum geführt und gehalten, uns niederzulassen, bis wir „unserer Augen

wieder bekommen", wie sich der Mann ausdrückt. Um dabei auch etwas wissenschaftliche Einsicht zu bekommen, fragen wir den Mann bald nach Tiefen, bald nach Jenen.

"Wie macht ihr's eigentlich, um aus diesen engen Gängen und Schächten jährlich beinahe 2000 Tonnen Kohlen zu ernten?"

Er zeigt mit dem Daumen rückwärts auf einen edig hervorragenden Hügel und erwidert:

"Wir treiben durch die verschiedenen Strata (geologischen Schichten) und durchschneiden dabei die einzelnen Kohlenbetten. In der jetzigen Tiefe haben wir 21 solcher Betten innerhalb einer Tiefe von 600 Yards durchschritten. Dies sind die weit berühmten unteren Lager von Tid- & Bates, mit welchen alle die großen Kohlen- und Eisenbetten von Bates parallel liegen. Hier haben wir bis jetzt Kohlenhöhlen von 72 Fuß Durchmesser zusammen; 61 Fuß davon verteilen sich in Betten von je 3 Fuß und mehr. Jeder Fuß Kohle, über einen Morgen ausgedehnt, enthält ungefähr 1500 Tonnen. Zwar sind sie nicht alle verwertbar, wenigstens bis jetzt nicht, doch sind's immer Kohlen, die mit wohlfeilem Erhebungsmittel noch verlässlich fein werden. Wenn die Lager oder Betten sich gut nach und eben anbreiten, so daß wir gleich nach allen Richtungen hineinarbeiten können, bekommen wir auch manchmal 1000 Tonnen los und in die Höhe."

Auf die Frage, wie es mit der Unverwertbarkeit mancher Kohlenbetten stehe, gibt er mir folgende Auskunft:

"Für unterirden hier unten sind sie alle so ziemlich gleich, aber eben kein Beckenmann nicht. Da hab' ich ein Bisher weiter oben ein Bett, das hat eine zu feste Bede, die nicht löslich von den Kohlen. Wenn die Leute oben nach Kohlen aus diesem Stratum bekommen, so schreiben sie: 3, da hab' ihr mir ja nichts geschickt, als Steine! Andere Kohlenhöhlen enthalten zu viel Schmelz, die, in sauren gelassen, sich leicht von selbst entzünden. So müßten wir sie liegen lassen. Wenn nicht, spreit uns der Häudler oder Consumant: Na, da hab' ihr mir ja Kohlen geschickt, die reifen wie ein altes Hühnchen und fortwährend beissen werden müßten, um sie schwarz zu halten. Ein Anderer dreißt sich noch niedriger aus und schreibt: Sie haben ihr feine Kohlen geschickt, sondern Schlacken! — Kohlen aus wieder anderen Betten gehen zu viel Asche, noch andere sind zu 'frei' und wollen nicht zusammenhalten, wieder andere haben Schichten in sich. Kurz, Gentlemen, Sie können's mir glauben, die rechte Sorte von Ding ist nicht so leicht zu haben."

"Was sind das für Schichten, die manche Lager in sich haben?"

"Schichten, Sir? Ja, darauf erkenne ich die Ansicht der Oberwelt. Sie denkt, die Kohlen liegen so nur eben da, fest und einig. Weit davon wird's erst richtig. Es gibt sehr selten Schichten ohne dazwischen sich hindurchende andere, fremde Substanzen, größtentheils parallel mit deren Ebene und durchweg, manchmal bloß n' Messerfläden bild, manchmal n' Fuß oder n' Zoll, wie's sich eben findet. Dann kommen auch mitten in der Schicht Eisensteine mit 'shale' \* vor und dann verkaufen sie sich besonders schlecht. Manche Schichtungen sind flackernd und machen aus einem Zeit zwei. Die das unsere Arbeit manche Schwierigkeit."

"Und wie arbeitet man denn nur eigentlich?"

"Das ist verschieden, Gentlemen! Hauptächlich roppelt, nämlich: „stall and pillar“, das ist eine Art, und dann „long wall“. Die Abfallungsweg- und Säulenmethode (stall and pillar) besteht darin, daß man bloß einen Theil der Kohlen anhaut und die übrigen in Säulen und Abtheilungen zur Tragung der Erde darüber stehen läßt, bis rückwärts gearbeitet wird. Dann schlägt man nämlich das Säulen- und Tragenetz los und läßt, retirirt, die ausgebeuteten Höhlungen zusammenfallen. Solche Districte heißen dann goafs. Die Lange- & Methode (long wall) schafft die benutzbaren Kohlen alle auf einmal weg, so daß wir beiden Seiten lange Wände entstehen, welche die Höhlung in natürlichen Bögen tragen. Für beide Arten der Bearbeitung ist es notwendig, den Boden in ebenen Driften zu halten, mit Eisenbahnen zu belegen und die Kohlen so zu entzernen. Diese ebenen Driften sind zugleich Fußwege der ganzen Mine, neben welchen die Wasserwege besonders angelegt werden."

\* Ich habe vergessen, was er damit meinte, und fand auch unter Engländern der Oberwelt keine klare Auskunft darüber.

Unser Meister und Führer, der während der Zeit fast stets an dem Tische seiner Dampfkampfe herumdedert, jersert uns nun auf, ihm weiter zu folgen, da er voraussetzt, daß wir uns unsere Augen für die Unterwelt bekommen haben. Ganz genau. Wir hätten eine Aabel auf dem Rücken gefehen. Wir folgen ihm gefchäft.

"Meine Fürcht für den Kopf," ruft er. "Wir haben hier 10 Fuß Höhe und 7 Breite. Das ist unsere Hauptluftstraße, durch welche jede Minute so etwa 70,000 Cubfuß Luft passiren, und unsere Hauptstraße durch die Strata und an ihnen entlang. Die Luft wird von hier aus in verschiedene Districte abgeteilt, hüturgetrieben und durch den Ventilirenden wieder nach oben geführt. Jeder Distrikt hat am Unte einen Regulator oder eine Halbhöhre, durch deren Öffnung oder Zuschließung mehr oder weniger Luft von der Hauptstraße weg eingelassen wird."

"Nun beachten Sie die verschiedenen Strata. Auf dem Wege durch diese Drift können Sie nicht weniger als 133 verschiedene Blattungen derselben bemerken, außerdem 21 Kohlenadern innerhalb 320 Vertical- & Horizontal- des Berges. Die Hauptabtheilung zwischen diesen Adern nennen wir Glist, rer, pulverisiert und dem Wetter ausgesetzt, zu thönigem Schmutz wird. Dazwischen kommt Gestein vor, das, seiner Widernittel berant, zu Sand zerfällt. Auch ziehen sich Betten von Eisenstein hütur und jedes Kohlenbett steht überall auf einer Schicht von Feuerstein, worin man überall fließendes findet, die unter dem Namen signiorina bekannt sind. Das ganze Kohlengebiet liegt ist nach Ermittlung der Geologen 2000 Klaftern tief; doch enthält es in den oberen Lagen zu viel Glist, in den mittleren zu viel Sandstein."

Während dieses Vortrages sind wir mitten in das eigentliche, bearbeitete Kohlenlager gekommen und bemerken mit Staunen dessen angenehme Tiefe, die sich durch ein glühendes Meer von schwarzem Glanz abhebet. Zwölf Fuß tief selbte Steinlebe. Die Fädzte der Arbeiter erkennen daran wie lustige Hühnergeflügel, so metallisch dicht ist die ehemalige grüne Vegetation kräftigst und zusammengebrückt worden. Man müßt uns die volle Tiefe des Lagers, zeigt uns die Schichten, Welche uns und Geschiebe dazwischen, das Dach oben und das Thobernt unten. Die "Verdienste" des Lagers werden geschüttelt, wie Tugenden eines liebes Freundes, doch wird das benutzbare Lager, etwähl nur 8 Fuß tief, nicht dergelien. Man räunt ihm sogar einige Bezüge vor seinem riederem Nachbar ein. In den verschiedenen Driften umherwandelnd lernten wir auch manche Abkömmlinge und Practices kennen. Letztere bestehen aus Höhlen von zusammengezagelten Brettern, durch welche die Luft gezogen und gedrückt wird, um sie in die fernsten Winkel von unten und jedes böse Wetter im Entsehen zu verjagen. Endlich stehen wir vor einem ungeheuren Feuer.

"Wie," rief Einer von uns, "fürchtet man sich nicht, mit dieser mächtigen Flamme die Heilten zu entzünden?"

"Dat nichts zu sagen, unsere Luftwege sind Obegentogen sind Schutzes genug."

Wir können's kaum vor dem Feuer aushalten: ein Stück Taute-Hölle, ein Meer von Flammen und diesen Rauchschwüngen in unbestimmte Finsternisse verandert und grimmig hineinleuchtend in diese Nacht der tiefen Unterwelt, aus einem gemauerten Ofen mit einem Schaft von 500 Fuß Höhe. Das so im schärfften Zuge weißglühende Feuer ist der eigentliche Ventilator und zieht stets selbstthätig Massen Luft aus der Oberwelt hinunter durch alle Adern und Driften und mit allen Sparen gefährlichen Gases wieder herant. Mit Etelz und Freude zeigt man uns an der Hesseheit um entfallte Dampfkampfen, daß die Luft nicht "geladen" ist und also auch nicht losgehen kann. In einem entlegenen Winkel wird der "Hof" um die gefährlichen Flammen gezeigt und unser Freund ruft in die unheimlich unheimliche Flamme hinein:

"Nun, Gentlemen, sehen Sie, was eine Dampf ist. Ohne diese Umföhrung der Kampfe wären wir jetzt schon verengte und verpömmelte Leiden."

Das klingt sehr ungemüthlich, so daß wir eilen, wieder in einen der fortwährend auf- und abzurückenden Tramen zu kommen und mit lauterer Geschwindigkeit emporzusteigen auf die Erde und ihr herrliches Tageslicht, an welches wir uns freudig auch erst wieder gewöhnen mußten, so sehr drückte dessen helle Fluth auf unsere Augen und alle Nerven.

## Ein unaufgelöstes Räthsel.

In dem Orte Weiskirchen, dritthalb Stunden von Offenbach entfernt, wurde am 14. November 1853 eine Unbekannte, welcher alle Legitimationspapiere fehlten, angehalten, verhaftet und am 15. dem großherzoglich heffischen Kreisamte Offenbach vorgeführt. Nach der Bekanntmachung des Kreisamtes war dieses Mädchen „ungefähr 22 bis 24 Jahre alt, 6 Fuß 4 Zoll großherzoglich heffischen Maßes (rheinisch: 5 Fuß 4 Zoll) groß, hat blonde Haare, eine hohe und breite Stirn, blonde Augenbrauen, blaue Augen, eine gebogene Nase, einen breiten Mund, ein ovales Gesicht, breite, etwas hervorstechende Backenknochen, eine gesunde Gesichtsfarbe, ist von mittlerer Statur und ohne besondere Kennzeichen. Bei seiner Verhaftung trug dasselbe ein luttunennes, roth und weiß carreeses Halstuch, roth gezeichnet Carolina B., eine Mantelstube von schwarzem Trianon, eine bunte luttunenne Schürze, einen luttunennen gestreiften Unterrock, einen grauen Unterrock von Sadwollisch, einen wattenen Unterrock, ein großes leinewes Hemd, bis an die Hüfte angesetzt, über demselben ein weiteres Hemd von Shirting. Ferner trug dasselbe einen Fingerhut, etwas Ovarn, Seife und einen Kamm in einem Säckchen bei sich, weißes leinewes das Mädchen auf seinem Leibe verflochten hatte. Alle angehaltenen Personen, sich mit gedachter Person verständlich zu machen, hielten lange fruchtlos, weil sie die bekannteren neueren Sprachen entweder nicht verstand oder nicht verstehen wußt; endlich wurde aber ermittelt, daß sie der ungarischen Sprache mächtig ist. In letzterer sagte sie nimmehr, daß sie in ihrem jüngsten Lebensjahre von einem Namen, Namens Eleazar, ihrer Mutter genommen und in ein in diesem Wälder gelegenes Haus gebracht worden sei, wo ein Mädchen, Namens Vertha, sie in weiblichen Handarbeiten unterrichtet habe. Kurze Zeit, bevor sie in der Nähe von Offenbach angehalten worden sei, habe sie das Haus im Walde mit der Vertha verlassen, sei mit derselben mehrere Tage hindurch in einem Obwaldenweg geblieben; endlich seien sie in einem Wirthshaus in der Nähe des Ortes, in welchem sie am 14. November v. J. (1853) verhaftet wurde, eingeholt, hätten hier übermüdet und des anderen Tages habe sie Vertha verlassen. Die gegebene Vermuthung, daß gedachte Person mit einem l. l. österreichischen Militärtransporte in gewisse Gegenden gekommen sei, hat sich nicht bestätigt. Derselbe ist angeblich des Schreibens untauglich und ohne alle Religion, dagegen im Stricken von Strümpfen und Decken geschickt, äußerst reinlich und verschämt. „Da hieher alle Bemühungen“ — so heißt es am Schluß jener Bekanntmachung — „den Namen, die Herkunft und die sonstigen Verhältnisse der eben signalisirten Person zu ermitteln, fruchtlos geblieben sind, so werden alle Polizei- und Gerichtsbehörden, welche über solche etwa Auffchlüsse erhalten können, ersucht, desfallsige Mittheilungen hierüber gelangen zu lassen.“

Diese Aufforderung hatte keinen Erfolg, von keiner Behörde kam dem Kreisamte Nachricht über die Unbekannte zu. Man hegte gegen die Fremde anfängliches Argwohn, hauptsächlich darum, weil sie des Schreibens untauglich sein wollte, sich einer unverständlichen Sprache bediente, wie dies von Verthgerinnen, welche näheren Nachrichten andeuten wollten, mitunter geschieht, und eine ihr nicht passende, für ihren Körper zu weite Kleidung trug. Unter dem Einfluß dieses Argwohns führte man sie in das Offenbacher Kreisgefängniß. Der Aufseher desselben machte an ihr aber so auffällige günstige Wahrnehmungen, daß er sie in seine eigene Familie aufnahm. Caroline, wie die Fremde von nun an genannt wurde, zeigte sich als willig und sanft, überhaupt als in jeder Beziehung gutartig, schon von unwillkürlichen Gesinnungen oder gar Handlungen gar keine Ahnung zu haben, war sehr schüchtern und in hohem Grade reinlich. Im Lesen, Schreiben und Rechnen war sie gänzlich unerfahren, so daß sie nicht einmal wußte, daß es Zahlen und Buchstaben gebe, in der Religion kannte sie die Grundbegriffe nicht. Als sie bereits Unterricht empfangen hatte, fragte sie den Lehrer noch: „Wer ist Gott und wo ist Gott?“ und hörte den Erläuterungen, welche sie darüber erhielt, mit störrischer Aufmerksamkeit zu. Den ungarischen Ausdruck: Ischtemen (mein Gott!) brauchte sie allerdings oft, aber nur um damit Schreden oder Verwunderung auszuwirken und ohne um Gott zu denken. In der Verrichtung häuslicher Arbeiten war sie so unerfahren und ungeschickt, daß sie nicht einmal Kartoffeln schälen konnte. Lehren, die man ihr in dieser Beziehung gab, nahm sie begierig an und

verrieth alle Zeit den Trieb, in Stube und Küche nützlich zu sein. Nach den ersten Anweisungen legte sie für alle Hausarbeiten ein wahres Talent an den Tag. In einer war sie von vornherein auffallend geschickt — im Stricken. Sie verfertigte mit der Stricknadel knumwollene Decken von tadelloser Wärme und in einer Nacht, ohne Licht, zwei kleine wollene „Stänchen“ (Wußwärmer) mit braunen Bändern. Auf alle Menschen, welche sie sah, machte sie den Eindruck eines ganz unschuldigen Kindes, das in tiefer Einsamkeit ohne allen Unterricht aufgewachsen und in geistiger Hinsicht auf der untersten Stufe der Entwicklung zurückgeblieben sei.

Als man sich überzeugt zu haben glaubte, daß man seine Verthgerin, sondern ein höchst unglückliches Mädchen vor sich habe, lenkte man Caroline im Gefängniß nicht länger lassen. Der Stadtrath von Offenbach berieth am 19. April 1854 über ihr ferneres Schicksal und beschloß einstimmig, daß für ihre Unterhaltung und Ausbildung so lange Sorge getragen werden solle, bis sie im Stande sei, sich selbst an eine ehrbare Weise zu ernähren. Die hierzu erforderlichen Geldmittel sollten durch freiwillige Beiträge zusammengebracht und die etwa fehlende Summe aus der Stadtkasse ergänzt werden. Man beschloß endlich, falls sich Caroline bis zu der Zeit, wo sie sich selbst zu ernähren im Stande sei, unverschuldet betrage, ihr das Heimathrecht in der Stadt Offenbach zu verleihen. Das Ministerium des Innern genehmigte diese Beschlüsse und Caroline wurde aus dem Gefängnißhause zu einer achtbaren Familie gebracht, nun dort die zu ihrem späteren Fortkommen dienlichen häuslichen Arbeiten zu erlernen und im Nähen und Weben besonderen Unterricht zu empfangen. Sehr schön und unter vielen Weibern trennte sie sich von der Familie des Gefängnißaufsehers. Nachdem sie in der neuen Umgebung längst heimlich geworden war, ängerte sie noch häufig den Wunsch, ihre „Teufels-Mama“ (die Frau des Aufsehers) besuchen zu dürfen. Ein Lehrer der Offenbacher Volksschule, Friedrich G., wurde beauftragt, ihr Unterricht in der deutschen Sprache und, sobald sie darin die nöthigen Fortschritte gemacht habe, in der Religion, im Rechnen und Schreiben zu ertheilen.

Die gerichtliche Aufforderung zu Mittheilungen über Caroline hatte, wie wir bereits wissen, keinen Erfolg gehabt. Spuren, welche auf ein bestimmtes Land, dem die Unbekannte angehören müsse, hienwies, waren vorhanden. Die Stelle der Aufforderung des Offenbacher Kreisamtes, worin gesagt wird, man habe ermittelt, daß sie der ungarischen Sprache mächtig ist, kennen wir. Diese Behauptung beruhte auf der Angabe eines Unbekannten, der ein gebildeter Mann gewesen sein soll und mit Caroline im Gefängniß ungarisch gesprochen habe. Im Verlaufe der beiden nächsten Jahre (1854 und 1855) stellten sich noch zwei andere Ungarn ein, ein Vicenaut und ein Professor, die sich mit ihr in ihrer Sprache, allerdings nur so schwer, verständigen konnten. Caroline erklärte, daß sie immer, wenn einer dieser Herren bei ihr gewesen sei, unwillkürlich an ihre Mutter erinnert worden sei, denn jeder habe so gesprochen wie diese. Durch die Ermittlungen des Sprachforschers Lorenz Diesenbach erhalten diese Worte Bedeutung. Danach ist nämlich das Ungarische (Magyarisch) Carolinens vielfach von der Schriftsprache abweichend und einigermaßen mit fremden Wörtern gemischt, die indessen meistens in Ungarn verbreiteten Sprachen angehören. So scheint es also mit Gewißheit (von Carolinens Erzählung sehen wir vorläufig ab) angenommen werden zu können, daß ihre Mutter die reine Schriftsprache geredet hat und ihr eigener vorüberer Dialekt mit ihrer späteren Umgebung in Verbindung steht.

Als die Unbekannte der deutschen Sprache hinreichend mächtig war, theilte sie sich über ihr früheres Leben mit. Ihre Erzählung ist in zusammengedrängter Form folgende. Als zu ihrem fünften Jahre lelte sie bei ihrer „Mama“ in einem großen einsam gelegenen Gebüde, welches in Form eines Bieredens einen Kamm (Dol) einschloß. Dieses Gebüde hatte nur einen einzigen Eingang, ein bogensförmiges Thor mit zwei Hängeln, dem zur Rechten und Linken hakenförmige Ränne lagen, durch die man in das Gebüde selbst gelangen konnte. Der Eingang zur Linken führte bloß in das Erdgeschloß; wollte man in die oberen Stockwerke gehen, so mußte man sich rechts wenden, wo es eine sehr hohe und breite Wendeltreppe gab. In das Erdgeschloß konnte man auch auf dieser

Seite gelangen; man mußte dann an der Westtreppe vorbeigehen. Vom Hofraume aus führte sein Eingang in das Gebäude. Auf dem Vortragegebäude über dem Thoreingang stand ein runder ruder Thürm, 20 bis 25 Fuß hoch, das Hintergebäude hatte zwei Thürme von derselben Form und Höhe. An den Fenstern des Gebäudes waren grüneäden angebracht. Das Gebäude hatte viele Stuben, die Küche befand sich im hintern Bau.

In diesem einsamen Gebäude wohnte die Mutter Carolinens und ihr selbst, eine Gesellschafterin und einigen Dienstmädchen. Sie hatte die Gemächer rechts inne, links wohnte zuweilen ein „Englar“ (Dheim) Carolinens mit seinem Sohne Henric (Heinrich). Von einer Mutterstewer, „Kantlu“ (Lante) hießte Caroline, sah sie aber nie. Von einer männlichen Bedienung der Mutter oder des Dheims hat sie nie gesprochen. In der Waldwohnung, wo sie ihre späteren Jahre verlebte haben will, hat sie nie gehört, daß der Vater von ihrer Mutter, „Katana“ (in der ungarischen Schriftsprache Katona, Seldat) gewesen sei. Dieser Orefvater hat einmal fertigmacht, wo böse Menschen waren (wahrscheinlich in den Krieg) und hat bei seiner Rückkunft zur Mama ein böses Vein gehabt. Auch ihr eigener Vater ist Officier gewesen. Sie erinnert sich aus ihrer Waldwohnung des Bildes eines Mannes mit einem weißen Kleide und mit drei Sternen auf der Brust, von dem ihre Wärterin ihr gesagt habe, daß es ihren Vater vorstelle. Als sie in Offenbach einen österreichischen Officier in Uniform sah, sagte sie: „So hat mein Papa auf dem Wirt, ein weißes Kleid an.“ Darauf beschränken sich alle ihre Erinnerungen und Aushagen von ihrer Familie. Nur ein einziger Ortsname tritt dabei hervor: Temenar (noch wohl Temesvár), wosin Carolinens Mutter nach der Erzählung der Wärterin in der Waldwohnung mehrmals mit dieser in einem Wagen gefahren ist.

Der Hofraum des einsamen Schlosses war gepflastert und in der Mitte befand sich ein runder verdorrter Brunnen, auf dem das Wasser mittelt eines Rades herausgehoben wurde. Der linke Seitenflügel des Hauptgebäudes grante an der Außenseite an einen großen Garten, der sich über das Gebäude noch hinandestreckte. In diesen Garten gelangte man durch eine Thür links vom Vortragegebäude, und diesem Eingange gegenüber standen drei kleine, etwa dreißig Schritte von einander entfernte Häuser, wo die Leute wohnten, die in dem Garten zu arbeiten hatten. Zu dem Thore des Hauptgebäudes führt ein breiter, theilweise gepflastertes und von hohen Wänden eingefasster Weg. Von diesem Hauptwege führte, zu jedem der drei kleinen Häuser, ein Nebenweg. Nicht fern vom Hauptgebäude standen viele Wäme, die man von den Fenstern aus sah.

Caroline wohnte in diesem Gebäude etwa bis zum vollendeten fünften Jahre. An einem Morgen nach dem Kaffe führte ihre Mutter sie in den linken Seitenflügel zum Dheim, stülte sie und fuhr aufsteigend heiter in einem Wagen fort. Ihre Gesellschafterin nahm sie mit, die Dienstmädchen blieben zurück. Sie hatte sich oft entfernt und Caroline ahnte daher nichts Schlimmes. Sie blieb bei ihrem Dheim bis gegen Mittag, zu welcher Zeit sie in den Garten geführt wurde, Dheim wollte sie begleiten, mußte aber auf Befehl des Vaters zurückbleiben. Bei dieser Gelegenheit erzählten wir, daß ihr Spiegelnoth acht Jahre alt war. Sie ging allein in den Garten und hatte sich dort kaum in der Nähe des Wassers niedergesetzt, als ein großer Mann mit einem starken, über die Brust herabfallenden Bartte sie auf seine Arme nahm und forttrug. Sie weinte und schrie, bis der Fremde ihr den Mund mit einem Tuche verschloß und sie endlich ganz ermattet auf seinem Arme einschliel. Wenn sie erwachte, stülte sie sich noch immer fortgetragen. Wie lange dies dauerte, es es ungewissen Nacht wurde und ob ihr Träger mit ihr durch eine Stadt oder ein Dorf ging, hat sie nicht bemerkt. Alles, was sie weiß, ist, daß sie in eine unterirdische, in einem großen Walde liegende Wohnung getragen und dort einer Frau von 40 bis 45 Jahren, der einzigen Bewohnerin der Höhle, übergeben wurde.

In dieser Wohnung hat die Unbekannte lange Jahre verlebt und sie daher mit der größten Genauigkeit beschreiben können. Der oberste Theil derselben lag mit dem Waldboden in derselben Linie. Den Eingang bildete eine Fallthür, von der Größe einer gewöhnlichen Stubenthür, die mit Glas besetzt war, daß man sie von dem Boden des Waldes nicht unterscheiden konnte. Unter dieser Fallthür befand sich eine Treppe mit 15 bis 18 Stufen von Holz und so schmal, daß immer nur eine Person auf ihr

gehen konnte. Auf diese Treppe folgte unten ein gerade fertlauesender Gang, zehn bis zwölf Fuß hoch und so breit, daß zwei Personen neben einander gehen konnten. „Seine ganze Länge hat Caroline nie gesehen, ist ihr also unbekannt.“ Anker diesem Gange befanden sich in der unterirdischen Wohnung zwei Stuben, eine Küche und ein Keller. Vielleicht waren noch andere Räume vorhanden, aber die erwählten waren die einzigen, welche Caroline zu sehen bekam. Die beiden Stuben und die Küche waren Räume von zehn bis zwölf Fuß Höhe und alle drei mit einer verschließbaren hölzernen Thür versehen. In deren Befand sich in der Mitte der Decke ein freistehendes Fenster von 1 1/2 Zoll im Durchmesser. Durch diese Öffnung drang nicht so viel Licht ein, wie in gewöhnlichen Stuben, aber doch so viel, daß Handarbeiten möglich waren. Die Decke der Fenster bildete wie bei der Thür ein Deckel von Holz, der niedergelegt werden konnte und dann, da er mit Glas besetzt war, ein Entdecken der Fenster verhinderte.

Der ganze unterirdische Raum war weber geteilt, noch mit Tapeten versehen, noch mit weißer Farbe angestrichen. Alles besand sich im Naturzustande und trug die schwarze Farbe der Erde. Die eine der Stuben lag links, die andere rechts von dem Gange. Die Stube links bewohnte Caroline. Sie war mit einem Degen versehen, der nach der Beschreibung aus Ziegelsteinen, Zbon oder dunklem Porzellan bestanden haben wird. Ein Schwere hat Caroline nicht gesehen, wie sie auch in den anderen Räumen von seinen besondern Einrichtungen oder Anstalten zum Hinanslassen des Raumes weiß. Links neben Carolinens Zimmer befand sich die Küche und unter dieser lag, mittelft einer Fallthür zugänglich, der Keller. Die sehr in's Einzelne gebente Beschreibung des Hausgräthes in den Stuben und der Küche übergehen wir; alle Stände waren so einfach wie möglich. Von Interesse ist nur, daß eine Kommode in Carolinens Stube anker ihren kleidern ein Paar gelbe (gelbene) Ohrringe und ein weißes (silbernes) Medaillon enthielt. An jedem der beiden Ohrringe war ein Wältdchen befestigt, „auf dem etwas stand.“ Als Caroline in Offenbach die Buchstaben lernte, von denen sie früher keine Ahnung gehabt hatte, erklärte sie, daß es Buchstaben gewesen wären. Auf dem Medaillon, das die Größe eines Halbguldenstückes hatte, war eine Frau mit hoher Stirn und hellem Haar abgebildet, Carolinens Mutter, wie ihr von ihrer Wärterin gesagt wurde. Ueber der Kommode hing jenes Bild ihrer Vaterin, welches bereits früher erwähnt wurde.

Wasser drang in die unterirdische Wohnung nicht, so stark es auch regnen mochte. Schure sah Caroline nie. Es war im Winter nicht so kalt, wie im südlichen Deutschland, und die Wärme hielt länger an, als dort bis zehn Wochen. Während der kälteren Jahreszeit war es mitunter ziemlich warm, doch ließ der Wald eine drückende Hitze nicht aufkommen.

Acht Jahre lang etwa wohnte Caroline mit ihrer Wärterin hier allein. Diese Frau hieß Vertha und ihre Pflegerbefohlene wurde von ihr Karlina genannt. Von Zeit zu Zeit erschien der Mann, der Carolinen in die Waldwohnung getragen hatte und ihr mit dem Namen Cleasfer (Cleas) bezeichnet wurde. Er kam nicht ganz regelmäßig, bald nach fünf oder sechs, bald nach acht oder auch zwölf Tagen. Der Zweck seiner Besuche bestand nicht bloß darin, Lebensmittel zu bringen, er wollte auch, wie aus Carolinens Erzählung mittelbar hervorgeht, die Wärterin beschäftigen und ihr ihre Pflichten einschärfen. Er blieb mindestens zwei bis drei Tage, zuweilen noch länger. Ciferste er sich, so nahm er die fertigen weiblichen Arbeiten, Strümpfe und Tücher, falls sie sich einigermassen angehängt hatten, mit sich fort. Vertha benahm sich gegen ihre Gefangene stets wohlwollend und freundlich, Cleasfer war rau und vernied mit ihr zu sprechen. Er begriffte sie bei seiner jetzmaligen Ankunft mit möglichster Kürze und sprach dann nur noch mit Vertha, aber auch nicht in der Gegenwart der Gefangenen. Wenn diese letztere doch besapten kann, daß Cleasfer und Vertha sich einer ihr unbekanntem Sprache bedient hätten, so wird ihr dies dadurch möglich, daß beide oft hinter der verschlossenen Thür von Verthas Stube sehr laut mit einander sprachen. Cleasfer zante dann mit Vertha, wie diese hinterher erzählte. So lange er amwesend war, blieb Caroline Tag und Nacht in ihrer Stube eingeschlossen. Er trat sehr leise auf und sie merkte oft nur daran, wenn ihre Thür wieder geöffnet wurde, daß er gegangen sei.

Vertha sprach mit Carolinen anfangs in der (ungarischen)

Sprache, welche die Mutter derselben geredet hatte. Nach und nach ging sie zu dem Dialekt über, in dem die Unbekannte bei ihrer Ankunft in Offenbach sich ausgedrückt hatte, und die letztere verzog die margaritarische Schriftsprache ganz. Unterricht in der Religion, im Lesen und Schreiben u. s. w. erhielt sie gar nicht. Als sie an den häuslichen Arbeiten des Kochens, Waschens u. s. w. theilnehmen wollte, verbot ihr Vertha ihren Wunsch. Daß sie, wenn Vertha in der Küche das schmutzige Gerath reinigte, in ihre Stube eingeschlossen wurde, was sonst, außer bei Cleopas Anwesenheit, nie geschah, sollte ihr vielleicht die Lust an dem Erlernen solcher Arbeiten benehmen. Das Striden durfte sie erlernen und machte es darin, obgleich ihr nie eine Aufgabe zugewiesen, auch kein Zwang irgend einer Art gebracht wurde, zu der großen Geduldlichkeit, die in Offenbach so viel Aufsehen erregte. Vom Nähen konnte sie nur so viel, als man zu wissen braucht, um Hefsteln, und Häkchen besetzen zu können. Auch Vertha beschäftigte sich nicht mit Nadelarbeiten, aber die nöthigen Kleider waren immer zur rechten Zeit da. Caroline vermulhet daher, und gewiß mit Recht, daß Cleopas, der auch die zum Striden nöthige Welle und Baumwolle besorgte, sie gebracht habe.

Zu außerordentlich Carolinens geistige Entwicklung veranlaßt, ja geistlich gekehmt wurde, so gewissenhaft wurde für ihre körperliche Pflege gesorgt. Vertha hielt sehr auf Keuschheit, in den Zimmern so wie bei ihrer Pflegenestehenen. Wöchentlich einmal mußte diese das Taghemd und einmal das Nachthemd wechseln, alle acht Tage badete sie in einer hölzernen, vom breiten und schwarzen (eisernen) Nägel umgebenen Wanne. Ihre Nahrung war reichlich und gut, wenn auch nichts weniger als fein. Ihr Frühstück bestand jeden Tag in Schwarzbrot und Schweinefleisch mit Babrika (paprika, spanischem Pfeffer) und war so reichlich, daß sie es niemals verzeihen konnte. Was übrig blieb, behielt sie in ihrer Stube und leantete davon während des ganzen Tages nach Belieben genießen. Die Mittagsofepf bestand in Suppe, Gemüse und Fleisch, gewöhnlich Hammelfleisch. Das Abendessen war entweder der Rest des am Mittag Verzehrten oder (seltener) Suppe und Fleisch. Als Getränk diente Wasser, das Vertha über der Erde hielte. Thee und Kaffee wurde ihr nicht gereicht, Milch selten und dann stets geteilt. Quantität und Qualität ihrer Nahrung mußte Caroline in Offenbach nicht genug zu räumen. In der kalten Jahreszeit wurden lebende, zur Nahrung bestimmte Thiere in die Waldhöhle gebracht. Es waren Käse, welche dort, um sie fett zu machen, mit Anteria (Kukoricza, Mais) gestreut (genudelt) wurden. Bei diesem Geschäft durfte Caroline hülfreiche Hand leisten. Das Vieh brauchte Vertha zum Schmalzen der Speisen, das Fleisch salzte sie roh ein, damit es später geteilt verzeht werde.

Die Tageserrettung war, wie sich leicht denken läßt, die einförmigste von der Welt. Caroline stand sehr früh auf, um vier Uhr, nach ihren Offenbacher Gewohnheiten zu schlafen. In ihrer Höhle konnte sie die Stunden nicht, obgleich in Vertha's Stube eine Wachtuhr hing und im Gange erhalten wurde. Sie glaubte, daß diese Uhr, deren schwingender Pendel ihr viele Freude machte, lediglich um dieser schönen Bewegung willen gehalten werde. Nachdem sie aufgestanden war, wusch Vertha durch Klopfen an die Thür das Zeichen gab, zog sie sich an. Die Wärterin brachte dann eine brennende Dellempfe von weißem Wachs und Wachswachs, worauf sie, wenn es kalt war, den Ofen heizte. Hatte Caroline sich gewaschen, so kammte, flecht und ordnete Vertha ihr das Haar. Die letztere machte dann das Bett und reinigte die Stube. Caroline begann nun zu friden und setzte diese Beschäftigung den ganzen Tag fort. Die gewöhnlich vornehmenden Abwechslungen waren das Aufheben und Zuliegen des Deckels über dem Fenster, das Auslösen und Anhängen der Dellempfe, wenn der Tag erschien oder verschwand, und die verschiedenen Nahigkeiten. Einige Stunden nach der letzten entleide sich Caroline und ging zu Bett.

Da Vertha nur in den Zeiten, wenn Cleopas jugend, war,

Caroline in ihrem Zimmer eingeschlossen hielt, so hatte sie ohne Zweifel den Befehl, dies immer so zu halten. Ihr gutes Herz, das sich in ihrem ganzen Verhalten kundgibt, ließ sie von dieser Weisung abgehen. Ihr Ungehorsam that aber keine Grenzen. Daß Caroline den Gang, zu dessen Seiten die beiden Zimmer lagen, weiter verfolgte oder den Keller betrete, litt sie nicht. Wenn ihre Pflegenestehenen etwas in den Keller zu reichen hatte, mußte sie auf der halben Treppe stehen bleiben. Auf der andern Seite verließ sie mit Caroline an manchen Tagen die unterirdischen Gemäcker, um unter Gottes freiem Himmel Luft zu schöpfen. Diese Ausgänge wurden bei gutem Wetter an jedem Nachmittage unternommen, nachdem Vertha mit ihren häuslichen Arbeiten fertig war. Würde Cleopas erwartet, so waren die Spaziergänge von kurzer Zeitdauer, anderen Falles würden sie länger. Weit haben sie, nach allen Mittheilungen zu schließen, an keinem Tage geführt. Etwas funfzig bis sechzig Schritte von der Waldwohnung entfernt trat eine Quelle hervor, aus der Vertha das Trunkwasser schöpfte. Etwas weiterhin standen drei große Kesselbäume mit vielen und dicken Äpfeln, von denen Caroline nach Belieben essen durfte. Mehrere hundert Schritte von der Wohnung entfernt lag ein langer Stein, auf den die beiden Spaziergängerinnen sich hinsetzen konnten und ihr unangenehmliches Striden fersterten. Eine Kesselbaum waren die einzigen, welche Caroline jemals küssen sah. Erschienen die Wästerin, dann sagte Vertha: „Nun bist Du ein Jahr älter geworden!“ Außer der grünen Erde, dem Wald und dem Himmel sah die Gesangene nicht, weder ein Feld, noch eine Wiese, noch ein Haus. Aber Vogel verschieden Art nahm sie wahr, auch kleine rothe Ochsen, die schnell auf die Wästerin und von einem Plamme zum andern sprangen, also Eichhörnchen, zuweilen noch größere große Thiere mit vier Beinen, vermulthlich Hirsche und Fische. Vertha hat außerdem einen Hund, den sie Ulfusch rief, und drei große Katzen.

Der Aufenthalt Carolinens in der unterirdischen Wohnung hatte ungefähr sieben bis acht Jahre gedauert, als sie Gefälligst erhielt. Eines Tages brachte Vertha auf einem Tragflusse einen Anaben, den sie Adess nannte, in ihr Zimmer. Wahrscheinlich hatte Cleopas den Namen, der zwei bis drei Monate alt gewesen sein soll, gebracht. Er benehnte mit Caroline dieselbe Stube und wurde so gut wie sie, natürlich seinem Alter angemessen, verpflegt. Vertha fütterte ihn in der ersten Zeit mit „Speise, von Wachs gelodet“ und ließ ihn aus einem länglichen Zangalaße Milch trinken. Jezt braunte die ganze Nacht ein Licht, das nicht hell war, wie die Dellempfe. Caroline wurde mit seiner besondern Wartung beauftragt und trug ihn Nachts, wenn er schlief, im Zimmer herum. Als er älter geworden war, erhielt er statt der Wästerin ein Bett und dieselbe Speise wie Caroline. Wenn diese mit Vertha in den Wald ging, war Adess immer dabei. Sie beschäftigte sich sehr gern mit ihm, so lange er ein kleines Kind war, später wurde er ihr gleichgültiger und sie stridte nun wieder lieber.

Sechzehn Jahre mechte Caroline unter der Erde gelebt haben, als ihr Schicksal plötzlich eine andere Wendung erhielt. Vertha schnitt ihr das Haar ab, das sehr lang geworden war, da man dasselbe nicht ein einziges Mal gestürzt hatte. Acht Tage später legte die Wärterin wärmere Kleider als die gewöhnlichen für sie zu, und dem Begehren, daß sie dieselben an andern Morgen anziehen solle. Tam wurde sie mit Adess eingeschlossen, weshalb sie vermuthete, daß Cleopas ameben sei. Am andern Morgen wurde früh geklopft, und Vertha, ebenfalls wärmer gekleidet, trat in's Zimmer. Diese sagte ihr: „Komm, liebe Karolina, wir gehen zur lieben Mama, weeren ich schon immer gesagt habe.“ Caroline, die sich noch immer nach der Mutter sehnte, hatte sich bereits angekleidet und erhielt den der Wärterin noch die beiden Obtringe und das Medaillon aus der Kammer. Vertha ergriff eine mit kleideren gefüllte Kesselkase und so verließ man die Wohnung; Adess, von dessen fernem Schicksale Caroline nichts weiß, blieb zurück.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Berliner Wasserwerke.

Wer in dem heutigen Berlin durch eine der vielen Straßen wandert, hat wohl keine Ahnung, daß unter dem Steinpflaster ein vollständiges System von Canälen und Röhren verbergen liegt,

die gleich den Adern und den übrigen unverwundbaren Theilen des menschlichen Körpers den größten Anspruch auf unsere Bewunderung haben. Die große Stadt gewinnt dadurch immer mehr das

Ansehen eines vollendeten Organismus; sie hat ihr Nervensystem, den Telegraphen, welcher mit der Zweckmäßigkeit des Nerven den Gedanken trägt und die entferntesten Theile miteinander verbindet, ihre Muskeln, ihre Arterien und Venen, in denen das Blut und das zu ihrem Leben so notwendige Wasser von einem Ende zum andern fließt. Nur wenn eine notwendige Reparatur vorgenommen und das Zeugniß der auferstehenden Natur, welche nach dem Vergehren des Organismus, welche in der Tiefe der Erde ihre geheimnißvolle Wirksamkeit entfalten. Da liegen friedlich die eisernen Köcher neben einander, in denen die begünstigten Kräfte der Natur dem Menschen dienen.

Durch die neuen Wasserwerke, welche eine englische Compagnie unter dem Schutze und hauptsächlich auf Veranlassung des verstorbenen Polizeidirectors von Hinkeldey eingeführt, hat der künstliche Organismus gleichsam seinen Abschluß erhalten. Die Nothwendigkeit einer gleichmäßigen und allgemeinen Wasservertheilung stellte sich schon längst als ein sich täglich steigendes Bedürfniß heraus. Zwar besaß Berlin eine hinlängliche Menge von Brunnen und die Spree gewährt den vollkommen ausreichenden Zufluß für Fabriken und industrielle Unternehmungen aller Art; aber das Wasser selbst ist, wie die chemische Analyse nachweist, theils durch fremde Beschaffenheit häufig so sehr verunreinigt, daß es der Gesundheit und dem Betriebe gewisser Gewerbe geradezu nachtheilig wird, theils so schwer in die höher liegenden Wohnungen zu bringen, daß dadurch die größten Uebelstände herbeigeführt werden. Bei der Reorganisirung der „Berliner Feuerwerke“ stellte sich die Nothwendigkeit einer allgemeinen Wasserleitung noch dringender heraus; ja, die Ersteren mag ohne die Letztere gar nicht denkbar. Als sich daher eine Compagnie von Capitalisten in London gebildet hatte, um Berlin mit Wasser zu versehen, so wurde derselben von der Regierung gern jeder Versuch und jede mögliche Begünstigung genehmt. Immer mehr findet diese Gesellschaft ihre Bestimmung, da die Zahl der Häuser, welche sie jetzt mit Wasser versorgt, täglich zunimmt. Fast kein neues Gebäude entsteht, das nicht sein Wasser von der Compagnie bezieht. Als in die höchsten Stockwerke wird das feinstkörnige Element emporgelieft. Diese Einrichtung schließt den Eigenthümer bei Feuergefahr, erleichtert den Dienstboten ihre schwere Arbeit, befördert die zum Leben so nöthige Reinlichkeit und ist für alle Classen der Bevölkerung mit gleichem Vortheile verbunden, so daß sich Hauswirthe und Miether den daraus ersparenden, verhältnißmäßig unbedeutenden Kosten gern unterwerfen.

Das Hauptwerk, welches die ganze große Stadt Berlin mit Wasser speist, liegt vor dem Stralauer Thore. Wir erreichen dasselbe von dem Mittelpunkte der Stadt aus in einer Treppe, wenn wir ungefähr drei Viertelstunden fahren. Dabei berühren wir den vorzugsweise Gewerbe treibenden Theil der Stadt, welcher sich an der Spree hinzieht. Fabrik erhebt sich neben Fabrik, bald eine riesige Häuberei, bald Zunderfabriek oder Spinnerei. Tapissieren liegen die großen Holzpläne mit ihren Vorräthen an Holz und Brennholz. Endlich gelangen wir vor das Thor, welches nach den beliebtesten besetzten Treppeln und Stralau führt. Hier zieht ein neues Gebäude von elegantem Aussehen unsere Aufmerksamkeit auf sich. Man wäre geneigt, es für einen freundlichen Privatitz, für die Villa eines reichen Eigenthümers zu halten, so jedoch, nett und einladend sieht es aus. Nichts kennet seine eigentliche Bestimmung an, außer der 145 Fuß hohe Schornstein, der aus kanten Ziegeln wie ein Thurm erhebt, besser noch, wie das Minarett einer türkischen Moschee emporsieht. Wir befinden uns an Ort und Stelle, vor den „neuen Wasserwerken.“ Ein höflicher Bedienter fragt nach unserer Anfahrtsart, die wir zuvor in dem Bureau der Gesellschaft bereitwillig und unentgeltlich auf unser Gesicht erhalten haben. Derselbe Mann teilt sich zu unserem Führer an und von ihm geteilt betreten wir das Kesselhaus. Hier liegen zwölf riesige Dampfessel, von steter Gluth genährt, neben einander und entwenden die nöthigen Dämpfe zum Betriebe des ganzen Werkes. Schon an diesem Orte, der einem großen Saale gleich, fällt uns die ausnehmende Reinlichkeit um so mehr auf, da man sie in dieser Riesenfabrik am wenigsten zu erwarten berechtigt ist. Unsere größte Bewunderung erregt aber der eiserne Dampfschub, aus der Fabrik des Herrn Wehler herbeigekommen, so leicht, lustig und gefällig, wie ein Spinnengewebe und dabei doch fest und hart, zugleich vollkommen feuerfest. Wir steigen eine steinene Treppe empor und gelangen in das höher gelegene Stod-

werk, wo die Maschinen unabhängig mit ihren eisernen Armen arbeiten. Acht Dampfmaschinen sind zwar vier zu gebrauchen, welche zu hundert Pferdekraft seien sieben Pumpen in Bewegung, welche das Wasser in die Höhen treiben und durch die ganze Stadt vertheilen. Dies geschieht so geräuschlos, gleichmäßig und mit solcher Leichtigkeit, daß man sich kaum von dem interessanten Schauspiel losreißen kann. Von den sechzehn Pumpen schöpfen zwölf ihren Vorrath aus dem Bassin, das wir später noch genauer beschreiben wollen, vier direct aus der naheliegenden Spree. Der Dampf selbst das mächtige Schwungrad in Bewegung, das mit dem Hebel der Pumpen in Verbindung steht. Diese treiben das Wasser durch das Hauptrohr, welches einem Umfang von fünf Fuß besitzt und selber einem stattlichen Canale gleicht. Das Ganze ist mit einer Klammereisparnis, einer Zweckmäßigkeit und Einfachheit eingerichtet, die von Neuem die praktische Geschicklichkeit der englischen Ingenieure beweist. Dagegen können wir Deutschen stolz auf die schönen, massenhaften Maschinen sein, welche sämmtlich aus der Fabrik des Herrn Verzig herbeigekommen sind und wohl kaum ihres Gleichen haben dürften. Wenn man die Tätigkeit dieser eisernen „Miesen“ längere Zeit mit aufhaut, so glaubt man wirklich lebende und mit Vernunft begabte Wesen zu sehen. Die Zahl der menschlichen Arbeiter, welche zur Bedienung der Maschinen nöthig sind, ist äußerst gering und beläuft sich in Allem nur auf sechs Mann, welche bei dem ganzen ungeheuren Werke verwendet werden. Diese Angabe klingt wie ein Märchen und ist doch vollkommen wahr.

Wir gelangen über eine Treppe, die uns herabführt auf den freien Platz, wo die Bassins liegen, welche aus der Spree durch unterirdische Röhren ihr Wasser beziehen. Dieselben dienen zur Aufsammlung und Reinigung; in dem das Wasser über Kieselabgelaßt wird, seht es alle organischen Unreinigkeiten ab, so daß es vollkommen geläutert in die Stadt zum Gebrauche gelangt. Feinartige Bassins sind vier Stüd vorhanden, von denen das größte 196 Schritt lang und gegen 80 breit sein dürfte; die Tiefe beträgt 8 Fuß, doch erreicht das Wasser darin gewöhnlich nur eine Höhe von zwei Fuß. Drei Mal im Jahre werden die Bassins abgelassen, der zur Reinigung getraufte Kies sorgfältig gewaschen und von allem Schmutz befreit. Man kann sich bei einer Wanderung nach den verschiedenen Bassins am besten davon überzeugen, wie das zuerst getriebene Wasser sich nach und nach immer heller und klarer wird. Die Pumpen und das übrige Personal genießen ein anderes Getränk und befinden sich sehr wohl dabei, wie die Erfahrung lehrt. Das so gereinigte Wasser geht nun durch die bereits angegebenen Pumpen in die eisernen Röhren getrieben, welche in gerader Linie ungefähr einen Weg von fünf und zwanzig Meilen beschreiben würden. Derselben würden in ihrem Umfange von dreißig Zoll bis zu zwei Zoll nur fast sämmtlich in der Fabrik des Herrn Freund in Berlin gegossen. Die Leitung geht durch alle Straßen der Stadt und verlorft diese mit dem nöthigen Wasser. Für drohende Feuergefahr ist die Leitung in gewisse Bezirke eingetheilt und in jeder Straße befinden sich an bestimmten Häusern mit rother Farbe numerirte Markten, welche die Stellen anzuweisen, wo die Röhren sich öffnen. Durch Einschraubung eines Schlauches wird sofort alsbald das nöthige Wasser an Ort und Stelle für die Spritzen und Eimer auf die leichteste Weise herbeigeführt. Aus diesen Ventilen strömt aus das zur Straßenreinigung und Sprengung dienliche Wasser. Auch die in Berlin mit Recht vertriebenen Brunnen werden auf diese Weise gereinigt und von dem menschlichen Schmutz befreit, welcher sonst die Reinigung verpestete. Der Nutzen für die allgemeine Gesundheit ist einleuchtend genug; es ist statisch festgestellt, daß in Städten mit Wasserleitung die Gefährlichkeit der Epidemien in auffallender Weise abgenommen hat, der Gesundheitszustand der Einwohner ein besserer und das Mortalitätsverhältniß der Einwohner ein weit günstigeres geworden ist.

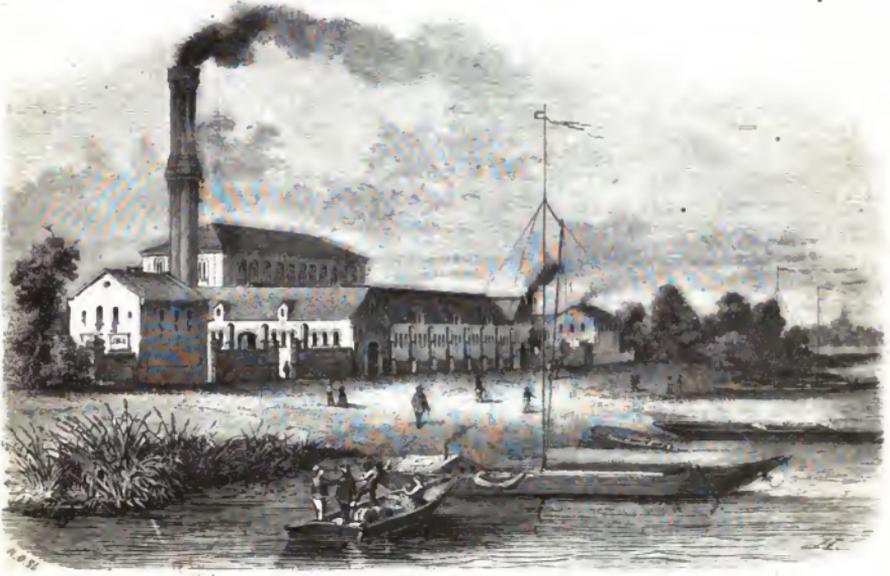
Außerdem tragen die neuen Wasserwerke durch Einrichtung von öffentlichen Fontainen und privaten Wasserfontänen wesentlich zur Verschönerung der Residenz und zur Verbesserung der Atmosphäre bei.

Ein befonderer Vortheil sind jedoch die damit verbundenen Bäder und öffentlichen Badeschulen, die vorzugsweise von den mittleren und unteren Classen wegen des heilsamen billigen Preises benutzt werden, und Reinlichkeit, Sauberkeit und Lebhaftigkeit in allen Ständen verbreiten helfen. Durch die Wasserleitung erhält das ganze Hauswesen eine wesentlich wohlthätige Um-

änderung. Ein Pund auf den Hahn, und es strömt in die Küche so viel Wasser, als man braucht, und zwar das reinste und beste. Das Treuenmädden hat nicht mehr nöthig, zwei, selbst drei und vier Treppen hoch die schweren Eimer leuchtend hinaufzuschleppen; ärmere Familien können selbst ohne jede Bedienung und reichere mit geringem Personalaufwende. Wie viel wird nicht an Zeit und Geld dadurch erspart?

Die Wohnungen erhalten ein confortableres Aussehen, die Straßen werden durch Sprengen von dem lästigen Staube befreit. Der Werth der Häuser steigt, die Feuergefährlichkeit vermindert sich, wie die statistischen Berichte nachweisen, und somit müssen mit der Zeit auch die Versicherungsprämien geringer werden. Der Nutzen für

Die Kosten der Wasserleitung für ein Haus betragen vier Procent von dem jährlichen Mietbetrage desselben. Das Wasser zur Besprengung von gepflasterten Straßen kostet für jede hundert Quadratfuß Mähderrau jährlich vier Silbergroschen; die Lieferung für Gärten wird mit sechs Thaler monatlich Silbergrößen für den Morgen Land berechnet. Letzteres groß ist aber der Nutzen des Wassers für die Gewerbetreibenden, welche früher genöthigt waren, ihre Wohnungen deshalb an bestimmten Orten zu nehmen, oder nur mit bedeutenden Kosten ihren Bedarf herbeizuschaffen. Diese zahlen für 100 Cubitfuß = 2700 Quart den Preis von 3<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Sgr., der bei einem täglichen Mehrverbrauch, als 300 Cubitfuß, auf 2 Sgr. ermäßigt wird.



Die Berliner Wasserwerke.

die allgemeine Gesundheit ist aber die Hauptsache, und das ganze gefährliche Heer der Epidemien verliert dadurch viel von seinen Schrecken, da nützlich Schutz, Unfaulerkeit u. s. w. zu ihrer Verbreitung das Meiste beitragen.

Durch die bald allgemein eingeführten Wasser closets wird ein Quell von thierischen Effluvia, deren Schädlichkeit hinlänglich nachgewiesen ist, vollkommen beseitigt, abgesehen von den übrigen daraus erwachsenden Annehmlichkeiten. Ebenso kann jetzt auch der minder Wohlhabende die Bequemlichkeit einer eigenen Badestube sich weit leichter und ohne allzu große Opfer verschaffen; ein Vortheil, den der Reiche früher nur allein für sich beanspruchen durfte.

Außer dem beschriebenen Werke vor dem Stralauer Thore hat die Gesellschaft zur Ansdhüse noch ein großes Wasserreservoir auf dem Wintmühlenberge angelegt, von wo dasselbe durch sein eigenes Gefälle nach der Stadt strömt, so daß unter keiner Verbindung, selbst nicht beim niedrigsten Wasserstande, ein Mangel eintreten kann. — Wenn auch gegenwärtig in Berlin noch viele Häuser dieser großen Wohlthat entbehren, so dürfte bald der Zeitpunkt nicht mehr fern sein, wo jedes Gebäude mit der Wasserleitung versehen sein wird, so die Vortheile sich immer mehr auch selbst den armen aufzudrängen, welche gewöhnlich jede Neuerung mit Mißtrauen und Verwerthel begründen.

Max Ring.

## Die Braut der „Schwarzen Gefellen“.

I.

Es war im Jahre des Herrn 1813, Februar. Nach langem, schmerzhaftem Tode waren die Wälder bereit, gleich Mähderrau aufzusehen, wenn nur ein Zeichen ihrer Fürsorge ihnen bekunden würde, daß für den künftigen Dienst ihnen der Lohn werde, den sie fordern konnten. Die Freiheit, das freie Leben und Denken sollte

man ihnen versprechen. — Oeug, es war im Jahre des Heils 1813, als Friedrich Wilhelm III. die nach Madc benannte Jugend zu den Waffen rief, und wer weiß es nicht, wie eifernd, wie titanenbäst diese Jugend, das ganze Volk aufzureißen, um den Thron des Königs zu erobern. Ein Wink des Königs — und hunderttausend Menschen standen auf, dem Vaterland die neue, ver-

heißene Zukunft zu erobern. Jeder, der eine Waffe tragen konnte — Knaben, die laum der Last des Gewerks gewachsen waren; Jeder, der hoffen konnte und Begeisterung kannte, der die Größe der Nation mit seinem Blute bezahlen wollte, hatte er gleich Weib und Kind, traute Eltern oder Geschwister; Jeder, der noch auf Versprechen baute, — zog ins Feld, um den König zu retten, sein Vaterland zu befreien, der verschunden Freiheit sich werth zu machen, denn Freiheit ist ein ehrenwerthes Ding.

Nicht Viel genug konnte es geben, nicht Bahnen, nicht Panzer genug, um die große Schanze auszureizen: — wer weiß es nicht? Die vortreffliche Jugend Preussens an der Spitze, scharrten sich alle Etämme, alle Hölzer des zerfallenern deutschen Kaiserreichs hinter ihr auf. Man hatte nichts als Muth, Begeisterung und seine Ehre den schlaggewohnten Garden und Kriegern des Casars entgegenzusetzen; aber man siegte, wie die Wahrheit siegt, man schlug, wie freie Soldaten schlagen, man stürmte, man jaudzte durch den Pulverdampf der Kanonen, von denen jeder Schutz die Vergewaltigung einer Freiheit — suchte; man rang, man bezwang, und von der Schlacht bis zum Rhein, von Weiler zu Weiler, von Stadt zu Stadt, bis zur Retze-Dame von Paris erbebt das donnernde deutsche Victoria!

Run — es war in diesem Jahre 1813, als ein junger Major mit seinem schönen Weibe in einer elenden Schenke von Breslau wohnte, wo der erste Waffenschlag der aufgestandnen Krieger war. Der junge Major war eine edle offene Selbstathenfigur, Treue, Wahrheit und Muth sprachen aus seinen Augen, und sein Name war durch seine Wunden, die er bei Kolberg erhielt, von hellem Klang. Das war Adolf von Vöhner. Seine Gattin war eine geborne Dänin, eine Gräfin Ahlefeldt, aber ein edel deutsches Kind, begeistert für die Sache der Freiheit, der Schutzengel Vöhner's. Sie war damals 23 Jahre alt, schön, daß jedes Mäünnerauge sich daran entflammte, geistvoll und von glühendsten Vaterlandsgelüsten befeelt. Sie sollte, eine schwärmerische Gattin Vöhner's, eine geliebte Braut jener wilden, verzweigten Jagd werden, die unter Vöhner's Führung sich mit unergänzlichem Ruhme zu den Thaten des Befreiungskrieges trugte.

Während Vöhner's Befehle ihn außerhalb des Hauses in Anspruch nahmen, übertrug er Elisen, seiner Gattin, die sich zum Kriegsdienst wildenden Freiwilligen aufkatt feiner zu empfangen, und sofort anzuwerben. In einer elenden Bierstube, mit hölzernen Bänken, nahm die edle Frau jene stürmische Jugend auf, die sich zum Befreiungskampf herandrängte. In der unmittelbaren Umgebung erschienen den jungen Leuten die schöne, von hochherzigen Gefühlen befeelte Frau wie ein höheres Wesen, von dem sie gebauert wurden, ja wie der Genius der Freiheit selbst, der ihnen ihre Bahn anwies, und ihnen Todestmuth und Opferbereitschaft verlich. Elisen ganzes Wesen war in jener, ad! so fröhlichen Zeit wie von einem ungewöhnlichen Glanze verlicht; sie trug ihren Gatten treu und warm, aber jene höchste Höhe feurigster Leidenschaft und glühender Begeisterung, die sie damals an den Tag legte, konnte ihre große Seele nie für einen einzelnen Menschen, sondern nur für ein mächtiges Weltgeschick, für Vaterland, für Freiheit und Poesie empfinden. Hier saß Alles in einem Brennpunkte zusammen, die Geschichte selbst schien einer wunderbaren Lichtung gleich, die Dichter griffen mit dem Schwerte, und der Donner der Schladten vereinigte sich mit dem enthusiastischen Vaterlandsgesängen feuriger, um die heiligste Mannesherz freier Männer. Auch Theobor Körner ließ sich von so schöner Frau anwerben, und wer kennt nicht jene glühenden Gesänge, diese Keper der deutschen Jugend, die ihr Schwert stammten machte? \*

So, von Elisa's Hand gewoben, entstand endlich die berühmte Freischar, diese wilde, verzweigte Jagd von Vöhner's schwarzen Gefellen. Es ist wahr, daß Durs nach Rade, nach Freiheit und Thaten zuerst jene jungen Krieger zusammengeführt hatte, aber der Einfluß, den Elise auf die ganze Freischar übte, war ein ungeheurer: sie war die Braut der schwarzen Gefellen, das Herz dieses Kriegercorps, eine verzehrte Königin dieser „Poesie des ganzen Heeres.“ Man versteht erst recht den Geist, welcher diese jungen feurigen Helden befeelte, die an Rüsteln, Ketzen, Gefellen, Schüssen,

Dichtern, Lehrern und Naturforschern, aus Vornehmen und Gezirgen selbstam gemischt waren, diese Verkörperen, die zum großen Theil jenem deutschen Mund angehörten, der mit süßen Klängen umging, diese Schwarzten, welche keine andere Farbe trugen, weil sie damit anstündigen wollten, daß das deutsche Leben noch verfürstet sei, — diese ganze Gestaltung versteht man erst recht, wenn man daran denkt, daß eine reizend schöne, von den höchsten Idealen befeelte Frau ihren Mittelpunkt bildete, und die Herzen entflammte. Darum waren die Schwarzten ebense gestiftet, als tapfer, ebense gestiftet als hartnäckig im Kampf. Heute hufchen alle jene Gefellen dieses schwarzen Gefellencorps wie düstere Nachzügler auf unserer Phantasio verübter; sie haben für uns etwas mächtigst Gefellenfisches, wie sie, den Todtentest auf Glatte, den Säbel in der Faust, die Kade um den Schinns deutscher Schmach, die Hoffnung auf die Freiheit im Herzen, den alten Götter aufzulieben suchten. Rem und Griechenland und die fröhliche Mittelzeit waren keine Wärdhen mehr; alles Christie strahlte wiedergeboren in hellem, süßem Lichte. Und wenn diese lebensmüden Mäinglinge die dumpfe Tremmel hörten, und das Signal zum Angriff vernahmen: — ein ruz Gebe!, „Herz, Dir befehl ich meine Seele!“ — dann ein Ruz auf die milde Schönheit der verzerrten Gefellen, ein Ruz von Vöhner's Säbel — und in den Pulverdampf hinein raste die verzweigte Jagd; die Schwertler kirrten, und die jungen Feuer männer Vöhner's schlugen dem Vaterland zu Ehre, der schönen Geliebten zu Liebe. Sie begeisterte hundert Herzen, und wenn sie kirrten, wenn Schutz der schwelbenden Schwärzen getroffen, dann quoll ein edler Tropfen Perlsüß aus für die Braut der Freischar. Und Elisa selbst saß dann unter dem Donner der Kanonen, unter dem Gellaeter der Gewehre, und die Brust wollte ihr zerpringen, wenn sie die bange Nacht im einsamen Zimmer zubachte, und die Wunden aufsuchte, welche das Blut aus der Treuen Wunden hellen konnte. Sie pflegte, wenn ihr Gemuth verwundet werden, diesen mit aufopferndster Treue — und das lam häufig vor. Vöhner hatte sich fast in jedem Gefecht eine Wunde für das Vaterland; er ward zerkrat und wieder geklist, aufgetrennt und wieder zusammengeleimt. Wenn er ging, so wackelte er wegen seiner vielen Wunden, wie ein Invalide; stieg er zu Pferde, so bedurfte er iberwegen einiger Hilfe — aber sah er einmal im Sattel, so war er das Muth eines Cäsarsgefellen, ein Ritter ohne Furcht und Tadel. Aber auch viele der andern Verwundeten pflegte die Braut des schwarzen Gefellencorps mit ihren eigenen Händen, und erschien bei den leidenden Kriegern wie ein hülfreicher Genius, wußt parter Sorgfalt, trübend und wüthend. Wie sie die Verwunden zu begeistern vermochte, so verstand sie die Gefellenen zu betrouern.

So sehr streben aber auch die wilden Jäger danach, Elisa ihre Umgebung zu bezeigen, daß viele Einzelbeuten, die gemacht wurden, ihr als Zeichen der Bezeichnung gesendet wurden. Vöhner selbst gab ihr solche Trephden; noch im letzten Feldzuge 1813, als nach der Schlacht von Velle-Alliance der Yeutenant Lee Palm der Erste war, der in den eroberten Wägen des stühtenden Kaisers hineinfiel, verschmühte er, von den vielen darin befindlichen Schätzen etwas für sich zu nehmen, aber zwei Gläser und ein paar Handtücher Napoleon's übertrachte er der kühnen Braut als Andenken. Sogar ein auf dem Schlachtfelde gelandener großer Hund von seltener Schönheit wurde ihr geschenkt, und ist viele Jahre lang ihr treuer Begleiter geblieben.

Und ein schöner Ehrenlohn war es auch, den Elisa von Vöhner als Braut dieser tapferen Schaar inne hatte. War doch Vöhner, Patriotismus und Poesie das Geleit, dem sie wie eine milde Fürstin verstand! Regierte sie doch über Herzen, über Schwertler und Leuten von reinstem Gehalt! Da war der wunderliche Alte im Vort, der Turnerkönig Friedrich Ludwvig Jahn, der „erste deutsche Freischieler“, wie er genannt wurde, mit seiner Dreifei: „Früh, frei, fremm, fröhlich!“ Da war Theobor Körner, der glühende Sänger,

„ . . . . . Krieger oder Dichter, keines auch,  
Ein Schwänzlänger war seiner Seele Hauch;  
In Zerker kämpfte er, in der Begeisterung feuer,  
Ein Hymnus deutscher Liebe sang von seiner Treue!

Da war der mehr als siebenzählige Rittmeister von Fischer, die komische Figur unter ihnen, der die Schlaubheit des Dreyfuss geerbt hatte und der mit einem alten Rüstschwert umzingelt, weil ihn keines für die deutsche Sache groß genug war; dann Peter

\* Wie machen hierauf auf das von der Nichte Barnhagen von Enle's, zumwilla Mäing, unläugbar erdichene Wort: „Gräfin Elisa von Ahlefeldt, die Gattin Adelf von Vöhner's, die Freundin Karl Immermann's.“ (Merlin, Franz Dunder), anmerkung, dem der Seff dieses Artikels entlehnt ist. Der Verlosfer.

Death in seiner erwiehen Nüftung, Pügow's Bildter Leo und Wilhelm, sein Schwager Graf v. Dohna, die braven Peterstorff's, Palm, Lammert, Ennefelder, Friedrich Förster, Medel, August v. Vietinghoff und endlich Friedrich Friesen, der edle, schöne, blonde Jüngling, mit dem seinen, fast unadäquaten Zügen, welcher von allen, die ihn kannten, hochgeachtet wurde, „an Leib und Seele ohne Fehl, voll Anstand und Weisheit, berecht wie ein Lehrer, eine Friedrichsgehalt von großen Gaben und Gnaden,“ wie ihn Jahn beschränkt, „ein tüchtiger Selbstheilstrahl.“ wie Andrei ihm gesungen. Erst raffte ihn der Tod in den Armen dahin, und Elisa lagte lange um dieses erlen Pügow's Verlust, der ihr mehr als alle anderen lieb gewesen war. — D. dies war eine große Erscheinung in jener großen Zeit, und wir wollen hoffen, daß sich in Zeiten der Gefahr wieder freie Pügower finden und ein Weib, das sie zu edlen Thaten begeistert!

## II.

Der Befreiungskampf war aus; ein Freiheitskampf war es nicht gewesen! Aus war es mit dem Klang der Schilde und der Schwerter, mit glühenden Viedern, mit Vegetierung und Hoffnung! Das Volk stiftete seine Wunden zu und brütete; man dante in löblichen Erlässen und freute sich, daß die Throne wieder fest standen.

Die Gattin Pügow's, die Braut der verwegenen Jagd, sehnte sich nach einem anderen Ideal, als nach dem begrabenen; eine glühende Liebe bildete sich bei Immermann für sie heran, und allmählich ward ihr das Verhältniß zu ihrem Gatten zu profaisch. Pügow selbst, vielfach zurückgesetzt und verstimmt über den Loband des Staates, dem er geriet, sah in seinem Weibe nicht mehr die

hochherzige, schwärmerische Geliebte von ehemals; eine Spannung beider trat ein, und die beiden Gatten ließen sich 1825 scheiden, ohne jedoch die freundschaftlichen Beziehungen zu einander abzu brechen. Pügow, im Orname um den Keichsinn, mit dem er sich von Elisa hatte scheiden lassen, starb 1834.

Seine Gattin nahm nach der Scheidung ihren Familiennamen, Gräfin von Ahlefeldt, wieder an, und wurde die treue Freundin des deutschen Dichters Immermann, des Verfassers von „Münchhausen.“ Immermann, der durch der Geliebten Nähe einen reichen Dichtersfrühling gefunden hatte, bot der Thaurer wiederholt seine Hand an; aber sie konnte sich zu einer zweiten Ehe nicht entschließen, und blieb dem Dichter eine liebende Freundin, eine treue, sorgende Gekärtin, eine reiche, amorgende Muse. Sie war mehr phantastisch, als lebensfähig, und dachte es sich schön, einem begabten Dichter in seiner Art sein Dasein zu verschaffen. So lebte sie mit Immermann zu Düsseldorf in einem reizenden genussvollen Stilleben. Aber diese ihres Glückes verdeckende Liebe, konnte Immermann auf die Dauer nicht ertragen; er lernte ein anderes Mädchen kennen und verheiratete sich endlich mit demselben. Ritter geküßte, später nun die Gräfin Ahlefeldt als seinem Hause. Immermann selbst aber starb in der besten Kraft bald nach dem Verlassen seiner Frau.

Gräfin Ahlefeldt lebte nach einer italienischen Reise bis zum März 1855 in Berlin, und hielt dort einen jenen literarischen Cirkel, die das Geschlechten geistreich und edler repräsentirten, als die Webe gewordenen commerciantlichen Sotiren. Ueber diese Enttäufung und oft von ihrer Phantastie und ihren Idealen betrogen, starb dies seltene, hochherzige und geistvolle Weib am 20. März 1855, betrauert von Vielen als edles Gebild der Weislichkeit und als die frühere schöne Braut des schwarzen Gefellen-Cerps.

G. Schmidt-Wisensfeldt.

## Blätter und Blüten.

**Carnevale.** Vor einigen Jahren wurde das Festzimmer der Bibliothekneue Regale in Paris von einer Person häufig besucht, deren leisame Laute die Aufmerksamkeit eines jeden Gegenwärtigen an sich zog. Sie war einmal in rothem, das andere Mal in blaues oder gelbes Kleid, dem Kopf bis zu den Schultern gefaltet, mit dem Hals hing eine Schürze mit einem Orden und der Hut war geschmückt mit künstlichen Blumen, Perlen und anderem Flitter. So oft diese Person kam, legte sie sich an einen besondern Platz und schien voll Aufmerksamkeit zu lesen. Es war ein Mann, der sich dem Großmeister näherte, und die Jurden seines Geschicks erzählen von diesem Feib, das die Reingebirge, wer er wohl ist, fragete. Die Frage man, lo war die kurze Antwort: „Es ist Carnevale.“ Dann die gewöhnlichen Besucher der Bibliothek meinten, seine Geschäfte sei aller Welt bekannt.

Carnevale war aus einer sehr arbeitsamen Familie in Neapel. Im Jahre 1826 kam er als junger, hübscher und sehr wohlhabender Mann nach Paris. Will solchen Vorbereiten sei es ihm nicht schwer, in der Gesellschaft Zutritt zu erlangen, und seine Vanitaslust empfangen ihn mit offenen Armen. Während jedoch verschwand er, Niemand wollte, wo er war, die man hätte entvedete, daß er ein Mädchen liebe und sich zurücksetzen habe, um unbedingte ihre Gesellschaft zu genießen. Doch kein Glid war von kurzer Dauer, das Mädchen starb und die Tod rannte dem Armen nicht hies das ihm Tenechte, sondern aus dem Verstand.

Als er sich einigermassen von dem heiligen Plage erdelt hatte, ging er häufig zum Orate und meinte zu betete. Der Dichter hat sich beobachtet, daß er bei jedem Besuche ein Papier in Form eines Briefes hervorborg und unter den Stein legte. Dies wurde den fremden Carnevalisten bekannt, einer von ihnen ging zum Orate und fand fünf Briefe, gerade lo viel, als Tage seit dem Begräbnisse verlossen waren. Der letzte lautete:

„Liebster! Du antwortest mir nicht und doch weißt Du, daß ich Dich liebe. Doch Du mich nie mir. Ich habe sie auf's Beste hingeworfen im Weltweite? D. das wäre meine, sehr unglücklich! Aber fünf Tage, fünf lange Tage sind verlossen ohne Antwort, ohne Nachricht von Dir. Ich kann nicht schlafen, und schreie ich die Augen an einen Augenlid, lo träum' ich von Dir.“

„Warum liebst Du nicht Deine Adresse zurück? Du wüßte Dir Deine Briefe und Antworten senden. — Doch nein, schreie nicht nach „Namen und Adressen nicht zu lassen.“ Du bist sie auf's Beste arbeits und „bitte mir ein. Du liebst im Nebenwunder und daß Du bald eintriffst, um Dich zu treffen. Inßer diesen Sachen, die Du getragen hast, ich auch mein kleines Zimmer durchsuche; und das macht mich glänzlich, wenn ich einträte. — Ich wollte, ich hätte Dein Verhältniß lo recht ähmlich, lo daß es weitlicher främe mit dem, das ich schon habe. Dieses ist in meinen Augen und kann nie sich ändern. Du ich die Augen offen oder zu weinen, ich liebe Dich sehr. Die Gekärtliche, wie geküßt ich bei Küßler, der mir „dieses Weibchen lieg. — Verzeihe, Einzige! Schreibe mir morgen oder heute, wenn Du kannst. Ich Du recht beseligtig, lo schreie mich wenig.“

„Aber eine Zeile oder auch nur drei Worte. Sage mir, daß Du mich „liebst.“

Seine Freunde meinten, er sei nur von tiefer Melancholie ergriffen, die mit der Zeit schwanden würde, und erließen den Dichter des Kirchbofs, die Briefe fastlich zusammenzubringen, so bald Carnevale sei hingekommen würde; aber das Neulicht war ein anderes, als sie erwartet hatten. Er fiel in düstere Bewusstlosigkeit, als er von der Geliebten keine Antwort erhielt, und suchte nicht weiter den Kirchbof.

Um diese Zeit war es, daß er auf den Boulevard bei einem Zuschauert allezeit nach von besser Farbe bemerkte. Er lächelte, trat in sein Leben und lauschte mehrere Ellen von jeder Seite nach. Eine Woche darauf erliefen er in den Straßen häufig in Roth gekleidet; Dm. Tod, Weile, kurz alles war roth und den phantastischen Gemüth. Viele Leute sammelten sich um ihn und wohl fünfzehnhundert Personen drängten sich an seiner Heren. Am nächsten Tage betrat er die Straße in Kiefern von keiner Farbe, einen Tag später in weißem, jetzt gelöst von einer gahenden Menge. Doch bald wurden die Pariser seinen Anblick genossen und unterzelen nur Fremde an ihm. Man bemerkte jedoch, daß er sich nach der Stimmung seines Geistes zu kleiden schien; in der rothen Farbe erliefen er immer am heitersten.

Während der Revolution von 1830 hätte seine sonderbare Kleidung ihm bald den Tod zugezogen. Da er nie eine Zeitung las, nie auch mit Anderen sich in Gespräch einließ, lo wußte er wohl von der ganzen Bewegung nichts. Als er am 28. Juli 1830 den Caufis ging, trat er mit Zufangenen zusammen, die ihn für einen fremden Bräutigam hielten, wegen des Ordens an seiner Schürze. Sofort schloß man ihn, um ihn in die Citelle zu werfen, als Jemand ihn erlante und befreite. So fiel schwer, ihm verständlich zu machen, in welchem Zustande Paris sich befände und daß er sich anders zu kleiden habe. Als er sich aber wieder schwarz trug, verließ er auch wieder in Trauer. Er schloß sich wieder heimlich, erinnerte sich wieder des Verlasses seiner Geliebten und seine Bernunft, die er täglich mehr schwanden fühlte, daß ihm ein, sich nach dem Hospital von Bicêtre zu begeben und der Behandlung der Aerzte zu unterwerfen. Diese erlante nicht wenig, den Wahnsinnigen lo ruhig ihrer leinen Zustand reden zu können.

„Schidat nach meinen beiden Kleiderjöhänden.“ sagte er eines Tages. „Man that es, und sobald er seine Kleidung wieder an hatte, erlante er auch wieder seine alte Petteifer.“

„Die schwarzen Kleider machten mich krank.“ sagte er. „Welche Thoren seid Ihr, soher düßten keine Webe zu bulrigen. Das mich betrifft, lo bin ich am besten in Roth, es steht mir lo gut und außerdem will ich meine Freunde, was das zu bedeuten hat. — Eben ich mich in Roth, lagen hier: Carnevale ich heute gut gekannt; bin ich bald nicht, lo treibe ich mich gleich, das sehr auch hüßlich aus; fähle ich mich jedoch etwas melancholisch, lo wie ich mich blau an.“

Als er das Hospital verließ, fand er, daß sein Vermögen sich gamin-

bert habe, weshalb er sich endlich, Stunden in Italienisch zu geben Geheiß, ihm nicht an Schülern, denn seine Weisheit gewann ihn so manchen Freund. Die Art der Unterrichts war hoch an; nie machte er seinen Schülern Verehrer. Satten sie gelernt, so verließ er, am nächsten Tage, in keiner aufgestellten Richtung zu entscheiden; war er nicht zufrieden, so sagte er: morgen muß ich in meinen lehrerfähigen Kisten kommen. Zeigte Strafe oder Verachtung war ihm nicht, wenn er hätte wohl mehr als sechs zu häufige vier verdammter Farbe, zu deren Vermeidung als er Zutritt hatte.

Seine Bekanntschaften waren sehr zahlreich. Seine freundlichen Rationen, seine barmherzige Ergebenheit ließen ihn überall gern gesehen sein. Den Armen gab er keinen Mühen nach reichlich und sein armer Italiener sprach ihn jemals verächtlich an; vielen leistete er erfolgreiche Dienste, da er einfühlsamer Freunde besaß; kein neapolitanischer Gelehrter spricht er sich nicht.

Seine Geschäfte waren sehr einfach. Um fünf Uhr fand er von seinem Vertheilung ab, denn in einem Bette wollte er nicht schlafen. Zum Frühstück gab er gewöhnlich Kartoffeln, die er sich überreichte. Den Tag widmete er zumest seinen Schülern oder der Bibliothek und eilte im einem Zwanzigjährigen auf der Vorderseite. Traf er zu einem Bekannten, so

sah er sich ihm an und beschaute über Italien, Ruß und andere Vögelgebirgsma. Dabei aber bildete er sich ein, daß die Vertheilung, mit der er so unglücklich, Italien, Rußland, Malabar einer ewigen Verdammte Vertheilung sei. Tief Einbildung war für ihn eine Quelle großen Vergnügens. Umfassen sagte man ihm, Napoleon, Malabar n. l. w. wären dort! Darauf antwortete er gewöhnlich:

„Für Sie wohl, das geht! Ich zu, aber nicht für mich. Ich bin nicht zu Tieren begehrt. Die Sie nicht besitzen, so vertheile Sie, sie sind nicht leicht zu haben und meine Glückseligkeit.“

Armer Carneval! Wäge die Sonne freundlich auf Dein Grab schreien!

**Gräber.** von dem wir in letzter Nummer einen Artikel über die Gräber in der Pomeranien brachten, erzielte, wie wir hören, in einem ungenannten Remane, der vielleicht noch im Laufe dieses Jahres erscheinen wird. Sein Buch über die Gemäße in prästabiler Ausstattung, mit 34 Holzschnitten und 12 größeren Lithographien, am dem der „Walden“ nur theilweise entlehnt war, findet eben so viel mehr Interesse und liefert zugleich mehr werthvoller Bemerkungen, daß Verfasser sich eben so vertheilender Schlichter der Natur, wie passivster und glücklicher Jäger ist.

## Allgemeiner Briefkasten.

**H. E. in M.** Ihr Artikel: „Der Mittelstand“ enthält manchen Wahrer, aber auch viele Angaben nach rechts und links, die wir nicht vertheilen möchten. So ist eben so wenig wahr, daß jede Stellung im Leben hart und fühllos mache, wie so richtig ist, wenn Sie den weniger geübten Gläubigen Nachdruck und Würdevolligkeit vertheilt. Die wahre Würde, die des Herrschers, folglich überall ihre Herrschaft auf sich nur in der Kraft der Beweismittel in der Hand, der seine Reichthümer nicht durch Arbeit, sondern im Lammel der Speculation und des Glücks gewinnt, findet sie kein Wohlthun. Dieser beweis seine Stellung durch Äußerung (Gang), durch seine Sprache, durch Werke und anständige Verbindungen und auf ihn paßt, was Dürer sagt: „Reichthum macht das Herz kleinlaut, aber so lebendes Wasser ein Ge.“ Und jäh der Mittelstand liefert zu vieler Sorte Menschen ein reiches Gemüthe. Deshalb ist Ihr Artikel nur durch wahr und ihre Beweismittel nach den und Maren untergeordnet. Erlauben Sie mir Ihnen durch einige Beispiele zu beweisen, wie unangenehm es ist, den Staub über gesellschaftlichen Schichten im Allgemeinen zu brechen.

Die Frau Hauptmann K., eine Wittve, arm und nur mit einer großen Pension bedacht, war gezwungen, um sich um ihren einzigen Sohn zu kümmern, ihr fernde zum zu arbeiten und sie hat das, obwohl sie ihr in der Höhe nicht geringen war, doch gern und willig mit Aufopferung aller ihrer Kräfte. Sie lebte still und zurückgezogen, ihre einzige Freude bestand in den Briefen ihres Sohnes, der sich auf einer Schule in der Regierung zum Lehrender herangebildet. Bei ihrem Tode und der großen Vermögenslosigkeit, mit der sie vertheilte, war ihr Hinterlassener in Verarmung und nur, als der Sohn gezwungen war, zu seiner letzten Ausbildung eine größere Reise anzutreten, können für die nöthigen Mittel, die daß sie sich genötigt sah, Fremdenhülfe in Anspruch zu nehmen. In dem Maße, wie sie nicht, sie verlorde es Oede zu werden, aber Herrschaft fand sie ihr schmerzlichen und bebauernden Abschieden, während eine offene Wunde. Da entschloß sie sich, ihrem Sohne zu schicken, das letzte theure Andenken ihrer Eltern, eine reichliche Uhr, zu verlaufen. Der einzige Bedenken bezog sie sich zu einem Juwelier in der E-Strasse und fragte ihn die Uhr zum Kauf an, der auch nach langem Handeln sich nach dem Namen der Bekanntschaft der Bekanntschaft des Bekanntschaft hatte, zu Stande kam. Dieser überreichte sie dem Juwelier das Geschenk. In dem Momente aber, als sie sich unter Schützen von dem theuren Andenken trennen wollte, näherte sich ihr eine junge ansehnliche Dame. „Nun, geben Sie mir die Uhr,“ sagte sie ruhig, bezahlte den Preis und verließ dann eilig das Geschäfte. Unkenntlich läßt sich der Juwelier und der Hauptmann an. Weder er noch sie konnten der Dame mit die arme Wittve weiter endlich den Namen, ohne zu wissen, in welche Hand das theure Geschenk gelangt war.

Als sie die Straße betrat, kamme es so fern. Sie war kaum einige Schritte gegangen, als sich ihr eine elegante weibliche Gestalt näherte, in der sie leicht die Dame aus dem Leben erkannte. In demselben Augenblicke schloß sie auch ihre Hand erlöset und eine zitternde, dem Abwärtigen verarmte Wittve reichte sie an. „Nehmen Sie, nehmen Sie,“ kränzte sie die Dame. „Sie sollen sich nicht um den letzten Verbleib eines Mannes trennen. Mein Gott, wie löcher mich Ihnen Jener Gang geworden ist!“ Dabei brühte sie der erkrankten Hauptmannin über die Hand und ehe sich tief nach beunruhigt wurde, war das Alles zu berichten habe, war die Dame verschwand. Als die Wittve das Papier öffnete, fand sie ihre Uhr. Lange ließ sie vergebens nach, ehe der Juwelier und nur durch einen Zufall hat sie erfahren, daß die unbekante Dame die Gräfin G. . . g. war.

Das war die Aischkatrin!  
 Ich habe einen armen Gefallen gemacht, der sich durch sich und Arbeiten nach Herabrad nach und nach fünfzig Thaler erhielt hat. Er war ein tüchtiger, wahrer Mensch und liebte ein Mädchen aus der Nach-

barschaft mit der ganzen Gluth eines unverschämten Herzens. Lange lang er seine Neigung nicht sich heraus, endlich eines Tages nahm er auf seinen Mund zusammen und gelang dem Mädchen seine Liebe. So war die glückliche, aber auch die schmerzliche Stunde seines Todes. Das blühende Mädchen wurde ihm ruhig mit an. Dann gab sie ihm treulich die Hand. „Ich weiß es, Herr,“ sagte sie mit thranendem Auge, „ich weiß es seit langer Zeit, daß Sie mich wohl lieben mochten und mir sehr nachgefragt sind, wenn Sie nicht mit mir gingen, und ich darf so leben, wie ich will, wenn es mich immer getraut hat, daß ich ein ordentliches Mädchen aus dem Mädchen gern absetzt. Aber Gott es nicht gerechtfertigt.“ — Und nun ergriff sie mich mit jagernder Stimme, daß er eben zu spät komme, denn sie liehe ihr Jahren schon einen andern Gefelien, der sie auch beirahten werde, heilich es die Unschuld und seine Mutter gestatten. Diese Mutter aber wolle von der Noth nichts wissen, weil sie doch ein gar zu armes Mädchen sei und nicht einmal eine kleine Ausstattung mitbringen in die neue Heirathschaft. „Ach, ich! Ich! Ich!“ sagte sie mit einem tiefen Seufzer, „wenn ich nur 50 Thaler hätte, könnte ich recht glücklich werden.“

Der arme Gefelien, erbricht er sehr leicht geworden, hat sie ruhig antworten lassen und dann Abschied von ihm genommen — auf immer! „Wird dich Gott, Gefelien!“ — mehr konnte er nicht sagen — und verzog sich nicht ganz. — Er hatte sie geliebt, so sehr und wahrhaftig geliebt, daß er schon geliebt war sie glücklich zu wissen, wenn ihm nicht auch dabei das Herz lag hätte.

Das Laie läßt ich aus der letzten Stadt E. ein Schreiben an das Mädchen gekommen, karmen kaum geschrieben und von einem Rechtsanwalter unterzeichnet und besiegelt, daß ein erstens Anverwandter gehenben ist und im 50. Jahr, vermacht habe, die sie zu ihrer einzigen Ausstattung bezaulen ließ. Das Mädchen hat sie war verwundert den Kopf geschüttelt und hob darauf nicht auf dem Bewusstsein stehen können, aber die fünfzig Thaler waren eben da und zwei Monate später ist sie mit ihrem Schicksal von dem Aitar getreten. Sie hat es niemals geahnet und weiß es jetzt noch nicht, daß der arme Gefelien, der sie so lieb hatte, sein ganzes Eigentum inbegeben — um sie glücklich zu wissen.

Das ist ein gewöhnlicher Arbeiter, dem die Eigenheit und Hablichkeit verwehrt!

**E. Wdr. in Wien und G. G. in Königsberg.** Es hat sich bemerkt, daß die Marine-Anstalten in Verhältnissen möglich sind und deren Aufstellung in England mit so viel Schmerslichkeit und Unkosten verbunden sein würde, daß wir kaum noch dazu rathen könnten. Die Schiffsbau-Anstalten gibt das Reich für die Vorkauf der verfallenen Ausstattung.

**H. P. in Paris.** Ihr Artikel über den Herzog Karl von Braunschweig kann keine Annahme finden. Wie das Unglück und aufricht. im Herzogtum erbeten sie im abgedehnten Munde des Abkömmlings — es ist nicht der Wille, es zu ehren und zu schätzen, weil, wenn eine einzige Unvorsichtigkeit verkommen, in der mittleren Welt darüber zu richten. Dem bewährlichen Verkommen gegenüber hat sie aber rathen können. Wir haben es deshalb auch mittheilend unpar, wenn man auf dem bezüglichen Zeitschriften in Wien feucht der Fremden einen praktisch gearbeiteten Stammbaum des Welfenbaues zeigt, auf dem alle Namen des erlauchten Stammes von Beginn ab bis zum jünger regierenden Herrn angegeben sind, nur der des Herzogs Karl nicht. Er war doch der Sohn eines Welfenrathes, der sich vertheilender sich nicht liebt, wenn er auch ein Herr der Herrschaft ist. Wir glauben, daß der Herzog von dieser Aischkatrin irgend eine unterwürigen Menschen weiß, und müssen nur bedauern, daß der Kaiser, welcher die Aussicht über die bezüglichen Schlichter hat, eine solche Thatigkeit nicht zuläßt.

## Die Kräftigungs-Tinktur von Laurentius,

welche kummen leid-gläubigen Schwächlingen gegen vertheilende Einsetzung von vierzig Tbr. zugeschildert wird, gehört zu den Besten Schneider-Charakteren und besteht die Hauptsache nach in einer alcoholischen Lösung von Chinin und Eisen, die sich Jeder selbst für einige Groschen bereiten kann. Obwohl ich dies in der Gartenlaube Jahr, 1855, Nr. 47, theillich genug auszusprechen gefreut zu haben glaube, so werde ich doch noch immer brieflich über die Karentinische Kräftigungstinktur um Nachgefragt. Ich vertheile mir alles Erhöhet terrarige Briefe für die Folge.

Red.



Musikirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redactoren F. Stolle u. A. Diekmann.

Wöchentlich 1/4, bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Rgr. zu beziehen.

## Der Kranken = Engel.

Novelle von Max Ring.

Es war im Jahre 1811 am frühen Morgen, als der Verwalter Hartmut auf einem oberflächlichen Vorwerke die zur Arbeit für die Gutsherrschaft verpflichteten Bauern mußerte und jeden bei dem Namen anrief, um sich von seiner Anwesenheit zu überzeugen. Die in Preußen damals bestehende Erbwerterbürokratie war noch nicht aufgehoben, obgleich eine dahin zielende Cabinetsordre bereits erlassen und der Termin für dieselbe festgesetzt war. Die läudliche Bevölkerung hatte von diesem wohlwollenten Vorhaben der Regierung unbefristet Kenntnis erhalten und in ihrer Weise die aus schwachen Hoffnungen daran gelangt. In der Dorfschenke wurde diese Angelegenheit lebendig hin und her besprochen. Die Mehrzahl dieser polnischen Bauern hielt sich von allen Verpflichtungen gegen ihre bisherigen Herrn frei; sie glaubten, daß ihnen wiederrechtlich die noch zu leistenden Dienste zugemuthet würden. Es bedurfte nur eines geringen Anlasses, um eine offene Empörung hervorzurufen. Der Verwalter Hartmut war von Natur ein strenger und jähzorniger Mensch; der kleinste Widerspruch konnte ihn in Wuth versetzen.

„Anton Kajel!“ rief er mit lauter Stimme zum zweiten Male, da er keine Antwort erhalten hatte.

Statt des Gerufenen trat eine blasse, abgeehrte Frau in der dürftigsten Kleidung und demüthigsten Stellung hervor. Nach stoischer Stille beugte sie sich, um den Knechtspieß des gnädigen Herrn Verwalters zu fassen.

„Verzeihung!“ bat sie mit schwacher Stimme, „aber mein Mann ist krank; er liegt am Fieber und kann nicht aufstehen.“

„Ich kenne das,“ entgegnete der Verwalter kühler. „Eure Krankheit ist die Krankheit, aber ich werde Euch schon curiren. Die Medizin ist die beste wie solch Oesinel, wie Ihr Alle seid.“

Dabei schwang er den gewöhnlichen Oefenmesser, den er in seiner Hand hielt. Ein dumpfes Murmeln in dem Kreise der anwesenden Bauern wurde hörbar und reiste den Wüthenden nur noch mehr, statt ihn einzuschüchtern.

„Wer wagt es,“ schrie er laut, während das anstehende Blut sein gewöhnlich rothes Gesicht ganz dunkel färbte, „hier ein Wort zu sprechen? Den Ersten, der sich mußt, lasse ich in's Tod werfen und ihn fünfjünglinglang ans dem Pfeffer und Salz aufhängen. Ihr wißt, daß ich Wort halte.“

Die Drohung des großen und starken Mannes, so wie die angenehme Furcht verschleht auch diesmal ihre Wirkung nicht. Die Woboter liehen ihre Köpfe bogen und beugten sich vor der gewohnten Autorität. Als der Verwalter seine Augen im Kreise

herumschweifen ließ, begegnete er nur dem Ausdrude der alten, stupiden Unterwürfigkeit. Nur im Innern seiner Untergebenen knirschte der Haß, welcher sich nicht offen zu zeigen wagte. Nachdem die Ruhe auf diese Weise wieder hergestellt war, wandte sich Hartmut gegen die arme Frau.

„Gut,“ sagte er mit rauher Stimme, „wenn Dein Mann krank ist, so mußt Du an seiner Stelle hier bleiben und seine Arbeit thun. Die Herrschaft lann und darf nicht darunter leiden.“

„Lieber, gnädiger Herr!“ flehte die Frau. „Das werden Sie doch nicht im Ernst verlangen. Mein Mann lann sich nicht von der Stelle röhren. Wer soll ihn pflegen, ihm einen Trunk reichen, wenn ich nicht zugegen bin? Und die Kinder, meine armen Kinder; sie müssen hungern und verkommen, wenn ich mich nicht um sie kümmer.“

„Das geht mich nichts an. Zum Teufel! Wer heißt Euch so viele Kinder in die Welt setzen, die Ihr nicht einmal zu ernähren wißt! Warsch! in die Schenke mit den Dreckschern und wenn Du nicht Deine Schultigkeit thust, so sollst Du mich lernen lernen!“

„An des Himmels willen, sein Sie barmherzig! Ich muß nach Hause. Mein Mann wird ja gern, wenn er erst wieder gesund ist, doppelt so viel arbeiten und das Verflämte reichlich einbringen.“

Die geizigste Frau umschlang mit ihren schwachen Armen die Kniee des Verwalters, um ihn zurückzubalten, da er sich zum Fortgehen aufschickte. Hätte er nur ihr bleiches, bekümmertes Gesicht gesehen, so würde er vielleicht milder gewesen sein. Aber der Widerstand, den er von ihrer Seite zu finden glaubte, versetzte ihn aufs Neue in Wuth. Er wollte sich losreißen und da sie ihn noch immer festzubalten versuchte, so stieß er sie mit Heftigkeit von sich. Sie fiel und unglücklicher Weise mit dem Kopfe gegen einen großen Stein, der in der Nähe lag. Als sie so niederlag, erhob sie eine große Wunde und das Blut riefelte in warmen, rothen Strömen über ihr dunkles Haar und die bleiche Stirn. Regungslos lag sie auf dem Boden; die umstehenden Bauern waren stumm vor Entsetzen und auch der Verwalter selbst schien seine vorräthliche Thut zu bereuen. Einige anwesende Frauen brachten sich mitleidig zu der Dämmstühen herab und bemühten sich, sie in's Leben zurückzurufen.

In diesem Augenblicke trat ein junger Mann von kräftiger Gestalt aus der benachbarten Schenke, welche zu dem Hofe gehörte. In seiner schwierigen Haut trug er noch den gewöhnlichen Hammer, womit er so eben ein Ferkel beschlagen hatte. Eine

sonst dem oberösterreichischen Volke mangelnde Energie drückte sich in seinen trüben Zügen und in seiner seltenen Haltung aus. Das Geschrei der Frauen, die Bestürzung der Männer und der Anblick des ohnmächtigen Weibes hatten seine Neugierde erregt.

„Was gibt es denn, was ist hier vorgefallen?“ fragte er die Zurückstehenden.

„Dort liegt Deine Schwester!“ antwortete ihm einer der

Rebeter.

„Meine Schwester!“ rief er erschrocken, indem er den Trupp durchdrang, der sich vor ihm erhob. „Sie ist todt, gemordet! O mer hat dies gethan?“

Reiner der Umschenden wagte, den Verwalter laut zu beschuldigen. Nur ihre stummen Blicke und Binsten sagten ihm als Hüter an. Ehe Hartmuth noch ein Wort zu seiner Rechtfertigung vorbringen konnte, hatte ihn der Schmiedegesell am Halse gefaßt und hielte mit seinem Hammer zu einem furchtbaren Streiche aus. Er hätte ihn sicher getödtet, wenn nicht der Verwalter durch eine schnelle und geschickte Wiegung dem Schläge ausgewichen wäre. Mit der ganzen Stärke, die er besaß, suchte er jetzt seinem Gegner die gefährliche Waffe zu entreißen. Beide waren einander an Kräften gleich und es entspann sich daher ein erbitterter Kampf, dessen Ausgang höchst zweifelhaft schien. Der junge Mann hatte den Hammer sollen lassen und rang um den Verwalter, den er um den Leib gefaßt hatte. Bald lag der Eine, bald der Andre auf dem Boden und schaute mit vernichtenden Blicken in das von Wuth verzerrte Gesicht seines Feindes. Die Rebeter hatten einen Kreis um die Kämpfer geschlossen, ohne sich zu betheiligen, obgleich sie in ihrem Innern entschieden die Partei des Schmiedegesellen nahmen und ihn den Sieg wünschten. So greif aber war noch immer die Macht der Gewohnheit und ihr slavischer Einn, daß sie nicht einmal ein Zeichen der Aufmunterung zu geben wagten. Nur hier ihre stumpfen Gesichter suchte jenseits ein Blicken, wenn der Verwalter auf einen Augenblick unterlag; sonst verhielten sie sich stumm.

Es herrschte das tiefe Stillschweigen, von Zeit zu Zeit durch das Schreien und Rechen der beiden Kämpfer unterbrochen.

Endlich hatte Fasel, so hieß der Schmied, seinen Gegner, dem er an jugendlicher Geschwindigkeit überlegen war, vollkommen übermächtig. Er nierte auf der Brust des Verwalters und während er ihn mit der einen Hand am Halse während festhielt, streckte er den andern Arm von Neuem nach dem Dummer aus, um, wie er leuchtendste, den entscheidenden Schlag zu thun. Hartmuth bemerkte die drohende Gefahr und stieß einen lauten Schrei um Hilfe aus. Der ihm ergebene Schaffner des Wertwerts und einige Knechte hörten ihn und eilten herbei, doch die drohende Haltung des Bauern stärkste sie zurück.

Eben hob Fasel die furchtbare Waffe empor, um sie zerstückelnd auf das Haupt des Gegners niederfallen zu lassen, als ein schwacher Schrei in seiner Nähe ihn aufhielt. Es war die Stimme seiner armen Schwester, welche aus ihrer Ohnmacht erwaucht war und die Augen aufschlug. Ihr erster Blick fiel auf den Bruder und ihren Feinder, der dem Todesstreich mit höchster Angst in dem verzerrten Antlitz entgegenfiel. Er war ganz braunroth im Gesicht; seine mit Blut unterlaufenen Augen und der schlaff herabhängende Unterkiefer verriethen die Furcht einer gemeinen Seele.

„Halt ein, werde ihn nicht!“ rief die Schwester, welche sich wieder erholt hatte und Alles sorglich begriff.

Er war aufgesprungen und sahte nach dem Arme des Schmiedegesellen noch zur rechten Zeit, um die schreckliche That zu verhindern. Dabei sah sie ihn mit ihren sanften Augen so bittend an, daß er nicht zu widerstehen vermochte. Der Hammer entsank seiner Faust und, indem er seine Hand von dem Halse des Verwalters entfernte, benutzte dieser die unerwartete Gelegenheit, um sich vollends zu befreien. Sobald er sich der drohenden Gefahr entrikt glaubte, lehrte auch seine frühere Festigkeit zurück. Fasel stand noch immer, seine wiedererstandene Schwester mit freudigem Erstaunen anblickend. Eben so schnell wie sein Korn auflerbte, war auch derselbe wieder erloschen, als er die Fechtgelände noch am Leben fand. Nicht so Hartmuth, der sein andres Gefühl als die Rache über den ihm angethanen Schimpf sannte.

„Greift den Mörder, bindet den Bösewicht!“ rief er dem Schaffner und den Knechten des Hofes zu.

Diese zögerten anfänglich, seinen Befehl auszuführen, da sie den Muth des trübsigen Schmiedegesellen und die Uebermacht der Bauern fürchteten, welche diesen zu beschützen Niemand machten. Aber die Erhebungen des gefährlichen Verwalters und seine wiederholten Mahnungen brachten sie bald in dem alten Gehorsam zurück. Zwei Männer näherten sich Fasel, um ihn fest zu nehmen.

„Nicht, nicht!“ rief ihm die besorgte Schwester.

Einen Augenblick schien er unentschlossen, aber die Rebeter wiederholten denselben Rath. Er hatte von ihnen erwartet, daß sie sich für ihn erheben würden, doch der oberösterreichische Bauer kennt nur den passiven Widerstand; er ist durch langjährige Knechtschaft feig und muthlos geworden. Nur von Zeit zu Zeit bricht sein verbaltener Orrell plötzlich und unermüdet, wie die zerförende Windkraft, hervor. Noch war dieser Augenblick nicht gekommen und Fasel fand sich in der Noth von seinen Freunden verlassen. Der Instinct der Selbsthaltung trieb ihn vor sich. Sobald seine Verfolger sich ihm näherten, sprang er auf wie ein gehetztes Wild und eilte davon.

„Schließt die Thore, laßt die Hunde los!“ schrie der Verwalter seinen Leuten zu.

Dieser Befehl wurde augenblicklich befolgt. Strabend fielen die schweren Thorflügel zusammen und sperrten ihm den Ausweg, während die von ihren Ketten befreiten Dohlnunde, von Hartmuth gehetzt, heulend und jähelstehend hinter dem Verfolgten herjagten. Der geräumige Hof war von einer hohen, müßersteiglichen Mauer umgeben, an die sich die verschiedenen Wirtschaftsgebäude anlehnten. Außer dem Thoreweg gab es nur noch eine kleine Pforte, die in's Freie und auf die angrenzenden Felder führte. Diesen Ausgang suchte Fasel zu gewinnen. Mit der höchsten Anstrengung seiner Kräfte lief er nach diesem Ziele. Trog des vorangegangenen Kampfes war er noch keineswegs ermüdet, und die Angst vor der drohenden Gefahr verlieh seinen Gliedern neue Spannkraft. Nur noch wenige Schritte und er war wenigstens für den Augenblick gerettet. Mit langer Erwartung sahen die Bauern diesen festsamen Jagd zu, während die Schwester mit gestalteten Händen der Gottesmutter von Gehenbach, der allgemeinen in Oberösterreich verehrten Heiligen, eine Wallfahrt gelobte, wenn diese den armen Fasel beschützte.

Aber die Hunde folgten ihm aus den Fersen und in demselben Moment, wo er bei der Thür anlangte, bürmten auch sie von allen Seiten auf ihn ein. Die wüthende Meute sprang auf ihn, packte ihn, riß ihn nieder und saßte ihn mit den scharfen Zähnen. Vergebens versuchte er, sie von sich abzuwehren, sie klammerte sich fest an ihn an und ließ ihn nicht mehr los, bis der Verwalter mit den Knedten herankam und ihm mit schnell herbeigeholten Stricken die Hände auf den Rücken zusammenschnürte. Widerstandslos mußte sich Fasel die empfindlichen Mißhandlungen gefallen lassen. Hartmuth schlug mit seinen Fäusten ihm in's Gesicht und überschante den Unglücklichen mit den größten Schmähdungen.

„Ich will Dich lehren,“ schrie er laut, „gegen Deine Vergeßten, gegen Deine Obrigkeit Dich aufzubeihen. Und Ihr Uebrigen sollt Euch ein Beispiel daran nehmen. Wehe demjenigen, der nur einen Raub von sich gibt! Ihr sollt mich noch lernen lernen. O ich weiß, was in Euren Köpfen spukt; aber ich werde Euch den Freiheitsgewindel schon austreiben. Darauf könnt Ihr Euch verlassen.“

Mit gesenkten Häuptern hörten die Rebeter seine Worte an. Keiner wagte Etwas zu erwidern oder dem Gesagten nur durch einen Blick seine Theilnahme erkennen zu lassen; obgleich sie in ihren Herzen den Verwalter verabschiedeten. Nur die Schwester näherte sich dem armen Fasel weinend.

„Und das Alles,“ sagte sie schmerzhaft, „mußt Du um meinewillen dulden.“

„Weine nicht, Jadwiga!“ tröstete er sie. „Grüße Deinen Mann und Deine Kinder. Wir wird Gott helfen, denn die Menschen sind Alle schwach und schlecht.“

Dabei warf er einen halb verzweifelnden, halb schmerzlichen Blick auf die Bauern, welche regungslos daneben standen.

Mit beschämtem Nicken wendete sich Hartmuth an den Leiden des Schmiedegesellen, darauf befohl er, ihn vorläufig in einen Keller zu sperren, um später erst seine Rache an ihm vollends zu befriedigen.

## II

Trop der scheinbaren Kpatie, womit die Bauern die Verhandlung Pamel's mit anfaßen, versetzte doch das Ereigniß nicht, eine mächtige Aufregung in dem ganzen Dorfe herbeizuführen. Der Schmiedegerill hatte eine jährliche Vergewaltigung und war durch seine persönlichen Eigenschaften bei aller Welt beliebt. Mit einem gewinnenden Aeußern verband er eine große Gutmüthigkeit. Nie hatte er seine bekannte Härtekraft mißbraucht; er war im Gegensatz zu den andern Burtschen des Dorfes so friedlicher Natur, daß er stets die Uebrigen von Händeln zurückließ. Dabei übte er eine gewisse geistige Lebzigkeit aus; er besaß jenen scharfen Verstand und die schnelle Fassungsgabe, welche weit später bei den oberflächlichen Bauern angetroffen wird, als man gewöhnlich glaubt. Freilich wird ihnen nur selten die Gelegenheit geboten, diese Gaben der Natur weiter auszubilden, und unter den trübenden Verhältnissen muß jeder bessere Keim zu Grunde gehen, wenn ihn nicht schon die angeborene Anbolsung und Trägheit im Ankommen hindert. Nur in einzelnen, begabten Naturen bricht das Licht der Seele aus den verhäulenden Wollen hervor.

Von Jugend auf zeigte Pamel einen Drang nach Erkenntniß, ein Streben, das er mit einer unter solchen Umständen bewundernswürdigen Beharrlichkeit verfolgte. Er konnte nicht nur polnisch lesen, sondern auch schreiben und verstand sich in der deutschen Sprache ziemlich geläufig auszubringen. Diese Wissenschaft veranste er nicht dem wech heutige höchst mangelhaften Schulunterrichte, sondern weit mehr dem Zufall, den er zu benutzen verstand. Als Knabe fiel er durch seine körperlichen Vorträge und eine gewisse Anselligkeit dem katholischen Geistlichen des Dorfes auf, der ihn unter die Zahl der sogenannten Ministranten aufnahm, welche während des Gottesdienstes kleine Verrichtungen versehen, das Weidrauschschlagen und mit den Mädchen zur Messe laufen. Diese trübselige Stellung brachte ihn vielfach mit den Caplänen und dem Pfarrer in Berührung, deren Theilnahme vortheilhaft auf seine Bildung und Moralität einwirkte. — Sein Wohlthäter hatte sogar die Absicht, ihn Studiren zu lassen und zum Theologen zu bestimmen. Leider starb derselbe, ehe er diesen Plan ausführen konnte, und Pamel, der unterer herangewachsen war, mußte sich entschließen, die Kangel und den Weichfuß mit dem Ambos und dem Hammer zu vertrauen.

Auch in seiner neuen Lage bewachte er jene Sehnsucht nach Erkenntniß; die er freilich jetzt nur wenig oder gar nicht befriedigen konnte. Jeder Unterricht hatte sich ihm aufgehört; aber die Schmiede des Dorfes ist wüßte dem Wirthshause der einzige Ort, wo ein lebhafter Verkehr stattfinde und ein gewisses Leben herrsche. — Hier kommen die Bauern zusammen und während der Meister und seine Gesellen den scharbhaften Pflug oder den Wagen ausbessern, unterhalten sie sich über ihre Verhältnisse. Der Kutscher und die Bedienten des gnädigen Herrn bringen ein Pferd, um es beschlagen zu lassen, und theilen Neugierden vom Schlosse mit. Inzwischen verirrt sich ein Reisender hieher, ein Hausknecht mit seinem Welpen; der erzählt, wie es in der weiten Welt ausgeht. —

So fehlte es Pamel auch hier nicht an Anregung und seinem lebhaften Geiste nicht an Nahrung. Er wurde wenigstens vor der Verwundung geschützt, welcher die meisten Landleute in ihrer Abgeschlossenheit und Weidrausch erliegen. — Mit gespannter Aufmerksamkeit horchte er auf all die Berichte, während er das Feuer schürte oder das glühende Eisen mit gewaltigen Streichen auf dem Ambos bearbeitete. Oft schaute er sinnen in die zukünftigen Flammen, während der Holschlag sauste, und träumte von einem andern Leben, von einem Schicksal.

Ein unheimlicher Thatenrang schimmerte in dieser halb-erwachten Seele; sie schaute sich heraus aus dem engen Kreise, um ihre verborgenen Kräfte zu entfalten. Es gab Tage und Stunden, wo der einfache Schmiedegerill von einer Ahnung jener dem Menschen angeborenen Freiheit ergriffen wurde, welche gewaltiam an ihren Ketten rüttelt. Gedanken kamen und zogen an ihm vorüber, für die er keine Worte, keinen Ausdruck fand.

Willstüht hätten die Zeit und der lärmende Einfluß seiner Umgebung auch diesen entzündeten Funken seines Geistes ausgegösst, vielleicht wäre er auch der allgemeinen Stumpfheit seines Dorfes verfallen, wenn nicht die Ereignisse fast wider seinen Willen ihn fortpressen hätten. Ein natürliches Rechtsgesetz und die Liebe zu seiner mißhandelten Schwester hatten ihn fast zum Mör-

der gemacht. Eine schwere Strafe erwartete ihn für seine unbedachte That. — Er lag jetzt in dem feuchten, dunklen Keller, der ihm vorläufig zum Gefängnisse angewiesen war. Anfänglich schickte er nur die Erdbeschöpfung, welche auf die höchste Anstrengung folgte, und den physischen Schmerz, den ihm seine Wunden verursachten. Die Hunde hatten ihn gefressen und die Stride, mit denen er gebunden war, schnitten in die Muskeln seiner Arme. In diesen körperlichen Schmerzen gestellte sich das Gefühl der Demüthigung über die schimpfliche Behandlung, welche er erlitten. Er knirschte mit den Zähnen, wenn er daran dachte, und alle seine Gedanken athmeten Mache für den angefahrenen Schimpf.

Während Pamel solche Qualen duldete, sann seine Schwester, welche sich als die alleinige Ursache jenes Unglücks betrachtete, auf Mittel und Wege, um den Bruder zu befreien. Nachdem sie in der Ehemme schwer gearbeitet hatte, ging sie nach Hause, um nach ihrem kranken Manne zu sehen, und den Kindern das dürstige Abendbrod zu bereiten. Mit ihren Thränen benetzte sie das schwarze Brod, das sie für die Kleinen schnitt. Sobald der vom Fieber erschöpfte Knabe und die Kinder schliefen, eilte sie trotz der späten Abendstunde auf das Schloß. Sie hoffte die Vergnügung ihres Bruders zu erlangen, da sie einig Zeit als Wad in dem Dienste des Gutsheeren gelanden hatte und daher ihm und seiner Familie persönlich bekannt war. Ihr größtes Vertrauen setzte sie auf das gnädige Fräulein, das Veroula hieß, und dessen Vergnügung im ganzen Dorfe gerissen wurde.

Der Baron von Kellomdy war der echte Typus eines oberflächlichen Edelmanns. Lebenslustig, gessfrei und von Herzen aber gutmüthig, als das, besaß er eine überaus hohe Meinung von sich und seiner Stellung. Den größten Theil seines Lebens brachte er auf dem Lande zu; nur von Zeit zu Zeit fuhr er nach der benachbarten Kreisstadt, wo ihn seine Geschäfte hinariefen. Dort verlebte er mit einigen sibirischen Kaufleuten, an die er sein Korn und seine Wolle verhandelte. Für die kleinen Vortheile, die er ihnen zuwendete, bereizete sie ihm die tiefste orientalische Unterwürfigkeit. Ueber seine Bauern herrschte er unumschränkt, wie ein König; auf seinem Gute betrachtete er sich als die höchste und einzige Autorität. Sein Umgang bestand aus einigen gleichgesinnten Edelwehren, dem Pfarrer des Dorfes und dem Justitiarius, der in seinem Dienste stand, und daher nur selten oder nie dem Baron zu widersprechen wagte. Rein Wunder daher, daß er in seinen Beurtheilungen beschränkt wurde und kein anderer Geses kannte, als seinen Willen.

Das Schloß, welches er bewohnte, lag auf einer kleinen Anhöhe, und war ein großes stattliches Gebäude im Style des vorigen Jahrhunderts. Im Besitztüm zu den erbsämlichen Gütern der Bauern konnte es sogar imponant gemacht werden. Diefern Eindrucke schabete nur eine gewisse Unsauberkeit und Vernachlässigung, welche man mit dem Namen der „polnischen Wirthschaft“ zu bezeichnen pflegt. Es war die Mauer hier und da schadhaft, der Kalkweurp abgelaufen, ohne daß daran gewacht wurde, nur die geringste Ausbesserung vorzunehmen, Auf dem weiten Gehöfte trieb sich das Vieh ohne jede Aufsicht herum. Die Witter bestehlen wurde von einem großen Tümpel eingenommen, auf dessen schwimmig-schillerndem Wasser eine Entenherde laut schauertelnd schwamm, während in dem Morast des Ufers sich mehrere setze Schweine mit Behaglichkeit herumwälzten. Hohe Weidenlagen zu Bergen angeheißert und verbreiteten jene eigenenthümlich lärmliche Stompfheit, welche den Siedler zum schnellen Vorübergehen zwingt. Ein bei schlechtem Wetter sehr bodenloser Weg führte zu dem herrschaftlichen Wohnhause. Nur der eine Flügel des weitläufigen Gehöftes war bebaut, der andere dastte dem gänzlichen Verfall überlassen, der sich durch eine Unzahl zerbrochener Fensterrahmen schon von außen ankündigte. Der Hausknecht, mit Steinen gepflastert, bestand sich jedoch in einem höchst gefälligen Zustande; da man unterlassen hatte, die ausgefallenen Stiege durch neue zu ersetzen, so waren allerlei Böder und Abgründe gebildet, welche bei dem mangelhaften schwanmenden Lichte einer kleinen Oellampe in der Dunkelheit schon manchen argen Fuß zum Fallen gebracht.

In der ersten Etage lagen die Staats- und Empfangszimmer des Barons und seiner Familie, die aus seiner Tochter und einer bejahrten Schwester bestand, welche seit dem Tode seiner Frau die Oberaufsicht führte. Tante Rascha, die polnische Wirthung für Katharina, war eine resolute Dame mit fast männlichen Zügen, zu denen auch ein schwarzer Schnurrbart kam, um den sie ein

Bühnisch sicher beneiden durfte. Sie hatte mit ihrem Bruder die größte Ähnlichkeit. Dasselbe apoplektische, sehr geduente Gesicht, dasselbe Doppelkinn, dieselbe starkknockige Figur. Sie brauchte nur ihr schreien zum carriere's Kleid mit seinem grünen, mit Schminnen besetzten Kasse zu vertauschen, um ihm völlends zu gleichen. Im Hause trug sie hermentgetrocknete Pantoffeln von einem westwärtigen Umfange; wenn sie bei schlechtem Wetter über den Weg ging, pflegte sie die Wasserstiefel des Barons anzuziehen, die ihr bis über die Schenkel reichten. Knöchel und Wägen zitterten vor ihrer barhühen Stimme und noch mehr vor ihrer gewöhnlichen Hand.

Neben dieser männlich starken Tante bildete die weiblich zarte Nichte den größten Gegenatz, welchen man sich denken kann. Veronika trug die sanften Züge ihrer verstorbenen Mutter, einer trefflichen Frau, die mit hingebender Geduld die Keckheit des Barons erduldet. Die Tochter hatte ihr klares, frommes Auge, ihre milden Züge und ein Herz voll aufopfernder Liebe geerbt. Der Baron, der sich einen Opa genanzt, konnte es daher seiner Gattin nie vergehen, daß sie seine Hoffnungen getäuscht. Jahre vergingen, ehe er sich mit der Geburt der Tochter ausgefehnt hatte. Sie war erst seit einigen Monaten in das erteilte Haus zurückgekehrt aus dem Kloster der Ursulinerinnen in Breslau, denen sie zur Erziehung übergeben war. Die fremden Schwestern, welche sich mit dem Unterricht des weiblichen Geschlechts beschäftigten, hatten nur die angebornen Tugenden des Mädchens entwickelt, und ihrem Geiste eine zwar einseitige, aber durchaus weibliche Richtung gegeben. Herzensgüte und Sanftmuth waren die hervorstechendsten Eigenschaften ihres Wesens, das sich in ihren freundlichen Mienen und Blicken kund gab.

Auch an diesem Abend leistete wie gewöhnlich der Pfarrer, ein wohlbeleibter Herr mit salbungreichen Gehehren, und der Justizrat, ein feiner, pfiffig herein blinder Mann, dem Baron bei Tisch Gesellschaft. Auf der reich besetzten Tisel saßen mehrere Blauden mit schwarzen feurigen Ungarnen, dem, nach den geerbten Gebräuchen zu urtheilen, häufig nachgesprochen wurde. Das Gespräch drehte sich um die Aufhebung der Erbsunterthänigkeit. Trodem der Baron den königlichen Erlass bereits in den Aktenblätter, der Majestät von ihm gelassenen Tuschdritt, gesehen hatte, konnte er sich doch nicht widerlegen, die Möglichkeit einer solchen Maßregel zu glauben. So sehr war er in seinen Vorurtheilen befangen, daß er die Nachricht für eine unverschämte Fälschung hielt, und den schättesten Einwand des Justizrats nicht beachtete.

„Wird sich viel gekrückt.“ sagte er in seinem gebrochenen Deutsch, „was nicht wahr ist. Kann Regierung, kann König nehmen, was mein ist? Bauer ist mein Eigenthum, hab ich von meinem Vater, und kann machen damit, was ich will.“

„Aber die Cabinetstorte mit der königlichen Unterschrift —“ warf der Justizrat dazwischen ein; hielt jedoch wieder inne, als der Baron mit der gehaltenen Faust auf den Tisch schlug, daß die Gläser klirren und der Wein überfließ.

„Del der Teufel Cabinetordre. Ganze Geschichte ist nur von dem verfluchten Schreiberpöbel gemacht. Die wollen sehen, was wir Gredente aus gefallen lassen. Aber haben Rechnung ohne Wirth gemacht. Ist nicht wahr, lieber Pfarrer?“

Dieser nickte beistimmend, indem er bebaglich aus seinem Glase den Wein schlürfte.

„Die Bauern,“ sagte er nachdenklich hinzu, „werden nun leider durch derartige verführte Mittheilungen schwierig gemacht. Der Respect vor der von Gott eingesetzten Obrigkeit geht verloren.“

„Nichtig!“ rief der Baron. „Mein Verwalter hat heute Gesandte erletzt, wie noch nicht vorgekommen. Hat ein gewisser Pöbel ihn mit Hammer todt schlagen wollen. Justizrath! Der Keel muß exemplarisch gestraft werden.“

„Versteht sich,“ pflichtete dieser bei. „Die ganze Strenge des Gesetzes soll in Anwendung kommen. Verlassen Sie sich auf mich, Herr Baron!“

In diesem Augenblick erschien Veronika in dem Zimmer.

„Was gibts?“ fragte der Baron seine Tochter.

„Draußen,“ antwortete sie verlegen errotzend, „steht eine arme Frau, die Dich sprechen will.“

„Wer ist sie und was will sie?“

„Unseiner frühere Wägen, die gute Jadviga. Sie kommt wegen ihres gelangenen Bruders.“

„Was untersteht sich die Dete?“ Sie soll mich ungehorsam lassen! Warum hast Du sie vergelassen?“ brummte der Baron.

Veronika hob ihre frommen Augen bittend zu dem Vater empor, der trotz seiner Keckheit ihrem sanften Flehen nicht zu widerstehen vermochte.

„So laß sie in drei Teufelsnamen eintreten!“ rief er ärgerlich.

Am allen Mitgliedern zitternd näherte die Bäuerin, sich in der Thüre angestollt haltend.

„Tritt näher!“ herrschte der Baron.

Sie gehorchte und küßte, ehe sie ihr Anliegen vorbrachte, den anwesenden Herren nach der Reide die Hände; die größte Ehrfurcht jedoch erwieb sie dem Pfarrer, in dem sie ihren geistlichen Seelsorger, den Stellvertreter Gottes auf Erden sah.

„Nette getrost, meine Tochter!“ sagte dieser in salbungsvollem Tone.

Seine Worte gaben ihr den nöthigen Rath, um den Vorfall tren und wahr zu berichten. Ihre Erzählung wurde häufig von heißen Thränen und lautem Schluchzen unterbrochen. Voll Theilnahme hörte Veronika zu, während der Baron seine Ungeduld und Entrüstung deutlich dadurch zu erkennen gab, daß er bald mit dem einen, bald mit dem andern Fuß auf den Boden stampfte.

„Dein Bruder ist Bösewicht, der eigentlich hängen muß,“ polterte er. „Nicht wahr, lieber Justizrat?“

„Aberdings!“ erwiderte dieser beistimmend. „Das Gesetz für einen derartigen Fall ist noch immer nicht streng genug.“

„Und die bestige Schrift,“ setzte der Pfarrer hinzu, „sagt: du sollst unterthan sein deiner Obrigkeit.“

Die arme Jadviga ließ sich jedoch nicht abschrecken, und bat immer von Neuem um Gnade für den Schuldigen.

„Ich kann Dir nicht helfen,“ sagte der Baron, indem er ihr den Rücken zudrehte.

„O mein Gott!“ seufzte sie. „Er hat mich fast todt gehalten, und darum übermannte ihn der Zorn. Verzeihen Sie ihm nur dieses einzige Mal noch, und ich will, so lang ich lebe, für Sie beten.“

„Zum Teufel,“ hatte mich nicht länger aus, sonst laß ich Dich von meinen Tausen binanwerfen. Ich habe weder Zeit noch Lust, Dein Geheule länger anzuhören.“

Erst von dieser Drohung eingeschüchtern, schwante das unglückliche Weib zur Thüre hinaus, worauf der Baron die Karten bringen ließ, um seine gewöhnliche Colepartie mit den Herren zu spielen.

„Man muß ein Exempel statuiren,“ beneuerte er gleich zu seiner eigenen Verwundung. „Jadviga thut mir leid, aber der Dursche verdient seine Strafe, damit anderes Volk nicht so svecet verliert.“

Draußen in der Halle brach die Glente unter der Last ihres Kummers zusammen. Die Füsse wollten sie nicht mehr tragen; sie mußte sich an die Wand stützen. So wurde sie von Veronika gefunden, welche ihr nachgeht war, um die Hätte ihres Vaters durch ein freundliches Wort wieder gut zu machen.

„Da, nimm!“ sagte das gute Mädchen, indem sie ihr verflochten ein Geldstück in die Hand drückte.

„Gott lobne es, mein gnädiges Fräulein! Ich wollte nicht Geld, sondern die Verlastung meines Bruders.“

„Behalte nur die Kleinigkeit, und laufe für Deinen kranken Mann eine Stärkung. Ich selber will mich für Pöbel verwenden, wenn der Vater allein ist.“

„Sie kennen ihn ja, Paninfa!“ Er ist ein guter Junge, der seinem Rinde etwas zu Leide thut; aber als er mich blutend liegen sah, da wußte er nicht, was er machte.“

„Sei ruhig! Es soll ihm nichts geschehen. Ich stehe Dir dafür.“

„Tausend Segen über Ihr gutes Herz.“

\* heimlich: junge Herrin.

(Fortsetzung folgt.)

## Einige Stunden in der k. k. Irrenanstalt in Wien.

Von Dr. K.



Die k. k. Irrenanstalt in Wien.

Irrenjunge haben, wenn für den Menschenfreund etwas Tragisches, für den Arzt und Menschenkenner stets auch etwas Interessantes, denn erforscht er an den Gesunden die Achseite, so bieten ihm die Geisteskranken die Gelegenheit dar, die Schatten- oder wohl gar die Nachtseite des menschlichen Denkens, Willens und Fühlens zu erpähnen. Durch sie lernt er einsehen, wie sie ihre Gefühle oft seltsam verkörnern und personificiren, die Romane ihres Gehirns darstellen, Vorstellungen bunteschief und ohne irgend ein Gesetz der Association aneinander reihen und überhaupt ein Seelenleben zeigen, das sonst weder erdacht, noch irgendwo anders gefunden werden kann. Darum sind die Psychiater (Seelenärzte) mit den meisten Novellen und Theaterstücken, in denen Irrenjunge Rollen spielen, unzufrieden, weil die auch noch so reich begabte Phantasie des Dichters die Wirklichkeit und Wahrheit eines wahninnigen Lebens nicht zu treffen im Stande ist. Der einzige Schauspieler macht hier eine Ausnahme, und seine Ophelia in Hamlet ist das Beste, was hier in diesem Fache existirt. Ein berühmter Psychiater, der zugleich mit mir die Aufführung im k. k. Hofburgtheater in Wien sah, machte denn auch die Bemerkung: Schauspieler hat seine Ophelia nach der Natur, d. i. an einer Irrenjungen studirt, sonst hätte er diesen Charakter, obgleich ein so großes Genie, doch nicht so wahr und natürlich zeichnen können. Auf die Einwendung, daß ein Genie ja gerade das Eigenthümliche habe, sich ganz und gar in die Situation zu versetzen, entgegnete er:

„Nun und nimmer mehr, eben weil es ein gesundes und kein krankes Genie ist.“

Eben dieser große Psychiater wies die Schauspielerin, welche, anerkannt von allen Recensenten, die Rolle der Ophelia gegenwärtig am besten spielt, und die sich an ihn wendete, um sie ihr noch verbessern zu helfen, von sich und sagte ihr:

„Die Recensenten und Psychiater sind mit Ihnen zufrieden und so wird es das Publicum auch sein.“

Auf meiner Reise durch Wien suchte ich die k. k. Irrenheil- und Pflegeanstalt auf und fand bei dem Medicinalrath und Director derselben, Dr. Kiedl, freundliche Aufnahme. Es ist ein zweistöckiges großes Gebäude, auf dem sogenannten Brunnfelde nächst der Hernalskirche noch innerhalb der Stadtmauer gelegen, mitten in einem großen Park auf einer Area von 60,000 Quadratfaden und sieht mehr einem Lustschloße, als einer Irrenanstalt gleich. Die Aussicht, die man auf dieser Anhöhe genießt, ist wirklich reizend; südwestlich die schönen Gebirge von Kaiserthum, Grünang, Donaubach; nordöstlich das unebene Häusermeer der Residenzstadt, von der man einen großen Theil der Vorstädte überschaut. Sie liegt auf einem der schönsten Punkte, die Wien hat.

Nach Besichtigung der Anstaltscapelle, die mit kaiserlicher Pracht aufgeschliffen ist, nahmen wir das Innere der Anstalt in Augenschein. Die Anlage ist weit und groß, die Zimmer und Gänge hoch und luftig. In ebener Erde sind die Hauptvertheilungen und Conversationssäle, im ersten Stock die Schlafstätten, in einem

Saale zehn bis funfzehn Betten. Im zweiten Stock sind Wohnungen für die vornehmsten Patienten. Ein Patient erster Classe hat ein Zimmer für sich und ein Wohnzimmer für den Bedienten, der zweiter Classe wohnt mit noch zwei oder drei Anderen zusammen. Alle diese Wohnungen sind sehr nobel eingerichtet, mit Sopha, polirten Kästen u. s. w. In den Conversationssälen sind Willards, Fortepiano's, Zeitungen, Bilder u. s. w. zur Unterhaltung der Patienten.

In dieser Anstalt herrscht die Einrichtung, daß Jeder arbeiten muß, der arbeitsfähig ist, daher man ein müßiges, geschäftloses Leben durchaus nicht trifft; der Bauer arbeitet auf den Feldern und in den vielen Gärten der Anstalt, der Maler und Bildhauer in seinem Atelier, der Compositeur componirt in einem Saale, in dem die nöthigen musikalischen Instrumente sich vorfinden, der Schriftsteller studirt und schreibt, kurz Jeder beschäftigt sich mit dem, was er vor seiner Krankheit gewohnt war und was daher auch tauglich ist, ihm in sein vorhergenommes Leben wieder einzuführen. Dieses Alles geschieht in solcher Ordnung und so geräuschlos, daß man vergißt, in einer Irrenanstalt zu sein und sich eher in eine große geschäftliche Handhabung versetzt glaubt. Von Zwangsarbeiten sah ich auch nicht eine Spur an den vielen Patienten, die frei auf und abgingen, and ich konnte nicht begreifen, wie denn eine solche Menge von Kranken (in der Heilanstalt befinden sich gegen 500 mit 80 Wärtern und Wärterinnen, in der Pflegeanstalt über 300 mit 30 Bedienten) in solcher Ruhe und Ordnung erhalten werden konnten. Ich sah unter ihnen nur selten Anzeichen von Drosseln, die ihre Reiben rieten und betrogen sich ganz vernünftig. Auch war ihre Kleidung dem jeweiligen Stande angemessen; die ehemalige Anstaltsformirung ist hier längst verbannt. Je länger ich darin herumwandelte, desto mehr stieg meine Verwunderung über das seltene Betragen der Kranken. Auf meine Verwunderung hieherüber antwortete mir der Director:

„Hier sehen Sie nur die Reconvalescenten, die so vernünftig sprechen und sich benehmen, wie jeder Verstandbegabte, im Falle man ihre schwache Seite nicht berührt und sie zu beherzigen versteht; die schwächeren und gefährlichen Kranken sind von ihnen abgeleitet und befinden sich in Corridors, wohin ich Fremde nicht gern gaulasse.“

Das war freilich ein Wink, diesen Ort unbefichtigt zu lassen, aber so ist schon der Mensch: nititur in vestitum . . . meine Kenne rückte nach den Corridors wende dadurch nur noch gesteigert. Ich wollte eben die Gefährlichen, die Tollstichtigen, die Reizige, Willkürnen u. s. w. in ihrem Wesen sehen, ihre Gespräche hören und ihr ganzes Benehmen betrachten. Nach meiner mitwirkten Bitte, daß nicht Neugierde, sondern Wißbegierde mich dazu bestimme, diesen Ort zu besuchen, ter sprach mir endlich der Director, mich in die Corridors zu führen. Nachdem wir auf dem Wege dahin die verschiedenen Werksstätten, die sich von den gewöhnlichen in der Welt brauchen in gar nichts unterscheiden und daher nicht weiter zu besprechen sind, besuch hatten, gelangten wir an eine verschlossene Thür. Der Director öffnete sie mit seinem Schlüssel, den er stets bei sich trägt, und wir traten ein. Ein oblonger Saal mit zwölf Seitencabinetten saße ungefähr dreißig Patienten, unter denen wieder kaum vier oder fünf die Jungs hatten, die Ubrigen gingen frei herum. Sie kamen alle auf uns zu, grüßten uns herzlich und ich konnte ihre Anhänglichkeit an den Director nicht genug bewundern; sie umgaben ihn so vertraulich, wie Kinder einen Vater und redeten so ziemlich vernünftig mit ihm. Nur drei machten eine Ausnahme, die ich zur Unterhaltung des Lesers etwas näher bezeichnen werde. Der Erste war ein kleiner bieder Mann, ungefähr vierzig Jahre alt, von außerordentlich wildem Aussehen, im Gesichte mit Bart und Haaren ganz verwachsen und von treugigen Muthesen. Er saß an einem langen Tische, der in der Mitte des Saales stand, und sah treugig vor sich hin. Der Mann interessirte mich ungemein und während der Director mit seinen Patienten sich unterredete — jeder hatte ihm ein Anliegen mitzutheilen — ging ich auf ihn zu und fragte:

„Wie geht's, mein Herr?“

Er sah mich seltsam an und antwortete:  
„Wie's geht? Gar nicht, ich sitze. Müßiges Leben in dieser Hundeshütte, keine Jagd.“

Ungeachtet des menschlichen Cientes, das hier herrschte, mußte ich doch herzlich lachen, so komisch kam mir seine Antwort und die Art und Weise vor, mit der er diese räthselhaften Worte sprach. Sie sollten sich aber bald entzäheln. Ich mein Vachem entgegnete er:

„Sie haben gut lachen, Sie sind ein Mensch, aber ich bin durch den Zauberei — der Name ist mir entfallen — in einem Hund verwanbelt worden.“

Raum hatte er diese Worte ausgesprochen, stand auch schon der Director an seiner Seite und sprach:

„Was schwagen Sie da wieder für albernes Zeug, Herr N. N.?“  
Er sprach diesen seinen Vor- und Annamen mit Betonung aus. „Wie oft schon habe ich Ihnen das verboten!“ fuhr er fort. „Wie heißen Sie? Wer sind Sie? Wie alt?“ u. s. w.

Er fragte ihn sein ganzes Rationales aus, welches der Patient auch getren anthat. Den Zweck der Fragen ersah ich diesen Antworten Jeder, nämlich das menschliche Bewußtsein des Patienten wahrzunehmen und zu beschaffen. Nachdem dies geschehen war, wurde denn auch der Patient, der sich hierauf ganz verständlich benahm, ermahnt, sich ja nicht mehr belassen zu lassen, seinen Wahnsinn nachzugeben, sondern er möge sich Gewalt antun, vernünftig zu denken und zu reden und sich zu benehmen, so werde man ihn auch als einen Vernünftigen behandeln.

Wie kam der Patient auf den Wahn, ein Hund zu sein? Eine körperliche Krankheit überzog seine Haut mit Schuppen, und behaart war er obenhin sehr stark.

Der zweite Kranke war ein kaufmännischer, hoher Mensch von höchst imponirender Gestalt, etwa 30 Jahre alt. Er lebte in einer Ecke des Corridors und gesicurtirte vor sich hin, indem er stets von Geld und hohen Summen phantastirte. Als wir zu ihm traten, sprach er eben: „Vier Millionen Vanacien 1/2, mein 1/2, also daß endlich gefliegen? Verdamm, nein, gefallen“ u. s. w.

Unglückliche Wärspeculation machte ihn zum Vetter, und der Wahnsinn war die Folge davon. Bald bildete er sich ein, vier Millionen und ungeheure andere Reichthümer zu besitzen, bald wieder an den Bettelstab gekommen zu sein. Im letzten Falle verzweigt er zu essen, insonderheit bei den Aufmunterungen dazu stets sagt: „ich kann's ja nicht bezahlen, und schließlich will ich nicht bleiben.“ — Um ihn zum Thien zu zwingen, muß die hierzu neuerfindene electre-magnetische Maschine angestekt werden, die, an einen Muskel des Schinnes gebracht, ihm den Mund öfnet. Nebenher gesagt, sind die Maschinen und Apparate in dieser Anstalt bewundernswürdig, sie aber hier zu beschreiben, würde zu weit führen.

Die Manipulation des Directors mit diesem Willkür-Bettler war ganz eigenthümlich, und in kürzester Zeit brachte er ihn zum Bewußtsein seines wahren und eigentlichen Charakters. Fragen und Antworten, also die fortwährende Methode, wurden stets und zwar in eminentester Weise gehandhabt, wozu ich mich nicht genug verwenden konnte. Der Director aber entgegnete mir lächelnd: „Die Wirkung dieser Rationalisation ist von seiner besonderen Bedeutung und nicht nicht viel, so lange der Patient noch so fortwähren krank ist, die semaltische Peinigung durch Vider, Körperliche Bewegungen u. s. w. ist die Hauptsache. So lange der Irre keine frantastische Empfindung und sein abnormes Gemeingefühl behält, nützt alles Zureden wenig und in den meisten Fällen gar nichts.“

Der Dritte war ein Wahnsinniger und aus unglücklicher Liebe redete meist in Versen (er litt auch an Keimwuth, Retremanie) von seiner Geliebten.

Mit jedem Patienten benahm sich der Director anders, und war ein wahres Chamäleon. Noch nie sah ich einen Menschen, und ich sah die größten Schaufspieler, der seinen Charakter so schnell, hier nach der Individualität des Kranken, verändern konnte, als der Director dieser Anstalt; wodurch, dieser Mann verdient seinen großen Ruf, den er unter den Psychiatrern genießt, schon hierin.

Darauf führte er mich in eines der zwölf Cabinetten. Ein Tischchen, ein Stuhl daneben, ein Bett und ein Nachtschub, jedes dieser Stücke mit eisernen Spangen an den Boden befestigt, machten die ganze Einrichtung aus. Das große Fenster, durch welches

\* In den von Bruno Schen herausgegebenen „Numerischen Vollen“ (Wien) ist J. v. eine Recensie; der Vize-Kramer abgedruckt, die von einem Wahnsinnigen herrührt. Bruno Schen lebte einige Jahre unter Wahnsinnigen, und theilt u. A. aus Gespräche der Irrenjungen unter einander, Selbstbiographien Wahnsinniger u. mit. D. Neb.

das Licht einfiel, konnte durch eine Maschinerie in wenig Secunden geschlossen werden, und nach Verschluß der Eingangsthüre in diese Zelle kann auch nicht ein Lichtstrahl eintreten, so daß die größte Finsterniß herrscht, eine steckfinstere, künstliche Nacht zur Mitigation qualvoller Patienten. Ich gestehe essen, daß mir selbst bange wurde, da ich mich in dieser Finsterniß befand.

Die Krankenfelle, streng von der der Männer getrennt, ist von dieser nur infomra verschieden, als statt der Handweiffstalten Locale für Mädchen, Striderinnen, Streckhüllenderinnen und zum Waschen eingerichtet sind. Auch hier herrschte große Ordnung, und ein nach der Tagesordnung von 6 Uhr früh bis 7 Uhr Abends ge-

schäftiges Leben. Die Irren speisen gemeinschaftlich in großen Sälen und, was mir höchlich auffiel, mit Messer und Gabel, ohne daß je ein Unfall vorkam; in den Corridors ist dies aber nicht der Fall, und von Schneideinstrumenten kann da keine Rede sein.

Ich verließ diese Anstalt mit dem fremdigen Begehrnisse, daß Oesterreich im Irrenfache seit einem Decennium große Fortschritte gemacht und endlich einmal eingesehen hat, daß es hierin dem Auslande nicht nachsehen darf, was leider vorher bei der Fall war; denn wer, der Wien besuchte, erinnert sich nicht dem zum Sprüchwort gewordenen runden Thorweg, welcher die einzige Heil- und Pflegeanstalt für die Irren durch so viele Jahre war?

## Ein unausgefülltes Räthsel.

(Fortsetzung.)

Geprüffküßt wurde an diesem Tage nichts. Es war noch Nacht und im Dunkel gingen Bertha und Caroline eine weite Strecke durch den Wald. Der Tag war seit geraumer Zeit angebrochen, als sie vor einem einsamen Hause ankamen, der noch mehrere herrschaftliche Wagen (Chaisen) ohne Pferde standen. Bertha führte Carolinen in ein Zimmer dieses Hauses, wo sie kurze Zeit verweilten, ohne etwas zu genießen. Inzwischen hatte einer der Wagen zwei Pferde erhalten und nahm die Weiden auf. Er war auf beiden Seiten mit Thüren versehen, in denen Glasfenster waren. Die Reife dauerte 13 Tage und 13 Nächte. Beobachtungen stellte Caroline während dieser Zeit nicht an, da nur der eine Gedanke sie erfüllte, recht bald zu ihrer Mutter zu kommen. Man hielt immer vor einem Hause an, zuweilen unter einem Dache (Verban, Schuppen?). Das eine Haus lorn oft zu einem Dorfe oder einer Stadt gehört haben, ohne daß Caroline, ganz von ihren Gedanken in Anspruch genommen, etwas davon merkte. Wenn man auf längere Zeit anhält, brachte Bertha Speisen und Wasser und Caroline aß und trank in der Kutsche. Einige Male blieb die Wärterin Stunden lang weg und Caroline konnte dann vor Burch nicht schlafen. In ein Bett kam sie während dieser ganzen Zeit nicht und verlangte auch nicht danach.

Nach dem angegebenen Zeitraum hielt die Kutsche einmal, als die Nacht nicht mehr fern war, auf einem Wege dicht an einem Walde. Bertha stieg mit Carolinen aus und die Kutsche fuhr schnell fort. Die Wärterin übergab dem jungen Mädchen ein Tuch mit Brod und Schweinefleisch und besah ihr, am Rande des Waldes stehen zu bleiben und sie zu erwarten. Sie lächelte sie darauf trauzig und weinend und entfernte sich in derselben Richtung, welche der Kutscher eingeschlagen hatte, in den Wald. Die Verlassene wartete einige Zeit und ging dann in den Wald, um nach Bertha zu sehen. Als sie Niemand wahrnahm, ging sie auf die ihr angewiesene Stelle zurück und wiederholte dies mehrere Male. Insezt drang sie tiefer in den Wald, rief lauter und lauter, aber Niemand antwortete. Sie stellte Bertha, den Kutscher und den Wagen nie wiedersehen.

Von der Hofnung befeht, mit ihrer Mutter vereinigt zu werden, sah sich die Arme jetzt auch von Bertha, ihrer Pflegerin und mütterlichen Freundin, verlassen. Ihr Gemüthszustand muß ein entsetzlicher gewesen sein. Drei Tage und vier Nächte brachte sie in dem Walde zu, ohne einen Menschen zu sehen, ohne die Fleisch- und Broddorräthe ihres Tuches zu berühren. Es froh sie während dieser Zeit so anhaltend und so hohem Grade, wie noch niemals, obgleich sie warm gekleidet war und das Wetter während jener Tage im Verhältniß zu Jahreszeit angenehm genannt werden konnte. Am vierten Tage fand sie sich aus dem Walde hinaus und kam zu einem Wege, der an diesen angrenzte. Sie hatte sich hier niedergelegt, als ein erwachsenes Mädchen mit einer Reistofe aus Arme dabekam. Beide wollten mit einander sprechen, verstanden sich aber nicht. Caroline ließ sich von der Fremden, welche ihr die Hand bot, führen. Sie kamen an ein Wasser, das so breit wie der Rhein bei Offenbach war. Eine Brücke führte über den Fluß, in der Nähe standen viele Häuser. Sie hatte Caroline eine Brücke und ein so großes Wasser gesehen, und sie fürchtete sich daher so sehr, daß ihre Begleiterin sie über die Brücke führen mußte. Weiterhin folgten mehre Häuser, also wohl ein Dorf. Die Fremde holte aus einem der Gebäude Rah-

zungsmittel (bettelte), und Caroline wartete inzwischen auf der Strafe. Das Polen von Lebensmittel wiederholte sich an diesem Tage mehrmals. Caroline war jetzt wieder in menschlicher Gesellschaft und dies ermutigte sie so, daß sie zum ersten Male von ihrem Brode und Fleische aß. Auf dem Felde arbeiteten Leute, auch begehneten ihnen Wanderer, aber sie sprachen mit Niemand. Als es Nacht geworden war, traten beide in ein kleines Haus, neben dem noch andere Gebäude standen. Hier war bloß eine Frau, die ihnen Suppe gab, worauf sie schlafen gingen. Caroline, die mit der jungen Fremden in einem Bette schlief, legte beim Entschlafen ihre Ohringe ab und steckte sie mit ihrem Metallorn zusammen in die Tasche ihres Kleides. Die Fremde nahm aus ihrer Reistofe ein großes Hemd und gab es Carolinen, welche ihr eigenes feineres Hemd auslegte und es zu ihren Kleidern legte. In dem sie so handelte, folgte sie ihrer Gewohnheit, ein Nachthemd anzulegen. Sie hatte in den letzten sechs Tagen in seinem Bett geschlafen, viel Sorgen undummer gehabt, und ihr Schlaf muß daher ein sehr seher gewesen sein. Als sie erwachte, war ihre Begleiterin verschwunden und hatte Carolinen ganze Habe bis auf einen engen Kamm und jenes Tuch mit Brod und Fleisch mitgenommen, ihr zum Fratz gab und eigenes großes Hemd zurücklassen. Die Wirtin des Hauses, die mit der Diebin ohne Zweifel im Euerwärtandis war, gab ihr etwas Suppe mit Brod und alte Kleider, dieselben, mit denen sie in Offenbach erschien. In dieser fremden Kleidung ging Caroline, deren ganze Verwerfung mit ihrem abernormaligen Verlassenheit wiederkehrte, fort, in welcher Richtung, war ihr gleichgültig. Wenn sie vor Müdigkeit nicht weiter konnte, setzte sie sich auf den Boden und weinte. Sie ist auf diese Weise noch zwei Tage und eine Nacht umhergeirrt. Am Abend des zweiten Tages trat sie in ein Haus, dessen Besitzer ihr Brod und einiges Geld reichete, was sie beides zurückwies. Eine zweite Frau kam hinzu und diese wird mit der Wirtin bei einer kurzen Berathung zu dem Resultate gelangt sein, daß man keine Bettlerin, sondern eine angewöhnliche Person vor sich habe. Caroline wurde also zu dem Bürgermeister des Ortes (Waldkirchen) und von diesem am folgenden Tage nach Offenbach geführt. Ihre weiteren Schicksale kennen wir.

Wir haben die Erzählung von Carolinen's Schicksalen ohne Kritik gegeben, wie wir diese Erzählung in dem einzigen hier jetzt über sie erschienenen Werke \* getan. Da außer der Bekanntmachung, die wir an der Spitze dieser Zeilen mittheilten, und außer polizeilichen Anfragen an auswärtige, namentlich österreichische Behörden zur Bestimmung der Wahrheit oder Unwahrscheinlichkeit jener Erzählung etwas gefchehen sei, wissen wir nicht. Man hätte nach unserer Ansicht vor allen Dingen den Versuch machen sollen, Carolinen den Weg, auf dem sie nach Offenbach gekommen ist, unter Begleitung aufsuchen zu lassen. Obgleich ihr geistiger Zustand und ihre Verzeihung nach Bertha's Verschwinden sie an genauem Beobachtungen verhindert mußten, sollte man doch meinen, daß sie, in der Umgegend herumgeführt, jenes große Wasser mit der Brücke, vor dem sie sich hinhin so sehr fürchtete, und weiter den

\* Die langjährige unterrichtliche Post zweier Kinder, nach dem mündlichen Mittheilungen eines derselben, als Beitrag und Aufklärung zur Enthüllung dieses bühnen Oeconomie's verdienstlichen von Friedrich G. d. Lehrer an der Volksschule in Offenbach, Frankfurt a. M., 1856. Der Verfasser ist der Lehrer Carolinen's.

Weg, den sie mit der Fremden bis zum Hause, wo sie befohlen wurde, einzuführen, hätte ankunften müssen. Wäre man auf diese Art nur in den Besitz ihrer Vorräthe und ihres Medaillons gelangt, so würde die Mörder ohne Belohnung gewesen sein. Diesen Versuch, durch ein Umherirren Carolinens weitere Aufschlüsse zu erschaffen, hat man nicht gemacht, wenigstens schweigt die G's'sche Schrift davon gänzlich.

Wir wollen uns Carolinens Glaubwürdigkeit in objectiver wie in subjectiver Beziehung prüfen. Vertritt ihre Erzählung an sich, von ihrer Persönlichkeit abgesehen, Vertrauen? Ihre Schilderungen sind rücksichtslos und in einigen Punkten unabweislich. Daß sie aus Ungarn, diesen geographischen Begriff in dessen weitestem Umfange genommen, komme, ist keinem Zweifel unterworfen. Die Sprache, deren sie bei ihrem ersten Erscheinen in Offenbach allein mächtig gewesen ist, liefert einen vollständigen Beweis. Ihr Alter bei ihrer Abführung aus der Walthewohnung zu 21 Jahren angenommen, ist sie im Jahre 1832 geboren worden und im Jahre 1837 verschwunden. Die ungarischen Zustände in jener Zeit reben der Möglichkeit eines solchen Verschwindens das Wort. Wir wissen zur Genüge, daß weder die ungarische Polizei; so weit von einer solchen die Rede sein konnte, noch die ungarischen Gerichte zur Verhütung und Entdeckung von Verbrechen besonders geeignet waren. Allerdings hat Caroline nach der Revolution noch vier Jahre in ihrer Walthewohnung gelebt, und in diesen vier Jahren gab es eine österreichische Polizei. Aber trotz ungarischer Bemerkungen ist die neue Ordnung noch nicht so durchgedungen, um dem Verbrechen eines jungen Mädchens, das fast sechzehn Jahre verschollen war, etwas Unmögliches oder auch nur Unwahrscheinliches zu geben. Haben doch unsere Gerichtsverordnungen Fälle von Kindern mitgetheilt, die unter den Augen der deutschen Polizei und in vortheilhaften Städten Jahre lang auf Weiden oder in Kellern eingeschlossen gewesen sind. Die bessere Organisation der österreichischen Polizei kann der Grund gewesen sein, daß man Caroline, da man des Geheimnisses nicht sicher war, entsetzte.

Die Entführung von Kindern durch Zigeuner und andere Bagabunden war in dem früheren Ungarn sein ganz unangenehmliches Vorkommniß. Daß man dem Verschwinden Carolinens wirklich die Form einer solchen Entführung gegeben habe, wofür allerdings der Ansehn spricht, möchten wir nicht behaupten. Um darüber mit größerer Sicherheit sprechen zu können, müßten wir die Motive des an ihr begangenen Verbrechens wissen, und gerade diese verhallen sich uns. Jene angebliche Form der Entführung setzt die Annahme voraus, daß Caroline ihrer Mutter geraubt worden sei. Der intellectuelle Urheber des Raubes wäre nicht weiter zu suchen; der „Englar“ wäre es, der Carolinen in den Garten schickte, wo der Mann mit dem großen schwarzen Barte (Cleasar) sie auf den Arm hob und forttrug. Derk man sich das Verschwinden Carolinens als Raubverbrechen, so wird die Sache unwahrscheinlich, obgleich nicht unmöglich. Die bekanntere Mutter würde in diesem Falle Alles aufgeben haben, ihr Kind wieder zu erlangen, und der Rhein hätte einen schweren Stand bekommen. Wie nun aber, wenn die Mutter um die Entführung gewußt hätte? Caroline braucht nicht nothwendig eine reife Erbschöcker zu sein, deren Bedacht geltsigeren Seitenverwandten im Wege standen, sie kann eben so gut ein unbehelligtes, oder im Gebrauch erlangtes Kind einer vornehmen Dame sein, das man verschwinden läßt, wenn die Debers es erfordert. Unnatürliche Mütter hat es stets und in allen Ländern gegeben, warum nicht auch in Ungarn und im Jahre 1837? Nehmen wir an, daß die Mutter, froh, einer für ihren Ruf gefährlichen Bürde ledig zu werden, fortreiste, weil sie um ihrer Reven willen vor der Entführung einige Meilen zwischen sich und dem Ort des Verbrechens setzen wollte, nehmen wir ferner an, daß der Englar, der ein noch näherer Verwandter Carolinens sein kann, den zurückbleibenden Dienstmädchen sagt, die kleine sei an einem andern Ort entfernt worden, so erhalten wir eine Sachlage, welche Nachforschungen auslöset. War die Mutter ruhig, so halten die Dienstmädchen wahrlich keine Veranlassung, Polizei und Gerichte in Vernehmung und sich selbst in Unkosten zu setzen.

In dem, was Caroline von der Walthewohnung erzählt, hoffen wir auf Unwahrscheinlichkeiten. Daß Vertha, eine alte Dienerin des Hauses, am sechzehn Jahre verschwinden konnte, hat nichts auf sich. Erhielt sie unter irgend einem Bewande ihre Entfüh-

fung, und reiste sie vor Aller Augen ab, so fragte gewiß Niemand weiter nach ihr. Auch Koelß, dieses zweite Opfer, hat für uns nichts Anstößiges. Hatte ein zweites, von Folgen begleiteter Schritt der Mutter Carolinens stattgefunden, so lag nichts näher, als die Frucht des ehebrecherischen Umganges an denselben Ort zu schaffen, der die erste mit glücklichem Erfolg verbrag. Wir wollen diese Erklärung übrigens Niemand anferingen, wir stellen sie nur an, um zu beweisen, daß Carolinens Erzählung, denk man sich die Mutter als Missionsleue des Verbrechens, den vollen Ansehen der Glaubwürdigkeit gewinnt. Lag die Walthewohnung in einem Theile des Waldes, den höchst bald der Förster betrat, und war Cleasar dieser Förster, so war man vor einer Entdeckung ziemlich sicher, und Cleasar konnte Brennstoff, Speisen und Welle zutragen, ohne daß seine Gänge auffielen. Unwahrscheinlich klingt, was Caroline von der äußern Einrichtung dieser Wohnung sagt, daß der Eingang mit einer Fallthür, die hinter mit Dedeln versehen gewesen seien, und daß diese zum Schließen bestimmten Gegenstände einen solchen Gradwaage getragen hätten, daß sie von dem andern Beden nicht zu unterscheiden gewesen wären. Wie konnte Gras an den Dedeln und der Fallthür wachsen, wenn nicht eine Ernterutelage vorhanden war, in der das Gras Wurzeln zu schlagen vermochte? Gab es aber eine solche Erbschöcker, wie konnte dann Vertha die schwere Fallthür, der Caroline die Größe einer Stubentür gibt, von unten aufheben? Es würde ihr unmöglich gewesen sein, und wenn wir Caroline in diesen Punkte nicht der Mäße zeihen wollen, womit ihre ganze Glaubwürdigkeit ihr Ende erreicht hätte, müßten wir nach Mitteln fragen, wie Vertha verfuhr. Da ist nur nicht möglich. Entweder gab es einen Mechanismus, den Caroline nicht kannte und dessen Vertha beim Öffnen der Fallthür sich bediente, oder es war ein geheimer Abgang vorhanden, den die Wärterin, wenn sie mit Carolinen in den Wald ging, unbemerkt benutzte, die Fallthür von unten öffnete, und dann ihre Genossin ins Freie führte. Mehrere Umstände unterstützen die letztere Erklärung. Es war Carolinen verboten, den Gang, an dem ihre Stube lag, weiter zu verfolgen, und auch in den Keller durfte sie nur bis zur Hälfte der Treppe gehen. Wenn diese Verbote, wenn der Gang und der Keller nichts verbergen, was Carolinen zu einer etwaigen Flucht dienlich sein konnte? Wenn Vertha das untere Geschloß säuberte, schloß sie sich in der Küche ein, wo der Eingang zum Keller lag. Dieses Einschließen hätte keinen Sinn, wenn in der Küche weiter nichts als das Waschen des Geschirrs vorging. Es wird noch etwas Weiteres vorgegangen sein: Vertha hat, nachdem sie sich eingeschlossen, mit Benutzung des geheimen Abganges das Wasser geholt, dessen sie beim Reinigen der Geschirre in größerer Menge bedurfte. Daß die Fallthür von außen geöffnet wurde, ist nicht nur aus innern Gründen wahrscheinlich, Caroline spricht von einem kleinen Strich, der außen, ganz in der Nähe von der Mitte ihrer längeren Seite zur Mitte“ angedacht gewesen sei. Dieser Strich unterstützte das Aufheben, das von außen nicht solcher Kraftanstrengung bedurfte, als wenn es von innen geschah. Weichen wir dabei, daß die Thür mit Gras bedeckt, mithin auch mit Erde besetzt gewesen sei, so haben wir auch die Kraftanstrengung, deren Vertha jedesmal bedurfte, noch immer als bedenkend zu denken. Ewegen wir statt Gras Moos, so fällt die Erde weg, und die Fallthür verliert mindestens drei Viertel ihrer Schwere. Moos ist grün und Gras ist grün, ein Mädchen von Carolinens Art kann zwischen beiden kaum einen Unterschied gemacht haben.

Es war im höchsten Grade unvorsichtig, Carolinen jeden Tag an die frische Luft zu führen. Wäre diese Anordnung nach Carolinens Erzählung von ihren Entführern getroffen worden, so dürften wir nicht ärgern, ihre ganze Geschichte für ein Märchen zu erklären. Aus ihren Worten geht aber hervor, daß die gutmüthige Vertha diese Entfremdung der Haft gewisser Weise eintraten ließ. So oft Cleasar, der seine gewisse Stunde gehabt haben mag, erwartet wurde, kurzte der Spaziergänger sich ab. Wir wollen hier nachhaken, daß der Befehl Cleasar's, Carolinen stets in ihrer Stube eingeschlossen zu halten, ebenfalls für das Vorhandensein eines geheimen Abganges spricht. War dies die Fallthür da, deren Hebung der Gesangenen in ihren ersten Jahren unter allen Umständen nicht gelingen konnte, so hatte die Grausamkeit der engen Haft im Zimmer gar keinen Zweck. Darfte Vertha es bei jenen Spaziergängen auf die doppelte Gefahr einer Flucht und eines Entdeckungsverens ankommen lassen? Die Flucht

konnte sie selbst verhindern, vor dem Geschehenwerden glaubte sie sich ohne Zweifel durch die Einsamkeit der Gegend geschützt. Gewagt bleibt ihre Handlungsmethode immer, und gemacht ist die Wahl der Walthochung überhaupt, denn so sorgfältig ließ sich die Spur von Fenslern und Thür nicht vermeiden, daß eine genaue Untersuchung nicht Riden und Buzen von einer verdächtigen Regelmäßigkeit der Gestalt hätte entdecken müssen. Gewagt wird oben bei jedem Verbrechen, und hier war das Wagniß nicht einmal besondern groß. In Gegenden, wo es weder Helgster noch Spaziergänger gibt, ist in einem großen Walde mancher Stelle, die noch nie der Fuß eines Menschen betreten hat. Und doch sogar im Harze einmal Jahre vergangen, ehe man die Leiche eines Vermissten, dessen Erwörung mit Nicht angenommen wurde, in einem Waldbüschel aufgefunden hat.

Bertha öffnete an jedem Morgen die Fensterbedel, und legte sie an jedem Abend nieder. Wie sie dabei verfuhr, schrielt Caroline nicht zu wissen. Schwierigkeiten konnten beide Proceduren nicht machen, eine Stange mit einem Oaken genügt, um die Bedel aufzuheben und niederzuziehen. Eine mit Mees bedachte Helgstaft von 1 1/2 Zoll Durchmesser ist leicht. Wie fand der Raucher seinen Abzug? Durch die Fenster gewiß nicht, denn dann würde

Caroline Augen Schmerzen und andere Unannehmlichkeiten gehabt haben, wovon sie schweigt. Aber sie hat kein Fensrohr gesehen, könnte man, um ihre Glaubwürdigkeit zu verächtigen, einwenden. Da sie keine technologischen Kenntnisse besaß und Bertha, wie aus Allem hervorgeht, nicht bloß ihre geistige Entwicklung, sondern auch ihre Theilnahme an praktischen Dingen niederzulegen bemüht war, so kann ein Fensrohr dazwischen sein, ohne daß Caroline es bemerkt hat. Letztes dieses Fensrohrs aus ihrer Stube in die daneben liegende Küche, so brauchte man für den Rauch der ganzen Walthochung nicht mehr als einen einzigen Auszug, dessen obere schmale Mündung jedoch Carolinens Beachtung entgingen, als zum Schug gegen eine zufällige Entdeckung durch Fremde gut verdeckt gewesen sein kann. Sonderbar ist die Anwesenheit des Hundes Ulebus in der Waldhochung. Hund verrathen sich durch Wellen, und das ist der Grund, weshalb die Diebe und andere Verbrecher keine führen. Wurde Ulebus unter der Erde so eingesperrt, daß man sein Wollen oben nicht hören konnte, und hielt Bertha ihn etwa deshalb, damit er, falls bei ihren Spaziergängen mit Carolinen Menschen herankämen, diese schon von fern anzeigen und einen rechtzeitigen Rückzug ermöglichen?

(Schluß folgt.)

## Die Feuerzeuge.

Von Berthold Sigismund.

Durch Nichts hat der Mensch seinen Adel, der ihn zum Herrn der Erde bestimmt, deutlicher bewiesen als dadurch, daß er das Feuer beherrschen lernte. Wer betritt die Räume einer Eisenmelzerei oder den Heizräum einer Dampfmaschine, ohne daß in ihm anklingt der stolze Spruch des Sophokles: „Vielcs Gewaltige lebst, doch das Gewaltigste ist der Mensch!“ Aber nicht nur in der Kunst, mit der er das mächtige Element zu seinem Diener ergoz, erprobte der Mensch seine Herrscherkraft; ebenso sehr, vielleicht noch mehr bewährte er dieselbe durch die Fähigkeit, jenen dienenden Geist augensichtlich, wie durch einen Zauberspruch, aus dem Nichts hervorzurufen. Der Knabe erzeugt eine Flamme, er erzeugt ein einziges Stöckchen Holz, strömt es an der Wand und fast so rasch wie der Gedanke ist die Flamme da.

So folgiam ist indeß das dienende Element erst seit einem Menschenalter geworden; erst in unserer Zeit hat der Mensch den wahren Zauberspruch erfinden, der den Salamander zu augenblicklichem Ocherlam bringt.

Wie anders war das in alter Zeit! Da mußte der Mensch mit größter Anstrengung seiner Körperkraft förmlich mit dem dämmonischen Diener ringen, ehe dieser seine Dienste leistete. Auf welche Weise der Mensch gelernt, das Feuer herbeizubefördern, ist ebenso unergündel, als die Entstehung der Sprache; die griechische Sage erklärt es durch den Diebstahl, den Prometheus an einem göttlichen Verrechte ausführte. Aber ein solches Herunterholen der Flamme kannte, wie der Blitz oder die Flamme der Vulcane und Naphthaquellen, nur Lehren, Feuer mitzubringen, nicht aber Feuer einzuliegen zu lassen. Das Feuerzünden ist und bleibt eine Delicatsat des menschlichen Geistes, und sein Werth wird dadurch nicht verringert, daß alle, selbst die rohesten Völkersämme diese Kunst verstehen.

Daß zwei an einander geriebene Holzstücke sich erwärmen, war eine zufällige Beobachtung, die sich den Urmenschen aufdrängte; aber wie eisen muß der Wille desjenigen gewesen sein, der zuerst, um so sehen, wie weit sich diese Wärme steigern lasse, zwei Holzstücke so lange zusammenrieb, bis sie rauchten und braunten! Kein Europäer ist im Stande, mit dem Reibfeuerzeug der Wilden Feuer zu machen, selbst der Drechsler bringt das in der Drechbank leicht und schnell gelernte und mit einem hölzernen Nüßel geriebene Holz nur zum Versehen und Klacken, nie zur hellen Flamme. Auch dem kräftigen Menschen ist das Feuermachen keine leichte Aufgabe, er muß als Knabe und Jüngling wohl ebensoviel Fleiß und Zeit auf die Erlernung des Feueranzündens verwenden, als der civilisirte Knabe auf die Erlernung des Schreibens, und um sich die höchst anstrengende Arbeit zu sparen, sucht man das Herdfeuer ununterbrochen zu erhalten oder bringt beim Rauchar einen Feuerbrand. Die Tüte, in den Tempeln „ewige

Feuer“ zu unterhalten, entstand wahrscheinlich aus dem Verwunssein der Schwierigkeit, Feuer zu zünden. Und nicht bloß reche Wilde (wie noch heutiges Tages die Bewohner der Carolinen und Aleuten) sind auf das mühselige Reibholz beschränkt, auch die Völker, denen wir einen großen Theil unserer Bildung danken, hatten in der ältesten Zeit kein besseres Feuerzeug. Homer, der die Hochgeschickte seiner Helden so anschaulich und appetitlich schildert, erwähnt zwar nicht, wie sie zur Flamme kamen; aber Theophrast beschreibt, wie die Mannhaft von Kaphor und Feldweins dadurch Feuer zündet, daß sie „die Feuerhölzer mit den Händen reibt.“

Unser deutsche Urwörter sind vielleicht von frühestor Zeit an im Besitze eines vollkommeneren Feuerzeugs gewesen; denn der Gedanke, Steine als Feuersteine zu verwenden, mußte sich den Völkern, deren Land nicht (wie es auf den Koralleninseln des großen Oceans der Fall ist) der Kiesel entbehre, ungelöst darbieten, wenn sie sich Steine zu Hämmern und Keilen lieften und schlißen und dieselben Funten sprühen sahen. Als Hammer bot sich Pflanzenmark, mangeliges Holz und Umenscherer wie von selbst an. Die Entdeckung des Feuerstahls dagegen bleibt ein halbes Wunder, und wie über alle größten Entdeckungen läßt sich die Geschichte auch über diese im Stiche. Virgil läßt den Begleiter des Aeneas „Funten aus dem Kiesel schlagen und dann den Jünder mit dünnen Laube schmelzen.“ Wenn diese Angabe auch ein Anachronismus ist (an denen es bei Virgil so wenig fehlt, wie bei den altdeutschen Malern, welche die Kessel mit Brillen darstellen), so erhellt doch daraus so viel, daß die Entdeckung des Feuersteins schon geraume Zeit vor dem Anfange der christlichen Zeitrechnung gemacht sein mußte.

Dieses Stein- und Stabfeuerzeug blieb auch gegen zrietaufend Jahre das einzige, allgemein verbreitete Mittel zum Feuerzünden, und hat wohl bei den Weissen als Non plus ultra Feuerzeug gegolten. Denn der uralte Preunspiegel und das Brennglas, ferner das im achtzehnten Jahrhundert von Dumotier erfundene Luftpfeifen, in dem die zusammengepreßte Luft Wärme entwickelt, und das elektrische Feuerzeug Branders, welches durch einen elektrischen Funten Wasserstoffgas entzündet, sowie das im neunzehnten Jahrhundert erfundene Eberweinsche Feuerzeug waren, so herrliche Früchte menschlicher Erfindungsgabe sie auch liefern, nicht geeignet für den allgemeinen Gebrauch. Ihre Anwendung beschränkte sich entweder auf die physikalischen Versuche oder auf die Zimmer der Reichen, welche zu experimentieren liebten, und jetzt findet man sie fast nur noch in physikalischen Cabineten. Die ungeheure Mehrzahl der civilisirten Menschen handhabte ausschließlich das Reibfeuerzeug aus Stein und Stab, welches in seiner Wirksamkeit den Reibhölzern der Wilden vollkommen

entspricht. Denn auch hier wird die Wärme durch Reibung entwidert. Der an der scharfen Kante des Steines geriebene Stahl gibt so viel Wärme, daß die von ihm abgeriebenen Stahltheilchen in's Glühende gerathen und den Zunder entzünden, während bei dem Feuerzeuge der Wilden das harte Holzstück die durch seine Reibung von der wideren Unterlage getrennten Holzstäubchen entzündet.

Das härtige Gesehicht lagte den Stein mit der Flinten, den Stahl mit der Rechten und führte als Vorrath des Feuerzweiges, welcher wahrscheinlich eine urdentsche Erfindung ist. (Geramanländer, deutscher Zunder heißt er in England.) Von andern Zündern, selbst dem bequemen Schwefel, machten die Männer selten Gebrauch und verschafften sich, wie Esch in der Reise so niederländisch genau darstellte, eine helle Flamme lieber durch Schwämmen des Schwammes mit Sand.

Das schöne Gesehicht dagegen hielt den plumpen Stahl mit der Linken und bearbeitete ihn mit einem plumpen Steine, den die rechte Hand führte; als Zunder diente ausschließlich vorkohliche Leinwand, als Flammenzeuger der Schwefelsäure. Das Feueranzünden mit diesem Werkzeuge war eine der mühseligsten Arbeiten für die Hausfrau. Erst war der Zunder zu brennen und Schwefelsäure zuzusetzen, denn hauswirthliche Frauen übten auch diesen Zweig der Küchenchemie eigenhändig; dann galt es, im Dunkeln den Stahl mit dem Steine zu bearbeiten, der seinen Funtengeigen in die Zunderbüchse ergoß. Das gab ein minutenlanges Liden und Hämmern, und nicht selten trugen die Knöchel Spuren davon, daß sie statt des Stahles Streiche bekommen hatten. Das war eine Noth, wenn des Nachts ein schreiendes Kind nicht nötig machte; Funken gab es genug, aber feiner fiel in den Zunder; der Mann brumnte, das Kind jette und die arme „bedäpperte“ Hausfrau „piffelte“ noch immer verzehrend und sah sich in der Angst ihrer Derrnen nicht selten genöthigt, durch Nacht und Wind zur Nachbarrin zu eilen, und Feuer zu borgen.

Ältere Leser sind vielleicht ungehalten, daß ihnen solche Alltäglichen erzählt werden; aber es gilt, dem jüngeren Gesehichte, für welches die Zunderbüchse schon ein sogenanntes Alterthum geworden ist, zu zeigen, wie sauer es ihren Mittern geworden ist und welchen gewaltigen Fortschritt in der Cultur sie erlebt haben, einen Fortschritt, der für die Haushaltungen fast so bedeutsam ist, wie die Erfindung des Feuers für die Welt des Westens.

Die erste betrübliche Erfindung erlitt die Kleinherthschaft des Stahl- und Eisenzeuges durch eine vor etwa dreißig Jahren gemachte Erfindung, welche nicht die durch Reibung, sondern die durch den chemischen Proceß entwickelte Wärme zum Zünden verwendete. Man wußte seit längerer Zeit, daß chlorsaures Kali in Verbindung mit Schwefelsäure rasch zersetzt werde und dabei so viel Wärme frei mache, daß diese leicht entzündliche Körper in Brand setze; ein praktischer Kopf benutzte diese Eigenschaft jener Stoffe zu dem Vitriolfeuerzeuge, bei dem man nur das rothe Kupfer des Schwefelhelzes in das Säurefläschchen zu tauchen hatte, um es brennend herauszuziehen. Alles war begeistert von dem neuen bequemen Feuerzeuge, und jeder Bauer, der seine Frau lieb hatte, brachte ihr vom Markte ein „Tischfeuerzeug“ mit. Nachthaten daran zwei Mißstände. Die Handmaße durfte nur die Oberfläche der Säure berühren, sonst würde die Flamme durch die Flüssigkeit wieder erstickt; und doch war es im Dunkeln kaum möglich zu erkennen, wie tief das Zunderfläschchen einzutauchen sei. Dann war die Schwefelsäure, die beim Umfließen des Fläschchens androß, für Kleider und Haut gefährlich. Ein Deutscher, Kemner, befragte sogleich diese Mißstände. Er füllte das Fläschchen mit Amiant (Nebel), einer von der Säure kaum angreifbaren salzigen Steinart und tränkte diese Fasern nur so flach mit Säure, daß sie eben brennt waren. Jetzt schien das neue Feuerzeug vollkommen zu sein, es war einfach, klein, wohlfeil, leicht zu handhaben; man indelte und hielt den Gipsel der Erfindungen für erstemalen.

Aber das Bessere ist der Feind des Guten. Congress's Lanceler watesch bewies, daß das Reibfeuerzeug, das älteste Mittel zum Feuerzünden, das einfachste und mühseloseste sei, wenn man nur als Reibstoff eine leichtentzündliche Masse wähle. Diese war in einer Mischung von chlorsaurem Kali und Schwefelsäure gefunden; man benutzte dabei keine Säure mehr, das Schwefelhelz entzündete sich mit einem Knalle durch einen Strich an der Wand.

Derselbe Kemner, der eben als Verbesserer des Vitriolfeuerzeuges erwähnt wurde, bewies auch hier sehr bald sein Verbesserungstalent; er zog einen Stoff für Anwendung, der wahrscheinlich für immer der beste, praktisch zu verwendende Zündstoff dastehen wird, nämlich den Phosphor. Ein Hamburger Goldmacher, Brandt, hatte ihn im Jahre 1669 zufällig entdeckt, als er den Rückstand von eingetrocknetem Urin glänzte, in dem er wahrscheinlich Gold zu finden hoffte; er hielt sein Verfahren geheim, aber der Berliner Kunkel erfaßte bald den wunderbaren neuen Stoff durch eigenes Probiren. Wohl keiner der Entdecker und kein Genieler der vorigen Jahrhunderte hat sich träumen lassen, daß diese „curiose Kuriosität“ dereinst so in allgemeinen Gebrauch kommen werde, wie Eisen und Zinnober, und der Phosphor mag den Schüler trösten, der sich darüber beklagt, viele praktisch unnütze Thatfachen der Lehrbücher lernen zu müssen; denn gar Vieles, was jetzt theoretischer Ballast dünkt, wird mit der Zeit zur praktischen Goldbarre. Jetzt könnte die Menschheit leichter das Gold wissen, als den Phosphor. Uebrigens ging es mit der Verwerthung des neuen Stoffes langsam genug. Selbst nachdem Hundert Jahre nach der ersten Entdeckung, Schuele und Gahn eine reiche Zundergrube des Phosphors in den Knoden nachgewiesen hatten, dauerte es fast noch ein Jahrhundert, ehe man den nummehr billiger beschaffenden Stoff nützlich anwenden lernte.

Wie jede große Reform fast nie ohne schädlichen Einfluß auf Einzelne in's Leben tritt, so erging es auch dem Phosphor, dem Lichtbringer (Dies ist die wörtliche Bedeutung des chemischen Ausdruckes). Nicht wenige Arbeiter in den Zunderfabriken erlitten durch den Phosphorstampf der trocknen Hölzer Krankheiten, die mit dauernder Entstellung verbunden waren. Viele Feuerbrünste entluden durch den unvorsichtigen Gebrauch des neuen Zunders, manches vorwichtige Kind erlitt dadurch den schmerzhaftesten Tod. Darum riefen Viele Weib und Jeter über die gefährliche Feuerung und nicht wenige Regierungen verboten den Verkauf der gefährlichen Waare.

Aber kein edler Lichtbringer, der Phosphor so wenig als Outenberg's Presse, läßt sich auf die Dauer deshalb unterdrücken, weil er durch Mißbrauch schaden kann. Wie ein Lauffeuer verbreiteten sich die neuen Zunderhölzer über alle civilisirten Länder und jetzt haben sie fast überall die Kleinherthschaft. Nur der Holzhauer und Förster, der bei Wind und Regen im Walde runden will, und der Mann, der sich durch das „Aufspischen“ Nageknäuten verschafft, führen noch Stein und Stahl, sonst brauchen fast alle Männer, selbst der Antsker auf dem Beck, dies neue Feuerzeug. Und vollends die Frauen sind ohne Ausnahme zur Partei des Phosphors übergetreten. Eine Zunderbüchse findet sich selbst im conservativsten Bauernhause nur noch im Alt-eisenkasten, und seine Frauenhand berührt andern Stein und Stahl, als Erdsteine und Schere und Nadeln.

Und Niemand wird wohl diese Umwandlung bedauern, als vielleicht ein Bewohner der Champagne, der seine Feuerreise mehr in den Handel treiben kann, und ein Wäler, der Nachstände darstellt. Für solche Kadeiteer Schwalden's war freilich eine Zunderbrennerin, deren Gestalt wie ein Phönix aus der Flamme der Einwand vortrat, oder eine Frau, welche in den glimmenden Zunder blickt und von der matten Gluth roth angegriffen wurde, eine wahre Augenweide. Wir Anbern aber alle freuen uns, daß die Frauen von jenem sauren Gesehichte entlunden sind; ein Lichtfläch zu brennen, ist kaum noch nötig; die neue Handbequemlichkeit ist so vollkommen, daß auch der Reiche, der jede Anstrengung scheut, sich kein bequemerer Feuerzeug wünschen kann, und zugleich so wohlfeil, daß es auch dem Aermsten erschwinglich ist. Fast die Leinwand allein, die sonst zu Zunder verkokt wurde, jetzt aber in die Papiermühle wandert, bringt die Ausgabe für die Zunderhölzer wieder bei. Kauf man doch bei den Hausfrauen das Tausend Zunderhölzer für einen Silbergroschen, wofür man nicht einmal die zu so vielmaligen Anzünden mit dem alten Feuerzeuge nöthigen Feuerzeune anschaffen konnte.

Diese Wohltheil ist eine heilsame Folge der Theilung der Arbeit. Wie hoch würde uns wohl ein einziges Schwefelholz zu stehen kommen, wenn wir es selbst fralten und mit dem Zunderstoffe versehen müßten oder gar auch die Zunderstoffe herstellen sollten!

Jetzt ist die Herstellung der Zunderhölzer in selbende Gesehichte gegliedert. Anerst erfolgt die Anfertigung etwa spannlanger, wal-

zenförmiger Holzstäben durch einen Hebel, der auf jeden Stoß deren zwei liefert. Diese Methode ist schon ein großer Fortschritt gegen das älteste Verfahren, wo man durch Spalten viel weniger, und obenbein plumpe edige Hölzchen herstellte, während jetzt ein fleißiger Arbeiter, der täglich sechshundert Hohlöffne ausführt, an einem Tage hunderttausend Hölzchen anfertigt, da jedes Stüchlein in fünf Hölzchen zerlegt wird. Aus einer Kasser kann, leicht-spaltbaren Holzes stellt man in Thüringen fünf Millionen Hölzchen her. Aber welcher Fortschritt ist nun vollends die durch Dampf oder Wasserkraft getriebene Hobelmaschine, welche täglich mehrere Millionen fertig bringt! Diese Maschine wird wohl binnen Kurzem vielen der Oberrheinländer, die jetzt vom Schwefelholzhobeln ihren Wintererhalt erwerben, ihre Arbeit durch zu sehr herabgedrückte Löhne verleidet. Der Hobler liefert die von ihm gefertigten Stüchlein in garbenartige Bündelchen gebunden an die Fabrik ab.

Die nächste Arbeit ist das Beschnitten der Stüchlein in Hölzchen. Mit einem der Tabakshobel ähnlichen Werkzeuge verschnidet ein Arbeiter die Holzstäbe so leicht wie eine Kasse Zettel. Hieran werden die Hölzchen von Kindern in die Maschine gepackt. Diese Maschine besteht aus zwei senkrechten, auf einem Werte besetzten Säulen und zwanzig Brettern mit einem Loch an jedem Ende, durch welches sie auf die Säulen angereibt werden. In jedes Breiten sind fünfzig Querschnitte eingeschnitten. Das Kind legt oder rollt vielmehr mit großer Behendigkeit fünfzig Hölzchen in die Fugen des Grundbretts und deckt darauf das zweite Bret u. s. w. Endlich die zwanzig Brettern der Maschine mit Hölzchen versehen, so schraubt man sie durch Presshölzchen an einander. Wie rasch die Fällung einer Maschine vor sich geht, erhellt aus dem Stüchle, welches die Kinder erhalten; es beträgt einen Fennig für die Fällung einer Maschine.

Die gefüllte Maschine ähnelt nunmehr einer Egge, deren tausend Rippen verschiednen weit hervorragen. Ein Arbeiter, der die Klemmraube etwas lockert, bringt durch einige Stöße auf eine Steinplatte alle Hölzchen zu gleich weitem Vorragen, so daß nun die Maschine einer großen Bürste gleicht.

Nachdem nun ein anderer Arbeiter die Enden der Hölzchen kurze Zeit in heißen Sand getaucht hat, damit die Bündelmasse gut halte, taucht er alle in der Maschine eingeklemmten Hölzer mit ihrem Spitzen in geschmolzenen Schwefel. Wenn der Schwefelübergang trocken ist, wird das geschweifte Ende der Hölzer in den Phosphortheil getaucht, der auf eine Steinplatte aufgeschrieben ist. Dieser Teig wird so bereitet, daß man eine bestimmte Menge Phosphor in mäßig erwärmter Gummi- oder Leimausslösung sein zertheilt. Wenn zu viel Phosphor zugelegt würde, so würde die durch sein Verbrennen entstehende Phosphorsäure die übrigen Bestandtheile der Bündelmasse mit einem glänzigen Ueberzuge bedecken und das Abtrennen des Schwefels verhindern. Gummi oder Leim wird zugelegt, um den Phosphor vor dem Verbrauche der Hölzer vor dem Sauerstoffe der Luft zu schützen, weil sonst der brunnlichtige Stoff sich viel verzehren würde. Salpeter, Braunstein oder Nennig, oder mehrere dieser Sauerstoffspender zugleich werden zugefügt, um dem im Gummipapier eingetauchten Phosphor, wenn er sich durch die Reibung entzündet, die zum Brennen unentbehrlichen Sauerstoffe zu liefern.

Wenn er an dem Hölzchen haftende Phosphortheil, der, so lange er feucht ist, schädliche Dämpfe ausstößt, getrocknet ist, werden die fertigen Händflügel von Frauen und Kindern verpackt. Sonst wurden sie hundertweise in kleinen Röhren aus Brettern geschichtet, jetzt nur in Schachteln aus papierernen Holzspänen oder gar nur in Strohpapier. Ueberall gilt es ja zu sparen, und wehrliche Waare zu liefern, und zwar eine Waare, die nicht zur Befriedigung der Eitelkeit dient, sondern eine wirkliche Erhöhung des häuslichen Comfort darstellt. Man darf sagen, daß durch die Erfindung der Phosphorhändflügel unserer Leben nicht nur bequemer gemacht, sondern geradezu verlängert worden ist. Welche Schaaeren von Minuten ersparen wir jetzt, die wir sonst, mit einem unvollkommenen Werkzeuge ausgerüstet, auf das Feuerjähren verenden mußten; welches Mittel ist uns dadurch in die Hand gegeben, jene Minuten zu edleren Zwecken zu verwenden! In Wahrheit, wir dürfen auf die Erfindung des Phosphorhändflügelholzes mit freudigem Stolze blicken, und es dem großartigsten Mittel zur Heiterdarmit, der Eisenbahn, an die Seite setzen.

Nur ein trüber Gedanke könnte sich in die Freude über diesen Fortschritt mischen, das Mißgeßiß mit den Arbeitern, welche durch die neue Erfindung arbeitslos geworden sind. Mache sich aber Niemand von unmüthigem Mitleid leicht stimmen lassen; jede neue Erfindung gleicht dem Speer des Achilles, der die von ihm hervorgerathenen Wunden wieder heilt. Man braucht nur Neugierde am Kenneisse zu besähen, um die freudige Gewißheit zu gewinnen, daß die neue Erfindung selbst da, wo sie am meisten stören mußte, nur Segen gebracht hat. Zwar wird man in diesem armen Dörfchen, welches, auf der rauhen Höhe des Thüringer Waldes gelegen, seit Jahrhunderten seinen Haupterwerb in der Schwammfabrikation fand, nicht ohne Bedauern die beiden jungen Männer sehen, die zuerst die Fabrikation der Phosphorhändflügel in Thüringen betrieben, und durch die Dämpfe des Phosphors um ihre Annaladen gekommen sind. Sie haben sich seit ihrer Genesung wieder ihrem alten Gewerbe, dem Schwammwachen zugewandt. Denn die Nachfrage nach dem alten süßigen Zucker für die Tabakspfeife hat sich nicht nur nicht vermindert, sondern vermehrt, so daß die Production der einheimischen Pressen, ja selbst die der spanischen und Karapatenwässer nicht mehr hinreicht, den nöthigen Rohstoff zu liefern. Das alte Gewerbe hat also nichts eingebüßt, und durch das neue haben Hunderte armer Oberrheinländer Beschäftigung erhalten. Wie viele Menschen mögen gegenwärtig in Deutschland von der Händflügel-fabrikation leben, da in Dessau allein im Jahre 1855 in zweihundert Händflügelabriken zwanzigtausend Arbeiter thätig waren!

Und die Veranlassung zur Erfindung eines solchen Segens für die Haushaltungen und zur Beschäftigung so vieler Menschen war die geistige Thätigkeit eines Mannes, der in seinem ruhigen Laboratorium neugierige Fragen an die Wissenschaft stellte. Er suchte Gold und fand Phosphor, der mehr werth ist, als Gold. So kann ein still arbeitender Naturforscher, der, in seine Studien vertieft, sich um die Menschheit nicht kümmert, eingreifen in die Nationalökonomie ganzer Völker und die Haushaltung jeder Familie. Wenn irgendwo, so befaßt sich hier die Wahrheit von Goethe's schönem Worte:

„In nur das Rechte in Deinen Sagen,  
Das Andere wird sich von selber machen!“

### Bätter und Blüthen.

**Reisfucht auf Dorfkom.** Es liegt in der Natur der Sache, daß die weitläufigsten Gebirge sich in jenen Gegenden erhalten haben, die vermöge ihrer Lage wenig oder gar nicht mit der übrigen Welt in Berührung kamen. Mehr noch als im Innern der Landes ist dies für die am Saume der Wälder liegenden Anen eine Wahrheit. — Wer steht wir uns im Geiste nach Dorfkom, der größten sibirischen Insel. Freilich da hieselbe an Umfang bedeutend verloren, denn während sie in grater Vorzeit einen Theil des Festlandes bildete, dort zwölftausend Jahre nach menschlichen zwanzig Quadratmeilen groß war, hat sie jetzt nur noch drei Stunden Länge und eine Stunde Breite. Das immer mehr in Kalumbe laufende Seebad verdrängt den Waldzungenrückmächtigen sein lauges Dasein und darum muß der Kulturhistoriker sich beistellen, seinen Schätze der Vergangenheit zu entnehmen. Die von Jahr zu Jahr sich mehrende Anzahl der Badegäste ist kein Gewinn für die Stilletheit und der Verstand ständlicher Uebervater beginnt auch schon bei diesem Naturwäldchen die Gemüther zu veräutern.

Mag man in unserem „aufgelärten Betalter“ es für eine Lächerlichkeit halten, wenn die Vre der Blüthenzeit so weit zurück von uns, daß seine Wäutere sich zum zweiten Male verdräutere, da man an die ewige Liebe und Liebe glaubt: ein solches Vorkommnis erinnert an die alten Germanen und verdient volle Aufmerksamkeit und Achtung.

Zeit alten Zeiten war hier der Umgang zwischen beiden Geschlechtern genau geregelt; dies ist noch demselben Tages der Fall und ein bedeutender Theil der Moralität. Im Winter fielen man jeden Sonntag nach mittags und in den verschiedenen Quartieren Gesellschaften junger Leute, die nicht nur in die junge Mannschaften einließen. Daran blüht sich Niemand, denn das geht in aller Regel und so fort zu sein, nur darf der Besuch nicht länger als bis zum zweiten Osterfesten dauern. Wenn man aber, daß Jüngling sich zu einem Mädchen geschlagen hat und bis nach zwölf Uhr die Vorzeit, so wird das Paar umhüllt. Jede Tille und jedes Fröhliche wird bewacht, und das Gelingen des Anbetors zu verhindern; ein Parlamentarier wird ausgeschied, die Ueberrage

auf Gnade und Ungnade zu verlangen, woraus meistens keine Antwort erfolgt. Das auf diese Weise insofern Naar bat nun Zeit, sich über seine gegenwärtigen Verhältnisse zu setzen, denn bevor das Tageslicht dem Meere entleuchtet, ist Niemand befähigt, in das Dunkel einzudringen, es sei denn, daß die Bewohner derselben freiwillig die Hülfe annehmen. Dies geschieht aber selten und die Einnemrichter barren die Besatzung und Kranke bis zum kommenden Morgen. Kaum ist dieser angebrochen, so wird da drinnen Ernst gemacht. Man verstopft die Schornsteine mit Schnee oder allerlei Linnath, so daß man im Hause vor Rauch unterkommen muß, man verläßt seltener zu essen oder zu trinken und will das Meist nicht getrunken, so nimmt man die Ziegel vom Dache und Nöthen allein. Die nun stofftübende Fauschung wird so genau und vollkommen vorgenommen, als wenn Alle angederete Polkisten wären: Das Unterste wird zu oben geteilt und kein Viehgen unbedrückt gelassen, bis man endlich den Vertrieben aus seinem Versteck hervorzieht. Ein lautes Durragelächel lüftet den Rauch an. Man richtet an den jungen Mann die Frage, ob er mit dem Mädchen verlobt ist? Bejaht er solche, Mann die Frage, man dem Haare Glück, bringt ihnen ein Hoch und verlobet, den Bräutigam in ihrer Mitte mit sich fortziehend, der ganzen Insel das frohe Ereigniß einer neuen Verlobung. Erfolgt indess auf jede Frage ein „Nein“, so wird dem Liebhaber ein Lenz um den Leib gebunden und er, alles Strickens ungeachtet, durch das Fingerring verurtheilt, zur Abkühlung seines Verloobens drei Mal hin und zurück durch ein dazu bestimmtes Gewässer geschickt zu werden. Geheht er während dieser Prozedur seine Verlobung ein, so wird dadurch sein Strafmaß sich freibändig abgemäßigt. Im Winter wird, es sei noch im vergangenen Sonntag, eine Passage durch das Eis hergestellt und dann der Schaulige der Wasserläufe übergeben. Daß die ganze Bevölkerung diesem tragikomischen Schaulusttheater beiwohnt und daß der auf solche Weise zum Kaputt Komorende Jahre lang ein Gast seiner Kameraden bleibt, ist und wird durch ein Gesetz daher oft mancher Jahr, wo sich keiner erparten läßt; so war in den letzten zehn Jahren kein Einber diesem Wintergerichte verfallen, aber der vergangene Winter forderte endlich wieder eine Wasserreise.

Q. R.

**Originals Grabmonument.** Auf dem Friedhofe zu Thierfeld bei Dautschau im höchsten Gräberthale steht das neudeut abgebildete ganz hübsche Monument, auf dessen Vorder- und Hinterseite folgende Inschrift angebracht ist:

**Vorderseite:**

Der hochwirdig. Herr Herr  
Herrn Friedrich, ein  
Königlicher Rath und tapfer  
Ritterlicher Officier, welcher nach  
15 Feldzügen, 7 Belagerungen,  
und 13 hühig Actions, als  
König. Poln. und Churfürst.  
Schw. Capitain den 7. Sept.  
1710 in 68. Jahr seines Alters,  
allhier zu seiner Ruhe einge-  
gangen, wurde mit diesen Denk-  
stein bezeugt von M. Chr. Aug.  
Schäfers, Vogtsrath. Schön-  
burg, Hartenhiemlers Inspe-  
ctor und Hof Prediger.

**Rückseite:**

In Irland starb ich an zu  
leben, doch nicht von Irland,  
andere Länder haben und be-  
nutzen mich.

England als Kaiserlich 3 Jahr  
in meinen hiesigen, Frankreich  
als Garde bei Cass 4 Jahr,  
Festungen unter dem Heer-  
führer 7 Jahr, Holland als Rent-  
meister 6 Jahr, Sibirien und  
Garde Soldaten als Capitain 20, und  
Capitain von den Dragonern  
21 Jahr.

34 hals Festungen bekümmern, Loudbonnderr, Vimeid, Douay, Ve-  
thane, Aire, Bruchain, und Stralsund sind 7 Jengen.

34 war mitten in den schärfsten Treffen bei Bain, Agrim, Kom-  
penen etc. und bracht Leben, Ehr und Ruhm davon. Als aber Krausheit  
meinen Leib befiel, und es zum Trefsen mit den Tode kam, ging  
alles verloren bis auf die Seele, welche der Himmel in seine Obhut  
nahm.

**Hinter: merke Wanderer:**

Daß Erde nicht können wissen  
Wie, wann, und wo sie sterben müssen.  
Den Geland, England, den Frankreich, Niederland,  
Den auch Gerbinen als tapferen Held getannt,  
Der ist in dieser Welt mit Ehre und Dem begraben.

Durch Einsinken des Reichthums sind die folgenden letzten Zi-  
ten nicht zu lesen.

Der amerikanische Spottvogel ist sowohl durch die Mannich-  
faltigkeit seiner Töne, wie durch den außerordentlichen Umfang und  
die Zartheit seiner Stimme, vorzüglich aber durch seine hervor-  
ragende Gabe, die Töne und das Geheiß anderer Vögel und vier-  
füßiger Thiere nachzuahmen, berühmt. Dieser Vogel soll zugleich tie-  
feren Klang mit einem dazu passenden Ohrschmerzmittel begleiten. Wenn  
er zu singen anfängt, erhebt er sich langsam mit angelegenen Flügeln,  
und flukt dann mit herabhängendem Rost auf die Spitze eines Astes zu-  
rück, wie dies die Lerche zuweilen auch thut. Ihn er in jenem Gelange  
weiter fortgeschritten, so schreit er in schmerzhaften Bindungen auf  
und nieder, und wenn seine Töne munter und lebhaft sind, beschreit er  
in der Luft Kreise, die sich in allen Richtungen durchkreuzen. Weiden die  
Töne laut und folgen sie sehr schnell auf einander, so schließt er die Flü-  
gel mit verhängenartigen Schwülfen zusammen. Wenn aber die Töne  
sanft sind, so schwingt und flattert er, jeener Unklarheit entsprechend,  
hin und her. Da er aber in seinen Anstrengungen endlich ermüdet, so  
werden seine Töne nach und nach sanfter, verflüchtigen in sanfte Accord  
und enden mit einer Pause, die eine lebendige schöne Wirkung hervor-  
bringt, während zu gleicher Zeit seine Bewegungen langsamer werden.  
Klangsam und sanft gleitet er über den Baum, worauf er seinen Sitz hat,  
bis die Schwingungen seiner Flügel unmerklich werden und zuletzt ganz  
aufhören, und der kleine Brustbus regulär in der Luft schwebt, gleich  
dem Thymusfelsen, wenn er auf Weite lauert. Man erkant, in einem  
so kleinen Vogel den König aller dreymaligen Singvögel zu sehen, die nur  
einer Stimme oder eines Tones mächtig sind. Er ist nicht größer als ein  
Spar, wenn wohl, eben dann, mit einigen unterirdischen Schwaufen und  
weissen Federn, vorzüglich zunächst dem Schwanz und um den Kopf  
herum, welcher letztere mit einer Art Silberner Krone umgeben ist. Wie  
sehr große Seltsamkeit oder vielmehr als eine der reizendsten Wunder der  
Natur wird er in Europa im Käfig gehalten, wo er durch seine herrliche  
Stimme Herz und Ohr ergötzt. Er übertrifft alle Vögel an Annahm und  
Mannichfaltigkeit des Gelanges und in vollkommenen Beherrschung der  
Stimme, er ahmt die Töne eines jeden anderen Vogels nach, und flücht  
den, welcher er nachahmt, sogar an: selbst unsere europäische Nachtigall  
läßt er weit hinter sich zurück.

Im Ganzen genommen scheint dieser Vogel ein Verzagener daran  
zu finden, wenn er seine befeizerten Freunde über ihren kann. Obweilen  
löst er die kleinen Vögel mit dem Kostur ihrer Gatten zu sich und er-  
schreckt sie, wenn sie sich ihm genähert haben, mit dem Geheiß des Ab-  
schers. Sein natürlicher Gesang ist und bleibt jedoch der beste. Gemein-  
lich besteht er die Däcker der Pflanzenhäuser, was wo er die ganze Nacht  
hindurch, auf einem Schornsteine sitzend, die süßesten mannichfaltigen  
Töne aller nur denkbaren Vögel erhalten läßt. Sein Gesang nach ihm  
nicht müde, vielmehr begleitet er denselben noch mit Tönen, und da er  
ohne Unterschied die Tag und Nacht zwischen eigenem Lied und der Nach-  
ahmung anderer abwechselnd singt, so sollen ihn auch die Amerikaner für  
heilig und übernatürlich halten.

Es ist ein Schwärmchen der amerikanischen Schrifsteller, dem Gesang  
des Spottvogels mit dem der Nachtigall, den viele Amerikaner gar nicht  
kennen, zu vergleichen. Kububen verleiht die Wichtigkeit auf einer  
Soubrette, die, wenn sie sich unter einem Nothart anschieben könnte, viel-  
leicht mit der Zeit leicht ansiehend werden dürfte. Dem Spottvogel hin-  
gegen erkennt er vollendete Virtuosität zu.

Rechtwichtig heißt, daß der Spottvogel die menschliche Stimme nicht  
nachahmen kann.



Regent 7 Jahr, Holland als Rentmeister 6 Jahr, Sibirien und  
Garde Soldaten als Capitain 20, und Capitain von den Dragonern  
21 Jahr.

Mit dem 1. Januar begann ein neuer Jahrgang der bei Ernst Keil in Leipzig erscheinenden Zeitschrift:

**„Aus der Fremde,“**  
Wochenschrift für Natur- und Menschenkunde der außereuropäischen Welt,  
redigirt von A. Diekmann.

Wesentlich ein Bezen mit und ohne Illustrationen. Vierteljährlich 16 Rth.

Unsere Zeitschrift beschäftigt sich mit Land und Völkern weit und breit, auf dem ganzen Erdenrunde. Sie gibt nicht Erdbeobachtungen, sondern  
Wohlbekannt, aber was sie erzählt, bezieht sich auf die altbekanntesten Gründe: Weltlichkeit ist tellurischer als Bildung. Sie gibt nicht trodene Reize;  
bedeutet; sie bezieht sich vielmehr auf die in der Wissenschaft und Heiligt über die Entdeckungen in die eleganteste und amüthigste Form; denn, was  
gesehen zu werden verdient, soll auch angenehm zu lesen sein. Ihr Hauptziel ist stets reich und neu. — Die große Verbreitung, welche die Fremde  
sich ihrem Fortschreiten zuwenden hat, beweist am besten die Bedeutsamkeit des Blattes.

Alle Buchhandlungen und Buchhändler nehmen Bestellungen an.



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteurs F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1 $\frac{1}{2}$  bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Rgr. zu beziehen.

## Der Kranken-Engel.

Novelle von Max Ring.

(Fortsetzung.)

Erliebtet trat Jadvviga ihren Mann an, wählend das Fräulein zu den Herren zurückkehrte, mit dem festen Entschlusse, den Baron um die Vergabung des Gefangenen zu bitten. Pamela war ihr nicht unbekannt; sie hatte ihn als Knaben öfters gesehen, wenn er seine Schwester, die damals noch als Magd auf dem Schlosse diente, besuchte. Er war immer so freundlich und aufmerksam gegen sie gewesen. Für sie war er einmal auf den alten Birnbaum geklettert, um die von ihr gewünschten Früchte herabzubolen. Ein Ast brach und er fiel herab, wobei er sich den Arm verrenkte. Damals verließ er müthig seine Schmerzen, als er sie weissen sah. Seit jener Zeit bestand eine gewisse Freundschaft zwischen dem armen Bauernburschen und der Tochter des Barons. Ihre lange Abwesenheit und der Unterschied der Lebensstellung hatten allerdings jene Jugenderinnerung fast vermischt; jezt aber trat das Bild des treuen Pamela wieder lebendig vor ihre Seele. Sie wartete, bis die Partie zu Ende war, und die Herren sich empfohlen hatten. Als der Baron sich ebenfalls anschickte, zu Bett zu gehen, brachte sie ihr Anliegen in ihrer herzgewinnenden Weise vor. Sie löbte eine gewisse Herrschaft über den rohen Vater aus und verhandelte, seine Schwächen, oder vielmehr guten Seiten mit weiblicher Feinheit zu bändigen.

Indem sie ihm den Schlafrock und die Pantoffeln holte, wie er es liebte, bat sie zugleich für den Delinquenten. Der milde Schein der Nachlampe beleuchtete ihr frommes Gesicht, sie gleich dem Engel der Gnade, der nicht will, daß der Sünder zu Grunde geht. Ein eigener Zauber umschwebte sie, so daß der rauhe Mann unwillkürlich weicher gestimmt wurde. Er mochte wohl in diesem Augenblick an ihre verdorbene Mutter denken. Er war von Herzen nicht böse, nur voll Bitterkeit. Seine Härte schmolz vor ihrer sanften Ueberredungskunst, und schon glaubte sie gewonnen zu haben, als Tante Kascha alle ihre Bemühungen vereitelte. Die alte Jungfer war so überflüchtig auf ihren Einfluß, daß sie bei jeder Gelegenheit ihrer Nichte entgegentrat, um sich so die Herrschaft über den Baron zu sichern. Aus diesem Grunde bestämpte sie auch diesmal das aufsteigende Mitleid ihres Bruders, indem sie dasselbe zu einer fräustlichen Nachgiebigkeit und schädlichen Schwäche stempelte. Sie gebrauchte dabei den Kunstgriff, den Baron auf die Folgen einer solchen Vergabung aufmerksam zu machen und auf den anfälligen Geist seiner Bauern, dessen Vorhandensein sich nicht leugnen ließ, entscheiden hinzuweisen. Diese Andeutungen verfehlten ihre Wirkung nicht, und Veronika sah sich gezwungen, ihren Schöpfling aufzugeben.

Der Baron suchte von Neuem über die königliche Cabinetsovde, über das Beamtenpaß, welches nothwendiger Weise noch eine Revolution herbeiführen müßte. Daraus ergriß er den Nacht-leuchter, um sich in sein Schlafzimmer zu verfügen. Tante Kascha selgte mit Veronika, welche trotz aller Anstrengung den armen Pamela nicht retten konnte.

III.

Während die Schloßbesucher sich dem Schlosse überließen, herrschte in der Schenke des Dorfes ein sonst um diese Zeit ungewöhnliches Leben. Das große Zimmer sahte kaum die Zahl der Gäste. Hinter seinem Verschlage von Holz stand der jüdische Pachter mit seiner Frau, unablässig beschäftigt, die schnell geleerten Gläser wieder voll zu füllen. An einer langen Tafel von rohem Holz saßen auf langen Bänken Bauern und Händler. Sie befanden sich augenscheinlich in einem Zustande hoher Aufregung, welche nicht allein dem gemessenen Getränke zuzuschreiben war. Die dünnen Talglichter, welche auf dem Tische brannten, leuchteten gerade hin, um die Dunkelheit so weit zu erhellen, daß man ihre wilden, gerötheten Gesichter erkennen konnte. Von Zeit zu Zeit erhob sich ein lautes, brechendes Geschrei, dann wurde es wieder plötzlich still, und sie stellten flüsternd die Köpfe zusammen, als strahlten sie, beaufschlagt zu werden.

Der jüdische Wirth, hier Kretschmer genannt, sah dann seine Frau mit bedeutenden Widen an. Wenn er sich aber beobachtet glaubte, so that er, als ob er nichts hörte, und sein schlauer Gesicht nahm einen möglichst gleichgültigen Ausdruck an.

Unter den Bauern ragte eine eigenthümliche Gestalt hervor. Es war tord ein Mann, der durchaus nicht in diese Gesellschaft zu gehören schien. Weder sein Benehmen noch seine Kleidung paßte dazu. Er trug einen häßlichen Rock, der allerdings schon abgeschabt und an den Näthen abgetragen war. Sein Hals steckte in einer steifen, schwarzen Weste, und der ein schmutziger Hemdtrager heransah. Ein alter Fitz voll Beulen und Dueschungen bedeckte das struppige, rötliche Haupt. Zerfällene Stiefel, aus denen die nackten Beine hervorlanschten, vollendeten seine noch immer in solcher langweiliger elegante Toilette. In seinem gauzen Wesen gab sich jene eigenthümliche Verkommenheit, gepaart mit List und Schlaubeit, kund, welche den Wintladveccaten und Rabulisten bezieichnet. Unter der niedrigen Stirn lagen die kleinen,

ferntährend zwinfernden Augen, die er noch außerdem von Zeit zu Zeit ganz stillsam einzufuchen pflegte. Das Geficht war gebunnen und hatte die machthabende Färbung, die man bei Gemüthskrankheiten zu finden pflegt. Ein hellleuchtender, faft rother Schimmer that faß unter der gebogenen Nase, und vertief ihm zugleich ein lächeln und hoch wieder lömliches Ausfehen. Um die feinen Lippen fpielte ein unheimliches Zucken, und feine Zähne befanden fich in einer nervös zitternden Bewegung, wenn er fie aus feinen Befenthalten hervorzog, wo er fie gewöhnlich zu verbergen pflegte. Der Stempel der Lieberlichkeit und des Gemüths war ihm deutlich aufgeprägt; in feinen erweiterten Äugen konnte der anmerkfame Beobachter einen Lebenslauf voll Verunreinigung, Betrügeereien und gemeiner Ausfchweifung entdeden. Von den Bauern wurde er Herr Actuar genannt; er war ein entlofener Schreiber, der längere Zeit in den Dienften des Barons gefanden hatte, und von diefen wegen eines gemeinen Betrags fchimpflich fortgejagt worden war. Seine Befchäftigung betraf hauptfächlich darin, die ihm bekanten Bauern gegen ihre Oberherrfchaft aufzufuchen, Proceffe zu verurfachen, und eine unerlaute juriftifche Praxis auf dem Lande anzuführen. Er lebte er von den Spotteln und den Gaben feiner einfältigen Klienten, bei denen er in dem Rufe eines überaus gefuchten und löstigen Advocaten fand.

In diefer Verfammlung führte er das große Wort, und alle Anwesenden hörten ihn mit ungeheurer Bewunderung. Die Bauern klangten fich fichtbar vor der höheren Intelligenz. „Nicht einen Tag länger,“ fchrie er jetzt mit heiferer Stimme, „braucht Ihr zu arbeiten, nicht einen Pfennig mehr an den Herrn zu zahlen. So ift der Wille des Königs, den ich Euch gedruckt jeigen kann.“

Bei diefen Worten zog er ein fchmuppiges Papier aus der Tafche, welches er fergänglich ausbreitete und mit dem fettig glänzenden Kermel feines Rodes glatt ftrich. Es war die bekannte Cabinetordre, die er aus dem Tufcheln in's Polnifche überfetzte, wobei er fich nach Gutdunken allerlei Zufäße und Auslaffungen erlaubte, wie fie gerade für feine Pläne paßten. Seine befehränkten Zuhörer, welche eine unbedingte Gehorfchaft für alles Gedruckte befaßen, verftanden von feinem Vortrag trotz ihrer Verftändlichkeit fo viel, daß fie feinerlei Dienste und Abgaben mehr an den Gutsherrn zu leisten brauchten.

„So ift es,“ fuhr der Redner fort. „Die Eubertenthätigkeit hat aufgehört, die Robot ift abgefchafft. Efel feid Ihr, wenn Ihr noch für den Dreimalten eine Hand rührt, eine Arbeit thut. Niemand hat Euch mehr was zu befuchen. Da feht's in der Cabinetordre, welche der gnädige König erlaffen hat. Das wiffen auch Eure Gutsherrn, aber fie verfwören es Euch, damit Ihr noch länger ihre Knechte und Sklaven bleibt. Aber der Himmel hat Euch einen Freund gefchickt, der Euch die Augen öffnet, der für Euch forgt und denkt, der alle Kniffe und Fiffe kennt, der Euch zu Eurem Recht verdeden wird, wie er Euch fchon oft geholfen hat, und diefer Freund bin ich.“

Hier unterbrach ein Befallfturm den Actuar; er hatte den Gipfel der Populärkeit erreicht. Von allen Seiten drängten fich die Bauern an ihn heran; fie fchüttelten ihm die Hände, umarmten ihn, und tranken auf feine Gefundheit, worauf er ihnen aus feinem vollen Mafe Befcheid that, das er mit einem Zuge lerzte.

„Aber was follten wir thun?“ fragte der Beit oder Vorfteher des Dorfes, nachdem fich der entzufaffliche Lärm wieder einigermaßen gelegt hatte.

„Das ift leichter gefragt als gefagt,“ erwiderte der Actuar, anfehnend in Nachdenken verfunnen. „Ihr habt die Cabinetordre, den königlichen Willen doch verftanden? Sie befagt, daß der Baron Euch freigeben muß, ergo feid Ihr frei, wenn auch nur do jure und noch nicht do facto.“

Der Beit nidte, als ob er diefe löglische Schlußfolgerung vollkommen verftanden hätte, obgleich er auch nicht ein Stoenwort davon begriff. Die lateinifchen Redensarten, welche der Redner abftüchlich hier und da einfloffen ließ, imponierten den Bauern ganz befonders.

„Ihr müßt afte,“ fuhr der Actuar fort, „Eure Freiheit von dem Gutsherrn als ein vornehmliches Eigenthum forchern. Will er fie nicht gutwillig herausgeben, fo feht Euch das Recht zu, felbft Gewalt anzuwenden, was ja auch der Exeunter thut, wenn Ihr die Abgaben nicht bezahlen wollt.“

Der letzte Satz leuchtete den Zuhörern vollkommen ein, ob-

gleich fie noch immer nicht wußten, was fie eigentlich anfangen follten, um die gepriefene Freiheit, welche fie für eine Art lebendigen Befens hielten, fich zu verfchaffen. Der Redner klärte fie indeß darüber auf.

„Am beften thut Ihr, wenn Ihr vor das Schloß zieht, und Euch von dem Herrn eine Urkunde ausstellen laßt, worin er freiwillig auf alle feine bisherigen Rechte verzichtet, und Euch von allen Freiheiten und Vorken, die Ihr ihm zu leiften habt, entbindet. Das Actenstück müßt er unterfchreiben, und mit einem roten, einem gelben und einem blauen Siegel befeigen. Dann hat es feine Gültigkeit; dann feid Ihr für immer frei.“

Der Rath gefiel den Bauern, und ganz befonders fchienen ihnen die drei verfchiedenen Siegel von der größten Wichtigkeit. Die Mehrzahl der Verfammlung wollte auf der Stelle ausbrechen, um den Gutsherrn noch diefe Nacht zur Ausftellung der wichtigen Urkunde zu zwingen. Einmal aus feiner Indeleg aufgefchüttelt, ift das oberfchichtliche Landvolk zu rafchen und gewaltfamen Entfchlüssen fehr geneigt, zumal fe lange die aufregende Wirkung des Brandweins noch verpält. Es gleicht in gewiffer Beziehung der Atmosphäre jener Tropengegenden, wo auf die tieffte Ruhe ein plötzlicher Sturm mit ungeheurer Gewalt erfolet.

Schreiend und tobend verlangte die Menge, unter Anführung des Actuars vor das Schloß zu ziehen. Diefer war jedoch mit der ihm zugedachten Epre keineswegs einverftanden; aus nachfolgenden Gründen hielt er fich lieber befcheiden im Hintergrunde und überließ es Andern, die gebotenen Rafamien für ihn aus dem Feuer zu holen. Er wollte zugleich feine Nacht an dem Baron üben, und dabei im Töllen bleiben, aber ohne Gefahr für feine perfönliche Sicherheit. Wie Viele feines Gleichen, war er von Daff gegen alles Beftehende erfüllt, und feine verlorrene Ertiftung machte ihm jede Veränderung wünfchenswert, bei der er nur gewinnen, und nichts verlieren konnte. Aus diefem Grunde fchürte er die vorhandene Gluth mit feiger Hinterlift, da ein offenes Hervortreten und lähmes Pandeln nicht in feinem heimlichfichen Charakter lag.

Seiner Ueberzeugung gelang es auch, die anfängerifchen Bauern wieder einermigeln zu beruhigen, indem er ihnen die Nothwendigkeit verfehlte, im Eimerthümiffe mit den benachbarten Dorffchaften und der übrigen ländlichen Bevölkerung zu handeln, welche von dem gleichen Geifte der Empörung befezt, und von ihm und feinen Gefinnungsgenoffen hinfänglich bearbeitet worden war.

Es war auf nichts Geirgeres, als auf einen allgemeinen Aufstand des oberfchichtlichen Landvolks abgesehen. Die Stimmung deffelben war ihm bekannt, und aus den eufentefteften Gegenden kamen Anzeichen des nahen Sturmes. Nur von einer gleichzeitigen und Abereinstimmenden Erhebung tieh fich ein Erfolg erwarten. Es fehlte nur noch der Führer für eine folche Bauernrevolution, und auch für diefen hoffte der fchlauwe Actuar Rath zu finden.

„Aufgehoben ift nicht aufgehoben,“ fagte er befchwichtigend. „Man muß die rechte Zeit abwarten. Wenn alle Bauern wie ein Mann aufftehen, dann hat die letzte Stunde für die Gutsherrn gefchlagen. Zwei haben mehr Gewalt als Einer, Tausend mehr wie Hundert, und wenn gar Alle kommen, dann können fie Euch die Freiheit nicht mehr verenthalten. Im Rathberec und Abfhniter Kreife denken die Bauern fo wie Ihr. Wenn es losgehen foll, muß es zu gleicher Zeit, an allen Ecken und Enden losgehen. Bis dahin verhält Euch ruhig, und wartet auf den Boten, den ich Euch fchicken werde.“

Damit erließ fich der Redner und leerte fein Glas, indem er auch die lebigen zum Aufbruch mahnte, bei der es bereits spät war. Die Bauern geftrikten fich, und bald blieb nur der jüdifche Wirth mit feiner Frau zurück.

„Wozum,“ fagte diefer, „gehe ich auf's Schloß, und werde da dem gnädigen Herrn verzählen, was ich thut.“

„Was geh's Dich an?“ fragte die furchfame Gattin. „Wenn die Bauern hören, daß Du gereet bift, brechen fie Dir Hals, Leib und Leben.“

Diefe Grümde fchienen dem Manne einzuleuchten; er fchwankte wenigftens zwifchen der natürlichen Furcht und feiner Anfänglichkeit an das Daus des Barons. Vorläufig befchloß er, fich die Sache zu befchlafen. — Vorfichtig riethelte er die Hausfrau zu und löfchte die Lichter aus, worauf er fich zu Bette begab.

Bald war es still im ganzen Dorfe, nur hier und da bellte

ein wachsender Hund und wenn er wieder verstummt, regte sich kein Laut in der Nähe und Ferne. Die niedrigen Hüften lagen in der Dunkelheit schweigend da, wie ausgestorben. Der Himmel hatte sich mit schweren Regenwolken umzogen und ließ keinen Stern durchschimmern. Es war eine stillere, schwüle Nacht, recht geeignet für ein Verbrechen oder sonst eine unheimliche That. Mit leisen, kaum hörbaren Schritten eilte der Actuar, wie ein schlüssiger Schatten an den Häusern vorüberflüppend, durch das Dorf. Bald hatte er den Ausgang erreicht und jetzt schlug er einen Eisenstab ein. Der Weg führte ihn an dem Kirchhofe vorüber. Trotz seines Unglaubens konnte er sich eines leisen Schauers nicht erwehren. Er beschleunigte seine Schritte, um aus der Nähe der Toten zu kommen. Es war da das Grab eines jungen Mädchens, das sich vor vielen Jahren um sinetwillen in den Mühlbach gestürzt hatte. Er konnte die Erinnerung an die arme Rablena nicht los werden. Dort an dem schwarzen Kreuze glanbte er ihre bleiche Gestalt zu erblicken. Eilig flog er vorüber und über die schmale Brücke, unter der das Wasser floss, worin ihre Leiche gefunden wurde. Auch da folgte ihm ihr Schatten nach. Eine dunkle Gestalt bewegte sich näher und näher; der Actuar stand das Paar unwillkürlich zu Berge; er wurde von einem plötzlichen Schwindel gefaßt, der zum Theil wohl von den reichlich gemessenen Getränken herrühren mochte. Seine Hüfte wankten, nur noch ein Schritt und er stürzte von dem Felsfess in die Kluft, welche an dieser Stelle mehrere Fuß tief war, wenn ihn nicht eine starke Hand zurückgehalten hätte.

„Erbarmen!“ riefte der arme Säufer, welcher seine Bestimmung verloren hatte.

„Wollt Ihr denn mit aller Gewalt Euch in das Wasser stürzen?“ fragte ihn eine Stimme, die ihm nicht fremd war.

„Wie, Du bist es, Pamel?“ rief er, durch den Schreck nichtern geworden.

„Freilich! Ich bin es, Herr Actuar,“ antwortete der Schmiedegessele, der trotz der Dunkelheit den Actuar sogleich erkannt hatte. „Ich höre ja, daß Du gesungen hast,“ bemerkte dieser verzwundert.

„Ich habe mich festgemacht und bin glücklich aus dem verwichenen Kerker entkommen. Wie, erzähle ich Euch ein anderes Mal, da ich jetzt keine Zeit habe.“

„Das glaub' ich gern; aber was willst Du denn nun beginnen?“

„Ich weiß es nicht. Am besten wird es wohl sein, wenn ich über die Grenze nach Polen fliehe. Dort sucht mich kein Mensch.“

„Das geht nicht so leicht,“ sagte der Actuar, den ein plötzlicher Bedanke durchzuckte. „Ich will Dir einen besseren Vorschlag machen, wie Du hierbleiben und Dich an Deinen Feinden rächen kannst. Das ist doch Deine Absicht?“

„Ich könnt noch fragen?“ antwortete Pamel, indem er bei der Erinnerung an die eilteste Verschimpfung mit dem Hühner knirschte.

„So ist es recht!“ lachte der Actuar, der seine frühere Gespensterfurcht wieder gänzlich überwunden hatte und in Pamel ein willkommener Werkzeig für seine Pläne sah. „So ist es Recht; es gibt kein süßeres Gefühl, als die Rache, und ich will Dir dazu behülfflich sein. Ich habe eben eine Rechnung mit dem Herrn Baren und seinem Verwalter abzumachen, der Dir so übel mitgespielt hat. Ich will Dir die Mittel und Wege schon angeben, wenn Du mit mir kommst.“

„Wohin?“

„In die Waldschänke, wo ich einstweilen meine Wohnung aufgeschlagen habe; dort bist Du sicher, wie in Abraham's Schloß.“

Einem Augenblick schwankte Pamel, ob er seinem Begleiter nach der verurtheilten Sperulke folgen sollte, wo sich allerlei Gesindel, Schmutzler, Wildbiede und ähnliche Gestalten, welche mit der Polizei ungespannter Fußhe leben, aufzuhalten pflegten. Aber der Wunsch nach Rache und die wahrhaft dämonische Verbrämtheit des Actuars bestiegten seine Betrübligkeiten. Durch die erhaltenden Mißhandlungen war der Schmiedegessele so vermindert und empört, daß er dem Versuchler nicht widerstehen konnte, der ihn mit sich forttrieb.

In dieser Gegend Dberjochleins gab es damals und gibt es vielleicht heute noch einzelne Waldstreden, so unbeschridlich und dicht, wie die Urwälder America's. Tausende von Stämmen stürzen dort und verfaulen ungenutzt und auf dem von Baumleichen gebängten Boden steigt ein neues Geschlecht von Riefern und Fichten, von Birken und Kiefern empor in wilder Uppigkeit. Der Boden ist fast von dem abgesehenden Rabeln und schilffrig von dem Abster der verwesenden Pflanzenwelt, für Wagen und Pferde vollkommen unzugänglich, da der Regen keinen Abfluß hat und das sülße Geruch wegen mangelnden Zutritts der Sonne und des Windes nie vollkommen austrodnet. Selbst am Tage herrscht dafelbst eine tiefe Dämmerung, ein unheimliches Schweigen. Da gibt es keine sichern Wege; nur selten betretene Fußspade dienen dem Verbrecher und Schmutzger auf seinen verborgenen Wanderungen. Selbst der kühnste Jäger wagt sich nicht in dieses Dickicht, wo demüthiges Gestrüpp und junger Nachwuchs ihm den Fußweg abwehren und die Riegel des Wildschögen ihn aus sicheren Verstecke treffen kann. Wunde Leiche mag dort begraben liegen unter weichem Moose und dem dünnen Blätterfluff, der an vielen Stellen sülßher aufgeschoben liegt.

Wienlandung bedut sich oft ein solcher Wald und bildet häufig die Grenze zwischen dem preussischen und polnischen Gebiet, ein willkommener Schlafpunkt für die beiderseitigen Ueberläufer, welche hier eine sichere Zuflucht finden. So hat auch diese Wildnis ihre Bewohner und ein gewisser Verber herrscht auch in der Einsamkeit; denn wohin wird nicht der Fuß der Menschen von Verzwügelung oder Jucht der der Strafe getrieben?

In der Nähe eines derartigen Waldes lag die Schenke, wohin der Actuar seine Schlingung brachte. Es war fast Winterrnacht verfallen, als sie dafelbst anlangten; ein schwacher Lichtschimmer ver kündete, daß der Wirth und vielleicht noch einige Gäste wachten. Rautes Huntegebell ertönte und in der Dunkelheit der Nacht sprang ein wildes Thier von der Schwelle lautredend empor und wehrte jähnelstehend den Eingang. Der Actuar schien ihre vollkommenen Weisheit zu wissen; er stieß ein eigenthümliches Geskrei aus, das dem Geskrei eines Raubvogels gleich. Merkwürdig wurde der Riegel an der Thorschwelle zurückgeschoben und dieselbe verständig nur halb geöffnet.

„Wer ist da?“ fragte eine höhe Stimme.

„Ich bin es, der Actuar!“

„Aber Ihr kommt nicht allein.“

„Es ist ein Freund; mach nur schnell auf, Lemel, denn das Gewitter wird bald losbrechen. Der Wind heult schon in den Bäumen.“

In der That hörte man das Brausen des Sturmes und das ferne Rollen des aufziehenden Gewitters. Der Wirth äffnete vollends die Thür und ließ die sralten Wandrer herein. Pamel trat in ein wülftes Zimmer, welches spärlich von einer Delleampe erleuchtet wurde. Auf dem bloßen Boden, der nicht einmal geteilt war, und in der Nähe des Ofens lagen einige wilde Gefallen in ihren zerlumpten Kleidern. Sie sahen keine Eintritt der Fremden mit ängstlichen Wienem empor. Sobald sie sich jedoch äberzeugt hatten, daß sie nicht zu süchten brauchten, drehten sie sich krummend wieder auf die Seite und schliefen schnarchend ein. In der Mitte stand ein elender Tisch, um den mehrere Männer auf Holzfüßen und leeren Häßern in Ermahnung von Stühlen und Bänken saßen. Sie schienen den Actuar erwartet zu haben. Pamel erkannte einige Bauern aus der Umgegend, berühmliche Subjecte, aber auch darunter Andere von unedeligem Rufe, die sich in einer solchen Gesellschaft nicht ganz wohl zu fühlen schienen.

„Zum Lemel!“ rief ein dreißigjähriger Gefelle mit verzwogenem Gesicht, „wo seid Ihr denn so lange geblieben? Wir haben schon geglaubt, daß Euch ein Unglück begegnet sei.“

„Das nicht, aber man temmt nicht so bald wieder los, wenn man einmal unten im Dorfe ist.“

„Nun, wie seht's und wen habt Ihr uns da mitgebracht?“

„Einen braven Burchen, den ich kenne und für den ich mich verdrige. Er wird seine Schuligkeit thun.“

Die Anwesenden reichten dem ihnen so empfohlenen Pamel ihre Hände und tranken ihm aus der auf dem Tische stehenden Blafke zu.

„Ihr habt ihn doch in Alles eingeweiht?“ fragte der ver-

berige Nebner, welcher der Duschmüller hieß und ein bekannter Wildbier war.

„Er weiß um Alles und hat mir Verschwiegenheit gelobt. Wir können offen vor ihm reden.“

Die Unterhaltung drehte sich jetzt um die bevorstehende Erhebung des obersten Landvolkes. Da hier anwesenden Männer, deren Zahl eine ziemlich ansehnliche war, betrauteten sich gleichsam als die Vertreter der verschiedenen Dörfer. Sie hatten sich in der einsamen Waldschänke zusammengefunden, um die näheren Umstände anbelangt und ohne Verdacht zu erregen, mit einander zu verabreden. Povel erludt sehr zu seinem Erstaunen die Erlaubnis einer weitverbreiteten Verschwörung, welche sich seit Wochen und Monaten über den größten Theil des großen Landes erstreckte und einen allgemeinen Aufstand der Bauern gegen ihre Gutsherrn zum Zwecke hatte. Man war nur noch über die Zeit nicht einig und diese sollte festgesetzt werden, auch fehlte es noch hier und da an zuverlässigen Führern. Eine solche Stellung worte ihm angeboten und er dazu bestimmt, in seinem Dienste die Leitung der bereits durch den Axtwurf aufgerissenen und hinlänglich vorbereiteten Bewegung zu übernehmen.

„Wald wird es Dir nicht an Gelegenheit zur Rache fehlen,“ sagte dieser, seinen Schilling anfeuernd.

Povel erklärte sich sofort bereit, die ihm zugesagte Rolle zu übernehmen. Sein Axtentwurf fand endlich eine Gelegenheit, sich auszuprägen; und dieses Gefühl beherrschte ihn noch weit mehr, als sein Durst nach Rache. Dst hatte er in seinen einsamen Stunden am Schmiedeherd über die Ungerechtigkeit des Schicksals geklagt. In seiner Seele schlummerte eine dunkle Ahnung der angeborenen Menschenrechte, die er so ferretthast an sich selbst und seiner Schwester verlegt sah. Zu der ihm angehanen persönlichen Beleidigung gefellte sich noch das Gefühl des allgemeinen Unrechts und der widerrechtlichen Anrechtschaft, die seit Jahrhunderten schwerer auf der ländlichen Bevölkerung lastete. Auch er hatte von der Cabinetstube des Königs gehört, auch er theilte die verbreitete Meinung, daß die Kreuzzüge sich gegen den untrübsamen Besitz des Herrschers auflegten und die den Bauern vererbte Freiheit diesen vorerhalten wollten. Nicht gemeine und persönliche Motive, sondern weit mehr noch der Gedanke, dem Volke zu seinem Rechte zu verhelfen, machte Povel geneigt, auf die Vorschläge seiner neuen Freunde einzugehen und zur Ausführung ihrer Pläne thätlich zu sein. — Einwilligen, wie zu dem festgesetzten Tage, hielt er sich in der abgelegenen Waldschänke auf den Rath des Axtwurfs entgegen. Sobald seine Rüstung bekannt wurde, ließ es der Verwalter nicht an Nachforschungen fehlen; dieselben blieben aber fruchtlos und Hartnuth mußte sich damit begnügen, seine Wuth an den unschuldigen Knechten auszulassen, denen er die Bewachung des Gefangenen anvertraut hatte. — Auch Jadwiga ließ er seinen Zorn empfinden, da er mit Bestimmtheit glaubte, daß sie um den Ansehenshalt ihres Bruders wüßte. Er häutete sich jedoch vor jeder neuen Thätlichkeit, da er die Rache des Abwesenden säufte. Nach und nach, als die Verselung gegen ihn lässiger wurde, wogte sich Povel aus seinem sichern Schutzwinkel hervor. Zuerst benachrichtigte er seine Schwester von seinem Aufenthalt und sie floh gleich herbei, beladen mit Lebensmitteln und Borräthen, die sie sich selbst vom Munde ab-

gelpart hatte. Niemand gibt lieber und leichter, als der Arme, weil er weiß, wie weh der Hunger thut.

In der Nähe des Waldes lag eine Capelle, welche er ihr zum Ort des Stillstehens beizumessen hatte. Zu den Füßen der schmerzhafsten Gottesmutter, von hundert Schwertern durchbohrt, saßen die Geschwister, und das zwar roh, aber nicht ohne Ausdruck gemalte Bild schaute auf die beiden Schmerzstärker nieder. Jadwiga schloß dem Bruder die ihn betreffenden Ereignisse mit, ihre vergeblichen Bemühungen bei dem Baron, seine Freilassung zu bewirken, und das erste Benehmen Veronika's bei dieser Gelegenheit.

„Du! sie ist ein Engel, eine Heilige,“ sagte sie in schwärmerischer Begeisterung. „Sie ist seitdem noch mehrere Male bei mir gewesen und hat sich auch nach Dir erkundigt.“

„Sie war als Kind schon immer so gut und freundlich gegen mich,“ antwortete Povel, in Gedanken versunken.

„Wenn Du sie gesehen hättest, wie sie für Dich bat, aber der Baron wollte sie nicht hören. Der ist härter noch wie Stein und ohne Erbarmen.“

„Er soll an mich denken. Die Zeit der Rache wird bald kommen.“

„Povel!“ rief die Schwester erschrocken. „Ist es wahr, was die Leute in Deffe sagen? Es geht etwas der; die Männer wollen gegen den Baron Gewalt brauchen und Du seßst an ihrer Spitze stehen. Um Gotteswillen, mache Dich nicht noch unglücklicher, als Du ehedem bist. Bei allen Dingen mußt Du mit versprechen, dem gnädigen Fräulein nichts zu Feite zu thun.“

„Wo denkst Du hin? Hat sie mir nicht helfen wollen, hat sie Dich nicht getröstet und Dir Geld für Deinen kranken Mann gegeben?“

„Schwöre mir bei der heiligen Jungfrau, die zu uns niedersteht, sie zu schützen.“

„Ich schwöre Dir. Was auch immer kommen mag, ihr soll kein Haar gekrümmt werden.“

Durch seine feierlichen Worte beruhigt, entfernte sich Jadwiga. Povel blieb allein zurück, von den widersprechenden Gefühlen bewegt. Bald dachte er an den Baron, dessen Härte er vernünftiger, bald an das sieliche Bild Veronika's, deren Andenken wieder in seiner Seele auflebte. Fast reute es ihn, sich so weit in das gewagte Unternehmen eingelassen zu haben, aber er konnte nicht mehr zurücktreten, da er sich durch einen Schwur gebunden hatte. Der Axtwurm, welcher ihn zu suchen kam, beschwichtigte während jeter Bedenkllichkeit durch seine Ueberrundungskraft.

„Heu! in der Nacht geht der Tanz los,“ sagte dieser. „Wir machen den Anfang und zugleich stehen alle Teufel in der ganzen Umgegend auf. Das soll ein Leben werden! Um Mitternacht brechen wir auf; die Bauern erwarten uns an der Ziegelshütte. Zuerst hatten wir dem Verwalter einen Besuch im Vorübergehen ab und dann ziehen wir auf das Schloß, wo der Herr Baron uns kennen lernen soll. Sprich Du Dich nicht, alter Purche?“

„Gewiß!“ antwortete Povel zerkert.

„Also auf Wiedersehen um Mitternacht!“

(Schluß folgt.)

## Ein brasilianischer Axtwurf.

Die Urmälder, welche als Zeugen der schöpferischen Kraft des neuen Continents in ursprünglicher Wildheit und noch unentweicht durch menschliche Einwirkung dastehen, nennt man in Brasilien jungfräuliche Wälder. In ihnen weßt den Wanderer europäische Rüste an, und zugleich tritt ihm das Bild der üppigsten Fülle entgegen; eine ewig junge Vegetation treibt die Bäume zu majestätischer Größe empor, und noch nicht zerschieden mit diesen riesenhafte, uralten Baumstämmen, ruft die Natur auf jedem Stamme eine neue Schöpfung von vielen grünen und kühlenden Parasiten hervor. Statt jener einsameren Armuth an Arten in europäischen, besonders in nördlichen Wäldern, entfaltet sich hier eine unübersichtliche Mannichfaltigkeit der Willkuren in Stämmen, Blät-

tern und Blüten. Fast ein jeder dieser Färsen des Waldes, welche hier neben einander stehen, unterscheidet sich in dem Gesamtabdrucke von seinen Nachbarn.

Wenn wir es versuchen, ein Gemälde von dem Innern einer tropischen Urwaldung zu entwerfen, dürfen wir nicht vergessen auf das Verhältniß aufmerksam zu machen, welches hauptsächlich des Selbsthaltungstriebes zwischen den einzelnen Individuen stattfindet. Bei einer so großen Fülle von Leben und einem so fruchtigen Ringen nach Entwidlung vermag selbst ein Bohnen, so fruchtbar und üppig, wie der hiesige, nicht die nöthige Nahrung in gewöhnlichem Maße zu reichen; daher sehen jene riesenartigen Gewächse in einem beständigen Kampfe der Selbsthaltung unter

einander, und verdämmen sich mehr noch als die Bäume unserer Wälder. Selbst die schon hochwachsenden und einer großen Masse von Nahrungsstoffen bedürftigen Stämme empfinden den Einfluß ihrer noch mächtigeren Nachbarn, bleiben bei Entleerung der Nahrung plötzlich im Wachsthum zurück, und fallen so in kurzer Zeit den allgemeinen Naturkräften anheim, die sie einer schnellen Auflösung entgegenführen. Man sieht so die edelsten Bäume nach wenigen Monaten eines tropischen Leidens von Ameisen und anderen Insekten zernagt, vom Grund bis an die Spitze von Fäulniß ergriffen, bis sie plötzlich zum Schreden der einsamen Bewohner des Waldes unter trachendem Geräusch zusammenstürzen. Im Allgemeinen machen die Landbauer die Bemerkung, daß Stämme, welche einzeln zwischen mehreren einer andern Art stehen, leichter von letzteren unterdrückt werden. Eine regelmäßige Forstkultur, an die freilich bis jetzt in diesen wenig bevölkerten Wäldern noch nicht gedacht worden ist, wird daher hier künftig nicht sowohl das Wadsthum der Stämme geträgter Nachbar-

aufgethürmten Wohnungen, womit sie die Bäume überziehen, hervor und beginnen die Reise auf den selbst gebahnten Straßen, ebenso die das Erdrich hoch und weit umher aufwallenden Tarmilien. Die kunstartigsten, an Glanz mit den Farben des Regenbogens wetteifernden Schmetterlinge, besonders zahlreiche Heuschrecken, eilen von Blume zu Blume oder suchen ihre Nahrung auf den Straßen oder, in einzelne Haufen zusammengestellt, auf besonnten Sandbüchern der kühlen Bäche, der blauspiegelnde Neme-laus, Nestor, Adonis, Paertes, die bläulich weiße Ideo und der große, mit Augen bemalte Ceryleus schwingen sich, Vögel ähnlich, durch die feuchten Thäler zwischen grünen Hügeln hin. Die mit den Hügeln schmarrende Perconia steigt eilig den Baum zu Baum, während die Cule, der größte der Nachtschmetterlinge, mit ausgebreiteten Flügeln unverrückt am Stamme sesshaft, den Abend erwartet. Myriaden der glänzendsten Käfer durchschwirren die Luft und blinken gleich Erdfenken aus dem frischen Grün der Blätter oder duftenden Blumen hervor. Inzessen schlichen Ei-



Ein tropischer Urwald.

schaft bestärken, sondern vielmehr dafür Sorge tragen müssen, daß die Pflanzen in der zweckmäßigen Entfernung von einander aufwachsen.

Es wäre zu weitläufig, hier das Pflanzenwachsthum des Urwalds näher zu charakterisiren. Leichter läßt sich das eigenthümliche Thierleben desselben veranschaulichen. Der Naturforscher, zum ersten Male hieher verlegt, weiß nicht, ob er mehr die Formen, Farben oder Stimmen der Natur bewundern soll. Den Mittag ausgenommen, wo alle lebenden Geschöpfe der heißen Zone Schalten und Ruhe suchen, und wo daher eine majestätische Stille über die im Sonnenlichte glänzende Tropennatur verbreitet ist, ruft jede Stunde des Tages eine andere Welt von Geschöpfen hervor. Den Morgen verkünden das Geträll der Heulaffen, die heben und tiefen Töne der Kanarienvögel und Kricken, das monotonere Sämetzen und Sämetzen der Cicaden und Heuschrecken.

Hat die aufsteigende Sonne den ihr vorangehenden Nebel verdrängt, so frenen sich alle Geschöpfe des neuen Tages. Die Wespen verlassen ihre Schnäbeln, von den Zweigen herabhängenden Nester; die Ameisen kommen aus ihren künstlich von Lehm

gedehnt von auffallender Form. Größe und Farbenpracht, duster gefärbte, giftige oder unschädliche Schlangen, welche an Glanz den Schmelz der Blumen übertreffen, aus dem Laube, den Höhlen der Bäume und des Lebens hervor und sonnen sich, an den Bäumen sich hinaufwindend und auf Insekten oder Vögel lauernd. Den nun an ist Alles voll thätigen Lebens. Eichhörnchen, Heerden von geselligen Affen ziehen neugierig aus dem Innern der Wälder nach den Anpflanzungen und schwingen sich pfeifend und schnalzend von Baum zu Baum. Die häßnerartigen Jacca, Dacces und die Tauben verlassen die Zweige und irren auf dem feuchten Waldboden umher. Andere Vögel von den sonderbarsten Gestalten und dem glänzendsten Gefieder flattern einzeln oder gefellig durch die rustenden Gekäse. Die grün, blau und roth gefärbten Papageien erfüllen, auf den Gabeln der Bäume versammelt oder ergen die Pflanzungen und Inseln hinfliegend, die Luft mit ihrem krächzenden Geschwätz. Der Tucan flappert mit seinem großen hohlen Schnabel auf den äußersten Zweigen und ruft in lauten Tönen wehklagend nach Regen. Die gefächigten Piroten schlüpfen aus ihren lang herabhängenden beutelförmigen Nes-

stern hervor, um die vollen Drangenkäume zu kuscheln, und ihre ausgefüllten Waden verfrachten mit lautem, zünftigen Geschie die Annäherung des Menschen. Die eifrig auf Insecten lauernden Bliesegenschapper schwingen sich von Bäumen und Stauten und erschöpfen raschen Fluges den dahin wogenden Menelaus oder die vorüberflumenden glänzenden Fliegen.

Im Gesänge verbergen thut inessen die verlebte Drossel die Freude ihres Lebens in schönen Melodien kund; die geschwätzigen Finken krähen sich, aus dickem Geflücht bald hier, bald dort in vollen Nachtigallentönen, deren Jäger Ernie zu führen, und der Specht läßt, indem er die Rinde der Stämme aufstößt, sein weißschaltes Kopsen erklingen. Lauter als alle diese wunderbaren Stimmen erschallen von der Spitze der höchsten Föhne die metallischen Töne der Urpanga, welche, den Klängen der Hammerschläge auf dem Anboße ähnlich, nach der Wendung des Sängers bald näher, bald ferner, den Wanderer in Enttäuschungen setzen. Während so jedes lebende Wesen in Bewegung und Tönen die Schönheit des Tages feiert, umschwärzen die zarten Colibri's, an Pracht und Glanz mit Tomanien, Emarogben und Scaprien nichtfeindlich, die prunkvollsten Blumen. Mit dem Untergang der Sonne kehren die meisten Thiere zur Ruhe; nur das schlankt Noh, das scheue Pecari, die suchtsame Agent und der

räufelige Tapir weiden noch umher; die Nasen- und Beuteltiere, die hinterlistigen Kaganarten schleichen, nach Raub fähend, durch die Dunkelheit des Waldes, bis endlich die brüllenden Daulaffen, das grollsam am Hüfte tückende Faulthier, die trummelnden Brische und die schwarrenden Cicoten mit ihrem traurigen Liede den Tag beschließen, der Ruf des Macan, der Capucina, des Bienenwelters und die Pastine des Echtenhofes den Eintritt der Nacht verkünden. Während lautharter Röhre krähen nun gleich Irrlichtern umherzuschwärmen und geigenkränzig hallen die blutlaugenden Biederwänse durch das tiefe Dunkel der Tropennacht.

\* Wir entnehmen, mit Autorisation der Verlagshandlung, Schöningh und Neudruck dem so eben bei J. J. Weber erwielet erschienenen: *Handbuch der Länder- und Völkerverkunde* von H. Schöppner, ein mit 24 Kupfern in Textdruck verziertes Buch, das wir allen unsern Lesern empfehlen. Der Verfassers eifert mit Recht gegen die Ungenauigkeiten und Unklarheiten aller geographischen Lehr- und Handbücher, welche die Jugend und den Mann des Volkes von dem Studium der Geographie im Allgemeinen abhalten, und glaubt, diesem Uebelstande am besten durch eine wissenschaftlich geordnete Zusammenstellung von Charakteristiken aus dem Bereiche der Länder- und Völkerverkunde, den anerkannt besten Reisebeschreibern der Weltzeit einzunehmen, entgegenzutreten. Das 122 Seiten starke Buch mocht einen so belehrenden wie unterhaltenden Eindruck. Die Redaction.

## Eine unaufgelöstes Räthsel.

(Schluß.)

Das sind die Betrachtungen, die wir an die Waldwohnung zu knüpfen haben. Die Unwahrscheinlichkeiten, welche in Carolines Erzählung dieser Phase ihres Lebens zu liegen scheinen, werden durch die Charaktere von Verdachtsgründen verloren haben. Daß Caroline diese düstere Wohnung freiwillig verließ, also man sie zu ihrer Mutter zu führen versprach, liegt in der Natur der Sache. Ihre Reise soll dreizehn Tage und zwölf Nächte gedauert haben, „mit den nämlichen Pferden“, wie sie sagt. Diese Dauerung darf man nicht streng nehmen; wie soll sie auf das Verlegen anderer Pferde geachtet haben, sie, welche diese Thiere nur als leinestes Kind gefangen hatte und mit ganz andern Gewohnheiten beschäftigt war. Wenn die Reise genau so erfolgte, wie sie erzählt, mußte sie dann nicht ein Aufsehen erregen, das zur Entdeckung hätte führen müssen? Gewiß nicht. Wagen mit geschlossenen Fenstern sahien tagtäglich auf den Heerstraßen, besonders in den letzten October- und in den ersten Novembertagen, und auch Damen, die im Wagen sitzen bleiben und sich durchin kalte Kälte bringen lassen, gehören keineswegs zu den Seltenheiten. Aufsehen erregt ein Gebahren, wie Caroline es beschreibt, am allerwenigsten; man denkt dabei nicht an ein Geheimniß, sondern an aristokratische Gewohnheiten. Pässe, die scheinbar in Ordnung waren, haben die Reisenden ohne Zweifel gehabt. Würde der Wagen irgend wo für aufsehend gehalten, so war dieser Eindrud längst verwischt, als die essentialische Bekannmachung und Ausfertigung des Korrespondenz zu Offenbach erschien. Am 14. November 1854 wurde Caroline in Offenbach verhaftet und am 22. März 1854 erging keine amtliche Ausfertigung. Zwischen ihr und der Fahrt Carolines liegen mithin mehr als vier Monate, und in einer solchen Zeit vergriff sich viel. Bis zu seinem öffentlichen Aufstehen scheint das Gerücht nichts Nennenswerthes gekon zu haben. So lange Caroline für eine verschuligte Person galt, beschäftigte man sich mit ihr allein, und als man endlich — sie war inzwischen einige Wochen krank gewesen — zu einer besseren Ueberzeugung gelangte, verfolgte man einseitig die Vermuthung, daß gerade diese Person mit einem k. k. Militärtransporte in hiesige Gegend gelangt sei, und stellte in dieser Richtung, die eine falsche war, Ermittlungen an.

Die obige Seite der Sache ist nun bis auf die Geschichte des fremden Mädchens und der Frau, die Carolinen ihrer Sache brauch haben, erledigt. Was die Unglückliche in dieser Beziehung erzählt, trägt den Stempel innerer Wahrheit an sich und stimmt mit dem Verfahren der Menschensele, in deren Hände sie am Schluß ihrer Waisehaft gelangt war, ganz überein.

Eine Landstreicherin findet in einsamer Gegend ein Mädchen, das der Landessprache nicht mächtig und arglos und unerfahren wie ein Kind ist. Sie nimmt dieses Mädchen mit sich und führt sie am Abend zu einer älteren Vertrauten, um sie dort im Schutze zu bestehen. Sie entfernt sich nach dem Dinstahl und die Vertraute spielt gegen die Vesteblende die Rolle der Wächterin, gibt ihr einige schlechte Kleidungsstücke und entläßt sie darauf. Keineswegs ist hundert Mal dagewesen. Ein längerer Umstand dient zur Befestigung der Wahrheit von Carolines Aussage; man hat sie mit Kleibern angethan gefunden, die ihr nicht gehörten, wie ihre zu große Weite bewiesen. Noch einen Umstand übersehe man nicht. Ein Mädchen, das so errogen worden war, wie Caroline, und zuletzt tiefe Schidale erlebt hatte, mußte so angegriffen sein, daß am ersten Kubwohle eine Krantheit ausbrach. Caroline ist in der That während der ersten Zeit ihres Offenbacher Aufenthaltes krank gewesen.

Küßt sich ihre Erzählung an sich nicht verwerfen und werden die in ihr enthaltenen Unwahrscheinlichkeiten bei näherer Betrachtung ihre Bedeutung verlieren haben, so kommt doch Alles darauf an, ob Carolines Persönlichkeit in subjectiver Beziehung ihrer Erzählung zur Stütze dient. Eine geschickte und erfahrene Paganin ist wohl im Stande, eine remarkable Geschichte mit glaubwürdigen Einzelheiten aufzukunten. Ehe wir an diese subjectiver Seite, den eigentlichen Cardinalpunkt, näher herantraten, müssen wir vorausschicken, daß Caroline sowohl in juristischer als in psychologischer Hinsicht geprüft worden ist. Man hat sie für eine Paganin gehalten und darauf hin inquirirt, man hat sie drei Jahre lang unangekündigt beobachtet, auf die Probe gestellt, und sie ist in keiner Verwedlung in ihren so weitläufigen, bis in's kleinste Detail gehenden Auslagen, auf keinem Widersprache, auf keinem Verhoffe gegen psychologische Gesetze erlapp worden. Man hente sich die abgemessene Paganin, die mit kalküliger Berechnung sich auf ihrer Hut ist, man lasse sie ihr künstliches Fliegengebilde bis zur Uebelstippe fertig bringen, und sie wird in irgend einem Augenblicke ihrer Erzählung antreu werden, der ersten Unwahrscheinlichkeit überführt durch die Beweisen, das Betrügen wieder zu gewinnen, sich immer tiefer verwickeln und bald entlarvt sein. Eine solche Paganin wird gerade die Unwahrscheinlichkeiten, welche in Carolines Erzählung vorkommen, am sorgsamsten vermeiden. Hat der Leser unserer Erzählung seine Aufmerksamkeit gefehlet, so wird er mehrerer Punkte sich erinnern, die seinen Argwohn erregen und von denen er sich gleichwohl nicht sagen konnte, weshalb Caroline sie, wenn sie Alles erliegen, in ihr Gewebe

eingeflochten habe. Um unsere Erörterung nicht zu weit fortzuführen, wollen wir nur einen Punkt hervorheben. Eine Yagnerin würde Adolf, dieses zweite Opfer, aus dem Spiele gelassen haben, einmal, um für ihre eigene Person das Interesse ungeschwächt zu erhalten, und dann, um nicht durch die Erzählung von einem Unglücklichen, der noch in der Waldwohnung schmachtet, zu allzu eifrigen Nachforschungen anzureizen, also zu dem, was eine Yagnerin am meisten zu scheuen hätte, da diese Vorschnelligkeit die wirkliche Wohnung, wo sie ihren Plan entworfen hatte, leicht an den Tag bringen konnte.

Entscheidend ist für uns, daß Caroline, wenn sie eine Rolle spielte, eine solche wollte, an deren unüberwindlichen Schwierigkeiten sie unsehbar scheitern mußte. Sie spielte ein Mädchen, dessen Körper die jungfräuliche Reife hat, dessen geistige Entwidlung auf der kindlichen Stufe geblieben ist. Für eine solche Rolle gab es kein Vorbild, und nicht der erste Psycholog der Welt hätte ihr alles dazu Nöthige einflößen können. Sie ist aber wirklich eine Jungfrau mit dem Geiste eines Kindes, ihr Lehrer Ed bezeugt das ausdrücklich an vielen Stellen seines Buches und vertritt zum weitern Belege eine ausführlichere physiologische Erläuterung. Einiges von dem, was er beispielsweise mittheilt, wollen wir an dieser Stelle annehmen. Caroline hatte den Wunsch, über mancherlei Dinge zu fragen, sich zu offenbaren und die vielen Fragen, welche man hinsichtlich ihrer Vergangenheit an sie richtete, zu beantworten. Aber dieses lieh ihr in hohem Grade vorbandene Bedürfnis der Mittheilung konnte sie während der ersten Zeit ihres Aufenthalts hier in Offenbach beinahe gar nicht, später nicht so befriedigen, wie sie es wünschte, worüber sie oft weinte. Würde Caroline nun gefragt, warum sie weine, so antwortete sie gewöhnlich: „Ich nicht sagen können, was ich denken; ich viel wissen und nicht sagen können.“ Spielte sie dagegen mit kleinen Kindern, welche in einem gewissen Sinne mehr ihres Gleichen waren (Caroline war, wie sich später ergeben wird, an Geist und Gemüth selbst noch ein Kind), so haben diese und jenes große Kind einander so ziemlich theils wirklich, theils auch nur eingebildet verstanden. Ebenfalls würden hier auch nur solche Fragen gegenseitig vorgelegt, welche Caroline und die kleinen Kinder auf die eine oder andere Weise beantworten konnten, gleichviel ob richtig oder unrichtig. Es war also das Bedürfnis der Mittheilung und Unterhaltung auf beiden Seiten einermüßigen befriedigt und darum das große Kind, an seine traurige Lage nicht denkend, eben so heiter und vergnügt, wie die kleinen Kinder. Und hierin findet Carolinens Neigung, mit kleinen Kindern zu spielen, hauptsächlich ihre Erklärung. Daß Bertha ein Kind in Carolinens Stube brachte, muß diese sehr angenehm berührt und darum ganz ungewöhnlich angeregt haben. Nur selten hat Caroline Bertha nach diesem oder jenem gefragt. Kaum aber hatte ihr Bertha mitgetheilt, daß dieses Kind Adolf heiße, was sie selbst geschah, nachdem sie dasselbe zu ihr in die Stube brachte, so fragte Caroline unmittelbar darauf, woher Adolf gekommen sei. „Oh habe ihn aus dem Wasser geholt!“ — war Bertha's Antwort. Nachdem dies Caroline mit mitgetheilt habe, fragte sie einige Wochen darauf, ob ihr Bertha wohl gesagt habe, wie der Papa und die Mama von Adolf heiße. Caroline erinnerte sich noch, daß sie mir schon gesagt, Bertha habe Adolf aus dem Wasser geholt, und sah mich deshalb etwas befremdet an, als wollte sie mir mit ihren Widen sagen, wie ich zu dieser von ihr bereits beantworteten Frage komme. Sie antwortete daher ungeschäftig mit folgenden Worten: „Adolf hatte kein Papa und keine Mama; Bertha hat den Adolf aus dem Wasser geholt.“ Dies glaubte sie heute noch eben so fest, wie sie bis zur Stunde noch die ganz bestimmte Meinung hat, daß auch Dennis, der Sohn ihres Oheims, nie eine Mutter gehabt, weil sie dieselbe nie gesehen, auch nie etwas von ihr gehört habe. Solche Neugierden, von einem zwanzigjährigen bis dreizehnjährigen Mädchen in allem Ernst gesprochen, lassen wohl den durchaus reinen, noch so ganz kindlichen Geeszustand derselben leicht erkennen. Die scheint sie sich, besonders während der ersten Zeit ihres Aufenthaltes hier in Offenbach, wieder zu Bertha in die Waldwohnung zurück. Dasselbst sei es so ruhig, so still und so schön gewesen, sei nicht viel und nicht lang gesprochen, sie auch mit den vielen Fragen nicht so gefragt worden, wie dies hier der Fall ist.

Die vielen für sie ganz neuen und darum ungewohnten Eindrücke in der zweiten Welt (indem Bertha mit Carolinen die Wald-

wohnung verließ, wurde diese gleichsam zum zweiten Male, freilich erst im Alter einer Jungfrau, geboren) verursachen ihr oft eine große Unbehaglichkeit, ja sogar, wie bereits im Eingange erwähnt, zuweilen Schmerzen im Kopfe. Der Unterschied zwischen ihrer früheren und jetzigen Welt ist wohl auch so groß, daß die mächtigen Eindrücke der letzteren ihr ganzes inneres Leben in eine Art von Verrückung bringen, ich möchte sagen, gleichsam blendend nunsten. Sehr natürlich daher, daß Caroline oft gemüthlich hat, jetzt noch so leben zu können, wie sie in der Waldwohnung mit Bertha gelebt hat. Adolvan nur würde sie sich, wie sie zuweilen ebenfalls zu erkennen gab, glücklich fühlen, nicht so viel über ihre Vergangenheit nachdenken, und dieses Nachsinnen sie so traurig stimmen, wie dies hier in Offenbach schon sehr oft der Fall gewesen sei. „O wie unglücklich bin ich; ich wünschte bei Bertha wieder zu sein!“ — sagte sie mir noch vor ganz kurzer Zeit.

An einem Tage, als Caroline noch im Gefängniß war, zweifelte die Familie des Aufsehers an ihrer Aufrichtigkeit. Die Veranlassung war folgende. Am Abend eines der ersten Tage ihres Aufenthaltes bei der Familie des Gefängnißwächters sollte Caroline auf dem Hofe etwas besorgen. Sehr schnell und mit nicht geringem Erfolge kam sie, ohne sich bei ihr gegebenen Auftrage entledigt zu haben, wieder zurück in die Stube, und gab ihrer Aufmerksamkeit zu verstehen, daß sie mit ihr gehen möchte, sie wolle ihr etwas zeigen. Frau Kemser ging mit ihr in den Hof. Hier zeigte Caroline Das, was dieselbe, wie sie später sagte, noch nie gesehen hatte, nämlich — den Mond und die vielen Sterne; eine Thatfache, die sich in mancherlei Vermuthungen, ganz besonders aber wohl zu der Frage Veranlassung geben mußte: Wie ist es möglich, daß ein erwachsenes Mädchen noch nie den Mond und die Sterne gesehen hat? Ihr Lehrer bestätigte diese Frage durch folgende Berechnung: „Nach den vorstehenden Mittheilungen verließ Bertha mit Carolinen am 27. October 1853 Morgens früh die Waldwohnung, um welche Zeit der Mond bereits zwei Tage in's letzte Viertel getreten war. Am 8. November gegen Abend wurde Caroline von Bertha abgesetzt, und an diesem Tage, 45 Minuten nach Witternath, trat der Mond in's erste Viertel. Hiernach ist Bertha mit Carolinen beinahe nur zur Zeit des Neumondes gewesen. Am 15. November um 6 Uhr 33 Minuten Abends hat die Zeit des Vollmonds begonnen. Von dem Tage der Aussetzung Carolinens bis zu dem ihrer Ankunft in Offenbach (vom 8. bis 15. November) stand also der Mond im ersten Viertel. So lange Caroline in der Waldwohnung lebte, war sie auch nicht einmal Abends oder Nachts angerührt derselben. Ferner hat sie vom 8. bis 12. November Tag und Nacht in einem Balde größtentheils weinend oder schlafend, sozahn auch den 13. und 14. November und die Nacht zwischen diesen beiden Tagen theils im Felde, theils im Balde beinahe immer weinend zugebracht, wärend sie in den beiden Nächten vom 12. auf den 13. und vom 14. auf den 15. November in einem Bette schlief. Am 15. Nov. kam sie hier zu Offenbach in's Bezirksgefängniß, in welchem sie wohl das Licht des Mondes, aber nicht den Mond selbst sehen konnte. Hiernach, wie auch aus ihrem ganz eigenthümlichen Sein und Wesen, welches in vorstehenden Zeilen angedeutet ist, erhellt sich wohl zur Genüge, warum Caroline hier zu Offenbach, und in der Einleitung in Nr. 3 mitgetheilt wurde, in einem Alter von 22 Jahren zum ersten Mal den Mond und die Sterne gesehen hat.“

Ihre sonstigen geistigen Eigenschaften und alle ihre Eigenschaften legen für sie das günstigste Zeugniß ab. Sie ist bescheiden, fleißig und Arbeit liebend, sich fleißigkeiten, mit denen sie sich ihren eigenen Unterhalt verschaffen kann, möglichst bald zu verschaffen. Um so weit unterrichtet zu werden, daß sie in die Lage versetzt wurde, sich als Dienstmagd, oder mit Nähen und Häkeln ihr Brod zu verdienen, brauchte sie keinen Roman zu erfinden; das konnte sie einfach haben. Daß sie reichlich ist und im Striden eine Fertigkeit besitzt, die das Erkennen erfahrener Hausfrauen hervorruft, wolle man nicht übersehen. Da die Anseherungen und Nachforschungen der Behörden zu keinem Resultat geführt haben, so bleibt, fällt man ihre Geschichte für unerlunden, kein anderer Ausweg, als sie aus einer Familie von Unberühmten hervorgehen zu lassen. Entfernte sie sich mit oder ohne Einwilligung ihrer Angehörigen aus einer Familie mit einem festen Wohnplatze, so fiel ihr Verschwinden auf. Auch stimmt ihre Fertigkeit im Striden bei gänglicher Unkenntniß aller andern Handarbeiten, wie

ihre scrupulöse Keilichkeit neben der vollständigen geistigen Verklärung nicht zu einer Erziehung in einer Familie. Fremd oder durch Verwandtschaft mit ihr verbunden, würde sie eine Familie nicht unerschütterlich und motivlos einseitig erziehen haben. Noch weniger stimmen Keilichkeit und Etriden zu einem umherziehenden Leben. Keilichkeit ist bei Tagabenden die letzte aller guten Eigenschaften, und zur Ausbildung im Etriden haben solche Leute weder Lust noch Zeit. Keilichkeit und Etriden stimmen aber vortrefflich zu einer Erziehung, wie Caroline sie beschreibet, bei der die Absicht dahin geht, die Gesangene durch thierisches Wohl-

sein und eine mechanische Beschäftigung von Gedanken bösserer Art abzulenken.

Caroline ist keine Betrügerin, dieses Resultat halten wir nach gewissenhafter Erwägung aller Umstände für sicher. Aber wer ist sie? Auf diese Frage haben wir keine Antwort. Wir überlassen die Lösung des dunkeln Räthfels der Zukunft, verbessern uns aber nicht, daß, nachdem fast vier Jahre seit den essentialen Schritten des Pfensbacher Gerichts verlossen sind, die Hoffnung, daß dereinst Carolinen ihr Recht und ihren Feinden ihre Strafe werde, schwach zu werden beginnt. Gr. Bl.

## Mutterpflichten und Mutterfünden.

Von einem Lehrer und Erzieher.

Die Gartenlaube vertritt die Interessen der Familie. Unterhaltung, Belehrung und Anregung spendet sie unter dem freundlichen Schutze ihres ansehnlichen Titels. Sie vorbereitet sich über die wichtigsten Zweige des menschlichen Wissens, und führt die Familienglieder in verständlicher Unterhaltung wie an Fremdenhand an die Quellen der Weisheit und Erfahrung.

Zu den Interessen der Familie zählt auch die Erziehung. Die Nachwelt entpspricht ihrem Egoisse. Das Wohl kommende Geschlechter wird in ihr begründet oder begraben. Die Erziehung ist der Familie größtes Privilegium, ihre heiligste Pflicht, ihre schönste Aufgabe. Ihr Pfad ist aber oft labyrinthisch, ihr Ziel verschleiert. Leicht ist's, auf Abwege sich verirren, und nicht selten ermbt Geduld und Kraft an ihren Verklünnungen, und das Pflichtgefühl erschläft an ursprünglichen oder selbstgeschaffenen Schwierigkeiten. Sollte man darum nicht die Hand eines erfahrenen Rathgebers willkommen heißen, wenn er, durchschlägt von heiliger Begeisterung, sie als Führer bietet?

Als solcher an verschiedene Öfenspunkte zu führen und von dort her eine Rund- und Umschau zu halten, das ist des Verfassers Absicht. Beginnen wir zuerst mit der Bedeutung der Mutter für die Erziehung.

Eudem wird die Namen der Eelen unserer und aller Nationen aus der Geschichte hervor, die Bürgerkronen schmückten, die die Glanz der Großthaten umstrahlte, sie, die als Dichterfarne stängten: der Mutter Einfluß medte entweder das Talent oder leitete es in seine Bahnen. Ohne diese ihre Mutter würden sie nur gewöhnliche Menschen oder doch ganz andere geworden sein, als wie wir sie kennen.

Die besten unserer Zeitgenossen, die eelsten von unsern Fremden, fragt man sie, wessen Name noch ihr Herz mit freudiger Nührung füllt, wenn schon der Schnee des Alters auf dem Haupte lagert; wessen Worte, Bild und Wesen sie stets frisch und jugendlich bewahren, hier zur Erinnerung und drüben zur Verherrlichung der Mutter! — Und geht es uns denn selber anders? Ist nicht das Bild der Liebe, das sich um die Tage unserer Kindheit flechtet, auch unauflöslich tief in's eigene Herz geiraken? — Der aber, dem es fehlt, ihm fällt Nichts auf der Welt die Lücke aus.

„Die Mutter kann nicht ohne Hilfe des Vaters erziehen“ — das ist eine weit verbreitete Ansicht; aber es ist nicht minder wahr: Der Vater auch nicht ohne Mitwirkung der Mutter. Die Kraft und Etrengze, die Härte und Eedürze, das Wartige und Eelge, das Etrebende und Kämpfende, das Schöpfende, mit einem Wort, das Männliche des Charakters verlangt den Mann der That zum Vorbild und zur Stütze. Das Fliegen und Erhalten, das Ordnen und das Dulden, das Jarte und das Einigen, das Mäßtude und Gleichende, das Schmückende und Empfangende, kurz, das Weiblich-Weisliche kann nur dem Mutterherzen entquellen. Und wie jene erst gemeinlichstlich den eblen Charakter bilden, so kann ein solcher auch nur in vereinter Einwirkung von Vater und Mutter geschehen.

Der Verfasser hat als Lehrer mannichfache Gelegenheit gehabt, den Charakter der Kinder in ihrem Verhältnis zu dem der Eltern zu beobachten. Es ist Thatfache, daß Pedenfächer und Väter, welche sich auf übermäßigem Weggehen zurückführen, wie Trunksucht, Dieberei, geschlechtliche Sünden u. a. m. selten

vom Vater auf die Kinder übergehen. Die mancher Sohn eines Trunkenbolde z. B. ist der nächstste Mensch, der Sohn des Geizigen oder Habgierigen ist in der Regel Verschwendler. Kinder sind dem Verfaller bekannt, deren Vater ein fleißiger Jasselle des Justizhausens war, sie selbst waren ephlich. — Wenn aber die Mutter sich dieser oder ähnlicher Väter schuldig macht, so folgen die Kinder ihren Fußstapfen.

Der erzieherische Einfluß der Mutter ist größer, als der des Vaters. Der Letztere kann est nur durch die Erstere wirken. — Der Mutter allein ist des Kindes frühest Kindheit anvertraut, die ersten Eindrücke auf das jarte Wesen kommen von ihr, ihr erer Gut ist nicht allein die früheste Entwidelung des hilflosen Körpers, nein, auch die unsehnbare, aber unendlich wichtige Anregung der Empfindung und des Bewußtseins anvertraut. Darin liegt aber der Ursprung von Glück und Unglück im ganzen spätern Leben; denn nur Gesundes kann Gesundes erzeugen, nur dem Keinen kann das Keine entspringen.

In seinen ersten Lebensjahren ist das Kind nur ein treues Abbild seiner Umgebung. Achet man auf seine Lebensäußerungen, es bewegt sich, blüht, drückt in Mienen und Gebärden aus, spricht in Ton und Urtweil wie die Mutter oder wie die Wirten, die es stets umspült. Das ist mehr als bloß äußerliche Nachahmung. Man stelle es auf die Probe! Bald wird man sich überzeugen, daß die Den- und Empfindungs-Weise des Kindes ganz mit derjenigen übereinstimmt, von welcher es täglich Zeuge gewesen. — Der Charakter wird also begründet und angelegt durch die Mutter, wenn sie sich dem Kinde weilt. Aber auch fernerein ist das Kind immer mehr an die Mutter angewiesen, als auf den Vater, den sein Geschäft, seine Sorge für das Wohl der Familie häufig und anhaltend daran hinterd. Da hat die Mutter Gelegenheit, das zu pflegen, was unter ihren Augen gescheit hat, was durch ihr eigenes Wesen und Walten entstanden ist.

Ein großer Theil des „Glücks“ der Kinder ist mitbin der Mutter in die Hand gegeben. — Welch ein erhabener Bedante, befehlendes Bewußtsein für jede Mutter, welche erfüllt sie nicht mit wahrer Eitel!

Allein es ist eine Aufgabe, ein Problem für die Mutter. Ihr Ziel zu erreichen, kostet Mühe, Aufrengung und Opfer. Ja, und die Opfer eben sind es, woran ihre Kraft, ihr Pflichtgefühl so leicht scheitert. Es ist so ergebend, so begeisternd, eine Mutter, die ihre Aufgabe begriffen hat, in mütterlicher Liebe und Würde unter den Kleinen walten zu sehen; aber dieses Bild hat man nicht allzu häufig. — Gibe es mehr Cornelien an Muttertreue, es würde mehr Gracchen geben an Rammesmut und Ertelsum!

Aber in vielen Fällen scheint die Mutter keine Vorstellung zu haben von ihrem erhabenen Berufe, von ihren heiligen Pflichten, von der Wichtigkeit ihres Wirkens, von der großen Verantwortung gegen sich selbst, ihre Kinder und gegen Gott. Leider aber werden unsere jungen Mädchen auch zu allem Mäßlichen, zu verkehrtesten Bierpflanzern mißverstandener Civilisation eher erzogen, als zu Müttern.

Die Würdigung des Kleinen in der Erziehung.

Schon im täglichen Verkehr hat es das Volkbewußtsein durch den Volkstum (Sprühwort) zur Weisheit gelangt „das Etern des Kleinen.“ Die tägliche Erfahrung hat es gelehrt. —

Am glänzendsten bewährt sich der Werth des Kleinen in der Natur, und wer auch nicht die Wunder der mitrophischen Welt aus eigener Anschauung kennt, sie sich durch die populären Werke unserer Tage, auch durch verschiedene Artikel der Gartenlaube, einem Deinem zugänglich. Ueberdies gibt jeder Gegenstand in unserer Umgebung, jedes Geschick in unserm Bereiche, die Blumen in unserer Fensterbank, die Vogel im Käfig, der Besucher mit Speisen und Getränken u. s. jedem aufmerksamem Beobachter Gelegenheit, sich mit eigenen Sinnen von dem Werthe des Kleinen zu überzeugen. — Es ist zu beklagen, daß die Mehrzahl dies auß's Wort hin bloß „gläubt, um bei nächster Gelegenheit wieder zu zweifeln, anstatt sich zu überzeugen und in dieser Ueberzeugung zu eigenem Ruh und Frommen zu hanteln.

Nirgends wird aber „das Kleine“ häufiger und leider mit größeren Nachtheilen unterschätzt, als auf dem Gebiete der Erziehung. Immer lehrt der Weisrain wieder: „Ach, das ist ja so unbedeutend, das wird nicht schaden!“ — So erklärt dies ist, da die Einwirkung auf die Seele sich dem Auge verbirgt, dem Kantigen sich oft noch langer Zeit erth, dem Unlütigen niemals offenkart: so werberthlich und unheilvoll ist es aber auch.

Wer freilich unter Erziehung sich nichts Anderes denkt, als Befehle und Strafen ertheilen, der wird es nie begreifen. Die Erziehung ist aber die Arbeit für die Gesundheit und Reinheit der Seele im gefunden und kräftigen Körper. Der Grund, worauf sie fußt, ist die Natur des Menschen. Da die körperliche Erziehung aber durch die Artikel des hochverehrten Herrn Prof. Wed in der Gartenlaube so klar und gründlich und an's Herz gelegt ist, so darf hier nur von der seelischen Erziehung noch gedeutet werden. Ihr Grund ist die Natur der menschlichen Seele. Wie die Medicin, so ist die Erziehung empirische Wissenschaft und Kunst zugleich und der Erzieher sollte im vollsten Sinne des Wortes der Arzt der Seele sein. Da ist denn wohl nöthig, die Erscheinungen des menschlichen Seelenlebens auf ihren Ursprung zurückzuführen und die Einwirkungen auf die Seele in ihren Anordnungen zu verfolgen. — Von diesem Standpunkte aus sind die „Fehler und Sünden“ der Jugend seelische Krankheitserscheinungen, deren Ursache man zu erforschen und durch deren Binnveränderung man die Seele auf ihren Naturzustand zurückzuführen hat.

Einige Beispiele aus des Verfassers eigener Praxis mögen den Werth des sogenannten „Kleinen“ nachweisen und das vermeintlich Kleine als heilsam darthun!

Ein Knabe nicht unbemittelter Eltern, talentvoll und mit vorherrschend gutmüthigem Charakter, zeigte schon vom neunten Jahre an eine beständige Reizung für geistige Getränke. Durch allerlei Mittel, selbst durch Beträgerer und Diebstahl, suchte er solche zu erlangen und wurde häufig betrunnen gefunden. Und woher dieser Abgrund stiltlichen Betberbens in so früher Jugend? — Die Eltern, übrigens achtungswürdige Leute, sind durch ihr Geschäft abgehalten, speciell die Kinder zu beaufsichtigen — sie haben ein Gasthaus — haben wohl bemerkt, daß der Knabe sich die Tropfen aus den faum geleerten Gläsern der Gähle sammelte, und hielten das für unbedeutend, und als er später sich an die Reigen wagte, da war auch das noch unbedeutend. Erst als er an die Fläshen im Schenskrank sich wagte, da schien es ihnen bedeutend genug, um einzuschreiten. Es ist aber nur zu gewiß, daß auch die strengsten Strafen ihn nicht bessern werden. In dem Hause seiner Eltern, unter den Augen von Vater und Mutter wird er vom Strudel der Leidenschaft fortgerissen und sehr elend werden. — Streniges Abhalten vom Kosten der Tropfen hätte dies verhütet.

Wie oft tritt Eltern und Erziehern die Unwahrscheinlichkeit die Käse so plöthlich entgegen, daß sie im höchsten Grade erschauern.

Es ist ihnen ein Räthsel, wie der sonst „so aufrichtige und wahrheitsliebende“ Jüngling so geföhnt und so froh zu leugnen, zu lügen vermag. — Das Gefühl leidet und richtig. Die Käse und ihre Begleitung ist eine solche Abweichung von dem Rechten, daß Natur uns in die Brust graben, daß die erste Käse und eine Reihe Nachfolgerinnen sich auf der Stelle verrathen. — Die geschickte, frohe Käse sehr eine Gewohnheit, eine Uebung voraus, welche leider erben ist, weil man das Alles ja nur Kleinigkeiten nannte. — Hier die Beispiele einzeln anzuföhren, würde zu viel Raum in Anspruch nehmen, aber wir müssen wieder darauf zurückkommen, wenn wir die Jugendsünden einzeln betrachten. — Auch Aigner werden nicht geboren, sondern erzogen und die Schuld liegt in den meisten Fällen in den Erziehern.

Welch' einen Eindruck des Mitleidens und des Mitleids erregt es, wenn Kinder sich vor jedem Dinge fürchten, schreien, schreien oder zittern haben. Diese Fürcht ist nicht unbedeutend; denn durch Schläge und Einsperren und andere Gestaltungsregeln will man sie vertreiben. Als aber für das kleine Kind jeder Platz, den es bewohnen sollte, einen „schwarzen Mann“ beherbergte, jedes Ding, das es nicht anfassen sollte, „beißend“ war, des Kindes Unvorsichtigkeit nicht, sondern der unbedeutliche Tisch u. s., an den es sich gestöhnt hatte, bestraft wurde und die ängstliche Mutter bei jedem Ausruf der Kindes einen ganzen Ergruß von Mitleid und Trost aufwandte, da ward dem warnenden Freunde entgegen: „das sind ja Kleinigkeiten, was können die schaden!“

„Es ist ja nur eine Kleinigkeit,“ wenn das kleine Kind ein paar Mal seinen Willen erhält, gegen den ausdröcklich ausgesprochenen Willen des Erziehers, man mag es ja solcher „Kleinigkeit“ halber nicht schreien lassen, sich nicht deshalb bemühen. Nach kurzer Zeit „ist es mit dem eigensinnigen Kinde nicht mehr anzuhalten,“ und da gib's dann Strafe über Strafe, welche nur zu oft nicht hilft, manchmal das Uebel verschlimmert.

Erschauen und Schred sind nicht zu unterdrücken, wenn wir die Kräfte und Pflichten endlich erkennen, welche Kinder, und besonders Mädchen, in ihren „Tiden“ gegen Eltern, Geschwister, Diensthöten und Andere entwideln. Das heilselige Pöhlen bei den Kleinen allerhöchsten Schelmenstreichen der Kleinen“ war ja auch eben nur „eine Kleinigkeit.“

Waffenhaft sind in der That die betrübenden Beispiele, wo durch Nichtachtung des vermeintlich „Kleinen“ eben die Kleinen selbst verborben oder doch leicht zu vermeintlichen schmerzlichen Strafmitteln entgegengesührt werden. Das Angeführte mag genügen, um die bedenkenden Eltern auf das Kleine aufmerksam zu machen. Sie werden sich sehr bald überzeugen, daß ohne Aufmerksamkeit auf das „Kleine“ und also ohne große Mühe keine Erziehung möglich ist. In der Erziehung gibt es nichts Unbedeutendes. — Die Kinder sind 'nein, ihre Handlungen geföhren in dieser ihrer kleinen Welt und haben für sie dieselbe Bedeutung, als unsere Handlungen in unserer großen Welt. Was in dieser ihrer kleinen Welt sich ereignet, macht auf sie nicht den Eindruck des Kleinen, es erregt sie so stark und nachahlig, wie uns die Ereignisse in der Welt der Erwachsenen. Der Erzieher muß den Charakter der Jünglinge erkennen. Dieser erkennbar sich im Kleinen. — Der Erzieher muß die Anlagen, Talente und Reigungen seiner Kinder erkennen, um sie zu leiten, zu benutzen und endlich seinen Beruf zu bestimmen. Sie zeigen sich nur klein und im Kleinen. Je früher aufmerksam geworden, je früher erkannt, desto leichter und erfolgreicher die Einwirkung. Man klage nicht über Stümper in diesem oder jenem Beruf, diese können eher klagen über die Stümperci in ihrer Erziehung.

(Ein zweiter Artikel: „Mutterkinder“ folgt nächsten.)

## Noch einmal der „Leviathan“.

Das doppelseiserne Doppelstampf-Umgehwer, das auf Verlangen mit mehr als 10,000 Pferdebampf- und 6500 Quadrat-Yards-Segelkraft die Reisen nach und von Australien mit der Geschwindigkeit des Sturmes und mit den Flügeln der Morgenröthe, mindestens in einem Häufel der bisherigen Geschwindigkeit zurück-

legen will, hat zu seiner ersten Reise mehr Zeit gebraucht, als jemals ein vom Stapel laufendes Schiff; über zehn Wochen zu einer bloß 2000 Fuß weiten und noch dazu bergabführenden Entfernung. Zurück ließ es sich mit Hunderttausenden-Centner-Lasten von Druck und Zug (hydraulischen Pressen und Dampfzöden,

welche von hinten drängen, und 8 Barkschiffen davor, welche vermittelt der kolossalsten Flößenzüge, die jemals constructirt worden, jagen) nur einige Fuß weit bringen und richtete dabei gleiches Einheil unter Maschinen und Menschen an. Dann stand es einige Wochen still, bis man mit neuem Zug und Stoß, die in fabelhaften Massen von Pferdekraften fliegen, es Tag für Tag, oft mit Hälfte der Mächte bald einige Fuß, bald einige Zoll, bald gar nicht vorwärts, aber nach wochenlangen, fabelhaft theuern Anstrengungen doch endlich etwas in's Wasser brachte. Am 9. December Abends spaltete die raschende, schäumende, donnernde Hochfluth der Themse mächtig am den Riesenband des Leviathan, aber ohne ihn im Geringsten zu rühren, während schwere Schiffe und tiefgeladene Kohlenflöße auf der Fluth umherschantelten wie Rutschkähnen.

Er wird noch manches Stoßes und Zuges bedürfen, ehe er ordentlich in sein Element und in Zug kommt, denn noch immer (18. December) liegt er während der Ebbe in seiner „Wiege“ auf dem Trodnen. Doch das Schlimmste scheint überwunden und der Lauf vom Stapel im Wesentlichen gelungen und vollendet zu sein, obwohl nicht auf die einfachste, wohlfeilste und wissenschaftlichste Weise. Lächliche, wissenschaftliche, praktische Mathematiker und Techniker würden sehr wahrscheinlich einen praktischeren, sichereren Weg vom Stapel constructirt und das Schiff ihn unter ihrer Leitung schneller zurückgelegt haben.

Doch das ist hier nicht unsere Sache. Wir wollen, nachdem diese kolossale That wiederholt von uns in ihren verschiedenen räumlichen, architektonischen und technischen Verhältnissen geschildert ward,\* uns jetzt nur das Innere dieser schwimmenden Eisenstadt ansehen, wie es ansehen muß, wenn man sie vollständig angeschaut, bemant und verproviantirt, zugleich aber zur Bequemlichkeit für die Leser gleichsam halb durchgeschnitten haben wird. Diese „Sections-Ansichten“ sind bei dergleichen complicirten und in der Wirklichkeit verdeckten Bauten und Structuren das einzige Mittel, sich eine klare Vorstellung von den innern Raumverhältnissen zu bilden, zumal da Anordnungen des verschiedenem Inhalts dieser Räume sehr bequem zu Hülfe kom-

\* Vergl. Nr. 4. Jahrg. 1855. Nr. 48. Jahrg. 1856. Nr. 47. Jahrg. 1857.

men, so daß wir noch einiger Zahlen und der Erklärung derselben bedürfen, um uns ganz ohne Irrthum überall zurecht zu finden. Wir verweisen also auf untenstehende Ansicht nebst erklärendem Text.

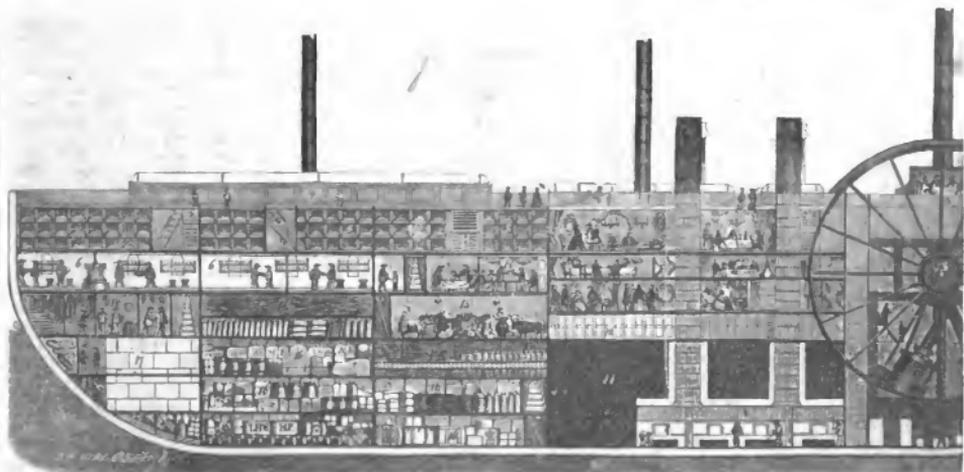
Wir wissen dann, wenigstens topographisch genommen, Beschreib, und wenn wir früher mitteltheilte Raum- und Erhöhen-Verhältnisse, Danart u. s. w. zu Hülfe nehmen, wird es uns nicht zu schwer werden, eine ziemlich umfassende Vorstellung von dieser riesigsten aller Schiffsbauten zusammenzubringen.

Wir fügen nur noch einige Notizen hinzu, um die früher gemachten Mittheilungen zu ergänzen. Das Dampfungsheuer wird, wenn erst ordentlich auf und im Wasser, sich immer in ehrsüchtiger Entfernung vom Lande halten müssen und braucht deshalb zum Verkehr mit Häfen und Landungsplätzen kleinere Fahrzeuge. Dazu sollen außer 20 Seebooten, die ringsherum hängen werden, auch zwei Dampfschiffe, jedes von 40 Pferdekraft, dienen. Letztere werden, wenn nicht gebraucht, wie Spielwaarenschiffe hinter den Schaufelrädern hängen, um hängen im Nothfalle geheißt und zum sofortigen Gebrauch hinunter gelassen zu werden. Die schwimmende Eisenstadt für 8 bis 10,000 Personen wird durch eine ganz besondere Gasanfalt erleuchtet und außerdem des Nachts an den Außenwänden durch elektrisches Licht illuminirt werden, so daß es wie ein ungeheures, leuchtendes Meteor hinschießen und in weiter Ferne ringsum gesehen und gemieden werden kann.

Von besonderen Dampfmaschinen im Innern zum Auf- und Einziehen der Segel, zum Heben, Schrauben, Ziehen für innere Monementale Zwecke, von des Capitains Arm-Telegraphen am Tage und dem elektrischen Telegraphen für die Maschinen unten zum Commandiren und sonstigen niedlichen Nebenachen (siehe sich noch Vieles singen und sagen. Doch wollen wir warten, bis die Henne das Ei vollends gelegt haben wird.

Wenn Alles, was noch zum Ganzen fehlt, in derselben Weise ausgeführt wird, wie die Operationen des Entzapfens, wird man noch in verschiedene Brüche kommen und den Generalanmerker suchen. Nach dem Urtheil eines Sachverständigen hätte man durch eine wissenschaftlich-mathematische Entzapfung allein gegen 30,000 Pfund bei dieser Operation sparen können. Bis jetzt sollen die 300 Fuß Weges vom Bauplatz bis in die Themse, die ihre Last

Längen-Durchschnitts



1. Der nach obstr. Deck. — 2. D. Deck. — 3. D. Deck. des Capitain. — 4. Die Schiffe des Bord. — 5. Die Schiffe der Maschinen. — 6. Die Schiffe der Passagiere. — 7. Die Schiffe der Besatzung. — 8. Die Schiffe der Besatzung. — 9. Die Schiffe der Besatzung. — 10. Die Schiffe der Besatzung. — 11. Die Schiffe der Besatzung. — 12. Die Schiffe der Besatzung. — 13. Die Schiffe der Besatzung. — 14. Die Schiffe der Besatzung. — 15. Die Schiffe der Besatzung. — 16. Die Schiffe der Besatzung. — 17. Die Schiffe der Besatzung. — 18. Die Schiffe der Besatzung. — 19. Die Schiffe der Besatzung. — 20. Die Schiffe der Besatzung. — 21. Die Schiffe der Besatzung. — 22. Die Schiffe der Besatzung.

noch nicht trägt, beinahe 100,000 Pfund kosten. Nun kostet aber das ganze Schiff bis jetzt nicht viel über 600,000 Pfund, wobei man rechnet, daß andere 100,000 Pfund zur vollständigen „Spreizigkeit“ des Schiffes hinreichen würden. Diese sind nun, gegen alle Vorausberechnung, bloß für die noch nicht gelungene

Entlastung darauf gegangen, so daß Leviathan, wenn er erst im Temeswasser wirklich schwimmen sollte, so stark von Gelbverlegenheit beladen werden wird, daß er wieder nicht verwärts kommen kann. Wenn er einmal glücklich auf dem Wege nach Australien oder wohl gar zurückgekehrt ist, wollen wir uns wieder sprechen.

## Blätter und Blüthen.

**Ein Abenteuer in London.** „Ich wurde,“ erzählt der junge Baron E... der Sohn eines der ersten Banquiers von E... „im Jahre 184... während meines Aufenthaltes in London mit einem Manne bekannt, der sich Lord E... nannte und, wie er sagte, in sehr naher Geschäftsbeziehung mit meinem Vater stand. Er schloß sich schnell an mich an und schien überhaupt ein sehr verständig und gebildeter Mann zu sein. Eines Tages lud er mich zu sich zum Thee ein, welcher Einladung ich auch den nächsten Tag freigebe. Lord E... war nicht zu Hause und man führte mich zur Lady, die ich noch nicht kannte, die indes ausfallend freundlich und zuvorkommend mit entgegen kam, was man leicht bei Engländerinnen gegen Fremde nicht findet. Sie lud mich ein, bei ihr auf dem Sopha Platz zu nehmen und ließ Thee und Confect heruarrufen. Ueber das Ausbleiben ihres Mannes schien sie sehr ergrimmt; überhaupt lebte sie denselben nicht sehr, sondern schüerte ihn mir als einen Trantenbold, der sie hart behandelte. Dabei ergriff sie ganz geräth meine Hände und sagte mir über den Stand der Frauen in England überhaupt, gegenüber dem des weiblichen Geschlechts in Deutschland. Es schien ihr Trost zu gewähren, endlich einen Freund gefunden zu haben, dem sie ihre Kummer mittheilen konnte. Hierbei darf aber nicht vergessen werden, daß während dieser Zeit die Debutanten immer ein- und ausgehen und Alles haben, was vorgeht. —

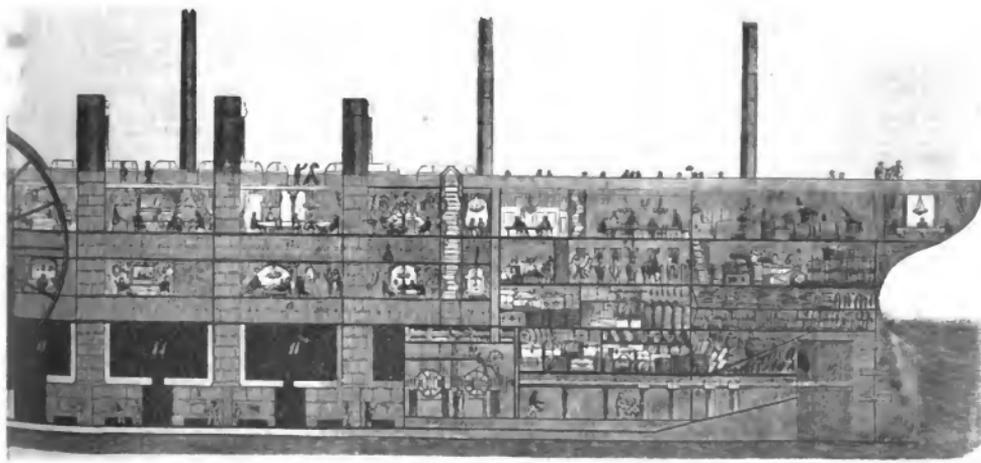
Täglich flüchte sich die Thüre des Saales und Lord E... trat ein. Amster kampte er seine Eltern; seine Blinde schienen freier zu sprechen. Seiner erkrankten Frau behält er noch, sich in ihre Gemächer zurückziehen, während er mich zornig anstarrt, ob ich die Gehege des Landes nicht kenne? Auf meine verneinende Antwort erfuhr ich nun das furchtbare Gehege, das noch aus den ältesten Zeiten Englands herkommt, nämlich, daß, wenn der Mann einen Fremden bei seiner Frau auf dem Sopha antritt und beide die Hände ineinander haben, der Mann dies als einen Angriff auf seine Ehre betrachtet darf und das Recht hat, den Fremden auf zehn Tage in's Gefängniß abzuführen zu lassen oder ihm eine Geldbusse anzulegen.“ Der Lord ließ mir die Wahl. Die Summe legte er auf 500 Pfund Sterling fest. Ich erklärte ihm, daß ich eine so bedenkliche Summe gar nicht bei mir habe, worauf er erwiderte: „er leane meinen

Banquier wohl, bei dem ich unbefchränkter Credit habe, ein paar Werte mienertreut zu nehmen, um ihn bezahlt zu machen.“ Nach Verspach er, mir lebhaft die Freiheit zu geben. Ich wüßte ein, indem ich mir vorsetzte, gleich zu meinem Banquier hinzugehen und die Acceptation verweigern zu lassen. Allein selbgeschaffen. Ich ward in eine Dachkammer abgeführt, bis der Wechsel acceptirt wurde, worauf man mich entließ. Well Blut ging ich gleich in die Polizei und zeigte den Befall an. Ich erklärte, daß die Lady mich zu sich auf dem Sopha eingeladen und meine Hände ergriffen habe, auch lei es eine Unrechthigkeit, gegen einen Fremden, der die Gehege nicht kenne, die ganze Schürze derselben in Anwendung zu bringen. Einige Polizeimänner wurden mir beigegeben, um die Sache näher zu untersuchen. Aber wie groß war mein Erstaunen, als seine Seele mehr im ganzen Hause zu erlösen war. Es ward mir bald klar, daß ich von einer Diebstehlsbande gepreßt war. Die schöne Lady, die mit zur Bande gehört, hatte ihre Rolle meisterhaft gespielt. Ich erfuhr nun, daß das große Haus einem Lord gehörte, der auf dem Lande sei und es unterdies vermietet hatte. Die Debutanten waren verleihte Diebe, die nur auf den glänzigen Augenblick gewartet hatten, um ihren Herrn zu rufen.“

A. E.

**Friedrich Wilhelm Reibertz von Neben** starb am 12. December des eben verwichenen Jahres nach kurzem Krankenlager in Wien. Nur erst 53 Jahre alt, mußte er sein mühsames und legendreiches Leben be-schließen. Als in die statistische Wissenschaft, der er sein Leben widmete, ja die er in Deutschland eigentlich erst begründete. Vor mehr als zwanzig Jahren begann er in Deutschland die Wichtigkeit der statistischen Wissenschaft zu lehren — aber es ging ihm wie den meisten Verfassern einer neuen Lehre, gleichviel auf welchem Gebiet; er rechnete nicht tauben Ohren. Seine Schriften blieben lange Zeit ungenutzt, sein Streben fast wenig Beachtung. Er aber ließ sich dadurch nicht abbreiten. Er verfaßte, die todtten Zahlen zu betonen, und auf die Statistik die vergleichende Methode anzuwenden, die eines seiner Hauptverdienste ist, und in welcher er gar bald eine feste und sichere Position einnahm, die er mit Reibertzhaft zu beherrschen

## nacht des „Leviathan“



©-Haupt besetzter. — 7. Dampf-Cylinder für die Schaufelräder. — 8. Dampfkegel für dieselben. — 9. Dampfkegel für die Schraube. — 10. Dampfgehäuse für die Schraube. — 11. Cargo (Frachtkübel). — 12. Wasserbehälter. — 13. Borrathskammer für Thee, Reuten u. s. w. — 14. Dampfmaschine. — 15. Schiffs-Heizkessel u. s. w. — 16. Dampfmaschine für die Schraube. — 17. Dampfmaschine für die Schraube. — 18. Dampfmaschine für die Schraube. — 19. Dampfmaschine für die Schraube. — 20. Dampfmaschine für die Schraube. — 21. Dampfmaschine für die Schraube. — 22. Dampfmaschine für die Schraube. — 23. Dampfmaschine für die Schraube. — 24. Dampfmaschine für die Schraube. — 25. Dampfmaschine für die Schraube. — 26. Dampfmaschine für die Schraube. — 27. Dampfmaschine für die Schraube. — 28. Dampfmaschine für die Schraube. — 29. Dampfmaschine für die Schraube. — 30. Dampfmaschine für die Schraube. — 31. Dampfmaschine für die Schraube. — 32. Dampfmaschine für die Schraube. — 33. Dampfmaschine für die Schraube. — 34. Dampfmaschine für die Schraube. — 35. Dampfmaschine für die Schraube. — 36. Dampfmaschine für die Schraube. — 37. Dampfmaschine für die Schraube. — 38. Dampfmaschine für die Schraube. — 39. Dampfmaschine für die Schraube. — 40. Dampfmaschine für die Schraube. — 41. Dampfmaschine für die Schraube. — 42. Dampfmaschine für die Schraube. — 43. Dampfmaschine für die Schraube. — 44. Dampfmaschine für die Schraube. — 45. Dampfmaschine für die Schraube. — 46. Dampfmaschine für die Schraube. — 47. Dampfmaschine für die Schraube. — 48. Dampfmaschine für die Schraube. — 49. Dampfmaschine für die Schraube. — 50. Dampfmaschine für die Schraube. — 51. Dampfmaschine für die Schraube. — 52. Dampfmaschine für die Schraube. — 53. Dampfmaschine für die Schraube. — 54. Dampfmaschine für die Schraube. — 55. Dampfmaschine für die Schraube. — 56. Dampfmaschine für die Schraube. — 57. Dampfmaschine für die Schraube. — 58. Dampfmaschine für die Schraube. — 59. Dampfmaschine für die Schraube. — 60. Dampfmaschine für die Schraube. — 61. Dampfmaschine für die Schraube. — 62. Dampfmaschine für die Schraube. — 63. Dampfmaschine für die Schraube. — 64. Dampfmaschine für die Schraube. — 65. Dampfmaschine für die Schraube. — 66. Dampfmaschine für die Schraube. — 67. Dampfmaschine für die Schraube. — 68. Dampfmaschine für die Schraube. — 69. Dampfmaschine für die Schraube. — 70. Dampfmaschine für die Schraube. — 71. Dampfmaschine für die Schraube. — 72. Dampfmaschine für die Schraube. — 73. Dampfmaschine für die Schraube. — 74. Dampfmaschine für die Schraube. — 75. Dampfmaschine für die Schraube. — 76. Dampfmaschine für die Schraube. — 77. Dampfmaschine für die Schraube. — 78. Dampfmaschine für die Schraube. — 79. Dampfmaschine für die Schraube. — 80. Dampfmaschine für die Schraube. — 81. Dampfmaschine für die Schraube. — 82. Dampfmaschine für die Schraube. — 83. Dampfmaschine für die Schraube. — 84. Dampfmaschine für die Schraube. — 85. Dampfmaschine für die Schraube. — 86. Dampfmaschine für die Schraube. — 87. Dampfmaschine für die Schraube. — 88. Dampfmaschine für die Schraube. — 89. Dampfmaschine für die Schraube. — 90. Dampfmaschine für die Schraube. — 91. Dampfmaschine für die Schraube. — 92. Dampfmaschine für die Schraube. — 93. Dampfmaschine für die Schraube. — 94. Dampfmaschine für die Schraube. — 95. Dampfmaschine für die Schraube. — 96. Dampfmaschine für die Schraube. — 97. Dampfmaschine für die Schraube. — 98. Dampfmaschine für die Schraube. — 99. Dampfmaschine für die Schraube. — 100. Dampfmaschine für die Schraube.

verhand. Mit Fleiß und Ausdauer wußte er die Erkenntniß aller Beziehungen und Verhältnisse im politischen, wissenschaftlichen und socialen Bereich auf die in letzter Instanz entscheidenden Stellen zurückzuführen. Es ist ersichtlich, zu sehen, wie wohl es durch diesen eifrigen Mann zu dem Selbstthätigkeit brachte, die es schließlich hinführen konnte, die hinführenden Vereine, welche es jetzt gibt, sie erstirbt nicht dem Beginn der Wirksamkeit von Redenen, sie sind vielmehr erst die Folge derselben. Er liebt die Gaa, die nun überall aufgefunden, und bestellte selbst unter Mühe und Anstrengung den Acker, der nun überall herrliche Früchte trägt. Aber Alles begründet die Wirksamkeit in der Thatigkeit eines einzigen Mannes. Und wie leicht, Dank in Hand mit ihm, die Erkenntniß der menschlichen Dinge zu fördern, die Verhältnisse des socialen Lebens zu beleuchten und Irrthum, Verwirrung und Aberglauben zu verdrängen.

Welcher Lohn ist von Neben dafür geworden? Er starb zu Wien, wie ein deutscher Schriftsteller führt — arm und nicht hinterlassend, als seine Schriften, ein trauerndes Weib — drei unangesehene Kinder! Was er erhalten konnte, hatte seinen Vertheuern seinen hinführenden Arbeiten gewidmet, die durch Sammlungen, Hilfsarbeiten u. s. w. einen großen Lebensbedarf nötig machten. Er hatte darum auch die deutsche Bundesversammlung ein Geld geschenkt um Wiedererrichtung eines von ihm dem Verein für deutsche Statistik gestifteten Vorstufes von 4000 Talern. Aber er ward abschlägig abgewiesen, und erklärte darauf in der Versammlung der letzten Session, „Danklich und mit dem größten Vergnügen, Dankbuch der Beob., Beschäftigung, Erwerbs- und Verkehrs-Statistik, des Staatsbuchhaltens und der Ertragsmittel in vergleichender Darstellung.“ — daß dies wohl sein letztes Werk sein müßte, da er keine Hinterlassung finde, und seine eigenen Geldmittel erschöpft wären.

Wird die deutsche Bundesversammlung, was sie dem Lebenden versweigerte, nun dem Toten gewähren? Offen wir wenigstens dies! Es ist die Art der Deutschen, wenn die Männer, die dem Vaterland mit Selbstopferung dienen, die Augen geschlossen haben, sie durch ein Denkmal zu ehren, und nun plötzlich alle ihre Beweise anzuerkennen. Auch von Neben ist gehören — möge man ein feinen armen Dürftlingskinder nun wenigstens gut zu machen suchen, was man dem Lebenden häufig blickt.

Der europäische Reise in China und sein Kopf. — Zu den Schwärzern, mit denen der Reisende im Innern China's zu kämpfen hat, gehört, abgesehen von der unangenehm notwendigen Kenntnis der chinesischen Sprache, eine möglichst vollständige Kenntniß aller als Eingekerkerten gelten zu können. Hellfarbige Augen leuchten leicht mit gelben Seiten verdeckt werden, schwärzter aber ist das Tragen eines hinführenden Kopfes; der Kopf muß sich auf ein Nadeln Haar an der Spitze aufrichten und das geläutete Anhängel an derselben befestigt werden. Dennoch muß der Träger dieser erdigen Axt die Füße stützen, welche zu verlieren, was leicht vorkommt, Gelakeln über das verrottete Haupt drängen kann. In der Weidauer, der im Anfang vorigen Jahres verstorben berühmte chinesische Missionar von Peking, erzählt in seiner Biographie in seinem Tagebuche folgenden Vorfall, den er während seiner hinführenden mittelst sich auf die Füße und hatte ein Gespräch mit mehreren Eingekerkerten; kam dann sah er auf und zog mich in meine Schlafkammer zurück, aber ein paar Minuten nachher kam mein chinesischer Führer herein und hatte meinen Kopf in der Hand. Er war heruntergefallen, während ich in meinem Sessel saß, und so bald wie möglich. Mein Führer war in großer Eile, da er den besagten Kopf herbeibrachte, und mir sagte es eben so. Er versicherte mir, er sei so eben einer großen Gefahr entgangen; denn wäre der Kopf während unseres vorübergehenden Aufenthaltes oder in irgend einem der vielen Kaffee- und Theehäuser, wo wir eintraten, los geworden und herabgefallen, so wäre die Entbindung unseres Gefangenen nicht zu verdienen gewesen. Er machte sich so eilig ab, daß ich mich daran, den Schaden anzubellern. Dies geschah, indem er die Haare des Kopfes aneinander machte und sehr eilig mit ihnen an die Seiten meines eigenen Haars schraubte. Aus Furcht, es möchte wieder so ein Unglück vorfallen, zog er die Ketten so fest zusammen, daß es mich nicht wenig uncommodierte. Doch ich ließ mich das gern gefallen, und bin von jetzt an waren mir natürlich um so vorsichtiger, damit nicht ein ähnliches Unglück an einem mehr öffentlichen Orte vorkame, wo mich Unbekannte nicht mehr abjuchelten wäre."

Kutber vor dem Reichstage in Worms 1521. (Kupferlich von Prof. Schwertgerber in Weimar, nach eigener Entschung und Zeichnung, 13 Zoll hoch, 20 Zoll breit.)

Der Inhalt von sechs Darstellungen aus Kutber's Leben von diesem Künstler ist so allgemein bekannt, ist eine Erfindung, die im zeitlichstein, im Sinn und Zweckmäßig der Protestanten so viel war, daß man nichts bläuer als Zimmermanns antwort, also diese Bilder.

Das jetzt neu hinzugekommene Blatt bietet nun, der äußeren Form nach dem Umfang nach, den Mittelpunkt und Schlüssel dieser Reihe; dem Inhalt nach ist es von großem Moment, da, wie Kutber vor dem versammelten Reich seine Rede öffentlich bekannt und gehalten. Der von dem Fürstbium so gefürchtete Mann ist vor die Reichsversammlung beheldigen, nicht am seine neue Lehre zu vertheidigen, sondern nur als Jure-lex zu verhandeln.

Es verläuft er laut die inhaltsschweren Worte: „Dem Papp und Gencilien giabst ich nicht, übermieten bin ich nicht, widertrauen kann ich nicht. Dir Rede ist, ich kann nicht anders! Gott helfe mit! Amen.“

Dem großen Moment entspricht nun auch die künstlerische Ausführung und Darstellung: Localität, Anordnung, Vertheilung machen im Allgemeinen schon einen herrlichen Eindruck, man wird gekannt, zur unmittelbaren Theilnahme als gegenseitig angelegt. Der historische Content neben Kutber, inmitten der Versammlung, hinter auf die als vornehmlich angelegten Schriften, welche auf einer niederen Bank liegen, und die Auflockerung zum umbelebten Bildraum ausgeföhren, an welche Kutber die eben mitgetheilte, ewig denkwürdige Antwort zu geben im Begriff ist.

Es möchte wohl schwerlich an einer günstigeren Momente für die Darstellung in dem ganzen Bereich zu finden sein. Gegner und Freunde Kutber's sind gleich lebhaft interessiert und gleich erwartungsvoll; die Erklärung mußte die lebhafteste Bewegung in allen Gemüthern hervorbringen, wodurch der Künstler Gelegenheiten erhielt, Mannichfaltigkeit in Ausdruck und Bewegung der verschiedensten Charaktere darzustellen. Und das ist denn Schwertgerber in jedem Grade gelungen, wobei besonders zu beachten ist, daß er die Portraitsähnlichkeit von einer Menge der damals gegenwärtigen Hauptpersonen in wunderbarer Weise festgehalten hat. Aber nur ein-germaßen mit dem oft sehr mangelhaft in Holzschnitt und Malerei dargestellten gleichzeitigen Portrait bekannt ist, wird sie hier angedeutet in den vortrefflichen Miniaturbildern weitererrten. Vieles wird das gerade bei der Hauptperson, die Kutber, nicht der Fall scheinen, da derselbe sich nur in Portrait und seinen spätern Jahren allgemein bekannt ist. Da sich der Künstler aber mit der größten Gewissenhaftigkeit, mit der größten Ertreue an die Zeit gehalten hat, so mußte er auch hier bei einem Portrait Kutber's aus diesen Jahren festhalten, deren es in Delibieren, Kupferstichen und Holzschnitten von seinem Freund und Anhänger Lucas Cranach eine große Zahl gibt. Aber nur eins davon gegeben hat, wird auch hier die größte Ähnlichkeit finden, nur ist das durch Arbeit und Kämpfe noch schärfer Angelegertes etwas gemindert.

Als letztes Merkmal ist das Blatt auch für Portraitmalerei von besonderem Interesse; sie finden hier 51 bekannte Männer aus dieser für uns Deutsche so wichtigen Periode, und zwar um so aufzuerkennen, da sie zugleich den Ausbruch sind und gegen deutlich ausdrücken, ein Bild der ganzen ausgelegten Zeit in den Portraitbüchern erhalten. Der Verfall dieser Zeiten hat sich lange mit dieser Periode in Verbindung auf Raum beschönigt, aber alle die Portraits, deren es so viele in neueren Kupferstichen, Holzschnitten und Lithographien gibt, sind nicht so frisch, lebendig und dabei den älteren bekannt so treu geblieben.

Eine angenehme Zugabe ist es auch, daß der Künstler ein selbst auf Stein gezeichnetes Blatt mit den Köpfen der 51 namhaften Portraits seinem Werke beigelegt hat, so wie ein anderes Erklärungsbild in deutscher, englischer und französischer Sprache.

Die Ausführung des Zeichens ist sorgsam und fleißig, besonders sind Köpfe und Hände sehr durchgezeichnet. Die Anordnung der Localität und der Vertheilung ist sehr vorzüglich, so daß der Raum dadurch weit und vollständig angefüllt erscheint; alles ist voll Bewegung und Leben, ohne die Ruhe und Würde einer solchen Versammlung im minderen zu fören.

### Ein Buch für Alle!

In unserem Verlage erscheint in Bändchen von 12 — 15 Bogen, und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

## Deutsche Criminalgeschichte

von  
Jod. C r e m m e ,

Verfasser der „Neuen deutschen Zeitbilder.“

Preis 8 Bogen, nur 12 Agr.

Aus der Feder eines Jod-Nannes (früherer Criminaldirector in Berlin), der wie kein anderer deutscher Schriftsteller es versteht, den schwierigsten Stoff der Criminalität zu beleuchten und in eben so leicht zu erfassenden Sätzen zur Anschauung des Lesers zu bringen, verbindet dieses Werk in ausgezeichneter Weise mit dem Zwecke der Unterhaltung zugleich den der Belehrung. Die Leubung des Verfassers zeigt der Verfasser selbst in der Vorrede mit kurzen Worten an: „Die nachfolgenden Erzählungen beruhen auf wahren Thatfachen. Sie sind nur in eine nebensächliche Form gebracht. Dieselbe letztere aus einem einfachen Grunde. Dätte ich sie nur actenmäßig erzählen wollen, ich hätte, namentlich in der ersten Erzählung des ersten Bändchens, sehr nur Grauen und Abscheu erregen können. Daburch unterläßt man weiter, noch bedient man. Ich aber wollte Peines, vorzüglich bedehren durch Unterhaltung.“

Die Sammlung wird bestehende, 8 bis 10 Bändchen \* 12 bis 16 Bogen zu dem sehr billigen Preise von — 12 Agr. — umfassen. Einzelne Bände sehen den folgenden Preise.

### Magazin für Literatur in Leipzig.

# Die Gartenlaube.

Mustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redactione F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

## Der Kranken-Engel.

Novelle von Max Ring.

(Schluß.)

Als die Dorfuhr die zwölfte Stunde in der Nacht schlug, stieß Pamel zu den Bauern, welche ihn als ihren Führer begrüßten. Auch der Actuar hatte sich eingefunden, doch hielt er sich wehweislich im Hintertreffen, um erst den Erfolg des Unternehmens abzuwarten. Leise und geräuschlos bewegte sich der Zug nach dem Berwerk, um zuerst den allgemein verhassten Verwalter zur Verantwortung zu ziehen. Das feste Thor wurde mit dem mitgebrachten Kerze eingeschlagen. Bei dem Geräusch sprang Dortmuth unangesehnd aus dem Bette, von bangen Ahnungen erschüttert. Er wollte entfliehen, doch ehe er seinen Versuch ausführen konnte, wurde er ergriffen. Mit schlotternden Knien fiel er zur Erde und streckte stehend seine Hände zu Pamel empor. Er bot sein Vermögen, das ganze Geld, welches er besaß, aber vergebens. Der Schmiedegesell konnte in diesem Augenblick nur das einzige Gefühl seiner Rache, welche beim Anblick seines Gegners mit neuer Gewalt auflebte. Doch wenn er selbst ihm hätte verzeihen und ihn schonen wollen, es hand nicht mehr in seiner Macht. Jeder der anwesenden Rebotten hatte eine Beleidigung, einen Schimpf an Hartmutz zu strafen. Die allgemeine Entrüstung machte sich in wildem Gesehrei und drohenden Obedrerten Lust, denen die thätlichen Angriffe folgten. Bald sank der Verwalter unter den Schlägen und Stößen des rehen, emporzten Hausjens zusammen, als ein Opfer seiner unmenslichen Strenge. Man ließ ihn für todt liegen. Der Actuar machte noch den Vorschlag, die Gebäude des Berwerks in Brand zu stecken, und die Menge jauchte ihm Beifall. Nur Pamel erklärte sich dagegen.

„Wir sind keine Nordbrenner,“ sagte er entschieden. „Das Feuer wird sich nicht auf das Berwerk beschränken, sondern sich weiter verbreiten und unsere eignen Wohnungen ergreifen.“

Dieser Grund leuchtete selbst den bestränkten Bauern ein und sie begnügten sich mit der Ferkörung der vorhandenen Vorräthe. Sie schüttelten das Getreide und das Weis auf die Erde, schütteten die Betten aus und ließen die Federn im Winde fliegen, auf diese Weise ihren Muthwillen küßend und ihre Rache befriedigend, worauf sie den Weg nach dem Schlosse einschlugen, um ihr Werk zu beenden.

v.

Der Baron war nicht ungenau, denn der jüdische Wirth hatte, trotz aller Furcht vor den Bauern, ihm Alles mitgetheilt,

was er wußte. Der Gutsherr besaß jedoch eine viel zu hohe Meinung von seiner Gewalt und eine viel zu geringe von dem Muth seiner Untertanen.

„Sie werden es nicht wagen,“ sagte er. „Die Hunde sind viel zu feig, und wenn sie kommen, so sollen sie mich geräthet finden.“

Die einzige Vorsichtsmaßregel, die er traf, bestand darin, daß er seine sämmtlichen Gewehre lud und dem Deschwäcker eine größere Wachsamkeit anbefahl. Als jedoch einige Nächte vergangen waren, ohne daß sich etwas Besonderes ereignete, spottete er über die Furchsamkeit des ängstlichen Juten. Der heranziehende Haufen drang daher ganz ungehindert vor das Schloß. Auch hier erwachte der Baron von den dröhnenden Tritten der Kerze, womit das feste Thor eingeschlagen wurde. Der Baron meinte ihn, und da es ihm nicht an Muth schickte, so sprang er aus dem Bette und griff nach seiner geladenen Waffe. Tante Roscha und Beronika waren ebenfalls aus dem Schlafe aufgeschreckt und eilten erschrocken herbei. Er suchte sie zu beruhigen und besaß den frauen aus dem Bereiche der Gefahr zu bringen. Beronika erklärte jedoch mit Bestimmtheit, daß sie bei dem Vater bleiben wollte. Schächtern und zaghaft im gewöhnlichen Leben, besaß sie jene Seelenstärke, welche erst die schwächsten Frauen im drohenden Augenblicke wider alle Erwartung zeigen.

„Ich bleibe bei Dir,“ sagte sie entschlossen, sich an dem Vater schmeigend, während die Tante Roscha, trotz ihres männlichen Aussehens, jitters und vor Schreck ihre Nachtschleife verkehrt aufgesetzt hatte.

Schon stürzte der wilde Haufe die Treppe hinauf und drang mit Ungestoh in das Zimmer, ehe noch der Baron irgend eine Anstalt zur Gegenwehr treffen konnte.

„Was wollt Ihr?“ rief er ihnen entgegen.

„Unsere Freiheit, Aufhebung der Erbunterthänigkeit, keine Rebot mehr, keine Abgaben!“ brüllte der Haufe verwooren durcheinander.

„Den Teufel, der mir nahe kommt, schicke ich nieder,“ drohte der Baron, indem er die geladene Waffe anlegte.

Die Bauern wichen einen Augenblick zur Seite, aber im nächsten Moment hatte ihm Pamel das Gewehr entziffen. Der ihm zugewachte Schuß ging, ohne einen Menschen zu verletzen, in die Decke. Knirschend sah sich der Baron entwasstet und von mehreren starken Armen festgehalten, so daß er sich nicht zu

rühren vermochte. Die Wuth der Bauern kannte keine Grenzen mehr und laut verlangten sie das Leben des Barons. Schon führten die Wilden mit Ketten, Dreißigeln und zu Fäden umgewandelten Seilen auf ihn los. Laut ausschreiend warf sich Veronika über den Körper ihres Vaters, um diesen vor den jugendlichen Todesstreich zu schützen.

„Reißt sie fort!“ schrie die tobende Menge, indem sie Kastaß machte, ihre Drohung anzuführen.

Nur noch fester klammerte sich Veronika an den Baron; sie hatte ihn mit ihren Armen umschlungen. Ihre blauen Augen leuchteten von einem überirdischen Glanze und ihre schlanke, ätherische Gestalt gab ihr das Ansehen eines Engels, der vom Himmel den Verhängten zu Hilfe eilt.

So erschien sie wenigstens Fawel, der wie gebeten von ihrer Erscheinung stand und ihnen halb vormurschleichen, halb stehenden Blick nicht zu tragen vermochte. Wie aus einem Traume fuhr er empor, als der freche Actuar sich vordrängte und seine Hände um ihren zarten Leib schlang, um sie gewaltsam fortzuführen.

„Nad' ein Ende und denk' an Deine Rachel!“ flüsterete ihm der Verführer zu.

Aber Fawel hatte bei dem Anblick des Mädchens Alles vergessen, nur nicht ihre himmlische Güte und Sanftmuth. Alle finsternen Gedanken und Mordgeister waren von ihm geschwunden; die Liebe hielt triumphirend ihren Einzug in sein verwildertes Herz, und zwar mit jener Gewalt, die sie nur noch auf derartige ungeschwächte Naturen anwendet. Statt dem Raube des Actuars zu folgen, entriß er dem Wächstehenden den mit Eisen beschlagenen Dreißigel, als er Veronika betroffen sah.

„Zurück, und wehe dem, der das Fräulein anrührt!“ rief er mit funkelnden Augen, indem er die gemaltige Waffe in seinen Händen schwang.

So stand er da mit gerüsteten Wangen und fester Haltung, einem zürnenden Herub gleich. Es lag eine solche Entschlossenheit in seinen Blicken, daß der feige Actuar erschauern zurücktaumelte, Fawel hätte ihn sonst früher niedergeschmettert; er war entschlossen, das Mädchen gegen eine Welt zu verteidigen. Mit fremd dankbarem Stammen blühte Veronika, mit Bewunderung der Baron ihn an. Auch die Bauern starrten betroffen von dieser unerwarteten Sinnesänderung ihres Führers. Er war sich selber und seiner Umgebung ein tiefes Räthsel geworden.

Interessé hatte sich der Actuar von seiner ersten Angst erholt.

„Zum Teufel!“ hegte er die Versuchungen. „Sind wir denn dazu hergelommen? Schlagt den Verführer todt, der jetzt gemeinschaftliche Sache mit unsren Feinden macht.“

Aber Fawel besah unter den Vorleuten einen großen Anhang, der ihn nicht ungehört verdammen wollte.

„Rachel!“ sagte der Weib. „Beschütze Dich; was ist mit Dir geschehen?“

„Ich will es Euch sagen,“ sprach Fawel mit wunderbar leuchtenden Blicken. „Seht, meine Freunde, in dem Augenblick, wo ich meine Hand erhebe, um den Baron zu strafen, der so oft und schwer bedrückt, da ist mir ein Engel Gottes erschienen, der mir zurief: Du sollst nicht tödten, nicht die gute Sache mit Blut besetzen und dadurch verunreinigen. Die Freiheit, welche wir Alle so schärflich wünschen, ist das höchste Gut, aber wir dürfen es nicht stehlen, nicht mit Gewalt wie die Räuber auf der Heerstraße nehmen, sonst verwandelt sich sein Segen in den schwersten Fluch.“

„Hört nicht auf ihn!“ rief der Actuar dazwischen. „Er ist wahnsinnig geworden.“

„Still!“ geboten die Bauern, welche, in religiösen Vorurtheilen aufgewachsen, geneigt schienen, an die von dem Schmiedegestellen erwachte Erscheinung eines Engels zu glauben.

„Ihr sehet,“ fuhr Fawel ermuntert fort, „hat der Engel für den Schulbigen, er mahnte mich daran, daß man auch seinen Feinden vergeben soll.“

„Einsätziges Geschwätz!“ murmelte der Actuar. „Ich glaube nicht an Deinen Engel.“

„So will ich ihn Euch zeigen,“ antwortete Fawel, wie von einem plötzlichen Gedanken durchzogen, indem er die holde Veronika bei der Hand nahm und zu den noch immer stummenden Bauern führte.

„Das ist der Engel,“ sagte er voll Begeisterung, „dessen

Anblick mir das Alles offenbart hat. Das ist der Engel, der Jedem von Euch nur Gutes gethan; wenn Ihr krank waret, Euch gelobt, wenn Ihr elend, Euch getröstet, wenn Ihr unter Eurer Last geküßelt, Euch angerichtet hat. Hat sie nicht Eure Frauen beschenkt, mit Euren Kindern gespielt? Ist Einer von Euch hier, der ihr nicht eine Wohlthat, und sei es ein freundliches Wort, zu veranlassen hat? Verdient sie nicht, ein Engel genannt und angebetet zu werden, wie eine Heilige?“

Unwillkürlich war Fawel vor der erstarrten Veronika hingekunt; so lag er auf seinen Knien, ihre Hand eifrigstehend an seine Lippen drückend. Der gemaltige Eindruck Eindrucks ließ sich in der tiefen Stille erkennen, welche die wunderbare Scene hervorbrachte. Weisälig nickten die Bauern, während der Actuar nur still zu stehen wagte. Der Anblick des frommen, lieblichen Mädchens, das durch seine Wohlthätigkeit im ganzen Dorfe bekannt war, verklärte nur die Wirkung von Fawels Rede. Sie stand mit gesunkenen Blicken und gefalteten Händen; die Bleiche ihrer Wangen war einer sanften Röthe gewichen und ihre blauen Augen leuchteten im milden Glanze, wie die Sterne des Himmels. Selbst diese rothen Gemüther konnten sich des sanften Ausdrucks nicht erwehren.

„Fawel hat Recht,“ sagte mehr als eine Stimme; „er hat wahr gesprochen.“

„Und dieser Engel,“ sagte er hinzu, „bittet für das Leben des Schulbigen.“

Wieder hatte Veronika, abermals, wie alle Uebrigen, geschwiegen; jetzt öffnete sie die rothen Lippen, um ferneres Unehel abzuwenden.

„Schont meinen Vater,“ flehte sie. „Er wird Euch gewiß alle billigen Wünsche erfüllen und von nun an mild und freundlich sein.“

„Das will ich,“ bekräftigte der Baron, sich ergreifen von dieser so unerschütterlichen Werbung. „Ich verfluchte mich, die königliche Cabinetordre, deren Glaubwürdigkeit ich erst seit Kurzem kennen gelernt, gretzlich zu erfüllen, darauf gebe ich mein Ehrenwort.“

Mit der Versicherung waren die meisten Bauern einverstanden, nur der Actuaris und sein Anhang entzerrten sich unter wilden Drohungen. Der Baron jedoch außerdem seinen Unterthanen vollständige Vergeltung für alle begangenen Gewaltthatigkeiten. Auch der Verwalter Hartmut wurde am nächsten Tage noch am Leben gefunden. Seine Wunden waren, wie es sich herausstellte, nicht tödlich, obgleich er längere Zeit brauchte, um sich zu erholen. Die existirenden Mißhandlungen hatten eine vortheilhafte Sinnesänderung herbeigeführt, indem er sich hätte, seine Untergebenen zu quälen. — Fawel jedoch, welchem der Baron und seine Tochter zu besonderem Danke sich verpflichtet fühlten, war nirgends zu finden. Nach in derselben Nacht hatte er das Dorf verlassen und blieb verschwunden. Trotz aller Nachforschungen wurde keine Spur von ihm entdeckt; selbst seine Schwefel wußte nicht, wohin er sich gewendet. Es verbreitete sich das Gerücht, daß die Versuchswornen ihn wegen seines Abfalles erwidert hätten, und Veronika meinte unbemerkt am den Verlorenen.

Interessé hatte der Bauernausstand in Oberhessen, der so glänzend an dem Baron vorübergegangen war, eine allgemeine Verbreitung erlangt. In den verschiedensten Kreisen empfand sich das Landvolk gegen die Gutsherrn und übte oft die empfindlichsten Gewaltthatigkeiten aus. Zuweilen begnügten sich die Versuchsworn mit der geringen Anerkennung ihrer Rechte, wobei sie wie versöhnten, sich die bewußte Urkunde mit den drei verschiedenen Siegeln anstellen zu lassen; meist jedoch war dies Streben nach Freiheit nur ein Verbund, um zu plündern und zu rauben. Immer drohender wurden diese Zustände; viele Gutsherrn mußten flüchten; ihre Schäferei wurden verwüßt, ihre Borräthe zerstört; hier und da auch ein Gefäß oder ein Werkzeu sogar angezündet. Auch an schweren Mißhandlungen ließen es die Versuchswornen nicht fehlen und mancher verübte Herr oder Beamte büßte seine frühere Strenge selbst mit dem Leben. Die Maßregeln der Behörden erwiesen sich nicht ausreichend, da ihre Tätigkeit durch die französische Occupation des Landes in vielfacher Beziehung gehindert war. Endlich hatte das Uebel einen Grad erreicht, daß die bisher bewiesene Schonung und Nachsicht gegen die Vertriehen nicht länger beibehalten werden konnte. Die Re-

gierung sah sich zu einem energigen Einschreiten gezwungen und bot die bemessene Macht an. Mehrere Regimenter Infanterie und Cavallerie rückten gegen die empörten Bauern aus, deren Zahl auf mehrere Tausende angewachsen war. In der Nähe von Nicolai, wo sich jetzt das Kaiserthum jener armen Kinder befindet, welche durch den Typhus ihre Eltern verloren, kam es zu einem vollständigen Treffen. Anfangs hielten die Bauern tapfer Stand, da es ihnen jedoch an tüchtigen Anführern und vor Allem an der nöthigen militärischen Erfahrung fehlte, so mußten sie unterliegen. Dabei ließ sich der Haufen in wilder Flucht auf; die Räubersführer wurden theils getödtet, theils gefangen genommen und ihnen der Proceß gemacht. Unter diesen befand sich der Actuar, welcher zu mehrjähriger Zuchthausstrafe von dem betreffenden Gerichte verurtheilt wurde. Er starb im Gefängnisse ohne Heile und mit einem Blute auf seinen Lippen.

Die Ruhe war wieder hergestellt und die königliche Cabinetordre, welche bald darauf in's Leben trat, endete die Verwirrung, indem sie die Verhältnisse der Gutsherrn und ihrer Untertanen regelte. Für beide Theile war der Segen ersichtlich.

Zwei Jahre waren seit jenen Ereignissen vergangen, als der Krieg gegen Napoleon und gegen die drückende Franzosenherrschaft ausbrach. Preußen erhob sich aus seiner Schwach, nachdem es die ihm vergessene Zeit weise benutzt hatte, um sich auf dem Wege friedlicher Reformen zu verjüngen und mit Anspannung aller Kräfte zu rüsten. Der König hatte von Breslau aus jenen denkwürdigen Rufsuruf an sein Volk erlassen; aus allen Theilen des Landes strömten Jünglinge und Männer herbei, um mit ihrem Blute die Befreiung des Vaterlandes zu erwirken. Auch die Frauen, von der allgemeinen Begeisterung ergriffen, stiegen nicht zurück; sie opferten ihren Schmuck und widmeten sich den verwundeten und kranken Kriegern mit hingebender Liebe.

Nach der Schlacht an der Katzbach waren die Lazarethe in Breslau überfüllt mit Leidenden. Die Zahl der Aerzte und Krankenwärter reichte nicht mehr aus; da erbotn sich freiwillig die besten Frauen und Jungfrauen zum Dienste in den Hospitälern. Ohne Scheu setzten sie sich der Anstehung des furchtbaren Typhus und dem Anblick der gräßlichsten Verfaulungen aus. Unter diesen Samaritanerinnen befand sich ein junges Mädchen, welches sich durch seine unerwähnte Thätigkeit auszeichnete. Tag und Nacht war sie unabläßig beschäftigt, Wunden zu verbinden, die Kranken zu pflegen und selbst den Sterbenden noch durch ein frommes Wort zu trösten. — Es war die gute Veronika, welche mit ihrem Vater beim Ausbruche des Krieges nach Breslau kam.

Seit dem Tage des Ueberfalls war mit Veronika sichtbar eine Veränderung vorgegangen. Still und träumerisch ging sie im Hause umher und wenn ihr Vater, der jetzt seine Tochter wie einen Angelpfel hütete, sie um den Grund ihrer trüben Stimmung fragte, lächelte sie nur und meinte, sie sei ganz zufrieden, wenn nur Papa mit ihr zufrieden sei. Oern erfüllte dieser auch ihren Wunsch, als sie bat, dem Beispiele der ersten Jungfrauen folgen und als Krankenwärterin in eins der überfüllten Breslauer Hospitäler eintreten zu dürfen.

Eines Tages, als eben ein neuer Transport von Verwundeten angelangt war, erblickte Veronika unter diesen einen jungen Krieger, dessen Drust mit mehreren Wunden geschwächt war. Eine Kugel hatte ihm beide Beine zerschmettert. Der Arzt hatte seine Hoffnung, ihn zu retten. Willkürlich näherte sich Veronika, um dem Sterbenden eine Erfrischung zu reichen. Dankend hob er die vor Müdigkeit geschlossenen Augen zu ihr empor; sein Blick begegnete dem ihrigen; ein schwacher Schrei entschlüpfte ihren Lippen.

„Pawel!“ rief sie erschütter.

„Ich lebe noch,“ antwortete er mit matter Stimme, „obgleich mich alle Welt für todt gehalten hat. Ich wußte ja, daß ich nicht sterben würde, ohne Sie gesehen zu haben.“

Er wollte weiter sprechen, aber seine Erstickung hinderte ihn daran. Nachdem er einige Augenblicke geruht, machte er einen neuen Versuch, mit ihr zu sprechen. Er rang nach Worten, um all' die verschiedenen Befehle aufzurufen, welche ihn bei ihrem unerwarteten Abblide beströmten, — aber plötzlich, wenn er einige Augenblicke geredet, hielt er wieder inne, als fürchtete er, zu viel gesagt zu haben. Aus seinen Mühenlungen erlief er sie denn nun, daß er in jener Nacht über die polnische Grenze geflüchtet und in russische Kriegsdienste getreten sei. Ueber den Grund seiner heimlichen Entfernung beobachtete er ein räthselhaftes, hartnäckiges Stillschweigen. Beim Ausbruch des Krieges war er mit dem russischen Heer nach Preußen eingerückt und nach einem ehrenvollen Abschiede in die Reihen seiner Kavallerie eingetreten, wo er bei mehrfachen Gelegenheiten sich ausgezeichnet hatte.

Allmählig folgten jedoch auf diese klaren Berichte die verwirrten Phantasien eines starken Wundfieberes. Pawel verlor die Besinnung und sprach ohne Ordnung und Zusammenhang. Seine Reden trugen indess den Stempel der höheren Bildung, die er sich in seinen neuen Verhältnissen erworben hatte; seine Gedanken nahmen einen höheren Auffswand, wie ihn die Seele der Sterbenden zuweilen zeigt, ehe sie die irdischen Bande abstreift. Er schien Veronika nicht mehr zu erkennen und doch beschäftigte er sich unerschütterlich mit ihr.

„Engel, Veronika!“ murmelte er mit verdorrten Lippen. „Ja! Du bist der gute Engel, der mich von der Sünde erlöst hat. — Kannst Du mich verzeihen? — Ich liebe Dich. — Theure! Ich, der niedrige Knecht, der Betrüger. — Du bist gut und wirst nicht zürnen. — Engel ahnen nicht — sie bitten für uns. — Im Himmel darf ich Dich lieben — da gibt es weder Herrn, noch Knechte. — Frei! — Wir sind Alle frei. — O! ich will gern sterben. — Der Tod ist so süß. — Hurrah! Die Feinde! — Bewarte für Gott, König und — Veronika!“

Wit leihen Schauer vernahm sie die Geständnisse einer heiligen, wunderbaren Liebe, welche sie nie geahnt; abwechselnd mit den trübsinnigen Klagen über sein vergangenes Leben. Zuweilen lehrte sein Bewußtsein zurück und dann sah er sie mit einem Blick an, der tief in ihre Seele drang.

„Ich bin gar nicht eines solchen Glückes werth,“ murmelte er mit erbebender Stimme, als er sie weinen sah.

Sie reichte ihm die Hand, welche er mit seinen klugen bedeckte und in den feinnigen so fest hielt, daß sie ihm sie nicht zu entziehen mochte. Dann trug er ihr Stütze an seine Schwefter auf.

„Verlassen Sie die arme Adwiga nicht,“ bat er in trübsinniger Weise.

Immer näher trat der letzte Augenblick, und mit ihm schien der Nebel zu weichen, der über seinen Geist sich ausgebreitet hatte. Der oberflächliche Bauer hatte sich in ein Wesen höherer Art verwandelt; er sprach von dem Vaterlande, von der Zukunft wie mit prophetischen Blicken; dann wieder wandte er sich zu Veronika, um ihr für immer Lebewohl zu sagen.

„Gott segne Sie,“ flüsterte er mit glänzenden Blicken. „Mein Engel —“

Er vollendete nicht; das Geheimniß seiner Liebe nahm er mit sich in's Grab. Nur aus seinen wirren Worten hatte Veronika erfahren, wozu ein Herz sie verloren.

Einige Monate später trat sie in den Orden der Elisabethiner-Kloster, welche sich ausschließlich der Krankenpflege widmen. Sie übte ihren Beruf mit einer Hingebung, die ihr den Namen der „Engel der Kranken“ verschaffte. Der arme Pawel lebte fort in ihrer Erinnerung.

## Rosa Geißlerberg.

Vom Verfasser der „neuen deutschen Zeitsbilder.“

Ich sah eines Abends auf dem Criminalgerichte in meiner Arbeitsstube mit Lesen und Acten beschäftigt. Ich war damals Bezirksrichter, hatte sehr viele Arbeit, war fast den ganzen Tag

mit Inquiriren beplagt — es war noch die Zeit des gemeinen schriftlichen Inquirirens — und mußte die Abende dazu verwenden, mich auf den morgenden Tag zu neuer Arbeit wieder vorzubereiten.

Es war mir spät geworden. Ich war mit den wichtigeren Acten fertig. Die wichtigeren Acten sind meist zugleich die dideren. In den unbedeutenderen und dünneren konnte ich mich morgen während der Termine informieren und orientiren.

Ich wollte mich nach Hause begeben. Da trat noch ein Gefangener in mein Zimmer. Er trug ein verstelltes Schreiben. Er übergab mir dieses, und meldete, daß die Gefangene, die es betrefte, gleichzeitig mit dem Schreiben in der Gefängnisexpedition abgeliefert sei.

„Es scheint eine vornehme Dame zu sein,“ sagte der Mann hinzu.

„Eine Dame?“ fragte ich.

„Sie ist in schwarze Seide gekleidet.“

„In schwarzer Seide gehen auch andere, als vornehme Damen.“

„Der Polizeicommissarius, der sie arreirt hatte und selbst zum Gefängnisse abführte, brachte sie in einer Droschke.“

„Wie steht sie sonst aus?“

„Sie ist noch jung und ein sehr schönes Frauenzimmer.“

„Ist sie schon in eine Zelle gebracht?“

„Sie ist noch in der Expedition. Der Herr Inspector wollte ihr ohne nähere Bestimmung des Herrn Criminalraths keine Zelle anweisen. Die Gefangene verlangte auch, sofort den Herrn Criminalrath zu sprechen.“

„Nicht?“

„Sie verlangte, wenn Sie nicht im Local seien, daß man folgende zu Ihnen schicke.“

„Was für einen Grund an?“

„Gott bewahre. Sie verlangte das Alles in vornehmem Tone, als wenn sie in den Gefängnissen zu bestehen habe.“

Ich ließ den Gefangener warten, um zuerst das Schreiben zu lesen. Ich war zugleich neugierig geworden. Vornehm gekleidete Damen wurden in die Criminalgefängnisse oft eingebracht; es ergab sich aber bald, daß sie trotz ihrer feidenen Kleider und Wiener Schams gemeine Verbrecherinnen aus den untern Classen waren. Die jetzt eingelieferte Gefangene schien mir jedoch, zumal da auch der Polizeicommissarius jene Rücksichten gegen sie genommen hatte, allerdings den höhern Ständen anzugehören. Dann aber mußte es wieder auffallen erscheinen, daß sie, anstatt durch die Schande einer criminalgerichtlichen Verhaftung und Einspernung niedergedrückt zu sein, so vornehm, so besprechend, so hochmüthig auftrat.

Ich wurde noch mehr überrascht und neugierig, als der erste flüchtige Blick in das geöffnete Schreiben mir zeigte, daß sie wegen Diebstahls verhaftet sei.

Ich las das Schreiben schnell weiter durch. Es war der Bericht des Polizeicommissarius, der die Gefangene arreirt hatte, über den Grund ihrer Verhaftung. Es war kurz; der Beamte behielt sich vor, die näheren Umstände morgen zum gerichtlichen Protocoll anzugeben.

Die Gefangene nannte sich Rosa von Heisterberg, war nach ihrer Angabe dreizehnzwanzig Jahre alt, ewangelischer Religion, unverheiratet. Sie war seit einem Viertelsjahre in der Residenz, und zwar bis vor wenigen Wochen als Gesellschaftlerin der vermögenden Majorin von Waldheim. Diese war von ihr befohlen und mehrere Summen Geldes, zum Betrage von einigen hundert Gulden. Die Majorin hatte die Diebstähle theilweise schon früher bemerkt, ohne gegen Jemanden, namentlich auch gegen ihre Gesellschaftlerin, einen bestimmten Verdacht fassen zu können. Erst heute war ihr zur Gewißheit geworden, daß die Heisterberg die Diebin sei.

Die Gefangene gebührte also wirklich den höhern Ständen an. Sie hatte wenigstens in der höhern Gesellschaft gelebt. Die Majorin von Waldheim bewohnte ein, wenn auch nicht großes, glänzendes, doch von den Wohlgelehrten der höchsten Gesellschaft der Residenz besuchtes Haus. Sie selbst hatte Zutritt in den Hofgarten, und war in diesen gern gesehen.

Die Verhaftung der Gesellschaftlerin dieser Dame mußte Aufsehen machen. In der ganzen Residenz, auch am Hofe, mußte man morgen davon sprechen, und am Hofe am meisten. Wo keine Öffentlichkeit des Criminalverfahrens ist, überwaht das Publicum, namentlich das näher interessirte, eine Criminalsache, die einmal die öffentliche Aufmerksamkeit erregt hat, mit desto stärkeren und in der Regel misstrauischeren und böswilligeren Augen.

Nun gar der Hof. Andererseits hatte die Gefangene mich sprechen wollen, nach der Gefängnisexpedition war über ihre Unterbringung in Verlegenheit, und erwartete meine Bestimmung darüber. Ich begab mich in die Gefängnisexpedition.

Die Gefangene war noch dort mit dem Inspector.

Was ich bisher erkannt gewesen, ich wurde es noch mehr. Ich sah eine große, schöne, fleische, jugendliche Frauengestalt vor mir. Auch das schöne, fein gekämmte, aber längliche und etwas blasse Gesicht zeigt Stolz, besonders die aristokratisch gebogene Nase und ein paar lebhaft hellblaue Augen. Andererseits glaubte ich freilich an die jart ausgeworfenen Lippen ein uniges, gar weiches Gefühl zu lesen, und die hellen Augen schienen durch ihren lebhaften und stolzen Blick selbst einige Schwärmerci hindurchleuchten zu lassen.

Die Gefangene sah, als ich eintrat, dem Anseine nach sehr ruhig. Von Niedergeklagenheit war keine Spur in ihrem Verhalten zu finden. Viel weniger sah man ihr irgend eine Angstlichkeit an. In dieses Radenken versunken war sie allerdings.

Der Gefängnisexpeditor war mit Arbeiten beschäftigt.

Sie stand auf, als sie mich sah. Meine Ankunft mit dem Gefangener und das Schreiben, mit dem sie eingeliefert war, in meinen Händen, konnte sie nicht zweifelhaft lassen, daß ich der Verantwortliche sei, den sie zu sprechen begehrt hatte. Ohne meine Rede abzumarten, trat sie mir entgegen.

„Herr Criminalrath, Sie haben dieses Schreiben gelesen?“

„Ich habe es gelesen.“

„Ich kenne die Gesetze, mein Herr, auch die hiesigen, wenn gleich weniger, als andere. Ich weiß danach, daß Sie auf Grund dieser Anzeige des Polizeicommissarius mich verständig zur Haft nehmen müssen.“

„So ist es.“

„Sie können mich danach nicht sofort für unschuldig halten?“

„Nein.“

Sie würden dies auch nicht können, wenn ich Sie auch etwa bitten würde, mich noch jezt in der Nacht zu vernehmen, Sie die Güte hätten, meiner Bitte zu willfahren, und ich Ihnen nun meine Unschuld behauptete, und Ihnen dafür sehr bringende Beweise bräute?“

„Wenn Sie mir Ihre Unschuld selbst beweisen könnten, so würde ich Sie auf der Stelle freilassen können, gar müssen. Allein —“

„Entschuldigend Sie, ich habe mich nicht genau ausgedrückt, wenigstens nicht nach Ihrer juristischen Sprachweise. Ich hätte sagen wollen: wenn ich Ihnen bringende Beweismittel an die Hand gäbe.“

Ich hätte ihre Worte so aufgefaßt.

„Die bloße Angabe von Beweismitteln würde Ihre Freilassung nicht rechtfertigen können. Erst deren — ich darf mit Ihnen in den technischen Ausdrücken sprechen?“

Sie nicht.

„Erst deren Aufnahme würde ich das fernere Verfahren entscheiden.“

„Und mit der Aufnahme selbst würden Sie in der Nachtzeit schwerlich noch verfahren mögen?“

„Nein?“ Es kommt mir nur auf das Können an.“

„Ich glaube Ihnen. Und das Können — ich sehe ein, es kann heute nicht mehr geschehen. Ich muß also für heute Nacht in der Haft bleiben. Ich werde auch“ — setzte sie mit einem eigenthümlichen, halb schmerzlichen und halb spöttischen, verächtlichen Lächeln hinzu — „ich werde auch noch wohl längere Zeit hier bleiben müssen. Sie haben in Ihrem Lande, freilich auch in den meisten andern Ländern, die ich civilisirt nennen, gerade gegen Angeklagte Gesetze einer sonderbaren Civilisation. Inbezug, nicht um hierüber mit Ihnen zu disputiren, habe ich gebeten. Sie muß heute sprechen zu dürfen. Ich habe eine andere Bitte an Sie.“

„Sprechen Sie sie aus.“

„Die Sie mich nicht auf der Stelle für unschuldig halten können, werden Sie mich auch nicht von vornherein als eine Verbrecherin, als die überwiesene Diebin ansehen wollen?“

„Ich halte, mit unferen Gesetzen, keinen Angeklagten für einen Verbrecher, als bis er überführt, überwiesen ist.“

„Sie werden mich dann auch nicht als eine Verbrecherin, als Diebin bezeichnen?“

„Ich werde Sie, ich kann Sie aber auch nicht anders be-



Dumbeid's letzter Besuch bei Hans.

handeln, als nach den Vorschriften des Gesetzes über die Behandlung der Untersuchungsgefangenen."

"Ach, ich hatte eine Bitte, die Sie zu einer kleinen Abweichung veranlassen sollte."

"Nennen Sie diese Bitte."

"Sie ist einfach die, mein Herr, mich —"

„Sie flochte. Sie hatte bisher mit der geduldeten Ruhe, Röhre und Unbefangenheit gesprochen und nicht die geringste Anfertigung

gezeigt, nicht einmal irgend ein Gefühl, wenn nicht das jenes Errettes. Sie hatte mit mir gesprochen, etwa wie ihr amtlicher Verteidiger für sie sich mit mir unterredet, mit mir unterhandelt haben würde. Auf einmal drangen jetzt Thränen in ihre Augen; ihre Lippen änden; sie konnte nicht weiter sprechen; es war, als wenn plötzlich in ihrem Innern etwas aufgestoben, gepackt sei. War es ein Gefühl der Schuld oder der Unschuld? Das Gefühl ihrer Vernichtung oder ihres Unglücks?

Gefühl zeigte sie jedenfalls, lebhaftes, inniges, starkes Gefühl, ein Gefühl, das sie überwälzte, diese vornehme, stolze, äußerlich so kalte Dame, deren Dämlich und Benehmen das Verden in der besten Gesellschaft, deren Sprache und Bemerkungen einen klaren, gebildeten Geist verrathen, die schon in dieser Viertelstunde eine Bildung dargelegt hatte, die über die gewöhnliche Bildung unserer Damen hinausgehen schien.

Ich ließ sie sich setzen. Erst nach einer Weile konnte sie wieder sprechen. Sie hatte ihre Thränen getrocknet; ihr Gesicht hatte wieder den Ausdruck der Ruhe und nur eines leisen Spottes, und mit diesem Spotte schien sie nur sich selber zu verfolgen. Sie erhob sich wieder.

„Ach, ich wurde schwach. Ich hoffe, Herr Criminalrath, Sie ziehen daraus keinen falschen Schluß gegen mich. Aber ich hatte eine Bitte an Sie. Es ist die, daß Sie mich nicht mit Diebinnen zusammen sehen wollen.“

Sie zitterte doch unwillkürlich wieder, als sie die Bitte ansprach, und es war in der That eine so einfache Bitte. Aber zeigte nicht gerade diese Einfachheit einerseits und dennoch ihre Aufregung über sie andererseits, daß sie keine Bitte eines schuldlosen, wenigstens nicht eines verdorbenen Herzens sein konnte, daß sie jedenfalls die Bitte einer, schuldig oder ungeschuldig, Unschuldigen war?

„Sie werden zu keiner Diebin gesetzt werden,“ versicherte ich ihr. Es schien ihr ein Stein vom Herzen zu fallen.

„Ach, mein Herr, ich bin Ihnen sehr dankbar.“

„Ich habe überhaupt vor,“ fuhr ich fort, „Ihnen eine Zelle für sich allein zu geben, Sie müßten mir denn besondere Umstände anführen, die mich veranlassen müßten, Sie in Gesellschaft zu bringen.“

Sie erröthete vor Freude, jaß vor Glück.

„O, mein Herr, ich hatte kaum die Bitte an Sie gewagt.“ Diese innige, dankbare Freude über eine scheinbar so geringfügige Kleinigkeit!

War sie eine Schuldige?  
Während ich noch darüber nachdachte, trat ein Diener des Criminalgerichts ein und theilte mir mit, aus dem Criminalgericht sei so eben ein junger Mensch erschienen, der mich dringend zu sprechen wünsche.

„Hat er gesagt, was er mit mir zu sprechen habe?“ fragte ich.

„Er sagte nur, er habe Sie in einer wichtigen Angelegenheit zu sprechen. Er war überhaupt sehr eilig und aufgereg.“

„Ich komme.“

Der Diener ging. Ich wollte ihm folgen.

Ein prächtiger Bild, den ich vorher auf die Gefangene warf, zeigte mir deren Gesichtszüge auffallend verändert. Sie war sehr blaß geworden und sah mich mit einem ungemessenen, beinahe ängstlichen Blick an; ihre Lippen waren halb geöffnet, wie zum Sprechen; eine Frage an mich schien darauf zu schweben, aber sie wagte nicht, sie auszusprechen.

„Haben Sie mir noch etwas zu sagen?“ fragte ich sie. Sie schien heftig mit sich zu kämpfen.

„Werden Sie mich morgen früh verhören?“ fragte sie mich endlich.

Das war offenbar nicht jene Frage, die sie an mich auf den Lippen gehabt hatte.

„Gewiß,“ antwortete ich ihr.

Ich ertheilte dem Gefängnisinspector die Anweisung, ihr die comfortabelste Zelle einzuräumen, die er zur Disposition habe, und ging dann. Vor meinem Arbeitszimmer wartete ein junger Mann; ich ließ ihn eintreten.

Es war ein anständig gekleideter Mann von etwa vier- oder fünfundzwanzig Jahren. Er war von großer Gestalt, die Brust etwas eingetrübt; sein Gesicht war bleich, mit einem krankhaften Ausdruck. Er schien an der Brust zu leiden. Daher auch wohl seine häufigen und heftigen Bewegungen, die zugleich etwas Eetziges

hatten, und seine Aufgereiztheit, die intess unter einem schlichteren, verlegenen Wesen nicht recht zum Ausdruck kam. Er folgte mir häufig in mein Arbeitszimmer.

Herr Criminalrath, können Sie mir eine Frage beantworten, auf welche der Gerichtsbauer, wie er mir wenigstens sagte, keine Auskunft geben durfte?“

„Es kommt auf die Frage an,“ erwiderte ich ihm. „Darf ich Sie vorher um Ihren Namen bitten?“

„Sollte mein Name etwas zur Sache thun?“  
„Ich weiß das nicht, weil ich Ihre Frage noch nicht kenne. Allein, mein Herr, schon die allgemeine Verkehrs- und Gesellschaftsform fordert, daß man sich demjenigen nennt, mit dem man irgend eine Angelegenheit abzumachen hat.“

Er begann sich einen Augenblick.

„Sie würden mir einen Gefallen erzeigen, wenn Sie mich anhörten, ohne vorher meinen Namen zu verlangen.“

„Es ist. Was wünschen Sie?“

„Ist Ihnen am heutigen Abend eine Gefangene eingeliefert worden?“

„Es sind heute mehrere Gefangene eingebracht.“

„Am Abend?“

„Auch noch am Abend.“

„Ich erlaube mir, nach einer Gefangenen zu fragen.“

„Auch Frauenpersonen.“

„Mehrer?“

„Mehrer.“

„War eine —?“

Er zögerte, doch sprach er zuletzt die Frage aus.

„War eine Dame darunter?“

Ich antwortete nicht sofort.

Nachdem er einmal die Frage vom Herzen hatte, kannte er weniger Zurückhaltung.

„Eine junge Dame?“ sagte er schnell hinzu.

Ich war unschlüssig, ob ich ihm antworten dürfe.

„Sie ist verhaftet,“ fuhr er fort, „weil sie einen Diebstahl begangen haben soll.“

Der junge Mensch war mir völlig unbekannt. Er hatte sich sogar geradezu geweigert, mir seinen Namen zu nennen. Er hatte zwar das Aussehen eines anständigen, ehrlichen Menschen; aber es konnte dennoch bedenklich erscheinen, ihm seine Frage zu beantworten, zumal da mir die Nebenumstände der der Gefangenen Schuld gegebenen Verbrechen, so wie die Verhältnisse und Beziehungen der Gefangenen selbst völlig unbekannt waren. Es konnte die Verfolgung von etwaigen Theilnehmern der Verbrechen, von Diebstehlern und mancher Andere dadurch erschwert werden. Konnte nicht der junge Mensch selbst, trotz seines unverdächtigen Aussehens, ein Wüthstücker sein, der je nach dem Inhalte meiner Antwort seine Vorstimmungen einrichtete?

„Sie ist verhaftet,“ fuhr er lebhafter, dringender fort, „ich weiß es ja. Warum frage ich Sie noch? Und Sie haben sie auch schon gesehen, gesprochen. Sagen Sie selbst, Herr Criminalrath, haben Sie in ihr eine Verbrecherin gesehen? Hat sie das Gesicht einer Diebin?“

Er hatte zuletzt leidenschaftlich gesprochen. Die franke Brust des jungen Mannes wogte auf und nieder; seine Stimme war heiser geworden; in seiner Leidenschaft, in seiner Frage lag so viel Wahrheit; meine Menschenkenntniß konnte nicht nicht täuschen. Er war kein Verbrecher, kein Mitverbrecher, denn er nahm den lebhaftesten Antheil an der Gefangenen; durch welche Beziehungen veranlaßt, war mir zwar für den Augenblick ein Räthsel, aber immer nur, indem er sie zugleich für völlig ungeschuldig hielt. Zudem war er jedenfalls übereugt, daß die Dame, nach der er fragte, wirklich verhaftet sei; eine Verabugung seiner Frage konnte also schon aus diesem Grunde jene befürchteten Nachtheile nicht mit sich führen.

„Ja, mein Herr,“ erwiderte ich ihm, „eine Dame, wie die, von der Sie gesprochen, ist vor etwa einer halben Stunde zum Gefängnisse abgeliefert. Welchen Namen soll sie führen?“

Er war einen Augenblick leichenblau geworden, so griff die Befähigung der Wahrheit, die er schon kannte, ihn an.

„Kosa Heisterberg,“ antwortete er auf meine Frage.

„Wünschen Sie etwas weiter, mein Herr?“

„Es ist dieß ihr Name?“

„Ja.“

„Und Sie haben sie gesprochen?“ fragte er dann nochmals, rasch, heftig.

„Ja.“

„Sich verhört?“

„Erlauben Sie, daß ich Ihnen darauf die Antwort verweigere.“

„Aber eine andere Frage dürfen Sie mir beantworten! Halten Sie sie für schuldig? Nein, nein, Sie können es nicht. Aber hat nicht schon ihr bleicher Anblick Ihnen gesagt, daß sie unschuldig sei, daß sie unschuldig sein müsse?“

„Mein Herr,“ antwortete ich ihm, „für den Criminalrichter geben die Gesetze bestimmte Normen, nach denen er einen Angeklagten für schuldig oder unschuldig halten muß. Wünschen Sie sonst noch etwas?“

„Ich habe noch eine Bitte an Sie.“

„Und?“

„Daß Sie die Dame menschlich behandeln, brauche ich Ihnen nicht zu empfehlen.“

„Ich beste nicht.“

„Aber“ — er zögerte wieder etwas verlegen — „aber vertragen sich Bequemlichkeiten für sie mit der Ordnung des Gefängnisses?“

„Es kommt darauf an, von welcher Art sie sind.“

„Sie hat in ihrem oft Gefängnisse kein Bett?“

„Nein.“

„Sondern?“

„Eine Strohmattlage —“

„O, mein Gott —!“

Eine Leichenblässe betedete wieder sein Gesicht; er rang, wie in Verzweiflung, die Hände.

„Ein Strohlager!“

„Die Einrichtung des Gefängnisses bringt es mit sich.“

„Mein Herr — Herr Criminalrath, würden Sie ihre die Begünstigung eines Bettes zu Theil werden lassen?“

„Ich würde kein Bedenken finden. Es wird nur nicht sofort ein Bett zur Disposition sein.“

„Ich“ — er zögerte wieder — „ich habe eins mitgebracht. Draußen in der Drofskaj; sie hält vor dem Gefangenbanke. Darf ich es hineintragen lassen?“

„Ich habe nichts dagegen.“

Nach das Gesicht des jungen Mannes wurde hellroth vor Freude.

„Mein Herr, wie bin ich Ihnen dankbar! Der Himmel vergelte es Ihnen!“  
(Fortsetzung folgt.)

## Humboldt's letzter Besuch bei Rauch.

Ein Gedächtniß.

(Von Humboldt.)

An einem Decembertage des vergangenen Jahres hielt eine altösterreichische Kutsch vor dem sogenannten Lagerhause in Berlin. Es war zu der Zeit, als Deutschland den Verlust eines seiner größten Männer betrauerte — Rauch war gestorben! —

Ans jener Kutsche stieg mühevoll ein hochbetagter Greis, von einem Diener unterstützt, und schritt, sichtlich erschöpft, über den langen Hof dem Eingange zu, der noch vor Kurzem in die Werkstätte des Meisters führte — jetzt in die Totenkammer.

Aber konnte nicht die Stimmung, die uns erfüllt, betreten wir den Ort, wo ein großer, bedeutender Mensch den ewigen Schlaf schlüß! — wem stiede da nicht der Athem? — wessen Herz pochte nicht stärker, weiß es jenes Herz unter der eingefunkenen Braut still und regungslos? Wäherlich, es bedarf dann nicht mehr, „der Zuthat ergebiger Trauer“, nicht der schwarzen Gewänder, nicht der flackernden Kerzen, nicht der Palmen und des Verketers — um zu fühlen, was wir verloren, wie viel wir verloren.

Auch Rauch's irdische Hülle lag, geschmückt mit den Attributen der Liebe und Verehrung, in ihrem letzten, engen Hause. — Kerzenstimmur warf von prunkenden Candelabern sein unheimliches Licht auf des Feingewandenen Büge, die selbst im Tode Nichts von jener Großartigkeit verloren hatten, die Rauch's Erscheinen im Leben so sehr ausgezeichnet. Palmen senkten zu beiden Seiten ihre Fächer breit über die langhinstreckte Gestalt, die an einen Delven der Vorgeit erinnerte — hinter den stielichen Palmen aber standen mit ihren ausgereiteten Fittigen die Victorien, dankbar den Toten umschierend, der einst mit unvergänglichler Kunst ihre herrlichen Gestalten dem Marmer entrang.

So rührte der große Bildner unter seinen geliebtesten Werken — so rührte er in seiner Feinart — seiner Werkstatte.

Auch sie war heute in die „gewohnte Tracht des Grams“ gehüllt — denn der Lebtommern pflide, wo noch vor Kurzem die Hammerschläge mit dem Meißel erklangen — der Genius mit der umgehörten Fadel hatte sein Reich aufgeschlagen und hielt Wade bei einer entseelten Menschensülle, wo noch jüngst die lebensfrische atmetliche Gestalt Meister Rauch's stand.

Gefaltet liegen nun diese Hände auf der Brust, Hände, die mehr arbeiteten, als irgend eine Menschenhand — geschlossen ist das Auge mit seinem oft so feinen Künstlerbilde, nur die Jupitersirn ist noch, die sie einst war, mit ihren sinnenden Furchen, ihrem gedankenerschweren Ernste. — Doch still! die Thüre des Lebtengemachs öffnet sich, herein tritt jener Greis, den wir vorhin dem Wagen entzigen sahen; seinen Schrittes nähert er sich dem Sarge, als wollte er die Ruhe des großen Toten nicht stören — Alexander von Humboldt erweist seinem Freunde Rauch die letzte Ehre! —

Was der überlebende Freund an dieser geweihten Stätte, in diesem feierlichen Augenblicke gedacht — ob seine Lippen ein stiller Schmerzenszug umspielte — ja, ob sein altertschwaches Auge eine Thräne umfloß — wissen wir nicht — wagen wir nicht zu deuten. Nicht minder denkwürdig scheint uns aber dieser Moment, als jener, da Friedrich der Große vor der Leiche des großen Kunstforschers stand, oder ein Napoleon am Sarkophag des großen Friedrich — Momente, welche die Geschichtschreiber als erhabene Charakterzüge außerordentlicher Männer der Mit- und Nachwelt angezeichnet haben.

Und so wird einst die Geschichte auch diesen Augenblick berühren, wenn sie unsern Nachkommen von den beiden berühmtesten Männern berichtet, und wird nur zu behaunert haben, daß der edle Humboldt keinen so seltenen Feitragenten gefunden, wie Christian Rauch, an dessen Lebtlager der berühmteste Mann des Jahrhunderts trauerte.

Als der Greis die heilige Stätte verlassen hatte, und wieder über den langen Hof dem Ausgange zustritt, war sein Antlitz auffallend blaß, wie das eines Tieferschlüfterten. Wirklich spielte um seine Lippen ein Schmerzenszug, der zu sagen schien: „Ich habe ihn verloren!“ Das Auge aber leuchtete mild und sprach: „Walt sehen wir uns wieder!“

§. 2-g.

## Das höhere Lebensalter mit seinen Mängeln und Schwächen.

Wie ganz anders sähe es, und zwar in jeder Beziehung, in der Welt aus, wenn die Menschen häßlich bedächten, daß sie alt und durch den Verbrauch, wie eine Maschine, mit dem Alter zu Allem

untauglicher würden! Das ist aber gerade das Schlimme beim Altern, daß man seine Altersschwächen nicht merkt und am allerwenigsten eingestehen will; daß man von einer lächerlichen Eitelkeit heim-

gesucht wird, welche dem jüngeren, kräftigeren Lebensalter weniger Lauglichkeit als sich selbst zugeführt, und daß man in dem kindlichen Glauben befangen ist, jedenfalls eine von den wenigen Greisen-Ausnahmen zu sein, bei denen das Schwachwerden, besonders das geistige, nicht gar so deutlich vordringt und bemerkt wird. Denn daß es auch bei diesen existirt und daß auch bei den berühmtesten Greisen der Altersversteifung hier und da hervortritt, kann nimmermehr weggelungen werden. — Mühsie man früher, welche Veränderungen im Baue und Thätigkeiten der verschiedenen Organe unfers Körpers mit dem Alter eintreten, man würde eine Menge von Beschwerden, als unabweisliche Folgen der Jahre ebenso ruhig ertragen, als die weißen Haare und die Zahnkläden. Auch würde man vom Arzte nicht janz curirt zu werden verlangen, wohl aber Vorrichtungen beachten, durch deren Befolgung das Alter weiter hinausgeschoben wird.

Da nun die meisten Menschen, eben wegen des Schwächer- und Unbrauchbarer-Werdens im Alter, verzüglich wegen der materiellen Veränderungen ihres Verstandesorgans (des Gehirns), nicht selbst einsehen wollen und können, wie der Zahn der Zeit an ihnen herum- und Brauchbares abgenagt hat, so sollten einige Einrichtungen getroffen werden, mit deren Hilfe Menschen ohne alle Ausnahmen solche Störungen, welche frische Körper- und Geisteskräfte verlangen, in gewissen Jahren verlassen müßten. Deshalb brauchten dieselben noch durchaus nicht absolut unthätig gemacht zu werden, sondern könnten darth, wenn sie wirklich noch etwas Nützliches leisteten, recht gut noch zum Wohlf der Menschheit benutzt werden. Man kann ja das Alter recht wohl ehren, und doch dessen Schwächen schädlich finden und unschädlich machen. Und wie Vieles besser wüßte es z. B. nicht in England abzusehen, wenn nicht so viele alte Herren an der Spitze der Regierung ständen!

Wann beginnt denn nun eigentlich der Zeitraum der Altera hinc et deo Welkens im menschlichen Leben und Körper? Wegen des sehr allmählichen Ueberganges von der Kraft des Jüngstenalters zur Gebrechlichkeit des Greisenalters läßt sich der Anfang dieser Lebensperiode nicht fest bestimmen, auch fällt derselbe bei verschiedenen Menschen, verzüglich nach ihrer früheren Lebensweise, auf verschiedene Jahre. Gewöhnlich nimmt man an, daß der Eintritt dieses Zeitraums bei Männern zwischen das 50ste und 60ste, bei Frauen zwischen das 40ste und 50ste Jahr fällt. Jedoch trennt man diese Abnahme-Periode noch in ein erstes oder früheres und in ein zweites oder höheres Greisenalter. Das erste reicht bis gegen das 70ste Lebensjahr und gibt sich hauptsächlich durch Grauworden der Haare, Ausfallen der Zähne, Abnahme der Kräfte, Ranzelung der Haut und durch allmählich zunehmende Schwäche der Sinnes- und Geistesthätigkeiten zu erkennen. Das höhere Greisenalter liegt hinter dem 70sten Lebensjahre und jetzt sinkt der Mensch zu einer fast nur vegetativen Existenz und in geistiger Belebung zur Kindheit herab.

Im höheren Lebensalter nehmen die spirituellen und geistigen Kräfte deshalb nach und nach ab, weil die verschiedenen Organe und Gewebe immerfort an Abthe verlieren (s. die Involutio n.). Diese Abtheilung der Organe geschieht aber nicht auf einmal und plötzlich, sondern allmählich und theilweise; bald ergrift sie dieses, bald jenes System zuerst und pflanzt sich successive auf die übrigen fort. Doch gibt es eine Regel für die Folge in dieser Abtheilung. Im Allgemeinen läßt sich nur sagen, daß diejenigen Organe, welche sich im Jüngerer Alter entwickelten, im Alter auch zuletzt absterben, also die Organe der Vegetation, während umgekehrt die zuletzt gereiften Organe, wie Geschlechts-, Sinnes- und Gefäßorgane, im Alter zuerst den Schwäche heimgesucht werden. Die Erscheinungen des sinkenden Lebens sind meist solche, die in den mittleren Lebensjahren als Krankheitserscheinungen angesehen und deshalb im Alter auch Involutionskrankheiten genannt werden (senectus ipsa morbus est). Natürlich unterliegt das Greisenalter auch noch den meisten Krankheiten der früheren Jahre, jedoch zeigen sich diese in Folge der Altersveränderungen in etwas anderer Gestalt, ja werden sogar oft von den Alterserscheinungen ganz verdeckt. Der greisenhafte Involutionszustand, das eigentliche Alter, hat zwar in jedem Organ und System seinen besondern Ausdruck, spricht sich aber auch in der Gesamtercheinung des Körpers durch eigenthümliche Zeichen von Blutmangel, Schwinden und Starrheit der festen Theile und Kraftlosigkeit der Bewegungen aus, welche man auch als Alters-

schwäche, Greisenbarrsicht, Abzehrung des Greisenalters (marasmus senilis, tabes senum) bezeichnet.

Das Charakteristische des Alters ist: Sinken der Bildungsthätigkeit (die Neubildung tritt zurück und die Auswerfung überwiegt), Trägheit des Stoffwechsels (deshalb weniger Hunger und Durst), Massnahmen (Abmagerung), Ausbreitung, Starrwerden weicher, zusammenziehbarer Theile (der Muskelaffen und Gefäße), Entfärbung. Der Hauptgrund dieser Erscheinungen liegt zunächst in der schlechten Beschaffenheit des Blutes und seiner Circulation; diese ist aber wieder in dem verschlechterten Zustande der abgemagerten Vegetation; (besonders der Verdauungs- und Athmungs-) Organe begründet.

Am Außern des Körpers zeigt sich das Alter durch folgende Erscheinungen: der Körper wird kleiner (wegen Verkümmern der Wirbel und Knorpel) und magreter (wegen Schwund des Fettes, der Muskeln und selbst der Knochen), er sinkt ein und der Rücken krümmt sich; in Folge des Muskelchwundes tritt baldiges Ermüden nach Bewegungen, Zittern der Glieder und des Kopfes ein, der Gang wird steifer und langsamer, die Wirbelsäule verliert ihre Biegsamkeit. Die äußere Haut zeigt sich trocken, anelastisch, schlaff, leberartig sahe, runzlig, schümiggrünlich und knittert; die trockne, spröde Oberhaut schilfert sich reichlicher ab; die Nägel verdicken und krümmen sich, verdickern und werden miszgepalstet. Der Kopf zittert, wankt und sinkt auf die Brust; die Haare ergären und fallen aus; am eingefallenen Auge bildet sich rings am Rande der Hornhaut ein weißlicher Ring (der Freisenbogen oder Alterskreis) und die Augenlider schrumpfen etwas zusammen; der Gehörgang ist trocken und enthält eingedickten Ohrenschmalz. Die Wangen und Schläfe fallen ein; am letzteren zeigt sich die Schläfenader deutlicher, härter und gefäßreicher; die Kiefer verlieren die Zähne, werden niedriger und so verläßt sich das Gesicht, das Raueu geschieht unvollkommen. Der Hals erscheint entweder lang und mager oder kurz und dick; der abgekehrte Brustkasten ist miszgepalstet, verkrümmt, entweder eingefallen, enger und flach, oder fassartig aufgetrieben, schwerer bewegtlich; der Bauch schlaff und runzlig; die Stimmmaßen abgezehrt und mager.

Im Innern des Greisenkörpers findet sich hauptsächlich der eigentliche Lebensstoff, das Blut nämlich, an Quantität und Qualität heruntergemindert; dieses ist dünnflüssiger, wässriger, ärmer an nährenden Bestandtheilen und reicher an Anwürfs- oder Auswerfstoffen. Deshalb ist aber auch die Ernährung aller Körpertheile schlechter und sämtliche Absterbenorgane (Eäfte) sind weniger gut. Diese Verschlechterung des Blutes kommt dadurch zu Stande, daß die Einwirkung der unentbehrlichen guten Bestandtheile (Nahrungsaft und Lebenssaft) verringert ist und gleichzeitig auch die Auswurf der älteren schlechten Bestandtheile. — Was den Verdauungsapparat betrifft, so ist dessen Thätigkeit deshalb bedeutend herabgesetzt, weil alle ihm angehörigen Organe weniger gut ernährt und kraftloser sind. Zuvörderst können feste Speisen des Magels tauglicher Säure wegen nicht erdentlich gelaut und in Folge der geringeren Speichels- und Schleimabsonderung nicht gut verdaut werden; auch findet der Greis, da seine Zunge einen trocknen, rissigen, bledern oder dünnern Ueberzug hat, die meisten Speisen und Getränke scharf oder widerlich von Geschmack. Der Magen, weil er enger, mit dünnerer oder diderer Schleimhaut ausgekleidet, schwächer an Muskelkraft und unsähiger zur Bereitung des eiseisverdaulichen Magenfafts ist, wird leicht von Speisen erfüllt, verdaut dieselben langsamer und unvollkommener, leidet deshalb auch leicht an Magenbräuen und sogar an Magenkrampf mit Erbrechen. Der engere Darmcanal bewegt, seiner schwächeren Muskelatur wegen, seinen Inhalt (Speiserei und Koth) nur langsam fort, und daher rührt der träge und harte Stuhlgang. Eine ganz vollkommene Verdauung des Genusses ist ferner darum nicht möglich, weil die Verdaunungsstoffe (Speisef, Galle, Magen- und Darmsaft) nicht in der gehörigen Quantität und Qualität von ihrer Absonderungsorganen (Leber, Speicheldrüsen, Magen- und Darmdrüsen) geliefert werden, da auch diese vom Schwunde befallen sind. Sodann kann der Speisefast (s. da. das aus den Speisen gezogene flüssige Gatte) aus Magen und Darmcanal nicht flott zum Blute hingeführt werden, weil die hierbei thätigen Organe, die Pumphgefäße (Saugadern) und die Pumph- (Herz-) kräfte, ihrer Altersveränderungen halber, diesen Speisef-

saftlos erzhweren. — So wird also in Folge der geschwächten Verdauung die Einsuhr von guten nahrhaften Stoffen (Speisefast) in das Blut herabgesetzt und dieses natürlich in seiner Ernährungstrast beeinträchtigt.

Auch der Zutritt der ganz unentbehrlichen Lebensluft (des Sauerstoffs in der atmosphärischen Luft) zum Blute innerhalb der Lungen geht nicht mehr in dem gehörigen Maße vor sich, und zwar deshalb, weil der Athmungsapparat durch das Alter gelitten hat (weiter undarrer, weniger gut ausdehnbar geworden) ist, und darum das Athmen weniger gut von statten geht. Der Drastkasten istarrer, weniger beweglich und nur mit Mühe zu erweitern, am Lust einzuziehen, seine Knerpel sind verhärtet und seine Muskeln abgemagert; die Lungen haben ihre Elastizität und Contractilität verloren, sind zu weit und ziehen sich mit weniger Kraft zusammen, so daß die Luft nicht gehörig aus ihnen herausgetrieben wird; das Herz stellt, der hauptsächlichste Athmungsmuskel, ist schlaff und matt, was ebenso gut auf das Ein- wie auf das Ausathmen nachtheiligen Einfluß ausübt. Gewöhnlich leidet die den Athmungsapparat anstrebende Schleimhaut an chronischem Catarrh und deshalb haben die meisten Greise Husten mit einem ähnen, grauen Auswurf (trockenes oder Schleimathma). — Die Reinigung des Blutes durch Ausscheiden seiner alten unbrauchbaren Bestandtheile (Uremiebestandtheile) geht im Greisenalter deshalb unvollkommener vor sich, weil die dazu bestimmten Organe, nämlich die Nieren und Lungen, die Leber und Haut, ihrer Altersveränderungen halber unthätiger sind. Natürlich muß auf diese Weise das Blut ungehörig mit schlechten Stoffen geschwängert, also unrein werden.

Der Blutlauf, mit dessen Hülfe das Blut nach allen Theilen des Körpers hingeschafft wird, von dem also die ganze Ernährung, Leben und Gesundheit, abhängig ist, geht im Greisenalter ebenfalls nicht so ordentlich vor sich, wie in den früheren Lebensjahren, weil die der Blutcirculation vorzugsweise dienenden Organe, das Herz und die Blutgefäße, von Entzündungen heimgesucht wurden, welche die Thätigkeit derselben stören. Das Herz schlägt matter und setzt sogar bisweilen in seinen Schlägen aus, weil sein Fleisch nicht so stark und schwach geworden ist; die Adern, zumal die Pulsadern, sind in ihnen dünner, weniger fähig sich zusammenzuziehen und leichter zerreißlich (daher Blutungen); sie verstopfen sich nicht selten mit Blutgerinnseln und veranlassen dann Brand (Atherosclerose), besonders an den Sehnen.

Die wichtigsten Altersveränderungen, weil sie auf die sogenannten geistigen Thätigkeiten nachtheiligen Einfluß ausüben, betreffen nun aber das Nervensystem, welches bei vor-

rühendem Greisenalter in allen seinen Theilen nach und nach verkrümmert. Das Gehirn, dessen Thätigkeit in Bildung des Verstandes, Gedächtnisses (Gedächtnis), Selbstbewußtseins und Willens besteht, schrumpft ein und wird kleiner (Hirnschwund), leichter und ähner, seine Höhlen erweitern sich und füllen sich mit Wasser, ebenso die Räume außerhalb des Gehirns, zwischen diesem und der Schädelwand (v. l. der Hirnwasserkapsel). Die Nerven werden, ebenso wie die Nervenfasern und das Rückenmark, dünner, ähner, trockener, weniger leistungsfähig. Deshalb sind aber auch alle Empfindungs-, besonders die der Sinnesorgane (deren einzelne Theile ebenfalls noch materielle Störungen erleiden) weit stumpfer. Der Schlaf ist entweder spärlicher oder auch wider natürlich vermehrt, artet bisweilen sogar in eine Art Betäubung mit stillen Delirien aus.

Der Hirnschwund und der Hirnwasserkapsel, das sind nun, ihrer Einwirkung auf die geistige Thätigkeit wegen, die schlimmsten Altersveränderungen und die ärgsten Fehler, aber weniger des Greises, als der ganzen Menschheit, denn sie erzeugen im Greise eine so falsche Meinung von seinen eigenen Geisteskräften und seinen Fähigkeiten, daß dadurch sehr oft die Strebungen reifer kräftiger Geister gehindert und der Jugend altersschwache Ideen eingeprägt werden. Es hängt zwar im Greisenalter das früher Erlebte und Erlernte noch ziemlich fest, weshalb sich auch die Erinnerung und Theilnahme der Alten immer mehr der Vergangenheit zuwendet und das Urtheil von vorgefaßten, eingeprägten Meinungen beherrscht und gegen Neuerungen allzu misstrauisch wird, — aber das Streben nach Vornehmheit, der Blick in die Ferne, das Interesse an der Gegenwart und am Weltlauf, sowie ein unbefangenes Urtheil darüber, ist stets mehr oder weniger zu vermischen. Das Gedächtnis (zumal für das erst vor Kurzem Erlebene und Gehörte), die Fassungskraft und das Urtheil, die Entschlußfähigkeit und somit die Thätigkeit zu Geschäften werden immer schwächer, während die Schwachhaftigkeit und Bescheidenheit, der Eigensinn und die Hartnäckigkeit zunehmen. Die Phantasie ist erloschen, die Erregbarkeit des Geistes fast nachgelassen, die Affecte sind seltener und schwach, die Begehrungen beschränkt und ruhig; die Stimmung wird trüber und mürrisch und endlich erlischt das Kindesheiß mit Freude, die Theilnahmlosigkeit, gänzlicher Stumpfheit der Sinne und selbst Willkür. Diese von der materiellen Veränderung im Gehirn abhängigen geistigen Schwächen treten im Alter fast, bald früher bald später, bald in höherem bald in niedrigerem Grade ein, Niemand wird davon verschont und darum wohl „Ehre dem Alter, aber nicht Macht.“ (Ueber die Krankheiten und die richtige Behandlung des Greisenalters) später. v. d.

### Malak - Reise durch Sibirien.

Der Engländer Atkinson ist zum Vergnügen und um seine Wappe mit Bildern zu füllen, mehrere Tausend Meilen durch Sibirien geritt und hat ein starkes, vielach und vortrefflich mit colorierten Landschafts- und Menschenbildern ausgestattetes Buch darüber geschrieben. Nach diesen Bildern (und auch oft nach dem Texte) zu schließen, ist Sibirien ein Paradies, wenigstens „stierweiß“, wie wir Sachsen sagen. „An den See-See herum sand ich“, sagt er, „die ungeschätzbar schönste Gegenden der Welt.“ Und wenn er richtig gezeichnet hat, muß man das sofort den Bildern gegenüber zugeben. Wir können ihn hier nicht überall hin begleiten, durch Sempalatinsk, wo sich die wüthigen Karavannen mit denen von Tokschak und Tokschak bezeugen und Waaren austauschen, an den Ufern des Tokschak-See hin (Baltisch Kov), wo die Russen eine Dampfboote sammeln, von welcher die Times ganz ernstlich für Indien fürchtet (bis Kolan soll es nicht weit und von da bis Beharman, wo das englische Indien schon anfängt, bis 100 geographische Meilen weit sein), durch Strecken der Wozongen, sibirischer Talaran, fruchtlose Steppen und Theile Centralasiens; wir begnügen uns mit einzelnen Bildern aus der merkwürdigen, russischen Kiefenwelt, in welche jetzt mit frischer Kraft und scheinbarem Blute und Unternehmungsgelüste hineingetragen wird, vielleicht bis Indien und China, über welches das sibirische Rusland schon hinaustreibt — bis an's Meer. Sibirien

ist schon von Natur sehr reich, reich an Gold und Silber, nährlicheren Erzen und Kohlen. Atkinson meint, Sibirien sei reicher an Kohlen, als irgend ein Theil der Erde. Er fand diese Kohlenlager offen liegend über einander, sogar eine 30 Fuß tiefe Schicht in den Altaibergen. Damit kann man der wüthigsten Tyrannie des Winters tropen und Maschinen treiben und die Petersburger Treibhäuser, die Erdböden und Kisten frisch vom Baume im Januar liefern, im frohgartigen Wäskel anlegen. An Platz fehlt's ohnehin nicht in Sibirien. Und was für ein Sommer! Zwar bis einer von 128 bis 150 Tagen jährlich und oft auf einer 600 Fuß hohen Ebene, auf welcher der Boden oben bis drei bis sechs Fuß anstiegt, aber auf dieser Ebene ein schneller, tropischer Sommer, der eine vierzig- bis fünfzigfache Cerealien - Ernte empor, in Blüthe und Frucht trägt und unabwehrbare Deben des Winters in bewundene Refecto-Practien verwandelt. Das Werthwirdige ist, daß in Sibirien tropische und arktische Natur sich vielfach begegnen, ja miteinander freundschaftlich vereinigen. Der Tiger haust in Wäldern, in welchen der arktische Bär sein Winterquartier macht, und bei Petersburg wächst der Pfirsich-Baum wild mit süßen Früchten neben der nordischen, weissen, kahlen Birle. In den Regionen des Baltik-See's bekämpfen und lieben sich einander arktische und tropische Faunen und Floren, Thiere und Pflanzen.

Dieses Jueinabergreifen klimatischer Extreme wird durch die Beschaffenheit des Bodens und der raschen, energischen Sommer-sonne erklärt. Zwischen der bauernden inneren und der wechselnden oberen Erdwärme sieht sich eine dicke Eismauer hin, bei Ja-nuuar, der kältesten demonten Gegend, 630 Fuß dick, die im Sommer drei Fuß dick aufkluft, aber Weizen und Korn, Kobl, Kartoffeln u. s. w. treibt und reift. Unter der Eisdede (sriert's nie und unter ihr hervor drängen sich warme Quellen, die bei 23° Kälte (Réaumur) in der Luft noch 3° Wärme behalten und sich unten um Barzela und Stämme der Pflanzen lagern, da sie nicht wieder durch die untere feste Eisdede eindringen können. In dem Thale des schwarzen Jakussines kam unser Reisender in eine tiefe, ganz mit Schnee gefüllte Luft, aus welcher hohe Pappeln mit ihren grünbelaubten Kronen hervorragten, obgleich die Stämme 25 Fuß tief im Schnee und Eis stafen. Nur dicht um ihre Stämme, neun Zoll breit, war der Schnee aufgethaut, so daß sie in Wasser standen. Ost sah er herrliche Blumen, nicht beschriebene, weiße Schneeglöckchen, frisch und freudig mit duntum Sommerputz durch Schneedecken hervorzogun. Sie haben Eile, denn der Sommer kommt eben so rasch, wie er verschwindet. Es blingt labelfalt, wie schnell! Kiffinon gerieh einmal mit seinem Wagen in einen Wald, wo er fünf Wochen vorher nur glatte, kalte, frostgehobene Schneedecke gefunden. Der Wald bestand aus Fendeln, der während der fünf Wochen zehn Fuß drei Zoll hoch aus der Eisdede, jetzt ein tropisches Sommerleben, hervorgehossen war. Man nahm wuchsen ihm Pflanzen, während er Kantschaften zeichnete, über die irrspringlichen Umriffe hinaus. — So schnell kommt der Sommer, so schnell treibt er, so schnell wird er aber auch vom Winter weggetrieben. Manchem legt man sich an einen schönen Septemberabend unter einem schattigen Baume schlafen (Wahrsche gibt's manchmal auf ein paar hundert Meilen weiter eben so wenig, als menschliche Wohnungen) und erwacht unter ganz blätterlosen Zweigen, bedekt mit sechs bis zehn Zoll hohem Schnee. Eine Woche, und die ähpligste, grüne Sommerlandschaft starrt todt, wie an sgebrannt von wüthenden, eifig fressenden Buranflümmern, mit denen Inatender, laublose Wälder jadis geweihter Reintiere und rosafene Schneemoosen, Wälder und die in poetischen Liedern besungenen „Jänischle“, die über Hunderte von Meilen weit und regellos Wälder dahinsitzenden Postkassen Eibizians, um die Wette jagen und fegen. Und nach diese erhabenen, grandiosen Gebirgslandschaften! Im Winter lange, glänzende Nächte hindurch und gegenüber der von unten herausscheinenden Sonne in den prächtigsten goldenen, blauen, orangenen Farbenfinten wie Feen-Paläste und Diamantengärten weithin er-glänzen, dann wieder im Sommer unten mit Gebirgswäldern (Gebirgs-Gedern) und reicher Meere beladen. Und viele Flüsse, Ströme, Wasserfälle! Ströme, unter dem plötzlich hereinbrechenden Sommer zu Oceanen aufschwellend und Hunderte, Tausende von Eisbergungen mit sich fortziehend, donnern, krachend, rauschend, meilenweit hörbar, über Ebenen, durch Wälder, über Thal und Hügel, und sich abendend mit tiefen Riesenlasten über un-gemeffene Weiten bis hinunter in's arktische Meer, wo diese sibirischen Riesenströme das ganze diamantene, oft 100 Fuß dicke oceanische Eis auf- und fortziehen und hinanstreihen bis weit in's atlantische Meer — schwimmende Gletschersteinen, das Untergehen der Schiffe. Und wie werden diese riesigen Giganten aller Ströme geboren? Ihr Vater ist ein halber Tropfen. Ein solcher fällt auf eine Felsentatpe oben und halbiert sich. Die eine Hälfte fließt nach Süden ab, die andere nach Norden mit eisigem Thau zusammenfließend, sich ergänzend, verdoppelt, immer rascher, immer massenhafter, bis der halbe Tropfen zu fließen, zu fließen, zu stürzen, zu raschen anfängt und ihm von allen Seiten andere halbe Tropfen zuströmen, so daß er unten als Fluß und nach millionenfacher Verdünnung und tausendmaligem Lauf als arktischer Oceanbrecher ankommt.

Auch an Menschen fehlt's nicht in den ungeheueren Ausdehnungen Sibiriens. Sogar blühende Städte und Champagner trinkende, frohe, herrliche, luxuriöse Gesellschaften kommen vor. In Irkutsk, für das Herz Sibiriens gehalten, blüht ein Gymnasium, wo die Jungen alle Gymnasialwissenschaften und Deutsch, Englisch und Französisch lernen müssen, wie in Deutschland. Die nomadischen, wilden Völker auf ungeheuren Ebenen haben in ihrer Energie, fabelhaften Abhärtung und Courage etwas Poetisches

und sehen zum Theil, nach den portraitierten Abbildungen zu schließ-lich, herrlich schön aus. Unter den Kirgisen ist Courage die erste und Cardinaltugend.

„Um ihre Achtung zu gewinnen,“ erzählt uns Atkinson, „muß man vor allen Dingen der vornehmsten Reiter sein. Hat er dazu ein scharfes, schnelles Auge und eine feste Hand beim Schießen, verehren sie ihn und sind seine freiwilligen Knechte. Ein Zeichen von Furcht vor irgend einer Gefahr — und es ist aus mit ihm.“

Unser Engländer war ein Mann für sie, riesig, ausdauernd und seine Kirgisen in Verwogenheit überleitend. Sie sagten ihm einmal, daß ein ausgebreiteter, reisender Strom mit dem Verbe nicht durchschwommen werden könne. Sofort trieb er sein Pferd in die donnernde Fluth und ritt süß am andern Ufer daraus hervor. Ein Kirgisen-Hauptling, der eigauischste und reichste Mann in den Steppen,“ schenkte ihm dafür ein Schaf, aber ein krankes. Atkinson schied es zurück mit einem Compliment, daß der Hauptling in seinem großen Körper kaum das Herz einer Maus haben müßte. Der Riesenhauptling wüthet, aber Alles um ihn her bewundert den vornehmsten Engländer, der nicht nur ge-wagt habe, den reißenden Fluß zu durchreiten, sondern auch den stärksten, reißtesten, größten Mann zu bekämpfen. Dies sieht der Riese sofort ein — viele bemühte, civilisirte Christen, die Macht haben, beschämend — er bittet den Engländer um Verzeihung, ladet ihn zu sich ein und läßt sich mit Weib und Kindern und seinem Knechtsgesinde zeichnen, so daß wir nun auch im Grunde seine persönliche, wenn auch nur bituliche Bekanntschaft machen. Wir erfahren auch, wie's in einer solchen reichen Kirgisenhäu-slichkeit zugeht und aussieht.

Des Nachts verriet, hörten wir fernes Handgebell. Zwei von uns ritten in der Richtung dieses Geheles ab und schrien uns zu, nachzukommen. Kurz darauf erreichten wir ein Aul (un-privilegirtes Nomadenort). Meine Kofalen schrieben den Hüp-pling heraus und machten mir's in besten Feurt (Hütte) bequem. Der Hüppling setzte mir zuverordneter Ziegelsteinbe- und ge-räumertes Pferdegeschirr vor. Wir hatten durch unsern gefährlich-vollen, nächtlichen Einzug das ganze Dorf in Bewegung gebracht, so daß sich mein „Feurt“ bald mit Kirgisen füllte, die uns mit aller Macht anguderten. Ich gab dem alten Hüppling Thee-blätter und weißen Zucker, worüber er ganz entzückt war, be-sonders da ich daran bestand, daß er neben mir auf dem ange-breiteten Teppich sitze, der Thür gegenüber, dem Ehrenplatze. Mein Wirth war ein schöner, alter Mann mit häßlichem, grauem Haar und einer tiefen Narbe an dem linken Waden, einem Denk-mal eines früheren Raubzuges. Er trug einen Rod von braunem Pferdefell, dessen Wäme am Rücken herabhing, gegürtet mit einem schwarzfarbenen Shawl, mit einem legelartig geformten Fuchsfelle als Riße auf dem Kopfe und hochbackigen Schuhen an den Füßen. Seine Frau sah alt und schmutzig aus, besleidet mit einem schwarzfarbneten „Ralat“, Oberrock, der sie bis ans die Hüfte einhüllte, gegürtet mit einem weißen Shawl und einer baumwollenen, turbanähnlichen Kopfbedeckung.

Die Kinder, in braunen Kamellärden, kauerten beim Feuer, mich ungeschwand in allen Bewegungen beobachtend und anknurrend. Meine Kofalen machten mir ein Lager von Wolle's, Kamelhaar-matrasen, zuerst, zwischen welchen ich bald hüßlich warm einnahm. Die Hütte war etwa 25 Fuß im Durchmesser und 10 Fuß hoch in der Mitte. Neben mir lagen mehrere kostbare Teppiche und fanden mehrere Kisten voller Reichthum. Meine Kofalen legten sich quer vor die Thür schlafen, wie jedes Mal. An der andern Seite der Rißen schlief der alte Hüppling mit Familie.“

Das ist vornehm's Leben. Gemeine Eibirier kommen oft Jahre lang unter kein anderes Dach, als welches sie sich jeden Abend anbauen. Auch graben sie sich oft bloß in den Schnee, und schlafen darunter besser aus, wie wir civilisirten Mitglieder „scrophulösen Geständels“ unter echten Eiberdannen mit Wärmelampen.

Es gäbe noch vieles zu berichten von sibirischen Bergwerken und Eisengiesereien, von Barnulla am Obflusse, wo alles in Eibirien gefundene Gold geschmolzen und in Barren jedes Jahr mit sechs Karatoben nach Petersburg geschafft wird, von Eis-bergwerken des Ural u. s. w., aber wir begnügen uns mit diesen Andeutungen aus dem unersten Werte über das in nächster Zu-

\* Eine aus Theebäutern und Bint bestehende feste Mischung, die, in kochendem Wasser aufgelöst, wie Suppe genossen wird.

kunst wahrscheinlich in die Geschichte tretende riesige Sibirien, durch welches eben die freuzüge Kunde wandert, daß es Wege gebe, aus der Leibesgenüß zur Menschlichkeit auf eigenen Füßen sich zu erheben. Wir müssen zugeben, daß die neue russische Regierung, welche den Sklaven Freiheit bietet, auf besserem Wege ist, als die republikanische in Amerika, welche von den herrschen-

den Sklavenbestyrern gemütht ist, die den Grundzug, daß die Republikan nicht ohne Sklaverei bestehen könnten, durch alle amerikanischen Staaten und selbst neue, wie Kansas, gegen die Verträge der idealen Washington'schen Verfassung mit Mexikolern, Nord und Blutvergießen geltend machen und aufrecht zu erhalten suchen.

## Der Biber als Baumeister.

Denken wir uns dräubenstehende Zeichnung sechs Mal vergrößert, so haben wir das Bild eines der größten und entschieden des stärksten Nagethieres, und zwar in sponder Stellung. —

Ta wir den Biber seiner äußern Erscheinung nach kaum für so kräftig halten können, als er seinen Kraftäußerungen nach wirklich ist, so wollen wir erst einen ganz flüchtigen Blick auf sein Knochengestalt werfen, ehe wir ihn nach seinen Wohnungen begleiten. Am Stelset des Biber's, das in vielen Stellen am besten mit dem der Wassertratte verglichen werden kann, fallen uns sogleich die gedrangenen, kurzen, aber starken Knochen der Ober- und Unterschenkel in die Augen, die kurzen, aber breiten, mit langen Fortsätzen versehenen Wirbel vom Kopfe bis zum Schwänze, und der durch seine weitabstehenden Hochbögen unverhältnißmäßig breite Schädel mit den gewaltigen Kagezähnen. Bedenken wir nun, daß dieses gedrungene Gesäß kräftiger Knochen eine hinreichend große Oberfläche als Anhaltspunkt für die starken Sehnen darbietet, und die Knochen an einzelnen Stellen, besonders den Riefen, Hinterbeinen und dem Schwänze, ganz besonders entwickelt sind, so ein großer, starker Hautmuskel beiderseits vom Rücken nach dem Nacken, den Riefen, der Schulter, der Brust und dem Bauche läuft und sich über einen Theil der Hüfte erstreckt: so leuchtet und ein, wie dieses Thier Kraftäußerungen erzielen kann, die zu seinen Größen Dimensionen in keinem Verhältnisse stehen. Und doch würde von einem Biber das nicht geteilt werden können, was wir an ihren Bauten bewundern; dazu ist das Zusammenwirken vereinter Kräfte nötig. Doch lernen wir nun die Leistungen selbst kennen!

Die Biber leben an und in dem Wasser, wie die Schwimmbärte der Hinterfüße schon vermuthen lassen, am liebsten in größeren Gesellschaften (Colo'nien) beisammen, doch trifft man sie auch vereinzelt an. In diesem Falle erscheint ihr Vehl schmuggig und besonders auf dem Nacken abgerieben, weil sie in röhrenartigen Höhlen leben, die sie vom Wasser aus unter dessen Spiegel als das Ufer graben und sie, in verschiedenen Krümmungen und unter einigen Erweiterungen allmählich nach oben gerichtet, nach einem Bruch oder Walde zu bis zu einer Länge von 100 Fuß und darüber fortführen und sie dabeifst wohl auch münden lassen. Vergleichend Baur haben nichts Befonderes, sie sind hier auch nicht gemeint, sondern die sogenannten Biberburgen, die von ganzen Colonien — bis mehreren Hunderten an Zahl — aufgeführt werden und heutzutage am sichersten nur noch in Nordamerika und dem nördlichen europäischen und asiatischen Rußland anzutreffen sind, aber auch da bei der Zeit immer seltener werden. In Trochland wurde die letzte, seit länger als 100 Jahren gebaute Colonie bei Barbv an der Mündung der Ruffe in die Elbe noch in den zwanziger Jahren beobachtet (1827 beschrieben), ist aber später, unferes Wissens, eingegangen.

Es versteht sich wohl von selbst, daß die Burgen verschiedener Colonien nicht in allen ihren Theilen genau dieselben sind, daß Unterschiede mehrfach vorkommen, bedingt durch die Localität, die nicht überall eine gleich günstige Lage hat, durch die Anzahl der Thiere, das Zahlenverhältnis des erfahrenen Alters und der unerfahrenen Jugend in der Gesellschaft und vielleicht noch durch manches Andere, was zu erfahren bisher noch nicht gelungen ist. Daher rühren auch die verschiedenen Angaben bei den verschiedenen Schriftstellern, von denen die einen als glaubwürdiger allgemeinen Aulassung haben, andere als mehr selbsthaft verworfen worden sind. Wir beschränken uns hier natürlich nur auf die Beobachtungen zuverlässiger Forscher und heben das hervor, worin ihre Angaben übereinstimmen.

Hat eine Gesellschaft Biber den Ort gefunden, der ihr zum Anbau passend erscheint, einen kleinen See oder ein flüßchen,

deren Wasser im Winter nicht bis auf den Grund friert, die in einsamer, maliger Gegend anzutreffen sind, wie etwa an den kleinen Seen in Canada, wo sie gewisse Stellen immer wieder auswählen, auch wenn sie dabeifst wiederholt gestört werden: so beginnt — im Monat August, wie man beobachtet hat — die Arbeit mit Verbeschaffung des Baumaterials, das in Holz verschiedener Stärke, wie es ein derber Baum liefert, Steinen, Erde und Schlamm besteht.

Am Interessantesten hierbei ist unstreitig die Beschaffung des nötigen Holzes, sowohl in Rücksicht auf die physische Kraft, welche die Thiere dabei an den Tag legen, als auch rücksichtlich ihrer geistigen Befähigung, die zu bewandern wir geneigt werden, eben so wie bei andern noch viel kleineren thierischen Wesen, wenn sie ihre Behausungen anlegen — wir erinnern beispielsweise nur an die Bienen, Ameisen, viele Vögel etc. — Nicht nur Wälder heissen die Biber ab, sondern sie fällen Bäume von 12 bis 20 Zoll Umfang des Stammes, dabei stehen sie auf den Hinterfüßen, räumen mit den vordern die Späne weg und nagen so rund herum oder nach Bedürfnis nur auf der einen Seite. Gegen das Ende der Arbeit ficht der kleine Holzhaun nach jedem Hiebe in die Höhe, ob der Baum bald fällt, und weif es zu geschickt einzurichten, daß er dahin fallen muß, wo er ihn hin haben will, entweder dicht neben die Stelle, wo er ihn eben brach, oder in das Wasser, auf dem derselbe, nachdem mit vereinten Kräften die Rinde abgeschritten und unter Umständen durch weitere Nachhülfe sein Hinstottern bewirkt worden ist, bis zum Bane hinschwimmt. Die Rinde und Zweige werden theils nachgeschickt, theils von den schwimmenden Thieren im Waule oder unter dem Rinn, von der Vorderseite festgehalten, nachgeschafft. Der Wasserweg wird bei etwas größeren Entfernungen und größeren Lasten dem Landwege vorgezogen, da der Gang des Biber's ein schwerfälliger und unbeholfener ist.

Das gefällte Holz bleibt nun im Wasser oder seiner nächsten Nähe liegen, bis es verbraucht wird, seine Schale zur Nahrung — der Biber benagt nämlich nicht wie die Hasen, Kaninchen etc. die Stämmchen und Reiser, sondern schneidet sie stets zuvor ab, daher auch größere Colonien nicht unbedeutenden Schaden anrichten können — die abgeschälten Stämme, die nach Bedürfnis noch zerhackt werden, zu seinen Wohnungen. Diese nun beginnen unter dem Wasser, werden von da, sich allmählich erhebend, in das Ufer röhrenförmig, in verschiedenen Windungen und Ausgehungen hiningerichtet und erheben in geringer Entfernung vom Ufer oder auf der Oberfläche kleiner Inseln als kegelförmige Hügel von 4 bis 7 Fuß Höhe und etwas ovalem, 8 bis 12 Fuß im Durchmesser haltendem Grunde. Diese Hügel sind bald aus Reifig und Kallpellen aufgeschichtet, welche durch Schlamm, Erde und Steine zu einer am Grunde mehrere Fuß viden Mauer vereinigt werden, bald herrscht die durch die Ausgrabung gewonnene, schlammige Erde vor, welche, mit Steinen, größeren und kleineren Holzstückchen vermengt, zu einem festen Gemölde von angenehmer Form verarbeitet worden ist. Die Erst eintritt, werden diese Hügel noch mit Schlamm bemorsen, der ihnen beim Besieren noch größere Festigkeit verschafft. Demselben schieben sie mit Hülfen der Brust und Vorderfüße vom Wasser aus in die Höhe; daß der breite Schwanz zum Ausstößen und Festhalten diene, ist zwar bezweifelt worden, aber durchaus nicht unwahrscheinlich, da der Biber beim Landen und Schwimmen häufig mit demselben auf das Wasser schlägt, ihm diese Bewegung also gar nicht fremd und angenehm ist — welche erwähnt, soll das durch Festhalten des Wassers weithin hörbare Geräusch zur Leitung oder Warnung anderer Biber dienen. Leider werden die meisten Arbeiten

zur Nachtzeit vorgenommen und entziehen sich daher den genauen Beobachtungen des Forschers, der diesen ungemein schüchternen Thieren gegenüber überhaupt nur mit der größten Vorsicht zu Werke gehen muß, wenn er ihnen etwas ablauschen will.

Das Innere der Höhlen ist weit einfacher, als man zum Theil geglaubt hat, es besteht oft nur aus einer Kammer, die mit Holzhäuten, Rohr oder Kräutern ausgelegt ist und in der Mitte des Fußbodens, also vom Wasser her, ihren einzigen Zugang hat, der zugleich auch Ausweg ist, und wird in der Regel von vier alten und sechs bis acht jungen Bibern besetzt. In andern Höhlen zeigt die Seitenwand des Innenraumes noch wellenartige Ausbuchtungen bei einem mittleren Zugange und dann findet sich eine größere Einwohnerzahl. In noch andern Höhlen sind Unterschiede im Innern, jedoch ohne Verbindung unter einander, jede Kammer mit ihrem besondern Eingange, aber alle von gemeinsamem Dache bedeckt. Solche Wohnungen scheinen durch Ausbau der einen zu eine andere, zum Theil schon ältere zu entstehen, da es die Biber öfter vorziehen, jede n. d. r. einen Neuaufbau anzurichten und zwar nicht selten unmittelbar neben dem alten. Sonach besteht also eine Biberwohnung aus 2 Sted-

fann, haben bisweilen oben Abzugslöcher für das wachsende Wasser und gehen auf der Stromseite schräg herab, wozu gewiß die Strömung des Wassers durch Aufschwimmen das Ihrige beiträgt, während die entgegengesetzte Seite senkrecht abfällt; steht das Wasser ganz still, so findet man die Dämme auch durchweg von gleicher Dichte, also mit senkrechten Wänden. Da Prag liegt einen Damm jenseits, um seine Construction kennen zu lernen, und fand als Grundlage kreuzweis gestellte Knüttel, in deren oberem Winkel, wie bei einem Sägedel, der Länge nach Verbindungsglieder lagen. Bilden leicht am vorzulebende Weiden oder Pappeln das Baumholz, so wachsen solche Dämme bisweilen stellenweise zu lebendigen Dämmen aus, und die ganze Anlage dieser Thiere ist auf diese Weise im Stande, die natürliche Beschaffenheit der Gegend mehr und mehr umzuwandeln.

Bei hohem Wasserstande werden die Biber, die sonst nur nach Sonnenuntergang ihre Bauten zu verlassen pflegen, auf denselben vertrieben, liegen dann auf denselben oder werden auf Bänken sitzend angetroffen, die aus dem Wasser hervortragen; besonders bringt sie im Frühjahr der Eisgang in solche Verlegenheiten. Haben sich dann die Wasser wieder verlaufen,



Der Biber.

werken, dem oberen, kugelförmigen Hügel, der sich in angereicherter Weise über die Erdoberfläche erhebt, und den höhlenartigen Räumen darunter, die zu ihrem ardhieren Theile unter dem Wasserpiegel liegen und wohin die Thiere wohl auch schlüpfen, wenn sie in den Dämmen angegriffen werden. In der Nähe des Zuganges finden sich Keiler und angehäufte Holzstücke als Wintervorsätze vor, mit den unteren Enden in den Schlamm gesteckt, die jedoch nur erst dann angegriffen werden, wenn der Frost bedeutender geworden und der Zugang durch das Eis verperrt ist.

Die liebste Nahrung der europäischen und asiatischen Biber besteht aus der Schale der Pappeln, Birken und Weiden und den Wurzeln der Sereese. Die amerikanischen schälen überdies noch einige ihrer Heimath eigenthümliche Bäume, wie Magnolien, rundblättrige Esche u. a. m., ab. Krebsse und Fische verschlecken sie nie.

Nach eines Bestandtheiles vieler Biberburgen, die aus mehreren eben beschriebenen Bauten bestehen, müssen wir gedenken, wenn wir ein vollstündiges Bild einer größeren Colonie haben wollen. Um nämlich den Wasserstand zu reguliren, besonders einen zu niedrigen in der trockenen Jahreszeit unmaßig werden zu lassen, bauen die Biber mit vereinten Kräften Dämme, durch die sie das Wasser entweder in eine große Wacht einsperren oder dadurch aufstauen, daß sie denselben quer durch den Fluß führen; in letzterem Falle soll ihnen eine Breite von selbst 100 Fuß nicht zu bedeutend erscheinen. Auch diese Dämme bestehen, wie die Höhlen, aus einem Complex von Keisig, Knütteln, Steinen und Schlamm, und sind nach Umständen rober oder künstlicher angelegt, je nachdem das Terrain ihre Anlage unterstüßt oder erschwert. Sie sind so fest, daß man sie als Stütze benutzen

so können die Weikuben zu den Höhlen zurück und werfen Ende Frühling zwei bis fünf kleine Junge, die erst im dritten Jahre ausgewachsen sind und als selbstständige Glieder der Colonie die elterliche Wohnung verlassen. Die Männchen schwimmen dagegen den Sommer hindurch umher und kehren gegen Herbst zu ihren alten Wohnungen zurück, die sie ausbessern, hauptsächlich wieder mit Schlamm besetzen, oder ganz neu bauen — wenn anders sie den Vorkstellungen ihrer Feinde, zu denen der Mensch an erster Stelle zählt, glücklich entgangen sind.

Eben die Nachstellungen, denen der von Natur so schone Biber des Castoriums (Biberzeil) und des Feswermes wegen ausgelegt ist, haben es verschuldet, daß er in vielen Gegenden nach und nach ganz verschwunden ist, und auch in denen von ihm noch bewohnt immer weiter zurückgebrängt wird. Vor Zeiten war er viel weiter nach Süden verbreitet, als heut in Tage. Daß er einst in Egypten und Indien gelebt haben müsse, ist mehr als wahrscheinlich, da die Egypter sein Bildniß unter den Hieroglyphen haben, und die Religion der Magier ihn zu Idolen verbot. In ganz Europa scheint er verbreitet gewesen zu sein, wenigstens weiß man bestimmt, daß er Spanien, Frankreich, wenigstens das nördliche Italien, die Küsten des schwarzen Meeres besodnete und an den lausastlichen Bergströmen, zwischen diesen und dem caspiischen See noch jetzt angetroffen wird. In der Schweiz und am Rhein, wo man, wie in manchen andern Gegenden, fossile Ueber-

refle von ihm gefunden, lebte er noch in jüngerer Zeiten; an der Rofel, Raas, Yffel, Teppe, Wefer, Aller &c., fo wie im Vänerbürgen muß er gleichfalls häufig gewesen fein, eben fo öftlich von den letzteren Gegenden, befonders an der Elbe, Oder, Havel, Weichfel u. f. w., wo man ihn, wie auch an der Donau, einzeln noch jezt finden kann. Im hohen Norden und Nordosten kommt er häufig vor, befonders in Rußland zwifchen der Dwina und dem Ural, an der Pefchora, aber auch füblicher in Litthauen, dem Gouvernement Winsk, wo einige Dörfer danach benannt find, fodann in Finnland, um den botanifchen Meerbufen, in Schweden und Norwegen. Reich an Bibern ift das afatifche Rußland und da wieder die unwirflichen Gegenden Sibiriens, am Ob und dessen Nebenflüssen, befonders im Beresofjischen Gebiete, dann weiter füblich in den vom Ob und Iriftich bewäfferten Strecken bis zur Sibirifchen Steppe, in den finstern Wäldern bei Tara, Tobofof und Surgut, längs der Samara, dem Rinef und mehreren Steppläffen. Am Tas und Jenifei gehen fie bis zum 67° n. Br. hinauf. Ihre füblichfte Grenze mag in Affen bis etwa zum 38°

n. Br. gehen, indem fie fich vom arktifchen See bis zu den walferrichten, waldigen Gegenden der großen fernen Latarei hinziehen. Vor Allem aber ift Nordamerika der Erdtheil, in welchem die Biber in unerböthlicher Menge leben, und ftellenweife noch anzureichen find, vom mericanifchen Meerbufen und Louifiana an bis nach Pennfylvanien. Ihr Lieblingsaufenthalt fcheint um die Subfonsbay zu fein, wo noch heut zu Tage die meiften erlegt werden. In wilden Gegenden, um den Michigan, Erie-, Ontario-, Gelaven- und Kratfapetow-See find fie in folcher Menge anzutreffen, daß an letzterem fogar ein Stamm der Eingebornen den Namen „Biber-Indianer“ erhalten hat. Eben fo häufig find fie öftlich und füblich von der Subfonsbay, in Labrador und Canada. Hört man indeß von den vielen Tausenden von Fellen, die alljährlich in den Handel kommen, fo fteht zu befürchten, daß auch für die Biber eine Zeit eintreten wird, wo fie wie Amerifchen, Steinböde und Gemfen durch die ftrenghen Jagdgefeze gefährdet werden müffen, um nicht im Dienste des Menschen vollständig aus der Schöpfung zu verfhwinden.

## Garnifon- und Parade-Wälder.

### I. Der Doppelgänger.

„Adjutant!“ hörte ich aus dem Cafernenhofe rufen. „Der Adjutant zum Herrn Oberftleutenant, gleich!“ war das Echo von einem halben Duzend derauffchreiender Stimmen.

Aber kein Adjutant ließ fich fehen.

„Es ift weß Gott wahr,“ brummte der Oberftleutenant, „Allens muß man auch selber machen. Die Feldwebel!“

„Feldwebel zur Befehlsausgabe!“ lautete das Echo.

Sie fanden bald im Kreife um den Alten, der — den Zeigefinger an der Nase — fich anfehte, ihnen den Tagesbefehl zum kommenden Morgen felbst in die Heber zu biciren.

„Bataillonsbefehl zum 17. Mai, eintausend achtshundert und . . . . ., haben Sie's?“ fragte er.

„Ehr wohl, Herr Oberftleutenant,“ war die Antwort, und um die Mundwinkel der also Befragten judete leife und fchnell, wie der Thier, ein foft unmerkliches Räfelchen.

„Der Herr Oberftleutenant halten zu Gnaden,“ bemerkte einer der Nachfchreibenden, ein junger Mensch mit aufgewecktem Geficht, das ein pefchwarzer Schnurr- und Badenbart einrahmte, „wir haben aber morgen den 18. Mai.“

„Weß Gott, Feldwebel, wiffen Sie das gemiß?“

Es wurde ihm von allen übrigen beftätigt.

„Na, laffen Sie man einshweilen den Datum aus und fehen Sie zu Hauje nach, ich weß es Gott — nich aus dem Kopfe. Also, — Bataillonsbefehl zum . . . Mai eintausend achtshundert und . . . : das Bataillon fteht morgen früh — im letzten Anzuge — mit vollftändigem Gepäc — in Compagniecolonnen rechts formirt — formirt, zum Ausrüden bereit — bereit; haben Sie's?“

„Um welche Zeit befehlen der Herr Oberftleutenant?“ fragte der Rämliche wieder.

„Weß Gott, Feldwebel, Dummerjan, paffen Sie beffer auf. Um 1/6 Uhr. — Lesen Sie den Befehl noch einmal vor.“

Es gefchah wie er verlangt hatte.

„Na, nun haben Sie Alles, geben Sie es man an die Compagnie aus.“

„Der Herr Oberftleutenant halten zu Gnaden,“ bemerkte ein Anderer, den neben ihm Stehenden leife mit dem Kneuel anfehend, „aber foll das Bataillon im Cafernenhofe oder auf dem Exercierplatze ftehen?“

„Unterbrechen Sie mich doch nicht ewig, Feldwebel, Mensch dummer. Es ift weß Gott wahr, wenn man och Allens selber machen muß. — Aber wo zum Teufel ftehen Sie denn doch, Herr?“ Schanzte der Alte den Adjutanten an, der fo eben herbeigeholt und in den Kreis der Schreibenden getreten war, feinem Commandanten das Horn zur machen. „Geben Sie den Befehl vollends aus; wenn ich Allens selber machen foll, da brauche ich weß Gott gar keinen Adjutanten!“

Der Befehl ward fchnell verftändlich, dem Alten dann

zur Genehmigung vorgelesen und von diefem brummend und mit unerkennbaren Zeichen von schlechter Laune approbirt.

Und fagen Sie dem Capitain W., daß er mir morgen feinen Hund einbringt und die Canalle von einem Affen dazu; ich mag keinen Scandal im Bataillone haben!“

„Ehr wohl,“ erwiderte der Adjutant, die Hand an den Hut legend und den Befehl fojort dem fraglichen Capitaine überlegend, der, etwa drei Schritt davonftehend, ihn bereits Wort für Wort in feiner primitiven Faffung vernommen hatte.

Diefer Capitain W., ein drolliger Kanj voller Witz und Laune, hatte nämlich schon feit Jahren einen fchönen weißen Fubdel, der Kammi hieß und den er jützlich liebte. Einige Monate vor der Begebenheit, die ich im Begriffe bin zu erzählen, hatte er einen Affen zum Gefchent erhalten, und feiner erfter Gedanke, als das gefchwänzte Thier bei ihm eintraf, war, daffelbe auf den Fubdel zu fetzen. Der Fubdel hatte fich diefem Experimente nur mit Widerwillen, herabhangenden Ohren, eingezogener Kuppe und mit allen fenftigen unter feines Geiriden gefchämlichen Zeichen des Mißbehagens gefügt und war dann, fich aus Leibefträfen fchüttelnd, mit langen Sprüngen davongeriff. Aber er mochte fchnell wie ein Pfeil über den weiten Exercierplatz fchießen oder fich auf dem Boden wälzen oder fench ihn was ihm beliebte, der Affe war nicht aus dem Sattel zu heben, foudern behauptete unerschütterlich feinen Sig, fich nur um fo fetter an das wollige Haar feines Begleiters Nummern, natürlich zum größten Jubel der zufchauenden Compagnie, die dem Vorgange mit Spannung entgegenfab. Endlich war mein Fubdel, zum letzten Mittel fchreitend, über Hals und Kopf in den nahen Teich gefprungen, aus dem bald nichts mehr als ein fehr behaarter Kopf hervorragte. Aber auf diefem Kopfe, mit unerleennenswerther Gefchicklichkeit, balancirte auch der Affe und langte wohlbehalten und ohne fich auch nur feriel als die Feten naß gemacht zu haben, mit feinem Reiterpferde am andern Ufer an, leglich wieder feinen fchulgerunden Sig auf dem Rücken beftellen einnehmend. Sie es nun, daß der Fubdel fich in das Unabänderliche mit Reftignation fette oder daß feine Antipathie wirklich nachgelaffen hatte, kurz, von diefem Teich an waren Weide — Hund und Affe — unerkennliche Fremde und begleiteten die Compagnie auf ihren Märchen, im Commandement, auf den Exercierplatz, ja felbst zur Wachparade, bis ein rührender Bataillonsbefehl unferes Altes, der namentlich den Affen nicht leiden konnte, wenigftens diefe beiden letzteren — erftloffen

— Uebelthäter abftellte, zum großen Leidwesen der betreffenden Compagnie, der Pferd und Reiter eine unerfchöpfliche Quelle immer neuer Erheiterung darbot. Der Compagnieführer, der außer diefem offiziellen Amte noch das private eines Compagniefapfmachers befeidete, hatte dem Affen aus feinem doppelten Vortrage von Tuch und Treffenabwurf eine rothe Uniform mit gelben Aufschlägen verfertigt; ein Anderer hatte ihm einen dreieckigen Uniform-

hut mit buntem Federzuge aufgepaßt und mein Aste sah in seinem Paradenzuge so flottlich aus, wie ein patentierter Truppenchef. Dieser Hund und dieser Aste, Wimm! hieß er, waren es nun, die beide morgen laut Befehl eingesperrt werden sollten, aus daß wir zur ansehnlichen großen Reue vor Sr. Excellenz dem commandirenden Herrn Generalleutnant nicht etwa einen Scandal im Bataillon erleben.

Wir waren, wie gewöhnlich, am andern Morgen bloß ein paar Stunden zu zeitig auf dem Reueplatze eingetroffen und standen bereit auf dem noch angezeigten Platze im zweiten Treffen der langen Parabelinie, als die meisten der übrigen Bataillone, 23 an der Zahl, noch ruhig in ihren Betten träumten. Unser Oberleutnant galoppierte wiederholt auf der Front der Compagnie herunter und suchte gewaltig, Namentlich an der zweiten, die der Hauptmann W. commandierte, hatte er allerhand anzusehen. Sein Blick fiel dann auf die hinter der Front stehenden Officiere.

„Ist das Ruder eingesperrt?“ fragte er den Diener des Hauptmann W., der, das Reitpferd seines Herrn am Hügel haltend, eine kleine muntere Falde, die unter verschiedenen Untugenden auch diejenige besaß, nicht gut im Feuer zu stehen, auf seinem Platze zwölf Schritt hinter der Mitte der Compagnie neben den andern Dienern stand und, wie mit vorkam, etwas roth im Gesicht und dabei sehr heiter ansah.

„Zu Befehl, Herr Oberleutnant,“ war die Antwort. Allmählich langten die übrigen Bataillone an und rückten einzeln, von den hin und her galoppirenden Reutenanten geführt, in die ihnen angewiesenen Plätze der Parabelinie ein. Ihre Helmstimmst schmetterte lustig in die frische Morgenluft.

„Stillschanden!“ brüllte unser Alter, als die beiden Hügelbataillone rechts und links neben eintrafen und Anstalt machten, sich nach uns einzurücken.

Ich hörte wie ein leises und mühsam unterdrücktes Richern in meinem Range und wandte mich, um Ruhe zu gebieten. Mein erster Blick fiel dabei auf das Gesicht unseres Compagnie-Spasmachers, das zwar vollständig ernsthaft aber merkwürdiger Weise gerade so roth ausah, wie das des Dieners des Hauptmann W.

„Mit dem weißen Bilde, — Himmel! was sah ich!“

Da war Kamm! mit Wimm! in der rothen Uniform und dem dreieckigen Hute eben dran! Der Diener erwachte eben noch glücklicher Weise den Estrich, den der Fudel nachschleppte, und von dem er sich losgerissen haben mußte, um seinen Herrn zu suchen. Wir brachten ihn, Gott sei Dank, noch glücklich hinter die Front, ehe der Aste — der wie der steinere Aste unbeweglich vor der Mitte des Bataillons hielt — etwas gemerkt hatte. Der Diener nahm ihn an die linke Hand, da er mit der rechten das Pferd seines Herrn halten mußte, und dieser empfahl ihm um Alles in der Welt nur nicht etwa das Vieh aus der Hand zu lassen.

Die Parabelinie war endlich fertig geworden und stand der Dinge, die da kommen sollten, gewärtig. Auf ihrem rechten Hügel hielt eine Zwölfständer-Batterie abgeprobt, die üblichen Salutschüsse zu geben.

Gegen 10 Uhr endlich — wir hatten, wie bei solchen Fällen üblich, uns seit früh 7 Uhr im Barten gelbt — sahen wir eine dicke Staubwolke zu unserer Rechten, die rasch näher kam. Es war Sr. Excellenz, der commandirende Herr Generalleutnant mit zahlreicher Suite.

„Gewehr auf!“ hieß es von Bataillon zu Bataillon, und die blankgeputzten Feuerwaffen kirkten gar martialisch vom raschen, kräftigen Handgriff.

„Präsentirt das Gewehr!“ Die Bataillonsführer neigten ihre flatternden Hüpfer, die tapfern Detzen der Reutenanten schlügen höher. Von der Zwölfständer-Batterie zu unserer Rechten dennerte der erste Kanonenschuß, den Paß zu den feierlichen und langgezogenen Klängen des Paradebarracks abgehend, den 24 Musikern gleichzeitig in die milde Mairluft hineinbliesen.

Die Excellenz kam immer näher. Sie zitt an seinen schneeweißen Schimmel und trug die hydrothe Guleruniform mit dem gelben Aufschlägen; der dreieckige Federhut mit dem breiten Gelteffte sah ihr etwas in der Duerre, gerade so, wie ihn unser Spasmacher immer dem Asten aufsetzen pflegte, wenn wir uns auf Reise-Märschen befanden. In kurzen Galoppstrüngen ritt sie die Front der Parabelinie ab.

Das Verhängniß, oder vielleicht Gott weiß was Anderes, — ich hatte so in der Stille meinen Bedacht — hatte unterdessen aber in unserem Rücken gemalt. — Die Falde des Hauptmanns W., von der ich, glaube ich, schon früher erwähnte, daß sie die Untugend an sich hatte, nicht gut im Feuer zu stehen, und die besten Diener, wie auch schon bemerkt, hinter unserer Front mit der rechten Hand am Hügel hielt, war nämlich schon gleich beim ersten Schuß der Zwölfständer-Batterie unruhig geworden. Beim zweiten hatte sie angefangen, rechts und links auszubringen, und beim dritten war sie endlich zerlegerade in die Luft geflogen. Der arme Teufel war dieser Bewegung so lange wie möglich mit dem rechten Arme gefolgt, und erst als dieser eben nicht mehr ausreichen wollte, hatte er auch die linke Hand zu Hülf genommen, bei dieser Gelegenheit natürlich den Estrich loslassend, an dem der Fudel — angeblich nach seinem Herrn verlangend — ritt und zerete. Im Nu war Kamm mit seinem Reiter durch die erste beste Zugelücke hindurch in die Parabelinie eingebrochen.

Bei meiner Seele! Der commandirende General war keine 50 Schritt mehr von uns, und der weiße Fudel galoppierte mit dem Asten, der genau so angezogen war, wie Sr. Excellenz, wie ein Vorreiter vor ihm her, einen Officier nach dem andern bringend. Durch die Parabelinie flog wie ein Blitz ein unterdrücktes Lachen. In demselben Augenblick bemerkte ein Officier den Deppepänger, und verlegte dem Fudel einen Jagdhieb mit der flachen Degens Klinge, der ihn laut winselnd hinter die Front trieb.

Die ganze Begebenheit war das Wert einer Minute, sah aber wohl danach aus, als ob sie sehr ernste Folgen haben könne. Niemand indeß konnte weder wie noch irgend Jemand erfahren, ob der commandirende General diese lebensfähige Carriatur seiner Person mit höchst eigenen Augen gesehen habe. Der Ober des Generalstabes hatte sie jedoch gesehen, und eine lange Kasse an unsern Bataillonschef war die Folge.

Dieser nun war ganz außer den gebahnten Scandal sowohl, als über die Reife. Sein Gesicht war purpurfarbig, als er uns dem Reueplatze weg in Colonne mit Achtung und geschultertem Gewehr über Sturzrüder und Stoppesfelder nach Hause marschiren ließ, seinen alten Braunen dabei jorng im Manne herumreichend, und aus Weiestrassen zusammenporen. Ein Donnerwetter erster Classe war im Anzuge. Wenn es sich nicht bald entloh, so machte der Pensionsfond ein gutes Geschäft, denn lange hätte unser Alter diesen Zustand nicht ausgehalten. Er fing schon an, scheinlich wie krampfhaft nach Luft zu schnappen, und ich dachte alles Ernstes mehrere Male, der Schlag müßte ihn rühren.

„Halt!“ brüllte er endlich; ließ die vordere Colonnenhälfte „Recht!“ machen, und ritt mitten in das Bataillon hinein.

Wir standen wie Druidensteine, kein Athemzug war hörbar. Selbst der Compagnieschneider sah sehr ernsthaft aus; unser Alter pflegte nicht zu haben in solchen Fällen.

Wir horchten lange vergeblich; er schien noch zu aufgeregt, um sprechen zu können.

Ein langes Wiehern — Gelächter konnte man es nicht nennen — verschaffte ihm endlich einige Luft. Es war ein krampfhaftes, kurz abgebrochenes Gebrüll, wie ich dergleichen in meinem Leben nicht wieder gehört habe.

„Hal! hal! hal! Weß Gott!“ sagte er, mehr mit sich selbst, als mit dem Bataillon sprechend, „nunmehrhalb Jahr zwei Monate gedient, und noch so einen Scandal zu erleben! Na, der Generalliebschöpfung hat auch gut reden; weß Gott, so es . . . .“ Er befaß sich hier und fuhr auf den Reutenanten los, der so eben die Brieftasche gezogen hatte.

„Das Donnerwetter soll Sie . . . was zum Teufel machen Sie da, Herr? Wenn ich rede, hat kein Mensch zu schreiben; ich verbitte mir das. Weß Gott, wo er schreiben soll, da is er niemals nicht da, und wo er hören soll, da singt er an zu schreiben. Ueberhaupt will ich nur dem Bataillon sagen, daß die Reue unter aller Würde ging, und was die zweite Compagnie betrifft, weß Gott — Wo is denn das Ruder hin?“ fragte er plötzlich, den Hauptmann W. mit grimmiigen Widen ansehend.

Das Ruder, nämlich der Hund mit seinem Reiter, war auf einen Wink seines Herrn von dessen Diener noch vor unserm Ausbruch vom Reueplatze rasch und unbemerkt auf einem Umweg nach Hause geführt worden.

„Schweigen Sie, Herr Hauptmann W.“ fuhr er diesen an, als derselbe sich ansicherte, die verlegte Frage zu beantworten.

„Wenn ich rede, hat kein anderer Mensch mich zu reden. Ich verbitte mir das. Gehen Sie jetzt nach Hause. Sie sind auf vier Wochen arretirt, und ich befehle Ihnen hiermit, die Befehle abzuschießen. Alle Weiber! Weib! Gott, was muß nur der General denken, — so einen Doppelsieger! Na, den Scandal will ich nicht wieder erleben, so lange ich noch zu dienen habe. Weib! Gott, der Generalabschied kann mich doch —“ er rüßte sich heftig im Sattel und hielt wiederum inne. „Übernehmen Sie die zweite Compagnie, Premierlieutenant.“ und lassen Sie vierzehn Tage alle Nachmittage zwei Stunden nachgerücken. Ich will schon die Dummköpfe ranbringen, weib! Gott. Und Sie, Adjutant, holen den Degen vom Capitain ab, sobald wir eingerückt sind; und be-

merken Sie den Arrest gleich mit im Bataillonbefehl zu morgen; ich kann mich immer selber machen!“

Er wusch sich hier den Schweiß vom Gesicht. „Compagnien formirt, marsch!“ commandirte er dann und wir machten, daß wir fortliefen.

Das vierzehntägige Nachgerücken mündete namentlich unserm Compagnieführer, den ich aus verschiedenen Gründen nicht davon wissen ließ, wenig. Hauptmann B. hatte vier Wochen kangelweilte auszuhalten, da er Hund und Affe zugleich zu einer beheratheten Schwelger auf ein entferntes Ost-Indien lassen, und Hof und Keller sah man niemals wieder! Im Bataillon aber gedachte man noch lange der Zeit der lustigen Doppelsieger.

## Blätter und Blüten.

**Rachel-Fest.** Am 4. Januar starb zu Cannes bei Toulon die gelehrte Tragödin Frankreichs, Demoiselle Rachel. Die Theater, deren Directorien sie seit mehr als 16 Jahren geleitet, schloßen sich, als sie die Trauerandacht traf; es gott, die große Schauspielerin des Theatres françois noch im Tode zu ehren. Und wirklich, eine große Schauspielerin ist die Rachel gewesen. In dem Augenblicke, daß sie keine Nebenbuhlerin zu leben genöthigt war, bis zu dem Augenblicke, wo die Richter ihre bisherige Autorität fürzte, und mit dem Glanze ihres Ruhmes den der französischen Künstlerin erbleiden machte. Alle jene Leidenschaft, welche in Rachel's Brust ihren Kampf abspielten, ra'ten mächtiger, als das Oest bei Reiden sie entflammte, und wir können wohl sagen, daß diese wilden Bewegungen in ihrer physischen Haut das Leben dieses Weibes lösteten.

Und doch, es war eine Fürstin, eine Königin der Kunst, die ja früh verstor! Sonderbar! Als Kind hatte sie keine Ornat, und heut trauert die ganze Kunstwelt um sie, und doch machte viel weniger das wahrhaft Große, als eine tief, mächtige Leidenschaft die Rachel zu dieser Celebrität.

Ihr Vater und ihre Mutter gingen kaufmänn. bald in Deutschland, bald in Frankreich, bald in der Schweiz. Er war eine jener unglücklichen Judenfamilien, die den Fluß des Rheins mit sich herumschleppen, ohne es zu wissen, auch noch ohne sich kaum zu grämen. Als hieses Unglückereichen kam die Rachel im Jahre 1820 zum Welt, man weiß nicht wo, ob im Oest, ob in der Schweiz oder in Frankreich. Die gelehrte Künstlerin hatte keine Ornat, wie ihr Volk, keinen Ort, den sie lieben konnte, weil dort ihre Wege gefanden. Sie war heimatlos und doch hat sie gelebt — und wie gelebt!

Kam sie als Kind der Sprache flüßig. Sie mußte es die Eltern im Probenreue unterrichten. Während ihre Eltern kaufmänn gingen, lang sie die Gassenbauer zum Darstellen ihrer Schwestern, zum dem Uebd angestrichen, mechanisch abgetriebener Fieder, welche und in größeren Ständen aus dem Munde unglücklicher weißer Sklavinnen entgingen. Von Stadt zu Stadt lo die Sosa zusammenfassend, kam die unglückliche Judenfamilie 1830 nach Paris; der Ate baustete, die Mutter bandete, die Kinder sangen vor den Gassen und auf den Boulevard.

Eines Tages trat der gütigere Ghoron, ein angelegener Musikdirector in Paris, die junge Rachel singend auf der Straße. Ihre liebe Stimme fiel ihm an; er fragte die Eltern, ob er ihr Kind in sein Institut aufnehmen könne, und so die Eltern Ja sagten, so ging die Rachel mit zu Ghoron, nun als Sängerin ausgebildet zu werden. Kurze Zeit jedoch nachher starb der brave Mann und Rachel, kaum mehr als 12 Jahre alt, haub einlamen dem je in diesem großen Paris. Da nahm sich ihrer vägnen Saint-Aulaire an. Er hatte die junge Jüdin bei Ghoron kennen gelernt, und ein bedeutendes Talent für Declamation in ihr erkannt. Rachel trat demnach als Citvoin in sein Institut, um für das Theater ausgebildet zu werden.

Im Jahre 1836 trat Rachel zuerst in dem von Dupont für sie speciel geschriebenen Drama „des Verheiratheten“. Alle Götter der jungen Zeit trat trat dieser Rolle an, so grandios abgemessen, nach sie ihn wieder mit sich fort; sie hatte keinen Erfolg gehabt. Da lobte es ihr in den Adren vor Horn, und von da an erlöschte sich erst ihrem Bild das Ziel, das zu erreichen sie von nun an alle Energie aufbot.

Im Jahre 1838 gelang es ihr endlich, begünstigt durch einige Worteprache am Theatre françois engagirt zu werden. Ihr Debit waren die Doratier und Jules Janin, in diesem Leben des Oest, der Rachel und Penitentein, hier in die Polonaise, um den Anfang eines neuen Oestens am Quinzel der dramatischen Kunst zu verthäten.

Von nun an ward Rachel die Celebrität, gegen die kein Tadel möglich, nur Abgitterer erforchtbar war. Sie rief die großen französischen Claffiter wieder in's Leben und löst Gemüthe aus weiblichen Leidenschaft, welche mehr und mehr wegen ihrer ämionischen Gewalt Ghoron einflüßten. Vier allien, in diesem Leben des Oest, der Rachel und Penitentein, hier in die Polonaise, um den Anfang eines neuen Oestens am Quinzel der dramatischen Kunst zu verthäten. Sie rief die großen französischen Claffiter wieder in's Leben und löst Gemüthe aus weiblichen Leidenschaft, welche mehr und mehr wegen ihrer ämionischen Gewalt Ghoron einflüßten. Vier allien, in diesem Leben des Oest, der Rachel und Penitentein, hier in die Polonaise, um den Anfang eines neuen Oestens am Quinzel der dramatischen Kunst zu verthäten. Sie rief die großen französischen Claffiter wieder in's Leben und löst Gemüthe aus weiblichen Leidenschaft, welche mehr und mehr wegen ihrer ämionischen Gewalt Ghoron einflüßten. Vier allien, in diesem Leben des Oest, der Rachel und Penitentein, hier in die Polonaise, um den Anfang eines neuen Oestens am Quinzel der dramatischen Kunst zu verthäten.

Ihr Spiel war aber durchaus und der Ausdruck ihrer Naturellen, ihrer persönlichen Empfindungen und einer tiefgenossenen Rache gegen die

Gesellschaft. Sie liebte es auch, das Weib furdächtig mit seinen Leidenschaft darzustellen, weil sie Weib war; aber die edle Weiblichkeit liebte sie nicht und hieß sie auch nicht eigen. Sie war ferner Jüdin und der Grimm, den das Oest bei ihr angestiftet hatte, einem social nicht gleichberechtigten Weib anzugehen, brühte sich gegen ihren Spieel aus. Sie hatte nicht verstanden, was sie einfl geworden und was sie einfl geblieben, und sie kam bei die eine Rache dafür. Da sie früher betteln ging, so war sie, außerdem einem nationalen Jage folgend, gierig nach Geld. Ihr Gehalt wuchs auf 100,000 France jährlich und ihre Gastliste ließ sie sich gerüstet behalten. Sie pflegte die fürstliche Einrichtung ihres Hätes von Zeit zu Zeit zu veranlassen, weil sie die Gaden über den Einkaufspreis begab, erlöschte ihr und ihr Ruhm an den ihr gebührenden Dingen mit bescheidt werden mußte. Sie war, weil sie früher verachtet war von Gesellschaft war, herrschsüchtig und tyrannisch. Sie regierte das Theatre françois; was sie wollte, das mußte gefehden, aber sie drohte nicht mehr zu spüren. Alle diese Mißgründe ihres Ruhmes hatten nur den Faß gegen die Gesellschaft zum Grunde, deren Vorurtheilen sie zu trogen liebt. Ihr Privatleben, ihr Leben Kinder, ihr Charakter gibt davon bestes Zeugnis.

Zieler unumkehrbaren Schritt aus Bühnenfestungen war seiner Zeit beabsichtigt, um über den Ocean mit ihrem Große zu gehen, landete nicht erfüllt. Jules Janin, der sie einfl und zuerst geleitet hatte, protestirte öffentlich gegen das untritte Spiel der folgen Tragödin und gegen die wahrhaft übermäßigen Zahlen, welche sie dem Publicum und der Theatre françois entgelten ließ. Sie war nicht mehr unumkehrliche Celebrität und selbst das Directorium des Theaters suchte mit Energie den Nachmitt Rachel's zu brechen. Schmer verlor sie diese Dinge und geblieb, auf ihrem neit dem erlassenen Ein aus Publicum, das sie auch nach Willkür zu überreichen genöthigt war, griff sie wiederum zu ihrem liebsten Mittel und forberte ihre Cautalan. Zu ihrem Verderb erhielt sie diebeste. Sie verlaute nun ihre Einsetzung, und ihre Wanger, siers der Vermittler ihrer Gastliste, ging nach America, um im Vorane die Ankunft der gelehrten Tragödin bekannt zu machen. Doch es jedoch Rachel Paris verließ, um über den Ocean mit ihrem Große zu gehen, landete das neue Gehirn der Richter an und das Bewußtsein, liegt auch noch eine Nebenbuhlerin zu bekümpfen, woran sie nie gdwacht, verlor sie gegen Leben einen tödlichen Stoß. Sie wollte selbst leben, ob die gelehrte Witalin ihr ebenfalls lei, und verlorste das Spiel der Richter als Weba, derselben Emma, welche sie zu spielen sich zuvor gewigert hatte. Was sie hierbei empfinden mußte, das läßt sich nur begreifen, wenn man Rachel's Stolz, ihre Cautalan und ihren Eitel gefanden hat.

Die Last der Eitelkeit, der Bekante, daß sie zu erlösch in die und entkörbt werden könne, ließ die unglückliche tödtlich zusammenbrechen. Mit aller Hofahrt und allen Plänen um Vernehmung ihres Vermögens war es aus; sie floh nach den Ufern des Nil, um dort die Bekannte wieder zu erhalten. Bergeshilf Ungelicht und unheilbar lehrte sie nach Frankreich zurück und seit sechs Monaten, so man ihre Leber schon genügend war, lehrte sich selbst weibliche Leidenschaft, der Kern ihrer Leber Leberstampe auf, bis mit dem Tode ihres Oestis aus das Herz der Künstlerin zu schlagen aufbricht.

**Ein alter Regenheimer.** Nicht man die Regenheimer über den Röhren von Damen und Herren angschaut, so sieht man eben nichts Bescheidenes an ihnen und dennoch haben sie ihre Mannen und Romanen und Legenden. Während der letzten Instruction zu Gunsten des Don Carlos wurde auch ein Angriff gegen den Sommerpalast des Marquis de la S — gemacht, welcher zu der Zeit in einem anderen Theile des Landes für die Sache der Königin thätig war. Eine Tochter, die vermittelte Gräfin —, war mit der Eifersucht allein im Schiffe. Als man vor die Höhe des Feindes mitbrachte, verlassene alle alle Männer, die etwas übrig waren, ihres Baters Eigentum zu verthäten. Sie ließ Zählren und Fenster verbarbarieren und sonstige Maßregeln treffen, um der Gefahr zu begegnen. Demnach wurde sie, bevor sie sich recht in Vertbeigungszustand zu legen vermocht hatte, überhast und aus Mangel an Munition gezwungen, sich mit ihren Vertheidigern zu übergeben. Einmal war der Feind in das Schiff eingedrungen, als er auch Greife beging, welche die Oestin zu dem Entschlüsse drachten, lieber zu sterben, als in die Hände der Feinde zu gerathen. Getrieben vom Zummer zu Zummer und nach einem Eitel ludend, in welchem sie vor ihnen selber kein Bildete,

führte sich zuletzt die arme Gräfin in ein kleines Clozet, welches seit vielen Jahren als Stumpelammer diente, und bestie, da niemand zu blieken. Doch gar bald spürten die Fräulein der reichen Urbin, an die sie es insbesondere abgeben hatten, nach und fanden ihren Vertheid. Das Fräulein gerieth, wodurch die Verfolger sich ihnen näherten, in eine heftige Wuth, zeigte sie der Aufseherin an, die in ihrer Zerstreung ihr nicht geschienen hatte, wie man sie dadurch der Gefahr zu entgehen vermochte.

Die Arme hatte sich hinter einen Pfeiler von Koffern und Brettern verdeckt; sie schienen sie von der brutalen Colobata. Aber wie lange konnte diese Barriere sie vor ihr trennen? In ihrer Verzweiflung blidte sie nun sich vor nach einem Vertheidigungsmittel, durch welches sie im Grunde wäre, die Fräulein abzuholen, bei dem Pfeiler ergriff sie ein Gefäß, welches sie über zu heben, als sie den Vertheidiger nicht geschloßen hatte, auszuwerfen. Der Uebel that sie auf einen Augenblick, längt nicht mehr bewußten Regensform, der ihrem Vater gehörte und eben so häufig, als von Weiten getroffen war. Diesen ergriff sie und stürzte nach dem Fenster in dem Augenblicke, als es dem Entschloßen ihrer Verfolger gelang war, sich durch die Barriere, die ihn von ihr trennte, durchzustößen. Als sie bei seiner Annäherung den alten Regensform gegen ihn erhob, lachte er hell auf, dennach bewachte sein dadurch erregtes Gefühlen, daß er einen Schritt zurücktrat. Dieser Moment war es, in welchem die Gräfin auf die Fensterbrüstung sprang und dem Geisse des Colobaten nach ihren Kindern entging; der nächste Tag sie hinzuführen.

Mit einem Schrei des Entsetzes stürzte die Verfolger nach dem Fenster, überzeugt, den letzten Tod der Gräfin auf dem Hügel des Doyel zu verkündigen zu sehen. Aber der alte Regensform, den sie nicht in ihrer Hand gehalten, hatte sie vor Tod und Entführung gerettet. Im Falle war er aufgegangen, hatte die Welt erfüllt und sie so unerschütterlich auf dem Boden getreten, von wo sie sogleich dem Tode zuziele, während die Colobaten wohl Gefühlen über diese, ihnen fast wie ein Wunder erscheinende Vorgehen ihr nachdrücken, ohne auch nur einen Fuß in ihrer Verfolgung zu erheben. Inzwischen land die Gräfin eine Zuflucht in der Nähe eines zum Gute gehörigen Bauern.

Die Gräfin ist jetzt wieder verheiratet und lebt am Hofe der Königin Isabella, wo sie eine der ersten Stellen einnimmt; der alte Regensform aber befindet sich in der Kirche des heiligen Jider, wo er, reichlich versorgt mit Geld und Pfründen, hinter dem Altare der Mutter Gottes als Wettpfeiler hängt.

Nächstlich heißt sich die Gräfin mit ihren Kindern an dem Tage, da sie vom Tode und der Entführung entging, in diese Capelle und der alte Regensform wird über der stehenden Gruppe angeknien gebeten, während der Priester seinen Segen erteilt und die Grotte sogleich zu Ehren der heiligen Jungfrau und des Regensformes hält; denn jene war, so häufig die dankbare Gräfin, die Ketterin, dieser das wunderbarste Mittel zur Rettung.

In katholischen Ländern hat jede Corporation einen Heiligen zum Patronen — und der heilige Nebertus ist der Patron der Regen- und Sonnenstürmer. Daß diesen die Wahl trat, wie der Vegende nach folgender Vorgehen als dem Leben nachdrücken. Einmal Tages in Mitte des Sommers bestand er sich mit mehreren Kindern auf dem Felde, als plötzlich ein heftiger Regen niederfiel, welcher seine Verfolger in einigen Augenblicken bis auf die Haut naß machte, während er nicht nur trocken blieb, sondern auch sich nicht einmal bewegt wurde, daß er regte. Ein Anderer von ungeheurer Größe schwebte in kurzer Entfernung über seinem Haupte mit ausgebreiteten Flügeln und schloß den heiligen Mann vor dem Regen, indem er ihn, immer über ihm schwebend, bis zu seiner Wohnung begleitete.

Die Kirche des heiligen Nebertus in Paris ist das der gegen Revolution seinen Altar, welchen die Kirche der Regen- und Sonnenstürmer ihm geweiht hatte. In der von Alexander gegebenen Beschreibung dieser Kirche wird erzählt, daß es weltwärtig war wegen eines sonderbaren Regensformes, welcher in der Form eines Kindes den Altar des heiligen Nebertus bespülte und so konjuriert war, daß er in einem Augenblicke ausgeht war, ehe er dann eine solche Erde erhielt, daß daraus sechs Mann karmen sehen konnten; zusammengezogen bildete er einen Halbballen mit Stacheln auf der Spitze, die sich sehr artig ausgenommen haben sollen.

**Die Unterwerfung der Gräfinde.** „Ich bin der Erde Grund,“ sagt ihr der Schöpfer, doch wie es um die Schöpfung dieses Grundes geht, zeigen nicht nur die neuesten (schätzbaren) Entdeckungen im südlichen Jberien, sondern auch die stetigen, ihrem Umfange nach so ungemein beträchtlichen Veränderungen auf dem Erdballe. Von letzteren lag v. Bougema in seinem neuesten Werke: „Geschichte der Erde,“ überlegt von Haasius (Wittgen, Weiler); Andere Thatigkeiten denen dagegen an, daß nicht Plutons noch nicht in seinen heiligen Höhlen eingestiegen ist, daß er sich in Augenblick seines Entstehens eine neue Form geben kann und daß er sich jetzt gegen eine ungeheure Katastrophe bereit hat. Ein großer Theil der Erdoberfläche ist heutzutage in Bewegung, wird sich trennen, sich erheben und dem Meer Obedienz abgeben oder verlieren. An der Küste von Byzanz ist der berühmte Tempel des Serapis bis zum Meere unter das Wasser hindurchgezogen und später wieder über dem Meere erhaben worden. Ähnliches geschieht in Griechenland, wo die Inseln, die in jenen Zeiten, als sie schon von Menschen beobachtet wurden, versanken, darauf aber von den Inwohnern der Erde unauflöslich thätigen platonischen Genialen emporgehoben wurden. (Der Ueberreste (siehe das Wort „Städte“) am 25. Juli 1857 gegen 12 1/2 Uhr, als sein Vulk sich durch einen vertikalen Stroh erob, dem einige Sekunden während eine Schwingung von Nordwest nach Südöst folgte, die die Küsten des Panos in Bewegung setzte.) Demnach muß die Erde sich (ausgenommen) sehr langsam, doch ungleichmäßig über das baltische Meer, welches sich zurückzieht und seine ehemaligen Ufer treiben läßt. Die Westküste Arabiens bietet dieselbe Erscheinung. Die Rüste Orinlands hingegen hat sich seit ihrer Zerstörung

auf einer Länge von 200 französischen Meilen fortwährend gleitet. Im Jahre 1819 ist der untere Theil des Indus durch das plötzliche Ersinken eines Theilendes von zwanzig Meilen Länge und sechs Meilen Breite und durch das Sinken eines parallelen Erdgrütes bedeutend verändert. In der neuen Welt sinken, während beständige Erdbeben die Küste von Chile einschließen die Westküsten des Südens unter dem Namen der Coast. Die erkrankten Eingeborenen finden ein tiefes Wasser, wo längst nach eine Wüstenland war, die sie mit ihren Weidmännern erobert, an der Wald, der ihnen das Holz liefert, ist mit mehreren Fuß Wasser bedeckt, oder ist von irgend einer angenehmen Wärme mit vorgeschritten, die von einem Erdbeben in Bewegung gebracht war, und haben den Boden des Meer mit Wobben des Ozeans erlebt war. Der Captain des Bagdadagos hat, nachdem er sich die Westküsten von Brasilien unter dem Namen der Coast, die Obedienz, und die niedrigen Inseln lenken sich allmählich auf einen Raum von 500 Meilen Länge und 150 Meilen Breite. Die neuen Erdbeben, die Salemenstein und die Inseln von Westindien haben sich abgehoben, und in den weiten Ozeanen zwischen diesen Orten und angrenzender Inseln steht man steigende und sinkende Inseln reigetes unter einander getrennt, und durch die Erdbeben alle gleichmäßig in Bewegung geht. Mehr nach Westen vertheilen sich dieselben Erscheinungen. Argonnes, Timor, Java, Sumatra steigen empor, wie es ihre Ufer beugen, während an der Mündung von Australien in Folge eines langamen Sinkens der Canal, der sie von ihrer umgebenen Form der Korallen bänke trennt, sich mehr und mehr erweitern soll. Im Südwesten der Zentralküste sinkt die Stellung; und Geschieben, die in jenen Jahren durch Erdbeben erschüttert waren, sind unter dem Namen der Coast, aus, das leuchtig-fähiger Erdbeben erfolgt nach der früher erstalten harten Grundstücke immer mehr, letztere zieht sich zusammen und ruft die gewaltigen Veränderungen und Erschütterungen dadurch hervor.

**Die Arbeiterassociationen in Paris.** In einem kürzlich erschienenen Werke von Sicoate vermerkt über die Arbeiter in Frankreich in Paris habet man, einig sehr interessante nach und werthvolle Daten, welche wir hier mittheilen. Diese Associationen decken zum Theil dieselben aus Arbeitern, zum Theil auch aus Arbeitern und Principalen; einige der Gesellschaften wurden von der Regierung unterstützt, andere stehen ganz auf eigenen Füßen. Von den ersten, deren Anzahl sich im Jahr 1848 auf 10 belief, existiren nur noch neun in Paris und zwei in den Departementen. Die Association der Sammerarbeiter in Paris besteht aus 1000 Arbeitern und 1000 Arbeitern. Die Association der Regelleger in Paris besteht schon seit 22 Jahren, wo sie mit vier Arbeitern anfang; in einem Berichte an die Nationalversammlung im Jahre 1850 erhielt der Berichterstatter Herr Lechevre. Darunter dieser Gesellschaft das größte Ver, ferner ist zu erwähnen die Association der Schuhmacher in der Hauptstadt St. Antoine, ein Capital von 61,800 Francs besitzt, jährlich für 40,000 Francs Gehalts und einen Posten von 11,000 Francs macht, dann zählen wir noch die Association der Feinwebner und die der Deander; letztere ist im besten Stande und ihre Mitglieder verdienen mehr als die Arbeiter in den Straßen. — Die dritte Classe dieser Associationen, diejenigen, welche ganz auf eigenen Füßen stehen und sich leicht beschaffen lassen, verdienen unstreitig weit mehr. Unter sie als die erhabenen, viele von ihnen wurden im Jahre 1851 genehmigt, sich aufzulösen, namentlich die werthvollsten Associationen der Schneider, der Riemenmacher, der Kleidermacher u. A. Unter den noch jetzt bestehenden verdient die der Klempner besondere Erwähnung. Sie ist eine in einem sehr belebenden Local in der Vorstadt St. Antoine insallirt dabei, haben noch 10 Irck, in der Calle. Sie stellt an Arbeit: eine Laterne von 12 Irck, diech lange Zeit die einzige Beschäftigung mit Gehalt und abschließend Auftragen erhielt man im Jahre 1849 endlich Arbeit, so daß man sogar hinaus konnte, in der Calle sind 710 Irck. Sie wird gehalten und die Gesellschaft gerührt wieder in 6 Cent; die übrigen Associationen stehen ihr bei und machen Vorschläge, welche Sonntage zurückzuführen werden. 1850 betrug die Gesellschaft ein besseres Ver; durch Erläuterungen hing geworden, verbesserte sie ihre Statuten, und jetzt zählt sie 80 Mitglieder. Was ihnen mit der Beschäftigung der Arbeiter, welche sich jetzt durch die Zitterkränze und ihre guten Gehalts auszeichnen. — Kurz, im Allgemeinen sind die Dampfkrattlerige breiter freien Association folgende: „im Anfang haben die Arbeiter den schwersten Stand; verlieren sie aber den Muth nicht, so werden sie nicht nur besser, sondern erhalten auch eine unbeschreibliche Energie. Um die Gesellschaft zu gründen oder ihr im Fall der Noth beizustehen, haben die Arbeiter mandant ihre Arbeiter, die Frauen und Wärdner ihre Schwandfrauen auf's treibhaft getragen. Ausgeschiedene Arbeiter opfern einen hohen Lohn, und begnügen sich mit Wenigem, nur um die Gesellschaft zu halten. Diese Beobachtungen und Bauwerk hat auch meistens einen Lohn gefunden. Unter den Mitglieder berichtet die größte Arbeitervereine, die lebenswichtige Reichthumsheit und Aufmerksamkeit und ein unerhöhrlicher Vertrauen in die Stärke der Gesellschaft. Was ihnen besonders nachdrücklich zu empfehlen ist, das ist die richtige Erkenntnis, was ihnen heiliger, und was fortwährende Streben nach Besserung in der Organisation der Gesellschaft, welche die harte Erfahrung nicht weniger betragen hat.

**Morgenländische Wege zum Meere.** Die verschiedensten Erfahrungen des Wingenaukes (nach dem oben erwähnten) Sage an folgende Weise zu erklären. Am Noth den ersten Weinloch gekaufte hat, trat in der Nacht darauf der Eastan herzu und sprach: „siehe Pfanne, ich will dich bängen.“ Und er schickte zuerst ein Kamm, dann einen Löwen und zuletzt eine Esel, und golt das Blut aus dem Thiere, um es umzubringen. Demnach muß die Esel, möglich, gewöhnlich Menschen Erbe mit wie ein Kamm; trinkt er mehr, so wird er aufgeregter wie ein Löwe; überdrückt er endlich das Maß gar zu sehr, so verliert er seine Sinne und willt sich wie eine Esel im Aeste.



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redactoren F. Stolle u. A. Diekmann.

Wöchentlich 1 $\frac{1}{2}$  bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

## Der gesungene Dichter.

Von Levin Schädling.

### I.

Einer der großartigsten Reizwerke des vorigen Jahrhunderts ist der, welcher den Großherzogen von Hessen und bei Rhein zum Aufenhalte dient. Würde er so vollständig, wie Landgraf Ernst Ludwig, der fromme, thätige, väterlich sorgende Fürst ihn auszuführen beabsichtigte, so würde er an Pracht und Umfang weitestens mit der größten aller Reizehen, welche das an solchen Schöpfungen so fruchtbare achtzehnte Jahrhundert errichtete, mit dem ungeheuern Sommerhause der neapolitanischen Bourbons zu Caserta. Leider aber sind Monsieur Rouze de la Fosse's, des Architekten, Pläne nur zum vierten Theile ausgeführt, und das Modell im Museum zu Darmstadt gibt ein Bild dessen, was das Ganze werden sollte nach der Idee seiner Gründer. Aber ist der große Bau von Ernst Ludwigs Nachfolgern nicht vollendet, so ist er von ihrer Liebe für Kunst und Wissenschaft im Innern durch die geistigen Schätze, welche nach und nach darin gehäuft wurden, desto reicher ausgestattet. Schon die Regierungsperiode des Landgrafen Ludwig IX. legte den Grund zu diesen Schätzen und zwar in Folge des regen Eifers, der für jedes Gebiet geistigen Strebens und humaner Bildung in der großen und edlen Seele der Landgräfin, der schönen und vielgepriesenen Caroline lebte. Sie auch hat die Schöpferschöpfung des Vorstehers mit sinnigem Geschnad ergränzt, indem sie jenen Park hinausführte, der sich auf der Nordseite der Residenz ausdehnt, und jetzt mit seinen Anlagen, seinen schönen Baumgruppen, seinem kleinen See das Publicum auf die herrlichsten Pläne lockt.

In einer der regelmäßigsten und reinlichen Straßen der großherzoglichen Hauptstadt, welche diesem „Herengarten“ nahe liegen, steht ein einfaches weißes Haus, wenn wir nicht irren, mit dem Buchstaben E. und der Nummer 90. Dies Haus wird als eine Werkstätte dem Fremden gezeigt; das heißt, wohlverstanden, denjenigen Fremden, welche danach fragen sollten, und deren sind freilich gerade nicht allzuviel; denn wer in unserer vielbeschäftigten Zeit hat so viel Ruhe übrig, um sich der Betrachtung alter Häuser hinzugeben, und seine Theilnahme halten zu lassen an Mauern und Wänden, die höchstens wohl „Ohren“, aber leider keinen Mund besitzen, womit sie erzählen könnten, was sie einst Alles vernommen und erlitten haben! Würde das der Fall, dann freilich würde unser Nr. 90 E. manches tiefbedenkliche Wort, manche weittragende Idee, manchen hundertfachen Ausdruck einer dichterischen Inspiration und überfließen können, die wohl werth, der Vergessenheit entrissen zu werden. Denn in diesem Hause wobte einst Johann Heinrich Voss, und unter seinem Dache lebten die „schönen Geister“ einer Periode ein, über welcher ein so schöner

Geist der Humanität und des von neuen und großen Gedanken befruchteten dichterischen Schaffens und Lebens schwebte.

Es war an einem warmen, klaren und einen heißen Tag findenden Morgen im Sommer des Jahres 1772, als aus diesem Hause des Herrn Kriegsbahmister Met ein junger Mann hervortrat, mit leichtem elastischen Schritt die drei oder vier Stufen vor der Hausthüre niederstieg, und sich dann jenen erwähnten nahegelegenen Anlagen des „Herengarten“ zuwandte. Da sein Weg eine Straße weit sich im Schatten einer Häuserreihe hielt, so schien er den Schatz seines kleinen dreieckigen Hütes, mit der schmalen Geltecke umher, für überflüssig zu halten; er trug ihn in den über den Rücken gelegenen Kamen. Das unbedeckte Haupt bot sich mithin frei der Beobachtung dar, und es konnte in der That nichts geben, was einer aufmerksamen Beobachtung würdiger gewesen, als eben dieses wunderbar schöne Jünglingshaupt. Seine strahlenden braunen Augen, seine kräftig geformte, in der Mitte etwas erhabene Nase, mit den stark ausgebildeten Wülgen, dem Zeichen der Race, des Muths und des Uebermuths; der regelmäßig gezeichnete Mund mit dem hohen Incarnat der Lippen, und das männlich stark ausgebildete Kinn — alles das bildete etwas, wie einen Normallopf, und erinnerte an plastische Kunstschöpfung. Das schöne an diesem Kopfe war aber unstreitig die Stirn, welche mit der der Ueberfließen Jümo an Regelmäßigkeit der Conturen und an sprechendem Ausdruck weitestens konnte. Sie trat, obwohl sie nicht vorgewölbt war, sondern eher etwas hinter die senkrechte Linie zurückwich, doch um so mehr hervor, als der junge Mann das sorglich gepulverte Haar staif zurückgestrichen und hinter dem Nacken in einen stillosen Zopf zusammengebunden trug.

Der Zopf war aber nicht das Einzige, was der Fremde von dem charakteristischsten Gefühle von Anno 1772 an sich aufmerkte. Er war im Gegenheil ganz nach Mode des Tages und zwar mit Sorgfalt geliebt; in weißer Pattenweife, im Rod von dunkelgrünem leichten Sommerzeuge, in kurzen Beinleidern von schwarzem Halbbaum und schwarzseidenen Strümpfen; den Tegen, welcher damals zur Toilette eines solchen Cavaliers gehörte, hatte er jedoch fertiggelassen.

Mit solchen, festen, saft eigenen Schritten ging er dem „Herengarten“ zu. Aber in eigenthümlicher Weise verkehrte sich sein Gang, wir möchten sagen, sein ganzes Wesen, als er im Bereiche des einfamen, um diese Stunde von Niemandem besuchten Gartens war. Seine Schritte wurden plötzlich langsam, seine Art, sich zu bewegen, bekam etwas Unhässliches — es drückte sich etwas wie ein zielloses Schweifen darin aus; er schlenderte bald an der rechten

Seite des breiten gewundenen Fades, bald war er zur Linken hin- übergeschwankt, und eben so träumerisch irrend schweiften seine Blide umher; bald ruhten sie auf einer Blumencorbelle, bald auf einer Gruppe von Blumen, und als er endlich an dem kleinen See an- gekommen, auf welchem sich ein paar Schwäne bewegten, blieb er stehen, und schien die Blide nicht von ihnen losreißen zu können, als ob er seine Freude daran habe, wie die schönen, mit einer so poetischen Blässe unter den übrigen Geflügelern bevorzugten Thiere — der nämlich, sich von allen Dichtern aller Zeitalter befehlen zu lassen — an nichts Anderes denken, als die Hälse in's Wasser zu tauchen, und die Köpfe in den Schlamm zu stecken.

Als er endlich genug zu haben schien an diesem Schauspiel und sich abwandte, um weiter zu gehen, erbllickte er in einiger Ent- fernung einen jungen Gärtner oder Gartengehülfen, der neben einem der Blumenbeete stand, und seine anfassend stattliche, kräftige Ge- stalt müßig gaffend auf die Schaufel lebte — so daß ihm der Fremde gerade in derselben Weise zum Schauspiel gedient zu haben schien, wie diesem die beiden Schwäne.

Dem Fremden mochte die Entdeckung, so beobachtet werden zu sein, wo er sich ganz unbekümmert gewohnt, ein unbekanntes Gefühl erregen. Er ging jetzt rasch mit demselben straff elastischen Schritt, den er gehabt, als er sich noch in der Stadt befand, weiter. Der Weg, den er verfolgte, und der sich schlängelnd zwischen den großen Heckenflächen anherwahrte, führte ihn gegen sein Erwarten mit einer plötzlichen Wendung ganz in die Nähe des Gärtners.

Es war, wie gesagt, ein großer, kräftig gebauter Mensch mit einem edel deutlichen Blutgesicht, hübsch, frisch, von der Sonne ge- bräunt und dabei höchst ledern, unternehmenden Blicks.

Mit einem spöttischen Lächeln folgte er den Bewegungen des Fremden, und sah ihm mit demselben spöttischen Lächeln in's Ge- sicht, während der junge Mann durch seinen Weg fast in gerader Richtung auf ihn zugeführt wurde.

Der junge Cavalier schien dies höchlichst zu verdrießen, und um den Büschen in seine Schranken zurückzuweisen, blieb er neben ihm stehen, und sagte mit ziemlich befehlenem Tone:

„Schneide Er mir doch ein Bouquet aus den Blumen dort!“

Der Gärtnerbusch rührte sich nicht; auf seine Schaufel ge- stützt klebend, antwortete er:

„Hier wird nichts abgehauitten!“

„Und weshalb nicht?“

„Weil's verboten ist für Fremde.“

„Ich bezahl's ihm!“

„Für Fremde geht's nicht!“

„Ich bin Einer Herrschaft nicht feund!“

„Ist Er ein Herr vom Hofe?“

„Vom Hofe? Nun ja, vom Hofe Apoll's, guter Freund!“

Der Gärtner schüttelte den Kopf. Der Fremde aber schien sich auf seinen Strauß zu capriciren. Er wollte nicht abgehen ohne ihn. Der Wunsch sollte nicht mit doppeltem Spott ihm nachschauen.

„Gib Er das Bouquet nur immer her. Ein gutes Trin- kelgeld soll Ihm werden,“ fuhr er immer in demselben befehlen- den Tone fort.

„Was will Er mit dem Strauß?“ versetzte der Gärtner- busche. „Er kommt damit gar nicht zum Garten hinaus; an den Anlagen wird riglirt, von den Kuffern, den Schildwachen — die werden Ihn anhalten, wenn Er mit Blumen daher kommt.“

„Ihn nichts — ich werde den Kuffern ein Stück Geld in die Hand drücken.“

„Ist hieretoch nicht Noth, das Geldindiehanddrücken!“ ant- wortete der Gärtner lächelnd. „Und noch einmal, was will Er denn mit dem Strauß, daß Er sich's so viel will kosten lassen?“

„Was geht's Ihn an?“

„Nun, ich meinte nur —“ versetzte der Wunsch, sich jetzt ab- wendend und seine Schaufel ergriffend, um die Erde zwischen den Blumen damit anzulodern.

Der junge Herr zog seine Börse hervor und nahm ein paar Silberstücke heraus.

„Das erhält Er für den Strauß,“ sagte er.

Der Gärtner hielt in der laun begonnenen Arbeit inne und blickte den Fremden verwundert an. Eine solche Hartnäckigkeit und zwar, wie es doch allen Anschein hatte, blos um die Befriedigung

eines launenhaften Wunsches zu erreichen, mochte ihm etwas Neues sein. Er kannte den Eigensinn einer Pöbelphantasie nicht.

„Geld thut's allein nicht,“ antwortete er dann; „wenigstens gehören auch gute Worte dazu. Was will Er mit dem Strauß?“

„Nun, denn durchaus etwas damit wollen?“

„Weil Er sich's so viel will kosten lassen, ja!“

„Gut denn — ich will ihm meinem Schatz schenken.“

„Das ist etwas Anders!“ sagte der Wunsch, indem er sein krummes Gartenmesser hervorzog.

„Hat Er je von der Blumenprache gehört?“

„Nicht ich doch nicht Gärtner sein, hält' ich nicht weßl da- von gehört; aber ich versetze mich nicht darauf. Bin noch nicht lang' in dem Geschäft!“

„Nun, seh Er, die Revolen da, die Er mir schneidet, die be- deuten: „heut kommt ich!“ und die dunkle Nette — geb' er mir die dunkelrothe Nette hinein, die bedeutet: „um sieben Uhr, wenn der Abend purpuru niedertunfelt!“

„Das ist häßlich,“ sagte der Gärtner. „Und dieser Goldlad, bedeutet der auch etwas? Soll ich ihn hinzugeben?“

„Freilich — ich bin Dir treu wie Gold“ bedeutet er — und „bleib' Du mir auch im Stillen hold“ sagt die Kurstel; so, schneide Er von beiden ab.“

„In der That, die Blumenprache gefällt mir, ich danke Ihn für den Unterrichts; will mir's merken.“

„Ich bin Dir treu wie Gold,“

„bleib' Du mir auch im Stillen hold —“

recitirte, wie um sich's einzuprägen, der Gärtnerbusche.

„Und dann,“ fuhr er fort:

„Wenn der Abend purpuru niedertunfelt —“

„Aber da heißt der Reim darauf; müßt' so etwas sein, wie munfelt — funfelt —“

„Nichtig,“ fiel der junge Fremde ein, „funfelt — etwa:“

Dem Sterne gleich Dein schönes Auge funfelt!

Der Gedanke zwar ist wenig neu,

Doch Anlange hat Er zur Poeserei! — —

„Am Ende finden wir noch, daß wir Brüder im Apoll sind!“

„Apoll, was besagt das?“ fragte der Wunsch, indem er sich ansetzte, die geschnittene Blumen ordnete und einen kleinen Käuel Waß auf der Brusttasche hervorzog, um den Strauß zu binden.

„Nun will Er gar noch Unterrichts in der Mythologie, nach- dem er die Blumenprache bereits gelernt. Das nächste Mal, mein Freund! heut' sage ich ihm nur, daß Brüder im Apollo nicht immer so viel heißt, wie gute Brüder!“

Der Gärtner überreichte seinen Strauß.

„Ich danke Ihn,“ sagte der junge Herr. „Da nehm' Er

sein Trinkgeld. Adieu!“ versetzte der Gärtner, und während der Andere sich zum Gehen wandte, rief er ihm lauchend nach: „Und viel Vergnü- gen auf den Abend, Herr Bruder!“

II.

Der Fremde verschwand hinter den nächsten Gehäuschpartien. Der Gärtnerbusche nahm seine Arbeit vor, aber nach wenigen Minuten warf er seine Schaufel über die Achsel, als ob ihn das Gefäch, das er begannen, langweile, und den Teufeln Wunsch pfeifend ging er gemächlich geraden Weges, ohne sich reglement- mäßig den Bindungen der Fäde zu fügen, aber dem Rasen dar- von. Er suchte den dem Schlosse nächstst liegenden Theil der Anlagen auf und näherte sich hier einem hübschen kleinen Hause, das unter einer Gruppe hoher Pappeln, von dichtem Gehäusch um- geben, gar idyllisch dalag. Es war weiß bemalten, an der Süd- und Westseite von Neben umspannen; zur Rechten und Linken der niedern Thür zeigten sich Stallobänke, die eine Fülle von Blin- men in Töpfen trugen. Da das Gebäude obendrein nicht gar weit von dem großen eisernen Gitterthore entfernt lag, welches den Haupteingang in die Anlagen bildete, so war un schwer in dem freundlichen Häuschen die Wohnung des Obergärtners zu er- kennen.

Als der Gärtnerbusche das Haus erreicht hatte, lebte er seine Schaufel an die Mauer desselben, zog seine leichte graue Keinenjade glatt, nahm sothan den Strohhut ab, um sich das Haar aus der Stirn zu streichen und zu ordnen, und nachdem er

entlich einen Blick an sich selber herabgeworfen, wie um den ganzen Zustand seiner äußeren Erscheinung zu muftern, begann er, den Widien eine andere Richtung zu geben. Er spähte nämlich mit einer gewissen Unruhe durch die offene Hautthür in das Innere des Häuschens; er ging darauf zum nächsten Fenst. — sodann zum zweiten und endlich zu einem dritten; aber überall stieß sein iudendes Auge auf einen weißlichen Vorhang von rotgewürfeltem Calico, der hinter den Scheiben hing und jeden Einblick in die inneren Räume des idyllischen Hauses unmöglich machte. Mißvergnügt wandte sich der Bursche jetzt der Hautthür zu — er setzte zögernd den Fuß auf die Schwelle — aber im nächsten Augenblicke zog er ihn wieder zurück, begann auf's Neue den alten Dessauer zu pfeifen und mit auflässen erhellten Zügen ging er von dannen, der Rückseite des Hauses zu.

Nach wenigen Augenblicken kehrte er zurück, eine Leiter von ansehnlicher Länge auf der Schulter tragend. Er wandte sich nämlich nach der einen Giebelwand des Häuschens, lehnte die Leiter daran und stieg nun empor, bis auf die obersten Stufen. Hier bog er vorsichtig, etwas schen, wie es schien, den Kopf so zur Seite, daß er in das halb geöffnete Fenster, welches oben im Giebel angebracht war, blicken konnte. Eine Weile spähte er ungestört hinein; plötzlich aber, mit einer Bewegung so hastig, daß er beinahe das Gleichgewicht darüber verloren hätte, wandte er sich ab, stieg eine Staffel tiefer und begann mit wunderbarer Hast und grenzenlosem Eifer Rebenblätter abzuschneiden.

Das Fenster oben hatte sich unterdessen auch zur anderen Hälfte geöffnet und ein ganz allerliebster seiner, schwarzzüngiger Mädchenkopf blickte heraus.

„Aber Wilhelm, um Gotteswillen, was macht Er? Ist Er toll? Schämt Er sich denn nicht?“ sagte das junge Mädchen zornig.

„Schämen? Ei, weshalb denn, liebezende Jungfer Minnette?“

„Daß Er so fed und unartig ist, in meine Kammer hineinzuinspionieren — und dazu hat Er am hellen Tage die Leiter auf die Wand gestellt, damit's Jedermann sieht, der Augen hat!“

„Weiß denn Jedermann, wo Ihre Kammer ist, Jungfer Minnette?“ fragte der Bursch.

„Er ist abschrecklich!“

„Verzeile!“

„Nun, macht Er bald, daß Er da fertigkommt?“

„Geldlad!“

„Wilhelm, ich rufe den Vater, wenn Er nicht geht.“

„Harret!“

„Ich glaube, Er ist übergeschnappt!“

„Das bin ich freilich, und zwar aus Liebe zu einer so ungebildeten Person, die nicht einmal die Blumensprache versteht! Das war Alles Blumenprache, Minnette!“

„Reinethalben spreche Er mit den Blumen, aber hier hat Er nichts zu schaffen!“

„Allerdings! Ich habe alle Hände voll zu thun. Ich muß die Weinblätter abschneiden, damit die Sonne die jungen Trauben befeuchten kann; es ist die höchste Zeit, daß die Arbeit geschieht!“

Und nach diesen Worten gab Wilhelm sich auf's Neue eifrig seiner Beschäftigung hin.

Minnetts Born über ihn mußte nicht von der gefährlichsten Art sein. Sie blieb mit dem Oberkörper in dem Giebelfenster liegen und sah ihm aus ihren schwarzen Schelmen-Augen lächelnd zu.

Nach einer Weile blickte Wilhelm blinzelnd zu ihr auf.

„Jungfer Minnette,“ sagte er, „wie wir's am Sonntag? Hat Sie's dem Vater gesagt?“

Minnette schüttelte den Kopf.

„Sie will's nicht?“

„Was nützt's? Er leidet's nicht, daß ich mit ihm zum Tanze geh'. Der verlaufsene Schwab', der Wilhelm Rath, ist ein Denauss und Nigendbän, sagt er.“

„Ich danke Ihr, Minnette.“

„Mir?“

„Nun ja, weil Sie's so hübsch बोषaft nachspricht. Und ich häü! Ihr doch ein hübsches feineses Band geschenkt, wenn Sie am Sonntag mit mir nach Feijungen hinaus zum Tanz gegangen wäre! Ich habe Geld, Minnette.“

Wilhelm Rath klinkerte mit den erhaltenen Silberstücken in der Tasche.

„So mach' Er sich ein Vergnügen damit; geh' Er heut' Abend in den Birngarten Kege! schiebe; es wird eine silberne Uhr ausgelegt.“

Wilhelm schüttelte mißvergnügt den Kopf.

„Ob' Er nur immer hin,“ fuhr Minnette fort, „Er thut mir einen Gefallen damit.“

„Wenn ich Kege! geh'?“

„Nun ja; es fällt den Leuten auf, daß Er allseits die Aebste hier umherlungert. Er geht nirgendwo hin. Er bringt mich in's Verze.“

„Was schadet's, allerhöchste! Jungfer Minnette? Bin ich denn kein anständiger Freier für die Jungfer? Bin guter ertentlicher Leute Kind. Mein Geschäft, die Gärtnerci, versteht' ich auch. Daß ich bin durchgebrannt von den Seltaten fest und über die Grenze von unserm guten Schwabenlänle — nun, das kann wir nicht spaben, bei keinem Menschen nicht. Wen die Werber gefah! haben, der ist süel daran, abscheulich bei unserm Karl Herzog; und wer sich nicht aus dem Staube macht, sobald er Weg und Steg sieht, der ist ein Karr. Ich hab's deßhalb kein Hehl, daß ich das abschneuliche Ding, den Schiegrügel, wegwerfen mag. Ihr Vater weis es auch, Jungfer Minnette; er hat mich doch zum Gehüßen zugenommen und ich denf', er nimmt mich noch zu etwas Bessern an.“

„Was Er sich einbildet!“ entgegnete Jungfer Minnette höflich, und eine Handvoll Blätter von den Reben, die bis zu ihrem Fenster hinausgestekert waren, abreichend, um sie dem jungen Manne auf den Kopf zu werfen.

Wilhelm ergriff eine der lang niederhängenden Loden und führte damit einen Schlag nach dem jungen Mädchen.

Dieses sprang höhernd zurück und verschwand hinter dem Fenster.

Wilhelm schaute eine Weile in die Höhe, mit seiner Rebe bewaffnet, wie um den Schlag zu wiederholen, sobald sie sich auf's Neue erwidern lasse. Aber Minnette erschien nicht.

„Minnette!“ begann er leise zu rufen.

Keine Antwort.

„Allerhöchste! Jungfer Minnette!“

Der schwarze Kodenstoff ließ sich bemerkten, wie er vorsichtig um die Aante der Fensterstüßung schaute.

„Will Er den Rebenzweig fallen lassen,“ hoherte sie, „senk . . .“ und dabei streckte sie ihren hübschen runden Arm, den der offene Aermel des Regenjäckchens vom Ellenbogen an unbedeckt ließ, aber Wilhelm's Haupt mit einem vollen Glase Wasser auf und drehte, dies über ihn niederzugiessen. „Will Er sich jetzt auf's Bitten legen?“

„Ah! ich etwas Anderes, als mich auf's Bitten legen bei der Jungfer Minnette?“ entgegnete er, sich rasch zur Seite wendend, um dem drohenden Gusse auszuweichen. „Wenn's nur hübsche bei der höflichen Jungfer Minnette. Es ist gar zu stolz auf ihr verweirter hübscher Kärdchen und ihres Vaters große eiserne Gekstiste.“

„Gekstiste? Welche Gekstiste?“ verlegte Minnette, indem sie das Glas neben sich auf die Fensterbank legte.

„Nun, die große Gekstiste, die der Vater in der Hinterstube hat, die er Niemanden betreten läßt und immer so sorgfältig verschließt.“

Minnettses Auge wurden plötzlich ernst. Sie schüttelte ihren hübschen reifen Kopf und sagte:

„Einfältig! Verze! Kümme! Er sich nicht darum.“

„Nun, was hat's denn sonst zu bedeuten, wenn's nicht wahr wäre, daß die Leute sagen, der Gärtner habe einen graufam reichen Onkel in Westindien beerbt und das Geld sei in einer großen eisernen Kiste gekommen und die habe der Gärtner in seiner Hinterstube fest in die Wand mauret lassen?“

„Davon ist keine Sylbe wahr, Wilhelm. Wenn Er deßhalb nach mir freit, so lasse Er's nur ja bleiben!“

„Es ist aber doch wahr, daß Niemand je von dem Gärtner in die Hinterstube gelassen ist; daß er zu einem Schritt aus dem Hause geht, ohne vorher nachgehens zu haben, ob auch die Thüre fest verschlossen; daß die Fenster mit dicken Vorhängen sorgfältig verschlossen sind, so daß Niemand vermag, einen Blick hineinzuwerfen — was bedeutet denn das Alles?“

„Krag' Er den Vater!“ entgegnete Minette, ernst lächelnd. „Ich werde mich hüten. Doch ihn fragst, den wirst er zur Thüre hinaus. Also was doch etwas aus Abscheulichem in der Stube sein. Etwas Lebendes ist's nicht, denn dann müßte man bemerken, daß Speise und Trank hineingebracht würde.“

„Vielleicht geschieht's des Nachts, wenn Alles schläft,“ warf Minette höflich ein.

„Wilhelm schüttelte den Kopf.

„Dann müßt' ich's hören,“ sagte er, „denn ich, Jungfer Minette, darf Sie's nur weiß, ich schloße mein Lebtag nicht.“

„Bei Tage nicht, das glaub' ich.“

„Auch in der Nacht nicht, weil ich an meinen allerheiligsten und allergrausamsten Schatz denke.“

„Minette griff wieder zum Wasserglase und streckte es lachend über Wilhelms Kopf aus. Dieser bog zur Seite aus, aber der Fuß kam nicht.“

„Nacht,“ fuhr der Gärtnerbursche dann fort, „kriech' im ganzen Hause still. Also ein Mensch kann's nicht sein, der in der Hinterstube versteckt ist. Eine rare Pflanze, welche der Gärtner erzieht, auch nicht, die müßte Licht und frische Luft haben. Was ist's nun? Der Gärtner wird doch Niemanden verletzen und darin verkehrt haben? Es ist freilich nicht mit ihm zu spielen, er kann zerstoß genaug werden, wenn ihm etwas in die Lirne leuchtet!“

„Wie mag Er nur so abscheuliches Zeug reden,“ verlegte Minette, die Farbe leicht wechselnd; „suh, Wilhelm!“

„Aber es muß doch seinen Grund haben,“ fuhr der Gärtnerbursche fort.

„Den hat's auch, seinen guten Grund, daß der Vater Niemanden in die Stube läßt. Aber es hat sich auch seiner darum zu kümmern — Er auch nicht, versteht Er, Wilhelm! loh' Er's sich gesagt sein oder mit unsrer Freundschaft ist's ein für alle Mal aus, daß Er's weiß. Vag' Er die Leute reden, wenn's ihnen Vergnügen macht, scheidet's Zeug zu schweigen!“

Und damit zog sich Minette vom Fenster zurück.

„Wielbig blüete eine Weile hinaus, um zu sehen, ob sie nicht wieder erblühe.“

„Sie hat's quer genommen, daß ich endlich einmal davon begreifen habe,“ sagte er dann halblaut für sich. „Und so stug bin ich, als wie zuvor. Versteht ist's bei alle dem. Neulich Abends kommt der Verlobt', der Matthes, gekauert und sagt, er habe in der Dämmerung die weiße Frau über den Schloßplatz her in den Garten schreiten sehen verschleiert, langsam sei sie dabei gegangen und auf des Gärtners Wohnung zu — die Thüre sei wie von

selbst vor ihr aufgeprungen — drinnen sei sie verschwunden . . . hat der Bube gelogen oder die Wahrheit gesprochen? Da, ja, seitdem ist's, die Geschichte mit der Hinterstube; wie ist das' ich mich auf die Lauer gelegt, aber wahrzunehmen ist nicht. Nun freilich, wenn er's wahrzunehmen ist, wie's der Herr Gärtner ihnen vorher wissen, und dann heißt's: Wilhelm, die Pflanze hinten im Küchengarten müßte heute beschritten werden, um Zu, Matthes, lauf' nach Kraichsteden, dem Herrn Wilmerscher laßt Du Dünntreifer bringen — damit sind die Kupfasser beseitigt!“

### III.

Keuren wir jetzt zu dem jungen Manne mit dem Strauße zurück. Er hatte sich in einen der abgetragenen Theile der Ausrüstung begeben und dort auf eine Gartenbank niedergeworfen. Hier hatte er lange gesessen, das Haupt auf die Lehne der Bank zurückgelegt und so in die dunkle Bläue des Himmels starrend. Sein Auge hatte dabei einen eigenthümlichen schwärmerischen Glanz angenommen; auf seiner schönen Stirn lag etwas wie ein Wehen unendlich beglückender hochfliegender Gedanken. Dann stand er auf und sagte halblaut für sich:

„Genug geträumt in der freien schönen Gotteswelt! Wir müssen jetzt zu Werk zurückkehren, der von seinem Krugabblat nun wieder dabei sein wird. Wollen hören, wie Abram Heinrich Reinhard der Jüngere\* über all die Sachen denkt, die uns durch den Kopf geangren, und welche Beschreien er uns und allen seinen lieben Mitbürgern in den Kopf werfen wird!“

„Mit raschen Schritten suchte er dann den Ausgang aus und zwar den Hauptausgang nach dem Schloßplatz hin, in dessen Nähe die Wohnung des Gärtners lag. Ein paar hundert Schritt von demselben entfernt blieb er plötzlich stehen.“

„Aber mein Strauß!“ sagte er, indem er das große Bouquet, welches Wilhelm ihm vor einer Weile hatte schneiden müssen, betrachtete und sein Gesicht darin barg, um den Duft in langen Jähren einzulangen. „Schauer Strauß, Du bist Contrebande! Am Thore werden wir auf eine Wache oder einen Aufseher stoßen, die Dich confisciren und am Ende den Freier, der Dich trägt, dazu! Soll ich ihn fortoercken? Es wäre Etwas darun; aber, sieh da, taucht nicht da ein allerliebtes Wächterantlitz vor und auf? — bringen wir ihr die Kinder Florens zum Angebinte!“

(Fortsetzung folgt.)

\* Mr. Schiffssternname.

## Wild-, Wald- und Waidmanns - Bilder.

Von Guido Hammer.

### 2. Das Wildschwein.

Die deutschen Wälder dürften wohl kaum ein urwüchsigeres Wild, selbst den Bär und das Elen, die beide wenigstens die Grenzen unseres Vaterlandes streifen, in sich bergen, als das Wildschwein. Wichtig und einfach von Formen, bietet es in seiner dunkeln, besitzigen Bedeutung einen überaus wilden, fast dämonischen Anblick, dessen Grund durch das kleine, funkelnde, namentlich in der blutunterlaufenen Farbe der Wuth dem Feinde wahrhaft lächelnd entgegen leuchtende Auge noch verstärkt wird. Ueberhaupt ist das merkwürdige Thier, was seinen Charakter anfangs, von einer seltenen Entschlossenheit, immer bereit, es mit jedem Gegner anzunehmen. Unerklärlicher Wuthes voll bis zum letzten Augenblick des Unterliegens, verwindet es auch dann noch alle Schmerzen, so daß selbst der Todesstanz ihm keinen andern Laut andrückt, als ein nutzlosiges Schnauben und jenes unheilverkündende Zusammenschlagen der Geweire.\* Ein ritterlicher Kämpfer verläuft der geharnischte Löber, wenn er, sei es vom Menschen oder vom Hunde, verfolgt und angegriffen wird, oder habe er gegen Bär, Wolf und Luchs zu kämpfen, sein Leben gewiß auf's Tapferste. Kommt doch sogar der Jäger der Jetztzeit, trotz seiner überlegenen Feuerwaffe, bei solcher Jagd noch manchmal in Lebensgefahr. Lassen wir zur Veranschaulichung derselben ein Bild selgen und führen wir den Leser abermals an einem Wintertage in den Wald, wie

\* Geweire: Hauer, Zähne.

neulich, da wir der Fährte des edeln Hirsches in Frieden nachgehen konnten. Dießmal richten wir unsere Blicke auf einen harten Kampf.

Es war an einem Decembertag. Die Natur hatte sich in ihr einsamigstes Gewand gehüllt. Kein klarer Streifen verklärte im Osten die Sonne; nur einziges Grau bedeckte den Himmel — den Hohen sahles Weiß, das während der noch herrschenden Dunkelheit mit dem weißlichgrauen Horizonte in der Ferne zusammenkam. Der dunkle Nebelwald, aus dem hier und da der mächtige und oft vom Bliz zerplittete Bihel einer aus einer früheren Generation von Bäumen heranstammten Eiche oder Buche emporragte, bildete den Controff dazu, milderte aber nicht die tiefe Melancholie, die sich gleichsam auf Alles, so weit das Auge reicht, gelagert hatte, sondern gab ihr einen nur noch tieferen Ausdruck. Auf einem Kreuzwege im Walde, an einer vielleicht tausendjährigen Eiche, die in die trübe dämmerige Luft hineinragte, stand, wie es schien, erwartungsvoll die jugendliche, aber durchaus männliche Gestalt eines Jägers. Braunschwarzes Haared undartes und tiefer beuaner Farbe des Gesichtes von slavischer Bildung, hatte diese breitschultrige Gestalt etwas ungemein Imponirendes, was durch das sähne, dunkelblühende Auge, mit dem es in die Ferne schaute, um mau in unbestimmten Umrissen etwas daherscheitenden Menschen gewahrte, noch bedeutend unterstützt wurde. Mit den Füßen den



tiefen, weichen Schnee stampfend, um sie zu erwärmen, hielt er unerrätlich das Auge auf den Kommenen gefeßt, während neben ihm auf dem nichtgereinigten Schnee ein Dachshund halb lauernd und freierig sah und nicht müde aufmerksamer, als sein Herr, mit emporgewogenem Behänge und schief gehaltenem langstehendem Kopfe den Nahenden beobachtete. Daß er nicht laut wurde, bewies, daß seine Nase ihn bereits einen Nahenden wittern ließ, und so war es auch. In Kurzem war der Andere da, der, ebenfalls ein Jäger, lautlos im Schnee dahergewandelt kam, daß bei jedem Schritt die schaumigen Fäden vor ihm herflogen, um in die sich bildende Bahn getreten zu werden. Ein langer Streifen durch eine malerische weiche Decke bezeichnete des Kommenden Fährte, die hier und da von der Fährte manderlei Gemüths durchkreuzt war. Diese beobachtete der Daherkreuzende, ohne viel Neugier von Dem, der auf ihn wartete, zu nehmen, mit Aufmerksamkeit. Noch ehe er ganz heran war, besaßte das freundliche, unruhige Hin- und Herreden des Dachshundes, so wie ein gelindes Schwanzwedeln, womit er im Eipen den Schnee wegschob, daß ein seinem Herrn Freundteher nahe. Mit einem „Waidmanns Heil!“ reichte jetzt der Hingewommene dem Andern hieher die Hand, was kräftig und trenbergend erwidert wurde. Liebelnd streichelte dann Jener dem Dachsh den Kopf, der mit halbunterdrückten Winseln seine Freude ausdrückte, theils über den Empfang, theils in der Hoffnung, daß es nun jedenfalls weiter gehen und für ihn Arbeit geben werde. Nachdem sein Herr ihn emporgenommen und sich auf die Schulter gesetzt hatte, um ihn durch's Kaufen im tiefen Schnee nicht zu ermüden, schritt er mit einem: „Man rasch vorwärts!“ voraus, und der Andere, eine schmähliche Figur mit blendem Haar, Schwanz und Knebelbart und einem milnen, aber doch lebendigen, männlichen Anse, folgte ihm, indem er fragte:

„Was hast Du denn eigentlich gesehen, \* daß Du mich mit Wäse und ohne Hund bestellst halt?“

„Die Sache ist die,“ antwortete Jener, der Unterförster auf „Heiligen Meer Revier“ auf dem „Astermalde“ bei t war und Herrt Gesla hielt, „gestern Abend, als ich vom Revier nach Hause ging, spürte ich, da es bereits einen gehörigen Schnee herangeworfen hatte, hinten an der Hirschbacher Grenze, nageleue das starke Schwein, dem ich und viele Andere, wie Du weißt, so manches liebe Mal zu Gefallen gegangen sind, ohne die Bestie je zu Schuß bekommen zu haben. Es war, wie gesagt, ganz frisch, hinten nach dem Reberbrunner See, der jetzt fast ohne Wasser ist, aber doch warme offene Stellen hat und deshalb das Satantthier vielleicht einmal bestimnt haben mag, dort in den Kaupen sitzen zu bleiben. Da ist doch eher einmal Hoffnung, zu Schuß zu kommen; denn aus einem Dicksicht ist's ja gar nicht raus zu bringen, weder mit Treiben, noch mit Hundten, und sich auf der Fährte in ein solches Nest heranzuspähen, ist auch kaum möglich, da es in die dichtesten Stellen geht und man ihm also ganz nahe auf's Leber rücken müßte. Da konnte man nicht einmal schießen und das wäre denn doch zu gefährlich. Siehst Du, Camerad, weiß ich um, wenn ich's nicht schießen kann, es wenigstens keinem Andern gönne, als Dir, habe ich Dich in der Stille bestellt und, walt's Gott! erwischen wir heute die Bestie! Nun das sage ich Dir: Einer sieht für den Andern ein, denn zu spüren ist mit dem Wurschen nicht, und das ist der zweite Grund, weshalb ich Dich dazu genehmen. Ich weiß, wo es gilt, bist Du der Mann!“

„Es gilt!“ antwortete der Andere, der Adjunct beim Oberförster von demselben Revier war und Fischmann hieß, mit leuchtendem Blick und sein ganzes Wesen wurde voll Jäger in Erwartung einer solchen Jagd, die für den deutschen Jäger, außer in Wildgärten, bereits zur Seltenheit gehört. Kläglich gingen nun die beiden Jäger weiter, dabei sich besprechend, wie das Unternehmen zu leiten sei. Sie beüllten sich, möglichst schnell an's Ziel zu kommen, damit nicht etwa ein anderer von den Forstbeamten, der abspähen ging, auf die Fährte und ihnen zuvorfalle; denn es war heber, ausdrücklicher Befehl an alle Forstbeamten ergangen: jedes Schwein tot zu schießen, da sein Wildschaden mehr beßagt wurde und die Wäuren deshalb unzulässig waren.

Kein Lichtstrahl brang durch den dichten Schneehimmel, obgleich es Tag geworden war; freilich einer der trübsten, die im Jahre vorkommen. Dennoch war der Wald in diesem tristen Ton

nicht ohne Schönheit; denn wie der mehrere Fuß hoch gefallene Schnee den Boden bedeckte, so lag er auch auf Ästen und Zweigen, die sich schwer herabneigten, fast unter der Last brechend. Die schlanken Birken hatte der Schneefall freuzweise ineinander gebogen, daß sie dem herrlichsten getöschten Bamerken glichen und gleichsam Ehrenpforten für die darunter Durchstreichenden bildeten. Jedes schlankes Reiß trug tief gebüht seine Bürde eben so, wie die mächtige Eiche, die ungebogen und hart auf ihren Schlangenanmen den vom Himmel empfangenen Schmutz zum Himmel streckte, während nicht müde schenmäßige Fäden ihre Zweige, deren untere in ihrer weisen Verkleidung den Boden berührten, heraberschleiften, ein Bild der Temuth und — deshalb am so wunderbarer und rührender das Auge fesselt. Kein Laut, kein Ton rings umher, denn selbst die Schritte der Jäger waren unhörbar; sein Hauch rührte Nadel und Zweig, kein Vogel ließ sich vernehmen — die Natur schlief gleichsam mit offenen Augen unter dem Rauber der winterlichen Hülle und der schweren bleiernn Luft. Auch auf andere Jäger schien der schneebedeckte Himmel verstummend einzuwirken. Wenn auch der Blente zuweilen ein stummen Bild auf die phantastischen Schneegebilde der belasteten Büume streifen ließ und seinen Cameraden auf ihren Reiz aufmerksamer machte, so kam es doch nicht zu einem munteren und beiteren Gespräch. Immer verwärts treibend hatte der Andere nur Sinn für die Fährten, die seine Nase freuzten; aber auch sie interessirten ihn heute nur in so weit, als er die Fährte des starken Schweines etwa zu finden glaubte. So eilten sie, so schnell es der tiefe Schnee zuließ, weiter auf schmalen Firschgängen durch hebes Holz, so wie durch Stangenholz und Dicksicht dahin, in welchen sie den Schnee von dem jungen Wald in Massen abstreiften, so daß die beschneeten Zweige in die Höhe schnellen und auch die über ihnen hängenden Äste entlasteten. Weiße Wisen lagen jetzt vor ihnen und den Horizont begrenzte die Felskette, welche den ersehnten Reberbrunner See einfaßte. Mit portepeller Eile überschritten sie die id' sich vor ihnen ausbreitenden toten Wehane. Trotz des kalten Morgens rannen unsern Waidmännern die Schweißtröpfchen von der Stirn, so heftig strebten sie vorwärts, da bereits wieder einige Fäden fielen und sie bestirhten mußten, daß, wenn es ärger läme, die ewigen Fährten versteinert würden. Endlich stanten sie am Rande des See's und sie aufstuntem rasteten sie einige Augenblicke.

Nach Ueberlieferungen wußte man, daß der See Menschengalter lang ungeschmälert Wasser gehabt und daß sich damals Taufende von allerhand Wasservögeln angehalten. Kläglich hatte es soeben angefangen, an Wasser arm zu werden, bis er völlig ausgetrocknet, ebenso lange als mildes Land dagelegen und sich kaum zu füllen begonnen, und so abwechselnd fort. Jetzt glich der halb angetrocknete See einem mächtigen Kirchhofe, denn die ihn über und über bedeckenden Schilfläusen in ihren beschneiten Formen sahen aus wie eben so viele schneebedeckte Grabhöhlen, über die das Auge, ohne einen andern Halt zu haben, bis an die unbedeutlichen Umriffe der das andere Ufer begrenzenden Wälung hinschweifte.

Nachdem ein Schluß auf der Fährte die Jäger erlabt hatte, gingen sie aneinander, um jeder eine Seite des See's abspüren und sich auf der entgegengesetzten Seite zu treffen. Nach einer kleinen halben Stunde waren sie wieder beisammen und Firschwann hatte wech manche andere Fährte, aber keine des Stieres entdeckt; ebenso hatte Gesla außer der vom vorigen Abend, die jetzt verschneit und kaum noch merkbar war, keine frische gesehen. Nichtin mußte das Schwein in den Kaupen sitzen. Sofort ging's an die alte Fährte zurück und ohne Umlände wurde nun der Dachshund auf die Fährte gesetzt. In kurzen Bogensprüngen sah man das Dicksicht im Schilf und Schnee verschwinden und zur höchsten Freude der Jäger wurde es auch sehr bald laut, und zwar so, daß man hörte: er stelle das Schwein. \* Mit einem: „Jetzt ist uns geholfen!“ ging's nun darauf zu. Aber das war keine leichte Arbeit, sich durch das dicke Schilf zu winden, das raschelnd von ihren Füßen zu Boden getreten wurde. Ober sie kamen durch offene Stellen bis an die Kniee in Schlamm und Wasser; dann wieder auf glatt gefrorenen Grund, der sie oftmals zum Fallen brachte, wobei sie für ihre Genehne beßagt sein mußten. Jeder wollte der Erste sein, um möglichst auch zuerst zu Schuß zu kommen; doch schon waren sie ganz nahe heran, ohne daß sie das

\* reden: wenn man im Winter durch Abspüren sich überstugt hat, daß irgend ein Wild in einem Dicksicht oder sonstigen Schilfwinkel sich verborgen hält.

\* Stellen: wenn der Hund das betreffende Wild berührt, ihm Stand zu halten, was er durch unaußersichtliches Bekken zu erkennen gibt.

Schwein im Gewirr von Schiff sehen konnten, und nur das Gebell des Hundes, so wie das Raseln des dünnen Schiffs, das, je nachdem die Sau den Hund annahm und dieser sich schloßte, wo darauf liegenden Schnee frei wurde und deutlich die Stellen zeigte, wo Hund und Eber bereits aneinander gerathen waren. Mitunter sahen sie wohl das gereizte Thier einen Moment; trotzdem aber konnten sie nicht schießen, da man in demselben Augenblicke den Hund nicht sah und zu besorgen hatte, daß er in Schußlinie sein und mit getroffen werden könnte. Man werte deutlich, daß er dem mächtigen Schwein, wie er auch immer unablässig auf dasselbe eintraug, nicht eben Furcht einjagte; es nahm nur Notiz von ihm, wenn er allzu nahekam wurde. Dann fuhr es pfeifend auf ihn ein, aber mit beneidungswürdiger Schußleistung wußte sich das Däsel jedes Mal, trotz dem ungnädigen Terrain, dem gefährlichen Gegner zu entziehen, um sofort auf einer andern Stelle auf seinen Todfeind wieder einzuschießen.

Entlich bekam der eine von unseren Jägern, der Schwarz, einen Augenblick eine Lücke frei, um auf das Schwein schießen zu können, und geknöpft hielt er Schuß in die Winterluft hinaus. Aber kaum war dies geschehen, so fuhr das jedenfalls angehoffene, raschschauende Thier auf unsere Jäger zu, die rechts und links zur Seite sprangen und so, zum Theil durch die Raupen geschützt, dem ersten Anprall entgingen. Ein zweiter Schuß von demselben Schützen blieb ohne andere Wirkung, als daß der borsige Feind nur noch wüthender wurde. Pirschmann hatte sich anständig verhalten müssen, da ihn entweder der Hund, oder gar sein Freund in Schußlinie gewesen. Zum Glück konnten sich jetzt beide Jäger hinter die Raupen schießen. Dadurch kamen sie dem Eber aus dem Gesicht, der in seiner Wuth an ihnen verberisch, den Dachshund unmittelbar hinter sich her, weiter hinein in den See ging, und prasselnd durch die zugefrorenen, wenn auch nicht tiefen Stellen brach, bis er sich abermals dem Hund stellte. Sofort gingen die Jäger, nachdem Gesta wieder geladen hatte, auf der Schneefährte\* fort, aus der sie ersehen, daß das Schwein am Vortrass verunwetet sein mußte. Es kostete Vorzicht, ehe sie einen Schuß anbringen konnten. Diermal schief Pirschmann zuerst; er kam aber zu hoch, und die Kugel ging nur durch den vor Wuth emporgerüsteten Kamm. Ungeduldig der Gefahr nahm das Thier sogleich seine Feinde wieder an. In diesem Augenblick schief der zweite Schütze und zwar mit Posten in ziemlicher Nähe, und als er sah, daß diese wirkungslos blieben, das Angelohr des Doppeltzes auf den nun kaum zehn Schritte entfernten, eintretenden Keiler. Doch bei der Daß, mit der es geschehen mußte, mißlang auch dieser Schuß, und indem unser Jäger auf die Seite springen wollte, kam er aus dem Eise so unglücklich zu Falle, daß er dem sichern Untergange preisgegeben gewesen wäre, wenn nicht der Andere, da er seinen Cameraden in so augenscheinlicher Gefahr sah, mit verzweifeltem Kühnheit die ungeladene Waffe weggenommen und mit dem Pirschhänger, der hier fast wie ein Speisegabel war, sich todesmüthig zwischen das anbraufende Ungeheum und seinen Freund geworfen hätte. Kaum aber, daß sein Sprung ausgerichtet hatte, den Feind zu bedeu, so war auch der schmale Eber schon heran, und ein einziger Schlag mit seinem haarfahnen Gelehr schlug den Unglücklichen nicht nur zu Boden, sondern brachte ihn auch eine Wunde in den Oberhaken bei, die, vom Knie bis gegen das Hüftbein hin, weißlich und blutend den blanten Knochen sehen ließ. Doch, immerhin noch glücklicher Weise, hielt sich das verreckte Thier nicht bei seinem Opfer auf, sondern brach unaufhaltsam wie transpore Sturmwind, durch das Geräch, das Eis unter sich zererschlagend, so daß das niedrige Wasser des See's hoch emporspritzte und seine Bahn durch den rothen Schweiß seiner mannichfachen Wunden, die es theils durch die Kugeln, theils durch die scharfen Pirschstitter erhalten hatte, bezeichnete. Dabei hatte es seinen, obgleich schwachen, aber doch unerwähnten Verfolger, den Dachshund, stets hinter sich. Wagt und des ununterbrochenen Geflöss überdrüssig, stellte es sich endlich nochmals, und drang mit höchster Erhiterung auf den kleinen tauben Feind ein, der immer und immer ausweichen verstand, ohne sich abzudrehen zu lassen.

Inzwischen lag der todtenhafte junge Jäger auf dem von seinem Blute roth gefärbten Schnee; sein Camerad kniete neben ihm und versuchte, die Sau in aller Leusel Namen verwühend, die Wunde mit dem heranzgeschüttelten Unterfutter seiner Juppe und mit Berg aus seiner Schiefstache zu verbinden. Dann legte er weich gerie-

\* Schneefährte: Blunpur.

benes Schiß auf den Verband, um das durchbringende Blut zu hemmen, und band noch seine Fingerringe darum. Mit heißer Ruhe hatte der Verwundete der ganzen Operation zugehauert, ohne sich vom Flecke rühren zu können. Befusam nahm ihn nun sein Freund auf und lud ihn sich auf die Schulter, um ihn in ein nicht allzufernes Fortschuß vom Nachbarreviere zu tragen. Da fiel in kurzer Entfernung an der Grenze ein Schuß. Augenblicklich sah Gesta den gelenden Jäger: „hupp, hupp!“ erschallen, um Hülfe herbeizujubeln. Sofort wurde der Ruf beantwortet. Ihn noch einmal freudig erwidert und abermals Antwort vernehmend, ließ unser Waldmann seine Last sanft sinken, bereitete seine Juppe auf den Schnee, und legte den kranken Cameraden mit dem Rücken gegen eine Raupe. Darauf sagte er:

„Jetzt, Brüderchen, kommt Hülfe! Man lasse ich Dich einen Augenblick allein, und schiße erst das Merdweil, den Teufel von einer Sau, tot. Der Hund stellt noch immer, und hertst Du's nicht, wie das Däsel gault? Da mochte es wohl ein augensichtliches bekommen. Na warte, Salan, dich wollen wir schon kriegen!“

Dabei hatte er bereit sein Doppeltzes, welches Spitzbild schoß, geladen. Sein gelend wiederholtes „hupp, hupp!“ wurde schon viel näher, als das erste Mal, beantwortet, und jetzt eilte er der Gegen zu, wo der Hund noch immer, wenn auch schwächer, laut war. Bald war er an Schußweite herge.

Auf einer kleinen ausgetrockneten Wiese mitten im Geräch und zertrümmertem Schnee sah das schon todtsatte, aber noch immer wuthigrie Wildschwein. Aus ein paar Kugelnwunden (schweifend, den weißen Schaum vor dem Gebräch,\*) knirschte es mit den Zähnen, daß man es auf ziemliche Entfernung deutlich vernehmen konnte. Sein klügig unterlaufenes kleines Auge bligte aus dem bunten Koloß todschweigend herans, und war nachgelähnt auf den Dachshund gerichtet, der sich in einer gemessenen Entfernung hielt und nur noch in Pausen den grimmen Feind anstifete.

Dem abermals erntenden Ruf des Herbeigelenden, der ganz in der Nähe erklang, antwortete unser Jäger mit einem Schuß aus das tapfere Wildschwein, und schon glaubte er wieder gefehlt zu haben, da es ruhig sitzen blieb; doch ehe er das zweite Rohr entlad, brach es zumächsten Stumm, wie es geklammert, verreckte das ritterliche Thier. Schnell sprang der Sieger, um nöthigen Falls den Fang zu geben, herzu. Auch er Dachshund versuchte es, seine Wuth an dem toten Reden auszulassen, doch ach! — kaum konnte sich der Schwerverwundete, was sein Herr erst jetzt schmerzlich und überaus bemerkte, zu ihm heranzschleppen. Aus einer lassenden Wunde hing das Gescheite\*\* heraus und schleipete auf dem Boden nach. Wüthend, halb vor Schmerz, halb vor Freude, seinen Herrn zu haben, legte er sich zu dessen Füßen nieder, und sah ihn mit einer Miene an, die unser eben nicht wieder Jäger, der für das Vees seines Cameraden nur eine Verwundung für die Sau gehabt, nicht ertragen konnte, und die ihm die Thränen in's Auge trieb. Kiebsfend nahm er ihn auf, und suchte das Gescheite wieder in die Wunde zu stecken. Den Herrn wehmüthig leidend, dankte das arme hilflose Thier da für.

Unteressen war der Frestor vom Nachbarreviere — denn dieser war es gewesen, der, nachdem er einen Fudsch geschossen, den Ruf beantwortet hatte — herangekommen, da er natürlich dem Hundgebell und dem letzten Schuß nachgegangen. Rasch theilte unser Schwarzger dem wüthigen Alten alles Erlebte mit und bat um Hülfe. Mit einem heben Verwurf, daß jener seinen schwerverwundeten Freund ohne Verstand liegen gelassen habe, beschleunigte er mit jugendlicher Kraft seine Schritte, den unglückselig fünf-hundert Schritt vom hiesigen Wahlplatz entfernt Liegenden zu erretten. Bei seiner Ankunft härtete er überdies durch einen Schuß zum dem Kranken, dem übrigens die Nachtig, daß die Sau erlegt sei, sehr willkommen war, und der es seinem Freund durchaus nicht verargte, daß er ihn ein Weichen verlaßen, begogen den armen winfelnden Dachshund aufrechtig bebauerte.

Diesem nahmen ihn der Frestor und Gesta auf ihre krengweise verschlungenen Arme, um ihn nach dem nahgetogenen Grenzfortschau des Alten, der außerdem das Däsel bis an den Kopf in seinen Büchsenrangen gestekt hatte, zu tragen. Nicht weit von der Kampfstätte besam sie Hülfe, wie der Letztere wüthend, durch Holzmann im Walde. Dahin wurde der arme Pirschmann ge-

\* Gebräch: der Rüssel, überhaupt das ganze Rauf.

\*\* Gescheite: die Gedärme.

tragen, wo man ihn auf einen mit Reifig bedeckten Schiebedeck legte, diesen auf Stangen festband und so als Trage benutzte, welche von den Dolmadrern aufgenommen war. So schnell als möglich ging's nun zum Herdhaufe zu, wohin der Förster vorausgehen beschloß, um seine Familie auf das Ereigniß vorzubereiten. „Die Kofel besetzere,“ — so flüsterte er dem mit einem alten Mantel bedeckten Kranken betreuend in's Ohr, — „die könnte mir ja sonst des Todes erschrecken!“ Ein dunkleres Vögelin und eine leise Kopfneigung war die Antwort hierauf.

Seitdem verging mancher Tag in Schmerzen; aber als der

Genesende endlich sein Lager im Hause des guten Alten verließ, um am Arme der Kofel, die ihn treulich gepflegt hatte, in der kleinen, mit Hirschgeweißen reichend verzieren Stube umherzugehen, betraute das Vögelin von damals seiner Erklärung mehr, und als es verlaunte, daß Fischmann mit der vielbewunderten und von aller Welt geliebten Kofel, der jüngsten Tochter des Försters, verlobt sei, da murmelte mancher derbe Jäger etwas von „Schwein“ und „Glad“ in den Bart, um in gewohntem Ausdrücken den Zusammenhang der unglücklichen Jagd mit dem jenen beneidenswertem Gewinn des biteren Cameraden zu bezeichnen.

## Das Blei und seine gefährlichen Wirkungen.

Von Dr. Franz Döbereiner.

I.

Bleikolik. — Das Bleioxyd. — Zubereitung der Zotten in Bleigefäßen. — Ueber und Schnupftabak in Blei. — Kinderpockenverhütung von Blei. — Blei-fahren beim Reinigen der Glas- und irdenen Gläsern. — Das Blei im gelbesenen Blut. — Der Bleierkrank bei Säugern, Zwillen- und Tringelstirren.

Schon in den ältesten Zeiten kannte man die höchst gefährliche Krankheit, die bei solchen Menschen auftritt, welche sich fortwährend mit der Bearbeitung und Verwendung des Bleies und dessen Verbindungen beschäftigen. Diese Krankheit nannte man wegen der sie begleitenden heftigen Leibschmerzen die Bleikolik oder auch, da sie insbesondere die mit Weislarben sich beschäftigenden Maler und Anstreicher befallt, die Malerkrankheit. (Laven später).

Die Ursachen dieser Krankheit sind zweierlei Art: für's erste wird sie veranlaßt durch das stete Einathmen einer mit den Dämpfen und den Staubigen Theilen des Bleies verunreinigten atmosphärischen Luft, wie sie in den Werkstätten, wo Blei verschmolzen oder sonst verarbeitet wird, immer enthalten ist; für's andere kann sie aber dadurch hervorgerufen werden, daß die Arbeiter in solchen Werkstätten eine Verunreinigung der freilegenden Körpertheile mit dem Staub des Bleies u. s. w. nicht sogleich vermeiden können, wodurch theils eine Aufzählung nach den inneren Körpertheilen veranlaßt, theils aber auch durch die Hände eine Verunreinigung der davon besetzten Speisen verursacht wird.

Ganz ähnlich den Erscheinungen der Bleikolik, welche nur durch eine gänzliche Unterlassung der Arbeiten mit Blei oder dessen Verbindungen und durch eine zweckentsprechende ärztliche Behandlung, aber auch dann nicht immer mit bestem Erfolg, gebillt werden kann, sind diejenigen Zustände, welche im menschlichen Organismus nach einem wirklichen, absichtlichen oder zufälligen Genuß von Bleiverbindungen auftreten, und nicht selten den Charakter einer wirklichen Vergiftung annehmen. Trittartige, das Leben gefährdende Vergiftungen sind aber ziemlich häufig, da leider im häuslichen wie im gemeindlichen Leben die Verwendung des Bleies in verschiedensten Formen und zu verschiedensten Zwecken eine sehr häufige ist, trotzdem daß seit vielen Jahren auf die Schädlichkeit dieser Verwendungarten hinreichend durch Sachverständige aufmerksam gemacht und selbst auch durch behördliche Verordnungen dagegen eingeschritten worden ist. Es sind nur kaum zehn Jahre verflossen, daß in einer Weinbau treibenden Gegend an der Elbe die absichtliche oder zufällige Vermischung des Weins mit Blei mehrere Epochen forterre, und es ist daher gewiß gerathsam, in diesen viel gelieferten, weit verbreiteten Blättern die Gefahren, welche durch die Benutzung des Bleies und seiner Verbindungen veranlaßt werden, offen darzulegen.

Das Blei ist in seinem reinen metallischen Zustand wie jedes andere Metall für die menschliche Gesundheit als unschädlich zu betrachten, und würde wegen der Mäßigkeit und wegen der Leichtigkeit, mit der man es in die verschiedenartigsten Formen bringen kann, ein sehr brauchbares Material zur Verfertigung der verschiedensten Geräthchaften für den häuslichen und gewerblichen Bedarf sein. Diese Verwendung ist aber sehr beschränkt und zwar deshalb, weil das Blei in einem sehr hohen Grade die Eigenschaft besitzt, den Sauerstoff aus der atmosphärischen Luft und selbst auch aus verschiedenen Sauerstoffverbindungen anzuziehen und damit eine Verbindung zu bilden, die in Flüssigkeiten von saurer, basischer oder salzartiger Natur mehr oder weniger leicht löslich ist und diese, wenn sie als Nahrungsmittel oder Arzneimittel benutzt werden, zu rasch wirkenden oder schädlichen Mitten macht.

Jedermann kennt wohl die Eigenschaft des metallischen Bleies, daß es zwar beim Erhitzen mit einem Messer auf der bloßgelegten Stelle einen starken Metallglanz zeigt, aber sehr bald wieder mit verschiedenen Farben und fast pflanzlichweirartig anflaßt und sich später mit einer schwarzgrauen, leicht abfärbenden Dede überzieht. Diese Umänderung des metallglänzenden Bleies ist bedingt durch den in der atmosphärischen Luft enthaltenen Sauerstoff und die Bildung einer besonderen Sauerstoffverbindung, die eben als Dede ein Schutzmittel gegen die tiefer eingreifende Wirkung des Sauerstoffes auf das darunter befindliche metallische Blei ist. Bringt man nun gar das Blei an der atmosphärischen Luft zum Schmelzen, so wird die Gemischung des Sauerstoffes noch verstärkt; es bildet sich auf dem schmelzenden Blei rasch eine graue, zum Theil pulverige Dede, die sich so oft erneuert, als sie befeuchtet wird, bis sämmtliches Blei darin verwandelt ist. Erhitzt man nun diese Dede an der Luft stärker, so geht sie nach und nach in ein gelbes Pulver über, das eine Verbindung von Blei mit Sauerstoff in unveränderlichen Verhältnissen ist und gelbes Bleioxyd oder, da es beim Abkühlen des Silbers oder Goldes vom Kupfer durch Blei als Nebenproduct austritt, Silberglätte oder Goldglätte genannt wird. Dieses gelbe Bleioxyd kann unter gewissen Umständen aus der atmosphärischen Luft noch eine bestimmte Quantität Sauerstoff aufnehmen und sich in mehr oder minder intensiv feuerrothes Pulver verwandeln, was rothes Bleioxyd, im gemeinen Leben aber Rennige genannt wird.

Das gelbe Bleioxyd ist es namentlich, das im gelösten Zustand die giftigen Wirkungen äußert. Es bildet sich dasselbe aber nicht allein beim Erhitzen des metallischen Bleies an der atmosphärischen Luft, sondern auch, wenn dieses Metall mit sauren, basischen oder salzigen Flüssigkeiten in Berührung steht, wo es dann entweder als selbst oder in einer anderen Verbindungsweise gelöst wird. Seine Bildung wird dann entweder durch den Sauerstoff der mit dem Blei in Verbindung stehenden atmosphärischen Luft oder durch veranlaßt, daß irgend ein Bestandtheil der flüssigkeit Sauerstoff abgibt. Ja selbst das Wasser veranlaßt die Bildung des Bleioxydes, indem jenes stets etwas Sauerstoff mechanisch gelöst enthält, der von dem damit in Berührung stehenden Blei aufgenommen wird. Ganz insbesondere ist aber hervorzuheben, daß eben durch die Anwesenheit von sauren, basischen oder alkalischen Flüssigkeiten die Anziehung des Sauerstoffes aus der atmosphärischen Luft durch das Blei begünstigt wird, indem jeder Antheil des entstehenden Bleioxydes von der Flüssigkeit gelöst und so stets die metallische Oberfläche des Bleies bloßgelegt und für weitere Aufnahme von Sauerstoff empfänglich gemacht wird. Auf diese Weise kann selbst anscheinend reines Wasser in Berührung mit Blei so viel von diesem aufnehmen, daß es sehr giftige Eigenschaften erhält; es tritt hierbei die eigenthümliche Erscheinung auf, daß das reinste auf unserer Erde vorkommende Wasser, das Regen- und Schneewasser, auf das Blei lösend wirkt, während die meisten Arten des gewöhnlichen Quellwassers nichts davon zu lösen vermögen.

Erscheint es daher gefahrlos, die Leitungsrohren der Kastewahrgänge von Blei anzufertigen, was wir jedoch nicht im geringsten empfehlen wollen, so sind derartige Gegenstände für Regen- und Schneewasser gänzlich unzulässig, wenn das Wasser

darin längere Zeit aufbewahrt und zum Trinken, zur Bereitung von Speisen und dergleichen verwendet werden soll. Diese Unlöslichkeit des Bleis in den meisten Luellwässern und seine Löslichkeit in reinem Wasser läßt sich in -folgender Weise erklären: das Schmelz- oder Regenwasser enthält neben mechanisch vertheiltem Sauerstoff auch Kohlenfäure; durch letztere wird die Bildung von Weisend beirgt, das sich mit der Kohlenfäure verbindet; diese entstandene Verbindung ist zwar in reinem Wasser unlöslich, aber nicht in solchen, das Kohlenfäure enthält; ist diese auch aus dem Wasser gänzlich von dem Weisend angezogen worden, so ist sie doch stets in der mit dem Wasser in Berührung stehenden atmosphärischen Luft enthalten, woraus sie fortwährend von jenem angezogen wird und so die Lösung des kohlenfauren Weisendes veranlaßt. Da nun aber mit der Lösung des kohlenfauren Weisendes immer neue Oberflächen des metallischen Bleis bloßgelegt werden, so können auch fortwährend Sauerstoff und Kohlenfäure, — die stetig von dem Wasser aus der atmosphärischen Luft angezogen werden — darauf einwirken und neue Lösung verursachen. Der bekannte Toxikolog D'Arfilia erzählt einen Fall, wo aus sechs Trachten Wasser, die zwei Monate lang (an der atmosphärischen Luft) in einer Meiswanne stauten, vier Loth kohlenfaures Weisend erhalten wurden.

Die gewöhnlichen Luellwasser enthalten hingegen meist Schwefelsäure mit Eisen (mit Kalk zu Gyps) verbunden; sie veranlassen zwar auch wegen ihres mechanisch vertheilten Sauerstoffes an dem mit ihnen in Berührung stehenden Blei die Bildung von Weisend; dieser zieht aber sogleich die Schwefelsäure zu einer in Wasser unlöslichen Verbindung an, welche das Blei so nicht überzieht, daß keine weitere Einwirkung des in dem Wasser oder in der atmosphärischen Luft enthaltenen Sauerstoffes auf das Metall stattfinden kann.

Bei der Zubereitung unserer Nahrungsmittel kommen fast stets Nachsalz, in vielen Fällen Säuren, wie namentlich im Essig und in den verschiedensten säuerlichen oder sauren wendenden Pflanzenstäben, und nur mitunter basische Körper, nämlich das Ammoniacal bei der Käsebereitung oder bei der Zurückführung des im ersten Stadium der häufig übergehenden Hieses, in's Spiel. Wir dürfen dabei in keinem Falle Gefäße von Blei (oder solche, die mit einer bleihaltigen Glasur überzogen sind) in Anwendung bringen, denn bei der größten Sorgfalt und Reinlichkeit kann es nicht vermieden werden, daß Blei gelöst und das Nahrungsmittel in ein schneller oder langsamer wirtendes Gift verwandelt wird. Ist aber schon die Zubereitung der Nahrungsmittel in bleihaltigen sehr geschädigt, so ist es noch mehr die längere Aufbewahrung derselben in solchen Gefäßen und es bietet oft dem Chemiker nur geringe Schwierigkeiten, aus nicht großen Quantitäten solcher zubereiteten oder aufbewahrten Nahrungsmittel durch geeignete Mittel und Wege das aufgenommene Blei selbst in metallischer Beschaffenheit auszuscheiden. Ja selbst beim Aufbewahren trockener oder halb trockener organischer Substanzen in Blei, wie z. B. des Thee's oder Schmyttabads in Bleisotte, wird das Metall nach und nach angegriffen und zwischen jene übergeführt. Besonders aber würden noch die fettigen Körper, nämlich die Oel-, Fett- und Talgarten auf das Blei ein und lösen dasselbe schon bei gewöhnlicher, noch mehr aber bei erhöhter Temperatur in beträchtlicher Menge, indem jene unter dem Einflusse der atmosphärischen Sauerstoffes in besondere Säuren übergehen, die die Lösung des Bleis ungemein begünstigen. Benutzen wir auch mitunter das Blei, um fettes Oel zu bleichen, so dürfen wir doch die zum Verfeinern dienenden Teile niemals in kleineren Gefäßen aufbewahren, noch weniger aber in solchen erhitzen, denn die entstehenden Verbindungen zwischen dem fettsäuren und dem Weisend sind in dem noch vorhandenen unveränderten Oel oder Fett ungemein leicht löslich und machen dieses zu einem wahren Gift.

Ist es auch bei gewöhnlichen Beschäftigungen mitunter nicht zweckdienlich, Gefäße von Blei durch solche aus anderen Materialien zu ersetzen, so müssen doch in den Haushaltungen alle Koch-, Speise- und Trankgeschirre, so wie überhaupt alle Geschirre, wie Gemäße, Trichter, Säue u. s. w., aus Blei verfertigt, gänzlich verbannt sein. Ja selbst solche Gegenstände von Blei, die nur oft durch die Hände gehen, können bei nicht gehöriger Reinlichkeit nachtheilige Einwirkungen auf den menschlichen Organismus ausüben, indem durch den an den Händen haltenden Bleisbergung andere Gegenstände und selbst Speisen leicht verunreinigt werden.

Wir müssen in dieser Beziehung insbesondere vor dem aus Blei oder bleihaltigen Legirungen verfertigten Spielwerkzeugen für Kinder warnen, indem diese beim öfteren Antasten die Finger mit einem dünnen Bleiüberzug verunreinigen, wodurch diese beim Einbringen in den Mund, was bei den Kindern doch sehr häufig der Fall ist, den Bleiüberzug an die Zunge abgeben und theils durch die Aufsaugung, theils durch die Lösung und das Einbringen in den Magen nachtheilige Folgen verursachen müssen. Die Soldatenpielzeuge von Blei und die kleinen bleiernen Küchengeschäftsgegenstände für Kinderbedürfnisse mögen nicht selten die Ursache von dem oft ganz unerklärlichen Hinsinken der Kinder sein.

Wie in allen anderen Fällen, so wird auch beim Blei seine Empfänglichkeit für den Sauerstoff und die Löslichkeit in gewissen Flüssigkeiten durch die Vermehrung seiner Oberfläche, d. h. durch seine geringere oder größere Zertheilung erhöht. Eine leichsinnere Bleifolge hat nicht so viel Oberfläche, als ein Loth Bleisrot und dieses nicht so viel, wie eine gleiche Gewichtsmasse Weispulver, weshalb dieses weit leichter von dem Sauerstoff angegriffen wird, als das Bleisrot und dieses wiederum leichter, als die Weisfolge. Sind die lösenden Flüssigkeiten in hinreichender Menge vorhanden, so vermindert das Weispulver ziemlich rasch, das Bleisrot weit später und die Weisfolge erst nach sehr langer Zeit. Dieses müssen wir bei einigen häuslichen Beschäftigungen noch ganz insbesondere beachten. So findet sich in vielen Haushaltungen, Wirtshäusern und Weinhandlungen der Gebrauch, das Bleisrot beim Reinigen der Flaschen als reibendes Pulvermittel zu verwenden. Dieser Gebrauch ist nur dann ohne Gefahr, wenn die Innenfläche der Flaschen ganz eben ist und keine Stellen hat, wo sich Schrotkörner einnisten wegen Verengung abgeben oder wegen Glasblasen abreiben können. Gewöhnlich haben aber die Glasflaschen, namentlich die sogenannten Weisflaschen, am Boden eine durch das Eindringen desselben veranlaßte Verengung, in welche sich beim Schütteln derselben mit Wasser und Bleisrot leeres oft so fest einsetzt, daß es beim Umflären der Flaschen nicht herausfließt. Wird denn so behandelten Flaschen nicht die gehörige Aufmerksamkeit gewidmet und irgend eine säuerliche Flüssigkeit, wie Wein, Bier, kohlenfaurehaltiges künstliches oder natürliches Mineralwasser, Essig u. s. w. darauf gefüllt, so wird jedes feinstenliebende Bleisrot davon nach und nach angegriffen und selbst gänzlich aufgelöst, wodurch aber die darin befindliche Flüssigkeit zu einem schwächeren oder stärkeren Gifte gemacht. Wir haben selbst Gelegenheiten gehabt, einen aus dem Handel aus Flaschen bezogenen Wein schon durch den Geschmack so bleihaltig zu finden, daß er Widerwillen erregte, erhielten bei der chemischen Untersuchung die Gewißheit von gelöstem Blei nur fanden bei der Zeugnishaftung der Flasche eine Partie Schrotkörner so fest am Boden derselben eingeprengt, daß sie nur beim Zerbrechen herausgenommen werden konnte und sich allseitig angegriffen zeigten. Wir glauben auch, daß der von vornherein angezeigte Fall des Sterbens mehrerer Personen nach dem Genuß von Wein nicht durch eine absichtliche Behandlung desselben mit Blei — wie leider sehr häufig der Fall war — sondern durch eine solche Reinigung der zu seiner Aufbewahrung dienenden Flaschen veranlaßt werden ist, und können diese Ansicht um so mehr bekräftigen, als nicht sämtliche Genossen des betreffenden Gastmahles durch Blei-Verunreinigung zu leiden hatten.

Ist aber schon die Reinigung der Glasflaschen durch Bleisrot sehr gefahrdrohend, so ist es noch vielmehr die der irdenen Flaschen, da hier selbst die größte Aufmerksamkeit in Betreff der Beiseitigung des Bleisrotos nachlos ist. Die irdenen Flaschen haben nämlich eine so raube Innenfläche, daß sich das darin mit Wasser in Bewegung gesetzte Bleisrot abreiben muß und eine so behandelte irdene Flasche zeigt beim Zerbrechen die Innenfläche der Bruchstücke wie mit Graphit (Eisenschwärze) überzogen. Das so abgeriebene Blei bietet nun den auf solche Flaschen zu füllenden Flüssigkeiten eine sehr große Oberfläche dar und wird deshalb um so rascher gelöst; schon nach kurzer Zeit weiß dann der Chemiker in den Flüssigkeiten, wenn sie nicht bereits den eigenthümlichen Geschmack der gelösten Bleiverbindungen in auffallendem Maße besitzen, das Blei bestimmt nachzuweisen und das Innere der Flaschen erscheint bald frei von dem Bleiüberzug. Sind Flaschen aus Glas, die blasse Stellen besitzen, findet beim Reinigen mit Bleisrot eine ähnliche Erscheinung, wenn auch nicht so verbreitet, statt; die blassen Stellen werden nämlich durch die Gewalt des in Bewegung gesetzten Bleisrotos nach innen hin zerdrückt und es tre-

an seinen Körper schmiegte, hob dessen kräftige und wohlgehaltene Arme anmuthig hervor und die verzogenen Häuse, denen man schwere Arbeit wohl ansah, paktet gut zu der kratzigen und rüßigen Gestalt. — Ich nahm innigen Antheil an seinem Schmerz, sprach ihm Mühs zu und sagte ihm, daß ich jedenfalls morgen in Vertheilung der Erfolg seiner Nachforschungen abwarten wolle. Er drückte mir schmerzhaft und stöhnend die Hand.

Wir traden am andern Morgen schon sehr früh auf. Die Strecke nach Yessuar war ziemlich beträchtlich und es war zweifelhaft, ob wir unterwegs an benutzten Farmen vorüberkommen würden. Auf meinem Plane fanden sich vier Städte genug vor, meist mit flecken und wiedererfundenen Namen, wie Teulense, Steren, Oenna u. s. w., in denen ein in hiesiger Verhältnisse Uneingeweihter leicht erwartet haben würde, wenigstens einen Schutz Brandt und einen soliden Umhüll vorzufinden, in dessen Wägen wir Beide besseren Bescheid. Ich war erst am gestrigen Tage an einer Stadt vorbeigekommen, die San Francisco hieß und aus einem halberfallenen Blechhaus bestand, aus dem drei große Raubvögel krächzend und erschrocken herausflogen, als sie mich gemaheten. Das Land ist hier meist in den Händen von Speculanten, die — das Verkaufsrecht für sich ausbeutend — große Strecken in Besitz genommen haben und glückliche Gelegenheiten, wie projectirte Eisenbahnen oder zuströmende Emigration abzuwarten, um es zu vortheilhaften Preisen loszuschlagen zu können. Der Weg, den wir zu verfolgen hatten, war auch nicht von der Beschaffenheit, ein schnelles Aufsuchen zu gestatten. Gewöhnlich mit den, an den Hochstämmen des Urwaldes mit ein paar Artigkeiten von der Vermessungs-Commission angelegten Sectionsklinien zusammenzufallen, sind diese Wege nicht weiter, als aus dem Größten durch den Wald gehauene Schenken. Hier und da überwacht sie das nachwachsende Unterholz, die Artenschnitte an den Stämmen vermarken und es ist häufig, wenn man nicht mit einem Compaß versehen ist, geradezu unmöglich, sich zurecht zu finden, namentlich in den dichteren Stellen des Waldes, in die selten oder niemals ein Strahl der Sonne dringt. Wir wußten dies Alles und deshalb schritten wir so wacker aus, als möglich; unsere Blicke von Zeit zu Zeit nach den Arzmaalen an den Bäumen — der Linie — richtend.

Das tiefe Schweigen des Waldes wurde nur hier und da durch einen Zug wilder Tauben unterbrochen, die rasend durch das dicke Laubwerk schwirren. Mein Begleiter piff jedes Mal, gerade wenn der Zug über unsern Köpfen war; die ganze zahllose Taubenfahrgang floh wie auf ein Commando ein und legte sich auf die sich unter ihrer Last biegenden und knarrenden Äste; er schoß in der Regel eine einzelne Taube mit dem Revolver herunter, so das Signal zum plötzlichen Aufbruch für die übrigen gehend. Ich habe dasselbe Verfahren später noch häufig von Indianern gesehen und es selbst oftmals und nie ohne Erfolg angewendet.

„Haben Sie die Linie?“ fragte mein Reisegefährte, als er eben eine blutende Taube aufhob. Ich hatte, gerade so wie er, auf die Tauben, aber nicht auf die Linie geachtet. Wir gingen eine Strecke zurück und spähten vergebens nach angenehmen Stämmen; sie sahen alle glatt und ferngehend aus, keine Spur von einer Arumunde. Wir mochten wohl eine Stunde vergeblich gesucht haben, als mein Begleiter plötzlich rief:

„Hier ist sie,“ und weiter ging es nach Westen zu, wie wir wenigstens wäheten.

„Wut, daß wir die paar Tauben haben,“ meinte mein Gefährte, „ich wüßte sonst nicht, wo wir etwas zu essen bekommen sollten.“

Es sah in der That nicht aus, als ob wir unserm Bestimmungsorte sehr nahe wären; Yessuar liegt auf einer Prairie und wir befanden uns recht eigentlich im Hochwald, von dem es schwer zu sehen war, wo und wann er ein Ende nehmen würde. Ein selbstbetäubendes Jägermahl, das mein Gefährte redlich mit mir theilte und während dessen er sein Pferd für sich und uns nach Wasser suchen ließ, stärkte uns zum Weitermarsch, den wir noch immer mit leichlicher Zuersticht antraten. Erst als es dunkel wurde, der Wald noch immer kein Ende nahm und wir die fragliche Linie aller Augenblicke mit den Fingern, statt mit den Augen suchen mußten, gingen wir an, etwas Bekofter zu werden. Es ist kein Spaß, im Urwald unter ganzen Wäldern von Musquitos, die nur der Rauch spärlich vertreibt, das helle Feuer aber geradezu anlockt, bivouacieren zu müssen, und wir waren entschlossen, so lange als

nur irgend möglich unsern Weg fortzusetzen, da der Wald doch endlich einmal aufhören mußte. Wirklich wurde er nach einiger Zeit lichter und noch ehe es völlig dunkel geworden war, sahen wir eine weite Wiesenseite vor uns. Unser erster Waid, als wir das Freie betraten, war dem Himmel zugerichtet; er war bedeckt, dergleichen luden wir nach Mond und Sternen, wir mußten ohne Wegweiser die eingeschlagene Richtung beizubehalten suchen. Die Wanderung hing an, etwas beschwerlich zu werden. Schon kurz nachdem wir die Prairie erreicht hatten, waren wir bis über die Brusthöden im Wasser gewatet, ehe jedoch darauf sonderlich zu achten, da die Wieser in jenen Gegenden erst bis in den Spätsommer hinein nag sind. Jetzt hing aber das Wasser an, und fast bis an die Knie zu reichen; dazu wurde der Grund unter unseren Füßen immer weicher und wir mühsam konnten wir uns mit jedem Schritte aus dem Schlamm herausarbeiten. Das Pferd meines Begleiters machte uns dabei die meiste Noth; es litterte bestig an allen Gliedern und gab durch allerlei Reizen seinen lebhaften Widerwillen gegen unseren gefährlichen Nachtmarsch zu erkennen. Endlich konnten wir es geradezu nicht mehr von der Stelle bringen, es bränge nach der Seite aus, riß unter ein paar gewaltigen Sprängen, tenn mein Begleiter nicht schnell genug folgen konnte, diesem die Zügel aus den Händen und trat lebend, dampfend und aus das Sumpfwasser in's Gesicht spitzend mit wilder Eile den Rückweg an, bald in der Dunkelheit unseren Augen entweichend.

Da fanden wir nun mitten in der Nacht, offenbar wenn nicht schon innerhalb, doch mindestens sehr nahe einem jener Sumpfe, die sich dort häufig meilenweit in die wilde Gegend erstrecken, und schon das Graß manches Barbarees geworden sind. Die Musquitos, die uns in ganzen Schwärmen umsausten, und die wir buchstäblich zu Hunderten mit den Händen aufgreifen konnten, fielen mit wahrem Reißhunger über uns her, und trieben uns fast zur Verzweiflung; Taufende von hellleuchtenden Käfern summteten uns um die Ohren, die ganze Gegend wie mit einem heurigen Regen überhäuft. Dazu die Musik von Regionen von Fröschen, in deren einträumigen Quaken hier und da die mächtige Stimme eines Krillfrosches, wie der dumpfe Donner eines Festungskeschüßes in das leiche Schmetter eines Pfaffenfrosches, einfiel: — es war eine Nacht, wie man sie nur in diesen Wäldern durchleben kann; eine Nacht, die man nicht leicht vergißt, die vielleicht in der Erinnerung angenehm sein mag, in der Wirklichkeit es aber keineswegs ist.

Da es nicht möglich schien, rückwärts wie vorwärts zu gehen, so hatten wir nur ein einziges Mittel, uns vor einem Nachtlager mitten in einem Sumpfe, das uns Beide unsehbar auf's Fieberbett geworfen hätte, zu bewahren, und das war einfach genug. Ich zog den Revolver und schoß eine Kugel in die Luft, — die Musik um uns her verstummte wie auf ein Zauberwort; eine zweite, dritte. Dann horchten wir aufhören. Nichts. Wir schossen weiter, zwischen je drei Schüssen jedesmal inne haltend und mit gespannter Aufmerksamkeit horchend. Da endlich knallte eine Antwort. Der scharfe kurze Schlag einer Wache klang in unsere Ohren. Wir begrüßten ihn mit schwer zu schiltendem Jubel, und mein Begleiter ließ einen solchen schrillen und weiterschallenden Pfiff durch seine schwachen Ringe, die er alle zehn an den Mund drückte, ertönen, daß die Frösche, die das Schießen schon anfangen gehört zu werden, abermals verstummten und erst wieder ihr Concert begannen, als wir den vernehmlichsten Sumpf schon eine geranne Weite im Rücken hatten.

Wir folgten dem alten Manne, der uns aus dem Sumpfe herausgelockt und der auch das Pferd meines Begleiters eingefangen hatte, und nach etwa einer halben Stunde beschwerlichen Marsches durch brennendes Unterholz und dichtes Gestrüpp langten wir endlich durchnäht, müde, hungrig, von Durst gepeinigt, vom Fieberfrost geschüttelt, in seinem Armüden Blockhaus an. Ein tüchtiges Feuer, woran wir unsere Kleidungsstücke trocknen und unsere Glieder erwärmen konnten, war das Erste, was wir begehrten, und was uns bereitwillig gewährt wurde. Dann verlangten wir etwas zu essen — für Geld natürlich; — Gastfreundschaft ist in diesen Gegenden ein Tugend des Volks, man kennt sie so wenig wie diesen; die Leute sind meistens zu arm, um sie anzusehen zu können, und Unglück und hartes Leben hat sie selbst hart gemacht. Der alte Mann entschaltigte sich mit sichtlichem Vergnügen. Wir würden mit einem armen Nachtlagerer verleben müssen, meinte

er. Seine Frau sei krank und liege zu Bett, und er selbst habe keine Zeit gehabt, Brod zu kaden; eine Ruh habe er seit gestern auch nicht mehr und Alles, was er uns geben könne, sei Mehl und Wasser. Das war freilich ein frugales Mahl nach solchem Marathe und wir bewaunten, unsere Tauben bereits unterwegs verzehrt zu haben. Unterd der Hunger macht zuletzt Alles möglich; — er hat mir später das nämliche Mahl elf Wochen lang gewährt. Glücklichder Weise hatten wir Tabak genug, und der Alte nahm mit Vergnügen den dargebotenen Beutel entgegen. Es schien ein lang ersehnter Genuß für ihn zu sein, denn er schmauchte seine kurze Pfeupfife mit offenkarem Behagen.

Der mag auch mit dem Geld vertraut sein, dachte ich bei mir, als ich die geklebte Gehalt, das ungere Gesichts, die durchsuchte Stirn des alten Mannes betrachtete. Und doch hatte er kessere Tage gesehen. Er meinte, er sei nur erst ein paar Jahre hier, aber da er nur mit wenig Mitteln hergekommen sei und er das Geld zur Bezahlung seines „Claim's“ in der Land-Office zu hohen Rinsen habe borgen müssen, so sei es immer rathmächtig mit seiner Wirtschaft gegangen. Er habe schon vor einwärts die weite Hypothek auf sein Grundstück aufgenommen, und sein Gläubiger — ein irischer Avocat — habe nur erst vor wenig Tagen getrotzt, ihm die Farm wegzunehmen, wenn er nicht bezahle. Die Ruh habe er ihm bereits genommen, ohne sich um seine kranke Frau zu kümmern, der der Genuß der Milch gerade jetzt fast unentbehrlich sei.

„Geld und nichts als Geld,“ dachte ich. „Arme, geplagte Menschheit, wann wird deine Erlösungshunde schlagen!“

Der Alte übertrieb nicht; ich stellte bald noch ganz andere Dinge zu sehen bekommen.

Mein Begleiter war nachdenklich gemerben. Die Gesprächigkeit des alten Mannes ließ auch nach, und es ward bald so still in dem einsamen Wiedhaus, daß wir deutlich die Athemzüge der alten Frau vernehmen konnten, die in einem mit rohen Brettern abgetheilten Raum des Hauses schlief. — Wir fühlten und nach kurzer Zeit verlorst, ihrem Beispiele zu folgen, streckten uns, in ein paar leichte wollene Teden gewickelt, auf das Lager nieder, das der Alte aus Stroh und Blättern für uns bereitet hatte, und waren bald genug fest eingeschlafen.

Ein lautes Klopfen an der Thür wedte uns erst ziemlich spät am andern Morgen.

„George Parker, George Parker! Aufgemacht!“ hörte ich draußen rufen. Ich rieb mir noch den Schlaf aus den Augen, als mein Begleiter schon aufgesprungen war. Er sah sehr blaß aus und ätzerte heftig, große Schweißtropfen perlten ihm von der Stirn.

Der alte Mann öffnete die Thür, und ließ die Männer herein, die uns aus dem Schloße gepödt hatten, und deren Pferde draußen angeknurrt waren. Der eine, eine kleine, dürre Gestalt mit gemeinen, absteheuden Gesichtszügen, war der Gläubiger, von dem der Alte und gestern erzählt hatte. Er entfaltete ein Papier, und las dessen Inhalt dem alten Manne mit schänder Stimme und unuerfennbar trischem Accente vor. — Die Farm so und so, im Township 112, Range 16, im County Vessauer, Winnesota Territory gelegen, sollte, wie es hieß, am nächsten Mittag öffentlich an den Meistbietenden versteigert werden.

Der alte Mann hätte söwögenig zugehört, dann und wann einen Blick nach dem krankebette seiner Frau werfend. Als jener mit Vesen zu Ende war, setzte er sich nieder und verfallte sein gramvolles Gesicht mit beiden Händen.

„Guten Morgen, meine Herren,“ sagte der dürre Mann mit der säufelnden Stimme, sich mit seinem Begleiter zum Weiterreisen aufschickend.

„Dalt!“ rief plötzlich mein Reisegefährte, auf den keinen Mann unschreitend, und seine mächtige Hand anfangs auf dessen Schulter legend, „wie viel beträgt die Schuld?“

„Zir?“  
 „Wie viel die Schuld beträgt, will ich wissen!“  
 „350 Thaler, Ohnen zu dienen!“ war die Antwort.  
 „Da sind sie!“

Eine Handvoll achtziger californischer fünfzigtalersstücke lag mit hellem Klange auf den Tisch.

Ihr seid der Gläubiger, quittirt den Empfang, gebt die Schuldverreibung heraus, macht die Substitutions rüdgängig; ich werde dafür bezahlen!“

Der alte Mann entlögte das Gesichts. Ich sah zum ersten Male die Frau aus der Kammerthür treten; sie sah sehr bleich aus und ihre Lippen bewegten sich zitternd; ihre Blicke waren gespannt auf die Hüge meines Reisegefährten gerichtet.

Das Gesichts war bald zu Ende. Der kleine Mann, der einen solchen Ausgang gewiß am wenigsten erwartet haben mechte, und der anfangs ziemlich verstockt ausah, kam durch den Anblick des Geldes schnell genug wieder zur Besinnung. Er räppte die Stücke, prüfte sie, hob mit einigem Widerstreben ein paar derselben zurück, die über den Betrag liefen, stellte die andern sieben in seine Tasche, und händigte dem jungen Manne die Schuldverdocumente mit sammt der verlangten Quittung aus.

„Was verlangt Ihr für die Ruh, die Ihr der kranken Frau weggenommen habt?“ fragte mein Reisegefährte weiter, nur mit Mühe seine Aufregung verbergend.

„Die ist in meinem Stalle,“ sagte der andere der beiden Männer; „für 50 Thaler könnt Ihr sie jeden Augenblick haben.“  
 „Bringt sie her, ich laufe sie,“ war die Antwort. „Und jetzt mach, daß Ihr fortkommt, oder ich geh!“ — er wies nach der Thür mit so ungewöhnlicher Behörde, daß die beiden Wegengäste schlenzig und ohne Widerrede den Rückzug antreten.

Was weiter geschah? — Ich sah die alte Frau häufig auf meinen Begleiter zuschreiten, dem große Thränen über das braune Gesicht liefen. Sie sah ihn ein paar Augenblicke mit aufsehenswerthiger Spannung an, sie streifte dann mit den weissen, zitternden Händen das rechte Hemd von seinem linken Arme; — dann fiel sie ihm laut schluchzend am den Hals: „Mein Kind, mein liebes, liebes Kind!“

Das Mutterauge war schärfer gewesen; der alte Mann erkannte erst jetzt seinen Sohn und lange, lange lagen sich die Drei still weinend in den Armen.

Das elende Wiedhaus war zum heiligen Tempel der Freute gewerben, in dem drei glückliche Menschen weilten.

Ich ging am andern Morgen allein nach Vessauer, da es für meinen Gefährten jetzt dort nichts mehr zu thun gab. Nach einer langen und beschwerlichen Wanderung machte ich die Farm ausfindig, die ich zu suchen hatte, aber meinen Bruder fand ich nicht mehr. Er sei seit einigen Wochen abgereist, hieß es; wohin, konnte ich nicht erfahren. So schickte mir damals an Mitteln, seine Spur aufzusuchen, und ein Rufus in den östlichen Wäldern des Territoriums, das einzige, was ich zur Zeit thun konnte, blieb ohne Erfolg. Einige Monate später erst, als ich das erworbene Land bereits wieder verlaßt hatte, und mich auf dem Rückwege nach Osten befand, las ich in dem Fremdenbuche eines Gasthofes am Winnesota seinen Namen. — „Am 16. Juni nach Fort Snelling gereist“ — hatte der Wirth dazu geschrieben. Im Fort selbst war nur noch eine Inwalideneinrichtung amweind; die Garnison — mein Bruder mit ihr — war schon Ende Juni aufgebrochen und durch Kansas nach dem fernem Utah gegen die aufständischen Mexicoran marschirt.

Ich wußte jetzt, warum ich so seltsam ergriffen war, als ich an jenem heißen Junitage mit dem Dampfboot, an Fort Snelling verüder, den Rinnestafuß hinaufzuehr, und die hohen Wälle des Forts im Nebel hinter mir verschwanden. v. Ost.

Illustrirtes Jagdprachtwerk.

Beiden ersuchen bei Ernst Reil in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Eine Gensjagd in Tyrol

von Friedrich Gerstäder.

Mit 34 Illustrationen in Holzschnitt und 12 Lithographien nach Originalzeichnungen von E. Graf.  
 Nr. 8. eleg. brod., 3 Thlr. 10 Ngr. — eleg. geb. in englische Preßbeden mit Holzschnitt 4 Thlr. 5 Ngr.

Verlag von Ernst Reil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiebe in Leipzig.



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redactoren F. Stolle u. H. Diekmann.

Wöchentlich 1/4, bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

## Der gefangene Dichter.

Von Levin Schädling.

(Schluß.)

Das Mädchenamtlich, welches der junge Mann in diesem Augenblicke vor sich erscheinen sah, war kein anderes, als das Minnetts. Minnetts erschien nämlich, nachdem sie das von ihrem Kammerfenster aus gefessene Gespräch abgehört hatte, unten in der Haustür; sie war im Begriff, in den Garten zu gehen, aber da sie den fremden jungen Mann sich nahen sah, wartete sie, bis er vorübergegangen.

Der Fremde ging aber nicht vorüber. Im Gegentheil, er kam gerade Weges auf das Gärtnerhaus zugehritten, trat über die Schwelle in die offene Haustür und überreichte Minnetts sein Bouquet mit den Worten:

„Nehmen Sie diesen Strauß von mir an, schönes Kind — wollen Sie ihn nicht von mir, als einem Unbekannten, annehmen, nun, so denken Sie, der Garten sende Ihnen seine schönsten Blumen zum Morgengruß.“

„Mein Herr, ich weiß nicht . . .“ stotterte Minnetts, bis unter die Haarwurzeln erröthend, und streckte nur sehr zögernd die Hand nach dem Geschenke aus.

„Wollen Sie mich mit einem Kerbe betrüben?“

„Sie sind sehr galant, mein Herr — aber in der That, wenn der Vater die abgepfändeten Blumen sieht . . .“

„So gibt es eine Untersuchung? O, seien Sie darüber ruhig. Es hat ihn keine unehrliche Hand geraubt; der junge Gärtner selbst hat ihn geschnitten und so sinnig und hübsch geordnet.“

„Wer, der Wilhelm?“ entgegnete Minnetts und griff nun unbedenklich nach dem Strauß.

„Ja, der Wilhelm wird es gewesen sein,“ antwortete lächelnd der Fremde; „Sträucher, die der Wilhelm bindet, scheinen sich freundschaftlich Aufnahme bei Ihnen zu erlauben, — ist's nicht so?“

Minnetts erröthete auf's Neue und, um es zu verbergen, neigte sie ihr hübsches Gesicht über die Blumen.

„Ich danke Ihnen, mein Herr!“ sagte sie dann, indem sie einen jertlichen Knix machte.

Der junge Mann blieb stehen, trotz dieser verständlichen Andeutung, daß man ihn verabschiede. Die seltene Anmuth des hübschen jungen Mädchens schien ihn zu fesseln.

„Wollen Sie mich so gehen lassen, Demoiselle,“ hub er an, „ohne mir Ihre allerliebsten Fingerspitzen zum Küßen zu reichen?“

„Sie schüttelte todtet den Kopf.“

„Ich muß nun an meine Arbeit, Herr,“ versetzte sie, sich ihm abwendend.

Der Fremde ergriff sie am Arme.

„Der Wilhelm sieht's nicht!“ sagte er in neckendem Tone. Sie entzog sich ihm mit einer raschen gemauerten Bewegung, nicht ihm lächelnd zu und wollte eben der Treppe im Hintergrunde der Haustür zuweilen, als sie plötzlich wie angewurzelt stehen blieb und erschrocken aufrief:

„O, mein Herr, gehen Sie doch! Gehen Sie!“

„Was ist Ihnen, weshalb wechseln Sie erschrocken die Farbe? Sehen Sie den Wilhelm drohend da hinten aufstehen?“

„Sie haben noch gut scherzen,“ rief sie halbant aus, ängstliche Blicke zur offenen Thüre hinaus werfend, „machen Sie nun Gottswillen, daß Sie fortkommen; fort — nein, nicht in den Garten, das ist zu spät, man sieht Sie — rasch hierhin, die Treppe hinauf — warten Sie oben!“

Und damit schob das junge Mädchen den Fremden, der willenlos ihrer Hast nachgab und nicht begriff, was sie so mit Angst erfüllte, die Treppe hinauf.

„Warten Sie, bis ich Sie hermethole,“ rief sie ihm noch einmal halbant nach und dann hörte er sie unten eine Thüre öffnen und davon gehen.

Er sah sich oben in einem schmalen Corridor, auf den die Treppe führte. Am Ende dieses Corridors befand sich eine Thüre, welche halb geöffnet stand und den Einblick in eine Kammer freiließ; im Hintergrunde der Kammer war ein offenes Fenster. Der junge Mann schritt den kleinen Corridor hinauf und blickte neugierig in die Thüre; es war ein freundliches, nett und jertlich gehaltenes Stiebelzimmerchen; Minnetts' Bett, mit weißer Spreiende überzogen, stand zur Rechten, links ein Tisch mit ihrem kleinen, einfachen Toiletten-Apparat. Der Fremde sah sich lächelnd in dieser friedlichen jungfräulichen Umgebung um, dann ging er bis an das offene Fenster, um einen Blick hinauszuwerfen.

Als er nun sich durch das Fenster vorbeug, begegnete er höchst unerwartet einem anderen Blicke, der verwundert ihm entgegenstauete.

Dieser verwunderte Blick schoß aus den, die höchste Ueberraschung ausdrückenden, weit aufgerissenen Augen Wilhelms, des Gärtnergehilfen, der gerade unter dem Fenster auf seiner Leiter stand, noch immer mit dem Kopfsiden unserer Nebenblätter beschäftigt.

„Ah! Er! Er da?!“ rief Wilhelm aus, und mit dem zitternden Töne höchsten Bornes setzte er hinzu: „Was zum Teufel hat Er da zu schaffen?“

Der Fremde wollte antworten, aber der Gärtnergehilfe hörte

sehen nicht mehr auf ihn; er stieg, er sprang vielmehr die Treppe klisthisch hinab und verschwand um die Hausthür.

Wilhelm war außer sich; ein fremder junger Mensch schaute aus Minnetens Kammer heraus; er mußte sich augenblicklich Aufklärung darüber verschaffen, was er sich dabei zu denken habe, und deshalb stürzte er fort, in's Haus hinein.

Als er in die Thüre trat, erschien eben Minnette aus dem Wohnzimmer links und wollte eilig über die Treppe nach oben zu, um den Fremden, den sie dort hinausgeschickt hatte, herunterzujubeln und fortzuschaffen.

Aber Wilhelm ergreift sie am Arme.

„Minnette!“ sagte er, „Junger Minnette!“

„Nun, was ist's?“

Er antwortete nicht, er schien vor Fern die Sprache verloren zu haben — er deutete lebhaftlich auf den großen schönen Strauß, den Minnette in den Ärmel gekleidet hatte.

„Was ist's?“ sagte sie noch einmal, bebend in die eine fürchterliche Leidenschaft spiegelnden Züge Wilhelms blickend.

„Was bedeutet der Strauß?“ — „Süßherz, er geht mit vor Wuth halb erstickter Stimme, von wem hat Sie den Strauß?“

„Den Strauß? Den hat mir eben ein Fremder gegeben!“

„Ein Fremder! ja, ein Fremder! o, ich weiß, wie fremd er Ihr ist — Sie Abscheuliche, — o, Alles, Alles weiß ich — weiß, was der Strauß bedeutet, was die dunkelste Welle heißt — und ich Gief, ich mußte selbst den Strauß schreiben, darum war dieser Fremde so eigenartig verfahren darauf, daß ich den Strauß hätte, damit er und Sie über mich spotten und mich verschmähen könnten — und darum wollte Sie mich durchaus für den Abend in's Wirthshaus senden — sieht Sie, daß ich Alles weiß, Sie Schlang, Sie Vagabundin, Sie . . .“

„Wilhelm — nein, wahrhaftig, Wilhelm, Er ist rein toll geworden!“

„Nun, zum Tollwerden ist's freilich! So belegen und betrogen zu werden!“

„Wer hat Ihn betrogen?“

„Sie!“

„Mit dem Strauß? Ist's denn nicht Alles heller Wahnsinn, was Er spricht?“

„Sie leugnet's noch! Sie leugnet wohl noch gar, daß Sie den Fremden oben in Ihrer Kammer verborgen hat? O, Sie Falsche, Hinterlistige, Gottlose . . . aber warte Sie nur, das soll der Vater erfahren, mit eigenen Augen soll er's sehen, wie Sie's treibt!“

Und damit stürzte der Mensch, der sich in eifersüchtiger Wuth selbst nicht mehr kannte, zum Hause wieder hinaus, um im Garten nach dem Vater des Mädchens zu suchen.

Minnette, welche sich bis jetzt von all' den Bemerkungen, die so plötzlich über sie ausgegossen wurden, nicht hatte die Geistesgegenwart rathen lassen, da sie sich ihrer vollständigen Unschuld bewußt war, begann nun dennoch, diese Geistesgegenwart zu verlieren. Der Vater stürzte sie. Er war ein strengere, jüngerer Mann. Er war leider — wir müssen es zur Ehre der Wahrheit stehen — ein stiller Verehrer des landesüblichen Traubenschnittes. Während diese Neigung Meister Algegers's Ererbaltigkeit eben nicht zu höherer Intelligenz verfeinert hatte, waren dadurch die geistlichen Theile seines Temperaments, die billigen Elemente seines Organismus, in einer Weise verhärtet und ausgegibt, daß er außerordentlich stürmischen Zornausfällen ausgelegt war, wobei er das vollständige Abbild jenes Dänen wurde, von dem es im Hamlet heißt:

You can not speak of reason with the Dane,  
And loose your words!

denn alle Worte der Vernunft waren in solchen Augenblicken an Meister Algeger vollständig verloren, ja rein verschwendet.

Minnette bekam deshalb einen tödtlichen Schrecken bei der Drohung Wilhelms, ihren Vater herbeirufen und sie vor ihm anklagen zu wollen . . . megle sie so unspaltig an Allem dem, was Wilhelm ihr verwarf, sein, wie sie wollte, — wenn er den Vater zuerst erreichte und ihm mit seinen tollen Geschwätz den Kopf erhitze, nachher war sie verloren. Deshalb sprang sie Wilhelm nach, streckte, ihm am Arme zurückzuhalten, verjagte, ihn zum Pleiben, zum ruhigen Anhören zu bewegen, gab ihm alle möglichen guten Worte und gelangte, während er fortfuhr, seine eifersüchtigen An-

klagen hervorzuspulen, immer weiter von dem Gärtnerhause fort, in die Gießhütte der Anlagen hinein.

Der junge Mann, den wir oben in Minnetens Kammer gelassen haben, war unterdeß, nachdem er sich noch einmal mit seinem lächelnden Stirnweid da umgesehen, zurück und wieder auf den Terrassen gegangen, von dem Minnette ihn herabfallen zu wollen versprochen hatte. Er vernahm den lauten Herabsturz unter, ohne versehen zu können, um was es sich handelte. Viel ging er der Treppe näher; aber in diesem Augenblicke entfernte sich der eifrige Stimmewechsel und verlief sich dann außer dem Hause in den Garten hinein.

Der Fremde schritt nun behutsam die Treppe hinunter. Die größte Stille herrschte im ganzen Hause. Unbehütet lag es da, die Hausthür offen, offen und die Thüre rechts, in welche Minnette vorher eingetreten war, nachdem sie den Fremden so eilig und erschrocken die Treppe hinausgeschickt hatte.

## IV.

Der Fremde schien entweder eine sehr neugierige oder eine sehr beobachtungsfähige Natur. Jedenfalls fehlte es ihm nicht an einer gewissen Neugier von unbestimmter Herkunft, denn mit dieser trat er, statt das Häuschen, in welchem er doch im Grunde ganz und gar nichts zu suchen hatte, jetzt zu verlassen, in die offene Thüre rechts. Sie führte in das Jagd- und Billardzimmer Meisters Algegers; es war sehr blank und rein gehalten, die Stühle mit Tische standen in der schönsten Ordnung da, der Thüre gegenüber blähte sich breit der Lärm eines schönen Sophas aus Kirchbaumbholz und auf der Gemme unter dem Spiegel standen auf weißer gebälter Decke allerlei altfränkischer Wappstaben, kleine Schärfschuren in schönem Fergellan, ein Topf mit Peperoni und das unvermeidliche Kaffeegericht mit rethgelblichen Schalen. Die Wände waren geweißt, aber statt der sechstenen Tapeten hatten allerlei illuminirte schöne Kupferstiche, auf denen Paul und Virginie in den jätlichen Situationen ihres rührenden Lebens laufend oder der alte Fritz in den herrvergnüglichen Momenten seiner Heltenlaufbahn dargestellt waren, die Kissen der Ausspannung übernommen.

So unterschied sich denn der Raum in nichts von anderen Stübchen gleicher Bestimmung in jener guten bescheidenen Zeit; es war nichts da, was verdiente, die Blicke so lange zu seihen, als der Fremde sich in diesem Räume aufhielt. Und von den Stübchen wurden seine Blicke auch in der That nicht gefesselt; sie stiegen durch dasselbe hindurch in einen zweiten dahinter liegenden Raum, in welchen er hineinkam und an dessen Ende sich ihm ein Anblick darbete, der ihn amoz. In der That dieser Hinterstube nämlich war eine dunkle Vertiefung angebracht, welche von dem jungen Manne im ersten Augenblicke für ein hohes Kamin gehalten wurde, dann aber, bei näherem Hinschauen sich als Eingang in eine tiefgestiegene Kämmligkeit darstellte, zu groß freilich, um etwa als Eingang in gewöhnliche Stelleräume zu dienen. Darauf zuschreitend sah der junge Fremde, daß eine Treppe von vielleicht zehn Stufen hier ziemlich still hinabführte, und zwar in einen Gang, der unter der Erde fertiel. Der Eingang über der Treppe war gemüht aus rohen Zuffsteinen, die kunstreich so gelegt schienen, daß sie nie und da kleine Löcher ließen, durch welche Licht einrang. Auf dem bitannischen Gesimse der Wände wucherten Schlingpflanzen. Unten war der Gang mit glänzend reingehaltenen Kieselsteinen ausgelegt, die schwarz und rotze Carreton bildeten.

Der Herr Gärtnermeister scheint sich hier ein unterirdisches Labyrinth angelegt zu haben,“ sagte unser junger Freund, indem er die Stiegen hinabschritt und aufmerksam die ganze Einrichtung und die Structur der Wände betrachtete. Nachdem er etwa zehn Schritte in dem kimmernden Räume verweilt gemacht, gelangte er an eine Wendung um, um diese einbiegend, sah er sich in ein Stück des Ganges versetzt, das durch zahlreichere und größerer Öffnungen im Gesimse der Decke noch besser erhellt war. Die herabhängenden Schlingpflanzen zeigten sich hier noch reicher getrennt, und mit ihrem hellen, schwach gefärbten Grün, das wegen Mangel an freier Luft nicht zur völligen Entwidlung geziehen war, bildeten sie ein Geflecht für kleine weiße Blüten, die auf den vorstehenden Ecken der Zuffsteine, wie auf natürlichen Gesimsen standen.

Ueberrascht schritt der Fremde weiter in diese merkwürdige annuhernde kleine Unterwelt. Er musterte die Böden und sah, daß sie berühmte Philosophen und Dichter der Vorzeit darstellten: Homer, Virgil, Sokrates, Plato, Sophokles, Aristophanes. Als er weiter schritt, kamen auch Voltaire, Rousseau, Pope und Gibbon zum Vorschein.

Der Fremde wandelte immer tiefer in den Grottenzang hinein, mit einer gewissen Behutsamkeit machte aufstretend, als ob er scheu einer merkwürdigen Entwicklung dieser aufstrebenden Anlage entgegenzöge. Noch einmal kam eine Wendung, und dieser folgende, hatte der junge Mann nun plötzlich einen Anblick, der in der That nicht überraschender, fesselnder, unerwarteter sein konnte.

Durch eine schmale Bogenwölbung sah er in ein rundes Gemach, dessen Tede etwas höher aufgewölbt war, wie der Gang. In der Mitte dieser Wölbung hing eine Kuppel nieder, während unten ein farbiger, aus Alcajaten geflochtener, sogenannter indischer Teppich den Boden bedeckte. Rings an den Wänden umher lief eine jenseitig aus rothem, noch mit seiner Rinde bedeckten Holze verfertigte Bank, während die Wände darüber, so wie im Gange, Schlingenslangen und Vasken, nur zahlreicher und größer, trugen. Im Hintergrunde der kleinen Nische aber war eine Nische, eine Art kleiner Apsis, wie in einer byzantinischen Kirche, angebracht, und in dieser fand über zwei Stufen erhöht ein mit einem grünen Tuche bedeckter Tisch, der um so mehr an einen Altar erinnerte, als ein einfaches Kreuz aus schwarzem Ebenholz sich darüber erhob, während mehrere Bücher darauf lagen.

Auf der Bank zur Rechten dieses Altars sah eine hohe weißgekleidete Frauengestalt.

Als der Fremde in dem Räume erschien, hob sie wie erschrocken das Haupt, während zugleich ein offenes Buch von ihrem Schooße auf den Boden niederglitt.

Der junge Mann stand wie angewurzelt. Er starrte mit großen Augen in ein unbeschreiblich eites, von blenden Leuchten umwalltes Gesicht mit fingerringen Ähren, in denen sich die ausgebreitete Intelligenz ausbreitend, während der volle weiche Mund das Geprägte vollendeter Herzensgüte trug. Der Teint schien mehr bleich als frisch, falls dies nicht die Wirkung des Lichts war, welches nur gedämpft und gedehnt durch die in der Tede gelassenen Lücken eindringen konnte.

„Ein leises „Ah — wie ist's? — was wollen Sie?“ kante jetzt über Fremden entgehen, mit einer Stimme, in welcher er den Ausdruck eines gewissen Unwillens über sein Erscheinen nicht vernehmen konnte.

„Verzeihung,“ versetzte er deshalb ziemlich schüchtern, „ich konnte nicht denken, daß ich mich hier in eine vielleicht geistlich gefaschte Einsamkeit dränge, als ich diesen seltsamen Gang betrat.“

„Wer hat Sie hereingelassen?“ fuhr die Dame mit einer Stimme fort, welche zeigte, daß ihr Unwille sich nicht gemindert hatte.

„Niemand; der Zufall hat mich geführt, ein glücklicher Zufall!“ versetzte er mit einer Ruhe, welche jetzt seine volle Zurückkunft zurückgeführt zeigte.

„Sie haben sehr unrecht, ihn glücklich zu nennen, mein Herr, am wenigsten wird er glücklich für die Frau, welche den Befehl von mir haben, hier jede Störung von mir fern zu halten.“

Der junge Mann ließ sich durch diese strengen Worte nicht irre machen. Mit ruhiger Bestimmtheit antwortete er:

„Kann ich es denn einen unglücklichen Zufall nennen, der mir ein bewunderndes Bild, wie aus der Phantasie eines Dichters gegeben, traumhaft schön und dennoch kein Traum, vor Augen stellt? Die Dichter sind selten so glücklich, daß ihnen die Wirklichkeit so hohe Erscheinungen, so phantastisch, ja märchenhaft umrandet, enthält. Sie sind leider nur zu sehr darauf angewiesen, mühsam und arbeitsvoll aus sich selbst Alles das zu schöpfen, wozu Andere erfreut und erheben werden.“ Darum vergesse Sie mich und treiben Sie mich nicht sofort von hinnen, heiser Gehetlich dieser Oerde, bevor mir noch vergämmt wurde, Sie zu verehren!“

Bei diesen Worten trat der Fremde näher, ließ sich auf ein Aue nieder und, wie um einer solchen Schuldigung das Auffallende oder gar Romantische welche darin erblickt werden konnte, wieder zu nehmen, hob er das niedergefallene Buch vom Boden auf, um es der Dame zu überreichen.

„Sind Sie ein Dichter?“ fragte diese mit mildem Tone, indem sie das Buch annahm.

„Ob ich es bin? Ich weiß es nicht, aber ich träume es.“

„Das ist gefährlich.“

„Weshalb?“ fragte der Fremde.

„Weil es zu träumen gar oft auf Abwege führt.“

„Abwege führen oft zu hohen Zielen, wie ich eben ersah!“  
„Wissen Sie denn, an welches Ziel Ihr heutiger Abweg Sie geführt hat? Vielleicht an ein sehr schlimmes, wenn ich Ihnen Vorwarnung strafe!“

„Eine Strafe würde nur dazu dienen, mir das Bild, welches ich vor mir habe, für immer noch unauflöslicher in die Seele zu prägen. Wie man Kinder straft, bloß damit sie eines demwichtigen Ereignisses sich in ihrem Alter besinnen!“

Die Dame lächelte.

„Wollen Sie mich bestrafen?“ fuhr der Fremde, noch immer kienet, fort.

„Nein,“ antwortete sie, „erheben Sie sich.“

Der junge Mann stand auf.

„Gehen Sie jetzt! Und ich vertraue Ihnen bei Ihrer Ehre, daß Sie weder über diesen Ort, noch über diese Begegnung gegen irgend Jemandem indiscret sint.“

„Sind wir nicht immer darauf angewiesen, das Schöne, Fertlichste, was in unser Leben tritt, ängstlich vor der Welt Augen zu verschleiern? Verlassen Sie sich darauf, ich werde diese Stunde eifersüchtig und behutsam vor jedem Sterblichen geheim halten.“

„Können Dichter schweigen?“ fragte die Dame.

„Gewiß! Es leht sie die Stunde der Inspiration, wo die Truhenbeiden des Schaffens über uns kommen und uns Dinge begehren lassen, auf welche wir um Vieles, ja, um Alles in der Welt nicht das Auge eines Sterblichen kleben lassen möchten!“

„Haben Sie oft solche Truhenbeiden-Anfälle? Sie reden davon, daß man sich vor Ihnen beinahe fürchten sollte!“

Der Fremde lächelte.

„Seien Sie ruhig, edle Frau, diese Truhenbeiden ist höchstens die eines Kindes, welches entsetzt die hellen Himmelslichter über seinem Haupte anjubelt und gleich darauf in Weynuth versinkt, daß seine Arme nicht bis dahinauf laugen, um sie sich bemerkt zu haben. Die Dichter sind eben so. Sie schwanken zwischen dem Rausch eines unentzlichen Lebenswunthes, wo der Wuth nicht allein für dieses Leben, sondern auch für alles andere Leben, für das des Jenstis, des Himmels und der Unterwelt aufsteigt; und um Alles umfassen, in Alles jenseitig sich fügen zu können wohnt und die Welt umarmt, wie ein unvertrautes Weid, das sich von ihm lieben lassen muß; und dem grenzenlosen Jammer, daß die Sterne so hoch sind, die Wellen unsere Schritte für ein sonnenhohes Wabeln nicht tragen, die Welt nichts als ein durch und durch falsches, treuloses Wesen ist . . . das ist unser Loos, edle Frau, und in diesem Hin- und Herlaufen unserer Weltheil würden wir untergehen, wenn wir nicht auf unserm Lebensgange einen freundlich rettenden Genius finden, der uns hilft und wiederfindet, wenn wir uns verlieren haben, und zur Jurst, wie der Herr dem Petrus, als er auf dem See Genetzrecht wandelte und um Verzweiflung war, in den Wogen zu versinken!“

Die Dame bildete den jungen Mann, während er so redete, mit Ähren an, in welchen sich ebensoviele Ueberraschung als Theilnahme spiegelte, während ihr Auge so mild und gütig auf ihn ruhte, daß er erstarrte:

„Hätte ich heute einen solchen Genius gefunden, eine Hand, die sich mir stehe — o, ich wollte sie verehren gleich der einer Heiligen, wie welche ich sie an mein Herz drücken, diese Hand, an meine Rippen . . .“

Er kniete dabei noch einmal vor der Dame nieder, und indem er ihre Hand ergriff, versuchte er sie mit leidenschaftlicher Bewegung an seine Lippen zu führen.

Aber sie entzog ihm rasch diese Hand und sagte mit ernstem, zurückweisendem Tone:

„Gemach, gemacht, mein Herr Dichter, lassen Sie sich von Ihrer Phantasie nicht zu Thorheiten fortziehen. Einem Genius, der auf die zu hoch gehenden Wegen das Del der Besonnenheit ausgieße, scheinen Sie allerdings zu bedürfen. Aber lassen Sie die Hoffnung fahren, vom Banne des Lebens, um dessen tiefen Früchte Sie bisher, wie ein Kind um den Weihnachtstau, geschwärmt zu haben scheinen, aus einem schönen Genius im weissen Kleide und mit rosafarbenen Schwingen pflücken zu wollen, wie ihn die Kinder ja auch eben auf ihren Weihnachtstäumen finden.

Der Genius, der einem Dichter hilft, ruht in seiner eigenen Brust — da müssen Sie ihn suchen. Die Weltlichkeit hat einen anderen noch nie geboten. Wohl Ihnen, wenn Sie ihn finden. Strecken Sie ja danach. Denken Sie an das Schicksal Tasso's, der ihn nicht suchte, oder besser, ihn nicht zu finden wußte, weil er ihn ebenfalls in den Reiben der Sterblichen suchte, und zu sich herabzusehnen zu können glaubte durch die Beschwörungsformeln der Leidenschaft.

Der junge Mann schweig; er schien verstimmt vor so viel überlegener Geisteshöhe. Auch wohl ein wenig beäugt!

Tasso hat doch den Genius gefunden,“ antwortete er nach einer Weile — „in Leonoren von Ferrara.“

„In seiner Fürstin,“ antwortete die Dame stolz, — „daß er in ihr den eigens für ihn gesandten Genius erblickte, war schon der Anfang jenes Wahnsinns, in den er versiel, weil er in seinem Innern nicht das Maß, die Haltung und die Harmonie fand, die ihn gerettet hätten.“

„Lud damit erobst sie sich.“

„Sie gehen — gehen, jährend über meine Kühnheit!“

„Wischen Sie hier eine Weile zurück,“ erwiderte sie, ohne seine Frage zu beantworten. „Verlassen Sie diese Grotte nicht mit mir zugleich!“

„Und ich sehe Sie nie wieder, um mir Begeißung zu erwehren?“

Ihre schöne, schlante Gestalt war im Begriff, aus der Grotte zu verschwinden; da wandte sie sich zurück und sagte, mit demselben noch strengen als milden Tone, den sie während der letzten Augenblicke der Unterredung wieder angenommen hatte:

„Lassen Sie sich den Nachmittag im Schloße bei der Grafin von Schwarzenau melden, mein Herr Doctor Goethe!“

„Sie kennen mich?“ rief der junge Mann überrascht.

Sie war verschwunden, ohne zu antworten.

Der Fremde — oder, da sein Incognito jetzt von der weisen Dame der Grotte befeitigt ist, Goethe blickte ihr mit begeisterungsvollem Auge nach.

„Wer ist diese Frau? Dieser Inbegriff von Schönheit und Geist?“ rief er aus. „Sie ist voll Hohen, wie eine Fürstin, wie eine Herrscherin, der nicht die Macht, sondern die Seltsamkeit und die angeborene Grazie die Menschen unterwirft — wer kann es sein, wer anders, als die Fürstin selbst, als Caroline, die bewanderte Landgräfin? Woher sie mich kannte? Vließ sie die Namen der Menschen auf ihrer Stirn geschrieben, oder hat sie mich so genau sich schildern lassen, daß sie danach mich erkannte?“

Und die Krone über der Brust verschlingend, schritt er eine Weile, stumm, in Sinnen versunken, in der kleinen Grotte auf und nieder.

Er mochte auf diese Weise, träumend und sinnend in dem mächtigen Raume, in welchem er sich befand, länger verweilt haben, als er selbst es glaubte. Endlich schied er sich an, denselben zu verlassen. Er warf noch einen Blick umher, wie um sich das Bild der Grotte einzuprägen, und dann trat aus er durch die kleine Bogenthür in den Gang. Bald war er am Ende desselben. Die Schlüsselthüre auf der Höhe der emporführenden Stiegen stand nicht mehr offen. Als er sie erreicht hatte und die Hand auf's Schloß legte, fand er sie verschlossen. Er klopfte an, eck leise, dann lauter — aber vergebens. Niemand schien ihn zu vernehmen. Niemand draußen zu sein. Er rüttelte, er pochte endlich aus Verbestärken an die Thüre. Alles war umsonst — das Gärtnerehaus schien wie ausgehoben; nicht das leiseste Geräusch ließ sich vernehmen, viel weniger der Fußtritt eines nahenden Besuchers.

„Ich bin ein gefangener Mann, wie mein Stüb in Thurm

von Heilbrunn,“ sagte er endlich; „ist's ein Zufall, oder bin ich's zur Strafe? Jedenfalls muß ich mich fügen!“

Und langsam, resignirt, schritt er den Weg, den er gekommen, zurück, wieder in die Grottenrotunde hinein.

„Da ist ja auch er, von dem sie sprach,“ sagte er, hier vor einer der Bänke sitzend, die die Wände der unterirdischen Halle schmückten. „Armer Tasso!“

Und nachdem er eine Weile in die Länge des unglücklichen Sängers geblickt hatte, warf er sich plötzlich, wie in einem Anfall von Leidenschaft, vor der Stelle, wo die hohe Frau gesessen hatte, auf die Knie nieder, stützte die Arme auf die Bank und die Stirn auf seine Hand und rief aus:

„Soll ich Dich lieben, Fürstin, wie Tasso Leonoren? O, ich könnte es, heiß, verzehrend, wie er... Aber still, Herz, dämpfe deinen Schlag! Werwird dich nicht in die trügerischen Irwindungen eines unabsehbaren Labrynth's, an dessen Ende das Verderben lauert. Bist du nicht gewarnt? Bin ich nicht für den kranken Gedanken an solche Tücke schon jetzt ein armer Gefangener? O, wie fühle ich mit Dir, Terzante! Armer Terzante!“

„Lud er erhob sich, trat wieder vor die Mäße des Dichters hin, aber während er auf sie schaute, verrieth kein Auge, daß er viel weniger den Gegenstand vor ihm anblickte, als mit einer Reihe innerer Bilder und Gedanken beschäftigt war, in welche er immer mehr sich zu verlieren schien. Sein Auge flammte höher auf, seine Wangen röthete sich. Er murmelte einzelne Worte vor sich hin. Er wandelte wieder auf und ab. Er warf sich auf die Bank nieder, und stützte das Kinn auf die Hand, den Arm auf das übergeschlagene Knie. Lange saß er so in Sinnen völlig verloren da. Dann erhob er sich wieder, nahm eines der Bücher von dem kleinen Altar in der Nische, warf es wieder hin, nahm ein zweites, ein drittes — dies hatte weiße Blätter am Ende, und schien zu sein, was er suchte; aus einem Tral in seiner Brustkiste nahm er einen Bleistift, und begann nun auf die weißen Blätter hastig zu schreiben.

V.

Einen eigenthümlichen und für die Zeit in hohem Grade charakteristischen Contrast bildete das Herrscherpaar, welches in jenen Tagen über die Landgrafschaft Hessen-Darmstadt und die durch eine Erbschaft von Hanau erworbenen Hanau-Nichtenbergschen Landesheile gebot. Nie hat es eine friedlichere Gabe gegeben, wie zwischen dem Landgrafen Ludwig IX. und der Landgräfin Caroline; denn nie hat ein Mann den Verfall der Frau, mit ihm das Scepter zu führen, mit größerer Klarheit eingesehen, mit größerer Bereitwilligkeit anerkannt. Dadurch, daß er seinem Velle eine solche Landesherrin zuführte und sie dann, ohne ihr irgend die Hände zu binden, landesherrlicher schalten und walten ließ, ist Ludwig IX. der Wohlthäter seines Landes geworden. Er selbst fühlte sich nicht gebessert für das unruhig bewegte, in ungelagerten Kreisen sich durcheinander wirrende Treiben der großen Welt, des Hof's und Salzaßelbens; er war eine ausgebreitete Einsiedlernatur, welche in der Einsamkeit, wo sie frühe gesucht, immer mehr und mehr sich bestärkt hatte auf das Einsie, wodurch sie lebensbig anregert, freudig bewegt wurde — das Wasserbandweil. Das Wittlar war Ludwig IX. Stedenpfend, mehr, wie es Friedrich Wilhelm I. oder irgend eines andern Fürsten Stedenpfend gewesen ist. Um beiden Reigungen, der einsiedlerischen und der militairischen, zugleich zu fröhnen, hatte er sich in seinen Landen einen stillen Winkel angeeignet, in welchem er sicher sein konnte, von Niemandem, den er nicht wollte, gestört zu werden. Dieser Ort hieß Pirmsfelden. (Fortsetzung folgt.)

## Bilder aus Wien.

Der Grechhändler.

Wer nimmt nicht gern auf einige Stunden Abschied vom goldigen Sonnenlicht, um tief im Bauch der Erde eines jener dunklen Arsenale zu besuchen, worin die Waffen gegen unsern alten Feind, den Durs, aufbewahrt liegen.

Jede Stadt von einiger Bedeutung hat ein solches Zeughaus, worin man sich mächtig bewaffnen und freiten kann. Freilich wankt Mander schwer vermunet von daunen, aber nicht vom Feind, dem Durs, sondern vor seinen eigenen Waffen, von denen

er zu viel oder zu schwere führte, was nur alte bewährte Kämpen ungekräft thun können.

Wenn nun auch nicht jede Stadt solche berühmte Keller aufweisen kann, wie Bremen seinen Rathskeller — Rhin den Bedkeller — Hamburg Wisden's Keller und Köpzig Auerbach's Keller, so trifft man doch überall einen „Keller“ und darin gewiß etwas zu trinken! —

In Wien ist nun, besonders bei den Fremden, der Esterházykeller am bekanntesten. Die dort lagernden unversäffigten Lagerweine und der Name des Fürsten, der jedesmal, wenn er ausreist,

Graben, und schreiten in der stillen Nagelgasse fort, bis wir zum Paarshof kommen, wo uns der kundige Mentor etwas bergab in eine Gegend führt, in der ein starker Ammoniakgeruch vorherrscht. Mit Verwunderung stehen wir vor einer halbgeöffneten alten, verrosteten Eisenthür, in welche entweder der Kist, oder der kunstreiche Verfertiger eine Vergierung gearbeitet hat, die eben so wohl einem Adler, als einem umgefüllten, zerrissenen Regenschirm gleicht.

Durch diese Thür betreten wir eine Treppe, welche durch die täglichen Rißhandlungen der Herkausgehenden und durch ihr Alter



Der Esterházykeller in Wien.

einen „silbernen Hut“ verleiht, und so viel Schaßherden besitzt, daß dieselben einige kleine deutsche Fürstenthümer in zwei Stunden lahl weiden würden, lassen in dem Fremden dann Bilder von großartigen Kellerhallen mit Marmorsäulen und kunstvoll geschnittenen Kieflüssen aufblühen, zwischen denen ehrwürdige Kellermeister mit Fadelbegleitung umherwandeln. Aber mag die Phantasie des Durstigen noch so groß und reich sein, die Wirklichkeit läßt Alles hinter sich, und das Gefühl eines ungeheuren Erkannens erfüllt den Besucher, der zum ersten Mal den berühmten Keller betritt.

In der Zeit von elf bis ein Uhr, so wie Nachmittags von fünf bis sechs ist die Thür zum Raß geöffnet. Wir verlassen den

bochhaft geworden ist, und welche nichts lieber sieht, als daß man über sie hinunterfällt. Um dies nun möglichst zu erleichtern, hat man auf ihrer Mitte eine Fallthür angebracht, die wiederum nur zur Hälfte geöffnet ist, denn auf der andern Hälfte, die ganz so aussieht, als ob sie seit ihrer Geburt niemals geöffnet worden, steht ein alter Windofen und ein Blechfeuer, der ausfließt, als ob es kein Kind wäre, und in dem mit ungeheurer Hohn ein eisenhartes Zugschlammfisch brennt, damit man die nun folgende pechschwarze Finsterniß sieht. Zur Ehre der Treppe müssen wir jedoch erwähnen, daß ein alter blankpolirter Stiel an der Wand das Hinunterfallen bedeutend befördert, weil er die spasshafte Gewohnheit

hat, einige Klaffen länger zu werden, wenn sich Jemand erstlich an ihn hält.

Mit Todeserwartung tapfen wir nun den finstern Schacht hinaus. Den veräberischen Strid haben wir losgelassen, ehe er noch länger wurde. Aus der Fuß den Boden untersuchend, steigen wir tiefer, bis uns ein Gefäß vor den Kopf und ein dämpfes Klirren in die Iree bringt, daß hier eine Glasbirne sein konnte. Dies ist in der That der Haß, und wir drücken dieselbe auf, um die letzten Auster unter unseren Füßen zu verlieren und eine schiefe Ebene hinaus zu rennen, welche an einem Tisch mit Würfen, Käse und Semmeln endet, gerade als ob der Baumeister beschlößt hätte, die Eintretenden mit der Nase auf diese Gegenstände zu führen.

Gleich wie nun zum Stillstand gebracht, nichts weiter sehen können, als vier bis fünf schwächliche Talschlüchter, und hier und da aus der Dunkelheit die wohlbekannteren und erheitenderen Blig eines Glases, so rücken wir dennoch. Unsere Nase spürt einen haeren, süchtigen Weingeruch, nicht etwa, als ob man eine dünnhäufige Nase entsetzte, sondern eine massive Blame, eine Art Victoria Regia, die von den alten Erteln umgibt, wie eine Zauberorgel. Zu dem Gläserklirren kommen nach und nach, wie sich unsere Augen an die Beleuchtung gewöhnen, glänzende Augen, die zwischen den Häuten hervor und anblicken. Endlich lernen wir auch Gesichter und Gestalten unterscheiden, die dort auf allem Möglichen sitzen, nur nicht auf Stühlen. Jeder hält sein Seidelglas mit beiden Händen fest, als könnte es ihn gestohlen werden, und hier und da hat Einer ein Papier auf dem Knieen liegen, dessen Inhalt von dem oben erwähnten Tisch stammt.

An einem andern Tisch, etwas im Hintergrund, sitzt ein harter Mann, von etwas ziegenbeinartigen Ansehen, welcher den Wein verkauft und das Register darüber führt. Er hat gewöhnlich einen Regenmantel um, wahrscheinlich, damit er nicht auch ägerlich naß wird. Unter einem Seidel wird nicht verabreicht, und wenn sich Jemand zu einem Seidel anschickt, so entsetzt diese „Kammermusik“ dem Wassertrinken nur ein verächtliches Nicken, dem fremden Körper aber ein mißbilliges Kopfschütteln, denn es ist ihm unbegreiflich, wie ein lebendiger Mensch weniger, als ein Seidel trinken kann.

Die geringste Sorte, Cullenwein genannt, weoven das Seidel 6 Kreuzer kostet, ist schon ein vortheilhaftes Getränk, welches man in Auenbach's Keller schon mit 25 Kr. a Flasche bezahlen würde. Dann kommt das Seidel zu 9 Kreuzer, ein süchtiger Burke, der einen im Genid hat, ehe man es sich versteht, und auch wohl im Staude ist, einen unter'n Tisch zu weifen, besonders, wenn er mit „Wermuth“ gemengt ist. Vom Wermuth, unter dem man sich nicht etwa ein bitteres Getränk vorstellen darf, kostet das Seidel 10 Kreuzer. Es ist ein dicker, trüber, malagaartiger Wein von großer Stärke und mehr zum Naschen und Nischen, als zum Trinken. Diese drei Sorten sind die hier gewöhnlich begehrten, und werden in den Bestellungen des Härtlen gebaut. Andere Ungarweine, wie Tokayer u. dgl., sind nicht zu bekommen.

Nachdem wir uns mit Wein versetzt haben, wenden wir uns zum Nusch und entschließen, es wir warm oder fast steifen werden. Warm heißt hiesiger Wüffel mit Ören, wobei wir zweierlei Unterredungen machen. Erstens, daß die Wüffel, welche in Frankfurt „Wiener“ heißen, hier „Frankfurter“ genannt werden, und zweitens, daß der alte Wüffel eben auf der halben Jalttür kein leeres Wahn oder eine verfehlte Bestimmung ist, sondern weder eingreife als Rad in der großen Weltmaschine, denn Wiener Wüffel heiß zu machen, ist nicht der Bestimmungen schlechteste.

Speisen wie kalt, so heißt dies „Käse“, und sind damit beide Nahrungfragen erledigt, so kommt die Platzfrage an die Reihe, denn da wie ein Stück Käse, ein Brod und ein Glas Wein haben, so müßten wir nothwendiger Weise eins dieser drei Stücken stets unter den Arm klemmen, wenn wir stehend schmausen wollten.

Tische und Stühle sind nicht vorhanden, doch hat eine mittelgroße Hand ein Bret längs der Wand neben der Thür auf irgend etwas gelegt, und so eine Bank geschaffen, auf welcher wir und unterlassen. Hart über unserm Kopf hat Jemand ein Stück Holz der Mauer gewissam zwischen die Rippen gefügt, und daran einen Leuchter gehängt, der eine so große Familiensüchlichkeit mit dem auf

der halben Jalttür hat, daß wir ihn ohne Weiteres für seinen Bruder halten. Da sich unsere Augen vollkommen an die Dunkelheit gewöhnen, sehen wir jetzt deutlich jeden Biegelstein, der sich aus dem Gewölbe des Kellers hervorbrängt, die Namentzugen an den Häuten und die stillen Zehner neben denselben, deren immer mehrere aufstehen.

Ein pfleglicher Knall an der Glasbirne, wo die betreffenden Scherben längs der Holz eingezogen sind, verflücht die Dunkelheit eines neuen Glases, der dann gewöhnlich auch sofort bekräftigt. Stolperer er nicht auf den Wüffelstich los, sondern geht mit ruhigem Schritt nach dem Wassertrinken, so kann man danach schwören, daß es ein Stammgast ist.

Mit Bedauern erfahren wir, daß sich die Ungarweine im Allgemeinen nicht auf Flaschen halten, und vom Haß weg getrunken werden müssen, was auch ihren billigen Preis herbeiführen mag. Wenn unsere Weingüter oder Vorkäufer diese Eigenschaft hätten, so müßte man folgerichtig kein Trinken derselben etwas herabbedenken, beim Grünberger weitestens auf das Maß ein kleines Nittelgut. Und wie herrlich schmeckt dann der Ungarwein, wenn man dabei an Grünberg denkt und an das schöne Gesicht von Heine:

Zu Grünberg steht an der Mauer  
Ein Weindob hoch auf der Pfäh!  
Die borten Trauben voll Trauer  
Betrübt im Anzuge der Ehre.

Er trömte von dem Schumlaure  
Dort unten im Ungarland,  
Und leucht: 's wird Alles saner,  
Weiß nur mein Name genannt.

d. h. bei Heine handelt es sich eigentlich um eine Taune und eine Palme, aber ein Ungarweinhold und ein Grünberger stehen ungefähr in denselben Verhältnisse, und doch gibt es noch einen Wein, der nach dem Grünberger kommt. Es ist dies der „Keiziger“, nicht etwa der, der dort getrunken wird, denn das ist Grünberger mit falschen Legitimationen, sondern der, der dort wächst! Es kommt freilich selten vor, aber es ist That- sache, daß der Janyasth C... einmal an in Keizig gewachsenen Weintrauben einen Eimer und 10 Flaschen Wein gepreßt hat. Die Wirkungen dieses Weines waren unerhört. Braute man eine Flasche voll in ein Zimmer, so blieben pfleglich alle Uhren stehen, die Säulen vom Pianoforte plagten mit einem Rud, und die Tischplatten zogen sich trumm.

Aber ernstlich, der hier im Gesprächsteller verhehente Ungarwein ist so gut wie eod, daß man ihn selbst in Ungarn, wo, nebenbei gesagt, das Härtlen des Weines an der Tagesordnung ist, nicht reiner und von besserer Qualität trinkt. Der Bestand ist deshalb auch ein ungemein großer und liegt in dem Einkommen des Härtlen sehr bedeutend mit. Man nennt als Weid, der hier aufgeschapellen Weine eine angenehme Summe, die allein hinreichte, um zehn andere unfürstliche Familien zu reiden und angeschlossen zu machen.

Da die Tischzeit nahe war, so ward viel Wein nach der Oberwelt geholt und zwar von hübschen Dienstmädchen ganz unterheben, dann von ältlichen Damen in Stridmantel und Arbeitskleid eingezwängt, und von einigen ganz respectablen Herren in großen vier- edrigen Flaschen, aus alten Apotheken flammend, welche in dickes Papier in Buchform verpackt nach Haus geschmuggelt wurden, wobei die guten Herren in der selten Ueberzeugung gingen, daß kein Mensch eine Flasche in dem Papiere vermuten könne. — Aber geht nur hin und packt eine Flasche, wie ihr wollt, segelt sie zu und schreibt „Proben ohne Werth“ darauf: man weiß doch, daß Ihr eine Flasche Wein tragt, eben so gut wie man es seinen Weiden anmerkt, die fest an einander gehalten nach oben stehen, obgleich sie ihren Wein tief im Innern verborgen haben.

Auch wir steigen hinaus an das Tageslicht, denn ein anderes Geschlecht kramt um die Mittagshunde unsern Platz und macht dem Ofen eine heiße Stunde, in der viele „Wüffel“ als Opfer fallen.

E. Meinhart.

## Die Lauine.\*

Von G. K. Rohmüller.

Neben dem diplomatisch schleichenden Geiste der Gesellschaft wohl noch ein toller Bergsteiger in den schneegefüllten Festschlüßern der Pöschaler: die Lauine.\* Nicht leicht tritt die zerstörende Gewalt des Wassers so früh und schreckenerregend auf, als in dieser Gestalt, wenn es auch in anderen viel bedeutendere Wirkungen hervorbringen vermag. Manche Alpenhöhlen, z. B. das Oberbaisenthal, finden sich bald von links, bald von rechts her mit weit vordringenden, das Thal quer durchschneidenden Wällen und Falden von Felsblöcken unterbrochen, welche mit den Lawinen von den Uferbergen des Thales niederkommen. Wenn der Zug der Touristen die Einsamkeit der Alpenhöhlen befehlt, ist diese zerstörende Macht des Schnees gewöhnlich schon ganz getrocknet und in die äußerste Grenze der Schneeregion gebannt. Die tiefen Kunststraßen, welche sich bis dahin verfolgen, wissen durch gemaltige Gallerien der Wuth der Lawinen zu entgehen. Es gehört aber zu den eine Schneereise charakterisirenden Gemüthen, z. B. von der Bengernalp aus von dem gegenüberliegenden Stead, aus dessen Mittelpunkt die reine Jungfrau in das Himmelsthal aufragt, in den Mittagshunden Lawinen herabkommen zu sehen. Man glaubt sich in der reinen Bergluft ihnen viel näher, als man ist, und doch sieht man in vollkommener Sicherheit, denn zwischen der Bengernalp und den weit abfallenden Wänden jener Bergriesen gähnt die tiefe Schlucht des unzugänglichen Trümmelthalbales — die Pampelschlucht, in der sich aller Schnee aus Trümmerschutt anhäuft. Erwartungsweil, und selten um diese Zeit vergehend, ist Auge und Ohr hinübergerichtet nach den unermesslichen blendenden Schneemassen. Köstlich trinkt und donnert es da drüben, wie aus tausend fernem Geschützen — noch liegt aber Alles in todtter Ruhe, denn vergeht sucht der eilig über die Schneefelder fliegende Wid eine Bewegung der Masse. Entweder läßt die große Ferne oder die verfluchte Lage den Heerd der Bewegung nicht erkennen. Aber bald ist das durch vielfältigen Wiederhall verstärkte Donnern verer über und am einem Saume der Schneeregion schießt aus einem vorher unmerklichen Spalte der Bergwand eine blendend weiße Schäumcacke hervor und überschüttet den aus dem Trümmelthalde hervorbrechenden Schuttgelde mit neuem Schnee. Dieser Schuttgelde steigt von den vorausgehenden Lawinenmassen alle Abfahrungen vom reinen Weiß bis zum schäumigen Aßgrau in abwärts laufenden lappenförmigen Ausbreitungen, so daß es ausseht, als sei zu verfluchten Zeiten aus seiner Spitze ein Gefäß voll zäher bald heißer, bald dunkler grauer Farbe ausgeschüttet worden, und diese sei dann wie ein Lavastrom bald breiter bald schmaler, bald mehr bald weniger tief herabgeschossen. Die graue Färbung des oberflächlichen Schnees und deren Ursprung kennen wir von den immer schmutziger werdenden Flächen unserer abschmelzenden Schneefelder.

Dies ist die eine Form der Lawinen, ich möchte sie fast harmlos nennen, weil sie selten große Steine mit sich zu führen scheint; wir denken aber bei dem Worte Lawine nicht an sie, sondern an eine andere, die wir als Sinnbild der Zerstörung kennen.

Es ist leicht zu erachten, daß bei der Bildung und Beschaffenheit der Lawinen der Temperaturgrad, der in der Region des ewigen Schnees grade herrscht, von Einfluß sein müsse. Bei großer Kälte unterbleiben die Schneefälle; Geschäfte der ununteren Jugend, weil sich dann der Schnee nicht hält. So muß es auch in der Schneeregion sein, und man unterscheidet demnach zunächst kalte und warme Lawinen. Gewöhnlicher ist jedoch die Unterscheidung derselben nach dem Äußerem ihrer Erscheinung und ihrer Wirkungen.

Die Lawinen sind in ihrem Erscheinen nicht in dem Grade von Zufalle abhängig, als wir Ebenenmenschen annehmen geneigt sind, denn an vielen Orten herrscht darin gewisse Regelmäßigkeit der Wiederkehr. Hierzu trägt natürlich ein gewisser Grad der Neigung \* Der Lauine. In der Schweiz hört man jedes Jahr Lawine sprechen; auch Thauti schreibt im „Zürcher in der Alpenwelt“ Lauine.

\* Vorlesendes ist mit Bewilligung des Verfassers und Beresgers dem mit Lithographie in Tondruck und mit Holzschritten reich ausgestatteten Werke: „Das Wasser. Eine Darstellung für gebildete Leser von G. K. Rohmüller.“ (Leipzig, Braubücher.) entnommen. Es verdient daselbst die wärmste Empfehlung als wohlthätigste erste aus sibirische wissenschaftliche und doch allem verständliche Darlegung des Wesens und der gewaltigen Wirkungen jener „Gefahrthat“ in der Natur, des Wassers, von dem Alle täglich reden und hören, während doch die Wenigsten von ihm wissen, als daß es nach ist und seine Quellen hat. D. K.

gang der Felsenwände und der Schneereichthum des Monats am meisten bei. Deshalb wird bei der Anlegung der Alpenhöhlen tiefer auf Kälte gemessen und solche „ungeheurer“ Orte vermieden. Der künftige Alpenbewohner sieht nicht selten das nahe bevorstehende „Niedergehen“ oder „Vordringen“ einer Lawine voraus und kehrt erst auf einem weiten Marße nahe seinem Ziele wieder um und schlägt lieber einen großen Umweg ein; er weiß, daß seine Anstürme eine Lawine an seiner Seite „antreten“ können.

Dies gilt nämlich von den sogenannten Staublauinen, die als die gefährlichsten gelten. Ihr Niedergehen ereignet sich namentlich bei größeren Kältegraden, wenn bei anhaltendem Schneefalle der Wind große Schneemassen an stark geneigten Abhängen angehebt hat. Man nennt sie auch Wind- oder Schlaglawinen, weil ihnen ein suchtsbarer Luftsturm vorausgeht, der allein schon Bäume und Hütten umzureißen vermag. Da ihr Niedergehen auf einem Herabstürzen großer Schneemassen beruht, so hat man an nicht gar zu gefährlichen Stellen mit gutem Erfolge an den unteren Grenzen solcher Rutschfelder hohe Steinwälle aufgerichtet. Die „heiligen Wäde“ unserer Alpentauern finden in den Alpenhöhen ihre Seitenhülle in den Banwaldern; sie sind eben so unversehrlich, wie jene, und bieten zum Schutze der darunter liegenden Gebiete vor dem Anbrange der Lawinen. Dennoch durchbrechen die Lawinen zuweilen die Banwaldern und hinterlassen in ihnen breite Gassen mit aufgerissenen Boden. Der Schweizer nennt sie Lawigung, der Tiroler Kahneranst. Ueberschreitet eine Lawine die enge Schlucht eines Baches, so fällt sie durch mit seltenem Schnee aus, welchen der Bach nach und nach nachdröhrt, so daß eine Lawinendrüse bleibt, die zuletzt meist verschwindet, sich aber alljährlich in gleicher Weise erneuert. Liegen solche Lawinendrüse genug nach der Schneeregion hin, so erhalten sie sich auch lange Zeit und Schlagintweit erwähnt einer solchen, die sich seit 73 Jahren erhalten habe. Ich trat Ende August im Wintergrade des Pauterthales in den Rest einer Lawinendrüse, d. h. die eine zu einem reinen Schuttgelde abgeschmolzene Seite derselben, die ebenfalls sehr alt sein mußte, denn der Schnee war ganz und gar mit schwarzgrauer Schutt bedeckt, auf dem sich Alpenpflanzen angeheftet hatten.

Diesem Form der Lawine, in der wir uns dieselbe überhand gewöhnlich und zwar als das Sinnbild des Schreckens und der Zerstörung denken, die Kell- oder Grundlawine, ist viel weniger schädlich, als die Staublauine. Sie entsteht bei gelinder Bitterung, wenn sich der Schnee fällt. Aber eine Kelllawine ist auch keineswegs ein einziger ungeheurer Schneeball, in welchem wir uns die auf ihrer Bahn weggerissenen Bäume und Felsentrümmer und Hütten wie die Kugeln im Kugelspiel treffend denken. Nur selten erreicht ein solcher Lawinball die Größe von 30 bis 40 Fuß; vielmehr ist eine Kelllawine ein Strom von zahllosen kleinen Wällen, die 1½ bis 2 Fuß gewöhnlich nicht überschreiten. Diese sind dabei durch Aneinanderreiben und Steifen eines Zweifels in einem gewissen Wechsel des Bestehens und Umfließens begriffen, was ihre Bewegung mäßigt, so daß man solchen Lawinen, wenn ihr Sturz nicht durch eine sehr geneigte Ebene begründet wird, allenfalls entriren kann. Ihre Bewegung beträgt nur etwa 8 bis 10 Fuß in der Secunde. Der Grad ihrer Berührung ist zum Theil von der Beschaffenheit des Bodens abhängig, über den sie rollt. Ist er feucht und nicht gefroren, so reißt die Lawine allerdings denselben auf den felsigen Untergrund mit hinweg, und dadurch werden bedeutende Nachtheile für die Alpenmatten herbeigeführt.

Wie sehr auch in dem Gebiete der Natur das „viresco unius“ gilt, wie kleine Kräfte in einmüthiger Vereinigung Großes bewirken können, das lehren auch die Lawinen. Es ist wiederholt beobachtet worden, daß an Stellen, wo sonst regelmäßig Lawinen niedergingen, diese ausblieben, wenn die geeigneten Flächen, auf welchen die Ablösung der Lawinen zu beginnen pflegt, im vorhergehenden Jahre

mer ihres Grafes nicht beraubt worden waren. Dies konnte nur geschehen wegen eines zeitigen und bleibenden Schneefalles, der sich durch Anschmelzen mit den Graubälen fest verband und dann, da seine Verhinderung eine vieltausendfältige ist, die ganze Schneemasse so fest an den begraften Boden haften läßt, daß sie daran nicht herabgleiten kann. Dies hat die Alpenbewohner in Wallis aus den glücklichen Einfall gebracht, die Läuinen gewissermaßen festzumachen. Auf solchen Aufrungspunkten der Läuinen, fast immer fette Alpenpflanzen, schlägt man in etwa fußweiten Abständen Pfähle in den Boden, die abdann von den Winter über fallenden Schnee festhalten und ihn nur allmählich abfließen lassen.

Tiefe Alpenhöhlen mit hohen, in die Schneeregion reichenden Uferbergen, wie z. B. der obere Theil des Haslihalles im Berner Oberlande, bieten zur Zeit des Touristenwärmes, wo das Niedergehen der Läuinen gewöhnlich vorüber ist, das Bild der Felsbildung. Aus den tiefen Einschnitten der Thälwälder, von denen man von unten oft nicht abnt, daß sie die Ausgänge und bedeutender Höhe herabkommender Felsengassen sind, erstrecken sich oft in das Thal hinein Wälle ganz frisch aussehender Fels von überausender Größe, die dennoch durch den übermächtigen Druck des herabgeworfenen Schnees herabgeworfen, vielleicht erst oben losgebrochen worden sind. Selten ereignen sich solche Läuinenfälle in sehr besuchten Gegenden noch im Spätsommer, weil dann der Schnee bis zur einzigen Schneegrenze hinauf abgeschmolzen zu sein pflegt, darsin meist ausnahmsweise zeitige Schneefälle und darauf folgende milde Witterung neuen Stoff dazu bieten. Um diese Zeit beschränkt sich das Niedergehen von Läuinen auf die unzugänglichen Felsabhängungen der Hochalpen, auf denen dem Reisenden meist nur

von fern in der vorher beschriebenen Weise Kunde wird. Wenn wir aber mit aufmerksamen und geübten Blicken die Alpenwelt durchwandern, namentlich zu der Zeit, wo durch das den Sommer über stattgehabte Abschmelzen die Schneegrenze sehr hoch liegt, so erkennen wir, daß auch die Läuine eine der wunderbarsten Formen ist, in welchen das Wasser unaußgesetzt an den Umrissen der Hochgebirge äneert und mäht.

Aber neben diesem gewaltigen Wirken haben die Läuinen auch noch eine mit dem Verleihen des Lebens in nahem Zusammenhang stehende Bedeutung. Es ist kaum möglich, sich von den unermesslichen Mengen Schnees eine richtige Vorstellung zu machen, welche alljährlich durch die Läuinen unter die Schneegrenze herabgeführt werden. Bieten diese Massen an den Stellen keinen, wo sie als Schnee niedergefallen sind, so können sie kaum bis zum Spätsommer abschmelzen, an schattigen Längen gar nicht dazu gelangen und so würde vielleicht die Schneegrenze — die wir als nicht bloss von der Seehöhe abhängig bereits kennen gelernt haben — allmählich tiefer herabsinken und das Weidgebiet der Alpenmatten immer mehr verinsichern. Durch den Läuinenfall werden regelmäßig alle Jahre eine Menge Alpenmatten von den Schneefallen befreit. Dieser Läuinensturz wird nun in den tieferen Höhenlagen von den hier wirksamen Sonnenstrahlen und von Regenflüssen schneller verzehrt und ihr Wasser kommt den Thälwäldern zu Gute, während der ewige Schnee seinen Vorrathsgelb denselben vorentzieht. Tschudi \* hält daher die Läuinen trotz der von ihnen sonst angerichteten Verheerungen dennoch für eine vorwiegend nuzbringende Alpenerscheinung.

\* Tschudi, Thierleben der Alpenwelt S. 228.

## Die Leipziger Gewandhausconcerte und ihre Entstehung.

Weit über die Grenzen Sachsens und Deutschlands hinaus ragt der Ruhm des Leipziger Gewandhausconcertes. Wegen in größeren Städten gewaltigere Orchester und zahlreichere Sängermassen in solchalen Räumen vor einem größeren und glänzenderen Publicum zusammenzutreten, so werden diese Leistungen sich dennoch nur in seltenen Fällen mit dem messen können, was hier mit verhältnismäßig wenigen, aber anerkannten Kräften unter einer Führung geboten wird, die ihren Stoff daraus sucht, dieses Institut auf dem hohen Standpunkte zu erhalten, auf den es durch seine Begründer und deren Nachfolger gehoben worden.

Sein Sänger und sein Virtuos, wäre er auch anderwärts noch so oft mit Beifall aufgetreten, wird seinen Ruf für dauernd begründet erachten, so lange derselbe nicht die Feuerprobe des Leipziger Gewandhausconcertes bestanden hat, und wenn ein Componist sein Werk hier zur Aufführung gebracht und damit vor der Leipziger Kritik Gnade gefunden hat, so braucht ihm an andern Orten deswegen nicht mehr bange zu sein.

Es ist interessant, an Kunstinsitut, welches sich eine so unbeschränkte Geltung und Anerkennung erworben, bis auf seine ersten Anfänge zurückverfolgen und seine allmähliche Entwicklung zu betrachten, was hier mit möglicher Kürze und Brevität nach den zuverlässigsten, hierüber vorliegenden Nachrichten geschehen soll.

Schon im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts bildeten in Leipzig die Studirenden unter Direction „qualificirter Personen“ ein sogenanntes Collegium Musicum, welches Mittwochs Abends von acht bis zehn Uhr in der Wohnung des königlichen Hofscholastiker Veymann seine Zusammenkünfte hielt. Auch kam damals ein sogenanntes großes Collegium Musicum vor, welches Freitags oder Sonnabends auf dem Parkhause in der Peterstraße gehalten wurde und dessen Capiter der Organist an der Reutze, Oberg Philipp Telemann, war, welcher später als Musikdirector in Hamburg angestellt ward.

Eine weit bedeutendere Anstalt aber wurde das sogenannte Große Concert, welches als der eigentliche Keim der musikalischen Bedeutung zu betrachten ist, welche Leipzig im Laufe der Zeit errungen und bewahrt hat.

Es war ein Verein von nicht mehr als sechzehn Personen sowohl abtheilen als bürgerlichem Stande, welcher im März 1743 das Große Concert begründete. Jedes Vereinsmitglied sollte zur Erhaltung des Instituts jährlich zwanzig Thaler beitragen, so daß

vierteljährlich ein Local vor zu entrichten war. Die Zahl der Musikcienden belief sich gleichfalls auf sechzehn „anerkannte“ Personen.

Das erste Vocal dieses Concerts war auf der Oriminalcammer Caffie bei dem Bergath Schwabe, ward aber nach kurzer Zeit in das Haus des Buchhändlers Oleisich verlegt.

Schon damals traten auch fremde Künstler in diesem Concerte auf und um musikalischen Wunderwerken schickte es ebenfalls nicht. Freilich waren letztere noch nicht so häufig wie später, denn wir finden es als eine große Merkwürdigkeit aufgezeichnet, daß am 16. September 1743 „in dem bei Herrn Oleisichs, dem Buchführer, mit Trompeten und Panktschall abgehaltenen großen Concert ein Knabe von zwölf Jahren sich auf dem Clavico-mbalo mit einem Concert wohl über ließ.“

Schon im October desselben Jahres wurde von diesem Verein durch ein bis auf dreißigzwanzig Musiker gedachtes Orchester ein großes Concertexercitium auf dem Saale des Kaufhätter Schiefgrabens gehalten. Dieses Concert wurde von vielen vornehmen Personen besucht, unter andern von dem Grafen von Mantuffen und dem Grafen von Waderbarth - Salmour, Oberpostmeister des Kurprinzens und selbst geschicktem Violinist und Componist.

In diesem Concerte ließen sich nach dem noch vorhandenen Programm hören: „Der königl. Haupt Traversflöte Josef. Anhöfer; ferner Dr. Teles“, der nachmalige berühmte Cantor der Thomasschule — ein Membrum dieses Concerts auf dem Clavico-mbalo, und dritten der Cembasche Hofballist Josef. Beigt, welcher nicht allein einen schönen tiefen Bass, sondern auch einen unvergleichlichen Alt in zwei Arten sang.“ Alle diese wurden mit Beifall angehört, insbesondere aber ward ein „Mens. Abel auf der Viel da Gamba in Spielung eines Trio und musikalischer Fantasie solo sehr admirirt.“ Auch mußte letzterer Tags darauf sich vor den gerade in Leipzig anwesenden königlichen Musikisten hören lassen und hatte das Glück, der königlichen Capelle zugewiesen zu werden.

Zu dem ersten Jahrestage des Großen Concerts, welcher feierlich begangen ward, componirte der wackere Teles eine große Cantate mit Trompeten und Pankten, deren Hauptarie folgenden Text hatte:

„Das Stelzen und Fellen der frohen Gelänge.

Die süßlichen Küter veränderter Sänge

Gimmern und krähen den traurigen Geiß.

Die Schneemut verzieht sich, die Freude erreicht

Die wirrige Fessel verdrisslicher Sünden,

Wodmit ihn die trübseligen Sorgen gebunden.“

In einem für die Sache selbst sehr heilsamen Betteiler ward das Große Concert durch eine Gesellschaft italienischer Opernsänger angefaßt, welche in dem Reithaus am Rausländer Thore unter der Direction eines gewissen Pietro Mingotti ihre Vorstellungen gaben. Unter dieser Gesellschaft befanden sich zwei Casiraten und zwei Damen, Rosa Gesa und Stella, deren Gesang mit dem ungetheiltesten Beifall aufgenommen ward.

Mit dem Großen Concert ging schon im zweiten Jahre seines Bestehens eine bedeutende Veränderung vor. Zwoehntlicher Obdies, welcher das Amt eines Directors bekleidete, starb und der Verein beschloß nun, die musikalischen Unterhaltungen in den Gasthof zu den drei Schwänen im Brühl zu verlegen. Zugleich wurde die Anzahl der Mitglieder auf dreißig vermehrt und in einer Generalversammlung derselben beschlossen, daß von nun an Niemand ohne Billet Einlaß erhalten sollte. Ein solches Billet liegt den Notizen, aus welchen wir diese Nachrichten schöpfen, bei. Es hat die Größe eines Kartenblattes, auf welchem die Aufschrift des Concerts sehr sauber gestochen erscheint. Oben darüber stehen die Worte: „Vestis Triarum“ (Es wehret der Traurigkeit) und darunter: „Leipziger Concert 1744.“ Die Damen beschloß man, wie zeitlich, so auch in Zukunft frei einzulassen, eben so wie die „Fremden und reisenden Passagiers.“

Unter den außerordentlichen Mitgliedern des Concerts befanden sich damals die zwei Prinzen von Fürstenberg, der Minister Graf von Montausfel und viele andere gräfliche und adelige Personen.

Drei Jahre später ward das Große Concert durch Signor Corini und Signora Forcellini, welche Beide mit ungemeinem Beifall auftraten, verberichtet. In demselben Jahre wurden nach einem getraut vorliegenden Circular in Bezug auf die ökonomischen Bestimmungen des Concertinstituts einige Abänderungen getroffen. „Da“ — so heißt es in diesem Circular — „die Gesellschaft des Leipziger Großen Concerts den mit dem Billete getriebenen Mißbrauch wahrzunehmen, so zeigt sie an, daß künftighin gar keine Billets mehr umsonst ausgegeben werden sollen.“ Für die Zukunft sollte mit drei Ducaten auf das ganze Jahr pränumerirt werden, was aber dies von dem Einheimischen zu verstehen sei. Fremde Cavalier und auswärtige Studierende sollten vier Ducaten zahlen. Niemand sollte ohne Vorzeigung eines authentischen Billets passir-

ren, ausgenommen durchreisende Fremde, welche nach gräflicher Anzeige dem Director oder dessen Assistenten freien Eintritt haben sollten. Auch Damen sollten keine aparten Billets bedürfen, aber nur in Begleitung eines mit einem Billet versehenen Führers zugelassen werden. Jeder Abonnent konnte damals den weiblichen Theil seiner Familie frei mit in das Concert bringen. Das Concert wurde jedes Mal vom ersten Juni eines jeden Jahres an berechnet und fand im Sommer alle vierzehn Tage, im Winter aber von Michaelis bis Ostern alle acht Tage und zwar Donnerstags um fünf Uhr statt.

Das fortwährende Gedeihen und immer erfreulichere Entschlossen dieses Kunstinstituts hatte seinen Grund in der Thätigkeit nicht bloß vieler begabter Kunstfreunde, z. B. des vertieftesten Gottlieb Benedict Gehmisch, Besitzers der drei Schwänen, in späterer Zeit des Baumeisters Limburger und Andern, sondern auch einer fast ununterbrochenen Reihe tüchtiger Dirigenten, namentlich eines Hiller, Schicht, Polenz, Mendelssohn-Varheltz u. s. w.

Aus dem Gasthause zu den drei Schwänen stiedete das Große Concert in das Thomatische Haus am Markte über, wo es unter Hiller bis 1781 blieb und dann in den jetzigen großen Concertsaal auf dem Zeug- oder Gewandhause verlegt ward.

Die einfache, aber dennoch berühmte Aus schmückung dieses Saales ward dem Künstler Deser anvertraut, der hier ein Gedemälde ausführen, welches bis zum Jahre 1833 zu den Sehenswürdigkeiten Leipzigs gehörte. Es vermittelte die Vertreibung der älteren Musik durch die neuere. Im eben erwähnten Jahre aber kam die Concertdirection auf den heute noch unbegrifflichen Einfall, dieses herrliche Gemälde mit rother Farbe überpinseln zu lassen.

Im Jahre 1831 feierte das Gewandhausconcert sein fünfzigjähriges Jubiläum und der Contrabassist Bach figurirte auf demselben als besonderes Curiozum, weil er auch schon bei seiner ersten Eröffnung des Concerts in dem neuen Saale mitgewirkt hatte und sonach seit länger als fünfzig Jahren dieses Dröppel an gehörte.

Daß auch der gegenwärtige Dirigent der Gewandhausconcerte, der als ausübender Künstler sowohl als auch als tüchtiger Componist rühmlich bekannte Concertmeister Rietz, ganz der Mann ist, um dieses Kunstinstitut auf seiner Höhe zu erhalten und zeitgemäß weiter zu entwickeln, ist anerkannte Sache.

## Rosa Heisterberg.

Som Verfasser der „neuen deutschen Zeitschrift.“

(Fortsetzung.)

Ich hatte oft Verträge mit Angekündigten aus den höheren Ständen gehabt. Sie hatten stets einen peinlichen Eindruck in mir zurückgelassen. Personen aus jenen Ständen werden als Angekündigt, zumal als Verhaftete, äußerst selten anschildert der Gerichtsstellung. In der Regel sind die schon vom Beginn der Untersuchung an gegen sie vorhandenen Beweise so überzeugend, daß sie entweder gar nicht mehr wegen dieses, das System des Zeug-nisses aufzustellen, oder daß sie dieses System nur noch mit ohnmächtigen Troste ergreifen können. In jenem ersten Falle wirkte das mit jedem aufrichtigen Gesandnisse verbundene Gefühl der Reue, der Reue, das Bewußtsein der Vernichtung der Ehre, an Stellung für sich und für die Familie um so peinlicher auf mich ein, je höher an Ehre, Stellung und Bildung der Schuldige im Leben da stand, je tiefer und erschütternder mirhin sein Sturz war. In dem letzten Falle trat das Empörende, Geliebte des gemeinen Trostes in dem gebildeten und hochstehenden, hieher so hochgeachteten Verbrecher hinzu.

In dem mir jetzt vorliegenden Falle hatte ich von Schuld oder Unschuld keine Ueberzeugung gewinnen können. Ich hatte nur die eine, aber desto festere Ueberzeugung, daß ich es mit einer sehr gewandten Person zu thun habe, gegen die ich, wenn sie schuldig sei, sehr auf meiner Hut sein müßte, deren Unschuld aber, wenn wirklich vorhanden, sicher leicht an den Tag kommen werde. Ueber alles Anderer war ich bei ihr noch im Unklaren. Ich konnte nicht einmal eine Ahnung davon haben, ob die Feststellung ihrer Schuld sei besonders unglücklich machen werde. Sie konnte vermöge ihrer großen Ruhe und Kälte gar eine schon bestrafte, ver-

härteste Verbrecherin sein. Zeigte dafür nicht am Ende auch ihr kornträchtiges Schmeigen über ihr früheres Leben? Ja, vielleicht selbst ihre Kenntniß des gerichtlichen Untersuchungsverfahrens? Hatte sie dagegen nicht andererseits mehrfach pläpelt, aber desto ruhiger und tiefer und inniger hervorbrechende Äuße eines warm, sein, ja weich schülenden Herzens gezeigt?

Sie war mir ein Räthsel. Ich war begierig auf die Lösung des Räthfels. Sie mußte mir zunächst werden durch die Vernehmung der Bestohlenen, Frau von Waltheim, und des Polizeicommissars.

Die Frau von Waltheim war schon vor Beendigung des Verfahrens der Gesangenen an der Gerichtsstelle erschienen. Sie hatte sich ohne Verladung eingefunden. Ein Beweis, daß die Sache für sie von großer Wichtigkeit war.

Ich ließ sie gleich eintreten.

Ich wußte wenig mehr von ihr, als was ich schon oben angegeben habe: daß sie der höchsten Gesellschaft der Welt angehört, ein angenehmes Haus made und selbst am Hofe groß gesehen sei. Sie war Witwe. Ihr Mann war ein sehr braver Officier gewesen. Sie bezog eine anständige Wittwenpension und sollte auch außerdem noch Vermögen besitzen. Sie war noch jung und hatte keine Kinder. Das war Alles, was ich von ihr wußte.

Eine schöne stielze Dame trat in mein Verhörrzimmer. Sie war nicht mehr so jung, wie die Orlangene Rosa Heisterberg; sie konnte dreißig oder einige Jahre darüber zählen, aber sie war schöner; die Farbe ihres Gesichtes war lebhafter; die Formen ihres Körpers zeigten wunderbar reizende, frische Rundungen. Dennoch fehlte ihr

die eigentliche Frische und Jugend, die gerade der Befangenen eine so eigenthümliche Anmuth verlieh. Tann auch waren sowohl der Ausdruck ihres Gesichts, wie ihre Haltung stolzer, als die ihrer gewohnten Gesellschaften. Ihr Gesicht hatte sogar den Ausdruck eines harten Hochmuths. Eine Coquette, deren sie sich vielleicht kaum noch bewußt war, die ihr also schon längst zur Gewohnheit geworden sein mußte, sprach sich in ihrem ganzen Wesen aus.

Die Dame der höchsten Gesellschaft der Residenz machte keinen angenehmen Eindruck auf mich. Sie trat mit einiger Heftigkeit in das Zimmer. So auch begann sie gleich zu sprechen, ohne eine Anrede und Frage meinerseits abzuwarten, und was sie sprach, war nicht geeignet, jenen unangenehmen Eindruck ihrer Erscheinung zu verwischen oder nur zu mildern.

„Die Person hat noch kein Gesändniß abgelegt?“ fragte sie rasch und dringend.

„Nein,“ antwortete ich sehr kurz und kalt.

„Ich dachte es. O, mein Herr, sie wird Ihnen noch viel zu schaffen machen; sie ist eine sehr freche und verschmitzte Verbrecherin, die sich in mein Haus, in mein Vertrauen, in meine Liebe einzuschleichen gemütht hatte und die zum Danke nun mich belüßt. Aber sie wird hessentlich ihrer Strafe nicht entgehen; sie wird überführt werden.“

Ich antwortete ihr nicht.

„Onädige Frau,“ sagte ich, „nach dem vorchriftsmäßigen Gange der Untersuchung ist vor Allem Ihre Vernehmung über die erlitene Diebstahle und dabei zugleich über das gesammte Verhältniß erforderlich, in welchem die Beschuldigte zu Ihnen und zu Ihrem Hause gestanden hat. Darf ich bitten, über die Fragen, die ich deshalb an Sie richten muß, vollkommene Aukunft zu geben? Nach Vorchrift des Gesetzes habe ich Sie noch darauf aufmerksam zu machen, daß Sie Ihre Aussage mit einem Eide betätigen müssen.“

„Ich werde Ihnen nur die Wahrheit sagen, mein Herr.“

„Die Angekündigte war in Ihrem Hause als Gesellschaftlerin?“

„Ja, mein Herr.“

„Zeit wann?“

„Sie war drei Monate bei mir. Seit drei Wochen hat sie den Dienst verlassen.“

Die Dame betonte das Wort Dienst.

„Auf welche Weise kam sie zu Ihnen?“

„Eben gleich durch einen Auftrag. Sie stellte sich mir vor, als empfehlen durch den holländischen Gesandten. Sie sei hierher gekommen, um eine Stellung als Gesellschaftlerin oder Erziehlerin in einem guten Hause zu suchen. Sie habe erfahren, daß ich einer Gesellschaftlerin bedürfte. Der holländische Gesandte, der ihr wohlwolle, habe auf ihre Anfrage ihr gestattet, bei ihrer Bewerdung um den Dienst bei mir sich auf ihn zu berufen.“

„Diese Angabe saut sich später unwahr?“

„Der Gesandte hat sie nicht gerade dementirt. Ich bin aber jetzt überzeugt, daß die Person gelogen hat.“

„Warum jetzt erst?“

„Ich hatte früher, ehe ich ihre Verbrechen kannte, keine Veranlassung, darüber nachzudenken. Dann habe ich auch jetzt erst erfahren, daß sie sogar ihren Paß gefälscht hatte.“

„Davon enthält der Bericht des Polizeibeamten nichts.“

„Der Beamte hat auch erst heute die Entredung gemacht. Er war vor einer Stunde bei mir; er ist noch mit Recherchen beschäftigt.“

„In welcher Art war der Paß gefälscht?“

„Sie hat sich darin als eine Adlige aufgeführt. Sie ist gar nicht von Adel.“

„Sie kennen ihren Herkunft?“

„Die kennt eben Niemand. Auch der verstorbene Gesandte wollte nie damit heraus. Er beobachtete ein eigenthümliches Still-schweigen darüber.“

„Sprach sich die Angekündigte selbst darüber aus?“

„Sie sprach oft davon, aber sie sprach sich nie darüber aus.“

„Das heißt?“

„Die Person liebte es, ihre Herkunft, ihre Heimath, ihr früheres Leben, Alles, was sie betraf, in ein geheimnißvolles Dunkel zu hüllen. Sie sprach oft davon, besonders wenn hohe Personen bei mir waren, deren Aufmerksamkeit sie auf sich lenken wollte. Eitelkeit und Coquettei sind die Hauptzüge ihres Charakters. Ich

in das Dunkel ihrer vornehmen Abstammung, eigenthümlicher Familienschicksale, einer künftigen glänzenden Lage einzuhüllen und dadurch besonders das Interesse der Männer zu erregen, das war bei ihr fast zur Leidenschaft geworden.“

„Können Sie mir Einzelnes aus ihren Erzählungen mittheilen?“

„Sie erzählte nicht, sie deutete nur dunkel an.“

„Aus ihren Andeutungen denn?“

„Sie hat viel gesprochen. Ich für meine Person habe ihr nie große Beachtung geschenkt.“

„Sie sprachen von Herren, denen sie besonders gern erzählt habe. Darf ich bitten, mir einige von ihnen zu nennen?“

„Durch das Gesicht der Dame zog eine schnelle Röthe; sie wurde, wenn auch nur auf einen Augenblick, verlegen.“

„Wäre es notwendig?“ fragte sie.

„Gewiß. Die früheren Verhältnisse eines jeden Angekündigten müssen von Amtswegen erforscht werden. Bei dieser erforscht es mir doppelt nöthig.“

„Die Herren werden ihr noch weniger Aufmerksamkeit oder Gedächtniß haben, als ich. Und mitgetheilt hat sie auch ihnen nicht mehr, als mir. Das Hauptsächliche davon könnte ich Ihnen wiederholen.“

„Ich bitte darum.“

„Sie wollte eine Holländerin oder wenigstens in Holland geboren sein. Zweifelhaft ließ sie dabei, ob in dem europäischen oder in dem amerikanischen Holland. Eben so konnte man aus ihren Mittheilungen völlig so gut entnehmen, daß ihr Vater entweder ein vornehmer Beamter oder ein reicher Pflanzler war. Ihre Mutter schätzte sie als einer sehr vornehmen Familie entsprossen; aber sie hatte von ihrem Gatten sich trennen müssen, einzelnen Ausdeutungen nach, um einer niedrigen Intrigantin willen, die ihren Vater umfrist hielt. Wenn man diesen in Amerika suchen mußte, so war es gar eine Sklavin des Hauses. Sie, die vielen Romanen erzählte, sie selbst war ihrer Mutter getrag, hatte mehrere Jahre lang Elend undummer mit ihr getragen und auch nach dem Tode der Armen nicht zu ihrem Vater und der gemeinen Person, die ihn noch immer beherrschte, zurückkehren wollen. Diesen Roman wußte die Betrügerin vielfach auszufädeln, aber immer nur, um durch einen niedrigen Soldater eine hohe Bekant, eine frühere bessere, glänzende Lebensstellung und eine gewisse Klüftung derselben hindurchschimmern, hindurch abgeben zu lassen.“

„Etwas Bestimmtes,“ fragte ich die Dame, „woran man weitere Nachforschungen nach ihrem früheren Leben anknüpfen könnte, hat sie also nie angegeben?“

„Nein. Sie hütete sich geflissentlich davor.“

„Und der holländische Gesandte? Haben Sie nie mit ihm über die Angekündigte näher gesprochen?“

„Nein. Er war ein wenig zugänglicher Mann. Das Personal seiner Gesandtschaft wußte nichts von ihr.“

„Warum hat die Angekündigte ihre Stellung bei Ihnen verlassen?“

Die Dame wurde über diese Frage wieder ein wenig verlegen.

„Mir wurde,“ antwortete sie dann, „ihre coquettes Wesen immer mehr unangenehm. Auch jenes sprachliche Geheimthum. So machte ich, daß ich von ihr loskam.“

„Sie entließen sie also?“

„Ja.“

„Welchen Grund der Entlassung gaben Sie ihr an?“

„Ich wollte mein Hauswesen einschränken.“

„Sie schieden also in Freundschaft von ihr?“

„Ohne einen Bruch, mein Herr,“ verbesserte vornehm die Dame.

„Wieben Sie später in Beziehung zu ihr?“

„Wie man zu einer Gesellschaftlerin bleibt, die man ohne einen Bruch entlassen hat.“

„Das heißt?“

„Ich hatte sie gebeten, mich dann und wann zu besuchen; dies hat sie gethan.“

„Sie haben sie wieder besucht?“

„In den letzten Tagen nur, und dann aus besonderer Veranlassung.“

„Aus welcher?“

„Ich hatte die Diebstahle entdeckt, die mich betroffen hatten, und Verdacht gegen sie geschöpft. Ich wollte mir mögliche Ge-

wißheit über diesen Verdacht verschaffen. Dazu wollte ich die Besuche bei ihr benutzen."

"Ich bitte jetzt, mir diese Diebstähle zu erzählen."

"Eben einige Wochen, nachdem die Heisterberg zu mir gekommen war, verschwanden mit größter Kleinigkeit, dann eine kleine Schere, dann ein feineses Rasellinien mit einer kunstvollen Stickerei, Taschentücher von feinstem feiner Leinwand, Spitzenkragen und dergleichen. Sie hatten keinen großen Werth; aber jedes einzelne Stück hatte etwas Besondere, durch das es sich auszeichnete, durch seine Seltenheit, Feinheit, kunstvolle Verarbeitung oder Andern. Auf die Heisterberg war ich damals noch keinen Verdacht."

"Hatten Sie Jemand Andern in Verdacht?" unterbrach ich die Dame.

"Im Grunde nicht. Ich dachte, die Sachen könnten verloren, zerbrochen oder zerissen sein und man habe sie deshalb ganz beiseite gelassen und leugne nun, von ihnen zu wissen. Die Putz- und Wäschegegenstände konnten die Wäscherinnen und Näherinnen verloren, verdorben, am Ende auch unterschlagen haben."

"Hatten Sie schon früher, vor der Anwesenheit der Angeschuldigten, ähnliche Verluste gehabt?"

"Nur unter. Sie kamen immer vor; nur waren sie nicht so häufig gewesen."

"Aus welchen Personen bestand Ihr Haushalt, während die Angeschuldigte bei Ihnen war?"

"Außer ihr selbst hatte ich einen Kutsher, einen Bedienten, eine Kammerjungfer und eine Köchin. Sie sind noch jetzt sämmtlich in meinen Diensten."

"Dieselben Personen?"

"Dieselben Personen."

"Eben seit längerer Zeit?"

"Der Kutsher und der Bediente waren schon im Dienste meines verstorbenen Mannes; die Kammerjungfer ist schon seit zwei Jahren bei mir; die Köchin seit beinahe einem Jahre."

"Galten Sie Ihre Diensthofen für streng und redlich?"

"Ich habe nie einen Untreue oder Unredlichkeit an ihnen bemerkt; sie würden sonst nicht mehr bei mir sein."

"Sie sprachen so eben selbst von Abwegen, sogar von kleinen Unterschlagungen?"

"Ich sprach nur Vermuthungen aus, und auch diese nur meist gegen Leute außerhalb meines Hauses, Wäscherinnen und so weiter."

"Ich bitte, fortzufahren."

"Einen bedeutenden Diebstahl," fuhr die Dame fort, "entdeckte ich erst kurz vorher, ehe die Heisterberg mein Haus verließ. Durch ihn wurde zugleich mein Verdacht über die früheren Diebstähle gegen sie regt gemacht. Ich war vor sechs Wochen nach Louisaheim verreist, wo ich damals der Hof aufhielt."

"Ich hatte die Heisterberg mit der Köchin allein in meiner Wohnung zurückgelassen. Ich hatte ihr die Schlüssel für der ganzen Wohnung anvertraut, auch zu den Schränken, mit Ausnahme derjenigen in meinem Wohnzimmer und in meiner Schlafstube, in denen ich mein Geld, meine Kostbarkeiten und die bessere, nicht im täglichen Gebrauche befindliche Leinwand verwahrte. Unter diesen Schränken befand sich ein Wandpfeiler in einer Ecke meiner Schlafstube. Ich verwahrte darin mein Silberzeug, meine Juwelen, und mein nicht für laufende Ausgaben bestimmtes Geld. Meine Juwelen und mein Silberzeug nahm ich nach Louisaheim mit mir. Das Geld aber ließ ich zurück, und zwar in folgender Art. Das unterste Schubfach des Spindels hatte in seinem Boden ein Loch, durch welches man in den darunter befindlichen Boden des Spindels selbst hineinsehen konnte. Durch das Loch nun verlegte ich einen Beutel mit 180 Etern, was ich nicht genau mehr weiß, mit 200 Gulden in Kronenthalern, dergestalt, daß der Beutel zwischen dem Boden des Faches und dem des Spindels verbergen war; ein Dieb mithin, wenn er auch das Spindel geöffnet hätte, so leicht das Geld nicht hätte entdecken können. Das Spindel verriegelte ich sorgfältig, den Schlüssel nahm ich mit den übrigen der Heisterberg nicht anvertrauten Schlüsseln mit mir. Nach acht Tagen kehrte ich zurück. Ich fand im Hause Alles in Ordnung. Niemandes fehlte mir etwas. Als ich das Spindel hatte ich in den ersten Tagen nicht gedacht. Nur an es nach acht Tagen öfnete und nach dem Beutel mit dem Gelde suchte, war er verschwunden. Außerliche Spuren von Gewalt oder sonst des stattgehabten Diebstahls waren weder an noch in dem Spindel zu bemerken. Ich hatte es verriegelt und bis auf

den Verlust des Geldes Alles darin in derselben Ordnung gefunden, wie ich es bei meiner Abreise verlassen hatte."

"Der Diebstahl war mit ein Rästel. Von einem Fremden konnte er nicht verübt sein. Die zurückgebliebenen Bewohner des Hauses hätten in irgend einer Weise bemerken müssen, daß ein Dieb dagewesen sei. Er konnte also nur von einem dieser Bewohner betrieben, mithin entweder nur von meiner Gesellschaftsfräulein oder von der Köchin verübt sein. Von welcher von Beiden? Die Köchin war seit zehn Monaten bei mir, und hatte sich immer treu bewährt. Die Gesellschaftsfräulein? Sie war eine geliebte Dame; sie hatte, wenn sie auch in Betreff ihrer Person nicht immer bei der Wahrheit geblieben sein mochte, doch jedenfalls in der höheren Gesellschaft bisher geliebt. Konnte ich es einer so gemeinen Verbrechens läsig halten? Und dennoch! Gerade jene Uebertreibungen und Heimslichkeiten über ihr früheres Leben, konnten sie mich nicht am Ende zu dem Schlusse berechtigen, daß ich eine Abenteuerin bei mir aufgenommen habe? Und andererseits waren seit der Anwesenheit der Heisterberg jene vielen, wenn auch immer nur unbedeutenden Gegenstände mir entkommen. Ich leugne nicht, mein Verdacht fiel auf sie. Aber ich hatte keinen Beweis. Ich äußerte, wie ich überhaupt den Diebstahl verschwie, meinen Verdacht auch gegen Niemanden. Ich suchte manchmal sogar mich seiner ganz zu erwehren. Doch beobachtete ich sie. Ich entdeckte nun zwar nichts, was meinen Verdacht hätte vermehren oder nur befähigen können. Allein er mochte dazu beitragen, daß ich ihr Benehmen im Ganzen mit ungünstigern Augen ansah, als bisher, und so endlich ich sie. Ich setzte ein äußerlich freundschaftliches Verhältnis mit ihr fort, um sie fortwährend beobachten zu können. Ich entdeckte jedoch auch jetzt nichts, was sie mehr hätte verdächtigen können. Nur fand ich einmal, als ich sie in ihrer jetzigen Wohnung besuchte, in ihrem Nächtliche zufällig eine jener früher vermutheten Kleinigkeiten wieder, ein Scherchen, das ich bei meinen Aftreidern gebraucht hatte."

"So blieb der Stand der Sache bis gestern."

"Am gestrigen Vormittage war die Heisterberg zu mir gekommen. Ich ludete sie ein, zu Mittag bei mir zu bleiben und mir Gesellschaft zu leisten, bis ich zum Besuch bei einer Freundin auf dem Lande ausfahren sollte. Sie that das. Um drei Uhr Nachmittag fuhr ich aus, am gegen acht Uhr Abends zurückzufahren. Meiner Kammerjungfer theilte ich diese Zeit meiner Abreise mit und zwar in Gegenwart der Heisterberg, die sich gleichzeitig den mir verabschiedete. Kurz vor acht Uhr Abends kehrte ich zurück. Untertags hatte sich Folgendes bei mir zugetragen:

"In meiner Wohnung waren die Kammerjungfer, der Bediente und die Köchin zurückgeblieben."

"Meine Wohnung liegt im ersten Stod des Hauses. Sie hat einen doppelten Ausgang; nach vorn durch einen Flur, der stets verschlossen gehalten wird; nach hinten durch die gleichfalls immer verschlossene Thür der Küche. An jenem Flur liegt gleich rechts von der Eingangstür die Stube des Bedienten, mit einem Fenster, das auf den Hof führt. Am Ende des Flurs befindet sich die Thür zu meinem Wohnzimmer, mit den Fenstern nach der Straße hin. Unmittelbar an das Wohnzimmer, gleichfalls nach der Straße hin, steht meine Schlafstube."

"Die Köchin war während meiner Abwesenheit in der Küche beschäftigt gewesen, und hatte diese nicht verlassen. Die Kammerjungfer hatte sich in der Bedientenstube bei dem Dienere aufgehalten. Beide waren mit Arbeiten beschäftigt gewesen, und hatten sich dabei unterhalten."

"In ihrer Arbeit und Unterhaltung werden sie plötzlich durch ein lautes Geräusch gestört. Sie hören deutlich, wie die Flurthür stark zugeworfen wird. Es mußte ihnen dies ungetreulich vorkommen. Die Flurthür, außer jener Küchen Thür die einzige Thür, durch die man in die Wohnung gelangen kann, wird zwar, wie gesagt, immer verschlossen gehalten, aber, wenn Jemand im Hause ist, des Tages über nur durch das neben dem Hauptschloße befindliche sogenannte Trüdereschloß. Dieses Schloß wird von innen ohne Schlüssel, blos durch Aufheben der Klinke geöffnet, von außen aber mit dem sogenannten Trüder, einem Schlüssel ohne Bart. Dieser Trüder ist fast zum Aufheben jener Klinke, mithin nur zum Öffnen bestimmt. Jemand also, der die Wohnung verläßt, kann die Thür nur durch Zuerufen, und zwar durch zugleich starkes Zuerufen, wieder in Verriegelung bringen."

"Nun tritt, wenigstens nach dem Wissen des ganzen Hauses, zu jener Thür nur ein einziger Trüder, und diesen trug damals

der Bediente bei sich. Andererseits waren die Domestiken fest überzeugt, daß sie nach meiner Entfernung die Thür verschlossen und daß keiner von ihnen die Wohnung verlassen hätte. Gleichwohl hatten sie das Zuschlagen der Thür zu deutlich gehört, als daß von einem Irrthum die Rede sein konnte. Sie eilten sofort nach der Thür. Sie fanden sie unerwartet verschlossen.

Der Bediente sprang die Treppe hinunter. Er sah Niemanden, er hörte nichts. Er begab sich auf die Straße. Es war schon lange dunkel, aber die Gaslaternen brannten; er sah indes auch auf der Straße nichts, namentlich keinen sich entfernenden Menschen. Die Kammerjungen war unterdeß in mein Wohnzimmer und in die dahinter gelegene Schlafstube geeilt, deren beide Thüren nicht verschlossen waren. Sie hatte darin nichts verändert, nichts Verdächtiges, keine Spur gefunden, daß Jemand dagewesen sei. Die gleichfalls noch an dem Fingerring befindliche Salontüre war verschlossen. Beide Diensthöten waren durch den Vorfall um so mehr erschrocken, je unbegründlicher er ihnen erscheinen mußte. Sie besprachen sich noch darüber, als ich, fast in denselben Augenblicke, zurückkehrte. Sie theilten ihm mir auf der Stelle bei meinem Eintritte in das Haus mit.

Mein erster Gedanke war der eines Diebstahls. Ich eilte in meine Wohnstube. Auch ich fand hier keine Veränderung. Ebenfalls konnte ich mit den Augen nichts Verdächtiges in meiner Schlafstube wahrnehmen. Ich kehrte in mein Wohnzimmer zurück, und hier entdeckte ich denn bald, daß ich in der That bestohlen war. In dem Zimmer fehlte mein Schreibsecretair. Ich hatte ihn vor meinem Aufstehen verschlossen und den Schlüssel zu mir gesteckt. Ich fand ihn auch jetzt noch verschlossen. Aber als ich ihn öffnen wollte, konnte ich zuerst gar nicht nach wiederholten Versuchen nur mit Mühe den Schlüssel drehen. Bisher hatte der Schlüssel immer mit Leichtigkeit geklopft.

Wir blieb fast kein Zweifel, daß hier ein Dieb mit Nachschlüssel operirt habe. Dies behängte sich bald. Der Schreibsecretair hat in der Mitte ein Fach, das zwar wieder eine besondere, aber nicht verschlossene Thür hat. Zu dessen beiden Seiten befinden sich gleichfalls unverschlossene Schubläden. Ich untersuchte zuerst diese letzteren. In einem derselben hatte ich das zu den launischen Ausgaben bestimmte Geld liegen. Ich hatte am Morgen gerade dreißig Gulden hineingelegt. Sie waren fort. Ich war also bestohlen. Die dreißig Gulden waren nur eine Kleinigkeit; aber wie weit mehr konnte mir geschehen sein!

Ich öffnete rasch das mittlere Fach; dort lag der Schlüssel zu dem Bandstich in meiner Schlafstube verwahrt. Ich hatte dieses kurz vor meinem Aufstehen verschlossen und den Schlüssel in das Fach gelegt. Und in dem Spinde hatte ich mein sämmtliches Silberzeug, meine Juwelen und ungefähr fünfshundert Gulden bares Geld. Der Schlüssel lag noch in dem Fach. Ich stürzte damit zu dem Spinde, und öffnete es. Es öffnete sich leicht, wie immer. Ich sah zuerst nach meinen Juwelen; sie waren in einer Chateulle verwahrt. Die Chateulle stand auf ihrem Platze. Sie war dem Anscheine nach unberührt. Ich öffnete sie, es fehlte nichts darin. Auch das Silberzeug war vollständig da, und an dem offen daliegenden Gelde fehlte ebenfalls nichts. Ich athmete leichter. Aber es wurde mir wieder schwerer, wenn ich daran dachte, wer der Dieb sein konnte, wer es nach Allem sein mußte. Der Diebstahl konnte nur von Jemandem verübt sein, der genaue Kenntniß von der Einrichtung der Wohnung, von meinen Gewohnheiten und auch von meiner gestrigen Abwesenheit hatte, also fast nur von Jemandem, der zu meinen Hausbewohnern gehörte

oder gehört hatte. Meine Domestiken waren mir immer tren gewesen; sie hatten mir zu keinem Verdachte Veranlassung gegeben. Wer anders mithin, als die Heisterberg, meine vormalige Gesellschafterin, konnte der Dieb sein?

„Sie kannte die Wohnung, meine Lebensweise, sie wußte, daß mein Geld fast die gewöhnlichen Ausgaben in jenem Schußfache des Schreibsecretairs lag. Sie war bei meinem Aufstehen zugegen gewesen und wußte, daß vor Abends acht Uhr nicht zurückkehrte. Ich hatte sie schon wegen früherer Diebstähle bringend verächtlich halten müssen. Dazu kam die Mithilfe meiner Diensthöten über das Ausweichen der Heisterberg. Die Heisterberg hatte sich während meiner Abwesenheit in Puppenhof acht Tage lang allein im Besitze des Trüdes zu der Thür befunden. Wie leicht war es ihr gewesen, sich einen zweiten machen zu lassen!

„Ich hatte nur noch einen einzigen Zweifel. Die Heisterberg, mochte sie den früheren Diebstahl verübt haben oder nicht, wußte, daß in dem Bandstiche mein übriges Geld, mein Silber und mein Schmuck sich befand. Sie wußte, daß der Schlüssel zu dem Spinde in dem Fach des Schreibsecretairs lag. War sie aus der Diebin, warum hatte sie sich mit jenen dreißig Gulden begnügt, da sie doch ohne alle Mühe auch zu dem Andern gelangen konnte?

„Alein gerade dieser Umstand mußte bei näherem Nachdenken meinen Verdacht wieder bestärken. Ein gewöhnlicher Dieb, namentlich ein frecher und gewandter, und nur ein solcher konnte, wenn ein Fremder den Diebstahl begangen hätte, diesen verübt haben, ein anderer Dieb hätte unstreitig mit dem in dem Secretair gefundenen Schlüssel weitere Verluste gemacht und namentlich auch an dem Spinde in der nebenan befindlichen unverschlossenen Schlafstube. Die Heisterberg dagegen konnte eben nur in einer augenblicklichen Geldverlegenheit, über den Betrag der entwendeten unbedeutenden Summe nicht hinaus, sich bequamen haben.

„Endlich, wie oft hatten die geheimnißvollen Erzählungen der Person in mir den Verdacht erwecken müssen, daß sie eine Aentourerin ist!

„Ich saß einen raschen Entschluß. Ich mußte mit einem Male darüber in's Klare kommen, ob die Person die Diebin war oder nicht; dies konnte ich nur durch Ueberwachung.

„Mein Wagen stand noch angeparkt; ich stieg sofort wieder hinein, um zu der Wohnung der Heisterberg zu fahren.

„Ich fuhr zuerst bei dem Polizeicommissarius vor, der auf mein Ersuchen mit mir fuhr. Ich theilte ihm unterwegs die Diebstähle und meinen Verdacht mit. Er fand diesen nicht hinreichend zu einem sofortigen polizeilichen Einschreiten gegen die Heisterberg, er wollte sich nur dazu verstehen, in ihrer Wohnung Erkundigungen über ihr Leben abzufragen und besonders darüber einzuziehen, wo sie den Abend zugebracht habe; ich mußte mich damit begnügen. Ich ließ ihn unten in der Wohnung der Generalin, bei der die Heisterberg wohnte, und begab mich allein in ihr Zimmer.

„Sie war zu Hause.

„Sie empfing mich überrascht, aber, ich muß es gestehen, nicht verwirrt, ganz natürlich überrascht, wie sie über den völlig unerwarteten Besuch einer bestimmten Dame sein konnte. Sie war entweder ungeschuldig oder eine vollendete Schauspielerin und dann auch Verbrecherin. Ihre Unbefangenheit brachte mich ein wenig außer Fassung. Wäre sie verlegen, verwirrt gewesen, so hätte ich ihr den Diebstahl auf den Kopf zugelegt und sie, wenn sie leugnete, aufgefordert, mir, um sich von dem Verdachte zu reinigen, alle ihre Behältnisse zu öffnen und vorzupreisen. Konnte ich das jetzt?“

(Fortsetzung folgt.)

Bei Ernst Reil in Leipzig ist erschienen:

## Goethe und die lustige Zeit in Weimar.

von August Diezmann.

Mit einem Plane vom damaligen Weimar und mit einer bisher noch ungedruckten Abhandlung von Goethe.

19 Bogen. eleg. broch. 1<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Thaler.

Der Verfasser hat es versucht, Goethe's und seines fürstlichen Freundes Karl August Körnische Jugend ausführlich zu schildern, und legt nun, da beiden in Weimar, an der Stätte ihrer Wirklichkeit, ehrene Denkmale errichtet werden, die Frucht seiner Studien nebst Mittheilungen von Zeitgenossen und bisher unbekanntem Documenten vor, die Beachtung zufließen werden. — Es zerfällt diese Schrift in sieben Capitel: 1. Goethe's Reise von Frankfurt nach Weimar; 2. Weimar zur Zeit seiner Ankunft daselbst; 3. Der Kreis, in dem er eintrat, nebst Schilderungen von Karl August, den Göttinger Reise und Amalie, der Sängerin Corona Schröter zc.; 4. Das betere Leben am Hofe und Goethe's Betheiligung daran; 5. Das stürmische Privatverhältniß und Goethe's Thätigkeit für und auf dieser merkwürdigen Bühne; 6. Goethe's Liebe zu der Frau von Stein; 7. Seine amtliche Thätigkeit in seiner Stellung als Minister Karl August's bis zu seiner Reise nach Italien.



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redactoren F. Stolle u. A. Diekmann.

Wöchentlich 1 1/2 bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Rgr. zu beziehen.

## Der gefangene Dichter.

Von Levin Schilling.

(Fortsetzung.)

Als Ludwig IX. zum ersten Male in diese the, sanftige Region kam, wo eine Gruppe von vierzehn Hünern das armselige Abbild eines Stedens darstellte, küßte seine Vorliebe für die Einsamkeit sich so sympathisch von diesem Erdwinkel angesprochen, daß er beschloß, hier „Hütten zu bauen.“ Er schuf sich hier Räume zum Wohnen für sich und sein Grenadierregiment.

Ob es ihn erstarrte, daß auch andere Leute ihm hierher folgten, daß der Ort, der so unvermuthet zu der Ehre kam, eine Residenz zu sein, sich nach und nach vergrößerte, bis er statt 14 an 750 Häuser zählte, das wissen wir nicht. Jedenfalls blieb ihm seine Militär-Colonie für immer an die Herz gewachsen, und nur selten besuchte er die Hauptstadt des Landes, wo die Landgräfin residirte, wo sie mit treuem Eifer über seine Interessen und das Wohl der Unterthanen wachte. Er selbst huldigte in Pirmasens zur Musik der Trommel, die heraufschend auf ihm wirtte, in der er selbst Virtuose war, seiner einzigen Liebhaberei.

Ein Reisender jener Zeit, der dahin verschlagenen wurde, gab ein lebhaftes Bild dieser militairischen Welt:

„Hier in Pirmasens,“ sagt er, „bin ich in eine ganz neue Schöpfung versetzt, unter eine jährliche Colonie von Soldaten und Hünern, die kein Reisender auf mich so eben und undankbaren Dörfern suchen würde. Alles um mich herum nimmet von Uniformen, blinkt von Gewehren und tönt von kriegerischer Muff. Hier, wo ehemals nichts als Wald und Sandwüste war, wo ein einfaches Jagdhaus bloß zum Aufenthalte einiger Förster diente, und die ganze Gegend umher von Niemandem als einigen Räuberhorden besucht wurde, da legte der regierende Fürst von Hessen-Darmstadt mancherlei Wohnungen an, pflanzte Einwohner daren, verlegte den Kern seiner Kriegsvölker dahin und erker sich den Ort, der jetzt bewußte Meilen von seinem größeren Lande und seiner eigentlichen Residenz liegt, zu seinem Aufenthalte. Der Ort ist von mittlerer Größe, hat einige gut gebaute Häuser, aber keine vorzüglichen Straßen; der Landgraf wohnt in einem wohlgeputzten Hause, das man weder ein Schloss noch ein Palais nennen kann, und das, genau genommen, nur aus einem Geschoß bestand. Nahe bei demselben, nur etwas höher, liegt das Grenadier-Regiment, das aus 2400 Mann bestehen soll. Schöneere und wohlgeübtere Leute wird man schwerlich beisammen sehen. Allelei Volk von mancherlei Zungen und Nationen trifft man unter ihnen an, die nun freilich auf die Länge nicht so zusammen bleiben würden, wenn sie nicht immer in die Stadt eingeperrt wären und Tag und Nacht

von unerreitenden Hüfaren beobachtet würden. — So eben kommt ich aus dem Grenadierhause, von der eigentlichen Parade, ganz parfümirt von den Fein- und Weidankeln der Schube, des Lederverks der ausgeführten Haare und von dem allgemeinen Tabakrauchen der Soldaten vor dem Anfang der Parade. Wie ich eintrat, kam mir ein Qualm und Dampf entgegen, der so lange meine Sinne beläube und mich kaum die Gegenstände unterscheiden ließ, bis meine Augen und Nase sich endlich an die mancherlei Dämpfe und, widrigen Ausflüsse einigermaßen gewöhnt hatten. Der Viehhaber von wohlgeübten, aufgepugnet und schön gewachsenen Soldaten ist, wird für alle die widrigen Ausflüsse hinlänglich entschädigt.

„So wie das Regiment aufmarschirt und seine Fronte durch das ganze Haus ausdehnt, erblickt man von einem Hügel zum andern eine sehr gerade Linie, in welcher man sogar von der Spitze des Fußes bis an die Spitze des ausgelegten Bajonnetts kaum eine vorwärts- oder rückwärtsgehende Krümmung wahrnimmt. Durch alle Glicter erscheint diese päntliche Richtung, und sie wird weder durch die häufigen Handgriffe, noch durch die vielfältigen Körperbewegungen verlohren. Die Schwanzlängen und Wanders geschwehen mit einer außerordentlichen Schnelligkeit und Päntlichkeit, man glaubt, eine Maschine zu sehen, die durch Räder und Triebwerk bewegt und registriert wird. Man soll sogar Räder das ganze Regiment im Finstern exercirt und in den verschiedenen Tempos seinen einzigen Fehler bemerkt haben. Auf den 26. August, als dem Namensfest des Landgrafen, ist jährlich Hauptrevue, und dann nimmet es in Pirmasens von auswärtigen Offizieren und andern Fremden, die theils aus Frankreich, Zweibrücken, der Unterpfalz, Hessen und andern Ländern hierher reisen. Den Landgrafen habe ich auch dabei in aller Thätigkeit gesehen. Mit spätem Blicke besand er sich bald auf dem rechten, bald auf dem linken Flügel, bald vor dem Centrum, bald in den hintern Gliedern, Alles war geschäftig an ihm und er scheint mit Leib und Seele Soldat zu sein. Doch läßt er hierbei keinen fremden Zuschauer aus dem Auge; es wurde sogleich bei Anfang der Parade ein Officier an mich geschickt, der sich nach meinem Namen erkundigen sollte, und nach einiger Zeit hatte ich die Ehre, von Herrn Landgrafen selbst zu sprechen, wobei er sich in den höflichsten und gefälligsten Ausdrücken mit mir unterhielt. In seinem Hause und in seinem Appartements erblickt man wenig Pracht. Man glaubt, bei einem campirenden Generale im Felde zu sein: überall herrscht die Lieblingsneigung des Fürsten hervor.“

Aber nicht immer war der Landgraf in Pirmasens mit seinen

Soldaten beschäftigt. Zuweilen trieb ihn das Bedürfnis der Einsamkeit in die Ferne; er reiste fort und Niemand wußte, wo er war; monatlang war er fürst wie verschollen.

Den auffallendsten Gegenstand nun zu diesem eigenthümlichen Charakter eines Fürsten des achtzehnten Jahrhunderts bildete die Landgräfin Caroline aus dem Hause Palz-Birkenfeld. In der Hauptstadt ihres Landes weilt, theilte sie ihre Zeit zwischen den Negociationen, deren Last sie zu großem Theile ihrem Gemahle abgenommen, und jenem Gedankenleben, jenem erlenen Streben nach vollendeter Geisteskultivierung, welche ihr ein tiefes Selbstbedürfnis waren. Sie versammelte um sich, was die Keitzeit an ausgeübten und gelehrten Mäthern befaß. Mit Begünstigung folgte sie der frischen, Großes verheißenden Entwicklung der jungen Literatur jener Tage. Die ersten Gesänge des Messias, die damals erschienen waren, rissen sie zur Bewunderung hin. Sie sammelte eifrig die Oden und Elegien Klopstods, so wie sie einzeln in den Journalen erschienen; ja, sie veranstaltete im Jahre 1771 die erste Ausgabe derselben in 34 Exemplaren, welche sie an die ihr nahestehenden Verehrer des Dichters theilte. Es bildete sich so eine geistige Atmospäre um Caroline von Hessen, in welcher stets mannichfach angeregte Erscheinungen in künftigen Wechsel aufstauden, um wieder neuen zu weichen, in welcher nacheinander alle schöpferische Genien der Epoche erschienen. Durch Merk's Vermittelung stand die Fürstin in geistigem Verkehr mit Herder, der sie „die große Landgräfin“ nannte, und mit Wieland, der nur einen Augenblick Herr des Schicksals zu sein wünschte, um Caroline von Hessen zur Königin von Europa erheben zu können.

In jenen Tagen wurde an den Thoren einer Residenz noch genaue Controle geführt; der „Passagier-Zettel“ wurde jenen Morgen regelmäßig den Durchlaufenden Herrschaften zu Handen gebracht und wenn die Landgräfin am Morgen unter dem Bzeichnisse der am gestrigen Tage durch das Frankfurter Thor Einpassirten den Namen:

„Dr. Juris Welfgang Goethe, Jagirt in des Kriegszahmmeister Merks“ —

(nämlich Haus) gelesen hatte, so war das Nässel gelöst, wie sie den jungen Mann, von besten Tugten und Tugten in ihrem Kreise so viel die Aede gewohnt, erkannt hatte.

Der Landgraf war seit einiger Zeit in seiner Hauptstadt gewesen. Er beachtete, sich von hier aus nach Gms zu begeben, das er jährlich besuchte. Bei der Tafel war er heute sehr liebenswürdig und nach Tisch lud er seine Gemahlin ein, mit ihm nach dem erstlos Kranichstein zu fahren. Er war heiter gestimmt und erklärte auch seiner Gemahlin den Grund dieser Heiterkeit — man hatte einen trefflichen Purfchen, ein wahres Pracht-Exemplar von einem holländischen Grenadier, an sein Regiment abgetheilt. Die Landgräfin nahm an solchen kleinen Freuden ihres Herrn keinen Theil. Die Art und Weise, wie man sich in jener Zeit Rekruten zu verschaffen wußte, war ihr ein Gräuel; aber sie konnte nichts daran ändern und so begnigte sie sich damit, keinen Theil daran zu nehmen und sich nicht darum zu kümmern. Trotzdem aber wurde ihre Aufmerksamkeit in hohem Grade erregt, als der Landgraf hinzukam:

„Haben's dem Allgeyer zu verkaufen! Der hat ihn eingeführt; Gw. Liebden vermeiden ihn wohl, wenn Sie ihn sehen, unsere Gnad' und Zufriedenheit?“

„Dem Allgeyer?!“ rief die Landgräfin, überrascht aufbildend, aus.

„Dem Hofgärtner Allgeyer — so ist es!“

„Der hat den Rekruten eingeliefert?“

„Ja; der Purfche hat sich ungehörig in seinem Hause betragen, mit der Minette, dem hübschen Ding, geliebt, ist dabei unnütz geworden — was weiß ich — kurz, da er nicht dieß, sondern ein Fremder ist, hat ihn der Allgeyer beim Kragen gefaßt und die Wache holen lassen, und nun ist er Rekrut!“

Der Landgraf klopte vergnügt auf den Tadel seiner goldenen Tabatiere und nahm eine wichtige Pfeife. Dann legte er hinzu:

„Haben wir die Ehre, von Gw. Liebden nach Kranichstein begleitet zu werden?“

„Mein Gott,“ fiel die Landgräfin ängstlich ein, „wie heißt der Mensch?“

„Wer, der Rekrut?“

„Wie heißt er?“

„Ist ihm unbekunt,“ versetzte der Landgraf. „Das gehört in die Mutter-Kolle.“

„Und es ist ein auffallend schöner, holländischer Mensch?“

„So besagt der Rapport. Werden selbst morgen gleich in Augenschein nehmen.“

„Es ist ein Fremder — er hat Unfug in Allgeyer's Hause angestellt, mit Minetten getiebelt? — in der That, das läßt ja seinen Zweifel übrig,“ sagte die Landgräfin für sich und sehr erschredend; der Heßgärtner wird ihn in meiner Obrette gesunden, vielleicht für einen Liebhaber Minnetts gehalten haben; es ist zu Streit und Hader zwischen ihm und dem bösen Alten gekommen, der um so jörniger geworden sein wird, weil er ein schlechtes Oerwissen hatte . . . sein Zweifel, dieser stattliche neue Rekrut ist Goethe, — er muß so grausam dafür büßen, daß Allgeyer und die Dirne ihre Wächterspflicht vergaßen! — Oder hätte er in der That dem hübschen Vörschen des Gärtnermädchens nachgeschleift? . . . diese Herru Poeten sind freilich unerböhrbar in solchen Dingen; aber dem sei, wie es wolle, es ist eine schreckliche Geschichte, die einen Nachhall in ganz Deutschland haben wird, wenn es mir nicht gelingt, ihn noch heute aus den Händen meines Mannes zu befreien!“

Dies war die Gedankenreihe, welche augenblicklich in der ersten Zuckung aufstieg und wobei ihr die Sorge, daß es unmöglich sein würde, die Freilassung des Rekruten von ihrem Gemahle zu erlangen, cernerlöser auf's Herz fiel. Auch machte diese Angst es ihr unmöglich, lange über die flüchtige und zweideutige Weise nachzudenken, wie sie Ludwig den IX. dazu bewegen könne, das Unerhörte zu thun und einmal einen Rekruten frei zu geben, den er bereit in seinem „zweiterlei Tode“ sterben hatte. Sie plagte augenblicklich mit dem Anrufe heraus:

„Wissen Gw. Liebden, wer der Rekrut ist? Das ist der junge Goethe, des kaiserlichen Rath's Dr. Goethe in Frankfurt Sohn, und wenn Gw. Liebden sich nicht ärgerlichen Zerwürfissen mit der freien Reichsstadt auslegen wollen, möchte ich unmaßgeblich gerathen haben, denselben augenblicklich wieder auf freien Fuß zu stellen!“

„Goethe?“ sagte der Landgraf. „Nun, was verschlägt's? Das sold' ein misrathenes Schlein noch zu der Ehre kommt, heßlicher Grenadier zu werden, kann ja dem Herrn kaiserlichen Rath's, dem ich, nur eine Freude sein!“

„Aber Gw. Liebden, das ist kein misrathener Sohn — es ist ein ganz herorragendes und wegen seiner mancherlei Verusche in der Dichtkunst bereits viel geprüenes Talent.“

„In der Dichtkunst?“ fragte der Landgraf sehr kühl.

„Er hat eine vortreffliche Tragödie von Ritter Ohgen von Verlichingen mit der eisernen Hand geschrieben!“

Der Landgraf schüttelte den Kopf.

„Ich will nichts gegen diese Leute sagen, denn Gw. Liebden sind nun einmal ihre großmüthige Gönnerin. Aber so viel ich von ihnen weiß, sind es unsichere Cantonisten allzumal und einige Jahre Militärdienst werden dem jungen Mänsch Goethe nicht schaden!“

„Gw. Liebden,“ fuhr die Landgräfin fort, „wenn meine Bitten irgend etwas bei Ihnen vermögen, so lassen sie diesen jungen Mann frei!“

Der Landgraf zog seine Stirn in Falten.

„Woher wissen Sie denn so sicher, wer der Rekrut ist?“ fragte er.

„Ich habe den jungen Mann, der von auffallend schöner Etatur ist, heute Morgen im Hause des Allgeyer's gesehen, als ich meinen Spaziergang durch die Anlagen machte.“

„Und kennen ihn?“

„Weil er mir genau von seinen Freunden beschrieben wurde und der Nachzettel seinen Namen hat.“

„Nun,“ versetzte der Landgraf, „um Ihres Interesses für denselben willen, und weil er wohl mit der Feder umzugehen weiß, könnten wir ihn ja als Unteroffizier einstellen, sobald er das Exercitium kennt, und nachher vielleicht gar zum selbstweib beförderen — dann kann er doch wohl zufrieden sein?“

„Mein theurer Gemahl, halten Sie mir zu Gnaden, daß ich so ungestüm bin, aber ohne daß Gw. Liebden mir die Freiheit des jungen Mannes gewähren, werde ich nicht aufhören, Sie zu beklagen.“

„Es ist gegen meine Grundsätze, Madame!“ versetzte der Landgraf kalt.

„Ew. Liebden werden in's Auge fassen, daß hier ein ganz besondrer Fall vorliegt, der, als Sie die allgemeinen Grundsätze Ihres Handelns sirtiren, unmaßig vorgehen sein konnte. Ein junger Mann, den bereits ganz Deutschland kennt wegen seines seltenen Ingeniums und seiner bemerkenswerthen geistigen Gaben, kann nicht dazu verdammt sein, in einer niedrigen Lebens- und Thätigkeitsphäre sein besseres Selbst erstickn zu lassen. Es wäre ein himmelstreichendes Unrecht, eine Barbarei!“

Des Landgrafen Stirne erhellte sich nicht bei den Worten der immer wärmer und eifriger werdenden Fürstin. Tiefe sah, daß ihre Bereitschaft hier nicht zum Ziele kommen werde; sie legte deshalb die Hand auf die Schulter ihres Gemahls und, indem sie ihm voll Innigkeit in die Augen sah, sagte sie:

„Adwig! Wäre ich Sie viel mit Bitten? Habe ich je mit Ihnen gestritten über Ihre Weise, zu handeln und zu denken? Und nicht dies eine Mal wollen Sie mir nachgeben, nicht dies eine Mal mir eine Bitte erfüllen?“

Sie sagte das mit einer so schmelzenden Stimme, daß er sie an sich leg und überantwortete: „Du bist mein gutes Weib, Caroline, und Du sollst mit mir zufrieden sein. Wollen diesen Wunsch Götthe kommen lassen und —“

„Ihm die Freiheit anfrichtigen?“

Der Landgraf nickte lächelnd.

„Und dann,“ versetzte er, „nach Besund der Sachen eine Entscheidung fällen.“

Damit wandte sich der Landgraf zur Klingel und gab sodann den Befehl, durch eine der diensthabenden Dienantinnen den am Morgen neu eingestellten Rekruten herbeiholen und ihm vorführen zu lassen.

Die Landgräfin wandte sich zum Gehen. Um vieles in der Welt hätte sie nicht bleiben mögen, bis Götthe vor ihr erschienen wäre in der bunten Grenadier-Uniform. Eine unüberwindliche Schwam wäre über sie gekommen bei diesem Anblick.

„Werden Sie selbst mir Nachricht bringen, welches Ihre Entscheidung gewesen, Ew. Liebden?“ sagte sie nur noch mit weiblicher Klugheit, um dem Landgrafen schwerer zu machen, ihren Willen nicht zu erfüllen, wenn er es persönlich ihr mittheilen mußte. Er nickte geschweigen.

„Werden damit in Dero Gemächern aufwarten,“ sagte er, und Caroline verschwand aus dem Saale.

Verdacht bewegt schritt sie durch den Gang, der in ihre Wohnzimmern führte; als sie in diesen angekommen war, trat gleich darauf die heftsame, Gräfin von Schwarzauen, die um meldete, daß Minette, die Tochter des Hergärtners Allgeyer, scheinlichst um Gehör bei Ihrer Durchlaucht bitte.

„Gehen recht! Laß sie eintreten,“ versetzte die Landgräfin.

VI.

Minette trat ein mit geschwellenen Augen, mit verweintem Gesicht, mit allen Zeichen eines Schmerzes, der an Verwerfung grenzte. Aber es schien, daß dieser Anblick die Landgräfin durchaus nicht miß gegen Minette stimmte.

„Minette,“ sagte sie mit zornig strafendem Tone, „was muß ich erleben an Euch? Ich habe Euch und Deinen Vater mit Wohlthaten überhäuft; Ihr wißt, wie viel mir daran gelegen ist, daß Niemand auf Erden etwas von der Grillenz meiner Grotte ahnt, damit ich wenigstens einen Fleck auf Erden habe, wohin man mich nicht folgt, wo ich mich sicher weiß vor den Menschen und ihren tausend egeistrierten Anklagen, wo ich mir selber leben kann; Ihr wißt das — und so hütet Ihr mir das Geheimniß? Du läßt alle Thüren offen stehen und ...“

„Ach, liebe, gnädigste Durchlaucht,“ unterbrach hier Minette, die ihr Schloßchen nicht mehr zurückhalten konnte, mit vom Weinen unterdrückter Stimme; „es war absichtlich von mir, ja, ich weiß es und will auch gern alle Strafen, die Sie mir auferlegen, dafür leiden, aber es ist ja noch ein viel größeres Unglück geschehen, der Vater hat die Wache holen lassen und nun haben die Soldaten ...“

„Ich weiß, ich weiß,“ rief die Landgräfin ein; „er ist zum Rekruten gepreßt worden ...“

„Und wenn Durchlaucht ihn nun nicht wieder frei machen,“ schluchzte Minette trampfend, „so ist es mein Tod, so spring' ich in den großen Weg!“

„Um Gotteswillen, welche freveln Redensarten sind das, thörichtes Weibspieß!“

„Da, ich th' es, ich th' es ganz gewiß, Gott sey' mir bei, gnädigste Durchlaucht! O, ich bitte, ich bitte Sie an, Durchlaucht, retten Sie mit dem gnädigsten Herrn.“

Um dabei warf sich das verzweifelnde Mädchen vor der Fürstin nieder und umkramte mit leichenhaftiger Festigkeit ihre Kniee.

„Ich muß gesehen,“ sagte die Landgräfin Caroline, „Teine Neue ist so lebhaft, daß sie mit Deiner Schuld versehen kann; stehe auf und fasse Dich, erzähle mir, wie das ganze Unglück geschehen ist ... er hat sich freigegeben gegen Dich erlaubt, Dir zurüthlich in den Hof gemacht —“

„Ach, zurüthlich gewiß nicht, gnädigste Durchlaucht, ganz gewiß nicht, nur in Bädern und Ehen; er war nur so eifertig eifersüchtig.“

„Eifersüchtig? wie und auf wen konnte er denn eifersüchtig sein? Du versteh ja, als wenn dies eine längere Verheißung zwischen Euch wäre?“

„Das war es ja auch,“ versetzte Minette flehmüthig; „wir wollten uns zu nächste Heben, wenn's nur der Vater zugeben hätte, heirathen!“

„Heirathen? — Dich einsältige Person wollte er heirathen?“

„Der Dectcr — wer?“ fragte Minette verwundert.

„Nun, der junge Götthe, den man unter die Soldaten gestellt hat.“

„Aber, gnädigste Durchlaucht, ich rede ja von keinem Dectcr, sondern von meinem Wilhelm!“

„Wilhelm? Dem Wilhelm?“ rief die Landgräfin aus.

„Dem Wilhelm, dem Gärtnergehilfen.“

„Das ist etwas Anderes!“

Die Landgräfin lachte laut auf, ebenso sehr aus Freude über diese plötzliche Entdeckung, daß all' ihre Sorge um das Schicksal des jungen Dichters eitel gewesen, als über das Komische des Mißverständnisses.

„Also Dein Wilhelm ist es, den man zum Rekruten gemacht hat?“ hab sie wieder an.

„Kein Anderer?“

„Nun, dann ist ja ...“ „Alles gut,“ wollte sie andrufen, aber sie besann sich, daß die Sache für Minette darum keineswegs gut stand, und so sagte sie nur: „Aber so erkläre mir, wie ist denn Alles zugegangen?“

„Nun sehen Sie, gnädigste Durchlaucht,“ erzählte Minette, „wie ich diese Wexen auf unser Haus zukommen erblickte, da war just ein fremder Herr da, der stand auf der Haustur und schwätzte allerlei daher und wollte nicht weichen, und als ich plötzlich zwischen den Gebüschcn Durchlaucht daher kommen sah; da war es ja spät, ihn fortzujagen, denn er wäre Ihnen begegnet; ich weiß doch, daß Sie nicht gesehen werden wollen, wenn Sie zu und kommen, um in die Grotte zu gehen, und deshalb sandte ich den Fremden, um ihn nur rasch bei Eile zu schaffen, die Treppe hinauf, und dann lief ich, Durchlaucht die Grottenthüre aufzuschließen.“

„Ja, ich erinnere mich, Du warst in großer Aufregung und Eile, und ließt wie der Sturmwind davon, nachdem Du endlich die Thüre mir aufgeschloßen hattest, was gar lange währte.“

„In meinem Schreck hatte ich den unredlichen Schlüssel ergriffen, und wußte dann den rechten gar nicht zu finden. Als ich zuletzt glücklich die Grottenthüre aufgesperrt hatte und Durchlaucht eben hereinging, eilte ich, nach oben zu kommen, um nun den fremden Herrn fortzujagen, der ganz allein oben im Hause war und sich da unmaßig umhertrieb medite — aber auf dem Hilar angekommen — nun sehe ich da zur Hausthüre hereinströmen? Den Wilhelm, und der Mensch ist ganz außer sich, er laßt mich am Arm und überschüttet mich mit Bewundern, mit Ehelobworten —“

„Was hattest Du ihm denn zu Rede gethan?“ unterbrach hier die Landgräfin das junge Mädchen.

„Ach, auch nicht das Allermindeste, aber eifersüchtig war der tolle Mensch, eifersüchtig auf den fremden Herrn, der furwürgig oben ...“

„Ein Teich in der Höhe der Stadt.“

im Hause herumgelungert war, und das hatte der Wilhelm unter-  
deß gesehen, und dann führte er allerlei Redensarten von einem  
Strauß, den der Fremde mit geschickt, und endlich, da eilte er gar  
davon, um mich beim Vater zu verflagen. Einen Todeschreden  
bekam ich nun, denn der Vater, wissen Euer Durchlaucht, ist so  
heftig und zornig, und wenn es über ihn kommt, da hört und sieht  
er nicht. So lief ich hinter dem Wilhelm drein, um ihn jurid-  
zubalten und zu besänftigen — aber das Unglück will, daß, wie  
wir laum hundert Schritte vom Hause sind, der Vater vom Küchen-  
garten bei dem Matthes, dem Jungen, angefahren kommt,  
und plötzlich vor uns steht. Da hat's eine schöne Befehrerung ge-  
geben. Der Vater wußt ja noch nichts davon, daß wir uns das  
Wort gegeben, der Wilhelm und ich, und wie er nun Alles hört,  
was der Wilhelm in seinem blinden Eifer hervorprudelt, ganz ra-  
biat ist er da geworden, der Vater, und:

„*Si, du schlechter, abhenslicher Bube, du Landstreicher du,*“  
hat er geschrien, „ist das der Dank, daß ich dich zu mir ge-  
nommen habe, als du nicht wußtest, wo aus noch ein, du Aus-  
reißer, daß du mir der lesten Dirne den Kopf verdrückst, und mit  
solchem Scandal daher kommst, und daß ihr euch halst, wie die  
Narren, — ein lauberes Frischlein ist's schon, aber für dich sind  
solche Frischlein doch noch nicht gewaschen, Gumpen!“ und damit  
hat er den Wilhelm gefaßt, der Vater, und ihn nach der Wache  
gehetzt, und der Matthes hat laufen müssen, den Festen herbeizu-  
holen, und weil der Wilhelm dabem ist Soldat gewesen und ist  
dabon gelaufen von den Schwabischen weg, haben sie ihn gleich  
angenommen auf des Vaters Wort, und so hat er mit den Sol-  
daten gehn müssen, und da hat nichts gehalten, und nun ist's meu  
Tod, gnädigste Frau Landgräfin, wenn der Wilhelm verlorren ist,  
und nicht wieder frei wird!“

Die Landgräfin blidte jetzt sehr ernst auf das vor Schmetz  
ganz sassunglose Mädchen und sagte dann voll tiefer Theilnahme:  
„Das ist schlimm, sehr schlimm, Minette; wie sollte der Wil-  
helm wieder frei werden? Der Landgraf wird ihn nicht heraus-  
geben, einen so stättlichen Durschen...“

„Aber um Gottes Willen, gnädigste Durchlaucht!“

Die Landgräfin schüttelte den Kopf.  
„Was soll ich Dir einen eillen Trost oder Versprechungen  
geben, die ich nicht erfüllen kann? Ich darf mit einer solchen Bitte  
dem Herrn gar nicht kommen!“

Minetten's Verweiflung stieg auf's Höchste; sie versuchte Al-  
les, um der Landgräfin Herz zu erschüttern, aber diese konnte kein  
bessern Willen ihr keine Verubigung geben. Einen fremden Aus-  
reißer, einen Durschen, stättlich, wie den Gärtnergehülßen, den sein  
eigener Vredbrer abgeliefert hatte, weil er sich unmaß gemacht —  
den gab der Landgraf nicht frei um eines verlobten jungen Mäd-  
chens willen! Um so weniger, als ja auch Meister Algeper von  
dieser Liebchaft gar nichts wissen wollte. Und doch strengte die  
Landgräfin sich mit allen Kräften ihres Geistes an, um etwas zu  
entdecken, wemuit man den unglücklichen jungen Mann, den sie  
kannte, dem sie gewogen war, aus seiner verzwweifelten Lage befreien  
und Minetten's Nummer enden könne; und so sagte sie endlich:  
„Ein einziges Mittel möchte es geben, armes Geschöpf, aber  
Du wirst es nicht ausführen können —“

„D sprechen Sie, liebste, gnädigste Durchlaucht, ich thue Alles,  
Alles, was nur menschenmäßig ist — ich würde dem lieben Herr-  
gott seine Sonne dem Himmel herunterbiten, wenn's etwas hüffe!“

„Sieh, die Landgräfin, ich glaube, es sei der junge  
Goethe aus Frankfurt, den man unter die Grenadiere gesteckt habe;  
das ist ein berühmter Dichter und aus einem angesehenen Hause in  
der Reichshadt; über den habe ich mit dem Herrn eben noch ge-  
rebet, und der Landgraf ist so gütig gewesen, mit zu versprechen,  
daß er ihn frei geben wolle. Er wollte ihn seferst sich verfahren  
lassen, mit ihm sprechen und sobann ihm seine Arbeit anständigen.  
Wenn man nun dem zuversäme, daß der Retrat nicht gleich vor  
den Landgrafen geführt würde; wenn Du Dich unterdeß anmach-  
test, und den Doctor Goethe aufsuchtest — Du wüßt ihn beim  
Kriegsophthalmistert Merk suden; wenn Du ihn bewegst, ihn, der  
ja das ganze Unheil eigentlich angefaßt hat, es daburch wieder  
gut zu machen, daß er bei dem Lffirer du jour sich als Stell-  
vertreter für den Wilhelm meldete...“

„Würde der ihn annehmen statt des Wilhelm?“  
„Das steht in seinem Belieben und Schwierigkeiten würde  
er keine machen, wenn ich ihn mit einigen Zeilen schriftlich darum  
ersuchte.“

„D Sie gütigste Durchlaucht!“ rief Minette frohlosend aus.  
„Dann.“ fuhr die Landgräfin fort, „hätten wir gemounten  
Spiel; der Doctor Goethe würde dann als Retrat dem Landgra-  
fen vorgeführt, und der Landgraf würde ihn entlassen — das hat  
er mit versprochen!“ (Schluß folgt.)

## Die im Hafen von Sebastopol versenkten russischen Schiffe.



Ein russisches Linienschiff auf dem Meeressrunde.

Im Anfange des Krimfeldzuges versenkten die Russen bekannt-  
lich eine Anzahl großer, aber alter Kriegsschiffe am Eingange des  
Hafens von Sebastopol, um denselben der Flotte der Westmächte  
zu sperren. In dem ungeheuren Sturm, der bald darauf in dem  
schwarzen Meere wüthete und den dort befindlichen englischen und  
französischen Schiffen so verberlich war, wurde auch die Reihe

jener russischen Versenkten so sehr erschüttert, daß die feindlichen  
Flotten, wäre ihnen dieser Umstand bekannt gewesen, ungehindert  
hätten in den Hafen hineinzuweichen können. Die Russen sahen sich  
dadurch veranlaßt, hinter jener ersten Reihe, nach der Mitte des  
Hafens zu, eine größere Anzahl Schiffe in einer zweiten Reihe zu  
versenken. Endlich, als man erkannte, daß Sebastopol trotz aller

Kanstrengungen nicht lange mehr sich werde halten können, entschloß man sich, auch alle von der Flotte noch übrigen Schiffe in das Meer zu senken. Es lagen nun in denselben fünf Linienfahrzeuge, sieben Freigattungen, sechs Corvetten, zehn Kriegsbriquetts, sechs Kriegsschooner, fünfzehn Kriegsdampfer, dreißig Transportfahrzeuge, mehrere kleinere Fahrzeuge, die im Ganzen einen Werth von etwa einhundert Millionen Thalern hatten, abgesehen von den Schiffen, welche die Russen in Bereitschaft versenkten.

Natürlich hatte man aber keineswegs die Absicht, die Schiffe und alles Material auf denselben für immer zu vernichten und zu opfern. Im Gegentheil, man dachte schon damals daran, nach Wiederherstellung des Friedens so viel als möglich zu retten. Man ergriff deshalb auch Maßregeln, das Werthvolle vor dem Verderben in dem Meerwasser so viel als möglich zu schützen; man beschränkte z. B. alle Maschinenteile von den Kriegsdampfern mit einer dicken Talschicht, um sie vor dem Rosten zu schützen.

Das war bekannt und nach dem Frieden machten dreizehn Privatpersonen oder Vertreter von Gesellschaften, darunter auch der Pariser Credit mobilier, der Regierung in Petersburg Vorschläge und Anträge, die in dem Hafen von Sebastopol versenkten Schiffe



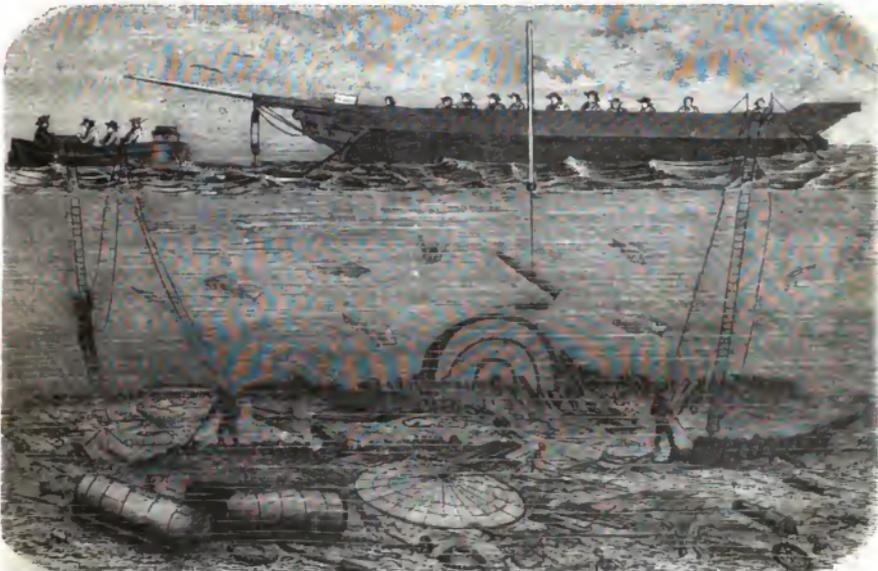
Der Taucher auf dem Meeresboden.

wieder heraus zu schaffen, selbstverständlich, weil sie ein gutes Geschäft dabei machen zu können glaubten. In ersteinstige Unterhandlungen ließ sich die russische Regierung nur mit dem Amerikaner John C. Gowan ein und mit ihm schloß sie bald auch wirklich einen Contract.

Gowan ist ein noch ziemlich junger Mann, steht an der Spitze der Submarine Company (unterseeische Gesellschaft) in Boston, hat sich ausschließlich mit dem Studium der Mittel beschäftigt, gesunkene Schiffe an die Oberfläche wieder heranzufbringen, und von seiner in diesem eigenthümlichen Fache erlangten außerordentlichen Geschicklichkeit bereits mehrfach Proben abgelegt. Abgesehen davon, daß er mehrere (gegen dreißig) Schiffe, die im Mississippi und Hudson gesunken waren, emporgehoben, machte er sich in weiteren Kreisen bekannt, als er vor einigen Jahren ein amerikanisches Schiff in der Bai von Gibraltar mit ziemlich leichter Mühe von dem Meeresgrunde heraufhob, nachdem die Versuche englischer und anderer Ingenieure gescheitert waren, das Wrack des Schiffes empor-

zubringen oder wenigstens zu zerlegen.

Die Vorrichtungen und Maschinen, die Gowan anwendet, sind an sich staunenswerth und Wunder der Mechanik, vorzugsweise eine ungeheure neuerfundene Dampfmaschine, welche, mit aller Kraft



Taucher in einem gekippten Schiffe.

arbeitend, tausend Tonnen Wasser in einer Minute entfernen kann, so daß es mittelst derselben leicht ist, ein selbst achtzig Fuß tief im Wasser liegendes Schiff (der Hafen von Zebastopol hat nur 66 Fuß Tiefe) auszuräumen, und mit Luft zu füllen und dann unbeschädigt emporzuheben. In gleich riesenhaften Maschinen sind die andern Maschinen und Werkzeuge eingerichtet. Die Kette z. B., welche man am Lande, die Schiffe emporzuziehen, ist gegen dreihundert Ellen lang; jedes einzelne Glied oder Gelenk daran wiegt dreihundert Pfund und ist einzeln durch eine Last von 2000 Centnern gestrichen worden.

Nachdem Gowan an Ort und Stelle, im Hafen von Zebastopol, die genauesten Befestigungen gehalten hatte, auch in einem Taucheranlege dort selbst auf den Meeresgrund hinaufgezogen war, um die da liegenden Schiffswracks zu untersuchen, wie erholte er gegen die russische Regierung, daß die versenkten Schiffe theils ganz, theils in Stücken heraufgebracht werden könnten. Nach dem Contracte, den er abgeschlossen, sollte Gowan gegen dreihundert amerikanische erprobte Arbeiter, darunter mehrere der besten Taucher, die Taucherausrüstung und alle nöthigen Maschinen liefern, während ihm die russische Regierung vier- bis fünftausend Arbeiter zur Verfügung stellt, sowie alles nöthige Material, dessen Kosten sich auf mehr als zwei Millionen Thaler berechnen, und ihm gewisse Procente an dem Werthe der geretteten Schiffe und Schiffsmaterialien gewährt.

Die Amerikaner sind mit ihren Maschinen im vorigen Sommer in Zebastopol angekommen, und haben ihre Operationen fortgesetzt, bis der Eintritt des Winters sie unterbrach. Wir hatten Gelegenheit, einen Brief von einem dabei beschäftigten Ingenieur zu lesen und theilten die Hauptsaachen daraus mit, weil er einen Einblick in das Verfahren bei diesem bewundernswürdigen und riesenhaften Unternehmen gibt.

Man vermuthete oder vermutet vielleicht, best es in dem Meere, daß die Schiffe ganz nicht zerstört, emporgehoben werden würden; da sie aber bereits so lange im Wasser gelegen haben und von den Würmern sehr zerfressen sind, ist es zweifelhaft, ob sie bei dem Emporheben zusammenhalten. Würden sie aber auch wirklich ganz an die Oberfläche heraufgebracht, so dürften sie doch als Kriegsschiffe keinen Werth haben, und die Kosten der Ausbesserung so bedeutend sein, daß man neue dastel würde bauen können. Es kann also nur auf den Werth des Materials geredet werden. Einige eiserne Dampfer und einige wenige von Holz wird man allerdings ganz herausheben; die andern werden unter dem Wasser gesenkt. Das ist bereits mit drei Schiffen von 120 Kanonen, z. B. den „weiß Anselm“ und einigen andern geschehen.

Das Zer Sprengen ist von höchstem Interesse, erfordert aber die größte Vor sicht und Genauigkeit. Vor allem wird ein erfahrener Taucher hinarangeschickt, der das Schiff zu besichtigen und über den Befund zu berichten hat. Das Taucherboot wird dann

gerade über das Schiff gelegt oder doch so nahe als möglich. Von dem Boote reicht bis hinunter auf den Meeresgrund eine Seidleiter, auf welcher der Taucher auf- und niedersteigt, der überdies ein Tau um den Leib geschlungen hat, das im Boote oben befestigt ist, mit dem er Signale gibt und durch das man ihm auch beauftragt. Auf dem Kopfe trägt der Taucher eine Art Helm, der eine gewisse Luftmenge enthält, welche immer frisch erhalten wird durch eine Luftpumpe in dem Boote und einen Gutta-Percha-Schlauch. Manchmal bleibt ein solcher Taucher acht bis zehn Stunden ununterbrochen unten auf dem Meeresboden oder im Schiffe, und verrichtet da schwere Arbeiten, indem er z. B. starke eiserne Ketten mit Meißel und Hammer zu trennen, Balken zu zerlegen, starke Posten herauszutreiben hat und anderes, was man unter solchen Umständen fast für unmöglich halten sollte. Alles Bewegliche, Ketten, Anker, Geschütz u. s. w. wird von dem Taucher unten, wo er man auf der Abbildung sieht, an ein Tau gebunden und dann von der Mannschaft oben im Boote hinaufgenommen. Ist Alles bereit das Schiff zu sprengen und das Pulver zu legen, so bringt man ein großes Pulverboot mit zehn bis zwanzig Gutta-Percha-Pulverfäden in die Nähe. Diese Pulverfäden, die natürlich wasserfest sind, haben an dem einen Ende einen Holspflock, durch welchen zwei Kupferdrähte bis in die Mitte des Pulvers gehen, wo sie durch ein ganz kleines Platinsüßchen verbunden sind. Der Taucher trägt einen solchen Pulverfaden hinunter in den Theil des Schiffes, der zuerst gesprengt werden soll, und steigt dann wieder hinauf in das Pulverboot, welches etwa zehn Mann und die galvanische Batterie trägt. Bringt man die Drähte oben in Verbindung, so entzündet sich unten das Pulver, es erfolgt die Explosion, das Wasser wird aufgewirbelt und Holsstücke schwimmen empor (nebst einer großen Anzahl toter Fische). Gewöhnlich dauert es drei bis vier Stunden, bis das Wasser wieder so ruhig und hell geworden ist, daß der Taucher von Neuem hinuntergehen und seine Arbeit fortsetzen kann. Alles Wertvolle, was emporgeschleudert oder sonst von dem Schiffe unten losgerissen werden ist, wird geborgen und der Versuch wird so lange fortgesetzt, bis das Schiff gänzlich zerstört ist.

Wobei nicht alle diese Sprengungen sehr glücklich von Statte gegangen, die Arbeiten aber nicht gleich leicht. Einige der Fahrzeuge liegen unten auf festem Boden und sie bietet gar keine Hindernisse; andere aber sinkt tief in Schlamm gesunken und sehr schwer zugänglich.

Ein Unglück ist doch schon vorgekommen, wenn auch nicht unter dem Wasser. Es mußte an dem einen Ufer ein Schutzdamm aufgeräumt werden. Dabei gelangten die Arbeiter auf gefüllte Bomben und, auf welcher Ursache es geschah, weiß man nicht, sie platzen. Sechs der Arbeiter blieben auf der Stelle todt und viele andere wurden verwundet.

## Die Wasserleitung in Newyork.

Die Menschen der Neuzeit lieben es, auf die Vergangenheit hinzuweisen, als die Erzeugnis aller Großthaten, mit welcher die jetzige Welt nicht in Concurrenz treten könne. So geschieht meistens immer, wenn von Vanten die Rede ist, und hier gelten hauptsächlich die Römer als ein Muster, das gar nicht übertroufen werden kann. In der That, sie haben auch Großartiges geleistet und die Ruinen ihrer Werke weisen auf eine Enffaltung von Kräften, auf einen Aufwand von Geld hin, worin neuere Völker es selten ihnen werden gleichthun können. Daß es aber doch möglich ist, das hat die Stadt Newyork durch ihre Wasserleitung bewiesen.

Es ist ein immenses Werk.

Etwa siebzig Meilen oberhalb der Stadt Newyork, nur wenige Stunden von Newyork entfernt, da wo Westchestercounty aufhört, in einer von Anhöhen durchschnittenen Gegend, entspringen dem festigen Boden einige mächtige Quellen, die sich nach kurzen Laufe einigen und früher als nicht unbekannter Bach dem Hudson zufließen, um sich nach einem kurzen Laufe mit diesem zu vereinigen. Dieser Bach fließt Sommer und Winter fast gleich stark und sein Wasserquantum ist so mächtig, daß er einen Meßel von 1000 Fuß Durchmesser und 10 Fuß Höhe in weniger als einer

Stunde bis oben auf füllen würde. Auch süß ist das Wasser und fast chemisch rein, so daß es wegen seiner Weichheit zu jeglichem Zwecke verwendet werden kann. Diesen Bach, diesen kleinen Fluß hat die Stadt Newyork gekauft und bis nach Newyork geführt, und dieser Fluß ist es, der jetzt die ganze Stadt mit einer Einwohnerzahl von 800,000 Menschen, die ganze Stadt mit all ihren Häusern und Werstätten mit Wasser versieht und — in Fülle und Fülle versieht!

Es war ein riesenhaftes Werk! Und doch war es in wenigen Jahren vollendet! Es war ein Werk, das Millionen und noch mehr Millionen kostete und doch leistete Alles die einzige Stadt Newyork. Siebzig Meilen weit über Berg und Thäler, über Klüfte und Ströme, über Felsen und Wälder ward der Fluß in seinen riesenhaften Teichen geführt, und trotz alle dem, — so fest ist der Unterbau, so gut ist das Material der Teiche, so meisterhaft ist Alles geleitet, daß nur selten, beinahe gar nicht ein Ausbruch des Wassers stattfindet oder überhaupt nur eine Reparatur nöthig ist! — Die alten römischen Wasserleitungen sind heute noch in ihren Trümmern ein Gegenstand der Bewunderung, und doch dürfte die Frage entstehen, wo Erhöher geleitet wurde, in dem oder dem? Jezenfalls ist die Dighbridge über den Har-

lenkung, sind die zwei großen Wasserbehälter oder Reservoirs, von denen der eine so groß ist, daß man eine gute Viertelstunde braucht, ihn zu umgehen. — Denkmäler der Baukunst, die sich mit jedem andern messen können. Und Hunderte von Gasolin- und leichten Wägelchen fahren täglich nach der etwa 10 Meilen von dem Rathhause in Newyork entfernten Hightbridge, d. i. der hohen Brücke, über welche die ganze Wassermaße in fünf Teichen geführt ist, und werden sich nicht bloß an der Pracht der Aussicht von diesem hohen Standpunkte aus, sondern auch an der Kühnheit des Baumeisters, der den schiffbaren Darleusfluß mit einem Bogen von einem Ufer zum andern überspannte! Und Tausende wälzhaften zum großen Reservoir zwischen der 99. und 100. Straße und noch mehr zum kleinen Reservoir an der 44. und 45. Straße und Trauen über diese Ringmauern, welche so stark sind, daß sie den Sturm einer solchen immensen Wassermaße aushalten!

Doch, lieber Leser, ich will Dich nicht mit der Beschreibung der Newyorker Wasserleitung ermüden; ich will Dir nicht beibringen, wie viele Willkuren Waerleisen dazu verwendet worden sind und was jeder Waerleisen setzte; die Außerlichkeiten dieses großartigen Baus laßt Du in jeder Reisebeschreibung von Amerika und am Ende in jedem Conversationslexikon lesen. Ich will Dich aber mit etwas Anderem bekannt machen, was Du vielleicht noch nirgends lesen laßt, mit den Wirtungen dieser Kunst.

Kommt man in eine deutsche Stadt, so ist es gar lustig mit anzusehen, wie überall auf allen freien Plätzen, in den Hauptstraßen und vor allen öffentlichen Gebäuden die „laufenden“ Brunnen ihr süßes Wasser ausströmen. Ja sogar in jedem Dorf oder Dörflein findet man laufende oder „fließende“ Brunnen, denn Deutschland mit seinen Bergen und Thälern ist gar reich an Quellen, die tief unten in der Erde ihr Wasser sammeln, bis die geheimen unterirdischen Behälter so voll sind, daß sie einen Ausweg suchen und dem hellen Tageslicht zufließen. Man setzt auch einen Stolz darin, in solche Quellen und Brunnen, und manche Stadt und manches Dorf erhebt seinen Namen von dem „Brunn“ oder „Berr“, der innerhalb seiner Mauern entspringt. Und unsere Vorfahren haben sie hochgehalten, diese Brunnen mit dem nie verfließenden süßen Trunk, und haben sie verziert auf kunstvolle Art und sie mit Denkmälern der Baukunst umgeben, die sich noch vielfach auf öffentlichen Märkten, hochbewandert vom Kerner und Laien, zu sehen sind. Man darf nur an die Brunnen in Nürnberg denken!

Auch die Neuzeit hat viel hierfür gethan; nur sind die Verzierungen jetzt selten mehr von Stein und Marmor, sondern von fein gegossenem Eisen. Aber eine Freude ist's immer, vor einem solchen Brunnen zu stehen, und im Sommer häßt schon der bloße Anblick des süßen „Alles“. — Wie ganz anders in Amerika und besonders in Newyork! Gehe die Straßen an und ab und links und rechts, betrachte Dir alle öffentlichen Plätze und alle die großen Prachthäuser, — von einem Brunnen, von einem laufenden Brunnen mit „fließendem Wasser“ laßt Du nirgends etwas erkennen. Man sollte meinen, die ganze große Stadt sei dazu verurtheilt, den Tod durch Durst zu sterben! — Wohl liegt sie zwischen zwei mächtigen Strömen, von denen jeder so tief und breit, daß er die größten Kriegsschiffe trägt; aber die Wasser dieser Ströme sind salzig, wie das Meer, in das sie sich bei Newyork münden. Ebbe und Fluth wechseln ja täglich zwei Mal und führen ihre Salzwaßer viele Meilen weid den Strom hinauf.

Wohl findet man auch hier und da in einer Seitenstraße einen alten hölzernen Pumpbrunnen, so plump und einfach aufgerichtet, wie er im ärmlichen Reste Deutschlands nicht plumper und einfacher sein kann; aber das Wasser, das Du mit vieler Mühe herauspumpst, schmeckt hart und scharf und läßt sich nach wenigen Minuten einen tiefen Saß in dem Gefäße zurück, in welches Du dasselbe gegossen. Und wie viel solcher trauriger Pumpen gibt es? Nicht so viel in der ganzen großen Stadt mit ihren 800,000 Einwohnern, um nur für wenige Tausende genügend Wasser zu liefern! Die „Manhattan-Insel“, auf die Newyork gebaut ist, und deren ganzer Flächenraum in wenigen Jahrzehnten von Hünsern bedeckt sein wird, hat keine Quellen. Nirgends sprudelt das Wasser von der Tiefe herauf; die ganze Insel ist im oberen Theile ein starrer blauer Fels und im unteren ein vielleicht Hunderte von Fuß tiefes Lager des feinsten Meerjandes. Der Sand sowohl als der Fels saugen das Regenwasser auf und halten es, bis es sich

gejammelt, in künstlichen oder natürlichen Cisternen, um wieder durch Pumpen an's Tageslicht gefördert zu werden; aber Meer-sand und blauer Fels theilen ihm von ihrem „Geschmack“ mit und erzeugen die sanft-süßrigen Bestandtheile, die sich zwar nach kurzer Zeit in den Gefäßen niederschlagen, aber doch das Wasser hart, fast ungenießbar machen. Was sollte aus Newyork werden, wenn es von diesem Wasser leben müßte? — Und nirgends auf der Insel ist ein Berg oder ein Wald, das man hoffen könnte, mit der Zeit doch noch Quellen zu entdecken. Nichts von alledem! Je tiefer man gräbt, um so gewisser stößt man endlich auf — Salzwaßer. — War's da nicht nothwendig, die Wasserleitung anzulegen, die jetzt die große Stadt überflüssig mit Wasser versieht und noch versieht wird, auch wenn die Stadt später drei Mal so viel Einwohner zählen wird, als sie jetzt zählt?

„Mit al' dem Wasser aber, das jetzt der Stadt zugeführt wird, konnte man doch der Brunnen eine Masse erdichten.“  
Vollkommen richtig; aber der Amerikaner ist praktischer; er will Alles bei der Hand haben, so auch das Wasser. — Sind Brunnen „händig“?

Sieh' einmal nach, wie ist's in Deutschland? Müßen da die Leute nicht an den Brunnen gehen, wenn sie Wasser wollen? Müßen nicht besondere Diensthöten gehalten werden, nur um das Wasser herbeizuschleppen? Und sehen nicht diese Diensthöten oft viertelstundeweise und noch länger am Brunnen und warten, bis wieder eine Oelle oder ein Gefäß gefüllt ist, damit dann für sie Raum ist? Stehen sie nicht viertel- und halbstundenweise, um sich föhlich miteinander zu unterhalten? Ja, hat nicht diese Brunnenunterhaltung zu einer eigenen Art Literatur geführt, der Waßler- und Marktromantiker? — Sollte man diesen Schandrian in Amerika auch einreisen lassen? Ja, war es überhaupt nur möglich, das Ding auf dieselbe Art zu betreiben? Wo sollte man nur die Diensthöten her bekommen? — Von hunderttausendtausend Familien, die in Newyork wohnen, haben es doch bei weitem nicht dreißigtausend so weit gebracht, für sich einen Diensthöten erziehen und besolden zu können; und wenn auch vielleicht vierzehntausend Hausknechte — die Köchinnen und Vernehmerinnen — nicht mit einem Diensthöten zufrieden sind, sondern deren fünf und sechs halten, so müßen die anderen hunderttausendangehörigen um so mehr sich so einrichten, daß sie auch eines einzigen Diensthöten entbehren können. — Und das ist ja gesorg't! Durch die Wasserleitung gesorg't!

Jedes Haus in Newyork, es mag einstöckig oder zehn Sted hoch sein; es mag in der obern oder untern Stadt liegen, in der Mitte der Stadt oder am Wasser, — jedes Haus hat das Trinkwasser im Hause. In der Hand, d. h. im Hofe, ist das Crotenwasser (das durch Röhren herbeigeführte Wasser); im Hofraum, d. h. in der Kellerwohnung, ist es; im Parterre, in der ersten, zweiten, dritten, vierten, fünften und sechsten Etage ist's ebenfalls. Durch die Mitte der Straßen, bergauf und bergab, kreuz und quer und links und rechts führen große Röhren, und von den großen Röhren kleinere in jedes Haus, in jede Etage, in jedes Zimmer, wie man's haben will. Ist nicht dreißig, vierzig, ja fünfzig Wohnungen in einem Hause; das sind die Tenanthäuser, die Häuser, worin die Arbeiter wohnen, die Häuser für die, so sich mit einem Wohn- und Salzwassererwerb zufriden lassen müßen, weil sie keine größeren Kammereisten bezahlen können, ohne sich wehe zu thun; — aber von al' den fünfzig Wohnungen hat jedes das Wasser im Wohnzimmer. Man braucht nur den Hahn zu drehen, so sprudelt's fast armuth und sprudelt fort, Stunden, Tage und Wochen lang, bis man den Hahn wieder zudreht. —

Ohne diese Einrichtung, — ghaucht Du, die hunderttausendangehörigen dreißigtausend Familien, die keine Diensthöten halten können, würden auskommen, fertig werden? — Gott demohre; rein unmöglich! — Auf der Hausraun ruht Alles, denn der Mann ist im Geschäft. Sie hat zu waschen und zu kähnen; sie hat zu nähen und zu faden; sie hat die Kinder anzuziehen und zu erziehen; sie hat zu sähen und zu putzen, — wie will sie das Alles thun, und noch dazu nebenher vielleicht Manneien faden und Waschen nähen oder sonst ein Welt einbringendes Geschäft treiben, wenn sie an den Brunnen muß, um Wasser zu holen? Wie viel Zeit würde da nur Wegens verlieren, weil sie sich doch vorher correct anzuziehen müßte, ehe sie an den Brunnen ginge? Ja, und es wäre es ihr geradezu unmöglich, zugleich ihre kleinen Kinder zu

hüten, an den Brunnen zu gehen und zu kochen? Das Alles ist aber möglich und sogar leicht möglich dadurch, daß man das fließende Wasser im Zimmer hat.

Siehst Du nun, wie praktisch der Amerikaner ist! Die Wasserleitung hat Millionen gekostet, aber nur einen Diensthofen in New-York anzufragen! Raus! Ihaler im Monat darf ist der geringste Lohn, und unter zehn Thalern laßt Du ihn nicht nähren, thut monatlich fünfzehn Thaler und — bei hundertunddreißig Tausenden jährlich mehr als 20 Millionen Thaler! — Die ganze Wasserleitung macht sich somit, wenn nicht direct, doch indirect in einem Jahre bezahlt. — Freilich, mit der Pöste der Marktrammenschwäge ist's zu Ende; aber was will der Amerikaner von Pöste? praktisch muß man sein. Pöste trägt kein Geld ein.

Noch großartiger zeigt sich die Wirkung der Wasserleitung bei allen Badgeschäften und Maschinenwerkstätten, bei allen Bierbrauereien, bei den Gerbereien und Schlächtereien, bei allen großen Geschäften, wo Wasser nicht entbehrt werden kann. Niemand nur eine Bierbrauerei an. Wäre nicht — z. B. bei einem Pumpbrunnen — ein eigener Mann nötig, um das Wasser aus der Tiefe heraufzuholen? Wäre nicht wieder ein Mann nötig, um das Wasser in die Kamine oder den Kessel zu tragen? Und dann das Putzen und Auswaschen der Waichbütte, der Kühle, der vielen Fässer? Und wenn der Pumpbrunnen, wie so oft und viel geschieht, nicht anreichte, müßte man nicht einpflanzen und das Wasser in großen Fässern von „laufenden“ Brunnen holen? — Und jetzt? Hast Du nicht das Wasser im Keller, das Wasser am Kessel, das Wasser an der Waichbütte? Kannst Du nicht an dem nächsten besten Hahne einen Schlauch anlegen, und das Wasser auf die „Kühle“ hinauf lassen lassen, oder wohin Du sonst willst? Drei Männer zum mindesten sind in einem nur mittelgroßen Geschäft erspart und — was an Zeit erspart wird, das ist noch mehr werth. Freilich — gespart wird das Wasser nicht, das wird mit einer Verschwendung angewandt, als ob das Meer auszufließen wäre. In jedem Geschäft, wo man vielleicht fast täglich mit zehn Eimern voll anläufe, wenn man es fahren oder pumpen müßte, braucht man nun fünfzig und hundert! Man hat's ja! — Und trotz dieser immensen Wasserverbrauchs, trotz dieser Verschwendung sogar, ja und trotz der oft zu halslängeln Höhe, die Menschen und Vieh auf den Straßen umzingeln macht, als wären es Fliegen, trotz alledem gab's noch keinen Sommer in New-York, — nicht etwa Wassermangel eingetreten, nein, wenn man nur hätte sparen müssen! Nur wenn einer der großen dicken Teich, eine der Hauptbrunnen, die über die Hügelside führen, beschädigt wird, nur dann, wenn man denken muß, die Anbesserung kenne einige Wochen in Anspruch nehmen, und die großen Reservoirs sich entleeren, nur dann wird den Leuten angelegt, mit dem Wasser ein wenig schonender umzugehen! Das Höchste, was vorzunehmen kann, ist, daß größere Geschäfte veranlaßt werden, ein oder zwei Mal in der Woche anzulassen, bis die Reparatur vorüber ist. So vortheilhaft aber ist das ganze Werk, die ganze Leitung, daß in den fünf Jahren, die ich in New-York verlebte, nur einmal dieser Vefehl erging.

Doch nicht bloß möglich und vortheilhaft ist die Wasserleitung für New-York; sondern — New-York hätte ohne sie gar nicht werden können, was es geworden ist.

Im Hafen von New-York liegen täglich im Durchschnitt zweitausend Schiffe und Schiffe. Hunderte kommen heute an und Hunderte gehen morgen ab. Es ist ein Wald von Masten, eine Stadt von Schiffe. Wie meinst Du nun, könnten diese Schiffe, die täglich anlaufen, mit Wasser versehen werden, wenn die Wasserleitung nicht wäre? Wie viel tausend Tonnen Wasser müssen täglich gefüllt werden, und wie viel Menschen, wie viel Pferde, wie viel Fuhrten wären nötig, um diese Wasserquantitäten vom Brunnen herbeizuschleppen? Zeit, so wie es nun ist, dreht man den Hahn in den Wasserrohren des Docks, legt den Schlauch an und in wenigen Stunden sind alle Fässer voll und ist Alles gefahren, ohne daß auch nur mehr als ein Mann nötig gewesen wäre, der Füllung beizuflehen!

Es ist ein großartig Ding, diese Wasserleitung. Für die Frauen so bequem und häßig, für die Gewerbe so nützlich und zeitparend, für die Schiffsahrt so unentbehrlich! — Wie nun aber erst für den Kurus!

„Das Wasser unentbehrlich für den Kurus?“ So fragst Du verwundert; denn wenn wir, Du und ich, Kurus treiben wollen, so trinken wir kein Wasser, sondern Champagner. Aber vom Trinken ist auch gar nicht die Rede; wohl aber vom Baden.

Wie viel Städte in Deutschland gibt's nicht, wo auch nicht eine Badeanstalt existirt; dort Dörfern und kleinen Städten gar nicht zu reden! Und wie weit entfernt ist nicht oft der nächste Fluß, der nächste See! Hunderte, ja Tausende kennen ein „Bad“ nur vom Hörensagen, und Zehntausende kommen in ihrem Leben kein einmal dazu, ein Bad benutzen zu können. Da sogar in größeren Städten ist das Baden ein Luxusartikel; denn es gibt vielleicht nur eine, höchstens zwei Badeanstalten und diese sind theuer, ja sogar, wenigstens für den gewöhnlichen Mann, zu theur! — Wie ganz anders in New-York! Nicht bloß hat man da die beiden großen Ströme, den Northriver und den Eastriver und die großartigen Badeanstalten an denselben; nicht bloß befinden in der Stadt selbst Hunderte von Badehäusern, von Barbieren errichtet und gehalten; nein, der Kurus wird viel weiter getrieben, denn jedes gentile Haus, jedes Privathaus ohne Unterschied, das nicht zu einer Aderbeiwohnungskategorie eingerechnet ist, hat seine eigene Badeanstalt. — Es ist gar weit, von manchem Punkt der Stadt aus, bis an den Fluß, und die Leute in New-York haben nicht immer Zeit, einen halben Tag zu eifern, um ein Bad zu nehmen. Und umgekehrt, es ist gar leicht, in einem Hause eine Badeanstalt einzurichten, da man ja das fließende Wasser bis in's oberste Stockwerk hinaus hat. Man darf ja nur eine Kühle aufschrauben an die Hauptwasserleitung und sie in einen Baduber richten, so hat man wenigstens ein — kaltes Bad. Und wie leicht ist's nicht im Winter, wo doch im Kochofen den ganzen Tag geheizt wird, weil er zugleich Stubenofen ist, einen kleinen Wasserzylinder am Ofen anzubringen, der eine ganze Familie tagtäglich mit warmem Wasser zum Bade versorgt! und im Sommer, — nun ist da das Grottenwasser an sich schon nicht warm genug? Vielleicht nicht zu warm! — So kann Jeder, der nur halbwegs ordentlich wohnt, sich seine eigene Badeanstalt mit ganz wenigen Kosten herrichten; der Vermögliche aber, der ein eigenes Haus oder Häuschen oder auch nur die Hälfte davon für sich allein bewohnt, der kranke sich nicht einmal die Mühe zu geben, denn es wird in New-York kein Familienhaus gebaut, ohne daß zugleich ein Badekabinett darinnen eingerichtet wird. Die ganz Reichen haben deren drei oder vier: für Vater, Mutter, Kinder und die Gäste. Und wie sind diese eingerichtet! —

Aber auch der Arbeiter, der Arme entbehrt nicht des Bades. Die Barbierbadeanstalten sind ja so wohlfeil, daß sie fast Jeder benutzen kann; und wenn diese noch zu theuer sind, der gehe in eine der Armen-Gesellschaftsbadeanstalten, wo er für drei Cent's denselben Comfort hat, als der Reiche in Deutschland für seinen halben Gulden. — Man hat's ja, das Wasser!

Doch einen Hauptzweck der New-Yorker Wasserleitung hätten wir fast vergessen: wir meinen den Feuerbrandnflschung annehmen. Und wie groß ist dieser Nutzen!

Es gibt keine Stadt in der ganzen Welt, wo es so oft brennt, als in New-York. Sein Tag vergeht, wo nicht zwei oder drei Mal Feueralarm käm! Viele, sehr viele Tage aber gibt's, wo zehn oder zwölf Mal das Feuerzeichen gegeben wird; und um den ersten Mai herum geschieht's oft dreißig Male und noch mehr. Und so sehr haben die Menschen derten sich hieran gewöhnt, daß seine Seele nur daran denkt, vom Bett aufzustehen, wenn es nicht gerade im Rechenhause brennt. Ja, viele sind so kalktätig geworden, daß sie vorerst an die Wand fülten, ob diese schon heiß ist, und erst, wenn dieses der Fall, bekommen sie sich dazu, sich anzukleiden.

Woher diese oftmaligen Feuerbrünste kommen, ist schwer, vielleicht aber auch nicht schwer zu sagen. Eine Ursache mag darin bestehen, daß gar viele Häuser noch von Holz, oder wenn auch äußerlich von Backstein, doch im Innern wie von Schwefelsteinen zusammengesetzt erscheinen. Wo's da einmal Feuer gefangen hat, da brennt's gleich lichterloh! Eine zweite Ursache mag im Lichtsinn liegen, wie mit dem Feuer umgegangen wird. Man geht allüberall mit dem brennenden Lichte hinein und denkt an seine Leutere. Man feuert das Jahr hindurch und keinem Menschen fällt es ein, sich nur einmal nach dem Schornsteinfeger zu senden. Man häuft brennbare, sich selbst entzündende Stoffe übereinander und — von Vorsichtsmaßregeln ist keine Rede. Eine dritte und Haupt-

aber mag darin liegen, daß die Leute dem Feuer an die Hand gehen. „Anzündern“, „Brandstiften“ nennt man's im preussischen Leben. Woher käme es denn sonst, daß es um den ersten Mai, den großen Mevingsdag, d. h. den Tag, wo allgemeiner Wohnungs- umzug stattfindet, das Tag, an den man allein einen Mieter zwingen kann, ein Haus zu verlassen, — woher käme es, daß um diese Zeit keine Stunde vergeht, wo nicht die Glocken ein oder zwei Male Alarm schlagen? Die Leute finden es bequemer, ihre alten Möbeln verbrennen zu lassen, als sie in's neue Quartier zu schleppen; die Feuerversicherungs-gesellschaften mögen den „Stoff“ zu neuen Möbeln liefern. Bei Kaufleuten, die halb banquerott, aber gut versichert sind, brennt's auch nicht selten, und noch öfter bei Fabrikanten, deren Fabrikate keinen Abgang finden wollen. Doch — mögen die Feuerbrünste kommen, woher sie wollen; Thatache ist, daß sie da sind.

Wie nun, wenn die Grottemasserleitung nicht da wäre? — Erinnerst Du Dich noch, lieber Leser, des großen Brandes in New- hof von 1835? Oder Erinnerst Du Dich des großen Brandes von Hamburg? Alle Ja Jahre hätte man von Newhof ein gleiches Unglück zu besorgen, wenn die Wasserleitung nicht wäre! Denn außerordentlich groß ist das Brennmaterial, das in den großen Baarenhäusern angehäuft ist; so leicht sind die Häuser gebaut und so strohmäßig die Zwischenwände in den Wohnungen, daß, wenn einmal zwei Häuser brennen, ein einziges Viertel unrettbar verloren wäre, besonders da es selten windstill ist in dem fern- gerichteten Newhof. Aber, laß es nur getroß kennen; beim ersten Alarm stürzen die Feuermannschaften herbei, die einen mit den Strichen, die andern mit den Leitern und Schläuchen. In zwei Minuten sind die Grottemasserleitungen geöffnet und die Schläuche angeschraubt. In zehn Minuten arbeiten schon sechs Feuerströme und ein halbes Hundert vorwegener Feuermänner steht oben auf dem brennenden Hause und läßt die Schläuche mitten in's Feuer hinein- spielen. Laß es nur brennen, laß es nur kassieren und krachen, das Feuer wird nicht Weiser; es kann nicht Weiser werden, denn eine Wassermaße wird über das brennende Haus ausgegossen, daß Du glaubst, das Weltmeer entleere sich. Es ist kein Kößchen, es ist ein „Unterwasserfesten“. — In einigen Stunden ist Alles verübet; in den Straßen, die zum Brandplatz führen, steht das Wasser oft einen Fuß hoch; so stark war die Wasserverwendung.

Die nächsten Häuser sind oft von oben bis unten wie in Wasser getaucht; aber — der Brand ist meist gelöscht, ehe noch ein zweites Haus Feuer fangen konnte.

Weißt Du nun, warum man trotz allen Feuerlärms so ruhig schläft in Newhof?

Weißt Du nun, warum, wenn eben eine Auction im ersten Stod ist und es im vierten brennt, die Auction ruhig ihren Gang fortsetzt, als ob nichts Ungewöhnliches passirte?

Selcher Art sind die Wirkungen der großen Newhofer Was- serleitung. Und wenn die hohen Herren daselbst etwas weniger praktisch und sparsam wären, so könnten sie mit dem Nüchtern auch das Schöne verbinden. — Oder köte nicht diese unentliche Wasserkrast, die nicht einmal eines künstlichen Druckes be- darf, um in die höchsten Häuser hinaufgedrückt zu werden, son- dern deren natürlicher Druck durch die Höhe der Reservoirs über der Stadt all' diese Wunder bewirkt, köte nicht diese Kraft die Mittel zu den herrlichsten Fontainen und Springbrunnen? Könte nicht jeder öffentliche Platz, jeder Park mit solch' einem Wasserwerke geziert werden? Aber solche Spielwerke mögen wohl schön sein und das Auge bezaubern, doch — sie tragen nicht ein,“ denkt der Newhofer. Deswegen haben die Reichen in ihren Palästen in der schönsten Avenne zwar hier und da einen stei- nern Springbrunnen, aber so klein und schwach, daß man meint, es sei ein Kindelein, das läßt und köte wachsen müße. Und die Stadt, die jährlich zehn Millionen, wenn nicht verschwendet, doch aus- gibt, hat eine Fontaine vor Cityhall und diese läßt ihre Wasser bloß bann und wann, bei festlichen Gelegenheiten, springen.

„Ehren mich nun,“ sagt der Newhofer.

Einwas Unangenehmes hat das Newhofer Trintwasser. Im Winter ist's gar kalt und im Sommer zu warm. So kalt ist's im Winter, daß man Verhöhnmaßregeln ergreifen muß, damit die Köhren in den Häusern nicht einfrieren; am besten ist's, man läßt das Wasser immer ein klein wenig laufen, wenn auch nur so dick wie ein Strohhalm, dann gefriert's nie. So warm aber ist's im Sommer, daß vom „Purrinken“ des Wassers keine Rede ist. Es würde Dir übel machen. Es muß prarunter und, damit das Eis nicht schärz, ein klein wenig Brand, d. i. Franz- brandwein. Für den Deutschen thut's statt Brandy auch Wein.

Zy. Gr.

## Rosa Heisterberg.

Vom Verfasser der „neuen deutschen Zeitbilder.“

(Fortsetzung.)

„Ich mußte mich damit begnügen, die Heisterberg zu fragen, ob sie heute Abend während meiner Abwesenheit in meiner Wohnung gewesen sei.“

„Sie antwortete ruhig:

„Nein. Seitdem Sie Sie verließ, habe ich keinen Schritt wieder in Ihre Wohnung gesetzt.“

„Und wo waren Sie diesen Nachmittag, Fräulein, und den Abend?“

„Sie vermunterte sich mehr.“

„Darf ich kittern, gnädige Frau, wegen diese Frage?“

„Beantworten Sie sie mir.“

„Wohl denn. Um drei Uhr verließ ich Sie. Ichehrte un- mittelbar wieder in meine Wohnung zurück. Ich habe diese Stube seitdem nicht wieder verlassen.“

„Wo jetzt nicht?“

„Was jetzt nicht. Aber nun muß ich in der That bitten, daß Sie die Güte haben, mir mitzutheilen, was mir die Ehre Ihres Besuchs verschafft, mich aber auch zum Gegenstande eines so son- derbaren Inquirirens macht?“

„Diese Ruhe, dieser halbe Spott, der Gedante, daß sie doch die Tiebin sei, das Alles regte mich wohl mehr auf, als es hätte der Fall sein sollen.“

„Soll ich es Ihnen sagen,“ rief ich heftig, „was mich so spät nach hierher führt? Man hat mich in meiner Abwesenheit be- spöthet, und Sie — und auf Sie ist mein Verdacht gefallen.“

„Ah, Sie wollen mich zu einer Tiebin machen!“

„Sie sprach die Worte mit einer so heißen Entrüstung, als

wenn sie eine Fürstin wäre. Aber sie sollte sehr bald keinen so hohen Ton mehr anstimmen. Ihre Frechheit hatte mich empört.“

„Wir werden sehen, Mademoiselle,“ sagte ich. „Sie wollen den ganzen Abend Ihre Stube nicht verlassen haben? Sollte Nie- mand im Hause wissen, daß Sie doch fort waren?“

„Ich rief die Thür ihrer Stube auf.“

„Jungfer,“ rief ich in den Gang hinein, nach irgend einem weiblichen Diensthöten. Ein Mädchen erschien.

„Zeit wann ist das Fräulein wieder zu Hause?“

„Zeit etwa einer Viertelstunde,“ antwortete das Mädchen.“

„Ah, Mademoiselle, wir haben jetzt halb neun Uhr; seit sechs Uhr war der Herwarabend dunkel genug, daß Jedermann ihn für einen Abend halten konnte. Und Sie wollen den ganzen Abend zu Hause gewesen sein?“

„Nied einmal wollte die unverschämte Person ihren Troß zeigen.“

„Madame,“ rief sie, „mer gibt Ihnen ein Recht, mich so in meiner Wohnung zu überfallen und mich zu insultiren?“

„Aber der Polizeicommissarius war unterdessen herbeigekommen. Er hatte bei den andern Bewohnern, freilich vergeblich, Erkun- digungen eingezogen.“

„Mademoiselle,“ sagte ich zu der Tiebin, „ich habe mit Ihnen nichts mehr zu schaffen, dieser Herr wird das Weitere mit Ihnen anmachen. Der Polizeicommissarius, die Wamfell will den gan- zen Abend Ihre Stube nicht verlassen haben; dieses Wirtchen ver- sichert, daß sie kaum vor einer Viertelstunde nach Hause gekommen sei. Das Heirige ist Ihnen bekannt. Was Ihre Pflicht unter diesen Umständen von Ihnen fordert, müssen Sie wissen.“

„Da war sie doch verlegen geweten. Ihr Gesicht wurde blaß; sie hielt schwer Athem.“

„Wer find Sie?“ fragte der Polizeicommissarius das Mädchen.

„Ich bin das Stenogrammädchen der Frau Generalin.“

„Wann, sagen Sie, ist das Fräulein nach Hause gekommen?“

„Auf die Minute kann ich die Zeit nicht angeben. Ich rechne, daß es ein Viertel auf neun Uhr sein konnte. Die Uhr in der Stube der Frau Generalin hatte schon vor einer guten Weile acht geschlagen.“

„Wie überzeugten Sie sich von der Missethat des Fräuleins?“

„Ich war im Verjämmer der Frau Generalin mit Plätzen beschäftigt, als ich die Entree thür sich öffnen hörte. Die Thür des Verjämmer, in dem ich mich befand, war nur angelehnt, so daß ich, ohne sie weiter öffnen zu müssen, hinausblicken konnte. Ich sah in den Gang hinein, in dem Gange braunte, wie auch noch, die Patrone; ich erkannte deutlich das Fräulein, die in den Gang eintrat und geradewegs in ihre Stube ging.“

„Der Polizeicommissarius wandte sich an die Diebin.“

„Und wann wollen Sie nach Hause gekommen sein, mein Fräulein?“

„Sie war in hohem Grade verärrert geweten. Sie schwanzte offenbar, ob sie bei der Lüge, die sie gegen mich vorgebracht hatte, daß sie den ganzen Abend zu Hause gewesen, verbleibe, oder ob sie sie widerrufen sollte. Sie sah ungewiß bald den Ginen, bald den Andern von uns an, bald wend sie sich. Ihr Brodmuth, ihre Frechheit fragten.“

„Ich war zu Hause,“ sagte sie. „Das Mädchen irtt sich, oder spricht die Unwahrheit.“

„Nun aber wurde das Mädchen offen.“

„Fräulein,“ hielt sie der Verbrecherin vor, „geirrt habe ich mich nicht, und wenn hier Jemand die Unwahrheit spricht, so sind Sie es. Ich habe Sie ganz deutlich erkannt, und ich muß es jetzt auch herausfagen, daß Sie leise genug hereinlaufen, damit Niemand Sie hören und sehen sollte. Gerade das, daß die Thür so leise aufging, hatte mich neugierig gemacht, zu sehen, wer da sei, und als ich Sie erkannte, dachte ich noch bei mir, auf welchen Wegen Sie gewesen sein möchten, daß man Ihre Missethat nicht gewahr werden sollte. Und auch das muß ich jetzt sagen, daß Sie nun schon Uhr schon nicht mehr in Ihrer Stube gewesen waren. Die Frau Generalin schickte um die Zeit mich zu Ihnen, um Sie zu bitten, ob Sie nicht den Thee mit ihr trinken wollten. Aber Ihre Thür war verschlossen, und ich klopfte und rief vergebens davor.“

„Das sagte das Mädchen ihr in's Gesicht.“

„Sie bleiben dennoch dabei,“ fragte der Polizeibeame sie, „zu Hause gewesen zu sein?“

„Sie blieb dabei.“

„Ich kann nicht anders,“ sagte sie. „Machen Sie mit mir, was Sie wollen.“

„Sie sagte es mit ihrem vollen Trog.“

„Der Beame forderte sie demüthig zuerst auf, ihm ihr vorzügliches hässes Weib vorzuzeigen. Sie war allerdings sofort bereit dazu. Sie zeigte in einer Later ihres Secretairs eine schön geputzte Gulten vor. Darunter waren dreizehn einzele Gultenflüße. Gerade dreizehn einzele Gultenflüße waren mit am Abend entwendet worden. Wiedererkennen konnte ich natürlich die einzelnen Stücke nicht. Aber das ziemlich nahe Uebereinstimmen der Summe der Stücke war auffallend.“

„Der Polizeicommissarius befragte sie nach dem Erwerbe des Geldes. Sie weigerte sich trotzig, Auskunft darüber zu geben. Man sollte ihr beweisen, daß sie es gehalten habe.“

„Der Polizeibeame erklärte ihr darauf, daß er sie arretiren müsse. Sie erwiderte ihm nur, daß er seine Pflicht kennen müsse.“ Dies war die Aufgabe der Beschlenden. Die Frau von Waldheim schloß ihre Aussage mit dem Bemerken, daß sie am Morgen, bevor sie zum Criminalgericht gekommen, bei der Generalin, die am gestrigen Abend nicht mehr zu Hause gewesen, vorgefahren sei, und riefte ihr befähigt habe, am Abend vorher um sieben Uhr das Stenogrammädchen zu der Heisterberg geschickt, aber die Antwort erhalten zu haben, das Fräulein sei nicht in ihrer Stube und müsse ausgegangen sein.“

Das Benehmen der Dame hatte den unangenehmen Eindruck, den ihnen ihr erstes Erscheinen auf mich gemacht hatte, wie ich bereits bemerkt, nicht gemindert. Die Thatlagen, die sie verdrachte,

hatten allerdings überall den Stempel innerer Wahrscheinlichkeit; auch die Art, wie sie sie vertrat, enttehrte im Ganzen des Ausdrucks der Wahrheit nicht. Allein desto mehr mußte die Festigkeit und Uebereinstimmlichkeit, von der sie während des ganzen Verfahrens beherzigt wurde, den Verdacht mancher Uebertreibung gegen sie erzeugen. Dazu kam, daß ihr Verfahren gegen die Angekuldigte, namentlich der Umstand, daß sie selbst sich sofort zu dieser begeben und in ungestörter Weise gegen sie inquirirt hatte, wenig weislich, gar roh war, und zudem dann durch den Vortrag über den Diebstahl und den Verdacht gegen die Heisterberg allein sich erklären ließ, vielmehr höchst wahrscheinlich auch noch aus einem anderen Motive hervorgegangen sein mußte. Welches war dies?

Jetzt falls erdienen in solcher Weise der ebenhin nur eufenterte Verdacht gegen die Angekuldigte sehr geschwächt. Hätte sie die Lüge ihrer Anwesenheit zu Hause nicht vorgebracht, so wäre ein Grund zu einem gerichtlichen Einschießen gegen sie nicht vorhanden gewesen. Könnte sie sich deshalb rüchertigen, so fiel auch der Grund zu einem ferneren Einschießen gegen sie, jedenfalls für die fernere Haft, fort. Dies auch selbst, wenn man ihre Persönlichkeit in's Auge faßte, den nicht vertheilhaftigen Eindruck, den auch ihre Erscheinung gemacht hatte, die Rolle der Akteurein, welche die Beschlenden ihr kollegen wollte und für welche in der That ihr auch gegen mich an den Tag gelegtes Heimlichsein nicht geringen Anlag geliefert hatte. Daß die Frau von Waldheim wirklich beschleunigt war, konnte trotz ihrem Uebertreiben in ihrer Aussage nicht wohl beweisen werden. Auch mochten ihre Angaben über die Treue ihrer Dienstboten richtig sein. Allein einerseits ging aus vielen nur hervor, daß man mit ihr nicht ohne Weiteres einen Verdacht auf ihre Dienstboten werfen dürfe. Dies konnte man aber auch eben so wenig gegenüber der Angekuldigten, gegen deren Keckheit im Grunde, und abgesehen gerade von den in Frage stehenden Diebstählen, durchaus nichts mehr vermag. Andererseits konnte es außer der Angekuldigten noch mehrere Personen geben, die gleich dieser mit den Einrichtungen und Gewohnheiten der Beschlenden bekannt, gar in ähnlichen Verhältnissen selber bei ihr gelebt hatten.

Ich stellte in dieser letzteren Beziehung eine außerordentliche Frage an die Beschlenden. Sie wollte sich aber keiner Person trünnen können, auf welche sie den geringsten Verdacht werthen dürfe. Wie viele Personen, entlassene Dienstboten u. s. w., mochten gleichwohl in ihrem Hause gewesen sein, von denen, auch ohne daß sie die leiseste Ahnung hatte, Unrechtheiten bezagen sein konnten!

Der Polizeicommissarius, den ich gleich nach der Frau von Waldheim vernahm, konnte, wenigstens über die Diebstahl selbst, keine nähere Auskunft geben. Er befügtete nur die Aufgaben der Beschlenden. Er war am Morgen in deren Wohnung gewesen, und er behielt die Einrichtung derselben, so wie speciell die Lage und Beschaffenheit des Schreibsecretairs und des Wandspindes ganz so, wie die Beschlenden. Er befügtete auch die Vergänge des gestrigen Abends in der Wohnung der Angekuldigten, daß diese trotz des Widerspruchs der Stubenmädchen dabei geblieben, ihre Stube nicht verlassen zu haben, daß sie freilich davor auch verlassen und verwirrt gemerten sei.

Nur in einem Punkte wich er erheblich ab.

Die Frau von Waldheim hatte in dem Benehmen der Beskuldigten nur frechen Trotz hinter wollen. Der Polizeibeame erklärte dagegen ausdrücklich:

„Ich habe in dem Betragen der Beschäftigten nichts weniger als Frechheit oder Trotz wahrgenommen. Sie zeigte allerdings Stolz, aber dies schien mir eher der Stolz eines guten Oheimfins zu sein. Dies wurde mit beinahe zur Uebertreibung, als ich sie aufforderte, sich über den Erwerb des bei ihr gefundenen Geldes auszuweisen. Und als ich sie befragte, ob sie, ungeachtet der entgegenstehenden bestimmten Versicherung des Hausmädchens, dabei verbleibe, das Haus nicht verlassen zu haben, hatte ihr Stolz gar eine solche Bemüßung, von Betrugung gegen die Frau von Waldheim, daß ich den Beobachten nicht zurückweichen konnte, zwischen den beiden Damen müsse ein ganz eigenbürtiges, unbekanntes Verhältniß bestehen, auf welches gerade wahrscheinlich die Entfernung der Heisterberg aus ihrer Wohnung sich beziehen habe. Die Frau von Waldheim selbst schien dies inferen zu befügtigen, als sie Höflich nachdrücklich wurde, und darauf eine besondere Festigkeit und Bitterkeit gegen die Andere an den Tag legte.“

Ich fragte den Polizeicommissarius, ob er keine Ahnung über die Natur dieses Verhältnisses habe. Er hatte nicht die geringste.

leher die Hausgenossen der Verstorbenen mußte er gleichfalls nicht nachtheiliges. Er konnte auch sonst, wenn die Heisterberg nicht die Thäterin sei, auf keinen Menschen irgend einen Verdacht wegen der Diebstahle werfen.

Tagegen brachte er Nachrichten über die persönlichen Verhältnisse der Angekündigten, die, wenn sie auch ohne directe Beziehung auf die Diebstahle waren, doch jedenfalls auf ihren Charakter ein zweideutiges Licht werfen mußten.

Sie hatte sich bei der Frau von Waltheim als Fräulein von Heisterberg vorgestellt. Auch ihr Paß, den sie von dem holländischen Gesandten erhalten und gegen den Empfang einer Aufenthaltserlaubnis bei der Polizei depositirt hatte, trug ihren Namen: Kosa von Heisterberg. Man hatte indeß auf der Polizei früher keine Veranlassung gehabt, näher oder gar mit misstrauischen Augen den Paß zu prüfen, der ganz frisch von dem Gesandten ausgestellt und von der Gesandtslerin der in den höchsten Circlen lebenden Majerin von Waltheim überreicht war. Jetzt hatte er aufgeführt werden müssen, um zu den Untersuchungsacten gebracht zu werden, und als man ihn nun genauer betrachtete, entdeckte man bald eine sehr fein ausgeführte, aber desto erschütternde Fälschung darin. Zwischen den Namen Kosa und Heisterberg war das Wörtchen von an die Stelle anderer, dort befindlich gemessener und ausdruckreicher Buchstaben später hinzugeschrieben. Genau konnte man die ausdrücklichen Buchstaben nicht erkennen. Wahrscheinlich hatte der Paß aber gelaute: Kosalie Heisterberg, und die drei letzten Buchstaben des Namens Kosalie hatten dem Wörtchen von Paß machen müssen.

Die Bürgeliche hatte also als eine Krüge erscheinen wollen. Es stimmte dies vollkommen zu jenen unersichtlichen Entzungen und Abentenern über ihre Herkunft, ihren Stand, ihre künftigen glänzenden Verhältnisse. Es zeigte aber zugleich klar, selbst wenn es auch bisher Eitelkeit gewesen war, einen Charakter an, der Intriguen, Künste, selbst offenkundige Uebeltathen nicht scheute. Daß ein Paßverfälschung strafbar war, mußte sie wissen, selbst ohne jene genaue Uebertretung, die sie schon mit gegenseitig gegenseitlich dargelegt hatte. Dabei war die Fälschung sehr fein, mit großer Gewandtheit ausgeführt, zeigte also schon eine Feindschaft und Festigkeit der Angekündigten in solchen Dingen. Freilich das Alles vorausgesetzt, daß eine wirkliche Fälschung vorlag und diese von der Beschwignigten ausgegangen war. Daß das Wörtchen von durch eine andere Hand geschrieben worden, war keineswegs mit Sicherheit zu erkennen; unvorsetzlich erkennbar war nur ein späteres Aufschreiben an Stelle anderer ausdrücklicher Buchstaben. Das konnte auch von dem Gesandten selbst geschehen sein, der anfänglich den Namen unrichtig geschrieben hatte.

Der Polizeibeamte hatte sich mit dem Passe schon sofort auf die holländische Gesandtschaft begeben; dort hatte man aber sogar von dem Passe selbst nichts gewußt. Er fand sich in seinem Register eingetragen; er war ganz und gar, allerdings unverkennbar, von der Hand des verstorbenen Gesandten allein geschrieben.

Indeß blieb der Paß immer ein an sich verdächtiges Document und er war in diesem verdächtigen Zustande von der Angekündigten der Polizei überreicht worden. Dachte man an ihre geheimnißvollen Praktiken zurück, so konnte man auch an einer Fälschung, und daß diese von ihr herrühren müsse, kaum zweifeln.

Außerdem theilte der Polizeicommissarius noch folgenden Umstand mit, der gleichfalls ein zweifelhaftes Licht auf die Angekündigte werfen mußte. Diese wohnte seit drei Wochen bei der Generalin. In den ersten acht Tagen war sie fast immer zu Hause gewesen; seitdem aber hatte sie beinahe täglich Ausgänge gemacht, immer allein, immer ohne vorher zu sagen, wohin, und ohne bei ihrer Rückkehr sich darüber auszulassen, wo sie gewesen sei. Sehr häufig war sie auch des Abends ausgegangen und mehrere Male erst nach acht Uhr — es war im Monat Februar, also schon vor sechs Uhr dunkel — zurückgekehrt. Einmal wollte das Mädchen der Generalin gesehen haben, wie eine Mannsperson sie bis an die Hausthür begleitete habe.

Der Polizeibeamte hatte diese Mittheilungen von der Generalin selbst, einer im höchsten Grade achtbaren Matrone, welche die Angekündigte bei der Majerin von Waltheim kennen gelernt und die junge Dame, als sie sich von der Letzteren getrennt, bis zu einem anderweiten Unterkommen gegen eine geringe Vergütung bei sich aufgenommen hatte. Die würdige Frau hatte sich über das späte Ausgehen und Ausbleiben ihrer Ciwognerin um so un-

gehaltener gezeigt, als diese über ihr Treiben außer dem Hause ein hartnäckiges, geheimnißvolles Schweigen beobachtet hatte.

Ich erlaubte mich bei dem Polizeibeamten nach dem jungen Manne, der gleich nach der Verhaftung der Heisterberg das Bett gebracht hatte.

Er wußte nichts von ihm; er hatte auch keine Ahnung, wer er sein konnte. Gleichwohl schien die Ermittlung des jungen Menschen von Greulichkeit zu sein. Woher hatte er sofort von der Verhaftung der Heisterberg Kunde erhalten? In deren Wohnung war er nicht gewesen, weder bei noch nach der Verhaftung; wenigstens hatte dem Beamten Niemand etwas von seiner Anwesenheit gesagt.

Der Beamte versprach, ihn nachzuforschen. Vielleicht, wahrscheinlich stand er in Verbindung mit jenen häufigen Entzungen der Angekündigten aus ihrer Wohnung.

Ungeachtet des mangelnden Beweises durfte ich, bei dem großen Dunkel, das über der Sache noch schwebte, die Beschuldigte nicht sogleich entlassen. Zunächst mußte ich sie selbst jener ausführlich vernemen.

Ich ließ sie noch denselben Abend zum Verhör verhören. Als ich in die Verhörstube trat — sie war noch nicht da — fiel mein erster Blick auf ein ziemlich starkes verriegeltes Buaquet, das auf dem Tische lag; es war an mich adressirt und enthielt Bücher. Oben auf lag ein von einer fremden Hand geschriebener und nicht unterzeichnete Zettel, der mich bat, den verhafteten Fräulein von Heisterberg die beiliegenden Bücher zuzulassen zu lassen.

Ich kann nicht leugnen, ich ersaunte nicht wenig, als ich die Bücher öffnete. Es waren nur classische Schriften der Italiener, Engländer, Franzosen und Deutschen, sämmtlich in der Ursprache. Tasso's bedrängtes Jerusalem, Alfieri's Tragödien, Milton's verlorenes Paradies, der ganze Chateaufaire, die Tragödien und die geschichtlichen Werke von Voltaire, die Tragödien von Racine und Corneille, Schiller's und Goethe's Werke, so wie die Schriften von Bacon und neuerer geschichtliche und philosophische Werke der Franzosen und Engländer.

Das war eine Lectüre für einen Gelehrten. Bestand die junge Dame nicht doch alle diese Sprachen, hatte sie auch Bildung und Kenntnisse genug, um namentlich die philosophischen und geschichtlichen Schriften zu verstehen?

Sie erschien im Verhörzimmer. Sie trat vollkommen so ruhig, unbefangen und heiter ein, wie am Morgen. Sie erschien beinahe wie in einem Saal, wo sie eine heitere Gesellschaft, eine angenehme Unterhaltung finden sollte. Hatte noch so eben, bei dem Anblicke der für sie bestimmten Bücher, die ungewöhnliche Bildung, die ich bei ihr voraussetzte, mich zu ihren Gunsten eingenommen, diese Ruhe vererz mich unwillkürlich wieder; ich konnte, gegenüber ihrer Lage, gegenüber den schwerern, die im höchsten Grade verlegenden Beschuldigungen, die ihr gestern in doppelt verlegendere Weise gemacht waren, nur entweder Mangel an allem Gefühl und an aller Ehre oder aber die gemachte Unempfindlichkeit des Schuldenbewußtseins darin finden. Aber sie hatte heute Morgen bei der Erinnerung an den jungen Menschen, der ihr das Bett gebracht, Gefühl, Achtung gezeigt. Ich zweifelte nicht, daß auch von diesem die Bücher herrührten. Ich wollte, ich mußte sie hinteren.

Ich hatte die Bücher vor ihrem Eintreten angelesen. Bevor ich zum Verhör schritt, dachte ich sie wieder auf. Sie fuhr bei ihrem Anblick zusammen. Sie konnte also schon die Einbände und verberg das auch nicht. Ihre Gesicht zeigte eine stille, innige Freude.

„Er war wieder hier?“ fragte sie rasch.

Ueberraschung und Freude waren völlig natürlich gewesen, denn wie sie kaum die Worte gesprochen hatte, fiel es ihr schwer auf das Herz, daß sie sich verathen habe. Sie forschte ängstlich in meinen Augen.

„Waren das nicht wieder Zeichen eines Frenzes, das unmöglich ganz verdoeben sein konnte?“

Ich zeigte ihr statt einer Antwort den Zettel, mit dem die Bücher gekommen waren. Sie athmete wieder freier, als sie ihn las.

„Haben Sie mir nichts zu sagen?“ fragte ich sie.

Auf einmal war sie wieder vollkommen ruhig. „Auf einmal war sie für den Fall, daß meine Zeit längere Zeit dauern sollte, mich Lectüre bitten wollen; ich brauche Sie jetzt nicht zu belästigen.“

Ich knüpfte das Verhör sofort an den Zwischenfall an.





Mustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteurs F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1 $\frac{1}{2}$  bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

## Der gefangene Dichter.

Von Levin Schädling.

(Schluß.)

Minette jubelte über dies Anstaltsmittel der Landgräfin.

„Aprohloede nicht zu früh, thörichtes Kind,“ sagte diese; „weicht Du denn, ob der junge Goethe sich dazu bereitwillig finden läßt, in die Kastrationsjude zu fahren?“

„Wenn er ein Paar Menschen dadurch glücklich machen, wenn er mir dadurch das Leben retten kann!“

„Es ist viel verlangt, Minette!“  
 „Gi, was wär's denn — kann er jungen Mädchen mit Strümpfen nachlaufen und mit ihnen schön thun, so mag er dann auch sehn, was er angerichtet hat und es wieder gut machen.“

„Du willst's versuchen?“ sagte die Fürstin.

„Ob ich's will! O, er muß, er muß!“

Caroline zog die Klingel.

„Dann will ich, das ist jetzt das Nützlichste, Dir Zeit zu verschaffen suchen, daß Du's ausführen kannst; ich will verhindern, daß der Wilhelm dem Landgrafen vorgestellt werde.“

Ein Kammerdiener war aus dem Vorzimmer eingetreten.

„Louis,“ rief sie diesem entgegen, „ist des gnädigen Herrn Carosse vorgefahren?“

„Ja Befehl, Durchlaucht, der gnädigste Herr wollen nach Kranzschloß hinaus.“

„So laß augenblicklich hinkbermelden, ich würde den Herrn begleiten; rufe mir die Gräfin Schwarzenau her und sende mir die Kammerfrau mit meinem Schal — aber rasch, hörst Du!“

Der Kammerdiener eilte davon, die Befehle der Landgräfin zu vollziehen; diese trat an ihren Schreibtisch, schrieb schnell einige Zeilen auf ein Blatt Papier nieder und reichte es Minette.

„Da, das für den Officier du Jour — und aus fort!“

Minette küßte der Landgräfin die Hand und zog mehr als sie ging, um aus dem Schlosse zu kommen und den Dr. Goethe aufzusuchen.

Die Landgräfin aber war im nächsten Augenblick für den Auszug fertig und begab sich, gefolgt von ihren Hofdamen, in die Gemächer des Landgrafen hinüber. Da dieser seine Gemahlin nicht wagen lassen konnte, so wurde sofort die Spazierfahrt angetreten; der Kutsch aber, der, von einem Corporal begleitet und bewacht, eben auf dem Wege zum Schlosse war, wurde bei seiner Ankunft vom dienstthuenden Flügeladjutanten heimgeschickt, bis der Landgraf ihn etwa später vorderhand lasse, nachdem die Herrschaften zurückgekehrt.

VII.

Ein paar Stunden waren verfloßen und der Abend begann heranzukommen, als die vierspännige Carosse mit dem landgräflichen Paare von dem Lustschlosse Kranzschloß her wieder durch die Stadt rollte und bald darauf im Schlosse hielten. Der Landgraf half seiner Gemahlin aus dem Wagen steigen und bot ihr den Arm, um sie in ihre Gemächer zu führen. Auf der Spazierfahrt hatte sie King die Gelegenheit benützt, das Gespräch nochmals auf den Dichter zu bringen und ihrem Herrn den Inhalt des Trainerspiels: „Ob's von Berlichingen mit der eisernen Hand,“ welches Met ihr im Manuscripte hatte vorlesen müssen, mitgetheilt. Die Geschichte von dem mannhaften und herben alten Ritter hatte dem gnädigen Herrn recht gut gefallen.

„Seien Sie ganz ruhig über Ihren Dichter,“ hatte er lächelnd gesagt; „wollen ihn in Gottes Namen berartige Elaborationen und curiose Historien zur Ergründung müßiger Leute weiter anschnidig machen lassen — können ihn ohnehin in unsern Militaircorps schlecht verwenden; solche Art Leute sind niemals gute Soldaten. Haben schon zum Destern unsern besten Kerger an denen studirten Gesellen gehabt, wie sie so von den Universitäten den Werbern in die Hände laufen. Wollen ihn deshalb immerhin im Dienst der Wäfen lassen, wo weniger Subordinations- und reglementmäßige Pünktlichkeit gefordert wird.“

Nachdem sich dann oben im Schlosse der Landgraf von seiner Gemahlin in gnädiger Stimmung beurlaubt hatte, schritt Caroline ihren Gemächern zu. Als sie hier angekommen war, ließ sie den Kammerdiener kommen und erkundigte sich, ob Minette nicht da sei und Audienz verlange. Die Tochter des Gärtners war nicht erschienen.

„Und war nicht während unserer Abwesenheit ein Dr. Goethe aus Frankfurt im Schlosse, um sich bei der Gräfin Schwarzenau zu melden, Louis?“ fragte die Landgräfin weiter.

Louis hatte ihn nicht gesehen; er ging, um sich näher zu erkundigen, und kam mit der Nachricht, daß kein solcher Herr erschienen sei, zurück.

„Nun dann,“ sagte die Landgräfin erstarrt, „dann hat Minette ihn in der That vermocht, die Rolle des Kretzers zu spielen! Wie mich dieser Geknautz freut! Welch' schönes Zeugniß für seinen Charakter! Ich hab' es nicht geglaubt — desto mehr rühret es mich! Aber wie nachlässig von der Minette, daß sie nicht da ist, es mir zu melden! Sie wird eben heute den Kopf verloren haben, das arme Geschöpf.“

Die Landgräfin barrete nun auf die Erscheinung ihres Gemahls, der ihr versprochen, ihr persönlich anzukommen, daß der Dichter in Freiheit gesetzt sei; aber statt seiner trat nach einer Weile der Kammerdiener wieder ein und meldete Minette an, die gleich hinter ihm mit allen Zeichen der Verzweiflung in das Gemach stürzte.

„O, gnädigste Durchlaucht, welches Unglück!“ rief Minette aus, „der Herr Goethe ist fort, ist in der ganzen Stadt nicht zu finden. Im Merckschen Hause wohnen sie nichts von ihm, seit dem Morgen sei er verschwunden — Niemand hatte eine Ahnung, wo er geblieben sein könnte. Ich bin gerannt und bin gelaufen, wie toll, nach allen Thoren, um zu hören, ob er die Stadt verlassen habe, aber nirgends war eine Spähe Ankunfts über ihn zu erhalten; in den Anlagen war er nicht, in den Birchhöfen nicht — o, mein Gott, ich bin so erschöpft, daß ich umfinke, und nun ist Alles wieder so schlimm, wie es war!“

„Und dabei brach das arme Mädchen in ein ganz entsetzliches Schreien aus.“

„Er ist verschwunden, seit dem Morgen, sagst Du?“ fiel die Landgräfin ein.

„Seit dem Morgen hatten Merck's nichts von ihm gesehen noch gehört!“

„Und an den Thoren ist er nicht als abgereist gemeldet?“

„Und nirgends, gar nirgends ist er —“

„Minette,“ rief die Landgräfin aus, „welcher Gebante kommt mir da! — Das wäre ja schrecklich! Sag' mir, wer hat die Thüre zu meiner Orette gesperrt, als ich sie verlassen hatte?“

„Der Vater; als der Wilhelm von den Soldaten fortgeführt war, da ist er in's Haus gegangen und da wird er geblieben sein, wie ich die Thüren hatte offen lassen, und wird sie zugeschlagen haben — ja, ich erinnere mich, ich habe es eben in meiner Kammer gehört, wo ich hinausgeführt war, um mich vor seinem Zorne zu schützen; doch er die Orettenklappe offen finden mußte, das sollte iust noch, um ihn außer sich zu bringen! Dann ging er fort, in's Birchshaus!“

„Das ist eine schöne Geschichte!“ fuhr die Landgräfin fort.

„Dein Vater hat die Thüren geschlossen, weil er weiß, daß ich einen Pauperschüssel habe, mit dem ich die Orette verlassen kann, und daß ich die Thüren immer geschlossen haben will, auch wenn ich in meiner kleinen Kamme bin. Du hättest heute die Thüre hinter mir offen gelassen, Du Unglücksföune, und die Folge davon war, daß der junge Goethe sich in die Orette verirrete; ich verleihe sie, indem ich ihm befehl, eine Weile zurückzuliegen; als ich herantrat, stand die Thüre noch offen, aber Niemand war da, dem ich befehlen konnte, sie offen zu lassen, damit der junge Mann hinaus fönne. Wahrscheinlich wartet Ihr Alle gerade in dem Augenblicke mit Eurer stürmischen Familienzene in den Anlagen beschäftigt. So verließ ich Euer Haus, nicht anders denkend, als daß der junge Mann nach wenigen Augenblicken es eben so machen würde. Nun ist er aber seit dem Morgen nicht wieder gesehen worden — es ist also klar, daß er so lange in der Orette geblieben ist und die Zeit verträumt hat, bis Dein Vater gekommen ist und ihm den Ausgang versperrt hat. Der arme Mensch! Seit diesem Morgen gefangen! Wehen mir sofort bin, um ihm seinen Herr zu sinnen. Sag' mir, Minette!“

Die Landgräfin nahm rasch ihren Schal, der noch neben ihr auf einem Tabouret lag, hüllte sich darin, bevor noch Minette Zeit gefunden, ihr zu helfen, und verließ dann auf demselben Wege, den sie vor laum einer Viertelstunde gekommen war, das Schloß wieder, um sich eilig in den Park und in das Haus des Vorgesärtners zu begeben.

Während die Hüftlin leichten und elastischen Schrittes dahin eilt, wollen wir uns nach dem unglücklichen jungen Soldaten umsehen.

„Gnädigster Herr,“ meldete der diensttuende Miligeladutant, als der Landgraf aus der Rückkehr von seiner Spazierfahrt in das Verjimmer zu seinen Appartements trat. „Der Präsident Meser warten im Kutzensaal auf Ew. Durchlaucht; und hier ist auch der Sekret, den heute der Hofjäger Major eingestellt hat und den Durchlaucht vorzuführen befehlen.“

Er wies dabei auf den Gärtnergehülsen, der als ehemaliger Soldat in der staatsmilitairischen Haltung dastand, aber innerlich nicht wenig von Sorge erfüllt war, zu welchem Ende er hierher befohlen und wozu der Landgraf ihn vor sein gestrenge Amtlich berufen.

„Der Meser ist da?“ entgegnete der Landgraf weiterschreitend, „dann haben wir keine Zeit für den Sekret!“ Da aber zugleich sein Auge den Gärtnergehülsen streifte, hielt er den Schritt an und sagte:

„Hüßcher Bursch das! Scham' um ihn! Oute Haltung! Könnte Hüßgelmann im weiten Ofeld werden. Hält sich, als wüßte er mit dem Gewehre umzugehen!“

„Zu Befehl, ja, Durchlaucht,“ fiel der Gärtnergehüße hier ein, „als ob in diesen Worten des Landgrafen eine Frage an ihn enthalte.“

„Versteht Er wohl etwas vom Exerciren?“

„Zu Befehl, Durchlaucht!“

„Wie viel Schritt macht der Grenadier in der Minute beim Parade-marsch?“

„Hundertsechzig, zu Befehl.“

„Und Tempes beim Präsentiren?“

„Zu Befehl, fünf.“

„Sieh, sieh! Das ist sehr löblich von Ihm, daß Er sich solide Kenntnisse in allen Fächern angeeignet hat. Man sollte glauben, er müßte gern beim Militär bleiben! Gefällt Ihm die Trommel nicht besser, als der Apollo's Vierklasten?“

„Die Trommel gefällt mir schon, gnädigster Herr, doch nicht das Hinterdreinmarschieren!“

Der Landgraf lachte.

„Da schlägt ihn der Poet in den Nacken!“ sagte er. „Oeht lieber lustmännlich, müßig! Nun, o ist sein Meier! Sag' Er mal, hat Er heute schon geübt? Keime geschmiedet?“

Der Sekret antwortete nicht im ersten Augenblicke auf diese überraschende Frage; dann aber fiel ihm das Gespräch von diesem Morgen mit dem Fremden ein und etwas erötend verlegte er rasch:

„Zu Befehl, Durchlaucht.“

„Was hat Er zusammengeereimt? — Sag' Er's 'mal her!“

„Auf: dunkelt, funktelt!“

„Ist das Alles?“

„Zu Befehl, Durchlaucht.“

„Es ist wenig genug, wenn das Sein ganzes Tagewerk ist. Unserem hat's schlimmer! Hier' Er, wenn Er 'mal an Seinem, freilich nicht gar lauern Geschäft die Lust verliert und denkt auf einen guten praktischen Lebensberuf, der ehrenvoll ist und seinen Mann nähert, so laß Er sich bei mir melden; es soll immer ein Platz in meiner Lebenscompagnie für Ihn da sein. Aber zwingen will ich Ihn nicht. Verlach' Er's immerhin erst, ob Ihm die Peeterei Wesen bringt. Unterdeß leb' Er wohl — bin prestirt — Er ist entlassen und frei — kann gehen und Keime machen, wo Er will — der Landgräfin dankt Er's — Adieu!“

Der Landgraf nickte Wilhelm zu, schritt an ihm vorüber und war hinter der nächsten Thür verschwunden.

Wilhelm war begrifflicher Weise außer sich vor freudigem Erkaunen über diese Wendung, welche das Gespräch genommen. Er glaukte, seinen Einnicht nicht trauen zu dürfen, bis der Miligeladutant ihm sagte:

„Ich gratulire Ihm! Er hat's doch verstanden? Der gnädigste Herr gibt ihn frei. Kommt' Er, ich will's dem Corporal sagen, der Ihn hergebracht hat!“

Der Gärtnergehüße schloß seine Wimper naß werden aus Fremde und Dankbarkeit für den Landgrafen, dem er gerührt zu Füßen gestürzt wäre, wenn nicht längst schon der Fürst das Verjimmer verlassen gehabt hätte. Daß wie im Rausch folgte nun Wilhelm dem Adjutanten, der mit ihm die Stiegen hinunterschlitt und dem harren Corporal die Entschuldigend des gnädigsten Herrn ankündigte. Wilhelm hatte nur den Unterofficier noch zu begleiten, am seine Montur wieder abzulegen und seine Kleider zurückzunehmen. Das war schnell bewerkstelligt und seine Viertelstunde vergangen, als der junge Mann schon in seiner Gärtnerjude dem Eingange zum Park zustürzte, um Minette sein Ofeld zu verkleiden — seine eiferfüchtige Wuth hatte er im freudenvansche bereits ganz vergessen; Minette hatte ihm ja auch während der Scene am Morgen, welche zu einer so tragischen Katastrophe für ihn geführt, oft genug betheuert, daß sie ganz unshuldig sei, und während seiner Gefangenhaft heute hätte Wilhelm hinreichend Wuth gehabt, sich dieser Betheuerungen zu erinnern und darüber mit Ruhe nachzudenken.

Als er am Eingange des Parks anlang, sah er zu seiner

Ueberraschung Minette und die Landgräfin, fast eben so eilig, wie er, vom Schlosse her desselben Weges kommen.

Minette erblühte ihn und stieß einen Schrei der freudigsten Ueberraschung aus.

„Der Wilhelm, der Wilhelm, da ist er!“

Die Fürstin blieb stehen und wußte ihn heranzu. Mit raschen Worten erklärte er sein Glück. Minette war außer sich vor Freude und vor Verwunderung darüber. Die Landgräfin ließ sich genau die Unterredung berichten, die Wilhelm mit dem Landgrafen gehabt. Lächelnd hörte sie zu, ohne ein Wort zu sagen.

„O, nun ist Alles, Alles gut!“ rief Minette ein Mal über das andere aus und hing sich an Wilhelms Arm, ohne die Nähe der Fürstin zu beachten.

Die Landgräfin eilte weiter. Nach wenig Schritten standen sie vor dem Gärtnerhause. Algeyer saß auf einem Stuhle neben der Thüre; er sprang auf und ging der Landgräfin entgegen, während er halb verwundert, halb zornigen Blicks auf die beiden jungen Leute starrete.

„Da bring' ich Ihn Geinen Gehässen wieder, Algeyer,“ sagte die Landgräfin. „Die Minette ist des Wilhelm's Braut, daß Er's nur weiß. Sag' Er nichts dawider oder ich bin seine gnädige Fürstin nicht mehr, böser, pflichtvergessener Mensch, der Er ist!“ — Wie kann er sich so von seinem Jernz herein lassen, Geinen Gehässen, der ein ansehnlicher, reichlicher Mensch ist, unter die Soldaten schiden — seine Tochter unglücklich machen — hat Er denn gar sein Herz und sein Gewissen, Er böser Mensch?“

„Aber, Durchlaucht,“ stotterte Algeyer, niedergebomert von diesen Worten der sonst so gnädigen Fürstin.

„Nun, Sie er nur still! Wie hat Er meine Grotte gehüht? Ich werde Jemand anderes damit betrauen müssen — soll ich Ihn senden und den Wilhelm als Gehörtner anstellen? Nehme Er sich in Acht, daß es nicht dazu kommt!“

Ueber Meister Algeyer's gnädiglich hochgerühmtes Angeficht legte sich eine bromsefarbige, gar nicht näher zu beschreibende Bläse. Er wollte antworten, aber die Fürstin winkte ihm zu schweigen, indem sie fortfuhr:

„Keine Unschuldigungen! Willigt Er dorein, daß Minette den Wilhelm nimmt, so will ich Ihm dießmal vergelten.“ Algeyer verbeugte sich stumm und erleichtert aufstehend.

„Dann vorwärts und schließte Er eilig die Thüre zu Grotte auf.“

Das Letztere war bald geschehen. Die Fürstin winkte Algeyer und Wilhelm, zurückzubleiben, Minnetten, die zu folgen, und so stieg sie die Treppe in den Grotten gang nieder, schritt rasch und mit jugendlicher Elasticität durch den letzteren hindurch und als sie in die kleine Rotunde am Ende desselben trat, rief sie bezeugt an:

„Mein Gott! Da sind Sie in der That!“

Goethe hatte sich von der Bank erhoben und schritt ihr entgegen, gemessen ruhig, sie groß und schweigend anblickend.

„Sie Aemstler,“ fuhr die Landgräfin fort, „Sie waren einen ganzen Tag lang hier eingeschlossen!“

„Einen ganzen Tag?“ sagte der Dichter gleichmüthig und zerstreut.

„Nun freilich, seit diesem Morgen; sehen Sie denn nicht, daß das Licht aus diesem Raume zu weichen beginnt?“

Goethe fuhr mit der Hand über die Stirn.

„In der That,“ sagte er, „es will Abend werden.“

„Ohne Speise und Trank, wie in Ugolino's Thurm, waren Sie eingeschlossen und Sie, Sie haben es am Ende gar nicht bemerkt?“ rief die Landgräfin verwundert aus.

„O doch, doch; ich erinnere mich, daß Niemand mich zu Adren kam.“

Die Landgräfin lachte.

„In der That,“ sagte sie, „Sie nehmen das Ungewöhnliche, in welches Sie durch meine Schuld gerathen, so liebenswürdig auf, wie es nur irgend möglich ist. Doch ist es nichts desto weniger meine Schuld — ich wäre Ihre Mörderin, wenn Sie verhungert wären!“

„Wie Sie sehen, ich bin es nicht,“ antwortete Goethe, immer mit demselben Tone von eigenthümlicher Milde und gesammelter Ruhe.

„Sie sind es nicht, Gott lob, aber kommen Sie jetzt rasch aus diesem Gefängnis heraus — suchen Sie Ihren Gastfreund

auf, und lassen Sie sich von ihm erquiden; es wird die höchste Noth sein.“ fuhr die Landgräfin in ihrer Lebhaftigkeit fort, welche einen so großen Contact bildete mit dem selbst am eifrigsten, halb scheuen, halb wie gedankemüßig zerstreuten Wesen Goethe's.

Da der junge Dichter am Morgen ein so ganz anderes Benehmen an den Tag legte, mit so viel Feuer und Lebhaftigkeit gesprochen und ihr gehändigt hatte, so bildete die Landgräfin jetzt ihn forsend an; sprach aus dieser süßen Ruhe Bereitwilligkeit und Entzückung über die fatale Gefangenschaft, in welche er gerathen — war die Glückseligkeit, welche er zur Schau trug, nur eine ephemerale? Jedemfalls hielt sie sich für verpflichtet, ihm durch irgend ein redendes Zeichen ihrer Dank zu entschädigen, und da die Gesellschaft jetzt die Grotte verlassen hatte und in der Hinterstube im Gärtnerhause angekommen war, wandte sich die Landgräfin, die voraus geschritten, zurück, und Goethe die Hand reichend, sagte sie:

„Hier sind Sie, Gott lob, der Freiheit wieder gegeben, mein junger Freund, und nun sagen Sie mir, was soll ich thun, damit der Gedanke an diesen Tag nicht von nun an stets Bitterkeit und Verstimmung in Ihnen hervorbringt? Es würde mich immig freuen, könnte ich Ihnen einen Wunsch gewähren, einen liebreichen Beweis meiner Theilnahme verleihe — oder nur ein Dankbekenntnis mitgeben — dem dem kleinen unterirdischen Reich, welches ich mir hier habe schaffen und bis heute auch vor jedem unerfahrenen Auge habe hüten lassen, nun ein unmaßbares Aelz zu besetzen, wo ich, ungeachtet von der Welt, nur mir selbst und meinen Gedanken leben kann! In der That, ein kleines Schmerzensgeld bin ich Ihnen schuldig?“

„Schuldig? Sie mir, durchlauchthigte Fürstin?“ fiel jetzt Goethe auf's Lebhafteste ein — „o müßten Sie, was ich diesem Tage, was ich Ihnen verbanke — denn wahrlich:

Was aus in meinem Liebe wiederflingt, Ich bin nur Einer, Einer Allen schuldig, Es schnelet kein groß unbestimmtes Eub, Der meiner Stirne, das der Seele halb Sich überglänzen nahe, halb entzige. . Mit meinen Augen hat' ich es gelehrt, Das Urbild ihrer Tugend, jeder Schöne — Was ich nach ihm gebildet, das wird bleiben!“

Goethe verbeugte sich, während er diese Verse sprach, tief vor der Fürstin, die leicht erröthend fragte:

„Sind diese Verse die Frucht Ihrer unheimlichen Muse?“

„Sie und noch mehrere,“ antwortete er — „ich habe sie in dies Buch niedergeschrieben und — da meine gnädigste Fürstin in einem Beweis Ihrer Wohl lassen will, — so darf ich um das Geschenk dieses Buches bitten, damit ich vollente, was ich darin begonnen.“

Bei diesen Worten überreichte er der Landgräfin das Buch, welches er aus den in der Rotunde liegenden genommen, nachdem er es da geöffnet, wo die am Ende hineingebundenen weißen Blätter anfangen.

Caroline von Hessen warf einen Blick darauf. Sie las:

„Torquato Tasso. Ein Schanzspiel.“

Dann ließ sie ihr Auge über die nächsten Blätter gleiten, worauf in flüchtigster Schrift der Plan eines Dramas flüchtig, der Inhalt einzelner Scenen angezeichnet, Bruchstücke des Dialogs hingeworfen waren. Endlich reichte sie dem Dichter das Buch zurück.

„Ich sehe,“ sagte sie, „wie Lust hat Ihnen heute mehr gegeben, als ich je zu geben vermagte. Aus Einer, die glaubt, gewähren zu können, werde ich zu einer Bittenden. Wenn Ihr Werk vollendet ist, so bringen Sie es mir, Sie selbst — darum bitte ich.“

Inglisch streckte sie ihm schloß ihre Hand entgegen, die er gerührt an seine Lippen führte.

„Und nun,“ fuhr sie mild lächelnd fort, „ängstliche und lämmere sich noch Jemand um einen Dichter! Während außer Eins voll Mitleid und Sorge um sein Schicksal ist, hat er alle Noth der Erde und die Welt um sich vergeffen und lächelnden Blicks, mit heiterer Stirn verkehrt er mit den Göttern und Hecren!“

„Dein Wilhelm aber,“ wandte sie sich dann weiter sprechend in demselben scherzenden Tone an Minette, „braucht aus diesen Herrn nie wieder eifersüchtig zu werden. Sein Herz gehört von nun an einer Andern, die, wenn sie auch längst todt ist, ihn ewig festsetzt und abhilt, je wieder seine Schuldigen logisch beim ersten Anblick anderer Frauen entgegenzutragen! Sein Herz gehört Keenoren von Ete . . . ist's nicht so, mein Herr Doctor?“

Der Dichter nahm mit einer Verkennung die seine in den Scherz gekleidete Ausrufung hin.

Die Landgräfin hatte die Schwelle der Gärtnerwohnung erreicht und wollte sie eben verlassen, als sie noch einmal den Schritt anhält und, Goethe anblickend, sagte:

„Meine stille Grotte, deren Pflter bisher Ninete und ihr Vater waren, und die außer diesen nur von meiner guten Schwarzenau gekannt wurde, ist nun nicht mehr ein Geheimniß für die übrige Welt ...“

„Dürchten Sie nichts,“ versteht Goethe, „was einem Dichter vertraut ist, das ruht auf einem tiefen, stillen Grunde, so sicher, wie auf dem Schooß des Meeres. Höchstens lernt er seine Geheimnisse dem Echo anvertrauen, und da sind sie gerade am sichersten, weil die Welt des Dichters lieber für gebildet hält, nicht für gelebt. Ihr Geheimniß wird heilig und unverletzt bleiben, hebe Frau!“

Und Goethe hat Wort gehalten. Die Grotte selbst ist der eben Landgräfin heimlicher Besitzt, die stille Klausel geliebt, wo sie ihren Träumen und ihren Gedanken lebte.

Als Caroline von Hessen, die ihrem Volke durch einen vor-

zeitigen Tod zu frühe entrissen wurde, ihr Ehemann vernachlässigt, am letzten Tage ihres Lebens, schrieb sie ihrem Gemahl: „Nach einem Wunsch habe ich, den legen auf der Welt. Lassen Sie mich mitten in der großen Baumgruppe des englischen Gartens berechnen. Man wird dort eine Grotte finden, die außer mir nur wenigen vertrauten Dienern bekannt ist. In ihr ist die Stelle, wo ich ruhen will, und die ich größtentheils mit eigener Hand zugedichtet, mit einigen Steinen bereichert. Hier an der Stelle, wohin ich mich vor dem Geräusche des Hofes flüchtete, wo sich meine Seele mit Gott unterließ, die ich bald von meinem Leben, das ich mit Ihnen, mein Gemahl, theilte, Kedenhaft geben soll, hier, wo ich so oft Sie und meine Kinder dem Herrn befehle, hier, wo der Allmächtige alle meine Wünsche erhört, hier will ich auch ruhen!“

Die Landgräfin wurde nach ihrem Wunsche in ihrer Grotte bestattet. Noch heute erhebt sich über derselben, von hochwüchsigen Bäumen und dichtem Gebüsch beschatet, das kleine Denkmal, gefreut von einer Ulme aus weißem Marmor, welches Friedrich der Große, der königliche Freund der elken Frau, ihr errichten ließ. Die Aufschrift des Denkmals lautet: *Femina exa, ingenio vir!* —

## Der sibirische Steinhock und die Bezorgzige.

Der Geschichtsforscher, welcher gläubig die bunte Nannichsichtigkeit des Menschengeschlechts von eine in Paare ableitet, müht sich, für dieses eine Wege zu finden. Der Zoologe sucht eben so vergeblich nicht nur nach der Wiege, sondern nach den Ureltern beinahe aller unserer Haus- und Wildthiere. Pferd, Esel, Stier, Schaf, Hund, Rabe, ja das bescheidete Völkchen unserer Hühnerhöfe — alle füllen ihre Abkunft in ein unzeitliches Dunkel und Niemand weiß mit Sicherheit, von wem sie erst kam mit einiger Wahrscheinlichkeit, wo ihr ursprüngliches Vaterland sei. Es beweist dieses wenigstens, daß die Abkunft dieser Thiere mit dem Menschen älter ist, als die Geschichtswissenschaft, ja selbst als die Mythik, denn schon in dem mythischen Theile der Geschichte wird dieser Thiere, wenn ihrer Erwähnung geschieht, einfach als Geschaffen der Menschen gedacht. In den dunkelsten Partien der egyptischen Geschichte erscheint die Rabe schon als hochgeschätztes Hausthier. Häßlich gegen die Nacht der Winde, welche Klima und Völkerschaften, Acker und Pflanz, Arbeit und Fütterung ausüben, haben jene Thiere bald mehr, bald weniger von ihrem ursprünglichen Charakter der Wildheit und des Naturwills ausgehen und sind Andere geworden, Andere im Vergleich zu dem, was sie waren, so lange sie noch nicht unter dem Alles verändernden Einflusse des Menschen standen.

Wir sind geneigt, uns darüber ganz besonders zu wundern, daß wir nicht einmal Heimath und Abstammung des Pferdes, des Hundes und des Schafes kennen, weil uns jetzt gerade diese Thiere unentbehrliche Begleiter geworden sind. Aber gerade eben deswegen, weil sie dies sind, hat der Mensch schon lange vergessen, wie und woher sie ihm einst zugeführt wurden. Am meisten mühten wir uns eigentlich über die völlig dunkle Urgeschichte der Rabe, welche, die trotz ihrer weiten Verbreitung über den ganzen Erdkreis doch überall in allen wesentlichen Kennzeichen wie in ihrem Naturell unverändert geliebt ist, so daß wir davon eben den Schluß ableiten dürfen, daß sie sich auch wenig von ihrem Urtypus entfernt haben möge, es also leicht sein müßte, diesen als solchen zu erkennen, wenn man ihm irgend vorfinden sollte — aber man hat ihn eben noch nicht gefunden. Denn die wilde Rabe in unseren Wäldern ist in wesentlichen Merkmalen viel zu sehr verschieden von unserer Haustrabe, als daß sie die Stammutter der letzteren sein könnte. Bei Hund, Schaf und Ziege ist das anders. Die zahlreichen, wenigstens bei den ersten Weiden, unter sich so sehr abweichenden Rassen berechnen zu der Vermuthung, daß sie auch ihren Urtypen sehr ähnlich geworden sein mögen und daß man daher ihre Abstammung von dem oder jenem wild angelegenen Thiere vermuthen dürfe, wenn anders trotz der Rassenabweichung eine Annäherung in wesentlichen Kennzeichen nachzuweisen ist. Das dritte der genannten Thiere, die Ziege, ist von unseren gewöhnlichen Hauszuchtthieren das einzige, dessen Urbild und Urheimath nur geringen Zweifel zulassen.

Wir erblicken das erstere auf der linken Seite unserer Bildes in einem Färden der Bezorgzige, Capra aegrotus Gmelin, welche von unserer Hausziege sich eigentlich nur dadurch unterscheidet, daß sie in ihrer Heimath sich nicht in Racen verliert, wie es die Hausziege thut, sondern in Gestalt, Färbung und Naturell sich treu bleibt. In denjenigen Färden, wo große Ziegenherden in freier Haltung gezogen werden, auf rauhen Bergen herumkletternd sich ihr Futter suchen müssen, wie es z. B. im südlichen Spanien der Fall ist, da gewohnt aber auch sie schnell durch alle Generationen hindurch einen fest und unveränderlichen Typus in allen einzelnen Thieren, und nähert sich manchmal bedeutend ihrer Stammutter, der Bezorgzige, welche wenigstens von der Wissenschaft als diese angesehen wird, wenn auch hierüber noch keine Gewißheit besteht. Die Bezorgzige lebt auf den rauhen Bergen des Kaukasus und Taurus, in Persien und im Lande der Kitigen und Tataren. Sie gleicht in ihrer kräftigen Gestalt und ihrem Naturell sehr dem Alpensteinbock, gibt sich aber durch die an der Vorderseite nicht breit abgeflachten und kantigen, sondern scharf getameten Inneten des Hörners als echte Ziege zu erkennen. Die beim Hode über zwei Fuß langen Hörner räumen sich in weitem Bogen, ohne nach oben weit auseinander zu treten, und nähern sich mit den Spitzen wieder etwas. Bekannt ist die in ihrem Magen sich bildenden hartn. Ballen unvoränderter Rohrzugrohre, was der Bezorgzige den Namen gegeben hat. Die Zeit ist aber vorbei, wo man den Bezorg für ein kräftiges, ja fast für ein wunderbares Heilmittel hielt. Ist die Genealogie der Ziegen richtig, so ist die Bezorgzige auch die Urcuelle jeder leibbaren Schafes, nach denen als letztem Zielpunkte das Schen der weiblichen Salomwelt gerichtet ist; denn die Kaschmir- und Angora-Ziege, Verwandte unserer Ziegen, sind dann auch Tendentinnen der Bezorgzige, wie sie den Stoff zu jenen kostbaren Tüchern liefern.

Neben dem so eben noch als so wichtig für den ehelichen Frieden vornehmer Neuerwählter erkannten Färden dehnt der sibirische Steinbock, Capra sibirica Pallas, seinen plumpen langgestreckten Leib aus, um von dem Hellen eine Spur des nachmüthigen des Widertäuers so unentbehrlichen Salzes zu laden. Wir sehen nun so besser die fast mähenartige Behaarung des Radens und das auffallende Verhältnis der Beine, welche für den langen Leib fast zu kurz erscheinen, aber dafür mit befremdend kräftigen Schenkel begabt sind. Die mächtigen Hörner erreichen bei alten Thieren eine Länge von fast drei Fuß und haben dann 16 Knoten, die aber an den Seiten keine Wülste bilden. Vorn sind die Hörner flach, wie es allen echten Steinböden zukommt. Man unterscheidet deren außer dem gemeinen Alpensteinbock und dem sibirischen noch sechs weitere Arten, von denen zwei in Spanien leben, der eine auf der spanischen Seite der Pyrenäen, da er auf der französischen Seite bereits ausgerottet ist, der andere auf der



Steinböde.\*

Sierra Nevada. Der sibirische Steinböde ist ungemein kräftig, fast plump gebaut, und nach seinen starken aber kurzen Beinen zu urtheilen, wahrscheinlich mehr ein geschickter Kletterer und Kämpfer auf seinen Heimathbergen, als ein kühner Springer, wozu der

hochbeiniger Alpensteinböde und die Gemse besser geeignet sind. Er ist wild und unabhängig und gleicht in seiner Lebensweise im Allgemeinen dem Alpensteinböde. Die Heimath des sibirischen Steinbodes sind die Gebirge Sibiriens, der Tatarei und Kamtschatka.

\* Wir freuen uns, den Lesern der Gartenlaube eine wirklich gute und getreue Abbildung der Steinböde bieten zu können. Die bis jetzt existirenden sind fast sämmtlich nach ausgehöhlten Exemplaren gezeichnet, und lassen alles Charakteristische dieser kräftigen Geschöpfe vermissen, die übrigen aber nach den lebenden Exemplaren copirten Abbildungen sind in der Ausführung mehr als mangelhaft. D. Reb.

## Die „Adriatica“ in Liverpool.

„Höchstens 2300 Pferdekraft! Das ist Alles!“

„Aber 'n seines Schiff hoch, nicht?“

„Um, wollen sehen! Mit der Persia kam sie's vielleicht aufnehmen, aber mit'n großen Leviathan? Behnlaufs Pferdekraft, eh! Siebenunterer Fuß lang, wie? Wie lang ist die „Adriatica?“

„Oh, denke, 354 Fuß, 32 Fuß breit, 50 Fuß hoch. Aber wie klein sie aussieht! Macht die große Umgebung. Dort drüben liegt die Persia. Ich wette, unsere schlägt Bruder Jonathans neueste Kammgarn, diese „Adriatic!“ Nächste Woche laufen sie beide aus, zu probiren, wer zuerst kommt. Was wärest du auf die Adriatic gegen unsere Persia?“

„Wollen sie uns erst ansehen, Sir! Sind gleich da!“

So diskutirten zwei alte Herren mitten im dichtesten Gedränge des Dampfbootes, das uns eben zur Besichtigung an die umgehende Treppe der „Adriatic“ heraufschob. Eine unaußerbliche Wallfahrt der Liverpooler und der umlagend per Dampfboot hin und her nach diesem neuen Liebling Bruder Jonathans, seinem neuesten, größten, vollkommensten Dampfschiffe „the Adriatic“, das vor einigen Tagen zum ersten Male in dem Water- und Schiffswege des Liverpooler Hafens angekommen war, wie die Leutnantin drei Monaten hinunter gedrampft waren, um ihren großen Leviathan endlich einmal auf dem Wasser zu sehen. Seit dem 8. November hatte man mit Tausenden von Pferdekraften an ihm geknüttelt und geflohen, und erst die große Themsefluth am 31. Januar hat ihn der Themse übergeben. Diese „Entstapelung“ kostete über 100,000 Pfund Sterling und das ganze doppelteisene Umgehewe bis sechs Mal so viel. In Peterborough steht die große Reiterstatue Peter's I. auf dem Hauptplatze mit einem Granitsteinen unter sich, der schwerer zu ent- und aufzustapeln war, als der Leviathan. Man hieß den Hellen in Jinnland vom Gebirge los, brachte ihn auf's Wasser und wieder hinauf aus der Rema auf den Hauptplatz, ohne daß eine einzige Bögerrung, oder ein einziger Unglücksfall das zweihundertmal mehrleistende Werk störte (dies sagte die Times neulich den englischen Ingenieur-Großen der Leviathan-Entstapelung).

Der Stolz und Liebling Bruder Jonathans ist wenigstens gelungen, außer der feinsten und leistungsfähigsten Dampf-Dezibin, inwendig ein umlagig prächtiger Iron-Palast.

Vierzighundert Menschen sahen alle Tage hindüber von der selben Höhe mit dem leistungsfähigen Anbau, um diese Adriatica zu sehen, hieß es. Wir waren aus eines Decembertages darunter, unter „gezogenen Drähten“ langer Hanteln und „wobeneigenen Stieren“ wider John Bull's, halbfaßhiebellen kätigen Juden, Polen und Franzosen, braunen, wadeligen Matrosen, an denen Alles statetert und wegt, eisernenartigen Secapitains mit gelbten Ringen in den Ohren, übergeputzten Lancashire-Damen, grimmigern, alten Irklanterinnen mit Hühnen auf dem Kopfe und kurzen, qualuonten Thronstummeln in den schmuzigen Wälzern und allen möglichen Nacens- und Füllerningungen, wie man sie nur in der benakleten Unachtsamkeit des Liverpooler Hafens finden kann.

Immer vor Schiffen vorbei, Waß bei Waß, Tau- und Tafelweil, wie ein damit bestridter Himmel, Alles schwarz abgehichtigt gegen das heute wolkenlose Blau! Auch an einem Schiffe gedrängt voll Menschen vorbei, mit Wäße und Kopf in der Tafelage zum Trocknen. „Einzigantenschiff für Australien!“ hieß es. Sie schrien und winten uns zu. Aber es klang schwach, traurig, kam nicht vom Herzen.

Natürlich, die Erde muß mit Menschen bedekt, „civilisirt“ werden, und die, welche in Europa keinen Platz mehr für sich finden, müssen fort in die Welt hinaus, wo noch Platz ist. Wohin? America sendet schon viele feiner Einwanderer zurück, besonders die gebildeten, die geistigen Producenten, die dort verunglückten oder wieder zurück müssen (weides ist oft geschehen und geschieht noch immer). Also fort nach Australial! Glückliche Reise! Glückliche neue Heimat! Aber Oester mit einem Herzen für den Boden, wo unsere Wiege stand, unsere Mutter starb, unsere Kinderjahre lachten, unsere Väter leben, fällt ein unendliches Weh beim Anblick eines solchen Auswandererschiffes. Alle Wogen diese Ueberflutung mit diesem Exportartikel — Menschen, Kinder, Schöne, Töchter eines Vaterlandes, eines Vater's, einer Mutter, von Vätern, Schweftern, Freunden sich trennen — die an den Ufern winter,

bis sie manchmal ehümächtig hinstarren — das ist ein trauriger — Exportartikel, der unserer Production in der alten Welt Alles bringt, nur keine Ehre!

Und nun kamen wir an die Reihe, die Adriatic hinauf zu klettern! Erst so niedrig, und jetzt fünf bis sechs Treppen hoch, um nach Hüner-Etagen zu rechnen! Was gibt dem Umgehewe ein so unetliches Ansehen? Die praktische, die meisterschafts Runkstern, die feinste Symmetrie ihrer Theile, der schwammartige, leichte Eisp auf dem Wasser. Es war ein ästhetischer Genuß, die Harmonie ihrer gräßlichen Curven — dieses Geheimnisses aller wahren Schönheit — zu betrachten. Wie die Niagara, die Wasser-Dampf-fregatte der vereinigten Staaten, ist die Adriatic nach den Curven gefornit, welche das von einem Schiffe durchschlägt und gespaltene Wasser bildet, dabei nach eben wunderbar großis sich ausweitend und vorn scharfem und zuspitzend, wie ein Schwert, den wider-spenstigen Ocean im Flüge zu spalten und seine andrängenden Wogen am Körper unten abgelenkt zu lassen.

Wie lelsal die niedliche Schönheit war, merkte ich beim Aufsteigen und an den Menschenmassen oben, die wie Stadnadeln heruntergudten. Der Capitain, James Watt, der die erste Reise mit dem Stolz Jonathans gemacht hatte, sah gar nicht wie ein Capitain aus, sondern kurz, straff, dünn und Commando's in einem Tone ausprechend, als seien's besessene Wüthche, und dabei so aristocratisch-herablassend höflich gegen die Damen! Niem, es ist wahr, zwischen diesem Sammet und golden gerabimten Spiegeln und spiegelblanken Mahagani und diesem Anstalt und dieser künstlichen Eleganz in den Sälen und in diesem Staatszimmer von Capitainscabinen (wie gutten hinein) kann man gar nicht grob werden, glaub' ich. Selbst die Küche — ein heller, großer, glänzender Saal — sah wie ein Zauberpalaß aus. Alles Porzellan weiß und golden, alles Glas gefülltes, jeder Kessel wie polirt, der Ofen wie ein lackirtes Rahmen aus gelbem, reinem, rauchloses Feuer. Aber das versteht sich in America von selbst, da sehen die gewöhnlichsten Haß- und Vocaldampfschiffe für Grethi und Bletthi allenthalben bemannelt und begelst hin. Der Stolz der Adriatic sind ihre Maschinen. Also drängten wir und schnell hinunter, vor dem Bureau der Wäße-Direction vorbei, die eben Drett gab, bis morgen noch 400 Paar wellene Wetteden zu belegen, vorbei vor dem „Dob“, einer Linie von 30 Fuß in getadter Linie, hinunter in die Maschinen-Galerie.

Schon ein gewöhnliches Dampfmaschinenwerk hat etwas Imporionentes und Respektinspöndetes. Vor diesem stummen, über und über spiegelblank polierten Umgehewe von Eisen und Metall stülhten die Vente eine radicale, Schwelgen gebietende Ehrfurcht. Niemand sprach. Nur geachtete Ausrufe des Erschaunens in der dichten, sich drängenden Menschenmasse. Diese furchtbaren, feldigen, spiegelblanken Arme, welche von 2800 Pferdekraft getrieben die Räder draußen durch die atlantischen Wogen kreben, immer getrieben, Tag und Nacht, unaußerblich aus acht Dampfstellen und 48 Muthusen, die täglich 2000 Centner Stehen verbrennen, immer mit menschen unantastbaren, künstlichen, unerschütterlichen Stöße auf und ab — das muß ein Anblick sein! Diese polirte Eisen-seßung arbeitend, tonend, brühend, zischend Tag und Nacht, ohne Athem zu holen, ohne Unterbrechung durch die Wogenmassen, die sich Hunderte von Meilen hindurch machtes und wechtes brechen in ihrer Wuth draußen, immer vorwärts rasend Tag und Nacht, ohne selbst zu wissen, wohin — diesen Meilen arbeiten zu sehen, das mag allein eine Reise über den atlantischen Ocean werth sein.

So groß und ruhig und selbstgefällig jezt in seinem Glanze! Ein paar Pfefflungen des Dampfriesen und der ganze Koloss sieht und denneri dahin, wie ein von wahnstäniger Leidenschaft getriebener Mensch, lebendig, mächtig, aber willenlos als Sklave seiner Leidenschaft, hinaus in die Welt, wo er zum Nichts zusammenschrumpt, wie dieser Stolz America's auf dem Oceane zu einem einzigen Fleckchen, ohne Dalt unter sich, in Finsterniß glühend und geehrit, arbeitend, getrieben, getrieben wohin und woy? Der moderne Mensch und die Dampfmaschine!

Welcher Glanz, welche Eleganz in den Triebstern! Aber wech unheimliche Dampfkraft in den wechren Maschinen und Menschen! Welcher Dänen lauerte in dieser Riesengraje der Adri-

atica! Drüben lag die englische Fesha, der Stolz Englands. Diese fuhr diesmal geschlagen werden. Alles maritime America und England lauerte auf das Ereigniß der großen Bette, wer diesmal am schnellsten über den atlantischen Ocean jagen würde.

Wettfahrten mit 2—3000 Pferdestark, Wettbahnen der atlantische Ocean. Risiko 5—600 Menschenleben — aber ein glänzender Sieg, ein glorreiches Resultat, dann zu wissen, wer die Baumollencouture zuerst in Newport oder Liverpool melden kann, England oder America. Wer zuerst kommt, gehört der Räkeler, glorieuften, civilisireten Nation an! Welch' eine fehrartige, kühnste Heftigk. um eine Lumperei! Moderne Menschen und Menschen! Und nun einige factische Bemerkungen, die ich mir in der Eile aus einem Bericht über die „Adriatic“ abschrieb.

Sie hatte gegen 200 Mann Besatzung und Beamte zum Vertriebe und zur Bewirtschaftung: 1 Commandeur, 4 Steuerleute, 1 Arzt, 1 Cassirer, 4 Quartiermeister, 2 Tischler, 1 Hochbootsmann, 36 Matrosen, 1 Ingenieur, 3 Assistenten desselben, 6 Aufseher über Feuer und Dampfessel, 4 „Decks“ (zum Einrüben der Maschinen), 2 Ingenieurwärter, 24 Feiler, 36 Kohlenfärner, 1 Steward, 3 Unterstewards, 36 Aufwärter bei Tisch, 3 weibliche Stewards, 2 Ausgeber, 1 Schenk-Aufseher, 1 Barbier, 1 Hauptkoch, 1 Unterkoch, 1 Bäder, 2 Pastetenbäcker u. s. w., zusammen 188 Mann, die aber noch vervollständigt werden sollten.

Die Ausrüstung des neuesten amerikanischen Stolz'es war schickig, denn kaum hatten wir uns in dessen Studium etwas verloren,

schrie es durch's Schiff: das Boot geht ab, wer will noch mit? Wir eilten hinaus und hinunter in unser Dampfboot, das wie eine Ruffschale unten lag und 300 Menschen auf dem Deck gleichwohl wie eine Spielerei besandelte.

Auf dem Wege kamen wir dichter vor der englischen Fesha vorbei, die sich bereits zur Wettfahrt rüstete. Es ist das bis jetzt größte englische Dampfgeschiff, halb so groß wie der Leviathan und dreimal länger, als das größte englische Kriegsschiff, der „Wellington“, der Hauptgrund, weshalb America diese „Adriatic“ kaufte. Wettseiler zwischen civilisirten Völkern ist eben so schön und civilisirend, wie Wettseiler zwischen Menschen und Thieren; aber die Art, wie America und England mit einander im Schiffsbau und im Schnellfahren rivalisiren, hat etwas Dummes und Tölpelhaftes zugleich. Keine Fahrt über den atlantischen Ocean geschieht unter gleichen Verhältnissen. Wind und Wetter machen stets einen Unterschied, so daß eine Messung nationaler Ueberlegenheit nach solchen Fahrten zunächst abgeschwächt ist. Sie ist aber auch barbarisch, demoralisirend, weil dabei schon manches kostbare Schiff mit kostbaren Gütern und Menschen in den Grund gerathen ward. Abgesehen davon, ist das Arbeiten auf den äußerlichen, momentanen Effect der schlimmste Wurm im Innern des Gewerbetreibenden und der Production, welcher namentlich in America große Verheerungen anrichtet. Außerdem glänzt Alles, aber wenig fehlt es immer merkwürdiger an Halt und Solidität.

## Ein gefiederter Frühlingsbote.

Illustration von Moriz Ross.

In Deutschland und der Schweiz, hauptsächlich in Sachsen und Thüringen, pflegt sich im Februar oder, je nach Verlauf des Winters, im März ein Frühlingsbote einzufinden, der in Städten und Dörfern gar wohl bekannt ist und von Jung und Alt als ein lieber Gast freundlich begrüßt wird.

Kühne und muntere Gefellen sind überall willkommen, und so kann es uns nicht Wunder nehmen, daß man denn von und gemeint, welchen der berühmte Linné bei seiner großen Naturtaufe mit dem Familiennamen *Sturnus vulgaris* betradite, gern das Quartier betrete und ihn durch höfliche Sommerwünschen nach seinem Geschnabel in Gärten und in Häusern zu seßeln sucht.

„Die Stahr sind da!“ — ruft ein Knackbar dem anderen freudig zu, wenn sich eines Morgens nach langem harten Winter der gefiederete Frühlingsbote einstellt. Ihr Erscheinen ist dann ein Ereigniß, das man sich von Hand zu Hand weiter erzählt. Es klopft sich an diese Wiederkehr des Stahr'es aber nicht bloß der liebliche Gedanke an den nun bald einziehenden Frühling; die freudige Erregung der Menschen hat auch ihren unmittelbaren Anknüpfungspunkt an den geselligen und sonstigen angenehmen Eigenschaften des auffälligen Vogels, der seines munteren, papageierartigen Wesens wegen so allgemein populär und beliebt geworden ist.

Denn kaum dürfte es unter unsern einheimischen Vögeln noch einen geben, der so wie der Genannte durch sein Naturell und seine Hauthaltung unser Interesse in Anspruch nähme.

Mit seinem schwarzen, durch staubblauen Schiller und hellbraune Spitzenfedern geschmückten Federkleid, mit dem gelben Schnabel und den braunrothen Füßen, verbindet der Stahr überhaupt ein recht angenehmes nettes Feuerspiel und weiß sich überdem durch seine munteren und dreifachen Manieren bestens zu empfehlen. Einer Größe nach hält er die Mitte zwischen Taube und Sperling.

Im Fliegen ist der Stahr sehr gewandt und flink, im Wehen redt er stolz seinen keinen spitzen Kopf empor und weiß seinen wackelnden Gang durch freundlichen Kopfnicken und munteres Umherfliegen geschickt zu verbergen. Eißt er ruhig auf einem Hansgiebel oder auf einem Baumzweig, so pflegen seine Hinterkopf- und Halsfedern gestäubt zu stehen, was dem Vorderkopf ein so spitzigeres und listigeres Ansehen gibt.

Daß er in auffallendem Grade gefellig ist und sich gern in der Nähe von Menschennöthungen aufhält, zeigen unsere Stadt- und Dörfergärten, wo er fast überall gefast und gepflegt wird. Man sieht seinem munteren Treiben gerne zu, wenn er unruhig

und nie gefächtes bald hier, bald dorthin fliegt, und bald diese bald jene ihm zugedachte Holzleiste sorgfältig untersucht; ob sie für ihn auch comfortable sei und ein sicheres Domicil gewähre. Für gewöhnlich nißet er in hohen Bäumen der Wälder und Wiesen, gibt aber den künstlich hergerichteten allbesamten „Stahrstößen“ den Vorzug, um sich darin im Freien sonnenlich hegen zu lassen. Haben wir an der Stahrleiste die Öffnung zum Ein- und Ausfliegen größer gemacht, als er sie braucht, um sich hindurchzuwinden (er zirkelt mit seinem Schnabel vorher ganz lachverständig ab, ob sie größer ist, als ein Thierschnabel); so trägt er Bedenken: sich hier sein Nest zu bereiten, denn er denkt sorglich schon an seine Jungen, denen die geringe Nahrung oder die verstaubte Gitter den Garaus machen könnten. Denn das hat man schon beobachtet, daß sich die diebische Gitter heranschick an den Stahrstößen, durch Boden mit dem Schnabel die jungen Stahr'e zum Emporkommen der Hülle verlorde und dann einen unarmberger herauszerrte, um ihre Verdauung daran zu weiden.

Findet der Stahr jedoch das Hänlein nach seinem Sinne, gewährt es ihm Schutz gegen seine Feinde und stübet er überdies noch ein rundes Stäbchen zum bequemen Anfliegen an dem Rasten, so ist sein „Hörchielein“ beschaffen.

Am frühen Morgen finden wir dann unsern Freund schon wach und mit allerlei Verlehrungen zur Ordnung seines Hauswesens beschäftigt. Mit seines Gleichen steigt er in der ersten Zeit nicht selten im Streite um den erwählten Heerd; doch tritt unter ihnen bald Verständigung ein. Dartwädiger ist der Kampf mit dem Spaz, welcher häufig in des Stahr'es Abwesenheit dessen Wohnung bezieht und wohl gar gefächsig ist, mit Stroh und Federn sich sorglich häuslich einzurichten. Dann entspinnt sich bei der Rückkehr ein oft mehrere Tage andauernder Krieg, an dem sich auch wohl des Spaz'en und des Stahr'es Genossen in Masse beteiligen. Der unverschämte Spaz verfolgt den Stahr bis hoch in die Luft und verbeißt sich mit großer Bestigkeit. Aber er muß gewöhnlich doch den Kürzen ziehen. Er nimmt sich gar kühnlich aus, wenn dann Herr Sturnus nach kurzem Proceß das mühsam bereitete Bett des Spaz'en sanft betritt und Betrüden zum Fenster hereinwirft, um sich nun nach eigenem Sinne wehlich einzurichten. Die beslegten Spaz'en sitzen dann vom Weitem und lassen ärgerlich ihr durchdringendes: „Ehelein! Ehelein!“ ertönen, wenn eine Rabung Genosse aus dem Stahr'es heranschickt.

In der ersten Zeit nach seinem Eintreffen zeigt sich der Stahr nur am Morgen in der Nähe seiner erwählten Wohnung;

den übrigen Theil des Tages schweift er hinaus, um in größeren Schaaeren mit seinen Brüdern auf Gütungen, Wiesen und Feldern seiner Raubart nachzugehen. Besonders gern besuchen sie die Viehweiden, wo sie bald rasch auf dem Boden herumlaufen und Würmer und Insecten zusammenfressen, bald sogar den Schafen und Kühen auf den Rücken fliegen, um blutlaugende Schmarzertierchen, wie Aeden, Bremsen und Ungeziefer abzulesen.

Die Lebensweise des Stabes ändert sich schon, wenn die Riß- und Brutzeit herankommt. Dann wird er sein hässlich und verläßt seine Wohnung nur auf kurze Zeit, um Raubung in den naheliegenden Gärten und Feldern einzusammeln. Werden sich endlich die jungen Schreiheißel, so ist er der sorgsamste Vater, der ohne Unterlaß Insecten, Larven, Würmer, Engerlinge, kleine Schnecken und dergleichen Ungeziefer zusammenfucht. Merkwürdig ist es, wie der futtertragende Stab aus seinen Flug ändert. Fast scheint es, als gäube dieser Aste unter den Vögeln, die Würde des Familienvaters auch durch einen gravitätischen Flug ausstrahlen zu müssen. Stolz wie der Adler schwebt er dann zu seinem Neste, seinen sonst raschen Flügel Schlag hemmend.

Viele unter Orastblättern und Laub versteckte Thierchen finden die Stabe sehr leicht durch das zielartige Aufspringen des langen Schnabels auf, indem sie damit die bergenden Umgebungen ausheben oder geschickt umwenden. Schon aus diesem Grunde gewähren die Fels-, Wiesen- und Gartenbesitzer diesen nützlichen Thieren allerlei Schutz. Der Raub durch das Vertilgen der schädlichen Insecten und Würmer ist gar hoch anzuschlagen, und man sieht es dem freundlichen und zutraulichen Thiere, schon seines muntern, papageierartigen und positischen Wesens halber, einmal nach, wenn es im Antzeifer etwa eine Hyacinthe oder eine andere zarte Pflanze aus dem Gartenbeet mit herauszieht oder unsere Kirchbäume plündert. Als Insectenvertilger ist der Stab ein gar nicht unwilligtes Glied im Haushalt der Natur.

Noch er bedauert auch außerdem noch als nicht unbedeutender Gesangsstämmel. Freund Sturm ist ein Vetter der sorgfertigen Trosteln, und übernimmt sehr gern als Wusene das Fach der somischen Gesangstrolchen. Besonders abmt dieser senerbare Rau fast alle Thierstimmen nach, das Wiauen der Raue, wie das Danaen des Frosches. Gewöhnlich um die Morgen- und Abends-

zeit läßt er seinen Gesang hören, welcher aus einem höchst wunderlichen Tongemenge von schnatternden, schnurrenden, leiernden, wegenden, gackenden, gieselnden, quäsenden, feufsenden und sprechenden Lauten besteht, zwischen denen er immer wieder seine Droffelnatur durch ein angenehmes Pfeifen, ähnlich dem des Pirel, zur Geltung bringt. In der Gesangsweise lernt er deutlich sprechen. Als Merkwürdigkeit erwähnt Ichuti, daß eine Wittwe in Et. Gallen einen Stab besessen habe, der das als Tischgespräch täglich vernommene „Unser Vater“ deutlich herzusagen verstand.

Namentlich bei Sonnenuntergang sammeln sich die Stabe aus der Nachbarschaft gern auf einem nahen hohen Baume, etwa auf der Spitze einer italienischen Pappel, auf deren schwanken Zweigen sie sich gern wiegen. Dann machen sie Chorus mit ihrem sonderbaren Gesang, und es gewährt dem Beobachter besonderes Vergnügen, den lebhaften Wechselgesprächen der klugen Thierchen zu lauschen.

Der Stab ist ein Strichvogel, der bei und während des Sommers zwei Mal nistet; 4—6 Junge werden in einer Decke ausgezogen. Die und da herauht man ihn seiner wohlknochenden Jungen, die unter verschiedenen fremdländisch klingenden Namen sogar als Delicatessen auf die Tische gebracht werden.

So wie die Prügigkeit vorüber ist, lassen sich die Stabe nicht mehr in der Nähe ihrer Hegeplätze sehen. Sie schwärmen dann auf den Feldern in großen Schaaeren umher, die wie schwarze Wollen unter demerzählischen Geräusch sich erheben, wenn man sich ihnen nähert.

Wie stark die Vernehmung dieser Vögel war, sieht man dann an dem jungen Volk, das sich durch ein helgraues geprenzeltes Gefieder von dem löhschwarzen älteren Geflüchte unterscheidet. Kurz vor ihrem Abzuge nach wärmeren Gegenden besuchen die Stabe noch einmal Wal ihre fremdlichen Wirthe, um Ballet zu sagen. Des Morgens und des Abends hört man ihren piefenden Ton noch einmal in der Nähe der Staberräster. Im October, oft auch erst mit den ersten Schneefäden, verlassen sie und still und geräuschlos. Dieselben Stabe, welche unsere Brastkassen in diesem Jahre inne hatten, besetzen sie auch im nächsten Jahre wieder, wenn sie glücklich von ihrer Wandererschaft heimkehren.

## Rosa Heisterberg.

Vom Verfasser der „neuen deutschen Zeitbilder.“  
(411.)

„Ich bedauere,“ antwortete sie sehr ruhig und laß, „daß ich Ihnen in dieser Beziehung nur das Klämliche wiederholen kann, was ich Ihnen heute Morgen sagte.“

„Ihre Weigerung würde jetzt ohne Erfolg sein. Mit diesem Zettel in der Hand wird der Polizei seine Entdeckung leicht werden.“

„Ich werde das abwarten.“

„Sie haben in der letzten Zeit des Abends häufige Ausgänge gemacht?“

„Sie wurde glühendroth im Gesicht.“

„Werden Sie mir Auskunft darüber geben, wohin Sie gingen?“

Der Röthe folgte eine ängstliche Blässe.

„Ja, mein Herr, ich war seit einiger Zeit mehrmals des Abends ausgegangen; ich kann Ihnen aber nicht sagen, wohin; das Geheimniß gehört nicht mir allein. Aber um Eins bitte ich Sie; denken Sie dabei nicht an —“

„Sie stotter.“

„Woran nicht?“

„Sie antwortete nicht. Sie war sehr verlegen.“

„An jenen jungen Mann nicht?“

„Auf einmal fanden in ihren Augen wieder Thränen.“

„O, mein Herr, ich selbst habe Ihnen zu einem ungerechten Verdachte Berantassung gegeben; gehen Sie ihn an, ich beschwöre Sie, um des Herren, des edlen jungen Mannes willen.“

Die Gesangene und ihre geheimen Beziehungen mußten mir immer räthselhafter erscheinen.

Ich schritt zu dem Verhör über die Diebstähle selbst.

„Sie war wieder vollkommen ruhig.“

„Ich habe die Majorin von Waldheim vernommen,“ begann ich.

„Sie fiel mir schnell und ein wenig förtlich in die Rede.“

„Und die vornehme Dame hat Sie wohl von meiner Schuld überzeugt? Ich bin die Diebin?“

„Die Frau von Waldheim sagt Sie mehrerer Diebstähle an.“

„Ich weiß es.“

„Die Frau von Waldheim war vor mehreren Wochen auf kurze Zeit verreist?“

„Auf acht Tage nach Louisenhof.“

„Sie begleiteten sie nicht?“

„Ich war in ihrer Wohnung zurückgeblieben.“

„Allein?“

„Allein mit der Köchin.“

„Hatten Sie Zutritt zu allen Zimmern der Wohnung?“

„Ja.“

„Auch zu dem Wohn- und Schlafzimmer der Majorin?“

„Ja.“

„War Ihnen bekannt, wo die Majorin ihr Geld und ihre Kostbarkeiten verwahrt hielt?“

„Ihre Kostbarkeiten hatte sie mitgenommen; ich hatte sie ihr einpacken helfen. Ihr Geld pflegte sie an zwei Orten zu verwahren, in einem Schreibsecretair in ihrem Wohnzimmer und in einem Wandspinde in ihrer Schlafstube.“

„Woher war Ihnen dies bekannt?“

„Die Dame hatte mir nie ein Hehl daraus gemacht.“

„Wo befanden sich die Schlüssel zu dem Secretair und dem Spinde?“

„Ich denke, die Frau von Waldheim hatte beide Schlüssel mit nach Louisenhof genommen.“

„Wo pflegten sie zu sein, wenn die Majorin zu Hause war?“

„Den Schlüssel zum Secretair trug die Frau von Waldheim immer bei sich; den zum Spindel legte sie gewöhnlich in das mittlere Fach des Secretairs.“

„Sollte dies nicht auch bei ihrer Abreise nach Louisenhof geschehen sein?“

„Ich weiß es nicht; ich habe mich nicht darnun beklümmert. Ich meine, sie habe auch ihn mitgenommen.“

„Ist Ihnen die innere Einrichtung des Secretairs bekannt?“

„Sehr genau, da ich der Majorin oft Geld und Anderes heranschleusen mußte. Er hat zwei Reihen Schubfächer und in der Mitte jenes Fach mit einem unverriegelbaren Thürchen.“

„Kennen Sie auch die Einrichtung des Wandspindels?“

„Ich habe es im Auftrage der Majorin gleichfalls häufig öffnen müssen; es hatte mehrere offene Fächer über einander.“

„War nicht eins dieser Fächer defect?“

„Ich weiß es nicht.“

„Hatte die Frau von Waldheim bei ihrer Abreise nach Louisenhof Geld zurückgelassen?“

„Ich weiß das nicht. Sie hatte mir wenigstens nichts davon gesagt.“

„Sie hatte Geld zurückgelassen.“

„Es kann sein.“

„Etwa zweihundert Gulden.“

„Es ist möglich, sie behauptet es; sie hat gestern Abend sogar behauptet, und sie wird dies auch heute vor Ihnen wiederholt haben, daß ich ihr, während ihrer Abwesenheit in Louisenhof, das Geld entwendet hätte.“

„Sie hat dies in der That wiederholt.“

„Wie gesagt, ich beweise es nicht.“

„Und Sie haben den Diebstahl nicht begangen?“

„Nein, mein Herr!“

Alle ihre Antworten waren klar, bestimmt, offen, ohne alles Hören, ohne irgend ein Zeichen der Verwirrung oder Berlegenheit gegeben. Sie hatte mich klar dabei angesehen.

Bei ihren letzten Worten sah sie mich zugleich stolz an; sie erhob ihre Gestalt; ihr ganzes Wesen drückte die Aufforderung, die Herausforderung aus: „Sieh mich an, ob Du einen einzigen Zug einer Diebin in mir entdecken kannst!“ Und in dem Allen lag eine so einfache, natürliche Wahrheit.

Ich mußte kalt und ruhig mein Verdict fesslegen.

„Glauben Sie, daß die Frau von Waldheim gar nicht begehrt sei?“

„Im Gegentheil, ich beweise den Diebstahl selbst nicht.“

„Haben Sie einen Andern wegen desselben in Verdacht?“

„Ich habe auf Niemanden einen Verdacht.“

„Wie erklären Sie sich dessen Verbalde denn?“

„In der Residenz wird viel gestohlen, mit großer Frechheit, auch mit großer Schamheit. Ich war nicht immer zu Hause; auch die Köchin nicht. Wie leicht kann während unserer Abwesenheit ein Dieb mit Nachschlüsseln eingedrungen sein!“

„Der Diebstahl setzte eine genaue Kenntniß der Einrichtung des Hauses und der Gewohnheiten der Frau von Waldheim voraus.“

„Sie sah mich wieder mit einzigem Spette an.“

„Das sagen auch Sie den Andern nach? Und doch werden sicher Hunderte Ihrer Actenstücke ähnliche Diebstähle aufweisen, in ganz gleicher Art von Menschen verübt, die nie an dem Orte des Diebstahls gewesen waren und keinen einzigen Bewohner desselben kannten.“

„Sie hatte nicht Unrecht. Ich war, mit der Bestohlenen, befangen gewesen, als ich annahm, der Dieb sei nur unter den Hausgenossen zu suchen. Ich hatte mich übereilt, als ich ihr dies vorhielt; ich konnte ihr auch nicht die besondere defecte Beschaffenheit des Spindels entgegenhalten; denn die Majorin hatte nur gerade darum, weil diese ihr allein bekannt war, das Geld auf dem untersten Behälter des Spindels verbergen.“

Die Angekündigte fuhr den selbst fort:

„Sollte aber auch jene besetztere, genaue Kenntniß zur Begehung des Diebstahls erforderlich gewesen sein, warum muß denn gerade ich allein diese besitzen? Die Frau von Waldheim sieht viele Menschen, hat auch unweissend vor mir viele Leute in ihrem Hause gehabt; ich hat deren noch —“

Ich unterbrach sie.

„Sie erklärten sie eben noch, daß Sie gegen Niemanden einen Verdacht hätten!“

„Und dennoch wollte ich jetzt die Leute der Majorin verdächtigen! Das wollten Sie mir ja wohl verwerfen?“

„Ihre Worte deuteten es an.“

„Kannte ich sie nicht auch anders meinen? Die Leute der Frau von Waldheim können Bekannte haben. Wie oft werden durch einen Liebhaber, Bruder oder andern Verwandten der Köchinnen oder Hausmädchen Diebstähle verübt!“

„Auch darin konnte ich ihr nicht Unrecht geben. Sie war eifrig geworden, und in diesem Eifer fuhr sie selbst fort.“

„Und sobald, die Frau von Waldheim hatte zwar ihre Domeinisten, mit Ausnahme der Köchin, mit sich nach Louisenhof genommen; aber Louisenhof ist nicht weit von hier; wie leicht kann der Eine oder der Andere von ihnen hier gewesen sein! — Und Einer war hier!“

„Sie sagte ich rasch.“

„Sie gab mir keine Antwort und blickte unruhig vor sich hin, in sich hinein.“

„Wer? Wer war hier?“ wiederholte ich.

„Sie sah mich an, als wenn sie, mit ganz andern Gedanken beschäftigt, die Frage nicht verstanden habe. Ich wiederholte:“

„Mein Fräulein, Sie sagten geradezu, während der Abwesenheit der Frau von Waldheim in Louisenhof sei einer von ihren Domeinisten hier in der Stadt gewesen. Wer war dieser Cui?“

„Ich weiß es nicht, mein Herr,“ antwortete sie mir kurz und auf einmal wieder völlig ruhig und kalt.

„Es mußte hier ein Geheimniß vorliegen; aber ich konnte in diesem Augenblicke nicht darauf rechnen, es zu ergründen. Ich ging zu dem geistigen Diebstahl über.“

„Fräulein, sind Sie noch im Besitz von Schlüsseln zu der Wohnung der Frau von Waldheim?“

„Nein, mein Herr.“

„Wo haben Sie den gestrigen Abend zugebracht?“

„Auf einmal wurde sie roth, verwirrt, gerathe wie vorher, als ich sie nach ihren Abendangängen gefragt hatte. Eine große Unruhe hatte sie wieder ergriffen.“

Ich hatte allerdings die Frage plötzlich, unerwartet an sie gestellt; allein dies konnte nicht der Grund ihrer Verwirrung und Unruhe sein; denn das geringste Nachdenken hatte ihr seit dem Augenblicke ihrer Verhaftung sagen müssen, daß jene Frage unaußbleiblich vor Gericht an sie wertere gerichtet werden und sie mußte deshalb auch vollständig auf eine Antwort vorbereitet sein. Gleichwohl diese Verwirrung! Sie war von ihrem Stuhle aufgesprungen, ging mit großen Schritten in der Stube umher, sah halt nieder, bald empor zur Decke, bald auf mich und kämpfte bestig mit sich, was sie mir antworten sollte. Ich wartete ruhig das Ende ihres Kampfes ab.

Auf einmal trat sie rasch vor mich. Sie hatte einen Umschlag gefaßt. Sie warf mir noch einen unschlüssigen Blick auf meinen Protokollführer.

„Ich hätte Ihnen eine Mittheilung zu machen,“ sagte sie, „aber nur Ihnen allein. Nach den Gesetzen muß Ihr Herr Protokollführer bei dem ganzen Verhöre zugegen sein. Gestatten Ihnen Ihre Güte, für einzelne Fälle eine Ausnahme zu machen?“

Ich antwortete ihr offen:

„Sie gestatten mir das allerdings. Sie fordern aber zugleich, jede Erklärung, die Sie mir allein gemacht haben, insofern sie für die Untersuchung von Wichtigkeit ist, mir in Gehegemaß des Protokollführers von Ihnen wiederholen zu lassen.“

„Sie kämpfte wieder mit sich, zwar nur noch kurze Zeit; dann hatte sie wieder einen Umschlag gefaßt, aber ich sah ihr leicht an, daß dieser nicht ganz der vorher gefaßte war.“

„Mein Herr,“ sagte sie, „ich hatte am gestrigen Abende auf beinahe zwei Stunden meine Wohnung verlassen. Ich war erst wenige Minuten vor dem Eintritten der Frau von Waldheim bei mir zurückgekehrt. Das Dienstmädchen der Frau Generalin hat vollkommen die Wahrheit gesagt.“

„Und wo waren Sie gewesen, Fräulein?“

„Derr Criminalsath, das ist es, was ich Ihnen hier nicht sagen kann, und nicht wehr Ihnen allein, seitdem ich weiß, daß Sie es zu Protokoll nehmen müssen. Und das müßten Sie, ich sehe es jetzt ein. Es würde Personen compromittiren, die ich unter keinen

Umständen compromittiren darf. Darum auch ließ ich mich gestern in der ersten Ueberraschung verzeihen, die Unwahrheit zu sagen."

"Sie sprach mit großer Besigtheit und Entschiedenheit. Ich konnte nur so weniger eine weitere Anklage von ihr erwarten, als ich diese unwillkürlich mit ihrem schon vorher erwähnten Geheimnisse in Verbindung bringen mußte. Ich mußte ihr dennach meiner Pflicht gemäß verhalten:

"Fräulein, durch die Verweigerung einer Antwort auf meine Frage werden Sie, eben bei der unwahren Angabe, die Sie gestern und zwar wiederholt gemacht hatten, in sehr hohem Grade verächtlich."

"Ich muß das auf mich nehmen, mein Herr."  
 "Sie steigern den Verdacht gegen sich gar in einer Weise, daß Sie darum allein zu einer außerordentlichen Strafe verurtheilt werden können. Bedenken Sie das wohl, Fräulein."

"Sie wurde sehr blaß, aber sie antwortete mit voller Entschiedenheit:

"Ich müßte auch das auf mich nehmen. Aber, mein Herr, ich kann nicht schlecht handeln."

"Sie sprach die einfachen Worte in einer sehr edlen Weise an. Man glaubte bis auf den Grund ihres Inneren zu sehen, wie sie, um nur nicht andere Personen in eine Belegenheit zu bringen, lieber unschuldig eine schwere Schuld, die Schuld eines gemeinen Verbrechens auf sich nehmen wollte. War dies Wahrheit, so war sie ein edles Herz. War es Ferkelung, so war sie eine durch und durch verdorbene, vollendete Heuchlerin.

"Ich war als Mensch, wie als Richter zweifelhaft, was ich glauben sollte.

"Mein Fräulein," fuhr ich in meinem Verdore fort, "in derselben Zeit, während Sie gestern auf geheimnißvolle Weise aus ihrer Wohnung abwesend gewesen sind, ist wiederum in dem Hause der Frau von Waldheim ein Diebstahl verübt, dessen Umstände auch Sie wieder verächtlich machen."

"Sie hatte ihr völlige Ruhe und Kälte zurückgewonnen.  
 "Auser jener überleiteten Unwahrheit kein einziger, mein Herr."

"Ich fürchte doch. Sie waren gestern zu Mittag bei der Frau von Waldheim?"

"Ja, mein Herr."

"Erzählen Sie von ihr, daß sie ausfahren wollte?"

"Ja. Sie wollte eine Fremdin auf dem Lande besuchen."

"Um welche Zeit wollte sie zurückkehren?"

"Gegen acht Uhr Abends."

"Die Majorin ist gegen acht Uhr zurückgekehrt. Kurze Zeit vor ihrer Rückkehr haben ihre Domestiken der Bediente und die Kammerjungfer, keulich gehört, wie die Haupttür zugeschlagen worden ist. Die Domestiken waren allein zu Hause. Die Thür hatte im Drückerschlüssel gelegen. Der Drücker war im Besitze des Bedienten. War also ein Tritter im Hause gewesen, so hatte er nur auf unbesetzte Weise, wußte sich eines falschen oder eigenmächtig nachgemachten Drückers hineingelangen können. Das Zuschlagen der Thür zeigte aber nothwendig an, daß Jemand da gewesen war. Die Domestiken konnten zwar bei sofortiger Nachforschung nichts entdecken, aber die Nachforschung der gleich nachher zurückgekehrten Majorin bestätigte den Verdacht, daß ein Dieb im Hause gewesen war. Der Schreibsecretair in der Wohnstube der Frau von Waldheim war mit einem Nachschlüssel geöffnet gewesen und bescholen worden."

"Sie hatte mich mit ihrer vollen Ruhe und Kälte angehört.  
 "Es waren dreißig Minuten daraus entvrentet," sagte sie, als ich meine Verballung endigte. "So hat man mir gestern Abend gesagt. Und man hat hinzugesetzt, was auch Sie, mein Herr, mir jetzt wahrscheinlich noch werden verhalten wollen, daß wieder nur ich die Diebin sein könnte, weil ich in Gelegenheit des Hauses geklaut, weil ich mich nicht in den Besitz eines nachgemachten Drückers hätte sehen können, weil ich in dem Secretair auch der Schlüssel zu dem Spinate und in diesem noch mehr Oeld und die Juwelen der Majorin gelegen und ein anderer, gemöhnlicher Dieb so genommen haben würde. Vielleicht hat man mir noch mehr gesagt, ich habe es vergessen. Vielleicht wissen Sie noch mehr."

"Verlaßt mich nicht."

"Ich darf mich also verantworten?"

"Sie dürfen."

"Wohlan, mein Herr, lassen Sie uns dem Gange jener Indicien folgen. Daß auch andere Leute die Gelegenheit des Hauses

kennen, darüber haben wir schon gesprochen. Derselben Leute können ebensovohl unerschrocken im Besitz des Drückers gewesen sein. Die Abwesenheit der Majorin wußten auch ihre Domestiken, von diesen können es deren Bekannte weiter erfahren haben. Uebrigens fuhr sie noch bei hellem Tage aus; viele Menschen können das gesehen haben. Wenn die Diebe die Zeit ihrer Rückkehr nicht launten, so bräunten sie nur eine Wache auf die Straße zu stellen. Daß sie dies wirklich gethan, darüber spricht sogar jenes Zuschlagen der Thür und Entfernen des Tisches so kurz vor der Rückkehr der Majorin. Glauben Sie, mein Herr, daß ich, wenn ich die Diebin gewesen wäre, bei meiner Kenntniß von der Zeit der Rückkehr der Frau von Waldheim mich bis so nahe vor dieser Rückkehr in ihrer Wohnung würde aufgehalten haben? Und wenn endlich der Umstand mich verächtlich stellt, daß nicht auch das Spinde bestohlen ist, ei, mein Herr, trauen Sie mir in der That so wenig Verstand und Einsicht zu, daß ich nicht, um einen solchen Verdacht von mir abzulenken, alles Alles genommen hätte, was ich nehmen konnte? — Indeß die Frau von Waldheim konnte in ihrem Cifer, in ihrer Eitelkeit, in ihrer

"Sie stied, während ein wider, feindseliger Blick aus ihrem Auge hervordrängte. Was! Ich sehe sie fort:

"Eine Dame konnte in ihrer Verblendung diese Umstände mir entgegenhalten. Aber Sie, mein Herr, hätte ich für viel zu verständlich und einsichtig, als daß Sie in Wahrheit solche Indicien gegen mich geltend machen könnten. Und welche andern hätten Sie mir verhalten? Ich sagte Ihnen schon gegen Abend, es werde mir leicht sein, Ihnen Beweise für meine Unschuld zu liefern. Aber ich bedarf deren nicht. Bringen Sie zuerst Beweise für meine Schuld gegen mich vor."

"Ich konnte mir wieder nicht verhehlen, sie zerstörte mich mit scharfer, klarer Logik alle Argumente, die man aus den Thatfachen für ihre Schuld hätte einbringen können. Sie vertheidigte sich viel leichter besser, als der gewandteste Verteidiger es gekonnt hätte. Ich hatte ihr nur noch einen einzigen Umstand entgegenzubringen. Er hatte freilich nicht viel Gewicht.

"Die beiden genannten Diebstähle sind nicht die alleinigen, deren Sie angeklagt werden. Während ihrer Abwesenheit im Hause der Frau von Waldheim sind dieser mehrmals allerlei Kleinigkeiten entkommen, Taschentücher, Spizengestricke, ein feineses Kaffeeblet, eine feine Schere. Die Schere hat sie später, als Sie schon bei der Generatin wohnten, bei Ihnen wiedergegeben. Sie hat daraus um so mehr geschlossen, daß Sie ihr auch die andern Sachen entwendet haben."

"Sie konnte sich auch hier leicht vertheidigen. Sie that es mit einem feinen, verächtlichen Lächeln auf den Lippen.

"Entwendet? Mein Herr, wenn zwei Damen in demselben Zimmer, an demselben Tisch, oft bei derselben Arbeit gemeinschaftlich beschäftigt sind, glauben Sie nicht, daß das nothwendig manchmal ihr beiderseitiges Eigenthum durcheinander kommen müßte, daß die Eine in dieser Confusion für ihr Eigenthum hält, was der Andern gehörig, und so umgekehrt? Und wollen Sie nun die Eine, und nur die Eine für eine Diebin und die Andern für eine Verstoßene halten? Haben Sie die Gnade, Herr Criminalrath, bei der Frau von Waldheim nur halb so sorgfältig nachsehen zu lassen, wie sie am gestrigen Abend meine Sachen durchsucht hat, und Sie werden bei ihr eine Menge von Sachen finden, von denen sie selbst wird gestehen müssen, daß sie mein Eigenthum sind. Und dann, mein Herr, werden Sie unter zwei Dingen nur eine Wahl haben: entweder Sie stehen auch die Frau Majorin als Diebin ein, oder Sie werden mir nicht mehr vor, ich hätte ihr ihre Schere gestohlen."

"Hatte sie nicht Recht?"

"Von allen Verdachtsgründen, die in Betreff der Diebstähle sich gegen sie erhoben hatten, blieb, wenn man sie näher betrachtete, unverwehrt wenig bestehen. Konnten durch Vernehnung der Hausgenossen der Majorin nicht noch neue Verdachtsmomente herbeigeschafft werden, und wäre nicht jenes Dunkel über das bössere Leben der Beschuldigten verbannt gewesen, das durch die obiectiv vorhandene Fälschung ihres Passets als ein zweifelhafte sich darstellte, ich hätte kaum ihre fernere Verhaftung rechtfertigen können. So war diese einstweilen noch geboten, und ich hatte sie nur noch über jene Fälschung zu vernehmen.

"Ich legte ihr den Paß vor.  
 "Sie nennen sich Kosa von Heisterberg?" fragte ich sie.

„Sie fragten mich schon heute Morgen so.“  
„Und Sie bejahten meine Frage.“

„So ist es.“

„Nach dieser Paß nennt Sie so.“

„Ich weiß es.“

„Aber er ist verächtlich.“

„Ich glaube nicht.“

„Ueberzeugen Sie sich selbst.“

„Sie bezeichniete ihr die gefälschte Stelle. Sie lächelte unbefangen.“

„Nun?“

„Das Wörterchen von ist später zugegeschrieben.“

„Wem?“

„Von wem?“

„Einsch von dem guten alten Herrn selbst, der den ganzen Paß geschrieben hat. Er hatte in der Zerstreung Rosalie Heisterberg geschrieben. Als er das Geschriebene durchlas, überlegte er sich den Text. Er sah, daß die Verfertigung des Paßes eine Fälschung an sich trägt, so werden Sie den Beweis liefern müssen, daß eine Fälschung in der That nicht vorhanden sei. Denn Enttarnung ersetzt diesen Beweis nicht.“

„Sie erzählen,“ erwiderte ich ihr, „allerdings mit einem gewissen Schein von Glaubwürdigkeit. Allein, da Sie einmal von einem Paße Gebrauch gemacht haben, der offensbare Spuren einer Fälschung an sich trägt, so werden Sie den Beweis liefern müssen, daß eine Fälschung in der That nicht vorhanden sei. Denn Enttarnung ersetzt diesen Beweis nicht.“

„Sie blieb ruhig.“

„Der Gesandte ist tot, mein Herr. Ich weiß, wie diese einfache Falschade gegen mich sprechen kann. Sie kam aber auch ohne so viel zu meinen Gunsten. Bei richtiger Ermüdung aller Umstände wird es interressant gar nicht darauf ankommen können. Ich habe sofort diesen Paß, so wie er hier vor Ihnen liegt, der Polizei übergeben. Würde ich nicht, wenn er gefälscht war, bei Verletzung des Gesandten gemacht haben?“

„Auch darin hatte sie Recht.“

„Nun resultirtes Bescheid war zu Ende. Ich erklärte ihr, daß ich sie bis zur Erschöpfung der sämtlichen Beweismittel noch einstreifen in Haft behalten müsse.“

„Sie hörte mich mit der größten Ruhe an. Sie sah auf die Bücher, die für sie da lagen.“

„Sie werten mir doch diese Bücher mit in meine Haft geben?“ fragte sie.“

„Wem?“

„Wenden Sie mit auch eine zweite. Bitte gewähren?“

„Wenn ich darf, gern.“

„Ich bitte um Schreibmaterial.“

„Ich konnte ihr diese Bitte nur ausnahmsweise, auf meine Verantwortung gewähren. Ich zögerte einen Augenblick.“

„Ich werde keinen unerlaubten Gebrauch von Ihrer Erlaubnis machen,“ fuhr sie fort. „Sie können mich kontrolliren. Ich werde Ihnen jede Zeile vorzeigen, die ich geschrieben habe.“

„Ich genehmigte ihre Bitte. Und nun war sie auf einmal wieder glücklich wie ein Kind.“

„O, mein Herr, wenn ich schreiben und lesen kann, dann können Sie — ja wahrhaftig, dann können Sie mich noch ein ganzes Vierteljahr in Ihrer Haft behalten. Darf ich?“

„Sie zeigte nach den Büchern, ob sie sie gleich mitnehmen dürfte? Ich bejahete.“

„Sie nahm sie unter den Arm, so viel sie tragen konnte. Die andere ließ ich ihr durch den Gefangenenwärter nachtragen.“

„So entfernte sie sich, triumphirend, glücklich.“

„Was sie eine Verbrecherin? Konnte sie es bei solchen Gefühlen sein? War das Alles Verstellung?“

„Am unartlichsten war mir das eigenthümliche Verhältniß, in welchem sie notwendig zu der Frau von Waldheim stehen mußte. Sie hatte einen wahrhaft feinsinnigen Haß gegen diese Frau. Einzelne Aeußerungen hatten offenbar gezeigt, daß dieser Haß älter als sein Geiern war, daß er auch auf etwas ganz Anderes, als die Fälschliche sich bezog. Weid's hatte ich auch aus den Worten der Frau von Waldheim entnehmen müssen, die ihrerseits von nicht minder lebhafter Abneigung gegen die Angekündigte erfüllt war. Dennoch hatten die beiden, so zu dem letzten Tage, bis gestern,

in einem äußerst freundlichen Verkehr mit einander gestanden, sich sogar gegenseitig besucht. Was lag da vor?“

„Ich vernahm am folgenden Tage die Demissionen der Frau von Waldheim, ferner die Generalin und deren Dienerschaft. Ich erhielt nicht die geringste neue Auskunft; nur überall Bestätigungen dessen, was schon zu dem Acten gebracht war.“

„Uben so konnte die Polizei mir zu dem bereits Bekannten keine neuen Momente liefern. Auch eine nochmalige genaue Durchsüchung der Sachen der Angekündigten hatte nichts Verächtliches gebracht. Selbst die Nachforschungen nach dem unbekanntem jungen Mann: waren vergeblich gewesen.“

„Ich war im Begriffe, die Angekündigte ihrer Haft zu entlassen und dem Criminalgericht, nach dessen einmaliger Befehdung, allerdings nicht zu billiger Praxis, die Acten zur einfachen Zurücklegung einzureichen. Auf einmal, schon am frühen Morgen, dem dritten nach der Verhaftung der Heisterberg, kam die Majorin von Waldheim bei mir vorgeschritten. Sie war in großer Aufregung.“

„Jetzt kann ich die Diebin vollständig überführen. Die Person hat mich entsephlich beobachtet. Fast mein ganzer Juwelenfund ist fort.“

„Sie mußte sich zusammennehmen, bevor sie im Zusammenhange erzählen konnte. Sie gab dann unter dem wiederholten Erbitzen zur eisdigen Erklärung folgende Thatfachen zum Protokoll: „Sie hatte einen nicht unbeträchtlichen Schatz. Derselbe war, wenn sie ihn nicht gebracht, in jenem Wandspinde in ihrer Schlafstube verwahrt, zu welchem der Schlüssel in dem mittleren Fache des Schreibsecretairs in der Wohnstube lag. Sie hatte den Schatz in neuerer Zeit selten getragen, seit ihrer Rückkehr von Kenigsberg, wohin sie ihn mitgenommen hatte, gar nicht. So war es gekommen, daß sie wenig auf ihn geachtet hatte. Dies auch nicht in der ersten Zeit nach der Verhaftung der Heisterberg, zumal da sie bei der Entdeckung des zweiten Golddiebstahls das Spinde unberührt und auch namentlich die Juwelen darin, wie sie meinte, unverletzt gefunden hatte. Eine eigenthümliche Luhrhe hatte sie am gestrigen Abende zur nähern Beschichtigung ihres Schatzes veranlaßt, und nun hatte sie zu ihrem Schrecken entdeckt, daß in einem großen Theile derselben sich nur falsche Steine ohne allen Werth befanden, durch welche die herausgenommenen echten, mitunter sehr werthvollen Steine ersetzt waren. Die falschen Steine waren völlig kunstgemäß eingelebt und gefärbt, so daß der Schatz täuschend dem echten gleich, und nur ein Kenner die Fälschung entdecken konnte.“

„Die Majorin war Kennerin. Sie war so sehr Kennerin, daß sie bei genauerer Betrachtung an der Fassung eines der gefälschten Stücke den Juwelier erkannte, durch den sie gegeben sein mußte. Ihr Verdacht fiel sofort auf die Heisterberg. Sehr natürlich. Hatte sie einmal diese wegen der anderen Diebstähle in der That, so konnte sie auch den jetzt entdeckten nur ihr vorwerfen. Sie fuhr auf der Stelle zu dem Juwelier, sie zeigte ihm den Schatz, den er nach ihrer Meinung gefälscht haben sollte. Er hatte ihn gefälscht.“

„Auf wessen Bestellung?“

„Eine fremde junge Dame brachte mir den Schatz mit den echten Steinen und verlangte die Einfügung und Fassung falscher, aber so, daß die Ähnlichkeit mit den echten eine täuschende sei.“

„Wann war das?“

„Vor etwa fünf Wochen.“

„Wie sah die Dame aus?“

„Der Juwelier beschrieb genau die ehemalige Gesellschafterin der Majorin.“

„Nannte sie sich?“

„Sie verweigerte die Nennung ihres Namens und die Angabe ihrer Verhältnisse. Sie gab einen plausiblem Grund dafür an. Der Schatz gehöre ihrer Familie; ihre Mutter sei in großer Geldverlegenheit; es handle sich um eine Ehrenschuld, deren Verichtigung nicht aufgeschoben werden könne. Weiter ihr Vater, noch die Gesellschaft, in der ihre Mutter erscheinen müsse, dürfe die echten Steine bei ihr vermissen. Die Dame gehörte nach ihrer ganzen Erscheinung unstreitig den höheren Ständen an. Ähnliche, in voller Wahrheit behauptete Mittelungen waren mir schon oft gemacht. Ich hatte nicht die geringste Veranlassung, an der Richtigkeit auch dieser Angabe zu zweifeln, und die verlangte Arbeit abzulehnen.“

„Dem Juwelier war in der That kein Vorwurf zu machen. Auch mir waren ähnliche Verfälle bekannt. Wie viele falsche Steine

wurden als erste in den höchsten Circeln der Residenz getragen, nicht bloß aus Eitelkeit; die Eitelkeit ließ zu manchen Zwang auf.

Der Juwelier hatte der Frau von Waldheim, die ihren gesammten Schmuck ihm vorzeigte, nach der Verschwiegenheit der Hülfsung, auch die anderen Werkstätten, aus denen diese hervorgegangen waren, angegeben. Sie legte sich dahin. Ueberall wurde die Arbeit anerkannt. Ueberall war fast zu derselben Zeit dieselbe junge Dame gewesen, die das Herausnehmen der ersten und die tüchtigsten ökonomischen Wiedereinlagerung der falschen Steine befehlt hatte, unter denselben lügenhaften Angaben; nur hatten die manchmal zwischen einer Mutter und einer Tante abgewechselt. Man hatte ihr überall Glauben geschenkt.

Ausfallend war es nur gewesen, daß sie die echten Steine, auch, wie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten, sie sofort dem Juwelier zu verkaufen oder verlaufen zu suchen, zurückgenommen hatte.

Der Befohlenen waren auf solche Weise entweder die Steine aus einem goldenen Stirnbande, einem Halskettchen, einem Armbandsfesse und drei Ringen. Den Werth der abgenommenen Steine gab sie nach den Schätzungen der Juweliere selbst auf mehr als dreitausend Thaler an.

Die Angaben der Befohlenen waren um so wichtiger und erheblicher, je mehr, wenn sie richtig waren, diesmal ein klarer Ueberführungsbeweis gegen die Angekuldigte herzustellen war.

Die Juweliere, nicht bloß Einer, bei dem noch möglicher Weise eine Täuschung hätte angenommen werden können, mußten die Angekuldigte, wenn sie ihnen wirklich die Juwelen gebracht hatte, mit Bestimmtheit wieder erkennen. Sie war dann eine überweisene Diebin. Und nicht bloß für diesen Diamanten Diebstahl. Der Beweis, der für ihn erbracht war, mußte nothwendig auch für die anderen Diebstähle mit großer Kraft zurückwirken.

Freilich konnte ich noch an eine fernerbare Eventualität denken. Aber auch, wenn diese eintrat, hatte ich klares Licht; allerdings nach einer ganz anderen Seite hin.

Ich ließ zuerst die sämtlichen Juweliere vorladen, durch welche die falschen Steine eingelegt waren. Sie bestätigten die Angaben der Befohlenen in allen Punkten, die sie betrafen, auch hinsichtlich des Werthes der echten Juwelen. Die Dame hatte, wie leidenschaftlich sie auch wieder gewesen war, diesmal nicht übertrieben. Sie beschrieb ebenso ganz genau und übereinstimmend Figur und Wesen der Angekuldigten. Ich konnte mich freilich mit dieser Beschreibung nicht begnügen; ich führte die Zeugen einzeln an die Zelle der Häftlerin. Die Thüre der Zelle hatte, wie auch die übrigen Gefangenenzellen, eine kleine Glascheibe, um durch sie abwärts von außen die geringste Bestimmtheit. Keinem einzigen war nur der geringste Zweifel über die Identität der Person.

Ich ließ dann nochmals eine genaue Hausführung in der Wohnung der Beschuldigten vornehmen. Diese führte allerdings nicht zu dem geringsten Resultate.

Ich schritt zu ihrem Verhör.

Ich war im höchsten Grade gespannt. Durch dieses Verhör mußte die Wahrheit herauskommen. Nach der einen oder nach der anderen Seite.

Die Angekuldigte konnte, als ich sie zu diesem neuen Verhöre vorführen ließ, von der Entdeckung des Diamanten Diebstahls nicht die leiseste Ahnung haben, wenn nicht ihr eigenes böses Gewissen sie immer darauf vorbereitet hielt.

Ich begann das Verhör nicht sofort mit Fragen darüber.

„Fräulein, es dürfte sich sehr wahrscheinlich notwendig werden, Ihre früheren Lebensverhältnisse zu erforschen. Können Sie sich auch jetzt noch nicht entschließen, mir darüber Mittheilungen zu machen?“

„Nein, mein Herr,“ erwiderte sie mit ihrer gewöhnlichen Ruhe.

„Ich habe Ihnen schon früher bemerkt, daß Sie durch diese Weigerung sehr weitaufliegende Nachforschungen veranlassen.“

„Ich bezaure, daß ich Ihnen Rülpe mache.“

„Ihre Post kann sich dadurch Monate lang hinziehen.“

„Sie lächelte.“

„Herr Criminalrath, pflegen Sie die moderne Inquirententortur anzuwenden?“

„Nein.“

„Ich meine selbstredend nicht die ungeschickliche; aber die von dem Befehl gestattete, nach der Ansicht mancher Inquirenten gar befohlene: Entziehung von eingeräumten Freizumlichkeiten, einsame Einspernung oder, wenn man seine Gesellschaft wünscht, die Gesellschaft von Dieben und anderem schlechten Gesindel, und ähnliche Mittel.“

„Ich werde auch solche Mittel nicht an.“

„Sie werden mir also meine Zelle für mich allein lassen?“

„Ja.“

„Sie werden mir auch meine Bücher, meine Schreibmaterialien lassen?“

„Ja.“

„D, mein Herr, sagen Sie: Ihr Ja nicht so kalt, so verlegt und verlegend. Wenn Sie wüßten, wie glücklich, wie wahrhaft glücklich sich Ihre Versicherungen machen, Sie würden sich mit mir freuen, und wenn Sie auch eine so vollkommen verhärtete und verhärtete Inquirentenseele hätten, wie Sie sie so vollkommen nicht haben.“

Durch ihr Lächeln, mit dem sie mich anblickte, drangen Thränen, die sie vergeblich zurückhalten suchte.

Wirkliche, echte Thränen kommen nur aus dem Herzen. Keine Verstellung, keine Deschelle kann sie aus den Augen pressen. Vielleicht tauch Mal habe ich als Inquirent die gewaltthätigen und immer vergeblichen Anstrengungen der Verstellung wahrnehmen müssen.

„Kann dieses Verhör wirklich einer gemeinen Diebin angehören?“ mußte ich mich wieder unwillkürlich fragen. „Und doch, wie kalt, wie spöttlich für gewöhnlich und in solcher Lage!“

Ich septe mein Verhör fort.

„Aber, Fräulein, Sie erzielen durch Ihre hartnäckige Weigerung am Ende nichts. Glauben Sie, daß bei der Lebendigkeit und Leichtigkeit der gegenwärtigen internationalen Verkehr meine Nachforschungen nach Ihnen verlustlos bleiben können?“

„Sie werden es bleiben,“ sagte sie sehr sicher.

„Auch nachdem Sie selbst den Weg gezeigt haben, den ich zu nehmen hätte?“

„Ja?“

„Sie haben bei der Frau von Waldheim über Ihre Verhältnisse Manches erzählt.“

„Ich sah sie scharf an.“

„Sie erwiderte meinen Blick frei, wieder mit einem etwas spöttischen Lächeln.“

„Mein Herr, wenn Ihnen da mit gebietet sein sollte, Sie haben nur zu befehlen.“

„Sie haben freilich meist in Räthseln gesprochen.“

„Ganz richtig.“

„Sie haben sich absichtlich in ein gewisses geheimnißvolles und vornehmendes Dunkel zu hüllen gesucht.“

„Ah, ich höre die Frau von Waldheim.“

„Aber, mein Fräulein, auch aus den dunkelsten Geheimnissen läßt sich ein klarer Kern heraussehen, in dessen Mitte, wenn man ihn scharf, zuletzt die Wahrheit ist Lage ersieht.“

„Mein Herr, verstanden Sie Ihr Glück; aber sollten Sie Ihre Nachsichten über meine geheimnißvollen Andeutungen bloß von der Frau von Waldheim haben, so möchte ich Sie doch bitten, vorher noch Andere darüber zu befragen. Sie könnten dabei zugleich interessante Mittheilungen über die eigenthümliche Wahrheiteliebe der genannten Dame überhaupt erhalten.“

„Und welche Personen würden Sie mir vorschlagen?“

„Sie sagte.“

„Ah, lassen wir das. Sie gehören Alle zu ihrer Gesellschaft und mir liegt nicht daran.“

„Aber mir.“

„So müssen Sie so gütig sein, sich bei der Frau von Waldheim selbst zu erkundigen.“

„Fräulein, im Besitze von welchen Schmucksachen war die Frau von Waldheim?“

„Ich hatte die Frage unmittelbar, rasch, wie ganz zu dem verhandelten Gegenstande gehörig, an sie gerichtet. Die Angekuldigte war also völlig unvorbereitet auf sie.“

„Sie wurde in der That überrascht. Aber diese Ueberraschung war eine durchaus sandrerbare.“

„Sie sah mich scharf, tief, mit einem abnehmen und plötzlich“

hell und wild aufflammenden Blide in das Auge, als wenn die Frage auf einmal einen entsehliden, kaum zu fassenden Gedanken in ihr geneht h4tte.

„Wie?“ rief sie dann bestigt. „Auch ihre Juwelen soll ich ihr gestohlen haben? Auch das hat diese Frau zu behaupten gewagt? Auch dazu hatte sie die Frechheit? Antworten Sie mir, mein Herr, antworten Sie!“

Ihr Gesicht war leidenblaff geworden. Sie zitterte; aber vor Zorn, vor wilder Leidenschaft, vor Wuth. Das waren keine Neugierungen eines schuldbeschwunden Gewissens. Ich h4tte in diesem Augenblicke auf ihre Unschuld schw6ren m6gen.

Ich m6chte meine ganze Inquirentenf4lle zusammennehmen. „Ja, die Frau von Waldheim beschuldigt Sie, ihr den gr6ßten Theil ihrer Diamanten entwendet zu haben.“ Wieder sie hatte sich, und gewis nicht ohne groÙe Anstrengung, wieder gef6hrt. Ruhig sagte sie:

„Erz4hlen Sie mir, mein Herr, was sie gesagt hat.“

„Ich fuhr in meinem Besuche fort:“

„Sie haben mir meine Frage noch nicht beantwortet. Konnten Sie den Juweleneschmud der Frau von Waldheim?“

„Ja, mein Herr.“

„Wo hielt sie ihn verwahrt, wenn sie ihn nicht trug?“

„In dem Waandspindel ihrer Schlafstube.“

„Haben Sie selbst ihn dort gesehen?“

„Oh genug. — Aber, mein Herr, wozu sollen wir diese Komddie noch l4nger fortsetzen? Sie m6gen nach Ihrer Inquirentenmaxime nicht sofort und geradeaus zu Ihrem Ziele vorangehen wollen oder d6rfen. Was hindert nichts, Ihnen ohne Weiteres die Wahrheit zu sagen. Und sie ist diese: Die Frau von Waldheim liebt den Aufwand. Sie liebt ihn 4ber ihre Kr4fte und ist nicht vern6ndig. Ihre Feinheit ist unbedeutend; dies ist bekannt. Sie war ein armes Fr4ulein; auch das ist bekannt. Sie hat angestrengt, von ihrem verstorbenen Manne ein ansehnliches Verm6gen ger6et zu haben. Sie hat nur wenig ger6et; das aber ist nicht so bekannt. Ihr Aufwand hat schon lange den gr6ßten Theil ihres Verm6gens verzehret. Ihr Erg6tz, ihr Schmuck leiden nicht, ihn zu beschr4nken. Sie kann es auch aus einem anderen Grunde nicht. Die Th6rin verfolgt einen Plan —“

Sie stockte pl6tzlich, aber mit einem Blide, in dessen Brennen sich der tiefste HaÙ, die ideellste Feindschaft zeigte.

Welches GeheimniÙ lag zwischen diesen beiden Frauen?

„H4ren Sie fort,“ forberte sie sich auf.

„Oh werde. Nach ihrer Kl4ftere von Louisenhof war sie in groÙer, dringender Geldverlegenheit. Sie sagte es mir nicht; aber sie erhielt versiegelte Billete, die alle Rechnungen, wie Wahnbriefe ausfahen und die sie auf das Sorgf4ltigste vor mir zu verbergen suchte. Sie war in auffallender Verlegenheit, in groÙer Verstimmung. Ehen am dritten Tage muÙte sie mich zu ihrer Vertrauten machen, freilich in ihrer falschen, hinterlistigen, beschlerischen Weise. Sie habe von einem theueren Verwandten die Nachricht erhalten, daÙ er eine besonders vortheilhafte Gelegenheit habe, sein Gut durch einen bedeutenden Verkauf zu verbessern; es schien ihm dazu nur einige Tausend Thaler. Er sei sie angegangen, ihm das Geld in der Restsumme zu verschaffen, und sie habe sich entschlossen, selbst es ihm vorzuschleusen. Sie habe nun zwar nicht die baaren Mittel liegen; aber ihr Schmuck liege als v6llig zinlofes, todtes Capital da; falsche Steine th4ten die Stelle Dienste; drei Viertel der Damen am Hofe tr4gen falsche Steine, warum nicht auch sie? Es konnte nur darauf an, daÙ die falschen Steine f6r echt gehalten werden, und dazu sei erforderlich, daÙ ihr Schmuck 4uÙerstich ganz der h6heren Klasse und die gute Fassung f6r Jedermann ein GeheimniÙ sei. Dazu sollte ich ihr beh4fflich sein. Sie selbst sei in der Restsumme bekannt, auch bei den Juwelieren; mich aber kenne Niemand. Ich m6ge daher mit den einzelnen St6cken ihres Schmuckes zu verschiedenen Juwelieren gehen und unter Vorbeugen von N4rchen 4ber Noth, Ehrenschuldens und so weiter das Herausnehmen der echten Steine und die Wiederherstellung der Schmuckes in ganz gleicher Fassung wie bisher durch falsche Steine veranlassen.“

„Mein Herr, dies habe ich gethan. Ich habe ihr die alten, echten Steine zurtickgebracht; sie hat durch mich ihren Schmuck mit den neuen, falschen Steinen zurtickgehalten. Und nun — nun will sie mich zur Diebin f6r Juwelen machen? Nun soll ich

ihr ihre Steine gestohlen haben? Ich weiß nicht, soll ich auch dies mehr empfinden oder mehr l4cherlich nennen?“

„Da war jene Eventualit4t da, an die ich gedacht hatte.“

Ich hatte aber auch jenes Licht, das sie mir bringen muÙte. Eine von den beiden Frauen muÙte nothwendig eine durchaus verworfene Person sein, entweder die Angeklagte oder Ankl4gerin, bei der hier doch von einem falschen Verdachte gegen jene nicht mehr die Rede sein konnte.

Aber welche von ihnen war es?

Die Frau von Waldheim hatte ihre Anklage mit dem vollen Tene, mit dem ganzen Wefen der Wahrheit vorgebracht.

Die Angekuldigte hatte nicht minder ihre Vertheidigung mit einer Ruhe und mit einer Sicherheit gef6hrt, daÙ man zu der Ueberzeugung von der Wahrheit ihrer Worte mit einer fast nicht zurtickweisenden Gewalt genonnen wurde.

Und dennoch muÙte nothwendig eine von diesen Aussagen unwahr, falsch, erlogen sein!

Es muÙte ein anderer, 4ngerer Beweis herbeizugschaft werden. Aber wie und von wem?

Die Anklagen der Juweliere waren daf6r unerb6glich. Sie konnten nur best4tigen, und sie hatten ganz genau best4tigt, was beide Theile angegehnt hatten, ohne in die eine oder andere Wagfahle ein schwereres Gewicht zu legen.

Der sogenannten moralischen, rein menschlichen, lediglich den einzelnen Fall mit seinen Pers6nlichkeiten und Haupt- und Neben- umst4nden festhaltenden Ueberzeugung gegen6ber, konnte der Fall so liegen, daÙ jeder Theil seine Angaben zu beweisen habe und bis dahin seine von ihnen als wahr angenommen werde. Vor der richterlichen Beweisetheorie war jedoch die Angeklagte, welche fremdes Eigenthum unter unwahren Angaben und heimlich producirt und dann wieder eben so in ihren Besitz genommen hatte, zundchst in der Lage, die Redtm4Ùigkeit ihrer an sich als ungeredfertig sich darstellenden Handlungen, also die Wahrheit ihrer Aussagen nachzuweisen; allerdings nicht zum directen Beweise ihrer Unschuld, aber zur Vernichtung des durch die vorhandenen Thatfachen selbst einmal gegen sie begr6ndeten Verdachts. Ich er6ffnete ihr das.

„Fr4ulein, haben Sie Beweismittel f6r die Wahrheit Ihrer Behauptungen?“

„Kann die Majorin vorher ihre Behauptungen beweisen?“ fragte sie zurtick.

„Die Sache steht f6r die Majorin anders, als f6r Sie.“

„Ich w4re begierig.“

„Sie sind im Besitze fremder Sachen gewesen, ohne beweisen zu k6nnen, daÙ Sie diesen Besitz in rechtlicher Weise erlangt hatten.“

„Man beweise mir den unrechtlichen Erwerb.“

„Die Majorin wird schweigen, daÙ jene Sachen ihr ohne ihr Wissen und Willen entkommen, also entwendet sind.“

„Das kann sie nicht.“

„Sie hat sich schon bereit dazu erkl4rt. Sie wird es, mit Uebereinstimmung des Gehezes.“

„Sie wird falsch schw6ren.“

„Sie ist eine unbehaltene Frau. Ihr Eid wird beweisen, daÙ die Steine ihr wirklich gestohlen sind; so best4umt es ausdr6cklich das Gesetz. Dann k6nnt, gleichfalls nach ausdr6cklicher Best4ndigkeit des Gesetzes, der Besitz des gestohlenen Gutes ein bringendes Anzeichen des Diebstahls gegen Sie, bis zu jenem Nachweise des ethischen Erwerbes. In diesem Anzeichen kommen die an sich gleichfalls erwiesenen unwahren Angaben, die Sie selbst den Juwelieren 4ber den Besitz der Sachen gemacht haben, die Sie wiederum den Beweis liefern k6nnen, daÙ Sie diese Unwahrheiten nur im Einverst4ndniÙ mit der Frau von Waldheim vorgebracht haben. — Ueberzeugen Sie sich, daÙ die Sache anders f6r Sie und anders f6r die Frau von Waldheim steht?“

Sie war schon l4ngst 4berzeugt. Man sah es ihr an, wie sie leidenblaff, in tiefes, unruhiges Er4ubeln versunken da saÙ und mit kein Wort erwidern konnte.

Ich muÙte mit unerbittlicher Strenge fortfahren.

„Damit bringen Sie, ebenfalls nach der ausdr6cklichen Auforderung des Gesetzes, in Verbindung, daÙ Sie selbst, theils durch Ihre geheimnißvollen Erz4hlungen 4ber Ihre fr6heren Lebensverh4ltnisse, theils durch Ihre hartn4ckige Weigerung, auch jetzt noch 4ber diese Anklagen zu gehen, den Verdacht einer vorgedehnten Abenteurerin, auf der vielleicht gar Verbreten hatten, der man jedenfalls wenig Glauben schenken kann, gegen sich erweckt haben.“

Sie war mit jedem meiner Worte unruhig geworden. Und dies war eine Ursache, die für meine individuelle Ueberzeugung immer mehr zu ihren Gunsten sprach. Es war die Ursache, die Angst der von dem Scheine der Schuld erdrückten Unschuld.

Aber meine individuelle Ueberzeugung war nichts und galt nichts, gegenüber der Ueberzeugung des Gesefes. Und das Gefes sah diese Unruhe und ihren besondern Charakter nicht, sondern sah nur jene Unbillen auf.

„Mein Gott,“ rief sie in ihrer Angst, „was soll ich denn beweisen?“

„Ich kann nach.“

„Kann Jemand von den Leuten der Frau von Waldheim irgend einige Auskunft geben?“

„Niemand. Sie sprach nur mit mir und nur heimlich.“

„Auch Niemand von ihren Bekannten oder Freundinnen?“

„Sie hielt die Sache im höchsten Grade geheim.“

„Hat die Kammerjungfer nicht etwa eine Veränderung an dem Schmud wahrgenommen oder darüber gesprochen?“

„Niemand.“

„Hat die Majorin den Verwandten genannt, denn sie das Geld sehen wollte?“

„Sie hätte sich.“

„Können Sie einen der Gläubiger bezeichnen, die Sie nach Ihren Annahmen mit dem für die Juwelen erhaltenen Gelde befristigt hat?“

„Ich bin dazu nicht im Stande.“

„Sie wissen auch nicht, wo sie die Juwelen verkauft haben mag?“

„Auch das nicht.“

„Ihre Sache sieht schlimm, um so schlimmer, als man nur zu geneigt sein muß, von diesem Diamantentiefstahle zugleich auf die übrigen Diebstähle zurückzuschließen.“

„Sie hatte keine Erweiterung voraus.“

Sie sah wieder grübelnd, unruhig, ängstlich, wie vernichtet. Auf einmal sprach sie auf. Aus ihrem flammenden Auge leuchtete ein fester Entschluß hervor.

„Mein Herr,“ sagte sie, rasch die Worte hervorschlendernd, „fragen Sie den Prinzen Ottolar.“

„Wen?“ rief ich.

„Sie antwortete nicht.“

„Dem Prinzen Ottolar?“

„Ja.“

„Und was soll er Ihnen bezeugen?“

„Er weiß.“

„Sprechen Sie sich bestimmt aus.“

„Sie antwortete mir nicht mehr.“

So wie sie den Namen des Prinzen ausgesprochen hatte, war sie wieder leidenschaftlich geworden. Sie mußte sich schnell auf einen Stuhl setzen, wenn sie nicht anstehen sollte. Sie konnte mir nur noch mühsam jene wenigen, kurzen, weiteren Antworten geben.

Dann fiel sie, völlig erschöpft, ineinander, schloß die Augen und schien einer Ohnmacht nahe zu sein.

„Ich ließ ihr Zeit, sich zu erholen.“

„Sie schlug die Augen wieder auf.“

„Darf ich mit Ihrer Vernehmung fortfahren?“ fragte ich sie. „Sie nicht mit dem Kopfe.“

„Was soll der Prinz Ottolar bezeugen?“

„Als ich den Namen ansprach, zuckte ihr ganzer Körper zusammen.“

„Habe ich den Namen genannt?“ rief sie. „Nein, nein! Ich habe im Wahnsinn gesprochen. Fragen Sie ihn nicht, er weiß nichts. Fragen Sie auch mich nichts mehr; ich weiß nicht mehr, was ich sage. Es ist mir Alles wirr im Kopfe. Ich beschwere Sie, brechen Sie das Verhör ab. Seien Sie menschlich.“

„Ich brach das Verhör ab und ließ sie in das Gefängniß zurückführen.“

„Was war das gewesen? Welche neue Phase? War es eine neue Phase unmittelbar für die Untersuchung? Oder nur für die Kenntniß des Amners, des Vergehens der Angeeschuldigten?“

Der Prinz Ottolar war ein entfernter Arentenander der Hofes, nicht so häufig am Hofe selbst, als in dem höchsten Adelsgesellschaften der Residenz gesehen. Er war hier, wie überall, gern gesehen, denn er war ein schöner, sehr angenehmer Mann in der

Mitte der dreißiger Jahre, und Witzler. Seine Gemahlin hatte ihm zwei Kinder hinterlassen. Er hatte ein selbst für seinen hohen Stand bedeutendes Privatvermögen und lebte auch unabhängig vom Hofe. Er machte gern den Damen den Hof. Zur Regierung konnte er nie gelangen, auch schwerlich seine etwaige fernere Nachkommenschaft. So war ihm eine anderweite, auch unebenbürtige Vermählung nicht verwehrt. Manche schöne adelige Dame mochte sich in dem süßen Traume wiegen, als Prinzess Ottolar am Hofe wie eine Gensine empfangen zu werden.

Das war von dem Prinzen Ottolar allgemein bekannt.

Aber in welcher Beziehung stand er zu der Angeeschuldigten? Oder der Frau von Waldheim? Oder zu Weiden? Ich hatte nicht etwas davon gehört; auch nicht das Geringste. Ich wollte nicht einmal, daß er die Gesellschaften der Frau von Waldheim besuche, obwohl ich es veranlassen konnte.

In irgend einer Beziehung mußte er zu einer von Weiden stehen; wahrscheinlich in Weiden, weil er über Thatfachen Auskunft geben sollte, welche Weide betrafen; jedenfalls zu der Angeeschuldigten oder aber sie zu ihm. Und jedenfalls mußte wenigstens auf ihrer Seite das Verhältnis ein durchaus eigenständiges sein, weil es ihr eine so große Anstrengung gekostet hatte, seinen Namen zu nennen. Er sollte, er konnte ihre Ehre retten; aber wie bestig hatte sie mit sich kämpfen müssen, bevor sie ihn als Zeugen benannte! Und nur erst, als sie gar kein anderes Mittel mehr sah, und nur in einem Zustande halber Verzweiflung war der Name mehr unwillkürlich flüchtig ihren Lippen entfallen, als daß sie ihn mit klarem Verstande ausgesprochen haben mochte.

Hier lag ein neues Räthsel vor, das freilich mit manchem bisher beobachteten Geheimnißvollen in Verbindung stehen konnte. Ob es sich aufklären, vollständig aufklären werde, stand dahin. Auf alle Fälle mußte durch die Vernehmung des Prinzen sich herausstellen, ob die Angeeschuldigte eine Diebin oder die Frau von Waldheim eine falsche Ankünderin war.

Ich konnte gleichwohl sofort nichts weiter veranlassen. Den Prinzen konnte ich nicht wohl vernehmen, bevor die Angeeschuldigte bestimmte Thatfachen, über die er Auskunft ertheilen sollte, angegeben hatte. Erst, wenn sie diese verweigerte, durfte ich ihn bloß allgemein befragen. Ich mußte sie also vorher noch einmal verhören, und dies sofort zu thun, erlaubte ihr Zustand nicht. Ich beschloß daher, für den heutigen Tag in der Sache nichts mehr zu veranlassen.

Aber es kam anders.

Ich hatte sie des Vormittags verhört. Ich hatte darauf meine übrigen Arbeiten auf dem Criminalgericht erledigt und stand im Begriffe, mich zu Mittag nach Hause zu begeben, als mir noch die Majorin von Waldheim gemeldet wurde. Sie konnte mir neue Mittheilungen für die Untersuchung zu machen haben. Es kam mir auch auf einmal der Gedanke, ihr in Betreff des Prinzen eine Frage vorzulegen, um zu beobachten, welchen Eindruck die Nennung des Namens auf sie machen würde, um danach meine weiteren Fragen an die Angeeschuldigte einrichten zu können.

Ich ließ sie vernehmen.

Sie trat mit einer Ruhe ein, die mir mehr eine gemachte zu sein schien.

„Ich komme dies,“ hub sie an, „mich zu erkläre, ob die Verles auch jetzt noch kein Geheimniß abgelegt hat?“

„Keines Weils zeigt diese Frage nicht. Zu einer weiteren Conjunction konnte sie mich nicht berechtigen, einen wie unangenehmen Eindruck sie auch auf mich machte.“

„Nein,“ antwortete ich kalt.

„Was hat sie denn gesagt?“ fragte die Dame nun rasch weiter.

„Eндиге Frau,“ erweiterte ich ihr, „meine amtliche Stellung verbietet mir, wenigstens für den Augenblick, Ihnen darüber Auskunft zu ertheilen.“

Sie blieb ruhig.

„Ah, entschuldigen Sie, Herr Criminalrath.“

„Inse,“ fuhr ich fort, „einen Punkt darf ich Ihnen jetzt gleich mittheilen. Die Angeeschuldigte hat sich auf das Zeugniß des Prinzen Ottolar berufen.“

War verhin die Angeeschuldigte, als sie den Namen ansprach, einer Ohnmacht nahe gewesen, so floß die Frau von Waldheim, als sie den Namen hörte, flüchtig in die Höhe, gleich einer wüthenden Schlange, die auf ein Opfer loszuzühen will.

„Ja, die freche Person!“ rief sie.  
Dann wurde aber auch sie leichenbläß.  
„Was hat sie von dem Prinzen gesagt?“ fragte sie dringend, heftig, unruhig. „Was soll er ihr bezeugen?“  
„Ich erwartete von Ihnen Auskunft darüber.“  
„Können Sie mir in der That keine Auskunft geben?“  
„Sie kann aber etwas nach.“  
„Nein,“ sagte sie dann schnell. „Mein Herr, ich empfehle mich Ihnen.“  
Ob er weiter ein Wort an sie richten konnte, war sie zur Thüre hinaus.

Auch diese Frau so aufgeregt, blos bei der Nennung jenes Namens!

Eins glaubte ich klar zu sehen: eine weibliche Herzenseifersucht war im Spiele.

Testo neugieriger war ich auf die Lösung der übrigen Räthsel durch den Mund des Prinzen.

Sie sollte auf sie verzichten.

Nach an demselben Abend wurde mir durch den Präsidenten des Criminalgerichts ein Cabinetsschreiben zugestellt, welches kurz den Befehl enthielt:

„Das Verfahren gegen die Kofalie Heisterberg wegen Diebstahls wird niedergezogen. Die Angekündigte ist Angekündigtes dieses aus der Haft zu entlassen.“

Ich verlag auf der Stelle die Entlassung der Angekündigten. Amtlich hatte ich keine Veranlassung, sie noch zu sprechen. Außerordentlich mochte ich es um so weniger, als es mit einer unpassenden Neugierde angesehen hätte. Wollte sie mich sprechen, etwa in Beziehung auf die Begünstigungen, die ich ihr während ihres Arrests hatte zu Theil werden lassen, so konnte sie sich zu mir sichern lassen; ich war auf dem Criminalgerichte.

Sie kam nicht zu mir.

Ich hörte auch längere Zeit nichts wieder von ihr.

Die Residenz hatte sie sofort am folgenden Morgen verlassen.

Auch die Frau von Waltheim hatte ich später nicht wieder gesehen; und gehört habe ich nur von ihr, daß sie bald nach jener Begebenheiten gleichfalls die Residenz verlassen habe, aus welcher Veranlassung, ist mir nicht bekannt geworden.

Uebrigens sollte ich später über Manches noch Auskunft erhalten. Zuerst folgendes:

Die Heisterberg hatte die Bücher, welche am Morgen nach ihrer Verhaftung jener skandalöse junge Mensch mir für sie überfandt hatte, bei ihrer Entlassung durch den Gesängnißinspector zu mir in meine Wohnung geschickt, mit dem Bemerken, sie würden von mir abgeholt werden. Sie waren nicht abgeholt worden.

Ich hatte auch durch mehrfache Erkundigungen, die ich freilich nicht mehr amtlich und nur noch unter der Hand anstellen konnte, von dem jungen Mann nichts weiter in Erfahrung gebracht.

Es war etwa ein Vierteljahr nach jener Untersuchung verfloßen, als ich eines Tages den Besuch einer einseitigen Verwandtin aus der Provinz erhielt. Es war eine ältliche Dame. Sie war in tiefer Trauer, denn sie war von wenigen Wochen nach der Residenz gekommen, um nach kurzem Widersprechen ihren einzigen Sohn zu begraben, der hier seinen Studien gelebt hatte und an der Ausdehnung gestorben war. Sie befuhrte mich hauptsächlich in der Absicht, bezüglich einiger seinen Nachlaß betreffenden Punkte meinen Rath einzuholen.

Während der Unterhaltung hatte sie zufällig einen Blick auf jene Bücher gemorren, die uneingepackt in meiner Stube auf einem Tische lagen. Sie hatten allen den gleichen Einband.

Sie wurde unruhig, stand auf und schah die Bücher näher. Sie öffnete eins, ein zweites, die andern und sah denn nach dem Blatt, auf welchem der Name des Eigentümers zu lesen vlag. Das Blatt war aus allen Büchern herausgeschritten.

„Wie kommen die Bücher hierher?“ fragte sie mich.

„Sie kennen sie?“

„Wenn mich nicht Alles täuscht, so haben sie meinem verstorbenen Sobne gehört. Er hat sie von Hause mit hierher genommen.“

„Wie sah Ihr Sobn aus?“

Sie beschrieb mir ganz den jungen Mann, der am Abend der Verhaftung der Heisterberg bei mir gewesen war.

Ich erzählte ihr, wie die Bücher zu mir gekommen waren. Es war kein Zweifel mehr, jener junge Mann war ihr verlorener Sohn gewesen.

Und —  
Der Sohn hatte der Mutter noch kurz vor seinem Tode ein Geheimniß anvertraut.

Wie die meisten Schwindsüchtigen, hatte er, je näher dem Tode, je mehr Lebensverzicht gehabt. Alle seine Gedanken waren auf eine theure Geliebte gerichtet gewesen. Rosa von Heisterberg hatte sie geheiratet. Er hatte sie mit der höchsten Liebe geliebt. Sie hatte ihn geliebt. Ihre Liebe habe, durch eigentümliche Verhältnisse der Geliebten, die er auch der Mutter nicht entdeden dürfe, vor der Welt ein Geheimniß bleiben müssen. Die Geliebte habe ihn deshalb, nachdem sie plötzlich die Residenz verlassen, nicht einmal Nachrich von sich geben dürfen. Aber binnen Jahresfrist noch werde er, ihrem festen Versprechen gemäß, Briefe von ihr erhalten, und die Erlaubnis, zu ihr zu kommen, um sich auf immer mit ihr zu verbinden.

Das erzählte mir die Mutter; mehr wußte sie nicht.

Zwei Jahre später erhielt ich eines Tages ein Schreiben mit dem Poststempel Amsterdam. Ich öffnete es. Es war aus Batavia und mußte von dort in einem Paquet nach Amsterdam geschickt sein, um es hier an mich auf die Post zu geben.

Es war „Rosa Heisterberg“ unterzeichnet. Ich erkannte ihre Schrift. Eine schwache, vielleicht zitternde Hand hatte sie geschrieben. Das Schreiben lautete:

„Mein Herr!

„Ich schreibe Ihnen aus meiner Heimath. Hier, wo meine Wiege stand, werden sie mit in wenigen Tagen aus mein Grab graben. Die Krautheil dieses Klima's rafft mich dahin.“

„Aber ich kann nicht scheiden, ohne eine schwere Pflicht erfüllt zu haben. Theils legt die Dankbarkeit mir diese auf; Sie, mein Herr, haben in schweren Stunden mir wohlgethan, während ich Sie betrog, mich nicht einmal verdammt, während ich selbst mich verdammen mußte. Noch mehr leidet mein Gewissen ein Verleugern der Wahrheit von mir.“

„Mein Vater war hier einst ein sehr reicher und sehr angesehener Kaufmann. Ich genoss, bei glücklichen Anlagen und großem Vertriebe, eine ausgezeichnete Erziehung hier, später in einer Pension zu Paris. Ich sah hierbei in mein eiterliches Haus zurückgelehrt war, stark bald nachher meine Mutter, dann mein Vater. Mein Vater starb arm. Orcher Aufwand einerseits und unglückliche Speculationen andererseits hatten ihn bankrott gemacht.“

„Ich war an ein großes Leben gewöhnt. Ich hatte meine Zukunft nur voll glänzender Aussichten geträumt. Auf einmal war ich eine Bettlerin und in dem Lande, in dem nur Geld einen Werth hat, eine verachtete Bettlerin. Als solche wollte eine Technothätige Tante mich aufnehmen. Ich konnte nicht hier bleiben. Meine ehelichen Pläne, jetzt gebaut auf meine Gestalt, meine Kenntnisse und besonders auf die Unbekanntheit mit meinen Verhältnissen überall anderswo als auf Java, trieben mich wieder nach Europa. Ich suchte dort mein Glück. Aber ich hatte nicht auf die Wahrheit und auf ein einfaches, reines Herz gerechnet. Ich fand keine Christen, als die einer jahrenten Abenteuerin.“

„Als solche kam ich auch nach —. Nicht ohne Absicht. Ich hatte von dem Prinzen Otiolar gehört, daß er ein liebenswürdiger Mann mit einem leicht entzündlichen Herzen sei. Ich dachte nicht an die Anknüpfung eines ehelichen Verhältnisses, aber ich leugne es nicht, ich wollte Einbruch auf ihn machen und durch ihn mir eine Stellung in der Gesellschaft erringen. Um in seine Nähe zu kommen, trat ich als Gesellschaftlerin in das Haus der Frau von Waltheim. Ich entdeckte hier bald ein geheimes Verhältniß zwischen dem Prinzen und der Waltheim. Mein Verlangen, den Prinzen zu sehen, wurde dadurch um so lebhafter. Es gelang mir. Der Prinz durfte mit der Waltheim nicht so gleich werden. Sie ahnte gleichwohl. Es wurden mir Rivalinnen, die eine der andern den Rang abzulernen suchten, die sich auf den Tod haßten, die sich gegenseitig vernichten mußten.“

„Zur Durchführung meiner Rolle gehörten mehr Mittel, als mir rechtmäßig zu Gebote standen. — Ich wertete Betheuerung, gemeine Verbrechen.“

„Aber nicht in jenem Umfange, in welchem die Waldbeim gegen mich denuncirte. Auch ihre Mittel waren erschöpft. Sie hatte Schulden: sie wurde von ihren Gläubigern gedrängt. Um sie zu befriedigen, mußte sie ihren Schmutz veräußern. Sie selbst durfte das nicht, ohne compromittirt zu werden. Von keinem ihrer Bekannten erwartete sie Verhöhnungen. Nur mir glaubte sie vertrauen zu dürfen. Sie that darin Recht. War ich auch ihre Nebenbuhlerin, sie wußte, daß mein Stolz es nie zugeben werde, mich zu ihrer Verrätherin zu machen.“

„Aber mein Stolz konnte mich nicht verbittern, sie zu bestrafen. Sonderbarer Widerspruch! — Ich brachte ihr nur die Hälfte von dem Erlöse für ihren Schmutz.“

„Sie entsetzte das bald. Sie gerieth in Wuth; aber sie war in meiner Gewalt. Sie durfte keinen Clat machen. Bei Gelegenheit eines neuen Recenteur verzog sie die Klugheit. Sie rief die Hälfte der Fellege herbei, und denuncirte mich wegen der Unweilen. Freilich durfte sie, um sich nicht aus jezt noch zu compromittiren, mich immer nur als Diebin darzustellen.“

„Sie hatte indeß ich dabei vergessen oder nicht beachtet. Der Prinz Ottolar hatte sie eines Abends überfallen, als sie eben ihren — schon falschen — Schmutz bestrafte. Er hatte scherzend die Steine in die Hand genommen, um sie damit zu schänden; dabei war ihm ihre Unedelmuth aufgefallen. Sie hatte seinen mittrauischen Blick gewahrt und ihm rasch den Schmutz entziffen. Aber es war eine peinliche Stille eingetreten.“

„Der Prinz hatte mir das mitgetheilt und seinen Verdacht, daß die Waldbeim die echten Steine veräußert habe.“

„Ich berief mich in der Untersuchung, um die falsche Denunciation der Waldbeim gegen mich klar zu stellen, auf das Zeugniß des Prinzen. Es war peinlich für mich; der Prinz wußte dadurch bestgesollt und auch mein Verhältniß zu ihm wurde dadurch vernichtet. Aber ich mußte. Durch das Zeugniß war auch

die Waldbeim als falsche Denunciantin gebrandmarkt. Dabei für alle Theile das Interesse, daß die Untersuchung niederge schlagen wurde.“

„Ich mußte von — Scheiden.“

„Ich schied mit schwerem Herzen, aber auch gebessert. Ich that in — die Liebe kennen gelernt. Sie war es auch, die die Betrüderin rein von jeder sinnlichen Lurth beist. Ein etler junger Mann liebte mich, ich liebte ihn wieder. Er liebte mich mit der ganzen Liebsbarkeit des Ungläubigen, dem das Herz in einer franten Brust schlägt.“

„Ich liebte ihn mit jener eigenthümlichen Macht der Liebe zu einem Ungläubigen. Und dann — seine eite, reine Liebe zog mich zu ihm empör, hob mich empor. Er konnte nicht lange mehr leben. Er hielt mich für gut, für eben so eedel und rein, wie er selbst war. Mit diesem Bewußtsein mußte er sterben.“

„Wie glücklich machte mich der Gedanke! Wie glücklich war ich bei ihm!“

„Meine Liebe hatte früher meinen Leichtsinn und meine abentheuerlichen Pläne nicht besiegt, selbst jene Betrüderin nicht verhindern können. Der Haß entlassen, der Gefahr, als Betrüderin gebrandmarkt zu werden, entronnen, kam ich zu einem festen Entschlusse. Ich wollte des braven jungen Mannes würdig werden. Besitzen konnte ich ihn nicht. Aber die Dufte macht würdig.“

„Ich lebte in meine Heimath zurück, als Bettlerin, als bemüthigte Bettlerin zu einem stolzen Verwandten.“

„Das ungesunde Klima hat den Körper, dessen Lebenstent längst zerstört war, rasch verzehrt. Wenn Sie diese Zeilen erhalten, habe ich ausgelitten.“

„Empfangen Sie nochmals meinen Dank, mein Herr, und senden Sie mir Ihre Verzeihung.“

Kofa Heisterberg.

## Blätter und Blüthen.

Der von Christian Schab herausgegebene deutsche **Waisenanwalt** für 1858 verdient wegen seiner innern und äußern Ausstattung warme Empfehlung. Die Liebhaber der deutschen Zeit- und ihrer sich verhältnißmäßig immer mehr in untern eigenthümlich vererbend löwlich gestimmten Belle — werden vielfache Befriedigung und Erhebung darin finden. Es fehlen wenige von den besten Namen, und Alle haben sich würdig betheilig. Allgemeine Unterhaltung bereu, welche ein helles Herz für deutsche Dichtkunst haben, verdient der große und schöne Jued dieses Waisenanwands: den allezeit im Belle untern poetischen Schatz in Sang und Sage zu haben, in vollständigster Weise zum Bewußtsein und zur Darstellung zu bringen, und damit der ganzen Nation nicht nur einen intellektuellen Gewinn zu sichern, sondern auch einen lauten Genuß zu bereiten und fortzuerhalten. Und mit welchem Eifer freit das schöne Buch von Jahr zu Jahr mehr der Entscheidung dieses erhabenen Juedes zu!

**Seiden der Zeit.** Ein Petersburger Dönhofsler fordert alle Verleger von Schriften über: Bancarotdramatische — Bancarotische — Aufhebung der Leibeigenschaft und besonders über den bishorischen Gang der Leibeigenschaft zu, bringend an, ihm Proberomane einzulenden — der Bedarf für die nächste Zeit werde ein nicht unbedeutender sein. Gott sei Dank! — entlich!

**Verfäßer** bedient sich bei seiner Correspondenz eines den Reisenden sehr bequemen Pochhalters. Sein Siegel trägt die Inschrift: „Rach! Ich, so toll ich.“ — Derselbe auch alle vier oder fünf Jahre eine Weltreise.

**Von Adelf Schulz's** Ovidien, aus denen wir neulich das sinnliche Gedicht entnommen: „Abends, wenn die Kinder nicht, ist vor Kurzem die dritte Auflage erschienen.

### Allgemeiner Briefkasten.

**G. H. K.** in Wgbbg. Als Gern nicht wichtig genug und als unbrauchbar gemeinte Reclame — zu spag!

**C. K.** in Krem. Mit Verleimen lassen wir uns nicht. Wenn Sie selbst fühlen, daß unsere Zeitschrift beständig aus Verleichen manifestationen nicht bedarf, weshalb petitioniren Sie um ein „Nüchtern“?

**C. v. S.** in Berlin. Wenn Sie, seinen Gebrauch davon machen zu können. **Kuhn** Wirtin in V (Verdomerita). Der Artikel über die „Negerpessie“ ist im „Magazin für Literatur des Auslandes“ abgedruckt und bitten wir nummehr um Ihre genehme Antwort, damit Abdruck und Honorar Ihnen zugewen können.

**A. v. Eiz.** in Tr. Wann erhalten wir die verprochenen Mittheilungen? **W. in W.** Wie nur wenn wir ein Gedicht aufnehmen, werden Sie der Gartenlaube genehm? Sehr gütig! Wir danken für Ihre lobwählige Anerkennung auf Gegenliebe getrieben!

**H. v. G.** in G. Ihre Mittheilung über die Wirtin ist eine Mittheilung über Wirtin Preisangaben gebracht, noch können wir Ihnen Auskunft über den Namen des Preisgegründeten geben.

**W. H. D.** in P. Ihre Bemerkungen franco bitten Sie doch Ihre gemeinten Beiträge für den Papierloz senden können! Wenn man hier die Namensdrücke (W. J.) des Droschepasses eine Grafenzone legt, sollte man doch so bürgerlich anständig sein und die Naculaturproben frankiren.

**G. A.** in G. Ihre Beschreibungen sind sehr loblich und werden sicher auch reussiren.

**G. v. S.** in B. Ihre Vermuthung ist richtig: Kofa Heisterberg ist seine erfindende Geschichte, sondern beruht auf Unwissenheit, die im Jahre 1847 das große Resehen in Kurengung verlegten. Wenn der Herr Verfasser aus Wüchsten für gewisse Persönlichkeiten dem Schwinde die Punkte abdruck und Wunden verständig, was zur Festigung des Ganzen dienen konnte, so werden Sie am allernächsten diese Wüchstenanalyse bekommen, selbst wenn die Befriedigung Ihrer Requirierte darunter leiden sollte. Ob die letzte Aufschrift des ebenfalls gestrichelten und interessanten Wüchsten wirklich aus Ostavia oder aus dem — Juchtscham — wir haben kein Recht, darüber Auskunft zu geben, und dürfen nur versichern, daß Kofa Heisterberg weniger schuldig war, als es den Aufsehn bat.

### Die plattische Kohle

und deren Verwendung für wissenschaftliche, industrielle und Gesundheitszwecke.

Die in Nr. 43 der Gartenlaube vorigen Jahres gemachte Mittheilung über diese deutsche Erfindung in London hat so viel Interesse in allen Theilen Deutschlands erregt, daß eine große Menge Briefe und Anfragen darüber eingingen, die nicht alle einzeln beantwortet werden konnten. Wir bitten daher Interessenten, sich deßhalb geschäftlicher Angelegenheiten über chemische und mechanische Wasser-, Col-u. l. w. Fütterung im Westen oder Aritmen mit den plattischen Kohlen-Apparaten des Herrn Wöhning in London, wegen galvanischer Platten, Schmelzmittel, Desinfections-, Mühl-, Ventilations- und sonstige Apparate aus plattischer Kohle an den Erfinder in London zu wenden. Seine Adresse ist:

Einige Apparate sind an den Verleger der Gartenlaube, Herrn C. H. K. in Leipzig, unterwegs, wo sie von Interessenten, die in der Nähe wohnen oder Leipzig besuchen, bestellt werden können. Weitere Mittheilungen über die Bedeutung und den Umfang dieser Erfindung für allerbhand wissenschaftliche, industrielle, technische, künstlerische und Gesundheitszwecke werden both in der Gartenlaube gemacht werden.



Musikalisches Familienblatt. — Verantwortl. Redacteur F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1<sup>2</sup> bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

## Das Schachtgespenst.

Von Ludwig Storch.

I.  
D i e r w a s s e r.

Kaum ist die erste Stunde des Oftertags vorüber, der erste junge Lichthauch taucht eben am östlichen Horizonte über den Dächern einer süddeutschen Stadt auf, und sein schwacher Schein mengt sich mit den scheidenden Schatten der Mitternacht, da fährt ein junges Mädchen rasch aus dem ärmlichen Hause hoch oben im engen, auf der Heiße des städtischen Hauses gelegenen, freundlichen und friedlichen Dachkammerlein, wirft das Kissen über, stellt sich ans die nadeln Füsse, öffnet das kleine Fenster und schaut in die frühe Frühe der Dämmerung hinaus. Die reine Luft der Höhe flutet ihr nun die warme feuchte Bruch. Es ist ein gar holdes, freundliches Bild, die kleine Mädchenlein von kaum sechzehn Jahren, mit den gesundheitsübenden Wangen, noch unberührt vom Giftstodern der großen Stadt; ihr rundes blaues Auge schaut so rein und verwundert über die Finken und Schornsteine der Dächer. Und welch einen ungewöhnlichen Hintergrund hat das reizende Bild! Das Dachkammerlein ist so artig aufgeputzt und so blank, wie ein neuer Schrein. An der Wand ein Hangebretchen voll Bücher, daneben eine alte aber gute Guittarre, auf der Kommode Notenhefte. Es ist unmerklich: ein paar Rufeln wenigstens besuchen dieses Kammerlein. Die häßliche Bewohnerin saltet die Hände zu einem stummen Gebet. Denn sprechen darf sie bei Leibe kein Wort. Sie weiß ja, was sie vor hat: sie will Dierwasser schöpfen. Das hat ihr die Mutter, als sie von derselben in die Stadt in den Dienst der vermittelten Frau Ramslein specterin gebracht wurde, auf die Seele gebunden.

„Beräume um Deines Heils willen nie, Dierwasser zu schöpfen, und Dich damit zu waschen, aber bevor Du Alles beendet hast, darf kein Laut über Deine Junge kommen.“ So hatte ihr die Mutter anbefohlen und geheimnißvoll hinzugefügt: „Du sollst sehen, es bringt Dir Glück. Wer sich aber verlocken läßt, zu sprechen, dem schlägt das Glück leicht in das größte Unglück um. So erging es meiner eignen Mutter — Gott hab' sie selig! Sie hatte, wie mir ihre Freundin oft erzählt hat, in dem Augenblick, als sie aus dem Fluß schöpfen wollte, einen Wertwechsel mit einem Menschen und gerieth, Gott weiß, auf welche Weise, in's Wasser, worin sie unkam.“

Unwillkürlich floß die Erinnerung an diese Worte durch des Mädchen's Seele; sinnend verweilte sie bei der räthselhaft verunglückten Großmutter.

„Du sollst sehen, es bringt Dir Glück!“ wiederholte sie unwillkürlich stamm in Gedanken die Worte der Mutter. Dann setzte sie mit einem Seufzer hinzu: „Wer kann denn Glück besser bean-

den, als ich, die arme verwaiste Schullehrerstochter! Ach, wenn mein guter Vater hätte ahnen sollen, daß sein Liebling als Magd dienen müßte, er hätte mir nicht so viel Schönes gelehrt! Was hilft mir nun mein Wissen, meine Kunst, mein Zeichnen, ich bin — eine arme Magd!“ Und wieder seufzte sie.

Da war's ihr, als zitterte ein anderer kanger Seufzer oder vielmehr leis geschwiegt, halb unterdrückter Klage laut durch die Stille der Nacht von unten an ihr Ohr; sie bog Haupt und Brust aus dem Fenster und überhauchte, so weit es das ungewisse Mielicht zuließ, den nebenan gelegenen geräumigen Hof des großen Gasthauses „zum grünen Baum.“ Sie vernahm frische Luft und sah einen Mann langsam und schweigend den Hof vom Vordergebäude aufspreizen, in welchem sie den hohen Oberster des prächtigen Hotels, den Herrn Senator Rathenow zu erkennen glaubte. Dann war's ihr, als höre sie das Handhaben des Gasthofs öffnen.

„Der arme reiche Mann!“ dachte das Mädchen mitleidig. „Der hat nun in Hülle und Fülle und ist doch nicht glücklich. Was ihn nur drücken mag? Er kann keine Nacht schlafen, und schlecht am Tage wie ein Schatten umher. Und hat doch so sehr viel Geld und Gut, daß die Leute sagen, er sei einer der reichsten Männer in der Stadt. Pah! gegen den gehalten, bin ich ein glückliches Weusdenkind!“

Schnell waren die düsteren Bilder aus dem leichten, lichten Sinne der Unschuld verschwunden. Die stüchtigen Gedanken an Glück und Unglück des reichen Mannes machten wieder denen an ihre eignen mit dem Dierwasser zu erzielend's Glück Fluß.

„Ob ich's in der Donau schöpfe oder am Marktbrunnen?“ fragte sie sich. „Das Donauwasser soll kräftiger sein; aber wer kann's denn beweisen? Wenn mir der liebe Gott Glück beschenken will, wird er's auch im Marktbrunnenwasser. Es ist näher, und ich laufe nicht Gefahr, in der Donau zu ertrinken, wie die Großmutter.“

Rasch warf sie Jade und Halstuch über, band das Kopftuch um, schlich in den Zehen ans der Kammer, die Treppe hinauf in die Wohnstube der Herrschaft, nahm den Hansschlüssel vom Haken, holte dann den Hammerschloß in der Röhre, und schloßste wie ein Mädchen die Stiegen aus dem dritten Stockwerk hinauf. Nach wenigen Minuten wandelte sie barfüßig, den Zuber an der Hand, quer über den großen reinlichen Markt dem mächtigen Brunnen zu. Die hohe mit Sculpturen geschmückte Säule desselben tauchte aus der Dämmerung auf, sie hörte das aus vier Röhren in den nun langreichen tiefen Steintrug sich ergießende Wasser rauschen, und sie stieg eben die wenigen Stufen zu einer dieser Brunnenpenden

hinauf, als sie sich von einer eigenthümlichen Jurcht ergriffen fühlte. Ein leiser Schauer rann durch ihre Glieder; sie sah sich scheu um, gleichsam als ob sie etwas Gefährliches oder wenigstens Unangenehmliches sich nahen. Aber der ganze Markt war still und leer, und das schwermüthige Plätschern des Wassers der einzige Ton, welcher an ihr Ohr drang. Eben angelangt, lauschte sie rasch mit überbeugtem Oberleib den Jütern in den ziemlich umfangreichen Wasserpiegel des steinernen Beckens, der ihr jetzt eben so unangenehm unheimlich vorkam, daß sie föhrend die Augen schloß, aber in demselben Augenblick riß sie dieselben auch wieder mit einem lauten Schrei auf, und starrte zum Tod erschrocken in ein menschliches Antlitz, dessen kalte nasse Wangen sie mit der Hand berührt hatte, und das nun unter dem Wasserpiegel herausschwemmte.

Vieschen — so hieß das hübsche Dienstmädchen — war selbst so blaß geworden, wie der Mann, welcher da im Brunnenkasten steckte, und in welchem die Senator Rahlert erkannte, denselben Mann, mit welchem ihre Gedanken vor kaum einer Viertelstunde so angelegentlich beschäftigt gewesen waren. Sie ätzerte vor Schrecken, aber sie verlor die Besinnung keinen Augenblick, vielmehr ließ sie, das Gesicht schwinnen lassend, so schnell die Beine fort rennen, die Stufen hinauf und quer über den Markt dem hochaustrübenden und weit sich ausbreitenden „Grünen Baum“, zu dessen Haupttür sie nur angelehnt stand. Sie schlüpfte über den Hof und kloppte dort an ein abgetheilttes Fenster. Bald zeigte sich ein verschlafenes Mädchenansicht; es war das eine junge Küchenmagd. „Komm am Gotteswillen schnell herauf, Marthe!“ räumte Vieschen dieser zu, „und zeige mir das Schlafzimmer des jungen Herrn. Ich muß ihm etwas Wichtiges sagen.“

Die Küchenmagd machte große Augen und murmelte etwas, das wie ein Scheltwort klang.

„Ei nicht thöricht!“ drängte die junge Magd. „Wenn's nicht sein müßte, würd' ich wahrlich nicht in der Nacht zu ihm kehren. Aber es hängt Leib und Leben davon ab, daß Du eilst. Ich muß ihm ein paar Worte in's Ohr sagen, und bin sogleich wieder bei Dir.“

Das klang so ernst und dringend, daß Marthe nicht länger zauderte, vielmehr, von Neugierde gefachelt, im An an Vieschens Seite war.

„Was ist denn geschehen? Was hast Du vor, Vieschen?“

„Das kann ich nur dem jungen Herrn Rahlert sagen. Wenn er Dir's mittheilen will, kann mir's nichts verschlagen. Ich aber darf's nicht thun.“

Kopfschüttelnd schloß Marthe die junge Magd die Treppe hinauf, über einen Gang zu einer Thüre, an die sie sich pochte. Die Thür wurde geöffnet, ein junger, schöner, kräftiger Mann sah verwundert fragend herauf.

Da ist die junge Magd der Frau Kammerinspectorin nebenan, die gibt vor, sie habe Ihnen etwas Wichtiges zu sagen, und es leide keinen Aufschub. Wenn sie nicht wohl geschickt ist, ich kann nichts sagen.“

Vieschen huschte in's Zimmer und schlüpfte mit einer bezeichnenden Fantomie nach der Thüre: „Die Marthe wird gewiß lauschen, und es wird Ihnen nicht angenehm sein, wenn ein anderes Ohr als das Ihrige etwas davon vernimmt, was ich Ihnen zu sagen habe, und die Sache hat die größte Eile.“ Der junge Mann erkannte selbst im ungewissen Nachtschein die bleichen, entstellten Züge des so ungeschicklich aussehenden, hübschen, schlanken Mädchens, und führte sie in ein anderes Zimmer. Hier brachte Vieschen ihren Mund in die Nähe seines Ohres und sprach leise: „Erschrecken Sie nur nicht, Herr Rahlert. Ihr Herr Vater liegt drüben im Brunnenkasten des Marktplatzes; ich glaube aber, er ist noch nicht todt; denn ich hab' ihn erst vor einer Viertelstunde über dem Hef geben sehen.“

Der junge Mann war allerdings bestürzt, aber er sagte sich schnell und fragte besonnen: „Hat ihn außer Dir Jemand im Brunnen liegen sehen?“

„Es wird ich weiß, nein!“

„Dast Du der Marthe davon gesagt?“

„Behüt's Gott! Senst wär' ja nicht nötig, sie im Lauschen zu hindern.“

„Du bist ein geschicktes Mädchen, und es soll Dein Schade nicht sein. Geh komm schnell mit mir. Du sollst mir helfen.“

Er warf einen Mantel um, nahm einen zweiten und das Bettlaken. Draußen stand Marthe wirklich noch.

„Geh' gleich in Dein Bett!“ befahl ihr der Herr, „und laß Dich vor Tagesanbruch nicht außer Deiner Kammer betreten.“

Die Küchenmagd entfernte sich brummend, ging aber nicht in ihre Kammer, sondern, als die beiden Andern aus dem Hause waren, in die Gaststube, und schaute ihnen von da nach. Da sah sie denn, wie der junge Herr mit Vieschens Hilfe einen Menschen aus dem Brunnenkasten zog, in Tüfen und Mantel hüllte und über den Markt dem Hause zu trug. Nun wußte sie genug und sprang eilig in ihre Kammer.

Kaum war der junge Mann mit seiner Würde auf seinem Zimmer angelangt, als er das Mädchen bat: „Nun, mein Kind, laufe in die Wohnung des Amtsherrn Wandberg in der Löberstraße, das Eckhaus der Magdalenastraße gegenüber, schelle ihn heraus und sag' ihm, ich sieh ihn bitten, unverzüglich mit dem Aderlassung zu kommen, gleich hierher auf mein Zimmer und ohne Aufsehen. Dem Brunnen sagst Du ihm nichts; verschloßst Du?“

Vieschen nickte lang und verständig und stog dann die Treppe hinauf und über den Markt. Der junge Rahlert verzögerte die Thür, entlockte und trocknete den Körper seines Vaters, legte ihn in's Bett und rief und kürstete ihn. Dabei dünkten ihm kaum einige Minuten verlossen, als ihn ein Pochen an der Thür benachrichtigte, daß der Chirurg schon da sei. Vieschen hatte Alles gut ausgerichtet. Es wurde eine Ader geöffnet, es wurden mehrere Versuche gemacht, aber nach wenigen Minuten erklärte der Chirurg, der Mann sei todt. Die Leiche wurde mit Nachtwäsche bedeckt und von den beiden Männern auf das Zimmer des Verstorbenen getragen, und in dessen Bett gelegt.

Als die Frau Senatorin, die Stiefmutter des Herrn Eduard Rahlert, mit ihren beiden Töchtern eingeschlossen hatte, wurden sie mit der Trauerkunde überrascht, daß der Hausvater vom Schlagte gerührt todt im Bette gefunden worden sei. Die Nachricht vom Tode des reichen Mannes verbreitete sich schnell in der Stadt, aber schon als die seltlich gekleideten Bewohner derselben, dem Rufe der Glocken folgten, langsam der Kirche zustritten, hob die Kunde leise von Mund zu Mund: der Senator Rahlert habe sich im Marktplatz erkrankt. Vor Abend wußte es die ganze Stadt, außer der Frau und den Töchtern des Selbstmörders, und nur der Sohn erfuhr es nicht, daß es Jetermann wußte. Er hatte ja Vieschens Verschwiegenheit erkauf und ihr versprochen, ihr ein besseres Loos zu bereiten, wenn sie das Erbeinamig trenn bewahre, und sie hatte es so treuherrig verliert. Er hatte sie nach Namen und Personennamen gefragt und sie hatte ihm mit lüchlicher Offenheit Alles, was er gewünscht, mitgetheilt.

Das Publicum machte seine Handglossen zum freiwilligen Tode des feinerreichen Mannes. Man zählte seine Häuser, Felder, Wiesen und Wälder zusammen, man nannte große Summen, die er bei der Landtschaft heken habe; man lobte ihn als einen gutherzigen, mildthätigen Mann, der als Senator und Magistrat sich große Verdienste um die Stadt erworben, und man rühmte es vorzüglich, daß er die verdäunte Keimhaut aus seinem Patrie angeschlossen und ohne Krant und Geräusch Gottesleben in die Häuser getragen habe. Unerwähnter Weise erhob sich auch nicht eine tadelnde Stimme; man hatte nur Bedauern für den eilen unglücklichen Mann, der seit Jahren an Schwermuth gelitten und dessen Gemüthskrankheit in dem Verhältnis zusammen, als ihm der „Grüne Baum“ goldene Früchte getragen hatte. Ueber die Ursache dieser Schwermuth hatte Niemand eine Vermuthung; man erklärte sie für Folge von Unterleibschmerzen.

## II.

### Die Frau des Rechtsanwalts.

Während die in den Kirchen versammelte Gemeinde das Aufstehungsfest des Erlösers beging, sah Eduard Rahlert in seinem verschlossenen Zimmer und lag einen langen Abend, den ihm sein Vater hinterlassen und wahrscheinlich gestern Abend spät in das Schreibeput gegeben hatte. Die Gesichtszüge des Lesers ging allmählich in ein unheimliches Ansehen über, sein feuriges dunkelblaues Auge erlosch und aus seiner Stirn perlten große Schweißtropfen. Als ihm flirrendes Bild über die letzten Seiten lief, hob sich seine Brust wiederholt trampfhaft, seine Hände zitterten so stark, daß er die Blätter kaum erhalten konnte, und als er endlich fertig war, sank er in das Sopha zurück, bedeckte das Ge-

sicht mit beiden Händen und schlugte wie ein Verzweifelter. Wohl sprach er nach einiger Zeit auf und schritt hastig durch das Zimmer, nach Fassung ringend, die er doch nicht gewinnen konnte; endlich machte die gequälte Natur sich selbst Luft: ein Tränenstrom schoß aus seinen Augen, und er rief, vom tiefsten Schmerz eines plötzlich zerrissenen Herzens zur Wehmuth, welche linderten Balsam in die blutenden Wunden träufelt, übergehend, zuweilen: „O, mein armer, unglücklicher Vater! Welche Qualen hast Du ausstehen müssen! Ja, es ist meine heiligste Pflicht, Deine Schuld zu sühnen, was an mir ist, wie Du sie ja gesühnt hast, was an Dir war!“

Und er weinte lange, bis ihm das Herz erleichtert war. Dann griff er nach einem zusammengeknüllten beschmutzten Papiere und einem Eingeklebten, welche mit in dem Couvert gelegen, nun beide einer näheren Betrachtung zu unterziehen. Das erstere zeigte sich, als er es entfaltete, als ein alter Reisepaß mit einer nicht geringen Anzahl Visa's. Er las ihn genau durch. Unwillkürlich entschlüpfte seinem Munde dabei die Worte: „Georg Theodoro aus Vilagos im Kraber Comitat in Ungarn, zweieunddreißig Jahre alt, und der Paß ist 1800 angefaßt. Und wann ist's gegeben?“ Er sah in den Brief. „In der Sternacht 1802. Da ist der Mann vierunddreißig Jahre alt gewesen. So sind's denn heute gerade zwanzig Jahre.“

Er versank wieder in tiefes Sinnen, aus welchem er nach wenigen Minuten mit den Worten aufsprang: „Es wird nicht leicht sein, sie aufzufinden, aber sie müssen gefunden werden, koste es, was es wolle!“

Er griff nach dem massiven Goldringe und betrachtete das Wappen, das in den Carnool eingestrichen war. Ein Arm mit einem reichen Armsbande, also ein weißer Arm! Unverkennbar ein Weißlicher! Und ein gekrümmtes Schwert emporgehalten. Ein offener gekrümmter Helm; zwei Schildhalter. Das Alles deutet auf eine aristokratische Familie. Wo der Ring mir nützen wird? — Er muß Alles versucht werden!“ Rasch warf er Papiere und Ring in einen Kasten seines Falles, verließ das Bett, fechtete sich zum Aufgehen und verließ das Haus, ohne in der Familie vorzutreten.

Nach zehn Minuten trat er in die elegante Wohnung des Advocaten Dr. jur. Liebeld. Der Diener öffnete ihm die Thür des Wohnzimmer mit dem Bemerken, daß nur die Frau Beatorin zu Hause sei. Eine junge, sehr interessante Frau erhob sich von einer Seite vor einem Spiegel. Sie hatte gepulvert und gejunget, vielleicht auch den beiden anschließenden Kindern, einem Knaben von ungefähr sechs und einem braunäugigen Mädchen von vier Jahren, Unterricht in der Musik gegeben. Im Gestalt und Wesen dieses Weibes mit dunkelblendem Haar und lieblichen süßen Augen und dieser Kinder lag ein unbeschreiblicher Reiz; sie sahen aus wie verküppelte teufliche Musik, die Frau etwa wie eine Beethoven'sche Symphonie, die Kinder wie entsprechende Capriccio's. Es bedurfte kein Beweises der Instrumente und Notenblätter umher, um zu wissen, daß Musik das Lebensbedürfnis dieser schönen Frau war.

Sie erhob sich freundlich lächelnd und dankte Rahler's Gruß mit Anmuth; die Kinder eilten ihm entgegen und beten ihm die Hand. Er war kein Fremdling im Hause.

„Sie sehen leidend aus, Herr Rahler!“ sagte sie sogleich theilnehmend, als sie die Blässe seiner gesuchten Gesichtszüge wahrgenommen hatte. „Fühlen Sie sich unwohl?“

„Ich habe in dieser Nacht einen schmerzlichen Verlust erlitten. Mein Vater ist plötzlich gestorben.“

„A! das erklärt den Ausdruck Ihrer Züge. Doch der Verstorbene war längst leidend; er mied zuletzt menschliche Gesellschaft.“

„Gewiß ist der Tod besser für ihn als das Leben. Und dennoch —“

„Ich verstehe Sie. Das Herz behauptet sein heiliges Recht auf den Schmerz. Wertwüthig ist, daß auch mir heute schmerzlich an den Tod des Vaters meines Vaters erinnert worden sind. Auch er fand in der Sternacht den Tod und — Sie wissen — gewaltsam im Wasser.“

Rahler yndte zusammen und ward noch bleicher.

„Es sind heute acht Jahre,“ rief die junge Frau fort. „Sie waren damals in Hamburg in Conditoren.“

„In Wien. In Hamburg war ich in den letzten Jahren. Ich bin seit drei Jahren wieder im Vaterlande.“

„Das eben wollte ich andeuten. Sie sind eine Reihe von Jahren abwesend gewesen und haben schließlich über die Todesart meines Schwiegervaters etwas erfahren.“

„Doch! Man hat es mir geschrieben, freilich die näheren Umstände nicht. Die hob' ich auch später nicht erfahren, weiter von Liebeld, noch von jemand Anderem.“

„Mein Mann spricht nie davon; er mag auch nicht, daß ich davon rede, wenigstens baldet er es nicht in seinem Wesen. Und doch hat uns jene Schreckensnacht zusammengeführt, und ohne sie wären wir wohl schließlich ein Ehepaar geworden.“

„Ich habe geglaubt, die beiderseitige Nothliebe für die Musik habe Sie zusammengeführt.“

„Tiefe Nothliebe warte nachher die Aesfel; der Tod des alten Herrn in der Denan oder war die Veranlassung unserer Bekanntschaft, und wenn ich nicht auf so eigenthümliche Weise in diese Katastrophe verwickelt worden wäre, so würde mich mein Großvater bald wieder von hier fortgeführt haben und ich hätte Liebeld schließlich in hienem gelernt. Deshalb verließen wir jeden Ostermorgen in ernster Stimmung. Mein Mann ist in den Dem gegangen, um ein Gebet für das Seelenheil seines Vaters zu sprechen, und ich habe eben ein Stabat mater gesungen.“

„Darf ich erfahren, wie Sie in die geheimnißvolle Begebenheit jener Nacht verwickelt waren und wie darans die Bekanntschaft mit Ihrem Gatten entsprang?“

„Da wir allein sind, will ich Ihnen die Geschichte wohl erzählen. Freilich Aufschlüsse kann ich Ihnen nicht geben. Der Tod hat seinen bliernern Schlichter für immer über die dunkle That geworfen, deren unwillkürlicher und ungeahnter Zeuge ich sein mußte.“

„Ich war mit meinem Großvater hierhergekommen, um eine Erbschaft, die uns zugesallen war, anzutreten.“

„Ich habe Sie noch nie von Ihrem Vater oder überhaupt von Ihren Eltern sprechen hören,“ unterbrach der Zuhörer die Erzählerin.

„Weil ich früh verwaist bin. Die Mutter, eben die Tochter des Mannes, der mich mit unbeschreiblicher Liebe erzogen hat und dem ich meine Bildung verdanke, verlor das Leben, indem sie es mir gab. Ihr Vater hatte sie schier abgöttisch geliebt; sie war seine einzige Tochter und er hatte nur mit Widerstreben in ihre Berechnung geneigt; denn der Gedante, sie nicht mehr allein zu besitzen, war ihm anfangs unerträglich; auch behauptete er stets, er habe die bestimmte Abnung gehabt, daß diese Verbindung sie früh aus dem Leben reißen würde. Seiner Versicherung nach muß sie ein herrliches Weib gewesen sein. Um so erhöhteter wurde der Großvater auf den Verlust, als dieser schon ein halbes Jahr nach dem Verluste der Tochter in ein Mädchen geringen Standes und stemmlicher Abkunft verheiratet, die noch dazu erst ein Verhältniß mit einem gemeinen Bergmann gehabt hatte. Das war für den alten abtheiliger teutischen Greilmann zu viel und ein unheilvoller Bruch wäre erfolgt, wenn nicht der alte Herr durch sein Amt und meine winzige Person an Acremnie gesesselt worden wäre.“

„Ich höre das erste Wort davon, daß Sie in Ungarn geboren sind; ich habe Sie bislang für eine Teuffche gehalten.“

„Das bin ich auch der Abstammung von Vater und Mutter nach, und ich bin kaum einige Jahre alt gewesen, als der Vater, einem dunkeln Schicksale erliegend, in einem Geistesdauere den Tod fand, und der Großvater sein Amt niederlegte und mit mir nach Wien zog. Ich habe Ungarn nicht wieder gesehen; der alte Herr hatte eine unbeschreibliche Scheu vor dem Tande; er mechte eben diese Schicksale dort erlebt haben, und wenn ich an das Land meiner Geburt denke, und wunderbar reizende Bilder in meiner Seele aufsteigen, so weiß ich nicht, ob sie Schöpfungen meiner Phantasie oder früherer Erinnerung oder eine Mischung beider sind. Eben ein solches Bild dümmert von der Gestalt meines Vaters darin, als der eines ungewöhnlich großen Mannes, der, wenn ich allein mit ihm war, seufzend zu mir sagte: Aurelie, lebte Deine Mutter noch! — Doch ich bin von eigentlichen Gegenstände meiner Erzählung abgelenkt. Eine Cousine von mir, Nichte des Großvaters, hier an einen Staatsbeamten verheiratet, war mit Hinterlassung eines bedeutenden Vermögens ohne Zeilebender gestorben und die Anwesenheitsleistung mit den übrigen Erben machte einen mehrcmaligen Aufenthalt in hiesiger Stadt für uns nöthig. Dmetrios schien der Wechsel des

Wohnorts und das Beweisen in der reizenden Bergegend für mich wünschenswerth; denn ich krankele, fiel ich mit einem jungen Bergbeamten, Sohn eines Collegen des Großvaters, auf den Wunsch des Leiters verlobt war. Die Ärzte sagten, ich habe, noch zu jung, zu viel geliebt. Mein Verlobter war ein angenehmer junger Mann, den ich nicht ungeraß und dessen Aufmerksamkeiten ich mir gefallen ließ; aber mein Mut gerieth weiter wenn er kam, noch wenn er ging, in schneller Wallung, und ich süßte nur in so fern Besriedigung, als ich durch diese Verbindung den heißesten Wunsch des alten Herrn, dem ich Alles verdankte, erfüllte. Sobald wir das Erbgehalt, sollte unsere kirchliche Einsegnung erfolgen und wir wollten dann alle drei in die steirischen Berge ziehen, wo mein Verlobter bei einem bedeutenden Bergwerke angestellt war.

So stanten meine Angelegenheiten, als das Osterfest heranahnte, dessen Nacht Alles verändern sollte. Meine Jose hatte mir schon lange vorgezaget, ich könne nur dann eine glückliche Gattin werden, wenn ich ganz gesund sei, und ich konnte nur dann ganz gesund werden, wenn ich mich mit Osterwasser wusch. Dieses müßte ich aber in der Dornschicht selbst schweigend schöpfen. Der letztere Umstand bot gerade eine Schwierigkeit; denn wir wohnten in einem schönen Landhause vor dem Thore unfern dem Donauufer. In der bestimmten Nacht führte mich mein Mädchen hinaus, gab mir das Gefäß in die Hand und klick zurück. Ich ging furchsam mit ungewissem Schritt auf das Ufer zu, da wo einige Bäume und niederes Strauchwerk ein kleines Gefäß bildeten und ein paar Stufen zum Strome hinaufführten. Die Stelle dort ist als tief bekannt und der Strom ist reizend. Dies wird schon dadurch bewiesen, daß wenige Schritte aufwärts eine Schiffsrinne liegt. Als ich im Begriff war, zum Wasser hinauszutreten, hörte ich in der Nähe schwere Schritte und sah im ungewissen Scheine der Nacht zwei Männer von der Seite herkommen, wo die Mühle mit Ketten an das Ufer befestigt ist. Offenbar hatten sie die Absicht, an derselben Zugangsstelle, die ich zu betreten im Begriff stand, zum Wasser zu gelangen, und ich schloß mich schnell und zagend rasch in das Gefäß hinter einem Baum. Eine Leuchte hatte mich Reiner von ihnen bemerkt. Sie stiegen wirklich die Stufen hinauf und der Eine begann sich zu entstellen, wobei ihm der Andere beifällig war. Beide sprachen kein Wort. Mir schlug das Herz vor Belommenheit wie ein Hammer.

Plötzlich gab der hinten stehende Mann dem vordern, welcher eben den Oberkörper entblößt hatte, einen sichtbaren Stoß, so daß dieser im Nu unter dem Wasser verschwand. Der beginnende Scheit wurde schon vor der Nacht ersicht, so daß ich in der That nichts weiter vernahm, als Geräusch, welches der vom fallenden Körper gewaltig veränderte oberirdische Wasserpiegel und die über ihm zusammenhängende Luft hervorbrachte. Ich schloß aber stieß unwillkürlich einen Schrei aus und war Auer Ohnmacht nahe, jeztensfalls würde ich aber in diesem Zustande des Schreckens und der Besfürlich, der mir nicht erlaubt hätte, mich von dem Reinen zu erholen, eine zweite Deute des Wörterns geworden sein, wenn meine Jose, von meinem Schrei gerufen, nicht herbeigeführt wäre; denn Jese hatte der Mann nicht erkannt, um mich seinem ersten Opfer nachzuschleudern, als er von der Stimme des Mädchens von seinem Vorhaben abgebracht und in die Flucht getrieben wurde. Er hatte nur noch Zeit mir zuzurufen: „Wenn Du ein einziges Wort von dem, was Du gesehen, sagst, so wird Dich der Tod von meiner Hand schnell und sicher ereilen.“ — Er verschwand in der Nacht und im nächsten Augenblicke gaben mir die Gegenwart und der Bestand der Jose meine Geistes- und Aderkraft zurück. Wir riefen um Hilfe, ermunterten die Nachbarschaft und veranlaßten Müller, Fischer und Aemter, am Ufer und auf Rähnen nach dem, wie wir sagten, verunglückten Mann im Wasser zu suchen. Das war aber vergebens, und erst eine Woche später wurde seine Leiche unterhalb der Stadt gefunden.

Es war die des Musikus Liebheld, an welchem man schon seit einiger Zeit Geistesstörungen wahrgenommen haben wollte. Man nahm an, daß er beim Gefäß, sich mit Osterwasser zu waschen, ausgezogen und in den Fluß geführt sei, und die Entdeckung seines Oberkörpers gab einer solchen Annahme Halt, welchen ich durch meine Aussage bestätigte. Denn ich fürchtete mich allen Ermahnen, der Rache des Wörtern zu verfallen, wenn ich die Wahrheit des Vorfalles laud gäbe.“

Kahler war wieder sehr unruhig geworden, und auf seinem

mit Todtenlässe überzogenen Gesichte zeigten sich abermals große Schweifstropfen. „Hast mit Wäbe fragte er:

„Und konnten Sie in der Nacht und in meinem Zustande möglich gewesen und zumal mir, der Fremden? Mir waren ja schier alle Sinne vergangen, und ich sah nichts, als eine dunkle Gestalt und hörte eine dumpfe Stimme.“

„Der Sohn des Ertrunkenen kam mir zu danken, und sand mich vor meinem Hügel. Bald ließ er mit davort. Als er sich entfernt hatte, war mein Herz voll süßer Unruhe. Wie hatte ich ein solches Gefühl nach der Aereise meines Verlobten empfunden. Liebheld, damals Gehilfe eines Rechtsanwalts, kam hierher und bald täglich; er warzte mein Musikflöten, und unsere Fezzen, die vom ersten Tage unserer Bekanntschaft an sich angehört, zitterten bald in hoher Wärme aneinander. Zu spät wiederstehe sich mein Großvater und verbannte den jungen Rechts- und Musikantigen aus dem Hause; vergebens ließ er meinen Verlobten kommen, der die Sache durch ein unangelegenes Toben und Rasen nur verschlimmerte; ich verließ in ein hitziges Fieber, der alte Herr jitterte für mein Leben und führte den Geliebten selbst an mein Lager. Raum war ich genesen und selig im Besitz des Herzens, an das ich mit allen Seelenkräften angeheftet war, als die blinde, rackardige Leidenschaft meines früheren Verlobten ein Quell herbeiführte, in welchem mein Geliebter lebensgefährlich verwandelt wurde. Nun wachte ich an seinem Lager, wie er erst an dem meinigen gemacht hatte. Aber die Musik, dieser Engel des Lebens, half und über alles Böse hinweg, und ein Jahr später hatte Liebheld seine eigene Praxis, und ich wurde sein glückliches Weib.“

Kahler dankte für die Mittheilung und trat kumm an's Fenster, um der Frau seine Züge zu verbergen, denn er süßte, daß er nötig habe, nach Fassung zu ringen.

Doctor Liebheld trat in's Zimmer, eine kräftige Gestalt mit offenen, gewinnenden Augen, eilte auf Kahler zu, und bot ihm mit den Worten die Hand: „Ich habe bereits den Commentar zur Schmerzensunde, die in Deinem Gesichte steht, erhalten. Ich weiß, was Dich betroffen hat.“

Kahler machte mit der Hand eine bezeichnende Bewegung, indem er dem Freunde zuschickerte: „Noch lange nicht Alles und nicht das Schlimmste.“ Und laut sagte er: „Der Tod meines Vaters führt mich in Rechtsverwicklungen, in welchen ich Deines Rathes bedarf.“

„Begleite mich auf mein Zimmer, damit ich mir gleich die nöthigen Rathen made.“

Kahler verabschiedete sich von der Hausfrau. Die schmerzliche Wehmuth zuckte um seinen Mund, und eine Thräne träufte aus seinem Auge, als er ihr die Hand küßte.

Die häßliche Frau war selbst unruhig und nachdenklich geworden; sie setzte sich nieder zu den Kindern an den Hügel, aber sie war zerstreut, und es dauerte lange, eh' die Musik ihre steigende Macht über das bewegte Gemüth ihrer Priesterin geltend machte.

Nach einer halben Stunde trat Liebheld wieder allein in's Zimmer. Auch seine Züge waren auffallend verwandelt.

„Um Gotteswillen, Bernhard, was ist Dir begegnet?“

„Nähig, liebe Aurelie! Höchst eigenbüthliche Beschäftigung, die ich so eben von Eward Kahler erfahren habe, die mir aber unter dem Siegel der Verschwiegenheit auctertraut hat, machen es nötig, daß ich in Kurzem eine Reise nach Ungarn antrete. Wenn Du Dich entschließen könntest, Dich für die Dauer einiger Monate von unsern Kindern zu trennen, so würdest Du mich beglücken, wenn ich Dich in das Land Deiner Geburt und Sehnsucht führen könnte.“

Die Frau schnellte freudig empor. Doch in demselben Augenblick rief sie auch:

„Und die Kinder? Was sollte aus ihnen werden?“

„Sie würden sich zu unserer Rückkehr im „Grünen Baum“ wohnen, und die Pflege der Frau Kahler und ihrer Töchter genießen; Eward aber würde Vaterstelle an ihnen versehen.“

„Ich reife mit Dir, Bernhard!“

„In diesem Falle werden wir höchst wahrscheinlich ein junges Mädchen als Deine Jose oder Begleiterin, je nachdem sie sich bildet, mitnehmen. Wir werden sie in den nächsten Tagen kennen lernen. Sie deucht bei der verwitweten Kansleinpectorin Hof am Markt.“

Verwundert sah Aurelie ihren Gatten an.

„Das Mädchen ist wohl Eduard Kahler's Geliebte, und wir sollen ihr die Appretur geben?“

„Wie nahe liegt diese Annahme, und wie falsch ist sie!“ versetzte der Abovac mit schmerzlicher Töne. „Glaube mir, Eduard denkt an nichts weniger, als an eine Geliebte und ihre Bildung. Ganz andere Dinge bewegen sein armes Herz. Ich hoffe, Dir später Alles mittheilen zu können, wenn diese traurigen Wirrnisse

sich gelöst haben werden. Ungewöhnliche und ganz unerwartete Schidungen haben uns pöblich berührt — denn auch ich bin dabei betheilig — aber gutem, rechtlichem Willen muß es genügen, das Schicksal zu verstehen. Und vor Allem muß uns trösten und Rären, daß wir selbst nichts dabei verschuldet haben.“ Und er zerküßte eine Thräne im Auge.

(Fortsetzung folgt.)

## Land und Leute.

Ar. 9. Das bairische Hochland. (Avis für Sommerbesende.)

Steht man auf der Theresienwiese bei München, am Fuße des Bavaria-Kolosses, überflüßigt von allen Herrlichkeiten dieser wahrhaft königlichen Stadt und sieht, gewaltiger, als alle die No-

barn, aufzuweisen haben. Er darf sich nicht gekränkt fühlen, wenn ihn dieser in seiner treubherzigen schlichten Weise mit „Du“ begrüßt, darf jedoch durchaus nicht glauben, dadurch mit Zubringlichkeiten



Bierstube im bairischen Hochlande.

Stehet man auf der Theresienwiese bei München, am Fuße des Bavaria-Kolosses, überflüßigt von allen Herrlichkeiten dieser wahrhaft königlichen Stadt und sieht, gewaltiger, als alle die No-

Zwar ist das bairische Hochland keine Schweiz. Die Gebirgshöhe sind dort höher, ausgebreiteter, gewaltiger, die Gletscher häufiger, die Seen größer, die Hälle höher tief; doch erreichen hier die höchsten Punkte die gewiß respectable Höhe von 8—10,000 Fuß, wie die Zugspitze, der Watzmann, Mädele, Karwendel und andere, man trifft alle Typen der Alpenmater, und der wahre Naturfreund, der sich nicht von Namen und dem allgemeinen Fremdenzug bestimmen läßt, findet sich gewiß hier eben so befriedigt wie dort. Auch ist es für den einzelnen Reisenden, der dem Geräusch großer Städte für einige Zeit zu entsagen kommt, wohlthuend, hier nirgend die Hagen reisender Engländer zu begegnen, die in der Schweiz allemalben jene großartigen und theuren Gasthöfe da herorgeschaffen haben, wo man Vändlichkeit und Einfachheit suchen möchte, und nur ausländischen Gemisert und Luxus für theures Geld findet.

Wer das bairische Alpenland durchreisen will, muß sich begnügen, in einem einfachen Bierhause beherbergt zu werden, wo er sich jedoch bei mäßigen Ausfrüchen befriedigt und vor Allem allenthalben Reinlichkeit finden wird, ohne daß es ihn übrigens belästigen dürfte, wenn vielleicht an andern Tische Rechte und Mägle des Bierhofs aus einer gemeinschaftlichen großen Schüssel ihr einfaches Wohl einnehmen, während sich neben ihn einer jener schmalen, staltlichen Stöhne der Alpen setzt, wie sie von solcher Größe und Muskelkraft weerer Schweizer, noch Tyroler, ihre Nach-

legt sich der Kampf, bis er sein Oxyer gefordert. Doch haben sich durch die strenge Wachsamkeit der Behörden diese Tzenen in neuerer Zeit sehr vermindert, und haben auch die Leute Zeit genug, in Oregemwart Fremder sich zu beherrschen.

Beachtenswerth sind die Schmiede, die die Deden der Gasplocals jenen, wie sie unser Bild zeigt. Nezt das Dorf an einem der Seen, und sind dasehst Rähne zum Gebrauch für Reisende, so hängt von der Dedo herab das Medall eines Rähnes mit einer Puppe als Führmann; außerdem Fleischer- und Bäderstöhnen, und in gläsernem Behälter ein Fischweagen in Deredo, wenn hier Einkehr der Zuhrlente statfindet. Es dentet das, sowie die mit geschäuiten Zührlente bestedten Wärbäume, die jahrdicheren bunten Heiligensbilder u. a. m., gewiß auf ein schon jütdicheres, dem Italicnischen verwandteres Element des Belles hin, das, genährt durch das Biltterriche des latholischen Cultus, sinnliche, farbige und plastische Anschauungen als Bräde zur Vermittlung seines Drengezanges mit den aufzunehmenden Begriffen bedarf.

Derselben Grund mögen die dramatischen Spiele dieser Völkergesamtheit haben, die, eben so originell als alt, nur Szenen aus der christlichen Legende oder JesuGeschichte darstellen, und uns so einen Begriff von der Bühne des Mittelalters geben. Das irgendwo eine Gemeinde ein drahtiges Schauspiel beschließen, dann wird es durch Aufschlaggettel in allen benachbarten Dörfern bekannt gemacht. Die Ausführung geht in einer Scene vor sich, und hat ein zahlreiches und aufmerksames Auditorium. Eine andere eigenthümliche Volkssitte ist die des „Habersteldtreibens“. Hat ein Individuum durch Wucher, Geiz, Unflirtlichkeit oder sonst ein Verfall, das von den Verächtlichen nicht direct bestraft werden kann, den öffentlichen Unwillen erregt, so versammelt sich vor seinem Hause der Nachts ein verummarter Haufe bei Hadelbeleuchtung, mit Waldteufeln, Pfeifen, metallenen Becken, alten Töpfen, mit denen sie, unterstützt von Geschrei und Gejohle, einen Hüllensärm so lange verfluchen, bis der sitzende Mißthäter in dem Haufen erscheint. Hier werden ihm von einem Sprecher seine Vergehen vorgehalten, und mit dem Versprechen der Besserung beruhigt, gehen die Leute auseinander.

Bergsteigen und Wildern ist ihnen, wie allen Bergbewohnern, angeborene Leidenschaft, dabei leidet auch die nahe österreichische Grenze zur Schwabgelei, und Alles ist ihnen lebend, was Gefahren bringt, die hier weit größer sind, als irgendwo, wozu sich aber auch hier weit mehr Schutzmittel bieten. In vielen Familien erbt sich dieses Geschäft vom Großvater auf den Urenkel fort, und manche hat schon im Kampfe mit den Grenzwächtern ihr Leben preisgegeben. Aber in diesem Kampfe mit den Elementen und dem Geßel, geht der haitische Kämpfer gefährt und unbemerkt daraus hervor, mit scharfem Blick und seinem Geßel jede Gefahr erkennend und sie mit altheitlicher Kraft beschwiegend, und ist einer jener Söhne der Natur mit allen ihren Schüchtern, aber auch vortheillichen Eigenschaften, die in wulsten Tagen nur noch schirmende Berge oder dürre Steppen vor dem unaushaltbaren Strom der Natur, die alle Welt bedeckt, bewahren.

Wir hoffen in einer späteren Schilderung Land und Leute des haitischen Hochlandes noch näher kennen zu lernen.

R. O.

## Das Blei und seine gefährlichen Wirkungen.

Von Dr. Franz Döbereiner.

II.

Bleierzod oder Bleiglätte. — Bleiweiß oder Kremsbleiweiß. — Bleizuder. — Bleisalz und Bleisulfat. — Das bleisaurer Bleierzod und seine Benennung bei Glas und andern Geßirren. — Die Rennig, das Störblei und Kastereßel. — Die Erkennung des Vorhandenseins von Bleiverbindungen in Speisen u. s. w.

Es ist in dem ersten Abschnitt hervorgehoben worden, daß nicht das Blei als solches, sondern erst dann, wenn es mit andern Körpern verbunden und dadurch in Flüssigkeiten löslich gemacht worden ist, nachtheilig auf die Gesundheit und als Gift wirkt. Diejenigen Verbindungen, welche bei der Einwirkung verschiedener Agentien auf Blei entstehen oder die wegen technischer und häuslicher Verwendung dargestellt und in den Handel gebracht werden und deshalb Veranlassung zu Vergiftungen geben können, sind sehr verschiedener Art und sollen im Nachstehenden näher betrachtet werden.

Äußerst ist die Verbindung des Blei's anzuführen, welche bei der Einwirkung von atmosphärischer Luft, besonders rasch unter Mitwirkung von Wärme entsteht und Bleierzod genannt wird; sie heißt auch Bleisulfate und bildet sich nicht allein auf die angeführte Weise, sondern auch dann, wenn sauerstoffreiche Körper, z. B. Salpetersäure, auf Wasser und gewisse Substanzen, die eine große Affinität zum Blei haben, auf Blei wirken und zwar im ersten Fall durch Sauerstoffabgabe, im letzteren Fall durch Zerlegung des Wassers.

Das Bleierzod ist für sich eine weißliche, unauflöslige und schuppige Substanz, die beim Zerreiben ein schön gelbes Pulver gibt. Es löst sich nicht in gewöhnlichem Quellwasser, aber etwas in reinem Wasser, mehr in Kaltwasser und in Lauge, leidet in verschiedenen Säuren, wie z. B. in Essig. Es wirkt trotz seiner Unlöslichkeit in gewöhnlichem Wasser giftig, weil es, in den Magen gebracht, dieselbe Flüssigkeiten versintet, die sonst darauf wirken.

Man benutz das Bleierzod zu sehr verschiedenen Zwecken, wie zur Darstellung mancher Glas- und der Glasurarten (s. unten), zur Bereitung von Bleizuder und andern Verbindungen, zum Ziehen des Stimmbleis, zur Desfittirung, in Kaltwasser gelöst als Nahrungsmittel für Haare u. s. w. Die gefährlichste Verwendung des Bleierzodes war die früher gebräuchliche zur Weinsäuerung, indem man süetliche Weine damit längere Zeit in Berührung setzte, wodurch die Säure angezogen und der saure Geschmack aufgehoben, dagegen aber ein eigenthümlich süßlicher hervorgeufen wird. Mag diese Ränkelei auch jetzt nicht mehr ausgeübt werden, was wir besonders dahinein zu verdanken haben, der durch die von ihm eingeführte und nach ihm benannte Weinprobe ein sicheres Mittel zur Erkennung dieser verheerlichen Weinsäuerung gegeben hat, so darf man das im ersten Abschnitt über die Löslichkeit des Blei's in Wein Geßagte nicht unberücksichtigt lassen, nur daß hier der Erfolg langsamer ist.

In allen Fällen, wo das Bleierzod in einem bestimmten Verhältnis mit einer Säure in Berührung kommt, entsteht ein so

genanntes Bleierzodsalz, d. h. eine Verbindung des Bleierzodes mit der betreffenden Säure. Diese Salze bestehn, besonders wenn sie in Wasser auflöslich sind, ungemein giftige Eigenschaften und sind im Allgemeinen als die Ursache der Vergiftung zu betrachten, wenn Blei dieselbe veranlaßt hat. Leider haben mehrere Bleierzodsalze eine sehr verbreitete Anwendung und da einige derselben eine große Ähnlichkeit mit Meßl, Zucker und ähnlichen zum Genuß dienenden Substanzen und zugleich einen süßlichen Geschmack besitzen, so muß dabei und bei ihrer Aufbewahrung mit großer Vorsicht verfahren werden. Einige Bleierzodsalze haben eine schöne Farbe und dienen deshalb als Farbmaterien zum Anstreichen, so wie auch zum Färben und Tönen der Zeuge, dürfen aber nicht bei Speisematerialien verwendet werden.

Das gefährlichste Bleierzod ist das bleisaurer Bleierzod, das auch als Bleiweiß oder Kremsbleiweiß bekannt ist und hauptsächlich als weißer Anstrichfarbe mit Del bemalt wird. Da jedoch schon die mit einer Beschmutzung der Haut verbundene manngesezte Beschäftigung mit Bleiverbindungen, also auch die mit Bleiweiß, eine sehr gefährliche Krankheit — die Bleisucht — verursacht, ferner das Bleiweiß mit dem Del nach und nach an der Luft gelb oder bei Zutritt von Schwefelwasserstoffgas — welches sich an Abstritten und überall da, wo thierische Körper in Hähnig begriffen sind, entwickelt — braun wird, so erseht man es jetzt immer mehr und mehr durch das weißbleibende und gefahrlose Zinblei.

Ein anderes, häufig als Malerfarbe in Anwendung kommenden Bleierzodsalz ist das chromsaure Bleierzod, das im normalen Zustand prächtig citrongelb (Chromgelb), bei einem Ueberschuß von Bleierzod aber orangefarben bis schön feuerroth (Chromorange oder Chromroth) erscheint. Diese Farben sind wegen ihres Glanzes und ihrer Beständigkeit sehr beliebt, aber doch mit Vorsicht zu verwenden.

Der bekannte Bleizuder ist essigsaurer Bleierzod und casthet in allen Fällen, wo Blei, reines oder leisenfaures Bleierzod mit einer hinreichenden Menge von Essig in Berührung kommen; es findet wegen des Wassergehaltes des Essigs eine vollständige Lösung statt und die farblose Flüssigkeit, welche einen süßlichen, hinnehmlich zusammenziehenden metallischen Geschmack besitzt, gibt beim langsamen Verampfen das Salz in farblosen süßenartigen Krustallen. Der Bleizuder ist wegen seiner großen Löslichkeit in Wasser eins der giftigsten Bleisalze und gibt, da er in den Künsten und Gewerben mannichfach benutz wird, gar zu leicht zu unachtsamlichen Vergiftungen Anlaß. Ganz verwerflich ist seine Verwendung zum Klären des Weins, der Aufschlüssen und anderer als Getränke dienender Flüssigkeiten, da er — ob-

gleich von ausgezeichneter Wirkung in dieser Beziehung — leicht in zu großer Menge zugeeignet werden könnte, wodurch der Genuß jener Flüssigkeiten nachtheilige Folgen veranlassen würde.

Wird die wässrige Bleizuckerlösung mit Bleiorzd in Berührung gesetzt, so nimmt sie noch die doppelte Menge derselben auf und stellt dann den Bleieffig oder das Bleiextract dar. Eine ähnliche Lösung bildet sich auch, wenn Essig mit vielem Blei und atmosphärischer Luft lange Zeit in Berührung steht, als wenn Essig in Bleistöpfen aufbewahrt wird; sie wirkt wegen des größeren Gehaltes an Bleiorzd weit giftiger, als die Bleizuckerlösung, weshalb derartig aufbewahrter Essig — der dann überhaupt nicht mehr Essig ist — also das heftigste Bleigift wirken muß. Der Bleieffig dient mit Wasser vermischt als sogenanntes Bleiwasser zu Umschlägen, wobei aber seine offenen Körperstellen betreffen werden dürfen, weil hier die Bleiverbindung um so eher aufgesogen wird und dadurch ein Hinfließen des Körpers veranlaßt werden würde.

Auch die Bleiorzdsalze mit verschiedenen Pflanzensäuren müssen hier angeberdet werden, da sie ebenfalls zu Vergiftungen oder Hinfließen des Körpers Anlaß geben können. Es sind in dieser Beziehung besonders die Bleiorzdsalze der Kesselsäure, der Citronensäure und der Weinsäure zu nennen, da diese drei Säuren in den säuerlichen Krüften und Vereinsten, welche — wie z. B. der Saft der Apfel-, Johannisbeeren-, Preiselbeeren u. s. w. — häufig als Nahrungsmittel dienen, zum Theil im freien Zustande, zum Theil als saure Salze einzeln oder miteinander vorkommen. Werden derartige Säfte oder auch die Früchte und Beeren in Gefäßen von Blei aufbewahrt oder gar darin gekocht, so bedecken sie ungeniehm die Verbindung des Blei's mit dem Sauerstoff der atmosphärischen Luft und das gebildete Bleiorzd verbindet sich mit der Pflanzensäure. Das gebildete Bleisalz ist zwar, wenn keine freie Säure weiter vorhanden, in der Flüssigkeit unauflöslich, kann sich aber wegen der diffusiblen Beschaffenheit derselben nicht abheben und wird so mit genossen, wo es dann als ein scheidendes Gift wirkt. Noch größer ist die Gefahr bei sehr häufigen Pflanzensäften und bei nicht lange genug andauernder Einwirkung derselben aus Blei, weil dann das gebildete pflanzensaure Bleiorzd von dem Ueberfluß der Säure vollständig gelöst wird. Es geht hieraus hervor, daß Pflanzensäfte in keinem Falle in kleineren Gefäßen behandelt oder aufbewahrt werden dürfen, wenn sie als Speisen oder innerliche Heilmittel verwendet werden sollen.

Die Fette, sie mögen pflanzlichen oder thierischen Ursprungs sein, erleiden in Berührung mit Bleiorzd eine gleiche Veränderung, wie bei der mit Laugen — bei der Seifenfabrication. Es findet dabei entweder in den Elementen der Fette — Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff — eine andere Gruppierung zu zwei neuen organischen Verbindungen, zu Fettsäure und zu Oelsäure, statt oder die Fette bestehen bereits aus diesen beiden Körpern und werden nach Art der gewöhnlichen Salze durch die Einwirkung des Bleiorzdes oder des basischen Bestandtheiles der Laugen in der Weise zerlegt, daß sich die Fettsäure mit dem Bleiorzd oder dem Laugebestandtheile verbindet, dagegen das Oelsäure abspalten wird. Der Erfolg ist nur darin verschieden, daß fettsaure Bleiorzd in Wasser nicht, dagegen das fettsaure Alkali — die Seife — darin leicht löslich ist. Man benutzet dieses Verhalten des Bleiorzdes zu den Fetten in den Apotheken zur Darstellung der Bleipflaster und Bleisalben, welche demnach als äußere Heilmittel häufig benutzet werden. Bei ihrer Benützung muß jedoch beachtet werden, daß sie leicht in den thierischen Organismen eintreten und alle Zufälle veranlassen, was besonders dann der Fall ist, wenn die zu belegenden Körperstellen offen sind. Außerdem muß aber auch, wie bereits im ersten Abschnitt angeführt worden, beachtet werden, daß fettsaures Bleiorzd auch dann entsteht, wenn Fett mit Blei und atmosphärischer Luft in Berührung ist, und zwar in um so größerer Menge, wenn zugleich Wärme mitwirkt, und daß das fettsaure Bleiorzd in unversäuerter Fett löslich ist und diesem, wenn es genossen wird, giftige Eigenschaften mittheilt.

Eins der gefährlichsten Bleiorzde ist das festsäure Bleiorzd, welches ein Bestandtheil der sogenannten Bleiglaser und mancher Glasarten ist. Das festsäure Bleiorzd, durch Erhitzen von Bleiorzd mit Kieselzucker darzustellen, ist nämlich leicht schmelzbar und zwar um so mehr, je reicher es an Bleiorzd ist. Zur Erparnis an Feuermaterial wird deshalb häufig der Ueber-

zug der irdenen und ähnlicher Gefäße aus einer bleiorzdrreichen Glasmasse dargestellt und auch in maßen Gegenden der Glasfabrik mit Bleiorzd vermischt. Je mehr nun aber in einer Glasur oder in einer Glasart Bleiorzd enthalten, um so mehr behält dieses seine Löslichkeit in Säuren, Laugen und löslichhaltigen Wasser; die Glasur oder das Glasgefäß wird bei der Berührung mit derartigen Flüssigkeiten und besonders beim Erhitzen damit oberflächlich angegriffen und es erscheinen dann, wenn sie durchsichtig waren, trübe, während sich in der Flüssigkeit durch die geeigneten Mittel leicht Blei nachweisen läßt. Wäset hingegen in der Glasur die Kieselzucker vor, wo sie dann auch weit schwieriger schmelzbar ist, so wirken jene Flüssigkeiten gar nicht oder nur in einem sehr concentrirten Zustande und bei lange andauernder Erhitzung auf das Bleiorzd lösend. In jeder Handhabung und überall da, wo in bleiglaserhaltigen Gefäßen Speisen und andere zum Genuß dienende Flüssigkeiten gekocht und aufbewahrt werden sollen, müssen diese Gefäße zuvor aus die Löslichkeit ihrer Glasuren, stäntheile dadurch geprüft werden, daß man einige Zeit Essig darin lothen läßt und nach dem Erkalten eine Probe derselben mit Schwefelwasserstoffwasser, eine andere Probe aber mit einigen Tropfen Schwefelsäure vermischt. In keiner Probe darf dadurch eine Färbung oder eine Abfärbung eines weißen Klages veranlaßt werden.

Die Meunige ist ebenfalls eine Verbindung des Blei's mit Sauerstoff, aber enthält letzteren in einer größeren Menge als das Bleiorzd. Sie wird wegen ihrer mehr oder minder brennend rothen Farbe rothes Bleiorzd genannt und besonders als Wasserfarbe benutzet. Sie entlißt an saure, langamartige und löslichhaltige Flüssigkeiten etwas Blei, weshalb ihrer Verwendung nicht gelaubet ist.

Wird löslichhaltiges Wasser mit metallischem Blei und atmosphärischer Luft in Berührung gebracht, so entsteht neben Bleiorzd zugleich eine andere Bleiverbindung, Chlorblei nach seinen Bestandtheilen benannt. Dieses ist aber in Wasser löslich, und ertheilt ihm giftige Eigenschaften, weshalb das Kochen löslichhaltiger Flüssigkeiten, die zum Genuß dienen, in Bleigläsern oder in Gefäßen mit Bleiglaser, die ebenfalls von löslichhaltigen Wasser angegriffen werden, durchaus vermieden werden muß. Das Chlorblei läßt sich mit Bleiorzd zusammenschmelzen und gibt eine Masse, die beim Zerreiben schön gelb wird, und als Wasserfarbe unter dem Namen Kaffeler gelb bekannt ist; natürlich ist dieser ebenfalls giftiger Beschaffenheit.

Die schön gelbgebe Bleizucker, welche entsteht, wenn man eine wässrige Auflösung von Bleizucker mit einer gleichen Auflösung von Jodsalium vermischt, und welche aus Blei und Jod besteht, wird jetzt mitunter als Maler- und Druckerfarbe benutzet. Bei ihrer Benützung muß aber mit der größten Vorsicht verfahren werden, da hier neben den giftigen Eigenschaften die noch gefährlicheren der Jodverbindungen in's Spiel kommen.

Die Erkennung der Gengarten von Bleiverbindungen in Speisen, Getränken u. dgl. bietet im Allgemeinen wenig Schwierigkeiten und ist zum Theil selbst von Laien ausführbar. Schon der eigenthümlich süßliche, hinunnaß zusammenziehende und metallische Geschmack der meisten Bleiverbindungen gibt einen Anhaltspunkt. Sind die Flüssigkeiten wasserhell oder nur wenig gefärbt, so vermischt man eine Probe derselben mit Schwefelammoniumwasser oder Natriumammonium Weingeist — die aus jeder Apotheke zu erhalten sind —, webrich gelbes Blei durch den schwarzen Niederschlag, bei geringen Mengen durch die braune Färbung der Flüssigkeit angezeigt wird. Da jedoch aber auch einige andere Metalle gleiche Erscheinungen veranlassen, so wird eine andere Probe der verdächtigen Flüssigkeit mit einigen Tropfen Schwefelsäure vermischt, welche von den Lösungen der Metalle nur die des Blei und zwar weiß färbt und fällt. Ist die Flüssigkeit dunkel und trübe, so wird sie, wie überhaupt jede verdächtige Speise, eingetrocknet, und der trockne Rückstand mit etwas Nchtemper und calcinirter Soda innig vermischt, in einem heftigen Tiegel zwischen nach und nach verhärtetem Kohlenkruer bis zum Glühen erhitzt. Das Blei vorhanden, so findet sich dieses nach dem Erkalten des Tiegels am Boden als Metallern. Wer mit dem Vorzuge zu arbeiten versteht, bedarf nur einer geringen Menge der eingetrockneten verdächtigen Substanz, die mit etwas Soda vermischt auf

einer Holzstube durch die Ksthröhre flammte erhitzt wird, wobei sich bei Gegenwart von Blei dieses ebenfalls als Metallflühen abscheidet. Das auf die eine oder die andere Weise erhaltene Metallflühen wird

nun mit Essig erhitzt, um in der gebildeten Lösung durch Schwefelwasserstoff und Schwefelsäure nachzuweisen, daß es wirklich Blei ist.

## Die Franke'schen Stiftungen in England.

In dem rauchigen Halle an der grünen Saale mit den reizenden Geoidenheiner Felsenpartien und den Wirtshäusern in Wädern im Norden und der gemüthlich düstern Rabeninsel im Süden und manchen Reigen ringsherum, mit seiner „Natur“ sogar im Innern, seiner alten Unversität und seinen vielen honorigen Philosophen, die den Studenten zu meiner Zeit ganze halbe Jahre lang und gelegentlich noch länger „pumpten“, dehnt sich auch auf einer südlichen Kapelle der Verkast Glaucha eine geschlossene Doppelreihe von langen hohen Palästen aus mit drei großen, weiten Gärten, Parten, Spiel- und Turnplätzen auf der Südseite, die uns aber oft nicht weit genug waren, so daß wir manches liebe Mal mit tagenlangiger List und Geschicklichkeit über die drei Jungen hohe Grenzmauer kletterten, um auf gefährlichen Umwegen nicht in's Freie, sondern zum Conditor oder wohl gar zu einer „Stange Lagerbier“ und sonstigen Genüssen des Verbotenen zu gelangen. Wenn man eine hohe breite Doppelstreppe hinauf durch das impante Fremt- und Verbergebäude zwischen der Apothek und der Buchhandlung, dem „Küngelmann“ links (mit einer zu unserer Zeit sehr beliebten Oeffnung vor dessen Thür) und dem Nachtmäher rechts in den weiten, geraden „Vorderhof“ hineintritt auf die „breiten Steine“, so damals nur die Primaner in den „Zwischenhöfen“ und „vor dem Spießsaal“ auf- und abgingen, und jeder niedriger Eigende anbarsberzig davon weg „gerempelt“ ward — wels' ein heiterer, grandioser Anblick! Keim Königs- oder Kaiserhofschloß hat einen so heitern, lustigen Vorderhof. Und das Wasser, das stets oben rechts im „Röthelstein“ rauscht und spät Abends im Monatschein beim ersten, verbotenen Schülervorlesen oder den ersten Veruchen, ein erstes, aufweisendes Ideal in Verse zu bringen, bei dem Genuß der grünlich verbotenen „Reise“ und sonstigen Alotriis gar hippotensisch herüßlung, dieses Wasser war auch sehr gut zum gemeinen Trinken und zum verbotenen Kaffeetocher. Ja, es gab oft feierliche Gelegenheiten, wo wir dieses herrliche Wasser mit Rum und Zucker zu veredelten Gedanken, wie wir uns überhaupt während der letzten Jahre unsern Lernens in diesen heitern weiten Stiftingshöfen nichts so gern abgaben, als mit verbotenen Dingen. Auch erkannte ich mich kaum, daß wir uns sehr mit Lernen geplagt hätten. Aber endlich sprach mir doch Latein wie Wasser, konnten den halben Homer anwendig, wußten in Athen und Rom Bescheid, wie in Halle, und kannten sogar die Stelle, wo der rührend beschriebene sterbende Hund des Demosleus gelegen, als er dem alten, edeln Herrn, nachdem er die Städte so vieler Menschen gesehen und ihren Sinn erkannt, die Hand letzte zum Willkommen auf seiner Insel Ithaka. Niemand erkannte ihn, selbst nicht seine treue Penelope, nur der alte treue Hund rafft sich noch einmal auf, nur er erkennt ihn, leckt ihm die Hand und stirbt.

Wo seid ihr geliebten, schönen, „pennalsische“, jugendübermüthige Tage mit allen den vielen Namen, Sprachen, und Hoffnungen, wo alle die jugendlichen Schaaaren, die damals mit mir so lebenslustig auf- und abstellten? Aber die Franke'schen Stiftungen sind geliebten, die großartigste pädagogische Waisens- und Genußsalanastalt der Welt. Da steht der Stifter noch in Metall in der Mitte oben mit 12 Köpfen in der ganzen Welt auf den Köpfen der Gopfgüternhändler umhergetragenen Waisenskindern, da steht er noch, nachdem ich ihn vor beinahe vierzig Jahren einweihen ließ. Neben mir stand bei der Einweihung ein ediger, unbescholtener Junge, der immer nicht so recht hatte „mitmachen“ wollen, träumerisch vor sich hinging und weinend die Hände faltete, als der Director Niemeyer nach seiner Rede winkte, das Standbild Hermann Franke's mit seinen beiden klassischen Waisenskindern in seinen Stiftungen zu enthüllen. Einige händelten ihn nachher damit, er legte ihnen aber stets den Rücken und ging seinen eigenen Weg weiter, mit diesem größten Heiden des Glaubens, Hermann Franke, um Dergeln, um seinen damals Wurzel schlagenden Entschluß, von demselben Franke'schen Capitel

ähnliche Franke'sche Stiftungen anzurichten, in England auszuführen.

Dieses Capital — es bestand bei Hermann Franke in sechzehn Groschen und Glauben, und bei Georg Müller, dem Hermann Franke Englands, in noch weniger Groschen — bedarf in unsern Tagen vielen „aufgelärten“ Venten gegenüber einer Art von Entschuldigungen, wenn man etwas zu diesen Günstigen sagen will. Der Eine betet zu Brahma, der Andere zu Jehova, der Dritte zu Allah, der Vierte direct zur Sonne, Andere zu einem lieben himmlischen Vater, zur Jungfrau Maria u. s. w., noch Andere kommen mit einem Gott in ihrer eignen Brust, mit ihrem ausgebildeten Ehrgefühl, mit Selbstachtung, mit Treen von Menschenwürde, Humanität und Mitleid, mit dem Gedanken an die letzten Ermahnungen und Tränen einer edeln, unvergesslich geliebten Mutter, der Liebe zu Weib und Kind u. s. w. aus.

Das sind Alles Religions- und Glaubensformen, die auf unsere Lösung Anspruch haben, wenn sie nur für die Gesamtheit der bürgerlichen Gesellschaft gute Früchte tragen, eigne daß wir nöthig haben, diese Formen als unsere Vorstellungen entsprechende, wahre, richtige anzuerkennen. Und wie die, welche die Gottesgabstanz in Kraft, Stoff und Stoffwechsel ausfüllen, heut zu Tage wenigstens nicht mehr verkannt werden, wollen wir auch die Ehrengläubigen nicht mehr kennigen, und uns am allerwenigsten die Freude an Schöpfungen verdeden, denen Tausende und aber Tausende ihre Erziehung, ihre classische und praktische Bildung, ihre Thätigkeit in diesen Leben voller Eisenbahnen, Telegraphen, Polizeiverordnungen, Wochenschriften und Staatsupermarcarchivschämordarien verdanken, an solchen Schöpfungen, wie denen Hermann Franke's und Georg Müller's.

Es bedarf in unserm „aufgelärten“ Jahrhundert wohl keiner besondern Versicherung und seines specielle Nachweises mehr, daß sowohl der Erstere, wie der Letztere und Alle, die in Glaubensethik irgend einer Art — dies ist besonders Angesichts edeln weiblichen Geschlechts gesagt — Gutes und Schönes süßen, denken und thun, auch in dieser Form ihre Stiftungen, Schöpfungen und Thaten wesentlich ihrer eignen Energie und Ausdauer verdanken. Wir dürfen namentlich bei Beurtheilung Müller's in England nicht vergessen, daß ungemein viel wohlthätige Stiftungen nur durch freiwillige Beiträge geschaffen und erhalten werden, insofern deren Stifter u. s. w. sich an die strengsten Glaubensverordnungen anlehnen. Wir haben Grund, zu glauben, daß G. Müller sich des energisch und ausdauernd verfolgten, edeln, praktischen Zwedes willen auf diese Vorstellungen stütze und daß ihm unter dieser Form die bedeutenden Summen für denselben freiwillig zufließen.

Georg Müller, das ist der edige, träumerische Junge, der vor beinahe 30 Jahren bei der Entthüllung des Franke'schen Denkmals betend, mit gefalteten Händen, weinend neben mir stand und dann (ich glaube 1830) nach England mitten unter Eisenbahnwindel, Krämern und Diplomatenpolitik hinüberging, um sich zunächst sein Herz beinahe zerbrechen zu lassen über das namenlose Gend und die Verwahrlosung, worin arm und verwaiste Kinder hier zu Tausenden aufwachsen oder noch öfter materiell und moralisch ankommen. „Dann erhob ich mich“, sagt er in seinem jetzt erschienenen, merkwürdigen Berichte\*, „und begann den Gottesdienst, für verwaiste Kinder zu sorgen, denen Niemand Elternstelle vertritt, am 9. December 1835.“

Seine Lebensmittel für sich selbst, mietete er ein Haus für solche Kinder in Wiltonstreet, London, dann vier Häuser neben einander für 120 bis 150 Waisen. Mancher muß sich plagen, um

\* „A Narrative of some of the Lord's Dealings with George Muller.“ „Eine Erzählung von einigen Verordnungen des Herrn mit Georg Müller.“ London: Nisbet and Co. — ein ceter Tractatien-Klein, hinter welchem aber nur lobend, edle Thaten des Erbarmens und praktischer Humanität anzuführen.

seine eignen Kinder halbwegs zu erziehen, Georg Müller, selbst für sich ohne Mittel, erzog und bildete zehn Jahre lang fast über hundert Waisen in seinen vier kleinen Häusern in dem theuern Lentons, ohne jemals an Unterstützung zu bitten. Letztere Verbindung brach er auch dann nie, wenn sein Dreier in den vier Häusern für das nächste Abendbrot der Dierde immer übrig war, wobei sie doch nie hungrig zu Bett gingen. Einige Auszüge aus seinem naiven Berichte:

„Am 10. August 1844. In der größten Noth, kein Penny mehr zur Hand. Da erhielt ich eine Hülfssumme von einem Bruder in Sadnes.“

„16. August 1845. Unsere Armut ist außerordentlich groß. So ist zehn Uhr und kein Penny für Mittagkost. Ich dachte an einige Artikel, die ich verkaufen oder verkaufen könnte für die Waisen, als einer der Arbeiter (Lehrer) mir ein Pfund gab. Aus den Büchern der Häuser ergaben sich 1 Schilling 6 Pence, für gestrichle Sachen wurden zwei Schillinge 6 Pence bezahlt, und A. gab 2 Schillinge.“

Solche Tagesbuch's Notizen finden wir in unmaßlicher Masse, und er machte nie Schulden, er bot nie um Beiträge und die Kinder gingen nie hungrig zu Bett.

Im Jahre 1845 dachte Georg Müller an Erbauung eines eigenen Waisenhauses für etwa 300 Kinder. „Ich dachte, das würde etwa 10,000 Pfund kosten, und am 4. November fing ich an, den Herrn um Mittel zu bitten. Am 10. December stellten sich von unbekannter Hand 1000 Pfund ein. Als dieses Geld kam, war ich so ruhig, als hätte ich eben einen Schilling erhalten, denn mein Herz sah sich nach Erbhörungen um. So überraschte mich diese Gedenkung nicht im Geringsten. Andere Gaben folgten, eine meiste von 1000 Pfund am 30. December, und da ich den Herrn nun gebeten, er möge mich voranziehen, folgte ich ihm, um eine Baustelle zu suchen.“

Und nun denke man sich dieses seltsame Bild mitten in diesem Jahrhundert, mitten in diesem modernen England! Ein großer, ediger, schwerfälliger Deutscher in schößigem Schwarz durch die von Millionen Menschen und Laufenden von Fußwerkern wimmelnde Stadt wandelnd mit der Vorstellung, daß Gott der Herr ihn persönlich zu einer Baustelle führe, wie er sie findet und sein Waisen-Hof, seine französischen Stützungen richtig aufbaut! Und da steht es freudig durcheinander von einander gefassten, frischen, lachenden, ruhigen, spielenden, lernenden und arbeitenden Kindern, die seine Noth, seinen grimmigen Waisenbater, wie sie Dickens so wahr und furchtbar schildert (in Oliver Twist), seinen Zungen, seinen Basen, sondern nur Liebe und Freude und freie Arbeit lernen und in dem edigen, gravitätischen Georg Vater und Mutter lieben und sich erst an ihn hängen, wie rothe, lachende, erste Herzkranken an das Stück Holz, in welcher Form die Obstweiber gern die Erstlinge der Kirchengemeinde verkaufen. Ist das nicht ein größeres Wunder, als Aladdin's Basas? Mindestens ein größeres, als das grandiose Parliamentsgebäude an der Theme, das in allen Theilen zu groß und nur für das Unterhaus zu klein, zu dunkel und zu stichig und zugleich zugleich ist, Millionen kostet und noch lange nicht fertig ist und jetzt an den Zinnen-Ranten mit einigen Fingern Geld besetzt wird.

Wir können dem deutschen Waisenvater englischer Kinder nicht auf Schritt und Tritt folgen, wie er hinter dem Herrn herwandelnd die Baustelle findet, das Hof aufbaut und eben vergrößert. Nur noch einige Notizen.

Er fand die Stelle nahe bei Bristol in Ayles Town, einer der schönsten Vorstädte dieser ruhigen, englischen Stadt, welche den besten englischen Tabak (Westhol Birds - Eye) fabricirt. Der erste Bau kostete 15,000 Pfund, also über 100,000 Thaler, die sich alle ungebeten einstellten. Er fing im Juli 1847 an und führte seine Kinder im Juni 1849 aus der randsigen Wilsontree Lent-

Er wirthschaftete stets ökonomisch und östlich. Die Kinder arbeiteten und tragen bald bedeutend zur Selbsterhaltung des Instituts bei, wie wir aus unmaßlicher Tagesbuch's Notizen erfahren. Das erklärt auch wieder absprechend Wunderbare.

„Aber dies hat in England, wie gesagt, nichts Wunderbares. Schwanzigen, Beiträge und Vermächtnisse an wohlthätige Institute bis zu Tausenden von Pfunden kommen häufig vor. So ist Müller's bald weit und breit bekanntes Unternehmen in Roth war, fanden sich denn auch immer bald größere, bald kleinere Beiträge. Er hat nie darum, aber durch seine Mitarbeiter wurden, wenn die Noth am größten, immer Mittelungen gemacht, durch welche Herzen und Geld gerührt wurden.“

dons in ihre feumige, neue Heimath, ohne daß Jemand davon besonders Notiz nahm, während sonst fast alle wohlthätigen Institutionen vorher ausgeschrieben werden, als hätte die Dierde das Ei golden gelegt, damit Geld gebettelt werden könne, ehe sie an die Machtthat denken. In einem großen Wohlthätigkeitsinstitute Lentons fehlten neulich gleich 15,000 Pfund auf einmal; andere wurden entzweit, die lange schon für Hunderte von armen Kindern gebettelt hatten und hernach gar kein einziges Kind aufziehen konnten.

Darüber liegen sich haarsträubende Thatfachen bündelweise zusammenstellen, aber ihre guten Deutscher brühen kaum immer, wenn sie England damit scheltet machen und Guch den lieben einzigen „Kuhalterpunkt“ für eure Hoffnungen unter dem schwaden Arme wegzuschlagen was, abgesehen von der Wahrheit der Thatfachen, sehr gut wäre, da ihr wirklich ohne englische Kuhalterstücke vortheilhaft stehen und gehen könnt. Und wer's noch nicht kann, ist ein Hypochonder und muß mit einer guten Paracetol auf die Beine gebracht werden, wie Jener, der sich einbildete, er babe Beine von Glas, so daß er nicht eher probierte, selbst zu gehen, als bis man ihm das Bett unter den älteren Krühen thatschlich weggenommen. Dann aber konnte er auch pfeiflich laufen, wie 'n Fassbürger.

Der Herr, welcher vor Georg Müller hertritt und ihm das „Wunder des Jahrhunderts“, wie es die Engländer nennen, aufbaute, war doch am Ende nur, rationalistisch und physiolegisch genommene, eine ihm liebe und den Engländern imponierende Form für seine eigene deutsche Energie und Ehrlichkeit, sein schlichtes, schlendes Herz und sein höchstes Erbarmen mit dem tiefsten Elen um ihn her. Er wandelte tapfer auf eigenen Füßen mit Glauben, Liebe, Hingebung, Feuerskraft, Ausdauer für sein edles Wort.

So war er der Held, an den sich die Engländer lebten, wie überhaupt Engländer bald sich in die unabweisbare Nothwendigkeit werden müssen, sich an deutsche Cultur, Ehrlichkeit, Sitte und Energie zu halten, um aus ihrem in der Ferne noch glänzenden Jammer heraus zu kommen, wie sich jetzt schon alle besseren, nobleren Elemente Englands, mit der Königsfamilie als Muster an der Spitze, aus ihrer Herrlichkeit in deutsche Sprache, Literatur, Sitte und Lebensweise flüchten. — Sie nähren sich von deutschem Marke, während einige Excentriken im Mutterlande sich einbilden, sie müßten auf alte, abgelegte Sachen Englands warten, ehe sie anständig auftreten könnten. Und wir, so lange wir in England leben, müssen und immer von deutschem Marke nähren, wenn wir nicht geistig verhungern wollen, so daß G. Kinkel, der seinen „Kimbros“ in England dichtete, die Sache mit den Worten trifft:

„Was wir im fremden Lande schaffen,  
Es ward von Deinem Lande gelehrt,  
Du schmiedest unfers Sieges Waffen  
Auf Deinem ewig wachen Heerd.  
Und führt zur Abendruhe  
Des deutschen Fremdes jedes Wort,  
Und heißt aus unrer Kinder Munde  
Kings' deutliche viel und fort.“

Und nun wieder zu unserem Ritter Georg. Etwa ein Jahr nach Vollendung des ersten Hauses fing er an, Fängel zu bauen, um 1000 Kindern Doba, Erziehung und Schule zu geben. Diese fing er mit Schillingen an. Anfangs 1856 hatte er über 23,000 Pfund verbannt und baar bezahlt. Bogen und Fängel sind jetzt schuldenfrei vollendet und von den 6000 Kindern Englands, die durchschnittlich stets in Gefängnissen leben, finden 1000 in Georg Müller ihren Vater. Im Winter, ihre Freiheit, ihre Tugend, ihre Zukunft wieder.

Müller hat im Ganzen für sein Werk 81,441 Pfund 6 Schillinge 3/4 Penny erhalten, ohne jemals um eine Gabe zu bitten. Im Uebrigen borgt und schenkt nicht so leicht ein anständiger Engländer einem Armen ein Stück Kupfer, während er allerdings leicht dahin zu bringen ist, Hunderte und Tausende für ostentative Zwecke mit hohen und seinem Namen in den Zeitungen zu schicken. Müller trägt nie ein Geschenk mit Namen ein und hat nie um Beiträge. Aber da steht sein Werk, das „Wunder des Jahrhunderts!“ Welche Kraft, welche Siegesgewalt in diesem einfachen Geben! Da steht's! Geht mal hinein! Kein Entree, keine Bettelei, keine Bischen, wie sonst in allen englischen Wohlthätigkeitsanstalten.

Da links 1000 Betten mit 1000 kleinen Commoden daneben, worin die Sonntagkleider glatt und reinlich liegen, dahinter die Spielsäle mit unzähligen deutschen Spielmaaren — ein Anblick, als wär's eben Weinachten; rechts der hohe, lustige, heitere Speisesaal, darüber drei Schulanstalten für Knaben, Mädchen und Kinder (die blos spielen, tanzen, singen u. s. w. nach Froebel's Princip), herrliche, herrige, reichbaldige Linde ohne Spur von dem gedrückten, hungrigen „Wälschlied“ (Tidend), dahinter Bäckerei, Back- und Vademastalten, Speise- und Vorrathskammern mit Mehl, Brod,

Fleisch, Reis, Hafermehl u. s. w., wie für eine Armee, große Säle mit Kleidern und Schuhen, Seife und Gefäßen, Vorräthe von Spielsachen, um die verbrauchten zu ersetzen, Lehrer-, Arbeiter-, Diener- und Armmenwohnungen, Arbeitslocale zum Stricken, Sticken, Flicken, händlichem Fabriciren und Manufacturiren — kurz, eine laßhafte, wirkliche, blühende Kinderwelt aus der tiefsten Tiefe, aus Notzen und Bemühselung — Alles geschaffen und erhalten und entwickelt und blühend und fruchtend durch Georg Müller aus Thüringen.

## Der Wilderer.\*

Von Fried. Gerhäder.



„Sehn Sie dr. Laatsche da drüben?“ nahm da Ragg das Gespräch, das aber jetzt mit unterdrückter Stimme geführt wurde, wieder auf — „gleich die da drüben; die, wo das Dickicht bis zum Abgrund hinabst, hinüberhängt?“

„Ja, Ragg — aber ich kann da drüben nichts erkennen.“

„Ist auch jetzt nichts mehr da zu sehen,“ sagte er, „leise dabei vor sich hin lachend, „fünf Jahre sind's aber jetzt, da hat die eine Laatsche, die dort über die steile Wand hinüberhängt, einem Malesigterl von Wilderer einmal einen großen Gefallen gethan.“

„Einem Wilderer?“

„Ich und der Wafel,“

erzählte Ragg jetzt weiter, nachdem er erst noch einmal einen vorsichtigen Blick nach unten geworfen, ob der Wald noch bestände, „waren drüben am Schwarztretter gewesen und an der Grenze hingegangen, theils zu sehen, ob das Wild dort viel herüber wech-

tele, theils auch umzuschauen, ob wir keine fremden Fährten finden könnten, denn daß hier Wildbiebe von Baiern herüberkämen, hatten wir schon gehört. Den Morgen um neun Uhr etwa war ein leichter Schnee gefallen und es schneite noch in dünnen, einzelnen Flocken, als wir eben an der Vorderhauden, gerade wo die erste Klamm gegen das Joch verläuft, eine ganz frische Mannsfährte fanden, die keiner von uns kannte. Das konnte Niemand anders, als ein Wilderer sein, und während Einer die Fährte hielt, während der Andere scharf umherkuckte, ob er den Büscheln nicht vielleicht so aus freier Hand entdeckte, folgten wir so rasch und leise wie konnten.

„Das ging nun allerdings gut, so lange wir eben am Joch blieben, denn dort lag wenigstens Schnee genug zum Spüren, der Malesigterl hatte das aber auch wohl bedacht und war in eine der nächsten Klammern hinein und, Gott weiß wie, darin herum gestiegen, so daß wir aus den fahlen Steinen zuletzt die Spur verlieren und nun nicht wußten, wo er geblieben war. Wafel wollte nun zwar, wir sollten uns trennen und nach verschiedenen Seiten suchen. Hatte er sich aber irgend wo eingedrückt und sah uns anpeitschen, so wäre ein Einzener verloren gewesen; auf zwei schießen die Schüsse aber nicht so gleich.“

„Hantirt nur nicht so mit den Händen, Ragg, Ihr liegt überhaupt zu nahe an der Wand, und wenn der Wald einmal den Kopf hier heraufdreht, muß er ja die helle Hand in der Sonne herumfahren sehen.“

„Der steht noch baumfest,“ erwiderte der Jäger, indem er einen Blick hinunterwarf und dann einen halben Schritt von dem Rande des Fanges wegrutschte.

„Und der Wildbibe?“

„Warten Sie nur — die Fährten nahmen im Ganzen die Richtung nach dem Ledbach zu. Wafel glaubte nun freilich nicht, daß er sich so weit von der Grenze wegemaßt hätte. Das blieb sich aber ganz gleich, Grenze oder nicht, denn drüben auf solänglichem Gebiet hatte er jedenfalls eben so wenig Recht, zu jagen, wie hier, und erwischten ihn die Jäger, so ging's ihm nicht um ein Paar besser, als wenn wir ihn kriegten. Wir ängsten also aus dem Bald heraus, die ganze Ledbach sorgfältig ab, spürten noch einmal über das Joch hindür auf dem Schnee und mußten endlich glauben, er habe uns vielleicht irgendwo auf seiner Spur gesehen und sei wieder in das andere Revier, wohin wir ihn nicht folgten durften, zurückgewechselt. Viel Zeit hatten wir übrigens auch nicht mehr zu verlieren, denn wir wollten die Nacht noch nach der Graberg Alm und mit dem Umhersuchen war der Tag ziemlich vorausgegangen. So stiegen wir denn rasch hintereinander her aufwärts, als mich der Wafel plötzlich, ohne ein Wort zu sagen, am Arme packt und dort hinauf zeigte, etwa in der Gegend, wo der dürrer Baum da oben auf der schmalen Lawne steht. Ich guckte hin, und lauerte da nicht der verdammte Hallimle so ruhig auf einem umgefallenen Baume und laute an einer Brevirinte oder irgend etwas Anderem, als ob er dabei in seiner Fährte und nicht mit der Wafel auf einem fremden Revier säße?“

„Der kann nicht mehr fort,“ flücherte mir dabei der Wafel zu — „ich springe hier unten herum, D von der Sehe hinauf und dann haben wir ihn in der Mitte — weru ist die Klamm und da kann nicht einmal ein Gemsebeck hinunter!“

„Wie wir ihn nur erst genähe wurden, hatten wir uns gleich hinter einen Laatschbusch gedrückt und, ohne ein Wort zu reden, rutschte der Wafel ein Stück auf der Erde fort, bis er in einen steinen Graben kam. Den annehmend, schmit er dem Wildterer den Weg von jener Seite ab, denn hätte der's ergründen wollen, braucht' er ihn ja nur über den Hauen zu schießen. Mir konnt' er auch nicht mehr wegkommen, und wie ich sah, daß der Wafel war, wo er sein sollte, pusch! ich mich noch vorsichtig auf etwa hundert Schritt von dem Büscheln an, legte dann meinen Hut „hundert in Trost.“

\* Aus Gerhäder's bei Ernst Reil erschienenem Werke: „Eine Gemsejagd in Tirol.“

Bergschad und Stod ab, nahm die Büchse herunter und sprang, was ich springen konnte, den Berg hinauf.

„Ich hatte noch keine drei Sätze gethan, da fuhr er schon mit dem Kopfe herum — der Art Gefellen haben ein schlecht Bewußtsein — und mich sehen, auffpringen und die Büchse an den Boden reißen, war das Werk eines Augenblicks. Zu gleicher Zeit schrie ihm aber auch Wafel sein vordresendes „Hallo!“ entgegen und wie er den zweiten Mann sah und nun wohl meinte, daß es ihm an den Krallen ginge, setzte er die Büchse erschrecken ab. Ich hätte ihn jetzt bequem umschießen können.“ fuhr Klagg ruhig fort, „aber wir wollten ihn gern lebendig haben und — wenn's nicht gerade sein muß, ist's doch immer eine häßliche Geschicklichkeit. So also schrie ich dem Burschen zu: seine Büchse fortzuwerfen oder er wäre ein todtter Mann, und sprang zu gleicher Zeit wieder rasch auf ihn ein. Daran dachte er aber nicht und umdreht und in die nächsten Laatschen hineinschauen, war im Nu geschehen.“

„An manchem anderen Plage wäre das vielleicht nun gerade recht gut gegangen, denn Jemandem durch die Laatschen zu verfahren, ist ein verzeihlich mühselig Ding; hier aber mußte er knirschend wissen, wohin die führten. Der ganze Laatschenstreifen war keine zwanzig Fuß breit und unter ihnen lag fast der Abgrund, während der Wafel und ich den einzigen Ausweg, der nach rechts und links abführte, leicht überschauen konnten.“

„Dort haben wir ihn,“ schrie Wafel aus, als er vordresend sprang und in die Laatschen mit hineinsetzte, — „paff! nur da draußen auf, Klagg, daß er nicht über die Kamm springt!“ — Aber er kam nicht weiter — ein furchtbar gellendes Geseire löste plötzlich vom Rand der Klamm herüber und als wir erschrocken und lautlos halten blieben, hörten wir erst unten etwas Darrtes gegen den Felsen schlagen und gleich darauf schallte der Schuß der durch den Sturz losgegangenen Büchse zu uns heran.“

„Gott sei seiner armen Seele gnädig,“ sagte der Wafel und drehte sich schauernd um. — Wir Beide fanden jetzt still und bestanden, aber Nichts ließ sich hören.

„Ob man wohl hinuntersehen kann?“ sagte ich endlich.

„Ich mag's nicht sehen,“ meinte der Wafel, „ich hab' genug an dem Schuß.“

„Ich arbeitete mich jetzt durch die Laatschen durch, wo ich gleich vorn den Hut des Wilderers fand. Wie ich aber an den Rand kam, hing die Zweige tief darüber hinunter und zwischen der Wurzel der einen durch bedeckte das Gestein los und stürzte mit heftigem Fall in den Abgrund nieder. Ich fand auf den Zweigen schon über der Tiefe. Es wurde mir unheimlich da draußen und ich kroch zum Wafel zurück.“

„Wollen wir hinunter klettern und nachsehen?“ fragte ich endlich. Der Wafel erwiderte Nichts, wir warfen unsere Büchsen über den Rücken und stiegen thalab, mußten auch einen großen Umweg machen, unten hineinkommen, und es mochte immer eine Stunde darüber hingegangen sein, eh' wir den Platz erreichten. Inzwischen hatte es stärker an zu schneien gefangen und der Wind heulte so häßlich durch die hohle Klamm — es war ein gar so fatales Gefühl, da unten nach einem zermeterteten Menschen zu suchen. Wir hatten ihn aber doch nicht umgebracht, er war selber da hinuntergesprungen, und wenn wir ihn auch dazu getrieben, ist, was zum Teufel hätte er auf fremdem Reviere zu suchen.“

„Da liegt die Büchse,“ sagte der Wafel plötzlich, — der Kolben war abgebrochen und das Gewehr durch den Sturz los-

gegangen — aber wo war der Wilderer? Gerade in die Höhe konnte man bis oben hinauf unter die überhängenden Laatschen sehen, an ein Anhalten unterwegs war nicht zu denken, die Wand bog sich dort sogar nach innen, und selbst der Bergschad lag etwa zehn Schritt von der Büchse entfernt — aber kein Blutsied, auf dem der blasse fallende Schnee in feinen Fäden liegen geblieben wäre. Oben durch war er auch nicht gekommen, so lange wir oben standen, und wir zerbrachen uns jetzt den Kopf, was aus dem Burschen geworden sein konnte. Gemüthlich mußten wir aber darüber haben. Wafel nahm deshalb das zerstoßene Gewehr, ich den Stod, und wir liefen an die Wurzeln nicht verdrießen und kletterten noch einmal hinauf. Hoff' der Dreizel, der Vogel war ausgelassen, und zwar seit vom Fled verlassen hatten, denn die ganz frische Spur im „Neuen“ ließ auch nicht den mindesten Zweifel darüber. Todesangst mußte er aber in der Zeit, daß wir oben suchten, aufgeschlagen haben, denn, wie wir jetzt Alles ablegten und vorsichtig da hinaustrachen, woher die Spur kam, fanden wir, daß er die ganze Zeit über und bis wir fort waren, da draußen über dem Abgrunde an den Zweigen des Laatschenbusches gegangen haben muß. Augen an der Wand waren die Spuren seiner Fußspuren, als er sich wieder hinaufgearbeitet, und wenn einer von den dünnen Zweigen gebrochen oder ihm nur die Hand angerührt oder „vertrampelt“ wäre, lag er unten bei seinem Gewehr, den Hals wie den Kolben gebrochen.“

Wag hatte die ganze Geschichte in einem nur ihm allein von allen Jägern eigenthümlichen, schauerlichen Bergdialekt und mit flüsternder Stimme erzählt, wobei man wirklich mit peinlicher Aufmerksamkeit zuhören mußte, um zu verstehen, was er meinte. Vorsichtig schaute er dabei dann und wann über den Fhang hinunter, den Bod nicht aus den Augen zu verlieren. Der Stand aber noch bausmest da unten und rührte und regte sich nicht.“

„Und habt Ihr nie erfahren, wer der Wilderer war?“

Klagg schüttelte den Kopf und meinte, still dabei vor sich hinlachend: „Der ist damals mit ausgerupften Fiebern davongelommen, wird aber wohl an der Lection über dem Abgrunde da draußen genug gehabt haben. Wir haben ihn hier trüben weißens als nie wieder gesehen. Uebrigens —“ setzte er leise, mit dem Jäger dabei drohend, hinzu — „wußte er auch wohl, warum, und daß wir ihn jetzt launten. Wo er sich wieder hätt' sehen lassen, wär' ihm eine Kugel genöthig gewesen.“

Klagg prächtete nicht im Mindesten; es herrschte zwischen den Jägern und Wilderern im Gebirge noch ein so romantisches und vollkommen ausgebreitetes Faustrecht, wie es sich der Dichter, der die Poesie ganz aus der Wirklichkeit verschunden wähnt, gar nicht besser wünschen konnte. Wo sich Jäger und Wildschag im Berg begegnen, ist es zwischen Beiden eine Sache aus Tod und Leben, und wer am schnellsten die Büchse an den Boden reißt und den Anderen über den Haufen schießt, hat gewonnen. Der Jäger ist allerdings stets im Vertheil, denn er hat für alle Fälle das Gesetz auf seiner Seite; dagegen ist Gottes Ferkel Arm aber und mit den wilden Bergen un sich her, wo alle „Ein- und Militairbehörden umsonst ersucht werden, dem mit rechtshängigen Paß Reisenden nöthigenfalls Schutz angedeihen zu lassen.“ hätte ihm das oft gar wenig, wenn er nicht, anßer dem Gesetz, auch noch die eigene Waffe bei sich führt, mit der er den auf ihn anliegenden Wilderer rasch und für immer unschädlich macht.

## Blätter und Blüten.

Der unerwartete Jense. Bei meinem letzten Besuche des Mississippi kam ich an einem schönen Herbsttage nach dem Dorfe Deepwoods, wohin ich von Moody Creek aus aufgebrochen war. Das Wirthshaus war voll Leute und ich hörte, es sei Gerichtstag. In dem oberen Ende der Tafel saßen die Richter und ein halb Duzend Advocaten, die Landbesitzerbeamten und zahlreicher Zuschauer. Ich hatte mit einem Kaufmann, Namens Lambert Wallace, in dem Orte etwas zu thun und machte mich nach seinem mir bekannten Geschäftslocale auf. Ich fand es jedoch sehr verschlossen und wahrte mich deshalb seiner Privatwohnung zu. Ich postete eine schwarze Stinze. Auf meine Frage, ob Mr. Wallace zu Hause sei, lab sie mich zuerst eine Weile an und drach dann in Tränen aus.

„Ja, er ist zu Hause, aber Walter ist,“ schickte sie.

Darauf trat ich vor, daß er tags zuvor erkrankt worden und

morgen darüber Erstickt gehalten werden sollte. Unter solchen Umständen wollte ich die Familie nicht stören und, nachdem ich mich einige Umstände von der Regerin hatte sagen lassen, setzte ich nach dem Wirthshaus zurück, um mich dort selber zu erkranken. Dort vernahm ich zwar einige Gerüchte, die mir jedoch nicht klar wurden, und mußte mich deshalb bis zum nächsten Tage enthalten, um eine Einsicht in die Sache zu gewinnen.

Obwohl der Herr erst kürzlich gestorben und der Erbanfall noch nicht beerbt war, so sollte doch die Sache gleich verhandelt werden, weil der Gerichtstag in den Vierteljahrsstungen veranlaßt und ein Angeklagter und Zeugen vorhanden waren.

Als ich am nächsten Morgen in den Gerichtssaal trat, kam die Sache gleich vor. Der Angeklagte war ein Mann von nicht mehr als 25 Jahren, Namens Edward Demarion. Er war mehrere Jahre hindurch Commis-

bei Wallace gewesen und galt für einen geschickten jungen Kaufmann. Ich hatte mit ihm zu thun gehabt und ihn lieb gewonnen. Er war von jaramen Wuchs, hätte sich leicht zum Zier- und zum Schenker eignen können und würde verlich, ohne ihn beschämlich zu machen. Er war eine Baile, von französischer Herkunft und in New-Orleans geboren und erzogen.

Ich konnte ihn deutlich sehen. Er war klein und schien viel zu leiden, lag aber nicht wie ein schwebiger Mann aus. Ich glaubte auch nicht, daß er einen Fehler begehagen habe; doch war er so brav und ehrlich. Endlich fing bei dem Gericht die Verhandlung an. Er sprach mit einem laut das Herz, als ich hätte, wie viele Unkosten gegen ihn brachten. Es war erwiesen, daß er Vander Wallace's Rüste zu bekranken beabsichtigte, und daß der Anklagte sich dem wiederholt that. Darau war ein Streu entbunden, und Demarten hatte den Dienst seines Herrn verlassen. Es war ferner erwiesen, daß er Wallace zum Tode verurtheilt worden, und der Richter es nicht angemessen fand, weil er sagte, er könne sich nicht mit jemand bekranken, den er als seinen Sohn betrachte. Ferner wurde ausgesagt, daß Demarten darüber wußte geworden, und füscher gründer hätte: „Mr. Wallace sollte sich entweder mit ihm schlagen oder die Folgen erleiden, denn er ist entschlossen, sich Gemüthung zu verschaffen.“

Am Morgen der Eröffnung tritt der Kaufmann nach Dantonville, eine halbe Stunde nacher vom Angeklagte ein Pferd und sagt: „er würde Mr. Wallace bald einlösen.“ Dann sagt er etwas, was drei Augen geblüht hatten: „Ich kann meine Sache so gut an der Strafe nach Dantonville als anderswo abmachen.“ Das war am sechs ihr Nachmittage. Um neun Uhr kam ein Mann, Namens Harold, des Weges, hieß auf Vander Wallace's Reide, und lag in demselben Augenblick Edward Demarten von der Strafe hinwegsetzen. Ein Weibchen erkaunte er ihn deutlich. Er sprach dem Richter, daß der Kaufmann bekränkungslos, und mehreren tiefen Stunden wußte, und dabei ein Weibchen einer Eilbergriff, welches dem Angeklagten gehörte. Das Weiber war mit Blut bedeckt, und die Rechte erklärten, daß die Wunden von reitenden berührt. Auch lag man einen Schlag an dem Kopf, der allein tödtlich war. Harold war ein müller Gesell, groß, dreißigjährig, gegen 40 Jahre alt, mit bären, reihen Zügen und lag ganz wie ein Thier aus. Die Verhörthei wieseln auch nach, daß Harold Anhaltungen mit dem Angeklagten gehabt, und diesem Rache geschworen habe. Dies kam jedoch wenig in Betracht.

Die Sache schien zu deutlich gegen den Angeklagten zu stehen. Er hatte den Furchen herausgerollert und ihm Rache geschworen, was ihm angeht, man hatte ihn sogar hören, er wolle seine Sache mit ihm auf der Verhänge abmachen, sein blauges Weiber lag bei dem Ermordeten und seine Reide und Hüte waren voll Blut gefahren worden.

Endlich ließ man Edward Demarten zum Tode. Er war klein, aber seine Stimme ließ. Er rief sich Oest zum Angeklagten, daß er die Wahrheit spreche. Dann sagte er, er habe den Nachmittag vor dem Verhänge mehrere Stunden bei Wallace zugebracht und der Streit zwischen ihnen sei beendet worden. Der Kaufmann habe ihm erklärt, weshalb er seine Einwilligung verweigert habe. Sein Bruder habe ihm die Verpflichtung auferlegt, seine Tochter nicht der ihrem zwanzigsten Jahre heirathen zu lassen.

Wir schickten Alles und Mr. Wallace sagte mich, ob ich in seinen Dienst zurücktreten wolle. Ob ich daran antworten konnte, trat jemand ein, der Wallace zu sprechen bat. Ich lag ihm daran, ich müßte nach Dantonville und werde nach meiner Rückkehr bei ihm wohnen. Er erwiderte, auch er müßte dahin und bat mich, ihn dort anzufinden. Darauf hatte ich Gefühle um Sie und als ich zurückkam, hieß ich, daß Wallace seit einer halben Stunde fort sei. Ich ließ gleich mein Pferd lauten und sagte ihm fünfzig die Worte, welche die Reagen ausgaben. Ich meinte sie sofort, bis außer Streit ja freundlichlich ausgesprochen war. Ich ritt fort und fand nach etwa zehn Meilen Mr. Wallace's Pferd am Weg stehen, weiter als lag der Kaufmann in seinem Hute. Ich sprach bereit und sagte nicht um ihn nieder. Ich richtete kein Gesicht an, viel seinen Namen, er war noch warm, aber das Leben schon entzogen zu sein. Dadurch wurde meine Hüte und Reide voll Blut, aber daran dachte ich nicht. Ich hatte nur fortanfragen und Hüte zu holen. Man bat gefragt, warum ich nicht nach Dantonville rief, das nur eine halbe Meile weit war. Daran dachte ich jedoch nicht, sondern mein Infinit trug mich nach Hause. Nach vier Meilen schickten Oesterly sein Pferd und als das Pferd in der Ferne stand, wurde ich auf anderen Plätzen wegen Rache verhört. Das das Weiber betrifft, ich behörte mir allerdings, war mir aber an diesem Tage gelassen worden.

Nach dieser Rede legte ich der Jüngling und der Richter schüttelte den Kopf.

„Doch kann eine solche Geschichte erfinden, um die Geschworenen zu täuschen,“ sagte er, „aber Niemand wird sie glauben, wenn solche Unfälle vorkommen sind.“

Kurz es schien eine Bestimmung für die jungen Mann da zu sein. Oestbel die Zuhörer ihn kramelichern, schüttelten sie die Köpfe, als er seine Unschuld behauptete.

Der Richter hatte entfernt und die Anwesenung gegen den Gefangenen geschickt und die Geschworenen wollten sich eben zurückziehen, als eine Bewegung an der Thüre entstand und gleich darauf ein junges Mädchen mit fatterendem Hute in der Gerichtshof stürzte und mit flammenden Augen und wogenden Büsten herbeiströmte. Es war Jüldie Wallace. Sie war ein schönes Mädchen, mit eben regelmäßigen Zügen, berrlichen Welsen formen, und die Lebenslust machte sie noch schöner. Der reiche Blick nach dem Angeklagten wiesend, wandte sie sich nach dem Richter und rief:

„Ich er schon verurtheilt, Herr? Er ist für schuldig befunden?“

„Nein nicht aber es wird bald geschahn,“ erwiderte der Richter, sein Erlaunen beweisend.

„O, er ist unschuldig, er ist unschuldig!“ rief das schöne Mädchen.

„Er ist kein Weiber! Er da, Gerichtsdienner, ergreif Harold und laßt ihn nicht entweichen. Welch, laß!“

Wie das Mädchen eintrat, hatte sich Harold nach der Thüre hin bewegt und bei ihren letzten Worten suchte er binnenzuschlüpfen, ein harter Matrose hielt ihn jedoch fest, bis der Herrschir ankam. Er wollte sich nicht gelassen gehen, ein Paar Wachenstellten machten ihn jedoch bald unschuldig und er wurde zurückgebracht.

„Jetzt,“ hieß das Mädchen zu dem Richter gewandt fort, „habt die Güte, und sendet zu meinem Oheim, seine Anwesen anzukommen. Er lebt.“

Bei diesen Worten sprach Edward Demarten auf, und hieß einen Fremdenleuten aus. Sein Gesicht war jedoch zu bellig, er laut schmechtig jurid. Nachdem er wieder zu sich gekommen, erklärte Jüldie, was sich ereignet hatte. Sie sagte, zwei Kerle seien mit ihrem Oheim bekränklich, er sei aus einer Verhänge erwacht, hätte sein Bewußtsein wieder erlangt, und wollte den bekränkten Besamen legen, wer ihn angefallen und ermordet habe.

Der Hof wurde gleich verlag und der Richter bog sich selbst mit drei Juristen und dem Hermann der Geschworenen nach des Kaufmanns Hause. Die Aerzte erklärten, er könne nicht lange mehr leben und die Besamen leuten sich loheit um das Pest des todbrannten Mannes. Er beschloß, was Demarten über die Bezeugung ihres Ansehens und die Befähigung seines Vaters nach Dantonville gelangt hatte. Er hatte eine Brieflade mit 5000 Dollars bei sich. So wurde, als er fort ritt, der Pfend hieß jedoch. Als er den Wald erreichte, holte ihn Harold ein. Er stärkerte die Besamen, denn er hatte ihn das Oed in die Brieflade packen lassen, weshalb sagte er nach seinem Pfend, ob er es jedoch nicht konnte, als ihm Demarten seinen Schlag, nach dem er sich nicht laut, dann erinnerte er sich, daß er es nicht konnte, weil er nicht mehr schlafen, und ihm die Brieflade entziffeln bahe. Mehr konnte er nicht wissen. Diese Auslage wurde zu Protokoll genommen, und die Aerzte bezeugten, daß der Kranke völlig zu Tamen lie.

Dann wurde die Gerichtsverhandlung wieder aufgenommen, und Edward Demarten gleich von den Geschworenen freigesprochen. Die Richter traten darüber in lauten Jubel aus, dem der Richter nicht nachgab, und sich demnach dem Richter anwandte.

Gleich darauf wurde Harold angeklagt und verurtheilt. Als er hieß, daß er verloren sei, grüßte er die Tod und den Raub. Er wußte, daß Demarten nach Dantonville reiten würde, und daß das Weiber des jungen Mannes, am den Verdadst auf diesen zu lauten.

Mr. Wallace lebte bis zum nächsten Nachmittage. Der seinem Lebe legte sich der Hand seiner schönen bei Unterst in die Schwach Demarten und bat sie, in seinem Hause fortzubleiben. Er hatte seine Kinder, und Jüldie erste sein Vermögen, er bestimmte jedoch, daß Oswald es erwalten und das Geschäft fortführen solle. Der Verwadst ihrer getriebten Heime verlegte Jüldie zwar in tiefe Trauer, die verminderte jedoch nicht, sich freudig an dem Gedanken zu weiden, daß der Geliebte ihr so wunderbar erhalten worden, und Seite neben das ihrer Verehrung anserentendlich gültig.

**Neue Studienwerke für den Clavierunterricht.** Es kann zwar kaum in Abrede gestellt werden, daß die productive Kraft der Organmat auf dem Gebiete der musikalischen Composition eine untergeordnete ist, aber kein Sachverständiger wird leugnen können, daß speciell für das Bedürfnis des angehenden Clavierbüchers jetzt Bedarf geschrieben wird, als früher. Wir wollen die Verdienste eines Herrn und Tabeelli auf diesem Gebiete keineswegs schmälern, müssen aber doch behaupten, daß ihr Streben sehr wenig oder gar nicht auf fingerthätigkeit geendet war und daß sie es fast gänzlich vernachlässigten, das jugendliche Gemüth auch pöthlich anzuregen und den Sinn für die classischen Formen heranzubilden. Bei der mit der Zeit gänzlich veränderten Claviermusik bedürfen wir aber auch solcher Unterrichtswerke, welche auf die Claviercomposition eines Heber, Mendelssohn, Schöberl, Schumann, Haydn vorbereiten, und deren wir zugleich nicht vergessen dürfen, ein gewisses Maas in die Claviercomposition zu vertheilen. W. Schumann z. B. anzuführen, er wird man unsere obige Behauptung gewiß gerechtfertigt finden. Zu denen, welche wahrhaft Verdienstliches für das Clavier und die angehenden Spieler dieses Instrumentes geleistet haben, gehören in neuerer Zeit namentlich Louis Köhler und Carl Reinecke. Auf zwei neue und getragene Werke von Köhler wollen wir hier zunächst aufmerksam machen, was deren wir folgende sind: „Die ersten Studien für jeden Clavierspieler als technische Grundlage der Virtuosität.“ Op. 50, vor Kurzem erschienen ist. Wir meinen nicht so Gemeinliches, diese Hänge im Fort- und Accortivell gleichmäßig beendeten, als die Clavier: sie greifen tiefer in die fingerthätigkeit, als z. B. das erste Heft der Czern'schen Schule der Clavierkunst, und der Schüler kann nach Köhler's „ersten Studien“ unmittelbar zu den Czern'schen Studien übergehen. Ein zweites Heft des Czern'schen ist ebenfalls für die „Ersten Betrachterstudien für den Clavierunterricht.“ Op. 47. Sie sind eben so ansprechend als pöthlich, bei Wichtigkeit doch frisch und reizend, und für mittlere Spieler weichen heilsam und für den Unterricht höchst praktisch. — Von Carl Reinecke erschienen vierbändige Clavierstücke (Op. 54, zwei Hefte), deren dreißigster Zweck und zu ihrer belebteren Anwendung ein Clavierbüchlein herausgibt. Sie sind „im Umfang von einem bis fünfzigsten Takte“ geschrieben. Seit Tabeelli's oben erwähnten vierbändigen Studien ist der musikalischen Kinderwelt nicht so Zweckmäßig und Gelangenen in diesem Genre gerundet, aber noch mehr als jene Genannten hat Reinecke es verstanden, in dem geringen Tomumfang anziehende und frühe Melodien zu erfinden, denen man die angelegenen Organen kaum anmerkt, und deren Wohlklang und Reiz die Kinder gern zum Lernen leiten. Wir nennen die genannten drei Studienwerke, weil im Bezug dem Czern'schen Zweck in Verhät erfinden und haben nach dem Bezug höchsten Notwendig und laubender Ausstattungen.

# Die Gartenlaube



Austrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redactoren F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1 $\frac{1}{2}$  bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

## Das Schachtgespenst.

Von Ludwig Storch.  
(Fortsetzung.)

III.

Der gesuchte Mann.

Ein schöner Frühlingstag hat in den Nachmittagsstunden eine Menge Wiener lustige Welt im Prater versammelt. Man verjüngt sich auf dem grünen Rasen, unter den frisch aufgeschlagenen Blüten, in den Zelten und Theatern auf die harmloseste Weise. Es ist ein ungemein lebendiges und freundschaftliches Bild, dieses wechselfelbe Volksgemüth voll Eshery und Heiterkeit.

Ein Herr und zwei Damen, welche zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, führen, alle fünf elegant und gemüth gelei det, winden sich hindurch und fragen zuweilen einen Mann oder ein Weib aus den weichern Ständen nach dem Zelte „zu den drei Mohrenkränzen“ und sie werden stets mit der allen Wienern eigen thümlichen Dienstsfertigkeit zurechtgewiesen. Endlich gelangen sie zu dem etwas abgetragenen Zelte, das sie erfragt haben, im sogenann ten Wurstelprater, und der Herr zählt von der rechten Seite des eben nicht glänzenden Gebäudes die im Boden besetzten Tische.

„Hier, der sechste!“ sagt er zu den Damen. „Wir sind zur Stelle, wohin wir auf so eigenthümliche und geheimnißvolle Weise bestellt sind. Es ist auch gleich fünf Uhr.“ führt er, seine goldene Taschenuhr ziehend, fort, indem er mit den Damen am bezeich neten Tische Platz nimmt. „Also naht der Augenblick, wo wir erfahren sollen, ob ich wirklich fünfzehn Monate vergebens alle irdenlichen Nachforschungen angestellt und ob wir unverrichteter Sache heimkehren und Freund Eduard keinen Trost, ja keine Hoff nung mitbringen sollen, oder ob mein rastloses Bemühen im weiten Ungarland endlich in Wien noch mit Erfolg gekrönt werden soll.“

Der Sprecher und seine beiden Zuhörerinnen sind uns be kannte Personen. Er ist der Rechtsanwalt Dr. Liebheld; die Weibe stattliche Dame ist seine Gattin, die Kinder sind die feinen, welche er hat nachkommen lassen, und das schlanke, holde Mädchen bild mit den sanft gerötheten Wangen und den treuen, herrlichen blauen Augen ist Lieschen, das liebe Kind, das ehemalige hübsche Dienstmädchen. Mit ihr ist eine merkwürdige Veränderung vor gegangen; in die Augen springend ist die ihrer äußeren Gestalt, denn sie ist eben so modern, eben so fein gelei det, wie Frau Lieb held. Es scheint aber auch, daß die innere der äußeren entspre chend ist; sie drückt sich in der Unterhaltung mit ihrer Begleitung gewandt, fein und mit dem Tone aus, welcher nur den Göttern der höhern Gesellschaft eigen zu sein pflegt. Sie wird auch von

Doctor Liebheld und dessen Frau als Ebenbürtige und nicht we niger als Dienende oder Untergeordnete behandelt.

„Der Himmel wäre Ihnen eine solche Genugthuung schuldig,“ sagte Lieschen scherzend. „Sie haben sich wahrlich die vollgül tigsten Ansprüche darauf erworben.“

„Der Himmel erkennt nur solche Ansprüche nicht an,“ ver setzte Liebheld.

„Aber er ist gerecht und ich übertrage ihm täglich zwei Mal im Morgen- und im Abendebet, Ihnen zu vergelten, was Sie seit Jahr und Tag für mich gethan haben und noch zu thun ge denken. Damit aber könnt' er Ihnen besser vergelten, als wenn er Sie endlich die so sehnlich gesuchten Leute auffinden läßt?“

„Wenn es wahr ist,“ sagte Frau Liebheld, „daß Gott und die Heiligen die Bitte um unschuldiger und guter Kinder mehr berücksichtigen, als die anderer Menschen, so werden wir doch zu letzt lutz vor dem zu unserer Abreise festgesetzten Termin zum Ziele unserer Wünsche gelangen.“

„Inbels nur nicht zu früh!“ sagte der Advocat. „Wir sind schon gar zu oft getäuscht worden. Die ganze Geschichte mit der geheimnißvollen Bestellung hierher und diesem Abgehen, an welchem ich erkannt werden soll“ — er deutete leicht auf ein klei nes schmales pomeranzfarbiges Band im untersten Knopfloche seines Rockes — „ist am Ende wieder eine läppische Komödie, die sich ein Wiener Spasvogel mit uns macht.“

Die drei sich also unterhaltenden Leute hatten jetzt eben so wenig bemerkt, daß sich ihnen ein fein gelei dete Herr in den höhern dreißiger Jahren näherte, wie sie vorher wahrgenommen, daß ihnen zu beiden Seiten zwei Männer gefolgt waren, bald der eine näher, bald der andere, und endlich der eine rechts, der an dere links an den nächsten Tischen Platz genommen hatten. Ihrem Keuschen sah schienen die Letzteren dem mittleren Bürgerstande anzugehören, während der zuletzt Hinzugetretene ein bei weitem vornehmeres Ansehen hatte. Als Doctor Liebheld, von seiner Frau auf diesen Herrn aufmerksam gemacht, die Augen zu ihm auf schlug, deutete derselbe stumm auf ein ganz gleiches Bändchen, welches auch er in demselben Knopfloche trug.

„Mein werther Freund,“ sagte der Fremde mit ostentibel lanter Betonung und mit der ungarischen Aussprache des Deut schen, „wenn es Ihnen und den gelehrtten Damen gefällig ist, so machen wir noch einen kleinen Spaziergang.“

Während er sprach, deutete er mit seinen großen schwarzen Augen sehr bezeichnend auf die beiden schlüchtern Männer an den

nahen Tisch. Und ohne Umstände bot er Frau von Liebeld den Arm und setzte leicht und gewandt von der Bühnenarstellung des Propelschütter Theaters dem vorigen Abend, als wären sie zusammen darin gewesen. Doctor Liebeld führte Liebchen dicht hinter dem ersten Paar und ging eben so unangezwungen auf das Gespräch ein. Somit schritten sie den nach der Tonau sich ausbreitenden Partien des Parkes zu. Als sie aus dem Menschengewühl waren, sagte der Fremde:

„Oest, meine Damen, haben Sie gefälligst Acht, daß Niemand und zu nahe kommt oder uns überhaupt beobachtet, während ich mit dem Herrn spreche.“

Er nahm nun des Doctors Arm und die Doctorin und Liebchen führten sich. Die Letztere glaubte wirklich, die Männer von ten Reblentischen einige Zeit hinter sich zu sehen.

„Mein Herr,“ nahm der Fremde leise das Wort, „Sie suchen seit einiger Zeit die Familie eines in Ungarn geborenen Griechen, Namens Georg Theodoro.“

„So ist's, und Sie haben mir durch meinen Agenten Hoffnung gemacht, durch Sie Nachrichten über diese Familie zu erhalten.“

„Ahn wohl, ich will nicht leugnen, daß ich der einzige Mensch bin, welcher Ihnen genaue Auskunft über besagte Familie erteilen kann. Doch muß ich durchaus erst wissen, zu welchem Zweck Sie diese Nachrichten so sehr wünschen, mit solcher Beharrlichkeit erstreben?“

„Auf diese Frage werde ich Ihnen erst dann genügend antworten, wenn Sie mich überzeugen haben werden, daß Sie selbst ein Glied dieser Familie sind, welches bei den ihr zu machenden höchst wichtigen Mittheilungen selbst wesentlich interessiert ist.“

Der Fremde schweigend einen Augenblick nachdenkend, während sein scharfes Auge miträusch in den Zügen des Advocaten leschte, dann sagte er höherr:

„Ihr Agent hat Sie mir als einen königlich böhmischen Rechtskammal genannt. Ich habe zu diesem Stande kein sonderliches Vertrauen. Der Name Georg Theodoro ist verschollen. Niemand kann sagen, was aus dem Träger desselben geworden ist. Ein Ihnen unvorstellig alljährlich entgegengesprochenes Vertrauen könnte die Familie Theodoro in Gott weiß welche Rechtsverwicklungen stützen. Wir sind das in Ungarn so gewohnt.“

„Darüber kann ich Sie vollkommen beruhigen,“ entgegnete Doctor Liebeld lächelnd. „Ich sehe Ihnen das Ehrenwort eines deutschen Mannes, der niemals von der wahrenen Nase des Rechts zu seinem persönlichen Vortheil Gebrauch gemacht hat, zum Pfand und gebe Ihnen, wenn Ihnen dieses Ehrenwort zu Ihrer Sicherheit nicht genügen sollte, jede nur gewünschte Garantie, daß die Eröffnungen, welche ich der Familie Theodoro zu machen habe, dieser nicht nur keinen Nachtheil, sondern im Gegentheil Vortheil, großen Vortheil, Glück und Freude bringen werden. Ich habe die Familie Theodoro seit Jahr und Tag nicht gesehen, um einen Rechtsstreit mit ihr zu centabiren, sondern um eine ihr schuldige Verbindlichkeit zu lösen.“

Der Fremde hatte mit steigender Spannung zugehört, strich sich den Bart nachdenklich und sagte dann:

„Ahn wohl, mein Herr, ich selbst bin nicht sowohl ein Glied der Familie Theodoro, sondern ich bin vielmehr in meiner Person die ganze Familie selbst. Es gibt außer mir keinen Verwandten des Georg Theodoro. Wenigstens ist er bis zu der Zeit, wo er sich aus Ungarn entfernte und bald darauf verscholl, nicht verheiratet gewesen. Das sind nun fast einundzwanzig Jahre. Ob er sich im Auslande später verheiratet und Leibeserben erzielt hat, darüber kann ich nichts sagen; denn ich habe nie wieder von ihm gehört. Es ist auch nicht wahrscheinlich, weil er ein Weib in Ungarn liebte und dieses zu ehelichen beabsichtigte. Die Auserwählte seines Herzens hat von ihm nie wieder etwas gesehen, noch gehört.“

„Er hat sich später wirklich, auch nicht verheiratet,“ sagte Liebeld. „Wenn nicht Kinder von ihm aus der früheren Lebenszeit am Leben sind, so gibt es überhaupt keine von ihm. In welchem Verwandtschaftsgrade stehen Sie zu ihm?“

„Ich bin sein einzig Geschwister, sein jüngerer Bruder. Er war mein Ernährer und Erzieher. Als er sich entfernte, war ich erst sechzehn Jahre alt.“

„Und wie alt war damals Ihr Bruder?“

„Wohl ein hoher Zwanziger.“

„Ich will es Ihnen genau sagen: er war zweiunddreißig Jahre alt. Und nun werden Sie mir die Bemerkung erlauben, daß es etwas unwahrscheinlich ist, daß ein Mann von zweiunddreißig Jahren noch einen Bruder von sechzehn Jahren habe.“

„Das ist doch so unwahrscheinlich nicht, und um so weniger, als ich das Kind einer zweiten Frau unseres Vaters bin. Dieser war kurz vorher aus dem Leben geschieden und hatte Georg lebend die Pflicht auferlegt, für mich und meine Mutter zu sorgen.“

„Womit können Sie mir beweisen, daß Sie Georg Theodoro's einziges Geschwister sind?“

„So viel als möglich durch obrigkeitliche Atteste, doch muß die Sache auch der Waise lohnen. Sie werden mir nicht jammern wollen, daß ich ohne Grund und Ansed und bloß um Ihnen, dem mir gänzlich Unbekannten, einen solchen Beweis zu führen, Reisen und Ausgaben mache, Zeit aufwende.“

„Gewiß nicht. Können Sie sich mir nicht vor der Hand durch Legitimationspapiere überhaupt als Träger des Namens Theodoro ausführen?“

„Nicht leichter.“

Der Fremde zog ein Papier aus der Brusttasche und überreichte es dem Advocaten, der es vorhin unterdiesch. Es war der in Oesterreich unentbehrliche Reisepaß. Liebeld las: Philipp Theodoro, Handelsmann aus Kremnitz in Ungarn.

„Dies genügt vor der Hand zu den ersten Mittheilungen, die ich dem Erben Georg Theodoro's zu machen habe. So erfahren Sie denn, mein Herr, daß Ihr Bruder nicht mehr am Leben ist und ein nicht unbedeutendes Vermögen hinterlassen hat, welches Ihnen ausgenommen werden wird, sobald Sie sich mir genügend als einzigen Verwandten des Verstorbenen legitimirt haben werden. Die Auszahlung der Hinterlassenschaft wird dann noch an eine von Ihnen leicht zu erfüllende Bedingung gebunden sein, aber die ich mich jetzt noch nicht näher auslassen kann.“

„Und Sie hätten sich ganz allein und aus keinem Grunde weiter ein Jahr und länger in Ungarn aufgehalten, um mir ein bedeutendes Vermögen auszuliefern, auf das ich keinen Rechtsanspruch erheben habe?“ fragte der Fremde, ungläubig mit dem Kopfe schüttelnd.

„Dieses aufsehende Räthsel soll Ihnen gelöst, dieses Mißtrauen in menschliche Gerechtigkeit beseitigt werden, sobald Sie sich mir als alleinigen Erben Georg Theodoro's werden documentirt haben. Ich versichere Sie hoch und theuer auf Treue und Glauben, daß die strengste Rechtfertigung hier zu Ihrem Vortheil handelt auftritt, wenn Sie wirklich der sind, für welchen Sie sich eben ausgesprochen haben und daß durchaus keinerlei Hintergedanke dabei im Spiele ist.“

„Sie bleiben so lange in Wien, bis ich Ihnen den verlangten Beweis geliefert.“

„Das versteht sich. Hier ist meine Karte. Sie sollen nicht betonen, mir vertraut zu haben.“

Der Fremde schien nichtsehrweniger nicht sonderlich erfreut über die erhaltene Nachricht. Sein Benehmen war und blieb zurückhaltend und zweideutig und deshalb wenig geeignet, der Familie des Advocaten Vertrauen einzufößen. In diesem Sinne sprachen sich auch die beiden Frauen gegen Liebeld aus, als der Fremde sich nach kurzem und ziemlich frostigem Abschied mit dem Besprechen, er werde den Beweis so schnell als möglich beibringen, entfernte hatte. Die drei zusammengehörigen Personen, welche sich von der endlichen Entdeckung des lang gesuchten Menschen Freude und Erleichterung verprochen hatten, waren verstimmt, ja selbst die Kinder waren schweimig geworden; der Fremde hatte auf Alle einen gleich starken und unangenehmen Eindruck gemacht.

IV.

Polizeiverhöer.

Die achte Stunde des folgenden Morgens brachte der kleinen Familie eine unangenehme Ueberraschung in ihre Wohnung, und zwar in der Person eines Polizeicommissairs und zweier Polizeidiener. Vom Ersteren wurde Doctor Liebeld auf's Höflichste ersucht, sich anzustellen und ihm auf das Bureau seines Chefs zu folgen. Doch habe er den Befehl, auch sämtliche Papiere des Herrn Doctors mitzubringen. Der artige Beamte versicherte die Damen, sie brauchten keinerlei Besorgniß zu hegen; er sei über-

zeugt, es werde sich Alles schnell zur Zufriedenheit der Behörde und des Herrn Doctors aufklären, und er bedauere nur die kleine Störung, welche ihnen zu machen Anstand hätte. Alle Effecten der Familie wurden sorgfältig untersucht und alle Papiere hinübergerommen. Doctor Liebheld setzte seine Frau und Liebchen so gut als möglich zu beruhigen und versprach, bald wiederzukehren; doch blieben sie in Bestürzung und Angst zurück und ihr Kummer stieg, als jener an diesem Tage nicht wiederkehrte.

Der Avvocato hatte ein anständiges Zimmer, aber erst am andern Tage wurde er zum Polizeidirector geführt. Der Beamte war ungemein höflich.

„Sie müssen entschuldigen, geehrter Herr Doctor, daß ich Sie erst heute um eine Unterredung bitte. Es mußten gestern nöthige Recherchen dazu gemacht und Berechtigungen getroffen werden. Sie sind selbst Jurist und wissen deshalb genau, wie viel von Ihren wahrheitsgetreuen Antworten auf meine Fragen für Ihr eigenes Wohl abhängt. Ich darf Ihnen nicht verzeihen, daß Ihr Tugend und Treiben in Ungarn und Oesterreich seit einem Jahre die Aufmerksamkeit der Polizei hat erregen und Sie in Verdacht bringen müssen, als hätten Sie unethischen Verkehr mit Leuten von zweideutigem Ruf, und die Dinge, die gestern in Ihrem Besiz gefunden wurden, sind leider geeignet, diesen Verdacht zu bestätigen, wenn nicht gar zu verstärken.“

„Ich kann und werde jeden Verdacht gegen mich beseitigen und darthun, daß meine Absicht eine reine und edle ist.“

„Ich wünsche und hoffe es, mein Herr,“ versetzte der Polizeidirector in einem glatten Tone, welcher den Zweifel keineswegs ausschloß. Die Herren nahmen aus dem Sopha Platz, dann fuhr der Beamte fort: „Sie haben aber ein Jahr lang Nachforschungen nach einem Manne aus dem untern Eibän, Namens Theodoro, in Ungarn gehalten. Welchen Zweck haben Sie bei diesen ungewöhnlichen Recherchen?“

„Ich suchte nicht den Mann — denn der ist ja nicht mehr am Leben — sondern seine Nachkommenschaft, seine Familie, seine Erben, um diesen aus dem Nachlaß die Verstorbenen zu übergeben, was zu diesem Zwecke in meine Hände gelegt worden ist.“

„Wenn Sie ein Erbe auszuantworten haben, weshalb betreten Sie der Rechtsamtmann, nicht den für solche Fälle gesetzlich vorgeschriebenen Weg und wenden sich an die Behörde, deren Kenntniß der Personen und Verhältnisse Sie schnell zum Ziele führen müßte? Warum schlugen Sie nicht einen zweiten gebrauchlichen Weg ein, und sortirten in den öffentlichen Blättern des Königreichs Ungarn oder aller österreichischen Staaten die betreffenden Personen auf, sich bei Ihnen zu melden?“

„Der Grund liegt eben in einer seltsamen Vermuthung der Verhältnisse, und da dies nicht mein Geheimniß ist, da ich bloß Beauftragter bin, welcher seine Ehre für das Verschweigen der bestimmten Umstände veräußert hat, so werden Sie mir erlauben, daß ich Ihnen die Antwort auf diese Fragen schuldig bleibe.“

„Damit kommen Sie nicht durch, mein Herr, und Sie müssen selbst einsehen, daß Sie mit dieser Auskunft nur den bereits auf Ihnen lastenden Verdacht vermehren.“

„Aber worin besteht der Verdacht? Gegen ihn will ich mich verantworten.“

„Ist es nicht verdachtstregend genug, daß Sie über Jahr und Tag von Vilagos aus in allen angarischen Städten nach Personen eines Namens forschten, der selbst nicht zu den tenemirten gehört? Taß sie dabei immer die Mitwirkung der Behörde scheuen? Aber dazu konnten noch ganz andere und wichtigere gravirende Umstände. Weshalb hielten Sie sich mit den beiden Damen, Ihren Begleiterinnen, nur einen einzigen Tag in Kremniß auf, wo Sie doch leichter, als an andern Orten, über das, was Sie wünschen, hätten belehrt werden können, und weshalb sah Ihre schnelle Entfernung aus dieser Bergstadt einer Flucht ähnlicher, als einer Abreise?“

„Der Grund lag in einer unbesehbaren Furcht meiner Frau, daß ihr von einer in Kremniß wohnenden einflußreichen Person Zustimmung zu geben könnte, und nach früheren bösen Erfahrungen müßte ich selbst gemeine Raubhandlungen von jenem hochgestellten Manne fürchten, denen wir uns nur durch eine schnelle Abreise entziehen zu können glaubten.“

„Und wer ist dieser hochgestellte Mann, den mit Recht zu fürchten Sie angeblich Ursache haben?“

„Der Oberbergmeister von Hammerstein.“

„Welchen Grund haben Sie zu solcher Furcht?“

„Herr von Hammerstein war der Verlobte meiner Frau, ehe ich sie kennen lernte. Ihr Rüktritt und ihre Verbindung mit mir riefen sehr unwillige Schritte gegen uns auf, und wir haben Ursache, gegen ihn fort und fort auf der Hut zu sein.“

„Wußten Sie denn nicht, daß Herr von Hammerstein in Kremniß amirt?“

„Wir erfuhren es leider erst in der Stadt selbst, in welcher wir aus seltsamen Gründen gern länger verweilt hätten.“

„Welches waren diese Gründe?“

„Weil Kremniß der Geburtsort meiner Frau ist, wo sie nur die paar ersten Jahre ihres Lebens zugebracht hat, so daß ihr nur dunkle Erinnerungen daran vorstübten.“

„Der war der Vater Ihrer Gattin?“

„Der verheirathete Bergmeister von Schönfeld. Der ehemalige, nun auch aus dem Leben geschiedene Oberbergmeister von Holbrat war ihr mütterlicher Großvater.“

In den Tagen des Polizeidirectors ging während dieser harmlosen Mitteilung eine Bewegung vor. Er verlor einige Augenblicke in Nachdenken; dann fuhr er fort:

„Wie reizt sich mit diesem offenen Bekenntniß Ihre Angabe zusammen, daß Sie der Beauftragte eines Andern wären?“

„Die Angabe der Familienverhältnisse meiner Frau hängt ja nicht mit dem mir erteilten Auftrage zusammen, die Verwandten eines griechischen Handelsmannes aufzufuchen.“

„Nicht?!“ betonte der Beamte scharf und mit einem Anfluge von Eppelt. „Berechnen Sie nicht, der Wiener Polizei was weiß zu machen. Es dürfte Ihnen schwerlich gelingen.“

Aber das fremdrende Ersinnen in den Tagen des deutschen Avvocaten war doch zu natürlich und christlich, als daß der Polizeidirector nicht davon hätte Ruhig gemacht werden sollen.

„So wissen Sie durch Ihre Gattin nicht, in welchem Verhältnisse jener Handelsmann Georg Theodoro, dessen Ableben Sie behaupten, und dessen Erben Sie suchen, zum Großvater Ihrer Gattin, Herrn von Holbrat, stand?“

„Darum weiß weder ich noch sie etwas. Sie hat nie den Namen Theodoro genannt und schwerlich den Träger desselben genannt.“

„Aber ist er nicht bei Ihnen gestorben und hat Ihnen sein erworbenes Gut zur Vererbung an seine Familie hinterlassen?“

„Nein, so ist es nicht. Ich habe den Mann nie gekannt. Ich bin ja nur der Beauftragte eines Andern.“

„So kennen Sie auch wohl den Siegelring nicht näher, den man gestern mit dem Reisepaß Georg Theodoro's zusammengepackt bei Ihnen gefunden hat?“ Die Frage war mit Unterbreitung und mißbilligendem Kopfschütteln gesprochen.

„Nein, ich kenne ihn nicht. Er ist mir anvertraut worden, damit er mir vielleicht das Auffuchen der Erben Theodoro's erleichtere.“

„Und auch Ihre Gattin kannte nichts von der geheimen Geschichte dieses Ringes, sie die Entlein seines ehemaligen Besitzers, sie die Tochter seines nachherigen Besitzers?“

Liebheld war sprachlos vor Ersäunen, und der Polizeidirector schlug eine höhnische Lache auf; denn er glaubte den Mann nun verurtheilt zu haben.

„Sie wählten nicht, daß sich um diesen Ring die verhängnisvolle Geschichte und gewissermaßen der Untergang jener Familie dreht, welcher doch Ihrer Angabe zu Folge ihre Gattin entspringen ist?“

„Nein, bei Gott! nein!“ stammelte Liebheld.

„Wüßten nichts von jener grauenhaften, aber allen Zweifel feststehenden Entschimung des Weibes, der diesen Ring nach, diesen Ring verzeihlichseßend verlangt, um diesen Ring gräßliche Jammertöne ausstößt, und dieses umgebende Spektakel ist doch durchaus kein anderer Geist, als der des Vaters Ihrer Gattin? Und auch diese wüßte von dem Allen nichts?“

„Wein Ersäunen steigt mit jedem Worte, das ich weiter von Ihnen vernehme. Ich darf mit Bestimmtheit annehmen, daß auch meine Frau nichts von allen diesen Dingen weiß, sonst hätte sie mir ganz gewiß Mittheilungen darüber gemacht.“

„Aber wo sind Sie denn in Besiz dieses Ringes gekommen? Doch wohl auf seinen Fall antrug, als durch Erbchaft Ihrer Gattin von Ihrem Großvater, Herrn von Holbrat?“

„Nichts weniger als das. Meine Frau hatte mit dem Dinge nie etwas zu schaffen. Ich weiß, daß sie ihn je gesehen hat. Er gehört zur Nachlassenschaft jenes Georg Theodoro und ist mir, wie ich Ihnen bereits gesagt, anvertraut worden, damit er mir vielleicht das Auffuchen der Erben dieses Mannes erleichtere.“

„Und wer ist denn dieser Auftraggeber, der im Besitz dieses wichtigen Dinges war, an welchem doch eigentlich nur Ihre Gattin Interesse haben kann? Wer ist der Mann, welcher jetzt im Besitz der übrigen Nachlassenschaft Georg Theodoro's ist, die an die Erben zu bringen er sich so viel verhäßte, sichtsche, geheimnißvolle Mühe und so viel Geld kosten läßt? Wer ist dieser merkwürdige Mensch?“

„Seinen Namen zu nennen, verbietet mir jetzt noch mein gehebenes Ehrenwort. Sehr wichtige Gründe halten ihn ab, hervorzutreten.“

„Ich glaub' es wohl!“ lachte der Beamte boshaft. „Aber können Sie sich als Rechtsgelehrter und vernünftiger Mensch vorstellen, daß wir uns mit solchen Kapereien abgeben lassen, wenn es sich um die endliche Lösung eines hartnäckig allen Versuchen geschiedt Meister widerstandenen Räthsels, um die seit zwanzig Jahren erstirbte Aufhellung eines unerschwinglichen Fundes handelt, dessen innerster, geheimnißvoller Kern ein Verbrechen ist, sein Auf, über dessen Art und Weise und Beschaffenheit nicht einmal Vermuthungen aufzustellen waren? Nein, mein Herr, hoffen Sie nicht, so durchzukommen. Ihre Angaben sind lauter Widersprüche. Sie haben uns zur ersten Dämmerstunde in diesem finstern Labyrinth verpfunden, und höchst verdächtigen Menschen gestern im Prater hat uns die Gewißheit verschafft, nach welcher Seite wir vorzuschreiten haben.“

„Dieser Mensch ist der einzige Bruder und Erbe des verstorbenen Georg Theodoro.“

„Genug mit diesem Märchen!“ sagte der Beamte bitter. „Wir wollen doch sehen, ob Ihre Gattin nicht mehr weiß von dieser wichtigen Sache.“

„Meine Frau ist als dreijähriges Kind von ihrem Großvater aus Krennig und Ungarn geführt worden, und weil ihr Großvater und Vater Feinde waren, so —“

„Ganz recht! ganz recht! Todfeinde!“ fiel der Polizeidirector heftig ein.

„So hat der Erstere, ihr Erzieher, nie etwas über ihren verstorbenen Vater bei ihr verlauten lassen. Sie kann Ihnen deshalb keine andern Angaben machen, als ich.“

„Wir werden sehen. Wenn Sie Ihrer Gemahlin Unannehmlichkeiten ersparen wollen, so geben Sie die beobachtete Rückhaltung auf, und machen Sie ganz offene Mittheilungen. Sie sehen, ich bin von jedem Ihrer Schritte unterrichtet. Es handelt sich um die Auflösung einer der dunkelsten und räthselhaftesten Thaten, bei welcher selbst die Geisteswelt theilhaftig ist. So werden Sie einsehen, daß Sie mit Vorwänden wie gegebenes Ehrenwort und poetischen Erfindungen nicht auskommen.“

„Mein Herr, ich kann nur dem Fürsten Staatskanzler oder dem Kaiser selbst nähere Eröffnungen über Personen, die durchaus geschont werden müssen, und über bis jetzt unbekannte Thatfachen machen.“

„Wohl! Ich werde Seiner Durchlaucht Ihr Gesuch vortragen.“

Am Abend wurde Doctor Liebheld in das Palais des Fürsten Metternich geführt.

Am folgenden Morgen schrieb er einen kurzen Brief an Edoard Raßfert folgenden Inhalts:

„Endlich Land, lieber Junge! Und was für ein Land! Ja, die Gegend erndete Julei, die sich so lange meinem spähenden Blicke entzog, ist ein Wunderland. Aber noch liegt sie in der Perspective vor mir. Was werden wir erst entdecken, wenn amfer Fuß auf ihrem festen Boden wankelt! Mit dem „wir“ meine ich Dich und mich; denn es ist des Kaisers Wunsch, der sich persönlich für unsere Angelegenheit interessiert, daß Du selbst mitwirkst. Komme also unverzüglich hierher. Wir werden erst eine Audienz beim Kaiser haben, und dann zusammen die Reise nach Krennig in Oberungarn machen, in dessen Goldbergwerken das geheimnißvolle Drama spielt, dessen Entwidlung und Abschluß herbeizuführen wir vom Schicksal berufen zu sein scheinen. Mache Dich gefaßt, Wunderbares zu erfahren!“

(Fortsetzung folgt.)

## Der Canal von Suez.



© u. i.

Unter den verschiedenen Fragen, welche die öffentliche Meinung beschäftigten, erregt und verdient keine eine größere Aufmerksamkeit, als die Durchschneidung der Isthme von Suez. Sie allein hat welthistorische Bedeutung, ihr gegenüber treten alle Tagesange-

legenheiten in den Hintergrund zurück. Unabsehbar in ihren Folgen, stellt sich die Eröffnung einer abgekürzten Wasserstraße zwischen dem mittelländischen Meere und dem indischen Ocean jenen denkwürdigen Begebenheiten zur Seite, welche in der Cultur-Ge-

schichte der Menschheit Epoche bilden. Seit der Entdeckung America's und der Fahrt um's Cap der guten Hoffnung, hat sich in den wirtschaftlichen Verhältnissen West-Europa's ein Ereigniß von höherer Wichtigkeit kaum zugetragen. Eben so klar ist es, daß das Völkerräden der civilisirten Nationen des Abendlandes für

Schon im grauen Alterthume bestand zwischen den historischen Völkern Europa's und den südlichen und östlichen Ländern Asiens ein beständiger und reger Handelsverkehr. Die Griechen und hierauf die Römer sammt den ihrer Herrschaft unterthänigen Provinzen strebten nach den kostbaren Erzeugnissen Arabiens, Indiens



Station in der Wüste zwischen Cairo und Suva.

den Orient in politischer und socialer Beziehung eine heilsame Veränderung herbeizubringen berufen ist. In Begleitung der Baaren und Reisenden werden Ideen nach dem Osten strömen, und was eiserne Gewalt vereinzelter Völker nicht vermocht — die im Raftengeist gebannte Gesellschaft umzubilden — wird den gei-

und China's in dem Maße, als mit dem Vorschreiten ihrer Bildung oder ihrer Eroberungen die Lebensbedürfnisse an Zahl und Verfeinerung zunehmen. Die Hauptartikel, die man aus dem Morgenlande bezog, bestanden in Specereien, Edelsteinen, Perlen, Elfenbein, Seiden- und feinen Baumwollenwaaren. Hierfür schickte



Lager der Soudan-Ingemeure bei Si-Suif.

stigen Waffen der gesammten gestifteten Staaten sicher gelingen. Die Trennung zweier Erdtheile wird auf diese Art die Einigung aller herbeiführen, nad der Wasserweg zwischen zwei Meeren wird zum festen Band zwischen Hunderten von Millionen Menschen werden.

man nach jenen Gegenden Feinwand, Weine, wollene Tücher, Silbergeräth und besonders viel Gold.

Der Weg, auf welchem dieser Austausch stattfand, war ein dreifacher. Der längste und mühevollste ging vom Indus über Persien nach dem caspischen und von hier nach dem schwarzen

Meere. Ein zweiter führte durch den persischen Golf nach dem Guphat und mündete in den Indischen Ozean. Kinide, Babylon, Palmyra und Tyros verbanden ihren Wohlstand vorzüglich der Vermittlung dieses Handels, und als diese Städte, kammt den Reichen, die sie vererbschten, in Trümmer zerfielen, erblühten Babrak, Bagdad und Mosul freilich nur einen Theil der Blüthe ihrer mächtigen Vorgängerinnen. Die dritte Straße zwischen Ost und West lief durch den arabischen Busen über Egypten, theilweise mit Benutzung des ptolemäischen Canals, nach den Mündungen des Nils und endete in dem weltberühmten Hafen Alexandria's.

Als Vermittler dieses Austauschs nennt die Geschäfte die Phöniciier, das nächste und bedeutendste Handelsvölk der alten Welt, hierauf die Perser und die verschiedenen Colonien griechischer Abkunft.

Der Sturz des weströmischen Reiches, das Vordringen gewaltiger Barbarenhorden in die Gesilde weitverbreiteter Bevölkerung stürzte für eine Zeit die Beziehungen beider Welttheile zu einander; doch hörten dieselben selbst nach Begründung der Araberherrschaft, so wie mit dem Auftreten der Osmanen in Vorderasien nie gänzlich auf. Alexandria und Constantinopel verjagten den Decident mit den Gütern des Morgenlandes.

Als Künstler und Weiterförderer der hier, so wie in andern minder ansehnlichen Häfen aufkapellten Waaren trat zuerst Venedig und hierauf dessen fühnste Nebenbuhlerin, Genua, auf. Die Kreuzzüge, indem sie die europäische Menschheit mit dem Osten in unmittelbare Verbindung versetzten, erweckten den Reizen die Begierde nach dem Besitze der Schätze Indiens, und das Wiederaufleben der Künste und Wissenschaften, auf welches Wohlstand und Gewinnsucht folgten, setzten die Völker in den Stand, ihre Bedürfnisse in größerer Maße zu befriedigen. Bald nahm auch der Norden an dieser Thätigkeit Theil und die Hanfschärfte setzten die von den Venetianern und Genuesen zugeführten Waaren nach verschiedenen Ländern weiter ab.

Obgleich gestaltete sich der orientalische Handel für keinen Staat so gewinnreich, als für die Königin des atlantischen Meeres. Sie war es, die selbst nach Eroberung Constantinopels (1453) und Egyptens durch die Türken ihre Verbindung mit dem Osten aufrecht zu halten, ja zu einem Monopol für sich unumwendlich wußte. Die hierauf entfallende Besteuerung der Waaren, so wie der Reid, welchen Beverzeugung und Sklav erzeugen, riefen in den am atlantischen Ozean wohnenden Nationen den heißen Wunsch hervor, sich die von ihnen nötig gewordenen Gegenstände auf anderem Wege zu verschaffen. Es kam es, daß, im Auftrage seines Königs, der Portugiese Bartolo Diaz zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts das Cap der guten Hoffnung erreichte und daß, von den Andeutungen der Wissenschaft unterstützt, Christoph Columbus, in der Absicht, den Weg nach Ostindien für den spanischen Hof zu entdecken, auf eine neue Welt, America, stieß.

Nicht mehr rastete der Unternehmungsgestir, und was Diaz und Columbus versucht, erreichten wenige Jahre später Vasco de Gama und Magellan. Ersterer fuhr auf dem von seinem Landmann bezeichneten Wege um das Vorgebirge der guten Hoffnung, damals von den besessenen Stürmen Cap der Stürme genannt, und traf im Jahre 1498 zu Melinda auf dem Strande von Zanquebar, kurz darauf aber auf der Malabarhälfte zu Calicut ein; während Magellan funfzehn Jahre nach dem Tode des genialen Mannes, der selbst nach Entdeckung America's die Durchsicht nach dem indischen Meere zu suchen nicht aufgehört, diese an der südlichen Spitze des neuen Continents glücklich bewerkstelligte.

Ein Schiedsrichtervertrag des Papstes Alexander VI. hatte die zwischen Spanien und Portugal entstandenen Streitigkeiten wegen des Besizes der neuentdeckten und noch zu entdeckenden Länderinnen dahin gelöst, daß alles Land 360 Meilen westlich von den Azoren den Spaniern, östlich den Portugiesen gehören sollte. Wie die westliche Halbzigel unterworfen, gehört nicht in dem Rahmen gegenwärtiger, den orientalischen Verkehr schützender Schätze. Während die Spanier in America blühenden Fuß faßten, eroberte der tapfere Albuquerque Calicut, Goa und überkaufte die Küsten von Malabar, nahm ferner Malacca und erzwangte das weitere Eindringen in die indische Inselwelt. Die Eroberung von Ormuz machte die Portugiesen zu Beherrschern im persischen Golfe.

Vergleichen trachtete die Lagunenstadt, die ihrem Monopol drohende Gefahr von sich abzuwenden. Der Karawanenzug konnte mit dem directen Seehandel den Wettstreit nicht bestehen, um so

weniger, als jener wegen des brutalen Regiments der Türken immer unsicherer und losseligiger wurde. Die Königin der Arvia, auch von der Ligue von Cambay angezogen, künfte ihre Meeresscepter und ihren Reichthum ein.

Fast hundert Jahre hindurch behauptete Portugal sein Handelsreich in den indischen Gewässern. England, Frankreich und Holland, in continentale Kriege verwickelt, konnten während des sechszehnten Jahrhunderts ihre Aufmerksamkeit überseensien Angelegenheiten nicht widmen. Doch mit Anfang des sechszehnten Jahrhunderts traten die nordwestlichen Staaten mit in die Reihe der Seemächte.

Zuerst wagten die Holländer einen Kampf um die Schätze Indiens und China's mit den Portugiesen und es gelang ihrer Tapferkeit, sich auf dem gesegneten Boden schulschützen. Kurz darauf erschienen die Engländer und die Franzosen, um an der reichen Beute Theil zu nehmen. Indes verloren die Letzteren nach vielfältigen Wechselläufen bis auf einen geringen Rest alles Erworben an ihre zur See übermächtigen Rivalen. Während sich nun auch die Holländer auf die Inselwelt beschränkten, dehnte sich Mitte des achtzehnten Jahrhunderts der britische Dreyack seine Gewalt nach und nach auf den ganzen indischen Continient aus, erstreckte seinen Einfluß auf Hinterindien, China, in die Gewässer Persiens und Arabiens, bemühtigte sich des Vorgebirges der guten Hoffnung, ergriff Besitz von dem neuentdeckten südlichen Welttheil und zog mit Hilfe ungeheurer Vorräthe an Handels- und Kriegsschiffen und Dank seinem mercantilen und Colonisations-Genie den östlichen Verkehr mit Europa fast ganz an sich. Indien ward zum Hauptquell des Reichthums und der Macht Großbritanniens.

Dies konnte dem scharfen Blicke Bonaparte's nicht entgehen. Von englischem Vorrath und englischem Geld befrigt, sagte der große Herrführer der französischen Republik den Entschluß, den Tobfeind seines Vaterlandes an der verwundbarsten Stelle anzugreifen. Die Siege des Dergenerals in Egypten, so wie der Verlust vieler Schlüssel zu Indien wegen der Unfähigkeit seiner Stellvertreter und der Superiorität der englischen Marine, sind allgemein bekannt. Weniger verbreitet sind die Bemühungen Bonaparte's für die Wiedereröffnung des alten Verkehrsweges zwischen dem rothen und dem mittelländischen Meere. Von Gelehrten, der sogenannten egyptischen Akademie, begleitet, ordnete der geniale Mann Forschungen an über die Möglichkeit einer Wasser Verbindung durch die Kanäle von Suez. In kriegerischer Eile und mit unvollkommenen Werkzeugen versehen, fiel die Unternehmung leider unbefriedigt aus. Die französischen Ingenieure besätigten den seit Aristoteles verbreiteten Irrthum, daß der Spiegel des arabischen Busens höher gelegen sei, als das Niveau des Mittelmeeres, und daß somit das Graben eines Canals die Ueberfluthung Egyptens nach sich ziehen müßte.

Indes, ob zu Wasser oder zu Land, der Weg über Egypten blieb immer der kürzeste. Ein Blick auf die Karte drang einem Jeden die Ueberzeugung und mit ihr den Wunsch auf, mit Umgehung der langen und gefahrvollen Fahrt um das Cap, eine Handelsstraße über die Ostsee Atrila's herzustellen. Die steigende politische und commercielle Bedeutung Indiens, die ungebundenen Interessen, welche die Krone Großbritanniens nicht minder als die ostindische Compagnie an ihre Besitzungen knüpfen, wiefen darauf immer nachdrücklicher hin. Dennoch, ob aus Mangel oder Eifersucht auf die am Mittelmeere gelegenen Häfen, thaten weder Regierung noch Handelsgeellschaft Schritte zur Erreichung des gedachten Zweckes. Privatmänner, von patriotischem Eifer befeuert, waren es, welche die Aufmerksamkeit ihrer Vaterlande auf den großartigen Plan lenkten.

Nach unglücklichen Kämpfen und den härtesten Keltropfen gelang es am das Jahr 1830 dem Capitain Waghorn, die sogenannte Ueberlandstrecke zwischen Indien und Europa herzustellen. Eine Dampfschiffahrtsgesellschaft, unter dem Namen „Orientalische und Peninsulare Dampfschiffahrt-Compagnie“, führte die lebenskräftige Idee Waghorn's aus. Die Anlage einer Eisenbahn von Alexandria nach Cairo, welche, weiter geführt, in kurzem bis Suez vollendet sein wird, vervollständigt das Unternehmen. So namhaft jedoch auch die Beistehende dieser abgelaufenen Verbindung für Privat- und Personenerwerb, so wie für Verbesserung forschender Waaren sein mögen, — man empfängt auf diesem Wege binnen 27 bis 30 Tagen Berichte aus Bombay in London, während die Fahrt um's Cap drei Monate sechert, — so ist klar, daß sie den Nutzen einer

ununterbrochenen Seefahrt für die große Masse der Handelsgegenstände nicht aufzuheben. Das zweimalige Umladen, in Suez nämlich und in Alexandria, sowie die Beförderung auf der Eisenbahn, selbst wenn diese bis Suez fertig sein würde, bieten Hindernisse dar, welche die auf möglichst wohlfeile und sichere Fracht bedachte Handelserei zu umgehen bemüht ist. Nur wenn die Fahrzeugen aus den indischen Gewässern, ohne umzuladen, in's Mittelmeer einlaufen dürften, würde für den Großhandel Vortheil erwachsen. Dann aber würde dieser auch ein offener, ein ungeheurer werden.

Einmal angeregt, glomte wie lichte und zukunftreiche Idee bald heller, bald dunkler, doch unangeseht fort.

Nachdem schon sieben Jahre früher der in indisch-europäischen Sachen wohl erfahrene General Chesney die Ueberzeugung ausgesprochen hatte, die Spiegel der beiden Meere wären einer Canalisirung des Isthmus nicht entgegen, unternahm im Jahre 1841 britische Officiere auf eigene Faust die Nivelirung der Landenge, und bekräftigten ihrerseits die Ansicht Chesney's. Um dieselbe Zeit trat Finant-Des, Ingenieur des Vicerönigs von Egypten und durch seine Bauten am Nil rühmlichst bekannt, mit Antonio, dem jetzigen Director der Orientalischen und Peninsular-Compagnie, nebst zwei anderen Briten in einen Verein zusammen, um den Durchbruch des schmalen Landstreifens vorzubereiten. Inseß blieb dieses Beginnen ohne weiteren Erfolg, obgleich Finant die Ausführbarkeit des Canals hiäufiglich darthat. Zwei Jahre später kam eine neue Gesellschaft zu Stande, an der unter andern außer dem Englender Stephenson, der Oesterreicher Reggelli und der Franzose Lalabet sich theilnahmen. Die unter Leitung Vordrangers ausgeführten genauen Vermessungen wichen von den bisherigen günstigen Erhebungen nicht wesentlich ab. Inseß sagte sich Lalabet, der in Egypten nicht verweilt gewesen war, von seinen Vermessungen insofern los, daß er einen Nilcanal vorschlug, welcher durch das Delta nach Alexandria laufen sollte, während die Uebri gen auf einer Durchscheidung der Landenge von Suez bis Pelusium beharrten. Ein neues Nivellement im Jahre 1853, veranstaltet durch die Bedenken der französischen Akademie zu Ehren ihrer einflussigen Mitglieder, lieferte ein den neueren Erfahrungen entsprechendes Resultat.

Es standen die Dinge, als beim Ausbruch des Krieges wider Anstalt die Weltmächte ihre Augen den orientalischen Verhältnissen näher zuwenden mußten. Die Wahrung der Integrität des türkischen Pänzercomplexes, so wie die Kräftigung aller seiner Theile lagen im Interesse des gebildeten Theiles von Europa. Den der Auflösung nahen Organismus zu neuem Leben rufen, die aufstrebenden Theile zu rascherer Thätigkeit fördern, war eine Forderung gesunder Staatsflugheit. Ein Canal zwischen dem rothen und dem mitteländischen Meere bot sich von diesem Gesichtspunkte als eines der wirksamsten Mittel dar. Er war überdies zur Nothwendigkeit für die nach frischen Abgüßern ringenden Staaten am Mittelmeer geworden, und verließ zugleich die größten Vortheile Englands so wie dem ganzen nördlichen Europa.

Herrn Ferdinand v. Lesseps blieb es vorbehalten, die zeitgemäße Idee wieder aufzunehmen und, Dank seinem unermüdeten Eifer, dem Gelingen entgegenzuführen. Im October 1854, während eines Besuchs bei seinem Freunde, dem regierenden Vicerönig von Egypten, kam zwischen den beiden Männern der Plan eines Canals zur Sprache. Von den Vortheilen, die hieraus für sein eigenes Land, so wie für die Menschheit überhaupt erwachsen müssen, auf's Lebhafteste durchdrungen, gab Said Pascha seinem Gasten den Auftrag, Vorschläge zur Realisirung des großartigen Gedankens zu treffen. Die seit langen Jahren in ägyptischen Diensten

stehenden tüchtigen Ingenieure Finant-Bey und Rougel-Bey sollten Herrn v. Lesseps zur Verfügung stehen.

In Folge dieses Auftrags kam nach neuen allseitigen und genauen Forschungen ein Vorentwurf zu Stande. Derselbe enthielt den detaillirten Beschlag eines directen maritimen Canals von Suez nach Pelusium, mit einem großen Hafen im Timah-See und einem feinerisirten zwei kleinere Arme ausfließenden Irrigationcanal zwischen dem Nil und letztgenannten Becken, entlang des Bahi-Lumilat-Islands. Hierauf erschien ein Firmen des Vicerönigs, welcher, unter Vorbehalt der oberherrlichen Genehmigung von Seiten des Sultans, Herrn v. Lesseps ermächtigte, eine Gesellschaft, aus Capitalisten aller Nationen bestehend, zur Ansführung und Ausbeutung der fraglichen Wassertroute zu bilden.

Die wesentlichen Bestimmungen dieses Actenstückes sind folgende: Gleichheit aller Blaggen. Neutralität des Canals. Dauer der Concession 99 Jahre vom Tag der Eröffnung gerechnet. Unerlöbte Concession an die Compagnie alles dem Staate gehörigen Terrains, sowie Benutzung der Steinbrüche ohne Entgelt. Zollfreie Einfuhr von Maschinen und Utensilien. Schadloshaltung für das Inventar beim Erlöschen des Privilegiums. Die Ländereien, welche die Gesellschaft nach, sind die ersten zehn Jahre abgabefrei, und bleiben auch nach Verfall des Privilegiums ihr Eigenthum. Das Passagengebühr ist auf 10 francs per Tonne (Schiffscapazität) als Maximum festgesetzt, für die facultative Benutzung des Timah-Hafens an einem Tage. Die Gesellschaft hat das Recht, auf dem Nilcanal Passagelied zu erheben, so wie ein Entgelt für die Bewässerung des anliegenden Bodens von den Privatn zu fordern. Vom Reinertrag der Unternehmung gebühren dem ägyptischen Staatschatz 15 pCt., den ersten Grundten 10, dem Verwaltungsrath 3, der Hilfskasse der Bediensteten 2 und den Actionären die übrigen 70 pCt. Ihren Sitz soll die Gesellschaft zu Alexandria, ihr Verwaltungsbüro und ihr Forum zu Paris haben.

Ebenso bedurfte als thätkräftig hielt Lesseps dafür, daß es gerathe sei, den Plan einer größeren, von unparteiischen und allgemein anerkannten Sachmännern zusammengesetzten Commission zu unterbreiten, ehe man zur Bildung einer Compagnie schreite und Hand an's Werk lege. Die ersten Lehnher Europa's wurden zu Mitgliedern dieses Aequips ertoren. Sie hießen Rendel, Baron. Clean und Ch. Mansy aus England; Reggelli, Rath im Handelsministerium zu Wien und General-Inspector der kaiserlichen Eisenbahnen; Valcova, Ingenieur und Director der öffentlichen Bauten in Serbinien; Genard, Ingenieur und Chef des niederländischen Water-staats; Tempé, Ministerialrath und Obergeringel der hydraulischen Bauten in Preußen; Don Cipriano Segundo Montefino, General-Director der öffentlichen Arbeiten zu Madrid; Renaud, französischer General-Inspector der Brücken und Chaussees, und Vieson, Ingenieur-Topograph der französischen Marine.

Diese „internationale Commission“ versammelte sich Ende October 1855 zu Paris, und schiffte sich zu Marseille nach Egypten ein.

Nach möglichst genauen und gewissenhaften Untersuchungen an Ort und Stelle, — darunter neunzehn Vohrungen und eine langwierige Probearbeitung im Pelusischen Meerbusen durch den Schiffscapitän Jaurès, — gab die Commission dem Vicerönig die Erläuterung ab:

„daß der directe See canal die einzig mögliche Lösung der Frage sei und daß der Ausführbarkeit dieses Unternehmens in technischer Beziehung kein unüberwindliches Hinderniß entgegenstehe.“

(Schluß folgt.)

## Vorzeitiges Altern. Alters-Diätetik.

Junge Weisheit und alte Jungen, sie existiren; aber leider von jenen viel zu viel, von diesen viel zu wenig. Und das ist sehr natürlich; denn obgleich sich auch die Weisheit vom Alter mit seinen Schwächen und Mängeln. (J. Hartenl. 1858. Nr. 5.) entsepflich freudigen, thun sie doch nichts, um ihr Altern so weit als möglich hinauszuschieben. Im Gegenstheil strebt man gewöhnlich danach, und zwar schon von Jugend auf, vorzeitig in ein Alter vorzurücken, wohin man noch gar nicht gehört.

Keine dumme Mädchen, aufgezogen wie Pöbelmädchen, schwänzen auf Kinderböcken als namenslose Bierpöppchen umher. — Raum aus der Schule getrocknete Backstöße (ein Mittelglied zwischen Schulmädchen und Jungfrau), manchmal auch gar nicht im Alter des Weisens, am allernüchternsten aber in das der Keife getreten, stolzieren wie Pflanzen aufgestellten sich in das Gänzen, was er führt, einher, der in der Regel weniger in das Gänzen, was er führt, als in deren Monaten verbleibt ist. — Jungfrauen, in Folge der

durchlebten Kaffee- und Theekaffe mit nichtmüßiger Frauenun-  
perflucht begabt und durch Gesellschaften, Wähe, Romane, Liebe-  
leben, Vergnügungssucht abgelenkt, verklärt und verwirrt, lassen  
bei ihrer Leidenschaft, Wägigkeit und Schlaflosigkeit nur wenig als  
spätere Gattinnen und Mütter von sich hoffen. — Frauen in ihren  
besten Jahren und trotz der Schonung ihrer Kräfte (mit Hälfte von  
Amme, Kinder- und Stubenmädchen, Ködigen und Bedienten) wacheln  
doch schon nach wenig überflammeten Wochenbetten mit rüchlicher,  
jahrelangem Gesichte aus, während nicht zur Freude des Mannes,  
ungeführt und ungenirt im Hause herum.

Wenn männlichen Geschlechte sieht es aber auch nicht viel  
besser als beim weiblichen aus, nur daß hier wenigstens die erste  
Jugendzeit etwas vernünftiger verläuft wird. Aber kaum ist der  
Schulstube in das Jünglingsalter getreten, wo er nun bei jahre-  
langer passender körperlicher (besonders geschlechtlicher) und geistiger  
Diät gehörig reifen soll, so betrachtet er sich schon als reif, und  
spielt den jungen Mann nach allen Richtungen hin. Dem dadurch  
im Reife gestörten Körper, wenn er alsdann in das wirkliche  
Mannesalter tritt, wo er doch reif und kräftig sein sollte, fehlt  
jezt die männliche Kraft und bald längt er vorzeitig an zu wellen;  
der junge Greis ist fertig. Wo man beutzuwege hinsieht, z. B.  
auf Wälen, Turnplätzen, Negelbahnen, Schwimmanstalten und Eis-  
bahnen, bei Aushebungen zum Militair und Communal- oder Na-  
tionalgardienstein, was sieht man da nicht für eine Menge jäm-  
merlicher; blaster Jünglinge und Männer ohne Taft und Kraft,  
müßiger Kahlköpfe und entwerter Luunämer!

Unsere unweckmäßige körperliche und geistige Erziehung, welche  
gewöhnlich schon mit der Geburt des Weltbürgers beginnt und  
wird schnell genug bleischädliche und scrophulöse Minderkinder und  
Genies fertig bringen kann, trägt vorzugsweise die Schuld an dem  
vorzeitigen Altern, so wie auch an dem allzufrühen Sterben der  
jetzigen Menschheit. Mit unseren Sitten, unseren Selbstqualen  
sterben wir nicht, sondern tödten wir uns, sagt Florenz ganz recht.  
Und warum ist unsere Erziehung so unweckmäßig eingerichtet? Weil  
die Märdchen zu ihrem Beruf als Gattinnen und Mütter nicht  
gehörig vorbereitet werden; sie lernen eine Menge unnützes Zeug  
für die kurze Zeit des Brautstandes, aber nichts Neeles für die  
lange Zeit des Ehestandes. Weil ferner die Erziehler und Lehrer,  
obgleich sie tüchtige Menschen bilden sollen und wollen, doch die  
bei der körperlichen und geistigen Ausbildung eines Menschen inner-  
halb und außerhalb des menschlichen Körpers wirkenden Gesetze  
ignoriren und deshalb auch ihren Jünglingen von allen göttlichen  
Gesetzen gerade die verschwinden, durch deren Befolgung der Mensch  
ein gesundes und langes Leben leben kann. — Diese Gesetze lassen  
sich nun aber nicht mit wenigen Worten angeben und auswendig  
lernen, sondern sie müssen durch die Gewinnung einer ertentlichen  
Einsicht in die Natur und in die Einrichtung des menschlichen  
Körpers vorerst gehörig begriffen werden. Denn um vernunft-  
und naturgemäß zu leben, was ja eben das Leben gesund erhält und  
verlängert, dazu gehört ein eignes gebildeter Verstand, der nicht  
von selbst in und hineinlährt. Und wenn sich auch ganz im All-  
gemeinen Regeln für Alle, um ihre Gesundheit zu bewahren und  
ein hohes Alter zu erreichen, aufstellen lassen, so reichen diese doch  
durchaus nicht hin, da ja nicht Alle nach einem Schema ihre Le-  
bensweise einrichten können und Oeter nach seiner Körperconstitution  
und nach den übrigen Umständen leben muß. Was dem Einen zu-  
träglich, kann möglicher Weise einem Andern höchst nachtheilig sein;  
was in dem einen Klima nützt, schadet nicht selten in dem an-  
dern n. s. f.

Von allen im Allgemeinen aufzustellenden Regeln lautet nun  
aber diejenige, welche die Grundlage zur Erreichung eines hohen  
und gesunden Alters bietet, so: beobachte eine vernünftige  
Wägigkeit in allen Dingen, vorzugsweise aber  
im Essen und Trinken, und lebe so regelmäßig als  
möglich. Es heißt übrigens „sei mäßig in allen Dingen“,  
weil nicht etwa bloß im Körperlichen, sondern auch im Geistigen  
geüßigt werden kann, wie die unferer Jugend aufgelegten geistigen  
Anstrengungen deutlich beweisen. Die meisten lebensverfüzenden  
Anstreben verbanke der Unmäßigkeit in dieser oder jener Beziehung  
zur Entstehung. — Wer nun die Lebens- und Gesundheits-  
Regeln genauer kennen lernen will, findet sie in Kürze in der  
Gartenl. 1855. Nr. 6. und in meinem Buche „vom gesunden  
und kranken Menschen“ aufgeführt.

Forschen wir nach den hauptsächlichsten Ursachen des vor-

zeitigen Alterns, so ergeben sich als solche vorzugsweise: eine  
dem Lebensalter vorgereifte, also nicht entsprechende Lebensweise  
und zwar ebenso in körperlicher und geistiger, wie geschlechtlicher  
und gemüthlicher Hinsicht; ferner eine ausweichende, überreife  
Lebensweise (somal Greise in geschlechtlicher Hinsicht, Peitathen  
in zu frühem und zu hohem Alter); allzuübrige, eingeschränkte,  
körperlich und geistig müßelige und niederverdienende Umstände,  
Kummer, Sorgen, ungemohnte Strapazen, Kaltwasseranfanstoms,  
erschütterte Erzeußnisse, häufige und schnell auf einander folgende  
Wochenbetten und erschöpfende Krankheiten. Auch scheint das nahe  
Zusammenleben junger Personen mit Allen den erstern frühzeitig  
etwas Greisenhaftes zu verleißen. Am meisten trägt aber der rasche  
Verbrauch der Lebenskräfte (namentlich der Zeugungskraft)  
zum frühzeitigen Altern bei, weshalb auch dancand übertriebene  
körperliche und geistige Anstrengungen, häufiges Nachtarbeiten, Ent-  
behrung der nöthigen Restaurationen des Körpers durch Ruhe,  
Schlaf und passende Nahrung, sowie der unmäßige Genuß von  
Spirituosen das Altern sehr befördern.

Bei der Behandlung des Greisenalters ist die Haupt-  
sache: jede gewaltsame Aenderung der gemohnten Lebensweise zu  
vermeiden; besonders ist das Streben nach Abhärtung und Stär-  
kung (Verjüngung), sowie die Entziehung gemohnter Reize sehr  
gefährlich. Der Greis sei mit dem Grade von Lebenskraft und  
Gesundheit zufrieden, den er aus seinem spätern Mannes- (Frauen-)  
Alter mitgebracht hat; er sei nicht auf Vermehrung, sondern auf  
Erhaltung und äouemische Benutzung desselben bedacht. Nur die  
sanfte Anregung des Lebensprocesses durch Spirituosa, mäßig und  
mit der gehörigen Menge passender Nahrungsmittel gemessen, ist  
anzurathen, weshalb auch ein ganz altes Sprichwort den Wein  
als die Milch des Alters bezeichet (vinum lac senum), sowie  
die Milch als den Wein der Jugend (lac vinum infantum). Uebrigens  
sind unnütze Körperanstrengungen, anstrengende geistige  
Arbeiten, heftige oder unangenehme Gemüthsbewegungen, sinnliche  
Erregungen sowie als möglich entfernt zu halten. Der Greis er-  
beitere sein Gemüth durch jugendliche, freundliche Umgebung, durch  
Unterhaltung und Zerstreuung.

Was die Nahrung betrifft, so muß diese zwar nahrhaft,  
aber einfach und leicht verdaulich, weich und feucht, etwas gewürzt  
sein. Sie bestche aus Bouillons und Krastbräuen von Fleisch,  
rohen oder weichtgestellten Eiern, Krastgeseß, Austern, feingear-  
beiteten Wärdeln, Fischbäckses, weiden Braten (besonders Wild  
und Geseßel); aus leichten, durchgeschlagenen und feingemiegten  
Gemüsen und mäßigen Jansen; aus Warmbier, Theelocale, Milch,  
Kaffee mit guter Sahne oder Eigelk. Alles Beste werde fehr kein  
geschmitten, und se gut als es der schlechten Jähne wegen noch  
möglich, gelant; weises Roggen- oder Weizenbrot ist schwarzem  
und feienhaltigem vorzuziehen. Greise bekommen von einigemassen  
reichlichen Maßzeiten oder festern Speisen leicht Beschwerden; sie  
mögen deshalb immer wenig auf einmal und lieber öfters essen,  
und Hartes, Jähes, Faseriges vermeiden. Ueberhaupt darf die  
Blutneubildung durch Nahrungstoffe nicht zu bedeutend sein, weil  
das Blut im Greisenkörper der schlechten Beschaffenheit aller Or-  
gane wegen nicht ertentlich im Körper herumgetrieben und verar-  
beitet werden kann. Es sterben eine Menge Greise weit früher  
als es nötig wäre, bloß weil sie zu viel essen. Kurz vor Schlafen-  
gehen des Abends ist über überhaupt zu essen, ist nachtheilig.  
Dagegen ist ein Schlaflassen nach dem Mittagessen von Bortheil  
(s. Gartenl. 1854. Nr. 6.).

Die Kleidung aller Leute sei wärmer als die jüngerer Per-  
sonen, da ihr Körper weniger Wärme als früher entwidelt und  
das Alter ebenso wie die Kindheit am besten bei Wärme gedeiht.  
Deshalb sind hier Flaneluntertöschchen, wollene Unterleider, warme  
Deckbetten, ausgemäerte Betten, gut gewebte Wohn- und Schlaf-  
zimmer, trodene und sonnige Wohnung sehr zu empfehlen. In  
kalter Jahreszeit und bei kaltem Verbalten sterben weit mehr  
Greise als in der Wärme. — Warme Wäder, überhaupt  
Reinigung der Haut durch warme Waschungen und Abreibungen, sind  
wegen der herabgesetzten Hautthätigkeit im Alter von äußerster  
Wichtigkeit. Greise sollten mindestens wöchentlich ein Mal ein  
warmes Bad nehmen, hierbei die Haut erst mit Seife und dann  
mit einer fettigen Substanz (Mandelöl) abreiben. — Bei der öfne-  
dies geringen Schlafreignung der Greise ist für möglichst ruhigen  
Schlaf (im geräumigen, gut gestifteten und mäßig erwärmten  
Zimmer und mit hochliegendem Kopfe) Sorge zu tragen. — Dor-

jüglig sind nun aber alte Leute vor Allen zu warnen, was Schlagfluß (s. Quartal. 1855. Nr. 19.) veranlassen könnte.

Krankheiten, die meistens gefährlicher als in den früheren Lebensaltern sind, ziehen sich Alte vorzüglich durch Erältungen der Haut, Einatmen kalter, unreiner Luft, Verhöfe im Essen und Trinken, sowie durch zu starke körperliche und geistige Anstrengungen zu. — Arzneimittel sind hierbei möglichst selten anzuwenden; bringt aber ein Uebel aus Altersdummheit auf Arzneien, dann nehme er homöopathisch, denn diese sind ja = 0, d. h.

gleich Nichts und für Dumme. Vorzüglich mögen sich alte Leute vor Abführmitteln, überhaupt vor Entzündungscuren, hüten; Creise befinden sich bei Träger (aber nicht harter) Leibesöffnung am besten; sie ist durch Klystiere zu reguliren. — Schließlich will ich alten Leuten noch rathen, sich hüthsam mit Ruhe und Verstand in die Beschwerden zu fügen, welche das Alter naturgemäß mit sich bringt. Leider haben aber Alte selten noch soviel Verstand, und anstatt sich zu fügen, wollen sie vom Arzte mit Gewalt jung curirt sein, und das läuft in der Regel schlecht ab. So d.

## Vom alten Heim.

In seiner Wohnstube saß der alte Geheimrath Heim, der beachtete und gemäße Arzt zur damaligen Zeit. Man konnte sich seine ehrwürdige und mehr Vertrauen einflößende Gestalt denken. Weiße Federn umgaben seine intelligente Stirn, die scharfen blauen Augen verriethen einen hohen Grad von Beobachtungsgabe, vereint mit einer hervortretenden Gemüthsgröße. Trotz des vorgerückten Alters hatte er sich eine jugendliche Frische des Geistes und des Körpers bewahrt. Während er sprach, schwebte ein fremdtübendes Lächeln um seine Lippen und seine Worte trugen den Stempel eines gesunden Humors, einer Deutlichkeit, die aus einem zutretenden Gemüthe und einem ruhigen Gemissen ununterbrochen wie ein reines Quell hervorprudelten. — Er war mit einem dunkeln Schlafrock bekleidet, den er jedoch bald wieder ablegte, um sich für seine Bisten unmußleiben. Während er sich anzog, hantelte mehrere junge Mediciner und seine Assistenzärzte um ihn, mit denen er sich unterhielt, ihnen seine Erfahrungen aus einer großen Praxis mittheilend oder ihre Berichte mit Aufmerksamkeit entgegennehmend. Er sprach mit ihnen wie ein alterer Freund mit seinen jüngeren Collegen. Da war nichts von Ueberhebung, Stolz oder Anmaßung in seinen Reden zu bemerken. Sie dagegen behandelten ihn wie treue Söhne einen Vater; sie leisteten ihm willig allerlei kleine Dienste; der Eine half ihm beim Anlegen der Weste und des Halsstüches, der Andere brachte den blauen Rock herbei und unterstützte ihn beim Anziehen desselben. — Unterdeß hatte der treue Diener den bekannten Schimmel aus dem Stalle geführt, denn der alte Herr besuchte seine Patienten meist zu Pferde; das war eine Eigenthümlichkeit des originalen Mannes, die er bis in das späteste Alter beibehielt.

Oben schickte er sich an, seine tägliche Krankenbesuche abzuhalten, als sein hochgeachteter College, der Staatsrath Hufeland, in das Zimmer trat, um ihn zu einer Consultation bei einem vornehmen Patienten abzuholen. Beide Aerzte sprachen zuerst von dem vorliegenden Falle, worauf sie auf andere medicinische Gegenstände von Interesse übergingen. Wie es meist bei Aerzten zu geschehen pflegt, waren ihre Meinungen in vielen Punkten abweichend, und besonders konnte sich Hufeland nicht über eine neue Behandlung des Wechselfiebers zurieden geben, welche Heim er der letzten Zeit eingeschlagen hatte. Man besand sich damals zur Zeit der bekannten, von Napoleon verhängten Continental-Sperre. Durch diese Maßregel, welche den Handel von England gänzlich lähmte, war der Preis aller ausländischen Producte und besonders einiger Arzneistoffe, wie der beim Wechselfieber bisher gebrauchten Chinarrinde, um das Zehnfache und Zwanzigfache gestiegen, so daß ihre Anwendung bei armen Leuten fast unmöglich wurde, weil sie den theueren Preis nicht erschwimmen konnten. In dieser Noth hatte sich Heim um ein anderes Mittel umgesehen und dasselbe im Arsenal gefunden, denn er natürlich in sehr kleinen Dosen fast in allen Fällen verabreichte. Hufeland schaute sich vor dem Gebrauch des Oeles und machte seinem Freunde und Collegen die eindringlichsten Vorstellungen.

„Wie kannst Du,“ fragte er ihn in dem ihm eigenen satzungsvollen Tone, „bei Dem dort oben es beantworten, daß Du Deine Kranken mit einem so gefährlichen Oele behandelst?“

Heim's Mund verzog sich bei dieser Frage zu einem leisen, fast lässlichen Lächeln.

„Wenn Du mich fragen wird,“ antwortete er schmunzelnd, „so werde ich ihm sagen: Alter, das verheißt Du nicht!“

Dabei klopfte der lose Spötter gutmüthig seinem Collegen auf die Schulter, so daß dieser nicht zweifeln konnte, daß er sel-

ber eigentlich mit dem „Alten“ gemeint sei. Ein wenig empfindlich, aber noch nicht böse, entfernte sich Hufeland mit seinem Freunde, um den vornehmen Patienten zu besuchen. Sie fanden den Kranken in einem höchst gefährlichen Zustande und Beide hatten seine Hoffnung, ihn zu retten. Sie waren vollkommen darüber einverstanden und verscrieben mehr zur Beruhigung der Angehörigen eine Medicin, ohne sich die geringste Wirkung zu versprechen. Das Hufeland sehr beschäftigt war, so versprach Heim, nach einigen Stunden nachzugehen, obgleich er selbst nicht glaubte, den schwer Leidenden noch am Leben zu treffen.

Sein nächster Besuch galt einem eingekleideten Hypochonder, der ihm mit einem jungen Decere von eingekleideten Anlagen entgegenkam. Heim verordnete ihm eine an sich ganz gleichgültige Medicin mit dem Zusatz, nach jedem Essfel desselben mindestens eine halbe Stunde im anhaltenden Schritte zu gehen.

„Wenn Sie,“ sagte er mit ernstem Gesichte hinzu, „diese Verordnung nicht ganz pünktlich befolgen, so kann ich für nichts stehen, da das Mittel sonst Ihnen nicht allein nichts nützen, sondern geradezu sehr schaden kann.“

Der suchtsame Patient gelobte den strengsten Gehorsam, und Heim verließ ihn auch in dieser festen Ueberzeugung. Er hatte seine Absicht erreicht, und was ihm durch gütliches Zureden bisher nicht gelungen war, setzte er durch diese kleine List durch. Der Kranke, dem es einzig und allein an Bewegung fehlte, wurde auf diese Weise von seinen Leiden befreit.

Heim gehörte nicht zu den Aerzten, die mit dem „Verschreiben“ Alles abgethan glauben; er besah einen hohen Grad von Lebensflugsheit und Menschkenntniß, woran es jüngeren Aerzten häufig fehlt. Das Wissen that es nicht allein, sondern weil mehr noch der angenehme Charakter und der praktische Verstand.

Nachdem Heim noch eine Menge von Patienten besuch, lehrte er zu dem Kranken zurück, den er mit Hufeland am Morgen gesehen. Der Zustand hatte sich so bedeutend verschlimmert, daß seine Rettung möglich schien. Nach dem Glauben der Umgebung lag der Leidende bereits in den letzten Zügen, aber der härter lebende Arzt erkannte unter der Larve dieser drohenden Symptome ein gemalteses Ringen der Natur, eine wohlthätige Krisis, welche er unterstützen zu müssen glaubte. Schnell entschlossen, verordnete Heim ein Brechmittel. Die Angehörigen waren nicht wenig bestreben, aber sie wagten nicht dagegen zu reden. Trotz ihres Vertrauens in den berühmten Arzt schüden sie aber heimlich nach dem Staatsrath Hufeland. Heim erklärte, die Wirkung seiner Verordnung abwarten und, bis diese eingetreten sei, daselben zu wessen. Er selbst reichte dem Patienten das Brechmittel, sobald dasselbe aus der Kretzfel kam. Wiber Erwarten trat nach dem Einnehmen der Medicin eine auffällige Besserung ein, so daß der von allen Seiten aufgezogene Patient sich sichtlich erholtte.

Unterdeß war der Staatsrath Hufeland in größter Eile angelangt, überging, eine Leiche anzusehen. Ohne sich nur den Kranken anzusehen, nahm er Heim bei Seite und überhäufte seinen Collegen mit Vorwürfen.

„Mein Gott,“ rief er erschreden aus, „wie konntest Du es wagen, einem Sterbenden ein Brechmittel zu geben? Welche Gründe hattest Du für eine so unerantwortliche Handlungsweise?“

„Das kann ich Dir nicht sagen,“ antwortete der bescheidene Heim mit einer fast kindlichen Einsalt. „Wissenschaftliche Gründe weiß ich Dir auch eigentlich nicht anzugeben, aber der Mensch sah mir so aus, als ob er brechen müsse.“

Sein Genie hatte auch hier wieder das Nützige getroffen, ohne viel nach den Vorschriften und alltäglichen Regeln zu fragen. Allerdings würden wir nicht jedem jungen Doctor den Rath ertheilen, es wie der alte Heim zu machen. Dazu wuß man eben, wie er, ein geborner Arzt sein und denselben seinen und sichern Instinkt besitzen, der nur wenigen Menschen gegeben ist.

„Aufsahd war auch mit dieser Antwort vollkommen zufrieden, da er den günstigen Erfolg eines so lächerlichen Versuchens mit eigenen Augen sah; aber er schüttelte doch bezeichnend mit dem Kopfe bei einem Wagnisse, das seiner eigenen Natur so fremd und zuwider war.“

Es war bei dem kurzen Herbsttage schon dunkel geworden, als Heim, ermüdet von allen Anstrengungen und Mühen eines Arztes, nach seiner Wohnung zurückgehen wollte. Sein Weg führte ihn durch ein meist nur von armen Leuten bewohntes Stadtviertel. Wie er so durch die enge, schmutzige Straße ritt, fiel ein Weib seinem Pferde in die Fährte.

„Bester Herr Geheimrath!“ schrie die Frau. „Erbarmen Sie sich einer armen, angländischen Familie. Mein Mann liegt schon seit einem Vierteljahre an der Wasserflucht krank, und wenn Sie ihm nicht helfen, so ist er und ich mit meinen Kindern verloren.“

Es bedurfte nicht erst einer so kläglichen Aufforderung, daß Heimogleich der Frau Folge leistete und mit ihr ging. Eine verschallene Treppe führte ihn in einer jeden etlichen Kellerwohnungen, wo man sie in den Armenvierteln der größeren Städte zu finden pflegt. Bei dem schwachen Lichte einer kleinen Oelampe sah er die lahm, weißen Hände, welche von Feuchtigkeit und Kälte triefen. Der ganze Hausrath bestand aus einem rohen Tische und einigen Stühlen. Im Hintergrunde lag auf einem grauen Strohsack eine Kammergeschalt, ein Mann, dessen Weine gleich Kannen angeschwollen waren, dessen Augen aus dem geräuschenden, erdbahnen Gesicht kaum hervorschautes und mit ängstlich stehendem Ausdrucke sich nach dem eintretenden Arzte wandten.

Heim erstandigte sich theilnehmend nicht nur nach dem Befinden, sondern auch nach den näheren Umständen des Kranken. Er erfuhr aus dem Munde der geschwäglichen Hausfrau, daß ihr Mann von Profession Glaser und ohne sein Verschulden nach und nach verarmt sei. Seitdem er den Keller in einem erst neugebauten Hause bezogen war, er trankt und nach und nach wasserflüchtig geworden. Die ganze Familie lebte in der bittersten Noth und dem Kranken fehlte es an allem Nützigen, besonders an gesunder Kost und Medicin.

Heim hatte keinen Grund, diese Angaben, von denen er sich durch den Augenschein überzeugen konnte, zu bezweifeln. Ohgleich es in den täglichen Anblick von Unglück und Elend gewöhnt, war sein Herz noch nicht abgestumpft und voll Mitleids.

Der Zustand des armen Glasers schien ihm noch tiefergehend so weit vorgeklüht, um jede Hoffnung aufzugeben; aber die Möglichkeit einer vollständigen Heilung suchte er hier, wie so häufig in der Armenpraxis, an der Mittellosigkeit und Dürftigkeit des Leidenden. Auch da war mit dem bloßen Verordnen eines Mittels gegen die Wasserflucht nichts gethan; das sah der alte, gute Heim wohl ein. Ohne sich lange zu besinnen, zog er seine Börse aus der Tasche und gab diese der bekümmerten Frau.

„Das nehme Sie, Mutter,“ sagte er im populären Tone hinzu; „und miethe Sie sich und Ihrem Manne eine bessere Wohnung; in dem Kellerloch darf er keinen Tag mehr bleiben; dann hole Sie sich aus meiner Küche täglich das Essen für den Kranken. Ich helfe, Ihrem Mann mit Gottes Hilfe wieder herzustellen, und werde ihn so lange besuchen, als er mich braucht.“

Das Weib dankte mit heißen Thränen und wollte Heim die Hand küssen, was dieser aber nicht litt. Was der Bräve versprochen, hielt er auch getreulich. Er sorgte für eine gesündere Wohnung, für eine nahehafte Kost, für zweckmäßige Medicamente und all die Mittel, womit er dem armen Glaser auch in verhältnismäßig kurzer Zeit seine Gesundheit wiederherstellte. Damit begnügte sich jedoch der edle Wohlthäter nicht, indem er darauf bedacht war, dem gewissen Handwerker auch eine angemessene und einträgliche Beschäftigung zu verschaffen.

Zu diesem Zwecke wendete er sich an die Prinzessin Ferdinande, deren Leibarzt Heim war. Die selber höchst originelle Prinzessin hand mit dem originellen Doctor auf einem eigenthümlichen freundschaftlichen Fuße und ließ sich manche Absonderlichkeit von

ihm gefallen. Sie stammte aus einer älteren Zeit und war gewöhnt, alle Leute mit „Er“ anzureden. Als sie damit umging, dem alten Heim ihre Gesundheit anzuvertrauen, machte er ihr einige Bedingungen, worüber die verwöhnte Dame nicht wenig erschauete, da sie gewöhnt war, sehr von oben herab die Menschen anzusehen, und Wunder glaubte, welche Ehre sie Heim erzeigte. Sie hatte ihn damals ruhig lassen, um ihm die ihm zugedachte Ehre anzugiehn.

„Er soll mein Leibarzt werden,“ sagte die Prinzessin. „Ist Er es geworden?“

„Gewiss, königliche Hoheit; aber nur unter drei Bedingungen,“ antwortete Heim mit würdiger Ruhe.

„Und die wären?“ fragte die Prinzessin gespannt.

„Für's Erste,“ fuhr er im ernstlichen Tone fort, „müssen mir Ihre königliche Hoheit versprechen, mich nicht per „Er“ zu tituliren; denn das bin ich nicht gewöhnt, auch paßt es nicht für meinen Stand.“

„Das will ich Ihm, ich wollte sagen, Ihnen bewilligen.“

„Für's Zweite kann ich nicht im Grad und Escarpans antichambrieren und in Ihrem Wohnzimmer warten. Meine Zeit ist edel und anßer Ihrer königlichen Hoheit gibt es noch viele hundert Menschen, die meine Hilfe brauchen.“

„Das nehme ich offen gesprochen, aber Sie haben wohl Recht.“

„Zum dritten erwarte ich, daß Sie mich auch königlich bezahlen, da Sie eine königliche Hoheit sind.“

Diese letzte Bedingung galt dem besannenen Geize der Prinzessin, die jedoch keineswegs dem alten Heim seine dreifache Sprache übernahm, sondern auf alle seine Bedingungen einzuging und seitdem seine beste Fremden- und Gönnerin war.

Um dem armen Glaser zu helfen, wandte er sich wieder an die Prinzessin, bei der er von jener Zeit her unangewendet Zutritt hatte.

„Was bringen Sie mir, lieber Heim?“ fragte sie ihn freundlich, als er eintrat.

„Haben Sie keine zerbrochenen Fensterscheiben, königliche Hoheit?“

„Was hat das wieder zu bedeuten?“

„Ich möchte gern einem armen fleißigen Glaser Arbeit verschaffen und ihn einschließen, wenn ich keine finde, selber die Fenster bei allen meinen Patienten einzuwerfen.“

„Das sollen Sie höchst klein lassen; denn am Ende wird Ihnen die Polizei das Handwerk legen und sperrt Sie ein. Was soll aber Berlin ohne den alten, nährlichen Heim anfangen? Lieber will ich dem Manne so viel Arbeit geben, als ich zu vergeben habe.“

„Schön! Aber königliche Hoheit müssen ihn dann auch zum Hofglasermeister machen.“

„Auch das, wenn Ihnen damit ein Gefallen geschieht.“

Die Prinzessin hielt in der That auch Wort und Heim's Schätzing hatte bald alle Hände voll zu thun und verdiente so viel und auch mehr, als er zum Leben nöthig hatte. — Einige Monate waren seitdem vergangen, ohne daß Heim den Glaser sah noch hörte. Er hatte nicht auf Tauf gedreht und seine eigene Erfahrung bestätigte das bekannte Sprüchwort: Der Arzt ist ein Engel, wenn man ihn braucht, ein Teufel, wenn man ihn bezahlen soll.

Nach seiner Gewohnheit ritt der alte Heim wieder eines Tages durch die Straßen Berlins. Vor einem Hause, über dessen Thür ein stattliches Glaser Schild aus bunten Scheiben mit dem königlichen Wapen hing, sah er sich von einer Frau angehalten, deren Blige ihm dunkel bekannt erschienen.

„Derzeit!“ schrie das Weib. „Herr Geheimrath! Sie kennen mich wohl nicht mehr?“

„In der That, ich erinnere mich nicht, aber ich muß Sie schon irgendwo gesehen haben.“

„Natürlich! Ich bin ja die Frau von dem Hofglasermeister, den Sie curirt haben.“

„Das freut mich, aber Ihr Mann ist doch nicht wieder krank geworden?“

„I Gott behüte! Im Gegentheil, er ist jetzt gesund, wie ein Fisch im Wasser.“

„Und es geht ihm gut, wie ich hoffe?“

„Wir sind ganz zufrieden. Gott Lob! an Arbeit fehlt es nicht; wir haben alle Hände voll zu thun.“

„Was wünschen Sie aber von mir, womit kann ich Ihnen dienen?“

„Eigentlich mit gar nicht. Ich wollte bloß einmal fragen, was Sie für Ihre Mühe schulbig sind? Wir wollen gern bezahlen. Sie thäten mir einen großen Gefallen, wenn Sie mir gleich auf der Stelle sagen wollen, was die ganze Rechnung macht. Ueberheuern werden Sie uns nicht, das weiß ich.“

„Diese Forderung der Frau machte dem Kütze wegen ihrer Originalität Vergnügen und er wollte sich mit ihr einen kleinen Scherz erlauben. Er konnte den Charakter des Berliner Velleis, das bei jeder Rechnung gewohnt ist, noch ein Kleinigkeit abzumindern; jedoch beschloß er, eine möglichst niedrige Summe zu nennen, die er natürlich nicht gemennen hätte. Nach einigen Besinnen, wobei er that, als redete er zu seinem, wandte er sich wieder an das Weib, das mit großer Spannung seinen Ausspruch zu erwarten schien.“

„Ja, sagen Sie nur immer dreißig, wie viel wollen Sie, Herr Weheirmaß?“ fragte sie.

„Zwei Thaler, Mutterchen, wird wohl nicht zu viel sein?“ erwiderte Heim, durch die ganze Scene beflusst.

„Ein Thaler und zwanzig Silberroschen werden wohl auch genug sein,“ lautete die Antwort der guten Frau.

„Lachend bedachte Heim das Geld ein, das sie ihm überreichte. Er pflegte später jungen Ärzten gern diese Geschichte zu erzählen, die er selbst erlebt, um sie auf die zu erwartende Dankbarkeit der Patienten vorzubereiten.“

Trotzdem blieb der alte Heim bis an sein Lebendiges der Wohlthäter der leidenden Menschen, der treueste Freund der Armen, das Muster eines theilnehmenden und gleichwohl bescheidenen Mannes, der seinen Lohn in seinem Peruse und im Innern seines elden Herzens fand.

Mar Ring.

## Ein Besuch in Hubertusburg.

Von des Schloßes. — Seine Glimperperiode. — Die Forderung. — Der Friede. — Das Lazareth. — Das Magazin. — Erster Eintritt in's Schloß. — Die vereinigten sächsischen Straf- und Verlegungsstätten.

Wohlf selten hat ein Schloß ein so wechselfolles Gesicht gehabt, als Hubertusburg. Welche Gegenstände! — Das glänzende, prunkvoll ausgeschmückte Lustschloß August des Starren und seines Nachfolgers und — das gestülperte, zerfallene Hubertusburg im siebenjährigen Kriege. Einmal's Schauspiel der ärgsten Pest- und Jagdpest und dann — Sterbefälle von vielen tausend verwundeten Kriegeren. Vorher bewohnt von ten Herren der Erde und jetzt — eine Wohnstätte für elendige elender Menschen. — Ich beschloß, dieses geschichtlich merkwürdige und durch seine Straf- und Verlegungsanstalten so berühmte Gebäude genauer kennen zu lernen. Die Leipzig-Tredner Eisenbahn brachte mich bald nach Luppe-Dahlen, dem Hubertusburg am nächsten liegenden Bahnhofs. Es war ein schöner Morgen — ich wartete deshalb die Pest nicht ab, sondern rüßerte zu Fuß dem Schloße zu. Der einsame, fast zwei Stunden lange, zum Theil durch Wald und an Zeichen vorbeiführende Weg gab mir genug Mühe, die Geschichte der Hubertusburg an meiner Seele vorbeiziehen zu lassen. Auf Weßig August des Starren, der in der unglücklichen Jahre oft Kaiserkrone abhielt, wurde 1721 der Grundstein zum Jagdschloß Hubertusburg gelegt und schon im Jahre 1724 bezog der Kaiserin Friedrich August das in großartiger Stile und mit ungeheuren Kosten erbaute Schloß. In vollendetem Pracht, von den Zeitgenossen unvergleichlich genannt, stand es erst 1742 da, nachdem der Graf Brühl die Oberleitung des Baues übernommen. Besonders zeichneten sich durch Glanz und Herrlichkeit die lutherische Capelle, der große und kleine Hubertusfals aus. Prachtvoll, mit orientalischem Luxus abgehaltene Hof- und Jagdseite, schimmernde Aufzüge bilden die Hauptgeschichte des Schloßes während seiner kurzen Glimperperiode und machten es zum Vorbilde des sächsischen Hofes.

An einem dieser Feste hütete Friedrich August II., ein Gegenstand seines Verdrusses und um seine tapfern Officiere, durch deren Hülfe er König von Polen geworden war, zu ehren, dem Militär-St. Heinrichsorden. Der benachbarte Dorfste gab genug Veranlassung zu Wasserfeste und Fischereifeste, allein um diesem ebenen Bewundernswürthes, wie in Moritzburg, veranstalten zu können, fehlte es an der erforderlichen Anzahl prachtvoller Gärten und an einer Verbindung des See's mit dem Schloßgarten. Auch dem sollte abgeholfen werden. Der Hofsee, dessen Umfang eine Stunde Wegs beträgt, sollte mit seiner nächsten Umgebung durch eine Mauer eingeschlossen, mit einer Heide belegt und mit dem Schloßgarten verbunden werden. Die nachfolgende Kriegszeit machte diese Verschönerungsidee und bald auch die ganze Herrlichkeit zu Nichts.

Siebzehn Jahre hatte das Schloß in seiner Verrücktheit, seinem Glanze gestanden, da durchstießen preussische Kriegsbanner die Hubertusburg, der heitern Pracht ein klägliches Ende machend. Preussens großer König nahm Rache für sein von Russen und Sachsen zerstörtes Lustschloß Charlottenburg. Und was der reiche Selbstenbau übriggelassen, das durchschnitten schamhafte Berliner Juden, die damaligen Münzräther Ephraim und Jzig, an die es

von dem Hauptmann Quintus Julius, der mit der Plünderung beauftragt und dafür zum Major befördert wurde, für 72,000 Thlr. verkauft werden war. Das Kupferdach wurde abgerissen, der Thurm seiner großen Glocke und seiner kunstreichen Uhr beraubt. Aus dem gewonnenen Metalle, der Thurm hatte allein 90%, Gtr. Kupfer dazu geliefert, wurde in den Tropergewölben der Pleigenburg in Leipzig schlechtes Geld, die sogenannten Ephraimiten, geprägt. Alles, was nur einigermaßen werthvoll war, wurde fortgeschleppt. Die starkvergoldeten Schüssler und Wäner, Niesel und Beschläge der Thüren und Fenster wurden abgerissen, die schweren Vergeltungen an Türen und Wänden abgekratzt und dann demüthig zerlegt. Aus diesen Vergeltungen allein sollen die Juden gegen 12,000 Thlr. gemonnen haben.

Keine Deute versprach ihnen die prachtvolle lutherische Capelle. Schon wollten sie Hand an's Heiligthum legen, da kam, auf inständiges Bitten des damaligen Hofsarkans, der Velsch Friedrichs, die Plünderung aufzuheben, und die schmutzigen Juden waren geprellt.

Einige Jahre später — und in den Räumen der Hubertusburg versammelten sich die Bevollmächtigten der kriegsverwundeten Wähte, um in Hubertusburger Frieden dem geplagten Preussland die ersehnte Ruhe zu geben. Als die bevollmächtigten Minister im Schlosse ankommen, fand sich im ganzen großen Hauptgebäude kein Zimmer, das sie hätte aufnehmen können. Nach langem Suchen fand man in der Mitte des dem Hauptpavillon gegenüberliegenden ersten Rundflügels einen Saal, in dem die Verhandlungen stattfinden konnten.

Hier kam den 15. Februar 1763 der Friede zu Stande und am 1. März wurden die Ratificationsurkunden in diesem Friedenssaale ausgetauscht. So wurde ein Krieg beendet, von dem Friedrich der Große selbst sagt, daß er ihm etwa 240,000, seinen Feinden aber weit über eine halbe Millien Menschen gekostet habe. Längere Zeit stand nun die Burg öde und leer.

Abre Däcker sind gefallen,  
Und der Wind weht durch die Hallen,  
Wollen jüden kräcker ein. —

Nach und nach wurde das Schloß nothdürftig restaurirt und einzelnen verarmten adeligen Familien als Obdachwohnung überlassen. Da kam die Napoleonische Zeit, die weißrussigen Wäme des Schloßes wurden zum Lazareth benutzt und da, wo früher glänzende Festbesuche abgehalten wurden, da rangen verwundete Krieger mit dem Tode. Auch diese Zeit raufte vorüber. Die Todesstunde versammelten. — Um benachbarten Wald grub man angeheure Gräber und scharrte die Opfer des großen Kaisers hinein. Von etwa 9000 Soldaten, die in dies's Lazareth gebracht wurden, sind kaum 1000 zurückgeblieben, die übrigen haben des großen Apfels. Erst kennt man diese Begräbnisstätten nur daran, daß dort das Getreide ärgger wächst, und ein speculativer Sohn der Nothzeit dachte sogar daran, die Gräber zu öffnen, um — Knochenmehl daraus gewinnen zu können.

Wieder wechselte die Scenerie in Hubertsburg. Die ungeheuren Räume benutzte man zum Getreidemagazin. Im ehemaligen glänzenden Hubertsballe, der an Pracht seines Gleichen gesucht, wurde Walter an Walter aufgehängt. Cuisinen tanzten da seine Damen mit Keisröden und schmale Cavaliere mit gepuderten Zeyfen — jetzt machen sich dort Kornmäule Luft. Die praktische Kunstzeit köhnte sich allmählich an. Eine Steingutfabrik entstand und verschwand wieder. Die Gnadeneinwohner mußten das Schloß räumen und die vereinigte sächsischen Straß- und Verforgungsanstalten wurden hineinverlegt. Man dürfte man scheinlich einen zweiten Ort finden, der, wie Hubertsburg, soviel körperliches und geistiges Elend umfaßt. Die vorhandenen Räume langten bald nicht mehr aus, neue Gebäude entstanden. Eine evangelische Kirche wurde gebaut, da der Versuch, die katholische Kapelle in eine Simultankirche zu verwandeln, scheiterte. In den Räumen, die einst von hohen Herren und lustigen Gesellschaften bewohnt wurden, küßen jetzt weibliche Verbrecher ihre Straßzeit ab. Aus in dem Räume, in dem einst der Friede geschlossen wurde, haben unglückliche Weibsbilder ein friedliches Asyl gefunden! — So ist's noch jetzt. — Wer weiß, wie es in fünfzig Jahren dort aussieht! Wer weiß, ob nicht einmal, wenigstens zum Theil, die alte Pracht wiederkehrt? — Hubertsburg steht etwas über hundert Jahr und welche inhaltsreiche Geschichte hat es!

So sinnet war ich durch den Wald geschritten, durch denselben, in dem die berühmten Jagden abgehalten wurden. Jedlich ist viel glücklichet werden seit damals, die Räume, die jetzt dasstehen, haben jene Zeit nicht gesehen und anstatt des Ebers und des Hirsches hegt der Walde nur Hasen und Rebe.

Jetzt bog ich aus dem Wald hinaus und die Hubertsburg lag vor meinen Blicken. Auf ihre Zinnen schien die Morgenrouse, sie glänzten aber nicht, wie ehedem, das glänzende Dach war ja abgerissen und in schlechtes Weid verwandelt worden.

Wald war Wermuths, ein großer, dicht bei Hubertsburg liegendes Dorf, erreicht; eine schöne, breite Allee führt von da bis zu dem Thore des Schlosses, dessen sämtliche Gebäude und Grundstücke von einer ziemlich hohen Mauer umgeben werden. Jetzt stand ich vor'm Thore, es öffnete sich, ich trat ein und — sah vor mir ein zweites verschlossenes Thor. Deutliche Zeichen, daß ich mich auf dem Boden einer Straßanstalt befand, die ihre Ausgänge mit mächtigster Eisenkraft vermauert; da ich doch auch durch das Thorgritter am gegenüberstehenden Hause die Aufschrift: „Arbeitshaus.“ Ein unfermter Aufseher fragte mich das übliche: „Wer? — Zu Wem?“ und nachdem meine Antwort befriedigend angekommen und ich der Direction gemeldet werden war, wurde ich über den riesigen Schloßhof hinweg in die Räume der Anstalt geführt. Ich besuchte mit meinem Begleiter zunächst die katholische Kirche, die mit ihrer Pracht aus der Vergangenheit in die Gegenwart hineinragt, während alle anderen Herrlichkeiten verschwunden sind. Sie befindet sich im Hauptpalast und nimmt daselbst die ganze linke Hälfte des vorderen Hauptflügels ein. Die Wände sind mit marmorartig geglättetem Gyps bekleidet, der scharfgebildet ist von getüschtem Marmor. Der Hochaltar und die Kanzel sind mit Baltasar Berneros meisterhaft angefertigten Stuckarbeiten geschmückt. Neben dem Hochaltare stehen noch zwei Seitenaltäre, die durch Gemälde von Ludwig Schloßler verziert sind.

Außerdem befinden sich in der Kirche noch vier Gemälde von Torrelli und zwei von unbestimmten Meistern, aber von hohem Werthe; sie stellen Ignatius von Loyola und Franciscus Xavierius dar, und sind ein Geschenk des Papstes an die Kirche. Die Decke ist durch ein riesiges Frescogemälde geschmückt, für das der Maler Gruno 60,000 Thaler erhalten haben soll. Man sieht den heiligen Hubertus, den Schwappaten des Schlosses, in Ehrwürdig niederknieen vor dem Bilde des Heiligen, das er auf hohem Felsen ihm erscheinender Hirsch in seinem Gewebe trägt. Der Kunstwerth des ganzen Gemäldes ist nicht bedeutend, da der Hirsch ganz unnatürlich ist, und Hubertus eine Stellung einnimmt, in der er sich in der Wirklichkeit kaum erhalten könnte. Zu den Kostbarkeiten der Kirche gehört noch der aus cararistischem Marmor gehauene Taufstein, welcher 6000 Thaler gekostet haben soll.

Die übrigen Räume des Hauptgebüdes werden nur für das Magazin benutzt. Ich durchging nun stüdtig die verschiedenen Anstalten Hubertsburgs. Zunächst besuchte ich die Straßanstalt. Wir traten zuerst in das Landesgefängniß, welches für sechs

Verbrechen bestimmt ist, die eine längere, als dreimonatliche Gefängnißhaft nach sich ziehen, in der Regel aber nach der öffentlichen Meinung nicht entzehen sind. Es findet hier Einzelhaft statt. Der Detinirte darf sich, wenn er Mittel hat, nach Belieben beschäftigen und beschäftigen, so weit es die Dauerung gestattet, und wird seiner bürgerlichen Stellung entsprechend behandelt.

Wir gingen nun in das Arbeitshaus für weibliche Verbrecher. Es besteht, wie das Landesgefängniß, seit 1833. Natürlich ist hier die Disciplin härter und die Arbeit anstrengender. Ein Theil der durch seine geringe Kleidung leicht kenntlichen Straflinge war mit Haus- und Gartenarbeit beschäftigt, die andere Theil in großen Sälen. Beim Durchgehen dieser Räume sah ich Einzelne mit Nähen, Andere mit Cigarrenmachen, wieder Andere mit Strohflechten beschäftigt. Die meisten dieser Damen waren wegen Eigenthumsvergehen in das Arbeitshaus gebracht worden.

Außer diesen beiden Straßanstalten befindet sich in Hubertsburg ein Pensionair-Correctionen-Institut. Es ist zur Besserung meist junger, von gebildeten Ständen angehöriger Personen, die dem Traute oder einem ausweichenden Leben ergeben sind, eingerichtet. Die Pensionaire werden nur auf Wunsch der Eltern, Verwandten oder Verwandten eingeführt, und unter steter Aufsicht gehalten.

Unter den Verforgungsanstalten ist am ältesten das Landes-hospital. Es ist eine Hospitälre für arme, alte, gebrechliche Personen; die Hospitälre zu St. Jacob in Dresden und St. Georg in Töbelen sind damit vereinigt worden. Die Kranken spazieren in ihrem Garten herum, und saßen recht wohl und vergnügt aus. In neuerer Zeit wurde diesem Hospital eine zweite Abtheilung hinzugefügt, ein sogenanntes Pflegeshaus, welches insbesondere für solche Personen bestimmt ist, die an einem habituellen Gebrechen leiden, welches eine Heilung nicht erwarten läßt. Der jährliche Pflegebeitrag beträgt in der ersten Abtheilung 50, in der zweiten 24 Thaler.

Das Landeskrankenhaus ist als ein Muster für derartige Anstalten hinzustellen. Tüchtige ärztliche Oberleitung, hinreichende und vortreflich eingerichtete Räumlichkeiten, gesunde Luft sind die Hauptvorteile dieser Anstalt, der mancher schwere Krankes Gesehnde und Leben verankert. Der Pflegebeitrag ist wesentlich 1 Thaler; verlangt der Patient ein besonderes Zimmer, müssen 2 Thaler gezahlt werden. Personen, deren Leben anstehend und unheilbar ist, werden in ein von allen übrigen Gebäuden isolirtes Haus gebracht, in das sogenannte Eizchhaus. Nachdem mein Begleiter mir die einfache, aber sehr freundliche evangelische Kirche gezeigt, führte er mich in das Verforgungshaus für unheilbare oder doch minder besserungsfähige Vereshrante weiblichen Geschlechts. Ein Institut, das in seiner Einrichtung kaum von einer zweiten derartigen Anstalt übertraffen werden dürfte.

Es bildet einen Häusercomplex, der von den übrigen Anstaltsgebüden ziemlich absondert liegt. Ein großer, schön eingerichteter Garten, in dessen Mitte sich ein Hügel erhebt, von dem aus der Besucher eine idyllische Aussicht über den nahen Dorstsee und seine Umgebung genießt, grenzt dicht an die Anstaltsgebüde. Gegen 500 Geisteskranke haben hier ein Asyl gefunden.

Der Anblick so vieler Unglücklichen ist tief ergreifend. Ein Theil hatte sich auf die grünen Wälfenspitze gelagert, Andere gingen im Garten spazieren, noch Andere hatten sich isolirt und ergingen sich in ihren irrsinnigen Gedanken. Fast Allen sah man die Grieselstörung an, die unstät rollenden Augen zeigten deutlich, daß das Licht der Vernunft erloschen war.

Aus einem der naheliegenden Gebäude erschall ein entsetzliches Geschrei. Unser Weg führte da verüber. Am vergitterten Fenster stand ein dem Dämon der Tothstube behaftetes Weib, sie streckte ihre Arme nach mir und rief thierähnliche Laute aus. Unwillkürlich stelen mir die Worte von Ernst von Feuerstein im Sinn: „Tief verbittert ruht in der Brust eines Jeden der Funke des Wahnsinns, — Hüte Dich, daß Du ihn nicht weckst.“ — Mir war's, als streckte jetzt das Gespenst des Wahnsinns seine Arme drohend mir entgegen — ich ging entsezt vorüber.

Mein Begleiter erzählte mir, daß in dieser, wie in den übrigen Krankenanstalten Hubertsburgs auch der Keruse Aufnahme findet. Kann er den sehr geringen Beitrag nicht zahlen, so tritt die Peinathgenossenschaft für ihn ein.

Wir kamen an der großen Anstaltskirche vorbei, an der täglich mehr denn tausend Menschen gespeist werden. Keintliche, sich



© 1861 G. B. Schuchterhaus

durch gute Aufführung ausgediente Sträflinge werden mit als Küchengesellschaften benutzt.

Alle Anstalten hatte ich jetzt gesehen; nur die mich am meisten interessirende, das Erziehungs-Institut für Schwachsinnige und Blödsinnige, blieb mir noch zu besuchen übrig. Zaphen hat den schönen Ruhm, in der Errichtung solcher Institute, deren hohe Aufgabe die Verringerung menschlichen Elends ist, mit Leuchten-Beispiele andern deutschen Ländern vorgegangen zu sein. In Sachsen wurde das erste Taubstummen-Institut, zu Leipzig 1778 gegründet; Sachsen besaß in Deutschland das erste Irrenhaus, Balzheim 1787 — und wiederum war es Sachsen, wo im Jahre 1846 auf Antrag des Landtags die erste Anstalt zur Erziehung und Bildung blödsinniger Kinder auf Staatseisen zu ihr Leben gerufen wurde, während sich alle übrigen, zum Theil schon früher gegründeten verwandten Anstalten in den Händen von Privatpersonen befinden. In dieses Institut trat ich jetzt ein. Doch — über

diesen Besuch werde ich in der nächsten Nummer dieses Blattes genauer Bericht erstatten.

Für jetzt noch ein Wort über die Gesamtbevölkerung Invertsburgs. Gegenwärtig befinden sich in den verschiedenen Anstalten dieses Schlosses etwa 1020 Individuen. Director sämtlicher Anstalten ist der Hauptmann von Bünau, ein Mann, in dessen Charakter sich Ernst und Humanität auf's Schönste vereinigen. Außerdem befinden sich in Invertsburg zwei evangelische und ein katholischer Geistlicher, drei Ärzte, drei Lehrer, ein Hauswirth, ein Werkstattsinspector, vier Expedienten, 27 Aufseher und Aufseherinnen und etwa 50 Wärter und Wärterinnen. Hierzu kommen noch einige Professionisten. Diee Anstaltungen und die beigegebene, ganz genaue Abbildung von Invertsburg mögen genügen, um einen Begriff von der Örtlichkeit dieser Anstalten zu geben.

## Garnison- und Parade-Bilder.

2. C h m i d t.

Das Regiments-Exerciren war zu Ende. Die Leute hatten sich meist — der Pladerie am dem beiben Septembertage überdrüssig — in's duftende Herbstgras gelagert oder um die Markteberrinnen geschaart, und die Officiere ließen sich von ihren Burschen das Frühstück auspacken. Die Bataillons-Adjutanten schrieben den Tagesbefehl für den nächsten Morgen nach, dem ihnen der Stabofficier du jour in die Schreibstafel dicitte.

„Es ist wieder der Teufel los, morgen zum Sonntag, passen Sie mal auf!“ sagte der Hauptmann v. S., sich ärgerlich hinter den Ohren fahrend. „Ich sehe es unserm Adjutanten gleich an der Nase an; ich wollte wetten, der alte M. hat wieder einmal eine Revue gerade auf den Sonntag befohlen.“

Mein Hauptmann hatte eine ziemlich gute Nase in solchen Dingen, und ich verspürte keine Lust, die Wette einzugehen. Unser Adjutant kam auch wirklich sehr bald — im geschrittenen Schritt zwar — aber mit äußerst wichtiger Miene herangewirren.

„Die Feldwibel!“ rief er, etwa hundert Schritte vom Bataillon sein Pferd anhaltend, und den Herrschen auf diese Weise noch Gegenwart zu einem nachträglichen gunstigen Exercitium ihrer Obedienz verschaffend. „Walden, im Trade, muß ich bitten!“

Ich stand zu weit ab, um vornehmen zu können, was unser Feldwibel, ein ziemlich beleibter Mann mit einem runden und wohlthätigen Gesicht und offenbar kein Freund von derartigen Verlesungen, in den braunen Schurzbart hineinbrumnte, aber ich konnte es mir ungefähr auch so denken.

Die Befehlsausgabe dauerte ungewöhnlich lange. Die Abmahnungen meines Hauptmanns klangen, wie es schien, in Erfüllung gether.

„Nun, was bringen Sie, Feldwibel?“ fragte er den endlich mit der inhaltsvolleren Vieftafel auf ihn zuschreitenden Mann mit dem wohlthätigen Gesicht, das im Grunde recht gemüthlich ausah.

„Nur sadte, nur sadte, Freund! immer gemacht!“ fuhr er fort, als dieser sich schon wieder in Trab setzen zu müssen glaubte. „Sie stehen nicht bei der Cavallerie, überlassen Sie das Traben und Galoppiren den Weiritten; Ihr Hauptmann ist mit Ordinarisrit zu rücken, Ihre Hockstöße hören ich immerhin noch zeitig genug.“

Der Adjutant, der mittlerweile abgesehen und mit zu uns herangekommen war, biß sich auf die Lippen; der viele Feldwibel schmunzelte sichtlich vergnügt.

„Nun, was ist der langen Rede kurzer Sinn?“ fragte der Hauptmann weiter.

„Morgen Vormittag Revue in Compagnie von dem Herrn Brigadier, mit vollständigen Gepäd auf ihn dirigirter Compagnie, zu Befehl des Herrn Hauptmanns,“ referirte der Feldwibel, die Schreibstafel aufschütternd und sich ansiehend, den ganzen Befehl seinem Vorklaut nach abzulesen.

„Zhon gut, zhon gut, hat Zeit biß nachher!“ meinte der Hauptmann. „Sehen Sie,“ sagte er, sich zu mir wendend. „Sagte ich's Ihnen nicht? Und gerade morgen zum Sonntag, mein Un-

glückstag. 's ist um des Teufels zu werden. Passen Sie mal auf, es gibt eine Schweinerei.“

Mein Hauptmann war zwar bekant wegen seiner Zerstretheit und seines schlechten Gedächtnisses, das unter und Officiere fast zum Sprichwort geworden war, aber was sein Abnungsbewußtsein anlangte, so hatte ich allen Respekt vor ihm.

„Die Herren Officiere!“ rief jetzt der Batailloncommandant, wieder zu Pferd steigend, und uns mit der Hand heranzuleitend. „Etwas rascher, meine Herren, muß ich bitten!“

Wir hatten bald einen Kreis um ihn geschlossen, und hielten anständig seiner langen Rede zu. Der Herr Brigadier würden morgen sehr in's Detail gehen, jede Compagnie einzeln vornehmen; er hoffe, daß die Leute eventlich genutt haben, gehörig instruirert seien, die Herren Compagniechefs ihre Schultigkeit thun würden. Die Compagnieen seien überdies mit ihrem jetzigen Prädicat-Etat nun schon über drei Wochen im Cantonement und er dürfe also erwarten, daß die Herren Capitains sich gehörig mit ihren Leuten bekant gemacht hätten, da der Herr General dies ausdrücklich verlangte; er wolle nicht hoffen, daß ihm irgend Jemand Anlaß zur Unzufriedenheit gäbe. — „Sie haben mich doch verstanden, Herr Hauptmann v. S.?“

Dieser fuhr wie aus einem Traume auf. „Zu Befehl, Herr Major!“ war die Antwort.

„s ist gut, meine Herren, rücken Sie ein!“ befahl der Major, die Hand an den Gtato legend. „Stabsignalist, Achtung blasen!“

„Was hat er gesagt?“ fragte mich mein Hauptmann, als wir zusammen der Compagnie zuschritten, die eilig hinter den Gesehren antrat.

Ich wiederholte ihm den Kern der mitgetheilten Rede des Bataillonchefs missamnt der anglen Frage um Erlaß dervielben. Beim Anhören der letzteren, die ihn an der ganzen Philippa allein zu interessiren schien, war er sichtlich nachdenklich geworden.

„Compagnieen formirt, marsch!“ commandirte der Major, den nur eben gezogenen Degem wieder einsteckend.

Die Compagnieen schwenkten einzeln aus, ihre Tambours und Signalisten setzten sich auf die Fete, und eine jede rückte in ihr Cantonements-Quartier ein, sich für den kommenden Revuetag in möglichst brillante Verfassung zu legen.

Mein Hauptmann, der in der Regel nur beim Ausmarsch schweigsam, dessen Humor aber beim Heimmarsch gewöhnlich unerschöpflich war, wollte dieses Mal durchaus nicht aufhören. Der Schluß der Rede unseres Majors schien ihm noch im Kopfe herumzugehen. — Der arme Mann! Er hatte das merkwürdigste Gedächtniß, was mir noch je vorgekommen ist. Sobald es galt, einen Classifier zu citiren, war er unfehlbar und wie bei Witz bei der Hand; den Waisenlein, den Haack kannte er auch persönlich auswendig. Nur in Dienstjahren verfiel sein Erinnerungsvermögen häufig gänzlich und Namen, vollends die 200 Namen seiner Compagnie, die konnte er sich nun gleich gar nicht merken, und wenn es das Leben gegolten hätte. Ich bin nie so recht eigentlich da-

binter gekommen, ob er den Namen des Feldwebels und Fouriers wußte, daß er aber von seinen übrigen Unterofficieren auch nicht einen einzigen kannte, daß wußte ich ganz gewiß. Und nun gar die 200 Soldaten! — Sonderbare Zumuthung.

„Denn nur die haben nicht der höchste Grad Des Feldherrn; er bemerkt kein einzeln Haupt!“ . . .

Mit dem General v. R., vor dem wir morgen Reue haben sollten, verhielt es sich nun aber gerade umgekehrt. Der Mann war durchaus kein Claffierer und wußte wenig oder nichts, weder von Büchsen, noch von Gewehr. Er hatte aber ein erstaunliches Namensgedächtniß; es hieß von ihm, daß er einen Mann nur einmal zu sehen und dessen Namen zu hören brauche, um ihn — à la Recentlow — zeltlebens nicht wieder zu vergessen. Ich glaube wirklich, er kannte das halbe Armeecorps beim Namen; wenigstens wurde ganz bestimmt behauptet, daß er von den 5000 Mann seiner Brigade, obgleich er diese im Jahre nur höchstens sechs Wochen lang zusammen hatte, jeden einzelnen Mann zu nennen wisse. Er schloß nun mit einiger Logik, daß wenn er, als Brigadier, sich 5000 Gesichter und Namen merken könne, es nicht zu viel verlangt sei, wenn jeder Hauptmann doch zum mindesten seine 200 persönlich kenne, und er sah das Gegenheil — und wohl nicht ganz mit Unrecht — als einen Beweis dafür an, daß die Herren sich nicht um ihre Compagnien bekümmerten, ein Umstand, den er schon in manchen fulminanten Tagesbefehl zur großen Dienst- und Pflichtvernachlässigung gestempelt hatte.

Dieser letztere Umstand war es nun wohl, der meinen Hauptmann so schweigsam machte, als wir — lambour batant — dem Cantonnementsquartiere zumarschirten.

Auf einer Wiese, einige hundert Schritt vom Dorfe, ließ Hauptmann v. R. plötzlich und ganz gegen seine Gewohnheit die Compagnie halten.

„Reis fernirt, marsch!“ commandirte er.

Ich war nicht wenig gespannt, was er und zum Besten geben würde. Er war, Gott sei es gekant, durchaus kein Freund von langen Reden und die üblichen Ermahnungen vor einer Reue, die in der Regel nur das Gegenheil von dem bewirken, was sie beabsichtigen, waren ihm vollends ein Gräuel. Aber diesmal hab er doch an, in aller Eile die Compagnie zu harangieren?

„Ihr habt gehört,“ sagte er, „daß der Herr General morgen Reue hält. Daß Ihr ordentlich putzen und paden werdet, das weiß ich, und daß ich Euch nach der Reue, wenn diese gut gegangen ist, Nachmittag hier im Dorfe ein Bier gebe, das weißt Ihr, darüber brauche ich also nichts weiter zu sagen. Wenn aber der Herr General mich morgen etwas fragen sollte, wie dieser oder jener von Euch heißt, und ich sollte ihm dann antworten: der heißt Schmidt, so heißt der auch Schmidt! Ich kann mir nicht gleich jeden Esel beim Namen merken. Habt Ihr mich Alle verstanden?“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!“ brüllte die ganze Compagnie wie aus einer Kette.

„Out! Abgetreten!“

Die Leute gingen lachend nach Hause. Sie hatten den sonderbaren Kauf fast Alle gern, der, Tillé's Grundsatz: „leben und leben lassen“ befolgend, sie nie unnützig plagte und qualte und dessen ganzen Weltan Bekantheit etwas eben so Heterogenes war, wie etwa Namensverzeichnis meines Gedächtnisse. Daß von den Leuten ihm morgen kommenden Falls auch nicht Einer im Stich lassen würde, wußte ich, und ich sah deshalb der gefährlichsten Reue mit aller Ruhe entgegen.

Wir traten gegen acht Uhr am andern Morgen auf dem Brigaderegiment ein, als die Specialreue schon ihren Anfang genommen und von den 25 Compagnien, die der General v. R. persönlich einzeln inspicierte, bereits vier oder fünf die Stange überhand hatten. Die Glücklichen! Die wurden sie von uns beneidet, denen das Regement erst noch bevorstand! — Wir mußten — wie bei solchen Fällen üblich — wohl noch zwei Stunden warten, ehe die Reue an und kam, und hatten unterdessen die gebräuchliche Vermusterung Theils unseres Batalionscommandanten ansprechen, der, präsenles Bildes, manchmal nur ebenfalls mit dem Haupte schüttelnd, manchmal laut tabelnd und scheltend nach dem betreffenden Inspectionsunterofficier rufend, unsere geöffneten Glieder durchschielte. Trotz seines Schüttelns, Tabelns und Schimpfens mußte ich aber doch sagen, daß die Leute noch niemals so

gut geputzt hatten, wie gerade heute. Es war gerabey auffällig. Die ganze Compagnie sah aus, wie frisch aus dem Ei geschält; — das versprochene Bier hatte seine Wirkung gethan.

Entlich räunte die letzte Compagnie vor uns das Feld, unsere Front allmählich frei machend. — Die längere hängere Gestalt des Generals wurde sichtbar.

„Aber, mein Gott, so rüden Sie doch nun endlich vor, Herr Hauptmann v. R.! auf was warten Sie denn noch?“ mahnte die Stimme unseres Majors.

„In Parade!“ commandirte der Hauptmann. „Aewarten, bis Trent ganz frei ist!“ brüllte der General, dessen tiefe, senere Bassstimme gar wunderlich mit dem etwas belegten Tenor unseres Batalionschefs contrastirte.

„Marsch!“ hieß es endlich. Die Tambours schlugen ein; wir rüden wie am Lineale vor, auch keine Kasse kam aus der Richtung.

„Halt!“

Wir fanden wie eine Mauer; kein Czolo wackelte, kein Finger zuckte, kein Gewehrienner flatterte. Man hätte können eine Fliege summen hören, so viel Ruhe war in den Gliedern.

General v. R. lobte mir, aber er tabelte auch nur, wenn er wirklich Grund dazu hatte. Unser Vormarsch schien ihm gefallen zu haben.

„Beim Fass nehmen lassen, Cap'tain!“ befahl er. Unsere Gewehre klirren zu Boden.

Eine granen Hallenungen streifen einige Mal präsen über die ganze Compagnie. Dann ging er langsam dem rechten Flügel zu und begann, sich die Leute einzeln zu betrachten. Der Hauptmann folgte ihm auf dem Fuße. Er war schon ziemlich hoch an die Hälfte des ersten Zuges gekommen, — Leute, Gewehre, Taschen, Tornister, Alles zugleich und doch dabei Alles im Einzelnen merkend, — als er sich plötzlich wieder umwandelte und einige Augenblicke lang seinen schwebenden Blick auf dem Flügelmann im Tambourzug halten ließ. Es war dies ein schöner, hochgewachsener Mann. Nir ist, als ob ich ihn noch vor mir sähe. Der schwarze Schmirrbart hing ihm ausnahmweise ungewöhnlich und etwas wild im Gesicht herab, die Lippen völlig bedeckend, gerade so, wie er wußte, daß es der General ganz hatte.

„Herr Hauptmann v. R.,“ sagte wieder, ohne den Gefragt an dabei anzusehen, „wie heißt der Tambour da?“

Der Hauptmann gab sich keine überflüssige Mühe, die Personen des Trommelschlägers — es standen deren vier nebeneinander — zu identificiren und:

„Schmidt, Herr General,“ war die fast augenblickliche Antwort.

„Ten da, auf dem rechten Flügel, meine ich,“ fuhr der General fort, mit der Hand auf den fraglichen Mann deutend.

„Schmidt, Herr General!“

Der General verzog keine Miene, sondern fuhr mit impassiblem Gesicht genau an dem nämlichen Fleck mit der Besichtigung fort, an dem er sich so eben selbst unterbrochen hatte. Von Zeit zu Zeit ergriß er ein Gewehr, prüfte dessen Schloß, zog den Ladestock oder hob die Wundringe vom Laufe, um nachzusehen, ob sich an diesen verschiedensten Theiltheilen nicht etwa ein Rostfleckchen vorfände. Hier und da öffnete er eine Patenttasche und visitirte die Munition. Ein paar Leuten ließ er die Tornister auspacken. Kurz, es war in der That, und nicht bloß dem Namen nach, eine Specialreue, eine Reue comme il faut, und ich sang an, mir die Langeweile damit zu vertreiben, daß ich auszurechnen begann, wie lange er etwa Zeit brauchen würde, um mit den noch übrigen zehn oder zwölf Compagnien fertig zu werden, wenn er auf jede derselben so viel Zeit, wie die unfruchtbar verweuden sollte. Ich glaube, er wäre etwa in einer halben Woche damit zu Stande gekommen. Aber, er mochte noch so sehr „in's Detail“ gehen und seine gewöhnlichen granen Augen mochten noch so scharf nach dem kleinsten Falsch spähen; er fand auf dem ganzen langen Wege bis zum andern Flügelmann der Compagnie auch nicht das Mindeste anzusehen. Kein Wort des Tabelns war ihm noch entfallen! — Mein Hauptmann athmete leichter, als er endlich bei letzterem angeklagt war. Aber, o weh! wir waren noch nicht fertig! Der General ging jetzt an der Rechten der Compagnie fast eben so langsam wieder herauf und begreiffe sich die Leute auch von hinten zu betrachten. — Dasselbe Resultat!

fein (schiefes Tornister, kein schlecht gewollter Mantel, kein blinder oder reifer Uniformstrock); — alles knapp, verschleißmäßig, spiegelblank. Endlich hatte er den jüngstgelegenen Raum auch zum zweiten Male durchschritten und war wieder beim rechten Flügel der Compagnie, beim Tambourzuge, angelangt. Vor dem Hülfsmanne desselben, vor dem nämlichen schlankgewachsenen Trommler mit dem hübsigen Barte, blieb er jetzt plötzlich und wie zufällig stehen und den Tambour förmlich mit den Augen durchbohrend, fragte er:

„Wie heißt Du, mein Sohn?“  
 „Der Tambour sah dem General fest und unbeweglich in's Auge, dessen durchspringenden Blick mit vollstündigster Ruhe aufhalten.“

„Erich Schmidt, Herr General!“  
 „Gott verb — —, auf Ehre,“ sagte der General, erst den Hauptmann und dann den Tambour ansiehend, während am

die Mundwinkel seines außerdem völlig unbeweglichen Gesichts, schnell wie ein Blitz ein kaum merkliches Zucken zuckte.

Der lange Tambour, von dem es nicht nöthig sein wird, zu sagen, daß er eben so wenig Schmidt hieß, wie ich oder wohl auch Du, lieber Vater, wurde bei der nächsten Vacanz und zwar auf a u d r u e b l i c h e n W a n s c h d e s G e n e r a l s zum Regiments-tambour erhoben, was mich gar nicht wunderte, als ich es vernahm. Der Hauptmann v. R. erhielt von unserem Major, es doch eben erzählten Verfallses an seinem Unklugthum, einen ernsthaften Verweis, was mich auch nicht wunderte, als mir der Hauptmann davon erzählte, und unser Compagnie-Vier war am selbigen Nachmittage und bis zum Japfenstreich äußerst heiter, was mich erst recht nicht wunderte. z. Gp.

## Blätter und Blüthen.

**Industrielle Unternehmungen in Krähel.** In den bedeutendsten industriellen Establishments in Krähel sind gegenwärtig vier verschiedene Fabriken im Betrieb gleiches Namens gefundene Paumelle'sche Fabrik für Anfertigung aller wesentlich Eisenbahnen betreffenden Materialien aus Holz und Eisen, als Wagen, Schienen, Brücken u. s. w., doch sind im Ganzen kleinere Werke, die aus jenen beiden Stoffen gefertigt werden, ausgegliedert, so daß eine Aufzählung aller Fabricate, die aus dieser großen Werkstätte des Generalhofs hervorgehen, beinahe eben so unmöglich als überflüssig sein würde. Wie vielfach aber ihre Thätigkeit und wie verbreitet ihr Name ist, erhellt sich schon daraus, daß in dieser Fabrik vollständige Werkstätten aus Eisen für Californien jenseit und andere Länder America's gearbeitet werden, daß hier vor kurzer Zeit für den Herzog von Krenberg ein kleines Eisenbahnschiff vollendet ward und der Kaiser von Ansbach, so wie der junge König von Preussland für eigenen Staatsbedarf, wie sie aus Eisenbahnen bierher liefern, die Fertigen liefern. Diese Fabrik mit ihren weiten Becken, angebauten Werkstätten und sonstigen Gebäulichkeiten nimmt aber auch einen Rücksatz ein, der mindestens zwei Mal so groß ist, als der des großen Kräheler Werkes; 1000 Arbeiter sind hier täglich beschäftigt, mit Hülfe von 75 Maschinen aller Art Werke auszuführen, die das stets sich steigende Bedürfnis ihnen aufträgt, während die Zahl der außerhalb der Fabrik für dieselbe thätigen Arbeiter auf 4000 Mannschaften anwächst ist.

Doch beschränken wir jetzt die Einzelheiten selbst. Im Innern des Hofraumes finden wir zuerst einen sehr geräumigen Schuppen für seine und geschmiedete Eisener, dann den Gasapparat, der der Fabrik selbst eigen ist und dessen Oefenlinie die für das Ganze nöthigen 1000 Maschinen liefert. Von hier aus wenden wir uns links nach der Holzwerkstätte in dem ersten Hauptgebäude der Fabrik; hier finden wir zuerst 180—200 Arbeiter, eingetheilt in 3 verschiedene Classen: Hobelmaschinen, Strohmaschinen und Drehelmaschinen, die der Natur ihrer Beschäftigungen nach in zusammengehöriges Ganze treten und bei ihren Arbeiten von 7 Schweißern, 1 Schweißblechere, 2 Säge-, 1 Strohmaschine, 1 Bohrmaschine, 2 Hebelmaschinen und 1 Oefenarbeit bedient werden; alle diese Maschinen liefern eine horizontale Dampfmaschine von 20 Pferdekraften in Bewegung. An diese Werkstätte grenzt die der Eisenladerei, deren Zahl ungefähr 50 beträgt, während die der Wagenteile, die im obren Theile des Anstalt, sind auf 20 anzuwenden ist. — Die rechte Seite desselben Gebäudes bildet eine Eisenblechwerkstätte, wie sie wohl vollständiger kaum mehr anzufragen ist; die eine Formwalzmaschine von 25 Pferdekraften treibt an mehr als 40 Räder, zur verschiedenartigen Bearbeitung des Eisens bestimmt, wie 20 Eisenbrennwerke, untergeschoben in Gipsbrennwerke, Kesselbrennwerke und Hüttenwerke; hienach 4 Oefenwerke, 1 Formmaschinen, 15 Schweißmaschinen verschiedener Systeme, 10 Schweißblechmaschinen, endlich, als das Schweißwerkzeuge, die neue Backstempel (presse a bascule), welche die Räder an die Achse legt und eine Kraft von 40000 Ruten ausübt. Zum eigenen Bedine der hier anzuwendenden Arbeiten besteht noch im obren Theile des Gebäudes eine Holzwerkstätte, worin aus Holz, Eisen und Horn die für Wagen nöthigen Materialien gefertigt werden. Aus dem Eisenblech gelangen wir zu verschiedenen Schmelzwerken, unterhalten von 6 Kesselladern, die durch eine horizontale Dampfmaschine von 20 Pferdekraften in Bewegung gesetzt werden; es sind hier im Ganzen 40 Oefen mit daran durchschnittlich 100 Mann beschäftigt. Jede zu bemerken sind hier die vier sogenannten Dampfzylinder, die durch ihren eigenen Dampf getrieben werden und von denen zwei 1000 Pfund schwer sind; im Räume zwischen den 2 übrigen kleineren Zylindern befinden sich 6 große Kröten, zur Verteilung von Eisenblechen bestimmt. — Endlich haben wir noch in beiden diesen ersten Hauptgebäude der Fabrik liegende Eisenblechwerke, in denen, in der oben besprochenen Stube von 20,000 Pfund gegossen worden sind und zu welcher die schwarzen Räder aus einer besonders großen Eisenbahn gefertigt werden.

Im zweiten Hauptgebäude der Fabrik werden im linken Flügel die Waagen zusammengeführt und die Waagen, unterhalten von 6 Maschinen, besetzt mit den für Lederherberei, aber anderen Beruf bestimmten Rollen und großen Bauhölzern, wie eiserne Schrauben u. s. w. Auf diese Räume folgt wiederum eine Schmelze, die ebenfalls von einer eigenen

Maschine bedient wird, und in der mit Hülfe großer Oefen die Wagenteile gefertigt und abgeben werden. In diesem Gebäude werden man verschiedene Werke, einige Drehmaschinen und Eisenbahnen aus Zellen wie jetzt aus diesem weiten Gebäude heraus, so haben wir einen zweiten großen Holzplatz vor uns, auf dem von durchschnittlich 24 Arbeitern die Säume aus dem Erden gestampelt werden; links bemerken wir einen gewaltigen Wagenbau, in dem Hunderte von Wagen zum Abholen bereit stehen, und endlich finden wir rechts des Hofraumes noch eine Werkstätte für Eisenbahnen, in welcher letzterer durchschnittlich 10 Mann beschäftigt sind. — So viel wir hindern, um nach diesen allgemeinen Angaben sich eine Vorstellung von der Ausdehnung dieser Paumelle'schen Fabrik machen zu können. Noch mögen einige weitere Bemerkungen hinzugefügt werden. Von den Arbeitern arbeiten täglich 1000 auf Tagelohn, alle an demselben Ort; die Löhne werden monatlich ausbezahlt; von je einem Franken wird ein Cent abgezogen zur Unterhaltung der Krankenfälle, wodurch gelangt wird, daß dem Arbeiter in krankhaften ärztliche Behandlung und Medicin unentgeltlich gegeben werden, und er noch außerdem etwas mehr, als die Hälfte seines Tagelohns, verdienen kann. Der Betrag der Löhne ist natürlich nach den Arbeiten sehr verschieden: Schmelze verdienen von 3—10 Franken, Dreher von 2—7, Bauarbeiter von 1 bis 10, Arbeiter von 2—5, Hebelmacher, Schreiner und alle Maschinenarbeiter bis 4 Franken. Die Verwaltung der Fabrik ist in den Händen von ungefähr 20 Wirtscbaftanten, welche zunächst mit den Ober- und Unterwerkmeistern zu vertheilen haben. An der Spitze der Verwaltung befindet sich Herr Franz Fanel, doch ist derselbe seit einigen Jahren nicht mehr Hausbesitzer der Fabrik, die vor 20 Jahren durch ihn erst im höchsten Maßgrade begründet ward, aber in kurzer Zeit durch seine Thätigkeit, Gewandtheit und talentvolle Leitung zu hoher Bedeutung sich erhebt, sondern nun noch eingetretener Beamter der Kleinigkeit, an welche die Fabrik übergegangen ist, und zu deren hauptsächlichsten Mitglieder er durch Bezeichnung eines großen Theils seines Vermögens mit Willkür. Der Allocationsfonds dieses großen Unternehmens beträgt 10 Millionen Franken.

**Wöhle** hat so eben seinen in Berlin gehaltenen Vertrag über die Fremdbereitschaft zur Zeit des ehemaligen Königsrieds Restitutions bei G. Bayer im Druck erscheinen lassen. Das kleine Schriftchen enthält viele interessante Mittheilungen, namentlich bespricht auf manchem Punkte der Geschichte, daß der viergrößte deutsche Reichthum vollständig in Kriegszustand und Obdachlosigkeit für die Fremdbereitschaft untergegangen war. Dem Könige von Preußen verweigert auf seiner Flucht sogar die eigenen Unterthanen die nöthigen Vorräte, und in Magdeburg war der Empfang ein so äbber, daß der König auf der Straße weinte.

**Louis Napoleon** lagt sehr schön in seinen, in den dreißiger Jahren erschienenen „Vollständigen Erinnerungen“, damals, als er selbst noch Verbannter war: „O ihr, welche das Glück selbsthülft gemacht hat, die ihr niemals die Qualen der Verbannung gefühlt habt, ihr haltet es für ein Vergnügen, einen Menschen aus seinem Vaterlande zu verbannen, und selbst doch selber, daß Verbannung eine schmerzliche Noth ist. Ich ist — nicht der würdevolle Tod Derer, welche für ihr Vaterland sterben, nicht der noch höhere Tod Derer, welche ihren Geist in den Armen der Vöthen aufgeben, sondern der allmählich aufsteigende Tod, der in langsamer, aber qualvoller Weise Stunde für Stunde an Dir nagt, bis er Dich hinunter in den Damm, einzelne Grabstätt hat. — Ihr wisset nicht, es den Verbannenen in den Gängen der Gassen, die den letzten der Menschlichen Schriften erlaubt ist, ebenfalls aber muß es für sie ein Trost sein, daß ihr Kaiser mit ihnen die Qualen der Verbannung selbst erduldet hat.“



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteurs F. Stolle u. A. Diekmann.

Wöchentlich 1 $\frac{1}{2}$  bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

## Das Schachtgespenst.

Von Ludwig Storch.

(Fortsetzung.)

V.

Der Obersteiger und sein Sohn.

Die Gold- und Silberbergwerke in Kremnitz sind alle uralt; die Jahrhunderte haben da Schächte und Stollen abgebaut und verdet liegen lassen und wieder andere in den Schooß der Berge getrieben, die endlich dasselbe Schicksal erfahren. Manche dieser alten Gruben hängen durch einen halbverfüllten unwegsamem Gang mit den vielverzweigten neuen Gruben zusammen, aber der Knappe von heute kennt meist diesen Zusammenhang nicht; er hat eine natürlche Scheu vor den versteinerten unterirdischen Felsen der Thätigkeit seiner Vorfahren, und schauerliche Bergmannsagen verstreuen sie als ungeheuer. Was hätte er auch dort zu suchen und zu schaffen? Edle Metalle, welchen er nachstretet, sind ja dort nicht mehr zu finden; sie lohnen seinen Fleiß nur in den Gängen, die er selbst in das erhaltene Gestein treibt. Was kümmert ihn, wie weit sich die Häuser früherer Jahrhunderte in die Berge gewölbt? Er wühlt sich am andern Ort hinein, und wo irgend so ein altes Stollenloch in einen neuen mündet, da verbaut er es mit Querbölgern, und läßt jenseit derselben die Gespenster früherer angestorener Wesen treiben. Daß solche Gespenster in den alten Schächten und Gruben umherirren, daran zu zweifeln wäre stänbste Verwegenheit eines Knappen; denn wenigstens die des Mariasbähdtes haben fast Alle das entsetzliche Schachtgespenst gesehen, obgleich eigentlich keiner weiß, wie es aussieht, weil, wenn es ihnen erschienen ist, ihnen die Augen meist den Dienst verweigern. Und das ist nicht seit einigen Jahren geschehen: Diese sagen seit unangy Jahren, Andere, das sei noch länger als hundert Jahre; denn ihre Väter und Großväter haben ihnen erzählt, daß auch sie es schon gesehen. Die seltsamsten und wunderbarsten Sagen sind von diesem Schachtgespenst in Umlauf. So war, um nur Eins zu erwähnen, die allgemeine stille Annahme, die man sich nur flüsternd und mehr mit ängstlichen Geheizen und Mienen, als mit lauten Worten mittheilte, der alte Obersteiger Martin Ambtrunn sei mit dem Schachtgespenst näher bekannt, als die andern Sterblichen, ja er äbe einen gewissen vertraulichen Einsuß auf das Gespenst.

Aus welschen Thatfachen dieses seltsame Gerücht entstanden war, konnte eigentlich Niemand bestimmt angeben; die widersprechendsten und abentuerlichsten Sagen wurden in dieser Hinsicht behauptet und erzählt, so daß ein halbes verünftiger Mensch sie alle auf Rechnung einer erhiteten und vom Leben in der Erde verdrängten Volkshantase setzen mußte. So viel fand inzwischen doch sehr, daß der alte Obersteiger ein fischerer, grämlicher, schweig-

samer Mann war, der mit den Leuten kaum das Aeuernothwendigste sprach, alle Vergnügungen mied, sich schon in sein Haus zurückzog, wenn er nicht im Schachte arbeitete, und in diesem meist weit länger verweilte, als die andern Oben oder die Häuer. Das ganze Wesen dieses Mannes war unbemüht, und man konnte annehmen, daß dieser Umstand ihn in den Augen der Bergleute zum Kumpau des Schachtgespenstes gemacht habe. Uebrigens hatte er nicht nur von seinen Oben, sondern auch von der ganzen Knappschaft das Lob der strengsten Berufstreue und einer Thätigkeit, welche die aller Andern weit hinter sich ließ. Erholung schien er gar nicht zu kennen; er kannte nur Arbeit. Und wie unartigmühtig er war, bewies er dadurch, daß er von seinem lärglichen Einkommen viel an Bedürftige wandte und alles wahrhaft Gute reichlich unterstützte. In seinem Hause sah es dagegen ärmlich aus, eben so war seine und seines Weibes Kleidung vernachlässigt, was doch mit seinem Stande als Obersteiger nicht harmoniren wollte. Ein seines Anze hätte sogar die Bemerkung machen müssen, daß diese Armuth eine ostentibie Schaustellung sein möchte aus Zweeden, die sich freilich nicht errathen ließen.

Eines Sommermorgens — es war Montag — hatte sich der alte Obersteiger mit dem Beginne des Tages von seinem Lager erhoben und war eben damit beschäftigt, seinen Brodker voll zu paden (die Menge des Brodes, die er hineinsetzte, hätte einem Unbefangenen auffallen müssen, aber er schien dieses Geschäft gern jedem andern Anze zu überlegen), als er plötzlich seinen einzigen Sohn Leberecht, den Steiger, neben sich sehen sah, den er noch in tiefsten Schlaf vermutet hatte. Derwuntert sah der alte Mann an dem jungen empor und brummete:

„Sohn? ! Erst nach Mitternacht heim; kannst kaum ein Auge geschlossen haben.“

„Habe kein geschloffen,“ versetzte der Sohn eben so mürrisch wie der Vater. „Ich habe mich gestern Abend beim Tanz in der Tanne schwer gedrängt.“

Der Alte antwortete darauf nichts und der Sohn schwieg ebenfalls verlegen. Er kämpfte mit sich selbst, aber er rang sich auf und pläzte heraus:

„Vater, ich muß mit Euch reden. So kann's nicht bleiben, ich gehe zu Grunde.“

Der Alte warf ihm einen eisfasten fragenden Blick zu. „Ich hab' Euch noch nichts davon gesagt, denn es ist mit Euch nicht gut von solchen Dingen reden; ich kann nicht leben ohne die Bergmeister's Uns. Wenn sie nicht bald mein Weib

wird, bin ich ein elender Mensch und sehe meinen Untergang vor Augen. Die Liebe zu ihr brennt mir wie Feuer im Herzen und in allen Gliedern und dörft mir das Blut."

"Bist ein Narr! Diese Traube hängt zu hoch für dich. Euch? Dir eine andere, in die Du am Stiele beißen kannst."

"Warum soll sie zu hoch für mich hängen? Ich kann sie mit der Hand erreichen und ich will und muß sie haben. Ihre Mutter ist eine slovalische Magd gewesen —"

"Aber ihr Vater war ein deutscher Edelmann und Bergmeister."

"Was geht mich der deutsche Edelmann an? Ich will seine Tochter zur Frau. Was der ehemalige Bergmeister? Er ist todt und man weiß nicht, ist er als Schelm oder ehrlicher Mann gestorben. Ihr selbst habt schon gehat, aber dieser Sache ruhe ein Schiler, der wohl niemals gehoben werden würde. Das Mädchen ist arm; sie und ihre Mutter müssen sich ja schier von ihrer Hände Arbeit nähren; denn die paar Gulden Wittwengeld reichen wahrlich nicht weit."

"Junge, es gibt noch andere Dinge, um deren willen ich Dir befehle: schlag Dir das Mädchen aus dem Sinn. Sieh, das Weib, ihr Mutter, hat mir mein ganzes Leben verderben. Ein böser Fisch knut auf diesem Geschlecht. Das Weib hat schwere Sünden auf sich geladen und es steht im Worte Gottes geschrieben: die Sünden der Väter werden beimgelacht an den Kindern. Ich möchte nicht, daß Du auch solch' ein unglücklicher Mensch wärest, wie ich gewesen und noch heute bin."

"Vater, das hilft Alles nicht! Ich muß die Pina haben, sonst bin ich verloren. Ihr könnt Euch nicht vorstellen, wie mir's zu Muthe ist. Mir ist, als wär' ich vom Satan beissen. Ich beschwör' Euch bei meinem zeitlichen und ewigen Heil, thut das, was ich für meine Braut will. Sprecht mit ihrer Mutter, die mir abgeneigt ist."

"Ich könnte die alte fälsche Kette wohl zwingen," murmelte der alte Mann mehr in sich hinein, als dem Sohne zu. "Ein Wort und sie läßt sie."

"So geht und spricht das Wort!" schrie Leberecht auf.

"Tummellos! Weist Du denn, ob das Mädchen Dich will?"

"Ach, darüber hab' ich keine Sicherheit! Sie tauzt mit mir, wie mit unserm Feind Tomanel; sie läßt sich die Huldigungen des Oberbergrichters gefallen. Seit Ihr den Proceß gegen Tomanel verloren habt, ist dieser bei der Alten Dahn im Kerbe, und wenn Herr von Hammerstein Ernst machte, so hätte sie dieser. Ja, ich glaube, sie gäbe ihr Kind dem schlechten Theodor, wenn er ein reicher Mann wäre, ohne zu fragen, wie er zum Reichthum gekommen."

"Ich kenne sie; Du beurtheilst sie recht. So war sie stets, und weil sie schön war, wie eine Fee, so hat sie der Männer Herzen behörtd und jammerredl unglücklich gemacht."

"Mir hat sie gethurn das Haus verboten und dunkle Worte fallen lassen, als wär' Ihr ein böser, der Hölle verfallener Mann."

"Dat sie?! Die Augen des Alten funkelten unheimlich.

"Sie wird dem Teufel auch nicht entgehen."

"Und als hätte Ihr Umgang mit dem Schachtelgespenst, das sich jureuilen in ihrem Hause zeigen und den Ring suchen soll. Sie sagt, Ihr hehlet den Geist auf sie und sie wörde nicht unredt thun, wenn sie Euch deshalb beim Priester verflage."

"Mag sie doch!" lachte der Alte. "Aber sie wird nicht; sie wird Dir im Gegentheil ihre Tochter geben, wenn ich will. Aber es wird Dein Unglück sein."

"Auf! Geht heute Abend zu ihr! Zwingt sie. Mein Unglück will ich selbst tragen."

VI.

Die Heiratshwerbungen.

Am Abend saß in einem hübschen, kleinen steinernen Hause ein liebliches Mädchen sinnend am Fenster, eine alte Cithar in der Hand, und schaute in das Thal unter ihr und auf die Berge, aus welchen eben die Bergzungen hervortraten. Ihr Auge ging ruhig über die Gegenstände hin und blieb an seinem verlangend verhaften. Sie selbst war eine angenehm reizende Gestalt. Nichts verblüfftertes sah ihre reinen Züge. Sie sah einen Mann rasch den Bergsrad nach ihrem Hause herausschreiten. Sobald sie ihn

erkannt hatte, stand sie unwillig auf und verließ die Stube. Wenige Augenblicke später trat der Badenschlamm Theodor herein. Da er das Zimmer leer fand, so rief er auf die Hausfrau:

"Frau Kathinka!"

Eine ältliche Frau trat herein, die noch deutliche Spuren ehemaliger Schönheit verrieth. Beide grüßten einander vertraulich.

"Ich will Ihnen eine frohe Nachricht bringen," sagte er hastig. "Ich erbe ein großes Vermögen und bin in kurzer Zeit ein feinerreicher Mann."

"Von wem?"

"Mein Bruder Georg ist gestorben und hinterläßt es mir."

"Wo?" rief die Frau mit Leidenschaft.

"Das weiß ich noch nicht. Aber ich bin hierher gekommen, um meine Legitimationspapiere aufzutreiben. Dann wird mir mein Eigenthum ausgeliefert. Und jetzt bin ich da, um bei Ihnen um Pina's Hand zu werben. Sie werden sie mir nicht versagen."

"Wenn Du wirklich ein so gemachter Mann bist, soßst Du meine Tochter haben. Aber erst muß Dein Erbe zu Wahrheit geworden sein; dann seh' ich Deine Verbindung mit ihr als eine Gerechtigkeit des Schicksals an."

"Ich verstehe. Sie hätten meines Bruders Frau werden müssen."

"Er ging und kehrt nicht wieder, untreu seinem mir gegebenen Worte."

"Ich werde Alles wieder gut machen."

"Du kannst mir meine Jugend nicht wieder geben."

"Kupfen Sie das Mädchen und sagen Sie ihr, daß sie meine Braut ist."

"Heute noch nicht, wir muß ich sie vorbereiten; sie hat den halbsarrigen Einn ihres Vaters. Du mußt Dich ihr erst sehr angenehm machen, eh' sie Dich nimmt."

"Wenn ich ihr den Tisch voll Goldstücke zähle, wird sie sich den Mann gefallen lassen."

"Habe nur erst das Geld, für das Uebrige laß mich sorgen."

Nach waren Beide im Gespräch begriffen, als ein bärtiglicher gelleibter Mann hereintrat, welcher mit dem Griechen in gleichem Alter sein mochte und nach kurzer Gruße sich passig niedersezte, als sei er hier Herr im Hause. Hochmüthig warf er den Kopf jurüd und sagte:

"Ich habe ein paar Worte mit Ihnen unter vier Augen zu reden, Frau von Schönebeck."

Dabei sah er den Griechen verächtlich herausfordernd an. Die Frau verständigte sich mit diesem durch Blicke und er verließ die Stube.

"Was ist Ihnen gefällig, Herr von Tomanel?" fragte die Frau kalt höflich.

"Es ist Ihnen wahrscheinlich schon bekannt, daß ich den langjährigen Proceß gegen den Oberlinger Ambrunn durch alle Instanzen gewonnen habe. Die Grundstücke sowohl, als die Silbergrube „Heiligengögen" sind nun mein völliges Eigenthum und die Revenuen, die seit fünfanzwanzig Jahren depenirt wurden, sind mir zugesallen, so daß ich, erst schon ein reicher Mann, nun ein noch weit reicherer geworden bin. Nachdem nun Gott mir meine Ehefrau durch den Tod entrißen hat, bin ich gekommen, mich anderweit zu verheirathen und meine Wahl ist auf Ihre Tochter Caroline gefallen. Ich habe gestern Abend mit ihr in der Torre getanz und mich überzeugt, daß sie mir nicht abgeneigt ist. Also bin ich gekommen, bei Ihnen gesieumend um Pina's Hand anzuhalten."

"Herr von Tomanel, ich danke Ihnen sehr für die Eher, die Sie mir und meinem Kinde zugesacht haben und ich wörde ohne Zaudern Ihr Anerbieten annehmen, wenn ich daran nicht durch ganz besondere Umstände im Augenblick verhindert wäre, was mir absonderlich leid thut. Seien Sie übrigens versichert, daß der gezwungene Anstand sich durchaus nicht auf Ihre Person bezieht und daß, wenn derselbe gehoben, Ihre Wünsche wohl erfüllt werden dürften."

"Ist der Anstand mit Geld zu beseitigen," sagte Tomanel mit einer unverschämten Überdebe und flapperte dazu mit harten Silberstücken in der Hosentasche, „so nennen Sie mir die nöthige Summe, damit ich sie Ihnen heute noch überliehere."

"Schönsten Dank, Herr von Tomanel," antwortete die Wittve freundlich, wie ein Mädchen. „Mit Geld ist die Sache nicht ab-

gethan; es sind eben Familienangelegenheiten, die uns zwingen, daß Caroline noch eine kurze Zeit im letzten Stande verbleibe."

"Ich will nicht hoffen, daß Herr von Hammerstein im Spiele ist und Ihnen und Ihrer Tochter irgend etwas weisgemacht hat. Der hat seine rechtlichen Absichten, wie ich. Er schwänzelt nur um das Mädchen herum."

"Der Herr Oberbergmeister hat weder mit mir noch mit meiner Tochter von seinen Absichten gesprochen."

"Oder etwa gar der Laster, der Steiger Leberrecht Ambrunn? Ich weiß, er ist vernarrt in Lina; aber Sie werden sich doch nicht mit einem solchen Hause verbinden wollen?"

"Ich weiß, was ich mir und meinem Kinde schuldig bin," versetzte die Frau angefauert.

"Also schlagen Sie ein! Wozu warten? Es könnte mich wieder gereuen."

"Das steht bei Ihnen. Ich kann Ihnen nichts versprechen." Der Mann stand ärgerlich auf. Die hereingebrochene Dämmerung überschieleete den Grim in seinen Zügen. In der Hausthür begegnete ihm ein Mensch, in welchem er den alten Obersteiger Ambrunn erkannte. Er trat also an das niedrige Fenster und borschte.

"Die Frau krachte Nicht."

"Das ist ein seltener Vogel in diesem Hause," sagte sie nach der Begrüßung verlegen.

"Ein weisser Kabe, aber doch ein Kabe!" krächzte der Alte rathenmäßig. "Ich will's kurz machen, Rasli. Mein Junge will Dein Mädchen heirathen. Es ist mir gar nicht recht, aber er besteht darauf und ist ein Starckes, ein Tollerjan. Also wirst Du ihm die Lina zur Frau geben."

"Ich werde aber nicht!" versetzte die Frau trotzig.

"Du wirst müssen."

"Wer will mich zwingen?"

"Ich."

"Aus welchem Grunde?"

"Weil Du einst meine verlorne Braut gewesen und mir untreu geworden bist."

"Das kann mich zu nichts zwingen."

"Rein, aber andre Dinge."

"Welche?"

"Zum Beispiel der Ring, den Du Deinem Manne gestohlen und dem Georg Theodoro, Deinem Duhlen, gegeben hast, und das Rattengift, das Dir Theodoro vor den Ring gab und womit Du Deinem Manne vom Leben geholfen hast. Weinst Du, ich wüßte nicht Alles?! Spreiz Dich nur und ich schide Dir den Geist des Gemordeten auf den Hals, der den Ring von Dir verlangt. Nicht vergebens sagen die Leute, ich habe Umgang mit dem Schachtgespenst. Weist Du etwa nicht, wer das Schachtgespenst ist? Hat es nicht schon den Ring von Dir begehrt? Deult es nicht durch die alten Schächte nach dem Ringe? Der Geist Deines von Dir vergifteten Mannes ist's. Beweigerte mir nur die Tochter und ich schide das Gespenst noch diese Nacht."

"Da Du doch so viel von mir weißt, mein alter Schach," sagte das Weib höhnisch, "so will ich Dir auch etwas sagen. Wer half denn dem Theodoro beim Entbrande des Ringes? Du warst's, Martin Ambrunn! Und warum thatst Du so große Sünde, Du jetzt so frommer Mann? Räden wolltest Du Dich heimlich an Deinem Vorgesetzten, weil er Dir die Braut genommen. Stehst Du wirklich mit dem Schachtgespenst im Bunde, so kann's nicht der Geist meines Mannes sein; denn Du warst sein ärgster und grimmigster Feind. Nun geh! Deinem Sohne geb' ich meine Tochter nicht."

Der Streit in der Stube wurde durch einen andern vor den Fenstern unterbrochen oder berrigt. Leberrecht Ambrunn war gekommen, um zu hören, was sein Vater andrüdte, und hatte den herbeiziehenden Lomanet getroffen. In Ru waren sie an einander und prügelten sich aus Leibkräften ab. Der alte Obersteiger rannte stöhnend fort.

## VII.

Der ehemalige Verlobte.

Einige Tage später hielt ein Reisewagen vor dem ersten Gasthause in Kremnitz, aus welchem Dr. Liebeld mit seiner Frau

und seinen beiden Kindern, Eduard Rablert und Elise Wellshüg stiegen. Kaum hatten sie Zimmer bezogen, als der Advocat schon eine Karte zum Dberbergmeister von Hammerstein schickte. Dieser ließ antworten, daß er sogleich selbst kommen werde. Also saßen mit Spannung dem Eintritte des Mannes entgegen, welcher einst Fran Aurelien Verlobter gewesen war und den Doctor im Duell schwer verwundet hatte. Niemand war auf sein Erscheinen weniger, als Lieschen; denn sie wußte aus dem Munde ihrer Freutubin sehr viel Interessantes von ihm und hatte sich in ihrem kleinen Kopfe ein schönes romantisches Bild von ihm gemacht. Sie und Eduard Rablert waren sehr angenehm überrascht, einen wohlgebildeten, gewandten, ja sogar liebenswürdigen Mann eintreten zu sehen, der nur mit einer dänigligenden Dast und Ueberfützung sprach und sich bewegte und dadurch die Besorgnis wach rief, daß er sehr lebensschäftlich sei. Mit der Gewandtheit eines Weltmannes gräßte er unbefangen die kleine Gesellschaft auf eine Weise, daß jedes sogleich über alle Befangenheit hinaus war.

"Es hätte nicht des kaiserlichen Befehls bedurft," sagte er zu Liebeld gewandt, "um mich zu vernehmen, daß ich Ihnen jeden Freundschaftsdienst leiste; denn Ihre Ankunft in dieser Bergstadt erfüllt einen meiner heiligsten Wünsche: gegen Sie begangene Lieberciungen nach Kräften wieder gut zu machen. Lassen mir die Therrheiten eines Brantstoffs ruhen, wo sie begrabten liegen, und Sie, werthe Frau, gemüthigen Sie das geklärtere Gefühl von Hochachtung, welches ich für Sie hege, daß Sie fest und müthig der Stimme des Herzens folgten, und sich nicht der Macht eines alten eigensinnigen Mannes und den Zudringlichkeiten eines jungen leichtsinnigen beugen. Sie sind, wie ich weiß, eine sehr glückliche Frau; es steht zu bezweifeln, daß Sie das im Munde mit mir geworden wären. Wer weiß, wie und wo auch mir ein schönes Eheglück blüht."

"Sie sind noch nicht vermahlt, Herr von Hammerstein?" fragte Aurelie theilnehmend.

"In der Erinnerung an Sie hätte ich mein Herz fast an ein zweites Fräulein von Schönebeck verlor, aber — sie ist ja Ihre Schwester, und ich sehe jetzt schmerz. Auch sie verrieth keine Anlage, daß sie mich lieben könnte, und — Sie verzeihen — ihre Mutter ist eine böse Zugabe."

"Wir kennen die Schwester noch nicht."

"Sie sieht Ihnen ähnlich und ist auch musikalisch. Das ist für unser einen verführerisch."

"Wer kann wissen, wie nah Ihnen das Glück steht!" sagte Aurelie bedeutungsvoll, und Liebeld stellte Rablert und Lieschen, die Letztere als seine Tochter vor.

"Ihre Tochter?" fragte der Oberbergmeister erstaunt.

"Dem Herzen nach ist sie unser Kind, und sobald wir in's Vaterland zurückgekehrt sein werden, wird sie durch einen gerichtlichen Act unserer Adoptivtochter werden; aber auch Freund Rablert wird sich bei dieser Adoption theilnehmen. Wir wollen durchaus beide Väter dieser guten Tochter sein."

Hammerstein wandte sich an Lieschen und ließ, während er sprach, sein Auge auf ihren reinen edlen Zügen haften: "Glückliches Kind, das so viel Liebe genießt! Welch einen Schatz von Liebe müssen Sie selbst besitzen! Möchte ich nicht diesen beiden Herren zuzufen: "Ich sei, gewährt mir die Bitte, in eurem Bunde der Dritte!"

"Wer weiß, was geschieht!" drohte Aurelie mit dem Finger.

"Auch unsere Elise ist musikalisch."

"Sind Sie es auch, Herr Rablert?"

"Wenigstens kann ich die zweite Geige spielen."

"So laßt uns doch gleich ein Concert einstudiren. Wir nehmen Fräulein Lina auch dazu. Es bilden wir gleichsam eine Künstlerfamilie."

Hammerstein war ungemein heiter und riß die Andern mit fort. Er liebte die Kinder und tanzte mit ihnen; er wollte mit Lieschen gleich ein Duett singen, als ihn Liebeld erinnerte, daß sie zuvor sich über die Angelegenheit besprechen müßten, welche die Familie nach Kremnitz geführt. Die Frauen zogen sich auf seinen Wink in ein anderes Zimmer zurück.

"Ich bin über die Hauptssachen bereits von Wien aus unterrichtet," nahm der Oberbergmeister das Wort. "Eine förmliche Erklärung hat uns vor einigen Tagen bereits die Theilnehmer des Verbrechens veranlaßt. Ihre Aufforderung an den Griechischen Pri-

lipp Theobodo hat diesen veranlaßt, sich mit der Bitte an das hiesige Berggericht zu wenden, es möge ihm — da er nicht wisse, wo er geboren sei, und seine Jugend mit seinem Bruder hier verlebt habe — beschleunigen, daß Georg Theobodo sein Bruder gewesen. Auf Befragen, zu welchem Zweck, hat er angegeben, um die Hinterlassenschaft seines Bruders als Erbe zu haben. Dabei hat sich dieser Schlußsatz in Widersprüche verwickelt, und da wir bereits die nötige Aufklärung von Wien hatten, so ist es nicht schwer gewesen, ihn in der That zu Gesandnissen zu bringen, welche die Wittve Schönebeck gräviren. Aber noch besser: vor einigen Aemtern hat ein Junkh von dieser gemeinen Frau und einem alten Oberleutnant, der ihre Tochter für seinen Sohn begehrte, in ihrem Hause statt gefunden, beauftragt von einem hiesigen Grundbesitzer, Namens Tomanel, welcher ebenfalls um die Tochter freit. Tomanel hat höchst wichtige Bewegungen der beiden Streitenden zur Anzeige gebracht, aus welchen hervorgeht, daß die Frau den Ring der Königin, in dessen Besitz Sie jetzt sind, geerbt und dem Georg Theobodo gegeben hat. Denn nur mit dem Ringe konnte er den Nachlaß ausführen. Da, der Oberleutnant Ambrunn, einß ihr Verlobter, hat ihr sogar vorgelesen, daß sie ihren Watten vergriffen habe. Sie dagegen hat ihn beaufichtigt, daß er dem Gerichte behäuflich gewesen. Ebenfalls haben wir die Complicen. So wie Sie dem Gerichte die Anechtische übergeben haben, wird die Verhaftung dieser beiden Personen erfolgen, und die Untersuchung beginnen, die jetzt bessere Resultate liefern wird, als vor zwanzig Jahren, wo man stets auf falscher Spur war.“

„Haben Sie die Güte, uns zum Gerichte zu führen! Wir werden das corpus delicti überliefern.“

Rahler trug eine kleine elegante, aber schwere Kiste herbei; Lieblich legte den Reisepaß und den Ring auf den Tisch. Hammeslein nahm den letztern und betrachtete ihn genau.

„Ihnen die Bedeutung und Geschichte dieses Ringes bekannt, der in diesem bösen Handel eine so wichtige Rolle zu spielen scheint?“ fragte der Advocat den Bergbeamten. „Sie nannten ihn den Ring der Königin. Woher dieser auffällige Name?“

„Ich kann Sie vollständig über das Geheimniß dieses allerdings wichtigen Reliquiums aufklären. Die Königin Maria von Ungarn, die Gemahlin jenes unreinen Königs Ludwig, der in der unglücklichen Türken Schlacht bei Mohacs 1526 im Campse erstickte, und die Schwester des deutschen Kaisers Karl des Fünften, war eine der herrlichsten und liebenswürdigsten Damen ihrer Zeit. Sie besaß ein unfähiges Erb- und Silberbergwerk einiger Male, welche damals in Besitz der reichen und speculativen Hugger von Augsburg waren. Ein junger Edelknecht der alten Familie der Turzo war damals Oberbergmeister und Münzwarden und mit einer Tochter des Hauses Hugger verknüpft. Als Verwandter wurde er Heilnehmer und als solcher Begründer des großen Reichthums, der der Macht des später so angelegenen Hauses der Turzo, von welchem einer sogar Palatin von Ungarn wurde. Wertwürdiger Weise knüpfte man das außerordentliche Glück dieses Hauses an diesen Ring, welcher im Laufe der Jahrhunderte Gegenstand eines wunderlichen Cultus oder vielmehr Aberglaubens wurde. Die Königin Maria zeigte jenem jungen Turzo, der die unterirdischen Schätze so trefflich zu heben verstand, wie noch nie ein ungarischer Edelmann, und der zugleich ein feiner, wohlgebildeter Hofmann geworden sein soll, ganz besondere Gnade, und als sie nach dem Tode ihres Gatten von ihrem kaiserlichen Bruder zur Statthalterin der Niederlande erhoben werden war, schenkte sie dem tüchtigen Bergmeister diesen Ring. Er trägt als Emblem einen weiblichen Arm mit einem gekrümmten Schwerte. Ein Wappen ist es nicht, auch konnte sie kein solches besitzen. Das Bild ist nur Symbol. Der Ring ist aus dem Golde dieser Berge geschmiedet; der Karneol ist ebenfalls ungarisches Product. Turzo bediente sich des Ringes zum Verschließen der Erz- und Schmelzhammer, und so erhielt er als Verschließ die zweite Wichtigkeit. Als solcher hat er sich erhalten. Er vereichte nämlich immer auf dasjenige Glied der Familie, welches dem Bergwesen hier verstand, und ging auf die weibliche Descendenz über. Man hat endlich dahin, das Glück des hiesigen Bergwesens überhaupt von dem Besitze des Ringes abhängig zu glauben; der Ring wurde zum Talisman, zum Glückbringer, zum Wohlbeschützer, wenigstens bei den gemeinen Bergleuten. Er war auch im Besitz des Herrn Oberbergmeisters von Helvet, und gerade ihm legte ihm eine ungemeine Wichtigkeit bei. Man sagt, er habe ihn seinem Sohne verweigert, und dieser habe sich deshalb

tobt gehärmt. Deshalb habe der strenge Herr ihn nachher dem Gemahl seiner Tochter, Herrn Bergmeister von Schönebeck, übergeben, als diese von ihm so heiligste Tochter, welcher er seine Bitte abschlagen konnte, ihn darum gebeten. Herr von Helvet hatte vom Charakter und der Innigkeit des Herrn von Schönebeck keine vortheilhafte Meinung, und war mit der Verweigerung seines Kindes keineswegs zufrieden. Aber wie gelang, der sonst so strenge Herr vermochte seinem ihm aus einer glücklichen Ehe allein übrig gebliebenen beiden Söhne nicht wehe zu thun. Daß er sich nicht in Herrn von Schönebeck geirrt, bewies dessen Benehmen gegen seine junge schöne Gemahlin. Er fug eine strafwürdige Vetelei mit einem in seinem Dienste stehenden, freilich verführerlich schönen Stavenknechtchen an. Die junge Oberin, welche ihren Gatten schwärmerisch liebte, kam hinter die Lunte aus, desselben und grämte sich so sehr darüber, daß sie nach, als sie einen Theil davon das Leben gegeben. Dieses Kind ist uns wohlbekannt. Herr von Helvet wandte ihm seine ganze Liebe zu. Dagegen war er auf den Vater desselben einen eben so harten, unverzeihlichen Haß, welcher das Motiv zur Zurückforderung des Ringes wurde. Der daraus entsprungene Streit wurde noch heftiger, als der Oberbergmeister auch die kleine Uebersin forderte, und Herr von Schönebeck die Auslieferung sowohl des Ringes als des Kindes verweigerte. Als er aber den gemeinen, obgleich reizbaren Gegenstand seiner Liebeswünsche heiratete, mußte der alte Herr es nach einem mehrjährigen Rechtsstreit endlich durchzugeben, daß ihm das Kind ausantwortet würde. In diesem Proceß waren böse Dinge zur Sprache gekommen.

„Nachdem ver schwand Herr von Schönebeck auf eine unerklärliche Weise. Er halte mitten in der Nacht sein Haus im Bergmannstheil verlassen. Als er nach einigen Tagen nicht zurückkehrte, und nirgend aufgefunden werden konnte, nahm man an, er sei in einem der alten Schächte verunglückt. Seine Leiche ist niemals aufgefunden worden. Jetzt stelle ich heraus, daß in der Schachtkammer, die er zu verwalten, zu verschließen und zu verschließen hatte, ein ungenauer Defect war. Es schoben Goldbarren sich einige hunderttausend Gulden. Wehm das Metall gebracht worden, war es entwendet, darüber konnte keine fahrbare Anbringung beigebracht werden. Weder die Schächter noch die Ziegel waren verletzt. Der doppelte Wadtposten hatte nichts wahrgenommen. Erst war man geneigt, zu glauben, Herr von Schönebeck habe das edle Metall verantrast und sei gestorben. Die Untersuchung stellte diese Annahme als Irrthum fest. Man suchte nach dem Ringe, er fand sich nicht. Da gab es Leute, welche behaupteten, Herr von Helvet habe sich von Daß und Goldsturz zu dieser That hinarbeiten lassen. Es gelang ihm in der Untersuchung, seine Unschuld klar darzutun, aber er fühlte sich so gedrückt, daß er sein Amt niederlegte und mit seiner Ferkelstochter nach Wien zog. Was man auch aufbot, um eine Spur zu entdecken: es war Alles vergebens. Seltsamer Weise muß man an diesen Georg Theobodo gar nicht gedacht haben. Dieser schlane und gewandte Mensch war eine Reihe von Jahren Diener und vertrautes Factotum Helvet's und hatte seinen jüngeren Bruder, einen Knaben, bei sich, den er erzog. Er stand beim alten Herrn in großer Gunst, übergab aber, als er ein halbes Jahr vor der Katastrophe den Dienst um einer geringfügigen Ursache verließ, die seinen Bruder der Frau von Schönebeck zur Verfügung. Er selbst verschwand und blieb verschollen. Deshalb dachte Niemand an ihn, als das Verbrechen sich heranstellte. Man wird es einleuchten, daß er mit Hülfe der Frau von Schönebeck und des Steigers Ambrunn sich eine kurze Zeit heimlich hier aufgehalten und den Diebstahl verübt hat. Den Ring hat er, wie wir bereits wissen, durch die treulose Frau erhalten und damit die Siegel neu hergestellt. Die nähere Umstände des Verbrechens wird hoffentlich die neueste Untersuchung ermitteln.“

„Und was halten Sie von diesem seltsamen Schachthugspinn?“ fragte Rahler.

„Ich bin wirklich um eine Antwort verlegen. Ich selber habe nie etwas in den Schächten gesehen, das wie ein Gespenst aussieht. Aber unerschrockene, ehrenwerthe Bergleute, junge und alte und wahrlich keine geringe Zahl, haben zu verschiedenen Zeiten eine unauflösbare gräßliche Gestalt in abgelegenen Gängen; die mit verlassenen Bauten zusammenhängen, gesehen, jedoch nie während der Arbeitsstunden, und sie beschreiben es so gleichmäßig, daß man doch nicht ohne Weiteres ihnen widersprechen kann. Eine

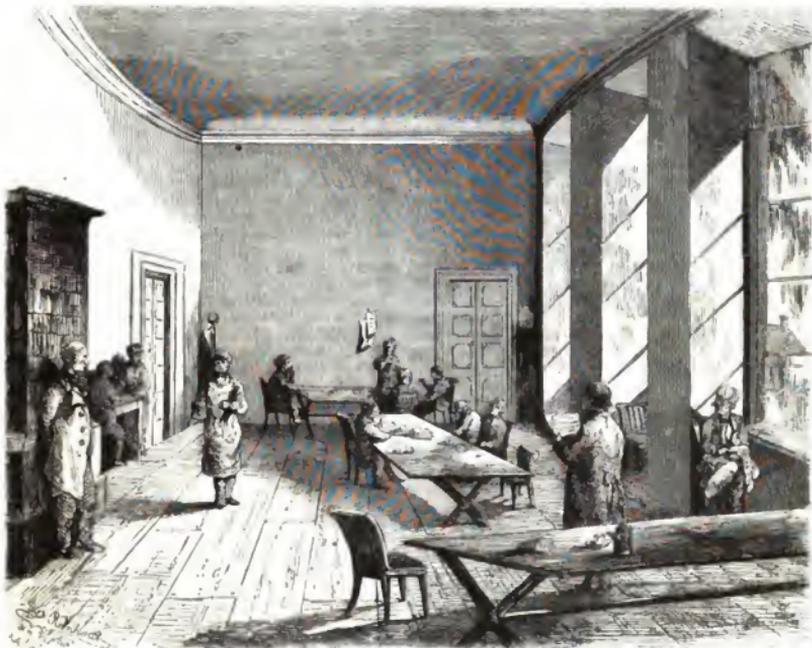
spindelbürre lange Gestalt von erfahrem Ansehen, mit langem grauen Haar und in einem Knappenstiel der gewöhnlichsten Art gekleidet, zeigt sich plötzlich in der Ferne und verschwindet im Nu, oder flattert gespenstlich schnell an ihnen vorüber. Die Erscheinung trägt ein matt brennendes Orbenentisch, und ein eisgrauer Hauch geht von ihr aus. Da sie zuweilen bald mit leiser, unhelmlicher Stimme den Ring fordern, bald schauerlich heulend danach verlangen soll, ja, da sogar behauptet wird, der Geist Schönbed's habe sich mehr als einmal Nacht in seinem Hause gezeigt, und von der Frau den Ring geheißt, so ließe sich annehmen, das berüchtigte Schwatzgespenst sei Schönbed selbst, nicht

sein Geist, sondern der lebende Mann, zumal, wie ich Ihnen vorhin schon bemerkte, seine Leiche nie aufgefunden worden ist. Dem aber steht entgegen: wie sollte sich ein Mensch zwanzig Jahre lang in diesen alten, dummen, feuchten, ungesunden Bergbauten aufhalten vermögen? und er muß doch essen und trinken, Kleider haben; ja ein vornehmer Mann, wie Herr von Schönbed, hat noch eine Menge anderer Bedürfnisse. Woher hätte ihm eine so lange Zeit die Befriedigung derselben kommen sollen? Hier sind überall schwere unauslöschbar scheinende Räthsel, wohin wir uns auch wenden. Hören wir, daß die nächste Zeit sie dennoch löst." (Schluß folgt.)

## Ein Besuch in Hubertusburg.

Zweiter Theil.

Eintritt in das Erziehungs-Institut für Schwach- und Blindstimmige. — Erste Eindrücke. — Innere und äußere Einrichtung der Anstalt. — Der Gang des Lehrverfahrens. — Erziehung der Blindstimmigen von der ersten Uebung der Sinne bis zum Schulunterricht. — Ueberlehrs Glaube. — Ein Leidenjüng.



Der Speisesaal, jetzt bewohnt von Hospitaliten.

Wir traten in das Institut ein. — Dem Leiter desselben, Herrn Ueberlehrs Glaube, vorgestellt, lernte ich in ihm einen ebenso lebenswürdigen, wie für seinen Beruf hochgegeisterten Mann kennen. Ohne Weiteres führte er mich in das Aufenthaltszimmer der Kinder, an welche sodann das Frühstück vertheilt wurde. Ein erschütternder Anblick, die Menschennatur in ihrer tiefsten Besonnenheit zu sehen. Da saßen oder standen etwa vierzig der unglücklichsten aller Kinder. Die meisten zeigten einen fast thierischen Appetit, gierig verschlangen sie ihr Butterbrot; einige versuchten sogar, nachdem sie ihre Portion verschlungen, ihren langsam erfindenden Nachbarn das Brod zu entreißen. Auf einem Tische lag ein Stück Seife, plötzlich ergriff es ein Knabe und

verzehrte es, ehe er daran verhindert werden konnte, mit dem größten Obervorteil.

Herr Ueberlehrer Glaube theilte mir mit, daß der Appetit mancher seiner Zöglinge erst ein so abnormer sei, daß sie Alles, was ihnen vorläge, selbst die eklektragendsten Sachen, mit demselben Wohlgefallen verzehrten, wie genießbare, wohlwärmende Gegenstände. Mein fremdes Gesicht hatte die Aufmerksamkeit der Meisten erregt. Viele kamen auf uns zu, liebtesten ihrem Lehrer, zu dem sie eine rührende Anhänglichkeit zeigten und fragten mich auch, wie ich heiße und woher ich komme. Besonders erregten meine Brille und glänzende Uhretelle ihre Aufmerksamkeit. Die Stumpfsinnigsten unter ihnen zeigten dagegen auch nicht den ent-

seinsten Antheil an unserer Gegenwart. Ich rief sie, griff sie an, gab ihnen Brod zu essen — sie glogten mich mit ihrem Auge an oder gaben thierähnliche Töne von sich. Eigentümlich sind die Kopfbildungen dieser armen Kinder. Während einige Kinder ungewein große Köpfe, sogenannte Wasserköpfe haben, zeichnen sich die anderen durch ungeweine Kleinheit aus. So war ein etwa zehnjähriger Knabe jugend, dessen Kopf nicht größer, als der eines einjährigen Kindes war und ungeweine Ähnlichkeit mit einem Vogelkopfe hatte. Der Kopf eines andern Knaben glich einem Totenkopfe, so tief lagen die Augen darin und so wenig trat die Nase hervor. Fast Alle hatten etwas Krümmtes an sich; ich bemerkte dies nicht nur an der Kopfbildung, sondern auch an der sitzigen Körperbeschaffenheit. Wie der Geist, so war auch der Leib schlaff. Stiere Augen, dicke, schwulstige Lippen, lange, entweder unförmlich dicke oder ganz schwache Arme, aufgetriebene Bäuche, verknüpfelte Hüfte bemerkte ich bei vielen dieser unglücklichen Geschöpfe. Die Weissen hatte ein stark scrophulöses Aussehen. Ein einziger Blick auf diese Armen ließ die angeheure Aufgabe ahnen, die sich hier die Erziehung gestellt hat. Vortheilhaft zeichneten sich die Kinder aus, die schon längere Zeit den Segen dieser Anstalt genossen hatten. Das körperliche Aussehen war stärke; die Augen hatten den stumpfsinnigen Ausdruck verloren, es sprach Leben aus ihnen. Die Kinder waren sich des Gebrauchs ihrer Glieder bewußt, die Sprache war verständlich, der Gehörseindruck zwar beschränkt, aber die Kinder zeigten, daß die Anstalt bald ihren Zweck an ihnen erreicht haben würde. Das Frühstück war beendet. Die Kinder saßen in den Turngarten hinab, um ein Weiden in stärke Luft herumzuspringen. Wir folgten ihnen und traten auf einen großen, geräumigen, theils mit Rasen, theils mit Sand bedeckten Turmplat. Während sich hier die Kinder unter Aufsicht der Lehrer und Wärter herumtummelten, erzählte mir Herr Oberlehrer Gläse Einiges aus der Geschichte des Institutes. Ein Menschenfreund, der Bezirksarzt Hr. Dr. Etmüller in Freiburg, behandelte in der 1843 abgehaltenen Versammlung sächsischer Ärzte die Sache der Blödsinnigen-Erziehung in einem längeren Vortrage und lenkte die Aufmerksamkeit der Regierung auf diesen Gegenstand. Auf dem Landtage 1846 kam diese Sache wieder zur Sprache und noch im Laufe desselben Jahres begründete die Regierung diese Anstalt. Der Grund, warum man diese Anstalt in Hubertsburg einrichtete, lag darin, daß hier die Räumlichkeiten schon vorhanden und die andern notwendigen Einrichtungen in Betreff der Bäder, Koch-, Verpflegung u. s. w. am leichtesten getroffen werden konnten. Die Anstalt wuchs mehr und mehr, es wurden neue Lehrstühle gewonnen und während bisher nur 8-10 in dieselbe aufgenommen wurden, hat man neuerdings angefangen, auch blödsinnige Mädchen in das Institut aufzunehmen. Auch Anländer, d. h. Nichtsachsen, werden jetzt gegen entsprechendes Honorar aufgenommen. Gegenwärtig zählt die Anstalt etwa vierzig Pflöglinge, welche von drei Lehrern erzogen werden. Zur speciellen Beaufsichtigung der Kinder sind ein Wärter und drei Wärterinnen da.

Die Herren Lehrer hatten nun die Obste, mir ihre Pflöglinge in stufenweiser Reihenfolge vorzuführen. Nach irgendwo individualisiert werden, so ist dies bei der Erziehung der Blödsinnigen besonders am Orte, da jeder dieser unglücklichen gleichsam eine Classe, eine Abtheilung für sich bildet und demnach eigentl. beobachtet und behandelt werden muß. Im Allgemeinen unterscheiden die Herren drei Grade des Blödsinn.

Der erste oder geringste Grad könnte auch mit Schwachsinigkeit oder Dummheit bezeichnet werden.\* Die auf dieser Stufe sich befindenden Individuen unterscheiden sich, vermögen die ihnen bekannten Gegenstände nach Stoff, Farbe, Ort, Form zu beschreiben, haben Gefühl für Recht und Unrecht und sind befähigt für die Aufträge des gewöhnlichen Elementarunterrichts. Der Grund, warum diese die öffentliche Schule nicht mit Erfolg besuchen können, liegt oft lediglich darin, daß der Lehrer bei seiner zahlreichen Classe sie nicht genug berücksichtigen kann; er kann nicht genug individualisiren.

\* Dummheit, Verwirtheit, das was der Kladderadatsch „höheren Verstand“ nennt, ist leider, trotz unserer vielgerühmten Volkserziehung, weiter verbreitet, als man denkt. Die letzte Kommentarität hat dies genugsam bewiesen, und Kladderadatsch hat genug Recht, wenn er singt:

„Wie bleichen frisch und munter,  
Der Blödsinn geht nicht unter.“

Der Blödsinnige zweiten oder mittleren Grades kennt auch noch die Dinge seiner Umgebung, vermag sie auch wohl zu nennen, aber unterscheidet nur willkürlich, nicht abgeheilte Gegenstände. Rabenden Geschären weicht er, wenn auch ungeschickt, aus. Er empfindet Freude und Schmerz, wird ängstlich in stember Umgebung und säßt sich unbedächtig, wenn er sich veranlassen hat.

Die Sinne des auf letzter, tieffter Stufe Erhebenden sind ganz ungebildet, er sieht und hört nicht, ihm gehen daher auch alle Vorstellungen ab. Er spricht nicht, sondern stößt nur unarticulirte Laute aus. Er spürt keine Gefahr. Herr Oberlehrer Gläse erzählte mir hierbei, daß einer dieser unglücklichen sich die Hand am Ofen verbrannt und demnach in nächster Minute wieder den glühenden Ofen berührt hatte. Diese Kräfte vermögen weder allein zu essen, noch sonst irgend ein Bedürfnis anzujagen. Freude kennen sie nicht. Ihr Gefühlvermögen kann nur durch heftige äußere Eindrücke erregt werden. Sie sind meiner Meinung nach als geistig todt zu betrachten. Die Grenzen dieser drei Grade lassen sich natürlich nicht haarförmig bestimmen. Die weissen Hubertsburger Pflöglinge stehen auf der ersten und zweiten Stufe, sie sind bildungslos, während die auf tieffter Stufe sich befindenden höchstens, man erlaube mir den Ausdruck, dressirbar sind. Diesen tiefften Grad des Blödsinnis zu heben ist ein Problem, dessen Lösung meines Wissens bis heute noch nicht gelungen ist. Ich glaube daher, alle die Anstalten, die sich dieser heben Sache widmen, würden ihre schöne Aufgabe, der Menschheit zu nützen, vollkommen erfüllen, wenn sie sich nur mit der Erziehung der auf erster und zweiter Stufe Stehenden besäßen, für die auf unterster Stufe sich Befindenden aber nur Pflög- und Pflögsorgenanstalt wären. Man reize zunächst die geistig Lebthaftern\* und dann versuche man, die Todten zu erwecken.

Da Körper und Geist in genauester Wechselwirkung stehen und da bei vielen dieser unglücklichen Kinder der krankhafte Körper die Ursache des kranken Geistes ist, so ist es ganz natürlich, daß bei der Erziehung dieser Kinder Beides mit gleicher Wichtigkeit behandelt werden muß. In Hinsicht darauf ist die Hubertsburger Anstalt auf das Trefflichste bestellt. Vor Allem leisten tüchtige Männer das Erziehungsamt und wachen mit großer Treue über die Pflege ihrer Pflöglinge. Mit größter Sorgfalt ist Alles in der Anstalt auf das Zweckmäßige eingerichtet. Die Luft ist in allen Räumen gesund und rein, ich fand alle Zimmer mit den nöthigen Ventilatoren versehen. Die Zimmer selbst sind sehr geräumig und haben eine Höhe von 14 F. Sommer und Winter gehen die Kinder unter Aufsicht eines Lehrers und der Wärterinnen täglich wenigstens eine Stunde spazieren. Erlaubt dies die Witterung nicht, so bewegen sie sich auf den langen, breiten Corridors, die sich an die Wohnzimmer anschließen. Außerdem wird jeden Tag eine Stunde geturnt. Die Kleidung der Kinder ist zweckmäßig und nett, ohne unformähnlich zu sein. In den Schlafsälen fand ich, ich wiederhole es nochmals, die größte Keilichkeit und ungeweine reine und frische Luft. Das Lager der Kinder besteht aus Matratze, Bettstut, wollenen mit leinenen Ueberzügen versehenen Decken. Betten fand ich sehr wenige und diese waren, wie mir Herr Oberlehrer Gläse mittheilte, auf Anordnung des Arztes besondere Curtdede angewandt. Während des Sommers haben die größeren Knaben, natürlich unter sorgfältiger Aufsicht, in einem der benachbarten Teiche, da kein stehendes Wasser in der Nähe ist. Die Verpflegung ist sehr zweckmäßig und wird fortwährend vom Hausarzte überwacht. Des Morgens erhalten die Kinder Eischaluppe mit Gemmel, um 10 Uhr etwas Butterbrod. Des Mittags bekommen sie nahrhaftes Gemmel und wöchentl. drei Mal Fleisch, um 4 Uhr abermals Butterbrod oder eine leichte Weißbrot. In besondern Fällen, etwa bei Krankheiten, wird natürlich auch entsprechende

Nahrung gegeben. Das Trinkwasser fand ich gesund und wohl-schmeckend. Alles ist vortreflich, aber ein sind mir auf, daß näm-lich die Kinder, sobald sie einigermaßen umweh oder krank sind, in eine andere Abtheilung, in das sogenannte Krankenhaus, ge-bracht werden, somit der Beobachtung ihrer Pfleger entzogen und der Beaufsichtigung fremder Wärter, die mit ihrer Eigentüm-lichkeit nicht vertraut sind, allerdings unter Oberaufsicht des Arztes, übergeben werden. Gerade in diesen Fällen, meine ich, ist die Beobachtung dieser Kinder recht erziehb., der Erzieher sollte sich daher dieser mit Sorgfalt unterziehen können. Die Schuld hierzu trägt die Verbindung dieser Anstalt mit den anderen An-stalten und es wäre wohl zu wünschen, daß dieses Institut, zu-mal wenn es sich weiter vergrößern sollte, von den übrigen An-stalten getrennt und gleich den Blinden- und Taubstummenin-stituten für sich allein verwaltet würde. Bei der Wahl eines neuen Ortes könnte dann auch eine höher gelegene Gegend, die doch immer für diese Anstalten sehr wünschenswerth ist, ausgesucht werden. Sehr passend dürfte z. B. das Schloß Augustsburg hierzu sein.

Nachdem mich die Herren mit allen das somatische Heilver-fahren betreffenden Einzelheiten bekannt gemacht, hatten sie die Güte, mir den Gang ihres Lehrverfahrens in lebenden Bildern, d. h. indem sie mir ihre Schüler speciell vorführten, zu zeigen. Erziehungsprincipien Herrn Gläse's ist: „Wir suchen in unsern Pflanzlingen so oft als möglich das Gefühl der Freude zu er-zegen, weil sie in solchen Augenblicken am empfänglichsten für unser Wirken sind.“ Ein Tag, der gänzlich dem Erziehungsgeist, wel-cher in dieser Anstalt herrscht, charakterist. Basis des Unter-richts ist stets und immer die Anschauung. Es gilt daher zuerst, ich erlaube mir hier Herrn Oberlehrer Gläse's wörtlich zu folgen, die Sinne des Kindes zu üben, damit es an-schauen lerne, und zugleich den Thätigkeitstrieb, der auf dieser Stufe fast durchgängig als Nachschubungs-trieb auftritt, einigermaßen anzuregen. Die Herren verfahren hierbei auf folgende Weise. Es wurde einem auf dieser Stufe stehenden Individuum eine kleine, glänzende, heilbringende Gabe vertheilt. Durch den Klang und das Zittern derselben wurde das Auge und Ohr des Kindes, wenn auch nur auf we-nige Augenblicke, gefesselt. Dasselbe Experiment wurde mit einer Repeater, einem Glase wiederholt. Eine schwere Kugel und bunte Kugeln wurden auf dem Boden hingeworfen und das Kind ver-sucht, dasselbe nachzunehmen. Einfache Körperbewegungen, Auf-stand, Liegen, Gehen, die Hand reichen, wurden vorgenommen. Auf der Violine und dem Pianoforte wurden einzelne Töne und stark in's Gehör fallende Melodien angegeben. Bei alledem war die Sprache der Herren Lehrer thätig markirt. Alles dies wurde vorgenommen, um das Gehört und Gehör des Kindes zu feilen und um seine Willensfähigkeit anzuregen. Am meisten wirkte die Musik auf diese Armen. Auch die Augen sehender Kinder verklärten sich, sie fanden sich veranlaßt, das Instrument, dem diese Töne entlockt wurden, zu suchen und zu berühren. Wie ich hörte, versucht man auf dem Abendberg in der Schweiz das Auge der Erblinden dadurch zu feilen, daß man dieselben in ein dunkles Zimmer führt und vor ihren Augen mit Phosphor Figuren an die Wand malt.

Durch ähnliche Übungen gelingt es nach vielen Mühen und längerem Zeitaufwande, wenigstens bei einigen die Sinne und die Willensfähigkeit so weit zu wecken, daß das Kind durch wie-derholtes Anschauen der Dinge zu Vorstellungen von denselben gelangen kann. Herr Oberlehrer Gläse's führte mir einige auf dieser zweiten Stufe stehende Kinder vor. Sie waren durch wiederholtes Anschauen der schon genannten Dinge im Stande, Uhr, Glas, Glode, Kugel, Klavier zc. zu unterschei-den und brachten diese Gegenstände aus mein Verlangen herbei. Den Erfahrungsregeln der Herren Lehrer zufolge, lernen die Kinder auf dieser Stufe Vorstellungen von den Gegenständen ihrer näch-ster Umgebung, ihres eigenen Körpers kennen. So gelangt das Kind zur dritten Stufe. Es wird fähig, die gewonnenen Vor-stellungen zu combiniren, und gelangt dadurch zu Begriffen. Man zeigt den auf dieser Stufe stehenden Knaben Kugeln, Kugeln, Tische zc. von verschiedener Größe, Farbe und Gestalt, um die Kinder das Wesentliche vom Unwesentlichen unterscheiden zu lassen. Die Knaben waren im Stande, Befehle auszuführen, wie: „Leg den Stab auf den Tisch!“ — „Trag die

Glode auf das Fenster!“ — „Stelle die Glode an die Wand!“ — „Trag die Bürste auf die Wand und bring' den Ball her!“

Auf diese Weise, indem man den Kindern nach und nach drei- oder vierfache Befehle ertheilt, sucht man ihre Willensfähigkeit, ihre Auffassungskraft, ihr Verhältniß zu Hören und zu verwoh-kommenen. Leichtes Turnübungen, die schon auf der ersten Stufe ihren Anfang genommen, wurden auf dieser Stufe eifrig fortge-setzt. Das Kind findet nun sich selbst, denn es versteht jetzt auch solche Anträge, als: „Komm her!“ — „Stell dich an die Thür!“ Es ist nunmehr im Stande, sein Ich von der Umgebung zu tren-nen. Welche Freude für den Erzieher, wenn er sein Werk so weit geföhrt hat!

Auf der vierten Stufe lernt das Kind abstrahiren. Herr Gläse brachte eine Anzahl voll colorirter Bilderbücher her-bei. Die auf dieser Stufe stehenden Individuen waren im Stande, das erst in Wirklichkeit Angehaltene auch im Bilde unterscheiden zu können. Sie zeigten mir auf den Abbildungen Stuhl, Tisch, Uhr, Glas zc., versuchten dies auch nachzumalen und sungen an, die Buchstaben, die doch nur gemalte Laute sind, kennen und schrei-ben zu lernen. Es bereiten sich Lesen, Schreiben, und Schrei-beunterricht vor.

Man vermennt die Herren alle Mühe darauf, daß das Kind sprechen lerne. Die auf dieser fünften Stufe vorgenommenen Übungen ähneln denen, die in den Kindergärten mit vollkommenen Kindern ausgeführt werden. Schon bei den vorhergehenden Üb-ungen fand ich, daß Herr Gläse die Kinder zum Kennen der Gegenstände anleitete. Jetzt war dies Hauptfache. Die Knaben mußten einfache Sätze: das ist ein Tisch — der Tisch ist rund zc. ansprechen. Da vielen dieser Kinder das Sprechen schwer fällt, manche sogar stumm zu sein scheinen und zum Theil auch wirklich sind in Folge mangelhafter oder gelähmter Sprachwerkzeuge, so hat sich Herr Gläse einige Zeit sowohl im Dresden, als auch im Leipziger Taubstummeninstitute aufgehalten, um die dortigen Unterrichtsweisen kennen zu lernen und dieselben für seine Zwecke benutzen zu können.

Das Kind ist nun nach vielen Mühen und nachdem es man-chen seiner Genossen vorausgegangen hat, zur sechsten Stufe gelangt. Es wird nun fähig, mit Augen an Elementarunter-richt der Volksschule Theil nehmen zu können. Herr Oberlehrer Gläse's hielt mit den auf dieser Stufe stehenden Knaben kleine Unterredungen über verschiedene, theils in Wirklichkeit, theils im Bilde vorhandene Gegenstände. Die Knaben vermes-sen in einfachen Sätzen dieselben nach Stoff, Ort, Theilen, Farbe, Gebrauch zu beschreiben. Der Unterricht in der Naturgeschichte, in der Geographie bereitet sich hier vor, eben so der im Rechnen, indem die Kinder die Maß der Augen, der Fäße des gereinigten Thie-res zc. angeben. Als Gebächtnisübungen hat man mit den Kindern kleine verständliche Beredungen und Liebesden mit ihren Melodien eingeübt. Hierbei wurden besonders die Fröhen-bilder Spielteller benutzt. Diese Gesanges- und Spielliedern bilden nach Herrn Gläse's Ausdruck die eigentlichen in seinem Unter-richtsleben. Da thaut Herz und Seele seiner Zöglinge auf. Die Knaben fühlen ihr Unglück nicht, sie singen fröhlichen Sinnes, wie vollstänige Kinder: „Freut euch des Lebens.“ Die Willenskraft sucht man durch fortgesetztes Lernen zu steigern, und man tritt auch der nächste Zweck der Anstalt, die Kinder erwerbsfähig zu ma-chen, mehr hervor. Man benutzte die Kinder zu leichten Haus-arbeiten, zum Holzmachen, zu Gartenarbeiten; auch verfertigten sie häßliche Pappdosen, und hatten durch einen geschickten Meister wöchentlich mehrere Male Anleitung zur Korbmacherei. Ich freute mich aber die Geschicklichkeit, die viele der größeren Knaben bei dieser Beschäftigung zeigten. Nach jahrelangen Mühen und Ar-beiten haben die Lehrer das Kind so weit geföhrt, daß sie ihrem Bildungswerte die Krone aufsetzen können, indem sie seine religiö-sen stliche Bildung genauer in's Auge fassen. Zwar hat die Bil-dung des sittlichen Gefühls schon längst begonnen. Die sorgfamen Lehrer haben alle Gelegenheiten, die das Zusammenleben der Kin-der, das Weihnachtstfest, Geburtstage, Spaziergänge, Erscheinungen in der Natur (Sonnenaus- und Niedergang, Gewitter) u. s. w. darbieten, benutzt, um das Gemüthleben der Kinder zu wecken und ihnen Freude an der schönen Natur, Dank gegen den guten Gott und gegen die Menschen, Gefühl für Recht und Unrecht ein-zupflanzen. Man aber beginnt der eigentliche Religionsunterricht. Dieser gründet sich, wie schon aus dem Vorhergesagten folgt, auf

Naturanschauung, biblische Geschichte und Ereignisse aus dem einfachen Leben der Kinder. Er ist deshalb einfach und praktisch und den Kindern leicht verständlich. Hören wir hier Herrn Gläse selbst reden: „Wo, wie hier, die Erzieher und Pfleger mit den Zöglingen gleichsam eine große Familie bilden, wo jedes Kind, das den Einzelen trifft, und jede Fremde von Allen getheilt wird; wo Alle in Gemeinschaft essen und trinken, lernen und spielen, aufstehen, schlafen gehen und beten; da kann es an geeigneten Anknüpfungspunkten nicht fehlen. Ein Religionsunterricht aber, der sich — sei er auch noch so einfach — auf die Erscheinungen des alltäglichen Lebens gründet, der gleichsam aus dem Leben herauswächst, muß auch wiederum in den Kindern lebendig werden und schließlich mehr in das Leben eingreifen, als ein zu abstract gehaltener oder mit Begriffsklärungen sich herumwerfender. — Je größer die Schwäche des Denkfähigen bei dem Kleinsten ist, desto mehr muß man durch den Religionsunterricht auf das Gemüth desselben zu wirken suchen, damit dieses erlese, was ihm dort gebührt.“

Die Beobachtung, die man vor einem solchen Erzieher, wie Herr Oberlehrer Gläse ich, empfindet, wird noch mehr gesteigert, wenn man erwägt, daß er sich sein Erziehungssystem selbst, ohne fremde Hülfe geschaffen, da zur Zeit, als er sein Werk begann, weder praktische Erfahrungen noch literarische Hülfsmittel ihm zur Seite standen. Sein im Jahre 1854 erschienener erster Bericht\* war das erste literarische Zeugniß, das in einem ausführlichen Plane den pädagogischen Theil der Erziehung Schwach- und Blind-

\* Erster öffentlicher Bericht über die Erziehungsanstalt für blinde und taubstumme Kinder zu Hubertusburg, von Carl Gläse, Oberlehrer. Leipzig, 1854, bei Reclam an.

sinziger darlegt. Es ist ein Werk, das fern von aller Charlatanerie Zeugniß gibt sowohl von der Bescheidenheit des Verfassers, als von seiner Humanität und Thätigkeit. Das hat auch die Kritik Sachverständiger, mit unbedeutenden Ausnahmen, allgemein anerkannt. Wie ich gehört habe, wird in nächster Zeit ein neuer Bericht Herrn Gläse's erscheinen, auf den ich im Voraus die verehrten Leser der Gartenlaube aufmerksam mache. Er wird neues Zeugniß über die Wohlthätigkeit dieser Anstalt geben, die in der kurzen Zeit ihres Bestehens bereits eine ziemliche Anzahl geistig verkrüppelter Kinder zu brauchbaren Menschen herangebildet hat. Der Segen Gottes ruht auf dieser Anstalt. Möge sie fort und fort zum Heile der Ärmsten aller Kinder wachsen und gedeihen.

Mein Besuch war beendet; eben wollte ich Hubertusburg verlassen, da bewegte sich ein prunkvoller Leichenzug über den Schloßhof. Man trug einen Oskopitaten, einen Veteran der altnapoleonischen Kaiserzeit, hinaus. Ich begleitete den Zug bis auf den Gottesacker der Anstalt. Früher, zur Zeit der Glanzperiode Hubertusburgs, war hier der Pflanzgarten. Prachtvolle Statuen hatten an dieser Stelle gestanden, zärtliche Rembourbons waren hier abgehalten worden. Jetzt ist gleichsam die Zeit der Wüste für das stolze Schloß gekommen, und da begräbt es hier seine Toten. Mancher Autropien mag an dem Gelde geipen haben, das Hubertusburg in seinem Glanz verschlungen. — Die Schuld ist gelohnt. — Es ist zur Friedensstätte für körperliche und geistige Glend geworden.

Die doppelten Thore öffneten sich mir wieder, ich trat hinaus, und bald war das Schloß meinen Blicken entflohen.

## Der Canal von Suez.

(Schluß.)

Wie wir an die Auseinanderlegung des Projectes schreiten, so wie dieses durch die internationale Commission modificirt worden ist, glauben wir, der Verständlichkeit halber eine kurze Beschreibung der Detailsicht voranzusenden zu müssen.

Der Isthmus von Suez ist, wie unsere Leser wissen, jener schmale Erdstrich, welcher, während er Asien mit Afrika verknüpft und gleichsam eine Brücke von dem einen Welttheile nach dem andern bildet, das mittelländische von dem rothen Meere trennt. An der südlichen Seite des Isthmus, am Eingange in das rechte Meer ober den arabischen Golf, liegt die Hafenstadt Suez, von welcher die Benennung der Landenge herkommt. Die Nordseite wird von einer großen Bucht des Mittelmeeres bespült, die ihren Namen von dem nahen, jetzt in Trümmern liegenden Fleden Pelusium entlehnt. Eine leichte Senkung von Seite Egyptens sowohl als von asiatischer Seite bildet einen von Pelusium nach Suez verlaufenden Thalweg. In der Mitte des 18 deutschen Meilen oder 30 französische Lignes breiten Landstriches liegt der bereits erwähnte Timah-See; weiter unten nach Suez zu trifft man die fogenannten, jetzt verdohtenen, bitteren Seen an. Beide Bassins tragen die Spuren oceanischen Ursprungs und sprechen für die Annahme, daß die Landenge einst einen nördlichen Vorpompus besaß. Das salzige Wasser des Timah, die Salzinfiltrationen und Sermuscheln der bitteren Seen lassen hierüber seinem Zweifel Raum. Nördlich vom Timah-See erstreckt sich der See Manjaleh. Derselbe steht mit dem Mittelmeere in Verbindung und ist von diesem nur durch eine schmale, hier und da durchbrochene Sandzunge geschieden. Die Vobenerhöhung des Isthmus ist mit geringen Ausnahmen eine ganz unbedeutende. Sie beträgt im Durchschnitt nicht über einen bis drei Meter und der höchste Punkt, die Schwelle El-Guisr, steigt nicht über sechzehn Meter über den Meeresspiegel. So heißt jenes Sandplateau, welches zwischen dem See Manjaleh und jenem vom Timah eingeschoben ist. Letzteren scheidet von den bitteren Seen die Schwelle von Cerarum, von den Resten eines dem Cerarid-Dienste geweihten Tempels so benannt. Was die Beschaffenheit des Terrains anlangt, so ist der Isthmus im Ganzen eine unwirthsame, nur mit Wüstenvegetation besetzte Sandsteppe, obschon nicht ohne Spuren ehemaligen Culturlebens. Bewegliche Dünenhügel trifft

man nur östlich der Schwelle El-Guisr in der Richtung des pelusischen Meerbusens. Auf Helsen, ja selbst auf Steinmassen ist der Vobrer nirgends gestochen.

In fastlicher Beziehung gehört die Erbtzge zu Egypten, dessen äußerste östliche Grenze sie bildet und wo sie an Evrien und Arabien, dem Sultan mehr oder minder unterwürfige Provinzen, stößt. Topographisch hängt der Isthmus mit dem bevölkerten Theile Egyptens durch zwei Transversalhäler zusammen. Das südlichere derselben beginnt bei der Hauptstadt Kairo und erstreckt sich bei gegen die Hafenstadt Suez. Die Karanonenbüge bewegen sich auf dieser Linie, wo sie von Distanz zu Distanz willkommene Ruheplätze und erquickende Oafen antreffen. Auch die ihrer Vollenkung entgegenelende Eisenbahn verfolgt denselben Thalweg. Nördlich von dieser Vobenerhöhung, in der Mitte des Isthmus, läuft, dem ersten beinahe parallel, ein zweites Thal, Wadi-Tumilat, welches, vom Timah-See ausgehend, sich gegen Vobes an pelusischen Nilarme abzweigt. Diesen Thalgrub, das Gosen der Bibel, welches einst den Juden zum Wohnsitz diente, entlang, führt ein jetzt verfallener Kanal, welcher vor Zeiten den Nil durch den Timah und die bitteren Seen mit dem rothen Meere in Verbindung setzte.

Von dem Pharos Medjo gegen Ende des sechsten Jahrhunderts v. Chr. begonnen und von Darius Hystaspis (485 v. Chr.) fortgesetzt, wurde das Nischenwerk unter den Ptolemäern vollendet. Nach Eroberung Egyptens durch den Kalifen Omar unternahm sein Statthalter Amru zum letzten Male die Restauration des großen Canals; hundert Jahre später ordnete aber einer seiner Nachfolger, Manjur, aus Eifersucht gegen den ausländischen Hasan in Medina, die Beschäftigung dieses Communicationsmittels an.

Der Wohlstand Egyptens hängt mit dessen Wasserthum unzerrennlich zusammen. Unterhalb Kairo spaltet sich der Nil in zwei, eigentlich drei Hauptarme. Der erste läuft in nordwestlicher Richtung, fällt bei Kofette in das Mittelmeer und entsendet zu seiner Mündung den Wahabudieh-Canal nach Alexandria. Der zweite fließt gegen Nordost und ergießt sich ebenfalls in's mittelländische Meer unweit Damiette. Der dritte Arm endlich, noch mehr östlich gerichtet, mündet in den Manjaleh-See. Nur der

inmitten dieses Dreiecks befindliche Theil Egyptens, das Nildelta genannt, ist zum Ackerbau geeignet. Rechts und links jenseits der Stromgabel dehnen sich die Sandwüsten aus. Die periodischen Ueberschwemmungen des Nil befruchten den Boden des Delta und machen diese Gegend zu einer reichen Kornammer. Wohin die Fluthen des Stromes nicht reichen, hat Menschenfleiß künstliche Zeinungen gezogen, zur Bewässerung und zugleich zur Schiffahrt bestimmt. Das einst von blühenden Colonien besetzte, jetzt unbewohnte Wadi-Tumilat verbandte seinen Fluß dem telestäischen Canal. Das Vorgebiet stellt, wie wir wissen, die Erneuerung der alten Wasserlinie vor. Inseß, so namhaft die Vortheile sein mögen, welche aus der Wiederherstellung der Verbindungslinie mit dem arabischen Golf für Egypten erwachsen müssen: für den Weltverkehr liegt nur in einer directen Verbindung des mittelländischen mit dem rothen Meere Heil.

Der maritime Canal soll dem durch die internationale Commission festgesetzten Plane gemäß vom Hafen von Suez auslaufen und der zwischen Arabien und Egypten bestehende Entfernung entlang durch die Beden der bitteren Seen in den Timsh, aus diesem aber in und durch den See Manzaleh in den Golf von Persium führen. Die Gleichheit des Terrains macht alle Schwierigkeiten überflüssig. Eine Erweiterung des Hafens von Suez ist jedoch in Anbetracht des zu erwartenden Verkehrs unvermeidlich; es soll überdies ein zweiter im Timsh-See erbaut und zur Aufnahme von 500 Fahrzeugen eingerichtet werden. Am nördlichen Ende des Canals, im Meerbusen von Persium, mag die Kunst den Mangel eines natürlichen Hafens ersetzen. Zwei künstlich parallel laufende Steindämme (Jetées), deren einer an seiner nördlichen Spitze eine leichte Krümmung erhält, werden den Schiffen Schutz und Ankergrund gewähren. Die Länge dieser Bauten beträgt nach dem Vorschlage 2500 Meter für den einen und 3500 für den zweiten Damm. Ähnliche Werte von 1800 bis 2000 Meter Länge sollen das Ein- und Auslaufen in Suez erleichtern.

Küsstigen für die unmittelbaren Interessen Egyptens, so wie die Nothwendigkeit, die Arbeiter und später die Anseher an dem maritimen Canal mit Süßwasser zu versehen, gebieten außerdem das Graben eines Nilcanales. Dieser soll unterhalb Cairo seinen Anfang nehmen, das Wadi-Tumilat durchziehen und in dem Timsh-See enden. Vor seiner Mündung wird derselbe zwei Arme, den einen nach Red in den pelusischen Nilarm, den anderen nach Süd in den arabischen Golf entsenden.

Die Dauer der Arbeit bis zur Eröffnung des maritimen Canals ist auf fünf Jahre berechnet. Man soll mit der Süßwasserleitung den Anfang machen. Sadsch Pascha verspricht in der Concessionsurkunde, die nöthigen Arbeitskräfte gegen einen den Localverhältnissen angemessenen Lohn (1 Fr. per Tag) zu stellen. Die Fellah's oder Landbewohner Egyptens sind fleißige Leute und zu ähnlichen Arbeiten überaus geschickt. Die zahlreichen holländischen Bauten der Vorgebiet sowohl als der Gegenwart legen hierfür ein sprechendes Zeugniß ab.

Betreffend die Kosten des Gesamtbaues finden wir diese auf 162 Millionen und mit Einschluß der Zinsen während der Ausführung in runder Zahl auf 200 Millionen Franken angelegt.

Für die Einträglichkeit des Unternehmens stellt das Project nachfolgende Schätzung an: der Gesamtverkehr Europa's und America's mit den jenseit des Vorgebietes der guten Hoffnung und des Cap Horn gelegenen Ländern kann auf 2 1/2 Milliarden Fr. oder, zu 600 Fr. die Tonne, auf 6,000,000 Tonnen geschätzt werden. Nimmt man an, daß von dieser Quantität nur die Hälfte den kürzeren Weg über den Isthmus wählen wird — und man könnte zweifelhaft ein größeres Verhältnis voraussetzen — so erhält man

an Postagegeld per 10 Fr. die Tonne . . . . .	30,000,000 Fr.
an Ankergeld zu 1 Fr. die Tonne im Timsh-Hafen, dies von der Hälfte der Durchfuhr gerechnet (1,500,000 Tonnen) . . . . .	1,500,000 Fr.
an Postagegeld an dem Nilcanal . . . . .	1,560,000 Fr.
an Vertrag des Culturlandes, Eigentum der Gesellschaft . . . . .	6,996,000 Fr.
Zusammen 40,056,000 Fr.	

Schätz man die Verwaltungskosten auch noch so hoch an, so bleibt für die Unternehmer immer eine höchst einblühende Dividende zurück. Der Gewinn wird indeß die Vorauszahl eher

übersteigen, als unter derselben bleiben. Die bei allen Schienenwegen gemachte Erfahrung lehrt, daß die Anlage eines kürzeren und wohlfeileren Communicationsmittels den Verkehr auf überraschende Weise vermehrt.

Der Weg zwischen den westeuropäischen und amerikanischen Häfen und den indisch-oceanischen Häfen um's Cap der guten Hoffnung beträgt durchschnittlich 6000 Meilen oder 3800 deutsche Meilen, während die Straße über's rothe Meer nur 3000 Meilen oder 1900 deutsche Meilen, somit die Hälfte ausmachen würde. Die beigefügte Tabelle vergewöhnlicht diese Anstellung in genauere Weise:

Zwischen Bombay und	deutsche Meilen über Suez.	um's Cap.
Constantinopel . . . . .	1080	3660
Ralta . . . . .	1237	3480
Erizit . . . . .	1404	3576
Marseille . . . . .	1424	3390
Cady . . . . .	1378	3120
Pissaba . . . . .	1500	3210
Bredrang . . . . .	1680	3390
Haere . . . . .	1694	3460
London . . . . .	1860	3570
Liverpool . . . . .	1830	3540
Amsterdam . . . . .	1860	3570
Petersburg . . . . .	2220	3930
New-York . . . . .	2257	3720
New-Orleans . . . . .	2234	3870

Die mittleren Fahrten gewöhnlicher Segelschiffe um's Vorgebiet der guten Hoffnung erfordern für die Hinreise nach Indien 110 bis 120, für die Rückkunft 130 Tage. Eine volle Reise dauert hiernach im Durchschnitt acht, und mit dem Frachtschiffen, Laden u. s. w. zehn Monate. Die Fahrt durch den Isthmus wird hingegen nur sechzig Tage, also für Hin- und Hretreise vier und mit dem Ankerhafen sechs Monate verlangen.

Die Frachtkosten auf der Caproute, das Schiff zu 500 Tonnen (also 1000 Tonnen hin und zurück) genommen, steigen auf 120,000 Fr., also 120 Fr. für die Tonne. Ueber Suez werden diese Kosten nur 72,000 oder per Tonne nur 72 Fr. ausmachen. Die Differenz zu Gunsten letzteren Weges beträgt mithin 48 Fr. für die Tonne.

Die Vortheile, welche die Benutzung des Canals verspricht, sind somit auf das Unzweifelhafteste erwiesen. Wegen die Ausührbarkeit lassen sich ebenfalls keine stichhaltigen Argumente anführen.

Die Spiegel der beiden zu verbindenden Gewässer werden nur ganz unbedeutend von einander ab. Das Niveau des rothen Meeres steht nur 68 Centimeter höher, als jenes des mittelländischen. Die Ueberfluthung gehört somit in das Reich der Epimären. — Der Boden des Isthmus ist eben, besteht aus Kies und Sand, und bietet selbstdem dem Spaten kein Hinderniß ab. — Eine Verschüttung des Canals durch Uingland steht nicht zu besorgen. Die Beden der Seen und theilweise das Bett der seit vielen Jahrhunderten, ja Tausenden von Jahren bestehenden Canäle müßten sonst längst verlandet und spurlos verschwunden sein. Die Sandhügel sind größtentheils durch Pflanzenvegetation fixirt, und selten durch Anbau von Wäldern völlig ungeschützt, ja fruchtbringend gemacht werden, so wie auch jene beweglichen Dünen, welche eine Strecke des Canals von El-Gaist aufwärts begleiten. Nicht besser begründet ist die Furcht vor den Stürmen und Klippen des rothen Meeres. Eine langjährige Bekanntheit vieler und ausgezeichneter Seerente mit diesen Gewässern hat das aus der Vorgebiet überflusste Vorgebiet vollkommen entrüstet. Selbst in dem indischen Ocean und im arabischen Golf herrschenden periodischen Winde (Monsoon) verlieren ihre Bedeutung, wenn man bedenkt, daß die Dampfkraft den Jahr zu Jahr eine größere Anwendung findet, und daß die im rothen Meere aufgestellten Remorquours im Nothfall die Segelschiffe in's Schlepptau nehmen können.

Da nun die Nützlichkeit einer Canalisirung erwiesen, die Vortheile aber so mannichfaltig, allgemein und einleuchtend sind, so

fragt sich der unbefangene Leser, wie es komme, daß man nicht schon längst Hand an's Werk gelegt habe. Die Störrigkeit der englischen Regierung allein steht der Erfüllung des allgemeinen Bundeses im Wege. Die Einflimmigkeit der Völker und Regierungen Europa's und America's, die unzufälligsten Manifestationen der britischen und skandinavischen Handelswelt sind bis jetzt an dem Starrsinn Lord Palmerstons und Stratford de Keldisse's gescheitert. Die Einwendungen dieser Staatsmänner, nachdem sie die Unternehmung von technischer Seite nicht länger beanstanden können, beruhen auf Rücksichten für den commercieellen und politischen Bestand ihres Landes und der Türkei.

Wie einh. Beneidigung in Folge der Entbedung der Fahrstraße um das Cap der guten Hoffnung zu Gunsten der oceanischen Nationen, so würde, meinen die Widersacher des Project's, England durch den Durchsich der Landenge von Suez zu Gunsten der mittelasiatischen Vöser in Verfall gerathen. Der Vorschlag, welchen Trichet, Genua, Warschau u. s. w. vor London und Liverpool hätten, müßte über kurz oder lang den Ruin der britischen Industrie und des britischen Handels herbeiführen.

Hieraus entgegnete Herr von Lessps und die übrigen Vorgesprecher der Unternehmung, der alte Vord scheint ob dieses Vorschlags in der Entfernung jene Ueberlegenheit zu vermissen, deren sich England in Bezug auf Industrie, Capitalien, Marine, Verbindungen und Unternehmungsgestir vor allen Völkern Europa's und, mit Ausnahme der letzteren Eigenschaft, America's erfreut. So lange die englische Nation im Besitze dieser Vortheile bleibt, habe sie einen Zeitvorteil mit keinem Völk der Erde zu scheuen. Weiter Frankreich, noch Frankreich, noch America können ihre Manufacte zu so billigen Preisen herstellen, wie die Fabrikanten Großbritanniens. Nur mit hohen, wohl zu hohen Schutzzöllen, ja mitunter mit gänzlicher Prohibition glauben sie gegen die Uebermacht der Engländer bestehen zu können. Die Energie der anglo-sächsischen Race künge dafür, daß sie die einmal eroberte Stellung nicht aufgeben wird. Endlich diete der Orient, zumal wenn China zugänglich gemacht, Australien sammt der übrigen Inselwelt, so wie Ostafrika und die am arabischen Golf gelegenen Küster volkreicher und geistreicher werden, der Industrie und dem Handel aller Staaten der Welt ein ungeheures sich immer erweiterndes Feld.

Von politischer Seite betrachtet, fuhr der englische Premier fort, liege in der Durchbedung des Isthmus offenbar Gefahr für England sowohl als für die Türkei.

Durch Handel bereichert und gekräftigt, werde es eines Tages dem Völk von Egypten einfallen, sich von dem Verbände mit dem türkischen Reiche loszureißen, und so werde die Schwächung, wo nicht die Auflösung des letzteren durch eigenes Zutun der Bestmächte erfolgen. Mit Hinblick auf England wälen noch erheblichere Bedenkslichkeiten vor. Der Canal von Suez, den größten Kriegsschiffen zugänglich, würde die am Mittelmeer gelegenen großen Militäirstaaten fortwährend zu einem Angriff auf Osiindien einladen. Das Unternehmen des Generals Bonaparte stehe als warnendes Beispiel da.

Angenommen, daß Egyptens Aufblühen zu einer definitiven Föderation enden müße — was eine immerhin beschränkte Voraussetzung bleibt — so sehen wir in dieser eventuellen Sachlage keinen Grund zu einer wirklichen Schwächung des Mutterlandes. Dasselbe, ob unabhängiger Regent, wird der Beherrscher Egyptens ein religiöses Motiv nicht minder, als aus Rücksichten für seine Herrscheransprüche stets ein treuer, weil natürlicher, Verbündeter des Sultans bleiben. Viele Constantinopel in russische Hände —

und von dieser Seite allein kann man vernünftigermaßen Beforgnis hegen — dann wäre es auch um die Selbstständigkeit Egyptens geschehen. Die Bereitwilligkeit, mit welcher Said-Pascha seinem bedrohten Suzerain im letzten Kriege gegen Rußland mit Geld, Truppen und Schiffen Beistand leistete, entbehrt aus aller weiteren Begründung dieser Ansicht. Endlich aber haben der Sultan und sein Großsejir Reschid Pascha das Unternehmen für ein nützliches erklärt, und nur des englischen Gesandten Widerstand halte die Ferte ab, dem Project die Sanction zu erteilen.

Ohne auf die Neutralisierung des Canals übergesoches Gewicht zu legen, konnte die Befürchtung der Invasien Indiens nach der Ueberzeugung der Freunde des Project's, einer ersten Discussion ebenfalls nicht widerstehen. Offenbar habe der Premier Frankreich im Auge, denn weder Frankreich mit seinen paar Schiffen, noch Rußland, zur Ohnmacht im Eurpi verdammt, können dem ersten Minister Großbritanniens als gefährliche Gegner erscheinen. Frankreich aber sei zur Erkenntnis gelangt, daß seine Interessen als leitende europäische Großmacht mit jenen Englands auf des Allernächste übereinstimmen. Im Bunde mit England und von wenigstens verhältnismäßig liberaler Geiste in seiner auswärtigen Politik geleitet, schreibe Frankreich Europa, so zu sagen, Gehege vor, wohingegen ein Bruch mit dem großen Inselvölk bis jetzt noch immer einen verwerthlichen Ausgang nahm. Sollte indeß zwischen beiden Nationen ein Krieg ausbrechen, so gibt den Engländern außer dem Besitz von Malta, Corsica und Men — Festungen und Arsenalen, deren jedes zu Aßen näher liegt, als Toulon — ihrer unüberwundenen Kriegsstätte die Mittel an die Hand, ihre Besitzungen im indischen Ocean gleich zu behaupten. Dieser allein sei es auch bisher zu verdanken gewesen, daß Großbritannien seine Colonien wirksam zu schützen wußte. Der Mangel einer Durchfahrt durch den Isthmus von Suez habe Frankreich in den früheren Zeiten nicht verhindert, in den asiatischen Gewässern zu erscheinen; Vrest sei auch jetzt dem Cap der guten Hoffnung und somit Osiindien näher gelegen, als Plymouth oder sonst ein Kriegshafen der Manche; deßhalb fürchte England einen Angriff von dieser Seite nicht, weil die Erfahrung seine Uebermacht zur See häufig bestätigt hat.

Dem sei nun so oder anders, was immer auch der Vortheil Englands erhoffen möge, die Canalströmung der Erdenge von Suez liegt im Interesse aller übrigen Völk der Erde, und der Gerechtigkeit des Einzelnen wird endlich dem Wohl der Gesamtheit weichen müssen. Weber die Eisenbahn durch Egypten, noch der aus Eifersucht wider den Canal vorgeschlagene Schienenweg über Syrien nach dem persischen Meerbusen können die directe maritime Verbindung Europa's mit Aßen ersetzen. Beide versprechen beachtenswerthe Ergänzungen zu werden; einen Ersatz für den Suezanal bieten sie nicht. Die Beharrlichkeit des Herrn von Lessps im Bunde mit der öffentlichen Meinung der Völk, und bald vielleicht auf diplomatischem Wege unterstützt, wird ehelang über das Vortrtheil, ja den Eigenwillen der Staatsmänner Englands den Sieg davon tragen.

Das nöthige Capital, wozu Said-Pascha allein 32 Millionen beizutruern versprach, ist bis auf 30 Millionen, welche die Gründer den englischen Völkern vorbehalten, gesichert. Sollte England auf seinem Widerstande noch lange bestarren, so dürfte man am Ende seine Zustimmung für entbehrlich erachten. Hoffen wir indeß, daß Englands jetzige Staatsmänner zur Erkenntnis der wahren Interessen ihres Landes gelangen, und seinen offenen Zwiespalt hervorrufen werden in einer Frage, deren Lösung die Einigung und das Wohl aller Nationen bewirkt.

## Amerikanische Skizzen.

Von D. Dale.

### Zwei deutsche Mädchen.

Es war im Jahre 1853, als bei der Kunst- und Industrieausstellung in Crystal Palace zu New-York unter den ausgestelltsten Siderarbeiten des Hauses Wam, Bennett u. Comp. am Broadway ein prachtvoll gezierter Schalm unter den Besuchern, namentlich dem weiblichen Theile des Publicums, ein besonderes Aufsehen erregte. Man erstaunte sich mit Interesse nach der Ue-

bererschaft dieser Kunst- und geschmackvollen Arbeit und erfuhr, daß es ein Werk deutscher Frauenhände sei, zum nicht geringen Staunen der Amerikaner, wie mit stolzkreuzigem Antheil jener Deutschen, bei denen das Nationalgefühl noch nicht völlig erstorben ist.

Die Verfertigerinnen waren zwei Schwestern, die zwei Jahre

später, wie öffentliche Blätter die Nachricht brachten, im September 1855 ihr Leben durch Selbstmord beschlossen und auf dem Gottesacker von Wandolf's Island, einem der Totenfelder des verzeitelten Glanzes und der gelassenen Armut, zur Ruhe bestattet sind. Aus Allem, was über den tragischen Fall Näheres bekannt wurde, geht hervor, daß bittere Noth in Folge plötzlicher Arbeitslosigkeit und vererbter Liebe ihnen das Herz gebrochen, sie zum letzten blutigen Schritte gedrängt hat. Die ersten Anstöße der traurigen Bewerdung fallen mehrere Jahre rückwärts, wohin wir nun die Blide unserer Leser wenden wollen, damit ihnen die Grundtendenzen des düstern Gemüths nicht verborgen bleiben.

Im Jahre 1848 wohnte eine Familie in Berlin, Namens Et..., bestehend aus Vater, Mutter, zwei Knaben und drei Töchtern, die beiden Ältesten der letzteren Cäcilie und Wanda mit Namen. Die Mutter soll leichtfertigen Charakters und aus diesem Grunde durchaus kein erbanliches Muster für die Sittensysteme ihrer Töchter gewesen sein. So war Cäcilie die Frucht eines Nebenverhältnisses mit dem polnischen Fürsten Radziwill. Die zweite Tochter, Wanda, war zur Zeit des Aufstandes in Berlin ein Mädchenbild von ausgezeichneter Schönheit, in einem Alter von kaum zehn Jahren.

Ein gewisser Edward Grenier, französischer Gesandtschaftssecretair unter Cavaignac, wurde von Wanda's Reizen dermaßen gefesselt, daß sich ein förmliches Liebesverhältniß zwischen Beiden entspann, das bei der Leichtgläubigkeit, mit der sich Beide liehen, und irdischen Umgang war im September 1849 die Einbindung Wanda's von einem gewissen Knaben, der in der Taufe den Namen seines Vaters, Edward, erhielt.

Später entließ sich in Frankreich das belannte staatsrechtliche Grenier vom 2. December, in Folge dessen die ganze französische Republik, wie auch deren diplomatische Corps nach allen Winden auseinander flogen.

Auch Wanda's Geliebter suchte den Flüchtlingsschutz in der Schweiz, setzte aber das Verhältniß mit dem Mädchen, der Mutter seines Kindes, in fleißigen Correspondenzen auf so entscheidende Weise fort, daß sich Wanda, die mit der jungen Witwe einen ersten Jugendliebe an dem geliebten Manne hing, gar leicht überreden ließ, ihm in die Schweiz zu folgen, und das um so mehr, weil seine Briefe das wiederholte beiläufige Verprechen enthielten, sie sofort durch Heirath zum Rang seiner Gemahlin zu erheben und dem Kinde öffentlich seinen Vater zu geben.

Auf das Wort des Geliebten, wie auf eine Stimme vom Himmel vertranend und bauend, folgte sie sammt ihrem Kinde der Einladung in die Schweiz. — Kann war sie aber angekommen, so erhob Edward aus Grund von mancherlei Rücksichten, die er anders nicht zu beseitigen wußte, Schwierigkeiten wegen sofortiger Heirath und setzte als letzte Bedingung: er könne diesen Schritt nur dann für sich, wie für Mutter und Kind mit gutem Gewissen und besser Aussicht wagen, wenn sie vom Protestantismus zum Catholicismus übertraten wüßte.

Auch dieses Opfer brachte das liebende Weib. — Im Drange einer nöthigen Reise auf einige Zeit zur unbilligen Ordnung seiner Familienangelegenheiten, derjorgte er Mutter und Kind einseitig in einem — „Kloster“ in Kolmar.

Nachdem die Arme ein volles Jahr in der qualvollsten Schwere zwischen Hoffnung und Furcht auf seine Rückkehr vergeblich gewartet, reiste sie endlich, in einem Zustande der Verzweiflung an Gott und Menschen, sammt ihrem Kinde wieder in die deutsche Heimath zurück.

Doch in Berlin mochte sie nicht länger leben, und wie bei so vielen Unglücklichen dieselbe Lösung tödlich ersagte, so Rieg auch ihr, in Taggedanken wie in Träumen, das sene „freie America“ noch als einzige Rettungsinfel in ihrem schiffbrüchigen Leben, eine zauberisch lodende Fata Morgana aus der dunklen Trümmernüßte empor, und rasch war der Entschluß zum ewigen Verlassen der deutschen Erde gefaßt, in einem Zustande der Verzweiflung für ihr wundes Herz, vielleicht wohl noch ein neues, still begehrendes Lebensglück zu finden. Nebenbei wirkte auch noch mitbestimmend zum letzten Schritt über's Meer die Aussicht, dort einen nahen Verwandten, ihren Vetter, Namens Ludwig May, zu treffen, der, soviel sie wußte, in New-York wohnte und sie für die erste Zeit wohl recht gern mit dem nöthigen Schutz und der unentbehrlichen Anleitung unterstützen würde.

So reisten sie denn an einem lieblichen Sommertage ab von Berlin, Wanda, ihr Knabe und die Stiefschwester Cäcilie. Die neue Hoffnungswelt, das Auswandererschiff, wie stark auch mitunter das sanfte Schaulen in derkes Schütteln und Rütteln überflieg, brachte sie doch Alle glücklich an's Gestade der neuen Welt und die Weltkath New-York öffnete ihnen zuerst in ihren zahllosen Straßen ein recht augenscheinliches Beispiel ebenso zahlloser Plade und Wege zur Verfolgung eines noch unbestimmten Glücks für die vielen Laufente von Einwanderern, die in der günstigen Jahreszeit fast jede Woche hier landen und ihren letzten Glückswürfel verjagen wollen.

Ihren Vater May hatten sie bald aufgefunden, der sie recht freundlich empfing, durch etwa zwei Monate sie beherbergte, bis er ihnen in New-York eine Wohnung ausgemittelt und, was noch das Größtliche, ihnen zugleich eine entsprechende Beschäftigung, seine und gut bezahlte Arbeit im Stiderei-Geschäft von Bennett u. Comp. im Broadway verschafft hatte, und zwar Arbeit auf's Stid, die einen geschidten und emsigen Arbeiter immer besser lohnt, als Stunden- oder Tagesarbeit.

Es wüßte nicht lange, so hatten die äußerst fleißigen, mit neuem Lebensmuth besetzten New-Worlden 150 Dollars in reiblicher Arbeit sich erworben, und nun wollten sie sogleich zur Ausführung eines längst gehegten Lieblingswunsches schreiten, nämlich: 50 Dollars von dem Ersparten ihrem Bruder Ludwig nach Berlin übersenden, damit auch er im Stande wäre, die Reise nach America anzutreten und möglicherweise sich glücklich zu stellen, als in der Heimath.

Alein der Bruder zeigte keine Lust und wollte sich zu diesem Schritte erst dann entschließen, wenn es möglich gemacht sei, daß nicht nur er allein, sondern die ganze Familie mitreisen könnte.

Die augenscheinliche Unmöglichkeit, den Wunsch des Bruders in seiner Weise zu erfüllen, triebte ziemlich sährec auf die Gemüther der Schwwestern und sie arbeiteten nun noch angestrenzter als je, so daß ihre Gesundheit darunter zu leiden anfing. Aufschneidend waren sie nicht aufzuheben mit ihrem Leib; sie hatten doch das Glück der gut bezahlten Arbeit, das zeitweise Laufende nicht haben.

Unerregt lebten sie ähnerst ein- und zurückgezogen, und benahmen sich fast bei jeder Veranlassung, wo sie eine nähere Verbindung mit Menschen nicht vermeiden konnten, wie verächtlichste Tauben, die sich schon vor dem Schalten des Geiers fürchten und flüchten. — Wanda konnte noch immer, trotz ihres heimlichen Leidens, für eine interessante Schönheit gelten. Ihre sanfte Schwermuth, ihr tiefinniges Auge und ihr jenen eigenhämlichen Reiz, der bei wirklich schönen Frauen nicht selten viel anziehender wirkt, als die ewige Yachmone einer alltäglichen, oberflächlichen Lebenslust.

Was Wanda's Schwermuth natürlich vermehrte, war die unbefohlene Neuerung eines jener im „freien America“ so unzähligen Pseudo-Doctoren, die schon an und für sich selber, ohne die übrigen Epidemien, als eine stehende Pest zu betrachten sind. Ein solcher sagte ihr nämlich bei einer gelegentlichen Berührung, daß sie sich geistig machen dürfe, kann noch ein Jahr zu leben.

Unerregt trat nun an einmal, und zwar im nächsten Verührungskreise der armen Mädchen, eine der in den amerikanischen Verhältnissen sich so häufig ereignenden und unübersehigen Katastrophen ein, die wie ein Blitz aus dem heitern Himmel schlugen, mancherlei Lebens-, Familien- und Geschäftsverhältnisse unsäglich vernichten, zerstören und verwüsten für kürzere oder längere Zeit, bei nicht wenigen für immer.

Über diese mancherlo so unerhörliche Veränderlichkeit in den Verhältnissen und Schicksalen hier zu Lande mag das Leben in einer und der andern Richtung für die meisten Menschen viel unsicherer, als in der alten Welt, wo überdies für den Einheimischen weit mehr Noththäten in fester Verriethschaft sich finden, als es hier der Fall ist, namentlich für den „Fremden.“ Jedem mag auch der Glückseligkeit, sobald er die Dinge nun sich bei in ihrem nur allzu raschen Wandlungen mit Raubbau'en betrachdet, seines augenscheinlichen Glückes immer so recht froh werden, wie dürfen auf dem sehteren Boden der alten Heimath.

Die Katastrophe, die wir meinen, hier zunächst in Bezug auf Wanda und ihre Schwester, war der plötzlich ausgebrochene Bankrott der bisherigen Arbeitgeber für unsere armen Landmännchen, und in dessen Folge ihre augenscheinliche Arbeits- und Verdienstlosigkeit. — Ein neues und günstiges Arbeitsverhältniß,

nach dem Zusammenbruch eines alten sich selbst wieder herzustellen, hält eben in der Wirklichkeit eines großen Zitterlebens, wo Hunderttausende sich bewegen, viel fester, als man sich in Deutschland gewöhnlich einbildet. Es kann unter Umständen Monate, ja Jahre gehen, bis man wieder festen Sitz hat — wie man, auf wie lange! —

Wann kam zur Kränklichkeit die Zeit der Trübsal und Thränen, das Heimweh, ja die bittere Veitstube. Der gutmüthige Better zahlte mehrere Male den Mietzins für die Unglücklichen, unterthätig je nach Kräften und über seine Kräfte, bis er endlich aus Pflüchthilfe für die eigene Familie genöthigt war, seine Verwandten ihrem Schicksal zu überlassen.

Als der Zins für die monatliche Hausmiete wieder verfallen war, und die eheleiche Zahlkraft die Armen auf's Besteck bedrängte, begab sich Wanda zum Hausbesitzer, Herrn Blad, und ersuchte sich auf's Allerdemüthigste damit: sie würden erst andern Tag ihren Arbeitslohn in Empfang nehmen, er möchte sich demogen getrauen, sie wollten ihn dann reichlich bezahlen.

Unterdessen war dem Herrn May folgender Brief von seinen Consinen gekommen, der wörtlich also lautete:

„Werther Herr!

„Da wir die Vereinigten Staaten für immer zu verlassen beabsichtigen, so senden wir Ihnen hiermit Ihr Miethzins zurück. Sie würden uns verpflichten, wenn Sie nach unserer Abreise einige unserer Effecten für uns nach Europa senden wollten. Unsere Absicht mag Ihnen auffallen erscheinen, obwohl nicht natürlicher ist. Wenn Sie uns jene Gefälligkeit erzeigen wollten, so geben Sie meiner Schwester Wanda ein Zeichen durch Offenheit und Schließen Ihres Koffers. Dieselbe wird Sie um 12 Uhr in Frankfurt a. M., zwischen Broadway und Churchstreet, erwarten. Wenn Sie nicht da sind, dann leben Sie wohl auf ewig!  
Cäcilie.“

New-York, 3. September 1855.

Zum Unglück gelangte der Brief nicht rechtzeitig an seine Adresse, daher es Herrn May nicht möglich gewesen war, an dem bezeichneten Orte mit Wanda zusammenzutreffen. Demwegen schrieb Herr May einen Entschuldigungsbrief an seine Consinen, und weil der Knabe, der den Brief übergeben sollte, die Thüre fest verschlossen fand, so legte er, einen Auszug der beiden Schwestern

vermutend, den Brief in die Spalte zwischen Thür und Schwelle, damit sie ihn bei der Rüdkehr in's Haus fänden.

Als Herr Blad, der Hausbesitzer, ein paar Tage weiter die Schwestern noch den Knaben gesehen hatte, überkam ihn eine bängliche Veranurung, da er sich zugleich eines neulichen Gefährs mit Wanda erinnerte, die ihm sagte: „Wenn die Arbeitslohnung noch einige Zeit so anbauen sollte, dann würden sie eine andere Hälfte, als den Knaben zu seinem Vater nach Frankreich zu schicken, und ihrem eigenen Leben durch Gift ein Ziel zu setzen.“

Mit schredhafter Ahnung eilte der Hausherr nun zur Zimmerthür der beiden Schwestern, die er fest verschlossen fand, von welcher aus aber bereits ein bitter Geruch sich verbreitete. Mit Hülfe herbeigerufener Nachbarn stieg er die Thüre ein — und unbefriedigt — zum Erscharen war der Anblick, der den Eindringenden sich darbot.

Wanda lag als Leiche auf dem Bett, auf ihrem Munde floß Blut und Schaum und besetzte ihre reichen und schönen Haare. Ein trübes Blauschwarz bedeckte ihr Antlitz, sowie ihre schon gedundenen Haare, die sich über die Brust gestreut hatten. Ihre todtten Knöchlein lag an ihrer Seite, mit dem Gesicht gegen die Wand gemendet. Ihre Schwester Cäcilie lag unweit des Bettes der Mutter- und Kindesleiche auf dem klosen Fußboden angekniet; ein Stuhl war über sie gestürzt, den sie wahrscheinlich im Herabfallen von gemeinschaftlichen Sterbebett und im Todesstamp mit sich niedergeworfen hatte. Auf einem Tische nebenan fanden noch Reste von zwei flüssigen Blasäure.

Das ganze Zimmer verduftete schon in seinem Neugern die bittere Armut — nur ein einziges Bett für drei Personen, eine elende, kümmerliche Lagerstätte — leere Eten und die Wände, schon längst durch Kothverschleife, Flandverschleife-Hülfe und dergl. Trübsal gemacht und gesäubert! — Wenige alte Bücher (wir beobachten, daß Titel und Inhalt nicht aus bekannt geworden sind) fanden sich im Zimmer, mit ein Laib Brod, in dem noch das Messer steckte, zur Nälste ausgelesen.

Die Gräber auf den Todtenfeldern der Armen und Verunglückten tragen keine Namen, bloß Nummern, und wenn sich irgend ein Zehnjähriger die betreffende Nummer nicht merkt, so hat er auch die Möglichkeit verloren, die Ruhestätte irgend eines Todten je wieder aufzufinden.

### Blätter und Blüthen.

Eine seltsame Kinnogallerie. Die katholische Kirche von Szendrö, einem kleinen Ortchen in West-Ungarn, liegt in schmaler Einfassung auf einem kleinen Hügel; ihr hoch verzierter Aussehen, so wie der Umfassung, daß sie mit einer hohen, dicken und kehrdrunden Mauer umgeben ist, weisen darauf hin, daß sie zu den ältesten Klosterbauten Ungarns gehört, und aus authentischen Documenten geht hervor, daß dieselbe schon unter der Regierung Andreas des Zweiten, 1206 — 1235, erbaut wurde; das eigentliche Jahr ihrer Erbauung ist unbekannt.

In jenseit des Oostebans umgebende Ringmauer ist ein thurmähnliches, feuerfestes Gebäude hineingebaut, welches der Familie Szendrö, dem Bestehen des Ortes — deren ehemalige Familiengruft dieselbe Kirche enthält — von jeher als Wohnsitz diente.

Umherob vieler Mauer und im Schatten derselben befindet sich der logenartige Oosteban. Ein rundes Oeden, das einige Schuh im Durchmesser hat, enthält ein Wasser aus welcher Quelle gleich einem leichten schwarzen Gemisch, Blätter, Knebeln und andere Dinge, die darin herumzufliegen, sind mit einem schwarzen Schleime überzogen; lortwährend an der Tiefe anstehende Wälen, welche an der Oberfläche des Wassers plätschen und überdrückende Dämpfe verbreiten, erhalten den Sprügel in seiner Bewegung. Die Tiefe des Brunnens beträgt nicht über zwei Schuh, und seine Abfließungen sind bei langem Verweilen schwärzlichgelblich, jedoch an Güte und Quantität nicht minder gleich; am kräftigsten vor Sonnenanfang, es werden daher auch sehr oft die Wägen die Reichen kleiner Bügel im Brunnen schwimmend gefunden. Bemerkenswerth ist übrigens, daß einige Bewohner des Ortes das Wasser des Brunnens zu trinken pflegen, und daß eine vor mehreren Jahren verstorben Dame des Ortes, bei ihrem Gebrauch derselben a d'1313 Jahre alt wurde. Schlicht und einfach, wie das Kloster der Richtung, ist auch die innere Einrichtung, mit einem dem schmiedelien Mauer gegenüberstehenden Oeder und zwei Kirchthürreihen. Am Ende dieser Reihen, unter dem Chore, befindet sich das Grabgewölbe mit den auerwehen Reichen. Viele Leichne vom höchsten Range haben diese Leiden schon beunden, unter andern auch der leuchtverherrliche Palatin von Ungarn. Die Erlaubnis dazu wird Verlenen, von denen zu erwarten steht, daß sie die gereichte Stätte mit annehmlichen Gräber betreten, von dem Betren der Kirche und dem würdigen Pflarer mit der rätheligen Beweinungtheil ertheilt, obwohl die Eröffnung der Gräber mit Mühe verbunden ist, da ein Theil der Kirchthüre weggeräumt, und der Boden angehoben werden muß.

In einem dunkeln Grabgewölbe ohne Licht und Luft von außen be-

den die Särge von Jahrhundertten bis an die Leistung des Einganges aufgeschichtet. Die jüngste Leiche dieser ersten Grabeshöhle schließt sechzig Jahre in derselben, denn unter der Regierung des großen Kaiser Joseph II, erging ein Decret, welches die fernere Behaltung von Leiden an diesem Orte unzulässig, aus Gründen, die uns unbekannt sind.

Dieses Leichenhaus — mit seinen besseren Kammern, das die ihm anvertrauten toden Weiden auf so treue Weile bewacht, gewährt einen eigenthümlichen Anblick. Von den älteren Särgen hat die Zeit den Schmuck des umhüllenden Sammet größtentheils herabgerissen und nur einzelne zeigen derselben Farben noch herüber, selbhalten von den Mischthätigkeiten, mit welchen der Rame des toden Weidenmannes an der Außenleite seiner letzten Wohnung ausgegliedet ist. Die Decke liegen lort und leicht an den Särgen und der Verfall der „Waldthür“ in Gallos's Panzer“ hätte sich bei diesem Anblick kaum des Gedankens erndert, daß sich diese Leiden von Mitternacht jenseits in einem ferlichen Familienengrabe in der Kirche über ihrem Hüften verkommen, so ihre Beweinungen von den Weiden auf sie heruntergeschleudert. In dem ersten Saale zu nächst dem Eingange schließt eine Urtreuerin der jenseits ermuthigten Generation den Schlaf des Friedens. Die Leiche ist für ihr äußeren Wagetheil abgetheilt, aber nicht nur die Gesichtszüge, sondern selbst die Haare, Nägel, Augen vollkommen unversehrt. Das Gesicht ist etwas dunkler, aber auffallend rot ist die Farbe der Haut an den gelatteten Händen geblieben, und lassen sich die Ueberbleibsel der Leiden in den Oedenfen betreten und sind daher nicht, wie an Mummien, zerbröckelt. Nicht nur diese erste Leiche, sondern auch ihr Anzug war vollkommen wohl erhalten, besonders an den seitlichen Wänden nicht eine Spur von verblühenden Farben oder modernem Gewebe zu erbliden, während die weiten und leinenen Stoffe dem Auge mehr angriffen erschienen. Sie trug das oberste Nationalkostüm der damaligen Zeit, eine Daube mit blaueisenen Wänden, ein ungarisches Fieder mit Gelbküchen, ein grünleibenes Kleid mit Gold gezier, und war in eine weiß geblühte Weißleibende, wozu ein lertes Banden und trummer Tochterband, gebüllt.

— Die zweite Leiche war die eines Kindes, jarter, wie eine eben abgestammte Blüthe; denn tam ein junges Mädchen mit langem Haar und einem Blauweissen an tohmessigen Haaren, dessen einzelne Blumen vollkommen erkennbar sind; hieran ein über sechs Fuß großer, fastlicher, alter Herr, mit langem grauen Schurhaar und unwürdiger freuntlichen Gesichtszügen, in altungarischer Tracht. — Und so liegt in langer Reihe Saug an Saug, Palm an Palm, die „Zeit geliet von Gott.“ B. B.



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteur J. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1 1/2 bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

## Das Schwätgespenst.

Von Ludwig Storch.

(Schluß)

### VIII.

#### Die Schwestern.

Auf andern Morgen sah die Familie Liebheld wieder erwartungsvoll zusammen; diesmal aber war es eine Jungfrau, deren Eintritt man mit Spannung entgegen sah. Es war ein Vöte an Caroline von Schönebeck mit dem Auftrage abgeschickt worden, sie unter jeder Bedingung mitzubringen. Und so erschien sie denn nach einiger Zeit mit schüchternem Roseröthe in einladend, fast ärmlichem Anzuge, ein reichendes Nadelbüschchen. Ihre Befangenheit in Mitte der ihr fremden Personen, deren Augen mit dem lebhaftesten Ausdruck auf sie gerichtet waren, verwandelte Frau Liebheld schnell in die süßeste Verwirrung, indem sie, dem Trange ihres Herzens folgend, auf die holde Erscheinung zuelte, sie in die Arme schloß, an die Brust preßte und ihr Mund und Stirn mit Küßchen bedeckte. Dazwischen rief die eble Frau bis zu Thränen gerührt:

„Meine theure Schwester! Meine theure, geliebte Schwester! Sei gesegnet, Du herrliches Kind! Wie hab' ich mich nach Dir gesehnt! Ich bin ja Deine Schwester Aurelie. Wie haben ja keinen Blutverwandten weiter, wir sind die einzigen Geschwister.“

Eina schrie laut auf vor freier Ueberaschung, und aus gegenseitigen Herzen und Küßchen. Dann führte Aurelie der Schwester ihren Mann, ihre Kinder, Vötschen und Eduard Kaiserl zu und sagte:

„Sieh, lieb' Schwesterchen, wie Du uns hier beisammen findest, bilden wir eine Familie. Ein angemessentliches Schicksal hat unsere Herzen miteinander verbunden. Liebchen ist mir Schwester, Tochter, Freundin, und sie wird auch Dir Schwester sein. Denn wir lassen Dich nicht wieder, Du bist ja ein so holdes Kind. Du gehst zu uns und bleibst bei uns. Du gehst mit uns nach Deutschland.“

Eina brach in Freuden Thränen aus. Als sie erst einige Worte halb gestammelt, halb gestammelt, wurde sie allmählich lauter und der Sonnenstrahl ihres Auges, die Verklärung ihrer Züge fand in den Ergüssen ihrer Lippen einen vernünftigen Ausdruck. Die Zuhörer fanden, daß sie dieselbe wohlthönde und muß kaltsche Stimme habe, wie Aurelie, und auf Befragen erklärte sie, daß Singen und Waschl ihre größte Lust sei. Alle klatschten vor Freude in die Hände.

„Sieh, daß Du zu uns gehörst! Der Vater hat seinen musikalischen Sinn auch auf Dich vererbt. Du trittst in unser Concert.“

Man verglich die zusammenstehenden Schwestern, und Eduard war dabei am thätigsten und fand die Familienähnlichkeit in Zügen, Blicken, Bewegungen. Eina hatte dasselbe süße, unschuldige Auge, wie ihre Schwester, die Form der einzelnen Gesichtstheile war dieselbe, nur statt der reizenden Schalkhaftigkeit, welche aus Aureliens Zügen lachte, war über die Eina's ein Hauch poetischer Schwermuth geblieben. Eduard hat Eina, etwas zu singen, alle Anderen unterstützten ihn, und sie sang ohne Befangenheit ein kleines schönes ungarisches Volkslied mit hinreißender Keivität und Fertigkeit. Die Frauen umarmten sie jubelnd, Eduard küßte ihr, berauscht von Entzücken, die Hand, die Kinder umflammerten ihre Kniee und wurden nicht müde, sie zu küssen.

Die Veränderung, welche in einer Stunde, die Allen wie eine Minute verfloßen, mit Eina vorgegangen war, hätte ihre Kremlinger Bekannten in Erstaunen setzen müssen. Sie war verwandelt. Die Weiße eines höheren, seligen Lebens, das sie bis jetzt nur geahnt, nach dem sie sich unablässig gesehnt, zu dem sie aber gefassten und berufen war, war ihr plötzlich, wie vom Himmel gefallen, zu Theil geworden. Die Hand eines Engels war über ihre helbe, jungfräuliche Gestalt gestreift und hatte ihren Ange reinen Glanz, ihrer Gestalt höhere Würde, ihren Zügen Erhabenheit, ihrem Wesen Poese gegeben. Und nun hatte sie wiederum ein anderes Menschenkind im Familienkreise auf ähnliche Weise verwandelt, Eduard Kaiserl. Auch er war nicht mehr der von Schmerz und niedergedrückte, zaghafte, schweigsame Mann, dem die Menscheneit und ihr Thun gleichgültig, ja verächtlich erschien; er hatte sich emporgerechdet, sein Auge leuchtete vom Glanz, der in seiner Seele entglommen war, er sprach nur einzelne Worte, aber es waren die aufschauenden Stimmen erweckter Geister, die sich — früher unerkannt — in ihm kundgaben. Aurelie und ihr Oatte bemerkten mit hehrer Freude zugleich diese Verwandlung des Freubes und verständigten sich durch Blicke darüber.

„Alles wird gut!“ jubelte Aurelie, sagte Eduards Arm und zog ihn zu Eina. „Seht Euch an, Ihr beiden theuern Menschen! Recht tief in die Augen! Noch tiefer in die Seelen! Erkennet Ihr Euch? Ja, Ihr habt Euch schon erkannt; Euer heiliges, kuschliches Erdröthe verräth es. Nun denn, so ist auch schon die Ahnung in Euch aufgeblüht, daß Ihr für einander bestimmt seid. So wißt es denn, daß Ihr den schönen Familienkreis mit Hand und Herz schätzen sollt und daß Ihr damit unsere höchsten Wünsche erfüllt.“

Das parte Herzensgeheimniß, das sich eben erst geöfnet, war

damit schon ausgesprochen und warf seinen Purpur über die selig zusammenrudenden Beistelligen.

D, die glücklichen Herzen, welchen diese Stunde Lebenswürdigkeit!

Lina säßte sich in diesem Kreise so heimisch, als habe sie ihn immer angehöret, und ihre gewinnende Naivität wurde nun mittelstimm. Da stog denn freilich mancher Wellenschatten über ihre Züge. Sie erzählte vom Leid ihrer Jagd, von der Hochzeit und Gemeinheit ihrer Umgebung, von dem widerwärtigen Anbrängen angeleiteter Männer, ja, ihr Auge füllte sich mit Thränen, als sie berichtete, wie sie von ihrer Mutter gezwungen werden war, den Einladungen zu Tanz und Spiel zu folgen. Jedoch ihrer Worte war ein stiller Anklärer dieser gemeinen, selbstsüchtigen Frau, und doch gefiel es dem Zubörer, daß sie dieselbe nicht laut anklagte. Aber es war zu erachten, was die Arme gelitten hatte.

„Deine Leidenszeit ist vorüber, armes Kind!“ tröstete Aurelie. „Du lebst nicht mehr zu Deiner Mutter zurück.“

„Das wird mich aber zurückverlangen.“

„Sie wird sie nicht. Du würdest sie nicht mehr zu Hause finden. Sie hat sich bereits entfernt. Frage nicht, Du sollst später das Nöthige erfahren. Jetzt sollst Du Dich nur freuen, daß ein neues Leben für Dich begonnen hat, und kein Mißthun soll Dir diese Freude stören.“

## IX.

## Lusthat aus Rache und Eifersucht.

Wenn es in Kleinigkeit noch einen glücklicheren Mann als Eduard Kahler hätte geben können, so wär' es unstreitig der Oberbergmeister von Hammerstein gewesen. Der übte seine Freundschaft in die schönsten Berg- und Waldpartien, bereitete ihnen Ueberraschungen und bewirtete sie mit der liebenswürdigsten Liberalität. Freilich führte er bei solchen Ausflügen Viehesen stets und wich nicht von ihrer Seite, freilich verriet er, ohne es zu merken, daß er eigentlich Alles nur ihrem Nutzen; er componierte Nachts sogar Gesangsstücke, in welchen er Viehesen und sie die zärtlichsten Duette gab, und wenn sie draußen auf einem felsigen Plateau oder im Walde ausgehört wurden, sang er das zarte Kind mit einer Gluth und Leidenschaft an, daß es Allen sonnenklar wurde, selbst Eduard und Lina, die doch mit sich selbst genug zu thun hatten, daß er in die schlanke Sängerin selbst verliebt sei und ihr Herzgen zu erobern sich bestrebe. Bei solchen Ausflügen, die sich schier täglich wiederholten, führte Eduard Lina und Viehseld seine Frau, und alle drei Paare hielten sich in so anfänglicher Entfernung von einander, daß kein von andern und vom dritten gefürt wurde.

In Hause arrangirte Hammerstein Concerte und Bälle und immer war er Viehsens Partner, wie Eduard der Lina's. Natürlich verkehrte sich unter den Vergleuten, wie unter den übrigen Bewohnern der Bergstadt, welche sich durch die gesungliche Einziehung des Oberleiters Ambrun, der Wittwe Schönebeck und des Oviden Theobers bereits in sehr aufgeregtem Zustande befand, schnell das Gerücht, mit den räthselhaften Fremden, welche diese außerordentlichen Maßnahmen der Behörde veranlaßt, seien für den Oberbergmeister eine Braut und für Lina von Schönebeck ein Bräutigam gekommen, und der Proprietär Tomanel machte zu letzterer Kunde ein sehr albernem Gesicht. Vom Steiger Leberecht Ambrun dagegen sah und hörte man nichts. Auch hatte seiner Niemand sonderlich Acht.

Der Oberbergmeister hatte es zu seinem Entzuden endlich aus Viehsens kindlichen Herzen herausgelockt, daß er ihr nicht weniger als gleichgültig sei. Nach einigen Tagen vertraute Herr von Hammerstein den fremden Viehseld und Kahler mit geheimnißvoller Wichtigkeit, daß er eine ganz besondere Heiligkeit vor habe. Da Viehseld merkte, daß der Oberbergmeister gefragt und gedrängt sein wollte, so that er ihm diese Gefälligkeit und erfuhr nun, daß es das zuwiderse Verlobungsgeld Eduard's mit Lina und seiner selbst mit Viehsen sein sollte, auf entsprechende charakteristische Weise in einem Gesellschaft gefeiert, in welchem er einen Saal decoriren und illuminiren lassen werde. Dort sollte am Festtage gespeißt, concertirt und getanzt werden. Er war eifrig mit der Composition der Musikstücke zu diesem Tage beschäftigt, Ann bat

er die Freunde, ihn beim Arrangement mit Rath und That zu unterstützen, aber um das ewigen Zeils willen Alles geheim zu halten, damit die Frauen nichts erfahren und ihnen eine volle großartige Ueberraschung bereitet werden könnte. Zum Vormittag des folgenden Tages lud er denn die beiden Freunde ein, ihn in den Schacht zu begleiten, um das Local in Augenschein zu nehmen und die Festrichtung zu besprechen.

Der Morgen war ungemein schön und zu Ausflügen in den grünen Bergwald verlockend. Als daher der Oberbergmeister kam, die beiden Freunde abzuholen, besaßen die Frauen darauf, sie bis zum Mundloch des Schachtes zu begleiten und dann, während die Herren im Berge wären, auf bemenseln sich zu ergehen. Dieses Verlangen wurde mit Freuden zugestanden, selbstverständlich ohne ihnen etwas von der eigentlichen Absicht des Besuchs im Bergwerk ohne zu lassen. Weiter loszuzuging die drei Paare Arm in Arm die buschigen Hänge dem Eingange des großen Schachtes zu. Der Oberbergmeister hatte die Einfahrt schon vorbereitet und die dazu bestimmten Knappen warteten unter dem das Mundloch schließenden Dache. Die kleine fröhliche Gesellschaft war bereits in der Nähe desselben, als Caroline den Steiger Leberecht Ambrun vorüberlaufen sah, einer Gegen zu, wo sich ein zweiter, oder weniger benauter Eingang in die Grube befand. Der Mensch sah zum Versehen bleich und verwirrt aus und warf ihr einen scheuen Blick zu, der sie im Innersten der Seele erbeben machte, so daß sie sich unwillkürlich fester an Eduard Kahler, gleichsam ihren natürlichen Beschützer, anshmiegte. Ehe der unheimliche Bergmann hinter der Waldbede verschwand, begonnete ihr geängstigtes Auge einem zweiten Blicke aus dem seinigen, welcher, Liebesraferei und Verzeihung ausdrückend, ihr den letzten Rest von Heiterkeit raubte. Es war ihr, als wäre ein eisiger Hauch über ihr warmes Herz hingestrichen und habe die jungen Triebe darin gemordet. Eduard befragte sie ärtlich über ihr plötzliches Verhalten. Zusammenschauend versetzte sie:

„Es läßt mir wie eine bange Ahnung last durch die Seele. Wenn Ihnen im Berge nur kein Unglück zustoßt.“

Eduard lachte.

Nicht doch, süßes Kind! Die Sache ist gar nicht zum Unglück angethan. Aber Ihre Jagd entzückt mich.“

Er lägte sie begreift auf die hohe, reine Stein, denn sie waren beim Eingange und man schien mit der Beobachtung, daß die Damen in einer Stunde wieder zur Stelle sein sollten, die zuerst angelommene Partei sollte auf die andere warten. Die Herren luden ein, die Damen erkrankten langsam und sich oft rückwärts der Aussicht auf das Thal zuwenden, den Bergspid. Lina wurde immer stiller, aber auch Aurelie und Viehsen wurden von eines ersten Stimmung befallen, gleichsam als wären sie von der Schwester angeföhrt. Zuletzt gingen sie nicht mehr von der Stelle, und es kam zu Erklärungen.

„Mich übermächtig eine Angst,“ sagte Lina, „die ich Euch nicht mit Worten beschreiben kann. Sie schnürt mir die Brust zusammen und erschwert mir das Athmen, so daß ich nicht im Stande bin, den Berg weiter zu ersteigen. Mir ist, als müßte den Männern ein Unglück begegnen. Dieser Steiger Ambrun ist ein böser Mensch.“ Die letzten Worte sagte sie leise in sich hinein.

„Selbst!“ nahm Viehsen das Wort. „Du beschreibst meinen eigenen Zustand. Seit wir die Herren im Schacht haben verschwinden sehen, hat auch meine Seele eine sich steigende Angst ergriffen. Das hat etwas Schlimmes zu bedeuten.“

„Ich will es Euch nicht verhehlen, Kinder,“ sprach Aurelie, „mir ist ganz ähnlich zu Ruche. Aber was können wir thun? Unter einer Stunde kommen die Herren nicht wieder zu Tag. Wir müssen eben warten und wollen uns niederlegen. Vielleicht wird uns eine freundliche Stimmung.“

Sie setzten sich an einem Raine, aber die Unterhaltung wollte nicht, wie früher, in Fluß kommen. Lina mußte immer an den düstern Steiger denken und erzählte einiges von den höchst lebensschmerzlichen Bemerkungen dieses verschlossenen Menschen um sie. Di schon hatte sie vor ihm gekauert, nie aber noch so wie vorherin, als er mit dem eigenhändig wilden und scheuen Blick an ihr vorübergeleitend war. Pflöglich stockte sie mitten in der Rede und fuhr schreiend empor; die beiden Andern folgten eben so rasch ihrem Beispiele. Der Boden zitterte unter ihnen, wie

von einem Erdbeben bewegt, ein dumpfes Rollen, ähnlich dem eines fernem Donners, erreichte ihr Ohr.

„Barbherziger Gott!“ schrie Lina. „Das ist's! — Der Steiger! — Eward! Die Mörder!“

„Was ist's?!“ handte Kurella erschreckt.

„Was kann es sein?“ rief Kurella außer sich.

„Sie sind verloren! Der schreckliche Steiger hat sie ermordet. Dieser Donner kam aus dem Schachte. Das ist eine Sprengung. Aber jetzt darf nicht gesprengt werden. Es ist ein Verbrechen, eine Unthat des schändlichen Menschen, ein höllisches Verbrechen seiner Eifersucht, seiner Rache.“

„Schnell, Schwefeln!“ sagte Kurella. „Wir müssen der Gefahr in's Auge schauen. Wir müssen uns rasch überzeugen, was geschehen und was zu thun ist.“

Und sie eilten, was sie vermochten, den Berg hinab bis zum Hauptmundloch des Schachtes am Abhange desselben. Hier war es schon lebendig geworden und wurde mit jeder Minute granatbalt lebendiger. Eine Kottglocke nach der andern erhob ihren gelassenen Ruf in's Thal hinab, den Menschen zu verkünden, daß ein großes Unglück geschehen sei; Bergknappen und andere Leute strömten bleich und mit Gesohrei vorbei; die Doppel im Mundloch raselte und aus dem emporgeschlungenen Rabel tauchten bleiche Häuser empor.

„Hülfe! Hülfe! Rettet!“ erscholl's nun in wilder Bewirrung.

„Was ist geschehen?“

Der Steiger Leberecht Ambrunn hat den überhängenden Vorsprung der Fugger-Wand abgesprengt und die Herren drin im Eisfabelnschacht verschüttet, lebendig begraben. Was Hände hat, muß arbeiten. Der Versuch, sie zu retten, muß mit der größten Anstrengung gemacht werden.

„Es wird nichts helfen,“ ließ sich ein Anderer vernehmen. Das ist wenigstens eine vierzehntägige Arbeit, derweil sind sie zehn Mal erstickt und verhungert.“

„Wir müssen alle Kräfte anspannen.“

„Wündet nicht ein alter versperrter Stollen in den Eisfabelnschacht? Wenn man dort einjüngigen verändete?“

„Das hat noch zehn Mal größere Schwierigkeiten; die alten Bauten sind meist zusammengebrüht, und wer kennt die allenfalls noch besfahrbaren? Niemand von uns.“

„Wenn noch einer, so ist's der alte Obersteiger Ambrunn. Der sitzt in strenger Haft.“

Kein dieser Worte ging den gemarterten Frauen verloren. Ihre Pulse flogen, ihre Spannung überstieg das Maß gewöhnlicher menschlicher Zustände bei weitem. Aber sie klammerten sich auch an jedes Wort, das vom leisesten Hoffnungsstimmer angehaucht war.

„Ihr Männer,“ rebete Anetie, „es gilt, Menschenleben zu retten, und das Eures Oberbergmeisters ist auch dabei. Alle Wege zur Rettung müssen versucht werden. Der Obersteiger muß die alten Bauten besfahren; er muß zu diesem Behufe ohne Verzug in Freiheit gesetzt werden. Eilt in das Berggericht; wir drei Schwefeln lassen die Herren des Gerichts um schnelle Losgebung des Obersteigers bitten.“

Unterdessen war die Menschenmenge und mit ihr ihre Art und Gesohrei und Bewirrung gestiegen. Das ganze Thal, alle Flade in den Bauten wimmelten von Menschen, viele mit Haden und Schaufeln, aber Niemand wußte, was eigentlich Zweckdienliches zu thun sei. Ein Knappe trat zu den lebenden Frauen und sagte:

„Da kommt der Obersteiger schon, von den Gerichtsdienern begleitet. Auf sein eignes Verlangen läßt ihn das Gericht zur Hülfe herbeiführen.“

Die Frauen eilten mit Andern aus ihn los.

„Kannt Ihr besten?“ fragte ihn Lina.

„Das wäre nicht geschehen,“ entgegnete er griesgrämlich, „wenn Deine Mutter — Ist Leberecht todt?“ unterbrach er sich selbst.

„Wir wissen's nicht. Keiner hat ihn wieder gesehen.“

„Das hat er von dem Tage an vorbereit, als ihm das Weib ihr Haus verbot,“ murmelte der Alte.

„Kannt Ihr besten, Ambrunn?“ wiederholte Lina mit Nachdruck.

„Hier kann Niemand helfen, als — das Schachtgespreß,“ versetzte er mürriß.

„Das Schachtgespreß!“ riefen hundert Stimmen mit allen möglichen Abstufungen des Entsetzens.

„Wenn's nicht verhungert ist indessen,“ brammte der Obersteiger und ging ohne Zaudern weiter. Wenige, aber die drei Frauen folgten ihm. Auch sie waren von dem einem Worte erschüttert, aber nicht wie die Uebrigen. Endlich kamen sie bei einem alten Schachtloche an. Der Obersteiger hobelte den Rabel empor. Er war lange nicht gebraucht und seine Eicheheit erschien zweifelhaft. „Es hilft nichts!“ sagte der Alte. „Hinab, das ist der einzig mögliche Weg. Wer läßt mit mir ein?“

„Ja!“ riefen Kurella und Lina zugleich, sonst kein Mann.

„Und ich begleite Euch!“ rief Kurella mutig. Die drei Frauen umschlangen sich begeistert; ein göttlicher Strahl leuchtete aus ihren Augen.

„Durch Nacht und Schrecken, durch Noth und Tod!“ rief Kurella. „Wohin auch, die Liebe führt und trägt uns.“

„Alles für den Geliebten!“ flüsterte Lina, und Kurella umarmte Beide mit Thränen im Auge.

„Und wenn wir untergehen, so find wir ja mit ihnen vereint. Ohne ihn könnte ich ohnedies nicht leben.“

„Hinab denn!“

„Ihr seid gerade die Rechten,“ sagte der Alte, ohne Bewunderung über die merkwürdige Begleitung. Er schaltete den Brechsalz, welchen er trug, seufzte, jähndete Grubenlichter an und gab jeder Dame ein, dann winkte er den Männern an der Doppel. Die Frauen traten mit ihm in den Rabel und umschlangen sich, und das Fahrzeug senkte sich langsam in die finstere Tiefe. Es war, als führe Charen mit den drei Grazien in die Unterwelt.

## X.

## Das hungrige Gespenst.

Nur begeisterte Liebe zur Rettung der theuern Häupter konnte den Ruth finden zu dieser schauerlichen Fahrt. Nie hatten Frauen eine ähnliche Fahrt unternommen; aber wahre Liebe schreckt vor keiner Gefahr zurück. Der Rabel berührte den Boden. Der alte schweigmä Bergmann stieg aus und half seinen Begleitern weiter. Aber welcher ein Weg! Feuchter, unebener Boden, halb eingestürzte Wände und Treden, so daß sie jumeilen hintereinander betreten mußten, dann wieder weite, tiefe Höhlen und Hallen, Felsengstein, das überstetert werden mußte, und dazu die schwere, vererbene Luft, welche das Athmen erschwerte. Schweigend ging's weiter durch immer andere Gänge, die abwechselnd stets dieselben Schwierigkeiten boten, eine Schredenstraße. Kein Jagen wandelte die Frauen an. Liebe macht schwache Herzen stark. Endlich, auf einer freien Stelle, in welche mehrere Gänge mündeten, blieb der Bergmann stehen, die den gekrümmten Zeigefinger der rechten Hand in den Mund und ließ einen lauten, schrillen Pfiff ertönen, welcher seltsam an fernem Wänden wiederhallte. Unmittelbar darauf ließ er ein eigenthümliches Heulen, ähnlich dem eines wilden Thieres erschallen. Dann hochdte er nach allen Seiten hin. Dieses Verfahren wiederholte er einige Male, bis von ferneh ein schwacher Ton an ihr Ohr schlug. Der Obersteiger schlug die Richtung, woher dieser Ton gerungen war, ein, indem er das Pfeifen und Heulen von Zeit zu Zeit ertönen ließ. Die Antworten wurden deutlicher und, sich mehr und mehr nähernd, nahmen auch sie den Charakter eines schauerlichen Gebraus an. Die Frauen erbebten vor diesen gräßlichen, kann thierischen, geschweige denn menschlichen Lauten, aber ihre Muth wurde nicht dadurch erschüttert.

Pflichtig zudte ein schwacher Lichtstrahl vor ihnen an der seuchten, dunkeln, von grünem Moder überzogenen Wand hin und gleich darauf erblickten die Frauen, welche einzeln hinter dem Bergmann hergingen, ein phantastisches, gespensterhaftes, schredliches Gebild in dem Gange. Oraußiges Erstaunen stelte ihre Blicke an den Boden, ihre Augen in der außerordentlichen Erscheinung. Eine ungewöhnlich lange, spindelbürtige Gestalt mit spinnwebähnlichen langen Armen und Beinen, um welche, wie um dünne Steden, ein armseliges, zerfetztes Bergmannsleid schlatterte, die dünnen Hände mit den langen, fleischlosen Fingern wie spize Vogelkralen anzusehen, das Haupt von dünnem, langen, schneerweißen Haar in einzelnen Locken umfattet, von dessen unterer Partie ein langer, glühend großer Bart aus die Brust niederließ, mit seiner scharf gebogenen, großen Nase, ebenfalls dem Kopfe eines Raubvogels ähnlich. Aber man vergaß diese Ähnlichkeit wieder

vor der erblickten, grauenhaften Fackel dieser Höle und vor dem wahnhaft geblühnten Antlitz des halb erlöschenden, halb kühler glühmenden Auges, dessen Blick aus tiefen Höhlen wie in Rische verfallene Brände einer Ruine herverfloh. Die Erscheinung kam in rasender Eile heran, und da sie so wenig Steif hatte, schien sie wackelig mehr zu schweben, als zu laufen. In der Nähe ging ihr Gesicht in die deutlichen Worte: „Bred! Bred!“ über. Sobald das gespensthafteste Bild bemerkte, daß der Obersteiger Begleitung hatte, wick er schnell wieder zurück; der alte Anbrunn hatte aber ein mächtiges Stück Bred aus dem Sacke hervorgezogen, streckte es dem Schachtspeuse entgegen und schrie:

„Hier ist Bred, Kabe! Komm, lemm' und fürchte Dich nicht! Hier sind Aurelie und Caroline! Die Erstere hat Dir den Ring der Königin gebracht, weißer; er ist da, Du wirst ihn haben! und das gerauchte Bred ist auch wiedergebracht. Du wirst's mit dem Ringe versehen und dem Könige abliefern. Deine Unschuld ist erwiesen, Dein Name leuchtet als der eines Ehrenmannes. Kathinka wird Dich nicht vergüten; sie läßt ihr Verbrechen im Rente.“

Das Gespenst stand eine Minute dem alten Bergmann gegenüber, unbeweglich, einem Schenken gleich, aber die kleinen Augen glühten wie Kohlen auf die vier Menschen, dann stieß es plötzlich die Hände, fürchterlichen Schrei aus, daß die drei, auf's Heftigste aufgereizten Frauen ebenfalls schreiend zusammenbelebten und einer Demnach nahe waren. Unwillkürlich umfaßten sie sich und starrten die gräßliche Gestalt an. Diese ließ nun die Worte erschallen:

„Den Ring! Der den Ring! Aurelie, Caroline, gehet den Ring! Geht Bred! Bred! Bred! Ich verhungere.“

„Barmherziger Gott!“ räumte Aurelie Carolinen zu. „Es ist die Stimme, es ist die Gestalt unseres Vaters, wie sie mir wie aus einem Traume in der Seele auftauchten. Er lebt, er ist's, dieser Unglückliche.“

„Das ist kein lebendes Wesen, das ist sein Geist!“ versetzte das Mädchen scharf außer sich.

„Nicht doch, Kind! wie sollte ein Geist so nach Bred schreien? Wir gehen der Lösung dieses Räthsels entgegen.“

„Hier ist etwas Bred!“ sagte der Bergmann zu der Gestalt. „Und im Sacke hab' ich noch mehr Bred und auch Fleisch und Wein. Das sollst Du im Elisabethenschacht haben, Kabe. Fort! Hatten voran, wir folgten Dir! Dann erschalt Du auch den Ring, weißt Du, den Ring der Königin! Und auch das Dir gestohlene Geld! Begreift Du's?“

Wiederum stieß das Schachtspeuse einen unheimlichen Schrei aus und wieder hörten die geängstigten Frauen das Geheul:

„Bred! Bred! Fleisch! Wein! Den Ring! Das Geld! Aurelie und Caroline! Im Elisabethenschacht! Fort, zum Elisabethenschacht!“

Und das Stück Bred dem Obersteiger entweichend und es verschlingend, wie ein Weib, hürrte der unheimliche Schachtspeuse vor aus und die Andern nach. Das war eine wilde Hege in den furchtlichen Wägen! Das ging über Sted und Stein, bald durch gewöhnlich durch enge Spalten, bald auf allen Wieren gedrosen durch niedrige Böder. Aber diese Frauen waren durch die Liebe zu Helianth geworden; sie folgten dem Gespenst und dem Bergmann unverzagt durch Dür und Dünn, durch das scharf entlose Labyrinth von einem Gange in den andern, immer vorwärts auf der grausen Jagd.

„Kein Mensch auf der Welt sünde diesen Weg,“ sagte der alte Bergmann zu den Frauen. „Wer sich hier hereinwagt, müßte ohne Gnade umkommen. Er allein kennt da jeden Schritt und Tritt.“

Endlich war der Gang vor ihnen mit Hölzern und Steinen versperrt.

„Wir sind am Ziel!“ sagte Anbrunn. „Jenseits dieser leichten Wand ist der Elisabethenschacht; dort sind die Verschütteten. Rufft jetzt aus Leibesträften und legt zu gleicher Zeit Hand an.“ Die Frauen stürzten herzu und rissen Hölzer und Steine fort. Die entwiderten Kräfte, wie Rissen aus der Erdozeit. Dazwischen stießen sie ein helles Geschrei aus.

„Beruh! Eruard! Kar! Hoso!“ so erschalle es von den schönen Lippen, und der alte Bergmann vereinigste seinen Ruf mit dem ihrigen, ja, das Gespenst schien zu wissen, um was es sich handelte, es stieß fort und fort jenes heulende Geschrei aus und

entsetzte eben so gut Hölzer und Steine, wie die Andern. Nicht lang, und es wurden Stimmen von jenseits vernommen. „Häsel! Rettung!“ erschall's hüben und drüben. Die Versperrung wurde auch dort weggerissen und nach wenigen Augenblicken jubelten sie einander in die Arme, an die Lippen, an die Herzen zum festig-berauschenden Ruch, Aurelie an des Vaters Brust, Mina von Eruard umschlungen, Ruchden ohnmächtig vom Oberbergmeister gehalten.

Die Stimme des Schachtspeuses brachte die Seligen wieder in die wirkliche Lage der Dinge. „Bred! Fleisch! Wein! Den Ring! Das Geld! Aurelie und Caroline!“ heulte es.

„Was ist das?“ fragte Viebeld. „Wer ist diese schauerhafte Gestalt? Ein Wahnfinniger?“

„Unser, Euer Vetter, mein lebender, essenbar wahnfinniger Vater, das berichtigte, so sehr gesüchtete Schachtspeuse.“

„Dein lebender Vater?“ Wer ist dieses Räthsel?“

„Das vermag ich allein hier,“ sagte der alte Obersteiger, indem er dem gierig zugröhnenden Wahnfinnigen die versprochenen Lebensmittel verabreichte. Dieser setzte sich küßlich auf den Trümmerhaufen und verschlang die Speisen mit thierischer Gierde, ohne sich um etwas weiter zu bekümmern oder Aufmerksamkeit auf die um ihn geföhnten Reden zu vertragen.

„Was ich bereits im Vergericht bekannt,“ fuhr der Obersteiger fort, „brauche ich hier nur zu wiederholen, um Alles aufzuklären. Die verdiente Strafe kommt mir recht, zumal mein Verbrechen heute meinem armen Jungen das Leben gekostet hat. Derweil der Verdächtige da seinen Hunger stillt, und der ist groß, denn er hat, seit ich in Haft bin, nichts zu essen bekommen und hätte verhungern müssen, wenn Veberecht nicht den tolenen Vossen gespielt hätte — derweil also erzähl' ich, wie das Alles gekommen.“

„Ich hatte mich mit der Kathinka, die im Hause des Oberbergmeisters Holtrat als Magd diente und aus diesem mit der Tochter Marie, als diese den Bergmeister Schönebeck heirathete, in besten Haas sez, verlobt und war ihretwegen einem hübschen brauen Mädchen, mit welchem ich Jahre lang Umgang gehabt, untreu geworden; denn diese Kathinka war ein verführerisches Weib. Nachher geschah mir ganz recht, daß sie den Bergmeister heirathete, als dessen junge Frau aus Verdraß über die eubeste Leidenschaft ihres Mannes zur Magd gefahren war. Der Bergmeister war aber mit der Stolantenne auch betrogen; sie hatte mich und ihn hintergangen, und auch mit dem Oberg Theodoro vertrauten Umgang gehabt, als sie noch mit ihm zusammen in des Oberbergmeisters Hause war, ja der Griechische mehr Gewalt über sie, wie ein anderer Mann. Der Oberbergmeister gerieth über das falsche Weibsbild mit seinem Schwiegersohne in arge Feindschaft, welche Theodoro benutzte, um darauf seine eigenen Pläne zu bauen. Er beschwagte das treulose Weib, dem Bergmeister das vorräthige Geld mit Hülfe seines Ringes zu stehlen; dann wollte er sie nachkommen lassen oder sie abhelen. Von diesem Verhältniß Theodoro's zu Kathinka wußte ich aber damals nichts; ich war eben mit Blindheit geschlagen, so gut wie Herr von Schönebeck, und so wurden wir denn beide betrogen. Eigentlich verdientes mir's auch nicht besser. Denn wie ich meiner Braut, so war er seiner Frau des zunerst schönste, schlechtesten Weibsbildes wegen untreu geworden, und der Gram über solche Untreue hatte mir die Braut und ihm die Gattin getödtet. Ich habe Gottes Strafgericht späterhin, als ich hinter die Schlechtigkeit Kathinka's und Theodoro's kam, wohl eingesehen, aber damals war mein Herz noch voll blinder böser Nachgiebigkeit gegen meinen Verzeigten, Herrn von Schönebeck. Und das wußte Theodoro und verführte mich mit der Vorspiegelung, er handle im Auftrage des alten Herrn von Holtrat — ich war dumm genug, das zu glauben, weil er bei diesem Alles galt — daß ich ihn verdedte, als heimlich hierher kam, ja ihm auf alle mögliche Weise zum Diebstahl des Geldes behülfflich war, nur um Schönebeck in's Verderben zu bringen. Das aber ahnte ich nicht, daß auch des Bergmeisters eigene Frau mit dem nichtwürdigen Griechen gegen ihren Mann verschworen war. Der Diebstahl wurde so geschickt ausgeführt, daß Niemand eine Ahnung vom Thäter hatte; nur Herr von Schönebeck muß — ich weiß nicht wie, dahinter gekommen sein, daß sein Weib, welchem er so viel geopfert, dabei betheiligt sei, und er ist ihm auch genug gemessen, sie dessen in's Gesicht zu beschuldigen. Daran hat sie ihn vergiften wollen. Viebeld hat er schon einen Theil des Giftes genossen und Argwohn geschöpft; denn er hat die vergifete Suppe seinem Hund gegeben, welcher



In silentio et spi. Bunsen

daran krepirt. Dieses Schicksal und der Gedanke, mit einem bescholtenen Namen leben zu müssen, raubte dem Vergewisser den Verstand.

„Eines Nachts entwich er aus seinem Hause und begab sich in die alten, abgebaute und versunkenen Gruben. Einige Tage später trat er mir Abends, als ich noch allein im Schachte verweilte, verhungert entgegen, und schrie mich um Brod an. Mich schlug das Gewissen, ich erkannte, wie schwer ich mich an dem armen Manne verständig hatte. So hab' ich ihn denn treu mit Brod, Licht und Kleid versorgt bis jetzt. Ich hatte guten Grund, das Geheimniß zu bewahren; denn ich mußte fürchten, sogleich unter den strafenden Arm der Gerechtigkeit zu fallen, wenn es bekannt würde, wie es denn jetzt richtig eingetroffen ist, zum Beweis, daß kein Uebelthäter der Strafe entlaufen kann. Der Unglückliche irrte nun in den alten Bauen herum, und zeigte sich zur Nachtzeit

juweilen auch in den neuen, wo ihn manchnal Vergleute gesehen haben. Daher kam dann das Gerede vom Schachtgespenst, das bald genug in Aller Mund war. Der Arme schrie und seufzte immer nach dem Ringe, und da er selbst im Wahnsinne eine Erinnerung daran behalten hatte, daß sein treuestes Weib beim Verbrechen, das ihn zu Grunde gerichtet, stark beiseitigt war, so ist er selbst im Laufe der Jahre einige Male Nachts aus dem Berge gegangen und in sein Haus gestiegen — Gott weiß wie! — um den Ring zu suchen, oder ihn dem erschrockenen Weibe abzufordern. Wir wollen sehen, was geschieht, wenn er nun den Ring bekommt.“

Aller Augen ruhten auf dem unglücklichen Opfer einer thörichtesten Leidenschaft; die beiden Schwestern betrachteten mit Aufmerksamkeit und Beharrlich ihren Vater, der nun, da sein Hunger gestillt war, mit dem gelben Kne: „den Ring! den Ring!“ aufsprang.

„Den Ring erhältst Du oben im Berggericht,“ redete ihn der Obersteiger an. „Dort hat ihn der König für Dich niederlegen lassen. Ebenso das Dir gestohlene Weib. Auf denn und eile, daß Du hinauf kommst!“

Der Wahnsinnige trat ohne Verzug den Rücken an, und Alle folgten ihm mit ihren Lichtern auf dem mühseligen und gefährlichen Wege. Sie erreichten glücklich den Ausgangspfad, und der Hübel förderte sie allmählich an's Tagelicht. Dort wurden sie dem Jubel der verammelten Menge empfangen, deren Blide sich mit befruchteter Neugierde an das Schachspiel richteten. Man hatte dem Armen einen Mantel übergezogen, und so ging er schweigend zwischen seinen weinenden Töchtern und gefolgt von allen Anwesenden, gleichsam in Triumphzug — einem sehr wehmüthigen — nach der Stadt hinaus und in's Berggericht. Ein sich immer wieder neu gebender Jubel erschalle auf diesem Wege; denn die Geschichte des unglücklichen Wahnsinnigen lief von Mund zu Munde.

Im Berggericht wurde er in ein Zimmer geführt, wo in jenem Kasten, welchen Edward Kahlert mitgebracht, Goldbarren in Masse lagen und daneben auf dem Tischge der verhängnißvolle Ring der Königin.

Der Wahnsinnige betastete mit seinen langen, dünnen Fingern das Gold, gleichsam um sich von dessen Festigkeit zu überzeugen; dann ergiff er den Ring, betrachtete ihn genau, stude ihn rasch an den rechten Zeigefinger und stand einige Augenblicke still und unbeweglich, wie eine Bildsäule, während sich seine Züge auf eigenthümliche Weise verklärten. Plötzlich rief er einen Scherz an und stürzte zu Boden. Die Anwesenden eilten ihm zu Hilfe, stürzend, er sei todt; aber er athmete, nur schwere Ohnmacht hielt sein Bewußtsein in Banden.

## XI.

### Die letzte Anklärung.

Am Abende dieses Tags sagte Aurelie zu ihrem Gatten:

„Du ich nun das Geheimniß weiß, welches über dem Leben meines Arters gelegen, und wir nach der heutigen Katastrophe Hoffnung schöpfen dürfen, daß das getriebne Licht seines Geistes wieder klar leuchten wird, so wirst Du nun doch auch mit den Schlier heben, welcher über dem Zusammenhange Edward Kahlert's und Deiner selbst mit den höchsten Ereignissen liegt. Nun weiß ich doch erfahren dürfen, wie bis auf den hier gestohlenen Golde und dem Ringe der Königin gekommen ist?“

„Gewiß, mein liebes Weib!“ entgegnete Liebheld ernst. „Ich habe Edward nun mein ihm verpöntes Wort gelöst, und Du sollst diesen Abend noch, wenn Lina und Lieschen zu Bette gegangen sind, aus Edward's und meinem Munde erfahren, daß nicht allein über Deines Vaters Leben, sondern auch über dem des meinigen und desjenigen der Schlier eines Geheimnisses liegt, und daß der letztere viel schlimmerer Natur ist, als der erstere. Deshalb darf er nur Dir gehoben werden und durchaus keiner Seele weiter. Selbst Lieschen, die, wie Du erfahren wirst, auch dabei theilhaftig ist, darf die nähere Umstände nicht erfahren. Gerade deshalb hab' ich selber so große Vorsicht angewandt, daß dieser Schlier auf einer bösen That, welche nach unserm Dichters wahrer Worte fortwährend Böses gebären mußte, liegen bleibe und ihre schredliche Fortpflanzungskraft erlösch.“

Aurelie kam in eine feierlich ernste Stimmung, die sich steigerte, als ihr Gatte ihr später die Hand bot, und sie in Edward's Zimmer führte, welches nur matt erleuchtet war. Alle drei nahmen auf dem Sopha Platz, und Edward begann mit hörbar bewegter Stimme:

„Wir sind Ihnen volles Licht über die Verhältnisse unserer Väter schuldig, aber gestatten Sie meinem Schmerz, daß es ein Pflichtspruch sei, der nur für Sie einen Augenblick die grassirenden Verlasten beleuchte, um sie dann für immer in Nacht versinken zu lassen. Und so lassen Sie mich denn gleich das entsetzlich bezeichnende Wort aussprechen: Ihres Vaters Vater und der meinige waren beide Räuber, Raubmörder und jeder hatte einen Doppelmord auf der Seele. Sie haben schwer dafür gebüßt und ihre Blutschuld beide mit dem Leben bezahlt. Aber eine wunderbare Fügung der Vorsehung, die wir mit launender Demuth verkennen müssen, hat gemollt, daß sie die Räuber jenes Griechen Georg Theodoro wurden, welcher an Ihrem Vater schwer Verbrechen verübte hat. Hören Sie denn: Mein Vater hatte in der kleinen Stadt an der Donau, aus wel-

cher Liebden gebürtig ist, einen jener ordinären Gasthöfe gepachtet, wie wir sie meist in solchen Städten und Dörfern finden. Aber er hatte entsetzlich unglück. Er mochte beginnen, was er wollte, es ging rückwärts mit ihm. Er selbst hatte kein Vermögen, und meine Mutter, die er ans Liebe geheiratet, die ihm aber auch nichts mitgebracht, ließ Jahre lang an einem unheilbaren Brustleib darnieder. Es waren ihm schon einige Kinder gestorben, andere kranken. Ich selber hatte zu jener Zeit als Knabe alle erdenklichen Kinderkrankheiten zu überleben. Mein Vater hatte schon ein paar Termine den Pachtzins nicht bezahlen können, und es war wieder ein solcher vor der Thüre. Zahlte er diesmal nicht, so wurde er erantit, seine Caution ging verloren; er war ein Bettler, wußte nicht, wohin, nicht was beginnen, und Frau und Kinder lagen krank. Die Verzweiflung rante ihm fast den Verstand. Er hatte seinen Freund, als einen Pfandkammer, der Sonntag zum Tange im Gasthause aufspielte, gern etwas Geldes ab und noch Besseres trant, aber stets Einde in seiner Gasse hatte. Auch dieser Mann hatte Frau und Kinder, die mehr Drogen litten, als dem Menschen zuträglich ist. Lebrigens war er, wie die meisten Pfandkammer, ein lustiges, leichtsinniges Blut, und mit seiner Realitität wußte weit her. Sie haben schon erzählt, daß er der Vater Ihres Gatten war. Schon hatte er dem meinigen einige verdorbenen Vorschläge gemacht, um Geld zu gewinnen, und wenn der arme, verzweiste Gastwirth auch vor solchen Dingen zurückgestoß war, so war er doch durch des Pfandkammer Lieberredungsanstalt allmählich mit solchen verzogenen Gedanken vertraut geworden.

„Um diese Zeit hielt sich ein ungarischer Handelsmann einige Wochen im Gasthose meines Vaters auf, und machte von da verächtliche Streichzüge in die benachbarten, auch wohl entferntern grünen Hüden. Der Pfandkammer Liebheld, den er zuweilen mitnahm und zur Ausführung von Aufträgen gebrauchte, entdeckte, daß alle diese Wege nur einen Zweck hatten, rohes Gold bei Hofschämleien, Hofschlägen, Bergeloten, Bankers zu verkaufen. Wenig, die beiden Freunde kamen dahinter, daß der Ungar einen hohen Werth von ungemünztem Gold und viel Geld besaß.“ — Der Sprecher hielt einige Minuten an, und trodnete sich den Schweiß von der Stirne. Es wurde ihm schwer, fortzufahren. Als er wieder begann, zitterte seine Stimme.

„Lassen Sie mich schnell über die That hingehen. Die beiden Männer haben den Freund erschlagen, und seinen Schatz an sich genommen. Liebheld steckte die Leiche in einen Sad, und trug sie in der Nacht des Verbrechen nach der Donau, und nun noch mit Steinen beschwerten Sad hineinzuwerfen. Die Hüter hatten nicht daran gedacht, daß es die Leiche war. Als der Pfandkammer die Leiche veranmt, taucht neben ihm ein Weib auf, welches ihn beim Namen nennt und ihm geradezu Schuld gibt, er habe einen Menschen in's Wasser geworfen. Die Folge war, daß Liebheld, rasch entschlossen, die Frau beim Kopfe nimmt, und sie schnell, wie ein Gedankt, löpflings hinterher stürzt. Er hörte Fußstritte in der Nähe und entfloß. Auf das Weib, welches Thierwasser schöpfen wollte, hatte eine Freundin gewartet. Liebheld war nicht von dieser erkannt, sein Verdacht fiel auf ihn, keiner aus meinen Vater. Sie benahmen sich vorsichtig. Der ungarische Handelsmann war natürlich abgereist. Der gemordete Mann war, wie Sie bereits wissen, Georg Theodoro, der Dieb des Goldes, der Verdorber Ihres unglücklichen Vaters, das Schenkel, welches der ihm vertrauten Frau desselben das Gift gegeben und sie beschwört hatte, ihn damit aus dem Wege zu räumen. Das gemordete Weib war die Frau des Hofschämleien und die Großmutter unseres Liebden.“

Aurelie klopfte die Hände vor Vergewunderung zusammen, und bräute sie dann vor's Gesicht. Es vergangen wieder einige Minuten der tiefsten Bewegung der drei Menschen, ehe Edward fort fuhr: „Bar meinem Vater früher alle zu Unglück gegangen, so ging ihm jetzt Alles zu Glück. Zwar starben meine Mutter und meine Geschwister und ich blieb allein übrig, aber er machte nach Jahr und Tag eine glänzende Partie in unserm Heimathstadt, kaufte den „grünen Baum“, brachte ihn empor und wurde mit der Zeit ein sehr reicher Mann. Aber die Entdeckung fand immer drohend vor seiner Thüre. Liebheld nämlich, der ihm auch nach dem neuen Wohnort gefolgt war, hatte sich dem Trank ergeben, wurde immer leichtsinniger, schwächlicher und gemessenloser. Seinen Theil des Blutgeldes hatte er durchgebracht und dabei seine Gesundheit gründlich ruiniert. Plötzlich schlug er um und wurde von Genuß-

senbissen gemartert. Das Schwert der Vernichtung hing fort und fert an einem Pferdehaar über meines Vaters Haupte. Dieser Zustand wurde ihm unerträglich. Er bereuete den kranken, dem Grabe rasch zuweilenden Liebste, sich zu seiner Heilung mit Oherwasser zu waschen, aber damit es wirksamer sei, am Flüsse selbst. Er begleitete ihn in der Dornenacht dahin, um, wie er vorgab, ihm zu helfen, und stieß ihn in den Strom. Sie, meine Freundin, waren die Zeugin dieser That, und sie wurde die Brautlassung zu Ihrer Verbindung mit meinem armen Freunde. — Sie wissen, wie mein unglücklicher Vater seine Schuld in einer spätern Dornenacht büßte. Auch er hat sich mit Oherwasser rein gewaschen. Er hatte nicht mehr so viel Kraft, nach der Donau hinabzugehen; er nahm die Reinigung im nahen Markbrunnen vor. Er hinterließ mir ein umständliches Verlangen mit der Aufforderung, die Erben Theodoro's aufzusuchen, und ihnen das geraubte Gut zurück zu geben. Mir sanden nach langer Mühe das — unglückliche Ehepaargepfehl."

XII.

Segen aus Hina.

Nicht im Wamminiten Goldschacht sollte die Verlobung der beiden Liebespaare stattfinden, wie der eitle Oberbergmeister von Hammerstein beabsichtigt und angeordnet hatte, das Schifal hatte dazu ein den Verhältnissen angemesseneres und würdigeres Local bestimmt; auch sollte dabei nicht die rauchende Freude eine glänzende Rolle spielen, sondern die stille Wehmuth als ein schließlicher Gast am Lager eines sterbenden Mannes knien.

Zwanzig Jahre lang hatte der schwächliche Körper des Herrn von Schinbeck die fruchte, verdorrte Lust des Bergschachtes, ein eckiges Lager in hartem Gestein, eine schlechte Kost und eine dürftige Kleidung ausgehalten, aber es war der Wahnfinn, welcher diesen armenfelig Lebensfunken immer im Stimmern erhalten hatte. Jetzt, nach langer Dornenacht, war der Wahnsinn von ihm gewichen, und er durfte sich mit erneuter Klarheit des Geistes seiner wiederhergestellten Ehre und der zärtlichen Liebe seiner Töchter erfreuen, aber der Lebensfunken wurde von dieser Freude um so sichtlich

ausgehört, und eilte rasch seinem Besten entgegen. Es war die untergehende Sonne eines durch Leidenschaft getriebenen Lebens, welche ihn auf einige Augenblicke mit dem vollen Glanze irdischer Seligkeit überstrahlte.

In seine Linde gehüllt, lag der schwergeprüfte Mann im hellsten, schönsten Zimmer seines Hauses im reinlichen Bette, gepflegt von süßer Kindesliebe, die er bis jetzt hatte entbehren müssen, und sein mattes Auge glänzte dem Banne auf die edlen Gestalten, die vor ihm wandelten. Er hatte den Wunsch ausgesprochen, seine Kinder und Liebsten nebst den geliebtesten Männern zu segnen und die Hände der beiden Braue zusammen zu legen, und der Arzt hatte zur Eile getrieben; denn der Rest von Kraft schwand dem Kranken rasch. So waren sie denn nun ihn, deren Liebe den Scheiden mit dem ersehnten Dasse verfährt hatte; er wunnte sie heran, und Ceuard und Caroline, Hammerstein und Liebchen knieten in der vordern Reihe als die zu Verlobenden, Liebheit und Aurelie mit ihren beiden Kindern als die schon Verlobunden, die aber auch des Vaters Segen empfangen wollten, dahinter vor dem Bette. Mühsam, aber selig lächelnd, legte er die abgemagerte Hand auf ihre Häupter, und flüsterte einen Segenspruch. Alle weinten still; denn Jedem wogte, was nun folgen würde. Und er stand schon unsichtbar zu Häupten des Geprüften, der Engel der Vollendung, und stieß jetzt mit leiser Hand über seine Äuge hin. Sie verwandelten sich; das Auge brach. Er sank zurück in die Arme seiner Töchter, und hauchte an ihren Herzen die Seele aus.

Eine stille Minute ging vorüber. Dann sprach Liebheit:

„Gönnen wir ihm nach solch wirren, trüben Leben und nach solchem verflörenden Menschenleben die süßen Tod. Uns aber laßt der ewigen Liebe danken, die uns aus Hina und Verbrechen die Segensseite des Glüdes und der Liebe herabsprießen läßt. Seht, wie auch der geänstete Mensch irre, zuletzt steigt doch Gott, und führt gute Herzen zu Glüd und Frieden.“

Die Braue narmerten sich. Trotz aller Rührung aber dachte Liebheit, als sie von dem schönen Verlobten an die Brust gedrückt wurde: „Das Oherwasser hat mir wirklich Glüd gebracht, wie mir die Ritter gesagt, und ich hatte es noch nicht einmal geschöpft.“

## Christian Karl Josias Freiherr von Bunsen.

(Mit Portrait.)

Daß der Flächeninhalt eines Landes und die Einwohnerzahl desselben in keinem notwendigen Verhältnisse zu der Anzahl bedeutender Männer stehen, welche dem Lande ihren Ursprung verdanken, davon liefert ganz besonders das kleine waldeser Ländchen einen schlagenden Beweis. Einer der kleinsten deutschen Bundesstaaten, wenig über 50,000 Einwohner zählend, ist es dennoch die Wiege einer Anzahl von Männern geworden, deren Rufum weit über die Grenzen des engeren und weiteren Vaterlandes hinausgedrungen ist, deren Name überall in hohen Ehren steht, wozin Bildung und Gesehung gedrungen ist. Hier nennen wir nur den Namen Christian Kauch's, des größten Meisters der Bildhauerkunst in unserm Jahrhundert, den genialen Kaubach, einen der ersten und berühmtesten Maler unsrer Zeit, Franz Drake, den Schöpfer herrlicher Denkmäler, Baron Etieglitz (in Petersburg 1843 gestorben), den weltbildenden Finanzmann, und den Namen des Mannes, welcher als Staatsmann die Ehre der deutschen Nation gegen fremden Hochmuth und Uebermuth zu wahren bestrebt war, der auf dem Gebiete des Glaubens in einer Zeit pietistischer Reifhänger und pietistischen Dünkels das Banner der Gemüthsfreiheit emporhielt und diesen doppelten Ruf den eines der tiefsten und höchsten Geistes- und Alterthumsforschers hinzugesellt hat: Josias Bunsen.

Der Lebensgang Bunsen's legt durch sich selbst Zeugniß von dem charakteristischen und oswandernden Sinne eines Mannes ab, dessen hervorragende Eigenartlichkeit in dem tiefen, stillen Ernste besteht, welcher alle seine Handlungen befeht. Darum werden wir selbst da, wo seine Richtung, namentlich in religiöser Hinsicht, uns Bedenken einflößt, dieselbe achten müssen, weil sie als die Consequenz eines Stumpfsinnes erscheint, welcher unabweislich frei ist von allen Nebengedanken und Nebeninteressen menschlicher Art.

Bunsen ist am 25. August 1791 zu Korbach im Fürstenthum Waldeck geboren. Neigung und äußere Verhältnisse bestimmten ihn bei frühzeitig entwickelten bedeutenden Anlagen, sich dem Studium der Philologie und Geschichte zu widmen. Bereits im Jahre 1808 bezog er die Universität Marburg, verlaufste sie jedoch bald mit Göttingen, wo damals Heyne im höchsten Ansehen stand. Nach Beendigung seiner Studien nahm Bunsen eine Lehrstelle an dem Gymnasium zu Göttingen an und besoldete das Amt eines Collaborators an demselben bis zur Occupation des Landes durch die Franzosen. Obgleich mit Unklugheit leineweise geeignet und ohne Aussicht auf eine andere Stellung, gab er doch im Jahre 1813 sein bisheriges Amt auf, um nicht unter der Fremdherrschaft des nenegegründeten westphälischen Königthums dienen zu müssen. Er begann zuerst eine Studienreise nach Holland und Dänemark, um den großen germanischen Sprachstamm in allen seinen Verzweigungen an das Genuesste zu studiren, und begab sich sodann im Jahre 1815 nach Berlin, wo die Bekanntschaft mit Niebuhr für die Gestaltung seiner ferneren Lebensschicksale entscheidend wurde. Denn nachdem er sich in Paris eine geraume Zeit hindurch dem Studium der orientalischen Sprachen gewidmet hatte, führten ihn zufällige Umstände im Jahre 1816 nach Rom, wofelbst Niebuhr preussischer Minister Resident war. Die früher angeknüpfte Bekanntschaft führte zwischen beiden Menschen zu einem regen Verkehr, der in gemeinamen Studien und Arbeiten immer neue Anregung fand. Auf Niebuhr's Veranlassung wurde Bunsen im Jahre 1818 sein Gesandtschaftssecretar ernannt und beehlt neben seinem Amte Würde zur Fortsetzung seiner literarischen Arbeiten, welche sich in jener Epoche vorzugsweise auf die römische Alterthumskunde bezogen. Doch hatte ihn ein angeborener religiöser Sinn frühzeitig ange-

regt, sich mit der Kirchengeschichte im weitesten Sinne, insbesondere mit der Geschichte des Christenthums in seinen frühesten Crethen auf das Genaueste vertraut zu machen, und diesen gründlichen Kenntnissen verdankt Bunsen, in Verbindung mit den oben angeordneten Eigenschaften des Charakters und Geistes, die hervorragende Stellung, welche er sich vor Kurzem im preussischen Staatsdienste beweidete.

Im Jahre 1822 kam Friedrich Wilhelm III. nach Italien und nach Rom. Es ist bekannt, mit welcher Ausdauer und Gewissenhaftigkeit der König sich mit der Umgestaltung der preussischen Agenten und des Gesandtschafts Jahre lang beschäftigte. Bunsen war nach beiden Richtungen hin unangesehnt sammelt, sieht und in selbstständigen Entwürfen thätig gewesen. Als daher in Gegenwart Bunsen's das Gespräch des Königs diese Fragen berührte, hatte ersterer Gelegenheit, seine tiefe Kenntnis des Gegenstandes und geistvolle Auffassung der entscheidenden Punkte auf eine den König überraschende Weise an den Tag zu legen. Und obgleich die Ansicht Bunsen's von der bisherigen des Königs entschieden abwich, so that diese Meinungsverschiedenheit dem bedeutendsten Eindruck, welchen Bunsen machte, seinen Abbruch, und es scheint ihm nicht an mannichfachen Bekundungen künftiger Wade.

Als Niebuhr im Jahre 1824 aus dem Staatsdienste ausschied, verwaltete Bunsen bis zum Jahre 1827 die Geschäfte der Gesandtschaft und wurde sodann zum Minister-Residenten ernannt. Im Jahre 1829 kam der Kronprinz (jetzige König Friedrich Wilhelm IV.) von Preußen nach Rom, und auch zu diesem trat Bunsen bald in eine nähere Beziehung, welche im Laufe der Zeit den Charakter eines fast freundschaftlichen Verhältnisses annahm.

König Friedrich Wilhelm III. bediente sich zwar mehrfach des Rathes Bunsen's rüchlichlich der Agenden- Angelegenheit, konnte jedoch die mancherlei Bedenken nicht überwinden, welche aus der principellen Verschiedenheit der beiderseitigen Auffassung wesentlichen Punkte hervorging. Bunsen führte deshalb für den Gottesdienst in der Gesandtschaftskapelle in Rom eine von ihm selbst umgestaltete Liturgie ein, welche später von dem Könige gutgeheßen und mit einer eigenhändig geschriebenen Berride versehen wurde.\*

Die gesandtschaftliche Stellung Bunsen's fiel in eine Zeit, welche überaus reich an schwierigen Verwickelungen war. Da die päpstliche Regierung sich nach der blutigen Unterdrückung des Aufstandes im Kirchenstaate jeder Einschüpfung der allernöthwendigsten Reformen, trotzdem dieselben zugeagt waren, entschieden abgeneigt erwies, so nahmen sich die europäischen Großmächte der Sache an und beantragten eine zu Rom niederzugesetzte Konferenz mit der Ordnung der inneren Angelegenheiten des Kirchenstaates. Bunsen erhielt den Auftrag, den Entwurf dieser Reformen auszuarbeiten, und seine einsichtsvollen Vorschläge für die Neugestaltung der inneren Verfassung des unglücklichen Landes sind in dem bekannten „Memorandum del Maggio 1832“ enthalten. Letzter hatten seine redlichen Bemühungen nicht den angestrebten Erfolg; Papst Gregor XVI. wußte zu genau, auf welchen Stand er jederzeit rechnen konnte und wie wenig Gefahr ihm von der thätigen Politik des Autokratenthums in Frankreich drohte.

Erfolgreicher waren Bunsen's Bemühungen auf einem anderen Gebiete, namentlich ist die Regelung der Differenzen wegen der gemietheten Ehen eines seiner wesentlichen Verdienste. Die zwischen eingetretenen Kölner Bistum, welche betänulich zur Verbesserung des Erzbischofs geführt hatten, erschwerten Bunsen's Stellung außerordentlich, denn die Politik Gregor's XVI. eines ehemaligen Camaldulenser-Mönches, der von Staatsgeschäften eigentlich niemals Kenntniss genommen hatte, verfolgte hartnäckig nur das eine Ziel: lebighlich seinen Willen durchzusetzen. Unter solchen Umständen mußten alle Versuche Bunsen's zur friedlichen Beilegung dieses Handel's scheitern, und da hierdurch seine Stellung eine unbehagliche geworden war, so kam er selbst um seine Abberufung ein.

Das Jahr 1839 findet ihn als preussischen Gesandten bei der schweizerischen Eidgenossenschaft in Bern. Doch sollte seines Weidens hier nicht lange sein, denn nach dem im Jahre 1840 in Preußen eingetretenen Thronwechsel trat er in nähere persön-

liche Beziehung zu König Friedrich Wilhelm IV. und ging im Auftrage desselben nach England, um die Verhandlungen wegen der Einrichtung eines preussisch-englischen Gesandtschaftsbüros zu Jerusalem zu leiten. Kurze Zeit darauf wurde er zum Gesandten in London ernannt und hat diese Stelle bis zum vorigen Jahre bekleidet. „Ritter Bunsen“ (Kaigbt Bunsen) war eine der hochgeachteten Persönlichkeiten der diplomatischen Kreise in England, nicht allein wegen seiner staatsmännischen Eigenschaften, sondern durch die Lauterkeit seines Charakters, die seltene Tiefe seiner Gelehrsamkeit und einen humanen Sinn, welche trotz einer streng religiösen Richtung Gerechtigkeit und Duldsamkeit für die Meinung und die Richtung Anderer denkender begibt.

Daß Bunsen auf dem politischen Gebiete ein energischer Vertreter nicht allein preussischer, sondern deutscher National-Interessen war, ist bekannt; wenn es ihm nicht gelang, die offene Wunde Deutschlands zu schließen, Schleswig-Holstein sein nationales Dasein wiederzugeben, so ist sicherlich seinem patriotischen Eifer keine Schuld des Misslingens beizumessen. Der Abfassung des Londoner Protokolls hatte er sich mit aller Kraft entgegengezet; bei der energielosen Politik Preußens und der deutschen Mächte blieb ihm, als er demnach zu Etande kam, nichts übrig, als der Preß gegen dasselbe.

Obgleich Bunsen an den inneren Verfassungsangelegenheiten Preußens keinen offiziellen mitthätigen Antheil hatte, so ist es doch bekannt, daß er bereits in den ersten Regierungsjahren König Friedrich Wilhelm's IV. mehrfach und dringlich auf die Nothwendigkeit von Verfassungsreformen hingewiesen, und seine Ansicht von den vorzunehmenen Erweiterungen des schwebischen, auf die einzelnen Provinzen beschränkten bändischen Lebens in mehrfachen Denkschriften an den König niedergelegt hat.

Wie sich nach dem Vertheben Bunsen's liberalischer Standpunkt als ein christlicher, wenn auch gemäßigter Liberalismus kennzeichnet, so ist auch seine Stellung zu den religiösen Fragen eine wesentlich vermittelnde. Ans den Septemberverhandlungen der evangelischen Allianz, welche im vorigen Jahre in Berlin abgehalten wurden, ist der Austritt noch in lebhafter Erinnerung, welchen ein Herr Pastor Krammacher aus Düßburg (einer von der Gattung der neu-patentirten protestantischen Kirchenheiligen) deshalb herbeiführte, weil Herr Meete v. Müntgen von Oesf den Doctor Bunsen umarmt und getüßt habe! Denn in den Augen dieser ehrwürdigen Herren erschien Bunsen als ein Abtrümmiger von der wahren Lehre, weil er in seinen letzten Werken sich angeblich dem Nationalismus und dem Romanismus ungenügt ergeben habe! Die Weisheit dieser Anschauung konnte nur aus einem tückisch vor erschienenen Pamphlet geschöpft sein, in welchem Bunsen gleichwohl mit logischer Begriffsdemircrung als Katholik und Aeger darge stellt wurde. In der That ist dieser Vorwurf nur ein Beweis von dem klinden Eifer vieler neuen Secte von Heiligen, von denen jeder an die Stelle der freien Forschung am liebsten seine eigne unschaltbare Auslegung mit Zwangsdeutung in die Welt setzen möchte.

Es ist wahr, Bunsen hat nicht gemein mit dem herden und fanatidischen Romanismus der theologischen Juristen, Verleerer und schmähenden Weltknechte, denen es auf Radicalmilie, die die Abschaffung von hunderttausend Menschenopfern — natürlich in majorem Dei gloriam — nicht antommt, am den ungläubigen Pöbel die Wege des Heils zu führen. Bunsen festt aber ebensovienig auf der Seite jener Nationalisten, welche die Fundamente des Glaubens mit dem bloßen sogenannten gesunden Menschenverstande zerlegen und aus Mangel jeder wissenschaftlichen Einsicht, jeder philosophischen Grundlaged das Einzelne wie das All, den Gottesgriß wie den Inhalt jeder Glaubenslehre mit ihrem wässrigen Gemeinplätzen auflösen zu können vermögen. Bunsen ist ein strenggläubiger protestantischer Christ, und wenn er in der Auffassung der christlichen Lehre den dogmatischen Gehalt derselben härter betont, als den ethischen, rein menschlichen, so entspringt diese Richtung aus seiner ganzen Individualität, welche von seiner frühesten Entwicklung an entscheidend den Charakter einer stark ausgeprägten subjectiv-religiösen Jungstalt beandet. In Zeiten, wie die gegenwärtigen, wo im protestantischen Deutschland eine einflussreiche Partei das gekunnere religiöse Leben, welches nur durch volle Gewissenfreiheit und religiöse Duldung erstarken kann, durch Gewaltmaßregeln wieder erwecken möchte, müssen die Grundlehren des protestantischen Glaubens dem Volke wieder zum lebendigen Bewußtsein gebracht werden, damit der letzte Vert, für den unsere

\* Sie ist ihrem wesentlichen Inhalte nach in das „Allgemeine evangelische Gesang- und Gebetbuch“ aufgenommen, welches im Jahre 1846 in Hamburg (im Rauben Hause) erschien.

Berfahren Jahrhunderte gekämpft: die Freiheit der Forschung und die Freiheit der Gewissen, nicht gänzlich zu Grunde gehen.

Von diesen Anschauungen geht auch Bunsen aus, welcher namentlich die Idee des allgemeinen Priesterthums in der protestantischen Kirche in den Vordergrund drängt.

Wir haben noch mit einigen Worten der wissenschaftlichen Thätigkeit Bunsens zu gedenken. Seine Leistungen auf dem Gebiete der Sprachforschung, Alterthumskunde, Philosophie und der gesammten Wissenschaft der Theologie reichen ihn den ersten der jetzt lebenden Gelehrten an. Seine Werke sämtlich hier auszuführen, enthalten wir uns und erwähnen nur, außer den oben angeführten, das bedeutende historisch-philosophische Werk: „Egyptens Stelle in der Weltgeschichte“, ferner: „Ignatius von Antiochien und seine Zeit“, „Hippolytus und seine Zeit“, „die Zeichen der Zeit“ und „Gott in der Geschichte“.

Seit dem vorigen Jahre hat sich Bunsen aus dem Staatsdienste zurückgezogen, um ganz der wissenschaftlichen Muse leben zu können. Wir glauben jedoch nicht zu irren, wenn wir vermuthen, daß seine politische Laufbahn noch keineswegs abgelaufen ist, daß ihm vielmehr noch ein bedeutender Wirkungskreis vorbehalten bleibt, sobald die herrschende Strömung auf dem politischen und religiösen Gebiete sich erst verlaufen hat. Die Gnade des Königs (welcher es ausdrücklich wünschte, daß Bunsen den Septemberverhandlungen beizuhören), hat den verdienten Staatsmann und Gelehrten vor Kingem in den Freierrath erhoben. Möge die neue Würde, welche seinem innern Werthe nicht hinlänglich vermag, eine neue Gewähr dafür sein, daß er niemals aufhören wird, ein besonnener, aber charakterfester Kämpfer für die Freiheit des Gewissens und für die Freiheit der deutschen Rationalität zu sein!

## Die nervenkranken Damen.

Den einem gelächten Damenarzie.

Ärztlich sahen wir einmal, zwölf besenunte Kertze gleicher Schule eine feltene, aber erfreuliche Erfcheinung!), bei einem gemeinamen Bidnik beisammen. Die Unterhaltung drehte sich geistlichweise, da wir „unter und Mädchen“ waren, viel um die Freuden und Leiden der Praxis. „Weiß der Himmel“, fing einer an, „alle nervenkranken Frauenzimmer bisshen Dretz hängen sich an mich!“ „Nein, an mich!“ — an mich!“ — an mich!“ rief es von allen Seiten der Tafel. Der Streit endete mit der Schlußfolgerung, daß die Zahl der Nervenpatientinnen wohl dabenach größer sein müßte, als sich die beschäftigtesten Kertze selbst eingebildet hatten.

Wenn der geneigte Leser daraus schließen wollte, daß die Kertze dieser Classe von Patienten überhoben zu sein wünschten, so würde er sich aber gewaltig irren. Denn dieselben machen die Würze der ärztlichen Praxis aus, welche ohne sie gar zu schaal oder handwerkerisch ausfallen würde. Dieser Wechsel von Plage und Freude, Hoffnung und Verzweiflung, Beregrung und Schmällen, Begierthe und Hassen, die sie immer neuen und immer gleichbedeutenden Zufälle und Anfälle gehören zu den Gemüthsbewegungen, welche dem praktischen Kertze endlich zum Bedürfniß werden und ihm seinen täglichen Kumbaus pikant machen. Dazu bilden diese Nerventranken den Inerativen Theil der Praxis und diese Damen selbst die Keantgarde zur Weiterempfehlung des Kertes, namentlich so lange sie im Stadium des ersten Entschlusses sind, wo sie ihren Kertz fast jeder Andern aufzuweisen möchten. — Beide Theile sind einander gegenständig unentbehrlich, mögen sie auch manchmal auf einander schmollen. Das kleine Geziß erhöht ja die Liebe.

„Was versteht man denn unter einer nervenkranken Dame?“ fragt der Leser.

Eine nervenschwache Dame ist — ist — nein, so geht es nicht! Der Begriff ist nicht schmaligig definierbar.

In den nerventranken Frauenzimmern beobachtet man alle möglichen Nervenzufälle, welche überhaupt als Erfcheinungen der gestörten Nervenfaser und in Nerventrankeiten erfcheinungsmäßig vorkommen können (also die verschiedenartigsten Störungen der Empfindung, der Bewegung und des Dentens), — und zwar an jeder Eingelen solcher Nerventranken ein gutes Theil von den verzeiglichen Symptomen in den mannichschaffen Gruppierungen und Abwechslungen, — aber wohl gemerkt, ohne daß dabei ein wirkliches organisches Leiden des Nervenzmarles nachweisbar wäre. Das Gehirn, das Rückenmark, die Nervenfämme selbst, in der Regel auch alle zum Lebensbestand nöthigen Organe, sind dabei völlig oder verhältnismäßig gesund. Die Nervenzufälle entstehen also hier durch bloße Nerventleitung, — durch Sympathie, wie man ebenen, durch Reflex und Irradiation, wie man jetzt sich ausdrückt.

Der Leser erinnere sich aus früheren Nummern der Garten. (1855. Nr. 4.), daß das Nervenzufälle ein großartiger, den elektrischen Telegraphen ähnlicher Leitungsapparat ist, in welchem Millionen von seinen Nerven die Einbrüche der Nervenwelt und die eigenen Körpergefühle nach einem Central-(Sammel-)Organe hinleiten, während ebensoviele Millionen wieder die im Central-

organe (Hirn und Rückenmark) aufgespeicherten und verarbeiteten Klüßte hinausschicken in die Bewegungsorgane, die Muskeln, wo sie sich in der Form von Nerven oder Fäden oben in der weniger auffälligen Bewegung des Herzens, der Atmung, der Verdauung, und anderer innerer Wirkunge entladen, gleichsam Luft machen oder ausstoßen. Dieser Entladungsvorgang kann zum Theil gehemmt oder verzögert werden durch die Macht des Gehirns, durch Willkür. Zum Theil aber macht er sich trotz derselben Luft in den der Willkür entzogenen Bewegungen des Herzens, der Därme etc., oder auch in unwillkürlichen, sogenannten kramphastigen Bewegungen äußerer Muskelgruppen. Ein in die Auge geflogenes Kertzen bewirkt Zusammenziehen der Augenlider mit Thränenfluß, ein dergleichen ein Kehlkopf heftigen Husten, ein Stich in den Finger macht den Arm zucken, und wer sich die Hand verbrannt, jappelt mit dem ganzen Leibe. Das sind Beispiele dieses „Nervenschwaches“, wie die ärztliche Sprache es nennt; sie lassen sich leicht zu Duzenten vervielfältigen. In diesen Fällen springt ein Nerventriebe, der die Empfindungsnerve betroffen hat, durch Vermittelung der Centralorgane auf gewisse Bewegungsnerven über und erregt in den dazu gehörigen Muskeln Krampf. Dies ist der gewöhnlichste und beherrschende Fall. — Es kann aber der Kertz auch von einer Empfindungsnerve von oben an den andern dergleichen überbringen: ein heftiger Stoß gegen das Knie oder einen noch empfindlicheren Theil macht, daß wir die Dren zucken und „die Engelen singen“ hören; eine Gallenerregung oder Magenverdröbniß weckt einen schlummernden Zahnschmerz; ein Wallensteinanker löst Schmerzen in der Schulter; der Spulwurm im Dünndarm bewirkt Krabbeln in der Nase. — Ja, der Kertz kann sogar zur Heamung und Lähmung für gewisse Bewegungen oder Empfindungen werden, wie wir sehen, daß eine heftige Angst unempfindlich gegen äußerliche Schmerzen macht oder ein heftiger Schreck das Herz zum Stillstehen bringt.

Diese vier genannten Grundformen der unwillkürlichen, durch Nerventriebe (Ueberstrahlung, Irradiation) bedingten Nerventrankeiten: Reizung der Empfindungen (Schmerz u. Ähnl.) oder der Bewegungen (Krampf), Lähmung der Empfindungen (Unempfindlichkeit) oder der Bewegungen (Lähmung im engeren Sinne), sind es nun auch, welche bei den sogenannten nerventranken Frauen auftreten, theils in den niederen, theils in den höheren (dem Denten dienenden) Gebieten des Nervenzsystems. Das Wesen der sogenannten Nervenschwäche besteht eben darin, daß diese unwillkürlichen Nerventleitungen, dieser Nerventreflex allzuleicht, allzurasch, allzuheftig erfolgt.

Die Ursachen und Quellen dieser krankhaft erregten Reflexreize vieler Damen können sehr verschieden sein. An sich ist der weibliche Organismus geistig und körperlich (was wir Mediciner bestimmt nicht trennen) zarter und empfindlicher eingerichtet und durch seine sociale Stellung gefühlvoller, d. h. mehr daran gewiesen, seine Gefühle in sich zu bergen und anzuhören. Bei den europäischer, sogenannten civilisirten Völkern ist die gesammte Erziehung und Lebensahn der Frauen, wenigstens der gebildeteren und städtischen, dahin gerichtet, diese Empfindungs-

fähigkeit über das natürliche Maß zu steigern und auf Kosten der Thätigkeit zu überfeinern. Man will die Frauen und Mädchen einerseits so feinfühler und empfindlicher wie nur immer möglich machen und verjüngert andererseits durch die übertriebenen Begriffe vom gefelligen Anstand, besonders durch das unglückliche „es schädt sich nicht“, die natürliche Ausströmung und Ableitung dieser Empfindungen in Bewegungsgacte, d. h. in freie Thätigkeiten und Handlungen. Man verwechset Thätigkeit mit Reibheit, nützliche Beschäftigung mit er niedrigere Arbeit. Eine Menge der heutigen Frauen sind genöthigt, ihr Leben mit Unthätigkeit oder nutzlosen Tadeln einzubringen. Schon das Mädchen wird genöthigt, die natürlichsten Neigungen, sogar die unabwendbaren Körpertriebe zu unterdrücken, während der Knabe, Jüngling und Mann immer (wenn er nur will und nicht von Haus aus feige ist) reiche Gelegenheit findet, sich auszuarbeiten, seinen Gefühlen Lust zu machen und seine Triebe (sogar bis zum schädlichsten Uebermaße) antreiben zu lassen. Eine Menge Frauen sind genöthigt, zeitlebens der Ehe zu entzagen oder sich erst spät oder ohne Theilnahme des Herzens, oft ohne Aussicht auf Kindererfolge zu verheirathen, also gerade in derjenigen Lebensaufgabe, welche das ganze Sein des Weibes beherrscht, zeitlebens unbefriedigte Gefühle in sich zu verschließen. Darf man sich nun wundern oder darüber spötteln, wenn man eine Unzahl von Frauenzimmern unserer Zeit und unserer Lande mit krankhaften Empfindungen (wie eine elektrische Batterie) überladen findet und diese Empfindungen sich beim leisesten Anstoß in krankhaften Nervenleiden, in Krämpfen, Schmerzen, Lähmungen oder geistigen Verfallszuständen Luft machen? Gewiss nicht!

Sehr oft aber ist die Quelle der übertriebenen Reflexivität einer Nervenkrankheit örtlicher Art, indem ein Kranksein eines einzelnen Organes im Körper, gleich einem insofern fortwährend schadelnden Dorn oder Splinter, im Inneren des Körpers die Nerven reizt, welche diese Einbrüche dem Centralorgan (Gehirn und Rückenmark) zufließen lassen. Man denke sich jemand, der ein wund, fortwährend schmerzende Stelle an sich hat und doch jede Schmerzäußerung vermeiden muß, — oder ein Hof, das streng im Hugel gehalten wird, während ihm das ledere Geschirr fortwährend an die Beine schlägt oder ein Fußnagel in's weiche Fleisch drückt; — wundern man sich, wenn in solchen Fällen die belästigende Empfindungsfälle plötzlich in Toben oder Krampf übergeht? Nun, ähnlich ist der Zustand mancher Hysterischen, die ihr eigentliches Körperleiden nicht zur Schau tragen oder bekennen dürfen oder können.

Bekanntes Körperleiden betrifft nun sehr häufig (aber keineswegs allemal) das innere Gehörorgan (den Uterus, die Hystera) und dessen Anzüge. Insofern hat die älteste Medicin nicht Unrecht, wenn sie die tragische Nervenkrankheit *Hysteria*, d. h. die Mutterkrankheit, *Mutterstaupe* nannte, daher diese Classe von Damen noch heute allgemein den Namen „*Hysterische*“ erhalten. Die Art der organischen Krankheit kann hierbei eine sehr verschiedene sein: Blutanstauung, schließende Entzündung und deren Anzüge (Rothache, Schämischlässe, Geschwülste, Verhärtungen, Verkümmern, Umbengungen und Form- oder Lagerveränderungen dieses Organes) kommen am häufigsten und in den mannichfachen Combinationen vor. Das Uebelste dabei ist, daß diese organischen Erkrankungen sämmtlich nur durch gewisse technische Untersuchungen, welche natürlicherweise jedem Frauenzimmer im höchsten Grade zuwider sind, erkannt werden können. Deshalb vertrauen sich solche Patientinnen genöthigt erst Jahre lang den Besonnenen an, welche doch von diesen Krankheiten und ihrer Erkenntnis nicht das Geringste verstehen, ja sogar mit Willen in den Besonnenen Schulen darüber in Unwissenheit erhalten werden, um sie am Pflücken zu verhindern; oder sie gehen erst zu jenen gewissenlosen Charlatanen (mit oder ohne Doctorhut und Titel), welche curiren, ohne unterrichtet zu haben. Natürlich wird dabei ihr organisches Uebel immer schlimmer und auch das Nervenleiden immer reizbarer, da sowohl das Verschlehen der weiblichen Lebensgacte, als das Gräßliche darüber und die Notwendigkeit, dies Alles geheim zu halten, eine immer höher steigende Anhängung von Empfindungsorganen in den Centralorganen herbeiführen muß.

Von anderen Organen, welche zu hysterischen Zufällen Anlaß geben, sind am häufigsten die der Verdauung (Mund; mancherlei Störungen derselben, am häufigsten Obstruction, Gasan-

häufung (woher der alte Name *Vapours* für diese Nervenfälle), Würmer, manchmal Magenanschwellung, Lebergeschwülste, Gallensteine und andere Leberleide. — Sehr oft sind die anstrengenden Krämpfe nur durch allzulange, willkürlich zurückgehaltene Ausleerungen hervorgerufen! — Seltener geben die Brustorgane Anlaß: Herzleide, Venenüberfülle. — Daß das Rückenmark selbst mit jenen Nervenverwüsten in uniger Beziehung steht, wurde schon oben erwähnt. In neuerer Zeit fand man, daß bei solchen nervenranken Damen in der Regel ein oder mehrere Wirbel (am häufigsten der vierte bis sechste Rückenwirbel) beim Druck auf dessen Dornfortsatz schmerz: man nannte dies *Spinalirritation* und hielt es für ein Zeichen einer bestimmten Art von Rückenmarkaffection, welche mit Hysterie gleichbedeutend sein sollte. Letzteres hat sich nicht bestätigt, aber die Thatsache der Wirbelempfindlichkeit kann man fast bei allen Hysterischen auffinden. — Ein untrügliches, wässeriges Blut (Weichsücht) ist hier oft vorhanden und beinträchtigt jedenfalls die Ernährung und Kraft der Nervenmasse selbst.

Die Zufälle, durch welche sich jene übermäßige Reflexivität äußern und entladen kann, sind, wie schon oben berührt, äußerst mannichfach. Sie ahmen eine Menge anderer, wirklicher Krankheiten nach. Derartige „hysterische“ *Scheinkrankheiten*, wie man sie wohl mit gewissem Rechte nennen kann, sind z. B.: häufigste oder starrkrampfartige Krämpfe, Athemnoth und Stillstand der Athmungsmuskeln, Zuführungen in der Kehle (dahin die allbekannte „hysterische Kugel“ im Hals, der *Globus hystericus*), schlägähnliche Anfälle, Ohnmachten bis zu Schwindel, Lähmung einzelner Glieder (oft von großer Hartnäckigkeit und später doch einer Bagatelle weichen), Unempfindlichkeit der Haut (oft auf großen Strecken und so völlig, daß man selbst Nadeln durchstechen \*) und starke elektrische Funken hindurchschlagen kann, ohne den geringsten Schmerz zu erregen), geistige Verwüsten und somnambule Zustände, Schmerzen in den verschiedensten Organen (so daß selbst der gelehrte Arzt in Zweifel gerathen kann, ob nicht z. B. ein Magenleiden, eine Brust- oder Bauchfell-Entzündung im Entstehen sei), hartnäckige, krampfartige Hustenanfälle bis zur Schwindelgefahrlichkeit (die Wahrscheinlichste, *Gartenlaube* 1857. Nr. 19.), Herzklopfen und andere Herzzufälle bis zur täuschenden Ähnlichkeit eines organischen Herzleides u. dgl. m. Um diese hysterischen Zufälle, und besonders die häufigsten derselben, die hysterischen Krämpfe, von den ihnen täuschend ähnlichen wirklichen Krankheiten (z. B. wirklicher Fallsucht, wirklichem Brunnleiden) zu unterscheiden, achtet man darauf, daß selten bei ihnen alles Bewußtsein ganz fehlt („der Hecht war blau!“) und die Schwindelnote erwacht mit einem Male!), daß schon beim Eintreten des Anfalles Bewußtsein und Ueberlegung (z. B. mit Anstand zu fallen) deutlich obwaltet, daß die Pupille gegen Licht, die Nase gegen Riech- und Niesmittel empfindlich bleibt (darum kann verbrannte Federn vor die Nase, zur Abklärung des Krampfanfalles), daß trotz des allgemeineren Krampfes einzelne Muskeln (und wären es auch nur die der Augäpfel) dem Willen noch gehorham bleiben, daß die Symptome oft schnell wechseln, ohne sich eine regelmäßige Reihenfolge, wie bei den ähnlichen Krankheiten nicht-hysterischer Personen, daß keine Krämpfe, morgen Nervenschmerzen obwalten, daß Gemüthsstimmungen der verweicigert und der gefasste Rosenkranzschwamm), Bitterung, Körperposition (z. B. Eintritt der Vorderhand ein gewisser Ausgebildungen) vom entschiedensten Einfluß auf das Entstehen und das Vergehen dieser Anfälle sind — und zwar binnen Tage, Wochen und Monate lang treffliche Gesundheit bestehen kann. Ueberdies merkt jeder Geübte, auch außer den hysterischen Anfällen, einer solchen Person wohl an, daß sie feig reizbar und impressionabel, mit Krankeitsgefühlen oder Gemüthsstimmungen überladen und zu ausfallenden Verschreibungen ihrer verschiedenen Leiden geneigt ist. In der That ist das sich Auslaggen, auch wohl sich Ausmeinen das beste Mittel, womit solche Patientinnen sich Luft machen können; daher ihr Arzt auch große Beobachtungen im Zuhören bestehen muß. Schreie mit den gehörten Klagen Tag für Tag auf, so gelangt man oft schnell zu der Ueberzeugung, daß es immer neue und unbefriedigte, daher unmöglichkeit auf ein bestimmtes Einzelne zurückzuführen sind. Wenn überhaupt nach dem Ausspruche eines alten Dichters *Wandbarkeit*

\* Hierbei jene mehrlachen verärrten Fälle von Netzhauterkrankungen, welche sich Hunderte von Jahren über die Welt verbreiteten.

der Charakter des Weibes ist (varium et mutabile semper foemina) so besitzen die Hysterischen diese Eigenschaft jedenfalls in gesteigertem Maße.

Wie heilt die Hysterie? Sie verschwindet in der Regel von selbst nach erreichtem Erwachsenenalter, d. h. um das 45. bis 50. Lebensjahr. Wenn Frauen in Lebensverhältnisse kommen, die sie nöthigen, sich tüchtig in praktischen Geschäften abzuarbeiten, oder wenn sie in besiedigender Ehe reichen Kindersegen haben und damit die Nothwendigkeit eintritt, Tag für Tag für Erziehung, Koff, Kleidung und Zusammenhalten des Hausstandes zu sorgen, so hören die Nervenfälle gewöhnlich auf. Auch auf kürzere Fristen schweigen dieselben, z. B. wenn die Patientin eine Reise, bezüglich Gnadereise macht, von außergewöhnlichen Ereignissen in Anspruch genommen wird, einen neuen Doctor annehmen, ein neues Pögid be- oder ein neues Kleid angezogen hat. Reichlicher dargebotene Gelegenheit, sich auszusprechen (z. B. eine Kaffeegesellschaft) oder sich durch Schelten Luft zu machen (z. B. gegen ein Dienstmädchen, das keine schmeißigen Antworten bereit hat), erleichtern gleichfalls das Uebel, weil sich die Nerven durch die Sprache Luft machen können. Wo ein bestimmtes Einzelorgan durch seine Krankheit jene Nervenfälle veranlasst, da verschwinden dieselben begriffsweise, sobald das Organ wieder in gesunden Zustand zurückgekehrt ist.

Die ärztliche Behandlung der weiblichen Nerven schwäche folge diesen Fingerzeigen der Natur. Zuvörderst versteht es sich vor Allem, daß untersucht, auf's Gewisse untersucht zu werden, ob nicht ein bestimmtes Organ, insbesondere im Uterus-System krank sei, und wenn dies Fall, daß es auscurirt werde. Dies dauert aber, wohlgemerkt, oft Monate lang, ehe man bei eingewurzeltem Uebel zu Entzue kommt. Und weil eben so viele Frauenzimmer sich den dazu nöthigen unerlässlichen Prozeduren (Instrumenten, Arzneimitteln u.) nicht unterwerfen oder doch derselben sehr bald überdrüssig werden, eben deshalb gibt es soviel Hysterische, mit ungetheilten, widerständigen Uebeln innerer Theile behaftete und dadurch zu ewiger Weibheit, Eiechsigkeit und Gemüthsverfinsterniß verdamnte Frauenzimmer. Ka dieser Behauptung ist nicht ein Flunkeln übertrieben! — Geheime Darmfunctionen sechern ebenfalls stete Berücksichtigung bei solchen Kranken. Dazu dienen besonders die Klystierspritze (s. Gartenlaube Jahrg. 1855. Nr. 21.) und eine geeignete Körperbewegung. Den Damen, welche an Vapours leiden, pflege ich anzurathen, daß sie nach Tisch ein Stündchen spazieren gehen, aber ohne Begleitung. — Auch für vie andern Ausscheidungen ist regelmäßig Sorge zu tragen. — Eine Hauptsache ist und bleibt sicherlich die psychische (seelische) Behandlung der Hysterischen. Man muß daher streben, solchen Frauenzimmern einen inneren moralischen Halt, einen Lebensmuth und eine Willensenergie zu verschaffen, damit sie die krankhaften Gefühle und allmählich die krankhafte Empfindlichkeit darnieder halten und sich des ewigen Dimbels und Erbärmlichthums (welches zumellen förmlich zur Monomanie wird) schämen lernen! Dies ist freilich leichter gesagt, als gethan. Das lösthe Prebigen: „Sie müssen Selbstbeherrschung lernen!“ thut es nicht. Wo eine innere Hoffsticht zu Grunde liegt, die eben kein anderes Mittel kennt, um sich der Welt bemächtlich und merkwürdig zu machen, als das ewige Kranken- und Klagen, da scheitern wohl alle Besserungs-Versuche des Arztes, welcher hier gleichsam als zweiter Erzieher, Raucherzieher auftritt. — So lange noch innere organische Krankheitszustände (am gewöhnlichsten Uterintararrhe) das Nervenleiden unterhalten, wie ein steter innerer Dorn, da ist es auch schwer, Selbstbeherrschung auf die Dauer zu erzielen. Aber bei Frauen, welche noch einigen Kern und Fond in ihrem Weite besitzen, vielleicht nur durch fehlende oder unpassende Beschäftigung nerödt wurden und deren organische Uebel ganz oder größtentheils beseitigt sind, da vermag das consequente Zureden und Ermuthigen eines Arztes, welcher ihr Vertrauen genießt, doch recht sehr viel. Und wenn es auch eine schwere Arbeit ist, so erscheint sie mir doch sehr lohnend und die Patientinnen selbst liebenswürdigter, als die Aufgabe, die hypochondrischen Männer (welche das Analogon der hysterischen Frauen bilden) von ihrer unthätlichen Selbstsucht und dem steten ängstlichen Beobachten ihres lieben körperlichen Ichs zu curiren! Vor Allem sorge man, daß die Patientin

reidliche und regelmäßige praktische Beschäftigungen habe: im Hauswesen oder mit Garten- und Blumenkultur, Landwirthschaft, Fegen, Räumen, Ledern u. dgl.; zur Vermehrung der körperlichen Bewegung sind auch (falls nicht etwa Uterinleiden es verbieten) Tanzen, Schwimmen, Schittspahlsbälle, Ball- und Reisespiele, selbst ein Ländchen, weniger gern Reiten zu empfehlen. Aber auch der Geist muß sich austunnen; sei es, auf der niederen Stufe, durch's Ausfröhen, Scherzen und Lachen, auch wohl Schellen unter die Diensthöten hinein, sei es, in höherer Epähre, durch Beschäftigung mit Kunst (Singen vor Allen, auch wohl Clavierspielen, was jedoch leicht übertrieben wird, oder Malen, am liebsten Landtschaftszeichnungen, der freien Natur u. s. w.) oder mit der Wissenschaft (praktische Botanik und andere Naturwissenschaften, Geographie, Astronomie, Geschichte u. s. w.). Ets aber muß dies auf ernste Weise, nicht lächelnd geschehen. Es ist ganz falsch, unsere Damen durch das Schredwort „Plausum my!“ davon abzuhalten; denn bei dem heutigen Bildungsgrade sind viele derselben befähigt zu solchen Studien, namentlich wie sie heutzutage populärisirt sind, und führen durch dieselben eine heilsame geistige Beschäftigung. Auch Sprachstudien (besonders mit vorwaltender Conversation) sind zu diesem Zwecke zu empfehlen. Noch mehr est Meilen, welche den Menschen geistig wie körperlich ansarbeiten und verjüngen, mit neuem Stoff füllen. (Freilich langt das Fahren und Reiten nicht für Uterinleiten!) — Die Hauptfache bleibt immer, eine solche Thätigkeit für unsern Patientinnen zu finden, welche das Gemüth befriedigt, daher die beste eine solche ist, welche der Welt oder der Familie Nutzen bringt und Freude an eigenen Tagewerk hinterläßt!

Ebensalls aus physischen Gründen ist es notwendig, daß der Arzt auch gegen die hundertfältigen Beschwerden und Zufälle solcher Nerventranten immer luternde Mitteln bereit hat; denn er erhält sich damit im Vertrauen und darf nur nach und nach dazu schreiben, sie entbehren zu lehren. Und es müßte ein Arzt (von welcher Schule er auch ist) doch ganz ohne Erfindungsgabe und Routine sein, wenn er nicht immer etwas — und am liebsten immer wieder etwas Neues — für seine Hysterischen zu verordnen wüßte! —

In diesem Umfange liegt auch der große Einfluß, welchen die Homöopathie bei solchen Kranken gewonnen hat. Abgesehen von der sublimen Idee, Krankheitsurhöten durch Arzneimittel (Reinlichkeits mit Reihlichkeits) zu bekämpfen, so bringt die Art der homöopathischen Praxis mit sich, daß auf jedes Symptom großer Werth gelegt wird, was der wissenschaftliche, mit der Diagnose „Hysterie“ sich begnügende Arzt oft verachtmüht, und daß für jedes Symptom auch wieder ein besonderes Mittelchen gefunden wird. Da nun die meisten hysterischen Zufälle früher oder später von selbst verschwinden: so hat hier das Mittelchen „gehoben.“ Treten nun auch neue Zufälle ein, nun, so pöht eben wieder ein anderes Mittelchen! Und so kann es Jahre lang fortgehen, ehe beide Theile est überdrüssig werden. Die Homöopathie ist für diese (und manche ihnen entsprechende) Kranke eine ganz weilsame, schier geistreiche Erfindung. Sie geht freilich nicht zur wissenschaftlichen Medicin, sondern zur praktischen Anthropologie (angewandten Menschenkunde), als eine Kunst, mit kranken Menschen umzugehen und sie zu heilen und hinzuhalten. Aber so lange nicht alle Menschen so vernünftig sind, wie sie Herr Collage Wood haben will, und wie etwa die meisten Leser der Gartenlaube sein mögen; — so lange nennig vom Hundert mehr von Gemüthsleidenden und Einbildungsstraff, als von verhältnißlichen Erzeugnissen sich leiten lassen; — so lange noch unläßliche das Kranken est etwas von Außen Angeföhnes ansehen, was durch einen ärztlichen Worten und Ständemänerhinne gemmegeachtet werden soll: — so lange hat die Homöopathie gerade so viel Recht, wie jede andere Kunst, die Leute an der Nase herumzuführen. Nun, und solcher Kunst gibt es heut zu Tage noch viele andere. Der ihnen nicht versallen will, der muß sich selbst zusammensetzen und auf eigenen Füßen stehen lernen!

Nun lebe wohl, geliebter Leser. Ich schreibe nicht gern anonym, aber heute muß ich es. Denn wenn meine Damen erfahren, daß Ich es bin, der so aus der Schule geschwozt hat: da wüchte mir's libel ergeben! Dr. —.

## Ein dem Meere entziffenes Erzbild.

Ein heftiger Sturm wühlte die Nordsee auf. Der Fjall der rothen Klippe war dicht belagert mit jungen und alten Vöfßen, die ihrer Gemohnheit nach die See, den Zug der Wellen und das Rollen der langen Wogen beobachteten, welche sich am Wellwert des Unterlandes in mattröthen Schanmfänen unter lautem Donnern zerfchlagen. Als bald ward es lebendig unter den Auslugenten. Die Fernröhre der Fjelgöländer richteten sich alle auf einen Punkt, den nur ein Seemannsbänge entdecken konnte. Es war ein Schiff, das, vom Nordweststurm gepackt, sich mehr und mehr jener gefahrvollen, unter den Wellen verborgenen Klippemeihe näherte, die in der Sprache Fjelgölands das Witt-Klammo (weiße Kliff) heißt, in ihren einzelnen Ausläufern aber noch eine Menge anderer Namen führt, welche jeder tüchtige Seemann genau kennt. Dem Schiffe

die Fjelgöländer, daß sich am Bord des Schiffes ein unschätzbares Kleinod befand, die ehrene Statue des größten schwedischen Königs Gustav Adolphs, jenes auch Deutschland so theuer gewordenen Mannes, dessen Thatkraft, Charakter und Glaubensstärke die fernige Inskript auf dem ihm errichteten einfachen Denkmalc bei Breitenfeld so wahr in die Worte zusammensagt:

„Glaubensfreiheit für die Welt  
Retete bei Breitenfeld  
Gustav Adolph, Christ und Held.“

Das erzene Standbild des großen Schwedenkönigs, nach einer meisterhaften Zeichnung des schwedischen Bildhauers Wenckebach in Fogelberg modellirt, und in der königlichen Gießerei in München in seltener Vollendung verfertigt, war ein Raub des Meeres



Die Gustav-Adolph-Statue in Bremen.

drohte offener Gefahr, wenn es nicht von sehr tüntiger Hand gesteuert wurde. Damit es an solchen Fjalsfindern auf der Meereswege niemals fehle, hat Gott die Felsenlauten der rothen Klippe in der Nordsee aufgerichtet und ihre eine Bevölkerung von unerschrockenen Vöfßen gegeben, die immer gern mit ihrer Hülfe bei der Hand sind, wenn diese begehrt wird. Wer sie nicht verlangt, der erhält auch keine. Der echte Sohn Fjelgölands ist Katalist; er sagt mit allen Startkänbigen: „Hilf Dir selbst und Gott wird Dir helfen!“

Jenes Fahrgeuz, dessen die Vöfßen am Fjall des Oberlandes aufsticht wurden, führte die schwedische Flagge. Wir wissen nicht genau, ob es in seiner Bedrängnis durch ein paar Rothschiffe dem Wunsch nach Hülfe zu erkennen gab, oder ob es sich auf die Kenntniss seines eigenen Führers und Steuermanns verließ. Gewiß ist nur, daß sein Vöfße der rothen Klippe das Fahrgeuz betrat, daß es in der Nähe der Düne scheiterte und zu Grunde ging. Die Mannschaft ward unseres Wissens gerettet, und von ihr ersuchten

geworden. Kaum aber hatte der Sturm ausgetobt, so lebte sich auch der Strand Fjelgölands mit rührigen Männern. Die starren Fischerboote, mit denen sie das Meer in der Nähe der Klippe besahen und auf den Fischfang gehen, wurden von dem rächlichen Steingetümmern in die wütere faust brandende See geschoben. Man wollte das Wrack beschen, und etwa noch darauf befindliche Gegenstände nach altem Strandrechtbrenn bergen. Da fanden die froh erkauften Vöfßen Fjelgölands das prachtvolle Erzbild, übersätet von sandigem Geröll, mit Erstangewinden von dem Meergette umfängt. Wenn die Ebbe eintrat und der blaue Himmel bei stiller Luft die Meereswellen nur wie einen Baldachin von dunkelgrüner Sammet erlötheten ließ, lag die verlorne Statue, das edle Gesicht mit den schönen einfließ Fjgen nach oben geehrt, Allen sichtbar da. Die Rechte mit dem ausgestreckten Fingerring hob sich oft über die Hüth, als wollte sie den Fjelgöländern winken, sie sollten herbeikommen. Und sie kamen, die speculirenden Söhne des wunderbaren Fjellen-Eilandes, an dessen Gfahle die

hrante Civilisation nicht umsonst ihre schmerzenden, flecken Glieder trägt, um sie in den Umarmungen Amphitrit's wieder erhaslen zu lassen. Sie kamen und mühten sich ab, bis es ihnen gelang, das völlig unversehrt gebliebene Bild aus gelbschimmernder Bronze glänzend den Bogen zu entreißen.

Die Nachricht von der unerwarteten Rettung der schon verloren gegebenen Königsstatue ward in Schweden mit großer Freude vernommen. Man wollte sich wieder in deren Besitz sehen, und trat mit den Kapteuten der Infulaner in Unterhandlung wegen des zu bezahlenden Vergelohnes. Hier nun stieß aber die schwedische Regierung auf ein nicht voraus berechnetes Hinderniß. Die Summe, welche die Fögeländer für die Statue verlangten, \* die nach den eigenthümlichen Gesetzen des sogenannten Strandrachtes jetzt ihnen zu eigen gehörte, war so hoch gestiegen, daß sich Schweden mit gutem Rechte weigerte, um solchen Preis der Statu sich wieder zu erkaufen. Fögeländer hielten außerordentlich eigensinnige Erdne lassen oder nicht mit sich hanteln. Sie beharrten fest auf ihrer Forderung, und da ihnen die von Seiten Schwedens nicht bewilligt ward, befanen sie sich plötzlich im Besitz eines Kunstwertes, dessen Werth sie großentheils wohl nicht völlig zu wärtigen wagten. Die meistesthät gelungene Statue hätte sich zwar auf der einfachen Klippe in der stärksten Nothwehr wohl aufstellen lassen, und würde sich dort wahrscheinlich gar nicht übel angenommen haben, vielleicht sogar auch ein Waquet geworden sein, welcher zahlreiche Fremde dem Götlande zugeführt hätte. Indeß die Fögeländer beabsichtigten lieber, einen guten Handel mit dem von dem Schicksal ihnen zugeworfenen Funde zu machen. Um einen bedeutend ermäßigten Preis boten die Infulaner die Gustav-Adolphs-Statue der Stadt Hamburg an. Weßhalb die Bürger dieser Stadt das Anbieten von der Hand wiesen, wissen wir nicht; genug, man lehnte es ab.

Der Zufall führte bald darauf einige kunstliebende und reichbegüterte Bremer Kaufleute nach Fögeland. Sie sahen die herrliche Statue und die Lust, dieselbe ihrer Vaterstadt zu erwerben, ward in den patrietischen Bremern lebendig. Das Schiffes- und Posten-Wöllchen der rothen Klippe war inzwischen zu der Ansicht gekommen, daß es hohe Zeit sei, sich billig zu zeigen, wenn überhaupt Erz sich in Welt vermandeln solle. Schweden, von der Forderung \* Jren wir nicht, so waren es 30,000 Rantshaler.

der Fögeländer unangenehm berührt, hatte bereits Anstalten getroffen, sich eine andere Statue gleichen zu lassen, die indeß bei Weitem nicht so trefflich gelangen sein soll, wie die bei Fögeland gefeierter. Das Objet der Bremer ward daher nach kurzer Unterhandlung von den Infulanern angenommen. Die kunstflüchtigen Handelsherren bejahen einige tausend Thaler, und machten das so erworbene Standbild, eins der herrlichsten, welche Deutschland überhaupt besitzt, ihrer Stadt zum Geschenk.

Anfang September 1856, als eben der Gustav-Adolphs-Berein seine jährliche Hauptversammlung in Bremen hielt, ward das ehrene Bild auf dem untergeklärten Plage „Domshoide“ aufgestellt, ohne daß sich eine großartige Entfaltungsfierlichkeit mit dieser Aufstellung verknüpfte. Was bei dieser Gelegenheit der Staat nicht für zweckmäßig erachtete, holte der genannte Verein nach. Die Repräsentanten desselben besahen sich am Tage der Aufstellung nach der Domshoide, und nachdem man das kräftige, zum Herzen bringende Lied Luthers: „Allein Gott in der Höh sei Ehr“ gesungen hatte, hielt Dr. Waller, Pastor zu St. Stephani, eine ansprechende, alle Zuhörer befriedigende Rede, nach deren Beendigung der Gesang: „Lebet den Herrn, den mächtigen König der Ehren“ die kurze Feierlichkeit schloß.

Die Gustav-Adolphs-Statue erhebt sich auf einem Sockel schön pelstien Gabbro's, der aus einem einzigen Stück im Gewicht von 23,000 Pfund besteht, und auf dem Darangebrige getrochen wurde. Das Erzhild hat eine Höhe von 25 Fuß. Die Stellung, welche der schwedische Künstler der Statue gegeben, ist würdevoll und doch völlig ungewöhnlich. Der linke Fuß schreitet vor, die linke Hand ruht über dem Knauf des breiten Schwertes, und während das rechte, frei hängende Knüttel nach links steht, deutet die Rechte nach der andern Seite, als wolle sie die Aufmerksamkeit des Beschauers dahin lenken. Der Zufall wollte es, daß diese Rechte des ehernen Bildes, das und den protestantischen König, Feld und Sieger in solcher Vollendung vor Augen führt, gerade nach dem uralten, ehrwürdigen Dome Bremens, der Panoptische der Protestanten jener Stadt, hinweist. Und so scheint dem dieser ehernen Zeigefinger der schwedischen Königsstatue allen Verehrern und Angehörigen Luthers immer und immer zuwarfen: „Hier laßt sich Hüthen bauen“, und diesem Juraß das Selbstehrthe des Siegers in mancher heißen Schlacht noch hinzuzufügen: „Gott mit uns!“

## Amerikanische Skizzen.

Von B. Dalei.

### II. Ein Kinder-Friedhof.

Schon in der Zeit meines Aufenthalts in New-York wurde mir da und dort, wenn von Lustpartien in ihre freie, Ausflügen in die schönsten Umgebungen New-Yorks die Rede war, der Name „Greenwood“ (wie die gewöhnliche Abkürzung lautet) mit besonderer Auszeichnung genannt, und die meisten, die den Ort von eigener Anschauung kannten, sprachen mit wahrer Begeisterung von dessen Herrlichkeiten. Kein Wunder daher, wenn gleich der denkende Naturfreund, wie der Kofse Wüßigjänger, sich läßeren gemacht wurden, und in überraschend verklärtem Grade, wenn sie auf einmal vernahmen mußten, der in Rede stehende Ort sei im Grunde kein Vergnügen, sondern ein — Kirchhof!

Selbst die Urtheile viel und weitgezeirter Personen, Schriftsteller und Künstler, lie auch die Begräbnisstätten fremder Völker gesehen, wo der Todentanz sich als ein wichtiger Theil der Volkstreligion entfaltete und die Gräberpoesie einheimisch ist, stimmen sämtlich darin überein, daß an harmlosem Einpeit des Planes wie in der Großartigkeit der Ausführung das amerikanische Greenwood nicht seines Gleichen habe.

Weil der Zutritt in Greenwood kein unbedingt freier ist, so hat sich Jeter, der die Partie zu machen gerathet, vorerst nach einem sogenannten „Tidel“ (Karte) umzusehen, oder an eine Familie anzuschließen, die in Greenwood bereits eine Art Heimathsrecht, d. h. ein einzelnes Grab oder einen ganzen Familienbegräbnisplatz eigenthümlich besitzt, und sich durch ein förmliches Zeugniß als solche anzuweisen im Stande ist. Wer eine solche Familie nicht kennt, die ihm die Karte bergt oder mit welcher er zugleich den Spaziergang machen kann, der verschafft sich ein Tidel ge-

wöhnlich erst in Brooklyn (das am Wege liegt), und zwar einfach dadurch, daß er in den nächsten besten Sargladen an der Straße tritt, und für so und so viele Personen sich eine Karte erbitet, die er gewöhnlich unentgeltlich und zuverlembend erhält, weil er ja möglicherweise durch die Gelegenheit einmal selbst ein Kunde für ein Sarghäufel werden, oder eine andere Sarghaft ihm zu senden kann. Die Karten, die bloß die Gültigkeit des Besahes für so und so viele Personen, ohne Namen enthalten, sind alle von grauer Farbe, und müssen in Greenwood an den Thorchüter abgeliefert werden.

Der deutschen Familie K. war im Winter 1853 ein gar liebliches, kaum einjähriges Knäblein gestorben, das der Vater und etliche Bekannte bei Regen und Schnee in einer eigenen Miethstube nach Greenwood gebracht und dort beigesetzt hatten. Das Kind war ein Liebling der Mutter, die zur Zeit durch Krankheit gerahnt war, es zur Ruhestätte zu begleiten. Sie sprach darum öfter davon, im nächsten Frühling an einem schönen Matlag das Grab des Kindes besahen zu wollen, um ihm verlässig, bis ein passendes Denkmal gefertigt sei, ein Rosenbüschchen zu pflanzen. Dies gab mir die rechte Gelegenheit, dem Ziel eines lange genährten Wunsches nahe zu kommen, und im Interesse des Lesers beginne ich mit der Abfahrt von New-York.

Der berühmte Friedhof liegt weit außerhalb der Stadt über dem Hudson, etliche Meilen hinter Brooklyn, auf der Insel Long-Island, und um dahin zu gelangen, muß man über's Wasser, weyn man sich besichtig der Fultonfähre, oder jener an der foge-

namten Batters, am obern Ende des Castle-Gardens (eines an-  
muthigen Parks an der New-Jersey Bai) bedienen laien.

Vater und Mutter W., ein etwa achtjähriges Töchterlein, das  
einen frischen Rosenkranz in einem weichen Handkerchen ver-  
wahrt, und ich setzten uns an einem schönen Waiage gegen zehn  
Uhr Vermittags in einen Omnibus, der uns von der Zweiten  
Straße aus durch die Bower, Chathamstreet, am freundlich ge-  
legenen Park der City-Hall vorbei, auf die New-Jersey Parade-  
straße, den Broadway, brachte, und von da an die Broadway  
Bäure in der Nähe von Castle-Garden.

Nach am Landungsplatz in Brooklyn sehen gleich ganze Reihen  
Omnibus, die, extra für die Greenwood-Passagiere bestimmt, ihren  
Fahrplan an. an beiden Seiten des Dachsimms mit großen Dach-  
fläden in Dessarten aufgeschrieben haben. Wir waren bald ein-  
gesiegen und sahen in Gesellschaft von Amerikanern, Männern,  
Frauen und Kindern, theils schon durch Trauergewänder, mitge-  
führte Blumenkränze, Blumenscherven &c. als Wallfahrer der Gräber  
bezeichnet, theils mit andern, die bloß zu ihrem Vergnügen den-  
selben Weg zu machen sienen. Auf der schönen breiten Straße,  
die rechts an niterem etwas dem Anspflanzland des hohen Hudsons  
über etliche Hügelsträden, und links an grünem Garten- oder Hü-  
gelchen verläuft, rauscht und wogt ein frisches Leben von  
Wagen, Reitern und Fußgängern; ein Omnibus begegnete mich  
andern, oft vollgeladen bis auf's Dach, und die meisten im Hin-  
weg Blumen und Blumengefäße, Baum- und Strauchzweige mit  
sich führend, zum Schmuck irgend eines geliebten Grabes bestimmt.

Angenommen am Standplatz der rückfahrenden Omnibus, steigt  
weilans die Mehrzahl aus dem Wagen, um die kurze Strecke  
bis zum wirthlichen Eingang des Friedhofs in Fuß zu machen,  
vorher aber, nach einer allgemeinen Sitte der Greenwood-Wall-  
fahrer, sich an der frischen kristallenen Quelle in der Nähe der  
Straße zu laben, im Schatten der Bäume und des auf Säulen  
ruhenden Brunnenbaches etwas zu rasen.

Ganz nahe sind Respirationen gefresset; aber selten gibt ih-  
nen ein Pilger den Verzug vor der lust- und lespensieren Natur-  
beirührung am Brunnen, als stünbe die Quelle und der Tranf  
diesem in irgend einer geheimnißvollen Beziehung zum heiligen  
Gang auf den Friedhof. Es führen offene Stufen zum Brunnen-  
schloß, und fortwährend stehen Hügel bereit für die Gäste, wo Einer  
dem Andern, namentlich Frauen und Kindern gegenüber, gern gefällig  
ist zu dienen durch etliche Hüge als leichtermöglichen Pumpwerk.

Die Straße links leitet zum Friedhof, und im Vorüberwan-  
deln erblickt man am rechten Stand des Weges eine Werkstätte mit  
etlichen Steinmehschütten, wo gleichsam ein offener Markt von Grab-  
steinen in allen möglichen Formen, je nach Bedürfnis und Ge-  
schmack, die Vorübergehenden zum Kaufe ladet. Noch wenige Schritte  
an ein paar Gärten und Gartenhäuschen vorüber, so sehen wir am  
eigentlichen Eingang zum Friedhof. Hier erhebt sich ein dunkel-  
braunes massives Gebäude, das in der Mitte seines unteren Theiles  
von einer Durchsichtshalle gleichsam durchbrochen ist, zur Passage  
für Wagen und Reiter.

Das Erste, was uns in die Augen fiel, nachdem wir den  
Thorum durchschritten und dabei unsere Karte abgelesen, waren  
rechts frische Grassflächen und sanft ansteigende laubgrüne Hügel,  
und hoch auf einer hervorragenden Baldföhne eine Art Villa, das  
Wohnhaus des Inspectors; links eine Thalschlucht, in deren Mitte  
ein klares, stilles, kaum merklich stiegenes Wasser, an dessen Ufer  
das an ein Kirchengebäude mahnende Mauthschloß, am zeitweise  
die zerstreuten Springbrunnen zu speisen. Ganze Scharen von  
weißen Tauben flogen hin und wieder, und fielen wie große glän-  
zende Schneeflocken oder stiegende Vögelchen zwischen das Laub-  
oder Wiefengrün, zum kurzen Rasten und Spielen.

Wir hielten uns links und passirten etliche Lieberbrüdungen,  
und je weiter wir vorzogen, sündete sich unserm erstaunten An-  
gen, die immer den Kirchohof suchten, eine wunderbare Parklan-  
sage der mannichfaltigsten Art- und Kusstäden, im lieblichen Wechsel  
von Thal und Hügel, Gras- und Blumensoolen, Bäckstein und  
Sereichen. Sonnenfreie und dunkelschattige Stellen, fernsich-  
ten und heimliche Blätterkauten, offene Laubwäldchen und labyrinthi-  
sche Baumzüge, Rosen- und Bliederscheide, Trauerweiden und Cy-  
pressen, Linen und Gebern mischten ihr reiches Formenspiel,  
tauschten ihre ertheuenden Räder und equidanten Schatten, und  
mitten aus dem Baum- und Blumengewimmel, bald von der Höhe  
herab, bald von der Tiefe herauf, zerstreut oder dicht aneinander

gereiht, schimmerten und glänzten die blendendweißen Marmorord-  
male mit ihren Spigen und Kuppelformen, mit ihrem vierstärkigen  
Glocken und Gekelkreuzen, gleich den Gebilden eines Frentraums.

Selbständig Gahr- und Reizwege, Lustpfade laufen nach allen  
Richtungen, auf und ab, in allen denkbaren Schlangenumwindungen, bald  
in dunkleren Waldedunkel, bald auf sonnenbeschattete Grassflächen,  
zu versteckten geheimnißvollen Hüßlerstellen, zu freien weiten Aus-  
sichtspunkten führend; und von diesen wieder herab in ihr engschrit-  
tliche Thal, wo Grabstätten der Menschen wie emig Blumenkärtchen  
und die Sereichen des Lebens alle, in der Wirklichkeit wie im Ge-  
danken, unter tausend Rosen und poetischen Zaubersichtern, so wun-  
derbar verthüllt liegen.

Der in America sonst so seltene Vogelgezug, hier in den  
stillen Räumen des Friedhofs ist auch er wieder heimisch, und die  
hellen wie die zwischendenden Stimmen siefen doppelt lieblich in's  
deutsche Herzohr, das sie besonders im Anfang des fremdgestalteten  
Lebens, in den Stunden des Heimwehs oft schmerzlich vermisch.

Die mich begleitende Familie hatte vor Allem ein Interesse,  
die Kindergräber zu besuchen, und so siefen wir mit dem Vor-  
haben, Alles nur siefichtig Gesehene und bei Seite Gesehene auf  
dem Rückwege so zu besser zu genießen, links eine Anhöhe hinauf,  
an deren Fuß ein silberner Wasserpfad ausgebreitet lag, zu dem  
sich eine ganze Alee von Trauerweiden hinauf und unten im Kranz  
um das Ufer des Teiches zog. Kubestige, im Schatten der Trauer-  
weiden zerstreut, luden zur Rast, zu elegischen Betrachtungen und  
Stimmungen unwillkürlich ein. Doch wir wollten nur siefichtigen  
Blickes darauf.

Angelangt auf einer großen Hügelfläche, nach den Seiten  
etwas nachsiefig sich neigend, standen wir vor den ungläubigen  
Reihen der Kindergräber, eins an's andere, wie Pflanzen-  
und Blumenbeete in einem weiten Gartenfeld, sich anschließend. Wo  
keine vorragenden Grassereichen oder leicht unterscheidbare Merkmale  
zu dem gesuchten Grabe leiten, laun alle die Lotnummer, die  
einen ganzen District umfaßt, neben der einzelnen Grabnummer  
zum Ziele führen. Und doch hat man oft lange zu suchen, denn  
die Nummern siefen in die Tausende. Neben den alten Arbeit-  
beuten entstehen immer wieder neue und schwereren das Suchen,  
so lange weiter Nichts als keine Nummerpfeile oder Nummer-  
breiten die einzelne Schlummerstätte bezeichnen. Das Grab, das  
wir suchten, lag innerhalb der Lotnummer 4558 und seine Reihen-  
nummer in einer ganz neuangelegten Grabreihe war 14. Der  
Vater hatte sich die Stelle wohl gemerkt und bald war das Rosen-  
schloß auf dem kleinen Hügel dem todtten Kiebling zu seinen  
Häupten gepflanzt, und es schloß ihm, dem ersten Opfer aus der  
Familie in der fremden Erde, zur ersten Weibe nicht an Thrä-  
nen der Mutter und des Schwefelchens.

Allgemein gelten die Kindergräber, die doch äußersf selten  
mit Denksäulen und Grabchriften verziert sind, für das Interessan-  
teste und Schönste in der meilenweiten Totenstadt, und wer bloß das  
gewöhnliche amerikanische Marktleben und der täglichen Erfahrung  
kennt, siefit sich über alle Wasen überrascht, hier auf den Kinder-  
gräbern siefiel Greymärkte und Phantasie, ein tiefpoetisches  
Gemüthsleben entwidelt zu sehen. Mancher findet es fast  
ungläublich und möchte gern an bloße Nachsiefung einzelner sel-  
tener Beispiele denken, oder siefit sich auf einmal in eine Welt  
versetzt, von der er schwören wolle, sie könne Alles, nur nicht  
amerikanischen Ursprungs sein. Aber was wir sehen, ist ja haupt-  
sächlich ein Ausdruck des Muttergemüths, und die nähere  
Erklärung dieses Umstandes kam allmählich auch den Ungläubigen  
auf die Spur einer natürlichen Erklärung führen. Abgesehen  
von der kranken Sereichenwärmerci, die wie eine Art religiöser  
Deltis das amerikanische Volk und namentlich seine Frauen so  
berst, — oft bis zum Grabe einer weifhenden Entstellung  
eines sonst herrschändigen und liebenswürdigsten Weibes, — hat  
America ausgezeihnete Mütter, wie ganz besonders im west-  
lichen Fortwärtelnde, so wie auch in mittleren Bürgerkreisen der  
Handwerker, Kaufleute und Geistlichen, namentlich Hüßler, Uni-  
tarian, bis hinauf in die höchsten Regionen der Großhändler und  
Staatsmänner. Es ist eine bekannte Thatsache, daß in America im  
Allgemeinen, wie verlegt es auch in mancher Hinsicht geschehen  
mag, bei Weitem mehr Geth, Zeit und Sorgfalt auf die geistige  
und siefliche Anbildung der Mädchen verwendet wird, als auf  
jene der Knaben, wo schon früher das einseitige, praktisch geschäft-  
liche Interesse jedes andere abserst.

Halten wir eine flüchtige Musterung und heben nur einige zur näheren Betrachtung besonders hervor.

Hier ein Kindergrab mit einem Blumenraufen bedekt, zwischen Gras und Blumen eine ganze kleine Herde weidet, schneeweiße Lämmlin, von fliehenden, fliehender oder stehenden Engeln und Genuen bewacht, die fliehendweisch an dem flüsternden Gräfern und den wickenden Blumen ragen, von goldenen Dienen umschwärmt, von farbigen Schmetterlingen umgaukelt. Es sind Hirgchen aus Ochs, wie wir sie oft bei hausenden Italienern sehen, nicht selten wolkige Kunstwerks der edelsten Formen und Stellungen und nehmen sich im buntem Grün und Blumenlicht allerlei als Straßfiguren aus, die entweder betend die schön gebildeten Händchen salben oder Hirtenstäbe, verschiedene Attribute und Symbole tragen. Hier ein die Fadel senkender Genius, dort ein Engel, der ein Läubchen an's Herz drückt; ein anderer, der eine Weisheitsale ausgießt; dieser einen Kranz oder eine Krone niederlegt, jener ein ganzes Nest voll zappliger Vögelchen mit dem niedlichen Fingerring über oder mit Eisenblasen spielend. Neben eine für jedes zarte Menschenkind fast höhere Himmelsmusik auf dem Blumenrauf: Oesen und Blüten spielende Engel, während ein helbes Kinderpärchen sich flüßend einander in den schön gerundeten Armen liegt. — Wie sinnvoll Alles, nicht auszusprechen auf so mildschöne und dennoch so tief eintrüglische Weise durch die kostbaren Mosaiken und Goldschriften!

Dort ein anderes Grab. Das bunte Spielzeug des Kindes, womit es in den kurzen Resttagen seines Lebens sowohl sich selber, als das Auge der zärtlichen Mutter, des treuschorglichen Vaters, der theilnehmenden Verwandten und Belannten spielend betaudet, ist rings auf dem grünmatten und blumengeschüßten Hügelchen zerstreut. Fast will es unser Herz gemahnen, als ob das sein Grab, sondern der frühjährliche Spielplatz des Kindes sei, das eben kurz vorher denselben heiter verlassen hätte, um in Wärme und noch heiterer Wiederkehr zur Fortsetzung seiner unendlichen Freuden im engen und doch so himmelweiten Raume der Kinderstube, worin die Mutterliebe die erste Gottlieb und der schönste Engel in tausend Verwandten sich, unter immer neuen Füllen immer himmlischer frohlocken. Die Art der Spielsachen verräth es sogleich, daß der Kleine ein Knäbchen gewesen. Die kleine Trommel, roth und weiß im Zirkel bemalt, die wirrigen, in jertlicher Anordnung gedrehten Schlägelchen daneben gestreut. Wenn schweden dabei nicht angelächelt als die noch jertlicher gerundeten Kermchen und Händchen des Mutter- und Vaterliebes vor den Augen, der einst mit diesen Schlägelchen die Trommel gerührt und das einsame Stubenleben der Mutter mit einem lebendigen Wiederhall des Markt- und Straßens Lebens unterbrochen, und es manchmal vielleicht nur zu lebendig betrieben hat? Das feuerfarbene Uhlantemüßchen mit dem blutrothen Kammschnein, ein gelglühendes Waldhörchen und eine mit baumelnden Daunen verzierte Kriegstrompete liegen durc; und übereinander gemischt, während etliche Miniaturen von Sternensamern in aufrechter Stellung eine Art Fahnenwache halten. Das braunröthliche Fingchen mit weißem Fingerring, das Sädelchen in der Messingföhne sind an den Sattelriemen des federbüßigen Schautelspferdes gehängt, dessen niedliches silberbleches Falgschiff man mitten aus dem Freudenlärm heraus noch zu hören glaubt, als der Kleine Republikaner sein wildes Schicksal in der Parade getummelt vor den Augen seiner Lieben und Mitgespielen. Die gelben Strighelgelen an rothen Lederriemen hängen noch immer blant herab, in gespannter Erwartung, dem nachstehenden Reiter zu einem neuen Ritte in's Paradies der Kindheit zu dienen.

Neben diesem, in ein eigenes Rosen- und Lilienbüschchen mit silberweißen Stauden eingeschlossen, hebt sich ein anderes Grabhügelchen, auf dem und das umhergestreute Spielzeug sogleich beim ersten Anblick das Bild eines etwa dreijährigen Mädchens vor die Seele jaubert. Auf einem Spieltischchen ist das Nürnbergger Rädergeräth in allerhöchster Unordnung zur Schau gestellt: ganz und zerbrochene Porzellanellenden und Tschellen, mit Blumen und Goldrändern verziert; kunstfarbige Schälchen und Schüsselchen, ein blauträufelndes, gold- und rosen geschmücktes Tringläschen, in dessen Mitte ein gelglühtes Engelchenschen schwebt, aus strahlendem Lichtgemälde selig lächelnd. — Auf einem wirrigen Räderbüßchen in Reife und Blüthe gestellt paradiert Zuderbüßchen, aus

ihren blauen Pappapieren wie halboerummte silberhaarige Zwerglein aus blauen Wäntelchen lugend oder als fernblinde Miniaturfiguren mit beschneiten Gesichtern. — Die hübsche Puppe, mit einem schimmernden Brautkränzen geschmückt, als wäre sie des Hochzeitfestes eben gewarckt oder mitten darin unterbrochen worden, ruht einsam und traurig in der Ede ihres rothsammelten Sopha's. Erseht sie vielleicht mit Langweil den Anfang oder die Fortsetzung der hier, die hohe Klüßcher der Beamtin erwarten, ihre Gespielen und Herrin, Mütterlein und Wirtspuppen in einer Person? — Zu ihren Füßen sammelt eine Studierne mit rundgebänderten Füßlein ihre trispindigen Händchen um ein niedliches Porzellanfüßlein, ein allerliebliches, rundgeschleertes Kind im kurzen Silberhemden, mit einem Händchen lachend, mit dem anderen Fütter freuend.

Ueber ein himmelblaugepostertes Tabouretfüßlein ist ein Kofaleichen gewesen, ein Paar schneeweiße Strümpflein darüber gestreut und daneben am Boden liegen zwei rothsaffianne Schühlein, als wären sie so eben durch Watterhand vom runden Räderfüßlein abgeholt und zur Seite gestellt, bis an morgen, wenn der Lieblich, den sie so eben mit Wattergesin in's Biegenbüschchen gelegt, an ihrem Herzen wieder auf's Neue zum Licht erwacht. — Auf einem zweiten Füßlein neben einer Kinderstube mit Kofahand liegt eine lange, reiche Lode goldenen Haars, eine Naturbläthe des Kinderhauptes.

Und blühen wir länger und länger in brüllenden Gedanken auf diese Denkmäler der Kindheit, so fällt sich das leere Kleinlein und sichtbar wölbt sich die ganze liebliche Kindergestalt, wie sie lebte und lebte, aus dem rothen Saffianschühlein bis zum blühenden Lodenhaup auf unsern Augen empur.

Oh sage eine Mutter an dem Grabe ihres Kindes knien, sie hatte die Puppe ihres unter dem Rosen ruhenden Lieblichen in der Hand, und legte ihre unter zahllosen Thränen ein neues Kleidchen und neue Strümpfen an, als Wunde in der nächsten Minute der blonde Lodenloft ihr so entgegrünzte, und beim Anblick der neugestapten Puppe das so oft geschriebe liebe Wort flüstern: „Danke Mama — meine gute liebe Mama!“

Diese eben gedachten Reliquien ruhen unter Schuppbüßchen von Glas, in Form von etwa drei bis vier Fuß hohen Zeltstätten. Manche — angelächelt die Kindheitschätze der Aemern — liegen völlig frei, der Unbill jeder Witterung ausgelegt, und bieten natürlich nach einiger Zeit einen traurigen Anblick: Tod unter dem Hügel und auch Tod über demselben im Erblichen und Vermittlern all der Symbole und Zeichen, die an ein Liebes und Theures auf freundschaftliche Weise noch für längere Zeit erinnern sollten. Die von Gypsgestirten belebten Gräber können gar leicht von Zeit zu Zeit wieder auf's Neue bevölkert werden, so lange noch ein lebendiges Herz daran hängt, sie geschmückt zu sehen. Andere sind wieder, statt durch geschlossene Glasschüllen, bios durch offene Schirmbüßcher geschützt, aus Holz oder Blech verfertigt, mit dunkler oder lichter Farbe bemalt.

So in der größten Mannichfaltigkeit geziert, reihen sich zu Tausenden die Kindergräber, manche mit geschmackvollen Holz- und Eisengittern eingefaßt oder ganz frei zwischen Blumen- und Grabrabatten ruhend; in Rahmen von Wintergrün, Rosen- oder Fohlanderbeiden, von Trauerweiden, Cypressen u. s. w. beschattet. Einige haben neben der Reliquierie auch noch andere Denkmäler, meist aus blendend weißem Marmorstein gebildet, in Kreuz-, Pyramiden-, Säulenform u. s. w. mit kurzen und langen Aufschriften. Jene Gräber mit Glasbüßchen, denen weitere Denkmäler fehlen, haben mitunter innen an den Glaswänden auf lange und breite Papierstücke Sprüche oder Nachrichten aufgeschrieben, die mehr oder weniger interessant.

Bei einigen zeigt der Spielmarkt neben Kape und Pudelbüßchen sehr niedliche und künstlich gearbeitete Eisenbahn- und Dampfschiffmodelle; dort ein schönbesetztes Lampenpaar, hier ein volles Kerzenstiel und die verdorrte Kerzenmutter eben bemalt, die keinen Schreißhülle mit Lederfüßlein zu stellen. In dem einen und anderen der Glasbüßchen waren sogar die Lichtbilder der Verlebenden aufgemacht: also die ganze Kinderreise im offenen Angesicht. Ein Bild in ein liebes Menschenantlitz, überhaupt das Bild eines Geliebten: gewiß das schönste und umfassendste Denkmal, das im Kreise der Erinnerung ein liebender Mensch dem andern, sogar der Tode noch bieten kann!

# Blätter und Blütgen.

**Wierzig Millionen Centner reines Silber!** Wierzig Millionen Centner reines Silber? Ja, und zwar häufig für Jedermann. Regierungen oder Silbergesellschaften davon geschlagen — und jedes Mitglied der Individuen auf 1,000,000,000 Stück geschlagen! Menschheit hat alle Lasten auf seines Ochs, das Ochs bildet gleichmäßig in der rechten und linken Lasten vertheilt mag, sonst kann er nicht gehen. Hat jeden Menschen kommen zwar bloß etwas über vier Pfund dieses reines Silbers, aber gegen zu Silberdehnbarkeit gemischt und dann gemischt, gibt es alle Lasten voll und noch mehr. Und zwar reine Silber zu den jetzt schon häufigen Goldes der Menschheit! Freilich müßte es erst gemischt werden, und das hat seine Schwierigkeiten.

Die Erde ist, daß in den erbaulichsten Ozeanen wierzig Millionen Centner gebirgtes Silber unterirdischen und sich geringe und andere Flüsse über Fenster damit plattieren, und Pflanzen nach außen, Menschen aber sind wieder ungeschoren, unerschöpflichen, wenn aus feinsten Goldschmelze diese besonders Zahlungen leisten. Wichtiges ist der Profit aus dieser entdeckten größten Silbermine bis jetzt nur ein wirtschaftlicher. Den Naturforscher von Professore ist längst bekannt, daß drei Elemente hinter einander, Wagnitz, Zinnstein und Bergant, metallisches reines Silber in dem Meerwasser entdecken und daraus gewinnen. Das Ergebnis der genauesten und zahlreichen chemischen Analysen von Meerwasser, an der Küste von St. Wago geschäft, war, daß je 100 Bigramm dieses Wassers ein Milligramm reines Silber enthalten. Mit anderen Worten: unter hundert Millionen Tropfen Meerwasser ist erst ein Stück reines Silber so schwer wie ein Hohltröpfchen. In einer geographischen Rubrik Meerwasser fast nachlässig zwölf Pfund Silber. So weit man die Tiefe und Ausdehnung aller Ozeane kennt, müßten darin, nach Verrechnung ihres Kubinhaltens, mindestens 40,000,000 Centner reines Silber enthalten sein.

Das ist ein Ozeanhaas. Das ist mehr, als man jemals wird aus der Erde herausbringen können, nur daß wir die jetzt keine Wege erfinden haben, es aus Profit herauszuführen. Schämlich immer hundert Millionen Tropfen zu besteuern, um ihnen Alles abzunehmen und dann nur einen Tropfen zu gewinnen — das verlohnt sich nicht der Mühe. Wir müssen also dem Meere keine Reichthum lassen und glauben, daß die Bewohner des Salzweisses im Ozean reicher sind, als wir aus dem Trodenen. Die Fischer, welche von süßeren Wäldern kommen und vom süßeren Schaum des Meeres — eßbaren Meeresschaum — fangen, machen damit dem süßen Ozean nicht bloß kein Leeres Compliment — im Gegenteil, er flimmert mit viel tausend Millionen Zwerghäutchen — sondern sprechen damit auch eine naturwissenschaftliche Thatsache aus.

Wie die hat die Entdeckung allerdings schon Werth genug. Man hat schon unzählige Male die Befestigkeit des Meerwassers auf das Gewicht und Härte chemisch analysirt und die feinsten Proportionen gefunden, erproben und gemessen, aber erst neuerdings die ersten Spuren von den wierzig Millionen Centner Silber darin entdeckt. Die viele andere Gentnerausen von Kraft und Stoff mag die jetzt die Naturwissenschaftler, goldene und silberne Schätze und Wärdheiten, die noch Niemand abnt und die sich plötzlich ein Mal mit Millionen-Centner-Wasser aus der weigen Meeresschiff vorerzwingen und die ganze Weltwirtschaft revolutioniren möglich!

Wer wo hat Urbare Ocean alle diese Gasse her? Saken's die flüßig ist aus den Tischen der Menschen zugespült? Hanté Vopstefel! Diese haben leider nicht übrig. Außerdem ist es nicht bekannt, daß die Flüsse durch die Tischen der trodenen Menschen laufen, die Oeb haben und sich vor alle und Meeresschaum jetzt in Kraft nehmen. Das Weltmeer hatte der Gasse, als Eos wenn jetzt ist. Chemier entdecken Silber in vorläufigsten Steinschlager. Silber kommt auch in Steinbrühen vor. All sind diese wachen, nur noch lange nicht an Menschen zu denken.

Noch interessanter ist, daß nicht bloß Fischschuppen von edlem Silber sind (wenigstens echt plattirt), — sie wurden also damit nicht „schampt“ — sondern auch Thiere und Pflanzen wachen Silbergelegen ohne Kupfer in ihren Aehren und Aellen zu betreiben. Ein Gemmer analysirt reines Silber aus dem Hute eines ganz gemeinen Ochs. Aus der Hinde der Gäh, Pirle, Hepe, Eise u. s. w. gewann man Silber. Die Silber-Viele ist kein leeres Wahn. Silber in Thieren und Pflanzen, die fern vom Meere wachen. Darans folgt, daß die Natur überall mit edlem Golde erfüllt, nicht mit vertriebenen Spielarten. Im Meere gibt's nur etwas höher her. Es ist mehr Reichthum, mehr Reichthum verbreitet im weiten Reich und die Kraft, sich der gemeinsten Kräfte zu bedienen. Und wie der höhere Staatsbürger trotz aller allgemeinen Kräfte und Schwererliebe sich lieber an Zeitgenossen anlehnt, die mehr Oeb haben, als es mit die wenig Oeb hat, könnte es auch kommen, daß der

Besitzer der Meere und Länder sich weniger um das zu weit und weit im Meerwasser verwässerte Silber bekümmert, als um die leuchtend wenig Mal reicheren Gemerische. Diese mögen sich mit anzuend letzten Aehren abmühen, dem Meere die Silber-Atome abzugeben. Der Mensch kommt demnach, schließt Freundlichkeit mit ihnen und nimmt ihnen die gelammten, wenigstens lebensunwünschlich concentrirten Schätze ab. Das Ansehens der Meeresküste (hier: Silberküsten im Meere ist) den Menschen könnte sich schon lohnen, mit man auch nachher das kein Reingen des Meeres die ungemein geringen Vermuthungen von Silber, mit Nutzen nebenbei mit concentrirt. Es ist wenigstens eine Befreiung des Meeres für die Herren des Trodenen nicht unmöglich. Und in dieser Bedeutung gilt's immer in des Wortes vorweggesetzter Bedeutung: „Was gemacht werden kann, soll gemacht werden.“

Die Engländer mit ihrem praktischen Sinn hat's Solide (mit was gibt's es Goldes, als wierzig Millionen Centner Silber, wenn sie leicht bekommen wären) nicht übrigens bereits auf dem Wege, ein paar Tausend oceanische Steuereinnahmen anzustellen. Professor Faraday selbst ist in der „Royal Society of London“ einen Vortrag über die Analysen freies Silber's, die er mit allen äußeren, metallischen Beschlägen der Schiffschiffe vorgenommen. Sieb fand folgendes: „Da eine Mischung von Silber, Goldes und Zedum Silber sich durch Vertheilung mit Kupfer zerlegt, indem sich Kupfer-Silber bildet und Silber niederfällt, hielt ich für wahrscheinlich, daß Kupfer und das sogenannte „schöne Metall“, womit Schiffschiffe außen beschlagen werden, an alten, vergründeten Schiffen mehr Silber enthalten können, als gewöhnliches Kupfer, und Silber anhängen mit dem Gewässer, das Silber-Glühn darin zerlegen und Silber anhängen müßte. Der Gehalt eines jeden Aehren lang gebrauchten Schiffes mag mit einige langen gelbes Metall von Aehren anhängen. So war es trüdig, daß man es in der Hand zerbrechen konnte.“

Ich will 5000 Gran auf und analysirt 201 (21 1/2) Gran Silber daraus. Das gab und der Zogne (23 Centner) aber 31 Oeb Silber. Das ist ein „schönes Metall“ enthält keinen so viel. Ich fand auch, daß dieselbe Metallmischung im Innern der Kaste, wo es nicht dem Gewässer ausgesetzt, aber eben so lang in Schiffe war, auch mal weniger reines Silber enthält.“

Nun das ist der Weg, oceanische Steuereinnahmen unter den Schiffschiffen chemische Ernten sammeln.

Wer, hier hat vorläufig einige Aehren Gemmeher der Art im süßen Ozean an Probe angelegt; höhere, von allen Seiten durchsichtig, mit reinen Kupfer gefüllte Kasten, durch welche das flüßernde Meer zu man gehen muß, um unbesorgt ein silbernes Scherlein in die Kasse zu werfen, und dann weiter zu gehen und anderen Ansehenspenden Platz zu machen. Nach einer Weile will Mr. Field die Kassen wieder herauszuholen und jahren, ob die reichen Meeressorgen dem armen, süßen Meere Kupfer ertheilt, und sich leuchtend Silberwinde in die Kasse geschüttelt haben. Auhder er, daß das reiche Meer nicht leuchtend Silber, sich die Aehren bettet der Aehren verlohnt, mit man mehr die reiche Kupfer in's Meer schiden, um es vertheilt wieder herauszuholen, um dann der Weltlicher anzusehen und als süßeren Betrücker zu entlassen. „Der Meere hat seine Schüttigkeit geben. Der Meere kann geben.“

Im Ozean haben wir nicht gehen diese veränderten Aehren alle die Schätze des Meeres. Es hat zu leben und kann von den 43 Millionen Centner abgeben, ohne zu verderben. Diese chemisch-praktische, wissenschaftliche Befreiung ist weniger, als die Aehren mit Lortin. Es ist wohl, so der alte Ocean nicht in Ketten gelegt, nicht mit Dammerschranken misshandelt, sondern ein freiwilliger Steuerträger zu entlassen wird.

Ich überlege die englischen Beziehungen, die mit den in der deutschen Ocean-Sprache nicht weislich übereinstimmen. Schmeier mögen das Lieberste übertragen.

## Mügemeiner Briefkasten.

- A. P. in Dr. Ich das Oebere oder Ern? Hebrigen enthält Ihre Zuschrift auch eine Unmuthigkeit. Seit fünf Monaten brachte die Gartenwelt neuen Rosenen von sehr verschiedenen Autoren.
- R. v. R. in St. Wie befehlen Ihnen Wünsche gemäß, daß wir die Gedichte empfangen und nicht aufnehmen werden.
- K. v. St. in Hof. Witten bringend, seine Einlassungen mehr zu machen. Die Hebrerischen Aehren ist eine zu — alte Aahre.
- M. K. in Oebg. Was Uncompensation, schön? Dame, aber jedenfalls ist und leicht. Das Sonett ist sehr gelungen.
- M. St. in Prag. Die junge Dame, welche Ihnen vor Kurzem geschrieben, hat uns mit ihrem Besuche erfreut.
- K. W. in K. Auch die zweite Skizze ist gelungen — bis auf den Schluß, der uns genügt erweist. Wir werden noch darüber mit Ihnen conferiren.
- G. P. in P. Das Gedicht ist dem Künstler zur Unterstützung übergeben.
- H. St. in St. Witten, die beiden nächsten Artikel zu senden.

D. Reb.

## Nicht zu übersehen!

Mit dieser Nummer schließt das 1. Quartal, und ersuchen wir die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das 2. Quartal scheinigst aufgeben zu wollen.



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redaction F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1/2, bis 2 Bozen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

### Blätter aus der Krisis.

Von Ludwig Rein.

№. 1. Fabrikantenbrod.

Kein Stück Lorbe, nicht Marzipan und süßliches Biscuit, — ein Stück Fabrikantenbrod, genommen aus dem Schranke der Gegenwart, liße ich hier auf für die Leser.

Die Namen des Ortes und der Personen thun nichts zur Sache, — sie werden verändert oder gar nicht ausgeschritten stehen. Genug, daß die Sade nicht erfunten ist. Die gefundene Kost ist jeder Zeit mehr werth, als der Küchenzettel, und mancherlei Rücksichten bestimmen mich, den Küchenzettel zu fätschen und nur die Kost im Auge zu behalten.

In einem s — schen Fabrikwerke qualmten die Schornsteine, welche hoch emporragten über die Gebäude des umfangreichen Etablissement. Es war kurz nach der Leipziger Ostermesse vorigen Jahres. Ein gar reges Leben herrschte in den Arbeitskassen, auf dem Hofe, auf der anstossenden Wiese, auf welcher letzterer sich eine Reihe von Tuckrahmen befand. Zwischen Wiese und Hof lag ein hübscher Garten, und hier saß der Fabrikant, Herr U., in der Laube. Der alte Herr — so wollen wir ihn nennen — hielt eine der ersten Nummern des „Eras Heltter“ in der Hand, welche Zeitschrift, redigirt von Adolph Schlaggenner, damals fast etwa einem halben Jahre in's Leben getreten war.

Der alte Herr senkte die Hand mit dem Zeitungsblatte nieder auf sein Knie. Nachdenklich erhob er die Hand wieder und las lächelnd von Neuem. Er hand dann auf, verließ die Laube, schritt auf dem Sandwege des Gartens hin und her, — aber das Zeitungsblatte liß er nicht aus seiner Hand.

„Der Mann hat vollkommen Recht,“ sprach er dann vor sich hin, „er trifft den Nagel auf den Kopf, — Papiere, Noten, Banken, Zettel, Lumpen, Schweinestheil!“

Er schritt wieder in den Gängen hin und ab. Dann und wann nahm er das Blatt vor die Augen und las laut:

„Heil dir, mein Deutschland! Nicht im Siegestrange  
Des blutgetränkten Vorderes strahlst du;  
Nuch nicht im goldenen, nicht im Silberglanze  
Der Bürgerwohlthat steht da lauter Ruh!  
Du stehst nicht vor uns über alle Schranken,  
Nacht in Papieren und in Noten stahn;  
Heil dir, mein Deutschland! Du bist reich an Bankten,  
Und deine Zeitel, deine Lumpen bliß'n!“

„Gefleiet Reich der Denter einß und Uiden,  
Du haß die alten Banner led verbrannt;

„Du stehst der Weisheit Macht Geisener schleichen  
Mit ihrem Bild durch dein zerplitter Land,  
Doch heßt du nicht gleich wider den die Weanten,  
Sie zu verjagen; wer wird sich bemüß'n  
Um Licht und Wissen? Du bist reich an Bankten,  
Dem Himmel Dank, und deine Zeitel bliß'n!“

Er schüttelte heftig mit dem Kopfe und las einige Zeilen leise. Sein Inneres war sichtlich erregt, als er nach einigen Minuten laut fortfuhr:

„Armen und Weibungen, Hohenstaulen  
Und Luther und die große Dichtergeit,  
Das ist vergetz'ter Kraam jetzt, wo wir lausen  
Papierepausen in der hizer Strien!  
Vergetz'ter Kraam die Schwereit auch, die kranken  
Des Jahres Dreizehn und die Kammenpöß'n!  
Was Freiheit! Pah! Gehelet an die Bankten,  
Denkelt es uns, daß ihre Zeitel bliß'n!“

„Die deutsche Einbeit, lang umsonst erbetet,  
Sie ist erungen in dem Schweinestheil;  
Sie ist erungen, wird dabei vergetz't  
Und Freiheit, Öhre, Zukunft, Eitel und Ruhm!  
Für solche Kraam, Deutschland! sag die frankten,  
Und pauern Dichter immerhin erliß'n!  
Komm selber außer Cours — doch sag die Bankten,  
Der Weisheit höchtes Interesse, bliß'n!“

„Der Mann hat vollkommen Recht,“ wiederholte er, „aber nicht Deutschland nur dreht sich im Schweinestheil, ganz Europa tanzt mit, und America macht die Musik dazu.“

Langsamer wurden seine Schritte, oft blieb er stehen und sah hinaus nach den Bäumen, welche in dem Frühlingstand der Obstbäume und weiter drangen in den frischgrünen Zweigen der hohen Pappeln singend ihre Arbeit tröden beim Nestebau.

„Da lobe ich mir euere Waschl!“ fuhr er fort, „ihr spielt nicht in einem Schweinestheil auf, ihr folgt nur dem einfachen Geleß der Natur. Da ist nichts Ueberflüssiges, nichts Widernatürliches, ihr banet ein einziges Nest, legt einige Eier, brütet und freuet euch. Ja was sollte auch werden, wenn es jeder Vogel einmal einfele, zehn oder zwanzig Nester zu banen, sie alle mit Eiern zu belegen, — wie, wie,“ unterbroch er sich, „ann, das Banen möchte gehen, vielleicht auch das Eierlegen — aber das Brüten, das richtige Ausbrüten — Schweinestheil!“

Er schwieg, denn Fußschlag drang vom Hofe her. Da sah

der alte Herr hinüber. Sein Sohn Karl war es, der aus dem benachbarten Städtchen kam, in welchem er mit dem alten Herrn eigentlich wohnte, doch so, daß Beide wochenweise abwechselten in dem nächtlichen Aufenthalt auf dem Etablissement.

„Karl, ich bin im Garten!“ rief der alte Herr, während Jener den feinen Schimmel, auf welchem er gekommen, einem Arbeiter übergab, und dann zu seinem Vater eilte.

„Briefe bekommen?“ fragte der Alte.

„Nein, als ein Duzend! Hier, Vater! Neue Bestellungen, neue bedeutende Aufträge!“

„So, auch Geld, wie ich sehe, Zettel, nach drei Monaten zahlbar, — auch Briefe von den Maschinenbauern, — schreibt Du bereits an die Maschinenfabrik? Da sie antwortet, nehme ich's an.“

„Ja, Vater, ich that es. Du siehst ja auch aus den heutigen neuen Aufträgen, wie nöthig es wird, unser gangbares Zeug zu vergrößern, ja, zu verdoppeln. Wenigstens müssen wir den Plan annehmen, wie ihn die Maschinenfabrik uns vorschlägt, — zwei Drittel gangbares Zeug mehr, dazu eine Dampfmaschine von zwanzig Pferdekraft; die Hälfte der nöthigen Räume für die neue Anknüpfung haben wir, die andere Hälfte wird gebaut; willigst Du ein, so stimmen wir dem Plane bei, und noch heute bestelle ich Maurer und Zimmermann.“

Der alte Herr blühte lächelnd nach den Bögeln auf den Bäumen.

„Die bauen auch,“ sagte er ruhig, „aber sie sind nicht ergriffen von einem Schwindelthum. Hier, Karl, lies einmal dieses Zeitungscutell, lies dieses Bericht, lies es langsam, lies es zwei Mal, — ich will unterdessen die Briefe durchgehen.“

Vater und Sohn schritten neben einander auf dem Sandgange hin und her. Nach einigen Minuten erklärte der alte Herr:

„Ich bin fertig.“

„Ich ebenfalls,“ antwortete der Sohn.

„Und das Gedicht, wie gefällt Dir's?“

„Als Kunstproduct gut, als Wegweiser für's Geschäfteleben schlecht, sehr schlecht. Der Dichter erkennt die Zeit nicht, begreift die Gegenwart nicht. Wie ist jetzt Alles anders geworden auf dem Boden des gewerblichen und mercantilen Lebens! Mein Gott, wer wird mit einem so alten, verbrauchten Maßstabe die Gegenwart messen? Großartiger Bedarf überall, großartiger Aufschwung überall, — großartige Production darf da nicht fehlen.“

„Auf solidem Boden, richtig!“ fiel der alte Herr ihm in's Wort, „der aber fehlt, das Ganze beruht auf Schwindelthum!“

„Schwindelthum, Vater, ich bitte Dich!“

„Papiere, Noten, Banken, Zettel, Pampfen!“ rief warm der alte Herr, „der Dichter hat Recht! Da sieh doch, Karl, warum schiden und die Leute wieder Papiere, zahlbar nach drei Monaten? Warum schiden sie nur die Hälfte der Summe, welche sie uns schulden? Ja, ja, sie machen neue, großartige Bestellungen, aber wenn der Bedarf so bedeutend ist, warum denn die Zahlung für frühere Sendung nur halb, warum nicht ganz und voll? Warum die Hälfte auch noch in solchen Zetteln und Pampfen?“

„Aber Vater, der ganze Geschäftsgang basiert jetzt —“

„Auf Schwindel! Was uns vorzüglich sein, Karl, glaube mir, so geht's nicht fort, wie es jetzt geht! Auch ich begreife die Zeit, in welcher wir leben.“

„Vater, wie könnte ein Gedicht mich so in Eifer bringen!“

„Glaubst Du, das habe das Gedicht allein gethan? Der Augen und Verstand besitzt, sah ja längst, daß das Geld- und Papierwindel geradezu ein Erwerbshinderniß geworden. Oder hat das trauige Vernehmen mit Scheinkäufen, mit den Lieferungen zu bestimmten Zeitfristen einen soliden Grund? Man kauft jetzt täglich Millionen für Millionen — und Niemand besitzt sie, Niemand kann sie besaßen. Weißt Du nicht, daß man längst an der Berliner Börse in drei Wochen mehr Spiritus verkaufte, als ganz Preußen in fünfzig Jahren zu erzeugen vermag? Nicht viel anders in Leipzig — denke an die Scheingeschäfte mit Del; noch toller in Stettin — denke an die Getreide-speculation, vor Allem aber denke an den verderblichsten aller Schwindel, an den Schwindel in Actien!“

„Allerdings ist die Speculation in Actien sehr verlockend,“ bemerkte Karl, „es wird da oft Reichthum ohne Mühe in kurzer Zeit gewonnen; aber das paßt Alles nicht an uns, Vater, nicht

auf unser Geschäft. Wir sind nicht ergriffen von der Sucht, in wenigen Stunden ohne Arbeit reich werden zu wollen; wir beachtlichen nur, vernünftigerweise zu thun, was unsere Concurrenten thun, nämlich das Geschäft zu erweitern durch Vergrößerung des Etablissementes.“

„Wir sind nicht ergriffen, Karl, von der Sucht, in wenigen Stunden ohne Arbeit reich zu werden,“ wiederholte langsam der alte Herr, „aber dennoch wird die Folge des Schwindelthums auch uns ereignen. Demos sind wir weiter Willen hineingeführt worden in den Papiertram. Wir konnten uns können nicht ausweichen, das sehe ich ein. Aber ich sehe auch ein, wie dieser Papier- und Zettel- und Pampentram gleich einer Kette sich durch die ganze Geschäftswelt zieht, hinüber bis nach America, wohin der größte Theil unserer Waaren geht. Laß in dieser Papierette nur einige derbe Brüche entstehen — dann reißt sie uns vorwärts und rückwärts — und wir, Karl, wir sind immerhin ein Glied in der Kette — ein Papier reißt das andere, das größere Haus führt das kleinere ein — also besonnen, besonnen, Karl!“

„Aber vorwärts müssen wir doch!“ behauptete Karl, entsetzt. „Wie werden ja die Bestellungen nicht zurückweisen, werden den sichern Gewinn doch nicht Andern überlassen? Vater, es liegt viel Wahrheit in der gewöhnlichen Redensart: „die Menge muß es bringen!“ Wenden wir die Redensart an im besten Sinn auf unser Geschäft — Vater, was läßt sich da in der Gegenwart ausführen!“

Der alte Herr schwiez und sah nach den Bögeln auf den Bäumen.

„Was ist Dein Beschluß, Vater? sage mir ihn kurz und rund,“ bat oder forderte der Sohn.

„Kurz und rund?“ fragte gespannt der alte Herr. „Du kommst mir erregt vor, Karl, was hast Du? Ueberhaupt — ich weiß nicht — Du trägst Dich heute fein, trägst den besten Frack und Hut —“

„Selbst Alles erfahre, Vater — auch auf den Schimmel lies ich das beste Reizung legen, — aber Deinen Beschluß!“

„Wolltest ihn haben kurz und rund? Wohlhan denn, Karl, so höre ihn. Aus dem Bau neuer Säle und aus der Anknüpfung neuer Maschinen wird nichts! Auf die übrigen Briefe die Antwort: daß wir die Aufträge ausführen würden, wenn man uns die Ablieferungsfrist um ein Jahr verlängern wolle.“

„Es höre auch mich, Vater,“ erwiderte bestimmt, aber nicht ohne kindlichen Ausdruck der Sohn. „Es wird gebaut, das Etablissement erhält die Erweiterung ganz nach dem vorliegenden Plan, unser Geschäft nimmt einen großartigen Aufschwung! Du selbst, Vater, sollst keinen Thaler dabei wagen, das neue Unternehmen geht auf meine alleinige Rechnung.“

„Auf Deine Rechnung? Fikthige Improvisationen!“ antwortete lächelnd der alte Herr. „Auf Deine alleinige Rechnung — nun ja, bei der heut zu Tage üblichen Methode, Geld zu machen, — und das wirst Du nicht wollen, Karl!“

„Nein, Vater, nein, das will ich nicht — aber einen Ritt will ich thun, einen Ritt, an welchen sich Geld, Glüd, Geschäfte knüpfen! Vater, ich habe das Jawort von Fräulein Celestine! Siehst Du, das ist von ihr!“

Aus der Brusttasche des seinen modernen Fracks zog er ein Stückchen, bestehend aus Anselin, Mailblumen, grünen Blättern, und hielt es dem Vater vor die Augen.

Der alte Herr stand freudig erschrocken.

„Karl, Karl,“ hob er nach einer Weile an, „ja, wenn das wäre, — dann allerdings, — Bierzigtausend hat Fräulein Celestine als Erbtheil von ihrer verstorbenen Mutter, — und wenn der Vater — höre, Karl, diese Methode, Geld zu machen, ist zwar auch nicht die beste, aber besser, weit besser doch, als jene Papiermethode mit Schwindel. Warum soll man es dem reichen Geschäftsmann verdienen, eine reiche Heirat zu thun! Immerhin, Karl, immerhin! Wenn Du Deiner Sache gewiß bist, — ich weiß es nicht, freilich trifft Da auf als der einzige Sohn und einzige Erbe eines wohlhabenden Vaters, bist ein stattlicher junger Mann, — aber — nun, Du mußt selbst am Besten wissen, wie weit Du gekommen, wie viel das Jawort, Celestines Dir gelten darf.“

Der alte Herr nahm den Sohn an der Hand, er führte ihn in die Laube, während er weiter sprach:

„Ich weiß wohl, Karl, daß Du seit Jahr und Tag öfter

nach — dort geritten bist, aber ich hielt es nicht für etwas Ernstes, weil — Karl, lieber Sohn, ich dachte dabei an — ich muß Dir das sagen, Karl, —

Aber der alte Herr sagte weiter nichts. Es war, als säße ein Schwerm auf seine Seele.

„Du darfstst dabei an Mathilde? Lieber Vater, an sie habe auch ich oft gedacht, wenn ich hinfürer ritt, um Elisabeth zu sehen.“

„Karl,“ hob der Alte väterlich an und legte seine Hand auf des Sohnes Schulter, „Karl, Mathilde war Dir nicht gleichgültig, ich glaube sogar, Du hättest ihr gern Dein ganzes Herz gegeben, — und ich, Karl, der ich Deine Reigung still beobachtete, ich habe Dich niemals darum getadelt. Noch jetzt würde ich nichts dergleichen einwenden, wenn Du Mathilde heirathen wolltest.“

„Brühe Dich, frage Dein Herz.“

„Wein lieber Vater,“ entgegnete Karl und drückte des Alten Hand, „das Herz will ich nicht fragen. Der Geschäftsmann in unserer Zeit hat es mehr mit der Vernunft zu halten, als mit dem Herzen, selbst wenn es dem Herzen weh thut.“

„Und dem Deinen thut es weh, Karl?“

„Sei ruhig, Vater, jetzt nicht mehr, aber es würde mir nicht leicht, das stille Mädchen aufzugeben. Du wirst die Vernunftgründe, welche bei meiner Vorfassung mich leiteten, nicht verwerfen.“

„Und die waren und sind?“

„Berechnungen, lieber Vater. Der Geschäftsmann muß sein Auge nicht nur auf das europäische, er muß es auch auf das überseeische Schaafstedt des jetzigen Verkehrs richten. Wie will er ohne bedeutende Kapitalkraft mit Erfolg und Gewinn seine Ziele erreichen? Ohne Kapital kann er weder den jetzt geltenden Verbindungen und Nothwendigkeiten genügen, noch den Chancen und Gefahren für die Zukunft ausweichen.“

„Gut, gut, Karl, das verweh ich nicht, ich bin einverstanden mit dem, was die Vernunft Dir sagt. Und Dein Herz, Karl?“

„Das darf nicht mitreden.“

„Aber Dein Gewissen, Deine Ehre, Karl?“

„Die sind unerlegt, Vater. Nie habe ich Mathilden gesagt, daß ich sie liebe, nie von einer Heirath, nie von einer Zukunft gesprochen. Meine Reigung zu dem stillen Mädchen war eine stille, eine reine.“

„Und weiß Mathilde,“ hob nach einer Pause der alte Herr wieder an, „als Karl vor die Kutsche trat und nach dem Pferde rief,“

„weiß Mathilde von Deiner Absicht auf Frau Elisabeth?“

„Nein,“ antwortete Karl, „sie zu sprechen, selbst wenn es ging, sie zu sehen, ihr zu begegnen. Vater, Du siehst, daß ich offen bin, ich gestehe Dir: es ward mir das Alles nicht ganz leicht.“

„Und dennoch?“

„Dennoch, Vater!“ antwortete lächelnd, aber bestimmt der Sohn. „Der Geschäftsmann muß sein, wie ein Feldherr, — er schlägt die Schlacht, er freut sich des Sieges.“

„Und der Sieg wird ausfallen?“

„Sicher, so sicher und fest, wie mein Sterben!“

„Und Dein Streben ist?“

„Auf dem Strome des Geschäftslebens statt des Rahmes, in welchem wir jetzt rudern, ein Schiff zu besitzen!“

„Reite mit Gott, Karl!“ rief der alte Herr, „gewinne ein Schiff!“

Einige Sekunden noch stand der Alte, hielt fest des Sohnes Hand und sah ihm treu und zuversichtlich in die Augen. Dann lächelte er ihn. Schweigend gingen sie zusammen auf dem Hof. Das Pferd wurde vorgeführt, aber der junge Geschäftsmann besah es noch nicht. Ufrig ertheilte er auf dem Hofe einige Befehle und war eben im Begriff, sich noch in einen der Arbeitsäle zu begeben. Da zapfte der alte Herr ihm am Rockärmel, und in demselben Augenblicke rief der Alte:

„Suchst Du mich, Mathilde?“

„Statt des Rockärmels ergreif er schnell des Sohnes Hand, er ließ ihn nicht fort, und redete weiter:

„Komm doch näher, Mathilde, nur einige Worte wegen des Blumenbeets.“

„Sie meinen das links dort?“ fragte Mathilde, indem sie besangenen näher trat.

„Links liegt das Herz!“ riefte ein betagter, verbeisprechender Arbeiter.

Der alte Herr lächelte, — der Sohn grüßte mit sicherem Anstand, — Mathilde schlug erröthend die großen, schwarzen Augen nieder.

„Guthäufige, Vater,“ sprach mit Bescheidenheit Karl, indem er den Arm aus seines Vaters Arm losmachte, „Du weißt, daß ich noch einige Augenblicke lang in den Mittelstall muß.“

Er grüßte mit dem Hute abermals nach dem Mädchen hin, indem er ganz im gewöhnlichen Schritt nach einer Thüre des Mittelgebüdes ging.

Mathilde erhob die gesenkten Augen, sie blickte hin nach der Thüre, wo Karl verschwand, — blickte mit Augen, in denen unbewußt ihre träumende Seele lag.

Dem alten Herrn entging das nicht. Er kam darüber in eine gewisse Verlegenheit, in jene Stimmung, welche oft zwischen Pflicht und Mitleid, zwischen Vernunft und Herz sich erhebt, und statt mit dem Mädchen über das Blumenbeet zu sprechen, stellte er die ungeschickte, aber von dem Ton inniger Theilnahme durchdrungene Frage:

„Warum erdet ihr denn nicht miteinander? Karl spricht wohl jetzt selten mit Dir? — Wahn w denn, Mathilde?“

„Das weiß ich nicht,“ antwortete leise und erröthend das Mädchen.

„Er hit Dir also noch gar nichts gesagt?“ fuhr der alte Herr gutmüthig fort; „nun, warte nur, warte, liebes Kind, —“

Er wendete sich einige Schritte hinweg zu einem Werkführer, der ihm eine Mittheilung zu machen hatte. Durr und Werkführer gingen zusammen im Gespräch nach der Thüre des Mittelgebüdes.

In demselben Augenblicke trat Karl heranz. Der alte Herr verließ nun den Werkführer, schloß sich an den Sohn an und sagte zu diesem:

„Karl, sprich doch einige Worte mit dem Mädchen. Das kannst Du, ohne dem Uebrigen zu schaden, und das arme Kind dauert mich.“

„Still, still, Vater,“ antwortete unwillig der Sohn, „wezu sollte das dienen, wozin führen? — mache mich nicht irrt.“

Der Vater bat nochmals; — so kamen sie bis ans Pferd, welches der junge Mann nun schnell bestieg. Gleichsam als wolle er den Wunsch des Vaters erfüllen, soweit dies möglich, grüßte er beim Begreiten nicht ohne Freundlichkeit nach Beiden zurück.

Ein Gruß kam unter gewissen Umständen gar tief in die Seele fallen; er fiel in die Seele Mathildens.

Kaum hatte Ross und Reiter sich gewendet, da lehrte der alte Herr zu dem Mädchen zurück; das Mädchen aber sah dem Reiter nach, bis er am Ute der Wiese verschwand.

„Siehst ihn nicht mehr?“ fragte lächelnd der alte Herr.

Da zog Mathilde ihre Hand rasch und erschrocken von den Augen.

„Nicht blendete die Sonne,“ sagte sie halb laut; „ich wollte warten, bis Sie kämen, ich sollte ja Ihre Befehle hören. Sie wollten mit mir sprechen über das Blumenbeet im Garten.“

Da wurde der alte Herr wieder abgerufen. Es mußte dringlich sein, denn der erste Bote hatte kaum ausgeredet, da kam schon ein zweiter.

„Allerdings, allerdings,“ sagte lächelnd der alte Herr im Weggehen, „links, — über das Blumenbeet links müssen wir reiten, ich werde Dich rufen lassen, Kind. Geh’ jetzt in Gottes Namen, Kind.“

Und das schöne Kind ging, — ging sinuend von demen. War es Wehmuth, war es Sehnen und Hoffen, war es Schmerz oder Freude oder Liebe: sie wußte nicht, was sie bewegte.

Es war eine gar regsame Zeit, die Zeit nach der leipziger Ostermesse 1857. Die Arbeiten in den Fabriken reichten nicht mehr an, der Lohn mußte erhöht und die Besteller mußten beschiedigt werden. Ueberall Aufschwung, überall ein frisches Schaffen und Thun, überall ein lebendiges Drängen und Treiben.

Auch in unserm Establishment. Schon ist es gegen Abend, aber in den Fabrikgebäuden herrscht eine Thätigkeit, als sei kaum der Morgen angebrochen.

Schon von außen her verdundet sich der Fleiß. Wie qualmen noch die hohen Schornsteine im frischen Feuer, wir arbeiten noch die Dampfmaschinen! Und drinnen in den Gebäuden, wie heult

da „der Weß“, der mit eisernen Zähnen die Welle zerreißt und sie vorbereitet für die feineren Maschinen, durch die sie dann gehen muß, bis sie zum glatten, haltbaren Faden wird! Und die „Krempel“, die „Keden“, die „Spinne“ und „Feinspinnmaschinen“, wie sie summen und jurren, wie Tausende von Spindeln stilsichend sich drehen! Ist's doch, als sähe an jeder einzelnen Maschine ein unsichtbarer Geist und hande hinein mit seinem Athem in die blauen, eisernen Räder und Getriebe; ein Geist, allgemäht, allumfassend, allgreif, und doch ist's nur der Geist des feinen Menschen, der das erschafft, ersand; des feinen Menschen, der durch den Geist eben so groß da steht!

Und einen Blick weiter. In den andern Sälen stehen die Webstühle. Wie steigt da der „Schuß“ durch die „Werste“, wie läßt er die „Spule“ von einem Ende zum andern laufen, so daß Fäden auf Fäden sich legt und „Werste“ und „Einschlag“ sich einen und binden zum Ganzen! Und unten in dem Raume, wo die „Walle“ sich befindet, kann daneben in dem Saale, wo die Maschinen für „Appretur“ stehen: wach! ein Ozean und Eingreifen, wach! ein Regen und Bewegen, daß die Tuche zum Glätte und Glanz und somit ein schönes Neuzer erhalten! Und diese feine Welt, diese Tuchmacherei durchschreitet jetzt der alte Herr noch ein Mal, ehe es Feierabend wird. Das sämtliche Arbeiterpersonal steht den alten Herrn immer lieber kommen, als den jungen Herrn. Der Letztere ist einzig und allein nur bei der Saage, — er löbt oder tadelt. Der alte Herr hat nebenbei noch immer ein kleines Gespräch, wenigstens mit den Verführern, ein sehreres Wort auch für manchen einzelnen Arbeiter; sein Lob ist herzlich, sein Tadel milder. Heute hat er den Verführern das Gedicht von „Ernst Heiter“ vorgelesen.

Er war in allen Sälen, — sah, hörte, sprach. Jetzt zieht er aus den lärmvollen Räumen sich zurück. Er geht nach dem stillen Zimmer, welches sich am Ende eines Gebäudes befindet. Nicht der Stille wegen sucht er es auf, an den Türen in den Sälen, an die ganze Maschinenmusik ist sein Ohr ja längst gewöhnt, er hört sie gern, er hat sie lieb, — es ist die Niederlage für fertige Waaren, in welche er jetzt eintritt. Hier betrachtet er die Stöße der aufgespeicherten Tuche. Hier ist er ihm wohl, recht wohl. Er zählt und muskelt. Dann blickt er mit Behagen durch's Fenster hinauf auf das Färbehaus, aus dessen Lüftung der Restrauch dampft, und spricht berechnend vor sich hin: „was heute gefärbt wird an Wolle, kann nach wenigen Tagen „gewollt“ werden; bei solcher Witterung geht's schnell mit dem Trocknen; nach vierzehn Tagen muß die heute gefärbte Wolle als Waare fit und fertig in die Niederlage kommen.“

„Woll's Gott“, setzte er nach einer Weile hinzu und schloß das Fenster.

Raum hatte er den Wibel getrieben, so begab er sich an ein anderes Fenster. Nicht hinaus auf den Hofraum führte die Aussicht, sondern hinein in die Padkufe, welche an die Niederlage angrenzte und aus verschobenen, durch Tapetenverschlüge getrennten Abtheilungen bestand. In einer dieser Abtheilungen sah Matilde. Sie stand die Firma des Hauses und die verlassene Nummer in die Tuche, wie jedes Stück an der Ecke des Endes

diese Marke tragen mußte. Solche und ähnliche Arbeiten waren jetzt Mathilde zugewiesen. Früher hatte sie einer Spinnmaschine vorgehoben, und hatte, wie viele Mädchen und Frauen, in einem der Säle gearbeitet. Dieser mißlichen Stellung wußte sie aus und konnte ihr ausweichen, seit sie — es war ein Jahr her — von einer verstorbenen Tante fünfzehnhundert Thaler erbt. Da erklärte sie dem Hause oder vielmehr einem Beisitzer desselben, daß sie dem Färbestellen entsagen wolle, es sei denn, sie sähe ihren Platz am Städtische und in der Verpflanzung des Gartens. Das wurde ihr gewährt, und so blieb sie. — War sie aber schon früher ein Liebling des Hauses gewesen, so hegte sie sich dies durch die neue Stellung, in welcher sie mit dem alten Herrn und dessen Sohn oft in geschäftliche Verbindung kam, gar sehr.

Ein einfaches Mädchen der Fabrik, — und doch, wach! ein Ausdruck in der vollen, schlanken Gestalt, wach! ein Ebenmaß in den Gliedern, wach! eine Seele in den Augen! Wenig, Matilde war schön, Mathilde war auch gut. An Fenster also stand der alte Herr, er blickte hinein in die Padkufe.

„Matilde hätte ja doch mit Dir sprechen können, armes Kind“, sagte er vor sich hin, und wie Du ihm nachsahst, als er fortritt! Wer weiß, wer weiß, wie's mit Deinem Herzen steht, — darum — gesprochen muß doch werden, es stehe so oder so.“

Er griff an die Klinke der Thür, welche in die Padkufe führte. — Er sann und sann, — er sog die Hand von der Klinke zurück, — er trat wieder an das Fenster, und auch hier stand er noch unentschieden über liegend.

Endlich klopfte er mit dem Finger an die Scheibe, — er winkte, durch die Thür trat Matilde.

Die Frühlingssabende warf ihren Schein in das Zimmer, der alte Herr und das frischblühende Mädchen standen beideweise in lichter Vergeltung, als habe der Himmel an beiden seine Freude.

„Sie haben beschön, — Sie wollen über das Blumenbeet sprechen? — fast kann ich mir denken, was Sie meinen,“ sagte unbefangen und mit sanfter Stimme Matilde.

„So, so, und was mag ich da wohl meinen?“ fragte lächelnd der alte Herr.

„Sie wünschen, daß das Beet, welches sich links am Eingange befindet, mehr mit Sommerblumen besetzt wird, als dasjenige, welches rechter Hand liegt.“

Der alte Herr sog seine Hände auf den Rücken, ging ruhig hin und her und sagte etwas verworren:

„Nun ja, — aber eigentlich doch nein, — nein, nein, Matilde, besetze das Beet, wie Du willst, — Lüge und Schwindel stehen auf einer Linie, — nichts da! Höre mich, liebes Kind, ich wollte Dich eigentlich fragen, — ich wollte Dich wirklich fragen nach Deinem Herzen, nach diesem Blumenbeete, — aber eigentlich auch das nicht, — ich wollte Dich fragen über Karl, — oder nicht fragen, gar nicht fragen, — ich wollte Dir sagen, daß Karl —“

Er hielt inne, er blieb stehen, — er blickte hinab nach dem Hofraum, — er sah es nicht, wie über Matildens Gesicht ein dunkles Roth sich ergoß. (Fortsetzung folgt.)

## Wid-, Wald- und Waidmanns - Bilder.

Von Guido Hammer.

### 3. Aus dem Fuchsbelen.

Dassen sollte man den Fuchsbildigen — und lieben muß man Dich, Du Fuchsbildiger!

Dich meine ich, Du schlauester, rätselvollster Gauner der Thierwelt, der bald als Cavalier, bald als gemeiner Lump, dann wieder als eckelamer Biermann oder als froher Räuber auftritt, gerade, wie sich's eben paßt. Schlaue jeder Gefahr ausweichend, unbekümmert, wie es scheint, ob sein Ruf darunter leidet und er als Weingilt gilt, ist er, wenn es zum Treiben kommt, ein tapferer Kämpfer, und wahrlich nicht leicht macht er seinem Feinde, dem todernüthigen Dachshund, den Sieg, der wohl erst zweifelsvoll bliebe, stände letzteren nicht der überlegene Mensch zur Seite. Ja, noch mehr Muth, als im offenen Kampfe mit Feinden, beweist er im Kampfe gegen sich selbst; denn nicht zu selten kommt

es vor, daß ein Fuchs eher Hungers stirbt, als einen Broden anrührt, den er von Menschen als Lockspeise für ihn hingelagt glaubt. Oder auch: wenn er sich hat überlistet und fangen lassen, so ist er, wie die Erfahrung immer auf's Neue lehrt, im Stants, sich selbst zu amputieren, um so mit Verlust eines Fußes dem verderblichen Eisen zu entgehen. Außer dieser herrlichen Tugende hat er noch mancher andere, besonders die, ein treulicherer Warte und ein sorglicher Familienhaupt zu sein. Freilich macht er in diesem Falle den jehusischen Grundbau: „der Zwof heiligt das Mittel“, nur allzu sehr geltend; denn gerade um deswillen wird er in der Zeit der eheichen und väterlichen Pflichttreue der Ehedenen seiner Mitgeschöpfe, der sich bis auf die hartlosesten „Springinsfeld“, die zurpuren Cradspitzer, oder einen summenen



Eine Bärenfamilie vor dem Farn.

Räfer und krabbelnden Wurm erstreckt. An ihrem Erbschen nämlich theilt er seiner lungenbenen Brut den ersten Uterwirth im schlaun und raschen Erbenen, wobei er deren angebornen Trieb des Werdens mit sarsstichig emporgesegenen Lehen gleichsam beschleht.

Verjuden wir einmal, an das Raubnest dieses rothhaugigen Freikreuzers heranzuschleichen, um ihn möglicher Weise in seinem Familienleben zu belauschen. Mit der gehörigen Vorsicht, namentlich wenn das laubere Elternpaar auswärts ist und der Jagd obliegt, um die sorgungsvolle, nimmensatte Jugend zu bekriegen, kann man schon auf günstigen Erfolg für die Beobachtung rechnen. Am besten ist's, wenn man Gelegenheit hat, sich in der Nähe des Baues, natürlich außer Wind, auf einen Baum zu setzen, um von dieser Kanzel\* aus Raubschau zu halten und in Augenschein zu nehmen, was da kommen wird. Sind die Jungen bereits vor dem Bau, so werden sie allerdings, bei dem Geräusch, das man nicht ganz vermeiden kann, sofort verschwinden; denn sie scheinen den gemessensten Befehl zu haben: beim geringsten Anschein von Gefahr in den Bau zu flüchten. Jedoch nicht lange leidet es die leichtsinnige Tauselstrut unter der Erde; zumal, wenn eben die Waistone mit ihren wärmenden, goldenen Strahlen verledend auf den Tummelplatz vor der Haupttröche scheitert. Aufgespißt! Behausung streckt jetzt einer der Keuzerige vor der jugendlichen Mütterbande den Kopf aus dem Beckle ihrer Spelante. Wie kleine grüne Lichterchen flammen die funkelnden Seher im niedlichen, weichen Köpfchen aus dem dunkeln Eingange des Baues hervor. Weiter und weiter wagt sich der scheimliche Pfliffstus heraus, bis er vor dem Baue ist, den einen Hinterlauf noch in der Höhle, am augenblicklich umwenden und in die schließende Festung zurückziehen zu können, sollte es ihm noch nicht ganz geneher erscheinen. Gereame Zeit bleibt er in dieser Stellung, während man hinter ihm ein zweites Augenpaar im Dunkel erglänzen sieht. Nichts Verdächtiges bietet sich ihm dar und ein verübereschwirrender Graadhsifer gibt ihm Veranlassung, mit einem Satze nach demselben auf den Vorplatz zu springen. Sofort folgen ihm drei andere kleine Taugensichte in pyzidenen Sprüngen nach, und sich folternd und überstürzt sind sie bald ein Anäuel, einer des andern Ruthe hauchend oder fest sich beißend und zerbend. Dann sich auseinanderverwidelnd, fahren sie blitzschnell wieder zum Baue; aber schon im nächsten Augenblicke steht man sie abermals erscheinen und teller als zuvor sich tummeln, so daß man merkt, nicht etwa eine gewohnte Gefahr habe sie in den Bau getrieben, sondern vielmehr das Bedürfnis eines Exercitioms für läufige Fälle, was gelegentlich mit als Spiel getrieben wurde.

Jetzt springt einer nach einem herumumflandenen Schmetterlinge; ein anderer zerrt und zaßt an einem Entenslag herum, der von der letzten Wählzeit her noch auf dem Plage liegt; plötzlich schießt ein dritter herbei, reißt ihn weg und schleudert ihn emper, um ihn nachzuspriegen und in der Luft zu erschauen; aber der vierte, sein jüngstes Brüterchen, kommt ihm zuvor, und eilt wie mit einem Raube davon, nun verfolgt von der ganzen Sippschaft — da hört man es in einer gewissen Entfernung leid und leiser tellen, und augenblicklich machen sie Halt. Es war das Signal der herannahenden Mutter! Alle laufen sie der Gegend

\* Kanzel, eigentlich Buchsengel nennt der Jäger dazu passende Blume, auf die man sich auf den Anstand legt.

zu, woher die Ersehnte kommt, und siehe — mit einem Häschen erscheint die sorgliche Alte.

Redend eilt ihr die Schaar entgegen. Alles zerrt nun am Raube herum, so daß die Alte kaum bis zum Baue kommen kann, vor dem sie sich unter den gierigen Nimmersatten niederlegt, um das Raub unter sie zu theilen. Bald ist es unter Raub und Raub zerbrochen und da es heute nicht die erste Beute ist, so kann Frau Keinede gelassen warten, es vielmehr der Herr Gemahl noch etwas bringt, und sich's bequemen machen. Behaglich streckt sie sich im schönen Frühlingssonnenschein dahin. Freilich lassen ihr die Kanzen keine Ruhe. Einer tummelt sich auf ihrem Rücken herum, während ihr ein anderes Liebingskind am Kaufort zerrt, ein drittes gar sie an der Rehle würgt, wogegen das vierte an der beweglichen Kante\* eines seiner Geschwister Fangstuden macht. Halb wehgeschällig, halb unwirsch über die tollten Streiche ihrer Bande, erwidert sie halb den Späß, halb wehrt sie ihn ab; aber es hilft nichts, sie muß sich's schon gefallen lassen. Endlich erlöset sie der Gatte durch seine Dazwischenkunft. Was wird er mitbringen? Wie? Kommt er diesmal leer nach Hause? Denn ein armlieges, noch lebendes Mäuslein kann kaum für einen Wisfen gelten; es soll auch nur zur Lectien dienen. Wird welcher Begierde drängen sie sich heran, ihr Schlachttopfer in Empfang zu nehmen, das, aus dem Nagen des alten Mäusers losgelassen, die Flucht versucht, aber sofort von der Rote verfolgt und vom Gemantelsten auf nicht eben jämliche Art wieder eingelangt wird, worauf die Andern es ihm zu entziehen trachten, so daß das arme kleine Geschöpf, von Maul zu Maul gerissen, schließlich bald tot einem der jugendlichen Raubgeschellen zur Beute wird, der es dann nicht ohne abermahlige verschleierte Hindernisse verzehrt.

Da haben Tritte, und augenblicklich ist die ganze Kistei verschwinden. Ungefährliche Kinder sind es, die im Nichts nach Nagen umherstreifen und zufällig an den Bau kommen. Die Mütter der ranbgräßlichen Röhre reizen sie, sich den Bau näher anzuschauen, und dieses ist genug, um die Ansätze zum Nagen aus ihrer bisher unberührt geliebten Burg zu bestimmen. Sobald wieder Waube geworden ist, recognoscirt der alte schlaue Räuber, ob Ausfall und Flucht bereits thunlich sei. Nichts rührt sich mehr, und der Wind verdröh ihm verdächtiges Menschenkind mehr. Soll er es darauf aufkommen lassen, bis die Gefahr sich vielleicht in drohender Gestalt wiederholt? Nein, ohne Zögern braunt er den günstigen Augenblick. Aus einer vom Hauptbau ziemlich entlegenen Nisttröche sieht man nun den Burg Herrn, hinter ihm die Dame, herausschlüpfen, deren eiltig die Familie folgt. Vorichtig, ohne die Flucht zu überhürzen, verschwinden sie in dem den Bau umgebenden Dickicht, um dort in einer der bewohnten Stellen die schließende Raht zu erwarten, in deren Dunkel das Familienhaupt die Gattin und die elden Erbstlinge aus der interimistischen Waldwohnung herausführt, um sie unmittelbar in einem Kornfeld einzunquartieren. Hier werden noch in verlesenen Raht einige Nisttröhren ausgeführt, in denen das Fehblager bezogen wird. Sind doch die Jungen bereits so weit, um selbstständig jagen zu lernen, und dazu eignet sich kein Röhre besser, als der neue Sommeraue enthalt. Ueberlassen wir ihn hier einzuweisen seinen Freunden und Leiden. Wir sehen ihn schon ein alter Wal wieder, wenn keine Familienorgen sein raffiniertes Haupt betrüben, und nehmen dann Veranlassung zu einem neuen Wilde.

\* Kante, Ruthe, heißt der Schwanz des Buchses.

## Hinkel's deutsche Vorträge in London.

„Zehn Jahre sind dahin gegangen!  
Es wächst mein Sehnen und Verlangen,  
Mein Sehnen und Verlangen wächst:  
Die alte Frau hat mich behergt.“

Deutschland ist's, mein altes liebes Deutschland, der geographische und Culturmittelpunkt Europa's und der meines Herzens, so vieler, vieler Herzen, die unter allen Längen- und Breitengraden der Erde in allen möglichen Stufen der Gesellschaft, der Völker und Racen pulstern oder längst nicht mehr schlagen, und das Auge zum letzten Schimmer schließen, nachdem es vergebens heiß und brohend nach einer der lieben Gestalten der Heimath

umherirret, die durch den letzten Hiebertraum schritten; Deutschland, das ist die alte Frau, unsere Mutter, nach der unser Sehnen und Verlangen wächst. Die alte Frau hat mich behergt! Behalten wir den Heine'sche Ausdruck für seine leidliche Mutter bei, der er sein rührendes Lieb sagt. Und gehen wir es: die dahingegangenen zehn Jahre, unser Sehnen und Verlangen idealisieren die alte Frau. Sie ist unsere Mutter, die wir lieben; aber wir lieben sie schwärmerischer, heißer, als wenn wir alle Tage bei ihr gewesen wären. Wir stellen sie uns viel eteter, schöner, liebrevoller vor, als sie wirklich ist. Wir vergöttern sie, obgleich sie menschlich ist. Nach dem ersten Wiedersehen würden gewiß sehr unange-

nehme Enttäuschungen eintreten. Sie wohnt so beschränkt, Alles ist so klein geworden, seitdem wir in der großen Welt draußen den Maßstab für diese beschränkte Gemüthsgröße verloren. Und dann muß man sich wegen des Paffes, der Aufenthaltsskarte, des Heimathrechts, des Pödenimpfungsscheins, der Substanzmittel u. s. w. citiren, examiniren oder wohl gar einstecken oder ausweisen lassen; ist nun einmal so Sitte bei Mattern.

Wir idealisiren Deutschland, weil wir nicht in Deutschland leben. Die Deutschen idealisiren dagegen den Boden, den wir Kallidäer mit Füßen treten. So haben wir Heber eine ferne Geliebte, die von entgegengesetzten Seiten, aber aus demselben Ersten und Verlangen, in den Himmel erhoben wird. Dieses tragische Verhältnis hat sich namentlich zwischen England und Deutschland netterisch scharf ausgebildet. Wir deutschen Heiden der Heber in England sind förmlich verrufen in unserer lieben Heimath wegen unserer Engländerfresserei. Ich habe schon manchen langen deutschen Artikel darüber gelesen, Artikel aus allen Tonarten, aber immer mit dem Grundgedanken: Ihr schmäht England, ihr kennt es nicht! Ihr seid blind gegen die Schönheiten, die wir aus der Ferne an ihm lieben, verehren, anbeten, vergöttern! Ihr macht euch lächerlich, wenn ihr Deutschland auf seine eigene Kraft und Schönheit verweist! Wo ist etwas von dieser Kraft und Schönheit? Nicht bei uns, Alles in England. — Wir wollen darüber nicht streiten, und heugen uns demüthig unter dem Vorwurf: Ihr kennt England nicht! Ich treibe meine Religion so weit, daß ich selbst auf unsern Vortheil, daß wir Deutschland und England zugleich factisch und praktisch kennen gelernt, durchsieht und im Detail kennen gelernt haben, während ihr bloß die eine Größe wirklich kennt, daß ich selbst auf diesen sehr bedeutenden Vortheil nichts mehr gebe.

Wir sind verliebt in Deutschland, weil wir ausgerissen oder davongelagt sind, und haßten England, weil es uns fremd ist und blies. Gut. Hier habt ihr so viel Blöße für uns, als ihr nur wünschen mögt. Schreibt diesen Satz ab und donnert uns volldenen nieder. Schad' und nicht: Wir raffen uns doch wieder auf. Wir haben Thatfachen! Nun sind wir allerdings nicht so jung mehr, keine solchen Illusionäre, daß wir glauben sollten, etwas mit Thatfachen gegen echten, wahren Glauben anrichten zu können. O nein! Es ist psychologisch und historisch erwiesen, daß der wahre Glaube, wenn ihn Thatfachen zu rütteln und zu schütteln suchen, nur um so sanftmüthiger und fester wird. Aber wir haben Thatfachen bederlei Geschlechtes, so zu sagen, englische und deutsche Erlebnisse nicht neben einander. Erstere haben den Vortzug vor letzteren, daß sie uns in ganzer Größe auf eigenen Boden umgeben, während letztere von unserm Patriotismus im Koskabe ernstlich im Reinen gehalten werden mußten. Und doch gelingen die letzteren besser, als erstere, selbst nach englischem Urtheil. Das ist etwas, und könnte allein den heimathlichen Deutschen mitten im Rollen, reichen, mächtigen, freien England stolz machen. Das ist etwas, aber nicht der Rede werth vor den Augen unserer höheren constitutionellen Herrschaften, die deutschen Stolz auf Deutschland offenbar für einen überwundenen Standpunkt halten. Aber merkwürdig ist's, daß die Deutschen in England ganz ohne Unterschied ihrer Bestimmungen, Antecedentien und gesellschaftlichen Stellungen — die sie einander entfremden — sich immer unwiderstehlicher von England abgehoben und zu einander getrieben fühlen.

In dem südlischen Stadttheile Londons, Camberwell, erhebt sich ein breiter Hügel — Dünamark-Hill — mit einer großen deutschen Colonie ohne Fälschlinge, ohne Noth und Entschung. Im Gegentheil: lauter reiche, zum Theil fürstliche Kaufleute, sehr antirevolutionär, sehr fälschlingsabschalt, sehr mäßig constitutionell, vollstän-englisch in ihren City-Geschäften, die sie nicht wegen mangelnder Kenntnisse

treiben, sondern aus freier Wahl und mit alter Liebe, seit Menschenaltern zum Theil. Mancher verdient in einem Tage den Jahresgehalt eines wirklichen Professors oder Geheimraths. Sie alle leben fürstlich in heitern Palästen in aller Fülle der Lebensfreuden: Palast und Garten, Equipage, Dienerschaften, Weineller mit 15 bis 20 Sorten, liebenswürdige Frauen, schöne, blühende Töchter, stattsche Söhne, alle Werke treue, liebe Nachbarn und feier-rauschende, gold- und geschmeibefruchtete Gesellschaften. Was fehlt ihnen noch? Theater? Concerte? Launenreiche großartige Vergnügungen? Nein, Alles zehn- bis hundertfach häufiger und reichlicher, als irgendwo in Deutschland. Rollen sein Gegenstand. Erbsüsse zum Theil. Nun, warum genießen sie das große, vergnügungstreibende Loben nicht? Warum finden sie immer so beisammen auf ihrem Hügel, ohne einen einzigen Engländer unter sich — sie, die seit 20 bis 30 Jahren alle Tage persönlich mit Engländern verkehren und Geschäfte machen? Warum sieht man nicht einmal englische Deutschboten mehr in ihren Häusern? In der großen, glänzenden deutschen Colonie da oben im Süden draußten keine einzige englische Fremdschaft. Selbst eine eigene deutsche Kirche haben sie sich erpreß gehant, und einen eigenen deutschen Pastor haben sie sich verschrieben, obgleich es deutsche Kirchen und deutsche Prediger schon genug gibt in London, und englische noch viel mehr in allen Glanzen- und Secten-Sorten. Und was fehlt ihnen nun noch in dieser Fülle englischen Reichthums? In dieser Fülle ihres deutschen Lebens? Noch mehr Deutschland, das wahre, echte, große, schöne Deutschland, das Literaten- und Dichter-Deutschland. Es gibt deutsche Bibliothekien und Buchhandlungen genug in London, und sie haben Geld genug.

Aber warum genügt das nicht? Warum gibt man 500 Thaler für acht Vorträge über deutsche Literatur den G. St. Rinkel, der zehn englische Meilen weit davon im Norden Londons wohnt? Warum gibt man n. o. 300 Thaler für acht noch andere Vorträge Rinkel's über deutsche Literatur? Tausend Thaler für 16 Stunden von etwa 40 Familien, die mitten im Luxus und Reichthum, mitten in dem reichsten, dichtesten Lebensglanze Englands alle englische Herrlichkeit weit billiger haben konnten? Tausend Thaler für 16 Stunden deutsche Literatur und eine stehende zum Besten deutscher Rothleiberer? Das ist etwas und will erklärt sein. Die herrliche Kunst freien, flüssigen, sonoren, oratorisch anmuthigen Vortrags von dem großen, stattschen, blühenden, wenn auch graubärtigen Keiner erklärt etwas, aber wenig, denn man konnte auf Dänemark-Hill Rinkel vorher noch nicht mit seiner beneidenswerthen Gabe. Seine früheren Vorträge wurden deutscher Arbeitern in London, die ihn zu diesem Zweck erpreß einluden und aus ihren häßlichen Mitteln glänzend honorirten, über Geographie, Geschichte, Literatur u. s. w. gehalten, also in einem Grade, der den Kaufmannsfürsten am Camberwell fern lag. Sein politisches Märtyrertum war's auch nicht. Sie sind sehr mäßig constitutionell, und dieses Märtyrertum war ein Hinderniß gewesen, wenn das Sehnen und Verlangen nach deutscher, geistiger Nahrung in dem reichen England nicht so stark empfunden worden wäre. Das ist die Erklärung. So hab' ich sie erlebt, gesehen, empfunden, genossen sechzehn Stunden lang.

Ueber den Inhalt der Rinkel'schen Vorträge selbst sprechen wir nicht. Es kam uns nur darauf an, auf das Terrain, die Pöppologie und die Motive derselben hinzuweisen, auf das tiefe, allgemeine Gefühl, heiße Bedürfnis auch der englischen Deutschen in London (die hier ihre Heimath, ihr Brod und ihre Fülle von Lebensfreuden genießen), als Deutsche zu leben, auf die Unfähigkeit aller englischen Herrschleiten, deutsche Culturbedürfnisse zu befriedigen, auf die Unverschämtheit des englischen und deutschen Beweins. Wenn wir letzterem als Deutsche einen Vorzug geben, können wir uns parteiisch irren. Aber irren ist menschlich und in diesem Falle schön, ewig schön.

## Die Erziehung des Feuerschwarms.

Von Berthold Eigismund.

Der Feener- oder Bündschwamm, der in England German-tinder (deutscher Junter) heißt und in Frankreich den Jarten, an das sanfte familiäre Wort für Schmeicheln und Streicheln ein-

nehmen Namen Amadon führt, ist ein aus dem Köhrensipige Polyporus fontenarius hergeleitetes Product.

Die Form des ausgewachsenen Pilzes hat außer dem natur-

geschichtlichen auch ein ästhetisches Interesse. Wenn irgend die Annahme verstatet ist, daß der Mensch bewußt oder unbewußt für bituerische Zwecke Formen der organischen Natur entlehnt hat, und der Kantus des forinibischen Capitais, sowie das Kleebild der gethischen Baufant sind ja dafür sprechende Beweise: so sieht man sich zu der Vermuthung gedrängt, daß auch die Pilze mancherlei plastische Motive abgeben haben. Wenn siele nicht bei den gewöhnlichen Hutpilzen, z. B. dem Champignon, sogleich ein Gartenstisch, ein Schmelz, ein Eisenblech-Sonnenstirn, ein Kioot-Gartenhäuschen ein? Unser Feuereschwamm aber erinnert auf den ersten Blick an eine Console, die zum Tragen einer Bildsäule bestimmt ist. Er gleicht einem längen der Achse durchschnittenen Regel und ist, ein je höheres Alter er erreicht, mit um so mehr concentrischen Rundbäuchen gar zierlich geschmückt. Der berühmte Bildhauer Schwanthaler sammelte gern im Walde hohle Pilze und wuschle diesen durch geringe Nachhülfe mit dem Messer so groteske Reihlichkeiten mit Tremiten, Ritzern und Jägern zu geben, daß sie als phantastische Decorationen seiner Pumpenbilder dienen konnten. Aber wer auch nicht die Wabe hat, diese Schwämme mit Gallas'ler Phantasie zu gestalten, kann sie zum Zimmer schmuck verwenden; sie geben, zumal wenn der Rand der Grundfläche mit Weinstreifen behangen wird, die zierlichsten Consolen für Staluetten.

Die ausgewachsenen Pilze jedoch, welche als reizende Ornamente für Gartenhäuser bestens zu empfehlen sind, eignen sich nicht zur Zanderbereitung, diese „Pferdebusen“ werden vom Schwamm-Mann gleichgültig weggeworfen. Sie sind zu sehr verpöcht, um reichen Zander zu geben. Sie erreichen eine ansehnliche Größe,



Der Feuereschwamm.

ich habe deren von zehn Zoll Querdurchmesser und drei bis vier Zoll Höhe gefunden. Ihre Farbe ist sanft braungrün. Auf der breiten, ziemlich ebenen Fläche tragen sie eine Menge seiner Löcher, die Eingänge in runde Röhren, in denen die staubhüchlichen Sporen (Samen) gebildet werden. Sie wachsen, gleich den Baumstämmen, durch jährliche Zuwachsstreifen oder Jahresringe, welche auf dem Mantel des kegelförmigen Pilzes die Rundlichkeiten darstellen.

Für den Schwamm-Mann brauchbar ist nur der junge Pilz, wie er auf unserer Abbildung einem Wappenschilde ähnlich an spizen Ende des Pferdebuses ansieht. Dieser jugendliche Feuereschwamm ähnelt einem sehr rutzigen und zähen, gelbbraunen Leder, welches oft die Dicke eines Fellses erreicht und in unregelmäßigen Lappen an den Baumstämmen ansetzt. Dieses Fellester hat eine dünne, außen grauliche, innen tiefbraune, zähe Oberhaut; die von ihr bedekte, lederbraune und fortwärtig sich ansühende Masse ist die Substanz, welche den Zander liefert.

Der Zanderpilz wächst nur an Buchen und zuweilen an Ebereschen auf den Gebirgen. Schon dadurch unterscheidet er sich länglich von dem sehr ähnlichen Pilze Polyporus ignarius, der an allen Weiden- und Tshbaumstämmen auch in den Ebenen verkommt, aber nur ein elendes, hartes Entropag des echten Zanders abgibt. Unser Fellester gleicht dem gewöhnlichen weichen Fellein nicht in der sprichwörtlichen Schnelligkeit ihres Wachstums, aber auch nicht in der raschen Vergänglichkeite. Er braucht zur vollen Entwidlung seiner Größe zehn bis zwanzig Jahre, trobt aber auch nach seinem Tode noch lange der Verwesung. Ich habe Veteranen mit sechzehn Jahrringen gefunden, die noch rüthig vegetirten, obgleich mancherlei Insectenlarven sich in ihnen eingehaust hatten. Die Herstellung des Zanders aus diesem Pilze ist eine ein-

fache, seit unvorzeilichen Zeiten auf dem thüringer Walde heimische Industrie. In der besseren Hälfte des Jahres, die auf dem Gebirge die längere Zeit, durchstreift der Schwamm-Mann den Forst, um sein Rohmaterial zu suchen. In manden Revieren gehört der Feuereschwamm, wie die schwarzen Pilze überall, zu den herrenlosen Dingen, die jeder sammeln darf, wer Lust hat; in andern Forsten, wo man der Rüdertierg's Weisung, daß man zuletzt zum Fangen eines Schmetterlings eine Jagelarte werde lösen müssen, näher gekommen ist, wird der Schwammtragg der Waltung verpöcht. In einem linnenen Umhülle führt der Feuereschwamm-Sammler seinen Proviant mit sich, denn er muß den ganzen Tag umherstreifen und dabei glücklich sein, wenn er seinen Schuhfaren mit einem Viertelcentner beschaufen will. Wenn ein Pilz an einem niedrigen Buchenstode sitzt, wird er leicht mit dem Messer abgehällt; zur Abnahme der hoch an den Stämmen lebender Buchen stehenden Schwämme bedient man sich eines Reifels, der auf eine Stange gestekt wird; zu den allerhöchsten Schwämmen klettert man empor, wogu oft Steigeisen an die Knie gebunden werden müssen. Es erfordert einen Keuerbld, um die Reife eines Pilzes genau zu erkennen, da ein Schwammleder, dem man noch ein Jahr Frist gönnt, später einen ansehnlichen Lappen Schwamm liefert. Ein auf die Zukunft denkender Sammler verfehlt nie, Erwas von der leberartigen Grundlage des Pilzes am Baumstamme sitzen zu lassen, da sich aus einem solchen Reste leichter eine Ernte regeneriert, als aus dem Pilzstamen ein ganz neuer entsteht.

Aber trotz aller Rücksicht auf die Zukunft reicht der Ertrag der thüringer Forsten lange nicht mehr aus, um den nötigen Rohstoff zu liefern. Einmal sind seit der regelrechten Schlagwirthschaft der Forsten die alten Buchen, an denen die Pilze entstehen, seltener geworden; dann aber hat sich die Zahl der Consumenten seit dem dreißigjährigen Kriege, wo das Tabakrauchen in Thüringen und andwärts allgemeine Sitte geworden ist, außerordentlich vermehrt. Die thüringer Fabrikanten beziehen deshalb schon seit längerer Zeit große Massen von Rohmaterial aus dem Auslande. Namentlich kommen viele rothe Feuereschwämme aus den Wäldern Scandinaviens über Stralsund und aus denen der Apenninen über Triest, ehemals über Nürnberg nach Thübingen; auch der Böhmer Wald, der Schwarzwald, die schweizer Bersten und die Karpathenbewaldungen Siebenbürgens haben manche bedeutende Sendung geliefert.

Der rothe Schwamm wird zuerst etwa vierzehn Tage lang in sauchte Flüssigkeit gelegt, damit er „aufbrause und mild werde.“ Das dadurch mürbe und dehnbar gemerdene Filzgewebe wird nun auf einem hölzernen Amböse mit einem hölzernen Hammer geklopft und dadurch das Filzstall auf die drei bis vierfache Flächenauwehnung ausgebreitet. Hierauf werden die „Lappen“ in Rückenlänge eingewickelt und getrocknet und zuletzt zwischen den Händen gekehrt und weich gerieben.

Es ist unter den Schwamm-Consumenten nicht Wenige gibt, die den dunstfartigen Schwamm für besser halten, als den leber- und honigbraunen, so steht sich der Schwamm-Fabrikant oft genöthigt, einen Theil seiner „Lappen“ mit Diantholbrühe zu färben. Salpeterauslösung wird zur Trübung des Schwammes nicht verwendet, denn der mit Salpeter oder Equisalperat versetzte Schwamm verprüht zu rasch, um dem Raucher ein bequemes Anwenden seines Krautes zu gestatten. Und als Punte für die Pfeife findet ja der Schwamm seine Hauptanwendung. Zwar verbrauchen auch die Chyrurogen etwas Rüdtschwamm zum Wuschfaden, zwar arbeitet man auch zuweilen einen sehr bedeutenden großen Schwamm zu einer Wäse ohne Raht und der schänkranne, sich wie Sammel-pilz ansehende Filzstoff sieht wirklich so hüthch aus, daß er Empfehlung verdiente, wenn eine solche Wäse nicht zu leicht Feuer fange; aber die hausthätlichen Verbraucher des deutschen Zunders sind und bleiben doch die Raucher. Gleich der Tabakpfeife ist der Schwamm Privilegium der Männer geblieben; selbst die Bauerweiber, die annäthlich genug ist, bei schlechtem Wetter ihres Mannes Stiefeln und Röde ohne eingeholte Erlaubnis zu misbrauchen, verweigelt sich nie so weit, sich an seinem Feuerzeuge zum Rückenverbrauche zu vergreifen. Ob sich die emancipirten Cigarrenraucherinnen, die hier und da auch in Deutschland aufgeschossen sein sollen, auch das Mannesröde des Schwammes anmaßen, weiß ich nicht; aber die armen Irdenkerinnen sah ich ihre Thonpfeifen stets nur mit einer Lortstohle ansetzen.

Wird sich der Feuerschwamm in der Gasse der Männer haupen? Fast möchte dem Wanderer, der den thüring'schen Gebirgs-Ort Neustadt am Rennsteige besucht, bange werden um die zahlreichen Familien in den armenlichen Schindelhäusern, die seit den Zeiten der Urwälder vom Schwammgerode leben, und deren Familienhölder auf den thüring'schen Jahrmärkten so schwermüthig die braunen Lappen, die sie auf der Schulter hängen haben, feil bieten. Hat sich doch schon fast die Hälfte der Einwohnerschaft jenes Dries zur Phosphorbleichfabrik-Manufactur wenden müssen; ist doch seit wenigen Jahren der Preis des Pfundes Schwamm von 32 auf 30 bis 28 Kreuzer gesunken!

Aber nur getrost! „Schwamm bleibt Schwamm!“ sagt der Raucher, der im Frieden bei Wind und Regen seinen Kastenwärmer anzünden muß, der Holzhaue, Förcher, Baner und Lanbaxt; die Einbräucher mögen die neue Mode annehmen, wir bleiben der altväterlichen Sitte treu. Es macht ein wenig mehr Mühe, dem Feuerschwamm Funken zu entlocken; es macht ein wenig alle Mühe zu erreichendes Vergnügen ist gar kein rechter Genuß. Und dann der Duft, das süße Aroma des brennenden Zunders gegen den innerlichen Gestank des Bündelstüchens!

„Vater,“ sagte ein thüring'scher Knabe zum Alten, der seinen Ulmer in Brand steckte, „Vater, wenn ich nur ein Fürst wäre!“

„Warum?“

„Dass ich den ganzen Tag Schwamm rauchen könnte!“

„O Kindermund, o Kindermund, unbewußter Weisheit voll!“ singt Rüdert mit Recht. Wie oft ist der Duft des Zunders lieblicher, als der des Rauchwerks selber!

Nein, der Schwamm wird nicht außer Gebrauch kommen. Für die Raucher, denen im Zeitalter der Eisenbahnen das alte Feuerzeug aus Stein und Stahl nicht geschwind genug Dienste leistet, liefert die Natur in Bettenhausen bei Gassel u. A. sichern trefflichen Streichschwamm, mit dem man für zwei Kreuzer hundert Cigaretten anzünden kann bei Ersparung von zehn Minuten Zeit, und Zeit ist Geld.

Aber die hauptsächlichsten Gönner und Erhalter des Feuerschwammes werden die gemüthlichen Conseruatoren abgeben, denen ein behagliches Leben lieber ist, als Zeit und Geld zugleich; vor Allen die Maurer, die da wissen, daß nur ein mit Aufopferung von Zeit und Mühe erlangtes Vergnügen wahren Genuß schafft.

Der witzige Schaupspieler Devrient sah einst, als er mit seinen Freunden in einer Berliner Weinstube saß, einen Maurer auf dem Gerüste die Pfeife laden.

„Was gilt es,“ rief der alte Menschentener, „ich trinke eher meine Flasche durch mein Pfeifenröhrchen aus, ehe der da brühen den ersten Zug Rauch trinkt?“

Die Bitte wurde eingezogen. Sowie die Pfeife gestopft war, ließ Devrient den Stöpsel knallen, schenkte ein und brach sein holländisches Pfeisgen zuweilen. Der Maurer holte das Feuerzeug aus der Tasche und füllte so resignirt, als wüßte er, daß kein Baum aus den ersten Hieb fällt, den ersten Schlag aus. Der Schaupspieler beginnt in aller Ruhe seinen Champagner zu schlürfen, sowie die Säbamerikaner ihren Maté saugen. Ein Glas ist leer.

„Ich brauche mich nicht zu überreden,“ scherzt Devrient, „das Stroh hat wenigstens fünf Aete!“

Ein zweiter Streich entlockt dem Stahl einige Funken, der Maurer schüttelt verunruhigt den Kopf und sieht sich stumm ringum, um auszurufen, Devrient aber schenkt sich lachend das dritte Glas ein. Da dreht der Maurer den Stein um, die Bettenden blicken mit besonnenem Athem bald den Maurer, bald den Schaupspieler an, aber der Trinker bleibt salbstlüh. Jetzt regnet es Funken.

„Ja, ich wüßte den Maurerschwamm nicht lemmen!“ sagt Devrient und schenkt wieder ein.

Neuer Streich, frisches Glas; und so geht es fort, bis der Trinker lachend die Kugelprobe macht. Da endlich legt der Maurer höchst selbstvergügt das Brüsttaut auf seine Pfeife und bläst den seltschen Schwammduft durch die Nase.

„Nun soll er aber auch die gewonnene Flasche haben!“ ruft der gutmüthige Schaupspieler.

Wenn die thüring'sche Volksweltigkeit Recht hat, thun die Maurer in der That wohl, ihrem alten Brauche treu zu bleiben. Die Arbeit fördert freilich nicht sehr dabei; aber Banleute, die echten Maurerschwamm führen, überleben und verschaffen auch nichts, wie die neumodischen Accorabbeiter. In großen Städten, selbst in solchen, wo Dampföfen bläsen, sind nicht wenige eben errichtete Häuser zusammengeklüfft; so etwas kommt in Thüringen nie vor. Das macht, die großstädtischen Maurer haben das ungeliege Feuerzeug eingeführt, und dabei ist kein Erzen. Wer aber Maurer hat, die echten Maurerschwamm führen, der hat wohlgeant!

## Hotel Park in Newyork.

Wenn in Deutschland ein Handwerksbursche reist, so weiß er, wo er einzukochen und zu übernachten hat, in der Herberge nämlich; wenn ein ehelicher Bürgermann sich eher Feld macht, und fremder Herren Länder besucht, so geht er, falls er sich müde gelangt und ein gutes Bett sucht, in ein Gasthaus, sei es nun das Gasthaus zum schwarzen Woblen oder zum rothen Ochsen; ist's ein Student oder ein Weinreisender, oder Einer, der in Leber macht, oder sonst einer der auf der ersten Stufe der Bildung Stehenden, so wird ein Gasthof aufgesucht, denn wenn auch die Herberge vielleicht dem Inbalt des Selbstlebens mehr entspräche, so ist doch nur der Gasthof dem Range entsprechend, den man in der Gesellschaft einnimmt; macht aber vollends ein Adelsiger, oder ein Officier oder ein hoher Würdenträger oder sonst ein Mann, der an Rang und ein eigenes Fuhrwerk Anspruch macht, eine Reise, so thut's nicht einmal ein Gasthof, wenigstens keiner zweiten Ranges, sondern ein Hotel muß her und zwar ein Hotel de Russie oder d'Angleterre.

So ist in lieben Deutschland Alles recht höchst eingehüllt, und es weiß ein Jeder, wo er hingehört, welche schon gleich nach seiner Geburt. Wie spanisch muß es ihm also vorkommen, wenn er in ein Land geräth, wo man von dieser wohlthätigen Ordnung nichts weiß, ja, wo man diese Ordnung auch gar umkehrt und auf den Kopf stellt! Da weiß man ja wahrhaftig gar nicht, wo man nur einzutreten und sein müdes Haupt zur Ruhe niederlegen soll; denn wenn z. B. jed's Einzelhaus „Hotel“ getauft ist, so kann einen das Schicksal bei Nacht und Nebel in ein Haus führen, wo man zwei Thaler für's Übernachten zahlen muß, während das ganze Vermögen in dreißig Kreuzern besteht! Und doch

ist's so, in Newyork wenigstens, denn dort heißt jedes Wirtshaus, in dem man Nachtherberge finden kann, „Hotel“!

Aber lieber Himmel! Welcher Unterschied zwischen Hotel und Hotel! Da heißt Du vor einem. Es führt den seltschen Titel: „European Hotel“, „Europäischer Hof.“ Du siehst Dir's an. Es kommt Dir accurat vor, wie eine erbarliche Holzborade, die über's Jahr von selbst einfällt. Du gehst hinein. Eine Wirtshube voll Schmutz und Unrath, eine Wirthin mit ungemachtem Haar, ein Wirt mit betrunkenen Nase empfangen Dich. Du verlangst ein Zimmer. Ein Zimmer? Es sind nur zwei Fremdenzimmer im ganzen Hause vorhanden! Man führt Dich die wankende Treppe hinauf; drei Betten stehen in jedem Zimmer, drei große breite Betten, je für zwei, zur Noth drei Personen; Du kannst wählen, mußt Du aber jedenfalls gefallen lassen, einen Schlafkameraden in's Bett zu bekommen, der vielleicht vergift, wenn Du rechtst ankömmt, auch nur seine todtigen Schuhe auszuziehen; Du deckst den Teppich auf, unter dem Du die Nacht zubringen sollst (denn ein amerikanisches Bett, wie man sie in solchen Gasthäusern hat, besteht aus nichts, als aus einer Graumattze, einem Stroptopfsack, einem Teppich und einem Pintuch), um zu sehen, ob das Pintuch reinlich sei, aber schnell wendet Du Dich ab, damit es Dir nicht ablei werde, denn das Zimmer ist von ungeliebten Wanzennmalen besprenkelt. Das ist das European Hotel, und Du darfst darauf schwören, daß es ein Irldänder ist, der es hält.

Da steht Du vor einem andern Hotel. Es führt keinen so seltschen Titel, wie das vorige; es heißt nur „Sanc't-Nicolas-Hotel.“ Aber es steht im Broadway; es ist ein Stückweide hoch und zweihundertfünfzig Fuß lang; es ist ganz aus Marmor gebaut und die

Trent ist von eleganten Fuhrwerken belagert. Du betriffst die Treppe, sie ist von Wärmern und doch mit Teppichen belegt; Du betriffst den Herrensalon, Du staunst ob der Pracht und Herrlichkeit; Du betriffst den Damensalon und Du bleibst zurück vor dem Reichthum und Luxus; Du triffst auf nichts, als auf Sammet und Seide, Du siehst nichts, als Gold und Goldeswerth; Du siehst ein Zimmer, schönste Teppiche sieren den Boden, der Nimmig reicht vor der Decke bis auf die Teppiche, die Möbel sind von Palisanderholz, das Bett ist blendend weiß überzogen, und auf solcher Matratze mit solchen Springfedern haßt Du in Deinem Leben noch nicht geschlafen. Du gehst in den Speisesalon, das Frühstück besteht aus Thee oder Kaffee oder Chocelate und dazu haßt Du Eier, Roastbeats, Coilettes, Schinken, Fische, Geflügel; ganz im Verhältniß fällt das Mittag- und Abendessen aus; wollest Du von Allem nur versuchen, Du müßtest einen hercullischen Appetit haben. Du willst ein Bad, eine ganze Reihe Badzimmer steht parat und keine Secunde brauchst Du zu warten, bis das Bad fertig ist. Du willst Dich raschen und wirren lassen, Du darfst Dich nur ein paar Zimmer weiter bemühen, und der Barbier mit seinen Gehülfen nimmt Dich in Behandlung, denn ihm ist ein besonderes Local im Conterain angewiesen, und eine solche Barbierstube findest Du in ganz Deutschland nicht. Die ganze Nacht schimmert das Hotel in einem Glanzweir, denn das Gas wird im Hotel selbst bereitet; es hat seinen eigenen Gasometer, seine eigene Gasfabrikation. Tausend Personen können alle Tage logirt werden, und vierhundert Diensthoten sind in den Zimmern und in Küche und Keller aufgestellt, um die Gäste zu bedienen. Hundert Fremde müssen jeden Tag hier verkehren, wenn das Hotel nicht stillstehen soll; so groß ist der tägliche Aufwand! Eine Person zahlt täglich von 3<sup>1</sup>/<sub>2</sub> bis 7 Dollars für Kost und Logis, je nachdem dieses Letztere feiner oder einfacher! Das ist das Sanct-Nicolas-hotel in Newyork, und kein Hotel in der Welt wird es an Größe und Luxus (möglichstweise aber an Gesdumnd und Bequemlichkeit) überbieten.

Witten inne zwischen dem European Hotel und dem Sanct-Nicolas-hotel liegen die übrigen Gasthöfe und nicht wenige nähern sich dem Nicholas-hotel, so das Metropolitan-hotel, das Girard-house, das Klorhouse, das Lafayette-hotel, das Delmonico-hotel, das Howard-hotel und wie sie Alle heißen.

Doch ein Hotel haben wir vergessen, ein Hotel, wie es kein zweites gibt auf Gottes weiter Erde, das berühmte Hotel Parl. Saubere und unsaubere, theuere und wohlfeile, großartige und winzige Gasthäuser findet Du in Leipzig wie in Paris, in Stuttgart wie in Kapellenbogen, aber ein Hotel Parl findest Du nur in Newyork. Nicht einmal Amerika hat ein zweites der Art aufzuweisen, nur die einzige Stadt Newyork besitzt es. Es ist das größte und besuchteste, das wohlfeilste und frequentirteste in der ganzen Welt, und so weit Du reisen magst, es findet nicht seines Gleichen.

Vor dem großen Marmorathaus in Newyork, der Cityhall, dehnt sich ein ziemlich weitläufiger Park aus mit grünen Wiesen und schattigen Bäumen. Er mag wohl jehm Ader groß sein, dieser Park, und im Sommer, wenn die Sonnenstrahlen glühend herabfallen, ergehen sich täglich Zehntausende in derselben. Es ist eine grüne Oase mitten in dem ungeheuren Häusermeer. Hier säuften Dir die hohen Bäume frische Luft entgegen und die Wasserwerke inmitten der grünen Umgebung erfrischen Deinen lechzenden Mund. Breite Marmorstufen führen zu der Cityhall hinauf, vorwärts Säulen schmücken den Eingang. Herrliche Fußwege, vom grünen Rasen eingefast, führen im Jydum aus das weggänzende Rathaus herum. Du bist im Freien, bist in Gottes Natur, mitten in der geschäftsdurchwühlten, von Luxus und Eled geprägten Stadt. Und wenn die Sonne längst hinunter im fernem Westen, wenn das Regiment des Mondes und der Sterne begonnen, wenn das Gemüth in den Straßen sich gelegt und die Spaziergänger alle in ihren Wohnungen der Ruhe gemessen, wenn man nichts mehr hört, als die fernern Carossen, die die Reichen vom Theater und Concert beimführen, oder den Tritt der leichtfüßigen Hympe, die dem Bild des wachhabenden Sidersteinsäcklers zu entgegen sucht, wenn man nichts mehr sieht, als den lauernden Dieb, der an einer Straßenecke sich niederbuckt, oder den saulen Polizeischaumann, der das Auge kaum offen zu halten vermag, dann sammelt sich's wieder an im Park von Cityhall. Von allen Seiten kommen sie herbei, leise und unsichern Trittes, denn das Eled tritt kraftlos auf. Vom Broadway und der Chathamstreet, von der Centrestreet

und von der Williamstreet, von überall her nahen sie sich und lassen sich im Park nieder. Lautlos, ohne ein Wort zu sprechen, schleichen sie sich herbei, und der Eine setzt sich auf die breiten Marmorstufen, die zum Rathaus hinaufführen, der Andere lehnt sich an die vorstehenden Säulen, der Dritte macht sich in einer Ecke bequem und der Vierte streckt sich unter einem Baum. Wohl denen, die einen beerrztigen Platz bekommen haben! Viele mühen sich damit begnügen, auf dem Grasboden oder den Steinplatten zu liegen, wenn die andern Plätze schon alle besetzt sind. Ein Stein ist das Kopsstein, auf welches das müde Haupt niederstakt, der waide Erdboden ist die Matratze, auf welcher sich der Leib dehnt, der abgeschabte Rod ist die Deckede, mit der sie sich vor Sturm und Regen schützen.

Und nicht Einzeline sind's, die sich allda ihr Nachtquartier suchen; auch nicht Duzende sind es, sondern nach Hunderten kannst Du sie zählen. Freilich im Winter geht ihre Zahl etwas zusammen. Die meisten suchen eine Unterlunft in den Stationshäusern. Denn die Polizei in Newyork hat in jedem District vier oder fünf Stationshäuser und in jedem dieser Häuser, das gemestmaßen als Hauptquartier für diesen Unterbrieger gelten mag, befindet sich ein großes geheiztes Zimmer für die „Wähligen und Beladenen“, die kein Nachtquartier fanden. Aber oft sind deren sehr Hüßanzahl, und die Stationshäuser können sie nicht alle fassen! Da werden so viel Bagabunden, Betranene und Diebe eingezangen, daß die „Armen“, die „Mähligen und Beladenen“ keinen Raum mehr haben. Wo sollen sich nun die je hinwenden? Wohin anders, als in ihr altes Quartier, den Park von Cityhall! Haben sie eine Stunde da geschlafen, so weckt sie der Hunger; dann richten sie sich auf, und reden die erfrorenen Glieder und rennen durch ein paar Straßen, bis sie warm sind, und dann treffen sie sich wieder auf den harten Marmorstufen von Cityhall. Der Hunger allein rettet sie vor dem Erfrieren! Und doch sind deren nicht wenige, die man allmorgentlich im Winter halb erfroren findet und die dann das Spital von ihren Leiden erlöst, denn nur Wenige kehren vom Spital in's Leben zurück!

Das ist das berühmte Hotel Parl, der besuchteste Gasthof in ganz Newyork!

„Und wer sind nun diese Unglücklichen, die allda ihr Nachtquartier suchen? Sind's Bettler und Bagabunden, oder Diebe und Räuber?“

O nein, es sind keine Bettler und Bagabunden, keine Diebe und Räuber! Der Bettler in Newyork ist nicht schlecht daran. Obst man ihm nicht gern, so gibt man ihm doch argern, nur um den Zubringlichen los zu werden. Er hat seine Heimath, seine Familie und lebt nicht selten in Saas und Brans, wenn er ein gutes Tagewerk gehabt hat. Noch besser ist der Dieb in Newyork daran. Ihm darf es nicht bange sein, etwas „Stehbares“ zu finden und an Aufgehoben für's Gestohlenes seht's noch weniger. Der Schlichte, der Nichtstunrige, der, dem alle Mittel recht sind, kommt durch in Newyork, er hat sogar ein gutes Leben. Ihm braucht nicht bange zu sein, einmal die Marmorstufen von Cityhall benutzen zu müssen. Die, welche hierzu genöthigt sind, sind ehrliche Leute, aber Leute, die keine Arbeit finden; es sind Leute, die zu viel Schamgefühl haben, um eine milde Oase zu ersehen, zu viel Rechtslichtigkeitgefühl, um sich etwas „Fremdes“ als Eigentum anzueignen; es sind Leute, die den ganzen Tag von einem Platz zum andern gehen, um sich ein Geschäft zu verschaffen, Leute, die keine Mühe scheuen, um nur ein Stüchden Brod auf ehrliche Weise zu erwerben. Nicht Schneider und Schuhmacher sind's, auch keine Tagelöhner und Bauerneder von Hause aus; diese finden fast alle Arbeit oder wenigstens (auch in den schlechtesten Zeiten) so viel, daß sie ihr „Warmes“ verdienen und ein Stüchden in der Stube zum Schlafen.

Aber wie ist's mit den Gebildeten und Halbgebildeten? Den Gelehrten und Halbgelehrten? Den Professoren und Schulmeistern, den Theologen und Juristen, den Künstlern und Kaufleuten? Das schwindelt und mindertrecht in den Zeitungen, wenn's Frühjahr herankommt! Das lospreßt und losbuhlet in den Aufschlagsamereien zur Raabänderung! Das sitzt und betriegt in den Reisendbüchern und andern im Solde der Länderreisebesten in Amerika geschriebenen Schriften! Und wenn dann einer, dem die Lust zu schuld wurde im alten Vaterlande, wenn einer, der sein Glück nicht fand auf dem heimischen Boden, wenn sold' einer sich ver-

leben läßt, hinüber zu gehen in's Eldorado, nicht der Auswanderer, sondern der Auswanderungsagenturen, was bleibt ihm geblieben? Das Voo, ein Handarbeiter zu werden, ein Bauernschicht oder ein Schneider, wenn er nicht das Schreinerhandwerk verliert: Und Monate braucht er, um sein neues Handwerk gelernt zu werden, Monate, es zu erlernen! Und wenn ihm das Geld imhinein ausgeht, so ist sein Voo: — ein Nachtquartier in Hotel Park!

Amerikaner sieht man keine, jedenfalls nur sehr Wenige unter den Gästen von Hotel Park. Wenn ja sich einer darunter befindet, so ist es einer, der vor Jahren vielleicht Hutteritkaufleute besessen und durch einen speculativen Wurf um Alles gekommen ist, auch um den letzten Freund! Oder einer, der selber als Stadtkämmerer oder Kaufmann hochgeachtet die Stufen zur Cityhall hinaufging, namentlich aber durch Spiel und Freudenhäuser ruinirt, durch Betrug und Schlichtigkeit blamirt, seinen Weg findet, in die alte Gesellschaft zurückzukehren. Wenn's ein Amerikaner ist, so ist's jedenfalls ein Auswärtling, ein von Freund und Feind Verlassener. Weit öfter sieht man allda Irländer, aber diese wissen sich auch hier zu helfen und ihr Trest ist der Whiskey, der Brantwein. Der Irländer ist von Hause aus, ohne Ausnahme, ein harte Arbeit gewöhnt, und so kam es ihm, auch in den geschäftlichen Zeiten, wo Kaufleute brodeln sind, nicht fehlen, daß er sich als Lastträger, Holzpalter, Kohlenfahrer, beim Ein- und Abladen der Schiffe, beim Reinigen der Straßen u. dergl. wenigstens etwas verdient. Er verdient vielleicht in solchen Zeiten, die sich übrigens in Amerika regelmäßig alle drei bis vier Jahre wiederholen, nicht so viel, um sich ehelich und reichlich in einem Kofferbote durchzuschlagen, aber er verdient doch immer so viel, daß er sich ein Brod und Whiskey kaufen kann. Und hat er Whiskey, hat er Brantwein, was will er mehr? Zwei Gläser von einem Siquere (zwei gute Groschen) machen ihn schon taumelnd; fügt er das dritte Glas hinzu, so ist er toll, verdrückt, wahrhaftig und dann sieht er die feineren Stufen von Cityhall für ein Bett an, das die Heurid des Paradieses gemacht haben. Der andere Morgen findet ihn wie frischglänzend, gerädert, jermalm, seine Augen tiefen, seine Zunge leckt ihm am Gaumen, seine Glieder zittern vor Frost und Hitze, aber — ein Glas Whiskey und Alles ist wieder im Wei, und er bringt die nächste Nacht eben so vergnügt im Hotel Park zu, als im Hotel Sanct Nicola!

Aber nicht Amerikaner und auch nicht Irländer sind die Hauptbesucher von Hotel Park. Deutsche sind's, und zwar zu mehr als drei Vierteln Deutsche! Diese sind die eigentlichen Stammgäste. Und wie kann es anders sein? Sie kommen hinüber in's ferne Land, ohne der dort herrschenden Sprache mächtig zu sein. Sie sind also die Letzten, auf die ein Amerikaner beim Beschäftigungsangebot Rücksicht nimmt! Sie kommen hinüber zum Theil ohne ein praktisches Geschäft, ohne ein Handwerk zu verstehen, sie sind sich fast lediglich in einem Lande, das durch und durch praktisch ist, in einem Lande, wo Wissenschaft und Kunst erst anfangen, Wurzeln zu schlagen? Wagt Ihr, wie viel Professoren und Doctoren (nicht Medicinäre, aber Philosophen und Juris utriusque) in Newyork und Pennsylvania an Gassen und Eisenbahnen arbeiten, weil es für sie unmöglich war, mit geistiger Beschäftigung ihre Heerolommen zu erwerben? Ihre Anzahl beträgt viele Hunderte und das Ende ihres traurigen Geschicks ist: Stammgast im Hotel Park zu werden! Sie erfahren ihre Verwandten und Angehörigen in Deutschland ihre Voo, denn sie schämen sich, die Wahrheit heraus zu berichten. Sie sterben unbekannt und unbeweiht. „Es ist nur ein armer Datsman, der auf dem Armenhause in Vootheld eingegraben wurde!“

Noch immer sehe ich ihn vor mir, den viden Professor und Dr. Er verstand Latein, Griechisch und Hebräisch. Er verstand Mathematik, Numismatik und noch vieles Andere. Er kam herüber, weil er sich drücken im alten Vaterlande mit seiner Schöbete überweilen hatte; er wollte den Amerikaner Unterricht geben. Wie konnte es einem Manne mit so vielen Kenntnissen fehlen? Er hatte auch etwas Englisch gelernt, nach der Grammatik; aber wie er nach Newyork kam, sah er ein, daß er eigentlich gar nicht Englisch verstände, denn er vermochte es nicht, auch nur den einfachsten Satz zu sprechen. Er glaubte Englisch zu verstehen, aber kein Mensch verstand ihn! Zwar gab er sich Mühe, unglückliche Mühe, und nach einem Vierteljahre konnte er sich ertzählich

ausdrücken und das Allergeringste auf Englisch verlangen, aber was nützte es ihm? Kein Mensch wollte Griechisch oder Lateinisch oder gar Hebräisch lernen; kein Mensch dachte daran, Mathematik oder Numismatik zu studiren. Er wandte sich an Dutzende von Instituts- und Collegien-Vorlesern. Alle Stellen waren besetzt und Viele, Viele hatten sich vor ihm gemeldet, die auf die erste vacante Stelle mit Schmerzen warteten. Der Jahr und Tag war gar nicht daran zu denken, placirt zu werden, und wenn er sich in eine andere Stadt gewandt hätte, so hätte er hier wieder mit dem Suppliciren von vorn anfangen müssen. So blieb er, aber von Tag zu Tag wurde er magrer, von Tag zu Tag blässer. Er logierte so wohlfeil, als nur immer möglich; er speiste in dem gewöhnlichsten Hofhause, ja, am Ende schränkte er sich so ein, daß er nur noch einmal des Tages aß. Vom Trinken, v. h. vom Bier- oder Weintrinken war ohnehin schon lange keine Rede mehr. Diesen Luxus hatte er schon nach den ersten vier Wochen aufgegeben. Aber dennoch schrumpfte sein Geldbeutel immer mehr zusammen und er konnte den Tag genau voraussehen, wenn heimliche Uebe eintreten mußte. Auf einmal war er verschwunden. Kein Mensch wußte, wo er hingekommen sein konnte. Wer kümmerte sich auch viel darum? In einem so selbstthätigen Lande, wie America, hat Jeder für sich selbst zu sorgen, und wenn man auch hier und da nach einem Anderen fragt, wo geschickt ist mit solcher Weisheit, daß man wohl steht, es kommt nicht vom Heryen. Möglich war er wieder da, aber, Gott im Himmel, wie sah er aus! War er vorher schon blaß und mager gewesen, so war er jetzt ganz steilt ge worden. Er hatte am Canal gearbeitet, aber nur drei Wochen lang hatte er es ausgehalten, dann warf ihn die ungewohnte Arbeit und die ungenügende, lüppige Lust in ein Fieber und mit dem Fieber in's Spital, daß er nicht mehr hoffen konnte, lebendig davon zu kommen. Und doch kam er davon! Er schleppte sich nach Newyork, ohne Geld, ohne Hoffnung, mit gedrohenem Heryen. Das Hotel Park ward jetzt sein Beerdigungsloos (d. i. Kost- und Verpflegung). So trieb er's noch vierzehn Tage. Da fand man ihn eines Morgens halb erstarrt, halb verhungert, halb erstorben. Man brachte ihn in's Spital. Einige Landknechte hielten von ihm und sammelten einige wenige Gaben. Noch einmal konnte er sich göttlich thun an deutschem Wein, aber nur noch einmal. Er starb schon den zweiten Tag; seine Kiste, so wie sein Rath war gebrochen. Man schleifte seine Leiche nach Vootheld, wo die „Pumpen und Selbstmörder“ liegen. Was kann ein deutscher Professor in America mehr verlangen?

Einen Andern ging's besser, ja, das Hotel Park wurde der Gründer seines Glückes. Er war zwar kein Professor, auch kein Doctor, wohl aber ein Kaufmann, und noch dazu ein sehr junger und sehr geschickter, der verschiedene lebende Sprachen verstand und sogar ziemlich viel vom Englischen. Seine Eltern waren reiche Leute in Deutschland, und somit wurde er im Reichthum erzogen und lernte Ansehen machen, wie es die Reichen thun. Da ward sein Vater und es zeigte sich, daß der Reichthum desselben auf einem hohen Grunde gestanden hatte. Man sprach den Bankrott über seinem Grabe aus und die Mutter folgte ihm dahin in kurzer Zeit nach. Der reich erzogene Sohn schämte sich, im alten Vaterlande eine Stelle anzunehmen; er glaubte, man deutete dort mit Fingern auf ihn. So ging er nach America. Natürlich dachte er, es könne ihm bei seinen taunsmüßigen Kenntnissen nicht fehlen. Allein der Mensch denkt, Gott lenkt. Er fand keine Stelle, wie er eine ansprechen zu dürfen glaubte, und als er einmal einen geringeren Platz auf einem Comptoir, der ihn doch wenigstens ernähren hätte, ergalten konnte, schlug er ihn als „zu gering“ aus. Der deutsche Hochmuth war ihm noch nicht vergangen! Aber bald verging es ihm. Das mitgebrachte Geld verwich, und ein Rückgangslid nach dem andern verschwand ebenfalls, und als Nichts mehr zum Berufen da war, wurde das Hotel Park sein Nachtquartier. Wie da sein Red, der einzige, den er noch hatte, bald auslief, kann man sich denken! Eines Abends, als er sich eben in sein „Hotel“ zu früherer Stunde als gewöhnlich — er konnte vor Hunger kaum mehr gehen — zurückziehen wollte, begegnete ihm ein Mädchen. Es war die Tochter seiner Mutter und saß mit ihm aufgemachtem.

„Sind Sie's, Herr Wilhelm?“ rief das Mädchen erschrocken, denn der Jüngling, den sie sich nun als den Sohn des reichen Fabrikanten denken konnte, sah sie zu hochgekommen aus. Ganz hatten sie sich in Newyork schon nicht gesehen, — das Mädchen

war schon früher nach America gegangen, weil es Verwandte da hatte, — aber damals hatte der junge Kaufmann noch Geld und lebte im Cashier.

„Gewiß, Marie, ich bin's,“ erwiderte der junge Mann. „Doch warum erkundst Du so?“

Marie stotterte, sie mochte ihm nicht sagen, wie heruntergekommen er ihr vorleuchte.

„D, ich sehe schon, Du willst mit der Sprache nicht herandrücken,“ sprach der junge Mann mit bitterem Grimm weiter. „Aber was ist da zu verstehen? Du stiebst's ja, ich legire im Hotel Part.“

Wenn aber Jemand in Newport zu einem Andern sagt, er legire im Hotel Part, so weiß dieser schon, wo Bartel den Rest hielt, und man braucht ihm nicht weiter mit dem Hofschlüssel zu winken. Marie war daher tiefinnerlich beneigt. Thränen traten ihr in die Augen, aber sie unterdrückte sie schnell, daß er's nicht merke und dadurch beleidigt sei. Er, ihr Milchbruder, der reiche, schöne Jüngling, der nur das Theuerste und Ausgesuchteste gewohnt war, er im Hotel Part!

„Ich habe mir Etwas erspart,“ sagte sie endlich schüchtern. „Es ist zwar nicht viel, aber wenn Ihnen damit gehoben sein sollte, so . . .“

So konnte nicht fortfahren, denn er hielt ihr den Mund mit der Hand zu.

„Sprich nicht weiter,“ rief er, „beschäme mich nicht noch mehr. Ich weiß es, daß es eine Schande ist, daß ein kräftiger Mann, wie ich, es so weit kommen ließ. Aber Du weißt, daß ich lieber verhungerte, als ich eine Unterstützung annähme!“

„Alein,“ warf sie wieder mit ihrer schüchternen Stimme ein, „ich habe ein Stübchen für mich allein. Die Möbel bringen sind mein Eigenthum. Ich könnte auf die nächsten paar Tage zu einer Fremden ziehen und dort schlafen, und Sie könnten dann mein Stübchen benutzen. Es ist zwar nicht so, wie Sie's sonst gewohnt waren, aber . . .“

Abermals lag seine Hand auf ihrem Munde.

„Du bist das beste, treueste Herz auf der Welt,“ rief er, ohne ihr jedoch eine Antwort auf ihren Antrag zu geben; denn er dachte, es verstehe sich von selbst, daß er diesen nicht annehmen könne. — „Wo arbeitest Du jetzt?“ frag er nach einer Weile.

„In einer Tintenfabrik in Duane Street,“ erwiderte sie. „Ich muß da die kleinen Gläser (in solchen wird nämlich in Newport die Tinte verkauft) füllen und peschieren und bekomme vom Duzend vier Cent's; aber man kann gut seine sechzehn Duzend den Tag

fertig machen. So kann ich ganz gut in der Woche vier Thaler verdienen. Nur sind wir gegenwärtig etwas aufgehoben, weil unser Chemiker, der die Tinte macht, krank geworden ist, und der Besz (der Inhaber der Fabrik) sich nicht recht darauf versteht.“

„Wiso ist die Stelle des Chemikers vacant?“ fragte der Jüngling hastig. „Wie viel Nummer ist Dein Bezirk (Arbeitslokal), Marie?“

Katzenlich sagte es ihm Marie mit doppelter Freubigkeit, als sie vernahm, daß er sich um die Stelle bewerben wollte, da er die Tintenfabrikation gut verstehe. Hätte man dem jungen Manne ein halbes Jahr vorher gesagt, er werte noch Tintenmeister werden, so hätte er einen die Treppe hinuntergeworfen. Jetzt aber war sein Stolz gebrochen, und zwar durch das Hotel Part. Vieleicht trug auch die Begegnung der Marie und sein Gespräch mit ihr Manches dazu bei, seinem Hochmuth Abzu zu sagen.

Dies war die letzte Nacht, welche der junge Mann im Hotel Part zubrachte. Den andern Tag war er in aller Frühe bei dem Tinten-Bosz und erhielt die Stelle des „Chemiker“. Abends aber begleitete er Marie nach ihrer Wohnung und genierte sich nun gar nicht, von ihr etliche Thaler zu borgen, damit er in einem anständigen Logishause sich einrichten konnte. Er hatte ihr aber zuvor unumwunden erklärt, daß sie ein paar Wochen warten müßte, bis er im Stamde sei, mit nur etwas Sicherheit in die Zukunft zu sehen. Jetzt erst ließ er bemerkt, wie unsäglich ich das Mädchen liebte. Jetzt erst ließ er der aneryogene Hochmuth zu sich zu gestehen, daß auch er dem lieben Kinde gut sei, es es gleich nur seiner Arme Todterlein war.

Mit der Hochzeit — aber eine recht stille war's — stand's auch gar nicht lange an, denn der Tintenbosz merkte bald, daß sein Chemiker noch andere Dinge verstehe, als das Tintenmischen, wie z. B. Waschlappenfabrication und Stiefelwasch-Procuration. Dazu kam noch, daß er schon lange daran laborirte, eine Schwefelbläschenfabrik zu errichten, und weil der junge Kaufmann dertel Dinge in seiner Jugend im Polytechnikum mit hatte laufen lassen müssen — damals schienen sie ihm ganz unnütz und jetzt ernderten sie ihn, — so kamen sie übercin, sich zu vereinigen, und jetzt macht ihr Wilhelm Schwefelbläschen über Schwefelbläschen, ganz nach Wiener Art und Färbung. Seine Frau aber führt die Aufsicht über die Sortirungsdüden und verdient somit immer noch ihre vier Thaler in der Woche.

So hat das Hotel Part auch manchen seinen Nutzen, weil es dem Stolz und Hochmuth das Genid bricht.

Z. Gries.

## Geimgegangene.

Von Herrn Wargraff.

Friedrich Ludwig Jahn. Friedrich List.

Die Ueberschrift nennt Männer, welche bei aller Verschiedenheit der Beschreibungen und der geistigen Bildung doch auch viel Verwandtes hatten. Schon in Bezug auf Lebensgestalt zeigten Beide etwas Schweres und Massiges; doch war Jahn mehr knochig, List mehr fleischig; in Beiden aber erschien der deutsche Urtypus ohne Zweifel sehr rein ausgeprägt, nur mit dem Unterschiede, welchen die niederdeutsche Natur des Einen und die schwäbische des Andern bedingte. Beide waren, wie man weiß, rastlose Agitatoren, Beide machten gegen das Beflehende Opposition; aber in ihren letzten politischen Zielpunkten gingen Beide doch weit aneinander, wie Mittelalter und Renzeit. Volkshümlichen Gepräges waren Beide; sie liebten, sich populär, löblich und gemeinverständlich anzuerkennen, nur hatte Jahn etwas von der Schalltnatur des niederländischen Tulenprießers; er war eine mehr trockene hmnorische, List eine mehr feurige gewaltsame Natur. Beide haßten alles Bureautiltrische und hielten sich gern zu Yenten von freier Stellung; List, der die Macht der Feder kannte und ehrte, mehr zu Schriftstellern, Jahn, der lieber sprach als schrieb und sich gern selbst sprechen hörte, zu der studirenden Jugend. List war Autodidakt, Jahn ein studirter Mann; doch hatte auch dieser wohl mehr durch sich und durch das Leben, als durch den Besuch von Collegien und Höherlecturen gelernt. Beide waren dem Aeußern nach Erscheinungen, welche auf den ersten Blick auffielen, aber Jahn

streckte danach, auffallend zu sein, während sich bei List von Kletterei und Schauspielerei keine Spur wahrnehmen ließ; seine Person galt ihm nichts; die Sache, für die er wirkte, Alles. List war der weitern practischerer Kopf, aber doch auch nicht ganz frei von Phantasie und Idealität, die freilich bei Jahn in viel bemerkbareren Zügen hervortraten. Um die Popularisirung gewisser nationalökonomischer Fragen hat sich List große Verdienste erworben, wie Jahn um die Popularisirung gewisser nationalpolitischer Fragen; aber die Schatzkammer des Andern gegen ausländische Waaren und die Schutzmaßregeln des Andern gegen ausländische Waaren haben sich dem Geiste der Zeit gegenüber doch mehr und mehr als unwirksam erwiesen. Doch ich will mit dieser Parallele aufhören, um so mehr, da ich mich an andern Orten gegen die Sucht, zu parallelisiren, erst jüngst ausgesprochen habe. Indeß lag es gerade bei diesen beiden Individuen nahe, einen Vergleich anzustellen. Ich bemerkte nur noch, daß wir List in Deutschland die Eisenbahnen, Jahn die Turner verbannten, daß Beide im Leben wenig Duld gerannt haben, während man jetzt für ein in Rentlingen aufstehendes Vitenmal sammelt und in neuester Zeit auch ein dem Turnwater Jahn zu errichtendes Moniment in Anregung gebracht worden ist. List hat inwischen an Hänßler und Jahn an Preßle einen Biographen erhalten, und wenn es um genauere Kenntniß dieser beiden merkwürdigen Männer



Kant's Denkmal in Königsberg.

Noch im Laufe dieses Jahres wird Deutschland eine Ehrensäule erfüllen und das Denkmal eines seiner größten Denker zur Aufstellung bringen. Es hat lange genug gedauert, und wie man sagt, sollen auch heute noch die Unkosten der Statue trotz aller Aufrufe und Sammlungen nicht ganz gedeckt sein. Das alte Lied im alten Deutschland! — Was Kant seiner Zeit war und wie er für Deutschland und dessen geistiges Emporblühen wirkte, werden wir in einem längeren Artikel: „Kant als Philosoph und als Mensch“ aus der Feder eines unserer geistreichsten

Kritiker unseren Lesern darzustellen suchen. Für heute, in Bezug auf das Denkmal, nur so viel, daß die Statue (nach Rauch's Autreliefstatue am Biedestal des Denkmals Friedrich des Großen) am 18. Juni vorigen Jahres im königlichen Gusshause in Berlin vom Kunstgießer Stabenbed gegossen und später im Rauch'schen Atelier unter Aufsicht des Meisters zusammengesetzt wurde. Kant ist sprechend, mit aufgehobenem Arme dargestellt und macht einen imponirenden Eindruck. Man hofft (?) die Statue (auf großem marmornen Biedestal) noch im Laufe dieses Jahres enthüllen zu können. G.

zu thun ist, der möge auf die betreffenden biographischen Schriften Jahn's und Prehle's hiermit verweisen sein, wie auf die Nachträge zu dem Prehle'schen Buche, welche Wilibald Alexis in Nr. 12. und ich selbst in Nr. 14. der Blätter für literarische Unterhaltung für 1857 geliefert hat. Hier kann es sich nur um meine persönlichen Bemerkungen mit beiden Männern handeln.

Meine Erinnerungen an den alten Jahn fallen schon in meine Knabenzeit, als Jahn von Berlin aus einer Turnerkafete auch meine Vaterstadt besuchte und auf dem Turnplatze des Büllhauser Gymnasiums ein solennes Schauspielern veranstaltete. Jahn war damals, wie die Turnerzeit in höchster Blüthe stand, einer der populärsten Männer in Preußen und erregte mit seinem langen Barte und der Geselgschaft der Berliner Turner, welche sich den Spaß machten, in ihrem Gasthause zwei Eisdock herabzuklettern, bezeichnerweise in Büllhaus das größte Aufsehen. Die Kleinkinder oder Pflüster wußten freilich nicht recht, ob sie in der Jahn'schen Turnerkafete eine Genossenschaft von jungen Reden oder eine Art Seiltänzerbände erkennen sollten. Um so mehr wurden sie von den Lehrern und Schülern des Gymnasiums gefeiert, mit denen Jahn dann nach Kai herauszog, dem Schlachtfelde des siebenjährigen Krieges, auf dem der mit victoriöser Vollmacht ausgerüstete, aber unbefohlene General von Wobell geschlagen wurde, als er einen Angriff auf die Russen unter Solikow machte, um ihre Vereinigung mit den Oesterreichern unter Laboun zu hindern. Das Kränzen des Wobell'schen Angriff hatte dann die für Friedrich den Großen so unglückliche Schlacht von Ammerberg zur Folge. Jahn hielt auf dem Schlachtfelde eine spröde Ansprache an die Turner, gemütht mit historischen Erinnerungen aller Art, namentlich an die noch so frisch im Andenken hallenden Feldzüge gegen die Heerhaaren Napoleons.

Ein paar Jahre später wurde mir Jahn in mehr trauriger Weise wieder in Erinnerung gebracht. Die sogenannte Demagogenverfolgung war in vollem Gange. Das sonst sehr harmlose Jählichauer Wochenblatt brachte Auszüge aus den Untersuchungsacten, darunter feurige Reden, deren Inhalt sogar jetzt ihren Wiederabdruck vielleicht nichtig machen würde. Es war darin viel von „Volksschmerz“, „Freiheitsblut“, „Taufelsmolchen“, „Freiheitsbolden“, „Kronen und Bänder“, „Opfergewässern“ u. s. w. die Rede. Diese Gedichte machten auf mich, den damals etwa elf- oder zwölfjährigen Knaben, einen ganz andern Eindruck, als durch ihren Abdruck etwa beabsichtigt sein mochte. Ich lernte sie auswendig und konnte sie heute noch Wort für Wort recitiren. Nur eine derselben will ich hierher setzen; das Lied ist ja doch nur eine historische Reliquie und seine Mittheilung gewiß eine unverfängliche. Es lautete:

Wie nach dem Himmelsreich,  
So nach dem irdischen Reich  
Trachtet, Vater! —  
Und mit der achtunddreißig Tracht nieder!

Ja, es summen die Jungen  
Freich, frohlich und frei,  
Die müthigen Söhne  
Der Turner.

Sternungen funkeln,  
Die Schwerter sind bloß!  
Es klinget der Freiheit  
Drommetenloß!

u. s. w., u. s. w.

Jahn spielte in diesen Mittheilungen bezeichnerweise eine Hauptrolle, und ich erinnere mich, daß ich mich der verfolgten und auf verschiedene Festungen des Landes gebrachten Anhänger der Jahn'schen Reichstheorie mit großem Eifer gegen einen alten Onkel amahm, der mich mit den Worten niederzubrunnen suchte: „Dummer Junge, was verstehst Du denn davon! Ich schwiege, rechnete mir aber diesen „bunnen Jungen“ ans so reactionärem Munde zur Ehre an. Man kann sich denken, mit welcher Theilnahme ich den Erzählungen eines älteren, nun verstorbenen Bruders lauschte, welcher in dem in Küstrin garnisonirenden achten oder vierinfanterieregiment als freiwilliger gestanden und mehrmals aus der Kafematte, in welcher Jahn, und zwar in Ketten, saß, Wachdienst gehabt und mit angesehen hatte, wie Jahn in der Fremde, die ihn für den Gemüth der frischen Luft gestaltel war, sich auf dem Walle zur nöthigen Leibesbewegung hin- und her-

wälzte und an den dort liegenden Kanonenlagern athletische Uebungen anstellte. Auch hatte er die diensthühenden Unterofficiere, welche Jahn's Kleider täglich nach irgend etwas darunter Verbozogenem zu untersuchen hatten, mehrmals in die Kafematte Jahn's begleitet müssen, was seine loyale Gesinnung zu verklären nicht eben sehr geeignet war. Nebenbei gesagt, war ich damals sehr fleißig auf diesen Bruder, weil er in einem Regimente garnelt, welches außer dem Garderegiment allein das Berrecht hatte, auf dem Gyal'schen einen Federflüg zu tragen. Wie glücklich war ich, diesen Gyal's über meinen Kopf zu hüpfen; er fiel mir aber immer über's Gesicht. Es versteht sich damit, wie mit meiner damaligen politischen Gesinnung, die für meinen kleinen Kopf auch zu umfangreich war.

Diesen Mann, über den ich in der Kindheit so viel gehört, sollte ich am Ende der dreißiger Jahre in Leipzig persönlich kennen lernen, und zwar zuerst durch Eduard Burdhardt, welcher nebst mir (wie auch Prehle in seinem Buche anführt) wohl der einzige unter den Leipziger Schriftstellern war, mit welchen Jahn in jener Zeit intime Beziehungen unterhielt. Er unterließ niemals, wenn er später von Freiburg nach Leipzig kam, mich auf meinem Zimmer zu besuchen, machte dann auch in der Regel Anstalten, einen obern oder andern Brief zu schreiben, wozu es aber niemals kam, da er von Schreiben kein Freund, der Deang, zu sprechen, aber in ihm nun so häcker war. Jahn, über dessen allseitsanreugere Erscheinung ich hier nicht weiter sprechen will, war eine grandgute Natur, und so hatte ich den alten Mann trotz seiner Ecken und Sonderbarkeiten sehr lieb, am liebsten, wenn er mit gespreizten Beinen, in der Luft hin- und herabhängenden Armen und seltsamen Pathos Reden aus der Kriegszeit recitirte, die von früherer Kampfgelassenheit gedichtet waren. Ich gab Anfangs der vierziger Jahre eine Sammlung politischer Gedichte seit Klopflod heraus und Jahn hatte mir zu diesem Zwecke reichliche Beiträge versprochen, was er mir aber später liestete, bestand nur in einem, allerdings schönen und thätigen Kriegsliede von einem gewissen Wll., das ich auch in meine Sammlung aufgenommen habe, und in Druckstücken eines Gedichtes von Scholz aus dem Jahre 1798. Wll. war 1813 als Feldprediger mit in den Krieg gezogen und Scholz, einer seiner Universitätsgenossen, später auch Kampfgenosse gewesen, übrigens einer der feinstenigen Sprecher, wie Wadler von ihm sagt. Obgleich ich den für Jahn und seine Unterthätigkeit charakteristischen Brief, womit er seine leider nur spärlichen Beiträge begleitete, bereits in der Einleitung zu meiner Sammlung politischer Gedichte mitgetheilt habe, scheint es mir doch nicht überflüssig, hier einige der bezeichnersten Stellen mitzutheilen. Die eine bezieht sich auf seine Studienzeit. „Vorsehden“, schreibt Jahn, „waren wir Alle, das gehörte mit zur Zeit. Die Lebensfrist von Goethe, Schiller, F. Richter, Herzer u. s. w. dauerte mit warmem Odem. Da gingen in den Herzen die Tüften auf. Es leimte und wallte in den Gemüthern. Es war eine allgemeine Aufstaut, die sich von selbst verstand und im Allgemeinen seßhaft, bei Einigen noch überflüssig mit Hand und Wort gelübbet. Jeder solle streben, nach seinen vertriehenen Anlagen etwas Tüchtiges zu leisten; es müße anders werden, und dazu müße Jeder helfen. Lustere Baumstühle war nicht schlecht. Aber wie konnten noch nicht bairisches Bier und die Kunst, mit Redensarten aus allen Wissenshaften Kartenhäufel zu bauen. Ein Theil von uns lag in furchtbarem Kampf mit den Lebenskämpfern der nachmittelalterlichen Hochschüler. Darauf die Anspielung (Einleitung zum „deutschen Volksthum“): „Als Jüngling verlorst ich jede Sache, so mir die rechte schien, und die haarkgelegte Freiheit und Selbstständigkeit der akademischen Bürger.“ Welche darüber zu sagen ist die Schriftsteller nicht. Auf dem Festboden Dezer, die eine Gesammtheit wollten, war unser bester Schläger der jetzige Justizminister Mülller. Damals habe ich von der Hagen mit eingeschlagen. Wir trieben viel Deutsch miteinander.“

Wenn Jahn in seinem Schreiben, welches bei seiner Länge ihm, dem Schreiberunlustigen, viel Ueberwindung gekostet haben mag, und „Weihnachten 1842“ datirt ist, sich auch auf unsere Classiker bezieht und auch weiterhin Goethe's auf's Ehrenvollste gedenkt, so glaube ich doch nicht, daß seine Sympathie für sie eine sehr bedeutenende gewesen. In der mündlichen Unterhaltung kam er fast nie auf sie zu sprechen. Poetie und Alles, was Kunst heißt, ließen ihn kalt, waren ihm im höchsten Grade gleichgültig, erschienen ihm vielleicht sogar lächerlich. Das vaterländische Interesse allein, und

auch dies nur in seinem und seiner Genossen Sinne, lag ihm am Herzen. Auch gegen die Dichter, welche unsere Classiker anzuheben, sträubte er sich; sie war ihm lässig und er glaubte in ihr ein seinen Zwecken feindseliges Element zu erkennen. Ich glaube, daß selbst Körner's Kriegslieder bei ihm weniger in Gnuß standen, als die seiner nächsten Genossen, wie die von Will und Schell, die ganz in seinem Ideenreife besungen waren, und diese Ideen, ohne weitere ästhetische Zuthat „frisch, frohlich, und fromm“ anzusprechen. So empfahl er mir auch als „Vorpruch“ (Motto) für meine Sammlung ein paar Strophen, die ihm bei seinem Abgange in Halle ein Comitee in's Stammbuch geschrieben hatte, aber in Gedanken wie Ausdrud höchst trivial waren, obgleich Jahn selbst darin „Thatengeist“ zu finden vermeinte.

Was das von Jahn erwähnte boirische Bier betrifft, so ist es allerdings richtig, daß Jahn für gewöhnlich kein Bier, aber wohl Wein trank, und diesen mit Vergnügen, es auch recht gern sah, wenn man ihn damit bewirthete. In seiner Abneigung gegen das Bier lag übrigens eine Inconsequenz; denn da die alten Deutschen tüchtige Biertrinker waren und es Jahn daran lag, und in Uebersuche zu verweilen, so hätte er im Grunde für dieses deutsche Nationalgetränk Propaganda machen müssen, denn wer gern Wein trinkt, trinkt auch wohl französische und wässige Biere, und geräth so auf dem Wege des Stoffwechsels vielleicht auch auf französische und wässige Ideen. Zudem mußte Jahn durch den Augenschein belehrt sein, daß die am meisten Bier trinkenden Stämme in Teutschland, wie z. B. die Baiern, auch die kräftigsten Körper haben, und diese den Deutschen anzuohfeln war ja Jahn's höchstes Ziel. Aus diesem Grunde wüßte er in Berlin namentlich auch gegen den Genuß von Ruchen, weshalb auch alle Ruchenfransen erbarmungswel von den Turnplätzen verjagt wurden, und das Wort „Ruchenbäder“ als ein arges, in Schimpf und Stimpf zu ehendes Schimpfwort galt. W. Alexis, der selbst unter Jahn Turner gewesen, ohne jedoch zu seinen „Urwaldläuten“ zu gehören, erzählt dies in seinem oben erwähnten Aufsatz, sagt aber weiter hinzu: „Die Einen sagen Jahn nach, daß er es im Altkleiderstump so weit gebracht, Uebeln zu rüsten und zu essen, während Andere behaupteten, wenn es ungeschick geschehen könne, verpöfse er alle Sorten Ruchen, besonders aber Kirschruchen, mit ganz besonderem Appetit.“ Zur Erklärung des von Jahn in seinem Briefe gebrachten Ausdruckes „Schriftsüden“ diene endlich noch, daß dieses Wort eine Verbeugung des Wortes „Genjur“ sein soll; hiernach würde man also statt „Censora“ fortan, „postscript“ genug, „Schriftsüden“ zu sagen haben, oder statt Censoramt „Schriftsüdenamt“, und statt censiren „Schriftsüden“.

Noch dürfte folgende Stelle aus seinem Briefe anführungswürth sein, weil sie seine Ansichten über die neueren politischen Dichter anspricht: „Ueber die neueren Dichter, so die vaterländische Harfe stimmen, könnte man leicht verjucht werden, hart zu urtheilen. Sie sind ungeschick in der Kraft, frohig, trippend wie auf gebohten Füßen, und scheinen nothfrei, von der Zeit aber nicht zeitgemäß. Sie kennen nicht den Umriss der Welt und was sich darin regt. O. Fißler nehme ich aus. Der hat Wissenschaft und Geschick. Unwissend darf keiner weniger sein, als ein Dichter, und die großen sind auch Weise. Weil ihre Dichtungen wie die Heimath einen echten Ring, eine wahre Feindtrügling haben, leben sie aus einer Zeit in die andre, und einem Volk in das andre, wie die Walmen, Homer, Salsantala und Goethe.“

Im mündlichen Verkehr vermißte ich Jahn, von den mittheilenden Dichtern und Schriftstellern viel zu sprechen; er erwählte selbst jenes Conflict nicht, den er in Köln mit einem damals renommirten Mitglied des jungen Deutschlands gehabt hatte. In dem engern Kreise der Bekannten Jahn's erwählte man sich, mit wem epischem Witz Jahn diesen Herrn abgerumpft hatte, von dessen französischer Clarur aber der herrverlesenden Unterlage deutscher Verhältnisse nicht unangenehm berührt worden war. Auch in seinen politischen Ansichten zeigte sich Jahn im Ganzen sehr vorsichtig; möglich, daß er gegen seine Urwäldchen mit der Sprache offener herabgegangen sein moß. Von seinen früheren Centralitäten war er wohl schon längst zurückgekommen, und gewiß dachte er in seinen späteren Jahren nicht mehr daran, von der Schweiz bis Holland eine 15 Meilen breite Wüste zu ziehen und innerhalb dieses Langstrüdes Städte und Dörfer auszurichten, dafür aber Waldbüme und dichtes Gestrüpp und darin

einen Park von Raubthieren anzulegen, und das Alles, um damit, wie er meinte, das alte Germanien von Frankreich unabhängig abzuheben. Diesen monströsen Plan enthielt Jahn wenigstens gegen Theodor Amadée Hoffmann, welcher Neferent in der Jahn'schen Sache war. Im Uebri gen darf man nicht glauben, daß es Jahn mit diesem Plane gerade sehr ernstlich gemeint habe; seine Phantasie schloß sich in solchen Abenteuerlichkeiten und ungeheuerlichen Vorstellungen, und wenn die Ausführung des Plans in seine Macht gegeben worden wäre, würde er sich gegen hundertmal bedacht haben, ehe er zu seiner Vollziehung geschritten wäre. Jahn war doch zu sehr Geschichtskundiger, um nicht überhaupt von den Entwickelungen der Zeit Lehre anzunehmen und sich gewissen Nothwendigkeiten, wenn auch mit Widerstreben, zu beugen. Ein laienliches Haupt Deutschlands wäre ihm selbst im Rahmen constitutioneller Einrichtungen recht gemessen, so sehr ihm der moderne Constitutionalismus von Hause aus auch unwillig war. Im Ganzen lebte er zuletzt mehr in der Vergangenheit als in der Gegenwart. Als ich ihn in Gesellschaft mehrerer Zeitspiger Fremde eines Tages in Freiburg selbst besuchte, unterhielt er uns vorzüglich mit ethnologischen Bemerkungen und historischen Erinnerungen, wozu die Gegend Freiburgs allerdings Stoff genug lieferte. Es ist mir, aufrichtig gesagt, davon nicht viel im Gedächtniß geblieben, eben so wenig von den wunderlichen Mittheilungen über die Einrichtung und besondern Zweckbestimmungen und Eigenschaften seines nach eigenem Plane erbauten Wohnhauses.

Anteß sah ich ihn bann noch zur Zeit des Parlaments in Frankfurt, wo er freilich eine etwas antebulwianische, mammutartige Erscheinung abgab. Er kam zuweilen auf das Bureau der Deutschen Zeitung. Er selbst mochte sich in diesem Wirrwarr, den er allerdings, so viel es auf ihn ankam, noch vermehren half, nicht sehr beglücklich fühlen; indeß hielt er es für Pflicht, auf seinem Posten auszuharren, selbst auf die Gefahr hin, von seiner eigenen Brust, den Turnern, wie er sich gegen mich ausdrückte, „gelegentlich gelohnt zu werden.“ Man hat ihm vorgezogen, in den Septembertagen sich kurzfam verlost zu haben; in der Paulskirche selbst und in seinem Ofen an die Hanauer Turner gerichteten Schreibzettel zeigte er Unerfahrenheit und den Muth seiner Ueberzeugung. Lange wohlgeleitete Reden hielt er in der Paulskirche begreiflicherweise nicht, aber er fuhr zuweilen mit kräftigen Schlagentzügen voll gesunden Mutterwiesens drein. Gegen das Bescholtenheitsgesetz eiferte er, weil ja Alle bescholten seien, unter den Franzen z. B. diejenige, welche das letzte Wort nicht habe. Das Gelächter, welches durch die Anspielung hervorgerufen wurde, bewies, daß der Stuch gefessen hatte. Schon im Februar 1849 erklärte er offen, daß das Parlament überflüssig, todesmatt und verbraucht sei, daß es das Zurruhen von ganz Deutschland verloren habe und daß es am besten sei, nach Hause zu gehen. Einem Glub geböte er nicht an; er wollte als freier Mann seine Meinung sagen.

Obgleich Entschluß für die Kaiserreise, für deren Ausführung er übrigens wohl keine Hoffnung mehr hatte, stimmte er doch in sehr wesentlichen Punkten mit den Vätern, z. B. für das allgemeine Wahlrecht, „weil“ wie er sich ausdrückte, „es in der Welt dahin kommen müsse, daß Niemand sich scheuen dürfe, mit Ehren arm zu sein.“ Damit hätten sich die sündwäldchen Turner begnügen lassen sollen. Was sie wollten, daß Jahn wie gewohnt und konnte es nicht wollen; nicht er, sondern sie sind von seinen Grundplänen abgewichen. Jahn, der eine autoritative Spitze auf demokratischer, vollstänthlicher Grundlage wollte, war in seinen politischen Ansichten etwas unklar; aber seine persönlichen Eigenschaften, sein miltthätiger Sinn („wir Armen“) pflegten die bedürftigen Leute in Freiburg zu sagen, „sind stets Fälle bei ihm, obwohl er's selbst braucht“, seine Verdienste um die Turnerei, sein vaterländisches Gemüth, seine Schickfälle, seine granen Haare hätten mehr Pietät verdient, jene Pöbel, ohne die sich überhaupt nichts in's Welt richten und erhalten läßt. Jahn sollte auch noch die Erfahrung, vielleicht die härteste seiner Leben, machen. Wenn man will, kann man auch hierin eine geschichtliche Remerk machen; denn man spielt eine politische Rolle, wie Jahn sie zu spielen unternahm, selten ungestraft. Jahn endete nicht gewaltsam, wie Pfl, aber obgleich er sich ruhig und still in Freiburg ansiedelte, ist sein Loos doch ein tragisches zu nennen, weil er in einem Kampf mit bismönnigen Mächten gerieth, die er selbst heraufschwören hatte, und darin unterlag.





Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteurs F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

### Issland.

Diegraphische Novelle von A. v. Sternberg.

I.

Durch die einsamen Gänge des Thiergartens schritt in heller Mondscheinacht ein Mann in einen Mantel gehüllt und näherte sich einem Hause, das, absehwert von den andern Häusern, in einer Gruppe von Bäumen stand. Die Bäume waren entlaubt, der Balcon des Hauses und die Stufen des Eingangs mit Schnee bedeckt. Es war im März und ein ungewöhnlich reichlicher Schnee gefallen. In der Vertiefung der Hausthüre leuchtete eine Gestalt in Lumpen, die sich erhob, als der Mann sich näherte, und die ihm entgegen trat, um ein Almosen bitten.

„Du bist dieselbe Kleine, die ich bereits zwei Mal beschenkt habe; zu oft darfst Du mir nicht kommen,“ sagte der Herantretende und wollte vorübergehen, allein das Bettelkind ergriff seinen Mantel.

„Oer! Die Mutter hat mich hinausgetrieben, mit leeren Händen darfst ich nicht zurückkommen, es ist spät, es schenkt mir Niemand etwas in dieser abgelegenen Gegend; erbarmt Euch meiner!“

Der Herr stand auf der Treppentstufe still. Der Mantel war zurückgeschlagen und der Mund schien in ein bleiches, wohlgebildetes, ernstes Mannesantlitz, die Blide waren auf die Kleine gerichtet und mit einer Stimme, der es nicht an Weichheit und Wohlklang mangelte, sagte er:

„Deine Mutter war früher beim Theater, hast Du mir gesagt. Wenn es wahr ist, laumt'wegen gegen Mittag, wenn ich in die Stadt gehe, und zeige mir den Weg zu dem Hause, in dem sie wohnt; ich will sie sehen und sprechen. Jetzt geh und nimm das. Die Kleine empfing das Geld dankend und lief freudig in die Winternacht hinaus. Der Mann trat in das Haus, auf den Ton einer Klingel erschien eine alte Magd, die ihn in sein Zimmer lenkte, in welchem der Ofen brannte und in welchem es wehlich und behaglich ausah. Bilder hingen an der Wand, ein Teppich deckte den Boden und gegenüber dem Schreittische, der in der Nähe der beiden hohen und gegenüber dem geschlossenen Fenster stand, bildeten ein Hügel und eine Daxie eine geschmackvolle Verzierung. An der Harfe hing ein frischer Blumenkranz. In der Nähe des Ofens stand ein hoher Ledersuhl, in welchem eine Kage lag, die sich in ihrem Schlummer durch das Erscheinen des Lichtes und des Hausherrn nicht lösen ließ. Alles in diesem Zimmer drückte Stille, Frieden und poetische Zurückgezogenheit an.

Nur in dem Geiste und Gemüthe des Bewohners dieser Räume, schien es, war dieser Frieden und diese Ruhe nicht zu finden. Er setzte sich an den Schreittisch, überlas flüchtig die Adressen der an-

genommenen Briefe und verkauf dann, das Haupt auf den Arm gestützt, in Träumereien.

Es schlug zehn Uhr. Ungewöhnlich früh war diesmal das Schauspiel beendet gewesen. Die Alte kam, um das Abendbrot anzutragen, sie setzte eine Flasche Wein und einen Teller mit kalter Wildpretspaste auf das Tischchen, das vor einem Sopha stand, das die Wand gegenüber dem Hügel einnahm. Die Kage erwachte beim Geruch der Speisen aus dem Schlummer und kam, ihrem Herrn die Aufmerksamkeit zu machen, eigentlich aber aus der egoistischen Ansicht, an dessen Abendmahl Theil zu nehmen. Es meldete sich hierzu noch ein Gast. Die Thür öffnete sich und ein älterer Herr in einem Pelz, dessen Kragen ihm über die Wäpfe hoch hinaufsprang, trat ein und ward lebhaft und herzlich bewillkommen. Der Hausherr schob einen Stuhl an das Sopha heran und besah, ein zweites Glas zu bringen. Bevor jedoch der Gast sich setzte, öffnete er den Verband des einen Brustes und, den vollen Mondstrahl über sich herübergleiten lassend, sagte er:

„Ich will zuerst sehen, ob wir ichen Bollmoud haben, denn Du weißt, beim Bollmoud sängt das gichtische Fieber in meinem linken Beine an.“

Der Hausherr erwiderte nichts, aber er lächelte und zertheilte die Stücke der Pastete. Dann kam der Gast und setzte sich an seine Seite.

„Das Schauspiel sehen zu Ende?“ begann er.

„Wir fangen jetzt früher an wegen des Anwohlfreund der Königin.“ Sie bleibt nur kurze Zeit und geht bald wieder fort,“ erwiderte der Hausherr.

„Wie war's?“

„Kreuzig.“

„Wie? Eine Deiner besten Rollen? Der Schyler und — frohlig?“

„Man hat mich satt. Ich bin ihnen nichts Neues mehr. Die Kritik hat mich zum Krüppel geschlagen und Krüppel mag man nicht sehen.“

„Eine Pause herrschte. Der Collaborator Meland, so hieß der Gast, kostete an seinem Weine, prüfte ihn, fand ihn gut und feste das Glas behändig hin, indem er sagte:

„Das freut mich.“

„Das freut Dich?“

„Ja, denn es ist Hoffnung da, daß Du in diesem Falle an den Klein zurückgehst, von wo Du gar nicht hättest weggehen sollen.“

Der Hausherr frugte. Sein Blick glitt unwillkürlich auf die Darfe und den daran befestigten Kranz.

„Dast Du nichts von Laura gehört?“ fragte er.

„Sie muß noch immer das Zimmer hüten, allein an Deinem Benefiztage hofft sie das Theater besuchen zu können.“

„An meinem Benefiztage? Man wird diesen Tag brauchen, um mich vollends niederzuwerfen. Es wird daran gearbeitet, mir eine Demüthigung besondern Art zu bereiten. Ich weiß es, aber ich fürchte mich nicht. Man darf diesen Velle nicht Kleinmuth zeigen, dann ist man verloren. Soweit fenne ich denn doch nun schon meine Leute. Stolz, dreist und zuversichtlich will ich ihnen bis zu der letzten entscheidenden Stunde entgegenstehen. Sie sollen mir den Kranz von der Stirne reißen, anders bekommen sie ihn nicht. Es sind ohnehin Verbernen, die in diesem märkischen Lande nicht gewachsen sind. Man soll nicht sagen: der Pfand ist an den Mädelstüden der Berliner Kritik gestochen.“

„An den Rhein, an den Rhein mit Dir!“

„Nun soll es mir an Käse, an Schärfe, an Objectivität fehlen; nun soll ich zu weich sein, zu sehr mich selbst spielen! Und beim Rhein bear hieß es wieder, ich verjagte gänzlich, daß der Ormuzig im Charakter jenes unglücklichen Weibes und Gefühlsstiege sei. D, man möchte selbst nachhinzufliehen einem Publicum gegenüber, das den Genuß tödtet in der Kritik!“

„An den Rhein mit Dir, zurück an den Rhein!“

„Und immer werden mir fies's's Verdienste vorgehalten, weil er der Abwesenheit ist und ich der Gegenwärtige! Sie gleichen dem Hunde in der Fabel, den er im Runde hat, fallen läßt, um nach einem Schatten zu haschen. Doch innerlich, sie mögen so toll, so unverschämlich sein, als sie immer wollen und können, weiß ich doch, daß Eine da ist, die mich versteht, die, wenn ich meine ganze Seele hingebe, sie entgegennimmt mit jener weichen Liebeshand, die sich hütet, mir hier eine sanft vernarrte Wunde, dort einen vibrierenden Nerv zu berühren. Wenn ich mich irgendein Augen zu ihrem Fluge sende, ist sie finde ich leer, entsetzt mir folgende der Muth, und das hundertjährige Ungeheuer, Anblichum, das ich vor mir gelagert sehe, preßt mir ein Leben der Angst und des Entsetzens ab. Finde ich aber Sie, dann ist das Spiel ein Spiel, dann gleiten mir, wie von unsichtbaren Händen mir abgehert, die festsichlichen Verlen aus dem Liebesreichthum der Seele. Ich erwache, und was ich empfinde, ist — Sie! Sie ist's, die mir den Aikem verleiht, wenn ich auf die Bühne stürze als Franz Noer; ich zittere, indem ich die Scherere der Hölle ihr vor das Auge bringen stelle, ihr, der Reinen, und wenn ich als Wallenstein die ewigen Sterne befrage, ist's wieder Sie, die mich an die Wahrheit des ewigen Himmels glauben lehrt. Ach, daß diese Frau eine Frau ist, daß dieses süße Geheile kein geschlechtsloser Genus ist, dann wäre er mein, ich könnte ihn Altäre bauen, und Niemand dürfte mir verargen, wenn ich laut vor allem Velle mich mit dem Göttlichen vermählte. Der Künstler mit seiner Gottheit! Was willt ihr? Ist das nicht ganz in der Ordnung? So aber steht sie auf einer unnatürlichen Höhe, sie, die Liebendewette, ist dem Liebesbündnis entridt, die irdisch flühende ist mit eurer kalten Olerie des Standes umgeben. Kann man einen ärgen Hohn aussprechen, als das Geschick ich sich hier ungestraft erlaubt: das allgemein Geheirte ist zugleich das Allgemein Verjagte! Mein Auge fällt sich mit Thränen — ich muß schweigen.“

„Wenn das Theater nur nicht so zugig wäre,“ hub der Col-laborator nach einer Pause an, während der Schanzpfeiler, sein-Haupt auf die Wand stützend, vor sich hinjah — „ich sage Dir, Freund, es gibt da Thüren, Thüren ohne Vorhänge, die Dante in seiner Hölle nicht passender hätte anbringen können, um eine neue Qual seiner Verdammten, einen teuflischen Rheumatismus beizubringen. Das ist auch der Grund, weshalb ich so selten in's Theater gehe. Es thäte der alten Dute gut, wenn eine wehthätige Feuerdrunf sie mit einem Schlage vom Leben zum Tode brächte. Anders werden wir den Jammer nicht los. Im Zugwinde zu sitzen ist aber das Schlimmste, was einen armen Adufstebe bezeugen kann.“

„Alter,“ fuhr Ifland zornig empor, „Du wirst mir auch gar zu phibiterhaft! Dast Du denn gar kein Wort für meine Leiden? Wann der Jämmerlichkeit, ist denn Deine Seele wie Dein Ohr mit Kammerberpfunden verpfropft? Sonst wüßtest Du doch zu schwärmen. Erinnere Dich, wie wir in Wamborn an den Ufern des Rheins bis spät in die Nacht Arm in Arm dabinslegen? Wie

ich, auf der Rheinbrücke sitzend, einst den Fiesco mit Dir spielte, Dich, den Fiesco, von der Brücke stieß, so daß Du mit einem Beine bereits in der Fluth zappeltest!“

„Ach, und ich hatte Anstingbensleiter an,“ jammerte der Col-laborator — „Du Entsetzlicher, das rührte Dich nicht!“

„Wenn der Mantel fällt, muß der Herzog nach!“ declamirte Ifland und brach dann in ein schallendes Gelächter aus. „D, das waren Zeiten! Man sollte das jetzt mit Dir versuchen, Du Viehdung des Hofprediger, Du Sohn des Khabarbers, Du Wuhle der Würmflöhe, Du im Geheim mit der Kamellidie Betrauter! Weh — geh! Wenn ich nicht wüßte, daß unter Deinen Pfälzern und Umfächzen noch eine Seele redt, ich wüßte Dich als warm-zerfressenes altes Nebel läßt in die Plunderkammer geworfen haben.“

„Was würdest Du zu Deinem Benefiz geben?“ fragte der Geschollene, indem er lächelnd sein Glas leerte und nach dem Oen sah, um sich zu überzeugen, daß er noch in voller Gluth sich befand.

„Ich habe da einen Gedanken,“ entgegnete Ifland. „Ich will die Hand daran legen, ein neues Jugendproduct wieder in's Leben zu rufen.“

„Ein Jugendproduct?“

„Ja, meine Jäger. Es ist mir in diesen Tagen ein wunderliches Ereignis zugestossen. Allein es will sich nicht schicken, daß ich jetzt schon davon spreche. Alles liegt noch in der Snospenshülle. Aber, so viel sage ich, Leid und Lust früherer Tage ist wieder was in dieser Brust geworden. Ich habe in ein reidlich Herz gefaßt, in ein Herz, wie Vott es liebt, in ein Herz, das seine Schmerzen brav erträgt, männlich mit der Sünde kämpft, mit einem Werte, einen Jüngling hab' ich gefaßt, gerade wie ich ihn damals suchte und ihn nicht fand, als ich den treuen Anton seiner Mutter an's Herz und seiner Liebsten in die Arme legte. Du sollst sehen, wie ich jetzt ganz anders den Oberförster spielen werde. Ich freue mich darauf, wie auf ein Fest.“

„Deine alten Jäger? Aber, das ist ja keine Keugheit, wunderlicher Mann!“

„Meine alten Jäger! Ich sage Dir, sie sollen Dir so jung erscheinen, als wären sie erst in dieser Nacht aus dem ährenten Becher der Phantastie geflossen. Aber, wie gesagt, verspricht Plaudern liebt die Waise nicht. Du wirst sehen, und wenn Du wirst gesehen haben, wird Dir der Mante in die Hand kommen. Und übrigens, hat man mir wohl Zeit gelassen, etwas Neues zu dichten? Angepannt an den Karren, wie ich die letzten Woden über war, stets fertig dahabend, wenn die Pfeile des Intendanten erschall und irgend ein fremder Prinz sich vor den Thoren bilden ließ. Ich will und muß Ruhe haben, wenn ich auf's Neue von den Himmelschen ein Geschenk erbitte. Was ist die letzte Zeit geschaffen, ist ohnehin halb und halb eine Verfügung gegen meinen Oemus.“

„Ja, Du hast Zeltener Rügen geschaffen,“ schaltete der Oast ein, „aber für den märkischen Land, sollte da etwas Besseres taugen?“

Ifland war von Neuen in Träumereien versunken. „Morgen zum Minister,“ sprach er vor sich hin; „ich will Urlaub haben zu einer Reise. Der Intendant schlägt ich mir ab, das weiß ich, aber die Excellenz, die Frau Ministerin, meine schöne Gönnerin und Schätzerin, hinter die muß ich mich stellen, dann wird's gehen. Ich muß ein paar Athemzüge frische Luft schöpfen, ich muß meinen Anton besuchen bei den Seigen. Im Walde wird mir wohl, im Walde bin ich gern. Wenn das Waldhorn tönt! — Ah — diese Klänge! Und dann am Badesufer liegen, zurückgedenkt dem Zuge der Wellen nachsehen und der Lage gedenken, tie dahin sind! Hab eine junge, warme, volle Brust an der meinigen! Das ist etwas für den alten Stadtmanischen, für die Häusermilch, für den Kampen-burischen, dessen Welt sich alabendlich hinter den gemalten Resen-beden anhauf, der hinter Pappendeln knäurmt und in einen Ab-geränderten Mend hinausfaßt. Alter Bursch, alter Spasmader, da geh' und weine Dein Thranlein, daß nichts Besseres aus Dir geworden.“

„Jetzt im Walde!“ rief der Collaborator entsetzt, „im Walde im Schnee liegen an einem gefreuten Waldbad! Welch' ein Gedanke. Mensch, Du weißt nicht, was ein Rheumatismus ist.“

„Der Frühling ist ja bald da!“ rief der Freund, „mir sind im März und darum hinaus, ich entgegen. Kommt Du nicht mit?“

„Nein,“ entgegnete der Collaborator trocken. „Ich spüre keine Anlage zur Herrschaft in mir.“

„So spricht Hieronims Geliebter?“

„Ach, wozu maßst Du mich! Wie kommt der Name Dir plötzlich?“

„Weil ich vorhin von dem Frieden und den Kantingbeinleibern sprach. Hast Du denn gar keine Nachricht von ihr?“

Der Collaborator schüttelte das Haupt und griff nach seiner Pelzjacke und seinem Stiele.

„Es war doch ein gar zierliches Geschöpf,“ fuhr der Freund lächelnd fort, „und ihr scheint für das ganze Leben für einander geschaffen.“

„Theaterliebhaft!“ höhnte der Roland. „Man kennt das.“  
„Du wurdest Vater einer Tochter.“

„O weh, da zieht's mir schon im Beine. Es kommt dieses Jahr früher, wie sonst. Nun gute Nacht, altes Menschenkind, gute Nacht.“

Die Magd leuchtete und verschlich tapend, in seinem Pels gehüllt, verschwand der Collaborator in der Thüre. Ifland setzte sich an seinen Schreibtisch und schrieb bis tief in die Nacht.

II.

Die junge Gemahlin des Ministers lag in der Morgenstunde in den Polstern des Sopha's und quälte sich, eine Tragödie von Keschlos zu Ende zu bringen, indem sie mühsam und unter Ohn- menseitige für Seite umschlug.

„Küme, wie viel ist's an der Zeit?“

„Grellenz, noch nicht zwölf Uhr.“

„Ach, mein Gott!“

Der Herr Minister sind eben zum Könige gefahren und haben hinterlassen, daß sie heute Mittag nicht nach Hause kommen werden.“

„So, das ist mir lieb zu hören. Es thut augenblicklich den Franzois zu Herrn Ifland, er wird gerade jetzt in der Probe sein, ich lasse mir die Ehre ausbitten zu heute Mittag. Hörst Du?“

„So eben kommen der Herr Director die Treppe herauf.“

Die junge Dame sprang vom Sopha auf, und machte freudig und aufgeregt einen Gang durch's Zimmer. Als sie den Eintretenden erblickte, eilte sie auf ihn zu, und reichte ihm grazios die Hand zu Kusse.

„Wie grüßen, mein gutes Directorenchen,“ rief sie, „ich wollte soeben zu Ihnen schiden. Küme, sage im Verfaal, daß man Niemand einläßt.“ Sie führte ihren Gast zum Sopha und rühte zugleich ein Tischchen heran, auf dem Bücher und Papiere lagen.

„Wir sind heute unter uns,“ sagte sie lächelnd, „wir werden zusammen zu Mittag speisen, und ich werde Ihnen wie ein junger Student meine erste Tragödie vorlesen. Da wir Alle jetzt die Franzosen so gründlich haßen, so hab' ich ein echtes altdeutsches Thema gewählt, und nenne meine Helden Ketzegune. Nicht wahr, das ist zur Genüge gothisch? Werdeber erschrecken Sie?“

„Ketzegune hieß das Etüde, das ich als sechsjähriger Knabe sah, als ich zum ersten Male das Theater besuchte. Ich werde den Abend nie vergessen.“

„Ach, was Sie sagen! Als sechsjähriger Knabe? Amusant. Welchen Eindruck machte die Püde auf Sie?“

„Ten allerfrühesten. Ich spielte auf dem Boden unseres Hauses ohne Zuschauer die Ketzegune, beselidet mit einem Keis- reder meiner Großmutter.“

Die junge Dame fiel laut lachend in die Kissen.

„Welch' ein sprachloser Dämon,“ rief sie, „hat mich getrieben, gerade diesen Namen zu wählen! Ich schwante lange zwischen Ketzegune und Amaltrudis. Meine Kammerfrau verabschiede mich, das letztere klinge noch gefälliger. Aber was ist Ihnen? Sie schauen plötzlich so ernsthaft drein. Bangt Ihnen vor meiner Tragödie?“

„Ohne Sorge, Freund, ich habe erst zwei Verse des ersten Actes fertig, alles Uebrige, unter uns gesagt, sollen Sie machen. Sie schütteln vergleichen sich dem Kermel. Natürlich muß Niemand er- fassen, daß wir zusammen arbeiten. Ich will bei Heise und in der Stair als Schlingel glänzen.“

„Ist der Herr Minister nicht zu sprechen?“

„Nein. Was wollen Sie von ihm?“

„Ich hatte den Plan, eine kleine Kunstfests —“

„Ei! davon, daraus wird nichts. Ich rühre nicht die Hand, um Ihnen Urlaub zu verschaffen. Die arme Königin, sie ist so

niedergerathen, wer soll sie erheiten? Wie kann man so sehr Egoist sein. Director, und immer an sich denken, während die gerecht- sten Ansprüche von allen Seiten erhoben werden? Hochmal, zäh- len Sie auf mich nicht, ich rühre nicht die Hand.“

„Diese schöne Hand!“ rief Ifland, und ließ einen freudig bewundernden Blick auf die Hand fallen. „Wenn sie nur eben so gefällig wäre, wie sie allmüthig ist.“

„Wollen wir zu meinem Trauerspiel übergehen.“

Ifland rühte mit dem Stuhl näher heran, und die Dame ergriff ein paar beschriebene Blätter. In diesem Augenblick öffnete leise der alte Haushofmeister die Thüre des Salons. Die Mini- sterin sah ihn unwillig an. „Was gibt's?“

„Der neue Attache der — Gesandtschaft,“ flüsterte der Alte durch die Thürspalte.

„Graf Sulden?“

Der Alte nickte und blieb, um einen Befehl zu erwarten.

„Das ist mein Viebling,“ sagte die Dame, „ich besinne mich, daß ich ihn zu heute herbestellt habe. Er ist der lächerlichste und ein- gebildetste Hant, den man sehen kann. Die Prinzess Kadzwoll und ich, wir haben dieses Wildpret für andere Tadel ausgesetzt. Er darf nicht wieder einschleüfen. Was beginnen wir, Director?“

„Ich denke, die Tragödie —“

„Sie entläßt uns nicht, wir wählen statt ihrer die Komödie.“

Ifland sah seine unthunliche Gönnerin fragend an, diese tief dem Diener zu. „Kaffe Er ihn in den Saal eintreten, Grellenz der Herr Minister werden ihn sogleich vorlassen.“ Zu Ifland ge- wendet, setzte sie hinzu: „Haben Sie bemerkt, wie der alte Johann mich verkehrt? Er weiß, daß es auf einen Spaß abgesehen ist. Nun geschwind, mein Herr, den Minister gespielt, in aller Würde, in altem Anstau, und dem jungen Mann bei Gelegenheit etwas auf die Nase gegeben. Verstanden?“

„Aber — Grellenz — einen Scherz mit einem Attache einer Gesandtschaft —?“

„Ah — sieht es Ihnen an Wath? Directorenchen, das hatte ich nicht gedacht. Ich sage Ihnen, dieser Hant ist seit den paar Tagen, die er hier ist, dem Heise, der Gesellschaft weichen seiner An- maßung, seiner Einfall, seiner Zudringlichkeit wegen. Der König hat sich über ihn lücheln lüthig gemacht, ein Wort von mir zum Ge- sandten und man schied ihn fort. So stehen die Saden. Ich weiß, mit wem ich spaßen kann. Also nun rath' den Minister gemacht, den übrigen Theil der Besse überlasse ich Ihnen; sie muß aber so lustig wie möglich werden, denn wir müssen etwas haben, um unsere gute Königin zu amüßren.“

„Kann ich dann auf eine Gunst als Belohnung rechnen?“

fragte der berühmte Schauspieler mit einem eben so demüthigen als schlaun Vollen.

„Wir wollen sehen. Also, mein Herr Gemahl —“

Ifland erhob sich, schob die Hand in die Weste auf der Brust, trat einen Schritt vor, und eine Pranke nehmend, rief er Johann zu, der noch immer an der Thüre lauschte, und kein Wort von dem verloren hatte, was in dem Cabinet gesprochen: „Gintreten!“

Sogleich hand, gewadert, fristet in eine Atmosphäre von Eau de mille fleurs gewüllt, ein Mädchen von vierundzwanzig Jahren in einem eleganten Morgenestium da. Verbergungen von der einen, beifälliges Nicken von der andern Seite. Die Ministerin bleibt auf dem Sopha sitzen und führt fort, in dem Keschlos zu blättern, nebenbei aber über die Blätter nach den Weiden im Zim- mer zu lauschen.

Ifland spielt den Minister vortheillich. Er nimmt das Empfeh- lungsschreiben aus der Hand des jungen Mannes an; das Gespräch dauert zehn Minuten, aber trotz der Kürze der Zeit findet der Pfendeminister noch Zeit, dem jungen Manne einige gute Lehren zu geben und einige Winke fallen zu lassen, wie man sich in diesem oder jenem Falle zu benehmen habe, sehr wenig erbaulich für die Güteleit des Bglinges der höhern Staatskunst, der sich für vollen- det hält. Darauf entfernt sich Seine Excellenz, nicht ohne ein Bei- den des Einverständnisses mit der Dame auf dem Sopha geschwe- felt zu haben, die mit einer äußerst lustigen Miene in ihrer Lectüre fortfährt, hier und da eine kurze Umwidmung gehend auf die Anre- den des jungen Titelmannes. Sie klingelt. Johann erscheint.

„Ist mein Wagen verfahren?“

„So eben, Excellenz.“

„So geh' Er mir meinen Mand. Nun, was steht Er?“

Was hat Er?“

„Hier ist ein Brief, der gnädige Herr hat ihn wohl aus der Tasche verloren.“

Der Graf erwidert erkaunt sein Empfehlungsschreiben, das er so eben dem Minister abgegeben, und das dieser in die Tasche gesteckt hat, in der Hand des Bedienten. Er weiß durchaus nicht, wie das zusammenhängt, indessen ist nicht Zeit, darüber nachzudenken, er gibt das Schreiben dem Diener mit dem Auftrage, es Seiner Excellenz einzuhandeln. Johann steckt den Brief ein. Die Dame hält das Taschentuch vor den Mund, entweder leidet sie an Zahnschmerz, oder sie verdeckt ein Lachen. Johann legt ihr den Mantel um, sie entleert mit einem flüchtigen Grusse, und durch die andere Thüre entfernt sich der Diplomat. Der Kutsher des Mietzwagens ist auf einen Augenblick abgelenkt, jetzt kommt er aus dem nahen Keller hervor, wie es den Kutshen hat, völlig beaufschlagt, denn er kann kaum einen festen Schritt thun. Der junge Mann will in eine gewisse Gegend der Stadt fahren, der Kutsher fährt in die entgegengesetzte. Es gibt Paare, mehr als einmal will der Fuhrer aufpassen, aber der Kutsher, der jetzt laut auf dem Bode zu singen anfängt und hin und her wandt, verbindet es. Endlich langt man vor dem Hause an, in dem der Graf wohnt. Gegenüber auf der anderen Seite der Straße hält, durch einen sonderbaren Zufall veranlaßt, der Wagen der Ministerin, sie sieht aus dem Fenster und scheint ihm sein breites Antlitz, worüber, vortrefflich zu belustigen. Ja, sie flüsst sogar ein paar Mal Beifall, als säh sie im Schauspiel. Unterdessen zankt der Graf mit seinem Tölpel von einem Mietzwagen, der immer die Summe zu gering findet, die ihm geboten wird. Endlich schließt sich der Handel ab, und der Graf will in sein Haus.

„De, da hat der Herr eben etwas aus der Tasche verloren!“ ruft der Aufdringliche, und gibt ein geöffnetes Schreiben ab.

Welch eine Scene nun! Der Graf erkennt abermals sein Empfehlungsschreiben, das er gewiß in dem Diener des Ministers übergeben zu haben, der es vor seinen Augen einsteckte, um es seinem Herrn zu übergeben. Dieser Brief ist jetzt wieder da und zwar in den Händen des Drofsentwärtlers! Welch ein Tausel macht hier sein Entzeln! Was ist das? Wie hängt das zusammen? Er sieht mit weit geöffneten Augen den Kutsher an, der dumm und eitelich ihm sein breites Antlitz und darin die gerötete Nase zeigt, jetzt den Mund öffnet und ein bödenes Grinsen von seinen beiden Ohrläppchen, das verklärte des Grafen, das sprechende des Truntenbelds sind vortrefflich, keine Scene auf dem Theater kann mehr von Wirkung sein, und dieser Anblick scheint auch die Dame in der Kutshen zu sein, vor lauter Entzünden wirft sie ein Kußhändchen — dem Kutsher zu. Der Diplomat sieht und hört nichts, er nimmt erdrosselt sein Empfehlungsschreiben und eilt die Treppe seines Hauses hinauf, indem er die Thür hinter sich zuschlägt.

Am andern Tage erzählt sich der Hof, erzählt sich die Stadt eine sehr belustigende Geschichte. Mit veränderten Namen stellt das Anecdöthen hierhin und dorthin. Jffland ist der Held der Geschichte, Jffland der Minister, Jffland der Kammerdiener, Jffland der Drofsentwärtler. Der Gesandte ist nicht der Legte, der das Abenteuer erfährt. Da der König lacht, der Minister lacht, die Ministerin und auch der Gesandte lacht, so findet der Attaché es am passendsten, auch zu lachen, im Geheimen schwört er jedoch dem Residenten eine eclatante Raub.

Drei Wochen später sündigte der Generalsintendant dem Schauspieldirector Jffland an, daß auf hohe Verwendung ihm ein Urlaub auf zwei Monate bewilligt sei. Wer zuletzt lacht, lacht am besten, und dies war Jffland.

## III.

In einem Hause in der Köpenicker Vorstadt saß im ärmlischen Zimmer eine kranke Frau im Bette und vertrieb sich die Zeit, bei einem Stimmfänger Licht Briefe zu lesen, die sie aus einem Kästchen nahm und, wenn sie sie durchgelesen, sauber gefaltet wieder hinein legte. Ein Mann saß zu Füßen des Bettes im Schatten, das Haupt an die Wand gelehnt, und aus einer kleinen Theophrastische Rauchkugel vor sich hin blies. Es war still im Zimmer, man hörte das Pöden einer alten Uhr, die im Winkel am Fenster stand. Der Mond sah durch einen zerfetzten Vorhang in's Dachzimmer.

Der Mann fand vertrießlich auf:

„Was hast Du nur für ein Vergnügen, Sophie, diese alten Briefe zu lesen!“ rief er. „Ich verstehe das nicht. Wenn man so alt ist und dazu so krank, könnte Einem wohl etwas Besseres einfallen, was zur Zerstreuung diene.“

Die Frau sah über ihre Brille hinüber den Fragenden an, und sagte dann mit einem böhnischen Lächeln:

„So alt? Wie alt bist du denn? Und gerade, wenn man nicht mehr jung ist, hört man gerne von den Tagen sprechen, wo man sich bald auf diese, bald auf jene Welt belustigte. Diese Briefe erlesen mir meine Freunde, die ich nicht mehr habe.“

„Nedest Du mich für nichts?“ fragte gereizt der Mann.

Die Befende gab ihm keine Antwort, sie durchslog wieder mit forschemt Auge die Pünien eines sehr unleserlich geschriebenen Briefes, dessen vergilbtes Papier von seinem Alter und seinem langen Liegen im Kästchen Kunde gab.

„Dieser Brief ist von Jffland,“ sagte die Frau.

„Nenne mir diesen Namen nicht.“

„Er schreibt mir nach meinem ersten Auftreten auf der kleinen Bühne im Bedeerte Bierstuden, wo ich die Agnes Bernauerin spielte. Wie lange ist das her! Willst Du hören, was er über mich sagt? Er prophesie mir eine glänzende Zukunft, und sagt, daß ich einst die deutsche Clairom sein würde. Hier, diese Stelle ist rührend: Wenn wir und ein Wunderleben nach langen Jahren, so wünsche ich nicht, als daß ich es sein dürfte, der den Kranz des Ruhms auf Jere schöne Stirn drückt! — Du lieber Himmel — wenn er mich jetzt sähe — in dieser Umgebung! Geheuch die Stirn, die er einst schön und eines Kranzes würdig nannte! O, Schicksal, Schicksal, wie spielt Du mit Deinen Geschöpfen!“

„Deßhalb,“ hub der Mann wieder an, „finde ich's thöricht, seine alten Briefe wieder hervorzuholen.“

„Aber was soll ich denn sonst beginnen, um mit meinen traurigen Tagen zu Ende zu kommen?“ fragte die Kranke mit überläutender Laune. „Soll ich etwa stets und immer wieder Deine Klagen anhören? Dich betauern, daß man Dich verlorst, Deinen Werth mißachtet, Dich in einem Winkel vermodern läßt? Glaube mir, ein schwacher Mann ist etwas Miskerkel.“

„Ja — schwach!“ rief der Gescholtene und erhob die bürre, zusammengebrückte Gestalt zu ihrer möglichsten Höhe. „Ja — der größte Mime Deutschlands und seiner Zeit — ein schwacher Mann? Sophie, verflünde Dich nicht. Du bist schwach, warst immer schwach, und obgleich man sagt, die schwachen Weiber seien lebenswürdig, so machtest Du eine Ausnahme. Wie gut hättest Du Dich verzoigen, wie trefflich und auch die Dauer die Männer, die sich Dir ergaben, an der Nase unversehrt können! Aber Du wollest immer christlich sein, und das nenne ich die erbärmlichste Schwäche.“

(Fortsetzung folgt.)

## Gesährliche Raß.

„Galte Dein mildes Köstlein an,  
Trabe werbei nicht, blanke Reiter,  
Staubig und durstig Rog und Mann,  
Kastel und trinkt und dann zieht weiter!“

Schwül ist die Luft, und die Sonne steht,  
Und der Reiter schaut mit Begagen  
In der Dürre rosig Gesicht,  
Küßt sich den Spruch nicht zweimal sagen.

Ziefer Jug und frischer Trant!  
Rabet das Herz mit süßem Gieher,  
Unter dem Baum auf schatt'ger Bank  
Streut sich gemächlich der Reiter nieder.

Köstlein stebet im Sonnenstrahl,  
Stehende Wäden es umschwärmen,  
Ob des geburt'gen Köstlein Qual  
Wuß des Köstleins Herz sich hürmen.



Zweige reicht sie vom grünen Ast,  
Legt sie zur Decke dem Rößlein über,  
Schmeißt dabei mit verkehrt'ner Faust  
Rauher Blick zum Reiter hinüber.

Sei nur, Reiter, auf Deiner Gut:  
Nag dem Rößlein die Decke nützer,  
Vor so schelmischer Augen Glanz  
Kann kein Zweig den Reiter belügen!

Wilbert Kraeger.

# Geimggegangen.

Von Herm. Marggraff.  
Friedrich Vist.

Friedrich Vist lernt' ich zuerst im Jahre 1845 im Redactionsbureau der Allgemeinen Zeitung kennen, und zwar im Redactionszimmer des verstorbenen Weibel, eines der modernsten, thätigsten und dabei anspruchsvollsten Männer, denen ich auf meinem Lebenswege begegnet bin. Als ich mich beiden Männern (Vist las in einer Zeitung, und Weibel schrieb an seinem prägnantesten Artikel) so persönlich gegenüber, beschränkte es mich fast, wenn dieselbe Vergleiche erlaubt ist, als sei ich in einen Zwangsjoker getreten; denn beide kreisförmige und breitausschlägige Männer hatten wirklich etwas in ihrer äußeren Erscheinung, was im Gegensatz zu der mehr leichtgliebigeren Generation unserer Tage an die breitausschlägige Complexionen des Feines erinnern konnte. Dabei aber waren beide Männer die gutmüthigsten Naturen, die gewiß keinem Kinde etwas zu Feinde gethan hätten. Bedenkt, der im Jahre 1852 im „Teuffchen Russeum“ Erinnerungen an Friedrich Vist veröffentlichte, nennt ihn von „müthiger Gestalt“ und „ausersordentlich, essen, aller Verleumdung unfähigen Gesicht.“ Und so war es auch.

Auf einem gemeinsamen Ausflug nach Demauwöth, in Gesellschaft Weibel's und Kevin Schädling's, lernte ich dann Vist näher kennen; ich erinnere mich jedoch nur, daß seine Unterhaltung, ohne besondres zusammenhängend und steigend zu sein, doch belebend und belehrend war. Wenn es mir damals geahnt hätte, daß es mir je in den Sinn kommen würde, etwas über Vist zu schreiben, so würde ich mehr davon meinem Gedächtniß einprägen gesucht haben. Ich erinnere mich nur, daß Vist, als die Rede auf Leipzig kam, in Feuer und Flamme gerieth; er mochte Leipzig nicht leiden; er wählte, hier unbillig und unanständig behandelt worden zu sein. Sogar war Vist ein feuriger Mann, nachsichtiger Mann, und selten oder nie habe ich über Personen aus seinem Munde ein hartes, abschreckendes Urtheil gehört. Im Jahre 1846, vor seiner letzten Reise nach Baden, kam ich häufiger mit ihm zusammen, theils an gewissen Wochentagen beim Nachmittagscaffee in einem öffentlichen Local außerhalb der Stadt, theils in seiner, theils in meiner Wohnung. So rastlos thätig war der Mann, so wenig ließ es ihn im Bett Ruhe, daß er mich oft schon früh um fünf Uhr zu einem Spaziergange abholte, oder mich bat, ihn wegen einer Papierbestellung zu einem vor dem Thore wohnenden Papiermüller zu begleiten, der dann ebenfalls zu seiner nicht geringen Ueberforderung aus dem Herde abgeholt wurde. Was ihn damals besonders beschäftigte, war der Plan, eine Nationalbuchhandlung zu begründen, die den Zweck haben sollte, die dafür thätigen Schriftsteller von den Buchhändlern unabhängig zu stellen und ihnen einen größeren Antheil an der Einnahme zu sichern, als dies bei ihrer jetzigen Abhängigkeit von dem guten Willen und den Interessen der Verleger möglich ist. Die zu verlegenden Bücher sollten zu einem möglichst niedrigen Preise bestimmt werden; dies dachte er dabei wohl zunächst nicht an Werke eigentlich literarischen Inhalts, sondern an populär-wissenschaftliche Schriften und überhaupt an solche, welche einer weiten Verbreitung im Volk fähig sind. Diesen Plan, bei dessen Ausführung er besonders auf meine Mitwirkung rechnete, besprach er wiederholt auf unsern Morgenpapierzügen mit größter Lebhaftigkeit. Vist hatte immer großartige Projekte im Kopfe und dachte sich, seiner sanftmüthigen Natur gemäß, ihre Ausführung immer leichter, als sie war. Bei seinem Papierhändleranten hatte er ja Credit; Papier für den Druck war also da, und das Uebrige, meinte er, werde sich finden.

Als Vist im Sommer 1846 nach Leuten reiste, um dort für gewisse nationalökonomische Pläne zu wirken und zu diesem Zweck mit Männern der Regierung zu verhandeln, vertraute er mir, der sich bis dahin mit nationalökonomischen Fragen nur sehr wenig beschäftigt hatte, die interimsliche Leitung seines „Deutschen Volkvereinsblattes“ an. Vist dachte niemals kleinlich; er wußte zwar, daß ich mich auf ganz andere Gebiete bewegt hätte; aber er war der Ansicht, daß ein feuerkräftiger Mann, der Gewandtheit und einen gewissen Blick besaß, fähig sein müßte, sich auch auf jedem ihm noch so fern liegenden Gebiete zurechtzufinden. Auch brauchte ich meine Thätigkeit nur auf die Ueberwachung des Blattes, auf Ueberlegungen aus anwesenden Blättern, namentlich parlamentarischer Verhandlungen, und auf Beobachtung der wöhnlichen tatsächlichen Ver-

hältnisse zu beschränken. Dies konnte ich wohl thun, ohne gegen mein mehr freischwebendes Gewissen zu verstoßen. Das Uebrige lieferte Vist von Leuten aus. Interessant war es mir dabei, zu erfahren, wie Vist mit den Zahlen umsprang. Er rechnete immer nur nach  $\frac{1}{10}$ ,  $\frac{1}{2}$ ,  $\frac{3}{4}$  Millionen; auf eine Ziffer von 10,000 oder 50,000 und selbst 100,000 mehr oder weniger kam es ihm dabei nicht an. So wirtschaftete er immer im geschäftigen Style.

Aus der Zeit seines Leuteners Aufenthaltes besitze ich von Vist noch mehrere, auf schmale Papierstreifen hingeworfene Briefe. Darunter ist sie jedoch durchsichtig, habe ich doch nichts, was für das große Publikum von Interesse sein könnte. Sie enthalten nur Fragen und Instructionen, die sich auf den geschäftlichen Theil der Redaction beziehen. Ich beuge aber auch darunter einem Blatt mit Meinungen, die in Erfahrung zu bringen, daß Vist auch Verse gemacht habe. Sie sind freilich nur die Uebersetzung eines satirischen Gedichtes, welches im „Punch“ nach dem Sturze des Peel'schen Ministeriums erschienen war. Hier nur eine Probe, die vielleicht auch jetzt noch deshalb von Interesse ist, weil die Namen Disraeli's, der eben wieder zur Macht gelangt ist, und Lord John Russell's, dessen Zeit vielleicht bald wieder kommen dürfte, darin figuriren. Die Stelle lautet:

Wer hat ihm (Peel) den Genidlang\* verlehrt?  
„Ach,“ schreit Ben Jast, „ich hab' ihn zu Lede gelehrt;  
Denn an dem Galimatias, den ich gesprochen,  
Ist ihm zuletzt das Hery getrieben.“

(Herr Disraeli ist hier darge stellt, wie er auf's Heftigste im Parlament gegen Peel declamirt.)

Wer aber nun legt sich in die Stelle ein?  
„Ach,“ schreit Lord John, „ich will hinein!“  
Das mit weiserehenden eigentümlich lauten:  
„Sag' ich nur erst feil dein, bist' ich mit Bezaugen.“

(Abbildung, wie Lord John Russell von der Königin Audienz erhält.)

Schau' mal her, ihr Feut', und seht,  
Wie dem Lord John die neue Stelle stößt.  
Und wer kann bei dem Allem das Baden noch halten?  
„Ja!“ schreit der Punch u. i. w.

Schon vor seiner Abreise wollten diejenigen, die Vist schon von früher her kannten, eine auffallende Hast, Unruhe und in manchen Augenblicken eine gewisse Dürreheit, die seine natürliche und gesunde zu sein schien, an ihm wahrzunehmen haben. Nach seiner Rückkehr von Leuten war eine Aenderung in seinem Wesen vorgegangen, die noch bedenklicher erschien. Nicht daß sich seine äußere und innere Unruhe gelegt hätte; aber Fragen und Angelegenheiten, die ihn sonst in Feuer und Leidenschaft zu versetzen pflegten, ließen ihn jetzt gleichmüthig; er war in gänzlich abgelenkter und vermindert Stimmung und in sich getrieben. Seine Denkströme und Vorstellungen waren, wie früher in Preußen, so nun auch in Leuten ohne Erfolg geblieben. Der Abzug und der abnehmende Einfluß seines Blattes und die häufiger werdenden Angriffe auf sein System meinten ihm zeigen, daß, trotz der größeren Verbreitung seiner Methode in der Behandlung nationalökonomischer Fragen, seine Grundansätze an Terrain eher verloren als gewonnen. Größtenteils Verurtheilungen wegen der dauernden Eritzen seines Blattes meinten in ihm aufzulegen. Er blühte rückwärts auf eine Reihe verfehlter Pläne und Projekte und verwarf auf eine heffungslose Weisheit. Das Schicksal seiner Familie hing an, ihn zu bemühen. Zwar hatten die süddeutschen Sabritanten für ihn eine nach deutschen Verhältnissen nicht unansehnliche Summe aufgebracht, welche verrentet wurde; aber auch mit ihnen hatte es bestige Debatten gegeben, die ihn schon früher in eine exaltirte Stimmung versetzt hatten. So war im Grunde eine nur längliche Abnutzung für geleistete Dienste und Opfer, aber in Deutschland verbindet sich leider mit solchen Remunerationen für den Empfangenden von selbst ein trüdes Gefühl der Abhängigkeit.

Bei meinen Besuchen fand ich Vist oft auch mit die Mittagszeit

\* Vist schreiet „Anschlag.“

im Bett, hochroth im Gesicht und unter der leichten Decke unruhig sich hin- und herwälzt. Er klagte über beängstigenden Blutandrang nach dem Kopfe. Die Angelegenheiten seines Vatters schienen ihn fortan wenig zu kümmern. Eingehenden Gesprächen über seinen Auskutsch in London wich er aus. In sieben Tagen war es, wo ihn die schreckliche Vorstellung zu zerrinnen anfang, daß er wahn- sinnig werden könne. „Vater zeig Mal das Leben, als den Bestand verlieren.“ äußerte er. Noch am Tage vor seiner letzten Reise suchte er mich in meiner Wohnung auf, traf mich aber nicht und hinterließ mir nur, daß er im Begriff sei, eine Reise zu machen, insofern nach München; wohin sie ihn weiter führen werde, wisse er selbst nicht.

Man weiß das Uebrige: List kehrte von dieser Reise nicht wieder nach Augsburg zurück. Sein tragischer Ausgang durch einen selbstmörderischen Pistolenschuß und Nicolaus Lenau's Irrsinn waren ein schwerer Schlag für die in mancherlei oberflächlichen Illusionen sich wiegende höhere Gesellschaft und die solide Classe. Bisher hatte man in Deutschland solche traurige Lebensangänge fast nur an solchen Männern der Deffentlichkeit erlebt, welche nicht, wie Nicolaus Lenau, Angehörige und Mitglieder der Gesellschaft und nicht, wie List, praktische und solide Männer, sondern eccentriche oder verärrerte Genies gewesen waren. Häte List bis zum Jahre 1848 gewartet, so würden wir ihn ohne Zweifel in Frankfurt und in der Paulskirche thätig gesehen haben; die Ent-

täuschungen, denen er auch hier nicht entgangen wäre, hat er sich selbst erspart.

List's Wesen war äußerst gerade und einfach, fast americanisch unceremoniös. Bodenstedt erzählt, daß List eines Tages in die Gemächer des Fürsten von Vettlingen-Wallerstein eingedrungen sei, ohne die Anmeldeung durch den Portier abzuwarten und seine brennende Cigarre aus dem Munde zu thun. List habe sich dann lachend gegen den Fürsten über Bornstedt beklagt, daß dieser seine Cigarre aus Artigkeit weggeworfen habe. Der Fürst benahm sich natürlich als grand seigneur. Der dem Degleiter List's eine seine Cigarre an und ließ nicht eher nach, als bis Bodenstedt sie angenommen. Ich erinnere mich nicht mehr, ob es bei dieser Gelegenheit war, wo auf einen Dichter der uraruen Schule die Rede kam, der sich im Widerspruch zu den in seinen früheren Poesien ausgesprochenen Ansichten in einen geschmeidigen Hofmann verwandelt hatte, und List davon Anlaß nahm, den Satz durchzuführen, daß die Poeten von Alters her immer einen Herrn brauchen, „den sie wie ein Händchen anstarrten müßten.“ List septe diese seine Ansicht an Beispielen von Horaz und den Troubadours bis zu den Dichtern in Beimar auseinander. Mit unserer Zeit würde List auch den Triumph erlebt haben, eine Reihe glänzender Beispiele zur Erhärtung seiner Ansicht auf der nächsten Gegenwart entnehmen zu können. Doch ihm ist wohl, und es ist ihm vielleicht nicht so ganz ädel zu nehmen, daß er es verschmähte, mit uns weiter zu leben.

## Stein- und Braunkohlen und Torf.

Von C. H. Wegmüller.

(Dritter Theil.)

### Das Vorkommen der Steinkohlen.

Unter Vorkommen verstehen wir hier mit der Sprache der Wissenschaft die Art und die örtlichen Bedingungen, wo sich die Steinkohlen als ein Glied der vielfach zusammengehörten Erdrinde finden. Die Steinkohlen selbst, wie die sie stets begleitenden Schieferthone und Sandsteine, sind fast immer sehr regelmäßig und deutlich geschichtet, und geben sich dadurch auf das unverkennbarste als eine Bildung auf nassem Wege zu erkennen, gegenüber anderen Gesteinen, z. B. dem Granit, Porphyr, Basalt, welche nicht geschichtet, sondern massig sind, und auf dem Wege der Schmelzung sich gebildet zu haben scheinen. Wenn daher die Schichten der Steinkohlenformation nicht durch spätere gewaltsame Störungen aus ihrer ursprünglichen Lage gebracht worden sind, so bilden sie ganz wagerechte oder nur wenig abwärts geneigte Ablagerungen, welche nur an den Rändern nach Maßgabe ihrer Unterlage etwas aufrecht gerichtet sind; ähnlich wie ein Bodensatz, der sich in einer flachen Schüssel abgelagert hat, am Rande auch immer dünner wird und an demselben auch etwas emporsteigt. Man muß daher glauben, daß sich die Schichten der Steinkohlenformation in flachen Thälern, wie freilich in einigen Fällen einen sehr großen Höhenraum hatten, abgelagert haben. Diese flachen Thäler würden sich entweder an großen Ländern oder am Meere Thälern gebildet zu haben. Diese letztere Voraussetzung gibt sich durch die Art der Versteinerungen fund. Gewisse Kohlenbeden liegen immer zunächst über mehr oder weniger mächtigen Ralkschichten, welche man eben demwegen Kohlenfall nennt, weil er nur in dieser Berggesellschaft mit den Steinkohlschichten getroffen wird. Er enthält stets nur Versteinerungen von Seetieren, woraus man eben sieht, daß solche Steinkohlenbeden, welche den Kohlenfall unter sich haben, am Ufer eines ehemaligen Meeres gelegen haben. Eine solche ist z. B. die im vorigen Artikel unter 3. angeführte Kaserer Kohlenmulde. Daß der Kohlenfall noch zur Steinkohlenformation gehört, geht daraus hervor, daß an manchen Orten noch unter ihm tohlenführende Schichten liegen, wie z. B. bei Bernwarditz, wo die erzie- bigsten Steinkohlschöte unter dem Kohlenfall liegen.

Das eigentliche tohlenführende Schichtensystem besteht, wie schon vorher gelegentlich angedeutet wurde, nicht lediglich aus Steinkohle, ja diese ist der Masse noch nur ein untergeordneter Bestandtheil desselben. Die Hauptmasse wird aus Schieferthone- und Sandsteinschichten gebildet, welche oft sehr vielmal mit den Kohlschichten abwechseln, „wechselagern“ wie es die Wissenschaft nennt. Nach dem Sprachgebrauche des deutschen Bergmanns,

aus welchem die Wissenschaft Vieles angenommen hat, nennen wir die nur von Steinkohle gebildeten Schichten oder Lagen „Röste“, in dem nam Namen eines jeden Lager oder einer Schicht dann gibt, wenn es von einem nupbaren Mineral gebildet wird. Die zwischen den Steinkohlen eingeschalteten Schieferthone- und Sandsteinschichten nennt man die „Zwischenschichten“ des tohlenführenden Schichtensystems.

Gewöhnlich enthält ein solches Schichtensystem eine mehr oder weniger große Zahl von Kohlenflözen mit dazwischen liegenden Zwischenschichten, woraus auf eine mehrmalige Unterbrechung der Steinkohlenablagerung an dem betreffenden Orte geschlossen werden muß. Wir werden später einige Thatfachen kennen lernen, aus denen sich ergibt, daß zwischen der Bildung zweier Röste, die nur durch ein Zwischenschicht getrennt sind, demnach zweien ein langer Zeitraum verlossen sein muß. Man kennt Kohlenmulden, in denen die Zahl der Röste sehr groß ist. Am Rney in Stürzland sollen 225 Röste übereinander verkommen, welche alle am Rande der Mulde nebeneinander jutage „ausstreichen“, und eine Gesamtmächtigkeit — der Bergmann nennt die Dide einer Schicht ihre „Mächtigkeit“ — von 400 Fuß haben. Das Saarbrücker Bassin hat zwischen Bettingen und Döley 164 Röste mit 328 Fuß Gesamtmächtigkeit. Das Westphälische Becken zählte an verschiedenen Punkten 20 bis 70, das Niedersächsische 12 bis 80, das Zwiander 9 bis 10, das Pöschapper 4 verschiedene Röste.

Die Mächtigkeit der Röste ist nicht minder verschieden als ihre Zahl. List sind sie sehr schwach, bis papierdünn (die sogenannten Kohlen-Schmige oder Schäume) und dann natürlich nicht „kennwürdig“. Gewöhnlich, aber es ist dies keine ausnahmslose Regel, sind die Röste mächtiger, wenn eine Kohlenmulde deren nur wenige enthält, und weniger mächtig in flözenreichen Mulden. Bei der nicht mehr zweifelshaften phantischen Abstammung der Steinkohle gibt es uns einen Begriff von der außerordentlichen Größe der zu ihr verwandelten Pflanzenmassen, wenn man bedenkt, daß man Kohlenflöze bis zu 100 Fuß Mächtigkeit kennt. Das im allgemeinen tohlenarme Spanien hat gleichwohl, und zwar im Königreich Leon, die mächtigsten Steinkohlenflöze, die man kennt, da sie 10, 60, ja bis 100 Fuß erreichen. Sonst gelten Flöze von 12 bis 20 Fuß schon für sehr mächtig und selbst noch viel schwächere werden abgebaut.

Die Flächenausdehnung der Röste ist zuweilen in doppelter Beziehung staunenerregend; einmal durch den ungeheuren

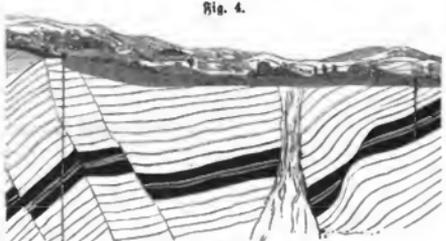
Flächumfang, den ein Flöz einnimmt, und dann durch die Gleichmäßigkeit seiner Mächtigkeit auf weite Erstreckung, was beides eben so sehr von mächtigen wie von schwachen Flözen gilt. In der großen nordamerikanischen Kohlenformation ist ein 10 Fuß mächtiges Flöz, welches seiner ungewöhnlichen Ausdehnung wegen den besondern Namen des Pittsburgers Flöztes erhalten hat, über einen Flächenraum von 690 geogr. Quadratmeilen ausgedehnt. Auf diesem unartigen Gebiete kann man überall mit höchstem Erfolge nach Steinkohlen graben, dafern nicht zu hohe Ueberlagerung mit jüngeren Formationen es verhindert. Auch in Europa gibt es Flöze, welche man in ihrem Schichten-system wie einen reifen Faden im Gewebe meilenweit verfolgen kann. Diese Erstreckung ist um so bemerkenswerther, wenn sich ihr die andere eben hervor gehende beigesellt, wenn hunderte und tausende von Lachtern weit ein Kohlenflöz genau dieselbe Mächtigkeit mit der größten Stetigkeit inne hält und dasselbe die Zwischmittel und die benachbarten Flöze thut, so daß man das Gebirge auf einem Querdurchschnitt wie mit Fäden und Linien in verschiedenfarbige Bänder abgetheilt findet. Es ist nicht sehr selten zu sehen an einem langen tiefen Durchschnitte der Saarländer Eisenbahn.

Wenn diese Art des Vorkommens der Steinkohlen auf eine ruhige Ablagerung der dazu verwendeten Pflanzenmassen deutet und ganz dazu angethan ist, daß wir diese Art der Entstehung uns recht gut vorstellen können, so zeigt sich andererseits noch ein Vorkommen, welches schwerer zu erklären ist. Es ist dies das steckförmige Vorkommen. Eine Erbsenart bildet dann einen „Stod“, wenn sie nicht in horizontalen oder geneigten eine weite Ausdehnung gewöhnlichen Schichten auftritt, sondern von einem anderen Nebengliede rings umschlossen mehr oder weniger senkrechthebende oder liegende Massen (stehende oder liegende Stöcke) bildet, bald von mehr tagliger, länglicher oder selbst linsenförmiger oder unregelmäßiger Gestalt. Solche Steinkohlenstücke finden sich dann von den gewöhnlichen, uns bekannten Begleitern der Steinkohlenflöze in gebogenen Schichten umschlossen.

Figur 1., 2. und 3. zeigen uns das steckförmige und das steckförmige Vorkommen der Steinkohlen. Figur 1. ist ein Profil

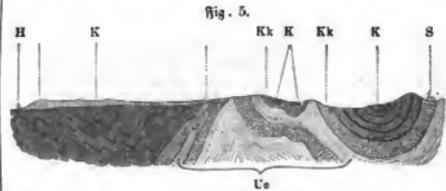
Stellung und Form erhalten haben, so haben andererseits die eigentlichen Kohlenmulden mit stöckförmiger Einschaltung der Kohle oft die gewaltfamsten Störungen erlitten, wobei wir es jetzt dahin gestellt sein lassen, ob diese durch Einsturz der Schichtenfolge oder durch unterirdische Emporhebung veranlaßt worden seien. Sie haben vielleicht lange Zeit nach erfolgter Ablagerung des Schichtenfoliens stattgefunden. Schon in der Posthapper Kohlenmulde (Figur 1.) bemerken wir eine allgemeine Krümmung und an der rechten Seite ist, wahrscheinlich durch das Emporbringen des Granitfelsens oder des Porphyrs, die Schichtenfolge zertrümmert worden, wobei zwei Stücke derselben aufwärts getrieben wurden, den einen wir zwei schmal und eisernig sehen. Von dem in der Mulde als breites schwarzes Band angezeigten Flöz sehen wir darum rechts drei losgerissene Strecken, weßhalb man sagt, das Flöz ist „verworfen“.

Eine vielfache Verwerfung einer kohlenführenden Schichtenfolge zeigt uns Fig. 4., welche einen Durchschnitt einer Stelle des Hauptflöztes von Blangy im Bassin der Saône und Loire darstellt. Wir sehen das 30 bis 36 Fuß mächtige Flöz — eigentlich durch



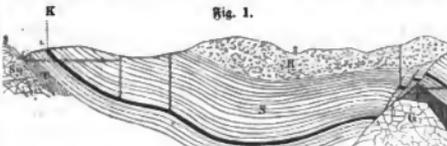
4. Vielfach verworrenes Kohlenflöz von Blangy.

ein schmales mittleres und zwei mächtigere Seitenflöze zusammen angelegt — vier Mal verworfen und dabei das eine Mal durch eine breite, mit Talkumergestein ausgefüllte Kluft auseinander gerissen und in der rechte hiervon liegenden Strecke „verdrückt.“ Im großen Maßstabe sehen wir die Schichtenstörungen an dem Rachenner Kohlenbeden. (Fig. 5.) Wir unterscheiden darin zwei größere und zwei ganz kleine Kohlenmulden (KKK), welche vielleicht urfrü-



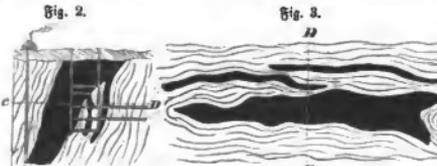
5. Das Rachenner Kohlenbeden. — KKK einzelne Kohlenbeden von verschiedener Ausdehnung, rechts die Schmeiler, links die Horn-Kulde; Uo Schichten-system des Uebergangsgebirges; Kk Kohlenfall; S Stollberg; H Forstgenwerth.

lich zusammengehangen haben und horizontal gelagert waren. Die unter der Steinkohlenformation liegende Uebergangsformation (Uo) sehen wir in ihren Schichten emporgestiegen und dabei die Kohlenformation heben und zerfallen. Die vielleicht dadurch erst isolirte Born-Mulde (links) ist in ihrem ganzen Schichtenbau vielfach zickzackförmig gebogen, die Schmeiler Mulde (rechts) einfach muldenförmig gebogen worden. Solche Zickzackstellungen haben gleichwohl den Verlauf der Flöze nicht unterbrochen, sondern in vielen Fällen kann man selbst ganz schwache Flöze auf weiten Strecken durch alle Faltungen hindurch verfolgen, was auf eine gewisse Biegsamkeit des ganzen Schichten-systems zur Zeit der Störung schließen läßt. Ein Blick auf unsere Figuren, namentlich auf Fig. 4. lehrt uns, daß diese Störungen der Schichten-systeme der Steinkohlenformation die Gewinnung der Steinkohlen vielfach erschweren muß, wenn man



1. Profil der Posthapper Kohlenmulde. R Kohligendes; S kohlenführendes Schichten-system mit einem Kohlenflöz K; T Thonschiefer; Sy Eyenit; P Porphyr; G Granit.

(d. h. ein senkrechter Durchschnitt) der Posthapper Kohlenmulde; Fig. 2. ein Profil eines Kohlenstodes aus dem Beden von Kreuzot (Dep. Saône und Loire), welches von jüngeren Schichten leicht bedeckt ist. Es steht etwas geneigt und schneidet von seinem Stamme nach rechts zwei Hügel aus. Einen Horizontalschnitt durch diesen



2. Senkrechter Durchschnitt des steckförmigen Kohlenvorkommens von Kreuzot mit den Schichten und Strecken. — 3. Horizontalschnitt (Grundriß) desselben.

Stod in die Linie CD, also einen Grundriß des Stodes, stellt die Fig. 3. dar, an der wir sehen, daß wir wirklich einen Stod und nicht Flöz der uns haben.

Wenn schon solche Kohlenstücke vielleicht durch stehende Einwirkungen unmittelbar nach der Ablagerung der Kohlenmasse löse

auch meist bald lernt, wo man die Fortsetzung eines verworfenen Fusses zu finden habe.

Zum Schluß dieser Abtheilung unserer Betrachtung der Steinbohle möge noch Einiges über die Gesamtmächtigkeit des koblenführenden Schichtensystems und über einige andere nützliche Einschüßle der Formation hinzugefügt werden. Natürlich ist diese Mächtigkeit nicht in allen Becken Kohlenbedeckung gleich und auch noch nicht von allen bekannt. Die größte bis jetzt nachgewiesene Mächtigkeit zeigt das koblenführende Schichtensystem von Saarbrücken, in welchem das tiefste bekannte Flöz, bei Mettingen nördlich von Saarlesius, bis 20,656 Fuß unter der Zettenspiegel hinabreicht. Es braucht nicht erst bemerkt zu werden, daß diese Tiefe, die der Höhe des Chimborazo oder beinahe einer geographischen Meile

gleichkommt, nicht unmittelbar gemessen ist, denn diese Tiefe wird kaum bis zum siebenten Theile vom Bergbau erreicht. Die Messung gründet sich auf Berechnung des Einsinkens des Fusses an beiden Rändern der Mulde. Als eine sehr wertvolle Zugabe zu den Steinbohlen bietet ihre Formation noch verschiedene Eisenerze, namentlich den thomson'schäferschicht, welcher an manchen Orten, z. B. im Saarbrücker Becken einen großartigen Hohelektetrieb beschickt. Auch an Späthäufertit ist in Sachsen das Zwickauer Becken. Wenn diese Eisenerze vornehmlich in der thomson'schäferschicht ihren Platz haben, so ist dagegen der vorhin erwähnte Kohlensteinschicht oft sehr reich an Blei und anderen Metallen, namentlich in England, weshalb die Engländer ihn metalliferous limestone (metallführenden Kalkstein) nennen.

## Die Halsbandgeschichte.

Speit die Revolution ihre Töden an? Öffnet sie ihre Gräber, um den tollen Spul der Gegenwart durch die anheimlichen Gespenster der Vergangenheit zu weghetzen?

Während die stets gepanzerte Regierung Frankreichs aus den Kammern der Revolution das Schreckenssystem der Jacobiner hervorruft, um es als gute Wehr und Waffe gegen Unzufriedene und Verdächtige jeder Farbe zu gebrauchen, erhebt sich plötzlich aus seinem Grabe der geheimnißvolle Schatten eines der scandaalösesten Verbrechen der Revolution. Wir wärdten es nicht glauben, wenn es nicht schwarz auf weiß gedruckt wäre und in allen Zeitungen lände: Die Halsbandgeschichte der Königin Marie Antoinette spielt noch einmal vor den Pariser Gerichtshöfen. Die Nachfolger der Herren Besenmer und Balsanz, Hofmediciner unter Ludwig XVI., führen in diesem Augenblicke einen Proceß gegen die „Prinzen“ Koban, die Schulbestreuer betreffend, die durch den Verkauf des weltberühmten Halsbandes entstanden ist. Sie klagen gegen die Letzteren auf Auerkennung und Bezahlung der betreffenden Rechnung und Vorfälle in ihren Besitz übergegangen ist.

Alle Welt kennt oder glaubt die berühmte Halsbandgeschichte zu kennen, die in der Chronique scandaleuse der achtziger Jahre eine Hauptrolle gespielt hat. Aber wer kann den sich sagen, er kenne die einzelnen Fäden dieses verwickelten Intriguenwebes und sei im Stande, jeden von Anfang bis zu Ende zu verfolgen? Ist es doch selbst der gewissenhaften und unparteiischen Geschichtsforschung nicht gelungen, alle dunkeln Partien in diesem Drama aufzuhellen, und manche dürften unaussprechliche Räthsel bleiben, da die beteiligten Personen aus Furcht oder Eigennutz das wahre Sachverhältnis verheimlicht oder entstellt haben. Prüfen wir unbefangene die Quellen, ziehen wir sorgfältig die besten Gewährsmänner zu Rathe, so überzeugen wir uns mehr und mehr, daß es eine Person gab, durch deren Mund die volle Wahrheit an den Tag kommen konnte — die Königin Marie Antoinette. Sie hat nicht gesprochen, der Schalter nicht gelistet, die Belenbarung nicht Lügen gestraft. Das Geheimniß ruht in ihrem Grabe und ruht den Scharsinn des Geschichtsforschers, der in den verhandenen Berichten vergebens nach einer befriedigenden Lösung sucht.

Wenn wir nun hier eine kurze Darstellung der Halsbandgeschichte zu geben versuchen, so geschieht dies keineswegs in der Absicht, um ein neues Licht über dieses Intriguenpiel oder einzelne dunkle Partien derselben zu verbreiten. Jedermann hat in den Zeitungen die Nachricht von dem Proceß gegen die Prinzen Koban gelesen, die Erinnerung an die Halsbandgeschichte ist wieder aufgefrischt, und der Leser wird es uns vielleicht Dank wissen, wenn wir seinem Gedächtniß zu Hülfe kommen.

Die Personen des scandaalösen Drama's waren: Marie Antoinette, Königin von Frankreich; der Prinz Koban, Bischof von Straßburg, Großalmosenier und Cardinal; die Gräfin de la Motte, Abenteuerin und Intriguanin; ihr Mann, der angebliche Graf de la Motte, Garde-du-corps Monsieur's; Demoiselle Dina, „Cameleonname“; ein gewisser Kélar de Villeite und der berühmte Graf Cagliostro.

Der Schauplatz war der Hof von Versailles, die Zeit der Handlung das Jahr 1785.

Der Prinz Koban, ein geistreicher, eifler, prauchliebender, den

finstlichen Genüssen ergebenen Mann, war in Ungnade gefallen, weil er sich als Gesandter in Wien einige bittere Anmerkungen über Maria Theresia erlaubt hatte, die zur Kenntniß der Königin kamen und ihm deren Haß zuzogen. Obwohl er dessen ungeachtet nachdemander zum Großalmosenier, Cardinal, Abt von St. Waß d'Aras und zuletzt zum Rector der Sorbonne ernannt ward, ertrug der eitle Hofmann doch nur seufzend eine Ungnade, die seinen erbgewigen Plänen keineswegs förderlich war. Er versuchte mehrmals, sich zu rechtfertigen, ward aber schände abgewiesen, und schen gab er die Hoffnung auf, die verlorene Gunst der Königin wieder zu erwerben, als ein Unfall eintrat, der sein Vorhaben mächtig zu fördern und einen gewissen Erfolg in Aussicht zu stellen schien.

Er hatte in Straßburg den berühmten mystischen Gaukler Cagliostro kennen gelernt und war nach dessen Kaufst in Paris sein fanatischer Anhänger geworden. Ihm vertraute er den tiefsten Kummer, den er über die Fortdauer der künigligen Ungnade und die Fruchtlosigkeit seiner Rechtfertigungsversuche empfand. Der große Magier, der mit einer angenehmen Menschenkenntniß die gemeine Bedeutung eines Gauners verband, ließ dem Cardinal eine Frau vorstellen, die zwar zunächst nur eine Geld-Unterstützung nachsuchte, aber durch ihre Person, ihr romantisches Gesicht, ihren Geist, ihr feines Benehmen und ihr pitantes, reizendes Aeußere befähigt war, sowohl den Cardinal für ihre Person zu interessieren und sein Vertrauen zu gewinnen, als auch die Rolle einer Vermittlerin zwischen ihm und der Königin, und sei es auch nur zum Schein, zu spielen. Diese Frau, die in grader Linie von Heinrich II. abstammte und sich deshalb Balois nannte, war die Tochter eines Landmannes, der ein nicht unbedeutendes Vermögen durchgebracht und sein Leben als Bettler in einem Pariser Spital befristet hatte. Nach seinem Tode nahm sich die Marquise von Boulaingriens der armen Verlassenen an, sorgte für ihre Erziehung und verschaffte ihr einflußreiche Gönner und Freunde. Die junge Balois eignete sich bald den Ton der höheren Gesellschaftskreise an, ward als letzter Sproß des königlichen Geschlechtes der Balois förmlich anerkannt, erlangte als solcher eine Pension und war seit Kurzem mit dem Grafen de la Motte verheiratet, als sie sich mit einem Gelehrten um Unterstützung an den verschwenderrischen und mißthätigen Cardinal wandte. Dieser, schon im Voraus durch das Gerücht von ihrer Herkunft und ihrem Gesicht günstig für sie gestimmt, überließ sich dem Zauber, den das anmutige und einflussreichende Wesen der jungen, mit allen leiblichen und geistigen Vorzügen ausgestatteten Abenteuerin auf ihn ausübte. Er beflagte sich gegen sie über die unangenehme Behandlung, die ihm die Königin zu Theil werden ließ, und als nun die Kamotte wie zufällig äußerte, daß es ihr bei ihrem bis in die höchsten Postreise hinaufreichenden Verbindungen gelingen dürfte, die Gunst und das Vertrauen der Königin zu gewinnen, ging er bereitwillig auf diese Idee ein und rebete ihr zu, ihre Bemühungen um den Schatz der Königin zu beginnen. Darauf hatten die Kamotte und ihr Helfersbester Cagliostro gewartet. Sie entwarfen sogleich ihre Gaunnerspiele, die sie denn auch, soweit es die Umstände gestatteten, mit vollendetem Meistersaß ausführten.

Der Cardinal erfuhr alsbald von der Erstlin den glücklichen Erfolg ihrer Bemühungen. Sie war der Königin vorgestellt worden, hatte Zutritt zu ihr und besaß in gewisser Hinsicht ihr Vertrauen. Hocherfreut über diese Nachricht und in vollem Glauben

an den wachsenden Einfluß der Gräfin, hat der Cardinal um ihre Vermittelung bei der Königin, mit der er sich um jeden Preis zu veröhnen wünschte. Bereitwillig übernahm die Gräfin die ihr angetragene Vermittlerrolle, und ihre angeleglichen Verhandlungen mit der Königin hatten zunächst den Erfolg, daß dem Cardinal gestattet ward, sich zu rechtfertigen. Er häntigte der Gräfin ein ehrsüchtiges Schreiben an die Königin ein und erhielt bald eine eigenhändige Antwort derselben mit den gnädigsten Zusicherungen. Der Cardinal schrieb wieder und die Gräfin ließ abermals eine Antwort an ihn gelangen, die nicht weniger als Haß und Berachtung athmete und wohl geeignet war, den eitelsten, nichts argwöhnenden Mann zu dem Glauben zu verleiten, daß die Königin ihn heimlich liebe. Diesen verderblichen Wahn benutzte vorerst die Gräfin, um dem Cardinal nach und nach die Summe von 120,000 Pieses abzuschwindeln. Sie gab ihm nämlich zu verstehen, durch Geldverschüsse würde er sich der Königin, die sich manchmal in Geldverlegenheit befinde, ganz besonders verbindlich. Abstrichlich theilte sie die genannte Summe mit Gagliostro, dem als intellectuellem Urheber der fabelhaften Intrigue ein Trümpfel gebührt.

Rühn gemacht durch den guten Erfolg seiner schriftlichen Gesuchsbewerbungen, wagte der Cardinal, um eine geheime Zusammenkunft mit der Königin zu bitten. Diesen Wunsch zu erfüllen, ließ die Kamotte eine gewisse Demoiselle Oliva, die der Königin in Gehalt und Haltung ähnlich war, von Paris nach Versailles kommen und arrangirte hierauf folgende Scene. Der Cardinal mußte sich zwischen elf und zwölf Uhr Nachts in den Schloßpark begeben. Dort fand er an einer bestimmten Stelle eine tiefverschleierte Dame, die ihn erwartete und ihm mit den Worten: „Sie wissen, was das bedeutet,“ eine Kose überreichte. Während er die Kose an seine Brust drückte und auf eine Antwort sinnt, fällt ihr eine unbekannte Stimme zu: „Nützen Sie! dort kommen Madame und die Gräfin von Arctis.“ Es war die Kamotte, die ihm gefolgt war und ihn jetzt fortzog.

Der Cardinal war nun soweit vorbereitet, daß die Gräfin zur Ausführung ihres Hauptplanes schreiten konnte. Auch hierbei war ihr Gagliostro behilflich, indem er Roban's wachsende Leidenschaft für die Königin, von der er geliebt zu sein wünschte, in seiner Dramenmanier durch geheimnißvolle Bezeichnungen und Winke mehr und mehr entflammte.

Die Juwelierere Bochner und Bassange hatten ein kostbares Halsband von Diamanten, dessen Werth sie auf 1,600,000 Pieses anschlügen, anfertigen lassen und wiederholt der Königin zum Verkauf angeboten. Als sie im Jahre 1778 ihr erstes Wochenhett hielt, schien der König geneigt, ihr das Halsband zu schenken, sie lehnte es aber auf das Entschiedenste ab. Nach ihrer zweiten Niederkunft im Jahre 1781 wiederholte der König sein Anerbieten, erhielt aber auch diesmal eine abschlägige, fast zornige Antwort. Die französische Staatsschuld war schon damals zu einer ungeheuren Summe angeschwollen, die öffentliche Meinung murkte laut über die todesfalsen Verschwendungen des Hofes, man glaubte daher den Grund einer sonst unerklärlichen Weigerung in der übeln Finanzlage zu finden, die der Königin die Pflicht auferlegte und vielleicht auch die erwünschte Gelegenheit bot, vor den Augen der Welt ein Opfer zu bringen, über das sie im Stillen seufzte.

Die Juwelierere gaben die Hoffnung nicht auf, daß die Königin doch zuletzt das kostbare Halsband würde. Auf Gagliostro's Rath wandten sie sich Ende des Jahres 1784 an die Kamotte und versprachen ihr ansehnliche Geschenke, um sie für den Handel zu interessieren. Die Gräfin that anfangs etwas spröde, aber kaum war der Cardinal von seinen Vätern im Esch nach Paris zurückgekehrt, so stellte sie ihm vor, die Königin würde das Halsband zu kaufen, sollte es aber wegen Geldmangel nur in Terminen aus ihrer Privatcassone bezahlen und würde es ihm Dank wissen, wenn er in ihrem Namen den Kauf mit den Juwelierere abschloße und ihnen die Terminabzahlungen zulagte.

Bereits am 24. Januar 1785 konnte die Kamotte den Juwelierere anzeigen, daß der Cardinal zu ihnen kommen würde, um das berühmte Halsband für die Königin zu kaufen. Der angekündigte Besuch fand in der That statt, der Cardinal besah den Schmud und ließ ihn zwei Tage später in seine Wohnung schaffen, wo dann der Kauf förmlich abgeschlossen wurde. Da aber die Juwelierere Bedenken hinsichtlich der Bezahlung äußerten und wohl Anstand nehmen mochten, dem verschuldeten Cardinal den werthvollen Schmud ohne Sicherstellung zu überlassen, zeigte er ihnen zu ihrer Verüzigung

ein Handschreiben der Königin, worin die Kaufbedingungen genau angegeben waren: „Genehmigt, Marie Antoinette von Frankreich.“ Uebrigens zweifelte weder der Cardinal noch die Juwelierere an der Echtheit dieses Handschreibens, obwohl der Erstere als Prinz, Großauswiesener und ehemaliger Gesandter Frankreichs in Wien wissen mußte, daß Marie Antoinette niemals mit dem Zusatz „von Frankreich“ unterzeichnete.

Der Cardinal hatte also das Halsband und nun lag ihm daran, es der Königin durch eine zuerlässige Person zufommen zu lassen. Zu dem Ende begab er sich am 1. Februar 1785 Abends mit dem Schmudschlüssel in die Wohnung der Kamotte zu Versailles. Kaum war er hier angekommen, als sich ein Mann anmeldete, der von der Königin gesendet zu sein vorgab. Die Kamotte ließ den Cardinal in einen Alkoven treten, dessen Thür halbgeöffnet war, und auf diesem Versteck sah er, wie ein Mann eintretend und der Gräfin ein Billet überreichte, das brief dem Cardinal zustellte. Es enthielt den Befehl, dem Ueberbringer das Schmudschloß zu übergeben. Der Bote war ein Kammerdiener der Königin, Namens Leblanc, und von Person dem Cardinal bekannt, weshalb dieser kein Bedenken trug, ihm das Schmudschloß auszuvertrauen.

War das Kleinod auf diese Weise wirklich in den Besitz der Königin gelangt? Die Anhänger des Prinzen Roban, und unter ihnen namentlich sein Vicar Georget, behaupten es ganz entschieden. Dagegen wird von anderer Seite geltend gemacht: der Cardinal habe zuversichtlich erwartet, die Königin am ersten Pfingsttage mit dem Halsbände geschmückt zu sehen; da diese Hoffnung nicht erfüllt werden konnte, habe ihm die Gräfin mitgeteilt, die Königin würde den Preis zu hoch und poelle, wenn er nicht erzwängt fände, den Schmud zurückzugeben.

Wir haben hier nicht zu untersuchen, ob diese oder jene Behauptung richtig sei, da es nicht unseres Amtes ist, die Welt von der Schuld oder Unschuld der Königin zu überzeugen. Wir halten uns lediglich an die geschichtlichen Daten, die actuenmäßig feststehenden Thatfachen, und dürfen daher nicht verschweigen, daß die erwähnte Mittheilung der Gräfin allerdings durch einen Brief bestätigt wird, von der Cardinal Ende Juni an die Juwelierere richtete. Der Kaufpreis ward in der That um 200,000 Pieses ermäßigt und die Königin davon in Kenntniß gesetzt durch ein Schreiben, das sie in ihrem Bibliothekzimmer aus Bochner's Händen empfing. Sie las es ganz unbelangen der Madame Campan vor, ohne auch nur durch ein Wort oder eine Miene Erstaunen über ein solches Schreiben auszubringen, dann hielt sie es gleichgültig aus einer breunen Kerze und verbrannte es, wie man ein werthloses Stück Papier vorbrannt.

Inzwischen rückte der verhängnisvolle Tag heran, an welchem die erste Abschlagszahlung geleistet werden mußte. Noch vor Ablauf der Frist theilte die Gräfin dem Cardinal mit, daß die Königin nicht in der Lage sei, die erste Rate an dem bestimmten Tage zu zahlen. Natürlich sollte nun wieder der Cardinal ausbleiben, dessen Vermögensverhältnisse, wie schon erwähnt, keineswegs glänzend waren. In seiner Verlegenheit ließ er die Juwelierere kommen, eröffnete ihnen, daß die Königin die für den ersten Termin versprochene Zahlung erst im October leisten könne, und bot ihnen vorläufig 20,000 Pieses als Zinsvergütung an. Diese Summe wurde denn auch angeblich im Namen der Königin dem Juwelierere ausgezahlt.

Dies geschah im Juli 1785. Am 8. August erschien plötzlich Madame Campan bei den Juwelierere unter dem Vorwande, daß sie einige Schmudschloß zu sehen wünsche. Dann küßte sie mit Bochner ein Gespräch an, erkundigte sich im Laufe desselben gelegentlich nach dem Halsbände und ersuhr nun von dem Juwelierere den ganzen Handel, den wir schon kennen. Gleich aber gelangt ihr Bochner, daß er sich seit einiger Zeit geneigt sehe, zur Bezahlung der Personen, von denen er Geld begehrt habe, die schriftlichen Beweise der Königin vorzulegen. Die Sache war also schon ruckbar geworden. Inzwischen berichte sich die Campan keineswegs, die Königin von den Mittheilungen des Juwelierere in Kenntniß zu setzen, und als sie sich endlich dazu entschloß, war bereits die ganze Intrigue den Polizeiminister Breuteil hinterzogen worden. Dieser, ein Todfeind des Cardinals, begab sich eilig zur Königin und erstattete einen Haß und Wache athmenden Bericht. Die Königin war entzückt über den schändlichen Mißbrauch ihres Namens; sogleich wurde Bochner herbeigeholt und nach dessen Bemerzung über die zu treffenden Maßregeln Rath gesogten. Die Jurien des Hofes und der Wache schienen bei dieser Berathung den Vorstoß zu führen, und das

Resultat war ein öffentlicher Scandal, der das Unheil nur verschlimmerte und der Verleumdung neue Nahrung zulieferte.

Am 15. August 1788, einen Festtage, als der Hof zum feierlichen Kirchzuge versammelt war, ließ plötzlich der König den Cardinal in sein Cabinet rufen. Hier saß er außer dem Könige die Königin, den Großlegationsminister und den Baron von Breteuil, und in deren Gegenwart sollte er Aechtschaft geben über den Kauf des Palastes-Baus. Darauf war er freilich nicht vorbereitet. Er gerieth in Verwirrung, stotterte einige Worte zu seiner Unsicherheit und betheuerte seine Unschuld. Allein weder die Versicherung, noch die Rechtfertigungsschrift, die er sogleich in einem Nebenzimmer aufsetzen mußte, vermochten den einmal gefassten Beschluß zu ändern. In dem Augenblick, als er aus dem Cabinet des Königs trat, ward er auf Befehl des Barons von Breteuil vor den Augen des Hofes verhaftet. Er ward nach der Bastille gebracht, fand aber unterwegs Gelegenheit, einen schriftlichen Befehl zur Vermittlung aller ihn compromittirenden Briefe an seinen Vicar Geozel in Paris abzulassen. Dann wartete man auf sein Kommen noch volle vier Stunden, ehe man zur Hausdurchsuchung schritt, und so mußte denn freilich der eigentliche Pergang der Sache für alle Zeiten ein undurchergründliches Geheimniß bleiben.

Drei Tage später, am 18. August, ward die Ramotte in Paris-Arrest verhaftet. Sie hatte bereits ihre Papiere, darunter mehrere Briefe des Cardinals, verbrannt. Da sie sich durch ihren Selbstverleumdungsgelächter veranlassen glaubte, so gab sie alle Schuld an diesen, der nun ebenfalls festgenommen ward.

Die scandaleuse Verhaftung des Cardinals hatte überall das größte Aufsehen erregt und die Gemüther erhitert. Seine jacobinischen und hochgeheilten Verwandten, die Geistlichkeit, ein großer Theil des Adels, ja selbst die Tanten des Königs protestirten heftig gegen die schonungslose und unbillige Behandlung eines Prinzen und Kirchenfürsten. Aber als man erfuhr, daß der Cardinal die Gnade des Königs abgelehnt, und sich der Jurisdiction des Parlaments unterworfen habe, bildeten sich zwei Parteien, die je nach der Verschiedenheit ihrer Interessen Verding oder Strafe an den Tag legten. Am meisten frohlockte das Parlament, denn es fand einmal Gelegenheit, die Kirche und die Schubartbaristokratie, seine beiden Hauptgegner, in der Person eines Cardinals und Prinzen zu demüthigen, ja — was noch wichtiger war — es sollte zugleich über die Ehre des Königs entscheiden. Der Triumph des Parlaments mußte natürlich den Stolz des Adels beleidigen, und erfüllte ihn mit Zorn gegen die Königin, durch deren blinde Leidenschaftlichkeit einer der glänzendsten Namen der französischen Aristokratie dem Tagesgeschick preisgegeben war. Auch der Clerus war in hohem Grade entrüstet, und demerte gegen das Parlament, das einem Geistlichen den Proceß zu machen wagte. Der Paps drohte den Cardinal zu suspendiren, weil er sich einem weltlichen Gerichtshofe unterworfen hatte. Alle besonnenen und vernünftigen Anhänger der Monarchie vermutheten die Verleumdung des Hofes und wackelten dem Könige nichts Gutes von dem Ausgange eines Processes, der den letzten Nimbus der Krone, den stiefelnste Ruf der Königin und die Ehre Ludwig's XVI., zerstreuen mußte.

Endlich begann der für die Bourbonendynastie so verhängnisvolle Proceß, und nun fanden die Parteien reichen Stoff, sich gegenseitig anzugreifen und zu verleumdern. Ein Theil des Adels und der Geistlichkeit erklärte sich für den Cardinal, die Mehrzahl der Desteute hielt es mit der Königin, die große Menge, die Alles nur nach dem äußern Schein zu beurtheilen pflegt, beschuldigte die Königin, und ihren Ehre und den Cardinal ein ferochtes Spiel getrieben zu haben, und ihre Erbitterung gegen dieselbe verminderte sich nach und nach in förmlichen Haß.

Nach Verlauf mehrerer Monate ward durch die Untersuchung festgestellt: daß die Oliva nach den Wünschen der Ramotte in der oben bekannten Parfiscne die Rolle der Königin gespielt; daß ein gewisser Kötzler die Büllette, ein Bedienter des Grafen de la Motte, auf Anstehen und in Gegenwart der Grafen das oben erwähnte Handbillet der Königin und die Unterschrift: „Gueuchinat, Marie Antoinette von Frankreich,“ verfertigt; endlich, daß der Graf de la Motte an den Juwelier Gray in London für 10,000 Pfund Sterling Diamanten verkauft hatte.

Diesen wichtigen Ermittlungen zum Trost leuznete die Ramotte beharrlich alle Schuld, und mußte sich mit vielem Unfick zu vertheidigen. Sie behauptete nämlich, die Afertragung des königlichen Handbilletens, das Arrangement der nächsten Parfiscne, Alles

sei mit Bewilligung der Königin geschehen, um den Cardinal zu mystificiren und seine Discretion auf die Brebe zu stellen. Die Diamanten, die ihr Mann in London verkauft hatte, gab sie led für ein Geschenk der Königin aus.

Obwohl diese Erklärungen nicht förmlich zu Protocoll genommen wurden, gelangten sie doch in die Oeffentlichkeit, besonders durch Flugschriften, welche die Ramotte von London aus verbreiten ließ, und wurden zu den abschließenden Insinuationen gegen die Königin benutzt. Die öffentliche Meinung war einmal gegen die „Oesterreicherin“ eingenommen und ergriß begierig die Gelegenheit, den Ruf und die Ehre der Königin durch scandaleuse Verdächtigungen zu besudeln. Die Königin überseits versuchte nicht, sich von dem Verdacht zu reinigen, der an ihrer Person haftete, sie setzte allen Anklagen und Verleumdungen schweigenende Beachtung entgegen und bedachte nicht, daß sie dadurch ihrer Lage nur verschlimmerte. Das Schlimmste aber war, daß Niemand dem geistreichen und scharfsinnigen Prinzen Rohan, der mit seltener Gewandtheit die diplomatischen Peripetie in Wien geführt hatte, genug Oeibefchränktheit und Einfach trautete, um sich von einer geringen Intrigantia anführen zu lassen. War Rohan nicht betrogen, so blieb nur die Alternative: entweder hatte er das Halsband für sich, oder im Namen und auf Befehl der Königin gekauft. Eine surschbare, aber unermeidliche Alternative!

Nun stand aber actenmäßig fest, daß der Cardinal die Juweliere aufseheret hatte, das Benachrichtigungs- und Denkschriften an die Königin zu richten, und dieser Unlust — so meinte man — bewies zur Genüge, daß der Cardinal nur im Auftrage der Königin und für sie das Halsband gekauft hatte. Die Schuldfrage war also von vorn herein so gestellt, daß die Freisprechung des Cardinals ein Schandstück für den Ruf der Königin sein mußte.

Zum Unglück für Marie Antoinette war das Parlament von feindseligen Gesinnungen gegen den Thron erfüllt, und ergriß begierig die Gelegenheit, den König und die Königin zu demüthigen. Vor Allen bemühte sich der Haupttreter des Unrechts, die Schuldfrage so zu formuliren, daß sich die oben erwähnte verhängnisvolle Alternative einem Jeden von selbst andrängen mußte. Dazu kam, daß die Rohan'sche Partei Alles aufbot, um das Parlament zu Gunsten des Cardinals zu stimmen. Alle, großseifige Parlamentsräthe wurden von jungen, schönen Bisthüllicern bestärkt, und wo der Zauber eines reizenden Augenpaars nicht verfiel, da bewirkte man sich des bekannten goldenen Schlüssel. An den Sitzungstagen stellten sich die Comde, die Rohan, die Souffle, die Goumery in schwarzer Trauererleidung vor dem Justizpalast auf, und begrügten ehrsüchtig die eintretenden Mitglieder des Gerichtshofes. Alle Bemühungen Breteuil's, das Parlament für seinen Nachsegen gegen den Cardinal zu stimmen, hatten keinen Erfolg.

Am 31. Mai 1788 versammelte sich das Parlament, um das Urtheil zu fällen. Der Cardinal ward von der Anklage entbunden, die Ramotte zu Stempelnen, Brandmarkung und lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt, wedgleich ihr Mann in contumaciam; die Oliva und Gagliostro wurden freigesprochen, letztere jedoch des Raubes verurtheilt; Büllette ward als immer verbannt.

Paris jubelte über die Freisprechung des Cardinals. Der ehedem unpopuläre Mann ward plötzlich vom Bette vergöttert. Als er in den Bogen stieg, um vorläufig nach der Bastille zurückzufahren, stritt man sich eifrig um die Ehre, seine Kleider zu fassen.

Für die Königin war das Urtheil ein furchtbarer Schlag. Sie überließ sich nachhüllos ihren Jornaubschreien gegen das Parlament und rächte sich auf eine schlagenerthe Weise, indem sie es dahin brachte, daß der Cardinal seines Amtes als Minister entsetzt und vom Hofe verbannt ward.

Die Ramotte fand Gelegenheit, aus dem Gefängniß zu entkommen, und bezog sich zu ihrem Mann nach London. Dort ließ sie eine Denkschrift drucken, für deren Bemühung der französische Hof ihr 20,000 Livres auszahlen ließ. Ein Exemplar blieb jedoch übrig, das nach ward neu gedruckt, und gelangte in die Oeffentlichkeit.

Auf die Höhe von Europa wirkte der Auszug dieser causa oedebra einen tief ablen Eindruck; ja selbst die nächsten Verwandten der Königin, wie z. B. der Kaiser Jean II., ihr Neffe, zweifelten an ihrer wahren Schuldlosigkeit.

Es wird erzählt, unmittelbar nach der Urtheilserklärung am

31. Mai 1786 habe der Generalprocurator zu einem der Richter, einem eifrigen Vertheidiger des Cardinalis, geäußert:

„Sie haben toeben die Grundsätze der Monarchie erschüttert.“

Das war nun freilich eine lächerliche Uebertreibung, die Grundlagen der Monarchie werden nicht in Frage gestellt durch die Chancen eines Processes. Aber es läßt sich nicht leugnen, daß unter den secundären Ursachen der Revolution die Volksbildungsfrage eine der wichtigsten und wirksamsten war. Die Untertänigkeit der Oeffen, die lächerliche Wirtschaft am Hofe,

der Antagonismus zwischen den höchsten Staatsgewalten, die abschliche Verkümmelung aller Rechtsbegriffe, die Willkürherrschaft, der Velleitig gegen die Träger der höchsten Gewalt, die Unmuthigkeit der Krone — kurz, alle Mängel und Schwächen der Bourbonenmonarchie kamen durch diese Baumerngsfrage und den sich daran knüpfenden Proceß an den Tag. Die Namen des königlichen Vaters wurden mit Schamern und Antiquitäten in Verbindung gesetzt; es war geschehen um den Nimbus des Iphrogis Ludwig's XIV.

z. z.

## Ein Besuch der Officin von Brodhans in Leipzig.

Mitgetheilt von Albert Wetner.

So weit die Wissenschaften zurückstreichn, so lange hat man auch den Buchhandel gekannt; konnte er auch ursprünglich nicht in der ausgeprägten Gestalt der Gegenwart auftreten, so weiß man doch, daß sein Ausgang zunächst bei den alten Griechen zu suchen ist. Das buchhändlerische Geschäft mußte aber so lange bedeutungslos bleiben, als ihm nicht die Mittel zu Gebote standen, die Wissenschaft zum Gemeingut zu machen. Da trat gleich einer glänzenden Sonne aus dem erwahten Morgenroth die große Geburt unserer Jahrtausende, Gutenberg's Buchdruckerkunst, hervor und sie ist es, welche dem Buchhandel erst seine hohe Bedeutung gegeben hat.

Von Deutschland aus erstreckte die Kunst zuerst mit ihrem Erzeugnisse den Handel, wodurch es auch als die Wiege des eigentlichen buchhändlerischen Verkehrs zu betrachten ist. Außer den zahlreichen Klöstern, und den hohen Schulen, waren es vorzugsweise die im Aufstiehe begriffenen Messen, wo die damaligen Buchdrucker den Hauptabzug für ihre Preßzeugnisse fanden. Derzujt bildete Frankfurt a. M. seit dem ersten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts den Mittelpunkt des deutschen Bucherverkehrs. Als aber Luther, der große Kämpfer für Denk- und Glaubensfreiheit, erschien, der sich in Schrift und Rede gegen die jährlichen Mißbräude der Kirche erhob, und seine kräftige Stütze in der Buchdruckerpresse fand, begann in Folge der Reformation die Culturwanderung des deutschen Geistes nach Norden, und der vielbesuchte Meißner Leipzig wurde für den Buchhandel des Nordens, nach Frankfurt für den Süden war. In Frankfurt wurde der Buchhandel durch die Einführung einer kaiserlichen Buchercemission immer mehr beschützt und bekämpft, und es konnte daher in der That nicht Wunder nehmen, daß das durch eine eigene, so wie durch die nahe Wittenerger Universitäts- und von der sächsischen Regierung in Bezug auf Bücherwesen vor Frankfurt hochbegünstigte Leipzig nach und nach den literarischen Verkehr immer mehr an sich zog.

In dem Herzen Deutschlands gelegen, bietet Leipzig für den Osten und Norden Europa's den wichtigsten Vereinigungspunkt handelsreibender Nationen; für den deutschen Buchhandel aber ist es die Pulsader des Verkehrs aller Länder geworden, welche Literatur verbrauchen oder produciren.

Und so finden wir gegenwärtig hier nicht weniger als 168 Buch-, Kunst- und Musikalienhandlungen, zum Theil Verleger, als Producenten, zum Theil Sortimentshändler, als Vermittler der Verleger und des Publicums, oder Commissionshandlungen, als Vermittler des eigentlichen geschäftlichen Verkehrs der Buchhandlungen aller Länder unter sich. In naturgemäßer Folge dieser speculativen und industriellen Ausbildung mußten auch alle diejenigen Geschäftszweige einer höheren Blüthe und Vollkommenheit zugeführt werden, welche in Dienste des Buchhandels stehen, die Buchdruckerkunst und die Schriftgießerkunst, sowie alle die graphischen und technischen Künste, welche zur Verfertigung literarischer und künstlerischer Objecte Anwendung finden, oder zu deren Ausführung mitwirken. So zählt Leipzig gegenwärtig 38 Buchdruckereien und 10 Schriftgießereien.

Für Jedem, der nach Erkenntnis und Belehrung strebt, muß es vom höchsten Interesse sein, einen tiefen Einblick in die Stellen zu thun, aus denen ihm die geistige Nahrung in einer für die weiteste Verbreitung geeigneten Form zugeführt wird. Nur Wenige mögen bei dem Lesen eines Schriftstücks sich bemühen sein, welche Stadien dasselbe zu durchlaufen hat, bevor es an die Oeffentlichkeit hervortreten kann, in seiner Vollendung den gesteigerten Anforderungen zu genügen, welche gegenwärtig der in den weitesten Kreisen ausgeprägte Kunstsinne an typographische Erzeugnisse macht. Es

wird daher gewiß vielen unserer Leser willkommen sein, wenn wir sie anfordern, und in die Werkstätten der Kunst und Industrie zu begleiten, deren Aufgabe es ist, die Producte des Geistes zu vervielfältigen und das, was der menschliche Geist des Einzelnen gedacht und erforscht, zum Gemeingut Aller zu machen.

Wir wählen zu diesem Behuf die Officin von F. A. Brodhans, welche eine Vereinigung sah aller auf dem Gebiete der typographischen Production mitwirkenden Geschäftszweige aufweist und uns Gelegenheit bietet, die Verfertigung der Schriftstücke von der rohen Schriftmaße bis zu ihrer Vollendung als fertige Bücher in allen Stadien zu verfolgen, um ein lebendiges Bild der gesammten typographischen Thätigkeit vor uns aufzurollen.

### Die Schriftgießerei.

Die Buchdruckerkunst verbandt ihren Cultivator dem Bedürfnisse, die Schrift durch Farbenrad leichter und schneller zu vervielfältigen, als dies durch Wiederholung mit der Hand und der Feder möglich ist. Als Vorläufer der Buchdruckerkunst ist die Holzschneidekunst zu betrachten, vermittelst welcher die Schrift in Holztafel erhaben geschnitten wurde. Das Buchstabenalphabet der Sprachen führte aber bald darauf hin, die ganzen Holztafeln zu zerfallen und die Buchstaben einzeln in Holz, Blei oder Zinn zu schneiden, um aus denselben Druckformen für die Schrift zusammenzusetzen, welche nach gemachtem Gebrauche auseinander genommen und zu einer neuen Form wieder gebraucht werden konnten. Durch dieses Verfahren erst wurde die zweite Verfahrungsweise, die sogenannte Typographie.

Die Lettern oder Buchdruckertypen sind vierzigjährig pyramidenförmige, aus Schriftzügen oder Schriftgießermetall gegossene Stäbchen, deren Begrenzungsflächen in rechten Winkeln zu einander gestellt sind, und deren Höhe ganz gleich sein muß, damit ihre oberen Flächen nach Vollendung des Satzes in einer und derselben Ebene liegen und bei dem Abdruck mit dem Papiere gleichmäßig in Verührung kommen. Auf der oberen Fläche des Typensetzers befindet sich das abdruckende Zeichen erhaben und in verkehrter Stellung. Eine Anzahl Lettern so mit einander verbunden, daß sie abgedruckt einen bestimmten, zusammenhängenden Text geben, bilden einen Schriftsatz oder Satzwerk. Da es nun diese Typen, um den Schriftzug herzustellen, geeignet sein müssen, in jede beliebige Ordnung gebracht zu werden, so kann natürlich eine Type in der Regel auch nur ein einziges Schriftzeichen darstellen.

Um diese Typen hervorbringen, muß man zunächst ein Original des gegossenen Buchstaben (Stempel) haben, welches das Schriftzeichen ebenfalls erhaben und verkehrt enthält. Dieser Stempel wird, als Vater der Schrift, Mutterbuchstabe oder Patrizie genannt. Da nun aber zum Gießen der Lettern eine Form erforderlich ist, welche das Schriftzeichen verkehrt enthält, damit die darin abgessenen Lettern wieder erhaben erscheinen, so werden die aus Stahl gefertigten Schriftstempel in ein weiches Metall und zwar gewöhnlich in Kupfer eingeschlagen. Diese Abschläge nennt man Mutterbuchstaben oder Matrizen.

So vorbereitet, treten wir nun in den Gießereisaal ein, wo wir sieben Gießefen, an jedem der bis vier Gießefen beschäftigt finden. In dem Feuerungsraum des Gießefens hängt ein ausgeleertes Kessel, welcher das geschmolzene Metall in flüssigem Zustande enthält. Das Schriftmetall besteht aus einer Legirung von Blei mit Antimonium Regulus. Das Gießen der Lettern wird vermittelst einer besonderen Form, des sogenannten Gießestruments, ausgeführt, in welches die Matrize so hineingelegt wird, daß das

Schriftmetall durch eine Oeffnung einfließen kann. Der Gießer steht an dem inmitten des Ofens eingelegeten Kessel, in seiner linken Hand das geschlossene Instrument, und in der rechten den Gießeffel, mit welchem er den Zeng saßt und in das Instrument gießt. Sobald dies vor sich geht, macht er mit dem Instrument eine rüttelnde Bewegung (Wendung), wodurch der Schriftzug durch den Einguß und den innen freien Raum hindurch in die unten anliegende Matrize fließt. Ein geschickter und fleißiger Schriftgießer kann bis 4000 Buchstaben in einem Tage gießen.

Als das Maschinenwesen für die praktische Ausübung der Künste und Gewerbe immer größere Bedeutung und Anwendung fand, wurden auch mehrfache Versuche gemacht, das Gießen der Letztern durch Maschinen auszuführen. Applegath in London und Andere construirten die ersten Maschinen, die aber sämmtlich ihrem Zweck nicht entsprachen. Endlich wurde in Amerika eine solche Maschine gebaut, von welcher ein Modell durch E. Hängel in Berlin in der Werkstatt von H. A. Brodhahn aufgenommen und so wesentlich umgewandelt und verbessert wurde, daß sie jetzt allgemein verbreiteten Letztergießmaschinen

worfen und die Regelseiten derselben mit einem zweischneidigen Schabmesser von dem darauf befindlichen Grate befreit worden sind, damit die Stärke derselben (der Regeln) geprüft, wozu man sich eines besondern Instrumentes (des Syllens) bedient. Die so fertig gemachte Schrift wird nun nochmals sorgfältig durchgesehen, die darunter befindlichen untauglichen, sogenannten bösen Buchstaben werden entfernt und die guten in ein Schiß, wie es der Seper draucht, aufgestellt; mit einem Buntfaden darin eingebunden und in Pakete verpackt zum Gebrauch in die Druckerei geliefert.

### Die Stereotypie.

Mit der Schriftgießerei in genauer Verbindung steht die Stereotypie oder das Verfahren, vermittelt dessen der ganze Schriftsatz einer Columne nicht wie gewöhnlich aus einzelnen Theilen (Lettern &c.) besteht, sondern in einer einzigen Platte dargestellt wird.

Die ersten Versuche der Buchdruckerkunst bestanden bekanntlich in dem Abdruck ganzer Platten, auf welchen der Text erhaben ge-



Der Seperstahl.

daraus entstanden, mit welchen durch einen gewöhnlichen Handarbeiter in einer Stunde 12—1500 ganz fehlerfreie Buchstaben gegossen werden.

Nachdem der Buchstabe gegossen ist, hat er zwar schon die Form, in der er später zum Druck verwendet wird, aber er besitzt noch an der der Wertsfläche entgegengesetzten Seite einen pyramidalen Anhang, welcher sich im Einguß des Instruments bildet und abgetrieben werden muß. Der von dem Gießzapfen befreite Buchstabe gelangt nun zum Abschleifen, wodurch der Grat von den beiden Seitenflächen entfernt wird, damit die Buchstaben im geschlossenen Satze dicht neben einander zu stehen kommen. Zur Vollendung der gegossenen Schrift müssen die Typen noch einer letzten Arbeit unterworfen werden, welche das Fertigmachen genannt wird und in einem eignen Instrumente, dem Bestößzeuge, ausgeführt wird. Zu diesem Behufe werden die Typen in einem Winkelbalken der Art aufgestellt, daß die Wertsfläche nach unten, der Fuß aber nach oben gerichtet ist; der so angefüllte Winkelbalken wird dann in das Bestößzeug gebracht und mittelst eines Hebels das überflüssige Metall an dem Fuße der Letztern abgehoben, so daß sich eine rinnenartige Ausbuchtung, der Ausschnitt, bildet. Nachdem der Kopf der Letztern noch einer besonderen Behandlung unter-

schnitten war, und auf dieses Grundprincip ist somit das Verfahren der Stereotypie zurückgeführt. Anzänglich ließ man den Schriftsatz von Werken, die in kurzer Zeit wieder gedruckt werden sollten, stehen, um den Satz dann nicht aufs Neue bestellen zu müssen; in dessen führte das Verfahren des sogenannten stehenden Satzes (stehende Letztern) vielfache Schwierigkeiten und Nachtheile mit sich, denn es konnten aus dem Schriftsatze leicht Letztern herausfallen und eine große Anzahl Columnen beanspruchte zur Auffbewahrung viel Raum, sowie die dazu verwendete Schrift auch so lange einer weiteren Verwendung entgegen blieb, als sie nicht aus ihrer augenblicklichen Ordnung genommen werden konnte. Diese und noch andere Uebelstände führten bald darauf hin, die zu einem Schriftsatze zusammengestellten Letztern in eine feste Platte zu vereinigen, um sie später durch den Abdruck vervielfältigen zu können. Nach mehrfachen Versuchen, die größtentheils darauf hinausliefen, die getragene Schrift hinten zusammenzufügen, gelangte Firmin Didot zu Paris (1794) auf das Verfahren des Abformens, welches Lord Stanhope endlich im Jahre 1804 einer solchen Vollkommenheit zuführte, daß es jetzt unter dem Namen der englischen Methode am Meisten verbreitet ist.

Um von dem Schriftzuge ganzer Seiten Platten zu gewinnen, welche einen einzigen Körper bilden, ist es zudröckst nöthig, daß derselbe auf die gewöhnliche Weise, welche wir weiter unten näher kennen lernen werden, aus beweglichen Typen hergestellt wird. Man legt um die aus Typen gesetzte, sorgfältig corrigirte und geschlossene Columne einen Formrahmen, der dem Schriftsatz soweit überragt, als die Matrix stark werden soll, bestrichet den Satz mit Knochenöl und bringt dann eine dünne Schicht mit Wasser eingemachten Gyps darauf, die in alle Vertiefungen gehörig eingeführt wird, worauf dann der Formrahmen selbst mit Gypsblei gefüllt und mit einem Lineale abgedrückt wird. Dieser Gypsabguß, der sehr schnell verhärtet und die Buchstaben des Satzes vertieft, die Zwischenräume aber erhaben wiedergibt, gelangt nun in den Trockenofen, wo ihm noch alle zurückgebliebene Feuchtigkeit entzogen wird.

Von diesen Matrizen werden die Stereotypplatten auf zweierlei Art gewonnen, wovon die eine das oben erwähnte englische und die andere das französische Verfahren (nach Daubé) genannt wird. — Nach dem ersten wird die ausgetrocknete Matrix in eine eiserne Pfanne mit Deckel gelegt an deren vier Ecken sich Eingußöffnungen befinden, und mit dieser so lange in die geschmolzene Masse versenkt, bis dieselbe alle Räume vollständig ausgefüllt hat. Nach 15 bis 30 Minuten zieht man die Pfanne wieder in die Höhe und läßt sie auf seudendem Sande sich abkühlen; ist dies geschehen, so wird die Pfanne geöffnet, der Guss herausgenommen und die Stereotypplatte von der Matrix getrennt. — Nach dem französischen Verfahren werden die Stereotypplatten in einem senkrecht angebrachten eisernen Gießinstrument gegossen, welches aus zwei Theilen besteht und sich mittelst einer Schraube öffnen und schließen läßt; in diesem wird die Matrix sammt dem sie umschließenden Rahmen auf die obere Kante gestellt und der Schriftzug mit einem Gießlöth durch den oben am vordern Theile befindlichen schrägen Einguß in das Gießinstrument gegossen.

Die auf beide Arten gewonnenen Stereotypplatten gelangen nun in die Hände besserer Arbeiter, welche diese sorgfältig untersuchen und alle Unebenheiten zwischen und in den Buchstaben entfernen. Um die Platten für den Abdruck in der Buchdruckpresse geeignet zu machen, werden sie auf einer Hobelmaschine gleichmäßig abgehobelt und durch eine mechanische Vorrichtung auf die gewöhnliche Schriftgröße zugerichtet, so daß sie nun wie eine gewöhnliche Form aus beweglichen Lettern zum Abdruck gelangen.

Die Erfindung der Stereotyp bietet dem Verleger bei Herstellung von Druckwerken, welche einer großen Verbreitung fähig sind, wesentliche Vortheile dar. Diese bestehen hauptsächlich darin, daß nicht, wie es in der Regel geschieht, die ganze Auflage eines Werkes mit einem Male abgedruckt werden muß, sondern daß man den Abdruck in beliebiger Anzahl von Exemplaren so oft erneuern kann, als es eben der Erfolg nöthig macht, wodurch bei wiederholten Auflagen die Herstellungskosten für Satz und Correctur erspart werden. Außerdem hat man bei dem ganzen Werke gleichsam neue Schrift, die sich, da sie eben nicht wieder zu andern Zwecken benutzt werden kann, gleichmäßig abnutzt, und endlich kann man auf die vollkommenste Correctheit des Textes rechnen, denn wenn derselbe einmal gesetzt, genau corrigirt und Stereotypirt ist, so darf man der unfehlbaren Gleichheit aller Abdrücke gewiss sein, was bei dem gewöhnlichen Druck der Fall nicht ist, wo bei dem Schwärzen der Form die beweglichen Lettern nur zu leicht herausgerissen oder in Unordnung gebracht werden.

Man verzeihet mir übrigens durch die Stereotypie nicht allein Lettern, sondern erlangt auch mittelst derselben Gleiches von Holzstöcken und ähnlichen für den Buchdruck bestimmten Gravuren.

(Das „Setzen“ und „Drucken“ im nächsten Artikel.)

## Blätter aus der Krisis.

Von Ludwig Hein.

Nr. 1. Fabrikantenred.

(Fortsetzung.)

„Dann müßte auch noch ein Härdehaus gebaut werden,“ fuhr der alte Herr zerknirschend nach einer Weile fort, während er noch immer am Fenster stand und Mathilden den Rücken zulehnte, „ja, das wollte ich Dir eigentlich mittheilen, Mathilde, wir werden bauen, viel bauen, — Karl wird bauen, das Geschäft wird fast noch einmal so groß werden, — aber Schwindel, Schwindel, wenn wir nicht Geld haben, — wir brauchen viel Geld, Mathilde, — Du bist ein gutes Mädchen, — und Karl — ich sehe das ein, —“

Er wendete sich jetzt um, ging hin zu Mathilden und fragte mild und väterlich:

„Hast Du meinen Karl lieb?“

Ueber Mathildens Lippen ging kein Laut. Sie senkte das Haupt, — ein neuer Mathistrem überbrannte ihr Angesicht.

„Und hat Karl Dich lieb?“

Tiefer senkte das Mädchen das Haupt, — seine Antwort erfolgte.

„Ich kenne doch so Etwas, — ich erinnere mich an so Manches, — hat er Dich lieb, Mathilde? hat Karl Dich lieb?“

„Ich weiß es nicht.“

Das war so leise gesprochen, daß der Alte es kaum hörte, — es klang wie das Beben einer Saite, — und die Arme, die es sprach, senkte noch tiefer das Haupt, — ihre Hände zitterten, weil ihre Seele zitterte.

„Eilt längerer Zeit hat er nicht mit Dir geredet,“ fuhr der alte Herr fort, während er seinen Gang durch die Stube von Neuem unternahm, „hat es vermieden, Dich zu sehen, Dir zu bezeugen, — wie wohl, Mathilde, — und 's ist ihm schwer geworden, ist ihm an 's Herz gegangen, — glaubst Du's, Mathilde?“

Er blieb bei diesen letzten Worten vor ihr stehen. Mathilde aber erhob ihr Haupt, als habe sie einen himmlischen Gruß gehört mit himmlischer Barmherzigkeit. Aus ihren Augen leuchtete es feucht, wie Tyrannen, — ein süßes Lächeln floß über ihr Antlitz, indem sie leise fragte:

„Es ist ihm schwer geworden, ist ihm an 's Herz gegangen?“  
„Kannst es glauben, Mathilde,“ versicherte der wiederum Unbetroffene, „schwer geworden, schwer, — aber hat er nicht Recht? nur sein Unternehen auf Schwindel gegründet! nur seinen sichern Beben, eine Capitalunterlage! und da hat er Recht, — und doch, und doch, wenn's ihm schwer wird, und wenn's Dir schwer wird, —“

Als müßte er sich einen Augenblick lang erst fassen, hielt er an und sprach dann schnell weiter, indem er nach dem Hofe hinabblüfte:

„Mathilde, Du siehst, es wird auch mir schwer, recht schwer, — aber gibst Du ihm nicht Recht? Du dachst nicht, er dauert mich, — doch die Vernunft, die Vernunft! Karl hat Recht, — so schwer es ihm wurde, er scheint doch mit sich fertig zu sein, — und wenn Du nun auch mit Dir fertig wärest, so wölte ich Dir etwas sagen, Mathilde. Soll ich, soll ich Dir etwas sagen?“

„Wie Sie wollen,“ sprach kaum hörbar Mathilde und bedeckte mit beiden Händen ihr Gesicht, als wolle sie den Blick nicht sehen, der unter Demerschlag jetzt niederfahren mußte.

„Jawort, — Geheime, — Karl, —“

In diesen und noch wenigen Sylben lag Blitz und Donner Schlag, — er fuhr wieder.

Mathilde stand sichtbar ruhig, stand wie eine schöne Bildsäule. Nicht sie auch die kleinen Hände vor's Gesicht, der Blitz hatte doch durchgelockert, war niedergefahren in das Blumenbeet des Herzens. Schnell batten sich die Knospen zu Blüten geöffnet, — noch schneller lagen sie zerstückelt, — zusammengebrängt Alles in wenige Minuten, Alles, Sonne und Nacht, — Sonne der Hoffnung, Nacht der Enttäuschung.

Der alte Herr, der doch jetzt am Fenster und von Mathilden abgewandt gehanden, drehte sich um .

„Bist erschrocken, armes Kind, sehr erschrocken?“ sprach er mitleidig. „O, aimm doch die Hände vom Gesicht, beacht' Dich vor mir nicht zu schämen, gutes Kind, — wie mich's dauert! habe

Dich lieb, — hätte nichts dagegen gehabt, wenn Karl — aber der Bau, die Maschinen, die ganz neue Einrichtung — ohne Capital würde Alles ein Schwindel sein, der uns in's Unglück führen müßte. Das willst Du nicht, Mathilde, — bist Du bös auf mich? bist Du böse auf Karl? O, nur nicht hinein in den jetzigen Geschäftssturz ohne Capital! Denk an unsere Firma, an unsere Ehre, an unsere Verbindungen und Verbindlichkeiten, — Mathilde, bist Du böse auf mich und Karl? Und nimm doch die Hände weg, schäme Dich nicht, — bist Du böse auf uns?"

Langsam zog sie die Hände vom Gesicht. Die schönen Augen schwammen in Thränen.

"Nicht böse," sagte sie still, "nicht auf Sie, — nicht auf den jungen Herrn."

"Aber auf Fräulein Celestine?"

Schweigend schüttelte die Arme ihre Haupt, aber ein tiefschmerzlicher Zug ging über ihre Stirn.

"Oh mir Deine Hand darauf, — also nicht böse, nicht böse auf uns Alle, — auch nicht böse auf den lieben Gott, der es so haben will, weil er uns Verbannt gab, — freilich, freilich, — letzte er seltener hinzu, — er gab uns auch ein Herz."

Da sprach Mathilde in lautes Weinen aus, — aber sie richtete dem alten Herrn die Hand.

Wohnte der alte Herr es fühlen, daß er in seiner Gutmüthigkeit immer wieder eintrifft, was er aufkaute, — oder ersah er aber das bestige Weinen, das er nicht erwartet hatte? Gernig, auch er konnte sich jetzt nicht länger mehr halten, — er fing an, in eine Weicheit zu verfallen, welche die Verwirrung in seinem Innern noch größer machte, als sie schon war. Sein Gang wurde schneller, ängstlich fuhr er mit den Händen in die Rocktaschen, brachte bald den "Ernst Heiter", bald das feine Taschentuch heraus, mit welcher Leichtigkeit er sich die Thränen abtrocknete, die er nicht länger hatte zurückhalten können. Dann sah er einige Secunden lang in dem Zeitungsblatte, — aber es wollte nicht gehen. Es schwirrte und funkelte ihm vor den Augen, — in seinem Innern gährte und wogte es durcheinander, — er süßte seine Schwäche und rang doch nach dem Siege. Auf das weinende Mädchen wagte er kaum noch hinzutreten.

In den Hof herein hörte man jetzt einen Reiter springen. Der alte Herr lief erschrocken nach dem Fenster und rief: "das könnte Karl sein!"

Mathilde aber erschauerte wohl noch weit mehr, als der Alte. Sie stürzte nach der Thür, wollte erst, tradnete sich schnell noch die Augen, — aber als ihre Hand nach der Klinke griff, stand auch der alte Herr schon da und hielt und zog das Mädchen zurück und rief halb ätzend, halb beschledend und doch in Angst: "bleibe da! verlaß mich nicht, Kind; bleibe, bleibe!"

Schon hörte man Schritte in dem anstehenden Saale. Nach der Thür, die dort hereinführte, blühte bebend das Mädchen, und floh, als wolle sie sich dem Anze des Kommenden so lange als nur irgend möglich entziehen, an's Fenster, das in den Hof ging. Raum hatte sie dasselbe erreicht, und kaum hatte der alte Herr die Hände auf den Rücken gelegt, um seinen vorigen Gang anzutreten, da öffnete sich auch schon die Saalthüre.

"Guten Abend, Vater! Da bin ich wieder; Celestine läßt Dich schön grüßen!"

Heiter und schnell erlangen und verlangen diese Worte, ehe sich der Saal wieder schloß. Der Sprecher trat ein, — der alte Herr antwortete nicht, sondern ging ängstlich gerüst auf und ab.

"Ist etwas vorgefallen?" fragte Karl.

"Vorgefallen, eingefallen, ausgefallen, an's Herz gefallen! — dort, dort!" sprach nun der Alte und schlenkerte die Hände vom Rücken hervor und streckte sie unter Thränen nach dem Fenster hin, wo mit geflemtem Haupt das zitternde Fabrikmädchen stand.

Karl erschauerte, — wurde roth, — sah schnell hinweg, dann wieder hin und bewegte grüßend den Hut.

"Wo auch erschrocken? wieder erschrocken? Karl, Karl, das ist nicht gut! Ihr wird es schwer, mir wird es schwer, Dir wird es schwer! Fort mit den Maschinen, fort mit dem ganzen Kraam, fort mit dem Schwindel! Hier, hier!"

So rufend im schnellen Eifer, lief er zu dem Mädchen, führte oder jerrte es an der Hand bis auf die Stelle, wo Karl stand, und fuhr, indem er rasch auch dessen Hand ergriff, hastig fort:

"Hier, hier, nehm' Euch! — Fort mit dem Schwindel!"

"Vater!" rief zähennd der junge Mann und entriß dem Alten die Hand.

Aber auch Mathilde entzog dem Alten ihre Hand und stürzte fort nach der Thür.

"Entschuldigen Sie, Mathilde, — der Vater allein —"

Nicht konnte Karl nicht nachsehen, — Mathilde war verschwunden; aber an den Vater richtete er die Worte:

"Was ist denn geschehen? Vater, weißt Du, was Du thust? Wenn diese schmerzlichen Bellen? Du warst ja heute früh so vernünftig, — ich freute mich, —"

"O mag nun gut sein, Karl," fiel der alte Herr ein und strich die letzte Thräne aus den Augen. "Ich konnte mich nicht lassen, — das Herz ließ mich nicht, — es mußte sein Recht haben, so gut wie die Vernunft. Jetzt ist mir wohlher, — und wenn's denn durchaus nicht geht, wenn's nicht geht, Karl, — aber das Mädel bauert mich, — Mathilde weiß Alles, ich habe ihr Alles gesagt, — es wird ihr schwer, sehr schwer, — schwerer als Dir, — ich habe ihr auch erzählt, daß Dir's schwer an's Herz ginge, —"

"Das hast Du gehört, Vater?" versetzte Karl tabelnd. "O, was das für Dinge sind! Du drückst dem Mädchen Demen in's Herz, die Du nicht wieder heranziehen kannst!"

"Karl, Du nicht? — Gar nicht möglich, Karl?"

"Vater," entgegnete verlegt der Sohn, "Vater, ich werde ganz irre an Dir! Wie kann Dir noch ein einziger Gedanke begeben, daß ich meinen Plan aufgebe!"

"Der Plan ist nicht äbel, — nun, laß es gut sein, Karl, — sonnn, wir gehen in den Garten, dort will ich Dir erzählen, wie Alles gelaß, — weist das arme Kind ja ebenfalls bedauern."

Aufstehend fragte Karl:

"Woan soll das nützen und wohin soll es führen? — Vater," setzte er lächelnd hinzu, "wir wollen eine Fabrik bauen, nicht aber ein Theater oder Warenhaus."

"Warenhaus?" versetzte hebelig der alte Herr. "Dann brauchen wir gar nicht in den Garten zu gehen, Karl, — und bauen, bauen, wir müssen Geth bauen, wenn wir bauen wollen, sonst bauen wir ein Schwindelhaus, — wird Fräulein Celestine Dir jetzt schon — ich meine die nöthige Beschaffung, das nöthige Capital —"

"Sei ganz außer Sorge, Vater, der Bau beginnt!" versicherte Jener.

"So laß uns in den Garten gehen, Karl," schloß der alte Herr und nahm den Sohn an der einen Hand, während er mit der andern den "Ernst Heiter" aus der Tasche langte und dabei erklärte, es könne und werde ja der Papiertram, von welchem der Dichter rede, nicht lange mehr halten.

So kamen sie in den Garten. Karl bot den Vater, ihm nun mitzutheilen, wie es mit Mathilden sich zugegetragen. Das that der alte Herr, that es trenn, gewissenhaft, umständlich. Da wandelte ihn dabei jene Rührung an, welcher er nicht auszuweichen vermochte, und daran küßte er immer einen neuen Versuch auf das Herz seines Sohnes. Er blühte dabei nicht selten hinaus zu den Bäumen, wo die Vögel für tiefen Tag die letzten Dalmis zum Verfluchen trugen und die Abendlichte langten, und der Alte sprach dann von glücklicher Ehe, — von der Ehe, in welcher auch er gelebt, und erinnerete den Sohn an die verstorbene Mutter.

Der Sohn war stumm, — blieb aber fest.

"Karl," hob der Alte zuletzt noch an, "eins haben wir vergessen, eins. Damit könnte man's thun, und es wäre doch kein Schwindel. Fünftausend — und nicht in mehreren Papieren, nicht in Lumpen, — Karl, fünftausend blankes Capital — Mathilde hat es, bringt es, gibt es. Das wäre doch auch etwas —"

"Nicht kaum aus für die Dampfmaschine," entgegnete der junge Mann.

"Nächsten Alles kleiner — nicht eine so großartige Erweiterung — Karl, mit Fünftausend könnten wir doch schon etwas anfangen."

"lassen wir das, lieber Vater, es führt zu nichts," erklärte Karl. "Und gute Nacht, Vater! es dämmert schon, ich will nach der Stadt. Du weißt, daß ich noch zu schreiben habe."

Und Beide schritten der Gartenthür zu. Nach ehe sie dieselbe erreichten, trat der Wirthschafter ein, welcher der Fünftausend vorstahl.

"Mathilde läßt sich empfehlen — und hier —" sagte der Wirthschafter, indem er ein Billet in die Hand des alten Herrn legte, "sie hat ihre Sachen gepackt, wird dieselben abholen lassen."

"Und ist fort?" fragte erschrocken der Alte, während er das Papier erbeack.

„Seit einigen Minuten,“ erklärte der Werkführer. „Betroffen drückte Karl den Hut in die Augen — er that langsam einige Schritte in den Sandgang zurück — dann wendete er wieder um — der Vater gab ihm das Billet. Dasselbe war an den alten Herrn gerichtet und lautete:

„Es dürfte sicher für Alle das Beste sein, wenn ich aus Ihrem Hause ginge. Darum will ich gehen. Nehmen Sie meinen Dank für die große Güte, mit welcher Sie mich allezeit behandelt, und vergehen Sie mir auch meine Fehler.“

Matthilde.“

„Fehler, Fehler, Du gutes, gutes Kind, was loßt Du denn für Fehler?“ jagte der alte Herr, in Thränen schluchzend, und wußte und wußte nicht, daß der abgehende Werkführer zurückkommen sollte.

Karl aber gab Oregandesebel, und dat: „Mache kein Aufsehen, Vater! Du weißt.“

„Thänen sind kein Schmiedel, Karl, — so will ich selbst fert, — ich hole sie noch ein, — ich bringe sie zurück.“

„Laß sie, mein Vater,“ mahnte bewegt der Sohn, und hielt seinen Vater fest, „laß sie ziehen — sie handelt groß und schön — o, ich habe mir's gedacht, daß sie das kann.“

„Groß und schön!“ wiederholte der Alte, „würde das Celestine auch können? — Groß und schön — Karl, laß mich, ich hole sie noch ein! Groß und schön — und einige kleine Maschinen, Karl, das wäre besser, als greßartige Einrichtungen mit schön gebautem Haus! Ich will Deine Mathtilde wiederholen!“

„Sie ist nicht mein — sie kann nicht mein werden!“ versetzte der Sohn; „ich will Dir von Celestine erzählen, die ist mein!“

„Und würde sie auch so handeln, Karl? Groß und schön — wie unsere, wie meine Mathtilde? Laß mich los, Karl, ich bringe sie zurück!“

Der Sohn aber ließ nicht los, Arm in Arm ging er mit dem Vater tiefer in den Garten hinein, ohne auf die Frage zu antworten. Da ließ auch der Alte nicht los von der Frage, und wieder und immer wieder hob er an:

„Würde sie auch so handeln?“

„Wie kann ich das wissen!“ versetzte endlich Karl, „die beiden Charaktere sind verschieden. Aber Eins weiß ich, ich sammele mit ihr an's Ziel! Vater, wie wird dann unser Haus im Glanze stehen! Wie wird an unsere Firma, in einem weit höheren Grade, als jetzt, sich Gehnien, Ehre, Ruhm — mit einem Worte: das Geschäftsglück knüpfen!“

„Geschäftsglück, Sohn!“ sprach der alte Herr, „machst in Papieren und in Asten klüß, und Deine Zettel, Deine Lumpen bläß'n!“

„Das brauchen wir eben nicht, wenn ich Celestines Capital habe!“ tadelte Karl, „Vater, wende doch Ziffer und Zahl an, wie ganz anders wird sich Alles formiren!“

Und er redete nun und schilberte; er erzählte von Celestinen und deren häuslichen Tugenden, sprach von den jungen Fabrikbesitzern, die ja auch am Celestines Haus sich beworben, und dieselbe doch nicht gewonnen hatten, — er prisd sein Glück, er malte den Glanz der Zukunft. — Es war, als wolle er nicht nur den Hauptzweck dieser Ansprache — die Verwägung des alten Herrn — erreichen, es war auch, als braude er dieses Schildern und Malen für sich selbst, für sein Herz, welches ja doch aus der erri-

genen Ebbe gehoben und wenigstens von einzelnen Fluthwellen bewegt wurde, seit er wieder heim war in die Fabrik.

Hauptzweck und Neben Zweck seiner Rede wurde erreicht. Nicht nur der alte Herr, auch Karl schloß sich nach einer Stunde weit ruhiger, als vorher. Der letztere konnte auf seine wiedergewonnene Ruhe mit ziemlicher Sicherheit bauen, — für seinen Vater aber mechte er nicht fürgen, hier war ein Rückfall möglich. Um den Vater zu überwachen, beschloß daher der Sohn, heute nicht nach der Stadt zu reiten.

Arm in Arm versahen Beide den Garten, durchzuziehen noch: mal die Arbeitssäle — die lammwollenen und die sülteren — auch die Pachtstube. Dann ward Feuerabend — Feuerabend, wie er oben auf den Bäumen lag, wo die Nigel schliefen, und wie er unten sich anstreute auf Wiese und Garten, — friedliche Stille überall. —

Einige Wochen sind vergangen. Wie arbeiten Maurer und Zimmerleute! Ein stattliches Fabrikgebäude erhebt sich neben den schon stattlich stehenden; ein neuer, hoher Schornstein gestellt sich zu den schon dampfenden. Der Bau hat nicht nur begonnen, er ist schon weit vorgeschritten, und Maurer und Zimmerleute scheinen zu wettschreiten mit den Fabrikarbeitern drinnen in den alten soliden Sälen, und Art- und Hammer Schlag verbindet sich mit dem Surren und Schurren der Maschinen in einer Weise, welche nicht jedem Drey so wohlthun mag, wie es dem Opre Karls klingt, der dalt draußgen bei dem Ban, halt drinnen in den lammwollenen Sälen sich befindet.

Der alte Herr geht im Garten auf und nieder. Bedenklich bleibt er eilt stehen, — er liest Briefe, welche er mit letzter Post aus America erhielt. — Er ruft nach dem Werkführer in der Pachtstammer, — nach denkleiden, der ihm vor einigen Wochen das Billet von Mathtilden überbrachte.

Sprechen wir einige Worte erst von ihr. Sie wohnt bei einer Verwandten. Das Haus steht auf der Höhe, ganz am Ende des Dorfes. Die Statue, die Mathtilde dort inne hat, ist blank und sauber, wie sie selbst es ist. Ihre Sacken ließ sie längst abholen aus der Fabrik; sie näht und strickt für die Leute, lebt still und eingezogen. Gegen Abend unternimmt sie zuweilen einen Gang nach dem Walde hin, welcher die Höhe begrenzt, auch wohl hinein in den Wald — so weit, bis man hinabsehen kann in das Thal, in welchem die hohen Schornsteine rauchen. Sie blickt hinab in das Thal, betrachtet Gebäude, Garten, Wiese, — still liebt sie heim.

Wetter den jungen noch den alten Herrn hat sie wieder gesehen, seit sie aus der Fabrik schied. Aber von dem alten Herrn hatte sie vor nicht so langer Zeit ein Briefchen bekommen, in welchem dies die Worte standen:

„Ich denke recht oft an Dich, Du schiffst in der Pachtstube und im Garten, — Mathtilde, ich glaube, auch Karl denkt an Dich, aber er geht es nicht — weder sich selbst, noch mir. Antworte nicht, sondern sonne selbst und arbate wieder bei uns.“

Dieses Briefchen hatte der alte Herr heimlich geschrieben, — deshalb, weil er dem jungen Herrn versprechen mußte, Mathtilden nicht zu besuchen, sie nicht wiederzusehen, nicht mit ihr zu reden. — Das Alles mußte Mathtilde nicht, aber sie konnte ja den alten Herrn, und dachte sich so halb und halb, wie es gewesen sein mochte.

(Schluß folgt.)

Bei Ernst Reil in Leipzig erschieht:

## Gedichte

von

Albert Traeger.

eleg. cart. 22 $\frac{1}{2}$  Ngr., prachtooll geb. 1 Thlr.

Albert Traeger, den Lesern der Gartenlaube durch seine Beiträge, namentlich durch die eben so sinnigen, wie tief gefühlten Poesien:

„Wenn Du noch eine Heimath hast — Das Mutterherz — Wie stirbt es schön sich in der Kindheit Tagen — Wenn Dich die Welt an's Kreuz geschlagen“ u. s. w. u. s. w. hinlänglich bekannt, bietet in seinen gesammelten Gedichten noch viele schöne Sagen, die sich durch Tiefe des Gemüths und eine edle vollendete Form auszeichnen.

# Die Gartenlaube

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redactione F. Stolle u. A. Diekmann.

Wöchentlich 1<sup>1</sup>/<sub>2</sub> bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

## Issland.

Biographische Novelle von A. v. Sternberg.  
(Fortsetzung.)

„Schweig!“ rief die Frau nach einer Weile, „tadel nicht das Einzige, was vielleicht noch gut an mir ist. Seit ich mit Dir zusammenlebe, bin ich schlecht.“

„Nicht schlecht bist Du, Du bist klug; Du siehst die Welt an, wie ich sie ansehe, das heißt, angefüllt mit Schurken und Schwachköpfen; die ersten dazu geschaffen, auf Kosten der Anderen zu leben. Ich war lange Zeit ein Schwachkopf, bis ich's endlich weg hatte, und Schurke zu sein. Wie lange hab' ich mich von dem Schurken Issland um meinen Ruhm, um mein Glück, um mein Leben betrüben lassen! Jetzt, wenn ich heute aufträte, wüßte er an mir seinen Mann gefunden haben.“

„Aua so tritt auf; aber Du siehst die Flasche so sehr, daß Du nicht einen einzigen Abend lausn müßtern sein. Ist das nicht Schwäche?“

Seine besten Rollen hat er von mir! Was er als Hamlet und Lear leidet — ein schwaches Abbild ist es von mir! Und ich Thor — ich sühnete ihm, dem Dämmerlichen, noch die Porten zum Ruhme.“

„Er ist ein edler Mann.“

„Weiß!“ rief der Zuhörer, indem er heftig aufsprang und die Hände ballte, „wenn wir gute Freunde bleiben sollen, so rede nicht so von dem Manne, den ich haße, wie ein Mensch nur den andern haßen kann. Hier liegt ich im Stauhe, ein Betretener, ein Bergsteiger, ein Verschmähter, während er triumphirt, während er bei den Großen, bei Heße und in glänzenden Kreisen in der Stadt als Stern erster Größe glänzt. Und ich, von dem er hat, was er hat, ich gehe in Armut und Elend unter. Und nun kommt diese Wärrin und lebt ihn noch. Sage mir lieber, wie ich ihn vernichte, wie ich ihn todtmache, wie ich ihn unter meine Füße bringe, das höchste Dir gut an, alte Gaultierin!“

„Wenn ich sage, daß dieses Gefühl Reiz ist und daß der Reiz Elende noch elender macht —“

„Schweig, Du verstehst davon nichts. Jeder große Mann ist neidisch und muß es sein; es gehört der Reiz zur Größe. Aber laß uns von etwas Anderem sprechen. Wie viel baßt Du in Casse?“

„Die paar Meünige, die das Kind mir gestern gebracht.“

„Ob sie her.“

„Sie sollten dazu dienen, und ein Abendbrod zu verschaffen.“

„Mich hungert nicht. Ich habe gestern eine Schenke entdeckt, in der man hüßig und gut eine Erfrischung zu sich nehmen kann.“

„So nimm, was da ist, aber bleibe nicht so lange aus. In der Einsamkeit und im Tunkeln hab' ich so fenserebare Träume.“

Es naht sich mir mit Stimmen und spricht zu mir mit Gebehrden, als wollte die alte Zeit erleben. Keulich sah ich sogar meinen Otelar. O, da hab' ich weinen müssen, bittere, unerschöpfbare Thränen; Thränen, wie sie Agrippina weinte auf den Abschied ihres Unvergesslichen.“

„Otelar? Das war der Leichfuß, der Dich sitzen ließ und der später Minister geworden ist?“

„Vag ihn,“ flüsterte die Kranke und machte eine abwendende Bewegung mit der Hand. „Wo er auch sei, es gebe ihm gut.“

„Dieses Weib ist, so wahr ein Gott lebt, zum Tollhalse reis!“ tobte der Mann. „Ich könnte über diese kindische Seele lachen, wenn ich sie nicht haßen müßte. Wie hat doch der Himmel oder die Hölle, was gleichviel bedeutet, in den engen Raum dieser Dachlampe das schwächste Weib und den stärksten Mann zusammengeführt!“

„Er machte sich fertig zum Gehen, dann blieb er stehen und es war, als zucke ihm etwas durch Gehirn und Glieder. Er hielt den Leuchter mit dem Lichtschämpfen hoch empor, und indem er den Schein auf sein todtensicheres und vergerretes Antlitz fallen ließ, begann er plötzlich in hohen Tönen jenen schauervollen und gigantischen Monolog des Franz Moor zu declamiren, in welchem alle Schreden der Phantasie zusammenwirken, um ein Bild des Tages des Weltgerichts zu geben. Er sprach sich immer mehr hinein und die Darstellung wurde so ergreifend, daß die Kranke sich im Bette anstreichte, beide Hände vor das Gesicht schlang und weinend andrief:

„Welt sei mir armen Sünderin gnädig!“

In der dunkeln Einsamung der Thüre stand ein Mann im Mantel unbeweglich und war Aufhauer dieser Scene, ohne daß sein Erscheinen von den Andern war bemerkt worden.

„Ha!“ brüllte plötzlich der Declamirnde. „Da ist er!“

„Wer?“ fragte die Frau aus dem Bette.

„Wie kommt er hierher?“ flüsterete der Besessene, indem er sich sehen und schäutern bis in die Nähe des Bettes zurückzog und dann mit vorgehaltenem Daub der Frau zuschrie: „Issland!“ Die Frau stieß einen Schrei aus und warnte sich im Bette gegen die Wand, indem sie vor sich hinstarrte:

„Ich will ihn nicht sehen; er soll mich nicht hier und in diesem Elende finden.“

Das Kind kam an das Bette der Frau und rief:

„Das ist der Herr, der Dich sehen und sprechen wollte, Mutter.“

Eine lange Pause herrschte im Zimmer, endlich trat Issland

auf den Mann zu, der mit niedergebundenen Augen und in gekaufter Stellung an der Wand lehnte, und ihm die Hand reichend, rief er:

„Graz, Herrler! Ich sehe, Du hast nichts vergessen, wenn Du auch nichts dazu gelernt hast.“

Obne eine Antwort zu geben, wand sich der Angeredete an dem verbräuteten Schauspieler vorbei und entließ aus der Thüre, die er heftig hinter sich zuwarf. Vorstau war jetzt mit der Frau allein, die noch immer in ihrer abgewandten Stellung beharrte. Er redete sie an, sie antwortete aber nicht; heimlich gab sie dem Kinde den Bescheid, das Vast anzuschauen. Dieses wagte sich nicht zu dem Tische heran, wo der Fremde stand. Nachdem wurde die Frau wiederholt und jetzt schaute die Frau:

„Bemüht Euch nicht, mein Herr; eine franke Frau dankt Euch für Euer Almosen, allein sie will nicht von Euch erlöset und erlöst sein. Weht, ich kütte Euch!“

Issland richtete seinen Blick auf die Bänke des Zimmers, sie waren mit ein paar Bildnissen geziert; das ihm zunächst befindliche stellte eine junge blühende Schöne vor, mit einem Strohkrone in den schwarzen Locken. Es war das Bild einer Schauspielerin in der Ophelia. Er sagte nichts, aber sein Entschluß stand fest, die Bemerkung dieses Zimmers lernen zu lernen. Mild und freundlich trat er an das Lager und sprach nochmals seine Bitte aus, daß man ihm den Antwoort geben möchte; langsam wandte sich endlich die Vliegende um und der Ruf „Florine!“ entging Isslands Lippen.

„Ja, ich bin es!“ sagte die Kranke.

„Florine! Sie hier und in diesem Leude? Und ich habe nichts davon gemußt, ich, Ihr Freund, Ihr Bewunderer? Ist das recht gehan, gottloses Weib!“

Er nahm ihre Hand, legte sie auf sein Herz und sah sie mit seinen greifen, hellen, freundigen Augen innig an. Die Frau zerließ in Thränen.

„Mein geachtetster Herr Director —“

„Nichts von Director — Ihr Freund, Ihr Bruder, Florine.“

„Ach!“

„Armes, armes, leidtsinniges Weib! Wie granjam strafst der Himmel! Seit Ihrem letzten Auftreten in Wien hab' ich nichts von Ihnen gehört, Florine. Es ging Ihnen nicht gut, aber auch nicht gerade schlecht. Wie kamen Sie denn hierher und in diesen Zustand?“

„Meine Geschichte ist weder neu, noch erbanlich,“ sagte die Kranke mit einem bitteren Lächeln auf den schmalen Lippen. „Ich habe mich selbst mit Absicht sinken lassen, weil mir das Leben gleichgültig geworden. Es ist weder großes Ueud, noch großes Verbrechen in meinem Dasein.“

„In welchen Verhältniß sehen Sie zu dem Manne, der sich eben entfernte? Sind Sie mit ihm verheirathet?“

„Nein,“ entgegnete die Frau mit einem leichten Schauder — „er ist nicht mein Mann. Er hat sich zu mir gefehlt und ich mag ihn nicht fortreiben, denn er ist noch elender, wie ich. Auch das sind ich nicht das meine. O, welche Erschütterung ist das! Mein Kopf hält's nicht aus. Wie wunderlich ist der heutige Tag! Gerade vor einer Stunde mußte sich's fügen, daß ich in den alten Briefen überre — gerade heute, gerade vor einer Stunde —“

„Verzagten Sie sich; ich komme wieder.“

„Sie kommen nicht wieder. We besuchte wohl das Ueud! Einmal verirrt man sich dahin, aber dann nicht wieder. Mann, Mann! Mann meiner schönen Jugentage! nur eine Frage: lebt er? lebt Otolofar?“

„Er lebt!“ entgegnete Issland mit fester Stimme. „Verzagten Sie sich. Lassen Sie mich gehen und wiederkommen. O, armes Kind, wie haben Sie sich und Ihre Freunde so sehr vergessen können! Doch ich gehe; bald — bald sollen Sie Nachricht von mir haben. Gott mit Ihnen.“

Nach ein Häudered und der Melliche verschwand in die Nacht zurück, und der er aufgestand war. Unten auf der Straße angelangt, richtete Issland einen Blick hinauf zu dem Fenster der Wohnung, und der er sehen geschieden. Das Haus gehörte einem Kaufmanne, mit dem er hier und da Geschäfte gehadt. Er begab sich in den kleinen Paten, kaufte einige Vorräthe an Kaffee, Reis, Zucker, und ließ sie hinaustragen. Dem Kinde, das ihm gefehlt war, gab er Geld und bestellte es zu dem morgenden Tage zu sich. Dann verließ er die Bestadt, und in einem der belebtesten Stadttheile angelangt, stieg er die mit Teppichen belegte und erleuchtete

Treppe bei dem Ministerialrathe und Präsidenten von Blumenstein hinauf. Dort versammelte sich an diesem Abende stets eine kleine Zahl Männer und Frauen, die, mit Kunst und Wissenschaft vertraut, eine belebende, Geist und Gemüth bildende und fördernde Unterhaltung führten. Issland gehörte diesem Kreise an, er war der Vertraute des Mannes und der Freundin der jungen, liebenswürdigen Frau, die eine fleißige Theaterbesucherin war, wenn es ihr lebender Zustand nur irgend erlaubte. Mit großer Kunstfertigkeit spielte sie die Harfe, und soeben hatte sie die Freunde durch eine einfachen und seltensvollen Compositionen Reichards', die man für dieses Instrument gelehrt, erfreut, als hinter den Verticern der Thüre Issland hervortrat. Der Präsident ging ihm entgegen und führte ihn in den Kreis der Freunde. Auch der Collaborator Roland war unter den Gästen. Als die ersten Begrüßungen abgethan waren, führte Issland die Dame des Hauses ein wenig bei Seite und flüsterte ihr zu:

„Ich bleibe nicht lang, liebste Laura, ich sähle mich zu sehr bewegt. Werd' ein trauriges Bild hab' sich mir gezeigt! Um dort geht der Mann, so abnangotes, — wenn er wüßte, von wem ich komme.“

„Und von wem kommen Sie?“

„Denken Sie, Laura, Florine lebt; sie lebt in Armut, in Vergeßlichkeit hier in dieser Stadt. Ich komme so eben von ihr.“

„Um Gottswillen, leise!“ rief die schöne Frau, „daß nur der Fremd dort nichts erzählt, nicht unvorbereitet erzählt.“

„Deshalb,“ entgegnete Issland, „will ich's vermeiden, mit ihm zu sprechen; so ungezegt, wie ich kin, könnte ich mich verathen. Dann noch etwas, Laura, ich bringe Ihnen in diesen Tagen „mein Mädchen“ —“

Die Präsidentin sah ihren Freund fragend und lächelnd an.

„Sie hören, „mein Mädchen“, die Braut meines Aton. Haben Sie unsere Verabredung vergessen?“

„Wie sollte ich?“ entgegnete die Gefragte. „Und will sie dabei bleiben, die Rolle der Friederike zu geben? Ich denke, wir bringen sie noch von dem Entschlusse ab, die Director zu betreten.“

„Und ich,“ rief Issland entrüstet, „wo bleibe ich denn? Ich, der ihr den Entschluß eingeschickt, der ihr eine glückliche Zukunft versprochen? Ach, Laura, welche feneberrden Lücken beherrschten Sie!“

„Denken Sie an Florine, von der Sie eben kommen. Auch ihr versprach man eine glänzende Zukunft. Auch ihr —“

„Still, er beobachtet uns. Also auf Wiederehnen, vielleicht morgen schon.“

Als der Forteilende an den Männern vorbeirast wollte, hielt ihn einer derselben zurück, indem er rief:

„Issland, man intrigirt gegen Sie; es bildet sich eine sardbare Berichsdröngung, die damit umgeht, Ihnen am Abend Ihres Besuchs einen Streich zu spielen. Nehmen Sie sich in Acht. Gewisse Attache's gewisser Anbassaden sind auch dabei im Spiele.“

Der Kreis der Männer lachte.

„In allem Ernste, Herrlicher,“ versicherte der Sprecher. „Der wüthige Beschuld hat schon einen nicht geringen Anhang erworben. Die Attachornen versammeln sich im Café francois um die zehnte Stunde, jedes Mal nach dem Schauspiel. Es werden beispiellose Pläne geschmiedet.“

„Armer Issland,“ flugte der Präsident, „um Deinen Ruhm ist's geschieden.“

„Haltet mir nur die Klaffen in Euren Journalen vom Leibe, das Andere laßt meine Sorge sein,“ entgegnete der Schauspieler.

„Berlin kann nur durch Berlin bekämpft werden,“ nahm ein junger, bagerer Mann mit einem Dreiecksbande das Wort. „Man muß wissen, den Berliner zu impetiren, und man gänzelt sie, wie die Kinder. Aber freilich, man muß mit dieser Stadt vertraut sein.“

„Es mag sein,“ rief Issland gereizt; „allein, wie mach' man's, um den Treulosen tren, den Kaiserlich eisenbergh und wieder zu machen?“

„Der Berliner ist weder das Eine noch das Andere,“ sagte der Ernsthafte. „Ich lenne meine Vaterstadt. Die großen Männer der Nation kamen ohne Namen hierher und empfangen hier einen Pessung, Mendelsöhnen, Klein hat Berlin zuerst gehört, Teufftsland folgte. Kant, obgleich wüthigberger, ist doch ein Sohn der Anstelligkeit dieser Stadt, wie ihm die ersten Schüler, die ihm die ersten Verbreiter seiner Lehre gab. Oben wir noch früher zurück, so ist's

Reibnis, der, von dem kleinen Hefe zu Hanuever sich abwendend, Trost, Erleichterung, Anerkennung bei der gestrohen Königin Charlotte fand. Demnach wäre der Berliner Hefe seine Münchener Haide für das Talent, für das Genie. Freilich gibt's aber Leute, die die Gemüthlichkeit und sanfte Einfachheit der Münchener Haide nach Berlin verpflanzen möchten. Für drei Beginnen ist um freilich kein günstiger Erfolg zu hoffen."

Die Männer sahen sich an und Einige wandten sich mit Lächeln ab, Andere suchten dem beginnenden Streite dadurch vorzuziehen, daß sie mit vermittelnden Bemerkungen auftraten. Der Präsident ergriß das Richtige, indem er antwortete:

"Iffland ist der Lasterer; wir haben ihn in unsere Mitte aufgenommen und lassen ihn nicht. Er soll uns lieben und schätzen lernen, so weit wollen wir's noch bringen."

Die Umstehenden drückten ihm die Hand und schnell befristigt enteilte der berühmte Gast. Das einmal angeregte Gespräch wurde jedoch noch lebhaft fortgesetzt.

"Ich kann es nicht leiden," rief der Journalist und Kritiker, denn das war der Ernstlose, "dieses ewige Schelten auf unsern letzten Versuch, unsern alten unerschöpflichen Wis, unser Kaiser-nament. Es soll Einer nur unerschöpflich sein und wir werden ihn nicht zum Sterben bringen. Da kommen sie aber herlicher zu uns, diese Gefühlslosen, diese weichen Hintergemüther mit halber Kunst und ganzer Annahme, diese lyrischen Talente mit dem Aufschubel in Munde — Alles das will groß und einzig und völlig mallelos sein und schreit Jeter, wenn wir nicht sochlich ihm entgegenlaufen."

"Iffland brachte bereits einen wohlgegründeten Ruf mit," bemerkte der Präsident.

"Er braucht ihn mit," entgegnete der Journalist, richtig; allein was hat er gethan, diesen Ruf auch bei uns zu begründen? Ist er weiter gegangen in der Kunst, oder ist er leben geblieben? Unbedeutend das Letztere. Nennen Sie mir, meine Herren, eine einzige Rolle, die neu hinzugekommen ist zu seinem Repertoire. Was soll ich von seinen Verdiensten als Dichter sprechen? Kein einziges Stück, das er geschrieben, denn man kann kaum sagen, geschrieben, steht als Kunstwerk da; alle tragen den Stempel des Dilettantismus an sich, und was man allein an ihnen loben kann, ist die Kunst, Bühnengerechter sich zu geben. Nehmen wir nur gleich das erste beste seiner Stücke, ja in der That das beste, wie das allgemeine Urtheil sagt: die Jäger, wo ist da in dem ganzen Stücke ein vernünftiger Plan zu sehen? Ich wenigstens finde keinen. Die Motive wechseln wie die Kartenblätter. Ist Anten die Hauptrolle? Nein. Ist's der Doctor? Auch nicht. Das Stück zerfällt in drei Acte. Zuerst Antons Liebe zu Friederike. Dieses Stück endet mit dem dritten Acte, denn nachdem die schwedische Ogehme der Mutter, die zur Sprache gebrachte Glaubensverschiedenheit beider Liebenden fast mehrgetreten ist, steht der Vereinigung nichts im Wege. Das Mittelstück fällt der Streit der beiden Alten aus, und das dritte Stück bringt Antons Anklage und Freisprechung. Wenn wir's genau nehmen, so ist an der ganzen Verhandlung und der Streit der beiden Alten, des Oberförsters und des Amtmanns, von Wichtigkeit, denn diese Scene ist mit eben so großer Feinheit als Menschenkenntnis geschrieben; sie zeigt auf's Lebendigste die Sitten und die Denkungsart jener Classe von Menschen, um die es sich hier handelt, obgleich auch hier eine höhere Idee als Träger des Ganzen fehlt, und hinter des Amtmanns Ehrlichkeit keine tiefere Anschauung des Staates und der Bürgerpflichten sich verhehlt. Da müßte aber unser Dichter mehr das Leben im weiteren Sinne, mit einem Worte mehr Besitz eines großen Staates und das Treiben wichtiger Interessen im Volksverbande studirt haben."

"Mit einem Worte," sagte der Präsident lachend, "er müßte neben dem Sophokles auch ein Esen und Krillos sein."

Die Charaktere in dem Schauspiel "die Jäger" sind doch trefflich gezeichnet," nahm einer der Gäste das Wort. "Man sieht diese guten Leuten vor sich. Die plauernde alte Mutter, das herzige liebe Mädchen, das kokette und verlebte Kordelchen, und vor allen Dingen der herrliche Chrenmann, der Oberförster, das sind Kennarten."

"Das sind sie," sagte der Recensent. "Auch sein 'Spieler' ist eine aus dem Leben mit großer Treue und bräuslicher Wirkung hervorgegangene Figur. Mag sich an diesen Gebliden erfreuen, wer da will, nur gebe man nicht zu weit, und gebe muthwillig Verkertonen hin, die für andere Köpfe bestimmt sind. Wir haben einen

Goethe, einen Schiller, einen Lessing — das ist Alles, was ich sagen wollte."

Die kleine Gesellschaft setzte sich um die Abendtafel.

## IV.

Der Tag des Besuchs nahe heran. In Ifflands Wohnung, in einem freundlichen großen Salon, durch dessen Fenster die warme Frühlingsonnendämmerung schien, saßen zwei Personen zur Seite der Wand, sie bildeten die Erde für das Publikum, und dieses bestand hier nur aus zwei Personen, aus Iffland und seiner Freundin Laura. Die junge Sophie erstellte, die Iffland für das Theater gemonnen hatte, eine reizende Erziehung voll Jugend und Lustschul, war bereit, die Rolle der Friederike nochmals mit dem Meister durchzugehen, und sie und der Schauspieler, der den Anton machte, stellten sich in dem freien Raume auf vor den Stühlen. Der sanfte Kußtritt in zweiten Act, das erste Aufammentreffen Antons mit Friederike in Gegenwart von Kordelchen war beachtet, da wurde der junge Schauspieler, der den Anton gab, abgerufen wegen eines dringenden Geschäfts, das seiner zu Hause wartete. Iffland erlaubte ihm zu gehen, zugleich wandte er sich mit einiger Verlegenheit zu Laura, und diese, seine Miene richtig deutend, rief:

"Was machen wir nun? Wie soll unsere junge Freundin ohne Liebhaber eine Liebescene spielen? Wenn wir auch Alles möglich machen, das machen wir doch nicht möglich."

Iffland erwiderte lächelnd:

"Mein Kind, der muß ein schlechter Theaterdirector sein, der nicht stets eine Doublette bei der Hand hätte. So hab' ich denn auch für diesen unglücklichen Fall für einen Liebhabersubstitut gesorgt. Soll er hervortreten?"

"Wer ist's?" fragten beide Damen neugierig.

"Ein ziemlich taugliches Subject," erwiderte Iffland einspödig und trocken.

"Um's Himmelswillen, theuerster Director, doch nicht Ihr Kamulus, der Ihnen die Rollen abschreibt, der schlechte kleine Hühner," rief Sophie, und klammerte sich an den Arm ihres Onkels, "unmöglich könnte ich mich entschließen, dem in die Arme zu fallen."

"Eine Schauspielerin, mein Kind, muß Alles können," bemerkte der Meister ernst, sie muß von keinem persönlichen Widervillen sich leiten lassen. Für die zwei Stunden, die sie vor den Lampen steht, muß sie selbst ihrem Leidensglück die Wege hudehlen."

"Ach!" rief Sophie und schaute, das Haupt verbergend, an die Schuler Laura's, die ihr schmeichelnd und tröstend die dunkeln Locken von der Stirne rief.

"Nun, so lassen Sie ihn denn kommen, den Fürstbater, den Entsetzlichen!" schloß das Mädchen.

Iffland ging rasch zur Thüre aus, sie zfland, ließ er einen hübschen, schlanken Jüngling von achtzehn Jahren, in die enge Uniform des Gardeschützenbataillons gekleidet, eintreten. Sophie saß freudig in die Höhe.

"Anton!" rief sie — "Sie — Tu — hier?"

"Dies ist ein Enstittut!" rief Iffland triumphirend. "Hab' ich's nun gemacht? Wird Fräulein Friederike sich nun noch weigern, ihre Rolle mit all der herrlichen Kunst und Begießerung zu spielen? Lab Tu, Freund Anton, hast Du, wie ich's Dir angetragen, in Deiner Kaserne fleißig memortirt?"

"O, Herr Director," bettete der junge Mann, indem eine helle Röthe seine Wangen färbte, "was das betrifft, die Worte, die ich zu sprechen habe — gehen mit aus der Scene."

"Nun, so spielt, und wir — Laura — wir wollen das Wirterschaulspiel der Liebe mit anschauen, wollen die Flammen dieser jungen, unentwundenen jungen Herzen gegeneinander auflecken sehen und dabei — unserer eigenen Angent gedenken."

"Still, Schwärzer," sagte die junge Frau leise, und machte eine abwehrende Bewegung mit dem Tuche. Iffland sah sie unerschrocken schallhaft und gutmüthig lächelnd von der Seite an, indem er den Finger drohend emporhob.

Die Scene ging nicht ganz nach Wunsch; Anton wollte immer noch mehr sagen, als er zu sagen hatte, und Friederike versagte mehr als einmal das Züchert, indem sie auf keine improvisirten Zufüge lauschte. Was Anton jedoch nie versagte, war, den Arm um Friederike's schlanke Taille zu legen, nur sie mit unangenehm an sich zu ziehen. Diesen Versuch machte er meistlichst. Zuletzt ging auch

das Uebrige, nachdem zwei, drei Mal wiederholt werden. Jffland freute sich an der Jungheit der Worte, die er niederschrieb, und die jungen Herzen vor ihm zeigten ihm, wie richtig er in die warme, blüthenreiche Seele der Jugend und Unschuld hineingestiftet. Die Liebe und die Besessenen zugleich seinen Triumph. Das Uebd hatte sich der Abtheilung nicht zu schämen. Aber freilich, wie konnte auch auf den Brettern so geschickt werden, hier, wo die Natur selbst es übernahm, das Werk der Kunst zu verwecheln? In einer immer höher steigenden Scala der Verdienste wuchs das schöne Concert zu einem entzückenden Wohlklang an.

Als das seltsame Mädchen die Worte sprach: „Anton — mein ganzes Leben ist in Dir! Wäre es möglich, daß Tu einmal mich weniger liebtest, als heute? Wenn ich Eltern hätte, sie würden Dich an meiner Stelle fragen; mu bin ich eine Waise, und mein Leben ist in Deiner Hand. Wäre es möglich, so laß uns gleich abbrechen. Es wird mir das Leben kosten, das weiß ich, aber ich sterbe doch lauter, als wenn — Ah, Anton“ und er darauf erwiderte, indem er ihre Hand an seine Brust drückte: „Niedern, Niedern, sieh mich an! Gott weiß es, es ist kein Falch in mir!“ sprang Jffland auf, und von seinem Gesichte hingefallen, schloß er seine Arme um beide Liebende. Dann umfaßte er noch besonders den Jüngling, und indem er einen Kuß auf die Welle, unentwöhnten Lippen seines schönen Lieblichen drückte, rief er:

„So recht, mein Junge, schau mit Deinen Augen, siehe mit Deinen Händen das Geheiß der Natur allmächtig in ihr Herz. So will es die Natur, so will es Gott! Sei ganz glücklich, Tu darfst es sein, mich aber laß an Deiner Brust weichen, daß Du junger Ceryp mich so tief unter Dir zurückläßt, in den Nebeln und Trümpfen der Erde! Komm herbei, Laura, komm herbei, nimm auch Tu einen Kuß von diesen Lippen, sie sind in diesen Augenblicke geheiligte Pflasterlippen der Liebe, heiße, milde Klammern, die mit ihrer Gluth alle, verschüttete Aäre neu mit Feuerregen übersütten können.“ Mit in seinem Enthuschen zog der begeisterte Mann die Freundin heran und der jungen Selbst, verwirrt und keshänd, nicht wissend, ob er den abgeforderten Kuß geben dürfe, neigte sich zu der flennen jarten Hand der Präsidentin und berührte sie ehrsüchtvoll mit seinen Lippen. Jffland schreute in immer neuen Aufschlüssen. Die Liebenden that ihm so erquickt, daß er abwechselnd von den beiden Liebenden zu der Freundin flog, bald seine Wangen an die Schulter Sophiens legte, bald mit der Hand in den dunkeln Locken des Jünglings wühlte, bald vor der Präsidentin niedersiel, und ihr liegend eine Liebeserklärung machte. Mit seiner Gewandtheit verstand er Laura, die Aufregung des Freundes nach und nach auf ein anderes Feld hinüberzuführen, indem sie von den herbeizuzugenden des würdigen Lebens, von den Erwartungen, die das Theaterpublicum hegte, zu sprechen begann. Jffland erwiderte sich schnell.

„Ihr müßt nun gehen,“ sagte er zu der Präsidentin und Sophien, „noch ist es hell, und der Weg durch den Thiergarten steht auch noch offen. Bringt es an zu tunken, so möchte ich Euch nicht ohne männliche Begleitung gehen lassen. Unser Kriegsheil muß rasch in seine Kaserne zurück, wir dürfen keine Zeit keinen Augenblick weiter in Anspruch nehmen. Also lebt wohl, Ihr Theuren, auf Wiedersehen.“

Der große breite Gang, der mitten durch den Thiergarten führt, war noch ziemlich belebt, als die beiden Frauen ihren Weg antraten. Der milde Abend bewegte die Präsidentin, sich bald bei dieser, bald bei jener Baumgruppe zu verweilen, um die inespente Fülle des jungen Frühlings zu betrachten. Sophie trieb zur Eile.

Aus einem Seitengange hervortretend, sahen sie drei junge Männer, wie es den Anschein hatte, den höheren Ständen angehörig, auf sich zukommen. Die ledigen Spaziergänger vertrateten den Damen den Weg und einer derselben, Sophien den Arm anknüpfend, rief:

„Meine Schöne, es dunkelt bereits, erlauben Sie, daß ich Sie beschütze und nach Hause geleite.“

Der zweite dieser Witzsänge reichte der Präsidentin den Arm, und der dritte machte Wiene, sich an den noch freien Arm Sophiens zu nähern. Weigerungen und Abweisungen halfen nichts. Die kleine Gruppe bewegte sich unter lauten Lachen vorwärts. Die Präsidentin ließ ihre Blide hüben und herbühren, ob sie nicht unter den wenigen Spaziergängern zufällig einen Bekannten fände, doch vergebens. Es war das Beste, ant Wiene zum hüben Spiele zu vergebens. Es war das Beste, ant Wiene zum hüben Spiele zu machen, und einwirkliche die Ungehör zu dulden, da man ihr nicht entgegen konnte; das Aber war nicht mehr weit entfernt. Die fortwährend sich umschauende Präsidentin bemerkte endlich zu ihrer nicht geringen Freude wenige Schritte hinter sich den General Kavie kommen, den sie in letzterer Zeit häufig in Gesellschaft begegnet war. Sie blieb sofort stehen und, als der General grüßte an sie heranzutreten, bat sie sich seinen Arm aus, indem sie zugleich eine bühliche verabschiedende Verbeugung gegen ihre aufgerichteten Begleiter machte. Tiefe hatten aber nicht den Willen, den neuen Aufmerksamkeiten zu weichen; es gab einige scharfe Reden, endlich sagte der General in einem leisen Tone:

„Meine Herren, diese Damen vertrauen sich, wie Sie sehen, in einen Schutz, darab scheint mir zu folgen, daß jede andere Begleitung hier überflüssig ist.“

„Darf ich um Ihren Namen bitten?“ fragte einer der jungen Männer.

„Ich sehe keine Gründe, ihn zu verheimlichen, ich bin der General Kavie,“ entgegnete der Gefragte.

(Fortsetzung folgt.)

## Leben und Sterben eines deutschen Dichters.\*

Es war am 20. November des Jahres 1811, an einem jener seltenen schönen Herbsttage, wo die schiedene Natur noch einmal wie ein Bild in Erdschein ihren ganzen Glanz über die Landschaft ausgießt, als ein Berliner Fußweiser vor dem rüdt bei dem Wansee gelegenen neuen Krüge hielt. Aus dem Wagen stiegen ein Herr und eine Dame von lebendem Aussehen. Sie verlangten von dem herbeigekommenen Wirth zwei besetzte Zimmer in der oberen Etage mit der Aussicht auf den See und ein Mittagbrod. Nachdem sie das letztere eingenommen hatten, ließen sie sich den Weg nach dem jenseitigen Ufer weisen, wobei sie ihre Schritte lenkten. Weiter in ihrem Bewachen noch in ihren Bligen that sich der außerordentliche Aufschluß kund, den sie bei ihrer Abreise von Berlin gefast hatten.

Es mochte ungefähr einige Wochen her sein, daß die innig Verehrten in dem Zimmer der Dame saßen, welche Henriette hieß, und die Frau eines angesehenen und wohlhabenden Beamten war. Sie litt nach der Aufgabe des Hausarzes an einem unheilbaren Uebel, weit mehr aber an einem großen Lebensüberdruß, der Folge eines reizbaren Nervensystems und einer beschleunigten Phantasie, welche keine Befriedigung in der Wirklichkeit und ihrer Umgebung fand. Eine ähnliche Verfassung bedrückte ihren Freund, und Beide

fühlten sich dadurch bald zu einander hingezogen. Er war eine jener tiefen und genialen Naturen, welche das Unglück gleichsam als die Dornenkrone ihrer geistigen Höhe tragen müssen. Ein ununterbrochener Drang nach Wissen ließ ihn seine militärische Laufbahn mit der Universität verlaufen. Bald aber fühlte er auch hier nicht die gehobene Befriedigung, und statt der anfänglichen Lust an philosophischen Studien ersetzte ihm ein Uebel der Schulmeister, welche die ewigen Räthsel des Daseins und die ungesättigten Fragen seiner nach Offenbarung lebenden Seele nicht zu lösen im Stande war. Die Liebe eines unschuldigen und trefflichen Mädchens schien ihm einen Ersatz bieten zu wollen, aber mit selbstwählender Unruhe zerstörte er sein Glück, indem er an die Geliebte die überpannensten Forderungen stellte und Opfer verlangte, die sie trotz ihrer aufrichtigen Neigung zu ihm nicht zu bringen vermochte. Gefränkt zog er sich von ihr zurück, um sich von neu an ausschließlich der Kunst zu widmen. Aber auch hier that er mit dem Bitterstand der schönsten Welt zu kämpfen. Obgleich sie wenig begabt und ein Dichter, den Deutschland gegenwärtig zu den ersten der Nation zählt, war es ihm nicht vergönnt, die Anerkennung seiner Zeitgenossen zu erleben. Seine Schöpfungen waren zu geringen, zu gewöhnlich, um mit

\* Wir haben uns zu der Uebersetzung veranlaßt, daß obige Darstellung auf authentischen Uebersetzungen beruht, von denen einige hier zum ersten Male mitgetheilt werden.

D. Redact.

den oberflächlichen Strom zu schwimmen. Er verschmähte es, dem Gesdamm der Menge zu huldigen, und gefiel sich auch hier in einer fast gänzlich isolirten Stellung. Aber weit mächtiger war sein Schmerz um das Vaterland, welches damals unter Napoleons kriegerischem Despotismus die Tage seiner größten Schmach erduldet, und ohne Aussicht schien, sich jemals wieder daraus zu erheben. Kein Wunder, daß der Unglückliche verzweifelte und vom Uel des Daseins tief erfüllt war.

Grust und fast düster hatte er nach seiner Gewohnheit an jenem Abende neben der Freundin gesessen, als diese, um dem bedrückten Schweigen zu entgehen, vom Sopha aufstand und an das Clavier trat. Mit wohlthönender Stimme sang sie einen Psalm, die Composition eines alten italienischen Meisters.

Als sie geendet hatte, sprang er plötzlich von seinem Stuhle auf. „O!“ rief er mit einem aus seiner militairischen Carriere überkiesenen Ausdrucke unheimlicher Begeisterung: „das war zum Erfahren schön.“

Demüthete sah ihn einen Augenblick bedeutungsvoll an, und erwiderte kein Wort; nur um ihre feinen, blaffen Lippen spielte ein eigenthümliches Lächeln.

Bei seinem nächsten Besuche kam sie in einer einsamen Stunde auf diese ihm entschläpftte Aeußerung zurück. „Erinnern Sie sich,“ fragte sie ihn, „daß Sie mir ihr erstes Versprechen gegeben haben, im Falle, daß ich Sie darum bitten sollte, jeden, selbst den größten Freundschaftsdiens zu leisten?“

„Wem? erinnere ich mich,“ antwortete er mit einem Anblicke von galanter Mitleidlichkeit. „Ich bin auch heut wie jeder Zeit bereit, Alles zu thun, was Sie von mir fordern.“

„Wohlan!“ rief das unglückliche Weib, „so tödten Sie mich! Meine Vrieten haben mich dahin geführt, daß ich das Leben nicht mehr zu ertragen vermag.“

Er antwortete nicht und schien, in tiefe Gedanken versunken, kaum zu hören, was die Freundin sprach. Sie hielt sein Stillschweigen für eine Weigerung, auf die sie auch gefaßt war.

„Es ist freilich nicht wahrscheinlich,“ setzte sie mit leisem Spott hinzu, „daß Sie dies thun werden, da es keine Männer mehr auf Erden gibt; — allein — — —“

„Ich werde es thun,“ fiel der Dichter ihr in's Wort, „ich bin ein Mann, der sein Wort hält!“

„Und Sie?“ —

„Ich werde mit Ihnen sterben. Wunderbar! Ich ging schon lange Zeit mit denselben Gedanken um, und ärgerte mich mit der Ausführung, weil mir das Leben so vollkommen gleichgiltig geworden ist, daß ich nicht einmal das Falder daran verschwendend wollte. Auch läusche ich mich noch immer mit der Hoffnung, für irgend eine große Idee mich aufzuopfern. Doch wo ist eine solche auf der Welt zu finden? — Wäre das Vaterland aufgestanden, so hätte ich wenigstens Gelegenheit gefunden, mein Blut für dasselbe zu verschütten. Aber dies erbärmliche Geschlecht wird sich nie in einer bedeutenden That aufraffen. Es verdient, noch mehr geknechtet zu

werden, als es bereits ist.“ Eine unnenkbare Trauer schwebte wie eine dunkle Welle über das nicht untheilbare Gesicht, welches einen fast kindlichen Ausdruck annehmen konnte, wenn der Dichter in heiterer Stimmung, was heimlich selten geschah, einmal lächelte.

Nach dieser merkwürdigen Unterredung saug in Weiden der Entschluß fest, freiwillig ihrem Leben ein Ende zu machen. Der Töchter, welcher kein anderer, als der Befehl des „Kathöden von Heilbronn“ und „des Prinzen von Homburg“, der später gefeierte Heinrich von Kleist war, verließ seine Freundin, und begab sich nach seiner Wohnung, um hier die nöthigen Vorbereitungen zu treffen, und seine irdischen Angelegenheiten zu ordnen.

Das Zimmer war klein und ärmlich, denn Kleist befand sich damals in der drückendsten Lage. Sein kleines Vermögen war auf Statuen und Meisen draufgegangen; er besaß kaum so viel, um sein Leben kümmerlich zu führen; auch war er zu stolz, um seine Nothe anzupredigen, oder seine Noth zum Clarendienst um das tägliche Brod zu erwidern. Zu allen seinen Vrieten kam noch das Gefühl der drohenden Noth. Was sollte ihm ein Leben, das er nicht zu ertragen, was nicht ihm das Genie, welches ihm vor dem Uel der Ar-

Heinrich von Kleist.

muth nicht zu schüren vermochte? Er hatte den Verlust gemacht, und war in den Staatsdienst getreten, aber sein Werk lösten nicht dazu geeignet, die unabweislichen Beschränkungen eines Amtes und die geforderte regelmäßige Thätigkeit eines Soldaten auf die Länge zu dulden. Eine Unternehmung von Seiten des Staates, welche Freunde für ihn vermittelte, stieß auf manniackische Hindernisse und verzögerte sich, weil der damalige Staatskanzler Hardenberg Vriende zu haben glaubte, diese Wohlthat verläugnen zu verweigern. Mit seiner Familie war Kleist zerfallen, und seine ihm auch geizig verwandte Schwester Ulrike, ein Mädchen von ausgezeichneten Eigenschaften, früher seine feste Begleiterin auf vielsachen Reisen, hatte sich von ihm getrennt.

Er stand allein, sah dem Mangel preisgegeben. Dieser Umstand war zwar nicht die Ursache seines schredlichen Vorhabens, aber es wurde wenigstens dadurch befrist.

Mit einem bitteren Lächeln musterte er sein überig geliebtes Eigenthum, das um großen Theile in einigen Büchern und in seinen Manuscripten bestand. Darunter befanden sich zwei unvollendete Trauerspiele, „Koopold von Oesterreich“ und „Robert Guisard“, seine liebste Schöpfung, die er drei Mal ungarbeitet und immer wieder, sich selber am wenigsten genügend, vermindert hat. Bei einem Besuche, den er in Domanstadt dem alten Wieland abgab, las er den großen Dichter einige Bruchstücke dieser Tragödie vor, über die sich der Dichter des „Oberon“ selbstermaßen äußerte:

„Wenn die Geister des Aeschylus, Sophokles und Shakspeare sich vereinigen, eine Tragödie zu schaffen: sie würde das sein, was Kleist's Tod Guisard's des Hofmannen, sofern das Ganze demjenigen entspräche, was er mich damals hören ließ. Von die-

sein Augenblicke war es bei mir entschienen, Kleist sei dazu geboren, die große Kiste in unserer Literatur anzufüllen, die, nach meiner Meinung wenigstens, selbst von Schiller und Goethe nicht ausgefüllt werden ist."

Nicht minder enthusiastisch lautete das Lob, welches der verdorbene Generalleutnant Wähle von Pflanzern und der noch lebende frühere Minister von Fugel, die intimsten Freunde des unglücklichen Dichters, seinem Trauerspiele „Repect von Oesterreich" zollten. Nach mündlichen Mittheilungen des Letzteren an den Schreiber dieser Zeilen gebierte die Erschaffung dieses Stückes zu den großartigsten Schöpfungen der neueren Poesie.

Kleist konnte nicht einen leisen Zweifel unterdrücken, als er die vielfach durchstrichenen Manuscripte in die Hand nahm. Es war ihm in Rube, als wären es seine Kinder, die er verlassen sollte. Ein bitteres Gefühl überkam ihn mit einem Male, wenn er an die daran geknüpften Hoffnungen und Aussichten dachte, welche sich zu verwirklichen sollten. Dachte er nicht von einer idealen Bühne geträumt, von einem frischen Vorberceitungs, das Haupt des Dichters zu schmücken?

Sie waren unvollendet geblieben, nicht weil der Schöpfertrag in ihm erloschen war, sondern weil der Schmerz um das verloren geglaubte Vaterland an seiner Seele nagte und die Schwingen des Genies lähmte. Er besah nicht jene objectiv ruhige Natur eines Goethe, der zur Zeit der tiefsten Ernüchterung Trübsaltheil sich mit Philosophie beschäftigte und über die Natur der Wirbeltheorien die Schwärze und das Uebersinnliche vergessen konnte.

Kleist nahm den leibhaftigen Antheil an den weitergeführten Vorgängen in seiner Nähe. Schon im Jahre 1805 vor der Katastrophe bei Jena hatte er seinem Freunde Wähle mit vorabnehmendem Geiste geschrieben:

„So wie die Dinge stehen, kann man kaum auf viel mehr rechnen, als auf einen schönen Untergang. Was ist das für eine Maßregel, den Krieg mit einem Winterquartiere und der langwierigen Einschließung einer Festung anzufangen! Bis Du nicht mit mir übereinstimmst, daß die Franzosen uns angreifen werden, in diesem Winter noch angreifen werden, wenn wir noch vier Wochen fortfahren, mit den Waffen in der Hand drohend an der Pforte ihres Reichthums und Oesterreichs zu stehen? Wie kann man außerordentlichen Kräften mit einer so gemeinen und alltäglichen Reaction beugen!"

Warum hat der König nicht gleich bei Gelegenheit des Durchbruchs der Franzosen durch das Pfälzische Feindes Stände zusammenberufen, warum ihnen nicht in einer rührenden Rede — der bloße Schmerz hätte sie rührend gemacht! — seine Lage eröffnet? Wenn er bloß ihrem eigenen Uebelgefühle anheimgestellt hätte, ob sie von einem gemüthswunden Könige regiert sein wollten oder nicht, würde sich nicht etwas von Ratione als erst bei ihnen gezeigt haben? Und wenn sich diese Meinung gezeigt hätte, wäre dies nicht die Gelegenheit gewesen, ihnen zu erklären, daß es hier gar nicht auf einen gemeinen Krieg ankomme? As gelte Sein und Meins; und wenn er seine Arme nicht um 300,000 Mann vermehren könnte, bliebe ihm nichts übrig, als ehrenvoll zu sterben. Weinst Du nicht, daß eine solche Erschaffung zu Stande hätte kommen können?"

„Wenn er all' seine gethenen und silbernen Weisheiten prägen lassen, seine Kammerherren und Pferde abgeschafft hätte, seine ganze Familie ihm gesegelt wäre, und er nach diesem Beispiel gefragt hätte, was die Nation zu thun Willens sei! — Was ist dabei zu thun? Die Zeit scheint eine neue Ordnung der Dinge herbeizuführen zu wollen und wir werden davon nichts, als den Untergang des Alten erleben. Es wird sich aus dem ganzen cultivirten Theile von Europa ein einziges großes System von Reichen bilden und die Thronen mit neuen von Frankreich abhängigen Fürstenthümern besetzt werden. Aus dem Oesterreichischen geht dieser glücklichste Aeußerer, falls ihm nur das Glück treu bleibt, gewiß nicht heraus."

Warum sich nur nicht Einer rühret, der diesem bösen Geiste der Welt die Kugel durch den Kopf jagt! Ich möchte wissen, was so ein Emigrant zu thun hat? Für die Kunst, sich zu was ein, war vielleicht der Zeitpunkt noch niemals günstig. Man hat immer gegagt, daß sie betteln geh; aber jetzt läßt die Zeit sie verchungen."

Der Haß gegen die Unterdrücker des Vaterlandes steigerte sich in ihm gegen das Ende des Jahres 1806 zum heftigsten Schmerze. Er war jetzt stets völlig außer sich, hatte keinen andern Gedanken

mehr, als diesen, und sah alle Schweden, die noch kommen sollten, mit Gewissheit voraus. Er selbst sollte ein Opfer der französischen Willkür werden und ihre Tyranni an sich erfahren.

Im Jahre 1807 wendete Kleist, gerade zu der Zeit, als nach der Schlacht von Eylau die Partesgänger in Preußen aufstanden, mit seinem Freunde Fugel und zwei andern Officieren nach Berlin. Fugel trennte sich von seinen Begleitern kurz vor der Elbst, um nach Krennberg zu Fouquet zu gehen. Die drei Andern warteten am Thore anhalten und Kleist, da er ohne Paß war und nur keine Absicht als Krennberg zu sich führte, als vermeintlicher Soldatlicher Officier ohne Weiteres gefangen genommen und nach Kori de Jouz in Frankfurt gebracht. Hier sah er ein halbes Jahr in denselben Gefängnisse, das den bekannnten Kogersbüchling Toussaint Leventure umschloß. Von Jouz wurde Kleist nach Chälens zur Warte gebracht und endlich nach vielsachen Bemühungen seiner Freunde als gefangenschaftliche Verwendung freigegeben und nach Preußen entlassen.

Daß sein Haß gegen die Franzosen und Kaperlen durch diese unverschuldet Behandlung nur genährt werden konnte, war natürlich. Es ist sogar mehr als wahrscheinlich, daß Kleist selbst ernstlich mit dem Plane umging, sein Vaterland von dem Tyrannen zu befreien und ihn aus dem Wege zu räumen. Wenigstens erzählt Friedrich Paul in seinen Memoiren von einem derartigen Vorhaben, das Kleist jedoch bei reichlichem Nachdenken aufgegeben zu haben scheint. — Dagegen eilte er, als ein neuer Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich im Jahre 1809 ausbrach, in das Hauptquartier des Erzherzogs Karl und wählte der Schlacht bei Aspern bei, in der Absicht, der guten Sache seinen Arm und Kopf zu weihen. Durch den traurigen Ausgang des Gefechtes und den bald darauf erfolgten schmählichen Frieden, zu dem sich Oesterreich gezwungen sah, erfolch auch diese Aussicht, seine letzte und einzige Hoffnung.

Besteht von dem glühendsten Patriotismus hatte Kleist bereits früher ein Drama, „Hermaun", geschrieben, das bei den damaligen Verhältnissen unter dem Titel des Schweizens als Manuscript von Hand zu Hand ging. Er wollte damit den gesunkenen Wohlstand seines Volkes zur neuen Zucht befehlen. Es war sein Eidschwur, um der Unterhaltung eines mühsigen Publicums zu dienen, sondern eine ehrene Mahnung voll gewaltiger, sah mit zu nennender Gedanken. Ein zorniger Geist wehte aus der Dichtung, wie stürbende Flammen; aber noch war die Zeit nicht gekommen, um den späten, so schön und mächtig emporende Brand vaterländischer Begeisterung zu entfachen. Kleists Hermaun blieb eine Stimme in der Wüste, welche kein Echo erwiderte und sich ungehört verhallte. Eben so wenig gelang sein Versuch, in seinem Reiterwerke „der Prinz von Homburg" das specifisch preussische Gefühl zu erwecken. Herzogens lechzender er die erhabene Heroengestalt des großen Kurfürsten, der durch die Schlacht von Stehrfeld die übermüthigen Schweden aus der Mark vertrieb, unheimlich zeigte er sich unvergleichliches dramatisches Talent in einer der wunderbarsten Schöpfungen der deutschen Bühne, worin selbst die phantastischen Verirrungen des Dichters um wie Mehl und Wollen dazu dienen, den Sieg des lichten Sonnengemüths zu verherrlichen. Das Publicum nahm dieses Dichterverweck mit unerschütterlicher Kälte auf, sah erschauern über die geschichtliche Größe und den gewaltigen Geist, der darin wallte.

Der Dichter kleist hätte vielleicht die Mißgeschick ertragen, aber der Patriot in ihm etlag verpöndelnd an der Kraft und dem Aufschwunge des deutschen Volkes. Die Herzen seiner Landsleute wurden erit warm, als das heimige zu Hause aufgehört; ihr Geist raste sich um Kampf empor, als der seinige bereits für immer gelockten war. Hätte er nur noch einige Jahre gewartet, so wäre er Jenge jener allgemeinen Erhebung gewesen. Er schloß nicht jene passive Andauer und griff den Schicksal vor, wie ein alter Krieger sich in sein Schwert stürzte, da er die Freiheit verloren gab. — Vielleicht hätte ihm die Liebe zu einem jungen, liebenswürdigen und reichen Mädchen noch einmal retten können. Bei seinem Aufenthalt in Dresden lernte er in dem Könnrichen Hause bei den Eltern des Dichters Theodor Körner, den Freunden Schillers, ein holdes weibliches Wesen kennen, mit dem ihm bald die unglückliche Hebung verband. So schien ihrer Verbindung nichts im Wege zu stehen, aber Kleist stellte aus in diesem Verhältnisse, wie in seinem früheren, zu hoch gespannte Forderungen an die Geliebte. So verlangte er unter Anderem, daß sie ihm ohne Wissen ihres Verarmtes oder Oheim's schreiben sollte. Sie schloß ihm

diese Bitte ab, er wiederholte dieselbe in drei Tagen, in denen er sie nicht besah, darauf nach eben so vielen Wochen und Monaten und ließ zuletzt das Verhältniß auf diese Weise völlig.

Nach während des Verhältnisses mit der Geliebten begann er das „Mädchen von Heitronn“, diese Perle unserer dramatischen Poesie, zu bearbeiten; in wahren und vollkommenen Sinne eine Perle, die in dem frischfast erregten Dichtergenie, wie die Perle in der tranken Muschel sich bildet. Kleist wollte in seinem Drama der ungetreuen, von fremden Einflüsterungen bestimmten Geliebten gleichsam ein Ideal hinstellen, wie man sie eben nicht. So entstand nach bezaubernde die „Mädchen, deren Liebe gleichsam eine Natur-erweislichkeit, ein magnetischer Infinitiv ist voll rührender Hingebung und fast übermenschlischer Treue. Der Glaube, daß eine andere Dame seine Verlobung jurellist als Aneignung gegen ihn gestiftet habe, vermochte ihn, ihren Charakter verzerrt und übertrieben

als intrigante, besäße Künigunde seinen Schauspiele zu verfluchen. — Auch diese süße Schöpfung des Dichters, das reizende Mädchen, fand bei der ersten Aufführung nur wenig oder gar keine Theilnahme und erst nach seinem Tode die gerechte Anerkennung. Verstimmt und gebeugt durch das fortwährende Unglück des Vaterlandes gestellte sich noch dazu die tiefe Kränkung, daß seine bisher erschienenen Dichtungen so wenig Eingang gefunden hatten. Als er einmahl mit einer intimen Freundin nach jahrelanger Trennung zusammentraf, sagte er ihr zufällig im Laufe des Gesprächs eine Strophe aus einem Gedichte her. Sie gestiel ihm aufgereizt und sie fragte ihn, von wem das sei. Darüber schlug er sich mit beiden Händen vor die Stirn und sagte im tiefsten Schmerz: „Auch Sie kennen es nicht? O, mein Gott, warum mache ich denn Gedichte?“

(Schluß folgt.)

## Der Tod im Casernen - Fleischerfel.

In England, wo die Pressefreiheit und Legionen unbeschränkter Schriftsteller und Zeitchriften alle sozialen, politischen und überhaupt öffentlichen Angelegenheiten mit Argusaugen bewachen und Alles, was sie sehen und zu tadeln finden, nach Belieben schonungslos auszuheben können, konnten doch erst Liebel- und Mißstände der ärgsten Art zu hohen Jahren, ehe die Presse und die Öffentlichkeit nur wenig haben nehmen. Sie wissen, sie erfahren nichts davon. Nur irgend ein Auffsehen erregendes Ereigniß, das sie beleuchtet, eine Special-Untersuchungs-Commission, specielles langjähriges Studium (wie das Raychow's über „Londoner Arbeit und Armuth“, jetzt viele viele Länder) wirft dieses und jenes grausame, arges Liebel einmal auf eine Zeitlang an's Tageslicht. Man spricht, schreibt, parlamentirt selbst darüber und läßt es dann wieder von einem neuangesehene Schreden in die Vergessenheit hinabverdrängen. Die Entdeckungen, welche Raychow unter den Armen und Arbeitern Londons gemacht hatte und veröffentlichte, waren in London selbst ganz unbekannt gewesen. Niemand erschall mehr über diese Londoner Zustände, als — London. Dies erscheint bei dieser Öffentlichkeit, unbeschränkter Rede, Versammlungs- und Pressefreiheit dem Uringewöhnlichen gewiß unerklärlich. Es weiß auch eigentlich Niemand so recht, wie das zugeht. Warum sieht und sagt man Jahre lang nichts von den schrecklichsten Liebeln? Für die, welche darunter leiden, existirt keine Presse, keine Versammlungs- und Pressefreiheit. Sie können nicht reden, nicht lesen, nicht schreiben, sich nicht versammeln. Oben sieht man's nicht. Man hat keine Zeit, kein Auge dafür. Man kommt gar nicht in die Residenzen dieser Unterwelt der Verdammten. Es gibt von einander abgeschlossene Gesellschaftsklassen. Keine weiß von der andern, keine versteht die andere, keine will von der andern etwas wissen. „Das ist die Mäßigkeit, die Elend läßt zu hohen Jahren kommen,“ wenigstens theilweise, denn erklärt ist damit noch nicht Alles.

Es wird uns dabei immer noch in Erläuterungen sehen, was jetzt durch eine königliche, parlamentarische und sauerbesühnliche, gründliche Untersuchungs-Commission, bestehend aus Sidney Herbert, ehemals Kriegsminister, Dr. Stafford, Chef der Untersuchungs-Commission in den Krim-Hospitälern furchtbaren Ansehens, Dr. A. Smith, Director des Militär-Medicin-Departements, Dr. Sutherland und andere Autoritäten, aus einem Aentelnde von mehreren Tausend Fragen und Antworten an's Tageslicht, in die Presse und vor's Parlament kam, nämlich daß die englischen Soldaten zu Hause, im Frieden seit unendlichen Zeiten stets mehr wie doppelt so rasch starben und Herden, als alle Volksclassen ohne Ausnahme. Das ist das allgemeine, in günstiger Form ausgedrückte Facit der Untersuchungs-Commission, die, aus Beamten und hochgestellten, patriotischen, mit dem Militärwesen verbundenen Personen bestehend, jede Veranlassung hatte, das Liebel in der günstigsten Form auszudrücken. In näherer Bedeutung ergibt sich zunächst, daß unter den englischen Soldaten aller Waffengattungen eine mehr als doppelt so große Sterblichkeit besteht, als unter der in Gesundheitszügen am schlechtesten gestellten Classe von Civil- Arbeitern, den Druckern und Schreibern, welche nur bei Nacht arbeiten (für alle Vergleichen).

Die Commission macht diese Thatsache noch deutlicher durch weitere angelegte Vergleichen. Danach ergab sich, daß von je eintausend männlichen Civilpersonen im Alter der mit ihnen verglichenen Soldaten in den besten Districten 7 1/2 Procent starben, von je Tausend Soldaten aber 17 Procent. Die Durchschnittsterblichkeit von je 1000 Civilpersonen ist 8, von je 1000 Soldaten 17 bis 18. Noch näher. Von je 1000 Civilpersonen 25 bis 30 Jahre alt starben 4, von je 1000 Soldaten desselben Alters 18. Dieselbe Vergleichung für das Alter 30 bis 35 Jahre gibt für erstere 10, für letztere wieder 18; für das Alter von 35 bis 40 im ersten Falle 11, im letztern 19. Auch das Verhältniß der Sterblichkeit unter einzelnen Truppengattungen hat man ermittelt. Von je 1000 Mann Leibgarde starben 11, Dragoner 13, Linien-Infanterie 17, Fußgarde, diese Blume der Armee, 20. Ueberflüssig genommen starben in den letzten 15 Jahren (bis zu 1853) von eben so vielen Civilpersonen, als es Soldaten (auch im Soldatenalter 16,211, von der Soldatenzahl aber 41,928. Es starben 42,000 Soldaten mehr, als nach dem Sterblichkeitsdurchschnitt unter Civilpersonen.

Wer hat diese Armee von 42,000 Mann mitten im Frieden unter den Waffen gebracht? Wer war dieser furchtbare Feind, der eine Armee von 42,000 englischen Soldaten zu Hause, im Frieden vernichtete? (Notabene sind alle außerhalb beschäftigten Truppen und deren Sterblichkeit) auch von der Untersuchung der Commission ausgeschlossen geblieben.) Es war keine Revolution, kein Bürgerkrieg zu Hause, kein Feind in London. Nun, wer ist's gewesen? England selbst, das militärische Gesez Englands, die Caserne, die Casernenläche.

Die 42,000 Mann sind an ihrer Nahrung gestorben, klos an ihrer Nahrung. Die Commission sagt's und über 3000 Antworten auf mehr als 3000 Fragen bestätigen es. Auch sind 5 viel mehr als 42,000 Mann, wie die Times in einem ihrer lauslichen Zeit-artikel darüber auseinander setzte. Wilde Bitterstämme, sagt sie, sind oft vertieft durch ihre answahllose Gesundheit und Kraft aufgezogen: sie tödten jedes schwächliche oder mißgestaltete Kind. Daher kommt's. Unsere Militärbehörden, fährt sie fort, machen's eben so, nur in einer ausländischer und nicht auf zu unangehenden Form. Der glatte englische Soldat verkauft sich allemal auf 21 Jahre (Casualtie 24). Wer sich oder in den ersten drei Jahren nicht kräftig, schwach oder dauernd kränzlich wird, den verabschiedet man. So scheidet man sich eine gesunde, kräftige, ausdiesende Armee. Unter den in Vergleich genommenen Civilpersonen findet keine solche Ausdrangung statt, im Gegentheil, die kranken, verabschiedeten Soldaten zählen unter ihnen mit. Unter gleichen Verhältnissen würde sich daher die im Durchschnitt mehr als doppelte Sterblichkeit unter den Soldaten (2,2) gegen die unter Civilpersonen etwa auf's Dreifache stellen.

Also dies kommt aus der Nade. Diese 42,000 Soldaten mußten sich auf Commando tödten. So ist's.

Die Commission sagt: Wenn der Gesundheitszustand unserer Armee eben so zu wäre, als der der Venet, aus welchen sie rekrutirt wird (den niedrigsten, ärmsten, entbehrensten Classen), würden

über die Hälfte weniger sterben. Darauf führt sie in langen Armen von Beweisen und Auslagen Ursachen dieser Absterblichkeit an. Sie dampfen alle wie eine Reihe stinkender Würgengel aus dem Fleischstiel der Calerne.

Die Times macht dies wieder auf eine drastische Weise anschaulich. Sie führt das grandiose Bild des großen englischen Küchen-Reformators, Alexis Sezer, von der Consumtionsestact und der Tischmännlichsaligkeit eines englischen Küchlefraten an. Wenn so ein englischer Tischfrat, etwa im sechsten Jahre, sagt er, alle die lebendige Schöpfung, die er bis zur Erreichung des englischen aristokratischen Durchschnittalters verzehren wird, auf einmal um sich fäße, würden ihn 30 Ochsen mitgrauen aufessen, 300 Schafe, 1000 Käber und 200 Kümmen anbleiben, 50 Schweine umquieten, 1000 geblühte Haantirge umfluteren, außerdem 300 Truthühner, 150 Gänse, 400 junge Enten, 300 Tauben, 1400 Rebhühner, Fasanen, Hahnen und Wirtshühner, 600 Waldschneepfen, 600 wilde Enten, kleine Acker- und rothbühlige Pfeifenten, 450 Nibue, Krefe und Kuffe, 800 Wadeten, Ferkelmaumen, Mornellen und Wasserhühner, 120 Perchühner, 10 Fuaer, 360 Stüd wildes Geflügel von fremden Vändern; 500 Hain und 400 Hirsche würden todesabend um ihn her zittern; im Wasser würden 4 1/2 Vahle, 120 Rabeljans, 260 Fercellen, 400 Walreien, 300 Weisfische, 80 Jelen, 400 Fündren, 400 rethe Mullies, 200 Aale, 150 Grotods, 400 Seeringe, 20 Schilfröden, 3 1/2 1000 Aupien, 1000 Nummen, 300,000 Schrimps und Fransen und 120 Steinbatten seine Nähe zu meiden suchen, jede Creatur in Furcht, daß sie zuerst auf seine Tafel spazieren würde. Alle Flüssigkeiten würden sich vor ihm aufbäumen 50 Drost Wein, 1368 Gallonen Bier und 5819 Gallonen Spi-

ritusen ohne die 342 Gallonen Eignours. Dabei hat er noch keinen Keffel voll Gemäße, keinen Wisen Brod, keinen Pudding, keine Paste, kein Stüdchen Ruchen.

Dies würde der junge Kistfelat Alles für sein irdisches Leben vor sich sehen!

Und was würde der englische Soldat für seine einundzwanzigjährige Dienstzeit vor sich sehen? Einen Berg gefochtes, zäbes, strähniges Rindfleisch von 7665 Fimne, kein Schafzehr, keine Schneeweife, keinen Katschiff, kein Hasenbein, geschwazige einen Keef oder Kuff Klägel. Selbst der Stügelmaum bekommt während der einundzwanzig Jahre nichts davon zu sehen.

Junner gefochtes Rindfleisch, einundzwanzig Jahre lang alle Tage gefochtes Rindfleisch aus dem großen Catermentstiel, jedes Stüd mit einem Hosenknopf, einem Stüdchen Uniforen, einer Vidtscheer (Ziege: Soyger) oder sonst gleich gezeichnet. Jeden Tag 21 Jahre lang? Nein. Bald hungert er aus Ekel, dann ist er wieder mit Ekel gegen das Verbungern und so fort, 21 Jahre lang, was den 42,000 Mann, die eher — mit höher Metapher gesagt, eopelt und 1/2 — starben, zu lange war, so daß sie eben mit der doppelten und 1/2 Geschwindigkeit der größten Civiltätlichkeit lieber in's Gras beißen, als in den Berg gefochtes Rindfleisch. Warum brieten, schmorten, rösteten sie nicht zur Abwechslung? Darjten nicht. Kochen, ausnahmlosiges Kochen alle Tage Tagobesehl. Doch nun wird's besser. Der Fortschritt bleibt uns gewiß nicht aus. Er war „besonnen“ und ist „parlamentarisch.“ Die lebenden Soldaten werden als Bezeichnung für die 42,000 Toten künftig wahrscheinlich Erstantz bezeichnen, ihr Rindfleisch auch zu braten oder wohl gar zu schmoren.

## Ein Besuch der Officin von Brockhaus in Leipzig.

Widrigkeit von Albert Kottner.

(Fortsetzung.)

### Die Buchdruckerei.

Wir haben nun die Production des zur Herstellung des Schreibpapiers erforderlichen Materials kennen gelernt und wenden uns den Arbeitstätten zu, wo dasselbe praktische Anwendung findet.

Das technische Verfahren der Buchdruckerei theilt sich in zwei Hauptmomente: das Anfertigen der Druckformen und die Vervollständigung des Druckes selbst.

Wir treten also zuerst, um uns über das Anfertigen der Druckformen zu unterrichten, in den Speyeraal, der von beiden Seiten das Tageslicht empfängt und durch einen von Säulen getragenen Mittelgang in zwei Hauptabteilungen getheilt ist. Hier erblicken wir in symmetrischer Ordnung Reihen von Regalen, die sich von den Äußeren nach dem Mittelgang hinziehen und mit den sogenannten Schriftkästen besetzt sind, an denen die Sezer ihre Arbeit verrichten.

Um von dieser sinnreichen Manipulation, welche durch die Verwendung und Schnelligkeit, mit der sie ausgeführt wird, außer Bewunderung erregt, einen flaren Begriff zu bekommen, müssen wir uns hier etwas verwellen und uns über die einzelnen Bestandtheile des Materials, wie über die Handhabung derselben unterrichten lassen.

Wir müssen nämlich zunächst nochmals auf die Schriften selbst zurückkommen, die wir in der Schriftgießerei nur in so weit kennen gelernt haben, als es zum Verständnis dieser Operation erforderlich war.

Es wird Jedem schon aufgefallen sein, daß es in den Schriften eine außerordentliche Verschiedenheit gibt, sowohl hinsichtlich ihrer Form als auch ihrer Größe.

In erster Beziehung haben wir zwei Hauptgattungen zu unterscheiden: die gewöhnliche deutsche Schrift, in der Manusprache Fraktur genannt, und die lateinische Schrift, wovon man zwei Arten hat: die geradstehende, Antiqua, und die schrägliegende, Cursiv. Die Schriften in den übrigen Sprachen werden nach der ihnen zugehörigen Sprache benannt, z. B. griechisch, hebräisch, srebisch, armenisch u.

Jede Schrift enthält zunächst die großen oder Anfangsbuchstaben, Versalien, und dann die kleinen, die man gemeine Buchstaben nennt, außerdem aber noch die zehn Zahlzeichen.

Unter den zufälligen Verzerrungen sind die Interpunctionen die unentbehrlichsten. Andere Zeichen sind: Sternchen, Kreuzchen, Paragrapbzeichen, Nachweisungszahlen, arithmetische, mathematische, astronomische und ähnliche Zeichen. Außer diesen Typen, auf denen das Schriftzeilen, welches sie anverdrängen, erbaut dargestellt ist, gibt es aber noch andere, welche dazu bestimmt sind, die leeren Zwischenräume zwischen den Buchstaben, Wörtern, Zeilen u. anzufüllen, denn in einem Schriftzeilen muß Alles, auch das, was weiß bleiben soll, mit Metall ausgefüllt sein, so daß jede Lücke oder gestakte Seite eine zusammenhängende, obwohl aus lauter einzelnen Stüdchen bestehende, ununterbrochene Metallmasse, also ein geschlossenes Ganze bildet. Diese Typen nun, welche wichtiger sind, als die übrigen, damit sie eben nicht mit abgerendert werden, nennt man Ausschließungen.

Wir haben noch den Größenunterschied der Schriften unter sich in Betracht zu ziehen und erwähnen hierüber nur im Allgemeinen, daß dieser jetzt nach sogenannten typographischen Punkten bestimmt wird, von denen 6 Punkte = 1 Linie und 72 Punkte = 1 Zoll sind. Auf Grund dieses Maßes werden die verschiedenen Größenverhältnisse der Schriften, welche nach den Regeln der Schrift meist, näher bestimmt, deren ursprüngliche Benennungen aber fast allgemein noch beibehalten werden. Die wichtigsten Schriftgrößen sind in aufsteigender Größenverhältnisse ihrer Benennung nach folgende: Diamant (4 typographische Punkte), Petit, Menpareille, Colonne, Petit, Bourgeois, Corps, Cicere, Mittel, Tertina und so fort bis zu dem größten Imperial, welches 108 typographische Punkte enthält.

Wir treten nun vor den Schriftkästen, um uns diesen sinnreiche Einrichtung anschauen zu lassen. Bei dem Lesen einer Schrift muß es uns gleich erfallen, daß einige Buchstaben, wie a, c, h, m, l, n u. c. sehr häufig vorkommen, während andere seltener gebraucht werden. Auf diesem Vöcknis beruht nun auch die Einrichtung des Schriftkastens, in welchem für jeden Buchstaben und überhaupt für jedes typographische Zeichen, auch für die Ausschließungen, ein verhältnismäßig großes Fach besteht. In dem Schriftkasten liegen, was in dem ersten Augenblick auffallend erschauf, die Vetter nicht nach der alphabetischen Folge, sondern eben nach dem durch Erfahrung festgestellten Verhältnisse, so daß also diejenigen Typen,

welche am häufigsten gebraucht werden, dem *Seper* am nächsten zur Hand liegen. Der *Seper* steht nun vor dem *Schreibkasten* und steckt das Manuscript vermittelst des *Tenaleis* auf denselben fest. In seiner linken Hand hält er den *Winkelbalken*, in welchem er 8 bis 10 Zeilen auseinander reihen kann, und *exgrift*, nachdem er mehrere Worte des Manuscripts gelesen hat, mit dem Daumen und dem Zeigefinger der rechten Hand eine *Letter* nach der andern, um sie in gleichmäßiger Richtung in dem *Winkelbalken* aufzustellen. Ist derselbe ganz angefüllt, so werden die Zeilen vermittelst der *Septlinie* in das *Schiff* gestellt und der *Winkelbalken* von Neuem vollgesetzt. So wird mit der Arbeit fortgefahren, bis die zu einer *Columnne* erforderliche Anzahl *Zeilen* aufgestellt ist, die dann, um sie gegen das *Ausweichen* fallen zu sichern, mittelst eines *Bindfadens*, der *Columnnenschnur*, zu einem Ganzen vereinigt oder, wie der *Buchdrucker* sagt, *ausgebunden* wird.

Wenn wir die *Zeilen* eines in ein beliebiges *Format* zusammengelegten *Bogens* mit fertilaufenden *Zeilen* versehen und den *Bogen* dann ausbreiten, so werden wir die *Zeilen* in mehreren *Reihen* übereinander erblicken, oder nicht mehr in derselben *Ordnung*, wie vorher, sondern eine jede nimmt den *Platz* ein, den sie haben

Betrachten wir einen gedruckten *Bogen*, so sehen wir, daß die *Schriftzeilen* der *Columnnen* nicht bis an das äußere Ende laufen, sondern nach allen vier *Seiten* von einem weissen *Rande* umgeben sind. Dieser weisse *Rand* wird durch die *Setze* hervorgebracht, welche aus hölzernen oder metallenen *Leisten* bestehen, die aber, damit der *Raum*, den sie einnehmen, bei dem *Trude* auf dem *Papiere* weiß bleibt, niedrig sind, als die *Schrift*. Ist die *Form* in allen einzelnen *Theilen* nach den richtigen *Verhältnissen* zusammengestellt, so wird sie geschlossen, wozu man sich einer *Kabnen* bedient, und darauf wird sie nun mit einer solchen *Festigkeit* vereinigt, daß dieselbe gleichsam als eine einzige *Metallmasse* zu betrachten und zu gebrauchen ist.

Viele unserer *Leser* werden glauben, daß die *Form* nun zum *Trude* gelangen kann, sie würden sich aber in diesem *Falle* bei dem *Lesen* der *Bücher* über die vielen *Fehler* sehr beklagen, welche sich in dem *Satze* noch vorfinden; denn da bei dem *Seper* das *Herausnehmen* der *Lettern* aus den *Fächern* des *Schreibkastens* gleichsam mechanisch geschieht, so ist es nicht zu vermeiden, daß dabei *Fehler* vorkommen. Die *Mehrzahl* der *Fehler* entsteht aber schon früher durch das *Ablegen* der *Schrift*. Es ist dies jene *Operation*,



Der Druckerjahl.

muß, um, wenn der *Bogen* wieder zusammengebrochen wird, ein fertilaufendes *Ganze* zu bilden und gelesen werden zu können. In dieser *Ordnung* nun müssen auch die *gelesenen* *Zeilen* einer *Trudform* aufgestellt oder, wie die *Buchdrucker* sagen, *ausgeschossen* werden. Zu einem *Bogen*, der auf beiden *Seiten* bedruckt wird, gehören zwei *Formen*. Die erste *Seite*, welche mit der fertilaufenden *Zeile* der *Bogenzahl* (*Signatur*) versehen ist, wird zuerst gedruckt und heißt der *Schönbrud*; der darauf folgende *Druck* der andern *Seite* führt den Namen *Widerbrud*. Das *Größverhältnis*, welches durch die *Anzahl* *Blätter* und *Seiten* bestimmt wird, die sich auf einem der *Signatur* nach bezeichneten *Bogen* befinden, nennt man das *Format* der *Bücher*. Die gebräuchlichsten *Formate* sind: *Folio*, 2 *Blätter* oder 4 *Seiten*, *Quart*, 4 *Blätter* oder 8 *Seiten*, *Octav*, 8 *Blätter* oder 16 *Seiten*, *Duoce*, 12 *Blätter* oder 24 *Seiten*, *Sece*, 16 *Blätter* oder 32 *Seiten* und so fort bis zu dem kleinsten vollkommenen *Hundertachtundwanzigst* *Format* aus 128 *Blättern* oder 256 *Seiten*.

Nachdem alle *Columnnen*, die zu einem *Bogen* in dem ihm gegebenen *Format* gehören, auf die beiden *Seperer* zum *Schönbrud* und *Widerbrud* richtig *ausgeschossen* sind, wird die *Form* gebildet,

bei welcher, nachdem die *ausgedruckte* *Form* auseinander genommen, die einzelnen *Typen* sogleich wieder in die ihnen zugehörigen *Fächer* des *Schreibkastens* gebracht werden. Bei der *Schließung*, mit welcher die *Lettern* aus der *Hand* des *Seper* in die *Fächer* gleiten, ist es aber nur zu leicht, daß einzelne *Buchstaben* in unrichtige *Fächer* geraten, wodurch dann später bei dem *Lesen* die *Fehler* entstehen.

Um nun die *Wieder* und in *folge* anderer *Fehler* in den *Satz* genommenen *Fehler* zu berichtigen, ist es unerlässlich, daß, bevor der *Druck* eines *gelesenen* *Bogens* in der *ganzen* *Anzahl* erfolgen kann, ein *Abzug* davon mit dem *Manuscripte* genau verglichen werde, um die in ersterem enthaltenen *Fehler* zu corrigiren. Diesen *Abzug*, der auf *Schreibpapier* gemacht wird, nennt man den *Correctur**bogen*, die *Correctur*, und denjenigen, der sich dieser *Arbeit* unterzieht, den *Corrector*. Gewöhnlich werden von dem *Satze* eines *Buches* zwei, öfters auch drei solcher *Correcturen* gefahren.

Nachdem nun der *Satz* in allen seinen *Theilen* vollendet und *trudfertig* ist, gelangen wir zu dem zweiten *Hauptmomente* der *Herstellung*, zu der *Bewerkstelligung* des *Drucks* selbst.

Um von dem *Schriftzuge* *Abdrücke* zu gewinnen, bedient man sich einer *Maschine*, welche *Presse* oder *Buchdruckerpresse* genannt

wird. Seit der Erfindung der Buchdruckerkunst bis zum Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts hatte die Buchdruckerpresse in der ursprünglichen einfachen Form, welche ihr das Bedürfnis folglich bei ihrer ersten Anwendung gab, wenig Veränderungen erfahren; von diesem Zeitpunkte an hat man aber ihrer Construction eine vorzügliche Aufmerksamkeit gewidmet, und namentlich haben die Engländer und Deutschen eine nicht unbedeutende Anzahl im Princip von einander abweichender Constructionen geliefert, welche entweder einen stärkeren Druck bei geringerer Kraftanstrengung des Arbeiters oder einen gleichmäßigeren Druck selbst bei größeren Formaten und überhaupt auch eine Beschleunigung der Arbeit an und für sich bezweckten. Wie bedeutend aber auch die Verbesserungen waren, welche die Buchdruckerpresse seit Anfang dieses Jahrhunderts erfahren hat, so trat mit der größern Ausbreitung der Literatur und der dadurch herbeigeführten Vermehrung der Production das Verlangen nach einer beschleunigten Herstellung der Druckzeugnisse immer dringender hervor und ließ auf neue Mittel sinnen, um Alles zu überreffen, was bisher erreicht werden war. Dieses Bestreben führte zu dem Triumph aller Fortschritte der Typographie, zur Erfindung der Druckmaschinen und Schnellpressen.

Wie verdankt diese Erfindung einem Deutschen, Friedrich König aus Göttingen, der seit 1804 seine geniale Idee unermüdet verfolgte und nach vielfachen Hindernissen zuerst in England 1810 auf eine Kladderpresse ein Patent erhielt. Die von ihm in Verein mit seinem Landsmann Andr. Friedrich Bauer aus Stuttgart unter der Firma König und Bauer in Altesher Dellberg bei Würzburg begründete Maschinenfabrik ist noch heute eine der bedeutendsten.

Mit dieser Erfindung theilt sich nun die technische Ausführung des Druckes in zwei Verfahren: in den Druck auf Pressen, welche durch die Hand bewegt werden (Handpressen), und in den Druck auf Schnellpressen oder solchen mechanischen Vorrichtungen, welche mittelst Walzender drucken und entweder mittelst des Schwungrads durch Menschenhände, oder auch durch eine größere Kraft, z. B. eine Dampfmaschine, in Bewegung gesetzt werden.

Wir befinden zuerst den Drucksaal, in welchem die Handpressen thätig sind. Hier erheben sich 23 Handpressen, je zwei und zwei in vier Reihen angeordnet und durch einen Zuluengang in zwei Abtheilungen getrennt; unter diesen eine Handpresse größten Placatformats und eine kleine Achsenpresse, sowie eine Nummermaschine. Außerdem besitzt die Druckerei noch eine Zifferdruckmaschine, mittelst welcher die fortlaufenden Nummern auf Werthpapieren u. hergestellt werden.

Zu einer vollen oder ganzen Presse gehören zwei Arbeiter, der eine wurde früher der Besetzer und der andere der Ballen- oder Walzenmeister genannt.

Die Farbe, deren man sich allgemein zum Drucken bedient, ist eine Gelb- oder Rothfarbe, von der reinen Oelfarbe durch die durch Sieben erzeugte Feinheit als Bindemittel abgesetzt wird. Nachdem der Pressmeister die vorher angeordneten weißen Bogen neben der Presse zurückgelegt, schiebt derselbe einen solchen auf die Punktirsche, legt das Klappchen an, beschneidet es mit der Deckelschneide und schiebt den

Deckel. Indem er mit der linken Hand die Kurbel dreht und so den Karren fahrt, ergreift er mit der rechten den Besetzung und zieht ihn mit Gewalt gegen sich, wodurch der Abdruck der Form bewirkt wird. Durch Rückwärtsdrehen der Kurbel bewegt er den Karren zurück, schiebt den Deckel und das Klappchen auf, nimmt den gedruckten Bogen heraus und steckt einen neuen weißen Bogen auf die Punktirsche. Während dem hat der Walzenmeister das Einschwärzen der Form wieder besorgt und der Abdruck wird nun von dem Pressmeister auf's Neue ausgeführt, so daß Bände ununterbrochen beschneidet sind. Sobald eine Form ausgedruckt ist muß sie, damit die Farbe nicht antrocknet, gewaschen werden. Die rein gewaschene Form wird dann dem Setzer übergeben, der sie aus-schließt, die Zeile abnimmt und den Satz ablegt.

Nach erfolgtem Druck der ganzen Auflage werden die Bogen in einem luftigen Raume, dem Trockenboden, auf abgerundeten Ratten oder auf Leinen (sogenannten Ubleinen) aufgehängt, damit das gesunde Papier und die frisch aufgetragene Druckerwärze gehörig trocknen. Von dem Maschinensaal des Courentains aus führt durch alle Etagen des Druckereigebäudes ein Laufgang bis auf den Trockenboden, der, durch die Dampfmaschine gehoben, eine Last von 10 Centnern in Bewegung setzt. Vermittelt dieser Vorrichtung werden die ausgedruckten Bogen auf den Trockenboden geschafft, der die obersten Räume des ganzen Gebäudes einnimmt.

Da durch den Druck der Presse die Buchstaben bei dem Abdruck der Form in die ebene Fläche des Papiers eingedrückt und die dadurch hervorgerufenen Schattierungen auf der andern Seite sichtbar werden, so läßt man bessere Druckwerke, nachdem sie gehörig getrocknet sind, glätten. Dies geschieht, indem man die einzelnen Bogen zwischen Glanzpappen (Presslöse) legt und hierauf in die Glättpresse bringt, in welcher sie je nach Verhältniß der größeren oder geringeren Kraftanstrengung derselben eine Zeit lang stehen bleiben. Zu diesen Beduften gelangen sie in die unter dem Trockenboden gelegene sogenannte Wälzertube, wo 6 Glättpressen aufgestellt sind, wovon 2 hydraulische Pressen mit vereinigt Pumpwerk und 4 Schraubpressen.

Bevor das Papier zum Drucke gelangt, läßt man es häufig satiniren, um ihm dadurch einen erhabenen Glanz zu verleihen; die einzelnen Bogen werden zwischen Zinkplatten gelegt, die man durch die zwei aufsteigenden, geschlossenen Cylindern der Satinirmaschine laufen läßt. Soll dieses Verfahren angewendet werden, nachdem das Papier bedruckt ist, so muß die Druckerwärze vorher vollständig trocken sein, weil diese sonst sehr leicht abblättern würde. Dieser Behauptung gemäß befinden sich 3 Satinirmaschinen in unmittelbarer Nähe der Handpressen und Druckmaschinen. Die einzelnen Bogen eines Buches werden abdam zusammengetragen oder completirt, d. h. nach der Reihenfolge ihrer Signaturen in Bänden gebracht, so daß 5, 6 oder 7 Bogen eine Lage ausmachen. Sämmtliche Bogen, die zu einem Buche gehören, bilden ein Exemplar. In neuerer Zeit, wo die meisten Bücher broschirt oder gebunden ausgeben werden, liefern die Druckereien häufig die einzelnen Bogen, ohne sie zu Exemplaren zu completiren, ab.

(Schluß folgt.)

## Blätter aus der Krisis.

Von Ludwig Rein.

Nr. 1. Fabrikantenbrod.

(©1881.)

Zurück jetzt zu dem Werkführer, den wir vorher schnell fallen ließen. Auch er dachte sich, als er vor dem alten Herrn erschienen, so halb und halb, wie es sein mochte — nämlich mit den Briefen aus America, die der alte Herr noch in der Hand hielt.

„Wie viel sind von den Ballen gepackt, welche mit der Signatur „St. in Hamburg“ abgehen selten?“ fragte er den Werkführer.

„Zweimühsamig,“ antwortete dieser.

„Wobin liegen, — wird weiter nichts gepackt, — den gepackten keine Signatur gegeben.“

Nach diesem ausgesprochenen Befehl ging der alte Herr zu seinem Sohn, der Werkführer auf die Packstube.

„Du siehst wohl mehr, als eigentlich zu sehen ist, Vater,“ sagte der Sohn, nachdem er die Briefe gelesen.

„Ich lese zwischen den Zeilen, — die Dinge können nicht besonders liegen, — Karl, Karl, wenn wir in einen Schwund gerathen!“

„St. in Hamburg wird sicher geben, — wir können getrost die Waare an dieses Haus verabsolgen lassen. Die wollen wir sonst Geschäfte machen, — und wie können wir überhaupt glänzende Theile gewinnen, wenn wir Misstrauen schöpfen aus großen drängenden Aufträgen?“ — Zu Deiner Veranung aber will ich unserm Hause St. in Hamburg noch besonders und eindringlich schreiben, mit Vorsicht zu verfahren.“

Während Karl so sprach, ging der alte Herr überlegend auf und ab, und recitirte einige Zeilen aus dem bekannten Gedicht des „Grafen Deiter.“

Und das Resultat der Besprechung? — Auf die Pastete wurde ein Gegenbescheid gegeben, — die Ballen erhielten die Signatur, — neue Ballen wurden gepackt, — nach einigen Tagen ging die Waare nach Hamburg.

Nach einigen Tagen kam auch Fräulein Cäcilie angefahren mit ihrem Vater, Beide stiegen aus und besahen den Bau nicht nur, sondern das ganze etablissement. Karl und sein Vater waren zugegen, und Beide schlossen an Beide sich an, — und als man Alles besehen hatte, setzte man sich zu Tisch.

Auch das war verkehrt. Da zog der alte Herr den Bräutigam auf die Seite und sagte: „Karl, wir müssen allein sprechen.“

Und als sie allein waren, hob der Sohn an: „Du scheinst verstimmt zu sein, Vater, — nichts von Mathilde!“

„Nichts von ihr, Karl, — aber sie wäre doch ein ganz anderes Kind für mich, — also nichts von ihr, nicht! Von etwas Anderem, Karl.“ Er zog einige Rechnungen aus der Westtasche und fuhr fort: „Hier, Karl, der Verkauf wußt, — nur auf Abschlag für Mutter und Zimmerleute! und doch, Karl, wenn die Maschinen kommen, sofort wieder auf Abschlag! — Du hastest doch Hoffnung, man würde Dir heute ebenfalls eine Zahlung auf Abschlag!“

„Ich habe sie noch, — aber sei nicht verstimmt, Vater, dränge nicht,“ bat der Sohn. Und der Alte drängte nicht, er wurde Herr über seine Bestimmung.

Die Zeit verging, — der Wagen stand bespannt im Hofe, — die erwinthelte Dferte zeigte sich nicht. Gewandt brachte Karl es an seinen klüglichen Schwiegervater, daß er viele Papiere in den Händen habe, welche erst nach einigen Monaten zahlbar würden, — wie das einigermassen genire beim Bau, — aber die Dferte kam nicht. Man stieg in den Wagen, man fuhr ab, und der alte Herr ging mit schnellen Schritten in den Garten, und sagte lächelnd und doch entrüstet: „...und deine Zettel, deine Lampen bläß'n!“

Wir rüden ein kleines Stück weiter in der Zeit. Die Leipzig'sche Michaelmesse war vorbei. Schöne, sonige Perchätze gab's, aber am Herzigen der Handelswelt war das Langerwitter längst aufgestiegen, weiter und weiter breitete es sich am Himmel aus, näher und näher zog es auf Deutschland heran. Der „große Krach“, welcher in America geschehen war, erfüllte natürlich auch Europa, — und wie konnte da Deutschland, welches so innig und tausendfach mit America verbunden ist, von der Erhaltung verschont bleiben?

Also nach der Leipzig'sche Michaelmesse schon hatte ein harter Schlag aus unfern alten Herrn getroffen. Noch hielt sich das Geschäft, — der Bau aber gerieth in's Stoden. Karl bemühte sich, die zu erwartende Müßigkeit seiner Braut wenigstens theilweise herbeizubringen, — es war vergebens, — Cäcilie wich aus, ihr Vater wich aus. — Nun stieg die Verlegenheit für den alten Herrn und seinen Sohn von Tag zu Tag. Die Papiere, welche sie besahen, waren jetzt zwar zahlbar, aber viele davon mußten sie schon früher mit Verlust vermerken, die noch übrigen und die etwa einlaufenden Zahlungen reichten kaum hin, das Geschäft im Gange zu erhalten.

Da kam der verhängnisvolle December. In der Natur war immer heitere Lage, — aber Sturm, Blitz und Wetterschlag entluden sich über Hamburg, Berlin, Wien, Stettin und fast allen Groß- und Mittelhandelsstädten Deutschlands.

Die „Krisis“ war da, und zog wie ein Würgengel von Platz zu Platz, und schlug über Nacht.

Wenig in den ersten Würgnächten war auch das Haus St. in Hamburg gefallen. Schnell kam die Todespost in's Thal zu unserm alten Herrn und dessen Sohn. Todesangst ergriß sie, — sie lagen getroffen von einem ungeheuren Verlust.

Armer, alter Herr! — Wir wollen nicht erzählen, in welsch fenerbare, oft sonstige Ausdrücke und Ergießungen Du verfielst, — Deine Lage ist zu ernst und traurig.

Und Karl, — betrachten wir ihn genau, wir werden kein hartes Urtheil über ihn fällen. Er ist jung, ist Kaufmann, hat sich ein Streben gestellt, gehört einer Zeiterperiode an, die so manchen Rechtsich verlorste, der älter und erfahrener war, als er.

Der jetzige Schlag hat ihn geknagt, aber er erhebt sich, er verzagt nicht. Schnell erntet er, was zu ordnen ist, sibt und arbeitet die Nöthe hindurch, läßt den Bau gänzlich still stehen und — so wies es ihm und dem Vater thut — er reducirt die Zahl der Arbeiter auf die Hälfte.

Es versteht sich von selbst, daß er oft hinüber reitet zu seiner

Braut. Auch können wir annehmen, daß in der Umgegend das Gerücht geht: „L. und Sohn werden doch noch saliren.“

Sie saliren nicht, so nah sie auch daran waren.

Fünf Tage aber nach dem eingetretenen Retirirungen, Entlassungen und Veränderungen kam ein hüßlicher Brief vom Vater Cäcilie's, ein hüßlicher Rücktrittsbrief.

Es ist gut, daß wir Cäcilie nicht beschreiben, nicht geschildert haben. Schien wir sie nicht, von Herzen weder gut noch schlecht, — übrigens verneint durch die vielen Bemerkungen um ihre Dant, — im Gange eine weiche Treibhauspflanze.

Immerhin aber füllte der alte Herr und sein Sohn den neuen Schlag gar sehr. Eine beschleunigte Heirath konnte Allen in den früheren Stand bringen, — vielleicht nur die Wellenung des Vases mußte eine Zeit lang verschoben werden. Jetzt stellte sich's anders. Es war sein letzte Möglichkeit, das volle gangbare Zeug in der Fabrik fortzubehalten, — ein Theil der Maschinen mußte abermals stehen, und von den Arbeitern — das wurde in strenger Stille abgemacht — befehlt man größtentheils nur diejenigen, welche mit der Zahlung des Lohnes in Gehalt stehen konnten. Die übrigen mußten-Feierabend machen.

Der neunte December kam, — der Geburtstag des alten Herrn. Vater und Sohn blieben jetzt stets in der Fabrik, — der Schimmel stand ruhig im Stalle, sollte verkauft werden, sobald sich ein Käufer fände. Der junge Herr hat es selbst so bestimmt, dem alten Herrn thut es leid, daß der fleißige, jetzt fort und fort arbeitende Sohn sich trennen soll von dem Thier. Doch es that ihm noch Anderes leid, und mehr leid als das. Er sieht die Erbsütterung seiner Firma tiefer, als ein Zweiter sie fühlen kann. Durch Thätigkeit, Umsicht, günstige Conjunctionen war er gewachsen. Kaufmännische Ehrenhaftigkeit stellte von Jahr zu Jahr seine Firma höher, und trotz der blendenden, aber seichten Grundzüge, welche sich in neuerer Zeit der Handelswelt bemächtigt, hielt er die alten, soliden Ansichten fest. Nur seit einem Jahr war er, größtentheils genügtig durch Umstände oder auch mit verleiht durch Karl, davon abgewichen. Ist faste ihn darüber tiefe Beforgnis, — er sah, was da kommen konnte, — es war nun gekommen.

Jetzt sibt er rednend und schreibend oben auf seinem Zimmer. Er muß schon lange gearbeitet haben, es liegen viele fertige Briefe vor ihm.

„Aus nun!“ spricht er vor sich hin, legt die Feder weg und siegelt die Briefe, und gibt ihnen die Adresse. „Geburtsdag heute,“ fährt er fort, als er auch dieses Geschäft vollendet hat, und sieht aus und tritt an's Fenster, durch welches die winterliche Auenlandschaft blickt, „Geburtsdag, wie er noch nie gekommen, Geburtsdag ohne Freude, — die Freude weg durch's americanische Schwindelbäum!“

Er sah hinüber nach dem Garten, — gebantenlos nach dem längst verblühten Blumenbeete links und rechts, wo seelen ein Arbeiter eine schützende Einhüllung gegen Frost und Schnee, welche nun täglich eintreten konnten, anbrachte.

„Ist auch spät damit, — Alles außer Ordnung,“ fährt er fort, „würde anders sein, längst geschehen sein, wenn Anderes nicht geschehen wäre, — und sonst war Mathilde dort, — jene zwei Beete pflanzte sie gern.“

Er steht, — er sinnt. Ein Anflug von Freude legt sich auf sein Gesicht. Aus dem Sinnen und Denken scheint eine Neigung, — aus der Neigung ein Entschluß zu erwachen.

„Warum soll' ich das nicht?“ spricht er weiter, „dieses Angebäude kann ich mir zu meinem Geburtsdag schon machen, — und ich will's, ich will's!“

Er sieht nach der Uhr, die auf dem Schreibeputze steht, er nimmt Stod und Hut, rafft die gesiegelten Briefe zusammen.

„Diese Briefe müssen noch zur Post,“ sagt er draußen zu einem Verfahrner, „alle hin damit, zu meinem Sohne! Ist er noch auf seiner Schreibstube?“

Der Verfahrner bejaht es und geht. Der Alte geht auch, — an dem Treppenhause, wo der Weg hinter nach Karl's Schreibstube führt, klebt er stehen.

„Nichts da, — brauchst gar nicht zu wissen!“ entschließt er schnell, „Geburtsdagfreudig, — Geburtsdagfreude, — hält mich sonst zurück — ich gebe! — 's kann seine Augen haben, — tritt vielleicht wieder ein als Arbeiterin, brauchst nicht augenscheinliche Zahlung, würde in Gehalt stehen auf Rechnung, — wenn sie wieder käme! — er hat sie ja lieb, sieh noch, — o Gott und Herr!“

— sie ist ja auch nicht ganz arm — und ohne Schwindel — was konnte diese Summe!

Diese letzten Worte klang mehr, als daß er sie spricht, und dennoch wird der Auszug von Freude, welchen wir schon vorher auf seinem Angesicht bemerkten, ein warmer Strich von Begierde, fort, fort läuft er jetzt, rasch geht's aus dem Thale den Berg hinaus; — Geburtstagsfreude, Geburtstagshoffnung ziehen unter der rothen Abendsonne funkelnd durch das alte, künftige Herz.

Und er kommt an das letzte Haus des Dorfes, — er steigt die Treppe hinan, — er klopft, er tritt hinein, die Fensterhaken glänzen in der Abendsonne, — Mathildens Wangen in Erhschreden und Freude, in der Sonne der Erinnerung, der Sonne, welche nicht untergeht. Er streckt ihr die Hand entgegen.

„Ist mein Geburtstag heute, mein neunundsechzigster, — mußte kommen, Mathilde!“ sagte der Alte nach Gruß — „mußte kommen, da Du nicht kommst, hatte Dir geschrieben, Du müchtest wieder eintreten, — geschrieben, was Alles noch gut stand, — jetzt steht es schlecht, Mathilde, da wirst Du vellend nicht kommen, — weißt wohl, wie es steht? — aus dem Bau nichts, mit den Maschinen nichts, mit der Braut nichts, — Schwindel, Schwindel!“

Er sprach und sprach dann weiter:

„Daben zwei Drittel der Arbeiter entlassen, können bloß solche brauchen, welche nicht ungeschicklich Geld brauchen, — bezahlt wird endlich, nur nicht so gleich, dachte da an Dich, Mathilde, — muh nicht deshalb allein, ich dachte an Dich auch in anderer — wirst wohl nicht kommen?“

Mathilde stand gebeugt, — unter schmerzlichen Wädeln schüttelte sie ihr Haupt.

„Also nicht, nicht, Mathilde,“ sagte der Alte; „schlimme Antwort für mich, hatte einige Hoffnung verbin, sah hinüber nach den abgetriebnen Beeten rechts und links, — wurden gerade eingehüllt in Stroh, — da dachte ich an Dich, an Alles, — an das Blumenbeet links, Mathilde, — und ich machte mich auf, ich ging, — aber Karl weiß nichts davon, Mathilde, — ich ging still, still, — will auch still bleiben, da Du nicht kommst.“

„Kommen nicht,“ sprach leise Mathilde, „aber wenn ich helfen könnte, —“

Die Fenster glühten roth, — die Wangen noch röther, — sie erhob das Haupt, ging, schloß die bunte Truhe auf, gab dem alten Herrn einen Bogen und sprach:

„Ein Dutzend wird Ihnen die Papiere sofort anshändigen; ich will an ihn schreiben oder selbst in die Stadt gehen.“

Der Bogen aber enthielt die schriftliche und unterstegelte Erklärung, daß der Alte fünfstaufend Thaler in preussischen Staats-schuldscheinen zur Aufstehung von Mathildens übernehmen habe und zur Rückgabe jeden Tag bereit sei.

Als der alte Herr gelesen, stitterte der Bogen in seiner Hand. Dann stand er eine Weile, — er konnte nicht sprechen, — und als aus seinen Augen einige Thränen auf den Bogen fielen, da saltete er denselben zusammen, steckte ihn ein, reichte schweigend dem Fabrik-mädchen die Hand und eilte fort.

Drußen aber auf dem kleinen Verfaß blieb er stehen, lehnte den Kopf an den Effenstus und weinte laut und tief:

„Karl, o Karl! als sie heimlich fortging, hast Du gerührt und liebend gesagt: „sie handelt groß und schön!“ und nun, und jetzt — Karl, o Karl! o, immer größer, immer schöner! — fort, fort mit dem Schwindel! o komm, mein Junge, Du siehst sie ja, 's ist Dir ja schwer an's Herz gegangen! — o, Groß und schön! — immer größer, immer schöner!“

Noch lange stand er weinend am Effenstus, — sprach in seiner Weise noch Manches aus dem überstehenden Brügen mit überstehenden Augen, sprach's laut genug, — und drinnen hörte man's, — drinnen weinte es leise.

Als der alte Herr beim kam, war das Abendroth hinabgebrannt am kalten, grauen Decemberrimmel, aber bald brante ein schönes Morgenroth auf, — der alte Herr sprach mit dem Sohne, und in dem aufgegangenen Morgenroth feierten Beide noch den Geburtstag, — glücklich, entschieden, Brust an Brust.

Eine andere Geburtstagsfeier wurde zwei Wochen später von vielen Millionen begangen. Auch in einem der Fabriksäle leuchtete

ein Christbaum, wie dies schon in früherer Zeit zu Weihnachten stets der Fall war. Hatten sich auch für das Geschäft die Wunden noch nicht geheilt, war auch der Reuban noch nicht wieder in Angriff genommen und ragte auch der eine neue Schornstein ohne Dampf empor; im Ganzen stand doch Alles viel besser, als einige Wochen vorher. Durch langes Verlassen hatte sich der in America eingetretene Verlust etwas abmindern lassen, mehrfache, schon verlorene gegebene Zahlungen waren eingegangen, und vor Allem — die fünfstaufend brachten eine gar wirksame, den Tag zu Tag wachsende Hilfe. — Die Fabrikäle hatten sich wieder gefüllt mit dem sämtlichen früheren Arbeiterpersonal, alle Löhne waren bezahlt, bedeutende Vorräthe wieder vorhanden und jeder Saal, jeder Arbeitsraum veränderte es, daß die Wunden wenigstens verarschten und einer weitem Ausheilung entgegenzogen.

So wurde denn am „heiligen“ Abend der Christbaum und ein kleines Geschenk für die Arbeiter auch diesmal nicht fehlen.

Der alte Herr ertnete noch auf den Tischchen und Tafeln. Und er nicht allein, — an seiner Seite schafften und ordneten so fleißig, wie er, Karl und Mathilde.

„Herein! Alle herein!“ rief der alte Herr und öffnete den Saal.

Berksührer und Arbeiter, Frauen und Mädchen traten herein und Allen wurde der Platz angewiesen. Nicht nur der Christbaum, auch die Arbeitslampen brannten und viele Lichter an den Wänden und auf den Tafeln, so daß der Saal ganz hell war.

„Nur einige Worte!“ hob der alte Herr an, „Verbin war's finster hier, aber es ist nun hell geworden. Und weiter! Vor einiger Zeit war's finster, sehr finster im ganzen Hause, im ganzen Geschäft — finster durch's Schwindelthum! Aber, Gott sei Dank, es wird ja wieder hell, und ich denke, 's wird immer heller werden, viel heller! Ihr seht, fort! hinaus aus der ganzen Welt mit dem Schwindel!“

Und weiter noch! Alle Welt, die da einfiel finster und im Schwindelthum begraben lag, die wurde erleuchtet und geheilt durch den Eingeborenen. Diese freuzige Weisheit veränderte der Engel zuerst den armen Ditten auf dem Felde. 's war kein Schwindel, — die Ditten fanden das Kind, das neugeborene. Nun will ich Euch auch etwas verkünden, auch eine freuzige Weisheit, und Euch zuerst, Euch armen Fabrikarbeitern! Und was ich Euch sage, ist auch kein Schwindel, — Ihr werdet zwei Kinder finden, meine Kinder, nicht in der Krippe, aber in der Kribb, täglich in der Fabrik! Hier sind sie! Verkündet es allem Volk! sie sind Braut und Bräutigam! Gott segne sie, sie und unsere Fabrik!“

Freuzig überrascht standen Alle, — freuzig auch das Brautpaar und der alte Herr, aber überrascht nicht, denn die Drei wußten es ja lange vorher, wußten es schon bald nach dem Geburtstage des alten Herrn.

Als der Saal wieder leer war, ging der alte Herr zu seinen Kindern. Er sah sie an, — er lächelte.

„Karl, Karl,“ fuhr er dann fort, „nun behilfst Du auch den Schimmel.“

Geschäftig pagte er die Lichter am Christbaume, stieg behend hinauf nach den Wandleuchtern und sprach dabei weiter:

„Gott sei Dank! wie es jetzt steht, Kinder, können wir den Schimmel auch ohne Schwindel behalten!“

Die Kinder antworteten nichts, denn sie hörten nichts, — sie gingen Arm in Arm, Aug' in Auge, Herz in Herz im Saale hin und her, — o o hüßes, seliges Verstummen!

Erst, als der alte Herr von Neuem rebete, erwachten sie aus dem glücklichen Halbdäumen. Karl strich seine Stirn und sagte sehr laut:

„Ich glaube, Du sprachst von — nun ja, ganz richtig, lieber Vater, — um den süßen Kern des Geschäftstobens legt sich nun einmal jumeilen durch unglückliche Conjunction eine bittere Schale, — aber durch günstige Conjunction wird die Schale gebrochen, der süße Kern noch erreicht.“

„Karl, Karl, ich sprach ja vom Schimmel, — aber laß gut sein, Karl, — und auch Du, Mathilde, — o Kinder, wie sind wir so glücklich!“

Sie waren es, — sie sind es noch heute. Die hohen Schornsteine im Thale dampfen, — es schmort und sarrt in den Sälen, — vielleicht, daß der Reuban nach einigen Jahren vollendet steht.

# Die Gartenlaube



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redactoren F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½, bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 16 Ngr. zu beziehen.

## Island.

Biographische Novelle von A. v. Sternberg.  
(Vortsetzung.)

Hier machte sich eine Bewegung unter den Dreien bemerklich, sie schritten unter einander und endlich trat der, der sich des Armes der jungen Schauspielerin bemächtigt hatte, hervor und nahm in einem spottenden Tone das Wort:  
„General sind Sie, mein Herr? Darf ich fragen, von wem Sie Ihre Epanletten bekommen haben?“

„Von wem —? Vom Könige, mein Herr. Sie scheinen daran zu zweifeln?“

„Und mit Recht.“

„Vi warum?“

„Weil es die Epanletten eines Komdbianten sind.“

„Eines Komdbianten?“

„Spielen Sie nur immerhin Ihre Rolle, wir kennen uns!  
Hahaha.“

„Ich habe nicht die Ehre.“

„Seyn Sie, lieber Graf, bemerken Sie, lieber Baron, wie dieser Possenreißer sich gut verstellen kann — hahaha.“

„Possenreißer?“

„Diese junge Dame hat mir bereits verrath, wo sie eben herkommt; ich kann mir denken, mein Herr, Sie sind uns nachgegangen, um ein Ihrer alten Epöphen an mit zu äben.“

„Eins meiner alten Epöphen? Herr, ich bitte um Erklärung. Sind Sie verrückt oder wollen Sie mich verrückt machen?“

„Still, das findet sich.“

„Was findet sich?“

„Hahaha!“

„Meine Damen, wir wollen gehen! Es scheint, diese Herren sind von einem allzu reichlichen Mittagmahle aufgestanden und sind in einer mehr als heitern Laune.“

„Nicht von der Stelle! Die Damen werden so gefällig sein, zu warten, bis ich diesem betrunkenen Tropfenlutscher die Waage heit gesagt habe.“

„Das geht zu weit. Ich, der General Xavier, den der Hof, den die Stadt kennt, ein betrunkenen Tropfenlutscher, ein Komdbiant, ein Possenreißer! Herr, wer sind Sie?“

„Graf Sophien, Ihnen zu dienen.“

„Wie, wenn ich Sie für einen Possenreißer halte? denn wenn Sie dies, wofür Sie sich angeben, würden Sie als Mann von Ehre Niemand beleidigen, der Sie nicht beleidigt hat.“

„Travo, Herr Komdbiant! Gut gespielt! Ich kaische Weisall!“

„Herr, Sie sind ein Nichtswürdiger!“

„Teufel, wenn Sie wirklich General wären, so müßten Sie sich mit mir schlagen!“

„Ich sehe zu Diensten, wenn Sie wirklich Graf sind!“

„Hier der Baron Welten und der Graf Bolton kennen mich.“

„Und mich kennen diese Damen.“

„Wenig der Worte, wir finden uns; gestatten Sie mir, Ihnen meine Karte zu geben, und jetzt leben Sie wohl, Herr Island.“

Er machte den Damen eine flüchtige Verbeugung und bog mit seinen zwei Gefährten in einen Seitengang. Der General brach in lautes Lachen aus, in das die Präsidentin einstimme.

„Island!“ rief er, „also für den hält er mich! So erfahre ich denn selbst, daß es wahr ist, daß ich Aehnlichkeit mit diesem berühmten Manne habe. Aber was wollte er mit dem betrunkenen Tropfenlutscher?“

„Das kann ich Ihnen erklären,“ nahm die Präsidentin das Wort und erzählte ihrem Begleiter die bekannte Anekdote, auf die sich nun der General auch befaß.

„Wichtigwo! werde ich mich mit dem jungen Unbesonnenen schlagen müssen, denn seine Keckheit bedarf der Züchtigung.“

„Wir wären untröstlich,“ rief die Präsidentin, „wenn wir die Ursache wären, daß sich ein eben so zweckloser als gefäßiger Streit entspinnt. Mein Rath wäre, den jungen Mann seiner Wege gehen zu lassen und das ganze Abenteuer als ungeheuren zu betrachten.“

„Ist dies auch Ihre Ansicht, mein Fräulein?“ fragte der General Sophie.

„Gewiß,“ erwiderte diese leicht hin, „Sie dürfen sich nicht in Gefahr begeben.“

„Mein schönes Kind, diese Worte rühren mich. Also Sie sind bange für mein Leben?“ Er erfaßte die Hand Sophiens und drückte sie leise. „Wie beruhigend ist es, auf gefühlvolle Herzen zu stoßen!“

Sophie erwiderte, aber sie besah den wichtigen Takt, ihren Arm ohne Zittererei in dem des Generals zu lassen.

„Darf ich Sie wiedersehen, liebes, gefühlvolles, gutes Mädchen?“ fragte er leise und versuchte nochmals, ihre Hand zu ergreifen.

„Was war an dem Hause der Präsidentin angelangt. Beim Abschiednehmen lud sie den, dem sie Dank schuldig zu sein glaubte, ein, sie zu besuchen. Der einem lächelnden Blicke auf Sophien nahm der höfliche Begleiter die Einladung an. Sophie und ihre

Beschülerin stiegen die Treppe hinauf; der General blieb unten und indem er Jenen nachsah, sagte er lächelnd für sich:

„Sieh da, ein allerliebster Erfolg für meine kleine ungetreue Leontine.“

Ein paar Schritte weiter gehend, begegnete ihm Hellmer, jener herumtriebische frühere Schauspieler, den der Vater bereits kennen gelernt hat. Er grüßte seinen vornehmen Gönner mit großer Unterwürfigkeit. Der General rief ihn zu sich heran.

„Hm, wie geht's, alter Bursche?“

„Ercelley zu Befehl, ganz wohl.“

„Er schließt noch immer herum und fängt Mühe für vornehme jahnlöse alte Mäter?“

„Ercelley haben mir lange keinen Auftrag gegeben.“

„Unverschämter! gehöre ich etwa —“

„D, nichts als ein submissives Eingehen auf ewigige Scherze,“ erwiderte Hellmer und machte eine tiefe Verbeugung.

„Hat Er die junge Dame bemerkt, mit der ich eben die Straße herunter kam?“

„Hab's, Ercelley.“

„Kannt Er sie?“

„Neh nicht.“

„So such' Er sie kennen zu lernen und bringe Er mir morgen, nach der Parade, Rapport; ich werde im Kasinowaldchen auf ihn warten.“

„Werde nicht ermangeln.“

„Ist fort, bei Seite! Ich sehe den Wagen meiner Braut herankommen.“

„Die Ercelley, die Gräfin Wollenthal neben der Ercelley, der Frau Ministerin,“ schmunzelte Hellmer, indem er auf die andere Seite der Straße schaute und vor einem Bilderdamen stehen blieb.

Der Wagen hielt an und der General, nachdem er einige Worte mit den darin befindenden Damen gewechselt, stieg ein und der Wagen rollte der Wilhelmstraße zu, in der die Ministerin wohnte. Hellmer schlich sich in das Haus der Präsidentin, dessen Portier er kannte.

### V.

Am Vorabend des Besessigtages fuhr eine leichtgebaute Chaise, in der zwei Herren saßen, den Weg dahin zum Oberförstler zu Wilhelmshöhe. Es war in dem warmen Mittagsstunden, trotzdem aber hatte sich einer der Herren in einen Pelz gehüllt und mit einer Mütze bedeckt, während sein Gefellgeselle mit einem leichten Mantel bescheidet war, der, halb von seinem Nacken herabgleitend, die breite Brust und die stolzen Schenkel des kräftigen Mannes sehen ließ, zugleich sah der elegante Put auf der Fülle der lichtbraunen Locken led auf einer Seite. Die dunkeln Augen dieses Mannes, dem man es nicht ansah, daß er bereits weit im vorgerückten Mannesalter stand, sahen sich mit Lust in der Landtschaft und um schienen die wohlbeladenen Gegenstände zu begrüßen. Es war drei Uhr, als man im Forsthaus anlangte.

Der Oberförstler kam seinen Gästen entgegen und auf der Schwelle des Hauses stand die Frau Oberförstlerin mit zwei Töchtern. Ifland und der Collaborator Roland, dem dieses Malern die Reisenden, stiegen aus und Ifland warf sich in die Arme des Oberförstlers. Der Collaborator dat, man möchte ihm erlauben, erst in der Stunde seinen Pelz abzulegen, da er die noch immer warme Luft scheute. Die beiden Mädchen nahmen den ängstlichen Mann in ihre Mitte, führten ihn in das große Besesszimmer und nahmen ihn hier vorsichtig die Winterbeheizung ab; ein kleines Mädchen, leicht gestirbt, befehl er jedoch an, da, wie er sagte, man in dieser Zeit gewöhnlich aufhöre zu heizen und daher die Zimmer oft empfindlich kühl seien.

Der Oberförstler, der bereits dreißig Jahre dieses Amt bekleidete, war ein Mann von altem Schrot und Korn, von einsachen Sitten und mit einer Physiognomie, die Ehrlichkeit und Herzensgüte ausdrückte. Sein bereits völlig ergrantes Haar trug er zurückgestoßen und mit einem Hornkamm im Nacken festgehalten; die Ehrlichste dieses Ehrenamtes war eine noch ganz wohlerhaltene, hübsche Matrone in einem ländlichen einfachen Putz. Die Kaffeekanne stand auf dem Tisch und eben aus dem Den getommenen Dampfer dampfte in einer Porzellanschüssel. Der Fußboden des Zimmers war mit Sand bestreut und die Bes-

hänge des Hersters blendend weiß. Die Herster standen offen und gestatteten einen Blick in den bereits ziemlich grünen Wald.

„Alter Bruder,“ rief Ifland, nachdem die ersten Fragen und Begrüßungen vorbei waren, „ich komme, Dich zu morgen in's Schauspiel einzuladen. Der arme geplagte Mann, der Ifland, hat sein Benefiz; ich hoffe, Du wirst dem armen Teufel den Trost Deiner Gegenwart nicht verlagern.“

Der Oberförstler sah seine Frau an und Beide nickten und sagten mit einem freundlichen Lächeln:

„Wir werden kommen.“

„Herr Collaborator, eine Pfise echten Knaflers, wenn's beliebt,“ sagte der Alte zu dem Gaste, der beschäftigt war, ein Stuhlchen zu schliefen.

„Ich rauche nicht, lieber Herr.“

„Sie rauchen nicht? Ei, wor nicht liebt Wein, Tabak und Gesang, der bleibt ein Thor sein Lebenlang,“ sagte der Alte und setzte darauf hinzu: „Sie bemerken wohl, ich habe das Lied verändert, statt Weiber nehme ich Tabak, und das thue ich meiner Alten zum Verdruß, die den Tabak nicht leiden mag.“

„Weil er die Vorhänge schmärt,“ erklärte die Oberförstlerin, die dem Collaborator einen freundlichen Blick zusandte.

„Uebrigens, wenn Dr. Luther den Tabak gekannt hätte, wer weiß, ob er nicht selbst das Lied so gedichtet hätte, wie ich es singe,“ gab der Oberförstler noch zum Besten und sah sich schalkhaft dabei das weißliche Personal seines Hausstandes an.

„Ehrlichlich nicht, alter Freund,“ erwiderte Ifland, der eine kurze Thonpfeife genommen hatte und diese ziemlich ungeschickt handhabte, denn er war auch kein Raucher; „unser Doctor Martinus hatte an seiner Boca die Frauen von einer Seite kennen gelernt, die ihn lehrte, sie dem besten virginischen Kraute, wenn er es auch gekannt und geliebt, weit vorzuziehen.“

„Nun, es war auch nur Scherz,“ begütigte der Sprecher.

„Was macht denn Euer Junge?“

„Er exercirt fleißig.“

„Das ist recht. Ein junger Hund will einen Knochen haben, an dem er nergelt und die Zähne äßt. Das unnütze Peramwirthschaften mit Gewehr und Patronenlosche ist dazu gut, daß die junge Kraft etwas zu thun hat und nicht auf Abwege geräth. So sehe ich die Sache an. Sonst ist der Soldat im Frieden eigentlich eine altherne Figur.“

„Er hat neulich wieder den ersten Preis im Scharfschützen-corpz erhalten,“ sagte Ifland. „Der Junge schießt, wie der Teufel.“

„Nicht wie der Teufel, lieber Director,“ verbesserte die Frau Oberförstlerin, „der böse Feind ist allezeit ein erbärmlicher Schläge gewesen; er hat, wo er es auch darauf angelegt, nie in's Ziel getroffen.“

„Was weißt Du davon, Alte,“ bemerkte der Mann, „hat Dir das unser Herr Pfarrer gesagt, mit dem Du gestern Abend eine Partie l'Ombré spieltest?“

„Ich weiß, was ich weiß,“ erwiderte das Mütterchen schnippsich.

„Aber wo ist denn Ramfell Kobmann? Hat sie seine Zeit gehabt, mit Ihnen heranzukommen?“

„Sie kubit ihre Rolle.“

„Um!“ nahm der Oberförstler das Wort, „das Mädchen ist brav, ich habe nichts gegen sie, ihr seliger Vater ist mein Jugendfreund — dennoch, ich sage es nochmals, nehme ich sie nicht zur Tochter an — denn eine Schauspielerin —“

„Nun — nun! Sprich nur aus, alter Knabe!“ brummte Ifland.

„Du bist mein Freund, August, und bist ein Ehrenmann. Alle Welt kennt Dich als solchen, von Dir also kann nicht die Rede sein. Ich spreche nur von dem Stande überhaupt. — Der Schauspieler ist eingetreten in die Reihe der Künstler, und ein echter Künstler soll seine Mitmenschen belehren, bessern und alles dieses, indem er sie erheitert und erfreut. Ich will nicht sagen, daß ich ein guter Schauspieler bin, es gibt bessere wie ich, und dennoch ist es mir mehr als einmal gelungen, junge Betrüter auf die Bahn der Tugend einzig durch meine Kunst zurückzuführen. Nur an ein Bei-

„Eben weil es so war, so ist es jetzt mehr so und wird noch besser werden!“ rief Ifland. „Der Schauspieler ist eingetreten in die Reihe der Künstler, und ein echter Künstler soll seine Mitmenschen belehren, bessern und alles dieses, indem er sie erheitert und erfreut. Ich will nicht sagen, daß ich ein guter Schauspieler bin, es gibt bessere wie ich, und dennoch ist es mir mehr als einmal gelungen, junge Betrüter auf die Bahn der Tugend einzig durch meine Kunst zurückzuführen. Nur an ein Bei-

spiel will ich erinnern, es ist auch hier bekannt — jener junge, leidenschaftliche Mann aus den vornehmen Ständen, der sich dem Spiele ergeben hatte, durch meinen „Spieler“ ist er gelehrt und den Seinen, die ihn bereits verloren haben, wiedergegeben worden.“ Und ich könnte noch mehr solche Exempla anführen,“ nahm der Collaborator das Wort. „Man muß alle Vorurtheile fallen lassen, wo sie nichts nützen.“

„Und nun vollends das Mädchen! Hu, hu!“ murzte der Alte. „Das hübsche junge Ding! Die lange Zeit hin, denn der Anton kann jetzt doch nicht an's Heirathen denken; er muß seine Dienstzeit vor allen Dingen übersehen und dann — nach einem einträglichen Amte sehen.“

„Das Mädchen bleibt überweisen in meinem Schutze.“  
„Wie gesagt, es wird nichts daraus; geht Euch nur keine Mühe.“

Die Frau stand auf, schenkte die Tasse ihres Eheherrn wieder voll und sagte dabei:

„Alter, wenn sich die jungen Leute nun aber lieben?“

„Ei, es liebt sich in diesen Jahren allertrotz. Laßt das Mädchen von der Bühne fort und ich gebe flugs meine Einwilligung.“

„Das soll nimmermehr geschehen,“ rief Ifland hastig; „das Kind hat Talent, es wird eine brave Künstlerin werden und sie soll bleiben, wo sie ist. Das sage ich.“

Eine Pause entstand, während sämtliche Mitglieder des kleinen Familienkreises verstumm und Jedes seinen Gedanken nachgehend, von seinem Nachbar seine Notiz zu nehmen schienen. Der Collaborator mahnte zuerst an die Heimsucht, denn es wurde spät und Rebel stiegen auf. Ifland trennte sich von seinem alten Freunde, indem er ihm nochmals das Versprechen abnahm, morgen im Schauspiel nicht zu fehlen.

Untermwegs war von der Weigerung des Alten die Rede, seine Zustimmung zur Heirath zu geben.

„Ich erwarte viel von dem morgenden Abend,“ sagte Ifland, „wenn er, der das Theater seit undanklichen Zeiten nicht besucht hat, das Mädchen wird spielen gesehen haben, wird er andern Sinnes werden. Ich werde als sein Ebenbild auf der Bühne schon das rechte Wort finden, ihm zu Herzen zu reden. Er wird, er muß sich fügen.“

„Das gebe der Himmel.“

„Er wird es geben.“

„Ein glückliches altes Pärchen das!“ sing der Collaborator nach einer Pause an, „wie sie so still und friedlich in ihrem Waldhause beisammengewohnt! Die Vögel singen ihnen vor den Fenstern und von den grünen Zweigen weht es süß herein.“

„Nicht wahr, das gefällt Dir, alter Dagelotz!“

„Die Medaille wird indessen auch ihre Reife haben.“

„Freilich, die Reifezeit ist, daß alles Glück auf Erden seine Dauer hat. Auch unser Pöhlmann und Baccio werden im Verlauf einiger Jahre unter dem Schatteln des Dorstschiffes ruhen.“

„Das meine ich nicht.“

„Eine andere Reifezeit hat die Medaille nicht. Es sind ein paar kernbrave, alte Leute, die drei gutgeartete Kinder haben und die dreißig Jahre glücklich miteinander leben.“

„Ach!“

„Steht Dir etwas? Steht's Dir im Wein?“

„Nein. Soll's mir denn immer im Wein stehen? Es scheint, Du hältst mich für gar nichts mehr im Leben nahe. So ganz miserabel bin ich denn auch nicht!“ — Der Collaborator schob hier seine Pelzmütze led aus ein Ohr und murmelte aus seinem Fellsackgen hervor, rief er plötzlich: „Ich könnte noch heirathen.“

„Alle gute Geister!“ rief Ifland und fuhr entsetzt in die Höhe.

„Ja — ja, mach' nur Deine Fassen! Ich sage, ich könnte noch heirathen, und ich will heirathen. Das Bild im Försterhause hat mich auf Gedanken gebracht.“

„Eine der Töchter des Oberförsters?“

„Nein. Wo pagste ich wohl zu diesen Mädchen? Und übrigens immer im Walde wohnen könnte ich auch nicht. Das Hans muß seudt sein! Ich glaube, in dem Winkel, wo ich sitzen, Schwämme bemerkt zu haben.“

„Pöhl, müßt Du sagen, und unter den Pöhlen Wolke und junge Ottern.“

„Mit Dir M über nichts Entsetz zu sprechen.“

„Wie willst Du heirathen? Du hast ja so wenig Frauen-bekanntschäften. So einfach wie Du lebst, oder vielmehr vegetirst, steht Du Niemand.“

„Er braucht auch keine zu sein, die ich erst jetzt kennen gelernt.“

„Ach so!“ rief Ifland, und ein Zug von starker Ueberraschung malte sich in seinem Antlitz. „Also eine alte Bekanntschaft.“  
„Gerade keine alte Bekanntschaft, nur eine Bekanntschaft aus alter Zeit.“

„Ich versteh. Die Tochter des Buchhändlers Bernbard in Wannheim.“

„Ach was, dieses gelehrte und verbildete Geschöpf, die überdies drei Jahre älter ist wie ich. Ich meine eine Andere.“

„Eine Andere?“

„Kann ja doch. Wie Du schwer von Begriffen bist! Eine Andere, Eine, die halb und halb keine meine Infrage hat. Kann ich überhaupt mit einem Weibe glücklich werden, so ist es die. Darüber habe ich bereits nachgedacht.“

„Komm es mir nicht läßt, Du denkst ziemlich lange nach — zwanzig Jahre und darüber. Wer weiß, was aus der Armen geworden ist.“

„Ja, wer weiß das! Sie irrt vielleicht umher — wahrscheinlich ist sie jetzt glücklich verheiratet. Mit einem Worte, ich will nur ihren Namen aussprechen: es ist Florine, die ich meine. Aber wir wollen nun dieses Gespräch abbrechen, es führt zu nichts. Die kalte Luft bringt Einem beim Sprechen in den Mund.“

Ifland wandte sich ab und halb lachend, halb ärgerlich rief er bei Seite: „Verdammt! Egoist! Es genirt Dich, von ihr zu sprechen! Selbst das Bischofen kalte Lusthaus willst Du ihr entgegen nicht dulden.“

„Was sagtest Du da?“ fragte der Collaborator neugierig.

„Ich bewunderte die alte Tanne dort,“ entgegnete der Besagte;

„steht sie nicht sehr malerisch da?“

„So ziemlich. Daß Du keine Nachrichten von Florinen?“

„Kein.“

Die Freunde schwiegen, und bei völliger Dunkelheit fuhr man in die Stadt ein. Ifland begab sich in seine Wohnung, um Vortehrungen zu der morgenden Festvorstellung zu treffen.

## VI.

Bräulein Erland, die der Leser unter dem Namen Florine kennt, lehrte früher, als sie gemollt, nach Hause zurück, da sie die Bekannte, welche sie in Rabat hatte besuchen und bei ihr den Tag verbringen wollen, nicht zu Hause gefunden. Sie nahm ihren Weg durch das Brandenburger Thor, die „Kinden“ entlang und blieb, da sie eben keine Gite hatte, bei einer Gruppe Leute stehen, die den Theaterzettel lasen, der an einem der Bäume angeheftet war. Schon lange hatte Florine sich nicht um das Theater gekümmert, ja geistlichlich vermieden, einen Zettel anzusehen, jezt blidte sie hin, weil sie wissen wollte, weshalb die Leute so eifrig sprachen. Sie ersah, daß diesen Abend Ifland seine Benefiz-vorstellung habe, und daß „die Jäger“ gegeben würden. Das Ethd regte alle trübe Erinnerungen in ihrer Seele auf, und sie wollte rasch vorüber eilen, als das heftige Gejähle, das immer lauter wurde, sie aufhielt und machte, daß sie auf die lärmend ausgeprochenen Worte lauschte. Augenblicklich waren die Sprechenden Arbeitsleute, die einen Mann in ihrer Mitte hatten, dessen Kleidung zeigte, daß er den höheren Ständen angehörte. Er theilte Geld aus, und da Einige nicht so viel erhielten, als sie beanspruchten, machten sie Ärger.

„Ich kann zehn Mann stellen,“ rief ein breitschulteriger Mann mit einer Lederhülle, „und sie sollen ihre Sache gut machen, aber freilich kann ich unter einem halben Thaler für den Mann nicht zufrieden sein. Das sieht Jeder ein. Warum sollen meine Leute weniger bekommen, als der Jude dort? Weis! ist Weis! und ich wüßte nicht, daß eine christliche Lunge weniger Lust hätte, als die eines Ruzfelds! Hinauszuerufen von der Polizei wird man am Ende doch, das rüchelt man! Also zwanzig Groschen für den Mann, dent ich.“

„Warum nicht gar, Meister Barilo, bedenkt, daß es dem Grafen alsdann zu thener kommt.“

„O, so laßt ihn selbst sich hinsetzen und Pfeifen. Uebrigens ist der Herr Director ein braver Mann, wie die Leute sagen, und bei meinem Vetter, dem Schuhmacher, läßt er seit Jahr und Tag arbeiten und bezahlt pünktlich; also ist's mir nicht einmal ganz lieb, mich in die Sache einzulassen; es geschieht, weil es meinen Gesellen Malstr macht, und sie sich ein paar Kannen Bier verdienen.“

„Nun, seid still, Meister.“ — rief der Mann mit der Börse; „geht Alles nach Wunsch, so sollt Ihr an dem Herrn Grafen keinen Gehalt finden. Nur rechten Arm gemacht und zur rechten Zeit, Ihr müßt auf die Loge Nr. 8 merken, sobald Ihr ein weißes Tuch über die Brüstung herabhängen seht, so seid flugs bei der Hand. Jetzt geht, am fünf Uhr findet Ihr Euch zusammen seitwärts am Schauspielhause, da trifft Ihr auf mich, und wenn Einer oder der Andere noch etwas wissen will, ich sag es.“

Florine setzte kopfschüttelnd ihren Weg fort. Es schmerzte sie, zu hören, daß man ihrem Freunde und Gönner eine so unwillkommene Ueberrasschung an seinem feststehende bereiten wollte, und sie besaßte, zu schwach zu sein, um es hindern zu können.

Wie sie in ihre Wohnung trat, fand sie die Thüre angelehnt, und in dem Vorzimmer eine junge Dame im Salier stehen, die aufstand, als sie sich zeigte, und ihr einen Brief gab, leise aufzutreten, und die Thüre nur lose wieder anzulehnen. Die Eigenthümerin der Wohnung sah verwundert den Gast an, der sich gebekete, als wäre er hier zu Hause. Sie vernahm mit Staunen die Frage, was sie wolle und wen sie suche.

„Was ist hier will?“ entgegnete Fräulein Erland, „ich könnte, wie es scheint, mit größerem Rechte diese Frage an Sie richten, meine schöne Dame, ich wohne hier.“

„Ach!“ — rief der Gast leise stöhnend, „so sind Sie die Frau, von der der edle Mann, der mich hierher geführt, gesprochen hat.“

„Hierher geführt? Und weshalb?“

„D sprechen Sie leiser. Hier, dicht neben und in jenem Zimmer liegt ein Mann todtkrank auf dem Lager.“

„Ein Mann? Und wer?“

„Es ist der beste, der edelste Mann, mit einem Worte, es ist mein Beschützer, mein väterlicher Freund. Ein plötzlicher Krankheitsanfall hat ihn auf der Straße getroffen und Herr Hellmer — heißt Ihr Verwandter nicht so?“

„Ja, Herr Hellmer. Er ist übrigens nicht mein Verwandter.“

„Weichsel, dieser brave Mann hat meinen väterlichen Freund auf der Straße erkrankt gefunden, hat ihn hierher gebracht, und zugleich mich aufgefaßt, um mich zu dem Kranken zu führen. O, wie danke ich ihm diese Borsorge! Ich habe Gelegenheit, meinen edlen Freund zu pflegen. Herr Hellmer ist gegangen, um den Arzt zu bringen. Ich zählte die Minuten, bis er wieder kommt, und wo es mir verdrüßlich sein wird, in das Zimmer zu gehen.“

„Aber, meine Liebe, wie heißen Sie?“

„Sophie Seefeld.“

„Das nicht die Ehre, Sie zu kennen. Und jener Mann bringen, der erkrankt ist?“

„Der Schauspieldirector Hissland.“

„O, was Sie sagen! Der arme Mann! Und gerade heute, an seinem Bestenstage! Welch ein Unglück!“

„Jawohl, und auch ich sollte heute spielen.“

„Sie, meine schöne Dame? Also Sie sind Schauspielere?“

„Schülerin unseres großen Meisters.“

„Um! Wollen wir denn hineingehen und nachsehen.“

„O, nicht doch! Das leide ich nicht; es darf Niemand in's Zimmer.“

„Warten Sie schon lange hier?“

„Eine halbe Stunde. Still! ich höre Tritte. Das wird Herr Hellmer sein dem Arzte hier.“

Florine, die Thüre ein wenig öffnend, flüßelte: „Richtig, es kommen zwei Herren die Treppe herauf! Der Eine kehrt um, als er mich erblickt. Was bedeutet das?“

„O Himmel! ich zittere, weshalb geht der Arzt wieder fort?“

„Mein Kind, es ist kein Arzt. Zufällig kenne ich jenen Herrn. Es ist ein vornehmer Officier, der in der Nachbarschaft wohnt. Doch da ich Hellmer.“

Der ehemalige Schauspieler trat mit Zeichen der Behrzung und des Verdrusses in's Zimmer. Er rief mit heiser Stimme

seiner Gefährtin zu: „Weshalb zurückgekehrt? Was soll das? Du wolltest ja den ganzen Tag und den Abend fortbleiben.“

Florine trat an ihn heran und sagte ebenfalls stöhnend: „Was geht hier vor? Was ist mit dieser jungen Dame und dem kranken Manne da drinnen?“

Hellmer seufzte, baute die Faust gegen Florine und rief drohend: „Schweig, Märcin! Rast Du nach Hause kommen, um einen Spaß zu verdienen? Nach, daß Du fortkommst — geh — geh!“

„Ich bleibe!“

Sophie trat an die Weiden heran und laufste, plötzlich stieß sie einen lauten Schrei aus, und stürzte in das bis jetzt verschlossen gebliebene Zimmer, sie fand es leer.

„Wo bin ich?“ rief die Arme händeringend, „wo hat man mich hingeführt? Alles Täuschung! Es ist kein Kranker da.“

Florine sog die Jammersrude zu sich, Hellmer hatte sich fortgeschlichen. Ein kurzer, heftiger Wortwechsel hatte zwischen den Weiden stattgefunden. Der Glende! Das wagt er mir zu bieten! In meiner Wohnung, wo ich ihn aus Dornbergzeit aufgenommen! Hier will er sein Unverschämtes ausführen! Schändlich! Und hätte ein göttlicher Zufall mich nicht nach Hause geführt — was dann? Armes, armes Kind, wie verdrüßlich hat man mit Ihnen gespielt! Ich bin Ihr rettender Engel!“ so rief, laut und mit wildem Klagen die angestrichelte Florine, die mit ihrem Gaste inniges Mitgefühl hatte.

Eden und aufgeregt blühte Sophie sie an, doch in Ton und Weise der Sprechenden lag etwas, das Vertrauen einflößte.

„Lassen Sie mich fort!“ — bat das Mädchen — „o Gott, wie hab' ich so leicht diesem fremden Manne folgen können! Allein seine Tügel klang so sehr nach Wahrheit! Mein theurer Beschützer krank, ich zu seiner Pflege wüthig! O, der Gedanke hätte mich bis an's Ende der Welt gelockt.“

Florine überflaute das schöne Mädchen mit Liebsworten.

„O, beruhigen Sie sich, liebes Kind — jetzt ist die Gefahr vorüber. Sie sind in meinen Händen und sicher. Aber der Plan war teuflisch! Sie sollten hier mit einem Wüßling zusammengeführt werden, der Ihnen wahrscheinlich schon lange vergebens nachgestellt, und sich jetzt der Hälfte jenes Lebens bedient hat, um zu seinem Zweck zu gelangen. Unelanscht und ungehört wollte der Hölische Sie hier sehen. Man wußte, daß ich den Tag und den Abend anwesenden würde! Sie hätten vergebens nach Hilfe geschrieben, denn meine Wohnung liegt abgelegen. O, und noch ein schändlicher Beweggrund trieb ihn, gerade den heutigen Tag zu wählen; er beabsichtigte zugleich, da Sie auf der Bühne beschäftigt sind, die Darstellung zu hindern, und dadurch seinem Feinde Insland, den er haßt, einen empfindlichen Streich zu spielen. Ich durchschaue Alles klar! Aber dem Himmel Dank, das Wort des Bösen ist vereitelt. Kind, theures Kind — kommen Sie zu sich! Erholen Sie sich. Eine mütterliche Freundin hält Sie in Ihren Armen. O, auch ich habe Neidliches erlebt, auch ich habe auf derselben Laufbahn, die Sie jetzt zu betreten Willens sind, grausame Schicksale zu übersehen gehabt. Ihre junge Fremdbin, lassen Sie Muth! Lassen Sie es überlegen, wie wir Sie den Ihrigen wieder zuführen, ohne daß ein Wort von diesem unglücklichen Abenteurer verlautet. Es ist am besten, man schweiget von dergleichen. Wo wohnen Sie? Ich selbst will Sie hingeleiten, denn der Schreck hat Ihre Kräfte gelähmt. Sie können ohne Hilfe nicht über die Straße gehen. Kommen Sie. Aber mir soll der Glende nur wieder vor's Auge kommen! Von heute an find wir geschiedene Leute! Sie haben mir nicht geantwortet — wo Sie wohnen?“

Sophie nannte die Straße und das Haus der Präsidentin.

„Bei alledem,“ sagte Florine hinzu, „streuen Sie sich, daß es demnach mit der Erkrankung Ihres Freundes nichts ist.“

„Gewiß, dies ist ein großer Trost für mich. Aber ach — wie spät ist es?“

„Nabe an sechs, mein liebes Fräulein.“

„Himmel, da soll ich ja längst schon im Theater sein! Er wird auf mich warten! Er wird nicht wissen, wo ich geblieben bin. Ich kenne seine Urunde, seine Besorgniß um mich. Man wird mich überall gefucht haben! Gott — Welch einen Nummer, weil einen Schreck bereite ich den guten Menschen, die sich meiner angenommen!“

## Land und Leute.

Nr. 10. Der Dollart.

Wenn Du, geneigter Leser, mit mir hinandwärtst von meiner Vaterstadt Embden zu der eine halbe Stunde entfernten Schleiße, so erblickst Du vor Dir eine große Wasserfläche, der vor ungefähr sechs Jahrhunderten die reichste und bevölkerteste Gegend Ostfrieslands weichen mußte. Flüssig stühende Dörfer und die Stadt Lornum, eine schöne, vollreiche Stadt mit einem berühmten Markt und einer Mäuz, mit reichen Einwohnern, in deren Mitte allein acht Goldschmiede ihr reichliches Auskommen fanden, lagen auf diesem gottgesegneten Strich Landes. Allenthalben sah das Auge fetten Weiden und Wiesen, bebaut mit dem köstlichsten Vieh. Und in der Stadt und in den Dörfern lebten viele tausend Menschen. Aber das unerfättliche Meer hat nach und nach die Stadt, die

Wälder, die Küste besand aus einem hohen und kräftigen Kleiboden, konnte daher dem Meere die Spitze bieten; aber das Binnenland war so niedrig und moorig, daß der Feind, nachdem er einmal eingebrochen war, hier die größten Verheerungen anrichtete konnte. Tannius, der Vater der friesischen Geschichte, sagt:

„Der Boden in unmittelbarer Nähe der Ems ist dicht und jähe, weiter im Lande hinein aber niedrig und moorig, er bewegt sich unter den Füßen, wie wenn er zittert; er ist daher nicht stark genug, gewaltigen Fluthen Widerstand zu leisten. In solchen Fällen wird hier und dort der Boden mit Häusern und Wiesen in größer oder kleinerer Ausdehnung vom Wasser emporgewoben. Dies mag wunderbar erscheinen und Fremden unglaub-



Der ostfriesische Schlammschiffer.

Dörfer und die Menschen verschlungen. Wo früher der Landmann frohen Muthes den Flug lenkte ober der Schnitter das goldne Korn mähte, wo muntere Thiere sich auf der Weide tummelten, wo die gesteherten Säger ihre Loblieder erschallen ließen, — da siehst Du jetzt nur Wasser und wieder Wasser, den gehenden oder kommenden Schiffer, den windschnell dahinschießenden Dattfischer oder die einsame Möve. In weiter Ferne siehst Du vor Dir links ostfriesisches, rechts holländisches Land.

Triffst Du aber zur Zeit der Ebbe an den Dollart — denn so heißt der Meerbusen um seiner tollen Art willen, besonders im Herbst und Frühling — so ist das Bild ein noch trostloseres. Denk Dir eine weit ausgedehnte, braungelbe, schlüpfrige Fläche, hier mehr, dort weniger über dem Wasser erhaben, welches zu dieser Zeit auch noch in den Rinneu und Böden zurückbleibt; eine durch die turbulenten Wirkung der Wellen gestörte und unregelmäßige Fläche, die weder lieblich, noch wild, noch erhaben erscheint, sondern deren Anblick Dich mit Langeweile erfüllt — so hast Du ein getreues Bild des ähneren Dollartbodens.

Verschiedene Ursachen haben dazu mitgewirkt, daß das Meer Meer wurde über das Land: die Lage und Art des Landstriches, die Uneinigkeit der Bewohner und die Macht des ungeflüchten

Meeres, wir selbst würden daran zweifeln, wenn nicht der Augenschein und gezeigt hätte, daß bei starken Wasserfluthen ganze Strecken Landes, wie Schiffe, mit Vieh, Dörfern, Weibern und Kindern dahin trieben.“

Wie sehr man auch bei diesem Zustande ein sorgfältiges und einmüthiges Bewachen der Schutzwäehren des Landes, der Deiche, noch that, so herrschte doch unter den Einwohnern und besonders unter den größeren Grundbesitzern und Häuptern des Landes zu viel Eifersucht, Feindschaft und Uneinigkeit, als daß sie für den Unterhalt der Deiche und, wenn diese beschädigt waren, für die notwendigen Arbeiten georgt hätten. Oftmals fehlte es auch an der nöthigen öffentlichen Gewalt, sie zu ihrer Pflicht zu zwingen, und so konnte denn auch jener Uebermüthige, der mit seinen Nachbarn im Streite lag, ungekräft seinem Trost freien Lauf lassen: Lieber will ich meine Ländereien eine Lange hoch unter Wasser stehen sehen, als daß ich Hand anlege, meinen Feinden zu helfen.

Diese Uneinigkeit sowohl, wie der Mangel an Kräften, trugen die Schuld, daß nur wenig für Instandhaltung der Deiche gethan ward, so daß, als am 25. December 1277 eine neue Fluth hereinbrach, dieselbe leichte Arbeit fand, die niedrigeren Deiche vollends zerstörte und die daranstoßenden ebenfalls ganz darnieder legte.

Ran hatten die Gewässer freien Spielraum im Lande, und weil sich jedes Jahr die erschrecklichsten Wasserfluthen wiederholten, der Boden im Innern des Landes aber, wie bereits gesagt, so niedrig undumpfs war, so wurde bald hier, bald dort ein Stück vom Wasser emporgehoben und davongeführt, ein Dorf nach dem andern verflungen und die Einwohner theils zur Auswanderung gezwungen, theils auf Meeressand getrieben. An noch andern Stellen senkte sich dagegen der ganze Boden unter der Last des überströmenden Wassers.

Immer schwieriger wurde der Wiederaufbau der zerstörten Deiche, und als in Folge dessen zehn Jahre hindurch das Meer im Lande nach Willkür gespalten und gewallet hatte, da machte die denkwürdige Fluth vom 14. December 1287 das Maß des Jammers voll. Nicht bloß unsere Gegenden, sondern ganz Friesland wurde von ihr heimgesucht. Tage lang schon hatte das empörte Element gewüthet und die Küstbewohner saßen mit sorgenvollem Blick in die verhängnißvolle Zukunft. Der Regen goß in Strömen vom Himmel, der Sturm heulte, entwurzelte Bäume und hob die Dächer von den Häusern, das Wasser stieg höher und höher. Schwarz und süssler schaute der Himmel dazwischen, sein fremdliches Sternlein leuchtete der bedrohten Schwärze Erde. Kurz nach Mitternacht brachen die noch unterseht gebliebenen Deiche und mit wilder Eile stürzten sich die wüthenden Fluthen über das herrliche Land — Alles vernichtend, Menschen und Vieh verflüchtend!

Ganze Strecken Noorderboven wurden emporgehoben und in höhere Gegenden geschwemmt. In solchen Strichen, wohin seit Menschengedenken nie Meerwasser gelangen war, stand die Fluth 5 Fuß hoch. Nach den Berichten damaliger Zeit wurden von Stavoren bis zur Ems 70,000 Menschen verflungen. Selbst die gewöhnliche Heubühne der Menschen und Thiere erlosch, denn man sah auf einem Balten einen Mann, einen Dolk, einen Hund und ein Häslein herantreiben.

Freilich hat diese Fluth nicht den ganzen Dollart geschwemmt, manches Dorf, und auch Torum, war, wenn auch stark von ihr heimgesucht, doch noch nicht dem allgemeinen Verderben anheimgefallen. Man legte neue Deiche an, aber immer wurden solche von den Wogen zerstört. Die folgenden Jahre und Jahreshundert ließen die Ueberreste jener Fluth verschwinden. Der einzige übriggebliebene Rest einer 7<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Quadratmeilen großen Fläche ist das kleine, aus nur einigen Häusern bestehende Nestland, eine halbe Stube von Embden entfernt.

Doch das Meer hat seinen Raub nicht auf immer behaupten können. Im Laufe der Zeiten hat man demselben bereits mehr als 5 Quadratmeilen wieder entzogen und in herrliche Polder verwandelt. Aber für Ostfriesland hat jener Tausch wenig Gewinn gebracht. Ist auch der wiedergewonnene Boden ungleich besser, als der untergegangene, so hat doch unser Ländchen von seiner Fläche, die zum allergrößten Theile hierher gehörte, kaum mehr als  $\frac{1}{2}$  Quadratmeile wieder zuzuführen; alles Uebrige ist der hochaufliegenden Provinz Öreningien zugefallen.

Aus der Mischung des austretenden Binnenwassers mit dem seßhaften Seewasser entsteht eine trübe Fluth, welche als Schlamm oder Schlick niederfällt. Bald häuft sich dieser abgesetzt an, daß er zur Ebbezeit trocken liegt; der Boden erscheint schon feuerrother, aber ebenfalls noch einsüßig, und verzehrend sucht Dein Auge Pflanzen, zu deren Erzeugung der Boden noch nicht geeignet ist. Wohl hat er schon Keimung dazu, denn wenn, besonders nach einem recht strengen Winter, der Frühling kommt und die ganze Natur sich mit Blättern und Blüten schmückt, dann überzieht sich auch der Schlamm mit einer dünnen, braunen Kruste, da nun blüht auch der Schlamme, doch bald nimmt das Wasser seiner Kruste weg und bis spät in den Sommer spielt die Fluth damit. Rästest Du Dich mehr dem Deiche und kommst zum älteren Schlamm, der unter dem Einflusse der Sonne und des Windes allmählich fester geworden ist, so findest Du hier an der Grenze des schwebenden Nichts den Glaschamisch (Salicornia herbacea), seine salzigen Pflanzen, die, wenn sie sparsamerweise vom Wind und Wasser hitze und hergeschwankt, wie ein gewaltiger Wald an miniaturen erscheinen. Je strenger der Winter gewesen, desto größer ist die Vermehrung dieser Pflanze, während wenig oder gar kein Frost derselben ungnädig ist. Durch sie wird der Anwasch schnell gefördert, der ihr aber für seine größtenteils Selbstständigkeit dadurch dankt, daß er sie vertreibt und statt ihrer eine andere Pflanze

auftreten läßt: die schöne, kräftige Meerstrandspäster (Aster tripositum), die vier bis sechs Fuß hoch wird und mit ihren schönen blauen Strahlen und gelblichen Köpfchen im September und October ein Schmaud unseres Anwasches ist. Regenerische Winter und Frühlinge vermehren dieses Gewächs sehr stark, Frost und lange trockene Witterung ist ihrem Wachsthum weniger flüchtig. Aber sie wird nicht überall auf dem Anwasch gefunden. In derselben sandig oder noch zu schlüpfrig, so macht sich der Glaschamisch freilich nicht daran, er ist schon zufrieden, wenn er sich nur täglich in Fluthwasser tummeln kann; aber die Aster ist wüthlicher; nur im fetten Schlammoboden will sie prangen, in sandigem Boden kommt sie gar nicht oder nur sehr sparsam fort.

Noch einige andere salzreiche Kräuter, wie der feine Queller, der Meerstranddreißig, der Windhalm, Meerqueden überziehen mit ihren Ausläufern bald das Ganze und bilden so den eigentlichen Wiesenwuchs, der zur Austrodung des schlammigen Bodens beiträgt, und ihn zur allmählichen Aufzucht anderer Pflanzen geeignet macht.

Ran wird der Anwasch zum Weiden, in der Regel aber zum Deumachen benutzt, welches den um so kräftiger ist, je weniger andere Grasarten, besonders aber der Meerstrandweegwurz, sich zwischen dem Queller befinden. Ist der Anwasch groß genug und lassen sich die Kosten, so wie er eingebracht, wenn er sagt, sind ohne Verdacht er mit silbernen Pfingel pflanzen können. Die Höhe und Dicke der Deiche ist verschieden: die Höhe beträgt 17—22 Fuß, die obere Breite 10—14, die des Fußes dagegen 90—100 Fuß. An Stellen, wo sie besonders von der Gewalt des Meeres zu fürchten haben, hat man stark gestrichelte und Balten eingrammt; an der äußeren (See- oder Fluß-) Seite liegen gemalte Steine, die Kraft des jährenden Reptans zu brechen. Die Personen, unter deren Aufsicht die Deiche stehen, heißen Deichrichter.

Wunderbar ist der Ertrag der neuen Ländereien. Eine Chremit vom Jahre 1559 erzählt, daß Jemand, der in einem Theile eines neuangelegten Polders fünf Tonnen Gerste ausgelegt, sich eines Keimergutes von 300 Tonnen erfreut, also sechsfachhige Frucht geerntet habe.

Der Dollart ist ziemlich reich an Fischen: Garnele, Aal, Butt, Eder wird viel gefangen. Hauptächlich beschäftigen sich die Fischer mit dem Fang der Garnele, doch weil sie davon nicht leben können, so legen sie sich auch auf den Buttfang. — In die Witterung des Frühlings eine warme und günstige, so kann der Fischer schon im April auf den Fang ausgehen und bis October, selten bis zum November damit fortsetzen.

Eigenthümlich ist die Art und Weise, wie der ostfriesische Fischer bei dem Buttfang verfährt. Zur Ebbezeit stellt er in wohl halbflüßiger Entfernung vom Deiche und weiter noch seine Fischreusen auf dem Schlamm aus. Um dahin zu kommen, was seinen menschlichen Fuß nicht wäre, bedient man sich des Schlamme b o o t s, welches ungefähr 4 Fuß lang und  $1\frac{1}{2}$  Fuß breit ist, und vorn einen auslaufenden Schnabel hat, um den Schlamm nicht vor sich her zu schieben. Es besteht nur aus einigen Planzen, welche an den Seiten mit kleinen aufsteigenden Bändern versehen sind. Mit dem einen Rnie ruht er auf dem hinteren Theile des Bootes, stemmt sich mit den Händen auf eine die Bänder verbindende Latte, und stößt sich mit dem vordern entblößten andern Knie vorwärts. Vor ihm im Boot befindet sich ein Behältniß, die gefangene Beute aufzunehmen. Mit ungezügelter Schnelligkeit schiebt er mit seinem so höchst einfachen fahrende über den weichen Boden; ohne große Anstrengung legt er eine Stunde in einer Viertelstunde zurück, und für den, der dieses nicht gesehen, ist es ein seltsamer Anblick, wenn er den Fischer mit der Schnelligkeit des Windes dahin eilen oder verauf kommen sieht. — Die gefangenen Fische werden nach Embden gebracht, und finden dort stets willige Abnehmer.

## Leben und Sterben eines deutschen Dichters.

(6418)

In jener Zeit, wo er das Verhältnis mit seiner Geliebten löste, hatte er wohl auch Schmerz über ihren Verlust an Selbstmord gedacht, und einen bezüglichen Versuch gemacht. Sein Freund Rühle sand ihm eines Tages ohne Bestimmung auf dem Bette ausgestreckt. Kleist hatte eine harte Dosis Opium genommen, die ihn zwar betäubte, aber nicht tödtete. Ueberhaupt lebte er in den verschiedensten Zeiten seines Lebens in der Idee des Selbstmordes vielfach zurück. Der Gedanke scheint ihn oft beschäftigt zu haben; ein geheimnißvoller, gleichsam pathologischer Zug in seiner Seele, ein krankhafter Rißel trieb ihn häufig an, mit Freunden das „Für“ und „Dagegen“ zu verhandeln. So ängerte er sich einmal in Gegenwart jener bereits angeführten Freundin fast heftig über den Selbstmord: „Sich ein Mensch,“ sagte er bei dieser Gelegenheit, „kommt mir gerade so vor, wie ein tropisches Kind, dem der Vater nicht geben wollte, was es verlangte, und das danach hinauskäuft, und die Thür hinter sich zuwischt.“

Ein ander Mal, ungefähr zehn Jahre vor seinem Tode, sprach sich Kleist in Gesellschaft seiner Freunde Rühle und Pfuel, an eben der Stelle verabschiedend, wo er sich früher wirklich tödtete, wieder über den Selbstmord aus, wobei er besonders das Bedenken hervorhob, daß man bei einem solchen Versuche des Selbsterlöses nie vollkommen versichert sei. Die Freunde gingen aus das für drei junge Männer seltsame Gespräch ernsthaft ein, und man nahm zuletzt gemeinschaftlich als die sicherste Todesart an, daß man sich in Röhre aus ein tiefes Wasser setze, alle Taschen voll schwerer Steine gepackt, sich auf den Bord lege, und das Pistol gegen sich abdrücke, nm, wenn man sich nicht tödtet, doch jedenfalls ertrinken zu müssen.

Nach einer mündlichen Mittheilung des Ministers von Pfuel soll Kleist diesen selbst, sowie den Dichter schon mehrmals halb im Ernst, halb im Scherz angefordert haben, sich mit ihm zu entscheiden. — Derartige Beschlüsse deuten allerdings auf eine partielle geistige Ertrübung hin, und die Spuren einer dergleichen Trübung seines Verstandes lassen sich in dem Leben des Dichters nicht verkennen. Der alte Wieland schreibt ihm zu ihm:

„Herr von Kleist hatte etwas Rühlselbstes, Geheimnißvolles, das tief in ihm zu liegen schien, als daß ich es für Affection halten konnte. Unter mehreren Schwierigkeiten, die an ihm aufzufallen mußten, war eine seltsame Art der Zerstreuung, wenn man mit ihm sprach, so daß j. B. ein Wort eine ganze Reihe von Ideen in seinem Gehirn, wie ein Glodenspiel anzujubeln schien, und verursachte, daß er nichts weiter von dem, was man ihm sagte, hörte und also auch mit der Antwort zurückblieb. Eine andere Eigenheit war eine noch fatalere, weil sie jumeilen an Verdräulichkeit zu grenzen schien, war diese, daß er bei Tisch sehr häufig etwas zwischen den Zähnen mit sich selbst murmelte, und dabei das Kir eines Menschen hatte, der sich allein glaubt, oder mit seinen Gedanken an einem andern Orte und mit einem ganz andern Gegenstand beschäftigt ist.“

Auch Goethe, dessen gesunde Natur sich von dem reizbaren Wesen des Dichters abgehoben fühlte, urtheilt in einer ähnlichen Weise und zwar mit einer gewissen Strenge:

„Bei dem reinsten Vorlass einer anfrichtigen Theilnahme hat mir Kleist nur Schander und Mißgunst erregt, wie ein von Natur schon intentionirter Körper, der von einer unheilbaren Krankheit ergriffen ist.“

Dieser bedenkliche Seelenzustand des Dichters spiegelt sich auch zum Theil in seinen Werken wieder, wo er mit Verleumdungen den besten Nachsicht in der menschlichen Natur oft gewaltsam herbeizieht und in grellen Farben schildert.

Wer möchte nicht an den tranken Tasso denken, mit dem Kleist auch die Schwermüdigkeit der Bunge gemein hatte! Aber der deutsche Dichter vereinte mit der Reizbarkeit seines italienischen Lebensgenossen den durchdringenden Verstand und die geniale Schöpferkraft eines Shakspeare, die entgegengesetzten Eigenschaften, welche ihn durch ihre seltsame Vermischung nur doppelt unglücklich machten. Daß er Momente in seinem Leben hatte, wo er geradezu geistesabwesend zu sein schien, bezeugt eine Scene, die Frau von Rühle in Dresden aus der Wühlfischen Terraffe mit ihm erlebte. Sie gingen hier nämlich eines Tages schweigend auf und

nieder, als Kleist plötzlich ohne irgend eine Veranlassung die Worte ausstieß: „Da, ja, es ist nicht anders, Müller muß sterben, ich muß ihn in's Wasser werfen, wenn er mir nicht seine Frau abtritt.“ — Er meinte damit den bekannnten Schriftsteller und Publicisten Adam Müller, seinen besten Freund in der damaligen Zeit.

Frau von Rühle fuhr bei dieser Aeußerung erschrocken und um so mehr erstaunt zurück, da sie bei Kleist nie die mindeste Leidenschaft für die genannte Dame wahrgenommen hatte. Weil sie ihren Ohren nicht traute, ließ sie sich die Phrase nochmals von ihm wiederholen. Seine Zureden von ihrer Seite half, da er sich nicht auf nähere Erörterungen mit ihr einließ, und als er Müller bald darnach auf der Elbbrücke begegnete, machte er wirklich einen ganz ernsthaften Versuch, ihn über die eiserne Brustwehr in den Fluß zu führen.

Derartige Anfälle waren jedoch nur vorübergehend und immer wieder siegte seine Berrunnt über diese unheimlichen Regungen einer kranken Seele. Sein ganzes Leben war ein fortwährendes Ringen mit dem Dämon in seiner Brust, ein Kampf gegen die finsternen Mächte des Schicksals, den er mit einer bewundernswürdigen Energie immer siegreich bestand, bis er zuletzt erlag, nicht dem Wahnsinn, sondern dem bewußten Schmerz eines Mannes, welcher müde und verzweifelt sich nach Ruhe sehnt.

Nachdem Kleist an seiner Tude seine Manuscripte noch einmal angehen, ließ er aus einem verschlossenen Schuttsack einen Haufen Briefe hervor. Die meisten gehörten von seiner ersten Geliebten her, andere von seinen Freunden und Freundinnen, darunter die bekannnte Gonderode, welche er am Rhein kennen gelernt hatte, und die Tochter Wieland's, die den Dichter wie eine Schwester und vielleicht noch jüdischer geliebt haben soll. Aus den vergilbten Blättern wehte ihm ein Erinnerungsbild hervor, ein sein ganzes Leben so an ihm in diesem Augenblick vorüber. Auch einige Liebesblätter, vertrocknete Blumen, eine abgechnittene Frauenohr, Angedenken schöner Stunden, lagen dabei. Diese Schätze sollten nicht in fremde Hände fallen, nicht entweicht werden. Er jähelte ein kleines Feuer im Ramine an, und verbrannte nach und nach seine Manuscripte, den ganzen Briefwechsel, sämtliche Zeichen vergangener Liebe und Freundschaft.

„Da brauche erst sein Testament zu machen,“ sagte er, einen halb wehmüthigen, halb ironischen Blick auf seine ärmlichen Pöbel werfend, die ihm nicht einmal angehörten, sondern seiner Wirthin.

Am nächsten Tage holte er zu bestimmten Stunde Henriette ab, die ihm bereits erwartete, nm mit ihm gemeinschaftlich zu sterben. Diefes worte das Verhältnis der Freunde als ein Liebesroman aufgefaßt, was jedoch nach den Aussagen ihrer genauesten Bekannnten keineswegs der Fall war. Henriette und Kleist waren kein unglückliches Liebespaar, wie fast mit Gewißheit steht, kein Opfer einer jüdischen Freundschaft. Ihre That war einzig und allein das Resultat eines gemeinsamen Lebensüberdrußes. Während Kleist als Dichter und Patriot verzweifelt und seinen Ansehng sah, glaubte Henriette an einer unheilbaren Krankheit zu leiden, ungleich unzufrieden in ihren Verhältnissen. Sie forderte von ihm einen Freundschaftsbescheid, den er ihr nicht verlagten zu können glaubte.

In dieser Stimmung traten sie ihre verhängnißvolle letzte Reife und den Spaziergang nach dem See an, an den sie bis zum Abend in auseinander nebengehenden und heitern Gesprächen an und ab gingen. Wahrheitsgemäß suchten sie dabei die geeignete Stelle aus, an der sie sterben wollten. Es war dies ein großer Rasenfeld am Rande des hohen, sanftigen, mit alten Nöbren, Immerorten und Pflgen bewachsenen Ufers, mit der Aussicht auf das romantische Glienide. Dort wollten sie im Schooße der Natur zusammen sterben. Sie redeten von ihrem Vorhaben ganz mit der kalten Ruhe des Philosophen. Vielesicht entwickelte Kleist noch einmal der Freundin seine Gedanken über Tod und Unsterblichkeit, wie er es in jenem Brief an Rühle that:

„Es kann sein über Sein sein, der an der Spitze der Welt steht, es ist ein kleb ungreiflicher. Können wir nicht auch, wenn die Kinder weinen? Denke nur diese unendliche Fortdant! Wriaden den Zeitraun, jedweder ein Leben, für jedweden eine Ersehe-

nung wie diese Welt! Wie doch das kleine Sternchen heißen mag, das man auf dem Sirius, wenn der Himmel klar ist, sieht? Und dieses ganz ungeheure Firmament nur ein Stäubchen gegen die Unendlichkeit! Sage mir, ist dies ein Traum? Wünsch ich zwei Lindenblättern, wenn wir Alceus auf dem Rücken liegen, eine Aussicht, an Ahnungen reicher, als Gedanken lassen und Worte sagen können. Komm, laß und etwas Gutes thun und dabei sterben! Einen der Millionen Tode, die wir schon gestorben sind und noch sterben werden. Es ist, als ob wir aus einem Zimmer in das andere gehen. Sieh! die Welt kommt mir vor wie eingeschafelt, das Kleine ist dem Großen gleich. So wie der Schlaf, in dem wir uns erheben, etwa ein Viertel oder Drittel der Zeit dauert, da wir uns im Wachen erwidern, wird, dem ich, der Tod, und aus einem ähnlichen Grunde, ein Viertel oder Drittel des Lebens dauert. Und grabe so lange brauchst ein menschlicher Körper, um zu erwachen. Und vielleicht gibt es für eine ganze Gruppe von Leben noch einen eigenen Tod, wie hier für eine Gruppe von Durchwachungen (Tagen) einen."

Nach es' es dunkel wurde, legte Kleist und seine Freundin nach dem Gasthause zurück, wo sie zur Nacht mitkommen speisten. Sie hatten sich Feder und Dinte von dem Wirth erbeten und schrieben einige Abschiedsworte an die zurückbleibenden Freunde. Der Dankstocht, welcher die ganze Nacht wachte, hat auf dem Zimmer der Fremden behändig Licht brennen sehn und beide zu weilen gehen hören. Sie schliefen demnach wenig ober gar nicht, wahrscheinlich lasen sie in den mitgebrachten Schriften von *Novallis* dessen „Hymnen an die Nacht."

Am Morgen um fünf Uhr kam Henriette herunter und bestellte den Kaffee. Auf die Frage des Mädchens, ob sie zu Mittag essen wollte, entgegnete sie, daß sie nur etwas Bonitäten trinken und am Abend desto besser essen wollten. Sie baten sich ihre Rechnung aus, die sie besaßten und quittir zurückverlangten. Dann sortirten sie einen Boten nach Berlin, dem sie einen Brief zu besorgen gaben. Nachdem sie den Bonitäten genossen, bestellten sie den Kaffee, den sie am Ufer des See's zu trinken wünschten. Dertin begaben sie sich auch; Henriette trug, wie die Wirthin bemerkte, ein Köschchen, welches mit einem weißen Tuche bedeckt war, am Arme, worin wahrscheinlich die Pistolen lagen. Eine Aufwärterin kam nach einiger Zeit, um das gekostete Kaffeegeschirr zu holen; sie fand die Gäste, wie es schien, in heftiger Stimmung scherzend und lachend. Henriette gab der Frau vier Groschen für ihre Mühe und ersuchte sie, einen Tassenlopf rein auszuwaschen und wieder zurückzubringen.

Als die Aufwärterin etwa vierzig Schritte weit gegangen war, fiel ein Schuß. Nach etwa dreißig Schritten weiter ein zweiter. Die Frau glaubte, daß die Fremden zum Vergnügen schießen, weil sie beide zuvor so ausgelagt und munter gesehen, daß sie sogar wie frische Kinder Steine in's Wasser geworfen hatten und mit einander gestrunen waren. Deshalb achtete sie nicht auf die Schüsse; sie wusch zuvor den ihr übergebenen Tassenlopf aus und trug ihn zurück, wie die Dame es von ihr verlangte hatte.

Als sie auf den Platz kam, fand sie beide Personen als Leichen und in ihrem Blute schwimmend wieder.

Entsetzen ergriß die Aufwärterin, die vor Schreck betäubt dem Wirth die Mittheilung machte, daß die Fremden sich erschossen und todt dalagen. Er eilte zunächst nach den von ihnen bewohnten Zimmern, deren Thüren fest verschlossen waren. Es gelang ihm jedoch durch ein Seitensperren einbringen, obgleich dasselbe absichtlich durch vorgestellte Stühle verunmuthet war. Käufer einem verschloßenen Köschchen, welches auf dem Tische lag, war in der Stube nichts Bemerkenswerthes vorhanden. — Nun führte der Wirth in Begleitung seiner Leute nach dem Plage, wo er die Leichen fand; Henriette in seiner Stellung, den Oberrock von beiden Seiten aufgeschlagen und die Hände auf der Brust gehalten. Die Regel war in die linke Brust, durch das Kreuz und am linken Schulterblatt wieder hinausgegangen. Kleist in derselben Grube, die durch einen angedrehten Baumstamm verursacht wurde, nierte vor ihr; er hatte sich eine Kugel durch den Mund in den Kopf mit sicherer Hand geschossen. Beide Töbte waren gar nicht entsetzt, vielmehr zeigten ihre Miene einen heitern und zufriednen Ausdruck. In den Taschen seines Rockes, welche der Wirth untersuchen ließ, am irgend einen Ausschluß über die ihm Unbekanntem zu erhalten, fanden sich nur die zwei Zimmerschlüssel

vor. Es wurde sogleich der Polizei in Potsdam die nöthige Anzeige gemacht.

Um sechs Uhr Abends kamen zwei Herren aus Berlin gefahren, der eine war der Kriegsrath *Vergulden*, der andere der Obermann *Henriettens*. Der Kriegsrath stieg zuerst aus dem Wagen und fragte, ob die beiden Fremden noch hier wären? Auf die Antwort, daß beide nicht mehr lebten, fragte er noch einmal, ob es wahr wäre? — Der Wirth sagte, daß die Fremden jenseits des See's erschossen in ihrem Blute lagen.

Darauf stieg auch der Gatte der Entlebten aus, er trat in die Stube, warf den Hut in einen Winkel, die Handschuhe in einen andern und weinte hitzerlich, jeden Trost zurückweisend. In dem Briefe, welchen Kleist an den Obermann *Henriettens* geschrieben und dem abgehandelt Boten zur Beforgung übergeben, hatte er den Wunsch ausgesprochen, daß ein Grab beide Körper umschließen sollte. Außerdem übertrag er demselben die Verichtigung einiger kleiner, vergessener Schulden. —

Ein zweites Schreiben hatten die Unglücklichen an die Gattin *Adam Willers*, ihre beiderseitige vertraute Freundin, kurz ehe sie sich den Tod gaben, gerichtet. Der Brief legt ein seltenes Zeugniß von ihrer wehmüthig heiteren Stimmung in den letzten Augenblicken ihres Daseins ab. Derselbe lautet im Auszuge folgendermaßen:

„Der Himmel weiß, meine liebe, treffliche Freundin, was für sonderbare Gefühle, halb wehmüthig, halb ausgelassen, und bewegen, in dieser Stunde, da unsere Seelen sich wie zwei fröhliche Lustflügel über die Welt erheben, noch einmal an Sie zu schreiben. Wir waren doch sonst, müssen Sie wissen, wohl entschlossen, bei unsern Bekannten und Freunden keine Karten p. p. abzugeben. Ja, die Welt ist eine wunderliche Einrichtung! — Leben Sie wohl, unsere liebe, liebe Freundin, und seien Sie auf Erden, wie es gar wohl möglich ist, recht glücklich! Wir, unerseits, wollen nichts von den Fremden dieser Welt wissen und träumen auch himmlische Fluren und Sonnen, in deren Schimmer wir, mit langen Flügeln an den Schultern, umherwandeln werden. Abtue! Einen Kuß von mir, dem Schreiber, an Willer; er soll zuweilen meiner gedenken, und ein rühiger Streiter Gottes gegen den Teufel *Alceus* bleiben, der die Welt in Banden hält. —

(Nachschrift von *Henriettens* Hand.)

„Doch wie dies Alles zugegangen, Gräß! ich Euch zu andrer Zeit, Das bin ich zu eilig heut. —

Leb wohl denn! Ihr, meine lieben Freunde, und er innerst Euch in Freud' und Leid der zwei wunderlichen Menschen, die bald ihre große Entbedungkreise antreten werden.“

Henriette.

(Abermals von *Kleist's* Hand.)

„Gegeben in der grünen Stube  
den 21. Novbr. 1811.“

D. v. Kleist.\*

Dem Wunsche der Verstorbene gemacht wurden der unglückliche Dichter und seine Freundin an dem Orte der That, an dem Ufer des Wanssee begraben. Der Besitzer des Bodens hatte, durch einen Auftrag von *Eduard von Blülow* in der Allgemeinen Zeitung, der in die Berliner Blätter überging, veranlaßt, den Gräbern die nöthige Sorge gewidmet, sie mit Rasen belegen, umzäunen und mit Bäumen bespflanzen lassen; ein junges, schön köschchen, die Tochter des späteren *Blülow's*, hatte die Gängel mit frischen Blumen geschmückt, die sie täglich besorg. Sie werden noch öfter von Besuchern und Freunden des Dichters besucht. *Eduard von Blülow* beschloß, einen unbedenklichen Granitwürfel mit *Kleist's* Namen, Geburts- und Todestag neben der jungen Gasse zu errichten, die auf dem Grabe des deutschen Dichters frisch und grün emporgewachsen ist. Er bestimmte dazu den *Erbs* seiner Biographie von *Kleist*.

Ueber die That selbst wurden verschiedene Stimmen laut, unter denen wir vorzugsweise eine Aeußerung der berühmten *Kaschel* in einem Briefe an ihren Freund von *Warwitz* hervorheben. Die ausgezeichnete Frau schrieb:

„Ich freue mich, daß mein alter Freund, denn Freund ruf ich ihm bitter und mit Thränen nach, das Unwürdige nicht

kultete; gelitten hat er genug. Keiner von denen, die ihn etwa tadeln, hätte ihm zehn Thaler gereicht, Nächte gewiß nicht, Nachsicht mit ihm gehabt, hätt' er sich nur gerührt zeigen können."

Fast gleichzeitig mit seinem Tode traf die Nachricht ein, daß der Staat Kleist eine ansehnliche jährliche Unterstützung gewähren wolle.

Es war zu spät!

Eine angeborne Keischarbeit, zu der sich die Verzweiflung des Patrioten und, wir dürfen und wollen es nicht verschweigen, die

gemeine Noth des Lebens gefellen, veranlaßte den Dichter, sich selbst den Tod zu geben.

Er hat den großen Befreiungskampf des deutschen Volkes nicht mehr erlebt; an der Schwelle jener großen Ereignisse warf er die Last des für ihn unerträglichen Daseins ab. Ueber seinem Grabe ging die Sonne wieder auf, die er für immer untergegangen glaubte. Ruhm und Anerkennung wurden ihm erst nach seinem Tode im reichsten Maße zu Theil und sein Name hoch gepriesen. — Er war ein Dichter und — ein Teufel.

Max Ring.

## Ein Besuch der Officin von Brockhars in Leipzig.

Mittheilung von Albert Kottner.

(@ 1884.)



Der Maschinenaal

Wir wenden uns nun zu den Schnellpressen, welche in einem besondern Saale im Souterrain aufgestellt sind, und durch eine Dampfmaschine von 4 Atmosphären oder 8 Pferdekraft aus der Fabrik der König Friedrich August-Hütte im Plauen'schen Grunde bei Dresden in Bewegung gesetzt werden. Wir finden hier 14 Druckmaschinen in Thätigkeit, unter diesen 2 Doppelmaschinen größten Formats, auf denen die „Illustrirte Zeitung“ gedruckt wird, 2 Doppelmaschinen mittleren Formats, 4 einfache Maschinen Verlagsformats, 3 einfache Maschinen mittleren Formats, 2 Krummzapfenmaschinen und eine Accidenzmaschine.

Die leitende Idee einer Druckmaschine ist folgende: Die Form, welche gedruckt werden soll, liegt auf einem Fundamente, das durch den Mechanismus der Maschine eine regelmäßig-magredht hin- und hergehende Bewegung erhält. Die Druckform hat die gewöhnliche Einrichtung, jedoch keinen Deckel und keine Klappchen, über derselben befindet sich auf der Mitte des Weges, den sie zu durchlaufen hat, die Druckwalze, ein Cylindrer oder eine große Trommel, welche mit Tint überzogen, zum Auflegen des Papiers und zum Abdrucken desselben bestimmt ist. Vor dieser Trommel befindet sich das Farbenwerk, welches aus verschiedenen Walzen besteht, die aus dem obern Farbenbehälter die Farbe aufnehmen und an einander abgeben, bis diese endlich auf der Hauptwalze,

welche die Form einschwärzt, als eine gleichmäßige Schicht verbreitet ist.

Berfolgen wir nun den Gang der Maschine in ihrer Thätigkeit. Die Form liegt am Anfange ihrer Bahn. Jetzt beginnt die Maschine ihren Gang, die Druckwalze steht fest und ein Knabe legt an bestimmten Klammern einen Bogen Papier über der Walze an, die Maschine ergreift denselben und sührt ihn auf die Walze. Unterdrissen ist die Form unter dem Farbenwerke durchgegangen, hat dort von der Schwärzwalze die nöthige Farbe gleichmäßig vertheilt empfangen, und langt unter der Druckwalze zugleich mit dem zu druckenden Bogen an, welcher nun den Druck empfangt, und durch Leitbänder von der Druckwalze zu einer Tafel geführt wird, wo ihn ein zweiter Burch abnimmt und auf den Stoch legt. Die Form beginnt jetzt ihren Rückgang, wobei die Druckwalze durch die Einrichtung des Mechanismus in die Höhe gehoben wird, um mit derselben nicht in Berührung zu kommen, und gelangt wieder an den Ausgangspunkt, um dasselbe Spiel zu wiederholen.

### Die geographisch-artistische Anstalt.

Unter dieser Firma sind die technischen Zweige der artistischen Abtheilung vereinigt, welche aus einer Stahl- und Kupferdruckeri, aus einer lithographischen Druckeri und aus einem Atelier für

Zeichner und Lithographen, sowie für Stahl- und Kupferstecher besteht.

Die Draufausführung der Stahl- und Kupferplatten unterscheidet sich von dem Buchdruck hauptsächlich dadurch, daß sie nicht durch fortwährenden Druck von oben nach unten vermittelt einer Schraube bewirkt, sondern daß die Platte zwischen zwei über einander liegende Walzen gewaltsam hindurchgezogen wird. Beide Walzen sind so an einander gestellt, daß sie auf den Druckstich der sich zwischen beiden befindet, einen sehr starken Druck ausüben. Wird nun der einen Walze eine drehende Bewegung mitgeteilt, so nimmt auch die andere Walze diese an, und durch die Reibung wird der Druckstich mit darauf befindlichen Gegenständen, die aus einer Unterlage, dann der Platte mit dem zum Abdruck bestimmten Papier und einer Leberlage nebst dem Druckstich bestehen, zwischen den Walzen durchgezogen und der Abdruck vollendet. Die ersten Abdrücke von einer Platte fallen rauh aus; die besten finden sich unter den ersten Hunderten. Bei den Kupferplatten kommt es auf die Manier an, in der der Stich ausgeführt ist, wie viel Abdrücke man davon gewinnen kann. Von einer mit hohem Grabstich gearbeiteten Platte können 1500 vollkommene Abdrücke gemacht werden; eine in Wabermanier scharf ausgeführt und tief gegälte Platte gibt 500 gute und eben so viel schwache Abdrücke. Eine geschabte Platte liefert nur 100 bis 150 Abdrücke zu liefern. Von einer gut ausgeführten Stahlplatte lassen sich dagegen 5 bis 10 Tausend gute Abdrücke gewinnen, weshalb man sich des Stahlstichs auch besonders zu solchen Kunstwerken bedient, von denen ein starker Absatz zu erwarten ist.

Die Lithographie oder der Steindruck ist die von Alois Senefelder gegen Ende des vorigen Jahrhunderts erfundene Kunst, auf Kalkstein sowohl unversehrt als völlig vollendete Zeichnungen in jeder beliebigen Manier hervorzuheben, und diese durch den Druck zu vervielfältigen. Das technische Verfahren der Lithographie beruht hauptsächlich auf demselben Grundsatze, und richtet sich nach der Manier, in der die Zeichnung ausgeführt wird. Die Zeichnung, die vor dem Abdruck mit einem sauren Schwämme überfahren wird, nimmt die Schwärze auf, ohne daß diese auf dem übrigen Stein haften bleibt, was durch das Anfeuchten verhindert wird. Ist auf diese Weise die Zeichnung völlig eingeschärft, so wird das Papier, schwarz befeuchtet, darauf gelegt, das Ganze mit einem in Rahmen ausgespannten Leder bedeckt, und so durch die Presse gezogen.

Die großen Vortheile der Lithographie, welche hauptsächlich in einer leicht und billigen Herstellung von Kunstblättern bestehen, haben sie schnell in die entferntesten Länder verbreitet; als Kunst hat die Lithographie aber in der neueren Zeit solche Fortschritte gemacht, daß ihre Leistungen von den besten Kupferstichen weitern.

Außer den erwähnten drei Hauptabtheilungen der typographischen Production finden wir noch fast alle auf diesem Gebiete mitwirkenden Künste und Hilfsgeräthe vertreten, wie das Bedürfnis deren Anwendung und Ausdehnung hervorgerufen hat. Unter diesen erwähnen wir die galvanoplastische Kunst, das Atelier für Gravir- und Stempelschneidkunst, die Nachbinderwerkstatt und die mechanische Werkstätte. Die letztere beschäftigt sich vorzugsweise mit dem Bau von Maschinen, welche in der Technik der Typographie praktische Anwendung finden. Aus ihr gehen die schon erwähnten Letzterziehmaschinen hervor, wovon bereits nach an 100 gebaut und vorbereitet sind; nächstens haben die neu construirten Zifferdruckmaschinen und die Pagenmaschinen die bedeutendsten Erfolge gehabt, welche bei Herstellung der jetzt so jährlich producirt und fortlaufenden Nummern versehenen Gekleiden, Werthpapieren und Documenten die wesentlichsten Vortheile darbieten.

Als der Stamm aller dieser Geschäftszweige ist die Buchbanklung von F. A. Drechsels zu betrachten, welche nun über ein halbes Jahrhundert besteht, und den Verlags-, Sortiments- und Commissionsbuchhandel umfaßt.

Wir haben unsere Leser durch die Wirkstätten der Officin von F. A. Drechsels geführt und in der vorhergehenden Darstellung ein überflüssiges Bild zu entwerfen verlaßt, welche Stadien die literarischen Productionen in ihrer technischen Herstellung zu durchlaufen haben; es dürfte aber auch von dem allgemeinsten

Interesse sein, noch einen Blick auf die typographische Production der gesammelten Königreichs Sachen zu werfen, um deren Umfang und Resultate in Ziffern darzustellen. Wenn diese Angaben in Folge mangelhaften Materials an Zuverlässigkeit und Genauigkeit auch noch Manche zu wünschen übrig lassen, so dürfen sie doch, gestützt auf Ziffern, welche die gemachten Erfahrungen darbieten, im großen Ganzen als ein annähernd richtiger Maßstab gelten.

Nach den Mittheilungen des Dr. Engel in der Zeitschrift des statistischen Bureau's des königl. sächs. Ministerium des Innern waren Anfang 1856 überhaupt 110 Buchdruckerien mit 91 Schnellpressen und 272 Handpressen, 64 Glattpressen und 30 Steinmaschinen thätig, welche (mit Ausnahme von 2 Leipziger Officinen, von denen die an sie gerichteten Fragebogen nicht beantwortet wurden) und die 24 Handpressen und 4 Schnellpressen beschäftigten) außer den Principalen 42 Factore, 583 Schriftsetzer mit 199 Lehrlingen und 258 Buchdrucker mit 60 Lehrlingen, außerdem aber noch 488 Markthelfer und Tagelöhner beschäftigten. Von diesen 110 Buchdruckerien arbeiten 35 nur mit einer Handpresse, dagegen hat Leipzig in 29 Officinen 66 Schnellpressen und 141 Handpressen und Dresden in 10 Officinen 15 Schnellpressen und 32 Handpressen in Thätigkeit. Die Wassererzeugnisse dieser Werkstätten genau zu bestimmen, ist kaum möglich, und die dem statistischen Bureau darüber eingesetzten Angaben bleiben jedesfalls hinter der Wirklichkeit zurück.

Eine einfache Schnellpresse liefert in einer Stunde 1000 Drude oder 500 auf beiden Seiten bedruckte Bögen, in einem Tage zu 10 Arbeitstunden also 5000 Bögen oder einen Ballen Papier und in einem Jahre zu 300 Arbeitstagen 1,500,000 Bögen oder 300 Ballen.

Um aber dieses Resultat zu erreichen, müßte die Maschine während dieser Zeit ohne Unterbrechung fortarbeiten und daher ein und dieselbe Satzform drucken. Da dies aber in Wirklichkeit nicht stattfinden kann, so kommen auch ganz andere Resultate zur Erscheinung. Jeder Draufausführung geht eine Operation vorher, welche das Zurücken der Druckform genau wird und darin besteht, die Druckform so auf das Fundament der Presse niederzuliegen und in allen ihren Bestandtheilen zu prüfen, daß die Abdrücke fehlerfrei und sauber hervorzeigen. Da nun jede Bogenseite eine Druckform bildet, so muß auch, sobald die bestimmte Anzahl Exemplare der Auflage davon gedruckt ist, eine neue Form zugelerichtet werden, und je kleiner die Auflage ist, desto öfter wird diese Operation nöthig, desto mehr Zeit wird die Presse unthätig und desto kleiner das Resultat der gewonnenen Drude sein.

Die Zeit, welche das Zurücken der Form in Anspruch nimmt, ist je nach Beschaffenheit derselben verschieden; je complicirter und kunstvoller der Schriftsatz ist, desto mehr Sorgfalt und Urtheil erfordert die Zurückung, und der Druck von Illustrationen bietet daher die meisten Schwierigkeiten durch eine wahrhaft künstlerische Zurückung der Form dar. Wenn wir nun beispielsweise eine Auflage von 2000 Exemplaren annehmen, so wird die Maschine zum Druck einer Bogenseite 2 Stunden nöthig haben und dann wieder so lange stillstehen, bis die neue Form zugelerichtet ist, was 1½ bis 3 Stunden, bei illustrierten Drude auch noch länger dauern kann. Anders gestaltet sich freilich das Resultat bei großen Auflagen, vielleicht die 5 bis 10,000 Exemplaren, wenn dann kann die Maschine 5 bis 10 Stunden lang ununterbrochen fortarbeiten, ehe eine neue Zurückung der Form nöthig wird; inessen werden doch die meisten Druckzerlegnisse nicht in so großen Auflagen gedruckt. Aber auch außerdem treten noch mannigfache Umstände und Hindernisse der fortgesetzten Draufausführung entgegen, sowie die zahlreichen Nebenarbeiten ungleich mehr Zeit in Anspruch nehmen, so daß sich das Resultat der möglichen Leistung in der Wirklichkeit bedeutend reducirt.

Nach den gemachten Erfahrungen läßt sich nun als Durchschnittsziffer annehmen, daß eine Handpresse in einem Jahre wenigstens 30 Ballen Papier oder 150,000 Bögen auf beiden Seiten bedruckt; die Leistungen einer einfachen Schnellpresse sind denen von 3½ bis 4 Handpressen gleichzustellen und hiernach läßt sich das Resultat der Production ziemlich genau bestimmen.

Unter den 91 Schnellpressen Sachsens befinden sich 4 mit 2 Cylindern, welche das Doppelte liefern, und es würden demnach 95 einfache Schnellpressen und 272 Handpressen in einem Jahre mindestens ein Papierquantum von 16,135 bis 19,560 Ballen, durchschnittlich also 19,000 Ballen bedrucken.

Fragen wir nun nach dem Capitalwerth, den die Herstellung dieser Waffenproduction in Anspruch nimmt, so können wir natürlich ebenfalls nur eine Wahrscheinlichkeits- oder Durchschnittsberechnung anstellen, da die Vertheilung des verschiedenartigen Satzes und Trandes, die Qualitäten der Papierforten und endlich das Honorar für die geistige oder speculative Production in jedem speciellen Falle die entscheidenden Factoren bilden. Wir müssen daher auf Grund der uns vorliegenden statistischen Angaben und eigener Erfahrung für jeden dieser Factoren eine Durchschnittsziffer annehmen, welche durch die gegenseitige Ausgleichung in der Waffenproduction der Wirklichkeit auch ziemlich nahe kommen wird.

Die mechanische Herstellung in Holz und Druck läßt sich durchschnittlich auf einen Ballen mit 30 Zhr. annehmen und beträgt für die Waffenproduction Sachsen von 19,000 Ballen 570,000 Zhr. Den Anschaffungswech des Papiers berechnen wir nach den jetzigen Preisen im Durchschnitt für einen Ballen mit 20 Zhr., im Ganzen also mit 380,000 Zhr. Der Geldwerth für die geistige und speculative Production reducirt sich auf das Massenverhältnis eines Ballens zu 35 Zhr. und beträgt im Ganzen 665,000 Zhr. Die Gesammtproduction Sachsens würde hiernach also in einem Jahre ein Herstellungscapital von 1,615,000 Zhr. in Anspruch nehmen. Hieran hat Keipzig einen Ueberschuß: aus seinen Oeficen gehen allein über 12,000 Ballen Druckergensignis hervor, welche ein Anlagecapital von über eine Million Thaler repräsentiren.

Diese Resultate bieten uns aber noch nach einer andern Seite hin Stoff zur Betrachtung. Wenn wir nämlich die literarischen Zwecke in Betracht ziehen, denen diese Production Sachsens dient,

so finden wir, daß mehr als der dritte Theil dieser Massenproduction auf die Zeitschriftenliteratur kommt.

Es erschienen Anfang 1856 überhaupt in Sachsen 202 Zeitungen und Zeitschriften in 343,883 Exemplaren, deren Auflage in einem Jahre ein Papierquantum von 35,171,311 Bogen oder 7034 Ballen 2 Ries 14 Maß in Anspruch nahm. Von diesen 202 Zeitschriften erschienen 4 täglich, 7 wöchentlich 6 Mal, 40 wöchentlich 2 bis 4 Mal, 94 einmal, 33 erschienen monatlich 1 bis 4 Mal, 13 jährlich 4 bis 13 Mal und 11 haben eine unbestimmte Zeit des Erscheinens.

Hauptsächlich der Massenproduction stehen die politischen Zeitungen, Tage-, Wochen- und Intelligenzblätter obenan; ihre Zahl beträgt 101, von denen aber 37 nicht über 500, 18 von 500 bis 1000 und 21 über 1000 bis 3000, dagegen 3 bis 3 bis 5000 und 2 5 bis 10,000 Auflage haben; sie vertrauen jährlich allein ein Papierquantum von 21,574,801 Bogen. Diesen jänzlich stehen die Zeitschriften vermischten Inhalts, meist der Unterhaltung und Bereicherung allgemeiner Kenntnisse dienend; esgleich nur 22 an der Zahl, werden sie doch jährlich in 8,645,000 Bogen verbreitet, unter ihnen sind 8 mit 1000 bis 5000 und 3 mit über 15,000 Auflage (das illustrierte Familienjournal mit 17,000 Auflage, der Fortschritt mit 18,000 Auflage, die Gartenlaube mit 45,000 Auflage). Der sächsische Litteratur, Kunst, Musik, Theater und Mode gehören 16 an, welche jährlich in 1,523,700 Bogen erscheinen. 12 sind der allgemeinen Litteratur, Bibliographie und dem Buchhandel gemischt und werden jährlich in 1,240,210 Bogen gedruckt. Die übrigen 67 dienen rein wissenschaftlichen Zwecken und nehmen zusammen jährlich 2,197,600 Bogen in Anspruch.

\* Gegenwärtig ist die Auflage der Gartenlaube bis auf 70,000 gestiegen.

## Blätter und Blütgen.

**Pola Montes**, die nächsten nach Paris kommen wird und von einem Erbprinzen de Compoir für 30,000 Francs engagirt ist, bezieht sich auch einmal Berlin. Es war im Jahre 1843. Sie war zum ersten Mal da, und ist nachher nie wieder hingekommen, denn es ging ihr schlecht dort. Mit der preussischen Polizei und den preussischen Criminalgerichten konnte auch Pola Montes nicht hängen, und wäre der König nicht gewesen, es wäre ihr noch schlechter ergangen.

In den Herbstmonaten des Jahres 1843 befand sich auch der russische Kaiser Nikolaus in Berlin. Zwischen Nikolaus und Zola einmal so, überall, und das Berliner ist recht. Am 17. September war in der Gärtenlaube bei Berlin eine große Parade in Ehren des Kaisers Nikolaus, bei der auch Pola Montes nicht fehlte. Sie that, als wenn die Parade ihr zu Ehren sei. Sie lag zu Pferde bereit, und tritt mitten durch die dicken Haufen von Menschen, als wenn sie ein großer Herr, und sie durchdröh die Reihen der Soldaten, als wenn sie ein Heldin sei. Sie wurde nie wollte überall dabei sein und im nächsten Gesolge der reisenden Gönner.

Einem alten Nachbarn von der Gend'armarie wurde das doch zuerst ja arg. Er tritt auf sie zu, und emplöh ihr sehr höflich — die Gend'armen konnten damals noch sehr höflich sein —, daß sie sich mehr zurückhalten und die Leute nicht belästigen möge. Sie antwortete ihm mit einem breiten spanischen Grinsen und einem breiten Schlage ihrer Keitpeitsche über das Gesicht.

Der alte Gend'arm war verständig genug, an der großen Parade, in der die der Wensachen und im Angesichte von mehr als hunderttausend Zuschauern, seine weiten „Wagregeln“ zu ergreifen, die nur einen noch größeren Sclandai gemacht hätten.

Ein Vergleiches sah aber an andern Tage die Sache anders an. Ein Gend'arm, gar ein Wachmeister der Gend'armen, auf leierlicher Parade, in der nächsten Nähe Kaiserlicher Herrschaften, mit einer Peitsche in das Gesicht geschlagen! Der alte, brave Officier hatte seinen Knudrud für das Schändliche, Empfindende dieses Verbrechen. Er trat bei dem Criminalgerichte zu Berlin auf Verhaftung der „spanischen Längerin Pola Montes, zur Zeit in Berlin sich aufhaltend, und im Titel de „Baroness“ an. Pola Montes wurde zum Criminalgerichte verurtheilt. Und dabei beging sie ein zweites schweres Verbrechen. Dem Criminalisten, der ihr die Vorladung überbrachte, zerriß sie das Papier vor der Nase, und die Stütze warf sie ihm vor die Füße. Das war gar Schändliche der Feterwengungen der Obrigkeit. Eine zweite Unternehmung gegen Zola Montes. Sie läßt das an.

Aber sie hatte viele Bekannte in Berlin, nicht bloß unter den Officieren, sondern auch unter den Kammergerichts-Reisenbarieren. Die letzteren legten ihr auseinander, daß sie für ihre letzten schweren Verbrechen eine Strafe von mindestens drei Monaten Gefängnis, vielleicht sogar im Schloß (dem Berliner Arbeitshause) bekommen könne, und riefen ihr, als einziges Mittel, ihrer Strafe zu entgehen, ein Vergnügungsgeld an den König an.

Drei Monate Gefängnis, gar im Berliner Schloß, dem unprei-

willigen Verlaummungsorte der gemeinsten Dummen und lüderlichen Diven Berlins, das war der Längerin doch zu viel. Sie bat einen der Reisenbarieren, ihr das Vergnügungsgeld zu machen, und lampte es an den König ab.

Friedrich Wilhelm IV. hatte eigenhändig auf das Gesicht geschrieben, daß sie frei sei, los!

Wille. Zola ist ein unarziges Kind und höchstes Mädchen, deren Betragen wir nicht so genau zu nehmen haben, da uns ihre Erziehung nicht anvertraut ist. Die Polizei-Beobachter da muß zu sorgen, daß ihr Berlin schienig räume, und ihr ihr ihr das Gesicht insmalen. R. W.

Ein Datum hatte der König nicht beigefügt; der Polizei-Präsident hatte den Befehl am 3. October erhalten.

**Physikalisches Telegraphiren.** Was Newcomb schreibt uns ein Herr Ludwig H. — H. (gehörner Esch) in dessen Urtheil: „Obwohl telegraphische man nach jetzt bekanntem Art. Bei der ersten ist ein beweglicher Apparat in Zählweise, dessen Theile durch Holz- und Nietenbeugen eine Anzahl Figuren bilden, die bestimmte Worte oder Begriffe bedeuten. Diese ist längs abgeben durch die zweite, sehr allgemein gebräuchliche, mittels des elektro-magnetischen Apparats.“

Eine dritte, die sehr wenig aber gar nicht bekannte Methode ist aber das Feire Telegraphiren, oder das Telegraphiren ohne alle mechanische oder physikalische Hilfsmittel nur durch den Gehörten selbst. Der Gehörte geht mit Hilfe entsprechender Willenskräfte an den Ort seiner Bestimmung, er kann seine Zeit, Entfernung oder sonstige Hindernisse, und nur der freie Will des Objectes nicht hindern in dem Wege, wenn Verlässe möglich.

Wenn auch viele Methode, das was praktischen Nutzen anbietet, weit hinter den beiden vorstehenden steht, so übertrifft sie doch dieselben an Schnelligkeit, wirkt ein neues und besseres Licht auf die Zählweise des menschlichen Geistes und läßt das Mittelbehalte der Annahmen. Wenn man dann die Stärke eines geschwunden Gehörten mit der Stärke eines Gehörten der Lebenskraft bezieht und dabei das Feire Telegraphiren in Betracht zieht, so kann man sich die bekannten Annahmen auf ganz natürlichen Wege erklären.

„Um dem geehrten Leser zu zeigen, wie verfahren werden müße und wie der Unternehmende selbst dazu gelangen ist, lassen wir Nachstehendes folgen.“

Der etwa nicht viele Bekannte dazu Schreiber dieses einen Pflichten Vortrag über das menschliche Auge gehalten, war dabei auf den Gehörten gekommen, die Ursache, Kraft und Wirkung des Blides zu verfolgen und zu prüfen und stellte in diesem Beweise eine Menge Verläufe an. Es wurde gefunden, daß der Blid sich auf das Object wirkt, gleichwie, ob das Auge des Objectes getroffen wird oder nicht. Betrachtet man J. B. einen vor sich stehenden Gegenstand, so wird sich bestimme, aber es zu wissen, weshalb, ausgenommen, wenn es ein Bekannter war. Es war man einem fünften

Räume in einen besten, wo ein beliebiger Mensch in Ruhe schlafen oder lag, so würde es nicht lange und die Person stand auf, merkte den Kopf oder eine wohl gar fort, obgleich der Beobachter durch eine enge Ritze sah und durchaus nicht gesehen werden konnte. Nicht man ein solches Kind eine Weile an, so wird es sich regen und endlich erwachen.

Unsere nichtige Aufgabe war es nun, zu ermitteln, ob nicht der Gedanke bei tiefster Aufmerksamkeit entstehen lei. In diesem Schafte waren nun sorgfältige Versuche angestellt und nun Abtheile nicht mehr betradt, sondern an sie gedacht, verschiedene Alter und verschiedene Einstellungen gewählt, mit ihnen geistig correspondirt und wirklich ausgeführt, daß der Gedanke gleich einem elektrischen Funken überpringt. Die überraschenden Resultate gelangen mir im Kreise meiner Familie und es kam hier häufig vor, daß mein eben geschilder Gedanke von einem der bei mir stehenden Kinder fast mit beinahe Worten ausgesprochen wurde, und zwar jedoch es wohl augenblicklich. Diefelbe Resultate gaben oft in diesem Vergleichen Nach, einmal wie an Personen telegraphirten, bei welchen wir eine Beteiligung vermuthen konnten. Im häufigsten gelang uns telegraphirten mit einem Herrn . . . am 15. März, welchen wir regelmäßig visitirt, wenn Ernie an ihn zum Abholen verlag. Einer der interessantesten Resultate wurde bei einem jungen, eben über 100 getauenen Wonne gemocht, wo wir bei jungen telegraphirten, die Zeit genau aufschreiben und ihn bei seiner Ankunft anfragten, wann er den Entschluß gefaßt habe, zu uns zu kommen; die Zeit stimmte mit der unrigen so genau überein, daß der Zweck damit geliefert war, daß der Gedanke selbst sich in einer bestimmten Zeit in bestimmten Augenblicke hingelangt war.

Allmählich bemerken wir unsere Operationen so aus, daß wir uns nicht nur allerlei Modifikationen und Seitenveränderungen erlauben, sondern daß wir sie nach allen Richtungen und Entfernungen gehen lassen. So fanden wir, daß das Telegraphiren zwischen Newverf und Albany, zwischen Newverf und Chicago gerade so leicht auszuführen war, wie nach einer Straße der Stadt Newverf, nur bleibt es unerklärlich, daß man seine Gedanken an ein Fernes senden kann, welche man gar nicht weihen weiß und auch lange Zeit nicht verstehen kann.

Ersichtlich wurden wir uns über's Meer und auch hier waren viele Resultate nach Wochen angestellt, der eine zwischen Caachen und Newverf, wo jedoch die Zeit nicht bestimmt werden konnte, der zweite zwischen Hesse-Galle und Newverf, und bei letzterem wurde am Abend nach sieben Uhr telegraphirt und am frühen Morgen des nächsten Tages war die Wirkung hier. Es waren bei letzterem Resultate ebenfalls Sorgen hinzugekommen, die Zeit genau aufgeschrieben und gemerkt, die noch nächste Campbell'schen Brief brachte. Alles trat plötzlich ein und die Zeit stimmte, nur vermuthen wir, da eine Nacht dazwischen lag, daß diese die Wirkung um mehrere Stunden verspätet hat. Die nächsten Resultate sollen nun mit Hilfe genauer Tabellen verfolgt werden.

So kam nach einer Menge Resultate gelangen, welche auszuwählen nicht erlauben würde, und ich habe, daß ich es nicht möglich annehmen würde, die E. astronomische Berechnungen, n. i. w. zu ganz gleicher Zeit an ganz entfernten Orten gemacht und veröffentlicht wurden, ohne daß Einer von dem Andern vorher etwas erfahren hätte.

City Newverf. Ludwig Q—H—"

C. mich dünkt, sie meinen's gut: Rufe, Rufe soll ich endlich trinten. Aber nein, die Winter, nein, Darf mich nicht bei die erdichten? Augenpaare, groß und klein. Lieben Augenpaare wählten weinen! C. und eins, das Tag und Nacht. Das sehen mußte lernen, Das für mich gefaßt, gemacht, — Wätere trotzdem keine Wimper leuten.

T. a. meines Vaters Brief, Kannt bu mit Iren Jochen senden, Das Geschehn mir verheißt? C. Das bu sagt: noch einmal wird sich's wenden? C. Will die Weiben auf der Straß' Tollen ob von ihrem Winken, — Soll in Gottes reiner Luft? Ja noch einmal mit Geschehn trinten?

D. mein Vater, habe Dank, Darf für mich dein Der noch essen? R. Ich, kein Eohn, so schwarz und braun, Will noch einmal hoffen, lassen, kosten!

Wie wir hören, ist in Ueberfließ eine Subscription zu Gunsten seiner jährlichen Gutsvertheilungen eröffnet worden, an der sich die reichsten Güter mit namhaften Summen beteiligen werden. — In einer der nächsten Nummern werden wir Portrait und Biographie des Frühberühmtesten bringen.

Braunschwweig geht in den kommenden Jahren mancherlei Consequenzen entgegen, wenn der Ältere, in Paris lebende Herzog Karl den jüngeren, jetzt regierenden überleben sollte. Entweder tritt dann der Herzog Karl in seine vollen Regierungsgewalt wieder ein, oder es wird, da bekanntlich der deutsche Ansehlichkeit die Regierungsfähigkeit bei Verbannten begründet, eine Regierung über die Zeit seines Lebens für ihn eingeleitet, oder der König von Hannover, dem die braunschweig'sche Krone nach Auktionen der jetzigen Linie zugeht, sieht die Erblichkeit bereits als ungelassen an und nimmt das Herzogthum für sich in Besitz, was es sofort mit seinem Königreiche zu verbinden. Das letztere wäre im Interesse des gut regierenden Herzogthums am weinsten zu wünschen, auch werden sich die braunschweig'schen Statthalter, die nach einer freien Richtung hinwärtig, sehr wenig in der Welt als Mitglieder der Statthalterei zu finden, und der Herzog Karl selbst ist übrigens vor Kurzem in Leipzig ein Buch in achtmahliger Darstellung erschienen, das mit großer Unparteilichkeit gezeichnet ist und mancherlei Aufschlüsse bringt, die bis jetzt unbekannt waren.

**Verichtigung.** \* In Nr. 14 der Gartenlaube kommt in dem Artikel: „Beimgegangen, von Herrn. Marggraf“ in Bezug auf Jahr eine Stelle vor, die einer Verichtigung bedarf.

Jahn hat nämlich während der Vertheidigung seiner Festungskräfte in der Herr. angibt, und wofen sich seine noch keine vier lebende Wätere und der Unteroffizier, ein näherer Bekannter von ihm, ganz genau. Wenn nun aber der Herr. Marggraf nach Ueberfließ angibt, daß Jahn in drei Stunden mit den auf dem Wall liegenden Ronnenten ein athletische Leistung angestellt, sich auch der nöthigen Feiesbewegung halber auf bestimmten Boden und begründet habe (wiederum sehr ungläublich und ganz unabweislich, weil hoch wohl jeder intelligente Lerner sich noch auf andere Weise auf dem gegebenen Raume nicht ohne Bewegung verhalten dürfte), so ist die seltene Behauptung eigentlich schon dadurch in sich selbst unzulässig, daß es einem mit klarem Verstande wohl an sich für sich schon unmöglich sein dürfte, dergleichen gefährliche athletische Ziele vorzunehmen, wozu doch die volle freie Bewegung des Körpers durchaus erforderlich ist. Eduard Fiebler in Freiburg a. d. U.

\* Die Redaction der „Gartenlaube“ hat die Güte gehabt, mir die vorhergehende sogenannte Verichtigung vor deren Abdruck zur Einsicht mitzutheilen. Ich kann dagegen nur bemerken, daß Jahn selbst zu verschiedenen Zeiten und gegen verschiedene Personen behauptet hat, eine Zeit lang in Ährren Ketten getragen zu haben, was das mir auch von meinem derherrenen Bruder, einem Augen- und Ohrenheiler, erzählt worden ist. Zielende Behauptung findet sich in Heide's bereits 1855 erschienenen Buche über Jahn. Da ich dieses gerade nicht zur Hand habe, so kann ich nur aus D. Alters' Anknäpf darüber in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ die betreffende Stelle mittheilen. Er heißt es in Nr. 12, Jahrgang 1856, Seite 211: „Er soll, was wir aus der Heide'schen Biographie erfahren, einige Zeit in Ährren Ketten getragen haben!“ Freilich nur eine Zeit lang, und vielleicht eine nur kurze Zeit; auf wofen Anknäpf können wir nicht wissen. Was seine letzten Uebungen auf den Wällen mit Ronnentenknäpf n. i. w. ist nicht bios von einem, sondern von mehreren Augenzeugen berichtet und später von Jahn gegen mich selbst bestritten worden; Rede n. i. w. gab es ja dort nicht. Entweder stellen diese Späterjähre in den Wällen bereits in die Zeit, wo er überhaupt nicht mehr in Ketten lag, oder man nahm für ihm für die freistehende, in welcher er ihm gehalten war, sich unter militärischer Begleitung in freier Luft zu erholen.

Herrn. Marggraf.

**† Adolf Schütz.** Am 2. April. Deutlich hat man seinen Verlaß zu erkennen. Im 2. April in der Frühstunde starb nach langem Siechtum der Dichter Adolf Schütz in Ueberfließ.

In ihm ist uns ein Talent entrissen, was in seiner Art zu den bedeutendsten gehörte, welche die deutsche Literatur besitzt. Wir haben keinen Dichter, der die Seele des Dante's so tief erfaßt hätte, wie Schütz, und Leben und Handeln des höchsten Verdienst mit seiner Innigkeit und solcher Wärme des Geistes ausgeprägt. Bis hierher haben wir die geistige Schichte, namentlich in „Das und Welt“ und im „Pariser am Meer“ haben gegeben einzig da. Wir erinnern uns der Veler nur als das nullig abgetradete illustrierte Gedicht: Abends, wenn die Kinder mein zc.

Wir leben, was es geworden ist, und wir wissen, was es hätte werden können, wenn das Gedicht, das gewöhnlich ist, an tausend lächerliche neue Schätze mit vollen Seiten in verschiedenen, ihm nun so viel gewöhnlicher hätte, um sich frei entfalten zu können. Aber die Arbeit des Tages (er war Commis im Hause der Herren Simon's Erben) mußte für ihn und die Seinigen das Brod erbringen; ihm selbst gehörten nur die wenigen Abendstunden und die Stunden der Nacht. Körperlich und geistig müde und abgemüdet, sah er dennoch da seine Lieber voll Duft und Frische, und seine mühen die Augen, den „Anderen“ von „Erdens“ und den „Kultur Kapet.“ Diefelbe Stunden des Schaffens, es waren die Sonnenpunkte in seinem Leben; sonst hat es nur selten ein freudvoller Strahl erhellte, wohl aber war es reich an geistreichen Hoffnungen, zerstreuten Wänen, an Jahren voll werden kommene! Das hat ihn vor der Zeit angetrieben. Man sagt oft, das Talent würde unter dem Druck; wo aber der Druck zu hart wird, da geht es zu Grunde, und Schütz ist mitten in seiner Vertheiligung, in dem Druck gesunken. Ein Dichtergemüth, wie es er im Leben trug, mußte zuletzt unter den ankommenden Sorgen, wüthlichen und eingeklinkten, erliegen.

Mit Schütz starb einer der edelsten Menschen. Er war in allem Kaiser, ein liebender Gatte, ein sorgloser Vater, ein anerkennender Freund, — überall ganz offen, wahr und ohne Falß! Daß seine Familie und seine Freunde an ihm verlieren, das ist so hart und schwer, daß es gar nicht zu beschreiben ist! Wir können es nicht unterlassen, ihm dieses Gedicht, das es wenige Tage vor seinem Tode niederzuschrieb, hier mitzutheilen, und sind überzeugt, daß es jeden Veler auf das Tiefste ergreift wird.

Freudlos, drauf mein Vater rufe, Deine Weiden les' ich winken!



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteurs F. Stolle u. H. Diezmann.

Wöchentlich 1 $\frac{1}{2}$ , bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

## Issland.

Biographische Novelle von K. v. Sternberg.  
(Schluß.)

„Ohne Ihre Schuld, Kind — gänzlich ohne Ihre Schuld — berühten Sie sich.“

„Halten Sie mich nicht, Besse; lassen Sie mich eilen —“

„Ohne mich keinen Schritt auf die Straße! Die Bösenwetter, die Sie hierher gelockt, könnten noch in der Nähe sein. Ich selbst bringe Sie zur Präsidentin, und von dort, wenn es sein muß, in's Schauspielhaus, obgleich ich einen heiligen Eid geschworen, nie die Schwelle eines Theaters zu überschreiten, auch nicht als Zuschauerin! Ja, mein Kind, diesen Schwur hab' ich gethan; allein hier findet natürlich eine Ausnahme statt. Wollen wir uns bereit machen, zu gehen.“

„Wirklich, liebe Frau, es ist keine Minute zu verlieren.“

„Nennen Sie mich nicht Frau; ich bin unverheiratet. Ach, ich war einst jung und schön, wie Sie! Nicht so schön, nein, nicht so schön. Da können Sie mein Bild betrachten —“

„Ach — lassen Sie uns eilen. Der Boden brennt unter meinen Füßen.“

„Sie haben Recht, liebes Mädchen! Alles Andere hat Zeit, vor allen Dingen müssen wir in's Schauspielhaus!“

Und Fräulein Erland legte ein altes Umfachtuch um, ertheilte in der Eile dem kleinen Mädchen, das sich unterdessen eingefunden, einige häusliche Verhaltensbefehle, und machte sich dann mit ihrem Schöppling auf den Weg. Auf der Straße angelangt, sah sie sich überall um, ob keine Lauscher und Vorfolger zu entdecken, als sie Niemand Verdächtiges gewahrte, bog sie mit Sophien rasch in ein Entenwäldchen. Das junge Mädchen war noch wie betäubt, und bei jedem starken Geräusch zusammenfahrend, mußte sie häufig den hülfreich dargebotenen Arm ihrer Begleiterin erfassen. Beide langten im Hause der Präsidentin an und erkundeten, daß die Frau des Hauses so wie die Dienerschaft in der größten Unruhe über das Verschwinden Sophien's sich hiehin und dorthin vertheilt habe, um sie zu suchen. Sofort setzte man den Weg zum Schauspielhaus fort. Unterwegs kam den Beiden die Präsidentin im Wagen entgegen. Schon vom Weitem bog sich die freudig überraschte Frau aus dem Fenster hinaus und besah, zu halten. Die Begrüßung war herzlich, nur wenige Worte wurden in der Eile gewechselt, Fräulein Erland wurde gebeten, mit im Wagen Platz zu nehmen, und rasch fuhr man zum Theater. Das Bild hatte schon begonnen, nachdem Issland so lange als nur irgend möglich den Beginn hinauszogelassen hatte. Eine Schauspielerin, die die Friederike öfters schon gespielt, war an die Stelle der Vermissten getreten.

Ob sie jedoch die drei Frauen in das Garderobezimmer Issland's einführen, müssen wir dem Leser die Lage des vorgebildeten Wartens zuschreiben, der in einer namenlosen Aufregung sich besand, und doch gezwungen war, mit einer solchen Centnerlast auf dem Herzen, seine Rolle vor dem zahlreich versammelten Publicum zu spielen, eine Rolle, die er sich als Hörgenuß ausgedacht, und die ihm jetzt zu einer wahren Höllemarter wurde. Schon zur Mittagstunde hatte die Präsidentin hinstberggeschickt und fragen lassen, ob Sophie bei ihm sei; Issland hatte dies verneint, zugleich aber bitten lassen, das junge Mädchen möchte rasch kommen. Sie kam nicht. Die Zeit war da, um sich in's Costüm zu werfen — sie kam nicht. Boten auf Boten wurden ausgesendet, sie brachten die Nachricht, man wüßte nicht, wo sie sei. Die Stunde des Beginnes der Vorstellung rückte heran; die Lampen wurden angezündet, Issland sah in peinlicher Angst und ließ sich putzen und frisieren. Dept kam Laura — ihr auf dem Fuße Anton. Issland mußte gegenüber diesen Beiden, die außer sich waren, den Rathigen, den Besonnenen spielen. Er zog die Uhr hervor, und sagte begütigend:

„Sie wird sich bei der Putzmacherin verspätet haben; es ist halb sechs Uhr, um sechs muß sie hier sein. In den ersten Scenen hat sie nicht zu spielen; es ist demnach noch Zeit, wenn sie um sechs hier ist. Freilich hatte ich sie gebeten, schon um vier Uhr bei mir zu sein.“ — Anton wirft sich leichtsinnig auf einen Sessel. „Was ist Dir, mein Junge?“ fragt Issland und versucht, sich insoweit von den Locknissen des Friseurs frei zu machen, daß er den Kopf wenden und zu dem jungen Soldaten hinsterschauen kann. „Was ist Dir?“

Er will mit der Sprache nicht heraus, aber ein nervöses Zittern hat ihn überfallen. Die Präsidentin verläßt das Zimmer, sie will zurück nach Hause, am dort von Neuem Nachforschungen anzustellen; kaum ist sie fort, so wirft sich Anton an die Brust seines väterlichen Freundes, und während heiße Thränen die geschnittenen Wangen des Oberförsters nagen, stammelt er:

„Sophie ist entführt! Sie ist auf immer verloren. Ein Camerac hat gestern etwas erlanscht, er war Ordnungszug bei dem General Xavier; er hätte süßern, ein verdächtiger Mensch sprach den Namen Sophie Eckfeld — ich wollte Alles nicht glauben. Ach August — Angst — wenn es wahr wäre!“

„Sei ruhig, Anton! Es ist, es kann nicht wahr sein!“

„Du sagst es, aber woher weißt Du es? Kann es nicht eben so gut wahr sein?“

Iffland bog den Kopf des schönen Jünglings zu sich hinan, blickte in die dunklen, von Thränen blühenden Augen, und sagte dann mit einer Ruhe und Würde, wie ein Hohenprieſter:

„Ich ſage, es iſt nicht, es d a r f nicht ſein! Und nun ruhig.“  
 „Ich werde eilen, den Cameraden anzuſehen, aber die Caſerne iſt ſo weit!“

„Geh! an die Luſt, das heiße Zimmer paßt nicht für Dich! Stelle Dich an den Ausgang, wo die Wagen der Schauſpielerinnen halten, da mußt ſie kommen!“

„Ach, ſie kommt zu Fuße!“

„Wah, ſo kommt ſie zu Fuße — geh — geh! Ich muß meine Uniform anziehen!“

„Kunſt, Du ſiehſt mich entweder mit ihr wieder, oder nie. Dieſer Abend entscheidet über Tod und Leben.“

„Nun, nun!“ murmelte Iffland, „junges Blut, tolles Blut!“  
 Er drängte ihn ſanft zur Thüre hinaus. Als er allein war, gab er ſich dem Einbrude hin, den jene Andeutungen auf ihn gemacht; ſie hatten ſeine Ruhe völlig zerſtört und ihn in Angst und Schreden geſetzt. Er kannte den General Xavio, er wußte, weſen Liebe dieſe und freche Verführer ſähig war, und ſo wenig er vor dem anſtändlichen Jünglinge von dieſen ſchredlichen Befürchtungen ſand werden ließ, um ſo offener glaubte er ſich jetzt ſelbſt, daß jene dunkeln Gerüchte, die dem Geſichteten zu Ohren gekommen, leider nur zu wohl begründet ſein könnten.

Die Stunde ſchlug, wo das Stüd beginnen ſollte. In weſchem Tumult, in welchem Wirrwarr beſand ſich die Seele deſſen, dem die Ehre und der Ruhm dieſes Tages galt, und der ſich Angeſichts der Gefahren, in denen ſich ſeine theuren Schützlinge beſanden, völlig außer Stande fühlte, ſich vor dem Publicum zu zeigen. Anton's dieſes Geſichts, ſeine Thränen, der ganze Kaß, den er wie zum ewigen Lebenswohl ihm gegeben, es ſchnitt in ſeine Seele, und der ſonſt ſo ſichere und feſte Mann war dem Umfluten nahe, ſo heftig hatte ſich der Schreden ſeines Gemüthes bemächtigt. Er trat, gepreßt und geſchmetzt, mit dem ſeine Bruſt und ſah in die Nacht hinaus. Ein ſtarrer Störenbimmel hatte ſich über die Erde gebreitet. Unmüßigſt ſaltete er ſeine Hände:

„Herr des Himmels!“ hauchte er leiſe, „hier ſteht ein alter Kambdiant, ein Poſſenreißer, eines deiner unmüßigen und entkeſſelſten Kinder, aber er bittet Dich, geh' nicht mit ihm in's Gericht. Raube ihm nicht, auch er liebt als Erben ſich, nimm ihm nicht das klare Auge, die friſche Wangen ſeines Kieklings, entziehe ihm nicht das ſchöne, geſchloſſene Mädeln, beſſen Glück zu machen der alte Kambdiant eben an dem Wege iſt. Sieh, lieber Gott, nur dieſes eine Mal auf dieſen alten Tempel der Waſen herab, auf dieſes Häſſlein geſchmühter Dreyen und Wangen, auf dieſe kleine Wette Thronen und Kinder, und erbarme dich des Gnadendest unter all dieſem Völk, erbarme dich deines Knechtes, des Theaterdirectors, und gib ihm nur heute Abend keines der bittern Trauerſpiele zu loſten, die du zur Prüfung von uns armen Seelen ſo trefflich zu dichten und in Scene zu ſetzen verſteheſt!“

Das Kläſſlein des Souffleurs läutete.

„Ich komme ſchon!“ rüßte Iffland. „Ich komme ſchon. Ach, reiht mich nur nicht bei den Haaren herbei!“

Er hielt inne, und lauſchte auf die Straße hinab, es unter dem Geräusch der heranrollenden Wagen nicht vielleicht einer ſei, der ſeinerorts zur Wardenberghäule abhge. Aber es bog kein Wagen ab.

Das Kläſſlein des Souffleurs läutete nochmals.

Iffland nickte ſtill mit dem Kopfe. Sein Diener ſtürzte herbei: „Herr Director — Herr Director! Die Leute ſangen ſchon an zu ſtreumeln und zu ſcharen.“

„Ich komme ſchon!“ rüßte Iffland ſo leiſe, als ginge der Wind unter Blumenblätter.

Friederike trat ein — ach, nicht ſie! Friederike, auf die jetzt drei Herzen ſo häßlich warteten — die Surrogat-Friederike. Sie kam, um ſich gleichgültig ihren künftigen Schwiegervater anzueſehen. „Herr Director“, ſagte ſie, „man will, daß angefangen werde.“

„So laßt denn den Vorhang aufziehen!“ ſchüßte Iffland.

Er hielt ſich, einer Dymnach nahe, an die Lehne des Stuhles, auf dem die ſalſche Friederike ſaß und eine Bandſcheife, die ſich geſetzt hatte, wieder am Wieder beſeßigte. Ach — auf ſie, auf dieſe ſalſche Friederike wartete Niemand; Niemand hatte die Aſicht, ſie zu entführen, und um ihrzuwillen ging kein junger Edelſat dicht am Ufer der Spree, um eine Stelle zu finden, wo

er unbewehrt und ſicher ſich den Tod holen konnte. Die ſalſche Friederike lebte ihre Tage in großer Noth darin.

Der Vorhang war angeſtößt. Man hörte aus der Entfernung Rudolph und Mathes ſprechen, dann die Stimme Anton's. Es folgte der dritte Auftritt, wo Rudolph und Anton zu ſprechen hatten, dann der vierte Auftritt mit der Oberförſterin und nun — mußte der Oberförſter heraus. Iffland ermannte ſich, und überſchritt feſten Trittes die Schwelle des Ouberebajammers. In ſeinem Antlig war ein Troß gegen das Schickal bemerkbar. Er ging ſtill und groß in ſeinem Schmerze dahin. Wie die Lampen ihm entgegenſtrömten, fühlte er, daß der Schauſpieler in ihm erwachte. Alles Andere ſchwand auf einen Moment ſo, als wäre es gar nicht da. Es war die Nacht der Rußh, die ihn über das Mißgeſchid des Lebens erhob. Sie erhob ihn, allein ſie vermochte nicht, ihn auf die Länge zu halten; mitten in ſeinen Gedanken auf der Bühne ertappte er ſich, auch auf die Worte hinter der Bühne gelaufen zu haben, und zum erſten Mal während ſeiner Kunſtlaufbahn ſah er die richtige Ausrud, die paſſende Oberſchelde. Zum Glück für ihn war die Schauſpielerin, die die Oberförſterin gab, eine treffliche, ſichere und gewandte Künſtlerin, ſie brachte durch das Feuer und die Wahrheit, mit der ſie die gutmüthige und pötrende Alte gab, ihren Mißpieler immer wieder in das Geleiſe zurück, als dem er ſich entfernt hatte. Einmal ſogar ſchaltete ſie aus freien Stücken ein: „Wie ſie Dir, Väterchen, Du hörſt mich ſo zerſtört an?“ rüßte paſſend in die Rede ein. Die Scene mit dem Schulzen ſchleppte ſich nur eben hin, und ſchon ſing im Publicum ein beſenliches Marran an, ſich laß zu machen. Iffland war entſchloſſen, den Vorhang fallen und ſich als unmüßig entſchuldigen zu laſſen, da erſcheint im oßten Auftritt die Oberförſterin und mit den Worten: „da bringe ich Dir Dein Mädeln! Dein Gelobdammen!“ führte ſie die müßliche Friederike dem einen lauten Freudenruf Ausſtehenden in die Arme.

Nie war wohl ein Wiederſehen auf der Bühne ſo täuſchend gegeben worden, und der Ausruf Ifflands: „Mädeln!“ und die darauf folgende innige Umarmung war ſo voll des glühendſten und wahrſten Lebens, daß das ganze Theater in einen Beſtaunen zuſammenaufachte. Iffland's gar nicht im Letzte beſidliche Frage: „Mein Gott, woſch einen Kummer haßt Du und verurſachſt? Wo — wo waßt Du? Laura hat Dich überall geſucht!“ wurde vom Publicum überhört, und ſchnell beſonnen ſagte die Oberförſterin ihr: „Gewachſen, einen ganzen Kopf gewachſen!“ hina. Iffland lächelte und ſagte nun in ſeiner Rolle: „Haß Du denn Deinen Anton wohl nicht vergeſſen?“ und Friederike antwortete ebenſoß als vollſter Seele mit den Worten ihrer Rolle: „O Gott, können Sie mich das fragen?“

Alles war jetzt in Ordnung und ging ſeinen regelmäßigen Gang fort. Iffland ſpielte vortrefflich. Seine Freunde, die ihn in ſeinen beſten und intereſſantſten Rollen geſehen, geſtanden ſich, daß ſie noch nie ſolches Feuer, ſolche Wahrheit in ſeinem Spiele geſunden. Das machte, er ſpielte mit voller, glücklicher Seele. In den Zwischenacten hatte die Präſidentin ihm Alles erklärt, ihn von dem kleinſten Umſtande der Rettung Sophien in Kenntniß geſetzt. Er beſand darauß, ſtören zu ſehen; ſie hatte ſich aber entfernt und es war auch jetzt keine Zeit, nach ihr zu ſchiden. Anton ſtürzte heran; auch er mußte ſein gehalten werden, wenn Friederike ihre Rolle bis zu Ende ſpielen ſollte. Mit welchem Haß, mit welcher Wuth ſah der junge Edelrat, hinter den Couliſſen ſtehend, ſeinen Stellvertreter, den Frauſon-Anton, an, der die Geſichte in die Arme ſchießen durfte, von ihren Lippen das Bekenntniß der Liebe nahm, ſie vor all dem verſammelten Volke die Seine nennen durfte. Iffland züßte das Feuer des Jünglings, indem er ihm lächelnd zuſchäute:

„Warte nur, was der ihr da vor Aller Augen und beim Scheine von tauſend Lampen ſagt, wißt Du ihr weit beſſer in der Stille der Nacht, im verſchloſſenen Kämmerlein ſagen. Sei jetzt Zuſchauer, am ſpäter beſſer Schauſpieler zu ſein! Und wer zu lezt laßt, laßt am beſten!“

Laura ſog ihren Freund bei Seite und machte ihm ſcherzend Bemerkungen, daß er ihren Namen unnüßig in das Spiel gemischt, und Iffland erwiderte, indem er an ihr rundes Kinn laßte:

„Seid nur ſtill, Frau Oberförſterin! Wenn Ihr mir den Kopf warm macht, ſo bringe ich Euch, gute Frau, ſelbſt auf's Theater, Ihr müßt wollen oder nicht.“

Das Stüd erreichte ſein Ende. Noch ehe der Vorhang ganz

gefallen, erlöste Ifland's Name, aber zugleich ein so durchdringendes Pfeifen, ein so aufschlitzendes Pöbeln und Beden, daß das lärmliche Personal der Schauspieler, die sich auf der Bühne versammelt hatten, entsetzt zusammenlief.

Wem galt dieses tumultuöse Zeichen? Nicht dem Stücke, denn das war klüß und mit Beifall gegeben worden; also dem Benefizianten, dem Helten dieses Abends, dem bewunderten und hochgeschätzten Künstler.

Ifland stand und berröte. Wieder erlöste sein Name und wieder Rufen und Pfeifen! Keinem Zweifel unterlag es weiter, daß es dem Benefizianten galt. Eine große, vielleicht überwiegende Partei war da, die ihn demüthigen, ihn vernichten wollte. Und das gerade an diesem Abende! Welche schreckende Contraste! Niedererschmettert stand er da, Anton in einem, Sophie im andern Arme haltend — plötzlich rief er sich aber los. Eine Leidenblässe verdeckte sich über sein Antlitz, seine Brusteln spannten sich in Stolz und Wuth, sein Auge wölkte.

„Wir das!“ rief er heimlich und witzlähmend in sich hinein. „Als heute Abend sollte der langverhüllte und langgeheißte Orell gehen mich anbrechen! Heute, wo ich meinen Ehren- und Festtag halte! Heute will man mich vernichten, auf immer zu Boden schmettern! Gut, sie soll'n es haben; ich betrete diese Bretter nie wieder. Doch die ich scheide, will ich ein mütterlich schneidendes Wort zu diesen Unarztigen sprechen.“

Das Gelecke hinter dem Vorhange bannete fort. Jetzt riefen nicht hinter den Vorhang laut eine Menge Stimmen: „Ifland!“ Er befohl, den Vorhang aufzuziehen; Alles stürzte von der Bühne fort, er stand allein. Raun hob sich der Vorhang und er stand dem Publicum gegenüber, das sich von seinem Enten erhoben hatte, so bemerkte sein scharfes Auge gleich das Wehen eines Lauchens von einer der vorderen Logen, und gleich tönten wieder Rufen und Pfeifen. Da bog sich aus der königlichen Loge eine schöne Frau mit dem hübschesten Lächeln der Ueberaschung und Freude wie über die Prüfung herrlich und aus ihrer Hand flog ein Blumenkranz auf die Bühne. Jetzt schweigen, wie mit einem Zauberblicke gedämpft, die Zischlaute und das ganze Haus tönte von Beifall wieder. Ifland eilte frenig an die Lampen heran, nahm den Kranz, drückte ihn ephurischvoll an seine Lippen und verdrögte sich, die Hüfte aber die Brust gefaltet, gegen die Loge. Sein Sieg war entschieden, der Triumph des Abends laut ausgesprochen! Berlin jauchzte seinem großen Künstler zu. Die Psyche des Weibes und der Besheit war zu Boden geworfen.

Auf den Treppentufen stand ein Mann, der trotz der milden Nacht in einen Fels gekühlt war. Ifland, der die Seinigen vorausgeschickt hatte, bemerkte ihn kaum, da rief eine bekannte Stimme: „Theurer August, laufen Sie gefälligst nicht so toll dahin, grüßen Sie gefälligst Ihre Freunde, die sich Vorwogen in bitterer Kälte einen Rheumatismus holen.“

„Ach — Roland!“ rief Ifland. „Du hier! Wo hat die Furcht vor der Anglist Dich nicht abgeholt? Habe Dank, alter Freund! Komm mit mir in den Wagen.“

„Rein,“ sagte der Collaborator, „ich kann noch nicht fort von hier; ich habe ein Knechtz-vous. Ich bitte Dich, störe mich nicht.“

„Du ein Knechtz-vous!“ lachte Ifland. „Du!“

„Wo mir recht ist, lauscht meine Dame bereits dort hinter dem Möbelwagen.“

„Warum kommt sie denn nicht hervor?“

„Einsältige Frage: weiß sie nicht, daß ich nicht allein bin. Ach — gerade heute muß mich der Kadak plagen, Schuhe und Strümpfe auszuweichen, aber es ist Alles Deinerwegen geschehen, nur an Deinem Ehrentage. Und dann, es wäre doch auch möglich gewesen, daß Ihre Majestät, die Königin, mich in der Menge bemerkt hätte; adern hätte es nicht gepaßt, mich Ihr in Etirlein zu präsentieren. Du weißt, man hat stets gesagt, ich hätte ein schönes Bein. Doch das bei Seite; ich glaube, die Königin hatte diesen Abend nur Augen für Dich! O, Du Benedictswort.“

„Das bin ich auch!“ sagte Ifland stolz. „Aber wer ist denn Deine Dame?“

„Du wirst sie schon sehen, wenn sie erst hinter dem Möbelwagen hervorkommen wird. Ich fand sie hier am Eingange des Hauses. Als alle Welt hereinzing, ging sie heraus, und der Zufall wollte, daß wir beim Scheine einer Laterne fast Gesicht an Gesicht saßen. Obgleich sie mich an mein Hühnerauge trat,

so kann ich Dir zuschwören, daß mir der Schmerz weiging, als ich das alte, liebe Gesicht sah. Herr Gott! rief ich, — Herr Jes! rief sie. Ich wollte ihre Hand ergreifen, da fuhr eine Droschke dazwischen und die Peitsche des Kutscher trieb uns auseinander. Sie flog an diese Stelle, ich an jene. Nur so viel Zeit blieb mir, ihr zuzurufen: „Was sehe ich Sie wieder?“ „Wen es aus ist, hier an dieser Stelle!“ flüsterte sie. Und wie er eine Droschke, und wieder ein Peitschenknall. Als der Tumult sich legte, war der Platz leer und meine Dame fort.“

„Das ist seltsam.“

„Dawohl ist das seltsam. Ich habe dabei ein Kampferhühner gefressen aus dem Dore verloren. Aber was verliert man nicht willig, wenn man so viel findet?“

„Aber wen, wen hast Du gefunden?“

„Ich bitte Dich, steig geh! Ich sehe dort einen Schatten auf uns zukommen! Der keine gerührte weiße Haut mit der einen gefürchten Fete, der dasselbe Schmal! Sie ist es. O, wie unvorsichtig ist dieses thörichte Mädchen, so leicht befehlet in diesem Klima sich hinauszuwagen.“

„Nimm sie mitz Feinen Fels!“

„O, pfui, sei nicht noch mutwillig. Wenn Du wußtest, wie mir zu Wuthe ist! — Ach — ach! sie kommt! Vielleicht ist es passender, ich gehe mit ihr zusammen hinter den Möbelwagen.“

„Wir sind da geschlüpft!“ rief er mit Du?“

Ohne eine Antwort abzuwarten, entschlopfte der Collaborator dem nachschauenden Freunde.

Zwei Männer gingen jetzt an dem Schauspieler vorüber, der sich nach seinem Wagen umsah. Einer dieser Männer war klein, zusammengeschrumpft, im Gange schleichend: Ifland erkannte Hellmer. Von seinem Genossen hörte er nur mit scharfer Stimme einige Worte:

„Sie sind ein Knechtiger, ein Feigling! Es thut mir leid, Ihnen den wichtigen Posten anvertraut zu haben. Sie fanden nicht unter meiner Loge. Sie mußten sehen, wie ich das Zeichen gab, und haben doch nichts zur rechten Zeit getan. Die Karte hätten gleich hüßen sollen, wie er ausrat. Da war aber Alles still. Ich konnte mit meinem Lufde warten, so viel ich wollte.“

„Derr Graf,“ tönte die Gegenrede, „wir hatten ausgemacht, daß am Schluß —“

„Nun — und am Schluß?“ Was haben Sie denn da gethan? Ist denn nicht Alles gerade so gegangen, wie es nicht gehen sollte?“

„Mein Gott — Ihre Majestät —“

„Nacht! Hätten wir äger gewüthet, wäre die Königin nicht erschienen. Ich habe mein Geld unversch weggeworfen.“

„Wir finden wohl noch eine andere Gelegenheit, Derr Graf; entgegen wird er uns nicht. Dieser Schwab ist noch der geringste, ein Anschlag anderer Art, den ich klug geizet und gesponnen, leider ist der auch mißglückt. Tausel! daß es etwas, was mich wahrhaft wüthet!“

Wid dahin hatte die schnarrende Stimme gesprochen, da fühlte sich der Sprecher von einem starken Arme gefaßt.

„Nichtswürdiger!“ rief Iflands Stimme, „Du folgst mir sogleich und gibst Redenschaß.“

Zwei beigewesene Diener der Polizei bemerkten, daß ein Herrmer's. Ein Geiziger, der Niemand anders, als den Graf Eyschen war, entfloß.

So endete ein sehr stürmischer und sehr inhaltsreicher Abend.

## VII.

Ein anhaltendes Unwohlsein hielt den gefürchten Künstler über drei Wochen nach der Benefizvorstellung in seinem Zimmer gefesselt. Die Erskütterung seines Gemüths war zu heftig gewesen, als daß sie hätte ohne Folgen sein können. Laura wachte an seinem Bette und pflegte den Fieberkranken. In den Stunden seiner Genesung spielte sie ihm seine Lieblingslieder auf der Harze vor. Er hatte häufig nach Anton verlangt, man mußte ihm verheimlichen, daß der Jüngling sich in Pelt befand, in Folge eines teufelischen Versuches, den General zur Rube zu stellen. Die Klage des Wüthigen war dadurch greizt und es schwebte die für ein schweres Subordinationsergehen festgesetzte Strafe über dem Haupte des Unglücklichen. Die Freunde waren thätig, aber sie vermochten

nichts auszurichten. Sophie besand sich im Forsthaufe. Das liebenswürdige Mädchen schmeichelte sich durch ängstlichen Umgang in das Herz der rechtlichen, alten Frau, und es gelang ihr, selbst die Starblich des Vaters nach und nach zu lesen, indem ihr der günstige Einbruch, den das Schauspiel in den Alten gemacht, vorarbeitete. Er schrieb anIFFland:

„Ich fange an, zu glauben, daß, nachdem ich Dich habe kennen geliebt, es doch auf den mir so verhassten Breiten christliche und brave Menschen geben kann, die Gott, ihren Nebenmenschen und der guten Sache dienen, wenn es auch nicht auf die Weise geschieht, wie wir Anderen es thun. Mein Anton hat seinen Kopf aufgeleitet und da er eben so eigenständig ist, wie der Anton im Stücke, und ich ihn eben so lieb habe, wie mein Amtsbreiter im Stücke seinen Anton lieb hat, so — nur, das Weitere wird sich finden. Der Wald steht jetzt im besten Flor; komm bald zu uns heraus oder erlaube, daß ich mit meiner Alten zu Dir komme; Vielleicht, oder vielmehr Ramsell Sophie, muß doch sündlicher von uns dort wieder abgelenket werden, von wo wir sie bekommen, sonst faßt sie zum zweiten Male, daß ein herumstreifender Spitzbube, wie Ihr sie in Euren Stücken groß zieht, sie meinem Jungen vor der Nase wegsieht.“

Dieser Brief trug sehr viel zuIFFlands Genesung bei. Sein erster Ausgang war in das Haus der Ministerin, die ihn hatte zu sich bitten lassen. Er trat eine kleine, aber ansehnliche Gesellschaft beisammen, in der sich auch die Gräfin Welsenkhal befand. Die Bergänge der letzten Wochen waren diesen Kreise nicht fremd gelieben; doch war es dem vornehmen und angesehenen Wälslinge, um dessen Verdienste es sich hier besonders handelte, gelang, alle Schuld von sich zu wälzen und jede Spur eines Mißspielens in diesem angländischen Drama zu tilgen. IFFland wußte um die Künste, die der Streiche angewendet hatte, vor der Welt sich die reiche Braut und den Namen eines christlichen Mannes zu bewahren; und er beschloß, sie zu nichte zu machen. Seine Gönnerin, die Gemahlin des Ministers, war seine Vertraute und Helferin. Auch ihr lag Alles daran, die Freundin aus ihrem Wälsne zu reißen, sie den Charakter des Verhassten klar sehen zu lassen, wo denn notwendig das Bündniß getrennt werden mußte. Die Ausschlässe, die man der Gesellschaft geben, die Strafe, die man den Schuldigen zuzulernen lassen wollte, mußte in die Form eines gesellschaftlichen Scherzes eingeschleibt werden. IFFland entwarf trotz den Plan eines kleinen Drama's, in welchem nur er allein agierte. Seine Gabe, fremde Stimmen überschend nachzumachen, kam ihm dabei trefflich zu statten. Es wurden Spüchwort-Spiele aufgeführt, und als die Gesellschaft eine Anzahl derselben bereits gesehen und sich daran erfreut hatte, wurde geschickt das betreffende Stück eingeschoben. Die Bühne stellte den Gang in einem Gefängnisse vor, zur Rechten und zur Linken zwei vergitterte Thüren.

IFFland erschien. Er stellte einen Krüsten vor, der sich in den Keller begeben hatte, um selbst zu hören und zu sehen, weshalb und wie man die Strafbareren eingeschlossen. Nachdem er bereits ein paar Gemächer durchschloß, näherte er sich der Gitterthüre zur Rechten. Er fragte, weshalb der Gefangene hier eingeschlossen sei, und eine bekannte Stimme, die IFFland längst erkannt hatte, indem er sich halb wie lauschend in die Couffisse bog, erwiderte: „Man hat mich eingesperrt, weil ich mich lächerlich gemacht habe.“

„Ach“, sagte IFFland, „das ist allerdings ein großes Verbrechen, ja, ich möchte behaupten, das größte, welches sich innerhalb der Gesellschaft, wie sie jetzt besteht, begehen läßt. Doch wie hast Du Dich lächerlich gemacht, mein Freund?“

„Einen harmlosen Scherz“, entgegnete die Stimme, „welche ich dadurch rächen, daß ich gegen die Uere, die Ruhe, ja gegen das Leben eines christlichen Mannes zu Felde zog.“

„Wer war dieser christliche Mann? War er etwa aus Deinem Stande?“

„O nein! altbann hätte ich ihn zu schonen nöthig gehabt; es war nur ein elender Komödiant.“

„Wie!“ rief IFFland, „hör' ich recht! Gerade dieser elende Komödiant hat sich, dem Krüsten, gebeten, Dir die Freiheit wiederzugeben. Geh' — und wenn Du künftig wieder Ueberschesser dinge willst, um den elenden Komödianten essentially beschimpfen zu lassen, so wisse, daß seine Bärse Dir zu diesem Behufe zu Gebote steht.“

Man lachte, und Graf Eschden, der gegenwärtig war, verschwand in dem Augenblicke, als er seine eigene Stimme aus dem Gitter der Gefängnisse hatte ertönen hören. Wenige Tage darauf verließ er Berlin, nachdem er einem Freunde geschrieben:

„Es ist unmöglich, mit diesem Teufel von einem Possenreißer Krieg zu führen und Sieger zu bleiben. Ich gehe um meinen Abscheu ein und sehe Berlin nie wieder.“

Vor der zweiten vergitterten Thüre stehen bleibend, richtete der Krüst obige Frage auch hier an den Eingeleierten. Auch hier antwortete eine der Gesellschaft bekannte Stimme:

„Frage nicht, Krüst, nach meinem Vergehen; nur eine Fran kann mir vergehen, und ich zweifle, daß sie es thun wird, wenn sie den ganzen Umfang meiner Schuld ein wird.“

„Altkann wende Dich an die, welche Du am tiefsten bescheiden bist; ich habe hier nichts zu thun“, entgegnete der Krüst.

Alle in der Gesellschaft mußten, auf wen sich diese Worte bezogen, allein man übete sich wohl, die Gräfin anzublicken, die, in ihren Schwel gefüllt, in den Vestiblen ihres Hausecks lag, schindar völlig unberührt von dem, was sich ihrem Auge und Ohr darstellte. Nur die Ministerin konnte es nicht lassen, einen besorgten Blick auf ihre Freundin und einen höflichen auf den General Vaxine zu richten, der ihr zur Seite am Eingange der kleinen Thüre lehnte.

Wenige Tage darauf wurde dem Hofe und der Gesellschaft bekannt gemacht, daß das Verhältniß des Generals mit der Gräfin Welsenkhal gelöst worden. IFFland erhielt von seiner schönen Gönnerin eine goldene Tabatiere mit einem Zettel darin, auf dem die Worte standen:

„Graf auf der Bühne, größ' er außer derselben.“

Wir teilen jetzt zum Schlusse unserer Erzählung, daß Anton und Sophie sich im glücklichen Bunde sich's Leben vereinten, erzählt man wohl der Leser. Daß aber in der festlich ausgeschmückten Wohnung des berühmten Schauspielers noch ein zweites Paar an demselben Abende sich ein stierisches, gegenseitiges Gedächtniß that, möchte der freundliche Beschauer, der bis hieher unser Gemälde betrachtet hat, nicht so deutlich haben vorhersehen können. Es war der Collaborator, der seine Florine heimführte. IFFlands Freude über dieses zweite Bündniß war nicht geringer, als über das erste. Der Collaborator über verbat sich alle zu sehr aufzuerregenden Bemerkungen und Glückwünsche und ging gerade an diesem Abende eine halbe Stunde früher zu Bette, indem er behauptete, daß eine Hochzeit bei so vorgerückten Jahren kein Fest, sondern nur eine neue, bequeme und diätetische Anordnung sei, die, wie jede medicinische Vorschrift, in der größten Ruhe und ohne alle Störung vorgenommen werden müsse. An der Abendtafel wurden die Toaste ausgebracht:

„Anton und Sophie — Dittler und Florine.“

IFFland sagte in seiner Freude hinzu: „Und August und Laura.“ Die Präsidentin richtete ihm die Hand über den Tisch hin und der Präsident sagte hinzu: „Herzlichen!“

„So sei es!“ rief IFFland, „aber nun laßt uns auch die Gläser erheben auf das Wohl von Preussens schönster und hochgestelltester Fran.“

Wit dem Namen „Louise“ erlangen hell die Gläser.

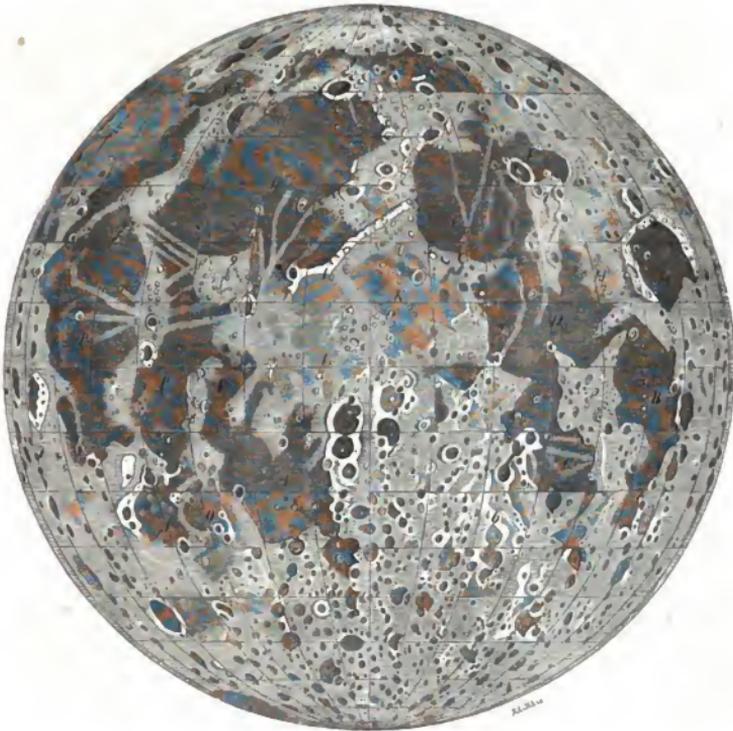
## Eine Reise im Apenninengebirge — — Des Mondes.

Ein Beitrag zur Bekreitung naturgemäßer Ansichten von S. Menzel.

Größer Kritiker.

Wie mag es denn wohl auf dem Monde eigentlich aussehen? Was es dort auch Menschen, Thiere, wie bei uns, geben? — Diese und ähnliche Fragen hat sich wohl Jeder schon einmal ge-

stellt. Es dürfte darum gewiß von allgemeinem Interesse sein, eine genauere Schilderung der dortigen Natur zu hören. Von Zeit zu Zeit sind zwar einzelne solche Unternehmungen in's we-



Die Mondoberfläche.\*

tere Publicum gedrungen, allein meist waren es nur Phantasien, und wollten auch nichts Anderes sein, als diese „Träume.“ Diese kann sich aber Jeder selbst bilden, sobald es eben erlaubt ist, willkürlich zu fingiren und auszufühnen. Ganz anders ist es dagegen, wenn man „nur Wahrheit, nur Thatsachen“ zu wissen verlangt. Die schwierig dann die Fragen zu lösen sind, brauche ich nicht erst nachzuweisen. Die Weisen werden sogar bezweifeln, daß unter dieser Bedingung jemals auf diese Fragen genügend geantwortet werden könne. Der Wissenschaf ist es indeß wirklich gelungen, ein treues und ziemlich vollständiges Bild der Mondnatur zu entwerfen, und wenn auch mancher der verehrlichen Leser Berechtigtes über den Mond gehört hat, so dürfte es für ihn vom

höchsten Interesse sein zu erfahren, welches der neueste wissenschaftliche Standpunkt sei, auf dem unsere Kenntniß vom Monde angekommen ist. Folgende Schilderung hat den Zweck, diesem fühlbaren Mangel in unserer populären Literatur abzuhelfen.

Um dem verehrlichen Leser ein recht anschauliches Bild von jener fremden Welt vorzuführen, wählte ich, wie die Ueberschrift sagt, die Form einer Reisebeschreibung. Allein jenem umfassenderen Zwecke gemäß streckte ich die Natur des ganzen Mondes zu schildern, indem ich das Allgemeine an das Specielle anzuschließen suchte. Ich habe die ganze Schilderung in vier Abtheilungen gruppiert, von denen die erste „das Verhältniß des Mondes zur Erde“ behandelt, weil hierüber die meisten Ansichten

\* Da der erste Theil im Allgemeinen über den Mond handelt, so füge ich hier eine Abbildung der Mondfläche bei, wie sie, durch die Instrumente einer Sternwarte betrachtet, beim ersten Anblick sich darbietet. Der sonstige Leser möge dies Bild, das offenbar den Charakter einer fremden Welt trägt, aufmerksam betrachten und zur Erhellung des Interesses es zu deuten selbst versuchen. Im Laufe meiner folgenden Schilderung wird er erfahren, was die jetzt die Wissenschaft daraus entzifferte. Deshalb sei vorläufig erwähnt, daß die dunklern, also von der Sonne mehr beschienenen Partien sicher Erhebungen der Mondoberfläche sind und daß die dunklern Theile dieser getragne Mondflächen sind. Von jenen hat die Wissenschaft einzelne Gebirge (die in der Abbildung mit Zahlen bezeichnet wurden) unterschieden und mit folgenden Namen benannt:

1. mit dem Namen Apenninengebirge, — 2. Caucasus, — 3. Alpen, — 4. Taurus, — 5. Sämus, — 6. Atlas, — 7. Gebirgen, — 8. Niphinengebirge, — 9. Karpathen, — 10. Pyrenäisches Gebirge.

Die Namen der in der Abbildung mit Buchstaben bezeichneten dunklern Stellen sind:

- A. mare crisium (d. h. Meer der Kranzschmiedel), — B. mare foecunditatis (d. h. Meer der Fruchtbarkeit), — C. mare nocturnis (d. h. Meer des Störtralles), — D. mare tranquillitatis (d. h. Meer der Stille), — E. mare serenitatis (d. h. Meer der Heiterkeit), — F. lacus somniorum (d. h. See der Träume), — G. lacus mortis (d. h. See des Todes), — H. palus sonni (d. h. Sumpf des Traumes), — I. mare frigidum (d. h. Meer der Kälte), — K. mare vaporum (d. h. Meer der Dämpfe), — L. sinus medii (d. h. Bufen der Mitte), — M. mare arabicum (d. h. Meer der Wollen), — N. mare humorum (d. h. Meer der Feuchtigkeiten), — O. sinus epidemiarum (d. h. Bufen der epidemischen Krankheiten), — P. oceanus procellarum (d. h. Ocean der Stürme), — Q. mare imbricum (d. h. Meer der Stürme), — R. sinus iridium (d. h. Bufen der Regenbogen), — S. sinus rosae (d. h. Bufen des Thau's) und neuerlings wurde benannt — T. mare Humboldtianum.

des weitern Publicums theils ganz falsch, theils nur halb wahr sind. Es ist dieser Theil, streng genommen, nicht eigentlich Keifschilterung, jedoch nothwendig. Denn wie jemand, der auf Reisen gehen will, sicher zunächst gewisse Vorbereitungen treffen und nicht ungerathet krouflos marschiren wird, so ist auch diese Monatsreise ein vorbereitender Begriff bedürftig. Sie dürften übrigens eckno belehrend und berichtend sein, als die Weisheitslehren selbst, und eckno, wie letztere, für die meisten Leser Neues enthalten. Zum Beweis will ich nur das Eine daraus verrothen: „Die Erde ist eigentlich kein Planet, sondern selbst kies ein Mond.“ — Man betrachte diesen ersten Theil als Einleitung, die über das Nützlichkeit im Allgemeinen handelt.

Die zweite Abtheilung wird „Streifzüge im Apenninengebirge des Mondes selbst“ enthalten, die dritte „Wilde vom Gebirge aus in das Mond-Flachland“, die vierte „eine Nacht auf dem Monde“ und die letzte, die sanfte „Schlußbemerkungen über den Mond.“

## 1.

## Verhältniß des Mondes zur Erde.

Fast das ganze Publicum glaubt, daß der Mond sich um das Centrum der Erde drehe und diese wieder um das Centrum der Sonne. Ecken diese so tief und weit um sich gewenzelte Ansicht ist nicht eine der Natur gemäße, wenigstens eine unangenehme. Denn nicht die Erde, sondern „das Erdsystem“ macht seinen jährlichen Lauf um die Sonne. In diesem Erdsysteme gehören Erde, Mond und der diesen beiden gemeinschaftliche Schwerpunkt. Eigentlich ist es letzterer, welcher jene Bahn beschreibe, und erstere, also Erde und Mond, sind nur die beiden Pole des Erdsystems. Sclanden wir in hinterdeckter Entfernung von der Erde, so würde Erde und Mond nur als ein Stern erscheinen, kämen wir dann näher, so würde das Erdsystem sich als ein Doppeltstern zeigen. Man kann also das „Erdsystem“ als einen Himmelskörper aufzufassen, dessen Centrum eigentlich jener Schwerpunkt ist. Allein bei der Entstehung des „Erdsystems“ concentrirte sich alle Materie an jenen Polen zu dichter Masse, so daß diese beiden, natürlich einander entgegengesetzten Pole in materiellen Theilen des Erdsystems wunden, während die übrigen nur als ideale anzusehen sind, oder wenigstens als aus ganz verschwindend dünner Materie bestehende. Aber auch jene zwei materiellen Theile sind durchaus nicht von gleicher Dichtigkeit, denn die Masse desjenigen Poles vom Erdsysteme, den wir bewohnen, ist beinahe noch einmal so dicht, als die des Mondes.\* Ja die Dichtigkeit ist sogar an einem und demselben Pole bedeutend verschieden. Denn offenbar ist Luft viel dünner als Feis, und zur Materie der Erde gehört bekanntlich nicht kies Stein, sondern auch Wasser und Luft. Bedenkt man nun, daß die Kraft des einen Poles im Verhältniß zum andern nicht kies dichter wurde, sondern auch mehr Materie concentrirte, als das Erdsystem einfland, so folgt daraus, daß diese beiden Kräfte an den Polen des Erdsystems von verschiedener Intensität seien und daß namentlich der Erdpol, der eine so gewaltige Kugelmasse, als die Erde ist, zusammen ballen konnte, der stärkere sei. Die Gründe aber, warum der eine Pol in jener Zeit viel tiefer Weiräumnisse, als Weir die Welten aus Nichts schuf, ein solches Uebergewicht erhielt, hat die Wissenschaft noch nicht völlig evident aus den bis jetzt erkannten Naturgesetzen nachzuweisen vermocht. Und zweifelnd wie man fragen können: wird dies jemals dem Menschen verböhnt sein, so lange er an die Grenzen seiner Erdnatur gebunden ist? Sein Ohr, sein Auge u. bezuegen, daß sie nur für die Erdnatur geschaffen sind, so daß sie nicht einmal für die Natur unseres nächsten Himmelskörpers, des Mondes, passen, wie die folgenden Beobachtungen beweisen werden. Wie sollte da der Mensch, dessen Denken allein aus den Sinnen hervordrückt, wie die Blume aus dem Fruchtslande, mit seinen erdgebornen Begriffen den Ursprung alles Seins durchdringen können!

Einst flanke man nur stumm und dumme die Winterwerke Gottes an, Erklärungsversuche des Bestandes galten für Verbrechen; später wollte man Alles erklären können, wie alltägliche Kinder von beschränkter Einsicht. Jetzt erkennt man das Factum an, Erklärung wird nur zugelassen. Es läßt sich aber als Thatsache

nicht leugnen, daß fast ein halb Hundert\* Regeln, deren jede so groß wie der Mond wäre, nöthig sein würden, um eine Kugel von der Größe unserer Erde darzustellen zu machen.

Jene zwei Pole des Erdsystems bewegen sich um dessen Schwerpunkt ganz so, wie sich zwei Monde um einen Planeten bewegen. Mitbin wohnen wir Erdmenschen eigentlich auf einem Monde, und zwar auf dem größeren Monde des Erdsystems. Wenn wir sagen: „die Erde sei der Hauptplanet und der Mond nur sein gehorsamer Trabant“, so ist dies Selbstüberhebung von uns, doch noch genug Bescheidenheit im Verhältniß zu unsern Verfassern, die bekanntlich gar meinten, daß nicht kies der Mond, sondern auch die Sonne und alle übrigen Sterne um unsere Erde sich drehten.

Die Erde ist also nicht viel vornehmer, als der Mond. Die Wissenschaft weiß jetzt sogar, daß beinahe Mond und Erde, jeder für sich, ein selbstständiger Planet geworden wäre. Denn es ist gewiß, daß ein Mond, der vielleicht in eben der Zeit oder gar eher) sich um seinen Hauptplaneten bewegt hat, während dieser sich um sich selbst drehte, gar nicht sich hätte erhitzen können. Seine Materie würde zur Masse seines Hauptplaneten übergegangen sein, d. h. dazu gedrückt werden müssen. Ferner ist es eben so gewiß, daß, wäre die Umlaufzeit eines Mondes gleich oder größer, als die Umlaufzeit seines Planeten, jener nicht Mond geblieben sein, sondern selbstständig als Planet die Sonne umhertreiben würde. Die Wissenschaft beweist ferner, daß die Umlaufzeit eines Mondes diesen beiden Grenzen auch nicht nahe kommen dürfte. — Dält man diese Wahrheiten fest und prüft man daran unsere Erde, so findet man, daß er der obern Grenze weit näher kommt, als irgend ein anderer Mond. Wie weit dies wahr sei, möge der Leser selbst entscheiden. Ich füge deshalb einige specielle Angaben hinzu, durch die unser Mond mit den Monden anderer Planeten verglichen werden kann.

Wären wir auf einem Monde des Jupiter oder des Saturn oder des Uranus stehen, so würde es uns scheinen, als wenn der in jenem Monde gehörende Hauptplanet einen mindestens 35 Mal größeren Durchmesser habe, als die Sonne; ja, von einigen Monden aus sogar einen 400 bis 800 Mal größeren. Stellten wir uns dagegen auf unsern Mond, so erschiene die Erde nur 3 1/2 Mal so groß, als die Sonne. — Die Monde der genannten drei Planeten machen mehrere hundert Umläufe während eines Umlaufs ihres Planeten, ja, der innerste Saturnmond sogar 11,000, dagegen unser Mond nur 13. — Die Störungen, welche jene Trabanten aufeinander gegenseitig ausüben, sind weit beträchtlicher als die, welche sie durch die Sonnenanziehungen erfahren. Ihre Bahnen sind sehr wenig gegen die Ebene des Äquators ihres Hauptplaneten und beträchtlich gegen seine Bahn geneigt; bei unserm Monde sehen wir das Gegenheil. Das Pericentrum des Jovianischen Saturnmondes vollendet (nach Bessels Untersuchungen) seinen Umlauf um den Himmel in 710 Jahren und seine Knoten in 36,500 Jahren; bei unserm Monde sind die Zahlen = 8<sub>1</sub> und 18<sub>1</sub> Jahre. — Während eines seiner Jahre erblickt der Jupiter gegen 4500 Verfinsterungen seiner Monde und etwa die gleiche Anzahl Sonnenfinsternisse; unser Mond bietet uns deren etwa zwei im Jahre. Obgleich groß und auffallend sind diese Verschiedenheiten!

Die Behauptung, daß der Mond beinahe neben der Erde, trotz seiner verhältnißmäßig geringen Entfernung, ein Planet geworden wäre, wie sich unsern Lesern schon erscheinen, weil sie neu ist, allein jene Möglichkeit ist durchaus nicht so unglanblich, da wir Kechnliches bereits andernwärts im Welttraume haben. Ich meine das System, das zwischen Mars und Jupiter ebenfalls um unsere Sonne kreist, — die Planetenidee Ceres, Pallas u. Hier haben sich sogar noch mehr als zwei selbstständige Planeten neben einander gebildet, und zwar so nahe, daß ihre Bahnen sich öfters kreuzen. Dies System hat somit das in der That entwickelte, was in unserm Erdsysteme nur als nahe Möglichkeit schimmert. Deshalb läßt sich auch wieder umgekehrt von den Planetenideen behaupten, daß, wäre einer der kleinen selbstständigen Planeten genug mächtig geworden, als das System sich zu jetziger Form ausprägte, so würden alle die andern benachbarten Planetenideen nur Monde vom ersten geworden sein, die sich also nicht so direct, wie jetzt, um die Sonne hätten bewegen können, sondern es zu nächst um den unter ihnen mächtig gewordenen Planeten hätten

\* Die Dichtigkeit der Erde verhält sich zu der des Mondes, wie 1 zu 3<sub>1</sub>.

\* Genauer: 40 1/2 Regeln.

thun müssen. — Bis jetzt hatte sich noch die rohe Meinung erhalten (und zwar nicht bloß in Schulbüchern), daß jene Planetoiden die einzelnen Stücke eines einst geplatzten Planeten seien! Ich will hierzu kein Wort verlieren.

Er verhält sich mit den Systemen der Himmelskörper ganz so, wie mit dem Staatensystem des politischen Lebens. Während jenes Planetoidensystem sich in kleinere selbstständige Körpertheile auflöse, deren jede ihre eigene Wege geht, so hat das Erdsystem noch seine Einheit erhalten durch die Functio vor dem Gesetze; ich meine den Orthostom vor jenem Schwerpunktgesetze. Diefem mußte sich die Erde unterordnen, weshalb sie nicht den von uns geträumten bevorzugten Stand erhielt, sondern den eines bloßen Basallen. Der bis jetzt unbeachtet gebliebene Kronprälatent ist jener „Schwerpunkt des Erdsystems.“

Wo aber ist denn eigentlich dieser neue Herrscher? werden die Leser fragen. Daß jener Punkt zwischen dem Centrum der Erde und dem des Mondes sein muß, versteht sich von selbst, und daß er der Erde viel näher als dem Monde sei, läßt sich erathen; denn wie alle ungeschichtete Körper auf der Erde nach deren Mittelpunkte (ihren specifischen Schwerpunkt) zu fallen streben (was man bekanntlich „Schwere“ eines Körpers nennt), so haben auch Mond und Erde wiederum das Streben, nach dem ihnen gemeinschaftlichen Schwerpunkt \* zu fallen. Die Erde ist aber 88 Mal schwerer, als der Mond. Man weiß dies bestimmt, denn man hat sie gemessen. Was! wird mancher Leser ausrufen, der recht lebhaft diese zwei jähzornigen großen Klumpen mit ihren Bergen und Gebirgen im Geiste vor sich sieht. Allerdings hat man sie gemessen, wenn auch nicht mit einer Schärferwaage, und man hat sich überzeugt, daß der Mond 14,770 Trillionen Centner schwer sei, die Erde dagegen 1,300,000 Trillionen Centner. Deshalb läßt sich erwarten, daß die Erde bedeutend näher an jenen „Schwerpunkt“ sank (wenn es erlaubt ist, der Aufschaulichkeit halber so zu sagen), und zwar hat man berechnet, daß der letztere Punkt nur noch 544 Meilen vom Erdcentrum nach der Monatsseite zu entfernt ist.

Doch bleibt sich diese Entfernung nicht immer gleich, indem die Erde öfters noch näher sinkt, manchmal sogar um 36 Meilen; öfters dagegen ist sie, durch andere Ursachen genöthigt, jenem „Punkte“ ferne, was sich ebenfalls bis zu 36 Meilen steigern kann. Wann dies geschieht und wo im Welttraume und wie weit an jedem einzelnen Tage, jeder Stunde und Minute das Erdcentrum von jenem „Punkte“ entfernt sei, — alles dies vermag die Wissenschaft genau voraus zu berechnen.

Da wir aber von unserer Erdoberfläche bis in den Mittelpunkt der Erde 8—900 Meilen haben, so folgt daraus, daß jener „Schwerpunkt des Erdsystems“ immer noch unter der Erdoberfläche in der Richtung zum Erdmittelpunkte liegt. Jener gewiß Vielen geheimnißvolle „Punkt“ ist also 275 Meilen tief, senkrecht unter unserer Füßen (natürlich, wenn der Mond gerade über uns). Könnte man mit einem Dampfwaagen zu diesem „Schwerpunkt des Erdsystems“ sehen, so würden wir schon in 4—5 Tagen dort sein können, während, wenn wir zu dem Monde aus einer Eisenbahn reisen wollten, wir über 2 Jahre lang fahren müßten, ehe wir dort anlangten.

Wie wichtig diese rechte Auffassung unseres Erdsystems sei, wenn man die Natur des Mondes nicht so ungerathet beurtheilt, wie es gewöhnlich bis jetzt geschehen ist, wenn man vielmehr sie richtig begreifen will, — wird sich dem Leser bald zeigen. Ich gebe aber gern zu, daß es nicht für Jedem etwas Leichtes sein wird, sich einen Körper, der zum Theil nur ideale Theile hat, klar zu denken, da man hierbei die gewöhnliche Eigenschaft des Vorstellungsbildens überwinden und es zur nöthigen Biegsamkeit heraufbilden muß. Anhaltende philosophische, besonders aber mathematische Beschäftigungen ertheilern es sehr, da sie vielfältige Gelegenheiten bieten, sich in solche, für Ainen meist subtilste Objecte hineinzuverleiten. So hat es z. B. die Mathematik mit „Rotationen-

körpern“ zu thun, die doch durchaus keine materiellen Bestandtheile enthalten; man berechnet die Größen der Rotationskörper, die also Größen sind, und doch nur aus idealen Theilen bestehen. Leser, die sich die Körper des Erdsystems nicht deutlich vorstellen können, mögen sich das Verhältnis der Erde und des Mondes zu jenem Schwerpunkt vielleicht dadurch veranschaulichen, indem sie an einen zwanzigjährigen Fessel denken. Der eine Fesselarm ist hier sehr kurz, an ihm hängt aber eine sehr große Last; der andere Arm ist verhältnißmäßig sehr lang, an ihm zieht ein kleineres Gewicht; letzteres ist der Mond, ersteres die Erde. Der Punkt des Hypomochlion, also die Stelle an dem Fessel, die man unterschlagen müßte, wenn beide Fesselarme sich das Gleichgewicht halten sollten, ist jener „Schwerpunkt des Erdsystems.“ Freilich sind auch hier wieder die Arme des Hebels ideal, und der Leser wird immer wieder die alte Schwierigkeit vor sich haben.

Soll sich aber der Leser diese zwei anscheinend himmelweit verschiedenen und für sich selbstständigen Körper, Erde und Mond, zu einer Einheit verbunden, als ein Ganzes denken, so wird noch besonders zweierlei ihm darüber Bedenken verursachen, nämlich die furchtbare Größe und die unangenehmliche Form.

„Der Mond,“ wird Mancher sagen, „ist so viele Tausend Meilen von der Erde entfernt, und sie müßte zusammen in einem Körper gehören? Wie furchtbar groß sollte das dieser sein!“

Allerdings, es gehört eine gewisse Kühnheit des gefaßten Fassens dazu, die Möglichkeit eines Körpers zu begreifen; allein diese Zaghaftigkeit werden nur solche Leser haben, die sich noch wenig mit Astronomie beschäftigt haben, und solch noch nicht sich an die ungeheuren Dimensionen der Unendlichkeit des Universums gewöhnt haben. Doch ich erinnere die Leser, daß sogar in unserm eigenen Sonnensystem ein Körper ist, der mehr als noch einmal so groß ist, ein Körper, der dann aus lauter materiellem, und somit unsere Kenntniß geht, ziemlich gleich dichten Theilen besteht. Gegen diesen gehalten, ist der Körper des Erdsystems sogar klein zu nennen. Jener Körper ist — unsere Sonne. Denkt man sich nämlich die Sonnenugel als hoch, und denkt man sich unsere Erdbugel, ganz so groß, wie sie wirklich ist, in die Mitte der hohen Sonnenugel, so würde trotzdem noch so viel Platz in letzterer sein, daß die Mondugel in ihrer natürlichen Größe sich rings um die Erde bewegen könnte, und zwar eben so fern noch, wie der Mond jetzt von uns entfernt ist! Obgleich der Mond gewiß einen gewaltig großen Platz zu dieser seiner ungeheuren Bewegung gebraucht, so würde er in jenem angenommenen Falle doch noch nicht an die innere Schale der hochgedachten Sonnenugel anstoßen.

Und doch ist diese Sonnenugel und die Gruppe aller Planeten, die in weiten Bahnen sie umkreisen, wiederum unendlich klein gegen die ansehnlich derselben gelegene Sternennwelt. Die ungeheurer Größe dieser letzteren möge folgende Bemerkung anschaulich machen:

In dem Reiche der Unendlichkeit befinden sich bekanntlich unzählige sogenannte „Sternensystemen“, und fast alle Sterne, die wir an unserm nächtlichen Himmel sehen, bilden mit unserer Sonne eine einzige solche Gruppe, — unsere Sternennwelt. Stünde nun Jemand an dem einen Ende dieses Sternenhimmels, und schaute er durch denselben an das andere Ende, ob dort vielleicht alle Sterne noch da wären, so würde er erst nach 6700 Jahren eine dort stattgefundene Veränderung sehen können; denn — so lange Zeit würde das Licht brauchen, um von jenem Ende der Sternennwelt bis zu seinem Auge zu gelangen, obgleich das Licht, wie vielfältige Berechnungen bestätigen, in einer Stunde eintn Raum von 150 Mill. Meilen durchläuft! Dagegen, stände er auf dem Monde, und schaute er auf die Erde, so würde er z. B. eine Zerbröckelung der Erdbugel schon in der zweiten Secunde darauf sehen können. — Vermöchten wir eine unserer Telegraphenstationen auf den Mond zu verlegen, so langte die dahin telegraphirte Nachricht schon nach dem 73ten Theile einer Minute dort an; also noch in derselben Secunde des Telegraphirens würden dann die Mondbewohner erfahren können, was es für Reingeleiten auf der Erde gäbe.

\* Man verwechselt ja nicht: „Erde“ mit „Erdsystem“; es sind also „Schwerpunkt der Erde“ und „Schwerpunkt des Erdsystems“ zwei völlig verschiedene Punkte, deren Entfernung von einander im Welttraum mehrere hundert Meilen beträgt.

# für Gartenfreunde.

## III. Das Veredeln der Bäume.

Mit dem Frühjahr naht für den Gärtner und Gartenfreund auch die günstigste Zeit für das sogenannte Veredeln der Bäume und anderer Pflanzen heran. Wir hoffen, durch Mittheilung des Nachstehenden manchem Keifer der „Gartenlaube“ für einen Garten, sei es auch nur ein Garten im Zimmer, um nützlich zu machen. Geachtet und auch der geübtere Baum nicht, das interessante Thema ausführlich und erschöpfend zu behandeln, so wird doch ein rationelles Eingehen in die Natur derselben für das Verständniß des Hauptsächlichen genügen.



a. das Oculliren.

aus dem Kern erzogen, auf ihrem eigenen Stamme mehrere Jahre später zum Blühen gelangen, als wenn man davon ein Pfropfreis auf ein anderes Exemplar überträgt, und noch früher erhält man einen blühbaren Baum, wenn man das Pfropfreis von einem schon fruchtbaren Stamme, resp. Zweige genommen hat. Auch erlangt man durch das Veredeln noch andere Vortheile. Man veredelt z. B. Säugfische auf Weichfellerischen, Prunus Mahaleb, und geminnt dadurch Bäume, die einen süßeren und von Urumbwasser beimgesüßten Boden vertragen; und man pflanzet Kirschen- und Birnen auf Quitten, die ebenfalls mit geringerm Boden vorlieb nehmen und ein gutes Verpflanzen noch im hohen Alter aushalten.



b. das Pflegen oder Pfropfen in die Rinde.

— Zur Veredlung aufeinander sind jedoch nur solche Gattungen geeignet, die in einer natürlichen Verwandtschaft mit einander stehen. So die verschiedenen Arten des Kernobstes unter sich, Kirschen, Birnen, Quitten, Weichfellen, Ebereschen, Weißdorn; oder des Steinobstes, Apfelsinen, Pfirsiche, Mandeln, Pfämenen, Kirschen, Weichfellerischen etc. Andere Arten, die sich nicht verwandt sind, gehen wohl mitunter eine Verbindung ein, aber diese ist niemals von längerer Dauer.

Die Manipulation des Veredelns besteht darin, daß das Pfropfreis mit der veredelnden Unterlage so in Verbindung gebracht wird, daß Rinde und Bast beider Theile in genaue Berührung mit einander kommen, damit die darin befindlichen Saftgefäße zusammenwachsen können. Darüber wird ein Verband angelegt, der die Atmosphäre von der Schnittwunde möglichst absperrt und beide Theile zusammenhält, ohne jedoch den Saftzufluß zu verhindern. Ist die Operation gut ausgeführt, so lassen beide Theile Saft in die Wunde treten, aus dem sich eine Anhäufung von Gefäßzellen (Callus) bildet, welcher ein schwamm- oder knorpelartiges Aussehen hat. Dieser Callus erlangt mit der Zeit die Härte des Holzes und vermittelt die Verbindung und den Saftzufluß aus der Unterlage in den ersten Theil. Dennoch wird diese Verbindung nicht so organisch und eingig, daß nicht zuweilen bei ungünstigen Umständen, großer Dürre, Frost, Wechsel des Standorts, der aufgesetzte Theil bis zur Unterlage wieder eingigeht.

Man hat je für die verschiedenen Pflanzenarten, die Zeit der Veredelung, für den Standort im freien Lande oder im Gewächshause mancherlei Arten der Veredelung in Anwendung gebracht;

wir müssen uns aber hier begnügen, das Hauptächteste mitzutheilen und durch Zeichnungen anschaulich zu machen.

a. Das Oculliren oder Einsetzen eines einzelnen Auges mit einem daran in der Form eines Schindes angelegten Stücke der Rinde geschieht zur Zeit, wenn solches sich leicht vom Holze ablösen läßt, im freien am besten von Juni bis Ende August bei Rosen, Obstbäumen, Trauereschen etc. im Gewächshause auch zu andern Zeiten. Unsere Zeichnung zeigt ein solches ausgelegtes edles Auge und einen zur Aufnahme desselben vorgerichteten Wirtling. Das Verbinden geschieht kreuzweise mit einem Bast- oder Wollfaden, wobei das Auge selbst aber nicht bedeckt werden darf. Das Oculliren ist die am wenigsten gewaltsame Operation, gelingt deshalb auch am leichtesten und verdirbt beim Abschlagen den Wirtling nicht, so daß derselbe immer noch wieder operirt werden kann. Sobald das edle Auge austreibt, was bei den im Spätsommer ocullirten erst im Frühjahr geschieht, ist der Wirtling dicht über dem Auge wegzuschneiden und sämtliche wilde Triebe zu entfernen.



c. das Pfropfen in den Spalt.

b. Das Pflegen oder Pfropfen in die Rinde hat insofern mit dem Oculliren Ähnlichkeit, als auch hier das Pfropfreis unten einseitig eingespißt werden muß, zwischen Holz und Rinde eingeschoben wird. Auch schneidet man es oft so zu, daß es mit einem sattelartigen Ansatz auf dem Wirtling aufzustehen kommt, wodurch die Haltung eine festere wird. Das Pflegen wird im Frühjahr bei Exemplaren angewendet, die sich Copuliren zu stark sind. Der Verband geschieht bei diesen und den folgenden Operationen am leichtesten mittelst mit weichen Baumwolle dünn bestrichenen Papierstreifen. Das Papier kaset beim Umwickeln sofort fest, bildet einen luftdichten Verband und zerfällt von selbst, wenn ein Anwachsen des Pfropfes erfolgt ist, wodurch kein Lockern des Verbandes nötig wird.



d. das Copuliren.

c. Das Pfropfen in den Spalt wird besser nur bei älteren Bäumen angewendet, die keine weniger gewaltsame Art der Veredelung zulassen. Doch pflanzt man auch krautartige Pflanzen in dieser Weise. Das Pfropfreis wird von zwei Seiten förmlich zugespißt und, wie die Zeichnung zeigt, in den geöffneten Spalt des Wirtlings so eingeschoben, daß Rinde genau auf Rinde paßt. Bei stärkeren Exemplaren pflanzt man mehrere Keifer rund um einen Stamm aufzusetzen.



e. das Einpflegen.

d. Das Copuliren ist jedenfalls die beste Veredelungsart, sobald Wirtling und Edelreis von einer Stärke sind und ganz besonders für Kirschen und andere dem Gartzstosse unterworfenen

Obstarten zu empfehlen. Es stellt eine gut verwachsene organische Verbindung her; doch gehört dazu ein sehr exactes Zuschneiden beider Theile und ein sehr sorgfältiger Verband.

e. Das Einspinnen geschieht gewöhnlich bei manchen Gewächshauspflanzen, wie Orangen, Camellien etc. Das Verfahren ist einfach aus der Zeichnung zu ersehen, und der Verband kann mit einem Faden Wolle oder Bast gemacht werden.



f. das Einspinnen in den Kern.

f. Das Pfropfen in den Kern ist ähnlich dem Pfropfen in den Spalt, gewährt aber den Vortheil, daß eine weniger starke Verbindung dadurch herbeigeführt wird. Schwieriger dagegen ist es, das Pfropfreis passend für die Unterlage zuzuschneiden.

g. Das Ablactiren wird meist bei Pflanzen der Gewächshäuser angewendet und zwar bei solchen, die nicht leicht eine Verbindung eingehen. Es ist jedenfalls die natürlichste Art, zwei Gewächse mit einander zu verbinden, und wir glauben, daß ein ähnliches zufälliges Zusammenwachsen zweier Zweige oder Bäume, wie solches in der Natur gar nicht so selten vorkommt, dem Menschen als Fingerzeig gebiet habe, Verbindungen vorzunehmen. Vorher der Operation stellt man die beiden aneinander zu ablactirenden Gewächse nahe zusammen, entfernt durch scharfe Schnitte

an der Vereinigungsstelle beider Zweige oder Stämme die Rinde und einen Theil des Holzes, bindet nun beide Theile mit ihren Schnittflächen genau gegeneinander, und umgibt sie mit einem guten Verband. Sind sie nach kürzerer oder längerer Zeit verwachsen, so trennt man, wie auf der Zeichnung durch die Striche 1 und 2 angegeben ist, das ablactirte Aesteis von seinem Stamme und schneidet von der Unterlage die Spitze hart über der Verbindungsstelle weg. Das Ablactiren gewährt den großen Vortheil, nicht nur einzelne Reiser, sondern selbst ganze Zweige und kleine Kronen veredeln zu können. Zur Vorsicht ist es aber rathsam, die Trennungsschnitte nicht mit einem Meißel auszuführen, sondern durch allmähliches Einschnneiden den ablactirten Zweig zu gewöhnen, aus seinem neuen Ernährer Nahrung zu ziehen.

Nur bei den erwähnten Veredelungsarten gibt es noch mancherlei mit Erfolg angewendete, wie Anplätzen, Köpfen, Veredeln auf die Wurzeln u. s. w., doch ist die Theorie immer dieselbe und

baher von jedem denkenden Gartenfreund leicht auszuführen. Geschicklichkeit und Genauigkeit sind selbstredend bei der Operation die Hauptsachen, und können nur durch Uebung, durch Fleißschlagen und Bessermachen erlangt werden. Noch einmal machen wir



g. das Ablactiren.

aber darauf aufmerksam, daß der Verband nicht sorgsam genug gemacht werden kann, und alle verletzten Stellen, die nicht durch den Verband gedeckt werden, noch besonders mit Baumwachs zu verkleben sind.

Wir behalten uns vor, in einem spätern Artikel besondere Vortheile bei der Anwendung des heute kurz behandelten Theoma's specieller hervorzuheben.

D. Neumann.

## M o r g e n s t ä n d e n .

Steh' auf und öffne das Fenster schnell,  
Es lacht der Morgen so frisch, so hell,  
Und unten in kleinen Garten  
Sind Leute, die Deiner warten.

Die Wellen kamen über Nacht,  
Hoffärtig breit sich die Tulse macht,  
Und trüben auf und nieder  
Schwankt schon der blaue Fieber.

Die Armen haben keine Ruh',  
Sie bilden an's Fenster immerzu:  
Sie glauben nicht an des Kranzes Wehen,  
Wie sie die hotte Kose gesehn.

Wib. Traeger.

## Ein Fall in die Unterwelt Londons.

In älteren Schilderungen Londons findet man schreckliche Geschichten von Straßen und ganzen Stadttheilen, die ausschließlich von Spitzbuben und andern Verbrechern bewohnt wurden und in welche sich kein ehrlicher Mensch und keine Polizei hineinwagte. Vor etwa vierzig Jahren wurde der letzte auf diese Weise so privilegierte und „über dem Gesetz“ stehende Stadttheil von allen Seiten zugleich in Angriff genommen, niedergerissen, angedrückt, ge-

reinigt und neu aufgebaut. Seitdem haben sich die Verbrecher von Profession in verschiedenen Stadttheilen wieder einzelner Straßen bemächtigt, durch welche zwar Polizei, Gesetz, Menschen, Wagen und Berthe ungestraft passieren, ohne es aber dahin zu bringen, daß die Menschen und Gesetze darin sich den Gesetzen der bürgerlichen Gesellschaft fügen. Sie sehen der Polizei nicht mehr, wie früher, gewaltsamen Widerstand entgegen, aber unentwärtbare Win-

dungen, Riß und Klänke, so daß selbst die in London sehr stark geheime Polizei oft die größten Schwierigkeiten hat, die Urheber großer Verbrechen aus diesen Schlafswindeln herauszuwittern.

Statt theoretischer Nützlichkeit dieser Kräfte und Pflle, Hallthüren und unentbehrlicher Fluchtlöcher will ich ein Erlebnis erzählen, das mir vor einigen Jahren in Fiebl-Lane passirte und an welches ich neuerdings durch Abbruch und Fortsetzung dieser berättigten Gasse erinnert wurde.

Fiebl-Lane war ein Lekerstiefließ des berättigten Epibuben-Elatzweils im Westen, welches vor etwa vierzig Jahren zerbröckelt, durchbrochen und ausgeträumert wurde. Man legte die jetzt noch dennernde und wogende Ofenerstreck hindurch, welche über Holborn hinunter als die zweite Hauptverkehrsader in die City steigt. Fiebl-Lane mündete direct in diese feste wogende, breite Holbornstraße, in welche die Tropfäden der Epibuben, lauter seidene Taschentücher, zu Taufenden an langen Stangen hereinwinkten, um die als Käufer anzuladen, die es vielleicht vorzogen, ihr gestohenes Taschentuch wieder zu kaufen, statt sich mit neuen zu versehen. Fiebl-Lane war und blieb Jahrzehende hindurch die eigentliche Verkaufstraße für gestohlene Taschentücher.

Ein paar zweibrüggige Wesen, wie man sie nur in London finden kann, so schmutzig, so zerlumpt, so elassig und fahrig, so sinnlich klein und so ausgetribt allfing, so entseßlich und gräßlich förmlich panamisch, daß man sehr zögert, die allgemeine Annahme, sie gehörten noch zu menschlichen Wesen, zu theilen, ein paar solche zweibrüggige Wesen waren in der Ofenerstreck plötzlich gegen mich und in demselben Augenblicke klippknall und aalartig durch die Menge davon gesprungen. Ein Herr hatte es gesehen und rief mir, mich noch einem andern Taschentuch anzusehen, denn das meinte sei eben gestohlen worden.

Wichtig. Fiebl-Lane, die enge, schmutzige Seitengasse mit Taufenden bunter, flatternder Taschentücher winkte in der Nähe. Neugierde und Beobachtungs trieben mich hinein. Taschentücher in allen Farben auf Stangen, Keinen und Dächern, aus Fenstern fallend, von Dach zu Dach oben das schmale Streifenhimmel verdundelnd, Taschentücher die Eingangstür verpersend und um schreiende, schmutzige, zantende, lachende Kinder, Mädchen, Frauen und Greise herumtafeln im Winde, Thüren, Fenster, Wände, Dächer, Himmel und Erde, Alles voll Taschentücher, geschnitten, färblich Taschentücher. Ich ward förmlich umgürtet und einige Male förmlich angepöckelt und beinahe gemulmt in einen Laden hineingezogen; aber ich hielt mich tapfer, um mir erst eine Totalansicht zu verschaffen und dann meine Wahl zu treffen.

Endlich trat ich lust in einen ganz stillen Laden, vor welchem kein Schreier zum Kaufen einlud, weniger in einen Laden, als in einen leeren, dunkeln Schuppen, dessen Berträge alle draußen auf Keinen und in Stangen flatterten. Ich verlangte ein gutes Taschentuch.

„Werb! Ihnen meine beste Waare zeigen, Sir! Waare nur für Gentlemen!“

Mit diesen Worten lud mich ein unheimlicher Kerl, der gar kein Gesicht, sondern nur struppiges Haar und eine Nase daraus hervor zu bestien sehen, ein, ihm zu folgen. Doch merkte ich, daß er außer dunkeln, buschigen Brauen auch noch ein Paar spitze, fleckende Augen verberg.

„Dann sehen Sie mir gefälligst in's Waarenlager, Herr! Dort hab' ich die reelle Waare für Gentlemen! Dort mögen Sie aussuchen nach Herzenslust die beste Waare im wohlfeilsten Hausverkauf Londons, Herr!“

So einladend schloß er eine schmutzige Thür auf und winkte mir, ihm zu folgen. Wir war's einen Augenblick, als ob ich zögern sollte, aber ich unterdrückte diese Regung der Furcht als sinnlich und folgte ihm durch die aufgeschlossene, schmutzige, tharrende Thür, durch einen eden, weiß angestrichenen, niedrigen Corridor bis zu einer zweiten Thür, die er mit rostigen Schlüssel öffnete, um mich mit schwarzener Döschlichkeit hinein zu nöthigen. Ich trat in einen leeren, dunkeln, bloß durch ein kleines „Dimmerleuchten“ in der Dede spärlich erleuchteten, feuchtkalten Raum. Mir fiel dieses „Waarenlager“ als das originellste, das ich je gesehen, auf. Die unheimliche Leere darin wurde bloß durch eine alte Bretterkiste, einige Stücken Holz und ein Duzend schmutzige Mauersteine unterbrochen.

„Ist das Ihr Waarenlager?“ rief ich verwundert.

„Ja! ha! Werb! Ihnen zeigen Karikäten von Schätze, was

man nicht zeigen ihut gemeine Augen!“ rief der struppige Kuffag von Haaren und Nase, indem er Schlüssel aus der Tasche zog und an dem Schlosse der großen Bretterkiste zu arbeiten anging. Er probirte mehrere Schlüssel, ohne daß das Schloß nachgeben wollte. Er stierte und klapperte sich dabei in eine immer bigigere Leidenschaft hinein und schimpfte in immer lauterem, freisenden Tönen auf ein altes Weib, das er als eine Haushälterin bezeichnete und welches er beschuldigte, das Schloß verderben zu haben. Die Wuth domerte und stieg so lange, daß sie mir überhaupt unnatürlich, gemacht erschien.

Es wurde mir plötzlich Angst. Ich war allein in einem Hinterhauswinkel der berättigten Epibubenstraße und retirirte, mit den Augen den wüthenden Kerl stierend, rückwärts nach der Thür. Diese öffnete sich rasch hinter mir. Ich wandte mich um und erblickte ein reiches altes Weib, auf einer Seite unnatürlich auf eine Krücke gelehnt. Indem ich vor dieser wahrhaften Schredensgehalt unwillkürlich zuruckbete, bemerkte ich deutlich mit einem Blide, daß ihr Rinn, ihre Oberlippen, ihre Waden mit viden, dichten Stoppeln eines Bartes bedekt waren. Dieses Weib war ein starker Kerl etwa in den Vierzigern; das war mir wie ein Blig klar. Mir ward es gran vor den Augen. Die Dren sprunten. Mir versagte die Kraft in den Knien. Doch behielt ich so viel Geistesgegenwart, zu thun, als meck' ich nicht. Ich versuchte, harmlos zu lächeln, wie der Kerl seine Haushälterin förmlich auslautete, und dabei um letztere herum durch die offene Thür zu entkommen. Dabei meck' ich, wie das verkappte Weib hinter sich nach einer Holzstange an der Wand griff und mir den Weg vertrat. Mit dem „Instincte der Verzweiflung“ griff ich selbst darnach und riß sie an mich, wobei mir ein neuer, idtlicher Schred durch die Glieder fuhr. Das Stilk Holz war eine wie Holz angeführte Eisenstange.

Während ich sie, vor Schred gelähmt, empor zu schwingen suchte, waren beide Schurken ihre Wästen an. Das Weib ergriff die Krücke mit beiden Händen und holte nach mir aus. Dies gab mir Kraft; ich schleuerrte meine Eisenstange gegen die niederstauende Krücke und schlug sie ihm in zwei Stücken aus den Händen. In demselben Augenblicke aber jahte mich das andere Schenkelfal bei der Gurgel in ganz echter Würgemanner, mit der einen Hand die Kehle, mit der andern den Nacken hochgenüßig zusammenbrückend. Es gelang mir, ihm das Ende meiner Eisenstange in das Gesicht zu stecken, so daß er mit meinem abgemühten Haktuche in der Hand domernd auf den heißen Boden hinfiel. Ich erwartete nun einen neuen Angriff des größeren und stärkeren Delserselbsters, aber dieser stellte sich mit dem Rücken gegen die von ihm geschlossene Thür und machte sich mit dem einen Stilk seiner Krücke auf meine Altäre gefast. Schon sah ich, wie der Andere sich wieder aufrichtete: es war kein Augenblick zu verlieren. Mit meiner geschwungenen Eisenstange stürzte ich gegen den Thürhüter, um ihm mit einem Schlage den Schädel zu zerschmettern und die Thüre aufzulassen. Da schien plötzlich die ganze Scene vor mir und um mich in die Luft zu fliegen. Mein letzter Anblick waren die feuerprächtigen Augen und das teuflische Lächeln meines Gegners. Ich selbst stürzte, stürzte, sank, sank, sank in einen dickflüssigen Abgrund.

Dieses Sinken kann nur eine halbe Secunde gedauert haben, aber ich durchdröhte während derselben mein ganzes Leben. Ich erlebte, ich genoh in dieser entseßlichen halben Secunde, was ich in Dichtungen von der zauberhaftesten Geschwinnigkeit des Gedankens und Gefühls gelesen, was und wie zuweilen auch in Träumen begegnet, daß mir in einem Momente des Einschlafens und Wiederauwachens nach einigen Minuten alle Erlebnisse vieler Jahre wieder durchlebten, mit längst verstorbenen Freunden und Geliebten ganze Jahrzehende der verschiedensten Freuden und Leiden durchmachend, als Kinder spielen, als Jünglinge lieben, als Männer trotzen und dafür lange büßen u. s. w. Alles in einem Momente vorläufigen Einschlafens, dem dann ein langes Erwachen folgte, um zu wundern und zu trauern über diese mysteriöse Energie der Idealität des Raumes und der Zeit, die zu dreißig bis vierzig Jahren Lebensinhalt und Hunderten von Meilen nicht mehr als einige Minuten gebraucht, um sie mit allem Reichthume von Scenen, Leben und Freunden in und wieder anzufuerneden und auf idealtem Boden verflirt zu verwickeln. Ich stürzte und sank eine halbe Secunde (wie ich später ermittelte, denn so tief war der Abgrund etwa), aber während derselben war ich ein Kind auf dem Arme der Mutter, belolter und

bestrafter Junge in der Schule, Gymnasiast, Student, Bräutigam, Gatte, Vater, Wittwer, Flüchtling, gefangener, bestraffter und entkommener Preisverbrecher, auf's Neue glücklich, dann erschlagen, bestraft, ausgeplündert, in einen Kugrund geschleudert, verurteilt, bestraft, weggeführt und verloren für ewige Zeiten.

Der letzte Theil dieser Binsen läßt sich jedoch in die Wirklichkeit an, welche mich aufnahm, in einen entsetzlichen Hinkeuden, unterirdischen, mit Rast und Ratten und dem Unrath von ganz London gefüllten, trügen Strufluß, in eine manergewöhnliche Art des riesigen Cloaken-Systems, das London unten zwischen Hunderten von Meilen Gasröhren, Wassertröhren und wieder Gas- und Wassertröhren verschiedener Compagnien, Eisenbahntunnels und einem endlosen Gewirre elektrischer Drähte in ganzer Länge und Breite durchsucht und Millionen von Ratten und Hunderten von Menschen eine unterirdische Existenzquelle geworden ist.

Mit sollte es die Quelle des Todes werden! Ich lebte noch, aber mit halbem Körper in einem Irnidum, das mit jedem Athemzuge das Leben erstickte zu wollen schien. Die Fallthür oben war geschlossen. Ohne Führer in dem viele Meilen umherirrenden entsetzlichen Grotte — wo soll's ich hin? Mir halfte meiner Eisenkette, die ich noch seuffte, wann ich mich etwas ab und seitwärts, und füllte auf der Seite in dem rauhen Mauerwerk eine Art Bank, auf der ich Platz nahm, um zu mir zu kommen und den Wahnwitz, der mein Gehirn bedrohte, wo möglich abzuschütteln. Kann hätte ich mich auf die Bank hinausgearbeitet, öffnete sich die Fallthür wieder, einige Schritte seitwärts von mir, und ein entsetzlicher Mauersteinregner donnerte und planstehe herunter, hinterließ, einen Oghen zu zerquetschen. Dann ward es wieder pechfinster. Ich troch weiter auf dem entsetzlichen Tode um mich, ich weiß nicht, wie lange, bis ich durch einen rothen Schein, der etwa 30 Fuß lang und dem dunklen Schmutzwasser heraufschien, aus meiner dunklen Todesnachtigkeit aufgestrichelt ward. In dem rothen Scheine entbedte ich eine Laterne, darüber das noch blutende Gesicht des Schurken, dem ich die Eisenkette in das Gesicht gestochen, in seiner Hand ein langes Messer. Ich erriet ihn. Mit kaltem Schwerte bedrängte ich mich in einen steinernen Seitencanal, wobei mein Fuß abfiel und auf dem trügen Streben fortshawam. Der Kerl sah ihn, und schien daran die Uebertreue zu schätzen, daß ich ungelommen sei, denn ich hörte in einiger Entfernung ein Geflüster von oben durch eine Oeffnung, durch welche er, wie ich aus dem Geräusche schloß, in die Höhe gewunden war.

Werden sie nun nicht kommen, um mich auszuländern? Ich zweifelte nicht daran. Wie ihnen nun meinen vermeintlichen Leidnam entziehen? In dem Nichtstreifen der Laterne hatte ich gesehen, daß nach der Themse zu abwärts der Cloaken-Inhalt viel höher stand, und an ein Entkommen durch die großen Ausgangsthore an der Themse nicht vor Ablauf der Fluth zu denken war. Ich tappte mich stromaufwärts, wo ich bald etwas Lichtschein bemerkte, der durch engere Seiten-Cloaken einbrang. Leichter waren dies durch enge, harte Eisengitter von der Straße oben getrennt. Das Donnern und Knattern des Lebens oben schüttelte zu mir herab, aber ich konnte weder in diese engeren Seitengänge einbringen, noch von da emporschreiten. Ich brang weiter aufwärts, nur um zunächst so weit als möglich von meinen Wunden wegzukommen, und sogar in große Verästelungen dieser unterirdischen Steinadern hinein, bis Todesmattigkeit mich zwang, nach einer Stätte zum Ruhen umherzufühlen. Ich fand wieder einen Mauerabhang unten. Hier schloß ich Athem. Hier preßten sich Thranen aus den Augen, als ich das blutige Leben oben donnern hörte, und die Schindwand um mich festgemauert fand, die mich hier lebendig begraben wollte. Ein entsetzlicher Schmerz an meinem Fuße forderte mich zu einem neuen Kampfe um mein Leben auf. Eine Ralte hatte sich so fest in meine Wade gebissen, daß ich sie nur mit der größten Gewalt abreißen konnte. Kurz darauf hatte ich wohl mit Hunderten zu kämpfen. Ich hörte und fühlte sie von allen Seiten heranzupressen, diese entsetzlichen Wölfe der Unterwelt, und magte mit meiner Eisenkette ununterbrochen stampfen und stoßen, bis ich genug für

den Hunger der noch lebenden getödtet haben mochte. Sie schmaugten ihre getödteten Gesichter, und ließen mich einwirken so viel Ruhe, daß ich meinen Weg weiter fort zu tappen im Stande war. Aber wohin? Unter ein neues Heer hungerwüthender Ratten. Mit dem Füssen und meiner Eisenkette verweilte dreinfallend, entsand ich nach langem Kampfe und an Händen und Füßen bluten, athemlos, völlig erschöpft, aber mit der Gemüthsheit, daß im ersten Augenblicke der Ruhe ich auf's Neue attackirt und dem Schicksal nachgegeben, bis auf die Knochen aufgefressen werden würde.

Zweilen fühl't ich mich schon ganz sterblich bewußlos, wahnwitzig, und in den Momenten der Besinnung in brausenem, graufendem Entsetzen, daß ich doppelt sterben würde, erst geistig, dann körperlich. Aber ich kämpfte, ich schüttelte das Entsetzen ab, so oft es mich überfiel, und stärkte meine ganze Kraft, auf einen Ausweg zu denken. Kann ich den Ablauf der Fluth der Themse abwarten (das wurde mir als einzige Rettung klar), gibt es einen Ausweg stromab. Deshalb lehrte ich in einem andern entdedten Hauptcanal um, und verfolgte den Weg abwärts, so lange das träge Gewässer mir mich nur die Füße deckte. Mit dem Unfluten und Zusammenfluten meines ganzen Körpers kämpfend, bemerkte ich endlich — endlich — wieder einen Lichtschein, vernahm ich ein entsetzliches Geräusch stiehender Ratten und Hundebegier. Dann sah ich Licht und ein Menschengeflücht darin. Ein Menschengeflücht über einer Furalatene, einen Kerl hinter sich, einen plattschenden, bald schwinmenden, bald am Rande auf mich zubellenden Hund neben ihm, eine eckhafte, von triefenden Lampen bedeckte Menschengeflücht, aber ich hätte ihn sehr unarmen und küssen mögen — um den rettenden Gott, den ich in ihm begriffte.

Er folgte dem Hunde und beleuchtete mich lange, ganz erstaunt, ganz sprachlos.

„Wo ist Dein Hund?“ rief er endlich. „Was ist das? Jemand ohne Hund hier? Und noch nicht von den Ratten aufgefressen? Wie kamst Du hierher?“

„Kann, wollen Sie mich an's Tageslicht bringen?“ rief ich. „Ich will es Ihnen lohnen, lohnen, wie Sie mich belohnt wurden.“ „Freilich will ich das! Aber wie kommen Sie hierher? Fluth noch nicht 'rauter, keinen Hund — wie ist's möglich?“

Ich erzählte ihm mein entsetzliches Abenteuer, nachdem er mir aus seiner Braunhaarigkeit einein Schluß gezogen. Erst konnt' er's lange nicht begreifen, als er ihm aber klar gemorden, schwor und wiederholte er unmäßige Male, daß er die Rechte in Fiedel-Kane hängen sehen müsse, und soll' er die ganze Nacht stehen, um sich einen guten Platz zu sichern.

Er war auf einem extraordinären Wege vor Ablauf der Fluth heruntergekommen, und den Hunderten seiner Collegen, den „Schmutzlerchen“, die in den Kloaken Schätze suchten und zuweilen silberne Vöfel, goldene Ringe, Geld und Pretiosen aufwischen, zuvorkommen. Mein Rettungengel war eigentlich von Profession ein Rattenfänger. In den fashionablen Localen, wo Gentlemen aus die Virtuosität ihrer Hunde im Rattenjäten weiten, befehlt man 8 Pence für's Duzend lebendige Ratten. Er hatte schon einen ganzen sappenenden Saal voll und zeigte mir auf unsern noch langen Wege bis zu dem nächsten Ausfluththore noch manche Proben seiner Kunst, auch ein bis zum Stelet abgenagtes Menschengebein, wie man sie nach seiner Aussage öfter da unten findet, ohne daß sich die „Schmutzlerchen“ weiter darum kümmern.

Ich erinnere mich noch, wie er mich an's Tageslicht führte und wie ich zusammenkam. Dann kamen sechs Wochen in einem Hospitale, von denen ich nichts mehr weiß, da sie einem demüthigen verphantasirten Nerzenerber gehörten. Als ich, zum Bewußtsein gekommen, der Polizei mein Abenteuer erzählt hatte, nahm sie ganz Fiedel-Kane in Angriff. Aber die Schurken hatten Zeit gehabt, die Fallthür unsichtbar zu machen oder ganz zu überbeden. Wichtigstens konnte keine Spur davon entdedt werden. Das alte, professionelle, freche Verbrechen erhielt beständiger Strafe aber endlich in den jetzigen Schritten geführt, durch welche Fiedel-Kane bis an den Grund und Untergrund zerstört und mit neuen, unflüchtigen Hänfern freiter und heiter aufgebaut wird.

## Der brave Schmied von Regenbach.

Die ersten Neben hilt's an Weien,  
Die letzten Nolen an dem Tage,  
Beim guten Wirt zum „Nühen Wein“  
Sigt man am Sanct Johannisstage;  
Auf freien Herber, Töhl' und Löhr,  
Das freudig so laud um Giren und Wangen!  
Man singt und laugt im lust'gen Chor  
Von schöner Zeit, die lang vergangen.

Und Durck und Dirne reden sich,  
Als säßen sie zum Kirchwand; —  
Die blonden Tuden strecken sich  
Und brechen mande spärige Lang.  
Man singt und laugt von alter Zeit,  
Wo Vies' und Tret' im Land gesolten.  
Wo man die Remm' im zwisch'nen Kirch  
Und seinen Lude laut gelolten.

Und wie man blaubert, laugt und singt,  
Schwandt's auf dem Quastler sich und löstern:  
Wie wenn der Höhn durch Forck bringt,  
Denn Höderick' unheimlich säßern —  
Und durch die sime Thür herren  
Schindl's, — wie in fremme Kammertreden  
Der Wolf — im gelobten Heuböckern  
Mit rauhen Lauten und Gebeyden —

Die Kagen taulein schamerlich  
Im rothen Licht wie glühend Eisen. —  
Die Hellen, die novemberlich  
Weißfarben durch die Länder reisen.  
So hängt die Jams' aus schlaffen Tausl, —  
Mit einschlauffen Schweiß, und ättern,  
In wach'n sich halb zu keig und laul,  
Dals selend laut und heig gemitternd —

„Weh, Himmel, hill! Ein toller Quab!“  
Kant freubelich vom Dorf der Haber,  
Der auf der Bant laß, und zur Stund'  
Verhoffen liegen Laß und Haber.  
Gleichwie verschüttet's Hof und Hans  
In's Thal kamieren sonnernd rollen,  
So schlägt das lust'ge Scherzenöck  
In Damm des Hundes gisig Grollen.

Wenn roth die Sonne untergeht,  
Dert häßer Wind die scudeten Schwingen:  
So schnappt nach links und rechts gedreht  
Sein Haupt umher in leien Wingen.  
Dumpe, wie der schwarze Hochland'sharren,  
Darans die rothen Blige löhren:  
So heit der Hund, mit Mann und Wurm  
Padd's, wie mit Häuten, bei den Quaren.

Auf springt der Schmied, der auf der Bant  
Pe'im Haber nedern gesellen,  
Da heit er lauter Bant und Schwant,  
Dat lungen Wüts den Hund gemellen,  
Die branne Wange wird ihm kläg:  
Hier hillt nicht Denten, hillt nicht Lagen —  
Jum Rathen ist das Volk zu laß,  
Hier gilt es Thoden, Amboß schlagen.

Und groß und mächtig, wie er war:  
„Gurdel!“ er donnert's in die Reichen;  
Das heimliche Wandern bringt Gesche,  
Wir gilt's! Ich weiß und will mich weichen.  
Sonn Reiker zwingt ihn, Citner fällt,  
Und der bin ich, Draht an's Entwicken!  
Hier Weib und Kind sorgt! Schöne Welt,  
Wiel Mein Weg geht zu den Reichen.“

Die gitschschwell'ne Katter maßt,  
Und Alt und Jung schreit laut wer Jammer,  
„Kamm, armer, kranker Cammer,  
Wir streiten um die letzte Kammer,  
In Gottes Namen draus!“ So lößt  
Die Windbevant in verschwiegen's Wälder  
Und müht die Stämme wie heßelt  
Wie Schmitter in die Reichenfelder.

Der Telle kränkt sich, schnappt und löbnt  
Und heit der Schmied in Arm und Lenben,  
Des Scherzenhaus vom Kampfe dreht,  
Blut rinnt nach allen Ecken, Ecken,  
Und wie das letzte Kind entloß,  
So schmerzt er mit leichen Händen.  
Das halbwürdige Tier oben,  
Kant hall's von Wölung und von Wänden.

Dicht schlägt er hinter sich das Lohr  
Und tritt, bespreigt mit gis'gem Geiler,  
Liebelimend an die Gahl' hervor,  
Nimm das Wolf hartt sein mit Eiler:  
„Duch's Herber schreit den Hund mit todt!  
Wollt ihr dem Kirn noch gehorden,  
Dreht meinen Wäilen er Erb  
Und laßt mich für mich selber sorgen!“

Zur Schmiech leut er seinen Schritt,  
Und lautes bedr's rings in der Kumb,  
Die Schmiech löst von seinem Tritt,  
Doch tröpelt's aus der trocken Tumb.  
Die schwarzen, häßlichen Reiten wüßt  
Er aus und löhrt das Reitenferer —  
Es heit der Balg und löbnt, genüßt  
Von Häuten, die nicht recht geuere.

Legt Ketten sich um Arm und Bein  
Und um den Kumb; wie in Wetter  
Die Dittge Nadsch im wilden Stein  
Den Eisenkamm ammeß antlettern:  
So heit der Kumb'scheramm  
Und mit dem Schmied jagend verlostet;  
Kein Schwert, und ob es feurig flammt,  
Die beiden von einander bettet.

Von rothen Häuten sprüht das Quas,  
Die schwarzen Hammerschläge fallen,  
Die Donnerzeit in Nacht und Graus  
Reithen durch die Wälder hallen.  
Reiß gibt das Ura, er schmeißt mit Raht  
Die beiden Enden seß insammen  
Und löbntert stamm „in guter Nacht“  
Den Hammer in die lichten Flammen.

„Kam ist's geloch'n, Bergeht mich nicht  
Und heit für mein letztes Leiden,  
Und recht, so lang' mich grüßt das Licht,  
Reiß Erb — nun aber laßt mich scheiden!“  
Wenn Lage bringt ein wirtter Klang  
Wie Schmetter, Bettlern, Eitöhen, Eitertien,  
Reißhallen Berg und Thal entfang  
Lief aus des Dantes Eingemeden.

Wenn Tag' und Nöchte harret das Dorf  
Die eine Blauer nach der Schmiech — —  
Dert wöhnen heute Wöts und Scherf  
Und lungen Graus nur noch zur Wirtte;  
Der Kumb'schmoit, es schwand das Hans:  
Doch schlagen meines liebes Flammen  
Doch über Wöber, Schmit und Graus  
Die Nolen lichterloch insammen.

Und aus den Reien hing ein Vieh,  
Die Reichtigsten von der Fuder:  
„Bon Regenbach der brave Schmied,  
Er löst im Wolf, er löst im Einoc,  
Und mit dem Winde nicht sein Nam'  
In alle Herzen, alle Dütten,  
So löst sich jols' ein eiter Sam'  
Mit Berg' und Töhlern nicht verschüttten.“

„Wiel Tausend sigen in den Tod,  
Für's Land, für Reich und Kind zu sterben,  
Mit Leib und Leben klug reth  
Das Heil der wüthen Schlacht zu löhren:  
Der brave Schmied von Regenbach,  
Er blautet aus tausend Wänden  
Wenn Tag' und Nöchte, — tausendfach  
Dert Akerhebung er seinben.“

Christian Schab.

Der brave Schmied von Regenbach.



## Zur Natur- und Jagdgeschichte des Tigers.

Indien ist das classische Land für Tiger-Jagden. In seiner Theile der Erde wuchert die Gattung dieses räuberischen und furchtbaren aller Raubthiere in solcher Masse, weil es den Eingebornen an Mitteln fehlt, sie zu bekämpfen und zu vertilgen, wie die europäischen Jäger finden dort ein Jagdgebiet, wie sie es sich nur wünschen konnten. Wildt in Wäldern, und wenn sie in rechter Ausführung zu festen Jagd ausziehen, eine nicht allzu schwer zu erlegende Beute, welche ihnen Staunen und Bewunderung in ihrer Heimath verheißt.

Gegen die Gefahren, welche Jäger, wie Gordon Cummings, in Afrika zu bestehen hatten, sind die in Indien gering, weil die Jagd in diesem von denobnten Stellen ausgeht und die Eingebornen den Europäern, welche sie von ihrer Plage befreien wollen, gern Beistand leisten.

Es ist daher auch begreiflich, daß die englischen Officiere sich die Jagd in Indien im hohem Grade angelegen sein lassen, um bei ihrer Rückkehr die glänzenden Trophäen mit sich nehmen zu können, welche die hohe Jagd in Indien verheißt.

Einer derselben, welcher seine Jagd- u. Abenteuer kürzlich dem Druck übergeben hat, berichtet, daß er in einem Jahre 156 Stück größeren Wildes erlegt hat. Unter diesen befanden sich 68 getödtete und 30 verwundete Tiger, im Ganzen 98, 25 getödtete und 26 verwundete Büren und sieben Panther. Damit ihm nicht der Vorwurf gemacht werden kann, daß er etwa bloße Jagdgeschichten erzähle und seinen Lesern Wären aufbinden wolle, beruht er sich dabei auf das Zeugniß von sieben Officieren, welche Theilnehmer seiner Jagdthiere an verschiedenen Stellen des Landes waren.

Erin im Ganzen etwas einsüßig und in zu wenig selbständiger Weise geschriebenes Buch enthält nichtdeshalb manche interessante Beiträge zur Naturgeschichte des Tigers, und wir hoffen, und den Dank unserer Leser zu verdienen, wenn wir diese zusammenstellen und ihnen eine Anschauung von diesem Zweige der hohen Jagd geben.

Während der Regenzeit, welche mit Ende Juni beginnt und vier Monate anhält, ist dem Raubgebiß in Indien nicht beizukommen, da es während desselben nützlich ist, in die schlüpfigen Wälder und die sumptigen Theile des Landes zu dringen, und der Aufenthalt in diesen außerdem zu ungesund ist. Erst seit die folgenden fünf Monate dauern diese Gefahren noch fort und es sind deshalb die drei Monate der heißen Jahreszeit, welche auf diese Jagd verwannt werden müssen.

Zu derselben bedarf man drei und mehr gute Doppelschützen und der Begleitung von zwei Eingebornen, welche die Büchsen stets in Bereitschaft halten müssen. So lange der gestülpte Jäger auf diese Hülse rechnen kann, ist er im Stande, dem aufgesuchten oder umherstreichenden Tiger sicher entgegen zu treten und ihn durch ein paar gut gezielte Schüsse zu erlegen; hierin liegt aber seine größte Gefahr, daß sie beim Anblick des Tigers davon laufen.

Die englischen Officiere bilden deshalb gewöhnlich Jagdgesellschaften, welche für längere Zeit anschießen und außer dem Beobachter der gegenständlichen Hülse zugleich das Vergnügen des gesellschaftlichen Verkehrs genießen.

Beim Beginne der Jagd leisten die Pfauen und die Affen dem Schützen die größten Dienste. Beide sind die natürlichen Feinde des räuberischen Raubgeschlechts, das ihnen fortwährend nachstellt, und rächen sich dafür an diesen, sobald sie sehen, daß ihm deren stärkster Feind, der Mensch, nahe. Beim ersten Anruf der Treiber erheben die Pfauen ihr Geschrei „ha-ut, ha-ut“, das alsbald von ihnen seiner haufenweise Gewossen wiederholt wird und fast jedes Mal das Zeichen ist, daß sich Tiger oder wilde Raben in ihrem Reviere aufhalten. Wenn Hirsche und Büren durch das Geschrei streifen, schweigen die Pfauen. In gleicher Weise erheben die Affen ihr Kriegsgeschrei, sobald ein Tiger oder Panther von den Treibern aufgesucht wird. Sie müssen damit wohl nur ihr Geschick von der nahenden Gefahr benachrichtigen wollen, verathen aber zugleich dem Menschen die Anwesenheit des Raubthieres, denn auch sie scheuen nur beim Anblicke eines solchen, nicht des andern Wildes. Die Affen führen in Indien ein äußerst comfortables Leben, da die Indier ihnen aus religiösen Vorurtheilen nicht nachstellen, aber die Panther und die Boa's verbittern

es ihnen, weil diese Thiere die hohen Bäume erklimmen und sie im Schlaf überfallen und tödten.

Auch das Geschrei der Krähen verrieth den Tiger, doch kann man sich daraus nicht verlassen, da sie es auch beim Anblicke andern Wildes erheben. Nacht verläßt dagegen das „kole balla“ der Schakals den Tiger, da die alten Thiere dieser Gattung den Tiger zu begleiten pflegen, um sich vor von ihm übrig gelassenen Jagdbeute zu beschützen, und diese dem Tiger durch ihr Geheul die Nähe von Fuchs, Kamelen, Pferden und Menschen verriethen, um ihn zum Raubgen zu bringen.

Die Tiger-Jäger leiden sich sorgfältig in branne Farbe, damit ihre Kleider nicht gegen die heißen und die in der heißen Jahreszeit braun gefangenen Büsche abstechen. Tiger sind, wie alles größere Wild, außerordentlich vorsichtig, namentlich wenn sie schon einmal angehossen sind, und werden lieber durch die Treiber durch, als daß sie auf einen ihnen fremden Gegenstand zu eilen.

Gut gezielte Schüsse in die Hirnschale oder in's Blatt strecken den Tiger leicht zu Boden, aber selbst dann ist noch große Vorsicht nöthig. Einmal begenachte es dem Verfasser des erwähnten Buches, daß ein Tiger, der nach zwei Schüssen in seiner Höhle wie todt niedergedrückt lag, nachdem der Vorsicht halber noch ein Schuß in's Blatt abgefeuert worden, plötzlich wieder aufsprang und ein furchtbares Gebrüll erhob. Zum Glück war er jedoch selbst so von Furcht erfüllt, daß er sich in seine Höhle schlüpfte, statt sich, wie zu beforgen war, auf die Leute zu stürzen, welche ihn ankamerten im Begriff standen. Dadurch konnte er auf's Neue erlegt werden, ehe er dazu kam, Unheil anzurichten.

Wenn die Treiber sich zusammenhalten und den Tiger unter lautem Lärm mit Steinen werfen, getraut er sich nicht, sie anzugehen; steht er sie jedoch verzeigelt, so wirft er sich auf einen von ihnen und trägt ihn im Mantel fort, um ihn den Kopf zu zerbeißen, sobald er Zeit dazu gewinnt. Häufig wird ihm die Beute jedoch auch abgeholt. Ein solches Schicksal betraf selbst einmal einen englischen Officier, welcher der Jagdfahrt des erwähnten Schriftstellers war.

Wir wollen diese Schilderung wiedergeben.

Um das hohe Gras in unserer Nähe zu übersehen, stiegen wir Beide mit unsern Büchsen auf einen kleinen Dornbaum. Raum hatten die Treiber ihren gewöhnlichen Lärm begonnen, als ein schöner Tiger erschien und in unserer Ferne gerade auf uns zukam. Wir wollten ihn bis auf einige Schritte herankommen lassen, als zu unserm Verwundern ein Mann, der einen höheren Baum hinter uns erklimmen hatte, uns rief, um uns vor dem Nahen des Tigers zu warnen. Dieser Ruf machte ihn stutzig, er stand still, legte einen Augenblick umher und sprang in entgegengekehrter Richtung fort. Wir setzten darauf unsere Doppelschützen ab und das laute Geheul des Tigers sagte uns, daß wir nicht gefehlt hatten, aber das richtige Geheul verdrang den Tiger, so daß wir nicht mehr zum Schuß kommen konnten. Wir warteten, um den Treibern Zeit zu lassen, das Revier zu durchstreifen, und hörten darauf einige Pfauen-Hüfe. Ein junger Tiger erschien und wurde durch einen Schuß zu Boden gestürzt, welcher sich jedoch so tief in das hohe Gras, daß wir seiner nicht habhaft werden konnten und ihn erst nach zwei Tagen teuf fanden. Da der Abend nahte, so folgten wir nun schnell den Spuren und den Schmeicheltreppen des verwundeten Tigers. Sie führten uns durch dichtes Dorngebüsch und hohes Gras, und wir folgten ihnen an der Spitze unserer Leute, bis wir an einen offenen Platz kamen, wo sie aufhörten. Wir ließen einen Mann auf einen Baum steigen, um zu recognosciren, und Elliot und ich gingen ein paar Schritte vor, um die Spuren genauer zu untersuchen, ehe sie von unseren Leuten getreten würden.

Bei dieser Beschäftigung hörten wir plötzlich ein lautes Gebrüll in einem Kampf wenige Schritte rechts von uns. Elliot war etwa zwanzig Schritte weit von mir entfernt. Dem Gebrüll folgte gleich darauf eine Tigerin, welche gerade auf mich losging. Ich hatte kaum Zeit, beide Käse meiner Büchse abzuschießen; diese Schüsse oder der Pulverdampf veranlaßten sie, von mir abzuziehen und sich Elliot zuzuwenden, auf den sie so rasch zusprang,

daß er nicht Zeit hatte, seine Wäsche zu erheben. Im nächsten Augenblicke sah ich ihn rücklings unter der Tigerin hinstürzen, welche surschbar brüllte und heulte. Meine „Schitaris“ blieben bei dieser Gelegenheit bewundernswürdig kaltblütig und händigen mir rasch meine Referte Wäsche ein. Ich feuerte zwei Mal in das Schulterblatt der Bestie, während sie über dem armen Elliot lag; diese Wunden übten aber wenig Wirkung, denn sie schleppte ihn rüchwärts an dem sinken Oberarme, den sie mit ihren Zähnen schiffelt, nach dem Sumpfe zu, in dem sie gelegen hatte. Der Grund war äußerst uneben und mit Felsblöcken bedeckt, ich gerathe mich deshalb nicht zu schiefen, aus Furcht, meinen Freund zu treffen, denn da sein Gesicht unter ihrem Kopfe lag, konnte ich nicht nach ihrem Schädel zielen, während sie über die Felsblöcke sprang. Elliot war ohnmächtig, als die Tigerin ihn schleppte. Sie brüllte fortwährend und sah nach uns, als ich ihr mit den Leuten etwa acht Schritt weit folgte und auf den Augenblick wartete, wo ich nach ihrem Kopfe zielen konnte, denn jeder andere Schuß war nutzlos. Endlich, nachdem ich zwei bis drei Mal vergeblich gezielt, traf meine Kugel sie glänzlich in die Hirschkugel, worauf sie den armen Elliot fallen ließ und todt auf ihn hinstürzte, ihre Klauen nach seiner Brust streckend. Rasch gab ich ihr mit dem zweiten Lauf den Rest und stürzte dann mit den Wbeels hinzu, um Elliot unter der Tigerin hervorzuziehen.

Als wir ihn aufhoben, kam er sogleich zur Besinnung und bat um Wasser. Wir gaben ihm den Schlauch, der unser Wasser enthält, und er that einen langen Zug daraus. Sein Arm war surschbar verfestigt, und wir verbanden ihn, so gut es ging, mit den Turbanen, welche die Leute bereitwillig dazu hergaben, und machten dann eine Bahre aus Zweigen, auf der wir ihn nach unserm Helt in Rajahpur, zwei und eine halbe Meile weit durch das Gebüsch trugen. Hinter ihm folgten die Wbeels mit der Tigerin, einem äußerst starken Thiere.

Den ersten Schlag, welchen die Tigerin ihm mit der Lohge ben wollte, hatte Elliot mit seiner erhobenen Wäsche parirt. Auf dem Schafst waren die Spuren ihrer Klauen zu sehen, Höhn und Verstärkung waren so platt gedrückt, daß die Wäsche erst reparirt werden mußte, ehe sie gebraucht werden konnte. Von Rajahpur ließ ich Elliot nach der nächsten Stadt bringen, und nahm, als Alles dazu angeordnet war, Abschied von ihm, da ich ihn nicht weiter helfen konnte.

Nachdem ich gehört, daß eine Anzahl Officiere fünfzehn Meilen weit vom Lager auf einer Palmritze befindlich sei, ritt ich zu ihnen, und war sehr erfreut, bei ihnen Speise und Trank zu finden. Am nächsten Morgen meldeten die Wbeels, daß ein Tiger gefährt worden sei, und es wurde beschloffen, eine Jagd anzustellen. Oberst D., die beiden Doctoren E. und W. und ich zogen dazu aus. Wir hatten drei Doppelbüchsen und meine Pistolen. Als wir den Abhang erreichten, ließen wir treiben, Doctor C., der Oberst und ich schritten auf Büumen mit den Wbeels Posto, während Doctor W., welcher nur als Aufspäher gefolgt war, sich auf einen niedrigen Baum stellte. Sobald der Lärm der Treiber erschalle, kam ein starker Tiger in raschem Trabe auf uns zu. Wir ließen ihn dicht herankommen, setzten dann dicht hinter einander, und streckten ihn zu Boden; gleich darauf sprang er aber wieder auf, und stierte umher in schillernder Unschlüssigkeit, was er thun solle. Er ging einige Schritte zurück. Hier gemahete er Doctor W., der weit gefleudet war, und vollkommen regungslos auf einem niedrigen Zweige des Baumes zwanzig Schritt weit von dem Tiger stand. Nachdem er lange den Doctor angestiert, der die Gestehegebart hatte, sich nicht zu rühren, ließ die Bestie raschen Schrittes einem Krinthen-Gebüsch zu, und wir sahen sie nicht wieder, wo viel Mühe wir uns auch gaben, sie durch Ver-

abrollen von Steinblöcken zu treffen und zu reizen. Der Regen machte unsern Bestrebungen vollends ein Ende.

Doctor M. wäre verloren gewesen, wenn er sich geregt hätte. Die „Schitaris“ sagten uns jedoch, der Tiger habe den Doctor sicher für ein Stück weißen Luchses genommen, das die Eingeborenen bei ihren Jagden auf die Wäpse hängen, um die Tiger zu schrecken.

Nach zwei Tagen erst wurde der Tiger etwa dreihundert Schritt von dem Orte, wo er stürzte, vorendt gefunden.

Für ihre Nahrung beschränkten sich die Tiger gewöhnlich auf ein Gebiet von wenig Meilen, das sie dadurch genau kennen lernen. Beim Nahen der Nacht erschallt ihr Gedrüll an verschiedenen Stellen in einiger Entfernung von einander, um das in der Nähe liegende Wild nach dem Sumpfbüsch zu treiben, denn sich der Tiger darauf zumendet. Wenn er sich dann dort an den Stellen, welche das Wild zum Sumpfen ausführt, auf die Lauer legt, seine Opfer zu Boden reißt und tötet, hat er nicht halb soviel Mühe, als wenn er sie auf einer großen Fläche jagt. Das Gedrüll dient indessen auch dazu, das Wild und kleinere Thiere zu warnen und zur Flucht zu treiben, sonst würden sie von den Raubthieren vollends aufgerieben werden.

In den Feinden des Tigers gehören auch die wilden Hunde. Wo es solche in Indien gibt, jagen sie den Tiger, der vor ihnen furchterfüllt schieht, bis er einen Baum findet, durch dessen Entkernen er sich vor ihnen retten kann. Die Hunde belagern ihn jedoch darauf, und erheben einen so surschbaren und fortgesetzten Lärm, bis gewöhnlich Schälben erscheinen, um den Tiger mit leichter Mühe erlegen.

Daß der Tiger einen Stier gelbdet, so folgt ein interessantes Schauspiel. Schon während seiner Jagd freisen die Geier, welche den Werd wittern, und ist er gefscheden, so setzen sie sich ruhig auf die nächsten Bäume, um zu warten, bis der Tiger seinen Durst und Hunger aus dem Blut und Fleisch seines Opfers gestillt hat. Eben so sitzen die Schakals in ehrschnidvoller Entsemmung. Erhebt sich der Tiger dagegen, so stürzen sie hinzu, und anten sich dabei auf eine höchst komische Weise mit den Wbeels, sobald diese ein Stück Eingeweide oder Fleisch weghaben. Die Geier wissen dem Schnappen der Schakals jedoch sehr geschickt auszuweichen. Entfernren sich die letzteren mit einem Knochen, so beginnt erst das wahre Mahl der Geier. Dst fressen sie sich so voll, daß sie nachher kaum fliegen können.

Zuweilen rächen sich die Kubbirten auf raffinierte Weise an den Tigern, welche sie ihres Viehes berauben. Nachdem sie von einem Baume aus zugesehen, wie der Tiger ein Stück Vieh erwürgt und seine erste Orer an diesem gestillt hat, steigen sie nach dessen Entfernung herab, machen mehrere Einschnitte in die Keulen des erwürgten Stieres, und streuen Asieni oder das Mest einer giftigen rothen Beere hinein, welche in den Dshungeln wächst. Jede dieser Giftarten ist geschmacklos, und wenn der Tiger nach einiger Zeit zurückkehrt, und auf's Neue zu schmelzen beginnt, merkt er nicht, daß er den sichern Tod einjagt.

Einer dieser Vtirten zeigte mir die Reste von drei Tigern, welche er auf diese Weise gelbdet hatte. Als Tiger-Jäger mußte ich über diesen Erfolg erstent schreinen, bebauerte aber im Herzen dieses Töden, das der Jagd Eintrag that.

Nach der Tödtung eines Stieres lauern die Eigenthümer desselben dem Tiger auch häufig von den Bäumen aus auf und schiefen nach ihm, verwunden ihn jedoch nur, da ihre schlechten Gewehre und ihr schlechtes Pulver nicht hinreichen, die starken Thiere zu erlegen. Sie können höchstens darauf rechnen, daß die Tiger an den Folgen der Verwundung verenden; sie überlassen diese jedoch gewöhnlich, und ich fand häufig Kugeln unter dem Helt der von mir erlegten Thiere. U. U.

### Blätter und Blüten.

Feuer ohne Rauch. Das alte Sprichwort: „no Rauch, ist auch Feuer“, oder umgekehrt: „no Feuer, ist auch Rauch“, muß aber toll unglücklich werden, da wir mit unserer feuerbegehrigen Industrie und ihr unsere kalten, commercieellen Feinden viel und reelles Feuer, d. h. Feuer ohne Rauch bedürfen. Wir wissen, daß fast Rauch Feinden eines kühnen, unvollkommenen Feuers ist. Der Rauch ist nutzlos und schädlich, un-

braucht in die Luft entweichendes Brennmaterial. In England werden täglich über 1000 Centner reelles Steinoblen als Rauch in die Luft gelegt. Es bilden einen ewigen großen Saad von Ache über den Häuptern, der den Himmel verfinstert und immernördlich schwarz an Dendmüller, Vatermörder, Vorkendern, Damsenblüte und das ganze englische Leben herabregnet. Die Dendmüller der Föde und Könige in London ge-

ten aus, als hätte man in nationaler Dankbarkeit latter verdienstvollen Schwann einen Ehrennamen verdient. Unter ihnen war auch ich aber bis in verdienstvoller Ehrenbürger, welchem man jaß noch kein Demal gefeßt hat: Korb Palmerston.

Diefer war fünfzig Jahre lang fast stets unentwäglicher und Kriegsmiñner und letzte den Engländern bios in den Ländern anderer Völler Denkmäler, die ichredlich viel Geld, Flotte, Arme, Diplomatie und Blut zu erheben sehen, in daß die Engländer überhaupt nicht mehr an ihre eigenen Angelegenheiten in Europa denken können. Ich muß fast be durch den berühmten Schwannfänger von ihrer Dummheit weggefegt, außer sich und Auswand geworden.

Vord Palmerston war aber einmal vor einigen Jahren auf kurze Zeit Minister des Innern. Als solcher trat er mit einem Rezept für Dampfmaschinenfabrikation an, außerdem verbot er das Rauchen. Mit beiden Rezepten hatte er Unfälle die Weltfamen bliesden und mit dem Beschlich, obgleich „Rauch“ das Verbot sehr drastisch unersparlich und wenig bescheiden.

Vord Palmerston hatte nämlich den großen Fabrikführerinnen und Dampfmaschinen oberhalb der London-Brücke das Rauchen verboten. Diefe mußten aber nicht gleich, wozu mit dem Rauche, ob zu qualmen sie fort, nicht zum Rauchen und die Polizei herum, sich, jedoch, grimmig, unzufrieden. Die Polizei hat den Rauch vor Rauch nicht mit mehr in Verweisung, nie und wo die Schuligen zu entenden sein. Rauch grüchene einen Volkerman auf einer dimmelbaren Leiter an einem Dampfholet in die Höhe steigen und in den Schwärzen, diesen Qualm von oben mit erfrühter Stimme hinuntergerufen:

„Not no smoking allowed! Die daren hier mich roochen!“  
„Ist das Verbot aus des Rauchen? Ich habende weder einander ist, wie taunberstet andere Hildbrücke in England; aber hier und da wurde doch ein polgeimwärtiger Schwannfänger benannt und bestraft, so daß sich die Dampfmaschinen doch nach Willen umwand, durch welche das Feuer gebräuen wird, seinen eigenen Rauch zu verzeihen. Diefer große Problem des Jahresantritts ist denn aus und bereit auf verschiedene Weise mehr oder minder vollkommen gelöst worden.

Die Lande von unerschiffen und commercielen Schiffen und Unternehmungen, Betriebs-Capitalien, Preise von Fabricaten, Gesundheit und Leben, landwirthschaftliche Erzeiter, Erdengrund und Dummelbläue in allen Ländern damit zusammen- und davon abhängen, glauben wir, im Interesse der Majorität unserer Leser zu handeln, wenn wir mittheilen, wie weit man es in der Lösung dieser Aufgabe bis jetzt in England gebracht hat.

Ein „Rauch“-Schadenbewerter-Association in London ficht vor etwa einem Jahre den Preis von 500 Pfund Sterling auf die beste Methode aus, Feuer für eine bestimmte angegebene Zeit von vierstündigen Dampfholet so zu unterhalten, daß es keinen schädlichen Rauch abgibt. Der Feuerherd ward dem Ermenen der Feuerherd überlassen, Gestalt, Form und Größe des Dampfholets aber setzen in einer Zeichnung gefestigt und besprochen wurden. Jedem Kosten und besetzten Grade gefestigt und die Ueberweisung bescheiden je von bestimmten Quantitäten sorgfältig gezogen.

Ueber diese Bewerben und Besuche ist jetzt ein sehr genauer Bericht erschienen, aus welchem wir das Wichtigste mittheilen. Die Association besam 103 Methoden der Rauchvergiftung in ihrerstischen Verschieden von allen Theilen Englands zugesucht. Davon wählte sie vier als die theoretisch vollkommenen zur Erprobung durch die Praxis auf ihre eigenen Kosten aus. Den andern Feuerherd wurde freigestellt, ihre Theorien auf eigene Kosten praktisch zu prüfen. Die vier von der Association gepriesen sind die von Copson und Copson in Dunderdfield, C. D. Williams in Liverpool, S. Stone in Andliss und Hobson in Eld-Büchse. Den Preis von 500 Pfund bekam Williams, weil sich dessen Theorie als die beste, welche das Feuer auf die einfachste und wohlfeilste Weise zur vollkommenen Rauchvergiftung schickte, welche alle mit andern Methoden die vollkommenste Verbräuenung und die größte Vermeidung von Dipe auf einem bestimmten Brennmaterial erzeigte.

Der Bericht zeigt zunächst auseinander, daß Feuer ohne Rauch noch sein vollkommener Brennanngeproccß sei, da Gase aus Klangen an hinzuzurendem Wasserstoff noch unvertannem einweisen. Feuerherden sind also gehörige Verbräuen des Feuers mit Luft, welche, nach daß Feuer erloschen, den Brennanngeproccß möglich vollkommen macht, aber auch nicht zu viel Luft, welche dann, neben dem Feuer hinzukommend, dessen Wirkung vermindern würde. Diejenigen Einbringen der Luft in das Feuer thut es aber noch nicht, so daß es hierbei viel auf das Wie? ankommt. Danach nun unerschöpfen sich auch beispielhaft die vier gepriesen Methoden der Rauchvergiftung.

Die vier Methoden des Feuers in zwei Kammern, eine vordere für Kohlen und eine hintere für Gas. Erster brennt mit ihrem Rauch in die verthümlichmäßig rauhste Gefestaltung hinein, deren nun obenverehrte Dipe diesen Rauch mit verbrannt, da durch angebrachte Luftlöcher genug Wasserstoff dafür zugesucht wird. Aber der Rauch wurde nicht „ganz“ verzeiht. Die Einrichtung ist sich erzieht aber gut und man glaubt, durch Hervollkommnung der Construction diesen schwachen Punkt noch verbessern zu können.

Copson und Comp. erzielten vollkommenste Verbräuenung ohne Rauch. Aber die Einrichtung ist complicirt. Gases und Kammern von feuerfestem Thon bewirten eine vollkommenste Mischung von äufferer Luft und dem Gase des Feuers, aber dieses Wasserwerk kann trocken und sich spalten, daher legt diese Methode große Vorsicht und Sorgfalt beim Feuern voraus, was in Drogen und in Wasser nicht ansehbar ist, da man keinen leichten, leichten, unerschöpflich gebudete und praktisch gelbte Feuermeister dazu brauchen müßte.

Stone's Plan ist im Principe gleich mit dem von Williams. Beide lassen die Gase den Kohlen durch die Oefen einströmen. Ueber diefe hinaus beruht in Stone's Apparat der Boden des innern Feuerherdes in gleicher Ebene hervor. Diefe zeigt sich nach innen und läßt das theils innerhalb, theils innerhalb placierte Brennmaterial immer nach dem Centrum des Feuers rutschen, wobei durch eine Menge kleine Oefnungen in der Thür reichlich Luft zufließt, ohne aber gänzliche Verbräuen des Rauchs zu fördern.

Der Williams'sche Apparat läßt die Luft aus von außen durch kleine Oefnungen einbringen, welche, durch Wären nach außen verlagert, beständig geschlossen werden können. Die Dampfholet dabei ist, daß innerwärts stets zwei verschiedene Grade von Feuerung erhalten werden, eine weitgehendere auf der einen, eine brennende und mit frischen Kohlen verbräuen auf der andern Seite.

Diefe beiden ist letztere Rauch entwidet, verzeiht die Gase der erleren bestreiten, die höchst vollständig ist und nun auf der andern Seite wieder frisches Brennmaterial aufgeschüttet werden kann, welches nun bald in vollkommenste Verbräuen übergeht, so ist fort. Der Rauch wurde dabei vollkommen verzeiht, bleibt es in dem Beräute, gleichwie, ob während der Stunde 15 oder 27 Pfund Kohlen per Quadratfuß verbräuen. Bei einem Experimente wurde die Verbräuenung sogar auf 27 Pfund aus bei der Quadratfuß per Stunde gefahren, ohne daß Rauch sichtbar ward, obgleich dabei 5/8 Kubfuß Wasser aus jedem Quadratfuß Feuerplatz per Stunde verbräuen. Dabei ergab sich nach der Borzug, daß seine besondere Sorgfalt und Willenshaftigkeit von Seiten des Feuererzierlich ist, wenn er nur abwechselnd reigis und feste frische Kohlen aufschüttet, was bei großen Fabricen u. s. w. sehr mühe ist. Ueberhaupt erzieht sich diefe Experimente bios an große Fabricen und Dampfmaschinenfabriken für Dampf und Wasser, nicht aber für Feuer, welches man dem Zweck (ohne ziemlich vollständigen durch sehr lästige, in kleinen Partionen regelmäßige Einmischung frischen Brennmaterials).

Für Kohlenfeuer im Kleinen reicht die schon vor 15 Jahren patentirte Einrichtung von Jules bin, aus fies Feuer und Dipe ohne Rauch zu fördern. Die Einrichtung besteht in beständiger Verbräuen des Feuers mit kleinen Quantitäten verzeiht sich wechsellig bedehender Ueberhangen. Es ist ein Apparat, der nur angefügt und mit Kohlen verladen zu werden braucht, um ein einmal gut brennendes Feuer heiß und rauchlos zu unterhalten.

Im Großen ist das Problem durch Williams wesentlich gelöst worden und das Palmerston'sche Rauchverbot seine Habel weht. Da sich die civilisirte Erde überall höher mit Dampfholet bedeckt, wie mit Kirchhöfen und abgehenden Schwannfängerinnen, ist diese gelbte Methode von der weitesten und besten Wichtigkeit und eine weitere Künftler für Alle, die reine Luft und klaren Himmel dem Schwärzen Schmutze vorziehen, mit welchem jetzt alle großen Dampftriebrennen Industriellen umhüllt erziehen.

„Nuch nicht über! Derweil erzählt in seiner Reise durch die Pampas, daß er im Possimer der Gancia la Gobra, einer abendlichen Garrade, eine so große Menge der größten blinhangenen Ränge Buncuda angetroffen habe, daß er es vorgezogen, im freien zu übernachteten. „Doch auch diese Stelle,“ fährt er fort, „gänzte mich das Schicksal nur kurze Zeit; es zogen plötzlich Regenwolken hervor, die bald sich entladen, und mich in's Zimmer zurückdrängen. Es blieb nicht anderes übrig, als mich ganz in eine weiche Decke zu wickeln, um vor den Winden sicher zu sein. Diefe großen, aber ein Hoff janzigen Wehen fah eine sehr lästige Plage der argentinischen Lande; sie halten sich am Tage in den Hugen der Todschneise aber fassu wo verheßt, und kommen in der Nacht hervor, die im Zimmer Schläfen ansehend, aus ihre Blut zu janzigen. Jung und häußwichtig fah sie noch ungeheßlich und häßlicher gehaut; im selten Lebensalter haben sie große Füßer, einen fischen Leib und fischen Gesicht. Ein recht angenehmer Thier schmilft enorm an, und kann bei Umfang einer Eichel anwachsen; bei mir ist freilich seine so hart geworden, ich hätte sie abethen, (ohne daß sie gefodert hätte, an der Bewegung der Haut, griff zu und riß ihr den Kopf ab. Am andern Morgen lag gegen ein Lendend todt vor meinem Loge.“

Das herrschtschliche Erbgebädniß zu Wels in Sachsen. Der berühmte Hildeler in Bremen und eine Gruff im Dorfe Diemert bei Franeker theilen die Eigenheit, daß die baldich beilegenden Zeichen nicht verwelen, sondern nur verdrängen. Ein Gleiches erzählten wir neulich (in Nr. 12) von der Gruff in dem ungarischen Orte Egen-Donny. Die Kirche zu Wels, jenen von drei Hildelshäfen getragenen Schichten, bietet herrschtschliche Erbgebädniß eine ähnliche Eigenheit. Dasselbe schickte gegen 30 Jahre, aus sich selbst menschlische Körper und Werkstätten vorzuführen. Ueber von Zeichnen, welche schon 100 Jahre hier ruhen, lassen sich noch sehr gut bewegen. Ein junger Frauennimmer, aus 1634 beigelegt ward, hat noch ziemlich Farbe, und zwei ältere Zeichnen sind noch ganz den von ihnen in der Kirche angehängten Bildnissen ähnlich. Hugen und Spinnen, welche man in dem einen Gange bemerkt, fah gleich dem menschligen Alter hervortreten. Eine im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts begrabene Leiche trägt einen Vorberkram, dessen Wäster noch ruhen. Uns berühren aber, das man heraus nahm und sorgfältig bewachte, hat noch einigen Tagen den Geruch verloren. Gleichwohl zeichnet sich dieses in seinen Wärtungen sonderbar Erbgebädniß weder durch Lage, Boden noch Bauart aus. Ueber diefe Art bemerkt man durch eine Leßnung noch eine zweite mit ganz unerschöpfen, doch mit größter Genauigkeit gegen einander bewahrt, nur fähig Wäen von einem entsetzten Erbgebädniß die Zeichen verwelen.

**Illustrirtes Familienblatt.** — Verantwortl. Redactoren **F. Stolle u. A. Diekmann.**

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Rgr. zu beziehen.

## Ein Gottesgericht.

Von Verfasser der „neuen deutschen Zeitbilder.“

Am dem rechten Ufer der Memel, etwa in der Mitte zwischen der Stadt Tilsit und dem russischen Post, liegt das adelige Gut Turellen.

Es gehörte schon vor einer langen Reihe von Jahren einer alten, reichen Dame, einer verwitweten Gräfin von Ruthenberg. Sie lebte auch dort, aber ohne allen Umgang mit der Nachbarschaft, selbst mit den allerdings sehr wenigen adeligen Gutsbesitzern der Gegend. Desto häufiger, hieß es, besomme die alte Dame Besuch von Verwandten und Bekannten aus Kurland. Die reiche Dame aber lebte in ihrer Eingegenheit außerordentlich comfortable. Sie stammte aus Kurland, und war erst seit wenigen Jahren aus Rußland nach Preußen herübergekommen.

In früheren Zeiten sollte sie sehr schön gewesen sein. An dem Hofe in St. Petersburg, der, als Kaiser Alexander der Erste noch nicht fromm geworden, gleichfalls eben kein frommer war, sollte sie damals lange Zeit eine glänzende, vielfach gefeierte Rolle gespielt haben. In den letztern Jahren sei sie, warum, wußte man nicht, am russischen Hofe nicht mehr gern gesehen; darauf sei sie nach Preußen gekommen, wo das Gut Turellen schon seit längerer Zeit ihrer Familie gehörte. Dies war in den ersten Jahren noch dem Regierungsantritt des Kaisers Nikolas.

Jetzt, eben weil sie mit Niemandem in der Gegend Umgang hatte, hörte man wenig mehr von ihr, als das Angegebene.

Den Sommer pflegte sie in russischen Bädern zubringen. Sie war ohne Kinder.

In einem Frühjahr, nachdem sie etwa vier bis fünf Jahre in Preußen sich aufhielt, erhob sich in der Gegend ein sonderbares Gerücht. Sie hatte vor ungefähr vier Wochen Besuch von einem Neffen aus Kurland, einem jungen Grafen Ruthenberg, bekommen. Nachdem der junge Mann keine vierzehn Tage da gewesen, sei er plötzlich verschwunden. Am Abend habe er der Dame eine gute Nacht gewünscht, um sich in sein Zimmer gleichfalls zur Ruhe zu begeben. Am andern Morgen sei er fort gewesen. Sein Bett habe man unberührt, alle seine Sachen noch da gefunden. Von ihm selbst keine Spur.

Die Gräfin habe sich anfangs beunruhigt, dann aber die Sache leicht genommen. Die Ruthenbergs hätten alle etwas Besondere, so eine Art von englischem Eselen. Ihr Wesen werde irgend einem plötzlichen Abenteuer nachzugeben, aber vielleicht von noch einem ungenüßlichen Einflusse, vielleicht weit genug, in die Welt getrieben werden sein; er werde schon wieder zum Vorschein kommen.

Aber es waren seitdem schon vierzehn Tage verfloßen, und von dem jungen Grafen war weder eine Nachricht eingetroffen, noch eine Spur aufgefunden. Dagegen, setzte das Gerücht hinzu, wollten Leute in der Nacht seines Verschwindens in unmittelbarer Nähe des Schlosses ein sonderbares, nicht näher bezeichnetes Geräusch, und sogar einen unterdrückten Schrei, wie um Hülfe, gehört haben.

Das Gerücht drang bis zu mir. Ich war damals Kreisjustizrath und Dirigent einer Criminalbehörde in Litthauen. Zu meinem Gerichtsbezirke gehörte auch das Gut Turellen.

Ich hielt es für meine Pflicht, dem Gerüchte nachzuforschen, und schrieb deshalb an das Justizamt, in dessen Untergerichtsbezirke Turellen lag.

Ich erhielt nach einiger Zeit Antwort. Daß der Neffe der Gräfin Ruthenberg vierzehn Tage lang zum Besuche aus Kurland bei ihr gewesen und dann plötzlich, vollkommen unter den oben mitgetheilten Umständen, verschwunden sei, wurde bestätigt. Aber auch, daß die Gräfin völlig unbesorgt sei, wurde das plötzliche Verschwinden irgend einer Person des abenteuerlichen jungen Mannes zuschreiben. Von einem sonderbaren Geräusche, gar von einem Hülfesrufe in der Nacht des Verschwindens habe sich nichts feststellen, nicht einmal die Entstehung des Gerüchtes darüber habe sich ermitteln lassen.

Ich konnte, wenigstens vor der Hand, nichts weiter herauslassen. Indef ungefähr vierzehn Tage später wurde ich durch einen Besuch überrascht. Es war des Abends schon ziemlich spät, als ich einen Wagen vor meinem Hause vorfahren hörte. Wenige Minuten darauf hörte ich auf meinem Hausesturz eine fremde Stimme meinen Namen aussprechen. Es war eine Mannsstimme.

Das Dienstmädchen antwortete, daß ich hier allerdings wohne. Ob ich zu sprechen sei, und zwar allein? Ich hörte das Mädchen auf der andern Seite des Hofes die Thür meines Besuchszimmers öffnen. Sie hatte den Fremden in das Zimmer treten lassen.

Gleich darauf kam sie zu mir und meldete, daß sie einen fremden Herrn, der mich bringen zu sprechen gewünscht, aber seinen Namen nicht habe nennen wollen, in das Besuchszimmer geführt habe.

Ein Criminalkammerer erhält erst solche geheimnißvolle Besuche. Ich legte mich in das Zimmer hinüber, und fand darin einen mit eleganter Eleganz gezeigten, schon etwas Ältlichen

Herrn. Es war eine hohe, sich sehr gerade, aber nichts weniger als steif haltende Figur, ohne Emboypoint; die Gesichtszüge feig, zugleich etwas stolz, wie es schien, das Auge außerordentlich feig. Das Benehmen des Mannes gieng ganz feiner eleganten und sorgfältigen Kleidung. Er war sehr höflich. Ich hatte einen Mann vor mir, der unweifelhaft der höheren Gesellschaft angehörte. Seine Worte befähigten mir das sofort.

„Ich bin der Graf Alexander Kutzenberg, russischer Gesandter zu —“

„Was heißt Ihnen zu Diensten, Herr Graf?“

„Ich komme in einer sehr wichtigen Angelegenheit zu Ihnen. Aber darf ich auf Ihre vollständige Verschwiegenheit rechnen? Auf die vollständige, unbedingteste?“

„Sie können; in so weit meine Amtspflicht nicht etwas Anderes von mir fordert.“

„Gerade in einer amtlichen Angelegenheit komme ich zu Ihnen, und — was ich Ihnen zu sagen habe, befähigt sich entweder, oder befähigt sich nicht. Ich bitte Sie also, wenn meine Person gleichgültig. Doch erlauben Sie, daß ich zur Sache komme.“

„Ich bitte darum.“

„Die Gräfin Kutzenberg zu Intellen ist meine Schwägerin.“

„Ah!“

„Ich bin seit drei Tagen zum Besuch bei ihr. Vor einigen Wochen hat sie den Besuch unseres beiderseitigen Neffen, des Grafen Paul Kutzenberg.“

„Ich habe davon gehört.“

„Er war nach einem Aufenthalt von vierzehn Tagen plötzlich verschwunden.“

„Ich weiß auch das.“

„Datten Sie schon Verdacht?“

„Das Gerücht hatte ihn ausgesprochen, aber nicht bestätigt.“

„Ich fürchte, ich bringe Ihnen Befätigung. Meine Schwägerin zwar glaubt nur an einen tollen Streich des jungen Mannes. Aber meine Schwägerin ist eben eine Dame, die gern Alles leicht nimmt. Es ist Gewohnheit bei ihr.“

„Ein schätziges, höfliches Mädchen glitt aber das seine Gesicht des Diplomaten. Er fuhr fort, und sein Ton wurde noch und nach beinahe so leicht, wie die es Gemüthsart seiner Schwägerin schiderte.“

„Ein toller Streich des jungen Menschen mag allerdings vorliegen. Aber ich fürchte, er hat ihm das Leben gekostet.“

„Sie glauben an ein Verbrechen?“

„Darf ich bitten, genau folgende Umstände zu erzöhlen: Meine Schwägerin war im vorigen Jahre in Bad Tms. Sie hat von dort eine Gesellschaftin mitgebracht, eine junge, sehr schöne Dame. Wenige Tage, nachdem sie die Gesellschaftin genommen hatte, fand ein junger Mann sich ein, und bot ihr seine Dienste als Jäger an. Sie nahm ihn. Sie hat ihn gleichfalls mit hierher gebracht. Er ist ebenfalls ein schöner, junger Mann. Zwischen der jungen Dame und dem jungen Mann besteht irgend ein geheimnißvolles, wenigstens heimliches Verhältnis. Sie scheinen sich vorher schon gekannt zu haben. Sie fragen mich, was das Alles mit meinem Neffen zu schaffen habe?“

„In der That, Herr Graf —“

„Dabei Sie die Güte, mich weiter anzuhören. Vor etwa acht Wochen kommt mein Neffe in Intellen an. Er war — ich wünschte, er wäre es noch, aber es wird leider nicht der Fall sein — er war ein leichtsinziger Dursch. Dabei sehr ungenirt und, lassen Sie mich es gerade heraus sagen, roh, sehr roh. Meiner Schwägerin gefiel er so. Auch seinem Vater hat er so gefallen. Er hatte in Allem seinen freien Willen.“

„In Rußland kann ein junger Edelmann mit ungebundenem Willen viel thun. Auch ich hatte darüber schon mande Erfahrung an der russischen Grenze gemacht. Ich mußte zu dem Worten des Grafen unwillkürlich nicken. Er bemerkte es. Sein Gesicht lächelte wieder.“

„Zuletzt hat er auf einen deutschen Universitäten studirt.“

„Und wahrscheinlich die Vollendung seiner Ausbildung in Paris erlangen.“

„Ah, mein Herr, Sie hiegen mir ein Paroli.“

„Ich verberge mich.“

„Aber Sie haben in der That Recht. Er war den letzten Winter über in Paris und von dort war er nach dem mardt gross direct zu seiner Tante gereist. Er sah hier die junge, wie gesagt, sehr schöne Gesellschaftin. Die Schönheit der Dame ent-

lündete seine Leidenschaft. Er war nicht gewöhnt, seinen Leidenschaften Jagd anzulegen, und verfolgte die Dame mit Liebestanträgen. Sie wies ihn zurück. Er wurde bringender. Sie wandte sich am Schluß an meine Schwägerin.

„Meine Schwägerin nimmt, wie gesagt, gern die Sachen leicht, besonders bezüglichen Sachen. Sie kennt sie aus alter Zeit und, mein Herr — ah, ich bin ja Ihrer Verschwiegenheit gewiß — meine Schwägerin ist in ihren alten Tagen keine Beschweßer geworden, die Frau von Kutzenberg hat sie nicht beschert. Sie wies die junge Dame zurück; in fremde Herzensangelegenheiten mischte sie sich nicht.“

„Aber das Herz habe mit dieser Angelegenheit nichts zu schaffen, meinte die Gesellschaftin. Um fremde Liebelien kümmerte sie sich noch weniger, erwiderte meine Schwägerin. Die Tante erzählte das scherzend dem Neffen wieder. Der Neffe wurde darauf noch bringender, sehr bringend. Und wenn ein junger, kurländischer Edelmann, der einen ungebundenen Willen hat und seine Studien auf deutschen Universitäten und seine Bildung in Paris vollendete, wann der sehr bringend wird, so gibt es für ihn keine Rücksichten, selbst keinen Gehors mehr.“

„Die junge Dame verschloß sich in ihrem Zimmer. Sie verließ es nur an den ausdrücklichen Befehl ihrer Gebieterin. Sie scheint zugleich Anhalten getroffen zu haben, das Schloß zu verlassen. Sie hat wenigstens ungewöhnlich viel Briefe geschrieben. Ihre Verhältnisse scheinen überhaupt etwas mysteriös zu sein. Doch gehört das nicht hierher.“

„Je mehr sie sich nun den Augen meines Neffen zu entziehen suchte, desto mehr verfolgte diesen mit seinen Augen der Jäger meiner Schwägerin, jener schöne, junge Mann, den sie schon in Deutschland gekannt hatte. Er verfolgte meinen Neffen mit drohendem Blick; war es die Drohung der Eifersucht, war es etwas Anderes, ich weiß es nicht.“

„Da kam die Nacht, in der mein Neffe verschwand. Er war erst vierzehn Tage da. Selbst an dieser jungen Mann marschirt im Geheimnißschrit. Die Gesellschaftin hatte des Abends beim Thee erscheinen müssen und hatte sich um zehn Uhr in ihr Zimmer zurückgezogen. Einige Minuten später hatte auch der Neffe der Tante eine gute Nacht gemünscht. Man hat ihn seitdem nicht wieder gesehen. Aber diese Umstände sind Ihnen wohl schon bekannt, Herr Kreisjäger?“

„Sie waren mir bekannt.“

„Alein nicht folgende:“

„Die Gesellschaftin logirt — sie ist noch in Intellen — Barterre. Ihre Zimmer liegen nach dem Garten hin. Sie bewohnt zwei Zimmer, ein Wohnzimmer und eine Schlafkammer; beide durch eine Thür miteinander verbunden. An die Schlafkammer schließt noch ein drittes Zimmer; es liegt ganz am Ende des Gebäudes. Seine Fenster gehen ebenfalls in den Garten und es ist gleichfalls durch eine Thür mit der Schlafkammer der Gesellschaftin verbunden.“

„Das Zimmer ist nicht besenot; es befindet sich eine alte Bibliothek darin. Nicht meine Schwägerin, aber die Gesellschaftin benutzt diese zuweilen. Sie hat sich daher den Schlüssel zu dem Zimmer geben lassen, so daß sie unmittelbar aus ihrer Wohnkammer hinein gelangen kann. Den Schlüssel läßt sie, ließ sie wenigstens früher in der Thür hängen. Sie pflegte ihn auch nicht im Schloße amzubringen, so daß man auch, ohne daß sie aufschließen mußte, an dem Bibliothekzimmer in ihre Schlafkammer gelangen konnte. Die Fenster des Wohn- und Schlafzimmers der Gesellschaftin sind inwendig mit starken Eiden versehen, die des Bibliothekzimmers nur mit Jalousien.“

„Das Barterre ist übrigens hoch. Auf dem Hofe laufen des Nachts wachsame Hunde frei herum. Eiden und Jalousien pflegen deshalb nur im Winter verschlossen zu werden.“

„In der Nacht, als mein Neffe verschwand, — es war zu Ende April — waren wenigstens alle Jalousien des Bibliothekzimmers nicht verschlossen. Mein Neffe gieng nur zum Schluß in sein Zimmer. Er schloß dort nach einiger Zeit sein Licht aus; dann verließ er es selbst, die Thür zuschiebend, als wenn er sich zu Bette gelegt habe; man sollte dies glauben. Reife gieng er die Treppe hinunter, schlich durch den Gang, öffnete eine in den Garten führende Thür und begab sich in denselben. Kein Mensch sah ihn. Er wandte sich nach dem Schlüssel des Schloßes, in welchem sich die Zimmer der Gesellschaftin befinden.“

„In den Fenstern der Dame sah er kein Licht mehr. Er

berchte eine Zeitlang. Er hörte auch keine Bewegung im Zimmer, und nahm an, sie habe sich zu Bette begeben und schlafe. Er ging weiter, an das Ende des Schlafes, zu dem Bibliothekzimmer und trat unter ein Fenster beiseite.

„Vor dem Fenster befindet sich das Spalier eines Obstbaumes. Steigt man in das Spalier, so kann man von da mit um so größerer Bequemlichkeit in das Fenster steigen. Mein Nest hing in das Spalier. Er schwang sich aus dem Baume auf das Gefims des Fensters.

„Das Fenster war nicht verschlossen; es war nur fest angelehnt, als wenn es verschlossen sei. Der junge Mann hatte am Tage sich unbemerkt in das Bibliothekzimmer zu schleichend gewußt, und so den Verschluß des Fensters geöffnet. Er brauchte von außen nur anzustößen und das Fenster ging auf und er konnte durch die Oeffnung in das Bibliothekzimmer springen.

„Er ließ sich an das Fenster; es öffnete sich ohne Geräusch und er sprang durch die Oeffnung in das Zimmer.

„Es war so viel, als wenn er sich schon in dem Schlafzimmer der Gesellschaftin befand; denn Sie werden sich erinnern, mein Herr, daß die Thür zwischen dem Bibliothekzimmer und der Schlafstube der Dame in der Regel nicht verschlossen war.“

„Ich mußte den Grafen unterreden. Ich hatte ihn schon eine Zeit lang nur mit Verwunderung zusehen müssen. Was er mir anfangs erzählte, hatte er auf leicht erklärliche Weise in Erfahrung bringen können, am meisten durch seine, nach Allem mindestens etwas frivole Schwägerin selbst. Aber die letzteren Mittheilungen, das was sein verschwundener Kestte seit seinem bis jetzt völlig spurlosen Verschwinden gethan, wie konnte das, gar mit allen jenen Specialitäten, zu seiner Kenntniß gekommen sein?“

„Herr Graf,“ sagte ich, „von Ihrem Kestten haben Sie keine Nachricht, keine Spur seit dem Augenblicke, da er an jenem Abende von seiner Tante sich verabschiedete?“

„Nicht die geringste Spur, mein Herr.“

„Er kann Ihnen also auch nicht mitgetheilt haben, was er seitdem gethan hat?“

„Unzweifelhaft nicht.“

„Es existiren also andere Zeugen seines späteren Thuns?“

„Meines Wissens nicht.“

„Dennoch erzählen Sie mir Thatfachen, die nur er selbst oder genau beobachtende Zeugen seines Wandels Ihnen entdecken konnten.“

„Allerdings, und ich bin erst am Beginn solcher Thatfachen.“

„Darf ich um eine Erläuterung bitten?“

„Ich bin Sie Ihnen schuldig. Ich bin nie Polizeibeamter gewesen.“

„Ich glaube Ihnen das.“

„Auch nie Criminalrichter.“

„Ich glaube auch das.“

„Aber ich bin Diplomat, ein alter Diplomat.“

„Und?“

„Und kann mithin ebenfalls kombiniren, obwohl ich nicht zur Polizei oder zur Criminaljustiz gehörte.“

„Und Sie erzählen mir Ihre Combinationen?“

„Mein Herr, ich habe die Menschen kubit. Ich kenne meinen Kestten, kenne meine Schwägerin und habe jene Gesellschaftin kennen gelernt. Ich habe in Turellen beobachtet, Menschen, Verhältnisse, Realitäten. Glauben Sie, daß ich im Stande bin, richtige Combinationen zu bilden?“

„Ueber das Verschwinden Ihres Kestten?“

„Eben darüber. Darf ich fortfahren?“

„Ich bitte.“

„Mein Nest war also in dem Bibliothekzimmer. Er schritt auf die Thür des Schlafzimmers der Dame zu. Er horchte an der Thür. In dem Schlafzimmer war Alles still. Er öffnete geräuschlos die Thür, ging in das Zimmer, an das Bett. Die Dame schlief. Er rief leise ihren Namen:

„Ottilie!

„Ich glaube, so heißt sie. Sie erwacht, sie will rufen. Er versegelt ihren Mund mit seinen Fingern. Sie hat ihn erkannt, an der Stimme; die Frühlingnacht war außerdem nicht sehr dunkel.

„Sie schießt ihn zurück, ringt sich von ihm los und will wiederholt um Hilfe schreien.

„Er ist nicht umsonst der Graf Paul Ruthenberg mit dem angebundenen Willen, der seine Studien und so weiter.

„Mein liebes Fräulein, sagt er ruhig, wenn Sie heute herbeikommen, so würden mich diese nur bei Ihnen im Ihrem Schlafcabinete finden.

„Ebenfalls, Bismarck, ruft sie, verlassen Sie mich auf der Stelle. Das wäre ein Verbrechen, schöne Ottilie; ein Verbrechen gegen Ihre Schönheit, gegen Ihre Liebe. Unglückener!

„Es werden ähnliche Worte gesprochen, auf der einen und auf der andern Seite. Die junge Dame hat wirklich Ehre; sie hat auch Muth, Energie. Er ist — wie ich schon sagte. Er treibt sie zur Verzweiflung. Sie führt einen Dolch bei sich. Die Verzweiflung raubt ihr das Licht des Verstandes. Sie sieht kein anderes Mittel der Rettung.

„Sie greift nach dem Dolche. Sie stößt dem jungen Manne den Stahl in die Brust. Er ist tödlich getroffen und stürzt unter ihren Händen. Sie fällt aus einer Verzweiflung in die andere. Da kommt jener geheimnißvolle Jäger zu ihrer Hilfe herbei. VIELLEICHT HOLT SIE IHM AUCH. WOD NUR ZU MACHEN? DAS GESCHEHENE ENTDECKEN? ES IST EIN BROS VERLÖBT, KEIN ACT DER RECHTVERG. SIE BRAUCHTE NUR EIN EINZIGES MAL ERNÜHLICH UM HILFE ZU RUFEN UND EIN DUNDEND MENSCHEN WAREN ZU IHRER HILFE DA.

„Also die That verbergen, zunächst den Körper verbergen. Aber wohin mit ihm? Ihn aus dem Hause schaffen?“

„Der geringste Zufall mußte Alles entdecken. Draußen mußten Blutspuren entstehen, die, wenn der Reizmann noch fortgebracht werden sollte, zugleich während der Nacht nicht ausgetilcht werden konnten. Zudem wurde am Tage gerade in jener Gegend des Gartens gearbeitet und schon am sehr frühen Morgen fanden sich die Arbeiter wieder ein.

„Auch in der Stube des Fräuleins waren die Blutspuren noch in der Nacht zu vertilgen. Der Körper mußte also im Hause bleiben. Aber wo hier?“

„In der Wohn- ober gar in der Schlafstube der Dame? Es war nicht minder gefährlich. Und wer wohnt und schläft gern mit der Leiche eines Ermordeten zusammen? Sie über den Corridor tragen ging vollends nicht an. Es blieb nur das Bibliothekzimmer. Es lag nur unmittelbar an dem Schlafzimmer der Dame, und sie schloß fast mit der Leiche zusammen, wenn sie dort untergebracht wurde. Allein außer der Dame selbst kam Niemand hin; man konnte da also mit Sicherheit, mit Waße versichern.

„Die Leiche wurde in das Bibliothekzimmer gebracht. Der Parteboden wurde aufgenommen, in der Erde eine Grube gegraben und in die Grube die Leiche gelegt; alldann wurde sie wieder zugeworfen und der Parteboden wieder angelegt. Die Leiche liegt noch da.“ Der Graf schloß seine Mittheilungen.

„Mein Plan war schon fertig, noch bevor er gemeldet hatte.

„Sie würden sich nicht entschließen, Herr Graf, das, was Sie mir mitgetheilt haben, zum gerichtlichen Protokoll zu wiederholen?“

„Nein, mein Herr. Ich würde mich überhaupt nie wieder dazu befehlen, wenn Sie den Versuch machen sollten, sich auf mich berufen zu wollen.“

„Darf ich fragen, zu welchem Zwecke Sie mir unter solchen Umständen Ihre Mittheilungen gemacht haben?“

„Um Sie zu einem gerichtlichen Einsprechen zu veranlassen, wenn Sie nach dem, was ich Ihnen sagte, dazu eine gesetzliche Verpflichtung haben sollten.“

„Die würde ich nicht haben. Wenn ich Sie recht verstanden habe, so würden Sie später unter allen Umständen mir, wie es in Ihrer diplomatischen Sprache heißt, in Betreff unserer ganzen Unterredung ein vollständiges Tementi geben?“

„Das würde ich.“

„Ihre Anzeige kann also für mich nur den Werth eines anonymen haben.“

„So unangeführt wird es sein.“

„Anonyme Denunciationsen soll der Richter nach unserm Gesetze nicht berücksichtigen.“

„Sie würden also auf meine Mittheilungen nicht veranlassen können?“ Ich nickte mit dem Kopfe.

„Ich würde das bedauern. Mein Kestte ist allerdings todt, ich glaube es wenigstens; jedenfalls aber würde eine gerichtliche Untersuchung ihm das Leben nicht zurückgeben können. Ein Mensch, auch ein Graf Ruthenberg, mehr oder weniger in der Welt, ist überhaupt eine gleichgültige Sache. Ich hätte dennoch gern eine gerichtliche Unterredung gesehen.“

„Und warum, wenn ich fragen darf?“  
 „Ich will auch darin offen gegen Sie sein. Ich möchte wissen, ob meine Combinationen richtig sind, ob ich Menschen und Verhältnisse richtig taxirt habe.“  
 Die Friedlichkeit, eigentlich der Cynismus des russischen Diplomaten hatte doch auch etwas Originelles; es lag immerhin

Geist darin, wenn auch nicht viel. Man konnte dem Manne nicht gram werden. Zudem hatte ich, wenn auch keine Verpflichtung, doch eine Berechtigung, auf Grund seiner Mittheilung, obwohl ich sie als annehmbar aufsaßte, weiter zu verhandeln. Und ich konnte ihnen andererseits möglicher Weise eine noch schwerer wiegende Bedeutung verschaffen. Ich versuchte dies. (Fortsetzung folgt.)

## Land und Leute.

St. 11. Die Mittelgauer, vulgo Hummeln, in Oberfranken.  
 Von Ludwig Storch.

Oberfranken! Mein durchströmtes, deinen waldigen Höhen, wie viel die Kraft in deinen freundlichen Thälern! Wie gern wollte ich im Kreise deiner Kinder! Jean Paul Friedrich Richter, dein größter Sohn, wohnt wohl, was er an dir hatte; wüßtest du doch eben so gut, was du an ihm gehabt hast und noch hast und immer haben wirst; denn wenn der Unsterbliche auch der ganzen Welt angehört, so ist und bleibt er doch immer dein bester Sohn!

Sonniges grünes Bergland, vom hellen am Mittelbache und hier war das Thor in eine kleine, felsame, abgeschlossene, von malerischen Berggipfen umgürtete Welt.



ein reizendes Stückchen Erde, etwa eine Quadratmeile groß, mit Bemessern so eigenthümlicher Art, daß sie wohl eine Beschreibung in der Gartenlaube verdienen, zumal die große Welt wenig von ihnen weiß.

Von meinem köstlichen Stige am Fenster sah ich zuweilen lange Züge wohlgestalteten Kintviches bräuen auf der Straße durch die stille, träumerische Landschaft ziehen, die von der Kellermühle am Eingange des Thales herkommen oder dort verschwanden. Dem Horizont begrenzte mir dort ein schön geformter Berg, dessen Namen ich bald erkannte; er hieß der Schobertsberg. Es lockte mich gewaltig, auf seinem breiten Rücken zu stehen. Wenn ich die Höhe nördlich hinter meinem Hause erkannte, wo ein einfacher alter Birnbaum mit einer Steinbank stand, der den wunderlichen Namen „der Messerweiser“ führte (auf der Bank hatte, der Angabe der Altküster nach, Jean Paul oft gesessen und die liebliche Aussicht auf die theuere Stadt im weiten Thaltal des rethen Rhains, auf das Hügelland, die übrigen Berggipfen und dieser gesessen); dann hob nach Silberweiß ein noch weit malerischer geformter Berg das prächtige Haupt über die anderen Höhen empor, dem eine Landesfürstin, die dort oben echt fürstlich

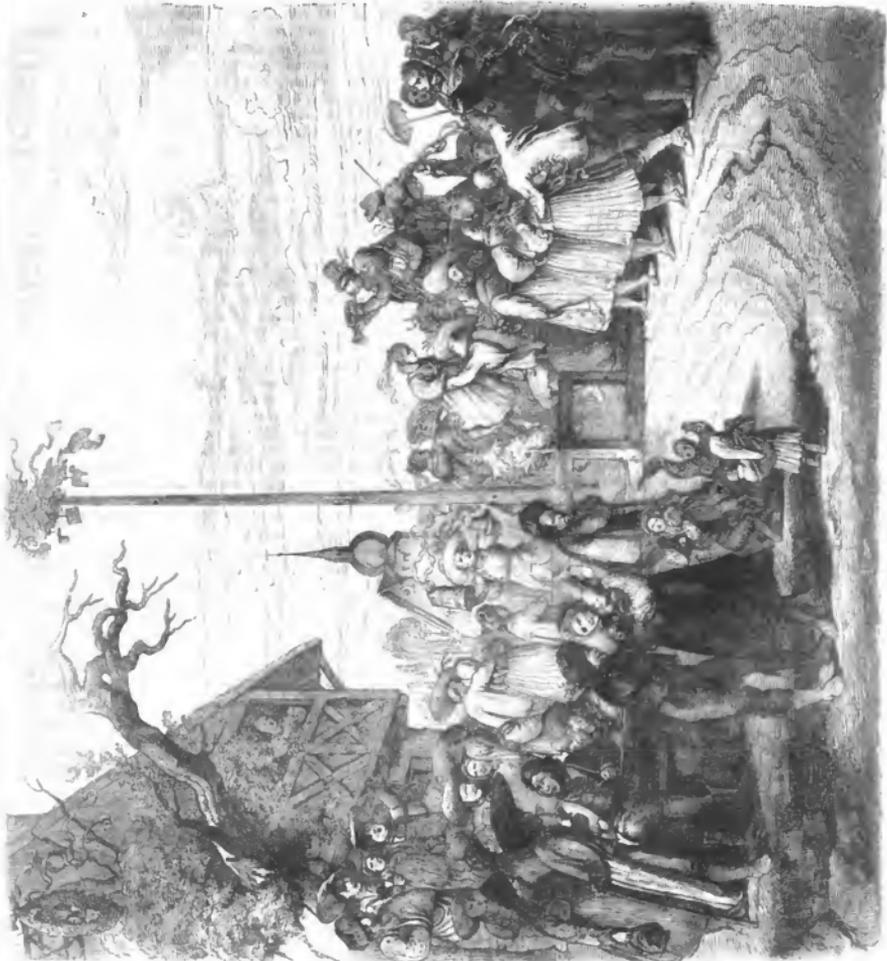
Ich wohnte in der Altstadt Bayreuth, es ist ein kleines Dorf, kaum eine halbe Stunde westlich von der Stadt, die Jean Paul seine reinliche schmucke Sonnenstadt nannte, einst ist's die Stadt gewesen, wie der Name andeutet. Mein kleines, freundliches Haus lag in einem hübschen Garten hart an einem Bache, dem Mittelbache. Der Name versetzte mich immer schnell in die hochpoetische altsächsische Wälderwelt, an der er an der sanften Welle haften gelieben war. Aus den Fenstern meines Giebelstübchens über sah ich eine kleine, allmählich aufsteigende schiefe Ebene und einen Kranz mächtiger bewaldeter Berggipfen. Gerade aus westlich in der Entfernung einer kleinen halben Stunde warf die Dampfsmühle des Herzogs Alexander von Würtemberg im Weiser Geigenreuth ihre Rauchsäulen in die Luft. Auch sie lag

I. Der Hummelst. II. Krönung. III. Gewölk; Kapitulat. IV. Thron der Hummelstühle bei Heilichstein. V. Das Hummelstücken mit Brust und Hüften. VI. Die drei Jäger mit der Doppelrohr-Kleinfuhr, zumer Hütelst.

auf der das Land beherrschenden Bergwarte in einem nun verschwundenen Schlosse gewohnt ihren Namen verehrt hatte; er heißt der Sophienberg.

Die Menschen, welche das schöne Vieh trieben und die einzeln und in hellen Haufen täglich an meinem Gartenzaune vorbeigingen aus dem Thale heraus der Stadt zu, oder dort hinein, trugen so eigenthümliche Kleidung. Ich fragte:

Stammeszeichen ein sogenanntes Hummelneß, einen großen, grau überspannen Knopf, aber von Andern hören sie sich eben nicht gern Hummeln nennen, und sonst lebte der Wistelgau mit der ganzen Nachbarschaft in Feindschaft. Ramen Wistelgauer in eine Bierschente außerhalb dem Beziel ihres Thales, so eröb sich bald ein leises Summen und Brummen, dem Flügeln der Hummel nachgehört, und wurde laut und lauter, bis die Hummelbauern,



„Was sind das für interessante Geſalten?“

„Das ſind Hummeln.“

„Hummeln?“ lachte ich. „Das iſt wohl ein Spott- oder Spißname?“

„Wie man's nimmt. Sie nennen ſich ſelbſt ſo, und der Name ſcheint uralte zu ſein. Trägt doch jeder Bauer aus dem Hummellande an der innern Krümpe ſeines ungeheuern ſchwarzen Hüthutes, wie er gleich einem Daſche auf ſeinem Haupte ſiht, als

toll vor Wuth, ſchmipften und zuſchlugen und ſelbſt eine Tracht Prügel mit auf den Heimweg aufgepadt erbielten. Dieſe Rederei hat zu großen und blutigen Schlägereien Veranlaſſung gegeben, denn die Hummelbauern ſind und waren ſonſt noch weit mehr ein harttöpfiges, wildes Volkchen, das ſich ganz abſchloß und auf ſich ſelbſt zurückzog, nur untereinander beirathete, nie den Wistelgau verließ und mit ſtärkerer Zähheit an Kleidung, Sitte und Gebrauch der Väter ſchickelt, ſo daß ſie wegen dieſer Eigenthüm-

lichteit bei den übrigen Oberfranken gleichsam in Beruf waren und Jedermann bei Gelegenheit auf sie schlug. Rattlich wickelten sie sich ihrer Haut wader, ließen sich nicht angefaßt werden und ließen sich meist tüchtig in Respect. Kommen Sie! Es ist heute Viehmarkt auf dem Brandenburger. Da sehen Sie ein tüchtig Stück oberfränkisches Volkstheben zum durchwandern beisammen, namentlich können Sie sich die Hummel und ihr prächtiges Kindwisch in nächster Nähe betrachten."

Der Vorschlag gefiel mir; ich siehe das deutsche Bauernvolk in allen Gegenden des großen Vaterlandes. Es ist die reiche, große Pfanzquelle der Antanst, die ewige Verjüngungsquelle deutscher Tüchtigkeit. Auf die Hummel war ich besonders neugierig. Wir gingen hinaus in die hochgelegene Marktstadt. Der Brandenburger ist nämlich der vollstänmliche Rome der nordöstlich eine gute Viertelstunde von der Stadt Bayreuth ab auf einer Höhe gelegenen Oberstadt St. Georgen. Dort und in der drei kleine Stunden südlich von Bayreuth gelegenen kleinen Stadt Kreußen werden abwechselnd die wichtigen wöchentlichen Viehmärkte abgehalten.

Welsch ein Bollgewimmel! Welsch ein buntes, lebendiges Treiben! Die lange, breite Straße entlang standen zu beiden Seiten die kräftigen geschäftigen Kibe und Ochsen, bayrischen und in der Straße das schreiende, feilschende Bell. Alle oberfränkische Bauerntracht ist malerisch. Am kleinsten ist die blaue Jacke der jungen Burken mit der Doppelreihe runder, blanker Zinnschnäpfe; im Verein mit den hohen Stiefeln gibt sie ihnen das Aussehen eines Reitervolks, das eben vom Pferde gesprungen ist. Der Menschenschlag ist meist klein und nicht von besonderm Aussehen. Man sieht ihm sogleich die slavische Abstammung an dunkeln, dünnen Haar, an dem breiten Gesicht mit den hervorstehenden Backenknochen, an der dunkeln, fast krauslockigen Farbe und an der unterseits, nicht eben schön gebauten Gestalt an. Es sieht jetzt historisch urkundlich fest, was man früher bestritten wollte, daß die Bevölkerung von ganz Oberfranken slavischen Ursprungs ist. Eine große Anzahl Ordnenen, Sitten und Gebräuche hätten es schon beweisen können. Aber man wollte die Leute durchaus zu Nachkommen der alten Deutschen machen, als ob das Deutschthum nicht eben so viel Ehre davon habe, sie sich zu eigen gemacht zu haben!

An meisten fielen mir zwei sehr verschiedene Menschenstämme auf, beide sehr stark vertreten und hier nächst dem lieben Kindwisch die Hauptfactoren: die Juden und die Hummelbauern. Der deutsche Schachernjude ist sich überall gleich. Man möchte in Wien im Salzriegel schwärzen, diese selben Juden, die einem da massenweise begegnen, habe man in Berlin, in Hamburg, in Frankfurt gesehen. Gerade so sehen sie in Oberfranken aus, gerade so schämen sie mit dem ruhigen Bamer, gerade so dogieren sie mit den Händen, gerade so schwanken sie, gerade so sind sie herausgeputzt und mit Herrath behangen. Hat man Einen gesehen und gehört, kennt man sie Alle. Dieser uninteressanten Allgemeinheit gegenüber nimmt sich die streng abgeschlossene individuelle Besonderheit der Hummel besonders gut an. Und doch hat der Hummelbauer mit dem Juden die Eigentümlichkeit gemein, daß man ihn sogleich an den Gesichtszügen, am Körperbau, an Gebärde und Sprache erkennt, selbst wenn er das charakteristische Hummelköchen nicht trägt und weder die ihm eigenthümliche Kopfbedeckung, das schwarze Hutungeheuer, noch die Bräme (gebräute Polymäne) sein Haupt bedeckt. Aber freilich ist seine Individualität von der des Juden himmelweit verschieden und scheinlich werden sie sich niemals vermischen und ein neues Volksgesicht bilden. Der Hummelbauer ist meist kleiner, untersefter Statut und noch weit härter, als bei seinen Nachbarn, tritt der slavische Typus in ihm hervor; die ihm eigenthümliche Volkstracht besteht bei dem männlichen Geschlechte aus einem dunkeln, kurzen Roden mit merklich hoher Taille und ohne Knöpfe, der über der Brust zusammengeheftet werden kann, meist aber offen steht und so das hunte, prächtige Bruststück und den schlankig und geschmackvoll geputzten schwarzledernen Fesentragen sehen läßt. Der Stoff des Rodes ist schwarzes und hellgrünes Tuch, jenes als Hauptbestandtheil, dieses als Untersaß, beides Ergänzniß des Hauses. Die selbstgeschätzte Schafwolle lachdunkel, färbt und spinnt die Bäuerin, webt der Bauer. Dieses kurze, knappe Kleidungsstück heißt „das Hummelköchen." Doch hat jeder Bauer auch einen langen Rod von demselben Bezuge, von derselben Art. Der kurze ist für den Betrieb mit

den Menschen, der lange für den Betrieb mit dem lieben Herrgott bestimmt: es ist der Kirchrock. Der Brustrock ist von grünem Tuch, mit bunten Blüthen reich besetzt und mit gelben Schärpen besetzt. Es ist das malerischste und eigenthümlichste Kleidungsstück der Hummel. Darüber sieht man die breiten ledernen Fesentragen mit reicher Stepperei, vorn mehrfach verwicklungen, an welchen die latten schwarzledernen Fleckweider mit messingen, an den Hosen festgenähten Hosen angehängt werden. Der Hals ist mit einem schwarzledernen, meist rotberanderten Tuch umwandert; auf dem kurzgeschrittenen, meist selten gefestigten Haupthare sitzt der ungewöhnlich breite Tuch mit herabzuhängender, zuweilen einseitig aufgeschlüpfter Kruppe, an der innern Seite derselben, wie schon bemerkt, das sogenannte Hummelkessl; oder die schöne, sehr feinfame, hoch auftragende, grünsammetne, meist mit Warderpelz reich verbrämte Mütze.

Nicht minder eigenthümlich und pittoresk ist die Tracht des weiblichen Geschlechts. Der ebenfalls schwarz, aus demselben Wollstoffe gefertigte, kurze und kaltenreiche Rod ist an untern Raute mit breitem, halbwoollenen Bunde besetzt und wird oft von einem schwarzledernen, mit feinen Metallplatten reich verzierten Gürtel zusammengehalten. Die Jacke ist kurz, bei Frauen meist schwarz, bei Mädchen meist dunkelgrün, von selbstbereitetem Tuch. Lieber eine mit Seide und Fittergold gefärbte kleine Haube wird ein schwarzes oder rothes Kopftuch, hinten gebunden, getragen. Bei Festlichkeiten sehen die Mädchen auf den Popfnoten am Hinterkopfe eine kleine, sternförmige Haube von dunkelrothen seidnen Bändern, welche künstlich zu dieser Form zusammengeflochten werden und von welcher breite, gezeigte Bänder derselben Stoffes den Rücken hinabhängen.

Zum Kirchgang sehen viele Frauen ein weißes Tuch auf den Kopf und werfen ein zweites Tuch desselben Stoffes und derselben Farbe über die Schulter, dessen beide Zipfel sie vorn mit den Händen zusammenhalten. Diese beiden weißen Schleierränder und die Art, wie sie getragen werden, sind ein echter Rest ihres Elendthums und finden sich gerade so bei den slowakischen Frauen in Oberungarn. Statt des Regenschirms führen sie, ebenfalls wie die Slowakinnen, große weiße Regentücher, welche in der Mitte einen drei Finger breiten rothen Streif haben (dieser ist deutsche Zugabe) und bei Gängen über Land über den Rücken gelegt und vorn zusammengebunden werden.

Vereignischer Geist jog mich das Verlangen, das Hummelvolk und sein Land kennen zu lernen, am Ufer des Mittelbaches hinaus. Ich trat in den Mittelgau und überschante von einer Anhöhe den reizenden, von einem Bergkranz umschlungenen Erdwinkel, den der Bach mit dem alten Namen durchströmt, mit seinen meist so malerisch an den Bergwänden hingelagerten Dörfern. Das Hummelband oder der Mittelgau, d. h. der ganze Grund des Mittelbaches mit den kleineren Nebengängen umfaßt vierundzwanzig Dörfer, meist einer nicht geringen Anzahl einzelner Höfe und Mähen. Die grünen, reichsten und schönsten sind Mittelbach, Mittelgau, Oeres und Schafstätten. Oeres liegt sehr reizend an der untern Stufe des Sophienbergs empor und seine hohe Kirche beherrscht weithin die ganze Gegend. Sie ist unstreitig der schönste Punkt des ganzen Oans und deshalb mit auf unser Bild aufgenommen.

Die Mittel entspringt aus einer Menge Quellen aus der nördlichen Seite zweier einander grenzenden, bewaldeten niebern Bergzüge, deren westlicher der Wolfbader und östlicher der Lindhardter Forst heißt. An der südlichen Seite des letztern entpringt der alte Main, in welchen sich die Mittel bei Bayreuth ergießt. An der Südseite des ersten beginnt die hydroamantische felsige Schweiß und die dort entspringenden Bäche fließen der Wesent zu. Aber auch aus dem Mittelgau selbst wenden sich die westlichen und nördlichen Bäche dorthin. Daraus erhellt schon, daß es ein amuthiges Hügelland ist. Sonst gehörte es dem brandenburger Markgrafen von Ralmbach und wurde von diesen reformirt; jetzt macht es einen Theil des oberfränkischen Kreises des Königreichs Baiern aus. Die nächsten Dörfer jenseits des Wolfbader Forstes, wo das Bisthum Bamberg begann, sind katholisch und unterscheiden sich durch Tracht und Sitten merklich von den Hummelbürgern. Die Bauart der Häuser und der Dorfplätze in diesen ist echt slavisch. Dieselben sind abfallender, nur auf Balken angelegten Strohdächer, dieselben auffallend kleiner fenster, dieselbe Malerei an den Thoren und in den Fensterverzierungen, dieselbe

innere Einrichtung findet sich bei dem slavischen Urvolk, dem Prototyp aller Slaven, den Slovaten. Der Name Hummel ist sehr wahrscheinlich ein verflämmetisches und gewaltsam deutsch gemachtes slavisches Wort, ein Eigennamen dieses vercinzelten Volkswiezes, welcher, vom Hauptstamme losgerissen und in diesen bergwäldischen Erdwintel gefchleudert, gleich dem mit ihm derselben Abkunft sich erziehenden Altensburgern, Egernern, Hallösern und thüringischen Slaven, die Watterprache verlernte, von Deutschland aber nur die Sprache annahm, bagagen mit slavischer Züßheit an Sitte und Gebrauch und an der Nationalaffektion, die mit der der altensburger Bauern die charakteristischsten Grundzüge gemein hat, seßhaft, ebenso am slavischen Volkssanzen, aus welchem mit der Zeit aber eine summennde deutsche „Hummel“ wurde. Einem gelehrten Slaven dürfte es nicht schwer fallen, den ähulich klingenden wahren Namen zu entdecken.

Die Erklärung des deutschen Hummelnamens, wie ihn nachher die Volkssage versucht hat, ist zu lahm und gezwungen, als daß sie irgend Beachtung verdiene, doch wollen wir die beiden Besten mittheilen.

Das im benachbarten Ahrthale gelegene, der fränkischen Schweiz schon angehörige Dorf Bolsbad baute eine neue Kirche, zu welcher die Nistelgauer als dienstwillige Nachbarn den Tag lang steinig Steine zuführen halfen. Da sagten die dankbaren Bolsbader: „Die Nistelgauer stiegen früh aus und führten zu, wie die Hummeln,“ und ließen ihren freundschaftlichen Danks zu Ehren ein Hummelnest zum Wahrzeichen an ihrer neuen Kirche in Stein anschnzen. Diese Ehre schlug nachher den Nistelgauern zum Spott an.

Ein Nistelgauer ließ sich verschwoaren, man könne in Nürnberg in der Apotheke auch schönes Wetter kaufen. Als es nun zur Urntezeit regnete, ging er dorthin und besaherte den ihm nöthigen Kistel. Der Apotheker verkaufte ihm ein verschlossenes Schächtelchen mit dem Besetzen, er solle es mitten in seinem Dorfe öffnen. Die Regende der Wetterläufer löstete den Dedel aber schon unterwegs. Eine Hummel flog heraus und davon. Der Bauer rief ihr nach: „Schönes Wetter, stieg nach Nistelgau!“

Die letztere Sage wiederholt sich in Deutschland an verschiedenen Orten, ohne daß sie den Bauern den Namen der Hummel eingehaft hätte.

In einem sonigen Frühlingsmorgen trat mein Führer mit dem Werten in meine Hütte: „Gute ist eine große Hochzeit nach altem Gebruche mit großem Messer in Geseß. Da müssen wir hin; denn bei Hochzeit und Kirmeß schwärmen und summen die Hummeln am häufigen.“ Wir stiegen nach dem hoch und schön gelegenen Dorfe hinaus, und kamen gerade zum Anfang der tumultuarischen Heer. Unterwegs erzählte mir mein Begleiter:

„Wie die alte Volkssage der Hummeln in unserer Zeit allmählich verschwindet, und der allgemeinen französisch-europäischen

Kleidung Platz macht, so sind auch die großen öffentlichen Hochzeiten nach altem Gebruche jetzt eine Seltenheit. Die Cultur, die unübersteigliche, leßt auch diese Bären zurecht; jede neue Generation bequemt sich mehr der allgemeinen Lebensweise, und es' das Jahrhundert darüber ist, wird das alte Hummelsummen eine schöne Sage geworden sein. Wie man jetzt an den festlich geschmückten Tischen keine bloßen Hälse und keinen schlarachrothen, reich geschliffenen Brustklee mehr sieht, so ist der farbige Hochzeitstücher eine selten geworden vollstänliche Charaktereigenschaft. Die Hummelsummen früherer Jahrhunderte find strenge Sittenerichter gewesen, und äßten ihre Gnade gegen ein Liebespärchen aus, das den Paradiesapfel vom Baume der Erkenntnis vor der Weisheit des Sacraments gekostet hätte, ja selbst diejenigen, welche solcher Unschicklichkeit auch nur verdächtigt waren, hatten eine höchst unangenehme, rigoröse Kirchenstrafe zu erdulden. Sobald nämlich ein anmaßliches Liebespaar Sonntags mittels kirchlichen Aufgebots dem Pfarrer auf der Kanzel als Brautpaar proclamirt wurde, pflegte die zahlreich versammelte Gemeinde mit Händen und Füßen und dem Stimmorgan einen cutischen Lärm zu erheben, und der Pastor loci sah sich veranlaßt, dieses halbsittliche Sittengericht im Kirchengebäude durch den Zusatz „post tumultuarium proclamationem“ (nach stürmischem Aufgebote) zu verweigern. Wie mancher schwarz-ängigen jungen Verlobten, die heimlich der unralten Gewohnheit erlegen war, mochte bei diesem Kirchengegange himmelstark und bange sein, tödtliche Gemeinde möchte ihr etwa den gefährlichen Schlangengrasig im Gesicht ansehen. Dergleichen ist jetzt nicht mehr zu fürchten. Die Gemeinden sind toleranter geworden. Wirklich überwiegen Liebesdröcker müßten sich sogar der sanftamen Strafe der Kirchenbuße unterwerfen. Der Pfarrer rief sie nach beendigter Predigt namentlich auf, und besah ihnen zur Übung ihrer Sünde vor den Altar zu treten. Sobald das Kirchengebot begann, mußten sie auf der untersten Stufe des Altars niederfallen und in dieser Stellung verharren, bis der Prediger die Kanzel verlassen hatte. Für die Gemeinde ein prächtiges Spectaclestück, für die Verheiligten ein abschreckendes Gewaltact, der schwache Gemüther rasch zu wirklichen Verbrechen zeitigte, wurde diese Pflästeri, die in unsern Tagen wieder in Vorschlag gebracht worden ist, endlich in eine Gelbstrafe verwandelt, weil der bööse Satanismus sich endlich überzagt hatte, daß die Bergweisung, sich dieser furchtbaren Sünde zu entziehen, zu wahrhaftigen Verbrechen, zu Lebzeiten des unentwidelten Menschenseins und zum Verd Rengebörner geführt hatte. Nach die Gelbstrafe wurde als unanß, wundenbring und ungerecht erkannt; der milde Geist der Humanität siegte auch in der Kirche. Und heute soll „der Teufel der Sinnenlast“ wieder mit Kirchenstrafen gebannt werden! Und doch sprach Er, den ihr predigt, dessen Jünger ihr euch nennt, als ihm die Hebröererin vorgeführt wurde, mid und menschlich: „Welcher unter euch rein ist, der werfe den ersten Stein auf sie.“

(„Hochzeit und Kirmeß“ in Nistelgau folgt später.)

## Eine Reise im Apenninengebirge des — — Mondes.

Ein Beitrag zur Verbreitung naturgemäßer Ansichten von G. Wendt.

Fortsetzung der ersten Mittheilung.

(Gefalt des „Erdsystems.“ — Einfluß theils des Mondes auf die Erde, theils der Erde auf den Mond. — Welches ist als der Standpunkt, von dem aus die eigenthümliche Natur des Mondes und verhältnißlich wird? — Größe der Mondfläche.)

Was die Gestalt des Erdsystems betrifft, so ist diese zwar auffallend, um so mehr, da man sich gewöhnt hat, alle Himmelskörper sich als Kugeln zu denken; allein schon die Erde selbst weicht bedeutend von dieser Regelmäßigkeit ab, obgleich nicht so stark, wie die Gestalt des Erdsystems; denn diese ist offenbar eine einseitige. Der eine Pol ist ungemein gewaltig abgeplattet, der andere sehr erhaben, in die Ferne gezogen. Die Wasse, die von der Krast des ersten Poles concentrirt wurde, reicht sogar so weit nach dem andern Pole hin, daß man sagen kann, sie nehme nicht bloß die Stelle des einen Poles ein, sondern zugleich auch die Gegenden der Tropenländer, wenn man nämlich den Schwerpunkt des Erdsystems dem specifischen Schwerpunkt der Erde selbst vergleicht. Es ist dies unzulänglich eine merkwürdige Gestalt; allein auch hierzu findet man anderwärts im Weltraume ähnlliche Beispiele. Und auffallend genug ist es, daß sich diese

Form an einem Theile des Erdsystems selbst wiederholt. Der Mond selbst hat nämlich eine solche Gestalt, wenn auch nicht bis zu einer solchen extremen Ausbildung. Deßhalb man übrigens, wie klein er gegen das „Erdsystem“ ist, so findet man die Verhältnisse ihrer Gestaltungen zu einander durchaus nicht zu ungleich.

„Wie so?“ wird mancher Leser sagen, „man steht doch bei Vollmond, daß der Mond regelmäßig rund ist; wie so, hat er also nicht regelmäßige Gestalt?“

Nein, antworte ich, muß abgesehen, sich bis zum dritten Theile meiner Menschbildnerungen zu gebulden, da ich dort Genaueres über die Nengegestalt mittheilen werde. — Außerdem gibt es noch viel abweichende Gestaltungen im Weltraume. Man erinnere sich nur an die Kometen mit ihren langen Schweifen! Gestirnen aber Mond und Erde zu einem Weltkörper, so müssen auch dieselbe Beziehungen zwischen beiden stattfinden. Denn

Leib und Geist des Menschen sind auch zwei himmelweit verschiedene Dinge, und doch gehören sie zusammen und bilden einen Menschen; allein es existiren dafür Einflüsse des Geistes auf den Leib und wiederum Wirkungen des Leibes auf den Geist. Die Zeiten, in denen man dies noch bejweifelte, sind längst vorüber. — Die verlagten Wechselwirkungen zwischen Mond und Erde existiren ebenfalls. Ich komme hier auf ein weites Feld, auf dem noch viel Glauben und Unglauben, viel Unbenutetes und viel Besehenswertes besteht; und manches Jahr werden sich deshalb die Gelehrten noch heranzumalen. Diese Wirkungen sind durchaus nicht einerlei Art, sie sind vielfältig und oft sehr wunderbar. Ich erinnere nur an die Menschfälligen, oder an die Veränderungen, die, wie vielfach gesagt wird, der Stahl erleidet; oder theils an die Verschlimmerung, theils Milderung der Krankheiten in Bezug auf den zu und abnehmenden Mond. Da der Einfluß des Mondes ein Gegenstand ist, der zu sehr in's Leben des Publicums eingreift, und weil er deshalb auch oft von Unkundigen besprochen wird, so ist es eine Folge davon, daß die meisten Leser in peinlicher Ungewißheit sein werden, welche Einwirkungen des Mondes blos vorübergehende und welche wirklich ständige sind. Es dürfte darum den meisten Lesern willkommen sein, einige der Einflüsse, deren Existenz nachgewiesen ist und die von der Wissenschaft jetzt acceptirt werden, hier zu erfahren.

In Bezug auf unsere Witterung manifestirt sich dieser Einfluß wirklich in Veränderungen des atmosphärischen Druckes (des Barometers), so daß zu gewissen Phasenzeiten das Barometer constant höher steht, als in andern, so wie zur Zeit der Erdferne des Mondes (der Mond ist bekanntlich öfters 54,900 Meilen weit von der Erde, öfters aber auch nur 48,900 Meilen); jenes heißt seine Erdferne, dieses seine Erdnähe) höher, als während seiner Erdnähe. Dieser Einfluß des Mondes zeigt sich ferner in den Veränderungen der Luftwärme dergestalt, daß während der Erdferne das Thermometer im Mittel höher steht, als zur Zeit der Erdnähe, wie denn auch die Poleen des Mondes einen Einfluß auf die Luftwärme äußern. Endlich erlernt man den Einfluß gewisser Punkte der Mondbahn auch in der regelmäßigen Verteilung des Regens, sowie der Heiterkeit der Atmosphäre. Ein Einfluß der Declination des Mondes läßt sich in der Art nachweisen, daß Ostwägen, in denen der Mond die Maxima seiner nördlichen und südlichen Declination erreicht, im Durchschnitt eine glänzigere und namentlich dem Weinbau vortheilhaftere Witterung haben, als solche, wo er sich weniger vom Aequator entfernt. — Der Einfluß des Mondes auf das Wasser ist allbekannt; am deutlichsten tritt er hervor in Ebbe und Fluth des Meeres. — Der Einfluß des Mondes auf den Erdboden selbst, oder vielmehr auf das Erdinnere, ist ebenfalls constant und zeigt sich besonders in den Wirkungen der Erdbeben. Alexis Perrey hat der französischen Akademie der Wissenschaften in Paris Beobachtungen hierüber vorgelegt, die fünfzig Jahre umfassen. Er sagt, daß die Erde außer dem sichtbaren Meere, dem aus kaltem Wasser und auf dessen Oberfläche die Schiffe der Menschen schwimmen, — auch ein Meer in ihrem Innern habe, ein glühendes, aus flüssigen Steinen und Metallen, das in den Vulkanen seine Ausflüsse wirft und das von jenem durch die feste Kruste der Erde getrennt ist, wie durch eine dünne, durchsichtige gelblich-braune Hülle. Das Innere merkt stärke und erde nun auch, beeinflusst vom Monde; da, wo die stärkste Fluth sei, dränge es am stärksten gegen die verhältnismäßig dünne Schale, und die Erde sinke an jenen Orten. — Der Einfluß des Mondes auf die Magnetaedel ist durch die neueren, sechsjährigen Beobachtungen von Carl Kreil (in Prag) völlig entschieden.

Was den Einfluß der Erde auf den Mond betrifft, so ist der Wissenschaft bis jetzt noch wenig gelungen, ihnen darzulegen. (Ich rede hier die Bedeutung, die auch die Erde dem Monde bietet, nicht zu diesen Wechselwirkungen, obgleich sie offenbar eine ist.) Daß aber der Einfluß der Erde auf den Mond bedeutend sein mag, können wir erstehen, vorsehlich daraus, weil wir einen ziemlich starken Einfluß der Erde auf die Bewegung des Mondes beobachten können. Dem der Mond geht nicht ruhig seinen Weg, sondern wankt und schwankt gar sehr. Diese Unregelmäßigkeiten in dem Laufe des Mondes nennt man in der Wissenschaft, "Störungen." Der Mensch hat sich aber nicht begnügt, diese Störungen zu beobachten, nein, er hat es auch dahin gebracht, sie genau zu berechnen, die Ursache zu jeder völlig zu entscheiden, und

somit bestimmt nachweisen zu können, wovon und weshalb jede einzelne der Störungen erfolgen müsse. Ueberallher ist es, so zu sehen, wie sie genau zu unterscheiden, als der Astronom sie vorher angab. Diese "Störungen" sind fast das schwierigste Problem der Wissenschaft, verlangen ungemein viel Geisteskraft und Zeit, verlangen Gelehrsamkeit und mühsames Arbeiten. Lange Zeit blieb deswegen dieses Problem nicht vollständig gelöst. Endlich gelang es einem Mathematiker, der, obgleich sein Vater nur ein französischer Bauer war, von Napoleon I. zum Minister Frankreichs erhoben ward. — Der Laire würde die hierher gehörenden tiefstimmigen Rechnungen für wahre unentbehrliche Hiezoehigen halten und anerkennen.

Hält der Leser das fest, was ich bis jetzt über das Erdsystem sagte, so wird er nicht bloß der Natur gemäßere Aufschlüsse erhalten über das Verhältnis des Mondes zur Erde, sondern wird auch die Natur des Mondes selbst vom richtigen Standpunkte aus beurtheilen. Er erinnere sich, daß der Mond mit Polarland, die Erde, obgleich ursprünglich selbst Pol, mit Tropenland zu vergleichen sei, weil der "Schwerpunkt des Erdsystems" zugleich in der Erde selbst mit liegt. Es ist nun zwar wahr, daß man deshalb nicht auf ganz entsprechende Beschaffenheit der Länder schließen darf, weil das Verhältnis des Tropenlandes der Erde zum Polarlande derselben anderen Umständen untergeordnet ist, als das Verhältnis der Erde zum Monde, aber es ist auffallend, wie wirklich die Natur des Mondes, verglichen mit der der Erde, jenem Verhältnisse entspricht. Dies aber ist unbedingt darauf zu schließen, daß Theile des Ozeans, hier also die Naturen des Mondes und der Erde, ähnlich und doch auch wieder so verschieden sein können, daß man eine ganz fremde Welt der sich zu haben besapnnten darf.

Man denke nur an die Naturen der Polarregionen auf der Erde und der ihrer Tropenländer. In den Urwäldern Südamerikas sind Berge, und oft gar Klüfte; in Oréland (am nördlichsten davon) auch, nur daß sie dort von gelbem Sande und verschiedenfarbigen Felsen, hier von weichem Schnee und glattem Eise sind. Dort, wo in naheliegender, fast erloschener dichter Atmosphäre Alles süssig wuchert und grünt; dort, wo schneearartige Planeten und tausend verschiedene andere Schlingpflanzen sich, wie Flechten im thierischen Organismus, uralte martige Dampfnäse umranken, zwischen denen hervor eine zahllose Mannichfaltigkeit von Blüthen und Blüten, von Früchten und Kräutern dicht sich drängen, alles in bester Frucht, von strahlenden Farben, alles im würzigsten Dufte der schönsten Gerüche, die wie gemitteltere Wohlgerüche in den gluthstrahlenden Blüten lagern; dort, wo goldschimmernde Goldlöcher und possidliche Käsen, goldfarbige Parapeien, wie silbige Reife, jierliche Chayellen, hoch, edle Kesse elastisch leicht sich bewegen, — muß nicht Jeder zugestehen, daß Farbenpracht, daß phantastischer Schmuck, daß Leben in Fülle herrsche?

Schauen wir in die Landschaft des kalten Polarlandes; auch dort gibt's Blumen — an getrennten Flecken; und dort gibt's Farbenpracht, wenn das reiche Polarlicht über die weißen Gefilde seine milden Strahlen sendet, und in den weitausgedehnten Glasthüden des Eises sich Irregelt, wenn Eisthryalle in buntesten Farben schimmern, und der Schnee wie zahllose silberstrahlende Sternlein freundlich blinkt; auch dort gibt's phantastischen Schmuck, dort wo Eispyramiden in langen klaren Reihen statt Guitanden framenartig an den Dächern herabhängen, wo fast alle Flächen wie polierte Spiegel, der gläserige Boden, wie mit glänzenden Diamanten statt Sandsteinen besetzt, feenartig prunkt; auch dort gibt's Leben, wo der langzeitige Eiskübel, der setze, plumpe Kolbe angeschickt sich bewegt — und doch, wie ist die Natur, es ist ähnlich dem Verhältnis der Natur des Mondes zu der der Erde; auch dort auf dem Monde gibt's Berge und Thäler, auch dort gibt's Mannichfaltigkeit, Unerwartung, Wunderbares, und doch wie Alles ganz anders als hier auf Erden! Hieron wird sich der Leser bald selbst überzeugen, in den folgenden Abschnitten meiner Mondschilderungen, — wenn er die nöthige Richtigkeit des Bestellungsverzeichnisses besitzt, die nöthig ist, um des Mondes Berge erkennen, und dessen Thäler durchwandern zu können, — wenn er genug empfindliches Gemüth hat, um die Herrlichkeit und die Wunder einer fremden Welt zu würdigen.

Und somit wären wir denn geschickt, einzutreten in die Natur der Planetenlandschaften. Die Beobachtungen, die wir besapnnten wollen, liegen auf der diesseitigen Mondseite. Der Mond wanket nämlich, wie wohl jeder Leser schon weiß, der Erde immer

nur eine und dieselbe Seite zu. Die ganze uns zugekehrte Seite ist so groß, wie Nordamerika, oder wie das russische Reich mit allen seinen ausländischen Theilen, als Sibirien u. Die andere Seite des Wundes hat zwar noch nie ein Mensch erblickt, sie kann uns also wenig bekannt sein, allein die Wissenschaft hat doch auch von ihr Manches zu erkunden gewagt; was und wie, soll der Leser in den spätern Abschnitten erfahren. Da die drei abgemessene Nordseite so groß wie Südamerika ist, so hat also die ganze Oberhälfte des Wundes ungefähr die Größe von Amerika. Dagegen also die Erde eine mehr als 13 Mal größere Oberfläche hat, so würde doch ein Wanderer, der um den Äquator des Wundes herumgehen wollte und täglich 10 Stunden Weges zurücklegte, beinahe fünf Monate gebrauchen. Wollten wir also alle Vorkommen des Wundes durchstreifen, so würden wir sobald nicht fertig werden, und deshalb wohl erwidern. Doch ist es auch keineswegs nöthig, jene speciell zu betrachten, da sie sich sehr gleichen. Ich wählte deshalb

eine Nordpartie aus, an die sich zugleich der Charakter aller übrigen, wenn auch mehr oder weniger, anschließt. Ich hoffe aber, daß es hinreicht, nur das eine Land des Wundes zu durchstreifen, um meinen Zweck zu erreichen, nämlich dem Leser eine der Natur gemäße Ansicht vom Wunde zu geben. Es mügen darum jetzt die „Streichhölzer im Apenninengebirge des Wundes“ folgen. Ehe ich aber diese Wanderungen auf dem Wunde mit dem Leser beginne, will ich mich noch vermaßen, daß ja seine Schuld auf mich gehoben werden mag, wenn man eine Satire darin finde, daß ich als Ueberschrift wählte: „Apenninengebirge“ — das doch in dem allerchristlichsten Lande, Italien, liegt, — „des Wundes“ — dem Symbole des Unglaubens und der Unheimlichkeit; vielmehr geschah dies nur, weil dies Wundgebirge die meiste Ähnlichkeit mit irdischen Gebirgen hat, wie man auch, wenn man z. B. nach London oder Paris reist, ein dortiges denksicheres Gashaus wählen wird, von dem aus man dann sich umsieht.

## Sclaventeleben in Nordamerika.

Erster Artikel.

Ueber das Institut der Sklaverei in den nordamerikanischen Freistaaten herrscht in Deutschland und vielleicht in ganz Europa unter den Gebildeten nur eine Stimme: die Stimme der Verdammnis. Man rechnet es der Union geradezu als Verbrechen an, daß sie die Sklaverei fortbestehen lasse, im Widerspruch gegen die unveräußerlichen Rechte der Menschen, der schwarzen, wie der weißen, der rothgelben, wie der rothbraunen. Andererseits aber werden auch vielfache Gründe geltend gemacht, warum es unmöglich sei, die Sklaverei in Nordamerika überhaupt oder wenigstens sofort aufzuheben, und wenn man die Gründe dieser Freiheitsgeiger — nicht der Sklaverei an sich, sondern der Sklaverei, wie sie einmal besteht, mit unparteiischem Ohre anhört, so wird man wenigstens zweifelhaft, ob man das Recht hat, den Stein der Verdammnis auf die Unionisten in Amerika zu werfen oder ob nicht Entschuldigungsgründe da sind, denen man beizupflichten selbst geneigt ist. Doch lasse ich diese Frage hier dahingestellt, denn es ist dies mehr eine politische Frage, wobei man auf den Gegensatz zwischen „Norden und Süden“ in den amerikanischen Freistaaten tief eingehen muß.\*

Warum also die Sklaverei in dem Lande der Freiheit existirt, ob sie mit „scheinbarem Recht“ oder mit „unwiderlichem Unrecht“ existirt, dies will ich hier nicht unterreden, sondern mein Augenmerk dahin, die Leser darüber aufzuklären, wie die Sklaverei in Amerika existirt.

Jenes „Warum“ ist vielleicht schon oft erörtert worden, und von Vesseren, als ich bin; dieses „Wie“ aber noch wenig, und — von deutschem oder unparteiischem Standpunkte aus — noch selten oder gar nicht. Darum Circuliren auch unter uns (nicht selten sogar in Blättern und Zeitungen) die haarsträubendsten Geschichten von dem Leben, zu dem die Sklaverei in Amerika verdammt seien, und man befreut sich ordentlich, wenn man nur das Wort „Plantage“ oder „Nigger“ hört, weil man gewöhnlich der Ansicht, daß, wo die Sklaverei beginne, die Civilisation, ja das Menschenthum selbst ein Ende nehme. Ich erlaube mir daher, den Leser mitten in das Sklaventeleben hineinzuführen, damit er sich selbst ein Urtheil bilde und nicht mehr gewungen sei, dem oberflächlichen Beobachter mit seinem nachgeplapperten, atypischen Urtheile durch Dikt und Dinn zu folgen.

In den nördlichen und westlichen Staaten, in Newyork, Massachusetts, New-Hampshire, New-Jersey, Pennsylvania, Connecticut, Vermont, Rhode-Island, Ohio, Indiana, Illinois, Maine, Iowa, Michigan, Wisconsin und Californien (jezt auch noch Minnesota und Oregon) existirt die Sklaverei längst nicht mehr, sondern sie herrscht nur in den südlichen Staaten: in Delaware, Maryland, Virginien, Missouri, Tennessee, Kentucky, North- und Süd-Carolina, Georgia, Arkansas, Alabama, Louisiana, Mississippi, Florida

\* Die Sklavereifrage zwischen dem „Norden und Süden“ wird am Ende noch zu einer Trennung der Union führen müssen, wenn nicht die Staatengemeinschaft America's den Süden — im Interesse der Union — dahin bringen, wenigstens eine allmähliche Emancipation der Sklaverei anzubahnen, womit sich der Norden zufrieden geben möchte.

und Texas (jezt auch in Utah und Kansas). Sie ist nur zu Hause, wo das Klima den Anbau von Tabak, Reis, Baumwolle und Zucker gestattet oder vielmehr gebietet, weil die gewöhnlichen Feldgewächse der Ackerbau treibenden Staaten der Höhe wegen nicht mehr gedeihen. Mit dem Bau obiger vier Erzeugnisse ist aber schon ein großer Unterschied in der Art der Sklaverei oder vielmehr in der Art, wie die Sklaverei gehandhabt wird, gegeben. Wo nämlich Tabak gepflanzt wird, da ist es auch möglich, Mais, Weizen und Rüb-Kartoffeln zu pflanzen, denn der Tabak kommt in allen warmen Klima nicht fort. Wo aber der Reis, die Baumwolle und der Zucker zu Hause sind, da kommt der Weizen und die Kartoffel nicht mehr leicht fort; die Blüthzeit ist zu spät. Ueberdies wäre es eine Sünde an der Natur, einen Acker mit Mais zu besäen, auf dem Zucker oder Baumwolle gezogen werden kann; Mais kommt fast überall fort, Zucker und Baumwolle aber bloß in besonders ansehnlichen Ländern. Zu den Letzteren sind zu rechnen: Florida, Mississippi, North- und Süd-Carolina, Georgia, Louisiana, Alabama, Arkansas und ein Theil von Texas (der hierzuliegen); die Tabakstaaten aber sind: Delaware, Maryland, Virginien, Tennessee, Kentucky, Missouri und das gebirgige Texas. Hier, in diesen Staaten, haben sich auch viele weiße Farmer angesiedelt, und es gibt daher nicht wenige Gutbesitzer (Kaufleute und Handwerker öfnehm), die keine Sklaven halten. Weiße Bauern siedeln sich überall an, wo sie Mais, Weizen und Kartoffeln pflanzen können und dem Tabakbau sind sie wegen seiner Unträglichkeit ohnehin nicht abhold. Natürlich ist also hier, in diesen Staaten, der Grund und Boden mehr in kleinere Parzellen vertheilt, denn der amerikanische Farmer liebt es nicht, mehr Feld zu haben, als er mit ein paar Aechten übersehen kann. Somit gibt's weniger große Plantagen, als im Süden, wo sich der Bauer nicht ansiedeln kann, — des Klima's und der Bodenereignisse wegen. Daran folgt, daß auch diejenigen, welche in Missouri, Delaware u. Sklaven halten, nur wenige haben. Der „Herr“ braucht also keinen Sklavenauffseher, sondern macht diesen selbst. Natürlich sind Sklaven, die unter der Aufsicht des Herrn selbst arbeiten, ganz anders daran, als solche, die der Aufseher unter sich hat, und ohnehin würden es die vielen weißen Farmer, die keine Sklaven halten, nicht angehen, daß die Sklaven ihres Nachbarn schiebt und grausam behandelt würden. Ueberdies: in Maryland, Delaware, Virginien, Tennessee, Kentucky, Missouri und dem größten Theil von Texas pflanzt jeder Gutbesitzer seinen Bedarf an Feldfrüchten selbst; folglich darf er weder Kartoffeln, noch Mais, noch Weizen kaufen und — aus diesem Grunde haben seine Sklaven im Vorkauf und gut zu essen. Um es also mit einem Worte zu sagen, der Sklave ist hier weniger Sklave, als Aechter; denn er hat gerade dasselbe zu thun, was der Aechter des weißen Farmers thun muß und wird auch gerade so behandelt, nur daß er keinen Lohn bekommt, aber dafür in seiner Jugend und in seinem Alter von seinem Herrn erhalten wird. Gilt es demnach keine andere Sklaverei in Amerika, als die Sklaverei in den Tabak-

saaten (in welchen allen nur ganz wenig Baumwolle gepflanzt wird, weil nur die heißesten Niederungen dazu passen), so würde das Gehässige derselben nicht so sehr hervortreten und man könnte sogar dafür einsehen, daß in wenigen Jahrzehnten das ganze Institut verschwinden wäre, weil der Weizen Arbeit erweisenreicher billiger, praktischer und anbringender ist, als Sclavenarbeit. Etwas ganz Anderes aber ist es in den Reis-, Zucker- und Baumwollensaaten, wo Arbeit von Weizen der Dige wegen radical unmöglich ist und wo also auch nicht das Land in kleinere Farmen zerfallen wird, weil sich der Bauer nicht hindrängen kann, sondern Alles in den Händen der „Reichen“, der „Plantagenbesitzer“ laffen muß. Nach Mississippi, Louisiana, Georgia, Alabama u. s. w. man gehen, wenn man wissen will, was Sclaveri ist, und che einer auf einer „Plantage“ war, kann er auch sein Urtheil fällen, wie es mit dem „schwarzen Volk“ gehalten wird.

Allerdings gibt es gewisse Grundzüge und Gesetze, welche allen Sclavenstaaten gemeinsam sind. Darunter ist namentlich zu rechnen, daß der Sclave gesetzlich kein Individuum ist, sondern eine Sache, so zu sagen ein „personliches Object“, ein Ding nicht anders anzusehen, als ein Pferd oder ein Ochs! Darüber sind alle Sclavenstaaten einig, wie auch darüber, daß ein Sclave weder als Ankläger, noch als Zeuge gegen einen Weizen auftreten kann. Ferner geben die Weissen einem Jeden das Recht, einen sklätigen Sclaven zu tödten, wo man ihn trifft. Viele erlauben dem Herrn sogar, einen hies widerwilligen Nigger kalt zu machen. Ja, nicht Wenige sind darüber einverstanden, daß ein Sclave schon, wenn er einen Weizen nur beleidigt, dem Tode verfallen sei. Aber — ein übereinstimmendes, in allen Einzelheiten übereinstimmendes Sclavenrecht gibt es nicht, sondern jeder Staat macht sich seine Gesetze hierüber selbst, und je milder und sanfter die Behandlung der Sclaven in einem Staate ist, gewöhnlich ist, um so milder und sanfter sind auch die Gesetze. Uebrigens — in den Tabaksaaten ist die Handhabung dieser Gesetze, die Art und Weise ihrer Ausführung eine ganz andere, als in den Baumwollen- oder gar den Zuckerstaaten. Gesetzlich ist der Sclave auch in Delaware und Missouri eine Waare, aber in der Praxis fühlt's derselbe nicht, weil man es ihn nicht fühlen läßt, weil er generationenweise in derselben Familie lebt und mehr als Mitglied derselben angesehen wird, denn vielleicht der gemeinste weiße Sclaving! Obgleich ist es dem Sclaven auch in Texas und Maryland nicht erlaubt, gegen einen Weizen als Zeuge aufzutreten, aber rechtlich ist derselbe deswegen in diesen Staaten doch nicht, denn die Tabaksaaten alle haben Gesetze erlassen, welche dem Sclaven vor den Mißhandlungen seines Herrn schützen, und man darf nicht daran zweifeln, daß, wie eine Mißhandlung vorkommt, auch die Untersuchung nicht ausbleibt.

Ganz anders ist's in den Baumwollen-, Reis- und Zuckerstaaten, in welchen die schwarze Bevölkerung zum mindesten 50, oft aber auch 60 und 70 Procent ausmacht. Hier ruht alle Händarbeit (wenigstens alle Feldarbeit) auf den Sclaven und man würde ihnen auch die geistige (wie des Kaufmanns, Künstlers u. s.) ausüben, wenn sie die Capacität dazu hätten. Betrachten wir einmal eine der Plantagen, wie man sie in den südlichen Staaten vorfindet. Wie die eine, so sind sie alle. Der Unterschied liegt bloß in dem größeren oder kleineren Umlaufe, in der mehr oder minder großen Anzahl der Sclaven, in der milderen oder strengeren Herrschaft des Kaufmanns.

Die Plantage liegt in der Niederung. Vielleicht an der Savanne, vielleicht am Meeresufer (rother Fluß), oder am Meeresufer, oder am Mississippi. Sumpf und Debe herrscht vielleicht nur eine Stunde von der Plantage, denn der Fluß mit seinen stachen Ufern überflutet oft seine Ufer, und die Plantage unserer Baumwollensplanzen erscheint daher im Gegensatz gegen jenen Sumpf nur wie ein Blüthengarten. Auf erhöhtem Baume, ganz verdeckt zwischen dunkeln Drangenen- und Granatbaumbeden liegt das Herrenhaus. Es ist ein großes, lustiges Gebäude, vielleicht noch mit einem Thurne aus den Zeiten der ersten ritterlichen Gründer von hundert Jahren her versehen, jedenfalls mit vielen kleinen, unregelmäßigen Anbauten, wie es der Zuwachs der Familie und die Viehhäuser der spätern Besitzer erfordert. Rechts fast breite Poralle, hohe Ballone, verandabare Balkone geraden wie zu nicht geringer Bieder. Ringsum blüht ein herrlicher Garten mit

hiesigen Bäumen und sonstigen tropischen Gewächsen. Dritte lange Alleen durchschneiden ihn, alle mit den eben so zierlichen, als schattigen Eibindbäumen besetzt, von denen einige so groß werden, daß man seine Wohnung in den Zweigen aufschlagen und ein rundes Tischchen mit einer Bank ringsherum, nebst einer zierlichen Wendeltreppe hinauf, darin anbringen kann, so daß eine kleine Gesellschaft in dem grünen Lüne, vor Sonne und Hitze geschützt, die Alente hier zubringen vermag. Weitbin durch die Alleen sieht man ungeheure Baumwollenselder oder Zuckerplantagen und einen Schwarm von Schwarzen mitten darin in eifriger Geschäftigkeit.

Etwa 600 Schritte vom Herrenhause entfernt liegen die Kegelhütten. Es sind ganz gleichförmige, einstöckige Häuschen, die einander in ganz gleichmäßigen Linien gegenüber stehen. Jedes Häuschen ist mit einem kleinen, etwa 10 Quadratfuß großen Gemüsegarten umgeben und steht in seinem weichen Anstrich freundlich und einladend genug aus. Das Ganze aber erscheint wie ein kleines Dorf am Fuße des herrschaftlichen Schlosses. Zwischen dem Herrenhause und den Sclavenhütten steht die Wohnung des Kaufmanns (gewöhnlich Dreierkammer). Es ist meist ein geräumiges Haus mit einem Portico, von dem aus alle Sclavenwohnungen und der größte Theil der Plantage mit Bequemlichkeit übersehen werden kann. Das Frühstückszimmer des Kaufmanns ist mit Büchern und Pistolen wohl ausgestattet, aber von außen sieht das Gebäude so unschuldig und friedlich aus, wie die ganze freundliche Umgebung, die auch das verdeckteste Gemüth erschreckt muß. Doch ehe wir uns mit dem Ozean und seinen Untergebenen unterhalten, gehen wir auf einen Augenblick in's Herrenhaus, um dieses nicht bloß von außen, sondern auch von innen zu betrachten.

Wir brauchen und nicht zu gemen; im Süden ist die Gastfreundschaft zu Hause und auf den Herrenhöfen der reichen Plantageninhaber hat sie ihre Wohnung gemacht. Jeder gebildete Weiße ist herzlich willkommen, sobald es kein Emancipationsprediger ist, der unter dem scheinlichen Aufreiß des Friedenskräften Aufruf und Revolution unter die „schwarze Heerde“ zu verbreiten kommt. Wir werden mit der aufgeschicktesten Artigkeit, mit der zuvorkommendsten Herzlichkeit empfangen, sogar wenn wir Deutsche sind (jedemfalls sind Deutsche beliebter, als Irländer).

Wir finden hohe, lustige, bequeme Zimmer, die mit einem Luxus ausgestattet sind, wie man auf dem Lande seinen größeren in Anspruch nehmen darf. Es fehlt weder an Empfangs- noch Spielzimmern; Piano's und Bücher sind nicht vergessen, und aus der Bibliothek treten wir unmittelbar in den Tanzsall. Hier auf den Treppen der südlischen Planzer ist die feine Bildung zu finden, die man in dem Gemüth der größeren Städte selten findet, denn der Plantagenbesitzer des Südens ist nicht anders, als der Landbesitzer Englands und Europa's. Wie hier die größeren Gutsherrn die Träger der „Gesellschaft“ sind, so auch im Süden Amerika's die Plantagenbesitzer. Wie aber noch vor kurzer Zeit die Unterthanen dieser Gesellschaften in Europa oft im tiefsten Elend schmachteten, ohne daß diese auch nur die geringste Rettung davon nahmen, so auch auf dem Besten der amerikanischen Planzer. Was kümmert sich dieser um seine sklätigen Unterthanen? Dazu hat er seinen Ozean! Dieser ist sein Premierminister und Vermittler in Eimer Person. Die Plantage mag bloß fünfshundert Acres (ein Acre gleich 1 1/2 Morgen württembergisch Maß) oder zehntausend groß sein, es mögen bloß fünfzig oder tausend Sclaven darauf gehalten werden, der Oberkäufer hat die ganze Plantage sowohl, als auch die Arbeit der Sclaven zu leiten. Nur wenn der Arbeit zu viel für ihn ist, werden einige Unterkäufer ernannt, welche aber aller Selbstständigkeit entbehren. Der Plantagenbesitzer wird recht oft und viele seine Heber in eigener Person durchreiten, er wird vielleicht hier und da seine Sclaven sogar mit Namen kennen, aber er setzt sich mit ihnen in keine unmittelbare Verbindung, sondern seine Befehle ergehen bloß durch den Mund des Dreierkammers, der den ganzen Tag zu Pferde sitzt und die Arbeit der Nigger an allen Enden der Plantage beaufsichtigt, am abendlichen seinem „Herrn“ Bericht zu erstatten. Auf den Dreierkammer kommt es also an, ob die Sclaven menschlich oder unmenschlich behandelt werden, denn sein Herr empfindt ihm als Nichts, nur bloß den Grundsaß, aus dem „schwarzen Eigentum“ so viel Nutzen zu ziehen, als es „unbeschadet des Wertes und der Gesundheit“ dieses lebenden Eigentums gesehen kann. Ein guter Landwirth weiß wohl, daß man einem „gut gestüteten,

reinlich gehaltenen und nicht überarbeiteten" Pferde viel mehr zu nutzen kann, als einem schlecht gehaltenen und ungetriebenen. Dasselbe weiß auch der Plantagenbesitzer, der nur statt der Pferde die Nigger substituirt. Natürlich also trifft ein gutmüthiger und vernünftiger Pflanze eine andere Wahl in seinem Dörfler, als ein bösrätiger und lustigster!

Besuchen wir einmal die Negerhütten. Es ist ganz gleich, in welche von denselben wir gehen, denn es ist eine wie die andere.

Wir finden nur ein Gemach. Dieses ist Wohnstube, Empfangszimmer, Küche und Schlafraum zugleich. Das Aembselament ist eben so einfach. Eine Lagerstätte, ein Tischchen, ein paar Sitze, eine Binsenmatte! Doch den Verplatz vor dem Wohnzimmer hätten wir fast vergessen, und doch ist dieser die Hauptseite in einer Sklavenwohnung. Der Verplatz bildet eine Art Portico. Luft und Licht sind in gleichmäßiger Fülle vorhanden, was in einem so heißen Klima, wie Louisiana oder Georgia, keine zu verachtende Vergabe ist. Im Frühjahr, Sommer und Herbst, oder eigentlich im ganzen Jahr (die kurze Regenzeit ausgenommen) ist dieser Verplatz der Aufenthalt für die ganze Niggerfamilie. Hier wird getobt, hier wird gefressen, hier werden Besuche angenommen. Im Wohnzimmer wird bloß geschlafen.

So einfach, aber dem Klima entsprechend, die Wohnung ist, so genügt sie doch den Bedürfnissen des Negers. Genöthigt ist ihm seiner Nahrung. Doch dürfte diese sehr oft an das „Alkuminsache“ hinstreifen. Der Plantagenbesitzer im Süden braucht all sein Land für Baumwolle, Weis und Zucker. Er kann keinen Weizen pflanzen, weil dieser unter der tropfischen Sonne nicht mehr fortkommt; er würde aber auch keinen pflanzen, wenn er könnte, denn das Pflanzen der Baumwolle trägt mehr ein. Darum kauft er seinen Bedarf an Mais, Weis, Weizen, Kartoffeln u. s. w. von den nördlicher gelegenen Staaten. Allein soll er gar Schlagsvieh einführen, um den Sklaven mit Kalbfleisch zu nähren? Er selbst frisst gar das Truthühner und andern seinen Geflügel und Fleisch überig genug. Er selbst hat volle Vorrathskammern vom weißesten Mehl; aber für den Nigger thun's doch eben so gut Bohnen und Festschleisch! — In der That, wie es Regel ist, daß auf den Sklavenplantagen in Virginien, Kentucky u. s. w. der Nigger von denselben Speisen ist, von denen sein Herr genießt (wie er denn auch meist im selben Hause wohnt), so ist es umgekehrt in den südlicheren Staaten Regel, daß der Sklave nicht bekommen, als Bohnen und gesalzenes Fleisch, das er sich nach Belieben zurecht machen kann, und zuliefern darf er sein, wenn er nur dieses in hinreichender Fülle bekommt! Wehen und gesalzenes Fleisch sind zwar an sich nicht theuer, aber — ein Overseer, der sich unentbehrlich machen will durch seine Auslieferung für den „Herrn“, weiß oft auch hierin zu sparen! — Sind die Speisen einfach, so ist auch die Kocherei einfach. Abends nach neun Uhr werden die Löpfe mit Bohnen und Fleisch gefüllt und ein Kohlenfeuer darunter gemacht. Die Reiben glühen zwar Morgens nicht mehr, aber es braucht bloß eines starken Hauges, um sie wieder in's Glühen zu bringen und das Essen für den ganzen Tag ist fertig; zum Mittags und Abends wird bloß gemümt, was Morgens, oder vielmehr die Nacht über gekocht werden ist. Einige Aembselungen in die Speisen bringt das kleine Gärtchen am Hause, denn auf diesen hundert Quadratfußchen darf der Neger pflanzen, was ihm beliebt, und natürlich pflanzte er seine Lieblingsgemüse. Freilich hat er nicht viel Zeit, seines Gärtchens zu pflegen, denn nur Sonntags ist's ihm erlaubt, für sich zu arbeiten; aber der Garten ist doch meist in schönster Ordnung und Cultur.

In den nördlicher gelegenen Sklavenstaaten arbeitet der Neger im Hause, wie im Felde, je nachdem es die Jahreszeit mit sich bringt, denn die Cultur des Tabaks und Weizens erfordert nicht bloß Felder, sondern auch Hausarbeit. In den südlicheren Baumwollen-Cultur-Staaten aber ist die Feldarbeit die Hauptsache. Morgens in aller Frühe wird die Neger glode gekläutet. Sie hängt über dem Portico des Oberaufsehers. Das ist das Zeichen zum Aufstehen für den Sklaven. In jenen Gegenden, die sich dem Equator mehr nähern, ist Tag und Nacht Sommer und Winter fast gleich lang. Die Sonne geht um 6 Uhr auf und um 6 Uhr unter. Die Neger glode exteint um 5 Uhr. Duntig gekläutet. Man hat nicht lange Zeit dazu. Per sechs Uhr beginnt die Arbeit. Sie dauert bis 12 Uhr. Eine kurze Unterbrechung, und

sie beginnt wieder. Dann dauert sie bis 6 Uhr Abends, selten darüber, und nun ist Feierabend, um 9 Uhr aber müssen die Nigger im Bette sein. So ist es Jahr aus, Jahr ein. Nur die Erntezeit macht eine Ausnahme.

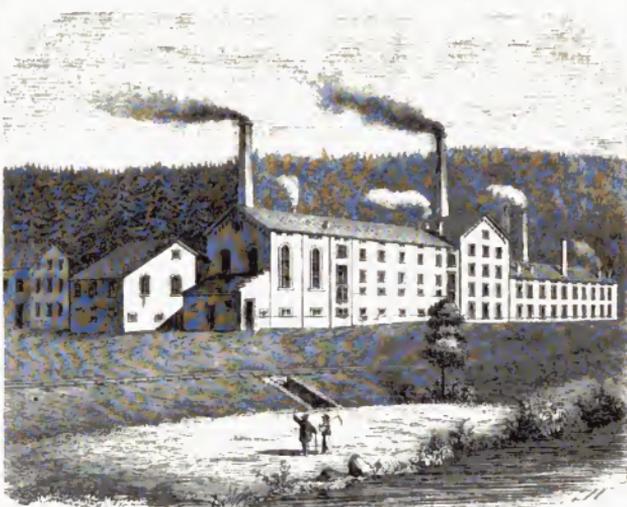
In dieser Zeit darf keine Minute verloren werden, besonders in den Bodenplantagen. Es steht zu viel auf dem Spiele. Ein einziges Gewitter könnte Laufende von Dollars Werth verderben. Darum wird zur Erntezeit auch kein langer Aufenthalt über Mittag gestattet. Das Essen wird Morgens mitgenommen und fällt auf dem Felde verzehret. So nahe es auch ist zu den Negerhütten, es ist doch zu weit! Um diese Zeit erweitert man die Arbeitsstunden von zwölf auf fünfzehn. Immer noch wenig gegenüber Cuba, der spanischen Sklavenstätte, wo die tägliche Arbeitszeit Jahr aus Jahr ein fünfzehn Stunden beträgt und zur Erntezeit achtzehn! Aber streng und hart gearbeitet wird in Norbamerica, wie in Cuba. Die Negerin, die vielleicht einen Säugling zu nähren hat, wird eben so wenig geschont, wie der Knabe von 12 Jahren, oder der fünfjährige Junge, der bereits über das „rühliche“ Alter hinaus ist. Die Negerin kann ja ihren Säugling mit auf's Feld nehmen! Sie macht es dabei wie unsere Zigeunerinnen und bindet sich ein Leintuch über die Schultern, daß es auf dem Rücken eine Art Sack bildet, in welchem der Erpfing gemächlich ruht, während die Mutter thut, was ihres Amtes ist. Schreit der junge Weltbürger und verlangt nach Nahrung, so gönnt sie sich eine Minute oder zwei, um sein Verlangen zu stillen, und das oft bis in sein weiteres und drittes Jahr. „Entsilft“ werden die Jungen und Mädchen erst, wenn sie lustig auf dem Boden herumtrabbeln können, um sich während der Abwesenheit der Eltern vor über in der Niggerwohnung nach eigenem Gutdünken die Zeit zu vertreiben.

Die Leitung der Arbeit ist in den Händen des Overseer's. Er ist so früh auf, als die Sklaven, er geht aber erst lang nach ihnen zu Bette; denn oft und viel macht er sich noch einen Nachtriens, wenn die Sklavenwohnungen längst in tiefem Schlafe begraben sind. Dann schreitet er sich zwischen den stillen Häuschen durch und horcht und lauscht, ob sie Alle schlafen! Wehe denen, die noch wachen und zeigen, daß sie wachen! Wehe denen, die noch in später Stunde plaudern, denn hinter jedem Worte wird ein „Beschwerer“ gemittelt! Der könnten nicht die armen Eselgassen sich darüber zu einigen suchen, wie sie am besten der Sklaven ertrinnen wollen? Wehe ihnen! Wehe aber auch denen, die sich während des Tages tags und faul erweilen! Der Oberaufseher ist hinter ihnen, wenn sie sich's am wenigsten vermuthen. Wenn sie glauben, er sei eben zu einer andern Partie Elabau hinübergeritten, die am andern Ende der Plantage beschäftigt sind, und in dieser großen Hoffnung säumen stehen und plaudern, — in demselben Augenblicke steht er hinter ihnen und schwingt drohend seine Peitsche. Der Overseer ist der alte „Ueberall und Nirgendas“, den wir schon in unsern Knabenjahren mit entzündetem Ohranfen kennen lernten. Von Morgens früh an sitzt er zu Pferde und bereitet die ganze Plantage. In Sattelknöpfe heden zwei Bücheln, und am Sattelpferd hängt die Peitsche, die Sklaven peitscht! Einem Blide entgeht Nichts, auch nicht das geringste! Einem Gutdünken fällt es anheim, ob er die Peitsche streng oder lässig handhaben will!

Die Peitsche des Overseer's ist ein kunstliches Stück Arbeit. Sie ist sehr lang, und ausgewirter Erde gestrichen. Wo ihre Spitze auf die bloße Haut trifft, da spritzt Blut nach, und die Neger sind wegen des heißen Klima's zum Theil haltlos, zum Theil bloß in leichtem Baumwollenzeug gekleidet, Männer wie Weiber! Der Oberaufseher ist in der Führung der Peitsche äußerst gewandt, ein wahrer Künstler. Viele haben sich in dieser ihrer Kunst viele Monate, ja Jahre lang, bis sie es endlich zur Virtuosität bringen. Sie haben zu diesem Zweck in ihrem Privatstimm eine ausgepfropfte Figur — einen Menschen vorstellend — hängen, welcher sie Ofen von Hirschleder anziehen. Auf dem Hirschleder wird jeder Dieb sichtbar, den sie nach der ausgepfropften Figur führen, so daß sie bei ihren Viehhunden im Augenblicke wissen, ob sie selbgeschlagen haben oder nicht. Die Figur hängt an einer Schnur und bewegt sich nach jedem Diebe. Wenn sie nun in den Hirschleuten und Sonntag's drei Jahre lang an dem Fremdenmenschen geübt haben, so find sie weiß so weit gekommen, daß sie im Stande sind, eine Fingel auf dem Rücken des Negers zu treffen, so sicher ist ihr Augenmaß!

# Die Brodfabrik.

Eine große Anzahl von Handwerken hat es sich gefallen lassen müssen, daß die Fabrik ihnen einen bedeutenden Theil Beschäftigung früherer Zeit aus der Hand nahm. Sollte das ehrbare Gewerl der Bäcker allein einer Ausnahme von diesem Schicksale sich erfreuen? Viele glauben es, nicht allein weil die Bäcker in den meisten Städten eine mit vielen alten Rechten ausgestattete Innung haben, die sich gegen Angriffe zu wehren weiß, sondern viel mehr noch, weil die Bäcker nur für das bürgerliche Bedürfnis arbeiten, mit ihren Kunden zum Theil in sehr innigen Verhältnissen stehen, allerlei wichtige Gewerkevortheile von Alters her besitzen und — Niemand gern altbäcker Brod ißt. Trotz dieser Gründe oder vielleicht auch gerade wegen derselben sind die armen Bäcker von jeher manchen Anfeindungen ausgesetzt gewesen, was sich daraus erklärt, daß es sich bei den Kenten um das tägliche Brod handelt. In Paris mußte der Kaiser die Bäcker dadurch schützen, daß er der Stadt befahl, ihnen Geldzuschüsse zu geben, damit sie das Brod wohlfeiler verkaufen konnten, als sie es sonst vermocht hätten. In Constantinopel nagelte man sie gelegentlich mit den Ohren auf die Brodbank. Die deutsche Badgerechtigkeit ist freilich ganz anderer Art! Gegen diese nicht die Wissenschaft und die neuere Technik zu Felde, indem sie das alte Leigbrotverfahren einer Kritik unterwerfen, wie es unter anderem in unserer Garten. Nr. 4. u. 5, 1856, in einem vortheilhaften Artikel von Herrn Dr. F. Ditzel geschah. Es war unter Anderem in demselben gesagt, daß die Bäcker sich Rnetmaschinen und bessere Ofen anzu-



Die Societas-Bäckerei und Biscuiterie in Gainsdorf bei Zwickau.

schaffen sollten, welche letzteren gerade noch so gewaltig seien, als zur Zeit, da Pompeji vor 2000 Jahren blühte. Wie es aber klar aus der Hand liegt, daß sich der einzelne kleine Bäcker weder schwerer zu bewegende Rnetmaschinen, noch theuere, viel liefernde Backöfen anzuschaffen vermag, so wird vorschlagen, Gemeinbäckereien anzulegen. Dieser Vorschlag läßt sich hören. Man hat ihn auch schon an manchen Orten vernommen und hier und da, namentlich in Deftern, befindet sich zum Mindesten doch Gemeinbäckereien, worin man viel Feinmaterial spart. Aber in Städten sind die Bäckereinnungen noch nirgend auf den Gedanken gekommen, eine genaue und gewissenhafte Prüfung der Frage anzustellen: ob es ansehnlicher sei, sich gesellschaftlich zu vereinigen und gemeinschaftliche Backhäuser zu erbauen, um ihren Teig in Rnetmaschinen zu bearbeiten — wie früher die Tuchmacher ihre Tuche in gesellschaftlichen Walkmühlen bereiteten — und ihr Brod in Tag und Nacht bestreiten lassen zu haben?

Wie weisen diese Fragen nur so hin, vollkommener die sich entgegenstellenden Schwierigkeiten und namentlich des dazugehörigen geltend zu machenden Umstandes, daß der Bäcker in seinem sich allmählich abführenden Ofen verschiedenartiges Gebäck, wie er es eben braucht, fertig macht und er doch nicht ohne Backofen in

seiner Werkstatt sein könne, wohl eingebend der Betrachtung, daß, da der Bäcker einmal Gefellen braucht, sie eben auch zuweilen ihre Arme zum Kneten gebrauchen müssen. Mit der zunehmenden Harsch in's Licht gestellten Unreinlichkeit, dem Schweige u. s. w. ist es in der That auch so arg nicht. Und man wird sehr billig gegen die Bäcker denken lernen, wenn man den Blick zuvor in seine Küchen wirft. Reinlichkeit ist übrigens erste Gewerkspflicht des Bäckers. Der Geselle hütet sich auch — und das ist ihm nicht zu verdenken — so schwer zu arbeiten, daß er in Schweige geräth. Kochen und Köchen mag er wohl manchmal — wegeden ihm der Franzose auch „geindro“ nennt, aber offen gesprochen, was glauben, daß Bäckerschwitz, ungenommen vor'm Ofen, eben so theuer, als Kautschschwitz ist.

„So muß denn doch die Fabrik dran!“ so ungern wir auch die Verzüge der Arbeit im Großen — wenn ihr mit allen Vortheilen, wie sie die fortgeschrittene technische Chemie und Mechanik immer zu bieten vermag, beigesprungen wird — dem großen Capital und den gegen das Wohl und Wehe der Arbeiter gleichgültigen Zinseinsten-schneidern der Actiengesellschaft überlassen und so gern wie sie vielmehr der Genossenschaft der „Innung der Arbeitenden“ zugewiesen wissen möchten.

Wir glauben nicht, daß die Innung der Fabrik wieder Herr werden wird, wenn sie ihr einmal die Zeit zur Kräftigung gelassen hat. Möglicherweise, daß das Feingebäck und der Kuchen nicht in den Sprengel der Fabrik fallen wird — aber mit dem täglichen Brode wird's nach und nach bedenklich

aussehen. Der Dampf ist auch hier wieder wie sonst so oft der Treiber. Er treibt mit tausend Gefellenarmen wie zum Spieß, heilt und schiebt und übernimmt endlich auch noch den Verkauf, so daß wir, wenn's sonst nöthig wäre, hier in Leipzig's friedlich Friede von Hamburg oder Prag essen könnten. Wir haben gewiß viele Brodbäcker unter unsern Lesern, die sich von einer Brodfabrik keine so recht klare Vorstellung machen können. Für sie und alle Brodbesitzer wird daher die Schilderung der Bergänge in einer Brodfabrik gewiß nicht ohne Unterhaltung sein. Mögen sie selbst sich die Vortheile oder Bedenklichkeiten bei einer solchen Vereinigung im Großen vermalen; uns scheint es, als ob die immer zunehmend aufwachsenden Unternehmungen für die Eintäglichkeit derselben sprechen.

Nicht nur allein in Frankreich hat man die Erfahrung gemacht, daß die Brodfabriken das Brod besser und namentlich wohlfeiler verkaufen, als manche Bäcker, sondern auch in Deutschland, z. B. in Zwickau, wo nach Eröffnung des Geschäftes der Societas-Bäckerei in Gainsdorf das Brod sofort billiger wurde. — Freilich geben, wie man vernimmt, einige Brodfabriken nicht die Rechnung, auf die man hoffen — indessen man muß's Lehrgeld geben, so will es die Innung, so die Fabrik!

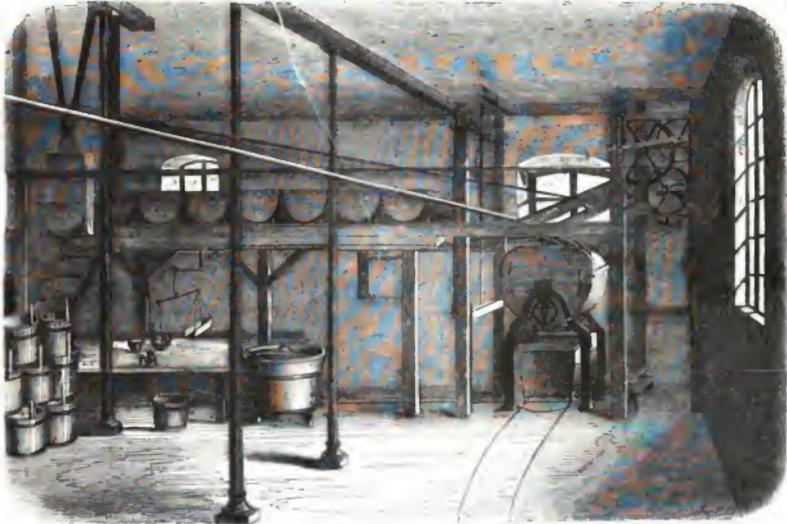
Eine wichtige Vorbedingung für die neuartige Brodverjüngung



Werkstube.

ist die Verbindung der Mülerei mit der Bäderei. Die Zeit ist wohl noch nicht gekommen, wo durch eine genossenschaftliche Bereinigung des Mülerei- und Bädereigewerbes auf breiterer Grundlage das beste und wohlfeilste Brod geliefert werden könnte, vor der Hand muß man sich begnügen, zu verlangen, daß eine tüchtige Maschinenbäderei oder Brodfabrik zugleich mit einer Mühle verbunden sei behufs

der Gewährleistung unverfälschten und reinen Mehles, und zur Ersparung aller Unbequemlichkeiten, Unzuträglichkeiten und Kosten, die mit der Herbeijehung von fremdem Mehl zur Bäderei verknüpft sind. Jedoch stehen wir nicht an, zuzugeben, daß in Fällen es genügt, eine gute Mühle in der Nähe zu haben, um mit Vortheil eine Brodfabrik zu betreiben.



Leigbereitunglocal.

Einem spätern Aufsatz behalten wir die Beschreibung der Vorgänge in einer Mühle neuerer Bauart vor, obgleich wir nicht ganz sicher sind, daß alle unsere Leser eine Mühle-Mühle im Innern gesehen, noch viel weniger begriffen haben, wie eigentlich das Mehl entsteht. Inzwischen — eins nach dem andern!

Wir haben mehrere Drobfabriken durchwandert, unter anderen die des Herrn Biernitz in der königlichen Hofmühle zu Plauen bei Dresden und die von Herrn J. O. Claus gegründete, von Herrn Karl Hedrich und Karl Klingler in Glauchau gebaute Mühle und Bäckerei der erzgebirgischen Societät's Bäckerei und Brauerei zu Gainsdorf bei Zwickau. Ganz ähnlich sind die Drobfabriken in Leipzig, Berlin u. s. w. eingerichtet.

Eine Drobfabrik besteht aus einem Mehlboden, einem Teigbereitungssaale, einer Wirtstube und einem Backraume mit den Ofen. Unsere Abbildungen zeigen das schöne Aeußere der Gainsdorfer Mühle mit Bäckerei und Brauerei, auf dem Berge hoch über der Mulde und der Eisenbahn reichend gelegen. Ein Industrie-fleisch der Neuzeit, in dessen Vorgründen die Schienen der Eisenbahn bringen, um das herrliche Jenseitenslagerbier in die weite Welt den Dinstenden zur Erquickung hinauszuführen! Dann wird man auf den andern Bühren den Teigbereitungssaal und die Wirtstube erblicken. Die Ofen geben nicht wohl ein Bild. Von dem Mehlboden ab wird das Mehl durch Trichter in schrägliegende Drahtsieber geführt, wo es gesiebt wird und sich in einen Kasten in verschiedene Fächer entleert, je nach der mehr und minder schweren Beschaffenheit. Das locker herabgefallene Mehl in Säulen wird viel vorläufig ermärrt, sobald aber werden in den Mehl-siebern kleine Partien abgewogen und in die Nähe eines Ofens gestellt.

Das zur Teigbereitung erforderliche Wasser wird in einem hochliegenden Behälter, der durch eine von der Dampfmaschine her betriebene Pumpe gepreßt wird, mit Hülfe der abgehenden Wärme der Backöfen erwärmt. Es geht zur Dacklauf, das richtige Verhältnis zwischen Wasser und Mehl zu treffen. Man bereitet in eigenen Gefäßen den sogenannten Grundsaure, luftet einen Theil desselben mit dem nöthigen Mehl in der Knetmaschine zu Saureteig zusammen, schüttet solchen in den darunter stehenden Trog und fährt ihn, wie auf dem Bilde zu sehen, unter dem Bahngerüst hinweg an das von der Knetmaschine abliegende Ende einer Eisenbahn. An dieser Stelle wird dann der Teig durch einen Jahrschub auf oben liegende Schienenstänge gehoben und bleibt auf diesen stehen, bis ihn ein folgender Trog weiter vorchiebt. Hier eben macht der Teig die Führung durch und wird nach entsprechender Zeit aufs Neue in die oben stehende Knetmaschine gestürzt, wo ihm dann mehr Mehl zugesetzt, er geknetet, darauf ausgegallt und in den auf Schienen laufenden Trögen nach der Wirtstube gerollt wird, wo er ausgebrochen, abgewogen, ausgewischt und geförmt wird. So gefahren, bringt man ihn auf Gerüsten an die Ofen, von wo die fertigen Brode, wenn sie gehörig ausgegallt sind, mit Hülfe eines Jahrschubes oder Aufzugs in die Backräumern gehoben werden. Alle diese mechanischen Bewegungen und nöthigen Bewegungen besorgen die Dampfmaschinen.

Die Knetmaschine muß man sich wie einen tiefen, eisernen, innenwärts rotirenden Vortrog vorstellen, durch welchen der Knet nach einer Weile geht, an der an Armen ein paar schräg schraubenartig gewundene, scharfe Schienen befestigt sind. Diese Schienen streifen stets dicht an den Wandungen des Troges und dessen gewölbtem Deckel, der in Gelenken geht, vorbei und luften so wu-aufwärts den Teig durcheinander. Da derselbe genug, so wird der Deckel gehoben und mittelst eines Getriebes der untere Trog, die Definition nach unten, gesippt, bei welcher Bewegung die gewanderten Schienen den Teig in die Tröge hineinschieben.

Eine gute Knetmaschine zu bauen, hat den Leuten viel Kopfzerbrechen gekostet. Schon 1811 erbaute ein Bäcker, Lambert in Paris, einen mechanischen Vortrog, den er Lambertine nannte, aber er fand keine Aufnahme. Denn der Erfinder vergaß, zwar den Teig in anderen Gefäßen gähren zu lassen, und beschränkte sich auf Mäzung in einem Vortroge, der unterm Butterfasse ähnlich war. — Später kamen andere.

Wir haben mindestens dreißig verschiedene Knetmaschinenarten von eben so vielen Erfindern zu verschiden, deren sühne Hoffnungen gemeist in bittere Täuschung umgingen, denn die kräftigen Arme der Wädrgeffellen bestielten die Oberhand über die Maschinenliebcr und werden sie auch wohl noch sehr lange behalten, trotzdem wir jetzt Knetmaschinen besitzen, die, einen großen Betrieb voransgesetzt, mit stärkter Kraft, als sie dem Menschen- arme zu Gebote steht, einen ganz vorzüglichen Teig liefern, wie man sich unter anderen in den Drobfabriken von Leipzig, Plauen bei Dresden, Chemnitz, Gainsdorf bei Zwickau durch die von Karl Klingler in Glauchau gebauten Maschinen überzeugen kann.

Die allerwichtigste Bedingung für das Gedeihen einer Drob-fabrik ist aber ein guter Backofen, der nicht, wie der bekannte Bäckereif, mit Holz im Innern beheizt wird, das man später als Kischlothe beseitigt. Dieser alte Ofen hat allerdings viele gute Eigenschaften, die ihn namentlich für den Kleinbetrieb ganz ungeschä-dlich machen, während die Kischlothe doch auch einen Verkaufswertig hat. Anders steht es aber mit dem Betriebe im Großen, mit der Drob-bereitung in Masse. Hierbei kann der alte Ofen, der nach und nach immer kühler wird und dann seine Fähigkeit zum Brod-baden verliert, nicht Genüge thun. Man bedarf im Gegentheil eines Ofens, der fortwährend Nacht und Tag in gleicher Hitze erhalten werden kann, ja, in welchem man die Backhize willkürlich für Ober- und Unterofen (Ober- und Unterhize) zu verlegen im Stande ist, den man endlich mit wohlfeilem Brennmaterial, Steinkohlen, Braunkohlen, Torf, anstatt mit theuerem Holz zu beheizen vermag. Die Erfindung hat sich seit Vangem viele Mähe gegeben, solche Ofen zu erbauen. Die Pläne dazu sind legien. Ja, man möchte behaupten, daß es nicht eine irgend bedeutende Stadt gäbe, in welcher es an einem dratenden Kopfe für den Versuch eines von außen zu beheizenden Backofens gefehlt hätte. Wir erinnern uns aus unsrer langen technischen Laufbahn vieler solcher, leider nur kurzlebiger Ofen. Doch stehen auch in nicht zu wenigen Orten, überall dort, wo in civilisireten Staaten Brod gebacken wird, solche Maschinen-Backöfen, wie man sie zu nennen pflegt, in Thätigkeit, so auch in Deutschland, wo man am wenigsten davon spricht.

Anders in Frankreich! Hier versteht man es, mit Ausnahme von Nordamerica, am besten, eine Sache vorzuführen, in's rechte Licht zu setzen, geltend zu machen! Hier präsentiren sich, und zumal in Paris, daher auch nacheinander die Maschinen-Backöfen von einigen Duzend Erfindern, von denen wir nur als die bestauntesten die Ofen von Jamet und Vemare, Carille, Monhot und endlich von Kelland hervorheben. Der letztere, mit rundem Drehherd, auf den die Waibe geschoben und nach und nach herangezogen werden, befaßt der Ausgleichung der Backhize, ist auch in Deutschland mehrfach bekannt geworden. Er ist in Leipzig, Plauen bei Dresden, Gainsdorf, unseres Wissens auch in Stuttgart und Berlin im Gange. Viel besser aber, als dieser französische Ofen, ist der neueste Maschinen-Backofen des deutschen Bau-meisters Karl Hedrich in Glauchau (Sachsen), wie solcher kürzlich in der Gainsdorfer Drobfabrik in Gang gesetzt werden ist. Dieser Ofen vereinigt, in Folge der Art und Weise, wie die Hitze in und um den Ofen geführt wird, was ganz nach Bedürfnis geschehen kann, und zwar ohne alle Anwendung von Drehherd und viel künstlicher Züge, die unzulängeren Verzüge des alten Bäckereifens mit den Vortheilen der unangefestigten arbeitenden und mit Steinkohlen, Braunkohlen oder Torf zu beheizenden Maschinen-Backöfen. Er ist sicher in seinen Wirlangen. Mit seiner Hülfe und mit noch einigen früher gebaueten Ofen, worunter auch ein Drehherd, kann man in vierundzwanzig Stunden 18,000 Pfund Roggenbrod backen. Ein Hedrich'scher Ofen liefert allein 5000 Pfund, und bei dieser Bäckerei hat sich herausgestellt, daß, wenn man den Karren (5 Treiber Schiffe) zu 1 Lhr. 15 Mgr. rechnet, 360 Pfund Brod mit 2 Mergrothen gebacken werden, während das Baden einer gleichen Menge Brod in mit Holz beheizten Ofen 1/2 Mergrothen (die Klaster zu 6 Thl. gerechnet) in Anspruch nimmt.

O. Dietl.





# Die Gartenlaube

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteur F. Stolle u. K. Diezmann.

Wöchentlich 1½, bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Rgr. zu beziehen.

## Ein Gottesgericht.

Vom Verfasser der „neuen deutschen Zeitbilder.“  
(Fortsetzung.)

„Herr Graf, unter einer Bedingung dürfte ich mich zu weiteren Nachforschungen entschließen.“

„Darf ich fragen, welcher Art diese wären?“

„Ich würde mich nach Turellen begeben und zunächst Ihre Frau Schwägerin vernehmen, und wenn diese Ihren Verdacht bestätigen würde.“

„Sie wird. Sie wird sofort, ohne Umstände. Und was würden Sie dann weiter vornehmen?“

„Die übrigen Dargestellten befragen.“

„Einsämtlich? Auch die Gesellschaftlerin?“

„Nach Sie.“

„Ah, Herr Kreisjustizrath, ich bitte um Ihre Bedingung.“

„Sie haben die Güte, mir Ihr Ehrenwort zu geben, daß die Thatfachen, die Sie mir mittheilten, wahr, und die Combinationen, die Sie danach gebildet haben, nicht gegen Ihre Lebensjahre waren.“

„Werden Sie mir dagegen Ihr Ehrenwort geben?“

„Worauf?“

„Daß Sie in Turellen meine Anwesenheit nicht erwähnen. Es würde Ihnen, bei dem Demetri, das ich Ihnen entgegengesetzt müßte, ohnehin nicht fruchten.“

„Sie haben Recht. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf.“

„So haben Sie hiermit das meinige. Ich wünsche Ihrer Untersuchung Glück, mein Herr, und habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen.“

Damit ging er. Seinen Wagen hödte ich auf dem Straßensplaster zum Thore hinausrollen.

Er hatte die verschiedenartigsten Eindrücke in mir zurückgelassen. Er war einer jener — nicht bloß in der russischen Schule gebildeten — vollkommenen Diplomaten, denen, bis auf Eins, in der Welt nichts mehr heilig ist, nicht einmal ihre eigene äußere Ehre, selbst bis zu einem gewissen Grade nicht die Dehors; denn jenes Eins ist nichts, als die unbedingte Ergebenheit gegen die Regierung, der sie dienen. Ihr opfern sie Alles; damit sie nicht compromittirt werde, nehmen sie Gott weiß was ans sich und scheiden sich zuletzt mit dem Kasinomeister underschieden die Lustreife durch, wie der Graf Dreffon in Turin. Es liegt eine Idee darin; man könnte sie eine große Idee nennen, wenn die Aufopferung zum Heile der Rösler geschähe.

Mein Diplomat hatte ferner keinen vollkommenen Grund, sein zunehmendes Interesse anzugeben, die ihn zu seiner Denunciation

veranlassen konnten. Konnte bei einem solchen Manne das wirklich vorwaltende Interesse nicht ein verwerfliches sein? Konnte er mich nicht als Mittel für unlauteere Zwecke mißbrauchen wollen?

Andererseits hatte er mir im Grunde nur seine Combinationen mitgeteilt und dabei mir alle jene Thatfachen vorgehalten, die die eigentlichen, letzten, conclusanten Prämissen seiner Schlusfolgerungen bildeten. Schritt ich auf Grund seiner vagen Angaben ein, so lief ich die tringendste Gefahr, wenn mir nicht eine schwerlich zu erwartende Offenheit oder ein noch weniger zu vermutender Glückswall entgegen kam, schon bei meinen ersten Schritten steden zu bleiben und, wie der Graf Alexander Ruthenberg sicher die KöpfeL jucken würde; la dupo de l'affaire zu werden.

Endlich — und ich lenge nicht, das hatte den tiefsten Eindruck auf mich gemacht — zu welchem Zwecke wollte und sollte ich eine weitere Untersuchung einleiten? Um einen Mord zu entdecken, allerdings; aber auch um die Mörderin zu ermitteln und zur gefälligen Strafe, unter das Beil des Nachrichters, auf das Rad zu bringen.

Und wer war diese Mörderin? Der Graf selbst hatte sie als ein braves, tugendhaftes, edles Geschöpf dargestellt, die, fern von ihrer Heimath und ihren Verwandten, verlassen von aller Hilfe in dem fremden Lande, fast unmittelbar an der russischen Grenze sich in den Händen und in der Gewalt eben so mächtiger als roher, vom Laster durch und durch verdorbener Menschen besand, die im Zustande rath- und hilfloser Verzweiflung zuletzt zu einer That hingebängt war, die nur nach der Strenge des gesetzlichen Vachhaltens nicht als ein Act der Nothwehr angefaßt werden konnte.

Und der Ermordete war der rohe, gemeine, nicht Sitte, nicht Ehre achtende Willkür, der nach der moralischen Gerechtigkeit, nach dem Gerechtigkeitsgeföhle wie vieler Tausende edel fühlender Menschen nicht, als seinen verdienten Lohn empfangen hatte.

Dennoch durfte, konnte ich meinem Entschlusse, dem ich schon während der Mittheilungen des Grafen gefaßt hatte, nicht untreu werden.

Ich hatte keine Anzeige als eine amtliche erhalten. Zwar unter eigenhümlichen Umständen; aber ich durfte sie dennoch nicht völlig ignoriren.

Eine Combinationen konnten fassh sein; meine Untersuchung mußte das dann herausstellen und ich hatte die unglückliche Gesell-

schasterin von jedem Verdachte gereinigt. Nach den Äußerungen des Grafen glaubte ich annehmen zu müssen, daß auch die Gräfin Ruthenberg nicht ganz frei von Verdacht gegen ihre Gesellschafterin sei. Wenn die junge Dame aber wirklich schuldig war, müßte dann nicht über kurz oder lang — schon bei jenem gegen sie vorhandenem Verdachte — dennoch eine Untersuchung gegen sie eingeleitet werden, in der wohl ihr Verbrechen zum Vorschein kam, die zu ihrer Entschuldigung erforderlichen Umstände aber desto mehr durch den Ablauf der Zeit verdunkelt blieben?

„Mir blieb keine Wahl; ich mußte meinen ersten Entschluß ausführen, machte an denselben Abende meinen Plan und schritt gleich am folgenden Morgen zu seiner Ausführung.“

Ich fuhr mit dem erforderlichen Beamtenpersonal, einem Actuar und mehreren Criminalboten, nach Turellen. Ich sagte ihnen nichts über den Zweck der Reise, ließ sie auch in dem nächsten Dorfe vor Turellen zurück, mit der Anweisung, sich nicht kund zu geben, weder zu sagen, wer sie seien, noch woher sie kämen, und fuhr allein zu der Gräfin.

Das Schloß Turellen zeigte sich in seiner Umgebung eine für jene Mememiederung ungewöhnliche Eleganz.

Das Haus war zwar gebaut, wie die meisten Schlösser und Landhäuser der Gegend; es hatte nur eine Etage, ein hohes Parterre; dafür war aber seine Länge eine desto größere. In der Mitte war das Dach erhöht und in dieser Erhöhung befand sich noch eine Reihe Zimmer. Das Ganze war von einem parkähnlichen Garten eingeschlossen, der mit sehr großer Sorgfalt erhalten war und in dem lange Reihen Glastenken von Treibhäusern in der Sonne glänzten. Auch im Innern des Hauses zeigte mir Alles, daß ich in dem Aufenthaltsorte einer Dame war, die in der großen Welt gelebt und deren Genüsse, Bequemlichkeiten und Gewohnheiten nicht vergessen hatte.

Ich ließ mich bei der Gräfin melden und wurde sehr bald zu ihr geführt. Ich hatte mich — wohl unwillkürlich — ein bestimmtes Bild von ihr gemacht. Eine im Alter etwas corpulente geordnete Dame, mit deutlichen Spuren ehemaliger Schönheit und mit — als Spur ihres frühesten galanten Lebens — einer gewissen Leidenschaft oder Ungelegenheit des Benehmens, die an die Frivolität ihres Bruders wenigstens erinnerte.

In allem Jenem hatte ich Recht gehabt, aber nicht in diesem letzteren. Ich hatte das Weib nach dem Manne beurtheilt, und das ist immer falsch. Wo der Mann an dem Schein nicht denkt, da lebt das Weib nur im Schein. Es kann auch nicht anders. Erst das Weib, das vollständig mit der Welt, mit Tugend, Ehre, Leben getheilt hat, kann ihm entsagen; dann liegt es aber auch bei hellem Tage im Straßentofte.

Die Gräfin Ruthenberg war jene etwas corpulente, aber noch sehr schöne Dame; ihre elegante, aber einfache Toilette hob ihr Alter. Man konnte sie für eine Vierzigerin halten, sie zählte lediglich Jahre. Aber der Anstrich ihres schönen Gesichts und ihr Benehmen entsprachen dem zuletzt genannten Alter. Sie war ernst, würdig, gemeßnen, kalt, fast streng. Darin also hatte ich mich vollständig getäuscht; aber ich sollte mich nur noch mehr in ihr täuschen.

Daß sie eine kluge Frau war, zeigten Sitten und Augen. Sie war sogar klüger, als ihr Bruder, weil sie gemeßener, zurückhaltender war, freilich, wenn seine Offenheit nicht zu jener Sprache der Diplomatie gehörte, welche die Bedanten verbergen soll.

Die Gräfin empfing mich in einem Gartenhaus. Ich mußte bei ihr von vornherein mit meinem Zwecke herbedreten, wenn ich ihn nicht ganz verstehen und mich zudem in ihren Augen lächerlich machen wollte. Die kluge Frau hatte ihn wahrscheinlich schon errathen, als sie nur meinen Namen gehört hatte.

„Gnädige Frau, die Andäusung meiner Amtspflicht zwingt mich, Sie mit meinem Besuche zu belästigen.“

Sie war trotz ihrer Unerfahrenheit höflich, selbst verbindlich.

„Ein freiwilliger Besuch von Ihrer Seite würde mir angenehmer gewesen sein. Indes, mein Herr, seien Sie mir auch so willkommen. Was haben Sie mir mitzutheilen?“

„Vor einiger Zeit hat Ihr Neffe, der Graf Paul Ruthenberg, sich ungefähr vierzehn Tage bei Ihnen aufgehalten?“

„Gerade vierzehn Tage.“

„Er verschwand in einer Nacht plötzlich?“

„Pflöglisch, mein Herr.“

„Sie haben seitdem auch keine Nachricht, keine Spur von ihm?“

„Keine Nachricht und keine Spur.“

„Daben Sie auch keinen Verdacht über den Grund und die Art seines Verschwindens?“

„Mein Herr, erlauben Sie mir, eine Frage an Sie zu richten?“

„Ich stehe zu Befehl.“

„Erken Sie das Verschwinden meines Neffen mit einem Verbrechen in Verbindung?“

„Ich nicht, gnädige Frau, aber das Gerücht, ein Gerücht, das mir amtlich angezeigt ist und das ich daher so viel als möglich weiter verfolgen muß.“

„Nach Ihren Befehlen?“

„Nach unseren Befehlen.“

„Auch auf die Gefahr hin, ohne allen Grund Personen zu denunciren, gar zu compromittiren?“

„Gnädige Frau, ich bin hierher gefahren, bloß als wenn ich mir die Ehre geben wollte, Ihnen meinen Besuch zu machen. Außer Ihnen selbst kennt Niemand den Zweck meiner Anwesenheit hier und nur von dem, was Sie die Güte haben werden mir mitzutheilen, hängt es ab, ob noch irgend Jemand anders in der Welt erfahren soll, was mich hierher geführt hat.“

„Sie üben Ihr Amt mit Rücksicht aus, mein Herr. Daß Sie es auch gegen mich thun, dafür bin ich Ihnen aufrichtig dankbar. Zum Beweise meiner Dankbarkeit werde ich völlig offen gegen Sie sein.“

„Ich darf also um Antwort auf meine Frage bitten?“

„Sie fragten, ob ich einen Verdacht habe?“

„Ja.“

„Ich habe keine Ahnung eines Verbrechens.“

„Und wie erklären Sie das Verschwinden Ihres Neffen?“

„Die Zeit muß es aufklären. Bis jetzt ist es mir allerdings unerklärlieh.“

„Und dennoch glauben Sie an kein Verbrechen?“

„Rein, mein Herr.“

„Darf ich fragen, gnädige Frau, woraus Ihr Hauspersonal besteht?“

„Aus meiner Dienerschaft.“

„Und diese?“

„Ich habe eine Gesellschafterin, einen Haushofmeister, sechs Bedienten, drei Kammerjungfern, zwei Kutscher. Wollen Sie auch das Küchenpersonal wissen?“

„Vorläufig nicht. Sie haben auch einen Jäger?“

„Einen Förster eigentlich; zu meinem Gute gehören bedeutende Waldungen. Aber der Mann gehört nicht zu meinem Hauspersonal.“

„Sendern?“

„Er wohnt mit seiner Familie etwa zehn Minuten vom Schlosse, dort hinten im Walde.“

„Der Mann hat Familie?“

„Eine erwachsene Tochter.“

Ich stubte; der diplomatische Graf hatte von einem eifersüchtigen Jäger gesprochen. Hier mußte irgend eine Verwechslung vorliegen. Und doch fiel es mir so eigenthümlich, mit einer so sonderbaren Ahnung an, als ich von der Erstgenannten Höfster hörte, der mit seiner erwachsenen Tochter in der Nähe des Schlosses, im Walde wohnte. Einen Grund, eine bestimmte Richtung meiner Ahnung konnte ich mir an der Stelle nicht klar machen. Aber ich mußte den entdeckten Umstand weiter verfolgen.

„Wohnt der Förster allein im Walde?“

„Seine Wohnung ist das einzige Haus darin.“

„Wie ist der Charakter des Mannes?“

„Er ist ein Pflichtgetreuer, sehr strenger Mann.“

„Und seine Tochter?“

„Wie so, mein Herr?“

„In welchem Ruße steht sie?“

„Ich habe mich nicht um sie bekümmert, aber auch nichts von ihr gehört.“

„Sie haben sie auch nicht gesehen?“

„O doch, sie kommt manchmal zum Schlosse.“

„Ist sie hübsch?“

Die Dame mußte sich einen Augenblick bestimmen.

„O ja, sie ist recht hübsch.“

Meine Wohnung bekam eine bestimmte Richtung.

Ich combinirte, aber anders, wie der Graf Alexander Ruthenberg. Des letzteren Neffe war ein ausnehmender Mensch gewesen. Die Förstertochter war hübsch, sogar sehr hübsch. Das häßliche Mädchen hatte dem jungen Manne gefallen; der reiche, vornehme junge Graf dem Mädchen. Der Vater hatte sie aber einer heimlichen Zufammentauf in Wäde entzogen. Er war streng, er war wahrscheinlich, nach Art der meisten Förster, auch heilig; die tödtliche Waffe war sein täglicher Umgang. Wie nahe lag nun das Weitere!

Die Gräfin hatte meine Combination ertrotzen. Sie schützelte den Kopf.

„Nein, nein. Mein Neffe hatte mit dem Mädchen nichts zu schaffen.“

„Wissen Sie das gewiß, gnädige Frau?“

„Ich wüßte es, wenn es der Fall gewesen wäre.“

Ein sehr feines Mädchen sog aber ihr Gesicht. Es war das erste Mal, daß sie lächelte. Ich glaubte, in ihrem Auge zu lesen: „Wenn er mit dem Mädchen zu schaffen gehabt hätte, er hätte es mir selbst gesagt.“

Gegen den lieblichen Neffen war die gemessene, strenge Frau nicht gemessen und streng gewesen.

Ich durfte meine neue Combination nicht ausschließlich verfolgen, und fragte weiter:

„Sie haben keinen zweiten Jäger, gnädige Frau?“

„Gewiß, ich jähle ihn unter die Vebienen.“

„Er wohnt also im Schlosse?“

„In dem Conterrain für die Domestiken.“

„Er ist ein junger Mann?“

„Ich denke, in der Mitte der zwanzig Jahre.“

„Seit wann in Ihrem Dienste?“

„Seit beinahe einem Jahr. Ich habe ihn im vorigen Sommer an Deutschland mitgebracht.“

„Wie lange ist Ihre Gesellschafterin bei Ihnen?“

„Seit verflohen Zeit.“

„Sie ist eine noch junge Dame?“

„Sie wird neunzehn oder zwanzig Jahre zählen.“

„Sind Ihnen ihre früheren Verhältnisse bekannt?“

„Nein, mein Herr. Ich suchte in Lind eine Gesellschafterin; das junge Mädchen stellte sich mir vor; sieiesel mir, und das war genögend, um sie zu mir zu nehmen.“

„Sie haben sich in der jungen Dame nicht getäuscht?“

„Wie so, mein Herr?“

„Sie hat sich Ihren Beifall zu bewahren gewohnt?“

„Vollkommen. Sie ist ein gebildetes Mädchen, hat einen sanften, beinahe schüchternen Charakter und ist immer freundlich und dienstfertig.“

„Sie hatte also keinen heftigen, leidenschaftlichen Charakter?“

„Durchaus nicht.“

„Auch ihr sittliches Verhalten — verzeihen Sie mir die Frage, die ich nicht gut umgehen kann — ist keinem Tadel unterworfen?“

„Das junge Mädchen hat im Gegentheil sogar sehr strenge Grundsätze.“

„Gnädige Frau, ich muß auch für die folgenden Fragen, so wie für die Bitte um deren offene Beantwortung vorher um Ihre Verzeihung bitten.“

„Sie sind in Ihrem Amte, mein Herr, und ich weiß, was man der Obrigkeit schuldig ist.“

„Wie war das Verhalten Ihres Neffen und Ihrer Gesellschafterin zu einander?“

Ich hatte bei der Frage wieder ein feines, etwas spöttisches Lächeln auf ihren Lippen erwartet. Ihr Gesicht blieb vollkommen unbeweglich. Und doch, ganz hinten in ihrem Auge glaubte ich einen leisen Schimmer von Unruhe zu bemerken. Keine halbe Stunde lang; ich glaubte ihn kaum zu sehen, da war er schon verschwunden.

Sie antwortete auf meine Frage mit vollkommen ruhiger und klarer Stimme, ein wenig stolz; aber der Stolz kam mir etwas zweideutig vor.

„Mein Herr, das Benehmen der Beiden gegen einander war ganz das eines Grafen Ruthenberg gegen die Gesellschafterin seiner Tante, und so umgekehrt.“

Selbst die Worte konnte ich zweideutig, gar spivoll finden,

einmal im Munde einer Gräfin Ruthenberg, die nach einem Leben voll galanter Abenteuer nicht fromm geworden war, und andererseits nach der Kenntniß, die ich von dem Charakter zweier Grafen Ruthenberg durch einen derselben selbst erhalten hatte.

Inessen, bei dem Stotze, den sie mir einmal entgegengekehrt hatte, durfte ich nicht darauf rechnen, auf dem eingeschlagenen Wege zu meinem Resultate zu gelangen. Ich mußte einen andern betreten.

„Ihre Gesellschafterin hat ihre Zimmer Parterre, gnädige Frau?“

„Parterre, nach dem Garten hin.“

„Es sitzt ein Bibliothekzimmer daran?“

Wieder jener Schimmer einer Unruhe in ihrem Auge; diesmal deutlicher, länger. Sie sah mich zugleich unwillkürlich forschend mit dem unruhigen Auge an. Gleich darauf Bedröfn in ihrer Miene, daß sie sich vergessen, daß sie Unruhe gezeigt hatte. Nur ein neuer Verrath, wie unruhig sie innerlich war, und wie vielen Grund sie dazu haben mußte.

Es hatte sich also in der That etwas Ungewöhnliches in dem Hause ungetragen, und ich war auf dem rechten Wege zu seiner Entdeckung. Es kam nur darauf an, den Weg nicht wieder zu verlieren.

Sie hatte trotz jener verrätherischen Zeichen rasch geantwortet: „Ihr Schatzgemach sitzt an ein altes Bibliothekzimmer.“

Ich fragte eben so rasch weiter:

„Wann waren Sie, gnädige Frau, zuletzt in dem Bibliothekzimmer?“

„Ich erinnere mich dessen nicht.“

„Nicht seit dem Verschwinden Ihres Neffen?“

„Nein, mein Herr. Seit Jahr und Tag wenigstens war ich nicht dort.“

„Haben Sie seit diesem Verschwinden eine Veräntzung in dem Benehmen Ihrer Gesellschafterin gefunden?“

„Ich wüßte nicht.“

„Gnädige Frau, entschuldigen Sie die dringende Bitte, über diesen Umstand nochmals genau Ihr Gedächtniß befragen zu wollen. Ich würde bedanken, wenn ich —“

Sie fiel mir in das Wort, halb aufgebracht, halb wieder in jener eigenhümlichen Unruhe.

„Mein Herr, halten Sie mich für sähig, Ihnen die Wahrheit vorzuenthalten?“

„Gnädige Frau, ich darf vollkommen offen gegen Sie sein?“

„Sie nidte stolz mit dem Kopfe.“

„Ich habe in unserer bisherigen Unterredung von Ihnen bereits Anbeutungen erhalten —“

„Von mir, mein Herr?“

„Die mich als Criminalrichter verpflchteten, weitere Nachforschungen vorzunehmen, insbesondere die sämmtlichen Reute Ihres Schlosses zu vernehmen.“

„Sie wurde auf einmal beinahe heftig.“

„Mein Herr, Sie wollten ganz offen gegen mich sein?“

„Ich war es, und werde es serner sein.“

„Wohlan, wer war gestern Abend bei Ihnen?“

Sie hatte sich selbst gefangen. Meine Worte hatten den Verdacht, vielleicht die Ueberrzeugung in ihr gewekt, daß ihr Schwager bei mir gewesen sei, und mir Entdeckungen gemacht habe.

Sie ahnte, sie wußte vielleicht diese Entdeckungen. Sie widersprach ihnen nicht; sie wurde gar durch sie beunruhigt. Ein klarer Beweis, daß sie nicht ganz unbegündet waren, mechte ihr Schwager sie ihr schon vorher mitgetheilt haben oder nicht. Im letztern Falle war sie auf eigenem Wege zu denselben Resultate gekommen, wie er, das Resultat war also noch mehr begündet.

Ich mußte ihr antworten. Die Wahrheit durfte ich ihr nicht sagen. Ich konnte aber auch nicht lügen. Ich ergiff einen Ausweg. „Gnädige Frau, der Criminalrichter hat gesetzlich die Verpflichtung, um manche Fragen, die an ihn gerichtet werden, seine Antwort zu erteilen. Auf einer Beantwortung der Frage, die ich die Ehre hatte, an Sie zu richten, muß ich aber bestehen.“

Sie sann nach. Sie legte ihre rechte Hand über ihre Augen. So sah sie fast eine volle Minute unbeweglich. Sie fühlte, daß sie gefangen war. Aber dieses Gefühl hatte in der seinen, klugen, stolzen russischen Gräfin, die bisher nur Triumphe gefeiert hatte, und die nun von einem so tief unter ihr stehenden preussischen Criminalrichter sich besetzt sah, alle Leidenschaft eines Stolzes und

wahrscheinlich nicht seinen Herzog entläßt. Nur der Stolz und die Selbstbeherrschung der Dame von Welt vermochten den vollen Ausbruch ihres Hasses und ihrer Bosheit zurückzuhalten.

Sie erhob sich rasch von ihrem Sitze und richtete sich stolz vor mir in die Höhe, sie blühte mich mit dem Ausdruck des verachtenden Hochmuths an. Dann sagte sie langsam und mit einer Stimme, die der haarfahnen und eisernen Schneide eines Stahles gleich war:

„Mein Herr, ich für meine Person halte über Alles auf Ehre, und werde mich nie eines Verrathes theilhaftig machen. Thun Sie, was Ihres Amtes ist, auch in meinem Hause. Nur an mich, bitte ich, richten Sie keine Frage mehr. Ich empfehle mich Ihnen, mein Herr.“

Sie nickte stolz wie eine Königin mit dem Kopfe, und ging in ein Nebenzimmer. Aber sie blieb gefangen. Ich hatte gewonnen Spiel. Gewonnen Spiel!

Es ist, es muß das Streben des Inquirenten sein, seine Partie zu gewinnen. Und seine Partie ist eine nothwendige für die menschliche Gesellschaft. Aber wie traurig, wie schrecklich ist sein Spiel in dem einzelnen Falle für die Personen, gegen die es gewonnen wird! Es geht um Glück, um Ehre, wie oft um den Kopf! Und ich kann der, der so sein Alles darin verliert, immer ein schlechter Mensch, ein Schurke, ein Bösewicht. Wie oft war nur Schwäche, Verführung, Aufbrauen der Leidenschaft, gar eine an sich gute Veranlassung da, und die arme Gerechtigkeit, wenn sie ihr Opfer errückt hat, muß über die Wunde des Rechts, mit der sie ihre Augen bedecken mußte, den Schleier der Trauer werfen, der Trauer darüber, daß sie doch nur eine arme, blinde menschliche Gerechtigkeit ist. Und wie gar oft ist sie auch das nicht einmal, sondern nichts, als ein harter, entfesselter, selbst das menschliche Recht höhnerndes Geistes-Parasit! Gegen wen sollte auch ich jetzt mein Spiel gewinnen? Gegen ein armes, tugendhaftes, kanakoloses Mädchen, das ihre Tugend und ihre Ehre gegen die rohesten Angriffe verteidigt hatte!

Die Combinationen des Grafen stimmten mit denen seiner Schwägerin. Sie waren bei Beiden auf die genaueste Kenntniß der Personen und Zustände gestützt. Der frivole Graf, dem nichts heilig war, half auch nichts zu schonen gehabt. Er war offen mit seinem Verachte hervorgetreten; er hatte dabei vielleicht wirklich nur an das Vergnügen gedacht, seine seine Menschenkenntniß zu zeigen. Die Gräfin war um so zurückhaltender gewesen. Aber sie war eine Frau, die stets gewohnt gewesen war, dem Schein zu lauten. Ein Bekanntwerden des Verbrechens machte Gelat, griff die Ehre ihres Hauses, ihrer Familie an. Dafür ließ sie lieber ihren nächsten Verwandten in der Niedergrube, aus der er lebendig doch nicht hervorgezogen werden konnte.

Und brachte ein Bekanntwerden und eine Untersuchung des Verbrechens nicht auch nothwendig ihren eigenen, schweren Antheil an das Licht, dessen sie durch Duldung, vielleicht selbst durch Vergünstigen der Verfolgungen des Verbreiters gegen die Gesellschaftlerin an der Abtödtung ihres eigenen Rufes sich schuldig gemacht hatte? Darum jene Umstände, darum zuletzt ihr Zorn, ihr Oß gegen mich. Und konnte sie nicht noch größeren, schwereren, unmittelbaren Antheil an dem Verbrechen haben? Eine bloß moralische Mißthat hätte diese Dame kaum so beunruhigen können.

Allein war es denn gewiß, daß nur überhaupt ein Verbrechen, ein Mord vorlag? Und wenn dies, daß die Gesellschaftlerin die Thäterin sein müßte? Immer fiel mir wieder die häßliche Färscherstöcher in der einsamen Ferkermohnung mit dem strengem, heftigen Vater ein.

Einmal war gewiß, ich mußte meine Untersuchung fortsetzen. Noch wollte und konnte ich es mit solcher Schonung, daß ich die Criminalbeamten zurückließ.

Ich dachte über das Alles noch nach, als der Hausknechtmeister der Gräfin zu mir ins Zimmer trat.

„Die gnädige Gräfin hat mich zu Ihrer Disposition gestellt, Herr Kreisjustizrath.“

„In die Gesellschaftlerin der Frau Gräfin zu Hause?“

„Sie ist in ihrem Zimmer.“

„Ich bitte, mich zu ihr zu führen.“

Er führte mich durch einen langen Gang fort bis an das Ende des Gebäudes. An der vorletzten Thür blieb er stehen.

„Hier.“

Ich bat ihn, mich allein zu lassen. Er ging. Ich klopfte an die Thür.

„Mir selbst klopfte das Herz. Eine der grauamsten Operationen meines Amtes sollte wieder beginnen. Und gegen wen, gegen welche Unglückliche sollte ich sie vornehmen?“

„Herein!“ rief eine sanfte weibliche Stimme.

Ich öffnete die Thür, und trat in das Zimmer.

„Eine junge Dame saß an einem kleinen Arbeitstisch und stiftete. Sie war sehr schön. Als sie mich sah, stand sie auf, und empfing mich als Dame von Welt. Aber sie saß mich mit einem gewissen unruhigen Befremden an. Die Farbe ihres Gesichtes veränderte sich leicht, und auf einmal wurde ihr Blick ängstlicher.“

War das jener ängstliche Blick, womit jeder Verbrecher, wenn er einen Fremden sieht, wenn er eine Thür plötzlich aufgehen hört, forschen muß, ob nicht schon Polizei und Gendarmen hinter ihm seien? Ich sollte in einer Minute Bewußtheit darüber haben.

Mein erster Blick in das schone, edle, weiche und unglückliche Gesicht hatte mir gesagt, daß ich hier keinen so schweren Stand, wie bei der Gräfin haben werde. Wie bei dem Grafen die Frivolität, so lauschte mir hier weicher, edler Sinn und das Unglück entgegen. Auch die Jäger eines tiefen Unglücks hatten in das schöne Gesicht sich eingedrängt. Sie hatten bei ihrer Arbeit gemeint. Ich glaubte, die Thänen noch zu sehen.

„Mein Fräulein, ich bin der Kreisjustizrath — aus —.“

„Sie war die Verbrecherin! So konnte bei dem Namen des bekannten Criminalbeamten nur das Schuldbewußtsein erschreden. Ihr Gesicht überzog sich mit Leichenblässe. Die Stiderei, die sie noch hielt, flog in ihrer Hand hin und her. Sie konnte kein Wort sprechen. Sie schwanzte zu einem Sopha, und lud mich mit einem Wink der zitternden Hand ein, neben ihr Platz zu nehmen. Ich folgte ihr.“

„Sie war schuldig. Es war mir beinahe kein einziger Zweifel mehr; aber das tiefste Mitleid für die Unglückliche kämpfte in mir mit meiner Amtspflicht. Ich ließ ihr Zeit, sich zu fassen. Sie war ja doch mein. Dann begann ich mein trauriges Fragebild.“

„Darf ich um Ihren Namen bitten, mein Fräulein?“

„Ottilie Braun,“ antwortete sie leise. Sie gewann erst nach und nach ihre Stimme ganz wieder.

„Ihre Heimat?“

„Ich bin eine Rheinländerin.“

„Zeit wann sind Sie hier?“

„Zeit vorigem Frühling. Ich war kurz vorher, in Ems, zu der Frau Gräfin als Gesellschaftlerin gekommen.“

„Wo waren Sie früher gewesen?“

„Auf einem Gute am Rhein, gleichfalls als Gesellschaftlerin.“

„Vor einigen Wochen war der Neffe der Gräfin, ein Graf Paul Rathenberg, zum Besuch hier?“

„Ja, mein Herr.“

Sie sprach die Worte fest. Sie hatte sich mehr gefast, als ich erwartet hatte. Das Gesicht der schönen Ehre, die Liebe zum Leben, die Furcht — auch die Furcht — der unmittelbare Trieb der Selbsthaltung hatte auch dieses weiche Gesicht mit jener großen, manchmal wunderbaren Kraft ausgerüstet, die in solcher Weise fast nur der Inquirent lernen lernt, die so oft seine feine Combinationen, alle seine Befehle, alle seine Wände zu Schanden macht. Das Gesicht verdammt, strafte sie Kraft deshalb. Und doch ist sie so rein menschlich.

„Wie lange blieb er hier?“ fuhr ich fort.

„Er war vierzehn Tage hier.“

„Wohin ging er von hier?“

„Mein Herr, er war hier plötzlich in einer Nacht verschwunden, und man hat seitdem keine Nachricht von ihm.“

Sie sprach auch diese Worte mit großer Festigkeit und Sicherheit.

„Verschwunden? Ueber seiner Entfernung läge also der Schleier des Geheimnisses?“

„Es scheint so.“

„Auch für Sie, mein Fräulein?“

Ich sah sie bei der plötzlichigen Frage scharf an. Keine Muskelzucke in ihrem Gesichte. Sie konnte sogar meinen Blick ertragen. Sie hatte in der That jene wunderbare Kraft gewonnen. Aber ich mußte sie so brechen.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Frauen in Indien.

„Nichts Better's lob' ich mir an Sonn- und Feiertagen,  
Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei,  
Wenn hinten, weit in der Lärre,  
Die Völker auf einander schlagen.“

Es sagt der ewige, bekannete Philister in Faust's ewigem Ostermorgen.

Es ist gerade wieder Ostern, während ich hier schreibe. Wer sorgte diesmal für Krieg und Kriegsgeschrei zum Osterfest? Die Engländer. Wenn diese nicht wären, wo soll's herkommen jetzt in dieser Hölle, Hölle Zeit zu Hause? Und wie besorgen sie's dem Philister! Nicht hinten in der Türkei, nein, noch viel weiter hin-

unter den Regnen in Afrika für Indien. Alles für Indien und für die deutschen Philister, die wenigstens an Sonn- und Feiertagen ihr Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei haben wollen. Das Schlimmste scheint in Indien überwunden zu sein. Scheint! Das Schlimmste kommt noch, die Reform! Sie liegt dem Parlamente zwar fix und fertig als Regierungs-Recept vor, aber sie muß erst parlamentarisch durch friedliche Interessen hindurchfiltrirt und dann auch den Indiern eingimpft werden, diesen still wüthenden, zerstückten, gegen Engländer todsüchtigen, in die verschiedensten Racen, Völker, Religionen, Stände, Classen und Rassen zerstückten, unverständenen, fernem, verschlossenen, ver-



Indische Frauen im Hause.

ten in China und Indien „halten sie sich die Köpfe, zehet Alles durcheinander und nur zu Hause bleibt's beim Alten,“ wie der zweite Philister sagt. Und nicht bloß dahinten, ganz weit hinten sorgen die Engländer für unsere politischen Osterlachen, auch zu Hause bei sich im Parlamente, wo sie Indien reformiren und dadurch das ganze Land in Bewegung setzen, weshalb sie auch die Reformen zu Hause wieder aufschieben.

Was liegt am eigenen Hause? Es ist nobel, es ist erhaben, sich für die fernsten Völker und deren Wohl auszuopfern, wie dies die Engländer für Indien thun. Das Parlamente, heißt es, wird nicht weiter reformiren, als Indien. Für Indien hat man das Pollnach der Größe für Rekruten erniedrigt und das Kanngeld erhöht. Die Bebedofficiere lassen Geld und Bier und Schnaps stießen in den Aneiren, um Lust zu machen und gut zu kaufen. Kommen sie doch auch noch für jede Quantität eingelieferte Waare Extra-Prämien. Man dachte sogar an Selbstenwerbung

nechten, unheimlich blühenden und lauernden Bewohnern ungeheurer Ländermassen. Wie will die Reform den tiefsternigen Verhältnissen dieser Völker, ihrem furchtbaren Feudalismus zwischen Zemindar's und Noer's (aristokratischen Grundeigentümern und Pächtern), ihrem Mahomedanismus, Brahmanismus und Buddhismus (in verschiedenen Secten) beifommen? Von alle dem ist in der Reform gar nicht die Rede. Es ist bloß eine andere, problematische Reform des Formalismus, mit welchem Engländer Indien beherrschen sollen. Von inneren Verbesserungen weiß man auch nichts. Die allerwesentlichste wird nur beiläufig außerhalb des Parlaments von Zeitungen vorge schlagen — die Erziehung des weiblichen Geschlechts in Indien. Napoleon sagte schon ganz richtig, daß das Wohl und Wehe der Länder und Völker von Frauen, Müttern, Erziehung des nachwachsenden Geschlechts und nicht von Diplomaten abhängt. In Indien haben die Eingeborenen seit Jahrhunderten das weibliche Geschlecht ohne Erziehung

und Schule vernahm, die Hind'n noch mehr, als die Mahomedaner, und die Engländer haben zwar ein „Jung-Indien“ geschaffen aus männlichen Individuen, aber keine jungen Mädchen und Frauen dazu, so daß das englische „Jung-Indien“ an den Frauen zu Grunde geht.

Jung-Indien ist eigentlich kein Jung-Bengalen, denn auf Bengalen bezieht sich diese „Reform.“ Jung-Bengalen besteht aus jungen, brahminischen, reichen Hind'n, die englische Regierungsschulen besuchen und daraus hervorgegangen sind. Es ist kein einziger Mahomedaner darunter. Diese haßen alles Christenthum und besonders Englischthum heißer, hartnäckiger als je. Miß Maxineau erzählt in ihrer Geschichte Indiens, wie die jungen Mahomedaner in ihren Schulen alle Tage im Abdtlichsten Haffe gegen Christen- und Englischthum unterrichtet werden.

Die Regierungsschulen der ostindischen Compagnie, theils Gymnasien, theils Universitäten, beschränken sich deshalb auf classische, schlanke, empfindliche, lüthige, aristokratische junge Hind'n's. Sie lesen Chateaufear, Milton, Byron u. s. w., lernen die Elemente d. Wissenschaften und lassen sich dann anstellen. Das ist ihr Wissensstudium, d. h. sie lernen eigentlich nichts und bleiben außerdem Hind'n, deren Willen nur darin liegt, sie zu Sklaven und Opfern ihrer höhern Civilisation zu machen. Sie fahren oder schwören in Säulen in die prächtigen Säle der Hindun-Universität zu Calcutta, werden sich auf feidene Rissen und hören zu, was der Professor sagt. Dann fahren oder schwören sie wieder fort zu Inzuchtigen Wähen, in parfumirte Bäder, zu tanzenden Bajadern mit Wein, feidene Raffen, Gesang, Schmetzern, Lust und Pictatheit! Alle sind dreieckig, sechs- oder achtjährige Bengais mit eisigen, jährlingsjährigen Mädchen, die zu Hause eingeschlossen sitzen bleiben, sich putzen und rauchen und durch ihre Stupidität den Mann besto schneller und länger von sich fortreiben, je civilisierter und emancipierter er durch die „Universität“ geworden. Die Köpfe und Herzen dieser Frauen sind dte, dte Willen, oft schon von anhen, aber inwendig leer, leer, leer, sehr lüthig, erstarrt auf ihre Costlegunen (denn Alle haben mehrere Frauen), träge, unbesonnen, nach Tabak sinntend, gelähmt, saltig und alt und weil im siebzehnten Jahre, Begehrschreien gegen die bruch Tanz und Uebung und Umgang, Leben und Reisen frisch und gracios gewordenen Bajadern, mit denen denn auch Jung-Bengalen seine Abende zubringt, statt in seinem ehen Harem zu Hause. Jung-Bengalen

hat durch die englischen Regierungsschulen seine Götter verloren und seinen Gott, nicht einmal den der Wissenschaft und der moralischen und intellectuellen Kraft, bekommen: es sind Ahrifien. Die Frauen zu Hause erscheinen ihnen wie Wahnsinnige in einer fieberischen Waffe von Götterbildern und wahren Kugeln von Aberglauben. So ist das öffentliche und Privatleben dieser jungen Hind'n, auf welche die Engländer ihre Hoffnungen bauten, demoralisirt, zerfallen und vernichtet durch und durch. Man hat bei dieser „Reform“ nicht an die Frauen gedacht.

Hier ist ein Harem eines solchen Jung-Bengalen, von einem Indier gemalt. Das Original, im Besitze des Prinzen Soltykoff, ist photographirt und danach in Holz geschnitten worden, wie wir es vor uns sehen. Sechs schöne Frauen eines jungen Bengalen in ihrem „Zenana“, worin sie ihr Leben, ärger verschlossen, als die der Mahomedaner, verleben, verputzen und vercranchen. Einige tragen Ringe mit Diamanten in der Nase, wie dies in einer bestimmten Gegend noch Mode ist. Die beiden ohne Ringe sind Brahminentöchter Bengalen's.

Ihre Zenana's oder Gefängnisse bestehen aus leeren Wänden ohne Fensteln. Sie tanzen auf dem Boden herum, thun, denken und süßen nichts und rauchen starken Tabak oder Opium dazu.

Zur Abwechslung kratzt diese oder jene sich einmal in den Haaren oder auf einer verstaubten Guitare. Sie warten den dem Namen unter bestimmten Ceremonien gekandt, damit er seinem Range und Stande and Reichthume gemäß sagen könne: Ich habe so und so viel Frauen, wie bei und der Baner nach der Menge seiner Pferde und Käse für reicher oder ärmer gehalten wird. Nur daß diese Frauen nichts produciren, rieht einmal Kinder, die, wenn sie sich in einzelnen Fällen einstellen, weder einen liebenden Vater, noch eine zarte, mütterlich weise und gesühelnde Mutter kennen lernen und zwischen dem entwerthenden Aberglauben und der Demoralisation väterlicher Civilisation elendig aufwachsen. An Jung-Bengalen sehen die Engländer nun, woran es fehlt: an Frauen und Wätern. Engländer, die Indier kennen, sehen dies ein, aber die indische Reform-Wil weiß noch nichts davon. „Erzucht das weibliche Geschlecht!“ rufen die wirklichen Reformen. Dieses ist aber verfluchener, als die Galle des echten Hindu, wie wohl ein Mann, der zu Hause sitzt und erntet und nicht, wie die Engländer, die Erntezug der Heimalt von solchen fernem, vergrabenen Säßen abhängig machen muß!

## Sclavenleben in Nordamerika.

### Zweiter Artikel.

Die Sclaven-Kasseler leisten in der Führung der Peitsche oft mehr, als der geschickteste Pistolenkühler, der das Licht zu putzen versteht, ohne die Flamme anzulöschen. Diese Geschicklichkeit ist aber fast notwendig zu ihrem Antze, denn wenn sie den Negor wegen Jährlingsheit oder Ungehorsam strafen wollen, so sollen sie ihn so strafen, daß er nicht arbeitsunfähig wird. daß er Nichts an seinem Werthe einbüßt! Ein ungeschickter Dieb könnte ihm das Auge aus schlagen, daß er um Hunderte von Thalern weniger werth wäre! Ein ungeschickter Dieb könnte ihn auf Wochen in's Bett und auf die Krankenliste bringen, und würde dem „Oern“ bedeutenden Schaden zufügen! Das Augenmerk eines „kunstgerechten Peitschers“ (sie heißen in der That „Scientific whippers“, wissenschaftlich gebildete Peitschenführer) geht daher dahin, dem Negor bloß die Haut aufzureißen, ohne ihn arbeitsunfähig zu machen. Das „Hautanreißen“ verursacht Schmerzen, tolle, wahnwitzige Schmerzen, aber es hindert nicht am Gebrauche der Glieder!

Kaifer der Peitsche gibt's natürlich noch andere Strafsarten. Sie werden aber selten angewandt, außer bei wirklichen Vergehungen. Manchmal sind diese Vergehungen nur Sclavenvergehen, keine allgemein menschlichen Vergehungen, allein Vergehungen sind's immerhin, und der Sclave weiß, daß er ein Vergehen begibt. Darunter sind zu rechnen: das Versehen einer andern Plantage in heiliger Nacht (oft und viel nur aus Liebesschnsuch, um die erkorene Schönheit eines andern Sclavenbesizers zu sehen; oft und viel aber auch, um einen Entweichungsfall vorzubereiten), oder das Stehlen eines Bootes, um auf dem nahen Ruffe zu sitzen oder — durchzugehen. In diesen Fällen — den Entweichungsversuchen —

oder auch den Vorbereitungen dazu, werden Fußkneifen und Handseffeln angewandt. Der Dreesler nennt diese Instrumente: Jewelch, Weichweide, denn er ist ein spasshafter Mann, und weiß seine Lecturen mit Wigen zu verfrischen. In gewöhnlichen Fällen, bei Diebstahl, Ungehorsam u. s. w. wendet man die Red-Jotes oder die Steds an. Die Red-Jotes oder „Kadenjotes“ sind hiesige Jotes mit eisernen Ringen. Zwischen diese wird der Hals des widerspenstigen oder diebstahligen Niggers gesteckt, und derselbe wird, trogdem daß das Jot seine dreißig Pfund wiegt, und trogdem daß der Körper sich in diesen „Schmud“ nur mühselig bewegen kann, gezwungen, seine gewöhnliche Arbeit nach wie vor zu verrichten. Die Steds bestehen aus einem sehr dicken und breiten eisernen Brette, das aufrecht in den Boden gerammt ist. In diesem Brette befindet sich etwa 3/4 Fuß vom Boden ein Loch, das groß genug ist, den Hals eines Menschen durchzulassen. Wird nun der Nacken des zu Strafenden mit dem Kopfe tief hinein gezwängt, so muß er natürlich ganz krumm gebückt stehen, und schon dieses „Gebücktstehen“ macht nach kurzer Zeit große Schmerzen. Damit ist aber der Kusseler nicht zufrieden, sondern er bringt im Rücken seines Opfers ein anderes ähnliches Brett an, das mit zwei kleineren Köchern versehen ist. Durch diese zwei Köcher werden nun die Hände des Negors gezwängt, indem ihm die Arme an dem Rücken gebunden werden. Diese Stellung verursacht außerordentliche Schmerzen, und der Sträfling hält dieselben nur wenige Stunden aus; dann verfallt er in Convulsionen und Krämpfe, die seinem Leben bald ein Ende machen würden, wenn man ihn nicht loschnallte. Dies geschieht jedoch augenblicklich, da man den

Skolaven nicht tödten, sondern nur strafen will. Die Steds werden nur bei Nothzeit angewandt, und es muß daher ein Sklave bei dem Ströfung wachen, um den Derserer folgerich zu benachrichtigen, wenn die Krämpfe sich einstellen. Zur Nothzeit aber werden die Steds angewandt, weil der Neger bei Tage arbeiten muß.

Dies sind die schwersten Strafen, die vorkommen; denn die Erzählungen von andern härteren Torturen, die hie und da in den Wäldern und Parteidörfern zu lesen sind, beruhen wohl, wenn nicht immer, doch größtentheils auf Erfindung. Das Loos der Sklaven ist schon an sich hart genug; die „Kaufsklavereischreiber“, die „Abkettelungen“ haben es aber in ihren Beschreibungen wahrhaft haarsträubend. So las ich einmal folgende Philippica:

„Eiserne Halsringe mit Zaden, die in's Fleisch schneiden, wunden sich um ihren Nacken (um den der Sklaven nämlich), schwere Ketten und Gewichte schleppen sie bei ihrer Arbeit auf dem Felde an den Hüften, Gleden und eiserne Geweihe tragen sie an den Kopf geschmiebt. Wochen lang werden sie Tag und Nacht in Hundeshälle gepferkt, wo sie nicht liegen und nicht stehen und nicht sitzen können. Stunden lang haben sie Knabel von dem Waunde, bis sie Schaum speien. Man bricht ihnen die Vorderzähne aus, um sie lenntlich zu machen, und peitscht sie, bis sie eine blutige Masse sind; dann gießt man Salzwasser darüber, und reibt spanisches Pfeffer in die Wunden. Man zerstückt ihnen den Rücken mit Messern, schligt ihnen die Haut auf, und läßt sie von wülkenden Flaken zerreißen. Man hebt sie mit Nadeln, schligt sie nieder, schneidet sie in Stücke, oder hängt sie an den Beinen auf, und liget sie, bis sie besinnungslos werden; dann wecht man sie, und schlägt sie, bis sie den Geist aufgeben. Man schneidet ihnen die Nieren ab, schießt ihnen die Augen aus, brüht ihnen die Glieder und brennt sie, bis sie zu Tode geröthet sind.“

Eine solche Behandlungswiese soll die gewöhnliche sein!!

Ich fahre seinen Theil habe nie etwas and als nur halbwegs Menschliche gesehen, abgesehen davon, daß stückliche Sklaven mit Hundten verfolgt werden, um ihre Spuren desto leichter aufzufinden. Und daß, wie natürlich bei solchen Treibjagden, das Wild, besonders wenn es sich widersteht, oft und viel sein Leben einbüßt oder, wenn lebendig gefangen, schwer mißhandelt wird, kann man sich denken. Dagegen liegt bei obigen Behauptungen die Lüge so auf platter Hand, daß wohl weiter kein Wort darüber zu verlieren sei. So handelt Niemand gegen einen Esel, einen Ochsen, ein Pferd, und ein Sklave hat sehr und zu wenig Mal so viel Werth! Wohl mag in der ersten Thatsache manche Grausamkeit vorgekommen sein, aber — Word an einem Sklaven wird mit Tod gekraft, und Niemand in der Welt ist so thöricht, daß er sein Eigenthum bei kaltem Blute vernichtet!

Im Gegentheil, die Sorge für die Sklaven ist groß, nicht etwa aus Menschlichkeitsgefühl und Mitleid, sondern weil der Sklave der Reichthum, das Vermögen des Sklavenländers ist.

Im Süden werden jährlich über 2000 Millionen Pfund Baumwolle erzeugt, und ein gesunder Sklave im besten Alter trägt daher jährlich 350—450 Dollard ein. Bei den Zunderplantagen ist der Ertrag eines Sklaven noch höher, oft bis zu 600 Dollard. Sollte der Herr den Sklaven arbeitsunfähig zu machen suchen? Im Gegentheil, der Kuffcher, der nicht für des Sklaven Lebensbedürfnis so gut als möglich sorgt, hat einen bösen Stand. Bei der geringsten Kleinigkeit wird nach dem Doctor und Apotheker gekandt, und nie wird der weiße Arbeiter im Norden im besten Spital so viel Sorgfalt auf sich verwendet sehen, als der Nigger im Süden. Und — ist es nicht eine bekannte Thatsache, daß der erkrankte kostliche Sklave seine sinjelnenquartent und noch mehr Dollarsen kostete? Sollte ein solch werthes Leben nicht gespart werden? Ist es vernünftig, zu glauben, daß es bei den Sklavenhaltenden Regel sei, Eigenthum von solchem Werthe zu Tode zu vernigen?

— Wie es aber mit den erwachsenen Sklaven gehalten wird, so auch mit den jugendlichen, denn mit dem vierzehnten Jahre ist ein männlicher, und mit dem zwölften ein weiblicher Sklave bereits seine tausend Thaler werth. Nur die Alten und Grechlichen werden als unnutztes Müßel behandelt; aber diese gehen seine Veranlassung zur Strafe. Sie wissen, daß sie das Gnadenbrod essen, darum suchen sie auch nicht zu entlassen; sie sind nicht widerspenstig, sie werden daher selten oder nie die Peitsche zu kosten bekommen. Darum ist es auch eine constatirte Thatsache, daß auf Cuba die Sterblichkeit unter den Sklaven eine doppelt so starke

ist, als in den Vereinigten Staaten, weil sie dort über die Mägen angekrengt, hier aber gespart werden. Dort kann man die Töbten durch den Ankauf „frisch importirter Baare“ ersetzen, in Nordamerika nicht, weil das Importiren von Negern aus Afrika streng verboten und verpönt ist. Das ist der Unterschied!

Würde für die stückliche und geistige Ausbildung des Negers so viel oder nur halb so viel gethan, wie für sein körperliches Wohlbestehen, so wäre der Nigger so läbel nicht daran. Allein für das Erfreue geschieht wenig oder gar nichts. Dem Schulunterricht ist keine Rede. Kein Nigger, der auf einer Plantage arbeitet, soll lesen und schreiben lernen. Er könnte sich ja sonst selbst einen Paß schreiben und damit durchgehen! Ein Sklave muß nämlich, wenn er irgendwohin außerhalb der Plantage gehen will, von seinem Herrn oder dessen Kuffcher einen Paß haben, als Beweis, daß er das Recht hat, vom Hause abwesend zu sein. — Von Lesen und Schreiben ist keine Rede, wohl aber vom Kirchengehen. Dem Plantagenbesitzer ist es zwar hierbei wohl auch nicht um das Seelenheil dieser „schwarzen Sklavenkinder“, wie er sie heißt, zu thun, aber darum ist es ihm zu thun, daß seine Sklaven zu Gebernen und Unterwürfigen ermahnt werden. Und von was predigt nun der Geistliche? Vom Esau predigt er, und wie ein Esau sein Erstgeburtrecht verpönt habe! Die Neger aber sind nach seiner Darstellung die Nachkommen Esau's, und demnach zu Sklaven geboren!

So wird die Bibel benutzt, um den Nigger den Segen der Sklaverei begreiflich zu machen, und wie es erst in einer solchen Predigt an Verbreitungen der Güte des Plantagenbesizers, „Rist er ihnen (den Sklaven) doch das Leben, und gibt ihnen Nahrung und Kleidung. Statt er sie ja doch nur wie ein Vater seine Kinder, wenn sie ungehorsam und böse sind, und läßt ihnen sogar ihr Vergnügen, wenn sie lieb und folgjam waren!“

Und nicht eine Seele des in Amerika so sehr in Partien zerfallenen Christenthums ist da, die nicht felsen gleich geistlichen Predigten anhinmiete; im Gegentheil, der Anglikaner predigt dieselbe schneidende Lüge so gut, als der Methodist, und der Presbyterianer so gut, als der Unitarier, natürlich — ein Geistlicher, der so predigt, wird zur Last des „Weltherrn“ gezogen; Einer, der anders spräche, würde mit Hundten von der Plantage gehetzt; aber zur Ehre der Menschheit muß ich es sagen, es hat doch auch schon solche Männer gegeben, die so sprachen, daß sie mit Hundten fortgehzt wurden. Sie sprachen so mit Gefahr ihres Lebens!

Auf diese Art leben, halb Thier, halb Mensch, mehr als 2,500,000 Neger im freien Amerika, drei Vierteltheil der ganzen Sklavenbevölkerung. Das letzte Viertel, im Ganzen 700,000 von den 3,200,000 Sklaven, die Nordamerika im Omen hat, gehören einer andern Abtheilung der Sklaverei an, der Abtheilung der „Hausklaven“ und der „angemieteten Sklaven.“

Die Sklaven, die am schlechtesten daran sind (in körperlicher Beziehung nämlich, die geistige ist bei allen so ziemlich gleich vernachlässigt, obgleich einige Befesser bei den höhern Sklaven, besonders den „angemieteten Sklaven“ zu bemerken ist), sind die Feldsklaven auf den Zunder- und Baumwollenplantagen, und darum sind es auch diese Sklaven, bei denen die meisten Defektionen vorkommen. Unter hundert Häftlingen sind immer neunzig von Zunder- und Baumwollenplantagen! Am zweitschlechtesten daran sind die Sklaven der Staaten, die schon zu kalt sind, als daß Fleisch, Zucker und viel Baumwolle fortkäme. Sie sind halb Haus- halb Feldsklaven, v. h. diejenigen, die am meisten Kleinigkeit mit weißen Knachten haben. Die dritte Klasse bilden die „Hausklaven“ im egerem Sinne, und die vierte die „vermieteten Sklaven.“

Im ganzen Süden Amerika's kennt man keinen weißen Diener, seine weißen Dienerrin. Der Weiße müßte sich vor dem Scham vertheiden, der sich so weit heruntergäbe, einen andern „seines Gleichen“ zu bedienen. Ja, die „weiße Herrin“ und der „weiße Herr“ könnten sich gar nicht daren finden, von weißen Händen Dienste anzunehmen, die sich nach südlichen Begriffen „für den freien nicht jemen.“ So besteht die ganze Dienerschaft eines Hauses aus Sklaven. Der Bauer (Farmer) in Kentucky freilich braucht nicht viel Dienerschaft und er wird daher von seinen Sklaven keinen einzigen zum förmlichen Kammerdiener machen. Nein, er verwendet auch seinen persönlich in Dienem auf dem Felde und bedient sich zur Noth selbst eigenhändig.

Wer des geistliche Plantagenbesitzer! Nicht bloß er hat sei-

nen Lieblingsdiener, auch die Frau hat einen, eben so die Tochter und der Sohn. In schwarzen Kammerzofen, Bedienten für die Wäffe ist eben so wenig Mangel und die Aufwärter bei Tisch sind natürlich ebenfalls alle schwarz. Es ist eine kleine Hofhaltung, nur daß alle Kempter und Kempten von Negern angefaßt sind. Natürlich gehalten sich das Schicksal des Sklaven, der bei seinem Herrn den Kammerdiener spielt, oder der Sklavin, die als Kammerfrau fungirt, ganz anders, als das Loos des Feldsklaven, welchen der Herr kaum sieht und um den er sich auch nie bekümmert. Ein Feldsklave laßt der Herr, wenn er ihn braucht, und verkauft ihn, wenn er ihn nicht mehr braucht. Er betrachtet ihn bloß vom Standpunkte der Nützlichkeit an; deshalb preist er auch so viel Nutzen aus ihm heraus, als irgend möglich ist. Ueberdies steht der Feldsklave nur mittelbar unter dem Herrn, unmittelbar aber unter dem Sklavenaufscher und seiner grausamen Ruthe.

Ganz anders der Hausclade. Er bekommt seine Befehle unmittelbar von seinem Herrn; er hat es nur mit diesem zu thun, der sich doch jedenfalls unter die „Bestirreten“ der amerikanischen Union rechnet und auch fast ohne alle Ausnahme darunter zu rechnen ist. Er ist in jeder unmittelbaren Verbindung mit dem Herrn, der Frau, der Tochter, dem jungen Herrn und den Gästen. Seine Behandlung ist daher eine ganz andere, weil seine Stellung eine andere ist. Der Herr, die Frau, die Wiff (das Köchlein des Hauses) stehen auf vertrautem Fuße mit ihm; er hört Alles, was gesprochen wird; er sieht Alles, was in der Familie vorgeht; er ist der vertraute Diener, wäscht mit dem jungen Herrn auf, wie sein Vater mit dem alten, und lebt und stirbt mit ihm. Durch ganze Generationen hindurch gehören sie zu einander. Daraus entspringt ein ganz anderes Verhältnis; der Herr und die Dame des Hauses haben sich an ihre Diener gewöhnt, sie können sie kaum mehr entbehren; der Sklave oder die Sklavin betrachtet sich aber als „zur Familie gehörig“. Der Hausclade oder die Hausclavin sind also weniger Sklaven als Kammerdiener oder Kammerfrau, und daher kommt es, daß eine Anhänglichkeit zwischen Herrn und Sklave“ entsteht, die im freien Norden Amerikas (und ebenfalls im freien Europa) gar nicht begriffen wird. Man hat Hunderte von Beispielen, daß ein solcher Hausclade von den „Abolitionisten“ (den Feinden der Sklaverei und den Freunden einer allseitigen, wenn auch gewaltsamen Befreiung der Nigger) freigemacht wurde und nun thun konnte, was er wollte, daß er aber nichts Besseres zu thun wußte, als sich bald wieder unter die Botmäßigkeit seines früheren Herrn zu begeben. Freiwillig und mit Lust und Freude kehrt er in die Gefangenschaft zurück, die ihm eine liebe Heimat ist. In der That hat es auch der Hausclade in materieller Beziehung meist weit besser, als der freie Diener des freien Herrn in den freien Staaten. Seine Arbeit ist gering, fast gar Nichts anzuschlagen, sein Essen und Trinken ist gut, seine Behandlung sanft, vertraulich. Es fehlt ihm die abstracte, die theoretische Freiheit, aber die praktische Freiheit, das praktische Wohlbeyhnen hat er in vollem Maße. Von Strafe oder gar von körperlicher Mißhandlung ist selten oder nie die Rede, und wenn eine Strafe nöthig ist, so verhängt sie der Herr selbst und dieser züchtigt mit „gebildeten“ Händen. Die härteste Strafe für einen Hausclaven ist daher die, zu den Feldsklaven verschlagen zu werden. Es ist ihm dies so viel, als den Küffen eine Verbannung nach Sibirien, es ist sein Tod. Seltener aber kommen solche „Verschlagungen“ oder gar vollständige „Verkäufe“ von Hausclaven vor, nur bei wirklichen Verbrechen (Diebstahl u. dgl.). Im Gegentheil, die ganze Familie des Hausclaven, vom Jungen bis zum Weibe, vom lächelnden Mädchen bis zur alten Wadrene, die vielleicht die „Herrin des Hauses“ vor vierzig Jahren aus den Armen getragen, — Alles wird als ununterbrechlicher Theil des Herrenhauses betrachtet. Es ist der Stolz des Sklaven so wie des Herrn, daß ihre Großväter schon einander angehört haben. Was bestimmet sich ein solcher Sklave nun die irdische Freiheit? Er hat gar keinen Begriff davon.

Anders steht es mit dem „angemieteten Sklaven.“

In den Städten des Südens (nicht auf dem Lande, den Plantagen, denn ein Mittelweg zwischen Pflanzung und Stadt, also ein Dorf, gibt es nicht) leben viele Reiche, die ihr Vermögen in Sklaven stehen, gerade wie ein Stallmeister sein Geld in Pferde steckt. Der Stallmeister hält die Pferde nicht, um

selbst darauf zu reiten, — dazu braucht er bloß eins, höchstens zwei, — sondern um sie anzusehnen. Gerade so macht es der städtische Sklavensalter auch. An Leuten, die Sklaven miethen, ist aber nie Mangel. Im Süden gibt es, wie schon oben bemerkt, keine weißen, keine freien Diener. Der Weiße würde sich brandamieren, wollte er sich in einem solchen Dienste hergeben. Darum sind in einem Hotel z. B. alle Bedienten — Sklaven; die Köchin ist's eben so gut, als der Aufwärter bei Tisch, die Weißzeugverwalterin, wie der Zimmerleier. Ja, der Drehteller sogar ist ohne Ausnahme ein Schwarzer. Eben so ist's in den Kaufhäusern, an den Werkstätten, in den Docks und überall. Der Nigger und die Niggerin ist's, welche die „Denkbarkeit“ verrichten. Somit fehlt es nie an Leuten, welche auf längere oder längere Zeit eines „gemieteten Sklaven“ bedürfen. Versteht dieser „Mietling“ ein Handwerk, z. B. das Schmiedehandwerk, oder ist er ein gelernter Barbier, Schneider u. dgl. so ist er noch mehr gesucht als einer, der bloß „arbeiten, dienen oder lasttragen“ kann. Man zahlt für solch einen gemieteten Sklaven, je nach seiner Tüchtigkeit, so und so viel per Tag, per Woche, per Monat. Diesen Gehalt zieht der Sklaveneinhaber an sich und nicht selten steht sich der Herr bei dieser Manipulation sehr gut, da ein gemieteter Sklave fast nie unter dreißig bis vierzig Talern mehr freier Station verdient. Damit aber der Sklave einen Impuls habe, fleißig zu sein und immer geschickter zu werden, nimmt ihm sein Herr nur eine gewisse, im Voraus unter ihnen abgemachte Summe ab, und den Ueberschuss dienstlich darf der Sklave einstecken. Der Herr hat das vollkommenste Recht, Alles zu nehmen, was der Sklave verdient, aber wenn er dies thäte, würde meist der Sklave am Ende lässig werden. Würde er sich bestreben, ein Uebrigcs zu thun? Es liegt daher nicht nur in der Billigkeit, sondern sogar im Vortheil des Herrn, dem Sklaven einen Theil des Verdienstes zu lassen. In so weit er auch einen Contract mit seinem Sklaven und seiner Sklavin, daß sie ihm jährlich so und so viel abzurufen haben, alles Uebrigc ab einstecken dürfen; dabei ist dann dem Sklaven gänzlich freigestellt, zu treuen, was er will, sich nutzbar zu machen, auf welche Art es ihm gut dünkt, natürlich unter der Bedingung, daß das Gehalt, das er treibt, in der Stadt ist, denn die Stadt darf er unter keinen Umständen verlassen. Diese Art von Contract ist die größte Kaufmanntung für die Nigger, so viel als möglich zu arbeiten, am so viel als möglich für sich zurücksetzen zu können. Ein solcher angemieteter Sklave ist also in gewisserm Sinne sein eigener Herr. Er hat eigenes Vermögen und kann dieses nach Belieben zu seinem Vortheil, auch zu seiner Loskaufung (der Preis der Sklaven ist bei solchen Contracten immer im Voraus festgesetzt) verwenden. Jedes Jahr weiß er, wie viel Zeit er noch arbeiten muß, am frei zu sein, und nicht selten reichen fünf Jahre hin, um dieses Ziel zu erreichen, wenn der Sklave nur irgenet will. Hieraus folgt, daß der „angemietete Sklave“ auf der freiesten Stufe des Sklaventhums steht, denn es bleibt ihm sogar überlassen, lesen und schreiben zu lernen und sich so anzubilden, wie es der Beruf, den er sich erwählt, mit sich bringt. Außer der Selbstlieferung an seinen Herrn alle Wochen oder alle Monate, ist er in allen feinen Bewegungen ungehindert, er ist frei, so weit ein Sklave frei sein kann.

Dies sind die verschiedenen Abstufungen der Sklaverei in Amerika. Natürlich aber läßt sich eine genaue Grenzlinie zwischen denselben nicht ziehen. Es kommt zunächst dabei auf den Charakter des Herrn, so wie auch des Niggers selbst an, ob die Sklaverei in einem gewissen oder milderen Lichte austritt. Was das Erstere anbelangt, so läßt sich nicht leugnen, daß der „Amerikaner“, d. h. der in Amerika geborne Abkömmling der Anglofachsen ein viel weitem mitreifer und züchtiger Herr ist, als der bittige „Creole“, d. h. der Abkömmling von Franzosen und Spaniern, — romanisches Blut in reiner, amerikascher Rade, aber in Amerika geboren. Noch weniger läßt sich in Abrede stellen, daß, wenn auf einer Plantage der Herr gestorben und die Herrin die Erbin und Herrscherin ist, die grausame Behandlung der Sklaven überlegen wird. Ich will es dem Leser überlassen, sich den Grund dieser Erscheinung herauszufinden; es dürfte nicht allschwer sein. Was ich hier zu thun habe, ist, Thatfachen, anerkannte Thatsachen zu geben, nicht Reflexionen. Als Beweis nur zwei Dinge.

Die Sterblichkeit unter den Sklaven im Süden ist fast immer größer, als ihre Selbstpflanzungs- und Reproduktionskraft. Es kommt dies von der strengen Arbeit in einem glühenden Klima her. Die „guten Herren“ lassen daher ihre Sklaven unter sich betrauen nach Belieben und da sie immer mehr Sklaven bedürfen, als bei ihnen geboren werden, so benten sie nicht daran, einen Sklaven zu verkaufen, sondern kaufen im Gegentheile alle Jahre noch mehr dazu. Die Familien der Nigger werden also an solchen Plantagen nicht getrennt. Darum jedoch bestimmen sich die Creolen wenig. Sie kaufen nützliche Sklaven und verkaufen unnützliche, ganz nach Gutdünken, und kümmern sich nicht ein Dots darum, ob das Kind von der Mutter oder der Gatte von der Mattin wegverkauft wird. Das folgende ist aber der häßlichste Punkt bei der ganzen Sklaverei. Es betrifft den geschlechtlichen Umgang der „Herren“ mit den Sklavinnen. Man wird selten viel davon hören, wo Amerikaner die Plantagenbesitzer sind; gewöhnlich aber ist er, wo Creolen herrschen. Kommt dann noch dazu, daß Kinder, die aus solchem Umgang entsprossen sind, auf Befehl des eigenen Vaters nicht bis geschickt und geprügelt, sondern verkauft werden, so kränkt sich das Gefühl des Menschen dagegen, solche Schweißthäter nur zu glauben. Und doch sind sie geschichtlich constant! Aber auch constant ist's, durch Acten constant, daß die meisten dieser gräßlichen Tragödien nur auf den Plantagen der weißen, heißblütigen und sinnlichen Creolen spielen. Hat doch einstmal (wie durch gerichtliche Untersuchung erwiesen) ein solcher Wüstling sich des Umgangs mit den Töchtern seiner Sklavinnen — seinen eigenen Töchtern — gerühmt und wurde dafür von seinen über solche Niedertrachtigkeit wüthenden Nachbarn so behandelt, wie Drigenes sich selbst behandelte.

Als Beweis für die Grausamkeit der Frauen gegen ihre Sklaven führe ich hier nur ein Beispiel an, obgleich es deren Hunderte gibt. In Remorland lebte vor wenigen Jahren eine Creolemutter. Als sie starb, fand man die Gebeine von fünf unmündlichen Sklaven, die im Souterrain ihres Hauses begraben waren. Es wurde gerichtlich erwiesen, daß sie vorher ermordet, auf Befehl der Herrin ermordet wurden, die ihres Umgangs überdrüssig geworden war und ihre Sklaven nicht laun werden lassen wollte. Doch genug! Zum Glück sind solche Beispiele so selten und werden selbst von Sklaveneigern mit solchem Abhau betrachtet, daß man sie nicht als notwendige Folge der Sklaverei, sondern einfach als Tölpelguckereien eines verkehrten Menschen ansehen kann. Kommen doch hier und da im freien Europa ähnliche Schändlichkeiten nur vor, wobei die Schlägler freie Weiße, Ratt halb schwarze Nigger sind.

Kann noch ein Wort über den Charakter des Niggers. Er ist ein glückliches Gemisch von Fröhlichkeit, Aberglauben und Eitelkeit. Für den Aberglauben ist der Neger vielleicht nicht verantwortlich, denn der Weiße zieht ihn mit sich nicht aus demselben heraus. Wird ihm auch alle Sonntage vorgepredigt, so kann doch dieses Christenthum, das ihm da gelehrt wird, ihn unmöglich aufklären. Im Gegentheile, eben diese auf seine Sinne berechneten Predigten bestärken ihn nur in seinem Aberglauben. Allerdings ist sein Glaube nicht mehr der reine Festschlaube, den seine Ahnen hatten, sondern es sind nur noch Grundpläne desselben, aber in schöner Amalgamation mit den europäischen Sagen von Zauberern und Göttern; sein Gemüth ist viel zu sinnlich, um sich über diese geistigen Schranken erheben zu können. Mit seinem sinnlichen Gemüthe hängt aber auch seine Fröhlichkeit, sein Leichtsin zu zusammen. Singen und Tanzen ist seine Liebhaberei. Wenn Samstag Abends die Wochenarbeit zu Ende ist, dann versammeln sich die Sklaven alle vor einem Hause ihres heimlichen Dorfes; einer holt das Basso, ein Mittelstück zwischen Gitarre und Cither, und man beginnt das Tanzen. Ei, wie wird da gejubelt! Alle früher erlittene Unbill ist vergessen und die Lustigkeit steigert sich oft bis zur Tollheit. Den Nigger kümmert

nicht das „Gestern“, ihn kümmert nicht das „Morgen“. Was geht ihn die Zukunft an? Sein Herr hat für ihn zu sorgen. Was hat er um Kleider und Essen sich zu bekümmern? Das ist Alles Sache seines Herrn. Er ist der Mann der Gegenwart und diese sucht er sich so angenehm als möglich zu machen. Darum bemüht er alle und jede Gelegenheit, sich vergnügt zu machen, er mag Selbstsclave, Hensclave oder vermieteter Sklave sein. Sein Hauptvergnügen aber besteht darin, sich zu pugen. Die Eitelkeit ist seine Hauptpassion, sie geht ihm über Alles, und nicht selten, ja meistens, verwendet der „vermietete Sklave“ seinen ganzen Ueberverdienst in — schöne Sachen und eiten Tand, statt an den Erwerb seiner Freiheit zu denken. Der Kaufmann eines Niggers, besonders am Sonntag, ist in der That prächtig. Er möglich trägt er schwarze Hosen und einen schwarzen Rock, dazu eine weiße Weste, ein schneeweißes Hemd mit weißersticktem Hals, einen thronartigen, runden schwarzen Hut, besonders aber eine weiße Cravatte mit dreier Maßze  immense, himmelanstrebende, kostliche Vatermörder, zwischen denen die Kollagen wie zwei Feuerlöcher herausragen; dazu mo möglich noch ein leichtes Spazierhüßchen, Ringe in den Ohren und hellgelbe Stachanttschuhe. Es ist der Knus vollkommen und er stolzt empor, wie ein tollkühner Hahn, und bildet sich ein, der Robuste der Erde zu sein.

Gerade so halten's auch die Niggerdamen, nur lieben sie statt „schwarz“ — „dum“. Oft und viel kann es begen, daß man eine vorangehende Dame nachläßt, die in einem trocknen, enganschließenden Spencer einhergeht, mit blauen, salteneichen, ausgepöhlerten, schwererem Obertheile, in welchem Atlasplatt mit schwarzem Fibern, am leichtem, tierischen Stiefelchen, das feinste Russstoffschmuck in der einen und einen eisenerinnenden Fächer in der andern Hand, sich drehend und wendend, wie eine lotette Panznerin, und wenn man dann im schnellsten Schritte vorangeht und sich umdreht, um die üppige Schönheit auch im Gesicht zu betrachten, so sieht man sich ein paar schwämmigen Lippen, einer platten Nase und einem Umlieferer gegenüber, wo ihn kein Schmin hervorhebender und räuseltiger aufweisen kann. Doch nicht immer war es eine „Niggerin“, d. h. eine Schwarze im vollen Sinne des Wortes. Oft ist's auch wohl ein Weib, so voll und rund, so üppig und lästern, wie kein weites unter der weißen Raze zu finden. Aber dann ist's ein Weibchen von Schwarz und Weiß (schon in der vierten Generation, eine Dardreanin. Die Haare sind nicht mehr wellig, die Nase nicht mehr platt, die Farbe nicht mehr schwarz). Es ist ein matted Weiß, weißer Holzschlag ähnlich, es sind seine gelockte Haare, es ist ein lächerlicher Mund mit lufthaltenen Lippen, es ist ein Auge, welches das kleinste Herz durchbohrt, es ist eine Körperform, die einer Venus oder Juno entnommen zu sein scheint. Und doch ist sie eine Sklavin und ein Hauch ist über ihr Gesicht verbreitet, der die Köstlichkeiten von Regentonne im Augenblicke verächtlich, — ein Hauch, der sich nicht vermischen läßt, und wenn noch vier Wiskungen und vier Generationen darüber gehen. Und vertriebe es die Hautfarbe nicht, so vertriebe es ihr Gang, ihr Benehmen, ihr Thun und Treiben; denn auch sie ist lustig bis zur Angeschlossenheit, auch sie ist puschlich über alle Massen. Ist sie eine „ausgemietete Sklavin“, so besinnt sie sich keine Augenblicke, wie sie das Ged an leichtesten vermehren kann, welches sie allwöchentlich ihrem „Herrn“ abgeben muß. Und dieser? Was liegt ihm daran, ob's ehrlich und ehrbar ermordetes oder Stabentgelt ist, wenn er nur sein Geld hat! Die Sklavin aber verwendet, was sie mehr verdient, was sie „Ueberfluß“ hat, auf ihren Fuß; sie demt nicht daran, sich loszukaufen. Was liegt ihr an Freiheit, wenn sie seibene Reiter hat! Dies ist Sklavenleben! \* Z. G. r. e. s.

\* Den Inland der freien Neger werde ich in dem Aufsätze „Norden und Süden“ (s. oben) abhandeln; die Frage aber, wie es möglich ist, die Sklaverei „ohne Import aus Afrika“ trotz der Sterblichkeit im Süden „fortzuerhalten“, soll in einem beiderem Artikel: „Der Sklavenermarkt zu Richmond“, ihre Besantwortung finden.

## Die neuen Markthallen in Paris.

Eine Lebensfrage für jede Stadt ist das Vorhandensein eines bequemen und hinreichend geräumigen Platzes, auf welchem die Bewohner alle ihre Lebensbedürfnisse kaufen können. Schon

die alten Griechen sorgten deshalb, wenn sie eine neue Colonie gründeten, eine neue Stadt anzulegen, ehe Wohnhäuser erbaut wurden, vor allen Dingen für einen Tempel und einen Marktplatz,



welcher letztere überdies bei besonderen Gelegenheiten als Versammlungsort der Bürger diene. In vielen modernen Städten indess gehören diese Märkte zu den mangelhaftesten Einrichtungen, weil sie entweder zu klein oder von zu geringer Anzahl sind, oder an unpassenden Orten sich befinden, oder weil es an den wünschenswerthen Bequemlichkeiten fehlt, oder weil man von den daseihrigen Verkaufenden zu hohe Abgaben verlangt. In Bezug auf den letzteren Punkt ist die Einrichtung z. B. in New-York zu empfehlen, welche Stadt nicht nur keinen Gewinn von ihren ständigen Märkten zieht, sondern sogar ansehnliche Summen jährlich aufweist, um dieselben mit allen Bequemlichkeiten für die Käufer und Verkäufer zu versehen.

Auch in Paris hat seit langer Zeit die Regierung den Marktplätzen besondere Fürsorge gewidmet. Es ist z. B. der Ausbruch Napoleons I. bekannt, daß auch die Armeen ihren Louvre haben wählten, und man weiß, daß er den zweckmäßigen Markt St. Sulpice einrichten ließ. Dem jetzigen Kaiser indess war es vorbehalten, einen Marktplatz für Paris herzustellen, welcher den Namen der Centralhalle führt. Derselbe befindet sich so ziemlich in der Mitte der Altstadt, in der Nähe der Seine und dicht bei der alten Kirche St. Etienne. Mehr als einmal ist nicht bloß das Schicksal der Stadt, sondern des Landes auf diesem historisch merkwürdigen Platze entschieden worden, der z. B. in der großen Revolution das Hauptquartier der herrschenden Partei war, und in dessen unmittelbarer Nähe mehrere Clubs ihre Sitzungen hielten. Auch weiß jeder Leser, welche Rolle die Marktwörter, die da zu verkaufen pflegen, und welche galant „die Damen der Halle“ genannt werden, gar oft gespielt haben. Wie häufig haben die Zeitungen berichtet, daß Deputationen dieser „Damen“ zu dem Regierenden sich begaben, der jeder Zeit bewußt war, sich die Gunst dieser wichtigen Weiber zu erhalten. Auch der jetzige Kaiser macht davon keine Ausnahme.

Der Raum, den die neuen Markthallen einnehmen, beträgt 20,000 Quadratellen, und es stehen auf demselben zehn Hallen oder Markthäuser, die aus Eisen, Holz und Glas gebaut sind. Sie ruhen auf hohen eisernen Säulen; das Dach ist in regelmäßigen Zwischenräumen durchbrochen und ungeheure Fenster werfen Lichtströme von da hinunter. Um jedes dieser Markthäuser läuft eine steinerne Mauer, welche hohle und die darin Verkaufenden von den andern trennt. Das Regenwasser, welches auf das Dach fällt, läuft durch Rinnen in die hohlen eisernen Säulen, und von da in Eisenröhren, aus denen es herausgerumpelt werden kann, wenn es gebraucht wird. In jedem dieser Markthäuser ist, wie in den Bazaar der Städte des Orients, nur ein Artikel zum Verkauf angeordnet. So gibt es denn eins für Fleisch, eins für Butter, Eier und Käse, eins für Geflügel, eins für Blumen u. s. f.

Jede dieser Hallen enthält 20 Verkaufstische oder Stände von je zwei Quadratellen, und jeder dieser Stände ist von dem andern durch ein eisernes Gitter oder eine hölzerne Scheidewand getrennt. Die Geräthe und Vorrichtungen darin sind verschieden nach den Artikeln, die darin verkauft werden. In den Fischhallen enthält jeder Stand einen feinen Leich, in welchem die Fische umherschweben, gefüllt und sogar seit gemacht werden können. In andern stehen zweckmäßig angebrachte Regale die lästigen Körbe und Kisten.

Die Markthäuser oder Hallen haben eine kreisrunde Form, und durch jedes laufen zwei Straßen, die einander in der Mitte des Raumes kreuzen. Wenn im Mittelpunkte des Ganges steht ein Brunn, der aber nur schieft, wenn man an einer daran befindlichen Heber drückt, damit unnütziges Wassererschwendung verhindert wird, und auch die Luft in den Gebäuden nicht zu viel Feuchtigkeit aufnimmt. Mer Wasser haben will, kann es in Ueberfluth erhalten; wird keines gebraucht, so ruht der Brunn. Ferner ist in der Einrichtung dieser Wassergebäude bemerkenswerth, daß die Temperatur darin im Sommer mehrere Grade niedriger und im Winter höher ist, als die Atmosphäre draußen, eine Wohlthat, welche allgemein, am meisten aber von den Fleischverkäufern, geschätzt wird.

Das Atrium der Markthallen der Centralhalle aber ist das Geschloß unter der Erde. Hier befindet sich nämlich noch ein Markt, so geräumig, als die zehn Hallen oben. Auch da gibt es eine große Anzahl Verkaufstische und es werden bedeutende Geschäfte hier gemacht. Dieser unterirdische Markt erhält immer frische Luft durch hinreichend angebrachte Ventilationsmaschinen, während ungeheuer

große Fenster mehr Licht als nöthig zulassen. Trotzdem ist der Markt, der auch da abgehalten wird, nicht die Hauptfeste: es befindet sich nämlich ein Bahnhofs hier, wo fast ununterbrochen Eisenbahnzüge ankommen und abgehen und von wo Massen von Menschen und Vieh in die ebenen Regionen sich hinausdrängen. Alles lebende Schlachtvieh, wie alles Geflügel, das für den Markt bestimmt ist, kommt von Lande auf dieser Eisenbahn hier an, welche vor der Barrière der Stadt in einen Tunnel hinein und unter Straßen und Häusern hinweg zu dem Markte geht. In Folge dieser zweckmäßigen Einrichtung werden die Straßen von Paris niemals durch Rinder- oder Schafherden versperrt, die für die Schlachthaus bestimmt sind. Auch sieht man nie auf den Straßen Wagen und Karren, die mit Fleisch beladen sind, wie es in andern Städten der Fall ist.

Mit diesem unterirdischen Bahnhofe steht eine große Grube in Verbindung, welche alle Abgänge von dem Markte oben, Blut

n. s. w. aufnimmt. Die Metzger, Hebrereihändler u. s. w. werfen Alles, was bei ihnen abfällt, in diese Grube, so daß es augenblicklich verschwindet und weder das Gesicht, noch den Geruch beleidigen kann. Bedenken geht jedoch nichts davon. Es sehen immer Männer bereit, welche das Fleischsalz in Gefäße schaufeln, in denen es nach kurzer Zeit zu Niedertagen oberhalb der Stadt befestigt wird, die es als Dünger an die Landleute verkaufen. Auch sind diese Abgänge, seit die Ackerbauwissenschaften in Frankreich Fortschritte gemacht hat, so außerordentlich gelohnt, daß sie, selbst wenn man sie in doppelt so großer Menge bekäme, zu lebendigen Freien verkauft werden könnten.

Das Besondere dürfte wohl genügen, um die Zweckmäßigkeit der Einrichtung dieser Markthallen darzutun; aber nicht diese Zweckmäßigkeit allein empfiehlt sie, denn sie gehören auch zu den elegantesten und schönsten Bauwerken der Stadt, die an dergleichen beinahe reich ist.

## Der Schlehdorn.

Ein Philister.

Wer ihn kennt, auch dann kennt, wenn die Blätter den lauernden Dorn verdecken, der geht ihm aus dem Wege, denn Jedermann fürchtet sein heimlichliches Verrenn am Kleide, welches ihm der Wind schadenfroh in das Geseh treibt. Und dennoch gibt es im Jahre eine Zeit, wo wir Alle erwartungsvoll nach ihm blicken, wo wir den vom Spaziergange Heimkehrenden fragen: „Blüht der Schlehdorn noch nicht?“ Und wenn wir dann selbst hinausgehen und sehen schon von Weitem, daß das schwarzbraune Gefüge seines steifen Gewebes sich mit dem ledernen Blüthen-schnee zu umwehen beginnt, dann atmen wir freier, als süßten wir uns nun erst von der letzten Felleis des Winters befreit. So erwidern wir in dem Schlehdorn geradezu einen Gewährsmann des Frühlings. Als ein echter Philister mag er nicht auf das Spiel setzen, ist er ein Anhänger der „vollendeten Thatfachen“. Als hätte er ein kostbares Gut zu verlieren, nimmt er nicht eher Antheil an der frühlichen Revolution des Feues, des Sprengens von Millionen Kerkerpfosten, als bis diese Revolution ein fait accompli ist. Und auch da sagt er anfangs mit spießbürgerlicher Zurückhaltung aus seinen tausend weißen Argusaugen hinaus in das neue Regiment, ob auch Alles sicher sei. Dann erst nimmt er Theil am junggewordenen Leben; denn die Blüthen der Blüthen sind bereits abgefallen, wenn er endlich auch seine grünen Blätter hervorreibt und zu schaffen beginnt für sein „kostbares Gut“, für seinen Beitrag zum Leben. Und was ist dies? — jene ungenießbare Frucht, für deren Geschmack es unferer Sprache an einem Worte fehlt; denn Herz und Sauer sind dafür noch unverantwortliche Schmeichelnamen. Die heiße Herrschonne, welche den Saft der Trauben nun süßen Most läßt, vermag nichts über die Früchte des Sauretröpfchens. Unverwundet geht der nachsichtige Knabe an den dunkelblauen Äugeln vorüber, welche sich an den bereits halb entlauchten Zweigen hin darziehen. Er kennt sie und fürchtet einen zweiten Versuch. Was aber die Wärme nicht vermag, das erzwingt endlich zuletzt doch noch — der Frost. Wenn beinahe kein Blatt mehr an den Büumen hängt und längst Niemand mehr nach Früchten sucht, dann verschrumpt die endlich doch noch genießbar gewordenen Schließen unbedacht am lahnen Zweige: Zu spät! — Ja, du bist ein Philister, mein lieber Schlehdorn!

Stark und ungenießbar erheben sich deine Glieder nur wenig über den Boden; hundert Mal nimmst du einen Anlauf, um mich aus freudig grünen Zweigen wenigstens einen lässigen vollen Sud zu mir zu machen — aber hundert Mal fehlt es dir an der Thatkraft des ansehenden Wolfes und deine Vorläufe verkommen zu kurzen heißen Dornen, ob deren dich alle Welt liebt.

Deine Unnahbarkeit hat dich auch zum Pflanzmann herabgesetzt. Wo man Menschen und Thiere abhalten will, da bist du der verschleuderte Wächter; auf den Wiesen bist du den Schwärzenden die Fußangel, die ihn maniecht auf dem Pfade ab, und mit Strohbüchern an den Stamm der Obstbäume gefesselt, magst du deine Dornen den Rasen der Weide und Hasen sichtbar machen, wenn sie der Hunger treibt, die Rinde abzumagen. Rein Schaf kommt ungerührt am Dornbusch vorüber, es muß ihm

seinen Trieb zählen; und nachher kommt die Stadtmüde und das Neugierige und sammeln die Wollfäden, um ihre Reflexen damit auszufüttern, welche tief verstreut in dem Schöße des Busches lauschen.

Wie es sich einem jüden Philister gar nicht anders zuzutragen ist, so behauptet er trotz aller Mißhandlungen seinen Platz mit unverwundlicher Beharrlichkeit. Alljährlich zum Pflanzdienste abgehauen, treibt er alljährlich neue Schosse und dabei trallen sich seine knorrigen Wurzel, immer weiter ausgedehnt, in den Boden und so wird er nach Polizeiarzt nicht selten seinem Herrn und Meister selbst ungenügend, indem er auch dessen Pflanzlinge überwuchert und unterdrückt.

Da kommt dann wohl im Frühjahr die Schöne des besten Knaben heraus an die Dornhecke, wenn deren heißes Gezeig noch unerschüttert dahebt, um sich einen Spazierstock auszuersuchen. Es ist eine Kunst, ohne Wunden an Kleid und Händen dem auserfahrenen, durch seine fromme Gracchit sendenden Schesse an den Leib zu kommen. Er wird aber dann noch nicht abgehauen. Der Knabe ist ja erst 12 Jahr und den Stock will er nach der Confirmation bei seinem ersten Gange als junger Weltbürger führen und will auch damit Aufsehen erregen. Ein alter Schächer hat ihn gelehrt, wie das zu erreichen. Mit flüger Berechnung und ja nicht unterschätzend denkt er sich, wie groß er selbst nach 2 Jahren und wie groß also auch sein Spazierstock sein müßte. Auf diese angenehme Länge wird der ausersähte Schef glatt ausgehauen. Nachdem dies saure Stück Arbeit vollbracht ist, kommt nun des alten Schächers Kunst. In regelmäßigen Reihen werden den Schef entlang von unten nach oben geföhrt, etwa messertrüdenweise Einschnitte gemacht, und allemal etwas aufgeklafft, und es bleibt dem Knaben nur noch eine Sorge — daß ein anderer Knabe den schönen schlanken Stock finden könne, ja finden müße. Aber wird sich auch des alten Schächers Kunst bewähren? Er hatte gedacht, die oberen weichenweise nicht abgehauenen Zweige des Schesses würden nun die zwei kommenden Jahre den von ihnen gebildeten Saft unter der Rinde abwärts führen, und so würde sich aus jedem Schnitt eine wasserreiche Karbe bilden. Der Alte hatte Recht, wie alte Schächer in ähnlichen Dingen oft Recht haben, denn sie „beobachten“. Der Knabe wird in zwei Jahren einen recht schönen Stock von dem Schlehdorn erhalten, und von seinen Kameraden viel darum beneidet werden.

Lassen wir uns diesen kleinen Dienst, den der Schlehdorn dem Knaben leistet, anfordern, nachzusehen, ob er nicht auch zu größeren Dienstleistungen fähig sei. Da muß uns ja wohl etwas einfallen, — aber freilich, daran hatten die Wenigsten gedacht. Der Schlehdorn bereitet nicht alles als Wieselwäher den crinolin-geschmückten Damen einen bornenvollen Pfad, sondern auch dem, der vor Allen am liebsten den kürzesten Weg geht — dem fallenden Tropfen. Rältt Esch nun, liebe Leser, der Versuch unsern Dornbusch ein?

Wie die Sonne am Morgenhimmel, so muß Esch jetzt der Rubin deslichen ausgehen. Wer jemals daran gedacht hat — und leider wie Wenige thun das! — die Bedeutung des Salzes durch-

zuentken, der weiß auch, daß es in Deutschland Orte gibt, wo der Scheldt in den höchsten Ansehen steht. Viele Tausend Gelehrten „Dornwald“ liefern vorzugsweise er in das Sparswerk der Gravitirhäuser. Zu hausehellen Wänten aufgeschichtet, treibt er hier mit Millionen fallender Tropfen der Seele sein netzliches Ziel. Emporgehoben in das Gerinne des Gravitirhauses, läuft die Seele aus zahlreichen kleinen Ausgüßhähnen wieder aus als wolle sie in Millionen Tropfen zertheilt auf dem kürzesten Wege zu ihrer unterirdischen Ursprungshöhle zurückkehren. Raum aber haben sich die diamantförmigen Tropfen eben losgerungen, als sie sofort von den rauben Armen der Dornwald wieder angefangen werden, und lange dauert es, ehe sie, von einem Dornzweig dem andern zugeleitet, unten ankommen. Viele kommen auch gar nicht mehr hinunter, sondern werden unterwegs von Sonne und Wind aufgeblüht und gestöhnt, ihren Salzgehalt als Erbe an diejenigen Tropfen abzugeben, welche sich glücklich durch das Dornengewirr hindurch gearbeitet haben.

Ein sonderbarer Dienst das, den der Dornbusch in der Ökonomie der menschlichen Gesellschaft leisten muß. Aber auch ein großer, ein wichtiger Dienst. Brauche ich ihn erst noch näher zu erklären? Daß er durch Unterstüßung der Verdampfung der fallenden Seele dieß durch Verthigung salzreicher macht und dabei von den in der Seele aufgelassen fremdarthigen Stoffen reinigt, die sich als dicke kryallinische Rinde auf ihm absetzen, das ist in sich nicht die größte Hälfte seines Dienstes. Wir würden ganze Waldungen versetzen müssen, wollten wir die ungratigte, d. h. die oft sehr salzarme Seele zu Salz versetzen. Er erspart uns der Schleydorn, und was das sagen will, das weiß der zu würdigen, der im Walde mehr als die Heilquelle erblüht.

Wir sehen nun den höchstförmigen Dursten mit glühigeren Blüten an, und freuen und doppelt über seinen Blüthenförmigen, wenn dieser so unvermehmt an seine blätterlosen schwarzbraunen Zweige zu schweben scheint, und uns sagt: „Der Feuz ist wieder da!“  
G. K. Roghäfster.

## Blätter und Blüthen.

**Lablache.** Daß Lablache auf seiner Villa in Pontivino nahe Neapel gestorben sei, wissen die Verehrer dieses großen Sängers. Vorausgesetzt, daß es unter den Lehren dieser Gedichtart viele gibt, denen das folgende von Interesse sein möchte, erlaube ich mir, einiges aus seinem Leben mitzutheilen.

Lablache war im Jahre 1794 in Neapel von französischen Eltern geboren, die sich nach niedrigeren Familien zogen. Sein Talent für Musik gewann ihm bald einen Namen, da er noch kind war, und Napoleon, der sich für sein Talent interessirt hatte, befahl, ihn in das Conservatorium La pietà de Lorchini in Neapel aufzunehmen. Unter den vielen Anstodten, die aus seiner Jugend erzählt werden, ist auch folgende der Erwähnung werth, da sie aufsehend ist für sein Wesen und seinen Charakter besonders bezeichnend ist. Das Conservatorium mochte ein Concert geben, und einer von Caffarelli's Cameraten, nicht älter als er, b. h. zwischen dem vierzigsten und fünfzigsten Jahre, sollte die Bahgeige spielen, ein Instrument, für welches sich wenige entschließen, da es eben so schwer als „unbeantbar“ ist. Drei Tage vor dem Concert wurde der kleine Bahgeiger krank; da aber die Bahgeige bereits verkauft und schon längst vorbereitet war, so konnte man sichlich keine Besetzung eintreten lassen.

In dieser Verlegenheit begab sich Lablache zu dem Director und bot sich thün an, die Stelle seines Freundes zu erledigen. Auf die Frage, ob er die Bahgeige zu behandeln verstände, erwiderte er:

„Ich verhebe davon gar nichts, denn das Instrument ist mir unbekant; aber da Sie in der Belegenheit sind wegen Beppo Carini's Krankheit, so will ich seine Stelle erledigen.“

Der Director lachte über die ihm drohlich vorkommende Kühnheit des Knaben.

„Können Sie mich es nur verlassen,“ rief der Knabe, nichts weniger als eingeschüchert durch des Directors geringes Vertrauen auf ihn.

Der Director gab seine Zustimmung und Louis Lablache zerarbeitete die Stelle seines Freundes einstimmen ließ.

Der Knabe übte sein Instrument vor unwilligen in Neapel bekannt geworden. Das bei dem Concert gemüthliche Publikum richtete deshalb unwillkürlich seine Augen auf den Knaben, dessen Instrument viel größer als er selbst war. Doch thün, als ob er dabei sich nicht, sich Lablache selbst an und errietet allgemeinen Beifall. Was so groß wurde das Geräuschen über diese soor de foren, daß der Director ihn nach dem Concerte zu sich rufen ließ und ihm den Rath gab, sich von nun an diesem Instrumente zu widmen.

„Wirdig“ rief der Director in seinem Entschlusse, „erfolg ist Dir gewiß, Triumphe erwarten Dich, Niemand wird Dich übertraffen und Reichthum und Unsterblichkeit fließt Dein Vohn für Dein Studium.“

„Nein“ erwiderte Lablache, „ich habe für nichts anderes Talent, als für die Bühne; ich muß ein Sänger werden.“

Doch auf diese Einsprache nahm der Director seine Rücksicht, schiedte den Vorschlag ab der Einsprache und empfahl ihm der fürstliche des Musikdirectors, der aus ihm einen tüchtigen contra-basso machen sollte. Umsonst verwehete der widerwilligste Würdige alle die kleinen Bänke und Pfiffe an, die ein aufgeworfener Knabe gegen Musikagen ergriff, die ihm als kränkende und endlich unerträgliche Zwangsmittel erschienen, der Director besah unerbittlich darauf, er solle ein contra-basso werden. Da endlich nahm Lablache die Gelegenheit wahr und entließ eines Abends ein Instrument, für das er nun einmal gar keine Reueung verpörrte.

Er begann nun, in den kleinen Theatern der Vorstädte von Neapel zu singen, deren Eigentümer froh waren, eine so herrliche Stimme für wenige Lire des Tages gewonnen zu haben. Auch Lablache sollte sich glücklich, endlich der entsetzlichen Bahgeige entlassen zu sein. Aber das Conservatorium war nicht gemeint, einen Schüler zu verlieren, der so angelegentliches Talent für die Bahgeige hatte, man hätte dem Tausausen nach und brachte ihn im Triumph zu seinem verhassten Instrumente zurück.

König Mail entließ Louis Lablache seinen Ungehörigen und ließ Mail ward er angelobt und zurückgebracht. Ein so oft gegebenes böses Beispiel machte die Vorhörer der Anstalt wegen der übrigen Schüler fesselt. Sie sprachen deshalb die Regierung um Hilfe an und diese verbot den Eigentümern der Theater und den Conservatoren bei Strafe von 2000 Ducaten und bei Verlust ihrer Rechte auf fünfzehn Tage, ihn wieder zu engagieren.

Lablache sah nun wohl, daß nicht ihn nicht von dem verhassten Instrumente befreie, aber nun so fürtrag zeigte er sich bei allen Verfünden, ihn für kassette zu gewinnen, so daß endlich der Director nachgab und ihm erlaubte, wieder in seine Einzige zurückzuführen.

Nach Beendigung seiner Studien trat er 1812 in seinem achtzehnten Jahre in einer Operette auf und war mit dem glücklichsten Erfolge. Nicht lange nachher bearbeitete er die Tochter des berühmten Schauspielers Vinotti. Seine späteren Engagements in Messina und Palermo erdößten seinen Ruf und bei seiner Rückkehr nach Neapel wurde er als erster Bühnensänger am Theater in Neapel, dem vornehmsten in Italien, angestellt. Von da an, b. h. von 1817, bereitete sich sein Ruf über ganz Europa. Die ersten Componisten schrieben anerkennend für seine Stimme bestimmte Opera. Alle Häupten Europa's hielten sich eine Ehre daran zu modern, ihn zu ehren und zu beehren. Wenige Künstler büchten, außer einem bedeutenden Vermögen, so viele kostbare Geschenke hinterlassen zu haben.

Ein großer Beundrer von ihm war der Kaiser Nikolaus. Als dieser geübt hatte, daß Lablache, der sehr das Comiert liebte, die Reise nach St. Petersburg machte, wohin ihn ein Engagement rief, beschloß er, den berühmten Sängern mit wahrhaft kaiserlicher Gastfreundschaft zu empfangen. Der arme Lablache schütelte sich, als er die Grenze übertritt, gleich im Voraus über alle die Doreure, die er auf seinem Wege in Petersburg würde zu tragen haben. Das erste Dinner sollte er, wie er auf seine Entlangung ersah, in einem kleinen gegessenen Zehnde genießen. Da ungekommen, erwiderte er eine kleine Bitte, die laun ein erträgliches Obdach vermach. Doch wie erkannte er, als er ein Ipeubild eingerichtete Zehnde empfang, dessen Tisch überdies selbst und dessen Dast und Wärme durch wohnredendes Holz bewahrt war! Er brauchte wohl nicht hinzugefügt zu werden, daß die kaiserliche Hofkapelle den Gast überall in gleicher Weise empfing, nur hierher der Günstling beharrte, bis er die schone Hauptstadt erreicht hatte. Als Lablache anfragen sollte, kam der Kaiser und fragte: „Ruf, was halten Sie von unserm Lande?“

„C, das ist großartig!“ rief der Künstler, der wohl wußte, wenn er alle diese Zuversprechungen zu verdanken hätte. — Auf der Rückreise ward ihm gleiche Gast zu Theil. Zugleich schenkte ihm der Kaiser sein Bildnis, reich mit Juwelen besetzt. Auch dessen Nachfolger beschenkte ihn mit seinen Ehren, und erhol ihn in den Absichten.

Lablache, in seinen jungen Jahren schön und dürr, wurde in seinen alten Tagen bedeutend corpulent; dennoch war er ein tüchtiger Mann, dessen Humor und Geist eben so ansehnlich war, wie seine Stimme.

## Zunfirirtes Jagdprachtwort.

Bei Ernst Keil in Leipzig erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# Eine Gensjagd in Tyrol

von Friedrich Gerhäder.

Mit 34 Illustrationen in Holzschnitt und 12 Lithographien nach Originalzeichnungen von F. Kros.  
Gr. 8. eleg. broch. 3 Thlr. 10 Sgr. — eleg. geb. in englische Pressdecken mit Holzschnitt 4 Thlr. 5 Sgr.



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redactoren F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1 $\frac{1}{2}$ , bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

## Ein Gottesgericht.

Vom Verfasser der „neuen deutschen Zeitbilder.“  
(Wollstuhns.)

Ich seyle mein Verhör fort und machte zuerst noch einige schwache Verläufe zur Ermittlung der Wahrheit.

„Dachte der junge Graf Ruttenberg hier Verbindungen angeknüpft?“

„Meines Wissens nicht.“

„Wie war seine Lebensweise?“

„Er verbrachte seine Zeit im Schlosse, in der Gesellschaft seiner Tante.“

„Auch Sie waren in der Gesellschaft der Frau Gräfin?“

„Es war mein Beruf hier.“

„Sah der junge Graf Sie oft allein, mein Fräulein?“

„Selten.“

„War er bei Ihnen hier in diesem Zimmer?“

„Nie, mein Herr.“

Sie sprach die Worte mit Stolz, aber doch ungewiß, zum ersten Male ungewiß, seitdem sie sich wieder gefaßt hatte.

„Mein Fräulein, er hat Sie auch nicht mit Liebesanträgen verfolgt?“

Sie hatte wieder ihre volle Sicherheit.

„Mein Herr, wozu diese Frage?“

Ich mußte zu härteren Mitteln greifen. Vorher hatte ich noch ein paar Fragen nach einer andern Richtung hin.

„Ging der Graf hier auf die Jagd?“

„Nein.“

„Machte er allein Spaziergänge?“

„Ich habe nie davon gehört.“

„Kennen Sie die Tochter des Förstlers des Gräfin?“

„Sie kommt oft zum Schlosse.“

„Dat der junge Graf Ruttenberg sie gesehen?“

„Ich weiß das nicht.“

„Sie haben auch nie davon gehört?“

„Nie!“

Sie hatte rasch geantwortet, wie vorher. Aber auf einmal sah ich, wie sie nachdenkend wurde. Dann schüttelte sie leise den Kopf, für sich, in einer fast schmerzlichen Weise.

Ich hatte noch eine Frage an sie.

„Im Dienste der Gräfin ist ein Jäger?“

„Ja, mein Herr.“

„Sie hat ihn ebenfalls im vorigen Jahre von Dad Um mitgebracht?“

„Ja.“

„Gatten Sie ihn schon selber gekannt?“

Durch ihr Gesicht flog eine augenblickliche, helle Röthe. Sie bejahte sich ein paar Sekunden; dann antwortete sie aber ruhig:

„Er hatte in der Nachbarschaft des Gutes gedient, auf dem ich als Gesellschafterin war.“

Ich mußte jetzt meinen entscheidenden Schlag gegen sie ausführen.

„Fräulein, an Ihre Zimmer rößt unmittelbar ein Bibliothekszimmer?“

Die Frage mußte ihr einen suchtbaren Stich in das Herz gegeben haben; sie zuckte heftig zusammen.

„Ja!“ antwortete sie kaum hörbar.

„Darf ich bitten, mich hinzuführen?“

Sie war wieder blaß geworden, wie eine Leiche, und ihre Hände zitterten.

Ich war aufgestanden. Sie erhob sich gleichfalls, vermochte es aber nur schwer, denn sie mußte ihre Arme zu Hilfe nehmen, indem ihre Knie zu brechen drohten.

„Ich bitte, mir zu folgen,“ sagte sie, sich etwas zusammennehmend.

Sie führte mich durch ihr Schlafzimmer in das Bibliothekszimmer. Die Lage war so, wie der Graf Ruttenberg sie beschrieben hatte.

Ich sah mich in dem Zimmer um. Es war ein geräumiges, regelmäßig vierseitiges Gemach. Die Wände waren mit hohen, alten Repostorien bedeckt, in denen überall Bücher, meist mit alten Einbänden, standen. Der Boden war parkettirt. Das Parket war altmodisch, aber gut erhalten. In der Mitte standen mehrere längliche Tische mit Schreibmaterial. Das Zimmer war ein Schlafzimmer und hatte zwei Thüren und drei Fenster.

Durch die eine Thür waren wir aus der Schlafstube der Gesellschafterin eingetreten. Die zweite war links davon in der innern Seitenwand; sie führte in den Corridor, an dem auch die Zimmer der Gesellschafterin lagen. Die drei Fenster führten sämmtlich in den Garten; eines der Thüren des Corridors und zwei der Thüren des Schlafzimmers gegenüber. Vor diesen beiden letzten zog sich braunen in geringer Entfernung das Esplanier eines Apfelbaumes vorüber. Die Zweige, mit Blättern bedekt, blühten jetzt eine dicke Pede; vor sechs bis acht Wochen waren sie noch kahl gewesen. Das Alles über sah ich leicht beim ersten Eintritt in die Stube; es stimmte gleichfalls überall zu der Beschreibung des Grafen Ruttenberg.

Was Alles sollte ich in diesem Raume noch mehr entdecken? War hier wirklich ein Mord begangen? Lag der Leichnam des Ermordeten wirklich unter diesem Parquet? War die Wörrerin mir zur Seite? Stand sie auf der Stelle, wo sie ihr Verbrechen verübt hätte? Ueber der Gruft, die ihre Leutpat verbergte? Wie lange sollte sie diese noch verbergen? Mühten nicht alle Kerlen, alle Wüsten, alle Glieder an dem Körper der Unglücklichen zittern, mußte nicht Todesangst, die Todesangst der Entdeckung, ihren Körper durchschleifen, lähmen, wenn sie wirklich auf dem Schauplatz ihrer That, auf der Gruft des Ermordeten stand, an ihrer Seite der Criminalrichter, der Verkäufer des Nachrichters? Des Richters Better heißt der Scharfrichter in den alten deutschen Urkunden.

Ein einziges Drei hätte diesem Parquetboden aufgehoben und der Mord war entdeckt und der Criminalrichter hätte die Verbrecherin erfaßt, um sie dem Nachrichter zu überliefern.

Und sie wußte das!

Sie hatte sich von ihrem Schreck erholt. Aber zu etwas Anderem, als beslo flarer ihrer fürchterlichen Lage sich bemüht zu werden? Konnte sie noch einen Zweifel darüber haben, daß ich, wenn auch nicht Kenntniß, doch dringenden Verdacht ihres Verbrochens habe, und daß ich hergetommen sei, die volle Kenntniß mir zu verschaffen?

Und so war es. Sie verfolgte jeden meiner Blide, jede meiner Bewegungen mit einer Spannung, welche zeigte, wie wohl sie wußte, daß ihr Leben, ihr Tod in meiner Hand liege.

Ich war mitten in dem Zimmer stehen geblieben. Sie stand mit jener meine leisesten Bewegungen verfolgenden Spannung neben mir. Noch ängstlicher schien sie zu erwarten, was ich ihr sagen werde.

„Fräulein,“ begann ich, „ich will Sie hier nicht ferner mit meinen Fragen quälen und werde Ihnen nur noch eine Geschichte erzählen, aber eine traurige, eine schreckliche. Ob auch eine wahre? Sie werden, wenn ich sie Ihnen erzählt habe, sich überzeugen, daß ich jeden Augenblick ihre Wahrheit feststellen kann, daß ich neben unerlässlichen Umständen es aber auch muß.“

Ein Zittern stieg bei diesen einleitenden Worten wieder durch ihren Körper. Sie antwortete nichts, sondern hatte den Blick zu Boden gefeßt.

Ich fuhr fort:

„Die Geschichte hat sich hier zugetragen, in diesem Schlosse, theilweise in diesem Zimmer.“

Sie zuckte zusammen. Ihr Auge erhob sich unwillkürlich mit einem Blide der Angst zu mir empor; aber nur den zehnten Theil einer Secunde lang.

„Ja, mein Fräulein, in diesem Zimmer. Hier war die Kastrophe.“

Sie zitterte heftiger.

„Ein junger Mann war in dieses Schloß gekommen; ein herzloser, roher Wüßling.“

Ihre Augen, die ich nicht von meinem Blide befreite, traten unsicher umher.

„Er verfolgte mich schlechten, ehelesen Anträgen eine junge Dame, die auf Tugend und Ehre hielt.“

Auf ihrer schönen, schneeweißen Stirn glänzten Schweißtröpfchen.

„Er drang bis in ihr Zimmer.“

Sie zitterte so heftig, daß sie sich nicht mehr aufrecht halten konnte. Ich führte sie zu einem Stuhle, der in der Nähe stand, ließ sie darauf nieder und blieb selbst vor ihr stehen. Ich handelte gramfam gegen das arme Geschöpf; das Herz that mir weh, daß ich so handelte; aber ich mußte es. Hätte ich sie in gewöhnlicher Weise anfragen wollen, ich hätte sie noch weit länger, weit mehr martern müssen; der furchtbare Kampf zwischen beharrlichem Zeugnis und entsetztem Gesändniß wäre für sie ein weit anhaltenderer, ein weit ergreiferender gewesen. Aber so kam ich ihrer besondern Natur entgegen und nach beidem, aber kurzen Kampfe mußte mit einem Male das Gesändniß auf ihr voll hervorbrechen, ihre Brust erleuchtend und — ihren Kopf unter das Bein des Deutlers legend. Und gehenen mußte sie; die Gerechtigkeit forderte es.

Und, glaubt mir, liebe Leser, nicht bloß die menschliche, auch die ewige, göttliche Gerechtigkeit, ja, die göttliche Barmherzigkeit, die göttliche Gnade fordern es.

Der Mensch, der ein wirkliches Verbrechen in seiner Brust, allein in seiner Brust zu verschließen weiß, ohne einer Mithilung an Andere, ohne des Trostes, der Erhebung durch Andere, ohne

der Sühne durch die Strafe zu bedürfen, er hat in seiner Brust seine Reue, und wenn er sie auch sich und Gott heudelt, sein Herz bleibt versteinert, hart, er kann seinen Antheil an — doch nein, wie kann der Mensch sich unterfangen, bestimmen zu wollen, wem die unerschöpfliche göttliche Barmherzigkeit nicht zu Theil werden könne?

„Er drang bis in ihre Zimmer,“ wiederholte ich. „Sie suchte vergeblich, sich freizumachen. Sie hat, sie suchte, sie drohte. Umsonst!“

Ihr Gesicht glüht kaltem, nassem Wärmern.

„Da ergriß sie den Dolch —“

„Dallen Sie ein,“ rief sie plötzlich.

War der Moment schon da, in welchem ihr Gesändniß hervordringen mußte? Noch nicht; noch kämpfte sie mit der harten Liebe für das Leben.

Ich sah sie fragend an. Sie senkte die Augen nieder. Ihr ganzer Körper bebte fast convulsivisch; ihre Brust wogte; aber sie schwieg. Noch konnte sie nicht sprechen. Ich mußte fortfahren.

„Da wurde hier ein schweres Verbrechen verübt; hier an dieser Stelle. Dann ergriß die Verbrecherin Todesangst. Aber sie mußte die Spuren ihres Verbrochens vertilgen. Auch das geschah hier.“

Ihre Blide waren wild, wie in einem wilden Wahnstane, durch das Zimmer geirrt. In der dunkleren Ecke hinter der Thür, die aus ihrer Schloßkammer führte, schienen sie auf einmal wie durch einen Zauber festgebannt zu sein. Ich schritt zu der Ecke hin.

„Hier,“ sagte ich, „an dieser Stelle, unter diesen Brettern.“

Sie war aufgesprungen, stürzte auf mich zu und ergriß krampfhaft meine Arme, um mich festzuhalten, daß ich jene Stelle nicht betreten sollte.

„Nein, nein!“ rief sie. „Ich beschwöre Sie!“

Es war ein furchtbarer Schrei; es war der Schrei der Todesangst. Sie fiel vor meinen Füßen nieder. Ich wollte sie aufheben, aber sie anklammernde tief meine Arme.

„Raffen Sie mich herbei; ich kann nicht mehr leben. Töhten Sie mich. Seien Sie barmherzig! Hier! Hier, an derselben Stelle!“

„Stehen Sie auf,“ sagte ich zu ihr. „Raffen Sie sich, denken Sie jetzt an Ihren Tod; denken Sie an Ihr Gewissen, an die Gerechtigkeit, an den Gott der Gerechtigkeit, vor dem der Mensch, wenn er Barmherzigkeit von ihm will, nur mit Reue, nur versöhnt treten darf.“

Meine Worte erhoben sie. Sie war in ihrer fürchterlichen Todesangst einer Erhebung fähig. Ihr Herz mußte zugleich müthig und evel sein.

Sie hand auf. Ich führte sie zu dem Stuhle zurück, auf den ich sie vorher niedergelassen hatte. Ich setzte mich neben sie; sie sagte am so leichter Vertrauen zu mir.

„Theilen Sie mir Alles mit, denn einmal muß es geschehen. Sie müssen Ihr Herz von der entsetzlichen Last befreien, die es erdrückt.“

Sie hatte sich gefaßt; sie wollte mir antworten. Sie warf schon jenen Blick des besseren, freieren Geistes auf mich, mit dem der Inquisit, nachdem aller Trost und alle ethische Menschenfurcht in ihm gebrochen ist, nur der erhabenen Stimme des Gewissens folgt und sein offenes, freies Bekenntniß ablegt.

Aber noch einmal konnte sie nicht. Ein Strom von Thränen stürzte aus ihren Augen.

„Raffen Sie mich erst annehmen,“ hat sie.

Die Vergangenheit war wohl plötzlich vor sie getreten. Ich ließ sie annehmen. Die Thränen konnten ja nach allen Seiten nur wohlthätig auf sie einwirken. Sie weinte lang; aber ihr Leben, aber ihr vergangenes, aber ihr verdorrenes Leben.

In diesem Augenblicke mußte Alles vor sie treten. Ihre frühlichen Kindertage, ihre glückliche Jugend, oder war auch diese schon unglücklich gewesen? Sie war noch so jung und mußte, fern von der Heimath, fern von allen ihren Lieben bei fremden Menschen, in fremdem Lande bleiben. Und in diesem fremden Lande, in dem sie allein, ohne Schutz, ohne irgend einen Bekannten, so ganz allein da stand, war sie zur Verbrecherin geworden. Niemand, Niemand, der ihr nur helfen, der ihr nur raten konnte, war bei ihr. Und wenn sie auch die fernem Lieben hätte herbeirufen können, hätte sie es gewagt, gemacht? Die arme, vielleicht selbst schon unglückliche Mutter, die unschuldigen Geschwister, sie, die sie Alle so liebte,

sollte sie sie herbeirufen, als Zeugen ihres Verbrechens, ihrer Schmach, ihres Todes auf dem Blutgerüste? Und nur Tod und Blutgerüst standen noch vor ihr.

O, sie war in ihrer Verlassenheit, in ihrem Jammer so sehr, so über alle Mäßen der Liebe und des Trostes bedürftig, aber sollte sie Mutter und Geschwister und was sie sonst liebte, in dieser Lage wiedersehen?

Nein, nein, eher sterben; eher sofort sterben!

Schon indem sie an sie dachte, wollte ihr das Herz brechen. Und doch mußte sie an sie denken, und immer und immer wieder. Aber sie hatte sich angewöhnt und die Thränen hatten wirklich wehthätig auf sie eingewirkt. Sie war in dem Zustande jener stillen, ergebenen Ruhe, die der klare, bewußte, vollständig abgeschlossene Muth gibt. Sie begann ihre schreckliche Erzählung von selbst.

„Ich bin bereit. Muß ich Ihnen Alles sagen? Auch über mein früheres Leben?“

„Ich muß Sie auch über die geringfügigsten Umstände, selbst aus Ihrer Kindheit, befragen.“

„So sei denn auch das.“

„Mein Vater war Beamter am Rhein. Er starb vor vier Jahren, als ich fünfzehn Jahre alt war. Er hatte mir eine sorgfältige Erziehung geben lassen. Er starb ohne Vermögen und hinterließ außer mir meine Mutter und eine ältere, kränkelnde Schwester, meiner Mutter zugleich eine geringe Wittwenpension. Sie lebt davon mit der kranken Schwester in Göttingen. Ich mußte den Beruf einer Erzieherin oder Gesellschaftsfräule wählen. Noch anderthalb Jahre bereite ich mich darauf vor, dann trat ich in den neuen Lebenslauf zuerst in einer bescheidenen Familie in der Nähe meiner Heimath an. Ich blieb dort bis zum vorigen Sommer, wo ich meine gegenwärtige Stelle annahm.“

„Sie machte eine Pause. Sie schien mit sich zu kämpfen, ob sie etwas hierüber Scherziges sagen oder verschweigen sollte. Ich kam ihr zu Hilfe.“

„Warum verließen Sie Ihre frühere Stellung?“

„Sie hatte sich entschlossen.“

„Sie müssen auch das wissen. Ich lernte einen jungen Engländer kennen, der sich mit seiner Familie in unserer Nachbarnschaft aufhielt. Er heißt Harry Wrigles. Wir liebten uns, aber seine Eltern wollten eine Verbindung des einzigen Erben ihres Vermögens mit einem armen deutschen Mädchen nicht zugeben. Ich ließ mich von ihm zu einer heimlichen Trauung bereben. Ein englischer Geistlicher, mit dem er befreundet, und der eine Zeit lang in der schönen Abgeschiedenen verweilte, trauete uns. Aber er hatte sich nur unter der ausdrücklichen Bedingung dazu entschlossen, daß wir uns sofort nach der Trauung trennen, und uns nicht eher wiedersehen, als bis es Harry gelungen sei, die Einwilligung seiner Eltern zu unserer Vereinigung zu erhalten. Harry konnte seine Eltern nicht verlassen, und so entsagte ich mich in einer Entfernung aus der Gegend. Ich nahm meine jetzige Stellung an. Aber ganz allein wollte ich in die ferne Fremde nicht gehen. Harry's Vater hatte einen deutschen Bedienten, einen und ergebenen treuen Menschen, Anton Rieder. Er sollte mich begleiten, wenn möglich, und mich sein, zu meinem Schutze, zu irgend einer Vermittlung, die sich als notwendig herausstellen konnte. Es gelang, daß er fast gleichzeitig mit mir bei der Gräfin Nuthenberg als Jäger eintrat.“

„Wie geht das Harry die Einwilligung seiner Eltern nicht erlangen können. Aber seine Eltern liebten ihn. Wird das Beide noch jung, und verzeihen nicht.“

„O Gott,“ unterbrach sie sich schmerzvoll. „Wir verzeiheten nicht, bis jenes unglückliche Ereigniß eintrat. Gibt es denn jetzt noch eine Hoffnung für mich? Auch für ihn nicht!“

„Nach einer Pause konnte sie wieder ruhiger fortfahren.“

„Ich lebte hier glücklich in meiner Einsamkeit. Auf einmal sollte mein Glück zerstört werden. Der Waise der Gräfin kam hier an. Er wollte nur einige Tage zum Besuche bleiben, und blieb länger.“

„Eben nach wenigen Tagen überging ich mich, daß ich die unglückliche Ursache meines Weibens war. Er sagte es mir offen. Er war ein vornehmer Mensch, und machte kein Hehl daraus, daß er es war. Er sprach mit seiner Schlichtigkeit gegen mich, gegen seine Tante. Er sagte lachend, daß jedes Weib zu verführen sei. Er erklärte mir mit Frechheit, daß er auch mich verführen werde. Seine Tante lachte dazu. Sie lachte mit ihm. Ich setzte ihm ruhige Betrachtung entgegen. Ich wollte mich sicher gegen et-

wasige Gewalt durch den Jäger Anton. Freilich auf Eins hatte ich nicht gerechnet, daß er gar in Gegenwart seiner Tante sich Unanständigkeit gegen mich erlauben werde. Ich zog mich indess auch aus ihrer Gesellschaft zurück. Sie besah mir, zu kommen. Ich forderte meinen Abschied. Sie verweigerte ihn mir, mein Contract laufe noch. Ich wollte ihn brechen, aber ich hatte kein Geld zur Reise, und auch Anton nicht.“

„Unsere rüchthändige Gage von der Gräfin zu fordern, wäre vergeblich gewesen; sie hätte die Absicht gemerkt, und dieselbe verweigert, wie meine Abhie.“

„Das war am zehnten Tage, seitdem der junge Graf da war. Wenige Tage darauf trat das entsetzliche Ereigniß ein.“

„Ich hatte des Abends zum Theil kommen müssen. Auch der Graf war da, wie gewöhnlich. Er war den Abend etwas still, gegen mich beinahe kalt. Aber er grüßte über etwas, und seine Blide, die oft pöthlich und verschleht auf mich fielen, ließen mich keinen Zweifel, daß sein Grübeln mich betraf. Seine Blide waren glühend, unheimlich, als wenn er über einen schlechten, unheimlichen Plan nachdachte. Ich konnte ihn ohne Schaudern nicht ansehen, und begab mich zeitig in mein Zimmer zurück. Ich warnte nicht aufgehalten, auch von der Gräfin nicht. Sie pflegte es sonst seit den Verlegungen ihres Neffen gegen mich zu thun. Daß sie es nicht that, erfüllte mich mit neuer Angst. Man hat etwas gegen mich vor.“

„In meinem Zimmer angekommen, klingelte ich nach dem zu meinem Dienste bestimmten Kammermädchen, und fragte sie nach dem Jäger Anton. Ich wollte ihm meine Angst mittheilen, ihn für diese Nacht um besondere Wachsamkeit bitten.“

„Das Mädchen sagte mir, der Jäger sei um neun Uhr ausgegangen, um in dem Blauschneise auf den Anstand nach Büchsen zu stellen. Er werde vor Mitternacht wohl nicht zurückkehren.“

„Er war erst zehn Uhr. Meine Angst verdoppelte sich. Gerade heute, gerade jetzt war Anton abwesend, die ohne allen Schutz. Wollte man diese Abwesenheit benutzen? Woju? Hatte man den Jäger gar absichtlich entsetzt?“

„Ich schloß mich sehr in meinem Zimmer ein. Eben so sorgfältig verschloß ich die Thüren an den Fenstern meiner beiden Zimmer. Er waren sehr hart; durch sie konnte von außen Niemand zu mir eindringen. So weit war ich gesichert. Aber desto mehr Sorge mußte ein Anderes mir machen. Dieses Bibliothekzimmer ist an seinen Fenstern nur mit Jalouisen versehen. Tiefe aber sind alt, von dünnen, schon morschen Brettern. Sie gewähren keinen Schutz gegen ein gewaltsames Eindringen von außen. Die Thür, die aus diesem Zimmer in meine Schlafkammer führt, ist zwar verschließbar, auch auf der Seite meiner Tante, allein Thür und Schloß sind schwach. Ich wußte es, ich hatte sie in den letzten Tagen oft untersucht. Die Thür ist mit Leichtigkeit einzufachen. Das Geräusch, das dadurch entstehen würde, kann kaum ein großes sein. Innerhalb der beiden Räumen, der mit den Käben und Jalouisen versehenen Fenster würde es zum größten Theile verhallen. Was davon draußen noch gehört werden könnte, würde ohne einen besondern Zufall an diesem entgehen, am späten Abend selten besuchten Ende des Schlosses Niemand, vernehmen. So war ich in meinem Zimmer gegen einen Ueberfall von hier aus nichts weniger als gesichert.“

„Ich sah nur ein Mittel zu meinem Schutze. Ich beschloß, aufzubleiben, bis ich den Jäger Anton würde zurückkommen hören. Drohte mir bis dahin ein Ueberfall, so konnte ich immer um Hilfe rufen. Der Graf konnte nur aus dem Bibliothekzimmer kommen; es mußte dann zuerst die Thür meiner Schlafkammer zerprengt werden. Während dieses geschah, hatte ich Zeit genug, in den Corridor zu stürzen, zu dem weiblichen Diensteln, die dort in der Nähe schliefen. Für den schlimmsten Fall verfaß ich mich mit meinem Dolche. Harry hatte ihn mir geschenkt. Ich verbat ihn in meinem Hut.“

„Ich hatte den Versuch machen können, das Kammermädchen zu mir zu nehmen. Allein einerseits hätte ich dadurch, wenn meine Tante sich nachher als ungegründet erwies, ein unnehiges, mich und die Gräfin compromittirendes Ansehen erregt. Andererseits mußte ich gar auf eine Wiegung gefaßt sein, da die Gräfin strenge darauf hält, daß die Dienstboten, besondert des Abends, an den ihnen angewiesenen Orten sich befinden.“

„Es blieb mir nur jener Waise. Ich hatte das Alles sehr reiflich überlegt. Ich hatte ja noch Zeit. Im Schlosse waren ja

noch sämmtliche Perte auf. Noch konnte er nichts gegen mich wagen. So meinte ich, Ich ging in das Bibliothekszimmer, um in den Garten hineinzugehen. Durch die fest verschlossenen Thüren meiner Stuben konnte ich es nicht. Dem Garten her aber wußte er sich nahen. Iene auf den Corridor führende Thür des Bibliothekszimmers hatte ich schon vorher, ehe ich in das Wohnzimmer ging, wie jeden Abend, von innen verriegelt. Er mußte das wissen. Ich sah nach, ob der Riegel noch vorlag. Es war der Fall. Ich untersuchte die drei Fenster des Zimmers. Sie waren verschlossen. An zweien waren auch die Jalousien noch eingeklebt. Am dritten nicht; sie hing offen. Ich selber öffnete jeden Morgen die Jalousien dieses Zimmers, und verschloß sie jeden Abend wieder. Niemand mir kam selten Jemand in das Zimmer. Ich sann nach, ob ich auch die offene Jalouse vorhin eingeklebt hätte. Es war leicht möglich, daß es unterblieben. Ich hatte vorher an einen Ueberfall nicht denken können. Ich wollte sie einhalten. War sie auch morisch und gefährlich, sie gewährte immer einen Schutz mehr. Verderb lauschte ich an den beiden andern, dann an diesem. Auch mit den Augen konnte ich nichts entdecken, nicht die geringste Bewegung. Es war eine flache Mondnacht. Ich konnte durch die aufgehobenen Jalousien weit in den Garten hineinblicken. Aber Alles lag in tiefer Ruhe ruhevoll vor mir. Ich hatte mein Licht in meinem Wohnzimmer zurückgelassen. Die Thüre zwischen diesem und dem Bibliothekszimmer hatte ich angelehnt. In dem letzteren war es daher dunkel, und ich konnte von außen her nicht darin gesehen werden. Ich öffnete das Fenster, dessen Jalouse ich befestigen wollte. Es war jenes Gefenster. Ich öffnete es langsam, leise. Durch das offene Fenster blickte ich noch einmal schärfer in den Garten und in die Nacht hinein. Ich vernahm nicht den leisesten Hauch. Sehen konnte ich hier fast gar nicht.

Fast unmittelbar vor dem Fenster steht ein hoher, breiter Spalierbaum. Er war damals noch nicht belaubt, aber seine Zweige waren dicht und verdrängt genug, um, trotz des Mondlichtes, mir zu verbergen, was auf seiner andern Seite war. Der Zwischenraum zwischen dem Fenster und dem Baume betrug etwa zwei Fuß. Ich wollte auch in ihn hineinsehen. Es konnte sich dort unten Jemand verbergen halten. Es konnte eine Versteckung zum Einstrigen dort angebracht sein. Ich hatte dann sofort Veranlassung, Hülfe herbeizurufen. Um die ganz hinuntersehen zu können, mußte ich mich aus dem Fenster vorwagen. Ich legte mich nur wenig vor, und blickte hinunter. Der Mond schien in den schmalen Winkel nicht hinein, es war dunkel darin.

In dem Dunkel, gerade unter dem Fenster, hart an der Mauer, glaubte ich, sich etwas bewegen zu sehen. Ich erschau. Ich dachte noch an Schutz durch die Jalouse, und wollte sie rasch befestigen. In dem Schreck hatte ich die Bestimmung verloren. Ich streckte den Arm aus, die Jalouse zu fassen und zu mir hinzuziehen.

In demselben Augenblicke fühlte ich meinen Arm ergriffen, festgehalten. Ich wollte ihn zurückziehen. Eine Gewalt hielt ihn, der meine Kräfte nicht gewachsen waren.

„Hülfe!“ rief ich.

Aber der Schreck über den Aufruf, völlig unvorbereitetem Angriff hatte mich überwältigt. Nicht nach dem Garten hin zu rufen, rief ich in das Zimmer hinein.

Nach dem Garten gingen bewohnte Zimmer des Schlosses. Man hätte mich hören können, beinahe hören müssen. In dem Zimmer hörte mich Niemand.

„Hülfe!“ wollte ich noch einmal rufen. Ich konnte es nicht mehr. Ein Mensch hatte sich rasch in das Fenster geschwungen.

Ich erkannte ihn, es war der Graf Rutzenberg. Er schien eine fast übernatürliche Gewalt und Gewandtheit zu besitzen. Mit seiner Hand hatte er, während er sich in das Fenster schwang, noch immer meinen Arm festgehalten. Die andere Hand legte er mir auf den Mund, daß ich nicht schreien konnte. So wollte er zu mir in das Zimmer springen. Zu meinem Schreck gefellte sich die fürchterlichste Angst. Ich war so allein, so verlassen! Verlassen von aller menschlichen Hülfe, in dem fremden Lande; in der Gewalt eines rohen, gemeinen, zu dem Kerkerstein fähigen und bereiten Missethätigers; prägedrungen von meiner Schwester, die mich hätte beschützen sollen. Zurückgewiesen, verächtet, wenn ich nur wagte, Schutz zu suchen. Der Einzige, der mich hätte retten können, war entfernt. Ich sollte die Beute eines höllischen Complots werden, unglücklich für mein Leben lang, vernichtet an meiner Tugend, an meiner Ehre. Ich durfte meinen Mann nicht wiedersehen; ich konnte meiner Mutter und meiner Schwester nicht wieder unter die Augen treten. Ich wußte nicht mehr, was ich that, was ich thun sollte. Ich hatte mit der linken Hand nach der Jalouse gefaßt; meinen linken Arm hielt der Graf fest; mein rechter Arm war frei. Ich griff mit der Hand in meinen Dolch. Dort hatte ich meinen Dolch verborgen. Ich sah den Dolch. Der Graf war noch in dem ersten Fenster. Er machte eine Bewegung, sich in das Zimmer hinunter zu lassen. Ich schwang meinen Dolch nach seiner Brust. Da —

Die Unglückliche konnte nicht weiter sprechen. Ihr Gesicht hatte sich wieder mit einer fürchterlichen Blässe überzogen. Ihre Augen starrten wie aus einem Grabe. Die Stimme versagte ihr. Die Erinnerung an das entsetzliche Ereigniß hatte sie mit neuem Schrecken ergriffen.

„Da?“ fragte ich sie. „Was geschah?“

Sie bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen. Ein neuer Strom von Thränen stürzte aus ihren Augen. Dann rang sie verzweiflungsvoll die Hände.

Die Arme! Sie hand so dicht vor der Schwelle des legten, fürchterlichen, des für ihr Schicksal entscheidenden Moments ihrer Bekandnisse. Sie sollte diese Schwelle überschreiten. Noch ein Wort, und sie überferechte sich dem Schafot.

Sie hatte rein und treu in die Arme ihres Mannes zurückgelehrt, sie hatte mit freiem Bild wieder unter die Augen der Mutter treten wollen! Sie sollte sie nie wiedersehen, nicht den Gimen, nicht die Andere. Sie sollte weit, weit von ihnen ihren Rachen unter das Beil des Scharfrichters legen.

„Was geschah?“ fragte ich und die Worte schuitten mir selbst wie ein scharfes Messer in das Herz. Ich konnte nicht anders, ich mußte meiner Pflicht folgen.

Sie hatte ihre Thränen wieder getrocknet und war wieder ruhiger geworden.

„Da,“ sagte sie langsam, fast leise, und indem sie den Blick nicht zu mir erheben konnte, in demselben Augenblicke sah ich eine andere Hand, die sich nach seiner Brust bewegte, und in der Hand sah ich im Mondschein eine scharfe Waffe blicken. Und in dem Augenblicke darauf lag der Graf im Zimmer, vor meinen Füßen, eine Leiche. Ich verlor das Bewußtsein.“

Der Schrecken der Erinnerung ergriff sie von Neuem. Sie mußte wieder eine Pause machen.

Und ich, der ich jetzt diese Geschichte erzähle und damals als Inquirit der jungen Dame gegenüberlag? Im ersten Augenblicke athmete ich leicht auf, als wenn die Unglückliche plötzlich vom Tode errettet sei.

(S. 411 f. folg.)

## Land und Leute.

Nr. 11. Die Mittelgauer, vulgo Gummeln, in Oberfranken.

Von Ludwig Storch.

(1818.)

Die Anstalten zu einer öffentlichen und großen Hochzeit nach altem Brauch sind wohlfast feierartig und von vornehmer geht Alles mit einer gewissen Heiterkeit zu. Die Männer brauen und schlachten, die Frauen baden und braten; Jedermann ist mit Würde geschäftig. Mehrere Tage vor der Hochzeit macht der prächtig aufgebauerte Hochzeitstücher den Verwandten und Freunden im lieben Gummellande die Aufmerksamkeit. Ganz wie die Hochzeitstücher der

altenburger Bauern trägt er einen großen Mäntel, mit rothen und blauen Eisenbändern und einem bunten Lichtein ausflochtenen Blumenkranz in der Hand und labet mit jedsich gefester Arede zur Hochzeit auf zwei Tage volle Bewirtung und auf ein frühstück für den dritten Tag ein. Die alte, immer noch geträufelnde Farnel ist:

„Ich bin ein ausgefandter Bote, von wegen Braut und Brautigam, nämlich des ehr- und arbeitsamen Junggesellen Jo-



Wie Feiert in Wittenberg.

bann Friedrich Neuner zu Glasbütten, der sich ehelich verlobt und versprochen hat mit der untadelhaften Jungfer Anna Barbara Weigel, Tochter des löblichen Wittnachbars und Müllermeisters Johann Andreas Weigel in der Thalmühle. Und weil wir nun ein solches Freuden- und Hochzeitsfest werden er-

halten, so hab' ich Befehl von Braut und Bräutigam, den ehrbaren Wittnachbar, Johann Christoph Bayeröderer auf dieses Fest einzuladen, um nach eingezogenem Frühstück ihren Richtiggang schmücken und zieren zu helfen. Und was uns der liebe Gott in Küche und Keller bescheert hat, das haben wir in zwei

Lagen und einem Frühstük zu verzehren. Also bit! ich Euch, Ihr wolleet mich vorgebrachten Worte nicht verachten, sondern mich als einen guten Voten gelten lassen."

Für die „vorgebrachten Worte“ erhält denn „der gute Vot“ sofort ein Geschenk an Bier, Butter, Speck u. d. er hat für jeden Fall schon Nebenboten bei sich, die leicht schwere Lasten fortzubringen sich nicht scheuen. Jedermann sieht nun mit freudiger Erwartung dem Morgen des Trauungstages entgegen und Alt und Jung eilt in das Gebüdrüß des Bräutigams.

Dabei deutete der Erzhäler auf die gepynten Hüßlein, die er mit gleichem Ziele zuführten. Wir langten mit ihnen an; es hatte sich schon eine hüßliche Menschenmasse vor dem Vaterhause des Bräutigams versammelt. Alles war in feierlicher Aufregung, alle Gesichter trugen den Stempel einer stolzen, selbstzufriedenen Würde, die da weiß, was sie zu thun und zu erwarten hat. Es war ein geschäftiges Hin- und Herrennen, ein eifriges Wichtigthun und eine so liebenswürdige, positive Unkünstlichkeit, als handelte es sich um die wichtigste Sache von der Welt. Die jungen Purche mußten sich was Rechts in ihren prächtigen Bruststücken und Hosentägern; sie hatten die grünemassen Röden schief gesetzt, Maßtischen mit Beißeln, tauchten marthialisches Tabak aus Ulmer Pfeifenköpfen und ließen sich's abmerken, daß sie die bedürftigsten Entschluß gefaßt hatten, ein Ueberzög zu thun. Die nicht minder gepynten Mädchen steckten die Köpfe zusammen, scherten, machten ihre Handgelenke zu dem unansehnlichen Benutzen der Purchen und schienen nicht minder entschlossen, es auf's Äußerste ankommen zu lassen. Man sah es an der steigenden Spannung der Gesichter, daß nun bald irgend ein wichtiges Ereigniß in's Voten treten werde. Und es kam als ein mit stolzen, schönen und stattlich geschmückten Pferden bespannter, mit Krauzgehirnen gezielter, mit einer Waffentastente, mit Weibern, Prantjungfern und Brautführern besetzter Reitwagen, der unterhalb aus dem weitgeöffneten Hofthore herausbrach und seinen Weg unter zahlreicher Begleitung der lieben Dorfjugend, voran mit stattlich aufgewachsene Gestalten, nach dem neuen Gebüdrüß der Braut nahm. Alle Gesichter lachten, und nachsichtlich, um sie in dieser angenehmen und einer Hochzeitfeier so angemessenen Thätigkeit nicht ermahnen und zu trockenem Ernste erheben zu lassen, bemerkte ich ein stattliches Gesäß, aus dem eine, wie es schien, unerschöpfbare Quelle strömte und jeden ladenden Mund aufsuchte, labte, stärkte und zu noch größerer Freudigkeit anporre. Wir fanden gar nicht an, uns ebenfalls der munteren Dorfjugend anzuschließen und ebenfalls leicht und geistig gefaßt — man trau' und mit höchst liebenswerthen Waffentüchlichkeit zu und das Bier war classisch, ein Kestler, wie er nur in Oerfranken bereitet wird — dem Nachbarsort zugewandert. Dort kamen wir an, als der Wagen von geschäftigen Händen mit der stattlichen Mägde der Braut beladen wurde. Da gab's denn neuen Hausrath und bäuerische Festkarren aller Art.

„Sehen Sie dort oben den ungeschliffenen Spinnroden mit dem zarten Glasse, umwickelt von rothen und blauen Wändern und daneben das große, ausschiffte Beckissen?“ sagte mein Begleiter an den hochaufgesetzten Wagen deutend.

„Was ist's damit?“

„Sie sind die beiden charakteristischen und symbolisch wichtigsten Effecten der ganzen Heerlichkeit und stehen in mystisch enger Beziehung zu einander.“

„Wie so?“

„Sie sind die Symbole der Tugend und ihrer Belohnung. Der Spinnroden ist der Stolz der Braut, denn er bedeutet, daß sie als reine Jungfrau das ihr von ihrer Paterfamilia geschenkte weithohle Kissen in das Ehebett lege, für welches es bestimmt ist. Eine weithohle unlesliche Braut würde nimmermehr wagen dürfen, den geschmückten Spinnroden mit solchen Ehren in das Haus ihres Zukünftigen zu führen.“

„Wahrlich!“ rief ich. „Es ist auch Possie in den Hummelbauern.“

Die Pferde am Wagen wurden mit noch mehr Wändern geschmückt, ebenso der Fuhrmann, ein stämmiger Purche mit großem Dusch; sein Hut und seine Reißche leuchten zuletzt unendlich noch schöner gerüstet werden, er selbst erhielt aber noch ein buntes staubendes Tuch an das Hummelkleidlein gebunden. Jetzt kam der große Moment! Die Braut erschien. Von Brautführern mit dem Vaterhause geführt und auf den Wagen gehoben, nahm sie mit

schüßterner Gravität zwischen ihren Begleiterinnen Platz. Sie war eine kräftige hämmige Dirne im Vollblüthealter mit der rethen Brauthaube und dem Kranze, und ihre jugendliche Erscheinung kam unserm hoffnungsvollen Wunsch, daß das Hummelkand nicht ausserden müge, viel versprechend entgegen.

Die Preise ließen ihre Fansaren erdnen, der Kustker hieb jauchzend auf die Pferde, die Braut warf aus einem großen Korbe Hefenschleien und Hochzeitbrod unter die jubelnde Menge; der Zug legte sich in Bewegung. Und was für ein Zug! Das war ein kräftiges, munteres Eilend deutschen Vellebens! So gefragig und impetueux hatte ich es mir nicht gedacht. Ich hing an, bedeutenden Respekt vor den Hummelbauern zu bekommen. Aus dem Hofe sprengten mit Hurrahruf mehrere verummute Reiter und umschwärzten den Wagen, jagten das heranzugende Volk auseinander und wurden dafür auf alle Weise von ihm genest und gedrängt.

Es brachst kaum bemerkt zu werden, daß die Stimmung eine abemals erhöhte war, denn der Kestler des Königs Gambrius war auch in und vor dem Brauthause mit unbegrenzter Freigebigkeit jeder buchtigen Rehle gesendet worden und es wollte mich bedünken, daß die erhöhte Temperatur der Hochzeitfeier auch den Dusch der Menge verurtheilte und daß Beide in einer natürlichen Wechselbeziehung ständen. Die Braut fuhr fort, durch Aushausweisen die Menge heranzuloden, die berittenen Wäßen — Stupelreiter genannt — sie zu verjagen und dafür genest und verhöhet zu werden; die Wüß fuhr fort, zu schmettern, das Volk zu jauchzen und zu schreien; der Wagen fuhr auch fort und so langten wir denn unter heillosen Lärm endlich wieder am Vaterhause des Bräutigams an.

Mein Begleiter erzählte mir unterweg:

„Sonst ist's noch weit toller zugegangen, aber der wilde Vellegeist ist jauch geworden und das einß helllebernde Feuer glimmt jetzt nur noch in der Wsche. Jetzt sitzt der Bräutigam still beim Biertrage und wartet, seine Preise wärdend, geduldig die Ankunft der Braut ab. Solche Passivität wäre sonst unmöglich gewesen. Er holte, in Begleitung seiner Gespielen und Freunde, beritten die Braut selbst aus ihrem Vaterhause ab. War die Cavalcade diesem bis auf ungefähr eine Viertelstunde nahe gekommen, so sprengten sie ein von Bräutigam gehaltenes Zeichen ab, so zwölf junge Wämer im Wettrennen dem Hause der Braut zu und der erste dort Anlangende erhielt von ihr als Dank eine Henne. Mit diesem schreienten Preis und Siegeszeichen in hochgehobener Hand jagte er dann dem Bräutigam entgegen. Die Scene wiederholte sich bei der Anzögerung an das Haus des Bräutigams, und wer an diesem Ziele zuerst ankam, erhielt aus der Hand der Braut einen Hahn. Es kam Alles darauf an, daß kein Unflath bei diesem tollen Wettreiten verkan, was als böse Vorbedeutung galt. Hahn und Henne, die, wie sich von selbst versteht, hier ebenfalls von symbolischer Bedeutung waren, mußten für eine fröhliche Hochzeit ebenfalls unverzicht bleiben. Diese für Reß und Reiter gefährliche Vollzüge des sogenannten „Hennen- und Ereitens“ ist zu Unte des vorliegenden Jahrbuchwerks abgehandelt worden.“

Die Heimsahrt der Braut war rasch und ohne Hinderniß von statten gegangen; beim Einfahren in den Hof des Bräutigams hand aber der Wagen plötzlich still und war trotz alles Schreient nicht von der Stelle zu bringen. Der Fuhrmann gebedrte sich wie toll, die Menge lachte ganz unmäßig, der Wagen war wie eingemauert. Der Bräutigam stürzte mit erschreckenen Jagen und dem Hause, um zuzusehen, von welcher Art das pflüchtige Hinderniß sei. Bald nicht er, als sei ihm ein Licht aufgegangen, eilte wieder in's Haus, um sogleich zurückzukehren, in der Wechten einen schäumenden Biertrage, in der Unten einen harten Kreuzhalter hochhaltend. Den Krug spannte er an den Mund des Fuhrmanns, den Silberhalter an das statternde Tuch am Hofe desselben, und als die Scene im Tuche schlagend und die Kanne geleert war, zog diese zugewöhnliche Vorpanne den Wagen schnell bis vor die Hausthür. Hier brach der Bräutigam einen Einstuß herbei, den er sein Eigentum nennt, denn er hat ihn zu diesem Behufe kurz vorher von seinen Eltern geschenkt erhalten. Die Braut legte den Fuß darauf; er hielt ihr die Hand und hielt ihr und ihren Begleiterinnen vom Wagen. Niemand darf ihn dabei unterstützen, es ist allein seine Sache, seine Braut in sein Haus einzuführen. Dort wird sie mit herdischen Augenwünschen und Händereudern willkommen geheißen. Die Wäße strömen nach; die bunt wechselnde Scene

füßt sich. Allen wird Ambig und Traut gebeten, jeder langt herzhalt zu. Traugern laden Gesinde und Nachbarn den Wagen ab. Reden und Brautheit mit den symbolischen Rufen werden allein vom Bräutigam im Triumph in's Haus getragen; außer ihm darf Niemand diese Feiertäglichkeit bestreiten.

Unvergleichlich wurde nun der Kirchtag gefeiert, denn es war schon hoch am Vormittage und es ist gewöhnliche Vorschrift, daß alle Trauungen Vormittags und im noch nähesten Zustande der Brautleute und Zugen vollzogen werden sollen, eine Anmerkung, die mit sehr am Platze schien, wenn ihre volle Abkühlung nicht vollständig erreicht werden dürfte. Der Hochzeitsleiter wurde an die Westküche geschickt, um sie zu benachrichtigen, daß der Zug sich orte, und ihr die üblichen Geschenke, ein weißes Taschentuch, einen Neomarinenzug und eine Citrone, zu überreichen. Die beiden Prediger und die Schullehrer schritten gleich darauf dem Hochzeitsbause zu, vor welchem der Zug sich aufstellte, und die Meisten begannen ihr feierliches Gebälte. Der Westküche an der Spitze folgte ein Purche als Brautführer mit einem hochgetragenen, hintergeschwunden blechen Degen in der Hand, die Braut in Brauttranche am Arme der beiden Brautjungfern, ein zweiter Brautführer mit dem Degen, der Bräutigam, von seinen nächsten Anverwandten begleitet, die männlichen, zuletzt die weiblichen Gäste paarweise, das Volk in großer Anzahl zu beiden Seiten, aber Alle in feierlicher Stille und stiller Ordnung. Der alten Sitte wurde in ihren guten Einrichtungen noch pünktlich zugehört, die gefährlichen hatte die vorgeschrittene Bildung verdrängt. So wurde am Eingange des Hofstades eine alte arme Frau aufgestellt, an welcher die Braut beim ersten Schritt aus dem Hause ein Liebeswort vollbringen, indem sie derselben ein großes Stück Hochzeitsbrot überreicht.

In der Kirche wurde erst eine dem Gegenstande angemessene und — was mit Daal unermessen war — kurze Hochzeitspredigt gehalten, dann die Trauung vollzogen. An der Kirchthüre empfing das Musikkorps den Zug mit hellen Tönen und spielte ihn nach Hause, wo die Braut feiert als junge Frau dem Bräutigam als jungem Ehegatten feierlich übergeben und ansagantwortet wurde.

„An dem Wege zur Kirche und zurück,“ erzählt mein ländlicher Begleiter, „ging es sonst lauter und umständlicher, wenn auch nicht anständiger zu. Die Purche schossen aus Pfeifen, warfen Schwärmer unter das Volk und trieben noch andere Usung, welcher jedoch zu der heiligen Handlung passte. Kamentlich suchten sie auf dem Heimwege die Braut ihrer Begleitung zu entreißen; diese widerseßte sich. Die Brautjungfern schienen aus vollem Halse und jubelten mit den Mägeln den Purchen in Gesicht und Haare. Diese benutzten alle erdenklichen Kräfte an, um sich des begehrten Gegenstandes zu bemächtigen, und wenn diese nicht fruchteten, Gewalt. Gelang es, die Schwärme zu erlösen und abzuführen, so wurde sie nur gegen ein auskömmliches Lösegeld wieder freigegeben. Dabei konnte es nicht fehlen, daß der Scherz leicht in Ernst umschlug, die Braut hin- und hergezerrt wurde, Stöße und Schläge erhielt und ihr die Kleider in Heven vom Leibe gerissen wurden, daß es zu müssigen Balgereien kam, die Brautführer mit den Degen barein hieken und Blut schloß. Das waren so die lichten Sitten und Gebräuche unserer alten Alterthum.“

Daß man im Hochzeitsbause nun aß und trank, versteht sich von selbst. Das war das sogenannte kleine Essen. Die Zeit bis zum großen Essen gegen Abend wird mit Schießen, Lärmen, Späße machen (an die man freilich keine hohen Anforderungen stellen darf) verbracht. Das Schießen, die Braut zu runden, ist eigentlich die Höhe von allen; deshalb erhält sie bei der Wahlzeit die hinterste Gasse am Tische, und die Brautjungfern und Brautführer sitzen zu ihrem Schutze um sie herum. Die Gäste, deren wohl ein halbes Hundert sein mochten, wurden am Tage von den Brautjungfern, beim Hauptmahle aber vom Hochzeitsleiter und vom Metzger bedient. Das Hochzeitsbause gleicht einem Bienenbode, der sich zum Schwärmen aufschickt; dennin braußt es immer härter, und an den Höfen, Thürten und Fenstern hört es did und voll. Diesen verehrungswürdigen Publicum wird ebenfalls Speis und Trank zugebracht, und im Hofe macht sich die lustige Jugend ein Privatvergnügen. Nach Tische gehen bessere Teller, in deren Mitte ein Messer als Wahrzeichen steht, zum Einsammeln eines Trügleches für Hochzeitsbitter, Metzger und Musikanten ein. Auch die Musikanten des Geschirres sammeln Gelter in ein mit Wasser gefülltes Schälchen.

Die Speiserordnung ist eine altbergrachtete, festgesetzte. Reio-

bri, Sauerkraut mit Würstchen, Schweinsknöcheln, Stodschiff, Rüche spielen die Hauptrollen. Die Abänderung für den zweiten Tag ist unbedeutend. An jedem Tage werden jedem einzeln eingedatene Gaste noch eine respectable Menge Getränke mit nach Hause gegeben, allein fünf Bind gefochtes und Gebratenes Fleisch, zwei Ziehmilche und eine Bratwurst, Ruden, Brod ic.

Nach ausgegebener Tafel am ersten Hochzeittage bleibt die Braut mit ihrer Bedienung in der Gasse hien. Auf dem Tisch wird eine große, leere zinnerne Schüssel gestellt. Die mit Wändern und Tüchern verzierten Degen der Brautführer werden in die Tischebene über der Schüssel gestellt, so daß der wechende Schmutz derselben in diese herabfällt. Neben der Schüssel sitzt der Hochzeitsbitter mit rusticaler Grandezza, Papier, Feder und Tintenfaß vor sich, um die Hochzeitsgäste zu Protokoll zu nehmen. Die Gäste treten einzeln vor seinen Richterstuhl und legen das Geldgeschenk, drei bis sieben Gulden, in die Schüssel, das Effectengeschenk auf den Tisch. Dabei wird wieder allerhand Scherz getrieben. So stellen sich diejenigen, welche recht hohe Geschenke in der Tafel haben, als wollten sie gar nichts schenken; aufgefordert, an die Schüssel zu treten, schieben sie Andere vor, lassen sich mehrmals mahnen, herbeizerrten, schieben ic., bis sie endlich herausplatzen und sich triumphierend zurückziehen. Auser solchen die Eltern und nächsten Verwandten, dann die übrigen Gäste. Für jedes Geschenk bedanken sich die jungen Eheleute, und die Musik spielt einen Tusch, bei denen, welche die eben beschriebene kleine Komödie spielen, wird's eine rauschende Fanfare.

Am dritten Tag endet die Hochzeit mit einem Frühstück, als dessen letztes symbolisches Gericht saure Ruttelstede aufgetragen werden. Denn es heißt: „Ruttelstede, scheer Dich weg!“ Damit ist's aus, und die Gäste erhalten nur die Hälfte der Speisen der vorherigen Tage, Milch, saure Haus.

Uebrigens kommen Bier, Schnaps, Butter, Käse und Brod während der drei Tage nicht vom Tische weg, und Jeder thut, was in seinen Kräften steht, um so viel als möglich Conjunctivisieren zu vertilgen.

Bei Rintausen und Begräbnissen sind ähnliche Gebräuche herrschend; dort ist der Rintauschmann, hier der Feichtrentant und die Trananermaß die Hauptstücke. Da sie diese mit den übrigen Oberfranken ziemlich gemein haben, und wir nicht zu viel Raum der Gartenlaube in Anspruch nehmen dürfen, so übergehen wir sie, ebenso die Eiche- und Dreißelche, d. i. der Schwärmer, Gesinde und Fremden gegebene Entschmähung; die Schlachtschüssel mit dem sogenannten Würstchen, einem Wammuscham mit Wurst, der zur Belohnung ebenfalls es- und trinkbare Getränke erhält, um aus auch der Kirche, als dem eigentlichen Besten, zuzubringen zu können, weil gerade an diesem die slavische Abkühlung der Humoren recht klar und überlegen hervortritt.

Ich hatte das hübsche Hummelband lieb genommen, und ging deshalb in Begleitung von Freunden im Herbst auf einige ihrer Kirnmessen hinaus. Mit Essen und Trinken geht's zu, wie auf andern Dorfmessem in großen deutschen Vaterlande aus. Es kommt Besuch aus der Stadt und aus andern Dörfern. Dabei ist nichts Beforderes. Dieses besteht in der Nationalkleidung, die an den beiden Festtagen noch in möglichst alter Reinheit hergestellt wird; sodann im Tanze. Der Tanz der Hummelbauern ist sehr eigenenthümlich; er leunt kein rasches Tempo, wie der anderer teuflicher Länder, sondern bewegt sich langsam, fast schläfrig, man möchte sagen, traurig. Tänzer und Tänzerin müssen sich gegenseitig mit beiden Armen und drücken sich so aneinander. Man dreht sie sich langsam nach dem langsamsten Takt der Musik fast immer auf derselben Stelle, so daß sie kaum merklich vorwärts kommen. Dann und wann packt aber der Tänzer die Tänzerin plötzlich unter den Armen fest und schauert sie gleichsam in die Luft, jängt sie wie einen Ball wieder auf, um dieses seltsame Experiment zu wiederholen, und nun tanzt sie allein um den Tänzer herum, wobei sich dieselbe passiv verhält. Dabei jauchzen beide, und diese ganze extraordinarye Tanzweise sucht aus, als wollten die Theilnehmer sich für die Langsamkeit des übrigen Tanzes entschuldigen. Auf den fremden Zuschauer macht diese Tanzweise mit ihren sroffen Geustrafen einen eigenenthümlichen Eindruck. Nichts aber zeigt mehr für die slavische Abstammung der Hummeln, als diese Tanzweise.

Das Schicksal verfiel mich unmittelbar von der Örtung des Mistelganes mitten unter die Bewohnen in Derrangung. Hier fand ich nicht nur dieselbe Bauart der Häuser, dieselbe wirtschaftliche

Einrichtung, denselben großen Gut (im Trentschiner Comitat und bei den Oenaliaten, den Bewohnern der kleinen Karpaten) der Männer, dieselbe weisse Tischertopsbedeckung der Frauen, dasselbe Regentuch, nur ohne roten Streif, ähnliche Sitten und Gebräuche, ähnliche Bekleidung, aber vorzüglich denselben wunderlichen Tanz, das träumerische Treiben des Paares auf einer Stelle, und dasselbe mühsame Emporsteigern der Tänzerin, und das darauf folgende langweilige Umkreisen des Tänzers durch die Tänzerin. Wenn wir noch ein Zweifel an dem slavischen Ursprunge der Hummeln geltehen wäre, in Ungarn wär' er gehoben worden.

Der Hauptmoment der Kirmeß ist der sogenannte „Platz“. Es wird eine Male gefest, wie in Thüringen; der Baum, welcher diesen alten deutschen Namen überall führt, ist auch hier eine bis zum Gipfel gefällte Lanne, welche in den Spielwägen mit Tüchern, Bändern und allerhand Plättchen Spieltram befüllt ist. Ein ziemlich großer Kreis um diesen „Maienbaum“ ist zum Tanzplatz gebildet. Gegen Abend ziehen die jungen Burische und Mädchen paarweise mit Musik unter Anführung des „Platzmeisters“ mit weissem Bortuche, die alte Viertheil in der einen, einen Teller mit Bierglas in der andern Hand, auf und schließen einen Kreis um den Baum. Diese heißen nun Platzburische und Platzmädchen. Sie müssen während alle von unablässlichem Lebenswandel sein; wer öftentlich Aergersuß gegeben hat, ist ausgeschlossen, und streng auf dieses Sittengericht gehalten, und ich selbst war Zeuge einer wilden Prügelei, die daraus entsand, daß ein Burische, der unerlaubten Umgang mit einem Mädchen gehabt, sich unterfaß, am Plage zu tanzen.

Der Dritverleser hat das Verrecht, den Platz zu eröffnen und drei Weihen mit einem Plätzmädchen allein zu tanzen. Dann tanzen sämtliche Plätzleute drei Riechen um den Baum, zuletzt ist der Platz allen ankündigen jungen Leuten von jedem Rufe geöffnet. Die Knabkinder dürfen auch nicht den Strauß mit rothen Bändern auf dem Hüte und den mit Bändern gezierter Filzstranz, das sogenannte Gschicht, im Paar tragen, welcher Fuß das ausschließliche Verrecht der Plätzleute ist. Das Schmecken der Hüte, das Straumpfen, Jaudzen und Emporwerfen der Tänzerinnen macht das Bild

sehr lebendig. Dabei wird eine ungläubliche Menge Bier verschlungen, und mancher Burich thut in diesen beiden Tagen mehr, als sich mit menschlicher Gesundheit verträgt. Die jungen Leute haben auch fast durchgehend ein krankhaftes Aussehen. Nach von Kraft und Gesundheit frostenden, jugendlich blühenden Gesalsten wird man vergebens suchen.

Die Tanzbuden in den Wirtshäusern sind für feiner organisierte Naturen ein prächtiger Aufenthalt. Es darf nicht verschwiegen werden, daß sie zur Kirmeß geträgt voll sind, und die vorgeschrittene Cultur die meisten ihrer nicht eben preiswürdigen Elemente durcheinander gemischt hat. Weis' ein Staub und Dunst! Wie viel Schweiß, Tabaks- und Bierexhalationen! Ein Geränge und Geselze, so daß eine pralle Birne auf der Brust liegt, wenn man eben einen schreienden, bekaufenen Burischen abgeschüttelt hat. Weißt sie eine Kegelbahn in der Nähe, wo ein Platzburische den Wirt und Assessor macht, und zinnerte, mit Bändern geschmückte Gefäße, Tücher und andere für den Bauernland werthvolle Materialien ausgelegt werden. Juroreien ist auch ein mit Bändern und Tüchern prächtig beauschaffter fetter Dammel der Siegespreis.

Der hervorsteckende Charakter der Hummelbauern ist strenges, ja zähes Festhalten an Sitte und Gebrauch der Väter. Ihr Tanz ist bezeichnend für ihr Wesen: sie verheßen sich immer auf derselben Stelle, und kommen nicht vorwärts. Doch finden wir diese Eigenheit bei allen Völkern: wie sie tanzen, so sind sie. — Inzwischen dringt der mächtige Geist der Reuezeit, der von der Besonnenheit und dem Vortrieb der Väter erklingend, dem auf die Dauer nichts wiederholen kann, auch in diesen Erbenwink. Auch unter den Hummeln hat er sein zerlegendes, nivellirendes Werk begonnen.

Von ihrer Abkennung wissen die Hummeln selbst nichts; auch hat sich kein historisches Document, ja nicht einmal eine Andeutung erhalten, wann sie ihren jetzigen Wohnsitz eingenommen haben. Sie sind eben einer jener abgerissenen Völkerreste, deren eine Menge in Europa durcheinander flattern, und die nach Jahrhunderte langem Bewahren ihrer Farbe endlich abbleichen und in der Allgemeinheit aufgehen, welcher die europäische Völkersfamilie entgegenstreitet.

## Aerztliche Straßpredigten.

### Den Frauen und Müttern.

So lange als die Frauen für ihren Beruf nicht anders als jezt vorgebildet werden, so lange wird es in der Welt auch nicht besser, so lange wird es nur wenige glückliche Ehen geben und so lange wird sich die Menschheit in körperlicher und geistiger Hinsicht schwach und erbärmlich zeigen. Oder meint man etwa, die Berufsbildung einer Frau, als Lebensgefährtin des Mannes, als Erzieherin der Kinder und Leiterin eines Haushaltes, sei eine so niedere, daß sie sich ohne entsprechende Vorbildung ohne Weiteres einnehmen und gehorrig anfüßeln lasse? Fast scheint man dies zu glauben, denn mit was für Begriffen Mädchen, oft noch ganz unteuf und noch halbe Kinder, in die Ehe treten, das ist erbsamenwerth. Durch das Weiden englisch und französisch Plappern, Singen und Glanzspielen, Tanzen, Nähen und Stricken, Kochen und Waschen wird ein Mädchen, dessen Verdandorgan (das Gehirn) leiter Getöse zu aufstern und noch 8 Loth leichter als das des Mannes ist, mächtlich nicht befähigt, eine naturgemäße leibliche und geistige Erziehung der Kinder zu leiten und eine heilgärtliche Gefährtin des Mannes sein zu können. Dadurch wird sie höchstens Das, was so viele unserer jetzigen Frauen sind, nämlich zupf-, verunglückte, zant- und herrschsüchtige, den Mann auf diese oder jene Weise tyrannisirende und maltreatirende, dünkelsüchtige, engbrüstige und selbstsüchtige, bid- und trockensüchtige, manchmal recht gelehrte und pfiffige, aber doch ungebildete, meist herlose und doch sentimentale (nervöse, hysterische) Wesen mit gewissen äußeren Formen und conventionellen Weisensarten, aber ohne selbstthätiges inneres Geistes- und Gemüthsleben. Daher kommt es denn aber auch, daß die allermeisten Männer bittere Reue über ihre Verheirathung empfinden und durch die Frau nach und nach aus dem Hause hinweggedriven werden, um anderwärts irgendwie die nöthige Erholung oder doch Kinderung ihrer Eheleiden zu suchen. Natürlich trägt dann bei den einsichtlosen

Frauen, die ja, wie bekannt, trotz aller beweisenden Gründe doch fest bei ihrer einmal gefassten falschen Ansicht beharren und nie eines Bessern belehrt werden können, nur der Mann die Schuld, sich selbst sprechen sie immer frei davon.

Doch was hilft alles Klagen über die Frauen, damit ändern wir ja doch nichts, suchen wir lieber zum Vortheil unserer Nachkommen eine solche Erziehung des weiblichen Geschlechtes anzubahnen, durch welche die Frau gehörig befähigt wird, die ihr von Gott angewiesene Stellung ertheulich ausfüllen zu können. Zu diesem Zwecke trägt aber ohne Zweifel das Weisste eine richtige Kenntnis und Behandlung der Kindheit des Menschen bei und sind nur einmal Jungfrauen und Mütter von der Wichtigkeit einer naturgemäßen leiblichen und geistigen Erziehung des Menschen in dem ersten Lebensalter überzeugt, kann werden sie sicherlich lassen streben, den Kindern eine solche Erziehung angedeihen zu lassen, und dabei werden sie zugleich sich selbst besser erheben. Jezt freilich weiß man wirklich oft nicht, wer ungezogener ist, ob Mutter oder Kind. Jezt sind fast die meisten Mütter als Justite, allerdings absichtliche Mörderinnen ihrer geliebten und als Gesundheitsberberbererinnen ihrer noch lebenden Kinder anzufassen. Jezt sollten Mütter die Thranen, die sie über krank oder ungerathene, verkorbene und unbrauchbare Kinder weinen, lieber über ihre eigenen Fehler, die sie bei deren Erziehung gemacht haben, vergießen. Das klingt allerdings erschrecklich, ist aber die reinste Wahrheit, die freilich nicht gern gehört wird, am wenigsten gern von Frauen, die lieber jedem Andern (wie der Amme, Kinderwärterin, Schulle, dem unglücklichen Schicksale, den Anlagen und dem Temperamente des Kindes, der Erbsünde u. s. w.) die Schuld des körperlichen oder geistigen Mißrathens eines Kindes aufheben, als sich selbst.

Die große Sterblichkeit unter den kleinen Kindern hat

ihre Ursache fast nur in der falschen Behandlung der Kinder von Seiten der Mütter. Die Beobachtungen von Westmann, Dr. einer Insel an der Südseite Islands, geben ihre Kinder gleich nach der Geburt den Kinderweibern mit zur Pflege; 80 Procent vieler Kinder sterben vor dem 9. Tage ihres Lebens an Rinnbaderakampf. Von 26 in der Ehe Geborenen kommt nur ein Kind tot zur Welt, während unter 17 außerordentlichen Geburten schon eine Todgeburt ist. Und von den unehelichen, in die Ziehe gegebenen Kindern sterben wenigstens zwei Drittel im Säuglingsalter. Ja mänden Bäckmüttern kommt nicht mit Unrecht der Name „Engelens-Maderinnen“ zu, weil sie fast alle ihre Bäckmütter durch unweidmässige Kessl in den Himmel sperrten. Die meisten Sterblichkeitslisten zeigen, daß von den Kragebornen fast 25 vom Hundert wieder hinwegsterben, und daß später bis gegen den dritten Monat hin nach der Geburt noch etwa der zehnte Theil der Geborenen untergeht. Auf Grund der Statistik des preussischen Staates ergibt sich, daß 35,5 Procente aller Kinder bereits vor Vollendung des 5. Lebensjahres wieder sterben. Dieses Mäßen der Todesfahle unter den Kindern geschieht aber nicht etwa nach einem bestimmten unabweislichen Naturgesetze (nach dem Willen Gottes), sondern ist, wie oben gesagt wurde, nur die Folge einer unweidmässigen Behandlung der Kinder. Man braucht ja nur die Krankheiten zu betrachten, durch welche kleine Kinder hingerafft werden, und man wird finden, daß jene tödlichen Krankheiten fast alle durch eine einseitige Mütter verübtet werden konnten (s. Gartenlands 1854. Nr. 17.). In seinem Lebensalter ist es so leicht, Krankheiten zu verhehlen, und in keinem so schwierig, sie zu curiren, als im ersten Kindesalter.

Wir stimmen ganz und gar mit Dr. Wesser\* überein, wenn er sagt: „Wir fragen als wichtigste und erste Ursache der großen Kindersterblichkeit die Unkenntniß der Mütter mit ihrem Verstande an. Wenn die Besinnlichen unserer Tage in dem Leichtsinne, der Untreue, der Vergessungsstucht u. s. w. unserer Mütter den Hauptgrund des Uebels sehen, so entgehen wir nur, daß eine Mutter, die ganz durchdrungen und erfüllt ist von dem Umfange ihrer Aufgabe, die so ganz mit dem Gebiet der Kindespflege vertraut ist, als wir dies von ihr fordern, eben nicht leichtfertig werden kann. Mütter, die während ihrer Schwangerschaft sich durch andere Mühseligkeiten bezüglich ihrer Lebensbedürfnisse lassen können, als solche von dem Wohle ihres ungeborenen Kindes getrennt werden, Mütter, die, statt ihr Kind zu beobachten und zu pflegen, Zerstreungen nachgehen, Mütter, die, anstatt ihr Kind zu stillen, wenn es zu können, es lieber einer Amme anvertrauen, die sind, mögen sie welchem Stande und welcher Lebensstellung auch angehören, eben nicht jener wahrhaftigen Bildung theilhaftig geworden, in der das Wissen des Menschen auch sein Denken und Thun bestimmt. Und wir brauchen wohl kaum hinzuzusetzen, daß jene wahre Bildung, jene Cultur des Menschen, durch die er eines bewußten Handelns fähig wird, lediglich wieder davon abhängig ist, daß ihm ein reiches Material von Wissen überhaupt zu Gebote steht. Menschen, die nicht gewöhnt worden sind, gedankenlos durch die Welt zu laufen, sondern nach dem Grunde der Dinge zu fragen, die sich des Lebens, das sie umgibt, bewußt zu werden streben, bei denen Allen regiert das Wissen das Denken und Thun, und in diesem Sinne nennen wir das Nichtwissen der Mütter in ihrem Verstande die Hauptquelle der Kindersterblichkeit.“

Aber nicht nur wegen der großen Sterblichkeit unter den Kindern der deutschen Mütter und Vätern ein Buch über das Berthen und Baden ihrer Kinder als Schlüssel zu deren geliebter Erziehung. Von Dr. Leopold Wesser. Frankfurt a. M. Weibinger.

bern sind vorzugsweise die Mütter anzuklagen, auch an den vielen Krankheiten nicht bloß während des Kindesalters, sondern auch während des ganzen Lebens tragen sie einen Hauptheil der Schuld. Ganz besonders sind es die falsche Ernährung und die großen Verstöße gegen die Hauptorgane des Kindes, welche eine Menge von Uebeln erzeugen, die mit ihren Folgen weit hinaus über das Kindesalter, ja bis zum Tode im späten Leben reichen. Die sogenannten scrophulösen Leiden, die Blutarumt und Lungenschwandmuth, die englische Krankheit mit ihrer Verkrüppelung des Körpers, die unheilbaren und beschränklichen Affectionen der Athmungs- und Blutkreislauf-Organen, sowie viele Leiden der Sinnesorgane und des Gehirns (des Verstandes, Gedächtnisses und Willensorgans) rühren fast alle aus der Kindheit her und hätten bei naturgemäßer Pflege verhütet werden können. — Jammen und weklagen, waden und sorgen können die Mütter am Krankenbette ihrer Kinder, aber sich zu unterrichten, die ein Kind von Krankheit verschont bleibt, dazu haben sie keine Zeit und keinen Trieb. Ja manche betrachten es lieber gleich als eine Schandung Gottes, wenn ihre Kinder, und zwar bei der unmaßthätigsten Behandlung, krank werden. Als ob Gott dem Menschen den Verstand nicht dazu gegeben hätte, um gut und glücklich, wohl und gesund leben zu können, und als ob der nicht ein Einber wäre, der die von Gott gegebenen Naturgesetze nicht zu seinem und Anderer Heile verwendet. — Wenn die Kinder, zumal die Töchter erwachsen sind, wie gern brähen sich da die Mütter mit ihnen, aber wie selten können sie dies; lahle Köpfe, rothe Augen, schwarze Zähne, hohe Schulter, buckeliger Rücken, krumme Beine u. s. w., alles Producte der falschen Erziehung, dämpfen nicht bloß den Stolz der Mutter, sondern trüben gar oft auch die Zukunft des Kindes. — Es ist wahrlich krautig und ärgerlich, wenn man fort und fort sehen und hören muß, wie sich sogar sogenannte gebildete Leute gegen die Aufklärung über den menschlichen Körper und eine naturgemäße Pflege desselben stemmen, ob schon der Mensch nur durch dieselbe besser, klüger, gesünder, älter und schöner werden kann, als er jetzt ist.

Nicht genug, daß die Mütter an dem zeitigen Sterben und häßlichen Kranksein der Kinder und Erwachsenen die meiste Schuld tragen, auch auf die geistige und moralische Entwidelung des Menschen üben sie in der Regel einen nachtheiligen Einfluß und zwar infieren aus, als sie gerade die ersten Lebensjahre des Kindes, wo der richtige Grund und Boden für das spätere geistige Wachsen und Gedeihen gelegt werden muß, nicht bloß unbeachtet verübergehen lassen, sondern hier sogar schon die steine zum Bösen legen und den Anteil zu geistiger Verkrüppelung geben. Mithatene Kinder, überhaupt diese Menschen sind nur aus Unglückliche anzusehen, die ihr Unglück in der Regel bios der jählichen Erziehung von Seiten der Eltern und meistens der Mütter zuschreiben können. — So lange die unglückselige Idee bei den meisten Müttern, daß „wenn nur erst mein Kind der Versuch kommt“, dieses sich schon noch bessern werde, fortbesteht, bleibt auch die moralische und geistige Erziehung im Argen, und keine Schule wird das wieder am Rinde gut machen können, was das elterliche Haus verderben hat. Nur dann wird es besser, wenn die Mütter einsehen gelernt haben, daß der Mensch vom Tage seiner Geburt an einer richtigen körperlichen und geistigen Behandlung bedarf, um ein richtiger Mensch zu werden, und daß die Frauen eine solche Behandlung zu leiten lernen müssen, wenn sie richtige Mütter und Erzieherinnen sein wollen. Doch das wird wohl noch lange dauern! Beruchen wir's im folgenden die Frauen etwas aus ihrer Apathie aufzurütteln! H. d.

## V o m L u g u s.

Umsa Volkswirtschaftliches.

„Das ist Luxus“, ruft sowohl der Reiche wie der Arme, ruft Hoch und Niedrig, und woch verschiedenen Begriff verbindet nicht nur jeder Einzelne mit diesem Wort, sondern jeder Stand, jedes Volk, jedes Zeitalter. — Was das eine für entsehrlich hält, das erbet sich jedes das folgende zum nothwendigen Bedürfnis, sobald der Gebrauch, der Genuß desselben längere Zeit sich bis auf die weitesten Kreise der Bevölkerung erstreckt hat. Mit dem Fortschreiten der Cultur erwacht überall und zu je-

der Zeit auch der Luxus, mit ihm die Streitsfrage, ob er verberlich oder nützlich sei. Diese Frage ist also so alt, wie die Cultur selbst, und so finden wir sie denn bereits bei den alten Griechen, bei denen das „Für“ und „Wider“ förmliche Secten hatte: die hrennaische und jüdische, die Epikuräer und Stoiker, jene in frober Lebensauffassung sich den Genüssen und Freuden des Daseins zuwendend, diese mit Strenge gegen sich selbst der Enthaltensamkeit und Mäßigkeit folgend.

Wer kennt nicht den Diogenes in seiner Tenne, der, als er von dem ihn besuchenden Alexander sich eine Umst erbitten sollte, nichts anderes wünschte, als daß er ihm aus der Tenne gehen möge; der, als er einst ein Kind aus hohler Hand Wasser trinken sah, auch noch seinen Trinkschale wegnah, als ein entbehrendes Zugeständniß, über dessen Lebensfähigkeit ihn erst ein Kind habe belehren müssen. Derselbe dachte, der Aristoteles, erklärte den Luxus als die Quelle alles Uebelthums, der Laperte, als die Ursache des Sieges der Athener bei Marathon, denn vom Luxus begeistert hätten sie den Feind niedergeworfen.

Theologen und zelotische Staatsmänner haben dem Luxus meist geschickt, und ihm als von der profanen Hand des Schicksals verlegt dargestellt. So erzählt Tacitus in seiner Chronik Benedictus, daß eines Tages Frau einstmals so übermüthig gewesen, daß sie, anstatt mit den Fingern, mit gelbten Zweigeln — Gabeln — gegessen habe, dafür aber auch später noch bei Leibesleben stinkend geworden sei. — Ein englischer Geschichtschreiber sagt in seiner Chronik von 1577 über den Luxus Englands, wo man seit Kurzem so viele Klamine erzieht, und statt hölzerner Schüsseln irdene und zinnerne einführt.

In späterer Zeit treten Plaugier, Volsair, Dume als Lobredner des Luxus auf, schreiben ihm die Blüthe einer aufgehenden Industrie nach innen und außen, die Beschäftigung eines großen Theils der arbeitenden Klasse, die Verschönerung des Lebens und Milderung der Sitten, die mit Wärme und immer neuem Leben erfüllende tiefsinnige Kraft im Staatserkerp; zu; als Oegner Warburton und Rousseau, die ihn einen verächtlichen Gebrauch der den Menschen von der Vorlesung vertriebenen Güter nennen, durch ihn die Macht und Stärke des Staats, die Vaterlandsliebe und Tugend seiner Bürger gefährdet sehen, und die Ausweisung der Reichen, das Elend der Armen, den ethischen Verfall der Gesellschaft von ihm verursacht glouben. — Und so geht die große Streitfrage durch alle Zeiten und Völker, durch alle Stände bis in die niedrigsten Schichten, in denen auf dem abgelegenen Dörfern auch ein altes Mütterchen über den Verfall der Sitten, über das Verschwinden der „alten guten Zeit“ klagt, wenn sie Sonntags auf dem Kirchwege vielleicht ein schmuckes junges Mädchen in neuerer Tracht, mit vieldehntem Lend geputzt vor sich hergehen sieht. Sie klagt, denkt aber nicht, daß sie auf ihrem alten Dappte eine theure Besymnie mit selbstgemachtem Tadel, oder eine mit reichen Härtelungen gezeigte Nabbaube von wohl drei Ellen des ängern Umfangs trägt, welche von dem ihr vorangegangenen Geschlecht mit derselben Klage begrüßt werden ist. Der Luxus der Gegenwart ist nach vielen Seiten billiger. Das Fräulein, Fudern der Männer, das Tragen von kostbaren Spitzen und Schußfmalen, Tegen, goldgestickten Kleidern ist abgenommen. Die Industrie ist im Gehen wohlfeiler Erasmittel für kostbarere Gegenstände sehr weit, wie z. B. in Baumwollensamm, Battistmausein, plattirten Waren, Argentan zc.

Es ist denn der Begriff „Luxus“ ein ganz relativer, ein nach den verschiedenen Zeit-, Lebens- und Standesverhältnissen verschiedener. Es ist irrig und falsch, den Luxus schlechtzu zu loben oder zu verdammen. Denn er kann statthaft, ja er kann sittlich, aber auch unstatthaft, unsittlich und verderblich sein. Es ist irrig, ihm allein den Untergang Roms oder früherer Äthens Schuld zu geben, da sich durch die Geschichte nachweisen läßt, daß der ungehörige und zuletzt verderbliche Luxus in vieler Hinsicht erst wieder Ursache zu mancher anderer Verschlechterung wurde. Diese Wechselwirkung ist natürlich eine notwendige. — Bei einem gesunden Volke ist auch der Luxus gesund, bei einem sinkenden krank und verderblich. Er ist statthaft, wenn er auf die Behaglichkeit, den Comfort innerhalb der Grenzen der Verfassnisse des Volkes, gerichtet ist, und gerade der heutige Luxus ist dadurch charakterisirt, daß er auch in den Haushalt des gemeinen Mannes bringt, und dieser jezt so Wohlthum geniehen kann, was vor einem Jahrhundert selbst dem Reichen nicht vergönnt oder wohl gänzlich unelastisch war. Er kann sittlich sein und von veredelndem Einfluß auf das ganze Volksein, wenn er die schönen Künste zum Ziel hat, Musik, Bildnerci, Malerei, Poese; aber auch unstatthaft da, wo das Unethische um des Unethischen willen leidet, wie einst in Athen, wo die jährlichen öffentlichen Feste mehr kosteten, als die Unterhaltung der Flotte setzen durfte, wo die Aufführung der Euripideischen Trauerspiele höher zu stehen kam, als der Krieg gegen die Perser; unsittlich endlich, wenn nur den Begierden des Körpers geföhrt, wenn das Vergnügen Weniger durch das Elend vieler erkauft wird, oder die

Verfechtigung von Genüssen wohl geradezu der Moral entgegentritt. Die Römer aßen zu Verres' Zeit Eingögel oder nur ihre Jungen, die Kempferde mußten aus Spanien, die Funde aus Fyrnien, die Flauen aus Sames, die Kranide aus Meles, die Tzupfische aus Chalcedon, die Pechte aus Vessinus, die Aulern aus Tarent, die Datteln aus Egypten, die Käse aus Tzabes, die Mastanien aus Batica sein, und so durch die Kossfpieligkeit des Transports oder große Schwierigkeit der Erlangung ungehörig Summen kosten, um noch Werth zu haben, oder bezeichnend im Genußen des durch den Ueberfluß und die Genüsse überflüssigen Volles bei großen Gastmählern zu zeigen. — Bei dem enormen Aufschwung unserer heutigen Industrie, bei der Annäherung der entferntesten Ertheile durch Vocomine und Dampfhsitt ist es jezt für den Mann selbst des Mittelstandes kein verwunderlicher Luxus, Kasse aus Arabien, Thee aus China, Caviar aus Rußland, Zucker aus Ostindien, Rum aus Westindien, Wein aus Ungarn, Frankreich oder Spanien, Tabak aus der Türkei, Cigarren aus Havanna auf einem Tische zu haben.

Der Luxus ist eine unvermeidliche Folge des Fortschreitens in den Gewerkschaften und der Ansammlung von Vermögen, somit eine Frucht der höheren Entwicklung, eine der höchsten Triebkräften zur Erwerbung sachlicher Güter, ohne welche der Mensch weit weniger arbeiten würde.

Und bei dieser heutigen Entwicklung ist er deshalb so freudig zu begrüßen, weil auch der bessere Luxus, weil Ergänznisse der Kunst und Wissenschaften vermöge der lausendfachen Vervielfältigung derselben selbst dem unbedeutendsten Bürger zugänglich sind, der sich ihrem verständigsten Einfluß nicht entziehen kann und wird.

Hier entsteht Angehts der geschichtlichen Beispiele des Unterganges der Griechen und Römer die große Frage, ob einst auch unserem Volk im Weiterstreiten seiner Handels- und gewerblichen Entwicklung, im zu erwartenden Umfahrgrenzen des immer mehr sich erweiternden, immer leichter zugänglichen Luxus ein solches Ende bevorstehe? Die Antwort kann kernigend lauten. Bei jenen Völkern würde der Luxus allein den Sittenverfall nicht haben bewirken können, wenn nicht andere Ursachen dagewesen wären, von denen der ungeliebte Luxus selbst keine Wirkung und Symptom war. — Es gelten hier also keine Folgerungen. Wir können die ermutigende Hoffnung hegen, daß bei der neueren Organisation der Gesellschaft, unter dem Einfluße einer erhabeneren Religion für unsere Staaten, deren Wohlstand auf dem eigenen Fleiße ihrer Bürger ruht, ein solches Ende nicht zu befürchten steht!

### I. Der Luxus roher Zeiten.

Der Luxus roher Zeiten ist durch den Hang zu großmüthigen Reizen charakterisirt. Die Wirtschaft, der Haushalt eines Volkes entwickelt sich wie der des Individuums im Einzelnen. Die Preise haben das Eigenthümliche, daß die der Arbeitvergnüßnisse bei wachsender Cultur steigen, die der Gewerks- und Industrie-Ergänznisse berabgehen. Der Handel eines Volkes auf noch niedriger Culturstufe ist gering und auch räumlich begrenzt, daher fehlen ihm die Producte ferner Länder, die Gewerbe haben geringe Ausbildung und so sind auch deren Ergänznisse von geringer Verehrung und beschränkter Menge. Aus diesem Grunde wird sich der Luxus auf massenhafte Genüssen der Speisen und Getränken bei Feß- und Speisgelagen, auf überhäufendes Gefolge, Krieg- und Jagdtroß, während das ganze Schmuckgeräth in Wachs meist als glänzenden Woffen und kostbaren Trinkschitt besteht. Die eine Domäne Karls des Großen hatte an Feinzeug nicht mehr als zwei Zünder, ein Hund und ein Tischgut aufzuweisen. Bei dem Zündergeschitt ist es auch bei weitem die Schwere, welche ihnen den größten Werth verleiht, nicht die Kunst der Arbeit, sowie auch die Bemühungen weit mehr massen- und dauerhaft sind, als bequem und elegant. Die alten, wohl erhaltenen Burgen haben durchgängig Maueru von gemäßigtem Durchmaße, aber keine wehlich behaglichen Zimmer, die gewöhnlich dunkel und windeilig sind. Im Palast Alfreeds des Großen mußte man wegen des durchdringenden Windes die Hände mit Decken behängen und die Füßler in Watren tragen. — Dagegen gehört der Dienertroß zum Standesbeweise. Der Herzog Alba hatte in seinem Palast in Madrid keinen angesehnen Saal, wohl aber 400 Dientenammern, die zugleich die Frauen und Kinder der Dienerschaft beherbergten. Er bezahlte monatlich 1000 Pfd. Sterling Lohn, der Herzog von Medina (Celi 4000) Pfd. Sterling. — In Rußland hieß vor 1812 noch mancher herrliche 1000 Diener, von denen vielleicht Mancher nur eine Derrich-

lung des Tages hatte. Gelage, Hochzeiten brachten meist einen ungeheuren Aufwand mit sich, vornehmlich war die enorme Masse von Speisen und Getränken betrifft. Auf der Hochzeit Wilhelm's von Cranten wurden 4000 Schffel Weizen, 8000 Schffel Roggen, 18,000 Schffel Hafer, 3600 Eimer Wein, 1600 Fässer Bier verzehret. Die Hochzeitstische hatten alle 5647 Pferde mit. Der Sultan Bajazeth hielt sich 7000 Falken. Unter Jakob I. von England gab es noch Gefanthe, welche 500 Thier hatten, und doch besah er selbst nur ein Paar sidene Strümpfe, die er seinem Ritter liefen. — Bei der Hochzeit Herzog's von Württemberg im Jahre 1474 erschienen 14,000 Gäste. Bei der Hochzeit Ulrich's von Württemberg 1511 wurden 136 Käfen, 1800 Fässer, 2759 Krammerbögel verzehret. Das merkwürdigste Beispiel ist die Hochzeit Wilhelm von Rosenberg's mit Anna Maria von Böhmen vom 26. Januar bis 1. Februar 1576. Gesammt wurden 1100 Eimer weißer und deutscher Wein, 40 Fipen spanisches Weis, 1113 Fässer Bier, 40 Fische, 50 Gänse, 20 wilde Schweine, 50 Fässer gesalzene Wildpret, 210 Fäfen, 250 Hahnen, 30 Lärchbän, 2050 Rebhühner, 150 Wachsefen, 20,608 kleine Bögel, 561 Kälber, 2308 Würste, 634 Schweine, 450 Hammel, 395 Fämmer, 20 gebräute Ochsen, 40 gebräute Hammel, 330 Fäfen, 1435 Gänse, 18,120 Karpen, 13,029 Fische, eine Unzahl Hühner, 30,943 Eier, 49) Schffel feines Korn, 42 Etr. Butter, 29 Etr. Schmalz.

Wenn dieser Massenconsumtion und hierbei gewöhnlichen Unmäßigkeit, welche, wie dies eben Merkmal der untern Culturstufe ist, nur bei einzelnen Gelegenheiten ausbricht, geht in den Zwischenzeiten die größte Einfachheit nebenher. — Die Entweidung nimmt, wie wir schon bemerken, im Haushalte des Einzelnen denselben Gang, wie beim ganzen Volke. Daher stehen häufig einzelne Stände in der Gegenwart noch im Mittelalter, während die allgemeine Culturstufe des ganzen Volkes schon eine höher entwickelte ist. Solche Zustände finden sich unter Andern noch heute auf Bauerhöfen der nordöstlichen Theile. Noch im vorigen Jahre wurden zur Hochzeit der Tochter eines Bauers 2 Küher, 6 Kälber, 3 Schweine und 15 gemästete Gänse geschlachtet. Die Art der Bewirthung ist eine dieser massenhaften Zurüstung entsprechende. — Ein jeder Gast erhält bei jedem Gericht seine Portion von nicht inappor Quantität gleich von vornherein auf dem Teller abgetheilt vorgelegt. Mehrere derselben zu bewilligen würde unmöglich sein. Es hat daher der Gast sich vorzulegen mit einem größeren Topfe versehen, in den er sämtliche Portionen der nach einander folgenden Gänge hineinräuhret, umkehret darüber, daß die verschiedenen Speisen, die seine Küche der Erde sonst zusammenmischet, in dieser Olla potrida eigentlichen Sinnes ein merkwürdiges Ragout werden.

Die nicht geladene Gabe und fernere Nachbarschaft hat sich übrigens nicht umsonst in der Küche zur Trauung am Tage eingefunden, denn Abend geht sie fein „Henslergaden“, d. h. an die

Fenster des Hochzeitshauses und weiß hier durch Bekannte oder Gönner ihrer Ehre einen Theil des Tafelbeschlusses sich herauszuladen. — Mit dem Fortübergehen eines solchen Festes tritt die alte Einfachheit wieder ein, ein noch ganz patriarchalisches Verhalten zwischen Herrn und Knecht, und ich selbst war es in meiner Kindheit nie anders gewohnt, als neben meinen Eltern mit dem Gesinde an einem und demselben Tische aus einer und derselben Schüssel zu essen.

Diese Einfachheit in der Lebensweise hat ihren Grund theils in einer gewissen Schlichtheit der Sitte, in der Aufpruchslosigkeit und Mäßigkeit, theils aber auch in der Unkenntniß höherer, feinerer Gewinne und in der mangelhaften, erst in ihren Anfängen begriffenen Entwidlung der Gewerke und des Handels. Wenn daher Verbreiter des Mittelalters die große Selbstbeherrschung der Völker auf unentwickelter Stufe hoch erheben, so ist dies wie mit der Apologie mancherl andrer Zustände dieser Culturstufe, es ist durchaus falsch. — Die alten Deutschen hatten ungeheure Avarizität. Die Völkerverwanderung ergoß ihre Dörden — zum Theile aus derartigem Trost begehrt — über das blühende Italien bis hinüber nach Afrika. Sie warfen Alles vor sich her nieder, aber der Ueberfluth nie gekannter Gewinne, denen sie sich mahles ergaben, warf sie wiederum nieder und sie gingen unter. — Die Homerischen Könige speisen immer nur Fleisch, Brod und Wein; in den isläändischen Heldenjagen kommen als Tafelgerichte nur Haisemus, Milch, Butter, Käse, Hühner, Quastfische und Bier vor. Anna von Boletia, die Gemahlin Heinrich VIII., pflegte, wie wir noch wissen, nur Sped und Bier zu trinkescheiden. Die Gemahlin Karl's VII. soll ihrer Zeit die einzige Französin gewesen sein, die zwei leinere Hemden trug. Es ist bekannt, daß der Mittelstand noch im Zeitalter der Reformation nackt zu Bette ging.

Allmählich aber geht dieses Zeitalter in Fortschreiten der naturgesetzlichen Entwidlung vorüber, der Gewerfleiß hebt sich, die Handelsverbindung mit fremden Völkern erweitert sich, die Städte blühen auf und werden die Stapelplätze für einheimische und fremde Natur- und Kunstgegenstände, die Kirche scheidet voran und fuhrt zuerst die Heiligkeit der gottgeweihten Stätten durch Frunk, durch Musik, Gemälde, Sculpturen, ausländischen Weichrauch, kunte Gewänder und kostbare Geräthe zu erhöhen, die Vergnügungen, Gewinne legen den lebendigen oder großmüthigen Charakter ab und verfeinern sich, der ungeheure Dienertroß verschwindet, als ihm werden wohl allmählich eine Anzahl selbstständiger Handwerker, der Luxus wird billiger, wird besser, bringt in immer weitere Kreise der Bevölkerung, aus' platte Land, und erst jetzt beginnt der Mensch die schöne Wahrheit des englischen Sprichwortes: The man's house is his castle: „mein Haus meine Burg“ zu fühlen und nach seiner Verwirklichung zu streben; er kauft eine, kauft seine kleine Welt um sich auf, es gilt, ihr die Beschlafheit, den Comfort zu verschaffen, welchen Handel und Gewerbeschäfte eines blühenden Volkes ermöglichen. Ueber diese Periode nächstent.

## Bätter und Blüthen.

Die Alerfere. Der Zwilling, am Zusammenfluß des Rhinrota und Weiffelstrei getrennt, ist eine ziemlich flache kleine Insel. Sie bildet eine vieredrige Reine, deren Mitte mit solider Steinbedeckung versehen ist, und ist auf eine Belagung von circa tausend Mann Infanterie mit vier Feldgeschützen berechnet, und wurde erbaut, um den damals häufig angelegten Besuchen der umliegenden nördlichen halbes Raums und Schanz gegen die nachbarnen Indianerhämme zu gewährleisten. Jetzt findet man bereits 100 englische Weiten darüber hinaus Städte von 12—1500 Einwohner, welchen denen sich die legitimen Bewohner des Bodens nur noch in einzelnen Banden, wie Jäger, betrimmen, um bald den weiten Zug nach dem Hellenzberge einzuschlagen. Ihre Ortschaft am Rinnrota und an den Ufern der schiefen Canalen im Innern des Territoriums sind mit Felsen und Alerfere, den Emblemen des Krieges, geschmückt. Die Winnekages waren krieger!

An einem milden Abend jenes wunderbaren Septemberfest, der die amerikanischen Wälder in ihren schönsten Schmuck kleidet — der indianische Besucher genannt, etwa zwei Jahre zurück — medelte sich ein junges Mädchen vom Stamme der Winnekages beim Nachhaken des Forns an, und beehrte dringend, loslich eingelassen zu werden, da sie mit dem Commandanten sprechen müsse. Die Indianerin war schon einige Male im Fort gewesen, und die Schiltwade kannte dieselbe persönlich. Aber die Einschlafnde war für seine werth, und die Schiltwade wies sie daher ab. Die wiederholte ihr Anliegen jedoch so ungenügend und mit so tragenden Ernf, habe bald in Tränen, bald in künftige Drohungen auszubrechen, daß der Mann sich endlich entschloß, den

Berath seinem Offiziere zu melden. Diefen — glücklicherweise vernünftig genug — erachtete loslich dem Commandanten davon Anzeige, der — obgleich sehrbarn und ihm zu Bette liegend — democh befohl, das Mädchen augenblicklich zu ihm zu bringen. Er stiedte sich hoch an, und als des junge Mädchen einige Minuten später bei ihm einzat, fand sie ihn auf seinem Feldstuhl sitzend, den von Hederige glühenden Kerz in die Hand gehüllt, bereit, sie aufmerksam anzuhören. Aber sie es, daß die Indianerin plötzlich anderen Sinnes geworden, erob daß ihr die Rutrgang den Gebrauch der Sprache erlaubt, der Offizier wartete wohl eine Viertelstunde lang vergeblich auf ihre Mittheilung; — das Mädchen meinte nur leise, blieb aber sonst leich stumm.

Nach Dean hatte lange mit Indianern verkehrt, und kannte ihre Eigenheiten. Er sah loslich, daß es sich hier um etwas sehr Wichtiges handelte, und war bestohlt tappel auf der Fut. Die fleische Ueberzeugung von seiner Seite konnte nicht werden.

Die weife Elite vom Clano-See ist müde und traurig,“ sagte er endlich aufsehend im glühigen Tone zu dem weinenden Mädchen, ihre Hand ergreifen und sie fast zu das aufstehende Zimmer hinein fuhren, fuhr er zu jeder Gelegenheit fort: „Hier, Mary, untere junge Fremdin hat Dir etwas zu sagen.“

Die Indianerin schien die besterene Sprache allmählich wieder zu erlangen, und gleich anfänglich, um lundel und ungedrückt, waren die Mittheilungen doch zuletzt hinreichend, um dem Offizier ein starkes Bild zu verschaffen.





Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redactoren J. Stolle u. A. Diekmann.

Wöchentlich 1 1/2 bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

## Ein Gottesgericht.

Vom Verfasser der „neuen deutschen Zeitbilder.“

(1818.)

Mein Mitleiden mit dem armen, verlassenen jungen Wesen, die Lebhaftigkeit, mit der sie sich vorhin erzählt hatte, die einfache Wahrsamkeit, die sich in jedem ihrer Worte ausgesprochen hatte, das Alles hielt mich unwillkürlich jetzt noch in einem Zauber gefangen, der mir auch ihre letzten Worte als wahr erscheinen ließ. Allein dieser Zauber konnte nur einen kurzen Augenblick vorhalten.

Der Verfasser eines Romans hätte einen solchen Entwicklung seiner Gedanken schenken können, nicht der Inquirent. Dem geschwungenen Dolche dessen, der den Tod eines Anderen beschloffen hat, kommt nicht aus heiterem Himmel, und wenn es auch in einer hellen Mondnacht wäre, ein fremder Stahl zu Häfte, um gefällig den Todesstich auf sich zu nehmen. Und sie hatte, als sie die fonderbare Enthüllung erzählte, nicht nicht ansehen, sondern nur verwirrt zu Boden blicken können! Und es war bei aller Tugend und edlen Gesinnung, die sie bis dahin gezeigt hatte, so natürlich, daß sie ihr Leben retten wollte!

Aber dennoch! Wie ich als Inquirent ihren Versicherungen nicht unbedingt glauben konnte, so konnte ich sie auch nicht von vornherein als erlogen betrachten. Ich mußte eben untersuchen, erforschen, ob sie wahr oder unwahr waren. Und konnte ihr nicht auch in der That in jenem entscheidenden Augenblicke eine andere Hand zuvergelommen sein?

Der Jäger Anton war ihr treuer, ergebener Beschützer. Konnte er nicht, durch Zufall oder von Aush für seine Herrin getrieben, gerade zur rechten Zeit zurückgekehrt sein?

Sie war wieder ruhiger geworden.

„Sie hatten das Bewußtsein verloren?“ fragte ich sie.

„Ich war in eine tiefe Ohnmacht gefallen.“

„Und als Sie erwachten?“

„Lag ich am Boden neben der Leiche. Meine Kleider waren blutig.“

„Weiter.“

„Ich war in einem schrecklichen Zustande. Die Leiche war an meiner Seite. An dem Worte konnte ich nicht zweifeln. Aber daß ich ihn nicht verblüht hatte, daß eine fremde Hand der meinigen zuvergelommen war, das war mir wie ein Traum. Und doch! Mein Dolch lag neben mir. Ich besah ihn. Er war rein, kein Tropfen Blut klebte daran.“

„Wer hatte die That verblüht?“

„Anton? Aber warum war er nicht bei mir? Wie hatte er mich in dieser entsetzlichen Lage allein lassen, sogar den Schein, den Verdacht, nein, die Gewißheit des Mordes auf mich werfen

können? Allein das konnte ja nur einen Augenblick sein. Er konnte sofort die Flucht ergriffen haben, um sein Leben zu retten. Aus dem ersten sicheren Auenthaltsorte theilte er die Wahrheit mit und befreite mich wieder. Auch das blieb mir freilich, wie ich den braven Menschen kannte, nur wahrheitsgemäß. Aber es war nicht unmöglich. Meine Lage war durch den Gedanken nicht weniger sträflicher. Ich war allein bei der Leiche. Ich mußte, wenn auch nur für die erste Zeit, für die Wiederin gehalten werden. Ich ging allen Qualen, aller Schmach der gerichtlichen Untersuchung entgegen! Und immer war ich wieder allein.“

„D, Welch ein armes, unglückliches Geschöpf ist ein Mädchen, das in fernem, fremdem Lande, unter lauter fremden Menschen allein, verlassen dasteht! Das Gefühl hat mich nie drückender überwältigt.“

„Das Fenster stand noch offen und der Mond schien hell hindurch. Sein Licht fiel auf den blutigen Reichnam neben mir, auf die verzerrten Gesichtszüge des Toten. Und ich war allein und als Wörrerin bei ihm! Ich war der Verzweiflung nahe. Da hörte ich ein Geräusch; es waren Schritte im Garten; sie naheten sich dem Hause, dem Zimmer, in dem ich mich befand, dem offenen Fenster. Es waren eilige Schritte. Ich erbeute in meiner Todesangst und sprang an das Fenster. Es war Anton. Ich sah einen lauten Schrei aus.“

„Habe ich Sie erschreckt, Fräulein?“

„Er mußte mich so nennen, wenn wir auch allein waren.“

„Wo kommen Sie her, Anton?“

„Aus dem Walde.“

„Ist erst?“

„In diesem Augenblicke. Ich hatte eine so fonderbare Angst, den ganzen Abend, und wäre gern schon früher zurückgekehrt, aber es ging nicht. Als ich durste, eilte ich hierher, in gerader Richtung nach diesem Hügel des Schloßes. Da sah ich hier die Zerkoufen, dann gar das Fenster offen stehen; ich mußte wissen, was es war.“

„Er trug noch Gewehr und Jagdtasche bei sich. Sie bestätigten seine Worte. Er war es also nicht gewesen. Wer dann? Was war geschehen?“

„Allmächtiger Gott!“ rief ich.

„Da sah er die Leiche.“

„Um Gottwillen!“ rief er.

„Er sprang in das Zimmer und verschloß das Fenster; dann mußte ich ihm erzählen.“

„Aber auch er wußte nicht, wer das gethan, was geschehen war. Wir riefen Beide vergebens.“

„Aber wir müssen handeln,“ sagte er. „Der Verdacht des Mordes wird auf Sie fallen; der rechte Mörder wird sich nicht weiden oder er wäre schon hier. Aller Schein ist gegen Sie. Die Wahrheit werden Sie nie beweisen können. Die mächtige Familie des Erbmordens wird Sie als Opfer fordern und Sie verurtheilen. Ich kenne Sie retten.“

„Ich errieth ihn.“

„Nie, Anton! Sie wollten den Mord auf sich nehmen!“

„Darf ich?“ bat der treue Mensch.

„Nie, nie, Anton, so lange ich noch ein Wort sprechen könnte, würde ich es sagen, daß Sie nicht der Mörder sind!“

„Ich fürchte es. Es bietet nur ein Mittel. Der Tod des Grafen muß verborgen werden. Aber wie?“

„Er sann nach. Sein erster Gedanke war, daß er die Leiche in den Wald tragen wollte; aber das war gefährlich, kaum ausführbar. Er war mit einem der Bedienten zusammen auf dem Anlande gewesen; sie hatten die Hunde zurückgeschickt, diese waren des Rades frei und das geringste Geräusch hätte sie herbeigerufen. Sie hätten die Leiche mit Ockel, Ockel verfolgt; sie hätten die Stelle aufgesucht, wohin sie gebracht, und die Grube aufgewühlt, in die sie gelegt worden wäre. Der Leichnam müßte im Hause bleiben; und hier konnte er nur in dem Zimmer verborgen werden, in dem wir uns befanden. Das Gefäß des Fußbodens war leicht auszuheben und wieder einzusetzen. Die Nacht war noch lang genug, um bis Tagesanbruch eine Grube zu graben, denn es war erst elf Uhr. Selbst bei Tage war keine Störung darin zu befürchten. Das Bibliothekzimmer wurde nur von mir besucht, und außerdem manchmal von Fremden, die zum Besuch da waren. Die Gräfin war seit meiner Anwesenheit im Schloß nie darin gewesen. Demselben waren gleichfalls niemals hineingekommen, wenn ich ihnen nicht Auftrag dazu gegeben hatte.“

„Auch die Blutspuren, so wie die Spuren des Berbergs der Leiche waren daher ohne Gefahr einer Störung zu vertilgen. Wir arbeiteten die ganze Nacht. Als der Tag anbrach, waren wir fertig. Hier unter meinen Füßen liegt die Leiche.“

„Die blutige That blieb unentdeckt. Ob die Gräfin nicht eine Ahnung hatte, weiß ich nicht. Sie zeigte keinen Verdacht. Manchmal kam mir der Gedanke, sie wolle ihnen zeigen; in ihrem Bewußtsein mochte Veranlassung genug dafür sein. Wenn sie in der That an einen Mord glaubte, wenn sie dabei mich und Anton für die Thäter hielt, wie großen Antheil trug sie selbst!“

„Das war die Erzählung der jungen Dame.“

„Wie nahe hatte jener eben so feine als frivole russische Diplomat, der Graf Alexander Ruthenberg, die Wahrheit getroffen! Es sollte ihm in der That die Genauigkeit werden, Menschen und Verhältnisse richtig taktisch und daraus richtige Folgerungen gezogen zu haben. Nur etwas zu frivol war er noch gewesen. Aber hatte er denn wirklich auch gerade in der Hauptfrage die Wahrheit so nahe getroffen? War die unglückliche Dame die Mörderin? War sie nicht die Mörderin?“

Der Name mag hier beiseitefallen. Nach strenger criminalistischer Begriffsart allseitig, wenn die Dame die Thäterin war, kein Recht, sondern nur ein Todtschlag vor. Und auch bei diesem konnte, nach gegenwärtiger Lage der Sache, die Frage aufgeworfen werden, ob nicht gerade Nothwehr vorhanden gewesen sei. Inwiefern kam es darauf für jetzt nicht an. Zunächst mußte festgestellt werden, wer der Mörder, wer der Thäter war.

Auch der Jäger Anton sollte es nach der Versicherung des Fräuleins — auch ich nannte sie so — nicht sein. Die Sache wurde dadurch sowohl in ihren Thatumständen, wie physiologisch, räumlich, verwickelter. War sie, das Fräulein, die Mörderin, und sie hatte noch immer die Hoffnung, durch eine Unwahrheit sich frei zu machen? War der Jäger der Thäter, und sie wollte auch ihn durch eine Unwahrheit retten?

Hatte sie in der That die Wahrheit gesprochen und hatte einer jungen Fräulein, die auch in Criminalacten zuweilen, wenn freilich selten genug, hervortreten und bewiesen werden, auch hier ein unumkehrbares Spiel gespielt? Aber konnte er auch hier bewiesen werden? Und was nicht bewiesen wird, was Niemand weiß, das ist gar nicht dagesen. Bis jetzt aber wird keine Spur, nicht die Ahnung einer Spur auf einen solchen Zufall hin. Nichts, gar nichts sprach dafür, als die bloße, nackte Versicherung einer schwer Verdächtigten,

die sich über einen treuen Diener, gar einen Mitgenossen ihres verdächtigen Thuns, retten wollte.

„Das Anquiriren selbst ist ein Beweisverfahren. Ich mußte mit meinen Anquiriren fortfahren.“

Zunächst mußte ich Genesigkeit darüber haben, mit wem ich es überhaupt zu thun hatte. War sie eine Abenteuerin, die mit einem Roman erzählt hatte, oder hatte sie über ihr früheres Leben mir die Wahrheit gesagt? Ihr Aeußeres, ihre Worte, ihre Sprache, das Alles redete für sie, stellte sie gar als ein ungewöhnliches, als ein eitles Wesen dar. Aber wie oft hat das Aeußere eines Menschen schon betrogen, auch schon Anquiranten!

„Sie sind verheiratet?“ fragte ich sie. „Sind Sie im Besitze eines Trauscheines?“

„Ja, mein Herr; der Heißliche, der uns traute, stellte auf Harry's Verlangen uns jedem einem Schein darüber aus.“

„Haben Sie auch Briefe Ihres Gemahls?“

„Ich kann Ihnen seine ganze Correspondenz vorlegen.“

Wir begaben uns in ihr Wohnzimmer. Sie setzte in diesem eine Gemme, auch ein in dieser befehltsliche Matragenschildchen auf. Sie übergab mir Trauschein und Briefe. Die Briefe sprachen die Wahrheit, die innige Liebe aus.

„Ich hatte es mit keiner Abenteuerin zu thun; ich atmete in der That für sie auf.“

Jetzt kam es zunächst an den Jäger Anton an. War er der Thäter und bekannte er sich als solchen, so war sie ganz gerettet. Und wenn er der Thäter war, so zweifelte ich keinen Augenblick daran, ohne große Mühe das Bekenntniß von ihm zu erhalten. War er nicht der Thäter, so kam Alles darauf an, was die Dame, als er sie zuerst nach der That getroffen, zu ihm über diese gesagt hatte. Hatte sie ihm das Mündliche gesagt, wie mir, so war das gleichfalls ein erheblicher Beweis für ihre Unschuld und es war Hoffnung da, daß weitere Ermittlungen diese ganz herausstellen würden.

Bei allen Dingen mußte ich inebn nimmern, da ein Verbrechen und ein Verdacht gegen einen bestimmten Thäter vorhanden war, den Fremden des Geschehes in Betreff des Untersuchungsverfahrens Genüge leisten. Ich schrieb ein Billet an die Kreisräthe in Tilsit, in dem ich sie aufvertriete, zur gezielten Deduction einer Leiche sofort nach Turellen zu kommen; ich rief dann meinen Aufseher an und befohl ihm, nach Tilsit zu fahren und die Kerze in meinem Wagen abzuholen, auf dem Hinwege aber in dem nächsten Dorfe vor Turellen die dort wartenden Criminalbeamten scheinlich zu mir zu befehlen. Darauf ließ ich mir von dem Fräulein ihren Dolch zeigen. Sie übergab ihm mir. Es war eine feine und starke englische Arbeit. Nicht die kleinste Spur von Blut war daran zu finden. Aber auch in dem Bibliothekzimmer, in das ich mich wieder begab, konnte ich durch das sorgfältigste, aufmerksamste Suchen keine Spur entdecken, daß hier jemals nur ein einziger Blutstropfen verstreut ist. Und doch war noch vier wenigen Wochen das Blut hier geflossen.

Die Unglückliche hatte das Zimmer ja für ihr Leben gereinigt.

Unter welcher immerwährenden Todesangst!

Die Criminalbeamten trafen ein. Ich nahm kurz die Befehle der Dame zu Protokoll und forderte sie dann auf, in ihrer Wohnstube zu bleiben; ich selbst aber wollte mich in das Bibliothekzimmer begeben, um dort die weiteren Verhandlungen vorzunehmen. Zuerst die Vernehmung des Jägers Anton. Ich befohl einem Criminalbeamten, mit dem Jäger vorzugehen. Auf einmal wurde die Dame unruhig.

„Den Jäger Anton wollen Sie vernehmen?“ fragte sie.

„Gewiß. Auf seine Aussage kommt Alles an.“

„Aber er ist nicht hier.“

„Und wo ist er?“

„Ich habe ihn fortgeschickt.“

„Sie?“

„Ich hatte verhin in meiner Angst nicht daran gedacht, es Ihnen zu sagen.“

„Erzählen Sie.“

„Hier konnte ich nicht länger mehr bleiben. Daß die Gräfin vor Ende der Contractzeit mich entlassen werde, war zweifelhaft. Es fehlte mir also an Kreuzgeld. Ich konnte, bei der Armut meiner Mutter, mit es nur von Harry verschaffen. Ich mußte ihm den Grund meiner Bitte wenigstens andeuten, und das konnte ich nicht schriftlich. Er mußte denn nun Anton zu ihm reisen.“

„Und er ist noch nicht zurück?“

„Ich kann ihn auch in den ersten acht Tagen noch nicht zu erdewarten. Er hatte nur sehr wenig Geld; er mußte daher die Hirtseife fast ganz zu Busse machen.“

„Er ist nicht hier? Das ist freilich ein sehr schlimmer Umstand.“

„Hatte sie mir doch nicht die Wahrheit gesagt? War denn doch der Jäger der Mörder? War er ihr Schicksal? Jedenfalls gewann der Verdacht gegen sie an neuer, an außerordentlicher Stärke. Ich kann schwerlich über diese pöbelige Behandlung der Lage der Sache nach. Sie konnte meine Gedanken erkränken.“

„Aber er kommt bestimmt zurück,“ sagte sie.

„Erwarten Sie es?“

„Es ist ein überzeugt davon; ich schwöre darauf.“

„Sie sprach mit festester Zuversicht und konnte nicht gelegen haben. Dennoch mußte ich sie jezt nach dem Gesetze als verdächtige Mörderin betrachten und behandeln. Sie hatte sich zu Situationen und Handlungen bekannt, aus deren Grund ein französisches Geschworenengericht sie gar schuldig erklärt haben würde. Der einzige Zeng, der für ihre Unschuld sprechen konnte, war nicht da. Ich erklärte ihr das.“

„Sie war wieder ruhig geworden. Oder war nach all' den Stürmen der letzten Stunden eine Erschlaffung, ein erklärlicher Zustand der Unempfindlichkeit bei ihr eingetreten?“

„Wie oft, wie lange habe ich mit diesen Gedanken mich vertränt machen müssen!“

Weiter sagte sie nicht. Ein schwerer Seufzer begleitete die Worte. Dann legte sie das blaße, schöne Gesicht in ihre beiden Hände.

Die Unglückliche! Als Betrübete in den Händen des Gerichts! So verlassen, fern von Allen, die sie liebte, von denen sie geliebt wurde! So ganz allein, so völlig verlassen!

Aber muß ich sie denn als Betrübete behandeln? Soll sie acht Tage lang als solche gelten, bis jener treue Diener wiederkommt, auf dessen Rückkehr sie baut, wie nur je ein fremder Mensch auf seinen Wert?

Wieder trat ein Bild vor meine Seele, das heute schon mehrere Male, immer ehne daß ich eine Veranlassung gehabt hätte, daran zu denken, wie ein dunkler Schatten an mir vorbeigezogen war. Es trat heller, in bestimmteren Umrissen vor mich. Es waren die schöne, leichtfertige Försterstocher und ihr strenger, jähwüthiger Vater. Ich mußte es schätzen. Es entschwand mir nicht wieder.

Ich wandte mich wieder an die Unglückliche.

„Sie stupten vorhin, als ich Ihnen von der Tochter des Försters sprach!“

Aber sie schüttelte den Kopf.

„Nein, nein, das war nur ein flüchtiger Gedanke.“

„Sie wissen nichts von ihr?“

„Gar nichts.“

„Sie haben auch keine Vermuthung?“

„Nicht die geringste.“

Ich launte dennoch zwei Criminalakten fort, um den Förster und seine Tochter — er war Wittner und wohnte mit ihr allein — herbeizuholen; getrennt zwar, aber als Zeugen und mit aller Rücksicht, die man einem Zeugen schuldig ist.

Unterwegs waren die beiden Kreisärzte aus Liffst angekommen. Ich ließ das Täfelmännchen in dem Bibliothekszimmer aufsetzen, an der Stelle, wo der Leichnam vergraben sein sollte. Die frisch angegrabene Erde lag unmittelbar unter den Brettern. Ich ließ sie aufgraben. Da lag die Leiche in voller Bekleidung; sie war schon ziemlich verweselt, aber noch kenntlich.

Die Unglückliche, der That Verdächtige hatte bei dem Aufgraben zugegen sein müssen; ich konnte sie nicht davon befreien. Es war eine fürchterliche halbe Stunde für sie. Aber als endlich der Leichnam offen zu Tage kam, da war es ohne, als wenn eine wunderbare Kraft sie wieder erhoben hätte.

Einen andern Eindruck machte der Anblick auf die Gräfin Ruthenberg. Auch ihr mußte ich nach Vorschrift des Gesetzes die Leiche zeigen. Ich hatte ihr vorher mitgetheilt, daß ihr Kesse wirklich getödtet sei, daß die That in dem Bibliothekszimmer verübt worden wäre und dort auch die Leiche verscharrt liege. Ueber den näheren Umständen der That und über dem Thäter ruhe noch ein Zweifel. Die Mittheilung hatte sie doch ergriffen. Die Stimme ihres Gewissens meckte laut genug in ihr sprechen; aber sie gewann bald

Gewalt über sich, um ihr Inneres zu verbergen. Da führte ich sie zu dem Leichnam. In dem ersten Augenblicke konnte sie noch einen Blick der Wuth auf ihre Gesichtszüge werfen, die sie für die Thäterin hielt; aber als sie den in Gott ergebenen und auf Gott vertrauenden Blick der Reinheit und Unschuld in den Augen des Wärdens sah, da besch sie zusammen; ein fürchterlicher, der menschlichen Stimme fast nicht ähnlicher Schrei entfuhr ihrer Brust. Sie konnte den Anblick, nur die Nähe des Leides nicht mehr ertragen. Sie schrie aus dem Zimmer.

Es ist doch etwas um Unschuld und Recht, um Schuld und Gewissen und Strafe des Gewissens.

Jene Unglückliche hielt ich immer mehr für unschuldig. In diesem Gegenjage fand ich volle Befriedigung. Aber das war nur für meine alleinige innere Überzeugung, und die galt vor dem Gesetze gar nichts. Sollte ich auch den Beweis des Gesetzes erhalten? Eine günstige, freilich nur schwache Vermuthung ergab die näher Beschädigung der Leiche; sie zeigte unmittelbar über dem Herzen eine breite Schramme. Wie sich nachher bei der Section auswies, war das Herz vollständig in der Wunde durchstoßt, so daß der Tod aus der Stelle hätte erfolgen müssen. Die Wunde aber hatte eine Länge und Breite, die nicht dem seinen Leide zu entsprechen schien, den die Verdächtige mir übergeben hatte; ein flüchtiges und breiteres Instrument schien sie hervorgebracht zu haben.

„Ein Hirschjäger etwa?“ fragte ich die Ärzte.

„Es wäre möglich.“

Aber mit Gewißheit, nur mit einem höheren Grade von Wahrscheinlichkeit konnten sie nichts sagen; die Befragung war gerade an jener Stelle des Körpers zu weit vorgeschritten. Mit welcher Spannung sah ich dem Berthe des Försters und seiner Tochter entgegen! Die Criminalakten, die ich zu dem Försterkaufe abgeschlossen hatte, waren jurdageföhrt und hatten nur die Wunde mitgebracht. Der Förster war nicht zu Hause gewesen; er war bei Mittag im Walde. Im Försterkaufe war die Anweisung an ihn zurückgelassen, gleich nach seiner Rückkehr zum Schlosse zu kommen. Ich ließ das Mädchen zum Berhör vorkommen. Ich vernahm sie ohne die Gegenwart Dritter; nur mein Knecht war, wie das Gesetz es fordert, bei mir, um das Protokoll zu führen. Die Nothwendigkeit von dem Tode, von der Ermordung des jungen Grafen, von der Aufhebung der Leiche, von der Anwesenheit des Criminalgerichts, um die Sache zu untersuchen, hatte sich schnell verbreitet; weiter war aber nichts bekannt geworden.

Das Mädchen trat besangen herein. Sie war hübsch, frisch; sie hatte den Blick jener leichtfertigen, aber allerdings einfachen Nette, die die Männer gefallen will, weil sie die Männer liebt. Sie ist leicht zu berücken, weil sie von einem jeden Preis geliebt sein will. Dem hübschen, gewandten, vornehmen jungen Grafen meckte sie um jeden Preis haben gefallen wollen. Der auserwählte junge Mensch konnte mit ihr vorlieb genommen haben. Das wauchte ihre Besangenheit erklärlich; an irgend etwas Anderes konnte man dabei nicht denken. Auch ihr sernerer Benehmen gab keinem weiteren Verdachte Raum.

„Haben Sie den Grafen Paul Ruthenberg, den Nessen des Frau Gräfin, gefannt?“

Sie erwiderte, sie mußte die Augen niederschlagen.

„Er war ja ein paar Wochen hier auf dem Schlosse,“ entgegnete sie.

„Sie haben ihn also gefannt?“

„Ich habe ihn wohl gesehen.“

„Auch gesprochen?“

Sie erwiderte von Neuem.

„Er hat mich ein paar Mal angeredet.“

„Wo war das?“

„Am Schlosse, im Garten.“

„War er nicht bei Ihnen, in Ihrer Wohnung?“

Sie zögerte mit der Antwort.

„Nun?“

„Nur einmal.“

„Waren Sie allein mit ihm da?“

„Ja.“

„Wo war Ihr Vater?“

„In dem Hof.“

„Hör es bei Tage oder bei Abend?“

„Es war noch bei Tage.“

„Also gegen Abend?“

„Gegen Abend.“

„Waren Sie nicht noch mehrere Male allein mit ihm?“

„Wo sollte das gewesen sein?“

„Ich frage Sie.“

Sie fing an zu zittern und konnte die Augen gar nicht mehr erheben; ihr schuldhaftes Verhalten war mir nicht mehr zweifelhaft. Ich mußte weiter gehen.

„Hat Ihr Vater erfahren, daß er Sie allein gesehen und gesprochen hat?“

„Er hat mir nichts darüber gesagt.“

„Hat er nie mit Ihnen von dem Grafen gesprochen?“

„Ich wüßte nicht.“

„Sie weichen mir aus.“

„Fragen Sie meinen Vater.“

Sie hatte ihren vollen Muth wieder erhalten; selbst ihre Befangenheit hatte sich verloren. Entweder standen sie und ihr Vater in der That außer Beziehung zu dem Verbrechen und sie wußte auch nichts von diesem, oder sie hatte mit ihrem Vater eine genaue, feste Abrede getroffen, so daß sie sich getrost auf ihn berufen konnte, durch diese Berufung sogar an eigener Sicherheit gewinnend.

Ihre weitere Befragung erschien mir daher wenigstens vor der Hand zwecklos, zumal da ich keinen thatsächlichen Anhalt hatte, um ihr Vorhaltungen über einen unerlaubten Umgang mit dem Grafen machen zu können. Jedenfalls mußte ich vorher hierüber nähere Erkundigungen einziehen. Durch eine Vernehmung ihres Vaters konnte ich übrigens voraussichtlich eben so wenig etwas erreichen. War das Mädchen schon so fest und sicher, so war er es gewiß.

Das war eine traurige Ansicht für die arme Verdächtige, die ich so gern für schuldig hielt. Nichts als meine thatsächlich völlig unbegründete, von ihr selbst nicht einmal getheilte Vermuthung sprach für sie. Wie schwierig, wie ungewiß war es, irgend eine festere Begründung dafür herbeizuführen! Gelang dies auch, es konnte nur erst nach einiger, vielleicht längerer Zeit geschehen. Bis dahin war die Arme eine Verdächtige, eine des Mordes Beschuldigte, eine in Untersuchung und in Untersuchungshaft befindliche Mörderin.

Und wenn ich auch zuletzt jenen Anhalt fand, wie leicht konnte er, laun gefunden, unter den Händen mir wieder zerrinnen! Er zertrau in nichts, wenn es mir nicht ferner gelang, mit seiner Hülfen ein Geständniß des Hörters und seiner Tochter zu erlangen. Und konnte ich auf dieses rechnen, wenn die Weiden bis dahin immer und immer wieder Zeit hatten, sich zu verädeln und sich gegenständig in ihrer Eisertheit zu befeigen?

Ich wollte zur Vernehmung des Hörters schreiten. Er war noch nicht da. Ich hatte mich in Gegenwart der Tochter nach ihm erkundigt. Das Mädchen wurde unruhig, als sie hörte, daß er noch immer nicht da sei. Es fiel mir auf, aber ich konnte keinen Grund dafür erkennen; sie hätte denn, selbst schuldbeugend, fürchten müssen, daß er in seinem Schuldbewußtsein auf irgend eine Weise dem Gerichte sich entziehen wollte, entgehen habe. Aber dann wäre sie vorher wohl nicht so sicher gewesen. Und doch!

Der Criminalbote, bei dem ich mich nach dem Hörters erkundigt hatte, kam nach einigen Augenblicken mit der Nachricht zurück, daß man ihn vor Kurzem in der Nähe des Schloßes mit einigen Personen habe sprechen sehen, und daß er dann eilig in den Wald, in der Richtung seiner Wohnung gegangen sei.

Das Mädchen erbeute stichlich, als sie dies hörte.

Ich sann nach, ob ich ein weiteres Verhör mit ihr daran knüpfen, und unterdessen ihren Vater herbei holen lassen sollte. Ein furchtbares Ereigniß machte mein Nachsinnen überflüssig. Ein Criminalbote führte einen Briefchen herein, der mir einen Zettel abzugeben habe. Es war ein Tagelohnersbriefchen vom Gute. Er war ledersackig, und zitterte am ganzen Leibe. Er trug einen zusammengefalteten Zettel in der Hand. Als er ihn mir überreichen wollte, sah er die Tochter des Hörters im Zimmer. Er zitterte heftiger. Das Mädchen sprang ihm entgegen.

„Kommst Du von meinem Vater?“ rief sie ihm zu.

Der Bursch konnte kaum Ja antworten.

„Er ist todt?“ schrie sie auf.

„Er ist todt!“ sagte der Bursch.

Er erzählte: Der Hörters hatte ihm vorn im Walde getroffen. Er hatte ihm den Zettel gegeben, mit dem Auftrage, ihn zu mir auf das Schloß zu tragen. Er war dann wieder tiefer in den Wald zurückgekehrt. Der Bursch hatte sich auf den Weg zum Schloße gemacht. Aber kaum war er zwanzig Schritte weit ge-

gangen, so hörte er hinter sich einen Schuß fallen. Der Hörters war ihm so sonderbar vorgekommen. Er läuft zurück nach der Stelle, wo er den Schuß hat fallen hören. Der Hörters liegt todt da, mit zerstücktem Gehirn. Er hatte sich eine Kugel durch den Kopf gejagt. Der Bursch war in Todesangst zum Schloße gelaufen, um mir den Zettel zu übergeben und das furchtbare Ereigniß zu berichten.

Ich wüßte Alles! Meine Ahnung hatte mich nicht betrogen! Die Unglückliche — die Tochter des Hörters war jetzt die Unglückliche. Sie war fast leblos zurückgefallen. In Dinnmuth war sie nicht gefallen, aber ihr Zustand war desto fürchterlicher.

Ich las den Zettel. Nachdem ich ihn für mich gelesen hatte, las ich ihn laut. Der Hörters hatte geschrieben:

„Er höre, daß der Tod des Grafen Mathenberg entdeckt sei. Er erlaube, daß das Fräulein Braun deshalb in Bedacht bleibe. Das Fräulein sei unschuldig, er sei der Thäter. Er müsse es jetzt entdecken. Seine Gewissen habe ihm ohnehin schon keine Ruhe gelassen. Seine Tochter werde das Nähere angeben. Er könne die Schande, als ein Mörder in der Welt gesehen zu werden, nicht überleben.“ Noch einmal sprach das Mädchen auf.

„Ja,“ rief sie, „er hat den schlechten Menschen erstehen. Aber ich bin die Mörderin, ich bin die Vatermörderin!“

Sie war zu aufgeregter, als daß ich sie sofort hätte verdeden können. Ich hatte auch noch eine dringende andere Pflicht zu erfüllen. Dittie Braun mußte wissen, daß ihr Unschuld anerkannt war. Sie mußte aus ih in entsetzlichen Zustande gerissen, dem Leben, der Ehre wiedergegeben werden. Ich theilte ihr den Zettel, den Tod des Hörters mit.

Wie werde ich den Anblick des schönen Mädchens, der edlen Frau in jenem Augenblicke vergehen. Die Gottergebeute, das Gottvertrauen in dem seinen, blauen, angegriffenen Gesichte hatte einen erhabenen Glanz, wie in einem Engelgesichte, erhalten. Sie reichte mir flamm die Hand und drückte die weinige herzlich. Dann bat sie, sich entfernen zu dürfen, um in der Einsamkeit Gott für die unentledige Gnade zu danken, die er ihr erwiesen habe.

Es ist doch auch etwas um den Glauben an einen Gott, an eine höhere, ewige Gerechtigkeit.

Ich vernahm die Tochter des Hörters. Das Mädchen gestand Alles, offen, aufrichtig, ruhig. Sie konnte es, denn sie selbst war vor dem Gesetze — unschuldig; ihr Vater war todt.

Sie war die rechte Beute des jungen Grafen geworden. Ihr Vater hatte eine Ahnung davon gehabt, aber keine Gewisheit. Er hatte ihr Vermäthe gemacht, sie hatte zugewinkt, aber ihm seinen Verdacht nicht nehmen können.

An jenem Abende, an welchem das Unglück geschehen war, hatte sie wieder eine Zusammenkunft in einem Bodquet des prächtigen Parks mit dem Grafen verabredet. Sie hatte sich eingeladen. Er war ausgeblieben. Sie hatte, ihm entgegen zu gehen oder nach ihm auszugehen, sich dem Schloße gemahet. Da hatte sie ihn gesehen, in der Gegend des Bibliothekszimmers. Reuzierig, was er dort machte, war sie hinter Feden und Spalieren näher zu ihm herangekommen. Auf einmal hielt sie von einer andern Seite ihren Vater. Sie erkennt ihn im Mondschine deutlich. Er mußte ihr nachschließen sein. Er verfolge sie. Sie verwarf sich hinter einer dichten Hecke vor ihm. Er verlor ihre Spur. Aber gleich darauf hört er Geräusch am Schloße, an dem Bibliothekszimmer. Er glaubt, seine Tochter sei vorhin geflohen. Er eilt hin. Er sieht das Fenster des Zimmers offen, und in dem Fenster einen Mann. Er erkennt den Grafen. Der Graf will durch das Fenster in das Innere des Zimmers dringen. Er ringt mit einem Frauenzimmer, das ihm den Eingang verwehret. Der Hörters meint, es sei seine Tochter, die aus Furcht vor dem verfolgenden Vater dem Grafen zurückflöhe. Aber die Schande seiner Tochter ist ihm dennoch klar. Der heftige, jähzornige Mann gerath außer sich vor Wuth. Er stürzt herbei. Die Ringenden gewahren ihn nicht. In dem Augenblicke, als der Graf in das Zimmer springen will, stößt er ihm sein Waidmesser in die Brust. Der Betroffene fällt in das Zimmer hinein. Als der Hörters ansieht, sieht er seine Tochter neben sich. Sie hatte ihr Vertheid in der Nähe gehabt; sie war ihm angestrollt gefolgt. Sie war zu spät gekommen. Sie hatte den Unglücklichen, den Mörder, nach Hause geleitet. Er hatte sich den Gerichten überlassen wollen. Aber die That war verbotigen geliebten; da hatte auch er, um der Ehre der Tochter willen, geschwiegen.

Für den Arm der weltlichen Gerechtigkeit war das leicht-

fertige Geschöpf nicht erreichbar. Was die göttliche Gerechtigkeit aus ihr hat werden lassen, weiß ich nicht; ich hatte keine Gelegenheit, ihr späteres Schicksal zu erfahren.

Was Ottilie Braun, oder eigentlich die Frau Brigley betrifft, so kam, wie sie fest erwartet hatte, der Jäger Antou nach acht Tagen zurück, aber nicht allein, der Gemahl der jungen Dame, Harry Brigles, kam mit ihm. Das furchtbare Ereigniß, das seine Gattin betrafen, hatte ihn veranlaßt, seinen Eltern seine Verbindung mit ihr zu entdecken. Es hatte aber auch seine Eltern bewegen, ihm ihre Einwilligung zu geben.

Ich hätte Euch meine Erzählung vielleicht vielfach anders schmücken können. Ich hätte zum Beispiel den Gemahl der jungen Dame gerade in dem Momente kommen lassen, als aller Verdacht der schwersten Schuld auf ihr lag. Ich hätte diesen Verdacht durch mancherlei Thatbaten steigern können. Wie viel Jammer, Elend, Thränen und so weiter wären dabei anzubringen!

Ich wollte Euch nur eine wirkliche Criminalgeschichte erzählen, einfach, wie sie sich zugezogen hat. Ah, diese wirklichen Criminalgeschichten haben wahrhaftig des Elends, des Jammers, der Thränen, der Verzweiflung genug. Aber auch das Gericht Gottes zeigen sie oft.

## Die Stammschöfser und Ahnengrüfte des Hauses Wellin.

I.  
Der Petersberg bei Halle an der Saale.



Der Petersberg.

Es war in einer lauen Sommernacht des Jahres 184., als wir, vom frühlichen Gelage aufbrechend, dem nahen Petersberge zuschritten, um im Glanze der aufgehenden Sonne eine Rundschau auf die an Abwechslung so reiche Umgegend des Mons Serranus (Kauterberges — so wurde der Petersberg früher genannt) zu halten. An der lustigen Tafelrunde war eben Alles abgehandelt worden, was nur gegen den Schlag der vierziger Jahre eine fische, aufstrebende Jugend begeistern konnte. Pögel und Kug, Feuerbach und Stirner, Bauer und Strauß, Geschworenengerichte und Parlamente, Alles, was die Zeit an neuen Gedanken herorgebracht hatte, fand da sein Für und Wider, und der wehmüthige Klang deutscher

Volkslieder künftige die oft gar zu grellen Dissonanzen. Da war für die ruhige, historische Betrachtung gar wenig Raum, und unsere Blicke folgten unwillkürlich dem Höhenzuge, auf dem sich der Berg erhebt, in dem der Stammberg des sächsischen Königs hauses ruht, bis nach dem Riffhäuser; die ehrwürdige Ruine vermochte es nicht, unsere Gedanken rückwärts auf die Vergangenheit zu wenden. — Und in der That war uns das Glück hold, der Mons Serranus gewährte uns eine so mannichfaltige, die nächtliche Fahrt reichlich belohnende Aussicht. Fünfundvierzig Städte, hatten wir gehört, sollte man von diesem einsamen Bergkegel, der aus dem Mittelgebirgslande Deutschlands in die norddeutsche Tiefebene vor-

gehoben sei, erblicken können. Und wenn wir auch nicht so genau nachzählen wollen, so kann doch der aufmerksame und launige Beobachter durch ein gutes Fernrohr in der That wahrnehmen: das Mannsfelder und das Wettiner Schloß, die Thürme des Doms zu Ragnenburg, Preßlau, Zerbst, Schönebeck, Halbe, Brandenburg, Rünern, Barby, Alten, Dessau, Gedwiz, Wörlitz, selbst Wittenberg, Köthen, den Völklinger Thurm, Mittelzell, Delitzsch, Gilenburg, Jörbig, Drebna, Landsberg, Buzzen, Leipzig, Müten, Werfzeburg, Halle, Weigensfelde, Freiburg, Lauschaßel, Querfurt. Die Dörfer schlossen sich in Kreise zusammen, die nur nie und da durch solche grüne Streifen unterbrochen schienen. — Eine laubende, in kleinen Umkreise so viele und mannichfaltige Culturflüssen der menschlichen Gesellschaft umschließende Aussicht möchte nicht leicht ein Berg gewähren, dessen relative Höhe über der Ebene ungefähr 640 Fuß, dessen absteile über dem Meeresspiegel aber nur 1125 Fuß beträgt. Wie kräftig erscholl da der Morgenruß in die reiche Flur! Wie hob sich das Herz in ungeflämter Jugendbegehr!

Lach, vom Berg zu schauen, weit über Berg und Strom,  
 Hoch aber sich den blauen, stillen Himmelstempel!

In aralter, heidnischer Zeit war dieser Berg eine Stätte des heidnischen Cultus, und vielleicht eine recht berühmte. Weithin mügen da die Feuer geleuchtet haben bis nach Thüringen hinein und über die Elbe hinüber. — Gegen das Ende des elften Jahrhunderts gehörte er zu den Besitztümern der Grafen von Wettin. Lange vor dieser Zeit stand schon auf dem Petersberge eine kleine christliche Capelle den geringen Umlänge. Sie bildete einen Kreis von ungefähr 29 Fuß Durchmesser, an den sich nach Osten der Altarraum im Halbkreis angeschlossen. Mit dem freistehenden Kirchenraume stand der Thurm nach Westen hin durch einen Vorhofraum in Verbindung. An das Ganze wurde später im Süden noch eine Vorballe angefügt. Diese kleine Kirche bildete die eigentliche Pfarrkirche, und bestand als solche selbst dann noch, als schon die größere Basilika neben ihr errichtet war, ursprünglich mochte sie aber als Taufcapelle gekient haben. Noch heut zu Tage sehen wir die Fundamente dieses Kirchbaues, der im Waunde des Belles die Heiden- oder Annenkapelle heißt, aber auch dem heiligen Petrus gewidmet war.

Graf von Wettin war am das Ende des elften Jahrhunderts Thiemo, dessen Geschlecht bis auf die Zeit Otto's des Großen zurückgeführt werden kann. Dieses Geschlecht war in Thüringen besonders begütert, seine späteren Glieder legten den Grund zum Naumburger Dome, und erbildeten die Markgrafschaft Weissen. Einer Seitenlinie dieses Geschlechtes gebiet nun auch jener Thiemo von Wettin an, der gewöhnlich, und mit Unrecht, als der erste Markgraf von Weissen und dem Hause Wettin bezeichnet wird, was ja vielmehr sein Sohn Konrad der Erste war. Dieser Thiemo hatte zwei Söhne, Tedo und Konrad. Als nun Tedo seine Gemahlin Bertha, die Tochter Bishops von Osnabrück, verlassen hatte, legten ihm die Bischöfe als Waage eine Wallfahrt zum heiligen Grabe auf, nachdem er sich noch überdies mit derselben hatte verlassen müssen. Ob ihm die Bischöfe auch die Errichtung eines Klosters als Sühne aufzulegen, und nicht erwidern. Wenn, er trug noch vor seiner Abreise Sorge, eine Klosterkirche zu gründen, für die er seinen geeigneten Platz finden wollte, als den Lauerberg, der so recht den Mittelpunkt in dem Vordercomplexe des Wettinischen Hauses bildete. Zum ersten Probst der neuen Stiftung ward von ihm Hermann, bisher Probst an der Gerstländer Kirche, über welche das Wettinische Haus die Schutzgerechtigkeit hatte, bestellt, und überdies die junge Pflanzung dem Grafen Konrad, Tedo's Bruder, auf das Angelegenheitlich empfohlen. Dieser Anfang der ganzen Stiftung wird von dem Chronisten in das Jahr 1124 gesetzt. Tedo aber sah den Lauerberg nicht wieder, er starb auf der Rückreise, und gab sein lebhaftes Interesse für das Kloster liebend noch dadurch zu erkennen, daß er für einen Theil des Kreuzes Christi überdies, welches den Ort vor dem alten Fortbeine, der bereits durch die Befestigung zum Christenthum vorbereitet war, vollständig sichern sollte.

Tedo's Erbe ward sein Bruder, der Graf Konrad von Wettin. Dieser hatte einen feigen Kampf mit dem Markgrafen von Meissen, Heinrich von Gileburg, geführt, den er nicht als ehelichen Sohn anerkannt, und somit für unrechtmäßig, die Markgrafschaft zu führen, halten meinte, war aber von diesem, seinem Vetter, gesungenenem und auf dem Schlosse Kirchberg bei Jena in harter Haft gehalten worden. Nach Heinrich's Tode, 1123, wurde er frei, und

erhielt nun auch die Markgrafschaft Weissen, die er indeß mit dem Schwert in der Hand gegen andere Ansprüche verteidigen mußte.

Im ersten Schenkungsbriebe, den Konrad der Stiftung seines Bruders zukommen ließ, verleiht er ihr das Kirchlein zu Vöbjein mit 26 Hufen, das zu Ostun mit 4 Hufen, überdies noch 120 Hufen aus seinem Eigenthume. Auch seine Gemahlin, Palasdis, eine Schwäbin, war gegen dieselbe nicht weniger freigebig; 44 Hufen, unmittelbar in der Nähe des Petersberges, wies sie ihm zu, darunter 13 in Salzwinde, 5 in Pflanzland. —

Die Stiftung ward von Papste bekräftigt und festgesetzt, das Stift solle das Recht haben, seine Bischöfe selbst zu wählen, der Erzbischof von Ragnenburg aber solle die heiligen Weihen der Kirchen, Altäre und Priester unentgeltlich verrichten und jedesmal das älteste Glied aus dem Hause Wettin Schirmvogel über die Kirche sein, ohne übrigens irgendwelchen Lohn oder Dienste dafür in Anspruch nehmen zu dürfen; niemals sollte der Lauerberg bestiftet werden. Die Stiftung war dem heiligen Petrus gewidmet.

Im Jahre 1156 aber legte der Markgraf Konrad, der ein hochgebildeter Herr geworden war, seitdem er namentlich als die Markgrafschaft Kaufing vom Kaiser erhalten hatte, in der Kirche feierlich die Waffen ab zum Zeichen, daß er mit weltlichen Dingen nichts mehr zu schaffen haben wollte, und trat selbst, den seiner Zeit so mächtigen Bispredt von Osnabrück nachschonend, am Andreastage (1156 den 30. Nov.) als Mönch in das Kloster ein. Es war eine glänzende Veranlassung, in deren Mitte der hohe Herr das Klein des alten Menschen ablegte und aus den Häuten seines eigenen Keimes, des Erzbischofs Widmann von Ragnenburg, das Ordensgenosse entgegennahm. Da waren versammelt Erzbischof Widmann, Markgraf Albert von Brandenburg, die Söhne des Markgrafen Konrad: Markgraf Otto von Weissen, Markgraf Dietrich von der Vauße, Graf Heinrich von Wettin, Tedo, Graf Rachtig und Friedrich, Graf von Brene, und eine große Anzahl hoher geistlicher und weltlicher Herren und ritterlicher Dienstmannen. Niemand aus der zahlreichen Versammlung konnte sich der Thränen enthalten, das ist je hoher höchst die Armut eines Mönches fröhlichen Chren verzie. Als die feierliche Einfriedung des neuen Mönches vollendet war, rief derselbe nochmals die Söhne zu sich, und empfahl ihnen die Kirche, deren Obhut er nun selbst geworden war. Alle Schenkungen, welche er oder seine Gemahlin an die Kirche gemacht hatten, waren schon vorher durch seine Söhne ausdrücklich bekräftigt worden; er sagte zuletzt noch den Wald an der Doffseite des Berges hinzu. — Allein der neue Mönch überließ seinen Eintritt nicht lange. Nach zwei Monaten und fünf Tagen starb er am 5. Febr. 1157, und ward kurz darauf feierlich wiederum aus seinem Kessen in der Mitte des Langschiffes vor dem Altare des heiligen Kreuzes neben seiner vor ihm verstorbenen Gemahlin und seiner Schwester begraben.

Nach den reichen Schenkungen des Fürstenthums mechte nun auch die Zahl der Mönche zugenommen haben, so daß der kleine Chur allmählich für die Zahl derselben zu klein wurde; und so brach der vierte Probst Edehard 1174 den Chur der Kirche ab in der Ansicht, denselben in neuem vergrößerten Maßstabe wieder aufzubauen. An das Langschiff, das er unverändert ließ, wurde ein Kreuzschiff gefestigt, den sich dann der hohe Chur in größeren Dimensionen nebst einigen Capellen angeschlossen. Im Jahre 1184 war der ganze Bau beendet und am 1. August — Petri Actenfeier — wurde die Kirche zum zweiten Male, diesmal vom Bischof Edehard von Werfzeburg, geweiht. Dieser selbe Probst Edehard starb im Jahre 1184 auch den Ban des neuen Klosters an, da die Mönche bis dahin an der Befestigung der alten Taufcapelle gewohnt hatten, und baute auch das Hospitium oder das Fremdenhaus sitzöglich in einiger Entfernung von der Kirche, wo noch heuteutage die Umfassungsmauern und einige Gewölbe erhalten sind. Allein noch in demselben Jahrhundert erging über die Stiftung eine schwere Prüfung. Durch die Unvorsichtigkeit eines Soldaten nämlich, der im Kloster bewirthet wurde und sich bei Nachtzeit am Feuer wärmte, geschah es, daß im westlichen Ende des Klosters in einem höhern Gebäude Feuer ausbrach, welches bei heftigem Winde so schnell um sich griff, daß bald Alles, was von der Flamme verzehret werden konnte, niederbrannte. Nur die alte Capelle, der Thurm und die Umfassungsmauern der neuen Kirche und das Hospitium blieben verschont; das Beschädigte wurde jedoch binnen kurzer Zeit von dem Probst Balther wieder hergestellt. Im dreizehnten Jahrhundert hat dann an der Kirche wesentliche Veränderungen nicht mehr vorgenommen worden.

Mit dem Tode des eben erwähnten Propstes Walthar erreichte aber auch die Blüthezeit der ganzen Stiftung unter Hübepaupt; nach seinem Tode fielt sie ganz rasch verumert. Das Hübepaupt Konrad's, das jedes Mal das ältste Glied des Bemünischen Hauses der Begüterichtigkeit haben sollte, trug dazu nicht wenig bei. Denn aus diesem Grunde wußt hauptsächlich gründete die nachträglich-meinige Linie eine neue Stiftung mit Hilfe zwischen Keipzig und Dresden, die sie ihrer vollen Kunst und Liebe zuwandte; und selbst als die Begüterichtigkeit zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts wieder an den Markgrafen Dietrich von Meissen, den hochberühmten Öhemer Walthers von der Begüterigkeit, übergegangen war, blieb das Kloster der Vermüderung und Justigkeit preisgegeben. Wir besitzen über diese Vorgänge die genauesten, wenn auch wohl nicht ganz unparteiisch gehaltenen Berichte in der Chronik des Peterberges selbst, die ein Mönch aus dem Kloster, wahrscheinlich im Anfang der dreißiger Jahre des dreizehnten Jahrhunderts, geschrieben hat. Leider aber bricht diese mit dem Jahre 1225 ab, so daß wir über den Schluß der Bewirung im Unklaren sind. Das, was er erzählt, ist recht geeignet, und Detailreihen über die Zustände der Geistlichkeit im dreizehnten Jahrhundert zu geben, die der größte deutsche Lyriker, Walthar von der Begüterigkeit, in so großer Fichte schildert. Ja, es dürfte vielleicht nicht ohne Grund angenommen werden, daß Walthar seine berühmten Strogeichte gerade im Hinblick auf die zerstörten Zustände dieses Klosters gesungen habe, da er sich in Thüringen und Meissen aufgehalten hat und mit den Verhältnissen anderer Klöster in diesen Gegenden nicht unbekannt war:

Oh ich noch länger so den Schuß  
 Mich brüden löst, wie ich bin,  
 Oh müß ich Mönch in Loberin (Dobrlingst).

Vom Anfang des dreizehnten Jahrhunderts an blieben die Kirche und die Klosterräume so ziemlich in demselben Zustande, bis die Aufhebung des Klosters unter Herzog Heinrich im Jahre 1540 erfolgte. In diesem Jahre wurde die erste evangelische Kirchenvisitation auf dem Peterberge gehalten, die Klosterstiftung wurde aufgehoben, die Güter zog der Landesherr ein und ein Amtschöpfer wurde für das Amt Peterberg bestellt. Die Klostergebäude wurden von demselben als Wirtschaftsgebäude benutzt und selbst ein Theil der großen Kirche mußte als Scheune dienen. Noch in demselben Jahrhundert, im Jahre 1565, folgte endlich der Blitz in den Thurm, so daß die Kirche mit dem größten Theile der Klostergebäude abbrannte, während nur die alte Capelle vom Feuer nicht berührt wurde. An eine Wiederherstellung der Kirche in ihrem ursprüng-

lichen Style wurde natürlich nicht gedacht, sondern man baute vielmehr in die Reste derselben eine Kirche hinein, deren Seiten die ängstlichen Mauern der Seitenhöfliche, die das Querschiff vom Langschiff trennende Mauer und dieser entsprechend eine vierthe mitte durch das Mittelchiff und die Seitenhöfliche bildeten. Durch diesen Bau zerstörte man noch Vieles, was die Elemente übrig gelassen hatten, und in diesem Zustande blieb dem die Ruine mit der in sie hineingezwungenen Kirche bis in das Jahr 1854.

Dennoch aber lag sie auf in dieser Gestalt jahrelange Fremde der Kunst an, vor Allen den König von Preußen und den jetzigen König Johann von Sachsen. Beide besuchten am 3. Juni des Jahres 1831 den Ort, wo die Grabstätten des ersten Markgrafen von Meissen und so mancher anderer Mitglieder aus dem Hause Wettin sich befinden. König Friedrich Wilhelm IV. dachte gar bald nach seiner Thronbesteigung an eine Wiederherstellung derselben, und schon 1842 wurde ein Beamter auf den Peterberg gesandt, um einen Ueberschlag über die Kosten der Restauration aufzunehmen. Seit dieser Zeit nahm man Bedacht, das, was noch zu retten war, zu erhalten, und nur die alte Capelle mußte im Jahre 1843 abgetragen werden. Im Sommer 1853 wurde Befehl gegeben, das Kreuzschiff und den hohen Chor auszubauen, die Beugen des Kreuzschiffes zu öffnen und den hohen Chor mit der bisherigen Kirche wieder zu verbinden. Dieser Plan aber zeigte sich bald unausführbar, die bisherige Kirche ward ganz abgetragen und nun die alte Kirche in der ursprünglichen Gestalt, so weit man ihr aus den Ueberresten und aus den historischen Nachrichten nachkommen konnte, wieder hergestellt. Am 8. Septbr. 1857 wurde sie vom Könige von Preußen vor einer glänzenden Rückverversammlung dem getreulichsten Gebrauche feierlich übergeben.

Die Herstellung hatte einen Kostenaufwand von mehr als 46,000 Thalern erfordert.

Von den Ämtern des jetzigen sächsischen Königsbaldes liegen auf dem Peterberge begraben: Konrad, Graf von Wettin, der Gründer des Klosters und erster Markgraf von Meissen aus dem Hause Wettin, gest. am 5. Februar 1157, seine Gemahlin, seine Schwester und sein Sohn Heinrich, gest. 1182, Friedrich, Graf von Prenz, Heinrich's Bruder, Dietrich, Markgraf von Niederland, Heinrich der Jüngere, Enkel Konrad's, gest. 1187, Ulrich, Graf von Wettin, gest. 1206 und ein erst 12 Jahre alter Knabe Heinrich, Sohn Ulrichs, gest. 1217. Die übrigen Ueberreste dieser Verstorbenen ruhen sämmtlich in der oben erwähnten Capelle und waren mit Eisenblechen gedeckt, die aber in Folge der Restauration der Capelle jetzt einen andern Platz erhalten haben.

## Interessante Zahlen- und Größen-Verhältnisse.

Die Zusammengehungen des Alphabets. — Was und wie viel man mit 25 Buchstaben füllen kann. — Die menschlichen Laute. — Die Tonverbin-

Interessantes aus der Mathematik? werden die meisten Leser ausrufen und unabhängig den Krümel bei Seite legen oder misstrauisch einen zaghaften Blick hineinwerfen. Interessantes aus der trockensten und am Viele glauben, schwierigsten Wissenschaft, — das daß es zu den unerschöpflichen Dingen. Und doch sind viele Partien der Mathematik befremdet geeignet, unser Interesse zu wecken, da sie uns eher wie jede andere Wissenschaft an sicherer Hand als die Grenzen des vernünftigen, menschlichen Denkens führt und von hier aus eine Rundschau über ferne unbekante Gebiete gestattet, die in Nebelnebeln gehüllt, sich bis in's Unendliche erstrecken. Denn das Unendliche ist sein Gegenpart, das Nichts, beide für den Menschen ungreifbar, in denen jede Speculation, jedes Denken sich verliert, und die doch eben wegen ihrer Unnahbarkeit immer von Neuem und reizen, ihrem Wesen nachzugraben; diese läßt uns die Mathematik wenigstens ahnen, wenn auch nicht verstehen. Die Zahlreihen, die so Mancher als das Trostliche, Geistesloste mit verächtlichem Blick überfliehet, oder die Formeln, von den Weisen für tot gehalten, sie bergen in sich die interessantesten Geheimnisse in Uebrigem, Umfang und Bedeutung. Nichts ist eine größere Harmonie zwischen dem einzelnen Theilen, nirgends eine größere Gesetzmäßigkeit zu entdecken, und selbst das scheinbar Widersprechende steht in genauer Beziehung zu seinem Gegenstande. Vielleicht gelangt es mir in nachstehenden Artikeln, einige interessante Seiten der Mathematik darzustellen und Menschen von dem Vorurtheile zu befreien, das er gegen diese Wissenschaft begi-

I.  
 Vielfältigkeit der Zusammengehungen.

Wenn ich von den fünfundsieben Buchstaben unseres Alphabets je zwei, drei u. s. w. bis zu fünfzehn zusammenstelle, so daß ich nicht nur auf die Anzahl der einzelnen Elemente, sondern auch auf ihre gegenseitige Stellung sehr und vielfachen beliebig oft in einer Zusammenlegung wiederholen darf, so bekomme ich bei Berücksichtigung aller möglichen Fälle und Beziehungen die ungeheure Menge von circa 970 Tausenden solcher Zusammengehungen. Ist nämlich eine Reihe von Gegenständen gegeben, so kann mir die doppelte Aufgabe werden, entweder diese Gegenstände in alle nur möglichen Stellungen zueinander zu bringen, oder alle die verschiedenen Verbindungen aufzusuchen, welche sich mit je zwei, drei oder mehreren vermehren lassen. Natürlich kann auch Beides zugleich verlangt werden. Es lassen sich z. B. die vier Buchstaben e, i, l, s vierundzwanzig Mal\* verzeihen, permittiren, und die sechs Buchstaben e, i, l, n, s, a, t geben fünfzehn\*\* verschiedene Combinationen, wenn ich jedes Mal vier dieser Zeichen, aber nie dieselben wieder, verbunden werden. Soll nun jede dieser Combinationen-

\* alle laie lels soll  
 eil les loal soll

\*\* alle einst  
 eil elst inst  
 eil elst inst  
 elst elst inst  
 elst elst inst  
 elst elst inst

formen auch wieder permittirt werden, so gibt es für jede einzelne wieder vierundzwanzig mögliche Besetzungsformen und man erhält mithin 360 Verbindungen von je vier Buchstaben aus den sechs gegebenen Elementen  $e, i, l, n, r, s$ . Ist es außerdem gestattet, die einzelnen Buchstaben beliebig oft zu wiederholen, so findet man sogar 1296 verschiedene Formen in je vier Elementen. Hierdurch ist jedoch die Zahl der Zusammenstellungen noch keineswegs erschöpft, denn so gut ich von jenen sechs Elementen je vier zusammenstellte, kann ich es auch mit je zwei, drei, fünf oder sechs thun, so daß sich die Anzahl der Verbindungen aus diesen sechs Buchstaben auf die Höhe von 55-980 steigert. Man erkennt aus dem angeführten Beispiele leicht, daß mit der Vermehrung der gegebenen Elemente die Anzahl der möglichen Verbindungen wachsen muß, und es wird uns nun nicht mehr wundern, daß sich aus den fünfundzwanzig Buchstaben des Alphabets jene ungeheure Menge von circa 970 Trillionen \* Zusammenstellungen ergibt, wenn auch nur je zwei, drei bis fünfzehn Buchstaben eine Zusammenfügung bilden.

Doch untersuchen wir, was diese Zahl zu sagen hat. So wie sie da vor uns steht, erscheint sie Zahl als große Zahl, als weite Nichts. Bei genauerer Betrachtung lernen wir sie erst verstehen. Sie wird gebildet aus circa 14,512 Trillionen \*\* Buchstaben. Wenn wir alle diese Buchstaben hinter einander in eine Reihe schreiben wollten, so würde diese, 14,5 Trillionen auf einen Zoll, 12 Zoll auf einen Fuß und 2500 Fuß auf eine geographische Meile gerechnet, eine Zeile geben von circa 3333 Millionen geographischen Meilen, also die Entfernung der Erde von der Sonne, welche circa 21 Millionen Meilen beträgt, ungefähr 160 Millionen Mal an Länge übersteigen. Nehmen wir ferner an, daß auf die Fläche eines Quadratfußes 100 Buchstaben geschrieben werden können, so find zur Aufnahme aller jener Buchstabenverbindungen (144 Quadratzoll auf einen Quadratfuß, 62500000 Quadratfuß auf eine Quadratmeile gerechnet) nicht weniger als 928 Millionen Quadratmeilen erforderlich, oder, mit andern Worten, 100 Kugeln von der Größe der Erdkugel würden eben ausreichen, wollte man alle jene Worte aufzeichnen. Bäre das Material, aus welchem man schreibt, Papier von 32 Zoll Länge und 18 Zoll Breite der Bogen und betrüge die Dicke von 50 übereinander liegenden Bögen, deren 600 zu einem Fußbände vereinigt sind, einen Zoll, so würde man doch, obwohl jedes Blatt von oben bis unten, von rechts nach links dergestalt mit Buchstaben überdeckt ist, daß nicht der geringste freie Raum übrig gelassen wäre, die ganze Bibliothek von 104 Millionen Bänden zu besetzen. Um dies unterzubringen, sind circa 80 Millionen großer Eile notwendig, deren jeder  $2\frac{1}{2}$  Fuß lang, 216 Fuß breit und 48 Fuß hoch und so voller feuersicher gepreßt ist, daß kein Wassertröpfchen Raum zwischen den einzelnen Bänden sich befindet. Denken wir uns diese Bibliothekshäile alle in einer Reihe gebaut, so würden sie eine Länge von 1600 000 deutschen Meilen erreichen oder ziemlich 300 Rast einen Hütel um die Erde bilden, da, wo deren Umkreismer als größten ist. — Und in diesen Sälen nicht als Bücher, und in den Büchern nicht als Buchstaben, und — alle diese Buchstaben nur die verschiedenen Zusammenfügungsformen bildend der fünfundzwanzig Zeichen des Alphabets.

Nach größer ist die Anzahl aller Zusammenfügungen der Laute, deren die menschliche Stimme fähig ist und die sich zur Wohlthätigkeit eignen. Alle Sprachen, seien sie auch noch so verschiedenen Stammes und Reichthums, haben doch gewisse primitive Laute des menschlichen Sprachorgans zum Ausgangspunkt. Das „A“ und das „O“ klingen uns eben so gut aus der Wie der deutschen Opernsängerinnen, als aus den wilden Schladachtsungen der Iroquesen oder den einströmigen Gebeten der Mandarinen entgegen. Und doch, welcher Unterschied zwischen diesen und den hundert andern Sprachen! Raum siehe es sich begreifen, wie die Menschen, doch so weger Stimmante fähig, so verschiedene Sprachen und Dialekte erfinden konnten, wenn und nicht die Betrachtungen über die Mannichfaltigkeit der Combinationen Aufschluß darüber ertheilt. Neh-

men wir nur 70 verschiedene Stimmante an und suchen die Summe der Combinationen und deren Besetzungen von je zwei, drei bis zwanzig Lauten, so resultirt doch schon eine Reihenahl von 37 Ziffern oder circa 8 Trillionen.\*

Genüß wird der Voraussetzung, daß davon nur etwa der bilionte Theil von der Beschaffenheit ist, daß ihn eine menschliche Zunge aussprechen kann, nicht zu groß gereizt erscheinen, und dennoch erhält man dadurch einen solchen Reichtthum, daß jeder der Tausend Millionen aus Erden lebenden Menschen seine eigene Sprache mit einem Vorrath von 8 Tausend Millionen Wörtern haben könnte. Welch ein Kußstift für Sprachforscher! Wenn nur alle diese Lautverbindungen aufgeschrieben wären! Da würde neben einem gälischen Worte eins aus dem Sanskrit stehen, neben dem französischen ein Wort aus der Sprache der Buschmänner. Da könnte man Stammsverwandtschaften und Gynologie futiren, denn von Allem läge die gemeinsame Wurzel klar und wahr vor Augen. Leider muß es indess kein frommen Wünsche bleiben, da wir mit Hinblick auf die Betrachtungen, welche wir über die Größe der Zahlen vorhin anstellten, nicht in Zweifel sein können, daß diese Aufzählung in der unermöglichen Dinge gehört. Was dort die Einheit war, sind hier 800 Billionen, so daß z. B. die Masse des Papiers, an welchem alle diese Lautcombinationen geschrieben werden könnten, 3½ Millionen solcher Kugeln ausmachen würde, wie unsere Mutter Erde ist.

Auf der ungeheuren Menge der Combinationen und deren Besetzungen, welche mit einer bestimmten Menge von Zeichen möglich sind, keracht läge die Mannichfaltigkeit der Tonverbindungen. Schon beim Pianoforte allein (dasselbe zu 6 Octaven, die Octave in 12 halben \*\*\* Tönen angenehm) findet man über eine halbe Billionen \*\* zwei bis zehnstimmige Accorde, wobei man jedoch von den Regeln des Generalbasses und den Gesetzen der Harmonielehre absehen muß. Bisherlich wird der milionte Theil wirtliche Consonanzen geben. Diese nun, als einzelne Elemente betrachtet, lassen sich auf dieselbe Weise combiniren und variiren, wie wir es mit den Buchstaben vorhin gethan haben. Diese Zusammenstellungen geben aber die eigentlichen Musikstücke. Wollte Jemand sich an's Werk machen, alle diese Zusammenfügungen oder Verbindungen aller consonanter Accorde aus Noten zu bringen, so würde er ohne alle musikalische Schöpfersgabe die schönsten Opern, Kirchenmusiken und Oratorien componiren können. Es würde dann nicht mehr die Rede sein von guten Compositionen, sondern nur von guten musikalischen Combinationen; ebenso wie die geistreiche Autorität eine illosophische werden müßte, sobald die sämtlichen Worte einer Sprache zu Millionen combinirt würden. Doch deshalb brauchen weder Compositionen noch Autoren irgend eine Vorsehung zu hegen, daß ihnen ihr Raum weder wegcombinirt werden. Wenn schon die paar Buchstaben des Alphabets oder die 70 Stimmante des menschlichen Sprachorgans, so fünfzehn oder zwanzig verbunden, Zahlen ergaben, die erst zergliedert werden mußten, um einen Maßstab an sie legen zu können, so sehr ist an solcher Maßstab hier schon auf der untersten Verbindungsstufe möglich. Bezüglich sehen wir uns nach einer Vergleichungszahl an, welche unser Geist in seiner Größe und Ausdehnung zu umfassen vermag, wir glauben an den Fertern der Unendlichkeit zu stehen, obwohl wir uns fortwährend im Endlichen bewegen. Höchstens kann die Geschwindigkeit des Lichts, das doch in der Secunde circa 40,000 Meilen zurücklegt, wenn es Hunderte von Jahren braucht, um von einem der größten Sterne zu uns zu gelangen, uns öffnen lassen, was ein paar hundert Billionen Meilen für eine Entfernung ist. Weiter hinaus hilft auch dieser Maßstab nicht mehr, denn selbst eine solche Fächerbreite als Einheit gesetzt, kommen wir auf die unbegreiflichen Zahlen, wenn wir versuchen wollten, eine einzige Walzercauel zu combiniren. Wir finden, daß die Anzahl der Fälle durch eine Zahl von 121 Ziffern darge stellt wird. Keine Rame oder Zeitgröße ist hier im Stande, diesem stamenden Geist zu Hülfe zu kommen, der schon bei 13 Ziffern an der Ungeheuerlichkeit der dargestellten Größe er-

\* Genam: 970 000 127 681 001 123 453 750, und zwar 625 zu zwei, 16 625 zu drei, 384 625 zu vier, 9 705 625 zu fünf, 244 140 625 zu sechs, 6 103 515 625 zu sieben, 152 057 800 625 zu acht, 3 281 439 726 625 zu neun, 55 367 431 640 625 zu zehn, 2 384 185 791 945 625 zu elf, 56 944 844 735 804 625 zu zwölf, 1 484 116 911 389 476 625 zu dreizehn, 37 222 902 984 619 140 625 zu vierzehn, n. 931 022 574 615 478 515 625 zu fünfzehn Buchstaben.

\* Genam: 004 867 055 463 093 913 144 627 536 231 584 067 970.  
\*\* e, a, d, dis, e, f, as, g, gis, a, b, h.  
\*\*\* Element. 634 988 384 863 und zwar 2566 je zwei, 58 640 je drei, 1028 790 je vier, 13 991 544 je fünf, 156 288 908 je sechs, 1 479 169 704 je sieben, 11 969 016 345 je acht, 85 112 905 120 je neun, und 536 211 932 256 je zehnstimmige Accorde.

† Buchst. auf: 14 511 063 241 621 388 129 375.

beht, und doch ist selbst diese Größe etwas Verschwindendes gegen das Unendliche.

Das Kartenspiel verdaunt seine Abwechslung und deshalb sein Interesse ebenfalls der Mannichfaltigkeit der möglichen Verbindungen und Vertheilungen, die sich mit den Karten eben so gut vornehm- lassen, wie mit den Buchstaben oder Tönen. Wir erfahren bei der Berechnung der Summe der Variationen, denen ein bestimmtes Spiel unterliegt, nicht nur, wie viel verschiedene Spiele überhaupt in der Karte enthalten sind, sondern auch, wie oft ein und dasselbe Spiel der Wahrscheinlichkeit nach wiederkehren wird. Der Scat wird mit der deutschen Karte, also mit 32 Blättern, unter 3 Be- theiligten gespielt, so daß jeder Mitspieler 10 Karten erhält, die übrig bleibenden 2 für den Spieler in Reserve in den Scat gelegt werden. Die Verbindungen je zweier Elemente von 32 gegebenen ist eine 496fache, es kann also 496 Mal ein anderer Scat liegen, und nach 496 Spielen werden der Wahrscheinlichkeit nach wieder einmal dieselben zwei Blätter liegen. Von den übrigen 30 Blät- tern kann aus der erste der Mitspielenden bei einem und demselben Scate 30/045-015 Mal verschiedene Karte bekommen, während sich die letzten zwanzig Karten auf den zweiten und dritten Mitspielenden dergestalt vertheilen, daß sie unter sich wieder die Karte 184/756 Mal umwecheln können. Auf jede zwei Blätter des Scates kommt ein Spiel von 30/045-015 mögliche Spiele der Vorbild und auf jedes dieser Spiele wieder 184/756 verschiedene Spiele in der zweiten und dritten Hand. Daraus ergibt sich, daß die Zahl der möglichen Fälle überhaupt 1-376/645-204/257-320 beträgt. Solche Spiele werden gemacht werden müssen, wenn alle überhaupt denkbaren Spiele

durchgespielt werden sollen. Es ist daher auch die Wahrscheinlich- keit, daß erst nach jener Anzahl von Spielen jeder Mitspieler bei denselben zwei Blättern des Scates dieselbe Karte erhält. Was wäre das aber für ein Stückchen Arbeit, alle diese Spiele durch- zuspielen! Geseht, drei edle Scatbrüder machen sich daran mit dem Versahe, nicht eher wieder anzuhören, bevor das große Werk geschehen, wie lange müßten sie wohl liegen? Als tüchtige Spieler sind sie wohl im Stande, in der Stunde zwanzig Spiele zu ab- solviren, sie spielen Tag und Nacht und müssen sagen — über 7850 Millionen Jahre. Wenn seit Christi Geburt vier Millionen Spiel- tische unausführlich Tag und Nacht fortgespielt hätten, sie würden noch nicht mit allen diesen Spielen fertig sein.

Eine noch größere Abwechslung in Folge der größeren Karten- zahl bietet das Whistspiel dar. Bei diesem wird der einzelne Spieler erst nach 635-012/559-600 Spielen wieder einmal dieselbe Karte be- kommen und es sind im Ganzen circa 178-815 Quadrillionen Spiele möglich, eine Anzahl, welche so groß ist, daß bedaupt werden kann, daß die ganze Whist spielende Gesellschaft von Erfindung die- ses Spieles ab bis jetzt noch nicht den Billionentheil aller im Whist überhaupt möglichen Touren durchgespielt hat. Denn wollten auch alle tausend Millionen Erdwohner Tag und Nacht fortgespielt und jede Stunde zwanzig Partien machen, sie würden demangeseht vierzig Billionen Jahre brauchen, einen Zeitraum, während dessen eine Schnecke, die stündlich zwei Fuß zurücksetzt, 1/5 Millionen Mal den Weg von der Erde nach der Sonne durchzuziehen könnte, obwohl sie zu dem einmaligen Wege schon achtundzwanzig Millio- nen Jahre brauchen würde.

## Das Insecten-Vivarium.

„Der Ocean auf dem Tisch“ oder das Marine-Aquarium, wie das in der Gartenlaube mehrmals fremde in Deutschland gefunden. Diefen theils an die Redaction, theils an den Verfasser ein, in welchen der Wunsch ausgesprochen wart, sich solche englische Ma- rine-Aquarien anzuschaffen. Aber alle diese frommen Versähe scheiterten an der Schwierigkeit und Kostspieligkeit der Anschaffung und Uebersendung. Aus dieser Verlegenheit rettete der in der Garten- laube gemachte Vorschlag, Schil- wasser-Aquarien aus heimischen Bässern und Mitteln anzulegen. Jedem ist leicht ein Fluß, Teich oder Graben zugänglich, und wer Glas und einen Glaser hat, wird wenig Schwierigkeiten finden, sich einen kleinen Krystallpalast mit einem Stückchen Fluß oder Teich unten anzuschaffen. Das nöthige entomologische Getriebe und Ge- wimmel hinein kann an einem einzigen schönen Junimorgen zu- sammengebracht werden. Zwar ersetzt ein solches Schilwasser- Aquarium die zoophytischen, thier- pflanzlichen Wunder der Meerestiefe nicht, aber wo man die Na- tur auch pade, überall ist sie in- teressant und gibt dem Menschen etwas zu ratzen, sich zu wundern und alle Wazgen über legend eine neue Offenbarung, ist oder Vaime zu freuen.

Und wer mit diesem süßen Surrogate des salzig-englischen nicht zufrieden ist, dem können wir jetzt ein anderes, ganz funktel- nagehneues von England her bieten, das vielleicht noch interessanter und leichter anzuschaffen und zu halten sein wird, das „Butter-

fliegen-Vivarium“, wie die Engländer nennen. Unter Butterfliege — *Bombus* — verstehen sie nämlich den Schmetterling. Es handelt sich also um einen Schmetterlings-Krystall- Palast in der



Das Insecten-Vivarium.

Stunde mit allerhand sitzenden und fliehendem, buntem und getoemem Leben. Es ein Krystall- Palast voller Raupen, Chrysaliden und daraus hervorkriechender, entomologischer perfischer Prinzen oder geflügelter Pflizen — Ein- bilden der Unsterblichkeit — ist ein ganz anderer Genuß und eine viel reichere Zimmerdecoration, als die an Stednadeln gespieelten, unter Glas und Rahmen ange- hangenen Schmetterlingsleichen. Die wir aus der Abbildung eines Dampfbros'schen Schmetterlings- Vivariums sehen, zerfällt es in zwei Theile, eine wasserige Unter- und Wurzel-, und eine luftige Ober- und Blumenwelt voll bunten Lebens. Es ist also eine höhere Anlage des Schilwasser- Aquariums. Unten mögen die klei- nen Wesen wohnen, denen das Wasser die Luft ersetzt, auch eine Menge kleine amphipodische Curculio- stien. Den oberen Theil nicht man für Raupen, Chrysaliden und Schmetterlinge ein, die bekanntlich oft als Chrysaliden im Wasser wohnen und sich erst in die Ober- welt begeben, wenn sie reich sü- len, in den Himmel zu fahren und einen neuen Atram anzuziehen. Wer denkt nicht gern an die gra- ziose Wasser-Vibelle, diesen lusti- gen, beschwingten entomologischen Reichthum? Sie war kurz vorher eine delphaste, unerfäßlich ge- fräßige Made des Wasserjampfes. Solche Wandlungen und Auf- erstehungen thatsäglich in allen ihren Stadien zu beobachten, ist

ein Naturkathium, das vor lauter Freuden, die es bietet, aufhöret, eine Anstrengung zu sein.

Im Allgemeinen weiß zwar Jeder, daß Gestrüch, Ranken und Schmetterlinge nicht mehr gehort und gezaubert werden, sondern ganz natürlich aus oberirdisch gelegten und ausgetrübten Eiern auskriechen, furchtbar freilen, dann den Kypseln verfallen, sich in Selbstverweslichkeit zurückziehen, erstarren und schließlich hängen bleiben, bis ihnen die Sonne den Pelt sprengt und bunte Schmetterlinge daraus hervorflattern. Aber wie hängen Varen, Ranken und Schmetterlinge zusammen? Wie sah dieser und jener Tag, Nacht und Dämmerungsstater als Raupe aus? Wie wird die Chrysalis als Schmetterling aussehen? Zur Beobachtung und Sicherung der Identitäten der verschiedenen Gattungen und Arten in ihren verschiedenen Wandlungen gibt es nichts Besseres und Anmutigeres, als ein solches Insecten-Bivarium im Zimmer. Daß man es außerdem mit den schönsten Wasser- und Sumpfpflanzen, Käfern und unzähligen kleinen Geschöpfchen, die in, auf und an dem Wasser leben, bereichern kann, versteht sich von selbst. Ueberhaupt liegt hier die Combination eines Treibhauses für Sumpf- und Wasserpflanzen, die viel schöner sind, als man im Allgemeinen glaubt, eines Süßwasser- und Insecten-Aquariums und Bivariums sehr nahe. Es gibt Engländer, die eben noch Avarizen oder Vogel-Niße angebracht haben, so daß man Alles, was die Natur im Kleinen Schönes, Interessantes und Wunderbares bietet, in einem solchen lebendigen Naturalien-Cabinet-Krypthall-Palaste am Fenster vereinigen kann.

Was das Glashaus für die Insecten betrifft, so kann man natürlich damit den größten Luxus treiben und es aus großen Spiegelscheiben festbar und prächtig fernem und süßen lassen. Aber auch

kleine gemüthliche Fensterstücken, wenn nur unten gehörig wasserrecht gestützt und mit Böchern für Abspaltung abgelaufenen Wassers versehen und oben für gute Ventilation eingerichtet, thun ihre Dienste, so daß man im Wesentlichen für ein paar Thaler dieselben freuden und Genüsse ermöglichen kann, wofür ein Abarer doppelt so viel künstlicherstehende oder Vordröckel ausgegeben haben mag. Die Humvirens'schen Insecten-Bivariums sind bis jetzt in drei Größen vorrätzig: drei Fuß lang, zwei Fuß sechs Zoll hoch und ein Fuß sechs Zoll breit — von Spiegelscheiben à vier Pfund; zwei Fuß sechs Zoll lang, zwei Fuß hoch und ein Fuß vier Zoll breit à drei Pfund und zehn Schilling, und zwei Fuß zwei Zoll lang, zwei Fuß hoch und ein Fuß vier Zoll breit à drei Pfund. Dies sollen die passendsten Größen sein. Kleinere Räume beengen die Beobachter und gewähren nicht genug Luft und Bewegungs-Terrain. Gemüthliche und aus kleineren Scheiben zusammengesetzte Glashäuser erlauben natürlich schon für einige Thaler ein Haus für die friedende und fliegende Entomologie und die dazu gehörige Vegetation.

Was für Pflanzen und Käfer und Ranken und Schmetterlinge u. s. w. am Besten zusammenpassen, was hier nöthig, nämlich, schädlich ist oder im Interesse der Schönheit erlaubt oder nützlich, wünschweith sein mag, aber diese Einzelheiten des Insecten-Bivariums sprechen wir wohl später und gehen noch einige erläuternde Illustrationen. Günstlichen bewerten wir nur, daß der berühmte englische Entomolog Keet Humvirens ein prächtig illustriertes Werk über das Insecten-Bivarium erschienen ließ, \* das von William Lay in King-Williamstreet, London, für sieben Schilling sechs Pence bezogen werden kann.

\* „The Butterfly-Bivarium or Insect Home“ etc.

### fulminanti.\*

Aus der Wappe eines kaiserlichen Officiers.

„Fulminanti! Fulminanti! Wer will tanzen?“ hörete ich mit einem martdurchdringenden Tone rufen.

Ich wachte mich sogleich nach der Gegend, aus welcher der Ruf kam, konnte aber den Ruf selbst nicht entzuden, eine dicke Menschenmenge, vor dem Palais des Grafen L. zusammengeedrängt, verpferste mir die Aussicht in der Straße.

Es war in Padua im Jahre 1849 in einer der Hauptpofagen. Ich vermutete eine Arretirung, die damals nicht zu den Seltenheiten gehörte, oder einen Unglücksfall und trat näher.

Schließlich hörete ich dieselbe Stimme rufen:

„Fulminanti, Fulminanti, Herr Graf!“  
Ich brach mir Dahu durch die Menge, was mir nicht sehr schwer ward, da ich Unferm trug.

In der Mitte derselben erkannte ich den Grafen L., der eben seine ohnmüchtig gewordene Tochter aufhob und Anstalten machte, sie in das Palais transportiren zu lassen.

„Fulminanti! Fulminanti!“ tönte es wieder.

Der Graf erob den Kopf und hielte wüthend umher, dabei fiel sein Hof sprühendes Kuge auf mich; er erkannte mich sogleich, übergab seine Tochter der herbeigeeilten Dienerschaft und schritt auf mich zu. Ich hatte in einem Casé nur oberflächlich seine Belanntschaft gemacht.

„Herr Lieutenant,“ sprach er mich mit yitternder Stimme an, „Herr Lieutenant, ich erlaube Sie, den Mann, der hier seine Zündhölchen zum Verkauf andruct, sogleich zu verhaften. Es ist ein höchst gefährliches Individuum.“

„Herr Graf, wie kann ich —“ wollte ich entgegnen, aber er ließ mich den Sag nicht vollenden und fuhr fort:

„Die Verantwortung fällt auf Sie, Herr Lieutenant. Ich habe Sie aufmerksam gemacht — verhaften Sie ihn; in einer halben Stunde bin ich bei Ihnen und werde Ihnen die Gründe meiner Denunciation bringen.“

Ich wollte noch Einwendungen machen, allein der Graf hatte mich schon verlassen und war in sein Palais geeilt.

„Fulminanti, Fulminanti, Herr Graf!“ rief es wieder.

„Fulminanti, Herr Graf!“ wiederholte jetzt die Menge im Chöre.

Ich suchte nun zu dem Ausrufer zu gelangen; endlich hatte ich Zündhölchen.

ich ihn erreicht. Ich sagte ihn am Arme, um ihn wegen Störung der Ruhe zur Rechtschalt zu ziehen, wie groß war meine Ueberraschung, als ich in ihm meinen Schulcameraden Giorgio, den Bruder des Grafen L., erblidete!

Auch er hatte mich sogleich wieder erkannt, wußte aber nicht, wie ich aus seinen Minuten lenen konnte, ob er die Belanntschaft erneuern sollte.

„Giorgio, Du in Padua?“ sprach ich ihn an.

„Seit Kurzem!“ antwortete er, mit seinem Entschlusse noch nicht einig.

„Und was machst Du hier?“ fragte ich weiter.

„Ich verkaufe Zündhölchen — mit Schwefel!“ entgegnete er ruhig.

„Wie sind doch nicht im Carneal,“ fuhr ich lächelnd fort, „wozu diese Rastrede?“

„Ich bin nicht maßlos; Du hättest mich, wenn ich es wäre, gewiß nicht erkannt,“ entgegnete er.

Da sich bereits Neugierige um uns versammelt hatten, bat ich ihn, mir in meine Wohnung zu folgen.

„Ist das ein Befehl oder eine Einladung von Dir?“ frag er, setzte aber dann schnell hinzu: „es bleibt sich gleich, ich folge Dir!“

In meiner Wohnung ließ ich eine Flasche Wein bringen und erlauchte ihn am Aufsturz über die Scene in der Straße vor dem Palais seines Bruders und über ihn selbst.

„Das heißt, Du willst Dir eine Geschichte von mir erzählen lassen?“ sagte er, das Glas leered.

„Und zwar eine sehr interessante, wie ich vermuthet,“ bejahte ich.

„Das Beste an dieser Geschichte wird für Dich jedenfalls deren Kürze sein. Du sollst sie hören; ich wünschte, die ganze Welt wolle sie hören.“

Bei diesen Worten nahmen seine Züge einen unheimlichen Ausdruck an, er stierte mehrere Minuten lang auf den Fußboden, fuhr dann mit der feinen weißen Hand, die schlamm mit seiner Kleidung contrastirte, über seine Augen, wie um ein Bild, das sich in denselben enthielte, zu verwischen, und begann mit sturem, aber satzhaftem Tone:

„Mein Bruder und ich konnten uns von Kindheit an nicht mit einander vertragen. Der zehn Jahren, keihsüßig, scheidet sich aus unsrer politischen Meinungen und ein ferneres Zusammenleben wurde unerträglich. Ich war sferreichlich geknnt aus dem sehr einfachen Grunde, weil ich einen italienischen Fürsten kannte, unter dessen Regierung wir hätten glücklich werden können. Mein Bruder hingegen war in seinem Innern ein Mazziniist, der aber, wenn er in Padua lebt, stets die Maske eines loyalen Unterthan trägt. Ich zog deshalb aus seinem Hause und kümmerte mich weder um ihn, noch um seine Familie.

„Es war eine kurze Zeit, in der mir das Glück lächelte, aber ich glaubte damals an Menschlichkeit, glaubte an ein Paradies! Ich liebte und wurde geliebt, wahr und innig. Ich weiß nicht, ob Du Dir von dem Glücke, das in reiner Liebe lebt, einen Begriff machen kannst. In wenigen Monaten wollte ich meine Rosina heirathen, die nicht aus adeligen Blute stammte. Ich wollte nur meine Befreiung nach Mailand abwarten, um die ich nachgesucht hatte. Ich war damals beim Kriegskommissariate angestellt.

„Eines Abends kam ich zu Rosina und fand bei ihr einen gewissen Broglio, eine Creatur meines Bruders, der ihr eben einen der schimpflichsten Anträge machte. Rosina warf sich laut weinend in meine Arme; Der Broglio war vernünftig genug, sich ohne Aufsehen entfernen zu wollen, aber er schick mir zu langsam gegen die Thüre, ich packte ihn deshalb und warf ihn die Treppe hinab. Er verreckte sich dabei einige Minuten, die aber leider wieder eingetret werden konnten.

„Eine Woche später erhielt ich von Herrn Broglio ein Billet, in welchem er mir eine 100 fl.-Note, die ich ihm vor einiger Zeit geliehen, mit Dank zurückerstattete. Ich hatte diesen ihm erwiesenen Dienst im Lammel meines Glückes beinahe vergessen, um so mehr, als ich ihm dieses Geld nicht aus meiner Privatcasse gab. Broglio besuchte mich nämlich eines Tages im Bureau und bot mich, ihm jene Summe, die er augenblicklich brauchte, zu leihen. Ich hatte nicht so viel Geld bei mir und gab ihm kasselle einzuweisen und der mir anvertrauten Casse des Wittens- und Baifensfonds; Nachmittags konnte ich die Summe aus meiner Privatcasse ersetzen. Jetzt erst, als mich Broglio die Summe zurückschickte, fiel mir ein, daß ich vergessen hatte, die Summe wieder in die Casse zu legen; ich leidete mich daher schnell an und ging in das Bureau — ich kam zu spät.

„Auf Grund einer Denuncianz war nämlich die Casse vor einer Stunde im Geheimen revidirt worden, ich wurde verhaftet, angeklagt und zu sechs Jahren Zuchthausstrafe verurtheilt. Bei dem Verhöre verdächtigte mich mein Bruder auch noch revolutionärer Gesinnungen und benahm sich sonst sehr brüderlich. Bevor ich meine Strafe antrat, sah ich Rosina noch einmal, das arme Kind war in ihrem Schmerz fast wahnsinnig geworden. Sie gelobte mir ewige Treue.

„Ich brachte sechs Jahre im Gefängniß zu. Ich überlasse es Deiner Phantasie, Tir meine sechsjährigen Peiden auszumalen, ich habe eben keine Lust, mein Gehirn mit der Erinnerung daran zu maltrairiren. Aber es kam endlich auch die Stunde meiner Erlösung. In dieser Stunde verurtheilte ich meinen Bruder zu gleicher Qual, wie ich sie erduldet. Ich lernte nach Padua zurück.

„Der Aemter wollte ich Rosina sehen; sie wohnte nicht mehr in dem mir bekannten Hause. Ich erfuhr nicht nach ihrer neuen Adresse. Man gab sie mir: Grube Nr. 5. Sonterrain auf dem Friedhofe.

„Ich suchte nicht mit den Augenwimpern, als ich sie erfuhr, ich ging ruhig hinaus, ich blieb zwei Tage stumm vor ihrer feuchten Wohnung liegen, ich wollte ihr Ruhe nicht stören. Am dritten Tage kehrte ich in die Stadt zurück. Rosina war todt und das war gut, denn dieser Engel hätte die harte Kruste von Haß, Rache und Menschenverachtung, die sich während der sechs Jahre um mein Herz gebildet, erwischt.

„Ich besuchte Freunde und Bekannte, aber ich hatte vergessen, daß mit der überstehenden Strafe das Verbrechen nach menschlicher Barmherzigkeit noch nicht gelöscht ist — man empfang mich demgemäß, das heißt wie einen Verbrecher.

„Ich wunderte mich gar nicht, daß mich mein Bruder, als ich ihn besuchte und um Untersützung bat, zum Hause hinaudwerfen ließ. Ich mußte es sogar vorper, daß es so kommen würde, und mein Besuch war nur eine Beobachtung der Einleit, ich durfte ihn

bei meinen Bisten doch nicht übergeben, ich mußte ihm die Ehre zulemmen lassen, mich hinaudgerufen zu haben.

„Wenn ich Rosina hätte zum Leben erwecken können, ich weiß es nicht genau, denn sie würde kann nur geliebt haben, um von mir und meinem Schicksal erwecket zu werden.

„Mit genauer Noth erhielt ich durch Vermittlung eines meiner ehemaligen Diener die Befagniß, Zuhilfenahme mit Schwefel verkaufen zu dürfen.

„Da man bei uns in Italien jene Artikel in der Strafe laut andauern darf, so pagte dieser Erwerbzdweiz vollkommen zu meinem Plan. Ich sagte Pösten vor dem Hause meines Bruders, und so oft er oder Jemand aus seiner Familie aus demselben trat, trug ich ihnen meine Waare an. Seine Frau und Tochter wurden regelmäßig ohnmächtig, er aber hat eine jäbe Natur. Das Geld, das nach der ersten derartigen Scene gleich reichen Stoff zur Scandalgeschichte der Stadt abnte, begann sich für mich zu intercellen, und als es mit dem Zusammenhang bekannt war, verhehlte es den Groten. Das wollte mehr.

„Zuerst verfuhrte er, mich mit Gewalt der Behörden zu vertreiben, und als ihm dies nicht gelang, machte er mir die glänzendsten Anträge, wenn ich die Stadt verlassen wollte. Aber mich gefiel meine Stellung, ich war populär geworden und machte brillante Geschäfte, auch hatte ich mir einen Kreis von guten Bekannten erworben, freilich nur aus der letzten Classe des Volkes, aber ich fand, daß sie mehr taugen, als meine früheren Bekannten aus der ersten Classe mit Duzen. — Ich blieb also in Padua und auf meinem Pösten.

„Broglio, der Schurke, der auch in dem Hause meines Bruders wohnte, hatte eine solche Angst, daß er von dem Augenblicke an, als ich meinen Pösten bezog, gar nicht mehr ausging. Eilidia, meine Nichte, ein nervenschwacher Kind, erkrankte ebenfalls; heute sollte sie ihre erste Promenade nach ihrer Genesung machen, aber weil es mir schien, daß der Doctor ihre Nerven nicht härten können. Hier hast Du meine Geschäfte bis auf den heutigen Tag, beim Abschluß warst Du ja zugegen.“

„Ja bewegt, um etwas sagen zu können, brachte ich nur den Ausruf hervor: „Armer Giorgio!“

„Ich schenke die Erzählung seiner Geschichte in bessere Stimmung gebracht zu haben, er schenkte sich das Glas voll, und trank auf das Wohl Oesterreichs.

„Ich wollte mich eben vorbereiten, ihn mittelst warmer Worte zu bewegen, seine Sache anzufangen, und wie ein echter Christ seinen Feinden zu verzeihen, als man an die Thüre klopfte. Erhe ich noch daran dachte, rief Giorgio schon: „Dacia!“

Die Thüre ging auf, und Graf R. stand vor mir und seinem Bruder. Ich erhob mich rasch und bewillkommnete ihn mit der süßen Possung, eine Besichtigung herbeizuführen. Der Graf aber warf wührende Blicke auf mich und seinen Bruder.

Giorgio blieb ruhig sitzen und fragte den Grafen in einem impertinenten Tone, ob er vielleicht Pulminant wünsche.

Diefer wachte sich, ohne von Giorgio weiter Nothig zu nehmen, zu mir und sprach mich mit Heftigkeit an.

„Herr Lieutenant, Sie beherzigen einen Hochverräther!“

„Wie so?“ fragte Giorgio kalt meiner.

„Dieser Mensch“, dabei deutete der Graf auf Giorgio, „verheimlicht Waffen in seinem Quartier!“

„A!“ rief Giorgio aus; „weist Du auch, wo ich wehne?“ fragte er weiter.

Der Graf schwiez.

Ich wiederholte nun Giorgio's Frage und bat ihn, mir dessen Wohnung zu bezeichnen.

„Ich ersuche dieses Menschen hochverrätherische Pläne heute durch einen anonymen Brief, seine Wohnung war nicht angegeben“, erzählte der Graf, „aber ich habe meine Leute ausgedandt, sich nach denselben zu erkundigen und mir die Adresse hierher zu bringen.“

„So?“ begann Giorgio. „Es, wie herrlich ausgedandt! Du hast also Deinem Diener die Waffen gegeben, mit dem Befehl, sie in meiner Wohnung zu placiren, und nach geschicktem Lohat die Adresse hierher zu bringen?“

„Das wird sich finden!“ entgegnete der Graf, etwas lauter Fassung gebracht.

Ich beobachtete ihn nun genau.

„Nun, ich will Dir die Adresse meiner Sommerwohnung sagen“, fuhr Giorgio fort, „denn erst im Herbst ziehe ich in die

Stadt, jetzt schloß ich jede Nacht Grube Nr. 3 parterre, auf dem Friedhofe!"

Der Graf wurde bleich wie der Tod, und stützte sich mit der Hand auf eine Stuhllehne.

"Erviva Austria!" rief Giorgio, ein frisch gefülltes Glas leeren.

Er nahm seine ganze Weisheitsgegenwart zusammen, und wandte sich mit einem nach Sicherheit strebenden Tone an mich.

"Da man mich hier nicht verhaften zu wollen scheint, so werde ich andernwo die Anzüge machen!" Mit diesen Worten schritt er der Thür zu. Ich vertrat ihm den Weg.

"Verehrter Herr Graf," sagte ich, "es thut mir leid, Sie verhaften zu müssen!"

"Wich?" fragte er inlosent.

"Ja, Sie," entgegnete ich, "da ich sicher bin, in Ihnen eher einen Verdächtigen zu verhaften, als in Ihrem Herrn Bruder."

Giorgio küßte mich ob dieser Wendung erkaunt an, verhielt sich aber ruhig. Er aber machte einen Schritt vorwärts, und als ich ihm noch einmal decidirt bemerkte, daß er hier bleiben müßte, ver setzte er mit einem Stroh auf die Brust, daß ich gegen die Wand taumelte.

Giorgio blieb ruhig.

I. hatte die Thür in dem Augenblicke erreicht, in welchem mein Diener, ein handfester Bursche, eintrat. Dieser mußte den letzten Theil unseres Gesprächs gehört haben, denn er wies den Grafen ohne Umstände und mit Leichtgläubigkeit zu den Kisten, und band ihm mit einem Riemen die Hände an die Rücken. Es geschah so schnell, daß der Graf an Gegenwehr gar nicht denken konnte. Ich schickte nach der Wache, und er wurde abgeführt. Giorgio blieb ruhig. Ich ersuchte ihn, in meiner Wohnung zu bleiben.

"Ich bleibe," sagte er, "aber meinst Du, daß ich meinen Bruder denunciirt habe?"

"Rein!" entgegnete ich, "er hat sich selbst verrathen!"

Seine Vermuthung bekräftigte sich.

Man fand in dem Hause des Grafen einen großen Vorrath von Waffen, auch Documente, die mehrere Theilnehmer an einem Complete entlarften.

Breglio und noch drei andere Bürger theilten das Geschick des Grafen. Die Frau und Tochter des Letzteren, die ebenfalls verhaftet worden waren, erlitten bald ihre Freiheit wieder. Der Graf, Breglio und die andern drei Bürger aber wurden verurtheilt mit 48 Stunden später — erschossen.

Giorgio wechelte nach der Verhaftung bei mir, aber er hatte sich sehr verändert. Er sprach oft Tage lang kein Wort und gab mir über sein Benehmen keine Nachricht. Als ich ungefähr acht Tage nach dem Tode des Grafen spät in der Nacht nach Hause kam, fand ich ihn unter den heftigsten Schmerzen — sterbend!

Ich sprach er auch jetzt kein Wort bis zu dem Augenblicke des Verschwindens, in welchem er laut ausrief: "Bergib mir, Herr, ich war kein Christ!" — "Rosina" war sein Auen!

So viel ich aus seinem Gange sehen entnehmen konnte, hielt er sich für den Mörder seines Bruders.

In einem Stadium von Wahnsinn hatte er von seinen Schwefelhölzern die Köpfe abgeschnitten, sie in rothen Wein getrunken und diesen getrunken. Dieses Gift tödtete ihn wenige Stunden nachher.

Friede und Ruhe seiner Asche, Grube Nr. 5, Cautertrain auf dem Friedhofe. —

## Blätter und Blüthen.

Die **Hotelstube Kibissa's**. Jedermann kennt die Geschichte der Hängin Kibissa von Böhmen, der Letztere fragt, die sich den Gatten Vermitteln vom König erwarbte und so die Stammvater des großen Herrschers der Preussischen ward. Manche Geschichtsschreiber wollen sie ganz in das Reich der Sage verworfen, aber ihnen zum Trost sei hier der Böhme ein herrliches Denkmal und zeigte nur Kurzen noch die tauschwürdige Hotelstube als ein lebendes Denkmal seiner Begebenheit, welche die Mächtigkeit der Gegenwart verräth nur darum aus der Geschichte reklamieren will, weil sie jeglicher poetisch schön ist.

Es ist das Schicksal jenes Hotelstüdens, das ich erwähnen will, ehe auch dieser selbst zur Rede wird. — Der Schauplatz ist eine der herrlichsten Gegenden des reich gegliederten Böhmen. Eine anderthalb Stunde von der an der Ufer mächtig gelegenen industriellen Stadt Kuffitz befindet sich nahe an der Landstraße, unweit des Dorfes Ujochau, ein vorzüglicher Garten von Graf Wenzel von Bloßth, Herrn der Herrschaft Ujochau, erbautes Denkmal. Hinter im Felde ist ein kleiner freier Platz mit Plänen umspannt, etwas höher als die Straße gelegen, gerädet und mit Sand bestreut, in dessen Mitte sich ein einziger grüner Sten das Denkmal in Altarform erhebt. Ein isolirter, von Wägen gesegneter und vergoldeter Pfad führt darum. Die deutsche und böhmische Inseln, wie die in den Stein gebauenen Bauwerke erzählen die Kibissa und Preussisch und geben als Zeit der Handlung das Jahr 1811 an. Wie Kibissa dem Drängen ihrer Wollst sich zu vermalen, nachzugeben beifolgt, laude sie einen Schimmel und abgehohe, demjenigen ihre Hand zu reichen, den das Pferd auszuweichen und mit Wiedern begreifen würde. Das edle Weib zieht unanfällig weit haben und der alten Hängin, der sich hier erhebt dieser Stelle bei einem jungen andern Weib, der sein Heil mit dem Pfingel befehle. Daran kamen Kibissa's Diener zu diesem Landmann, Namens Preuss, brachten ihm Krone und Purpur und begrüßten ihn als den Erwählten ihrer Herrin. Diese Scene ist auf der einen Seite des Denkmal's vorgebildet, die andere zeigt den Empfang Vermitteln des Königs.

Ein Preuss, von den Handlungen begierig, den Pfingel verfallen magte, erziehen ihm ihre Beifall ist unangenehm, daß, als er zuvor in seine Wohnung nach dem neuen Stabig ging, er den alten Hängin aus seinem Pfingel zog, in seinen Garten in die Erde stürzte und sagte:

"So wenig ich glaube, daß dies dürre Weib Wurzel und Blätter treiben kann, so wenig glaube ich Herrs Blät."

Über der Hängin verurtheilt und nach grün und gelb, wie das Schicksal der Preussin. — Er überbaute es weit. Im Garten der Wäbte von Stabig fand der riesenhafte Hänginstrauch, der seines Gleichen nicht hat im Lande Böhmen und dessen höchste Zährbäume hindurch, noch die in dies Jahrhundert hinein, an die kaiserliche Tafel in Wien, wie zuvor an die königliche Tafel in Prag abgeleitet werden mußten. Der alte Hänginstrauch war zwar abgestorben, aber der alte Stamm stand noch und war platt abgeflacht in Form eines truben Trüben von wohl

bei bis vier Ellen Durchmesser. Ringum hatte er an den alten Wurzel neun Schlingeln getrieben. Jeder erregte es sich im vorliegenden Blätter, daß die Wäbte, an welcher die Wäbte liegt, aus ihrem Nest trat, den Garten überfliegen und auch das Gäßchen befehlen, wie dasjenige mit weggriß, welches der vorliegende Pfingel der Wäbte um die schwärzigen Hänginstrauch gegogen. Ein Paar Arbeiter, welche nach der Bewässerung den Auftrag erhalten hatten, wieder Ordnung im Garten herzustellen, verstanden den Auftrag falsch und machten auch mit angeborener Aufmerksamkeits den alten Hänginstrauch mit an! Was nicht so zum daß der Pfingel, der zu spät das Gefährliche ergriff, aus vieler Hänginstrauch plante — der alte schwärzige Hänginstrauch ist nicht mehr und mit demselben umgebenen Hängin wird nur der Wäbter hier die Geschichte seiner früheren Tugenden erzählen. Was man von demselben auch denken mag, leben oder sterben, es ist doch gewiß — nämlich, daß hier wirklich ein solcher Strauch stand, der durch die Hängin, daß seine Früchte an das Herrscherhaus geliefert werden mußten, einen geheimen Zusammenhang mit demselben beband, und daß ein Hänginstrauch von diesem Durchmesser, wenn man auch sein tauschwürdiges Alter beyweilen mag, doch nur in Zährbäumen eine solche Größe erreichen konnte. Darum wolle ich, ehe man seine Früchte ganz demüthigt, sich auch an die alte erinneren, wo Jedermann in der Kuffitzer Gegend davon zu erzählen weiß, und warum die Landesherrscher der Kuffitzer Gegend jene erlangen reich und wunderbaren Pflanze vernachlässigt. Das Letztere ist überaus zu verwundern.

Die Hängin von Kuffitz ist nach alten Seiten hin ein Paradies, und die böhmische Schweiz verdient den Vorzug vor der schlesischen; gleichwohl wird jene wenig beschritten, weil es in ihr an bequemen Hängen fehlt, an führen und an dem Comfort; selbst die feinsten wirthschaftlichen Etablissements in Sachsen sind dem Schatz einer böhmischen Dorfschule freilich vorzuziehen. Die Kuffitzer Oberländer befinden die Kuffitz böhmischen, die "Schwedensheim", die prächtige Gärten, um allen das weiter, um nur von Leipzig aus folgende Parteien zu machen, deren Gärten der Hänginstrauch ist. Umweit von ihm, aber beachtet nicht werden, liegen Ujochau und Stabig und zwischen beiden das herein beschriebene Denkmal. Nachlässig grüßen der große und kleine Hänginstrauch zu ihm herüber, und die andern Kruppen des Hänginstrauchs scheinen es einzuschließen. Eine hübsige Begleitung ringum an den Getreben, nach alten Seiten zu süßen prächtigen Wägen und Kastanienbäume, im Wintergarden hüher Wäbter, in denen noch kräftiges Herbstheil haust — so schön die Stelle, in welcher der goldene Pfingel an erhabenem Hänginstrauch in der Sonne sunstet, recht eigentlich dazu gemacht, an die Dorcht eines Landes zu mahnen, dessen weile Herrscherin den Gemuth sich nicht an stellen Rangesgelehrten, sondern an den geringsten Arbeitern des eigenen Volkes wüßte. Umgeben ist die Wäbte mit einem, mit welcher der Böhme an den alten Erinnerungen seines Landes hängt.

### Nicht zu übersehen!

Alle Einbanden von Manuscripten, Büchern &c. für die Redaction der Gartenlaube sind stets an die unterzeichnete Verlagshandlung zu adressiren. —



Musikisches Familienblatt. — Verantwortl. Redactoren F. Stolte u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1 1/2 bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Rgr. zu beziehen.

## V o r g e s i c h t e.

Straubnovelle von Ernst Wiffomm.

### L.

#### Die heimkehrenden Schiffer.

Es war um die Zeit der Herbst-Lag und Nachtstille. Das Wetter begann schon unbehändig zu werden und wiederholt stellten sich sogenannten stitzende Stürme ein, die indeß nur von kurzer Dauer waren. In großen Schwärmen verließen die Zugvögel ihre Sommerheide, um wärmere Himmelstriche anzufinden. Fremden der Natur gewährte es Zerstreuung und Genuß, namentlich die Gschwader der fortziehenden Störche zu beobachten. In den letzten Wochen der besten Jahreszeit halten sie regelmäßig vor ihrem Auszuge förmliche Beratungen. Die Bewohner dieser Landschaft wissen es immer einige Zeit vorher, wenn sich ein neues Storchschwader zum Zuge nach Süden rüftet. Dann kommen die seltsam fliegenden Vögel von allen Seiten unter lautem Geklapper herangezogen, lassen sich in einer Bienenstöckweise nieder und beginnen in regelmäßigen Kreisen, meistens nur auf einem Weine stehend, die Reseroute zu besprechen, d. h. zu klappern. Haben sie sich geeinigt, so gibt ein noch lauterer Schwall als Signal zum Abzug. Wie ein Sturmwind rauscht der Schwarm hoch in die Luft, zertheilt sich hier in breite Gschwader, ordnet sich an und niederstiegend und fliegt dann, ein langschweifiges Treck bildend, dessen Spitze nach vorn geföhrt ist, über die Watten hinaus nach der brandenden See.

Nach dem Wegzuge der Störche berechnen die Küsten- und Inselbewohner den früheren oder späteren Eintritt des Winters. Wie alle derartigen Berechnungen trägt auch biweilen der Abzug der Störche, in einer Beziehung aber können sie für die zuverlässigsten Prophezen gelten. Man darf annehmen, daß es viele Stürme im Herbst geben wird, wenn die Störche sich zeitig zum Ausbruch rüsten. Und da Küstenbewohner weit mehr von Sturm und Fluß abhängen, als andere Menschen, so ist es für sie immer von Wichtigkeit, auf die Zeichen Küst zu haben, welche stürmische Witterung als nahe bevorstehend verkündigen.

Zwischen Hoveerhofs Westbrandung und Seefand in der breiten Kutterreihe lag bei guter Weis ein schlan gedantenes Fahrzeug, das drei Segel führte, von der hohen See herein. Vor der schon niedrig stehenden Sonne stand ein Ball dunkeln Gewölbes, der indeß das saunt wogende Meer nicht berührte, sondern einen breiten Saum flimmernder Goldstrahlen in die langsam an aufsteigende Fluß niederhängen ließ. Süd- und nordwärts brach das Sonnenfeuer in blendender Helle hinter der Wellenmauer hervor und goß

über weite Meerestreden, über hohe Sande und über die wunderbar-phantastische Inselgruppe der Halligen, die so zauberhaft poetisch und so düster melancholisch die Küsten Schleswigs umgürten, ihre süße Purpurgluth aus. Der Abend war eigenthümlich schön, das Bild, das sich vor dem Auge entrollte, von seltener Erregbarkeit. Nur das Leben fehlte ihm. Man hätte sich in die Nähe des Nordpols versetzt wähnen können, wenn man diese indese Meerestöcke im Westen betrachtete, wo nur die graziosen Schwünge streichender Möven jetzt wie Silberfische, jetzt wie geträumte Feuerflammen zu rollenden Saum einer grauen Welt berührten. Nirgends war ein Segel zu sehen, nirgends ein Laut zu hören, außer der springenden Brandung am Hoveerhofs und dem Geschrei der Seesvögel, die auf dem weißen Sandrücken des Junge-Jap im Süden Flugung suchten.

Am Bord des Fahrzeuges befanden sich zwei Männer und ein junges Mädchen. Einer der Männer saß am Steuer, der andere richtete die Segel, je nachdem Fahrwasser und Wind dies forderten. Das junge Mädchen hatte auf der schmalen Treppe Platz genommen, die zu kleinen, niedrigen Kajüte hinabführte.

Seelenste Juchzen selten viel, wenn sie genöthigt sind, auf Wind und Wetter zu achten. Das Fahrwasser, auf welchem das Fahrzeug segelte, gehört nicht zu den gefährlichsten. Es hat Untiefen, die jeder Schiffer genau kennen muß, um sie beim Segeln geföhrt zu vermeiden, und namentlich, wenn das Wasser auf- und abläuft, d. h. wenn die Zeit der Ebbe oder Fluß eintritt, darauf es doppelter Aufmerksamkeit.

Als die Schiffer Seefand Steert erreicht hatten, zog der Mann am Steuer dieses fest an sich, der Andere riß die Schooten heram, brachte die Segel scharf, und besitz schautelnd, von ein paar springenden Wellen mit salzigem Gischt überspröh, drehte sich der Ewer, um mehr südwärts zu segeln. Die Schiffer bogten in die Silberkue ein, wie dieser Arm der zwischen den Inseln in labende Tiefen, Fiepen und Ströme sich haltenden Restsee genannt wird. Ein windartiges dumpfes Brausen machte das Mädchen auf der Kajütentreppe aufblicken. Gerade über das Schiff nach den im Abendglanz der Sonne goldglühenden Dünenspitzen von Kutterom hin trach ein Storchschwader. Es war verüber, wie eine gerflatternde Wolke und war gleich darauf verschwunden.

„Das ist schon der dritte Schwarm seit einer Stunde,“ sagte Lalen Mannis, den vorüberwindenden Vögeln gleichgültig nachblickend. „Es wird bald ein heftiges Wehen geben.“

Er mit dem Stellen der Segel Beschäftigte antwortete anfangs nicht; er blickte zuerst fernwärts, wandte sich dann nach Osten

und hierauf mit gekreuzten Armen neben dem Bagfried sich nieder legend, sagte er:

„Da leuchtet Knudshorn; wir können noch einen halben Strich zu N. halten.“

„Geht an,“ erwiderte Taten Mannis, „in einer Stunde ist Hochwasser, und so lausen wir gerade mit der Fluth auf's Hoeger Schütz 30.“

Die Schiffer lehrten vom Fischfang zurück. Es waren Bewohner von Hoeger, jener Hallig, die schon längst durch ihre Kirche und ihre hoch ragenden Gebirge über dem Meere und den weißen Sanden, die daraus hervorsprimmerten, sichtbar war. Von dem Walle sieht man nichts sehen. Die Räder der Windmühle schlagen, so schießen es, bald in die sabbblaue Luft, bald tauchen sie nieder in die grauen largen Bogen.“

Jetzt versank die Sonne im Meere. Die Wellen gingen höher und krachten auf den überflutheten Sandwatten jenes saufente Geräusch hervor, das für Seefahrer ein fester Warnungsruf ist. Das Nap war keine ganz mit weissem Sandungschaume bedekt. Es schien, als lode die See, so frühste und brodelte auf dem unüberflutheten Sande die Fluthwelle.

Da der Wind gleichzeitig lebhafter ward, sahen die Segelboten außer dem hohen Dünengebüge von Amrum und den feilen, segelartig gefalteten Bohngangen auf Hoeger, Nordmarsch und Langensief oft nicht, als ein granes, wallendes Meer. Nur zuweilen, wenn der Feuer von einer breiteren Walle emporgehoben ward, erwiderten sie den kramrothen Stumpf der alten Kirchengewinne auf der Insel Pellworm.

Die Sterne sankten bereits durch leichte Hausenwolken, als der Feuer in das Schlicht einfiel. Hier war das Wasser ruhiger, die Wellen wurden länger und bald lag das Fahrzeug fest vor Anker. Wab und fern glänzten Lichter, die in der Luft zu schwachen schienen. Ueberall bliften Schafe, daswischen hörte man das Gebüll von Kühen. Menschen sah man nirgends am flachen Kannd des Schlicht, in dessen schlammiger Einmischung Stumpfsiegel Geschrei anhörsich und unruhig hin und wieder staltete.

Während die beiden Männer ihre Netze und andern Geräthschaften aus's Hand geschafft hatten, wobei das Mädchen ihnen hilfsreiche Hand leistete, schlugen sie einen lang sichtbaren Fußpfad ein. Er führte durch äußerst summrlichen Graswuchs und äbr. sehr holpziges Weiden nach einer Warte, die in der nächsten Dämmerung einem breiten Berge glich, dessen Gipfel eine riegelbährnte Ritterburg mit festam gefemten Zinnen und Spigen trug. Am Fuße der Warte recker sich das Pfanatische dieses Anbids. Es zeigte sich nicht mehr und nicht weniger, als ein nach schifflicher Art gebautes Haus mit sehr feilen und hohem Dach. Daneben eine Scheuer oder Verathshaus von gleicher Construction, und mehrere schön gefemte Pfenkober, aus denen das Ende noch höherer Stangen emporgiagte. An Abgange der breiten Warte sprangen angepfändete Schafe, feimwährend melancholisches Geschrei ausstößend, an ihren Ketten und Striden.

„Seid Ihr's, Jens und Taten?“ rief jetzt von der Höhe der Warte eine itwad heifere Stimme herab, ein zu heber, breitshultriger Mann ward sichtbar an den Stufen, die zu dem Hügel hinaufführten. „Habt sicher wenig gefangen.“

„Wenn Du willst, nichts, Vater,“ erwiderte Jens, der Jüngere, „umsonst aber war unsere Fahrt doch nicht. 's ist uns 'was Werthvolles passirt.“

Nicol Mannis, ein alter Halligmann, war inzwischen die Warte schon die Hälfte hinaufgestiegen und begrühte zuerst das junge Mädchen, das ihm mit schnellen Schritten entgegen lief. Sie hatte die Brüder begleitet, nicht es nöthig war, sondern aus Neugierde.

\* Geichte Fahrtrinne an den Halligen

„In diesem Verhältniß binnensländischer Vese lei hier bemerkt, daß die „Halligen“ keine, wie fälschlich bewährte Inseln in der sogenannten Weichte sind, wie von den Seefahrern der Theil der Nordsee genannt wird, welcher von der Mündung der Eber nordwärts bis an die Grenzen Ostlands die Küsten Ostergelands beifüllt. Die „Halligen“, gegenwärtig noch 10 an der Zahl, sind Ueb. streife der im Jahre 1634 durch eine furchtbare Sturmfluth zertrümmerten Insel Nordstrand. Sie erheben sich nur vier bis fünf über die Meeressfläche und sind durch keine Brücke gegen die Wüste von Ahrens und den Hogenbrangs geschüt. Daher werden sie bei jeder Sturmfluth, von dem Meere überfluthet. Um gegen diese immer wiederkehrenden Hüftbedrohungen sich zu vertheidigen, führen die Halligbewohner künstliche Hügel, „Warten“, auf und bauen auf diese ihre in der Regel sehr holländischen Häuser. Der Verfall.“

lange war es ihre Wille gewesen, einmal mit auf den Fischfang zu gehen.

„Hört Dich, Karen?“ rietete der Vater sein Kind an, als er die kalten Hände der leicht Zitternden ergriß, die ihn herzlich umarmte.

„Es mag wohl sein, Vater,“ versetzte Karen, „etwehlt ich nichts mehr von Kälte.“

„Aber Du ätterst.“

„Das machi die Angst,“ warf Taten, der ältere Bruder ein. „Angst?“ wieder holte unbillig Nicol Mannis. „Eine Halligkoster kennt keine Angst. 's müßt nicht mein Kind und Eurer Schwester sein, wenn sie Angst hätte. Nicht wahr, lüß' Ka en?“

„Ich hab' mich auch nur versetzt,“ sagte das Mädchen, an der Hand des Vaters, der seinen linken Arm schüßend um sie schlang, die Warte vollends hinausschreiten.

„Versteh 1?“ wiederholte Nicol Mannis in noch verwundretrem Tone. „Habt Ihr fest gelesen an einem der Gründe?“

„Tann würde unser Ewerdssiff jetzt scheinlich geborgen im Schlicht liegen,“ erwiderte Taten. „In der Außenfer wehte es frisch den ganzen Tag, und hätteh wir uns sefzgelehrt, so wär' jetzt gewiß keine Plank mehr ganz an unserm Habzunge. Ich sag' 's ja schon, 's ist uns 'was passirt.“

„Was?“ fragte Nicol Mannis gebietrisch, auf der obersten Stufe des Warts stehen bleibend und sich umsehend zu seinen Söhnen. Er hielt die saufante, hoch gewachsene Tochter fest umschlungen und seine mehr bei ten als mitlen Hänge bildten streng auf die Söhne.

„Du seilst es gleich erfahren,“ sagte Jens, „bring' nur läßt Karen erst unser Dach.“

Nicol Mannis verbarnte noch einige Augenblicke in seiner Stellung, das Antlig dem Meere zugesehrt, auf das jetzt die Schatten der Nacht immer tiefer herabfanken.

„Die Fluth leuchtet,“ sagte er dann, die Hand nach Westen ausstreckend. „Seht dort! Es sprüht über dem Walle gegen Vorderoog, als spritzten die Rigen und Meerweiber mit ihrem Gesämet... 's wird eine steife Kälte geben die Nacht.“

Ein scharfer Windstich fuhr über den Kopf des alten Mannes und zerzaufte seine grauen Haare. Unter solch die Wankung an das flache Gebirge der Hallig und ein dumpfes Geräusch verflang über dem dunkeln, nur hier und da von weitem Schimmer durchleuchteten Meere.

Alle traten in die gegen Südost sich öffnende Thür des geräumigen Wohnhauses, auf Tellen April jetzt, eine Lampe in der Hand, die Mutter erschien und den heimkehrenden Kindern freuntlich zunidte.

II.

Auf der Warte.

Nicol Mannis war seiber Seemann gewesen. Auf seinen jahrelangen Reisen hatte er sich ein artiges Vermögen verdient, das er nun, wie dies uraltes Verkommen bei allen Uthlandfriesen ist — so nennt man gewöhnlich sämtliche Bewohner des Archipelagus der Weichte — auf seiner heimathlichen Hallig in Ruhe verleben wollte. Der wetterbarte Seemann entschlief sich indess erst zu diesem Schritte, als er das Schiff, das unter seinem Commando stand, in einem fürchterlichen Sturme auf dem atlantischen Meere verloren hatte und bei dieser entsehligen Katastrophe wie durch ein Wunder gerettet worden war. Dies letzte Erlebnis während seiner Seereisen, von dem er selten sprach, mühte von grauemelnden Verzängen begleitet gewesen sein. Wenigstens war Nicol Mannis, ein Mann von kaltem Blut und unerschrockenen Perens, seit jenem traurigen Erlebnis auffallend alt geworden. Glücklich auf Hoeger gelandet, verließ er die Hallig nicht mehr. Er lebte in jener geschäftigen Unthätigkeit, die man häufig bei alten Seelenten findet und die meistens nicht nur in einem Betrachten des Meeres, einem Beobachten von Wind und Wellen, in raschen Ausflügen nach jedem Stückchen Kleinwand, das am fernem Horizont sichtbar wird, besteht.

\* Kält: stein, häufig gebräuchtes Schmelzort.  
\*\* Grischred.

Ruhe stilllich und die friedliche Stille einer in jeder Beziehung geordneten Händlichkeit, wie der Binnenländer sie für die späteren Jahre seines Lebens begehrt, fand der alte Mannis nicht auf seiner Waise. Wahrscheinlich wäre ihm damit auch nicht gehient gewesen. Der Halligherewerf schwebt nämlich immer in Gefahr, plötzlich von der Tiefe der wilden See überfallen zu werden und ihrem Grimme zu erliegen. Er kam gegen die untergeinalige Kluth, wenn der West sie aufwühlte, nicht kämpfen. Nur ein passiver Widerstand, suchtelos Ausdauern können ihn im glücklichen Falle retten. Sobald diese Gefahr aber, die er stets vor Augen sieht, läßt ihn wohl die Unbehaglichkeit leicht ertragen, weil sie seinen Geist und seine Phantasie beschäftigt.

Es war ein gar freundlicher Mann, den jetzt der alte grauföpfige Mann mit seinen drei Kindern betrat. Alles sah sauber, blank und glänzend aus. Das Mobiliar des nicht sehr hohen, eblergen Zimmers hätte einen herrlichen Salon nicht verunziet. An den weißen, sehr zierlichen Kacheln gleichsam tapezirten Wänden hingen Abbildungen segelnder Schiffe. Auch der Unterfang eines Dreimastlers auf hümmlichem Meere besand sich darunter. Es stellte dies Bild den Schiffernach der Fregate vor, welche Nicol Mannis das Seemannsleben verleiht hat, was von den nicht ungeschickter Hand nach seinen eigenen Angaben gemalt. In dem weichen, niedrigen Kadelefen, dessen Rückheil mit einer glänzenden Messingplatte geflossen war, brannte ein stilles Leuchter. Die Rückseite des Zimmers war von bläulichem Gortinen umfallt, hinter denen nach altschifflicher Sitte die Lagerstätten des Hausherrn und seiner Gattin, in die Wand hineingebau, sich besaßen.

Die mittelgroßen, beinahe viereckigen Fenster, in bezug-n gemalte Rahmen eingefaßt, waren noch nicht durch Wetterläden geschlossen. Man überblidete daher die ganze Hallig nach Eld und West und hemeite eine Anzahl gehobener Fichtspunkte, die wie stille Irlichter auf der ungrünen Grasfläche standen. Sie zeigten die Wohnungen anderer auf hohen Wäldern gelegener Fälligte an.

Hrau Ellen, die Gattin des alten Capitains, hatte schon den abendlichen Theil des Tages. Jetzt setzte sie weißes Feinweb auf, nebst Butter und Zucker in einer wechswollen Tasse aus getriebenem Silber.

Jeder der Bewohner nahm seinen Platz ein. Tamt sagte Nicol, an alle drei Kinder sich gleichzeitig wendend:

„Nun laßt hören, was Euch passiert ist!“

Tiefe Frage ward süß und durchsinn nicht in einem Tone gethan, welcher Neugierde durchblicken ließ. Nicol Mannis fragte wie Jemand, der nur den Grund einer geschehen oder unterlassenen Handlung erfahren will und ein Recht dazu hat.

„Wie hatten uns auf der Landtiefe vor Anker gesetzt,“ nahm der älteste Sohn Taten das Wort. „Die See sollte leichte Wogen, die Sonne b. ad. ab und zu durch das niedrig stehende Gewöl. Im Ost waren uns die Thünen von Amrom gegen in Sicht, nehmwärts schimmerte wie ein weißlicher Nebel die Sandründe der Spiter Schiffspe. Ehen hatten wir uns ein paar Stunden lang vergänglich abgemüht, ohne einen erträglichen Gang zu thun. Uns meinte, wir thäten besser, weiter landwärts zu segeln und bei Capitains Anes\* unser Weg aufzuweisen. Ich stimmte bei, wie hielten den Anker ein und drehten ab. Raum waren wir abermals mit unsrer Arbeit beschäftigt, als es dunkler und immer dunkler ward. Eine Dö aus Südwest zu Süd machte das Meer schäumen, wir mußten die Segel einnehmen; die Lust sah aus, als werde ein Sturzregen sich über uns entladen. Es fiel aber kein Tropfen. Die Wellen verjagen sich bald wieder, brachen sich an den Aemeren Thünen und der blaue Himmel bildete alsbald wieder auf uns herab. Necht hell wollte es jedoch nicht werden. Als Dämmerung der Abend, gerade so sah das Meer aus, und die Lust blieb undurchsichtig, obgleich es nicht nebelte.

Karen fiel diese Dämmerung früher ab, als uns Brüdern, die wir hart arbeiteten. Sie sprach darüber und meinte, es hene uns doch wohl noch ein schweres Wetter überfallen. Ob es nicht besser sei, weiter in See zu gehen?

„Beinahe hätten wir uns bestimmen lassen, da blieben wir alle Drei wie versteinert stehen und unsrer Weg spülten die Wogen fort.“

„Was versteinerte Euch?“ fragte der Vater.

„Ich kann's nicht sagen, was es war, und doch sah ich's, so deutlich wie Dich und die Mutter.“

„Ein hoher Sand im Westen von Amrom.“

„Und wir sahen es auch,“ beträugelten Jem und Karen zugleich.

„Es war ein Ding, wie ein rollender Nebel,“ fuhr Taten fort, nachdem der Vater den andern Wegen durch einen Wind Schwitzen gebeten hatte. „Das Ding strich gegen den Wind gerade von Norden auf uns zu. Es konnte eine Welle sein, wie die Sonne sie in den Thünenhüllen ausdrückt. Solche Wellen wollen haben ihren eigenen Wind bei sich und können weiter, wie sie wollen. Auf einmal aber sahen wir, daß es ein Schiff war, ein Dreimaster, just so groß, wie der hinter Dir an der Wau. In's Vornmastsegel waren zwei Necht geschlagen, das große Vornmastsegel aber blähte sich in seinen Rodenstelen voll im Winde. Alles war feiß bad gestraßt und das Fahrzeug tauchte auf uns zu, daß die Wogen schäumen am Bug hinanliefen. An der Gajfel drehte die bänische Flagge und unter der Gallion erkannten wir deutlich den Namen „Der indische Nabob.““

„Rein Fregatenschiff, das ich verlieren?“ unterbroch hier Nicol Mannis seinen Sohn, sich die Haare aus der rauhenen Seiten streichend und ernst den Erzählenden aufliegend.

„Das Schiff hieß gerade so,“ fiel Jem, der jüngere Sohn ein, „auch war's genau so getafelt, wie das verunglückte.“

„Ich hielt unsrer Euer schiere, die Fregatte glitt verüber, kaum aber sahen wir ihren Hinterschiff, da gerann auch das Ding, und die Lust lärtte sich wieder auf. Karen frer, daß ihr die Zähne klapperten. Das bedeutet auch nichts Gutes, meinte sie, und trieb zur Heimkehr. Uns war auch wunderbar dabei zu Withe, und da wir noch kein Bild hatten, drehten wir ab, und liefen mit halbem Winde südwärts.“

Nicol Mannis sah nachdenklich vor sich hin. Ellen störte ihn auf aus diesem Grübeln.

„Ich begreife nicht,“ sagte die einfache, klar verständige Frau, „wie Du über ein Weltenspiel, deren es alljährlich in unserer Gegend so viele gibt, Dir Gedanken machen kannst. Haben wir nicht schon mehrmals um die Zeit der Dämmerung segelnde Schiffe gerade über die Hallig fluchen sehen, ohne daß es Meerwasser gab, das sie tragen konnte? Es waren pure lustige Dünste, die gewöhnlich schnell zertrauen. Solch ein Dunst ist's auch gewesen, der die Kinder gestraßt hat.“

„Wird's gern glauben, Frau,“ erwiderte Nicol, „nur vergiß nicht, daß ich ein Halligmann bin und Du ein Kind der selten Welt. Wir haben allerlei Anken, mit denen wir die Dinge um uns her in verschiedener Weise betrachten.“ So wär also möglich, daß es mehr auf sich hätte, als Du meinst!“

„Man muß nicht darauf achten,“ bemerkte Ellen.

„Doch gut reden, lieb Weib,“ entgegnete Nicol, „hättest Du aber erlebt, was ich mit angesehen habe in der spanischen See, ein halb Jahr vor meinem Schifferzuge auf dem „indischen Nabob.“ Du wärest bald genug alle Segel einnehmen und Dich gefang-n geben einem Glauben, den Reiner wegschwätzen kann.“

„Du hast mit noch nie etwas davon erzählt, Nicol,“ sagte Frau Ellen, mit Hüße Karen den Theilich abräumend. „Warum warst Du so zurückhaltend?“

„Weil ich's gern vergessen hätte. Aber ich werd' es nimmer los und dem Gedächtniß. Und da's nun gerade heute zur Sprache kommt, müßt Ihr es denn alle erfahren! Zuvor aber ichlich: die Wetterläden! Die See geht hoch; wenn ein Sturm aufspringt, findet er Alles in Ordnung. Was heute die Richter nicht mehr sehen; es konnten Strandräuber sein, deren Leutden noch Niemand Heil gebracht hat.“

Dem Befehle des plötzlich ernst gewordenen Vaters gehorchend beüllte sich Karen, die Kären zu schließen. Die Wohnung der Halligbewohner ward dadurch um Vieles gemüthlicher. Und wenn es je einen Ort gibt, der sich zur Witterung eines geheimnißvollen Ereignisses oder einer furchtbaren Begebenheit eignet, so bietet das windumkaufte, von der anprallenden Seeluwege des Meeres umbrandete Haus eines Halligmannes auf einsamer Waise gewiß einen solchen dar.

### III.

Nicol's Gesichts in der spanischen See.

Hrau Ellen stellte drei Gläser heißen und heißen Ozeas auf einem aus Ganten flammenden Theebret auf den Tisch. Es war dies alles dem Seemanns und seiner jungen Weibe gewöhnliche

Trank nach gewöhnlichem Abendbrot. Die meisten Männer auf dem Westsee-Inseln pflegten sich Abends einen solchen „Stummer“, wie man wohl scherzhaft sagt, zu gönnen. Das raube, häufig wechelschade Wetter und die nebelnde Luft verdrängten die Gewohnheit.

„Es war Mittsommer,“ hob Nicol Mann seine Erzählung an, ein Stückchen Raatabad zwischen seine noch völlig gesunden Zähne schobend. „Der inländische Rabob, schon oft mit Schügen vollgeladun, die mehr wie Tieren zum Plabob hinsten machen können, lief mit frischer Bries zwölf Knoten in der Stunde. An Bord Alles wohl, an Deck Alles klar. Kein Seemann konnte sich besseres Wetter wünschen. Blicb darum aus, als es Nacht ward, auf Deck. Mächte mir immer Vergnügen, wenn See sprühte und funkelte, als pfählte der Kiel unter den blauen Wellen in gelbgrünem Feuer. Ganze Tannen von Billaren und Tärken und andern Edelsteinen flogen vom Bug ab und stürzten in funkelnden Lichtstrahlen auf die dunkel flutenden Wellen.

Die Nacht wurde mir eben aufgezogen, als ich in See ein Segel bemerkte. War aber noch ziemlich weit ab und feuerte nicht meinen Ventr. Komte aber doch das Besahnsflagel durch den Flieger über dem großen Stengenflagel durch mein Glas erkennen. Hier mit diese Segelstellung aus, denn feinst war Alles beschlagen; doch! aber, 's war einer von den wildesten Schiffen von der ostindischen Küste. Eine Stunde verging, und ich kam dem Fahrtenge näher. Es war eine prächtige Schooner-Brigg, die jetzt alle Segel aufgelegt hatte, was ich wieder nicht begreifen konnte. Wie es nun noch etwa drei Kabellängen von meiner Fregatte entfernt ist, was geschieht? Die Schooner-Brigg schwankt hin und her, die Stengen aus der Steuerbordseite bedürben die Wellen, und che ich mich noch besonnen kann, kentert das Schiff und verlinkt spundlos im schäumenden Meere. Zu begreifen war's nicht, was mir haben — ich, der Mann am Steuer und der nachhaltende Mat. Es sagte Keiner von uns 'was, den Mann am Steuer aber hörte ich schreien und schreien, und mit selber wurde das Atmen ebenfalls schwer.

„Cap'tain,“ sagte der Mann — 's war ein Offizier von Rotterdam? — Cap'tain, soll's wohl ein wirkliches Schiff gewesen sein, was da die See eingeschlagen hat? „Weiß nicht, Mann,“ gab ich zur Antwort, und mein Auge hatte noch immer auf der Stelle, wo ich die Schooner-Brigg versinken sah.

„In der spanischen See ist manchem Schiffer schon 'was begegnet.

„Ich stand schweigend auf dem Hinterdeck, und sah hinab in die schäumenden Wogen, da sah ich —“

Ein starker Windstoß, der das Haus gleichsam in seiner Umarmung schützte, unterbrach hier den Erzähler. Nicol Manns stand auf und unterleuchte die Fenster, ob sie auch fest geschlossen seien. Von außen erlang das ängstliche Geblöb der Esels, die man der im Gängen milden Witterung wegen noch im Freien ließ.

„Wir thun besser, die Esels im Schauer unterzubringen,“ sagte Nicol. „Wenn's Dechwasser gibt und schwere Regentböen, leidet das arme Vieh. Kommt! Sechs Hinte rufen mehr als zwei.“

Diese Worte richtete der alte Seemann an seine beiden Söhne, die schnell ihre Gläser leerten und dem veranstandlichen Vater folgten, um die Esels mit bergen zu helfen.

„Schwind, Keren,“ sprach die Mutter zu der hübschen jungen Tochter. „Breite Vater und Brüdern nach einen recht süßen und heißen Stummer. Vater spinnt seinen Faden dann viel besser zu Ende. Nur fürchte Dich nicht und setz Dich nicht so ängstlich ein,

wenn es 'was Schreckliches zu hören gibt. Ich hab' immer gefunden, daß alle Seerente Geschichten erzählen, die gar nicht passieren können.“

„Aber Vater läßt nicht, Mutter!“ fiel Keren ein, den blauen Wasserfessel auf die hell peilte Reisingplatte des Dienst stellend. „Und daß auf See entsefliche Dinge geschehen und unerklärliche Vorfälle aus der Tiefe aufsteigen, hab' ich doch selber mit angesehen. Du kennst aber die See nicht, Mutter!“

„Kenne sie wohl, mein Kind,“ erwiderte Ellen, „aber ich konnte mich nie entschließen, für lange Zeit ein Schiff zu besteigen. Die Schreden der See hab' ich erlebt, wie ich es für nie wünschen mag. Ich sah die krallenden Sturmzwergen unser Haus zertrümmern, und wurde doch nicht ohnmächtig bei diesem Anblicke und bei den treibenden Leichen, die auf den Wellen schwankten.“

Die Männer lehrten jetzt zurück, und nahmen ihre vorigen Plätze wieder ein.

„Nun, Vater, was sahest Du?“ wollte sich Keren mit neugieriger Frage an diesen, indem sie ein weißes Glas vor ihm hinsetzte. Nicol erprobte das heiße Getränk, (sob ein neues Pflümchen in den Mund und fuhr fort:

„Ja, Kinder, wie ich so in die Wogen starrte, die wie von unterferischem Feuer frohleten und ganz durchnässigt waren, da sah ich, die Gestirter mir zugekehrt, drei Männer, die Hinte über die Brust gefaltet, als ob sie beteten, gerade mit dem Schiffe auf dem Meere treiben. Ueber den Körpern spülten und sprühten die Wellen, die Köpfe aber ragten über das Wasser empor. Die Gestirter waren bleich und farblos, wie die totenen Bestenkeren, die Augen aber hatten offen, und ihre Blide hielten sie unbeweglich auf mich gerichtet.“

„O Gott, Vater!“ rief Keren aus, ihre Augen mit beiden Händen bedeckend. „Das ist zu furchtbar! Ich sehe die drei Männer mit den Todtengesichtern schon auf unser Haus zutreiben.“

„Auch mir rechte das Herz lauter als sonst, mein Kind,“ fuhr Nicol in seiner Erzählung fort. „Ein Seemann mag indeß auf Alles gefaßt sein und sich jeder Zeit geschwind resolvieren können. Der Ausbruch eines bösen Wetts läßt und nicht Zeit zu langem Nachdenken. Man muß rasch handeln, sonst gehen alle Masten mit einer einzigen Sturzes über Bord. Das's erlief, daß sechs Mann meiner Equipage auf einmal über Bord gepült waren, und daß die nachfahrende große Kar zwei mit ihren Rieden die Schudel mitten auseinander schlug. Es war ein furchtbarer Augenblick für mich, ich mußte aber das Schiff und seine noch übrige Besatzung zu retten suchen, und darum blinzte ich nicht mit den Augen, und rief meine Befehle durch's Sprachrohr in das Wettergabel hinauf, als sei nichts passiert.“

„Du sehest das Boot aus, um sie wo möglich zu retten, wenn sie noch am Leben waren?“ fragte Jens.

Nicol that einen kräftigen Zug aus seinem Glase.

„Bei Sanct Patric, wie die Isländer sagen, das that ich nicht,“ versetzte der Alte. „Und hätt' ich's gewollt, es wäre weitere Müh gewesen! Die Todten, die mit dem Schiffe trieben, waren keine Todten, sie setzten erst später sterben. — Ich kannte sie, ich hatte eben erst mit ihnen gesprochen! — Freilich wech' ich meinen eigenen Augen nicht trauen, aber ich muß's zuletzt doch! —“ Cap'tain — schüttelte der Mann am Steuer mir zu, und seine Hand fiel schwer auf meine Schulter. — Cap'tain, denn Fritz das Blaggehoht da unten? Ich denk, so werd' ich aufsehen, che das Jahr zu Ende geht.“ (Fortsetzung folgt.)

## Wid-, Wald- und Waidmanns - Bilder.

Von Guido Hammer.

### 4. Aus dem Fuchsboben

Thausfrisch dümmert ein Septemberfrühmorgen heraus. Nur im Osten deutet ein lichter Schein am wolkenlosen Himmel an, daß die Sonne bereits im Kommen ist. Schon wird es heller und heller und von fern her hört man es in den Wipfeln des Waldes rauschen, bis uns der leicht beschwingte Morgenwind wehthätig Wangen und Schläfe unspiziert. Weiter gen Westen eilt der frische, lustige Vorbote der aufgehenden Sonne, im Fluge all die Gräser,

Grillen und die blauen Stodentfömmchen auf duftender Waldstöße anflatternd, um sie aus nüdlichen Schlummer zu erwecken; aber steigend und nichtend begrüßen ihn die bereit Erwachten. Auch die alten Tannen am Saume des Gebaues werden durchraucht und wie ein Halleuzia löst's durch die ehmürrigen Dämpfer weithin in die blaue Ferne des Waldes. So verhallt, lautlose Stille berührt wieder. Die Nebel ziehen über die blattengelömmten Blößen

dahin und hängen sich, Perle um Perle, an Palm und Zweig, wie an das kunstvolle Aitzelnetz verschiedener Spinnen oder an das ausgebreitete Gespinnst, das im Herbst weite Strecken überzieht, um später, von der Sonne gelöst und emporgezogen, in langen Fäden, wie geheimnißvolle Zauber wirrlich, dahinzuschweben. Um Palm und Razel und leichtes Gesebe funkeln und klippen in wunderbarer Farbenpracht die reinen Tropfen, die von der nun im reifsten Aether glänzenden Sonne gelöst werden. Doch fast mit wehmüthigem, wenn auch nicht minderm Genuß schweift das Auge über das sonnendurchglühte, blühende, honigduftende Waldkraut und über das in sofender Morgenluft wehende, sahle Kiegrad hin

bieten. Zumende Bienen und einzelne brummende Hummeln durchstreifen ebenfalls bereits die blühende Heide und der unermeßliche Gefang der zirpenden Grille umspinnet gleichsam, so weit das Ohr reicht, die Natur mit feinem Eiserlei. Dies ist der Schauplatz, auf dem wir unsere Beobachtungen beginnen, und siehe, wir haben nicht lange zu warten.

Aus einem Graben, der auf das Gehäu mündet, kommt jetzt der Schlaupf geogen, den wir suchen — ein alter Fuchs. Er macht Halt, um den Wind einzuholen,\* und äugt überall herum ob's auch gehuet, eh' er es wagen darf, über die vor ihm liegende Fläche zu wandeln. Der Sprung eines



Der gereizte Fuchs.

durch das man im perlenden Thau lange Streifen — die Fährte von mancherlei Gemüth — verfolgen kann. Ueber Anflug und Tilgung hinweg kleibt der Blick am Saume des Hochwaldes haften, dessen Rand bereits in gelbigem Scheine erglüht, während tief drinnen noch mythisches Dunkel herrscht. Augen ist überall schon Leben geworden. Bügel aller Gattungen, meist nach ihren Arten zusammengefaßt, durchziehen in schnellstem Fluge die Luft, oder flattern und hüpfen durch die Dickichte und lassen all ihre verschiedenen Stimmungen erklingen. Da lockt es und pfeift es und sätet es so freisch und heimlich und doch wieder so verlockend, mit den kleinen Vilgeln hinwegzujuden in jene schönen, fernen Länder, wo sie den Winter über weilen werden. Den gellenden und fliegend verhaltenen Ton des Spechtes trachtet freischend der Kupferer zu über-

Grashüpfers, den er mit scharfem Lauscher gehört, läßt ihn sich klügschnell im Graben niederbuden, denn nie läßt er die ängstliche Vorsicht außer Acht, wäre sie auch einmal unndichtig. Langsam sich wieder erhebend, scheint er nun so weit sicher, daß nichts Verdächtiges in der Nähe sei. Mit einer gewissen Sorglosigkeit gibt er sich dem Genuße hin, im schönen warmen Sonnenschein, der ihm nach der Morgenfrische doppelt wohl thut, dahin zu schlendern. Bald nimmt er eine Wilsfährte an, der er mit feiner Spigbüben-nase eine Weile folgt; dann springt er plötzlich ab, um ein unkluges Mäuslein zu haufen, das er als Nachschüßler zu sich nimmt,

\* Wind einholen heißt: durch die Ohrorgane, die ein Thier der entgegengesetzten Luft aussetzt, prüfen, ob nichts Verdächtiges wahrzunehmen sei.

da er, bereits vom Felde heimkehrend, dort einen halbwüchsigen Hasen verpfeift hat. Er ist deshalb auch in besser Laune. Bitte er Arme, um sie auf den Rücken zu legen, er würde es sehr thun, mit solcher Begehrlichkeit bewegt er sich vorwärts. Kein Wandschlang entgeht ihm dabei; in jedes Nest er sich raffinierte Nase hinein, um es dann aufzuschnüren, daß das Erzeich hinter ihm herumstiehl. Kein Vogel fliegt dahin, dem er nicht einen giftigen, verlangten Blick nachsetzte. Jetzt häßt er wie im Aufwachen auf einen alten Esel, der im Gebau steht, und bleibt ein Weichen sitzen, um nach Altem, was sich um ihn regt, sei es ein Biachen, ein Käfer oder Schmetterling, zu schnappen. Nachdem er sich in dieser Weise hinlänglich vergnügt, geht's wieder fort. Bald trabt er, bald schleicht er ein Stüd dahin, sichtet und ruckt sich und geht dann spielend weiter. Nach er fährt er plötzlich herum, und hinter einem Büschlein verknüwend, braudt er kasselle als Pölung, um dem nahen Vordist zuweichen. Wohlbehalten erwidert er es auch, obgleich zwei schnell auf einander folgende Schüsse beweisen, daß er diesmal seiner eingebildeten Nase entronnen. Ein ledter nicht ganz ruhiger Schüße hatte am nahen Holzrande mit pödemem Heryn all' die Wandrer vom Graben der bis fünfzig Schritt an sich heran mit angehen und, seines Zieles nun schon ganz gewiß, durch eine unglückliche Bewegung des Fuchses Vordist erregt, um das leere Nachsehen zu haben.

Aber heute mir, morgen dir," sagt das Sprüchwort. Ein andermal muß der Schelm selbst als Jäger ein geäußtes Gesicht machen, was ihm nicht selten bei der Jagd und namentlich mit Jeterwitz, besonders aber mit Wasserfischel, begegnet, obwohl er einen solchen Jagdtag nicht ohne verdoppelten Aufwand von Schlaubheit unternimmt. Die Gelegenheit, ihn zu belächeln, findet sich, wenn wir und dort nach dem in Vorzugsweise spiegelblank ausgebreiteten stillen Waldteiche begucken.

Ein Bild der Beschämtheit tritt unter lästerner Patron aus dem Waldedunkel hervor und schlücht nach dem Wurzelstode einer vom Sturme umgeworfenen alten Tanne, die sich mit ihrem mächtigen Geywig halb in den Teich verreckt hat, heran, um diesen verreckt von hier aus recognosciren zu können. An den Stamm geschmiegt, hebt er den Kopf nur oben so weit empor, als sein Auge im Stande ist, zuverwehrt die entsehten liegenden Ränder des schilfbewachsenen Wassers zu überschreiten und sich für den weiten Gang zu orientiren. Dann läßt er unmerklich sein etes Haupt höher und höher auflanden, um die ihm zur Seite liegenden Ufer zu durchspähen, bis endlich sein Bild unmittelbar unter seinem Versted das Terrain zu sondiren vermag. Nichts hat sich für den angeständlichen Gang gezeigt; nur ein paar Bläshenen ruben, mit ihrem melancholischen Tone die Stille untreuerend, in der Mitte des Teiches dem Schilfrande zu, lange silberne Furchen durch die spiegelglatte Bläue\* ziehend. Aber außerdem hat der Schelm hinter einem kermessenen Steine in der Nähe etwas pläsheren gehört und gleichfalls davon Wind bekommen, und da ihm das Terrain zum Aufschleichen günftig erscheint, richtet er sein Augenmerk dorthin.

Leicht und leise verknüwend er rückwärts hinter der Wurzelwand und schmiegt sich am Holzrande heimwärts nach gedanktem Steine zu. Leise, kaum um Lausf schreit, schreitet er heran und je näher er kommt, je mehr schmiegt er sich, so daß er zuletzt völlig kriechend am Ziele anlangt. Wieder schrebt er sich gleich einer Wellung vorwärts, bis er das Wasser übersehen kann. Seine vor Verlangen gährenden Seher entdecken immer noch nichts, als unmittelbar unter dem Steine die pläshenden, freisenden Schwingungen des Wassers, die so eben der Sprung eines Frosches verursacht hat. Ein paar Herden aber, die sich auf den immer größer werdenden Wallfängen schaukeln, scheinen ihm zu manderlich Reflexionen Anlaß zu geben, die sich in einem höchst vertriebslichen "Du spät!" concentriren. In schausen Bügen steht es auf seinem Gesicht geschrieben, während dicht neben ihm aus dem Geröddel ein Entwehzel\*\* aufsteigt und vor ihm dahin fliegt, so daß der Geperlte unmißlichlich nach mit halschem Oberkörper emperspäht, ohne jedoch den Sprung nach dem erlöhten Ziele zu wagen; denn er hat nicht Lust, noch dazu ohne Aussicht auf Erfolg in's Wasser zu plumpen, gleich dem Frosch, dessen Lebensschuß für das seudte Element er kindertwegs theilt. Er überseht wohl einmal einen nassen Fuß,

wenn es gilt, aber sich bis über den Kopf in's Wasser zu stürzen, das würde der wasserföhene Patron nicht um schlaufenden Enten thun. Ein Bild, in dem sich Sehnst, Herger und Beschämung, einen so nahe gehaltenen guten Willen sich an der Nase verberberfliegen zu sehen, mischen, verräth des Ganners innere Stimmung, deren er jedoch sehr bald Dert zu werden verwehlt.

Nachdem er noch so lange der ihm entzungenen Ente nachgeschaut, bis sie am jenstigen Teichrande auf der Bläue eingesallen und schwinmend im Schilfrand, das dicht am Ufer zwisohen Kaupen fliebt, verschwunden ist, trabt er am Holzrande des Teiches hin, als habe er niemals in seinem Leben an Enten gedacht. Mit ganz abfentlicher Laune, wie es scheint, geht er hier so dicht an einem Stamme vorüber, als wäre dies der einzige Weg, sein Leben zu retten; bis zum Umlaufen herumgeht er sich daran hin; dort klemmt er sich wieder zwei tag unheimlicher stehenden Stämmen durch, als beobachtigte er, sich zu einer Eihente zu pressen; ober er geht so heads auf einen Gegenstand los, sei es Baum, Strauch, Strin, ober sonst etwas, als wollte er mitten hindurch; aber in der unmittelbaren Nähe biegt er auf einmal mit einer Wendelstange herum, als wäre der Gegenstand für ihn gar nicht da. Auf diese Weise umkreist er ziemlich schnell den Teich bis ungefähr zu der Stelle, wo vorher die entwische Ente wieder einfiel. Nun hängt er jedoch wieder an zu kriechen. Jeden Büschel Gras und Raupen berührt er, sich an das Wasser heran zu pürchen, und dabei schreit er auch ein nasses Paar nicht. Mit ungeanter Beschämtheit im Gras und Schilf kriechend, hat er bereits das Wasser erreicht, das vom Teich heringetraten. Jetzt ist er mit kaum bemerkbarer Bewegung bis an eine Raupen herangerückt, die er herum er die späte Nase steckt — plötzlich springt er vorwärts. Der qualente Raup, sowie der bestige Hüllschlag in's Wasser bewisen, daß er diesmal nicht sehr speculirt und seine Beute eischt hat. Ob das Opfer die nämlich Ente ist, die ihm am jenstigen Ufer entzungen war? Immerhin darf man's glauben und annehmen, daß der Ergaude zugleich eine kleine Privatrade ausgedehlt. Seine Physiognomie wenigstens hat einen fe dämlich häßlichen und dabei so geinfen feunblichen Ausdruck bekommen, wie er nur jemals einem nachsichtigen Schurkenseigeln aufgezeigt war.

Obend nicht er nun an das sonnige, warme Ufer, wo er den nassen, tiefenden Walg abschüttelt und die bereit's gewigte Ente niederlegt, um sie aber alsbald auf's Neue zu paden und nach einem feunigen Haidchänge, der ringum von Dichtst eingeschliffen ist, in Sicherheit zu bringen. Hier verzehet er auf Haide und trockenem Moos, von der Herbstangewonne behaglich unumschmeilt, in aller Ruhe s in delicates Mahl. Darnals arbeitet ihm zu einem solchen — und nach Wassererschlag ledert es ihm immer mit ganz vorzüglichem Appetit — der Mensch selbst in die Hände ober vielmehr in den Rücken, indem eine Ente, wo dem Jäger bekannt ist, leichter zu schießen, als ohne guten Hund aus dem Wasser zu bekommen ist, solche aber nach dem Berenden vom Wiede aus's Ufer gestriem wird, wo sie Weiser Kleude bei feunigen Fischgange als bequeme Beute findet. Das sind denn so kleine gegenständige Glücksfälle, die er sich zur Entschädigung für manche Lausung ja nuge maht.

Unser Jüngker verlehrt sich auf alle Vortheile und Fertigkeiten des edlen Waldwerts, das er als der gewandteste von allen Wildbienen ausübt, und bei seinem lebhaftesten Naturell besitzt er zugleich die größte Befonnenheit und Mabe. Er weiß zur rechten Zeit seine Lebensaufgaben zu beherrschen, um ihrer Befriedigung desto sicherer zu sein. Das zeigt sich insbesondere auch, wenn er auf dem Anstand steht ober, züchtiger gelagert. Er ist z. B. an einem Herbstwade, wo er gedudt, fast an den Boden geschmiegt, in härtten Schindeln verborzen, mit gepipten Laufshen und funfentend Seheren\* dem harntosen Lampe aufsteht. Obst hat der Schelm sich einen sichern Wechsel\*\* ausgedacht und auch den Wind auf oberwärt;\*\*\* denn nicht lange hat er gelanert, da kommt das Opfer daher geböppelt. Wä's möglich, so schmiegte sich der Rothpelz noch tiefer an den Boden, und doppelt fernig werden die grünen Seher, trotzdem daß er sie zusammenvintert, um sie nicht zu Verwärtten werden zu lassen. Veste sucht er mit den Felsen und feiner unweigerlichen Spürnase, wie im Vorgefäß des gewissen Genusses. Ja

\* Seher: Augen.

\*\* Wechsel: die Stelle, wo das Wild regelmäßig erkeimt.

\*\*\* Wind auf oberwärts: es daß der Wind wenn in erwartenden Wind nach ihm selbst zu steht, und der Dale ihm nicht durch den Geruch wahrnehmen kann.

\* Rinken brühen diejenigen Stellen auf Teichen und Seen, die frei von Schilf sind.

\*\* Entwegt wird bei wilden Enten der Gurtich, das Männchen, genannt.

zwischen nähert sich, hier ein Kleckelchen, dort ein anderes fästiges Kneulen nachden, der unglückliche Lampe. Ein leises Heben der weißen Spitze an der Stambarte\* Reineke's läßt erkennen, daß er sich fertig zu machen anfängt. Das Hinterteil laun merktlich emporschieben, rüßet er sich zum Sprunge, und genau hat er es abgefaßt, bis der Hals für ihn erreichbar ist; — ein einziger langer Satz, und er hat sein Schicksalster gejaßt, das er jetzt unbarmerbig niederwürgt. Nach jeder Wiltdeifeil verschwindet er augenblicklich mit seiner Wute dem Orte seiner That, um außer seiner Reue, die den Klager der Unselbstheit etwa gebet, aus neuem Wege zu gehen, und seinen Braten zu verschmähen, der nach Reineke's Ruchpud durchaus seiner Zucht bedarf. Verlorenem Jales überbet er sich auch wohl der Mähwaltung, irgend ein schmaadbares Thier erst tot zu weisen, und zieht vor, es bei lebendigem Leibe „anzufesteln.“\*\*

Glaube man jedoch nicht, daß er sich mit der kleinen Jagd begnügt, obwohl er dieselbe gern betreibt; o nein, — sein Stium steht höher! Auch die mitte und selbst hoch Jagd löst er aus, indem er nicht um Kleckelchen — im Winter sogar alle Rebe — sondern auch Wilteläden und Frischlinge erlegt, und gerade hinein der Wiltbau an geschicklichen wird. Obene verhält es sich mit dem ihm vorzugsweise schmaadpästigen Jeterwittler, den er gleichfalls von Klein bis Hochwid hman nachjagt, wobei maunde Virl- und Auerhane in der Bruntzeit ihm anheim fällt. Uebriqens hält er, wie bei einem so duchttriebrenen Pflückis veranzuschuen, eine alte Klugheitsregel: „wer das Kleine verachtet, erhält das Große nicht, in Ehren, namentlich, wenn das Kleine werth ist, den Wäunen zu reizen. Darum sieht man den Gaurmann, wenn der Wergen graut, öfter den Dohrensteg passiren und die Kraumetwögel, die sich etwa gefangen haben, aus den Schlingen nehmen, netabene, wenn sie nicht zu hoch hängen, und er sie noch im Sprunge erreichen kann.

Nichts ist, wie man sieht, seinen Cavaliermagen zu gut, wie er sich dem vollkommen für berechtigt hält, auch mitunter einen Raßaj zu verschlingen. Mit Recht sagt daher der französische Jagdschiffsteller Balmont de Bomare: „das der Wolf für den Bauer, ist der Fuchs für den Orelmann.“

Auf diese Weise tritt es der jährliche Ritter, so lange es geht. Bald löst er im Wald, bald auf der Flur; heute bleibt er in Tüchis sitzen, morgen fährt er in einen Bau oder in eine Stadtkirche ein, oder — liegt wohl auch im süßlichen Kraut eines Kaffeehändlers hinter den Fuchsen, wo freilich zuweilen für ihn die Gefahr eintit, daß ihm aus der Füllnerke\*\*\* die Jäger und die Hunde auf den Fels kommen und, falls ihm nicht, was oft genug geschieht, die Ueberrastung der Schlingen durchhilft, sein improvisirtes Quartier das Leben löstet.

Je weiter die Jahreszeit vordrückt, desto schlimmer wird's nun für den Wüde, da sein Balg sich mit jedem Tage bessert; denn der logische Satz: „Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg“ läßt die Gründe allerdings Alles aufwenden, um dem zwar das ganze Jahr Vogelfreier jetzt ganz besondert Abbruch zu thun. Kommt vollends der erste Schnee, wo Fuchselien Pfiffelgit nicht mehr die geobunte Wirkung hat, da die Jägerie ihn auf Schritt und Tritt vertribt, so fängt gar seine schlimme Zeit an. Denn abgesehen davon, daß Schmalhals Küchenmeister bei ihm wirt, ist er auch noch ein unermüdlich verfolgter Wärtner. Da wir er geküßperrt,† wenn er im Didiht steht; mit seinem Erjeind, dem Dachthund, aus dem Baue getrieben, wenn er eingefahren, oder, wenn's nur eine Fuchstörche ist, ausgeräudert †† oder sogar geträbert,‡ was die grauamste und menschenunwürdigste aller Arten ist, seiner sich zu bemächtigen. Auch firt man den durch Neß Verlosten an

Kas, um ihn dann um so gewisser aus dem sichern Versteck zu tödten. Was gilt's da nicht Alles für den Schlaufes zu beobachten! Da gilt's, den verführerischen Broden\* von einer Rebe oder einer andren Vielblingspfele trotz beßhämten Sprunge nicht eher anzurühren, bis die volle Gewißheit erlangt ist, daß nichts Gefährliches dabei ist; und selbst dann noch nimmt der jetz arme Proletarier seinen Hund mit ängstler Verzicht auf. Doch diecmal war sie unneßbig, obene bei einem andren Broden, der sich ihm darbietet, — bei einem dritten, vierten u. s. w. Gefährtes hat er sie alle verjehet, da firtet er noch einen leuten; auch ihn nimmt er — und hängt am Esen! Mäuder hat sich so gefangen, und ist dem Jäger durch einen Schlag auf sein spießbüßiges Organ, die Nase, getödet worden, wenn er nicht den Wals gehabt, das gefangene Mied abzuhängen und, war's ein Kauf, wie einen ausgezogenen Stiel hängen zu lassen, zum Wägriden, daß sich ein aller Zugs wohl einmal ertappen, oder nicht festhalten löst. Ja, die Zugs geht, der Treicmann dieser Treufestheim sie bisweilen so weit gegangen, daß sie entweder vor dem ersten aufgeschnittenen Broden oder weignests vor dem Stellbroden, wenn das Erten nicht gut verwillert gewesen, aus Mißtrauen verhungert fien.

Tritt bei Schner Thauwetter ein, und firtet es schnell daran, so ist für unsern nichtgastlichen Räuber Festtag; denn wenn das Wild und namentlich die Rebe durch die Gistwüste brechen, und sich dabei die Wäuste verwunden, wodurch sie an schneller Flucht gebindert werden, so jagt er als Cavalier par foros und zwar dann oft in Gemeinshaft seines Erjeins.

Im Februar regt sich in ihm die Liebesguth; da sagt man: „der Fuchs fängt an zu rangen.“ Doch auch in dieser Periode beobachtet sich der Alles berechnende Schlaufes seine volle Bestimmung, ohne sich der Verleßhaft kind zu überlassen, wie mehr oder weniger alles Wild, und namentlich der Harzbau, zu thun pflegt. Um Erhöhung seiner heißigen Wäusje mit leisen Ketteren lebend, muß er sich dabei nach Umdeart gegen die Wiltbewerber verhalten, bis er sie abgerissen hat oder durch eine andere liebenswürdig Rebe von den Unberufenen besetzt wird, die ihr man den Hof machen. Dann sieht man je nach im Wendenheim, zu vier bis sechs, heiser bellend über die Wäßen traden. Einfame Pederpaare treten schlan einander in die Fährten, so daß, wenn Schure liegt, man weite Strecken nur einen Fuchs abspüren kann, bis plötzlich zwei Fährten sichtbar werden, sich wieder vereinigen und so in einem Didiht oder Gerchidit, in einer Fuchstörche oder einem Baue verschwinden. An solchen Orten werden die bräutlichen Fests gefeiert, die allerdings nach einem Spurschnee oft aus das Verderblichste entben, wenn Mensch und Hund als ungeladene Gäste vor dem Hedzignpfaus erscheinen. Wie wird da die kurze Filtterzeit einer Nacht durch den krummbenigen Dachthund so verhängnisvoll geseht! Mit totem Injunum dringt er auf das neuvermählte Paar ein, und leifet und küßt so lange, bis die petisch Geschimten der roben Nacht weichen, und durch die einjige ihnen offen gelassne Kehrje zu entschließen trachten, aber auch, dem Regen in die Traufe kommen. Denn laun langt die junge Frau Reineke im Freien an, als schon das tödliche Mied des Jägers sie trifft. Gedrängt von unvermuthlichen Dachs, folgt der verzeiffste Gatte, um dem gleichen Schicksal zu verfallen.

Erst wenn das Fühljahr kommt, heßt Fuchsent gute Zeit wieder an. Nicht nur, daß es allerhand zu leben gibt, wie verdiebedes junges, leicht zu fangendes Wild, inqleichen brütende Virl- und Auerhühner; auch das Stiltfintereße der Jäger läßt ihn ungeschormer, da der Balg nichts mehr gilt, was freilich, heißigst gefagt, einen Jäger, der nicht in jedem Fuchs einen Speciehalter bemaulaufen sieht, gerade jetzt am wenigsten hindert, dem gefährlichen Räuber nachzufellen, dem in dieser Zeit der Raub am jungen Wild viel leichter wird, als sonst. Dazu kommt, daß Wäbane ihr Wochent betreibt, und was ein solcher Hausflant bedeutet, haben wir schon früher kennen gelernt.

So sind wir dem wieder beim Auszuge angelangt. Indem wir Reineke's Treiben ein Jahr hindurch verfolgten, haben wir uns vor Allen vor der Verjudung geschützt, märdhenhafte Uebertreibungen auszufordern, im Gegentheil nur das gemessenhaft erzählt, was wir selbst beobachtet. Es viel auch schon Interessantes über den merkwürdigen Gogist geschrieen ist, so könnte man doch noch Wände

\* Stambarte: Schwanz des Fuchses.

\*\* Ich selbst habe einmal einen Fuchs ein noch lebendiges Virlhuhn abgejagt, das er schon angehtinnen, d. h. angegriffen hatte. D. B.

\*\*\* Füllnerke: Füllnerjagd.

† Rückwärts thun: das Wild überreden und erlegen.

† geküßperrt: beim Treiben durch Didihte mit Klappern, die die Treiber haben, das Wild heranzujagen.

†† aneandern: durch angemachtetes Feuer vor den Wähen den Raub in das Versteck ziehen lassen, und so den Fuchs veranlassen, Kräftig zu nehmen.

\*\* Das Krägen gefochet, indem man mit einem Instrument, das einem colossalen Korymben gleich, den lebendigen Fuchs anbetet, um ihn so heraus zu ziehen.

\* Broden: hingeworfene Eissen einer Rodspille. Stellbroden: denjenge Eissen, der, auf dem Esen liegt.

voll schreiben, um alle die seltsamen Sagen, die über ihn im Umlauf sind, zu entkräften. Das Eine beweisen jedoch die vielen obenstehenden Berichte: den allgemeinen Glauben, man könne diesem Erzschmelzer nicht genug nachsagen, sei es an Schmelzerei oder verfeinertester Schmelzbarkeit, und an diesem Ruf ist er ohne Zweifel selbst schuld.

## Selbstbeherrschung des Dampfes.

Das viele Maschinenwesen macht uns Menschen und auf re Zustände wider: und profaisch, einseitig, herlos und was nicht Alles ansehnen. Es sagt man und so sagen's Andere nach. Aber's ist wohl nicht ganz richtig sein damps, half' ich. Wie man seine Sünden gern andern Leuten oder Verhältnissen aufzählt (Richard III. in Echalpeare sogar den Sternen) aufzählt, bemenge wir auch wohl die Gelegenheit, die sich und in Tausenden von Maschinen und Dampfmaschinen bietet, etwas von der Verantwortlichkeit für unsere Redensarten, Verhaltensweisen, Langwiltigkeit und moralische Kurzatmigkeit los zu werden. Gewiß ist, daß uns die Maschinen mit den vielen unermülichen, keinen Dampfer lassenden Dampfmaschinen ungebauer viel grebe Arbeit sparen, so daß wir Zeit für höhere und Selbstpositur bekommen. Andererseits sind diese Maschinen selbst nicht so geistlos, wenigstens nicht so geschäftig, als sie um durch Verordnungen Abgeschumpfen erscheinen. Der Müller wacht auf, wenn die Mühle nicht mehr klappert. Es mag sein, daß die Allgegenwart, Unermülichkeit und das Einzelne der Schraubentzen und dennernden Dampfmaschine und einflößt, und wie vielleicht mit allen Sinnen und Tactes anzuweisen und alle Hände voll zu thun bekommen würden, wenn diese Maschinen alle auf einmal still ständen, sehr wahrscheinlich auch, um unter dieser Arbeit wie überbürdete Västliche zusammenzubrechen. Diese Dampfmaschinen brechen aber nicht; ihre Kraft, Unermülichkeit und Dauerfähigkeit, womit sie die Arbeiten von Millionen gebrechlicher Menschen verrichten, berechtigt uns aber nicht, ihnen die Fehler und Uebertren unierer eigenen Cerephulstalt anzukündigen. Wenn wir uns neben der Maschine langweilen, sind wir jaß um so mehr Schuld, da wir — ich trete zhn gegen ein — ohne dieselbe wahrscheinlich nie in den Fall kommen würden, Zeit und Weile zu haben, Zeit zum Nachdenken, Gelegenheit zum Lernen und Leben, Mütel und Geschmach, die tausendert weisesten Arbeiten der Maschinen zu lernen und so unser Leben interessanter, schöner, inhaltvoller und fruchtbarer zu machen.

Also kommt am Ende das Gegentheil heraus: die Maschinen spielen stets mit einem Reichthum von angewandter Mathematik und Naturwissenschaft und sind weder langweilig, noch verbreiten sie Langeweile, indem sie uns Zeit sparen, alle Zeit geben, d. h. Ruhe und auch Ruhe, abgeben davon, daß sie Lebens- und Genütmittel gleichsam fließend aus den Armeiden schüttele. Welch ein stolzer Anblick, wenn die Dampfmaschine mit Hunderten von Pferdekraften und geborom ein Kind, ihre eisernen Glieder schwingt, und ihre geistigen Zapfenelase geschmeidiger gymnastisch, als der bewunderteste Jongleur! Seitdem ich nun auch eine Art von Selbstcontrolle in einem solchen ungebauer leuen gelernt habe, kommt mir dieser Dampftrieb nicht bloß gittermächtig, sondern auch übermenschlich weise vor.

Ich lernte den ersten sich selbst controlirenden Dampfstein in dem langweiligen Norwich als Wollspinner kennen. Der Herr, für den Hercules mit hundert Pferdekraften spinnst, heißt Dr. Blake, dem ich größtentheils verdanke, was ich hier über den interessanten Selbst-Contrölr-Apparat mittheilen habe.

Ich sah ihn arbeiten am Tage, spät in der Nacht, immer noch am folgenden Morgen, stets unversehrt, heiter, leicht, ohne Spuren von Ermüdung und jedes zu wenig oder zu viel von Dampfkraft selbst ausgleichend, damit seine veränderte Geschwindigkeit der Treibungen ungleichmäßig gelponnemes Wachs liefert oder es in einem Momente zu großer Hitze verreise. Welch ein Wunder, daß der geistlose eiserne Riese seine hundert Pferde immer selbst auf das Genaueste im Saume und in gleichmäßiger Geschwindigkeit hält, ohne nach Futter, Lohn, Freizeiten, Feiertagen zu fragen! Gibt man ihm alle Tage nur die nöthige Kost von 10 Centners Kohlen zu verzehren, besorgt er alles Andere mit der größten Pünktlichkeit und Ausdauer und spart dem Erzhörer 100 Pferde und Tausende von Menschen, oder 10,000 Spinnen, Rauhen und feuchige Seiler von

„Wer einmal läßt, dem glaubt man nicht, und wenn er auch die Wahrheit spricht!“

Auch dieses ist oft genug auf ihn angewendet worden, doch mit Unrecht — nicht deshalb, weil der arglistige Eselchier nicht reden kann, sondern weil, wenn er es könnte, jedenfalls kein einziges wahres Wort aus seinem Munde ginge.

Natur, die dabei aber keinen einzigen solchen weissen Haaren zu Stande bringen.

Er dreht zunächst mit seinen unermülichen Eisernenarmen ein eisernes Rad von 25 Fuß Durchmesser, dessen Peripherie jede Stunde 2) Meilen Raum in Kreisform zurücklegt. Das Rad greift halb aus dem Maschinenraume durch die Wand in andere Localitäten hinein, und bewegt dort einen verticalen Schacht, welcher einen ungebauern Pedrieren um sich herumdreht. Dieser Pedrieren vertheilt nun, über andere Schäfte rasend, die aus den Kohlen gesenerte Hundertpferdekraft durch verschiedene Säle und Räume, wo er unjähliche Schäfte und Räder und Spindeln und Rollen in ewiger, sicherer, fallbürtiger, aber rasender Geschwindigkeit spinnend um sich selber herumdreht. Diese rohe, weiche, blinde Hundertpferdekraft dreht nun, so vertheilt, 10,000 Spindeln, die jede mehr und besser arbeiten, als die feinstigsten Dauermädeln in den Zeiten, wo Vertha spannt.“

Ist das nicht, hundert Pferdekraft, die Millionen Jahre unter der Erde schliefen, in 10,000 meißerhafte, nie ermüdende Spindeln zu verwandeln? Und dazu noch die Selbst-Contrölr! Um diese geüblich zu wüthigen, müssen wir bedenken, daß es keine Mühsalzeit gibt, Kraft zu schaffen. Alle mechanischen Bewegungen sind bloß verschiedene Formen vorhandener Kräfte. Diese können zusammengeprüft, zurückhalten und in Erplosionen u. s. w. entladen oder in gleichmäßigem Extreme fortgesetzt, aber niemals durch irgend eine mechanische Einrichtung selbst erzeugt oder um vermehrt werden. Die hundert Pferdekraft waren in die Kohlen verpackt und vor Millionen Jahren aus Luft, Wasser und sonstigen Bestandtheilen, aus denen sich die später zu Kohlen zusammengepreßten Wälder bildeten, hineingegraben worden. Das Feuer macht die hundert Pferdekraft zu Dampf. Dieser dreht 10,000 Spindeln. Vielleicht kann er noch mehr drehen, aber zuletzt würde ein Stöckchen kommen, setzte sich an sich, jedoch stark genug, die ganzen 100 Pferdekraft zu brechen, wie man von beladenen Kamelen sagt, daß eine Feder mehr auf seinem Rücken als nichterträglich wäre.

Die thätigen 100 Pferdekraft sind unter 10,000 Spindeln vertheilt. Von diesen müssen jwischen mehrere auf einmal außer Thätigkeit gesetzt werden, um volle abzunehmen und neue einzufüllen. Die so geparte Kraft geht sofort auf die andere über, und dreht sich: schneller, so daß die Fäden reihen oder zu stark gedreht werden. Es wird zwischen zu viel Jutter auf einmal in den Rachen des Riefen geschüttelt, so daß der erdöbte Verbaunungs- oder Verbrennungs-Proceß zu viel Hitze, zu schnelle Bewegung der Spindeln überhaupt, d. h. zu starke Fäden und „reißendes Abgehen“ derselben bewirkt.

Obwohl ich Regelmäßigkeit und Regelmäßigkeit der Bewegung jaß in solchen Spinnmaschinen von größerer Wichtigkeit, als in andern. Der gewöhnliche rotierende Regulator, der, wenn's zu arg wird, seine centrifugalen Ringe abdreht und so, wenn's schon zu arg geworden, den Schuß der Bewegungen etwas hemmt, ist nicht zuverlässig und sein genug für die feinen Wollenspäden. Die Controlle muß eine so feine und empfindliche sein, daß jede nur erst drohende Unregelmäßigkeit gleich im Keime erstickt und der gewaltigsten Ueberkraft durch eine aus dieser selbst erwachsende Gegenkraft ein solcher Demuthaus angelegt wird, daß Kraft und Gegenkraft sich ausgleichen und die Maschine gleichmäßig fortwirkt, als wenn gar nichts vorgefallen wäre. Einen solchen Gouverneur über den Dampfriesen haben die Herren Giltz und Wilson erfunden und ihm den patentierten Namen „Differential-action Governor“ gegeben.

Was ist dieser „Differential Action Governor“ für ein Kerl? Wie ich ihn bei Dr. Blake wissen ließ, kam er mir vor, wie der vollkommenste und feinstenbesten Weise. Er besteht aus einem gezeichneten Triebel mit einem gezahnten Rad auf jeder Seite. Die Zähne jedes Rades greifen in den Raum oder die Röhre des Trie-

hels ein. Der eine Rad, den wir A nennen wollen, steht so mit dem bekannten Getriebsregulator in Verbindung, daß er, je nach dessen Schnelligkeit der Drehungen, den Triebel auf einem Central-Pappen dreht. Zugleich wirkt er so auf ein Ventil unterhalb, daß er Wasser in einen Druck-Cylinder unterhalb einströmen läßt, und letzteren entweder über oder unter eine Kolbenplatte (einen breiten Stempel) bewegt. Das Wasser strömt aus einer oberhalb angebrachten Gießröhre und wirkt auf die Kolbenplatte mit hydraulischem Druck, dessen Oszillationen sich immerwährendes Fallen und Steigen dieses Kolbens bewirken. Dieser endet oben unter dem zweiten Rad, den wir B nennen wollen und der ebenfalls auf den gebogenen Triebel wirkt. Letzterer befindet sich auf dem Hebelgriff der Dampfmaschine, die man an Vocometer, wie ich glaube, Schnarventil zu nennen pflegt, und schließt oder öffnet dieses Ventil und läßt Dampf ein oder schließt ihn ab von dem großen Dampf-Cylinder, je nachdem er steigt oder niedergedrückt wird.

Die Differential-Aktion dieses Gouverneurs besteht nun im Wesentlichen darin, daß, wenn Rad A sich niederdreht, ohne B zu sitzen, sich der Triebel auf Rad B wirft und das Schnarventil verengt, oder daß, wenn Rad B aussteigt, ohne A zu bewegen, sich B auf Rad A wirft und das Schnarventil schließt, oder daß A und B gleichmäßig auf und absteigend den Triebel auf dem Pappen drehen und das Schnarventil weder öffnen noch schließen. Der Druck abwärts des Regulators wirkt auf Rad A, der Druck abwärts des Wassers auf Rad B. Dies bewirkt die eigentliche Differential-Aktion. Sobald die Geschwindigkeit der Bewegung des großen Triebels nur im geringsten einen Anschlag zur Beschleunigung nimmt, bewirkt dieser Apparat sofort die nötige

Ausgleichung durch Abschließung des Wasserflusses von Dampfkraft. Die beiden Räder wirken auf das Ventil einzeln oder zugleich in entgegengesetzter Richtungen, so daß die Bewegungen des Ventils sich in der That nach dem Unterschiede, der „Differenz“, zwischen hydraulischem Druck und dem Getriebsdruck der Regulator-Kolben (oder Nügel) richten, d. h. also durch Differential-Aktion.“

Dies ist, so weit es mit Worten für eine allgemeine Vorstellung gesagt werden kann, die Einrichtung, wodurch die Herren Gault und Wilson den gigantischen, unbeweglichen Dampf-Titan nötigen, sich auf das Feinste und Gleichmäßigste selbst zu controliren.

In meiner Obgenannt wurde auf einmal 24 Pferdekräft in den Spindeln angehtig gesetzt, ohne daß das große Triebel in seine 25 Drehungen per Minute nur um eine Secunde beschleunigte. Die 24 für den Augenblick angespannten Pferdekräfte fanden einstuweilen hindreichende Beschäftigung, den hydraulischen Druck zu der entsprechenden Verengung des Schnarventils zu nötigen.

So viel über einen der feinsten und zugleich mächtigsten Apparate an der Dampfmaschine. Männer von Fach werden sich an der allgemeinen Schätzung derselben ein bestimmtes Bild, eine Zeichnung machen können. Für uns Reien reicht die interessante Thatsache als solche hin. Der Differential-Aktions-Gouverneur hat die 100 Pferdekräfte mit feinsten Damp so in der Gewalt, daß sie nicht nur das Triebrad und die 10,000 Spindeln in stets gleicher Bewegungs-geschwindigkeit erhalten, sondern auch den Zeiger einer Uhr so drehen, daß man dieser mehr glaubt, als den ersetzr zur Zeit-angabe gehaltenen Taschenuhren. Gewissenhafter Selbstbeherrschung kann man von einem so gewaltigen Durchsen kaum erwaun.

## Skavenhandel in Amerika.

Nr. 1.

Die Strafe auf Negerhandel und deren Folgen. — Wer handelt mit Skaven? — Palmöl und Eisenstein. — Capitalumlage. — Kosten und Ertrag einer Skavenhandlungsfahrt. — Die Preise der Antillen und wie dort Skaven bereingepolft werden.

Es ist eine durch statistische Nachrichten erhärtete Thatsache, daß in den Gegenden, wo bloß Zucker, Kaffee, Reis und Baumwolle erzeugt wird, die mit dieser Arbeit beschäftigten Neger ein verhältnißmäßig nur kurzes Dasein genießen, denn die Arbeit ist sehr hart und anstrengend und das Klima außerordentlich ungesund. So sterben in jenen Himmelsstrichen immer mehr Neger, als geboren werden. Dies ist besonders auf der Insel Cuba der Fall, wo die Skaven übermäßig zur Arbeit angehalten werden. Allein auch in den zu den nordamerikanischen Freistaaten gehörigen Staaten Louisiana, Mississippi, Georgia, Florida und Alabama ist die Sterblichkeit außerordentlich groß und daher überwiegt auch hier die Zahl der Geborenen die Zahl der Geborenen bei weitem. Wenn deshalb diese Staaten in ihrer Zucker- und Baumwollenproduction nicht gehemmt sein wollen, wenn am Ende die ganze Negerbevölkerung nicht auf ein Minimum beschränkt werden oder gar aussterben soll, so müssen Skaven importirt, es müssen frische Truppen in's Feld gestellt werden, welche die abgegangenen ersetzen. Woher soll man nun aber diese Ergänzungsarmee bekommen?

Der natürlichste Weg ist der, sie von da zu holen, wo man die ersten Neger erhielt hat, nämlich von Afrika. Allein England hat es nach vielen Unterhandlungen und Mühen dahin gebracht, daß alle skavenhaltenden Staaten (America, Spanien und Brasilien) einen Vertrag mit ihm abschlossen, nach welchem der Skavenhandel mit Afrika gänzlich still sein soll. Es hat es so weit gebracht, daß verschiedene Staaten — worunter auch America — übereinkamen, Kriegsschiffe an der Küste von Afrika freuzen zu lassen, um den Skavenhandel mit Gewalt zu verhindern und denselben für die Zukunft zur Unmöglichkeit zu machen. Es hat es sogar so weit gebracht, daß der Skavenhandel, der Export von Schwarzem aus Afrika, eben so gestraft werden soll, wie Serraus und Piraterie, d. h. mit dem Tode durch den Strang. Sollte man nun nicht meinen, daß das System der Sklaverei müßte, wenn diese Verträge richtig eingehalten werden, nach und nach einen Stoß erleiden, von dem es sich nicht mehr erholen könnte? Sollte man nicht überzeugt sein, daß das Sklavensystem nach und nach ganz aufhören müßte, wenn die vorhandenen Skaven aussterben und keine neuen an ihre Stelle gebracht werden können? Gewiß sollte man so denken und gewiß war es auch die Absicht Englands, durch jene Ver-

träge diesen Zweck im Laufe der Jahre zu verwirklichen. Es wollte offenbar die Sklaverei ganz aufhören machen, ohne daß diese deshalb in den skavenhaltenden Staaten durch ein besonderes Gesetz aufgehoben zu werden brauchte. Allein die Absicht ist nicht erreicht worden und die Skavenhalter aus Cuba und in der Union haben sich trotz dieser Verträge zu helfen gesucht.

Es geschah dies und geschieht dies noch auf zweierlei Weise. Einmal durch Umgehung jener Verträge, dadurch, daß man mit Sklavenzufuhren aus Afrika Sklavenshandel treibt, das andere Mal dadurch, daß man im Lande selbst eine Art künstlicher Ueberproduction erzeugt, indem man sogenannte Niggerglücksterren anlegt, gerade so, wie man an anderen Orten Schweine- und Pferdeglücksterren angelegt hat.

Betrachten wir uns zuerst den Niggergeschmuggelhandel mit Afrika.

In früheren Zeiten, am Ende des vorigen Jahrhunderts, als der Negerhandel noch offen betrieben wurde, war er fast ganz in den Händen der Engländer. Allerdings vertrießten sich auch Franzosen und Spanier dabei, allein die Engländer überstiegen alle sowohl durch ihren größern Unternehmungsgeist, als auch durch die Schnelligkeit ihrer Schiffe. Zeit dieser Handel als Serraus mit dem Tode bestraft wird, läuft kein Sklavenschiff mehr auf einem europäischen Hafen aus. Wohl würde es in der alten Welt vielleicht auch jetzt noch manchen Schiffskapitän geben, der sich nichts daraus machte, einmal auf den Schwarzweitzereyung auszufahren, und noch weniger würde sich vielleicht ein reicher Kaufherr in Hamburg oder London bemühen, seine Gelder im Niggerhandel anzulegen, wenn's nur irgend anginge. Allein in den europäischen Häfen ist die Aufsicht über die Schiffe, die Controle derselben so groß und genau, daß eine Täuschung der Behörden fast zur Unmöglichkeit geworden ist. So hat sich dieser Handel ganz nach America und hier wiederum hauptsächlich auf die nordamerikanischen Freistaaten zurückgezogen, von wo aus er aber immer noch ziemlich schwindehaft betrieben wird. Die Sklavenshandelschiffe werden fast ohne alle Ausnahme in Newyork, Boston, Portland und Bristol gebaut. Boston und Newyork liefern die meisten. Es sind fast durchgängig Zegelchiffe und meist von jener neuern Bauart, welche die Amerikaner eigens zu diesem

Zweck erfunden haben, nämlich sogenannte Klipper. Diese Schiffe sind allerdings nicht so sicher, als die andern Segelschiffe, aber sie segeln um so schneller, und auf die letztere Eigenschaft kommt bei einem Sklavenschiffe das Meiste an. Das Geseh zu ihrer Erbauung oder zu ihrem Ankauf liefern ohne alle Ausnahme Amerikaner, — Kaufleute von Newyork und Boston oder sonstigen Seestädten, nicht selten auch Greshändler, die ein Haus in Panama haben. Diese Kaufleute haben durchweg eine angenehme, Credit genießende, in ehrenwerthen Manne stehende Firma, die Geseh der Firmen gehören vielleicht, sogar sehr wahrscheinlich, der frömmsten puritanischen Methodistenkirche an, sie sind ohne allen Zweifel Mitglieder derjenigen politischen Partei, welche nach der Emancipation aller Schwarzen strebt und Gut und Blut für die Ausrottung des Sklavereis zu opfern schmeißt, sie haben vielleicht erst vor Kurzem bei einer großen öffentlichen Versammlung eine dounerete Abtheilungsinhaber gehalten; aber — mit Vergnügen gehen sie ihr Geseh bei dem Ankauf und zur Ausrichtung eines Sklavenschiffes; denn im Handel kommt der Amerikaner weder Religion noch Politik und gegen einen guten Profit richtet er immer eine doppelte Vertien frömmigkeit.

Natürlich ganz offen wird der Handel nicht getrieben, die Kaufmannsfirmen wird nicht genannt, das Schiff wird in einem Hafen clariert, der mit dem Sklavenshandel nichts zu thun haben kann, die Ladung, welche das Schiff einbringt, ist eine ganz unschuldige; denn die zum Riggerhandel dienbaren Waaren, die zum Transport von so viel hunderten Sklaven nöthigen Wasserfässer, die für die kleine Mannschaft unerschwinglich große Menge von Mundvorräthen, die Handfellen, Ketten und dergleichen sind im unteren Schiffsraume verborgen und mit anderen Waaren überdeckt, bis man sie auf hoher See ohne Gefahr auf's Deck schaffen kann. Allein trotz dieser Heimlichkeit ist der ganze Handel das, was man ein öffentliches Geheimniß nennt, und jedes auch nur wenig mit den Verhältnissen vertraute Haus weiß, wohin es sich zu wenden hat, wenn es über ein Sklavenschiff Kauflust haben oder ein dazu langliches Schiff selbst anlaufen will. Die Matter, die in diesem Artikel Geschäfte machen, sind Jedermann bekannt; die Handlungsbücher, welche zu solchen Geschäften Geseh bringen, sind ohne alle Schwierigkeiten zu finden, und die Capitaine, Spencercargos und Matrosen, die man nöthig hat, haben ihre eigenen Abhandlungsquartiere, wo man sie zu jeder Zeit aufsuchen kann. Das Geseh ist ein ganz so regelmäßiges, wie jedes andere Abergeschäft, nur ist das Auswahngeseh kein offenes. Man geht vielleicht ohne Bedenken, daß man nach und nach der Küste von Afrika Handel treibe, aber man gibt sich den Aufsehen, als ob man „in Palmet und Eisenbahn mache.“ Eisenbahn und Palmet werden auch von der afrikanischen Küste geholt; deswegen sind diese zwei Artikel die beste Bemerkung des Sklavenshandels.

Man hat berechnet, daß im Durchschnitt jährlich 45 bis 50 Schiffe aus den Häfen des östlichen America ins den Sklavenshandel auslaufen; eben so viel vielleicht aus dem Hafen von Panama, aber auch hier bloß amerikanische, keine spanischen Schiffe. Jedes Schiff hat eine Mannschaft von 15 bis 30 Matrosen, und die Bemanning der ganzen Sklavensflotte besteht aus etwa zweitausend Mann, ohne die Officiere. Die Schiffe sind von verschiedener Größe, meist von 100 bis 500 Tonnen Gehalt und ohne Unterchied schnelle Segler. Sie fahren 150 bis 600 Neger, da man auf eine Tonne Gehalt etwa 1 1/2 Neger rechnet. In neuester Zeit hat man sogar Dampfschiffe zum Sklavenshandel angefaßt, welche allerdings den Vercug haben, daß sie schneller fahren, als die Segelschiffe, und deswegen den Kreuzern an der afrikanischen Küste leichter zu entgehen vermögen. Können sie doch vermöge ihrer Dampfkraft auch bei conträren Winde ihre Richtung beibehalten und ihre zwölf Meilen in der Stunde zurücklegen. Allein sie sind dennoch nicht so beliebt, als die Gipserschiffe, weil sie wegen ihres Vercuges nicht in jede Bucht der afrikanischen Küste einlaufen können und weil ihre Ausrichtung und ihr Ankauf mehr Geseh kostet. Auch ist die Afsahrt eines Dampfers immer von größerem Aufsehen begleitet und der Zweck seiner Fahrt, sowie die Zeit des Abganges können nicht eben so leicht bemäntelt werden, als bei einem Segelschiffe. Dieser letzte Punkt ist noch entscheidender, als der Gesehpunkt, denn an Capitainen fehlt es nicht. Beträgt doch das Geseh, das alljährlich im Sklavenshandel angelegt wird, über vier Millionen Dollars, mehr als zehn Millionen Gulden, nicht ganz sechs Millionen preussische Thaler! — Alles dies sind statistische Notizen, die öffentlich in den Zeitungen nachgewiesen werden, ohne

daß irgend Jemand besonders daran Anstoß nimmt. Im Gegentheil, Viele finden den ganzen Handel natürlich und in der Ordnung, weil sie die Sklaverei für naturgemäß halten. Man hat also größtentheils von Seiten der öffentlichen Meinung gegen den Handel an sich nichts einzuwenden, sondern schließt bloß mit dem Kopfe, wo sich einer über dem verbotenen Schmutzgel hat ertappen lassen.

Und doch hat es nie einen schmäblichen Handel gegeben, als diesen, vielleicht aber auch nie einen profitableren! Die Neger werden an der Küste Afrikas entweder von Zwischenhändlern, oder auch von den ersten Inhabern erworben. Es gibt nämlich eine Menge Staaten und Stätten an vieler Küste, in welchen Sklaven zu haben sind, da dieser Verkauf fast das einzige Einkommen der dortigen Mährten ist. Früher ist alten Zeiten wurden die Kriegsgangenen angeschlossen, unnume werden sie verkauft! Der Ankaufspreis schwankt zwischen 15 und 20 Dollars, besteht aber meist nicht in baarem Geseh, sondern in Flinten, die keinen Werth haben, in Spiegeln und sonstigen Hülfsmitteln, der immer unfähig doch über seinen wahren Werth angelegt ist. Der Unterhalt der Neger auf dem Schiff ist ein sehr kärglicher und besteht meist nur aus Behenluppe mit etwas Pfeisesehl. Die neu erworbenen Sklaven werden gesehelt und so nach auf einander aufgeschleppt, daß sie sich kaum röhren können. Obgleich ist das Aufsehendes, in welches sie gesperrt werden, so niedrig, daß dieselben nicht nur nicht sterben, sondern kaum sitzen und liegen können. Einen Neger wird nur der Raum von sechs Fuß Länge und drei Fuß Breite gestattet. Diese entsetzliche Zusammenpferdung einiger hunderten Menschen in einem unendlichen verpuffigen Kanne, in welchem kaum der vierte Theil mit Auspruch auf Gesundheit existiren könnte, erzeugt notwendig Straußheiten aller Art, und man darf daher als sichere Kern annehmen, daß ein Drittel der zu importirten Sklaven auf der Fahrt zu Grunde geht. Ist betragt der Verlust die Hälfte; ist er aber nur ein Viertel oder gar noch weniger, so ist die Fahrt eine außerordentlich ginnige. Allein trotz dieser großen Verluste ist der Profit immer noch unangeheuer, — ein solcher, daß es uns nicht wenig wundert laun, wenn die frommen und scheinbarlichen Puritaner Menngtalens bemerken nicht zu wiederholen vermöchten!

Berechnen wir einmal die Kosten einer solchen Sklavensfahrts-Schmutzgeschäfts. Nehmen wir dazu das Dampfboot Bajane del Oceano, das vor noch nicht langer Zeit von einer Gesellschaft von Kaufleuten, die sich zum Sklavenshandel affectirt haben, angefaßt wurde. Das Schiff ist in Voston gebaut. Es hieß früher Decanbird, der „Seerogel“, und machte seiner Zeit manche Fahrt nach Panama. Die fremden Kapitäne, die es um die Summe von 150,000 Dollars ankauften, tauchten es ins Spanische um, weil sie in Panama eine Commandee hatten. Nehmen wir nun weiter. Der Capitän, der natürlich nicht bloß ein erfahrener Seemann, sondern auch insbesondere ein mit der Küste Afrikas vertrauter Seefahrer sein muß, ein Mann, von dem vorauszusetzen ist, daß er Kopf und Auge auf dem rechten Fieße hat und mit toller Verwegenheit eine totale Verachtung aller bestehenden Gesehe verbindet, — denn wenn er gefangen wird, so steht Lebensrauf auf seinem Gewerke, — der Capitän rechnet für seinen Antheil 20,000 Dollars, die ihn unter allen Umständen ausgefaßt werden müssen. Das Schiffsvolk mit den Unterofficieren stellt 30,000 Dollars, denn Matrosen, die sich zu einem solchen Unternehmen bereiten, müssen gut bezahlt werden, und selten bekommt der Geringste unter 500 Dollars für die Fahrt. Der „Seerogel“ ist übrigens so groß, daß er 2500 Sklaven fassen kann, denn es hatten ja früher fünfshundert Passagiere auf ihm Platz, und in dem Kanne, welchen ein gewöhnlicher Passagier einnimmt, bringt man bequeme fünf Neger. Der Ankauf dieser Schwarzen mit ihrer Verpauverung summt den übrigen Kosten der Ausrichtung, als Kohlen, Wasserfässer, Rum u. s. w. fell 40,000 Dollars betragen, was ziemlich hoch gerechnet ist. Dazu kommen dann noch die Qualificationskosten, die man an die Beamten der Küste zu zahlen hat, an welchen die Neger gelandet werden sollen, denn nur uns Geseh ist die Gesehigkeit blind. Diese sollen 50,000 Dollars betragen, umwanzig Dollars für den Kopf, was der gewöhnliche Preis ist. Für unwerthe seltene Musikanten rechnen wir weitere 10,000 Dollars. Dies macht insumma zusammen: 300,000 Dollars. Die 300,000 Dollars waren also nöthig, um den Seerogel auszurüsten, und dafür 2500 Stüd Sklaven in Empfang zu nehmen. Von diesen 2500 Schwarzen werden fünfshundert während der Fahrt zu Grunde gegangen

sein. Wir werden wohl nicht mehr rechnen dürfen, weil das Schiff als Dampfer die Reise in ungewöhnlich kurzer Zeit zurücklegen konnte. Es bleiben alle 2000 Negern zum Verkauf. Der Preis für das Stück ist im Durchschnitt zum Mindesten 750 Dollars, eher mehr als weniger. Die ganze Erbschaftsumme beträgt also 1,500,000 Dollars. Neben mir nun hierüber das Anlagecapital ab, so bleiben als Reinsprofit immerhin noch 1,200,000 Dollars, wenn (worauf nicht zu zweifeln) Alles glänzend abläuft. Ist nun folgenden Preis nicht schon Einwas zu wagen? Im Durchschnitt berechnet man, daß die 4 Millionen Dollars, welche jährlich von Nordamerikanern im Sklavenhandel angelegt werden, die hiesige Summe von 11 Millionen eintragen, und schon mancher Kaufmann ist, nachdem er ein paar Jahre Sklavenhandel getrieben, so immens reich geworden, daß er das Geschäft als Millionär aufgeben konnte. Hat Einer aber einmal in America des Geldes genug erworben, so fragt kein Mensch danach, wie er es erworben hat; der Mann steht im Gegenwart im höchsten Ansehen, weil er so viel erworben hat! Vögel er sich jedoch etwa noch hebel, einem Theil dieses Guthebes, nur wenige tausend Thaler davon, zu einer milden Stiftung, oder noch besser zu einem Kirchenbau oder dergleichen zu verwenden, so steigt sein Ansehen so sehr, daß er ohne allen Zweifel unter die Heiligen versetzt würde, wenn er nicht zufälligerweise Atheist wäre.

Wegen des Abjates der Waare darf ein Sklavenhändler nie in Verlegenheit sein. Dieser Artikel ist immer gesucht und sogar so gesucht, daß man die Nachfrage darnach nie ganz befriedigen kann. Man darf nie wie bei andern Waaren in Mangel sein, die Concurrenz möchte die Preise herabdrücken; im Gegenteil, die Preise steigen sich mit jedem Jahr, je mehr die Zuckerplantagen sich ausdehnen. Die Hauptabgabestelle ist Cuba, die Perle der Antillen, wie sie gewöhnlich genannt wird. Sie steht allerdings unter spanischer Herrschaft (nicht unter nordamerikanischer); aber nur um so leichter ist es eben deswegen, die Sklavenwaare dort zu landen. Denn die Generalcapitane, d. i. die Gouverneure von Cuba, nebst der sämtlichen übrigen Beamtenwelt, würden gegen eine bestimmte Summe Geldes recht gern ein Auge, oder vielmehr beide Augen zu. Der Generalcapitan besitzt vielleicht so viel Schiffsdienstsumme, die Besatzungsumme nicht selbst in eigener Person in Empfang zu nehmen, um so sicherer aber that's sein Creatur, sein geheimes Factum, und dem Handel weit demnach seinerlei weltliches Hinderniß in den Weg gelegt. Alles, was dagegen geschieht, ist nur zum Schein, nur um die Wachsamkeit der Engländer zu täuschen. Darin liegt auch der Grund, warum noch jeder Generalcapitan von Cuba nach wenigen Jahren ein reicher Mann geworden ist! Die Hauptlandungsplätze auf Cuba sind übrigens nicht Havana, die Hauptstadt der Insel und deren erster Seehafen, denn hier liegen immer fremde (englische und französische) Kriegsschiffe, — sondern ein Paar eusserstete Duchten: Sierra Morena und Sagua la Grande. Hier können Kriegsschiffe, die immer einen ziemlichen Tiefgang haben, nicht landen. — Das Handlungsbau, dem das Sklavenschiff gehört, hat natürlich seinen Agenten am Lande. Dieser steht mit den hauptsächlichsten Kauf-

sklavenhändlern der Insel in genauester Verbindung. Dem sich nähernden Schiffe wird durch Feuer und Raketen ein Zeichen gegeben, wann es sich ungefähr in die Nacht wagen darf. Der Negern werden im Augenblick der Landung ausgeliefert. Der Händler ist parat und zahlt baar aus, oder in guten Wechseln. Eine Stunde darauf sind die Schwarzten schon ins Innere transportirt und auf ein paar großen Plantagen untergebracht, denn die Plantagen-Besitzer leben alle mit den Händlern im Bunde, die sich darauf liegen-muß, immer neue, frische Waare zu bekommen. Er hält dann ein englischer Strenger auch Wirt davon, daß ein Sklavenschiff gelandet sei, so bleibt ihm nichts, als das Nachsehen, denn die Negern sind verdammt und können nicht mehr aufgefunden werden. In ungläublich kurzer Zeit haben sich für Alle, junge wie alte, männliche wie weibliche, stabile Herren gefunden. Das Bedürfnis nach fräftigen Menschenthum ist auf jeder Plantage groß und die Händler haben immer schon vor der Ankunft eines Schiffes Auftrag zum Ankauf von so und so viel Retorten.

Uebrigens ist nicht kein Cuba der Zielort des Sklaven-schmugglers. In die Union oder vielmehr die südlichen Staaten derselben werden ebenso gut africanische Negern importirt, und man berechnet die jährliche Einfuhr dahin vom Afrika aus auf mehr denn 15,000 Stück. Die Hauptlandungsplätze sind Florida, das wegen der Nähe der gegenüber liegenden Insel Cuba besonders gut geeignet ist denn es gehört nur eine Fahrt von wenigen Tagen dazu, um Sklaven aus einem Hafen von Cuba herüberzubringen, und Louisiana, d. i. jener Theil der Küste, welcher westlich von New Orleans an dem Ausfluß der Sabina sich befindet. Auch die Mündung des Mississippi im Staate Mississippi wird von Sklavenschiffen oft besucht, und nicht selten zeigen diese die Plantagen ganz offen und ungenirt an. Früher, vor 1845, als Texas noch nicht zu den Vereinigten Staaten gehörte, wurde der Handel nach viel schwungvoller betrieben, da die Wucht an der Grenzseite von Texas und Louisiana besonders einladend zur Einfuhr für Sklavenschiffe lag. Damals brachte der Import fast gar keine Gefahr, da die Schmutzlinge in dem unabhängigen Texas stets eine sichere Zuflucht fanden. Aber auch jetzt noch steht die Sache erulter und gefährlicher aus, als je wirklich ist; denn wenn anders die Plantagen-besitzer mit den Händlern einverstanden sind und daran ist fast nie zu zweifeln, weil die „frische“ Waare wohlfeiler gegeben werden kann, als die im Lande gezeugene, so ist an eine Abjassung, eine Einfangung eines Sklavenschiffes mit seinem Inhalt kaum zu denken. Dem Anlande gegenüber behaupten allerdings die West-amerikaner, daß der Handel mit importirten Sklaven gänzlich aufgehört habe, allein es bedarf kein kurzen Weile in die südlichen Staaten und nur einiger Beobachtungsgabe, um die Unwahrheit dieser Behauptung gleich einzusehen; denn man heißt im Süden ganz allgemein die sich importirte Waare: „Guineanigger“ zum Unterschieb von der im Inlande gezeugenen, und in Mississippi, Alabama, Louisiana u. s. w. ist fast keine Plantage, wo nicht wenigstens einige Guineanigger amstreifen wären. Die Bewohner des „rothen Flusses“ wissen vielleicht hiervon noch mehr zu erzählen!

## Die Berliner Charité.

Am 1. Januar 1727 wurde von Friedrich Wilhelm I. ein Lazareth eröffnet, welches „als ein essentialisches Werk der christlichen Liebe, Gütlichkeit und Müthsichtigkeit“, wie es in der alten Urkunde heißt, den Namen Charité bekam, und seitdem auch beibehielt. Der damalige erste Arzt, Professor Dr. Eller, sagte bereits die höhere, wissenschaftliche Aufgabe der Anstalt folgendenmaßen aus: „daß nach dem Beispiele von Paris, London und Amsterdum auch in der Charité allen Medicis und Chirurgis hinlängliche Gelegenheit gegeben werde, sowohl die innerlichen als äußerlichen Curen zu sehen und zu begreifen.“ Dieser doppelten, gegenwärtigen Bestimmung ist das Institut bis zum heutigen Tage treu geblieben, indem es als Heil- und Lehranstalt seinen vorzüglichsten Rang behauptet hat.

Die Charité nimmt mit den dazu gehörigen Gebäuden, Gärten und Höfen den vierten Theil einer Quadratmeile ein und ist in der Nähe des Königsbors gelegen. Wir treten, nachdem wir uns bei dem Portier gemeldet und legitimirt haben, durch das große Hauptthor in die sogenannte alte Charité ein. Was uns zunächst

auffällt, ist die fast holländische Reinslichkeit der Gänge und Treppen, welche mit Decken gestrichen, gebohrt und in der Mitte mit Strohmatten belegt sind. Im Parterre befinden sich die Wohnungen der Beamten und die Bureau's für die Verwaltung. Im ersten Stockwerk liegen die sogenannten äußeren oder chirurgischen Kranken, welche an Wunden, Knochentrüben u. s. w. leiden. Die rechte Seite des Hauses ist für die männlichen, die linke für die weiblichen Patienten bestimmt. Jeder Kranke erhält, wenn es irgend zulässig, bei seiner Aufnahme ein warmes Bad und eine angemessene Kleidung, welche in einem Anzuge von blau- und weißgestreifter Leinwand besteht. Mit jenem Gefühle, das uns beim Anblick der lebenden Menschheit unwillkürlich zu beschließen pflegt, gelangen wir in einen der großen Säle, welche ungefähr dreißig bis vierzig Betten fassen können. Das Lager besteht aus einer eisenen Metalldecke, einer Kopsbaummatte, weißer Keilissen und einer warmen Wollendecke. Über dem Kopfe befindet sich eine schmucklose Tafel, auf welcher mit Kreuz der Name des Kranken und seine

Krankheit geschrieben steht. Ein Nachtschiff dient zur Aufbewahrung der nöthigen Ausrüstung, ein Beckstein, um die schwachen Patienten von den Uebrigen abzutrennen. Zwischen die zwei Sälen liegt die Wäscheküche, wo Tag und Nacht die Heilkräfte sich aufhalten; sie sorgen für die Bedürfnisse der Kranken, und gründen sich meist durch ihre Erfahrung und Menschenfreundlichkeit aus. Es gibt darunter alle Praktiker, die sich durch eine Reihe von Jahren einen wirtlichen diagnostischen Scharfsinn angeeignet haben.

Werden wir einen Blick auf die amnestischen Kranken, so finden wir die verschiedensten Eviden vertreten, von der leichten Wunde bis zum kränklichen Geschwür, vom einfachen Knochenbruch bis zur Zerwundung eines oder beider Hüfte. Dort der künftige Mann ist so eben erst amputirt worden; er arbeitete in einer Maschinenanstalt, wo ein Kad ihm am Arme ergriffen. Nur eine Operation konnte ihn vom sichern Tode retten. Einige Schritte von ihm liegt ein Mann, der beim Bau eines Hauses verwundet ist. Sein Schädel zeigt bedeutende Verletzungen; er hat das Bewußtsein verloren, weil ein Knochen splitter über das ausgebreitete Blut auf die weiche Gehirnhäute drückt, und das Seelenleben löst. Nur die Trepanation, welche in wenigen Minuten bei ihm angewendet werden soll, kann ihn vielleicht noch retten, und seiner Familie den Erväder erhalten. Jener kleine junge Mann, der an den Hals einen Verband trägt, ist ein Selbstmörder, der durch einen Schnitt seinen Leben ein Ende machen wollte. Er hat die Kehle verletzt, und die Nahrungsmittel werden ihm durch eine Gummiröhre eingesüßt, um die Wunde nicht von Neuem anzufeuern. Dazwischen stehen und sitzen Reconvaleszenten und Bitergenesene, die sich unterhalten oder durch Lesen die Zeit zu vertreiben suchen.

Wir steigen noch eine Treppe höher und kommen so in die Station für innere Krankheiten, wo der dirigirte Arzt den Patienten eben seinen Besuch abstattet. Wir schließen uns der Wiste an, und haben so die beste Gelegenheit, die Behandlungsweise der Kranken kennen zu lernen. Der Gehirnarzt tritt in Begleitung eines sogenannten Charité-Ärztes und der versammelten Kliniker auf das Bett, und stellt ein genaues Examen an, worauf er das Wesen der Krankheit, die Diagnose festsetzt, und die nöthigen medicinischen und diätetischen Anordnungen trifft, welche von dem Assistenten aufgeschrieben werden. Hierauf wird der Patient einem der amnestischen Studirenden, die meistens schon das vierte Semester jurisdicte haben müssen, zur ferneren Behandlung übergeben, so daß es vielen nicht an praktischer Ansbildung fehlen kann.

— Mit allen der Wissenschaft zu Gebote stehenden Hilfsmitteln wird dabei verfahren, kein noch so geringes und unscheinbares Symptom übergange, das Fieber und die chemischen Reagenzien fleißig angewendet, und oft mit bewundernswürdigem Scharfsinn das vertrogene Leiden erforscht und richtig erkannt. Die große Anzahl der Kranken gestattet dem Verenden, sich eine genaue Kenntniss der verschiedenartigsten Fälle zu verschaffen. Hier steht er alle möglichen Formen und Stadien, eine Gallerie menschlicher Gebreden und Qualen.

Wir verlassen die alle Charité, welche ungefähr 800 Betten enthält, um uns nach der neuen zu begeben, welche ein wahrer Prachtbau genannt zu werden verdient. Derselbe ist von allen Seiten von einer Mauer umgeben und abgeschlossen, außerdem wird sie sorgfältig bewacht, da sie außer den Wahnfinnungen auch noch die kranken Schwangere enthält. Der jedoch den beideren, mit Blumen und Palmen besetzten Flur und die in gleicher Weise verzierten Treppen steigt, der dürfte am wenigsten glauben, daß dies der Aufenthalt der Wahnfinnen und der Verbreder sei. Auch zeigt hier die größte Sauberkeit, welche fast an Eleganz grenzt. Die unteren Stockwerke sind für die Arzen und Verrentanten bestimmt, die oberen für die an aufstehenden Krankheiten Leidenden und für die kranken Gefangenen. Es ist hier viel selbstverschuldetes Eudt angehäuft, und der Eittenmaler findet ein reiches Material in diesen Sälen. Unter den Wahnfinnungen macht sich in neuester Zeit der reizbare Wahnfinnen in seinen mannichfachen Formen besonders bemerkbar.

Die Irrenanstalt steht unter der Leitung des Geheimraths Preler, eines der ausgezeichneten Aerzte auf diesem Gebiete. Die Seelenheilande hat ihm viel zu verdanken, am meisten durch die consequente Anwendung des Tannens und der Heilmitteln bei Wahnfinnen, wozu er wahrhaft überraschende Resultate erzielt hat. In dem sogenannten Parvillen halten sich die angehenden Männer und Dirnen auf. Wer das Kloster in allen seinen Formen und

schriftlichen Beberungen kennen lernen will, der braucht nur eine Wanderung durch diese Räume mit uns zu machen. Hier findet er ein Material, wie es ihm nur selten geboten wird, verlerene Männer und Frauen in allen Stadien, vom ersten Schritt an bis zur vollendeten Verberheit. Leidenschaft und Bergewaltigung, Neue und Verhochheit wohnen hier dicht beisammen, näher, als es wohl gut sein möchte, aber der Arzt hat es nur mit den leblichen Gebreden der Menschheit zu thun. Wer aber heilt die menschlichen?

Den traurigen Einrud machen die kranken Gefangenen, welche nach ihrer Peinigung der Criminaljustiz verfallen sind, und das Krankenhaus nur verlassen, um in den Kerker zurückzuführen. Zu den Leiden des Körpers gesellen sich die der Seele, Gewissenbisse und Furcht vor der Strafe steigern oft ihre Qualen auf das Höchste. Mancher Wöder, der schwer darniederliegt, mag den Tod mit Unbrunst herbei wünschen, und in seinen Hiebertäumen ängstigt ihn die Vision des schredlichen Blutgerüsts, das seiner wartet.

Dicht auf die neue Charité grenzen das Pochenhaus und das Cholerahospital, zwischen denen die Capelle liegt, wo die Leiden der Gestorbenen ausgeführt und vom Prediger der Anstalt eingesegnet werden.

Ueber einen großen Hof gelangen wir zu dem „Gebärdhause“, wo die armen Wöchnerinnen der schwachen Stunde ihrer Einbringung entgegengehen. Die innere Einrichtung zeigt von allem möglichen Gemisert. Zwei Hebammen und mehrere Geburtshelfer versehen Tag und Nacht den Dienst. Die meisten Schwangeren finden schon vier Wochen vorher Aufnahme und Pflege; so wie sie auch die Schwöden hier abhalten dürfen. Sie werden mit all der Rücksicht und Schonung behandelt, welche ihr Zustand erheischt. Trotzdem herrscht Jahr aus Jahr ein in diesen Räumen das schredliche „Wochenfieber“, welches täglich neue Opfer fordert. Zuweilen greift die Epidemie so stark um sich, daß das Gebärdhaus geräumt und sämtliche Wöchnerinnen entfernt werden müssen. Die Zuweisung wird dann demut, durch Öffnen der Säle und Weichen der Wände das Contagium zu zerstreuen, was jedoch nur immer auf kurze Zeit gelingt, da es sich leicht von Neuem zu erzeugen scheint. Außer den Studirenden gewöhnt die Anstalt auch einer Anzahl von Frauen die Gelegenheit, sich um Hebammendienste auszubilden, und sich hier die nöthigen Kenntnisse zu erwerben.

Vorzugsweise für die Wöchnerinnen, wenn eine Unquartierung derselben erforderlich ist, aber auch für andere Patienten dient das neue Sommerlazareth, welches durch den leichten, luftigen Bau seiner Bestimmung vollkommen entspricht und einen Theil der Kranken während der heißen Monate aufnimmt. Durch seine Einrichtung wird nicht nur ein wechthiliger Wechsel erzielt, sondern auch die Möglichkeit gegeben, die nöthigen Reparaturen in den verlassenen Zimmern vorzunehmen. Die Zahl der Betten, welche das Sommerlazareth enthält, beläuft sich auf fünfshundert. Mit diesen Anstalten, welche ausschließlich zur Aufnahme der Kranken dienen und worin noch einige Beamte wohnen, ist eine Reihe von Wirtschaftsgebäuden verbunden, in denen für die Bedürfnisse der Charité gesorgt wird. Man kann sich ungefähr eine Vorstellung machen, welche einen Kostenaufwand die Unterführung und Verpflegung von mehr als zweitausend Personen täglich verursacht. Diesen Verhältnissen angemessen ist die „Küche“ angelegt, worin ein Koch mit mehreren Gehilfen die Speisen für sämtliche Patienten und für die Unterbeamten, Wärter n. s. w. bereitet. Unter vier großen Heerden treunt ein mächtiger Feuer. In vierzehn Kesseln, von denen jeder ungefähr 1500 Linnat faßt, dampft die Suppe und das Fleisch. Auch an Weatn fehlt es nicht für die Reconvaleszenten, so wie an dem zugehörigen Compost. Die Verpflegung läßt nichts zu wünschen übrig und kein Kranker hat Ursache, sich zu beklagen. Es wird dabei höchst sorgfältig auf die angewendete Diät Rücksicht genommen, wobei drei verschiedene Grade im Gebrauch sind. Den Hiebertanten wird eine schwächere, den übrigen eine nahrhaftere Rost verabreicht, oft noch durch ein kräftiges Bier oder ein Glas Wein bei Reconvaleszenten gewährt.

Auch das „Waschhaus“ mit seiner Einrichtung verdient unsere Beachtung. Dem Kranken fehlt es nicht an frischer Wäsche, da Reinlichkeit häufig die Cur unterstützen muß. Die jährlichen Ausgaben für diesen Verwaltungsverzweigen belaufen sich allein jährlich auf 10,540 Thaler; trotzdem die Wäsche so billig als möglich beschaffen wird, so daß 100 Pfund derselben nicht höher als 29 Gr. und 5 Pfennige zu stehen kommen. Das Waschhaus ist mit einer Dampfmaschine versehen, welche das nöthige warme Wasser und

heiße Dämpfe liefert. Außerdem sind noch drei Hausleuchte und stehende Mäde dabei beschäftigt. Das Auswinden geschieht vermittelst eines eigenen Drehwerkes, welches jeden Tropfen Wasser auspreßt. Die Dampfmaschine wird zugleich zum Spalten und Sägen des Holzbearbeitungs benutzt und zertheilt in wenigen Minuten eine ganze Kiste desselben. Ueberall begegnen wir einer anerkannterwehrenden Ordnung und Sparsamkeit.

Wenden wir uns von dem Waisenhause nach der rechten Seite, so gelangen wir zu einem neuen, eleganten Gebäude, dessen Bestimmung der Leser nur schwer errathen dürfte. Es ist dies das vor kurzer Zeit erst erbaute „Leichenhaus“ mit einer musterhaften inneren Einrichtung. Zum Nutzen der Lebenden werden hier die meisten Todten hergebracht und secirt, um den Grund ihrer Krankheit, die geheimen Ursachen und die organischen Veränderungen zu entdecken.

Selbst an diesem Orte begegnen wir einer doppelt merkwürdigen Sauberkeit und Reinlichkeit. Kein unangenehmer Geruch, kein verletzender Anblick beleidigt uns. Es ist Alles aufgeboten, um das

bient. Hier findet die Mutter ihr vermisst und erkranktes Kind wieder und wirft sich jammern über die kleine Leiche; oder jene arme Frau, der das Glend aus den eingefunkenen Augen und den hohlen Wangen schaut, erkennt unter den Todten nach ängstlichem Suchen den Körper ihres Mannes, der sich der Verwesung, weil er nicht länger die Noth der Seinigen ertragen konnte, mit einem Fühlensschwund das Gehirn zerhackt hat.

Hier steht der Mörder seinem Opfer gegenüber und zittert, wenn er die blutige Wunde sieht, die ihn laut seines Verbrechens anklagt. Er bricht zusammen bei dem Anblick und gesteht seine That, die ihn aus das Blutgericht führen wird. — Das sind die Mythen und Tragödien des Berliner Leichenhauses.

Wir haben nur noch einige Worte über die Verwaltung der Charité hinzuzufügen. Die größte Anzahl der Kranken wird hier unentgeltlich aufgenommen und gepflegt. Andere zahlen monatlich einen festgesetzten Beitrag, der zwischen zehn und dreißig Thalern differirt je nach der Classe, in welche sie eingeschrieben zu werden wünschen. Die großen Kosten werden theils von diesen Beiträgen,



Die Berliner Charité.

Schredliche zu mildern, das entsetzliche Bild des Todes zu verhüllen. Die Todten liegen in einem süßen Keller; nur der zur Section bestimmte Leichnam ruht auf einem Tische; durch Zutritt von frischem Wasser werden alle kläglich Spuren sogleich beseitigt. Die zur Untersuchung bestimmten Organe und Materien kommen in das mit dem Leichenhause verbundene Auditorium oder in das physikalische Laboratorium, welches von dem genialen Professor der Pathologie Virchow, geleitet wird. Hier stehen eine Menge von Mikroskopen in einem großen Saale, wo den Studierenden die Gelegenheit geboten wird, sich in vorerwähnten Untersuchungen zu üben und zu vervollkommen. Damit ist zugleich ein chemisches Cabinet verbunden, wo die organischen Stoffe geprüft und analysirt werden. Auf diese Weise steht selbst der Tod im Dienste des Lebens und der Wissenschaft; die Zerstörung muß zur Wohlthat werden und bereichert den Schatz unserer Erkenntniß. Nur zuweilen wird das Leichenhaus ein Schauplatz des Grauens und der Furcht, da es auch zur Aufbewahrung der Ermordeten und zur Ausstellung unbekannter Selbstmörder und Verunglückter

theils vor den Aufschüssen des Staates und der Stadt Berlin, theils aus den eigenen Einkünften der Charité desirirt, welche diese aus ihren Gütern in Schlesien, der Mark u. s. w. und aus fremden Stiftungen und Vermächtnissen bezieht. Immer mehr hat sich die Nothwendigkeit herausgestellt, die medicinische Leitung des Ganzen von der rein finanziellen zu trennen. Die erstere befindet sich in den Händen des geheimen Medicinalraths Dr. Horn, die letztere wird von dem Geheimrath Esse geführt, einem der ausgezeichnetsten Verwaltungsbeamten, dem die Anstalt ihre musterhafte äußere Einrichtung zum großen Theile zu danken hat. Für ihre wissenschaftliche Bedeutung bürgen die Namen Schülein, Jüngken, Grimm, Ideler unter den älteren Aerzten; unter den jüngeren Virchow, Traube u. s. w. Kaum dürfte in Rücksicht auf zweckmäßige Anordnung, Einrichtung und Leitung ein besseres Krankenhaus in Deutschland existiren, da es Alles in sich vereint, was zur Behandlung der verschiedensten Kranken und Belehrung der Studierenden Noth thut.

Max Ring.

### Eine Erinnerung aus dem Jenenser Studentenleben.

Es ist noch nicht so lange her, so galt Jena als eine derjenigen Universitätsstädte, wo das Lieb „frei ist der Busch“ nicht nur hell und laut durch die Straßen klang, sondern auch seine

uneingeschränkte Wahrheit hatte; wo die blühende Studentenkromant die unbedeutendste Herrschaft behauptete und die gesammte Jenenser Bürgerschaft mit ihren Civilbehörden und Polizeibeamten

nur der „gehorsame Diener“ der Menschheit war. Denn diese bildeten einen wohlorganisirten Staat im Staate mit eigenen Gesetzen und eigener Gerichtsbarkeit und die Philister waren ihnen gegenüber weis, denn sie ahnten im Vorhinein, was Freiheit heißt.“ So hat die Corps gegenseitig oft aus einander geschrieben, mit welchem Ernst und Gewicht ihre diplomatischen Differenzen auch verhandelt wurden, so oft von dem einen oder anderen auch „Verzicht“-Erklärungen ausgingen und der blutige Zweikampf mehr als einmal die vermeintlich befehdete Ehre repariren mußte; so scharrten sich doch die Jeneser Studenten, welche Farben sie auch trugen und in welche schlagenswerte Kämpfe sie auch verwickelt waren, wie ein Mann um das gemeinsame Banner, wenn die studentische Integrität oder Oberhoheit von da oder dort bedroht war. Wie damals die deutsche Freiheit nur im deutschen Kriege, so war die deutsche Einigkeit auch nur bei der südwestlichen Jugend zu finden.

Es war im Sommersemester 1842, als die deutsche Einheit der Jeneser Studenten wieder einmal in hellen Flammen aufloderte. In einem heissen Aufstande, nachdem man gegenseitig etwas über den Haß in Vorkindheit zum Saße des Chambrins ausgesprochen, kam es zwischen den Studenten irgend einer Verbindung und den amiesenen „Knoten“ zu einer grandiosen „Holzer“, bei welcher die letzteren mit blutigen Wunden heimgeführt wurden. Die triumphirenden Sieger vergaßen aber die nöthige Vorsicht; zerstreut lehrten sie in die Mensalen zurück; bevor er nach Hause ging, erzählte der Eine noch auf der „Kette“, der Andere im „Purgkeller“, der Dritte im „Wägen“ u. s. w. das Ereigniß des Tages und zog sich dann, wie gewöhnlich, erst spät in die Einsamkeit seines Zimmers zurück.

Untersuchen lechte in dem Gemüthe der geschlagenen Handwerkerkinder, die „trauernd tief“, wie Don Diego, in ihrer Herberge beisammen saßen, die Wade; mit der bewußten vereinten Studentenerbindung konnten sie sich nicht messen, das stand fest; sie beschloßen daher, ihre Wuth im Einzelkampf zu versuchen, der ja auch im berühmten trojanischen Kriege keine verachtenswerthe Rolle gespielt hat. Ein kühnlicher, großmüthiger Schutzegeleite übernahm es, heute Nacht noch einen Feind aufzusuchen. Und nicht lange stand es an, so traf er in einer einsamen Straße Jena's einen barbaren „Ruch“, der die Farben der siegreichen Verbindung trug. Ohne Weiteres drang er auf ihn ein, versetzte ihm mit seinen genaueren Stöße eins auf den Kopf, daß er bewußtlos in die Waden fiel, und wollte dem Wehrlosen dann noch überdies dergestalt durch, daß er nach einiger Zeit für tot von der Straße aufgehoben wurde. In der That waren seine Verletzungen sehr erheblich und die Kräfte gaben wenig Hoffnung für die Erhaltung seines Lebens.

Mit telegraphischer Eile gelangte schon am frühen Montagsmorgen die Kunde von der barbarischen Mißhandlung eines ihrer Commissionsgenossen zum Ohre eines jeden akademischen Würzger. Die Theilnahme, die sich dem Mißhandelten zuwandte, war eben so allgemein und aufrichtig, als die Erbitterung gegen den Thäter gründlich und ernst war. Sein Name war bekannt; da aber der Träger desselben augenblicklich nicht ausfindig gemacht werden konnte, so ließ man verläßlich sein Wanderbuch auf der Polizei mit Beschlag belegen, nachdem er soll bei derselben angefragt und sie zur Abhändung aufgefordert worden war.

Am Montag Vormittag wurden die Collegien nur mit halber Aufmerksamkeit angehört; die sich Begegnenden wußten von nichts Anderem zu reden, als von dem Verbreten, das in der letzten Nacht begangen worden war.

Am Nachmittage bildeten sich auf dem Markte einzelne Gruppen Studirender, die sich schnell städtisch versammelten. Jede Straße und jedes Gäßchen saute sein Contingent aus den altbekanntesten Rekrutirungspunkt der Menschenheit. Bald war der ansehnlichste Theil der Studentenschaft hier versammelt. Nachdem ein vielerfahrener, die studentischen Interessen getreulich wahrernder Altbursche den Anwesenden — absprach hatte, daß die „Knoten“ heute ihren „blauen“ in Vorkindheit — seien, „wo sich der Malcontent sehr wahrheitslieblich auch befindet, ward ohne weitere Debatte ein Zug derselben beschloßen. Man wollte den Uebelthäter eigenhändig der Polizei überliefern.

Ich war noch nicht drei Wochen auf der Universität, als dieses Ereigniß zwischen meine Hände Studirend fiel. Da der Nachmittag allgemein „erschlossen“ wurde, so machte ich mir auch keinen Gewissensscrupel, aus dem Colleg zu bleiben, und mein studentisches

Bewußtsein hob sich mächtig bei dem Gedanken, auch einmal eine lächerliche That mit ausführen zu helfen. Mit einem ritzigen Ziegenhain bewaffnet, schloß ich mich dem feindlichen Zuge nach dem stillen Dorse an.

Dasselbe war bald von allen Seiten umschlossen; immer enger zog sich der Kreis der Belagerten, die säumliche „Knoten“ gelangten waren. Man allgemeiner, aber wirriger wurde: denn die Studirendenschaft war entflohen, sich bei dieser Angelegenheit durchaus nebel zu benehmen und den Schwünader, der dieses Mal auf das unredliche Feder gestloßen, ohne ihm ein Haar zu krümmen, der Gerechtigkeit zu überantworten.

Aber leider befand sich der Gesuchte nicht unter den Blauemontagsgefelten von Vorkindheit; jezt wollte man zwar wissen, daß er irgendwo in einem Keller oder unter einem Dache verstaft sei, allein auch die sorgfältigste Hausaufsuchung ergab kein Resultat. Ein heftigereoller „Ruch“ lenkte nur die Aufmerksamkeit nach Ziegenhain hin, wo gewiß auch „blauer“ gemacht werde; wenn irgendwo, so mußte der Uebelthäter dort zu finden sein.

Und nun marschirte das ganze studentische Heer über die Saale, Ziegenhain zu, das im milden Glanze der Abendsonne dalag, ohne zu ahnen, welche Nacht bevorand. Auch war aber die letzte nicht in das Dors eingedrungen, als die dort weilenden Blauemontagsgefelten von deren Absicht unterrichtet wurden; schon von aller Schwalt sich frei wußten, floh, wie fliehen konnte, und wenn dies nicht mehr möglich war, der verbergte sich in die tiefsten Tiefen der Keller oder verroth sich hoch hinauf unter das Dach. Die fürchtensamen gebieten sammt und sonderb der egyptischen Bausst der Schneider an und meinten allein Entschloß, die Studenten hätten es auf die totale Vernichtung der „Knoten“ abgesehen.

Bald gelang es, die Wachen aus ihren Posten hervorzuziehen, und so verächtlich sich vielerle durch ihr Benehmen auch gemacht hatten, so zeigte es sich doch bald, daß diese Helten der Nadel durchaus schuldloser Natur waren. Man ließ sie ruhig ihres Weges ziehen und war im Begriff, selber wieder nach Jena zurückzukehren, als ein Schneiderlein, um sich bei den „Herren“ Studenten extra beliebt zu machen, mit verschmierter Miene auf ein Haus deutete, in welchem noch Einer verstaft sei. Der Jubelruf: „Gutlich haben wir ihn!“ rief sich unwillkürlich aus der ungewöhnlichen Brust des studentischen Heeres —, das Haus wurde genau durchsucht und nicht lange, so brachten die Mägen und Westen der akademischen Streitmadel einen blutbesiegten Jüngling als Gefangenen in's freie. Aber auch jezt war der Jubel wieder zu vergleichen gemeldet und der Gefangene war so unzufrieden, als diejenige, die man so eben hatte frei abgeben lassen; auch er war ein barbarer Schneidergeleite! Und doch war er nicht ganz ohne Schwalt, man fand es wenigstens im höchsten Grade anmaßend, daß er sich studentisch trage und die Haare studentisch waschen lasse. Um nun dem Unmuth über das vergessliche Handeln auf den Schaffner, der irgendwo in guter Ruhe saß und sein Pfeifen das Tabak dazu rauchte, Luft zu machen und den Tag doch mit irgend einer That zu beschließen, ward der Schneidergeleite verurtheilt, seines widerrechtlichen Paarschwundes heraus zu werden. Um ten Dorse, das für den Schneider einen verwandtschaftlichen Namen hat, wurde dem Verurtheilten unter Lantern Lachen zwar nicht der Bart, aber doch die Waden abgehoren, wobei man übrigens den Treft hatte, daß durch diese unschmerzliche Operation aus ein sehr einfachen Gründen nicht gerant wurde, was durch eine ähnliche einst Jinsen verlor. Ohne um weitere Wahlen zu fragen, wurde auch der Gefangene entlassen.

Und so begab sich denn die akademische Heeresmacht, ohne große Heltenthaten verübt zu haben, wieder nach Jena zurück, wo man zum Schluß noch die Gesellenüberlegen vergeblich durchsuchte. Die Befugung dieses Tages war zu Wasser geworden.

Ineß wachte mehr als ein Auge über die studentischen Intereffen. Drei bemoeste Burche, durch die Erhebung vieler Zemeser bekannt mit den inneren und äußeren Verhältnissen Jena's, zu alt, um sich mit dem Besuche der Collegien zu befassen und zu jung, um das Staatsregimen zu machen oder sich für eine Aufstellung zu bewerben, hatten sich vorzüglich die Aufgabe gestellt, in der „Kneipe“ und auf ten Freitboren, sowie gegen unwürdige Feinde die Bekämpfer der Jenesischen Menschheit zu sein. Ausgleich doctiren sie den „Fischen“ gegen ein Generac von einigen Tennen Bier, gegen Heißhalten auf Keifen, Saiten und anderen ordentlichen und außerordentlichen Gelegenheiten die Regeln des

Studentencomités. Diese ehrwürdigen „Häuser“ nun übernahmen es, die Nacht über in der Nähe der Gieselerherberge Wache zu halten, denn dertin, dachten sie, müsse der Delinquent doch einmal kommen.

Und richtig, als im Osten schon der Morgen zu grauen begann, nahte der Gegenstand der Jeneffischen Aufregung still und leise sich der bekannten Herberge, um, von Angst und Müdigkeit ermattet, für einige Stunden der Ruhe zu genießen und den folgenden Tag eben so still und leise Jena „Arios“ zu sagen.

„Guten wie Dich!“ herrschte ihm die Bemessenheit, um, als er eben im Begriff stand, sich vor der Thürschwelle kniefällig zu machen.

Dane Geheuer ließ sich der Arme schmecken und folgte ihnen wie ein Eselmann auf die Polizei, die den Bemessenheit in geizigenen Andeutungen für ihre Spitzigkeit; ihren Dant andrückte.

Als am Morgen Jena erwachte, hatte es die fangerleitende Satisfaction, den Missethäter in den Händen der Polizei zu wissen, und die Hoffnung, daß das verübte Verbrechen auf 'relatante Weise gestraft werde.

„Alein welche Täuschung! — als jene drei Helden im Verlaufe des Dienstags auf der Polizei sich erkundigten, wie es mit dem Delinquenten stehe, ob er eingekerkert u. s. w., da hieß es, er sei nicht mehr da, man hätte ihn in der Wohnung studenstischer Gerechtigkeit mit Verabreichung des Waarenbuchs aus Jena vertrieben, d. h. laufen lassen!“

„Alle laufen lassen?“ riefen unsere Drei wie aus einem Munde und ihre Gesichter verzogen sich entsetzlich in die Länge. „Alle laufen lassen — das ist unerbötlich — das ist aberschrecklich — das ist unerträglich — das ist ein feilscher Berath an den wichtigsten Interessen der Gerechtigkeit, der Menschheit und der Studenenschaft insofern; ja, das ist Verath, Verath, Verath!“

Die Polizei hatte dieses Mal allerdings die Klugheit im Stiche gelassen: sie ließ den Missethäter frei fortziehen, um Excesse von Seiten der Studenenschaft zu verhindern, während es der letzteren mit all ihrem Ansehen von Vist um nichts anders zu thun war, als ihn der Gerechtigkeit zu überliefern und den entsetzlichen Geordeten ihren Vist zu lassen. Durch jene Maßregel warf die Polizei geradezu den gefährlichsten Jander in die laun beschwichtigten Gewässer der Studenten.

Am Dienstag Nachmittag wurde kein College besucht, dagegen war der Wallstall wieder das große Auditorium und Conservatorium der Jeneffischen Studenten. Das juristische Practicum über den ephemerischen Fall führte zur einmüthigen Verurtheilung der Polizei. Die Exequien des Urtheils sollte nach an denselben Abend stattfinden.

Es mochte gegen neun Uhr sein, als auch unter meinem Fenster der verhängnisvolle Ruf „Verath! Verath!“ erschall und gleichzeitig einige Hausbesuchen auf mein Zimmer mit der Aufforderung klangen, ihnen auf den Wallstall zu folgen. Ich wußte nun zwar sosehr, daß ich jetzt mit dem ersten Schritt aus meinem Zimmer zugleich einen Schritt über die Grenzen des akademischen Gesetzes hinaussetze; allein so bereitwillig ließ sench auch von, diesem Befehle Folge zu leisten, so schämte ich mich jetzt, bei der allgemeinen und nicht grümeligen Aufregung democh, die feige Vergeltung vorzustellen und mißtheute mich willig unter die auferzogenen Massen des Marktes.

„Dass Steine?“ fragte man mich halbtaub. „Auf meine Verurtheilung füllte man mir die Taschen mit einigen Händeln voll Kieselsteinen. Noch wußte ich nicht, was dieser Abend bringen sollte, doch fing mir an eine grausliche Ahnung aufzugehen und fast wollte es mich reuen, — denn revolutionären Rufes gefolgt zu sein. Allein an eine Umkehr war jetzt nicht mehr zu denken; was Student hieß und sich in dieser ereignißsvolleren Stunde noch im Freien befand, das schloß sich, wie ein summender Bienenschwarm um die Königin, so an den Studenstentanzel auf dem Markte und die drei oben-erwähnten bewußten Besuche an. Es wurden nun Befehle erteilt um festen Zusammenhalten, und daß ja Keiner den Trapp — in seinem eigenen Interesse — verlassen sollte, — zur Vertheidigung, Klugheit u. s. w.

Es war eine mondheile Julinacht und die einzelnen Theilnehmer der beschwichtigten Anstalts waren leicht auf größere Entfernung hin zu erkennen. Man wendete daher die Mägen, die Räder, verband die Gesichter mit Taschentüchern u. s. w. und war, die Taschen reichlich mit Steinen gefüllt, zum Aufbruch bereit. Da wandelte von den Bewohnern der größte im Mondschlein daher und rief schon aus der Ferne:

„Im Namen des Prorectors — ich fordere . . . . .“ „Pöbel weg!“ riefen die Bemessenheit; „Pöbel weg!“ hallte der mächtige Echo den Versammelten nach und ein nicht zu verachtender Steinhagel fanste dem wüthigen Antreiber um den Kopf.

Und jetzt hieß es „Berwärts!“ Der unwiderstehliche Zug bewegte sich von Marktplace gegen das Polizeigebäude. Die Bewesse bemühten sich nun in hastiger Eile, dem Schwarm so nahe als möglich zu kommen, ohne gesehen zu werden, um die Namen der Antheilnehmer ausfindig zu machen. Kenntlich suchten dieselben bei der Mündung von Seitenzäunen in die Hauptstraße unbemerkt in die Nähe des Zuges zu kommen; denn vor und hinter denselben waren sie nur außerhalb der Tragweite des härtesten Steinwurfs sicher, und konnten natürlich von einer solchen Entfernung aus und nicht eine einzige Gestalt erkennen. Aber auch die Mündungen der Seitenzäunen wurden durch vorangeschobene Plankten vermittelst geeigneter Steinwürfe von unberechneten „Aufschüßlern“ zeitig genug geräumt. Endlich durfte sich in lehrer Zimmer der Straße, wo man vorbei kam, ein Licht bilden lassen. Wo es democh geschah, hieß es schnell und darsch: „Nicht weg!“ und wenn nicht sogleich gehorcht wurde, so fuhr ein unangenehmgeres Dagewetter klingen und flirren in die Fenster des widerpöbeligen Hauses.

Vor dem Polizeigebäude wurde Halt gemacht. Dasselbe zeigte gegen die Straße eine breite, hohe Facade, regelrecht gebaut und, als ob die deutsche Polizei das Licht allein gepachtet hätte, mit vielen feinen Fenstern versehen. Wenn man der gerechte Kefer glaubt, die Studenten würden hier der Polizei wegen des bewußten Falles eine Strafbüße halten oder ein Pöbel bringen, so irrt er sich; man verfuhr viel unmarthaler gegen sie; nachdem sich die ganze Schaar auf sichern Terrain wußte, verdammt man von einem vielverwöhnten Bierhah das einige Wörtchen: „Vo s!“ und ans hundert und aber hundert Händeln fliegen hundert und aber hundert Steine wiederholt gegen die polizeilichen Fenster; ein sündstüchliches Geschmetter, Geflingel und Geschreie entstand und verdammt sogleich wieder: in der Zeit von laun einer Minute war das Aelert der Zerstückung vollbracht; das Polizeigebäude zeigte nur noch die leeren, nackten Kreuzsäule.

Das hatte die sursichtige Jeneffische Polizei mit ihrer Maßregel zur Vertheidigung studenstischer Excesse gewonnen!

Da nun dem Fast jugendlichen Uebermutts einmal der Boden ausgegangen war, so wollte man nicht auf halbem Wege stehen bleiben. „Berwärts!“ hieß es weiter. Man zog durch die verschiedensten Straßen, um zu den verschiedensten Häusern zu gelangen, auf die es abgesehen war. Da und dort ließ sich ein Licht bilden, das dem bekannten Rufe nicht schnell genug Folge leisten konnte, und da und dort gingen ein passant einige Fensterstößen in Scherben, wozu vorher weder Hausbesitzer noch Studenten gedacht hatten.

Es ist eine alte Geschichte, daß bei allen Völkern, Nationen und Ständen die Anticriente, Schuldenboten und Auctionsmänner u. s. f. in Allgemeinen in süßen Gerüche stehen. Nicht anders ergeht es auch den Bedellen der Universitäten, die den Studenten so manche Freude verlieren, so manden lustigen Streich verderben und sie oft mit den allernachtheilichsten Nachdrücken und Anträgen behelligen müssen. Der Mensch ist nun einmal so, daß er selbst dem unschuldigsten Diefstoteu gram werden kann, wenn der Wechsel später antommt, als er erwartet hat. Ein gleiches Schicksal traf auch die Bewesse von Jena. Nachdem der Ruch vor dem Polizeigebäude ausgelassen war, wurde noch ihren Wohnungen ein Besuch gemacht. „Vo s!“ — und wieder traf der furchtschlechte Steinhagel die sämtlichen Fenster des Oberpells und dann nach kurzen Pausen diejenigen der übrigen Bewesse. Die Wohnungen von zwei in Mithaus gefallenen Professoren, sowie einige in Verath befindliche Bierhäuser machten dieselbe Erlobrung. Endlich — Wittermats war schon vorüber — zog man in selbstgeschlossenen Reihen vor das Johanniethor, um dort das Weitere zu besorgen. Unglücklicher Weise fiel es einem von uns noch bei, daß sich dort ganz in der Nähe das Hans des Universitätssecretärs befände, eines Mannes, der sich nicht immer in den heftigsten Formen gegen die „Herren Studenten“ benahm. Ihm wurde die letzte Steinhaube gebracht.

Merkwürdig: während des großartigen, furchtbaren muthloßen Excesses, angeleitet von etwa dreihundert Studenten, die mit nichts andern als Steinen bewaffnet waren, hatte sich die ganze Bürgerschaft Jena's mit all ihren Behörden und Polizeibeamten in die tiefste Ruhe gesetzt, ja in die hintersten Winkel verflochten, und un-

angefochten verüben die Studenten den nächsten Unfug, vor dem sich jede Familie fürchten mußte. Nicht als ob die Bürgerlichkeit die jugendliche Schaar nicht leicht hätte beschäftigen und zur Ruhe verweilen können; allein da in jener Zeit die bürgerliche Existenz Jena's fast einzig und allein von den Studenten abhängig war, so wollte man auch ihrem übermäßigsten Uebermaße nicht in den Weg treten, um dadurch nicht etwa die Veranlassung zur Verödung der so blühenden Universität zu werden; man ließ gedulden, weil man wußte, daß Personen doch keinen Schaden nehmen würden; für die Beschädigung des Eigenthums hoffte man nicht ohne Grund auf reichlichen Ersatz.

Vor dem Johannisther wurde unterdessen die wichtige Frage verhandelt, wie nun jeder einzelne Rufensohn in seine Wohnung gelangen könne, ohne von dem Petell abgeseigt zu werden. Die Deantwortung dieser Frage war allerdings höchst schwierig. Während der größten Katholikgeit, die sich der kurz zuvor noch so ledigen Schaar bemächtigt hatte, machte ein geuialer Brandstuch den trostlosen Vorschlag, in geschlossenen Reihen auf die „Burgfelsentreppe“ zu ziehen, und dort bis zum hellen Morgen zu verharren; von da möge dann Jeder furchtlos nach Hause gehen; wenn er unterwegs oder abseht verfehlt werde, so besenne er nichts mehr und nichts weniger, als er hätte sich auf dem „Burgfels“ über die Polizeistunde hinaus aufgehalten. Dieser Vorschlag beruhte auf dem tiefinnigen Grundgedanken, daß einmüthig alle Theilnehmer an den Ereignissen der Nacht haltbar gemacht werden sollten, oder aber Feigen. Selbst in schlimmsten Fälle war alldann nicht viel zu befürchten.

Unter Abkündigung des Ades: „Wenn wir durch die Straßen ziehen“ u. begab man sich auf den Burgfeller; ironisch genug klang der Vers:

„Und ich laß die Blide schwellen durch die Fenster hin und her.“

— Für das Wechseln von Kieckeliden von oben herab und unten hinauf war in der Nacht hinlänglich Raum geschaffen worden! — Im Burgfeller empariete sich schon früh ein geräuschvolles Knäpeln, das natürlich den ganzen Tag über auf das Lebhafteste blühte. Tische und Bänke wurden noch und noch herausgeschafft, und gegen Nachmittag war der ganze Marktplatz in einen großen Wirtshausaal unter freiem Himmel umgewandelt; Studenten aller Handen saßen dort bei Kaffee und Bier in hunder Mischung untereinander, und unterhielten sich darüber, wer den größten Stein in die Fenster des Polizeigebäudes geschmissen, die Petells am wirksamsten verfolgt habe, sangen Lieder oder bliesen gedankenvoll Rauchwolken in die Luft. Tenn nicht nur ich unerfahrener Fuchß allein, sondern auch erfahrene und ältere Bürger der Universität Jena dachten nicht ohne Sorgen an die Folgen der nächsten Fensterlanade.

Doch ließ sich heute auch nicht ein Petell sehen. Dagegen stand am schwarzen Bret ein Anschlag des Proectors angeheftet, worin das Bedauern der Behörden über die Ueuelte der Nacht ausgedrückt war; man hoffe um so eher — hieß es darin weiter — die Studentenschaft werde sich nun ruhig verhalten, als über die Sache bereits an die großherzogliche Regierung nach Weimar berichtet worden sei, die ihr Militair in Jena einrücken zu lassen nicht ungenügt wäre.

Vor der Hand blieben die Collegien geschlossen.

Die Nacht von Mittwoch auf den Donnerstag war ein wahres Labfal für die an Geist und Körper ermüdeten Kämpfer; aber am Donnerstag früh schon machten die Petells die Kunde und an diesem Tage wurden bereits etwa fünfzig Studenten vor das Universitätsgericht citirt und verhört. Ich erwartete für meine Person natürlich dasselbe, und mein Freund, der Solothurner Felix, tröstete mich noch schadenfroh mit der Aussicht, daß die Theilnehmer an der Fensterlanade mit dem Consilium ab- und nicht gestraft werden, was für mich, der erst vor kaum zwölf Wochen mit den besten Vorsätzen und bei liebevollsten elterlichen Ermahnungen die abde-

mißte Kaufbahn begonnen hatte, das Strengste gewesen wäre, was ich mir denken konnte.

Jener Solothurner Felix war nämlich eine der größten Gestalten, die damals unter der Jeneser Studentenschaft herumschwärmte, ein hieles Haus, der gern über die Polizeistunde in der Kneipe sitzen blieb und mehr als einmal deshalb, und wegen anderer unthätiger Studentestreiche, die er immer gern mitmachen suchte, gestraft worden war. Während der Fensterlanade befand er sich gerade in Dornburg. Mir war noch nie eine Strafe geworden aus seiner Freundschaft für mich that der Gedanke ordentlich weh, daß einst auch mein Abgangsgewinn von der Universität sich mit dem seinen in Bezug auf Anführung sollte messen können. So sehr es ihn sonst würde gerret haben, während der Ereignisse der Nacht vom Dienstag auf den Mittwoch zufälliger Weise in Dornburg sich aufgehalten zu haben, so war er doch jetzt, als er vorausah, daß es mit der Bestrafung der Theilnehmer Ernst werden wollte, in der Seele froh darüber, daß der Zufall es in jener verhängnisvollen Nacht so gut mit ihm gemeint habe. Alle Tage kamen neue Citationen vor das Universitätsgericht und alle Abende fragte mich Freund Felix neugierig, ob ich noch nicht vorgeladen worden sei. Man schien mich bis zuletzt aufspornen zu wollen.

Unterdeß wurde Freund Felix, er wußte gar nicht warum, selber vorgeladen. Als er vom Amt zurück kam, erjählte er, daß man auch ihn in Betreff der besungenen Fensterlanade requirirt hätte. Er hätte aber kurzen Bescheid gegeben und den Beweis des Nichts angebeten.

Eudlich überhat die Citationen auf; ich war übergegangen oder bei meiner Kleinern Ueuelte übersehen worden.

Nach ungefähr 14 Tagen wurden sämmtliche Vorgeladene, etwa hundertundfünfzig, darunter auch Freund Felix, zur Anhörung des Urtheils vor Amt beschieden. Die drei oben gedachten Bemessenen, als Anführer des ganzen Scandals, wurden von der Universität relegirt, etwa zehn erzielten des Consilium abmundi, die übrigen sammt und sonders 14 Tage geschäftigen Carcerarrest; zu den letzten zählte auch Freund Felix. Ueberdies hatten sämmtliche Verarbeitete die Entschädigungskosten im Betrage von 800 Thaler unter solidarischer Haftung zu tragen. (Diese Summe wurde alsbald von sämmtlichen Verbindungen Jena's gemeinschaftlich übernommen.)

Dieses, inwieweit es mich und meinen Freund anbetrifft, durchaus unrichtige Urtheil erklärt sich aus der an Universitäten gebräuchlichen Uelegung, nicht nach juristischen Beweisen, sondern nach moralischer Uelegung Recht zu sprechen. Da zwei oder drei ähnliche Größten, wie Felix, an dem Scandal allerdings Theil genommen hatten, so wurde er ohne Zweifel mit ihnen verurtheilt; auch ließen seine Antecedentien nicht annehmen, daß er von einem solchen Hauptzug, wie die Fensterlanade war, fern geblieben sei. Daher kammerte sich das Universitätsgericht nicht weiter um seinen angetragenen Beweis des Nichts. Meine Beugheit dagegen war noch so unbekannt in der Amtsdienereuel Jena's, meine Ueuelte so unbedeutend, daß ich unmöglich bemerkt worden war und Niemand daran gedacht hatte, mich unter den Steinigenden zu suchen.

So wunderte denn Freund Felix, der sich so herzlich auf meine Strafe gefreut hatte, unthätig in den Carcer; der schuldige Schreiber dieser Zeilen dagegen kam angestrast davon.

Zum Danke hierfür sei in diesen Wäutern das oben erzählte Ereigniß für die Erinnerung derrer wieder aufgezeigt, die thätig, leidend, zusehend, jubelnd, anzeigend oder rügend dabei theilhaftig waren. Schließlich lam ich noch bemerken, daß der von dem Schulergeichte geschlagene Studiuos sich zu Aller Freude bald wieder erholt hatte und jetzt als angesehener Pastor in sächsischen Pönden das Wort Gottes verkündet.

Bei Ernst Reil in Leipzig ist in **Zweiter Auflage** erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

## Das Buch vom gesunden und kranken Menschen.

von

**Dr. Carl Ernst Bock,**  
 Professor der pathologischen Anatomie in Leipzig.  
 Mit 25 feinen Abbildungen.

32 Bogen. geb. 1<sup>⁄</sup> 2 Ngr. geb. in engl. Wresbuden 1 Zhr. 27 Ngr.

Verlag von Ernst Reil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redactoren J. Stolte u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½, bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Rgr. zu beziehen.

## Vorgesichte.

Strandnovelle von Ernst Willkomm.

(Fortsetzung.)

„Ich weiß nicht, ob ich dem Manne eine Antwort gegeben habe. Die Junge liebt mir am Gannum und ich glaube, meine Hand zitterte, als schüttelte mich ein Fieber. — Es war in der That das Gesicht, die Tracht, die ganze Figur des Mannes am Steuer. — Die drei Leichen trieben eine nach der andern längs dem Schiffe fort, etwas schneller als dieses segelte. Da rief der Mat auf Wade: Cap'tain! Wie ich mich umlebte, sah ich den Mann am Bug spritz knien und in die See hinabstürzen. Ich ging zu ihm.“

„Nenn' Ihr den Burschen, Cap'tain!“, sagte der brave Junge, „der sich jetzt gerade am Bug zu so unpassender Zeit im Salzwasser badet? Wenn's nicht ein verfluchter Wechselfeibig ist, bin ich's — Gott verb— mich, selber!“

„Entsetzlich!“ lächelte Karou.

Eine neue Wö rüttelte an dem Hause und klappte mit der äußern, nicht fest schließenden Thür.

„Der Purtsche sah recht, wie der Mann am Steuer“, erzählte Nicol weiter. „Das Gesicht des dritten Mannes war mir nicht bekannt oder ich konnte die Züge desselben nicht deutlich erkennen. Wohl aber wußte ich, daß wir die Reise nicht ohne Unfall zurücklegen würden.“

„Es war ein Vorgesicht“, sprach jetzt eine wohlwühlende Stimme, die von der Thür herkam, deren Stimmen die aufmerksam Zuhörenden nicht bemerkt hatten. „Seld'se Leiden gibt's, ich weiß! Der Himmel schickt sie uns, daß wir uns bei Zeiten vorbereiten und unsere irdischen Angelegenheiten in Ordnung bringen sollen. Mein Vater und Großvater hatten bei allen wichtigen Vorkommnissen in ihrem Leben Vorgesichte.“

Karou war längst aufgestanden, um den späten Gast, einen jungen Mann, der eben vom Steuermanne zum Cap'tain avancirt war und noch vor Ende October die Führung eines holländischen Schiffes nach Hindien übernehmen wollte, zu begrüßen.

„Du kommst spät, Weile“, sagte das junge Mädchen. „Ich glaube schon, Du würdest heute gar nicht nach mir fragen.“

Geile Wegens drückte Karou an seine Brust. „Dann rächte er deren Eltern und Brüdern die Hand zum Grube. Es war der Verlobte der Tochter des Hauses.“

„Daß Du gelauscht?“ fragte Nicol lächelnd.

„Haß eine ganze Minute“, erwiderte eben so Geile. „Deine Zuhörer verschlangen Deine Worte so mit solcher Anacht, daß es graunam gewesen sein würde, hätte ich sie gehört. Nun sag' aber fort, Vater Nicol, damit wir hören, wie die Sachen ausfallen.“

„Du haß es schon ausgesprochen“, erwiderte der alte Cap-

tain. „Es war ein Vorgesicht und es erfüllte sich, ehe das Jahr zu Ende ging. Der „indische Rabob“, mein prächtiges Fregattschiff, kehrte mit reicher Ladung aus Brasilien zurück. Bei den Ageren übertrafste uns mit Höchstgeschwindigkeit, mitten in der Nacht, der Orkan. Ehe es möglich ward, die Segel zu reffen, hatte die Wucht des Sturmes mein Schiff schon auf die Seite gedrückt. Eine furchterliche Woge spülte darüber hin. Es hob sich zwar wieder, nun aber splitterte ich zweiter Stoß den Rodmast. Er brach und fiel über Bord mit allem Tannwerk, das ihm hielt. Da war keine Rettung mehr; der große Mast und der Besan folgten mit samt dem ganzen Schiffssumme. Ihrer Zwölf retteten wir uns auf die strudelnden Trümmer. Wir wurden wunderbar erhalten. Während der ganzen ersten Nacht aber trieben auf dem wild brüllenden Meere drei Leichen mit uns, ganz so, wie ich sie gesehen hatte in der spanischen See. Die eine war mein Steuermann, der Dirtsche, die andere der Mat, der in jener Nacht die Wache hatte. Die dritte Leiche gehörte dem einzigen Passagiere aus, den wir in Rio an Bord genommen. Ein war ein Kaufmann aus Portugal, der in sein Geburtsland zurückkehren wollte. Wie er hieß, weiß ich nicht. Ich hatte nicht nach seinem Namen gefragt.“

Die Zuhörer saßen einige Minuten lang still, Nicol Mannis bestete keine blaugrauen Karou Augen an das Braud des Schiffes, bei dessen Utergang das eben Erzählte begegnet war. Laten krach zuerst das Schmeigen.

„Ist Dir schon ein Wiedergänger\* der Augen gekommen?“ fragte er den erst geborenen Vater.

„In meinen jungen Jahren ganz! Ich deren zwei gesehen zu haben“, versetzte dieser.

„Nier oder anderemärts?“ fiel Jens ein.

„Wiedergänger gibt's nur in der Westsee“, sagte Nicol. „Die junge Welt und die Festlandsmenschen spotten zwar darüber, aber die Sache hat und behält dennoch ihre Richtigkeit. Es lebt auf allen Inseln und halligen kein Seemann, der nicht in seinem Leben einem Wiedergänger begegnet wäre. Mein Vater sah seinen eigenen Bruder nach vielen Jahren wieder, als er am Strande allein spazieren ging, und mich besuchte der treueste Freund meiner Jugend. Er kam um in einem Sturme, der das Schiff, auf dem er als Pollmatrosche diente, an die Worms-Landschleuderte.“

„Wie begegnete er Dir?“ fragte Laten.

\* Wiedergänger nennen die Isländischen Struente, welche dem Volksglauben zufolge ihre Aeuernanden und Aeuern, triefend von Wasser, später und oft erst nach Jahren, begegnen.

„Ganz in der Gestalt eines Menschen, der eben aus dem Wasser gezogen wird. Seine Kleider triefen, die Haare hingen ihm feucht um's Gesicht, die Augen sahen mich traurig und als ob er mich um etwas bitten wollte, an. Sein Gang war der eines gewöhnlichen Menschen, nur schwebender und geräuschlos. Als ich ihn ansah, zerrann das Bild in der Luft und ein klagenes Jitterte das einsame Geshlate entlang.“

„Dann sind uns heute Mittag vor Capitainshaus Wieder-gänger begegnet,“ fiel Jens ein. „Ihr habt doch wohl die fahlen Gesichter mit den lang herabhängenden Haaren?“ Ja, er fort, seinen Gesichtswirkung sich zuwenden. „Der Eine hing in den Wänden des Fiedelmastes, der Andere stand am Steuerdrate. Ihre Kleidung triefte von Wasser und als das Schiff vorübersegelte, zerrannen sie zuerst in der matt nebligen Luft.“

„Es war so, wie Jens sagt,“ sprach Karen, ihren Betobten fester umarmend und ihr Gesicht an seiner Brust bergend. „Das Auge des Mannes am Steuer war so fest auf mich gerichtet, daß ich vor Furcht laut aufschrie.“

„Und den Namen des Schiffes kommt Ihr deutlich erkennen?“

„Wir haben ihn alle drei zugleich,“ versetzte Lata. „Nicol Mannis schüttelte den Kopf.“

„Wid dünkt,“ nahm er nach einer ahermaligen Pause das Wort, „während welcher die ungläubige Mutter besorgte Blicke mit Karen wechselte, mich dünkt, Euer Begegniß soll uns Allen eine Warnung sein. Wiedergänger bringen nicht Heil, sie zeigen sich uns, damit wir Vorkehrungen gegen ein drohendes Unglück treffen. Auch zeigen sie böses Wetter, hohe Fluthen, verheerende Stürme an. Wir meiden müssen wir uns vor dem Orte hüten, wo sie uns begegnen. Solche Orte werden uns gefährlich. Wenn Ihr also wieder in See geht, dann legt Euch nicht im Angesicht der Ärmere Dänen vor Anker! Die vorigen Grände und Schwellen sind ein gefahrvolles Fahrwasser. Die vorliegende Regent's kann Euch entzogenlos auf Sandbänke werfen, wo Ihr verhungert oder ertrinkt, eh' ein anderer Schiffer Euch entdeckt. Das ist's, was das Nebelschiff mit seiner stummen Bemannung, in der ich wohl meinen ehrsüchtigen Steuermann und meinen Wat vom wilden Nabe- weis erkannt haben wüßte, Euch hat andeuten wollen.“

„Allen machte einen Versuch, die Behauptung ihres Watten zu bestreiten. Das war aber kein leichtes Unternehmen; denn Nicol Mannis hing an dem mit der Muttermildt eingesegneten Abreglauben seiner Väterleute so fest, wie an den Aussprüchen des Evangeliums. Auch stand die vorurtheilsfreie Heilandsbrüderin mit ihrer Ansicht ganz allein. Ihre Kinder, desgleichen ihr künftiger Schwiegerohn schlossen sich, als echte Ulthlandstriften, unbedingt dem Vater an. Nur als Gele Wogens ziemlich spät die Warrt verließ, waren die Zurückbleibenden fester denn je überzeugt, daß sie von mittelwigen Wiedergängern vor einem ihnen bevorstehenden Unfälle gewarnt werden seien.“

## IV.

## Fahrt nach dem Wrad.

Am nächsten Morgen verließ Nicol Mannis schon mit Zeman- aufgang sein Haus. Der erste Blick des alten Zemanns war auf die Winkfahne gerichtet, die er auf einem Hahel des Hauses in Gestalt eines segelnden Schiffes angebracht hatte. Sie zeigte die Wink. Daraus umschrieb Nicol die ganze Warrt, oft umblühend nach der Binnen- und Außenfe. Nach gewohnte man nirgends ein Segel. Der Wind hatte sich gelegt und da die Fluth eben erst anzulaufen begann, lagen die eisernen Watten noch größtentheils trocken. Die Morgenröthe warf glührende Lichter über Sand- und Schlickwatten, so daß der Meeresboden hellleuchtend von dunkeln Feuerwoogen durchflutet zu sein schien. Den feststimmten Antheil aber boten jetzt die Halligwobnungen dar. Manche der entfernter gelegenen glichen Zuderbüten oder Biennförben, um deren Werdte das Sonnenlicht in goldglühenden Strahlen sich brach. Andere boden sich zugleich mit ihren Warrten wie breite Opferaltäre aus dem Meere, noch Andere konnte man für ungeheurer Bausteine halten. Eine Reihe von der Sonne angeglühter Felszacken abent- wehrlicher Gestalt schloß im Süden dies eigenthümliche See- panorama.

Ganze Heere von Wöden schwebten hier über grauen Watten- feldern und fliegen in Pausen über den Frieseln\* an und ab, die

\* Schmale Stromlinien zwischen und auf den Watten.

jezt von den hereinbrausenden Fluthwoogen mit silbernen Brandungen sich füllten.

Nicol Mannis beobachtete dies Leben aus dem Meere geraume Zeit. Obwohl es dem Capitain nichts Neues war, beschloß er sich doch immer noch und ersandte sich Zemannsauge und sein Berg. Hier er das Rauschen der Fluth, dann zog es ihn unwiderstehlich hinunter von der Warrt. Er mußte das Rellen, Schäumen und Springen der dunkelgrünen Wogen sehen, die in ununterbrochener Reihe gegen den Grasbord der Hallig braudeten; der weiße Schaum einer springenden Welle mußte ihn benehnen, festst war er nicht ruhig, nicht zufrieden. Hatte er aber den Duft der See mit vollen Lügen eingelogen, dann flieg er wieder die Warrt hinauf, setzte sich an's Fenster, nahm seinen Tolland und beobachtete durch das treffliche Fernrohr, ohne daß er keine Stunde leben konnte, die verschiedenen Seepflade, die aus der Binnenfe zwischen Halligen, Halliggründen, Sandbänken und Untiefen auf das hohe Meer hinausführten.

Nach seiner Gewohnheit lehnte sich Nicol Mannis an die Um- friedigung, die sein gut erhaltenes Haus umgab. Im ferste nichts als das Meer, die Segel, die sich nah und fern zeigten, die Richtung, welche vom Süden herkommende Küstenfahrzeuge einschlugen, und ihre Bauart und Takelage.

Heute schien Nicol noch mehr als gewöhnlich in die Betrachtung des Wittert verfiel zu sein, das er seit Jahren jeden Tag wieder sah und so genau kannte. Die Stimme seiner jugendlichen Tochter störte ihn in seinem Sinnen und Träumen.

„Vater,“ redete Karen ihn an, „wenn Gele nach Tönningen reiß, um sein Schiff zu übernehmen, darf ich ihn dann begleiten?“ Nicol bewogte kaum merklich das Haupt. Diese Bewegung war aber eine bestimmende.

„Will Euch selber durch die Hallige steuern,“ versetzte er. „Hab' zu lange still gefessen, wird mir eine Wäpse voll Seewind gut thun. Wann geht's Gele zu reisen?“

„In zwei oder drei Tagen.“

„Zelte ein paar Tage länger warten.“

„Weshalb?“

„Es ist dann gerade Kleumend. Da wechsellern ger der Wind.“

„Das Schiff ist besradet und muß in See gehen.“

„Keine da, mein Kind, wer's also Gele nicht halten. Ein Seemann muß pünktlich sein. — Kief, ist das nicht ein Beet dort bei Hains Halligarrant?“

„Der schwärze Punkt?“

„Es treibt mit der Fluth und ist unbemannt.“

„Die heilige Wö gegen Abend wird es irgenwö losgerissen haben.“

Nicol ging in's Haus, um sein Fernrohr zu holen. Zurück- kommend, durchersah er die Meerespflade, auf denen jezt die Fluth wogte und walle, mit großer Gewissenshaftigkeit.

„Es ist kein Beet von den Halligen,“ sagte er. „Seine Form ist anders; es muß von See heringetrieben sein.“

So spredend lehnte er sich um, ging nach der Westseite, lebte sich hier an die Defriedigung und betrachtete die majestätische Nord- see, auf deren blaugrünen Wogen häufig breite Silberbänke aufstiegen und blühend im Sonnenlicht zerrannen. Er suchte lange auf dem entleeren Meere, ohne etwas zu entdecken, das ihn festsette. Endlich aber blieb sein Auge auf schattenhaften Umrisen haften, die ein Hochseemann schwerlich beachtet haben würde. Auf der ein- fönig wogenden See entredte Nicol einen Gegenstand, der ungleich dunkler war als die wallende Wasserfläche. Es konnte der Schatten einer Wale sein, deren viele langsam durch die Luft segelten. Der Halligbewohner bemerkte aber, daß der dunkle Punkt sich nicht be- wogte und daß häufig blendend helle Lichter um ihn anzudaten. Er wagte jezt, was er vor sich hatte. Das Fernrohr rufte zusammen- schiebend, rief er seinem jüngeren Sohne zu, der beschäftigt war, von einem der Heutemmen Flatter herabzuhängen:

„Jens, mach' Dich fertig und rufe Lata! Draußen bei Engelsland stet ein Wrad. Bei nächster Ebbe zerfchlägt es die Wrangung. Wollen sehen, ob' was zu bergen ist und ob' die Mann- schaft sich gerettet hat.“

Die schnell herbeispringenden Brüder sandten folglic dem vom Vater ihnen bezehimten Punkt. Aus sie erlarmten mit scharfen Zemannsungen in dem dunkeln Schatten ein gefrandetes Fahr- zeug. Auch Karen muß selbst ihn klüden durch das Fernrohr, und alsobald machte sich eine quecksilberne Leberdigleit auf Nicol

Mannis' Wurf bemerkbar. Die drei Männer setzten ihre Schwärzer auf, warfen die Zuschnitten ab, fuhren in Schwere, zwei Schiffsstiele, beugen sich und zusammengezogenen Taen und stecten kurzbalrige, handliche Beile zu sich. Dann wankten sie Mutter und Schwärzer einen stüchtigen Gruß zu und stiegen die Wurf hinab.

Obwohl über diesen Zurufungen kaum eine Bietesthande vergangen war, hatte doch jetzt die ganze Scenerie eine veränderte Gestalt angenommen. Auf allen Barken sah man belebte Gruppen. Männer, vollständig zu einer Seefahrt gerüstet, eilten denn stampfen Strände zu, wo die schwerm Boote losgetrieben, unter modernsten, unparnomschem Decken in's Wasser gekehren und sofort eilig bemant wurden. Aber auch auf der Binnenferd ward es lebendig. Von Langeneß und Nortmarck, von Gröde und Apellant, von den Reichrändern Pelloworms her stießen Fahrzeuge in See, die offenbar einem und demselben Ziele zufluehren beabsichtigten. Die scharfen Augen fast aller Halligbewohner hatten zu gleicher Zeit das gefranzte Fahrzeug entdedt und alle schickten sich an, die auf demselben etwa noch befindlichen Güter dem gierigen Meere zu entreißen.

Die große Eile, die sich überall fand gab, war übrigens unnützlich. Noch tief die Fluth ab, der Wind, obwohl schwach, wehte landwärts, und gegen Fluth und Wind anzufegeln, war auch dem trefflichsten Fahrzeug und der geschicktesten Führung desselben nicht möglich.

Nichtsoweniger gingen die Halligmann mit wenigen Ausnahmen ungehindert an Bord ihrer Fluth gebauten seehaltigen Leopd. Durch geschicktes Tactiren gewann man doch einen kleinen Vorsprung, und trat dann die Zeit der Ebbe ein, wo nicht selten auch der Wind lenkter, so konnte mit Benutzung des Ebbestromes, der Segel und Ruder ein Fahrzeug das andere überholen.

Heile Wegweiser, der Verlobte Karén's, gestellte sich seinen künftigen Schwiegervater zu und bestieg mit diesem und seinen Erbhnen ein und dasselbe Boot.

„Ich vermutete schon gestern Abend eine Strandung,“ sprach der junge Mann, mit Hülfe Talén's und Jens' die Segel zuckend. „Es wehte hart gegen Mitternacht und die Bden waren ungewöhnlich heftig. Wahrscheinlich ist's ein Neapolitaner oder ein Schiffer aus Smyrna, der zum ersten Male nach der Ebbe senkter. Solche Schiffer trägt die doppelte Fluthströmung bei heftigen Winden und treibt sie östlich ab nach unsern Watten.“

Der alte Manni pflichtete leopfindend bei. Er sah am Steuer und beobachtete mit großer Eclarabare jede Bewegung des Meeres, wie den Lauf der vielen andern Segelboote, die von Süd und Nord dem Orte zustreuten, wo das gefranzte Schiff fest im Sande lag.

„Die Wellenmerer kommen und juret,“ sagte Nicol nach einer Weile. „Die sind des Schiffes wohl etwas früher ansichtig geworden, auch begünstigt sie die Richtung des Windes.“

Auf diese Bemerkung machte Heile eine bestimmte Bewegung. Inzwischen erreichten die Segelnden tieferes Fahrwasser und bei der nächsten Wendung des Bootes zeigte sich der Stamm des Brades bereits in größerer Deutlichkeit.

Man entspann sich ein eigenthümlicher Wettkampf zwischen den verschiedensten Segelbooten, die einander mit jeder Minute näher kamen. Alle Führer derselben benutzten jeden kleinsten Vortheil, der sich ihnen darbot, und griffen nicht selten zu gewagter Segelstellung, um ein paar Fuß Wasser mehr zu gewinnen und wo möglich einen kleinen Vorsprung zu erlangen. Es geschah während dieses Wettsieles kein Wort, nur einzelne gurgelnde Rekläne hörte man, die bald ein Commando vorstellten, bald als Zeichen der Anfeuerung gebraucht wurden.

Das Brad zeigte sich jetzt schon deutlich. Die See branbete wild um den dunkeln Knump und überflüthete diesen beiweilen mit weißem Gischt. In den heranfliegenden Booten war das Rauschen und donnernde Anprallen der breiten Wogen, die sich zerstörend am Schiffskampfe brachen, deutlich zu hören. Hunderte von schreienden Seerogeln umflatterten den Strandungsort und schwebten bald als breite Welle in jenseitiger Höhe über denselben, bald stießen sie nieder auf die Wellensäume, die weisshäutig über den Sand rollten und an den Pflanzen des Brades zum Beer hinaufstiegen.

Noch wenige Minuten vergingen und alle Boote zogen ihre Segel ein. Auf dem flüchtiger werdenden Wasser konnte man sich nur noch der Ruder bedienen.

Man galt es abermals, die Hände zu rühren und mit nicht ermüdender Auebauer zu arbeiten, was denn auch rechtlich geschah. Die Eloop des alten Manni war die sechste, welche das Brad erreichte, dessen Ted sich nunmehr schnell mit Menschen füllte. Das Schiff war verlassen und allem Anscheine nach hatte sich die ganze Mannschaft in den Booten gerettet. Die Schiffs-papiere und Sachen von Werth hatten die Schiffbrüchigen mitgenommen. Im untern Raume, der schon zur Hälfte mit Wasser gefüllt war, tollte die nicht bedeutende Ladung hin und wieder, je nachdem eine hohe Woge den Knump umflüßte, heb und ihn heftig stampfen wieder auf den sandigen Grund fallen ließ.

Nicol und seine Begleiter sahen ein, daß die zu machende Eute ihrem Erwartungen nicht entsprach. Es war in der That ein von Smyrna kommendes Schiff, mit Seefischtügen und etwas Wein beladen. Letztere, in Rifen verpackt, mußte man bereits verloren geben, da sie ganz von Salzwasser überfluthet waren. Die Wein-fässer trieben im Schiffstraume auf und ab, und manches war durch die starken Schwantungen schon zertrümmert worden.

Um nicht mit den immer zahlreicher sich einfindenden Insulanern, unter denen manche überaus heutziger waren, und bereits unter drohend klingenden Worten das Brad erklimmen, in nutzlosen Streit zu gerathen, begünstigten sich die Halligmann von Hooge mit zwei kleinen Fischen, die Wein zu enthalten schienen. Vielleicht hätten sie auch diese nicht anbedenkt in ihr Boot bringen können, wäre nicht gerade über einige andere auf Ted befindliche Gegenstände zwischen Meeresren, welche gleichzeitig ihre Hände darnach ausstreckten, ein heftiger Streit ausgebrochen, der durch das Bemühen beider, die ihn schlichteten wollten, schnell in Thätigkeiten ausartete.

Nicol Manni und seine Begleiter, wohl wissend, daß auch ihr Boot ungehörig verhalten würde, benutzten gleich manchen Anreuer diesen Moment, verließen das Brad und suchten ab. Der Lärm des Kampfes, an dem sich jetzt alle am Orte Anrühelieblichen theilnahmen, hatte weithin über das Meer, und war von den heimwärts Stenernden noch vernommen, als sie das Watt von Engelshand bereits glücklich passirt hatten, und die Ruder wieder mit den Segeln verstanden konnten. Auch die Küstsfahrt danerte lange. Wie vorher gegen die Fluth, mußten sie jetzt gegen die Ebbe kämpfen, d. h. sie waren gezwungen, fortwährend zu krenzen, um sich langsam der Hallig zu nähern. So ward es beinahe Abend, ehe die Schiffer das Ziel erreichten.

Nicol blieb auch während dieser Küstsfahrt sehr einsamlich. Sein Aussehen war ernst, ja bitter, und als er endlich bei dicht aufbrodelndem Nebel das Sc., in das Schiff sturzte, sagte er, mit scharfem Auge rückwärts nach dem Meere blickend, das wie eine graue Wüste sich unter dem Nebel ausbreitete:

„Das' Adt, Geile, wenn Du in See fischst! Nicht die Anker an seinem Freitag! Der Leidenag, den ich vorher von der Westertiefe über Badland nach dem Innegesir mitten durch den Nebel streichen sah, verflüchtigt und Halliganten nichtes Gutes! Mich dünkt, es waren viele Bekannte unter den Trägern.“

Die Brüder wechselten sprechende Wüte mit einander, Geile aber reichte dem Alten die Hand und sagte:

„Werd' Deiner gedenken, Vater Manni, und an seinem Freitage lichten. Es'llt selbst dabei sein, wenn ich ausclarire.“

Nicol schien beruhigt. Er befestigte die Eloop mit eigener Hand, während jeder seiner Eöhne eins der abgerengten Fischen aus' Rand trug, und Geile den kleinen Kutter des Fahrzeuges mit heftigem Trud in die Ebbe der Fluth bohrte.

## V.

Die Nacht auf der Helmer Båre.

Anderthalb Wochen später treffen wir den alten Halligmann mit Jens und Karén am Hasen von Tönningen. Es ist Nachmittags in der dritten Stunde. Ganze Wolken bedecken den Himmel, und lassen nur selten die Sonne auf kurze Zeit durchbrechen. Die Wogen der Eider kräuseln sich unter der Uimwirlung einer frischen Bries. Mehrere Schiffe, deren Raaen sich schnell mit Segeln bededen, steuern hiwand nach der offenen See. Ihre Flaggen und

\* Nach dem freischen Volksglauben wird der Tod nober Angbrücker den Ueberlebenden ist dadurch angepöht, daß sie bei Abreuznung um Nebel einen vollständigen Leidenag der Segel jugulieren sehen, wo die Leiche später der Erde übergeben werden soll. Die Fischen nennen solche Erscheinungen Vorlauf oder Vorgesicht.

Wimper wehen lustig im Winde, und wenn ein heller Strahl der Sonne, die Wellenmauer spaltend, sie trifft, kann man die Farben und Zeichen der Flaggen noch deutlich vom Ufer aus erkennen.

„Och! geh' ich eine glückliche Reise, und laß' ich im nächsten Frühjahr gesund und munter zurückkehren!“ sprach jetzt Nicol Mannis, seine Wäpfe abnehmend und sie neugierig grüßend gegen die schnell sich entfernenden Schiffe schwenkend. „Ich fürchte, ehe Geite den Canal passiert, macht der Wind ihn noch was zu schaffen.“

Raren, die auf den Arm des Vaters gestützt, unerwarteten Auges den fortgehenden Schiffen gefolgt war, richtete sich auf, um ein paar Thränen an ihren Wimpern zu trocknen.

„Laß' uns gehen, Vater!“ sprach das junge Mädchen mit leiser Stimme. „Ich habe nun weiter nichts mehr zu suchen.“

Nicol widersprach nicht. Er sah noch einmal nach dem wogenden Strome und dem grauen Himmel, dann ergrasste er die Hand der Tochter, und wendete sich der Stadt zu. Denn verweilt noch einige Minuten länger am Strande, dann folgte auch er den Berangeregungen.

Die Uferlandstrichen blieben noch eine Nacht in Tönningen, und machten nöthige Einkäufe für den Winter, um in seine Berlegenheit zu kommen, wenn etwa böses Wetter sie für längere Zeit an allem Verkehr mit dem Festlande verhindern sollte. Am andern Morgen erst verließen sie die belebte Hafenstadt, um auf einem offenen Bogen durch die Landstraße wieder nach Danzig zu fahren. Hier nämlich lag das alte Kammi Uwer im Hafen.

(Fortsetzung folgt.)

### General Seydlitz.

Ein Soldatenbild aus früherer Zeit.



General Seydlitz' Denkmal in Kaslau.

In der Stadt Kaslau, im rheinischen Kreise, wird im September des nächsten Jahres, zum zweihundertjährigen Jubiläum der Vereinigung dieses Kreises mit Preußen, das Steinbild des dort gebornen Generals von Seydlitz enthüllt werden, das seine Vaterstadt durch den Bildhauer Julius Bayerle in Düsseldorf ausführen läßt. Es ist und verdient, den Kernen der Gartenlaube schon jetzt eine Abbildung nach dem Entwurfe des Denkmals zu liefern, was, nach den bisherigen Leistungen des Künstlers zu schließen, jedenfalls eine große Zierde der kleinen Stadt werden wird.

Unter den Heerführern Friedrichs des Großen ist Seydlitz eine der hervorragendsten Persönlichkeiten. Es kann nicht in der Absicht der Gartenlaube liegen, eine Verherrlichung seiner feierlichen Thaten zu geben, wir müssen diese, so wie überhaupt seine Lebensgeschichte, als bekannt voraussetzen und haben deshalb mit Bezug auf seine hervorragende militärische Stellung nur zu erwähnen, daß nicht mühsolle Studien, nicht jahrelange Dienste im Generalstab ihn zum Heerführer gemacht, sondern daß, wie man sagt, ihm die Feldherrneigenschaften angeboren waren. Große strategische Combinationen auszuführen und durchzuführen, dazu war Seydlitz nicht herangebildet und dazu hat ihn auch Friedrich nie verwendet, aber Niemand verstand, wie er, betretende Reitermassen von 50-60 Schwadronen auf engen Raum zu concentriren, zu bewegen und dieselben im entscheidenden Moment, den sein Schicksal stets richtig erkannte, zu ununterbrochen einherbrausendem Angriffe zu führen, kurz, er war ein Schlachtengeneral, wie es deren nur wenige gegeben hat, und dem 3. B. Mutat keineswegs an die Seite zu stellen ist. Als solcher rettete er die preussische Armee bei Collin vor gänzlicher Vernichtung, als solcher cassidie nur er allein die Siege bei Kossbach und Zorndorf. Aber nicht minder groß ist sein Verdienst, das er sich um die Veranbitung der preussischen Cavallerie erworben hat. Diese Waffe war unter Friedrich Wilhelm I. sehr vernachlässigt worden. Man hat Colosse auf Kameele gesetzt,

wie sich Friedrich der Große ausdrückte, und so die Reiterei zu einem schwerfälligen Lastthier gemacht. Friedrich erkannte in den schleissischen Kriegen bald, wie sehr, besonders der vortrefflichen ungarischen Cavallerie gegenüber, eine Umgestaltung dieser Waffe notwendig sei. Wenn nun Biechen hierbei sich das Verdienst erworben hat, zuerst den richtigen Weg betreten zu haben, so übertrifft das Seydlitz bald seinen Meister in allen technischen und taktischen Kunstfertigkeiten. Er wußte der preussischen Reiterei jenen Heldengeist einzubringen, der sie zu dieser Zeit charakterisirte, er machte durch anerkannte Tüchtigkeit und Umsicht aus den Colossen — Centauren.

Mit 17 Jahren in einem Kürassierregiment als Cornet angestellt, zog Seydlitz bald die Blüthe seiner Vorgesetzten und die Aufmerksamkeit des Königs auf sich, der ihn mit richtiger Würdigung seiner glänzenden Eigenschaften in rascher Folge zum Commandeur einer Husaren Schwadron, zum Chef eines Kürassierregiments und dann zum Inspecteur der schleissischen Cavallerie ernannte. Dieses schnelle Aufsteigen mußte seinen Ehrgeiz mehr stärken, als befriedigen; er fühlte, daß es galt, nicht nur das Ertrugene zu behaupten, sondern auch fernere Fortschritte zu machen. Das Bewußtsein seines persönlichen Wertes bewirkte bei ihm eine Haltung von Ernst und Würde, die später zu vortheilhaftem, ja scharf abgegrenztem Verhalten in solchen Gesellschaften führte, wo er, wie bei Hofe, nur wegen erschien. Durch und durch Soldat und Reiter insbesondere, fand er volle Befriedigung in seinem Dienstberufe; nie strebte er, aus diesem Kreise herauszutreten. Am liebsten war er in Gesellschaft seiner Officiere, denen er der aufmerksamste, liebenswürdigste Kamerad war, und mit diesen besonders auf Spazierritten, auf der Jagd, die er leidenschaftlich liebte, und in Gesellschaft schöner Damen, denen er nicht weniger zugethan war, blieb er meistens ernst und schweigsam. Er hielt auf geschmackvolle, vornehme Einrichtung, wobei er, sowie des Aens, gern seine Officiere erscheinen sah. Bei solchen Abendzusammenkünften



Gezeichnet in der Göttinger Zeitungs-Druckerei.

wurde stark Tabak geraucht, aber wenig getrunken und nie gespielt. Man sprach selbst über Gegenstände des Dienstes oder Erlebnisse aus den verflochtenen Kriegsjahren.

Während seiner militärischen Laufbahn hat er die beiden schlesischen und den siebenjährigen Krieg, also die Ruhmesepoche Friedrich's, mitgemacht. Besonders der 1756 ausgebrochene siebenjährige Krieg gab der nach seinen und Zieten's Lehren gebildeten

preussischen Cavallerie Weisheit, ihren großen Meistern Ehre zu machen. Seydlitz selbst wurde durch den Krieg in den Stand gesetzt, seine glänzenden Talente als Reitergeneral leuchten zu lassen. Obwohl die Schlacht bei Gollin verloren war, so erkannte doch der König Seydlitz' Verdienste in derselben durch die Ernennung zum Generalmajor an. Als ihm Zieten, der zwanzig Jahre älter war, hierzu Glück wünschte, gab er lächelnd zur Antwort: „Wenn etwas

aus mit werden soll, so war es Zeit, denn ich bin schon sechshunddreißig Jahre alt.“

Seine Afsaire mit dem General Soubise in Otho ist zu bekannt, als daß wir sie nochmals erzählen sollten, wir erwähnen deshalb auch nur noch seiner glänzenden Baisseten bei Rossbach, die unter Künstler auf so würdige Weise zur Darstellung gebracht.

Die Kriegsergebnisse hatten den König bestimmt, mit seinem höchstens 22,000 Mann starken Heere bei Rossbach ein Lager zu beziehen. Hier, so schloß Prinz Soubise, sollte der „Marquis von Brantenburg mit seiner Berliner Wachparade“, womit man die im Verhältnis zu der 64,000 Mann starken verbündeten Arme geringe Anzahl seiner Truppen verpöbelte, gefangen werden.

Der Prinz beschloß, den König in seiner linken Flanke zu umgehen, und ihm den Rückzug über die Saale abzuschneiden. Dem Janushügel aus sah Friedrich ruhig die Bewegung des Feindes an, und erst zwei Uhr Nachmittags ließ er die Truppen aufbrechen, und marschirte hinter dem Höhenzuge ungesehen dem Feinde entgegen.

Soubise erhielt, obgleich jüngerer Generalmajor, das Commando der sämtlichen Cavallerie. Seine Stellung den älteren Generalen gegenüber war eine sehr schwierige, aber mit dem ihm eigenen Talent, sich in jede Lage zu schicken, erklärte er den versammelten Generalen, als er die Disposition zu seinem Angriff ausgab, lateinisch: „Meine Herren, ich gebete dem Könige und Sie gehören mir!“

Vormärts ging es im Trabe bei der Infanterie vorbei bis hinter das Ende des Höhenzugs; hier ließ er aufmarschiren, 15 Schwadronen im ersten, 10 im zweiten Treffen, 5 zur Seite. Kein Signal, kein lautes Wort verrieth der immer noch sorglos vor ihrer Infanterie vorantretenden feindlichen Cavallerie die Nähe ihres furchtbaren Feindes. Noch waren die Säbel nicht gezogen, da erschienen die 52 Schwadronen des Herzogs von Broglie.

Soubise sprang vor die Front seiner Linien. Hoch empor wirft er die bis dahin noch nicht verköhlte Tabakspfeife, und reißt den Hahnen aus der Schanze. Da sammelten sämtliche Trompeten, da klirren die Säbel der Reiter, Marsch! Marsch! und mit gelendem Durrah stürzen sie sich auf den verwirrten, ungeordneten Feind. Kaum berühren die Hufe der Kofse den Boden. Hier die Quartierhüter für den Winter in Berlin, die vor so sicher zu haben glaubten, hier der Graf der Berliner Wachparade! Niedergeworfen und zerstreut sind die 52 Schwadronen, die fast eine Meile weit verjagt werden.

Als die Cavallerie abgerichtet war, wendet er sich zur Infanterie. Ihr Vorrath war fast alle, und in wenigen Stunden waren 3000 Feinde getödtet, 5000, darunter 5 Generale und 200 Officiere, gefangen. Von den 17 preussischen Bataillonen waren nur 7 zum Schutz geblieben, der Sieg also fast nur das Verdienst der Cavallerie, und hier wiederum fast nur das ihres angezeichneten Führers.

In ganz Deutschland wurde die Demuthigung der verhassten übermüthigen Franzosen mit dem größten Jubel und Freuden ausgenommen. Deutsche Tapferkeit und Umsicht hatte die Fremdlinge niedergeworfen, und man ergoß darüber die eigne traurige Unmüdigkeit. Seydlitz war bei der Schlacht in den linken Arm geschossen worden, und mußte vier Wochen lang in Leipzig seine Genesung erwarten.

Im Dienste war Seydlitz ein unerfittlich strenger Vorgesetzter, doch erweckte die Art, mit der er seiner thätige, stets den guten Willen, solchen abzuschneiden, die Beweise, die er gab, stärkten nie das Ungehörige, sondern waren stets dem Charakter des Beherrschten angemessen. Robheit und Grausamkeit in der Behandlung Untergeordneter litt er nie, und so kam es, daß die körperlichen Züchtigungen, welche damals noch durchweg gebräuchlich waren, in seinem Regiment nach und nach ganz in Wegfall kamen. Seine hervorragende Persönlichkeit war allein hinreichend, das Orde zu beibringen. Groß waren die Forderungen, die er an seine Reiter stellte; aber was er verlangte, leistete er stets selbst in höchster Vollkommenheit. Noch oft hat er als General die Wagnisse seiner Jugend, das Ueberbringen hoher Hinterrisse, das Reiten durch unlaufende Windmühlenslängel u. dgl. wiederholt. Einmal traf er beim Spazierenreiten eine Landfluthe, in welcher ein Landprediger mit seiner Familie langsam auf dem Sandwege dahinfuhr. Das langgestreckte Vordertheil des Wagens erweckte in ihm die Lust, darüber hinwegzufpringen. Ein Spornstoß und er war auf der andern Seite des Wagens. Sein ganzes Gefolge schlug zum großen Schrecken der Fahrenden denselben Weg ein. Nicht weniger gerieb man er im Bistumsstiefeln und oft mußte der Pfarrer zu Dulan, der eine kleine am Rathhaus hängende Glocke täglich

drei Mal läutete, zu seinem Berger diese Beschäftigung ansprechen, da der General Seydlitz ihm von seinem Heister aus mit der Pistole den Strich entzwei schloß.

In seinem Benehmen gegen den König und gegen Vorgesetzte mußte Seydlitz bei aller Bescheidenheit doch stets seine Würde zu wahren. Dies war es so allgemein anerkannt, daß der Oberstallmeister, Graf Schwerin, dem der König bei Tafel nach seiner Gemessenheit zu schrauben suchte, einmal unermattet mit den Worten losbrach:

„Wir können Ew. Majestät wohl so etwas anhören, aber das sitzt Einer“ — und er zeigte auf Seydlitz — „versuchen Sie's doch mit dem.“

So sehr der König auch den General Seydlitz achtete, so suchte er doch oft bei ihm etwas zu tabeln. Einmal machte er nach der Musterung seines Regiments die Bemerkung:

„Mein lieber Seydlitz, ich dachte, dein Regiment ritt mit viel längeren Hügeln, als meine übrige Cavallerie.“

Seydlitz, der das für richtig Befundene nicht gern als übertrieben tabeln lassen wollte, antwortete:

„Ew. Majestät, das Regiment reitet noch ebenso, wie bei Rossbach.“

Einmal regte der König die Frage an, ob es besser sei, der Reiterei zweifelhafte oder Rüdenstingen zu geben. Seydlitz hörte eine Zeit lang dem Streite zu und machte ihm dann, als es ihm zu langweilig wurde, mit den Worten ein Ende:

„Wenn die Reiterei nur eher an den Feind kommt, besser dieser Zeit hat, die Klängen zu befehlen, so wird sie siegen, und wenn sie Spießgarnen in der Hand hat.“

Nie aber war Seydlitz nachsichtlos und freimüthiger, als wenn es galt, einer Ungerechtigkeits zu wehren oder für Jemand die verdiente Belohnung zu fordern. So drängten sich einmal die Invaliden in Breslau zu nahe zum König, so daß sie diesem lästig wurden und er befahl, sie wegzuführen. Da sagte Seydlitz:

„Das sind die trauen Männer, die ihr Leben und ihre Knochen daran gegeben haben, um Ew. Majestät Sieg und Ruhm zu geminnen, und die nun betteln gehen mügen.“

Der König wurde gleich freundlicher und entließ die alten Krieger mit Weisheiten.

Eine eben so treffliche Antwort gab er in der Schlacht von Bornhorst, als ihm der König den Befehl zusandte, mit seiner Cavallerie bis zu einer gewissen Stelle vorzurücken. Seydlitz bemerkte mit scharfem Witz, daß dadurch seine Reiter unnütz dem Kanonenfeuer ausgesetzt würden, und weigerte sich, selbst den wiederholten Befehlen des Königs zu gehorchen. Friedrich sandte nochmals und ließ ihm wissen, er werde es nach der Schlacht mit seinem Kopfe zu verantworten haben, worauf Seydlitz ruhig mit einem Blide auf seine geschützten Reiter erwiderte:

„Sagen Sie dem Könige, nach der Schlacht steht ihm mein Kopf zu Befehl, in der Schlacht möge er mir noch erlauben, daß ich davon für seinen Dienst guten Gebrauch mache.“

Und er machte einen guten Gebrauch davon, denn nie hat er mit solcher Kühnheit angegriffen, nie unter so unglücklichen Verhältnissen mit solcher Geschicklichkeit die bedeutendste Reitermasse gehandhabt. Der König unarrate nach erstem Siege den Helden mit den Worten: „Nach diesem Siege habe ich Ihnen zu danken,“ worauf dieser, stets bescheiden und gerecht, antwortete: „Nicht mir, gnädigster König, sondern diesen braven Leuten, die ich anführe.“

Der glänzende kleine Streitschleichen pflegte wohl dann und wann eine kleine Verstimmung zwischen dem Könige und seinem Heistergeneral zu veranlassen, die jedoch Seydlitz nie in seiner unerschütterlichen Treue und Liebe zu dem großen Friedrich irre machen konnte. Als der Kaiser Joseph II. den König 1769 bei seinen Wallungen in Schlesien aufsuchte und hierbei auch Seydlitz und sein berühmtes Kürassierregiment sah, war er so entzückt von der Ausbildung der schlesischen Cavallerie und insbesondere des Seydlitz'schen Regiments, sowie von der glänzenden Persönlichkeit des Generals, daß er diesen die größten Lobeserhebungen machte und mit den Worten schloß:

„Wenn die Verhältnisse es mir erlaubten, so käme ich zu Ihnen, um den Reiteckienst zu lernen, allein da dies nicht sein kann, so wünsche ich, Sie kämen in meine Dienste,“ worauf Seydlitz erwiderte:

„Ew. kaiserl. Majestät würden an mir eine schlechte Acquis-

sition machen, denn ich weiß nur einem Herrn zu dienen, und das ist mein gegenwärtiger."

Geeffnung und Großmuth waren hervorragend in dem Charakter uneres Helden; stets hinderte er Grausamkeiten, schützte den Wehlofen, strafte den Freveler. Dem Landmann war er besonders freundslich zugesthan und schätzte ihn, wo er konnte. Nie hat Seydlitz seinen Ruf durch Eigennutz befehlt, obgleich ihm oft Gelegenheit wurde, durch Veränderung und Beförderung sich zu bereichern. Als ihm der König die Veränderung des Jagdschlosses Habertskarna, eine Repressivmaßregel für die Verhöhnungen der Sachsen in Charlottenburg, übertragen wollte, wies er dieses entschieden von sich, und so kam es, daß er nie mit der Beirathung von Kriegsesteuern u. dgl. in den ererbten Ämtern betraut wurde. Die preussischen Verfassungen, welche der Fürst von Kamieid nach der Schlacht bei Freiberg dem Prinzen Heinrich zuführte, hatten ihren Weg in Sachsen überall durch die größten Ausnahmefälle bezeichnet. Seydlitz empfing den General und seine Officiere mit der strengsten Anrede, daß ihr Jagd dem einer Räuber- und Diebesbande, aber nicht dem einer geordneten Kriegeschaar geglich habe.

Wenn er auch im Dienste streng und unerbittlich war, so wachte er doch auch wieder einzeln, zumal wenn es sich um Angehen handelte, die weniger den Militär als den Menschen angingen.

In Ohlau war eine Familie, deren Kreis durch häßliche, anziehende Töchter besetzt wurde, und für eine derselben hatte Seydlitz, aber zugleich einer seiner Officiere, die entscheidende Reizung gefaßt. Dem General war der Nebenbuhler andauernd und er versetzte ihn deshalb an einen entfernteren Ort. Allein der Verliebte kam nun heimlich um so öfter, wagte sich ohne Urlaub Kienos in Bürgerkleidung nach Ohlau und lebte vor Tage un-

bemerkt in sein Standquartier zurück. Die Sache wurde jedoch verrathen und Seydlitz ritt an einem nebligen Verhörmorgen sehr früh auf die Jagd, wählte aber den Weg, auf welchem jener heim reiten mußte. Nichts ahnend, galoppirt der Geringe, in Felleisch und Mütze gekleidet, heran, findet sich unerwartet dem General gegenüber, dem er nicht mehr ausweichen kann, und sängt in größter Zerstückung Entschuldigunsworte zu sammeln an; doch Seydlitz, begnügt durch diese Bescheidenheit und im Gefühl, daß auch seine eigene Rolle hierbei nicht die ganz richtige sei, fällt ihm in die Rede und sagt:

"Reiten Sie nur weiter, ich kenne Sie nicht; aber nehmen Sie sich in Acht, daß es der General nicht erfährt, es möchte sonst nicht gut ablaufen."

Von dieser Zeit ab gab Seydlitz seine Bemerkungen auf und der Officier heirathete nicht lange darauf das Mädchen.

Unerschütterlich hat sich bei Seydlitz von frühester Jugend an die Achtung vor Gottesvorsehung erhalten, und wenn diese auch nicht seine Lebensansichten vollständig ägeln konnte, so hielt er doch viel an andächtige Gottesvorsehung. Er sagte, es gut es ging, dafür, daß vor jedem veranlassenden Geschehe die Soldaten durch den Feldprediger zur Tapferkeit und Ausdauer ermahnt wurden und daß den Sterbenden und Verwundeten der Trost des Geistlichen und der Genuß des heiligen Abendmahls nicht fehlte.

In gleicher Weise, wie bei Nothbach und Jorndorf, hat der berühmte Kriegergeneral seinen Namen noch bei Rannersdorf, Freiberg u. s. w. vererbt, so daß er für immer das Ruhm und Vorbild aller Cavalleristen sein wird, eine Wahrheit, die sein königliche Herr, als er die Nachridt vom Tode des Helden erhielt, für alle Zeiten durch die Worte feststellte: "Seydlitz ist das schönste Ross geworden, das ein Soldat erriden kann; er lebte unübertroffen und stirbt, ohne ersetzt werden zu können."

3 3 3.

## Sclavenhandel in Amerika.

Nr. 2.

Die Maßregeln gegen Sclavenschiffe. — Manipulation auf hoher See. — Dreihundert Sclaven an der Antarkte versetzt. — Niggersjäherei und Verdenkerei. — Die Octavennächte. — Eine Sclaven-Kaution. — Prell. — Spanische und französische Herren.

Wie kommt es nun aber, daß dieser Handel doch noch besteht, während doch die Regierung der Vereinigten Staaten sich verpflichtet hat, denselben mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln zu unterdrücken? Konnte England in seinen Staaten und Colonien dies thun, warum Nordamerika nicht? Die Antwort ist einfach: einmal geschah es nicht, weil die Mittel der Vereinigten Staaten nicht anreichten, die betreffenden Gesetze durchzuführen, und das andere Mal, weil die betreffenden Beamten sie nicht durchführen wollten. Die Küste der Staaten, wo Sclavenschiffe willkommen sind, ist eine angriffsunverwundlich ausgebeutete, und es würde eine mehr als fünf Mal so große Seemacht dazu gehören, als die Union besitzt, um allen Schmuggel zu unterdrücken. Soll man der paar Sclaven wegen das viele Geld ausgeben? Soll man wegen des Viechen Schmuggels das ganze Regierungssystem, welches eine so kleine Militär- und Seemacht, als nur irgend nöthig ist, verlangt, um dem Präsidenten nicht zu viel Gewalt in die Hände zu geben, — umändern und umzuwerfen? Soll bewahren! Die bisherigen Bestimmungen müssen anreichen. Können sie es etwa nicht? Hat man nicht in den letzten Jahren etwa fünfzig Schiffe weggenommen, die auf der Sclavenhandel auslaufen wollten? Allerdings, und immer sind sie in dem Seehafen, von dem sie abfahren wollten, gecapert worden; allein mehr als der zwanzigfachen Anzahl gelang es, ungehindert zu entkommen, und — einmal aus dem Hafen, einmal auf hoher See, ist es schwer, segar fast unmöglich, das Schiffes noch habhaft zu werden! Allerdings hat die Unionregierung in jedem Seehafen einen Beamten, der diesen geflohenen Handel zu unterdrücken die Pflicht hat. Es hat segar dieser Beamte, der United States-Marshal, die angeordnete Macht, jedes verdächtige Schiff wegzunehmen und den Capitain nebst Mannschaft vor Gericht zu stellen, wo sich dann bald zeigt, ob das Schiff zum Sclavenhandel ausgerüstet war oder nicht. Der Marschall hat segar ein — acht amerikanisches — Infanteriemittel, dies zu thun, denn das Schiff, wenn überwiegen, wird für gute Preise erklärt und sein Verkauf trägt den Officianten nicht wenig

Geld ein. Allein wie oft drückt der Marschall die Augen zu, wenn man ihm ein gelbeses Plaster darüber legt! Wie oft wirft ihm von seinen von der Gegenpartei erlangten Spionen das Geheimniß eines Sclavenschiffes erst verrathen, wenn dieses längst den Hafen verlassen hat! Wie selten wird es nur überhaupt den Behörden bekannt, daß ein Sclavenschiff ausgerüstet wird! Und wird ja einmal ein Fang gemacht, wird ein Schiff confiscirt, ist damit der Anführer des Schiffes, der Capitain befehlen auch entbunden? Gott bewahre; das Schiff fährt fassche Papiere an und der wahre Capitain mit den echten Papieren war noch nicht an Bord, als das Schiff vom Marschall weggenommen wurde. —

Der echte Capitain besetzt sein Schiff immer erst an gerhabt des Hafens, wo die Jurisdiction des Marschalls aufhört, und folgt dem Clippis in einem unfehligen Hühnerhaken von Weitem, bis er weiß, daß er sicher ist. Darum hat man auch gar kein Beispiel, daß ein Sclavenhändler (Mörder oder Capitain) je dieses Handels wegen gestraft werden wäre. Ja segar die Matrosen, die man in den gecaperten Schiffen fand, sind noch immer oder wenigstens fast immer frei ausgegangen, weil sie nicht überwiegen werden konnten, wohl auch, weil man sie nicht überwiegen wollte. Gelt ist eine Macht in Amerika! So ist also nichts gecapert, als das Schiff, und — was macht das? Eine glückliche Fahrt bringt so viel ein, daß zwei oder drei Schiffe verloren gehen können, und gewöhnlich geht unter vierzig Schiffen nur eines verloren! Obert doch der Rang eines solchen Schiffes (wie oben schon angedeutet) auf hoher See oder an den Küsten von Afrika oder beim Anlanden in Cuba oder an den südlichen Staaten des amerikanischen Continents zu den größten Seilenteilen. Die Schiffe sind gute Segler, die Capitaine sind bewogene Seelente, so entkommen sie den Kreuzern meistens. Ueberdies darf ein englischer Kreuzer kein Schiff unteruchen, das unter amerikanischer Flagge (und eben so umgekehrt) segelt. So hüten denn die amerikanischen Sclavenschiffe die amerikanische Flagge auf, wenn sie einem Engländer begegnen, und die englische, wenn sie von einem amerikanischen Kreuzer ver-

felt werden. Awar führen auch die Kreuzer oft falsche Flaggen, bis sie nahe genug an dem Sclavenschiffe sind, daß dieselbe ihnen nicht mehr entgehen kann, und rufen dann erst ihre nationale Flagge auf. Allein die Sclavenschiffe lassen sich durch ein solches Manöver nur selten täuschen, sie kennen die Kriegsschiffe schon an der Natur, ob's englische oder amerikanische sind. Ueberdies, wenn alle Zünfte reifen, so verstehen sie lieber alle ihre Sclaven in's Meer, ehe sie sich auf hoher See als Sclavenschiffe capren lassen, denn dann ginge es um den Kopf. Man hat daher mehr als ein Beispiel, daß dreihundert und mehr Sclaven an der Hinterseite in's Meer versenkt wurden, ehe der Kreuzer den Sclavenhändler bekommen konnte, und — wie kann dann der Sclavenhandel erweisen werden, wenn das Corpus delicti fehlt? Sind die Sclavenhändler aber erst an der heimischen Küste und haben ihre Sclaven gelandet, kann ist vollends eine Absajung und Entdeckung unmöglich, denn dann verlassen die meisten Capitaine ihr Schiff und verbrennen es, damit alle und jede Spur ihres Handels vertilgt ist. Nur Weinge und Tabak und Ciagarten in Cnfa einzuwehren und damit alle ebrliche Kauffartschiffe nach Newyork oder Boston zu fahren. Sie führten die Untersuchung ihrer Schiffsapote und zichen es vor, das Schiff zu vertilgen. Es trägt sich ja aus!

Trotz allem Dem kleibt der Sclavenhandel ja See, der Import derselben unmittelbar aus Afrika immer ein gefährlicher Handel. Nur die vorweggenannten Gesellen lassen sich mit denselben ein, fast immer nur solche, die eben so gut bereit wären, das Birantenhantwerk zu ergreifen. Es ist ein Mißgeschick aus aller Herren Länder, diese Handvoll Malosen, die sich um Sclavenhandel getrankten lassen, Portugiesen wie Schweden, Deutsche wie Spanier, Engländer wie Dänen, Amerikaner wie Ouepiere, ja sogar Weiße wie Schwarze! Es ist eine ebrdürfte Thatsache, Rigger selbst geben sich dazu her, Rigger einzufangen; aber jeder dieser Purische hat vielleicht einen Wert auf dem Gewissen, jeder ist eines weiteren Wortes fähig. Darum wagen es nicht Viele, sich mit ihnen einzulassen, und eben darum ist die Ausfuhr aus Afrika nicht hinreichend, um den Bedarf an Sclaven für die südlichen Staaten Northamerica's zu decken. Man mußte daher an andere Aushungsmittel denken, und hat in neuester Zeit den Versuch damit gemacht, sogenannte „freie“ Regier als „Tagelöhner“ aus Afrika zu importiren. Zu diesem Zweck organisirte sich vor Kurzem in Louisiana eine Compagnie, welcher die Legislatur jenes Staates die Erlaubnis erteilte, vor der Hand zur Probe 2500 solcher „freiwilligen“ Tagelöhner mit einer unübertrefflichen Dienstzeit von fünfzehn Jahren“ herbeizuschaffen; allein — die Probe dürfte schlecht ausfallen, denn die Bundesregierung muß diese Art von Handel nothwendig für Sclavenhandel erklären, da der Ausdruck „freiwillige Tagelöhner“ offenbar nur ein nennelirt ist, und die „Miethe“ dieser Leute in nichts anderem besteht, als in deren Ankauf von den afrikanischen Händlern. So erweist sich auch dieses Mittel nur als ein Palliativmittel, und die Amerikaner greifen daher immer wieder zu ihrem Hauptmittel: „der Sclaven- und Riggerhändler.“

„Riggerhändler?“ — Unsinn, Wahnsinn! — Und doch existirt dieser Wahnsinn in der Wirklichkeit! — Der Leser begreife sich gefälligst in die Staaten Virginia, Maryland, North Carolina und Kentucky, und er wird sogleich von dem Factum der „Händler“ Ubergengt sein. Die genannten vier Staaten haben zu Pbeauung ihrer Aelter bei weitem nicht so viel Negler nothwendig, als die südlichen gelegenen, und dennoch halten sie deren, wenn nicht mehr, doch gleich viel. Sie halten sie aber nicht wegen ihrer Nothwendigkeit zum Feldbau, sondern wegen ihrer „Nachkommenchaft!“ Dies ist im Augenblicke ersichtlich, wenn man ihre Plantagen besucht, denn sie pflanzen nur ganz wenig Baumwolle, sondern vielmehr Tabak, Mais und fast alle Erzeugnisse der erpfigsten Zone. Sie konnten die Sclaven daher leicht ganz entbehren, und würden weit wohlfeiler und besser zurecht kommen mit weißen Arbeitern, wenn es ihnen bloß um die Pbeauung ihrer Felder zu thun wäre. Dem ist aber nicht so, sondern es ist ihnen hauptsächlich um die Nachkommenchaft ihrer Sclaven zu thun, und — hierfür eignen sich die genannten vier Staaten hauptsächlich. Das Klima ist hier sehr gesund, wenigstens weit gesünder, als weiter südlich, und eignet sich besonders gut für die Rigger. Die Art der Arbeit, die diese hier verrichten müssen, bringt es mit sich, daß sie sich nicht allzusehr anstrengen

brauchen, denn je mehr der Pflauer von Virginia und Kentucky Bauer und Landmann wird, um so mehr nähert sich der Zustand seines Sclaven dem Zustand des freien weißen Knechtes oder Tagelöhners. Dazu kommt noch, daß die Nahrung eine weit kräftiger und gesündere ist, als weiter unten in Georgia und Florida, weil der Virginier u. s. w. sein Fleisch, seine Kartoffeln, seine Frucht, seine Milch nicht zu laufen braucht, sondern selbst erzeugt, und daher nicht spannen damit umgeht. Somit kann es nicht fehlen, daß die Riggerhändler in den genannten vier Staaten schon von der Natur aus sich weit productiver erweisen, als in den übrigen Sclavenländern. Außerdem aber trägt der virginische und kentuckische Pflauer alles Mögliche dazu bei, daß diese Productivität eine nachhaltige werde. Nicht bloß steht er auf gute Nahrung, große Reinlichkeit, mit einem Worte auf Alles, was die Gesundheit, das Wohlsein des Körpers befördert und erhält, sondern er sorgt auch dafür, daß die jungen Mädchen und Waise unter seinen Augen zur rechten Zeit das Band der Ehe eingehen, wenn man überhaupt das Zusammenleben dieser Menschenschafe eine Ehe nennen kann. Regeninnen, die viel Kinder gefahren, werden bevorzugt und besonders gut gehalten, damit sie Andern zur Aufmunterung dienen. Eie werden nie verlastet, sondern bleiben auf der Plantage ihr Leben lang, während die Unsiidlichen sicher sehr düssen, so schnell als möglich fertiggelacht zu werden, weil sie dem Pflauer nutzlos sind. Die Kinder, namentlich die Knaben, werden gut abgenutzt. Bei dem geringsten Anzeichen von Krankheit wird der Arzt zu Hülfe gezogen. Auf diese Art und durch noch andere Mittel, treuen specielle Aufführung mit erlassen bleiben möge, weil die Sprache keine deutlichen Worte dafür hat, wird es möglich, daß in Virginia allein jährlich über 30,000 Sclaven wech gegeben werden, als freien. Diese 30,000 werden exportirt und verkauft. Wen so machen es Maryland, Kentucky und North Carolina. Diese vier Staaten zusammen führen jährlich gegen 100,000 Sclaven mit einem Gesammterth von mehr als 100 Millionen Dollars aus. Somit kann der Anfall des Eldens (verursacht durch Klima und harte Arbeit) von diesen vier Staaten fast gänzlich gedeckt werden. Der Leser wird nun einen Begriff davon haben, was wir unter Riggerhändler verstanden wissen wollen. Er muß sich die Sache etwa gerade so denken, als wie eine Fieberhändlerin in Medlenburg. Wie dort die Kofte gebragt und gepfligt werden, so in Virginia die Schwarzen. Wie dort der reiche Bauer oder der Edelmann sein Hauptverkommen vom Verkauf seiner herangezogenen Kühe erhält, so der halbblutige Pflauer vom Verkauf seiner überzähligen Sclaven!

Die Art und Weise des Verkaufs geschieht auch auf ähnliche Art, wie bei den Medlenburger Fiebern; denn wie der Fieberhändler die großen Fiebermärkte besucht, um seine Waare an den Mann zu bringen, so besucht auch der Sclavenhändler die großen Sclavenmärkte, um seine lebende Waare so theuer als möglich zu verwerthen.

Wahrscheinlich ist der „Anerkenderverkauf“ ebenfalls in allen südlichen Staaten zu Hause. Wie in Deutschland der Nachbar vom Nachbar eine Kuh kauft, so kauft in America der Nachbar vom Nachbar einen Sclaven. Allein der Ankauf im Großen ist nicht auf diese Art zu bewerkstelligen. Der südliche Pflauer kann nicht im Lande herumschweifen, um auf den besten Plantagen die veräußlichen Sclaven in Erfahrung zu bringen. Darum gibt's nicht bloß eine eigene Classe Händlern, eine Art Zwischenhändler, die sich mit diesem Handel beschäftigen, und ein förmliches Geschäft daraus machen, sondern wir finden auch auf der andern Seite verschiedene Städte, welche sich dieses Handels bemächtigen, Städte, die besonders gut gelegen sind und denen daher natürlich Alles daran liegen muß, den Verkehr des Sclavenhandels in ihrer Nauer zu ziehen. In diesen Städten bilden förmliche Sclavenmärkte, welche von den Händlern mit ihrer „Herde“ oder ihrem „Trupp“ bezogen werden. Früher war ein solcher Hauptmarkt in Washington selbst, dem Siege der Centralgewalt dieses „freien und glücklichen Landes“, wie der Amerikaner sein Vaterland gewöhnlich nennt. Allein seit 1850 hat doch der Schicksalsstern des Congresses so weit gesiegt, daß dieser ebrliche Scandal endlich beseitigt werden konnte. Von jener Zeit an fanden in Washington keine öffentlichen Märkte, keine öffentlichen Sclavenversteigerungen mehr statt, es mußte denn bei einem Concurse sein, wo natürlich der Sclave eben so gut unter den Auctionator's Hammer kommt, wie ein Stück Land, ein Haus, ein Pferd oder ein werthvolles Stück Möbel. Die

Faustmächte sind jetzt in Richmond, in Virginia, in Charleston, in Nashville, Raleigh, New Orleans, an andern berühmten Städten. Es sind meist schöne bedeckte Vocale, große Säle, in welchen diese Wähe stattfinden, so z. B. in New Orleans im Saale der Börse, in der großen runden Halle der St. Louis-Exchange, die mit ihren luftigen griechischen Säulen an ein Baubauwerk der alten Zeit erinnert. Auch in Richmond ist das Vocal ein fast prachtvolles, in welchem mehr als 1000 Menschen mit Bequemlichkeit Platz finden. Die Ankäufe können unter der Hand mit dem Sklavenhändler abgeschlossen werden; gewöhnlich aber geschieht sie in öffentlichen Auktionen. Besonders wird einmal ein solches Schauspiel, von dem man sich in der alten Welt nur schwer einen Begriff machen kann.

Wir treten in den Saal ein durch das Schenkszimmer, die sogenannte Bar, wo auf einem außerordentlich langen Schenklische Getränke aller Art und auch einzelne Speisen zu haben sind. Während der Verkaufszeit hat die Bar mit fünf oder sechs Kellnern vor ganzem Tag vollauf zu thun. Inmitten des Saales, gerade vor uns, befindet sich eine Art Ratheser oder Saal. Auf dieser steht der Auktionator, ein lebhafter, beweglicher, listig aussehender Mann, dessen Junge wie ein Rab schnauert und dessen Reize die Eigenschaft hat, nie hfer zu weichen. Kunst von ihm in langer Reihe stehen die weiblichen Sklaven, rechts in noch längerer Reihe die männlichen. Die Sklaven sind alle frisch gemacht, nett und reinlich in Keimband und Calico gekleidet und haben sämmtlich ein sauberes, zum Theil sogar, besonders was die weiblichen Prochtereplätze betrifft, gepulvtes Aussehen. Ein Pferd, welches dem Kauflichaber vorgehalten wird, ist ebenfalls frisch gefriegelt und hinlänglich gut gestrikt! Es wegen im Ganzen wohl sieben- bis achtshundert Sklaven anwesend sein. Die Käufer, meist Männer (doch kann man auch einzelne Damen in vollkommenen Putz sehen), sind im Saale zerstreut. Sie schwapen, sie plaudern, sie besprechen sich die Wäger, sie trinten ein in der Restauration! Sie treten wieder ein, stehen in Gruppen, gehen auf und nieder, lachen, scherzen und sind guter Dinge! Die Wäger stehen schweigsam, aber sie lassen die Köpfe nicht hängen. Ihre großen Augen rollen immerwährend im Kopfe herum und doch sieht es so aus, als ob die Wägen ganz unbedünnt um ihr Schicksal seien. Nur einige Weiber haben ihre Augen auf den Boden gerichtet und einige Männer schauen hinter. Sie gedanken vielleicht ihrer Kinder, ihrer Eltern oder sonstiger Verwandten, die sie in ihrer früheren Heimath, auf der Plantage, auf der sie geboren und erzogen worden, zurückgelassen haben.

Jetzt ruft der Auktionator einen Sklaven mit Namen an. Es ist wahrscheinlich ein berühmter Name, etwa ein Name aus der römischen Geschichte: ein Cäsar, ein Brutus, ein Cicero, oder ein Name aus der Byzantinwelt: eine Doris, eine Pippis oder dergleichen. Möglicherweise ist's auch ein Göttername: ein Jupiter, ein Neptun, eine Juno, eine Venus; denn der Regier liebt prunkhafte Namen. Der aufgewesene Sklave tritt vor; er stellt sich auf eine Art Plattform, welche hart vor dem Ratheser des Auktionators errichtet ist. Der erhöhte Raum ist deshalb da, damit man den Sklaven von allen Seiten sehen kann. Man geht's an ein Karpreisen der Waare. Alle guten Eigenschaften des Wägers werden von dem Auktionator hervorgehoben, — die schlechten bleiben natürlich verschwiegen. Die Jugend, die Schönheit, die Geschicklichkeit, die Kraft, der Fleiß, die Heßsamkeit, der Verstand, die Treue, — ein ganzes Verdon von Tugenden! Alles wird hervorgehoben, um den Sklaven so werthvoll als möglich hinzustellen. Der Auktionator verzicht auch nicht einen Umstand, der für den Verkauf günstig wirken könnte. „Es ist ein wahrer Spottreißer, für den dieser Trojan“ oder jene „Semiramis“ losgeschlagen werden soll!“ — Allein die Kauflichaber gehen nicht so blindlings drein. Sie besprechen sich ihre Waare, ehe sie in ein Angebot machen. Sie wollen vorher p füssen, darum maßten sie! Dem Leser ist es vielleicht noch einmüthlich, es schon gesehen zu haben, wie es die Wäger auf dem Waude machen, wenn sie einen Ochsen, eine Kuh oder auch nur ein Kalb im Handel haben. Gerade dieselben Manipulationen werden auch der Sklavenankäufer an. Der Sklave muß es sehen, daß er sich eine solche „Wäherung“ gefallen lassen muß; er ist an die Sacke gewöhnt, weil er's bei seinen Mitklawen schon gesehen hat, und es kommt ihm daher auch nicht sonderbar vor, wenn ihm möglicherweise zugemuthet wird, sich seiner Kleider gänzlich zu entledigen, damit man seine etwasigen Körpermängel entdecken könne! Ein solcher Beschß ereignet auf ganz gleiche Weise an einen weib-

lichen, wie an einen männlichen Sklaven, ohne daß irgend Jemand Anstoß daran nimmt. Sogar die unter den Kauflichabern anwesenden Damen geniren sich durchaus nicht, eine solche Wäherung mit zuzusehen. Eine große Sacke kann man schon ohne Schamgefühl in ihrer Nahtzeit beschen und mehr als eine „geschicklose Sacke“ ist ein Sklave in den Augen einer Sklavenberin nicht. In neuester Zeit ist übrigens auf das Decorum in so fern Rücksicht genommen, als solche „naekte Wäherungen“ nunmehr meist in einem besondern Vocale vorgenommen werden.

Nun endlich hat Einer draußgeschlagen. „Zwölfhundert Dollars zum Ersten!“ ruft der Auktionator. „Ein Prochtereemplar von einer Sklavin! Ist ihre fünfshundert Dollars werth!“ Jetzt schlägt ein Anderer drauf.

„Zwölfhundert und fünfzig!“ schreit der Auktionator. „Eben Sie den straffen Körper, die volle Brust! Eine wahre Venus! Kann's unter viershundert Dollars nicht thun!“

Es geht's fort und fort, bis endlich der Aufschlag kommt. Der erkaufte Sklave wird dem neuen Eigenthümer sofort übergeben und eine Urkunde darüber angefertigt, welche der Schriß, der den Verkauf an Magistratepse überwaht, unterschreibt. Es wird verkauft ein „Eckle“ werden in die „Sklavenhülle“ zurückgeführt. Diese sind nicht Andre, als ein langes hölzernes Gerüste in der Nähe der Marktstraße, wo die Sklaven zu Hunderten, übrigens bei guter Verpflegung, aufgeschloßt bleiben, bis sie endlich an den Mann gebracht sind oder auf einen andern Markt weiter geführt werden.

Der Preis für einen kräftigen Burken von 18 bis 24 Jahren oder für eine tadellose Diene von 16 bis 22 Jahren liegt 1500 bis 1600 Dollars. Junge Schlingel von 12 bis 18 oder Mädchen von 10 bis 16 Jahren gelten von sechs- bis achtshundert Dollars an. Ältere Sklaven in gleichem Verhältniß. Ueber vierzig Jahre alte, zur Hebit nicht mehr gut taugliche Exemplare können nicht mehr leicht verkauft werden, und man sieht daher nur wenige derartige Sklaven auf den Märkten, es müßten denn solche sein, die wegen einer Erbschaft oder dergleichen à tout prix verkauft werden müßten. — Ausfallend ist die oft sehr gute Farbe der Sklaven. Es gibt welche, die sogar einem Europäer nicht nachgeben, wenn dieser eilige Zimmer unter der heißen Zone Georgia's oder Alabama's gelebt hat. Es sind dies Prächtig von Weigen und Halbmalaien, sogenannte Caubronen, die in Europa fast ebenbürtig gelten würden. Ist nicht aber auch wirkliche Weige, die igentwo in einer großen Stadt des Nordens als Kinder gekauft wurden, und nun, nachdem man sie bis in's zwölfte Jahr groß gestrikt, als Sklaven verkauft werden. Kindopling heißt man diese Art Handel, und derselbe kommt öfter vor, als man glaubt. Auch wirklich „freie“ Regier, die entweder sich selbst längst losgelauft haben, oder von ihren Herren freigelassen waren, kommen erst unter den Hammer, wenn sie sich nicht „documentarisch“ als frei ausweisen können, oder wenn sie Schuld den halber verhaftet sind. Mit dem Preise ihres Körpers zahlen sie ihre Schulden! — Das Schändliche aber bei diesem schändlichen Handel ist die oft gesammelte Trennung zwischen Mann und Weib, Vater und Sohn, Mutter und Tochter. Der Süden erkennt keine „Familie“ unter den Sklaven an. Die Ehe des Wägers ist nur ein geduldetes Zusammenleben, nicht aber ein gesetzlich, geheiligtes Bündniß. Sogar die Kinder gehören nicht den Eltern, sie werden bloß der Mutter gelassen, bis sie im Stande sind, ihre Nahrung selbst zu sich zu nehmen. Es verkauft also der Sklavenhalter die Mitglieder einer Sklavenfamilie ganz getrennt von einander, den Sohn nach Louisiana, die Mutter nach Carolina, den Vater nach Texas, die Tochter nach Arkansas. Findet einander wieder, wenn ihr kömt! Jetzt ist solche gewaltsame Trennung in den meisten Staaten verboten, kommt aber trotz aller der unmoßlichen Grausamkeit, die darin liegt, noch oft genug vor. Wer soll denn den Pfänder verpfänden, wenn es ihm beliebt, das Weib nicht zu beobachten? Etwas der betheiligte Wäger? — Er hat kein Anrecht. Nur der Weibe hat's, der sich seiner vielleicht aus Mitleid annimmt.

Die meisten Einkäufe an den Sklavenmärkten machen die Pfänder von Louisiana und Mississippi. Dort werden die meisten Wäger „verbraucht“. Der Regier fürchtet sich auch, an einen solchen Pfänder verkauft zu werden. Man sieht es der Verweisung in seinem Gesichte an, was er fühlt, wenn er dem Eigenthümer einer Zudeckanlage zugelassen wird. Es ist, als ob man ihm sein Lebensrecht verläßt!

Noch mehr als das Stigma von Louisiana fürchten die Sklaven den Verkauf an einen Plantagenbesitzer französischer oder spa-

nischer Abkunft. Zwar ist ohnehin auf allen ganz sibirischen Pflanzungen eine weit härtere Disciplin eingeführt, als auf den mehr „gemäßigt“ gelegenen, weil jene Plantagen viel größer sind, daher mehr Negers erfordern und eben deswegen, um alle Wänterei schon im Keime zu verhindern, eine größere Strenge nothwendig machen; allein dennoch findet auch auf solchen Pflanzungen ein großer Unterschied statt und die Sklaven ziehen die Aufkündigung der angestrichlichen Race als „Herren“ den Erceolen k'i weiten vor. Das Non plus ultra der Disciplin haben französische Sklavenausseher eingeführt. Deswegen hat man schon Beispiele erlebt, daß Eta,

von sich nach stattgebatter Action selbst zu entscheiden versuchten, um auf diese Art der langsamem Torte creolischer Plantagenbesitzer und ihrer französischen Ausseher zu entgehen!

Um Mühsenienem genommener aber geht der Nigger, wenn er verkauft ist, seinen Schicksale mit höchsten Gleichmuth oder viel mehr mit thierisch-stumpfer Ergebenheit entgegen. Er hat nicht gelernt, sich über sich und seine Zukunfft Überanken zu machen. Die Tage, so lange die Auction dauert, sind ihm die liebsten, denn während dieser Zeit hat er nichts zu arbeiten und bekommt Essen, sogar zu trinken im Uebersaß. „Wenn diese Zeit nur wenig währte!“

Th. Ortg.

## Eine Luftschiffahrt.

Ausgeführt und beschrieben von August Silberstein.

Ich bin auf sibirischem Meere gefahren und auf leise hingeleitetem Nachen im Strömte; ich habe das Dampfrohr benutzt in seinem rasendsten Umlaufe und den schleichenen Bauernwagen im melancholisch murrenden Saude; ich habe auf ebenem Klepper humpelnd mich herumgedreht und bin auf weitaufliehendem Roffe, dem Sturme gleich, über Oaien gezoht.

Nur Eins war mir neu und wie ein süßes Geheimniß räthselhaft, wie ein verschlossener Oral zu entschlüsseln und den jauberischen Keschuß in mich zu laugn — das war eine Fahrt in den Höhen, eine Reife hoch über allen Häuptern der Menschheit, allen Göttern und Thurmjauern, allen Bergspitzen und horizontumstreichenden Nebeln dieser Erde!

Eine Verbindung mit dem eben in Wien ansetzenden Luftschiff Berg ermöglichte mir die Erfüllung dieser puberregenden Sehnsucht, und am 19. Mai trat ich endlich und küßlich sein Ballon mit ihm in die Höhe, in den großen Gottesbimmel hinein, dorthin, wo noch äußerst wenige Menschen waren!

Frage mich Meiner erst, wie so ein Ballon ausseht, wie er eingerichtet ist und ob er, wehl nicht für „Ballen im Wasser“, aber in der Luft lebt. Das sind Dinge, die man in einem technischen etere andern Verken nachsehen möge. Auch raste mir Jeder die Beschreibung der Verberickungen. — Da stand der ich erstankende, in seiner Form eigenbändig elegante „Ead voll Luft“ in nächstigem Umlaufe, heute nicht weniger als 18,000 Kubfuß Gas fassend und von strotzender Fülle zeugend. Bei dem leichten Aufstöße schüttelte er und rüttelte er die Arbeiter, die ihm hängend zur Erde hielten.

Es war in der Arena an der Schönbrunner Straße. Die Menge gackte ihm neugierig an und da ich mich bis zur Abfahrt von ihm entfernt hielt, thaten mir Fremde und Bekannte im Hinterrunde den Gefallen, fortwährend zu fragen: „Haben Sie keine Angst?“ — „Haben Sie für Ihr Testament vorgesagt?“ — „Wenn Sie fallen?“ und dergleichen liebliche Fragen mehr, die äußerst geeignet den Ehrtrud zu erhöhen, auf mich aber glückseligeweise den Ehrtrud machten, wie der Schamum einer Welle auf den Matrosen.

Die losgelassenen kleinen Probefallons zeigten eine nervöse Nüchternung, nach dem Umrirte der Stadt zu, und ging der große Ballon ihm in nach, so war unsere Fahrt voraussichtlich eine — wie ich sie nachträglich ersieht — über dem Babel, in dessen weitem Gewinde mich hoch bereits eine Reihe von Jahren herumgerirrt.

Stehend Berg tummelte sich wader um die Feindberie des Ballons, regulirte die Gasdrötre, legte und hob die Ballastfäde, prüfte und küßte die Laxe, schalt und ermunterte die Arbeiter, ließ das Ungenüben etevich um mehr als eine Klafter heben, um das Fähering daran zu binden — ich sah einen runden Keel von circa drei Fuß Durchmesser, bis zur Höhe reichend und aus Laun so durchschlagig und so lustig gefügt, wie etwa die Stahlzapfen, in denen die Damen ihre Strickwelle tragen. Das war das Nest der neuen Frühlingvögel, und es sah in der That lustiger aus, als irgend ein Vogelnest.

„Jetzt!“ rief Berg mir zu. „Kommen Sie!“  
Es war die bestimmte Stunde — halb sieben Uhr Abend — ich sprang rasch ein — wir zogen die Laxe an und — ein Klingeln der Signalglocke — ein Schuß — und „Hurrah!“ schrie die Menge, denn, wie ein Pfeil in die Höhe geschossen, waren wir schon über ihr in den Lüften!

Ob ich zitterte? Ob ich Angst hatte? fragte gewiß Einer oder der Andere. Heute ist es vorüber und ich könnte, wie der junge

Soldat nach der Schlacht, gestehen: „anzangs ist's mir schlimm gegangen.“ Aber nein, meine Lust schwellte nur Schniacht, den großen Khabli zu genießen, und die Menge, der ich zum Abschied zugrüßte, ja Fremde, denen ich mich noch in der ersten Schwerte juneigte und mit dem weichen Tuche ein besonderes Dalet zumunkte, werden mir bezeugen, daß nur die Fremde mich bemegte.

Klingeln, Schuß, Durcharboretri und Hochschweben in der Luft waren gleichzeitig das Werk eines Augenblicks. Wir stiegen wie die Flamme eines ruhig brennenden Lichtes gerade in die Höhe und das entzündete die Menge so sehr, daß sie in gewaltigen Schreien ausbrach. Im ersten Augenblicke suchte, wohin ich über all diese Weite mein Auge wenden sollte, sei der Blick unwillkürlich auf die schwebende Menge; sie umstand und nach einer Seite in weitem Halbkreise, bis über die breite Straße und tief hinein in die Felder. Als ich aus dem schwarzen Kreise dieser emperegerdeten wegstehenden Geschlechter, eins an dem andern, und die Totalität der tausend offenen Mäuler, aus denen das Schreien kam, das mir in der Höhe vielleicht zehn Mal stärker und sonderlicher klang, als unten, durch meine scharfen, eignen für den Jued vorgegebenen Augengläser sah, mußte ich unwillkürlich in Lachen ausbrechen.

Und nun nahm ich einen vollen Athemzug der reinen Luft und sah weit, weit hinaus!

Mein schönstes Hoffen war erfüllt, der Zufall, der mir hätte hundest Mal ungnüßlich sein können, begünstigte und diesmal, denn wir trieben nicht in's Fels, sondern nach Wien zu.

Die Luft war ruhig, majestätisch schwammen wir dahin, wie ein Schwan, der nur unsichtbar leise rudert durch die klaren Fluthen langsam vorwärts kommt. Wir verduften verweht die Schattigkeit; die ausgewerlenen Papierstreifen enterten sich verhältnißmäßig nur langsam vor uns; wir begamem, den Ballastant auszuweisen, und höher, immer höher stiegen wir dem Himmel zu, der sich immer weiter über uns beietete.

Was mich zuerst eben überausste, war das Rollen, Zucken, Zurren, Schurren, Klappen, Brummen und Tellen unter uns. Sie haben sicherlich schon aus geringer Entfernung zwei aneinander vorbeischießende Eisenbahnzüge gehört; denken Sie sich dieses schauerliche Värmgeräusch fortgesetzt, immer fort und fort von unerbittlicher, und Sie haben die Sprache der Menschheit, das Rann einer großen Menge, die Harmonie einer Groß- und Culturstadt genau in den Ohren.

Es gmiunt an Versuchung, wie da unten Einer den Andern nicht verachtet, nicht erhdren mag und nur sich selbst gehenden will. Es ist freier ein schlechter Witz, wenn ich sage, daß die Allmacht Gottes da unendlich geannine muß, im Verdenen, daß er aus all diesen schaaerlichen Väim nicht nur Wiens, sondern aller Städte und Dörfer — auch Leipzig — den Einzelnen heraushörtet soll!

Stehend Berg wachte hausabstreichend mit den Canosäfen umgehen, als ich; aber ich benutte die volle Gelegenheit, dieser Gleiches gerechneten Menge einmal Land in die Höhe zu streuen und dadurch empereuzigen — und herab mußte eine Vertion nach der andern — wir stiegen und stiegen!

Es war ein über alle Beschreibung entzündender, erhabender Anblick! — Es war ein zweifelhafter Tag gemessen und die Abendsonne zerstrichte die Nebel, die heute nicht so dicht liegen, weil eben der Tag nicht hoch war. Dies ließ uns Alles klarer erscheinen. Die ganze große Stadt mit ihrer milienweiten Umgebung lag vor und unter mir, wie ein aufgeschlagenes Buch, dessen Seiten ich mit einem Blicke überfah. Eine auslaufende Straße war mir

eine Pause und ein Dorf ein Strich oder Schlußpunkt. — Die Leute erzählten mit Späher, der Ballon hätte ein lange nicht gesehene, prächtiges Schauspiel geboten, indem er geraume Zeit, schwebend unbeweglich, eine Haubfläche groß über der Stadt schwebte.

Ich selbst kam mir vor, wie ein Falter, der über einer farbenreichen Blume schwebt — jede Häusergruppe war mir ein Blatt in der Centifolie und die Thürme und Zinnen waren mir die begehrenden emporgestreckten Staubfäden! — Mir war wohlter, als dem Falter, ich durfte nicht einmal die Schwingen regen.

Wien ist weit schöner, wenn man darüber hinweg, als wenn man darin ist. — Die feinsten Krümmungen für den Gesunden und Fahrten bestehen da oben nicht, da liegt fast Alles gerade, in rechten Winkeln; und denken Sie sich nun diese, ich möchte fast sagen, Harmonie der Confusion! — Die größten Baudenkmale, zu denen ich unten den Dals emporredete, schienen mir nun unten vom Zuberbäder gefertigt; ich hätte mögen das Dragant-Burgthor oder die Stephanuskirche mit ihrem Papiermache's-Bijoutierum in den Fels hineinbeben.

Ich hatte vor Jahren ein Notizbuch Wiens gesehen, das ein Invalide in einer Bude zur Schau stellte und das er in langen Aufsehn Jahren — Hans für Hans getreu — gefertigt. — Da lag wieder das Notizbuch des Invaliden vor mir — gleichgültig, ob die ganzen Generationen, die daran bauten und fleißerten und lebten, insofern waren oder nur der Eine — oder ob ich da war gegen eine kurze Reihe Gesehnen oder eine kurze Reihe Lebensjahre!

Nur doch war das Alles so schön, so herzig und entzückend, daß ich es nicht hätte in Ewigkeit verlasten mögen!

Der Fächer von weihen verminderte sich, er ward immer schwächer und schwächer, er drang immer weniger empor, ich hörte endlich gar nichts — wir waren über alle Schallwellen und alles Tonreich geworden, wir zogen nur feig dahin; und das so leise, so unmerklich geend, daß nicht einmal die Laue ätzteten oder beim Durchschneiden der Luft wie nachhallende Aiten hauchend sich regten.

Ich zeigte meinem Gefährten, der die Gegend nicht so kannte, wie ich, die einzelnen Häusergruppen, Gebäude u. c. Er freute sich über diesen „Golds de Voyage“ und erkannte nun ebenfalls die Orte. Die großen Parks und Gärten erschienen uns da erst harmonisch, wie auf einer Pflanzungsschau; und namentlich der ungeheure Trater und Kaiser Joseph's Angarten, wie sie etwas gütlicher grünen Spielzeuge eines Knaben.

Wir waren, den Fußweg in gerader Richtung getrieben, eine halbe Etante vom Stephanusplage entfernt, ich sah doch mitten hinein auf das Thurmlein und Kirchlein; und die schwarzen Flederchen noch tiefer, das waren unzweifelhaft Gruppen von Hunderten in Oudeu so vielfach gekletter, nimmermüder Wiener.

Wir saßen gleichzeitig das silberne Band des kleinen Donauarmes in seiner unbenutzten Eins und Aufwindung, dann das große, silberne Schimmernde, breite Triften Bruchland Oesterreichs, die große Donau, Büschlein und Schiffelein aller Art, die nahe rander Berge mit ihren kleinen Burglein, die nach Ungarn sich erstreckende, weite grüne March-Ebene — alles das mit einem einzigen Uebertilde — recht nichtlich da unten.

Der Eisenbahntrakt noch höherhin dahin, und der schwarze Würd, Bagagerie gehen, mechte mich so bänken, als ein von einem Mann Gaulte gränter: Emukob oder eine längere Dreifache. Von einem Pferde oder gewöhnlichen Wagen, die sich tummelten, will ich gar nicht reden — das war vergebliches Wähen, vorwärts zu kommen.

Ueber das Alles breitete sich nun der Thalmebel und begann es grau zu machen. Wir selbst strichen durch eine Nebelsicht, von unten als Welle gesehen. Was ich sah? — Ich habe schon Neunmale und Romane gelesen — das ist sicher nicht; ich habe Preiskämpfe aufspielen sehen: auch nicht; ich habe unsere greise Heischspielerei Z. eine junge Tame darstellen sehen — das ist auch noch nicht; ich habe geschriebene Vettererungen, auch gerade — ganz gewiß nicht; aber so total nichts, so klar und deutlich nichts — das ist mir noch nicht vorgekommen!

Wenn dieses Nichts nicht einmal vorhanden war, als das Nichts in der Welt gewesen, so kann ich mir erst einen Begriff machen, warum das Alles in der Welt so wichtig ist, was aus jenem Nichts gemacht ward!

Tod nur eine kurze Zeit und der entzückende, ungeschmeinte Knackel lehrte wieder — wir waren durch und über die Nebel weggekommen. Die Abendsonne, die längst schon unten verschwunden

war, verglühete purpurn noch für und hinter den Bergen und unsere Augen waren die einzigen, die sie lebend noch grüßten.

Vortretend Ballast hinaus, um, trotz der in den Ballon dringenden atmosphärischen Luft, auf gleicher Höhe zu bleiben. — Wie zogen leise und feig über die Gemäße — kein Vogel in unserer Nähe, sie waren in ihrem höchsten Fluge unmerklich unter uns. Ich hegte das Bestimmungsvollste und wollte genau bestimmen — da dann mir das Quecksilber in die Hand, ich hatte es wahrscheinlich beim Einsteigen zerbrochen. Wir waren nach beiläufiger Berechnung 5000 Fuß hoch, tief in der Schneehöhe. Kälte empfand ich trotzdem wenig; ich war warm gekleidet und der Himmels über uns war bsdedt — das, wissen Sie, hält wärmer, als ganz leichte Witterung.

Ein herrlicher Zufall hielt uns in der Nähe des großen Donauages. Links der Kahlen- und Leopoldsborg mit Schloßern; am Fuße der Berge, an dem Donauufer, Stadt und Stift Kloster-Neuburg, dessen Klosterburg fast jede Westseite deutscher Fürsten besahm; rechts abermals eine Bergkette und dahinter die unabsehbaren Ebenen des grünenenden preßlerischen Marchfeldes, des Schwanenplages unabhägiger Schladten, das Siegesfeld des kaiserslichen Fürsten, Feld Karls von Alben und Bazam; zwischen der beiderseitigen Bergkette hindurch das breite Deunanteband der Donau — ich sah in ein gewaltiger Gouber hinein in die Bindungen und Bergschlingelung bis nach Ungarn — da sind keine Berge, das Entzücken dieses Schwebens und Schauens zu schüktern!

Es darf sich Niemand über mich wundern — ich war sicherlich in gesehener und getragener Stimmung!

Wir bogten nun wieder, wo sprachlich Zuge geleitet, nach rechts in das Marchfeld ab. Was ich sprach und nur leise sprach, klang so hell und laut und rein — ach Gott, warum gibt man den Tenors nicht kleinere Gagen und pumpt lieber Luft aus den Thyrtern, um dieselbe dünner zu machen — ich verschäme, ein Tenor singt drei Mal so lange, zu fünfundsachtzig Jahren den Weichthal oder Papagano, aus dem Lambsfäßer, ja, er braucht nur leise zu tremulieren und es klingt wie Anter und Keger in Schriftriform!

Ich verjuchte zu schrien — ich glaubte in der That, ich sei ein hoher Tenor — kein Echo, kein Wiederhall! — Es schauerte mich einen Augenblick an, mir war's, als säule der Ton vor meiner Lippe lodt nieder, als flübe er tafelst. Und wahrlich, ich weiß nicht, was mich ätkten, mir war's, als mügte ich mein Echo haben, als wäre ich so etwas von dem traurigen Peter Schlemihl ohne Schatten, und ich erkannte das Lüge des Wiederhalls — in der Menschenkraft! — Ich sang nequats zur Probe. Ich sang — was glauben Sie?

„Was ist des Deutschen Vaterland?“ So hoch hat das sicher noch kein Mensch in der Welt gesungen; auch ohne Wiederhall in den höheren Schichten; und gibt es einen keiseren Ort, das zu singen, als in der Luft? So in die Luft hinein — das ist das Allerbeste, eigentlich das Gemächlichste. Vielleicht war ich auch so natürlich, zu glauben, da ich nun dem lieben Gott so viel näher sei, daß er mir eine Antwort auf diese fenterbare Frage geben und, befenters da wir so allein und sicher ohne Zeugen waren, etwas darüber anvertrauen werde.

Aber so weit die deutsche Zunge auch da reichte — o nein! nein! nein! — Ich empfand nur ein Däcken in den Ohren, als ob ein etwas in den Ohren oder an den Ohren lag — wer weiß, was es beudeite? War auch Tand hinunter.

Einige Minuten schwebte ich lautlos dahin, an alle die erlebten Töne und auch dieses Töne sendend; — da sagte ich plöglich, nach der lautestien Stelle, rasch zu meinem Begleiter: „Was ist das?“ — So wollte wie ein rascher Wagen über eine lange höle Brücke — es hatte in der That in der zweiten Wellenschicht, wie im weiten Kreise hoch über uns stand, ein wenig gedemert. Zur Erde ist wahrscheinlich davon nichts gedrungen. Paß es mir? So klang lo wie eine recht bewandige Erbedict für mich! — Etwas wie das bekannte „ich bitte mich Kube aus.“ War ich doch ein Eindringling in diese Privatgegend der Schöpfung, in das Eiste, auf dessen Vertien im Allgemeinen stand. „Hier ist der Gintuit verbedten!“

Ich mühte doch wieder mein Auge von den weiten Ausblicken nach Osten zurückweisen nach Südwest. Ich sah nach Wien. Mein Gott! ist jene hieslagernde, sablgrau, schumigige, flache, fast an der Erde klebende Staubwolke Wien?

Denken Sie sich die zweimalige Länge eines ewalen Familien-tisches — die Welt der fahlen, flachen Wölfe — mitten durch

blos ein Epielein heranstager — das war, sammt Umgebung, Wien und seine feine Nischenbühne.

Mein Einbruch war wahrhaft Bangen und Schreden. In jener Atmosphäre athmete siebenmalhunderttausend Menschen, leibte auch ich! In jener qualmbilden Luftschicht waften Hunderttausende kleiner Wesen groß — sollen und mögen all werden — lebten Tausende von Kranken um Umschau und herbeiziehende Lust! — Es war wahrhaft peinlich; das Bild des Fisches mit dem Epielein blieb mir — ein „besteter“ Fisch im großen Wafser der Schöpfung, auf dem die Gasse allmählich den Tod geben. — In dieser Pein schwellte ich doppelt so stark meine Brust, um den reinen, herrlichen Aether, in dem ich schwamm, mit dessen Schicksalsfäden in mich zu laugen. Ich konnte mein Auge lange nicht von dem länglichen, runden, flachen Dunstkreis wenden.

Das waren siebenmalhunderttausend Herzen — Menschenherzen! — Das trieb und drängte im selben Augenblicke nach seinen hohen Zielen, da unten; das gebar eben und stark, hochgeizete und begirig, sah weißlich auf ein Kletze, auf ein Eauipage-Wimmchen, ein Haus — baba! Oelächter! Oelächter! Herr Berg thut gut, zwei geliebte Taschenspieler vor der Fahrt zu sich zu stellen — er weiß nicht, was aus seinen Gefährten für ein toller Geselle wird, und ihm eine Kugel in's Wirtz Hirn ist besser, als ihm wie schmettert zur Erde gehen, in dem Glanzen, bei sein Alle nur scheidlich förmliche Aemlein in einen verdammten müßigen und eligen Aemleinlaufen!

Und denken Sie sich etwa — so ein hüthiges, flächendes Haupt, so eine wundergeriene, aufgeschlichte Brust ba oben in den Lüssen hoch hinstimmen, leise, lautlos über Allen hinwegtragen, vom Ballen wie von einer Nischenwand zum Himmel stumm fliegend hinaufgezogen — die blaffen Wangen, die erbleichten Lippen, die eingesammlen Augen — denken Sie sich diesen Sommerabend eines vergangenen Lebens, den Sterbenden oder die Leiche überhängend da hinzulegen nach den Sternen und den hereinabhängenden Wollen — das heiße Blut rieselt in schweren, langen Tropfen da hinunter auf die Erde — ein rother, brennender Thau — vielleicht auf eine Hand, die judt und erbebt und . . . . .

Das fürchte Niemand — ich lebe und bin gesund, und die Taschenspieler haben wir sehr gemüthlich mit einander auf Erden entlassen.

Wollte ich einen schlichten Witz machen, würde ich sagen: von ganz Wien sah ich da nur ein „Epiei“! — Aber wahrhaftig, die Zeit ist vorüber, wo das trübe, und indem ich dies dachte, lächelte ich wieder über mich selber und alles Andere, und breitete segnend über das geliebte Vaterland die Hände!

Ueber der grünen Saat des ewig theuren Kampffeldes war nur schwer unser Fortkommen zu bemerken; nur ein verschwandenes Dorf, eine große, grüne entworfene Fläche, das waren unsere Kennzeichen und Bezeichnungen. Ich hatte schon lange einen Trand in den Ohren empfunden, wollte aber nicht sagen, und hatte nur immer „noch höher! noch höher!“ geraus und Sand auszuwerfen. Ich hätte gar zu gern meißeln die Bekanntheit der „Kens“ gemacht.

Doch der Ballen hegte irdische Begehungen, und begann endlich allmählich etwas tiefer zu gehen. — Möglich, nach einiger Zeit war es mir als wie im Bate, wenn sich das wassererhaltene Ohr von seinen Banden löst, das Wasser flutet und man mit Bergnügen wieder, wie in einer neuen Welt, zu hören beginnt. Das war ganz ähnlich, nur ohne jene begleitende Wärmeempfindung. Ich lauschte fast mit Entzücken — und hoch! wie schwammen über einem Meer von Gesang — erst leise jedoch, dann immer deutlicher, heller, reiner Thöne!

Es war Abend, und die Lerchen gingen zu Raste. Jedermann weiß es, daß sie den trauten Ort lange umschwirren, sich abermal und abermal erheben, und hoch in den Lüften ihr Lied schwimmen. Der Wandelnde auf Erden sieht in die staunenswürdicke Höhe empor, und bemerkt einen zitternden Punkt, die Lerche. Wie oft that ich das! Hier aber hatte ich nun die gefesterten Sängler tief, tief unter mir, und so wie ich dahingab über ein fernmüthiges Meer von Sänglern, über einen wahren See von entzündeten Klängen — dazwischen schlugen auch Wächeln den Takt — und so viel ich mir dabei Mühe gab, einen Vogel zu entdecken, es war vergebens.

Entzündeter, seliger Augenblick! Ein Märchen von tausend und einer Nacht, ein unsichtbarer, paradiesisch überhöher Sänglerchor, ein schwarz- und müßeloses Meiten über diese Gesangswege dahin — jetzt erst erfaßte ich die ganze Baine des Begegnunges — ich vergesse das mein Betelung nicht! Vielleicht hört man im Himmel aus allem Gewirre der Welt blos diese Keder, und läßt sie darum

dauern. Und das Alles tönte über dem Grunde, den Deutsche, den Heimwählenden mit ihrem Blute gelüht. Es war mir, als würden die Nervenfasern wach, und zögen die Zangengeißel leise, sanft klingend über den grünenden, üppigen, seligen Gräsern.

Von der, in's Uebere, überfliegendes Tabingleten. — Ich empfand wahrhaft, wie in höhern Regionen.

Und nun endlich — nach geraumer Weile — tiefer. Und nun deutlicher Häuser und Saat und die Menschen und die fröhlichen Bogenpunkte. Dorfsteuher zu Wagen sahen von ihren Höckern schon in aller möglich in Eile der Wegend zu, wo sie unfer Niederkommen vermutheten. Die Gauen hatten vergebens ihre Gänge anzufangren, der Herigent täuscht gerallig.

Aber was mich bald in aller höhern Stimmung lassen machte — waren die Hasen. Wir waren noch in solcher Höhe, daß wir die hohen Fruchtballen sahen wie aus der Erde gefeimte Saafspigen, und schon hatten die Hasen das hoch über ihnen schwebende Ungethüm erblidit, und ließen die Weiser Lampe in merkwürdiger Menge und Bewirung freu und kurz durch die Gauen, im beschädelichsten Sinne das berühmte Palenpantier ergreifen!

Da wir aber sahen, daß wir in Saalfelder Sämen und bedeutenden Schaden anrichten würden, warfen wir den letzten Ballen lasthaft aus — wir heben und blüßschnell wieder — noch ein entzündendes Aufleuchten der Bounnefäme! — wir schwebten in Kurzen in der Höhe eines Dorfes und sahen nicht fern eine brach liegende Fläche. Ein lebenderer Wind fing an, sich zu heben; wir durften nicht lange lazioren — glücklicher Weise trag er uns dem erwünschten Ziele entgegen, und am dem Ventil entranke das frei gemachte Gas. Wir strichen quer über die große Landstraße — ich entredte einen Wandrer, der mir noch immer seine Beine zu haben schien, höhlte meine Hände und schrit mit aller Kraft schlagföhiger Lungen: „Wo — sind — wir?“ Nach mehrmaligen Rufen verstand der gute Mann oder erriet, was wir wollten und freute sich, so seltsamen Reizenden Auslast zu können. Er schrie mehrmals mit aller Anstrengung, w-d ich hörte endlich „Gestastlos!“ Das war vier Stunden von dem Orte unserer Ausfahrt.

Nachmalige jährliche Palenpantier — der günstige Wind trieb uns weiter in's Hochfeld. — Den Anker hinaus! — Er strich am hohen Seile dahin, und sagte endlich an einem Rain. Zwei Bauern, die schon eine geraume Strecke nachliefen, saßen unsere ausgehängten Seile — wir zogen mit aller Kraft am Pentile — die Dorfsteuher, die schon eine Viertelstunde ihre Beine schichtig aufgeholt hatten, gelangten endlich in's Feld hinaus, griffen nach den ausgeworferten Seilen, und hielten das Ungethüm. Wir waren im Menschenlamp und — erschrecken Sie nicht, wenn ich es sage, denn ich schreie ja noch hinterher — auf dem S glachtsferte von Asern und Bagam gefallen! — Seliges Zugrundgehen!

Was fell ich die Leser mit der Beschreibung unserer nun beginnenden Arbeit auf Mutter Erde, mit der Rühmung d's Balsonumglühms und der Lautlose hinhalteln, die erforscht löstlichen und darentlichen, wenn sie der feibene dickleibige Koloß ein wenig in die Höhe riß?

Kann waren wir auf der Erde, so erbeb sich ein heftiger Wind, und fünf Winnten länger hielten und wer weiß wohin getrieben, das Niederlassen auf unbestimmte unmöglich gemacht, und in der Stadt hegte man bereits Besorgnisse. Der Ballen lag nach einer guten halben Stunde, wie ein Wäschleinchen zusammengegrüllt, hinweg auf dem Boden; — es war bereits dunkel, die Dorfsteuher gaben mit ihrer Entschädigung in's Wirtshaus, und brachten einen Leiterswagen an, der uns ab warabebaren, bereits herabbedeuten Ebene zur Grundfläche nach dem Dorfsteil und dann nach der Stadt führte.

Denen Sie: mit einer so kleinen, stolzen und hohen Garbage hinaus und mit einem Leiterswagen bereit! Ja, ja, wir waren tief gefahren und ganz herabgekommen! Aberbald Stunden boten wir uns fih in der Luft gewiegt, vier volle Stunden holerte uns der Wagen über die Erde und rüttelte uns belndts auf dem Pflaster die schwergeladenen Seilen höchst peinlich zusammen.

Aber wenn das ganze Lebensgeschick an mir rüttelt und zerrt und meine Seele zerbrütet, im letzten Momente wird mich die Erinnerung ganz und wegnigt beben und entzünden. — Wie war's — sterbend in dem Ballen und empovergerten, hinaus, hinaus in den Aether, dahinschwebend — höher — höher!

Doch der Wagen rüttelt und zerbrütet mir fast den Müß: so hoch hat es noch kein deutlicher Schrifsteller gebracht und noch weniger durch Parteinahme mit dem „Berg!“ — Das war's ist ganz oder auch nicht im mindesten aus der Luft gestiegen, wie Sie wollen!

Der Ballen, zur Krönung des russischen Kaisers gefertigt, hieß „Moße“; ich und Napoleon hatten durch Kaiser Alexander als einen ganz geizigen König von Moskau!

# Die Gartenlaube

Musikalisches Familienblatt. — Verantwortl. Redacteurs F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Rgr. zu beziehen.

## Vorgesichte.

Strandnovelle von Ernst Wilhelm  
Westphalen.

Die Reife im offenen Wagen auf den Deichkronen, von deren Höhe man die so wunderbar fruchtbareren Marschen mit ihren endlosen Feldern und noch immer frischgrünen Wiesen übersehen konnte, zwischen denen die großen, sattlichen Hüfe, von einem Kranz rauschender Frucht- und Nutzbäume umgeben, lagen, gewährte trotz der Monotonie der Farben doch ein mehrfach fesselndes Bild. Gegen Osten war Alles fruchttragendes, fettes Land. Die Hüfe und Ertragskronen hinter den Deichen verriethen den Reichthum ihrer Besitzer. Zu Tausenden weideten kreisförmige Rinder und muthige junge Kälber auf den Wiesen, deren Graswüchse unerschöpflich zu sein schienen. Gegen Westen aber mochte die wilde See unansehnlich und schlug in weißen, langen Brandungswellen gegen die hohen, schräg abfallenden Deiche. Fern und nah sah man weiße Segel wie Vogelstrikte über den Wellen schweben, die bald sich näherten, bald sich entfernten, je nachdem sie land- oder seewärts fletterten. Gewöhnlich hatte der Anblick des Meeres etwas Unbeschreiblich Dämonisches, weil der schwere Wolkenshimmel es mit einträumlichem Grau bedeckte. Nur, wo die See die Wellen auf kurze Momente theilte, erglänzte die Sonne in blendend weißem oder rothem Feuer, und es schien dann, als rollten Massen geschmolzenen Silbers oder süßigen Feuers in graublauer Umhüllung. Mitten durch diese auf dem Meere schwimmenden Licht- und Gluthosen zog hin und wieder still und sicher, wie von Geisteskräften geführt, der Leib eines Schiffes.

Nicol Mannis beobachtete aus schließlich das Meer, sein Ausschauen und was auf demselben vorging, für die beiden Geschwister dagegen hatte die landschaftliche Scene ihres Nerven wegen mehr Anziehungskraft; denn Beide kamen selten auf das Festland. Geschick es aber, so hielten sie sich meistens beim am Strande auf, und so hatten sie eigentlich noch nie so viel Land und so viel länderliche Wohnungen gesehen, als bei dieser Fahrt durch das Eiderstedtsche, die sie innerhalb acht Tagen schon zum zweiten Male machten.

Zu Nicol's Bedruffe kamen sie viel langsamer vorwärts, als er wünschte. Es war in den letzten Tagen häufig starker Regen gefallen, und regnete es nicht, so lag gewöhnlich ein schwerer, feuchter Nebel auf dem Lande. Dadurch waren die Wege auf den Deichkronen schlecht geworden. Auch die kräftigsten Pferde vermochten nur selten in dem schweren Boden zu traben. So kam es, daß die Uthlandstriften erst ziemlich spät am Nachmittage das alterthümliche Nyssum erreichten.

Mannis hätte sich gern von der für ihn sehr langweiligen

Fahrt etwas erholt, weil aber der Wind günstig war und der Wasserstand der Eider ein Aussegeln erlaubte, gönnte er sich kaum so viel Zeit, um sich durch ein gutes Glas Orog zu erquiden. Jense mußte auf der Stelle am Bord des Uwer Alles klar machen, und ehe eine Viertelstunde vergangen war, glitt das wohl gebaute Fahrzeug des Hällgannes schon langsam die Eiderane hinab und erreichte bei Sonnenuntergang die Gewässer der Vianenise.

Zwei Stunden können wir noch segeln," sprach der erfahrene Seemann zu seinem Sohne, "dann müssen wir Anker werfen und die nächste Häll abwarten. Der Wind ist fest, das Gewölle hebt sich und der Mond wird uns leuchten."

Nicol ersetzte sofort das Steuer, Jense befolgte schnell jeden Befehl des Vaters, Karen hatte sich wieder, gegen den kälter werdenden Abendwind dicht in ihren Mantel hüllend, auf die schmale Kajütterrepe gesetzt.

Den einfaamen Seglern begegnete kein Fahrzeug. Die Insel Nordstrand lag wie ein schwarzer Schatten vor ihnen, rechts auf den Deichen zeigte sich im matten Abendlichte das langsam verlöschende Tages eine wandernde Menschengehalt, die riesengroß erschien. Hinter den Deichen ließ sich Hundebegell hören und in langen Zwischenpausen der Schlag einer Glode.

Die grauen Bogen der Wattensee rauschten am Bug des sie durchsuchenden Uwer's. Das Rauschen verminderte sich aber mit jeder Viertelstunde. Die Bewegung des Wassers, anfangs hart und rollend, ward immer unbedeutender. Bald schlugen die Wellen nur matt und wie spielend gegen die Wände des Uwer's, die Segel flappten, und eine Wabe auf dem Meere wie in der Luft machte sich bemerkbar, als sähen aus die Elemente das Bedürfnis, eine Zeitlang zu schlummern, um Kräfte zu neuem Wirken zu sammeln.

Die Ebbe war eingetreten, mit ihr zugleich fiel der Wind sichtlich ab und ward sehr schwach.

"Stop!" sagte Nicol Mannis, das Steuer scharf anziehend. "Wir wollen hier Anker werfen. Sobald er in diesem Sandgrunde angebissen hat, rufen wir sicher, wie in Abraham's Schoß."

Während Vater und Sohn den Anker anwarfen, erhob sich Karen und trat an's Steuer. Der Mond blinkte lausend durch dünne, sanft fortschwebende Wellen. Er verbreitete ein mildes Dämmerlicht über das Meer und sein Inselboden, die jetzt ein poetischer Zauber umwallte. Im Abendrot lag Nordstrand mit seinen hohen Deichen, aber welche nur feile Tächer, Windmühlentügel und die Spitzen der Kirchen emporsprangen. Im Norden hob sich gespenstisch über aus glühender Wattenmacht die Häll Nordstrandisch-

moor, ganz im Westen schimmerten von höher gebauten Wärfen einzelne Vögel auf der entfernten Insel Peilmorm. Der Ewer lag, sanft hockend, an sicherem Anker auf dem breiten Meeres-  
 schlaube, die die Walfenschiffer „Helmer Fähr“ nennen und welcher in seiner Erweiterung das Fahrwasser der mittleren und neuen Gewer bildet, die zwischen Peilmorm und der Hallig Eidfiall in die Rorbye mündet.

Der Anker sah fest im Grunde. Nicol Mannis näperte sich der Tochter, um das Steuer in einen Riemen zu hängen, damit es sich nicht willkürlich bewegen möge.

„Ein schönlich-schöner Abend, Vater,“ hub Karen an. „Sieh, wie dort die Watten glitzern und funkeln, als ob sie mit silbernen Gewesen überdeckt wären! Und dort, südwestwärts — sieht es nicht aus, als wolle ein unermüdelicher Schwanzfarn aus der Tiefe des Meeres heraufsteigen? — Wie das juckt, blüht, schillert, im Wasser, auf und über den Wogen! — Kann der Wind im Spiel mit den Wollen solche wunderbare Lichtbilder in die Luft zeichnen?“  
 „Es sind Wöben, meine Tochter, die sich in seinem Richte haben.“

„Aber der hellwärsige Streifen darunter? Das kann doch nicht der Witzerschein des Mondes im Meere sein?“

„Das ist ein Sand,“ fiel Jens ein, der jetzt ebenfalls heranlief.

„Kangholt-Sand!“ bekräftigte Nicol. „Ein schlimmer Ort! Schiffer vermeiden ihn gern.“

„Da hat vor alten Zeiten eine Stadt gestanden, die im Meere versunken ist?“ fragte Karen.

„Wie Sobom und Gemotha,“ versetzte Nicol. „Darum heißen wir's auch das todt' Meer in der Westsee.“

Karen überließ es kalt. War es ein Fährten der Furcht, das sich ihrer bemächtigte auf dem iden Meere, auf dem jetzt weit und breit kein Waden, kein Segel mehr sichtbar war, oder durchsqaerte sie der kalte Octoberwind? Sie ergiffen den Arm ihres Vaters und zog ihn mit sich fort.

„Es ist doch unheimlich,“ sprach sie, der Gajüte zuschreitend. „Wenn ich ein Schiffer wäre, ich würde mich oft fürchten.“

Nicol lächelte.

„Diese Furcht würde sich bald verlieren,“ erwiderte er. „Sie besichtigt uns Alle, wenn wir die erste Nacht auf der See zu bringen. Bald aber gewöhnen wir uns daran und später empfinden wir nichts mehr davon.“

Vater und Tochter stiegen in die Gajüte hinauf, Jens blieb allein auf Deck, das er auf- und niederstapfte, als müßte er das vor Anker liegende Fahrzeug bewachen.

In dem engen und sehr niedrigen Raume, welcher auf so kleinen Schiffen als Gajüte dient, drückte Karen inzwischen den Tisch, entzündete dann ein Torffeuer in dem winzigen Aufgogen, dessen Echorstein beweglich war, um ihn je nach der Richtung des Windes anders stellen zu können, und bereitete Thee. Ihr Vater streckte sich halb liegend in die Coje und schloß die Augen, als wünschete er zu schlafen. Die einformige Bewegung des Fahrzeuges am Anker, das murmelnde Plätschern der Wellen, die den Kiel umspülten, und die Stille ringsum konnten allerdings dazu einladen. Karen summt während ihres Ausschöpfens ein stiefliches Lied, dessen Worte nicht zu verstehen waren. Ueber sich hörte sie die Schritte des auf- und abwandelnden Bruders, der sich dem dunkligen Raume, wo die einzige Thraflampe und der krenzliche Geruch des Torf-  
 feuers die Atmosphäre durchaus nicht angenehm machte, so lange wie möglich zu entziehen suchte.

Pflötzlich vernahm Karen einen Ruf des Ursamuens. Die Tritte verhalten, es schien ihr, als jüttere der Ewer an seinem Kael, und Nicol, der, wie alle Seeleute, für gewisse Vante ein eigen-  
 thümlich scharfes Gehör hatte, erbeb sich eilig aus seiner halb liegenden Stellung. Ehe er noch die wenigen Treppenhufen zum Deck hinaufstieg, rief Jens mit harter Stimme seinen Namen.

Nicol antwortete und hob im nächsten Augenblicke den ganzen Kopf aus der Luke.

„Was gibst du?“ fragte er, das Auge nach allen Seiten schwehend. Er gewahrte den Sohn, wie er unfern des Steuers hieute und mit weit vorgebrangtem Rorbye zu tanzen schien.

„Hörst Du nichts?“ lautete die Gegenfrage des jungen Mannes. Nicol trat dicht an Jens heran. Die Luft war beinahe still, das Meer oder vielmehr der Walfstrom, auf welchem der Ewer vor Anker lag, zeigte nur wenig Bewegung. In weiter Ferne aber,

westwärts, verhallte in dumpfem Gefurr das Rauschen der Brandung, die sich an den Schwellen und Gränden vor den Gewer-  
 Rindungen brach.

„Ich höre nichts, als die Brandung,“ sagte der alte Capitain.

„Wäntlich? Weiter gar nichts? Auch jetzt nicht?“

Nicol kniete nieder und legte sein Ohr an den Bord.

„Es sind Gleden, so wahr ich lebe!“ betheuerte Jens.

„Gledengeläut? Lud hier?“

„Und der Schall kommt von Westen her! — Jetzt, wie laut — wie helltönend! Hörst Du's, Vater?“

„Ich höre.“

„Die Gleden von Hooge sind's nicht.“

„Auch nicht die von Peilmorm.“

„Und auf Höv-lann das Gled' auch nicht sein.“

„Rein!“

„Der Schall kommt mir gar nicht bekannt vor.“

„Ich lenne ihn.“

„Dann weißt Du, wo man so spät noch die Gleden läutet?“

Nicol wand auf. Er sah grüßerblickig aus und zum Erstahren

erst. Seine Hand deutete nach dem Meere.

„Die Gleden von Rangholt sind's, mein Sohn,“ sprach er mit halbblauer, jütternder Stimme. „Erlen nur hört ein Leben-  
 der das unterseeische Gledäute, wenn es aber des Nachts über den Wogen verhallt, dann gilt's den Ufshändfrisen. Die in eiter Luft, frealem Hochmuth und ständharter Schmelgerei versunkenen Rangholter müssen die Gleden läuten, wenn den Ueberresten ihrer

ehemaligen Wohnstätte Unheil droht. Wir gehen einem verhängnisvollen Winter entgegen.“

„Hast Du dies Gledäut schon einmal vernommen?“

„Es vernahmen's alle Schiffer der Halligen im Herbst vor der letzten fürchterlichen Sturmfluth.“

„Vater!“ rief jetzt Karen und das vom Feuer geräthete Ge-  
 sicht des Wädhens blickte aus der Luke.

„Still!“ gebot Nicol dem Sohne. „Das Kind soll nichts erfahren. Es trägt ohnehin schon Sorge genug am Gele.“

„Gleich, mein Kind,“ fuhr er unbefangener fort, „wir kommen schon. Steig wieder hinunter und nim die Knappfasse aus dem Raume.“

Der Nachwind blü mich tüchtig durchschüttelt.“

Karen war schon wieder in der Luftentfennung verschwunden. Vater und Bruder folgten und bald saßen alle Drei bei dem mehr als fragalen Nachte, ängstlich mannt, im Herzen ernst gekümt.

Von den Geisterlängen der Gleden von Rangholt, die über dem surrenden Meere verhallten, war mit keiner Sylbe die Rede.

VI.

Ö t r e n g e r W i n t e r .

Der frische Winter ist in der Regel milder als der deutsche. Treit auch zeitweilig stark Kälte ein, so dauert sie doch in Folge der häufig wechselnden Winde selten längere Zeit. Die Wiffsee-  
 Inseln erfreuen sich deshalb eines sehr gemäßigten Klima's, was trotz ihrer nördlichen Lage den Aufenthalt auf ihnen angenehmer macht, als man annehmen sollte. Dennoch aber kommen von Zeit zu Zeit Winter vor, in denen die Kälte einen hohen Grad erreicht und die wildesten Schneefürne auf dem Bottenmeere wüchsen. Dann friert der Binnensee, d. h. jener Theil des Meeres, der die Inseln und Halligen gegen das Festland hin umflutet, fest zu und die Bewohner derselben überschreiten die meilenbreite Krystallbrücke zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen, um mit dem Festlande in enger Verbindung zu treten.

Ein solcher Winter stellt sich nur im November ein. Wenige Tage nach Mannis' Heimkehr lief der Wind nach Norden. Einem mehrstündigen Sturme, welcher alle Halligen viele Fuß tief unter Wasser setzte und manches Menschenleben kostete, folgte unbedr-  
 dringliches Schneegefrier mit rasch steigender Kälte. Die Schüttel bedeckten sich mit Eis, das sich auf die Fische erstreckte und als-  
 bald auch die tieferen Walfströme mit schwer treibenden Schollen erfüllte. Der hohe Kältegrad, verbunden mit häufigem Schneefall, fügte Scholle an Scholle, bildete Eishägel und Schneebänne und lange vor Weinanden glich die ganze Westküste mit ihren zerstreuten Inselborden einer großen, mit zahllosen Hügeln und wunderbar ge-  
 falteten Wäden besetzten Ebene. Man konnte ohne Gefahr vom Festlande nach den Inseln gehen, die wieder durch Plade über das

Es untereinander verbunden waren. Nicht alle diese Eisfabe aber konnten sich sicher halten, da unter der frustalenen Decke die tieferen Schichten fortwährend die Fluth- und Ebbe-Bewegung der Nothsee fühlten. Auf diesen Eisböden gab es unsichere Stellen in Menge, die sich von den festeren Plätzen jedoch nur wenig unterschieden. Damit nun aber nicht ein Wanderer auf den weiten, eben Eisfeldern auf solche und gefahrvolle Plätze geraten möge, wurden die sicheren Eisstücke durch aufgeschlagene hohe Stangen, deren obere Enden an großen Strohh- oder Heubündeln kenntlich waren, bezeichnet.

Auf den Halligen entstand durch diese Witterungsverhältnisse ein ungewöhnliches Leben. Bewohner des Festlandes, die kaum jemals einen Besuch auf den so einsam gelegenen, von einer tödtlichen See umrandeten Inseln gemacht hatten, kamen jetzt zu Schritten über das Eis. Auf allen Barken gab es Fremde, die mit großer Gastfreudigkeit empfangen und bewirthet wurden. Man veranstaltete kleine Feste, selbst für etwas Musik und Tanz ward gesorgt. Kurz, die Bemohnheiten der stillen Halligsteine schienen ganz andern Sitten Platz machen zu wollen.

Auch an Hooge ging es sehr lebhaft zu. Capitain Mannis war ein Mann von Ruf. Durch seine Gattin den Festlandsdänen verwandt, zählte er unter diesen eine Menge Bekannte und Freunde. Von diesen machten namentlich die Jüngeren ohne Ausnahme Ausflüge nach den Westsee-Inseln.

So fanden sich denn um die Weihnachtszeit ganze Gesellschaften zusammen, welche den gemeinsamen Beschluß faßten, das Neujahr auf diesem Arbeitsplatze unter Verwandten oder Bekannten anzutreten.

Bei Nicol Mannis trafen am Weihnachtstage zwei junge Mädchen und vier Männer ein, um dem Better Capitain, wie sie den alten Halligmann nannten, auf ein paar Tage Gesellschaft zu leisten. Es waren Landleute aus Dredstedt, wohlhabend, lebensfroh, zu Fuß und Scherz aller Art aufgelegt. Das originelle Leben auf der Hallig amüsirte sie und da sowohl der alte Mannis wie dessen Kinder ihre Freunde über den unvermutheten Besuch offen an den Tag legten, so herrschte alsobald die ungewöhnliche Heiterkeit im Hause des Halligmannes.

Eschen am zweiten Tage ihres Verweilens ärgerten die Verwandten den Wunsch, weitere Ausflüge über das angestorene Meer zu machen. Die im wintertischen Schmutz noch seltsamer als im Sommer sich präsentirenden Wohnungen der Halligmänner reizten ihre Neugier. Sie wollten mit eignen Augen sehen und sich gleichsam hineinsehen in das Treiben und Thun dieser durch die Natur von aller Welt so abgesonderten Menschen.

Taten und Jens waren sogleich erkölig, ihre Bettern als Führer zu begleiten. Die beiden jungen Mädchen zogen es vor, Karen Gesellschaft zu leisten und von der Höhe der Warft aus die Siege durch des Capitains treffliches Fernrohr zu beobachten, die nach allen Richtungen hin über das Eis liefen und erst weit dranhin im Westen sich verloren.

Am Tage konnte Niemand ahnen, daß man dem wogenden Meere so nahe wohne, des Nachts aber, wenn Alle in das Innere der Häuser sich zurückzogen, vernahm man gewöhnlich das hohe Brausen der Nothsee. Es klang wie das grollende Murren eines tief erditterten, verschlossenen Gemüthes oder wie dumpfes Tröden einer Wacht, die sich ihrer Kraft nicht recht bewußt ist.

Fünf volle Wochen hatte der Frost schon angehalten. Der Wind blieb immer aus Ost oder Nordost; selten nur nahm er, dann aber stets auf wenige Stunden, eine mehr nordwestliche oder südliche Richtung an. Delle Luft wechselte ab mit bedecktem Himmel. Häufig fiel Schnee, gewöhnlich bei sehr lebhaften Winden. Immer aber blieb die Luft kalt und der Thermometer zeigte auch an den milderen Tagen um die Mittagszeit noch mehrere Grad Kälte.

Die Verwandten hatten in Begleitung ihrer erfahrenen Bettern schon die nothwendigen Halligen durchstreift und bei diesen für sie höchst ergiebigen Wanderungen alle bedeutendsten Persönlichkeiten kennen gelernt. Da man weit herumgehen mußte, um die gefahrvollen Stellen zu vermeiden, nahmen diese Besuche ziemlich viel Zeit weg. Man bedurfte eines ganzen Tages, um nach Langensjö zu kommen, eines andern, um Grode zu besuchen. Fühlten aber die jungen Abenteuerer erst festen Boden unter sich, dann verweilten sie gewiß länger, als es ihre Ansicht war; denn die treuergehende Offenheit, das gerade, ehrliche Wesen und das ungewöhnlich harte Grottovertrauen, das sie bei allen Halligbewohnern wiederfanden, hielt sie immer von Neuem fest und ließ sie erquickende Stunden und Tage verleben.

Nicol freute sich regelmäßig auf die Rückkehr seiner Gäste. Man dachte gar nicht daran, sich bald zu trennen, wohl aber gab der alte Capitain gern das Versprechen, im Sommer mit seinem ganzen Hause auf ein paar Wochen nach dem Festlande zu kommen. Auch sogar den Vorschlag, alsdann die Vermählung seiner Tochter Karen mit Oelle, der schon im Frühjahre juridicirter ward, bei seinen Verwandten zu feiern, ließ er nach einer längeren Besprechung mit Eilen gut.

Eines Abends, als die Familie Mannis mit ihren Gästen wieder in freudiger Stimmung um den Beerich und resp. bei ihren trefflichen Oreg saß, ließ Taten die Bemerkung fallen, die Bettern müßten eigentlich vor ihrer Rückkehr auf's Festland auch noch eine der Inseln und ihre Dänen besuchen.

„Im Winter war ich selber noch auf einer Däne,“ schloß er. „Ich möchte schon wissen, wie sich von ihren besuchten Inseln jetzt die Nothsee ansieht.“

„Das müssen wir sehen!“ fiel sogleich lebhaft der Ansage der Bettern, ein starker, äußerst gewandter, nicht selten aber auch wohlhabender Mann von einigen zwanzig Jahren, ein. „Wie ist's? Besuchen wir morgen auf?“

„Ich bin dabei,“ sprach Taten. „Aur bedarf es größter Vorsicht, wenn wir ohne Unfall den Strand von Amrom erreichen wollen. Wir werden uns mit Tauen und tüchtigen Kluthseiden versehen müssen. Wie man damit umgeht, das hat Ihr uns ja bereits gelehrt.“

„Nach Amrom wollt Ihr?“ fiel Nicol ein. „Und über's Eis? Reist das lieber bleiben.“

„Das Eis trägt,“ sagte Jens. „Erst vor einigen Tagen erzählten uns Amromer Fischer aus Nebel, daß sie eben den geringsten Aufenthalt nach Westerland'shöhe über das Eis gegangen wären.“

„Recht,“ erwiderte Nicol. „So lange der Wind fest und die Thermometer sich nicht heben, ist gar keine Gefahr dabei. Aber aber will sagen, wie lange das noch dauern wird!“

„Im gegenwärtigen Winter hat das keine Noth, Vater,“ tröstete Taten. „Der Dreißigtag ist mit scharfem Frost eingetreten und der Wind blies östlich beim ersten Monatsviertel. Das Alles sind Zeichen, daß wir in den nächsten Tagen noch keine Wetterveränderung zu erwarten haben.“

Nicol brachte noch verschiedene Bedenken vor, der Wunsch seiner jungen Bettern aber, die ihnen völlig unbekanntem Mühsal selten besuchter Dänen kennen zu lernen, entkräftete alle Einwände des alten Mannes. Zuletzt achtete man kaum noch auf seine Rathschläge. Die jungen, abenteuerlustigen Männer beschloßen, schon am nächsten Morgen aufzubrechen, und rühten sich zu der sie reizenden Partie in jeder Hinsicht, ehe sie sich zur Ruhe begaben.

Wir Bedacht verließen sie, da Nicol Mannis entschieden darauf drang, sehr früh das Lager. Der Mond stand noch am hellen, bläulichen Winterhimmel, und bestreute die Schnee- und Eiswüste mit funkelnden Silberfäden. Es war still und kalt. Die Kieienegel, hier hell erleuchtet, dort dunkler, lagen die zerstreuten Warten der Hallig. In seiner noch bemerkte man Leben.

Nicol gab seinen Gästen das Geleit bis zur Treppe der Warft. Hier schüttelte er Allen noch einmal die Hände, warnte sie vor unzeitigen Uebermuth und wünschte ihnen das beste Glück auf dem Weg. „In drei oder vier Tagen sind wir wieder da,“ rief Taten dem Vater zu, die Stufen hinabsteigend. „Es kommt Alles darauf an, wie uns die Partie befaßt, und welche Aufsamme wir auf der Insel finden.“

Mannis antwortete nicht. Er lehnte sich an die Umfriedigung und sah den Fortgehenden, die quer über die Hallig wanderten, nach, bis sie im Schatten der Kirche seinen Blicken verschwanden. Dann ging er zurück in seine Wohnung, nahm den Kalender von der Wand und sah hoch der Nuthstabelle.

„In drei Tagen ist Vollmond,“ sprach er nachdenklich. „Goch wasser haben wir dann um Mittag und Mitternacht. Sie können doch Recht haben, das Wetter wird sich halten, wenn der Wind nicht rasch umläuft.“

## VII.

Die Jagd auf dem Oelf.

Wohlgemuth schritten die Gebrüder Mannis mit ihren lebhaften Gefährten über das Eis. Sie sahen bald ein, daß der Rath ihres Vaters begründet gewesen sei, denn ohne den schimmernden

Glanz des Mondes würden sie schwer die Pfade gefunden haben, die in zahllosen Krümmungen sich über die zugestrotzten Watten schlängelten. Als ein paar Stunden vor Sonnenaufgang der Mond unterging, lag die schwermüthige Begierde hinter ihnen, und bald darauf betraten sie die eisliche Wüste von Langensjö.

Auf dieser Hallig erwarteten sie den Tag. Einige Jugendfreunde der Gehüdt r Mannis schlossen sich den Wanderern an, um Vergnügen und Gefahren theilen zu theilen. Die Gesellschaft bestand jetzt aus zehn Personen. Von diesen waren die Langensjöer mit Blüthen bewannet, weil sie am Strande von Anroms Sechunde anzutreffen konnten, die in der Wüste in ziemlicher Anzahl vorkommen und von den Halligbewohnern häufig erlegt werden.

Unter Scherzen und Lachen zog die kleine Karawane weiter. Die mühsam zu beschreitenden Eispfade gaben zu allerhand Bemerkungen Anlaß, und boten nicht selten Gelegenheiten dar, den entschlossenen Mutz und die körperliche Gewandtheit der jungen Leute in das beste Licht zu setzen. Bald gab es übereinander geschobene Jädicke oder spiegelglatte Eisteile zu erklimmen, bald mußte über gefährliche Spalten gekletzt werden, bald brach man durch weiches Schneeris, das eine feste Brücke bildete, und durch sein Ausweichen auch die Erschrockenen läuschen konnte. Häufig hörten die Wanderer fern und nah ein tralaterendes Geräusch, die Eisteile bebte, ein dumpfes Gurgeln ward vernommen, und gleich darauf zerstückte unter heftigem Krachen die unebene Brücke.

Schon vertraut mit diesen Erscheinungen, empfanden die eingebornen Halligbäuer keine Furcht darüber. Nicht einmal beunruhigt zeigten sich diese unerschrockenen, an Gefahren aller Art und an ununterbrochenen Kämpfe mit den Elementen gewöhnten Naturen. Die Festlandsschiffen wurden ab und an laufend gesehen, nicht aber als Furcht, sondern nur, um die für sie neuen und deshalb interessanteren Erscheinungen genauer beobachten zu können. Der jüngste Wetter, Hendry, that es sogar manchem seiner Begleiter zuvorkommen. Er war bräunlich immer voran, unermüdblich, der Reiterleite von Laune, der Resche, wo es galt, rasch einen Entschluß zu fassen und ihn eben so schnell auszuführen. Ja, seine Resche artete bitterlich dergestalt in verwegenes Wagnis aus, daß selbst seine Wettern ihn zu warnen für Nicht hielten.

Es dümmerte schon, als die Gesellschaft die Häusergruppen auf Weherlandshöf mehr und mehr aus dem kalten Nebel auftauchten sah. Die hohen Spizzen der St. Johannis- und St. Laurentiuskirche hatte sie nie aus dem Gesichte verloren. Sie dienten den Fußwanderern ebenso wie in der guten Jahreszeit den Schiffen als sichere Wegweiser.

Die späte Tagesstunde und die große Anstrengung geboten den Männern, auf Höhr zu bleiben. Alle bedurften nach den überhandnehmenden Strapazen der Ruhe. Auch wäre selbst bei hellem Mondschein die Ueberschreitung der mit Eis bedekten Watten und Brücke für Alle ein höchst gefährvolles Unternehmen gewesen, da auch den Ulfstrandfristen die jetzt vor ihnen liegenden Eisflüge nicht bekannt waren.

Taten schließ ruhig trotz der Ermüdung. Er mußte immer an seinen Vater denken. Es oft er die Augen schloß, sah er regelmäßig im halben Traume den alten Mann, wie er mit ruhigen, besorgten Zügen auf der Barst saß, und schwärzte nach der See hinausblühte. Dies immer von Neuem wiederkehrende Traumbild beunruhigte ihn oder störte doch seine unbesorgte Feierlichkeit. Es war trug wohl auch das Pfeifen des Windes dazu bei, der sich während der Nacht erhob.

Der Anblick von Land und Watten am Morgen war düster. Dunkle Schneewolken bedekten den Himmel, und ein saftles, schmerzliches Röcheln hing in der zerrissenen Vorhang im Osten, den Anfang der Sonne verfinstend. Ihre Strahlen vermochten das Gewölk nicht zu durchbrechen; es ward vielmehr noch dichter, als die Friesen sich zum Aufbruch rüsteten. Um sicher zu gehen, nahmen sie einen bekannten Schlußfährer als Führer mit.

„Das Wetter scheint sich doch ändern zu wollen,“ meinte Taten, als sie die heiseren Eisflüge betraten, welche Höhr jetzt von Anroms schied.

„Oh,“ brummte der jütische Einwanerer — denn ein solcher war ihr Führer — „der Wind zieht noch.“

Das Gespräch mit dem einstußigen Menschen ward nicht weiter fortgesetzt. Es wehte stark, bald aus Ost, bald aus Nordost. Die Lühngüßel auf Anroms waren in dem Nebel, der sie einschloß oder

vielmehr aus ihnen aufzubroteln schien, nicht zu erkennen. Schauern grauer Möden schwärmten über offenen Stellen im Eise und flatterten schreiend hoch auf, wenn der Zug der Wanderer sich ihnen näherte. Die ganze Gesellschaft schien verstimmt zu sein. Jeder ging für sich, und wechselte kaum einige Worte mit seinem Vorder- oder Hintermann. Wegen des Uhr ward Anroms erreicht. Der Wind blies jetzt aus Norden, ein feiner Schneefall rieselte aus dem Gewölk stürm.

„Es laun Sturm geben zu Nacht,“ sprach Jens. „Bei solchem Wetter wird eine Festigung der Dänen wenig lohnen.“ Ich schlage vor, bis morgen zu warten.“

„Paß Du bange?“ fiel lachend der übermüthige Hendry ein. „Pflanze Dich, derweil wir Anderen aus von jenen Sandspizzen die mit Eisteilen spielende Nordsee ansehen wollen.“

„Bange?“ erwiderte fast beleidigt der junge Mannis. „Ich kenne keine Furcht, aber ich bin für eiligen Aufbruch, wenn mir das Unternehmen ausführen wollen.“

Niemand von der Gesellschaft widersprach. Alle brachen auf nach den Dänen. Einzelne Bewohner Anroms kamen den jungen Männern verwundert nach, ein warnendes oder bedenkliches Wort aber entschloß sich Keinem. Jeder hielt die Fremden für Kühne Jäger. Die Dänen boten das Bild einer glücklichen Weltkinder dar. In den felsartigen Thälern lag tiefer Schnee, die steilen Eisfelsen glänzten von Eis, und der immer wider brausende Wind trieb dicke Wolken eisiger Schneefäden, mit Sandhaub gemischt, in solchen Massen über sie hin, daß Niemand ein Auge zu öffnen vermochte.

Democh ließen sich die abenteuerlustigen jungen Männer nicht abschrecken, ihre Zwecke zu verfolgen. Je nach Lust und Neigung zerstreuten sie sich in den Dänentälern nach Ost und West. Einige, welche die Spuren des Raingebäudes entdeckten, die gerade in den Anromer Dänen in großer Menge vorhanden sind, machten es sich zum Vergnügen, die harmlosen Thierchen in ihrer Winterruhe zu stören. Andere stetterten über die am Strande zusammengeschobenen Eisfelsen, und suchten nach Schalthieren, nach Andere wagten sich weiter hinaus auf das sehr rissige Eis, und verlostten in gleichem Wagnis paar eiter die meisten ihrer Gefährten, als es ihnen glückte, ein Paar Seehunde zu entdecken und durch wohlgezielte Schüsse zu verenden.

Im Oker der Jagd achtete Keiner mehr der Gefahren, denen sich Alle aussetzten. Die Sechunde waren schwer zu transportieren, und doch wollte man die wertvollste Beute nicht im Eise lassen. Zwei waren in nicht gar langer Zeit und unter verhältnismäßig geringen Anstrengungen bereits an's Land geschafft. Damit jedoch nicht zufrieden, eilten die glücklichen Jäger von Langensjö weiter hinaus. Sie stiegen bald auf offenes Wasser; weiter nordwärts aber zeigten sich wieder breite Flächen harten Eises, an dessen weit vorgeschobenen Rändern die Bogen der Nordsee in Schaumäulen sich brachen. Auf dieser Eisinsel, die man springend erreichen konnte, lagerten mehrere Robben. Den größten erlegte eine Ulfstrandfrist des gelücktesten Schützen. Das getroffene Thier ließ unsen der Brandung auf dem eisigen Beite totb zusammenfallen. Es hier den Willen zu überlassen, kam den müthigen Ulfstrandfristen nicht in den Sinn. Durch Ruhe und Zeichen lodte man auch die bereits an den Strand Zurückgekehrten abermals auf die zerrückte Eisteile. Alle folgten dem Rufe, ohne auf die bedenkliche Bewegung der großen Fläche zu achten, über die jetzt ein Schauer feinen Hagels hinfäuhete, den der heulende Nordwest vor sich herjagte.

Nach Verlauf einer halben Stunde war die ganze Gesellschaft am westlichen Rande des Eisesfeldes versammelt. Den vereinigten Anstrengungen der kräftigen Männer gelang es, das gewichtige Thier von der schon unbraubaren Stelle fertigzuschaffen. Jetzt umschauerte man es mit Striden, und indem die vier Jäger, deren Eigenthum es ja war, unter lauten Hulloß es an den Striden fortzogen über das Eis, eilten die Uebrigen voraus, um bei einigen schwer zu passierenden Stellen für Erleichterung des Transportes Vorkehrungen zu treffen.

Eckfamer Weise konnten diese den Punkt jetzt nicht wiederfinden, wo sie vom sandigen Strande aus durch einen Sprung die mehrere Fuß hohe Scholle erreicht hatten. Ein breiter Streifen wogenden, brausenden Salzwassers wälzte sich zwischen Scholle und Land, das durch den jetzt in dichten Fiedeln fallenden Schnee kaum noch in unklaren Umriszen zu erkennen war. (241 bis 301 g.)

## Daniel Burgschmiet.



Der bekannte Nürnberger Bildhauer, Daniel Burgschmiet, der Käßige, der vor kurzer Zeit noch in voller Manneskraft Stohende, er mußte vor kurzem Hammer und Meißel an den Tod abgeben. Das geschah so plötzlich, daß seine Freunde und Bekannten es kaum glauben, kaum für möglich halten konnten. Hatte sie ihn doch jüngst noch gesehen in seinen Werkstätten, wie er arbeitete von früh bis spät; wie er, umgürtet mit dem Lederschurz, in der Gießhütte stand, umringt von seinen Gehälfen, — oder auch, ohne Schurz und nur bedeckt mit dem leichten Arbeitskleide, und ohne Gehälfen, allein in seinem Atelier zwischen Marmorblöcken saß — beginnend, fortführend, vollendend — schaffend. \*

Lassen wir kurz sein Leben auf diesem Blatte an uns vorübergehen.

Wir treten ein in eine kleine, geringe Werkstätte. Wir sehen da Holzspaten, Feisenreibe und Feisenlöpfe, Regel und Regelteln, Zwirnhalter und Nabelböcken, Armbrüste und Stedenperce, — der Knabe Daniel Burgschmiet sitzt an der Holzdrechbank, — wird ein Drechsler.

Er hält es dabei nicht aus, — in ihm treibt und gährt es. Solche Werkstätte wird ihm zu enge, beschränkt ihn nicht, — aber es ist keine Hand da, die auf andere Bahn mit anderem Ziel ihn stellt.

Da hilft er sich selbst, — er zieht herum mit einem Automaten-theater, fährt dieses Theater durch halb Deutschland. In ihm noch immer keine Ruhe, keine Befriedigung, — wohl aber die

noch geschlossene Knospe einer echten Künstlernatur. Und diese Knospe schnell und treibt, schießt in die Höhe und ruht nicht, bis sie vollkommen aufgebrochen ist, bis sie sich entfaltet hat zur vollständig geblühten, vollendeten Blume.

Erst als er das Automaten-theater abzugeben hatte, beschäftigte sich Burgschmiet mit der eigentlichen Bildnerkunst. Er war nun schon in das Mannesalter getreten, — aber sein Talent entfaltete sich schnell unter Fleiß und Begeisterung.

Betretten wir die Treppe des Waisenhauses zu Nürnberg, so sehen wir zwei Figuren von Waisenhausknaben in ihrer alten Tracht, — und diese zwei Figuren sind eigentlich die erste größere Arbeit Burgschmiet's.

Bedeutender tritt er auf mit der Statue Melanchthon's, welche bei der dreihundertjährigen Stiftungsfest des Nürnberger Gymnasiums aufgestellt wurde. Burgschmiet arbeitete sie ohne Modell, nahm nichts dazu, als die Zeichnung, welche Heidehoff gearbeitet hatte. Das war nicht leicht. Denn ehe man zur Ausführung eines Bildwerkes in Stein schreitet, fertigt man bekanntlich für die Arbeit selbst Skizzen und Modelle in einer weichen Masse, gewöhnlich in Thon, die man sodann in Gyps abgießt. Auch dem geübteren Meister ist in der Regel ein solch genügendes Vorbild nöthig, weil im Stein, wenn einmal zu tief geschlagen wurde, keine ausgleichende Berichtigung mehr möglich ist. Nur kurz sei hier erwähnt, daß Einem, der sonst so hoch steht, dieses Versehen sehr oft bezeugete. Michel Angelo war's. Sein Feuergeist verschmähte Skizze

und Modell. Er nannte veraltete Vorbereitungen kleinlich und geistlos.

Doch zurück zu Burgschmiet. Der Magistrat in Nürnberg wollte dem berühmten Maler Albrecht Dürer, der ja auch in Nürnberg lebte und schuf und daselbst begraben liegt, ein Standbild aus Erz widmen. Das Modell dazu fertigte Kauch in Berlin an. Dieser bestimmte zugleich, daß Burgschmiet den Guß vollziehen sollte. Der Letztere nahm das an, triefte auch, um in der Kunst der Gießerei noch Gutes zu sehen, nach Paris, kam dann zurück und — aus seiner Gießhütte ging dann die berühmte Dürer-Säule hervor.

Ueb diese nicht allein. Von seinen größeren plastischen Werken, alle geschaffen in der Gießhütte zu Nürnberg, sind wohlberühmt: die Statue Bethovens in Bonn, Kaiser Karl's in Prag, Martin Luther's in Wörm.

Gewiss würdevollt wird sein Kadeßy-Denkmal werden, dessen Kosten sich auf 80,000 Gulden C.M. belaufen. Diese Arbeit war Burgschmiet's letzte. Mit Recht beklagt dies nicht nur jeder Bildhauer, Erzgießer und Kunstfreund, sondern Jeder, der es weiß, wie viel ein edler Mensch, ein ehrenwerther Charakter wiegt. Deutschlands Kunstgenossen schätzten ihn, Kauch war mit immer Hochachtung ihm zugethan, — aber das erst macht uns ihn liebenswürdig, daß viel Tausende in Nürnberg aufwichtige Eisenarbeiten für ihn hatten, als er starb, und ein warmes Herz für ihn, da er lebte. Wer hätte diesen Mann auch nicht tiefen Jähren Leistung und Verdienst an-

derer, wo und wie er es auch fand, erkannte er freudig an, während er selbst beides auf sich und seine eigenen Leistungen blinde, und nie sich erhob über die Grenzen seines Verlebens und Könnens, auch das, was er schuf, herausholte aus dem eignen, innern Lebensborn.

In seinem Schwiegersohn, Ch. Penz, besaß er einen tüchtigen Mitarbeiter, und es war ihm hohe Freude, wenn es hieß: „Burgschmiet-Penz nun Guss übertragen.“ Letzterens lebte er sehr einfach, gemächlich, still. Die kleinste Gesellschaft war ihm seine Familie und der Kreis seiner Freunde.

Jeder Reisende sagt, daß die Längung, als sei man in frühere Jahrhunderte versetzt, fast in keiner Stadt so lebhaft hervorgerufen werde, als in Nürnberg. — Kommt das nur von den Mauern und Giebeln der Wohnhäuser? Von den Dächern und Bänken der Kirchen? — O, es ist wohl hauptsächlich der Geist, der durch die Bilder und Bildwerke geht, mit welchen Kirche und Haus geschmückt sind. Und das ist der Geist der Männer, welche Nürnberg die Seinen nannten.

Gebrüder Schönpfister, Adam Kraft, Michael Wohlgemuth, Albrecht Dürer, Peter Vischer und Andere noch, die als Sterne leuchteten in Nürnberg, hat es die Seinen genannt. Nun auch den Bildhauer und Erzgießer Daniel Burgschmiet. Und wie Jene, obgleich sie erloschen, doch immer noch nachleuchten, so wird es auch Dieser.

## Die Ausbeutung des Rübensyrups.

Von Dr. Franz Döbereiner.

Allgemein ist der Unterschied bekannt, der zwischen dem bei der Verarbeitung des Zuckersyrupses und der des Rübensyrupses auf Zucker abfallenden Syrup, zwischen dem indischen (holländischen oder Hamburger) und dem Rübensyrup stattfindet. Beide Syruparten enthalten zwar annähernd dieselben Quantitäten Rohr-, Trauben- und Schleimzucker, unterscheiden sich aber auffallend in dem Geschmack, dem während dieser bei dem indischen Syrup höchst innewohnend süß und schwach brenzlich ist, zeigt er sich bei dem Rübensyrup nur sehr wenig süß, sondern mehr brenzlich und zugleich auffallend sämig und höchst widerlich röhrenartig, was dadurch bedingt wird, daß der Letztere neben den genannten Zuckerarten ziemlich viel Salz und die eigentümlich schmeckenden (und riechenden) Rübensauretheile enthält. Diese Beimischungen und der durch sie veranlaßte Geschmack und Geruch des Rübensyrups machen ihn als Verfeinerungsmittel wenig brauchbar und vermindern seinen Werth so sehr, daß er bei den jetzigen Handelsverhältnissen kaum  $\frac{1}{2}$  des Preises des indischen Syrupus hat; seine Verwendung beschränkt sich auf die zur Bereitung von Süsselnädeln und auf Spiritusbrennerei, und die Rübensyrupfabrikanten sind nicht selten in Verlegenheit, sich seiner zu den billigen Preisen zu entledigen und ziehen es dann vor, ihn als Viehfutter oder Düngematerial zu benutzen oder durch Verbrennen und Einäschern auf Potasche, Soda und schwefelsaure Salze zu verarbeiten.

Die Menge des in dem Rübensyrup enthaltenen wässrigen Zuckers, d. h. des krystallisirbaren Rohzuckers, ist nicht unbedeutend, denn sie beträgt gegen 40 Procent. Beweist man, daß für den Augenblick der Centner Rübensyrup aus den Fabriken für 20 Silbergroschen verkauft wird, der Fabrikpreis des Zuckers — wie er jetzt gewöhnlich in den Fabriken dargestellt und zur weiteren Reinigung an die Raffinerieen abgegeben wird — aber 11 Thaler ist und der Centner Syrup 44 Pfand eines solchen Zuckers enthält, so findet man, daß den Rübensyrupfabrikanten ein großer Verlust beim Verkauf des Syrupus treffen muß, denn er läßt die 44 Pfand Zucker, die er abgibt, sich für 4 Thlr. 12 Sgr. verwerthen würde, zu 20 Sgr. o. Ä. Wenn während einer Campaigne, d. h. während der zwischen dem September und März liegenden Betriebszeit einer Rübensyrupfabrik 2000 Centner Rübensyrup abfallen, so hat der Fabrikant daraus nur eine Einnahme von 1333 $\frac{1}{2}$  Thalern; würde er daraus den ganzen krystallisirbaren Zucker abgeben, also nach obiger Annahme davon 800 Centner erhalten, so müßte er daraus 8800 Thaler entnehmen, wenn er keine Aufschubgebühren zu berechnen hätte, worüber weiter unten zu vergleichen ist.

Die verschiedenen in dem Rübensyrup vorfindenden ursprüng-

lichen (und auch während der Bearbeitung des Rübensyrups entstehenden) Stoffe verbinden die Krystallisation des darin enthaltenen Rohzuckers, denn wenn jener auch sehr lange bei einer niedrigen Temperatur sich abersetzen läßt, so scheidet sich eine verhältnismäßig nur sehr geringe Menge von diesem in Krystallen aus und die größte Menge derselben bleibt in der dickflüssigen Mischung. Der Weg der Krystallisation ist also für die Ausbeutung des Zuckers unzulässig und man setzt den Syrup in den Fabriken nur deshalb der Winter Temperatur aus, weil dann noch ganz ohne Kosten etwas krystallisirter Zucker erhalten werden kann; der dann übrig bleibende Syrup ist eben die Handelswaare mit 40 Procent Zucker. Zuckerfabrikanten wie Chemiker suchen auf einem anderen Wege zum Ziele zu kommen und gelangen auch zum Theil infolgedessen dahin, daß sie den ganzen Zucker oder den größten Theil desselben aus dem durch Krystallisation nicht mehr zu trennenden Syrup abscheiden, aber die aufzubringenden oder angewandten Mittel und Wege waren entweder wegen der Höhe der Schmelzgebühren oder aus anderen Gründen für die fabrikmäßige Befolgung nicht zulässig und der Rübensyrup blieb die Last der Fabrikanten.

So lange die Zuckerrüben noch zu mäßigen Preisen zu kaufen oder zu brennen waren, das Tagelohn und das Heilmaterial sich in den hergebrachten Pressen hielten, und die Rübenreiner nur wenige Groschen für den Centner betrug, so lange war auch der unverschämlich billige Preis des Rübensyrups ohne wesentlichen Einfluß auf den Ertrag der Rübensyrupindustrie, insofern nur der gewonnene Zucker gut verwerthet wurde, was bis vor einigen Jahren fast durchgehend der Fall war. Jetzt aber, wo die Rüben um das Doppelte im Preise gestiegen sind oder für den zu ihrem Anbau dienenden Boden eine hohe Rente zu berechnen ist, wo ferner Arbeitslohn und der Preis des Heilmaterials sich um  $\frac{1}{2}$  bis  $\frac{1}{2}$  erhöht haben und endlich die Rübenreiner wesentlich gesteigert werden soll, außerdem aber der Zucker sehr niedrig im Preise steht und nur unzureichende Hoffnungen auf bessere Verwerthung vorhanden sind, da hängt die Zukunft der Rübensyrupindustrie von der höchsten Ausbeute an Zucker ab, welche nur dadurch erzielt werden kann, daß entweder die ganze Zuckerfabrikation eine durchgreifende, allen im Saft enthaltenen Zucker umfassende Verbesserung erfährt oder — wenn diese nicht zu erzielen — der jetzt abfallende Syrup möglichst ausbeutet werden muß.

Im letzteren Theile, die Zuckerausbeutung des Rübensyrups, habe ich seit mehreren Monaten auf dem Wege des Experimentes verfolgt und bin nach einer Reihe von Versuchen endlich zu dem Ziele gelangt, die Verhältnisse kennen zu lernen, unter denen beinahe

der ganze im Syrap enthaltene Zucker auf eine billige Weise gewonnen und das Verfahren fabrikmäßig ausgeführt werden kann. Ich habe nämlich bei Anwendung dieses Verfahrens in der Verarbeitung eines desselben Syraps stets 37 bis 37 1/2 Procent feinstkörnigen Zuckers erhalten, welcher ohne irgend eine Reinigung durch Knochenkohle oder ein anderes Mittel von hellbräunlich gelber Farbe und von rein feinem, vollkommen rübenfreiem Geschmack ist; ungleich gewinne ich dabei ein viel geringeres und daher leicht und gut zu verarbeitendes Nebenprodukt, ohne daß der Abfall von dem verarbeiteten Syrap seinen Werth als Material zum Düngen oder zur Gewinnung von Pottasche und dergleichen verliert.

Da nur Zahlen die richtigen Anhaltspunkte für die Rentabilität irgend einer commercialen und industriellen Unternehmung geben, so will ich auch hier über mein Verfahren die betreffenden Data anführen. Bei einer Verarbeitung von zehn Centnern Syrap, diesen zu dem jetzigen Preise von 20 Sgr. für den Centner veranschlagt, betragen die Kosten für Syrap, Schiedungsmaterialien und Feuerung, ausschließlich des Arbeitslohns, 35 Thaler, der Ertrag hingegen, wenn der gewonnene Zucker zu 11 Thaler für den Centner berechnet wird, ergibt nahezu 54 Thaler. Abstrahirt man von der Gewinnung des angegebenen Nebenprodukts, so stellen sich zwar die Kosten für die Verarbeitung von zehn Centnern Syrap nur auf etwas über 28 Thaler, dagegen gewährt der Ertrag aber auch nur etwas über 41 Thaler. Die Arbeitslöhne für erstere Bearbeitungsweise zu drei, für letztere zu zwei Thaler angeschlagen, sind wenig nicht zu niedrig berechnet und es ergibt sich dann für ersteren Fall ein Gewinn von 16, für letzteren von 11 Thalern, ein Gewinn, der für einen Abfall von 3000 Cent-

nern Syrap während einer Campaigne zu einer beträchtlichen Summe, zu 3300 Thalern in dem einen und zu 2200 Thalern in dem anderen Falle steigt, so daß also jene 2000 Ctr. Syrap fast zu 1333 1/2, sich zu 4533 1/2, resp. zu 3533 1/2 Thaler verwerten, wobei noch nicht der Werth in Anschlag gebracht ist, den der Syrapsabfall als Düngematerial oder für die Verwendung zur Gewinnung von Pottasche und dergleichen behält.

Für die Einführung meines Verfahrens in den Rübenfabriken spricht noch der Umstand ein bedeutungsvolles Wort, daß mit Ausnahme einer wenig lesbaren Fortsetzung die Realitäten und Utensilien, die bereits vorhanden, brauchbar sind und diese zu einer Zeit, wo die Rübenstaffelbearbeitung ruht, für die Ausbeutung des während der Campaigne abgefällenen Syraps benutzt werden können. Ist die Quantität des in einer Zuckerfabrik vorkommenden Syraps nicht so bedeutend, um volle Beschäftigung während des Frühjahres und Sommers in einem den vorhandenen Utensilien und den Arbeitskräften entsprechenden Verhältnis und in Folge dessen mit der möglichst großen Ertragsfähigkeit zu gewähren, so mögen mehrere benachbarte Fabriken zur gemeinschaftlichen Ausbeutung des Syraps zusammenreten. Aber auch die Begründung eines besonderen Establishments, das sich einzig und allein mit der Ausbeutung des Syraps nebst der Bereitung des angegebenen Nebenprodukts und der Verwendung des Syrapsabfalls in Fabrication von künstlichem Dünger oder Pottasche und dergleichen befaßt, würde den Unternehmern eine sehr hohe Rente gewähren.

Die auf allgemeine Unterhaltung und Befehung basirte Tendenz dieser Blätter gestattet den Abdruck der obigen Mittheilungen, ohne auf das Specielle derselben weiter einzugehen, worüber ich auf mündliche oder schriftliche Anfragen bereitwillig Auskunft geben werde.

## Immermann und Gräbe.

Fragment aus dem Düsseldorf'schen Künstlerleben.

Unter den Männern von Intelligenz und Talent, welche in den dreißiger Jahren dem Düsseldorf'schen Künstlerleben ein erhöhtes Relief verliehen, war unbedingt Immermann, der berühmte Verfasser des *Münchhausen's*, der *Herzogrande's* und *Einflussreich's*. Nicht als hätte er es sich angelegen sein lassen, auf den Charakter der Schule im Allgemeinen oder auf die Richtung einzelner Künstler einzuwirken; dazu hielt er sich bei allem freundschaftlichen Belehre einestheils doch immer noch zu fern, war zu wenig anscheinend und aus dem Innersten mittheilend, und andertheils mit seiner eigenen Kunstanschauung noch zu sehr in der Ausbildung begriffen. Daher benutzte er den Umgang mit den Künstlern zunächst zur Förderung seines eigenen Urtheils, zur Prüfung seiner Reflexionen, zur Bereicherung seiner positiven Wahrnehmungen. Seine zuerst in der Pandora erschienenen „Düsseldorf'schen Käfige“ waren das Resultat dieser seiner zwölfjährigen Studien und Beobachtungen. Die dort angesprochenen Ansichten über das Wesen der Kunst brachte er feineswegs den Ränker mit nach Düsseldorf, sondern gewann sie erst hier. Selbst die gründliche und zutreffende Darstellungsweise, insofern sie von einer ausfallend frischen und allseitigen Erregung zeugt, hat ihren Hauptgrund in der besonders auf ihn so wohlthätig einwirkenden künstlerischen Umgebung. Diese Einwirkung war aber nicht bloß befruchtend und weckend, sondern auch kritischer Natur. Denn wie sehr sich auch das damals noch junge Vaterland vor seiner gemäßigten Persönlichkeit und vor der Thatsache seines Geistes bezog, so war es doch deshalb nicht geneigt, ihn so ohne Weiteres anzunehmen. Wagte man auch gegen ihn keine unumwundene Kritik, weil man den leicht Reizbaren nicht verletzen und erkränken wollte, so ging eine solche doch für ihn theils daraus hervor, wie man das Vorgesehene hinmah, theils wie man über ähnliche Vorfälle von Anderen — und zwar ohne viel Federlesens — urtheilte. Auch fehlte es dem jugendlichen Treiben nicht an Humor, Satire und Wig, und mancher aufscheinend nur in die Ferne zielende Spieß hat unzweifelnd den Nebenankertenden. Vor Allen aber waren es zwei Dinger, denen man den Krieg erklärt hatte, der Langeweile und dem Positivism. Unter der erstern begriff man aber allerlei, z. B. Weißknechtigkeit, Pedanterie, Trodenheit, Präservantum, Schwerfälligkeit u. dgl. Für entgegenge-setzte man pläthliche Anschaulichkeit, Deutlichkeit, Kürze, Lebendigkeit etc. Es ließe sich wohl aus zahlreichen kleinen Aügen nachweisen, —

ließe man nicht Gefahr, selbst langweilig zu werden — daß Immermann's spätere ebenso einfache als lebendige, ebenso ferne als ungeschwätzte Darstellungsweise nichtswegend diesen Anforderungen seiner Umgebung Rechnung trug.

Ich sage nichtswegend, denn Immermann war nicht der Mann, durch ein etwaiges Zugeländnis solcher Art seine Selbstthätigkeit und Autorität in Frage zu stellen. Auch war er im Vorgehen durch kein Fremd von einer solchen Accommodation der Form und zwar am so weniger, als er darin eine gewisse Annäherung an die stüchtige und pilantienmüllende Tagesliteratur erblickte, die er gütlich haßte, weil er ihr den Ernst der Bestimmung, die höhere Weisheit, die wahre Erkenntnis der Kunstbeutung absprach. Ram er auf sie zu sprechen, so umspielte ein jährender Hohn seine gelassenen Lippen und seine Augen weiterentwickelten unheimlich hinter der Brille. Später machte sich diese Bitterkeit, die er traten Momente der Miße, der Rachsigkeit und selbst einer gewissen Wehmuth bei ihm ein. Er hatte gemäßigteren Stoff als der Höhe seines Strebens und seiner Aufschauungen Stoff gefaßt und durfte nun mit einiger Mühe — um so mehr, da sich ihm jetzt die Kritik glänzer zeigte — auf die Umgebung und das Gelesene und Ereichte zurückzuführen.

Was aber war es, was den Immermann'schen Stolz, der nicht selten in Schroffer Weise hervortrat, enttäglich, ja Hochachtung gebietend machte? Es war seine durch und durch edle und wahrhaftige Bestimmung, sein energisches, unerwüthliches Streben nach dem Höchsten, sein vollständiges Durchdrangensein von der hohen Bedeutung und der Heiligkeit des Dichterberufs, sein echt mündliches, strenges und zuverlässiges Wesen. Schon seine äußere Erscheinung bedeutete unverkennbar auf diese Eigenschaften. Er hatte eine hohe, stattliche Gestalt, zu der sich erst in den letzten Jahren seines Lebens eine mäßige Delictheit gesellte. Seine Schläfen, ohne hochstehend zu sein, waren nur wenig abgehängt; ihnen entsprechend der Hals mehr kurz als lang, was der Haltung das mit einem vollen, kräftigen, tiefbraunen Haare versehenes Kopfe eine gewisse gebieterische Festigkeit verlieh. Die Kopfbildung neigte sich gewissermaßen als auf zur quadratisch geränderten Kreisform. Auf der hohen Stirn thronte dickehaariger Ernst. Die Schwellungen über der Augenhöhle und nach den Schläfen zu waren vorherrschend aus-

gebildet, ohne daß die letztern auf eine besondere Reizung zum Phantasieren hätten schließen lassen. Die mehr breite als schmale und in den Verhältnissen kurze Nase deutete auf härtmüthigen Troß; ebenso zeigte die Wangenformation eine feste, compacte Muskelbildung. Am meisten aber verrieth die seinen geschlossenen Lippen des männlich kleinen Mundes den streng maßhaltenden und scharf geprägten Charakter. Von allen Theilen des Gesichts schloß allein das unde Kim nicht ganz die Neigung zu einer bequemen Dehngelüchtigkeit aus. Um das Bild vollständiger zu machen, darf eine gewisse amtliche Gemessenheit seines Wesens nicht unerwähnt bleiben.

Befand sich dieser Mann unter uns bei unsern ersten gesellschaftlichen Zusammenkünften oder bei allgemeinen festlichen Veranstaltungen, so gab es wohl nicht leicht Jemand, der nicht ab und zu nach ihm hinübergeschickt hätte, um zu sehen, was für ein Gesicht er machte zu unsern Scherzen und Scherzen, zu unsern Declamationen und semihischen Vorstellungen. War er aber selbst der Leiter eines solchen Festes, oder begleitete er uns mit dem Vorlesen irgend eines Schalepaarschen oder Calderon'schen Stüdes oder seiner eigenen Werke, so waren wir diese Zeit vollständig seine Leib- und Seeligenen. Seinen Anordnungen hatte man sich unbedingt zu fügen, seine Auffassung war die allein richtige, die geringste Einräug, die kleinste Bernachlässigung ließ seinen Zorn berühren. Dieser aber pflegte sich nicht in viel Worte zu setzen, sondern ging gleich zur That über. Hatte er z. B. eine Probe zu einem Festspiel angelegt, und fünf Minuten nach der anberaumten Zeit waren nicht alle Mitwirkenden anwesend, so warf er ohne Weiteres sein Buch oder Manuscript in den Winkel, und verlegte die Probe auf den folgenden Tag, wäre auch die Zeit bis zur Auführung noch so knapp zugemessen und für die Beendigung — die sich schließlich nur dem allgemeinen Besten oder doch der allgemeinen Unterhaltung opferien — noch so ungelogen gewesen. „Ich will Pünktlichkeit“, pflegte er zu sagen, „und bin nicht geneigt zu warten.“ Ach, wach Schulzen und Klagen erob sich dann, war unglücklicher Weise die Beschäftigung einer mitwirkenden Dame die Schuld seines Zornes, die ran nicht nur diesen, sondern auch den Aegerer aller übrigen Mitwirkenden auf dem Gewissen hatte!

Wie gütlich war aber auch hinterher die Freude, hatte sich das Ganze zu einer echt künstlerischen Lösung abgerundet! Zu diesem Zweck schenkte Zimmermann seine Mühe und seine Wiederholung, sein Vordringen und immer wieder Nachhaken. Und wie geschickt mußte er die vorhandenen Kräfte zu verwenden, und mit welcher Umsicht und Feinheit Alles bis in's Kleinste zu ordnen und in der Wirkung durchzuführen! Das kam daher, weil er nicht nur selbst ein erstaunliches Talent besaß, dem Wort durch Betonung und Gebärde seine volle Bedeutung und Tragweite zu verleihen, sondern auch unter allen Umständen den festen, beharrlichen Willen hatte, mit allen Kräfte einer möglichen Vollendung nahe zu kommen. Dieser erste Strambon verließ ihn nie ganz, selbst nicht, wenn er im traulichen Kreise hinter dem Glase Wein seiner Laune den Jügel schirren ließ, und mit drolligen Einfällen und Dehngelüchtheiten um sich warf, wie wir ähnliche in seinem Mündchenspaß und Lustsätzen in Menge vorfanden. Dann waren es besonders der geniale Humorist A. Schröder und der ehemals so heitere A. Hildebrandt, die mit ihm zu unserm Aler Erbauung ein Witzturnier aufführten, bei welchem die unheilbringenden Pfeilstriche der gebrochenen Lanzen auch wohl allmählich noch Andere reizten, in die geöffnerte Bahn einzutreten.

Daß eine solche Natur sich nicht mit dem cynischen und schredlich heruntergekommenen Grabe, den trey alldem genialen Dichter des Hamibal, des Don Juan und Faust, des Napoleon und des Herrmannschlachs, würde bescrenden können, sagten wir Alle und gleich bei der letzten Antanft in Düsseldorf. Gelegenheit will ich hier einhalten, auf welche seltsame Weise ich die nähere Bekanntschaft dieses ebenso unglücklichen als genialen Mannes machte. Zunächst war es mein Freund Hasenklever, der bekannte — leider zu früh verlebene — Maler der Jobstade, der mich eines Abends in sein Weinloca auf der Rheinstraße führte, die Grabe zu seinem besitzändigen Abtheilungsleiter erfordern hatte. „Du wirst einen tollen, aber doch einen sehr geschickten Kellner lernen“, sagte Hasenklever auf dem Wege dorthin; „vor Allen aber einen höchst originellen Menschen und das zieht mich ganz besonders zu ihm hin. Ich sage Dir, wenn Du den schimpfen hörst, so steigen Dir die Haare zu Berge, und doch ist er eigentlich im Herzen ein gutes Haus.“

Wir traten in die von Tabakqualm verduftete Stube.

„Siehst Du, dort sitzt er; komm, ich will Dich vorstellen.“ Ich sah nach dem Bezeichneten hin. Es war ein kleiner, auf seinem Stuhle ineinandergekauert Mann, dessen großer Kopf fast nur aus einer tiefen, von wenigen lockigen Haaren umgebenen Stirn bestand. Er schwanzte, vorn überhängend, unsicher hin und her.

Hasenklever trat begründend an ihn heran und stellte mich vor. Grabe warf einen schänen Blick zur Seite und sagte:

„Gut, Sie können mir geföhnen werden. — Ich bin kein Freund von Complimenten“, sagte er nach einer Weile halbentschuldigend hinzu und rühte seinen Stuhl, damit wir Platz gewannen.

„Die Großheit darfst Du ihm nicht übel nehmen“, flüsterte mir Hasenklever zu; „so ist er immer.“

Und nun begann eine Unterhaltung, die nichts weniger als erquicklich war, obgleich sie sich meist auf historische Charaktere, auf Hamibal, Cäsar, Napoleon &c. bezog. Die Kraftausdrücke und Epithela, mit denen dieselben von Grabe abgefertigt und versehen wurden, waren allerdings meist von überraschender Charakteristik, geistvoll und scheidend, aber durcans nicht zu einer weiteren Theilnahme geeignet. Je mehr er dem Glase zusprach, desto wilder, solofaler und verzerrter wurden seine Vergleiche, die nicht selten das Widernatürliche und Heiligste zusammenzusetzen suchten.

„Mein lieber Auditor“, (Grabe war bekanntlich preussischer Auditor) sagte ein neben ihm sitzender Witz, „ich glaube, Sie werden gut thun, anzuhören. Ich halte es für meine Pflicht, Sie zu warnen; es könnten die Wallungen von gestern —“

„Halt's Maul, Doctor; was geht's Dich an, wenn ich mich zu Tode laufe!“

Ich drückte mich aus der Gesellschaft und verspürte auch diesem Abend nicht das geringste Verlangen mehr, mit dem genialen Dichter des herrlich sprudelnden Lustspiels Scherz, Satire, Ironie und tiefer Bedeutung und des großartigen Gedichts „Don Juan und Faust“ in eine nähere Berührung zu kommen.

Aber der Zufall sagte es anders.

Einige Tage später passirte ich Morgens gegen halb acht Uhr die Ratingstraße, als ich in einiger Entfernung Grabe gewahrte, der, bald schlafend, bald unsicher weiterstolpernd, sich nach den Häusern umsah. Ihm näher kommend, grüßte ich:

„Sie da!“ sprach er mich an, „können Sie mir sagen, wo hier der Auditor Grabe wohnt?“

„Sie können Ihre Wohnung nicht finden, Herr Auditor?“

„Ach, Sie kennen mich? waren Sie gestern bei uns?“

„Gestern nicht, aber vor einigen Tagen. Erinnern Sie sich —“

„Nein, ich erinnere mich nicht — aber wissen Sie meine Wohnung?“

„Im schwarzen Horn, nicht wahr?“

„Ja, im schwarzen Horn.“

„Sie sind hier gleich bei der Thüre; soll ich Sie hinaufführen?“

„Ja, kommen Sie! Nun, heil mich der Teufel, ich dachte schon, die Spelunke wäre ganz vom Erdboden verschwunden gewesen.“

Mühsam erkliegen wir die engen Treppen.

„Immer höher!“ rief er und dann, im zweiten Stockwerk angelangt: „halt! da — das ist die Thüre.“

Wir traten in eine schmale, ziemlich knapp möbriete Stube. Ein flumper Arbeitstisch, eine kleine Bisthoche, ein Bett, ein Stuhl und ein paar Stühle verließen dem Räume ein wohlthätiges Ansehen.

Sofort warf er sich auf's Bett.

„Ringeln Sie, damit mir das — mein Frühstück bringt.“

Ich wühlte die und bald wacker trat das Stubenmädchen mit dem Verlangen ein. Es bestand aus einem groben Glase Kornbranntwein und einem entsprechenden Stück toden Speck, nebst einer trocknen Brodkümmel.

Während er diese Dinge mit einer gewissen Hast zu sich nahm, räunte ich einige an der Erde zerstreut liegende Manuscripte zusammen und legte sie auf seinen Arbeitstisch.

„Werfen Sie den Schund in's Feuer!“ schnarrte er.

„Das wollen wir einwirkeln nicht thun; Sie würden es vielleicht später bereuen.“

„Nein, sage ich; es ist bunnes Zeug, es sind Polypen, die

ich meinem Hamnalk aus der Nase geschnitten; ausgemerzte und umgeänderte Scenen!"

"So würden Sie wohl erlauben, daß ich sie zu mir setze?"  
"Weinetwegen!"

Ich baute und versicherte zugleich, daß ich ein großer Verehrer der fernigen, kräftigen Auffassung und der plaisirlichen Behandlung seiner dramatischen Charaktere sei.

"Schämigen Sie, schämigen Sie!" rief er und lehnte sein Gesicht gegen die Wand. "Ich bin ein unglücklicher Mensch," murmelte er in's Rissen und schloß sich trampfhaft.

Meinen Versuch, ihn zu beruhigen und zu trösten, ließ er gar nicht aufkommen.

"Wenn Sie mir einen Dienst erzeigen wollen, so reichen Sie mir das Glas; da — da — seht's," unterbrach er mich, ohne sich umzuwenden.

"Nun ich Ihnen mit weiter nichts dienen?"

"Nein! — Doch, ja, gehen Sie zu Immermann, sagen Sie ihm, daß ich heute Morgen nicht kommen konnte — daß ich in sechs Wochen nicht kommen könnte — daß ich trotzkrank sei — und daß ich mühselig . . . . Aber nein — und er wartete sich um und nach mich mit mattem Blick — "Sie sind noch zu jung, um die Courage zu haben, ihm in die zu sagen . . . Ich werde es ihm schreiben, daß ich ein armer, verlornener, zu Grunde geichteter — auf ewig verlornener Mensch bin."

Alle seine Gesichtsmuskeln arbeiteten heftig und die schlaffen Lippen bebten. Tief erschüttert trat ich näher, ich wollte seine Hand fassen.

"Scheren Sie sich um Teufel!" rief er; "aber," setzte er fast weinlich hinzu, "kommen Sie morgen früh wieder. Nicht wahr, Du kommst? — Morgen werde ich ein ganz anderer Mensch sein."

Ich versprach es ihm, fand aber jedes Mal denselben zerrißenen, unglücklichen Menschen, dessen Geist sich nur dann aufzurichten vermochte, wenn es ihm gelang, in düsteren Schicksalsdränge sein eigenes trauriges Ich zu vergeffen. Wie recht, dachte ich, hat doch unser Meister Schadow, wenn er behauptet, auch das größte Talent, ja selbst das würdige Genie gehe auf halbem Wege zu Grunde, wenn ihm nicht eine gewisse Charakterfestigkeit von Zeit zu Zeit unter die Arme greife.

Zwei Jahre später hatte ich Gelegenheit, auch Immermann, mit dem ich bis dahin nur in außerhäuslicher Berührung gekommen, in seinen vier Wänden, wie man zu sagen pflegt, kennen zu lernen. Welcher Contrast!

Es sollte dem damaligen Kronprinzen von Preußen, dem jetzt regierenden Könige, bei seiner Anwesenheit in der Rheinprovinz von den Künstler Düsselvors ein großes Fest gegeben werden. So etwas konnte nie ohne dramatische Vorstellungen, lebende Bilder, Festspiele u. dgl. abgehen. Am wenigsten durften diese Dinge diesmal fehlen, da es galt, einem geistvollen, für Kunst und Poesie enthusiastischen Prinzen, dessen geniales Urtheil notorisch war, eine Unterhaltung zu bereiten, die zugleich unser künstlerisches Getreibe in ein günstiges Licht zu stellen geeignet wäre. Solche Vorstellungen aber leisteten den Mitwirkenden allemal schwere Opfer an Zeit und Geld und kaum ergriff hatten wir uns von den Anstrengungen eines nicht lange vorher stattgehabten Festes erholt. Viele litten noch an den pränumerierten Kadenzen desselben. Theils die noch krümmende Erfahrung, theils eiserne Notwendigkeit bestimmte uns daher, diesmal möglichst ökonomisch zu Werke zu gehen, das heißt den Festplan so einzurichten, daß die noch von früher vorhandenen Decorationen und Costüme mit geringer Veränderung wieder verwendet werden könnten.

So hatten wir in den Vorbereitungen, denen Immermann nicht abwesend, weil er zu dieser Zeit vertriebt war, beschloffen. Ja, wie verhehlt es uns nicht, daß dessen Abwesenheit für die mindere Kostspieligkeit des Festes ein günstiger Umstand wäre, und hofften, wie es schon einmal geschehen, auch ohne ihm etwas Vortreffliches zu Stande zu bringen. Aber schon in den nächsten Tagen lehrte Immermann jurad und zwar zu unserm nicht geringen Schreck, denn hätte er erfahren, daß wir die Absicht gehabt, ihn zu umgehen, er würde es wohl sobald nicht verzeihen haben. Indes fand sich ein Ausweg, der geeignet schien, jede Bedenklichkeit zu heben. Man ernannte in aller Eile unter dem Vorwande, daß sie den Zweck habe, Immermann mit Rath und That beizustehen, aus unserer Mitte eine Commission. Ihre geheime Aufgabe aber war,

ihm die Hügel zu halten, daß er nicht allzu räthselhaft in's Zeug gehe. Dieser Commission gehörten — so viel ich mich dessen nach nun zwanzig Jahren zu erinnern vermag — u. A. Hildebrandt, Kiederich, Steinbrand, Heibel, Haas und meine Wenigkeit an.

Wir wurden von Immermann auf den folgenden Abend in seine Wohnung eingeladen, die sich eine Viertelstunde vor der Stadt auf dem in Terevent's gelegenen freundlichen Gute "Rollenbach" befand. Er bewohnte das Erdgeschloß des geräumigen, von einem schönen Garten umgebenen Landhauses und seine Freizeiten, Obstin im Aplefeld, die erste Etage bestellten. Die häusliche Wirthschaft bediente wir äußerlich eine streng geschickene.

Er empfing uns überaus freundlich, und drückte Jedem zum Willkomm herzlich die Hand. Er war im Schlafrock, was ihm ein cordiales und gemüthlicheres Wesen verlieh, als er sonst zu zeigen pflegte. In dem Vorzimmer, welches wir passirten, um in sein Arbeitszimmer zu gelangen, stand auf einem kleinen runden Tische eine Art Ögenbild, ein braunes, dunkles, ungehaltetes Ungethüm und — was uns günstige Aufspicere eröffnete — rund um dasselbe eine Anzahl Flaschen und Gläser. Das Arbeitszimmer selbst war ein sehr geräumiges. Theils eine Reihe, wohlgehaltene Bibliothek, theils mehrere anständige Statuen in Gypsabguß, darunter ein paar schöne Venus-Locken, dann Zeichnungen, Kupferstiche, Bildnisse seiner Freunde u. d. bedeckten die Wände. In der Mitte stand ein großer runder Tisch, hochgeschwert mit Büchern, Acten, Papiere; Alles ohne heulische Prævanterie in bester Ordnung. „Seht Euch, Ihr Räumer!“ begann er in humoristischem Tone und schob jedem mit großer Dienstfertigkeit einen Stuhl hin. „So, und man wollen wir, die wir das wichtige Werk beraten, die rechte Stimmung beschwänden.“

Und behändig holte er die im Vorzimmer aufgestellten Flaschen und Gläser herbei. „Ein echter Kadenzeheimer; seht an!“ Dann ließ er sich behaglich nieder und fixirte uns mit prüfendem Blick.

"Nun, was wollt Ihr von mir?" —

Hildebrandt, sein anderer Freund, übernahm die Auseinandersetzung und bemerkte unter anderem, man wünsche ein Festspiel, so in der Weise wie jenes, was Keinit und meine Wenigkeit für den Vater Schadow's damals arrangirt hätten.

"So?" betonte Immermann mit einem gewissen ersten Nachdruck, „also in solche Fußstapfen soll ich treten? Also Ihr wollt mich zum Hinfängler machen?"

"Das heißt," fuhr Hildebrandt fort, "wir meinen nur, Du möchtest das Ganze so einrichten, daß wir das vorhandene Material, was wir noch besitzen, möglichst wieder verwenden können."

"Ho ho!" lachte er, "ich soll also meine Einfälle nach Euren Gesumfuchen und Decorationen einrichten! Doch laßt hören, was habt Ihr denn noch?"

Und Jeter kamte aus, was er für brauchbar hielt, und Immermann schien getuliglich zuzuhören. Als wir mit unserer Weisheit zu Ende waren, spricte er eine Weile den Rankenpendeln, als ob er sich den Kopf zerbrähe, unsern Wünschen gerecht zu werden. Dann begann er in ernsthafter Weise die stillschweigenden Projekte auszulippen, gegen die wir natürlich pflichtgemäß unsere Einsprache erhoben. Dies kümmerte ihn jedoch wenig, vielmehr gestaltete sich sein Plan immer abenteuerlicher. Um die Pausen zwischen den unvermeidlichen lebenden Bildern zu beileigen, schlug er vor, eine Scherbe bauen zu lassen, deren Durchmesser die Breite der ganzen Bühne betrage. Auf dieser sollten in ineinandergegriffenen Gruppen die Hauptepochen der Kunstgeschichte dargestellt werden. Mittels eines Kadenzeimers sollte die Umterzung bewirkt werden, so daß ohne Unterbrechung Gruppe auf Gruppe verwechselte. Allerdings nicht über, aber für unsere stonemischen Absichten wenig passent. Wir unterließen nicht, dies zu bemerken.

"Ja, Leute, wenn Ihr finden wollt, so müßt Ihr mich nicht zu Rath ziehen," erwiderte er halb ärgerlich, halb spöttisch und fuhr fort:

"Ist dann das letzte Bild vorüber, so erseidnt am Schlusse der Venus der Kunst, feierlich auf Wellen niederzuschweben, eine schöne weibliche Gestalt, nach wie die Wahrheit, nur einen leichten Schleiher um die Hüften, und begrüßt so den Kronprinzen."

Erstaunt warfen wir ein, daß wir sehr daran zweifeln, eine von unsern Damen werde sich zu einem so leicht gefumirten Genie hinsetzen.

Ein satirisches Köhlein ludte auf seinen Lippen.

„Wozu haben wir denn?“ erwiderte er ruhig, „all die adeligen Damen, besonders die Gräfinnen A. N., wenn sie das nicht einmal thun wollen? Sie wollen ja doch stets eine aparte Rolle spielen. Und den Herren Offizieren wird dieser Theatercouc ganz befonders gefallen.“

Eine Weile weiterte er sich an unseren verklärten Gesichtern und sagte dann lachend:

„Nun, ich sehe schon, heute seht Euch und mir die Weide, aber in zwei Mal vierundzwanzig Stunden seht Ihr von mir ein Stück frei und fertig erhalten, das Euch hoffentlich genügen wird; wenn nicht, so macht damit, was Ihr wollt. Berechtigt mir aber heute meine gute Laune nicht, denn seht, hier habe ich den ersten Band meines Münchshausens, das erste gebundene Exemplar. Bis her hat mir keine meiner Arbeiten so viel Freude gemacht, wie dieser Münchshausen.“

Schon bei früheren Gelegenheiten hatte er und einzelne Capitel desselben vorgelesen, an die sich nun unsere Schloßunterhaltung knüpfte. — Wir schieden in heiterer Stimmung spät in der Nacht, das Schicksal des Heßpils gänzlich seiner Willkür über lassend. Es war wirklich das Einzige, was uns zu thun übrig blieb.

Einem Besprechen gemäß lieferte er zwei Tage nachher das fertige Stück, das den Titel „Ost und West“ führte und vielsach auf die Verbindung der Rheinprovinz mit den östlichen preussischen Provinzen anspielte. Die Aufführung, welche im großen Gallerieaal der Akademie stattfand, verurtheilte viele Schwierigkeiten und erforderte einen großen Aufwand von mühsam bezustellten Requisiten. Die Wirkung war nicht gerade eine schlagende, doch stellte es doch seine tieferen Begünstigten. Tello brillanter fiel die auf dieses Beispiel folgende Aufführung von „Wallenstein's Lager“ aus. Es dürfte nicht leicht ein abgemesseneres Zusammenspiel und eine feinerer Charakteristik der einzelnen Personen selbst von Scaupierern einer Hofbühne zu erreichen sein. Die Lebendigkeit der Dialoge und Situationen, die ungeschwämzte Gehalt des Costums, die Vereinnahmung aller Bühnenkunst und nichtfagender Vocalisationen: Alles das ließ erathen, daß die Spielenden Künstler waren, die tiefere Gründe für ihr Spiel hatten, als das Herkömmliche nachzugehen. Obenfalls aber blieb Immermann das bei Weitem größte Verdienst. Er hatte die Regie mit einer Sorgfalt und Umficht geübt, wie man sich kaum vorstellen vermag, wenn man nicht selbst zugegen gewesen. Jede Bewegung, jede Gestik, jeder Uebergangsmoment war genau erwogen und angegeben und so — bei allem Trufel, den diese Vaganten erfordern — eine vollständig klare materielle Contourung der Scenepart erreicht worden.

Nur ein kleiner Unfall drohte einen Augenblick, den Joten Immermann's, der sich hinter den Coulissen befand und mit dem Bude in der

Hand jede Sylbe controllirte, auf unsere Häupter niederfahren zu lassen. Einer der heftigsten Jäger nämlich ließ ein paar Worte weg, welche das Schicksal für den Folgenden abgaben. Drohend erhob Immermann die Faust gegen die Spielenden und sagte mit gedämpfter Stimme:

„Die verfluchten Kerle laufen Punsch aus dem Heldeßel und werfen mir das ganze Stück um!“

Das Eine war allerdings wahr, das Andere aber geschah nicht, vielmehr blieb Alles bis zum Ende im besten Gleiße. Noch war der Vorhang nicht ganz gefallen, als die Scenepart auf die Bühne trat und unserem Immermann die Hand reichte:

„Vier Immermann, ich danke Ihnen herzlich; die Aufführung war ganz meisterhaft und Ihr „Ost und West“ hat mir sehr gefallen.“

Wie heiter diese Anerkennung Immermanns gestimmt hatte, zeigte sich erst recht nach Beendigung des Festes, wo wir im anstehenden kleinen Gallerieaal, der zum Garbenerbegime geübt hatte, uns bei der gefälligen Beweise von den Strapazen des Tages erholten und über einzelne dreilige Zwischenfälle unsere Eiossen machten.

Noch einmal zwei Jahre später — es war am 24. August 1840 — saßen mehrere von uns plaudernd an derselben Stelle, als der jetzt leider auch schon längst verstorbene talentvolle H'a ad mit liebtbeträuter Niene eintrat.

„Hah! Ihr schon vernehmen,“ sagte er, „daß unser Ivide Immermann todkrank am Topus darnieder liegt?“

„Immermann?“ fuhrn wir befüßt auf; „viele Niesennatur?“

— Und noch vor adt Tagen wollten ihn Mehrere gesund und tüchtig gesehen haben.

„Es mag sein letzter Anhang gewesen sein,“ entgegnete Daad. „Weshen zeigte man ihm die Gefahr seines Zustandes an und rieth ihm zu ernten, was er noch zu ernten wünsche. Da soll er sich im Bette emporgerichtet und mit aller Kraft seiner Stimme gesagt haben: „Es ist nicht wahr — ich bin so krank nicht — ich will durchaus noch nicht sterben — ruht mit noch einen Tag!“ — Gleich nachher sei er aber kraftlos zusammengesunken, und seitdem soll auch die letzte Hoffnung verschwunden sein.“

Am folgenden Tage war Immermann nicht mehr. — Betäubt von dem entsetzlichen, plötzlichen Schlage brachen wir weniger in Worte der Trauer als in den übereinstimmenden Ausruf aus: „Ein schreckliches, grausames Verhängniß!“ — Dem kurz vorher waren seine höchsten Wünsche in Erfüllung gegangen; er hatte die allgemeine Anerkennung gefunden, leitete seit einem Jahre in glücklicher Ehe, und am Tage seines Entkrankens hatte ihn seine junge Frau mit einem Töchterchen beschenkt. E. Glafen.

## A b s c h i e d .

Die Wälder grün, die Fäße lauer,  
Im Mühlbächlein prangt der Wal,  
Das Renker stin ich mit dem Baum,  
Voh' weh, mein Vogel, du bist frei!

Voh' traurig nicht das Köpfchen hangen,  
Waid schautst dich der schwarze Hh,  
Nicht dich ich rüchtes dich gelangen,  
Du warst im Winter nur mein Gah.

Du bist, ein Ornh der grünen Falde,  
Ein Klang aus fernem Sommerzeit,  
Ein lebend Heimweh nach dem Walde,  
Werbild des Dichters Einsamkeit.

Zwei milde Sänger, Pastoren,  
In einer Kette lagen wir  
Und darten auf des Venges Speisfen  
Und feiner Weiden blaue Zier.

Jetzt ist er da, in köh sein Klängen,  
Er wohnt dich an mit frischem Pulz,  
Nun! rege fröhlich deine Schwünge  
Und lege durch die weite Vu!

Was kimmert's dich, daß ich mit wassen,  
Umkreisen Augen nach dir feh' —

Du kannst mich ehne Schmerzen lassen,  
Wir aber that der Abschied weh!

Du fereh heim zum Walde wieder,  
Er schlägt um dich sein schattig Art,  
Und jubelt schamten deine Fieder  
Den Finghgruß durch die schied Welt.

All ihre Wander wist du schauen,  
Wirst haben dich im Sonnenchein,  
Wirst ich eine heimlich Wehen sein —  
Ich aber bleibe ganz allein.

C. kinn' ich keinen Flug begleiten!  
Tob' ich gefreit, ich mein Schmerz,  
Ein banges Leben nach dem Weiten  
Erfüllt im Hüßling mir das Herz.

Die Thü' ist auf, nicht käme länger,  
Voh' weh! Dort hst er auf dem Stranz —  
Jetzt ist er lau, heiterer Sänger,  
Denk! Du wehst des Gesangens auch?

Du bürst seufen mich und klagen,  
Vieldeich unweiden andernst  
Galt' nach in deinem frehen Schlägen  
Ein Laut der kranken Niesennatur.

Albert Traeger.

## Die Geschichte eines Irren.

Aus 3. a.

„Mutter, Du traugst sie wohl auf unserm Hochzeitgange? Ich hatte sie selbst heimlich angefertigt, es war ein Alt Weisterrück, das ich freiwillig mir aufgedrückt — denn wir Goldschmiede haben eine freie Kunst und brauchen kein Aufstöß zu machen. Die letzte sie Dir selbst pflücklich aus den höchsten Nadeln. Alle Hochzeitgäste kamen herbeizuströmen, die schöne Reize zu bewundern, wie sie in der Morgenfröhe glitzerte. — Ich sah Dir in die Augen, das glitzerte auch etwas, edler und reiner, als das Gold des Schmiedes, das war eine Tränenperle, eine Freudenperle, welche Dir in dem Auge stand. Ich küßte sie Dir weg, — e, ich weiß es noch wie heute! Es war der letzte glückliche Augenblick. Den Abend an zog das Unglück über die neue Schwelme, immer finstlicher, immer düstlicher — jetzt steht es uns knapp hinter den Rücken und droht, uns jeden Augenblick niederzuschmettern. Nimm die Kette, das trennbewährte Kleinod, und hänge sie hinaus in den leeren Katen, damit doch noch etwas drin hängt. Hätten sie freiwillig lieber aufbewahrt für die Schwiegersöhne, die uns unser Heimlich einmal in's Haus bringen wird, aber — Neth bricht Eisen.“

Die Frau des Goldschmieds — denn es war der Goldschmied Hartmann im freundlichen Städtchen W., welcher dies sprach — hatte für diese Worte, wie für ähnliche seit längerer Zeit nur Tränen, schwere, langsam rieselnde, von tiefen Seufzern unterbrochene Tränenentsehn. Stamm stand sie vom Stuhle an, holte aus einem verschlossenen Schreine die Hochzeitkette und hing sie im Katen auf.

„Ich will ja Alles gern eysern und wenn's zuletzt an mein Dersblatt gehen sollte, wenn nur das Geschick unsern einzigen braven Sohn, unserm Heimlich, erhalten wird,“ sagte sie endlich geföhrt.

„Das ist's eben, Mutter, was mir so an die Seele geht. Wenn wir Beide allein wären, ohne Kind, so könnten sie uns meinhalten noch heute aus unserem Hause hinauszuweisen auf die Straße. Die Unarmherzigen — sie möchten Alles verriegeln und verlassen, wir jüden dann Beide kettenlos, aber getrossen Muthes von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, bis sie uns, wenn wir des Lebens überdrüssig wären, einmal in einem Hofe anfinghen, aber so müssen wir bleiben, müssen uns wehren bis auf den letzten Blutstropfen, denn es ist unsere Pflicht, wie finst es unserm Kinde schuldig.“

„Wie's ihm wohl jetzt gehen wird in der Fremde?“ sprach die Mutter.

„Ihm geht's wohl! Er hat einen braven Meister. Ich kenne den Mann von früher her. Ihm geht's wohl. Er ahnt nichts vom Unglück zu Hause. Mag's ihm auch nicht schreiben, so sauer es mir auch ankommt, ihm vorzulegen zu müssen, es würde Alles gut.“

Dieser abgelaufte Dialog hat und einen kurzen Einblick in die Verhältnisse der Goldschmiedsfamilie gewährt. Sie sind traurig. Der alte Kampf der menschlichen Combination mit der äußern Verhältnisse was hier zu keinem harmonischen Abschluß gekommen, vielmehr lief er zu immer weiteren Dissonanzen aus. Die Verhältnisse drohten, jener spottend, den Sieg davon zu tragen. Der Goldschmied hatte sich als Fremdling in dem Städtchen, was ihm durch die Liebe zu seiner jegigen Frau zur neuen Heimath geworden war, nicht ohne Schwierigkeit und unter sehr unglücklichen Verhältnissen niedergelassen. Ueber alle Bevenlichkeiten ließ ihn die Liebe nur zu leicht und schnell hinwegsehen und seinem seltsamen Muthes und seiner Arbeitssucht schenkte er ein zu großes Vertrauen. Er ließ sich von der Schultenlast, die er durch den Ankauf der Concession und des Hauses sich aufbürdete, nicht abschrecken. Er meinte, die übernommenen Hypotheken schon bald zurückzahlen zu können, denn er „hätte etwas gelernt“ und in seinen Händen ein reiches Capital, das nie abnehmen könne, sondern sich wachsen müsse.

Im Anstange, unter der Regie der Hoffnung, ging in der That Alles recht wohl, trotzdem daß die Concurrenz bedeutend war und der Keuling wenig Kunden hatte wegen Mangel an „Concessionen“. Aber auch die Hoffnung ist eine ewige, sie muß immer von Zeit zu Zeit Nahrung haben, um immer wieder aus todtelben und ihr gesegnetes Kind, den Muth, erhalten zu können. Als diese

Nahrung immer mehr ausblieb, als die hereinbrechende Noth der Zeit auch die Nachfrage nach den theuren Pausartikeln des Goldschmiedelans sehr verringerte, da sank auch innermehre die Hoffnung zusammen und mit ihr auch — die Arbeitssucht. Die bedeutenden Büßen, diese gefürchten Kinder des Capitals, nahmen einen großen Theil des Einkommens weg. Die Ausgaben der Familie mußten daneben mehr, besonders verlangte die Erziehung und Ausbildung des Sohnes nicht geringe Verlage. Auch er hatte die eble Goldschmiedekunst gelernt und war jetzt auf der Wanderschaft. Er hatte nie einen hellen Einblick in den heimlichen Kain des Hauses gehabt; es war ihm derselbe von seinen Eltern auch immer sorgsam verheimlicht worden. So war er heiter und lustiger Dinge in die Welt hinausgegangen.

Jetzt nahte ein einmal ein entscheidender Moment. Der Hauptgläubiger war gestehen und seine Schuld auf seine Erben übergegangen, welche mit Nachdruck und ohne Rücksicht die Auszahlung der Erbschaftsschuld zur Theilung unter sich forterten. Der alte einzige Gläubiger hatte für Vorstellungen und Bitten ein offenes Herz, jetzt waren es mehrere geworden, es galt also mehrere Herzen zu erobern. Das wollte dem alten Goldschmied nicht gelingen. Durch das durch die Erbschaft herbeigeführte Gemeinshaftsbüßigkeit hatten die Gläubiger eine Auctorität bekommen, womit sie, ohne ihr Büßigkeitgefühl anzulegen zu müssen, den Schuldner immer auf die Arken wiesen, ohne welche sie als Einzelne nichts unternehmen könnten. Noch am zwei Mal vierundzwanzig Stunden und die Zahlungsfrist war abgelaufen — Haus und Hof, all die geliebten Aingeln und Bierstätten verfallen. Wer schaffte da Rath?

„Entweder muß die Hölle vom Himmel oder von der Hölle kommen,“ sagte am Abend der Goldschmied, nurrüßig im Zimmer umherumwandeln.

„Vom Himmel wird sie kommen — hab' nur Vertrauen zu ihm, er hat brave Leute noch nie verlassen,“ antwortete die Frau.

„Vertrauen? Haben wir ihm nicht schon lang genug vertraut und er hat's nicht besser werden lassen? Ist's nicht immer schlimmer geworden, trotzdem daß Du alle Sonntage in die Kirche gelaufen bist?“

„Wie kannst Du so getöthel reden, Mann! Ist die Noth am größten, ist die Hölle am nächsten.“

„Recht hat sie,“ murmelte der Goldschmied vor sich hin, „aber nicht vom Himmel. Der Teufel bietet sie an. — Frau, laß' er nach einer Weile fort, indem er den Kopf anzog und Hut und Stock ergriß, „ich habe noch einen Gang zu thun, einen Gang, der uns vielleicht rettet.“

„So geheite Dich der Himmel! — Aber geh' nur aus redlichen Wegen.“

Bei diesen Worten, welche einen stillen Verwurf zu enthalten schienen, wollte er aufstehen und die Frau zurückzuweisen ob solch' verlockender Rede, aber er that es nicht, es führte ihn der Muth dazu, der Muth, den allein die Wahrheit und Heryentlichkeitzeit gibt — er hätte ja henden müssen. Er ging.

Es war schon ganz dunkel auf der Straße, aber doch noch reges Leben. Schon wich er dem Strome der Gehenen auf beiden Seiten des Straßentrottoirs aus, er ging gerade in der Mitte, still vor sich niedersehend. Manohalm hielt er dann plötzlich an, warf einen Blick nach dem verlassenen Hause und schien dahin umherzuwachen zu wollen, aber rasch eilte er nach kurzer Ueberlegung in schnelleren Schritten wieder fort. Aber es wiederholte sich dies öfter. Als er an einem Bierstüßel vorbeikam, um er Abends immer einkehrte, hielt es seinen Fuß wieder fest. Er schien zu überlegen, ob er nicht lieber dahin gehen solle, aber kurz vor der Thür lebte er rasch entschlossen wieder um und setzte seinen Weg fort; bald war er am Ende der Stadt, da „wo die letzten Häuser stehen“, wo das Lichtreich des Hofes seine Grenzen hatte. Dicht, wie bedenkliche Finsterniß, Alles unheimlich still, nur das Zergeräusch schleicherndes Kagens, die sich auf den niederen Dächern umherbewagten. Eine, da kamm's heran, gerade auf den Goldschmied zu — er war tiefverhüllte Gestalt. Es blieb stehen und flüstert ihm zu:

„Seid Ihr's Meister? — Das ist geschied von Euch. 's war hohe Zeit. Wir wissen, wie's am Euch sieht. Kommt.“  
Willems, stamm ließ sich der Goldschmied fortzuführen in die Hinterstübchen hinein.

„Ihr jünger? Pah! 's wird schon vergehen, wenn Ihr die blinzenten Häufchen seht. Wir brauchen Euch sehr, Ihr versteht die Sache, kennt die Werkzeuge — Ihr wollt doch nicht gar wieder umkehren? Ihr wißt wohl nicht, daß Ihr morgen keine Heimath mehr habt, als die der Straße?“

Die Stadt war schon ganz verlassen. Ein Seitenweg, aberwuchert von Gestrüpp und Dornen, war eingeschlagen. Er führte in den nahen Wald, der sich gleich vor der Stadt auf einer nützigen Anhöhe ausbreitete. Der Goldschmied straukelte ein.

„Gedult, wir haben nicht mehr weit, seht Ihr den Glanz nicht durch die Zweige schimmern? Der Ort ist gut gewählt. Dahin bringt kein pestilenzialer Auge und keine Gend'armenoffe das Spitzkraut genug, den Schlafwinkel zu entdecken. — Pst! auf, Meister, jetzt müssen wir aber hintereinander gehen und uns bücken. Geht Ihr voran. Ihr trübt Euch.“

„Pst! mich, ich will wieder nach Hause. Meine Frau, mein Sohn —“

„Die weiden's Euch Dank wissen, daß Ihr sie verhängen laßt.“

„O Gott! O Gott! Gib's kein anderes Mittel?“

„Ich weiß keine. Uebermorgen ist die Frist abgelaufen.“

„Das Wüthel wird sie noch verlängern. Lobt wohl!“

„Dall, Wursche! Gegen solche Anmaßungen von Schwäche haben wir ein eigenes Mittel.“

Dabei zog der Mann ein Pistol aus dem Mantel hervor und hielt es dem Goldschmied vor die Brust.

„Siehst Du? Antwort — oder —“

„Ich will — ich will — kommt — es geschehe, was da will.“

Und der Weg ging weiter in das Dickicht. Ein Gestrüpp ließ sich hören, eine Fellehtbügel ging auf, drebend stieg eine weiße Rauchsäule heraus, eine glührothe Flamme, welche sischend aus Flammen und Ziegeln aufstieg, ließ mehrere Gestalten sehen. Die Thür schloß sich gleich wieder.

Am andern Morgen zahlte der Goldschmied die Schuld in lauter goldenen Münzsorten ab, ein reicher ferner Verwandter habe es ihm vorgeschossen.

II.

Es war ein düstres Bild, was wir betrachteten, um so freundlicher ist das, was sich jetzt vor uns aufbahmt.

In ein kleines, sauber gehaltenes Gärtchen treten wir ein. Es ist in der Stadt B., von der Stadt des Goldschmieds in Mitteldeutschland viele Meilen südlich gelegen. Es ist gerade so Mitte Juli, wo die Blumen ihre größte Pracht entfalten — und Blumen sind es hauptsächlich, womit das Gärtchen besät ist. Sie schlingen sich überall um die Gemüthsbeete, als wollten sie mit ihrer Poesie die Prosa verdrängen, welche in den Siebstabi- und Salatpflanzen, den Gurken und Bohnen steckt. Da westen tolle und weiße Rosen ab neben klauen Lilien, die schon die Kronen weiß zu neigen begannen; Nelken im banten Farbensprekell sandten aus ihrer niedrigen Zellung ihr exquidantes Arom empor. Und die Nektara daneben gab auch ihr Scharfsein drein. Ueber all' dem waltete ein annuthbarer Zauber der Ordnung, daß man sich des aufsteigenden Geruchens nicht erweiden konnte, es sei hier irgend eine liebesprende ferzende Menschenhand thätig, die für die holde Blumenfamilie mütterlich sorgte.

Wer konnte dies wohl anders sein, als das süße blonde Kind, das dort in der Weinlaube beim Nähen sitzt? Neugierig

möchten wir wohl näher treten und sie durch die Zweige, welche die Bütle sonnenscheinend überantzen, belauschen und betrachten — sie macht es uns aber bequemer — sie tritt eben selbst heraus, Nadel und Schere auf den Tisch hinwerfend. Sie streicht sich die blonden Haare, welche sich über der Stirne in Zöpfchen geringelt haben, ans dem Gesicht und schaut nach der Thüre, welche aus dem Garten heraus auf die Straße geht.

„Immer noch nicht? Und es hat doch schon längst sieben Uhr geschlagen? Warum er mich nur heute so lange harren läßt?“  
Und ein schlätiger Schatten der Behmutz glitt über das frische Gesicht, wurde aber bald wieder durch die unbefangene Heiterkeit verdrängt, welche sich immer eine Zugabe aller klauwüthigen und rosenwängigen Blondenigefüher ist.

„Aber nähen“, fährt das liebe Kind in seinem Selbstgespräche fort, „sann ich nicht mehr; ich habe keine Ruhe dazu. Ich will ihm lieber einen schönen Strauß pfücken — er verdient ihn heute zwar nicht, weil er ungehorsam ist; ich weiß aber, es geht mir doch wie immer; wenn ich mir auch vornehme, mit ihm zu schmeicheln und ihn recht anzujucken, ich komme doch nie dazu. Zunächst Rosen“, fuhr sie fort, Rosen abspühnd; „wenn ich nur etwas von der Blumenprache verstände — am Ende plücker ich sonst, ohne es zu wissen, auch Blumen, die Schimmel bedeuten, mit ab — Rosen können nichts Böses bedeuten und Nelken — ah! die duften ja gar so süß — den klauen Rittersporna darf ich wohl auch mit aufnehmen, ich weiß zwar nicht, was er wohl sagen könnte?“

„Sieh, Dein treuer Ritter naht!“

„Ach!“ rief schredend das Mädchen und ließ die Blumen ans den Händen nieder in den Schoß fallen. „Wie Du mich um auch noch erschrecken kannst, nachdem Du mich so lange hast warten —?“  
Weiter konnte sie nicht reden, denn so weiß Lippen verschlossen ihr den Mund.

„Hätst Du nur den Rittersporna früher schon gefragt, er hätte Dir gesagt, daß Dein treuer Heimich nicht ausbleiben würde und daß es nicht seine Schuld war, daß er heute später kommt.“

„Ich will Deine Anschulbigungen gar nicht hören, aber es war recht quälend, so lange warten zu müssen, zumal wenn man so böse Träume die Nacht über gehabt hat.“

„Träume? — Du bist wohl gar abergläubisch?“

„Ach nein! — Ich mag auch nicht glauben, daß in meinem Traume etwas Wahres liegt, aber er war so seltsam und furcht erregend. Denke Dir, ich sah im Traume Deine beiden guten Eltern vor mir, wie Du sie mir immer beschriebs, gar deutlich standen sie vor mir, Deine Mutter im weißen Hüschgen und Dein Vater mit seinem schwarzen Sammelbüchsen. Anfangs sahen sie ganz freundlich aus und ich sprach mit ihnen, ich weiß aber nicht mehr was; auf einmal sängen ihre Gesichter an, sich ganz zu verzerrern, sie wurden alt und weiß und lächelten immer weiter von mir weg. Und auf einmal sängen die Gold- und Silberwaren, die im Fenster zur Schau hingen, an zu schmelzen und in breiten Strömen ließ das flüssige Metall aus dem Vater heraus gerade auf die Beiden zu, daß sie bald von demselben umgeben waren, und da schlug noch dazu eine helle Flamme aus dem flüssigen Strom heraus und im Nu fand das ganze Zimmer in Flammen, Deine armen Eltern mitten drin und hinter ihnen tauchte plötzlich eine Gestalt auf — ah! ich kann sie mir gar nicht wieder vorstellen, wie schrecklich die ausah, sie lachte und grinste so und nahm Deinen Vater beim Schopfe und tauchte ihn lachend immer tiefer in die glühende Waffe. Ich bin ver Seelenangst bald umgelommen, da kamst auf einmal Du und wollest auf Deinen Vater zu, aber die schreckliche Gestalt hat ihn plötzlich ganz untertaucht. Deine Mutter hatte sich selbst schon hineinverfügt, da stieß Du ohnmächtig hin, ich wollte Dich auffangen — da bin ich erwacht und der schreckliche Traum war fort.“

(Schluß folgt.)

Zwecken erschien:

# Ludwig Storch's ausermählte Schriften.

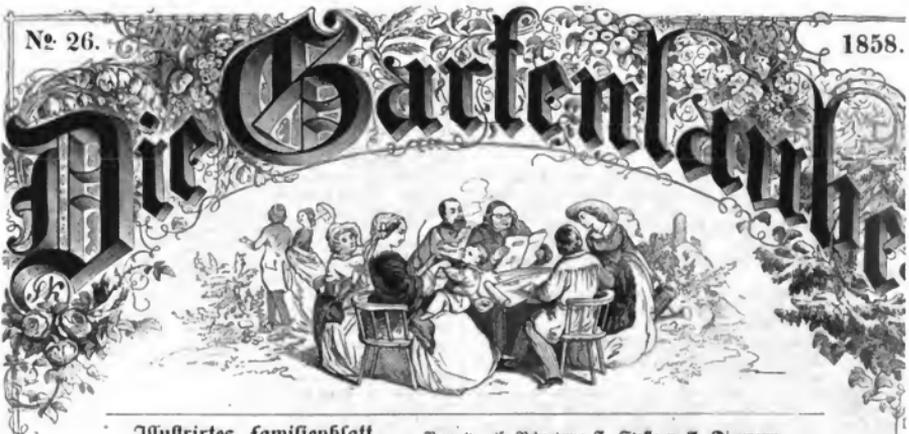
Vollst- und Familien-Ausgabe.

Neunzehnter Band. — Mit Ludwig Storch's Portrait.

und wollen die geehrten Subscribenten derselben bei den betreffenden Buchhandlungen in Empfang nehmen.

Leipzig, Juni 1853.

Crass Keil.



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redactoren F. Stolle u. N. Diekmann.

Wöchentlich 1 $\frac{1}{2}$  bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Rgr. zu beziehen.

## Vorgesichte.

Strandnovelle von Ernst Willkomm.  
(Gek.)

In richtiger Würdigung der gefährlichen Lage theilte sich der Trupp der jungen Männer sofort in zwei Parteien. Die eine derselben wandte sich südwärts, die andere nordwärts, um einen Punkt aufzufinden, wo die immer beweglicher werdende Eisschläge mit dem Lande zusammentraf. Es war keine Zeit zu verlieren, denn schon verdunkelte sich die Luft mit jeder Minute mehr. Der Wind ließ westwärts und ward heftiger. Der in großer Menge fallende Schnee war feucht. Es ließ sich nicht zweifeln, daß binnen wenigen Stunden vollständiges Thauwetter eintreten werde.

Die Schreiber Mannis befanden sich bei dem südwärts streifenden Trupp. Sie feuerten ihre beiden Begleiter zur größten Eile an.

„Mein Gott,“ bemerkte darauf der übermüthige Better, „wie habt Ihr Euch denn! Ich bin wohl zwanzig Mal von weit schimmerndem Better auf den Deichen überauscht worden, war ganz allein, konnte keine zwei Schritte weit sehen und kam doch immer, wenn auch verspätet, unangefochten nach Hause. Das Viechen Wind wird auch die Seele nicht aus dem Leibe blasen.“

„Der Wind nicht, aber die See laun's thun,“ sagte Jens.

„Die See! Stehen wir nicht auf festem Eise?“

„Noch ist es fest, aber wie lang!“ sprach Taten. „Ihr kennt nicht die Gewalt der Fluth, wenn der Thauwind sie aufwühlt. Ein paar Stunden genügen dann, die feste Eidecke zu brechen und sie in Drei zu zerfallen.“

„Ah ha,“ versetzte Hendry. „In höchstens einer halben Stunde müssen wir am Strande sein.“

Taten ging den Uebrigen ein paar Schritte voraus. Pflösch blieb er stehen und horchte. Ein Brausen, als hätten große Wasserfassen über Felsblöcke, schlug drohend an Aller Ohren. „Zurück! Zurück!“ schrie Taten mit entsetzter Stimme. „Die Brandung von Capitains Knob brüllt dort im Süden!“

Alle standen erstarrt.

„Es kann nicht sein,“ sprach Jens nach kurzem Schweigen.

„Und doch ist es so,“ erwiderte Taten. „Hörst Du nicht die Bewegung unter Deinen Füßen? Hörst Du das Strachen im Westen? Das Gieseln dicht vor der Fluth und wir haben Nordwestwind.“

Diese Worte des Halligmannes verriethen nicht ihre Wirkung. Alle sahen ein, daß nur ein Zufall ihnen Rettung bringen konnte, wenn die Vermuthung Taten's sich bewahrheitete.

Das hide, jetzt bereits mit Regentropfen vermischte Schneegelöber verhinerte jede Aussicht. Keine Baale auf den westlichen

Sandbänken war zu erkennen und der Nord war noch nicht aufgezogen! Es ward dunkler und immer dunkler und die Gewalt des Windes nahm in beunruhigender Weise zu.

Nach etwa fünf Minuten gewahrten die Zurückgehenden die bewaffneten Langensesser. Von Norden her dröhnte gelientes Geyse. Man antwortete, um den noch fernem Gefährten anzudeuten, wo man auch hier hatte. Als die Gefährtheit sich wieder geemigt hatte, traten die Männer zu einer ersten Berathung zusammen. Taten's Vermuthung behängte sich. Wenn das Gewölk momentan zerfiel oder rascher, von den stützigen des heftigen Windes erfaßt, aber die wüste See: fortstürzte, konnten die scharfen Augen der Halligbewohner die weißlich schimmernden Dünen Amrom's erkennen. Wind und Fluth hatten das Eis gelöst, es trieb offenbar immer weiter ab vom Lande und mußte entweder auf den Untiefen zerfallen oder von den weit gehenden Wogen auf's hohe Meer hinausgeschleudert werden.

In dieser jurchbaren Beträgniß konnten wohl auch den Muthigsten bangte Ahnungen beschleichen. Ramm aber hatten die jungen Männer sich aber ihre Lage vergegenwärtigt, als sie auch gemeinsam zu handeln entschlossen waren.

„Wir dürfen kein Mittel unversucht lassen,“ sprach einer der Langensesser. „Nagt uns alle, so lange wir noch Munition haben, von Zeit zu Zeit einen Schuß abfeuern. Insulaner haben ein scharfes Gehör und wenn es läßt anfangen sollte zu blasen, wird es die Schiffe und Strandbede von Amrom nicht lange in ihren Häusern halten. Der Sturm und Fluth sucht der edle Seemann immer den Strand. Hören sie aber unsere Notsignale, so werden wir gerettet.“

„Der Vorschlag ist gut,“ sagte Taten, „es fragt sich nur, ob lange Zeit vergeht, ehe man uns irgendwo entdeckt und ob die Fluth uns weit abtreibt. Wir haben keinen Proviant!“

„Aber Tabak und Rum, Tabak die Fülle und Fülle,“ fiel Jens beruhigend ein.

Einer der Langensesser drückte seine Büchse ab. Der Schuß verhallte im Gebrause des Windes.

Daher traten die jungen Männer zusammen. Ihre Kräfte waren augenblicklich völlig paralysirt, ihr Scharfsinn konnte nichts entdecken, woran ihre Heffnung sich klammern mochte. Die Lage war entsetzlich, verwerfungsdrohend.

Aber noch hielt das Eis, auf dem das kleine Hünlein, von aller Welt verlassen, der Unkarmberzigkeit rasender Elementarkräfte preisgegeben, stand! Sie fühlten, daß die gewaltige Schelle, von

Wind und Wogen erschlug, immer weiter nach Süden abtrieb. Der Wind heulte, Schnee und Regen peitschte ihre Gesichter, Eischollen trachten, Sturmzettel schrien, Spottwüden flüchten ihr schauerlich geländes Lachen aus und dazwischen tollte das Gedenken der hochgehenden See, die ihre langen Riesenwellen an den eismantelerten Sandbänken inschlug.

Da fühlten die Berunglückten zwei, drei heftige Stöße, als bäume sich die vom Sturm mit geschüttelte Erde unter dem Meer. Die Heilandsriefen stürzten bei diesen furchtbaren Stößen nieder und verwundeten sich an den scharfen Kanten des Eises.

„Wir sind gestrandet,“ sagte kühlert Taten Mannis.  
„Gestrandet vor Capitains Krieb!“ ergänzte noch kühlert sein Bruder Jens.

Wieder bewegte sich das Eisfeld, eine neue Fluthwoge hob es empor, dann stürzte es mit seiner ganzen furchtbaren Schwere zurück auf den unsichtbaren Sand und brach mitten auseinander. „Um Mitternacht hat uns die See verschlungen,“ sprach Taten gelassen. „Dann ist Hochwasser und unser zerbrochenes Einwrad zerstückert in tausend Stücke.“

Niemand wagte zu widersprechen. Die Vangeneser luden stumm ihre Büchsen, und während Woge nach Woge das Einwrad hob und senkte, der zum Sturm angegeschwollene Wind Schauer von Schnee und Hagel auf die Belassenen herabschüttete, die Wellen Stück nach Stück von dem Eisfelde abbröckelten und die Brandung ihren Schuß weiter und immer weiter an den scharfen Wänden herausstrifte, trachte Schuß auf Schuß in die Nacht hinein, bis der letzte Rest des Pulvers erfolglos verbraucht war.

Gegen Mitternacht zerbrach das Eis abermals. Die Hochfluth machte die einzelnen Schollen wieder flott und unter dem bleichen Zwielicht, welches der von Wellen umhüllte Mond über die wilde Scene vertheilte, trieben die Unglücklichen, auf drei mächtige Schollen vertheilt, in die rasende Nordsee hinaus.

VIII.

Nicol Mannis in der Sturmnacht.

Auf den Halligen beobachtete das rasche Umspringen des Windes und die gleichzeitig eintretende Veränderung der Luft nicht ohne Besorgniß. Vieljährige Erfahrungen lehrten, daß stürmisch Wetter in solcher Jahreszeit alle Berechnungen der Besicht zu Schanden macht. Die Zeit des Vollmondes führt jedes Mal ein höheres Aufschwellen der Fluth herbei, eine räthselhafte Erscheinung, welche die Küstenbewohner Springfluth nennen. Gestellt sich dann noch ein Sturm von längerer Dauer hinzu, so erreicht das Meer eine ungläubliche Höhe und schlägt mit verzehnfachter Gewalt gegen alle von Menschenhand zum Schutz gegen die Verwüstungen empfindlicher Wogen aufgeführten Bollwerke.

Nicol Mannis hatte eine Wetterveränderung erwartet, dennoch überraschte auch ihn der so frühe Eintritt derselben. Er beobachtete von seiner Wast aus mit großem Interesse die Verwandelungen in der Atmosphäre. Alle Zeichen verkündigten einen heftigen Sturm. Dies veranlaßte ihn, sein Haus zu erneuen und gewissermaßen in Vertheidigungsstand zu setzen. Alle Sachen von Werth, seltene Rossbartheiten, die er sich während seiner Seefahrten unter fremden Völkern auf der anderen Erdhälfte erworben hatte, wurden auf den Boden des Hauses geschafft und hier in starke Rippen verpackt, die mit Eisenklammern an die gewaltigen Balken befestigt waren, welche die eigentlichen Grundpfeiler des Hauses bilden, da sie durch die Erdmassen des Barthes in den Grund der Hallig gleichsam festgenagelt sind. Einmal schon hatte der alte Capitain es erlebt, daß die Wast fast ganz von den Wogen zerföhlet wurde und von dem Hause, das auf ihr ruhte, nur der Dachraum übrig blieb.

Frau Ellen, seine Tochter Karen und die zwei jungen Mädchen vom Hestlande, ihre weitläufigen Verwandten, waren dem vorzichigen Manne dabei eifrig zur Hand. Den Fremden machte dies Schaffen und Sorgen sehr Vergnügen. Sie hielten dabei das Heirathsgut Karen's, einen Schatz angezeigelter Kleinmader, zu sehen und konnten dasselbe mit ihrer eigenen berechnigen Ausdauer vergleichen, die nach kriecher Eitte, schon längst in schön gemalten Koffern wohl verpackt in ihren Kammern stand. Vor einer wirklichen Gefahr, die augenblicklich noch nirgends zu erblicken war, bangte den glücklichsten Kindern nicht. Die erste Niene Nicol

nahmen sie fast allgrosche Bedenklichkeit des Alters. Erst nachdem Alles geordnet und auch die Bänder der bemeglichen Treppe, welche aus der Haussur nach dem Oben geleitete, gefodert worden waren, brach Mannis sein bisher beobachtetes tiefes Schweigen.

„In wenigen Stunden schon wird die Fluth das Eis hiechen,“ sprach er. „Dann treibt es der Sturm über die Halligen und wirft es an unsere Barthes, daß alle Nügel im ganzen Hause erzittern. Mir ist's nur lieb, daß der Sturm vor dem Vollmunde rasch, das schült und vor einer Sturm-Pringfluth.“

Mannis ließ nun seine weitläufigen Erzählungen gewöhren. Er verordnete sein Auge mehr von dem immer dunkler sich färbenden Himmel. Das ratelose Hin- und Herlegen der Windflöhe war sein zweites Augenmerk. Diese Unruhe gefiel ihm nicht. Er schüttelte wiederholt den Kopf und sah durch's Fernrohr. Es war jedoch wenig, in größerer Ferne nichts zu erkennen. Der bereits heftig wehende Nordwest trieb Schnee- und Eißnebel vor sich her und hüllte Alles in trübe, kalte Schleier.

Ben seinen Söhnen und ihren Begleitern sprach Nicol nicht. Ellen nur erwähnte ihrer, als sie flieh anzubete und die Gedrache des Eises sich bereits mit dem Pfeifen des Nordweststurmes mischte. Oft klang es, als rollte der Wieberhall eines Kanonenschusses von dem brüllenden Meer herein.

„Die sind gebogen,“ versetzte er mit Zuversicht. „Sie werden auf sich oder Amrom, wo sie nun eben sein mögen, ganz ruhig das Unwetter abwarten. Es ist aber leicht möglich, daß sie viel später zurückkommen, als sie ursprünglich beabsichtigten. Denn wenn starkes Unwetter eintritt und Alles rund um die Inseln von Sturm und Fluth zertrümmert wird, ist die Binnensee kaum nur ein paar Wochen in einem starken Boote sicher zu besahren. Werdet Euch also ein paar Tage länger bei mir geunden müssen.“

Den Mädchen leuchtete dies ein. Sie blühen heiter und gesprächig und die Windflöhe, welche wiederholt an den Wänden des Hauses rüttelten, beunruhigten sie eben so wenig, als das Dröhnen bestender Schollen und der Schwall der Wogen, der schon ein paar Stunden nach Sonnenuntergang den Fuß der Wast umspülte und eine Mauer dicken Eises um sie aufstauete.

Zu gewohnter Stunde begaben sich Alle zur Ruhe. Nicol Mannis aber konnte nicht schlafen. Die Wast und das Haus zitterte unter den Unarungen des Sturmes und den Fluthwogen der See, als bebe fortwährend die Erde. Das entsefliche Krachen nahm gar kein Ende, es wurde eher von Stunde zu Stunde heftiger. Hagel und Regen schlugen prasselnd an die Fensterräden und durch alle, auch die feinsten Rippen, rieselte Wasser. Verstumme auf Augenblicke das Heulen des Sturmes, dann klang noch viel schauerlicher das Gebrüll der See durch die wüste Nacht.

Mit geschlossenen Augen lag Nicol auf seinem Lager. Die weißen Vorhänge waren zugezogen und ohne die Aufregung in der Natur würde der besachte Seemann sich so sicher geglaubt haben, wie der Stähler in seiner ringumgeschlossenen, von unabsehbigen Mauern umgebenen Wohnung.

Es kam ihm vor, als funke dann und wann etwas Helles vor seinen Augen. Öffnete er dann die schweren Lider, so sah er nichts, als den dämmenden Schimmer der Vollmondnacht, die durch die Rippen der Läden brach. Insofern wiederholte sich dies zudeude Aufflammen mehrmals, der Sturm wuchs, alle Balken im Hause ächzten. Nicol stand auf, kleidete sich schnell an und versuchte, die äußere Thüre zu öffnen.

Ein Strom weicher, fast warmer Luft wehte ihm entgegen. Der Wind war ganz nach Westen gelaufen und trieb jetzt berg hohe Wogen gegen die Inseln und Rippen, auf deren tollenden Rämmen weiße Eißblöcke wie Marmorsteine blühten.

Im Zenith schimmerten die Sterne, um den Mond standen Wellenmassen von Silber umsäumt, die sein Licht beträchtlich abdämpften. Gegen Westen thürten sich schwarze Wetterwolken empor, aus deren Schoße oft grell rothe Blitze brachen und als feurige Schlangen in die schäumenden Wellen untertauchten. Ob diese Blitze von Donnererschlägen begleitet waren, ließ sich nicht unterscheiden, da Wind, Fluth und zerbrechendes Eis ein fortwährendes Demern und heulendes Säusen erzeugten.

Noch hatte der Sturm nicht seine größte Höhe erreicht, dem alten Seemann aber sagte die Richtung, aus der er wehte, daß er sich bald legen werde. Unauslaufende Stürme pfleg n nicht von langer Dauer zu sein.

Nicol suchte eine Stelle zu gewinnen, wo die Windstrahl ihn

nicht zu sehr beunruhigte. Hier hielt er sich fest und ließ seine noch scharfen Augen, die des Nachts fast eben so gut sahen als am Tage, über das wild schäumende Meer mit seinem Chaos zerbrecher und fortwährend demmend gegen einander prasselnder Eisschollen schweifen.

Auf allen nicht zu fern gelegenen Warften bemerkte er Licht, ein Zeichen, daß ihre Bewohner sich weniger sicher wähnten, als er selbst mit seinen Angehörigen. Der Windmühle schenkte der Kirche hatte der Sturm ein paar Fingel getraubt, und schien es ihm, als sei das Dach an Geißel Mannig's Waft stark beschädigt.

Oben wäre er dem Nothbar, der ganz allein mit einer schwächlichen Lechter in seinem Hause lebte, zu Hülfe geeilt. Das war jedoch verläßlich unmöglich, denn nicht nur dransse das Meer sechs bis sieben Fuß hoch über die Hällig fort, es rollten auf den grauschwarzen Wogen auch noch zahllose Schollen schwerer tauglichen Eises, die selbst das stärkste Fahrzeug wie Glas zermalmt haben würden.

So fand Nicol Mannig lange. Erst als er die Gewißheit erlangt hatte, daß sein Bestehen diesmal nicht gefährdet werde, ergab er sich wieder zurück in den Schutz des Danes. Das Gemüth näherte sich nicht. Es blieb unter außerordentlich heftigem Wetterleuchten mit dem Winde mehr schwärzlich.

In der dritten Morgenstunde brach der Wind in hellem Glanze durch das Gewölk. Die Luft ward bald darauf stiller und als Nicol zum zweiten Male in dieser Nacht sein Lager aufsuchte, hörte er an dem gleichmäßigen Rauschen der Wogen und den mementonen Anschläge derselben gegen den festen Fingel der Waft, daß die Gefahr vollständig vorüber sei.

## IX.

## Am Strand von Vooge.

Bei Anbruch des Tages ward es auf allen Hälligen lebendig. Noch ging die See hoch und rollte in langen, breiten Wellen über die niedrigen, schuppigen Erdschollen. Die Fluth war aber bereits madtlos geworden und man durfte hoffen, daß mit der Leichte alles Land größtentheils wieder frei von Salzwasser sein werde.

Die Wüste selbst bot einen merkwürdigen Anblick dar. Das Bild einer großartigen Naturverheerung lag in unbeschreiblicher Ausdehnung vor Aller Augen. Die Hälligen waren mit nutzlosen Eisschollen überfüllt, die bald zerbrach und vereinzelt sich zeigten, bald hoch übereinander geschoben zu phantastischen Massen sich emporhüllten. Jede Waft umstarrte in mächtiger Wall blaugrünen Eises. Da, wo der Fluthstrom mit größerer Gewalt gegen die künstlich angeführten Erdbügel angriff, zeigten sich diese unterhöht, maude sogar halb zerkrümmert. Integ war doch keine Wohnung ganz zerstört oder vom Sturme ungeweckt worden.

Noch chaotischer stellte sich das Binnenmeer dem Auge dar. Die Sturmfluth hatte alle Walleritzgen zwischen den Batten gefüllt, überall das Eis gebrochen, es hüben und drüben auf den verschiedensten Stellen angehäuft und die auf den tiefsten Stämmungen treibenden Schollen mit der Ebbe der offenen See zugeführt. Das ganze Binnenmeer schien mit erstarrenen Fluten hundelnden Gefriers bis zu sein.

Der alte Mannig war einer der Ersten, die von ihrer Waft herabschienen, um die etwaigen Verwüstungen von Wind und Fluth in Augenschein zu nehmen. Sein erster Gang galt dem Vater Geißel's, den er schon beschädigt fand, das fast beschädigte Dach seines Wohnhauses auszubessern. Als guter Nothbar legte Nicol sogleich selbst mit Hand an. Es gelang es den beiden Männern, noch vor Abend den angerichteten Schaden nothdürftig wieder herzustellen.

Der abwesenden jungen Männer ward nicht gedacht. Erst Abends ward eine der Mädchen die Frage hin, wie lange dieselben wohl noch aufbleiben könnten.

„Das hängt von Umständen ab,“ erwiderte Nicol vollkommen ruhig. „Weiß die Luft nicht, wie heute, so wird die Binnensee bald sahrbar sein. In diesem Falle, der mir wahrscheinlich dünkt, dürfen wir sie in zwei, spätestens in drei Tagen einwärts.“

Wißlich blieb auch das Wetter mild. Die Luft war weich wie im April, der Himmel unendlich. Es trat fast gänzlich Windstille ein, so daß das Meer sich beruhigte und keine andere Ver-

gung, als die von Fluth und Ebbe herrührende, zeigte. Die jungen Männer lamen oder nicht zurück.

Karen's Unruhe steigerte sich zur Sorge, sie wagte aber nicht, dem Vater ihre Befürchtungen mitzutheilen, da dieser selbst von tüchtigen Besanken genau zu werden schien.

Als auch der dritte Tag verging und Keiner der jungen Männer sich blicken ließ, machte Nicol seinen Gevater gesellig.

„Was hast Du vor?“ fragte Ellen.

„Segeln will ich und mich anschauen, ob irgendwo Einer verunglückt ist.“

„Unser Söhne!“ rief mit thränenfüllen Augen die geängstete Mutter.

„Darf ich Dich begleiten?“ fragte Karen, die mit Wüthe eine Ruhe ergriffen, den der ihr gequältes Herz nichts mußte.

„Darf!“

„Und wir, Beter Nicol?“ fragten die Mädchen vom Hslande. „Ihr bleibt ruhig auf der Waft, bis wir wiederkommen.“

„Wie lange gehrest Du fortzubleiben?“ warf Ellen hin.

„Weiß ich nicht.“

„Und wohin willst Du segeln?“

Mannig deutete mit vielessagendem Blicke nach Norden.

Die Zurückbleibenden gaben Vater und Tochter das Geleit bis an den Strand. Mannig hielte die Segel auf, drehte ab und fuhr mit stummem Abschiedsgruße hinaus in die Wattenfer.

Sein Ziel war Antrom. Er erreichte die Insel nach einigen Stunden. Untermweg entging seinem scharfen Auge nichts, was ihm interessirte. Namentlich achtete er auf die zusammengelegenen Schellen, die hier und da auf den Sanden schloßen, und von der jetzt nur schwachen Fluthwoge noch nicht überall zerstört waren. Trümmern eines erschollenen Fahrzeuges, die nach vorangegangenem Sturme ein paar Tage später von den Wellen gewöhnlich an's Land gespült werden, begegnete dem alten Hälligmann nicht.

In der Driftschiff Reede an Antrom fand Nicol die ersten Spuren der Vermissten. Hier erfuhr er auch, daß die Gesellschaft aus zehn kräftigen Männern bestanden hatte, von denen vier mit Wägen bewaffnet gewesen waren. Am Morgen nach der Sturmnacht fanden anliegende Schiffer einen getriebenen Seefund am Fuße der Dünen. Die Antromer nahmen deshalb an, daß die Jäger, deren Abzug nach den Dünen kein Geheimniß geblieben war, ihre Beute beim Ausbruch des Unwetters abgegeben und sich nach Süd- oder Nordwest zurückgezogen hätten.

Mannig machte sich ungestraft mit seiner Lechter auf den Weg, um die bereits entdehten Spuren seiner Söhne und ihrer Begleiter weiter zu verfolgen. Er durchwanderte die ganze Insel, erkundigte sich überall nach den Verschwindenden, erhielt aber nirgends eine beruhigende Antwort. Weder im Süden noch im Norden waren die jungen Männer gesehen worden!

Eine große Niedergeschlagenheit bemächtigte sich jetzt des alten Seemannes, doch sprach er seinen Schmerz nicht in Worten aus. Er hatte zu viel durchlebtes erlebt auf seinen Reisen, um sich selbst von dem entsetzlichen Unglücke ganz niederzulegen zu lassen. Am meisten schmerzte ihn die Klagen Karen's, die sich gar nicht mehr zu fassen wußte.

Mannig blieb eine Nacht auf Antrom. Am andern Morgen segelte er nach Hsler, um auch dort seine Nachforschungen wieder aufzunehmen. Der Erfolg war kein glücklicher.

„Nun ist es Zeit, heimzukehren,“ sprach er darauf entschlossen zu seiner Tochter. „Man wird uns dabeiin alsobald brauchen.“

Ruhig und kalt leuchtete er wieder den Anker und stencerte westwärts in die Norer-Aue. Bei Seefand Otter bog er in die Süder-Aue ein und hielt gerade auf Kuntshorn, um mit auslaufender Fluth das Sap zu gewinnen.

Ueber Severin's Wessrandung hing eine Welle schreiender Seerögel an und nieder; eine zweite, noch dichtere gewählte Mannig weiter südlich auf Bassand, er schenkte diesen Vogelgeschwadern aber keine große Aufmerksamkeit, da es täglich verkommene Erscheinungen über Untiefen sind, wo das Meer eine Menge Fischleiber und todter Schalthiere auswirft, welche den Seerögeln zur Nahrung dienen.

Die Eeme überließ die Warften mit purpurner Gluth, als Vooge nur noch ein paar Wäffenschiffe weit von dem schnellgelegenen Gewässliche Mannig's entfern lag. Nichts von dem Schluß gewandete der alte Capitain einen Westschiff, unter denen zwei Drittheile Frauen waren. Auch Karen fehl diese Besammlung der

Hälligbewohner auf, weshalb sie fragten die Worte an den Vater richtete: „Was laun es dort gehen?“

Nicel kam aufrecht am Steuer und sah unerwartet nach dem Strande. Sein Uwer war Allen auf Hoegz besetzt, und ehe das Fahrgzeug noch anlangen konnte, näherten sich Mehrere dem Landungsplatz. Mannis erkannte unter diesen auch den Pirater.

„Ich weiß schon, was Ihr bringt,“ rief er jetzt mit gepfeiften Stimme vom Schiffe aus den tief ernsten Männern zu. „Ihr dort gesunden, was ich vergebens suchte. Von dorther, wo die Anker liegen, sah ich den Reichenzug quer über die Hallig sich fortbewegen, und von Oerelack's Sand her strich er feierlich ernst über die Süder-Aue.“

Das Wort des alten Mannes erregte bei Niemand Anstoss. Es widersprach ihm Keiner, der Geßliche aber reichte ihm die Hand, bot dann dem jungen Mädchen, das sich weinend an ihn schmiegte, den Arm, und so schritt der ganze Trupp der Stelle zu, wo noch im mer mehr Hälligbewohner sich einfanden.

Die letzte Fluth hatte hier vier Leichen an's Land gespült. Unter diesen befand sich Jens Mannis und der übermüdete Vetter Hendry aus Oerelack. Die anderen Beiden waren zwei Langensiesler. Ueber das Schicksal der noch Ueberlebten konnte sich über die unglückliche Halligmann keine Illusionen mehr machen.

„Sie sind Alle ein Opfer des Sturmes geworden,“ sagte er gefast. „Es war unrecht von mir, daß ich sie nicht mit Gewalt zurück hielt. Hätte doch Jens zuerst die Geißelgelenken von Kung-belt lösten!“ —

Ellen war von dem Geschehenen bereits unterrichtet. Sie begrüßte die Heimkehrenden stumm, aber herzlich. Bald darauf brachte man die Leichen Jens' und Hendry's. Nicel ließ sie auf die Viele nebeneinander betten.

Mit der nächsten Fluth trieben noch vier der Vermissten theils auf Nordmark, theils auf Ebbfall an, die dritte Fluth warf den Reumten abermals an Hoegz's Strand. Nur Laska's Körper fand man nicht auf.

„Sien Reib wird dem Meere verbleiben,“ sprach Nicel.

Er traf Anstalten, die Leichen bestatten zu lassen.

In diesem Leidenbegängniß trafen von allen Halligen theilnehmende Männer und Frauen auf Hoegz ein. Es war ein langer, düsterer Reichenzug, der sich im matten Schein der Wintersonne über die die Hallig fortbewegte nach dem kleinen Friedhofe, wo die Begräbnisse in eine weit gemeinsame Grube gestift wurden. Diese Friedhöflein war eben beendigt, als unter den jährliche Versammlungen eine Bewegung entstand.

„Ein Schiff, ein Schiff von Nordstrand!“ rief laut eine Stimme.

„Er ist gerettet, durch ein Wunder gerettet!“

Die Menge theilte sich und auf zwei starke Männer in Schiffsfeldung gelehnt, blüch, mit verstörten Bügen nad kaum wieder zu erkennen, schwante Laska an den gebrochenen Vater zu, der, keins Wortes mächtig, den Sohn in seine geöffneten Arme schloß und dann laut schuldigend mit ihm auf den süßen Erebügel, der sich über den Särzen der eben Ueberbigen wölbte, niederfaul. —

Unter Ellen's und seiner Schwester Pflege erholte sich Laska bald so weit, daß er die näheren Umstände seiner Rettung mittheilen konnte.

Dem Sturm ersah, war das in's Treiben gerathene Giesfeld am innersten Rande jenes hohen Sandes, welches die Schiffer Capitainlösch nennen, und der an der Mündung der Reuterriele im Westen hinwüns liegt, gerissen. Das wilde Sturmweitter jagte die nimmeh gelährten Schellen fremwärts. Bald verlorren sich die Getrenzten gänzlich aus dem Gesicht. Tal-n mit zwei der höchstenbewaffneten Langensiesler hatte der Zufall an die feiner, aber sehr feste Scholle georren. Die dem Tode Geweihten trieben, von mancher Wege überschüttet, immer weiter nach Süden. Hier reichten sie in eine Wetterwolke, die unter Uliß, Donner und Hagel über sie fortbraue. Eine Wege überschürzte die Scholle und spalte die Langnesser in die Tiefe. Laska sah sich allein. Mit der Wiesseuskast der Verzweiflung flammerte er sich fest an das Eis, bis schauernde Kälte ihn durchdraselte, und er, von nagendem Hunger gereinigt, mit erscharrten Gliedern besinnungslos niedersaul.

Als er wider zu sich lam, lag er in einem Schifferfabne. Eine mildeitige Wege hatte ihn auf den Strand von Süderoeg georren, wo Schiffer, die hier Schutz vor dem wilden Sturmweitter gesucht und gefunden, ihn entvanden.

Anfangs hielten die wadern Männer ihn für todt. Bald aber bemerkten sie, daß noch Leben in ihm sei, und ihren unlässigen Bemühungen gelang es, den schon dem Tode Geweihten wieder in's Leben zurück zu rufen.

Es waren Männer von Nordstrand. Dahin brachten sie zuerst ihren Findling. Dieser aber, lam so weit erkrast, daß er sich wieder regen konnte, hatte keine Kuße bei seinen braven Kettern. Ihn verlanste zurück nach Hoegz, um zu erfahren, ob die Kunde des Geschehenen bereits bis in das Haus seiner Eltern gebrungen sei. Unter dem Gehärd der Miesden, die über dem Grabe seines Bruders, seiner Verwandten und Freunde verhalten, betrat er, der einzig Ueberlebende, die Hallig.

Der Seemann von adtem Schrot und Kern ist eben so fromm als abergläublich. Wie Nicel Mannis sich überzeugt war, daß das schattenhafte Schiff, welches seine Kinder unsern der Insel Anrom im vergangenen Herbst an sich hatten verüberstrieden sehen, ein Zeichen gewesen sei, das ihnen in jener Gegend Unglück prophegte; wie er Tags darauf mit eigenen Augen einen Leichenzug mit großer Begleitung von der Süder Aue über das Jap nach Hoegz durch den Nebelwusch des Auenis gieten sah und darin einen Wind erblühte, daß viele Hälliglinge ihren Tod in den Wellen futen würden: so den Herzen froh und dankbar war jetzt der alte Mann, daß Gott doch nur einen Sohn von ihm gesertert hatte.

Ellen war schwerer zu beruhigen. Sie machte sich im Stillen Vorwürfe über ihren Unglauben, und zief sich nanipferweise eines Leichtsinnes, den sie in der That gar nicht besaß. Es bedauerte langer Zeit, ehe die geborgte Frau ihre frühere geistige Elasticität wieder gewann.

Im Frühjahre kehrte Veite Woegens glücklich von seiner Reise zurück. Er betrauerte tief und wahr das Unglück, das sich während seiner Abwesenheit zugetragen hatte, und führte ein paar Monate später die stang-eraste Karen als Gattin heim.

Die in der wilden Sturmnacht Umgekommenen zeigten sich Niemand als Wiederzügler. Der Friedenslang der Kriegergelen auf Hoegz, Langensiesler und in Oerelack halte sie für immer sanft in's Grab gebettet.

### Der Werrabahn-Tunnel bei Eisenach,

vor dessen nördliche Mündung und die beigefügte Skizze sähet, ist eines der interessantesten Bauwerke der Kunst in unsern thüringischen Bergen und es vergelt sein Tag, wo nicht jährliche Besucher den Rath und Fern nach der Tunnelbauweise waldfahren. Es dürfte deshalb für den Leser der Gartenlaube von Interesse sein, diesen Gegenstand etwas näher beleuchtet zu sehen.

Der Tunnel von 24 Fuß röhrl. lichter Weite und Höhe, sollte nach der ursprünglichen Projection nur 1140 Fuß lang werden, es stellte sich jedoch mit Rücksicht auf die gleichmäßige Festigkeit des durchzuschlagenden Gesteins, welche eine Ausmauerung überflüssig macht, und zur Vermeidung der beträchtlich höheren Kosten, welche die Ausarbeitung der tiefen Bohrinschnitte erfordert haben würde, als zweckmäßig heraus, den Tunnel selbst um 293 Fuß zu

verlängern, so daß die Gesammlänge desselben nunmehr 1733 Fuß beträgt. —

Die sehr bedeutenden Einschnittsarbeiten, welche im März und April 1856 in Angriff genommen worden, waren durch zweckmäßige Anlage der Schächte und thätigen Betrieb (bei einer durchschnittlichen Arbeiterzahl von 800—1000 Mann), trotzdem bei einer Tiefe von wenigen Fuß schon das in dieser Gegend verbreitete Gneis — das sogenannte Nittelgestein — in selber Masse zu Tage trat, und die Nachgräbe bald mit den Sprengmaterialien verlauscht werden mußten, demnach schon im November desselben Jahres so weit vorgeschritten, daß mit dem Einbruch des Tunnel's zunächst auf der nördlichen Zeile begonnen werden konnte. — Gleichzeitig mit den eigentlichen Tunnelarbeiten wurden am südlichen Abhänge

des Berges in gewisser Entfernung von einander zwei Stollen (Hörschächte) senkrecht in die Tiefe getrieben, um, sobald man hier die Tunnelsohle erreicht hatte, nach beiden Richtungen hin den Tunnelmündungen entgegen zu arbeiten, und auf diese Weise möglichst schnell zum Ziele zu gelangen. — Am 20. December 1857 Nacht erfolgte unter allgemeinem Jubel und Freudenstößen von Seiten der beteiligten Arbeiter der Durchbruch. Die bei dieser Gelegenheit für die Arbeiter bestimmte Prämie von 500 Thalern wurde theilweise zur Unterstützung der einige Tage vorher — am 10. December — im Tunnel Verunglückten und deren Hinterlassenen verwendet. —

So schwierig und gefahrvoll auch die Ausführung dieses Baues war, so steht doch die Zahl der bis jetzt während der Arbeit Ver-

thaler nicht nur vollständig ausreichen, sondern es wird noch eine erhebliche Summe erübrigt werden, inden nach den bisherigen Erfahrungen der Betrag von 140,000 Thalern zur Vollenbung genügen wird. — Von den für die Herstellung des Tunnels verausgabten Kosten kommt ein großer Theil auf die Beschaffung des massenhaften Pulverbedarfs nebst sonstigem Zubehör, so wie auf die Anschaffung und Unterhaltung der Bohrwerkzeuge. (Die im Tunnel beim Bohren und Sprengen beschäftigten Arbeiter, circa 400—500 Mann an der Zahl, verbrauchten durchschnittlich täglich 5 Centner Pulver.)

Man begt mit Bestimmtheit die Hoffnung, daß der Tunnel bis Mitte Juni gänzlich vollendet und alddann die Strecke von Eisenach bis zum Tunnel vollständig fahrbar sei. — Am 20. Mai



Der Thaler-Tunnel bei Eisenach.

unglückten zu der Größe des Unternehmens in keinem Verhältnis. Der oben angeführte ist der einzige erhebliche Unglücksfall, welcher beim Tunnelbau vorgekommen, und wurde durch Unvorsichtigkeit eines Arbeiters beim Laden eines Schusses verursacht; zwei der in der nächsten Nähe beschäftigten Arbeiter wurden dabei tödtlich und vier mehr oder minder verwundet.

Ungeachtet der vorerwähnten größeren Längenausdehnung des Tunnels werden doch die im Restrianschlage enthaltenen 180,000

beschränkt die erste Locomotive die von Eisenach aus bereits vollendete kurze Strecke der Thalerbahn, und überwand mit Leichtigkeit die bedeutende Steigung, welche sich zur Länge wie 1:50 verhält.

Wer jemals jenen düstern Waldwinkel, an dessen Stelle sich die mächtige Tunnelmündung befindet, passirte, der wird jetzt überrascht vor einer freundlichen, belebten Landschaft stehen, welche der mächtige Felsriegel, „Berche“ genannt, aus jener Waldesamkeit geklaffen hat.

## Die hohe Schulter und ihre Behandlung.

Von Dr. Paul Niemeyer.

Es gehört zur näheren Charakteristik unserer Zeit sicher auch der höchst auffällige Umstand, daß wir uns in vielen Dingen theoretisch um so mehr vervollkommenet haben, je mehr uns deren Praxis gleich einem laun noch zu erreichenden Ideale in die Ferne entrückt worden ist. Jedes Intelligenzblatt wimmelt gegenwärtig

von Anpreisungen aller Art zu Gunsten der vielfältigsten „Mühseligkeitsmittel“: „Keine Hüftcraxen mehr!“ — „Die Kunst, das Leben zu verlängern!“ — „Untrügliches Mittel, schnell reich zu werden!“ — „Schönheitsmittel für alle erdenklichen Reize!“ — Jaß sollte man meinen, die Welt müßte, diesen Mitteln zufolge,

zu einem wahrhaftigen Paradies umgeschaffen werden können, — und doch! — welche Wirre lauert hinter diese bombastischen Inducitruaerstellungen der Speculation! Wie schändlich macht sich dagegen der Contrast der gemainen Wirklichkeit geltend, deren Kothgruben immer brennender werden, je lauter jene weisen Theoretiker in das Horn ihrer Unaträglichkeit stoßen! — Wie bescheiden trat in derartigen Beziehungen das classische Alterthum auf, dessen Menschen in ihrer gesunden Naturwürdigkeit dem Ideale körperlicher Schönheit und Kraft sicher nicht so fern standen, als unsere Zeitgenossen trotz ihrer adrenerischen Toilettengeheimnisse und Lebenseluzie! Stand Jenen doch zu ihren plastischen Kunstschöpfungen eine Fülle von schön gebauten Moxellen zu Gebote, die den Künstler zur Darstellung eines Apollon, eines Apollo, einer Dore oder Aphrodite zu begreifen vermochte, während er in unserer kältebildenden Gesellschaft wohl lange Jnden mühte, ein solchen Idealen entsprechendes Vorbild vollendeter Leibesgröße zu finden.

Der Allen kam bei jener allseitigen Ausbildung der körperlichen Sicherheit des Völkern der alten Zeit ihre vernunft- und naturgemäße Lebensweise, ihre Verhältnisse sehr harmonische Entwidlung der äußerlichen Formen, ihre gesunden Motive und alle Körpertheile zur gleichmäßigen Vollenkung zeitigende Aebtung, und vor Allen ihr unangefochten reges Leben in der freien, frischen Luft öffentlicher Plätze zu Statten. Vergleichlich mit dem durch uns Geschick! Welche Deformitäten und Schwächen des Leibes bereitet ihm nicht die launenhafte Mode und die schon im Säuglingsalter beginnende Verwahnheit, die zwar nach Idealen strebt, in der That aber nur zu oft Karicaturen erhaltet!

Um diese an sich sehr erscheinende Anlage der gegenwärtigen Wirre durch ein besonderes Beispiel aus dem Bereiche ärztlicher Erfahrungen zu erörtern, wählen wir unter den vielen Jammerbildern des „civilisirten“ Zeitalters nur die eine zum Gegenstande näherer Betrachtung, welche unter der Bezeichnung der Ueberschritt Jedem sofort wohl bekannt ist.

## I.

Die hohe Schulter ist die Folge einer Mißhaltung des Rückgrates; dieses verliert in einem gewissen Umfange die gerade Richtung zur Seite; die Seitenarterien der Wirbelsäule aber bezieht die Medizin als Scoliose; die hohe Schulter ist also kein selbstständiges Schulterleiden, sie ist nur das auffällige Symptom einer Rückgradverkrümmung.

Die Ursprünge der Scoliose sind ganz unermittelt und werden dem spätern Nüchternage nur mehr ahnungsweise erkennbar; man spricht daher zunächst von einer Anlage zum Sichwerden; die Mißhaltung ist nämlich noch keine permanente, sondern tritt nur zeitweilig in die Erscheinung; selbst ausgesprochene Grade werden noch leicht genommen; man trübt sich damit, daß sich das vermindern werte, oder daß das Mädchen, wenn es erst „eitel“ geworden, sich schon von selbst gerade halten werde.“ Nimmt aber trotzdem die Krümmung zu, so läßt man tanzen, schwimmen, macht Einreibungen, legt Rückenstücker oder sonstige Gerabhalter an — umsonst; immer keulicher tritt folgendes Bild zu Tage:

Die rechte Schulter steht höher, als die linke, und nach rechts hin macht die Wirbelsäule mit ihren Brustwirbeln eine Krümmung, deren Bogen man am Genacksten abspäht, wenn man einen faden (eine Urlette) um den Hals legt und in der Mitte des Rückens durch Belastung senkrecht zieht. Dieser oberen Krümmung nach rechts entspricht eine mehr oder weniger deutliche untere Krümmung der Lendenwirbel nach links, so daß die ganze Wirbelsäule ein umgekehrtes S darstellt. Eigenthümlich ist ferner der Zustand der Muskeln zu beiden Seiten: an den concavren Stellen treten dieselben stark hervor, als wären sie angepumpt, und fällt namentlich der Lendenmuskel als ein dicker Wulst zur linken Seite in die Augen; an der Convexität dagegen scheint die Muskulatur geschwunden und diese Partien sind abgeflacht, selbst sichtbar eingesunken.

Dieses Vorüberbild der Scoliose erscheint ferner in zwei Varietäten: es tritt nämlich entweder die Brust- oder die Lendenkrümmung in den Vordergrund; die letztere ist auch wohl zuerst entstanden, wie wir unter III. weiter ansähen werden.

Mit der Wirbelsäule erkranken die an sie gebundenen Rippen, besonders die unteren, eine Veränderung; rechtsseitig werden sie entsprechend zusammen, sie übereinander gehoben, linksseitig aus-

einandergezerrt; daher die Scoliotischen in der Lebergegend eine Hervorhebung zeigen, während die linke Weiche eingezogen erscheint. So wird der Schiefe schieflig zu jener Karrikatur, die der Sprachgebrauch nunmehr als „bädelig“ bezeichnet. In der Medicin dagegen versteht man unter Büdel — Kypheose — nur die Krümmung nach hinten, wie sie im Greisenalter so häufig.

Zum Glück bleibt das Uebel häufig auf dieser Stufe stehen; nicht selten aber schiebt es allmählich weiter die zu einem Grade von Verunstaltung, welcher durch Vereinträchtigung der vollen Genügte das Leben gefährdet und zum Tode führt. Wir berühren auch diesen außer dem Bereiche der Kunstplastik liegenden Zustand, weil derselbe in diesem engen Zusammenhange mit einem vernachlässigten Körperfehler nicht allseitig gewürdigt wird.

Der Mißhaltung des äußeren Brustes entspricht eine Formveränderung der Körperhöhlen, von deren Umfang man sich oft keinen Begriff macht. Fasten wir einen bestimmten Fall in's Auge, so ist die rechte Brusthöhle auf ein Minimum reducirt, die Lunge darin nur als ein Ueberbleibsel vorhanden, in den unteren, noch allenfalls geräumigen Theil hat sich die Leber eingedrängt. Dagegen ist die linke Brusthöhle verhältnißmäßig erweitert und ihrem Lungentheile fällt das ganze Athmungsgefäß anheim; dieser wird dadurch über die Mägen vergrößert und eine so vergrößerte Lunge ist eben so wenig fähig zur normalen Functionirung, wie jene geschrumpfte der anderen Seite.

Der Blutlauf durch die Lungen zum Herzen und vom Herzen zur Lunge ist gehindert; durch den beständigen Rückfluß des Blutes wird das Herz übermäßig erweitert und löst sich hammerartig an die Brustwand. Daher die Scoliotischen nach der geringsten Bewegung (Treppengehen) von Kurzatmigkeit, Wahnhaft und Herzstößen befallen werden. Diese Symptome werden nebst Brust- und Kreuzschmerzen, qualendem Husten, welcher gewöhnlich an Erfüllung geschehen wird, schieflig permanent, die Rückenlage ist unträglich, und endlich führt ein Lungen Schlag die Auflösung — oft ganz unermwartet — herbei.

## II.

Welches sind nun die Entstehungsursachen der Scoliose?

Diese mit der Behandlung so wenig verknüpfte Frage ist noch keineswegs zu der nöthigen Klärung im Publicum gelangt und die gewöhnlichen Ansichten beruhen auf Irrthum, wie sich aus einer kurzen Prüfung derselben ergeben wird.

Von inneren Krankheiten, als Tränen, „englischer Krankheit“, sehen wir ab; die Scoliose, welche wir hier im Auge haben, befallt innerlich ganz gesunde Kinder und ihre Häufigkeit ist so überwiegend, daß von Hundert dreinachtzig auf ihren Anteil und nur siebenzig auf jene Krankheiten als Ursachen kommen. Manche Eltern geben an, daß das Kind einmal — gewöhnlich durch Ver schulden des Mädchens — auf die Erde gefallen sei, doch wird dieser Anlaß gewöhnlich erst nachträglich hervorgezucht. Am verbreitetsten ist die Ansicht, daß die hohe Schulter eine Krankheit der Muskeln sei, wie man sich in doppelter Weise vorstellt:

a) als eine allgemeine Muskelchwäche.

Die Mäntel — sagt man — sind nicht stark genug, die Wirbelsäule durch das Gewicht des Kopfes in ihrer geraden Richtung zu behaupten; sie wird durch dasselbe leitwärts gedrückt, wie jener elastische Stab, auf dem der Athlet eine Angel balancirt. Von diesem Standpunkte aus ordnet man zu allgemeiner Stärkung kalte Bäder, Schwimmen, Turnen an oder gibt innerlich stärkende Arzneien; wir erheben aber folgende Bedenken dagegen:

1. Die angebliche Muskelchwäche ist bei den Scoliotischen keineswegs einleuchtend; ein Bild in einen orthopädischen Cursaal genügt, um sich zu überzeugen, wie es vorzugsweise kräftige Kinder sind, welche von der Scoliose beimgelacht werden.

2. Gegenheiß ist die Scoliose unter den mit wirtlicher Muskelchwäche Begebenen — so namentlich den Fleischlängigen — durchaus kein auffällendes Vorkommniß.

3. Findet sich in den Fällen, wo das Gewicht des Kopfes wirklich den besagten Einfluß auf das von schwachen Muskeln gehaltene Rückgrat äußert, eine ganz andere Krümmung, aber keine Scoliose; so beim Greise und beim lebensschwachen Kinde; hier ist die Wirbelsäule fast nach hinten gebogen (Kypheose).

b) als eine örtliche Muskelchwäche, nämlich der linken Seite, wobei gegenheiß die Muskeln der rechten Seite übermäßig

hart geworden sein sollen. Es ist eine besonders den Erziehern geläufige Vorstellung, daß bei der gewöhnlichen Beschäftigungsweise der Kinder, bei dem überwiegenen Gebrauch der rechten Hand und mithin des rechten Armes dieser in seinen Muskeln eine größere Kraft gewinnen müsse, als der verhältnißmäßig wenig gebrauchte linke. Durch dieses Uebergewicht der rechten Seite soll nun die Wirbelsäule nach rechts verbogen werden.

Nach dieser Ansicht entspringt das bekannte System: die rechte Hand ganz außer Gebrauch zu setzen und alle Handirungen der linken Hand zu übertragen; diese überließ durch örtliche Gymnastik — längeres Hängen mit verstellten an einer Schwabe, methodisches Drehen einer Waage mit der linken Hand — zu kräftigen. Ferner gingen aus dieser Auffassung die Einreibungen hervor, indem man die hervorgeübten Muskeln der rechten Seite zur Erschlaffung mit Del, die der linken zur Stärkung mit Weingeist behandelte. Diese Einreibungen sind nutzlos, da sie nicht zum Muskel bringen, und gegen diese zweite Theorie überhaupt ist folgendes zu erwägen. Zuverlässige statistische Untersuchungen mit dem Krausfieber haben ergeben, daß bei Stenotischen die rechte Schulter keineswegs stärker ist, als die linke, daß selbst links-handige die Krümmung nach rechts bekommen, endlich daß, wo wirklich der rechte Arm stärker war, als der linke, die Stenose fehlte.

III.

Wir haben schon dargehen, wie die gebräuchlichen Theorien das eigentliche Wesen der Stenose nicht ergründen und die gewöhnliche Behandlung auf Unflusen beruht. Zur Wahrheit gelangt man durch einen Schritt weiter: die Muskeln als solche können keine Krümmung zu Wege bringen; sie sind kein selbstständiges Gebilde, sondern stehen in directer Abhängigkeit vom Nervensystem: ohne Nerven keine Muskelaction! Die Nerven selbst aber werden von der Seele und dem Willen bestimmt und dieser Gesichtspunkt führt zur sachgemäßen Deutung der Stenose, deren Schlüsselgeheim wir hier vorweg nehmen.

Die hohe Schulter ist eine mit Willen angenommene Körperhaltung, und daß sie dies ist, beweist direct die Erfahrung, daß sie in den Anfangsstadien bei gehöriger Instruction des Kindes willkürlich foglich wieder aufgegeben werden kann. Wie selten die Stenose durch willkürliche Krampftheit entsteht, haben wir oben durch Zahlenverhältnisse anschaulich gemacht.

Der Wille wird durch innere und äußere Einflüsse bestimmt: als innere sind hier schlechte Laune oder Bequemlichkeit zu nennen; Kinder, welche viel sitzen müssen und dabei durch ermüdende Lehrgegenstände in Anspruch genommen werden, denen sie theilnahmslos und rein mechanisch ihr Ohr leihen, werden unflustig, ihre Muskeln irgendwie zu beherrschen; sie rücken hin und her, nehmen eine lasche Haltung an, „sind ein“ zu einer, wie wir sehen werden, bequemeren stotischen Tourade.

Als äußerer Einfluß kommt namentlich die Beschäftigung in Betracht: irgend einer im täglichen Leben oft wiederkehrenden Handirung gibt sich der Körper in einer gewissen Gruppierung der Theile hin, welche ihn schließlich zur komfortablen Ausführung zum Bedürfnis wird. Ein auffälliges Beispiel liefern hierfür gewisse Gewerke: so ist z. B. der Adler den ganzen Tag bei der Drahtarbeit mit der rechten Hand über dem Tische, mit der linken mehr nach unten und dieser verschiedenen Tenen der Extremitäten folgt er unbewußt mit dem Nüdrate durch eine Biegung nach rechts; fast alle Adler sind mehr oder weniger stotisch. Der Beobachtung jugendlicher sind die Clavierstimmer, welche, besonders seit die Pianino's in allgemeinen Gebrauch gekommen, zumiß schief oder wirklich stotisch sind; mit der rechten Hand müssen sie hoch hinauf zu den Saitenstiften greifen, mit der linken schlagen sie die Tasten an. Sehr belehrend ist folgendes Beispiel.

Ein Beamter hatte auf einem Commissionsfesten einen höchst beschränkten Platz zum täglichen stundenlangen Actenverhör an einem von der Sonne beschienenen Fenster; um den Lichtstrahlen zu entgehen, pflegte er, während er hart am Fenster saß, das Schreibmaterial mehr nach rechts abzurücken und durch eine starke Seitenbiegung des Rumpfes demselben hangerecht zu werden. Nach beendeter Untersuchung ward er fast stotisch erjanden.

Für die Kinder ist die Periode vom zehnten bis sechszehnten Lebensjahre die Zeit des angestrengten Schulbuchs oder der weib-

lichen Arbeiten. Dieselben provociren auf die verschiedenste Weise zur Annahme einer Stenose: es kommt zunächst das Bestreben in Betracht, den rechten Arm, mit dem gearbeitet wird, möglichst frei zu haben; um dies zu erreichen, auch wohl, um ihn von der Einpressung durch das enge Rückenstück des Kleides und dem engen Kramel zu befreien, ziehen sie den rechten Arm vom Körper ab, zugleich die rechte Seite hinauszuengen und krümmen so die Wirbelsäule nach rechts; dagegen die linke Seite einzuengen und der linke Ellenbogen an den Kumpfe angelehnt wird.

Nach diesem Schema läßt sich die Entstehung der Stenose für die gangbarsten Beschäftigungen abstrahiren; es kommen namentlich in Betracht das Nähen am Tambourin, das Steppen der Hautschuhe im Schraubstod u. dergl., nicht minder das Schreiben. Der Einfluß der Beschäftigung und der dabei stereotypen Haltung erhebt auf's Deutlichste aus jener neuen Schreibmethode; seit man nämlich den rechten Arm in die Seite drängen und den linken Ellenbogen ganz auslegen läßt, tauchen Stenosen auf, deren Krümmung nach links gerichtet ist.

Indem die Erziehung vornehmlich bei den Mädchen auf eine gute Haltung sacht, müssen dieselben, ohne sich anzunehmen, fetzgerade sitzen, ja, es ist Princip, ihnen die Leine überhaupt zu versagen. Diese Strapaze halten aber die Kinder nur kurze Zeit aus; wie sagen Strapaze, denn bei dieser Art Eizen befinde sich die Kumpfmuskeln keineswegs im Ruhestande, sondern sie werden beständig in Action gehalten, um die Wirbelsäule zu balanciren, und dabei wird noch mit den Händen gearbeitet. Es gewährt nur einige Erleichterung, die Wirbel in der Art zu verrücken, daß die Bänder den Muskeln zu Hilfe kommen; die Krümmung nach vorn wird nicht gehindert und so liegen die Kinder das Nüdrat zur Seite. Die Erholung, welche eine solche Ausbügung, resp. Erleichterung nach längerem Geradestehen gewährt, kann Jeter an sich selbst leicht controliren.

Wie bereits angedeutet, findet sich bei Knaben etwa bis zum achten Jahre die Stenose mit vorherrschender Lentenschümmung; oder vielmehr diese leitet die Entstehung derselben ein. In diesem Alter sind dieselben nie auf den Beinen und stehen auch meist bei den Beschäftigungen am Tische; es gibt Erziehungsanstalten, wo diese Stellung geradezu für das Schreiben und Lesen oben aus orthopädischen Rücksichten eingeführt ist. Bei näherer Beobachtung wird man finden, wie die Kinder mit Vorliebe auf dem linken Beine ruhen, den rechten Fuß dagegen auf jenes aufsetzen; es geschieht dies, um das Stehen zu erleichtern oder bei eintretender Ermüdung. Gleichzeitig verrücken sie den Schwerpunkt des Körpers aus der strengsten Linie nach links und die Wirbelsäule erhält dadurch eine Krümmung im Lentensinne ebenfalls nach links. Es ist dies so häufig, daß der erfahrene Arzt, wenn ihm ein schiefer Knabe unter zehn Jahren zugeführt wird, diese Art der Stenose vorher bestimmt.

So mannigfaltig die Beschäftigung, so verschieden ist auch die jedesmalige Figur der Stenose innerhalb des unter 1. abgezeichneten Rahmens. Nach der gegebenen Andeutung wird es leicht werden, für jeden einzelnen Fall die besondere Entwidlungsgeschichte der Stenose zu entwerfen.

Anfangs kann, wie gesagt, die schiefe Haltung foglich willkürlich wieder aufgegeben werden; schließlich aber wird sie vermahnen zur Gewohnheit, daß das richtige Ueber bei eigentliche gerade Haltung verloren geht. Man überzeuge sich hiervon durch die Beobachtung am nackten Rücken des schiefer Kindes; gebietet man ihm, sich gerade zu halten, so macht es eine forcirte Bewegung mit dem Kumpfe nach hinten, es überstreckt die Wirbelsäule und zieht etwa die Schulterblätter nach hinten zusammen; im Uebrigen bleibt es schief, obgleich es sich nun beim besten Willen für gerade hält. Gibt man ihm nur durch Manipulation erst die richtige Stellung, so erscheint ihm diese vielmehr als schief, ste ist ihm un bequem, selbst schmerzhaft und es leht abwärts in die schiefe Haltung a's die in seinem Sinne gerade zurück.

IV.

Diese Beobachtung liefert uns sofort den Schlüssel zur richtigen Behandlung, welche bei nöthiger Consequenz nach einmaliger Anweisung des Arztes auch der Laie durchzuführen im Stande ist. Zunächst einige Winke zur Verhütung der Stenose,

weiche sich ebenfalls aus den unter III. gegebenen Erweiterungen direct herleiten: Es kommt darauf an, die Einflüsse, welche den Willen zur Annahme einer Stiefelsohle bestimmen, fern zu halten.

1. Die Zeit des anhaltenden Sitzens ist überhaupt möglichst einzuschränken, der Unterricht soll durch zweckmäßige Einschaltung von Erholungspausen unterbrochen werden, auch im Vorliegenhande sich der nöthigen Abwechslung befleißigen, nicht Stunden lang ein und dasselbe Thema tractiren. Es sei den Kindern erlaubt, sich anzulehnen, wobei sie sich immerhin gerade halten werden, wenn nur der Sitz nicht zu lang ist, sondern der Art, daß bei bewegungsreichen Knieen die Hüfte auf den Boden zu ruhen kommen und der Rücken die Lehne gerade erreicht. Beim Schreiben sollen beide Arme in gleichem Umfange ausliegen, die Höhe des Tisches muß dem Größenmaße des Körpers entsprechen. Der Tisch darf nicht rund sein. Die gemeinsame Schultbank hat bei der verschiedenen Körpergröße der Schüler manche Inconvenienzen und noch mehr, wenn dieselben gedrängt sitzen und der Einzelne für seine beiden Arme nicht den gehörigen Spielraum gewinnt. Beim Gehen jeglicher Art Unterricht soll den Kindern vor Allem die nöthige Haltung beigebracht werden, sie müssen lernen, die erforderliche Stellung mit Bewußtsein einzubehalten, und bei Beginn jeder Stunde soll dieser Punkt, wenn nöthig, stets von Neuem erörtert werden.

Die Kleidung liegt in der Taille fest an, dagegen lose um Brust und Schultern, sie hindere den Arm in seiner Weise; die hohen Kleider bei den Mädchen sind zu vermeiden: dieselben sind in der Regel, damit sie gut sitzen, in den Rückenpartien so schmal geschnitten, daß sie die Schulterblätter fast nach hinten zusammenziehen, und die Arme in eine gezwungene Haltung bringen.

2. Hat ein Kind bereits eine Stiefelsohle erworben, so kommt es von Allem darauf an, es über die fehlerhafte Haltung und deren Unterschied von der geraden grünlich zu belehren. Es ist hierbei viel Geduld und Verzicht von beiden Seiten notwendig; bei aufrechter Stellung ist es nicht möglich, die gerade Haltung von Anfang an der ganzen Zeit über zu beobachten. Denn das Ungewohnte der neuen Muskelthätigkeit wirkt ermüdend, erst allmählich gewöhnt man sich daran. Leichtest gelingt es in der Rückenlage: deshalb lasse man das Kind, nachdem man es gerade gerichtet, längere Zeit auf dem Sopha liegen und conträre des Leisten durch Betasten der Wirbelsäule mit der Hand. Es ist diese Methode der Unterweisung überhaupt die einzig zuverlässige; daß bloße Beschaun

ist betrügerisch, und das bloße Zeigen thut es durchaus nicht: die Kinder können auch mit trummer Wirbelsäule liegen.

3. Der höheren Grade erwäht der Behandlung auch eine zweite Aufgabe: es sind nämlich адам die Muskeln an der Concauität in einen Zustand von Unthätigkeit gerathen, und sie müssen der Willkür erst wieder zugänglich gemacht werden. Dieser Zweck wird erreicht, indem man vorerst eine der bestehenden entgegen gesetzte Krümmung annehmen läßt, wobei die Hände des Andern thätig mitwirken. Auch diese Procedur wird durch Liegen wesentlich erleichtert; abwechselnd mit der Rückenlage schiebe man in der Seitenlage unter der der hohen Schulter entsprechenden Weiche des Kindes ein Kissen unter. Als sehr wirksames Unterstützungsmittel hat sich hierbei die locale Faradisation der Muskeln (s. Garten. 1857. Nr. 36.) erwiesen.

4. Der Wille ist die beste orthopädische Maschine — Rückenstützer, Oberhalter u. dgl. sind nicht geeignet, allein eine radicale Cure herbeizuführen. Abgesehen von manchen ganz un zweckmäßigen Apparaten, haben sie wenigstens das Gute, den Kranken in die gerade Haltung selbständig zu mahnen und dieselbe durch ihre mechanische Unterstützung zu erleichtern. Am einfachsten und zweckmäßigsten ist der sogenannte Inclinationsgürtel nach Dessart und Tavernier.

5. Turnen, Schwimmen u. s. w. sind ganz gute diätetische Exercitien, aber nicht für Stiefelsohle. Diese müssen im Gegenstich gesondt werden: nach jeder durch die Tagesarbeit herbeigeführten Ermüdung müssen sie gründlich anstreben, und es kann sogar notwendig erscheinen, sie ganz vom Schulbesuche zu dispensiren. Turnen und Schwimmen sind Strapazen, und übertrieb kann sich der Stiefelsohle, wenn der Lehrer nicht stets darauf achtet, auch im Wasser schief halten.

Die höheren Grade der Stiefelsohle fallen der eigentlichen Orthopädie anheim, über die sich manch fröhlich Wörtlein sagen ließe. Uns kam es hier zunächst darauf an, die Stiefelsohle in soweit abzuhandeln, als sie in das Bereich der häuslichen Kinderbesorge gehört, welche eben bei gehöriger Ausbildung jene kostspieligen und nicht immer erfolgreichen Curen in orthopädischen Anstalten unnöthig macht.

\* Unter Umständen ist auch der Gebrauch der Koffschwebe zu empfehlen, in welcher die Wirbelsäule durch das Körpergewicht gehreht wird. Beide Apparate sind billig und werden von jedem Nothleidenden geteilt.

## Erlebnisse in Mexico.

Auf dem Hochplateau der alten Hauptstadt Mexico zeichnen nur noch Ruinen, ihre Trümmer und Aemde, besonders Deutsche, das bereits in alle Breiten und Längengrade der Erde wasserlos, aber mit den allein erodernden Wasser des Fließes, der Geschicklichkeit und Ausdauer, der erfinderischen Weisheit, des Todeskundens und Gehens auf den Füßen eigenster und doch elastisch in fremde Zustände sich hineinwanderer Cultur eingedrungen ist, sich dort behauptet, anbereitet und immer besseremal geltend und für die Weltcultur nöthig zu machen weiß. Doch wir wollen den Mund nicht zu voll nehmen, zumal, da es hier einem banterotten, deutschen Kaufmann in Mexico gilt. Nach einem ehrenvollen Feldzugs kampf mit der faulen, intrigantischen spanischen und Vastard-Verbreiterung fiel er. Er glaubte sich nicht wieder erheben zu können und beschloß deshalb, seinem Leben selbst ein Ende zu machen, ein Act, der unter der feigen, Auhere wordernden Bevölkerung Mexico's nie vorkommen soll. Aber er wollte in den Tod gehen, ohne den angehörigen Lebenden die Schande eines Selbstmordes zu vererben. So sann er und fand endlich ein Mittel, unter dem Scheine eines tragischen Todes seinem Leben ein Ende zu machen.

Weber dem Krater des von A. v. Humboldt geschätztesten Vulkanes Popocatepetl hängt stets eine giftige, reizende Wolke kläudlichen Schwefel dampfes, der stets aus dem Abgrunde des Schlundes genährt wird. Jede Annäherung an den Rand des Kraters dreht mit Erschlagend. Eine persönliche Verurteilung in den Krater hinein erschien unsern lebensmüden Landsmannen deshalb ein sicheres Mittel, die sonst so geliebte Würde des Lebens los zu werden. Das wußte er. Er verbreitete unter seinen Freunden die Nachricht, daß

er sich einmal erholen, eine Gebirgsstiege machen und die Schwefel-lappe des Popocatepetl einmal näher untersuchen wolle.

So reiste er ab zum Selbstmord.

An den verschiedensten Abhängen des schluchtenreichen Vulkanes legte sieben mehrere Indianerörter. Aus einem der höchsten nahm er sich zwei Führer mit und die nöthigen Stride und Balken. Mit diesen stieg er an den Rand des Kraters und besah ihnen, zwei Vallen er am Krater abzulegen, die Stride zu besessigen und ihn daran hinunterzulassen, da er wüthete, das Innere des Abgrundes zu unteruchen. Vergebens redeten sie ihm ab, da dies sicherer Tod sei. Er sagte ihnen bloß, daß sie seine Befehle anführen, ihn hinunterlassen und warten sollten, bis er mit einem an seinem Arme befestigten Seile das Seiden zum Hinuntergehen geben werde. Hierauf schloß er die Augen, hielt den Athem an und glitt an dem Seile hinunter. Um alle seine Sinne sacht und braunte und braunte es, das Hirn im Kopfe drohte zu springen und der gewaltsam angehaltene Athem durchriefelte ihn mit den Vorboten des Erstürgungstodes aus Mangel an athembarem Luft. Aber er hielt noch aus und fuhr fort, hinunterzugehen, bis plötzlich, wie durch ein Wunder, ihn eine reine, erquickend gestuhnte Luft aufnahm und sofort auch ein seher Boden. Er öffnete die Augen und sah sich in einer andern Welt, in einem unberechneten goldgelb-kristallinen Wunterrome voll der abenteuerlichsten Arabesken und Figuren, angeleitet von unmaßlichen blauen Flammen, die wie Oester dieser vulcanischen Kirche aus Winteln, Spigen, Schalenfusseln und Mauerfischen hervorflackerten oder in den maleurischen Ludungen an den Golemannen und Wänden emporsprudeln, sich bald verkleinernd, bald zu grimmigen, schlanken Ketten auf-

schwebend. Die goldenen Säulen und Colonnaden, oft ungeheuren Oa-ben gleichend, glänzten wie polirt hinter den blauen Flammen.

Unser Landemann flaunte und besann sich. Die goldene Wunderwelt und schon sterben? Zwar wußte er, daß nicht Alles Gold sei, was glänzt, ahnte aber, daß aus diesem Schwefelome viel reelles Gold gefolgt werden könne. Der Selbstmord fähig sich plötzlich wieder speculativer Kaufmann und suchte sehr energisch an der Leine, die ihn noch allein an die Dornwelt über den Schwefelwollenen festsetzte. Er hatte nicht daran gedacht, daß er noch einmal diesen Strang ziehen werde, aber jetzt zog er mit neu aufgelaunerter Lebenslust. Der heitere mexicanische Himmel lagte einige Male losend herab durch gelegentliche Risse in den irdischen Kraterwolken. Hinauf, hinauf! Wieder leben und mit Schwefel handeln! Ja, ja und sei's auch nur mit Schwefelsäure. Nur leben! leben!

Er befand sich in einer unerhöflichen Mine von Schwefel-Krysalen und Schwefelblume. Der speculative Kaufmann war ermodet und erlachte mit einem Blick den ungeheuren Reichthum, der sich hier ihm bot. Ein unbegrenzter Horizont von Hoffnung erweiterte sein Herz und während seine Augen sich mit Thranen füllten in Dankbarkeit gegen einen erbarmenden Gott, dem das erschütterte Herz gegen unerhörte Ereignisse zuschrieb, fühlte er sich sicher und kräftig emporgestiegen, körperlich und geistig.

Er bemerkte dabei, daß bloß um den Mund des Kraters oben sich giftige Schwefeldämpfe sammelten und unten durch stets zuströmende Luft, welche die ewigen Flammen unten herbeyziehen, sich eine atembare Luft halte. Die von ihm entdedte Schwefelmine war sein. Er ging sofort an's Werk, wurde bald ein reicher Mann, als welcher er nach Deutschland zurückkehrte, nachdem er den Schatz vortheilhaft verkauft hatte, und sann jetzt, wenn er will, Zeugniß ablegen von der Wahrheit dieses Versuches sich selbst zu begraben und der gelangenden Auferstehung.

Die Schwefelwerke des Kraters werden bis heutzutage bearbeitet und erscheinen immer noch unerhöflich. Am Rande des Vulcans oben sind noch heute die zwei Duerbalken zu sehen, an welchen unser Held sich hinstreckte.

Diese Geschichte finden wir in dem eben erschienenen englischen Werke des Herrn O. F. von Tempety, eines Deutschen, der nach dreizehnjährigem Aufenthalte in Californien eine abenteuerliche Reise nach Mexico, Guatemala und San Salvador machte und sie unter dem Titel: „Willa“ etc. in London erscheinen ließ.

Hier lernen wir Mexico kennen, wo eben wieder einmal Revolution gemessen und zwar zum Siege der Kirchen-Partei, die sich aber eben so wenig halten, wie die unterliegende sie anhalten kann, so daß beide Parteien um fremde, americanische Hälfte der Vereinigten Staaten intrigirten. Diese Hälfte kann dem wohl auch nicht lange ausbleiben. D. h. Mexico muß unter einer Regierung von außerhalb Schatz gegen sich selbst, gegen seine ewig todesunde und gährende Corruption, gegen die faule, verfallene Cultur, gegen Rauben, Stehlen und Vöther aller Art und aller möglichen spanischen und indianischen Mißthaten und Bosheiten suchen. Ob es in America Schatz dagegen finden wird, ist eine andere Frage.

Mexico's physische Oberfläche besteht aus den erhabensten und großartigsten Gebirgen von stellen und ungeheuren Schluchten, Thälern und ägypzischen Paradiesen, aber moralisch und social, politisch und kirchlich ist es die gigantische Bühne aller Arten von Verderbniß, der Rameis aus der spanischen Civilisation, die ehemalige statt der „angelsächsischen“ verbreitet ward. Was bei diesen Civilisationsverbreitungen mit Pulver und Blei, mit Kriegsschiffen und Kanonen, Bombardements und „Anzuerationen“ herankommt, leben wir auch in der neuen angelsächsischen Auflage in Indien, China etc. Wenn man in die Welt gehen und alle Heiden lehren und bekehren will, muß man's wie die Pioniere aller dieser Missionen, die deutschen Schneiderzellen, machen, welche den Heiden überall die ersten Fäden der Civilisation annehmen und mit ihren kleinen Nadeln sich großer Verdienste um die Weltkultur erwerben, als alle Bahonnette und Kanonen Großbritanniens.

Wie es in Mexico aussehen mag, dafür bloß einige Beispiele und Bilder aus Herrn v. Tempety's Werk.

Sie kamen eines Tages in das kleine Paradies von Santa Lucia. „Santa“ heißt heilig, Santa Lucia aber ist Verbeuger und Kripl aller möglichen Spitzböden und Räuber von Profession, die nur von den wüthenden Comandante-Indianern an Grausamkeit übertraffen werden. Letztere machen dem auch nicht selten tödtliche Einfälle in Städte und Dörfer. Bei einem derselben wurden

mehrere von ihnen getödtet, Andere gefangen. Der Alcalde oder Bürgermeister von Santa Lucia ließ letztere nach Durango für den Criminal-Gerichtshof transportiren. Die Soldaten wurden aber unterwegs ihrer Gefangenen müde, hingen dieselben an Bäumen auf und lehrten friedlich in das „kleine Paradies“ zurück.

Die Soldaten Mexico's werden überhaupt als feiges, grausames, hehlendes und liebreiches Lumpengesinde der eldhabellsten Art gefehleert. Auf dem Wege fanden unsere Reisenden überall erhabene und kypzische Natur und verfallene, ruinirte Cultur mit Brand- und Korbflecken aller Art dazwischen, verdrante Säulenstumpfe, schwarze Wände, künstliche Gärten, verfallene Leichname und Gräber. In einer dieser ausgebrannten Stätten wollten sie übernachten, und hier folgt eine Wundschneise:

„Die Dunkelheit lenkte sich langsam auf unseren Weg. Der Mond stieg auf und beleuchtete unsere rauhe, durchschudigte Bahn. Auf einmal hält mein Freund an und zeigt auf einen Gegenstand niedergebarnet auf dem Wege. Wir geben unsere Nachfolger ein Zeichen, sich ganz still zu verhalten, spannen unsere Büchsen und schleichen und von Baum zu Baum liege heran. Die Gestalt ist eine menschliche, nackte, also ein Indianer, der mit dem Ohre auf dem Boden lauscht, wahrscheinlich Bespöhlen einer größeren Banne. Es wäre also Unflin gewesen, auf ihn zu schießen. Ich ziehe mein großes Messer, messe vorsichtig meinen Sprung und habe ihn mit einem Griff bei der Kehle, während ich sein Messer in seine Brust stoße. Da fühl' ich zu meinem Schrecken an der kalten Steifheit des Halses, daß mir die Hand des Todes zu vorgekommen. Der Mond bricht aus den Wolken hervor und glüht auf den lospfaßlosen Schädel eines mit Wunden bedeckten Leichnams. Schauernd gehen wir weiter und ziehen bald einen Leichnam nach dem andern, im Ganzen neunundzwanzig. In einem derselben erkannte mir einen Bruchten von Maxillan, der uns eingeladen hatte, und seiner Kräftigkeit anzugleichen. Die ganze Gesellschaft lag jetzt hier in verfallenen Leichen.“

Sie kamen später in die große Stadt Durango mit echt mexicanischer Civilisation, einer Plaza do Toros, Stiergefiedtheater, wo jeden Sonntag jedes Drama dramatisch zerfallen werden und für welche Greth und Plethi ihr letztes Hemd versetzen, vielen Cabaleros mit hüben Reittänzen, Musik, Leidenhaft, Guiltaren, hinter höchsten bisengend, feststehenden Augen und sparsen Messen, spanischer Eitelkeit und mexicanischer Unmoralität, die, wenn auch professionell getrieben, nicht von der guten Gesellschaft anschießt. — In diese Civilisation und in diese Stragen reiten aller Comanche-Indianer mit langen Lanzen hinein, streben tot, was sie erreichen können, und nehmen nur Frauen und Mädchen, die ihnen gefallen, lebendig mit sich fort.

Alle, echte mexicanische Race und Kriener der hohen Cultur, welche aus die Zeiten Montezuma's erinnert und von den allerchristlichen Spaniern in das jetzige, stets lodende Feuer Mexico verwanndelt ward (was man Verbreitung des Evangeliums und der Civilisation nennt), findet man noch rein in Willa und Tehuantepec. Hier zog ein Schwarm allerleier indianischer (altmexicanischer) Mädchen unser Aufmerksamkeit an. Sie boten uns kleine Gebirgsbilder von Thon oder Earthen an, die früher als Ornamente in den jetzt nur noch als Kränzen vorhandenen Häusern und Tempeln Alt Mexico's geübt haben sollen. Die Bevölkerung ist hier noch rein altmexicanisch. Eine kleine, sehr delicate Race. Ihre Frauen und Mädchen sind ungemein schön und gracil, äppig entwickelt und noch schöner durch ihre malerische Bekleidung. Ihre Hüge sind regelmäßig, fein angefaßt, sehr hervortretend und aubrudvoll. Rothschmarge, feinfedertes Haar rahmt ihre leicht gebraunten Gesichter ein, auf welchen in der Jugend ein warmes Eröthen duftet, das den Glanz ihrer dunkeln Augen erhöt, ihre Augen, die unter scharf markirten Brauen und zwischen langen, horizontalen Wimpern leuchten. Sie sind gutberzig, liebenswürdig, vertrauensvoll, großmüthig und naiv in ihrer leicht weichenen Sittlichkeit.“

Was hat nun wohl Mexico gewonnen durch diese mit Blutbunden, Selbzig und Grausamkeit aller Art ansgrottete Race und das stiegende, christliche Spanien mit dem jetzigen Siege der „Kirchen-Partei“? Beide Parteien suchen in den Vereinigten Staaten Schatz und Hälfte gegen einander und gegen dieses ganze Mexico, wie es durch Spanien gemorden.

Aber mit der jetzigen „anglo-sächsischen“ Civilisationsverbrei-

tung ist's etwas Anderes, nicht wahr? O ja, China wurde durch den „Opiumkrieg“ der Civilisation geöffnet, während welches sich anständige chinesische Familien nach Gülläufigen Augenzeugen viel tausendweife selbst ermordeten, nur um nicht in die Hände der „rothhäutigen Barbaren“ zu fallen. Nach hundertjähriger Civilisation in Indien wurden 1800 Engländer mit Frauen und Kindern abgeschlachtet, und die Soldaten fallen wie die Fliegen. In America jähren sich die Südstaaten und die nördlichen gegenseitig Geißel und Keiber, Cultur, Ehre und Anstand, nur wegen der

Frage, ob die stets neu hinzukommenden Staaten Sklaven oder freie Staaten werden sollen. Und siehe, es werden immer Sklavenstaaten. Vielleicht brechen auch England und America noch einmal wegen dieser Civilisations-Verbreitung gegen einander los. Dabei kommt kein Weltfriede, keine Menschheits-Cultur heraus. Diese wird nur von den Deutschen, die einigeln mit Kraft, Willen, Geschicklichkeit, Fleiß, Tactat, Kunst und Wissenschaft in alle Welt gehen und produciren, statt zu schlachten, wüthlich und maßlos verbreitet und rund um die Erde verneinlich werden.

## Die Geschichte eines Irren.

Kap. 3 . . a. (Schluß.)

„Geh, Du närrisches Mädchen,“ rief da Heinrich, der Goldschmiedssohn, und versuchte, über die Furcht des Mädchens zu frohen und zu lächeln, aber er vermochte es nicht, denn es fiel ihm ein, daß er heute gekommen war, um Abschied von seinem Mädchen zu nehmen und ihr anzuschuldigen, daß er zurück in das Heimathshaus wolle, am dort das Geschäft zu übernehmen und sein Ködchen dann als Frau nachzuziehen.

Schon seit einem Jahre war er mit Ködchen heimlich verlobt. Er hatte seinen Eltern nichts darüber geschrieben, weil er sie einst selbst mit der freudigen Kunde überraschen wollte. Daß dieselbe freudig aufgenommen wurde, daß er der elterlichen Zustimmung von vornherein gewiß sein konnte, war außer Zweifel, denn er wußte, wie sein Wille seinen Eltern heilig war — auch hätte Niemand gegen die Verbindung Einwendung machen können. Ködchen war ein liebesvolles, gebildetes Mädchen, die einzige Tochter eines Schullehrers. Der Vater war indeß vor Jahren gestorben und die Mutter deshalb mit der verwaisen Tochter von der Hauptstadt zurück in ihre Heimathshäuser gezogen, wo ihr von ihren Eltern vor noch ein Händchen und ein Wärdchen blieben. Da lebte sie in stiller Zurückgezogenheit von ihrer Pension und ihrem eigenen Vermögen. Der hübsche junge Goldschmied Heinrich Hartmann hatte sich einen Eingang in das Herz ihres Ködchens verschafft und ihr mütterliches Gemüth hatte gegen dieses „Verhältniß“ seine Einwendungen, sie ließ es unter getreuer Ueberwachung sich gründen und beschließen. Es war dem biedern Ranne auch wirklich Ernst um seine Liebe — daher das erwählte Verhaben.

Die Thäne, welche die Kunde davon in den blauen Augen des Mädchens hervorrief, denn es hieß ja jetzt: Weiden und Scheiden, zertram bald in dem Gedanken, daß es keine dauernde Trennung, sondern nur eine solche sein sollte, welche, um eine ewige, unausslöbliche, innigere Vereinigung herbeizuführen, nothwendig war.

Wt Tage später fand Heinrich wieder im Garten, das Ködchen auf dem Hüden, dem Wartenstab in der Hand — denn das war damals noch in der guten alten Zeit, wo das „Wandern“ noch in Ehren und durch die Eisenbahn noch nicht verdrängt war. Schlingend hing Ködchen an seinem Halse, auch die alte Frau Schullehrerin fand theilnehmend dabei und hatte viel gotterne Sprüche und alte weise Lehren im Munde, welche sie dem Wanderer mit auf den Weg gab, auch manch' schönen Gruß an die Eltern dabeim. Des früh verstorbenen Vaters wand dabei auch gedacht, wie ein Schmerz immer wieder die alten alle aus ihren Schlummerhöhlen wedt. Heinrich hatte für alle Worte des Trostes, obwohl es ihm recht schwer zu Herzen ging und er Würde hatte, die Thänen zurückzuhalten — er schloß jetzt erst, wie unentbehrlich er der kleinen Familie war, wie er ein nothwendiges Glied derselben geworden, wie sein Scheiden eine Lücke lassen müßte, und jetzt, gerade jetzt schloß er eine Stimme tief aus ihm ein bisher unangelegten Winkel seines Herzens zu, daß er sich in seiner Zuversicht auf das heimliche Glück doch gestützt haben könnte. Komme in der Zeit, seit er vom heimlichen Verde geschieden, sich nicht Vieles geändert haben? Aber — seit mit den verwirrenden Gedanken; er brüllte das weinende Ködchen noch einmal an Mund und Herz, reichte der Mutter die letzte Abschiedshand und —

„Heinrich, Heinrich, mit ist, also wenn wir uns nicht wider sähm!“

„Wenn nicht hier unten, da droben sicher!“ sagte Heinrich,

mit dem Finger gen Himmel weisend. „Geh! wohl!“

Als sich Mutter und Tochter vom ersten Schmerze erholt

halten und aufstiften, war Heinrich schon weit fort; drüben, wo die Landstraße sich erhebt und hinter einem Wäldchen verschwindet, winkte er noch mit seinem Hute, auf welchen die Geliebte ihm den schönsten Strauß Blumen gestekt hatte.

Mutter und Tochter saßen sich weinend in die Arme. Im Abendwinde wuidten die Blumen und beugten sich leise nieder — eine weiße Kosenknospe fiel gebrochen zu Erde.

### III.

„Es wird sein Haden so heimlich gesponnen, daß er nicht käme an die Sonnen! — Das Sprichwort hat sich hier wieder bewährt,“ sprach der Schneider Baldrin zu seinem Nachbar, dem Webermeister Habern, der bei ihm auf der Steinbank vor der Hausthür saß. „Ich hätte es voraussagen können, wenn sie mich gefragt hätten. Wie war der alte Hartmann auf einmal zu dem Gelde gekommen? Und lauter hatte Goldstücke? Obert? Das ist die gewöhnliche Ausrede. Erbschaften fallen nicht bloß so mir nicht, die nicht vom blauen Himmel herunt. Das mußte eine andere Bewandnis haben — und die hat's auch gehabt. Nun ziehen sie ihm die doppeltfarbige Jacke an und er muß den Leuten Holz mit vor die Thüre schieben. Ja, unrecht Gut gerührt.“

„Ei, ei! Was man nicht Alles erleben muß. Wer hätte das gedacht — der Mann war immer so brav und redlich.“

„Aur der arme Jung dauert mich, wenn der heim kommt und sieht das Geld.“

„Ja, auf die Kinder geht der Fluch der Eltern auch mit über.“

„Sieh, sich, da führen sie ihn vorbei!“

Begleitet von einem Schwärme Kinder kam die StraÙe herauf ein Gerichtstener mit einem Gefesselten. Es war ein Aberraus bleicher Mann, den Blick schlug er tief zu Boden, die Augen wie geschloffen.

„Es ist Hartmann, der Goldschmied, der Falshünmeyer,“ flüsterle es aus Thür und Fenster.

Er war es, gefänglich eingezogen wegen Verdacht der Falshünmeyer. Jener schloß, unheilvolle Gang, auf dem wir ihn begleiteten, führte in den verbergenden Schlafwinkel einer Falshünmeyerbande. Schon lange hatten diese, mit dem trostlosen Zustande des Goldschmieds bekannt, ihn zu sich zu loden gesucht, weil sie ihn seiner Kunst wegen gut brauchen konnten. Die steigende Noth hatte ihn endlich zu ihrem Bundesgenossen gemacht. Sein unbedachtetes Vernehmen hatte sie verrathen, ihm schloß die heuchlerische Rouine eines Verbrechers.

Während sie ihn fortführen, treten wir einmal bei ihm ein in's Haus.

Unheimliche Stille empfängt uns da, weite, dumpfe Leere. Nur der Uhrpendel geht seinen einsamigen Schlag und der Vogel im Bauer klopft unbedämmert von Erpfre zu Erpfre. Auf dem Sopha sitzt die Frau, die Hände im Schooße gefaltet, die glanzlosen Augen starr nach der Thüre gerichtet, da, wo er hinausging. In ihren Gesichtszügen ruht der wildeste, tiefste Schmerz. So sitzt sie lange, ihrer selbst nicht bewußt, zur Hilfslos erstarret von der furchtbaren Gewalt der Ereignisse. Endlich reißt sie auf, stumm und starren Auges, wie sie dagelassen. Sie tritt zu dem Vogel und reicht ihm sein Futter; sie legt Alles im Zimmer in fäulerliche Ordnung; — sie thut dies Alles wie mechanisch, wie eine Nacht-

wandelnde. Sie sieht sich noch einmal im Zimmer um und geht dann hinaus, die Thüre schließend. Küßig steigt sie die Treppe hinauf in's zweite Stock, weiter fesselt sie die schmale kleine Treppe zum Boden, da setzt sie sich auf eine alte, moosige Kiste, welche hier neben alterhand altem Geräthe steht. Sie legt wieder die Hände in den Schooß, von Keum jndt's in ihrem Gesichte, ihre Lippen scheinen sich zu bewegen — sie weint. Blüthlich liegt sie auf. Sie reißt sich das seltene Tuch vom Hals. Kösch an den Pfled dort und rasch um den Hals geschlungen — noch einige Minuten ein zuckender Tobekampf — nun ist's geschehen — nun ist der Schmerz begraben.

IV.

Es ist schon tief dämmern und die Nacht hereingebrochen, aber wenn die liebe Heimath so nahe ist, die Heimath, die man seit Jahren nicht wieder gesehen, wer sollte da sich von dem Dunkel zurückschrecken lassen, da macht die Freude die Nacht zum hellen Tage und verleiht den Füßen Stützkräfte, und es hat auch wieder etwas Schönes, etwas Poetisches, so über Nacht in der Heimath anzukommen, statt so am nächsten Tage. Es klopft draußen an der Hausthüre. Wer mag das wohl sein in der späten Nacht; gerade zu hören in dem lieben Traume; wir waren gerade bei dem lieben Sohne, der in der Fremde weilt, wir unterhielten uns mit ihm, schloffen ihn in die Arme, nun ist das Glück gestört, nun war es nur ein Traum — doch ist es wirklich ein Traum? Die Stimme da drunten hatte so etwas Bekanntes, regte alte liebe Klänge in uns wieder an. Wir lassen den nächsten Besuch ein, leuchten ihn in die Augen — war es denn wirklich kein Traum — die Züge scheinen uns so bekannt — das Gesicht so ähnlich, nur der Bart — doch der kann in der Länge der Zeit schon gekommen sein — wahrhaftig — er ist's, es ist kein Traum mehr. Da wird schnell Körn gemacht, das vereinsamte Bett schnell bereitet und ein warm Sappchen gedost. Wie erwartungsvoll wird dann dem Morgen entgegengekehrt, wo eine liebe Stimme mehr das „Guten Morgen“ spricht, als bisher! Man plaudert ein halb Ständchen länger zum Kaffe — und nach geht's in der Eile zu Nähen und Wasen und all' den Nachbarkarlen, — die Wädersfrau hat's gleich heut Morgen erfahren beim Einnemholen, daß er da ist, der liebe Gesichte, wohl, frisch und gesund und hübsch, ei, wie hübsch geworden — das Letzte hat besonders der Nachbarn junges Tödtelchen aufmerksam vernommen. Wenn man so über Nacht heim kommt, wird man viel früher heimlich zu Hause; die Nacht, der Schlummer hat Heimath und Fremde vermittelte, den Uebergang gleich gebahnt; eh' man nicht heimlich zu Hause, als bis man eine Nacht wieder da zugebracht.

So meinte auch der süßige junge Wanderbursch, der dort auf der Straße einerschritt. Nur noch eine Stunde weit nach Hause und wegen der hereinbrechenden Nacht noch einmal zu übernachten, noch einmal bei fremden Leuten sich zu betten, während das liebe Elternhaus so nahe — das wäre doch furchtsam und zugleich thöricht gebahnt. Nein, süßig fesselt bis an's Ziel, die Zeit mit lieben Erinnerungen ausgefüllt und mit freudigen Bildern der Zukunft ausgegahnt!

„Was wohl jetzt mein helbes Köschchen macht? Sie sitzt vielleicht noch einsam im Garten, in der Laube, um die sich ihr tausend liebe

Erinnerungen ranken — so allein, das Mitternachts kann die Abendluft nicht vertragen, doch nein, — nicht allein, sie denkt wohl an mich, den Fortgezogenen, bin ich doch auch nicht allein, geht sie doch stets an meiner Seite — das liebe, liebe Kind. Wie werden meine Eltern sich freuen, wenn ich ihnen von ihr erzähle; es rent mich fast, daß ich sie nicht gleich selbst mitgebracht habe — die Eltern, was sie wohl jetzt vornehmen werden? Nun, der Vater, der Vater sitzt wahrscheinlich im gelben Pämmein beim Biertrage und schmandt behäglich sein Pfeifchen, denn das hat er früher immer so gehalten, aber die Mutter — die Mutter ist gewiß zu Hause. Sie wird am Fenster sitzen und striden, am Fenster — ob wohl die Monatsstöcken da noch in den Töpfen stehen, die ich einmal dahin gesplant? — die Mutter — wie die denkt gewiß auch an mich — wie ich sie abertratschen will, ich trete zu ihr hin — erscheine wie als Fremder — spreche sie vielleicht um eine Gabe an — sie wird mich nicht gleich wieder erkennen — wie ich mich darauf freue, wenn ich mich dann plötzlich ihr zu erkennen gebe — die gute, liebe Mutter!“

„Ein saures Ständchen Dred! Die alten Knochen sind doch noch recht schwer —“ das sagte ein Mann, der einen Karren vor sich her schieb durch das Dunkel der Landstraße.

„Guten Abend, Landmann!“ jagte süßig der junge Goldschmid.

„Wo hinaus noch so spät? Was habt Ihr denn da?“ „Naß noch nach 3. o. Was ich da habe? Futter für die Herrn Mediciner in J., und wenn die es satt haben, bekommen es die Hühnlein und die Vögel unter dem Himmel. Sie werden mit ihr nicht viel mehr machen können, es ist eine arme alte Frau, die sich erkümpft hat. Ihr werdet ja wohl die Geschichte des Goldschmieds kennen. Er hat geschlammt und sitzt jetzt hinter eisernen Stäben, und sie hat sich aus Gram darüber die Gurgel zugeknüpft. Na, ich hab' Sie. Gute Nacht!“

„Ein Goldschmid, sagt Ihr? Wie heißt der Mann?“

„Na, wie soll er heißen? Hartmann heißt er.“ Der arme Heinrich hat sein Wort gesagt, er stand noch eine Weile sprachlos, harrt, der Wanderlab' emsel seiner Hand, plötzlich erhebt er eine furchtbare, weithin schallende Laute, und rannte in wilder Flucht in die Nacht hinein — graben Wegs durch den Wald, der an der Straße lag.

Am Morgen fanden Holybader einen jungen Menschen unter einem Baume im Walde stehend; er spielte mit Blumen, die er gesammelt hatte. Aus seinen irden Augen strahlte der Wahnsinn. Man erkannte aus seinen gebrochnen Worten und aus den Papieren, welche er bei sich trug, daß es der junge Goldschmid Heinrich Hartmann war. Man schaffte ihn in die Irrenheilanstalt zu J. Still und ruhig lebt er dort in der Nacht, die seinen Geist gefangen hält. Medicinisch gehen die Functionen des Körpers fort, er lebt, lebt immer fort, aber sein Geist ist geflohen, tobt für alle Zeiten.

Wer das Irrenhaus in J. besucht, kann den armen Heinrich jetzt noch lächeln und spielen sehen.

Und Köschchen? — Sie harzte, harzte wie an jenem Abend, harzte Stunden, Tage, Jahre, er kam nicht. Still pflegte sie ihre Blumen, und läßt sich heimlich den ihnen all' die Erinnerungen wieder erzählen, deren Zeugen sie waren. Eine Hoffnung nährt sie noch — die auf dreien — da muß sich ihr Harten doch noch einmal erfüllen. Z. Fdg.

### Leipzig jetzt und vor zweihundert Jahren.

Ein Blick auf die beiden Ansichten von Leipzig, die wir vorlegen — und von denen die eine aus dem Ende des siebenzehnten Jahrhunderts herrührt, während die andere erst vor wenigen Wochen nach der Natur aufgenommen wurde — läßt nicht bloß erkennen, wie die berühmte Meße und Universitätsstadt sonst war, und wie sie jetzt ist, sondern zeigt auch das Charakteristische der Städte in alter und neuer Zeit. Soast drängten sich die Stadtbewohner so eng als möglich an einander, bauten ihre Häuser nahe zusammen zu schmalen Straßen, schürten Stockwerke über Stockwerke, wenn die Einwohnerschicht wuchs und der Raum für die Wohnungsuchenden fehlte, umschlossen sich mit Mauern und Bastionen, und gestatteten dem Eingang nur durch enge, burgartige,

befestigte und streng bewachte Thore. Der so umschlossene Raum war die eigentliche Stadt, die sich gegen äußere Feinde in Rath'salle schützen konnte, und deren Bewohner die vollen Rechte und Pflichten der Bürger hatten. Wie um einen Creißel her sich aber in von denselben beschäftigten Arbeiter anhielten, bauten sich vor den Städten allmählich Leute an, die ihre Beschäftigung in der Stadt fanden, aber aus igend einem Grunde in derselben nicht wohnen durften oder konnten. Es entstanden die Vorstädte, die im Kriege u. s. w. allen Gefahren ausgesetzt waren, denn sie wurden nicht nur von anrückenden Feinden geplündert und verbrannt, sondern nicht selten auch von der eigentlichen Stadt selbst zerstört, damit die Feinde da sich nicht festsetzen konnten.

Zeit die politischen und Kriegsverhältnisse sich geändert haben, erhalten die Städte ein völlig verändertes Aussehen: an die Stelle des Zusammenrückens ist das des Ausbreitens getreten; statt der Enge sucht man das Weite; man reißt die Thore und Mauern nieder, trägt die Festungswerke ab, und füllt die Gräben aus; die Vorstädte sind nicht mehr nur halbgeduldeten Anhängsel, sondern gleichberechtigthe Theile der Stadt, die sich weiter und weiter hinausbilden. Statt der himmelhohen Häuser, in denen sich zahlreiche Familien sonst zusammengedrängten, baut man breitere, niedrigere, in denen wenige Familien größere Bequemlichkeiten finden; ja es läßt sich bereits das Streben erkennen, für jede Familie ein gesondertes Haus zu erlangen.

Taß die Städte dadurch an Schönheit gewinnen und gesünder werden, liegt auf der Hand.

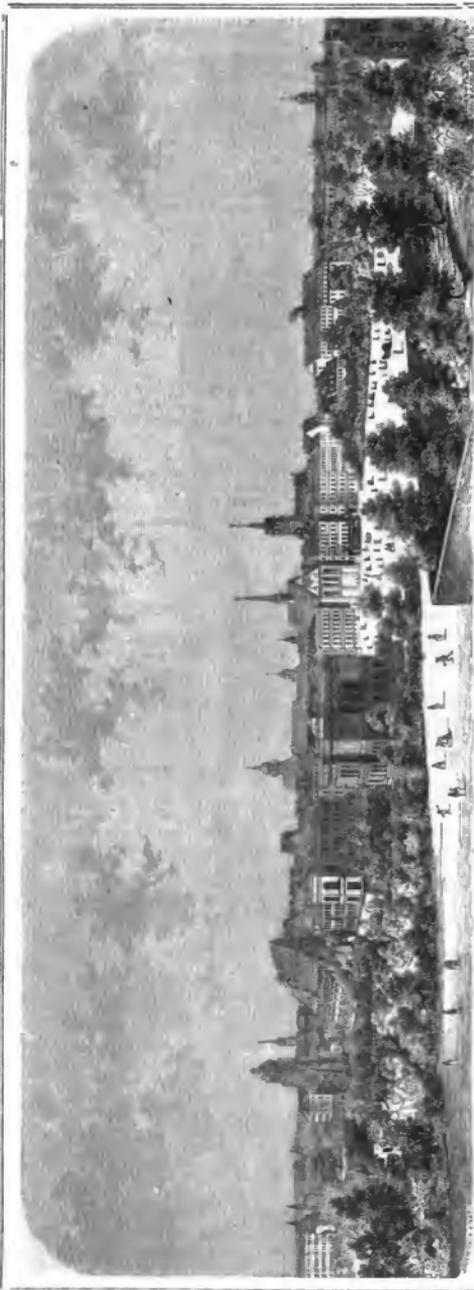
Betrachten und vergleichen wir nun die beiden Ansichten von Leipzig etwas näher.

An der Stofflage, die das perspectivisch sehr mangelhafte Bild enthält, erkennen wir die Zeit, aus welcher dasselbe herrührt. Die Männer tragen dreieckige Hüte und Perrüden, die Frauen erscheinen mit bloßer Brust; wir sehen mehrere Reiter und auch eine Equipage. Das Alles erinnert an eine Verorbnung des Rathes der Stadt Leipzig aus dem Jahre 1680, in welcher streng verboten werden alle „Schleppen an den Röden, alle von weißen Haaren gemachten und andern kostbaren Perrüden, Federn und Stirnbänder, alle unzüchtige, freche und zu allerhand Leppigkeit, großen Aergerniß, Verschwendung und vielen Kostenaufwande Anlaß gebenden neuen Moden, darunter zugleich mit sonderlicher Entblößung der Brüste schwarze Pfäffchen, welche zum Uebermüthe hieher in die Gessichter geklebt worden“ u. s. w. Wir sehen Viele, heißt es weiter, deren Vorfahren in Stand und Würden sich nicht gekümmert haben, zu Fuß zu gehen, die schönsten Pferde, stoffliche Carethen, auch stiers fünf, sechs und mehr Diener in kostbarer Livree beizelaufend halten, ja kein Schneider und Schuster will mit den Seinigen mehr zur Hochzeit oder Kindtaufen erscheinen, er werde denn mit Carethen geholet und abgeführt. Zu Leipzig ist annoch in Menschengedenken, daß keine Carethe bräuchlich gewesen, wo werden da gar viele gebraucht, ist auch wegen der vielen Carethen und „unthätigen“ Pferde auf den Gassen fast nicht fortzukommen.“ Wie eine solche Carethe ausfah, erkennen die Leser auf unserm Bilde.

Der Garten in der Mitte des Vordergrundes ist der berühmte bosenische Garten, lange Zeit der Sommerspiel und der Vergnügungsort der eleganten Welt Leipzigs, den jeder Fremde, der nach Leipzig kam, besuchen mußte, wie jetzt etwa das Rosenthal. An der hinteren Ecke desselben bemerkt man einen Bau, Colonnaden. Hier war es, wo die Gesellschaft sich versammelte und wo namentlich berühmte Concerte gehalten wurden. Noch in den zwanziger Jahren des jetzigen Jahrhunderts war



Das alte Leipzig.



Das neue Leipzig.

es so. Dieser ganze Garten ist jetzt verschwunden und hat der Königsstraße weichen müssen, in welcher sich namentlich sehr viele der Leipziger Buchhandlungen befinden und von der aus auch „die Gartenlaube“ in die Welt ausgeht. An diesen Garten, auf dem Bilde, grenzt rechts die Johannisversstadt mit dem berühmten Kirchhofe. Gerade vor derselben steht man das gethürmte Grimmische Thor mit seinen Bastionen. An der Stelle desselben befindet sich das allbekannte Café français, auf dem zweiten Bilde kenntlich an dem Stummegebüsch vorn, neben der Kirche. Diese Kirche, die Paulinerkirche, in welcher unter Anderem der berühmte Tebel begraben lag, begrenzt auf dieser Seite die Gebäude der Universität, welche auf der ersten Abbildung bis zur nächsten Bastion links reichen, und nun völlig umgebaut sind, wie das zweite Bild zeigt. Auf der eben erwähnten Bastion aber steht die schöne Bürgerschule. Der tiefe Graben, der sich vor den Festungswerken hinzog, ist bereits vor beinahe hundert Jahren zum größten Theile ausgefüllt und in gartenähnliche Anlagen umgeschaffen worden, namentlich in den sogenannten Park mit dem Schwanenteiche u. s. w. und zwar hauptsächlich auf Betrieb des Bürgermeisters Müller, dem dafür in dem von ihm geschaffenen Parke ein Denkmal erricht. Offen war bisher nur noch der Graben von der Bastion, auf welcher die Bürgerschule steht, bis links zu dem Petersthore in der Nähe der Pleissenburg. Im Jahre 1837 ist auch dieser Theil ausgefüllt und mit einem Aufwande von ungefähr 70,000 Thalern in geschmackvolle Anlagen umgewandelt worden, zunächst weil man hier das städtische Museum (S. das städtische Gebäude in der Mitte vorn auf der zweiten Abbildung) erbaute, in welchem die Schletter'sche Gemäldesammlung aufgestellt werden wird. Mit diesen neuen Anlagen war Verschönerung Leipzigs steht ein weitergehender Plan in Verbindung. Nach demselben wird die ganze Gebäudereihe zwischen der Bürgerschule und dem Petersthore mit dem hochgedachten alten Nagazin (S. die zweite Abbildung) niedrigerissen und durch städtische Häuser ersetzt werden, zwischen denen eine neue Straße aus der innern Stadt heraus durch die neuen Anlagen hindurchführen wird. Gleichzeitig wird auch der Garten schwinden, der mit der Ecke seiner Umfassungsmauer auf unserem zweiten Bilde rechts im Vordergrund liegt.

Der hohe, spitzulaufende Thurm zur äußersten Linken auf unserem ersten Bilde gehört zu der Pleissenburg, ist seitdem, wie das zweite Bild zeigt, eben zum Theil abgetragen worden und enthielt bisher die Sternwarte, die aber nächstens einen andern Platz erhalten wird. Die genannte Pleissenburg ist die Stätte, wo die berühmte Disputation zwischen Dr. Luther und Dr. Eck abgehalten wurde, wenn auch das Gebäude nicht mehr steht, in welchem jene geschichtlich merkwürdige Disputation stattfand. Hier stand ferner Pappenheim nach der Schlacht bei Wippen; hier wohnte Kleist, als er mit preussischen Truppen in Leipzig stand; hier schmachteten in schrecklichen Kerlern zahlreiche Opfer während der traurigen kropto-calvinischen Streitigkeiten und hier verlebte Goethe als Student heitere Tage bei dem alten Defer, dem Director der hier beständigen Zeichenacademie.

Vom hohen Thurme der Pleissenburg sieht man auf dem ersten Bilde ein paar Thürmchen, die seitdem verschwunden sind, während ihm zur Rechten auf dem zweiten Bilde ein zierlicher gothischer Thurm erscheint. Er gehört zu der schönen katholischen Kirche, die vor einigen Jahren erbaut worden ist.

Gänzlich verändert ist das Nordende der Stadt, wie man dasselbe auf dem ersten Bilde sieht. Ursprünglich stand hier ein Eisenerzschmelzwerk, das aber nach Einführung der Reformation theils niedrigerissen, theils als Kornhaus benutzt wurde. Der freigeordnete Platz diente lange als Zimmerhof und Reitplan. Das Kornhaus wurde später in ein Oprenhaus umgewandelt, „darinnen alle Messen

von den unter den Studenten befindlichen Virtuosen die schönsten Opern präsentirt werden, und ist die Noth davon mitten auf dem vornehmsten Straßen an gewissen Tafeln zu lesen, die mit Feinen querüber seh gemacht sind.“ Jetzt steht da das Aukt- und Waisenhaus, dem sich neuerdings eine prächtige Kirche halle anschließt. Von da aus ist durch den Park eine neue Straße angelegt worden, die zu den drei (nächstens vier) Eisenbahnhöfen führt, welche in vier Ecken sich aneinanderrücken, etwa da, wo auf dem ersten Bilde rechts am äußeren Ende die einzelnen Bäume und das kleine Hüthchen sich befinden.

Es hat sich Leipzig auf der Ostseite, welche die Abbildungen darstellen, im Laufe von zwei Jahrhunderten verändert. Die Erweiterungen der Stadt nach andern Seiten hin sind noch viel bedeutender, namentlich die im Westen, welche von Dr. Feine herbeigeführt und von der Gartenlaube bereits ausführlich beschrieben worden sind.

Leipzig gehört nicht zu den größten, aber zu den bekanntesten Städten der Erde; ihren Ruhm und ihren Wohlstand verdankt sie den Messen und der Universitäts, welche beide ihr auch den eigenthümlichen Charakter gegeben haben, aber den eine neuere Schilderung sagt: „Eine wunderbar zusammengekauerte Besondere Eigenschaft siehelt in dieser Handelsstadt an der Elster, Pleiße und Parthe. Die Hünnen zeigen schweizerische, französische, italienische, sibirische, sibirische, sibirische norddeutsche Namen. Unter den niederländischen sind die Kaufmannen von der Herzog Alba vertriebenen Antwerpen Kaufleute, unter den französischen manche, welche die Aushebung des Erbes von Nantes zur Auswanderung zwang. Hieran mag es auch größtentheils liegen, daß die Stadt in der Elite des Hauses so wenig wie im öffentlichen Leben einen ausgeprägten Charakter hat. Jene wahrhaft patriotische Anhänglichkeit des Bremer Kaufmanns an seine Vaterstadt J. V. die Rivalität des Kaufmanns mit dem Adel, welche dem Vergnügen und dem geselligen Treiben Frankreichs a. W. die einfache und ausgeübte Eleganz gibt, fehlt in Leipzig, wo sich unter siebenzigtausend Einwohnern kaum siebenzig Adelige befinden und diese, wie die zahlreichen Professoren und Gelehrten, nicht begütet genug sind.“

Zum Schluß möge hier eine kurze Geschichte der Leipziger Messen stehen, deren eigentlicher Beginn sich mit Bestimmtheit nicht ermitteln läßt, die aber wahrscheinlich bereits im zwölften Jahrhundert entstanden.

„Sie sind,“ heißt es in „Leipzig von A. Diekmann“ (Leipzig, Verd. 1856. 10 Bgr.), „durch Krieg, Aufstände, Krankheiten und theure Zeiten oftmals theils ganz verödet, theils sehr gelitten worden. Großen Abbruch thaten ihnen die calvinistischen Streitigkeiten an, wie leicht ersichtlich, der verwerthliche dreißigjährige Krieg, obgleich selbst Tilly bei Eroberung Leipzigs bewilligte, „daß den Commercium ihr ungehinderter Lauf zu lassen und sie auch mit seinen neuen Fraktionen zu beschweren sich sollten.“ und später Testaments, von schwedischer Seite, versicherte, es solle Niemand, er sei auch Feindes oder Fremdes Land, gehindert und dem Handel der Stadt der allgewohnte Verlauf gestattet werden. Ein neues Unglück brachte die furchtbare Pest, die 1680 von Böhmen her sich verbreitete, denn während der Dauer derselben konnten die Messen nicht abgehalten werden und selbst, als sie nicht mehr zu fürchten war, brauchte man die ängstlichen Absehrungsmaßregeln, so waren vier hundertsechzig Jahre später bei der Annäherung der Cholera. Kaum hatte der Verkehr sich wieder zu heben begonnen, so trat 1689 der Krieg Frankreichs mit dem deutschen Reiche ein, und in Regensburg beschloß man, nicht nur die Einführung aller französischen Waaren zu verbieten, sondern dieselben überall, wo man sie finde, zu confisciren und die Eigenthümer „am Leibe zu strafen“, wie es im Anfange des neunzehnten mit den englischen Waaren geschah. Im Jahre 1693 gab es eigentlich hinc Kenjahrmessung wegen der Theuerung im Jahre vorher und auch, weil die Kaufmannswägen nicht zu rechter Zeit eintrafen, da wegen der schlechten Witterung und des schlechten Zustandes der Straßen die Fuhrleute nicht fortkommen konnten. Neue Eintrug erlit die Messe

1706 durch den Einbruch der königlich schwedischen Waffen,“ wie sich ein Bartholomäus ausdrückt, welches die Messewechsel bis zu Ende Octobers prolongirte.

Die schlimmsten Zeiten begannen mit dem siebenjährigen Kriege, und als erst Friedrich der Große, dann Oesterreich ihre Grenzen den Waaren aus Sachsen sperrten, und dieses darauf Repressalien brauchte. Die Stadt hatte an Truppenbesetzungsgeldern und Contributionen gegen acht Millionen auszubringen, und die Messen kamen so in Gefahr, daß Oegelenstein in seiner Diegenarie erzählt, er habe in der Wilschschloßmühle von 1756 von seinen Seitenwaaren nur für 200 Thaler verlannt, während er sonst in einer Messe einen Absatz von gegen 40,000 Thalern gehabt. Dazu kamen die Münzwersicherung durch die sibirischen Münzpatente und die beginnenden Experimente mit allerlei Abgaben. Die Zeiten wurden in Leipzig so schlecht, daß 1766 der Handel anfing, nach Gera, Weimar, Hof und Arnstadt sich zu wenden. Erst als man die drückenden Abgaben befreite und Zollfreiheit einführte, hoben sich die Messen wieder.

Lange machten Leipzig die Messen in Frankfurt an der Oder viele Noth, bis die falschen Maßregeln, die man dort ergriff, von seiter Stadt wiederum zum Vortheile ausgingen. Leipzig wurde von Juden aus Polen, Rußland u. s. w. im Anfange fast gar nicht besucht, da sie ihre Einkäufe in Frankfurt machten, welche sie für die nach Polen gehenden Waaren die preisliche Durchgangsbabake nicht zu zahlen hatten. Dies hielten aber die preussischen Fabrikanten für nachtheilig, und jene Abgabenfreiheit wurde nicht nur aufgehoben, man legte auch die aus Polen kommenden Prenten mit einer Abgabe von dreißig Precent an Werth. Sofort wendeten die Polen und Russen Frankfurt und kamen nach Leipzig, das sie zu vornehmend aufnahm. Zwar wurde jene drückende Einfuhrabgabe nach Friedrich des Großen Tode aufgehoben, und Frankfurt hob sich wieder, aber da sam man in Preußen auf den Gebrauchen, dort die fremden baumwollenen und halbfeinen und feinen Waaren zu verbieten. Die Einfuhr aus Warschau, Brody, Jassy u. s. w. sanden also in Frankfurt nicht mehr, was sie brauchten, und sie wendeten sich von nun an fast ausschließlich nach Leipzig, wo sie nicht nur die größte Auswahl in den Waaren, sondern auch ziemlich leicht Credit fanden.

Die französischen Kriege lasteten schwer auch auf Leipziger Messen. Anfangs kamen zwar viele Engländer mit Waarenlagen nach Leipzig, weil dies der Verkehr bis in die Türkei und nach Persien vermittelte; als aber Napoleon das Continentsystem aufstellte, erlos Leipzig mit seinen Messen einen lange nachwirkenden empfindlichen Schlag. Mit sieben Millionen Francs kaufte die Stadt einmal, am 7. April 1807, die in Beschlag genommenen englischen Waaren vom General Willenmann los, aber 1810 erschien wiederum ein Commissar, welcher nach englischen Waaren suchte, um die vergebundenen zu verbrennen. Der Schade konnte durch den um etwas gesteigerten Absatz nach Rußland nicht ausgeglichen werden. Die Messen krankeiten fort und fort, zumal 1818 das von Preußen eingeführte Orenzollsystem mit hohen Durchgangsbabaken bis nahe an Leipzig herandrückte, und ihm die Hauptabern unterband, auch Rußland seine Einfuhrzölle bedeutend steigerte, und die Abgaben in Sachsen selbst erhöht wurden. Leipzig mußte erwarren, seine Handelsplätze ganz gelähmt zu sehen, als 1834 die Schlagbäume endlich fielen, Sachsen dem deutschen Zollvereine beitrug, und Leipzig einen Aufschwung nahm, wie nie zuvor. Nach fünfzehn Jahren war der Umsatz in den Messen auf mehr als das Doppelte gestiegen, und wenn auch seit 1834 Cholera, Revolutionen, Unruhen, Pandemikosen und Kriegsdienstverweigerung Schuld trugen, daß einige Messen nicht von großer Bedeutung waren, wenn auch kurzweilig dann prophesizierten, die Zeit der Messen und damit die Zeit der Blüthe Leipzigs sei vorüber, so läßt sich doch mit weit größerer Wahrscheinlichkeit voraussagen, daß unter der Gegenwartschaft des Friedens, bei Herabhaltung aller den Handel störenden Beschränkungen, die Messen und mit ihnen der Handel Leipzigs noch weit größerartig sich gestalten werden.“

## Blätter und Blüthen.

Der bekraste Spasmacher. Vor einigen Jahren hatte mich meine Reichthum mit einer der bedeutendsten Handelsstädte des nördlichen Europa geführt. Waschen bezoggen, ohne daß mir irgend Etwasliches be-

gagnete. Viele Bekanntheiten, von denen einige bald angracum und cordial wurden, waren die einzige allerdings sehr schätzwerthe Ausbeute meines Aufenthaltes. Da ward mir ein Bescheid sälig. Um diesen zu





# Die Gartenlaube

Musikalisches Familienblatt. — Verantwortl. Redaction J. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

## Der erste Fall im neuen Amte.

Vom Verfasser der „neuen deutschen Zeitbilder.“

Ich wurde — vor nahe an dreißig Jahren — nach R. in der preussischen Provinz R. als Director des dasigen Inquisitorats versetzt.

Ich kannte weder die Stadt, noch die Provinz. Ich wußte nur aus der Geographie, daß die Stadt ein Landstädtchen mit 5000 Einwohnern war. In der Stadt und deren Umgegend war mir auch kein einziger Mensch bekannt; eben so waren mir die Verhältnisse von Stadt und Land, also auch das Besondere meiner neuen amtlichen Stellung völlig fremd. Was ein Inquisitorat war und was der Director einer solchen Criminalbehörde zu thun habe, wußte ich freilich.

Indeß hatte ich auf der Reise von meinem bisherigen zu meinem neuen Aufenthaltsorte Berlin beritten und dort dem Justizminister mich vorstellen müssen, und dieser hatte wenigstens mit Einzelnem für meine künftige amtliche Stellung mich bekannt gemacht.

„Sie wird in der ersten Zeit eine schwierige und auch außerordentlich unangenehme für Sie sein. Aber —“

Der Minister ging auf meine bisherige Amtsführung ein und fuhr dann fort:

„Aber Sie werden Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten zu überwinden wissen. Beide sind durch das bisherige und zum Theil noch vorhandene Richterpersonal des Inquisitorats hervorgerufen. Der jetzt endlich pensionirte Dirigent war schon lange unfähig; die noch fungirenden Criminalräthe sind es auch, doch es ist zur Zeit unmöglich, sie gleichfalls zu pensioniren. In Folge von dem Allen sind die Geschäfte des Gerichts in große Unordnung gerathen, und eine Folge davon ist wieder gewesen, daß die Verbrechen in dem Bezirke des Gerichts auf eine schreckenerregende Weise zugenommen haben.“

„Zu Ihnen vertraue ich nun,“ schloß der Minister, „daß Sie einerseits mit Strenge und Energie die Ordnung der Geschäfte wieder herstellen, andererseits aber auch jene beiden alten Criminalräthe, die zu ihrer Zeit tüchtige Beamte waren und nur durch den langen und angreifenden Dienst stumpf geworden sind, mit aller Milde und Rücksicht behandeln werden, welche langjährige treue Dienste fordern und verdienen.“

Ich war jung, rüstig, an Arbeiten gewöhnt. Ich hatte in dem Amte, aus dem ich unmittelbar herausgerufen war, vollständig ähnliche Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten zu überwinden gehabt mit ohne Mißhe überwinden. Ich ging getroßt dem neuen Amte entgegen.

Mein neuer Gerichtsbezirk lag an der hannoverschen Grenze; ich hatte im Hannoverischen einen Universitätsfreund. Ich hat den Minister nur, diesen vor dem Antritt meines Amtes besuchen zu dürfen. Er gestattete es mir.

Ich reiste von Berlin nach Hannover mit der Schnellpost — Eisenbahnen gab es damals in Deutschland noch nicht — besuchte meinen Freund, der von der großen Straße entfernt wohnte, und lebte dann nach Preußen zurück, und zwar aus dem Hannoverischen unmittelbar in meinen neuen Gerichtsbezirk. Ich hatte bis zu diesem anderthalb Tagereisen. Mein Weg führte mich, nach der Versicherung meines Freundes, fast ununterbrochen durch schöne Gegenden. Ich machte die kleine Reise zu Fuß.

Ich hatte dabei zugleich etwas Anderes im Auge. Von der Grenze bis zu der Stadt R. hatte ich eine ziemliche Strecke meines neuen Gerichtsbezirks zu passiren; eine Fußwanderung gab mir Gelegenheit, Manches kennen zu lernen und zu erfahren, was mir für meine künftige Wirksamkeit von Nutzen sein konnte.

Ich war, nach den Nachrichten, die ich eingingen, nicht mehr weit von der Grenze entfernt. Ich befand mich in einem weiten Walde, wie man sie merkwürdiger Weise gerade an den Grenzen verschiedener Staaten häufig und drüben so häufig findet, als wenn die Regierungen den vielen und schweren Verbrechen, welche eben das Grenzverhältnis zu erzeugen pflegt, auch noch recht einen passenden Schauplatz und den Urhebern derselben einen sicheren, unzugänglichen Schlußsteineln einräumen wollten.

Es war ein heller, warmer Frühlingabend. Die Sonne stand schon tief am Horizont, gerade so tief, um von den belaubten Kronen der Bäume nicht mehr gebündet zu werden, ihre goldgelben Strahlen bis recht mitten, recht tief in den Wald hineinzuwerfen. Es bildeten sich wundervolle Licht- und Schattentheile unter den alten hohen Bäumen, zwischen dem jungen niedrigen Gehölz. Das alte und das junge Volk freute sich auch hier in dem stillen, entlegenen hannoversch-preussischen Grenzwalde der hellen, lustigen Sonnenstrahlen, und wenn ein dicker, alter, knorriger und faurriger Eichenstamm sie lange festgehalten, aber doch zuletzt ihnen nicht hatte wehren können, auf die Seite zu hüpfen und mit einer kleinen hübschen grünen Pfadelfaule oder mit den schmerzlichen Wüthen eines jungen Krüschelwunders zu spielen, dann meinte man ordentlich, die jungen Wälder, die sie frisch den Wäldern vor Wonne in dem lauen, leisen Abendwinde sich schauen zu hören. Den armen kleinen jungen Dingern wurde es ja selbst so wohl unter den hochmüthigen, dickbäuchigen Großen des Waldes.

Ich hatte mich, seitab vom Wege, auf einen alten Baumstumpf gesetzt, um den schönen Frühlingsmorgensdunst recht voll zu genießen. Ihr meint vielleicht, er sei wohl etwas zu poetisch gewesen für ein criminalistisches Gemüth? Ein Anderer erwidert Euch vielleicht darauf, ich sei ja damals noch jung gewesen.

Ach, was das Letztere betrifft, so gibt es kaum ein vertedretteres Gemüth, als das eines jungen Criminalisten. Wo andere Menschen ein Herz haben, der junge Kaufmann selbst noch neben allen seinen Zählen, Haupt- und Nebensächlichem, einfacher und doppelter Buchführung, da hat der junge Criminalist nur — eine Carrière, und erst im späteren Alter bekommt er, vielleicht, wieder ein etwas aufgehauenes Herz.

Ich sah den Spiele der immer gelteiter werdenden Sonnenstrahlen in den alten und den jungen Bäumen zu. Rund umher war Alles tief still. Die Waldvögel schienen sich wohl schon zur Ruhe vorzubereiten. Andere Vögel, Raben und Krähen, die am Tage ihr Futter draussen in Feld und Wiese und bei den Menschen gesucht hatten,kehrten zurück, ihre Nachtlager in den dichten Zweigen der Bäume, fern von den Menschen, denen doch nicht zu traun sei, zu suchen. Aber ihre sonst so geschwätigen Stimmen waren verstummt und selbst ihr Flug war so leise, daß man ihn kaum aber sich hören konnte; sie mußten sehr müde sein.

Ich wurde in meinen Betrachtungen der Natur unterbrochen. Etwas noch Poetischeres, etwas so recht tief und zugleich freundlich Poetisches unterbrach mich. Ein Acker, heller Gesang einer weiblichen Stimme schallte durch den Wald. Er nabete sich der Gegend, in der ich mich befand, und kam von der Seite der preussischen Grenze her. Die Sängerin mußte auf der Landstraße näher kommen, die durch den Wald führte, auf der auch ich gegangen war, und von der, etwa zwanzig bis dreißig Schritte entfernt, ich mich auf dem Baumstumpf gesetzt hatte.

Es war eine hübsche, frische, jugendliche Stimme. Sie sang so fröhlich und lustig, als wenn sie jedem Baume, jedem Stämmchen, jedem Blatte und jeder Wälsche im Walde ihre Freundschaft und ihre Lust mittheilen wollte. Freilich wachte sie wohl nicht daran, sondern an etwas ganz Anderes denken.

Aber die Bäume, die versich nichtig die Sonnenstrahlen einander weggelangen hatten, schienen über den frischen Gesang auch der fröhlichen Mädchenkraft Leid und Eifersucht zu vergessen; es war, als wenn sie sich die Zähne zuwandten, immer weiter und weiter, damit Jedem sie vernehmen, sich daran erquicken sollte. Der Gesang drang bis in die fernsten Tiefen des Waldes hinein.

„Zufriedenheit ist mein Vergnügen,  
Das Andre laß ich Alles liegen  
Und liebe die Zufriedenheit.  
Und lieb' und lieb' und lieb' und lieb'  
Und liebe die Zufriedenheit!“

Kennet Ihr die einfache, herzliche, lustige Melodie zu diesen Worten?

Ich lauschte mit den Bäumen und Zweigen und Blüthen und Blättern. Ich war neugierig wie sie, die Sängerin zu sehen. Endlich kam sie. Sie ging langsam und sah vor sich hin. Aber ihre Augen schweifen, wie suchend, überall im Walde umher. Wie hätte sie dennoch nicht gesehen. Auf meinem Baumstumpfe verbergte mich ein vor mir stehender breiter Baumstamm. Ich sah sie desto deutlicher.

Es war eine kleine, dralle, hübsche, außerordentlich behende Figur; eine von jenen Figuren, die ein junger Bursch, wenn er sie sieht, meint, in den Arm nehmen zu müssen, und die einem klarfirtigen deutschen Jüngling das Blut in die Wangen und die Bluthitze aus dem Herzen treiben könnte. Ihr Gesicht war wie Milch und Blut, ihre Augen wie ein nettelloses Feuer. Aber besonders sprach eine kindliche, unschuldvolle Güthmüthigkeit in dem hübschen, frischen Gesichte sich aus. Sie trug halb sätische, halb ländliche Kleidung, etwa wie ein Dienstmädchen von einem benachbarten Orte. Sie hatte trotz dem scharfen Umbersehen ihrer feurigen Augen nicht bles mich, sondern auch etwas Anderes nicht gesehen. Ich hatte es bemerkt.

Ich gedachte entgegengelegener Richtung von ihr schritt ein Mensch nach der Gegend der Grenze zu. Er ging nicht auf der Landstraße, er hielt sich vielmehr jenseits derselben im Walde. Dort schlich er unter den Bäumen, leise und leicht. Er wollte offenbar gerade von dem Mädchen nicht gesehen sein, das seine Augen, wie ich, angezogen der Entfernung, deutlich glaubte wahrzunehmen zu können,

stetig am wahrten. Er schien ein noch junger Mensch zu sein. Seine Kleidung war ebenfalls eine halb sätische, halb ländliche, als wenn er ein Knacht aus der Gegend wäre.

Als er in derselben Linie mit dem Mädchen war, ließ er dieses noch ein paar Schritte weiter gehen. Dann trabte er sich plötzlich um und schnell, wie ein Blitz, um eben so unmerklich hinweg er aus dem Walde, unter den Bäumen herover, auf die Landstraße, auf das Mädchen zu.

Sie sah und hörte ihn auch jetzt nicht und ging singend und suchend weiter.

„Und lieb' und lieb' und lieb' und lieb' —“

Auf einmal verstummte ihr Gesang.

„Was ist denn das?“ rief sie.

Sie war von hinten umfaßt. Zwei Hände hatten sich auf ihre Augen gelegt; sie konnte nicht sehen, sie konnte nicht den Kopf, nicht die Arme, nicht den Körper rühren.

„Erzöchte, Du bist es!“ rief sie.

„Wer?“ fragte eine verstellte Stimme hinter ihr.

„Weißt Du mich auf der Stelle vollkommen?“

„Eine solche Landläuferin!“

„Ich kenne Dir die Augen an.“

Die verstellte Stimme lachte.

„Womit?“

„Nachher. Du wirst sehen.“

„Aber, das möchte ich sehen.“

Das sprach keine verstellte Stimme. Die umschlingenden Arme hatten sie losgelassen. Ein schmuder, hübscher Bursch hand lachend vor dem Mädchen.

„Angeführt, mein Mädchen!“

„Aber Deine Entzöchte bemerkst Du, gettelter Bursch.“

„Nachher,“ sagte er jetzt.

Und er legte seinen Arm um sie und sie den ihrigen um ihn, und sie küßten sich herzlich und herzlich. Als sie sich satt geküßt hatten, sagte der Bursch lachend:

„Nun meine Entzöchte; haben muß ich sie doch einmal, ich kenne Dich ja. Nachher können wir um so besser miteinander plaudern.“

Aber das Mädchen sah ihn erst an und erwiderte:

„Diesmal soll sie Dir geschickt sein. Ich habe Dir etwas Wichtiges und etwas recht Glückliches zu sagen.“

„Was hören, mein Mädchen.“

„Mein Oheim war bei mir.“

„So? Und was wollte er?“

„Ich soll wieder zu ihm kommen.“

Das Gesicht des jungen Menschen nahm einen Ausdruck der Bestimmung an.

„Und das ist Dir ein Glück?“

„An dem Oheim ist mir auch nicht viel gelegen.“

„Ich kann ihn nicht ausstehen.“

„Aber meine Tante ist doch brav.“

„Gerade sie hat Dich damals fortgejagt.“

„Er reuet sie. Sie ist zuweilen heftig, aber sie hat ein gutes Herz. Ich soll wieder zu ihr kommen; sie hat den Oheim doch abgepreß wie ein geschickt.“

„Es sagt er?“

„Wie konnte er es lägen?“

„Und Du gehst gern hin?“

„Es ist doch besser, als bei den fremden Leuten hängen. Sie sind so groß, so schlecht hier an der Grenze.“

„Du verläßt mich also auch gern?“

Der junge Mann fragte in bitterem Tone.

Das Mädchen wurde traurig. Aber doch zeigte sie durch ihre Trauer einen ruhigen, zuverläßlichen Muth.

„Brü, so wie jetzt, können wir auf die Dauer hier nicht beisammen bleiben. Du darfst nicht auf die andere Seite der Grenze kommen; die preussischen Beamten lauern auf Dich, wie auf ein wildes Thier, um Dich Jahre lang in das Luchthaus zu schicken. Und ich kann mich nur verlassen des Abends hier in den Wald schleichen, wenn ich Dich einmal sehen will.“

„Ja, es ist ein trauriges Leben,“ sagte der Bursch.

Und doch waren sie noch wenige Augenblide vorher so lustig und fröhlich gewesen. Sie hatten gegungen; er hatte den Oberg mit ihr gemadt; sie hatten Beide gelacht, und umfaßt und geküßt hatten sie sich so herzlich und so glücklich, als wenn es für sie nimmer ein Leid in der Welt geben könnte.

War das das ruhige, edle Vertrauen der Unschuld? Oder war es ein, und dann schon tief eingewurzelter, Verächtniß verdächtigcher Schuld?

Sie hatten dem Judthaus gesprochen! — Sie waren stehen geblieben und sehn ihr Gesicht fort. Das Mädchen hob wieder an.

„Und einmal muß es doch anders werden; und das kann es nur durch meine Tante. Nach Preußen darfst Du nicht zurück; Dein Leben hier in dem fremden Lande laust Du so auch nicht fortsetzen. Meine Tante aber hat Vermögen und keine Kinder. Ihr Geld kann uns helfen; wir können damit liberal etwas anfangen.“

„Ich sah auf einmal die Augen des jungen Mannes leuchten.“

„Gretchen, ich habe da einen Gedanken.“

„Was ist es, Fritz?“

„Wann willst Du fort?“

„Mein Onkel wartet auf mich.“

„Also heute noch?“

„Heute Abend noch; wir werden die Nacht durch fahren. Aber was hast Du?“

„Ich bringe Dich zur Grenze zurück. Unterwegs sage ich es Dir.“

Sie gingen Arm in Arm der Grenze zu. Von ihrem Gespräche hörte ich nichts mehr. Was ich gehört und gesehen, hatte mich interessiert: die hübschen, frischen Gestalten, das traurige und doch so glückliche Verhältniß Beider, ihr wahres Gefühl, besonders der klaren, jugendlichen Muth des Mädchens; dann aber auch wieder das Judthaus und daß der Versuch nicht nach Preußen zurückkommen dürfe, und daher der Zweifel, ob Schuld oder Unschuld. Und wenn Schuld, wegen verdächtiglicher Schuld da war, sollte sie, da der Versuch nicht nach Preußen zurückdürfte und die preussische Grenze hier zugleich die Grenze meines neuen Gerichtsbezirks bildete, sollte sie in dieser Beziehung nicht auch mich von nun an angehen?

Der Mensch ist ein Geist und ein schlimmer Egoismus ist der laceranteste.

Endlich, wenn Schuld da war, konnten dann nicht gar die letzten Worte, die ich gehört hatte, einen verdächtiglichen Sinn haben, einen verdächtiglichen Plan andeuten, den die Beiden jetzt in die Weite gehen, während ich über die Worte nachdachte, weiter anzuwenden und verabreden? Sie waren mir längst ins den Augen verschwunden, als ich noch diesen Gedanken nachging.

Der Abend war hereinabgedröhen.

Wie der frühliche Gefanz des hübschen Mädchens verflummt war, so waren die Strahlen der Sonne verschwunden; im Walde herrschte nur das Dunkel und die Stille des Abends. Die alten und die jungen Bäume mit ihren Blättern und Wäldchen hüllten sich in sie zum Schlafen. Ich verließ meinen Baumstumpf, schlug wieder die Landstraße ein und setzte meinen Weg fort. Ich mußte noch eine Zeitlang im Walde gehen. Es blieb still und einsam um mich her.

Auch von dem jungen Liebespaar sah und hörte ich nichts wieder. Der Versuch hätte zurückkommen müssen oder können. Er bezeugte mich nicht. Dagegen hörte ich nach einiger Zeit im Gallepp ein Pferd hinter mich herkommen. Ich war noch im Walde, gerade in einer Biegung der Landstraße. Ungefähr ein paar hundert Schritte vor mir war das Ende des Waldes. Ich bemerke meinen Schritt, um zu sehen, wer an mir vorübergaloppieren werde. Die Umrisse eines Reiters auf einem Pferde konnte ich hinter mich erkennen; mehr aber in der Dunkelheit der Bäume nicht. Allein auf einmal, als Pferd und Reiter neben mir waren, sah ich in dem Lichte, das aus der freien Ebene in die Landstraße hereinbrang, auf einem großen, mageren, dunklen Pferde ein so hübsches, widerwärtiges Gesicht, daß ich, wäre es mir mitten im Walde begegnet, mich davor hätte erschrecken können. Es war breit; es schien mehr gelb, als blaß zu sein; es war von Witternarben zerfissen; ein düster, aufsteckender, dunkler Schmutzart beehrte es; ein paar grünlich ansehende Augen sahen mit einem fast blutenden falschen Blicken auf mich. So flog der Reiter an mir vorüber. Ich sah ihm noch überaus nach.

Da kam um die Biegung des Weges mir ein Mensch entgegen. Als der Reiter plötzlich vor sich sah, kam es mir vor, als wenn er erschrecken auf die Seite in den Wald hineinpringen wolle. Der Reiter, als er ihn gewahrte, wollte plötzlich sein Pferd

anhalten; aber er befann sich anders und sprengte vorüber. Der Fußgänger sprang nicht in den Wald. Nach zehn Schritten begegnete er mir. Es war der Bursch Fritz, der mit dem hübschen Mädchen gesprochen hatte. Ich blieb bei ihm stehen.

„Wer war der Reiter?“ fragte ich ihn.  
„Ich glaube, in seinem Gesichte noch Spuren von Erschrecken zu bemerken. Mich sah er mißtrauisch an.“

„Ich lenne ich nicht,“ antwortete er mir stüchtig und setzte, ohne sich bei mir aufzuhalten, seinen Weg fort.

Aus dem eigenthümlichen hübschen Tone seiner Stimme glaubte ich zu entnehmen, daß er den Menschen wohl kannte, oder irgend einen Grund hatte, nicht mich zu sagen.

Welcher war dieser Grund?  
Wer war der Reiter mit dem hübschen, Schrecken erregenden Gesichte?

An einer Landesgrenze haust allerlei Gesindel. — So nahehte ich mich meinem neuen Gerichtsbezirk.

Als ich mit einer neuen Biegung der Landstraße aus dem Walde trat, sah ich etwa hundert Schritte weit vor mir links am Wege ein großes, einzeln stehendes Haus liegen. Ich ging darauf zu. In einer großen Stube sah ich durch die Fenster Licht. Wer der Thür stand ein Mensch, es schien ein Knecht zu sein.

„Ist dies ein Wirthshaus?“

„Ja.“

„Noch auf hannoverschem oder schon auf preussischem Gebiete?“

„Noch im Hannoverischen. Die Grenze ist dort, dreißig Schritte weiter.“

„Kann man hier Nachtquartier finden?“  
„Ich sollte denken. Geben Sie in die Wirthshube, Sie werden da die Frau Wirthin finden.“

Ich ging in das Haus. Die erlesene Stube war die Wirthshube. Ich trat hinein. In der Stube saß die Wirthin und einen einzigen Fremden. Jene sah bei einer Lampe mit Nöthen beschäftigt. Der Fremde saß an einem andern langen Tische und hatte ein Glas Bier vor sich stehen.

Ich ließ mir von der Wirthin ebenfalls ein Glas Bier geben. Meine Arbeit war, noch am Abend die preussische Grenze zu überschreiten, falls ich drüben in der Nähe ein convenables Wirthshaus finden werde. Hiernach wollte ich mich nun zunächst erkundigen.

„Die Grenze ist hier ganz in der Nähe?“ fragte ich die Wirthin.

„Ja, gleich hinter dem Garten des Hauses.“

„Wie weit ist das nächste preussische Dorf entfernt?“

„Eine starke halbe Stunde.“

„Triffst man vorher kein Wirthshaus?“

„Dies zu dem Dorfe ist nur Wald; er sängt gleich hinter der Grenze wieder an und in dem Walde ist kein Wirthshaus.“

„Demnach führt die Landstraße hindurch?“

„Sie führt hindurch. Die preussische Regierung leidet keine Wirthshäuser in dem Walde und so dichst an der Grenze. Sie würden den Schleichhändlern zu sehr zum Schutzwinkel dienen.“

„Ist hier viel Schleichhandel an der Grenze?“

„Wir bekümmern uns nicht darum.“

Die Frau sprach das mit Zurückhaltung. Sie schien weder mit noch dem andern Fremden zu trauen.

Ich setzte demnach meinen Versuch fort, über die Verhältnisse der Gegend Auskunft zu erhalten.

„Es ist hier wohl oft umwähig an der Grenze?“ fragte ich die Frau weiter.

„Es fallen manchmal Streitigkeiten zwischen den preussischen Zollbeamten und den Schmugglern vor.“

„Sind die Schmuggler Preußen oder Hannoveraner?“

„Preußen. Es wird nur nach Preußen heringeschmuggelt, wo Alles theurer ist. Sie haben da so viele Hölle und Steuern. Darum lebt das Volk da schlechter. Es ist auch schlechter drüben, als bei uns.“

„Und kein Hannoveraner nähme an dem Schleichhandel Theil?“

„Einige nichtswürdige Bursche abgerechnet, keiner. Gesindel findet sich überall.“

„Besonders an den Grenzen,“ bemerkte ich.

„Aber am meisten auf jener Seite,“ bemerkte dagegen fast eifrig die gute hannoversche Patriotin.

Wir fiel der nebenliche Reiter ein, der an mir vorbeigritten war. Der Fremde, den ich in der Wirthshube traf, war es nicht. Dieser war ein Mann von mittlerer Statur, vielleicht einige dreißig Jahre alt, mit einem hübschen, feinen, blaffen Gesichte. Das Gesicht hätte etwas Angenehmes gehabt, wenn nicht ein eigenthümlicher Zug nur die ein wenig aufgeworfenen Lippen ihm einen zurückstehenden Ausdruck verliehen hätte. Ich nahm den Zug und den Ausdruck nicht näher beschreiben. Ich habe sie auch nicht oft in den menschlichen Gesichtern gesehen. Aber wo ich sie gesehen habe, sah ich ein schweres Verbrechen. Und nicht etwa bloß der gefallene Mensch sprach sich darin aus, eine Natur vielmehr schien sich mir zu verathen, die sich bemüht war, daß sie innerlich schon ausgeflohen sei aus der Gemeinschaft der Besten, und nun Rache nehmen wollte, nehmen mußte für diese Anstößung, die fortan das Gute nicht mehr lieben konnte, die es dafür haßten, mit aller Kraft der Seele haßten wollte.

Das Nämliche schien im Hintergrunde der großen, dunkeln, melancholisch blinkenden Augen des Mannes zu lauern.

Einem Neßern nach gehörte er übrigens dem mittleren Völkergestirne an. Er trug einen eisernen grauen Berdrot; eine blaue Tuchmütze und einen Stod, wie Völkergente ihn auf einer Reise über's Land zu tragen pflegen, lagen neben ihm auf der Bank.

Ich hatte ihn anfangs nicht beachtet. Erst als die Frau von dem Fenster an der Öfene sprach, hatte ich ihn plötzlich auf den Seiten sehen. Jetzt fiel er mir auf. Wie ich ihn genauer ansah, traf mich gleichzeitig ein scharfer Blick aus seinen melancholischen und doch so lauernden Augen. Sie schaden mißtrauisch nach mir hin, aber in dem Moment, in dem sie mir begegneten, senkten sie sich wie verwirrt, erstarrten zu Boden.

Ich hatte den Menschen nur vristend angesehen, jenen plötzlich mir ausfallenden Ausdruck studierend, wie sich der Criminalrichter den Inquisiten, den er zum ersten Male sieht, unwillkürlich präsent und fixirend betrachtet.

War er mit jenem erschreckenden Ausdruck von mir erschrocken? Und warum? Ich konnte ihn nicht; er konnte scheinlich mich kennen. Ich hatte ihn noch nie gesehen; er gewiß auch mich nicht. In irgend einer Beziehung zu mir konnte er gar nicht stehen. Hatte er eine Ahnung, daß er zu mir, die ihm völlig Unbekannten, in so nahe und sein Schicksal so nahe berührende Beziehung treten werde?

Ich hatte ihn seitdem wiederholt in's Auge fassen müssen. Jedesmal, wenn ich nach ihm hinsah, bemerkte ich, wie sein Blick sich rasch der dem meinigen niederzuschlug. Er hatte mich also

angesehen, er hatte mich ansehen müssen, wenn ich nicht nach ihm sah. Er konnte mich nicht ansehen, wenn ich nach ihm sah.

Wir war in dem Gespräche mit der Wirthin der häßliche Reiter wieder eingefallen. Es lag nahe, daß ich mich nach ihm erkundigte.

„Ist hier nicht kurz vor mir Jemand zu Pferde eingetroffen?“ fragte ich die Frau.

Die Frau antwortete: „Nein.“

Aber der blasse Fremde hatte plötzlich, beinahe heftig, das Gesicht nach mir gewandt. Er sah mich so sonderbar an, als wenn der Reiter ihn angehe, und er von mir etwas zu erfahren wisse. „Es ist hier auch Niemand vorbeigekritten?“ fragte ich die Frau weiter.

„Ich habe keinen Menschen gesehen, auch kein Pferd gehört.“ Der Fremde vorchte gespannt meinen Worten, wie denen der Wirthin; ich konnte es ihm ansehen, obwohl er sein Gesicht wieder halb von mir abgewandt hatte.

Ich setzte um so mehr meine Erkundigungen nach dem Reiter fort. Zwischen dem Fremden und dem Reiter mußte eine Beziehung bestehen. Der Fremde fürchtete eine Beziehung zwischen ihm und mir.

„Sonderbar“, fuhr ich zu der Frau fort, „er tritt im Walde an mir vorüber, nicht gar weit von hier. Wann er nicht hier vorbei kam, so muß er dicht vor dem Hause die Landstraße verlassen haben.“

Auch die Frau war aufmerksam geworden.

„Wie sah er aus?“ fragte sie.

„Er hatte ein breites Gesicht, Wulstnarben, einen Schnauzbart.“

„Ich wüßte nicht, wer das sein könnte.“

„Er tritt ein großes, dunkles, mageres Pferd.“

Die Frau sann nach, aber sie schüttelte den Kopf, als wenn sie auf Pferd und Reiter sich nicht bestimmen könne.

Der Knecht, den ich vor dem Hause getroffen, war während ihrer Fragen in die Stube getreten. Er hatte unser Gespräch angehört. Sie wandte sich an ihn.

„Hast Du den Menschen gesehen?“

„Es ist Keiner vorbeigekommen“, antwortete der Knecht.

„Kannst Du Dich auch nicht bestimmen, wer es sein konnte?“

„Nein. Aus der Gegend ist er nicht, sonst müßte ich ihn kennen.“

Der Knecht, der nur einen Schlüssel geholt hatte, ging wieder.

(Fortsetzung folgt.)

## Erinnerungen an den Kaukasus.

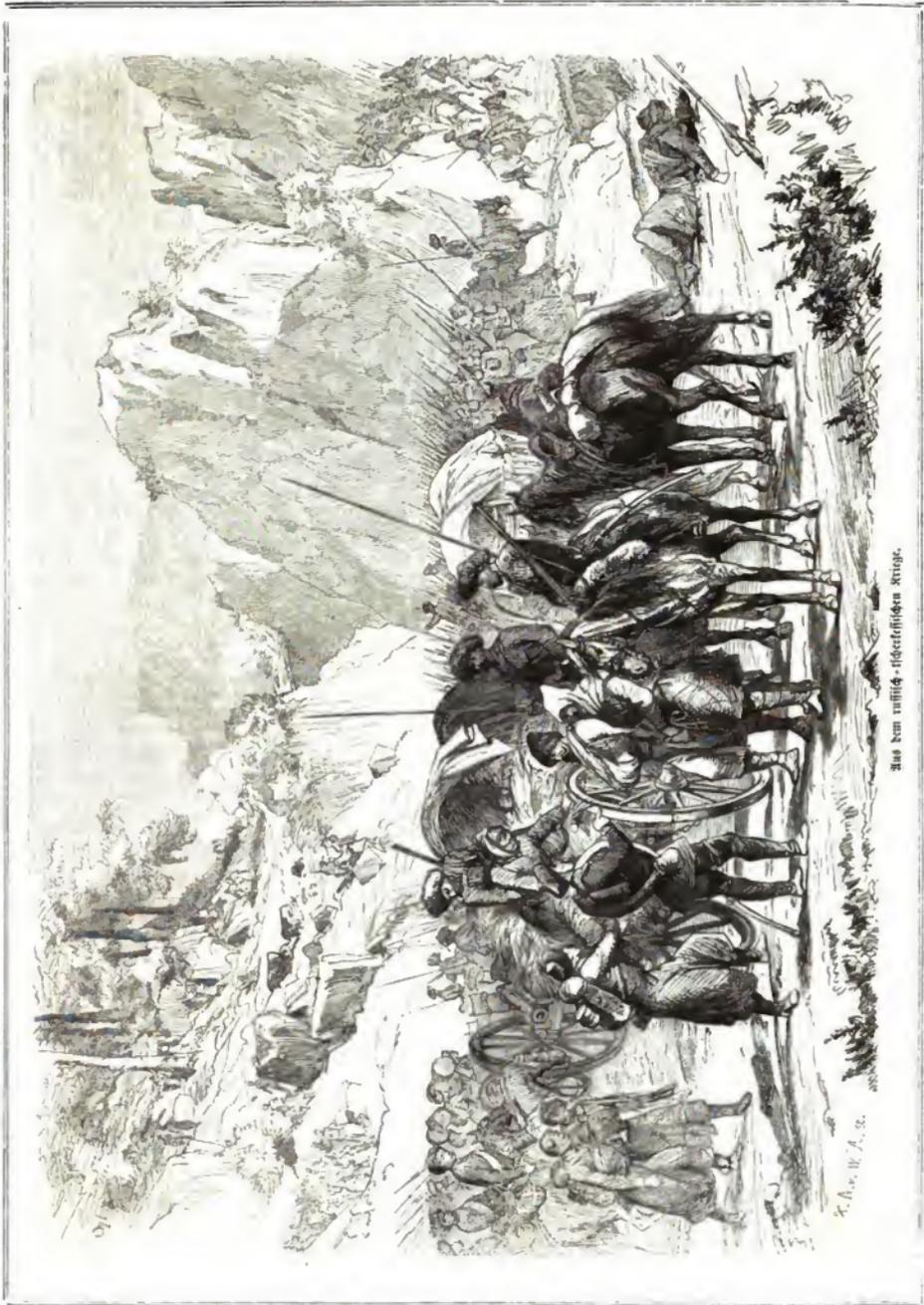
Von einem russischen Officier.

Anapa, eine im Krimhiebe oft genannte russische Festung in Kaukasien, wird den Lesern der Wartelaute auch noch durch eine gelungene Abbildung, welche dieses Blatt in einem früheren Jahrgange brachte, in frischem Andenken sein. Die Stadt liegt vierzig Werste südlich von der Mündung des Kuban auf einem Kalksteinselsen, welcher sich in das schwarze Meer kalkfelsenförmig hineinwängt, und fast senkrecht nach dem Meeresspiegel zu abfällt. Das Plateau, welches der Felsen bildet, senkt sich von Süden nach Norden hin, so zwar, daß sich seine höchste Stelle 19 Sakschen\*, die niedrigste, von den Festungsbauten getrennt, nur noch 5 bis 6 Sakschen über das Wasser erhebt. Hier fließt ein kleiner Fluß, der Bugor, das Meer zu erreichen; aber es ist ihm nicht vergönnt, sein klares Wasser dem Pontus zuzuführen, denn weißliche Sandbänke haben sich vor seiner Mündung gelagert, und hindern grausam die Vereinigung mit dem ersehnten Meere. Trotzigt sucht das Flüsschen, indem es sich in mehrere Arme theilt, den Feind zu umgeben, da es nicht die Kraft hat, seine Ritte zu durchbrechen, doch überall stellen sich neue Sandwallen entgegen. Es unterliegt der Arme dem durch die Meeresschützen täglich wechselnden Wittersacher; nur ein kleiner Theil seiner Kräfte erreicht das Ziel, die größere Menge Wasser fließt zurück und bildet einen Sumpf, der einen Umfang von mehr als zwei Wersten hat, während das Flüss-

\* 7 Werste = 1 deutsche Meile; 1 Werst = 500 Sakschen oder 3500 engl. Fuß, also 1 Saksche = 7 Fuß engl. = 67, Fuß rheinl.

chen hundert Schritt vor der Mündung seine Kräfte auf eine Breite von drei Sakschen concentrirt. Früher war der Sumpf vielleicht ein Weersfeld, der nach und nach durch Sandbänke vom Meere abgeschnitten wurde. Die zuströmenden Wasser des Bugor verhin-dern das Anstromeisen, und so erstreckt er sich jetzt an acht Werste weit landeinwärts, bewachsen mit Schilf und Rohr, und bebildert von wilden Schweinen und allerhand Entenfüßeln, besonders vielen Millionen wilder Enten. Am südlichen Ufer dieser morastigen Strede haben Kleinrussen, aus verschiedenen Domänengütern abstammend, zwei Dörfer gebildet. Erwälle und Gräben schützen sie nothdürftig gegen plötzliche Ueberfälle der benachbarten Tscherkesen. Einige Kanonen und in jedem Dorfe eine Compagnie Soldaten (350 Mann) sind jedoch nicht hinreichend zur Vertheidigung bei Willkürlichen Angriffen der kriegerischen Feinde, und deshalb ist jeder Bewohner, welcher die Waffen zu tragen im Stande ist, auch verpflichtet, solche zu besitzen, sie immer mit sich zu führen, und soogleich an zur Vertheidigung Theil zu nehmen.

Das Anapa zunächst liegende Dorf heißt Alerejewka und liegt etwa drei Werste von ihm, das andere, Nikolajewka, bedeutet größer, ist am Ende des Sumpfes erbaut worden. Hier verwandelt sich der Morast in ein Dickicht von Eichen, Ahorn, Eschen, Weiden und vielen andern Bäumen, welche selten mehr als armdick und höher als drei Sakschen und dabei so von Hopfen, wildem Wein und andern Schlingpflanzen umschlungen



Das bei russisch-türkischen Kriegen.

K. A. v. A. G.

ur und unter sich verbunden sind, daß es unmöglich ist, durch dasselbe auswärts, als auf dem gebahnten Wege, zu dringen. Bis zum Fort Rajewski zieht sich dieser Wald, dann wird die Gegend etwas heiterer. Geht man weiter, so trifft man auf die 1838 neu angelegte Stadt Noworossisk. Die Stadt ist anmuthig an einem vom Meer gebildeten Büden gebaut, ist der Sitz des Generals, aber auch nicht besser besetzt, als die Dörfer und das Fort Rajewski, ja letzteres kaum sogar mehr Anspruch auf Sturmsfestigkeit machen. Die Festungswälle dieses Forts umfassen einen vierseitigen Raum, dessen Seiten faum einige Hundert Schritt lang sind. Es hat 1 Compagnie Infanterie zur Besatzung, sowie 16 Kanonen zur Vertheidigung. Auf halbem Wege zwischen Anapa und Noworossisk gelegen, umgeben von Wald und Sumpf, ist die Garnison oft Monate lang von allem Verkehr mit der übrigen Welt abgeschlossen. Aus dem von den Wällen begrenzten engen Raum, den Kasernen, Kazarets und Proviantmagazine noch mehr verringern, darf keine Seele hinaus, und so ist es natürlich, daß das ungesunde Klima bei der unzureichenden Bewegung und dem langweiligen, teine Abwechslung erlaubenden Leben Fieber und Scorbut nicht ausbleiben läßt. Ein Streubrottag für die Garnison ist es immer, wenn die Proviantcolonne von Anapa ankommt; aber nur kurze Zeit genießen sie das Vergnügen, die Freunde zu sehen, denn diese kommen Abends, geben ihren Proviant, Pulver, Briefe u. s. w. ab, schlafen die Nacht und ziehen am andern Morgen wieder von dannen.

Etwas besser ist das Leben für die Soldaten, welche in den Städten und Dörfern einquartiert sind. Ihre Aufgabe ist, den Bauer bei allen Feldarbeiten gegen etwaige Angriffe des grausamen Herdes zu schützen. So wie im Frühjahr die Erde aufthaut — und das geschieht recht früh — so beginnen die Feldarbeiten der Bauern. Mit diesen rückt denn frühmorgens der Soldat aus, seine Truppe worden in gehöriger Entfernung von den Arbeitern aufgestellt, und bleiben so lange, als der Bauer das Feld bestellt oder sein Vieh weidet oder Feuer macht u. dgl. sehen. Einer von je zehn Truppe wacht, die Andern schlafen oder, da man doch nicht den ganzen Tag schlafen kann, spielen Karte und verwünschen den Bauer. So geht das Leben bis zum Winter fort, und wenn dieses Leben auch besser ist, als das im Fort Rajewski, da man doch wenigstens eine gesunde Bewegung hat, auch die benachbarten Dörfer und Städte besuchen kann, so ist es doch erstlich, daß man den Winter mit Sehnsucht erwartet.

Der Winter im Kaukasus erscheint heillos in ganz anderer Gestalt, als in den nördlichen Provinzen. Erst in der Mitte des Decembers tritt der Frost ein, der wohl ziemlich heftig auftritt, aber kaum einen Monat anhält. Vor und nach der Frostzeit pfliegen häufige Regengüsse den Winter an- und abzumelden. Natürlich können während dieser Zeit die transkaukasischen Bauern nicht im Felde arbeiten, und deshalb benutzt man den Frostmonat, um durch kriegerische Operationen irgend einen Vortheil über die Bergvölker zu gewinnen. Jedem beginnt erst die eigentliche Bestimmung des Soldaten am Kaukasus, der Krieg gegen die räuberischen Nachbarn.

Man wird es begreiflich finden, daß wir, die wir das oben beschriebene Leben während des Frühlings, Sommers und Herbstes im Jahre 1851 geführt hatten, uns Alle nach der Frostzeit und nach dem Besich zum Ausmarsch sehnten, aber wir mußten dieses Mal ziemlich lange auf die erwünschte Dörre, „und zum Marsch zu rüsten“ warten. Endlich, am letzten Tage des alten Jahres, traf diese ein. Unbeschreiblich war die Verärterung, welche dieser Befehl in unserer Garnison hervorbrachte. Wie wenn man einem Krieger in Ordnung und Ruhe arbeitenden Knechtswolfe den schützenden Hügel zerstört und die einsigen Thierchen dadurch zu unerbittlicher Thätigkeit anspornet, so sieht jetzt Alles, was Uniform trug, durcheinander. Die schmutzigen Straßen Nikolskaja's, sonst so menschenleer, waren plötzlich mit gefächelten Leuten bedeckt. Die Expedition für dieses Jahr sollte eine s. g. fliegende sein; man wollte möglichst weit in die vom Feinde bewohnten Gegenden einziehen, mußte aber deshalb sich auf so wenig Gepäc als irgend möglich einschränken. Man rief deshalb alle Zelte zu Hause und nahm nicht einmal Proviantwagen mit, sondern gab jedem Soldaten seinen Mundvorrath auf 10 Tage — denn so lange sollte der Marsch dauern — zu tragen. Nur zwei leere mit Ochsen bespannte Wagen folgten jeder Compagnie, um etwaige Verwundete transportiren zu können. Wir mußten zwar sehr gut, daß uns

Mühseligkeiten und Gefahren aller Art bevorstünden, aber dennoch freute sich Alles auf den Tag des Ausmarsches, denn es brachte doch Abwechslung in unser einsameres Leben. Rüst doch auch jeder Feldzug, und wenn er noch so kurz ist, dem Soldaten auf lange Zeit die schönsten Erinnerungen zurück, und gibt er doch oft dem streifenden Officier Gelegenheit, sich auszuzeichnen und so seinem Glück den Weg zu weisen.

Am 3. Januar 1852 trafen ein Kosakenregiment, zwei Bataillone aus Anapa und die Compagnie aus Alexejewka bei uns in Nikolskaja ein, um vereint mit uns noch denselben Tag bis zum Fort Rajewski zu marschiren. Die Cameraden trafen uns bereits in Reih und Glied, der griechische Priester sprach ein kurzes Gebet, die jütternden Töne der Signalhörner schallten durch die Luft, und fort zogen wir schreiend und lächernd, als ging: es in einem lustigen Vergnügen. Und noch mag Randem das Herz geschlagen haben, wenn er sich jetzt fragte: „Wirst Du wohl auch wiederkehren, und wie wirst Du zurückkehren?“ Aber solche Gedanken passen nicht für den Soldaten; er sucht sie zu verbergen, und so gingt es auch bald, sie zu unterdrücken. Der Marsch ging ziemlich langsam von Station, denn die Wege waren durch den Regen, der vor einigen Tagen eingetreten war, aufgeweicht; jetzt froz es, und so brach der Fuß bei jedem Schritt durch die dünne Frostdecke, wobei das schmutzige Wasser immer über den Füßen zusammenlag. An den Rädern der Wagen und Kanonen for der häßlichenbleibende Schmutz, und bildete aus dem Kreise unregelmäßige Polstere.

Trotz der nur 18 Werste betragenden Entfernung langten wir unter solchen Umständen erst Abends im Fort Rajewski an. Ein Landsmann, der deutsche Keyt Röh, nahm mich mit noch vielen anderen Offizieren gastfreundlich auf. Wir waren froh, uns in der liebe Muttersprache unterhalten zu können, und beachteten nicht den Kerger der Andern, die weder deutsch noch lettisch verstanden. Am andern Tage wurde der Marsch nach dem 30 Werste entfernten Noworossisk auf gestorn, aber sehr heiliger Weg sorgte. Bei Nacht trafen wir ein und wurden, wie es gerade traf, einquartiert, doch kamen Alle unter Dach. Weßhalb wir den nächsten Tag hier liegen blieben, weiß ich nicht, doch benutzte ich diese Gelegenheit, um mich mit gefaheltem und geräucherem Fleische, mit Tabak u. dgl. zu versehen, da alle diese Gegenstände in Nikolskaja nur theuer und schlecht zu bekommen waren. Oern hätte ich auch etwas Hafer für mein Pferd mitgenommen, aber das arme Thier hatte an mir und meinem Mundvorrath genug zu tragen, ich konnte es nicht noch mehr überladen.

Früh in aller Stille brachen wir auf. Unsere Colonne hatte sich in Noworossisk um drei Bataillone Infanterie, zwei Compagnien vom griechisch-balkarischen Bataillon und ein Regiment Kosaken verstärkt, so daß wir jetzt eine Macht von 6—7000 Mann mit 17 Kanonen überluden. Anfanglich zogen wir längs des Meerbusens hin, bald jedoch stieg der Weg im Blick auf den Berg hinauf. Nach sieben solchen Bindungen hatten wir den Gipfel erstiegen. Unter an schwebten die Wollen, welche so dicht waren, daß man weder die Stadt, noch den Meerbusen sehen konnte. Auf der andern Seite stiegen wir wieder in das Thal eines Baches hinab, den die Einwohner Nragum nennen. War das Aufsteigen beschwerlich gewesen, so war es das Hinabsteigen noch mehr, obgleich der Weg durch unsere Noworossiskischen Cameraden so viel als möglich geednet worden war. Wie ein solcher Weg ausseht, hat die Gartemalce im vorigen Jahre ihren Lesern gezeigt, denn sie gab eine Abbildung von einem Gebirgspaß in Persien, der den Wegen im Kaukasus ganz ähnlich war.

Im dem Thale wurde Halt gemacht. Alles lagerte sich und begann, von den mitgenommenen Lebensmittel ein Frühstück zusammenzustellen. Es war der erste Tag und alle Vorräthe noch unberührt, auch war es die letzte Ruhe, welche wir, vom Feinde unbedrängt und ohne besondere Vorsichtsmaßregeln abhalten konnten. Mit jedem Schritt tiefer in das Land mußten wir dann jeden Augenblick einen Ueberfall des Feindes befürchten, und deshalb wurden auch jetzt die nöthigen taktischen Maßregeln getroffen, um wenigstens eine Ueberrohung dem Gegner unmöglich zu machen. Auf dem Wege marschirten etwa drei Viertel der ganzen Macht dicht aufgeschlossen, das sogenannte Corps de bataille, in dessen Mitte sich auch sämtliche Wagen befanden. Vor diesem Corps befand sich eine Abtheilung Kosaken und Infanterie, welche wieder einige Reiter auf Schußweite vorgeschoben hatten. In gleicher

Weise war der Rücken der Colonne gedeckt, während die Seiten durch Tirailleurketten, gleichfalls auf Schrägweite vom Gros entfernt, geschützt wurden.

So bewegte sich der ganze Heereskörper weiter, vorsichtig die Hüflerner nach allen Seiten hin ausstreckend und damit ansehnlich jede Terrainlinie präsent, jedes Gefäß durchsuchend. Freilich haben diese Sentinellkürs einen beschwerlichen Marsch. Sie haben nicht, wie das Gros, einen gebahnten Weg, sie haben nicht einmal einen Fußpfad, und doch müssen sie mit diesem auf gleicher Höhe bleiben. Durch Wasser und Sumpf, durch Busch und Dickicht, über Felsblöcke und Abgründe, die heißen Schluchten hinab und heraus geht der Marsch dieser Leute, und dabei heißt es noch, die Augen nach dem Feinde offen haben, der gewandt jedes Gefäß, jede Felspartie, jeden Graben zu benutzen weiß, um den Unvorsichtigen die todbringende Kugel in's Herz zu treiben. Deshalb geht auch Alles vorsichtig vor und benützt die sich darbietenden bedeckten Gegenstände, um unter deren Schutz weiter zu kommen. Kommen sie Abends auch teilmüde im Lager an, was hat das? sie wissen, daß sie dann für die Nacht vom Sicherheitsdienste befreit sind und daß ihnen ein guter Schnaps, ihr Universalmittel gegen jedes Uebel, wartet. Deshalb bleiben die Tirailleurs munter, singen und tanzen sogar manchmal, wo es der Flag erlaubt, trotz des schweren Tornistels, und stehen allerhand Possen unter einander.

Noch hat sich kein Feind sehen lassen und auch in dem Walde, durch welchen eben der Marsch geht, scheint kein Irtsehlsteck vorzuleiten zu sein. Da plötzlich entdecken die Tirailleurs hinter ihrer Baumgruppe eine Anzahl Feinde, von denen sie, wie es scheint, schon eine Zeitlang beobachtet worden sind. Noch fällt kein Schuß; es ist, als fürchte man sich, die Verantwortung zu übernehmen, da endlich schwört die erste Kugel durch die Luft, der Zauber ist gelöst und herüber und hinüber schlägt das Berberden bringende Getöse. Es ist ein eigenes Ding um diesen ersten Schuß. Ich habe schon oft im stärksten Kugelfeuer gestanden und doch ermedt mir der erste Schuß stets ein unangenehmes Gefühl. Ein Fresslein durchschlägt den ganzen Körper; man weiß, daß der erste Schritt gethan ist, sowohl um Berberden zu senken, als es zu empfangen. Hinter Bäumen und Felsen liegen die Schützen, aufmerksam den Feind im Auge behaltend, um ihn, wenn einer einen Theil seines Körpers neben dem bedeckten Gegenstande sehen läßt, durch eine gut gezielte Kugel unschädlich zu machen.

Auch beim Gros hat der erste Schuß großen Eindruck gemacht. „Dalt!“ rüht das Commando der Führer, das Signalhorn ruft es lautstimmend nach; bald fliegen Adjutanten zu der Schützenlinie, um Nachrichten über den Gang des Gefechts zu bringen, und schon gehen Abtheilungen nach dem am meisten bedrohten Flügel zur Unterstützung der kämpfenden ab. Alles läuft auf das immer stärker werdende Tirailleurfeuer. Einzelne Commandoworte und Signale tönen zu der Colonne herüber, aber so undeutlich, daß man nur unklare Töne unterscheiden kann. Lebhaft rühren sich die Jungen, denen noch vor einer Viertelstunde alles laute Sprechen untersagt war, und hundert Bemerkungen, an dem Kampfe nicht selbst theilnehmen zu können, werden von den Ungeübten aufgeschrien. Das immer um so heftiger wiederkehrende Knattern der Schüsse nach minutenlangen Pausen, wie sie im Schützengesechte vorzukommen pflegen, wird stets mit freudigen Aufdrunnen begrüßt.

Doch jetzt bringt man die ersten Verwundeten getragen. Auf zwei Gemächern liegt ein Soldat, dem eine feindliche Kugel das Kinn zerquetschert hat; leise winnert er, ihm scheinen nur noch wenige Minuten zum Leben übrig zu bleiben. Der traurige Anblick regt die Soldaten nur noch mehr in Wuth und laute Bemerkungen ergießen sich gegen die verhassten Feinde. Da schallt das Commando „Marsch!“ die Colonne bewegt sich wieder vorwärts, eingehüllt auf allen vier Seiten von einer rauch- und feuerfremden Linie. Mit großer Gewandtheit springen die Tirailleurs von einem Baume zum andern, von Gräben zu Felsen, überall einen Augenblick verweilend, um gedeckt zu laden und dem Feinde eine Kugel zuzuschicken. Trotz der Gefahr lassen sie esft auch jetzt ihre Fesseln nicht. Sie reden sich unter einander und reden den Feind, und wenn ja eine feindliche Kugel Einem oder dem Andern das Scherzen verdirbt, so verstimmt zwar plötzlich Alles, man bringt den Verwundeten zur Colonne, übergibt

ihn dem Arzte, kehrt aber gleich darauf zur Schützenlinie zurück, um die alten Possen von Neuem anzufangen.

So wird der Marsch fortgesetzt mit dem unaussprechlichen Gebratter der Gewehre, dann und wann accompagnirt durch den tiefen Bass eines Geschüßes, das dahin, wo der Feind am dichtesten steht, eine Sendung Kartätschen oder eine Granate schickt. Durchschreitet die Colonne ein feindliches Dorf, so sucht man das darin von den flüchtigen Einwohnern etwa zurückgelassene Vieh zum Gros zu treiben und jähret das Hüften an. Es scheint zwar eine unnütze Grausamkeit zu sein, die Dörfer wegzubrennen, die Felder zu verhehlen, die Vorräthe zu zerstören, aber leistet es dem barbarischen Feinde gegenüber ein anderes Mittel? Schon oft hat man den Krieg mit mehr Menschlichkeit zu führen gesucht, doch stets haben die Bergvölker die Wilden für Schwäche gehalten und um so frecher, um so mordgieriger ansetzt Ausbeutungen überfallen und zerstört. Erhalten die Irtsehlstecken jedoch eine scharfe Lehre, wie wir sie in diesem Jahre vorhaben, so kann man darauf rechnen, daß sie eine Zeitlang ruhig bleiben. Hier bist nur Ornat, ebenso wie bei den Beduinen in Algier.

Unterrufen hat sich der Tag seinem Ende zugeeignet. Man sucht einen passenden Lagerplatz, wünschlich in der Nähe eines Dorfes, um Wasser und Holz, Heu und Stroh für Menschen und Pferde vorzufinden. Die Wagen werden in der Mitte des Platzes zusammengeschoben und die Truppen lagern im Viereck um diese herum. Das Ganze geschieht in geeigneter Entfernung eine dicke Tirailleurlinie ein, welche aus Truppen des Gros besteht, während die den Tag über zur Deckung der Colonne verwendeten Leute endlich abgelöst sind. Wenige Minuten nach dem Einrücken lodern die Feuer in die Höhe, geschäftig laufen die Soldaten nach dem Wasser, füllen ihre Kochkessel und bald ist das fragliche Abendbrot bereitet, um ebenso schnell von den Hungrigen verzehrt zu sein. Die Feuer werden dann sogleich wieder gelöscht, da man dem nie nachlassenden Feinde kein zu leichtes Ziel bieten will, die Soldaten werfen sich auf das wenige Stroh, das ihnen zu Theil geworden ist, und bald liegt Alles im tiefsten Schlafe, Gott und der Wachsamkeit der Tirailleurs überlassend, für ihre Sicherheit zu sorgen.

Leitmüde war auch ich in diesem improvisierten Lager angekommen. Ich war den ganzen Tag über bei den Tirailleurs gewesen und hatte während der ganzen Zeit keinen Augenblick an Erholung denken können. Ich suchte mein Pferd an, tränkte es und war so glücklich, in dem feindlichen Dorfe genug Heu, ja sogar etwas Reis zu finden, welches ich natürlich sogleich als gute Beute erklärte und dem ungratigen Thiere vorwarf. Ein einfaches Abendessen war bald von mir verzehrt und wie todt sank ich jetzt zur Erde. Mein Schlaf muß recht fest gewesen sein, denn vergebens hatte man mir des Nachts zugerufen, mein Feuer zu löschen, bis man es selbst gethan hatte. Auch davon, daß die ganze Nacht hindurch das Feuern in der Schützenlinie nicht einen Augenblick geschwiegen, daß man sogar mit Kanonen geschossen hatte, wußte ich nichts.

Am andern Morgen wurde rasch ein Frühstück bereitet und die nächste Hofdenlinie durch frische Truppen abgelöst. Bevor mir jedoch aus dem Lager abmarschirten, flogen erst die plaudernden Feuerbrände in das Dorf. Der Marsch wurde in derselben Ordnung, wie am vorigen Tage, fortgesetzt, doch war ich heute nicht in der Tirailleurlinie, sondern beim Gros, das nur wenig Belästigung von dem Feinde zu leiden hat und selten handelt in das Gefecht eingreift. Schon am Abend vorher hatten wir das Gebirge verlassen und traten jetzt in die fruchtbarere Ebene, welche sich zwischen der lauslichen Gebirgssteile und dem Kuban ausdehnt. Kleinere Eisenbahnen und größere Waldungen wechselten mit Wiesen und Feldern, die Dörfer wurden zahlreicher und zeigten von der Wohlhabenheit ihrer Bewohner. Noch nie hatte ein russischer Fuß diesen Boden betreten und daher kam es auch, daß die noch nicht durch Knyazs heimgeführten Dörfer besser gedeiht waren und reichlichere Vorräthe enthielten, als die in der Nähe russischer Festungen liegenden.

Wir lagerten uns bei einem Dorfe, das materlich schon auf einem hohen Hügel lag. Ein klarer Bach umfloß denfelben von drei Seiten und umfloss ihn wie mit einem Stützgerüst. Weitbin blühte das Auge in die flache Ebene aus nur im Süden hinderte das Gebirge die Fernsicht. Felder und Wiesen, Dörfer und Wald-

dungen wechselfen anmuthig mit einander ab und müssen im Sommer ein herrliches Pflanzschiffchen gegeben haben. So reich auch dieser Anblick war, der Volkst sah doch wenig danach, denn die durch einen den ganzen Tag anhaltenden Waeich und das an die sechzig Fund und oft noch schwerer wiegende Gepack ermüdeten Leute trugen einen dampfenden Thee, ein Stüd Fleisch und die horizontale Lage des Körpers viel schöner, als die peächtige Kundsicht. Wir Officiere waren durch unsern von uns Allen geliebten

Oberst für die Dauer des ganzen Waeiches zum Essen eingeladen. So hatten sich auch gestern mehrere Comaraden bei ihm eingesunden, aber viele, wie auch ich, waren der überzogenen Ernährung wegen ausgeblieben. Heute jedoch versammelten sich Alle bei ihm und heiterer Sinn wärz; das einische Wahl. So vergingen mehrere Stunden, bis der Oberst erklärte, daß es Zeit sei, durch Ruhe den Körper zu neuen Anstrengungen für den morgenden Tag zu stärken. (Schluß folgt.)

## Aerztliche Strafpredigten.

Den hoffenden Frauen.

Noch ehe ein Kind das Licht der Welt erblickt, hat schon dessen Mutter heilige Pflichten gegen daselbe zu beobachten und zu erfüllen. Denn schon vor seiner Geburt kann der Mensch für sein ganzes Leben durch eine unzurechnungsmäßige Lebensweise seiner Erznährerin vollständig oder doch zum Theil untüchtig zur Erreichung von solchen körperlichen und geistigen Fähigkeiten gemacht werden, die den Menschen so hoch über das Thier erheben. Daß so viele Kinder tot oder doch krank und lebensschwach zur Welt kommen, daß so viele bald nach ihrer Geburt erkranken und sterben, daß eine so große Menge von Menschen zeitweilig stinken und vorzeitig sterben, findet in sehr vielen Fällen seinen Grund nur in einem unzurechnungsmäßigen Verhalten der Mutter vor der Geburt ihrer Kinder. Daß sich aber die meisten Frauen während dieser Zeit so aetz Verhältnisse gegen ihr eigenes Fleisch und Blut zu Schulden kommen lassen, darüber braucht man sich nicht zu wundern, da nur sehr wenige Frauen über die Wichtigkeit ihres Berufes nachgedacht oder sich gar dazu vergeblich haben.

Man beobachtet nur das Thun und Treiben von vielen Frauen, denen der Segen zu Theil wurde, halb Mutter zu werden. Anstatt jetzt auf ihre eigene Gesundheit doppelte Aufmerksamkeit zu verwenden und für das Kind, dem sie das Leben geben sollen, ängstlich Sorge zu tragen, leben sie sorglos und ohne sich nur das Geringste von ihren gewohnten Vergnügungen und Gelüsten versagen zu können, in dem Tag hinein. Da wird noch bis tief in die Nacht in viel zu leichter und zu enger Kleidung getanz und geschmaukt; da müssen trotz Kälte und Nässe die Füßchen in dünnen Strümpfen und Schuhen frieren; da soll die Taille noch lange eine jungferliche Schmächtigkeit bewahren; da läßt man den verschiedensten Leidenschaften und der Leidenschaftlichkeit erst recht den Hügel schiefen. Kurz es ist ein Jammer, wenn man unsere Nachkommen, die doch immer besser und vollkommener als wir Väterinnen werden sollten, schon im Keime verderben sehen muß; wenn man die einem tugendhaften Weibe süßesten Hoffnungen in einer Nacht leichtsinnig hinweggetannt oder nach dem Ausbruch eines leidenschaftlichen Gemüths durch zu frühe Miederkennt alle Hoffnungen der Zukunft grauam vernichtet sieht. Man möchte es wirklich für ein Glück halten, daß viele Frauen, obgleich nur ihrer Schwächlichkeit wegen, das Unglück haben, einen großen Theil der Zeit ihrer Hoffnung von Besorgnissen befallen zu werden, die sie an das Zimmer und eine vernünftige Lebensweise bindet. Denn das glaube man ja nicht etwa, daß die Schwangerschaft eine Krankheit sei und daß die damit verbundenen Erscheinungen von Unwohlsein bestimmten Arzneimitteln weichen können.

Da denn Jungen, noch nicht gebornen Weltbürger vor Allem Mann zu seinem ziemlich schnellen Wachsstume nötig ist, so muß es auch die erste Pflicht einer Mutter sein, diesem Wachsstume und der Entwicklung der kindlichen Organe nicht hindernd in den Weg zu treten. Deshalb darf die Kleidung der Mutter, zumal in der Gegend der Taille, nicht beengend, sondern sie muß stets der Körperform genau angepaßt und auch gehörig erwärmt sein. Festes Schürzen und der Druck des (besonders eisernen) Bandettes, sowie straffes Binden der Kleidungsstücke in der Tailleenge sind nicht selten zur Bildung von Mißgeburten und schwächlichen, erkälteten Kindern Veranlassung gegeben. Außerdem wird ja aber durch eine enge, Brust und Bauch einpressende Kleidung nicht bloß auf die Entwicklung des Kindes, sondern auch noch auf die Verrichtungen der Brust und Unter-

leiborgane der Mutter ein nachtheiliger Einfluß ausgeübt. Erschwertes Athemholen, Weingfügungen, Herzjochen, Verdauungsstörungen, Verklammerung der zur Ernährung des Kindes bestimmten Adern sind die gewöhnlichsten Folgen enger Bekleidung. Dagegen gewährt ein einfaches, weiches (für den Sommer aus doppelter Weinwand, für den Winter aus Barucht gefertigtes) Leinwand, welches über den ganzen Unterleib hinweggezogen, oder auch eine passende Leinwand große Erleichterung.

Es kann das Kind nur aber dann bis zu seiner Geburt ordentlich wachsen und sich vollständig ausbilden, wenn es die gehörige Menge einer zweckmäßigen Nahrung erhält. Diese wird ihm aber (und zwar direct in sein Blut hinein, nicht etwa in dem Magen) durch das Blut der Mutter zugeführt und deshalb ist wieder die richtige Ernährung des mütterlichen Blutes zum Gedeihen des Kindes ganz unentbehrlich. Eine richtige Nahrung für die Mutter ist aber diejenige, welche nicht bloß nahrhaft, sondern auch leicht verdaulich ist, die also nicht bloß die nöthigen Materialien zum Aufbau unseres Körpers in sich enthält, sondern die im Verdauungsapparate bald aufgespalt und von da in's Blut geschafft wird. Bereit sind deshalb hoffnungsvolle Mütter vor wiederholter Ueberladung des Magens und vor Unregelmäßigkeit im Essen und Trinken zu warnen, weil hierdurch leicht die Verdauung auf längere Zeit gestört werden kann. Richtigkeit und Regelmäßigkeit in dieser Beziehung kommt Mutter und Kind zu Gute. Auch ist die Art zu essen nicht ohne Einfluß auf die Verdauung; alles Heiße, zumal Fleisch, muß hübsch klein geschnitten und lüchtig gekaut, nicht aber eilig, in großen Stücken unzerkaut verschluckt werden. Was die Speisen und Getränke selbst betrifft, so sind reizende und erhitende, zumal solche, die stärkendes Herzflopfen veranlassen (wie starke Rasse und Thee, Spirituosa, Gewürze etc.), sowie schwer verdauliche, blähende und unrieche (Sellerie, Spargel, Petersilie, Kohlarten, ältere Gemüße, Geendert, sehr Hartes und fettes etc.) wo möglich zu vermeiden, dagegen Milch, Eier-, Mehl- und Fleischspeisen mit jungem, verdaulichem Gemüße und Obst, als Getränl aber Wasser, Milch und leichtes Bier zu empfehlen. Sollte gegen gewisse Speisen und Getränke eine ungewöhnliche Aversion vorhanden sein, dann vermeide man dieselben. Ueblöse nach unpassender Nahrung sind bei gut erzogenen Frauen äußerst selten und leicht zu beseigen. — Der Schlafgang ist stets, wenn nötig durch Narkotica (nicht aber durch Schlafmittel), in Ordnung zu halten, dem Drange zum Entleeren des Urins stets Folge zu leisten, nicht gewaltsam entgegen zu treten.

Der Zusammenhang des Kindes mit der Mutter ist zwar ein sehr inniger, trotzdem aber doch auch ein sehr leicht löslicher. Deshalb müssen sich Mütter vor Allem hüten, was dieses Band zu lockern und lösen könnte. Dahin gehören aber außer Eßz und Trank des Leibes: alle stärkenden und raschen Bewegungen des Körpers, als Springen, Laufen, Tanzen, Reiten, schnelles Treppen-Auf- und Abrennen; soobald das Tragen und Aufheben schwerer Gegenstände, schnelles und anhaltendes tiefes Büden und Niederkaufen, sehr lautes Lachen und Weinen, hohes Aufheben der Arme, Fahren in stehendem Wagen und auf holprigem Wege. Wie viele junge Frauen im hoffnungsvollsten Zustande dennoch nicht sich und ihrem Kinde durch eine Fahrlosigkeit in dieser Hinsicht geschadet! Am besten ist dies aber in den ersten vier Monaten ihrer Hoffnung geschehen, weil es da am leichtesten zu einer Fehlgeburt (Abortus, Fausses-couche) kommen kann.

Daß das körperliche und geistige Wohlfsein und Unwohlsein

der Mutter auf das innig mit dem mütterlichen Körper verbundene Kind guten oder nachtheiligen Einfluß ausüben muß, läßt sich wohl denken, und es ist sonach Pflicht einer jeden Mutter, wenn sie einem gesunden Kinde das Leben schenken will, zunächst ihr eigenes Wohl geüßrig im Auge zu haben. — Wenn wir von geistigem Wohl- und Unwohlsein sprechen, so meinen wir damit das naturgemäße und naturwidrige Aengern und Verhinderen der durch das Gehirn, die Sinne und die Nerven vermittelten Thätigkeiten, vorzugsweise der Gemüthsthätigkeit. Wie ein einziger Sturm nicht selten die Hoffnungen eines ganzen Sommers von den Bäumen weißt, so zerstört oft blitzschnell ein einziger Ausbruch irgend einer heftigen Leidenschaft die lang gepflegten Hoffnungen der jungen Gattin. Und wo gar im Gemüthe derselben ein Sturm von Leidenschaften den andern treibt, wo anstatt eines sanftmüthigen und ruhigen Betragens Leidenschaftlichkeit und Unart das Herz bewegt, da wird die Gesundheit des Kindes und der Mutter für immer oder doch für lange Zeit untergraben. Alle Leidenschaften (Zorn, Furcht, Traurigkeit, Haß, Neid, Eifersucht) haben einen unermesslich schädlichen Einfluß auf den kindlichen und mütterlichen Körper, wie überhaupt Alles, was gegen Willkür (häßlicher Herzklopfen) verurtheilt. Der gesteigerten Erregbarkeit des Nervensystems wegen verlangt dieses mehr Schonung als sonst, und deshalb ist auch vor dem kahlde afkenerregenden Gesangsübungen, vor Schreck, starken Sinnesindrücken und Reizmitteln, ebenso aber auch vor Empfängnis- und Schwärmerei zu warnen. Ruhe des Geistes und Gemüthes, Feinheit und Zufriedenheit, das sind die jeder in Hoffnung lebenden Frau nicht bringend genug anzurathenden Schuttmittel vor späterem Gram.

Das körperliche Wohl der Mutter wird wesentlich unterstützt durch tägliche, aber mäßige Leibesbewegung im Freien und im Hause, sowie durch passende Ruhe (Schlaf). Man glaube ja nicht etwa, daß fortwährende behagliche Ruhe und Nichtsthun dem Kinde gute Früchte bringe. Es ist weit besser, wenn eine Frau lebhafte häusliche Geschäfte besorgt und öfters ausgeht, als wenn sie ruhig zu Hause auf dem Stuhle sitzt oder auf dem Sopha liegt. Auch das zu lange und häufige Schlafen thut nichts. —

Daß Bäder oder wenn Menschen zum Gesandbleiben nöthig sind, wird täglich mehr und mehr anerkannt; ganz vorzügliche Dienste leisten sie aber den in der Hoffnung lebenden Frauen. Alle 8 bis 14 Tage sollten diese ein mäßig warmes Bad (von + 24—28° R.) nehmen. Nur Frauen, die schon an kalten Wässern und Bädern gewöhnt sind, können dasselbe, aber stets mit großer Vorsicht und Vermeidung von Erkältung fortsetzen; keinesfalls jedoch darf damit in der Zeit der Schwangerschaft begonnen werden. Ueberhaupt haben sich Mütter vor Kälte und Erkältung in dieser Zeit sehr zu schützen, weshalb die Kleidung, zumal der Hüfte, stets gehörig erwärmend sein muß. Tempo ist aber auch das Oegentheil, starke Hitze und Erhitzung zu vermeiden.

Was die Bekleidung betrifft, welche die Frauen gewöhnlich zur Zeit ihrer Hoffnungen heimischen, so müssen dieselben, wenn sie nicht anders, ruhig getragen werden. Dagegen ist baldigst ein vernünftiger Arzt herbeizurufen, wenn sie einen sehr hohen Grad erreichen, die Brust schmerzen und anhaltende Schmerzen im Leibe, Blutungen, Durchfälle, Urin- und Stuhlverhaltung, Hieberanfälle n. dgl. eintreten. Niemals ist ein homöopathischer Arzt zu rufen, da ein solcher mit seinen Rissen durchaus nicht dahin paßt, wo es gilt, zu handeln. Man höre und lausche! Wegen die Blutaderanschwellungen (sogen. Weh- oder Krampfadern) an den Beinen Schwangerer, welche auf ganz mechanische Weise, nämlich durch Druck des Kindes auf die Hauptblutader des Beines entstehen, und auch, wie wohl jeder Versündigte einsehen muß, nur auf mechanische Weise (durch Binden, Schmirnstränge) behandelt werden können, empfiehlt die Homöopathie ganz im Erste Lycopodium, Pusanilla oder Sulphur innerlich zu nehmen und zwar dann, wenn die Wehader eine übermäßige Ausdehnung erreichen, allgemeine Juckgeschwulst erzeugen und zu plagen drohen. Platina soll die verletzten Gefäßmündungen, die eigenthümlichen Gefäße und Blutungen Schwangerer mindern und heben; es soll dieses Mittel aber auch, wie die Scopia, gegen die Anlage zum Abortus angezeigt werden. Man ist nicht ein sehr trauriges Zeichen für unsere Zeit, daß man solchen tolosalen Unsinne, wie diese homöopathischen Mittel Anpreisungen, zu veröffentlichen wagen kann? Sed.

## Das Paradies der Wahnsinnigen.

Witten auf den traurigen Moor-Ebenen, die ihre unfruchtbaren Wüsten über einen großen Theil der nördlichen Provinzen Belgiens und die Südgrenzen Hollands ausdehnen — bekannt unter dem Namen Campine — breitet sich eine freundliche Dase der eigenthümlichsten Industrie und Cu'tur aus. Deren Mittelpunkt ist das heitere, reich umgrünte und umblühende Stadtdorf Ghel, Hauptstadt der belgischen Campine. Der freundliche Ort ist breit umflutet von Obst-, Acker- und Blumengärten, im Winde rauschenden und wogenden Getreidefeldern und einladenden, aber behäbigen Gärten, Hüften und Banckhäusern. Diese hübsliche Dase in einer weiten Ebene nimmt uns auf den ersten Blick für die Wobdlerung ein, die sich' blühendes Leben aus dem dem Boden zu zaubern verstand. Dört man nun auch die Geschichte dieses Ortes und seiner Bewohner und deren charakteristischsten Beschäftigung, gewinnt das Ganze ein reiches Interesse für allerhand humane, wissenschaftliche und heilsame Beziehungen.

Zunächst findet man als Fremder den auffallenden Gegensatz zwischen dem ruhigen, sanften, flämisch-pylogematischen Charakter der meisten Bewohner und mehrerer sich in allerlei Selbstmorden und Ercrentlichkeiten gefallenen Individuen unerkennlich. Ist es Sonntag, wird man sich noch mehr wundern, daß diese lebhafteren, festem Bewohner alle nach der zweiten Hauptkirche der Dase, der St. Dymphne, strömen, während die phlegmatischen, heiteren, diesen Plauder mit panaischigen Kindern, breitschultrigen Frauen und großblauhängigen Töchtern sich in der St. Amandische versammeln. Haben diese ercrentlichen Leute, die nach St. Dymphne strömen, eine eigene, besondere Religion? Sind sie eine eigene Race? Alle diese Conjecturen erfüllen nichts. Man muß warten, bis der Gottesdienst vorüber ist, und dann die Inhabanten, Gemälde, Bildnisse und allerhand andere Monumente von St. Dymphne studiren. Dann geht uns allmählich ein Licht auf. Wir lesen, daß die heilige Dymphne, Tochter eines Königs von Irland im sechsten

Jahrhundert, der ein starrer Heide geblieben, während die Tochter für das Evangelium des Menschheits-erleifers geworden war, vor ihrem grimmig verfolgenden Vater floh, hier in der belgischen Campine ein stilles Asyl fand, eine Capelle baute und den Grund zu dem jetzigen Ghel legte, daß sie aber wo ihrem grausamen Vater hier aufgefunden und von dessen eigener Hand enthauptet ward. Einige Geistesranke, die zufällig diese unerböthige Ercrentlichkeit wahr, bekamen durch diese moralische und neröse Erschütterung ihren gesunden Verstand wieder. In ihrer Dankbarkeit schrieben sie die Herstellung ihrer geistigen Gesundheit dem mytherischen Ginstisse dieser heiligen Märtyrerin zu und erhoben sie zur Hochheiligen aller Wahnsinnigen. Angehörige anderer Wahnsinnigen erwarnten weitere Wunder und ließen ihre im Geiste gestörten Unglücklichen vor dem errichteten Grabtrabe der heiligen Dymphne laien. Selbst wenn's nichts half, der Glaube blieb und dehnte sich aus und besetzte sich und hielt an und seit bis in diese Tage der blühenden belgischen Wälschen-Industrie. Die Pilgerfahrten der Wahnsinnigen wurden wiederholt und durch neue Zustimmungen geleiçert, bis diese Kreuzzüge der Geistesranken zu dem Grade der heiligen Dymphne Sülle und Gehran und eine feste Institution, ein Cultus wurden. Viele dieser Unglücklichen wurden in der Döbüt der Bewohner zurückgelassen, bis so allmählich Routine und Praxis in der Behandlung dieser Kranken bekamen und zwar eine Praxis, welche die stolze Wissenschaft in Irrenhäusern erst durch Verdopplung aller Arten von Zwangsjacken, Ketten, Fesseln und Grausamkeiten allmählich annehmen lernte.

Der Zubrang von Geistesranken, die Wohnung, Pflege und Wartung brauchten und dafür bezahlen, machte aus der Wälsche eine Dase und dehnte die Hüften zum Dymphne's Grab zu einer weiten, blühenden Garten- und Ackerstadt aus. Die Ruhe und Feinheit hier, die phlegmatische Ungezelligkeit der Gesunden, die Beschäftigung in Garten und Feld — dies Alles wirkte wohlthätig

auf die Geisteskranken. Alle bestreuten sich hier, Viele wurden gesund. Der Glaube an die Wunderkuren der heiligen Dymphne stand felsenfest. Papp Eugenius IV. sanctionirte im vierzehnten Jahrhundert die Dymphne-Kirche und ganz Oheel als einen Ort des Heils für Geistesranke. Der feste Glaube war nun auch officieell geheiligt. Der Glaube kann nicht nur Berge versetzen, sondern auch verdorrte Geistesbäume wieder einleben. Der Glaube ist selbst in dem rationellsten physiologischen Sinne eine Macht und Medicin (respective ein ideothetisches Mittel). Mancher Dumb, der zu civilisirt ist, um trockenes Brod zu freffen, verzehrt es mit dem größten Appetite und leckt noch mit der Zunge nach beiden Seiten, wenn man das von ihm verschmälte Stück trockenes Brod vor seinen Augen auf einen ganz abseht reinen Teller wischt. Er glaubt: Waa, nun ist fett dran! und so schmeckt's ihm. Wie oft werden Menschen von imaginären Krankheitsgenüssen! Wie oft führt man die Recreationskraft der Natur dadurch, daß man einen festen Glauben an einen bestimmten Arzt oder an eine Medicin in einem Kranken aufweckt!

Der Glaube that hier auch viel. Er lieferte eine glänzende Disposition unter den Geisteskranken. Das Wrasse that freilich die ruhige, heitere Lust und gesunde Beschäftigung hier, das Allermeiste und Beste aber die traditionelle Behandlung, welche hier Praxis, Regel und Gesetz ward und vor Jahrhunderten schon gekostet hatte und leistete, was in wissenschaftlichen Irrenhäusern sich neuerdings eingeführt wird. Die Grundgesetze in Behandlung der Wahnsinnigen in Oheel sind seit Jahrhunderten: Freiheit der Handlung und Bewegung, Beschäftigung in freier Lust, Grenzhaltung von den grünenden Leidenschaften, Sorgen und Übeln der Gefunden und Civilisirten, gütige Behandlung und thätige, aufrichtige Sympathie!

Die Geisteskranken leben mit den einfachen, arbeitsamen Einwohnern von Oheel wie Pensionäre, als Familienmitglieder und arbeiten, essen und trinken und sprechen auch das wie alle andern, und geben Leute. Die Väter der einzelnen Familien leben an patriarchalisches Amt: sie herrschen, weil ihnen jeder aus Liebe, in dem Glauben an ihre natürliche Autorität, freiwillig gehorcht. Die Obrigkeit des Staates hat sie auch officieell zu „pères nourriciers“ (Pflegevätern) der Geisteskranken ernannt. Das Verhältnis zwischen ihnen beruht durchweg auf Zuneigung und bildet einen schreienden Contrast zu dem sonst zwischen Geisteskranken und ihren Wärtern herrschenden Widerwillen.

Die Bewohner von Oheel haben außerdem bis auf den heutigen Tag den durch viele Jahrhunderte hindurch fortgeerbten Glauben, daß ihr Ort und sie selbst eine besondere Gabe und Kunst in Behandlung der Geisteskranken besäßen. Das ist auch Thatsache und selbe einer Jahrhunderte lang fortgesetzten Praxis und Uebung. Dieser auf Thatsachen beruhende Glaube hat denn auch Hand und Fuß und gibt ihnen die herrlichste Zuversicht, die sich auch den Geisteskranken mittelst und oft schon die halbe Cure ausmacht. Die einzelnen Pflegerörter sind holtz auf das stehende, gesunde Ansehen ihrer Pflegsänge und wetteifern miteinander in Gewinnung und Pflege derselben. Familien, die zufällig einmal keinen solchen Pflegsänge haben, halten sich für unglücklich und thun alles Mögliche, sich einen solchen Schatz zu verschaffen. Geldinteresse spielt dabei keine Hauptrolle. Manche werden für sehr wenig Pfloggeld, viele ganz umsonst aufgenommen.

Mancher Pflegerörter beghelt seinen Kranken, nachdem er gesund geworden, nachdem er Angehörige verloren, die für ihn bezahlten oder wenn er die größte Aneignung zeigte, wieder in die Städte der Civilisation und des modernen Lebens zurückzuführen. Ein in Brüssel veranfaßenes, wahnsinniges Mädchen ward nach Oheel gebracht, wo sie durch ihre Freiheit und Bildung zu dem Glauben führte, daß sie von hoher Abstammung sein müsse. Ihr Pflegerörter ließ sie zwanzig Jahre lang an einem befondern seinen Tische essen und behandeln sie wie eine Ehre und ein Glück seines Hauses, ohne je einen Pfennig dafür zu erhalten. Ein Arzt trat einmal in das Zimmer einer Pflege-Familie, wo der Wahnsinnige den Schenkel an Ramme einnahm. Die Kinder, erschreckt durch das fremde Gesicht, knieten sich zwischen die Kniee des Wahnsinnigen, um sich vor ihm zu schützen und zuerden zu lassen, daß der Doctor nicht bringe etc.

Vor einigen Jahren beschloßen einige Städte Belgiens, ihre Wahnsinnigen von Oheel wegzunehmen und in einem vermittellich

besseren Institute unterzubringen. Die darauf erfolgten Scheitersenen in Oheel waren zum Theil heutzutage. Die Wahnsinnigen flammerten sich weinend an ihre weinenden Pflege-Familien an, sich mit Schreden von ihren natürlichen Angehörigen abwenden, Andere hatten sich verhehrt und mußten mit Gewalt aus ihren Winkeln hervorgehelt und entfernt werden. Die Folge davon war, daß viele dieser Geisteskranken in Tobwaagnflun versanken, fast alle sich verschlammten und die meisten nach Oheel zurückgebracht wurden, wo sie wieder Feld und Garten bestellen, Blumen und Bäume pflanzen, Vieh hüten, Rinder warten, Wäßen urbar machen und die lauchenden Wäere goldner Palme um die Erde herum anstreichen. Andere tischlern, schmiedern, schustern, hählen, klöppeln Spigen — Oher und Jede nach Gewerbe, Talent und Reigung. Sie thun viel und sonst contractmäßig, aber die Pflegerörter stuten es ihnen vortheilhafter, ihnen Feld einen Geminnaatheil oder den ganzen Geminnaat zu lassen und sie sonst durch die Frucht ihrer Arbeit angenehm zu überlassen. Der Eine bekommt Sonnabend's Extra-Tabak, der Andere Extra-Ober etc., die Eine ein Tuch, Band oder sonstigen Schmud, auch Geld, das sie nach ihrer eigenen Disposition verwenden. Viele arbeiten ganz auf eigene Rechnung. In diesen Arbeiten werden sie Alle bios von gutem Beispiel (Alles in Oheel ist sehr fleißig), Nachsicherung und gutherziger Ermahnung, wo von der Unmöglichkeit des Erfolges und Lohnes getrieben. Und so sind diese Ungläücklichen, die sonst überall als der Gesellschaft gefährlich eingelehrt und in strenger Haft gehalten werden, hier als frei in Familien, Gärten, Feld, Haus und Hof umherwandende glückliche Mitglieder einer blühenden Menschengemeinde. Nur in einzelnen, entsetzlichen gefährlichen Fällen wird dieser oder Jener in einer ihm kaum merkwürdigen Ansicht und in Esranken gehalten, dies aber auch nur für die Perioden besonderer Anfälle. Im Uebrigen gelten sie stets als freie Mitbürger, die sich zum Theil unter sich, zum Theil mit Andern amüsiren. Nur daß Gastmischen u. s. w. verboten ist, ihnen spirituelle Getränke zu verkaufen. Die Geisteskranken von Oheel gehen jumeilen häßliche Concerte unter Direction eines wahnsinnigen Diocinisten.

Freiheit und Arbeit — das ist's — das ist Alles, womit die Geisteskranken von Oheel behandelt, geheilt oder wenigstens in den Schranken der Gefährlichkeit gehalten werden. Dies ist so seit vielen Jahrhunderten und so ein Ruhm und ein Verdien, welcher den meisten Anstalten und Gesetzen für Geistesranke in der ganzen Welt zur Schmach, zum emigen Vorwurfe ward, da sie erst alle Arten von Barbaren und Torturen durchprobierten, ehe sie gezwungen zu dieser Einfachheit und Menschlichkeit schritten.

Die seit Jahrhunderten practisch geübte Behandlung der Geisteskranken in Oheel ist um so bemerkenswerther, als sich hier in die neue Zeit niemals Wissenschaft und Obrigkeit darum bekümmerten. Erst mit dem Jahre 1795, als Belgien mit dem Alles regieren wollenden Frankreich verbunden ward, nahmen die „Behörden“ Keig von diesem alten Paradies der Wahnsinnigen. Dr. de Pontecoulain, Prefect des Departements, wozu Oheel gehörte, verglich das entsehlige Oheel und die Barbarei in den obverleilichen Irrenhäusern von Brüssel u. s. w. mit dem Institute in Oheel, und ließ aus ersterem so viel Wahnsinnige, als unterzubringen waren, in letzteres überföhren. Dießem Beispiele folgten bald andere Städte Belgiens und Hollands, so daß Oheel nach Jahrhunderte langem stillen Wirren weit und breit als Paradies der Geisteskranken berühmt ward. Doctor Guislain, einer der ersten Reformatoren der Irrenhäuser, suchte Oheel und die Praxis daselbst sehr genau, gab aber im Ganzen ein unglückliches Urtheil, so daß die Behörden Alles genau untersuchen ließen, worauf sie natürlich „Verordnungen“ des Besterworenen erließen, ohne aber damit die bewährte, alte, wohlbekante Praxis zu ändern.

Oheel hat jetzt etwa 10,000 Einwohner, wozu 800 bis 1000 Geistesranke kommen. Vier von den „Behörden“ angestellte Kerle führen eine Art Aufsicht über die Kranken, und geben vierteljährlich Berichte. Medicinisch greifen sie aber nicht ein, und überlassen Alles der Natur und alten Praxis der Pflegerörter.

Außer den geisteskranken Bewohnern waldfahren stets noch eine Menge anderer Ungläücklicher zu dem Grabreue der heiligen Dymphne, um sich einen gefunden Geist zu erziehen, obgleich die dabei angewandten Mittel selbst eine Steigerung intellectueller Verwirrungen sind. Die Steinstruhen vor dem Grabreue sind tief ausgehöhlt von den rufschenden Knieen gestöhrender Gläubigen, welche seit Jahrhunderten ihre „neuvaines“ durchmachten, d. h. neun Tage hinter

einander jeden Tag neun Mal auf den Knien um das Grabmal herumkrüpfen. — Früher trieben die Geistlichen der Dymphen-Kirche auch officieel die Tausel des Wahnsinns aus, aber in neuerer Zeit ist dieses Geschäft ganz in Mißcredit gekommen. Die „Wahnsinnigen“ haben neuerdings bestimmte Räume für Wohnung und Kost der Geisteskranken in Ghent „veranschlagt“. Diese officieelle Vergütung beträgt jährlich zwischen 70 und 100 Thaler. Die höhere Summe wird für Kranke bezahlt, die wegen besondrer Paroxyssmen u. s. w. besondere Aufsicht und Sorgfalt verlangen. Für diese 70 bis 100 Thaler jährlich erhält der Kranke Alles, was zu seiner Erziehung und Pflege gehört, mit Ausnahme der Kleidung.

Dies sind die nöthigsten Angaben über ein Institut, das die größte Beachtung und im Wesentlichen nach Aufnahme verdient, um so mehr, als man, trotz wohlthätiger Reformen in Irrenhäusern, noch nicht aus dem Standpunkt gekommen ist, auf welchem Ghent schon seit Jahrhunderten hand, welcher diesen Unglücklichen ihre Lage so erträglich macht, wie sie überhaupt möglich zu sein scheint. Sie wohnen nicht in Gefängnissen, sie sind frei und können leichte Momente ohne Schreden und Rumor genießen, und ohne alle weitere Aufsicht sehr oft als heil und gesund entlassen werden. Freiheit und Arbeit wirken sehr oft als radicale Heilmittel auch in diesen Krankheiten.

## Die Frau des Dichters.

Es war ein milder, warmer Juniabend. Die Rosen blühten und Wäpfeln, die Nachtigall sang ihr schmelzendes Liebeslied. In einer Raube des Reichthums Gartens in Leipzig lag eine glückliche Familie, die hergesehnte Mutter und zwei Töchter, von denen die jüngere einer ahnungsvollen Knode glich. Charlotte Billhöft war eine reizende Erscheinung, mit ihrer schlanken überreichen Gestalt, ihrem feierlichen Auge, den edlen und feinen Zügen des lieblichen Gesichts bildete sie durch ihren feinnigen Ernst den Gegensatz zu ihrer heiteren, lebenslustigen Schwester Julie, welche an den Kaufmann Sidmann verheiratet war. Von Jugend an zeigte das seltsame Kind eine wunderbare geistige Begabung, ein ungewöhnliches Streben nach dem Höheren. So oft sie konnte, zog sie sich in die Einsamkeit zurück mit einem Buche in der Hand; dort überließ sie sich den schwärmerischen Gedanken ihrer jugendlichen Phantasie, der Sehnsucht nach dem Jenseits, den mystischen Träumen ihres von Fremdmigkeit und unbegreifener Liebe überströmten Herzens. Sie befand sich in dem schönen Alter, wo die Psyche, noch frei von jeder irdischen Last, ihre Schwingen entfaltet und im begehrten Fluge sich zu ihrer himmlischen Heimath erhebt, der sie noch näher steht, als dann, wenn die Allgütigkeit des gemeinen Lebens ihr die Flügel lähmt. Diesen angeborenen Hang religiöser Schwärmerei hatte besonders ein berühmter Lehrer der Theologie, welcher damals den Religionsunterricht erteilte, in ihr genährt; als derselbe wegen seiner phantastischen Richtung angeklagt, zur Wiederlegung seiner bisheiligen Stellung sich genöthigt sah, sah Charlotte als dreizehnjähriges Mädchen mit einer gleichgesinnten Freundin den Versuch, an die Spitze ihrer Mitschülerinnen zu treten, und im Namen derselben ein Schreiben an die Direction der Anstalt zu verfassen, worin um Verhinderung des geliebten Lehrers gebeten werden sollte.

Sie selbst war um diese Zeit fast anzusehen, wie eine kleine Nonne, und ihr ganzes Wesen erhielt einen störrischen strengen Auftrieb; sie hielt sich von den Bestrebungen und Vergnügungen fern, welche ihre Jugendspielgenossen erstreuten; nur mit Mühe war sie zum Besuch des Theaters zu bewegen und in übertriebener, fast sinnlicher Eifersucht entlagte sie dem Gesenße der Fleißchpreisen, sich wie der fromme Hindu mit Pfananenstöß begnügend. Zum Glücke wirkte der heitere Familienkreis ihrer Schwester, in deren Hause sie sothan lebte, beruhigend und sänftigend auf ihre bedenkliche Richtung ein, so daß sie allmählich selbst von ihrer Strenge zurückkam, und der Erde und der Wirklichkeit wiedergegeben wurde; nur der fromme Ernst war ihr als eine Erinnerung an ihre religiösen Kämpfe geblieben, und bildete gleichsam den Grundton ihres Wesens. Als Wächter zwischen dem Jenseits und Diesseits war in ihrer Brust die heilige Kunst erwacht, welche volenté die zurückgelebene Bestimmung löste, und sie mit dem Leben versöhnte. Schon frühzeitig entwickelte Charlotte eine überraschend schöne Stimme und ein bedeutendes musikalisches Talent, das von den Ihrigen mit Sorgfalt gepflegt und ausgebildet wurde. Die Macht der Töne bewährte sich an ihr; die Schwermuth schwand und ein heiterer Friede zog in ihre Brust. Die verwandte Poesie wurde von der Musik geweckt, und unwillkürlich dichtete sie zu ihrem Lieblingsmelodien die passenden Worte, von dem unwiderstehlichen Drange erfaßt, ihren Gesängen einen bestimmten Ausdruck zu verschaffen.

So wuchs das seltsame Kind zur wunderbaren Jungfrau heran, eine herrliche ahnungsvolle Witwe, welche der Sonnenchein der Liebe erst vollkommen erschiene sollte.

Eines Tages führte Charlottens Bruder einen jungen Mann in die Familie ein; derselbe war von Göttingen, das er wegen politischer Verbindungen verlassen mußte, nach Leipzig gekommen, um Philologie zu studiren. Heinrich Stieglitz war eine poetische Natur und selbst Dichter; er fühlte sich foglich zu der ihm nur zu sehr verwandten Charlotte hingezogen. Beide hatten dasselbe Streben nach dem Ideal, dieselbe Beachtung der gemeinen Allgütigkeit, den gleichen Gang und Drang zu einem künstlerischen Leben; nur daß in ihm ein vulcanisches, dämonisches Feuer brannte, welches ihn und Alles, was sich ihm näherte, zu verzehren drohte, während die Flamme der Begeisterung süßer und klarer in Charlottens Seele wieder brannte. Seine lede Pffsogomene, von den dunklen, schwärmerischen Augen durchleuchtet, sein ganzes auf das Höchste gerichtete Wesen, selbst ein gewisser Eitel, der zur Selbstüberschätzung seiner Kräfte führen konnte, sprachen sie an und ließen sie, sonst den Männern gegenüber schon und verschlossen, an seinem Umgang Gefallen finden. Aufgefordert, seine Besuche zu wiederholen, sah sie sich endlich und tauchten ihre Gedanken gegenständig aus. Dauptächlich bewegte sich der Inhalt ihrer Gespräche um religiöse Gegenstände, welche der aufsteigenden Liebe zum Anhalt dienten. —

So lagen sie auch heute in der blühenden Raube und während die Blumen dufteten, die Nachtigall sang, Mond und Sterne freundlich niederhaueten, theilten sie ihre Gefühle über die göttliche „Bergpredigt“ des Erlesers mit, in der sich ihre sonst verschiedene Ansicht begegnete. Die wädrere, treffliche Mutter hörte zu und sprach von ihrem Standpunkte mit, während die sorgsame Schwester ab und zu ging, um das Abendbrod zu bereiten. Charlotte hing mit Bewunderung an den Lippen des jungen Freundes, der mit dichterischer Begeisterung den innern Kern des Christenthums vor ihr entwickelte, und von jener geistigen Kirche sprach, welche, abgesehen von allen äußeren Formen, die Auserwählten zu einem Bund der Liebe vereint. Ihre früheren streng gläubigen Ansichten erhielten durch seine Auffassung eine wesentliche Umwandlung; sie fühlte, wie sich während dieser Unterredung ihr Gesichtsfeld nach und nach erweiterte, eine freiere Auffassung der Religion sich ihr ansträngte und die dunkeln, abstrakten Wollen von ihr wichen, ohne daß sie darum anfing, zu glauben und fromm zu sein.

Es war ihr, als würde sie von einer trübenden Last befreit, als gehörte sie erst jetzt wieder ganz der schönen Erde an, ohne darum den Himmel zu verlieren. Eine nie gekannte Heiterkeit bemächtigte sich ihrer Seele; sie hätte laut aufstöhnen mögen vor innerer Lust. So schön war ihr die Welt noch nie vorgekommen, sie woennd die Natur ihr noch nie erschienen. Sie liebte und dies Gefühl erfüllte sie mit nie gekannter Theilheit.

Aber mitten in ihrem Glücke überfiel sie ein leiser Schauer, ihr ahnungsvolles Herz wurde plötzlich von einem unwillkürlichen Bangen ergriffen, wie von einem Borggefühl künftiger Schmerzen. Als Heinrich gegangen war, lagerten sich die dunkeln Schatten des kaum besiegten Erbes über ihre Seele; sie empfand eine gesammte Unruhe, und Thänen entströmten unwillkürlich ihren Augen.

So weint die junge Rosenlilie, wenn sie über Nacht die leuchtende Hülle sprengt; ein junger Baum hat Tropfen glänzt in ihrem Reich, der sich zum ersten Male von ihm schmelzenden Sonnenstrahlen erschließt.

So bald Charlotte allein war, griff sie zu ihrem Tagebuche, dem sie ihre geheimsten Gedanken anvertraute. Sie schrieb: „Nicht

wollen, nicht wünschen, als lieben; sich selbst vergessen im Glück des geliebten Wesens, ohne Erwiderung zu hoffen oder zu wünschen, stellt uns den Engels gleich, ist Vergesslich himmlischen Glüdes! So lehrtest Du mich, meine Mutter! Warum bin ich denn nicht glücklich? Warum treibt unwillkürliche Natur mich machtlos umher? Warum besenmt meine Brust ein Wünschen, ein etwas Erwarten von der nächsten Minute, für das ich sogar nicht einen Namen habe? Könnte ich nur einmal recht Großes, recht Schreckliches für ihn vollbringen, ohne daß er ahnet, von wo es ansging! Könnte ich ungeheuren ein trübes Gescheid, ein großes Unheil von seinem geliebten Haupte auf das meinige lenken, und dann in mich geschmiegt und still aus meinem Dunkel hinauf zu ihm blicken, und mich in seinem freudigen Lächeln sonnen! Dann, dünkt mich, wäre ich ruhig und glücklich für mein ganzes übriges Leben. — Der Abend war einer der schönsten meines Lebens. Sein Ansehen wird mir wie ein strahlender Stern durch meine Seele gehen. — Es wird still in mir. —

Diese Worte, welche Charlotte im überstürmenden Gefühl als sehnsüchtiges Mädchen niederzuschrieb, waren keine klugen Tagelohns-Phrasen, sie offenbarten ihr inneres Sein, sie waren nur der Ausdruck eines edel weiblichen Gemüthes, das für den Geliebten sich selber hinopfern will; in ihnen lag der Keim und Schlüssel ihrer späteren Handlungsweise.

Ihre Liebe blieb nicht unerwidert, Heinrich's Gehändnis seiner tiefen und innigen Neigung ließ nicht warten, und die Mutter segnete den Bund der beiden jungen Herzen.

Charlotte war Braut und die Braut eines Dichters, in dem sie die Verkörperung ihrer eigenen Ideale sah; mit schwärmerischer Begeisterung blühte sie zu dem Geliebten auf, in dem sie nicht nur den Mann, sondern das Talent, die göttliche Poesie selbst verehrte; war stolz auf ihn, auf seinen Ruf und bestrebte sich, seiner würdig zu werden, ihm das Leben nach allen Seiten hin angenehm zu gestalten, für alle seine Bedürfnisse zu sorgen, jede Unannehmlichkeit von ihm abzuwehren. Für ihn war ihr nichts zu schwer; sie begann sogar von nun an ein lebhaftes Interesse an den wirtschaftlichen Angelegenheiten zu nehmen, um einst als thätige Hausfrau allen ihren Pflichten zu genügen und ihren Platz vollkommen auszufüllen.

Die Nothwendigkeit, sich eine dauernde Stellung zu verschaffen, und die unabwendbare Sorge um das tägliche Brod führten seinerseits Etieglig nach Berlin, wo sich ihm mannichfache Aussichten für die Zukunft eröffneten, da es ihm nicht an einflussreichen Freunden und Männern fehlte, die er zum Theil seinem täglich wachsenden literarischen Rufe zu verdanken hatte. Sein Talent wurde anerkannt, sein Name vielfach genannt; er wurde in mancher geistreiche und interessante Kreise der Hauptstadt eingeführt, wo ihm ehrender Beifall, Anerkennung und Aufmunterung im reichsten Maße zu Theil wurden. Sein Vertrauen wuchs, sein Selbstbewußtsein hob sich und er hielt sich immer mehr berufen, als Dichter einen hervorstechenden Platz einzunehmen.

In diesen Erfolgen sahm Charlotte den liebsten Antheil, indem sie mit dem Geliebten seit ihrer Trennung in fortwährendem Briefwechsel stand, worin sie die ganze Fülle ihrer Liebe und ihre fortschreitende geistige Entwicklung offenbarte; sie zeigte sich ihm in jeder Beziehung ebenbürtig, indem sie rasches Gemüth war, ihre Kenntnisse zu erweitern, ihre Bildung der seinigen anzugleichen. Durch dieses Streben und durch die Entfernung gewann ihre Liebe eine mehr geistige und überweltliche Gestalt, die kleinen Schwächen und Mängel, die beim näheren Umgange unauswähllich bemerkt werden, verschwanden oder wurden nicht gesehen. Weder befanden sich in einer verächtlichen Selbstauskunft, welche vor dem Zusammenleben in der Ehe verschwinden mußte. Die Wirklichkeit mit ihrer rauhen Hand sollte früher oder später den Schleier zerreißen, den schönen, selbst gegesteten Bahn zerstören.

Ein unvorhergesehener Schlag beschleunigte die Verbindung Charlotens mit dem Mann ihrer Wahl; die heißere Schwester starb, in deren Haus sie bisher gelebt, fast im Wochenbette, trennend von ihr gestiegt. Etieglig sollte jetzt doppelt die Verpflichtung, der schönsten Braut ein Stütze zu werden, und ihr eine neue Heimath zu geben; deshalb bewarb er sich ernstlich um die Stelle eines Gymnasiallehrers und Entlohn an der königlichen Bibliothek zu Berlin, die er auch erhielt. Der Dichter hatte ein Amt und eilte jetzt nach Leipzig, um die Braut als Gattin heimzuführen. Unmittelbar nach der Trauung traten sie eine Reise durch den

schönsten Theil von Deutschland an, um im poetischen Genuße der Natur ihr höchstes Glück zu feiern. Heinrich wünschte sich aus übertriebener Vorsicht mit einer Reiseskizze zu versehen, Charlotte spottete zwar über seine Furcht, aber sie ging selbst in ein Gewölbe und launte für ihn einen — Dols.

Im Wagen saßen die Neuwermählten und rollten, begleitet von dem Segenswünscher der Andern, dahin. Die anfängliche Vollkommenheit löste sich in süße, bräunliche Dämme auf, Charlotten's noch heroerquellende Thänen, die dem Abschied gälten, trockneten bald, und sie lächelte versännt, wenn sie den geliebten Mann in ihrer Nähe sah, dem sie nun für immer angehörte. Das war eine schöne Fahrt durch das südlische Deutschland; in Frankfurt wurde Dornau besucht, der damals eben erst durch seine liebenswürdigen Journalaufsätze bekannt geworden war, in Heidelberg die ephemerante Raine bestiegen, der herrliche Rhein besahnen und an seinen rebenbeängten Hügeln geschwärm.

Etieglig genoss noch einmal, bevor er in das Jauch des bürgerlichen Lebens trat, das ganze Glück der ungebundenen Freiheit an der Seite eines hohen Weibes in vollen Zügen. Mit jedem Augenblicke löste sich er sich der romantischen Neigung, über Berg und Thal in der Willkür herumzuschweifen; er wurde noch einmahl der lästige, übermächtige, eckstuhlfähige, schwarzledige Stuhl, wie ihn seine Charlotte gern hatte. Sie verzog dabei die eigene Anstrengung und Ueberwindung, der ihr schwächerer Körper nicht gewachsen war, und begleitete ihn auf seinen oft beschwerlichen Fußwanderungen, welche er ohne Mühsal auf ihre Beurlaubung unternahm. In seiner angemessenen Lust trieb er es mit seinen romantischen Kreuz- und Quersügen so dunt, daß selbst der Rutscher, den er für die ganze Reise gemietet hatte, ihm den Contract aufändigte und davon lief.

Ungeachtet dieser kleinen Beschwerden und Abenteurer waren es die glücklichsten Zeiten, die sie erlebten, und wenn die Reisenden eine waldbedeckte Höhe erklimmen, auf moosigen Steine anruhen und zu ihren Füßen der blaue Strom, die gezegneten Thäler im Albenzlande schwammen, über ihrer Haupte die rothen und goldenen Welfen zogen, da glaubten sie wohl, dem Himmel näher zu sein, und Charlotte stimmte eines ihrer schönsten Lieder mit herrlicher Stimme an, dem die vordröhnenden Wandrer wie dem Gesange eines seligen Geistes lauschten.

Von diesen poetischen Ausflügen waren sie nach Berlin zu ihren gewöhnlichen Beschäftigungen zurückgekehrt. Der Dichter mußte die unwillkürliche Heste der Terhanr corrigiren, Unterricht erteilen oder auf der Bibliothek bei seinen Vätern sitzen und Kataloge anfertigen, während Charlotte das kleine Hauswesen in Ordnung hielt. Sie war viel allein, da ihn seine tägliche Arbeit vom Hause fern hielt. In der Einsamkeit behaglich sie wohl noch zuweilen die alte Schwermuth, aber meist kämpfte sie siegreich dagegen an. Nur wenn Etieglig verhinnt aus der Classe oder von der Bibliothek kam, wo die einformige und anstrengende Thätigkeit ihn leicht anwiderte, theilte sich seine Verdrießlichkeit auch ihr mit. Hier und da fehlte es noch an dem Behagen in der neuen, etwas überleiten Einrichtung, das süßige Entkommen legte ihnen mannde Beschäftigung auf. Als aber zum ersten Male durch ihre gemeinschaftlichen Anstrengungen das Feuer auf dem eigenen Herde brannte und die junge Hausfrau in der weigen Küchenküche davor stand, so wohl von den angehenden Familien angezählt, da lachten Beide wie zwei glückliche Kinder.

Wald bildete sich auch um das ausgesuchte Paar ein Kreis von heroertragenden Männern und liebenswürdigen Frauen, die sich ihnen enger anschloßen. Das geistige Leben der großen E und der Verkehr mit verschiedenen literarischen Persönlichkeiten wirkte fördernd und belebend ein, wenn auch andrerseits der stichschmerzende Verkehr, ein gewisses abhelles Abstreben und eine Ueberfüllung der ganzen sie umgebenden Atmosphäre nicht ohne allen Einfluß auf Beide blieb. Charlotten's Haus zum Nachdenken, zu einer fast ausschließlich metaphysischen Richtung fand unter diesen Verhältnissen nur allzuwichtige Nahrung; sie sog wie eine Pflanze den Saurestoff der Poesie bezug ein, ohne den zum Leben eben so nothwendigen schwereren Stidstoff der Prosa als den unentbehrlichen Ballast des Wissens zuzulassen. Das anreihende Element ließ die geistige Flamme heller glänzen, wie sie desto schneller zu verzehren. Es war eine künstliche Gluth, die keine gesunde Entwicklung gestaltete.

Etieglig benutzte die ihm freie Zeit zu neuen Dichtungen, von



Charlotte Willyß.

denen er sich zum Theil einen ungemeinen Erfolg versprach. Sein Talent war ein ausschließlich lyrisches, von der Stimmung des Augenblicks beherrscht; er kämpfte sich mehr selbst über die Tragweite seiner Kraft und wurde misanthrop, wenn der Erfolg seinen Erwartungen, das Geleistete seinem hochfliegenden Willen nicht entsprach. Charlotte suchte ihn dann wohl zu beruhigen und den schon damals aufsteigenden finstern Dämon in seiner Brust durch liebevollen Zuspruch zu beschwichtigen. Sie selbst stand ihm rathend und fördernd zur Seite. Als er die „Bilder des Orients“ schrieb und mit sich selber wegen einzelner Gedichte anzufrieden war, unablässig besetzte er das Niedergeschriebene verwasch, erachtete in ihr der Wunsch, ihm helfend beizustehen und die quälende Arbeit ihm abzunehmen. Sie machte den Besuch und während Stieglitz auf der Bibliothek zu thun hatte, setzte sie sich an seinen Schreibtisch und dichtete eine der schönsten Scenen in seinem Trauerspiel „Selim III.“, die Unterredung zwischen dem Arzte und der Sultana Walide, an welcher Stieglitz nach mehreren vergeblichen Versuchen gescheitert war. Als er nach Hause kam, trat ihm Charlotte entgegen und klagte entgegen und deutete lächelnd auf das Pult, wo er die ihm misgünstige Aufgabe von ihrer Hand in vollendeter Form und mit poetischer Kraft gesehnt fand. Ueberrascht und gerührt umarmte er die holde Frau, welche die Liebe zur Dichterin gemacht hat.

Dies und da aufsteigende Schatten fehlten nicht, aber Charlotte wußte sie durch Nachgiebigkeit und anscheinendes Eingehen auf die Eigenthümlichkeiten des geliebten Mannes noch immer zu bannen. Je mehr sie seine Schwächen kennen lernte, desto opferfreudiger wurde sie, und mit Sanftmuth ertrug sie die kleinen Störungen, welche das Leben und die Ehe mit sich bringen. Allerdings hatte diese zarte Schonung oft gerade den umgekehrten Erfolg und bestärkte Stieglitz in seinen launenhaften Ansprüchen und hypochondrischen Duldsreizen, die zu ihrer Erhaltung der Strenge und des Mißvertrages bedürfen. Die geringfügigsten Umstände reichten zu

weilen hin, Verschmähung und selbst Schwermuth in ihm hervorzuwerfen, wozu seine Natur um so mehr neigte, da er durch angelegte geistige Arbeiten seine Nerven überreizte. Wie einst David die Barb Saul's, so kannte sie seinen Irthum durch ihren seltsamen Besessenen, wenn dieser nicht mehr ausreichte, durch einfachere Maßnahmen, die sie auf ein Blättchen niederschrieb und ihm so hinlegte, daß er sie lesen mußte. Einer dieser Gedächtnisse, der sich noch erhalten hat, lautete folgendermaßen:

„Recept für Uns. — So lange wir aber leben, also uns lieben, laß uns gegenseitig so viel wie irgend möglich heitere Blumen (lebensfrische heißt das) warten für einander, das geringe Unkraut (ein bloßer Schnapsen, eine zerbrochene Lampe), das sich einschleicht, mit thätiger Hand vertilgen, aber es um Gotteswillen für keine Trauerweide ansehen, sonst bleibst uns am Ende kein heiliger Baum für das Grab der geliebtesten Todten — und dies wird sicher ein fürchtbarer Verlust. — Laß uns gegenseitig erfreuen, stärken, halten, erheben, handeln und somit froh sein — hörst Du? — Laß uns denken, wenn wir für allezeit Samen, daß die Früchte zu rechter Zeit schon reifen werden; der Boden, der lange liegen kann, bringt es doppelt ein.“

Viele ist der Aßem, der ihn nährt,  
Herr ausen ist die Sonne, die's beschirmt,  
Und wo sich dies veremt gefanden,  
Wah und die rechte Frucht gefanden.“

Selten verfielen derartige Erinnerungen bei Stieglitz ihren Zweck. Ueberraupt glaubte Charlotte, nach einem längeren Zusammenleben die Bemerkung über seinen Charakter gemacht zu haben, daß jedes wahre Unglück ihm weit stärker und widerstandsfähiger fand, als die kleinen Unannehmlichkeiten des alltäglichen Daseins. Als sie einmal ernstlich erkrankte und zu ihrer Wiederherstellung das Seebad Dobberan besuchen mußte, verzog er seine eigenen unbedeutenderen Leiden und erwies sich eben so besorgt und aufopfernd, wie sie selbst bei ihn betreffenden Krankheitsfällen.

Zu ihrer beiderseitigen Bestimmung und Erholung wurden kleinere und größere Reisen unternommen, von denen ein Ausflug nach Petersburg und Moskau zu den dort lebenden Verwandten ihren die mannichfaltigsten und bedeutendsten Anregungen und Bereicherungen ihrer Anschauungen brachte. In dem Hause und in der Familie des reichen Barons von Stieglicz wurde ihnen die freundlichste Aufnahme zu Theil; dort lernten sie eine kaufmännische, ihrem eigenen Leben gänzlich fremde, großartige Thätigkeit kennen, der sie ihre Anerkennung und Achtung nicht versagen konnten. Besonders fühlte sich Charlotte zu dem Ueß des Hauses hingezogen, der mit der klaren und scharfen Auffassung des erfahrenen Geschäftsmannes die humanste Bildung und den feinsten Takt verband. Ihm vertraute sie auch ohne Rückhalt ihren Gedanken über die aufsteigende Thätigkeit ihres Mannes, dem sie vor allen Dingen eine unabhängige Stellung wünschte, weil sie in den Beschwerden seines Doppelamtes einzig und allein den Grund seiner ungesunden Thätigkeit sah; sie wollte ihn der gemeinen Sorge für das tägliche Brod und einer unerfreulichen Beschäftigung entheben sehen, damit er sich von nun an um so frei und ungehindert dem Dienste des Genies und der Poesie widmen könnte. Der großmüthige Onkel nahm diese schültern angelegten Wünsche der zurtrugungsvollen jungen Frau mit zarter Berücksichtigung auf und versprach ihr vor der Abreise, sich Heimwärts hinaus zu tragen, falls derselbe seine bisherige Stellung aufgeben wollte. Charlotte dankte dem würdigen Manne mit kindlicher Zärtlichkeit und überließ sich der verzehrenden Täuschung, durch eine derartige längere Abwesenheit dem Geliebten für immer den inneren Frieden gesichert zu haben.

Der Ansehen sprach für ihre Ansicht, da die Zeit, welche auf diese Reise folgte, durch keinen Unfall getrübt, in der heitersten Weise für sie verfloß. Der Peterburger Aufenthalt hatte auf Heimwärts Ermüthigung überaus vortheilhaft eingewirkt; das reiche und anregende Leben in dem Hause des Onkels, die fortwährende Abwechslung, die ihm in dieser fremden Welt geboten wurde, die großartigen Kenntnisse seiner neuen Umgebung, die Erweiterung seines Gesichtskreises konnten ihnen erfrischenden und stützenden Eindruck auf ihn nicht verfehlen. Selbst das anspruchsvolle Stillleben in seiner Studienruhe zu Berlin bildete jetzt einen angenehmen Contrast zu dem geräuschvollsten Treiben und dem prächtigen Aufwand in dem Hause des großen Bankiers. Er bedurfte nicht erst in den gewohnten Verhältnissen die nöthige Sammlung, um die empfangenen Eindrücke zu verarbeiten und sich ihrer in der Rückerinnerung zu erfreuen. Seine früheren Beschäftigungen waren ihm wieder lieb geworden und mit doppeltem Eifer lehrte er zu seinen alten Vätern und Dichtern zurück. Wie vor Stieglicz zum Schaffen und Dichten so aufgelobt gewesen, wie nach diesem Besuche, seine Gesundheit blieb bis auf ein kleines Uebelsein

ungetrübt, seine Stimmung heiter und selbst zum Scherze aufgelobt. Charlotte freute sich an seiner guten Laune und lieb, wenn er von der Arbeit abtrahnte, ihren herrlichen Gesang zur Belohnung erschallen.

So leuchtet die Sonne am schönsten, bevor sie untergeht; so duften die Blumen am süßesten, wenn sie für immer verwelken wollen. —

Im Frühjahr 1834 entwickelte sich von Neuem bei Stieglicz jenes räthselhafte Nerveneiden, welches die Medicin mit dem allgemeinen Namen der „Hypochondrie“ zu belegen pflegt. Gerade die am meisten geistig begabten Menschen sind ihm verfallen, eine Beute dieser wunderbaren Krankheit, die sich in den verschiedensten Formen und in stets wechselnden Stimmungen kund gibt; bald in übermüthige Hoffnungen, bald in feimüthige Verzweiflung andrückt, mit selbstquälerischer Phantasie vor eingebildeten Schreckbildern zittert und die Willenskraft nach und nach vollkommen lähmt. Stieglicz hatte die körperliche Disposition durch seine Lebensweise, geistige Ueberanstrengung und Mangel an Selbstbeherrschung zu einem bedenklichen Grade der Entwicklung erreicht. Statt den Dämon, der mehr oder minder in jeder Menschenschale schlummert, zu bekämpfen, den lauernden Feind niederzuhalten, überließ er sich wie Lasse den dunkeln Mächten, welche allein der feste Wille zu besiegen im Stande ist. In einzelnen Anstrengungen und Ausbrüchen gab sich seine banalige Reizbarkeit zu erkennen, er haarte mit seinem Schicksal, stutzte es mit Gedult zu ertragen.

„Ich will nicht länger mehr“, rief er einst in eigenstimmiger Verblendung, die verstimmt Leher, ich will der stimmföhrende Spielmann sein, der Ernst und Spiel zu mächtigen Accorden eines Weltchors vereint!“

Charlotte suchte ihn durch milden Zuspruch zu beruhigen; sie litt unansprechlich, da sein Zustand sie oft den Uebergang zum Wahnsinn fürchten ließ. Seine Launen ertrag sie mit ruhiger Geduld, sie theilte seine selbstgewählte Einsamkeit, sie war seine einzige Gesellschaft, die treue Krankenpflegerin; all ihr Sinnen und Trachten war nur darauf gerichtet, ihm die Gesundheit wieder zu verschaffen, das gestörte Gleichgewicht seines Geistes wieder herzustellen. Man muß derartige hypochondrische Patienten häufig und in der Wähe beobachtet haben, um die ganze Größe dieses Dopses zu begreifen; sie peinigen nicht nur sich, sondern auch weit mehr ihre Umgebung, sie entwickeln eine wahrhafte Hölle mit der Quälerei für sich und Andere; sie reizen den stärksten Willen, wie die zarteste Eingebung endlich auf, und theilen in nicht seltenen Fällen ihre eigene geistige Zerföhörung den Nächsten mit, wie ein ansteckendes Contagium, das auch den gesunden Körper nicht verschont. In jener Zeit mag Charlotte wohl den Grund zu ihrem eigenen späteren psychischen Leiden gelegt haben, woran sie zu Grunde ging. — (Schluß folgt.)

## Aus America.

Ein Plattenwälder von den Boulevarde.

Unter den Linden in Berlin — die Hundsmann wird nicht verachten — lebt schon seit vielen Jahren ein königlich preussischer Generalmajor nebst Familie im Ruhestande. Eine ansehnliche Pension und ein hübsches Privatvermögen setzen ihn in den Stand, ein recht angenehmes Haus zu machen, und die jungen Nichtenmännchen von Kaiser Franz und Alexander amüsiren sich „sammt“ auf seinen Wälden. Aber so flott sie auch dort tanzen, vor vier Jahren noch — tanzte dort keiner flotter, als des Generals eigener Sohn. Keiner eilt auch flotter durch den Thiergarten, den Jedem natürlich hinterher, Keiner trampelt flotter und Keiner — spielte flotter.

In Jefferson County im Territorium Minnesota, einige hundert englische Meilen südwestlich von St. Paul wohnt jetzt unter Indianern und Wären ein Mann, der sich seit vier Jahren nicht mehr rasirt hat und dessen sonstige Erscheinung jedweden königlichen Constabler zu Aggressiv Waffengebrauch veranlassen würde. — Es ist derselbe flotte Vogel, nur die Flügel sind ihm etlich verflücht. — Amerer Vogel!

Als ich das erste Mal zu ihm kam, sah er gerade Plinsen. Ich setzte mich auf einen Baumstumpf aus Feuer und schaute ihm dabei zu. Davor er das in Wasser eingeweichte Wälschschmelz in

die eiserne Pfanne löffelte, bestrich er diese jedes Mal mit einer alten Speckwarte, um, wie er meinte, das Ausbreiten der Plinse dadurch zu verhindern. Ich bemerkte überdies, daß ich nicht der einzige Zuschauer war. Zwei weitere Wälschhäute und eine große schwarze Raie beobachteten jede seiner Bewegungen mit nie erübbender Aufmerksamkeit. Die Nunde verschlangen jede einzelne Plinse mit den Klagen lange ehe sie noch fertig war und die Raie, das Hinterteil eingezogen und die Ohren zurückgelegt, stand wie ein bengalischer Tiger zum Sprunge bereit nach der Speckwarte. Aber der ei - dervant kannte seine Pappenheimer. War ich nicht amesend, so hätten sie sicherlich nichts erlangt. So aber wollte es das Unglück, daß er sich im Gespräch zu mir wandte, während er sich gerade die Pfanne umwandte, und dabei unbedachtsamer Weise die Hand mit der Speckwarte etwas zu tief sinken ließ. Im Nu hatte die Raie dieselbe im Klagen und im nächsten Augenblicke rannte sie mit ihrer Beute — mein Landmann ihr nach — den nächsten Victory-Baume zu.

„Die Nunde, um Gottes willen, die Nunde!“ rief er mir noch zu, als er in wilden Sprüngen, zwischen den Baumstümpfen hindurchvollgick, den Baum nach der der Raie zu erreichen strebte.

Die Warnung war keine überflüssige. Eine Scantle später und der Inhalt der Pfingstschüssel war ebenfalls unterwegs nach dem Walde. Ich hielt sie hoch über meinen Kopf hinaus und begann mich nach meinem Landmann umzusehen. Aber so wohlfeilen Kaufes kam ich doch nicht davon. Die heißhungrigen Hunde mochten mit der Reulung angezittert haben, die momentane Abwesenheit ihres Gebieters löste ihnen auch noch mehr Mut zu und sie begannen daher, andere Seiten auszusuchen. Ich kann nicht leugnen, daß mir etwas unheimlich zu Muthe ward, als mich die Bestien ihre langen, spitzen Bähne wiegen und mir mit heiserem Knurren auf den Leib rächten. Als ehemaliger Militair wußte ich glücklicherweise, daß man immer das Ganze im Auge haben muß und daß man, um dieses zu retten, unter gewissen Umständen weise handelt, einen Theil zu opfern. Ich wußte ihnen also die oberste Pfinte freiwillig an die Köpfe, und — heiß, wie sie war — die Canalen hätten sich in einem Momente verschlungen, wenn es ihnen nicht zweckmäßiger erschienen wäre, sich erst eine Weile um den ungetheilten Rest zu bekümmern. Meine Taktik wurde selbst von meinem unterthenigen pfingstgeheigen Landmann gebilligt, so sehr er auch diesen abermüthigen Verlust beklagte. Er wies mit jenerer Gebehrde nach dem Aste hin, auf dem die Krage ihr Mittagmahl hielt, warf den Hundem, die jetzt wieder herangekümmelt kamen, ein brennendes Scheit Holz zwischen die Beine und setzte sich niedergeschlagen neben mich auf den Boden.

„Sie haben gut lachen,“ meinte er, als er sah, wie mir die Thränen über die Waden liefen. „Aber wie soll ich jetzt Pfinsen baden! Die Speckschwarte war keine vier Wochen alt und hätte noch ein ganzes Vierteljahr gelangt, — jetzt kam ich alle Tage Mehl und Wasser fressen!“

— Tempora mutantur! —

Wir verging das Lachen überdies auch hinterher, denn da ich einige Zeit bei ihm blieb, um mich zuvererst etwas in der Gegend zu orientiren, so traf mich der Schlag selbst mit und gar manches Mal noch gedachte ich mit Bedauern der jungen Speckschwarte.

Den folgenden Tag regnete es in Strömen und wir waren gezwungen, uns im Schutze aufzuhalten. Glücklicherweise besaß mein Landmann, als ehemaliges Mitglied des Jodel-Clubs, aus besseren Zeiten her noch eine französische Spielkarte, mit der wir uns die Zeit vertreiben konnten. Er gewann in wenig Stunden 10,000 Thaler von mir, da es aber seine besonderen Schwierigkeiten hatte, auf seiner Karte das Pique vom Coeur ic. zu unterscheiden, so befiel ich ihm die Regelung der Angelegenheit noch bis auf Weiteres vor.

Nach dem Spiele hatte er einen andern Zeitvertreib in Vorschlag. Er verstand nicht viel Englisch und ich sollte deshalb in dieser Sprache einen Brief für ihn aufsetzen, zu dem er mir nur die allgemeine Idee angab, die Ausföhrung aber mir ganz anheimstellte. Der Brief wäre höchst wichtig, wie er meinte, und ich mußte ihm darin Recht geben, denn es handelte sich um nichts Geringeres, als um den wichtigsten Schritt, den wir Menschenkinder hienieden zu thun vermögen — um eine Heirat nämlich. Ich sollte für ihn anhalten. Das Mädchen war die Tochter eines wohlhabenden Farmers in Indiana, bei dem er eine Zeitlang gearbeitet hatte. Er war zwar schon damals seiner Scantle völlig sicher, er hatte aber doch erst eine Verbesserung der eigenen Umstände abzuwarten wollen, ehe er mit der Sprache herüberträte. Meine Aufgabe bestand nun darin, diese „Verbesserung“ in möglichst schlagender Weise einleuchtend zu machen, und da er mir in Bezug hierauf den unbeschränkten Besitz von 160 Aekern Waldbandes als bestimmtes Factum angab, so hatte ich vor Allem die besten Umstände gehörig hervorzuheben, das Areal dabei im Allgemeinen zu schildern und wir in Bezug auf dessen spezielle Beschaffenheit die nöthige Rückhaltung zu beobachten. Eine ähnlische Discretion rieth er mir auch in Hinsicht auf die weiteren Angaben seines bemöglichen Vermögens, namentlich der Wäse an. Diese letztere bestand nämlich noch aus einem Deme, welches mein Landmann schon seit zwei Jahren auf dem Leibe trug. Indessen darüber handelte noch von der Meyrenstraße in Berlin her und hiesaus ließ sich schon allenfalls etwas machen. In Bezug auf die Garbende gewähte mir nur ein Stikh einen festen Anhaltspunkt; es war dies ein noch immer eleganter, wenn auch dem langen Piegen etwas zerfahrener — Walfrad. — Der Brief verurtheilte mir einiges Kopfschütteln, indem erklärte sich mein Landmann beim Vorlesen mit dessen Hof-

sung völlig einverstanden. Wir looseten noch darum, wer von uns Beiden den Brief die 25 Meilen weit nach Lexington, der nächsten Orttschaft, tragen und dabei gleichzeitig eine frische Speckschwarte einpackeln sollte, und er gewann richtig wieder.

Es regnete die ganze Nacht durch und am andern Tage brauchten wir nicht für Beschäftigung zu sorgen, wir hatten mehr wie genug. Die Hunde wecten uns noch vor Tagesanbruch durch ein ununterbrochenes Klagegeheul und wir gewöhnten, daß sie bereits bis an den Bauch im Wasser standen. Es regnete nämlich nicht mehr bloß durch das Dach hindurch, sondern das ablaufende Wasser hatte auch den Keller gefüllt, stand jetzt bereits  $\frac{3}{4}$ . Alle hoch in unserem Schutze und verrieth noch immer steigende Tendenz. Wir mußten bis zum Abend ununterbrochen mittelst Wasserleinen und Pfingstschüssel mit dem feinstseligen Elemente kämpfen, das fast eben so schnell wieder zulief, als wir es auszuschnipfen vermochten. Es war gut, daß der Regen gegen Abend nachließ, sonst ist es mehr als zweifelhaft, ob ich meinen Leben jemals die ganze Geschichte hätte erzählen können.

Am andern Morgen kam die liebe Sonne endlich wieder zum Vorschein und mein Landmann schlug eine Promenade nach dem See vor, wo wir Kaffeehit hätten, ein paar Schildkröten zu fischen, die uns doch einigen Ersatz für die verlorenen Schwarte gewähren könnten. Ich war wirklich so glücklich, nach einigem Suchen zwei große Thiere, jedes über eine Elle lang, anzutreffen und wir gingen sogleich daran, sie zu schlachten. Die Fabrication der Suppe befiel ich mir jedoch allein vor, da mein Landmann in der neuen Welt ein Anhänger der Verbündigungslehre geworden war und ich beschloßte, er möchte aus zurer Sparsamkeit die Suppe nicht schmachtig und kräftig genug herstellen. Um namentlich in letzterer Beziehung meiner Sache völlig gewiß zu sein, schüttete ich in seiner Abwesenheit den ganzen Inhalt eines alten Pfefferfades mit einem Rufe in den Topf und setzte dieselbe jobann Flessenvergnagt an's Feuer. Mein Landmann kam bald nachher mit einigen großen Salatstücken zum Vorschein, deren Wachsthum der Regen wunderbar beschleunigt hatte, und während er nach dem Walde ging, um einige wilde Zwiebeln zu fuchen, machte ich einen entschlossenen Angriff auf eine große Dörschale, die ich herbstlich über den Salat aufgob.

Wir warteten noch auf das Garwerden unserer beiden Amphybien, von deren Genuß wir uns nicht wenig versprochen, als plötzlich die beiden Wesshunde anschlügen und ihren Posten am Feuerheerd verließen. Kurz darauf sahen wir drei Männer über die Fenz steigen und auf unser Schutze zukommen. Dieselben waren auf dem Wege nach Lescieur zur Land-Office und hatten während der letzten Stundstuh im Walde bivouaciren müssen, da sie weit und breit keine Spur einer menschlichen Wohnung vorfanden. Man kann sich denken, wie diese armen Leute ansahen; mein Landmann mit seinem zweißjährigen Hund machte förmlich Staat neben ihnen. Die Männer waren Fremde und erklärten uns in ihrem Rauberwelsch, daß sie etwas zu essen haben müßten, gleichviel, was sie auch dafür zu bezahlen hätten.

In Betrach unseres diesmal ausnehmend lauzischen Dinners sahen es uns vollkommen gerechtfertigt, den doppelten Satz des in Lescieur-County in solchen Fällen üblichen Preises für eine Wesshunde anzusetzen, da wir ohnehin den ersten Verlust der Speckschwarte ic. wieder zu ersetzen suchen mußten, und wir erklärten ihnen deshalb, daß sie jeder für einen halben Dollar einen Teller Schildkrötensuppe nebst etwas Salat haben könnten, womit sie sich nicht nur einverstanden erklärten, sondern auch in die verlangte Vorauszahlung willigten, die mein Landmann noch überdies verschlag. Er verschloß das Geld sogleich in die nämliche Riste, worin auch sein Brod lag, und setzte die Pfingstschüssel darauf, in welcher sich noch Leberbrot unserm letzten Gerichtes befand und welche die beiden Hunde fortan nie mehr aus den Augen ließen.

Die Suppe war endlich fertig gemacht und da ich mich hantwändig sträubte, auf den Vorschlag meines Landmannes einzugehen, der durchaus ihre Quantität als Rosen ihrer Qualität durch Hinzuhat eines halben Eimers Regenwasser zu erhöhen wünschte, so wurde sie ganz und ungetheilt aufgetragen. — Die Irlandsen helen wie Wölfe darüber her, aber sie hatten kaum den ersten Löffel im Munde, als sie denselben fast à tempo wieder ausspuckten und mit solcher Energie zu husten begannen, daß ich glaublich, sie müßten sich die Luftröhren sprengen. Mein Landmann war abgemagelter sogleich aufgesprungen und nach dem Pfefferfaden gelaufen,





Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteurs J. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½, bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

### Der erste Fall im neuen Amte.

Vom Verfasser der „neuen deutschen Zeitbilder.“  
(Fortsetzung.)

Ich hatte unterdeß den Fremden nicht aus den Augen gelassen. Ich hatte eine auffallende Unruhe an ihm bemerkt, die er vergebens zu verbergen suchte. Um sie zu verbergen, hatte er von seinem Bier getrunken. Aber er hatte unwillkürlich rasch das Glas hinuntergefüllt, das noch beinahe ganz voll gewesen. Nach einigen Augenblicken stand er anscheinend ruhig und unbesorgten auf.

„Was bin ich schuldig, Frau Wirthin?“

„Sie wollen noch weiter?“

„Ja, ich muß.“

„Nach Preußen zurück?“

„Ja.“

„Aber fürchten Sie sich nicht, am dunklen Abend so allein den Wald zu passieren?“

„Mir wird schon Keiner etwas thun,“ lächelte der Mann mit seinem melancholischen Blick. Das Gesicht war in dem Augenblicke nur hübsch, interessant.

Die Wirthin nannte ihm den Betrag seiner Zechen. Er bezahlte ihn. Dann nahm er seine Mütze und seinen Stod und ging.

„Gute Nacht,“ sagte er.

„Gute Nacht und gute Reis!“ erwiderte ihm die Frau.

Indem er aus der Thüre trat, sah ich ihn noch einen jener kauschen, erschrockenen Blicke auf mich werfen.

„Ist der Mensch wirklich ein Verbrecher?“ fragte ich mich. Und trägt denn auch der Criminalrichter jenes Wahrzeichen an sich, durch das der Scharfrichter dem Verbrecher so unheimlich wird? —

„Wer war der Fremde?“ fragte ich die Wirthin.

„Ich kenne ihn nicht. Er sagte, er sei von der anderen Seite.“

„Aus Preußen?“

„Ja.“

„War er schon früher hier?“

„Ich habe ihn heute zum ersten Male gesehen.“

„Kam er aus Preußen?“

„Er kam vor ungefähr einer Stunde an. Er sagte, er komme aus dem Hannoverischen, wo er Geschäfte gehabt habe.“

„Sie wissen auch nicht, woher er ist?“

„Er sagte nichts davon.“

Der Abend war sehr dunkel geworden. Der Himmel hatte nach Sonnenuntergang sich mit Wolken bezogen; die Wolken drohten mit Regen.

Die Wirthin war eine reißliche Frau. Alles im Hause sah sauber aus. Ich beschloß, die Nacht da zu bleiben. Vielleicht trug zu meinem Entschlusse bei, daß das nächste Wirtshaus eine

stark halbe Stunde entfernt war, und daß ich in der Dunkelheit durch den einsamen Wald mühe, in dem es, nach den Aussagen der Wirthin, nicht ganz sicher zu sein schien. Ich bat die Frau um Nachtquartier und erhielt es.

Aber noch regnete es nicht. Es war eine milde, warme Luft dranhin. In der großen Wirthsstube war ich, während die Frau mir das Nachtquartier besorgte, ganz allein. Ich verließ die Stube und trat vor das Haus; ich ging auf die Landstraße. Auf hannoverscher Seite launete ich sie.

Wie mag denn die preussische Grenze hier aussehen? Ich war unmittelbar von der russischen Grenze her versetzt.

Mir stand diese russische Grenze mit ihrem ganzen abenteuerlichen, ängstigen und drohenden Apparate vor Augen. Der schwere, gelb und grün angezeichnete Schlagbaum, mit der furchtbaren eisernen Kette, die Landstraße verkerend, der tiefe Grenzgraben und der ungeheure Grenzwall dahinter, das ganze Land absperrend; jede Wiese ein großes Blockhaus (Cocobhaus), voll von Grenzsoldaten und Kosaken zur Bewachung der Grenze; auf dem Grenzwall die schmutzigen Kosaken mit den kleinen scharfen Augen auf den kleinen grauen Pferden unaufhörlich auf- und niedertrabend; über den Rand des Grabens und Balles fortwährend lauernde Kugeln und Rindungen gepanzerter Cossacks. Und nun, wenn man den gefährlichen fremden Gesellen mit einem klüftenden Achsengrosenhäufchen sich näherte, plötzlich vor Fremde leuchtende Gesichter, grobe Häute, die sich nach den acht Rossen anstreckten, noch größere Lippen, die dem Geber den Saum des Rockes lösten, und wenn sie den nicht fassen können, den Stiefel. Wie oft hatte ich mir selbst so den Uebergang über die Grenze verschafft, wenn die saumfeligem russischen Behörden, mit denen ich drüben Geschäfte hatte, mich warten ließen.

So war freilich Rußland gegen Deutschland abgeperrt. Deutsche Länder gegen einander sind es freilich so noch nicht.

Nach Hannover und Preußen waren es damals nicht, obwohl das verschiedene Zollsystem der beiden Länder nicht viel — zu wünschen übrig ließ.

Zwei Grenzsäule standen an der Landstraße, recht dicht und recht friedlich beisammen; auf dem einen ein weißes Pferd, auf dem andern ein schwarzer Aesler. Die beiden Thiere hatten in der That nichts zu thun, als einander ansprechen. Das thaten sie; sie hatten es schon so viele Jahre gethan; man sah es ihnen an, wie laugweilig es ihnen war. Sie theilten und theilten noch diese Langeweile mit einigen deutschen Kammern, denen auch die Zeit

bis zur deutschen Einigkeit zu lang währ. Sie wollen freilich nur die Einigkeit.

Ich überschritt spazierend die Grenze. Ich ging auf der Landstraße weiter. Der Abend war still, er schien auf den Regen zu warten.

Hier, bis fünfzig Schritte jenseits der Grenze kam ich an ein kleines Gehöft. Es war ein Vorländer des Waldes, der bald hinter ihm begann, um sich eine volle halbe Stunde lang an der Landstraße hinzuziehen. Ich wollte an den Bäumen vorbeigehen. Auf einmal hörte ich unter ihnen das Schnauben eines Pferdes.

Bellbeame, dachte ich, die sich nicht nach der deutschen Einigkeit sehen, denn sie leben von der deutschen Uneinigkeit.

Ich trat hinter einen Baum an der Landstraße. Er verbarg mich nach dem Gehöft hin, wo ich das Pferd gehört hatte. Ich bekam auch einmal ein — wenigstens gleichsam — gefeswädriges Gefühl.

Sie sollen Dich für einen Schmuggler halten; was werden sie wohl thun?

Sie hatten mich wahrscheinlich noch nicht bemerkt. Ich wollte ein verdächtiges Geräusch machen, sie sollten mich überfallen. Aber wie ich ruhig hinter dem Baume stand, und über meinen Plan nachdachte, hörte ich in dem Gehöft flüstern. Es war in der Gegend, wo das Pferd geschnaubt hatte.

Als ich hindorhen wollte, war es still. Gleich darauf jedoch hörte ich Fußstritte, die sich mir nabelten. Nicht an dem Baume, hinter dem ich stand, trat ein Mensch aus dem Gehöft auf die Landstraße. Er sah mich nicht, desto genauer mußte ich ihn ansehen. Es schien mir der Fremde zu sein, den ich drüben in dem Wirthshause getroffen, der, als ich des häßlichen Reiters auf dem mageren Pferde erwähnt, unruhig geworden und bald nachher aufgehoben war. Ich glaubte die schlanke Gestalt, den grauen Leberrock, die blaue Wäse zu erkennen. In der Dunkelheit lautete es es nicht mit Sicherheit, aber ich hätte darauf schwören mögen, daß ich mich nicht irrte. Er ging weiter nach Preußen hinein.

Ich sah ihm noch nach, als meine Aufmerksamkeit in der entgegengelegten Richtung in Anspruch genommen wurde.

Aus dem Gehöft, aus dem der Fremde gekommen, sprengte ein Pferd rasch an mir vorüber, quer über die Landstraße, in ein offenes Buch, das sich bis an die Grenze zog.

Den Reiter auf dem Pferde konnte ich im Dunkel und in der Schwärzlichkeit gar nicht erkennen, aber über das grobe, magere Pferd blieb mir, als es an mir vorbeiflog, kein Zweifel. Es war das Pferd des häßlichen Menschen, der mich im Walde eingekerkert hatte. Sein Reiter mußte also auch jetzt dieser Mensch sein. Er jagte, immer querfeldein, aber in der Richtung der Grenze.

Was hatten die beiden Menschen mit einander gehabt? An dem dunkeln Abend, in dem einsamen Gehöft, so heimlich, beide von so unheimlichem Meßern?

Schleichhändler konnten sie nicht wohl sein. Sie hätten dann offen auf dem hannoverschen Gebiete mit einander sprechen können. Aber der Eine, der aus dem Hannoverischen kam, hatte gar nicht einmal gewagt, sich vor dem Reuten sehen zu lassen. Er hatte vorhin ras Wirthshaus und die Landstraße vermieden, er verriet sich auch jetzt nicht.

Ich kehrte zu dem Wirthshause zurück, und blieb die Nacht dort. Ich hoffte, von der Wirtin noch Manches über meine neuen Verhältnisse zu erfahren; aber sie mußte nichts. Sie meinte nur, in Hannover sei es am besten. In Preußen machten sie zwar viel Wesens von sich selber, und auf dem Papiere möchten sie auch Alles besser haben; aber das sei auch eben Alles.

Am andern Morgen setzte ich meine Reise fort. Es hatte die Nacht nicht geregnet. Die Wolken hatten sich verzogen, das Wetter war wieder schön, wie am Tage vorher. Ich kam durch meist flache, aber fruchtbar, wohlhabende, angebaute Gegenden. Es war doch auch in Preußen wohl nicht ganz so, wie die hannoversche Wirtin gemeint hatte. Und wenn ich gar an die Hünemberger Heide mit den Heideschnecken dachte —!

Aber Eins erfuhr ich doch.

In allen Dörfern, durch die ich kam, klagten die Leute über Zunehmen der Spitzböden im Lande. Die Verren am Institoriale in H. möchten recht brave Leute sein, aber mit den Spitzböden könnten sie nun einmal nicht fertig werden; die seien ihnen zu flug. Wenn die Polizei sie auch nach H. schaffen, nach einigen Wochen oder Monaten können sie zumüd, ohne daß man ihnen habe

etwas beweisen oder anhaben können. Daß dies wahr sein müsse, und woran es lag, sollte ich bald erfahren.

Ich kam des Abends in H. an.

Gleich am andern Morgen übernahm ich mein Amt.

Todte Ruinen sind interessant, oft schön, erhaben. Lebende Ruinen sind traurig, immer nur traurig. So waren meine alten Criminalstrafe.

Gewiß bräve Leute, auch wahrscheinlich früher tüchtige Criminalisten. Alter, Gewohnheit, Sclendrian hatten sie abgestumpft, verächtet. Das sah ich gleich. Nur die gewöhnlichsten Sachen konnte ich ihnen überlassen. Alles Andere, Ungewöhnliche, Wichtigere mußte ich für mich, auf mich nehmen. Das sollte alsbald, noch an dem nämlichen Morgen meines Amtsantrittes, beginnen müssen.

Ich hatte kaum meine alten neuen Mitarbeiter kennen gelernt, als der Phylitis des Kreises, als solcher zugleich der Gerichtsrath, sich bei mir melden ließ; er habe mich in einer sehr dringenden Angelegenheit zu sprechen.

Ich empfing ihn sofort.

„Ich komme,“ sagte er, „in einer sehr wichtigen Angelegenheit mir Ihre Ansicht zu erbitten. Der Fleischereimer Maier hier —“

Ich unterbrach ihn.

„Ich bitte Sie, beachten zu wollen, daß ich seit gestern Abend erst hier bin, daß Personen und Verhältnisse hier mir völlig fremd sind.“

„Ich muß also weiter ausholen. Hier wohnt der Fleischereimer Maier; er gehört einer der achtbaren Bürgerfamilien der Stadt an; er selbst ist ein bisher unbescholtener, allgemeiner geachteter Bürger; so war es bis heute, bis vielleicht vor einer Viertelstunde. Gestern nun ist seine Frau plötzlich erkrankt; heute Nacht ist sie gestorben; auf einmal hat sich heute Morgen in der Stadt das Gerücht verbreitet, Maier habe seine Frau vergiftet. Das Gerücht ist dem Maier selbst zu Ohren gekommen. Vor wenigen Augenblicken war er bei mir, mit dem Bedauern, den Leiden seiner Frau zu feiern, damit aller Welt klar werde, daß das schlechte Gerücht ein falsches sei.“

Ich weiß nicht, wie es kam, mir kam unwillkürlich der Mann und Preußen in das Gedächtniß, den ich am vorigenigen Abende in dem Wirthshause an der hannoverschen Grenze und wahrscheinlich in dem heimlichen Gespräche mit dem unheimlichen Reiter getroffen hatte.

„Ich bin zweifelhaft,“ fuhr der Arzt fort, „wie ich diesem Gesunden gegenüber mich zu benehmen habe.“

„Sie denken an die Feststellung des objectiven Thatbestandes?“ fragte ich.

„So ist es.“

Der Arzt war ein eben so verständiger als vorsichtiger Mann. Seine Zweifel und Bedenken waren die begründeten.

Er sollte die Section der Leiche für seine Person allein, als seine amtliche, sondern als eine ärztliche Privatthätigkeit vornehmen. Dennoch handelte es sich hier um ein Verbrechen, gar um ein Capitalverbrechen, dessen Erstgen und Richter gen zunächst gerade durch die Section festgestellt werden sollte.

Damals galt die preussische Criminalreform noch in ihrem vollen Umfange. Diese schied aber klar und bestimmt vor, daß eine Leichenschauung zum Zweck der Feststellung des Thatbestandes einer Lection, nie amtlich und zwar gerichtlich geschähen solle. Sie sollte unter Direction eines Richters mit Zuzugung eines Gerichtsactuarius von zwei Gerichtsräthen, dem Kreisphysikus und dem Kreischirurgus, vorgenommen und der ganze Gergang dabei sollte Schritt für Schritt, Punkt für Punkt zum gerichtslichen Protokolle verzeichnet werden. Außerdem mußte vor der Section die Leiche den Angehörigen, dem etwaigen Angekuldigten oder Verdächtig, oder anderen Personen, die sie kannten, vom Richter zur Anwesenheit der Identität vorgezeigt werden. Bestätigt auf diesen durch das Gesetz vorgeschriebenen Erfordernisse etwas, so konnte, nach einer durch constante Praxis der Gerichte feststehenden Analogie des Gesetzes, niemals auf die volle gesetzliche Strafe des Verbrochens erkannt werden, es fand vielmehr immer nur eine geringere, außerordentliche Strafe statt, wenn auch im Uebrigen der Beweis des Verbrochens auf das Klarste und Vollständigste hergestellt war. Es wurde stets angenommen, der objective Thatbestand, der Beweis, daß die Handlung des Thäters den Tod zur Folge gehabt habe,

könne nach der Absicht des Gesetzes vollständig, zur Anwendung der vollen Strafe, nur durch jene gerichtliche, mit allen genannten Erfordernissen versehenen Leichenöffnung erbracht werden.

Die Folge für den vorliegenden Fall war klar. Nahm der Kreisphysikus die von ihm verlangte Privat-Handlung vor, und er sand willkürlich Spuren oder selbst den klarsten Beweis einer stattgefundenen Vergiftung, so war dennoch schon von vornherein dem ganzen weiteren Verfahren die Spitze abgebrochen; den Verdächtigen konnte nie mehr die volle Strafe des Gesetzes treffen. Eine Leichenöffnung unter jenen Formalitäten ließ sich nicht reproduciren.

Aber weher dem Betenken? fragt vielleicht mancher Leser von entschiedenem Charakter. Warum nicht sofort die gerichtliche Leichenöffnung mit allen jenen Formalitäten vorgenommen? Allein, meine lieben, entschiedenen Leser, das ging nicht so ohne Weiteres.

Die preussische Criminalordnung war eins der besten Gesetze in Deutschland; ich scheue mich nicht, es auszusprechen, für ihre Zeit das beste deutsche Criminalgesetz, und mir auch jetzt noch lieber, als alle Criminalproceßordnungen, deren in neuerer Zeit so viele in Deutschland mit ohne Klammern berathen und erlassen sind. Sie hätte namentlich auch strenge Vorschriften zum Schutze des unbescholtenen Bürgers gegen unbegründete Anklagen und Verfolgungen. Und insbesondere vorordnete sie, daß kein Act einer gerichtlichen Untersuchung vorgenommen werden solle, wenn nicht ein begründeter Verdacht vorhanden sei, daß willkürlich ein Verbrechen begangen worden.

War hier ein solcher Verdacht nur irgendwie begründet?

Es lag nichts vor, als daß sich in der Stadt das Gerücht verbreitet hatte, Wahlber habe seine Frau vergiftet.

Woraus sagt sich das Gerücht? fragte ich den Arzt.

Er wußte es nicht, er hatte es nur von Wahlber selbst gehört; dieser von seinem Schwager, dem Bruder der Verstorbenen.

Was halten Sie von dem Gerüchte?

„Ich habe kein Urtheil darüber. Ein Arzt war bei der Kranken nicht gewesen.“

„Erscheint das nicht auffallend?“

„Kann. Die geringeren und die mittleren Classen wissen sich hier noch vielfach mit Hausmitteln.“

„Aber wenn der Tod kommt?“

„Sie wissen auch ohne den Arzt zu sterben. Zudem behauptet Wahlber, er habe nach einem Arzte sühnen wollen, seine Frau habe es verweigert.“

„Sie halten das für glaubwürdig?“

„Die Frau war als geigig in der Stadt bekannt.“

„Daß Wahlber Ihnen über Krankheit und Tod seiner Frau Mittheilungen gemacht?“

„Sie hat an Erbrechen gelitten. Er war vorgestern vertriebt gewesen.“

„Vorgestern?“ wußte ich ihn unwillkürlich lebhaft unterbrechen. Der Arzt sah mich über meine lebhaftere Unterbrechung verwundert an.

„Darf ich bitten, fortzufahren?“

Er fuhr fort:

„Bei seiner Rückkehr fand er sie schon krank, schon sehr schwach; er wollte sofort zum Arzte schicken, aber sie verbot es. Eräter ließ sie sich Aphorbarer aus der Apotheke holen. Als sie den einengenommen, war es jedoch schlimmer mit ihr geworden.“

„Das Alles erzählt Wahlber selbst?“

„Daß sie Aphorbarer hatte helen lassen, hatte ich schon in der Apotheke gehört; und daß durch dessen Genuß ihr Zustand sich verschlimmern mußte, ist wahrscheinlich; denn ich habe die Frau gekannt, sie war schwächlich, schon lange leidend.“

„Wann ist sie gestorben?“

„Heute Nacht. Wahlber hatte gestern seinem Gesichste nachgehen müssen; er war nur wenig zu Hause gewesen. Um acht Uhr gestern Abend hatte er nochmals ausgehen müssen. Als er sie verließ, war sie ruhig gewesen, auch dem Ansehen nach wohlber. Um elf Uhr des Nachts war er zurückgekehrt. Unterwegs hatte sich aber ihr Zustand wieder bedeutend verschlimmert; sie lag in den letzten Bühgen und eine halbe Stunde darauf war sie schon todt.“

„Sie haben die Tote gesehen?“

„Ja.“

„Und?“

„Nach dem Mitgetheilten künnte sie, wenn vergiftet, nur in

Folge einer Arsenvergiftung gestorben sein; deren Spuren sind an dem Heuzen der Leiche nicht zu entdecken.“

„Aber die Ausstellungen?“

„Man konnte sie mir nicht mehr vorzeigen; sie waren festgeschloßt.“

„Welche Hausgenossen hat Wahlber?“

„Die Frau war geigig. Sie hatte, nur ein Mädchen von dreizehn Jahren als Dienstmädchen; außerdem hatte Wahlber bei seiner Rückkehr gestern eine Nichte der Verstorbenen mitgebracht.“

„Eine Nichte? Ein hübsches, junges Mädchen?“

„Sie kennen sie?“

„Ich weiß es nicht. Lassen Sie uns fortfahren. War außerdem Niemand um die Kranke gewesen?“

„Eine Nachbarin, die Wittwe Kühl, ist gestern fast den ganzen Tag im Hause gewesen, um der Kranken Handreichungen zu leisten; sie war auch bei ihrem Tode da.“

„In welchem Hause liegt die Frau?“

„Im besten.“

„Sie haben sie gesprochen?“

„Sie war vorhin bei der Leiche, als Wahlber mich zu dieser führte.“

„Und?“

„Sie erzählte mir über die Krankheit, aber nichts weiter Verdächtigtes. Sie bestätigte nur die Angaben Wahlbers.“

„Ist jene Nichte der Frau Wahlber hier bekannt?“

„Sie war schon früher im Wahlberschen Hause.“

„Und warum hatte sie dieses verlassen?“

„Ich weiß es nicht.“

„In welchem Hause steht sie?“

„Ich habe nie etwas von ihr gehört.“

„Und Wahlber selbst steht in gutem Hause?“

„Bis heute vollkommen.“

„Und Sie wissen keinen Grund, so wie seine Quelle jenes Gerüchtes der Vergiftung?“

„Keinen.“

Wir waren mit den Thatfachen zu Ende.

Was war zu machen? Es mußte eine schnelle Entscheidung getroffen, ein sofortiger Einschluß gefaßt werden.

Ueberließ ich dem Arzte allein die Section als eine Privatbehandlung — und nur das war sie ohne eines jener Erfordernisse unter allen Umständen, so trug ich die Schuld, wenn ein wirklich verübtes Verbrechen der verurteilten gerichtlichen Strafe entging. Als Dirigent des Criminalgerichts machte ich mich doppelt verantwortlich. Der vermahelste Verichtsbezug war durch den neuen Director aus dem Rezen in die Traufe gekommen.

Andere, freite hatte ich zu einem amtlichen Einschreiten durch aus keine gesetzliche Befugnis. Nichts sprach für das Vorhanteu sein eines Verbrechens. Jeder directe Schritt, die ich that, war ein ungeltlicher Angriff, zudem gegen einen Mann und eine Familie, deren Ruf in völlig unbescholtener, bisher vollkommen unangeführter war. Wollte ich auch nur unter dem Scheine eines unbefangenen oder neu- oder wißbegierigen Zuschauers dem Acte der Section beistimmen, in der kleinen Landstadt hätte sich auf der Stelle das Gerücht eines gerichtlichen Vorgehens gegen den Kreisphysiker Wahlber wegen Vergiftung seiner Frau verbreitet, und wenn dann auch der Arzt klärlä hülle, er habe kein Gift gefunden — es bleibt immer etwas halten; ein Versuch, gegen den das Criminalgericht einmal verfahren hat, gar wegen heimlichen und da her doppelt verabscheuten und doppelt geglaubten Verbrechen der Vergiftung, ist für die Masse stets ein Ungezähntes des Ungezähntes, des Verbrechens. Das Gerüchte des Mannes forderte nicht eine besondere Schonung seiner Ehre gegenüber dem Publicum.

Ich durfte nicht einschreiten, ich mußte es auf jene erste Alternative ankommen lassen. Inwiefern traf ich mit dem Kreisphysikus die Verarbeitung einer Art von Mittelweg.

Ich hätte noch einen andern Ausweg haben können; ich konnte auf die Entscheidung des Gerichtscollegiums provociren. Ich konnte, ich mußte nicht. That ich es, so war ich von wenigstens rechtlicher Verantwortlichkeit frei. Aber ich wollte mich lieber aller Verantwortlichkeit unterwerfen, als gleich zu Anfang meiner amtlichen Wirksamkeit von einer Majorität abhängig machen, unter deren Einschluß die Strafrechtsfolge in dem Gerichtsbeziale eine verwerfliche geworden war. Ich hatte schon die besseren Gerichtscollegen kennen gelernt!

Ich redete mit dem Arzte Folgendes ab:

Er stellte die Section der Leiche bis zum späten Nachmittage aufschieben. Ich wollte unterdeß nähere Erfundigung nach dem Gerichte einziehen; das befohl mir die Criminalordnung, freilich auf dem für Wahler schonendsten Wege; ich fand den letzteren zunächst in einem Auftrage bei dem Schwager des Wahler selbst.

Vierte diese Nachforschung mit einem Anhalt, so wurde am Abend ohne Weiteres die gerichtliche Section vorgenommen. blieb sie ohne Resultat, so nahm der Kreisphysikus die Leichenöffnung ohne mich, aber unter Zurückziehung des Kreischirurgen vor. Gegenüber dem Wahler verlangte er diese zur mehreren Verabrugung ihrer Weider. Wurde Gift in dem Körper ermittelt, so waren schon sofort bei dessen Auffinden die beiden Gerichtsperonen zu genügen, sollte in dem Momente, in welchem Gift gefunden wurde, mit jeder weiteren Operation eingehalten, Alles in dem Zustande des Augenblickes des Auffindens gelassen und nach mir geschickt werden. Ich wollte mit einem Actuaris der Criminalgerichts mich bereit halten, um sofort die gerichtliche Direction des Verfahrens mit dem an übernehmen zu können.

Dabei kamen wir noch über einen Umstand überein.

Nach der Criminalordnung gehörte zu den Erfordernissen der „Requisition“ auch die Eröffnung aller drei „Haupthöhlen“ des menschlichen Körpers, der „Kopf-, Brust- und Bauchhöhle“. Dabei war zwar nicht vorgeschrieben, in welcher Reihenfolge dieöffnung geschehen sollte; ein alter Gerichtsgebrauch hielt aber jene genannte fest. Ich hatte mich schon früher an diese Ordnung nicht immer gebunden und ersuchte auch jetzt den Arzt, mit deröffnung der Bauchhöhle und zwar hier mit Unterbindung des Magens zu beginnen, da in diesem allem Bemerkens nach die ersten Spuren eines Giftes sich zeigen müßten.

So hatte ich in aller Weise dafür besorgt, daß, wenn es nöthig sei, das Verfahren auf der Stelle möglichst vollständig in das gesetzliche umgewandelt werden könne.

Der Arzt ging.

Ich sah den Schwager des fleischers Wahler zu mir rufen. Er war gleichfalls fleischermeister, ein statlicher, besonnener, dem Ansehen nach etwas juridischer Mann.

„Ihre Schwester, die Frau Wahler, ist gestorben.“

„Ja, Herr Director.“

„Unter verdächtigen Umständen?“

„Ich weiß das nicht, Herr Director. Weder ich, noch ein anderer Verwandter ist bei ihr gewesen.“

„Auch kein Arzt?“

„Nein.“

„Wären diese Umstände nicht schon verdächtig?“

„Ich kann das nicht sagen. Sie war nur kurze Zeit krank, und was den Arzt betrifft, so gab sie nicht gern unnützes Geld aus.“

„Wahler hat die Section der Leiche beantragt?“

„Er hat es mir selbst gesagt.“

„Was hat ihn dazu bewogen?“

„Er hat doch wohl Gewißheit über die Todesursache haben wollen.“

„Und warum dies? Zu solchen Sectionen schreitet die Familie ungen.“

„Der Mann besann sich einen Augenblick.“

„Herr Director,“ sagte er dann, „es war davon gesprochen, daß meine Schwester an Gift gestorben sein möge. Ich hörte das und theilte es meinem Schwager mit. Daraus entschloß er sich zu der Leichenöffnung.“

„Kam der Entschluß aus ihm selbst?“

„Ich hatte zuerst davon gesprochen.“

„Und Ihr Schwager war darauf sofort bereit?“

„Der Mann besann sich erst wieder, was er sagen sollte.“

„Sogleich wohl nicht. Ich fand das aber auch natürlich. Es war seine Frau und Sie selbst sagten eben, man schreite nicht gern zu so etwas.“

„Sie redeten ihm also zu?“

„Ja.“

„Rüßten Sie ihm viel zureden?“

„Das kann ich eben nicht sagen.“

„Wurde ein Grund jenes Gerüchtes der Vergiftung angegeben?“

„Die Frau sei so plötzlich gestorben und habe so sehr viel Unrecht gehobt.“

„Kein anderer?“

„Kein anderer.“

„Von wem ist es Ihnen mitgetheilt?“

„Auf der Schranne heute früh, von meinen Freunden.“

„Wurde keine Person dabei als verdächtig genannt?“

„Kein Mensch.“

„Haben Sie Niemanden in Verdacht?“

„Keinen Menschen.“

„Lebte Ihre Schwester mit ihrem Manne glücklich?“

„Ich habe nie von einem Streite gehört.“

„Hatten sie Kinder?“

„Die Ehe war kinderlos.“

„Die Frau war oft tränklich?“

„Und älter, als er.“

Die paar Worte enthielten dem Manne rath, wie unwillkürlich. Er wurde unruhig, als sie ihm entfallen waren.

„Weiler,“ sagte ich zu ihm, „Sie haben noch etwas auf dem Herzen, was Sie sich scheuen, mir mitzutheilen.“

„Er sah ein paar Secunden vor sich hin.“

„Nein,“ sagte er dann entschlossen, „Ich weiß nichts Gewisses, und durch dieöffnung muß sich ja finden, ob sie Gift hat.“

Ich sah ein, daß ferneres Fragen vergeblich sei, und entließ ihn deshalb.

Ich durfte auch jetzt nicht gerichtlich einschreiten. Die Verstorbene war älter, als ihr Mann, die Ehe kinderlos. Der Schwager des Mannes hatte vielleicht nicht Alles gesagt, was er wußte; weitere Verdachtsgründe hatte ich nicht. Aber sie reichten nicht zum zehnten Theile aus, um auf sie und ein grundloses Gerücht hin gegen eine gedachte Familie das schwerste Verbrechen anzuhängen.

Es war an demselben Tage gegen sechs Uhr Abends, als der Kreisphysikus selbst wieder zu mir kam. Er war in großer Eile.

„Die Mitwirkung des Criminalgerichtes wird nöthig.“

Ich begleitete ihn auf der Stelle unter Zurückziehung eines Actuars und mehrerer Criminalboten. Wir gingen zu dem Hause des fleischermeisters Wahler.

Unterwegs theilte der Arzt mir mit:

Er hatte mit dem Kreischirurgen die Besichtigung, dann dieöffnung der Leiche begonnen. Der Verarbeitung gemäß hatte er zuerst den Magen untersucht. Aber schon gleich anfangs bei dessen äußerer Besichtigung hatte er an demselben solche rüthliche, entzündete Stellen gefunden, daß ihm, nach Wissenschaft und Erfahrung, kein Zweifel einer metallischen Vergiftung mehr blieb.

Er hatte darauf sofort eingehalten und sich entfernt, um mich herbeizurufen. Der Kreischirurgen war bei der Leiche zurückgeblieben, um darüber zu wachen, daß bis zu unserer Ankunft nichts verändert werde.

„Und Wahler?“ fragte ich.

„Wahler war bei der Section ununterbrochen zugegen gewesen, und hatte den Ärzten die nöthigen Handreichungen geleistet.

„Aber,“ setzte der Arzt hinzu, „in dem Hintergrunde dieses Benehmens sahen mir eine große Angst zu lauern.

Der Blick seines Auges war nur unbefangen, wenn er sich beobachtet wußte. Glaubte er sich unbeachtet, so sprach sich jene Angst desto unverborgener darin aus. Bei der Eröffnung des verdächtigen Zustandes des Magens verrieth ich nicht die geringste Ueberraschung und Bewegung und ich entfernte mich unter dem Banne, daß ich zu Hause etwas vergessen habe; gleichwohl sah er mich mit sichtbar Uurthe gehen.“

„Sie halten den Mann also für verdächtig?“

„Nach diesem Allen, ja; aber Sie werden es ja schon selbst sehen.“

Eine Vergiftung war jetzt jedenfalls wenigstens angeeignet; eine gerichtliche Untersuchung und Feststellung des Thatbestandes war also nicht nur noch kleb zulässig, sondern sogar unbedingt erforderlich, mochte der Thäter sein, wer er wollte.

(Fortsetzung folgt.)

## Erinnerungen an den Kaukasus.

Von einem russischen Officier.

(Schluß.)

Am folgenden Morgen sollte die Festung Abyn erreicht werden, wozu wir nur einen kleinen Marsch, circa 15 bis 16 Werste, vorhaben. Kaum eine Werst von unserm Nachquartiere betreten wir einen dichten Hochwald, in dem wilde Kefess- und Birnbäume das vorherrschende Holz waren. Der Weg war so schmal, daß nur ein Wagen darauf fahren und wir nur in Abtheilungen von geringer Breite marschiren konnten. Hierdurch wurde die Colonne

so hinderlich ist es im Walde und Gebirge. Auch und hatte die Kanone noch nicht genügt und jetzt mußten wir noch warten, bis ihre Wiederherstellung vollendet war. Geächtet wußte der aufmerksame Feind den Stillstand zu benutzen. Mit überwiegendem Angriff drängte er unsere Tirailleurs auf der linken Seite bis nahe an das Gros. Schon fielen Leute in der Colonne, erreicht von den feindlichen Kugeln, da rief unser Oberst: „Mir nach, Kinder!“



Uebergang über den Abyn.

bedeutend länger, ästere Entfernungen traten ein und so bewegten wir uns nur langsam vorwärts. Tazs kam, daß der Feind das dicke Holz zu verstärktem Angriffe benutzte und unsern Tirailleurs, die alle Noth hatten, in dem gräßlichen Dicksicht mit der Colonne zugleich vorwärts zu kommen, vielen Schaden zufügte. Immer heftiger knatterten die Gewehre, Verwundete wurden hilflos gebracht und obgleich Abtheilungen vom Gros nach den bedrohlichsten Punkten zur Verstärkung abgingen, so wurde doch dadurch der Angriff nicht schwächer, die Zahl der Verwundeten nicht geringer. In dieser gefährlichen Situation löste plötzlich das Signal „Halt!“ Klagen durch die Luft. Auf dem schlechtem Wege war die Köse eines Gefäßes gebrochen und wenn man auch sogleich eine andere bei der Hand hatte, da deren immer vorräthig gehalten werden, so nahm doch das Einlegen ziemlich viel der gerathe jetzt höchst kostbaren Zeit in Anspruch.

So viel Nutzen ein Gefäß in freier Felde bringen kann,

und jubelnd stürzte sich Alles mit lautem Hurrah, das Faubajonnet als dem Gesehe, dem Feinde entgegen. Geworfen und auf einige Zeit zerstreut, wick dieser rasch zurück, unser Zweck war erreicht, aber — die Köse hatte nahe an 50 Menschen das Leben gekostet. Bald waren wir nun am Ende des Waldes und hier winkte uns auch schon, freilich noch auf eine Entfernung von 5 bis 6 Wersten, unser Ziel, Abyn, entgegen.

Angehils des Waldes hörte auch das Schießen allmählich auf, wir schritten wacker aus und bald besaßen wir mit flingendem Spiel und wehenden Fahnen unter Lager rings um die Werke der Festung. In dieser Zeit konnten wir nicht unterkommen, da der Platz zu klein war und übrigens auch noch ein Truppcorps aus Tschernomorien, dem Lande der tschernomorischen Kessalen, erwartet wurde. Alle Verwundete jedoch wurden in dem Lazareth der Festung untergebracht, die Todten aber die ewige Wohnung bereitet.

Kasch stieg unter den fleißigen Händen der militärischen Bau-

künstler eine aus Holz, Strauch und Stroh zusammengestellte Hütte für unsere Oberst in die Höhe, welche er mit allen ihm speciell untergebenen Officieren bezog. Ein alter schurrückiger Meutenant bereitete ein ordentliches warmes Mittagessen, zu dem Jeder eine kleine Gabe beizutragen mußte. Der Eine gab Fleisch, ein Anderer Champen, ein Dritter Brod u. s. f., ich löste mich mit Pfeffer und Salz aus und der Oberst gab einige flüssigen Wurstsalzen ein. Zwar würde einem Gastmahlener unser auf den Köchen gedöstes Fleisch und die durch die Gurgel des Wintes reichlich mit Asche gewähnte Suppe nicht recht genunnt haben, und auch wir würden jetzt diese Speisen nicht mit solchem Appetite genießen, als damals, wo der Marsch und die trisiche Luft unsern Hunger bedeutend gewend und die heitere, lebhaftc Unterhaltung den Genuß gehoben hatte. Das Dinner wurde unter Scherzen beendet, man schluctete die Speisen an und suchte sich ein möglichst angenehmes Lager zu verschaffen. Leider war dem Freß Thauwetter gefogel, und wenn wir auch durch Stroh und sonstige Soldatenmittel uns zu helfen suchten, das Lager blieb doch immer ein ziemlich unsauberes. Aber solche Kleinigkeiten ist jedoch der Kaufmehlselbst erhaben. Später wir uns doch gefügigt, blieb uns doch Takat genug und die heitere Gesellschaft guter Kameraden!

Auf diese Art vertrieb uns rasch die Zeit, so daß wir uns ordentlich unruhen, als ein großer Kessel necht allen zum Thee nächigen Gegenständen erschien, der uns das Zertröbrchen der Nacht verhängte. Ein wenig in den Thee gegossener Rum vermehrte nur unsere Heiterkeit und bald erschallten lustige Soldatenlieder aus den rauhen Officierstehlen. So wechselten Pöter, Anketten und Witze bis gegen Mitternacht mit einander ab, erst dann legten wir uns zum Schlafen nieder.

Da der folgende Tag ein Ruhetag war, so behielt ich Zeit, mir die Fesung zu beschen, welche 12-40 einen äußerst hartnäckigen Sturm der Feindlichen abgehalten hatte, wobei mehr als 700 Feinde in den Gräben geflieten waren. Augenzeugen berichteten mir ansfichtlich von Verzng und aufmerkham lauschte ich ihren Worten, nicht ahnend, daß ich im nächsten Jahre (den 21. Juli 1855) selbst eine Fesung gegen dieselben Feinde vertbeihigen helfen würde. Um die Mittagezeit erschienen 4 — 5000 ischeromocische Kossaken aus Seltaterindar mit mehreren Kanonen und erst jetzt war unser Expeditionssarmee vollzählig, d. h. 11,000 Mann (samt mit 21 Kanonen).

Zu unseren großen Meger sahen wir am folgenden Tage eine ziemlich dicke Schneeschicht auf der Erde liegen. Wir wußten, daß diese nicht lange liegen bleiben, sondern bald schmelzen und die Gebirgshäde und Flügigen bedeuend vergrößern würde, und da wir diese immer zu Fuß durchschreiten mußten, so war die Ansicht auf einen unangenehmen Marsch nur zu gewiß. Gletscherweise war das Nälghen bei Abya, die Koyka, noch ziemlich seicht, wir überschritten sie und zogen in südsüdlicher Richtung weiter dem Gebirge zu. Am Fuße desselben lagen mehrere Dörfer, deren Einwohner vor Kurzem großen Schaben in den Niederlassungen der ischeromocischen Kossaken angerichtet hatten. Die Kozija beghu und bald schlugen die Flammen über den Dächern zusammen Was an Herdchen gefunden wurde, nahmen wir mit oder verbanten es, überhaupt wurde so viel vertriehen, als nur möglich war. Der Tag verging trotzdem ziemlich ruhig und, wie gewöhnlich, schlugen wir in einem Dorfe unser Nachtlager auf.

Wir mochten wohl einige Stunden geschlafen haben, als plötzlich eine heftige Salve uns weckte. Die Kanonen schlugen mitten in das Lager ein, die Trompeten und Trommeln läuteten, als sollten sie Tobie erwecken, und daraufhin mischte sich das geläufige Geschrei der Ischerken. Wie eine vom Sturm geagte Welle kam eine Reiterkavallerie auf schneudecken Rossen gegen uns angestürzt. Doch über dem Kopfe schwebten in den blügenden Nebel, unaussprechlich jagten sie vorwärts und es sahien, als würden uns im nächsten Augenblicke die Hufe ihrer Kasse zertreten. Da konnten ihnen einige gutgezielte Kartätschenschüden entgegen und hingen sie zu einem raschen Aufentbale. Dieser Augenblick war entscheidend, denn rasch geordnet standen unterdessen auch schon unsere Schwadren, fest aneinander gebündigt, bereit, die Salve zu geben, sobald das Commano ausgesprochen würde. Dieses erfolgt und Salve auf Salve fenet das tödende Wei in den verwirrtc Dausen. Gleich wird die Unordnung des Feindes bekannt. Zwei Bataillone bringen mit gefälltem Bajonnet vor, die übrige Infanterie folgt fernernd zu beiden Seiten. Aber noch weichen die

Zapfen nicht, ja sie setzen von Neuem an, um sich auf unsere Infanterie zu führen, und schon glaubt man, daß es zu einem verzweifellen Handgemenge kommen werde, da tracht es von der Seite, da führen Kasse und Reiter im wilden Chaos durcheinander. Eine Kanone der reitenden Artillerie brachte die großartige Wirkung hervor; sie war in Carriere angestrengt gekommen, hatte rasch abgeprobt und sogleich ein heftiges Kartätschfeuer eröffnet. Jetzt war auch die Ausbaner der Thersessen zu Entc. Doch auf die Hinterebene rissen die Reiter ihre Pferde, warfen sie herum und fert ging es wieder in totem Jagen. Wie die Lantel waren ihnen die Kossaken mit ihrem kleinen Pferden aus den Fesseln, aber die Dunkelheit war ihr Schutz und nur wenige Gefangene wurden zurüchgebracht.

Für diese Nacht war es mit dem Schlafen vorbei und wir waren deshalb recht froh, daß wir mit frühem Morgen aufbrauchen. War es die Nacht über heiß zugegangen, so sollte es diesen Tag noch besser gehen. Jedes Dorf mußte von und geschürt werden, denn jetzt sellten sich nicht nur die Bewohner desselben, sondern auch noch die aus den bereits zerstörten Dörfern Geflohenen in großer Anzahl uns entgegen. Der alte Haß war durch unsere Vermuthungen zu hellen Flammen angefaßt worden. Wir trafen überall auf den hartnäckigsten Widerstand und konnten uns nur mit äußerster Anstrengung unsern Weg bahnen. Daß solche Kämpfe Opfer kosten, ist wohl natürlich. Zwei von den Officieren unserer Regiments wurden gleich bei dem ersten Dorfe verwundet, wovon einer bald darauf seinen Geist aufgab. An einem anderen Dorfe sah ich zwei Artillerieofficiere fallen, einer mit einem Schuß durch den Kopf, der andere mit der tödtlichen Wunde in der Brust. Ich habe vergessen, wie viel und dieser Tag an Todten und Verwundeten kostete.

Schon war der Abend angebrochen und noch hatten wir kein Nachtquartier. Wir konnten zwar recht gut auf freiem Felde übernachten, aber unsere Pferde brauchten Fein und das laut sich nur in den Dörfern. Dieses wußten die Feinde aber so gut, wie wir, und deshalb besteten sie jedes Dorf, das sie verlassen mußten, an und nahmen alle Fourage mit, oder zerstörten dieselbe. Da gelang es endlich den Kossaken, unsgehen von Feinde, durch ein Obzeßlich sich einem Dorfe zu nahen. Wir Scharschützen folgten rasch im schnellsten Dauerlauf wohl eine Weis lang und alles Uebrige beizelle sich, so schnell als möglich nachzuzukommen. Das Dorf wurde gefürnt und die überrotheten Gering herausgeworfen, bevor sie Zeit bezielten, es in Brand zu setzen. Leider war auch hietei unser Verlust nicht unbedeutend gewesen, so daß wir traurig und verstimmt mit diesen Abendheim Oberst zusammenfanden. So Wanderer sehle heute, der gestern noch frisch und heiter an unserer Seite gefessen hatte. Auch unser Akyuhscher Koch, der sonst immer Heitere, war verwundet, und ohgleich er selbst keinen Schmerzlaut ausstieß, so spigle das Zuden seiner Gesichtsmasken doch genugfam an, was für Qualen er zu dulden hatte. Eine Kugel war ihm durch beide Beine gegangen, doch erklärte der Arzt die Betrennung für seine sehr gefährliche.

Hadte der geschmelzene Schnee schon am Tage die Wege fast grundlos gemacht, so vollendete der über Nacht beginnende und ununterbrochen fortdauernde Regen das angefangene Werk. Durch und doch traten wir mit am andern Morgen unsern Weitemarsch an. Die grauen Wolken, mit welchen der Himmel bedekt war, gaben keine Hoffnung, den Regen schwinden zu sehen; aber wie alles Schmelze auch seine gute Seite hat, so kam es auch uns nicht unangehen, daß der Brand der Witterung wegen unsern Marsch nur wenig belästigen konnte. Die Ischerken fuhren an ihren Feuerstätten noch durchweg die alten Feuereschiffen, bei denen der Regen leicht das Pulver nach weiden läßt, und so kam es, daß nur selten ein Schuß von ihrer Seite fiel, während unsere Percussionsgewehre sie in respectuoller Entfernung hieltten. Unser Weg ging heute wieder zur Koyka zurück, denn wir hatten unsern Aufsteg, eine Strede weit in das Land zu machen und die räuberischen Ischerken für ihre Bewollungen in Ischeromocien zu züchtigen, vollständig erfüllt. Wie verändert fanden wir am Nachmittag diesen kleinen Hügel, der bei unserm ersten Ueberkreiten so unbedeutend, so leicht gewesen war! Lobend und schämend stürzten jetzt mächtige Wassermassen dem Raban zu. Mit jeder Minute wuchs der Strom und fast überfluthete er seine reichlich nicht allu hohen Ufer. Anfangs ging das Durchstreiten noch so ziemlich. Bis an die Brust weichte das Wasser den Infanteristen und sie

mühten deshalb Patronenfahse und Geschw. hoch über den Kopf halten, um die Munition nicht zu verlieren. Bald war jedoch der Hüßig so angefüllt, daß es dem Fußvolk nicht mehr möglich war, hindurchzukommen. Deshalb wurden jetzt die Kosaken zu Hülfe genommen. Unter sich auf die Gruppe ihrer kräftigen, gewandten Pferde nahm jeder Kosak einen Infanteristen und führte mit erprobter Hand das treue Pferd durch die todenbedeutenden Stützen. Glücklicherweise hatte so die Infanterie und die Verwundeten dasjenige Ufer erreicht, aber noch standen drüben die Geschütze und Wagen, welche man auf keinen Fall dem Feinde überlassen durfte. Auch für diese wurde Rath geschickt. An jedem Geschütz wurden die vorhandenen Ketten und Läufe fest zu einem Ganzen verbunden, dessen eines Ende an dem Geschütz befestigt wurde, während das andere in der Hand der Kanoniere blieb. Diese schwammen nun mit ihren Pferden über den Fluß, hängten das Tau in die Zugseile ihrer Geschütze, tieben die Pferde an und so zogen sie Wagen und Kanonen zum jenseitigen Ufer.

Wiederum wurden die Verwundeten und Todten in Abzug untergebracht, wieder wurde um die Festung herum das Lager besetzt. Wie gar verschieden war unser heutiges Bivouac von dem letzten Male, und nicht einmal Nacht wurde uns zu Theil, denn um Mitternacht wurde Alles geweckt, und der Weitemarsch angetreten. Es hatte sich nämlich schon in der vorigen Nacht das Geräusch verbreitet, daß die Tschetschen, unsere Abwesenheit bemühend, Nikolajews eingekommen, geplündert und angezündet hätten. Man dachte sich unsern Schreck! Jeder von uns hatte dort sein, wenn auch noch so geringes Hab und Gut, viele Weiber und Kinder zurückgelassen. Deshalb brach man auch sogleich auf, um den Wald, in dem wir das erste Mal so manche böse Erfahrung gemacht hatten, noch bei Nacht zu passiren, Noworossisk in Elmarsien zu erreichen und, wenn sich das Gerücht bestätigen sollte, blutige Rache an den Thätern zu nehmen. In möglichster Eile ging der Marsch fort, Niemand sprach, keiner tauchte, ja die Kanten bei den Geschützen waren verdeckt, um durch ihr Glänzen die Colonne nicht zu verrathen. Wäre der Weg nicht gar zu kothig und weich gewesen, so hätte man auch die Räder der Fuhrzeuge mit Stroh umwickelt gehabt, aber so war dieses nicht so nöthig, wie bei hartem Boden, theils auch nicht amwendbar. Glücklicherweise war durch den Wald gekommen, nur die Kavallerie-Garde bestand sich noch darin. Die anrückende Dämmerung verrieth jetzt dem Feinde unsern Marsch, und während stürzte er sich in Massen auf diese Nachhut, um wenigstens an ihr sich das Entkommen der Uebri-gen scharlos zu halten. Man beschränkte sich nicht mehr auf Zirkulirfeuer, sondern stürzte mit blanker Waffe auf einander los. Besonders zeichneten sich hierbei die Grenadiere des vierten Bataillons aus, die durch ihre Bajonnetangriffe den Feind stets zurückwarfen, und sogar einige Gefangene machten. Das Letztere geschah nur äußerst selten, denn die Tschetschen sind schnellflüchtig, wie ein Reh, und gewöhnlich nur den Reitern gelangt es, dann und wann Einige gefangen zu nehmen.

Wir schlugen jetzt einen andern Weg ein, der näher sein sollte, doch glaube ich, lag der Grund hierzu mehr darin, daß man nicht nochmals die verwüsteten Gegenden durchziehen, sondern lieber andre aufsuchen wollte, die den Truppen Lebensmittelhalt gewähren konnten. Unsere Vorräthe waren nämlich aufgebraucht, da sie nur auf zehn Tage berechnet waren, und es hätte nicht auf dem alten Wege leicht zu ergeben können, wie den Fuhrleuten auf ihrem Rückzuge aus Rußland, die in den schon durchgezogenen Gegenden auch nur Kohlen und Schutthäufen statt Nahrung und Obdach fanden. Gegen Mittag hatten und die letzten Reize verlassen. Wir hingen die Büchsen über den Rücken und marschirten nun rasch vorwärts, so daß wir am Abend die größere Hälfte des Weges nach Noworossisk zurückgelegt hatten. Obgleich wir das Wegeliegen der Tschetschen nur für eine Kriegelisk hielten, und für die Nacht einen Angriff erwarteten, so verzögert doch diese ganz ruhig, ohne daß wir durch einen Schuß gestört worden wären.

Am andern Tage wurde der Marsch mit gleicher Geschwindigkeit fortgesetzt, und wenn wir an der Schwand des Raqum die Tschetschen abermals erwarteten, so hatten wir uns, Gott sei Dank, nochmals geirrt. Spät am Abend zogen wir in Noworossisk ein. Die erste Frage war natürlich nach Nikolajewa. „Alles wohl und unversehrt!“ war die erste Antwort, die uns Allen eine Generenterlaffung zum Dergn nahm. Liefert, wie vor einigen Tagen in den Feind, hier jetzt Jeder in das Arrondissement ein, denn unsere Wagen

waren in den letzten Tagen sehr vernachlässigt worden, da wir höchstens Führer, und auch diese nur äußerst mager, in den Tschetschen gefunden hatten.

Am 16. Januar kehrten die Truppen der Expedition wieder nach ihren verschiedenen Garnisonen zurück, um nach einigen Wochen einen Hyßlichen Zug wieder zu beginnen, vor der Hand aber sich von den gebatnen Strapazen etwas zu erholen.

Nun noch einige Worte über unsere Feinde und ihre Art zu kämpfen.

Die Vergessler des Kaukasus pflegt man gewöhnlich mit dem Namen Tschetschen zu bezeichnen, obgleich sie aus einer Menge kleiner Völkernschaften bestehen, von denen nur eine die Tschetschen sind. Zu der obigen Erzählung kämpften gegen und die Stämme der Katsch, Schapig und Abadsch. Die Bewaffnung dieser kriegerischen Völkersämme ist so eingerichtet, daß sie sowohl zu Fuß, als zu Pferd kämpfen können, und besteht aus einer Büchse von sehr kleinem Kaliber (Eisenrohr), einer, zwei und manchmal noch mehr Pistolen, einem Dolch und einem Säbel. Statt dieser beiden letzten Waffen sollen die am kaspischen Meer wohnenden Stämme einen circa zwei Fuß langen Dolch haben. Nur selten findet man Bogen und Pfeile noch in Gebrauch. Ihre Patronen, deren sie etwa 16—20 Stück mit sich führen, bestehen aus kleinen hölzernen Kerkern, welche das Pulver aufnehmen und durch die aus einem Metallappen umwickelte Kugel fest zugeschießt werden. Diese Pulverkörnchen stecken sie in lehrne Kapseln, welche von der Kugel bis zur Mitte der Brust reichen. Je nach der Breite der Brust und der Größe der Patronen richtet sich die Anzahl derselben. Die Büchse hängt in einem Hüßlutterale über die rechte Schulter aus dem Rücken, der Dolch vorn am Lederriem. Den Säbel, welcher weiter Pariränge noch fast eine Vorrichtung zum Schuss der Hand hat, tragen sie beim Gehen an einem schmalen Riemen über der Schulter, beim Stehen um den Leib geschnallt, jedoch immer so, daß er mit der Spitze nach oben hängt. Derselbe befindet sich in einer hölzernen Scheide, die mit Leder überzogen ist, und in welche die Klinge mit fast dem ganzen Griff hineinfällt. Die Pistolen stecken eine hinter dem Rücken im Gürtel, eine andere in einem lehrnen Hüßlerale, welches vorn am Gürtel an der linken Seite hängt. Häufiger sie noch eine dritte Pistole, so steckt diese am Sattel. Im Gesicht bedienen sie sich der Frennwaffen, obgleich sie nur schwach mit Pulver versehen sind; selten greifen sie zur blanten Wehr. Jedes Strauch, jeden Fels, jeden Baum benutzen sie meisterhaft, um von da aus dem Feind eine unvorsichtige Kugel zuzuflehen.

Gewöhnlich jedoch kämpfen sie zu Pferde, und dann ist ihre Geschicklichkeit die meisten kriegerischen wilden Völkernschaften. Im härtesten Laufe ihrer vorrühlichen Kolosse stürzen sie auf die Zirkulirlinie zu, schießen, ohne viel zu zielen, auf 20—35 Schritte los und suchen sich eben so schnell, wie sie gekommen, wieder den russischen Kugeln zu entziehen. Gewöhnlich kämpft Jeder nach eigenem Gutdünken, und nur höchst selten vereinigen sie sich zu einer gemeinschaftlichen Operation; wenigstens habe ich es in den Jahren 1850—1856 in den der Wäandlung des Kuban jenseitig liegenden Theilen des Kaukasus nicht anders bemerkt. Hätten sie sich aber einmal zu einem gemeinschaftlichen Unternehmen vereinigt, dann suchen sie dieses auch mit Fernsichtigkeit durchzusetzen, und wir können uns immerhin auf harte Kämpfe, oft mit den blanken Waffen, vorbereiten. Freilich verzeilt auch öfters ihre Unnützigkeit, die besonders beim Vertheilen der Beute nach einem Siege hervortritt, das Unternehmen, oder ihre Absicht wird früh von uns erathen und durch energische Gegenmaßregeln vernichtet. In beiden Fällen kehren sie ruhig in ihre Wohnungen zurück, wie alle Wüßnamet-ander, damit trübend, daß es von dem unabwehrbaren Statum nicht anders bestimmt war. Kommt es aber doch zum Zusammenreffen, dann bereite man sich auf einen heftigen, wenn auch kurzen Kampf vor. Wie die Kagen kommen sie gewöhnlich des Nachts ausfindlich, nichts verrieth ihre gefahrerobende Nähe. Da klitz ein Schuß durch die buncke Nacht, gespensterliche Schatten springen hinter jedem Busch und Baum in die Höhe, ein gelendes Geschehri erschüttert Meer und Bein. Die Pistole in der einen Hand, den Säbel in der andern, so stürzen sie in das Lager, Schuß auf Schuß erhebt die Dunkelheit mit grellem Licht, um uns auf Augenblicke den grausamen Feind zu zeigen. Wehe uns, wenn unsere Trossartente die Wäandlung nicht so lange aufhalten vermag, bis die Truppen im Lager einigermaßen gehornt sind! Tod oder, was viel schlimmer ist, eine Gefangenschaft, wie sie einst die Thesen in den arifanti-

schen Raubthieren ertulken müßten, droht dann Leben. Doch gerührt ein gelungener Ueberfall zu den größten Seltenheiten. Unsere braven Soldaten versehen sich auf diesen Krieg, ihre Weisen sind blüthig schnell geschossen, Salve auf Salve empfänglich die Anstümer, den Kartätschen rasellen in die dicksten Haufen, und so schnell, wie

sie gekommen, so flüchtig sind sie verschwunden, verfolgt von den nachspringenden Besafen. Verzwelfelter Wierfland gegen sicher, wenn auch schrittweise Unterwerfung, tollkühnes Unglück gegen unerschütterliche Ausdauer, Brand und Meord auf beiden Seiten — das ist der Krieg im Raufaus.

## Eine Ruine von Haus aus.

Das besitzungslüchtige Streben unserer Zeit mag mit Reich auf riesigen Thiere bilden, welche man größere Hausbesitzer nennen könnte, ja welche mit einem, ihrem kleinen Bedürfniß angemessenen Häusern auf die Welt kommen, welches insbesondere mit dem In-fassen wächst und dabei oft einen hohen Grad von ansehnem Glanz erhält, der unsere studierten Häuser weit hinter sich zurückläßt. Natürlich meine ich die Schnecken mit ihren Häusern und denke dabei auch an die Muscheltiere, deren Schalen der Sprachgebrauch nicht aus Häusern, sondern eben Schalen nennt, obgleich sie eigentlich Daiselbe wie jene sind. Diese Verschiedenheit im Sprachgebrauch hat ihren Grund wohl ebenfalls wie so Vieles in der mangelhaften Anschauung der natürlichen Dinge. Wenn eine Schnecke aus ihrem Gehäuse kriecht und es dann auf dem Rücken mit sich schleppt, so glaubt die Menge, daß dieses eben nun leer sei und bis zur Wiederkehr mit fortgenommen werde. Genauerem Hinsehen würde belehren, daß die oberen Umlänge des Schneckenhauses noch ganz erfüllt sind von den weichen Eingeweiden des Thieres und daß es gewissermaßen bloß der Stamm des letzteren ist, was sich aus der Wölbung des Gehäuses hervorredet. Ja der so viele untenmäßig bewundernde Glaube geht noch weiter. Da man so viele leere Gehäuse herumliegen und namentlich in feuchten Wäldungen so viele Schnecken ohne Gehäuse frei herumkriechen sieht, so glaubt man, die Schnecken könnten ihr Gehäuse willkürlich verlassen. Dies ist bei keiner einzigen der Fall; das Gehäuse ist vielmehr stets durch schmale Bänder fest an das Thier gebettet, und jene frei herumkriechenden Schnecken sind so unglücklich, keine Hausbesitzer zu sein und nicht einmal zur Miethe wohnen zu können. Die Wissenschaft nennt sie Radtschnecken.

Wie das Menschengeschlecht, seit es steinere Häuser anführen lernte, seine verschobenen Bauplätze hatte, so ist es ähnlich auch mit den Schnecken, indem wir nun die Muscheltiere nicht weiter berücksichtigen, da sie eine ganz andere Thierklasse bilden. Man kann unter den Schneckenhäusern für den ersten und christlichgeleitenden epistolischen wie für den schmucklosten gotischen Bauplatz Gleichnisse finden. Das Meer scheint der phantastischeren Entfaltung der Schneckenarchitektur offenbar viel günstiger zu sein, als das Süßwasser oder das trodne Land, denn die Gehäuse der Land- und Süßwasser-Schnecken kann man meist schon an ihrer Einfachheit und Schmutzlosigkeit von den prächtigen See-Schnecken unterscheiden, wie letztere schon durch diesen besondern Namen vor den bescheideneren Schneckenhäusern bevorzugt werden, während beide doch von Thieren gleicher Rangordnung gebaut sind.

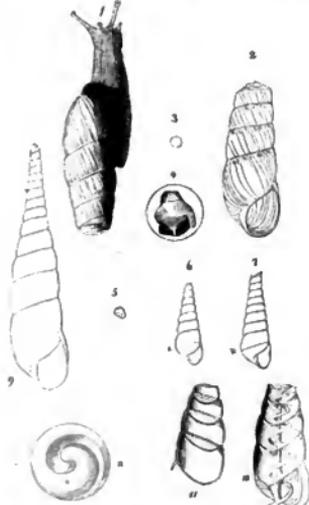
Neben der Aufzählung der Schneckengehäuse als Wohnräume, welche der sinnlichen Anschauung des Volkes so nahe liegt, kann man dieselben auch als ein ängeres Etwas auffassen, wenigstens in so fern, als dieselben fast eben so unermüßig von dem Thiere durch Kalkausscheidung gebaut werden, wie wir unser Etwas bauen. Doch paßt dieser Vergleich auf die Schneckenhäuser weit weniger, als auf die aus einzelnen Stücken gelenkig zusammenhängigen harten Panzer der Krebse und Käfer.

Doch wir kommen zu unserer „Ruine von Haus aus“, eine Bezeichnung, welche auch für manches unserer prächtig aufstehenden, vom speculativen Capital emporgezackten Häuser gelten könnte. Freilich trifft unsere ruinenbauende Schnecke nicht der Vorwurf wie letztere.

Im Süden Europas und am Nordrande von Afrika, überhaupt im Küstengebiet des Mittelmeeres lebt an feuchten Mauern und unter Felsen und Büschen im moorigen Erdobren eine Schnecke, welche und Fig. 1. in natürlicher Größe darstellt. Es ist die gewöhnliche Weisfahnde, *Bulimus deollatus*. Wir sehen ihr Gehäuse (Fig. 2) eben abgestuft und wie abgetreten und nicht wie gewöhnlich mit feinen Umlängen anfangend. Jedermann würde glauben, es sei ein schabhaftes Exemplar und das Thier habe das durch das Abbrechen der Spitze entstandene Loch wieder ausge-

bessert. Es verhält sich aber in der That anders. Verfolgen wir den sonderbaren Ruinenbau vom Anfang bis zum Ende.

Vom Mai an legt die Schnecke 30 bis 40 tagelange, schnee-weiße, kalkhaltige Eier von der Größe eines großen Entenseres (Fig. 3.) und verlegt sie in kleinen Grübchen des feuchten Erdobrens. Nicht man lang vor dem Auskriechen ein Ei auf (Fig. 4.), so findet man darin das junge Schneckenlein bereits mit einem feinen Gehäuse versehen, welches nicht die mindeste Ähnlichkeit mit dem Mutterthiere hat. Es besteht aus 2 Umlängen und ist beinahe kugelförmig (Fig. 5.). Mit dem Eintritt in die Welt erwacht



Die abgestufte Weisfahnde, *Bulimus deollatus*, und die Entfaltung ihres Gehäuses.

Fig. 1. Das Thier mit feinem Gehäuse. — Fig. 2. letzteres allein, welches in natürlicher Größe. — Fig. 3. ein Ei in nat. Gr. — Fig. 4. ein altes, vorhergehendes, dem Auskriechen nahe gekommenes Ei ausgebreitet, um das feine Gehäuse früher anzuzeigen. — Fig. 5. kleines Gehäuse in nat. Gr. — Fig. 6. ein 6-8 Wochen altes Gehäuse. — Fig. 7. ein etwas älteres, an welchem die erste Beilegung der Spitze bereits stattgefunden hat. — Fig. 8. vergrößertes Modell des Verhältnisses nach entfernter Lager Abhebung der oberen Umlänge. — Fig. 9. Uebersicht nach oben, welche das Gehäuse besser zeigt, wenn nicht die Beilegung der oberen 9-10 Umlänge darstellt. — Fig. 10. innere Ansicht eines der Umlänge nach Durchbohren des Thiers. — Fig. 11. stellt das abgestufte Etwas dar, welches man bei Schnecken als Etwas bei Schnecken nennt, ein hohlerer, weniger gelberes Gehäuse ist in den Umlängen an die Etwasstelle gezeichnet, um die Etwas verhältnißmäßig zu machen.

in dem jungen Schnecken der Baustoff; es vergrößert sein Gehäuse durch Anbau am Mundtheil, wobei die neuen Umlänge, aber anfangs nur in sehr unbedeutendem Grade, immer etwas höher und weiter werden, weil das wachsende Thier den einen zunehmenden Raum braucht. Dem jungen Baumeister dient dabei eine gewisse scharfe Kante als Leiter, welche die Umlänge haben und auf welcher die neuen Umlänge aufgelegt werden. An Fig. 6. und 7. ist diese Kante mit einem Sternchen bezeichnet. Etwa 6-8 Wochen nach dem Auskriechen aus dem Ei hat das Gehäuse die Gestalt und Größe von Fig. 6. erreicht und bis dahin hat das Thier das ganze Gehäuse bis hinaus in die oberste Spitze ausgefüllt, wie es bei allen Schnecken Regel ist. Nun aber wird

das Thier von einem unethischen Drange veranlaßt, sich aus den obersten 2 oder 3 Umgängen zurückziehen und sie leer stehen zu lassen, indem es tiefen freien Raum durch Erüdigung einer Querscheidewand abschließt, geräumigeren vermauert.

Es ist gerade so, als wenn die Bewohner des obersten Stodes eines Hauses eine Treppe tiefer Wohnung nähmen, und dann die Treppe nach dem verlassenem obersten Stod hinter sich zumauerten. Wie ein unbewohnter Theil eines Hauses doch allmählich verfällt, so geschieht es, nur viel schneller, auch mit dem oberen Theile des Gebäudes unserer Vierzehnhunde, aus dem sich das Thier herabgezogen hat: er verwittert und bröckelt ab. Fig. 7. zeigt uns ein noch lange nicht vollendetes Gehäuse, an welchem gleichwohl bereits eine Wohnungseränderung stattgefunden hat und die obersten Umgänge abgebrochen sind. Nach einiger Zeit rüdt das Thier abermals tiefer herab, vermauert wieder die verlassenen Umgänge und zieht wieder an. Dies geschieht mit jedem Gehäuse 3 bis 4 mal, und währenddem wird unten dasselbe in erweiterter Maßstabe fortgebaut, bis endlich zum Zeichen des Ab-

schlusses des Gehäusebaues der Mündungsrand durch besonders reichliche Ablagerung von Schalemschichten etwas verdrückt und mit einer dünnen typsenartigen Wulst belegt wird (Fig. 2.). Ist dann das Gehäuse fertig, so ist es eben doch nur eine Ruine, die höchstens aus 4 oder 5 Umgängen besteht. Der letzte Abbruch ist nun an der breit abgestumpften Spitze durch die Vermauerung bezeichnet. Fig. 8. gibt uns vergrößertes Bild und es ist daran die nach Maßgabe des wendeltreppenartigen Raumes des Gehäuses spiral gerichtete Scheidewand mit einem Sternchen bezeichnet.

Unter vielen Hunderten von Exemplaren, die ich in Spanien und Frankreich lebend gesammelt und in Sammlungen gesehen habe, hatte nur ein solches Verdrehung des Gehäusebaues noch 8 Umgänge oder Bindungen, die übrigen nur 4 und 5, ja einige noch 3. Ohne dieses sonderbare freimüthige und mehrmalige Aufgeben eines Theiles des erbauten Hauses würde dieses 14 bis 15 Umgänge und Gehalt und Größe von Fig. 9. haben. Aber ein solches ist meines Wissens noch nie gefunden worden: diese Schneckenhäuser sind eben „Ruinen von Haus aus.“

G. K. Rehmhölzer.

## Die Frau des Dichters.

(Schluß.)

In ihrer Verzweiflung wandte sie sich an den berühmten Arzt Medicinrath Etiegley in Hannover, zu dem sie als nahestehenden Aemteranten ihre Zuflucht nahm. Auf seinen Rath besuchte sie mit Heinrich das Bad Kissingen, ohne jedoch den gewünschten Erfolg zu haben. In der Klästersie begriffen, verklärten sie Krossen, wo Etiegley geboren war und seine Mutter und Geschwister lebten, aber der Ruch der Heimath konnte ihn nicht erheitern und weckte nur trübende Erinnerungen. Die Medicin, von der sie sich Heilung versprach, wurde zum Gift für ihn; sein dürsteter Geist saugte aus der sonnigsten Landschaft nur die verderblichen Dämpfe und schwarzen Nebel ein; er schien unarbeitsam den finstern Wäldern verfallen.

Charlottens Muth war gebrochen; damals sprach zum ersten Male der fürchterliche Entschluß in ihrer Seele dümmend aufsteigend zu sein, ihr Leben für den Geliebten zum Opfer zu bringen, mit ihrem eigenen Blute ihn zu erlösen.

„Der Dichter,“ sagte sie zu ihm, „ist wie eine Sclingspinnweb. Mit ihm muß man in Eins verwachsen sein oder es ist seine Gegenfeindseligkeit. Daher kann nur der ihm Freund sein, der an seinem Schicksal und Werten entschlossen Theil nimmt. Sobald dieser Freund nichts mehr von der Welt hat, wird er verkommen in sich, während der Dichter nehmendig fortschaffen, anstreben, der Welt sich hingeben muß, nicht aber mehr dem Freunde. Meine Stellung zur Welt ist mein Leben für Dich. Darum könnte ich auch bei der tiefsten, innigsten Liebe immermehr mit Dir in einer Wüste allein leben, ohne zu verkommen, weil ich Dir da nichts mehr sein könnte, und das wäre das Einzige, was ich nicht ertragen würde. Dir muß ich wieder Alles sein, ernstlich, durchdringend. Darum kann ich endlich mit einem Heimath auf Deine geistige Wiedergeburt hindünnen. Sie wird wiederkommen! Genieß, sie wird wiederkommen. Könnte ich nur, wie ich möchte, sie zu beschleunigen — und wahr es durch einen Kaiserschnitt — aber wenn er mißlänge?“

Ein anderes Mal äußerte sie zu Etiegley:

„Du bist der einzige Mensch, gegen den ich ganz rückhaltlos offen bin; und dennoch hab ich ein Geheimniß vor Dir — es betrifft Dich selbst und wird einst vielleicht zu Deinem Besten sich entscheiden, wiewohl es etwas dunkel aussieht.“

In ihr Tagebuch schrieb sie in jener Zeit:

„Die Welt erscheint mir erst jetzt recht heiter, seit ich einmal ganz aufgegeben und nun darüberstehend sie betrachte und erhalte. Sie erscheint mir gleichwie im letzten schönen Abendroth, wie beim Sonnenuntergang sie verflärt daliegt.“

Vom Entschlusse bis zur That ist jedoch noch immer ein weiter und verwickelter Weg; der liegende Gedanke bedarf der Zeit zum Reifen; er liegt mit tausend andern verbergen in der Menschentrübniß, bis der Augenblick ihn an das Licht zieht, ein ungeahnter Moment ihn zur rascheren Entwicklung treibt oder für immer vernichtet. Einem Zaustete gleichet des Menschen Geist, von der Sonne beschienen, vom Thau und Regen des Himmels genährt; nicht jedes Korn geht auf, nicht jeder Palm trägt seine Frucht.

Es kamen wohl auch Tage, wo Charlotte sich neuen Hoffnungen hingab; denn das ist das Eigenenthümliche dieser Krankheit, daß sie mit dem Aufsteigen der Genußung spielt und Stunden der vollkommenen Gesundheit mit verwickeltesten Niedrigselbstgefühl abwechseln. — Auf den Rath der Ärzte und Freunde hatte Etiegley endlich seine amtliche Stellung aufzugeben, die Großmuth des Landes in Petersberg schätzte ihn vor jedem Mangel; aber diese Veränderung entsprach nicht den davon gehegten Erwartungen. Früher wurde Etiegley durch seine Beschäftigung aus dem Hause geführt und gestreut; jetzt waren die Gatten auf ein fortwährendes Besammlenleben angewiesen, das für Beide nicht wohlthätig sein konnte, ihn nur noch mißmüthig machte und Charlotte zum Anhören seiner hypochondrischen Klagen nöthigte. Ihre Gesundheit wurde immer mehr angegriffen und die Ärzte verboten ihr, zu singen, um ihre lebende Brust zu schonen. Damit wurde ihr der letzte Trost Krauth, womit sie die finsternen Geister des Hauses zu beschwören pflegte.

Es waren traurige Tage, die sie von nun an in der Gesellschaft des kranken Mannes verlebte. Am achtzehnten December hatte Etiegley einen Trauer. Es war ihn, alle versenkte drüben im Klüfte, in dessen Nähe seine Wohnung lag, das geliebte Weib; er kürzte ihr nach, schrie und weinte; stredete seine Arme nach ihr aus, um sie den Wellen zu entreißen, aber es war zu spät und Charlotte nicht mehr zu finden. — Als er erwachte und wußte, daß er nur geträumt, überkam ihn ein eigenes Gefühl. Er mußte unwillkürlich an mande ihr entfallene Mahnung denken und beschloß fortan, durch eigene Kraft sich aufzuheben und die theure Frau durch seine Tugenden und krautvollen Stimmungen nicht länger zu quälen. Die Möglichkeit ihres Verlustes muß ihn auf seine eigene Energie an und machte sich mit dem Gewahrn vertraut, in etler Rehsituation seine verlorene Selbstständigkeit wiederzuerlangen. — Sein Wesen wurde ruhiger und gehaltener. Die wohlthätige Veränderung war Charlotten nicht entgangen und als sie nach dem Grunde forschte, nahm er keinen Anstand, den Trauer der Nacht ihr mitzutheilen.

„So?“ sagte sie, getrauerwillig lächelnd. „Also das kann Dir helfen? Nur so ist es recht. Ja, ja, nur aus der Tiefe des Schmerzes, nur aus der ersten Rehsituation kommt und die rechte, die dauernde Kraft, die hohe Ruhe des Geistes, ohne die nicht wirklich Großes geschieht. Halte nur fest an Deinem Vorsatze und sie wird Dir werden.“

So beschloß sie sich immer mehr in dem Entschlusse; er selbst gab ihr ohne sein Wissen die edelste Waffe in die Hand. Sein Aufpassen zu erneuter Thätigkeit war ebenfalls nur vorübergehend, bald versiel er wieder in jenen Zustand geistiger Vermüdung, der seine getriebliche Arbeit aufkommen ließ. Trosses schleppten sich die Tage hin; am Abend saßen Beide in selbigenmäthler Einsamkeit; nur selten ließ sich einer der alten Freunde sehen, verstaucht von der melancholischen Stimmung oder abgehalten von dem eigensinnigen Treiben der großen Stadt. Der einfermige Schlag der Uhr, die von der Kammer hereinante, unterbrach mit schauerlichen Tanten

die Stille, in der sich zwei zum Glük vor Allen berechtigte Wesen in unheilbar gewordener Gemüthsverwirrung gegenüberlag. Unheimliche Vorzeichen, woran sich der gemeine Aberglaube hält, vermehrte die Beflemmung; die Möbel trachten ihn und wieder gestenftich und die ebere Platte von Charlottens Schreibebureau zerbarst einmal sberend, daß Heinrich entsetzt zusammenfahr, während sie mit einem erzwungenen Schrei ihn zu beruhigen suchte.

Den einmal aufgelaychten Beobachter verfolgte von nun an Charlotte mit der ihr eigenen Willenskäfte. Sie fühlte die Nothwendigkeit der That, von der sie sich einig und allein Rettung für den unglüklichen versprochen konnte. Durch ein gewaltsames Ereigniß sollte Einigth aus seinem dumpfen Hinbrüten aufgerüttelt werden, sie selbst wollte sein Art sein, aber in ihrer eigenen kranfhaftesten Verblendung irrte sie sich in der Wahl des Mittels; auch sie war nicht mehr gesund; nicht so zurechnungsfähig, um den richtigen Weg zu seiner Heilung einzuschlagen. Seine Verwirrung und Reizbarkeit hatte sie angestekt und ihren klaren Verstand getrübt. Der Tod schien ihr nur noch die einzige Hüffe zu sein und zwar ihr Lob, der dem kranken Manne seine Selbstständigkeit wiedergeben, ihn zu neuem Leben erwecken sollte.

Der alte Glaube an die verschönernde Kraft des „Menschenopfers“ war unbewußt in ihrer Seele aufgewachen, ein Glaube, welcher vielleicht mit ihren früheren religiösen Schwärmereien innig zusammentrang.

In der Fülle ihrer überschwänglichen Liebe wollte sie sich selbst zum Opfer bringen; sie war nicht Mutter; kinderlos blieb all ihr Denken und Fühlen nur auf den einen Punkt gerichtet, sein anderer Gegenstand zog sie davon ab; ihr Leben hatte nur so lange einen Werth für sie, als sie Heinrich damit nähern konnte; sie gab es hin, da ihr Tod nach ihrer Meinung ihn allein von dem Banne der Krankheit zu befreien vermochte. Dieser Entschluß war in ihr nach und nach zur Gewißheit geworden und sie ging an die Ausführung desselben mit ruhiger Besonnenheit, mit klarem Bewußtsein, das höchsten durch die Cophistih ihrer Liebe getrübt war. Sie rechnete noch einmal im Stillen mit sich ab und prüfte ihre bisherige Handlungsmenge; sie konnte sich das Zeugniß geben, nichts für Heinrich unversucht gelassen, Alles gethan zu haben, was irgend erdenkbar, und dennoch fruchtlos!

Was blieb ihr noch all den Anstrengungen zu thun noch übrig, als für ihn zu sterben?

So kam der neunundzwanzigste December heran; Charlotte war zur That bereit, nachdem sie sich immer mehr darin bestärkt und vorbereitet hatte. Der Abschied von der Welt konnte ihr nicht schwer fallen, da sie nach und nach die irdischen Bande lose und unmerklich abgestreift. Ihre Geist schwebte bereits in einer höheren Welt, während sie noch zersucht mit seltsam glänzenden Augen wie ein verkühter Geist auf dieser Erde herumwandelte. Heinrich war an diesem Tage abwechselnd wohlher und dann wieder tief verstiumt, wie dies in der wunderlichen Natur seines Nerrenlebens lag. Nach Tische kam eine Einladung von der Riesen Quartettmusik für den Abend, die auch von ihm angenommen wurde. Von diesem Augenblick an war Charlotte plötzlich ernst und still. Sie sagte ihm noch nicht, daß sie ihn den Abend nicht in das Concert begleiten wollte.

Gegen Abend legte sie sich erwidet auf das Sopha, sie hat ihn, allein oder in Begleitung eines in der Nähe sitzenden Freundes zu gehen, da sie der Ruhe bedürfte.

Er versprochen, deshalb zeitiger zurückzufahren.

„Nein, Heinrich!“ sagte sie eindringlich. „Du mußt das Concert ausüßeren Versuch“ es wieder einmal, ob Du Müßit mit Ruhe anhören kannst; besonders zwingt Dich, den aufregenden Beethoven wieder zu ertragen und zu bewältigen.“

Es lag ihr Alles daran, daß er nicht vor der Zeit, die sie zur Ausführung ihrer That bedurfte, wiederkäme.

„Hörst Du,“ sagte sie hinzu, „sei ruhig, mein Heinrich! Was soll denn nun noch aus Dir werden, da Alles mit Dir geschehen, was weil heilsam glaubten? Nur Resignation kann Dir helfen. Ruhig mußt Du werden, Dich in Dir selbst zusammenfassen! Man muß erst Alles aufspüren, um den Frieden und die Erstigung zu gewinnen. Ist das nicht auch die Bedeutung von dem Dpferode des Herrn?“

Sie drückte ihm die Hand; er küßte sie auf die Stirn und ging ohne jede Abnung ihres Entschlusses. Rein Ton, sein Bild vertrieb ihm ihre innere Bewegung, als sie so für immer von ihm Abschied nahm.

Sie war allein; draußen lag die öde Winternacht auf dem einsamen Schiffsbaurdamme, wo sie wohnten. Wenn sie an's Fenster trat, erlebte sie den Mond in schneibender Klarheit, die dunkle Syree und die gegeneinanderliegenden eingeschneiten Gärten und Häuser. Es war hell und kalt und ein lautes Kröpfeln mochte sie wohl beim Anblick dieser melandolischen winterlichen Umgebung beschleichen. Nur das Dienstmädchen, welches ihr sehr ergeben war, verweilte in der Küche; sie rief es, um ihm einige Aufträge zu erteilen. Ihm war der besonders milde und freundliche Blick der Herrin aufgefallen, die, mit der Lampe in der Hand, vor ihr stand und sie verabschiedete.

Nur zwei Stunden hatte sie noch bis zur Mitternacht ihres Mannes Zeit; sie mußte sich beeilen, da sie noch viel zu thun hatte.

Sie legte mit zührender Sorgfalt das Geld für Heinrich heraus, das sie bisher immer in Verwahrung gehabt, und einige Sachen, die er zunächst brauchen konnte; dann setzte sie sich an den Schreibetisch und schrieb, während ihre Thränen leise fielen:

„Unglüklicher konntest Du nicht werden, Vielgeliebter! Weß aber glüklicher im wahrhaften Unglük! In dem unglüklichen liegt oft ein wahrer Segen, er wird sicher über Dich kommen!“ Wir litten Beide ein Leben, Du woißt es, wie ich in mir selber litt, nie konnte ein Verwurf über Dich, Du hast mich vielgeliebt! Es wird besser mit Dir werden, viel besser jetzt, warum? ich fühle es, ohne Deine dafür zu haben. Wir werden und einst wieder begegnen, frzier, geküßter! Du aber wirft Dich noch hier heraufleben und mußt Dich noch thätig in der Welt herumtummeln. Grüße Alle, die ich liebe und die mich wieder lieben! Bis in alle Ewigkeit!

Deine Charlotte.

„Zige Dich nicht schwach, sei ruhig und stark und groß!“

Diesen Brief, den sie absichtlich auf einen großen Bogen von hartem Papier geschrieben hatte, damit er nicht überlesen würde, legte sie zu dem Gelbe in das Post, wo sie in glüklicheren Tagen die ihm zugehachten Ueberraschungen, niedliche Notizen und schallhafte Erinnerungen zu bergen pflegte. Ihre Handschrift war in diesen letzten Zeilen fest und zeigte nur auffallend große Buchstaben. Einige Male mußte sie heftig gemeint haben, besonders waren die Worte „in der Welt herumtummeln“ am stärksten von ihren Thränen benetzt.

Jetzt warf sie vielleicht, von dem lauernden Dämon des Wahnsinns fortgerissen, den kleinen Pelzmantel und die Boa ab, welche sie gewöhnlich trug, und schlenderte sie an die Erde, wo sie in der Mitte der Straße gefunden worden. Sie nahm das Licht, und eilte in ihre Schlafkammer mit dem Dolch, den sie als Braut für Stieghil gekauft hatte.

Hier mußte ihre fröhliche Ruhe zurückgehen sein, wofür die Besonnene Ausführung ihres Entschlusses ein klares Zeugniß gibt. Nicht in wilder Verzweiflung, mit erstem Bewußtsein brachte sie sich selbst zum Opfer dar.

Sie stellte das Licht auf den Nachttisch und begann sich zu entkleiden, wußt sich erst, that ein reines, weißes Nachtkleid an und bedeckte das Haupt mit einem reinen, weißen Häubchen. So angethan, legte sie sich, wie sonst zum Schummer, jetzt zum ewigen Schlaf in ihr Bett, und lenkte hier mit fürchtbarer festerer Hand den Dolch in das Herz. Sie behielt noch so viel Kraft und Ruhe, denn Dolch aus der Wunde herauszulieben und neben sich zu legen; dann dedte sie die rechte Hand auf die blühende Brust, mit der linken zog sie das weiße Bettuch bis an das Hals krauf.

Er erwartete sie, das Haupt ruhig in die Kissen gedrückt, den nahen Tod; kein Schrei, kein Laut verriet ihren Schmerz; endlich jedoch konnte sie das unwillkürliche Stöhnen der röchelnden Lungen nicht mit dem Aufgebote ihrer letzten Willenskraft überwinden. Das in der anstehenden Küche weilende Mädchen wurde aufmerksam; es rief und die Nachkammer eilte herbei. — Als die Thüre geöffnet wurde, verhauchte Charlotte ihren letzten Aushauser. Sie lag in wunderbarer Milde da, einer Schlafenden gleich, in so ruhiger Haltung, ohne jede Spur des Tobelampfs, daß die Wunde als Ursache ihres Todes selbst von dem herbeigerufenen Arzte erst später erdenkt wurde. Die Wange war noch roth, die Hände leise heruntergelitten, kaum einige Finger krauphaft verzogen, nur um den Mund zeichnete sich ein scharfer, trüber Zug, der die Welt anzulagen schien.

Eine halbe Stunde später kam Heinrich, nichts ahnend, aus dem Concert; die Müßit hatte ihn heiterer gestimmt als sonst; er

hatte sich, wie dies in seiner Natur lag, neuen Hoffnungen hingegeben, neue Lebenspläne gefaßt, die er nach seiner Menschlichkeit Charlotten mitzutheilen gedachte. In einer romantisch gelegenen Bergstadt, die auch ihr immer gut gefallen, wollte er mit ihr von nun an leben und in dem Schutze der Natur für Beide Stärkung und Genesung suchen. Er war noch voll von diesen freundlichen Gedanken, die er mit höherer Phantasie sich unterwegs ausmalte, als er in das Zimmer trat, wo er seine Frau als Leiche fand.

Mit einem lauten Schrei stürzte er zu Boden.  
Er erholte sich zwar, der fürchterliche Schlag hatte ihn nicht getödtet, aber auch Charlottens schwärzliche Ausflüchte auf seine

geistige Erhebung in Folge einer solchen Katastrophe nicht gerechtfertigt. Sie hatte sich über die Wirkungen ihres Opfertodes in Bezug auf ihn geläufigt; die von ihr erwartete Erleichterung trat für ihn nicht ein. Stieglitz verließ Berlin und zog nach dem Süden, wo er in Venezig farb, ohne die Hoffnungen, welche er bei seinem ersten Auftritte als lyrischer Dichter erregt hatte, zu erfüllen.

Auf dem Sophienkirchhof in Berlin ruht unter dem schlichten Grabstein Charlotte Stieglitz, die Frau des Dichters, die aus übergroßer Liebe für ihn selbst den Tod gegeben hat.  
Was die irdische Liebe geirrt und gestiftet, hat ihr die himmlische des milden, göttlichen Richters gewiß vergeben.

Max Ring.

## Eine Seemannsfamilie.

Norddeutsches Küstenbild. Von K. v. Wibeck.

Auf eine von allem regeren Verkehr abgeschnittene tiefliegende Landzunge, die sich an der nordwestlichen Seeferse weit in die furchtollen Wälder der klaren Difter hineinstreckt, wohnen wir unsere Leser hier führen. Ein gar einfarbiges Flah, wie man solchen — außer in den entlegenen Thälern der Hochalpen — nicht leicht in ganz Deutschland wieder finden wird, ist es, auf den eine Seemannsfamilie ihrer Heimathsküste errichtet. Fast eine Stunde weit entfernt liegt das große Stranddorf, in das diese Familie eingepfarrt ist, und viel näher wird man auch im ganzen Umkreise keine andere Wohnung finden können.

Trotz dieser Entfernung gehen im Winter die Kinder doch tagtäglich regelmäßig in die Schule des Dorfes und an Sonn- und Festtagen wird so leicht sein in der Heimath anwesendes Mitglied der Familie den Gottesdienst in der Kirche versehen. Mag der Korbost auch noch so gemaltig auf dieser schmalen, ganz dem Umflusse der Winde preisgegebenen Landzunge toben oder das dichteste Schneegeschüßer bis auf wenige Schritte den freien Blick verzerren, deshalb versumt weder der alte zweinundsechzigjährige Greisehgar, noch das jüngste Entlein, ein blühendes, rottblondes Mädchen von zehn Jahren, jemals die Kirche. Über dieser Familie angeht, der sie gegen jede Unruhm der Witterung und frühlicher Kinheit an geknüpft und wird die Verwechslung so vieler Stätter hierin kaum begreifen können. Sturmwind oder Schneegeschüßer, glühende Sonnenhitze oder eiserne Rälte macht diesen abgeschiednen Menschen hier wenig aus und sie lassen sich in ihren Sängen und Beschäftigungen durch solche Hindernisse nicht stören. Verstumt aber wirtlich Jemand den sonntäglichen Gottesdienst, so liegt er in der Zeit desselben sicherlich in der alten, grobgedruckten Bibel mit dem abgenutzten, schwarzen Levertintendruck, die schon über hundert Jahre ein hoch in Ehren gehaltenes Besitztum der Familie war. Wahre Gottesfurcht ohne jegliche Heuchelei ist hier heimisch und die Kinder beschließen stets ihr Tagewerk mit dem lauten Beten des Abendgessens. Einen gleich frommen Sinn wird man übrigens in den meisten deutschen Seemannsfamilien sowohl an der Ost- als Nordseeferse finden.

Nur ein schmales Fußwege, der kaum für einen niedrigen Banerntarren fahrbar sein dürfte, führt durch weite Tannenwäldungen aus dem Kirchtore zu dieser menschenlichen Wohnstätte. Kaum dürfte ein fremder Wanderer — wenn überhaupt sich ein solcher jemals in diese entlegene Gegend verirren sollte — hier noch eine Ansetzung von Menschen erwarten, so still und öde ist Alles ringsumher. Seitdem das Geschüt hier erbaut wurde, hat nie ein Wagen davor gehalten oder ein Pferdepaß den dahinsuführenden Pfad betreten. Was nicht auf den Schultern kräftiger Menschen hierher getragen wird, das sind keinen Pfah in dem leichten, aber dabei fast gebanten Seegeboot, was hier bei jeder Gelegenheit die Stelle des Wagens vertreten muß und in dessen sicherer Handhabung alle Familienmitglieder, gleichviel, ob Mann oder Weib, von frühler Kinheit an geübt werden. Den zwei Entlein umgibt das offene Meer die kleine Landzunge, auf der das Wohnhaus, mit dem niedrigen Pfeilthal daneben, erbaut wurde, während landwärts ein mit Straubhagen dünn bewachsener Dänenhügel das Ganze von den Balungen trennt.

Wind und Zufriedenheit, wie solche in dem elegantsten Hause der glänzendsten Residenz nicht geüher gefunden werden könnten, haben in diesem Geschüt ihren Sitz aufgeschlagen. Schon das Kreuzer des Wohnhauses zeigt eine gewisse Wohlhabenheit des Besitzers. Es ist zwar nur ein Steuertrod hoch, um so den heftigen Stürmen besser Widerstand leisten zu können, aber lang und ziem-

lich geräumig. Man sieht dem ganzen Gebäude sogleich an, daß es anfänglich kleiner war, allmählich aber, wie die Familie sich mehr vermehrte, auch wiederholt einen neuen Anbau erhielt, um allen Gliedern derselben ein Obdach gemäßer zu können. Drei Schornsteine dampfen von dem roten Ziegeldach, das, je nach seinem Alter, sich schon in verschiedenen Färbungen zeigt, und zwei Hausthüren führen in das Innere.

Von den Söbnen dieser Familie haben drei sich bereits verheiratet und eine eigene Familie gegründet. Die alte Heimath war ihnen so an das Herz gewachsen, daß sie es verzeihen, dem Vaterhause stets einen neuen Anbau zu geben, statt sich anderswo niederzulassen.

Das ganze Wohnhaus und die Ställe daneben haben einen Anstrich von hellgrauer Farbe, während die vielen Söbner und Balken in den Wänden mit braunrothem Theer, die Thüren, Fensterrahmen und Käben aber mit grüner Oelfarbe angestrichen sind. Alljährlich zwei Mal wird dieser Anstrich, den der alte Familienvater immer eigenhändig besorgt, regelmäßig erneuert und glänzt daher stets in den frischesten Farben, wie man überhaupt an dem ganzen Geschüt nirgends die mindeste Spur von irgend einer Vernachlässigung oder Unerbundenheit entdecken wird. Wie auf seinem Schiffe auf der See so wird der tüchtige Seemann in seinem Hause auf dem Lande nirgends Unordnung und Verfall dulden. So etwas besorgt er sich gewöhnlich selbst mit geschüfter Hand aus, wenn ein vielerfahrter Seemann pflegt fast immer dem Schiffsjungermann die Handgriffe abgelesen zu haben, und Pinsel und Farbestopfen ebenfalls geschäftig zu gebrauchen.

Eine ziemlich hohe und starke Pede von Weißborn umgibt Haus, Garten und Hof und verleiht einigen Schutz gegen die beständigen Winde, die gar viele Tage im Jahre ihr Spiel hier treiben. Hohe Obsthäume trägt der Garten zwar nicht, denn der Boden ist für dieselben hier zu düstert und der Wind zu heftig, aber Rohl, Kartoffeln und andere gewöhnliche Gemüße gedeihen vortreflich in ihm und an den Seiten finden immer noch einige Blumenbeete Platz. Mit großer Sorgfalt ist dieser Garten angelegt und fruchtbar trotz der Erde aus der Grenze herbeigebracht worden, den Sandboden mehr zu verbessern. Schiffe, die Getreide nach Voreezug bringen und dort nicht immer wieder volle Ladung bekommen können, pflegen mitunter Gartenere als Ballast einzunehmen und nach dem heimischen Hafen zurück zu führen. Durch solche französische Erde ist theilweise auch dieser Garten auf der entlegenen Landzunge der norddeutschen Küstferse verbessert worden, während die Bretter im Hause auf schwedischen Eichenstämmen geschmitten, die Klinkersteine — mit denen der Fußboden ausgelegt und die Ofen erbaut sind — aber in holländischen Ziegeln gebrannt wurden. Hier an dieser Seeferse erscheint den Beobachtern das europäische Küstenland, was sie auf ihren Schiffen erreichen können, ungleich näher, als eine Binnenstadt, die vielleicht nur eine Meile landeinwärts davon liegt. Es gibt gar viele alte Schiffer, die alle Meere der Welt vielfach durchkreuzten, in ihrem ganzen Leben aber noch niemals nur einige Meilen landeinwärts gekommen sind. So auch die so eben geschilderte Familie, die es für schwieriger halten würde, manderelei Deckschliffe nur einige Meilen weit aus dem inneren Lande, als aus England, Holland, Frankreich und Schweden zu erhalten.

Söhne wir nun, bevor wir das Innere dieses so freundlichen und behäglich aussehenden Hauses betreten, zuerst die am meisten hervortretenden Glieder der Familie, die es bewohnt. Zuerst den



# Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. — Verantwortl. Redactione F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1 1/2 bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

## Der erste Fall im neuen Amte.

Vom Verfasser der „neuen deutschen Zeitbilder.“  
(Fortsetzung.)

Ein Verdacht gegen den Ehemann der Verstorbenen" mußte unter den angeführten Umständen mindestens angeregt sein. Bei mir um so mehr, als ich immer wieder an den Umständen in dem Wirthshause an der hannoverschen Grenze denken mußte.

Die Leiche befand sich in einer auf den Hof führenden Kammer des Hauses.

Der Arzt hatte nur kurze Zeit gebraucht, mich herbeizurufen. Der Kreisdiener hatte unterdeß den Wähler in der Stube zu halten gewußt. Wie er nachher mittheilte, hatte Wähler sich zwar äußerlich ruhig gezeigt, ihn aber doch zweimal mit einer Gleichgültigkeit, die desto verdächtiger erscheinen mußte, gefragt, ob nicht Verdächtiges in der Leiche aufgefunden sei. Der Chirurg hatte es verneint.

Ich vergesse nie den Moment, als wir in die Stube eintreten. Als die Thür sich öffnete, fiel mein erster Blick auf den Fremden in jenem hannoverschen Wirthshause. Ich erkannte ihn auf der Stelle. Es war der Fleischmeister Wähler. Er stand am Fenster, und wandte sich nach der Thür, als diese geöffnet wurde.

Ich hatte absichtlich den Kreisdiener zuerst eintreten lassen; ihm folgte ich. Ich konnte so besser beobachten. Wähler sah mit unruhig forschendem Blick den zurückkehrenden Arzt an.

Dann sah er auf einmal mich.

Sein Gesicht wurde kreidweiß. Er griff mit der einen Hand nach seiner Brust, als wenn er den Tod dort fühle. Mit der andern sagte er nach der Fenstertür; er mußte sich fest halten, wollte er nicht umfallen.

Dinter mir traten die Beamten des Criminalgerichtes ein, die er kannte. Es konnte ihm auch nicht mehr zweifelhaft sein, wer ich sei. Er wies einen Blick fürchterlicher Wuth auf die Leiche, die mitten in der Stube auf einem Tische lag. Es war der Blick des Mörders, der seinem Verächter tödtliche, vernichtende Worte droht. So psychologisch merkwürdig und doch so psychologisch wahr!

Das Alles hätte keine drei Secunden gedauert. Ich hatte in diesen drei Secunden eine schredliche Ueberzeugung gewonnen. Sie drückte mich doppelt, denn sie war meine menschliche Ueberzeugung; ich mußte mich hüten, sie dem Criminalrichter auszusprechen. Das hält schwer.

Indeß, Wähler war kein gewöhnlicher, wenigstens kein schwarzer, charakterloser Verbrecher. Er hatte sich in einer Secunde gefast. Sein Gesicht war nur noch weiß; bleich war es immer. Aber er stand aufrecht, fest und er sah mit seinem gewöhnlichen

melancholischen Blicke auf die Leiche, auf uns. Ich mußte ihm das geistliche Einsichreten und dessen Grund andäugeln.

Nach der Anzeige des Kreisphysikus haben in der Leiche Ihrer Frau sich Spuren gezeigt, die den Verdacht einer Vergiftung begründen. Dadurch wird die gerichtliche Section der Leiche und weitere gerichtliche Untersuchung, auch Ihre Vernehmung nöthig. Sie werden noch ausbleiben und über Alles, wonach ich Sie befragen werde, vollständige Auskunft geben."

Er hatte sich einmal gefast, und blieb vollkommen gefast. Keine Mine seines Gesichtes veränderte, kein Blick seines Körpers bewegte sich. Er blieb nur bleich und melancholisch, wie ich ihn schon in jenem Wirthshause gesehen hatte.

Ich begann die gerichtliche Handlung mit der äußern Besichtigung der Leiche, und ließ dann die Öffnung derselben fortsetzen. Ueber die Vergiftung blieb kein Zweifel. Schlang, Magen und Darmcanal zeigten sich in einer Weise entzündet, selbst wandig, die hewies, daß die Verstorbene eine ungewöhnliche, wie der Arzt sich ausdrückte, eine „unsaunige" Masse von Gift mußte genossen haben. Nach die Eröffnung des gneffenen Ristes ließ sich schon bei der Section selbst erkennen. In der Regel kann sie bei mineralischen Vergiftungen erst durch die künstliche Anwendung chemischer Reagentien dargestellt werden. Allein in dem Körper der Frau fand sich das erkennbare Gift offen vor. Bei seiner Auffindung verrieth Wähler noch einmal die ungewohnte Angst seines Innern. In dem Magen hatten sich mehrere feste Klümpchen vorgefunden. Wir besahen sie genau, aber schweigend. Schon dies war ihm unheimlich; sein Blick verlor den melancholischen Einbruch, und schweifte desto unsicherer umher.

Um unsrer, meist nur durch Obedienzen ausgebildeten Verdacht, daß die Körperchen reiner Arsenik seien, zu verstärken, ließ ich eine brennende Probe beibringen; auf die wurde ein der Körperchen gelegt; in demselben Augenblicke entwickelte sich der scharfweicige Dampf und der bekannte Knoblauchgeruch des Arseniks. Unsere Wissen verrieth unsere vollständige Ueberzeugung.

Wähler hatte unsere Operationen mit der gespanntesten Aufmerksamkeit verfolgt. Als er bemerkte, wie wir mit jener Ueberzeugung uns ansahen, erschien er wieder einen Augenblick innerlich vernichtet. Nur durch ein gewaltsames Aufstöhnen konnte er sich Luft verschaffen.

Es war schon dunkel geworden, als die vollständige Obduccion der Leiche beendet war. Das zu Protokoll gegebene Entschieden der Aerzte sprach entschieden als Ursache des Todes der Ehe-

frau Wahler Vergiftung durch Arsenik aus. Der Thatbestand des Verbrechens fand sich.

Es kam nun darauf an, den Thäter, den Verbrecher zu ermitteln und zu überführen.

Zu ermitteln? War nicht in dem eigenen Namen der Vergifteten der Thäter bereits ermittelt?

Ich müßte auch als Criminalrichter wenigstens an das anknüpfen, was auf meine menschliche Ueberzeugung so tief eingewirkt hatte.

Das Wahler'sche Hauspersonal bestand nur aus dem Maane, dem dreizehnjährigen Dienstmädchen und jener Nichte, die Wahler in der Nacht vor dem Tode seiner Frau hergebracht hatte.

Durch die ausführl. sorgfältige Vernehmung zunächst dieser Personen, und sodann der Nachbarin, der Wittne Kühl, wie während der Krankheit und beim Tode der Frau im Hause gewesen war, mußte der Weg zur Auffindung der Wahrheit betreten werden: ein ungemüßter, dunkler, schwieriger Weg.

Wahler war ein kalter, besonnenere, feiner Mann und, wenn der Thäter, einer von jenen Verbrechern, an denen alle ethischen Mittel der Inquirenten zur Erforschung der Wahrheit scheitern. Zu unethischen konnte ich nicht sein.

Das Dienstmädchen war ein Kind, unbefangen, arglos, beschränkt. Die Nichte hatte ich noch nicht gesehen. Sie war, als ich in das Wahler'sche Haus kam, ausgegangen, man wußte nicht, wohin. Sie war während meiner Anwesenheit dort nicht zurückgekehrt.

Hatte ich sie wirklich noch nicht gesehen? Wahler hatte diese Nichte in der vorhergehenden Nacht mitgebracht. Er war in derselben Örtung gewesen, wo ich an der hannoverschen Grenze das hübsche Mädchen mit den schwarzen Augen von dem Burschen hatte Abschied nehmen sehen. Sie hatte von einer Reise mit ihrem Oheim gesprochen. War die Nichte Wahler's schon Gerecht? Der Bursche des Mädchens hatte sich vor dem Justizhause zu fürchten.

Mit der Vernehmung der sämtlichen genannten Personen mußte ohne allen Verzug verfahren werden, bevor sie unter sich oder mit anderen irgend eine Rücksprache nehmen konnten.

Den Wahler nahm ich sofort selbst mit zum Gebäude des Inquiratoriats. Das Dienstmädchen ließ ich durch einen Criminalboten hinführen. Andere Criminalboten ließ ich als Wache im Hause zurück mit der Anweisung, die Nichte, sobald sie wieder, zum Gerichte zu führen. Die Nachbarin war schon vorher dahin bestellt. Sämtliche Personen wurden dort getrennt und unter Aufsicht von Beamten untergebracht.

Ich begann mit der Vernehmung Wahlers. Je weniger ich bei seinem Verhör von der Sache wußte, desto unbefangener war ich dabei, desto mehr ließ er also auch sich gehen, desto eher war er, wenn schuldig, zum Bekenntnis der Umstände geneigt; und jede Unwahrheit von seiner Seite war ein erheblicher Schritt zu seiner Ueberführung.

Er trat mit seiner vollen Ruhe, Älste und Besonnenheit in das Verhörzimmer. Er hatte mir nicht viel zu sagen. Aber was er sagte, sprach er klar und dem Anscheine nach mit voller Offenheit, ohne allen Hinterrath. So fast bis zum Ende des Verhörs.

Er war in der vorhergehenden Nacht von einer mehrtägigen Reise durch das Land zurückgekehrt. Seine Reise hatte den Anfang von Schloßhütte von den Bauern zum Zweck gehabt. Er war bis an die hannoversche Grenze gekommen. Mit seiner Nichtebräute hatte er seine Frau unweßlich gefunden. Wie schon seit Jahren öfters, hatte sie an Tödtchen gelitten. Sie hatte sich immer durch Hausmittel geholfen und durch Ababerer, den sie als der Apotheke holen ließ. Sie hatte dieselben Mittel auch diesmal angewandt, und auch er hatte den gewohnten Erfolg von ihnen gehofft. So war er schon des Morgens früh seinen Geschäften nachgegangen; um so weniger beunruhigt, da er sie unter der Pflege ihrer Nichte zurückließ. Nach auf die Hälfte der Nachbarin Kühl durfte er, wie in früheren Fällen, rechnen. Erst zu Mittag war er zurückgekommen. Der Zustand der Kranken hatte sich bedeutend verschlimmert. Er hatte davon gesprochen, zum Arzt zu schicken. Sie hatte es entschieden nicht gewollt. Nach Tisch hatte er wieder ausgehen müssen. Vor acht Uhr Abends hatte er nicht zurückkehren können. Sie hatte ununterbrochen schliefen gelitten. Bei seiner Ankunft aber war sie ruhig. Es war wohl nur Eisdunst, wie er sich, aber erst später, überzeugen mußte. Seine Gespräche erforderten kein nochmaliges Ansehen. Alsd er um elf Uhr in der Nacht wieder kam, kämpfte sie schon mit dem Tode. Er hatte noch jetzt zum

Arzt schicken wollen, obwohl er keine Hülfe mehr sah. Aber auch die Frau Kühl hatte ihm vorgeschellt, wie völlig fruchtlos dies sei, und sie hatte ihn gebeten, die Sterbende nicht zu verlassen. Nach einer Viertel- oder halben Stunde war sie verschieden.

Am andern Morgen schon, gleich nach sechs Uhr, hatte er seinen eigenen und den Bewandten der Frau Wirthelung von dem Todeslaße gemacht. Um neun Uhr war sein Schwager, der Fleischschmeißer Kopp, zu ihm gekommen, hatte ihm gesagt, in der Stadt spreche man davon, daß seine Frau vergiftet sei, und hatte ihn aufgefordert, um die Sacke klar zu stellen, die Kunde durch den Kreisphysikus sichern zu lassen. Er sei gleich dazu bereit gewesen, obwohl er die Enttödtung des Verstorbenen nicht habe begreifen können. Mit seiner Frau habe er immer in Frieden gelebt. Sie sei zwar älter gewesen, als er, auch schwächlich und sehr oft krankend; ihre Ehe sei ohne Kinder geblieben. Er habe sie dennoch geachtet und geliebt, wie eine brave Frau das verdiene.

Das Alles erzählte er, wie gesagt, offen, mit allen Anzeichen der Wahrheit.

Ich fragte ihn nach der Nichte seiner Frau.

Sie hieß Gretchen Kopp, war achtzehn Jahre alt, die Tochter eines verkommenen und in Armut gekleideten Bruders seiner Frau. Diese hatte das Mädchen als Kind zu sich genommen; allein das Mädchen hatte einen eigensinnigen und etwas trotigen Charakter gezeigt, hatte sich einer ihrer Tante nicht ertragen können und vor etwa einem halben Jahre sein Haus verlassen, um in der Nähe der hannoverschen Grenze bei entfernten Verwandten in Dienst zu treten. Hinterher hatte es seiner Frau leid gethan, daß ihre Nichte doch eigentlich bei fremden Leuten dienen müsse, und als sie vor einigen Tagen gehört, daß er zu der Grenze verreisen müsse, hatte sie ihn gebeten, das Kind wieder mitzubringen. Dies hatte er gethan.

Er erzählte auch dies offen, wahr.

Ich theilte ihm jetzt mit, daß Gist, Arsenik, in dem Körper seiner Frau gefunden sei. Er hatte die Wirthelung erwartet, nach Allem erwarten müssen. Sie ließ ihn ruhig.

„Ich halte es schon gemeint“, sagte er, „als Sie in die Stube traten. Ich sah auch ein, warum Sie es mir nicht gleich sagten. Sie müssen einen Verdacht gegen mich haben. Ich kann nur nicht begreifen, wie dieser hat entstehen können.“

„Hat Ihnen Ihr Schwager nichts darüber gesagt?“

„Wie konnte er? Er hat mir ja nicht einmal zu verstehen gegeben, daß man mich in Verdacht hätte; er sprach nur von einem Verächte der Vergiftung.“

„Haben Sie auf Niemanden Verdacht?“

„Auf keinen Menschen.“

„Könnte Ihre Frau nicht durch Unvorsichtigkeit Gist gegessen haben?“

„Ich könnte mir auch das nicht erklären.“

„Haben Sie keinen Arsenik im Hause gehabt?“

„Niemals.“

Bevor ich durch Vernehmung anderer Personen neuen Anhalt hatte, konnte ich mit ihm nicht weiter verhandeln. Ich ließ ihn in ein besonderes Zimmer unter Aufsicht von Beamten abtreten. Es durfte dort Niemand zu ihm.

Ein Verhör hatte nicht das Geringste dazu beitragen können, meinen Verdacht gegen ihn zu befähigen. Er hatte keinen Augenblick Unruhe oder Verwirrung gezeigt; ich konnte ihn keines unwahren, keines zurückgehaltenen Wortes zeihen. Dennoch konnte ich mich des Verdachtes nicht entleiben.

Ich vernahm hierauf das Dienstmädchen. Von dem arglosen und beschränkten Kinde erhielt ich nur geringe Auskunft, und was sie wußte, bestätigte fast nur die Aussage ihres Herrn.

Die Frau war öfters krank gewesen. Als Wahler abgereist war, hatte sie sich wohl befunden. Am Abende vor seiner Abreise hatte sie sich aber wieder einer ihrer gewöhnlichen Krankheitsanfälle, Erbrechen, eingestellt. In der Nacht war Wahler mit der Nichte zurückgekommen. Der Zustand der Frau war bis zum Morgen der gleiche geblieben. Schon um sechs Uhr hatte sie das Mädchen in die Apotheke geschickt, ihr ein Ababererpulver zu holen. Wahler selbst hatte dies der Kranken eingegeben.

Nach dem Gemisse des Pulvers hatte der Zustand der Kranken sich plötzlich und sehr verschlimmert. Diese beiden Umstände waren die einzigen neuen. Was unerheblich sei zu ihr zu schauen, ich mußte sie unwillkürlich besonders festhalten.

Das Mädchen diente seit einem halben Jahre im Hause und hatte die Wittwe zwischen den Eheleuten bemerkt.

Auch die Wittve kühl kannte nur nichts werthlich Neues mittheilen. Am acht Uhr des Morgens hatte sie gehört, daß ihre Nachbarin, die Frau Wahler, wieder krank sei. Sie hatte früher die Frau gepflegt, wenn diese unwohl war; Wahler hatte fast den ganzen Tag außer dem Hause und das Mädchen genug mit der Wirtschaft im Hause zu thun gehabt; so hätte die Kranke ohne die Nachbarin ganz allein liegen müssen. Sie hatte sich zu ihr begeben. Die Frau hatte auch diesmal ihr gewöhnliches Unwohlsein, aber in weit höherem Grade; sie selbst sah es daran, daß sie in Abwesenheit ihres Mannes Fische gefressen, die sie nicht vertragen konnte. Zu Mittag sei Wahler nach Hause gekommen und habe zum Arzte schicken wollen; die Frau habe sich entschieden dagegen gewehrt; sie werde es aus dem Fenster werfen, was der Arzt ihr verschrieb.

Wahler war sehr gut gegen seine Frau gewesen; er hatte ihr des Mittags Suppe an das Bett gebracht und des Abends um acht Uhr, als er nochmals nach Hause gekommen, eine Tasse Kaffee. Die Frau habe auch beide Male das Getränk gefressen; es sei ihr aber nicht gut bekommen; sie habe sich jedes Mal früher darnach erbrechen müssen.

Wieder dieselben, dem Anscheine nach so unbedeutenden Umstände, wie in der Kasack; des Dienstmädchens, und mir dennoch so schwer wiegend!

Die Frau hatte in dem Tode der Frau Wahler nichts Aufschreiendes gefanden. Die Kranke, schon lange sehr schwächlich, hatte, wie sie meinte, das viele Erbrechen zuletzt eben nicht mehr anhalten können. Das Erbrechen war aber nun einmal schon immer ihr Leiden. War die Frau wirklich an Gift gestorben, so war ihr dies unethisch, und sie wußte in der Welt keinen Menschen, auf den sie einen Verdacht werfen konnte.

Die Frau war völlig unwirksam und erschlich.

Ich hatte jezt nur noch die Rüste zu vernehmen. Sollte sie das völlige Dunkel, das um mich herrschte, mir erhellten können?

Daß sie jenes häßliche, listige, fröhliche, liebende und geliebte Erbrechen war, an dem ich in dem hannoverschen Grenzwalde eine so herrliche Freude gehabt hatte, konnte mir kaum mehr zweifelhaft sein. In welcher traurigen, schrecklichen Drama war sie hier mitten hineingerathen!

Sollte gerade sie das Mittel zu der Entdeckung des unweisselhaft vorliegenden schweren Verbrechens sein?

Sollte sie gar — der Fleischer Wahler hatte sie eigenständig, trotzig genannt; ihr Geliebter war ein Mensch, der das Buchstaben zu sündigen hatte — sollte sie gar selbst eine Rolle in diesem schrecklichen Drama spielen?

Sie war schon im Gerichtstocal und wartete auf ihre Vernehmung, abgesondert, wie die Andern.

Als ich sie gerade wollte vorführen lassen, meldete sich der Fleischermeister Kopf, der Schwager Wahlers, den ich schon am Morgen besucht hatte. Ich ließ ihn sofort eintreten.

Herr Director, es hat sich Gift in der Leiche meiner Schwester gefunden? —

Ja, Arsenik!

Der Mann war sehr aufgeregt; er konnte, in stilles Kampfen hielten Kämpfe mit sich selbst, kaum aus einer Stelle treten.

Sie haben etwas auf dem Herzen, Meister Kopf?

Er sagte einen Entschluß; vielleicht nur einen halben.

Herr Director, ich habe Ihnen heute Morgen nicht die volle Wahrheit gesagt.

Ich hoffe, Sie werden sie mir um so mehr jezt sagen.

Es soll gesehen. Heute Morgen wußte ich ja noch nicht, ob meine Schwester wirklich vergiftet war, und ich kurzte Niemandem zu nahe treten. Jezt darf ich nun aber nichts mehr verschweigen.

Er hatte einen vollen Entschluß gefaßt; man sah es ihm an; es mochte ihm schwer genug geworden sein. Er fuhr fort:

Ich hatte Ihnen heute Morgen gesagt, daß Wahler gleich auf ein Bureau sich entschlossen habe, die Leiche seiner Frau öffnen zu lassen.

Das war nicht der Fall?

Nein. Erst als ich ihm drohte, vom Criminalgericht die gerichtliche Öffnung der Leiche zu verlangen, entfloh er sich, zum Arzte zu gehen. Und auch dabei war er in großer Angst.

Sie haben mir noch mehr zu sagen.

Ja. Von dem Gerichte, daß Wahler seine Frau vergiftet habe, hatte ich nichts gehört; ich habe es nur vorgegeben.

Sie? Und was demog Sie dazu?

Ich muß Ihnen Alles sagen. In dem Hause meines Schwagers diente früher ein Mädchen, Namens Louise Schmid. Sie mußte das Haus verlassen.

Warum?

Meine Schwester hatte darauf bestanden; sie war eisernsüchtig auf das Mädchen.

Hatte sie Grund dazu?

Ich glaube das damals nicht.

Wann war es?

Schon vor zwei Jahren.

Und jezt —? Nach so langer Zeit —?

Das Mädchen lebt seitdem hier bei ihren Eltern. Sie leben gut; im Hause ist keinwas Ueberflüssig; das Mädchen hat sogar Viehsachen, und kein Mensch weiß, woher die Leute das Alles nehmen. Ich habe Verdacht, daß mein Schwager die Familie unterhält und daher noch immer mit der Person in einem Verhältnisse steht.

Und worauf gründet sich Ihr Verdacht?

Das ist es eben; ich habe eigentlich gar keinen Grund dafür. Das Mädchen ist hübsch und sehr verschlagen. Mein Schwager ist ein eben so entschlossener wie verschlossener Mann. Die Leute leben im Ueberflüssig und ich wüßte von keinem Menschen in der Welt, außer meinem Schwager, der sie unterstützen könnte.

In welchem Hause steht die Familie Schmid?

Man weiß nur das von ihnen, was ich sagte.

Und das Mädchen besonders?

Ehe sie zu meinem Schwager in den Dienst kam, soll sie leichtfertig gewesen sein; seitdem weiß man nichts mehr von ihr zu sagen.

Wie lange war sie in dem Dienste?

Kann ich halbes Jahr. Da wollte meine Schwester Vertraulichkeiten zwischen den Beiden bemerkt haben, und das Mädchen mußte aus dem Hause. Mein Schwager hatte sie hienühergebracht.

Sie haben seitdem nichts von einer Verbindung Ihres Schwagers mit dem Mädchen gehört?

Nichts.

Ihr Schwager besucht das Haus nicht?

Ich habe nichts davon erfahren.

Man hat die Beiden niemals beisammen gesehen?

Niemals.

Sie müssen gestehen, daß das Alles Umstände sind, die weit mehr gegen, als für Ihren Verdacht sprechen.

Ich weiß das, und doch kann ich mich nicht frei von ihm machen.

Es ging mir keinwas, dem Manne.

Ich ließ ihn in ein anderes Zimmer abtreten; es konnte sein, daß ich seiner noch bedurfte.

So sollte es sein.

Ich wollte jezt die Rüste Wahlers vernehmen, wurde aber nochmals daran verhindert. Ein Criminalgebot meldete mir, der Fleischer Wahler wünsche dringend, mich auf der Stelle zu sprechen. Ich ließ ihn sofort vorführen.

Er trat ruhig, kalt, aber doch mit einem eigenthümlichen Ausdruck eines festen Entschlusses ein.

Herr Criminaldirector, ich habe über Alles nachgedacht, und ich muß Ihnen etwas anvertrauen, so schwer es mir auch wird.

Ich sah ihn erwartungsvoll, aber auch forschend, militärisch forschend an. Daß er mir kein Geheimniß abzuliegen habe, zeigte dieses völlig allen Gefühls, namentlich aller Reue baare Gesicht. Er begegnete indess meinem Blicke mit voller Festigkeit.

Er fuhr fort:

Sie haben Arsenik in der Leiche gefunden?

Ja.

In Freschen kann man nur schwer Arsenik bekommen; nur aus den Apatheken und dann nur gegen einen Schein von der Polizei.

So ist es.

Aber im Hannoverschen ist man nicht so streng.

Wobin wollte er mit dieser Einleitung? Ich rieth vergebens hin und her.

„Weber ist Ihnen dies bekannt?“ fragte ich ihn.  
 „Ich habe oft davon sprechen hören.“

„Von wem?“

„Mir Fleischer sprechen oft davon. Sie wissen, man mengt dem Vieh Kramel unter das Futter; es wird fetter davon, bekommt ein besseres Aussehen.“

Ich schwieg.

„Er machte eine Pause. Dann fuhr er fort:  
 „Sie fragten mich wohin nach der Nichte meiner Frau.“

Ich schwieg wieder, konnte aber noch immer nicht errathen, wohin er wollte.

„Das hat mich auf sonderbare Gedanken gebracht. Das Mädchen wohnt nicht an der hanneoverschen Grenze und ich oft über diese gegangen; sie hat auch drüben eine Bekanntschaft.“

Ich ließ ihn immer sprechen, ohne ihm zu antworten. Was er mir auch zu sagen hatte, er sollte es einzig und allein aus sich selbst heraus sagen; um so objectiver konnte ich meinerseits seine Angaben notiziren.

„Er sprach immer pauzenweise und schien eine Bemerkung, eine Frage von mir zu erwarten; aber um so mehr beobachtete ich jenes Schweben.“

„Er sprach weiter:  
 „Sie hat eine Bekanntschaft mit einem schlechten Menschen, der nicht nach Versehen zuverschuldigt. Der Mensch ist ein Verbrecher. Er hat auch das Mädchen auf schlechte Wege gebracht; schon hier, als sie bei mir im Hause war.“

„Er machte eine längere Pause.“

Ich sah ihn fragend an. Er schien mit sich zu berathen, ob er weiter sprechen sollte.

„Weiter!“ sagte ich kurz.

Und nun fuhr er rascher und ohne sich wieder zu unterbrechen, fort:  
 „Das Mädchen zeigte leider keinen guten Charakter; sie war hart, ich gegen meine Frau, die ihre Tante und Wosthädlerin war; darum mußte sie auch aus dem Hause. Sie sah damals in Haß und Zorn und mit der Drohung von uns, wir sollten noch an sie denken. Meine Frau behielt sie dennoch lieb. Sie hatte ihre in ihrem Testamente fünfshundert Thaler vermach; sie hat dies nicht jurüderommen.“

„Noch einmal machte er eine Pause. Dann sagte er langsam und die Worte betenehd:  
 „Das Mädchen wußte von dem Vermächtniß; meine Frau hatte es ihr selbst gesagt.“

„Er schwieg und sah jetzt seinerseits mich fragend an. Ich mußte sprechen.  
 „Haben Sie mir noch mehr mitzutheilen?“

„Ich wüßte für den Augenblick nicht.“

„Sie halten nach dem, was Sie mir sagten, Ihre Nichte der Vergiltung verdächtig?“

„Ich habe von seinem Verdachte gesprochen, Herr Director; aber ich hielt es für meine Pflicht, Ihnen mitzutheilen, was ich wüßte.“

„Warum haben Sie das Mädchen in Ihr Haus jurüdebracht?“

„Meine Frau hatte mich darum gebeten, und dann erfuhr ich auch, als ich in der Gegend war, wo sie diente, daß sie mit dem schlechten Menschen dort in einem fast täglichen Verkehr stehe.“

„Warum duldete ihre Herrschaft diesen Verkehr?“

„Sie mußte wohl, aus Furcht vor dem Menschen, der in der Gegend herumschleicht genug ist. An der Grenze ist solch' Gesindel zu Allem fähig.“

„War das Mädchen bereit, Ihnen zu folgen?“

„Zwisch. Es ist mir hinterher aufgefallen.“

„Wie heißt jener Mensch?“

„Friedrich Beck. Er ist von hier.“

„Weiter haben Sie mir für jetzt nichts zu sagen?“

„Nein.“

„Ich ließ ihn jurüdföhren.  
 Seine Angaben hatten doch Eindruck auf mich gemacht. Waren die Thatfachen, die er mittheilte, richtig, so berechtigten sie zu einem Argwohn gegen das Mädchen mindestens eben so sehr, als das Wenige, was gegen ihn vorlag, zu einem Verdachte gegen ihn.“

Die Art und Weise, wie alle jene Verdachtsmomente vorgebracht waren, war zwar nicht geeignet, Vertrauen zu erwecken; aber das konnte überhaupt die Art und Weise dieses lalten, besonnenen, vorsichtigen Mannes sein.

Dazu kam: eine falsche Denunciation, nur eine falsche Insinuation gegen das Mädchen mußte sich leicht herausstellen und bildete dann sofort ein nicht unerhebliches Anzeichen gegen ihn. Ich verhängiger, sogar kluger und berechnender Mann, wie ich ihn nach Allem schon jetzt ansah, mußte er Beides sich selbst sagen.

Und dennoch, jenes frühe, fröhliche Kind eine Ostmörderin? Es wollte und wollte mir nicht in den Sinn.

War ich aber in meinem vornehmigen Inquirentensehen nicht schon mehrfach in noch schlimmerer Weise ge- und enttäuscht worden? Keiner, mußte nicht der Mensch, der wider besseres Wissen das völlig unschuldige Kind als Mörderin anlagern konnte, ein so vollendeter Bösewicht sein, wie sie mir, was ich freilich auch schon davon gehört haben möchte, in jenem vornehmigen Leben noch nicht vorgekommen waren? Ich hatte wohl falsche Denuncationen erlebt, aber bis dahin nur entweder von sehr Puriden verbrehten, oder von solchen, die durch die Kraft der gegen sie verhängenen Verdachtsgründe und durch ihre eigenen Lügen und Widersprüche momentan völlig den Kopf verloren hatten. Ein Fall so vollendeter Bosheit, wie er hier vorliegen müßte, war mir bis jetzt fremd geblieben.

Ich mußte über das Mädchen nähere Auskunft haben, ehe ich an ihrer Vernehmung schritt. Ich ließ ihren leiblichen Onkel, den Fleischer Kopp, wieder hereinkommen. Er war ein ordentlicher, einsichtiger Mann, von dem ich die Wahrheit erwarten konnte.

„Ihr Schwager Wähler hat bei seiner Rückkehr vorgestern Abend eine Nichte mitgebracht?“

„Ich habe es gehört.“

„Nennen Sie das Mädchen näher?“

„Der Mann hatte die ersten Worte kurz, kalt gesprochen. Jetzt antwortete er mit einer gewissen freien Zurückhaltung.“

„Ich habe das Mädchen wenig gesehen.“

„Sie ist doch auch Ihre Nichte?“

„Die Tochter meines verstorbenen Bruders. Aber mein Bruder führte kein gutes Leben; ich hatte deshalb keinen Umgang mit ihm; und nach seinem Tode nahm meine Schwester, die Wähler, das Mädchen zu sich.“

„Und wie betrug sie sich gegen Ihre Schwester?“

„Es kostete dem Manne Ueberwinung, zu antworten.“

„Es kommt mir sehr viel, Alles auf die vollständige Wahrheit an, bemerke ich ihm.“

„Er übernahm seine Bekenden.  
 Wenn ich es Ihnen denn sagen muß — ich fürchte, auch das Mädchen ist aus der Art geschlagen, wie der Vater. Meine Schwester hat sich oft mit Thränen in den Augen über sie beklagt. Sie war ungehorsam, widerspenstig, wollte immer nur ihrem eigenen Willen folgen; dabei war sie heftig, jähzernig.“

„Sie mußte das Haus Ihres Schwelmer verlassen?“

„Vor ungefähr einem halben Jahre. Es war nöthig, wenn endlich Friede im Hause sein sollte.“

„Das Mädchen hatte Bekanntschaft mit einem jungen Menschen gemacht?“

„Muß ich auch das sagen?“

„Es kommt mir auch gerade viel darauf an.“

„Man sah es dem Manne an, wie er uur mit großem Widerstreben zu seinen weiteren Mittheilungen sich entschließen konnte.“

„Ja, sie hatte eine Bekanntschaft. Hier lebte ein Bürsch, der zu nichts Lust hatte, als zu nutzlosen Streichen; sein Vater war Grector beim Landrathsdamte, darum ging dem Bürsch auch Rausch hin. Dieser fing mit meiner Nichte eine Liebshast an, als er kaum neunzehn und sie noch nicht einmal vierzehn Jahre alt war. Das Mädchen war ganz vernarrt in den Jungen und nichts konnte sie von ihm abhalten; so wie sie ohne Aussicht war, ließ sie zu ihm, da er nicht zu ihr kommen durfte. Das war ein Hauptgrund mit ihres Angehörigs gegen meine Schwester. Um Beide zu trennen, mußte sie fort. Der Jued ward aber nicht erreicht. Kaum war sie weg, so selgte er ihr. Vier machte er nichts, als dumme Streiche, und lebte aus seines Vaters Tasche.“

„An der Grenze ist er ein berüchtigt' Schleichhändler geworden.“

(Fortsetzung folgt.)



## Die Frauenhand.

Nur der Herr der Welt den Menschen  
 Lust an Gutes Thal verleiht,  
 Lust er ihm doch nicht das Beste  
 Dem verlorenen Paradies.  
 Denn auf seinem Lebensbann,  
 Von der Wiege bis zum Grab,  
 Führt ihn mit der Liebe Scepter  
 Und der Armuth Rauberslab,  
 Tränen, bittend und verflücht,  
 Segnend, heilend und verflücht,  
 Durch das ird'sche Pilgerland  
 Freundlich — jarte Frauenhand.

Süßlic, wie kein andres Wesen,  
 Trifft das Kind in's Leben ein,  
 Und begrüßt das Bild des Lagers  
 Mit des Säugers bangem Schrein.  
 Doch mit liebevoll'adem Muten,  
 Mütterlich Lax und Nach,  
 Deut und nährt den schwachen Säugel,  
 Pflügt und wartet, legt und wackelt,  
 Zieht im Geiste und Gemüthe  
 Neben guten Keim zur Weisheit,  
 Gränzt ihm des Lebens Stand —  
 Mütterliche Frauenhand.

Aed mit ungemüthem Drange  
 Schreit der Jungling in die Welt,  
 Probt im Lebenskampf die Kräfte,  
 Die sein höheres Jhge hält.  
 Durch des Dolens Hö'n und Tiefen  
 Zehrt er fort in mühen Lauf;

Doch in einer schönen Stunde  
 Geht des Lebens Stern ihm auf,  
 Und im grünen Jovis der Rechte  
 Reicht ihm Ros und Ziel und Warte  
 Und des Glückes Unterland —  
 Eine holde Frauenhand.

Wellend über tiefen Wägen,  
 Von der Sorge hart beträgt,  
 Finstre Wesen auf der Stirne,  
 Sitzt der Mann, das Haupt geernt.  
 Da mit noblerem Schritte  
 Schwebt es leile zu ihm her,  
 Vogt sich's weich mit sanften Brude  
 Auf die Stirne, heig und schwer.  
 Und mannetliche Gewalten  
 Stützen löchel die härtern Hatten;  
 Müß' und Gram und Sorge bannt —  
 Eine liebe Frauenhand.

Müde von der Lebensarbeit,  
 Matt von schwerer Tageloth,  
 Seht am stillen Feuerabend  
 Sich der Kreis nach Ruh' und Kost.  
 Da bewährt, gleich lauterem Geiste,  
 Sich die Liebe wahr und echt;  
 Und es legt zum süßen Schimmer  
 Ihm das Kissen sanft und weich,  
 Pflücht ihm bis zum letzten Haube,  
 Deckt ihm zu das milde Auge,  
 Führt ihn bis an's bessere Land —  
 Eine treue Frauenhand.

Gustav Heubner.

## Eine Seemannsfamilie.

Verdientliches Kistenbild. Von H. v. Wiede.  
(Gest.)

Von den Söhnen waren die drei ältesten bereits verheirathet, und hatten in dem vorhin erwähnten Anbau des Hauses sich ebenfalls ihre Heimathsküsten gegründet. Große, feste Gefallen, ganz dem Vater nachgebildet, waren es, und willsch ich Geschlecht von diesen ging aus dieser entlegenen Wohnung hervor.

Der Älteste, jetzt schon ein Bierziger, war in seinen jungen Jahren lange Steuermann auf einem Bremer Wallfischfänger gewesen, und hatte manches Jahr die ferne See über durchkreuzt. Seit er sich mit einer Schifferswester aus einem benachbarten Dorfe verheirathet, gab er diese weiten Reisen auf, erbaute sich eine kleine schnellsegelnde Schaluppe, und trieb mit derselben während der guten Jahreszeit eine einträgliche Küstenfahrt auf eigene Rechnung. Ein halbes Tausend Runder, lauter frische, kräftige Geschöpfe mit rothen Waden, blauen Augen und helltönendem Haar, waren aus dieser Gde hervorgegangen. Der Kestler davon, ein berber zwölfsähriger Bube, half schon mitunter beim Fischfang, die drei nächstfolgenden gingen tagtäglich, mechte das Wetter auch noch so schlecht sein, regelmäßig zur Schule im nächsten Dorfe, während die Jüngsten noch im Sande herumtrottelten, und sich kleine Schiffe aus Eisenboote schnitzten, die ihnen der Großvater dann in mäßigen Mengenbildern ganz regelrecht aufstellte.

Der zweite Sohn, der ein ruhigeres und bequemerer Temperament hatte, war nur wenige Jahre Matrose gewesen, dann aber wieder zu der Fischerei zurückgekehrt, die er mit großem Eifer und Geschick betrieb. Auch er hatte eine derbe, stattliche Frau aus der Nachbarschaft genommen, und hatte bereits mehrere gesunde Kinder. Eigenthümlicher war das Leben des dritten Sohnes, der, früh zu Schiffe gekommen, größtentheils im mitteländischen Meer seine Fahrten gemacht hatte. Einer der schönsten Männer, die man nur sehen konnte, war er, und die Herzen der feinsten Südländerinnen mußten ihm, dem stattlichen, blausäugigen, blondhaarigen Deutschen, mit einer Gestalt, wie ein Bildhauer sie zum Modelle einer Statue des Mars sich nur wünschen kann, in Menge zugelenken sein. Ganz gegen die Sitte seiner Vorklente, die solches fast niemals thun, hatte Carl, so hieß er, sich in der Ferne verheirathet. Obsehr Rummur war im ältesten Hause gewesen, als ein Brief von dem Sohne aus Cadix meldete, daß er die Tochter eines spanischen Seemannes zur Frau genommen, und eine Heimath dafelbst sich gegründet habe. Während mehrerer Jahre hatten weder Eltern noch Geschwister etwas von ihm vernommen und es hieß nur, er besesse die Stelle eines Steuermanns auf einem spanischen Schiffe. Er Tod seiner Frau hatte dem deutschen Seemann Spanien bald verließ, und ein mächtiges Heimweh nach dem alten Vaterhause auf der den Landung war in seine Brust gezogen. Gewaltsam hatte er sich aus seinen Verhältnissen in Cadix losgerissen, seine beiden Zwillingskinder, einen Knaben und ein Mädchen, mit sich auf das Schiff genommen, und war so nach sechsjähriger Abwesenheit wieder in die deutsche Heimath zurückgekehrt. Eine alte Schwester seines Vaters, die hübscheste Wittve war, vertrat Mutterstelle an den beiden Kindern, und sorgte mit treuer Pflege für sie. War seine, zierliche Geschlechter mit echt anbalastischem Charakter zeigte diese Zwillingpaar, und die schwarzen Federn und bunten seurigen Augen derselben saßen felsam von den Fischköpfen der übrigen Waden- und Mädchen, die in dem Hause und um dasselbe herumtrottelte, ab. Alle Bemerkungen derselben waren schneller und gräßlicher, und so freundlich auch die übrigen Hausgenossen, Jung wie Alt, sich der beiden kleinen „Spanionen“ — so wurden die nunmehr neunjährigen Kinder allgemein genannt — annahm, so schien es doch, als würden sie hier am deutschen Meerestrande niemals die wahre Heimath finden, so verschiedenartig zeigte sich ihr ganzes Wesen noch immer von dem der Uebrigen. Besonders das kleine Mädchen, eines der reizendsten Kinder, das ich jemals sah, sprach nur aus Vortheiligkeit deutsch, und als ich einige spanische Redensarten ihr sagte, sprach sie mit echt südländischer Freudigkeit mit um den Hals, und weinte bei meinem Abschied bitterlich.

Der Vater dieser beiden kleinen schien durch den Verlust seiner geliebten Frau in tiefe Schwermuth, wie solche der einem Seemann fern nicht gewöhnlich ist, versunken zu sein. Er diente jetzt als Steuermann auf einem Dampfer, der zwischen Stockholm und

Stettin seine Fahrten machte, und war nur während der rauhen Wintermonate, wo in der Ostsee des Eises wegen jegliche Schiffsahrt aufhöht, zu Hause.

Die drei jüngeren Söhne des alten Ehepaars waren noch unverheirathet, und saß immer von der Heimath entfernt. Der Eine von ihnen fuhr bereits als Latenteuermann auf einem holländischen Olintriebfahrer, und hatte zuletzt aus einem hinesischen Hafen geschrieben. Ein zweiter diente in der preussischen Kriegsmarine, und war gewöhnlich am Bord der Fregatte des Königsstationirt. Um das Schicksal des Dritten aber hatte die Familie mehrere Jahre großen Kummer gehabt, und ihn bereits verlorren gegeben.

Beim Ausbruch des letzten orientalischen Krieges war er zufällig in England gewesen, und hatte aus Lust zu kriegerischen Abenteuern als Matrose Dienste auf der englischen Flotte genommen. Als solcher war er mit nach der Krim gekommen, dort aber bei irgend einer Gelegenheit verwundet und von den Russen gefangen genommen worden. Von seinem ferneren Schicksal hatte die Familie fast drei Jahre lang nicht das Mindeste gehört, und selbst alle Nachforschungen der englischen Gesandtschaft in Russland waren fruchtlos geblieben. So hatte man denn eublich den Wilhelm, so hieß er, für todt gehalten, und die alte Mutter, deren besondrerer Kiebling dieser jüngstgeborene Sohn zu sein schien, schon wieder bittere Thränen um seinen Verlust gemieit. Dese größer sollte nun auch die Freude sein, die sie über sein plötzliches Wiedererwachen empfand. Im letzten Monat November, zwei Tage zuvor, als ich diese mir längst bekannte wackerer Familie wieder besuchte, war der Vermählte an einem dunklen Regenabend ganz unerwartet in das Zimmer getreten. Die alte Mutter, die sich allein darin befand, war mit einem hellen Freudenstich dem geliebten Sohne seglich um den Hals gefallen, und ihr lauter Jubel hatte alsobald alle übrigen Familienglieder herbeigerufen. Auch fanden der wackeren Alten die Freundestränen in den Augen, als sie mir in ihrer schmerzlosen Weise die Wiedersehen treulich schilderte.

Auch der wiedererfundene Sohn mußte seine Erlebnisse während der Gefangenschaft in Russland auf zwar schmudlose, aber dabei ganz interessante Weise zu schildern, und seine ganze Erzählung trug dabei den Stempel der größten Wahrheit. Daß seine Eltern keine Nachricht von ihm erhalten, war nicht sein Verschulden, da er seiner Angabe nach dreimal Briefe aus dem Inneren von Russland an sie abgeschickt hatte, die somit entweder verlorren gegangen oder auch absichtlich unterdrückt worden sind.

Nach seiner Verbannung hatten Kesseln ihn gefangen genommen und zwar, ihrer Gewohnheit nach, bis auf das Demb ausgedehnt, sonst aber nicht schlecht behandelt. Die Heilung seiner Wunden war in einem von den Fremdenhäusern aller in der Krim kämpfenden Heere überfallen, erwunden Feldhospitale geschehen, in dem, seiner Erzählung nach, sich viele grausige Scenen ereigneten und Hunderte von Menschenleben aus Mangel an geeigneter Pflege zu Grunde gehen mußten. Ueberhaupt soll die Lage des russischen Heeres in der Krim keine beneidenswerthe gewesen sein und die Soldaten derselben mußten ungleich größere Strapazen ertragen, als selbst die Engländer in dem Winterlager vor Sebastopol. Die Schwierigkeit des Transportes aller Bedürfnisse durch die weg- und wasserlosen Steppen der Krim, wobei viele Tausende von Zugpferden zu Grunde gingen, habe diese Entbehrungen, welchen abwechselnd selbst die russische Regierung trotz aller Anstrengung nicht vermochte, hauptsächlich herbeigeführt, lauter die Erzählung des ehemaligen Gefangenen.

Ein höherer russischer Militairarzt, ein gebornee Preuze, hatte sich mit eifriger Sorgfalt seiner angenommen, und mit dem Ausdruck der innigsten Dankbarkeit versichert er mir, daß es diesem wackeren Manne die Erhaltung seines Lebens hauptsächlich zu verdanke. Von seinen Wessuren wieder geheilt, war er mit anderen Gefangenen in das Innere von Russland abgeführt und dann in ein kleines Städtchen an der Wolga internirt worden. Die Verhandlung aller Gefangenen von Seiten der Russen sei stets sehr milde gewesen, nur habe die dürftige Beschäftigung nicht immer ausreichend, einen ordentlichen deutschen Matrosenmagen gehörig zu sättigen, wie Wilhelm lauchend hinzugesagt. Ihm, dem geschickten See-

manne, für dessen bald ein besseres Schicksal geworden, da er noch als Gefangener die Erlaubniß erhalten habe, auf einem Regierungsdampfer auf der Wolga und später im cadißischen Meere Dienste zu leisten. Auf diese Art habe er sich eine gute Zulage verdient, auch den Verhältnissen nach gar nicht schlecht gelebt.

In der entferntesten Stelle des cadißischen Meeres stationirt, hatte der Befehlshaber erst mehrere Monate nach erfolgtem Friedensschlusse seine Freiheit und die Erlaubniß zur Rückkehr erhalten. Als ein abgelesener Dittler wollte er auch nicht gern in der Heimat wieder erscheinen und da gute Seelenleute in Rußland sehr selten und daher auch verhältnismäßig nur bezahlt sind, so ließ er sich verleihe, noch ein Jahr in Odeßa zu bleiben und als Steuermann aus einem Dampfschiffe zu fahren. Käser duldet es ihn aber nicht in der Fremde und gar die Beförderung um das Schicksal seiner Eltern, die ihm auf alle Weise — nicht auslangten — Briefe keine Antwort gegeben hatten, trieb ihn zur Rückkehr in das Vaterland. Wegen freier Lebensart ließ er sich auf einem von Odeßa nach England fahrenden Kaufahrer als Matrose annehmen, hatte in London die rickständigen Gelder, die er noch aus seiner Dienstzeit auf der englischen Flotte zu fordern berechtigt war, eincassirt und war dann zu den lang entbehrten Eltern geeilt.

Es lautete die Erzählung des wiederzukehrenden Sohnes, die ich in aller Kürze hier mitgeteilt habe, da sich aus ihr so recht wieder ergibt, in welche verschiedenen Lebenslagen das Schicksal unserer norddeutschen Seeleute mitunter führt und mit welcher thätigen Energie sie sich dann gewöhnlich zu benehmen pflegen. Der zurückgekehrte Sohn wollte übrigens die Wintermonate ruhig in der Heimat verbringen, zum Frühjahr aber wieder nach Odeßa reisen, da er dort, wie er sagte, sichere Hoffnung habe, ein Kaufahrtschiff als Capitain führen zu können.

„Dann noch sechs bis acht Jahre unangehört, und hab' ich nur etwas Glück, so verzieht ich mir in dieser Zeit so viel Weib, daß ich mir an dem Hause hier noch einen Kaban machen lassen und meine eigene Wirtshaus gründen laß. Für immer möchte ich nicht in Rußland bleiben und wenn ich alle Jahre auch eine ganze Tonne Gold verdienen könnte. Wo man als Junge gespielt hat, da lebt es sich doch als alter Mann auch am Besten,“ sagte er mit — trotz aller Wanderlust — echt deutschem Heimatsgefühl, da ich ihn um seine ferneren Pläne befragte. Alle anderen Brüder, die daneben standen, stimmten ihrer Aeusserung mit bei, und der Älteste von ihnen sagte noch hinzu:

„In der jungen Welt bin ich in meinen jungen Jahren gewesen, habe viel Weib verdient und lustig gelebt, aber so schön, als es hier oben bei uns auf dem „Dauß“ sich lebt, ist es doch nirgends. Und wenn sie auch anderwärts mich gar zum König machen wollten, ich ginge doch nicht wieder von hier mehr fort.“

Es lautet aber fast durchgängig die Ansicht aller bejahrten Seeleute in diesen norddeutschen Strandbüchern.

Nach an dem Abende des Tages, an dem ich diese Familie besuchte, hatte ich so rechte Gelegenheit, die Handlungs- und Denkwiese der Männer kennen zu lernen. Es war gerade ein Sonntag und so hatte der Alte seine Schwiegerknechte und die Weiber und Verwandten seiner Schwiegerknechte, die fast Alle in den nächsten Dörfern lebten, zu einem Familienfeste eingeladen, dadurch die Wirtshaus seines Sohnes gehörend zu sein. Zwölf bis

funfzehn Seeleute und Fischer hatten in der eigentlichen Wohnstube Platz genommen, während ihre Frauen und Töchter in einem geräumigen Nebenzimmer eine Kaffeegesellschaft abhielten. Riesige Kaffeekränzen von feinen Porzellan, deren Inhalt wahrhaft unerlässlich zu sein schien, standen auf dem mit einer feinen Decke belegten Tische, wo außerdem eine silberne Zuckerdose und schwere Silberbesteck glänzten.

In der Männerstube konnte man bald vor den bickten Tabakswollen die Ausfäulung nicht mehr erkennen. Seine Davanna-Cigaretten, die einer der Anwesenden direct aus Westindien mitgebracht hatte, wurden von den jüngeren Männern in Menge geraucht, während ein halbes Duzend der älteren ihren vollblühenden Tonspfeifen, mit jährlich gewechseltem Ansaß gekostet, trenn blieben. Das viele Rauchen erzeugte starken Durst und die großen Punschbecken mit einem so trefflichen Punsch, wie man ihn im deutschen Binnenlande nur äußerst selten finden wird, mußten wiederholt gefüllt werden. Holländischer Käse, russischer Caviar und spanische Sardellen standen nebst Heringen und gebackenen Seefischen auf dem Tische und wurden in Menge verzehrt, um den Durst noch mehr zu reizen. Welche wirklich ungeheure Portionen des starken Punschges konnten aber auch manche dieser alten Seebären vertragen, ohne daß man ihnen die allermindeste Spur irgend einer Trunkenheit anmerkte!

Neben mir zur Linken saß ein recht verwelteter Steuermann eines „Görland-Jahres“, der bei achtzehn Jahren eben Frühling und Sommer im nördlichen Eismere mit dem Walfisch- und Robbenfang beschäftigt war und im Herbst dann regelmäßig noch eine Fahrt nach Petersburg machte, bis er zur Winterzeit nach Hause ging. Funfzehn groß: Vierteltalger mit Punsch sah ich selbst den Alten trinken und doch war äußerst nicht die mindeste Spur irgend einer Verämbung bei ihm bemerklich. Nur die Nase ward nach und nach röther und die kleinen Augen zinkerten nach jedem neuen Glase noch lebhafter, im Uebrigen blieb er sich stets völlig gleich.

Eine Freude war es übrigens, dem ruhigen und verständigen Gespräche aller dieser erprobten Seemänner zuzuhören, besonders als erst der genossene Punsch ihre ost etwas schwelgenden Zungen lebhafter machte. Nur Alter und Erfahrung berechtigen hier zum Sprechen, die Jugend mußte beschämten schweigen, bis sie gefragt wurde. Im Vorfall aus dem Seebären beschrieb ich beinahe ausschließlich das Gespräch Alter, aber fast durchgängig waren die Ansichten so veranlagt und wohlgegründet, daß man Vieles, fast Vieles daraus lernen konnte.

Die mittelmäßige Stunde hatte schon lange geschlagen, da trennte sich erst die große Gesellschaft, um den Rückweg anzutreten, und auch ich bestieg im nächsten Dorfe den Leiterswagen, der mich aus der Stadt in diese abgelegene und doch so heimliche Gegend geführt hatte. So oft ich auch an dieser deutschen Ostseeküste weile, immer schied ich mit wohlthuenden Eindrücken von dort und lernte den kernhaftesten Sinn ihrer Bewohner immer mehr schätzen. Nicht reiche Gaben spendete die Natur dieser Gegend, denn mühsam mußte des Menschen Fleiß ringen, um sich hier eine behagliche Heimat zu gründen. Dant sei es der seltenen Ausdauer, es gelang dies Streben vollkommen, und selbst in den spärlichen Gauen Deutschlands wohnt jene glücklichere und lüchtere Bevölkerung, als hier oben am saubigen Ozean-Strande des baltischen Meeres.

## Eine Reise im Apenninengebirge — — des Mondes.

Ein Beitrag zur Verbreitung naturgemäßer Ansichten von G. Wendt.

zweiter Artikel.

### Kreistzüge im Apenninengebirge selbst.

(Der Bergsteiger des Juggens und der erste Einwand, den eine Montanistik auf den Erdbewohner macht.)

Schon mit bloßen Augen sieht man bei Vollmond große, dunkle Flecken in der Mondscheibe. Dies sind große Ebenen, die früher für Meere gehalten und deshalb auch so genannt wurden. Die hell glänzenden dagegen sind die Erhöhungen. (Man erinnere sich dessen, was ich in der Einleitung dieser Schilderung sagte, als ich damals auf die Abbildung der Mondscheibe verwiess.) — Nämlich in der Mitte der Scheibe, zwischen den beiden größten dunklen Flecken, ist die Gegend, wohin wir uns stellen. Es ist das Apenninengebirge.

Wir wollen nun zunächst Platz nehmen auf einem Punkte, von dem aus wir uns am leichtesten orientieren können und der somit am schiedlichsten der Ausgangspunkt unserer Wanderreisen sein wird. Hierzu wählen wir einen hohen Berggipfel, der vom Astronomen Schröter den Namen des berühmten Mathematikers Juggens erhalten hat. Berggipfel zwar suchen wir uns einen bequemen Sitz, vergebens die grünen Hügel, die die Natur den Reisenden auf der Erde so freigiebig gemeinhin gestattet und die Tausende von elassischen Statuen haben — ich meine einen Kasten mit seinen

elastischen Graßsalmen — jedoch laßt uns vorlieb nehmen mit dem nadden Gestein; laßt uns vergehen, wie tauß und hart\* außer Lager, die Felschen des Fingern, sind; denn wir haben jetzt Gelegenheit, hineinzufahren in ein so ganz fremdes Land! Wo wäre da wohl Jemand, dessen Sinne und Gedanken nicht ganz gefesselt würden von Wissbegierde nach dem, was sich anserem Bilde zeigen werde?

Schon der Knabe, wenn sein Geist nicht irgendwie getäuscht ist, möchte wissen, wie die Gegenden aussehen, die hinter den Bergen, hinter den Wäldern und Dörfern liegen. Und den Jüngling ergreift Sehnsucht in die Ferne, wenn er an den Schienen einer Eisenbahn steht, die uns jetzt so schnell fremde Länder sehen läßt. Stimmliche Gefühle regen sich in seiner Brust, ehe er sich selbst nicht recht klar wird, und drängen ihn mit geheimnißvoller Kraft fort, weit fort in die Ferne, ohne erst zu wissen, warum und wohin. Der Mann, der nicht durch Lust abgelenkt ist oder dessen Kräfte nicht durch Sorgen erschöpften, — er ergreift begierig den Wanderstab, erklettert Höhen, schaut nicht Schweiß, nicht Mühen; wie sind all seine geistigen Sehnen gespannt, wie peinigt ihn schon die Ungehebel, indem er sich fragt: Was für eine Landschaft wird sich daun wohl vor Auge darbieten?

Wenn uns aber schon bei Reisen auf der Erde der Reiz der Neuheit und die Wissbegierde so gewaltig ergreift, wie viel mehr muß dies geschehen, wenn uns gestattet wird, thatsächlich fremde Län der zu sehen, die fern, gar fern in dem Himmel liegen und in die wir wohl nie, so lange wir an unsern irdischen Leib gebunden sind, eintreten können!

Die Giganten der alten Griechen thürmten Felsblöcke auf Felsblöcke und Berge auf Berge, um in den Himmel zu gelangen. — Die alten Babylonier bauten einen riesigen Thurm, von dem aus sie die Landschaften des Paradieses sehen wollten, — sie mühten sich vergeblich ab. Und dagegen ist's vergangen, wirklich zum Theil zu schauen, wie es im Himmel aussieht; wir sehen da Reiche aus gebreitet, so kraußlich, so klar, daß wir meinen, wir könnten darin schon herumspazieren. Wer könnte da wohl so weit dem gleichgültig dahinlebenden Thiere glücken, daß er ruhig fort essen und trinken konnte!

Wenigstens muß ich es von mir gesehen, wie ein Gefäß, welches sich mit seinen irdischen Worten beschreiben läßt, — das nur nach Gefühl werden kann, mich ergaste, so est ich die Landschaft des Wunders mit ihren Bergen und Wäldern am Sonnenglanz und Schattengehalten vor mir ausgebreitet sah, ausgebreitet vor mir so schön, so zauberhaft, daß ich meiner sterblichen Hülle, meiner irdischen Verhältnisse vergaß, daß Verträgniß mein Gemüth erfüllte, wenn ich meinen Geist, der schon gefloßt die süße Freiheit hinauszuweisen weit über die Grenzen der Gestirne, da draußen, zwischen den Bergen und Ebenen eines Theiles des Himmels, — ich sage, wenn ich meinen Geist wieder gewaltsam herabziehen mußte, zurück in die est verdrängten und beengenden Stellungen zur menschlichen Gesellschaft; ja, ich gesehe, oft hätte ich weinen mögen, weinen so heiß, wie ein junger Wanderer, der längere Zeit im fernem Lande gewohnt und dort so tief in ein schönes Augenpaar gesenkt, so tief, daß er dort nur seinen Himmel wähnt, — wenn die letzte Nothwendigkeit ihn dann zwingt, weiterzuziehen, und er sich nur dadurch trösten kann, daß er hofft, bald, recht bald wieder dahin zurückzukehren. Und wie mich, so wird es gewiß Alle ergreifen, sobald sie noch ein frisches Herz und einen frischen Geist sich bewahren. —

Es laßt uns denn von anserem heßen Felssteine aus den Blick genießen, den Nordlandscapen gehören!

Wir fühlen, indem wir hier auf dem Huzgens sind und hinaufschauen in die wunderbare Natur des Wunders, die ganze Großartigkeit einer fremden Welt. Der Eindruck, den das Panorama der Apenninlandscapen auf uns macht, ist jedoch nicht der liebliche eines irdischen; nicht schmeiß das Auge aber satziges Grün von Auen und Wäldern; nicht findet es den reizenden Farben Schmuck einer Blume; nicht sieht es des Himmels Blau sich spiegeln in fernem See; nicht glänzt ein in fruchtbarern Geländen dahin sich schlängelnder Fluß; nicht häßft plätschernd ein munterer Felsbach oder

\* Obgleich die Steinmassen des Wunders härte als anserer Kalt- und Kriebelstein sind, so erreichen sie doch nicht die Dichte anserer Metalle. Die Bergmassen des Wunders haben nämlich 2, als specifisches Gewicht; nach andern Angaben sind sie noch etwas dicker; — mithin sind die Nordstetten untern Wärmestellen ganz gleich, da bekanntlich die Dichte unserer Wärmestellen ebenfalls 2 beträgt.

manneht aber glatte Kiesel ein helles Bäcklein, an dessen schwellendem Bergein weiches Moos ruht oder an dessen Rande ein beschiedenes Berglein in'sicht träumt; seine Biene summt über Rosenbeden, über duftigen Veeloo; kein Gesang eines Vögels tönt an nicht ziehen Kraniche hinaus in blaue Fernen. Vergebens sucht Du den jarten Zauberschleier, womit auf der Erde die Natur die fernem, von Schnee silbern erglänzenden Berge schenft umhüllt und der als blauer Duft, oder zu Wellen phantastisch zusammengeballt, so est den Erdenlandscapen jenen unbeschreiblichen Reiz gibt.

Das Rauschen der Wispel alter Bäume, das unheimlich und doch so eigenlich die Seele erschauert, — es durchtritt nicht das abmahnende Gemüth. Nicht rußt das idyllische Geläute eines benachbarten Dorfkirchens, nicht eines ferneren Stadtthurms Glocke, die weithin ihre dämpfe und feierlich erste Stimmne sendet, nicht rußt eines Oest gewöhnlichen Frierers Wort und zu erhebender Anbacht frommer Gefühle, zu tröstendem Gebete. — — — Eine ewige Grabesstille hält die Natur des Wunders in Fesseln! Gesang und Sprache ist unbekannt. Der Mensch hat hier keinen Sinn zu viel, unsonst. Er bedarf hier nie des Dyrce!

Stumm sitzen wir auf dem nadden Felsen des Huzgens und stumm ist ringum Alles. Taggen brennt heiß die Sonne und die Helligkeit ihrer Strahlen vermag unser Auge kaum zu ertragen. Doch — nicht können wir den Durs losden: Wasser gibt es nicht! — nicht sädelt ein kühlender Wind uns an: Luft gibt es nicht! — Wer alle die Gemäße liebt, die eine Sympphonie gewährt, oder die das Gemüthe eines furchtbar blühenden Gewitters, eines milden Seesturmes oder einer Landschaft mit lieblichen Gruppirungen maltrischer Raabstüger bietet, — oder wer seine Sorgen zu vergeßen geöhnt ist, sobald er das ängstliche Drängen des Herzens ausströmen läßt in der Sprache eines fliehend zum Allener, laut aufschauend zu ihm, — diejenigen, die es verstanden in die so leicht aneinander sich schmiegender Töne und dem munteren Rhythmus eines lustigen Reigens, — sie alle würde auf dem Wunde ein Heimweh nach der Mutter Erde ergreifen, wie den Schwärmer nach seinen Bergen, das junge Gemüth nach seinen fernem, geliebten Eltern.

Wenn Ihr, die Ihr mit mir jetzt auf dem festigen Huzgens weilet, mich fragt:

„Sind denn überall die Nordlandscapen so schön, so dürr, so ganz des Schmutzes entblößt, den die Natur den Erdenlandscapen verlieh?“ — so muß ich sagen:

„Ja, Rigens auf der ganzen Erde der Nordlande ist ein Baum, nirgends ein Strauch oder dergl.“

Doch urtheilt deshalb nicht gleich, daß der Anblick des Nordpanorama's nur abstoßend sei; nein, er hat auch seinen Zauber.

„Aber welchen?“ höre ich Euch fragen.

Man muß sich erst an den Wund gewöhnen, gleichsam sich in ihn hineinleben, ihn erst genauer kennen lernen, dann wird die Seele für seine Eigenheiten empfänglicher. Auf das Eine nur will ich hier aufmerksam machen.

Der hinausgeschaut hat in die Breite des Meeres, wo kein Baum, keine Insel dem Auge als Ruhepunkt sich bietet; wo das ermüdende Auge vergeblich die fernem Grenzen zu erreichen sucht; — oder wer ergreifen wurde von dem ganz Einbrude, den eine gewaltige, die Ebene, eine Wüste, auf unser Menschenbild ausübt; — ter wird am meisten die Großartigkeit unserer Nordlandscapen verstehen. Denn auf der furchtbaren Höhe des Huzgens stehend, haben wir eine Fernsicht, die wir wohl nicht so leicht auf Erden finden würden.

Wir sind auf dem höchsten Theile der Nord-Apenninen und diese sind das größte aller Nordgebirge. Schon das breite Hochland dieses Gebirges sagt hier weiter hinein in den Himmel, als die von Schnee ewig bedeckten Pyrenäen Europa's; denn während der Maladeta in Spanien nur 10,700 Fuß hoch ist, beträgt die Höhe des Nordhochlandes 11,700 Fuß. Man denke man sich: auf ti: furchtbare Höhe thürmt sich noch ein Kessel von 5100 Fuß, mithin beinahe 1 1/2 Mal so hoch, als der Breten (im Huzgebirge). Von dieser erschauenden Höhe des Huzgens aus überseht man nach W und nach S hin die zahllosen Gipfel der Nord-Apenninen. Dieses Gebirge erstreckt sich von NW nach SO in einer Länge, die um 9 Meilen größer ist, als die Entfernung von Straßburg nach Wien, und bedeckt einen Flächenraum, der 1600 Quadratmeilen mehr in sich faßt, als Sachsen, Schlesien, Böhmen und Wäryen zusammen (nach den Ausmessungen von Wäbler be-

trägt es 3500 Quadratmeilen). Wie das Erzgebirge nach der einen Seite (nach Sachsen) mehr trauffenartig, dagegen nach der andern (nach Böhmen) steil abfällt, so werden auch die Berge der Mond-Apenninen nach der einen Seite (und zwar nach S, also auf der entgegengesetzten Seite, als beim Erzgebirge) immer niedriger, bis sie sich in einer Entfernung von 15 bis 20 Meilen zu der Ebene *maro vaporum* verflachen. Dagegen flürzt es nach N ungemein schroff ab, wie kein irdisches Gebirge, mag es noch so furchtbares Felsenrad und schauerliche Tiefen von Schluchten haben, ein ähnliches Schauspiel zu bieten vermöge. Unmittelbar an jener schwindelnden Höhe sehen wir die gewaltige Ebene *maro inbrium* vom Fuße des Huggens nach O und N sich ausbreiten. Unser Blick reicht von unserer Felsenhöhe aus 18 1/2 Meilen in gerader Entfernung, und wir sehen den Horizont sich in einem ge-

und zugleich beim ersten Blick, den wir zu dem Behuf über die Felskette suchen senden. Denn wir sehen, daß der Rücken des Montgebirges durchaus nicht dem Rücken eines Ramelets ähnelt, also nicht wellenförmig ist, vielmehr bieten uns alle die Gestaltformen, die wir so reich und mächtig um uns her gestellt sehen, einen Anblick, der eher verglichen werden kann mit den Häusermassen einer schon in der Zeit des Mittelalters erbauten großen Stadt, wo die viele Eted hohen Häuserfronten oft nur durch schmale, finstere Gäßchen getrennt werden. Die und da sehen wir größere Erweiterungen, breitere Straßen und freie Plätze, aber gerade an solchen Stellen befinden sich, wie wir von unserm Huggens aus trefflich bemerken können, gewöhnlich die großartigsten Gesteinsaufstufungen mit vielen Tausenden jeder Felskaden. Sie erscheinen uns bald wie ein altes Reisenschlöß, bald wie ein mächtiger Tem-



#### Specialkarte vom Apenninengebirge des Mondes.

A. *maro inbrium* (Meer der Dampfen); B. *sinus aestuum* (Büsen der brandenden Stürzen); C. *maro vaporum* (Meer der Dämpfe); D. *maro serenitatis* (Meer der Stilleheit); E. *palus patrodinus* (Sumpf der Hülms); — I. Huggens (höchster Berg); II. Bradley (ein Berg); III. Hadley (westlicher Berg); IV. Aratus (ein Krater); V. Conon (ein Krater); VI. Manilius (ein Ringgebirge); VII. Eratosthenes (ein Ringgebirge); VIII. Wolf (östlicher Berg); IX. Archimedes (ein Ringgebirge); X. Autolyus (ein Ringgebirge).

waltigen Bogen von circa 110 Meilen Länge um und herumziehen. Ueberhaupt liegt vor unserm Blicken eine Fläche ausgebreitet, die (in runder Zahl) 1000 Quadratmeilen ist, ungefähr ein Land, so groß wie ganz Bayern und Sachsen vereint.

Nachdem wir uns nun orientirt haben, wollen wir die Gebirgsparthien durchstreifen. Man erwartet aber ja nicht schöne, glatte Wege, die es uns auf der Erde möglich machen, bequem, sogar in Wagen Gebirge zu besuchen; — ja, man erwartet nicht einmal schmalere Bergpfade; denn Felssteige (wie z. B. in der Schweiz), welche nur die kühnsten der Bergsjäger zu betreten wagen, — sie sind hier auf dem Montgebirge hienigen, die nach dem weissen Comfort im Verhältnis zu den übrigen gewähren. Davon überzeugen wir

in gotthischer Bauart, der auch mit seinem reichen Schmuck an Erzschürmhäfen, Spitzbögen, schlanken Säulen, einzelnen himmelstreichenden Hauptthürmen emporsiehet. Mit dieser Grobthätigkeit verglichen, wie armselig sind da die romantischen Gegenden der Erde! Der Mond hat zwar nicht die Reize einer irdischen Vegetation, — sein Schmuck ist ganz anderer Art, der mehr, ich möchte sagen, architektonischen Charakter trägt. Wie würde ein Mondbewohner, wenn er zum ersten Mal in einer Erblandchaft sich befände, über das Reizlose derselben klagen, da ihre Felsgestalten doch so monoton seien! — Der Erblandler schaut sich aus Italien jurid zu seinen Eisbergen; der Italiener aus des Nordens Schneefeldern hin an „Reapels goldenen Strand.“

\* Noch muß bemerkt werden, daß verhebbender Felspöhl die Karte so gibt, wie man auf einer Sternwarte das Montgebirge durch einen Refractor sieht, alle verkehrt; demnach ist der untere Theil der Karte der nördliche, der obere ist der südliche; links ist Westen, rechts Osten.

Versuchen wir irgendwo aus unserer Höhe herabzuklettern. Nach Ost und West scheint es am allerwenigsten möglich; nach allen diesen Seiten hat der Hügelsinn das tiefste Ansehen. Er zeigt raben-schwarzen Abgrund, aber fast keinen Felsvorsprung, keine sanftere Biegung, auf die unser Fuß sich stützen könnte. Wenigstens sind jene zu sehr von einander entfernt. Wir versuchen deshalb ein Herabsteigen nach dem Westen. Doch die Frucht dieser unserer mühsamen Wanderung ist, daß wir das weitere Vordringen auch nach dieser Seite hin gleichfalls aufgeben müssen. Denn bald bemerken wir, daß, je weiter wir herabzustiegen versuchen, desto mehr die Felsmaße des Hügels sich verengen, bis wir zuletzt auf einem bedeutend in die nördliche Ebene hinauszutragenden Felsvorsprung angelangt sind. Es ist dies das sogenannte „Cap Hugens“, das zwar viel niedriger, als der Rücken des Felscomplexes ist, aber dafür so schnell und schroff erhebt, daß uns der Muth vergeht, noch ferner Versuche zum Herabsteigen zu unternehmen. Gezwungen treten wir also den Rücken an. Wieder angelangt bei den Partien, die die höchsten Theile des Hügels sind, entdecken wir da oben nebenbei eine ringförmige Einlenkung. Ihre kreisförmige auf Vulkanismus hindeutende Bildung ist überhaupt der Lypus aller Rostflächen, besonders des Siedens, der ganz davon überziet ist. Selbst die Ebenen, namentlich ihre Ozeane, selbst die wenigen Kängengänge haben diesen Charakter, so daß der ganze Mund von unzähligen vielen Kratern, meist dicht aneinander gereiht, nach allen Richtungen hin völlig bedeckt erscheint, ähnlich einer Menschenhaut voll Blatterzgen. Dies letztere Ansehen hat die Menschfläche dann besonders, wenn die Sonne gerade über ihr steht, so daß die Lichtstrahlen sichtlich senkrecht auf die Flächengebilde des Mondes fallen, mithin in letztere fast gar keinen Schatten werfen, und so nicht die Größe ihrer Erhebungen zeigen können. — Häufig sind diese Ebenen an einer Stelle sehr, so ward ein Gebirg daraus, also so, wie eine Stadt entsteht, wenn viele einzelne Häuser neben einander erbaut werden. Auch unser Apenninen-Gebirge ist in der That nichts anderes, als eine starke Menge von einzelnen, isolirt neben einander stehenden Bergcomplexen.

Wir wenden uns nach dem Süden des Hügels, mit dem festen Vorsatz, um jeden Preis unser Herabsteigen auszuführen. Wir stimmen von Felsjad zu Felsjad, von einem Vorsprung zum andern. Wir sehen, wie sich die Bergmassen des Hügels bald rechts, bald links biegen und dadurch weite, großartige Thalesinschnitte bilden. Uns droht ein die Gefahr, in die schauerlichsten Tiefen hinabzufallen, und zu beiden Seiten gähnen uns Schünide entgegen, als lägen zu unsern Füßen fürchterbare Ungeheuer, die hungriig ihren Hüllensachen herausschrecken. Aber regungslos liegen sie da; ganz so, als wollten sie ruhig unsere verzweifelte Anstrengung abwarten, als wären sie gewiß, daß wir ihnen nicht entkommen könnten, als wären wir ihre sichere Beute. Wir sehen, eine zu starke Bewegung unseres Körpers, vielleicht schon ein Zucken der Glieder, wie es oft vom Erschrecken hervorgerufen wird, reicht hin zum Uebergeleit, reicht hin, uns rettungslos in den finstern Abgrund zu werfen! Würde unser Fuß nicht wie rautender Ephen mit den geringsten Anhaltspunkten vorlieb nehmen, er glitte — um wohl nie mehr uns zu tragen. Denn, wenn wir auch trampfartig den Boden erstärten, um uns noch etwa im Palmengewirre festzuklammern, vergebens wär' es. Unser ängstlich spähender Blick sagt uns ja: keinen Baumstamm, keinen jähen Anstieg, selbst keinen moosigen Ast, keine spärliche Wurzel, nicht einmal das dünnste Gefirp würden wir im Fallen finden, um daran als letztes Wrad zur Rettung uns etwa festzukalten; — wir würden nur scharfen Kanten und Felscken begegnen. Za nicht einmal merken würden wir, daß einer unserer Neugiergehören eben an unserer Seite auf immer verschwand, denn nicht würde ein Getöse seines Sturzes sein Unglück und verrathen,

nicht ein Häufers könnte uns darauf aufmerksam machen, was neben uns vergeht, — es ist ja erig stumm Alles in der Natur des Mondes, und lautlos geschieht ja jede Bewegung darin! — Also möglich, ohne auch nur das geringste Geräusch verschwindet der gleitende Gefährte; vergebens lauschen wir, ob der Unglückliche irgendwo hängen bleibt, — wir hören ihn weder, noch sehen wir ihn; denn die Schwärze des Abgrundes verwehrt unserm Blick, dem Fallenden hinab zu folgen! Kein Wunder also, wenn die Freude, die beim Eintritt in die interessante, fremde Gegend unser Gefühlsleben belebt, bei dem Anblick dieser Umgebung zu todesbleichem Schreden erstarrt, wie winterlicher Norwind das müde Wellengestühl eines Bades zu steifem Eis erstarrten läßt. „Wunter!“ rufen wir aus, „ist's unter solchen Verhältnissen möglich, dem Hügels herabzustiegen? Sollen wir unserer Verhaben wirklich durchführen?“ Doch auf, laßt Dangen, laßt Zagen! Wir wollen led und rastlos abwärts klettern. Gilt's, über die Treppe einer Reihe schroffer und scharfkantiger Felseden zu steigen, — muthig schreiten wir darüber hinab; gilt's, eine große, schiefe Felsebene zu passieren, klippig-nur rutschen wir auf ihr herunter.

Freilich, mancher lähne Sprung muß gewagt werden! Ein Glück ist's, daß wir diese Wanderungen nicht mit unserm irdischen Leibe auszuführen haben; nicht bloß, daß unsere Hände und Füße gerissen und mit Blut bedeckt sein würden, — denn die Felsränder des Mondes sind gar nicht sehr sanft, oft wohl scharf wie Glas, — nein, es dürften auch die notwendigen Sprünge, die wir nur zu oft von sturmhohen Felswänden herab stürzen müßten, — id jaug, diese Sprünge dürften wohl selbst dem hartnäckigsten kranken Unterleibe eines stabsgehenden Gelehrten doch zu arge Erschütterungen bringen.

Auch abgesehen von allen diesen doch wohl ein wenig zu beschwerlichen Reisbedenken würden wir nicht sobald vom Hügels herabgelangen, denn dieser Felscomplex hat eine so große Ausdehnung, wie der Thüringerwald. Nach Schrägers's Ausmessung ist der Hügels 10 Meilen lang. Gut ist's, daß auf der südlichen Seite der Fuß dieses Riesentiefs nicht ganz so tief liegt, wie nach den andern Himmelsgegenen hin.

Endlich sind wir am ersehnten Ziele angelangt. Reiche Erholung haben wir nach diesen überwundenen Schwierigkeiten. Eine schöne, hellgrüne, ebene Landschaft nimmt uns auf.\* In dem wir nun zunächst Rast hier machen, wird unsere Stube, die unsere ermatteten Glieder jetzt ergötzen, von dem prächtigen Anblicke dieser romantischen Gegend genährt. Zwar ist auch diese von himmelhohen Felszügen umgürtet, aber sie trägt doch im Ganzen weit mehr den Charakter des Wilden, Sauferten. Um so wohlthuernder, einander wohl sie uns erscheinen. Froh bliden wir deshalb zurück auf die täuschlich des Hügels, die bis zu unabschätzbarer Höhe mächtig aufeinander gelagert breit daliegen; es ist uns, als wenn wir den marzigen Häufen wilder, beifschultriger Giganten und Gypsen entzauen seien. Hinter ihnen aufsteigend hervorstechend liegen led auf deren riesigen Schultern und dickköpfigen Schädeln Tausende von heimtückischen, schadenfrohen Berggnomen — die scharfschneidigen Felsadten, die uns so viele Pöffen spielten und manches traurige Abenteuer hinterlistig uns mitgaben.

Rechts und links von unserer stachen Landschaft treten die Felsriesen kochendein zurück, wie die gewaltigen Reden der alten Deutschen, ungeachtet ihrer treghgen Ansehen, doch ehfruchtig absehen von ihrem staren Verjog, um den sie sich schauerten und dem sie Gehorsam wickten. Kein einziger der dem Hügels nahestehenden Berge, obgleich oft gar viele Erschalten, waag, ganz an den hohen Hügels heranuitreten, noch viel weniger etwa vertrauenslich sich an ihn anzuklehen; fernzerrade und schweigend sehen sie da, wie die eisernen Krieger eines scharf disciplinirten alten Garde-regiments, aufsteigend nach Süden hin in 2 lange Fronten aufgestellt.

\* Siehe Nr. 65 der Abbildung.

## Aus meiner Pilgertafel.\*

Von Freiherrn v. Niedensfeld.

Eine Begegnung mit General Radomky.

Es war in der Zeit des tiefsten Schmerzes und der innersten Entrüstung über Deutschlands. Radomky für die erste Sache von Schles-

wig-Pöhlen unter der Regie der deutschen Regierungen und der Nationalenlehre viel kostbarer deutsches Blut vergossen worden, hatte

\* Unter diesem Titel wird der obengenannte bekannte Verfasser eine Reihe Erinnerungen aus seinem vielbewegten Leben geben, die besonders durch die Charakteristiken Streiflichter, welche sie auf bekannte Persönlichkeiten des neunzehnten Jahrhunderts werfen, für viele unserer Leser von großem Interesse sein werden.

D. Red.

die unglückselige Gewohnheit des Sichbegnügens vor auswärtigen Einflüsterungen und Drohungen, die Verblendung der rüchmüthig strebenden Partei eine plöbliche Angst vor dem Wiedererwachen eines 1848 in der Pfanzast mancher Emwallen erweist, in Schleswig-Holstein eine Revolution ebildet, dessen fiele Sade ausgegeben und die Pacification über das Lan: verhängt. Gleichviel ob mit Recht oder mit Unrecht, das Nationalgefühl erlauchte darin eine viel schwachvollere Erniedrigung des Vaterlandes, als jene unter dem Tode des allmächtigen Franzose Kaisers gewesen. Und dieser gütige Wurm nagt noch heute an dem Herzen der Deutschen.

Bei der Heimkehr von einer glänzenden Fährerjagd auf den Grenzen zweier Staaten bereitet mich mein vieljähriger Jagdfreund, General von R., bei ihm einzufehren, wo ich ein schlesisches Fräulein como il fant finden würde, die vor Begierde brannte, dem Verfasser des Buches der Rosen persönlich kennen zu lernen. So geschah denn auch. Nachdem mein unbegabbarer Garo mit Futter, Trant und einem trefflichen Stroblager versorgt war, wie es ein Reiter seinem Kofse und ein erster Waidmann seinem Hunde schuldet, labten wir uns selbst mit einer köstlichen Abwaschung von Kopf und Hand und zogen dann im vollen Jagdhabit hinaus in den Salon der Damen.

Wir fanden nur drei Personen: die Hausfrau, ein Fräulein und einen Herrn, der in einer Ede des Salons sich auf einem Etable schaukelte. General R. war so von der Sehnsucht nach dem Umhig besangen, daß er, sogar die allergeringste Ceremonie der gegenseitigen Verehrung vergessend, sich zu Tisch setzte und mir, wie ein Gleiches zu thun. Nachdem die edle Weinjuppe glückselig hinunter war, richtete sich der General wie neu belebt auf und begann, an das Fräulein sich wendend:

„Schönen Dank, Mädchen, für die köstliche Suppe. Hätst heut bei uns sein sollen, ein Frachtjunge, der in Dolstein tüchtig mitgehoben hat, war von der Gesellschaft — das wäre was für Deinen Schnabel gewesen. Du hättest ihm securanten können, als er in der Kuchelstunde für sein Schleswig-Holstein so glühend schwärmte, daß er darüber fast Hängel bekommen hätte mit denen, welche Alles nur nüderten mit offiziellen Augen zu betrachten gewöhnt sind und sogar unsern lieben Gott nur auckerten, weil er in dem „Von Gottes Gnade“ officieil anerkannt wird.“

Die Hausfrau meinte, man solle doch endlich wieder an Anders denken, als an das ewige Vieh von Schleswig-Holstein. Das Fräulein ergrimmte saß über diese Annützung und antwortete mit Zeichenlosigkeit:

„Das wäre abschentlich, beste Tante! Nein, so lange noch ein einziger Deutschler lebt, muß er mit seinem Morgen- und Abendgebete diesen Namen und diese Geschichte sich laut wiederholen, den Schmerz darüber in seine Seele zurückrufen, zum heiligen Born das Wasser darüder einfließen und auf den Knien stehen: Allmächtiger, hilf Du zu unserm Rechte, da wir selbst zu verblendet, zu un-einig und feig dazu sind!“

Emilie hatte sich dabei unwillkürlich von ihrer Stiderei erhoben und stand unbewußt, den bögigerten Blick der großen blauen Augen zum Himmel gerichtet: sie war sehr schön in diesem Augenblicke, sie schien wirklich zu leben.

Der seltsame General in der Ede schaukelte nicht mehr auf seinem Etable, er saß wie unbewußt, den Blick zu Emilies Antlig emporgewendet. Die in sich selbst gelebte schwärmerische Träumerei, welche seinen scharfen Zügen mit der feingebühnitenen Nase, den schwarzen Augen und der hohen Stirn ein so eigen-thümlich aussehendes Gepräge verliehen hatte, war nun plöblich verschwunden: um den Mund zuckte ein ironisches Lächeln, sein Auge blipte fast schallhaft heiter; er fuhr mit der Hand langsam über die Stirn, als wollte er die letzten Wölken von Ernst und Träumerei beseitigen, und sagte in einem Tone, warm und gefühl-voll, aber doch voll Zartheit:

„Liebes Fräulein, Sie erweisen sich stets so edel über diese traurige Geschichte, daß es wahrlich schade ist, daß Sie nicht alle Ihre hinreißenden Gedanken zu Papier bringen, Sie würden die Nation damit feuriger begeistern, als es Friedrich Hecker jemals gekonnt hat.“

Nicht ohne die Empfindlichkeit einer edlen Entrüstung erwiderte Emilie:

„Herr General, schon öfters hätte ich die Ehre, Ihnen zu be-  
deuten, daß ich niemals anders schreibe, als Briefe an meine Ver-

wandten und Freundsinnen, den Wäschettel und zuweilen ein Recept für die-—läde.“

„Wohlan, bestes Fräulein,“ fiel der General lachend ein, „so schreibe Ihre Karte mir endlich das oft versprochene Recept zu dem polnischen Fürsten, welchen Sie so vortrefflich bereiten.“

Emilie schied wieder ruhig fort.

„Friede, Friede!“ predigte die Hausfrau.

General R. meinte, sein Freund sollte doch nicht immer die liebe Richte mit dem Stützenfried Hecker zusammenstellen.

„Du hast Recht,“ entgegnete der Andere in der Ede lachend, „die helde Emilie hat mit diesem stürmischen Ferment nicht das Mindeste gemein, in ihr lebt der höhere Beruf zu einer Jungfrau von Orleans, und Gott weiß, ob wir nicht einst als solche sie brauchen werden.“

Bei den letzten Worten war alles Lachen und alle Ironie von den Zügen des Mannes plöblich verschwunden, sein Auge haftete einen Moment schmachdorn am Himmel, als erstehle er Trost von oben, der Schöler düstere Träume verbelebte sich aber sein Gesicht und er schaukelte wieder monoton mit seinem Etable.

Offenbar in dem Bechnfuchtsorange, sich den beengenden Gefühlen des Moments zu entziehen und den General in eine heitere Stimmung zu versetzen, erwiderte Emilie mit der heitersten Affec-tation von Begeisterung:

„Wohlan, Herr General, ich nehme die Jungfrau von Orleans für mich an, um so getreuer, weil ich darauf rechnen zu dürfen glaube, daß Sie in jeder ersten Stunde als Damsis mir zur Seite stehen und auch gegen jeden Pionel mich schützen werden.“

„Ih Ihr Damsis? Unmöglich, ich bin ja kein Damsis.“  
„Um Vergebung, Sie sind einer und zwar in mehrfacher Beziehung: Balkart zwischen Hohn und Lieh, Balkart zwischen Verstand und Pfanzast, Damsis zwischen Herzenswürdigkeit und — Abscheulichkeit!“

„Halten Sie inne, mein Fräulein, Sie machen sonst aus mir eine förmliche Wäscharten-Colonie. Und — was würde Ihnen meine Damsischaft bedeuten, Gme ich nicht in Betreff eines Pionel allens-falls jetzt schon zu spät?“

„Ausflüchte, Herr General Chamäleon, leere Ausflüchte. Sie wissen vollkommen, daß es bei mir mit einem Pionel noch nichts ist.“  
„Was müßte der sterbliche Mensch vollkommen? In ter That nichts, als daß er sterben muß.“

„Doch noch etwas weiß der vernünftige Mensch vollkommen.“  
„Und das wäre?“

„Daß er Grundfüße haben und festhalten soll, daß er die Hoffnung niemals aufgeben darf.“

„Grundfüße, Hoffnungen? — Liebes Kind, die Grundfüße sind so wandelbar, wie die Zeiten und Menschen selbst. Es gibt nur einen unwandebaren, unbefreitbaren und ewigen, den des wahren Christenthums, der zum Christen haben über alle confessionelle Zweifel und Wirren, allen Uthstanzgläubigen gleich verständlich, überzeugend und warm zum Herzen spricht: fürchte Gott und liebe Deinen Nächsten, wie Dich selbst. — Keulich verhält es sich auch mit der Hoffnung: jeder Sterbliche hofft anders und Anders durch alle Phasen seines Lebens; aber wenn dann hienieden Jetern die letzte irdische Hoffnung entschwunden ist, wenn Dante's: „qui cessa ogni speranza“ die Nichtswürdigen mit der Höllenqual der Verewältigung erfaßt, alsdann erwacht erst in den Seelen aller wahren Christen eine und dieselbe Hoffnung mit einer Lebendigkeit und beseligendem Schwung, die Hoffnung auf ein ewiges Jenseits, auf ein höheres Dasein, auf eine Seligkeit der unmittelbaren Anschauung alles besten, was wir hier kaum zu ahnen vermögen und in unsern gebenedigten Augenblicken als Höchstes anbeten.“

Dies sprach der seltsame Mann ohne alle priesterliche Emphase natürlich, einfach, warm, und aus seinem schönen Auge leuchtete dazu Glauben und Liebe so erwärmend und überzeugend, daß wir Alle, vom Ernste seiner Stimmung unwillkürlich ergriffen, zu wahrer Auckadt uns erhoben fühlten und stamm der Fortsetzung seiner Rede harrten. Er schaukelte sich wieder behaglich, wie in Träume versunken. Der lustige General von R. konnte in so erfrischer Stimmung nicht lange beharren; um sich selbst und uns herauszubekommen, ergriff er hastig sein Glas Burgunder, stieß mit mir an und rief:

„Waidmanns Heil für übermorgen! — Apropos, Bruder, Du bist mir noch etwas schuldig, trage Deine Schuld jetzt ab, damit mein Mädchen nicht ganz unglücklich werde.“

„Ich verstehe Dich nicht und entsinne mich auch nicht.“

„Nun, Du hast doch sonst ein Kieselgedächtniß, womit Du uns Allen gelegentlich auskiffst. Besinne Dich: habe ich Dir nicht schon vor ein paar Wochen das neue Buch über den badißchen Aufstand und Selbzig gegeben und Dich gebeten, mir Dein Urtheil zu sagen, ob es der Mühe werth ist, es zu lesen?“

„Ja so, allerdings — ich habe das Zeug über den badißchen Janner durchgeblättert —“

„Nun, heraus mit der Sprache, her mit Deinem Urtheil.“

„Mir würde unheimlich zu Mute und aus Besorgniß, vielleicht Aeußerungen hören zu müssen, die mir wehe thun würden, fiel ich mit den Worten in die Kniee:“

„Vor allen Dingen die Erdbebenungen glaube ich hier daran erinnern zu dürfen, daß ich Badenier bin und der Bruder jenes unglücklichen Commandanten von Rastatt, der von preußischen Kugeln gefallen ist.“

„Ja, Donnerwetter!“ rief der General v. R. „Ich habe die gegenfeitige Bekanntschaft vergessen. Also: Herr General von Rodowits, — Herr Baron von Bienenfeld!“

Hundert Mal hatte ich eine Bekanntschaft mit diesem interessanten Freunde des Königs gemacht und jetzt, da sie mir so nahe geboten war, stand ich in der Ueberraschung ihm entgegen gegenüber und starrte ihn fast naartig in's Gesicht. Auch er betrachtete mich einen Augenblick harter, dann fiel es plötzlich wie ein Hauch von Willdenen verflücht über seine Züge, mit herzwinnendem Blick eilte er zu mir herüber, sahste meine Hand zwischen seine beiden Hände, sah mir mit unbeschreiblicher Wehmuth Auge in Auge und sprach mit bebender Stimme des innigen Gesühls:—

„Ich habe die Minerva gelesen, ich habe alle Ihre Schmerzen mitgeföhlt und alle die schweren Kämpfe mit durchgegangen, welche Ihre Seele zu bestehen hatte, bevor jene Biographie des Bruders fertig auf dem Papiere stehen konnte. Herzlichst freut es mich hierdurch, Ihre persönliche Bekanntschaft gemacht zu haben, und heftentlich sehen wir uns recht oft wieder.“

Und als wäre er froh, über die badißche Geschichte schnell hinwegzukommen und die Anregung des Mißgelißes los zu werden, wendete er sich rasch an das Fräulein, ließ meine Hand mit einem Tusch frei und sagte in der hitzigen Laune:

„Nun, mein schönes Fräulein, haben Sie endlich Ihren Resenmann; heftentlich versehen Sie mit ihm gändiger, als mit Ihren Freunden. — Aber Sie, Herr Baron, warne ich von vornherein, unserer künftigen Jungfrau von Orleans ja nicht etwa zu glauben, wenn sie viel Schönes über das Resenbuch sagen sollte, denn sie hat in der That nur die Beigaben, die Gedichte und besonders die Fleurette gelesen.“

Mit einer leichten graziosen Verbeugung trat er einen Schritt zurück, kreuzte die Hände auf dem Rücken, stellte sich breit in die Postur eines eifrigen Zuhörers, seine Stirn, dieser Thron des Verstandes und des raschen, entscheidenden Urtheils, war offen und beiter, sein Blick lauschte erwartungsvoll, um seinen Mund spielten Sarkasmen. Nach den gewöhnlichen zierlichen Eingangssphrasen kermete Emilie:

„Es ist doch sonderbar, daß die Phantasie der Leser sich gewöhnlich ganz andere Bilder von den Schriftstellern vorstellt. So habe auch ich in Ihnen ein etwas ganz Anderes gedacht.“

„Nattürlich,“ fiel Rodowits ein, „die edle Jungfrau dachte sich irgend einen Bauerbruder von Danois oder einen herzerzählenden Krieger und verwandelt sich nun, eine Art von Duchatel zu finden, dem die heilige Liebe zum Vaterland seine Zeit mehr zum Coursföhnen läßt. . . . .“

Wir saßen wieder und auch Rodowits hatte seinen Schauplatz in der Ecke aufgegeben und an dem runden Tisch Platz genommen. Die Hausfrau bereite den Thee und Emilie zierliche Butterhütchen. Die Conversation wogte von Gegenstand zu Gegenstand hin und her. General R. kam wiederholt auf sein Buch über Baden zurück, aber mit unermesslich glitt Rodowits stets darüber hinweg und wußte stets unheimlich wieder Anderes auf das Tapet zu bringen, netzte die Hausfrau, weil das Thermofer nicht leuchten wollte, und Emilien wegen der unglücklichen unglücklichen Butterhütchen zu Stande zu bringen, den Bruder General, weil er die Parate verkannt habe, um eine schöne Portion Säuer zu sehen, mich wegen meiner Geschichte der Mädchen- und Nonnen-

erten, woran ich ein paar Lebensjahre gesetzt habe, nur um mit einer solchen General-Überfahrt an dem Diferenzen eine bequeme Gesellschaft zu bauen und à la Talleyrand einigen Minuten die Sprache zu gebrauchen, um meine Gedanken über mancherlei Dinge zu verlesen. Meine Geschichte des Ritterorden habe ich, ähnlichen Erscheinungen analog, für einen Schiffschutzwäler nach einigen Ordensbänden gehalten, bis er nach Durchlesung der Vorrede von solcher Schlußart mich habe freisprechen müssen. Mit meinem Buch der Resen habe er sich den Wagen nicht vertreten wollen, weil er eine Menge demagogischer Stacheln und Dornen darin vermutet, indem so viele demagogische Herren und Damen (mit einem Seitenblick auf Emilie) ihm so emphatisch Vob gepredigt. Er war prächtig im Zuge und trug die Kosten der Conversation fast allein.

Wir kamen, ich weiß selbst nicht wie, im Besolz dieses Herumbührens durch allerlei Pappasien, unversehens in die ersten Gebiete von Abbé Chatel, Rouge, Köhr, Dreschnieder, Hengstenberg &c. Da stieß kein Aender mehr über seine Lippen, seine ganze Physiognomie hatte ein anderes Gepräge angenehmen, seine Gänge erschienen mir höher, glätter, glänzender, seine Blicke wurden eindringlicher, lebender, während sein Auge oft so selbstam verflücht in die Welt hinaus sah, wie die Sonne, wenn sie hinter einem Schilde von Wolken blutroth erscheint. Der Mann war wieder erhalt geworden, er sprach weniger, aber um so entschieden. In solchen Momenten beherrschte ich seinen offenbar seine stets leicht aufgabende Phantasie den sonst so klaren und prägnanten Verstand, und ich ihn häufig zu kategorischen Urtheilen hin, welche mit seiner eigentlichen Ansicht der Dinge und mit seinen Christen nicht wohl in Einklang zu bringen ließ, mitunter ihnen geradezu widersprechen. Vergleichlich den Mäandern über den Geist, das Wollen und Streben dieses merkwürdigen Mannes irrte gemacht, und ihm mancherlei schief Beurteilung zugezogen.

Emilie äußerte in einem Anfall von Unmuth:

„Diese Reformation ist das größte Unglück, welches jemals über uns verhängt worden; seit jener Zeit hat Deutschland aufgehört, Deutschland zu sein.“

„Sie irren, mein Fräulein,“ fiel er mit didaktischem Ernst ein, „Sie irren nicht nur, sondern Sie läßern geradezu die Besetzung. Diese Reformation ist die mächtigste und durchdringendste providentielle Erscheinung des letzten Jahrhunderts. Was sie innerlich Deutschlands politische Kraft für geraume Zeit gebrochen, die äußere und innere Einheit zerfallen haben, so hat sie doch Deutschland erst zum eigentlichen Hebel und Mittelpunkt, zum prädestinirten Hermet der allmählichen Civilisation der ganzen Welt erhoben, was auch dagegen Franzmanns Uitleitheit und Englands Stolz einwenden möge. Der durch die edeln Schöne St. Benedict von Nursia aus den Trümmern der Barbarei geretteten Wissenschaft und Literatur der alten Welt wurde durch die Reformation ein neues fruchtbares Leben verliehen, ihr allein verdanken sie alle Liebe, Hebel und Würde, und ohne sie wären ein Lessing, ein Goethe und Ihr Schiller unmöglich, nein unentbar. Sogar die Kirche, die Religion.“

Da verstummte er plötzlich, als wäre er über sich selbst erschrocken, bedeckte mit der rechten Hand Stirn und Augen, fuhr dann langsam über das Gesicht herab, starrte einen Moment seine Theelasse an, erhob dann den Blick weit geöffnet, und fuhr fast im Ton eines Träumenden fort:

„Nun ja, und die Kirche, durch die verhängnißreiche Appellation an die Bernunft blutig in zwei Kirchen zerfallen, hat sich zu Gedanken und Prüfungen erhoben, wozu sie niemals gelangt sein würde, wenn sie nur eine Kirche geblieben wäre. Und dieses häufig so heillos mißverständliche und falsch gedeutete „prüfet Alles“ wird am Ende der Prüfungen zu der allgemeinen Ueberzeugung führen, daß nur eine wahrhaft christliche Kirche möglich ist, und die zwei Kirzhen werden wieder in eine Kirche zusammengesetzt. Wann? Das weiß nur der, der Alles weiß und gändig lenkt.“

Offenbar hatte er nicht Alles ausgeprochen, was er dachte und fühlte; aber ich hielt es für ungeschicklich, ihm Weiteres zu entlocken, durch Widerspruch ihn zur vollen Offenheit zu reizen. Die U' erinnerte an, daß es Zeit zur Trennung geworden. Oft habe ich diesen merkwürdigen Mann besucht, oft dabei die General's Chamäleon von Fräulein Emilie mich lebhaft erinnert, aber stets schied ich von ihm mit höherer Achtung und Liebe.

# Die Gartenlaube

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redactoren F. Stolle u. K. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

## Der erste Fall im neuen Amte.

Vom Verfasser der „neuen deutschen Zeitbilder.“  
(Fortsetzung.)

Ich setzte das Verhör fort.

„Dat er hier Verbrechen bezangen?“ fragte ich.

„Ich habe gerade nicht davon gehört; aber dem Menschen ist Alles zu vertrauen.“

„Ich hörte, er habe Zuchthausstrafe zu befürchten, wenn er nach Preußen zurückkomme.“

„Das ist wohl möglich.“

„Zeit wie lange steht Ihre Richte mit dem Burfschen in Verbindung?“

„Sie ist jetzt achtzehn Jahre alt; also seit vier Jahren.“

„Galten Sie auch das Mädchen für fähig, ein Verbrechen zu begehen?“

„Der schlechte Mensch kann sie leicht ganz verdorben haben.“ Er hatte mir die Antwort schnell gegeben, wie die früheren. Auf einmal mochte er ihre Schwere fühlen.

„Das heißt, —“ wollte er einleiten, aber er vollendete nicht und schwieg.

„Nun?“ fragte ich.

„Eine große, sichtbare Angst hatte sich seiner bemächtigt.“

„Der Criminaldirector“, fragte er, und er hatte kaum den Muth, zu sprechen — „Sie denken doch wegen der Vergiftung nicht an das Mädchen?“

„Wenn das nun der Fall wäre?“

„Großer Gott, großer Gott!“

Er mußte das Gesicht mit beiden Händen bedecken.

Er glaubte daran. Er hielt das Mädchen für fähig, einen Giftmord zu verüben, ihre eigene Tante, ihre Wohlthäterin zu vergiften.

„Sie sind mir noch Ihre Antwort schuldig“, sagte ich.

Er entließ sie sein Gesicht; es war leichenbläß.

„Der Director, ich laß Ihnen die Antwort nicht geben.“

„Sie ist das Kind meines Bruders. Aber wenn es wahr wäre, nein, ich überlebe das Unglück und die Schande nicht.“

„Ich hatte noch eine Frage an ihn:“

„Ist Ihnen das Testament Ihrer Schwefter bekannt?“

„Sein Schmerz fuhr von Neuem auf.“

„O, mein Gott, sie hätte ja darin dem unglücklichen Geschöpfe fünfshundert Thaler vermacht.“

„Wußte das Mädchen das?“

„Gewiß, gewiß.“

„Ich entließ den Mann, den der furchtbarste Schmerz immer bestiger ergriß.“

Ich wußte jetzt für den Augenblick genug, leider genug.

Wie tief, wie fest begründet mußte bei dieser Angst, bei diesem Erschrecken, bei dieser Schmerz die Ueberzeugung des Mannes von dem schlechten Charakter und von der Schuld des Mädchens sein!

War sie denn wirklich eine Verbrecherin, eine Mörderin, das frische, fröhliche Kind?

Ich mußte jetzt mit ihrer Vernehmung verfahren; ich konnte es nur mit schwerem Herzen, eine große Angst ergriß mich. Hand ich sie schuldig — und wie sehr mußte ich das jetzt fürchten? — in welches entsetzliche moralische Uebel sah ich denn hinein! Den fröhlichen Sinn des Mädchens hatte ich selbst kennen gelernt; auch ihre herrliche, tiefe, innige Liebe; und vier Jahre lang schon hatte diese innige Liebe in ihrem Herzen geklärt und allen Trübungen und Stürmen, die sie erliden wollten, widerstanden. Und dennoch eine Mörderin! Noch so jung und schon eine Mörderin! Wenn auch nur von einem schlechten Menschen verführt, immer eine Mörderin, die mit kaltem Blute, mit teuflischer Hinterlist das Leben eines Menschen, ihrer nächsten Anverwandten, ihrer zweiten Mutter, hatte vernichten können! War es denn möglich?

Und auch der Gedanke ergriß mich mit Schrecken, daß das junge, frische Leben dem Verderb verfallen sei, daß ich selbst sie diesem überlieferten sollte.

Sie trat in das Verhözimmer. Es war wirklich das hübsche Kind aus dem hauboverschen Walde. Ich mußte mich doppelt zusammenschließen, um mich nicht zu verathen, daß ich sie schon kannte. Sie hatte mich damals nicht gesehen. Sie hatte sich sehr verändert; es war keine Spur mehr von jenem heiteren, fröhlichen, niedlichen Wesen an ihr zu bemerken.

Hatten viele — wie von vielen Weinen — erschläßt herabhängenden Lippen damals so herzhaft den jungen Mann lächeln können? Hatten sie so fröhlich gelungen: „Zufriedenheit ist mein Vergnügen“? Hatten sie so schelmisch gewiesen: „Spitzbube, Tu bist es!“? Und hatten diese rothen, verschmolzenen Augen damals so glänzlich gelacht, als sie dem Burfschen jurirt: „Ich traue Dir die Augen aus!“?

Wie sie sehr verändert. Aber konnte diese Veränderung nicht eben Folge und Zeichen einer tiefen, schmerzlichen Trauer um den Verlust ihrer theuren Verwandten sein, die früher von ihr verkannt und gekränkt war und über deren Kränkung sie noch vergessern in meiner Gegenwart so aufrichtige Reue ausgesprochen hatte? Und in ihrem noch immer frisch blühenden, hübschen Gesichte mochte

sich noch so starker Schmerz, noch so tiefe Trauer zeigen, von der Spannung, von der Angst, von dem unruhigen, ängstlichen Laeren eines Verbrechers fand ich keine Spur darin. Sie mußte zugleich eine vollendete Heuchlerin sein, wenn sie eine Verbrecherin war, eine so vollkommene Heuchlerin, wie nach meinen bisherigen Erfahrungen nur eine langjährige Schule des Laßers und des Verbrechens sie bilden konnte.

Mein, rief es in mir, und wenn auch ihre nächsten Verwandten es ihr zutrauen und sie anklagen, und wenn auch der Mensch, an den sie seit Jahren gefesselt ist, ein unerbittlicher strenger Verbrecher wäre, und wenn auch ihr Verhältnis zu ihm das verbrecherische wäre, die Mörderin ist sie nicht, kann sie nicht sein.

Ich begann mit mildem Ernste das Verhör mit ihr. Sie that sich Gewalt an, ihren Schmerz zurückzudrängen; sie antwortete mir klar, bestimmt, ruhig.

„Sie sind vorgestern Abend hier angekommen?“

„Ja, mit meinem Oheim Wähler. Es war schon in der Nacht.“

„Wo waren Sie bis dahin gewesen?“

„Bei Verwandten an der hannoverschen Grenze.“

„Warum kamen Sie hierher?“

„Mein Oheim kam, mich abzuholen.“

„Welchen Grund gab er Ihnen dafür an?“

„Er sagte, meine Tante wünsche es; es thue ihr leid, daß wir in Unfrieden auseinander gegangen seien, ich sei doch ihres Bruders Kind; sie wünsche, mich wieder bei sich zu haben.“

„War Jemand zugegen, als Wähler Ihnen dies sagte?“

„Wir waren ganz allein.“

„Sie waren schon früher im Hause Ihrer Tante gewesen?“

„Sie hatte mich schon als Kind, nach dem Tode meines Vaters, zu sich genommen.“

„Waren Sie wirklich in Unfrieden von ihr geschieden?“

„Sie schlug die Augen nieder und weinte.“

„Ja, ich war unartig gegen die Tante gewesen, sehr unartig. Und sie hatte mich doch immer so lieb. Als ich fort war, sah ich es ein, und es that mir leid genug. Darum war ich auch gleich bereit, mit meinem Oheim zurückzukehren.“

„War die Unschuld oder die vollendete Heuchelei konnte so sprechen.“

„Sie haben einen Liebhaber?“ fuhr ich, ohne Vorbereitung, im Fragen fort.

Sie wurde glühend roth und sah mich plötzlich unwillkürlich an; aber eben so schnell schlug sie in großer Verwirrung die Augen wieder. Aber die glühende Röthe wich nicht um ihres Gesichts. Nur die Verwirrung des Mädchens, des unschuldigen Mädchens beherrschte sie also. Bei einer Verbrecherin wäre der Röthe eine Todesblässe gefolgt, alle ihre Nerven hätten zittern, aufzulegen müssen.

Sie mußte mir antworten.

Leise sagte sie: „Ja.“

Aber dann auf einmal erhob sie ihr Gesicht. Sie sah mich mit ihrem großen, schwarzen Augen klar an, und mit lauter, fester, stolzer Stimme sagte sie schnell:

„Aber er ist ein braver Mensch, was man Ihnen auch von ihm gesagt hat. Es ist ein Unglück für ihn, daß er nicht nach Preußen zurückkommen darf; er ist kein Verbrecher, glauben Sie es mir.“

Das war wieder der schön, zuverlässige Muth, den sie in jenem hannoverschen Walde gezeigt hatte.

„Warum darf er nicht nach Preußen zurückkommen?“ fragte ich sie.

„Er hat sich leider unter die hannoverschen Schleichhändler begeben, die nach Preußen herüberzuzugeln. Sie verdienen viel Geld und er meinte, wir kämen um so eher zum Heirathen; darum litt ich es. Aber hätte ich Alles vorher gewußt, so hätte ich es nicht gelitten.“

„Was wußten Sie nicht vorher?“

„Daß in Preußen so schwere Strafen darauf stehen. Und dann auch —“

„Und dann?“

„Sie haben ihn in Verdacht, daß er dabei gewesen sei, als vor einem Vierteljahre ein Grenzbeamter von den Schmugglern erschlagen ist; aber es ist nicht wahr.“

„Wie wußten Sie das?“

„Er hat es mir selbst gesagt.“

Es war mir nicht möglich, den schönen Glauben des Mädchens auch nur durch eine Frage des leisesten Zweifels zu stören. War sie wirklich eine verdorbene, verbrecherische Heuchlerin, dieser Schein der reinen Unschuld hatte etwas Zauberhaftes für mich. Ich konnte ihm mir selber nicht zerscheln.

Ich richtete eine andre Frage an sie

„Ist Ihr Verhältnis zu dem jungen Menschen Ihren Verwandten bekannt?“

„Ja,“ sagte sie mit ihrer vollen Offenheit. „Dabei kam auch jener Unfriede mit meiner Tante. Sie sagten, der Fritz sei ein schlechter Mensch und ich sollte von ihm lassen. Aber er machte nur lustige, mitunter tolle Streiche, die er freilich wohl hätte lassen sollen; schlechte Streiche hat er aber nie gemacht, und er hat das bravste Herz von der Welt.“

Ich mußte ihr doch noch näher treten.

„Haben Sie vorgelesen Abschied von ihm genommen?“

„Ja.“

Sagte er Ihnen dabei nicht etwas Besonderes?“

„Ich wüßte nicht.“

„Bestimmen Sie sich.“

„Ich wüßte gleich nicht.“

Sie sprach immer mit allen Zeichen vollster Aufrichtigkeit.

Aber, als Sie im Walde bei ihm war, sagte er auf ein mal zu Ihnen die Worte: Gretchen, ich habe da einen Gedanken!“ Sie sah mich verwundert an, auch mit einem kleinen Schreck; etwa wie einem Menschen, von dem man unerwartet etwas sieht, das man für Zauberei halten möchte. Ein böses Gewissen war es nicht, was in ihr erhellte.

Sie vergaß in ihrer Verwunderung das Antworten.

„Sprach er nicht jene Worte?“ fragte ich.

Sie wurde traurig.

„Wem ich sprach er sie, der arme Fritz.“

„Und welchen Gedanken hatte er?“

„Er meinte, wenn ich hier wäre, so sollte ich meine Verwandten bitten, daß wir uns beirathen könnten, und meine Tante, daß sie uns ein kleines Capital geben möchte, um mich und ihren hannoverschen Land zu kaufen. Meine Tante hatte Vermuthung, sie hätte es wohl gefolgt.“

Sie sprach auch das Alles offen und frei; ihre Trauer erschien so natürlich.

Auf einmal sah sie mich wieder verwundert, fragend an. Meine Zauberfäuste fielen ihr wieder ein; sie mußte jetzt darüber im Klaren sein.

„Aber woher wissen Sie, daß der Fritz jene Worte zu mir gesprochen hat?“

„Ich weiß es.“

„Wir waren doch ganz allein.“

Hätte ich noch einen Zweifel an ihrer Unschuld haben können, diese Worte der höchsten Unbefangenheit hätten ihn mir genommen. Als vorsichtiger Inquirent durfte ich ihr dennoch diese Frage nicht beantworten. Ich mußte in meinem Verhöre fortfahren.

„Wissen Sie, daß Ihr verlorbene Tante ein Testament gemacht hat?“

„O ja. Sie hat mir darin fünfshundert Thaler vermacht. Mit dem Gelde hätten wir uns ja eben das Land kaufen können.“ Und Wähler hatte insinuiren wollen, sie habe, um das Geld zu erben, den Verdacht!

Ich fragte sie nach der Krankheit und dem Tode ihrer Tante. Sie antwortete auch hier mit der bisherigen Offenheit und Bestimmtheit.

„Wir fanden meine Tante schon krank, als wir ankamen; sie lag im Bette und hatte Erbrechen. Sie hatte auch schon früher oft daran gelitten. Am Morgen ließ sie Khabarben holen; als sie den aber genommen hatte, wurde es schlimmer mit ihr. Ich war den ganzen Tag bei ihr, um sie zu pflegen; sie freute sich sehr darüber und versprach daher auch, wenn sie wieder besser werde, für mich zu sorgen und auch mit ihrem Bruder sitzen mich zu sprechen. Auch die Frau Kühl war da. Diese blieb die Nacht bei ihr, als ich um neun Uhr Abends zu Bette gieng. Ich war müde von der Reize in der vorigen Nacht. Aber schon gegen Mitternacht weckte mich die Frau Kühl; die arme Tante war gestorben.“

Ich richtete specielle Fragen an sie.

„War die Frau Kühl immer bei der Kranken?“

„Nicht immer; sie mußte ein paar Mal nach Hause gehen.“

„Wer blieb dann bei der Kranken?“

„Ich.“

„Sie allein?“

„Ich allein.“

„Wenig Ihre Tante in ihrer Krankheit etwas?“

„Das Khabatkerpulver.“

„Wer reichte es ihr?“

„Der Oheim. Aber er hatte es mir gegeben, um es einzurühren.“

„Das hatten Sie gethan?“

„Ja.“

„Daben Sie gesehen, wie Ihr Oheim der Tante das Pulver gab und sie es einnahm?“

„Nein. Ich war unterthig mit dem Dienstmädchen beschäftigt, die Stube zu reinigen.“

„Warum hatte Ihr Oheim Ihnen die Zubereitung des Pulvers übertragen?“

„Das weiß ich nicht. Er bat mich darum; ich hatte gerade nichts zu thun.“

„Was genos Ihre Tante mehr?“

„Gewiß ich weiß, nur des Mittags etwas Suppe und des Abends eine Tasse Kaffee.“

„Wer gab ihr die Suppe?“

„Der Oheim.“

„Und den Kaffee?“

„Auch der Oheim. Aber ich hatte ihn einschenken und Milch hinzuzusetzen müssen.“

„Trank sie ihn mit Zucker?“

„Den that der Oheim hinein.“

„Sahen Sie das?“

„Ich sah, wie er ein Stück aus der Zuckerschale nahm, die auf dem Tische stand.“

„Und dann?“

„Er muß es in die Tasse gewesen haben; gesehen habe ich es nicht. Aber wo sollte er es gelassen haben? Ich sah ihn auch mit dem Pössel in der Tasse rühren. Dann reichte er sie ihr und sie trank.“

„That der Genuss der Suppe und des Kaffees ihr wohl?“

„Sie konnte Beides nicht bei sich behalten und mußte sich immer von Neuem danach erheeren.“

„Ich war mit meinen Fragen zu Ende und mit mir im Klaren. Sie war nicht die Wörrerin; jede ihrer Nerven vom Anfang des Behörs bis zum Ende bewies es mir; jedes Wort, jedes Zugeständnis, bis zu dem letzten, der offenen, freiwilligen Erklärung, daß sie das Pulver eingeathet, den Kaffee und die Milch eingekehrt habe.“

„Ich hatte nicht einmal mehr die Wahl zwischen Unschuld und vollendeter Verbrechen. So konnte, nach meinem Dafürhalten, auch die vollendetste Verbrechenlerin sich nicht benehmen.“

„Tennoch mußte ich ihr vorhalten, was ihr Oheim gegen sie insinuit, beunruhigt hatte; auf meine Physiognomie mußte ich mich nicht verlassen; sie konnte trotzdem schuldig sein. Nichts mehr als jener plötzliche, unerwartete Vorfall, in einem Augenblicke, in dem sie die völlig Unschuldige, Sittliche spielte, sich für völlig sicher hielt, konnte, wenn sie schuldig war, geeignet sein, um Verräther ihrer Schuld zu werden.“

„Ihre Tante“ hob ich an, zwar etwas langsamer sprechend, als bisher, aber ohne besondern Nachdruck und ohne sie irgend scharf zu kritisiren; nur nachdem ich gewarnt, ließ ich mein Auge fest und durchdringend auf ihr ruhen; „Ihre Tante ist an Gift gestorben und Ihr Oheim gibt an, daß Sie sie vergiftet hätten.“

„Die ruhig gesprochenen Worte machten in der That einen überraschenden Eindruck auf sie. Sie zuckte heftig auf; dann zitterte ihr ganzer Körper; aus ihrem Gesichte war alles Blut getreten; ihre Lippen waren blau geworden; ihre Augen starrten mich an. Sie wollte sprechen und vermochte es nicht; sie war in einem entsetzlichen Zustande. Ich fürchtete einen Schlag, einen Krampfanfall. Aber sie konnte sich aufricht halten.“

„Die Veränderung war plötzlich, mit unangenehmer Schnelligkeit erfolgt. Sie versehte mich in Besorgniß; ich machte mir Vorwürfe, daß ich einen so besigen, ich mußte mir sagen, so rohen Angriff auf das jugendliche Geschöpf gemacht hatte; ich hätte für meinen Zweck milder verfahren können.“

„Sie erholte sich nur sehr langsam. Als das convulsivische Zittern aufgehört hatte, bekam sie die Sprache wieder.“

„Das ist abfcheulich!“ rief sie. „Mein eigener Oheim!“

„Weiter sagte sie nichts; aber ein Strom von Thränen folgte ihren Worten. Sie war unshuldig; sie hatte auch die letzte Probe bestanden.“

„Reigte mit jener plötzliche, fürchterliche Veränderung auch die Beschicktheit ihres Charakters an, von der auch ihr Oheim Rapp gesprochen hatte, eine Wörrerin war sie nicht; gerade diese Beschicktheit legte Hingebung dafür ein. Ich ließ sie sich setzen, sich völlig erholen und anzuheben. Sie sah nach einer halben Minute stumm; dann sah sie mit ihren dunklen Augen mich bittend, ängstlich bittend an.“

„Sie haben ihm doch nicht geglaubt?“ fragte sie.

„Die Frage war so unshuldig, so furchtlich unshuldig. Wäre ich nicht ihr Anwalt gewesen, ich hätte sie an mein Herz drücken und ihr zurufen mögen: Rein, Du gutes, unshuldiges, schändlich verkehrtes Kind; aber Dir glaube ich. — Aber ich mußte der kalte, ruhige, vorsichtige Criminalrichter bleiben.“

„Ich glaube nur den Beweisen, die mir gebracht werden,“ erwiderte ich ihr.

„Sie atmete leichter. Sie sagte nichts darauf; aber sie sah mit einer stillen Friedebung vor sich hin, als wenn sie sagen wollte: Was ich nicht gethan habe, wie wollte man das beweisen können?“

„Ich richtete noch ein paar Fragen an sie.“

„Wußten Sie, daß Ihre Tante vergiftet ist?“

„Ich erlaub es von den Nachbarn, als ich heute Abend nach Hause zurückkehrte.“

„Hatten Sie Verdacht auf Jemanden?“

„Ich habe an keinen Menschen in der Welt denken können.“

„Auch jetzt nicht?“

„Nein, auch jetzt nicht.“

„Auch nicht an Ihren Oheim?“

„Sie erschrak bei dieser Frage. Sie sann ein paar Secunden nach; dann sagte sie hastig, heftig abwendend: „Nein, nein!“

„Sie haben mir nichts weiter zu sagen?“

„Nein. Aber halten Sie auch nicht meinen Oheim für den Thäter.“

„Sie können gehen,“ sagte ich zu ihr.

„Nach Hause?“ fragte sie in einem Tone, als wenn sie einen, allerdings nur leichten Zweifel habe.

„Nach Hause.“

„Sie ging. Sie war nicht überrascht, verwundert, denn sie ging ruhig. Aber desto überraschter und verwundeter sah mich der Criminalactuar an, der mir das Protokoll fürte.“

„Ich muß hier einige Worte über ihn sagen. Er war ein Mann in den mittleren Jahren, mit einem intelligenten Gesichte.“

„Ich hatte ihn in den wenigen Stunden, die ich ihn kannte, zu erkennen geglaubt, und ich überzeuge mich später bald, daß ich mich nicht in ihm geirrt hatte. Er gehörte zu jenen klaren und praktischen Menschen, die zu ihrem Glücke nicht, wie der große Dantse, studirt, also ihren klaren Verstand und praktischen Sinn nicht durch gelehrte Broden beinträchtigt haben. Er hatte aber auch andere Freis, indem er gar nicht Habirt hatte, seinen Geist und Sinn durch das Aufnehmen der wahren Wissenschaft in sich nicht säutern, nicht auf eine höhere Stufe erheben können. So hatte er zwar stets eine richtige Einsicht in die Bestimmungen des Gesetzes und in die Bedürfnisse der Praxis. Aber beides nur für gewöhnliche Fälle. Ungewöhnliche Ereignisse lagen außerhalb seines Verständnisses des Gesetzes wie des Verlaufs, des Verbrauches, der Praxis. Durch seine Stellung unter Vorgesetzten, denen er geistig so sehr überlegen war, hatte zudem sein Urtheil für ihn selbst, wenn auch nicht die Eigenschaft der Untrüglichkeit, doch die der Richtigkeit, bis man ihm überzeugend das Gegenheil beweisen werde, gewonnen. Er war dabei zu klug und zu sehr Klügler der preussischen Bureaucratie, um jemals anmaßend oder nur im geringsten beschwerlich zu werden.“

„Er sah mich verwundert an, und sagte nichts. Aber ich las in seinen Augen deutlich: Was ist denn das? Diese Perion läßt er ohne Weiteres gehen, läßt er frei, die geradezu des Verbrechens bezichtigt ist, bei deren Eintreten in das Haus plötzlich Gift in dem Hause war, die den Tod mitbrachte, unter deren Augen das Gift gegossen sein muß, die sogar nach ihrem eigenen Gesändnisse zwei-

mal den Trant gemischt hat, in welchem fast ungewisshast das Gift enthalten war! Diese Person list er frei, weil sie ein erliches Gesicht machen, weil sie in etwas anderer Weise, wie gewöhnliche Spitzbuben, ihre Unschuld verschern, weil sie allerdings recht hübsch weinen kann! Nun, ich bin neugierig, wie das enden wird. Ich fürchte, ich fürchte, mit diesem neuen Herrn Director haben wir nicht viel gewonnen.

Der Mann sollte freilich noch mehr erstaunen. Sollte er auch Recht haben?

Ich hatte schon gleich nach der Vernehmung des Fleischer's Kopp einen Criminalprocurator angesehen, die Louise Schmid herbeizuholen, jen's frühere Mäher'sche Dienstmädchen, auf das die Frau Mäher eifersüchtig gewesen, von dem aber trotzdem, und trotz dem noch immer bei Kopp vorhandenen Bedachte, nichts bekannt war, daß Mäher irgend ein Verhältniß mit ihr unterhalte. Es lag nichts, gar nichts Thatsächliches gegen sie vor. Ich konnte mir das nicht verbeihen, aber eine Stimme rief mir zu: sie ist, wenn nicht selbst eine Mithuldige, die Ursache des verübten Verbrechens; durch sie wird auch das Verbrechen an den Tag kommen. Diese Ahnung wurde immer lebendiger in mir. Ich mußte daher das Mädchen vernehmen. Und nicht bloß sie. Vorausichtlich, setzte ihre Aussage von Erfolg sein, mußte ich sie vorher auf Fügen er-tappen. Deshalb hatte ich durch einen zweiten Boten auch ihre beiden Eltern zum Criminalgericht abholen lassen. Zuletzt hatte ich noch etwas Anderes vor.

Alle waren mit voller Ehonung nach vorgeladen, um als An-funkstperjonen vernommen zu werden. In der That war es auch so. Beiden Gerichtsboten hatte ich die möglichste Vorsicht empfohlen. Mäher durfte nicht erfahren, daß irgend Jemand von der Schmid'schen Familie am Gerichte erscheine; die zuerst abgeholtte Tochter wurde von dem Erscheinen ihrer Eltern nichts wissen.

Ich vernahm zuerst das Mädchen. Es war wirklich eine hübsche, beinahe schöne Person; eine schlank und doch runde, weiche Gestalt; ein feines Gesicht, große, tiefblaue Augen, mit dem Ausdrucke der bescheidensten, stillsten Sanftmuth.

Ich wurde beinahe irre an meiner innern Stimme. Aber ich sah ein, wie verführerisch das Mädchen sein konnte. Eine Mithuldige brauchte sie ja darum nicht zu sein. Sie erschien mit ihrem ganzen sanften Wesen in dem Verhörzimmer. Sie sah mich mit ihren schönen, dunkelblauen Augen klar, ruhig erwartend an.

„Sie kennen den Fleischer Mäher?“ fragte ich.

„Sie antwortete mit der Ruhe ihrer äußern Erscheinung:

„Ja, ich habe bei ihm geieut.“

„Wie lange?“

„Ein halbes Jahr lang.“

„Warum verlassen Sie den Dienst?“

„Die Frau konnte mich nicht recht leiden.“

„Was hatte sie gegen Sie?“

„Sie that mir Unrecht.“

„Sprechen Sie aus, was es war.“

Das Mädchen wurde roth, sie schlug die Augen nieder. Es war eine natürliche Scham, die sich so verrieth. Auch ihr Zögern, mit der Wahrheit herauszukommen, sprach für sie. Nicht minder die Art, wie sie zuletzt damit herankam.

„Sie hatte ihren Mann und mich in Verdacht mit einander. Aber ich versichere Sie, Herr Director, die Frau hatte Unrecht.“

„Haben Sie, seitdem Sie den Dienst verlassen, Mäher wieder gesehen?“

„Auf der StraÙe.“

„Haben Sie mit ihm gesprochen?“

„Im Vorbeigehen.“

„Sont nicht?“

„Ich kann mich nicht bestimmen.“

„Hat er Sie nie in Ihrem Hause besucht?“

„Nein.“

Sie sah mich außerordentlich klar und unbefangen bei der Antwort an. Sie konnte indeß bei dieser einen Hintegebenen haben.

„Er war auch nie in Ihrem Hause?“

„Ich sage Ihnen ja, er hat mich nie besucht.“

„Sein Besuch könnte Ihren Eltern gegolten haben?“

„Er war nie in unserm Hause.“

Ich endete das kurze Verhör mit ihr. Sie hatte mit einer Bestimmtheit, die später seine Ausrufe zuließ, abgeleugnet, Mäher anders, als auf der StraÙe, namentlich in ihrem Hause, gesehen zu haben. Das genügt mir für meinen Zweck vorläufig vollkommen.

Ihr Vater mußte eintreten. Es war ein Mensch von gemein-nen, aber entschlossenem Neuzen. Etwas von einem Trunkeinde glaubte man ihn ansehen zu müssen. Wenn er schon vor der Ab-holung mit seiner Tochter sich verabredet hatte, so war auf Widersprüche bei ihm nicht zu rechnen. Und in der seinen Stadt hatte die Kunde von dem Verbrechen und dem gerichtlichen Einströmen schon seit Stunden sich wie ein Passfeuer verbreitet. Schutzbewachte mußten also bereits die genauesten Verabredungen getroffen haben.

Der Mann wollte den Fleischer Mäher nur von Ansehen kennen, und in seinem Hause nie gesehen haben.

Ich vernahm die Frau, eine lauernde, verschämte Person. Sie machte einen noch schlechteren Eindruck, als ihr Mann.

Ihre Aussage stimmte völlig mit denen des Mannes und der Tochter überein.

Was jetzt hatte ich für die Beschäftigung meiner Ahnung noch nichts gewonnen. Das Mädchen hatte sich völlig so unschuldig und unbefangen gezeigt, wie Gretchen Kopp. Was konnte sie da-sür, wenn ihre Eltern gemein ansahen? Was galt dies über-haupt für die Untersuchung?

Ähnliche Bemerkungen las ich wieder in dem Gesichte meines Actuarius, dem es nicht hatte entgehen können, welches Gewicht ich auf die Vernehmung der Familie Schmid legte.

Ich ließ die drei Personen sogleich nach Beendigung ihres Verhörs nach Hause gehen. Der Actuarium schien das wieder nicht begreifen zu können. Es war allerdings gegen die gewöhnliche Praxis. Noch weniger begreiflich war ihm das gleich Folgende.

Ich ließ den Fleischer Mäher wieder vorführen. „Sieci Ihnen hat vor nicht langer Zeit eine Louise Schmid geieut?“

„Ein erstfahrer Schrein stoz plötzlich durch sein Gesicht, und wenn auch der ganze übrige Mann fest und eiseru stand, sein Auge jstierte.

„War ich doch auf dem rechten Wege?“

„Ja,“ antwortete er, und es kostete ihm Anstrengung, um nur zu dem einzigen kleinen Worte Lust zu gewinnen.

Ja, ich war auf dem rechten Wege; ich mußte es sein. Auch in dem Still, zwar überrascht, aber desriedigt vor sich hin niederen Gesichte des Actuarius las ich es. Ich hatte jetzt nur noch wenige Fragen an den Menschen, fast nur dieselben, die ich an das Mädchen gerichtet hatte.

„Haben Sie die Louise Schmid seit ihrer Entsemmung aus Ihrem Hause wieder gesehen?“

„Zumeilen aus der StraÙe.“

„Auch gesprochen?“

„Es ist möglich, im Vorbeigehen.“

„Haben Sie sie in Ihrem Hause besucht?“

„Nein.“

„Waren Sie niemals in Ihrem Hause?“

„Kleines.“

Hast Wort für Wort die Antworten des Mädchens und mit völliger Ruhe und Bestimmtheit abgegeben; jedes Geiwerden hatte nur den frühesten Augenblick gedauert. Aber ich war zufrieden; ich hatte jetzt die Fäden des Verbrechens und mußte sie nur noch zu sammenknüpfen.

Mein Plan, schon gleich, als der Fleischer Kopp die Louise Schmid erwähnt hatte und ich darauf durch die Vernehmung der Gretchen Kopp die Ueberzeugung gewonnen zu haben glaubte, daß dieses Kind unschuldig sei, mein Plan, schon damals rasch ent-fanden, hatte während der letzten Vernehmungen sich immer mehr entwickelt und bis in seine Einzelheiten angegliedert.

„Sie können nach Hause gehen,“ sagte ich zu dem Fleischer Mäher.

Er verließ das Verhörzimmer, ohne ein Wort zu sagen, ohne nur eine Miene zu verziehen. Aber mein Actuarium war außer sich gerathen. Es ist kein Zweifel, mit dem sind wir aus dem Rezen unter die Transse gerathen, sagte sein Gesicht.

Der brave, pflichtgetreue Beamte aber mußte noch mehr thun.

(Schluß folgt.)

## Die Weichselbrücke bei Dirschau.

Ein **Wunderwerk der Baukunst**, ein herrliches Zeugnis dafür, wie Großes Menschengeist und Menschlichkeit zu schaffen vermag, ist die Weichselbrücke bei dem westpreussischen Städtchen Dirschau. Als nach vielfachem Deliberiren der Bau der Ostbahn, jenes großen Schienenweges, welcher die Metropole Preußens mit der entlegensten Provinz dieser Monarchie, Ostpreußen, verbindet, endlich fest beschloffen worden, da brängte sich die Frage in den Vordergrund und gab zu den ernstesten Erwägungen Veranlassung: „Wie kommen wir über die Weichsel?“

Diese durchschneidet nämlich die Provinz Preußen in ihrer ganzen Breite von Süden nach Norden, von der polnischen Grenze bis zum baltischen Meere. Eine Ueberbrückung der Weichsel

schollen und wälzen sie nicht etwa einem Meere oder einer See, sondern den nördlicheren Niederungen zu, die noch in völliger Winter-ruhe, von schaueriger Jäsel geleitet, wallen.

Dieses nun macht den Eingang der Weichsel so gefährlich. Die im Strome treibenden Eisschollen häufen sich, wenn ihnen noch zu festes Eis sich entgegenstemmt, zu Bergen an, stoßen sich bis auf den Grund so fest und dicht, daß nur wenig Wasser hindurch fließen kann und der Stöß also von den Stöpijungen ungemein aufschwülmt. Häufig wird nun wohl durch den Druck des Wassers das Gemüth fortgehoben und somit die Passage frei. Aber nicht selten auch tritt das Gegentheil ein. Dann wälzen sich die noch compact gebliebenen Eismassen ans und das aufgestaute Wasser gegen den Damm



Die Weichselbrücke bei Dirschau.

erwies sich als unumgänglich notwendig, weil die von einem nicht überbrückten Strome durchschnitene Eisenbahn einer durchschüttelten Pulsader gegliedert haben würde. Gleichwohl stellten dieser Ueberbrückung — zumal an dem Punkte, wo die Bahn an den Strom anlies — sich so viele und große Schwierigkeiten entgegen, daß Laien wie Sachverständige in Menge an der Möglichkeit verzweifelten. Woher diese Zweifel? Die eigenthümliche Beschaffenheit der Weichsel begründete sie.

Die Weichsel ist zwar nicht einer der größten Ströme Europa's (sie steht in dieser Hinsicht nicht bloß der Donau, dem Rhein und der Neßzahl der russischen Hauptflüsse nach, sondern selbst der Elbe, indem der Lauf dieser 155, der der Weichsel aber nur 140 Meilen Länge beträgt), wohl aber der gefährlichste und am schwauesten zu passierende. Fließt ein Strom von Norden nach Süden, wie beispielsweise die meisten schwedischen Flüsse, dann rollt sich im Frühlinge die Eisdede, ganz von selber auf: die Wärme verzehret Scholle auf Scholle, die Wasser fließen allmählich ab, der Eisgang geht ohne Gefahr; für die Uferbewohner vorüber. Die Weichsel aber richtet ihren Lauf vom Süden nach dem Norden. Wenn in jenem die Frühlingssonne die Eisdede und den Schnee plöglich schmilzt, zerbrechen die herbeilommenden Wasser die Eis-

welcher die meist noch unter dem Weichselpiegel liegenden Niederungen schütt; dieser weicht und mit furchtbarem Gewalt stürzt der Strom in das niedriger liegende Land und reißt Alles mit sich, was ihm im Wege steht, dessen Ueob dann Vernichtung, Graus und Schreden ist. Häuser, Schauern und Dörfer werden zerstört, hier Aeder ausgewühlt, dort angeschwemmt, und über die ganze Landschaft wälzen sich, oft in Meilen-Breite, sechs, acht, zehn, ja noch mehr Fuß tief die Wogen hin und verwüsten Alles. Der Schaden, den ein solcher Durchbruch (in Westpreußen gewöhnlich „Grundbruch“ genannt) verursacht, ist sehr bedeutend. Außer den enormen Kosten der Zubümmung, den verwüsten Gebüben und Borräthen, der verloren gegangenen Ernte, wird auch noch das (meist sehr fruchtbare) Land, welches dem Durchbruche zunächst liegt, mehrere Fuß hoch mit Sand bedeckt und so für lange Jahre hin uneinträglich gemacht.

Selch ein unabhängiger und verheerender Strom nun ist die Weichsel. Daß demnach seine Ueberbrückung äußerst schwierig, liegt auf der Hand; doppelt schwierig aber unter den gegebenen Umständen, weil nämlich aus mercantilen und strategischen Rücksichten die Route über Dirschau und Marienburg gewählt wurde und gewählt werden mußte, und also nicht bloß eine Ueberbrückung des Haupt-

armes der Weichsel (bei Dirschau), sondern auch eine solche ihres Nebenarmes, der Kogat (bei Marienburg), nützlich wurde.

Die nächste Frage war: Was für eine Art von Brücke soll gemäßigt werden? Eine hölzerne — unter den vorliegenden Umständen und bei der Weichselität des Holzes in Westpreußen meilens die billigste — würde dem Trage der Eisenrollen auch nicht einen Winter über Widerstand geleistet haben; eine gemauerte wegen der vielen Pfeiler, die sie erforderte, den Strom zu sehr eingeengt, die Passage zur Ueberschiffahrt beschränkt und im Winter die gefährlichsten Eisestellungen herbeigeführt haben. Eine Drahtbrücke, wie sie nun in Verlesing gebracht wurde, würde allerdings diese Hindernisse nicht heroverbracht haben; aber Drahtbrücken eignen sich ihres festen Schwankens, ihrer leichten Durchbiegung, ihrer Unsicherheit wegen durchaus nicht für Eisenbahnen; so blieb also nur die Wahl zwischen der Kähren- und der ihr verwandten Gitterbrücke. Man entschied sich für die letztere, als die gerietere Construction. Was aber ihre Herstellung so wesentlich erschwerete, das war die enorme Länge, welche sie erforderte. Sie mußte nämlich nicht etwa bloß über den hier 1200 Fuß breiten Strom geführt, sondern es mußte auch noch der Raum zwischen dem Höhenzuge von Dirschau und dem Damme des linken Flußufers überbrückt werden; Alles in Allem eine Strecke von 2668 Fuß.

Dies ist nun auch, aber nur unter Anwendung der großartigsten Mittel, nach Befregung unendlicher Schwierigkeiten, geschehen; Schwierigkeiten, welche arsfänglich unüberwindlich erschienen. Der feste Boden verlangte wäßrige Verarbeiten für die Grundlegung der Pfeiler, und die Gewalt des Stromes, welcher namentlich zur Zeit des Eisganges mit Unglämken zwischen den beiden Uferdämmen dahin schreift, machte es wieder nothwendig, ihm so wenig Pfeiler als möglich entgegenzusetzen. So mußten denn die Pfeiler so loslose Dimensionen annehmen, wie sie gegenwärtig dahesten: 80 Fuß in der Länge, 32 in der Breite. Solcher Mieselpfeiler sind im Ganzen sieben, von denen die an den beiden Enden die Landpfeiler, die anderen fünf die Strompfeiler heißen. Interessant ist die Art und Weise, wie die Strompfeiler gebaut sind. An der Stelle, wo sie solcher zu stehen kommen sollte, schlug man in der Größe und Grundform derselben eine Pfahlwand, welche durch Einrammen mittliger loselofalen Dampfzäume in eine möglichst große Tiefe versenkt wurde, während man den drei Jahrtausenden aufgeschwemmten Triebland so weit als möglich herauszuschaffen suchte. In diese mit Wasser ausgefüllte Grube wurde demnächst ein Pfahlrost geschlagen und darauf eine eigenthümliche cementartige Mischung, Beton genannt, geschüttet, welche im Wasser vollständig zu Stein verhärtet. Auf diese, mehrere Fuß hohe Grundlage schütete man längs der Pfahlwand einen Handdamm bis über den Spiegel des fließes, woraus das Wasser aus der Baugrube ausgepumpt und das Mauerwerk der Pfeiler aufgeführt werden konnte, zu welchem man vortheilhafte, auf's Sorgfältigste bearbeitete, granitene Steinquadern und Basaltsteine verwendete. Da, wo sich der eigentliche Wogenhauw und das Gie zu brechen hat, wählte man als Material fröhre Basaltlava. Im Innern der Pfeiler sind theilweise Sandsteine von der porta Westphalica, meistens aber Ziegelsteine verwendet worden, welche in ungeheurer Menge in der zu diesem Behufe eigens beim Dorfe Kniebau (unfern Dirschau) errichteten großen Ziegelbrennerei gefertigt und gebrannt wurden. Von der Grobbarkeit dieser Pfeiler kann man sich einen Begriff machen, wenn man ersährt, daß zu ihnen allein in dem einen Baujahre 1856 3,478,000 Eland Ziegel, 14,240 Tonnen Beton und 1000 Schachteltruben (das ist soviel als 230,400 Kubfuß) Gernstein verwendet wurden.

So viel vom Baue der Pfeiler. Gehen wir nun zum zweiten Haupttheile der Brücke, zum Gitterwerke, über.

Der Ueberbau der Weichselbrücke besteht aus drei Theilen, deren jeder in einem Ganzen über zwei Brüdeneinstellungen reicht, mithin auf drei Pfeilern ruht. Die 3/4 f. Z. hohen durchbrochenen Wände von Eisen, welche 20 Fuß „im Rücken“ von einander entfernt sind, bilden die Träger der Brücke. Ihrer Länge nach sind sie von verschiedener Stärke; der Widerstand, den sie dem Verbringen entgegenstellen, ist, von je 6 u 6 f. der Länge, der Wirkung des eigenen Gewichtes der Brücke und der größten denkbaren Belastung überall angesetzt bestimmt. Die Stäbe der Gitterwände haben verschiedene Durchmesser; die stärksten sind 5 Z. breit und 1 Z. stark, die schwächsten 4 Z. breit und nur 1/2 Z. stark. Sie überkreuzen sich

unter rechten Winkeln von je 2 u 2 Fuß der Mittelänge und Höhe. Mit ihren Enden greifen sie über die verticalen Platten des unteren und oberen horizontalen Rahmens so lang hinüber, daß sie die zur größeren Befestigung dienenden Bolzen (die heiß eingetrieben und vernietet worden) in einer ihrer Enden entsprechenden Anzahl ausnehmen konnten. Die Haupttragsfähigkeit der Gitter besteht in den „Stütungen“ (den oberen und unteren Balken), während die dazwischen befindlichen Gitterwände nicht nur den oberen gegen den unteren Rahmen vollständig unveränderlich erhalten, sondern auch, je weiter sie von der Mitte entfernt sind, desto mehr selbst mittragen. Die Stäbe der Stütungen sowohl als der Gitterwände ist, den häufigen Proportionen nach, verschieden und nach der Mitte des Trägers bedeutend zunehmend.

Der ganze Weiden-Ueberbau ruht unverschiedlich nur auf der Mitte des ersten, dritten und fünften Pfeilers; alle anderen Punkte der mittleren und Endauflager sind für das Spiel der Längenausdehnung mit Rollen versehen, welche zwischen gebohrten zuseisernen Platten sich bewegen. Diese Längen-Ausdehnung, welche durch den Wechsel der Temperatur heroverbracht wird, ist genau nach physikalischen Gesetzen berechnet, äußert sich an sechs Stellen der Brückenbahn und fordert einen fünf Zoll breiten Spielraum. Dieser wird innerhalb des Schienenlaufes mit Auszugslochen, in den beiden Fußwehrtabellen zur Rechten und Linken desselben mit Bohlen, in den Fußjäger-Passagen aber — als solche dient eine an der Außenseite der Gitter zu beiden Seiten angebrachte Gallerie von 3 F. Breite, ein lustiger, Schwindel erregender Gang! — mit dünnen Eisenplatten stets überdeckt gehalten.

Für die seitliche Haltung des eisernen Ueberbaues auf den Pfeilern sind die Prädenthürme bestimmt, welche der Brücke vornehmlich das graulose Aussehen verliehen und mit ihrem Mauerwerk, bis auf den geringen Spielraum für die Ausdehnung des Eisenerwerks bei erhöhter Lufttemperatur, dicht an dem eisernen Ueberbau schließen.

Die Höhe der Pfeiler vom unteren Abfah (d. h. etwa dem Niveau des niedrigsten Wasserstandes an gerechnet) beträgt 35 Fuß; der höchste bis jetzt vorgekommene Wasserstand bleibt immer noch 12 bis 13 Fuß unter der Brücke. Sieht man die Gitter von der Seite vor aus einiger Entfernung, so ist es schwer, das Durchbrochene, Laubens- und Spitzgearänge des Baues zu erkennen. Ganz anders, wenn man die Brücke selbst betritt, und nun unter dem Gitterwerke dahinschreitet. Die imposante Höhe der Gitter (sie beträgt ja fast 40 Fuß!), welche über dem wüthigen Strome zu schweben scheint; der eigenthümliche, heffigende Luftzug, der durch die Gitter streicht; der Blick in die weite, nur am äußersten Horizonte durch Höhenzüge schwach begrenzte Ferne; der schöpferische Gedanke, der aus dem Werke redet; das Alles erzeugt einen Einbruck, der erhabend und überwältigend wirkt, ähnlich demjenigen, der uns ergreift, wenn wir das Schiff eines geistlichen Domus durchschreiten und der Fuß spügend nur die Quadern des Chriechsbau, während die Höhe forschend und bewundernd zu den ihnen kaum erreichbaren Spitzbögen der Decke schweifen. Wie Geisteslöseln jänselt der Luftzug durch die hohen Mittelpfeiler; heilige Ebaner ergreifen und Wälder aus den längst entstaubten Tagen, wo dieser Dom entstand, tauchen vor unsrem inneren Auge auf: da dringt, die hehren Räume mit maßigem Lichte überzieht, ein Strahl der Sonne durch die buntemaltem Scheibe der hohen Spitzbogenfenster und führt uns freundlich zur Gegenwart zurück.

Kehulicher Art sind die Betrachtungen und Gefühle, welche uns ergreifen, wenn wir auf dieser Brücke stehen, den Blick in die Ferne gleiten lassen, und dabei Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft dieses Eisenbaues erwägen. Jetzt steht das Werk als ein vollendetes vor unsrem Auge. Der Reisende, der im glänzenden Wagen durch diese lustige Halle rollt, wird wohl kaum in einem unter hundert Fällen daran denken, daß zwölf Jahre (sünf der Bearbeiteten, sieben des eigentlichen Baues) erforderlich waren, dieß Wunderwerk zu schaffen; wird weder der Gedankenantrieb in den Köpfen der sähnen Techniker, die es schufen, noch der tausend Handlanger sich erinnern, die, wenn sie auch nur Steine auf Steine legten, nur Eisen zum Eisen schweißten, dennoch dazu beitragen, daß das Wunder in's Leben trat und unsere Zeit und Deutschland ein Baueck erhielt, welches sich den sähnen, herrlichsten baulichen Schöpfungen aller Zeiten und Länder dreist zur Seite

stellen darf. Glatt, schmeid und wie geleckt \* steht jetzt das Ganze vor uns, wie ein Sclav auf der Parabe, und von all' den gewaltigen Fortschritten, welche die Dampfartieforborte — von all' diesen Schuppen, Schönen, Schienenbahnen, Meerflößen, Dampfmaschinen und Barraden, von all' dem bunten und doch arbeitssamen, chaotisch ausschauenden und doch geordneten Treiben, das einst auf dieser Erde wogte — ist kaum eine Spur noch übrig! Und doch ist gerade das Werden das Interessanteste, denn es ist das Leben; hinter dem Verborgenen, streitigen lauert, wie ein schlafes, unabwehrbares Fatum, die Vernichtung. Auch die Weichselbrücke und ihr zum Raube werden, denn sie ist ja das sichere Loos alles Irdischen; aber Jahrhunderte werden vergehen, ehe diese Katastrophe eintritt, Jahrhunderte lang wird sie das Staunen und die Bewunderung der Welt erregen; denn was so laut und einbringlich aus diesen gigantischen Eisenflüssen, diesen kolossalen Pfeilermauern zur Zeit wie zur Nachwelt spricht, das

\* Das schmude, frische Ansehen rüfci namentlich auch von dem rothen Leinwand der ganzen Oittrweber her, durch welchen das Gien zugleich vor dem Nothen geschützt wird, während wieder das Sammelnde Holzwerk der Brücke zur bessern Conterung mit Kupferblech getüncht ist und die Giebelabgänge mit Eisenblech beschlagen sind, um einen Brand zu verhindern, der etwa durch das Verschütten von Kohle aus den über die Brücke laufenden locomotiven entzünden könnte.

ist die allbewingende, an Alles sich wagende, vor Nichts zurückschreckende Menschenkraft; ist jener Geist, der, aus dem egyptischen Pyramiden und den Werken der Weisen Nomia spricht; jener Geist der Gottschäuflichkeit im Menschen: der Geist des Ewigien in der Unübersichtlichkeit. Und so wird denn auch Dirschau's Weichselbrücke ein ewiges Werk sein; denn seine Raube wird dann noch leben, wenn vielleicht nach einem Jahrtausend kaum noch die Gerüttelten Trümmer der letzten Pfeiler aus dem Strome ragen! \* G. J.

\*\* Zum Schluß dieses Artikels sei noch angeführt, daß, so neu und die Erfindung und Anwendung der Weichselbrücke ist — die beiden auf der Elbisen (bei Dresden) und die kleinere bei Marienburg) angelegten sind bis jetzt noch die einzigen im veranlichenden Staat, und diesen auch im übrigen Deutschland nur wenig Geltungen haben — man den bereits die Erfahrung gemacht hat, daß sie sich durch Sicherheit beim Überwande und verhältnismäßige Billigkeit der Herstellung von den gewöhnlichen Brücken vortheilhaft auszeichnen. Aus diesem Grunde hat das königlich preussische Ministerium des Innern und die kaiserliche Regierung — in dessen Hand die Leitung der Staatseisenbahnen und die Oberaufsicht über die Privatbahnen vieler Länder liegt — denn auch kürzlich sich dahin entschieden, in der Regel für diejenigen Fälle, wo bei Anlage geradliniger Weiden die Ergründung eines oder mehrerer Strompfeiler erforderlich wäre, Oittrweiden, sowohl bei dem Neubau von Eisenbahnen als auch bei dem Umbau von Brücken auf schon bestehenden Bahnen, anzunehmen. Dieser Vorgang des so große Wichtigkeit habenden deutschen Staates dürfte auch anderwärts in Deutschland baldige Nachahmung finden. D. Verf.

## Mutterpflichten und Mutteründen.

Von einem Lehrer und Erzieher.

### Mutteründen.

Wenn das Muttergeschlecht mit seinem ersten Entzünden den weiblichen Wufen durchsetzt, dann erheben sich wohl in jedem Mutterherzen heiße Wünsche für des Kindes Glück, Annehmungen von dem, was die Mutter sein kann, sein soll, und fromme Anschauungen, was die Mutter dem Kinde sein und werden will. Ein Bild malt sie sich aus voll Lust und Liebe. — Das ist das Werk der Natur, o würde nur ein Theil von diesen Phantasien Wirklichkeit! Allein Gemüthlichkeit schwächt die Freude ab. Bald das tägliche Geschäft der thätigen Hausfrau, bald die Ansprüche des geselligen Lebens, die Conventionen und die zerstreuten Gemüthe derselben verweisen jenen ersten Eindruck einiger heiligen Momente, entfremden die Mutter den Kindern, und dann ist das bedauerwürthigste Verhältnis erreicht, welches leider zur Zeit immer mehr „modern“ zu werden und zum bon ton zu gehören scheint.

Nachdem die jungen Mädchen aus den Töchterchulen oder Töchterpensionaten entlassen sind, in welchen sie mit wenigen Ausnahmen einzig und allein für das „Erziehen“ jugesucht werden, so geht von Stund an ihr und ihrer eillen Mütter Streben vornehmlich dahin, „Effect zu machen“ und zu „erobren.“ In dem Ende muß ihre „Erziehung“ hin und wieder noch „vollendet“ werden. Piano spielen und Singen, Tanzen und Nalen, Unterhaltung führen, Puzen und Coquetieren sind unvermeidliche Kenntnisse und Fertigkeiten. Wehe dem Mädchen, dem sie fehlen! Ihr Poos ist Verachtung aller ihrer Schwestern. Ein minder anspruchsvolles Streben muß das erwachsene Mädchen eine Zeit lang „den Haushalt erlernen.“ Wie? und wo aber wird das junge Weib für den Mutterberuf vorbereitet? — Unvorbereitet und mit Berth und Wesen dieser natürlichen aller weiblichen Berufspflichten unbelant, treten die meisten in den Ehestand, und glückselig sind noch die Kinder zu schägen, deren Mutter sich durch ihr natürliches Gefühl leiten läßt. — Wir wollen nicht weiblichen Berufsanstalten („Universitäten“) das Wort reden, sie sind gefährlich. Aber für eine unabwehrbare Pflicht müssen wir es erklären, daß das Mädchen sich auf den Mutterberuf vorbereite. Die häusliche, das deutsche Haus, der Kinderkreis, die Kinderstube sind die geeigneten Stätten, wo unter Aufsicht und Leitung einer gebildeten und verständigen Mutter das Mädchen sich vorbereiten kann, und einer solchen Mutter Lehre und Beispiel muß die reichen natürlichen Anlagen des Weibes zu wüthigen Fähigkeiten entsalten. — Auch unter den Erziehungsschriften gibt es Bücher, die im jugendlichen Gewande das Mädchen vorzubereiten vermögen, einige unter ihnen aus weiblicher Feder. — Wie selbst die Schule schon diesen weiblichen Beruf nicht unberücksichtigt lassen darf, hoffen wir später darzuthun. — Wenn aber Männer von wissenschaftlicher Bildung und pädagogischem Talie Vorlesungen hielten, und die Zeitschriften ihre Spalten diesem Ge-

genhande mehr öfneten, so wären auch damit mindestens Anregungen gegeben.

Eine an Genuß und Vergnügen gemöthete Mutter, die schon seit ihrem zwölften Jahre die „Dame“ gespielt, alle Nothen mit durchgemacht, von allen Freudenbächen genascht, thes dannants und Bälle besucht und die Huldigungen (pour ainsi dire) der Männerwelt empfangen hat; eine solche Mutter ist für die höchste und natürlichste Freude des Weibes, für die Mutterfreude verborgen. Wäg sie eine solche bei Gelegenheiten affectiren, es ist rein künzter Schein, im Alles, was man an ihr sieht. Die tiefe, innige, beseligende, zum höchsten Opfer begeisterte Mutterfreude, Mutterliebe — wie sie jehem stählenden Wesen der Natur eigen ist — kennt sie nicht, als aus Romanen; sie ist ihr eben auch nur romantisch; wirtlich, selbst empfunden wird sie nicht. — Trift sie in die Kinderstube hinein, da blüht ihr nur Verdruß statt Freude. Das Gerächel, das schliche Tummeln, das Weinen und das Jauchzen können ihre „arten Nerven nicht vertragen“ und ihre Nothen-Crimosen und eine ganze Reihe von Puzsachen können das Nagen der Kinder eben so wenig vertragen. Wenn die Kräfte dann klagen über Verwahrlosung der Körper, so haben wir Erzieher noch weit mehr über geistige und stitliche Verwahrlosung zu klagen.

Mutterinnen und Diensthöten werden so oft mißachtet; ihr Vertragen, ihre Stitlichkeit, ihre mangelhafte Bildung so sehr gerügt. Schärfe, Reiz und Gassen sind sorgfältig vor ihnen verschlossen. Die Kinder aber, den schlichsten Schach der Eltern, vertrannt man ihnen unbedenklich an. — Wir erachten es für werthvolle Pflicht jeder Mutter, sich ihren Kindern ganz zu weihen, einen Theil ihrer Vergnügungen und Gemüthe ihnen zu opfern, unter ihnen ihren Thron aufzuschlagen, ihre kleinen Freuden und Leiden zu theilen, die Eindrücke zu überwachen, welche die jungen Seelen empfangen, und mit ängstlicher Sorgfalt alle, auch die kleinsten Regungen ihres freischen Lebens zu beobachten. Das Vertrauen und die ungeschwächte Liebe der Kinder wird sie belohnen, jeder dazu verwendete Tag ihr höhere Befriedigung gewähren, als ein Tag des rauschenden Genußes.

Die meisten Eltern und viele Erzieher wollen mit Worten erziehen. Sie erteilen Befehle und Verhaltungsgesetze, sie predigen und moralisiren, sie warnen, drohen und strafen fast ausschließlich mit Worten, mit Prophen. Das ist eine traurige Täuschung. Erziehen heißt handeln. Die Taten des Erziehers vollbringen die Erziehung und durch sie erhalten seine Worte erst Werth und Bedeutung. Wir müssen mehrfach hierauf zurückkommen.

Die-erziehende Mutter verlangt Resignation. Die Kinder sollen sich etwas versagen können. Sehr schön! Sie besieht, sie

überredet, sie schiltert, sie warnt, sie droht und züchtigt endlich vergeblich! zur freien Entlassung des Genusses kommen sie nicht, denn die Mutter vermag sich selbst nicht zu versagen, und das wissen die Kleinen besser, als die Mutter, die nicht auf sich Acht hat. Sobald sie aber die Mutter ohne Nummer und freudig Opfer bringen sehen, lassen sie sich leicht und willig daran gewöhnen und ein einziges Wort der leisen Anerkennung wiegt jener tausend auf.

So lange die Mutter sich nicht fängt, die Kleinen im Scherz und Ernst zu täuschen, oder den Vater oder Andere, werden alle moralischen Predigten und die härtesten Strafen das Kind nicht zur Offenheit, zur Wahrheit führen. Die Reinlichkeit und Ordnung, die Pünktlichkeit, die Besinnlichkeit und Bescheidenheit, Bescheidenheit und Anstand in Benehmen und Sprache muß das Kind der Mutter absehen können (nathlich auch anderen Personen, mit denen es in Verührung kommt), wenn dasselbe sie lernen, lieben und üben soll.

Darum achtet die verständige Mutter (wie auch jeder Erzieher) auf sich selbst mit der größten Sorgfalt und führt die Kinder mitten in die Sache hinein, benutz die Gelegenheiten ihres kleinen Kreisens, um sie zu gewöhnen, und erspart sich Verdruß und alle vergeblichen Nebenbaten und Scheltworte.

„Ich erziehe meine Kinder mit der größten Strenge,“ rühmt jene Mutter von sich. Nehmen wir doch diese mütterliche „Strenge“ ein wenig näher in Augenlicht! — Die Kleinen haben sich unter den Augen der Mutter eine Zeitlang beschäftigt, plötzlich ist es die strenge Mutter überdrüssig und die Ruthe verstoßt ihr nahe. — Wirklich, diese Strenge ist eine sehr fenderbare. Dasselbe, was viele Male erlaubt ist, zieht den Kindern Strafe zu. Die Kinder folgen bewußtlich ihren Neigungen, kein freundliches Verleiten, kein Abhalten ihrer Thätigkeit auf ein anderes Gebiet, kein Blick, kein Wort der Mißbilligung, keine Frage nach der Ursache — das Alles ist ja keine Strenge. Sobald die Mutter irgend eine Unbequemlichkeit von ihrem Treiben empfindet, Festigkeit, Härten, Scheltworte und Strafe! — Strafen ist kein Erziehen! — Die Strafe ist das letzte und schließ das seltenste Erziehungsmittel, kein Mittel, um des Erziehers Verdruß auszubrennen zu lassen. Züchtigung ist nur dann am Platze, wenn das Kind mit Bewußtsein das Unrechte thut.

Miene, Wesen und Verhalten der Mutter muß gleichmäßig ruhig, heiter, freundlich sein. Es muß dem glatten Spiegel eines ruhigen See's gleichen, aus dessen Grunde stets nur die Sonne der Liebe wiederstrahlt. Festiges Härten und Schelten, lieblose und unästhetische Anrede, lautes, lärmendes Gebahren und nie endendes „Mögen“ ist keine Strenge, ist kein Erziehen. Es ist ein völlig zweckloses, unvernünftiges und seiner traurigen Einflüsse

auf die Mutter selbst, sowie auf die Kinder — halber durch nichts zu entschuldigendes Verhalten. Der würdigen Strenge aber ist ebenfalls die Mutter nicht zu entziehen. Sie ist aber auch nichts Anderes, als das unerfütterliche Festhalten an dem einmal ausgesprochenen Willen, mit anderen Worten, Consequenz. Damit dies möglich werde, muß solcher Willensausdruck möglichst selten vorkommen, ein freundlicher Wunsch oder Wink der Mutter und, im besten Falle, das in den Kindern selber erregte freie Gefühl für's Rechte und Schöne muß in den meisten Fällen genügen. Eine große Anzahl von Gesetzen kann der Erzieher selbst nicht, geschweige die Kinder behalten. Ferner muß der Ausdruck des Willens wohl abgeleitet sein, nicht eine augenblickliche Laune, die uns nöthigt, selbst ihn wieder aufzugeben, weil sein Kind ihn ausführen kann oder mag.

Ein solcher Ernst und solche Strenge schließt die Freundlichkeit nicht aus, dieselbe bleibt vielmehr die Alles beherrschende Gebieterin.

Mutterliebe ist vielleicht die edelste und stärkste Empfindung, deren ein Menschenberg fähig ist. Mütterliche Zärtlichkeit rührt jeden Menschen. Hochachtung und tiefe Verehrung haben diesen Genien der Menschheit! Allein was Mütter manches Mal mit diesem Namen belegen, das verzeiht sie nicht. — Welche Gewalt haben oftmals Kinder über die Mutter aus — oft durch Verstellung! — Sie meinen schmerzlich, sie stellen sich ungeduldig, sie schmelzen oder toben oder schmeicheln, warum? — Weil sie die schwachen Seiten der Mutter genau kennen, und sie greifen sie so geschickt an, daß sie in der Regel ihren Willen durchsetzen und recht verzeigene und noch dazu verschlagene Kinder werden. Es ist unergiebliche Schwäche, wenn die Mutter sich durch jedes Weinen rühren läßt, seinen Wunsch verweigern, seine Bitte abschlagen, seinen Befehl durchsetzen kann; und stümt ihr Herz gleich über von zärtlicher Vorwitz, und wäre es ihr bester Wunsch, ihr ganzes Streben, ihnen eine gute Mutter zu sein: sie könnte es nicht sein. Die Mutter bedarf neben der Seelenruhe auch der Seelenstärke für ihren Beruf.

Kennen die verkehrten Verleimen den Scherz der Mutter über ungerathene Kinder, die Thräne, die vom Auge rinnt und in's Gewissen den Verwurf der Selbstverurtheilung brennt, das von Aerger undummer begleitete Paar und das von Kindern gebrochene Herz? — Sie sind nur zu häufig zu finden!

Kennen dieselben den Stolz, die Bosheit der Mutter am Arme des toben, des barbar ihre Hand verwehrenden Kindes, die Thräne der glücklichsten Würigung, die sie erquickt, im Auge? — Sie sind nicht allzuhäufig zu finden! — Dann kennen sie auch Strafe und Lohn!

## Von den schwarzen Bergen.

### I.

#### Die Bucht von Klef und die Ausrüstung der türkischen Truppen.

Von einem österreichischen Marineofficier.

Dalmatien ist ein wenig gefanntes Land und die Bucht von Klef, welche neuerdings bei Gelegenheit der Landung der türkischen Truppen so oft in der Presse genannt werden ist, ein noch weniger gefanntes Theil dieses doch recht interessanten Küstenstriches des adriatischen Ozeans. Im südlichen Dalmatien, wenige Stunden von den Mündungen der Nerenta, das größten Stromes der westlichen Türkei, entspringt, erstreckt sich die Oruzen des osmanischen Reiches bis an die Gesteine der Adria mitten in österreichisches Gebiet hinein und türkische Lande umgeben die bloß in ihrem nördlichen Theile zu Österreich gehörenden Gewässer der dort befindlichen Bucht von Klef.

So interessant, romantisch, voll herrlicher Partien und äppiger Vegetation das nahe Sumpsthal der Nerentamündungen sich zeigt, so öde, wüst und einsam ist die Gegend um Klef. Dort eine eizende Landchaft, hier nichts als lahle, schroffe Berge, nur hier und da niedrige, verkrüppelte Gebüsch oder Dornenbüume mit ihrem monotonen Grün. — Einige wenige, ärmliche Hütten, am Ausgange einer Thalenge gelegen, der einzigen in der Umgegend, die etwas Ackerland zwischen dem ringsumher liegenden jachigen Gestein und eine größere Olivenpflanzung aufzuweisen hat, bebohnt von armen Hirten, deren Ziegen und Schafe das wenige Grün

nach mehr am Gebirgen hindern, deren einziger Erwerb eine glückliche Olivenernte, Fischfang und vielleicht etwas Tabaksmümmel ist, dies ist der Ort Klef im oberen österreichischen Theile der Bucht. Am Ausgange dieser Thalenge heigt das Gebirge Klef hin; — eine lahle Felswand, auf deren First ein Kirchturm, wieder einige Hütten, ein Klef müßsam bebauter Erde, dann abermals Fels, Gerölle, Gestein!

Luften am Westfate, am ängstlichen Ufere der Bucht, sieht neben der Ruine eines alten verfallenen Thurmes ein kleines Badhaus, da weht auch täglich von Terebant bis Untergang der türkische Halbmond, bewegend, daß man sich auf Grund und Boden Er. Großherrlichkeit des Sultans befindet. Einige Albanen beböhnen dieses Gebirge und halten die Grenzwahe. — Dort verläßt sich die Gebirgskette, bildet ein längliches Thal, macht einen stumpfen Winkel und erstreckt sich dann, im Berge Klef sich noch einmal fest erhebend, gegenüber dem Festlande in eine niedrige, schmale, fast ganz unbewohnte Landzunge abfallend, gegen NW bis auf sechs Seemeilen in die See hinaus.

Dadurch wird eine vollkommen geschützte, von allen Seiten geschlossene Bucht mit gutem Ankergrund in ihrer ganzen reichthümlichen Ausdehnung gebildet, ein prächtiger Hafen für eine ganze

Kette, für jede Zahl und Gattung von Schiffen. Dalmatien hat viele solche von der Natur geschlossene, gut gedeckte Buchten und Bucht, aber nächst den Bucht di Cattaro ist sicherlich die Bucht von Kef eine der vorzüglichsten. Doch da die Landung und ein Theil des diese Gewässer einschließenden Festlandes türkisches Gebiet mitten in österreichischen Landen und See sind, so hat man die ganze Bucht für ein *Mare clausum* erklärt: keiner Nation Schiffe dürfen dort einlaufen oder anker, nicht einmal den Fischerbarben ist der Aufenthalt im Innern desselben gestattet. Die See ist daher ganz unbesetzt und öde, kein Fischer zieht hier seine Netze, ruhig und unbefragt leben hier die Bewohner des Meeres vor den Nachstellungen der Menschen.

Sowie die See also öde, verlassen und ruhig ist, so sind es auch die umwirthlichen Gestebe, die sie einschließen. Es ist wirklich eine traurige, einförmige Einöde, doppelt traurig, doppelt einförmig für die jungen, lebensfrohen Officiere des dort stationirten österreichischen Kriegsdampfers, der, in der Nähe des Ortes Kef geankert, die Bestimmung hat, die Regeln dieses *Mare clausum* aufrecht zu erhalten, daher sie sich immer darnach sehen, daß irgend ein Ereigniß eine Abwechslung in ihr sehr monotones Seemannsleben bringen möchte.

— Begierig wurden daher die Nachrichten über die Aufstände der Raja's in der Herzegowina gelesen. Schon lange suchte es in den verschiedensten Journalen davon, wie die Montenegroer, dieses unruhige Bergvolk, nicht mehr Platz hätten in ihren Höhlen und Felsen, wie sie oft räuberisch in türkisches Gebiet einfielen und auch die Raja's zum Aufstande gegen deren Oberherrn, den Sultan, aufstachelten.

— Jedes Zeitungsblatt beinahe brachte neue Erzählungen von frischen, sechs Gräuelthaten der übermüthigen Montenegroer und allgemein verlautete das Gerücht von einem energischen Auftreten der Türken gegen diese Uebergrieffe, namentlich wurde eine Landung türkischer Truppen in Kef erwartet.

Es kamen bereits bestimmte Nachrichten, daß für diese Landung eine besondere Ausnahme gemacht und die Erlaubniß zum Einlaufen der Schiffe in die für alle Nationen geschlossene Bucht gegeben werden sollte, und daß mehrere Schiffe größerer Gattung die Truppen von Constantinopel hierherführen, aufschiffen und das österreichische Wachtschiff dabei interveniren sollte. Die Landung einer größeren Truppenabtheilung aber war für Kef so ungewöhnlich, so unerhöret, daß man, obwohl die Nachrichten schon bestimmt und zuverlässig waren, noch immer nichts recht glauben wollte.

Indessen wurde es lebendiger, interessanter in der Bucht. Der österreichische Dampfer *S. Lucia* war auch angekommen, um bei der Landung gegenwärtig zu sein. Man disputirte und potinsirte fortwährend über die Türken und Montenegro. Vom südlichsten Theile der Bucht, dort, wo der Wachtthurm liegt, gegen Neum hinaus, wurde eine so diant-Strasse von den türkischen Unterthanen hergestellt, d. h. das Gestrüpp wurde hier und da, wo es gar zu dicht war, abgehauen und einige Steine bei Seite geschafft, ein miserabler Weg. Ein Matrose wurde an der äußersten Spitze der Landung, an der sogenannten *Santa turca*, mit einer Flagge als Ausläger aufgestellt, um die zu erwartenden Schiffe zu signalisiren. Boote fuhren mehrere Male des Tages in die See hinaus, beim Wachtthurme brannte allabendlich ein mächtiges Feuer: Alles wegen der Türken.

Im türkischen Orte Neum zeigte sich auch schon reges Leben. Ganze Heerden von Maulthieren wurden aus dem Innern des Landes zum



Türkischer Landung.

Kef mit den Heeren.

Österr. Dampfer. Lucia.

Transport der Vagage und Lebensmittel zusammengetrieben und der Pascha von Moslar mit einem kleinen Gefolge war dort angekommen. Der Mann mußte man sich ansehen, wie er mit seiner türkischen Gemüthsheit in diesen elenden Befahrungen sich eingerichtet hatte. Vielleicht konnte man auch einiges Neue von ihm erfahren. Es wurde ihm daher eine Visite abgelaßt. Er hatte sich auch hier, so gut als es eben ging, mit allem Comfort, d. h. auf orientalische Manier, umgeben. — In dem besten Hause, aber auch nur einer Hütte, wurde ein Gemach ganz mit Teppichen und geflochtenen Strofmatten belegt, an den Wänden einige Pflöge statt Dinars ausgebreitet, eine immer kaffee scheidende Kade eingerichtet und das Meublement besorgt. Der Pascha selbst war ein corpulenter, gemüthsreicher Mann, der bloß türkisch sprach und auf den Rippen hingelauert den ganzen Tag seinen Ushibut schmauchte. — Merkwürdig waren die kleinen Jäger an den dicken Beinen, sie hätten keinem unserer Dandies Schante gemacht, und wunden mußte man sich, wenn man daran dachte, wie diese Jäger mit ihrem Umbenpoint und ihrer Unbeholfenheit die Reise von Moslar hierher auf diesen elenden Wegen gemacht hatte. — Von der Ankunft der Truppen wußte auch er nichts Bestimmtes.

Wehr als drei Wochen waren schon seit diesen Vorbereitungen verstrichen, und noch sieht es nicht Wahrscheinlich werden zu wollen. Entweder ging man in Constantinopel mit gewöhnlicher muslimänischer Saumlagerer zu Werke oder die Schiffe hatten auf der See überes Wetter, welches sie am Weiterkommen hinderte.

In Kiel gab man sich schon den verschiedensten Vermuthungen hin, da schwante eines schönen Morgens, es war am 23. März dieses Jahres, der an der Spitze der türkischen Landung eine leichte Matrose die Flagge zum Signal: die türkischen Officiere in Sicht. Bald darauf sah man auch von Kiel aus diese das äußerste Vorgebirge passieren.

Rangsam und vorsichtig bewegte sich der mächtige Körper des Schraubenminenschiffs Pezeli Zaffer mit 94 Kanonen (ein Zweidecker) und die Schraubenregatte Ewan Bahri mit 38 Kanonen, beide Fahrzeuge gestroßt voll Truppen, den ihnen fremden Gewässern der Bucht von Kiel zu. Vom Dampfer Lucia wurde ihnen ein Boot mit einem Officier entgegengeleitet und ließte sie in das Innere der Bucht auf ihren Ankerplatz.

Die österreichischen Dampfer hatten unterdeß geheißt, lagen bald nachgeankert und legten sich in der Nähe der türkischen Schiffe vor Anker. — Unverzüglich begann die Ausfischung der Truppen, die vom Dred herab und aus allen Rannensperren sich die fremden unumwittelten Gefilde des Landungsplatzes neugierig betrachteten.

Was für ein rotes Leben und Treiben brach dies in die sonst so öde, ruhige Bucht! Früher nichts, als das kleine österreichische Wachtschiff Achilles, ganz verborgen in einer kleinen Balle (Einbuchtung) im nördlichen Theile der Bucht vor Anker liegend, seine Warte, sein Feuersboot, am Lande einige Bauern, mühsam die wenige Erde zwischen den Steinen auflockernd und Hirten, ihre Schafe und Ziegen weidend! — Und jetzt: ein gemaltiges Vinienschiff, eine Fregatte, zwei Dampfer, nebst einer Unzahl immer ab- und zuzufahrender Boote, und die Gestirte, die Hügel und Berge ringum belebt, wie Ameisenhaufen, von der Menge der gelandeten Truppen. Welch' ein fremder, sonderbarer Anblick für die ruhigen, eingezogenen Bewohner der Umgegen und auch für die des Achilles! Man glaubte sich gar nicht mehr in Kiel, sondern dachte eher eine Scene des Krieges im Orient mit festen großartigen Truppenlandungen hier dargestellt zu sehen. Man sülzte, daß Kiel, die verborgene, einsame Bucht, eine wichtige Station geworden sei.

Um die Landung der von der See her ermüdeten Truppen — im Ganzen 3600 Mann Mann (d. i. reguläres Militär) nebst Feldgeschütz, einer Batterie von Schießschubigen, Munition und den Herden des Generals — schneller bevorzustellen zu können, als dies mit Booten hätte der Fall sein können, weil die türkischen Schiffe beinahe in Mitte der Bucht, weit vom eigentlichen Landungsplatz entfernt lagen, so erbaute der Obercommandant der Expedition Kadri Pascha\* um Weilhülfe des österreichischen Dampfers Achilles. — Dieser heizte sofort, begann alsbald zu dampfen und legte sich in die Nähe des Vinienschiffs, von wo man fort und fort

die schwer bepakteten, ermüdeten Soldaten so dicht als möglich in die Boote lud, welche dann vom Achilles in Schleppe genommen und zum Landungsplatz geführt wurden. Raun waren die Boote geleert, so wurden sie zum Schiffe zurückgeführt, um wieder neue Ladung einzunehmen. Auf diese Weise: wurde die Ausfischung den ganzen Tag fortgesetzt und ging sehr schnell von Statten.

In der Nähe des Landungsplatzes, an dazu möglichst geeigneten Punkten, wurden in aller Eile sofort zwei Bivouacs aufgeschlagen, um die von der ungemötheten See her und von dem schlechten Wetter sehr erschöpften Truppen einigermaßen zu erheitern, bevor sie den Marsch durch die unumwittelten Gegenden in der Richtung nach Trebnice gegen die Grenze von Montenegro antreten sollten. Der feine Regen wurde, so gut es ging, gehet, das Gestrände abgehoben und dann die Zelte aufgespannt; alsbald stieg auch der Rauch von einer Menge von Backfeuern zum Himmel empor, denn die Luft war noch empfindlich kalt.

Die Soldaten hatten die ziemlich gutes Aussehen, freilich hatte das enge Besammeln auf der neuntägigen Seeherfahrt nicht gut auf sie gewirkt, sie waren auch nicht besonders rein und nett, aber doch so ziemlich egal und in mancher Beziehung prallig adjustirt, so z. B. hatten sie eine Art von Camachons aus Schaffellen, die bis unter das Knie reichten und den Fuß vollkommen schützten, gleich für diese feinen Gegenden sehr zweckmäßig. — Sie trugen blaue Röde und Hosen, einen kalzraunen Mantel aus sehr dickem Stoffe und als Kopfbedeckung den türkischen Feß. Die Verwendung war durchgehends mit langen Kapfelmützen. Nur ihre voluminösen Tornister waren zu schwer geladen, denn außer Mantel, Reserveschüssen n. s. w. war noch eine Krone und ein kupferner Kochkessel daran geschmalt, welches die Last für den Marsch durch dieses Gesein und besonders auf die Dauer etwas zu unbecuem und schwierig machte. Trotzdem trocken sie doch wohlgenuth, obwohl langsam, weiter.

Zur großen Verwunderung Kadri Pascha's, der froh war, seine Truppen bald im Lager zu haben, und dem österreichischen Commandanten persönlich hierfür seinen Dank abstattete, setzte man berartig den ganzen Tag die Landung fort. — Bis gegen Radmitag ging auch Alles glücklich von Statten. Ueber die Hälfte der Mannschaften und ein großer Theil des Gepäcks waren schon in den Bivouacs untergebracht. Es war vier Uhr vorüber, der Achilles wartete beim Vinienschiff auf frisch geladene Boote, in die näher am Lande liegende Fregatte Ewan Bahri ihre Truppen zum Theil auch selbst mit Hilfe ihrer Boote aufschiffte. Da erscholl plötzlich Hülfeschrei. Ein Boot, welches, wahrscheinlich zu voll geladen, von der Fregatte gegen das Land zu sich entfernte, schlug plötzlich um, und Alles verlor sich in die Tiefe. — Koch wuß man nicht die eigentliche Ursache, ob das Boot led, ungeschick geleitet oder zu voll geladen war. Die See war nur wenig bewegt.

Raun aber hätte man das vermorene Geschrei in dem unteren Theile der Bucht und dem Tumult, der dabei und unter den in der Nähe des Luksals am Lande anwesenden Leuten entstand, so hätte sich schon im Au ein Boot mit kräftigen Matrosen befindende bemamt und, von einem Officier geleitet, vom Achilles entsenft, und eilte pfeilschnell dem Unglücksplage zu. Indeh obwohl es das erste zur Stelle war, und ihm bald eine Menge anderer Boote folgten, so gelang es doch nur, drei Menschenleben den Fluten zu entreissen. Mit Theilnahme und Bedauern waren alle Fernreher, Allen Blicke aus jene Gegend gerichtet, doch blieben die fortgezogenen ferneren Versuche durchgehends erfolglos. Die See wollte ihre Opfer behalten. \* Die Leute waren zu schwer bepakt, um sich retten zu können. Man sprach von 20 Mann, die entronnen sein sollen.

Nachdem Tages bis Sonnenuntergang waren beide Schiffe von ihrer Ladung entleert, und alle 3600 Mann aufgeschifft. Gegen Abend brachte man noch Pferde, Munition und die Gebirgsbauwien aus dem Land, wo es jetzt noch lebhafter und reger betrag, um alle diese verschiedenen Gegenstände weiter zu schaffen. Von den Truppen hatte sich schon ein Theil in Marsch gesetzt, um den Uebrigen mehr Platz in den künftigen Bivouacs zu machen.

Den folgenden Tag, nachdem die Landung beendet war, hatten die Officiere der österreichischen Dampfer Zeit und Ruhe, die inneren Räumlichkeiten und Einrichtungen der türkischen Schiffe zu betrachten. Eine Gesellschaft, die von dem zwei Stunden entsenften Orte Stagno angekommen war, um sich das Vinienschiff als ein für sie noch nie dagewesenes Schauspiel anzusehen, \* Erß drei Wochen nach diesem Unfall sülzte man einige Leiden auf.

\* Vielen Überdies zufolge soll dieser General in dem jüngst bei Orzomo zwischen den Türken und Montenegrinern abgelahten nördlichen Treffen den Schwermuth gestochen sein, nachdem er gesehen, daß für seine Truppen keine Rettung mehr möglich sei.

bet um so mehr die beste Gelegenheit, als sich einige recht hübsche Mädchen unter derselben befinden, die zwar begierig waren, das Schiff und die Tärken zu sehen, aber vor letzteren gar zu große Angst hatten. Nach einigen Aufmunterungen der österreichischen Officiere, erschienen sie alsbald die hohe Gallustreppe, und betraten mit verwunderten Augen das geräumige Deck. Der türkische Commandant empfing auch Alle recht zuvorkommend, nahm besonders die Damen, welche er genau musterte, freundlich auf, und befaß sofort einen sehr schmackhaften Officier, der aber einige Medaillen auf seiner Brust trug, die Gefälligkeit im Schiffe betrumplzuführen.

Obwohl die große Anzahl der Truppen, die in den Batterien, im Deck und in den unteren Räumen eng zusammengebrängt war, und die weite Kette in schlechtem Wetter einige Entschuldigungsgründe lieh, so hätte die Fahrgänge, besonders in den unteren vollkommen dunkeln Räumen etwas reiner, jedenfalls aber ordentlicher sein können. Aber da war Alles schmuggig und unordentlich, nirgends ein richtiges Zusammenstreifen, wie es besonders auf einem Kriegsschiffe sein soll; und wie das Schiff, so die Matrosen. — Freilich war es der Tag nach der Landung und unmittelbar vor der Abreise. Man mußte, sagte und machte zwar überall herum, doch sah es noch schmuggig genug aus. Ein Fahrgang in allen seinen Theilen rein und ordentlich zu halten, ist eben keine leichte Sache, und die Tärken werden wohl noch einige Zeit brauchen, bevor sie die übrigen mitreinen fremder Nationen vergleichen können.

Nachdem man sich das Schiff zur Befristung der neuartigen Mädchen langsam angesehen, und Treppen auf, Treppen ab gestiegen war, ließ der fremdliche Commandant in seiner geräumigen Kajüte drei bei einem Besuche bei einem Türken unausbleiblichen schwarzen Kaffee serviren, und Tchiboules, mit gutem Tabak gehoppit und mit schwarzen Mineralquellen, wurden herumgereicht. Die Kajüte war reizvoller als das Schiff, aber mit seiner

belebten Gegend und ohne Geschnad eingetrichtet. In den Winden bunt gemalte Berge aus dem Horan in gelbener Rahmen, ringsum Diwanen und echte Smyrnatapiche auf dem Boden.

Nachdem der Kaffee getrunken, die Tchiboules geschmackhaft und Ictem zum Abschicken die Hand geriecht worden war, verließ man das Schiff. Am Morgen des 26. mit Tagesanbruch listeten breite Fahrgänge die Anker und steuerten mit der Lucia aus der Bucht. Unte der Achilles? Dies da und begab sich wieder an seinen gewöhnlichen Ankerplatz im oberen Theile der Bucht!

Kuhig, still und äde wurde es wieder hier, wo noch wenige Stunden vorher so reges Leben geherrscht hatte. Die Officiere des Achilles langweilten sich wieder, wie schon viele Monate vorher. Nichts zeigte mehr von den geschickerten Verzweifeln, als ein Theil des türkischen Lagers am südlichen Ende der Bucht, wo einige wenige Kranke zurückgelassen waren. Die Truppen hatten sich bereits in der Richtung gegen Orbach und Telegine in Marsch gesetzt.

Es lehrte die vorige Ruhe und der vorige Friede, höchstens durch das Geschrei der Dornbeeren unterbrochen, wieder über die Gemäßer der Bucht, bis neuerdings in den ersten Tagen des April die Fragezeit Feij Bahri mit dem Generalneer von Bosnien, Nani Pascha und mit dem türkischen Commissär für diese Provinz, Kemal Effendi, am Bord, und kaum später am 9. Mai wieder das Linienchiff Pest Zaffer und der Oceanpostdampfer Silistra, abermals mit 3500 Mann Landungstruppen unter Dalfan Pascha, hier anlangten. Seit dieser letzten Aufschüpfung aber scheint die Bucht an Wichtigkeit nicht mehr verlieren zu wollen, und von Tag zu Tag hört man neue, aber doch verschiedene Gerüchte von ernstlichen, klügeligen Vorgängen in den türkischen Grenzungen von Montenegro, und wieder spricht man von neuen bedeutenden Truppenmassen, die hier abgeschickt werden sollen. Pöfentlich kann ich Ihnen in den nächsten Tagen Uebersetztes mittheilen.

### Blätter und Blüthen.

**Aus meiner Büchertafel.** Von Freiherrn v. Riedersfeld, Nr. 2. Herr von Kreuzberg, der von seinem Vater, Onkel bei Hülzheim in einem herrlichen Hause und durch seine Frau mit und in seiner Berührungsbildung, hatte mich für einige Tage nach Baden-Baden mitgenommen, wo damals zu dem jetzigen Olanz und Kumor noch gar viel lebte. Ich war regentlicher Terzianer und wurde von drei Feindlichkeiten bedrückt: Bögel schienen und Schmetterlinge lebten langsam, das mein Vater solche ganz naturgemässen Kamenne, Hölzchen auf dem linken Brustarme, welches Kammerermeister Erbberet in Karlsruhe für meine einige hundert Rand erfinden und gemacht hatte, und in irgend einem einamen Windel Schiller's, Hüty's, Zalis', Mathillon's Gedichte mit wahrer Knodet lesen. Ich liebte das einame Dornkreuzchen, gewöhnlich angedrückt mit Näm zu abwechselnder Pflege dieser drei Possionen. Der alte Waldmann hatte meiner Schweiß ein würdiges Ziel angewiesen: ein höchst anmuthiges Köstchen am Abhänge des Seeselbörget, wenn eine ganze Familie von Dornbeeren (Laurus minor) hanst und mit Vertilgung aller kleinen Sängler des Waldes trohte. Die Jagdflust gegen die Bülberische Spiegelleich in lebendigen und bitterreinen Träumen, erweckte mich vor Tagesanbruch, trieb mich unüberdrehlich hinaus. Die Jagd hat inderth glanzend aus: nach einigen Stunden des Rennens, Schießens, Laufens hatte ich bei der Wüthen in der Zude und lüster mich unerblich glücklich in allerlei wachen Träumen. Ich lehnte die Hände an eine Ecke, ließ mich danchen an einer Balenbat nieder, bieses „Nren und des Lebens“ und „Guter Mout, du gehst lo sild“ auf meiner Hüte, verteilte mich abeban in Schiller's Gedichte und Ichnunwerte am Ende der Hüter. Obgleichs letzit ein.

Hülich wechte mich eine rauhe Stimme aus den süßchen Träumen, erschrecken lüte ich empor, verstand noch halb im Dunkel die Worte: „Ala, Herr Bülber, haben wir Dich?“ und vor mir stand in grauer Felsche und mit grauer Hüte ein wohlbeleibter, hüttlicher Mann von Wütrgröße, dessen Auge aus dem runden Gesicht an mich bahr weiterleuchtete, während seine Rechte mein Gewehr ergriff hatte. Unwillkürlich lüte ich danach, es ihm zu entreiben, aber er sog es rasch zurück und groelte:

„Damit ich nicht, junger Herr, Bülberchen nimmst man hier Gewehre.“  
 „Ich bin kein Bülber, ich habe nur ein paar Dornbeere geschossen.“  
 „Dornbeere? Was ist denn das für ein Wü?“  
 „Da liegen sie ja, sehen Sie selbst.“  
 Beim Anblick der steinen Bügel schmerzte er mich noch zerniger an:  
 „Alte, Bülberwü! Sie danchen dem lieben Och, daß er und man den Wüch mit Eingebüthen besiedelt hat, und Du stüchst herum, die lieben Thierchen zu merten.“

„Die Dornbeere sind ja keine Eingebügel.“  
 „Was sind sie denn anders?“  
 „Nun, das ist, welche unsere kleinen Eingebügel freffen, wenn man nicht sie selbst vertilgt. Da lagte mir nur der alte Bülber, ich sollte früh Morgens hierher gehen und die Dornbeere vertilgen, als daß man mit meine Hüte nicht nehmen.“

„Da hast Du sie wieder, ich wollte Dich nur erschrecken. Der alte Bülber ist ja sagen, Mann und Du schenst ihn bravo! Junge zu sein aber wenn getehrt Du!“

„Ich nannete mich meinen Namen.“  
 „Dein Vater ist also der Major und Kammerherr in Karlsruhe?“  
 „Ja!“  
 „Daß ich mich lieb, wir sind recht gute Freunde. Aber sage mir, wo steht denn der Bärke, der Dir die Hüte lobet?“  
 „Ich habe sie selbst.“

„Du labst sie selbst, armer Junge? Wir einem Arme?“  
 „Nein, das ist ein mal.“  
 „Nicht auszubringen vermag ich, wo wamherst Du, indessen seine Hüte, seine Hüte, seine Stimme verändert hatten. Unausdrehlich rührend sang das „armer Junge“ zwischen den Worten des besten Wohlwollens herver, sein Auge rührte so nehmlich und lieblich an mir, sogar die haderlichen Döringe, welche mir anlangt lo festlich vorgekommen, erschüben den eigenthümlichen Einbruch wieder bergzuwachen Erbeigung. — Wehmüchlich lüte ich das Gewehr, wie gewöhnlich, sehr schnell. Er lag mir eilig zu.

„Bist gut! Und wie machst Du es mit dem Seelchen?“  
 „Der jeiste und auch viele einliche Manupulation.“  
 „Was hat Dir das Alles getehrt?“  
 „Niemand, ich habe es von selbst lo gelernt.“  
 „Werbüßlich! Und dabei wollen die geliebten Dornen dem Menschen den Hüsch abbrechen. Daß Du, außer Dornen Dornbeeren, auch schon andere Wü geschossen.“

„Ja, Polen und Dühner und Wadstein.“  
 „Du bist ein ganzer Kerl! Aber“ fuhr er lachend fort, „was thust Du denn mit der Hüte hier? Bärst Du auf einen Cameraden, der Dir was vorbehalten soll, wenn Du da in dem Wüde bist?“

„Ich habe mir selbst etwas vor, es stüng lo hülich in den Hüthen nach Blümen.“  
 „Du selbst, mit einer Hand?“  
 „Er wendete mich und betrauerte die Hüte nach allen Seiten mit tiefem Sinnen, küßte sie weislich mit dem Kopf und reichte mir die Hüte mit den Worten:

„Bestimm! So etwas muß man selbst sehen, wenn man es glauben soll. Du' mir den Hüthen und diele mir eins, was Dir gerabe einläßt.“  
 „Wir sel das „Wüde, lütes Hüthen“ ein und ich lütes es mit der weichen mir angehöretem Hüme. Er schien ebenfalls von dieser einlichen Relozie tief ergreifen zu sein, nahm mich am Kopf, küste mich an die Stirn und sagte berüßlich:

„Nun, ein Hüthen bist Du eben nicht, aber bilde lo fort, Du glütsicher Junge!“  
 „Von der Wütrung sich antostien, lübe er daltig fort: „Du Landestänstler, wie geht es denn mit dem Seelchen?“

\* Herr v. Riedersfeld hat nur einen Arm.

D. Redact.

„Es geht sehr leid; aber das kann ich Ihnen hier nicht zeigen, ich habe nichts zu berichten bei mir.“

„Wie geht's auch bei Ihnen, kommt Zeit, kommt Rath. Ich muß jetzt dochstun wieder nach Hause, laß glauben am Ende meine Leute, ich sei wieder gegangen. Wie lange bleibst Du noch hier?“

„Wie hier Nachmittags, da nimmt mich Herr von Zentenberg wieder mit nach Karlsruhe.“

„Denst ichen? Dem, da lehen wir uns ein andrer Mal wieder. Apropos, brinnst Du zuhause bei mir?“

„Ja, hat mir der Vater sein Geld gegeben.“

„Alle Dahei, das ist gerath von dem Vater? So nimme Geld von mir und laufe Leinen Schwestern etwas recht Nützliches.“

„Dabei hätte er aus der Weltmache eine Perlen Ost gebolt und reichte mir es freundslich hin. Verzeihen Sieb ich die Hand auf die Schneiden, erstehete über uns über, wie Herrschlich, daß der fremde Mann mir Weis ankam. Achken holte er meine Hand vom Rücken hervor, strickte mir das Geld hinein und sprach:

„Brandst nicht leberstört zu werden, von mir laßst Du das Geld schon annehmen; sage Deinem Vater nur, der König Ray von Baiern habe Dir's gegeben und laße ihn laßen gesehn. Glückliche Hei!“

Ich fand eine gute Heilung von Verwirrlich und erquemlich in dem erlehrtschwellen Zerkören, liech manniere, lieberlosen König Ray, von dem mein Vater mir so viel erpöht hatte, so ungemein gegeneiser gewesen zu sein. Einlich dadte ich meine sieben Söhne zusammen, ging vertritt nach Hause und erzählte den guten Herrn von Zentenberg, was mir im Wiltchen widerfahren. Er tröstete mich mit den Worten:

„Dem König Ray gegenüber brauchte's kein Kaputbedenken, er gibt sich natürlich, wie ich mit, wie die Heiligkeit anlegen und Natürlichkeit im Umgang mit Andren. Der König hat in ihm den Menschlich voll bereinigt, sonderu berecht, und Andren Freude machen ist seine größte Freude.“

König Ray vergah sich nicht. Als er wieder in un'er Hand kam, ließ er sich raten: ich mußte die ihm übergeben, Ästern überleben, Viechtichte zeigen, besonders aber beunfähig er sich daran, wie ich mit Hülfe der fünf Söhne und der Ähne mit die Heiligkeit anlegen, sollte ich nachmaligen und brachte es mich in Zürich und Schichte bei der Takt leiher jedoch seine hingliche Unmöglichkeit gegenüber dem Reichthum meines Infinites, der mir alle Dinge leicht machte.

Verstehlich ergrüete er sich über die Schütterungen einiger Caricaturen von Federgehäften am Pécum und über die laßigen, freisch eigentlich bedrückenden, Sorsfälle zwischen ihnen und den angetasteten Schülern, deren manche herumtrug, vom Himmel bei Dan, ihr vorkunnd unmöglich geben welfien.

Später sah ich den freundschaftlichen oder König niemals wieder; aber trennen half ich mich von ihm nicht ohne die ursprünglichen eines Auges gegen seines fömlichen Hangs, in beiterer Ähne Freude zu machen, zu über rasen.

Mein Vater war für erstere und vieler Zuntien geboren, jedoch in der Bagerei zum Officier bamaligen Zeitpunktes und zum Pöcolcolier erregten, auch halb Officier, aber dabei nicht reicher, geworden. Dieser oft so verhängnisvolle Widerstand zwischen Vater und Erziehung brachte bei ihm seine unglücklichen Folgen. Dem Willkührig als einen der ärgsten Menschenelinde dastand und ließ vom Bekräftigung irgend einer geistlichen Ansetzung gesehn, behäftigete er sich in allen erfindlichen Zuntien im Joch von und Vater nach der Natur, mit Bogel- und Wundenzucht, mit dem Studium von Wesen über Physik und Chemie, was ihn zu großem Ruhme, weil er Wunden nicht wenig verkaufte. Im Dämmerrückenden erstirkte er sich mit seiner Biologie und später lag er der arbeitenden Frau um Schwiegermutter irgend einen Roman vor, dinstig ihn, wenn er eine Kinder beschäftig hatte, weil er aus fein Romanzen in den Kopf legen wollte. Auswärtig bestand sein stätiges Vergnügen in der feinen Jagd mit dem Hühner und Zetteln. Bei dem Hüten kamte denn minuter harnische Zerkellen und Zettellamkten zum Vorkiche.

So hatte er sich einmal in den Kopf geseht, durch Erziehung und Macht der Gewohnheit die Natur der Insectenstruktur überzustiegen und sie mit pur vegetabilischer Naturform fortzuziehen zu können, wofür er keine kleinen Versuchen, Nachtigallen u. s. w. einsetzte. Ein andrer Mal versich er auch den Gewohnheit die heterogeneren Besegnungen zur Vermählung zu bringen, moraus ihm nur Kergersch ermund. Das Nützlich des Ultramarine an seiner vortrefflich gemalten Schmetterlingsammlung brachte ihm auf den laßigen Gedanken, sich selbst eben Ultramarine zu bereiten, und zwar aus Zitter. Er studierte hiernach sirtlich einige Zentien über Ultramarinebereitung, verließ sich auf den nöthigen Urflehen mit Ingeratenheit und vornehmheit dabei ein Portion der einen fibernen Pöfse, welche gelegentlich durch went ergrü werden sollten.

Seine vortreffliche Mutter, welcher das nämliche Ansehen in der Ähne, der Gernsch von Scherde, und Könighofenfar schon ein Gräuel gewesen, hatte sich wdtig emfekt über die u abentheuerliche Anwendung der Silberpöfse, und darüber bei ihren vereinstandenen Frunneinen sich aussprechen. Diese boten er wieder bei die ergrü, und ähning Waj hatte sich die infolge gelochte auf seine Wdtig ad ungen genommen. Am andern Tage lenkte er meinem Vater ohne alle weitere Ansehn am „um Ultramarine machen“ ein Duzent fiberner Pöfse in schönen Gum und

12 Flaschen Champagne, hat der gewöhnlichen Gasette mit der Ruffheit „eines Bötigens mal“ welches er gleich als meiner Mutter eine mächtige Portion des feinen Fuderbrotweins, welches in Karlsruhe „Gebrüderstischen“ genannt wird.

**Der sechsunddreißigste Jahree.** An einem heißen Sommerstage des Jahres 1822 ist ein Jüngling in einem weiten kleiderartigen Rod, eine rote Hüte auf dem langen dunkeln Haar, ein sehrhäßige Tuchhempetung angestrichet, so daß der ganze Kumpf ein etwas phantastisches Ansehen genann, durch das Städtchen Weiskel an der Cris, den Weg nach Jena entlang.

Ter sehr dunkel Lein des Jünglings in dem Man und Weib seiner Kleidung machte das Fremdartige der Erscheinung. Nachlässig, mit etwas vergrößerter schlaffes Haltung, schritt er am dem Jenaischen Klepper. So trieb er dahin, dem schönen Zaithale zu.

Zelt dem Jünglinge nur einmal über in die Hand, das dunkle, wie reinem, tiefem Glanze es um sich und vor sich dunkelweilt! Welche Wüter und Liume mögen das schwarzeneiche Gemüth bewegen, das aus weißen Ringe, aus dieser ganzen Erscheinung sprach!

So weil ich gewöh, an stücken- oder Nechtgeschickte so wenig, als an trendene Philosophen durch die kluge Weiskelmann. Anders beytete seine Seele, was sein Karbeber lebt, was aus unblamtem Dummeterträumen sich herabstelt in die warme, junge, offene Wundenkluft.

In Wiltchkeit 1822 bezog auch ich die Universität Jena.

Kamm boten die Vorstellungen kein einzigen Boden begannen, und Professor Keiser, das erste mal einen neuen Vorlesungen halten. Simulationen deuten, da ward durch stürztes des Zingens auf Markt und Straßen Jena's je meere Freude veranlaßt, welche den besuchstabenlosen Auszug nach Bahia unter Zang und Klang zur Folge hatte, und mit dem tröstlichen Wiedererzinn in Jena ohne Zang und Klang endete. Aber es waren immerhin prächtige, jägel, und schelleise, echt durcheife Lage, die zwischen dem schicklichen Anlange und trillen Ende ihre lagen.

Die Hauptparade hielten her am 24. oder 25. October 1822 erfolgte Auszug der sämtlichen Studenten nach dem drei Zuntien entfernten altenwürtlichen Städtchen Bahia, dieser Auszug mit seinen Verabungen, Demonstrationen, feinem Zingen, feinem Trinken und Veden, die Studentenmalme träumte von Bekannungen, unter denen die Ruffheit nach Jena erfolgen sollte. An der Spitze dieser Bekannungen hand die Anführung des Zingervortzes. Das diese Bekannung nicht in Erfüllung gien, das ganze Zeit Verweitlichendes dieudime mit einem Nachsieb altemwürtlichen Straßen schloß, verließ sich gleichsam von selbst.

Das freiwiltige Grübeln in Bahia war aber, namentlich in den ersten Tagen, ein höchst ergötzliches, und wird Allen unvergessen sein, die daran Theil hatten.

Auf der Zaalbreite bei Bahia, wo von der Zeit aus links die Feuchterung mit ihrer herrlichen Kaufbö auf und ihrem Jammer und Verberben in ihren Wäntern sich erhebet, trah ich mit demselben jungen Manne zusammen, den ich im Sommer vorher durch Regnar hatte reiten lassen auf dem Jenaischen Klepper. Er war dann immer noch, rang noch immer den weiten blauen Rod, die rote Hüte, und aus dem dunkeln Mantel tendete das Ange so innig, so freundslich und gütig.

„Sie kamen in's Gedächtniß mir gekommen, Kopf sprachen, was man als Jenaischer Student bei solchen dieser Bekannschaften zu sprechen pflegt: „Woher? Die der Name? Was haben? Wie lange in Jena?“ u. s. w. Der Mann war ohne Wunden über gar junger Purch, ich noch großer Fruch, er sah sich, ich liebreichem Jahre alt. Nach ungelicher einer Viertelstunde schlozen wir mit dem Wundenwund, was das kamals Zeite war.

Die Erwhnungen des Studentenentzuges ritt und aneinander, so daß ich mich nicht emfenne, mit dem jungen Manne, der einer eigenhändig nachstehenden Grundteuf auf mich gemacht hatte, wieder in Verbindung gekommen zu sein.

Jahre vergangen, da sah ich den Namen, den mir damals das berrige Menschenkind auf der Bahaischen Zaalbreite genannt hatte, in der Dichterwelt genann und gelehret. Er hatte den Nebenamte des Studenten Ansehnens, der dem glücklichen Judente am Jena, es ist richtig, zugekommen, war auf die glückliche Zeit Bahais am angefangen und lebte dort bis göttliche Leben über die Welt Allglückliche, wie man es eben nur auf belagter Insel Atlantis lernen kann.

Wieder fünf Jahre auf Jauer vergangen, und auf dem Schmerzenslager wdt der Körper, der die reine, schöne Dichterwelt umschloß dilt. Doch werden ihre Strahlen durch die Schmerzensmacht, die sich am das ete Leben ergötzt hat, noch köchelt die Erinnerung aus der franztigen Wegemart jurid in die glückliche Vergangenheit.

Wird bei der Kunde von dem Jenaischen Dichterfest, das aus weiten streiten die einhigen Mufenstücke von Jena wieder dort verankamte, auch Deute Erinnerung wieder jurückzukehlen in die verlustene Jugendzeit? Wird Du der Welt gesehen, wo Du noch glücklich und legete das feste, lichte Dichterfest, unter dem höchsten blauen Hode schöng, und die rote Hüte noch hat, des Verkergerweins das Haupt. Die schmüde? Wird Du der Zeit gesehen, Du eler, unglücklicher und doch glücklicher Julius Wolfen? am Ende.

Bei Carl Kell in Leipzig ersehen und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

**Ludwig Heros,**

## Die deutschen Gefirpflanzgen.

Mit 36 Abbildungen. — Preis 12 Gr.

Verlag von Carl Kell in Leipzig, — Dend von Alexander Wiebe in Leipzig.



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteur J. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der lahme Knabe.\*

Allein, auf einer ind'igen Matten,  
In eines Eichbaums kühlen Schatten,  
Ein kleiner, lahmer Knabe saß,  
Die Augen braun und groß; und blaß  
Das Antlitz, frag und fröh veraltet;  
Die weissen Hände auf dem Knie gestaltet.  
Zum Nüsslein waren fortgeschlungen  
Die andern Kinder — munter, frohe Jungen.  
Da sprach der Knabe: „Mutter mein,  
Trag' in den Schatten mich hinein!“  
Da kamst du den Anlehn' loslösen,  
Und herobst auf der Blätter Randen —  
Puffst der Willküh' — leistam' Spiel der Winde —  
Sie brachte oft Vergessenheit dem Kinde!

Auf eine Prairie, weit und weit,  
Blüht er heut' voller Herztrieb.  
Der Tag war sonnig, der Himmel klar;  
O, ein liebliches, sonniges Bild es war!  
Um eine Welle siederblau  
Ein heiser Kar die Luft durchschneit,  
Und unten auf dem weiligen Gras  
Sein dunkler Schatten freiste mil.  
Und krühen ans dem grünen Wald  
Der Knaben Knie und Begleitung  
Legt näher, ferner dann erhalt!  
Wie das in seinem Dasein sang!  
„Du gold'ne Welt! — Das Bild der Schönheit scheint  
Auf Alles — nur auf mich nicht!“ — und er weint. —

In dem traulichen, kleinen Biederhans  
Des Kindes Mutter ging ein und aus,  
Und wie dann heiter ihr Gemüth,  
Summt sie ein halb vergessen Lied.  
Da steht sie weinen das frante Kind,  
Und tritt zu ihm und fragt geschwind:  
„Mein liebes Herz, was weinst Du?  
Du und ich sind hier in Noth!  
Sie sammeln Körbe, mühen sich,  
Dumme Duden, für Dich und mich,  
Sieh nur, wie der Adler freud'!  
Warum Du weinst, Du selbst nicht weisst.“  
„Mutter mein, ich weinst, ich weinst.“  
„Ein Schiffer auf dem weiten Meer!“  
„Ein Schiffer auf dem Meer! — was sieht Dich an!  
Was haben nur die Küste Dir gethan?“

„Ja, Mutter mein, ich wünsche sehr,  
Ich wär' ein Schiffer auf dem Meer!“

In der Segel Schatten kann  
Woll' ich ziehen Tag für Tag,  
Woll' hinaus und Woll' hinan,  
Wie ein alter Schiffer sprach.  
Küme dann von Zeit zu Zeit  
Ja Dir von der Weite weit,  
Wo das Heerdefeuer lecht,  
Und die Prairie brennt zur Nocht.  
Dann erzählt' ich, was ich sah.  
„Auf dem Meere fern und ab.“ —  
„Still! Still! — sprich nicht vom wilden Meere so;  
Besser zu Hans ein Jäger, frei und froh!“

Dals lacht, halb weint das frante Kind,  
Und weiter sprach es so, geschwind:  
„Ich weilt', ich wär' ein Jägermann,  
Schneller, als der schnelle Dirich,  
Berg hinauf und Berg hinan,  
Unermüdet auf der Fährch  
Im Regen und im Sonnenschein,  
Tsch das soll ja nimmer sein!  
Hinter'm Hans die Wälder weh'n,  
Born die Prairie in dem Thal,  
Hab' mit Krähen sie gesch'n,  
Ach, wohl tausend Mal,  
Und war doch im Walde nie,  
Erreichte nicht auf der Prairie!  
O, Mutter, mein, ich wünsche doch so sehr,  
Ich wär' ein Schiffer auf dem weiten Meer.“

Da hat der Knabe in die Hüh'  
So eigen angeschaut —  
Dem armen Weib, es that ihm weh —  
Sie ging und weinte laut.  
Dass bitter lei des Kindes Noos,  
Das hat' sie wohl gewusst,  
Tsch das sein Weib so groß, so groß —  
Durchscherte ihr die Brust.  
Ach, des geliebten Kindes Schmerz  
Trift dreistalt ja das Mutterherz!  
Dän' es emhoben ihn der Noth,  
Sie hätte nicht gelohnt den Tod.  
Es hat sie lange, lange wohl geliebt,  
Das alte Lied — er war wohl ganz vergessen.

Pufft der Wäzwind; Dirich und Webe  
Jagen langsam in dem Edeus;  
Der lahme Knabe lag im Stur,  
Er sah sie aus der Ferne nur.

\* Aus einer benanntlich erscheinenden Sammlung „Amerikanischer Gedichte“, übersezt von Dr. Spielhagen, die sich durch vortheilhafte Aus-  
wahl und getragene und geschmackvolle Uebersetzung auszeichnen.  
D. Redact.

„Mutter, Mutter, wird nimmermehr  
Die Peinric wegen, wie das Meer?  
Begrünen die Wälder sich wieder, und kaum?  
Und kommt der heilige Sommer dann?“  
Sie küßt in Schwelgen auf ihr Kind;  
Die großen Augen noch größer sind,

Und ach, so hell — es war wech, toß  
Er war so mager jetzt und blaß.  
So lau der süßer Amentent und gab  
Der Mutter Trost und Stimm für ein Grab.

Louis Végant Rebt.

## Der erste Fall im neuen Amte.

Vom Verfasser der „neuen deutschen Zeitbilder.“  
(Schluß)

Nach der Criminalordnung konnte ich als Inquirent, auf meine Verantwortlichkeit, handeln, wie ich wollte; nur ein Beschluß des Richtercollegiums konnte mich binden. Der Actuarius hatte aber die Pflicht, wenn er Unregelmäßigkeiten oder Geschwürigkeiten in meinem Verfahren bemerkte, mir „seine Bedenken mit Bescheidensheit vorzutragen.“ Das that er.

„Der Criminaldirector, das ein Giftmord verübt ist, steht fest. Wahler hat sich durch sein Benehmen verständig gemacht. Er hat sich namentlich dadurch sehr verständig gemacht, daß er jede Beziehung zu der Louise und Familie Schmid ableugnete, die, wie Sie so richtig geahnt hatten, auch nach meiner jetzigen Ueberszeugung dennoch besteht. Der Wahrheit dürfte also fast nur dann auf den Grund zu kommen sein, wenn es gelänge, ihn mit der Familie Schmid und diese unter sich in Widersprüche zu verwickeln. Dennoch lassen Sie alle diese Personen in Freiheit und geben ihnen somit volle Gelegenheit, so viel zu colligieren, wie sie wollen. Entschuldigen Sie, wenn ich es für meine Pflicht halte, Ihnen diese Umstände zur Erödrung vorzutragen.“

Ich hatte ihn ruhig ausprechen lassen und hatte ihm verläßlich nur wenig zu erwidern.

„Nieder Herr Actuar, ich habe das Alles erwogen; aber auch noch mehr. Indeß darüber später, jetzt thut Eile Noth. — Sie kennen die Unterbeamten des Gerichts. Rufen Sie mir drei oder vier der gewandtesten und zuverlässigsten herein.“

Er verließ das Zimmer und lebte nach wenigen Augenblicken mit vier Wachen und Escorten des Inquisitorats zurück. Ich instruirte diese einzeln: „Warten Sie mich auf, das Wahler'sche Haus zu bewachen, das nach zwei Seiten Eingänge hatte; zwei andere mußten das Schmid'sche Haus in Obacht nehmen. So wie einer von ihnen den Wahler oder die Louise Schmid oder den Vater oder die Mutter des Mädchens auf der Straße sah, hatte er ihnen zu folgen und sie nicht aus den Augen zu lassen. So weit es außerdem angeht, hatten sie auch auf die Gethenken Rapp und das kleine Wahler'sche Dienstmädchen zu achten.“

Alle hatten mit großer Veracht zu verfahren und sich vor keiner der genannten Personen scheuen zu lassen, aus ihrer Verborgenheit nicht hervorzutreten, es mochte sich ereignen, was wollte. Keine einzige der genannten Personen durfte nur eine Ahnung davon haben, daß sie beobachtet werde oder beobachtet werden sei. Am folgenden Morgen um sieben Uhr hatten sie mir am Criminalgerichte zu rapportiren.

Sie begaben sich auf ihre Posten.

„Nun?“ fragte ich den Actuarius.

Der einfältige und erfahrene Mann hatte meinen Plan begriffen.

„Sie erwarten, daß namentlich der Wahler und die Louise Schmid sich heimlich sprechen und dies morgen ablenken werden?“

„So ist es, wenn sie schuldig sind.“

„Aber Sie spielen, entschuldigen Sie den Ausdruck, ein gefährliches Spiel.“

„Ich fürchte nicht. Wahler und das Mädchen wissen nichts davon, ob sie gegenseitig übereinander vernommen sind. Es liegt ihnen Alles daran, dies zu erfahren und was Jeder gesagt hat. Weite, von ihrem Gewissen befreit, haben daher ein launmüthig-schieliches Verlangen, sich zu sprechen, zugleich, um Ferneres für die Zukunft zu verabreden. Es ist also mit Sicherheit zu erwarten, daß sie nicht nur sich gegenseitig aussprechen, sondern auch, im Gesichte ihrer Schuld und um ihre Augen nicht klagen zu lassen, auf eine heimliche Art sich zu treffen suchen werden. Dies macht sie von der einen Seite eben so verständig, als sie von der anderen Seite, indem sie eben durch ihre Nichtverhaftung sicher geworden

sind und deßhalb auf genaue Verabredungen und für alle Fälle nicht bedacht sein werden, morgen notwendig sich in Widersprüche verwickeln müssen.“

„Ihr Verfahren,“ meinte der Actuarius, „bleibt dennoch ein gefährliches und gegen alle Grundsätze der Criminalordnung ist es unweisselhaft.“

Er hatte nicht Unrecht. Nach den Grundsätzen der Criminalordnung hätte ich, bei dem Verdachtsein eines so schweren Verbrechens, vor allen Dingen die verdächtigen Personen in Haft nehmen müssen, damit sie, „einerseits nicht durch Flucht sich der Strafe entziehen oder andererseits durch Verabredungen unter einander nicht die Wahrheit verunkeln und die Zwecke der Untersuchung vereiteln“ konnten.

Diese Grundsätze hatten auch an sich ihre volle Berechtigung und ich wagte selbst für den vorliegenden Fall viel, konnte eine große Verantwortlichkeit auf mich laden. War wirklich, wozu ich ja eben ausging, Wahler schuldig; konnte er nicht die Freiheit, die ich ihm ließ, dazu benutzen, durch schlüssige Flucht ein Leben zu retten, das unter den unmaßiglich im Voraus zu berechnenden Chancen der bereits eingeleiteten Untersuchung so leicht dem Verderben verfallen war? Und wenn auch das nicht, ein einziger Mißgriff der von mir bestellten Wächter, zudem ungebildet, mir launmüthig dem Namen nach bekannter Unterbeamten, die geringste Unachtsamkeit von ihrer, eine kleine List von seiner Seite, mußten sie ihm nicht, ohne alle Gefahr der Entdeckung, ein Ungewöhnlich mit seinen Mitschuldigen, wenn auch nur Mitwissers, ermöglichen, durch welches ich für immer alle Fäden der Entdeckung und Uebersührung wieder aus den Händen verlor?

Ich hatte mich dann schwer verantwortlich gemacht und — ich leugne nicht, daß auch der Gedanke bei mir mit in die Wagschale fiel, ich hatte mich dert, wo ich gerade eine bessere Verdienstpflicht wieder herstellen sollte, lächerlich, unmaßig gemacht; die Leute waren wirklich aus dem Regen unter die Traufe gekommen.

Und doch mußte ich es wagen; ich konnte, so meinte ich, den Charakteren der verdächtigen Personen gegenüber, nicht anders. Der verschlossene, kalte Wahler; das Mädchen, die, wenn sie seine Geliebte war, unter ihrem sanften Ansehen die Natur einer launmüthigen Rage verbarg; die gemeinen, verkommenen Eltern der Person; sie Alle sahen nicht darnach aus, als ob ich auf gewöhnlichem Wege Gesändnisse oder erhebliche Auskünfte von ihnen erlangen könnte. Und um sie in Fugen und Widersprüche zu verwickeln, dazu selbst es mir, ohne den einschlagigen Weg, an aller Handhabe.

Ich wagte es und verließ mich auf meine Psychognomie, auf meine Psychologie, auf mein Glück. Aber ruhig schlafen konnte ich doch nicht; ich räunte von Ausfällen, von Fugen, von Dachtraufen, von Meer; zuletzt wollten sie mich sogar tödten.

Mit dem Gedenkschlage sieben am andern Morgen waren die Criminalbeamten zum Rapport bei mir; und — ich hatte mich nicht geirrt, bis jetzt wenigstens hatte ich richtig gerechnet.

Wahler war vom Gerichte auf dem geraden Wege nach seinem Hause gegangen. Bis Mitternacht hatten die Verdächtige gebauert. Er hatte seine Rechte und das kleine Dienstmädchen noch was gefunden und ihnen befohlen, zu Bette zu gehen; er wollte auch gehen. Einer der Wächter hatte das durch das Fenster der zu ebener Erde gelegenen Stube gehört.

Die beiden Mädchen waren in eine Kammer gegangen. Wahler hatte dann die Hausthür verschlossen; gleich darauf aber war er am Fenster der Stube erschienen; halb es geöffnet und in die Straße geblickt; als er nichts gesehen und gehört, schloß er dasselbe wieder und lächelte das Licht in der Stube an. Einige Minuten nachher hatte er das Fenster zum zweiten Male geöffnet,

aber sehr leicht. Eben so leicht war er hindurch auf die Straße geflohen. Er hatte dann das Fenster angelehnt und war nun mit raschen, fast unbeweglichen Schritten, immer dicht an den Häusern entlang, die Straße hinausgegangen, in der Richtung nach dem Schmid'schen Hause.

Der Beamte, der ihn soweit beobachtet, halte den zweiten, auf der Rückseite des Hauses aufgestellten Wächter herbeigerufen. Beide hatten auf verschiedenen Wegen gleichfalls die Richtung nach dem Schmid'schen Hause eingeschlagen; der erste, indem er Wähler von Weitem folgte.

Das Schmid'sche Haus lag am Stadtwall, am äußersten Ende einer nur mit wenigen, zerstreuten Häusern besetzten Straße. Es lag dort einsam, nach allen Seiten frei.

In diesem Hause hatte schon bei der Ankunft der dahin beschickenen Wächter eine heimliche, geheimnißvolle Unruhe geherrscht. Die Fensterläden waren fest verschlossen gewesen, aber die Hausthür hatte sich zum Oestern geräuschlos geöffnet und es war eine Frauensperson darin erschienen, die auch wohl einige Schritte, wie um nach Jemandem auszufehen, auf die Straße getreten war. Bald hatte auch der Schornstein geraucht und aus dem Hause hatte sich ein Geruch von Urten und Boden verbreitet. Man erwartete im Hause Jemanden. Der Erwartete erschien endlich. Die Frauensperson stand wieder in der Thür. Es war die Louise Schmid. Der Angekommene war der Fleischhauer Wähler.

„Kommst Du doch?“ rief das Mädchen.

„Sie rief es mit nur wenig gedämpfter Stimme. Häuser waren nicht in der Nähe und Menschen vernahmte sie hier auch nicht. „Kommst Du doch noch? Sie haben Dich also frei lassen müssen?“

„Deht bist Du die Frau Wähler!“ war die Erwiderung des Fleischhauers.

Beide umarmten sich. Dann fragte das Mädchen:

„Was haben sie Dir gesagt?“

„Was wollten sie mir sagen? Sie hatten mir, eben nichts zu sagen.“

„Wen und hatten sie nicht ausgefaren?“

„Das wüßte ich wohl.“

„Dennoch hatte meine Mutter Angst; aber ich blieb dabei, daß sie Dich noch in der Nacht verlassen müßte und daß Du zu mir kommen würdest. Ach und jetzt in's Haus gehen.“

„Sie gingen dem Hause zu. Unterwegs mußte der Mann dem Mädchen etwas zum Tragen übergeben haben.“

„Was ist es?“ fragte sie.

„Ich habe zwei Flaschen Wein mitgebracht.“

„Sie verschwanden im Hause und machten die Thür fest hinter sich zu. Was drinnen geschah war, hatten die Beamten durch die dicht verschlossenen Thüren nicht wahrnehmen können. Nur einmal hatten sie gemeint, Gläserklingen zu vernehmen.“

Wähler war bis gegen drei Uhr Morgens in dem Hause geblieben. Er ist entfernt, hatte ihn das Mädchen bis unten auf die Straße begleitet, und Beide hatten dann dort durch eine lange Umarmung Abschied von einander genommen. Das beachteten mir die Beamten.

Es verschaffte mir eine große Genugthuung. Mein Verfahren hatte sich, wenn auch aller Regel, allem Herkommen und allen Vorschriften der Criminalordnung zuwider, als ein richtiges, zweckmäßiges erwiesen. Was sind alle Regeln und Befehle gegenüber dem Rechte und der Eigenthümlichkeit des einzelnen Falles? Jene sind todt, dieser allein ist lebendig; und nur das Lebende hat Recht.

„Ich halte auf einmal einen Anhalt für die Untersuchung, ein Licht in dem Dunkel des empfindenen Verbrechens gewonnen, wie ich sie auf dem gewöhnlichen Wege der Vorschriften und des Hergehens wahrscheinlich gar nicht, jedenfalls nicht in solchen Umfang und nur mit vieler Mühe und nach langer Zeit würde erhalten haben.“

„Ich fandte auf der Stelle alle vier Beamten mit dem Befehle zurück, sehet den Fleischhauer Wähler, die Eheleute Schmid und deren Tochter Louise zu verhaften und in die Gefängnisse des Inquisitionstribunals abzuführen. Wähler sollte nicht von der Verhaftung der Schmid's, diese sollten nicht von der Wähler's erfahren. Weber das mir Mitgeliebte empfahl ich den Beamten das tiefste Stillschweigen gegen Jedermann an.

„Ich wollte zugleich einen kleinen Triumph der Citellet haben.“

„Ich begab mich auf das Inquisitionstribunal und ließ den Actuarius

herüberkitten, um mir das Protokoll fähren zu lassen. Er kam alsbald.“

„Ich vicitrie ihm zunächst einfach die Berichte der vier Beamten Wort für Wort zu Protokoll. Die Ueberraschung, das Erstaunen des Mannes würeu in der That groß; aber er war ein braver Mann, er freute sich doch das gewöhnliche Resultat.“

„Wir sind doch nicht aus dem Regen unter die Traufe gekommen, sprachen seine Augen. Laut sagte er:

„Gott sei Dank, jetzt wird mich Vieles anders werden.“

„Aber das gewonnene Resultat war nur ein verlässiges und es war noch Manches zu thun, um zu jenem Ziele zu gelangen, an welchem erst der zu einer Vertheilung der Schuldigen erforderliche Beweis hergestellt war.“

Die vier Personen waren verhaftet, ganz, wie ich es angerechnet hatte. Sie hatten sich am gestrigen Abende, noch heute Nacht so sicher gewußt. Sie mußten sofort, unter dem ersten überraschenden, ängstlichen Einbrude ihrer Verhaftung vernommen werden; ihre Vernehmung mußte schnell, ohne Umhüweise auf ihr Ziel losgehen. Ich ließ zuerst Wähler verhören. Er zeigte keine Spur von Angst oder Unruhe.

„Wann haben Sie die Louise Schmid zum letzten Male gesehen?“ begann ich.

„Ich weiß es nicht genau; es können vierzehn Tage bis drei Wochen sein.“

„Wo?“

„Auf der Straße.“

„Wo waren Sie heute Nacht?“

„In meinem Hause.“

„Die ganze Nacht?“

„Die ganze Nacht.“

„Sie waren gar nicht ausgegangen?“

„Er bejahte sich doch; sein Blick zeigte eine leise Unruhe; aber nach einer Weile antwortete er dreist:

„Nein.“

„Gefangenwärter, fähren Sie den Gefangenen in das Gefängniß zurück.“

„Da wurde er sehr unruhig; seine laide Krieger hatte sich wie eine Last auf ihn gewälzt, die ihm den Rücken nahm. Er blieb stehen und sah mich fragend an, als wenn ich in meinem Schweigen sein Verbrechen mit mir trüge, das er von mir herabshauen müßte, als wenn er lieber dem Tode in das Gesicht sehen, als ihn lauernd hinter sich wissen wollte.“

„Haben Sie mir noch etwas zu sagen?“ fragte ich ihn.

„Er schüttelte, daß er sich verathen habe, und nahm sich zusammen.“

„Nein!“

„Er ging mit dem Gefangenwärter.“

„Louise Schmid mußte eintreten. Sie hatte nichts von ihrem sanften Weien verloren; ein Ausdruck stillen Leidens war hinzugetreten. Wäre ich zum Scherzen aufgelegt gewesen, ich hätte sie mit einer sanft leidenden Lage vergleichen können.“

„Wann haben Sie den Fleischhauer Wähler zuletzt gesehen?“

„Er war zwei oder drei Wochen etwa.“

„Wo?“

„Auf der Straße.“

„War er nicht gestern Abend bei Ihnen?“

„Ich war ja fast bis Mitternacht hier am Gericht.“

„Aber nachher? Heute Nacht?“

„Ich habe ihn nicht gesehen.“

„Und doch war er bei Ihnen.“

„Er war nicht bei mir.“

„In Ihrem Hause.“

„Wer Ihnen das gesagt hat, der hat mich verledet.“

„Sie waren ihm bis auf die Straße entgegen gegangen.“

„Greßer Gott, welche abscheuliche Verleumdung!“

„Er sagte Ihnen: jetzt seien Sie Frau Wähler.“

„Das ist nicht wahr, das ist gelogen.“

„Er hatte zwei Flaschen Wein mitgebracht.“

„Perr in Teinem Himmel, wie werde ich armer Mädchen verledet!“

„Sie weinte. Sie hatte wüßliche Thränen. War sie eine von der Natur so wunderbar und so selten begabte Gelehrerin, daß sie diese Thränen hatte, oder presste sie ihr die ungeheuerliche Angst aus? Ich fuhr ruhig fort:

„Mahlter blieb bis drei Uhr Morgens bei Ihnen?“  
 „Er war gar nicht bei mir,“ schluchzte sie.  
 „Als er ging, begleiteten Sie ihn wieder bis ans die StraÙe und nahmen mit einer Umarmung Abschied von ihm.“  
 „Es ist Alles schändlich erkundet und erlogen.“  
 „Ich bringe Ihnen die iberzeugendsten Beweise.“  
 „Das kann Sie. Auf der Stelle!“

„Später, vorher habe ich eine andere Pflicht. Wegen Mahler ist bereits ein dringender Verdacht begründet, daÙ er seine Frau vergiftet hat. Dadurch, daÙ Sie hier Thatsachen ablenken, die auf das Bestimmte bewiesen werden können, machen Sie sich einer Theilnahme an seinem Verbrechen in hohem Grade verdächtig. Der Verdacht steigt, je beharrlicher Sie bei Ihrem Negativen bleiben. Erwägen Sie das, bevor Sie, wenn Sie unschuldig sind, sich selbst in eine Lage gebracht haben, unschuldig als schuldig verurtheilt zu werden.“ Auch diese Ermahnung fruchtete nichts. Sie sah mich mit ihrer leidenden, mit der unschuldsvollsten Miene an.

Einmal verworfene Frauen haben eine ungläubliche Gewandtheit in der Henschlei, besonders in der leidenden Henschlei.

Mit der Person war, wenigstens jetzt, nichts zu machen; ich lieÙ sie daher abtreten und ihren Vater verfahren.

Der Mann hatte in der Nacht einen Rausch gehobt; man sah es dem aufgeschwemmten Gesichte, den roten Augen, dem wüthen Blick an, der vorrieth, wie wuth es ihm im Kopfe sein müsse.

Ich hatte laÙsch geredet, wenn ich meinte, darum mit ihm leichtere MuÙe zu haben. Auf alle meine Fragen, auf alle meine Verhaltungen, daÙ Mahler die Nacht iber in seinem Hause gewesen sei, antwortete er mir einsach und beharrlich: er sei in der Nacht von dem Verher durstig nach Hause gekommen und da müsse er iber den Turst getrunken haben, und darauf sei er alsbald schläfrig geworden, und er habe sich zu Bette gelegt und wisse von nichts, was in seinem Hause passiert sei. Uebrigens glaube er nicht, daÙ Mahler dagewesen sei, denn er habe diesen noch nie in seinem Hause gesehen.

Sein Rausch sollte indeÙ mir mehr Dienste leisten, als ihm. Ich lieÙ nach seiner Entfremdung seine Frau vorkommen.

Der Gesangsbarter, bevor er in das Verhörzimmer führte, theilte mir, um Entschuldigung sitzend, mit, daÙ durch ein Versehen von seiner Seite die Frau im Verhorzuge ihren Mann gesehen, wie er gerade in die Gesangsliste zurückgeführt werden sei. Zum Glück habe der Mann sie nicht gesehen, so daÙ sie sich keine Zeichen huten geben können. Dieser Zufall kam mir zu Nutzen.

Die gewandte, listige Frau trug nicht mit ihrer gestrigen Eicherheit ein. Hatte sie wirklich Angst, daÙ ihr noch halb berauschter Mann geplaudert, den Verdächtig gemacht haben mögte? Der Gedanke stieg rückläufig in mir auf.

Es wäre unrecht von meiner Seite gewesen, den Irrthum in ihr zu nähren; aber benutzen durfte ich ihn.

Ich sagte ihr sofort aus den Kopf zu:  
 „Frau, heute Nacht war Mahler in Ihrem Hause.“

„Sie erschrak bestig. Er hat Alles verarrhen, sagte ihr Er-schreden.“

„Wer hat das gesagt?“ fragte sie, leise zitternd, ablehnend, aber lauernd.

„Ich kann Ihnen auf der Stelle den Mann bringen, der es Ihnen in das Gesicht sagen wird.“

„Es ist nicht möglich.“  
 „Zell ich?“

Ich griff nach dem Klingelglocke. Ich hätte ihr nach und nach die vier Criminalbeamten gegenüber gestellt, um ihr Alles, was in der Nacht an ihrem Hause passiert ist, in das Gesicht zu sagen. Bei der Angst, in der sie einmal war, konnte ich davon ein Resultat erwarten, zumal da sie in ihrem Irrthum bestarrten muÙte, daÙ ich zuletzt doch noch ihren Mann ihr bringen werde. Sie iberhob mich der Operation.

„Nein, nein,“ sagte sie anglich; „ich will Alles sagen.“

Ihre Angst war mir erklärlich. Sie glaubte an eine Oegen-uberstellung ihres Mannes. Sie muÙte auch ihm gegenüber die Rolle des Zeugnens forsetzen, ihn also zum Lugner machen. Und nun muÙte sie ihn wohl genau kennen, wie das ihn zum Aufreissen, zu den gefährlichsten Gesandnissen treiben werde.

„Ich will Alles sagen. Ja, Mahler war die Nacht bei uns; aber in allen Ehren, und er hat nie etwas Schlechtes mit meiner Tochter gehobt.“

„Was that er bei Ihnen?“  
 „Er ist gern etwas Gutes. Und seine Frau war geizig und meine Tochter ist eine perfecte Rechin. Das ist Alles.“

„Er ist also iberer zu Ihnen gekommen?“  
 „Manchmal; aber kloss darum.“

„Er hatte gestern Wein mitgebracht?“  
 „Ja, zwei Flaschen.“

„Er blieb bis drei Uhr?“  
 „Es mag sein.“

Jetzt muÙte ich weiter gehen.  
 „War er auch vorgestern bei Ihnen?“ fragte ich sie.

„Zu welcher Zeit?“ fragte sie zurück.  
 „Am Abend?“

„Ich weiÙ es nicht.“  
 „Kogen Sie nicht wieder.“

„Ja, ja, es kann sein; ich habe nicht recht darauf geachtet, ich hatte zu thun.“

„Um welche Stunde des Abends war er da?“  
 „Es kann nach acht Uhr gewesen sein.“

„Wie lange blieb er?“  
 „Nicht lange.“

„Ging er allein fort?“  
 „Ich denke doch.“

„Bestimmen Sie sich, Sie müssen es wissen.“  
 Die verschmitzte Frau hatte den Kopf verloren. Ich hatte ihr Thatsachen vergehalten, die ich, da sie an meine ausgefandten Wächter nicht denken konnte, nach ihrer Meinung nur von Mahler selbst oder von ihrer Tochter oder von ihrem Mann haben muÙte. Sie dachte ungewisselt an den Letzteren, zugleich mit jener Angst.

„Meine Tochter ging mit ihm,“ sagte sie.  
 „Um welche Stunde war das?“

„Es konnte beinahe zehn Uhr sein.“  
 „Wann kam Ihre Tochter zurück?“

„Etwas nach einer halben Stunde.“  
 „Allein?“

„Mahler hatte sie bis an das Haus zurückgebracht.“  
 „Was erzählte Ihre Tochter bei ihrer Rückkehr?“

„Was hätte sie erzählen sollen?“  
 „Wo sie mit Mahler gewesen sei?“

Die Frau wurde auf einmal leidenhaft und zitterte wieder. Mir kam es vor, als ob sie sich mit Entsetzen sich frage: Sollte mein Mann auch das verrathen haben?

„Sagen Sie die Wahrheit,“ ermahnte ich sie.  
 „Sie sah mich mit großer Angst an.“

„Sie wissen auch das?“  
 „Ich will es von Ihnen wissen.“

„Sie glaubte in der That Alles verrathen, und rang die Hände.“  
 „O, mein Gott, mein Gott, mein armes Kind! Aber sie ist unschuldig! Glauben Sie mir, Herr Director, bei Allem, was heilig ist, bei Gott im Himmel, sie ist unschuldig, sie hat keinen Theil an dem Verbrechen. Sie hat ihn immer davon abgehalten; sie wollte ja gern warten, bis die Frau, die immer kränkte, einod natürlichen Todes gestorben sei; aber er hatte keine Geduld mehr, und da hat er es denn gethan. Aber er allein, und sie hat verber nichts davon gemuÙt; glauben Sie mir. Glauben Sie mir, daÙ sie unschuldig ist.“

Die Frau war gebrochen. Die Mutterliebe hatte sie gebrochen. Sie weinte bitter, heÙige Thränen der Angst, der Todesangst für ihr Kind, und nun auch der Reue.

„Frau,“ sagte ich zu ihr, „nur ein volles GesandnuÙ von Ihrer Seite kann beweisen, daÙ Ihre Tochter unschuldig ist, wenn sie es wirklich ist.“

„Sie ist es!“ rief sie.  
 Und nun erzählte sie Folgendes:

Mahler war vorgestern Abend um acht Uhr in ihr Haus gekommen, wie sehr er, seitdem ihre Tochter nicht mehr bei ihm im Dienste war. Er war mit dem Mädchen allein gewesen, wie eben-falls häufig. Er war der Frau bei seiner Ankunft etwas kloss vergemeßen. Entzette Veränderung wollte sie nicht an ihm bemerkt haben. Kurz vor zehn Uhr war er mit dem Mädchen ausgegangen. Sie hätten kloss gesagt, sie wollten ein halbes Stünden spazieren gehen. Als bald nach halb elf Uhr das Mädchen, von Mahler bis an die Handthur begleitet, zurückgekommen, habe sie so ganz besonders, so verstört ausgesehen. Sie, die Mutter, habe



Das Reh.

Wild-, Halb- und Balkmanns-Bilder Nr. 5.

ſie gefragt, was ſie habe. Da habe ſie nuter Jammer und Weinen geſagt, die Frau Mahler liege im Sterben. Mahler habe ſie zu ſeinem Hauſe geführt; ſie hätten ſich vor das Fenſter der Stube geſtellt und drauſen hören können, wie die Frau ſchredlich geſchöhnt habe, ſo daß ſie es nicht lange mehr machen könne. Und nun habe Mahler ihr auch geſagt, daß ſeine Frau ſterben müſſe; ſie ſei obnehin immer tränklich und es geſchehe ihr eine Weſthat damit, wenn ſie von ihren ewigen Leiden erlöſt würde, und ſie Beide könnten deſto eher heirathen; er könne es nicht mehr aushalten, bis ſie ſeine Frau werde. Sie habe aber über dieſe Worte einen ſolchen Schreck bekommen, daß ihr die Knie eingeſinkt ſeien, und Mahler ſie nach Hauſe keinade habe tragen müſſen. Früher habe Mahler zwar wohl zuweilen Redensarten geführt, als wenn er den Gedanken habe, ſeiner Frau Wiſt zu geben, aber ſie, das Mädchen, habe das nie für ſeinen Ernst gehalten und auch immer geſagt, daß er es nicht thun ſolle und daß ſie gern mit dem Heirathen warten wolle, bis die Frau eines natürlichen Todes ſterbe. Das Mädchen habe ſich gar nicht tröſten können, und ſie, Mutter und Tochter, hätten noch bis gegen zwei Uhr Morgens ſo beſammen geſeſſen, als es auf einmal an den Fenſterladen geklopft habe und Mahler dagewesen ſei und geſagt habe, um Mitternacht ſei ſeine Frau geſterben. Er ſei darauf gleich wieder gegangen.

Das waren die Mittheilungen der Frau; vielfach offen und aufrichtig, wenn auch ſehr wahrſcheinlich noch mit männlicher Zurückhaltung von Umständen, die auf die Schuld der Tochter Bezug hatten. Weitere Anekdoten war aber von ihr nicht zu erhalten.

Ich ſuchte nach einem auch für Inquirenten goldenen Spruche, das Eiſen zu ſchmelzen, ſo lange es warm war. Allein vergeblich. Ich inquirirte den ganzen Tag bis wieder ſpät in den Abend hinein.

Aus dem alten Schmid war nichts heranzukommen. Er verſteckte ſich hinter ſeine Gewohnheit, gern zu trinken, und ſchnell und ſeib betrunken zu werden. So wiſſte er von nichts, was in ſeinem Hauſe paſſirt ſei, und er könne daher nicht dafür aufkommen, was „ſeine Weibſente im Hauſe trieben.“

Louiſe Schmid geſtand zu, daß Mahler in der letztverfloſſenen Nacht, nach dem Ende der Perchere, in dem Hauſe ihrer Eltern bei ihr geweſen, und daß er auch früher hin und wieder dagewesen ſei, wo ſie ihm dann etwas Gutes habe toden müſſen, was er zu Hauſe nicht bekommen habe. Sie habe das bisher aus Angst verſchwiegen, was, wie ſie jetzt einſieht, unredt genug ſei, und ihr Schaden bringen könne. Alles Andere beſtritt ſie unter ſtillem Weinen des ſanften Leidens. Die Dine war eben ſo zübe wie glatt.

Mahler war ein durch und durch alter, feſter Menſch, der ſeine einzige Stelle darbot, an der man ihn faſſen konnte. Daſſ

er gestern Nacht, nach seiner Entlassung aus dem Verhöre, in dem Schmidt'schen Hause gewesen, konnte er, nachdem ich ihm die Beweise darüber vorhielt, nicht mehr leugnen. Er wollte nur dazugesagen sein und auch den Wein hingetracht haben, um die Familie Schmidt für die Angst und Leiden ihrer langen Verhöre zu entschuldigen. Daß sie verübt seien, habe er sich denken müssen, da ich ihm nach dem Wärdchen gefragt habe. Nur um nicht das Wärdchen ungeschuldig in die Sache zu verwickeln, habe er auch zuerst seine Anwesenheit im Hause abgeleugnet. Alles Andere bestritt er. Wenn die Schmidt, Mutter und Tochter, anders sagten, so begreife er das nicht, die Angst müsse ihnen den Kopf verdeckt haben. Dabei blieb er.

Ich confrontirte die Frau Schmidt mit ihm. Die Frau wiederholte ihm ihre Aussage in's Geheiß. Er zuckte lalt die Achseln, und erklärte auch ihr, es sei ihm unerschämlich, wie sie zu solchen handgreiflichen Lügen komme.

Zu einer Confrontation zwischen Mutter und Tochter konnte ich es nicht bringen. Es war mir das eine Erscheinung, die mir zeigte, wie auch in dem verderbtesten und verwerflichsten Menschen noch immer einiges wahre und bessere Geßiß lebt. Nach ausdrücklicher Verzicht der Criminalactorenung hätte ich den Versuch einer Zusammenstellung zwischen Mutter und Kind machen müssen; aber die Frau erklärte mir jedesmal mit einer Heißelheit, die ich nicht benußigen konnte, nichts in der Welt werde sie bewegen, ihren Tochter nur ein einziges Wort verzußalten, das viele Veranlassung könne, sich als Phantazier darzustellen. Ich mußte von meinem Versuch den Abstand nehmen.

Gegen Wahler halte ich indeß durch die Aussage der Frau erhebliche Indicien gewonnen. Zu einem Beweise gegen ihn, der seine Bestrafung begründen mußte, bedurfte ich nur noch des Nachweises, daß er im Besitz von Arsenik gewesen sei. Und diesen Nachweis sollte mir die kleine Gretchen Kopp herbeiführen. Dabei mußte ich mich aber in der That einer kleinen List schuldig machen.

Das brave Kind war nicht zu bewegen, auch nur ein einziges Wort zum Nachtheile des Mannes auszusagen, der sie mit so unerwiderter Boßheit des von ihm verübten Verbrechens bezeugt hatte. Er sei ihr Eheim, er sei ihr wie ein Vater gewesen; sie könne nun einmal nichts gegen ihn sagen, und sie thue es nicht. Dennoch war namentlich über einen Punkt ihre Aussage mir von der größten Wichtigkeit.

Jener häßliche Reiter an der hannoverschen Grenze hatte eine heimliche Zusammenkunft mit einem Menschen gehabt, in dem ich mit großer Wahrscheinlichkeit den Fremden aus dem Wirthshause an der Grenze, also den Heißer Wahler, zu erkennen gemeint hatte. Ich verband damit den bringenden Verdacht, daß Wahler damals von jenem Menschen sich habe Gift beschaffen lassen. Aber wer war der häßliche Reiter? In dem Wirthshause hatte Niemand von ihm gesehn. Nur Fritz Bed, der Viehhändler Gretchens, hatte ihn gesehn. Er schien ihn auch gekannt zu haben. Jedenfalls konnte durch ihn der Mensch ermittelt werden.

Allein wo hielt Fritz Bed sich auf? Und wie war dem von den Behörden Verfolgten so beizukommen, daß er sich zu dem nöthigen Austausch entschloß?

Das war nur durch Gretchens Kopp zu erlangen; und wenn ihr erlangte man es nicht, wenn sie den Treck wußte.

Ich sprach mit ihrem Eheim Kopp über sie und den Treck. Das Testament der Frau Wahler war eröffnet. Dem Wärdchen waren darin die fünfshundert Thaler vermacht. Der Eheim war bereit, in Gemeinschaft mit den übrigen vermögenden Verwandten eine etwa gleiche Summe zu spenden. Dafür sollte dem Wärdchen im Hannoverischen aber weit genug von der Grenze entfernt, ein häßliches Grundstück gekauft werden, und die beiden jungen Leute sollten sich heirathen. „Man könne es ja einmal probiren.“

Das Wärdchen war außer sich vor Freude, als ihr das Alles gesagt wurde. Sie fuhr mit ihrem Eheim zur Grenze, um dem Wärdchen sein Glück anzufühnen. Ich fuhr, wie zufällig, ebenfalls dahin. Ich traf mit Kopp und seiner Nichte zusammen, wie sie eben in der Nähe des Wirthshauses an der Grenze ihre Unterredung mit Fritz Bed hatten. Der Treck erkannte mich wieder. Ich nahm ihn auf die Seite, und fragte ihn nach dem häßlichen Reiter.

„Der Heiter hier auf der Grenze?“  
 „Dass Wahler von dem Heiter das Gift geholt, das ihn dem Heiter überliefern mußte?“

Ich ließ mir Namen und Wohnort des Heiters nennen, und fuhr dann weiter zu dem nächsten hannoverschen Gerichtsorte. Ich reuhte mich dort an das Gericht. Die hannoversche Behörde war sehr zuverlembend. Noch an demselben Tage wurde der Mann vernommen. Ich wurde zu der Vernehmung zugelassen.

Der an der Frau Wahler verübte Giftmord war auch schon an der Grenze bekannt geworden. Der Heiter, sobald er sich bezüglich des Verbrechens vernommen sah, that daher eine bringende Veranlassung, wenigstens nicht Alles abzuleugnen, wenn er sich nicht als Mitthäter in die Sache verwickelt sehen wollte.

Er räumte sofort ein, daß Wahler Arsenik von ihm erhalten habe, und zwar damals an jener nämlichen Stelle, wo ich mich so sehr in der Nähe der Zusammenkunft der Beiden befunden hatte. Wahler war, so gab er an, des Nachmittags bei ihm gewesen, um ihn um das Gift zu bitten. Er hatte ihn auf den Abend an jenen Ort bestellt, da seine Kältzehr zum Houpe des Heiters bemerkt werden und auffallen könne; dert unmittelbar an der Grenze seien sie am sichersten. Zu welchem Zweck Wahler das Gift haben wollte, hatte vieler nicht gesagt. Die Heimschickung sei übrigens schon darum gebeten gewesen, weil der Giftverkauf auch im Hannoverischen für Privatpersonen verboten sei.

Der Mann wurde mir von den hannoverschen Behörden mit nach Preußen gegeben. Er wiederholte dort seine Aussage dem Wahler in's Geheiß.

Wahlers Kaltblütigkeit war unterdeß zu einer verstockten Unempfindlichkeit geworden. Ihn bedrückte nur ein Gefühl, die Lust zum Leben. Das Leben hatte er aber getretet, wenn er sein Verbrechen nicht eingestah.

Nach der preußischen Criminalactorenung konnten noch so viele und noch so vollkommen überzeugende Ansieiden gegen ihn vorliegen, auf Grund derselben konnte nie eine Todesstrafe, nicht einmal eine lebenslängliche Freiheitsstrafe, sondern höchstens, als sogenannte auferordentliche Strafe, eine Zuchthausstrafe von unranzig bis dreißig Jahren gegen ihn erkannt werden.

Es bestritt er Alles, was gegen ihn verzebracht wurde, mit einer Beharrlichkeit und Unempfindlichkeit, die, zumal in diesem von Natur kalten und schlechten Menschen, vollkommen unerschütterlich waren. Es schien eine Art Verzeißlung so in ihm zu wirken.

Interesse waren der überzeugenden Ansieiden gegen ihn genug da. Er wente nach jenen Grundfrage der außerordentlichen Strafe zu fünfshunzwanzig Jahren Zuchthaus verurtheilt.

Leinise Schmie, gegen welche, bei ihrem gleichfalls beharrlichen Leugnen, außer ihrem verdächtigen Benehmen, nichts vorlag, als die Aussage ihrer Mutter, wurde von einer Theilnahme an dem Verbrechen Wahlers's vorläufig freigesprochen.

Gretchens Kopp und Fritz Bed wurden ein Paar und zwar ein recht glückliches Paar. —

Und nun, nachdem ich meine Erzählung beendig habe, höre ich manchen Leser fragen:

„Aber wozu hat er und diese, nicht einmal so ganz absenderliche Criminalactorengeißel ergriff? Welche Idee soll dadurch veranschaulicht werden? Welche Tenzenz nur spricht sich darin aus?“

Ich weiß es, ohne Idee und Tenzenz; nur die es deutsche Nothwendigkeit ist. Nur eine Idee, nur eine Tenzenz, dann sind die Geschichte und das Erzählen selbst gleichgültige Menschenfaden.

Nun könnte ich Euch in der That auch über die verwechselte Geschichte recht viel von solchen Tingen sprechen, von der Idee eines reinen, schuldlosen, im Gegenfalle zu einem verderbten, schuldbehafteten Charakter; von der erhabenen Idee: „wenn sich das Völkchen erdreißt, setz sich e' Tugend zu Tish.“ Oder, wenn Ihr eine Tenzenz wollt, so konnte ich Euch bitten, anzunehmen, ich hätte Euch einen echt professorenlichen — „realistischen Cereus“ aus der empirischen Physiologie geben wollen, oder gar einen Beitrag zu der Kunst des Jauricivens. —

Nebul, was Ihr wollt, auch nichts. Ich werde zufrieden sein, wenn Euch meine Erzählung gefallen hat, das heißt, nicht bloß für Cure Phantastie, sondern auch vernünftig für Curer Fery.

Also doch eine Tenzenz?

# Wild-, Wald- und Waidmanns-Kinder.

Von Guido Hammer.  
N r. 5. Das Heft 4  
(Mit Illustration)

Unter allen Fischgattungen der Welt ist der europäische Fische auffinkeln der edelste, stolze Vertreter derselben, obgleich er an Wichtigkeit durch das Geln und durch den amerikanischen großen Störch weit übertrifft wird. Man hat ihn deshalb auch mit vollem Rechte ausschließlich die Benennung: „Gelbfisch“ beigelegt. Mit gleichem Recht stellt sich unstreitig das Hechelrecht als das zierlichste, liebenswürdigste unter diesen Gattungen dar, selbst noch dem nächstlichen von allen, dem Hochstäbischen, gegenüber.

Ohne unsere Kiebtinge jagen oder nur fütren zu wollen, stehen wir einmal an einem schönen Morgen Ende Mai oder Anfang Juni recht frühzeitig auf und durchstreifen den frischgrünen, luftigen Wald, um unsere harmlosen Kiebtinge zu beobachten. Auch wenn wir keine zu Gesicht bekommen sollten (was aber bei einem halbwegs guten Hechler nicht zu erwarten steht), würde uns unser Gang sicher nicht gereuen, so wunderbar equidant für Seele und Leib ist's früh im Walde. Ja, hier jauchzt das Herz auf und nirgendes kann sich ein innigeres Vergnügen zum Himmel erheben, als in diesem heiligen Dome. Nicht bloss bitend wird sich hier der Mensch seinem Schöpfer nahen, sondern zu allererst danken, daß er ihn so unaussprechlich Schönes gesehen läßt, ihm dann erst wird er bittend stehen, daß er ihn dieser vollkommenen, liebevollsten, heiligen Natur würdig mache, daß er ihn mehr und mehr zum Entzagen mit ihr führe mag. Wenden wir uns jetzt einem Grünthun zu, über das sich die Bienen mit ihrem sanftgrünen Laubdröhen weihen. Schon leuchtet der Aelster über ihnen wie eine Glorie; die noch vor kurzem schimmernden Sterne sind mit ihrem silbernen Glanze verschwunden, als hätten sie sich aus Demuth vor der strahlenden Wohlthäterin, der Sonne, zurückgezogen. In voller Pracht steigt jetzt, die Erde fassend, empor; das gebietende Auge muß sich abwenden und mit Erstaunen fällt der Blick auf die im himmlischen Lichte stehenden Wipfel all' der spannerischen Bäume und streift von da an den dicht umhüllenden Säumen nieder auf die nach und nach in gelbem Schein erglänzenden Gräser, an denen die frischen Tropfen des frühlichsten Thaues perlen. Wie spielend trägt der gelbige Lichtreim in einzelnen Streifen in das dämmerreiche Grünthun und schießt über ein murrendes Wäldchen und dessen lebendige Wellen hinweg, die wie von selbst leuchten, im Dämmerlichte klangvolles Vergnügen mit und hierlich gefemte Parentaten neigen. Der Rindst ruft und ja, als wolle er und zum Ausschauen der Derrichtsichten ermuntern; würde Tauben jirren in den alten Buchenwäldern, der Fiel pfeift mit seinem vollen und doch so schmelzend süßem Tone seine weithin schallende Weise um all' die andern Vogel des Waldes singen und jubeln, schmeltzen und jandhen dem einströmenden Morgen in dieser entzündenden Natur ihre Freude entzagen.

Da, wo sich das Grünthun einmal verflacht und breiter wird, durchschneidet das Wäldchen ein blumiges Wiesenthäldchen, und siehe, welches reizend Anblick! — ein Reh mit seinen beiden Kälben steht am Bachrande, hin und wieder das niedliche Köpfchen bewegend und mit den unspukvollsten, klaren, dunkeln und doch so milten Augen\* umhersehend, kann sich niederbeugen und ähnen oder ein schmeichelnd sich aufschmiegendes Kälben lefend, das hierauf seinem dahinspringenden Brüdern folgt. Beide setzen unwillkürlich über Bach und Steuben, einander handend und überdießend. Kommt sie etwas Anmutigendes zu denken, als wiee nichtig gekrumten Reihthünen in ihren weicheitenden Jungensleisenden; dazu die tendsten Reihthünen und die weichen Punkte vorwärts dem Wäldchen und den schwarzen Kippenrücken. Mit gleicher Zeichnung am Kopf ist das alte Reh angeflatter, während es ungestört in seinem aalglatten, gekröbten, an den Kanten und nach dem Bände zu heller werdenden und bis in's Weiße übergehenden Fell von nicht minder reizendem Aussehen ist. Der Reihthun, es mit elastischem Schritt durch die thauben Palmee und Blumen, um an einer andern Stelle süße Gräser zu naschen, während die Kälben im tollen Spiel mit grünen Eichen das

\* Bei allem Wilt heißen die Augen eigentlich Wälder.  
† Die ganze Wäldung heißt Reh. das Wäldchen: der Rehob; das Weiden: Nette, Reh; das einjährige männliche Junge: Spitzbod, das einjährige weibliche: Schmalreb; die Jungen unter einem Jahre:

Wäldchen überbringen, in dessen durchsichtigem Bewässer die stollen freischmelld darin schießen. Der mütterlich lockende Ton des Rehob läßt die Kälben inne halten und sich zur Mutter wenden, die sie nun, das eine an ihr saugend, und das andere sie nosend, untränken oder umfressen. So geht es noch ein Wäldchen fort, bis die höher steigende Sonne die Gräser trocknet und das alte Reh weiterzieht. Doch jetzt muß dieses etwas in Wäld bekommen haben, denn laut schmälen\*\* legt es mit fcherlich-springen dahin und alle drei eilen jetzt von räumen, daß die weisen Spigel\*\* im lichten Grün weihen leuchten, bis sie unserm Auge in der Waldstätte verschwunden. Auch ein Schmalreb, was unbenekt hinter einem Grünthünen sich geht hat, folgt dem Wäldungstrafe und eilt den andern nach. Entweder ist dasselbe ein vorjähriges Kälben von dem alten Reh oder es hat sich ihm nur angeklaffen, als seine eigene Mutter durch irgend einen Umstand, vielleicht durch die Schlinge eines Wilddiebes oder den Schuß eines sogenannten Jagtlichhabers, aus's Leben gekommen sein mag.

Benutzen wir die folgende Brunn (s. weiter unten) und suchen wir dieselbe Familie im August einmal gegen Abend auf einem Oben auf, wo sich das alte Reh, seit die Kälben erwachsenere sint, seinen Stand gewählt hat, so finden wir einen Weh dabei, der dem jugendlichen, braunängigen Schmalreb, wie es scheint, zu tief in das glänzende, trauliche Augenpaar gesehen hat, so liebevollhaft folgt er ihm auf Schritt und Tritt. Wäldungsthaft, vielleicht auch etwas lockt, entführt es zwar seinen Bewerterinnen, feuert ihn aber doch wieder durch einen Verlust an, ihm zu folgen. Wo es sich läßt, da erweilt auch er; zieht es weiter, so zieht er mit. Eine kleine Strecke davon überhießt wäld die liebende Mutter mit ihren Kälben, von denen das eine, vom Springen müde, sich wiederziehen hat, während das andere schmeichelnd zur Alten aufblickt, diese kleinen Liebesabenteuer in der Familie ist sie doch ganz von ihren neuesten Mutterpflichten erfüllt und lebt froh mit ihren Kälben. So wäld die allumfassende Liebe der Natur in ihren vorübergehenden Grünthun auch in unserer kleinen Rehfamilie, und wahrlich, kann diese irgend ein Abschluß in seiner ganzen Erscheinung mehr im Entzagen mit so freudlichem Gebahren sehen, als eben das Reh.

Eine eigentümliche Erscheinung beim Reihthun ist die Ende Juli eintretende und nur ungefähr acht bis zehn Tage dauernde sogenannte „falsche Brunn“, im Gegenlatz zu der wahren Brunn, die erst Ende November und Anfang December eintritt. Jene hat früher zu unendlich vielen Streifzügen Veranlassung gegeben, bis die Wissenschaft, durch sorgfältige Beobachtungen unterstellt, festgestellt hat, daß die wäldliche Begattung erst in den leztgenannten Monaten geschieht. Wertwürdig aber bleibt es immer, daß bei der falschen Brunn der Weh es nur auf Schmalrebe abgesehen zu haben scheint, indem er, sobald er den Ruf einer solchen jugendlichen Schönen hört, im Fluge herbeieilt, um mit der Schmalrebe zu lösen. Wird nach dieser Zeit, am besten mit einem Buchenblatt, einem breiten Grasballe oder nur mit dem zusammengeklüffelten Rypen, oder auch, und zwar am bequemsten, auf einem ganz geritzten Instrumnt, dem sogenannten Rehlat, welches man in den Mund nimmt, gut nachgabt, so kann sich der Jähdende darauf verlassen, daß ein etwa in der Nähe stehender Weh, falls dieser nicht schon wäldlich ein Schmalreb treibt\*\*\*, augenwäldlich auf ihn zukommt, glaubend, es sei eine Erloerung zu machen, während er auf diese Weise in den Tod läßt. Es ist dies vor den Jäger die liebste Art, einen Wehob zu schießen, und zieht wenigen Tage im Jahre, in denen der Rehob auf's Wäld springt, 7, werden nicht

\* schmälen, beim Weh sprechen, ist ein Warnungsruf bei geabter Gefahr und lümtig beim Weh wie ein tiefes, kurzes Wä, Wä, Wä, das beim Weh weniger tief und voll lümtig

\*\* Weigelt: eine Spanne im Durchmesser haltende, herzförmige, weiche Zeichnung am Hintertheile des Rehob, die es namentlich im Springen noch mehr erpalltet.

\*\*\* treiben: verfolgen.  
† auf's Wäld springen: dem auf dem Platze nachgehenden Tone des Schmalreb folgen.

† auf's Wäld springen: dem auf dem Platze nachgehenden Tone des Schmalreb folgen.

minder schuldhaft erwartet, als die gleichfalls nur kurze und heiß ersehnte Zeit, wenn die Schneepfl. Derselbe Ton, nur feiner gehalten, führt auch oft das alte Reh in der Einbildung, das Räthchen ruft, herbei; doch kann natürlich hier von Schießen keine Rede sein. Wiederholt sich nun Ende November diese Brunnst, diesmal, wie bemerkt, die wüthliche, so verliert sonderbarer Weise gerade um diese Zeit der Rehbock das Gehörn, \* das erst im Mai wieder ausgemacht ist, ein gewiß sehr auffallender Umstand, da jedes Thier zur Zeit der Vegetation nicht nur sein schönstes Kleid, sondern auch alle Zeichen der Mannheit entwickelt besitzt, das Gehörn kein Rehbock aber eben so entschieden seine männliche Aderde, als seine Weibere gegen Rehbüchse und Reiter ist, gegen welche er sie in der falschen Brunst recht gut zu gebrauchen versteht. Dieser Punkt wurde denn auch von der Partei, welche die Augustbrunnst für die wahre hielt, stets in die Waagschale geworfen, und allerdings war er nicht ungerichtet. Dennoch ist die von ihm begleitete Meinung eine irrigte. Wer vermag die Züede der geheimnißvoll waltenden Natur zu ergreifen, die hier eine Ausnahme von der Regel macht? Bei der wahren Brunst vergrist auch das Mutterreih die Gattungsflucht nicht über der Mutterliebe; sind ihre Räthchen doch nun schon selbstthätiger. Gleicher Weise bleibt nun der Bed der ganzen Winter über bei seiner Auswärtigkeit, von der er sich erst wieder trennt, wenn das Reh infimtarisch mehr die Nähe des Menschen aufsucht, um unter dessen mittelbarem Schutze sein Weibendick zu halten, und dabei von Raubthieren, die ja stets Ursache haben, den Derrn der Schöpfung zu fliehen, weniger gefährdet zu sein. \*\*

So leben diese friedfertigen, harmlosen Thiere in Wald

\* Gehörn: Gemüth.

\*\* Zur Zeit, das ist: zur Zeit, wenn das Wild, sowohl Doh- als auch Rebwild, Junge bekommt, sucht es gern Dichtorte, wie an Wegen in der Nähe von Koblenmeiern, Föhnbächen u. s. w. liegen, um, weil an solchen von Raubthieren gemieteten Stellen weniger Gefahr für das Junge droht.

und Flur, Abends aus den Dichtorten und Stangenhegen, in welchen letzteren sie sich den Tag über gern aufhalten, heranziehend, um auf die Gebäue und Wiesen, oder, ist's im Frühjahr, auf die Saaten zu treten. Im Hochsommer bleiben sie am liebsten in den wogenden Talsfeldern, welche sie mehr oder längerer Zeit fliehen, als der Wald. Freilich bringen sie da dem Landmann durch Niedertreten nicht unerheblichen Schaden. Aber nicht das ganze Jahr feiern sie bios ein Dohes far niente; denn auch sie werden von September bis Ende Februar, in vielen Gegenden das ganze Jahr, theils auf dem Aulande, auf dem Firschgange oder beim Watten geschossen, theils mit dem Dachshunde angeflößert und im Winter getrieben und dabei erlegt. Nach echter Waidmannskunst gilt dies allerdings nur dem Bock oder doch nur einem gelten Reh; \* allein seit dem Jahre 1848 ist ein wahrer Vertilgungskrieg auch gegen die, welche allerdings sehr schmackhafte Wildgattung eingetrieben und vor irgend zu Jagd berechtigt ist, schießt Reh, Schmalreih und Räthchen ohne Schonung tod, sich mit dem Orntwage tröstend: „Wenn ich selbst es nicht schieße, so schießt's der Raabbar.“

Wir gönnen dem Jäger von Drogen die Freude einer vernünftigen Jagd auf Rehe, wie auf jedes andere Wild; denn wollte man aus lauter Zärtlichkeit für so reizende Geshöpfe niemals ein selbstthätiges tödten, so würden sie bald zur unerträglichen Plage werden. Darum, lieber Leser, bist Du nicht Jäger, erlaube Dich am schönen Anblide des Wildes und Waldes, ohne dem Waidmann die berechtigte Lust am Jagen zu veragen; bist Du aber selbst Jäger, so bewahre Dir die Fähigkeit des Gemüthes sinniger und denkender Anschauung der Natur mit ihrer lebendigen Schöpfung und betenke, daß auch das Schicksal auf Erden — warum sollte Dein Firschingvergnügen ausgenommen sein? — seine Beschränkung haben muß. Dir bleibt außer der Jagd noch viel Schönes übrig, und dich erlennend wirst Du ein waidgerechter und vortrefflicher Jäger sein können, ohne, wie man oft nicht mit Recht sagt, zum „rechen Dantwert“ zu gehören.

\* Geltes Reh: ein Reh, welches keine Jungen mehr bekommt.

### Eine deutsche Herculesarbeit vor dem englischen Parlamente.

England kann vor lauter „Ausland“ gar nicht mehr an sich selbst denken. Seit Jahren schon wurden „Reformen“ und sonstige innere Angelegenheiten bald wegen dieses, bald wegen jenes Streites mit irgend einer auswärtigen Macht abgelenkt. Tiefen Sommer konnte man Indiens wegen gar nicht zu sich kommen, ohne daß deshalb Indien wieder erheblich zu ihnen kam. Die Augusthälfte zu Hause bleiben liegen und der in Indien wird fortwährend mit noch mehr Blut und Weiden gefüllt. Aber einer dieser Ställe, der größte und schmerzliche in der Welt, wollte sich heuer durchaus nicht wieder abwenden lassen. Er eroberte ganz Kenon und durchdrang jede Mauern, jede Statue, jede goldene Malerei und jeden göttlichen Spitzbogen des gigantischen Parlamentsgebäudes, die Nase jedes Parlamentsmitgliedes — der Themse! Augusthalb, in welchen sich seit Jahrhunderten alle Exermente der Metropolis entladen, ohne daß die zwei Mal täglich zurückkehrende Fluth die furchtbare Lüngrinne ins Meer hinausführt. Die Themse spült diesen Unrath vor den Nasen der Bewohner und ganz dicht vor den Nasen der Parlamentsmitglieder vorbei stets offen auf und ab, hin und her. Und als die heiße Junijonne die's Jahres auf die offene Riesengloase brante, stank sie bis zum Himmel, „stank“ sie das ganze Parlamentsgebäude zum Hause „hinaus“, wie sich eine Zeitung in alter anglosächsischer Terzheit ausdrückt. Ganz Vorden leuzte mit zugeballten Nasen zum Parlamente unten bist an der Themse, „etwas zu thun.“ Das Parlamente schrieb im Ober- und Unterhaus hinter geschlossen, in Chlorwasser getauchten Verbänden: „That etwas! Bitte, that etwas! Wer erlöst und von diesem That Themse, dessen Vater und Conservator der Verd-Mayer ist?“ Die Presse trachte alle Morgen frische Artikel mit Trohungen allgemeiner Pest, an der London schon vier Mal fast ganz ausgesterben sei. Die Times denuncirte heftigste erschütternd: „Wir haben und selbst vernachlässigt! Unsere Sünden werden und beinhalten. That etwas gegen diesen Gestank! Wo ist der Hercules, der diesen Stall ausräumt?“

Die Weisesten und Mächtigsten im Lande nahmen jetzt ihren

Witz zusammen und schrieben und sprachen über die Entfänsung der Themse. Das Parlamente wählte die Sachverständigen in Entfänsungsfragen aus seiner Mitte zu einem ununterbrochen stehenden Ausschuss in Sachen der Themse gegen 3 Millionen Pfunden, von denen die des Parlaments just am dichtesten dabei athmeten. So viel worte bald als ungewöhnliche Thatsache parlamentarisch festgesetzt, daß die Themse nicht nur ein Dings sei, was da sei, sondern auch in einem gewissen Geruch stehe, daß es Anspruch habe, als der größte Augusthalb der Welt zu gelten. Diese Wahheiten waren bald gefangen, aber wo blieb der Hercules? Viele erhoben sich und vertrapschten, für 10 Millionen Pfund die Themse binnen 10 Jahren zu reinigen und alle 80 großen Hauptloaken-Ausflüsse hinunter in das Meer zu führen. Andere traten mit Plänen für ungeheure Fruchthörsere und Thürme auf, um den Themsegestank einzusperren, in die Thürme hinauf zu pumpen und dann andersonno wieder loszulassen. Aber dabei kam Alles heraus, nur nicht der Gestank aus der Themse. Diese Projecte erinnern nur an Goethe's Vers:

„Wärst Du den Darrt auch noch so laug:  
Nur untern Nasen thut Du Zwang.“

Die Projecte gaben alle Anseht, daß es für 10 Millionen Pfund in 10 Jahren nur noch ärger stinken werde. Es waren ihrer viel, aber kein Hercules darunter. Wo steht Hercules?

Der 45 Jahren wurde im festen Wollenbüsch einem Großvater geistlichen Standes ein sehr wilder Junge geboren, dem er Vater ward, da er keinen mehr hatte, als er geboren war. Großvater ließ den Jungen aufwachsen, ohne ihm den Rücken zu klagen oder ihn sonst in seiner Wildheit zu brechen. So wurde der Junge stark und groß und lernte nichts und lief in die Welt als Raubmörder, Maschinenbauer, Mitglied des Firschtändels-Vereins in Berlin, Varnaer magica-Director von Brill und Sigmund u. s. w., um endlich von Hamburg nach London freizog zu werden und sich jetzt als der verlangte Hercules dem Parlamente Großfirchtändels vollstellen zu lassen. So stand er da vor dem Parlamente am 2.

Juli Nachmittags und zeigte er den Sachverständigen unter ihnen mit Wort und That, wie man London erlösen, die Theme befrieren und, statt Geld dafür zu geben, noch täglich mindestens 7000 Pfd. Geld herausbringen könne.

Es war eine interessante Scene Nachmittags den 2. Juli auf der prachtvollen Themse-Terrasse an der Hauptfront des glorreichen Parlamentsgebäudes mit dem Rang-Salon für die Mitglieder in der Gasse unten. Das England gegenüber geru so arm thünende Deutschland kann stolz darauf sein. Hier kamen wir — lauter Deutsche ohne Namen und Rang — mit allen Bretern und Zonen und schwarzen Kugeln, die man in Frankreich für Haut-Granaten gehalten haben würde, gegen das Parlament angetrichelt, das sonst so grimmig gegen gewöhnliche Straßkinder verschlossen gehalten wird. Wir drangen ungehindert unter den prächtigen Portalen durch Corridore hindurch vor blauen Policemen vorbei, die da saumten, uns aber nicht anzuhalten wagten, weil dem Hercules, dem Netter und Befreier Londons und des Parlaments, seine Mission auf die Strie geschrieben zu sein schien. Wir bauten unsere Redelle des großen Rettungs-Apparates auf und die Sachverständigen des Parlaments und die Glorien Großbritanniens traten heran und stellten sich drum herum, zu sehen, zu hören und zu saunen.

„Nicht auf,“ sagt der Westendburger, jetzt Hercules vor dem Parlamente, „so will ich Euch die Theme reinigen und noch täglich mindestens 7000 Pfund Geld herausbringen.“

„So stand er da in seinen grauen Hosen, seiner grauen Weste, seinen grauen Hosen und dem großen, schwarzen Bart, den der Herzog von Cambridge nicht größer aufweisen kann, mit den großen blauen Augen und der hohen Stirn vor dem Parlaments-Comité und Lord Palmerston und Sir Benjamin Hall, dem Chef des „Gesundheits-Rates“, und Lord John Manners und andern Lords und Großen des Reichs und filtrirte seine originale Themsejauche vor den Augen zu trübbarerem, karem Wasser und forcirte Sir Benjamin Hall auf, ein Glas davon zu trinken. Dieser nahm Anstand gegen eine so unanständige Zumuthung und sagte:

„Es riecht noch!“  
„Das ist die Theme im Allgemeinen,“ sagt der graue Mann, „welche so gesundheitsamlich riecht.“

Alle lächeln und Lord Palmerston am meisten. Gurney, der Parlaments-Beitritter, der schriftlich erklärt hatte, daß er keine Lust mehr schaffen und nicht mehr für die Gesundheits- des Parlaments sein könne, Erfinder eines Projects, den Themsegestank auf Schirme hinaufzuspumpen und den Himmel damit zu verflären, tritt heran und sagt:

„Das ist nichts Neues!“  
„O, Sie haben jedenfalls schon vorher Kohlen in England gesehen,“ antwortet der graue Mann und Alles lacht wieder. Parton im weißen Güte ist begeistert und ruft:

„Ich habe in meinem Leben nicht so Geniales gesehen.“  
„O doch, jedenfalls im Spiegel,“ versteht der graue Mann, und das Parlament ruft Beifall über dieses verdiente Compliment für den ehemaligen Gärtnerlehrerhübschen.

Um die Hauptsache nicht zu vergessen, bemerken wir, daß der graue Mann (Freund Böhling, von dem wir in Nr. 43. Jahrg. 1857, bei Gelegenheit der „Wässischen Probe“ erzählten) aus der Themse nicht vor dem Parlamente originale Jauche holen ließ, diese in eine Tonne füllte, und dann durch einen schwimmenden Rohlfiltrir in ein anderes Gefäß überführte. Dazu gab er im Wesentlichen folgende Erklärung: „Diese Rohlfiltrir, durch welche der Schmutz filtrirt wird, sind meine patentirte Erfindung, die jetzt von einer Compagnie mit 10,000 Pfund Capital im Großen ausgeführt werden soll. Ich filtrire damit allen Abfluß der 80 Londoner Cloakenröhren auf folgende Weise: Jede Röhre wird in ein System von etwa 10,000 Filterbällen, die oben schwimmen, in ein dicht verschlossenes Gefäß geleitet. Um den größten Schmutz von den Bällen abzuhalten, leit' ich ihn erst durch ein größeres Medium, vielleicht Segras oder bessere, sehr poröse, grobe Kohlenplatten. Alle größeren, festeren Schmutztheile fallen von selbst zu Boden, und berühren die schwimmenden Filter gar nicht, so daß diese für die feineren und chemischen Reinigungsproceß thätig offen bleiben. Alle Flüssigkeit dringt mechanisch oder capillarisch durch die Filterbälle und fließt so, wie Sie's hier sehen, in die Themse. Den feinsten Schmutz behalt' ich sofort in den verschlossenen Kästen, die, wenn voll, als wertvollste beladene Schiffe den Dänger dahin fahren können, wo er am besten

besahlt wird. Die Tonne Dänger aus der Themse kostet jetzt sechs Pfund Sterling. Nehmen wir an, daß der Preis durch Gewinnung alles Dängers sechsfaß fällt, bekommen wir doch noch jeden Tag für 7000 Pfund des Stoffes, der bisher nutzlos in's Meer fließt oder größtentheils die Themse zu dem gemacht hat, was sie geworden, der Verhölle Londons. Es ist genau ermittelt worden, daß täglich mindestens 7000 Tonnen fester Schmutz durch die Londoner Cloaken in die Themse geschwemmt werden. Das ist eine tägliche Verunreinigung der Floder und Feller am London herum von täglich 7000 Tonnen Brod- und Nahrungstoff, den Sie zwar auf Umwegen von 40–50 Jahren die Fische des Meeres, die Wegel, welche Fische fressen und dann Gnanon davon auf den Inseln bei Peru u. s. w. ableben, wieder importiren, aber um wackeln Preis, mit welchen Finlen während der 40–50 Jahre! Liebig sagt ganz richtig: Man muß in den Beben eben so viel wieder hinein thun, als man in Form von Getreide, Frucht oder Grünfütter aus ihm herausnimmt. Löst man nun aber jährlich viel über 4 Millionen Centner dieses löslichen Nahrungstoffes für die Fische in der Themse verschwinden, wo sich diese Quellen neuen Lebens in Kanngasse, West und Tod verandeln, so leuchtet ein, daß man den fehlenden Dänger für schweres Geld von andermwo herbeischaffen oder hungern und dabei doch Themse-Atmosphäre, d. h. doppelten Tod, atmen muß. Ich lasse euch keinen Tropfen schmutzigen Wasser mehr in die Themse, und liefere euch den Schmutz, diesen Tod, in Form neuer Lebensmittel im Betrage von mindestens 2 1/2 Millionen Pfund Geldwerth jährlich. Mittel und Capitalien, um diesen Zweck zu erreichen, sind sehr einfach, wenigstens im Vergleich zu den sünsig- bis hundertfaß theueren Projecten, die dem Parlamente vorgelegt worden sind, von denen keines den löslichen Dänger herausschafft, sondern nur weit nach unten durch meilenlange Mauertunnels in die Themse in Abzungen abführen will. Ich stelle vor jeden der 80 großen Cloakenausflüsse verschlossene Kästen in Form von kleinen Dampfmaschinen. In diesen Kästen werden sich die Kohlenfiltrirapparate von je etwa 10,000 Bällen befinden, die auf dem hineinfließenden Urnatze schwimmen, diesen sofort ansaugen und rein in die Themse ableiten. Was zurückbleibt, wird die Kästen halb füllen. Sind sie voll, machen sie andern Kästen und Nahrunggen Vlag, während erhere mit ihrem Inhalte an Dreie fahren, wo der Dänger präparirt, getrocknet und comprimirt wird, um dann in trocknen, geruchlosen Etagen verkauft, verfahren und angewandt zu werden. Um die schwimmenden Filterbälleysteme mit dem dichten Schmutze zu versehen, lasse ich die Cloakenausflüsse zuerst durch ein großes Medium, etwa Segras, dann durch grobe Kohlenbälle erst zu den feineren Bällen herabbringen. Diese bleiben demnach längere Zeit filterfähig. Sind sie etwas verstopft, werden sie durch neue ersetzt, während die alten ausgebrannt werden, um sofort wieder als neue verwendbar zu sein. Meine schwimmenden Filterapparate für Zweede, die viel reines Wasser brauchen, haben jetzt die Form verschlossener Kästen, die wie Fischkästen aussehen. In den höchsten Stellen grobe Kohlenfüllung, durch welche das unreine Wasser, schon von größeren Festtheilen frei (die größten fallen schon vorher zu Boden, weshalb ich meine Apparate aus Heis oben schwimmen lasse), an die Filterbälle herantritt. Letztere Reden in Reihen auf Glas- oder Zinnobertrögen, die in Canäle fließen, durch welche das eingetragene Wasser aufsteigt, um mechanisch und capillarisch durch die Poren der Filterbälle zu dringen, und so gereinigt durch einen gemeinsamen Canal abzuschöpfen.“

Das war's etwa. Er sprach noch von der chemischen Filtration der Filterbälle von plastischer Kohle, die so ungeheuer porös ist, daß alle darin concentrirte Körperoberfläche, glatt gelegt, eine ungeheure Ausdehnung einnehmen würde. Nach Liebig bilden die Poren in einem Cubitoll Birtenstoff mindestens einhundert Fuß Oberfläche. Einige andere Arten von Kohle sind noch doppelt so porös. In diesen Millionen von Poren-Kammern bildet und hält sich verzehlich Dragen oder Sauerstoffgas condensirt in etwa 10 Kolumen auf; d. h. das in Kohle gebundene Sauerstoffgas würde für einen zehnfaß größeren Umfang einnehmen, als der Kohlenkörper. Uebrig, saure Flüssigkeiten nun, welche durch diese Kohle fließen, werden durch chemische Einwirkung dieses Sauerstoffes unschädlich gemacht. Also verandeln sich z. B. löslichenhaltige Phosphorsäure in Kohlenäure, wasserstoffhaltige in Wasser. Stenhouse und Andere haben durch vielfache Versuche gefunden, daß Cadaver aller Art sich, in Kohle gelöst, zerlegen, ohne je schädliche Gase nach außen zu lassen, da diese alle durch die Kohle

hemisch so geändert werden, daß sie entweder als unschätzbliche, geschulde entnehmen, oder gebunden werden.

Die Wöhrling'schen Experimente\* vor dem Comité des Parlements fielen so befriedigend und überflüssig aus, daß es beschloß, sich sofort der Sache anzunehmen. Was in Folge davon geschehen wird, wissen wir noch nicht. Allerdings sind mächtige Schwierigkeiten zu überwinden, da in England die wichtigsten Untersuchungen nicht von Talent und Tüchtigkeit, nicht von den besten Ergebnissen bei Concurrenz, sondern von Geunereien, Befehlen, Relationen, Klümen, Flettern und Unfals bei der Spizze abhängen.

\* In England hatte man schon viel in dieser Spizze gearbeitet, die Wöhrling mit seinen stählernen Schweißern antizip. Näheres über das hier Nützliche in der Prozedur von John Stenhouse: "On the Economical Applications of Charcoal to Sanitary Purposes" u. s. w., welcher ich in der Gartenlaube vor etwa zwei Jahren berichtete: "Ein Abend im Royal-Institution". Hier, wie damals, schreiben wir nicht technisch für Techniker, sondern als Vater für Vater, dies um dergleichen Dinge im Großen und Klümen eben anschaulich zu machen, und die Aufmerksamkeit darauf hin zu lenken.

Da nun ein späteres Experiment Wöhrling's vor Bevollmächtigten des Gesundheitsamtes, des „Board of Works“ mit dem mächtigen Sir Benjamin Hall an der Spizze, durch Befehlen von Arbeitern unglücklich ausfiel, haben die Feinde auch Waffen in den Händen. Es wurde nämlich bei diesem Experimente eine mächtige Messing-Pumpe angewandt, durch welche das dicke, schmutzige Lehmwasser mit ungeheurer Gewalt durch die Filterbälle hindurchgerissen ward, so daß es nicht Zeit hatte, zu filtriren, und noch unklar herauskam. Einen darauf folgenden, vollständig glücklichen Versuch mit dem dicken Lehmwasser warteten diese Beamten gar nicht ab.

Doch die Herren des Parlaments sahen zu ihrer größten Befriedigung zum ersten Male den Proceß, wodurch die zum Entzugen und Klüden gemorene Lehmse auf die gründlichste, wohlfeilste und profitabelste Weise gereinigt und rein gehalten werden kann. Es war zwar bloß ein Deutscher, der's ihnen zeigte, aber er zeigte es ihnen doch auch.

## Pariser Bilder und Geschichten.

### Eine Arbeiter-Hochzeit.

Samstag ist der gewöhnliche Tag der Hochzeit in Paris. Die zwölf Mairien oder Bürgermeistereien, vertheilt in die verschiedenen Quartiere der Stadt, reiche und arme, belebte und fast geschloßene, werden das Theater der buntesten, lustigen Scenen. Während in den aristokratischen und handwerklichen Vierteln lange Reichen Wagen die eleganten Brautleute, Eltern und Jungen abfahren, drängen einander kleine, aber lebhaft wechselnde Gruppen einfach gekleideter Leute um die Thore, auf den Stiegen und in den Gorröden der Mairien der Arbeitergegend.

Au diesem Tage sehen Sie keine Mönche vor dem ersten Gebäude, auf dem über der Ringenden Uhr die dreifarbige Fahne flattert. Selbst der bescheidene Gendarm, welcher das Recht erhielt, die Wagenthüren zu öffnen und den Tritt herabzuschlagen, den Arm der jungen Braut und der alten Mutter zum Herausstoßen zu bieten, auch er hat seine stantliche Toilette gemacht, den abgetragenen aber gebüselten Frack, den hohen Cylinderhut oder die beste Mütze, baumwollene weiße Handschuhe und eine Art von weißer Halsbinde hervorgeholt und sein freundliches Lächeln über sein gekrümmtes Gesicht gestreut.

Der Bräutigam, auch wenn er kesselnziehn zu Fuß unbefähigtet, glänzt auf sunstige Schritte mit seinem kunstreich gearbeiteten Berbermbenden zwischen dem sauberen schwarzen Rocke oder Fracke und hat seine dicke Hand, mit der er vor dem ersten Bürgermeister und der ganzen Versammlung die Feder führen soll, in neue Handschuhe gewaschen, die zu spritzigen anfangen. Die Braut, schüchtern wie ein Pantomäthen, die musterten Mäde aller Neugierigen des Staatstheaters anballten, in ihren neuen, noch knisternden Schuhen, den leichten weißseiden weißen Kleide und dem künstlichen weißen Blumenkranz im Haar, willkürlich ihre einzigen, leicht vergoldeten Ohrenschmucke an Hals und Handgelenk; und die wenigen Zeugen folgen in ceremonieller Haltung dem jungen Manne, der heute Alles ordnen und tragen muß — das ganze Gebäude seiner ersehnten Hochzeitfeier, die ihm so manchen Gang in Kaulenien und Sacristien und die wenigen ersparten Zwanziggrantenstücke kostet.

Ich hatte versprochen, Zeuge zu sein, und kam in Eile über den Platz vor der Mairie gelaufen; von Weitem erkannte ich den Vater der Braut, einen geländeten, alten Tischler, an seinem hohen schmalen Hüte neben der Bräunliche eines Gend'armen über die Menge hervorzugehen. Der Gend'arm war der Vater des Bräutigams und aus den Pyrenäen gekommen, um durch seine stantliche Gestalt und Uniform der Feier Glanz zu verleihen; ich selbst kenne den Gesckmad des Vellens und war in Lederrock und buntem Handschuhen, aber mit zwei hübschen Blumensträußen für Braut und Ehrenräuhen erschienen.

Der Pariser Arbeiter führt nicht ganz das lustige Leben, das unsere und französische Feuilletons ihm reichlicher schenken, als der Himmel; er sucht im Gegenstheile viele Götter, den Daubshern und den Vätern, seine Cameraten und die Krantheit, kurz Alles was ihn um die Arbeit bringen kann und ihn im Uebersinn unarmherzig behandelt. Einen Doctor zum Freunde zu haben, ist daher

ein beneidetes Glück unter diesem Theile der Pariser. Man hatte mich am Thore erwartet und grüßte mich herzlich.

Wir haben Nummer 39,\* tröstete mich der alte Gend'arm, „und kommen erst in einer Stunde an die Reize.“ Aber der Brautsführer (le gargon d'honneur), ein Lithograph meiner Bekanntschaft, der größte Weltmann unserer kleinen Gesellschaft, verweilt in jertlichen Worten und anmüthigen Manieren, erneuert schnell seinen Zug, nahm die beiden jungen Frauen unter die Arme und schritt vovan in der Stellung, wie auf seinen Lithographien der Kaiser Napoleon erlannte Gäste die Haupttreppe der Tuilerien hinaufführte. Ich übernahm die alte Mutter und die Arbeitgeberin der Braut, eine lustige, geschwätzige Pariser Kinder Schuhfabrikantin; die alten Väter escortirten den Bräutigam, die übrigen Männer folgten.

Im großen Saale des ersten Stockwerkes konnten Sie unsere Pariser Gleichheit beobachten. Mit einem einzigen Blicke hätten Sie die zwanzig Hochzeitstische unterschieben, welche eben versammelt waren. Während der Mairie, mit der dreifarbigen Schärpe um den Frack und mit den hüterigen Gebärden in der Hand, eben zwei Personen der reicheren Bürgerstuf zu lebenslangem Eid und Freund vereinigte und die Gäfte dieses Baars in allem Uebergelassen, Geld und Seienzung prangten, bereiteten sich zwei arme Ewelen, beide längst über der Jugend Uebermuth hinaus, mit sorgengestalteten und gelblich verwelkten Gesichtern, in schüchternen Haltung um häßlicher Kleidung vor, um zunächst vor den Mairie zu treten; ein einziger Zeuge, alt, gedreht und arm, wie sein Ehepaar, stellte sich so gerate als möglich hinter diese und schien verlegen in der Richtung der Thür der zweiten Zeugen zu erwarten, der zu jögern schien; vielleicht sah dieser unglückliche dabei, vergeblich auf das einzige Sonntagsgedachte wartend, das die trügerische Wärdlerin auf neun Uhr früh versprochen hatte. Alle Gruppen hatten sich streng gefondert; die untrüge, Dank dem erfahrenen Anordner, unserem Lithographen, machte einen sichtbaren Effect in ihrer stolzen Einfachheit; dieser hatte die drei schönen Frauen unserer Gesellschaft hüthlich gruppiert und vorangestellt, die sechs martialischen Männer auf den zweiten Plan vereinigt und die alte Mutter, samt zwei „unlithographischen Figuren“, wie er mir zuflüsterte, zwei Arbeitcameraten des Bräutigams, hinter den Ofen geschoben, vor dem wie Vögel gefast hatten.

Ta trat die reiche Bürgerstuf jurck und der Amtschreiber rief zwei Namen aus, welche deutsch klangen; die armen drei Leute thaten einige Schritte vorwärts, ohne alle Haltung, verscherte unser Gend'arm, „hüßliche Gend'arter“, sagte die Fabrikantin mit einer gewissen Miene, „um den raffiniertesten Zeichner zur Verzweigung zu bringen“, rief der Lithograph seufzchend aus.

Eine leise Unterredung zwischen dem Amtschreiber und dem invaliden Zeugen fand inzwischen statt; das ärmliche Ehepaar stand gefesteten Hauptes, laulsof ohne Verdamnung erwartend. Auf ein Wort, das der Schreiber dem Mairie in's Ohr flüsterte, rief dieser laut und mit abwehrender Hand: „bis nächsten Samstag, und bringen Sie zwei Zeugen mit.“

Der Schreiber bereite sich vor, einen neuen Namen aufzusuchen; der einzelne Jenge, erschöpfte von den Anstrengungen seiner diplomatischen Verhandlung und vielleicht auch am Ende seines kühnsten Muthes, suchte die Ruhe und die Ruhe; die drei suchtsamen Leute verwärts, in drei Minuten war Alles verüber; die Namensunterschrift hatte zwei Minuten gebraucht; der Mann war Schlußfolger, 48 Jahre alt; die Frau Köchin in einer kleinen Gasse, 47 Jahre alt; diese beiden hatten den Rest der Gesellschaft verloren und wollten Summe der Thüre zu; der Jenge, aus N. an der preussischen Grenze gehörig, drückte mir die Hand und bat mich, wenn ich einmal nach L. käme.

„Mein Gott! ich bin 120 Stunden weit hergekommen und muß wieder nach Hause.“  
„Na, so warte Sie sich zu Ende; der Herr Bergemeister wäre sich schon erweide lassen,“ rief der Amtschreiber, „der Andere kommt vielleicht noch!“

Es waren also Vorklinger; auch der Schreiber.  
Ich schritt rasch vor und bat den Waite, mich als Jenge anzunehmen; ein bejohendes Kopfnicken des Waite, der wieder nach seinem Messbuche griff — dann schoben der Schreiber und ich die drei suchtsamen Leute verwärts, in drei Minuten war Alles verüber; die Namensunterschrift hatte zwei Minuten gebraucht; der Mann war Schlußfolger, 48 Jahre alt; die Frau Köchin in einer kleinen Gasse, 47 Jahre alt; diese beiden hatten den Rest der Gesellschaft verloren und wollten Summe der Thüre zu; der Jenge, aus N. an der preussischen Grenze gehörig, drückte mir die Hand und bat mich, wenn ich einmal nach L. käme.

Aber ein neuer Namens-Anruf erschallte; lebhafte junge Arbeiter aus der sogenannten Künstlerwelt, umschwärmt von muthwilligen Freunden, Zimmermalern, Tapetenschnitzern, Möbelschneidern, eilten vor den Waite und ich trat zu meinen Leuten, wo ich von dem Lithographen mit seiner schärfsten Kritik empfangen wurde: „Das heißt doch Effect verlieren, wenn man ihn Anderen leiht.“

„Es ist doch ein höchstseltsames Gesindel in diesem Paris,“ krummte der Gend'arm.

„Sie haben Ihre Adresse angeben müssen,“ warnte die Fabrikant, „man wird Sie schon zu Renzjahr zu finden wissen.“

Die Waite war spät an und getommen und die Waite belannten einen heißen Hunger, als wir aus der Straße standen. Der Lithograph wollte ein ganz kleines Gabelstich auf dem Wege zur Kirche organisieren, „das nehme sich ganz gut aus.“ Der Gend'arm verordnete, daß das in der Ordnung sei — aber die Frauen schickten, mit geschickten Kleidern in die Kirche zu kommen, und wir entschlossen uns, den ersten Befehlen der Paratsellschaft zu gehorchen.

In einer kleinen Parkstraße der Vorstadt St. Antoine, in einem der verwiddesten Straßenzweige, wo die Avant getreten war, wurde die Einsegnung vollzogen. Als wir in die Sacristie traten, fanden wir unsere armen Vorklinger eben im Begriff, ihre Namen in das Kirchenregister einzutragen; sie hatten ihren zweiten Jenge angetrieben und mitgebracht und blühten muthiger drein. Als der alte Prächtigam herbeikam und auf gut lehrreichlich den Waite fragte, was er schuldig sei, verordnete dieser muthig und im anderen deutschen Dialekte der Franzosen, im schlüssigen:

„Dreißig Zeugs für Euch, Andere mühten drei Franke zöhl.“  
Während unsere eigenen Praxanten sich dem Schriftliche näherten, schlüßte der Gend'arm, vor Hunger um seine Besonnenheit gebracht:

„Wir werden gar nicht fragen, gar nichts zählen und ganz im Rechte sein.“

Ein junger Mann eilte durch die offene Thür herein, machte den fortgehenden vier Vorklinger ein vertrauliches Zeichen, zu warten und ergaß, freundlich und herzlich mich grüßend, meine Hand.

„Ich erlaube eben,“ sagte er, „daß Ihre Gesellschaft und die meinige in demselben Restaurant an der Stadt-Parrière das Hochzeitessen halten werden; Sie haben schon Ihre Scherfschein diesen armen Leuten gebracht,“ fuhr er fort, nach den Vorklinger blidend, die verlegen an der Thüre standen, „wir wollen das Unstige thun und wir bitten Sie nur, uns das Vergnügen zu machen, in unsere Saal zu kommen und mit vielen armen Leuten anzusehen; wir werden sie in eine Ecke des Saales setzen und tractiren; wir haben uns geschämt, daß unter uns dreißig jungen Leuten kein Einziger das Herz gehabt hat, sich als Jenge anzubieten.“

Ich drückte ihm die Hand und bat ihn, mir kein Verdienst daraus zu machen, daß ich zufällig dieses Vorklingerisch verstand.

„Ah, das war Vorklingerisch?“ rief der Franzose, „wir glaukten Alle, das sei Preussisch. Aber das ist nichts; versprechen Sie, zu kommen?“

„Ja, getriß; aber die arme Person ist Köchin und kann vielleicht nicht von ihrer Arbeit abkommen.“

„Haben Sie keine Sorgen, wir werden Alles schlichten; wir sind lauter Künstler und werden wohl einem Bourgeois und seiner Frau das Herz unzutheilen verstehen; ich bin Feuerpianobauer, Arbeiter, und hier ist meine Karte.“

Er ließ mich stehen und zog schnell seine Waite nach sich hinaus, so daß die verdunstete Luft sich über die Sacristieure in die Kirche schickte, wo, noch mehrere junge Männer von der Hochzeit fanden, die ich in der Waite gehalten hatte.

Der Gend'arm wollte mittlerweile seine großen, schwarzen Augen Allen zu und schien in der Weltberufe, die ich in der Hand hielt, die Tazen oder das Geschenk für den Parrière bereit zu halten. Wir begriffen und näherten uns der Thür.

„Herr Pfarrer,“ begann der Gend'arm in voller Haltung, „ich weiß, daß wir Ihnen nur höflich zu danken haben, und das thue ich denn auch, wie es sich gehört.“

Er verneigte sich und ich erblickte keine Börse mehr in seiner Hand. Der Parrière erkannte, aber ein schlüssiges Fächeln um seinen gutmüthigen Mund herabgah mich über die Folgen für den sprachelssüßigen alten Soldaten.

„Herr Brigadier,“ verlegte der Geistliche, den Klang des Gend'armen nennend, „ich habe diese dreißig Zeugs von den armen Leuten nicht für mich verlangt; ich habe nur arme Parriertier und die müssen mir helfen, die elendesten zu unterstützen — wollen Sie mir wohl fünf Franken im Namen der Gesellschaft in meine Arzencasse beistellen?“

„Herr Parrière,“ bat ich, „wir werden zusammenkommen und Sie dann zusammen bitten, ansevem alten Herrn zu vergeihen; er hat heftigen Hunger und der Hunger ist ein schlechter Rathgeber.“  
„Mein Gott, mein Gott, Herr Parrière, nom do Dieu — oh, jetzt fange ich noch an zu studen — also ich schweige und bitte Sie nur um Ihre Hand.“

Die beiden Herren machten Frieden, und wir legten zehn Franken zusammen, wovon der Parrière nur fünf annahm.

„Es ist Ihnen doch nicht der Hunger vergangen?“ frag ich beehaft meinen alten Brigadier, als wir aus der Straße kamen.

„Im Gegehrlich,“ sagte er erlich, „so oft ich etwas bemerkere, so gibt mir diese Nahrung nur noch mehr Appetit; Bemunderung, Friede, Mitleid, ein guter Schatz, selbst Ironie, sehr jede moralische Regung menschlicher Gefühle . . . aber seien wir, daß wir zum Essen kommen. Meine Damen, Ihre Kinder gehören jetzt der Gesellschaft und nicht mehr aber Welt — also marsch! Herr Lithograph, organisiren Sie.“

Wir saßen schon eine volle Stunde in einem Gartenhäuschen des Gastwirths „Zum höchsten Juraliden“ an der Parrière de Orneville und ich hatte dem jungen Prächtigam seinen muthmaßlichen Antheil an der Feste eingehängt; denn seine Arbeitergehüthen werden auf gemeinschaftliche Kosten gefriert. Wir hatten den Weinern der gemöhnlichen Calanctinen läßt erschöpfte, und Ocker von uns zeigte schon den wahren Grund seiner heitern Laune; der Gend'arm namentlich begann, die jungen Damen zu naden, und ich hatte ohne große Mühe meine linke Nabbacin, die nun natürlich gewordene Fabrikant, ruhig gebracht, und wieder aus der Bretagne zu singen, als die Thüre aufsprang, und meine neuen Freunde, die Künstler, hereintraden, sich dann lebhaft entschuldigend und uns batem, mit ihnen auf einen Augenblick in ihren Streitfall zu kommen, wo das herrliche Einvernehmen zwischen Vorklinger und Frankreich hergestellt sei.

Als wir eintraten, spielte ein junger Mann auf der Clarinette einen langsamen Walzer; alle Waite bildeten den Kreis und in der Mitte des Saales, wo man die Thüre weggeräumt hatte, tanzten die vier Vorklinger mit Ernst und Kunst einen Valtier, wie man in Schwaben ihn noch sieht.

Ich sah wohl, daß die drei Männer ziemlich getranken hatten, und daß die Gutmüthigkeit dieser Herren Künstler bestaunter oder muthwilliger Weise sich einen Spaß nicht versage. Nach dem Tanze war es auch nicht schwer, mit Hülfle der müdster geliebten alten Köchin, der Braut nämlich, die Ehre des Tages zu retten. Wir luden sie ein, auch uns die Ehre ihres Besuchs zu schenken, und wenn sie konnte die Köchin ihren schwachstehenden neuen Gemahl nach Hause schaffen. Der Better, welcher 120 Stunden Wege nach Hause hatte, schief in einem Winkel unferes Saales ein; nur der vierte Vorklinger, der unglückliche Jenge von heute früh, hielt mit uns aus, bis wir uns trennten.

Er hatte einem der Herren Künstler im andern Saale gefanden, daß er in der That am Morgen vollständig verbunden gewesen sei, auf die Waire zu kommen. Sein einziges Paar Schuhe, sagte er, habe der Schuhflicker, sein Landemann, der Bräutigam nämlich, versprochen, frühzeitig ausgekesselt zu bringen. Der Mensch, fuhr der Zeuge fort, ehne ein zweideutiges Lächeln hinter

seinem breiten Gesichte ganz verbergen zu können, der arme Mensch aber habe wahrheitlich in seiner verletzten Erkenntniß auch sein Pech vergessen, und also sie ihn nach der Waire aufgeschlöß hätten, um ihn auszuzanken, habe sich der verliebte Bräutigam an die Schuhe erinnert, und eine halbe Stunde lang arbeiten müssen, um ihn in die Kirche mitzunehmen zu können. Dr. W.—r.

### Ein Austerfang bei Helgoland.

Von G. Reinhardt.

Es gibt kein deutsches Land- oder Seebad, wo sich die Badegäste so aneinander schließen und zusammenhalten, als in Helgoland. Der Grund davon liegt darin, daß die Fremden, auf einen kleinen Raum gebannt, nur wenige Vergnügungen finden und am Ende, von langer Weile geplagt, bei Anderen das Talent, die Zeit todzuschlagen, vermuthen und suchen, was ihnen selbst nur mit großer Anstrengung und sehr langsam gelingt.

Eine solche Gesellschaft von Zeitwörden war es, in die ich an einem schönen Augustmorgen von der Spitze eines Dünenhügels mit sammt dem Stadtsichel, worauf ich gesessen, hineinfiel, weil sich Jemand den Spaß gemacht, meinen Sitz zu untergraben.

„Wann Sie so mit der Thüre in's Haus fallen,“ sagte Einer, „so kann der Grund Ihrer Uile nur darin liegen, daß Sie uns so schnell als möglich sagen wollen, was wir heute anfangen sollen.“

„Haben Sie schon einmal Austern gegessen?“ fragte ich, mich im Kreise umsehend.

„Wenn das ein neuer Zeitvertreib sein soll,“ antwortete verdächtig eine auf dem Bauche liegende Weibwase, „so können Sie und eben so gut fragen, ob wir das A B C kennen!“

„Gut, also Sie haben gegessen. Aber haben Sie schon einmal Austern gegessen?“

Das hatte noch Keiner. Ein Doctor erinnerte sich zwar an zwei Weibfischchen, die er vor zwanzig Jahren einmal aus dem Wasser gezogen — aber an Austernfangen hatte er noch nie gedacht, so viel er sonst hinabgeschluckt. Er war der Meinung, daß dieselben von selbst aus's Land kämen, wie die Seehunde, und dann von den Fischern gepackt und verpackt würden, um Gott weiß wie weit von ihrer Heimath bei einem Frühstück mitzukehren.

Mein Vorschlag, einen Kreuzzug nach der Helgoländer Austerbank zu unternehmen, um den Geduldort unserer kleinen Freunde kennen zu lernen, fand allgemeinen Beifall, und nachdem ich noch bemerkt, daß zu den vermuthlich zu fangenden und zu verespisenden Austern auch Wein, Citronen, Semmeln und Pfeffer gehöre, welchen letzteren ich zu liefern versprach, wegen ich die Anderen ersuchte, das Uebrige zu besorgen, flogen wir zum Strande herab und lagten uns nach der Insel hinlegen.

Da die Austerfischerei eigentlich erst im September beginnt, so wird im Sommer nur wenig — theils zur Cur, theils zum Vergnügen für Badegäste — gefischt, und wir mußten uns zu diesem Zwecke eine Elap mieten, welche uns, nachdem alles Betreffende abgemacht war, am Landungsfluge erwartete.

Ein herrlicher, leichter Wind bog nur hier und da einer Welle den Kopf um, so daß er in weißen Schaum zerfiel, und das Fahrzeug schiff ziemlich gleichmäßig und ohne große Schwankungen auf die Südspitze der Düne zu, beschrieb dort einen Bogen um die Plantagen und lief, Düne und Insel im Rücken, in die See hinaus.

Die Insel blieb weiter und weiter zuseh, die Düne sah aus, als wolle sie in's Meer versinken, und wir sagten immer noch darauf los. Einige unserer Gesellschaft machten trotz des ziemlich ruhigen Ganges der Elap bedenkliche Gesichter, während Andere

mit Späherblicken rundum suchten, um „die Pant“ zu entdecken, was bei dem Manne am Steuer ein freundliches Schmunzeln hervorrief. — Als wir ungefähr eine Stunde in dieser Weise gefegelt waren, wobei der Mann am Steuer nach dem Kompaß und an anderer fortwährend nach der Insel gesehnt, sprach der rückwärts Schauende einige helgoländische Worte, worauf der Steuermann das Jöhrzeug sofort nerwärts drehte und, nach der Insel blidend, und erklärte, daß wir jetzt auf der „Pant“ seien und die Austerfischerei angehen werde.

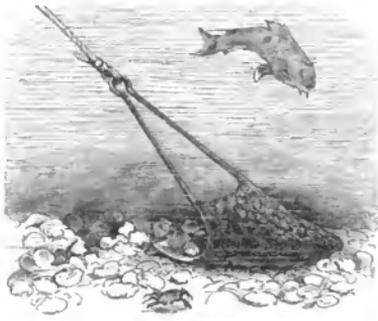
Da mir bekannt war, daß die Seeleute nach Landmarken eine Stelle in der See finden, so sah ich mir die Stellung der Gegenstände auf Düne und Insel genau an und bemerkte, daß der Kirchthurm der Insel gerade über der Nordbale der Düne stand, während der Dünenstrand selbst vom Wasser vertrockt war und nur die Hügel hervorshauten, auf welche Weise die Schiffer Lage und Entfernung der Austerbank sehr gut finden. Diese Leute haben indeß eine solche Gewandtheit, sich auf der See zu orientiren, daß ich glaube, sie würden die Stelle auch in finsterner Nacht treffen.

Unsere Schiffer brachten nun ihre Jangwörterzeuge in Thätigkeit. Dieselben bestehen in einem Saß von eisernen Ringen, etwa wie die eisernen Gelbeutegel gearbeitet, welche früher einmal Mode waren, nur ungleich größer. Dieser Saß ist an einem breiten, scharfen Hölz gefestigt, der

nach hinten zu gebogen in zwei Stangen ausläuft, welche in einem Ringe endigen, durch den das Tau gebunden ist. Dieses Instrument, die „Kurre“ genannt, wird über Bord geworfen und an einem Taus hinten nachgeschleppt, indem das Schiff segelt. Das scharfe Eisen reißt dabei die Auster von der Pant los und diese fallen in den Saß.

Wir hatten mit den Fischen zugleich unsere Vorbereitungen getroffen; Citronen wurden zerhackt, eine Essigflasche erhielt von einem alten Praktikns einen Papierstopfel, der den Essig nur tröpfenweise durchließ, meine Pfefferbüchse stand fertig und streud Tabacktin aus Hamburg sah da mit aufgeschritten Ombarmäcken, ein kurzes dicker Messer in der Hand und einen Eimer mit Seewasser zwischen den Weinen, in welcher Stellung er mörderisch nach dem Taus sah, die halbe Auster der ersten Beute erwartend. Natürlich folgten unsere Blicke den feinen, was einige im Voraus gefüllte Weingläser benutzten, um umzufallen und ihren rothen Inhalt über unsere Beinleider zu schütten, wofür sie indeß ohne Gnade über Bord geworfen wurden, da, wie der Doctor bemerkte, Dingenes auf der See stets aus der Klasse getrunken hätte. — Jetzt zog die Kurre das Tau an, bis der Saß aus der See aufstank, und hoben denselben mit einem Knick in das Jöhrzeug.

Unsere Beute bestand in einigen vierzig Stück Austern, von denen die meisten in einem großen Klumpen manerfest beisammen saßen, so daß wir sie mit einem Hammer aufeinander schlagen mußten, worauf sie dem „Austerflasker“ übergeben wurden, der die erste feierlich und langsam öffnete, mit einem eleganten Riefenschmitt vom Bart rasirte aus, nachdem er sie mit jugendlichen Augen verschluckt hatte, mit dem Worte „ausgeschiedet“ seine Meinung klar und deutlich an den Tag legte. In Folge dessen erlaubten wir uns die schätz-



Eine Austerbarte.

terne Bitte, nicht blos an sich zu denken, sondern auch das Dasein mehrerer Austerfreunde zu berücksichtigen. Da er uns nun nicht zumuthen konnte, ihm zuzugehen, wir aber auch nicht verlangen konnten, daß er uns die Auster öffne und zusehe, so wurde beschlossen, jedem Mann ein Ei und dem alten Schwermann zwei, d. h. jeder von uns erhielt nach der Reihe eine Auster und der Deffner alle Mal zwei, was sich freilich sehr in die Länge zu ziehen drohte; da jedoch noch ein Felseländer mit „Schlachten“ half und ich die mei-

chen Klumpen zusammen leben können, worin es doch den Mitterleuten total unmöglich sein muß, ihre Schalen zu öffnen und Wasser und Nahrung zu erhalten, denn einige zwanzig Austern, die wir auseinander schlugen, hatten ganz die Festigkeit und Dichte eines Mauerklumpens. Freilich erzählt man von Rädern, die in Sandsteinen lebend gefunden worden sein sollten, und was eine Auster im eingesperrten Zustande leisten kann, wird eine Auster wohl auch zu Stande bringen. Es müßten aber auf einer solchen Bank eine große Masse



Kauf dem Austerfang bei Helgoland.

nigen mit dem Fleißmesser sehr leicht öffnete, so ging es schneller und das Schluden war bald allgemein.  
Ein Räthsel ist es, wie die Auster eigentlich in einem sol-

cher Thiere übereinander gemauert sein, da das Wasser an der Bank an 80 Fuß und neben der Bank 18—20 Fuß tiefer ist, welche Stärke also das Austerlager haben soll, wie ein Felseländer sagte\*.

\* Ueber die Auster und deren Fang veröffentlicht Julius Kithaus in einer der letzten Nummern des Preussischen Museums einen Artikel, aus dem wir zur Ergänzung des Obigen einige Mittheilungen entnehmen.

Die Redaktion.

Unter den Muschelthieren,“ sagt Kithaus, „sind die Auster am allgemeinsten bekannt und wegen ihres pikanten Geschmacks geschätzt. Man findet die Auster gewöhnlich in großen Mengen zusammen; sie klettern sich durch Kalk und Sand an unterirdische Felsen, halten sich an Thiere der eigenen Art fest. Die unge-

heueren Dimensionen dieser Austerbänke, welche trotz des enormen Verbrauchs, der alljährlich davon gemacht wird, unerschöpflich sind, erscheinen nicht auffallend, wenn man die Art der Fortpflanzung dieser Thiere in's Auge faßt. Die Auster sind nämlich hermaphroditisch, d. h. dasselbe Thier erzeugt Eier und Samensäden.

Die Pant selbst soll über 1000 Fuß breit und eine halbe Stunde lang sein und liegt etwa zwei Stunden von Helgoland, südlich von der Düne.

Wenn die Helgoländer für den Handel fischen, so werden die gefangenen Austern gemeinschaftlich verkauft und jeder Fischer erhält eine h<sup>l</sup> Tagelohn, der etwa 1 Tbr. 18 Sgr. beträgt, was für einen guten, der eine Stup besitzt und einige Söhne zur Hilfe hat, einen guten Verdienst abbildet. Den belagerten Austerreichthum entredete vor sich bis zwölf Jahren ein belagertes Fischer, der jedoch die Sache für sich behielt und im Stillen fischte, bis Andere auch dahinter kamen.

Nachdem unsere Fischer ihre Kurze noch mehrere Mal in Thätigkeit gesetzt hatten, wobei das Fahrzeug stets auf der Pant hin und her segelte, drehten wir den Schiffschwabel nach der Insel, und traten unsern Heimweg an. Da wir aber den Wind entgegen hatten, so waren wir genöthigt, nach Art der Kreuze zu gehen, die man Dwarstäufer nennt, eine Art Taschenkreuze, die stets von der Seite laufen. Wir mußten nämlich laviren. Die Insel, nach der wir wollten, blieb dabei rechts liegen, und unser Schiff segelte nach Linkshand zu. Als sie glaubten, die Südspitze der Düne gemessen zu haben, sagte der Steuermann einige Worte, drehte dann plötzlich den Griff des Steuerruders ganz nach Backbord, d. h. links, und rief „ree!“ worauf einer die Bord, das vordere dreieckige Segel, an der Seite schließt, wo es eben anlag, während ein Anderer die Tane bestellen in Bereitschaft hielt und zum Jurist: „Aiden, meine Herren!“ welche Erinnerung auch sehr zur Zeit kam, denn im nächsten Augenblick hätten und die umhlagenden Segel die Hülfe in die See gesetzt. Auf diese Weise waren wir durch den Wind über Ettag gegangen, und segelten nun gerade auf den Landungsplatz zu, den wir vor etwa vier Stunden verlassen hatten.

Die Schellfisch- und Hummersfischerei wird in Helgoland mit rechtlichen Fahrzeugen betrieben, nur daß man zum Hummerfang sich öfter kleine Boote bedient, die nach dem dabei angewandten Instrument Plummerboote genannt werden. — Dieser Plummer ist ein starker eiserner Ring, unter dem ein Netz hängt, wenn der Fisch für den Hummer liegt, der Ring wird an einer Seile an den Meergrund gelassen und der Fischer, der dieselbe leicht zwischen den Fingern hält, sieht augenblicklich, wenn etwas daran ist. Dann zieht er mit einem schnellen Ruck das Ding in die Höhe, damit der Hummer hineinfällt, und Holt es nun so schnell wie möglich an Bord.

Wenn die Eier reif sind, werden sie auch befruchtet und als Laich, der eine weißliche Flüssigkeit bildet, ausgehoben. Millionen von Eiern werden durch einen lebhaften Stoff, den das Thier in der Fruchtzeit absondert, in eine zähe Masse vereinigt, und heften sich an einem Orte fest, wo sie sich ungestört entwickeln können.

Man findet in älteren geologischen Werken die Ansicht, daß die Auster einen ruhigen Wasserstand lieben. Dies ist folgendermaßen zu verstehen. Die Auster kommen zwar in allen Meeren und an den verschiedensten Stellen vor; die größten Büste aber sind in geringer Tiefe, ziemlich nahe an der Küste und vor allen in Buchten, welche vor starken Strömungen geschützt sind. Durch solche Strömungen wird nämlich der Laich der Auster, so wie er aus den Schalen derselben hervorgekommen ist, in's hohe Meer hinausgetrieben und bildet dann vielleicht an einem Orte, wo nicht wie eine andere Auster gefressen hat, eine Pant. Wo aber ein ruhiger Wasserstand ist, bleibt aller Laich an den eigenen Austerbänken festkleben, so daß ein behändiges Nachwachsen dieser Büste stattfindet. So erklärt es sich, warum z. B. die Austerbänke von Rocher de Cancale, am Ufer des Canals, zwischen St. Malo, Mont St. Michel und Cancale, trotz des enormen Verbrauchs, der hier seit 150 Jahren stattfindet, sich gar nicht vermindern. In den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts drachen die Engländer in der Absicht, künstliche Büste an ihrer eigenen Küste anzulegen, so bedeutende Massen von Auster in der Bucht von Cancale, daß man sich ernstlichen Befürchtungen für diese Büste hingab; der Verlust war jedoch in wenigen Jahren erlosch. Mehr den genaueren Vorgang des Anwachsens der Auster und über die Verbindung der einzelnen Thiere weiß man sehr wenig. Die Fischer in St. Malo glauben, daß die Auster durchschnittlich zehn Jahre leben. Altersschwache Auster erkennt man daran, daß die Schalen im Verhältniß zum Thiere sehr groß sind. Werden die Auster nicht geerntet, so gehen sie auf eine eigenthümliche Weise zu Grunde. Indem behändig neuer Nachwuchs stattfindet, erstickt die Jungen die Alten, indem sie das Wasser von ihnen abhalten und sie ver-

stirbt. Ist Meister Hummer im Meer angelangt, so setzt er sich sofort auf Schwanz und Hinterkeil, und den Schiffer sehr mühsam an, und greift mit seinen respectablen Scheren rücksichtslos um sich. Wehe dem dann, was er erwischt. Ein Finger z. B. würde ihm nicht mehr umfließen machen, als uns ein Wiener Würfel. Man stellt ihm dann etwas in die Scherren, was er gemüthlich schließt, während ihm der Schiffer dieselben mit Blanken selbstbildet, was auch in den großen Hummerfischen geschehen muß, die bei der Insel liegen, sonst nimmt dort die „Kaiserei“ überhand.

Eine andere Art des Hummerfanges besteht darin, daß man eine Art Vogelbauer anwendet. Diese sind von Reusen gebaut, haben einen Boden von schweren Steinen und nach oben einen Eingang, um den ein Netz in der Art gespannt ist, daß der Krebs wohl leicht hinein, aber beinahe gar nicht heraus kann. Als Köder trocknet man die Köpfe von Torsch und Schellfischen und macht sie darin fest, woraus das Instrument, mit einem kleinen Anker versehen, in die Tiefe gelassen wird. Eine Seile, an der ein Stück Holz oder eine Blase befestigt ist, die oben schwimmt, zeigt den Ort an, wo der Hummerfisch liegt.

Der Fischfang wird meist mit Angeln betrieben. Jedoch muß man nicht glauben, daß der Helgoländer etwa mit der Angelgrube das Netz und wartet, bis einer kommt. — Die Haken sind an zwei bis drei Fuß langen Schnüren befestigt, welche in gewissen Entfernungen an eine Schnur, etwa weißlichgelbe Seile gebunden werden. — Die Helgoländer Wädhren belegen dann gewöhnlich das Ansehen des Köders, der in Saubwürmern oder kleinen Fischen besteht, worauf die Schnur sehr vorsichtig in eine bessere Wade zusammengelagert wird, damit sich die Haken beim Ausweichen nicht verwickeln. Solche einzelne Schnuren werden viele an einander gebunden, auf welche Art die ganze Angel oft eine Länge von unterhalb bis zwei Stunden erreicht.

Die erste Schaur wird an einen Anker befestigt, von dem eine Seile eben schwimmt, damit man, im Fall die Angel reißt oder ein Sturm die Fischer verjagt, die Seile wieder findet; dann segelt das Fahrzeug, so daß Ebbe und Fluth quer durch die Angeln streicht; die letzte Schaur bindet man dann an den Anker der Stup, die dann liegen bleibt, bis der beim Fischen nie schlende Orlog oder Kasse gestohlt ist, worauf die Angeln mit einigen dabei geträudlichen Helgoländer Sprüchen aufgezogen werden. E. R.

hindern, ihre Schalen zu öffnen. Das was wir Austern brechen, ist also gewissermaßen ein Act der Dummheit.

Einige Arten von Austern leben in halb süßen, halb salzigem Wasser, in Flüssen nahe an deren Mündung in's Meer, aber immer nur so hoch, wie das Meerwasser mit der Fluth hinaufsteigt. Bei der Ebbe bleiben die Thiere dann auf dem Trocknen sitzen. So wie sie fühlen, daß das Wasser sich zurückzieht, schließen sie ihre Schalen sehr fest und halten eine ziemlich beträchtliche Menge Flüssigkeit im Innern der Körperhöhle zurück. Dies befähigt sie, längere Zeit außer Wasser zu leben, so daß sie ziemlich weit transportirt werden können, ohne zu sterben — ein Umstand, der den Austerhandel sehr erleichtert.

Die Auster haben keine Spur von einem Fuß, Thierveränderung ist ihnen nicht gestattet und ihre willkürlichen Bewegungen beschränken sich ausschließlich auf Öffnen und Schließen der Schalen. Für gewöhnlich kassien die Schalen, um dem Wasser und mit ihm den Nahrungstoffen freien Zutritt zu gestatten. Die Nahrung der Auster wie aller Mollusken besteht ausschließlich aus Infusorien und kleinen organischen Theilchen, welche in halbsaurem Zustande in erhaltlicher Menge im Meerwasser suspendirt fliehn. Nicht selten findet man beim Öffnen der Schalen Krebse, Schnecken und andere kleine Thiere zwischen den Schalen angeklemt. Dies ist rein zufällig; es kommen nämlich hin und wieder große Thiere in den Bereich der Auster, röhren vielleicht an die Fäuler und veranlassen dadurch sofortiges Schließen der Schalen; aber nie werden sie von den Auster gefressen. Wiewohl ihre Mundöffnung groß ist, erlauben doch die weichen Ränder und Fäuler des Mundes nicht, daß nur etwas consistente Nahrungstoffe durchpassiren. In der That fressen auch die Fäule der Gentrands niemals auf harte Stoffe im Leibe der Auster, wenn es nicht etwa eine ansehnliche Perle ist, die sich zufällig im Mantel der Auster gebildet, und woran sich allermühsamst mancher die Fäule angestrichen hat. Um solchen Unannehmlichkeiten vorzuzugeln, ist es daher besser, die Auster auf einmal zu verschlucken, als sie zu kauen. Die Auster können nicht unmittelbar aus dem Meere

auf unsern Frühlüdftück. Zwischen ihrem natürlichen Zustand und dem Verschleiffen liegt ein Intermeez ihrer Existenz, welches sie in den sogenannten Auksternparls zubringen. Aukstern nämlich, die unmittelbar frisch von der Bank kommen, riechen gewöhnlich nach Schlamme, sind hart, zähe und haben einen unangenehmen Geschmack, den man verbessern muß, und auch schon in den ältesten Zeiten verbessert hat. Die Aukstern von Penzance, von den Darbanellen, von der britanischen Küste, welche von den Römern besonders geschätzt wurden, mahlte man erst eine Zeit lang im Lucriner See, bevor sie auf den Tafeln der Gourmands erschienen.

In unserer Zeit beginnt die Auksternzeit, wenn man so sagen darf, Ende September, und hört im April an. In den Monaten, welche kein r kühlen, brüht man nitzetwae Aukstern, weil es ihre Pochzeit ist. Zum Strecken dient ein großes Schleppey, eine Art eiserner Harke, hinter der ein kupferner Behälter angebracht ist; dieser Apparat wird von einem Schiff gezogen, das mit vollen Segeln fährt; das Rey rasirt die Oberfläche der Bank, und jeder Bund bringt 1000—1200 Aukstern ein. Sowie sie gebrochen sind, werden die Aukstern in die Parls gebracht — große in Fässen oder Erte angefüllte Metereois, worin man nach Belieben Meerwasser anfangen und abfließen lassen kann. Diese Parls sind gewöhnlich viersechzig und ziemlich schief; mit dem Meere stellen sie durch einen langen Canal in Verbindung, welche nach Belieben mittels einer Schleufe aufgehoben und wiedereröffnet werden kann. Während der Ebbe unterdrückt man die Verbindung, mit dem Beginn der Fluth stellt man sie wieder her, und das Wasser zu erneuern. Sehr häufig sind die Aukstern der Niederschlag von Schlamme; um dies zu verhindern, sind die Wände der Höhlung mit Riesel oder Sand angekleidet; auch hält man deswegen in den Parls eine bestimmte Mischung von süßem und salzigem Wasser, welche erfrischungsmäßig den Niederschlag von Schlamme entgegennimmt. Auch spült man von Zeit zu Zeit die Wände des Parls ab, und gießt frisches Wasser auf die Aukstern, nachdem man sie vorher einen Augenblick auf das Trockne gesetzt hat. Lebhafteste Bewegung des Wassers vermeidet man soviel als möglich, indem dabei leicht Sandkörner in die Schalen kommen. Je zweckmäßiger die Aukstern in den Parls angelegt werden, je vorsichtiger man sie bewegt, je ängstlicher man den Niederschlag von Schlamme zu verhindern sucht, desto besser

und preiswürdigere werden die Aukstern sein, welche man erzieht. Es schadet der Qualität der Thiere, wenn durch Negliganz oder Uebersehennungen die Menge des süßen Wassers in den Parls zu beträchtlich wird. Auch schaden die Aukstern sehr die Kälte, weswegen man sie in einer gewissen Entfernung vom Wasserpferr halten muß. Dies hat auf der andern Seite wieder den Nachtheil, daß man sie dann nicht so leicht inspiciren kann; auch schnelles Aufstehen der etwa geflohenen Thiere ist von fundamentaler Wichtigkeit, da eine tote Aukstern, wenn sie nicht sogleich entfernt wird, einen ganzen Parls verderben kann. Die Diagnose des Todes ist leicht zu stellen; wir wissen schon, daß die Schalen toter Thiere klaffen, wenn das Wasser abgelaufen ist. Durch die verschleierte Art und Weise des Wasserabfließens ist man ferner im Stande, die Beschaffenheit der Aukstern bedeutend zu modificiren. In Erctat, einem kleinen französischen Bahrte in der Nähe von Havre-de-Grace, der sehr reich an Auksternparls ist, wechelt man das Wasser mit jeder Fluth — die Thiere werden dadurch hell, glänzend, die Färbung aber etwas hart und zähe. In Dieppe erneuert man das Wasser nur alle zwei Monate einmal, wodurch allerdings die Aukstern sehr zart werden, aber nicht ganz so frisch bleiben, wie in Erctat. Man sieht, daß ein taktvoller Gouverneur eines Auksternparls sehr viel aus den feiner Dobbt anvertrauten Thieren machen kann.

Eind die Aukstern in den Parls für den Handel reif geworden, so verlangt ihr Transport ins Innere des Landes noch manche Verschickmaßregeln. Sie müssen in horizontaler Stellung liegen, mit der geöffneten Schale nach unten, damit sie so wenig als möglich von dem in ihnen befindlichen Wasser verlieren, welches ihre Kiemen speist; auch bedekt man sie mit nassem Seetrag, um die austrocknende Wirkung der Luft zu verhindern. Es sönner der Transport geschieht, desto besser, besonders bei warmem Wetter. Ein Versuch, den man neuerlich machte, die Aukstern in Schiffen voll von Meerwasser die Flüsse hinaufzuführen zu lassen, schlug gänzlich fehl, indem das wegen der darin enthaltenen aufgelösten organischen Theilehen sehr zur Fäulung geneigte Seewasser in häußlich überging. Das betreffende Aufschiffen kam in Paris mit einer großen Menge toter Thiere an, welche sich schon von Weitem durch ihren Geruch so unvortheilhaft ankündigten, daß die Polizei sich veranlaßt sah, die ganze Ladung zu zerstören."

**Wörter und Wütthen.**

**Wörterchen.** Finger-, Fuß-, und Knöchel-Sprache. Sprache des Lebens ist die Fähigkeit eines Wesens, mittelst sinnlich wahrnehmbare Zeichen seine Bedürfnisse, Wünsche und Empfindungen Andern mitzutheilen. Dies geschieht theils durch die dem Auge sichtbar Zeichen (hierbei gehört auch die Stenographie, Pictographen- und Mysterien-Schrift), theils durch die dem Ohr verständliche Lautsprache. Außer den genannten Mittheilungsmitteln und dem überall bekannnten Blausenncrden gibt es noch einige, die, ehelich zum Theil allgemeyn gebraucht, dennoch weniger bekann sind dürften. Hierzu gehören besonders die Pantomime, die Chastologie und die Vöbologie.

Die Pantomime oder Wöbelsprache ist das Vermögen, seine Vorstellungen und Empfindungen durch Wöbelsprache, d. h. durch verschiedene Veränderungen und Bewegungen des Körpers und dessen einzelner Theile, insbesondere der Hände, auszudrücken. Alle Wesen sind bekannend beim Sprechen instinctmäßig die Pantomime. Wie flink und oft unserer Wöbelsprache und Mienen gar nicht bewußt, ja, es steht es nicht einmal in des Menschen Macht, sich dieser Begleitersinnen seiner Selpwäbe und Wöbelsprachen seiner Empfindungen und Vorstellungen zu enthalten oder sie auch nur im Lichte zu halten, zu mildern oder nach Willkür abzuändern. Die natürlichen Wöbelsprache begleiten und bezeichnen jede articulierte Sprache, sie sind überall gleich und werden überall verstanden. Wer erkennt nicht die Mienen des Fröhlichen und des Traurigen, des Mitleidigen und des Schadenfrohen, des Viehenden, des Hassigen, des Jernigen, des Weiblichen, des Verlegenen? Wer sieht nicht in den Mienen die Würlungen und angenehmen und widrigen Geruchs, des süßen, sauren, bittern, Geschmacks, den Glee, das Wohl- und Mißgefallen? Wer erkennt nicht durch die Bewegung der Hände und der übrigen Körperteile, an der Stellung des Körpers, an der Haltung des Kopfes, die Beschäftigung des Arbeiters, auch wenn er wecke den Stoff, den er bearbeitet, noch das Werkzeu, womit er arbeitet, sieht? Wer erkennt nicht an der Stellung und den körperlichen Bewegungen den Schneider, den Schuster, den Schneider, den Weber, den Dreher, den Schreiber? Die natürliche Wöbelsprache ist demnach die eigenartige Wöbelsprache, die Sprache des ganzen Menschenseins. Mit Hilfe der Pantomime kann sich demnach der gebürtliche Europäer dem wilden Hottentoten verständlich machen. Welches Wütel kann die Entdecker fremder Länder, um sich den Eingebornen verständlich zu machen? Woherzu werden sich noch diese Dampfergeschiffe, wenn sie in Länder kommen, deren Sprache ihnen unbekann ist, verständlich? Nur durch die Pantomime. Man lernt sich, wenn man gleich, daß durch die natürliche Wöbelsprache eine förmlich wahrnehmbare feinerliche Forme, pöbliche Dandlungen und bestim Gmüthsbezeugungen sich darstellen lassen. Sie ist

im Gegenfalle so leicht, daß dadurch auch alle Modificationen und Formen des Lebens und leidt die innere Uebergänge bei der Verbindung der Begriffe und Ueberz, wobei man, z. B. in der Wöbelsprache die Lumbandwörter; ungeniem, beinahe ungenügend u. f. w., wie auch die Embodiments; aber, entweder — oder, jauch, nur, festlich u. f. w. gebrauch, angewendet werden können.

Um sich hiervon deutlich zu überzeugen, gebe man in ein Taubstummen-Institut und sehe, wie sich die Taubstummen, vermöge der allerdings vollständig ausgebildeten Wöbelsprache, über alle Mögliche betreiben und unterrichten. Es ist schade, daß die ausgebildete Pantomime aufgetrabt hätte Anhalten so wenig bekann ist. In vielen Beziehungen müßte ihre Anwendung sehr angenehm und interessant sein. Wie hübsch wäre es z. B. für ein Vöbepaar, wenn es sich ohnebald der so umgebenen Gesellschaft mit Hilfe der Pantomime die zärtlichsten Dinge sagen könnte. Man befindet sich mit einem Freunde in tanquelliger, heiler Gesellschaft — wie angenehm, wenn man sich mit ihm, dem in die Wöbelsprache Eingeweihten, ohne irgend eine Störung zu verurtheilen, gemüthlich unterhalten könnte. Es gibt eine Wöbelsprache, in meiner Vaterstadt gab es sogar eine Lecterin darin, die Viebelstern beehrte! Gleiches kulturelle Seltsamkeiten lebte; aber eine Anleitung zur Wöbelsprache für Kinder erpönt nicht wird. Es würde dann vornehm in unserer überausen Zeit einem dringenden Bedürfniß der Gegemart abzugeben werden. Interessante, die Wöbelsprachen mit ungeniem fordernde Studien kann man machen, wenn man auf dem Wöbels, auf der Sprache die angedeuteten Wöbelsprachen der Kinder und Kinder, der Wöbelsprache, Wöbelsprache u. f. w. beobachtet, überbaupt, wenn man sich gewöhnt, die Pantomime lebhafter Menschen genau in's Auge zu fassen. Schauspielern, Watern, Bildhauern, Schriftstellern sind solche Studien unumgänglich nöthwendig.

Ein zweites, weniger bekanntes Wöbelsprachemittel ist die Tactologie oder Fingerprache. Man versteht darunter das Wöbelsprachen mittelst der Fingerprachetactologie. Die Finger verbunden darunter die Hand, an den Fingern zu rechnen, indem sie durch verschiedene Krümmen und Krümmungen, die sie mit den Ringen bilden, die Zahlenreihen anbrücken. So bezeichnen sie eine Million durch halten der Finger über dem Kopf. Diese Art von Sprache wird sehr nur in Taubstummen-Instituten angewendet und auch da nur selten. Sie ist mißsam zu lernen und zu Wöbelsprachen ziemlich schwerlich. Welche Aufmerksamkeit giebt nicht dazu, ein 2) — 3) Aussehen embodiments Wort zu übersehen, etwa wie „Gesamtneppeltatim ein Selbststräger.“

Woch ein anderes Wöbelsprachemittel ist die Vöbologie oder Fußprache.

Amor sind die Hufe unbehilflicher, als die Hände, aber dennoch können durch verschiedene Bewegungen mit denselben Aufgaben besorgen und zur Wühlung kurzer Gedanken benutzt werden. Diese Art der Wühlung heißt *Psychologie*, sie kann jedoch, lebend und lebend angewendet werden. Man kann diese Sprache, wie auch die vorher genannten, in gebildeten Unternehmungen benutzen und die beste Weisheit hat sich jemals beschrieben bekommen. Die Geschichte erzählt, daß Kaiser Ferdinand III. die Psychologie zu dem Ende gelehrt habe. Als ein Pfaffen der Gelegenheiten traulicher Uebertragung den Fürsten Lütius, der vom Kaiser in das Geheimniß der Hülfskräfte eingeweiht war, rühmte, warnte ihn der Kaiser vor dem Fürsten, weil dieselbe mittelst der Astrologie in die verborstenen Geheimnisse einbringen wolle; nach ihm war das Vorgehen zu überlegen, daß der Kaiser den Fürsten Lütius rufen, der so leicht erliche. Der Kaiser ließ ihn an das entfernteste Ende des Saales sich begeben und letztere dann den Gedanken an, ihm ein Wort in einer ihm beliebigen Sprache im Ohr zu sagen, worauf der Gehörte lächelnd das englische Wort *a dream* — ein Traum — dem Kaiser in's Ohr flüster. Er wollte damit zu verstehen geben, daß der Kaiser ohne Rührung vom Fürsten Lütius ein hoher Traum sei. Unversehens wollte der Kaiser dem Fürsten das ihm im Ohr eingelegte Wort *a dream* durch die vorbereiteten Bewegungen der Hufe mit, ohne daß der Gehörte merkte; und als der Fürst an die an ihn erlangene Aufklärung dieses Wortes gleich wieder anging, hielt ihn der erregte Gehörte in der That für einen Schwarzhäuter.

Ich habe oben oben bemerkt, daß die Psychologie auch lebend angewendet werden kann. Chyden, der Zang in Frankreich, hat nicht so in Ähren gehalten wird, daß er den Dingen so lobt, er immer noch ein ganz unangenehmer Teil der körperlichen Wirkung seiner Zungen. Dieß heißt Interesse könnte man ihm durch die Psychologie geben. Würde es für die Zänger, wie für die Bewunderer dieser Kunst nicht viel uninteressanter, statt eines sinnlosen Ochs, *pas de deux*, *pas de trois* u. s. w., ein Gedicht, einen Dialog vorzutragen oder vorzutragen zu hören? Welche Wundervolligkeit der Hingegen müßte, ein solcher Zang auszuüben? Die Zänge der Sülkänder, z. B. der Reiter, sind in Spanien, wo die Kunst der Hingegen nicht diesen edeln Schmuck hat, da durch sie wirkliche Gedanken ausgedrückt werden.

Noch eine Sprache muß ich hier erwähnen, die nach der Pantomime am meisten verbreitet ist. Es ist dies die Amphitrupe, die Sprache des Dergens und der Schilde. Wo das Wort zu Amphi, da tritt ein Wühl an sein Gesetz, dies ist bekannt. Einige schlauere hielten es vielleicht nicht, daß die Reiten als Unbehilflichkeit verwendet werden sich, indem keine die nachstehenden Intervallen die Aufgaben ausgedrückt werden. Man kann also auf viele Weise in Form eines Wühlens, eines Galleps der Gezeiten die jüdischen Verbinden überreichen.

Zum Schluß möchte ich noch der Rindensprache. Sie ist im Östergöland zu finden. Ein einziger haben sie das Material nach und große und klein Knotten, die nach einander, ihre eigenenthümliche Verbindung sind die einzelnen Zeichen, mit denen sich, indem keine die Zeit betreiben oder ohne Eins zu sich zuwenden. In neuerer Zeit haben auch Klopfsprache zu reden angefangen, da dies aber die Sprache unvernünftiger Wesen ist, so kann sie hier, wo von den Mittelungsmitteln vernünftiger Geschöpfe die Rede gewesen, eben so wenig in Betracht kommen, wie die Sprache der Kagen und Fünne.

**Eingelschwänze.** In dem noch ungedruckten Werke: „Anleitung zur Aufzucht von Naturhistorischen Sammlungen“ des Herrn Dr. Schilling zu Bamberg, der früher Vorleser am polytechnischen Universitätsmuseum in Weisbach war — eine Schrift, welche mit im Verstand allen Freunden der Naturwissenschaften mit dem Geringsten empfohlen — findet sich eine Stelle über den Eingelschwan, welche in vielen viel gelehrten Blättern nicht verbreitet zu werden verdient. Er ist über diesen herrlichen Vogel: Der Eingelschwan, *Cygnus monachus*, Buchst., bietet dem Beobachter und Naturfreund ein überaus schönes Schauspiel dar, nicht allein für das blosse Auge, durch seine schöne Körperhaltung und durch seinen sehr süßen Gesang, die sich bei ihm im Vergleich mit dem gemeinen Schwan sehr vortheilhaft in seiner Körperhaltung und Haltung ausdrückt, sowie durch sein sonnerweiches Gefieder, wenn er als leichter und flüchtiger Schwimmer, den blauen Wasserflügel durchsuchend, darauf hinzieht, sondern auch dem Oehre durch die lauten, vernehmlichen, reinen Töne seiner Stimme, die er bei jeder Veranlassung als Vögel ausstrahlt und die, wenn er in Schwärmen verweilt, nicht ist, wie es scheint, im Weidwieser zu erkennen ist, sondern vielmehr hören läßt. Wenn bei starken Frostzeiten, wo die Gewässer der See an derhalb der Strömungen nach allen Seiten mit Eis bedekt, und die Viehliebhaber des Eingelschwans, die Schare (Lutien) ihm dadurch verschlossen sind, sieht künftigen Vögeln zu hundert in diesen offenen Wässern verweilt liegen, und gleichsam durch ihr melancholisches Wehleid ihr Wohlgeschick beklagen, daß sie nicht mehr, als im Winter in der Zeit der Vermögen: kann habe ich die langen Entschweifungen der Flügel gesehen, durch diese vielsinnigen Klageklänge in hundensreiner Sprache niemals vernommen. Bald möchte man dieses drolligen, süßende Kluge mit Gledendsten, bald mit den Tönen von bläuelichen Instrumenten vergleichen, allein sie sind diesen nicht gleich, sondern überreichen sie in mancher Hinsicht, eben weil sie von lebenden Wesen kommen, und daher immer einen mehr vernehmlichen sind, als die Klänge der toten Instrumente.

Dieser eigenenthümliche Gesang des Eingelschwans verhilft in Wahrheit die sie Dichtung gepulverte Sagen vom „Schwanengesang“ und er ist oftmals auch der Abgang dieser lebenden Thiere, denn da die sie in den weiten Stromflüssen ihr Abgang nicht mehr zu ergründen vermögen, so werden sie von Jägern so sehr ermetet, daß sie zum Weidwieser nach mehreren Gewässern die Klänge mehr vorher, wenn man nicht durch die Gänge angelegener und verengter, daß man mehr, aber bereits toll gefangen werden, wobei sie durch bis an ihr Ende ihre melancholisch hellen Töne hören lassen.

Die Flug die Eingelschwänze übrigens sind, wenn sie verjagt werden, habe ich oftmals bei der Jagd nach ihnen gesehen. Unter vielen anderen Beispielen will ich nur eines anführen: Ein solcher Thier, das auf dem Einem Wasser flügelgelassen gehalten war, rettete sich zu Fuß auf einen benachbarten Fels, und machte sich unter die hohen, stämmen Schwärze. Durch die Art der Jagd gemacht, so hätte er schon bei dem ersten Ansehen Wunden mehr beif, die er angetrieben gegen sich selbst, wenn er eben nicht von Schlingen verjagt wurde, lieber all ein.

L. W. v. m.

**G. M. Böhlermann**, früher in Halle, dann zwei und ein halbes Jahr in Amerika, wohnt jetzt, nach seiner Rückkehr, seit zwei Jahren in Zürich in der Schweiz, wo er zum Theil mit literarischen Arbeiten beschäftigt ist, zum Theil seine Thätigkeit der Erziehung von Knaben und Mädchen widmet, von welchen einige ihm aus Amerika folgten, einige andere erst hier von ihren Eltern aus verschiedenen Gegenden Deutschlands übergeben worden sind. Das Pensonal ist sehr zu empfehlen. Weiters befinden die Lehlinge die betrieblige Privat- oder öffentlichen Schulen, die Knaben insbesondere die Cantonschule, welche aus Gymnasium und Industrie-Schule besteht, und eines guten Rufes genießt. Es sind mit ihr, außer dem gewöhnlichen Turnen, noch schweizerische Ginnbildung aus militärischer Exercitien in Infanterie und Artillerie verbunden, indem die gesamten Schüler, eine beabachtete Zahl, ein Gortonschule, werden und sind, unter der Aufsicht und Aufsicht des Lehrers selbst, zu Wandern zusammengeführt. Na höhere Lehranstalt heißt Zürich kann die Universität und das Polytechnicum; jene gehört dem Cantone an, dieses ist von dem gesamten Colognesisch gebildet.

Das Verhältniß der Lehlinge zu Familie ist ein frantösch, und insbesondere leiten die Mädchen mit der Frau und den vier Kindern von Böhlermann in besserer Gemüthsart, werden und sind, unter der Aufsicht der Lehlinge, unter unschuldig weitläufige Gemüths über. Die Familie des Böhlermann, welche außer den eben Angegebenen noch vier Söhne besteht, unterhält sich wesentlich in der Anführung. Sie bildet einen Kreis, welchem Eltern ihre Kinder gern anvertrauen können.

**Ein deutsches Netz in Ausland.** In einem Monatsende 1857 war in Ostpreußen der preussische Stadt Schweden, eine muntere Gesellschaft deutscher Deutscher verhandelt, die einen sicheren Fremde das letzte Wort brachten. Ein Theil derselben war zwar früher schon an anderen Tagen zu geistlichen Vergnügungen zusammengekommen, aber erst auf diesen Abend, wo die gemeine Erinnerung an das gemeinsame Vaterland sich enger zusammenführte, beschloßen sie, in größerer Anzahl einen deutschen Verein zu gründen. Na bemerken Sie das auch, wo sich bei der Nacht die Wälder angeschlossen, den 19. Mai, wurde der Verein constituirt, in wenigen Tagen zählte er bereits vierzig Mitglieder, und in seinem Fortschreiten erhielt er sich gegenwärtig trefflichen Gehalts. An seiner Spitze stehen ein junger Kaufmann, Sohn eines Danziger Senates, ein Dr. philos. und Privatdozent, der, wenn auch in England geboren, doch sehr darauf ist, in Deutschland seine Erziehung erhalten zu haben, und ein Ingenieur, der bereits im künftigen Reichs-Gesetzlich hatte, als schätzenswerthe höchstinteressant seine deutsche Meinung zu bekräftigen. Während die Zusammensetzung des Vereins auch hauptsächlich dem geistlichen Vergnügen gemeint, ist jedoch die bereits ganz natürliche Vorliebe, daß auch noch andere Jhrer verfolgt werden. Nicht der geringe basen ist wohl der, allen anstehenden Deutschen eine Zufriedenheit zu bieten, wo sie fremdliche Aufnahme, bereitwilligen Rath, und im Fall der Noth auch fröhliche Unterstützung finden. Wie kürzen fierte der Verein kein neues Ereigniß zu bekräftigen. Die höchsten hochinteressant künftigen seine deutsche Meinung, der basen bestimmte Satz war mit Sicherheit festlich gefestigt: über der reichgeleiteten Naturerlebung wechte neben der schwedischen die schwarz-rubige Jangens für den der Verheimlichung unversehens deutschen Geist labte. Als Ueberrücklicher waren mehrere Gemüth, angelehnte Kaufleute, der Väter, der betriebligen deutschen Gemeinde, sowie der Director der Handelschule angezogen. Die Fortschritte der Verein werden sich ganz thätig ausgeführten Darstellung zeigen, als, darauf nach der Herr Director Dr. Heinemann eine bemerkliche Aufsätze hielt. Für Ertrickungen war auch dessen gelobt, und erst bei in der Nacht trennte sich die frohliche Gesellschaft, weil Straße über das schon gelangene Ziel.

Wir wollen mit Vergnügen Anlaß genommen, auf diesen Verein hinweisen, und überdies auf das Verbot anderer Städte im Ausland, wo sie in überall verbreitet sind, und merkt auch gern gesehen werden. Wenn der Verein auch jetzt noch klein ist, und weichen nur jüngere Mitglieder hat, so bietet doch ein großer Theil dort, und bildet einen älteren Stamm, an den sich die an dem Zusammenkunft angeschlossen können. Bist du gegenwärtig die vortheilhafte Heimkehr schon hinübergehenden Seiten. In einer Zeit, wo Schweden in der künftigen Frage eine deutsch-schwedische Stellung inne hat, wo die mächtige künftige Partei sehr Vermischung mit deutschen Elementen fest zurückzuführen, kann es nur mit Freude ersehnt, wie unsere Vorkämpfer im Ausland ohne mächtige Kräftegelübde thätig und still Ueberzeugung machen, wie sie als obse Pioneer deutsche Gesellsch im immer weitere Strecken zugänglich machen, und deutsche Orte überall weiten verpflanzen. Möge auch die deutsche Verein in Ostpreußen, dem wir selbliches Schreiben wünschen, das Besondere dazu beitragen, eingehend der herrlichen Worte unferer Schüler: „In euester Vaterland, ein Deutschland, ein Deutschland.“ Das halte fest mit Deinen jungen Herzen.

# Die Gartenlaube

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redactoren F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1 1/2 bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

## Oberst Huslar.

Ein Lebensbild von Ernst Frege.

### I.

In einem Thale, das sich breit gegen eine weite Ebene öffnete, während der Hintergrund mit schönen waldfreien Höhen prangte, lag ein Landstädtchen, das wir der Bequemlichkeit wegen Hüfthenhall nennen wollen, weil es uns aus Gründen verlagst ist, es mit dem wahren Namen zu bezeichnen.

Hüfthenhall hat nennliche Bezirke vor andern Provinzialstädten. Die Umgebungen sind amüßlich, die Luft frisch und rein, die Häuser in der Stadt allerliebste und die Menschen, welche darin wohnen, vortreflich. Ein kleiner Landsee, der westlich von der Ebene herein bis zu den ersten Häusern der sogenannten Vorstadt, sich zieht, erhöht nicht allein die Reize der Gegend, sondern mischt die Anmuth mit dem Nutzen, indem er die Veranlassung zu Kaltwasserheilanstalten, Bädhäusern und Badesassins gab.

Alle die Bezirke dieses kleinen Fleckchens Erde machen es erklärlich, daß sich eine Menge Reisende, namentlich kränkliche junge und alte Damen, Hypochondristen und Begabte, fanden, die dort für die Sommermonate ihren Aufenthalt nahmen, und das stereotipe Einerlei einer unabweislichen Kleinmücherei in ein buntes, bewegliches Leben voll Abwechslung verkehrten. Fremde flogen an und ein. Die Häuser, alle elegant erhalten und hübsch möblirt, wurden monatweise vermietet, in einigen Geschäftshäusern hatte man eine table d'hôte, und die hübschen Vergnügungen hatten bald das Ansehen eleganter Partysangen erhalten. Der Wohlstand der Einwohner stieg und die Speculation, das nachgeborne Kind jedes neuerwachten glücklichen Erfolges, erwachte.

In Hüfthenhall wohnte seit mehr als zehn Jahren die Medicinalrätthin Schelling. Sie war Witwe seit dieser Zeit, und hatte zur Vermehrung ihrer sonst schon ganz guten Einkünfte mittel ein großes Haus daselbst gekauft, und theilweise zu chambros garnies eingerichtet. Die Dame verstand es, ihren Einkünften ein nobles Ansehen zu geben. Sie hielt sich einen Portier, der, für freie Wohnung auf dem Hofe, die Geschäfte eines Eincaassirers und Verpflegers der fremden Hausbesitzer übernommen hatte. Sie selbst strante in der Bel-Etage wie eine Königin, und ließ sich nur in einzelnen Fällen herab, mit ihrem Miethern freundschaftlich zu schließen. Dabei war sie aber keineswegs hochmüthig und eingebildet. Ihr Betragen entsprang mehr aus Gründen der Klugheit und durch Einwirkung einer bis zur weitesten Ausdehnung gelangten Bequemlichkeitseitelkeit. Etelz und Hochmuth waren auch am nördlichen Orte gewesen, da sie besser als jeder Andere wußte, was es mit ihrem klangreichen Titel für eine Bewandniß habe. Ihr verdorbener Mann

war Wundarzt erster Classe gewesen, hatte sich durch einige gut geheilte Arme und Reine einen Namen zu machen gesucht, war endlich so glücklich geworden, den Thronerben eines kleinen Fürstenthums von einer Kadefschußwund zu befreien, und war von diesem auf seine specielle Bitte zum Medicinalrath ernannt, weil er den Doctortitel nicht hatte erlangen können. Bald darauf starb er, und hinterließ seine kinderlose Gattin als stattliche Medicinalrätthin mit einem hinreichenden Einkommen, das sie auf eine sehr bequeme Weise noch bedeutend zu vergrößern wußte.

Der Monat Mai war immer der Zeitpunkt, wo die schwachen, lahmen, matten und gelangweilten Fremden von nah und fern herzuströmten, um Hüfthenhall als Abhülfe aller innern und äußern Gebrechen zu versuchen.

Unsere Medicinalrätthin hatte ihre Zimmer sämmtlich schon vermietet und sogar in ihren eigenen Apartements für diesmal eine junge, blasse, aber hübsche Fran mit einem eben so hübschen, doch ferngestanden und kühnen Mädchen von drei Jahren aufgenommen. Die junge Dame wurde einfach Frau Huslar genannt, sah jedoch einer vornehmen Dame gar nicht unähnlich. Das kleine Mädchen rief man Pauline.

Drei Wochen wohnten diese Zwei schon bei der Medicinalrätthin, welche von ihnen „Lantzen“ genannt wurde, als eines Tages der Postbote einen Brief abgab, den die alte Dame mit großem Entzücken betrachtete.

„Von meinem Schwager, dem Oberst!“ rief sie überausst. Die Schreden schien die junge Frau zu durchschlagen, sie ließ ihre Einderei in dem Schooß stutzen, und sah ihre Verwandte sprachlos an, wie diese zu Ende gelesen hatte.

„Das ist ein sonderbarer Zufall!“ sprach die alte Dame, nachdenklich über den Brief weg zu Frau Huslar aufschauend. „Hören Sie, liebe Nichte, was er schreibt:

„Lodeweise Frau Scheller.“

„Es sind fünf Jahre, seit wir uns nicht gesehen haben. Aber sind Beide in der Zeit nicht jünger geworden. Der Kegerer über meine Jungen hat mich erst verheiratet, dann krank gemacht. Meine Milz, meine Leber, meine Nieren und meine Lungen haben von all der Galle gelitten — ja, ja! und die Medica, nicht so einer, wie Ihr seliger Mann, der Reine und Arme abschätzte, der meint, Hüfthenhall könnte meine alte Blafarbe etwas einzeln helfen. Wir ist's egal, wo ich lebe. Hier wie da bin ich ein alter verlassener Vater, der das Unglück hat, zwei Tange-nichte zu Erben zu haben. Sie wissen's doch, weise Christinn,

daß Ihr einer Schwefelsoha „Steine klopft in Amerika“, und der Andere „Vococinieführer“ geworden ist. Es sind schmale Gesichtschen, wie Frau Schwefel, aber man thut gut, gar nicht daran zu denken. Damit ist's Ihnen nicht mündlich zu sag'n brauche, weil ich es schriftlich thun — ein paar Dutzend Federreiter ist wohl dabei gerathen vor Herzog — s'badet nicht. Eberhart, mein und Jherr Schwefel, Gott hab' sie selig, Aeltester, schreibt mir eines Tages, daß er nicht länger Krüger in Friedenszeiten bleiben möchte, und bittet mich, ihm zu erlauben, seinen Pientenan an den Nagel hängen zu dürfen.

„Ich antwortete „quod non!“ Was hast mein Vaterwort? Nichts! Er quittirte den Dienst, und ging bei einem Schlosser Hartberg in die Lehre. Klingt doch nicht wie ein Wärschen —? Ist so etwas schon in der Welt vorgekommen?“

Die Medicinalröhren unterbrach sich im Verlesen, und hielt mit einem guten Wärschen ihre Hand vor jungen Frau hin, die sie lächelnd und erdöndend anahm.

„Ein Vierteljahr darauf schreibt der Taugenichts abermals, und bittet mich um meinen Segen zu einer Verbindung mit Dierke, des Schlossers Tochterlein. Ich antwortete kurz und grob: „Ihn, was Du nicht lassen kannst — in's Haus bringst Du mir Schlossers Tochterlein nicht. Ich habe einst einen Sohn gehabt, der Eberhart hieß und Pientenan war. Pösa!“ Er schreibt und Ueredöchen schreibt, vor alte Schlosser schreibt und die alte Schlosserin schreibt. Schreibt nur, sagt ich und antwortete nicht. Da kommt der Junge angeschrieben. Ich schloß die Thür zu — er muß unverrichteter Sache zurück, und denken Sie einmal, der Junge stellt sich vor meine verschlossene Thür und ruft: „Vater, laß mich nicht ungehört streifen, öffne die Thür, höre meine Entschuldigungen, höre, daß mein Glück davon abhängt — daß ich Dierke liebe, wie nichts auf der Welt.“ — Na, welche Frau Schwefel, Sie kennen doch solche schönen, hochbedenkenden Romanzwörter. Ich ließ ihn reden, und öffnete nicht eher, bis er mit dem Schwur: „meine Schwelle nicht eher wieder zu betreten, bis ich mein Unerreicht eingesehen hätte“, fertiggegangen war. Er wirft sein Schlosserthöcherlein wohl gezeichnet haben, wenigstens machte mir der hochbegabte Herr Schlosser, der templer Weisheit eine adeliche Frau gezeichnet hatte, und sich deshalb gewiß am liebsten als Schlosser Hartberg, geborner von Regimant, unterzeichnen wußte, eine schuldige Anzeige, und holte sich meine specielle Erlaubniß „wegen löblichecher Erfordernisse“ ein.

„Das war vor vier Jahren, hochweisliche Frau Schwefel. Was geschieht im vorigen Jahre? Mein Kothar, der Jurist, schreibt mir, er würde, so ich nichts dagegen hätte, einen Auftrag übernehmen, der ihn nach Amerika führte. Haben Sie je so etwas gehört, daß preussische Juristen Aufträge übernahmen, welche sie nach Amerika führen? Ich antwortete: „Darum wird nichts, mein Junge!“ Erst kommt kein Antwort auf meinen Brief, dann erhalte ich eine, gestempelt „Hamburg.“ Welche Kothar ist schon in See, als ich die saubere Epistel, worin er auch Neudensarten von „Lebensglück“ beibringt, in Händen halte.

„Nun wissen Sie meine Vaterstreifen, Frau Schwefel, und nun bit' ich mir, daß Sie mich nach nichts fragen. Am achtundzwanzigsten Mai rüde ich ein in Jürtenhall. Niethen Sie mir ein Zimmer, ein Schlafcabinet und ein Piententankummen. Alt und elend bin ich, aber sonst noch immer dert, nicht selbst, die ganze Welt und Sie tapfer zu verpöten. Pösa.“ „Was sagen Sie zu diesem Zustalle, liebe Niethen?“ fragte die Medicinalröhren in ihrer beliebigen Breite, als sie den Brief zusammensetzte. „Das ist ja sabelhaft — Sie kommen von Notzen herunter, um Ihre leidenden Nerven hier zu stärken, und der Derscht kommt von Silden herauf, um wahrheitlich eine Wassercur zu gebrauchen. — Uad ich unglückselige Person bin nun zwischen Euch. — Ja, da möchte ich Ihnen doch ratzen, sobald wie möglich abzureisen, liebe Dierke.“

Die junge Dame hob schnell ihr feines, bleiches Gesicht zu ihr an.

„Warum, Tautden? Meinen Sie, daß des Schlossers Tochterlein sich vor dem Vater ihres Mannes fürchtet?“ fragte sie mit so liebendwürdigem Wärschen, daß man sah, sie sprach ohne Empfindlichkeit.

„Kind — Sie kennen seine Spottkraft nicht — die kann einen Menschen zermalmen!“

„Nicht doch. Mich wenigstens nicht, mein Tauten. Des

Schlossers Tochterlein ist geküßt — und geküßtes Eisen läßt sich kaum tiegen, geschweige zermalmen!“ scherzte sie.

„Ae,lich wohl, aber es läßt sich brechen, kind, und ich habe Ihrem Eberhart heilig versprochen, als Mutter über Sie zu wachen. Sie müssen ihm gleich s'reiben, was sich ereignet hat, und dann wird er wohl einsehen, daß Sie mit dem Derscht nicht in einem so kleinen Orte zu sammeln können, ohne von ihm zu liden!“

Die junge Frau hatte während dieser Worte sinnend vor sich bingeküßt. Ein Gedanke schien Feuerzungen ihr ganzes Innere zu durchglühen.

„Tautden,“ begann sie plösig, ihr blaues Auge begeistert aufschlagend, „Tautden, ich bleibe und meine meinem Mann nicht. Mir scheint Gottes Finger in diesem schlimmen Regen zu walten; wer weiß, ob es mit nicht gelingt, diese ungeliebte Familienlosigkeit, wovon wir ein gutes Theil zur Last fällt, ein Ende zu machen.“

„Dierke, was fällt Ihnen ein?“ rief die alte Dame entsetzt. „Was wollen Sie thun? Sie kennen den Mann nicht, gegen den sie kämpfen wollen. Um's Himmelweillen, hüben Sie auf diesen Zufall nicht einen Gedanken an die Vorlegung — mein Schwager, der Derscht Dufstar, hält nichts von „Gottes Finger.“

„Ich werde trotzdem bei meinem Vorsatze bleiben,“ meinte die junge Dame mit großer Entschiedenheit. „Nähe entwerfe ich nicht. Hat der Zufall einmal den Kriadenjeden in die Hand genommen, so wird er mich auch richtig zu den Entschlossen führen, die noth thun. Wo werden Sie den Derscht logiren?“

„Ich — ihn logiren?“ wiederholte die alte Dame mit steigendem Entsetzen. „Was denken Sie? Hier im Hause etwa? Nimmermehr! So weit als möglich fern von meinem Hause. Unten am See find noch zwei schöne Quartiere — da kann er wohnen. Wenn er wirklich „elend“ ist, wie er schreibt, so wird er mich wenigstens nicht alle Tage incommodiren, da es beinahe eine halbe Stunde entfernt liegt.“

Die junge Frau war theilweise einverstanden mit dieser Aenderung, obwohl ein heißes Wärschen ihrer Brust durchschlug, als sie daran dachte, daß er vielleicht weiblicher Pflege bedürftig war, und dadurch fremden Händen anheim fiel.

Die unerwartete Ankunft des Eberlens regte die Medicinalröhren doch mehr an, als sie eingesehen mochte, und Frau Dierke bemerkte mit lesem Wärschen, daß sie nicht so gleichgültig gegen den vernehmen Schwager gefasst war, wie sie sich den Aufsehen zu geben sich bemüht hatte. Troz der weiten Wege machte sie sich selbst an, um das Quartier unten am See zu besichtigen, und Dierke sah, daß ihr die Frau des Portiers mit einem wohlgepflanzten Tragelover voll Bequemlichkeiten und feiner Wäsche folgte.

Die junge Frau blieb allein mit ihren Gedanken und sie benutzte diese Zeit, um die ganze Vergangenheit nochmals an ihrem Geiste verüberziehen zu lassen. Bis dahin hatte sie, zwar nicht gleichgültig, aber doch sehr ruhig alle Ereignisse ertragen, welche zwischen ihrem Gatten und ihrem Schwiegervater eine Kluft aufgerissen. Sie fand von ihren Gesichtspunkte aus eine unweigerliche Herrschaft in des Derschen Widerspruch gegen den Wärschel der Carriere, welche sein Sohn Eberhart sich nötig und dienlich hielt. Den übrigen Streitigkeiten war sie fern geblieben. Erst als sie in Jürtenhall, neben Eberhart sie mit Zustimmung des Arztes gebracht hatte, durch die Medicinalröhren zu officiirenden und detaillirten Erklärungen veranlaßt worden war, fiel das Zerwürfniß der Familie schmerz auf ihre Seele und nach der Verlesung des Briefes jekt, da süßte sie ein so echtes, weiches Erbarmen mit dem verlassenem alten Manne, daß sie ihn liebend um Vergebung hätte ansetzen mögen.

In ihrer Brust setzte sich das Bewußtsein von der Macht ihrer Liebeswürdigkeit. Sollte es wirklich einem Manne möglich sein, sich bei persönlicher Bekanntschaft noch gegen sie zu verhalten? Sie glaubte es nicht, und sie ging den bevorstehenden kleinen Kampfscenen mitig entgegen. Sie hatte bis dahin nie erfahren, was Schmerz heiß sei, und als einzige Tochter sehr wohlhabender Eltern, verhäßelt von der Liebe eines sehr liebevollen Bruders, und vergrößert von der Fürsicht eines lebenshaften Gatten, die Gefahren des Lebens sehr gering anstahen lernen.

Ihr Vater war wirklich Schloffer gewesen, hatte sich jedoch im Strudel des Zeitgeistes, auf den Flügeln der Erfindungen emporgetragen lassen und fand jetzt als Wecker einer bedeutenden Maschinenfabrik da. Sein Sohn gab dieser Unternehmung die richtige Ausdehnung und der ehemalige Pientenan Dufstar, von der Liebe

zu Theresie getrieben, stand demselben durch seine bedeutenden mathematischen Kenntnisse hilfreich zur Seite. Zusammen genommen bildeten diese Leute eine durchwegs so glückliche Familie, daß sie die herrschaftliche Eigenschaft des Obersten ganz zu übersehen vermochten. Das war denn auch bis jetzt geschehen und nur in gelegentlichen Renzierungen Eberhards brach ein veralteter Schmerz hervor, daß ihm das Paters Liebe zu seinem Glück fehlte.

Theresie dachte in diesem Momente daran. Ihr Entschluß reifte an diesen Erinnerungen und sie merkte, sich ein Verdienst zu erwerben, ferner um ihren Gatten, als um den eigensinnigen Oberst, und dessen Briefe ein eigenbühnliches Anhängen stiller Klage weckte. Sie war harmlos und einfach genug, um den darin enthaltenen Spöttereien über ihre Eltern keine größere Bedeutung beizulegen, als sie wirklich verdienten, und ihr unparteiisches Urtheil saß sogar die Kritik über ihren Vater, der allerdings auf seine ablig geborne Frau etwas stolz war, sehr belustigend. Von Minute zu Minute mehr geneigt, den alten Oberst mit allen seinen Tugenden zu ertragen, ja, ihn zu lieben, erwartete sie mit Sehnsucht den Augenblick seiner Ankunft und bereitete sich mit einer Selbstüberhöhung vor, durch ihre fleißige Erscheinung die Erempel mit einem Schlage zu tödten, die eine trennende Kluft zwischen ihnen gezogen hätten.

II.

Es verging glücklicher Weise ein Tag, eine Nacht und abermals ein Tag, bevor Oberst Huslar nach seinem Austritte „einrückte“, und Frau Theresie hatte Mühe, ihre Exaltationen vorliegen zu lassen.

Die Medicinalrätbin mit ihrem Anketten von dem maßlosen Spott und der rüchschlosten Gerechtigkeit des Schwagers kühnte den Muth der jungen Frau auch bedeutend ab, so daß sie eher mit Wangen, als mit Frennen, seiner Belannschaft entgegenstehte. Wohlwollen freilich hob sich ihre Geunage wieder und sie suchte mit eifrigen Bepharren auf den „Jünger Gottes“, der dieses Zusammenreffen beabsichtigte. Die Medicinalrätbin schüttelte aber dazu ihr weißes Haupt sehr bedenklich und warnte sie vor Ueberleistungen.

Der Abend neigte sich. Die Damen hätten gern einen Spaziergang auf die Berge unternommen, wenn nicht die fündlich erwartete Ankunft des Obersten sie verhindert hätte. Unnuthig insauenten Beide in das höchste Plan des Himmels, von den Golekstrahlen der sinkenden Sonne durchleuchtet, als ein Wagen die Straße bracham und richtig in der Nähe des Medicinalrath's Schließung'schen Hauses langsame fuhr.

„Er ist's!“ rief die alte Dame patheisch. „Kint, verlassen Sie das Zimmer und herden Sie erst im Nebenzimmer auf seine Enttellen — ich weite, Ihre sanguinischen Hoffnungen vorliegen. Sehen Sie, der Wagen hält. Himmel, wie alt und grämlich ist der Mann geworden — gelb und mager das höchste, alte Gesicht. Der arme Mann!“

„Der arme Mann,“ wiederholte Theresie leise und geföhrt, als der Oberst jetzt Anhalten traf, mit Hilfe seines Bedienten den Wagen zu verlassen. Es schien ein schweriges Wert zu sein, denn es wöhnte lange, ehe er sich an dem Innern des Wagens herababewegte. Es hatte ganz den Aussehen, als sei er von Giebt und Nevertenden am Herzer gelähmt.

Frau Theresie zitterte vor Theilnahme. Sie hätte hinabbringen und ihm helfen mögen. Aber das war nicht nötig. Hinglich stützte sich eine weise, seine Männerhand auf die fräpigen Schulden des freiz dahlebenden Bedienten und hinauf, wie ein junger Mann, Nektete der Oberst die unbecuemen Tritte des Wagens hinab. Bei einer Wendung, die berleste gegen den Aufseher mader, entfielen ihm die Hand'schühne und ein Cigaretten, ohne daß es Jemand bemerkte.

Theresie sah es. Allein ehe sie zu dem Entschlusse kam, ob sie es von eben sprach bemercht machen sollte, schloß sie ihr Föhrtenden Pauline, das unten im Laufe eines Spiegleföhrtinnen gefunden hatte, an der Thür, hob die Augenblicke auf und überreichte sie mit der kindlichen, unentfundenen Grazie ihres Vordens dem alten Herrn. Dieser nahm sie und blickte verdutzt auf das kleine Mädchen, das mit seinem engelshönen, fremdlichen Kinderkopfe voll bleuber Ledten wie ein Scraph der Personung zu ihm aufschauete. Ein Wächeln eigener Art verklärte augenblicklich des Obersten Gesicht. Er neigte sich, legte seine Hand auf diesen kleinen Ledentopf und fragte mit weichem Wohlwollen:

„Wie heißt Du denn, mein kleines Fräulein?“  
Der Medicinalrätbin, welche eben die Treppe herniederstieg, um den ehrenwerthen Schwager geöhrend zu empfangen, stockte der Athem in der Brust vor Furcht, das Kind werde, es ob böswieles that, seinen Vorn- und Zunamen nennen. Sie atmete erst auf, als es antwortete:

„Pauline heiße ich! Bist Du auch krank, wie meine Mama?“  
Ueberausst blickte der Oberst die Kleine an bei dieser Kundgebung von Theilnahme, wöhrend die alte Dame unwillkürlich an Theresens „Gottes Jünger“ dachte und mit Würkung verbadachte, wie sich Pauline an die Hand des alten Herrn schmiegte und diese in einem Anfälle liebenswöhrtiger Schmeichelei mit Küssen bedeckte.

„Gott gebe seinen Segen!“ rief sie selbstvergessen aus und wechelte damit den Obersten aus einer Gemüthsstellung, die ihm selbst fremd erschien. Er bezog aber diesen Ausruf auf seinen Plan „hien Gesundheit zu suchen“ und erwiderte, kräftig ihre Hände ergreifend und schüttelnd:

„Ja, Frau Schwester, Gott gebe seinen Segen!“  
Er gingen miteinander hinauf, nachdem der Aufseher bereit war, mit dem Bedienten in das gemietete Quartier am See zu fahren und dort die Koffer abzuladen.

Frau Theresie hatte sich richtig in's Nebenzimmer gestöhlet, ihr Herzstößen, vor der Ankunft des Obersten so zuwöhrtlich, war ganz bedeutend angesetzt, nun er da war und sie ihm entgegen treten wollte.

Paedem trat der alte Herr ein.  
„Tausend Wetter, Frau Schwester, Sie wöhnen aber fürstlich schön hier — welche brillante Einrichtung — alles strekt von Gold und Silber — ja, da werde ich mich wohl berechnen haben, als ich mein Parieriebden zu Hause ließ, weil ich dachte, hier von denen Ihres seligen Mannes noch eins zu finden!“  
„Tunt mir herzlich leid, Herr Schwager,“ entgegnete mit höflicher Kaltblütigkeit die alte Dame, „aber Sie sollten doch wissen, daß meines seligen Schwiegervaters Parieriebden von meinem seligen Manne nie brennt wurden und deshalb Anno 1816, als Sie Ihres Paters Riquarladen verkauften, mit retractioniert werden sint.“

„Gut zurückgeschlagen, weise Dame,“ lachte der Oberst. „Ich bemerke zu meiner Freude, daß Sie unsere Kriegsföhrtung noch nicht verlernt haben.“

Er ließ sich seinen Paletot vom Hausmädchen abziehen, gab ihr die Wölbe und Hand'schühne und dachte bei dieser Gelegenheit wieder an das kleine hübsche Fräulein.

„Ayropes, Frau Schwester,“ sprach er, sich bequem im Sopha zurechtstehend, „was war denn das für eine kleine Dame, die mir meine Hand'schühne und mein Tuch verloh überreichte?“

Die Medicinalrätbin wurde keimale blaß vor Schreden bei dieser Frage. Sie suchte sich auf eine Antwort zu bestinnen.

„Eine Dame? Ach, Sie meinen das Kind? Das ist das Töchterden einer Fremden, die eben so, wie Sie, Heilung von allerlei Uebeln suchen will. Das Kind ist Aller Achtung und nennt Jeden Entlehen und Tautden. Sie heißt Pauline.“

„Weiß ich schon. Ist ein Schwermüth'sches?“  
„Das eben nicht. Im Ugentheil, sie kann eher lähl und alltug kennen werden. Freilich gegen Sie zeigte sie sich senterbar häßlich — Sie müssen ihr gefallen haben.“

Der Oberst richtete sich höfentlich über sein grabwürdiges Gesicht und erwiderte höflich:

„Weiß nicht, ob meine Parde viel Anziehendes für kleine Fräuleins haben kann. Sie sehen noch recht frisch und appetitlich aus, Frau Schwester — das macht, Sie haben nicht die Ehre, ungerathene Töhne zu beziehen.“

Die alte Dame richtete sich lamplustig in die Höhe.

„Hören Sie, Herr Schwager, da Sie von vorderein ansangen, so nehme ich mir die Freiheit, Ihnen zu sagen, daß Sie sehr Unrecht thun, Ihre waderen Töhne zu verachten. Sie haben Ihre Ornalt hürenden grät, so lange Eberhard und Pothar Anaben und Münglinge waren, ich dachte, jetzt beim Beginn der dreißiger Jahre hätten Beide ein Recht, zu thun und zu lassen, was sie firt gut finden. Eberhard ist nur auf Ihren Befehl und ganz gegen seinen Willen Officier geworden.“

„Nichtig, Frau Schwester,“ fiel der Oberst ein. „Ich habe auch nichts dagegen, ihn als Recememtsföhrt zu wissen, nur sehen mag ich den ruhigen Herr nicht.“

„Enderbare Grillen, sich gegen eigene Ueberzeugungen aufzuheben! Sie wissen recht gut, daß er nicht Locomotivführer ist, eben so wenig, wie Lohar, „Seine Knecht in Amerika!“

„Ist Lohar auch gegen seinen Willen Jurist geworden? Bin ich Schuld, daß er jetzt landbesitzig ist? Ja, so geht es; wenn die Ehre aus der Art schlagen, so ist der Vater schuld. Warum wehrt der liebe Gott den Jungen Vater gibt!“

„Mit Ihnen ist nicht gut streiten,“ entgegnete die alte Dame auflebend, „um nur nicht seinen Spott zu stärkeren Ausfällen zu lassen, die der lauchenden jungen Frau wehe thun konnten. „Hat Ihnen Lohar gar nicht Häckerz über den Grund seiner Reise gemeldet?“

„O ja. Er hat mir Mädchen erzählt von einem Könige, der ihm seine Tochter geben will, wenn er drei Kunststücke ausführt: erstens ein paar tausend Meilen über's Meer schwimmen — zweitens einen verlorenen Bruder auffucht — drittens die Hintertaschenschaft dieses verlorenen „Joseph's“ als treuer Eckel überliefern. Ich denke aber, er wird schon beim ersten Probestückchen sein Leben eingetauscht und verloren haben, denn es mangelt mir alle Nachrichten von ihm.“

„Sie wissen nicht, ob er in Amerika angelangt ist?“ forschte die alte Dame theilnehmend.

„Direkt ist mir keine Gewissheit zugekommen, aber der König, der ihn gesendet in jene überseeische Welt, hat sich herabgelassen, mir in einem hübschen Briefe anzudeuten, daß mein Sohn Lohar glücklich in Amerika sei — mein Schmerz ist recht nicht aus, um zu begreifen, warum Lohar das nicht selbst an seinen Vater berichten sollte, wenn er wirklich noch lebt.“

„Es ist der Präsident von Sudwich, den Sie zum König metamorphosierten?“ fragte die Dame, welche sich keilte, die gnädige Stimmung des Obersten anzubeten.

„Ja wohl. „Ken“ Sudwich, seitdem er der Schwiegersohn des mächtigen Chef-Präsidenten von Rathenow wurde. Will er Lohar zum Schwiegersohn machen, so blüht nicht übrig, als diesem den Adel zu verschaffen. Natürlich der Herr von Dufkar ist mein Sohn nicht mehr. Lieber soll er „Seine Knecht!“

„Wunderlicher Mann! Wenn nun Sie Majestät Ihnen den Adel zur Belohnung Ihrer Verdienste angeboten hätte?“

„Dann hätte ich geantwortet: Majestät, das „von“ hat nicht geherrscht, als ich, kaum sechzig Jahre alt, wie blind und toll herbeisprengte auf General Herz's Hof: heran, Ihr brandenburgischen Kaiser — eingehauert und aus Leibschäften spritzte: so lebt unter Kaiser! Ich war eines preussischen Bürger's Sohn und will es bleiben! Ja, wie Sie Fran Schwester, nicht alle Menschen lieben es, Medicinalrath zu heißen, ohne Doctor zu sein!“

Jetzt kam der alte Herr auf sein altes Casseel und wor ihn so genau kannte, wie die Medicinalrathin, der wußte, was das heißen sollte.

Sie schloß ihre Forschungskunst ruhig mit den Worten ab:

„Sie sind ein Mann, der sich mit eigenwilligen Berleudungen selbst quält und der seinen Verstand nur dazu verwendet, sich selbst und Andere zu trüben.“

Darauf bereite sie ihm seinen Thee und vermied es beharrlich, irgend eine Frage an ihn zu richten, die Bezug auf seine Ehre hatte. Ob dem Obersten das lieb war? Schwerlich. Er hatte das Herz so sehr auf seiner Junge gebaut, daß sie sehr wohl erkaunte, wie erleichternd ihm ein Gespräch über diesen Gegenstand sein würde.

Während des Theerintens kam Pauline in's Zimmer gesprungen und fragte eilig nach ihrer Mama. Auf den Befehl der Medicinalrathin, daß sie gleich kommen werde, setzte sich das kleine Ding ganz gewaltig auf ein niedriges Polsterfeldchen und hal um eine Tasse Thee. Die Art, wie sie das that, die Mannthum und Lieblichkeit, womit sie sich ihrer großen Jugend benahm, entzündete den Obersten. So lange die Kleine Thee trank und ihr Vaterbrüderchen dazu ab, verwendete er sein Auge von ihr. Sie bemerkte es und nicht spöttisch mit dem Köpfchen. Es lag ein unbeschreiblicher Reiz in diesem vertraulichen Nicken. Warum, wie die Liebe, stößt es dem alten Krieger bis in's Herz hinein und er tief ihr ein liebendes Wort zu. Fröhlich that sie die Kleine in die Hände und lachte auf eine hezinnige Weise.

„Du bist auch ein allerliebster Mann,“ wiederholte sie kind-

lich mutwillig. „Du bist ein guter Mann. Wenn ich fertig bin, will ich Dir auch Rücken geben! Warte nur so lang.“

Die Kleine stieft schlüßend den Rest ihres Vaterbrüderchen in den Mund und stranz dann leichtfüßig auf den Obersten zu, der sie zu sich emporkob und ihr in das seltsam heitere Auge blickte. Sie näherte ihr Mäulchen tapfer seinem bartmaschigen Munde und drückte ihm einen herzlichsten Kuß auf die Lippen. Eben so schnell, wie sie sich gefascht war, entziffelte sie wieder seinen Händen, und eilte städtig aus dem Zimmer.

„Das ist ein liebes, liebes Kind, Fran Schwester!“ rief der alte Herr ganz entzückt. „In meinem Leben habe ich sich ich reizendes Kind nicht gesehen.“

„Das macht, weil Sie überhaupt keine Kinder gesehen haben,“ erwiderte die alte Dame mit trockenem Tone, während ihr Herz jauchzte und ihre Gedanken an Oberst's „Osttes Finger“ hängen blieben. Er fängt sich selbst in selbige Weltchen Neuen, jubelte es in ihr und sie sah schon ihr gebenedictes Haus als den Sammelplatz der verstorbenen Familie.

„Weh! habe ich Kinder genug in meinem Leben gesehen?“ polterte der Oberst jovial heraus; „ich bin immer ein ganz besonderer Freund und Verehrer aller jungen Kräusen gewesen und ich habe nichts so schmerzlich bedauert, als daß ich nicht statt der Jungens zwei Mädchen gehabt habe.“

„Ach, die armen Mädchen!“ netzte die Medicinalrathin mit femischer Gebärde. „Unter Ihrer Tyrannie wären sie längst Todes verblieben.“

„Meinen Sie, Dame Weisheit?“ fragte der Oberst gut gelaunt. „Ich möchte den Stroom Ihrer Ueberzeugungen durch die Bemerkung hemmen, daß ich meinen Mädchen so viel Liebe einzufließen gewohnt habe würde, um sie allen Auswüchsen des Zeitalters aus freiem Antriebe abhold zu sehen. Was weiß eine Medicinalrathin von der Macht der Liebe in einem Vaterherzen?“

Bis zu diesem Zeitpunkte war Fran Theresie, die eine eifrige Zuhörerin des Gesprächs im Nebenzimmer abgehört hatte, noch immer zweifelsvoll geblieben, ob es gerathen sein möchte, mit ihrer persönlichen Erscheinung einen gewissen Angriff auf den alten Herrn zu machen. Seine schwanzende Taube, häufig abspringend vom Spott zur Güte, hatte ihr Furcht zuruckgelassen, jetzt aber schien es ihr gerathen, mit ihren Ansprüchen auf seine gedrückte Vaterliebe hervorzutreten, und sie sammelte vorständig ihre Lebensgeister, um würdig vor dem Wonne zu erscheinen, der ihr, sie hätte dies mit einem innigen Gebahren, sehr gut gefiel.

Schnell Alles das im Geiste recapitulirend, was sie für einbruchsartig auf die sonderbar construirte alte Soldatenberg hielt, sah sie den Griff der Thür und erschien auf der Schwelle des Zimmers, gerade dem Oberst gegenüber, der noch auf dem Sopha saß.

Die Medicinalrathin begrüßte sie mit einem kleinen Schrei der Ueberraschung, der Oberst jedoch stand ritterlich artig auf und sah sie erwartungsvoll an.

Sie eilte zu ihm hin und ergriff leidenschaftlich bewegt seine Hand.

„Ich mache Anspruch auf die Macht der Liebe in einem Vaterherzen!“ rief sie. „Sie können meinen Oberst nicht länger zähnen — Zeit und Entschörung haben Ihr Herz wieder gestimmt — lernen Sie und lernen — Sie finden in meiner Familie dieselben Grundzüge, welche Sie ausgesprochen — ich appellire mit Zug und Recht an Ihr Vaterherz, das seine Lebensfreuden vermindert, indem es sich eigenwillig in seinen Vorurtheilen befestigt — nicht wahr, theurer, lieber Vater meines Oberst's, nicht wahr, Sie sind besetzt. Sie erkennen, daß „Osttes Finger“ emwallte, indem er unser wunderbares Zusammenreffen leitete.“

„Kenne Theresie! Sie hatte sich die Folgen der Ueberempfindung in wunderlichen Farben gemalt und sich dabei total vergriffen. Zuerst hatte der Oberst sie groß und vollständig verwundet angesehen, war aber sehr bald auf die richtige Vermuthung verfallen. Bei ihren fortgesetzten Reden, die einen Angriff auf seine „Vortheil“ enthielten, welche er als einen Theil seines gesinnungstüchtigen Charakters, unter den Währungsprozessen der Zeitung reis geworden, betrachtete, verdrängte ein gewisser, gar zu leicht erregter Gallfluss das Wohlgefallen, das er unwillkürlich bei der Betrachtung der wunderhübschen jungen Fran empfunden hatte.

(Schluß folgt.)

## Der Landsberg bei Meiningen.

Die Terrabahn, welche eine neue Verbindung des deutschen Nordens und Südens gewährt, führt an der Wartburg, der felsigen Höhe Thüringens, und an der Geburger Feste, der nicht minder ruhmreichen Krone Frankens, vorüber. Fast in gleicher Entfernung von beiden bietet die neue Eisenbahn den schönen Anblick einer jüngeren Schöpfung der Baukunst, zwar weit weniger genannt, aber doch schon vielfach von Reisenden besucht.

In nördlicher Richtung,  $\frac{3}{4}$  Stunden unterhalb der Restbenz-Nacht Meiningen, ist das Thal von einem Kalksteinhügel begrenzt, der noch vor zwanzig Jahren sich traurig und äde aus dem Wiesengrün emporhob. „Die Burgtrümmer auf seinem Rücken,“ heißt es in Meyer's Universalium, dem wir diese Textnotizen, trotz unse-

damit den interessantesten Theil ihrer Geschichte erzählt. Später hatte sie das Schicksal von Hunderten ihrer Gleichen in Thüringen, Franken und Schwaben. Lange Zeit sammt der Stadt Meiningen und deren umlegendem Besitztum der Bischöfe von Würzburg, welche Burgmänner daselbst hielten, blieb sie am längsten in der Hand des Geschlechtes der Wolke, die jedoch in jenen Blüthenjahren des Faustrechts ebenso oft die Grafen von Henneberg, von deren Gebiet Meiningen und Landwehr rings umschlossen waren, ihre Lehnsheeren nennen mußten. Burg und Berg mit den Hoffstätten am Fuße desselben waren wieder würtzburgisches Kammergut geworden, als der Bauernkrieg 1525 der Herrlichkeit auf der Höhe ein Ende machte. Ein hoher Thurm und einige Thor- und mächtige Mauer-



Der Landsberg bei Meiningen.

eatschiedenen Hasses gegen alle Art von Naderud, ausnahmsweise entnehmen, „lagen am Boden, nichts Erhebendes verführte mit seinem Anblick. Früher war und jetzt ist das anders. Die Lage der isolirten Höhe zwischen drei lebenden Strassen, dem alten Thalwege im Berggrund, der alten Frankenkraße und der Straße in das sogenannte Sandland, war zu lothend für die Burgengründer des Mittelalters, um lange unberührt zu bleiben. Unfandlich ist erwiesen, daß die nahen Orte Meiningen, Baddorf und Leutenberg unter König Heinrich I., dem Städtebauer und Hunnenbesieger, ihre Beschlagnahmen erhielten. Da nun Wallberg und Meiningen damals Reichsdomänen waren, so spricht Vieles für die Wahrscheinlichkeit, daß auch auf dem heutigen Landsberg schon zu jener Zeit (zwischen 924—930) eine feste Burg erbaut worden sei. Am deutlichsten spricht aber dafür der Name jener ältesten Burg, sie hieß: „Landwehr“, und der Berg: „der Landwehrberg.“

„Wenn dies der Ursprung der alten Burg ist, so haben wir

resse mit hehler Fensterlun ketetden den Landwehrberg, als derselbe sammt Meiningen 1542 an Henneberg und endlich, 1583, an das Haus Sachsen kam. Der dreißigjährige Krieg hatte hier nur den Weierhof mit allem Zubehör zu verewillen, das ried aber so grünlid, daß noch lange nach dem westfälischen Frieden sich Niemand zum Wiederaufbau der hier entstandenen Bildniß entschließen wollte. Nach der Ländertheilung des Kergog Ernst des Frommen ward Meiningen durch Bernhard I. Fürstenthum; man verwendete nun die Steine der Ruine Landwehr zum Schloßbau in Meiningen und sprengte den letzten Stiel des Hgels, den hohen Thurm, mit Pulver. Dies geschah im Jahre 1685. Ein zerborstener Theil dieses Thurmes liegt noch heute, quer und fest, wie sein Feudberger Schicksalgenesse, auf dem Fundamente seiner Vergangenheit. Seitdem machte der Name „Landwehrberg“ dem kürzeren „Landsberg“ Plaz.

„Diesen Namen erhielt auch das neue Schloß, dessen Bau im

Jahre 1836 begonnen und nach dem Plane und unter der Leitung August Döbner's, des herzoglichen Baumeisters, bis 1840 in den Hauptmaffen vollendet wurde. Das Ganze besteht aus dem mit drei starken Osttürmen und zwei hohen Plattformen hierum umgebenen Hauptbau und zwei hohen Bogengänge und Thurmruhen damit in Verbindung stehenden Nebenbauten, der Castellanobewohnung und dem Thorwirthshaus. Von diesem bis zu jenem zieht sich eine Ringmauer hin, die einen freundlichen Hofraum umgibt und das alte Thurmgerümpel noch mit umschließt. Neben letzterem führt eine Treppe zu dem zweiten neuen Schmutz des Vandenbergs, zu der herrlichen jungen Waldanlage, aus deren frischem Grün das Schloß so heiter und anmuthig emporragt und durch welche schattige Fußwege zur ebenfalls neuen und von Döbner nach Schweizermanier erbauten Kirche am Fuße des Hügelg führen. Unser Holzschnitt zeigt uns Burg und Berg von dieser Seite.

Dem äußeren Bilde der Burg entspricht vollkommen das Innere. Die Kammer besteht im ganzen Bau vor und hält die Pracht im rechten Maße zur Größe der Räumlichkeiten. Das Mittelalter zeigt uns hier alle beider Seiten seiner Lebensformen, und wie Herzog Bernhard II. daselbst angehen wissen will, sagt uns der Spruch über dem Eingange der Waffenhalle:

„Niht zurückwinkeln laßt uns die alte Zeit,  
Weil aber der Ainen Kraft und männlich Hatten,  
Woh in V�ndernd, nicht der Ainer Klugheit,  
Weil aber die seltsame Zeit der Ainen.“

Die Waffenkammer selbst ist klein, aber wohl gewöhnt und geschmackvoll geordnet. Besondere Beachtung nimmt der große Saal (50 Fuß lang, 17½ Fuß breit und eben so hoch) in Anspruch wegen W. Vandenbergs acht hiesiger Bilder aus der Periode Thüningens, der trefflichen Glasmalereien, der reichen gotischen Sculpturen am Holzgerüst der Wände, des Credenzißes, der geschmackvollen Arculender und der neuerdings dort angebrachten sehr schönen Autographensammlung. Drei hohe Masthüren vertheilen diesen Saal mit der 3219 Quadratfuß großen nördlichen Plattform der Burg, die den Bild nach Norden und Osten frei läßt.

Das nördliche Thurmmümpel und das Küchengerümpel sind hauptsächlich mit Sculpturwerken Ferdinand Riller's ausgeschmückt, jenes mit einem beziehungsreichen Turnierkreuz, dieses mit Rehermaleren. Eine besondere Zierde des letzteren ist Riller's (in Nürnberg) Glasgemälde: „Der Tod der Maria.“

Im zweiten Stock des Schloßes stellt uns im Mittelzimmer ein Bild, das alle beider Eindrücke der bisher durchwandelten Räume pfeiflich vereinigt. Da sieht der arme Tyrann auf dem Thron, das abgekehrte Gewehr im Schooße, um Gesicht das Zeugniß eines vom Glaubenswahn verbrannten Gehirns: „Karl IX. nach seinem ersten Schritte auf die Tugententreppe in der Parholomäus-adel“, W.'s treffliche Geyre nach Wapper's weltberühmtem Gemälde. Auch die übrige Zimmergesellschaft kann einem christlichen

Deutschen das Herz nicht erleichtern: Kaiser Karl V., Tilly und Ferdinand II. von Spanien. Was die in den Feindrücken der Christen während der heiligen Zeit da kroben mit einander brachten mögen? — Offenbar, um eine protestantische Opposition gegen etwaige Beschlässe dieser gefährlichen vier Herren zu ermöglichen, hält im nördlichen Schimmer eine Versammlung von anderen Männern geheimen Rath: Ernst der fromme, Bernhard von Weimar, Gustav Adolph, Philipp der Großmüthige und Friedrich von der Pfalz; Crysgel Michael, der Traubenbesieger, ist ihnen sinnig angelegt, letzteres ein feineres Holzstück. — Nachdem wir noch die Tante, das Spruch- und das Stammbaumzimmer, deren Bestimmung und Hauptzweck durch die Beziehung erklärt ist, betrachtet haben, besichtigen wir dem ebenfalls noch zimmerreichen dritten Stock aus die Schneckenschlucht des 120 Fuß hohen Hauptthurmes, auf dessen freier Zinne wir 456 Fuß über dem Spiegel der Terra und 1343 Fuß über der Meereshöhe stehen.

Obgleich wohl kann die Aussicht in das von höheren Bergen begrenzte und an sich schmale Thal der Terra nur eine beschränkte sein. Anker den fern herübersehantanten Köpfen der Rhön und des Thüringerwaldes sind die Berge der Nähe, Geba und Delmar, die Zierden des Rundbildes, welches gegen Süden die untere Parkstadt von Weinigen, nach Norden die verthümte Tabatsladt Walsungen mit den Thürmen der ehemaligen Burg Walsenstein (im Hintergrunde unseres Holzschnittes sichtbar) und angedeutet noch zwischen Feldern und Wiesen und an Waldträndern und lichten Höhen 8 Thürer und Eingelsbüsse, die Weizen des Vandenbergs eingeschlossen, in sich faßt. Anstatt der Aussicht erwiderte mich auf der Thurmszimme kein Hinabblid auf das Thal eine wohlthuende Einsicht. Vergleich: (siehe Seite, die Jahre vor der Julirevolution, wo die großen Sonnenblumen der ersten Restauration blühten, mit der Gegenwart: damals wieder, wie zu Kutwo's XIV. Zeit, war Paris die Zehnstadt aller Kränzen, und nur das Ausland hat standesmäßige Vergnügen für alle feineren Bedürfnisse der höheren Regionen. Was nicht weit her? war, lange nicht, und wo er nichts langte, war „nicht weit her“. Ist das nicht anders, nicht besser gemessen? Bei den schönsten Aebeln da unten im Schloße, zu deren Vollendung Hammer und Kautz sich die Hände reichen mußten, frage: Wer sind ihre Weiser? Wer war das Schloßes Rauer? Wer verfertigte jene Arculender? Wer jene Holzsculpturen der Telle, Stühle und Wandbänke, der Tünnen und Decken? Wer jenen kunstreichen Credenziß? Wer die architektonische Malerei der Zimmer? Wer die Glasmalereien der Fenster und Thüren? Wer die plastischen Ornamente und historischen Sculpturwerke? Da erfährt du Namen, wie: Meister Thomas, Meister Weiße, Meister Metzgeroth, Meister Knecht, Urclein, Kellner, Thiene, Müller u. s. w., lauter deutsche Namen, deren Inhaber nicht weit her, meistens in Weisingen und, wenn nicht im Inland, höchstens nur in Deutschland dahin sind. Das that wohl und macht dem ersten Anbuhren wie dem tüchtigen Weiser der Heimath Ehre!“

## Vom Luxus.

### II Der Luxus eines blühenden Volkes.

Der Haushalt eines Volkes hat im Großen ganz dieselben Grundlagen und Bedingungen, wie der Haushalt einer Familie im Kleinen. Der Aufwand hängt vom Einkommen ab und ist, wenn er von diesem bedrungen wird, danach aber einige Erparnisse möglich sind, unthätig. Wenn auf solche Weise ein Volk neben dem notwendigen und entbehrlichen Aufwande durch derartige Erparnisse wohlhabender wird, so entsteht ein Nationalescapital, und dieses ist die Grundlage der ungeheuren Unternehmungen unserer Jahrhundert. Da wo ein Volk nicht spart, müssen diese wohlthätig unterbleiben. Die Vereinigung der in den Händen der Einzelnen angammelten Capitalien hat jene großen Werke möglich gemacht, die dem Handel und Verkehr den nie geahnten Aufschwung gegeben haben. Nur durch die vereinte Macht der Einzelcapitalen wurden — wenn wir von Staatsrenten absehen — die Eisenbahnen, Canäle, Brücken, Häfen, Schiffswerften, Schiffe und jene zahllose Menge der Maschinen zu dem verschiedensten Betriebe geschaffen. Hier zeigt es sich, welche Wichtigkeit die Sparsamkeit des Einzelnen für das

Ganze, dessen Wohl und Gedeihen gewinnt, zeigt sich, wie der Einzelne, wenn er einen wahren Vortheil für sich selbst verfolgt, auch stets für die Allgemeinheit arbeitet. Es würde leicht sein, zu zeigen, daß jene geachteten industriellen und technischen Schöpfungen auch dem Geringsten in dem culterellen Fortschreiten zu Gute kommen. Deshalb ist jener socialistische Haß des Proletariats gegen den Vermögenden nur in der Unwissenheit begründet, die nicht erkennen kann, wie weit unser Culturzustand ohne jenes Nationalescapital ohne jenes Zusammenwirken desselben zu einem Zwecke in wirthschaftlicher Hinsicht zurückliegen würden. — Diese wirthschaftliche Sparsamkeit des Volkes ist wiederum Folge der allgemeinen Culture und Segen des Handels- und Gewerbetriebs. Sie findet sich bei minder cultivierten Völkern nicht oder kann, wo sie antritt, nur von geringem Erfolge sein. Geringe Cultur und Aemuth gehen mit der Unthätigkeit meist Hand in Hand. Man nehme die Völker Afrikas und Asiens. Da, wo sich große gewerbliche Anstalten oder technische Werke bei ihnen vorfinden, sind es durch gängige Werke der Aemländer.

\* Siehe Nr. 21.

Klei, Kunstseifer, Ordnung sind die Begleiter der nationalen Sparsamkeit, besserer Arbeitslohn, reichlicherer Unterstützung und Anwartschaft der Bevölkerung die erzielenden Folgen der Ersparung neuer Capitalien. Nur dasjenige Ziel, welches nicht Alles, was es erwirbt, dem Genuße opfert, sondern einen Theil ausstarkt, gelangt zum höheren Genuße seines Lebens, ein Aeußeres geht dessen Verlustig und nur allmählich auch seiner Freiheit.

Der Luxus ist deshalb innerhalb maßvoller Grenzen eine segensreiche Folge der wirtschaftlichen Cultur, er ist fausthaft und als stillos vererbend von großer Bedeutung für das innere Volksleben. Wenn die von der Capitalmacht geschaffenen Kiefernorte der Reichthümlichkeit und prächtigen Baudeckungen des Wohlstand mehr und mehr heben, die Behaglichkeit des Lebens immer weiter auszudehnen ermöglichen, die höheren Zwecke des Daseins mittelbar in Kunst und Wissenschaft fördern, so ist der sich allmählich ausbreitende Luxus besonders deshalb so fruchtig zu begrüßen, weil auch die arbeitende Classe sich Genuße verschaffen kann, die ihre Erholung genähert, ihre Gefühle veredelt, ihre Denkfraft üben und den Kreis ihrer Erkenntniß erweitern, so daß sie ihre Arbeit nicht im großen dumpfen Eintritte mechanisch verrichtet. Das Denken steigert die Geschicklichkeit und nur der denkende Arbeiter arbeitet schnell, froh und gut zugleich.

Der Luxus eines blühenden Volkes richtet sich mehr auf solide Behaglichkeit des Lebens, als bloßen Schwingung und Flitter, mehr auf wahren Genuß, als bloßen Genügen der Gütlichkeit. — Die goldgeschmückten oder mit kostbaren Perlen ansehnlichen Kleider, Fuder, Hufe, dreieckige, mit reichen Trüben veredelte Hüte sind aus der Mode. Die Verenkleidung ist im Vergleich zu früheren Jahrhunderten unendlich einfach. Sieht man die durch die Veredelung der Wissenschaft, der Chemie erzeugten Prachtsachen, welche jetzt unser Handel in seinen Artikeln auf den Markt bringt, so könnte man wohl einen Augenblick verneigt sein, zu fragen, ob es nicht bedauerlich wäre, daß die Kleidung des Mannes so wenig heitere Farben hat. Wir überlassen sie aber dem leichteren und veränderlichen Sinne des Weibes, und tragen einen schwarzen Rod oder Strad und Hut und nur in der Feinheit des Stoffes liegt der mindere oder größere Aufwand. Es gilt deshalb für aus das Wort Shakespeare's:

„Die Kleidung lehrt, wie's Dein Beutel kann,  
Doch nicht in's Ordentlichste, reich, nicht kaum,  
Denn es verständig ist die Tracht den Mann.“

Man sehe alte Portraits aus früheren Jahrhunderten, und man wird sich der ungemäßen großen Vereinsamung dann recht bewußt werden.

Ein Muster ganz allgemeiner und soliden Einfachheit ist England. Die französische Röde hatte eine Unzahl zusammengefügter Saucen und Confituren. An ihre Stelle sind einfache, aber kraftvolle Fleischgerichte getreten. — Die Landstraßen sind vorzüglich unterhalten, wenn auch weniger breit. Im Innern der Städte finden sich Trottoirs und Alles dient, anstatt überflüssiger Zierrath zu sein, einem praktischen Zwecke. — Der rothe Witzel schmückt sein Haar noch mit bunten Federn und Farben, Puppen, Nase und Ohren mit Metallringen und Korallen. Im Mittelalter herrschte Bemahm und Feinlichkeit, die auch die äußerste Unkrautlichkeit in Tracht und Stoffen, im Ceremoniell erzwang; erst auf höherer Culturstufe setzt der Mensch zu natürlicherer Kleidung und Sitze zu. Die Kleider passen sich den Formen des Körpers wieder mehr an, und seine Verwendung wogt in der Haushaltung mehr, als Wohlthätigkeit und Erpen. Selbst auf dem Gebiete der Ränfte ist diese Luft sehr erschieden und tief eingedrungen. Ich erinnere hier auch an den Gartenbau. Welche Veränderung des Geschmacks ist in denselben eingetreten! Während früher alle Anlagen im Versailles-Parterre Styl hergerichtet waren, hat jetzt die Verliebe für die Schönheit der unermüdeten Natur den englischen Styl in ganz allgemeine Aufnahme gebracht. Das Streben nach Einfachheit ist ein allgemeines. Die Arbeiter legen in der Blüthezeit ihres Staates die sie sonst stets begleitenden Waffen aus und hören auf, in den Haaren gelben Schmuck zu tragen.

In dieser zweiten Umwandlungsperiode ist denn auch die Mäßigkeit der Bürgertugend. Die Sparsamkeit des Volkes gibt ihm die Mittel an die Hand, einem edleren Luxus zu folgen, und so das ganze innere wie äußere Leben zu heben. — Die Zeit ist allmählich längst vorbei, wo der Fürst wohl gar das Vermögen und Einkommen Aller als eigentlich ihm gehörig ansah, wie dies Lu-

wig XIV. ganz offen aus sprach, und in den Grundfäden seines Verleurngssystems zu einem Theil in's Leben übertrug. So erfaßt sich aus sein Wort: „Ein König gibt Almosen, wenn er verschwendet.“ — Jetzt gehören die Städte des Aeußeren dem Bürger, der sie crungen hat. Die Schmeiz, nach dem verächtlichen Berichte des belgischen Confuls, im Verhältnis ihrer Einwohnerzahl zu ihrer Industrie der erste Handelsstaat der Welt, auch England nicht ausgenommen, yndet sich durch eine nationale Sparsamkeit aus. Die reichste Stadt ist Basel, und ein vorheriger Bürger löst gegenwärtig, nach einem unethischen Situngsberichte, eine Kirche mit einem Kostenaufwande von drei Millionen Francs bauen. Es herrscht noch viel patriarchale Sitte. Selbst reiche Familien weisen ihre Töchter auf den Ertrag ihrer Weisheitsaneren, also den Ertrag des eigenen Fleisches anstatt des Tschengeldes an; die Töchter erhalten vom Hause wenig, und müssen sich meist erst durch eigene Thätigkeit ihren Hausstand gründen. Nach Tisch leht man ohne Ehen vor den Gärten die Kranken sorg'am zusammen, um sie noch anderweit zu Suppen zu verwöhnen. — Der Luxus dieser Periode löst nicht nur das Gute und Dauerhafte, sondern verliert vor Allen auf den eiten Kleinigkeit und das düntelste Bescheidenheit vor Andern. Dies ist eine wichtige Erscheinung für unsere ganze Industrie. Sie kann nunmehr die Erzeugnisse der Mode maßhaltig und in gleicher Form, somit aber nicht nur billiger, sondern auch besser herstellen. Daher datirt theilweise der bei manchen Artikeln zum Bewundern niedrige Preis, wie denn mit dem technischen und mercantilen Aufschwung die Preise der bei weitem meisten Artikel eine entsprechende Erniedrigung erfahren haben. Dies hat die Lage der ärmeren Classen gegen frühere Jahrhunderte ganz bedeutend gebessert. Söhne, Strümpfe, Tuchkleidung, Kaffee, Bett und ein wohlhabendes Zimmer sind heut zu Tage das Bedürfniß auch des Kermlen. Der Arbeitersstand hält jetzt Manches für unentbehrlich, was vor einigen Menschenaltern kaum der Reiche besaß und genoß. Deshalb ist auch jene Klage des älteren Geschlechtes über das Verschwinden der „alten guten Zeit“ so töricht, das nicht sagt, was Alles in den tausendjährigen Verhältnissen des bürgerlichen Lebens unsere Voreltern entschieden.

Der wohlfeile Luxus unserer Zeit durchdringt alle Bedürfnisse des Wohlstandes, und des Unbemittelten. Man nehme nur allein den wichtigsten Confectionartikel der niederen Classen in heutiger Zeit gegen die Vergangenheit an: das Brod. Im Jahre 1703 gab es Frankreich nicht mehr als 33 Procent der Bevölkerung Weißbrotesser, im Jahre 1791 schon 37 Procent, im Jahre 1839 dagegen 60 Procent. In England ist unter Heinrich VIII. eigentlich nur der Adel Weizen. Im 1758 gab es hier und in Wales etwa 6 Millionen Menschen, von denen 3¼ Millionen von Weizenbrod, 739,000 von Gerste, 888,000 von Roggen, 623,000 von Hafer lehten. So Irland rechnete man über 1838, daß von 8 Millionen Einwohner 5 Millionen Kartoffeln und 2¼ Mill. Haferbrod als Hauptnahrung genossen. Auch die alten Völker lehten auf der niederen Culturstufe meist von Haferbrod. Das Bier unserer Altvordern war ebenfalls aus Hafer gebrant.

Die Pranggegenstände haben einen auch dem gemeinen Mann zugänglichen Ertrag durch Platinen, Baaren, Argentan, Baumwollenfäden u. s. gefahren. Man denke an die tausendfache Bevölkerungszunahme von Kunstwerken durch Stahl- und Politische, durch Kupfer in Gyps und Metall, durch Salvanoplastik und Lichtbilderei. Unter dem veredelnden Luxus steht neben der Verbreitung gemeinnütziger, durch die Schnellpressen außerordentlich billiger Schriften die Kunst ebenan. Welche Ausbreitung haben die Gesangsvereine gewonnen, zu welcher Pflege ist die Kunst nicht durch die zahllosen Pianofortefabriken — deren eine in London täglich 40 Stück Piano forte liefert — gelangt! Es ist nicht nur für den Musikreifer, es ist auch für den Patriotien eine erhellende Erscheinung, daß das deutsche Volk bis in die kleinsten Gauen jene Weisheit kennt und der Name Beethoven auch auf Dörfern längst ausgehört hat, unbekannt zu sein, daß deutsche Weisheit die fremdländische jenseit verdrängt und jenseits des Rheins, jenseits des Canals und Ozeans den Sieg bereits erschrieben hat.

Mit dem Wachsen der Cultur, mit der Verbreitung des Luxus nimmt auch die Keimlichkeit des Volkes zu. Ein fehr keimlichartiges Beispiel ist England. Noch zur Zeit des Erasmus war daselbst noch dessen Zeugniß ein höchst schmutziges Land. Erasmus leht nach Jahre 1467—1536. Erst im Jahr 1520 entstand daselbst die erste Seifenfabrik. Pent zu Tage hat es die bedeutendste Sei-

francofanion, welche 1807 für den Kopf 4.84 Pfd., im Jahre 1845 bereits 9.65 Pfd. betrug. Die niedrig cultivirten Böden sind auch die unrentlichsten. Der Ackerbau verbietet, manche Gewerheiten der Tugenden und Kräfte anzuheben. An den Heilquellen und Bismuthminen ist die natürliche Kaufsart nur unter den Augen noch sichtbar, wo die vom vielen Kaas ihrer Hüften erzeugten Thärlin die sonst den ganzen Körper überdeckende Schmutzkruste hinwegwaschen. Auf hebeiter Culturstufe wird die Keindlichkeit zum unabsehblichen Bedürfnis, und der Acker sorgt in seinem Hause für Cauberkel. Noch im vorigen Jahrhundert mußten die Abtritte unter Androhung von Strafen abgesehen werden.

Die wachsende Bildung des Volkes ist das beste Mittel gegen die Ueberföllerung. Mit der Verallgemeinerung der Kenntnisse, der Berechtigung des Sinnes zieht sich des Menschlichen Reizung von der Befriedigung der Sinnlichkeit ab, sucht höhere Genüsse, der Wille erstarkt mit dem Geiste und die Enthaltensamkeit und freiwillige Selbstbeschränkung sind die Frucht der Lösung des inneren Volkswalles. Dies zeigt sich recht deutlich, als mit dem ungeheueren Handelsaufschwunge in England die Arbeitslöbne bedeutend stiegen. Der Engländer wandte die Ersparnisse der Wohlthätigkeit des Lebens und höheren Genüssen zu. Der Irländer nützte die Zeit und den damals vermehrten Kartoffelbau nur dazu, die Volksmenge zu vermehren. Freilich war der Engländer schon frei, der Ire noch Sklave einer unarmbrerigen Aristokratie und unzulässigen Kirche. Der Ire nur ist auf die Zukunft bedacht, der Sklave hält sich an die Genüsse des Augenblicks. In der Zeit des Mittelalters eines Volkes fällt die Armenpflege und der Unterricht meist den milden Stiftungen und der Kirche zu. In der Blüthezeit eines Volkes ist der Staat hinsichtlich erstarkt, Beides aus der Hand der Kirche zu nehmen, die meist nur ihr dienende Zwecke verfolgt. Die gleichzeitige Blüthe der schönsten Bürgergenossen zeigt sich auch darin, daß jetzt der Einzelne am bereitesten ist, zur Abhilfe der Noth dardender Mitmenschen und zur Förderung des Gemeinwohlens Opfer an die Allgemeinheit zu bringen.

Die rahe Massenverschwendung, der loseliche Prunk weicht einem unendlich einsparenden Aufwande. Selbst an den Höfen wird das Leben weit einspärer und doch weit fröhlicher, als in früheren Zeiten. Das stüdtliche Leben gewinnt immer festere Boden in der Allgemeinheit, und an die Stelle unglücklicher Zwangsverbote treten Vereine zu denselben Zielen. Die englische Regierung machte vor Jahrzehnten ungeheure Anstrengungen gegen das Kaher des Brantweintrinkens. Alle Folgen waren einfach die, daß die Steuern und Zölle sich minderten und der Schmuggel aufwüchse, während das Volk sich ablebte. Da traten später Wäfigkeitsvereine auf, die Trunkstift minderte sich bedeutend, mit ihr der Schmuggel, die Polizeimahnen zeigten allerdings einen großen Auesfall, der jedoch schon im nächsten Jahre durch den Mehrertrag der Einfuhrabgabe auf Colonialwaaren bis zur Hälfte aufgehoben wurde. Der Consum hatte sich also vom Brantwein auf die Colonialwaaren übertragen. Es ist dies eine allgemeine, nicht unwichtige Erscheinung.

Auch Viebig macht die Bemerkung, daß man die Cultur eines Volkes an den Verbrauchsquantum der Colonialwaaren erfassen könne. Es mag deshalb hier eine Consumtionsübersicht auf einem früheren Jahre über Colonialwaarenverbrauch in Deutschland folgen.

Deutscher Verbrauch jährlich für 2,410,000 Thlr. Kaffee, nach Verhältniß seiner Einwohnereahl per Kopf 2 Silbergroßen; ferner für 6,207,000 Thlr. Zucker, per Kopf für 5<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Silbergroßen; endlich für 327,000 Thlr. Gewürze, per Kopf für 2<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Silbergroßen.

Der Zollvereiner für 13,241,000 Thlr. Kaffee, per Kopf 14<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Silbergroßen; für 12,173,000 Thlr. Zucker, per Kopf 13<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Silbergroßen; für 1,051,000 Thlr. Gewürze, per Kopf 10<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Silbergroßen.

Der Steuerereiner für 2,000,000 Thlr. Kaffee, per Kopf 30 Silbergroßen; für 2,300,000 Thlr. Zucker, per Kopf 34<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Silbergroßen; für 2,500,000 Thlr. Gewürze, per Kopf 36 Silbergroßen.

Das Verhältniß dieser drei Staatserbände ist also beim Kaffee wie 1 : 7 : 15; beim Zucker 3 : 8 : 20; beim Gewürze 2 : 8 : 27.

Ein zeter Luxus unserer Zeit sind die Pferde. Ich spreche hier nicht von Luxusperden im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sondern von Arbeitsperden. Kaß der sämtliche Ackerbau wird in Teuffsländ mit Ausnahme der saubigen Strecken des nördlichen Oachfens und Preußens mit Pferden betrieben, im Mittelalter dagegen fast durchgängig mit Ochsen. Nach altäussischer Mythologie fuhren die Götter mit Tieren und noch die Verewingischen Könige bespannten ihre Staatscarrossen mit solchen. Auf den Domänen Karl's des Großen gab es sehr wenig Pferde. — Viele Ackergeräthe und Früchte sind ebenfalls noch nicht allganz verbreitet. Die Engländer haben erst nach dem Jahre 1660 Artischoden, Spargel, Polonen und Salat kennen gelernt; die mittleren Classen in Frankreich erst seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts die feineren Desserten. — Ein schöner Luxus ist seit 1804 die Pleuchstunde durch Gaa. Der Luxus in Seidenroben hängt vom Wohlstande und der industriellen Stufe eines Landes ab. England verbrauch allein über halb so viel Seide, als das ganze übrige Europa, ein Engländer stuf bis sechs Mal mehr, als ein Franzose. Ein glänzendes Zeugnis der späteren römischen Kaiserzeit ist es, daß Seidenzeuge auch bei den unteren Ständen Bedürfnis waren, obwohl sie zu Lande aus China geholt werden mußten.

In dieser Periode, der Blüthezeit eines Volkes, sind die Güter noch gleich vertheilt; der Luxus ist noch ein Gemeingut, ist für das äußere Volkthum eine reiche Quelle der Wohlthätigkeit, für das innere verftüchtend und hebeend, er wird der stärkste Hebel der Gewerbeblüthe und des Handels, Millionen danken ihm ihr ausreichendes Brod, Alle ihm die Verschönerung und taufendfache Freuden des Tafelns und gerade die niederen Stände üben verhältnißmäßigen Antheil an den Genüssen des Geistes auf dem Gebiete der Wissenschaften und Künste. Begrüßen wir ihn deshalb freudig!

## Auf dem englischen Transportschiff.

Esquize von Captain v. T.

In einer Zeit, wo abermals ein großer Theil der englischen Armee schwimmt, um auf einem überseeischen Kriegsaufzuge seine Thätigkeit zu entfalten, dürfte es nicht uninteressant sein, einen Blick auf das Leben am Bord eines Transportdampfers zu werfen, das wir aus eigener Anschauung kennen und zu skizziren versuchen wollen.

Es gilt immer als ein sicheres Zeichen, daß ein Regiment für den überseeischen Dienst bestimmt ist, wenn der Generaladjutant Ihrer Majestät, Generalleutenant Mitberrall, in der Garnison eines solchen anlangt und für den anderen Morgen eine Specialercrue anordnet, um sich von dem Zustande derselben auf das Genaueste zu überzeugen. Nicht nur, daß Unterofficiere und Soldaten äußerlich von ihm besichtigt werden, nein, auch jeder Terufler wird vor seinen Augen ausgepakt und Nichts entgeht seinem scharfen Blicke. Jedem Mann befragt er, ob er eine kleine Gedächtnißkarte richtig empfangen, ob er eine Bitte oder Verschmerze anbringen habe, die sofort von einem ihm folgenden Mitberrallanten aufgeschrieben wird, um ihre Erledigung so rasch als möglich zu finden. Ist diese Reue beendet, so visitirt er alle Vorräthe des Regiments und sieht

die Väter desselben durch. Dann erstattet er seinen Rapport an die Königin und die Herzogin (Kriegsministerium) und das Regiment kann sich versichert halten, daß wenige Tage darauf der Befehl kommt, sich als „für den auswärtigen Dienst commandirt“ (ou abroad) zu betrachten. Nun entfaltet sich im Lager oder in der Caserne, wo es steht, eine Thätigkeit, eine Nüchrigkeit, nicht unähnlich der eines gestrieten Ameisenhaufens. — Alles rennt durch einander, um sich so gut als möglich zur bevorstehenden Reise anzurüsten, das Exerciren hört ganz auf, die Feldwebel schreiben sich fast die Finger trumm, denn ein Befehl jagt den anderen, die Kammerunterofficiere verpacken die Vorräthe, die ihnen anvertraut sind, die Capitaine müssen ihren Namen der Mal so oft unterzeichnen, als gewöhnlich. Da müssen Requisitionen angefertigt werden, über Tabak, den die Compagnie für die Reise faffen will, wie viel Marinefleisch sie bedarf, wie viel weißen Thee und Glanzwische, wie viel Nähzeuge, Eßgeschirre, Weinmännel u. c. c. Der Zahlmeister des Regiments rechnet mit den Capitains ab und stellt ihnen einen der Größe der Reise verhältnißmäßigen Voranschlag aus.

— nach Indien einen dreimonatlichen Gehalt —; von ihm werden die sogenannten sea necessaries bestritten und an den Quartiermeister bezahlt, der sie zu liefern hat; der Ueberfluß wird dem Bahnmesser gegen Quittung zurückgegeben, wenn der Capitain nicht ausnahmsweise verbeiratete Soldaten vollständig auszahlt, damit diese für ihre Familien etwas sorgen können, natürlich auf sein Risiko, denn stirbt der Mann vor Ablauf jener drei Monate, so muß erstere das zu viel angezahlte Geld dem Staate ersetzen. Unter allen möglichen Bewandern suchen die Soldaten einen Vorstoß an Geld vom Capitain zu erlangen, Geld, das gewiß nur zum Ankauf von Wein und Rum verwendet wird.

Portsmouth, als Kriegshafen ersten Ranges, ist in der Regel der Ort, wo es die Einschiffung nach dem Mittelmeere oder Indien erfolgt. Kommt das Regiment in den Nachhau an, so marschirt es in Colonie mit Compagniechef auf und zwar nicht an der Schiffsherde, denn da liegt das Schiff, das es aufnimmt, in seinen Räumen bereit und nach fremden Ländern bringen soll, wie ein riesiger Kessel, noch durch eine transportable hölzerne Brücke mit dem Lande verbunden. — Auch das Schiff wird vorher vom Flottenamiral auf das Genueste revidirt, es ist vollständig verproviantirt, lebende, fette Hammel, für den Officiersstich bestimmt, stehen in einem Stalle am Vorderschiff, eben so eine Kuh, um täglich frische Milch zu haben, während eine Menge Hühner, Enten und Gänse in einem niedrigen Stalle am Quatterdeck jenseits ihre letzte Reife machen werden. Ein Adjutant des Admirals geht in Begleitung sämtlicher Hauptleute auf das Schiff und weist jedem den Raum für seine Compagnie an. Wohl schmeilt Wanders, der noch nicht zur See war, das Haupt, wohl hält er den Raum für viel zu klein, eng und dunkel, er macht den Adjutanten darauf aufmerksam und erhält höflichst ein it is ordered, Sir (es ist befohlen) zur Antwort. Sind alle Räume angewiesen, so kehren die Officiere an das Land zurück und die Compagnie, welche in den unteren Raum zu liegen kommt, marschirt zuerst ab, und die andern folgen, so daß in längstens einer halben Stunde das ganze Regiment an Bord ist. — Die Gewehr werden an den Wänden in Reihen so festgestellt, daß sie selbst bei rauhem Wetter nicht umfallen, dann wird die Compagnie in so viele Kameradschaften getheilt, als sie Tische erhält, jeder solchen Kameradschaft ihr Platz angewiesen, ihr Gg- und Tringelshirt übergeben, die Tornister unter den Tisch gelegt, die Gtade's an die Bajonnet gehängt und jeder Mann bekommt seine Hängematte. In einer Stunde kann dies Alles geschehen sein, doch gehört diese gewiß nicht zu den angenehmen im Leben, namentlich wenn, wie es uns im Jahre 1855 geschah, der Raum für die Compagnie unter dem Wasserspiegel liegt. Lust nur durch die Treppentreppe, Licht nur von zwei düster brennenden Laternen erhält, wenn derselbe, obgleich eng und klein, durch die angeschlungenen Hängematten so niedrig ist, daß man den Gtade abnehmen muß, wenn man endlich in ihm sich hundert Soldaten denkt, die ihre Waffen, ihr Gepäck ablegen und unwillkürlich einer dem andern im Wege stehen. Da noch zu befehlen, das ist nicht leicht, und wir waren froh, als wir auf das Deck gehen konnten, um frische Luft zu schöpfen.

Mittlerweile ist das Gepäck des Regiments angekommen und auf das Deck geschafft worden, um, mit Ausnahme der Officierscompagnien, in den Raum verfrachtet zu werden. Die Pferde der besitzenden Officiere werden den Wärfen übergeben, welche sie in Kästen fuhren, deren vordere Seite mit der daran befindlichen Krippe nur bis zur Höhe der Brust reicht. Die Kästen sind so lang, daß die Pferde in ihnen stehen, doch so schmal, daß sie sich nicht legen können, und am sie vor dem Niederfallen zu bewahren, werden ihnen zwei Gürtel unter dem Bauche durchgehoben und an den Wänden des Stabes befestigt, so daß sie in beiden Enden liegen können. Dann wird der Kasten mit dem Pferde mittelst eines an der großen Aa befindlichen Krähens an Bord gehißt und am vorderen Ende des Gangweges niedergestellt und festgebunden. — Sind alle Pferde, ist alles Gepäck an Bord, so hilt der Capitain den sogenannten blauen Peter, blauen Peter, eine blaue Flagge mit weißem Quadrat in der Mitte, an dem Hauptmaste auf, darauf meldend, daß er zum Auslaufen bereit sei, — der Posten kommt an Bord und nimmt seinen Platz am dem Stige nahe am Hauptmaste ein, der von einem Küberkasten zum andern führt, um von da aus seine Befehle zu erteilen. Die Dreie, die Anker zu lichten und anzuklauen, überbringt ein Adjutant des Hafen-Admirals; dies geschieht, und langsam und vorsichtig unter den Befehlen des Piloten

dampft das Schiff den schwierigen Hafen hinaus, um auf der Höhe von Spithead abermals die Anker fallen zu lassen, und dann hier bis den folgenden Morgen liegen zu bleiben.

Es geschieht dies, um Alles in Ordnung zu bringen, den Officiieren werden ihre Cabinen angewiesen, die Mannschaft wird in drei Wachen getheilt, die alle vier Stunden wechseln und denen mindestens immer eine auf Deck sein muß, der Dienst wird commandirt und der Capitain und drei Subalternofficiere wechseln mit denselben alle vierundzwanzig Stunden, sie haben die Ausführung gegebener Befehle zu überwaachen, so wie das Kochen und Verteilen der Nahrung an die Compagnien zu beaufsichtigen. Die nöthigen Schiltsachen werden ausgeführt, furt der Dienst so vorbereitet, wie er auf See dann ausgeführt werden muß.

Eine Hauptvorsichtigkeit liegt in der Verpflegung der Mannschaften, da die Küchen sehr beschränkt sind. — Gegen einen Abgang von täglich 6 Pence (5 Kreuzer) empfängt der Soldat früh 1 tin pot — ungeheiß eine halbe Canne haltend — Thee mit braunem Zucker, Mittags 1 Pfund gepökeltes Schweine- oder Rindfleisch mit einer halben Canne Erbsen oder Reis, um 6 Uhr abermals eine halbe Canne Thee und um 7 Uhr  $\frac{1}{2}$  Canne Brod, d. h. Rum mit zwei Theilen kalten Wassers vermischt, Zwieback wird in Unbestück geliefert, mit Trinfwasser meist dagegen sparlos umgegangen werden.

Ganz anders und beinahe luxuriös ist die Verquartierung und Verpflegung der Officiere. Obenbüßig bewohnen drei bis vier derselben eine Cabine zur Seite des Salons; die Betten sind schön, aber sehr rein und gut, freilich zwei Reihen übereinander. — Der Salon ist ihnen ausschließlich zur Benutzung übergeben, eben so das Quatterdeck. Der Salon selbst ist höchst elegant möblirt, Possenmöbel von Mahagoni mit rothem Damast überzogen, große Spiegel in Goldrahmen, elegante Teppiche auf dem Fußboden, Alles ist schön und komfortabel.

Früh 6 Uhr bringt der Steward jedem Officier eine Tasse schwarzen Kaffee an das Bett, gegen 7 Uhr stehen sie auf, wachen Morgensmelle und gehen in den Salon oder auf das Deck bis 9 Uhr, wo die Wache zum ersten Male frühstückt. Dies ist echt englisch, es besteht aus Kaffee, Thee, Milch, Toast, frischem Weißbrod, Butter, Fischen, Eiern, gebackenem Schinken, Kartoffeln, Reis und kaltem Braten. Dann beginnt der Dienst, bis gegen 12 Uhr darunter, die Leute müssen ihre Hängematten rollen und in die Einkammern legen, alle Räume werden inspiziert, kein Flecken auf Tisch oder Deck darf zu sehen sein, Alles muß geordnet sein, eine Maßregel, die nicht wenig zur Erhaltung der Gesundheit der Mannschaften beiträgt.

Um 12 Uhr haben die Mannschaften ihr Mittagessen, die Officiere ihr zweites Frühstück, luncheon, dessen Hauptbestandtheile Butter, Weißbrod, Zwieback, Käse, Mashedis oder Cartinnen bilden; Porter, Ale, Scherry, Rum, Whisky und Brandy stehen auf der Tafel und Jeder kann davon nach Belieben zulangen.

Das Dinner findet um 4 Uhr statt; zu dieser Stunde wird verlangt, daß jeder Officier in dem Anzuge ist, wie ihn das Reglement für die Messe (den gemeinschaftlichen Mittagstisch der Officiere) vorschreibt. Das Dinner beginnt mit einer Suppe, die, in der Regel sehr stark gewürzt, Appetit erregen soll. Sind die Teller gewechselt, so erscheinen sämtliche Stewards, jeder eine mit einem plattirten metallenen Deckel bedeckte Schüssel tragend, und legen diese nach Anordnung des Oberstewards auf den Tisch; sobald er nun den Deckel von der ersten Schüssel erhebt, thun sie dies gleichzeitig mit allen andern, rieft die Kinderbraten, Hammelkuten, Gänse, Enten, Hühner und Bekhstische reizen den Gaumen. Jeder Officier, vor dem ein solcher Braten steht, ist verpflichtet, zu transpiriren und vorzuliegen, ein nicht immer leichtes Geschäft. — Jeder der Gesellschaft schickt seinen Keller durch den Anwärter dahin, von wo er etwas zu haben wünscht, und jeder hat vollständig Zeit, von allen Gerichten zu essen, wenn es sein Magen sonst erlaubt. Reis, Rüben und Kartoffeln sind die Gemüße, Salat haben wir nie gehabt, — der Wein und Scherry sind in geschlossenen Flaschen auf der Tafel, Bier wird nur auf Verlangen gläserweise verabreicht. Will ein Officier die Gesundheit des andern tranken, so schickt er, nachdem er sich kein Glas vollgeschenkt, den Anwärter zum Bedienten mit der Bitte, ihm die Gure zu erteilen, ein Glas Wein mit ihm zu trinken, wenn scheinlich sich dieser auch ein, beide nehmen die Gläser in die Hand, vereinigen sich gegenseitig und leeren sie dann.

Wenn Niemand mehr Braten ist, räumen die Keller Schüsseln,

Teller, Messer und Gabeln ab, legen frisch auf, und erheben abermals in Procession, genau die oben beschriebene Ceremonie wiederholend. Diesmal sind es Weisfischen, Fuddings, Confituren aller Art, welche sie bringen. Ist dieses gehöblich gesprochen worden, so räumen sie wieder ab, und bringen das Dessert, aus Käsen und Früchten, Mandeln, Nüssen &c. bestehend. Alsdann erhebt sich der Capitain des Schiffes, der ebenan sitzt, nimmt sein Glas und bringt die Gesundheit der Königin aus. — „Gentlemen, the queen's toast er, „the queen!“ antwortet die Officiere im Chor, erheben sich und leeren ihre Gläser auf das Wohl Ihrer Majestät.

Nummehr wird Alles, selbst das Tischth, entfernt, neue Gläser aufgesetzt, und die Flasche geht nach albertinischer Sitze Reihe um; in der Regel ist es Portwein oder Claret, der nun getrunken wird. — Jetzt kann Jeder nach Gefallen die Tafel verlassen, um auf das Deck zu gehen und zu rauchen, oder der Regimentsumwispel zuzuhören, welche dort bis sechs Uhr spielen muß. Da sitzen die Officiere auf dem Bellwerk oder am Steuer, Andere wandeln auf und ab, noch Andere blicken nach fernem Schiffen, und theilen sich ihre Vermuthungen über dieselben mit, kurz, unterhalten sich, so gut sie können. Um sechs Uhr ruft die Wache zum Thee oder Kaffee, der mit Zwiebad und Weißbrod nebst Zucker, Milch und Butter im Saalen aufgetragen wird, und um neun Uhr endlich das letzte Mal zum „Oreg“, diesem beliebten Seemannsgetränk. In Krystallflaschen stehen Rum, Arac, Wbiedel, Orneer und Brandy nebst heissem Wasser und Zucker auf der Tafel, jeder der Herren niucht sich keinen Oreg selbst, und trinkt so viel er mag, bis zehn Uhr — da wird der Tisch abgeräumt, die Lichter werden ausgelöscht, und wer nicht im Dienste ist, sucht sein Lager. Für diese geringe sündliche Verpflegung zahlt der Officier täglich 3 Schilling 6 Pence, ungefähr 1 Thlr. 5 Sgr., die Königin hält 11 Schillinge (3 Thlr. 20 Sgr.) für Jeden zu; für keinabe 5 Thlr. täglich kann man selbst auf Ete etwas Bergnüglichs verlangen.

Etwas anders gestaltet sich die Sade bei schlechtem Wetter. Schon wenn man sich früh erhebt, muß man sich ängstlich schalten, um nicht zu fallen; es ist ein beinahe schmerzliches Manöwer, sich in der engen Cabine anzustellen, ohne sich brann und blau zu schlagen; man balancirt in den Seilen, hält sich an die Stangen, welche zu dem Zwecke an den Wänden befestigt sind, und erleichtert häufig sich das Quartierdeck. Die Schiltschwaben an den Treppen halten sich mit einer Hand am Tadelwerk fest, und verpassen es, die Ehrenreihung zu machen, sie sehen blaß aus und müssen öfters abgelöst werden, denn auch sie erliegen jenem Uebelweber, „Seeranzheit“ genannt. Kopfschmerzen und Schwindel erzeugen sich, und wir wollen uns dies nicht anmerken lassen, versuchen ihn und her zu gehen, lehnen uns über das Bellwerk, und befinden uns unglücklich elend. Die Wellen schlagen dennert gegen die Wände des Schiffes,

ja über dieselben, das Schiff wankt und schwankt, sinkt und hebt sich, und das Alles müssen wir ertragen, wir, denen es wahrhaftig recht übel ist. Es schlägt neun Uhr, die Frühstückglocke läutet, wir geben verstigt hina in den Saalen, — über das kleinsten weiße Tischth liegen Rahmen von braunem Holze, die selbsterlaubt das Herabfallen von Tellern, Tassen und Schüsseln wehren sollen. Viele Herren erdienen gar nicht zum Frühstück, andere gehen sich hin, am bei dem Anbild von fetten Speisen sofort den Tisch verlassen zu müssen, nur Wenige vermögen es, mit Appetit zu essen. Je länger, desto schlimmer wird es; überall nur bleiche Gesichter, man könnte das Schiff als die Heimath des „Kagenjammers“ bezeichnen. Nur die Zwergweinen, die „Mercurist“, der Schiffscapitain, seine Officiere und Matrosen sind vom allgemeinen Leiden nicht ergriffen, und blicken und ironisch lädelnd an, uns, die wir trotz alle Kräfte aufstehen, nicht krank zu erdienen.

Da ruft uns der Dienst hina in die Kämme der Compagnie. Die Hängematten sind noch nicht aufgerollt, der Boden, die Tische sind noch nicht gereinigt, und mancher Zerkat bietet einen so erdärmtlichen Anbild, daß die festesten Herren erschüttert, — dieser Anbild, verbunden mit der schwülen, dunstigen Luft, welche wir athmen, überweinet uns — dazu die Dige — — bald kann kriegen wir hinaß, blaß und ganz krank sehen wir jurid, finden unsen Lager, schliefere die Augen, und danken es dem Stewart nicht eben mit freundlichen Worten, wenn er kommt, uns zu erinnern, daß es Tischzeit sei, oder zu fragen, ob wir etwas zu genießen wünschen. Wohl denen, deren Herren dem Uebel zu widerstehen vermögen, aber auch sie leiden unter der allgemeinen Calamität, denn sie müssen den Dienst für ihre erkannten Cameraten übernehmen. — Bergnüglich ist es die Wacht von Wiscapa mit ihrer ewigen Unruhe und ihren Stürmen, wo die Kraftzeit ihren Anfang nimmt, und Menschen nicht eher verläßt, bis er an das Land kommt.

Doch mit dem Wetter befreit sich auch im Allgemeinen der Gesundheitszustand, die Officiere nehmen eine blühendere Farbe an, der Appetit findet sich wieder, und manchem Soldaten erdient sein Mevier zu Klein; — bald erfüllen ihre frühlichen Reden die Luft, Scherze und Redereien aller Art treiben sie unter sich, und die Officiere haben zu wehren, damit sie in den Schranken der Decoretet bleiben, und nicht Dinge unternehmen, die gefahrbringend sein könnten. Urlaub es das Wetter igent, so schlafen sie auf dem Berdeck, aufstalt in ihre Kämme derabzugehen und sich in die Hängematten zu legen. Das Schenern und Wachsen beginnt aufs Neue, die weiße Farbe der Tienen würde manche Dauffrau kaum so schön herstellen können. Und wenn es heißt: „Vand!“ wenn man den Hafen erredit, dann sieht das Schiff, wenn es fest kein Unglück gehabt hat, netter und reiner aus, als am Tage, wo sich die Truppen einschiffen.

### Ein Thüringischer Wunderdoctor des vorigen Jahrhunderts.

Es ist eine ausgemachte Thatsache, daß Aberg- und Wunderglaube in den Köpfen der Gevörgerechneter fester sitzen, als in denen der Leute im staden Lande. Halten sich doch diese Rebel auch am längsten in den tiefen Wäldgründen der Gebirge auf. Sonst schien es, als sollten Wahrsager, Zauberer, Wunderdoctoren, noch mehr aber die Individuen weltlichen Geschlechts, welche in dertel gesuchten Kräfte machten, in den schönen deutschen Bergländern gar nicht ansflorben; die Popularisirung der Wissenschaften und das daburch bewirkte Eindringen von richtigen Kenntnissen und vernünftigen Denken in die untersten Schichten der Bevölkerung scheinen doch endlich dem unwillen, wunderlichen Eigensinn den Garaus machen zu wollen. Die meisten Dialecte des Aberglaubens sind inzwischen Ueberreste des altdeutschen Heidenthums, das aus einer sinnlichen, d. h. peitlich schönen, aber besangenen Anschauung der Natur hervorgegangen war. Um südlichen Thüringen und an den Rändern des Thüringerwaldes lassen sich die Spuren des polytheistischen Cultus noch ganz genau nachweisen, deshalb war aber auch die geistige Lebensluft der Bewohner dieses schönen Gebirges Aberglaube, und deshalb ist auch fast kein anderes deutsches Gebirge so überschwinglich reich an peitischen Völkern; sie sind zu Kinder des Wunderglaubens.

Unter den mancherlei Völkstypen, welche der dem menschlichen Bedürfnis zu Hülfe kommende Aberglaube schuf, nehmen die Wunderdoctoren oder Naturärzte beiderlei Geschlechts die erste Stelle ein; denn das ist merkwürdig, daß auf diesem wechselläufigen Felde der

menschlichen Wirkfamkeit immer auch Frauen sich hervorthun und sich gar nicht selten in größerem Ruf zu bringen wissen, als die Männer. Auch das muß ein gewöhnlicher Zug unserer Völksthum sein, wo auch Tacitus schon Frauen als beruhmte Wahrsagerinnen, Pflasterinnen und Hexeninnen vorfindet.

Unser etwas genaueren Kenntniß der Verhältnisse des Thüringerwaldes reichen kaum über das 17. Jahrhundert jurid. Da werden aber auch schon Wunderdoctoren erwähnt und im vorigen Jahrhundert gibt es dergleichen in allen Gebieten des Gebirges. Ihr Ruf hat sich zumist im Munde des Volkes erhalten. Einer der berühmtesten war Johannes Hornschuh, „Börwerts-Hans“ genannt, in Thal bei Eisenach. Berühmter noch war sein Vorgänger in dieser Gegend und gewissermaßen sein Lehrer, Johannes Dixel in Seebach (saum 1, Stunde von Thal), und gerade über diesen in dieser Hinsicht merkwürdigen Mann haben sich ausführliche schriftliche Aufzeichnungen erhalten und der Volksmund hilft ergänzend nach, so daß wir eine ziemlich genaue ansehrliche Anschauung von seiner Persönlichkeit, seinem Charakter und seiner naturtätlichen Wirkfamkeit erhalten.

Da Zustände und Persönlichkeiten der Art, wie sie im vorigen Jahrhundert existirten, schon jetzt zu den Unmöglichkeitten gehören, weil wissenschaftliche Auffklärung und Polizei ihnen die Lebens- oder unterbinden, so ist es von allgemeinem Interesse, sie in getreuen Federzeichnungen aufzubewahren. Der Mann, dem wir diese

keine Darstellung widmen, verdient es schon, daß ihn nicht allein die Nachwelt seines Geburtsortes kenne und wenne.

In einer der flachen Thalmulden, welche die Vohberge des nordwestlichen Thüringerwaldes in westlicher und nordwestlicher Richtung nach dem Hersfelde hin bilden, liegen die einzelnen, von Wärdern und Helsen umgebenen, meist kleine und unansehnlichen Häuser des langhinestreckten Dorfes Seebach. Zum Großherzogthum Cassel-Weimar-Giesen gehörig, grenzt seine Flur meist an das Herzogthum Gotha. Der berühmte Hersfeldberg, der jetzt auf alten Theatern spielt, ist nur eine kleine Etunde nördlich davon entfernt, Ruhla liegt kaum so weit westlich. Von der Anbaltische Wärd an der thüringischen Giesenabund zwischen Giesen und Gotha geht ein rüstiger Fußgänger in einer Stunde über das Dorf Harrode mit seinem schmalen Schloße und über den Hof Hunderebe nach Seebach, ein grüner, angenehmer Weg, welcher das in geringer Entfernung anliegende Gehirge zur Rechten läßt. Die paar hundert Bewohner dieser bescheidenen Hütten treiben den Haberbau, Viehzucht und etwas Obstbau; auch nähren sich manche von Haberarbeiten für die Rablar Kaserne.

Westlich begrenzt der malerisch gekrümmte, mit Buchenwald bepflanzen, in betonißer Hinsicht merkwürdige Wartberg, im Volksmunde „Wartberg“ genannt, die Thalschlüß.

Die in den benachbarten Thälern in geringer Entfernung von einander liegenden Dörfer Eichreit, Harrode und Seebach, der Weiser Wärd und der Hof Hunderebe bildeten sonst die burggräflich kirchbergische Herrschaft Harrode unter der Lehnshoheit der Herzöge von Giesen. Die Burggrafen von Kirchberg, ein uraltel thüringisches Adelsgeschlecht, dessen verfallenes Stammschloß bei Jena unter dem Namen des „Ruchstürmes“ bekannt ist, hatten die Herrschaft Harrode 1461 käuflich an sich gebracht und wohnten fast tritthalb Jahrhundert dort. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts eilten sie die Hälfte der großen und reichen Grafschaft Sayn an Huße des Westermaldes im Fürstenthume Nassau-Weilburg an und wohnen in der Hauptstadt derselben, Hadenburg. In Harrode hatten sie nur noch ihre Kaserne, ihre Kammer und ihr Untercassenthorium, welche die kleine Herrschaft in weltlicher und geistlicher Beziehung regierten.

Ans solchen Miniaturerregungen lassen sich viele Erscheinungen in deutschen Völkern erklären, welche angedeutet unverständlich sein würden. Wenn man das Geste und das Wesen in Deutschland genau kennen und verstehen lernen will, muß man durchaus diese eigenthümliche Peripatetiker der Herrschaft im vorigen Jahrhundert scharfer in's Auge fassen, als gewöhnlich geschieht. Wer es aus einem Sommerauszuge in den an Naturreizen so reichen und deshalb in der neueren Zeit so sehr beschätzten nordwestlichen Thüringerwald der Mühe werth hält, einen Aufsteher nach Seebach zu machen, der wird dann wohl auf den in der Mitte des flachen Thales an „Gledenhügel“ sich sanft emporhebenden Gottesacker und an die schmale Kirche mit dem hübschen Thurm treten, und da werden seine Augen auf eine zur Rechten der Kirchthüre eingemauerte Toteninsel von Sandstein fallen, welche folgende Inschrift trägt: „Herrn Johannes Diecl, ihrem vormaligen treugesunden Wirthnachbar und ansehnlichen Wohlthäter, dem eelen Begründer aller hier bestehenden frommen Stiftungen für Kirche, Pfarrei und Schule, dem Erbauer dieses Gotteshauses, als Denkmahl unvergänglicher Dankbarkeit gerichtet am ersten hundertjährigen Stiftungstage dieser Kirche, den 28. Juni 1836 von der Gemeinde Seebach.“

Au der feineren Kirche hängt die Sacristei als kleiner höherer Anbau, worin mehrere werthvolle christliche Schätze in sich haben sind, darunter ein Bild von Bedeutung für den hier besprochnen Mann, der es der Sage nach selbst gemalt hat. Es stellt eine Apotheke vor, und der Apotheker ist Christus, dem ein hülfbedürftiger Käufer gegenüber am Abendische sitzt. Die Waage zeigt und in der einen Schale ein Crucifix als Gewicht, in der andern wird „Absolution“ auf einem Zettel abgemogen, und ein kleiner Einlenbrot das sich unten an die Waagschale geklammert. Die Kräfte, Schwächen, Püßchen und Klagen tragen mystisch-religiöse Inschriften, wie „Geduld, Temuth, Gottesfurcht, Glaube, Liebe, Hoffnung, Friede, Schwermuth, bescheiden, heiligselig, keusch, gerecht, müthigen, mäßig, dankbar, aufrichtig, sanftmüthig, mittelzig, freigebig“ zc. Andersum ist das Bild noch mit passenden Bibelversen geschmückt. Wenn man sich erinnert, daß ja jener Zeit die Gegenden der Wetterau und Nassau der Sitz des tollsten Mysticismus und der Rheinpiratien waren (Berleburg, Büdingen, Iffenburg zc.), wo der Sattler Rod sich

Kolle spielte, so leitet diese gemalte Apotheke auf die richtige Vermuthung, daß durch die burggräfliche Familie, die von den mystischen Einflüssen in Hadenburg nicht unberührt blieb, ein geistiger Strom in diese einsamen Thäler am westlichen Fuße der Thüringerwälderberge verfloß und unter dem frommen Naturarzte zu gutem Gebrauche verhalf.

Im neuerbauten Pfarrhause so wie in der Kirche findet man gar nicht über gemeinte Delibitor von Diecl und seiner zweiten Frau, der Angabe nach von ihm selbst gemalt. Auch noch andere religiösgeschichtliche Delibitor im Pfarrhause sollen von seinem Pater herrühren. Auf Verlangen des Lesers wird der freundliche Pfarter einige Acten volumina und andere Schriftstücke aus dem Kirchenarchive vorgelesen, welche Diecl betreffen. In einem derselben erzählen die „hochgeborenen Grafen und Herrn Herrn Georg Friedrich Burggrafen von Kirchberg, Grafen ja Sayn und Wittgenstein, Herrn ja Harrode zc. gnädigst verordnete Räte und Beschickhaber“ die Lebensgeschichte Johannes Diecls und stellen die von denselben gemachten Stiftungen und Legate zusammen, am zu erkennen zu geben, „daß der liebe Gott dem Medicum Herrn Johannes Diecl in dem Burggräflich kirchbergischen Dorfe Seebach zu einem ganz besondern Wohlzuge seiner Ehre und Verherrlichung seines Namens anverleihen und nach seiner Weisheit ihm ganz wunderbarer Weise mit denen hierzu erforderlichen Eigenschaften ausgerüstet habe.“

Aus diesem Documente, aus den übrigen Schriftstücken, aus dem Kirchenbuche und dem Volksmunde, in welchem ein Mann wie Diecl natürlich noch ziemlich frisch, aber freilich auch schon mit der Glorie der Volkslage geschmückt lebt, ist die folgende kurze Darstellung seines Lebens und Wirtens gemessen.

Johannes Diecl, 1676 zu Seebach als der siebente Sohn eines sehr armen, christen Einwebers und Tagelöhners geboren, besuchte die in's 13. Lebensjahr die Dorfschule und arbeitete bis zum 18. als Einweber, Drechsler, Holzhuher, ging aber dann mit seiner vermittelten Mutter „in den noch immer anhaltenden Kriegs- und theuren Zeiten“ betteln. „Kleinhaus“ wurde in seinem 20. Jahre nach dem Tode der Mutter von seinem älteren Bruder „Junghaus“, der das elterliche Haus übernommen, angeworben, und zeigte „eine Rath und Tap und also in einem höchst betrübten Aufstand“ große Lust zur Malerei, zu deren Erlernung ihm die damals regierende Burggräfin von Kirchberg, Margalene Christine, 60 Thaler schenkte. „Wälen aber vor dieses Geld sich Niemand fand, welcher diese Gattinnen (in der Malerkunst) eines Tüchtigen zu lernen (lehren) gestraute, so ergriff Er vor sich den Pinsel, gieng damit aus und täuschte vor sich im Sommer, im Winter aber half er denen Leuten drehen.“ Schon im 21. Jahre heirathete er eine zwölf Jahre ältere Frau, zeigte drei Kinder, und erwarbete seine Familie als Tischler, Maler und Drechsler, ja er schaffte sich sogar ein Häuschen für 37 Gulden „Marktrod“.

Seebach hatte eine uralte kleine, käuflich erworben Kirche, unter dem Wartberge weit ab im Wälder gelegen, so daß ihr Besuch im Winter kaum möglich war. Verschiedene Verdüsse, sich ein neues Gotteshaus zu schaffen, waren der Gemeinde mißglückt. Nun nimmt der 23jährige Kleinhaus die Sache in die Hand, und bettelt als „Kirchen-collectante“ in Thüringen umher, aber er bringt nicht viel zusammen; auch gestattet ihm sein armer Haushalt nicht, lange anzubleiben, und so wird aus dem Kirchenbau wieder nichts.

Der Volkstheologe schrieb den lebenden Söhnen eine wunderthätige Heilkräfte mittelst Oestreichen und Dämbenfliegen zu. So wurden denn schon früh dem Kleinhaus als geborenem sympathetischem Arzte eine Menge Kröpfiger zugesührt. Ferner wird erzählt, seine Mutter sei eine sogenannte Kräuterram gewesen, welche für die Arznei und Apotheker der benachbarten Städte an dem am officinellen Pflanzen reichen Wartberge Kräuter und Wurzel gesammelt, wobei ihr Kleinhaus geholfen. Dann soll ihm ein Arzneibuch in die Hand, welches einer seiner Brüder gekauft, um sich selbst vom Krebs zu heilen, und er würdte dasselbe freizig. Endlich soll er einen jener geheimnißvollen Rüsse, welche in den Volksagen und schriftlichen Ueberlieferungen des Thüringerwaldes und Hiesigegebirges als Veneration oder „Wälen“ auftreten“, trauf im Gehirge gefunden, in die Hand ausgekommen und für Wartung und Pflege die Bereitung von seltenen Arzneien von denselben erfahren haben. Genug, in seinem 30. Jahre war Kleinhaus bereits ein in der Umgegend beliebter „Wunderdoctor“, dessen Kräfte man eine ungemene Heilkraft zuschrieb.

Der Zulauf zu ihm wuchs Auffersehen; die recipirten geheilten Krätze in Eisenad und Ruhla legten sich gegen Diecl's Medicirweise; Die besprochnen diese eigenthümliche Erscheinung in einem spätern Artikel.

die bezog. Regierung in Eisenach erstieg auf ihr Anstehen ein Verbot derselben. Natürlich erhobten diese Wagnahmen nur des schlichten Mannes Ruf. Die maßlos fortwährenden, bei ihm Hülfe suchenden Menschen zwangen ihn gleichsam, ihnen Arzneien zu verabreichen. Kleinband bestimmte aus Frömmigkeit, oder aus Klugheit, oder aus beiden zugleich, einen Theil seiner Einnahmen für den Kirchenbau. Nun sah ihm die burggräfliche Kammer zu Harrede erst durch die Finger, dann schickte sie ihn sogar auf heimlichen Befehl der regierenden Burggräfin, Mutter des nunwärtigen Burggrafen Georg Friedrich, seiner Gütern, gegen die Strenge der bezog. Regierung. Dicit kaufte gute medicinische Bücher, und „sag sogar einen großen Proceß zur Universal-Medicin zu laboriren an.“ Die Universalmedicin, die Panacee, der Stein der Weisen! Das war das gelobte Ziel aller Laboranten, Medicaster und Aerzte von Theophrastus Paracelsus an, und einwinkeln der Nimbus, in welchen sie vor den Augen des Volks das Haupt setzten. Dicit schlug die rechten Wege ein, um ein berühmter und reicher Mann zu werden. Im Jahre 1713 kaufte er einseifen in die alte Kirche „zu mehrerer Andacht“ ein kleines Orgelwerk, und damit setzte er sich bei der burggräflichen Regierung den ersten großen Stein in's Bret.

Er sehr nun auch die recipirten Aerzte lärmten und sich beschwerten und es endlich sogar dahin brachten, daß eine militärische Circulation von Eisenach nach Seebach geführt wurde, um Dicit's Arzneivortrag zu vernichten und „seine Gärten und Wäldchen zu verschlagen“, so hielt doch der burggräfliche Hofrat zu Harrede die Hand so kräftig über ihm, daß von den Befehlen gegen ihn keine ausgeführt wurde. Die Sache ist um so mehr interessant, weil sie einem recht vor den Augen führt, wie im Duetzestat Eisenach ein nitroreifeines Städtchen Harrede existirt, dessen burggräfliche Kammer allein Befehlen der herzoglichen Regierung spottet. Eben so spottet ja wiederum die bezogliche Regierung des Duetzstaates den Befehlen des Kaisers und des Reichs. Das war im vorigen Jahrhundert die süße thätliche Wirklichkeit in Deutschland.

Von nun an stieg der Zutrang zu Dicit von Jahr zu Jahr und seine Einnahmen wuchsen sich natürlich in gleichem Verhältniß. Aus ganz Thüringen strömten hülfsbedürftige Menschen nach Seebach und der Name des „Seewäcker Doctors“ wurde immer berühmter und erhaltete sogar über die Grenzen Thüringens hinaus. Und Dicit war nicht nur etwa der Arzt des gemeinen Volkes; die vornehmen Classen suchten seine Hülfe nicht minder und fürstliche Kassen sührten ihn an die thüringischen Höfe und Höfen. Freilich war sein deutsches Land so mit fürstlichen Familien besetzt, als Thüringen. Wie es im 16. Jahrhundert unzählige Klöster hatte, so im 18. unabhängige Fürstenthümer, und da nicht so viele Städte da waren, als fürstliche Häuser, so residierten viele in Dörfern. Diese höchsten und hohen Personen waren in Folge der verkehrten luxuriösen Lebensweise des vorigen Jahrhunderts alle krank, und da ihre Hof- und Leibärzte ihnen nicht helfen konnten, so nahmen sie ihre Zuflucht zu dem berühmten Wunderdoctor in Seebach. Dem regierenden, d. h. müß lebenden Herzog von Eisenach selbst sollte Dicit von einem schweren Gebreche frei, nachdem der Fürst alle Arzneien seiner Aerzte vergeblich gebraucht hatte. Auf Betrieb seiner Cousine, der Burggräfin Magdalena Christine, veranlaßte der Herzog Dicit, sich von der Medicinalbehörde in Eisenach examiniren zu lassen. „Bei welchem Examine man ihn vergeblich besuchten, daß sogleich das emanirte Verbot in Eisenach aufgehoben wurde, kraft dessen Niemand an diesem Fürstenthume bei ihm Arznei holen sollte.“ Dicit erhielt den Titel als „bedürftlicher Medicus.“

Dest stieg die Menge seiner Patienten auf eine noch höhere Zahl; hunderte strömten Tag für Tag zu Wagen, Ross und Fuß in das kleine Dorf und der „fromme“ Dicit wurde immer reicher. Da die Stelle seines alten Häuschens baute er eine große, heuere Wohnung mit Scheuer und Stallung, kaufte Acker, Wiesen und Gärten, legte sich eine bedeutende Landwirthschaft zu und lebte auf gutem Fuß. Als in seinem 50. Jahre seine einzige Tochter ohne Verlobten starb (seine beiden andern Kinder waren klein gestorben), so beschloß er, auf einen bedeutungsvollen Traum hin, auf sein Hab' und Gut an die neuerrubende Kirche zu wenden und auch die Schule nach Kräften auszukultiviren. Ueberhaupt träumte der wechsellüchtige Mann viel und bedeutungsvoll. An Wendepunkten seines Lebens und in kritischen Tagen kam ihm stets ein vielgestaltiger Traum, der ihm füngereige für sein einjüngelndes Verhalten gab und den er gut zu deuten wußte. Dem erwähnten Documente sind mehrere solcher wunderbaren Träume in Dicit's

eigener Erzählung und mit seiner Auslegung beigefügt. Sie lassen ersehen, wie klug dieser Stromer war.

Um diese Zeit malte Dicit die oben beschriebene Heilandsapothek und hing sie in seiner eigenen Apotheke mit einer Sammelbüchse auf. Jeder bei ihm Hülfe Suchende erhielt die Aufforderung, ein Scheerlein zum Kirchenbau in die Heilandsbüchse zu legen. Der Ruf seiner Gütlichkeit und daraus entspringenden Heilskraft stieg dadurch bis in's Fabelhafte. Man operete ihm, wie man sonst Heiligen geopfert hatte. Er war ein von Bornheim und Oering weit und breit hochgeleiteter und fast allgütlich verehrter Mann. Von seinen Wandercuren weiß die Sage nicht Erhebendes genug zu melden. Vorzüglich tettelte sie sich an die Heilandsapothek, so daß es eine allgemeine und selbständige Annahme war, der Heiland komme Nachts selbst zu ihm, besche ihm die Arzneien bereiten und gebe ihm bei schwierigen Krankheitsfällen Aufschluß, ob der Patient auch womit er zu retten, oder er dem Tode verfallen sei.

Im Jahre 1733 hat Dicit die bezogliche Regierung in Eisenach und die burggräfliche Kammer in Harrede um die gnädigste Vergünstigung, den Kirchenbau in Seebach auf seine eigenen Kosten begiinnen zu dürfen. Zum Bauplag hatte er schon einige Jahre früher ein Grundstück erworben. Als der Bau die verhandenen Geiter ausjehrte, collectirte Dicit in der Umgegend, forderte zur Erfüllung der Heilandsbüchse auf, ging die Pfarrhöfen um Bestreuer an und brachte durch unermüthlichen Eifer genug zusammen, um den Bau nicht stillsetzen zu lassen. Auf dem Johannestage 1736 wurde die Kirche mit großen Feuerschichten eingeweiht und der Mann, der sie eingeweiht hatte, ließ sich (seine Frau war des Jahres vorher gestorben) mit seiner Dienstmagd, die ihm 25 Jahre trenn geblieben, als erstes Brautpaar in der neuen Kirche einsegnen. Nicht ohne Absicht war diese Doppelfeier auf das Johannestag verlegt; der Medicus hieß ja Johannes, und er hatte nicht dagegen einzuwenden, als der „hochgräfliche Hofprediger“ seiner Weisepredigt den Bibelvers als Thema zu Grunde gelegt hatte: „Es war ein Mann von Gott gesandt, der hieß Johannes,“ und der Eisenacher General-Superintendent ihn in seiner Rede als den „Seebacher Wacker“ hinstellte.

Dicit trug nicht nur alle nicht unbedeutlichen Kosten dieser feier allein, sondern stieß auch 125 arme Leute auf seine Kosten. Auf sein Wachsen wurde vom burggräflichen Unterrichtsminister in Harrede um Ansehen an dieses Heilbest das Seebacher Kirchweihfest („die Kirchweih“), abweichend von allen anderen Dorfkirchweihen im Lande, welche im Herbst gefeiert werden, auf den Dienstag nach dem Johannestage festgelegt. Die Spelung der Fremden wiederholte Dicit in den folgenden Jahren, und er sah es gern, wenn sich recht viele an seinen Tisch setzten, bis endlich ein personifischer Gebrauch daraus wurde. Dies ist der Ursprung der sonst in jener Gegend so berühmten und vielbesuchten „Seebacher Doctorkirchweih“, später auch wohl „Pfarrkirchweih“ genannt, welche jährlich auf wenige Tage in das sonst so stille und einsame Dorf ein merkwürdig buntes bewegtes Leben und fröhliches Treiben brachte. Sie war ein echtes, charakteristisches, thüringisches Volksfest.

Nach Herstellung der Kirche ging Dicit's Betreiben dahin, sie reich und schön auszustatten; er schenkte Kamel, Altar und Taufstein, stellte geschnitzte Bildter darin auf, ließ die Orgel bauen und die Glocken gießen. Dann rathete er nicht, bis er durch Anlegung bedeutender Capitale auch eine Pfarrbesoldung beschaffte. Und so hatte er die Freude, den ersten Pfarrer selbst in die Kirche zu führen, dem er sein eigenes Haus zur Anwesenung bestimmte. Nach seinem Tode wurde es ausschließlich Pfarrhaus und das jetzige neue Pfarrgebäude steht auf der Stelle des alten.

Als der fromme Mann mit Kirche und Pfarre fertig war, wendete er seine Besorgnis der Schule zu.

Es war natürlich, daß Dicit mit der Zeit ein vornehmer Mann wurde, der mit Fürsten und Herren ziemlich vertrauten Verkehr hatte. Das geht aus Briefen hervor, die sich erhalten haben. Besonders sah sich der Herzog Ernst August von Weimar, der originellste aller Fürsten, die je ein Land regiert haben, als er Erbe des Fürstenthums Eisenach geworden war, in „Visitation.“ Ein eigenhändiger sehr zündiger Brief war der Begleiter eines vom Herzog selbst abgelegten Rechtsbills.

Dicit starb 1756 einen Tag vor seinem 82. Geburtstage. Die Doctorkirchweih hat ihren alten Glanz verloren, dem Velle ist der gemüthliche Streußlin abhanden gekommen. Seine Stiftungen werden aber das Andenken des ungewöhnlichen Mannes erhalten, der Charlatanerie und Frömmigkeit so gut zu verbinden wußte.

Rudm. Storch.



Mustrirtes Familiendatt. — Verantwortl. Redacteur J. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1 $\frac{1}{2}$  bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

### Oberst Hufnar.

Ein Lebensbild von Ernst Fried.

(1841.)

Der Oberst benutzte die erste Pause, die Therese ihrer zitternden, fast athemlosen Stimme erlaubte, um mit widerspruchsvollem Tone die letzte Bemerkung zurückzuwerfen:

„Was? Gottes Finger? Unser Zusammentreffen? Gnädige Frau, Sie halten mich wohl für einen Komödienten, aber Gottlob, da irren Sie sich. In meinen Ansichten kann weder Zeit noch Anbiederung etwas ändern und was die Verminderung meiner Vaterfreunden betrifft, so haben Sie mir jetzt eben wenig Lust gemacht, diese durch Ihre persönliche Einwirkung zu vergrößern. Befehlen Sie noch irgend etwas, meine Gnädige, so stehe ich zu Diensten, sonst aber möchte ich Sie bitten, sich wieder hinter die Coullissen, wohinter Sie das Stichwort Ihrer Rolle abgepaßt haben, zu verziehen, denn wir Beide können nicht in einem Zimmer leben.“

Das Wienenspiel der würdigen Medicinalrätin hatte hinlänglich verkrast, daß sie nichts Anderes erwartet hatte, als diese untröstliche Erwidrerung, und Frau Therese, von der Spredigkeit, woran ihr Sühnungsversuch abprallte, auf's Keuchste erschreckt, stand leichenblau da, bis es ihr genugs wurde, daß für jetzt und für immer die Brücke abgebrochen war, worauf eine wiederherzustellende Verbindung versucht werden konnte. Sie wagte kein Wort. Sie wußte auch kein. Schmerzlich betroffen, ehmedes leidend, sching sie mit unsäglich leidendem Ausdruck die Augen einen blig-schnellen Moment zu dem harten Manne auf und verschwand im Nebensimmer.

Eine peinliche Stille folgte ihrem Abgange. Der Oberst ließ sich nicht wieder nieder, sondern machte Anstalt, sich zu entfernen. Die Medicinalrätin, eigentlich etwas erkältet an Therese, weil sie dennoch, gegen ihren Rath, einen Austritt herbeigeführt hatte, stellte ihm ein Hinderntz entgegen. Sie klingelte ihrem Mädchen, befohl ihr, dem Oberst Paletot und Müße zu reichen, fragte, ob der Bediente des Obersten da sei, der ihn zu seiner Wohnung führen könnte, und gab sich keine Müße, ihre ungnädige Lanze irgendwie zu verbergen.

Die alte Dame wußte ihn zu behandeln. Ihr Benehmen hatte den Erfolg, daß er mit factatischer Untnützigkeit beim Abschiede sagte:

„Geben Sie sich wohl, Frau Schwester. Wenn des Schloßers Förstlein abgereist ist, komme ich wieder, eher aber nicht. Sie hätten wissen können, Dame Weisheit, daß bei meiner Strategie solche Empfindungen und Ueberraschungszerplopfen verpuffen ohne den mindesten Nachfall. Nun gehen Sie und trösten Sie

Ihren weinenden Schöpling, denn ohne Thränen geht's nicht aus — nicht wahr?“

Er lachte und verabschiedete sich.

### III.

Kat volle Tage verfloßen, ohne daß es dem Obersten einfiel, sich nach dem Wohlbefinden seiner „Frau Schwester“ zu erkundigen. Er fühlte sich beschäftigt und wohl in seiner sehr netten Wohnung, welche eine Aussicht auf den See und die ihn begrenzenden Berge hatte, und begann unter der Leitung des Wasserheilanstaltztes seine vorgeschriebene Cur.

Während der Zeit war Frau Therese abgereist. Ihr Aufenthalt, von Anfang bis Ende Mai festgesetzt, kürzte sich des Kennen's wegen um einige Tage, da zwischen ihr und der Medicinalrätin nach demselben eine kleine Vermählung eingetreten war, die ihrem Besamenseben den sonstigen Mißrath. Die junge Frau, von den Bewandern der alten Dame belehrt, war tief betrübt über ihren Fehlgang, den sie sich aus Unkenntnis und Selbstüberschätzung hatte zu Schulden kommen lassen, und es fehlte ihr fast der Mut, ihrem Gatten, der ihr bis zur Hälfte des Weges entgegengeereist war, den mißlungenen Vermählungsversuch zu berichten. Nur ihr eigentümliches, auf unbeschränktem Vertrauen beruhendes Verhältnis vermochte sie endlich dazu und da war es ihr ein Trost, daß Oberst nicht allein ihre Handlungsweise vollkommen billigte, sondern den Tadel der alten Tante mit seinen Tröstungen gänzlich entkräftigte. Der junge Mann war empört über die Härte seines Vaters der lieblichen, sanften Frau gegenüber und in seinem Innern regten sich raschfichtige Gefühle. Was hatte ihm Therese gethan? Wie konnte er sie aus seiner Nähe verweisen, ohne den Versuch zu machen, sie aus oberflächlich zu prüfen? Er überantwortete mit einer stillen Vermählung denjenigen einer sähenden Nemesis, der ihm zwar das Leben gegeben, aber es ihm auch vergällt hatte.

Und der Himmel erhörte die Bitte des schwer gekränkten Sohnes.

Der Oberst hatte vorsichtig durch seinen Bedienten Erkundigungen einziehen lassen und kam richtig am Tage nach der Abreise Therese's im Hause der Medicinalrätin an. Sie empfing ihn, als wäre nichts vorgefallen.

Unter den leichtem und amüsanten Plaudereien, wie der Oberst

sie liebte, wurde abermals der Thee servirt und in ganz natürlicher Gedankensociation verließ der alte Herr darauf, sich angeliegender nach dem „häßlichen kleinen Fräulein, welches Pauline hieß, zu erkundigen und zu fragen, warum sie nicht mit Thee trinke.

„Die Kleine ist ja abgerafft, Herr Schwager,“ entgegnete die Medicinalrätbin in der Voraussezung, er wisse jetzt, wenn das Kind angehe. „Die Mutter würde doch ihr Kind nicht hier lassen, und da die arme Theerese von Ihnen eben nicht handgreiflicher aus dem Hause gewiesen werden konnte, so machte sie sich mit ihrer Kleinen natürlich so eilig als möglich davon.“

Dem Obersten ging es wie ein Stich mit tausend Wiederhaken durch's alte, verhärtete Herz, während er mühsamstill jubelte und aus den Erzählungen seiner Frau Schwester erkannte, daß die engelstbliche freundliche Kleine „sein Enkelkind, seines Sohnes Tochter“ gewesen sei. Zu seiner Daal war sein Gedächtniß nie treuer gewesen, als in diesem Augenblicke, wo des Kindes reizendes Lächeln, ihre Verbeugung, ihn zu belohnen, weil er ein „guter Mann“ sei, ihr süßig Anknüpfen und ihre unermüdete Artigkeit wie ein bitterer Berwurf vor ihr hintrat.

„Warum haben Sie mir denn nicht gesagt, daß Pauline meine Enkelin ist?“ fuhr er etwas unzufan auf.

„Was hätte das geholfen?“ war die alte Dame ganz gelassen ein. „Pauline ist ihrer Mutter Tochter.“

„So, Dame Weisheit?“ Das Rindchen zeigte aber eine liebenswürdige Hineineigung zu dem alten Großpapa —

„Die zeigte ihre Mutter auch,“ fiel die „Frau Schwester“ prompt ein, „sonst würde sie wahrhaftig nicht um die Liebe des Schwagerbraters, der sich nie liebenswürdig gegen sie gezeigt hatte, gebettelt haben. Die Sache ist vorbei, lassen wir sie ruhen.“

Zum ersten Male in seinem ganzen Leben war der Oberst mit diesem Beflusse nicht zufrieden und schwieg denach. Das Bild des kleinen Mädchens, aus das er ein Recht hatte, da zu ihm gehörte, das sein Herz mit einem Gesühle voll süßer Frühlingsgedanken erfüllte, wie er sie seit seiner Eheliche Ehe gehabt zu haben sich nicht erinnerte, das Bild wich und warste nicht aus seiner Erinnerung. Er sah sie sitzen und Thee trinken — sein Blick suchte die Stelle — da stand der kleine Polsterstuhl, worauf sie es sich so allerliebste bequem gemacht — jetzt hatte die große graue Kape der Medicinalrätbin darauf Platz genommen und blinzelte ihm mißtraulich an, als er mit unzufriedenen Mienen zu ihr hinsah — er machte eine verschwendende Gekehrde und schmit ihr ein grimmiiges Gesicht zu. Die Kape rührte sich natürlich nicht.

„Das hat Ihnen denn meine Wiege gekhan, Herr Schwager?“ fragte die alte Dame. „Lassen Sie doch das alte gute Thier in Ruhe.“

„Ach was —“ sie soll nicht auf dem Stuhle liegen, wo Pauline geiffen hat,“ brummte der Oberst beschämt.

„Was Sie doch herrschsüchtig sind,“ meinte sie und setzte sich neben ihn.

Er sah immerfort die Kape an — die Kape ihn ebenfalls. Zuletzt wurde ihm die Geschichte Ernst — er stand leise auf und näherte sich dem kleinen Stuhle. Die Kape hob mit nachweislichem Zaubern den Kopf zu ihm auf — patß, habe sie einen Schuß, daß sie bis in die Mitte der Erbe stoß.

„Aber Sie sind doch der unerträglichste Tyrann auf Gottes Erdboden,“ schalt die alte Dame, indem sie sich erbob und die Kape hinausjagte. Ihre Stirn stand dabei voller Donnerwetter. Der Oberst lächelte herzlich.

„Nehmen Sie mir es nicht übel, Frau Schwester,“ rief er, „aber es war mir unmöglich, dies abscheuliche Kapengestalt da sitzen zu sehen, wo ich zuletzt mein beziges Paulinchen benimmt hatte. Stellen Sie den Stuhl fort. Ich will ihn nicht wieder sehen, will überhaupt an Nichts erinnern sein, was geschah.“ Ertrug sie die Kape nur die fünf Wochen lang, die ich hier bliebe, nachher nehmen wir Abschied von dieser Welt und legen uns hoffentlich nicht wieder. Ich bin's nachgerade satt auf der Erde — mein Abschied vom Dienst kann nicht lange mehr ausbleiben, dann laufe ich mir eine Eremitage und ihue Buße!“

„Ah bah,“ entgegnete die Dame. „Wenn Sie Buße thun wollten, so hätten Sie keine Eremitage nötig, sondern könnten des Lebens Herrlichkeit im schönsten familiaritäre genießen!“

„Was!“ schrie der Oberst mit gewaltiger Stimme. „Was? von dieser Zeit an bis zum Ende seines Aufst-

halts — nicht ein Wort wieder gesprochen, weder von Pauline, noch von dem Thiere und Geerbard.

IV.

Die Wohnungen am See vereinigten die Annehmlichkeiten eines Landhauses mit dem Bequemlichkeiten städtischer Eleganz. Die Kaltwasseranstalt lag mitten in der Gruppe dieser Häuser und wurde nur von den ganz absonderlich leidenden Fremden besucht, während die gewöhnlichen Cur- und Brunnengäste es vorzogen, den größeren Comfort in den Privatwohnungen zu genießen.

Am Tage nach der eben beschriebenen Scene erblidte der Oberst, der seine Leidensgenossen mit theilnehmender Artigkeit zu behandeln pflegte, ein paar Damen langsam unter dem Arcien am Strande entlang promeniren, die er bis dahin noch nicht bemerkt hatte. Sie schienen einfach und solid zu sein, obwohl ihr Anstand jene angeborene Sicherheit aufwies, welche Damen aus den mittleren Rängen herstellungen sich fähig anzuzeigen wissen. Die ältere Dame war sichtlich leidend, sie trat unsicher auf und hielt den Arm ihrer Begleiterin als nothwendige Stütze umfaßt. Das junge Mädchen, in schlichten, grauen Stoffen, mit großen Tragen und breitanzigem Strohhute hatte ein etwas an sich, was die Würde der Menschen ganz unmißlichlich fesselt, obwohl es nicht an bedeutender Jüngerer Schönheit brüht. Braunes Haar, brennende Augen, blühende Nase, purpurrothe Lippen und schön geformte Wangen mit einem Strahlen, die den ersten Mienen eines wunderbaren Reiz mittheilten, das war ungeführt dasjenige, was dem prüfenden Auge fogleich anfing. Es mußte im Geiste der jungen Dame liegen, daß sich diesen oftmals dagewesenen Reizen die Bedeutung einprägte, welche sie auszeichnete.

Die Damen gingen an dem Plage vorüber, wo der Oberst an ihrer nater den Bäumen stand und in Gedanken verlor den schöne Gegen betrachtete.

Er gräßte sie achtungsvoll, wendete sich aber, da er sie nicht konnte, ohne sie anzudeuten, wieder nach dem Wasser um.

Kaum hatte er dies gethan, so hörte er, augenscheinlich von der älteren Frau gesprochen, die Worte:

„Das muß er sein, Baleska.“

„Taran habe ich gar nicht geweißt, Mama, sehen als ich ihn von fern erblidte,“ entgegnete die Tochter mit einem sonoren, wohlklingenden Dyane.

Der Oberst hatte das Wechselgespräch ganz deutlich verstanden und sah sich besendend nach den Damen um. Wer mochte das sein? Er tröstete sich, daß nicht vierundzwanzig Stunden vergehen würden, ohne seine Rangier zu beschreiben. Es sollte früher geschehen.

Nachdem die Fremden eine kleine Tour um den See gleichsam nur, um sich an dem Anblicke zu erlaben, gemacht hatten, führte das Fräulein ihre Mutter wieder in das Kaltwasser-Curhaus zurück und kam eilig und entschlossenen Schrittes auf den Oberst zu, der sich eben auf eine Bank niedergelassen hatte.

Sie verneigte sich nochmals leicht mit den fragenden Worten: „Herr Oberst Hüßler, wenn ich nicht irr?“

Der Oberst, angenehm überrascht von dem leichten, gewandten Wesen und dem Andruce des hübschen Gesichtes, bejahte mit ausgezeichneter Ritterlichkeit und sah dann erwartungsvoll in die braunen, lebhaften Augen des jungen Mädchens.

„Ich sehe mich Ihrem Tadel aus, Herr Oberst, indem ich es nicht dem conventiellen Verkommen überlasse, unsere Bekanntschaft zu vermitteln,“ begann sie, schnell sprechend und mit dem Bewußtsein geistiger Sicherheit. „Alein, da wir nicht viel Zeit haben, die Pläne zu verschieben, die notwendig geworden sind, und da wir nur Ipretrungen fröhlich zur Cur meiner armen Mutter gewöhlt haben, so berthe ich unser Zusammenreffen. Ich bin Baleska Suntwipl und habe die Ehre, von Ihrem Sohne Leihar innig geliebt zu sein.“

Der Oberst, der am liebsten jetzt „rechts schwenkt“ gemacht hätte, entgegnete einige gewöhnliche Gesellschaftsformeln mit einer spöttischen Manier, die bedeutend gegen seine Empfangsfeierlichkeit abthat. Fräulein Baleska schien dadurch nicht im Geringsten bedert zu sein. Sie fuhr eben so schnell fort:

„Sie sollen und müssen nicht leunen lernen, mein Herr Oberst, und da dies auf keine andere Art zu bewerkstelligen war, so gab

meine Mutter meinen Bitten nach und kam hierher, als Oberhart uns mittheilte, daß Sie hier wohnt.“

Der Oberst, mit satzfäsihem Lächeln die Redefertigkeit des Mädchens bewundernd, unterbrach sie und sagte, auf die Bank neben ihnen deutend:

„Setzen wir uns, mein Fräulein, damit es nicht scheine, als gäbe ich in färslicher Yauue eine Audienz. Das würde Ihnen nicht angenehm sein, meine ich.“

„Gewiß nicht, denn es zeigte eine Ueberhebung von Ihrer Seite, die ich Ihrer Klugheit nicht zutraue,“ warf Valosta kurz hin, ohne den Blick zu beachten, der aus seinen Augen über sie hinwegfuhr. Ich rufe Ihren Gerechtigkeitssinn an, Herr Oberst, um stelle mich Ihnen zu einer Prüfung. Vier Wochen werden für einen Mann von Ihrer Weltersfährung und von Ihrer Menschenkenntniß hinreichen, um zu beurtheilen, ob ich werth bin, Ihres Sohnes Gattin zu werden. Unterbrechen Sie mich nicht, mein Herr, ich habe noch viel zu sagen und meine Zeit gehört meiner Mutter, so lange sie nicht, wie jetzt, unter den Händen der Paterfrauen ist. Ich rufe Ihre Gerechtigkeit an bei der Bestimmung eines Verhältnisses, das mich beglücken würde. Ich verlange Ihre Billigung — nicht Ihre Liebe, sondern Ihre Achtung. Ihre Liebe kann ich entbehren, denn ich habe sie nie befehlen, aber Vorhar kann sie nicht entbehren und er soll sie nicht entbehren meinerwegen, damit er nicht ein getheiltes Leben mit verdaue, die ihm ein ganz ungetrübtes Glück verschaffen möchte. Prüfen Sie mich mit Gerechtigkeit, nicht unter den Eingebungen eines Eigensinnes, wie viele Väter bei der Wahl ihrer Kinder zeigen. Prüfen Sie mich, ich bin bereit, mich Ihrem Urtheile nachher zu unterwerfen, und wenn es auch in den Augen der Welt ein Anathema für mich werden sollte. Aber rechnen Sie nicht darauf, mein Herr, daß ich Sie mit Empfindungen, mit Liebe und Verehrungsgedanken zu meinen Gunsten stimmen werde.“

„Ich glaube, daß Sie mir keine Gelegenheit zu diesem Glauben geben werden,“ fiel der Oberst lächelnd ein.

„Schön — Sie verstehen mich, wie ich will! In einer Woche kommt Vorhar von Amerika zurück — er wird es Ihnen gemeldet haben —“

„Kann sein,“ entgegnete der Oberst trocken. „Ich habe seine letzten Briefe noch nicht gelesen.“

Valosta heftete ihre sprechenden, braunen Augen fest auf ihn, als wolle sie in seiner Seele lesen, und erwiderte mit ruhiger Würde:

„Dadurch haben Sie sich selbst mehr Schaden gethan, wie jedem Andern. Doch, ich kritisiere Ihre Handlungsweise nicht. — Sie wissen, daß Vorhar mit mir schon seit zwei Jahren, ohne Erklärung, in einem Bündnisse steht, welches aus Ziele ein unaussprechliches Glück verheißt. Wir hatten aber nie große Hoffnung, weil mein Vater auch zu den Vätern gehört, die unter den Eingebungen ihres Eigenwillens handeln. Das Schicksal erbarnte sich unser. Der Bruder meines Vaters, weniger glücklich in seinen Bestrebungen vorwärts zu kommen, als mein Vater, wanderte nach Amerika aus und man harte lange Zeit nichts wieder von ihm, als daß es ihm gut gehe und er bei Pittsburg wohne. Voriges Jahr erhält mein Vater die Meldung seines Todes mit der Nachricht, daß sein bedeutender Nachlaß nach seinem aufrichtigen Willen meinem Vater zufallen solle. Die Sade, so leicht sie sich anseh, entwickelte nach und nach Schwierigkeiten, man schrieb und gedruckte, wenn von Europa kein Bevollmächtigter gesendet werde, so würde die ganze Erbschaft, die aus Grundbesitz bestand, in Rauch aufgehen. Väter sind fast immer egoistisch. Der meinige benutzte Vorhar's Liebe zu mir, um ihn für den Vorschlag zu gewinnen, sein Bevollmächtigter zu werden. Das Uebrige wissen Sie besser, als ich. Sie erinnern sich Ihrer Erlaubniß in der Reise — Vorhar bestand einen harten Kampf —“

„Er ging aber,“ unterbrach sie der Oberst. „Natürlich, den Bitten einer Geliebten muß der Vater weichen.“

„Wenn Sie mich erst kennen, Herr Oberst, so werden Sie sich überzeugen, daß ich lieber eine ewige Trennung von Vorhar ertrage, als eine innere Zerrissenheit seines Gemüthes. Vorhar kommt zurück, beladen mit Geld. Der Tant meines Vaters beschloß in der Erlaubniß zu unserer Heirat, aber ich mache diese von Ihnen abhängig und schweere Ihnen zu, daß ich Vorhar nicht wiedersehen will, wenn Sie mich als Tochter verwerfen. Das Schicksal Eberhard's soll nicht das seine sein, wir haben uns gewandt an dies eine Jahr der Entbehrung und werden die wenigen Jahre eines

Menschenleben viel eher unter dem ständigen Stolze eines unbefriedigten Amptstrebens tragen, als unter dem Darme, den Vatergen in die schändlichen und reinsten Lebensfreunden mischt.“

Er stand auf, vielleicht, um den feuchten Muth ihrer Augen zu verbergen. Der Oberst sah sie aber gar nicht an, sondern schaute nach den Bergen, als wüßte er sich dort Rathes erholen. In solcher Situation hatte er sich noch nicht befunden. Mit solcher kalten Ruhe war ihm noch nie Jemand entgegen getreten. Durch solche Geistesstärke waren ihm noch nie die Hände gebunden und Wege vorgeschrieben worden, die er gehen sollte. Er schloß, daß hier kein Spott ohne Einbruch blieb und auf scharfe Ermüdung rechnen konnte. Darum sah er glückselig in die Ferne und ließ die lange Rede unbeantwortet.

Valosta bot ihm die Hand.

„Wollen Sie mir versprechen,“ begann sie wieder und ihre Stimme klang sehr milde, „nicht nicht zu vermeiden, wenn ich der Pflege meiner Mutter einige Minuten abmüßigen kann, um Sie anzusehen? Wollen Sie mir versprechen, mich Ihrer Prüfung werth zu halten? Wollen Sie darauf eingehen, ohne Vortheile“ das Schicksal Ihres Sohnes zu bestimmen?“

Der Oberst sah sie sichtlich lächelnd an und erwiderte: „Und wenn ich jetzt gleich, ohne jede Bitterrede, Sie für werthig erkläre, Vorhar's Gattin zu heißen?“

„Dann würde ich Vorhar dem Schicksale Eberhard's verfallen sehen, der auch ohne Bitterrede, ihn sollte, was er nicht lassen könne.“

„Sie würden ihn aber dennoch heirathen?“

„Niemals ohne Ihre freie Zustimmung, ohne den Segen eines ganz zufriedenen Vaterbergen!“ rief Valosta mit starker Entschiedenheit.

Der Oberst nahm ihre Hand und verdrach ihr, was sie verlangt hatte. Sie sah ihm freudig bewegt ins alte Gesicht, und preßte sichtlich seine Rechte mit heißer Unruhe, dann neigte sie das stolze Haupt, und ging schnell zum Hause hinauf.

Der Oberst schaute ihr verschlafen nach.

„Dö sie Wort hielt?“ fragte er sich, und ein dämonisch-häßliches Lächeln umflorte ihre Lippen. „Ich fühle ein hartes Gefühl in mir, doch leide, stolze, herausfordernde Fräulein von Sundnühl in dem Staub zu treten.“

## V.

Am Nachmittage, als die Präsidentin von Sundnühl Mittagsruhe hielt, machte sich Fräulein Valosta bereit, die Tante ihres Geliebten anzusehen. Sie hatte Briefe von Theobald Huxlar mitgebracht, und schon hinausgeschickt, um sich diese Bekanntschaft zu erleichtern.

Die Medicinalrätthin empfing sie mit warmen Freundschaftsbegrüßungen. Sie theilte überhaupt die Grundzüge und Lebensansichten ihres Schwagers nicht, war aber in Bezug auf die Wahl ihrer Kassen eine ganz entschiedene Gegnerin desselben. Frau Theobald hatte ihr in ihrem Briefe angedeutet, daß Fräulein Valosta, vor deren Klugheit sie einen ganz besondern Respekt zeigte, es aber nicht wollte, den Sinn des Obersten allen Bekanntheit, insbesondere dem ihrigen, geneigt zu machen, aber sie war nicht außer auf die Art und Weise eingegangen, die von derselben angewendet werden würde.

Mit Begierde scrifste die alte Dame nach den Plänen des Fräuleins.

Diese legte sie ihrer Vertheilung vor und gestand, daß sie schon heute den Anfang gemacht habe. Nachdenklich hörte die Medicinalrätthin zu. Sie schüttelte ihr Haupt mit den bedeutungsreichen Zeichen der Bescheidenheit, die ihr stets den Spott des Obersten anzuken. „Sie calculiren falsch, mein Kind,“ erklärte sie betrübt. „So kommen Sie niemals zum Ziele! Ich kenne meinen Schwager! Und wenn er Ihnen tausendmal die Hand zum Fluche gegeben hat — er findet Mittel und Wege, seinen Roff aufzulösen.“

Valosta lächelte sich.

„Vertrauen Sie mir,“ sprach sie zuversichtlich, „der Oberst wird und kann seine Darnüchtheit nicht bis zu dem Punkte treiben, ein Mädchen unglücklich zu machen, das ihm nie etwas zu Liebe gethan hat, und hat er sich erst mit gegenwärtig befesigt erklärt, so wird es ein Leichtes sein, die Verhältnisse mit Eberhard's Pa-

milie, die außerdem ein unaussprechlich glückliches Patriarchenleben führt, zu ehren."

"Möchten Sie denn wirklich Wert halten, und Letzar nicht heirathen?" examinierte die alte Dame freundlich.

Valeska gab ihr in einer stillhellen Bewegung, mit erhöhter Reizbarkeit in Stimme und Gebärde die Versicherung ihres ersten Willens. Die alte Dame meigte beneidlich ihr Haupt:

"Valeska — Sie stehen an einem Altäre — seien Sie nicht zu sicher — es gilt Ihr und Letzards Glück — bedenken Sie, was Sie thun! Weiß Letzar um diesen Entschluß?"

Das Fräulein bejahte diese Frage und fügte hinzu, daß er ihn billige.

"Auf das Nieste hin, Ihnen entzogen zu müssen, wenn sein Vater Ihnen abgeneigt bleibt?" fragte die Medicinrätthin frappirt. "Das ist ein fenderbarer Heroismus oder eine Selbsterblindung, indem er Ihnen einen ungeheilten Einfluß zuträut. Der Oberst hat, trotz seines Hanges zur Ironie und trotz seines gefährlichen Eigennutzes, den Sie ihm ganz in aller Ordnung vergerächt haben, zwar ein gutes Herz, aber was diesen Punkt betrifft, so hat er darüber seltsame Ansichten."

Valeska wurde ungeduldet der Beneidlichkeiten der Dame nicht wankend in ihrem hoffnungsvollen Glauben und sie versprach, am nächsten Tage wieder zu kommen, um zu hören, wie sich der Oberst gegen seine "Frau Schwester" über die ganze Angelegenheit äußern lassen möchte.

Wohlgemuth sprach Fräulein Valeska zurück zum Curbanse, wohlgemuth pflegte und erbeiterte sie ihre schwer leidende Mutter, wohlgemuth überließ sie sich Abends dem zauberhaften Eintrage der himmlisch schönen Abend und träumte von ihrer Zukunft, und wohlgemuth stand sie am andern Morgen früh auf, um einen Spaziergang am See zu unternehmen, bevor ihre Mutter das Bett verlassen. Vielleicht würde sie bei dem letzten Durchflusse von der Fassung geleitet, den Obersten zu treffen.

Sie tänzelte sich auch nicht. Kaum hatte sie die Allee einmal durchschritten, so sah sie den alten Herrn, stützlich und vornehm, mit acht militärischem Anstande sich entgegen kommen. Schon von fern grüßte er mit einem weit freundlicheren "Guten Morgen", als sie schon heute erwartet hatte.

In einem recht samen, pittoresk romantischen Hiede, wo die ersten Felsen mit schwarzen und edigen Abhängen weit über das dunkle Wasser hinwegragten, trafen sie zusammen.

"Wein Fräulein, Sie müssen diabolische Kräfte besitzen," rief er mit einem Humor, dem man einen gewissen Zwang anhörte, "denn Ihrer ist gelungen, was h's jetzt noch Jedem vergeblich versucht hat. Sie haben mir eine schlaflose Nacht bereitet."

Das junge Mädchen rüdelte mitleidig ihre sprechenden, braunen Augen mit zu ihm auf, und sprach einige bedauernde Worte.

"Aber ich weiß, wie ich fernem schlaflosen Nächten entzinnen kann," sagte er, ihre sanften Peinlicheitungen nicht beachtend, "Aber Ihr soliter Plan, den Sie zu meinem und zu Ihrem Besten entworfen haben, ist Schuld an meinem Uebel. Sie haben mich damit in einen Belagerungszustand versetzt und Sie wissen, daß ich eines Tages capituliren soll — mein Fräulein — La vicillo garde meurt, mais elle ne so rend pas! sagt der Franzose, und das ist die einzige Weisheit zwischen mir und diesem Uebel, daß wir dieser Dreifei bedürfen. Ich räume Ihnen ein, daß Sie Recht haben, aber ich verlasse in dieser Stunde Hüthenball und geh' nach Steintad, um meine Ur Ungeduldet fortsetzen zu können. Leben Sie wohl!"

Fräulein Valeska glich einem schönen Steinbilde. Alles Leben schien aus dem blühenden Gesichte gewichen, trasslos und schlaff hing ihre Arme herab, und ihr Auge zeigte sich völlig glaslos.

"Soll das mein Ueltheil sein?" brachte sie mißsam heraus.

"Nehmen Sie es, wie Sie wollen. Heirathen Sie meinen Jungen — ich habe nichts dagegen — leben Sie wohl!"

Valeska regte die Lippen, um diese Abschiedsworte zu wiederholen; es gelang ihr nicht — stumm meigte sie den Kopf, und blieb wie erstarrt stehen.

Der Oberst entfernte sich, mit großer Gefühlslosigkeit frohlockend die Hände reibend. Nachdem er eine weite Strecke entfernt war, schaute er um. Valeska stand unverändert auf derselben Stelle, und starrte über das Wasser hinweg.

Er kam bei seinem Hause an, und schlief abermals zurück. Dieselbe Stellung, dieselbe traurige Unbeweglichkeit.

Er betrat sein Zimmer. War es Kengierde, sein Olyx zu betrachten, die ihn zu seinem sehr guten Fernrohr greifen ließ? Er stellte es und suchte die Dame, die sein Sohn liebte, die er jetzt unheilbar verlor hat.

Valeska that sich nicht bewegt, hatte nicht einmal die Lage ihrer Arme geändert — sie schien vergessen zu haben, daß sie noch lebte, und schien es nicht zu wissen, daß große Tränenstropfen ihre Wangen hinabsteigen. So sah sie der Oberst, Dort sein ganzes Fernrohr, und das Herz begann ihm mächtig zu klopfen. Unruhig schritt er auf und ab im Zimmer. Seine Augen glühten vor innerer Bewegung, mehrmals stand er an der Thür — dann nahm er sein Fernrohr abermals — Valeska schritt ruhig und voll graziosen Anstandes die Allee herauf. Jetzt war sein Herz klopfen fort, und in einer Stunde sah er im Wagen, ohne seine "weisse Frau Schwester" eines Abschiedes gewürdigt zu haben.

VI.

Steintad lag sechs Stunden von Fürstenhall entfernt im flachen Lande, und die Pfaffenstadt befand sich in dem ärmlich ausgestatteten Wäldchen, unter dickerer Umgebung eines Krautzgartens, nebst Wäsensteden unter alten Ob- und Lindenbäumen. Die ganze Anlage verrieth sich schon von außen als ein Hospital noch lahmgewordener Menschen, das Heilung für alle Fälle verheißt, und der Oberst sah schon vor seinem Eintritte in das mehr als einfache Curhaus ein, daß er sich selbst in's Exil geschickt habe. Er vermehrte seine gute Laune nicht, als er sich in dem Zimmerchen sah, welches ihm als das beste eingeräumt worden war. Zuer bemalt, ohne Tapete, rothbunte Kattungarmen an den niedrigen Fenstern — es gemahnte ihn an seine Knabenjahre, wo er als Geselle seines Vaters in der Gaststube stand, welche von den Honoratioren seiner Vaterstadt als Niederlage benutzt wurde. Er glaubte sich fünfzig Jahre zurückversetzt zu sein. Aber was half es? Wer trug die Schuld? Niemand als er!

Verdrießlich sagte er sich in's Unabänderliche, weil ein Kindsgun unangenehm war, und nahm seine Cyr wieder vor.

Von Stunde zu Stunde drängten sich seinem Geiste Vergleichen auf, die ihn verdrehten. Dort in Fürstenhall Alles neu, Alles elegant, Alles behaglich — hier häßliche Gebäude, unfreundliche Wirthe und schmernde Krante.

Drei Wochen verließen ihm unter den Höllequalen eines Bedammtes, der das Paradies aus Eigennutzes verließ, um seinen Wohnsitz zu wählen, daß er durch jeden Sonnenaufgang an dasselbe erinnert werden mußte.

Es geschah während dieser Zeit gar nichts, was im Stande gewesen wäre, ihn zur Erkenntniß zu bringen. Es kam kein Brief, es kam keine Anregung, die ihn auf die Vergangenheit zurückführte, und doch standen die letzten Ereignisse seines Lebens in immerwährender Mahnung vor seiner Seele.

Die Zeit war da, wo sein Sohn Letzar von seiner überreichen Heise zurückkommen mußte.

"Nade meine Sachen, Dean," befohl er eines Abends, nachdem er lange mit tief gerunzelter Stirn das altmühsig anhaftende Gläubchen durchdresen und in die untergehende Sonne geschaut hatte, bis er gelendet bis zur Blindheit war. "Nade meine Sachen — besorge einen Wagen zur Station Bimberge."

Der Bediente sah ihn groß an.

"Nach Bimberge?" wiederholte er im bescheidenen Tone kluger Zurückhaltung.

Bimberge lag nördlich — sie mußten nach Süden reisen.

"Ja. Wir gehen über Berlin nach —" Er ließ den Satz unvollendet, und spazierte von Neuem im Zimmerden umher.

Die Dampfheizung ist ein prächtiges Mittel, gute Gedanken schnell auszuführen, und wer einmal eingespäet in einem Coupé, mit der Weisung der Reiseboten von — nach — — verfahren, ist, der ist seinem Schicksale verfallen.

Bielefeld wäre der Oberst noch zehn Mal andern Sinnes geworden, vielleicht noch nicht vor der Station ††† umgekehrt, an deren Bahnhof die weltberühmte Maschinenfabrik von Hartberg und Compagnie angrenzte, aber Gott sei Dank, er kam richtig dort an, kletterte richtig auf seinem Wagon herauf, und sah sich ganz betäubt das fürstlich schöne Haus an, das ihm ein Reifegefährte als das Wohnhaus des Fabrikbesizers bezeugnet hatte.

Ohne Zögern stieg er die breiten Treppen hinauf, die zu



Die Fahrt nach dem Adlerneß.

einem balsamartigen Vertale führten. Ohne irgend ein Zeichen von Gemüthsbeziehung öffnete er die große geschwärtzte Höhle, die so gleich in ein weites, saftmächtiges Gemach führte. Er trat ein. Eine weithliche Gestalt stand in einem Bogen der hochgewölbten Fenster, und schaute achsam auf das Gemüth, das ein aufkommender Morgen immer verurtheilt.

„Guten Morgen, Frau Tochter!“ rief der Oberst, und seine Stimme klang ein klein wenig anders, als damals, wo er ihr aus-andersezte, „daß sie nicht in einem Zimmer zusammen leben könnten.“

„Die Dame sah sich um. Einem Moment nur, einen einzigen Moment, dann aber flog sie unter einem Freudenjauchzen ihm entgegen, flammte ihre Arme um seinen Nacken, und drückte ihre Lippen auf seinen Mund.“

„Das hatte er nicht verdient! Eine Stimme in seinem Innern flüsterte ihm dies vernemlich zu, allein seine Lippen hüteten sich, es auszusprechen.“

Im Nu riß sich ihres wieder los von ihm und schrie, zur Thür eilend, die Namen ihres Mannes, ihrer kleinen Tochter, ihres Vaters, ihrer Mutter und ihres Bruders. Alle führten erschrocken herbei — der Schreck verwandelte sie in Jubel, als sie den alten Herrn, mitten im Saale stehend, erblickten. Oberhard trat zuerst zu ihm. Die Frau zum Mann standen sie voneinander, die Hände saßten sich, die Augen saßen sich fest an, und die Herzen öffneten sich wieder ohne Worte und Erklärungen.

„Best kam Pauline hereinsetzungen. Sie riß die Kinderaugen weit auf, und ein Schmelzlächeln flog über das liebe Gesicht.“

„Du? Wo kommst Du her?“ fragte sie, fröhlich, wie damals, die Händchen zusammenklopfend.

„Bin ich denn noch ein allerliebster Mann, Du allerliebste Aeffchen?“ fragte der Oberst, das Kind mit Entzücken emporhebend, und unverwandt betrachtend. „Haßt Du mich wirklich noch nicht vergessen?“

„Nein, wirklich nicht!“ betheuerte die Kleine. „Und dafür, daß Du zu mir gekommen bist, sollst Du auch von Pauline ein Küßchen haben.“

„Nach und nach legte sich der Sturm. Man wurde ruhiger, und der Oberst fragte, ob sein Sohn Oberhard Nachrichten von Vethar habe. Als er hörte, daß das Schiff, welches er zur Uferfahrt erwidert, laut telegraphischer Depesche in Southampton angelangt sei, da erklärte er, nach Hamburg zu wollen, dem Sohne entgegen. Ein feuriger Blut Oberstens auf ihren Gatten verrieth etwas von ihren mitteligen Hoffnungen für Valosta, aber anzusprechen wagte sie nichts davon, denn ihre bittere Erfahrung hatte sie verständig gemacht.“

„Habt Ihr Nachricht von dem Fräulein Sundewiß?“ fragte der Oberst in Folge dieses wohlverstandenen Blickes.

„Man besahete.“

„Es liegt ein Brief an Vethar hier, den wir ihm bei seiner Ankunft in Europa sofort überreichen oder übergeben sollen,“ sagte Oberhard hinzu.

„Nah her den Brief! Ich will Possiden d'amour sein,“ scherzte der alte Herr.

Oberhard eilte, den Brief zu holen. Der Oberst nahm ihn, beschah ihn von allen Seiten, und rief sehr zu dem Gemer. Ein nig-maßen erschreden laur sein Sohn von seinem Siege auf, um den Brief vor Entweihung zu schützen.“

„Nah nur,“ rief der alte Herr gemüthlich. „Ich nehme alle Verantwortung auf mich.“

Er stellte sich an's Fenster und sa. Es währe lange, ehe er zu Tute kam, viel länger, als er zu den Zeiten gebrauchte, die Valosta im Gesühle einer dumpfen Hoffnungslosigkeit, in der tiefen Verunsicherung einer stolzen Demuth, einzig und allein für den Mann geschrieben hatte, den sie mit der ganzen Kraft eines ungewöhnlichen Mädchensberzens liebte.

Die edle Ergebung, womit sie ihre Demüthigung aus den Händen des Obersten hingeworfen hatte, prägte sich Haglos in ihren Worten aus, welche sie „entzogen bis zu glühigsten Zeiten,“ schriftlich an Vethar richtete, „weil sie fest beschloßen hatte, ihn nicht aber wiederzusehen, bis sein Vater aus eigener Entschließung den Mund segnen würde, der das selbste Glück ihres Lebens in sich schloß.“

Es mußte in der unerschütterlichen Selbstbeherrschung Valosta's etwas liegen, was den Obersten ganz besonders räthte — vielleicht

selgerte er von sich auf sie und umgekehrt von ihr auf sich — wer weiß und kennt alles das, was in einem eigenwilligen Gemüthe eine Züfte findet? Genug, Frau Theres, die ihn fest und beharrlich beim Leben von der Seite betrachtete, wollte finden, daß ein auf-fallender Farbenwechsel mehrmals hatzgeunden habe, und daß seine Lippen mit dem Bemühen, eine innere Nahrung zu bemessen, fest eingeschnitten seien.

Als er endlich fertig mit Studiren war, forberte er ein neues Couvert, Aczer, Zinte und Siegelad.

Oberhard, wenn auch mit durchweg unbehaglichen Gefühlen, willfahrte sein Sohn Oberhard vielem Verlangen. Er konnte und mochte auch nicht mit einem einzigen Worte den Frieden und die Kreuze beinträchtigen, die nach Jahre langer Entbehrung in seine Brust eingeschrieben war. Im Allgemeinen hatte er weit mehr durch sei es Valost's firtzgeht zur Schau getragene zernige Gemüthsstimmung gelitten, als er zu vertragen für gut hielt, und er war um so williger auf Valosta's Pläne eingegangen, als er es für unmöglich hielt, diesem auferlegenden Willen, ergaben und liebenswürdigen Mädchen auf längere Zeit zu widerstehen. Danach muß man die Befremdung abmessen, die ihn peinigte, wenn er beachte, daß jetzt mit einem Federstrich, der falsch angewendet, falsch ausgegriffen und falsch verstanden wurde, Verhältnisse gebrochen und Lebensentzungen vernichtet werden konnten.

Der Oberst that gar nicht, als ob irgend Jemand in der Welt außer ihm lebte und Interesse an seinen auszubehenden Handlungen nähme. Er tauchte die Feder ein. Er legte Valosta's Brief vor sich hin, warf noch ein wenig nachdenklich, etwas triumphirenden Blick auf die zerliche Schrift und setzte groß und deutlich die Worte unter ihre Entzungen, beschrift:

„Wird nicht acceptirt. Oberst Huslar.“

Frau Theres, mit ihren scharfen Augen und ihrem abenden Herzen, entzifferte von fern her die Kapitälgrößen und flog mit Bindeseile ihrem Gatten an die Brust, um die Worte zu illustrieren.

Der Oberst hätte es gehört. Er schaute sich um und rief, fröhlich lächelnd:

„Die Frau Tochter hat gewiß gedacht, der Löwe hat auch eine Pärrenatur — here, Oberhard, mein Junge, ich rathe Dir, daß Du ihr etwas Unerwartet in der Naturgeschichte geben läßt. — So — Jetzt mein Siegel darauf — nun geht den Brief sofort auf, damit er eher im Sundewiß'schen Hause anlangt, als wir, das heißt Vethar und ich.“

Man war Alles, Alles gut. Beschreiben läßt sich ein solcher hergestellter Familienfrieden mit seinen vertheilten Liebesäußerungen nicht. Am offenlichsten wurde Pauline, das Kind, von Obersten damit überschüttet, allein man merkte aus den nachdenklichen Zärtlichkeiten, womit er ihre Annuth mehrmals als ein Erbkind von ihrer Frau Mama annuntierte, herans, welchen Eindruck Theres auf sein altes, fröhliches Herz gemacht hatte.

Von dem Wiedersehen zwischen Vethar und dem Obersten können wir nur das sagen, daß der Ausblick des alten, stattlichen Papa's hinreichte, um des jungen Mannes Brust mit den gegnündesten Hoffnungen zu erfüllen. Vater und Sohn waren eins, sofort dem Präsidenten von Sundewiß „in's Quartier rüden zu müssen.“

„Du gehst zum Vater — ich zur Tochter,“ erklärte der alte Herr mit schelmischem Ernste.

„Wollen wir es nicht umgekehrt machen?“ fragte Vethar lachend. „Ich habe eine unbehagliche Zehnheit nach meiner Pa-lesta.“

„Sie nimmt Dich nicht eher an, bis ich mit ihr gesprochen habe,“ entgegnete der Oberst mit Gleichmuth. „Es ist weislich und etwas passiv.“

Vethar richtete erschrocken seine Blicke fest auf den Vater.

„Valosta ist heiz,“ flüsterte er besonnen. „Mein Vrid wird doch nicht gefährdet sein?“

Der Oberst schmit ein vereizlich's Gestalt, machte aber keine Anstalt, seines Sohnes Sorgen zu zerstreuen.

„Die Ungewißheit der nächsten vierantzwanzig Stunden sei Deine Strafe dafür, daß Du ohne meinen Willen und ohne Abschied nach Amerika geschwommen bist. Papa!“

Vethar mußte von Altes her, daß jedes Fragen und Besorgen von nun an überflüssig war, also schwieg er, und zählte heimlich jere Station, die ihn von seiner Geliebten trennte. Entwid war die letzte Station erreicht und ein Wagen brachte

die beiden Herren — den alten beladen mit guten Vorlesungen, den jungen ausgehattet mit Beweisen seiner thätigen Thätigkeit, welche eine gefährliche Erbschaft gerettet hatte — vor das Haus, wo Sündmilch wohnte.

Der Präsident, schon benachrichtigt durch Depeschen, empfing Vorbar mit Freudenbezeugungen an der Treppe — Fräulein Valerka hielt sich schüchtern hinter der Thür ihres Zimmers verborgen und wartete mit Spannung der Lösung des Räthfels, das ihr durch ihren zurückgeschickten Brief mit der vielenartigen Unterschrift aufgegeben worden war.

Der Oberst trat häufig zu ihr ein, führte das feine zitternde Mädchen bis zum Fenster, um sie der hellsten Beleuchtung auszusetzen, legte beide Hände auf ihre Schultern und sah sie unverwandt an. Es mußte etwas in dem Ausdruck seiner Augen liegen, was einträglich zu ihrem Herzen sprach, denn sie neigte ihr feiges Haupt und schmeigte es fest an seine Brust. Er umschlang sie lautlos, hart und innig und es verfloß eine heilige und stille Minute, ehe er mit bewegter Stimme flüsterte:

„Du treuziger Mädchenlober, der mir seit drei vollen Wochen den Schlaf meiner Nächte verläßt, launst Du denn wirklich ganz und gar meine Liebe entbehren, wie Du damals sagtest?“

„Es war ein verneinendes Wort, mein Vater,“ entgegnete Valerka mit getrockneter Stimme.

Weiter beharrte es keiner Auskundschaften zwischen diesen beiden Menschen.

Vorbar hatte sich sein Glück erlangen durch sein opferbereites Wirken jenseit des Meeres und es fand ihm jetzt nichts mehr im Leben, die Geliebte mit dem vollen Bewußtsein seiner ferneren Eitelkeit in die Arme zu schließen.

Wollte man zu erforschen suchen, welche von den Schwiegereltern dem Obersten die Liebste sei, so müßte man tiefer hinter den Scherz und hinter den Ernst seines Benehmens zu blicken vermögen, um ein Urtheil geben zu können. Frau Therese ist der Gegenstand seiner frühlichen Spöttereien, während sein Blick auf

Valerka unverkennbar eine warme und croste Huldigung in sich faßt.

Das aber ist gewiß, daß Pauline, das reizendste aller Entelkinder, einen Thron in seinem Großvaterbergen erobert hat, den ihr Niemand streitig machen wird, und wenn ihm noch Hundende von Enteln gebracht werden sollten.

An seine „Frau Schwester“, die Medicinalrätthin Schlesing, schrieb der Oberst eines Tages:

„Die Furcht, daß Sie mich auf dem Monte suchen könnten, nachdem ich spurlos aus Fürstenthum verschwunden bin, bringt mich zu der Nachricht meines Deins in „Hartbergshaus“. Machen Sie nur, Frau Schwester — ich lache auch über einen alten Keuf, der Hüfler heißt und von der Rolle eines Bären zu der Rolle eines — eines — na, Frau Schwester, es wird doch dem Menschen nichts schwerer, als seine Irrthümer einzugehen, also nur herans mit der Wahrheit — eines grandzähligen Vaters, Schwieger- und Großvaters übergegangen ist! Kommen Sie und sehen Sie, damit Sie es glauben, daß der lächerliche Hüfler, Ihr ehrenwerther Schwager, sich von Thereschen, des Schlosses Töchterlein, hüßlein läßt, daß er mit der mathematischen Entelkin Pauline Galopp tanzt und daß er der stolzen Präsidententochter Valerka den Hof macht. In vier Wochen beirathet mein Sohn Vorbar, und er erwarbt, daß die Frau Medicinalrätthin Schlesing in Gräfinne und Streifliche Jungin dieser großen Lebenstragdie — merken Sie wohl — Tragdie — sein wird. Schließlich verführe ich Ihnen, daß ich unverändert der alte Oberst Hüfler bin, der aber in „Hartbergshaus“ eine Eremitage bezogen hat, wo er mit Erlaubniß seiner weisen Frau Schwester, Buße thut.“

Es läßt sich erwarten, daß die Medicinalrätthin nicht geizert haben wird, einer Einladung Folge zu leisten, welche ihre lieblichen Wünsche erfüllte, und es läßt sich voraussetzen, daß sie nicht ohne Spöttelchen vom Oberst Hüfler empfangen worden sei, die sie höfentlich geblühend erwidert hat.

## Die Fahrt nach dem Adlerneß.

„Ja Herr,“ sagte mein Führer, der mich vom Rigi herab durch das ganze Berner Oberland begleitete, ein eben so williger, wie gefühlter Mann, „es ist doch ein Unterschied zwischen Reisenden und Reisenden. Ich fahre (in der Schweiz nennt man das Reisen auf Saumroffen „fahren“) nun schon seit 20 Jahren Berg auf Berg ab, ich habe Tausende von Engländern, Franzosen und Deutschen geführt, und spreche die drei Sprachen fast gleich gut aber so gemüthlich geplauscht, wie mit Ihnen, Herr, hab' i holt noch mit keinem. Und wenn man so Wochen lang in den Bergen umherstreift, still und ohne Lust an der Reise, da ist's oft recht langweilig. Ich hab's gemessen. Der Sonderbaber aber,“ fuhr er fort, „der mir in meiner langen Praxis begegnet ist, war doch ein Engländer. Er mochte, weiß Gott wo, erfahren haben, daß ich früher mancher Gemse den Charas gemacht und da drüben auf den trostler Bergen verschiedene Aelcnerster ausgenommen, genug, er ließ mich plötzlich durch den Wirth an dem Hotel Victoria in Interlaken auf 14 Tage engagiren, und eines Morgens rüfete mir mit dem ersten Sonnenstrahlen in die Berge, ohne ein Wort zu sprechen und ohne daß er meinen englischen Vorgenauß erwidert hätte. Nach einer Stunde Wandrung aber fand er plötzlich still. Mit dem Alpstock auf das schneebedeckte Haupt des Silberhornes zogen, und von dort weiter einen Kreis beschreibend, als wolle er damit andeuten, daß die ganze Oberglette zu durchwandern sei, sah er mich eine Weile schweigend an, und sagte dann langsam mir die beiden deutschen Worte: „Adler zeigen!“ — Dann ging er weiter. Wen da ab ist während der ganzen Reise keine Culbe aber seine Lippen gekommen. Vierzehn Tage sind wir gewandert, durch Wind und

\* Zu den vielen Räthen einer Schweizerreise gehört auch die Noth um gute und rechtliche Führer, die nicht mit den Hotelbesitzern unter einer Decke spielen. Wir haben viele Erfahrungen gemacht, trennen aber diese Aelcnerste, allen Reisenden den Führer Franz Eichhorn aus Arto (am Hüfe bei Rigi, Jäger See) als einen eben so dienlichsten, beiderleiben, wie erprobten Begleiter in dem Gebirge zu empfehlen. Es vermehrt die Freuden der Reise, einen Mann an der Seite zu wissen, auf den man sich in jeder Beziehung verlassen kann. Die Redaction.

Wetter, Schnee und Eis, haben alle Pässe, Höhen und Gletscher besucht, haben keinen Adler gesehen, aber ich habe auch kein Storkenwärtchen mehr aus dem Rande eines Menschen gehört, keine Klage, keinen Ausruf der Freude. Als wir nach 14 Tagen Abends spät wieder in Interlaken einrückten, zahlte er mir summa in schönen Goldstücken den festgesetzten Lohn aus, nickte mit dem Kopfe und ging in sein Zimmer. Und Reß und Weiter sah'n sich niemals wieder.“

Die semische Geschichte stimmte mich sehr heiter, und lachend plauderten wir noch lange über das schweigende Bernerthal, dessen Gestalt und Wesen mir der Führer sehr genau schilderte. Im Verlaufe des Gespräches kamen wir natürlich auch auf seine früheren Gens- und Aelcnerjagen, über die er Vieles und Interessantes zu erzählen wußte.

„Ja, Herr,“ sagte er erst, während wir die steinigen Pfade der Wengener-Alp hinaufstiegen, „seitdem da oben auf den Firschhörnern, die von Hemseln wimmeln, mein Bruder hinabgestürzt ist — vor den Augen seines Sohnes, den er zum ersten Mal mit der Jagd genossen — seitdem habe ich das Hemselspüren aufgegeben, und bleibe dabei bei Frau und Kind. Es ist doch ein eigen Ding, dem lieblichen Bruder da unten in dem Abgrund zu wissen, und dann wieder hinaufzufliegen auf dieselben Klippen und Felsen, von denen der Arme hinabgestiegen. Mit dem Aelcnerlag aber ist es schon aus, seit ich von den trostler Bergen zurückkehrt und die weißen Haare mir geholt hat.“

Ich sah den Erzählenden fragend an.

„Ja, Herr,“ lächelte er munter, „bei den Jägern in den Alpen kommt es schon vor, daß Einer am Morgen hinaufsteigt auf die Berge, munter und frisch und mit vollen braunen Loden, und nach einigen Tagen zurückkehrt, bleich und matt und mit weißem Haar. So ist's mir ergangen da drüben in Tyrol.“

Der stille Pfad hatte mich ermüdet, ich setzte mich auf ein

\* Es ist eine Eigentümlichkeit der weisen Schweizerführer, daß sie auf jede Frage mit dem herkömmlichen „Ja, Herr“ antworten. D. Herr.

helsch und forderte den Plauternden auf, sich neben mir zu placieren, und seine Geschichte zu erzählen.

„Nicht doch, Herr,“ sagte er bestimmt, „seyen werden wir uns nicht. Wir haben uns warm gegangen und gesprochen, und der Schmeißwind da drüben von der Jungfrau bläst hier schon zu eifrig late, als daß wir ohne Gefahr die Glieder strecken dürften. Lassen Sie uns langsam weiter gehen, ich erzähle Ihnen schon.“

„Es stas jetzt wohl an die vieranzwanzig Jahre her,“ hab er an, „daß ich drüben in Turul bei Bernantand lebte. Ich war damals ein tüchtiger, kräftiger Mann, für den es keine größere Lust gab, als mit der Büchse auf dem Rücken hinauf auf die Berge zu steigen. Kein Gemspfad war da zu sehn, kein Adlerseß zu hoch. Meine beiden Betteln, ebenfalls tüchtige, pralle Buben, theilten mit mir die Leidenschaft der Jagd. Was eine Gemie aufgespiert oder ein Adlerseß entlockt worden, da waren wir drei Betteln gewiß nicht weit davon. Das mußten auch Alle im Thale, und brachten uns Nachricht, wo sich irgend Etwas zügte.“

„Eines Tages meldete uns ein Hutenbub, daß auf dem Vorsprung einer Felsplatte ein Adlerseß liege, in dem, so viel er erkennen konnte, sich zwei junge Adler bewegten. Die Platte führte in die Tiefe eines schauerlichen Abgrundes, und der Vorsprung war nur von oben zu erreichen, indem man sich an einem Seile dahin hinabließ. Das Geschwürde der Jagd konnte uns, wo es eine solche schöne Beute galt, nicht abhalten, das Wagniß zu bestehen, und ich selbst erbot mich dazu, das Netz anzunehmen.“

„Andern Morgens rüsteten wir, mit flachen Seilen wohl besetzt, auf die Berge. Ich hatte mich mit einem Apfseß versehen, dessen untere Hängenseite eine mehr als gewöhnliche Länge hatte, und mir im Nothfalle als kräftige Stossmasse dienen konnte. Außerdem steckte ich noch mein großes Bergmesser bei.“

„Den auf der Spitze des Fessels angehangt, legte ich mich vorsichtig mit der halben Länge des Leibes über den Abgrund, und schaute hinunter in die Tiefe, um den Vorsprung zu entdecken. Es war ein furchtbarer Anblick. So scharf auch sonst mein Auge war, hier reichte es nicht bis zu die Spitze der Schlucht, die nur als schwarzes Chaos mir entgegenlartete. Der Vorsprung mit dem Adlerseß war leicht gefunten, und lag ungefähr 70 bis 80 Fuß unter der Höhe, auf der wir standen. Es kostete, wie der Bube ganz richtig geurtheilte, zwei junge Adler in dem herrigen harten Felslager, dessen ältere Eigenthümer, Mann und Weibchen, alle Wahrscheinlichkeit nach auf Rettung ausgefallen waren. Da es noch früh am Morgen war, so zwinkten wir besten, daß diese so bald nicht junfsterben würden, und beschloßen, sofort an's Werk zu gehen.“

„Meine beiden Betteln legten nunmehr an den Rest eines jeden Baumstammes, der oben auf der Felsplatte stand, das eine Ende des Seiles, während an dem andern ein festes Cnerholz in der Mitte und zwar in der Weise besetzt wurde, daß ich es als Sitz bei der gefährlichen Fahrt benutzen konnte. Außerdem umschlang ich meinen Leib mit einem kurzen Seile, das wiederum an das größere, aber so besetzt war, daß ich beim Hinunterlassen und Zurückziehen nicht genirt wurde. Es war dies eine Verstandsmäßigkeit für den Fall, daß ich von dem Cnerholz herabgleiten würde.“

„Nachdem Alles in Ordnung war, legte ich mich mit den Füßen nach dem Abgrunde hin und auf den Bauch gestreckt, vorsichtig auf den Felsen, ließ mich dann mit beiden Händen langsam von der Wand ab und hing nun über dem Abgrunde, dessen ganze schauerliche Tiefe ich überblickte. Es war das erste Mal, daß ich eine solche Partie machte. Und, Herr, es ist doch ein tigen Ding, so in der Luft zu schweben, hoch oben an einem schwachen Seile, das jeden Augenblick zerreißen oder abgleiten kann, und unter sich die schwarze, gräßliche Schlucht, deren unermeßliche Tiefe schau ich heraufgähnt. Hätte mir die Jagdlust nicht in allen Gliedern geurnd und die Scham vor meinen Betteln mich nicht zu Hangeln, ich hätte sich küssen mögen, mich wieder hinaufzu ziehen.“ Ich that es nicht, sondern that nur um Fuß und Apfseß und langsam ging es in die Tiefe.

„Wie erlassen mir wohl die Schilderung dieser Fahrt, die nicht zu den angenehmen Erinnerungen meines Jagdlebens gehört. Gewiß, daß ich nach einer Lustreise von ungefähr fünf Minuten in der Nähe des Vorsprungs ankam, bei dem ich zu meiner großen Freude einen kleineren Vorsprung entdeckte, auf dessen Platte ich in Verbindung mit dem Adlerseß sitzen konnte. Als mich die junge sohn noch machte Brut erblidte, iperete sie die Schnäbel weit auf und

hob die unbefiederten Flügel, als ob sie davon fliegen wollte. Ohne weiter auf sie zu achten, flammerte ich mich an eine Felsplatte, setzte meinen Fuß auf den Vorsprung und stand nun, hoch aufatmend und glücklich, festen Grund unter meinen Sohlen zu wissen, wieder auf den Füßen.“

„Eiil und mit möglichst wenig Geräusch richtete ich mich ein. Die Enttäuschungen meines Bergredes waren so geräuhig, daß in jeder derselben ein junger Adler auf Platz hatte. Im beim Ausbrechen nicht geübter zu werden, signalisirte ich meinen Betteln hinauf das Seil nachzulassen und war eben im Begriff, den Arm auszustrecken und den einen der jungen Adler zu lassen, als mir ein eigenhändlicher Schrei in die Ohren gellte. Unter Rauschen, das sich wie Fingelschlag anhörte, klang ein heller, halb pfeifender, halb flagernder Ton hervor, der sich mit jedem Augenblick mehr und mehr näherte und schließlich in ein ängstliches Geschrei ausartete. Den Kopf nach der Gegend des Geräusches hinwendend, erkannte ich sofort die Ursache. Ein Adler, größer als ich je gesehen, stürzte mit der ganzen Wucht seines raschen Fluges und jenseitunden Auges auf mich, dem Räuber seiner Kugel, ein. Ich wußte, daß ich verloren war, wenn es mir nicht gelang, den Anprall zu schwächen und seine Flügel zu lähmen.“

„Im Nu that ich mit der Linken wieder das Seil gefast. Mit der Rechten packte ich mit nerviger Faust die untere Hälfte des Apfseßes, grub, um einen Widerhalt zu finden, die Eisparpen meines rechten Fußes so tief als möglich in den verwitterten Felsen des Vorsprungs ein und zu gleicher Zeit, als der Adler unter Geschrei und Fingelschlag auf mich einstürzte, führte ich einen so mächtigen Stoß nach seiner Brust, daß sich das Geseß tief in sein Fleisch eingrub und er schwer getroffen die Flügel zusammenstieß.“ Eine Fingelschlag, das sah ich, war gelähmt, aber in denselben Augenblicke verlor auch ich durch die Wucht des furchtbaren Anpralles das Gleichgewicht, meine Füße strauchelten — ich sammelte zurück in die Tiefe.“

„Das Nat gefror mir in den Adern, aber ich verlor keinen Augenblick die Besinnung. Witten im Sturz faßte ich mit beiden Händen das Seil. Ich fühlte, wie am Ende des Seiles befestigte Holz, auf dem ich saß, durch den prallen Sturz und das Gewicht meines Körpers unter mir zusammenbrach und ich nur durch das zweite um meinen Leib geslungene kleine Seil noch mit der Oberwelt zusammenhing. „Hol' auf — hol' auf!“ klang mein heller Schrei hinauf zu den Betteln, die mein Signal erwiderten, und sofort ward das Seil angezogen — ich schwabte in die Höhe. Der schwer getroffene Adler, das konnte ich noch bemerken, suchte sich mit den Krallen an den Felsvorsprung anzuklammern, um das Netz zu erreichen.“

„Herr, ich war in meiner Jugend einer der ersten Klinger und meine Arme und Muskeln waren von einer Stärke, daß sie sich mit den besten im ganzen Oberlande messen konnten. Aber ich war und bin auch, was man so sagt, ein „Mann von Gewicht“ und bemerkte bald, daß das kleine Seil bei der langen Fahrt von 80 Fuß den schwereren Körper nicht allein tragen konnte. Nothwendig mußten meine Arme mit helfen, wenn ich die Höhe erreichen wollte. Ich that, was in meinen Kräfte stand, und unklammerte mit beiden Händen das große Seil, aber ich halte nicht berechn, daß bei der Schwere meines Körpers das Aufziehen nur langsam vor sich gehen konnte. Schnelldig richtete ich meine Platte um oben. Wiederholt schrie ich den Betteln zu: „Hol' auf — hol' auf!“ sie antworteten aufmunternd, aber die Fahrt ging deshalb doch nicht rascher, die Armmuskeln waren bis zum Uebermaß gespannt, und meine Kräfte schwanden mehr und mehr.“

„Völlig fühlte ich, daß mich ein kalter Todesschweiß bedeckte. Beim schließlichen Aufblicke nach der Höhe bemerkte ich — noch jetzt durchschauert's mich lat — wie sich unter der Last meines Gewichtes der Anlen des kleinen Seiles von dem gegenüber langsam löste und mit jeder Secunde der Augenblick näher herankam, wo ich mich allein auf die schon schwindenden Kräfte meiner Arme verlassen mußte.“

\* Eine ähnliche Situation scheint der bekannte Jagdmale: Straßgawendler in seinem vorerwähnten Bilde: „Adler, seinen Perd überreichend“, bewußt zu haben. Der Weeger seines wackelnden „Jagdseiles“ hatte die Fingelschlag, und die Nachführung dieses einen Stoßes die untere Querschwanz zu erlauben und wie danken ihm dafür, indem er zugleich als Jagdgeräusch das kundigst aufmerksam machen. Das Jagdabtau enthält 34 Platt in Terzard, Szenen aus der wieder und bobin Jagd, sämmtlich meisterhaft in Auffassung und Ausführung. Die Refraction.

Ich werde diesen Augenblick nie in meinem Leben vergessen. Mit jedem Rad von oben zog sich der Knoten länger, rückte der Sturz in die Tiefe näher. Noch einmal rief ich den Bettern in höchster Seelenangst zu, fester und krampfhafter packten meine Hände das Seil, dann schloß ich die Augen — Gott meine Seele empfänglich und — der Herr im Himmel half.

„Seppel,“ rief es aus einmal neben mir und eine Hand packte in mein Haar und zog mich an. „Seppel — um Gott, was ist mit Dir? Wo hast'n Hut — wo'n Seid?“

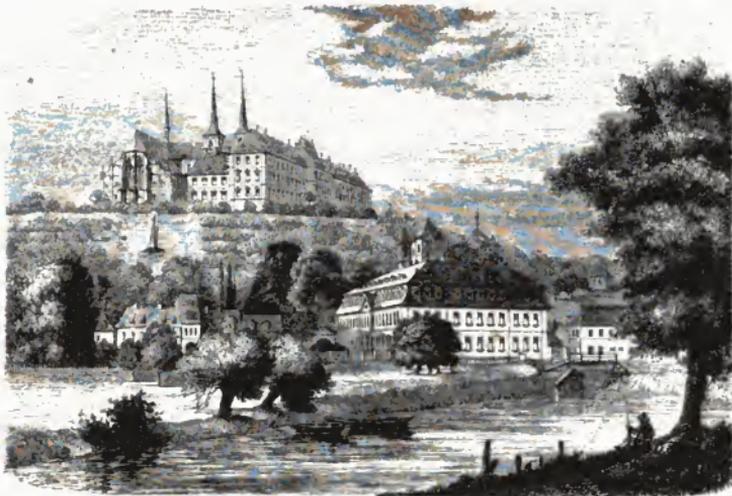
„Ich kniete die Augen. Meine beiden Bettern knieten auf der Höhe und zogen das Seil an, um mich 'anf festen Boden zu

bringen. Ich war der Höhe näher gewesen, als ich gahnet hatte. Der Knoten, wenn auch schon halb gelöst, hatte immer noch gehalten und die Last bis zu Ende getragen. Vielleicht zwei Minuten später, und das Ende schnellte vom großen Seile ab und mich in die Tiefe. Als ich die Fels Spitze erreichte, stürzte ich ohnmächtig zusammen. Wie lange ich so gelegen, weiß ich nicht; als ich aber nach einigen Tagen im Hause meiner Angehörigen wieder erwachte und erfahren hatte, daß ich fast getödtet und viel böse Dinge gesprochen, hielt mir der ältere Better lächelnd einen Spiegel vor.

„Mein Haar war schneeweiß.“

## Reiseerinnerungen.\*

### I. Bamberg.



Der Michaelsberg und das Bürgerhospitäl in Bamberg.

Wenn der schaulustige Reisende seinen Fuß durch die deutschen Gauen setzt, so prägen sich ihm vor allen solche Punkte ein, die ihm Auge und Herz besonders befruchtigen und große geschichtliche Erinnerungen in ihm wach rufen. Darum sei es mir vergönnt, meine hübsigen Reisebilder mit dem herrlichen Bamberg und seinen Umgebungen zu beginnen. Ist dieses doch eine der reizendsten Stellen in dem schönen, malerischen Garten, der den Main und die Regnitz umfließt! Schon von Weitem gewährte mir Bamberg, die uralte, geschichtlich berühmte Bischofsstadt, einen ungleich majestätischen und den ich gemüthlichen Anblick. Doch über ihr emporkragend wunkte der Michaelsberg mit seiner prächtigen ehemaligen Abtei, welche gegenwärtig in ein Bürgerhospitäl und eine Leibanstalt verwandelt ist, sowie seine Altenburg und aus der Mitte der Stadt wie ein ehrenträger Patriarch sein hehrer Thron einen ergreifenden Willkommengruß entgegen. Aber das Gefühl freudigen Entzückens und der Bewunderung ergriff mich, als ich die Stufen des Michaelsberges erstiegen hatte und in der Nähe der einzig schönen Abteikirche eine Blide weit über die Stadt und ihre in jeder Beziehung reizende, üppige Umgebung schweifen ließ. Hier, in den schattig grünen Lindenalleen des ehemaligen Klostergartens, vor mir im Thal die unverwundlichen Gebände der Stadt und weiterhin die unermesslichen Reichthümer einer gottessegneten Flur, heimelte es mich an,

als befände ich mich am hochkloppenden Herzen des deutschen Vaterlandes; wahrlich, ein Gemüß, der den Touristen für lange Strapazen köstlich belohnt!

Bamberg, vormalis das Residenz eines reichsfreien Hochstifts, ist eine der ältesten Städte Deutschlands und zählt gegenwärtig noch etwa 20,000 Einwohner. Es ist im Allgemeinen in gutem Style erbaut und hat mit wenigen Ausnahmen lauter schöne, breite Straßen. Seinen Thron saß Kaiser Heinrich II. in reinem byzantinischem Style. Er enthält das Grabmal dieses Kaisers und seiner Gemahlin, des Papstes Clemens II. und vieler Bischöfe, welche einst hier in voller geistlicher Herrlichkeit den Krummstab schwangen. Die alte Residenz der Bischöfe, ein verwitterter und geschmackloser Palast, ist durch die im Jahre 1702 vom Kurfürsten und Fürstbischöflichen Leibbar von Schöbern auf demselben Plage aufgeführte neuere Residenz ganz in Schatten gestellt worden. Diese neuere Residenz, 1803 sammt allen übrigen Klosterbauten abgerissen, ist unter Anderem dadurch merkwürdig, daß der französische Marschall Berthier sich am 1. Juni 1815 am Bergzinnen über den Untergang des napoleonischen Kaiserthums vom dritten Stock in die Tiefe stürzte und auf der Stelle verstarb. Außerdem fesseln in der Stadt das ehemalige Jesuitencollegium, gegenwärtig zu einem katholisch-theologischen Seminar, einer öffentlichen, trefflich

\* Unter diesem Titel werden wir unsern Lesern eine Reihe Abbildungen bringen, die ihnen in den Wintermonaten als Erinnerungsstücke dienen sollen an schöne Sommer- und Ferienreisen, an sonstige Fahrten durch Berg und Thal. Die Stelle dazu werden wir am Nov. 2. Heft, Th und West unseres schönen Vaterlandes wählen.

eingelichteten Bibliothek und einem aufgeschulten Naturalienkabinett dienend; ferner auf der äussersten Spitze der Stadt die alte Oertenerkirche und die, jetzt protestantische, Kirche Sanct Stephan, aus dem elften Jahrhundert stammend. Den bei Weitem imposantesten Anblick aber gewährt mir die auf der Höhe des Wilschberges stehende ehemalige Benedictinerabtei, ebenfalls von Kaiser Friedrich II. erbaut und seit 1803 secularisirt. Ihre beiden Thürme ragen wie mächtige Erinnerungszzeichen an die verunkelnte Glorie der Hohenstaube in die Wölfen und man kann sie nicht anschauen, ohne schneht daran zu denken, wie sie einst Zeugen waren von dem grossen Einflusse geistlicher Herrschaft.

Ein helles, freies Leben waltet und entfaltet sich jetzt überall in der Umde. Mannte Euererbilgkeit, welche nicht mehr, wie vor Zeiten, bloss einem erloschenen Stande jähbar ist, verleiht der ohnehin freundlichen fränkischen Städteperle einen überaus gemüthlichen Charakter. Dieser magische Eindruck verhäfte sich in mir, als ich Bamberg's Mauern betrat und vor seinen Thoren all' die herrlichen Hüden mit Burgart, Bohnen, Erbsen, Salat, Zwiebeln, Stachelbeeren, Röhrlapfen, gelben Rüben, Anis, Aoniarber, Rohn, Süssholz u. c. kermelte, welche ein Zeugnis geben von der grossen Ausdehnung der landwirthschaftlichen Gbirtneri Bamberg's, namentlich auch des Anbaues officineller Kräuter. Etwaigliche Ausweise nennen in Bamberg allein an 540 Gärtner mit circa 400 Gehäusen.

Noch einmal weckt der Anblick der kaum eine Viertelstunde von der Stadt entfernt hoch auf dem Berge liegenden Alten oder Vabenburg, der Wiege Bamberg's, in mir trübe, geschichtliche Erinnerungen. Hier, wo das Auge des Reisenden bis nach Nürnberg, Würzburg, Regenz, Bairuth u. c. schweifen kann, ermerete Otto von Wittelsbach im Jahre 1208 ten anglistischen Kaiser Philipp von Schwaben; hier vollbrachte ein leudere Bischof den schändlichen Verrath gegen den Grafen Albrecht von Babenberg, indem er, als Bete eines die Burg belagerenden sündlichen Heeres gesteliet, in die Burg kam, und ihnen Befehl auforterte, zu Friedenverhandlungen ihm gegen das Versprechen des freien Geleits in s' seinliche Lager zu folgen. Graf Albrecht erklärte sich ohne Zucht bereit dazu, denn er war ein gerader deutscher Mann, wie das schöne Bamberg auch damals lange viele war. Nachdem er den Bischof föhlich beweliet und dieser ihm geföhren hatte, ihn unversehrt in seine Burg zurückzuführen zu wollen, ritten Beide über die Zugbrücke der sichern Beste in's Freie, dem bischöflichen Feldlager

entgegen. Kaum tausend Schritte weit hatten sie ihre Kasse getragen, da fing der Bischof an zu jammern und meinte, sein Tod müsse nahe sein. „Ach,“ rief er, „lasset und nach Curer Burg umkehren, auf das ich nicht im Freien verende!“ Graf Albrecht hieß ihn umkehren. Beide ritten wieder in die Burg. Da aber gemas der Bischof so schnell, das er in Begleitung des arglosen Grafen schon kurz darauf wieder heranretete konnte. Im Lager angekommen, ward der Bischof plötzlich die höllische Rache ab, und ließ den Grafen festset. „Bistet den Hunt!“ schrie er jetzt, und hehft ihn an den Galgen!“ Graf Albrecht brief sich auf das ihm zugeschworne freie Geleit. „Wie,“ entzagnete der Bischof, „habe ich Dich nicht, wie ich geschworen, unversehrt in Deine Burg zurückgebracht, als ich unermas erkrankte, und wir unkehren?“ „D schändlicher Verrath!“ rief schmerzvoll der getöufte Mann, indem er die Hände vor's Gesicht schlug und solche plätschliche Wehheit nicht lassen konnte. Er mußte sterben. Mit Wehmuth ward mein Herz erfüllt, als ich durch eine Halle, die mit Schildeu, Bannpfeilen und anderen Denkmälern einer längt erstorbenen Zeit geschmückt ist, in den inneren Burghof trat, und den in dessen Mittelpunkte liegenden hohen Thurm bestieg. Ust als sich hier vor meinem Blicke das besagene Panorama einer meilenweiten Umgebung mit Anhöde und Thal, Feld, Feld und Garten aufrollte, und die glänzende Fluth der Reguz flüchtig nach dem Roine dahinsog, da ward der traurige Eindruck magisch verwandelt, und ich athmete wieder freier auf.

Noch muß ich, bevor ich die alte Babenburg verlasse, eines Mannes gedenken, dessen Name in der literatur Deutschlands noch immer vielfach genannt wird, nämlich J. T. Hoffmann's, des Verfassers der „Phantasieskizze in Galtes Manier“, der einst in einem Turmsimmer der Babenburg hauste, und hier mehrere seiner gemalt besragten Phantasien zeichnete, z. B. „die Elzire des Teufels“, und so dem klassischen Boreu seine classische Karreite einmiste. Nur augen scheite ich von dir, schönes Bamberg, und mein schau-trangenes Auge hängt an deiner lächenden Stir, wie der Blick des lieberdüllenden Dingslings am Antlitz der heilseligen Jungfrau. Du hast mich reich erquidt, Verle im Franenlande, und jam Dante nehme ich dich als erstes Bitleim mit wenigen starken Strichen in meine Reismappte auf. Da ist dieses Bildgen, freundlicher Leser der Gartenlaube; sieh Dir's an, und wenn Du Deinen Banderstab durch das reich weidende Franen sehest, so verzieh ja nicht, Dir sein ledendes Urbild anzuschauen.

## Erinnerungen eines alten Jenensers.

Zur Vorfeier des Jubeljahres.

Ar. 1.

In dem lieben alten Jena wird viel Freude und Lust sein. Die Hochschule feiert in der zweiten Hälfte des Augustmonats ihr dreihundertjähriges Jubeljahr, und tausend ehemalige Burschen werden herbeistromen, um sich noch einmal jung zu fühlen. Olim meminiase juvabit! Sie kommen aus allen Länden, wo die deutsche Zunge klingt und vaterländische Pieder flut, selbst aus Ungarn und Siebenbürgen haben sie sich angemeldet, und wenn das Gericht Wahrheit spricht, werden auch alle „Germanen“ nicht vermist werden, die um schon seit einem Menschenalter am Mississippi leben. Denn wehn wären nicht alle Jenenser vermissagen werden? Von denen, mit welchen ich einst so manches könnchen Vorkostenhainer oder Ziegenhainer geleert, war Einer längere Zeit Gouverneur der spanischen Provinz Huasca, nachdem er sich durch tapfere Kriegsthaten wider hervorgehan. Ein Anderer, Gustav Körner, war Vizegouverneur des Staates Illinois und ist angenehmer Bürger in der deutschen Stadt Welleville; ein Dritter, Wilschmann, hat die weiten nordamerikanischen Prärien durchzogen und die hellen Gebirge überfliegen; ein Vierter Sibirien durchwandert; Andere sind im fernem Texas angestellt oder haben den Sand der asiatianischen Wüsten durchschritten, leben am Grio-See, in Australien, am Fuße des freuerpeinischen Bewur, unter allen Zonen. Den Weissen ist stielich ein ruhigeres Voes beschieden worden; sie rüden gemächlich in Art und Wärdem ein und sind Farmer oder Richter, Advocaten, Professoren oder Ärzte geworden, sie beslehen den Ader ihrer Väter und Einige haben es bis zum Staatsminister gebracht. Aber Alle ohne Ausnahme, wo sie auch sein mögen, tragen warme Anhänglichkeit im Herzen für das liebe Jena, und wo immer alle

Jenenser zusammentreffen, sei es irgendwo in deutschen Lande oder in ferner Fremde, — allemal ist bald ein freundschaftliches Einvernehmen gefunden, alle Erinnerungen tauchen auf und der Sinn wird froh. „Auf den Bergen die Bursgen, im Thale die Saale und im Städtchen die Wärdgen.“

Und diese warme Empfindung wird durch die Zeit nicht abgeschwächt; bei mir wenigstens ist sie noch eben so frisch, innig und lebendig, wie damals, als ich das Viec anstimmten mußte: „Demoeotr's Bursche zieh ich aus.“ Auf nicht weniger als vier Universitäten habe ich studirt, deren Leben und Eigenthümlichkeiten kennen gelernt, auf allen gute Dinge gesehen und sehr beilere Tage in jugendlicher Lust verbracht; ich kenne noch ein halbes Duzend anderer Hochschulen, aber keine ist mir so lieb gewesen und geliebten, wie Jena. Auch habe ich gefunden, das bei meinen sämtlichen Freunden und Bekannten dasselbe der Fall ist. Dieses kleine, auch heute noch von seinem Schöneprange berührte Jena ist einen ganz eigenthümlichen Zauber. Schon der Anblick des Städtchens macht aus der Ferne einen sehr freundlichen Eindruck, es liegt so ruhig und wohligh hingegossen in dem reygenden Thale, die Umgebungen sind von vornherein so anmuthend und werden einem tädtlich lieber. Das Ganze ist eine ruhige, fremdtliche Idylle, die unter Herz erquidt, und in der Stadt selbst sieht man sich schon nach wenigen Tagen heimlich. Man weiß sich unbedindert, man findet stöhliche Rumpfen aus allen Gauen und lebt sich tusth ein. Durch Jena ist, dem Himmel sei es gedenkt, nie ein finstlicher Geist gegangen, die Wälder und Wälder haben in der reinen Luft keinen Boden gewonnen; das Stubenken an jene großen Tage, in denen

diese kleine Stadt eine Centralfenne war, von welcher aus belebte und anregende Geistesfrucht das Leben des gesammten Vaterlandes durchdrücken, dauert noch fort und wird nach Gebühr in Ehren gehalten.

Seit ich Jena zum ersten Male betreten, sind nicht weniger als — vierzehnhundert Censurweller über die thüringische Hochschule hinweggerauscht und über mein Haupt, auf welchem vereinzelte graue Haare sichtbar werden! Es liegt etwas Wehmüthiges darin, wenn man auf eine so lange Zeit zurückblickt, welche Jedem damals harte Prüfung auferlegt hat. Aber man wird sich wieder froh, wenn man sich selber sagen kann, daß man sich tapfer und rechtfertig durch das Leben geschlagen und sich selber seine Bahn gebrochen hat, und wenn man sich frisch und ungetrübten fühlt. Ich wüßte nicht, daß meine Empfindungen weniger warm und lebhaft wären, wie damals, als mir die Kunstübung und der weitberühmte Buchsturm zum ersten Male entgegenwinkten.

Damals war ich eben sechzehn Jahre alt. Eechs Censurer hatte ich in der Prima meines vaterländischen Gymnasiums zugebracht und war vollst. zur Universität, die ich schon früher hätte beziehen können; allein ich sollte so jung nicht zur Universität, obwohl ich mir einbildete, daß ich an angehender Schullehre, der ich für — was mehr als weiden Stamm gelten wollte, mich zum Abgange berechtigte. Ich konnte die Zeit der Maturitäts-Prüfung kaum erwarten, ich schrieb die lateinische Rede, welche ich vor Herrn beim Abgangsactus zu sprechen hatte, mit einer Art von Inbrunst, denn sobald sie gehalten war, lagen ja nur noch wenige Wochen zwischen dem Feuille und dem Studio, und mit dem ersten Frühlingsthoepfen begann für mich die geliebte Zeit.

Damals waren in der Studentenvelt sehr aufgeregte Tage. Die Burschenschaft stand im Gerüche der Demagogie, sie hatte an Herrn von Rampe, der 1848 selber eine schwarz-roth-gelbe Cocarde und Schleife trug, an Herrn Schmal, an Herrn von Ahrens in Gießen, überhaupt in Gabinetten, auf Thronen und in den Curatorien der Universitäten bittere Feinde. Sie war geachtet und wurde verehrt. Die Wäzinger Unterrichtscommissionen hatte aufgesäumt, die Verbindungen gesprengt, viele Hunderte von Mitgliedern relegirt. Es war es namentlich in Östtingen und Halle geschah, von wo kann die Fortgeschickten zurückkommen, um in der Heimath ein halb müßiges Leben zu führen. Sie waren zugleich verhäßtet und enthußlich, denn die Sache, für welche sie leiden mußten, wurde ihnen nur nach theurer. Wir Gymnasialen kamen mit ihnen in mannichfache Berührung und wurden halb und halb in die Mystereien des Studentenlebens und des Verbindungswesens eingeweiht. Hala waren uns alle Burschen bekannt, die eine Rolle gespielt hatten; diese Hauptthäne wurden uns und sie wir schenken uns, sie von Angesicht zu Angesicht vor uns zu haben. Auch von dem Beträgen und Eigenthümlichkeiten der Professoren wurde uns viel erzählt, überhaupt unsere junge Phantastie lebhaft beschäftigt.

Allmählich ließ die Verfolgung von Seiten der Behörden etwas nach. Zwar lag noch immer auf der Burschenschaft ein schwerer Druck und die eigentliche Verbindung war und blieb gesprengt. Allein es bildeten sich wieder Anlässe, die dann freilich nicht öffentlich hervortraten, an welche sich aber Hunderte angeschlossen und die sogenannte weitere Verbindung bildeten. Man trug wieder die alten lieben Farben des deutschen Weids es und sang dabei Spottlieder, deren Text zu jeder Melodie paßte, z. B.:

„Auch Barotte sind verboten,  
Und zumal die Schwarz und rothen,  
Denn der Farben schwarz-roth-gold  
Ist man in Berlin nicht hold.  
Auf die neue Note.“

Von meinen speciellen Landsknechten swiderten zu jener Zeit viele in Halle, wo die Weissen eifrige Mitglieder der Burschenschaft waren. Zu Herrn und Michaels kamen sie in die Ferien, in welche sie gewöhnlich Commissionen aus ferneren Gegenden, namentlich aus Schleßen, Pommern und Westphalen mitbrachten. Es waren kräftige, sehr gebildete Menschen unter ihnen, die uns imponirten. Sie trugen altdeutsche Röcke, langes Haar, gestickte Hemdtragen und steckten Fiedeln auf die Barotte, wenn mit und Gymnasialen ein Feriencomité veranlaßt wurde. Ein paar blaue Glockenschläger fehlten nicht, der Präses hielt eine Rede, in welcher er begeistert die vaterländischen Bestrebungen der Burschenschaft hervorhob, vom alten Kaiser Rothbart im Kapitulat sprach und entwiderte, welchen Verfolgungen die gute Sache angesetzt sei.

„Dabt Ihr Muth? Fürchtet Ihr Euch vor Verfolgungen?  
Dann werdet keine Burschenschafter, dann tragt nicht diese deutschen Farben, sondern geht unter die Landmannschafter, die Schockfieder des Curators, die nur an Pauten und Knippen denken und sich um's Vaterland nicht bekümmern.“

Der Präses setzte sich, kopfte mit dem Schläger auf die Tafel und begann das Brause, Du Freiheitdrang, brause wie Wogendrang aus Helsenbraut.

Ein solcher Präses gab mir Jahn's „Vollsthum.“ Er hatte den „Alten“ mehrmals in besten Verbannung in Freiburg an der Unstut besucht und trug mir Grüße auf, da ich, wie sich von selbst versteht, ihn doch einmal besuchen werde. Das Buch machte auf mich einen tiefen Eindruck und noch hute weiß ich viele Stellen desselben auswendig.

Die Zeit, in welcher die Collegia begannen, rückte heran. Ich hatte mich entschlossen, zunächst einige Semester in Jena zu studiren und dort in die Burschenschaft zu treten. Mein Vater wollte den einzigen noch blühenden Sohn nicht allein ziehen lassen, sondern ihn an Ort und Stelle bringen und sehen, wie es dort haben werde und wo er bleibe. Der Onkel gab seine Pferde, Wagen und Kutscher; die mehr als dreißig Meilen selten in drei Tagen zurückgelegt werden. Eine so lange Fahrt gab damals für eine ettelndlich weine Reize und kostete der Mutter viele Thränen. An einem Montage oder Freitage sollte sie von meinem Vater angetreten werden und so wurde ein Sonnabend gewählt. Einige Schulreude fuhren mit bis zur nächsten Stadt; sie wollten am folgenden Tage nach Östtingen abgehen. Nachdem sie uns verlasssen, blidte ich munter vorwärts und hörte, ich will es aufrichtig gestehen, nicht viel auf die guten Regeln und Mahnungen des Vaters, weil ich dieselben schon so oft von nommen und seit langer Zeit mir eingepägt hatte. Ob ich sie alle befolgt habe? Alle nicht, insbesondere habe ich es im Punkte der Sparsamkeit nicht so genau genommen, wie er wollte, viel mehr Klänchen und Gläser geleert, als er für zuträglich hielt, ich bin auch nicht ohne Pauleireien davon gekommen und habe etliche Schulden gemacht. Der Student pflegt seinen eigenen Weg zu gehen; habe ich weiland Jenefer Burschenschafter doch das Herzeleid erleben müssen, daß mein Sohn ein Corpsbursche geworden ist, obwohl ich ihm für einen solchen Fall Entziehung aller Stufen in Aussicht gestellt hatte. Ich muß mich damit trösten, daß einer wahren Säule der Jena'schen Burschenschaft, einem geistlichen Herrn in hohen Würden, mir damals sehr befreundet und von uns allen der „kleine Jahn“ benannt, dasselbe Schicksal bezeugen ist. Unsere Herren Söhne tragen 1838 „der bunten Farben herrliches Spiel“, während von den Vätern 1836 meine Person die Burschenschafter trug, der „kleine Jahn“ aber, der „Abhärtung wegen“, jede Kopfbedeckung vermahnete und jede Weilebung, außer Leinwandhosen, altweiches Red und kurzen Stiefeln, für durchaus überflüssig hielt. Kein Student kann behaupten, daß er ihm jemals, gleichviel ob im Winter oder Sommer, bei Schnee oder Sonnenbrand, in einer Mütze gesehen habe. Der alte Jahn hatte an dem kleinen Jahn seine wahre Freude; noch jetzt legt dieser letztere in einem Tage mit Bequemlichkeit sechzehn Wegstunden zurück und liebt eifrig die — Kreuzzeitung!

Ich mechte die Landmannschafter nicht leiden und war von vornherein gegen sie eingenommen, weil nach unsern Ansichten ihnen der Patriotismus fehlte und weil sie von den Curatorien begünstigt wurden, während meine Freunde nur auf Ungunst zu rechnen hatten. In Altkalen an der Saale fuhr ein Wagen an uns vorbei, in welchem halbesche Wäzler saßen. Den „schönen Fritz“, ihren Senior, kannte ich von Ansehen; seine Heimath war von wenige Stunden von der meinigen. Es ließ sich nicht abstreiten, daß Bremer aus Delber am weigen Wege ein „reicher Herr“ war; er sah in seiner orangefarbenen Mütze statlich aus und unter ihm zählte die Marschia mehr als sechzig Köpfe. Jetzt soll der schöne Fritz im Staate Wöconfin sein, aber nicht als Seemann, sondern als wohlhabender Landwirth. Während ich meinem Vater von den Halleschen Landmannschafter allerlei erzählte, fuhr meines Onkels Kutscher, der ein Derrnhuter war, uns drei Mal um die Kirche herum, und welcher Gesang und Orgeln zu uns drangen. Der Papa wurde gerührt und hielt das für eine gute Vorbedeutung.

An jenem Sonntage war das Wetter warm und klar und wir saßen so recht gemütlich in der Dalshöhe. Da sprangen mittwegs zwischen Halle und Künern Studenten in Leberhosen

und Kanonenspießeln heran, um „Hüfche abzufangen“. Das war zu jener Zeit Sitte; man ritt auf den Straßen den nur Aufom menden entgegen, um sie möglicherweise für die Verbindung zu „leihen“. Eine Reiter trugen blau-weiße Cerevisialhüden, nur einer hatte eine Bärenmütze, von welcher ein blaumantelner Sad oderbeutel mit silberner Quaste bis nahe zur Hüfte hinabhing. Sie machten vor unserem Wagen Halt und sahen hinein, es war aber für sie keine Deute darin. Ich hielt ihnen meine Pfistje mit den schwarz-roth-goldnen Quasten entgegen und sie ritten mit einem „Guten Morgen“, den ich eben so lateinisch und in dem obligaten langen und gegengenen Studententone erwiderte, weiter gen Können, wo ihnen dann der schöne Strich mit den übrigen Märken begegnet sein muß. Mein Vater schlug plötzlich die Hände zusammen, zeigte nach dem Chausseegrabden, und ich begriff im Augenblick, weshalb er so entsetzt war. Da lag in jenem Grabden neben einer Pappel ein Bruder Studie, und mit Lederhofen und Kanonen angethan, und schlief in der Enne den Schlag der Oerreden, die ja auch manchmal von einem Kanone beimgeschikt werden. Die blaumantelige Mütze war ihm vom Kopfe gefallen, der Philtisergulz graste in aller Gemüthlichkeit. Das Ganze war ein Bild, das meinem Vater großen Kummer machte. Er meinte, es sei schändlich, daß die Cameraden diesen Menschen so im Grabden liegen ließen, denn der Boden sei feucht und der Student könne sich erkälten; schändlich sei es von dem Studenten, daß er sich, noch dazu an einem Sonntag, so betrunken habe; verglichen verfolge gegen alle „Eundente“, und wenn nun das feine Eltern erziehen! Und ob wir ihn nicht aufwecken sollten, da ja ein Verdächtigender ihm leicht Uhr und Geld aus der Tasche nehmen könnte? In dieser letzten Beziehung suchte ich meinen Vater zu beruhigen, indem ich meinte, ein Bruder Studie könne vor Anfang des Semesters gar kein Geld haben, und was die Uhr angeht, so wollte ich wetten, daß der Pommer im Grabden eine solche nicht habe, da sie sicherlich im Verfahrnante Gewarter stehe.

„Aber du lieber Himmel, wenn diese Menschen kein Geld haben, wie können sie denn solche Enten machen?“  
 „Auf Pump, lieber Vater,“ antwortete ich lateinisch.  
 Er wunte sehr nachdenklich und sprach dann:

„Gelt, unter solche Menschen sollst Du gerathen, unter so üble Menschen!“

Ich suchte ihn damit zu beruhigen, daß jene Reiter nur Landmannschafter seien, und daß verglichen die „u u s“ Burschen schärfer gar nicht verzeihe. Es ist aber auch unter uns Aehnliches vorgekommen. Zum Beispiel. Wir waren einmal in Ziegenhain bei Jena und traten Abend des Mittwoch an. Der Schnee lag hoch. Wir nahmen Kienfaden und zogen in langer Reihe eben am Hohlwege hin. Es wäre schön, zu behaupten, daß wir, wir Burschenschaftler, bei klarem Verstande gewesen wären; auch waren unsere Schritte und Tritte nicht sicher. Einer nach dem Andern sank in den Ziegenbäuer Hohlwege, fiel als und lag im Schnee, wie jener Pommer im Grabden bei Können. Zum Glück hatten wir keine Pferde und sprengten nicht fort, sondern halfen einander empor, so gut es eben ging. Auch der „lange Oze“ erhob sich und zog wohlgemuth mit auf den Burgsteller, wo er dann nach einer Stunde verpöhte, daß eine Schraube los sei; er hatte sich nämlich den Arm verrenkt. Dieses wurde fund gemacht, der lange Oze auf den Tisch gelegt, und nachdem ein Duzend angenehmer Acculape ihn geyenslos stühpantelt hatten, war der Arm wieder eingelenkt. Der Patient hätte nun auf zu schreiben und das Erste, was er wieder sprach, waren die unangeleglichen Worte:

„Ich trinke Euch schlechten Medicinern Allen und Jedem Einen ver!“

Und so gefah ab.  
 Mit der Dämmerung fuhren wir in Halle ein und fanden noch Zeit, durch die Straßen und über den Markt zu gehen. Wir stauten vor dem Reland, als uns abermals Pommer ein Lebensbild vorführten. Zwei von ihnen schliefen einen Dritten, der nur mühsam gehen konnte, mit sich, um ihn letztgenow auf ein Bett oder Sopha zu bringen, denn der volle Jüngling bedurte der Hilfe. Mein Vater war außer sich; am Sonnabend hatten wir in Halberstadt einen Beschüden gesehen, der sich aus Nennennung die Pfistje mit einem preußischen Haleschnein anhefte, am Sonntag Pommer im Grabden und auf dem Halleischen Marke, und Aends erzählte uns im Wasthaufe ein Philtisler beiläufig, daß ein Märker (der nachher unter die Fremmen im Lande gegangen ist) binnen

fünf Minuten fünfundvierzig Gläschen Kümml getrunken und doch an demselben Aende von Krüwll seinen Weg zurückgefunden habe. Nun wollen wir es mit der Zahl 45 in 5 Minuten nicht so genau nehmen, denn Philtisler auf Universitäten schneiben manchmal auf, als wären sie Berliner; gewiß ist aber, daß damals auf den norddeutschen Universitäten viel Brantwein getrunken wurde. In Göttingen habe ich selbst gesehen, daß namentlich die Offricien dem „Gandylischen Vittern“ alle Ehre anboten, und auch in Halle ging jene Unsitte im Schwange; in Jena kannte man sie nicht.

Es war mir nicht recht, daß ich keinen Studenten mit schwarz-roth-goldener Mütze sah, denn ich hätte ihn eyme Weiteres angetret und wäre mit ihm auf das Burschenhaus gegangen. Aber beim Dreißler Markt war der Laden offen und ich konnte mir einige Pfistjen mit Quasten kaufen. Mein Vater blieb inzwischen im Gasthose und ich fand ihn, als ich zurückkam, sehr schweigsam. Diese Halleischen Studentengeschichten machten auf ihn einen unangenehmen Eindruk und wir wurden erst wieder gefprächig, als wir bei Dornburg einen Wld in das schöne Thal der Saale gewannen. Ein paar Stunden später waren wir in Jena, machten am Dienstag einige Aufstöße in die Lungenge, mieteten eine Wohnung und Mittwoch in aller Frühe fuhr der Herr Papa wieder heim; ich begleitete ihn bis Jützen und erhielt zum Abschied noch einmal die obligaten guten Lehren und ebemtrin scharfe Warnungen, an denen offenbar die Halleischen Pommeren schuld waren.

In Jena kannte ich Niemand; meine Landsleute wollten erst acht Tage später aus den Ferien zurückkommen und zu Anfang der Collegia eintreffen. Es waren nur erst einige Studenten da, die Straßen sehr still. Etwas um acht Uhr früh kam ich von Jützen zurück. Gestern hatte ich von Jena selbst nicht viel gesehen, heute konnte ich es mir in aller Ruhe betrachten und war ein freier Mann. Ich ging um den Grabden und lenkte dann meine Schritte unwillkürlich nach dem Burgsteller, der im Leben der deutschen Jugend eine so große Bedeutung gehabt hat. Wie viele Laufende haben in jenem Edgimmer gefessen, getrunken und gesungen und sich unbefriedigend glücklich gefühlt! Wir galt Jena für eine Art Wella der Burschenschaft und der Burgsteller für die Kaaba, die ich mit einer Zeit von frommer Ehen betrat. Es war noch kein Student da, aber die „Frau Bettlern“, welche viele Jahre als Wirtshaus dem Burschenhaus rüthlich vorgehalten und nie mit verdorretter Kreide an die schwarze Tafel geschrieben hat, erschien bald und sah mit geübtem Kennersicht, daß sie in dem jungen Blut aus Niederachsen einen Fuchd vor sich hatte. Das Gespräch der erfahrenen kleinen Frau mit den schlauen Augen, von der ich schon Manches hätte erzählen hören, war ermunternd, und an jenem Morgen wurde zwischen uns eine Freundschaft geschlossen, die niemals wankte. Frau Bettlern hat mich nur ein einziges Mal sanft „getreten“, und damals wies sie mir überzeugend unter vier Augen nach, daß sie wirklich Geld nöthig habe und daß ihre Ausstüde eine sehr beträchtliche Höhe erreicht hätte. Wie gern hätte ich sie damals bezahlt, aber war nicht kurz vorher, ich weiß nicht mehr, ob in Rabla oder Eisenberg, Beschlüßigen gemessen? Ich demonstrie ihr, was Unmöglichkeit sei, und als ich einige Zeit nachher mit ihr Nachmittags eine Tasse Kaffee trank, bezog sie mir mit Vergnügen dreißig Kestpfunde. Sie war eine sehr wohlhabende Frau mit trefflichen Eigenschaften, hatte große Menschenkenntnis und wußte jeden Studenten richtig zu nehmen. Schon nach einer halben Stunde hatte sie mich gut orientirt und mir nebenbei manchen praktischen Wirt gegeben.

Dann ging ich auf den Markt und rauchte meine Pfistje, an welcher natürlich Halleische Quasten prangten. Aus der Regel an der Ecke kamen einige Studenten, aber sie trugen grün-roth-geld, waren also Kranke, Landmannschafter, und selblich nicht meine Leute. Sie hatten Rappiere mit sich, was damals in Jena allerdings Brauch war; man trug das Instrument in der Hand oder steckte es in die Wappe querüber, und trat mau einen Belannten, mit dem man einen Gang machen wollte, so gefah ab gleich an Ort und Stelle, auf dem Marke, auf dem Tischplatte oder auf dem Grabden. Nachher steckte man das Rappier wieder in die Wappe und ging weiter. Ich sah den Franken zu und erzöhte mich an ihrem Stiefen, bis ich drei Burschenschaftler um die Karlei hiegen sah. Endlich Her der Weinschenke des Stadthauses sah ich einen behändigen Philtisler, der sollte mir Rede stehen.

„Können Sie mir nicht sagen, wie die drei Burschen da heißen?“

„Si ja, die Herren kenne ich. Der Große da ist der Herr Stülpnagel, der Kleine mit dem rothen Bart der Herr Pamel und der Dritte, das ist der Herr Kaptein.“

Wie doch der Zufall spielt! Gerade an den Ersten und den Dritten hatte mir mein Landmann P. ganz besondere Grüße aufgetragen; zu ihnen sollte ich gehen, um mich einzuführen. Alle Drei waren forschende Leute aus Mecklenburg. Damals spielten die Mecklenburger in Jena in der Burdenschaft eine große Rolle; sie waren meist Juristen, welche den „Staats Schmir“ und den „alten Martin“ hören wollten; sie hatten gute Bücher und stießen eine rechtspassende Klinge. Niemand habe ich Jemand „patent“ gesehen, als den Mecklenburger Buchmann; es war eine rechte Freude, zu sehen, mit welcher Kraft und Gewandtheit er die Waffe handhabte. Mehr oder weniger waren alle sehr brave Leute, aber geistige Regsamkeit in höherem Grade war nicht bei vielen; in dieser Beziehung waren sie durchschnittlich Mittelgut, ohne erheblichen Schwung, aber mit einem gewissen praktischen Trefser. Davon machten nur Wenige eine Ausnahme, so viel ich weiß, sind auch nur ein Paar in späteren Zeiten rühmlich aufgetaucht; die Andern haben sich begnügt, in engeren Kreisen zu wirken, was ja auch nicht unfruchtlich ist, wenn man nur seine Pflicht thut; es wäre ja auch nicht gut, wenn Jeder berühmte würde. Ein ganz prächtiger Mensch und Nebenwärtig, wie wenige, war Rut Olsenbach, wenn ich nicht irre, aus der Gegend von Rostock; wir Alle hatten ihn herzlich lieb und das Auge der Frau Bettin leuchtete, wenn sie ihn nur sah. Leider ist er früh gestorben, aber tief betrauert von Allen, die ihn gekannt haben.

Auf Kleiderkurus gab zu jener Zeit der Student in Halle und Jena nicht viel; namentlich die Burdenschaftler trieben die urthümliche Einfachheit sehr weit, und was ich oben dem Anzuge des kleinen Jahn gesagt habe, paßte noch auf manchen Andern. Ein als Schriftsteller und Dramatiker beiläufig genannter Galtener besah für Winter und Sommer nur einen grauen Flanvelrock, der kaum bis an die Knie reichte; er hatte ihn schon auf seinem schließlichen Gymnasium getragen und half mit diesem unerschöpfbaren Kleidungsstück gern seinem Stubenburden aus, der auch nur einen einzigen Rock besah.

Ein ausgezeichnet deutscher Sprachforscher, der seit lange in der Schweiz lebte, brachte 1822 einen altdeutschen Koch von Rittau mit nach Leipzig und dann nach Jena. Daß er etwas seltsam sei, außersah, will ich nicht in Worte stellen, aber er hielt doch 1830 noch zusammen. Dann aber erbeb sich eine Schwermuth. Inhaber des Koches wollte promoviren und bedurfte zu diesem Zwecke eines Grades. Ob es in der Jena'schen Burdenschaft ein solches Kleidungsstück, das von und so gründlich betrachtet wurde? Die Antwort war schwierig; endlich wurde ermittelt, daß die sorgsame Mutter des langen Thee den schwarzen Einsegnungs-Strand mit in den Koffer des Schnees gepackt hatte. Nun war aller Noth Ende, denn der Confirmations-Grad paßte dem damals äußerst Schwächlichen, heute freilich sehr wohlbeleibten Doctoranden, als wäre er angepöbel gewesen. Wer sich „patent“ trug, wurde von Vielen mit einer Art Ungunst betrachtet, und man zweifelte, ob er correcte burdenschaftliche Grundzüge haben könne. Die eigentliche Herrschaft des sogenannten altdeutschen Koches war freilich zu meiner Zeit schon vorüber; im Sommer konnte er mit blauen oder grauen Tuchmannskitteln seinen Wettbewerbern halten und in der Winterzeit wurde er vom Flanvelrock überfüllt. Die Landmannschaftler ihrerseits suchten etwas darin, möglichst patent zu sein und sich „berauszuschneipeln“, - dafür ernteten sie aber von Seiten urwüchsiger Burdenschaftler nur eine unaussprechliche Summe von Verachtung. Ein für meinen Theil, der ich in dieser Beziehung im Stillen mit den verdurten Landmannschaftlern sympathisirte, hatte anfangs mit allerlei Wibernärrigkeiten zu kämpfen, die mir mein blauer Schwermuth zuzog. Außerdem trug ich, horribile dicto! Vatermäder und wollte doch Burdenschaftler werden! Gleich am ersten Tage kam ich schon an, wie der genährte Leser leicht erfahren soll.

Die drei obengenannten Mecklenburger schlenderten den Markt hinab. Ich sagte mir ein Dutz, ging gerade auf sie zu, brachte meinen Gruß von P., und man gab mir die Hand, ohne gerade zuvernehmen zu sein. „Stülpnagel“ war ein schlanker Mensch mit gelblichen Locken und sehr einfaches Anzuge, die Brust trug er bloß; „Pamel“ war kleiner und beifrisultriger, der „Kaptein“ eine jener Figuren, die man nie wieder vergißt. Er mochte

damals reichlich 26 Jahre alt sein, und die Züge seines breiten und hochigen Gesichts waren so scharf ausgeprägt, ich möchte sagen ausgemerzt, wie bei einem Fünftziger, den Stürme des Lebens und der Leidenchaften vielfach umhergeworret haben. Er trug sich stets einfach schwarz, und ich habe ihn nie mit einer farbigen Wäsche gesehen, außer wenn er im Bierhaare zu Wägen auf dem Kaiserthron saß. Er war eigentlich der wahre Hauptmann in der Burdenschaft, und es kostete etwas Mytherien in ihm. Von seiner Vaterstadt Rostock aus war er mit seinem Schwager, einem Schiffsführer, zur See gegangen, um 1822 zur Zeit des gelben Fiebers in Barcelona gewesen. Er konnte viele Fäden des Mittelmeeres, war dem Seelens eifrig zugethan, und erklärte als alle semänischen Ausdrücke in Ceceps Kosten, den wir während des Sommers 1826 in kleinerem Kreise mit großem Gifer lasen. Den Spitznamen „Kaptein“ erhielt er eben seiner Seefahrten wegen, von denen er übrigens nur selten sprach; er war überhaupt schweißsam und verschleifte nicht mit viel Lieben. Seine Haut war tief gebräunt, sein Auge scharf und flehend, seine Ausdrucksweise kurz und bestimmt, und nicht selten mißte er in eine eigenthümliche Dronie bei. Die „Landeshöft“, d. h. die thüringischen Studenten, sahen im Kaptein einen seltamen Menschen; es ging unter Wingen die Sage, er möge wohl Seeräuber gewesen sein, während Andern „der Baum aufgehoben“ wurde, er sei in Alger Galleereisclave gewesen, und durch eine schöne Tärkin befreit worden. Sein oft nachdenkliches Wesen und seine Schwiegsamkeit habe sich erst gegenwärtig, als er erfahren, daß sein eifersüchtiger thüringischer Obdienter jener Lebensretterin den Kopf abgeschlagen habe. Eine andere Legart behauptete dagegen, sie sei in einem Glas gefest und lebendig erfaßt worden. Der Kaptein ließ noch als Arzt irgenbwo in den westlichen Staaten Fortbemerkt's.

Mit dem Kaptein und den beiden andern Mecklenburgern ging ich an's schwarze Bret, um zu sehen, welche Professoren bereits ihre Collegia arge schlagen hätten, und las ein Melegat, dergleichen der alte Gichtstüß so viele in seinem Leben versetzt, alle in zierlichen Latein, mit durchaus ciceronianischer Redeweise. Der alte Römer selbst oder Martius hätten sie nicht in eleganterem Styl schreiben können, auch wußte sich der alte Professor der Gleuquy viel damit, daß man auf seiner andern Universität so schöne und correcte Melegate zu verfassen im Stande sei. Ich weiß nicht mehr, wer der so zierlich abgethan Schüler war, noch was für Unruh er angeheilt hatte, ob er z. B. mit dem Pöbel Derselben in unansehnliche Beschürzung geraten war; denn wir gingen nach dem Burgkeller, um einen Biergenrant einzunehmen, ein Glas Wüßniger Bier, das mit dem obigen: „Frau Bettin, ein Glas Kantenmuth!“ bestellt wurde. Ich war sehr glücklich, als ich das frohgehe Maß vor mir hatte. Dabei wurde ich angefragt: „Was willst Du studiren, welche Collegia willst Du hören?“ Ich stand Rede und gab Antwort, vernahm auch Urtheile über die Professoren. Plötzlich sah mich der Kaptein mit einem irenischen Blicke an, und sprach im besten mecklenburger Plattdeutsch:

„Riel mal, Vos, was hst Du denn da für Dinger? De moßt Du auslegen, de paßst nicht für Jena; wem Du Burdenschaftler syn wult, so de de Jammerslappen weg.“

Nun hatte ich als krasser Fisch alle mögliche Hochachtung vor so forschenden Keulen und Hauptbläsen, mir wollte aber doch die Logik nicht einleuchten, welche meine Vatermäder mit der löblichen Burdenschaft in Zusammenhang brachte. Was hatten diese Hemdentragen mit waterländischen Bestrebungen zu thun? Ich verdroß jene Frage sammt der apertissimen Zuthat, und ich antwortete led, daß ich meine Vatermäder nicht ablegen würde; ich habe übrigens gar nicht dagegen, wenn Andern ungeladene Hemden tragen. Das sagte ich ganz resolut; der Kaptein lächelte beifällig, und Stülpnagel, dessen Lachen allezeit olympisch war, rief laut:

„Riel mal, was de Vos for eine Eumpe hst.“

„Du hast eben ein Gichtstüßiges Melegat gelesen, wie würdest Du das, was Du eben sagst, in classischem Latein ausdrücken?“

Das war eine lächerliche Frage, welche unbeantwortet blieb.

„Sieh mal, der krasse Fisch will uns examiren! Wie würdest Du denn Lateinisch ausdrücken, daß Du ein vorlantes Maul hast? Riel mal!“ Nun war verwundet über eine solche Redeweise.

Ich hatte meinen Tacitus gelesen, und mir war die prächtige Schilderung gegenüber, welche der „erle Priester der Wahrheit, den Rom herverbrachte“, (so nennt Luther ihn) von dem Aufstande

der pannonischen Legionen entwirft, und die Porträtszeichnung des vermaligen Schaupieldirectors Perennius.

„Ich möchte sagen, ich sei *Lingua procaax* gewesen.“  
Damit war meine philologische Gelehrsamkeit über allen Zweifel festgesetzt, und mich des Raptines Wohlwollen gesichert. Ich war aber kein Philolog von Profession und, getoht, auch kein Theolog.

Es ist merkwürdig, wie lebhaft verglichen an sich so unbedeutende Dinge dem Gedächtnisse sich einprägen. Heute, nach 32 Jahren, ist es mir, als sei das Alles erst gestern geschehen.

Die Ferien waren zu Ende, die Immatriculation hatte stattgefunden, die Collegia begannen. Jena konnte mit seinen beschrankten Geldmitteln nicht gegen reichbegabte Hochschulen, wie Berlin oder Göttingen ankommen, und auch heute noch erhalten die besten Professoren ein geringeres Gehalt, als in den Dansestädten ein erster oder zweiter Handlungsdienet, oder ein Musikzeichner in Ulm oder über ein Maschinenbauer. Doch haben günstige Umstände es gesügt, daß die kleine Universität an der Saale stets sehr bedeutender wissenschaftlicher Kräfte sich erfreute. Zu meiner Zeit war fröhlich der greße Glanz aus den Tagen, da Hübner, Baum und die übrigen Herren in frischer Jugendkraft dort gemist, längst verlebter; auch läßt die Hochschule nicht anerkennbarsten Studenten, wie in den ersten Jahren der Buchsenhäusigkeit; aber wir waren immer noch mehr als sechshundert Studenten, und unter den Professoren befanden sich Gelehrte ersten Ranges in allen Facultäten. Jena zeichnete sich namentlich durch die Anregungen aus, welche der kleine Ort in reichlicher Fülle gab; man süßte sich gepart, erhielt eine gewisse Weisheit, sah sich getragen und gehoben; das alles Gute Gemüth der Jünglinge bekam schöne Einbrüche, und manche Professoren waren Männer, zu denen man mit wahrhafter Verehrung hinaufschaute. Die Collegia wurden fleißig besucht, und ich glaube nicht, daß ich einen von Luden's Vorträgen anders als gezwungen versäumt habe.

Luden war als Dozent von ganz ungemainer Bedeutung. Der seine Mann von Welt mit der sauberen Kleidung, dem freundlichen Gesicht und dem sehr gemessenen und würdigen Wesen, genannt aus Alle. In früheren Zeiten, bevor man ihn als „Deunagel“ verächtlich hatte, stand seine Persönlichkeit den Studenten näher, und er empfing sie gern in seinem Hause. Es war dadurch lächerlich, einen so besonnenen, umsichtigen und willigen Mann als einen Jugendvorbereiter zu bezeichnen. Gemüth hat nie ein Jüngling aus Luden's Munde etwas Anderes vernommen, als Gütes und Erles, und wohl dem, welcher dem Worte einen solchen Lehrens gefolgt ist. Luden war ein gebildeter Kopf, und begriffenheitsweise freisinnig, wie denn ein Historiker mit fünf gefunden Sinnen und reichhaltigem Charakter nicht anders sein kann. Karl August von Weimar und Goethe wußten ihn zu schätzen, und würdigten sehr wohl, was er für Jena war. Seine große Bedeutung lag nicht sowohl in dem Wissen und der Gelehrsamkeit, sondern in Vortrage, in der anregenden und gewinnenden Weise desselben, in dem edlen Pathos, mit welchem er geschwängert war. Manche haben vielleicht die wissenschaftliche Anlage seiner Vorträge anders gemüthlich, aber Jeder wird sagen, daß Luden's Collegia eine erhebende Wirkung auf ihn gemacht haben, und von bleibendem Einbruche gewesen sind.

Luden war im besten Sinne patriotisch, und er verstand es, uns zu erwarren und zu begeistern. Ich vergeßte den Winterabend nicht, an welchem er das Leben des Arminius schilderte. Er that es in einfacher ungeschwämmer Weise, mit Kraft und Klarheit. Mit gespannter Aufmerksamkeit lauschten wir seinen Worten, wir waren ergriffen, der Redner packte und immer mächtiger. Die Herzen ruckten, Niemand mochte oder konnte fern nachschreiben; der Vortrag war nicht lediglich auf den Kopf berechnet, sondern ging an's Herz. Luden führte die Stelle des Tacitus an, mit welcher der Römer dem germanischen Heerführer spricht, nahm dann sein eigenes Geschichtsbuch zur Hand und las, was er selber über den Sieger in teutoburger Walde geschrieben. Wir gingen an seinen Lippen, und als er die Worte gesprochen: „Dann aber wird Deutschlands letzte Stunde schlagen, wenn unter seinem Pöbel Niemand mehr gefunden wird, der wüthet, wie Armin in Leben und zu sterben, da war Todtenstille im großen, auf allen Bänken gefüllten Hörsaal; wir athmeten kaum. Es hatte noch lange nicht drei Viertel an sechs geschlagen, aber es war, als ob ein elektrischer Strom durch uns Alle gegangen sei, wir bliesen unwillkürlich die Richter aus; wir hätten nichts Andern mehr hören können. Luden

trat von seiner Lehrbühne herab, und wir gingen schweigend ans dem Auditorium.

Solche gewichte Stunden vergeßt man nie, ihr Ton klingt und hallt durch das ganze Leben nach, und das Gemüth bleibt dankbar für den Mann, welcher in den Jünglings Herz so edle Katriebe läßt.

Der Philolog Friedrich wohnte in Luden's Hause, und hatte einen Kreis um sich versammelt, der ihm schwärmerisch zugehörig war. Mit vollem Rechte konnte er ein gültiger und edler Mensch genannt werden, durch dessen ganzes Wesen ein Strom des schönsten Wohlwollens, der lautesten Humanität fließt. Er rühte seinen Zuhörern die höchsten Probleme nahe, sein heller Verstand wagte sich besonnen, aber energisch an Alles; er wollte Freiheit und Klarheit im Denken, und meinte es von Grund aus redlich mit sich, mit seinen Schülern und dem Vaterlande. Seine Schüler bildeten zu ihm hinauf, wie zu einem Weisen, sie verglichen ihn gern mit Sokrates, auch liebte er es manchmal, gleich dem alten Athener, die bewußte Methode bei ihnen anzuwenden, und die Wahrheit durch Fragen hervorzuholen oder aufzudecken zu lassen. Fries war mild, wohlwollend und fleischlich; aber auch ihn hatte die literarische Kunst der Demagogiker gepackt und für verächtlich, für einen Jugendverderber erklärt. Natürlich, er war ja Patriot im edelsten Sinne des Wortes.

Nach ein anderer leuchtender Stern am Firmamente der Wissenschaft sollte wo möglich ausgeleuchtet werden, aber wenn er auch seine Vorträge halten wüßte, so sprach er doch fort in unwürdigerem Betrage. Ich meine Olen, dem man heute Denkmäler setzt. Er lebte still und zurückgezogen, und ich habe ihn nur in einsamen Seitengängen des Saalpales gesehen, fernab von den Straßen, denn er war gern allein und suchte Käfer oder Entomien, und aderte auf den Flug der Vögel an den grünen Stämmen. Concentricireit Keichschaft, starkes Wollen und unbefangener Nachdruck sprachen damals aus den Jügen Olen's, dessen Gesicht mir einen etwas finstern Ausdruck zu haben schien. Er mochte wohl gegen über den Verfolgern, welche ihn so viel geärgert und ihm so schwere Tage bereitet hatten, nicht wenig verbittert sein. Der von Kampf konnte dem Naturforscher nicht vergehen und vergehen, daß dieser einß gefügt hatte, die Oren des bekannten grauen Thieres, welches ein Vorbildner dem Portrait des Oberdemagogienverlegers beigegefügt hatte, seien — Arabesken, Schmanderziermagen!

Luden hatte in früheren Zeiten ein Collegium über Politik geleitet; aber schon seit Jahren mußte dasselbe ausfallen. Karl August hatte ihm diese Vorträge nicht gerade verboten wollen, er soll aber den Wunsch ausgesprochen haben, daß sie bis auf bessere Zeiten ausgeleitet blieben. Dagegen waren die staatsrechtlichen Vorträge des Geheimrathes Schmidt sehr besucht, und dieser gelehrte und einsichtsvolle Mann verdiente Beifall und Dank der Zuhörer durch seine Gründlichkeit und Klarheit und seine fleißige Darstellung. Auch der alte Criminalist Martin stand damals auf seiner Höhe. Er war ein fleißiger, ganz eigentümlicher Mensch, der es zu sehr hohen Jahren gebracht hat, grunzgeschreit, schafsinning in hohem Grade, oft spießbüßig, sehr dialektisch und äußerst redewandend. Bei ihm lernten die Studenten viel, und er wußte sie ungenügend zu fesseln. Auf dem Burgfeller verging kaum ein Abend, an welchem nicht über irgend etwas hin und her getrebet wurde, wozu der alte Martin am Morgen im Collog die Anregung gegeben hatte. Ich erinnere mich des Tages noch sehr genau, an welchem ungenügend lebhaft über die Zweckmäßigkeit der Schwurgerichte debattirt wurde. Man zog eine Menge von Hällen und Beweisen für und gegen herbei, die Erwürterung erregte allgemeine Theilnahme, und dauerte bis gegen six Uhr Nachts. Auch Theologen mischten sich ein, aber zu einem Ergebnis kam man lange nicht. Da bei einer un's Wort und sprach etwa:

„Ihr seid Juristen, und laßt an euren Rechtsprincipien und verglichen herum. Nun will ich einmal den gefunden Menschenverstand zu Hilfe rufen. Sagt mir, wie kommt es, daß diese Völker, welche die Schwurgerichte haben, mit denselben anrichten sind, und sie trotz aller Mängel, die der alte Martin anführen findet und nachweist, nicht lassen lassen wollen? Sagt mir ferner, weshalb andere Völker sie sich wünschen und ihr jetziges Proceßverfahren los sein möchten? Weshalb sind jene zurichten und diese nicht? Und sagt mir endlich noch: sind die Schwurgerichte nicht echt deutsch und ist der Inquisitionenproceß mit verflochtenen Gerichtsällen nicht in den traurigsten Zeiten unserer Geschichte

bei uns eingeführt worden? Auf alle Euer jüdischen Spitzfindigkeiten und Principienlaubereien gebe ich kein Kopfschütteln (24 Kreuzer). Nun antwortet, ihr Christen, ich vertheilige den gesunden Menschenverstand. Dixi!"

Sehr lebhaft wurde auch über die Griechen hin und her disputirt und Wilhelm Müller's Griechenlieder waren ein sehr beliebtes Buch. Zur Burschenschaft hielt sich ein kleiner Grieche, wenn ich nicht irre, hieß er Vagon, der recht flott turnte. Die Häufle betrachteten diesen englischen Radschläger den alten Delenien mit großem Interesse; wenn ich mir aber heute seine Physiognomie vergegenwärtige und an seine entschieden arnautische Rasse denke, so zweifle ich keinen Augenblick, daß dieser Mann, gleich der Hälfte seiner „belleidischen" Vamboten, albansischer Abkunft war. Er las eifrig die Augsburger Allgemeine Zeitung, die einzige, welche außer der Vorzeitung und der Redarzeitung gehalten wurde; daneben hatten wir dann noch den Eremiten vom Gleich. Man sieht, wie harmlos unsere Lecture war; auch befanden sich in der Burschenschaft keine Werke, welche man heutzutage verbieten würde. Es war viel neuer Zuwachs aus allen Theilen Deutschlands ein-

getrossen und für den Neuling war es von hohem Interesse, zu sehen, wie sich Alles so rasch ein- und zusammenschloß, und wie in der Burschenschaft, die mit Allem, was darum und daran hing, mehr als dreihundert Köpfe zählte, ein Geist die Gesammtheit durchdrang. Und dieser Geist war deutsch, gesund und patriotisch, er war verjüngt bei denen, welche von der Donau kamen, wie bei jenen, welche das Licht der Welt in den Märchen von Schlesien-Johstein erblickt hatten. Vier Niederdeutschen waren damals stark vertreten und mochten wohl ein Viertel der ganzen Studentenschaft ausmachen. Deswegen hörte man auch auf dem Burgstellet viel Plattdeutsch in allen Mundarten reden, namentlich ließen sich die Medlenburger ihr süßes Döbtritsch nicht nehmen und Stülpnagel war stets bereit, zu behaupten, daß man für das hochdeutsche Pferd nicht Fied, sondern Fierd sagen müsse. Am Ende entschied der alte Jahn, daß er Unrecht habe. Das Zusammentreffen so vieler Jünglinge mit ganz verschiedenen Ansätzen und Begabungen, so vieler Leute aus ganz verschiedenen Gegenden, erzeugte eine eigenthümliche und frische Geistesatmosphäre, in der man sich ungemüht wohl und frei fühlte.

## Der Congreß deutscher Volkswirthe zum 6. Septbr. d. J. und die deutschen Associationen.\*

Die auf den 6. bis 9. September dieses Jahres in Gotha stattfindende Beroversammlung zu einem Congreß deutscher Volkswirthe hängt mit den mehrfach in vielen Blättern durch den Unterredigten vertretenen Bestrebungen zur Hebung der arbeitenden Klassen so nahe zusammen, daß derselbe nicht umhin kann, die durch das ganze Vaterland verbreiteten Leser der Gartenlaube auf Aweck und Bedeutung vieler nationalen Unternehmungen aufmerksam zu machen.

Dem von allen gebildeten Ländern Europa's bekundeten sogenannten internationalen Selbstthätigkeitscongreß zu Frankfurt a. M. im September vorigen Jahres mit seinen Verbindungen in der socialen Frage war es vorbehalten, bei den deutschen Mitgliedern dieselben das lebhafteste Verlangen nach einer ähnlichen, aber vaterländischen Versammlung zu erwecken, um dessen Realisirung es sich gegenwärtig handelt. Wirklich ist die Ersaffung dieser bedauerlichen Angelegenheit vom nationalen Standpunkte in Deutschland kein, weil der Congreß international in Folge der speciellsten Richtung seiner Stifter, der Belgier und Franzosen, die ganze große Aufgabe bei Weitem nicht umfassend genug, sondern ziemlich einseitig und selbst mit nationaler Befangtheit umfaßt und weit über den Rahmen eines belgisch-französischen, als eines allgemeinen Congresses verdient. Dem tritt aber der deutsche Standpunkt um so berechtigter entgegen, als derselbe den vollen humanen Inhalt der Frage weit erschöpfender zur Darstellung bringt. Außer der Pflege und Behandlung der bereits Verarmten, Verwahrlosten und Verbrecher hat man nämlich auf jenen internationalen Congressen bisher im Wesentlichen nur diejenigen Bestrebungen zur Hebung der arbeitenden Klassen beachtet, welche eine Leitung und Unterstützung von oben, sei es vom Staate, der Kirche oder den höhern Gesellschaftsklassen, voraussetzen, nicht aber die auf der Selbsthilfe, der eignen Kraft und Thätigkeit der Theilhabenden beruhenden. Daß man in Erweckung und Pflege des letzten Elements gerade der wichtigste Theil der Aufgabe liegt, und daß, wenn dasselbe den Hilfsleistungen anderer Art nicht entgegenkommt, diese niemals zum Ziele gelangen, ist in dem im Eingange angezeigten Buche dargelegt. Es ergeht dabei den Männern, welche in Frankreich und Belgien an der Spitze der Bewegung stehen und deren großes Verdienst und bedeutende Leistungen in den von ihnen erwählten Führern Niemand bestreiten wird, wie den Ärzten in einer Epidemie. Ueber der Sorge für die von dem Uebel befreit, zum Theil rettungslos, Besessenen verlieren sie das Interesse für Conferirung der noch Gesunden, und in ihre Spitälir vergraben, haben sie für den Stand der Dinge außer denselben, für die, welche ihrer Cur noch nicht anheimgefallen sind, keinen Sinn. Am Ende freilich müssen ihnen, so lange sie für einen Patienten, den sie vielleicht

geheilt entlassen, jedes Mal zehn neue zugeführt erhalten, die Dinge aber den Kopf wachsen.

So ist es ohne Zweifel auch auf dem vorliegenden Gebiete mindestens eben so wichtig, die noch gefunden, jedoch bereits mehr oder weniger gefährdeten Elemente des Arbeiterstandes, insbesondere der kleinen selbstthätigen Gemeinbeitenden zu erhalten und dadurch der um sich greifenden Massenverarmung vorzubeugen, als den bereits Verarmten, den vom stillosen und wirtschaftlichen Ruin schon Ergrienen beizuhelfen. Daß der internationale Congreß über dem Letzteren das Erstere hintenanstellt, ist, wie gesagt, nur aus den nationalen Traditionen seiner Stifter und Leiter zu erklären, von denen sich dieselben nicht loszumachen vermögen. Die vorherrschende Meinung, zu centralisiren, Alles von oben zu dirigiren, den Verten zur Entfaltung eigener, selbstthätiger Bewegung keinen Raum zu lassen und sie dafür lieber, um ihrer blinden Unterordnung gewiß zu sein, auf öffentlichen Reden zu subventioniren, wie dies in Frankreich zum stämmlichen politischen und socialen System ausgebildet, in Belgien mindestens für die Arbeiterfrage an der Tagesordnung zu sein scheint: dies Alles spiegelt sich unverkennbar in der Haltung jenes Congresses wieder. Damit steht aber die Auffassung der Sache auf englischer und deutscher Seite in directem Gegensatz, welche für die Arbeiter gerade die freie Bewegung, die beliebige Einmischung in selbstgebildete Genossenschaften, die Autonomie und Selbstverwaltung derselben verlangt, ihnen sodann aber auch die Sorge für die eigene Erziehung ganz allein aufbürdet. Indem man die Einzelnen ausschließlich auf die Selbsthilfe, die eigene Kraft und Regsamkeit rücksichtlich ihres Erwerbes verweist, wird jede fremde Unterstützung, ein Falsch durch Anderer Gnade und auf Anderer Kosten, als unwürdig und unannehmlich von vornherein abgewiesen. So drängt sich der tiefe Zwiespalt des Romanischen und Germanischen, des Wälsch- und Deutschen, welcher die gesammte Völkervertheilung der Menschheit in zwei feindliche Lager theilt, auch in der socialen Frage hervor, und hiermit wird uns, einem dem deutschen Wesen feindlichen Elemente gegenüber, wie es auf jenen internationalen Congressen überwiegt, die Festhaltung und bewußte Ausprägung des nationalen deutschen Standpunktes in solcher bedauerlichen Sache zur getreueren Pflicht.

D, es ist etwas Gefährliches und Verführerisches um die Müßiggänger, das Amosen! Das Gend tritt und in so kläglich, oft so widerlicher Gestalt vor die Augen, daß Viele gar nicht rasch genug durch einen Griff in die Tasche sich damit abfinden zu können meinen. Ob das Gegenheil von dem, was der Weber begehrt, erreicht wird, das ist nicht die wahre Roth in den meisten Fällen solcher Hilfsbegehrung sich entzieht, wird im Drange

\* Man vergleiche das Verzeichniß des Unterredigten, welches oben in den Associationen in Deutschland, als Programm zu einem 15 Kreuzer.

eben die Presse verlassen hat: „Die arbeitenden Klassen und das deutsche Volk." — Leipzig, 1858. Bei G. Reber. Preis —

des Augenblicks selten beachtet. Indessen ist gegen diese in der Bequemlichkeit der Menschen, in ihrer sinnlichen Erregbarkeit wühlenden Darg schwer anzukämpfen. Eine daher den sittlichen Werth einer geordneten Anwesenheit in einzelnen Fällen dringender Bedürfnisse, augenblicklicher, vorübergehender Noth befristet zu wahren, tritt der Unterscheidung nur jeder directen und indirecten Unterstützung aus Privat- oder öffentlichen Mitteln alsdann auf das Entscheidende entgegen, wenn es gilt, den banernden, drohisch gewordenen Nothstand ganzes zahlreicher Gesellschaften zu heben. Hierzu ist die Subvention das aller-verbesserte Mittel, weil sie das Element systematisch bogt und pflügt, anstatt es zu bekämpfen, die Massenverarmung förmlich decretirt, anstatt ihr entgegen zu treten.

Dem Arbeiterstande im Allgemeinen ein Recht auf Unterstützung zuerkennen, ihn an die Verstellung gewöhnen, daß er durch eigene Thätigkeit sich seine Subsistenzmittel nicht vollständig verschaffen könne, ihn somit der Verantwortlichkeit für die eigene Existenz, der Hauptverantwortung aller gesellschaftlichen Zusammenlebens, entheben, ist das allergeringste und unaußer-geordnete Experiment, der verderblichste Socialismus, der dem Hien eines Menschen entzerrungen ist. Dadurch müßte die Gedankenlosigkeit und Trägheit, das Inertanzprincipien, in erschreckendem Maße gesteigert werden, und die Menge der Unterstützungsbefürchtigen bald zu einem Haupttheile der Bevölkerung anwachsen, die für sie erforderlichen Mittel den Wohlstand der Gesammtheit verschlingen. Den besten Weg, wegn man auf diesem Wege gelangt, bietet uns Belgien, das Anstalten der Armen- und Rettungsanstalten, der Hospitäler und milden Stiftungen, welche, meist in geistlichen Händen, zusammen die ungeheure Rent von 14 Millionen francs jährlich consumiren, bei einer Bevölkerung von noch nicht 4 Millionen Seelen. Welt erhält dort, ganz abgesehen von der gar nicht zu controlirenden Privatwohlthätigkeit, ein Viertel der Bevölkerung, der je vierte Werth Unterstützung aus öffentlichen Fonds, ein Verhältnis, wie es nirgends anders vorkommt. Wenn man bedenkt, welche ungeheure Summe hierdurch der Industrie, dem Jont, aus welchem die Arbeitskräfte bezahlt werden, verloren geht, und wie dies Deficit mit den steigenden Forderungen der Armenpflege steigt wächst, erfinne sich eine Ausdehnung, um welche man das gestrige Laub wahrhaftig nicht zu beneiden hat. Und was hier gilt, gilt überall, wo man den gleichen Weg einschlägt. Ueberall, wo die Subvention als Regel organisiert wird, geht notwendig mit dem Sinken des allgemeinen Wohlstandes das Sinken der sittlichen und wirtschaftlichen Thätigkeit in der Arbeiterwelt Hand in Hand, was wiederum die Verschärfung der gewöhnlichen Forderungen der Kräfte zur Folge hat.

Wie hierdurch einerseits die Productivfähigkeit der ganzen Industrie, also die allgemeine Einnahme, geschwächt wird, wächst andererseits die Noth und das Bedürfnis der Unterstützung in den Arbeiterhöfen, also die Ausgabe mittelst der Armentaren, immer steigender, und mit den steigenden Ansprüchen in letzterer Beziehung sinkt das productive Capital des Landes, bis am Ende die Gesellschaft unter der unertäglichen Bürde zusammenbricht.

Die Selbsthilfe also, der streng durchgeführte Satz, daß durch vernünftigen Gebrauch der eigenen Kraft und gehörige Wirtschaft ein Jeder, auch der ganz Unbemittelte, sich eine angemessene Existenz sichern, sich empereinander aus und selbst, und daß Niemandem ein Recht auf fremde Unterstützung zusteht: mit einem Worte, die Selbstständigkeit und Selbstverantwortlichkeit auf dem

Felde des Erwerbes, das ist die alleinige gesunde Grundtatsache, aus welcher der gesammte Haushalt der Gesellschaft beruht. Jedem wird vorzugsweise die Bestrebungen für berechtigt erkannte, welche die Ermöglichung jener Selbstständigkeit für die Arbeiter fördern, kommen nur dahin, daß der nationale Standpunkt bei uns mit dem allgemein wissenschaftlichen, d. h. dem durch Vernunft und Erfahrung begründeten zusammenschließt, ein Umstand, auf welchen wir besonders Wert legen. So befinden wir uns recht eigentlich im Bereiche der Volkswirtschaft, und dürfen uns ungeheuer den Volkswirthen, den Anhängern jener Wissenschaft beigesellen, von denen die erwählte in Oetha stattfindende Versammlung ausgeht. Hat es doch die Volkswirtschaft mit Production und Handel, Arbeit und Lohn, Tausch und Werth, Eigenthum und Erwerb, also gerade mit den Fragen zu thun, die uns zunächst interessieren. Von allen diesen wichtigen Vorgängen im wirtschaftlichen Verkehrsproceß der Menschheit sucht sie die natürlichen, aus dem Wesen der Sache selbst stehenden Grundbedingungen und Gesetze auf, von denen der Verlauf derselben abhängt und zum Teil oder Unehel für die dabei Beteiligten ausschlägt. Ohne gründliches Eindringen, ohne klares Bewußtsein von diesen Naturgesetzen des Verkehrs kleibt alles Eingreifen auf socialen Felde ein blühendes Unkraut, gleich dem Gebahren eines Quacksalbers, der sich mit Unzweck von Krankenbetten abgibt, ohne den mindesten Begriff vom menschlichen Organismus zu besitzen. Mit dem bloßen guten Willen ist nichts gethan, und nirgends haben Unverschämte und falsch verstandene Philantropismus so geschadet, wie hier, wo solches verkehrtes Experimentiren schon hier und da beigetragen hat, ganze Gesellschaften jeder vernünftigen Einsicht in die eigenen Zustände immer mehr zu verschließen. Begriffe wie daher die deutschen Volkswirthe, welche sich eine Erweiterung der wichtigsten Fragen auf diesem Felde zur Aufgabe gestellt haben\*, als ermunternde Bundesgenossen, und helfen wir, ihrer Versammlung nach Kräften das nötige Material zu übermitteln, betheiligen wir uns bei ihren Beratungen, um sie möglichst praktisch und fruchtbringend für das große Publicum zu machen. Nicht bloß die Theorien, Erfahrungen, welche aus den Debatten stätig Theil nehmen, zur Belehrung beitragen vermögen, nein Alle, welche Trieb und Beruf in sich fühlen, sich über die einschlagenden Fragen aufzuklären und zu unterrichten, sind geladen, wenn sie nur den Ernst und die Hingebung mitbringen, wie sie die Sache erfordert. Dann erst, wenn von den verschiedensten Seiten sich die Theilnahme dieses ersten Versuches zuwenden: „eine große, tief in das Volkswohl eingreifende Angelegenheit in voller Öffentlichkeit zu verhandeln und zur Nationalentscheidung zu erheben,“ mag es geschehen, daß die in Oetha tagende Versammlung zu einem wahrhaften deutschen Congresse werde und ihre Beratungen, mit der ganzen Macht der angeklärten öffentlichen Meinung dahinter, eine Geltung erlangen, wie man sie gern und willig dem Verdien einer Jury von Vertrauensmännern der Nation zufließt.

Wägen die rechten Männer und die rechte Weiber der Versammlung nicht fehlen. Sautje-Deitsch.

\* Die Tagesordnung der Oethaer Versammlung enthält folgende Gegenstände: 1) die Reform der Gewerbezeuge; 2) das Assoziationswesen in Preußen; 3) die Durchfuhr des Zeltweins; 4) Spielbanken, Lotte, Lotterie; 5) die Waagevergele.

### Allgemeiner Briefkasten.

**Er. in Dresden.** Allerdings wird die Gartenlaube verschiedene Abbildungen und Schilderungen der höchsten Lebensverweirungen bringen, und hat selbst zwei tüchtige Künstler nach Goussau und David an abgegangen, um an Ort und Stelle die nöthigen Aufnahmen zu machen. Nur erzwang man die Zeichnungen nicht in der nöthigen Stimmern. Wir achten unser Publikum zu hoch, um ihm improvisirte Zeichnungen und schlechte Zeichnungen zu bieten; zu guten Arbeiten aber gehört Zeit und haben namentlich unsere Väter noch zu berücksichtigen, daß bei der großen Auflage der Gartenlaube Sag und Druck einer Nummer vierzehn volle Tage wegnehmen. Ein solches Schreiben dieser Artigungen ist also unangstlich.

Sei Ernst Keil in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

A. Dräger, Lehrer am Domgymnasium zu Witten.

## Die Natur des Hochgebirges mit besonderer Rücksicht auf die Gletscher.

Mit 4 lit. Kupfern in Textdruck und 5 Holzschnitten. — Preis 12 Ngr.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

# Die Gartenlaube.



Mustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteur F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1 $\frac{1}{2}$  bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

## Blätter aus der Krisis.

Von Ludwig Klein.

Nr. 2. Weisbrod.

„Fabrikantenubrod“, — ein Blatt aus der „Krisis“, wir reichen es jüngst unsern Lesern dar.

„Weisbrod“ bringen wir heute.

Und der Unterschied? Du kannst Dir ihn fast denken, — denn Fabrikanten treiben die Arbeit im Großen, Meister nur im Kleinen. Wisse noch mehr. In den meisten südlichen und gewerbetreibenden Katastern wird der Unterschied ziemlich streng genommen, denn der Fabrikant wird höher besenact, als der Meister. Fast in allen deutschen Tuchmachersstädten wird Jeder, der auf mehr als vier Stühlen arbeiten läßt, dem Fabrikanten beigezählt, während Derjenige, welcher weniger als vier Stühle beschäftigt, nur als Tuchmachermesser gilt.

In dem „Blatte aus der Krisis“, welches wir jüngst gaben, hatten wir es mit Fabrikanten zu thun, — wir bewegten uns als Zuschauer in einem schon ziemlich bedeutenden Etablissemant. Heute ist es anders, wir steigen tiefer, wir treten ein in die Stube eines kleinen Tuchmachermessers, der nur auf zwei Stühlen arbeitet. Er lebt in Schlesen, in der Stadt H—. Viele Tausende solcher Kleinmeister gibt es ja in der deutschen Tuchmacherwelt. Und eben so viele und mehr noch arbeiten nur auf einem einzigen Stuhle.

Aber wie? Brach die „Krisis“ verderblich auch auf die Kleinen herein? Traf sie nicht ausschließlich die Großhändler, die Kaufleute, die bedeutenderen Fabrikanten? Zunächst allerdings. Aber die weitreichenden Ereignisse, welche in der Handelswelt aufratzen und nicht nur Amerika, sondern fast mehr noch Europa erschütterten, waren ihre Folgen, als die Großen gekräftigt waren, verderblich auch auf viele Tausende der Kleinen. Von ihnen melden freilich die Zeitungen nichts. Diese Kleinen sind keine Händer, haben keine Firma, von gegläubigen Zahlungseinstellungen kann hier nicht die Rede sein. Sie haben keine Gesellschafter mit dem fernem Anstande, stehen nicht in Verbindung mit Amerika; ihr Beutel reicht weder auf den Welt-, noch auf den Waarenmarkt, und so sind sie auch ausgeschlossen von der Wechselzettel-, Aufkauferei, Geldmacherei.

Wie viele Tausende aber von diesen Kleinen senken noch jetzt unter den Folgen der „Krisis“! Wie Unzählige streichen noch diese Folgen und wehren sich gegen Verarmung, Noth, Spital!

Und das thut und thut die „Krisis“? — Nicht anders.

Siehe da, eine Sommerlaubbüchse! Weinberge, Aehrenfelder, Obsthäuser, Felder mit Erbsenfrüchten und Futterkräutern, Wiesen, Park- und Blumenbete: welch' reizende Fülle, welch' eine Aussicht auf Cranz und Gewinn!

Da verdirgt sich die Sonne, — der Donner rollt, ein Wetter

zieht heran. Nicht lauge — und das Wetter bricht los. Es ist nicht ein gewöhnlicher Regenschall, nicht ein gewöhnlicher Gewittersturm, — es ist ein gewaltiger Hagelschlag. Aus den gerissenen Wellen schläuchen, die in solchen Massen sich heranzwängten, fällt furchbar der eisige Schutt. —

„Nur nicht verderben, nicht untergehen!“ sagte trübsehnig der Tuchmacher Friedel zu seiner jungen Frau. „So kommen wir nicht durch. Wir werden untergehen, — die theuere Welle, — Gott, Gott, ich gab für den Centner achtzig Thaler! Die steht nun in den Tüden, — und die Tüde sinken täglich im Preise, — und die Welle dabei wie zum dritten Theil erst bezahlt, —“

Ein verdräbiger Husten unterbrach den Klagen, etwa fünfzig Jahre zählenden Mann. Seine Frau holte Topp und Tasse vom Ofen und schenkte ein.

„Nähe mich nicht mit dem Thee,“ wendete der Mann ein, als der Husten nachließ; „Thee bilst mir nicht, — vielleicht bilst Braunschweig, — nach vierzehn Tagen ist dort die Wesse, ich will hin.“

„Wasst ja nie zur Wesse, lieber Mann, — und Dein Husten, — ach, laß doch Deine Sorge nicht zu groß wachsen.“

Viele Stimme klang so weich, so gut, so treu.

„Wächst doch die Sorge immer größer, wenn ich Dich ansehe, Pissette,“ entgegnete der Mann, an welchem der Darm zehrte. Es war nicht allein der Darm, der an ihm zehrte, — die Krankheit in den Nieren schritt schnell nur fort, weil der Darm mitschrie.

„Sitzt nicht ängstlich hergen um mich. Ach, denn doch an Dich allein, an Dich! Wst Du gesund, werden wir ja Alles überwinden.“

Das klang wiederum so mild, so innig, so besorgt.

Was liegt doch in der Stimme eines tiefsehlenden, theilnehmenden Weibes! Werde sie laut im Salon oder in der einfachen Tuchmachersstube: der Engel klingt durch.

Auch Meister Friedel spürte das. Er blinnte dankend sein Weib an, — er lächelte, — er umdrückte ihre Hand, — er sagte:

„Du gute Pissette! — und ja, ich will doch nach Braunschweig.“

Als müßte er zeigen, daß er noch Kraft dazu besäße, hand er auf und vertick den Tisch, an welchem er, unglückliche Welle fortirend, bis jetzt gesessen hatte.

Pissette schenkte noch einmal die Tasse voll. Wir wollen nicht

falsch von einer Stütze, von einer Hebe, von der betrüblichen Form der Thekane. — Der blaue, blecherne Topf, den Vissete in der Hand hielt, war ein gewöhnlicher Klempernsüß, — Vissete selbst seine Stütze, seine Hebe, — aber dennoch stand sie da in jugendlicher, voller Franchese. — An Jahren zählte sie kaum halb so viel, als ihr Mann. Dieser hatte als Wittwer sie genommen. Der Beschlag, welcher ihn damals — es war nun vier Jahre her — umgab, rückte mercklich zusammen durch erlittenen Brandunglück. Das Häuschen war wohl wieder aufgebaut, aber besetzt mit Hypotheken, und hatte Meister Friedel in aller Zeit drei, ja zuweilen vier Stühle beschäftigt, so arbeitete er jetzt weit geringer, — er selbst auf dem einen, der Geselle auf dem anderen Stuhle.

Während des Gespräches, welches Meister Friedel in diesem Augenblicke mit seiner Frau führte, arbeitete der Geselle auch wirklich. Das Klippflapp der „Tritte“, der talmäßige Schlag der „Lade“, der raselnde Hing des „Schäupen“ ging von Hand und Fuß des Burshen aus, welcher hinter dem einen Stuhle saß. Der andere Wirthstuhl, der Stuhl des Meisters, stand nicht nur still, er stand auch leer, und eine Wette war an ihm nicht „aufgebäumt.“

In diesen leeren Stuhl — sein gänziges Zeichen in einer Tuchmacherwerkstätte, welche nur zwei Stühle aufweist — lehnte sich jetzt der Meister und sagte:

„Vissete, wenn ich auch noch nie zur Messe ging, wenn ich auch braune Theke kauft habe, ich muß es doch thun, muß fort, muß nach Braunschweig. Zeither hat sich's wohl immer gemacht mit dem Verkauf im Hause und da war es besser, daß wir kleinen nicht zur Messe gingen, — wir erzielten Speyen und Lungenach und Zeit. — Aber wie es jetzt steht, nein, nein! Bieten wir die Aufkäufer nicht einen Spottreiz? Oeffnen wieder weniger, als vorgerieten. Freilich, freilich!“ seufzte er laut, „täglich wird nun die Welle billiger, die übernatürlich hinaufgetragen war, und das drückt täglich tiefer und tiefer die Tuche herab. Lieber Gott, wie wollen wir bestehen, da die Welle, die jetzt in unsern Tuchen steht, theurer, viel zu theurer Welle war?“

„Und wird man in Braunschweig uns mehr zahlen, als uns im Hause der Aufkäufer zahlt?“ fragte sinrend die Meisterin.

„Oh hoffe es, Vissete. Wenigstens glückte es einigen meiner Mitmeister auf der Leipziger Weihnachtsmesse, die doch im Ganzen so schlecht war. Im Hause hatte man ihnen vier Groschen weniger für die Elle geboten, als sie dann auf der Messe erhielten. Freilich ist es mit Gischelade. Aber man muß es wagen, — 's trägt ihr achtzehn Stüd, die ich nun daliegen habe, gar zu viel aus. Lieber Gott, verlieren wird dießmal noch immer, auch wenn wir leidlich verkaufen.“

„Ost, so werde ich reisen, ich will nach Braunschweig,“ erklärte die Meisterin. „Du bleibst dabei, Du pflegst Dich, Du wirst gesund, Dich laß ich nicht reisen in dieser Winterzeit.“

„Gute Frau, die Du bist! Du hinaus, Du, wie würde mich's dauern! — aber wenn ich nicht könnte, zu verrichten wär's wohl auch von Dir.“

Da hörte das Klippflapp aus hinter dem Stuhle. Es erklangen die Worte:

„Du verrichten wär's auch wohl von mir!“

Und hervor trat der Gesell, Vernhard, genannt der „Glogauer“, weil er aus Glogau war.

„Meister, Sie werden doch die Frau Meisterin nicht reisen lassen? Schiden Sie mich nach Braunschweig?“ sprach der Junge, kräftige Burche, und es war schwer zu entscheiden, ob in diesen Worten mehr Bitter oder Befehl oder Willen lag. Er spielte mit seinem vollen, tief schwarzen Barte und saß nur den Meister an. Der Meister sah nach dem Fenster hin und am Fenster vorbei ging eine wohlgebende Bürgerstöcker. Dieselbe ging wüchentlich einige Male da vorbei und blidte hinein nach dem einen Beschuhle in der Tuchmacherstube.

„Guten Sie, Glogauer, guten Sie, da geht Auguste wieder! Haben Sie denn durchaus nicht Lust? Greifen Sie zu, dann werden Sie ein armer Tuchmacher, werden kein Kleiner, kein Pflader sein, wie ich es bin,“ mahnte der Meister.

„Ich habe nichts mit dem Mädchen,“ entgegnete der Gesell und fuhr mit der Hand rasch von dem Barte herab und stellte sie in die Tasche der räinlichen Arbeitsjacke. Schnell drehte er sich um und schritt dem Wirthstuhle zu.

„Glogauer, wenn Sie nach Braunschweig wollen, ich hätte nichts dagegen,“ rief der Meister ihm nach.

„Wir danken schon, Vernhard, wir danken für Ihren guten Willen,“ entschied freundlich die Meisterin, „nach Braunschweig gehe ich selbst. Die Leute hier würden sich ja wundern, — Vernhard, Sie sind wohl ein braver Gesell, aber doch außer Gesell, Sie können nicht fort und zur Messe gehen.“

Der Gesell griff hoch in den „Garnbaum“ seines Stuhles. Das konnte nöthig oder nicht nöthig sein, — aber das Angefist wurde dabei von der Wette doch bedeckt. — Gegen den Anspruch der Meisterin sagte er kein Wort.

Aber die junge Meisterin trat einen Schritt näher zum Gesell. „Vernhard,“ sprach sie, „Sie haben uns ohnedies immer begeben in unserm Hause, und — wenn Sie das thun wollen auch während meiner Abwesenheit, so würden wir's dankbar annehmen.“

„Das thut er, das thut er, Vissete,“ fiel der Meister ein, „da trage nicht Sorge! Nicht wahr, lieber Glogauer?“

„Gewiß, gewiß!“ antwortete dieser und schneite nun drei „Schäupen“ durch die Wette und schlug mit der „Lade“ so eifrig, als wolle er die Zurückweisung verschmerzen oder doch das Gespräch durch das rasche Arbeiten unterbrechen.

Letzteres gelang ihm auch. Die Meisterleute gingen an den Wollstuhl. Die Frau half dem Manne beim Seutern, und der Mann theilte seiner Frau nun Nütziges mit in Bezug auf die Braunschweiger Messe. Oeffnet wurde er dabei wieder bedentlich, — er wollte sie in der Winterzeit nicht hinauslassen, — trug auch noch andere Sorgen, wollte es sich noch länger überlegen und wiederholt die Wette:

„Gute Vissete, bleibe Du lieber da.“

So oft aber der Meister eine solche Aeußerung that, ging hinter dem Stuhle das Klippflapp langsamer, hörte auch ganz aus, — der Gesell hatte da immer einen Faden zu knüpfen, oder er machte sich zu schaffen am „Garnbanne“ oder an den „Tritten“, — und da ward es still einige Secunden lang und noch länger.

Auch jetzt war es still, — der Meister trieth wieder zum Da-

bleiben.

Da klopfte es an die Thür.

„Das wird Bum sein, der Wollweib aus Breslau,“ sagte still und wie erschrocken der Gesell vor sich hin.

„Herein!“ rief der Meister.

Nicht ein Breslauer Wollweib, der Arzt trat ein.

Einige Fragen, — einige Mittelbegehren, — und der Gesell konnte nun fortarbeiten, brauchte nicht mehr zu pausiren, nicht mehr Fäden zu knüpfen oder am Garnbanne zu drehen. Die Sache war entschieden, — der Arzt ließ den Meister nicht reisen, der Meister aber ließ der Meisterin den Willen, weil der Arzt diesen Willen sehr vernünftig fand.

„Also wirst Du zur Messe gehen,“ sagte der Meister, als der Arzt sich entfernte hatte. „Nun die Tuche, die Tuche, die achtzehn Stüd, Vissete! Laß uns rechnen.“

Aus dem Wollstische nahm er Kreide, — aus dem Wandschraute holte sie ein Buch herbei.

„Ost so, gut, liebe Vissete,“ fuhr er fort, „nun ersieh die Welle.“

Die Meisterin sagte an, — und der Meister schrieb mit der Kreide und seufzte.

„Zweitens: die Farbe,“ sprach er dann weiter, „drittens: die Spinnerei, — viertens: die Walle und Appretur, — fünftens: Gesellenlohn —“

Und die Meisterin sagte an, — und der Meister schrieb, — schrieb mit zitternder Hand.

Das Gempel stand kreideweiß auf dem Wollstische, — kreideweiß spiegelte sich ab auf dem Angesichte des Meisters.

Auch die Meisterin erschau, als sie das Facit der Füssen und Zahlen überab, welche sie angefaßt hatte aus dem Buche. Sie hielt die Hand vor die Augen und sagte:

„Viehr Mann, wir wollen den Wuth nicht verlieren.“

„Nun war es still, — ganz still auch hinter dem Wirthstuhle. Die Wette und der Einschlag ruhten, — es schien, als wolle der Augenblick an der Schicksalswerfe dieser drei Menschen arbeiten.

Hervor trat der Gesell, — er schritt an den Wollstuhl, — er ließte das Wort: „Gesellenlohn“ weg, — rasch auch die Zahl der Baler, welche hinter dem Worte stand. — Er sah nur den Mei-

her an, aber er sprach, wie die Meisterin eben gesprochen, denn er sagte:

„Lieber Meister, wir wollen den Muth nicht verlieren.“

In die Augen des Meisters drängten sich Thränen, — die Meisterin hielt noch immer die Hand vor ihre Augen, — sie drückte sie fester vor dieselben, — dann sagte sie ruhig und bestimmt:

„Das können wir nicht annehmen.“

„Das ist zu viel,“ setzte der Meister hinzu, „zweizehnzig Thalcr, — lieber Olegauer, —“

„Und wären es auch nur zwei, — wir könnten sie nicht annehmen,“ erklärte so ruhig, aber doch bestimmter, wie vorher, die Meisterin.

„Wenn sich's um Gesellenlohn handelt,“ sprach sittend der Arbeiter, ohne die Meisterin anzublicken, „dann ist's Sache zwischen Meister und Gesellen; — der Meister zahlt den Lohn.“

Die Thür ward geöffnet. Die Meisterin wendete sich und bedeutete den fremden Mann, der den Kopf herabsenkte:

„Sehen gut, — gehen Sie nur hinter an den Stall, — ich komme schon.“

Schnell nahm sie die Kreuze und erneuerte auf der durchwühltesten Stelle: „Gesellenlohn 22 Thlr.“ — Dann verließ sie die Stube.

„Der Fleischer wird draußen sein, wird um das Schwein handeln,“ bemerkte der Meister; „haben's angesetzt und gepökt seit dem Commern, — wollten's bald schlachten für uns, — nun muß es fert.“

„Auch ich will bald fort,“ sagte Meister, — kommt bessere Zeit, komme ich wohl wieder,“ liebt theilnehmend der Gesell. „Ich sehe hier das Grempel, das Sie schrieben, — und denke ich an den geringen Wohlverath, den Sie noch an dem Beden haben, —“

„Olegauer, guter Olegauer,“ fiel erschrocken der Meister ein, „thun Sie das nicht! Bleiben Sie wenigstens bei mir, so lange mein kleiner Verrath an Wollreicht. Und äußern Sie nichts gegen meine Frau, nichts davon, daß Sie fort wollen.“

„Nichts, nichts, wenn Sie nichts äußern, daß wir hierin einig sind,“ antwortete der Gesell und wischte von Keum jenen Anlaß: „Gesellenlohn“ weg. „Sind wir einig hierin?“

„Wir sind's, mein guter Olegauer, wir sind's!“ versichert Meister Friedel mit thränenreichem Blick. „Sie schweigen, Olegauer, und ich schweige!“

Sie schüttelten sich die Hände.

Der Gesell wollte wieder hinter den Stuhl, an seine Arbeit, aber der Meister ließ ihm die Hand nicht los, sondern fragte:

„Wie stimmt das zusammen, Olegauer? Vorhin mahnten Sie: wir möchten den Muth nicht verlieren, — dabei meinten Sie sich doch selbst mit, — und bald darauf redeten Sie davon, daß Sie fort wollten?“

„Als ich vom Rath sprach, hatte ich noch nicht über jenes Kreidexempel nachgedacht.“

„O, lieber Gott, lieber Gott!“ flachte Friedel, „und denke ich an die Hypothek, die auf meinem Hause lastet, — was würde mir bleiben, wenn ich —“

Die Meisterin trat ein. Der Gesell ging schnell an seine Arbeit, der Meister löschte das ganze Grempel weg und setzte sich und sortierte Wolle.

„Machte sich der Handel?“ fragte er.

„Noch nicht ganz, lieber Mann,“ antwortete freundlich die Meisterin, „aber ich bin zufrieden mit der Aussicht, ich verlange dreißig Thaler und der Fleischer ist hinausgegangen bis auf achtundzwanzig.“

Da zuckte ein Freudenschnal über des Mannes Stirn. Er dachte an des Olegauers zweizehnzig, — er addirte dazu die angekauften dreißig, — bald aber sagte er betrübt vor sich hin: „Das ist ja noch lange keine Rettung.“

Und betrübter noch wurde er; denn die Frau trat zu ihm und theilte nach und nach und schonend ihm mit, daß der Wohlwille Wurm in der Stadt sei.

Gar schwer drückte diese Nachricht, welche der Fleischer mitgebracht hatte, auch auf der Meisterin Herz. Aber dennoch erschien sie äußerlich ruhig und gefaßt, — nur des Mannes wegen.

Sorgenvoller blickte ihr Auge nach dem Gesellen hin, — durch ihre Stimme ätzete es wie Tadel und Vorwurf, als sie sagte:

„Sie waren doch am gestrigen Abend am Rathscheller, —“

dort logirt ja der Jude Wurm, — gewiß sahen Sie ihn, — denn hard, Sie schwiegen davon?“

Der Gesell erstarrte, und schwieg auch jetzt. Schneller und schneller ließ er den Schlägen durch die Wefte fliegen, — wie träumend sah er nach der Tede, — wie Thränenlangsa leuchtete er in seinen Augen.

„Lieber Gott, der Wohlwurm, da kommt er!“ seufzte der Meister, während ihm zugleich der verächtliche Puffen ergliff.

„Der Wohlwurm!“ rief der Gesell.

Die Meisterin wendete sich ab, und eilte erschrocken nach den Fenster, — der Gesell warf den Schlägen bei Seite, dann stürzt er rasch zur Stube hinaus, — der Meister sah am Wohlthats und hustete. — Es schien, als habe Jeder nur mit sich zu thun, — und doch war es eigentlich nur ein zündender Funke, der in bei Brandstift der Gedanken Aker fiel, — die Gewissheit: der Wohlwurm kommt!

Und er kam, — er klopfte an die Thür. Der Meister hustete er konnte nicht, „hercin!“ rufen. Die Meisterin wollte nicht rufen — sie griff, als er klopfte, nach der Klink, öffnete, trat hinaus.

„Da sieht sie nun vor dem Juden, die junge, schöne Frau. — Wie ganz anders steht sie, als sie drinnen stand in der Stube! Begeugt ist ihre schlafte Gestalt, der Kopf geneigt, so daß die weißen, dunklen Haarlocken hereinfallen bis zur Hälfte des Gesichtes. Und über das Gesicht hin zuckt die Schrit, die jeder gute Mensch versteht, die Schrit der Bestimmtheit, nach in den Augen das Kind der Bestimmtheit, der seufzte, schöne Mann, der nahe daran ist das Auge mit großen Tropfen zu füllen.“

„So steht sie, — und nach einigen Secunden spricht sie:“

„Herr Wurm, mein armer Mann ist krank, — der Wechsel der nach einigen Tagen zahlbar wird, — achtzehn Stück Tuch liegen da, — warten Sie, Herr Wurm, bis diese verkauft sind, — sein Sie nicht hart, — der Mann ist krank vor Sorge und Arm.“

„Werte doch hören den bösen Husten! Und muß ich gelten immer als hart?“ erwiderte Wurm.

„O, das wollte ich nicht sagen, Herr Wurm,“ sprach erschrocken und mit leiser Stimme die Meisterin, und nahm des Juden Hand — „habe ich das gesagt?“

„Ob gesagt, ob nicht gesagt — soll ich's untersuchen bei der hübschen jungen Frau?“ lächelte Wurm, indem er die bittere Hand der Meisterin drückte.

Aber plötzlich verschwand sein Lächeln, er ließ die Hand der Meisterin los, er griff nach der Thürklink. Ehe er letztere nieder drückte, sprach er greizig:

„Sobu gehört von dem Rathscheller? — gesagt, gesagt, getrompelt haben dort die Leute, daß ich sei hart, — daß ich ruinir die Tuchmacher, die Schuhmacher,“ —

Er drückte die Klink, er trat in die Stube, er grüßte den Meister, er las in dem harmvollen Angesicht desselben, — las fern und fort, obgleich er dabei sprach: „Weite, Weite, — miserabl Zeit!“ — Warum haben gestrichelt die Leute auf mich? Sollten doch sticheln auf die Krisis, welche schieb nun ruinirt auch die Tuchmacher und Schuhmacher, weil sie haben gekauft theure Wollreicht und theures Leder. — Hab's ich gemacht theuer, hab's ich gemacht wechselfel? Dar's nicht gemacht die Krisis in Wollreicht und Leder mit allen Artikel, mit welchen handelt der Mensch in Europa und Amerika? Wer hat gemacht die miserable Zeit, wo nirgend sich zeigt eine Nachfrage und überall wimmelt das Angebot, — Angebot im Gypschen und im Kleinen, in allen Artikel? Sell ich tragen die Schuld, daß die Wechselfel standen so hoch im Preis, und die fertige Waare nun steht so niedrig im Preis? Schaft ich's, daß man die fertige Waare nicht begehrt, nicht haben will, selbst zu einem Spottpreis? — Unverschand, miserabler Unverschand, wenn die Leute auf dem Rathscheller sticheln nach mir, da ich doch nicht handle mit etwas Anderem, als mit einem Bündchen von Wollreicht und Leder. Wir haben's so thun mit einander in Wollreicht, Herr Friedel,“ — fuhr er jetzt ruhiger fort, indem er die Brieftasche öffnete, und einen Wechsel herausnahm, den er dem Meister vorzeigte.

„Fünfundert und zwanzig Thaler,“ las laut, aber mit angstvollem Ausdruck der Meister, während die Meisterin den ganzen Wandtschran aufschloß.

„Und hier sind die achtzehn Stück Tuch, von denen ich vorher sprach,“ erinnerte ruhig die Meisterin, und deutete auf den gestrichelten Schranf.

„Ehen abgemacht Alles? Schon glatt und rund Alles?“ fragte der Jude nach dem geöffneten Schrank hin.

„Nein, Herr Warm,“ antwortete die Meisterin, „wir haben noch die Spinnkühne und andre Auslagen zu bedenken.“

„Lieber Gott,“ sprach ängstlich der Meister, „als er sah, daß der Jude die Äpfeln zerthe, wenn Sie aus Tuche nähmen, wenn Sie mir abkaufen, Herr Warm, — ich kann den Wechsel nicht mit Geld — Geld wird erst, wenn ich die Tuche abstehe.“

„Hab' ichen gehört in der Stadt, was man that für ein Gezet auf Ihre Waare, — ich weiß auch, daß sie gut ist, Ihre Waare, — konnte aber dennoch so viel nicht geben, als man schon bei auf die Waare. So dürfte es sein das Beste, wir machten kein Geschäft, — müßte Sie drücken, Herr Friedel, — drücken, selbst wenn ich nicht haben wollte einen kleinen Profit, — überall Angetel, nirgends Beget, — aber nicht streng will ich sein mit dem Wechsel, will warten nicht heute nur und morgen, — will in Geduld stehen zwei Monate lang, Herr Friedel.“

„O Gott, lieber Gott, meinen Dank!“ rief der Meister. „Auffen Dank, — o wie werden ja ehlich gedanken!“ sprach gerührt die Meisterin, und ging hin und gab dem Juden die Hand.

„Wüssen eigentlich danken nicht mir?“ antwortete Warm, „müssen danken Ihrem Tuchsnappern, Ihrem Olegauer, — wird erzählt haben schon von dem Rathseher, — und wo ist der brave Knapp, der brave Tuchsnapp? Hat er erzählt gar nichts davon? So will ich erzählen.“

Der brave Tuchsnapp aber besand sich arbeitend oben in der Wellkammer. Wir wissen, daß er schnell die Stube verließ, als der Jude sich zeigte. Da war er denn zuerst hinter gelassen in den Hof, hatte Pels gerettet für die Meisterin, hatte den Hof gesäubert, das Schwein gefüttert, dann sich hinaufbegeben in die Kammer, wo noch einige Stein Welle lagen, — der letzte dürstige Rest von dem letzten theuren Einkauf. — Die Arbeit in der Kammer war keine drängende, aber der Gessell wollte dem Juden ausweichen, wollte nicht zugucken sein, wenn derselbe den Wechsel präsentiren würde.

Braver Purche, es wäre besser für Dich gewesen, wenn Du unten geblieben. Du hast Deine Sorge, Deine Angst ja mit hinzugenommen in die dürstige Kammer, — Du sagst Dir, Du weißt es, der Jude wird keine Nachsicht üben, wird und will nicht in Geduld sitzen. Hast Du ihn doch begrüßt darum, gebeten darum, innigst mit Deinen ganzen Organen gebeten gestern, als Du seiner Dich annahmst auf dem Rathseher, wo Viele durch Witz und zweideutige Reden ihn in's Gerächte brachten. Sprachst Du doch über den Mann mit Wärme, mit Kraft, mit voller Jünglingswürde. Sprachst Du seine Feinde doch zum Schweigen. — Und als Dich dann der Jude in einen stillen Winkel zog und Dir dankte, und Dir ein Geldstück in die Hand schob, und Du das Goldstück nicht annahmest, sondern Deine Bitte, Deine innigste Bitte für den Meister verdrücktest, — — guter, braver Purche, das Alles geht jetzt durch Deine Seele, — der Jude schlug Deine Bitte Dir ab. — Du hast geschwiegen von Allem gegen Meister und Meisterin, — ach wie gern hättest Du erzählt, hättest Du Trübsüchis ihnen mittheilen können! Du bist geblieben, als der Jude verhin in die Nähe des Danfes kam. Wie gern wärest Du unten geblieben, wäre der Mann am geizigen Abend nicht naerbtlich geblieben in dem stillen Winkel auf dem Rathseher! — Gessell, wir wollen nicht mit Dir rechten, daß das Leid, welches Deine Seele füllt, auch durchsamt wird von Bitterkeit und Zorn.

Deine Arbeit in der dürstigen Wellkammer ist gethan. Du stehst — Du starrst — Du greiffst in Deinen tiefschwarzen Bart, — nicht rührt auf das Häußlein schwarzrother Welle.

Da ruft es unten und dem Hausever nach der Treppe hinauf: „Verward, kommen Sie doch herant!“

Hörst Du es nicht? — Ach, Du he. es, Du kennst die Stimme, — Dein Gesicht wird roth, — einen Schritt thust Du vorwärts, dann trittst Du wieder zurück an das Häußlein Welle, — Du bleibst. —

Zwei Minuten kann, da ruft es wieder: „Olegauer, kommen Sie doch herant!“

Du kennst die Stimme, — wärestest sie kennen, auch wenn sie nicht begleitet wäre von einem Häußlein.

Da spricht Du: „Der Jude wirt fort sein.“ Und Du gehst nun.

Der Jude aber war noch da. Als der Gessell in den Hausever gelangte, traf er auf den Juden und die Meisterleute zugleich. Der Jude aber öffnete die Stubenthür, und schickte die Meisterleute hinein, zog ein Geldstück aus dembeutel und sagte: „Zuerst das hier, nehmen Sie, will nicht bleiben in Schulden!“

Der Gessell sah den Juden nicht an, drängte die Hand, die das Geldstück hielt, zurück, sagte keinen Gruß, kein Wort, — wollte nach der Thür.

Der Jude vertrat ihm den Weg. „Herr Olegauer,“ hob er an, „hab' Alles gesunken, wie Sie's beschriebten auf dem Rathseher, — hab' daher erfüllt Ihre Bitte, — werde in Geduld stehen zwei Monate — bis die achtzehn Stück Tuche verkauft sind, — kann ich mehr?“

„O, ist das wahr, ist's wahr, Herr Warm?“ rief laut und freudig und sich selbst erschreckend der Gessell.

Und trinnen in der Stube kloppte ein Finger an die Thür, und zwei Stimmen antworteten zugleich: „Ja, es ist wahr!“ „Werde ich machen eine Tuche, eine Tuche gegen Sie?“ verfehte der Jude. „Haben Sie mir nicht geschelien auf dem Rathseher, und müssen wir und nicht gegenseitig helfen in der Kriffo?“

Da warf sich der Gessell an des Juden Brust. Keine danke er ihm, leiste versprach er, ihm zu dienen, und wo er nur könne. Dann zog er ihn ein Stück weg von der Thür, hin an die entgegengelegte Wand, und fragte ihn leise wie vorher, ob die Meisterleute ihm sagat, daß die Frau nach Braunschweig wolle zur Messe, ob dort Abtag und hehre Pahlung zu erwarten, — was überhaupt für den Meister zu thun sei.

Der Jude sprach nun ebenfals still. Er theilte ihm mit, daß die Meisterleute mit ihm geredet über den Verkauf der Braunschweiger Messe, und wie er das hüßige und der Meisterin einige gute Adressen für diesen Verkauf gegeben habe, — wie er aber für glünstige Erfolge in der gegenwärtigen Zeit nicht stehen könne, — wie Alles bei solch einem Verkauf auf's Glück ankomme.

„Und was ist für Meister Friedel überhaupt zu thun? Was würden Sie ihn, Herr Warm, wenn Sie in des Meisters Lage sich befänden? Geben Sie mir guten Rath, Sie sind ein erfahrene Geschäftsmann, Herr Warm. Kann die Meisterin etwas thun? Kann ich etwas thun? Was soll geschehen, wenn es in Braunschweig nichts schlägt? Ich dachte im Stillen schon an Frankfurt, denn einige Wochen nach Braunschweig ist Messe in Frankfurt an der Ober, — lische sich dort nichts schaffen, Herr Warm?“

Als der Gessell so gesprochen und gefragt, lächelte der Jude vor sich hin, und wiegte langsam den Oberkörper, ohne etwas zu erwidern.

„Also nichts mit Frankfurt?“ fragte der Gessell. „Ist nicht zu machen in Braunschweig, wird noch weniger sein zu machen in Frankfurt,“ erklärte nun Warm.

„Und was da zu thun? Wüssen Sie nichts, Herr Warm?“ drängte Jener. „Sie lächeln und geben doch keinen Rath, — wüssen Sie keinen?“

„Wüssen, wüssen,“ entgegnete der Jude, „wenn ich überlege, wie Alles steht, warum soll ich nicht wüssen? — Und wenn Sie nicht wären zu jung und zu brav, — aber weil Sie brav, brav, haben Sie mich ja geschickt gelien auf dem Rathseher, und das war schön, — also nicht geschrieben werden, nicht wegbleiben soll das Brau, — doch sind Sie zu wenig Geschäftsmann noch, wüssen noch nicht, daß man kann sein brav und doch auch Geschäftsmann, — also wenn Sie nicht wären zu jung und zu wenig braver Geschäftsmann, würde ich ratben —“

„So ratben Sie, Herr Warm!“ bat der Gessell, „bin ich doch nicht zu jung, nicht zu wenig Geschäftsmann!“

„Wenn Sie mir versprechen, zu handeln brav gegen mich, wenn Sie sorgen dafür, daß bezahlt wird mein Wechsel, bezahlt unter allen Umständen.“

„Das verspreche ich! Dafür will ich sorgen!“ versicherte der Gessell, und gab dem Juden eifrigen Handschlag.

(Schluß folgt.)

## Adolf Schults.

„Er war ein Mann, sagt Niemand nur in Wien!“  
©Baltzer.

Adolf Schults.

Die wahren Dichter werden immer seltener in dieser Zeit, deren Industrie alle Poesie zu erdrücken droht. Das materielle Interesse ist die eberne Axt, um welche das Rad unseres gegenwärtigen Lebens in feberhafter Hast sich dreht. Jagen nach Erwerb und Gewinn, Ueberfluß auf der einen, Verarmung auf der anderen Seite, schreie Gegenätze, die ohne Ausgleich nebeneinander liegen und sich reiben, und die drückend auf Allem lastende Schwüle unserer Zustände lähmen die Vegetation der Schaffenden, die Empfänglichkeit der Genießenden. Der unermüdblich rechnende Verstand richtet das Herz zu Grunde, die Zahl merdet das Gefühl, Getreidestapel und Getreidpreise lassen für Verse wenig Papier übrig. Der Dichter ist der Sohn seiner Zeit, er sinkt jetzt zu ihrem Sklaven herab. Auch die heutige Literatur, mit wenig ehrenvollen Ausnahmen, ist nur ein Zweigelschäft der allgemeinen großen Speculation geworden: der Schriftsteller genügt mit seinem Worte nicht mehr dem eigenen Trange, er gibt vielmehr sich dazu her, das ständige Bedürfnis der Menge zu befriedigen, ihre Wechsellüben und verkehrten Launen zu tilgen. Dichter sind Baare für den, der sie verhandelt, der sie kauft, und leider auch für den, der sie schreibt, die, wie jede andre, zum höchsten Preise und in größter Masse an den Mann gebracht werden soll. Daher kommt es, daß auch in der Literatur die Anknüpfung eine Macht geworden, daß häufig sie allein die großen Männer schafft. Unwillkürlich ergibt sich der Vergleich mit jenen Helden, die durch abenteuerlich riesenhafte Auswüchsbilder, durch Trompetenstöße und Beckenschlagen das sie umfluthende Gewühl des Jahrmarches einen Augenblick zu seifen trachten, aber — die Löwen sind einzig auf der Leinwand, und innen erblickt man nur die herkömmlichen Affen und Papageien.

Wie tief und wie gerecht ist unter solchen Verhältnissen der Schmerz bei dem Verluste eines wahren Dichters, eines Dichters von Beruf und Begeisterung, dem die Poesie die erste und heilige Aufgabe seines Lebens, dessen Stellung seine gemachte, sondern der tief in dem Herzen seines Volkes wurzelt, das immer noch sich aufthut, wenn am rechten Fiede anknüpft wird. Ein solcher Dichter aber war Adolf Schults, der in der Frühstunde des 2. April zu Eibersfeld verstarb und dessen Tod wir bereits kurz angezeigt. Er war ein deutscher Dichter im weitesten Umfange dieser Worte, und mithin auch — ein unglücklicher Mensch, der, von peinlicher Lage gedrückt, mit seinem äußeren Berufe entweit, im Liebe die Verfehlung seines Tadelns fand, dem „Singen ein Segen war.“ Mitten in einem der geräuschvollsten Feldlager der Industrie, als deren Tagelöhner er mit Widerstreben das lärgliche Brod für sich und die Seinen erzingen mußte, unter dem Schwirren der Fabrikberrn und den bleichen Gesichtern der Arbeiter dichtete er seine köstlichen Lieder, in denen jede rein menschliche Empfindung den natürlichsten und ergreifendsten Ausdruck findet. Es ist eine eben so bezeichnete als erfreuliche Erscheinung, daß gerade im Buppertthale, dem Siege einer großartigen und blühenden Handels-Thätigkeit, zugleich aber auch dem Herce jenes nüchternen, hohlen Victimismus, unter gespenstischen Verzerrung des Glaubens, mit welcher unser Zeit über ihre Armuth an wahren und lebendigen Glauben sich selbst zu täuschen bemüht ist, also gleichsam „zwischen Himmel und Erde“ ein stattlich Häuflein wahrer Sängler die frischen Weisen tod erschallen läßt. Leider betrauert die erste Kunst jetzt in Adolf Schults den begabtesten und bekanntesten ihrer Meister.

Gebohren ward er am 20. Juni 1820 zu Elberfeld in einem kleinen, dem Gerölche der Stadt fernab gelegenen Häuschen. Sein Vater, Peter Schults, Eisenarbeiter und später Werkführer in der Fabrik von Joh. Simers' Eisen, war ein schlichter Mann von schroffer Redtschaffenheit und strengster sittlicher Richtung; seine Mutter, eine Französin, die durch die Krüge der Republik zur armen Waise geworden, hatte das lebhaft, leicht erregbare Temperament ihres Volkes und zugleich in dem Stand ihres Mannes weit überragende Bildung. Wie in dem Charakter und dem Gemüthe eines jeden Kindes ist eine gewisse Verlässlichkeit unerlässlich, und wie jeder Dichter ihrer Theil seines Lebens von seiner Mutter überkommt, so auch bei Schults, dessen Empfangsrichtigkeit, Weisheit und Keizbarkeit sein mütterliches Erb. Die engen Räume erlitten bald zum Zummelplage vier munterer Knaben nicht mehr aus und der alte Schults bezog mit seiner Familie eine größere Wohnung, die, zwischen Gärten gelegen, von Wald und Bergen fern begrenzt, das aufsteigende Dichtergemüth in unmittelbare Berührung mit der Natur brachte, deren Verhältniß sich ihm bald auf's Innigste erschloß und mit der er sein ganzes Leben lang in ununterbrochenem Verkehr geblieben, sowie eine tiefe Sehnsucht nach jenem grünlaubten Paradiese seiner Kindheit ihn nie verlassen. In dieser fast läublichen Zurückgezogenheit entwickelte sich aber auch jene Schüchternheit, die Schults nie überwand, die ihn stets von der Welt fern gehalten, und die Ursache war, daß er der Hausknecht seiner Vaters, in der er seine weitere Ausbildung erhalten sollte, gleich am ersten Tage entließ und trotz aller Bestellungen nicht wieder zurückkehrte. So hat er seinen eigentlichen Unterricht nur in einer Elementarschule erhalten; Bibel und Gesangbuch, die ganze Bibliothek des väterlichen Hauses, waren seine ersten Lehrer, seine ersten praktischen Versuche Nachbildungen aller Kirchengänger. Obwohl schon früh der rege Geist und die ungewöhnliche Begabung des Knaben sich offenbart, richt grade der einzige Mann, der um deswillen Theilnahme ihm geschenkt, ein Prediger des Bhalcs, davon ab, ihn studiren zu lassen, und so mußte er in seinem vierzehnten Jahre als Dambungelerhrer in dem Hause eintreten, wo sein Vater Werkführer war, und hat — wie ein Freund, dessen Güte wir diese Notizen ver danken,\* schreibt, — von dieser Zeit an bis an sein Ende mindestens neun Stunden des Tages mit Abneigung und Ueberwindung als Compensist gearbeitet, zugleich aber auch mit Fleiß und Pünktlichkeit, denn er war ein Mann und füllte seinen Beruf, wenn auch mit Widerstreben, doch tüchtig aus. Seine einzige freie Zeit, die spätem Stunden des Abends und der Nacht, opferte er dem rastlosen Trange, sich anzubilden; mit eisernem Fleiß und unerfütterlichem Muthe versetzte er sein Fleiß; sein eigener Lehrer und Schöler verband er Alles, was er geworden, sich selbst. In dieser Zeit entstanden auch seine frühesten Lieder, von denen Kemals' „Europa“ im Jahrgang 1837 die ersten veröffentlichte. Einer anderen Nachricht zufolge soll das „Regenschiff“ das zuerst, und zwar in der „Diadola“, gedruckt sein Gedichte sein. Gleiches Streben und ähnliches Loos führten ihm einen Freund zu, der bis zum letzten Augenblicke trat an seiner Seite blieb: Friedrich Adler, durch mehrere dramatische Dichtungen unterdeß bekannt geworden.

Bald auch trat ein wichtiges Moment, eines des einflussreichsten in dem Leben eines Dichters, in das feine; die Liebe. Sein vereinsamtes, im glühenden Drange wesenloser Gefühle überquellendes Herz suchte und fand den Gegenstand seiner unbestimmten Sehnsucht, die Verwirklichung seiner Träume in einem Mädchen, das häufig des Dichters Eltern besuchte, zugleich die erste und einzige weibliche Erscheinung, die diesem in seiner Zurückgezogenheit näher trat. Von ihrem Bilde erfüllt, wanderte er hinaus auf einen Waldhügel mit herrlicher Aussicht über das ganze Wupperthal, auf dem er zu träumen und zu dichten liebte. Dieser Minnerfühlung war die letzte sonnenhelle Zeit seines Lebens, ein künftiger Auf, den das Glück aus des Dichters Eltern kaudte. Der Sommer 1843 vereinigte ihn mit der Geliebten, die, obgleich acht Jahre älter und an Bildung unter ihm stehend, mit unermüdlicher Anstrengung, mit selbstlosester Hingebing sein Schicksal theilte, sein Trost und seine Stütze, und die er mit unvermindertem Zärtlichkeit bis zur letzten Stunde geliebt, um so wärmer, je höher er sie achtete und ihren Werth erkennen lernte. Mit seinem Zerbricht ist das schönste Lied geschrieben: „O, mein Weib, wie hat das Leben Deine

Wärde schwer gemacht!“ Und sie war schwer, für Beide! Gleich nach dem schönsten Tage ihres Lebens begann die Reihe der trüben, Mißthelligkeiten veranlaßten ihn, aus dem Geschäft, in dem er bis dahin gearbeitet, auszutreten. Damit kam ihm der Gedanke, des verhassten Berufes sich gänzlich zu entleeren und den Weg einzuschlagen, den Neigung und Talent ihm anzudeuten schienen. Er verzichtete eine Zeitlang stellvertretend die Barmer Zeitung, correspondirte für auswärtige Blätter, ohne jedoch bei dieser rein literarischen Beschäftigung ausreichendes Brod und innere Befriedigung zu finden. Die ihm angetragene Stellung eines Untercaemter bei einer Eisenbahn widersteht ihn noch mehr an, als jene bisherige launmännliche, und so kehrte er verstimmt denn je auf das Compsoir zurück, denn er kam einmal verfallen war. Zu diesen Zeiten der Seele gefüllten sich auch noch Ferkelche: er fürzte bei einer Kahnfahrt in's Wasser und war seit dieser Zeit mit peinlichen Kopfschmerzen behaftet. Die nervöse Keizbarkeit des Hypochonders überdient in krankhafter Einbildung die Verentung dieses Lebens, das allerdings durch seine sündige Lebensweise noch verneuert wurde, er wählte sich unrettbar. Eine im Sommer 1845 nach Homburg unternommene Bawereise befruchtete nicht, da er seinen dortigen Aufenthalt weit über das Bedürfniß aufbrachte; er füllte sich in der fremde noch ungläublicher, als zu Hause. Am Tage der Rückkehr farb sein Vater, den er mit glühender Verehrung geliebt und dem er blutende Lieder nachweinte. Diese allgemeine ferserliche und geistige Fernimmung lähmte auch die schaffende Kraft des Dichters. Die „Blumenlieder“ hatten zuerst seinen Namen in weiteren Kreisen zur Geltung gebracht, dagegen entsprach der Erfolg seiner gesammelten Gedichte, die in erster Auflage bei Baensch in Magdeburg erschienen, seiner vielleicht etwas zu hoch gespannten Erwartung nicht ganz. Er wachte auch nach dieser Zeit hin misanthropisch und verbittert und schwieg mehrere Jahre, bis erst gegen Ende 1846 mit einigen im Göttingen'schen Merzenblatt abgedruckten Kritiken seine geistige Thätigkeit einen neuen Anlauf nahm. Das Jahr 1848, obgleich es den antretend familiären oder gewordenen Schults eine Zeit lang außer Brod brachte, gab der Seele des Dichters neuen Aufschwung und regte ihn mächtig an. Nachdem er in einzelnen, meist farsalischen Liedern, wie dem „Weberlied“, der lange in ihm angesammelten Bitterkeit Luft gemacht, dichtete er, durch die Schilderungen eines ausgewanderten Freundes begeistert, seine schwungvollen, kräftigen „Lieder aus Wisconsin“ voll glühender Begeisterung für die Freiheit und zugleich inniger Abhängigkeit an das Vaterland. Ihre Frische und Lebendigkeit veranlaßte mehrfach zu dem auch in die biographischen Notizen einiger Anthologien übergegangenem Irrthum, daß der Dichter wirklich im Lande seiner Sehnsucht wohnte. Eine Thatsache that eines Irrthums. Kurz darauf entbanden die „Märygelänge und Vierstaschenlieder“, politische Schwärzereien, Kinder der damaligen Zeit und mit der Mutter zu Grab getragen. Für alle Zeiten aber werden leben und den Namen des Dichters in hohen Ehren erhalten die „Lieder des Hauses“, die mit jenen beiden Göttingen zusammen erschienen mit denen unserer gesammte Literatur nicht Wohlthun die Seite zu stellen hat. Nach dieser so fruchtbarsten Periode verfiel Schults wiederum in mehrjähriges, unthätiges Versinken sein. Eine angemessene Stellung, die ihm 1850 auf's Neue in Simons' hiesigen Hause wurde, gestaltete seine Verhältnisse freundlicher und ermunterte ihn zu neuen und anhaltenden Studien auf dem Gebiete der epischen Dichtung, das er jetzt zum ersten Male betrat. Die nächste Frucht dieser Thätigkeit waren gediegene Vortlesungen über neuere Balladen- und Romanzenichter, zwei Jahre später in Elberfeld vor einem großen und gemüthlichen Kreise mit bedeutendem Erfolge gehalten. Sie führten ihn auch jene jungen Poeten zu, die seitdem oft mit ihm als „Wupperthal Dichterschule“ genannt sind: Gustav Reinhardt, Emil Ritterbach und Karl Siebel. Ihr jugendliches Streben regte ihn an und bei ihm mit ihnen verlag er oft der drückenden Sorgen, die seine allmählich jährlicher werdende Familie täglich schwerer auf sein müdes Haupt häuften. Im folgenden Jahre, 1853, erlitten sein erstes episches Gedicht „Martin Luther“ bei Dresden aus. Es fand einen und verdienten Anhang und in rascher Aufeinanderfolge dichtete Schults drei ähnliche Epen: den „Auf von Genf“ (Geneve), „Andreas Döfer“ und „Thomas Münzer“, die bis jetzt noch sämmtlich Manuscript geblieben, wiewohl sie der Veröffentlichung würdiger, als die meisten der goldgeschmückten Reimerieen, mit denen wir jeden Tag überflutet werden. 1855 hielt er wieder öffentliche Vorträge über „Schiller und Goethe vom phrenologischen Standpunkte auf-

\* Karl Siebel, der bekannte und geschätzte Wupperthaler Dichter.

geloßt“ und gab bei Biederer in Jerslohn den „Ludwig Capet“, ein größeres erhellendes Gedicht, heraus. Leider wurde es für ihn eine Quelle neuer Bitterkeit, die bis zu seinem Ende an ihm nagte. Er hatte das Epos nach der Bekanntschaft in Ebersfeld vor zahlreichen Hörern an mehreren Abenden vorgelesen und die Gemüther aufs Tiefste ergrißen und erschüttert, der Verleger es um namhaften Preis gekauft, der Dichter auf hohen Erfolg gehofft. Die Kritik und das weitere Publicum aber, die ein großes, mit häufigem Pinsel angeführtes Gemälde des welterschütternden Revolutionstragödien erwarteten, lästeten sich enttäuscht, hatten keinen nur die Lebensgeschichte des unglücklichen Königs zu finden, geschiedert allerdings mit jener hinreichenden Gemüthswärme, mit jener überwältigenden Wahrheit, wie sie nur Schults, der selbst ein lummer-schwerer Wärtner, zu eigen.\* Die Aufnahme war lan, die Doffnung des Dichters getrübt. In diesem Jahre erschien bei Böhlau in Weimar die letzte Lieber-Sammlung von ihm: „der Harnsee am Meer“, eine würdige, unabgeschlossene Fortsetzung der Lieber des Hauses. Es herrscht darin oft eine glückliche, friedliche Stimmung, die wofolun wäre, wüßten wir nicht, daß sie leider nur die Stimmung des Dichters, nicht auch die des Menschen. Er war schon seit langer Zeit von neuem, anhaltendem Siechthum heimge-sucht, dem er endlich am 2. April 1850, nachdem er wenige Tage vorher sein letztes Gedicht niedergeschrieben, das wir bereits mitgetheilt. Es ist ein erschütternder Schmerzgeschrei seiner milden Person, das die Sehnsucht nach dem erlösenden Tode jünderdrängt und noch weiter wilden will — des Weibes und der sieben Kinder wegen! Es brach. —

Und so haben wir ihn denn zur Gruft geführt, einen jener gegenseitigen Könige des Oelanges, deren Purpurmantel mit dem eigenen Dergelze getränkt ist, deren Vorvertrauen die Dornentone nicht verdeden kann, die ihre Stacheln tief-schmerzgend in die bleiche, gramge-suchte Stirne drückt. Sein Tod hat die Menge wieder einmal aus ihrer Stumpfheit emporgerüttelt, die Achtung seiner Mitbürger die nächste Zukunft der Hinterbliebenen gesichert, die Zeitschriften bringen trauernde Artikel, man wird ihm vielleicht ein Denkmal leben, irgend ein Papierfpeculant wird ihn zum Helten eines „literar-historischen Romans“ machen, die Zeit verflüchtend in der Masse, die mit naiver Grausamkeit an den Leiden ihrer Lieblinge sich weidet, wie ein Kind den farbenprächtigen Emueterung, das Ergrößen seiner Augen, quälend sich zu Tode martern sieht, aber trotz alledem und alledem bleibt der Dichter todt, und was noch viel schlimmer, hat er in Elend und Unglück gelebt. Wieder einmal stehen auf dem Sarge eines verkommenen bedeutenden Menschen die fluchbe-ladenen Worte: „zu spät!“ dieses Meines Tzels unzer Treu, die bei all ihrem atemraubenden Kennen und Jagen dennoch stets am Ziele blindlings vorbeizieht und erst dann umkehrt, wenn es eben zu spät ist. Wie viele eurer Besten müßten sterben, um von euch in ihrem vollen Werthe erkannt und gewürdigt zu werden, an zahllosen Bahnen habt ihr leitend tragend gestanden, schamgekränkt ob der Ueber-zeugung, daß ihr hätte helfen, retten können, da es noch Zeit war! Fern sei es von uns, gleich dem jungen Frankreich, für jedes stoffreichere Talent, für jeden Beredter und jede gesallene Dirne mit declamatorischem Pathos die ganze Gesellschaft verant-wortlich zu machen, was sie gleich nicht immer ohne Schuld sein, vielleicht auch vielmals nicht. Aber den Druck der Verhältnisse wollen wir deklagen, der mit roher Faust die zarten Saiten dieses Dichtergemüthes zerriß, dem blinden Mitleid studen, das dem elden Leiden die Bewehrung so beherrschender Wünsche versagte, während es nur zu oft die erbärmlichste Gemeinheit vom leeren Schilde bis zu den knöcheligen Übergeholt!

Wollt Schults ist mitten in seiner Entwicklung und ent-tiffen worden, und wie war diese Entwicklung gehemmt! sie

\* Die Verlagsbandung (Biederer in Ebersfeld) verkauft jetzt Grem-plare des Ludwig Capet für 15 Eubergroschen zum Behen der Hinter-lassenen des Dichters.

hat sich förmlich durch Zellen hindurchhauen müssen. Wer zwischen den Zeiten zu lesen versteht, kann sich den kurzen Krieg seiner ein-sachen äußeren Lebens, wie wir ihn oben gesehen, zu einer langen Lebensgeschichte voll verzweilter Kämpfe und Ringens, voll tüdter Tage und durchwachter Nächte, voll bitterer Enttäuschungen und geheimerer Hoffnungen weiter ausspannen. Wie ein armer Oesangener ohne Licht und Luft, verschmachtet der unglückliche Dichter in den Hellen des ihm aufzuzweigenden Berufes, den er nicht verlassen konnte, nicht verlassen durfte, denn er wollte leben, mußte leben um Anderen leben willen, und — die Poesie gibt ihren Kindern Alles, nur kein Brod, sie ist eine arme Mutter. Was er an Schmerz und Bitterkeit dareb empfinden, hat er be-redet und übermäßigender, als wir es auf entlosten Bergen zu thun im Stande, in folgenden zwei Versen ausgedrückt:

„O, wäre mir gewisfen  
Ein besserer Beruf!  
O, könnt ich mich'n nur diesel,  
Für den kein Oeu mid' lauß!

Von allen Götterbildern  
Gedächst' ich eines nur:  
Auf bunten Kränzerbildern  
Den Handeßgott Mercur.

Das Herz möchte Einem brechen vor Wehmuth, wenn man sie lieh! Schults war zum Dichter geboren und bestimmt; er ver-gaß, was ihn drückte und quälte, er war gesund, geistig und kör-perlich, wenn er dichtete. Wild und abgepannt von der Arbeit des Tages, sang er seine Lieber voll Duft und Frische, wie jene Klamen, die am Tage den Kelch ängstlich verschlossen halten, und nur in die stille, verschwiegene Nacht hinaus ihre süßlichen Wohl-gerüche hauchen. Er schuf mit fast stierender Schelle, seine un-fangreichsten Dichtungen sind in wenig Worten entstanden. Der Trieb und die Lust des Schaffens hielten ihn aufrecht; war ihnen genügt, dann saß er wieder in sich zusammen: ein trauer Mensch mit überreizten Nerven und verblühtem Gemüthe, das nur im Kreise vertrauter Freunde zuweilen in schmerzschillernden, gestolten Sarsahmen sich äußerte. Ein stiller Dulder, hat er schwierig sein hartes Poes getragen, der Schmerz hatte ihn gealtert: er war einer der edelsten Menschen, die je gelebt und gelitten. Ohne Falch, treu, brav und zuverlässig in allen Tagen und Verhältnissen, hat er den schmerzlichen Jueden, die ihm anerkent, bis zum letzten Augen-blicke standhaft und ohne Wurren genügt. Mit welch heiser, auf opfernder Liebe er Weib und Kinder umfaßte, erkennt sich am besten aus seinen Liedern, die das Oesprache wahrer Empfindung auf jedem einzelnen Worte tragen; und so seinen Freunden war, leht uns deren trostloser Schmerz. Sein Volk aber hat einen Dichter ver-lorren, wie es deren wenige beßigt, der tief in ihm wurzelte, der für all seine Freuden und Leiden Gefühl und Wort hatte, der den trauten Oerz des Hauses mit den grünen Ranken seines Liebes schmückte. Keiner vor ihm hat das süßen Zauber der Dämlichkeit, das Glück und den Trost der Familie mit solcher Innerlichkeit erfaßt, so hinreichender Wärme und Wahrheit geschüttelt und verherichtet, als Schults, und diese Seite seiner Poesie ist ihre größte und verdienstvollste. In einer Zeit, die an ihrer Keuflichkeit zu Grunde zu gehen droht, hat er uns auf die Schätze des Innerlichen auf-merksam gemacht, denen so Viele leichtsinnig und freesehnd den Rücken kehren. Nichts bei Schults ist gemacht und gekünstelt, Alles wahr, einfach und schlicht, seine Empfindungen und seine Verse, die noch lange unser Ertz und Entzünden sich werden. Er hat keine Unterwürigung gemessen, seine Pension bezogen, sein Duten machte sich auf seinem schlichten Necke breit, sein Titel hat sich ange-maßt, seinem Namen Olanz und Würde verleihen zu wollen; dafür hat ihn das Volk in sein Herz geliebet, das sich seine Dichter nicht aufzwingen läßt, sondern sie mit richtigem Gefühl und gemüthen Urtheil sich selber auswählt. Einen Kranz auf seinen Hügel und Friede seiner Asche! Albert Traeger.

## Die Nergelsucht.

Vom Verfasser der „unvertrauten Damen.“ (Gartenlaube 1858. Nr. 13.)

Mein Incegnito hat mir Gelegenheit verschafft, die verschie-denen Mittheile und Oesprache zu belauschen, welche mein voriger Auf-satz im Publicum hervorrief. Bei dieser Gelegenheit habe ich unter

Anderem wahrgenommen, daß man im Publicum eine Menge von Personen als „Hysterische“ oder „Hypochondrische“ betrach-tet, welchen man durch eine solche Benennung viel zu viel Ohe

ankunft. Es sind dies die sogenannten Nörgelsüchtigen oder Nörgelanten.

Unter „Nörgeln“ versteht man bekanntlich, wenn Jemand unablässig ohne zureichenden Grund seine Umgebungen mit Klagen, Tadel und sonstigen Neureuerungen von Unzufriedenheit belästigt. Mit dieser Sucht (welche in seinem ärztlichen Verlaufe erwähnt ist) haben allerdings die Ärzte vorzugsweise häufig zu thun und sie ist oft schwer von wirklcher Krankheit zu unterscheiden. Aber sie ist keine solche, sondern ein Erregungs- und Charakterfehler. — Die Hysterie und der Hypochondrismus sind Beide wirklich nervenkrank; ihre Krankheits Symptome stehen immer im Verhältnisse zu ihrer körperlichen Ernährung (wenigstens würden wir dies finden, wenn Letztere nicht oft für unsere Sinne unangenehm wäre). Auch gehört das „Eichauslassen“ nicht notwendig in allen Fällen zu den Symptomen Weider, denn es gibt Hysterische und Hypochondrische, welche trotz Alles in sich zu verschließen streben. Außerdem befallt ihre Hysterie nur das geschlechtliche Frauenalter und die Hypochondrie tritt alle Aufmerksamkeit des Befallenen nur auf seine eigenen Körperzustände. Die Nörgelsucht hingegen kommt in beiden Geschlechtern und in allen Lebensaltern vor und erhebt sich auch auf nichtmedizinische Gegenstände (als Beispiel dienen: die Chemänner, welche immer in die Töpfe guden oder an dem Pulte ihrer Frauen mädeln; die Kinder, welche immer von anderen Menschen herumgetragen und beschäftigt sein wollen; die Greise, welche auf die gekammte Bettweide schmöhen).

Auch der krankhafte Trübfinn, die Melancholie, wird leicht mit der Nörgelsucht verwechselt; aber Melancholie ist eine wirkliche Geisteskrankheit, in der Regel die erste Stufe zu den übrigen Seelenstörungen; hier klagt und weint der Kranke ohne Rücksicht auf seine Umgebungen; letztere kommen bei ihm nur in so fern in Betracht, als sie gleich jeder anderen Verührung der Außenwelt auf sein Gemüth einen schmerzgeringenden Eindruck machen, also eine Veranlassung mehr zum Zügelungsüchtlischen geben. Der Nörgler hingegen will nicht sich, sondern seine Umgebungen quälen, um an ihnen seine böse Laune anzulassen. Daher lachet sich seine Leute aus, und wenn er unter den Seinigen Niemand findet, der sich dazu eignet oder hergibt, so nimmt er (wenn er Geld hat) einen Arzt an, der sich für so un- so viel jährlich etwas voranzuregeln lassen muß.\*

Nach diesen Charakterzügen wird es leicht sein, den Nörgeltrauten von anderen wirklichen Kranken zu unterscheiden. Vegetarische Weise sind die Symptome, welche er angibt, hauptsächlich „subjective“, d. h. Befindensbeschreibungen, Verläufe über die mannichfachen Empfindungen, Gefühle und Stimmungen. Doch kommen nachgeahmte oder unwillkürlich erzeugte Bewegungseres Krampfsymptome vor, besonders erst ein eigenthümliches kurzcs Husten, sodann Krämpfe, Kracken, Kurzathmigkeit, asthmatisches Athemholen, selbst Würgen und Erbrechen, Zittern, Zuckungen, Schwallen u. s. w. Der scharfe Beobachter wird aber bald den unechten, nachgeahmten Charakter solcher Empfindungs- oder Bewegungssymptome ermitteln, namentlich durch die stattfindenden Uebertreibungen oder durch das Nichtzusammenstimmen mit den erfahrungsmäßig bekannten Rebenzuständen, mit den typischen Zeit- oder anatomischen Ortsverhältnissen, vor Allem aber mit den Ergebnissen der objectiven physikalisch-ärztlichen Untersuchung. — Am schwierigsten zu erkennen ist der nicht seltene (und einschuldbare) Fall, wo wirkliche, besonders lange hinausgezogene Krankheit sich mit Nörgelsucht complicirt, wo dem Kranken das Wort der Körperkraft, die Hoffnung schwandert und er geklagt wird, alle seine gerade Unzufriedenheit ungeschwieger dem Arzte (auch wohl den Aequinen und dem Apotheker) entgelten zu lassen. „Aber wie in aller Welt kann man sich so etwas angemessen?“ fragt Du, lieber Leser.

„Gernad! bekenne, ob Du nicht fühlst in Dir einen Keim dieses Uebels trägt. Denn die Nörgerei beruht auf denselben Ein-

richtungen und Ursachen des menschlichen Hirnlebens, welche wir im vorigen Artikel (Ergänzung Nr. 13.) als allgemeine Nörgelgesetze kennen lernten. Das Seelenorgan, unablässig mit Empfindungsreizen geladen, sucht sich derselben zu entziehen: durch Rore, Handlungen oder sonst auf eine Art. Gleichwie mein Kanarienvogel singt, um seinen Gefährten Lust zu machen, so quält der Nörgler sich und Andere, weil er kein besseres Mittel kennt, um seine Stimmungen hinauszulassen. Die Quelle dieser Unart aber, die Ursache, daß gerade dieses Mittel so häufig von den Leuten genützt wird, liegt theils in dem allgemeinen Charakter unserer Zeit, theils in der Erziehung und den besonderen Verhältnissen gewisser Personen. —

Ein Grundübel unserer Zeit ist die Charakterlosigkeit, der Mangel an Thatkraft, an Energie. Thatkräftige Leute nörgeln nicht, weil sie handeln und sich dadurch Lust machen. Aber die Unentschlossenen, die Hamlet männlichen und weiblichen Geschlechts, haben immer die vermeintliche Neigung, Alles zu besitteln und tadelnswerth zu finden. — Unsere Erziehung trägt oft schon vom Uebelbetheen an reichlich dazu bei, Nörgelsüchtige heranzubilden. Wie wird der Wille erogen? Als Säugling bindet ihn seine Mutter in Mees und Baumrinne und hängt ihn so Etwas lang an einen Arm, bis sie geümelich wieder nach ihm sieht. Dabei gewöhnt sich der junge Weltbürger frühzeitig, auf sich selbst angewiesen zu sein, sich allein zu unterhalten und allerlei Unannehmlichkeiten (z. B. ein bißchen Nags oder Unbequemlichkeiten) geduldig zu ertragen. Ganz anders bei uns. Da wird der künftige Weltbürger (in vielen Familien) von Klein auf geümelich und verwöhnt, dusemdmal umgebettet, herumgetragen, durch Schälern, Spielen, Besingen u. s. w. frühzeitig daran gewöhnt, immer von Andern unterhalten und amüsel zu werden. Namentlich die Erstgeborenen! Denn da in unsern Ländern die Hauptverbreitung der Mädchen an ihr künftiges Mutteramt in dem Puppen spielen besteht (was ich, wie das Selbstspielen der Knaben in meinem Staate gesetzlich verboten würde), so ist ein solches armes Erstgeborenes für seine jugendliche Mutter in der Regel nur Ersatzmittel oder neue Anklage der vor wenig Jahren zurückgekommenen Lieblingspuppe. Den ganzen Tag wird das kleine Geschöpf herumgetragen und gehert, sein jartes Gehirn durch Lärm, Spielwerk und Schälerei aufrecht erhalten, auf jedes Schreien (wäre es auch knäulich nur von Langeweile oder Ermüdung erzeugt) wird sogleich geadet, vielleicht sogar deshalb vom Doctor geschickt oder doch das Dienstmädchen gescholten. Kein Wunder, wenn das dem Kinde zur Gewohnheit wird und sich so ein verwöhnter, anspruchsvoller Charakter bildet, der schon im Uebelthun die Werterinnen peinit und im späteren Leben immer zum Unzufriedenwerden geneigt ist, sobald nicht Alles nach Wunsch geht oder Unterhaltung fehlt. Sind namentlich die Eltern reich genug oder sonst in der Gesellschaft hoch genug gestellt, daß ihre Kinder Schmeisler finden, so halten sich diese seltens für etwas Besseres, als andere Leute, und damit spult das anspruchsvolle Wesen unvertigbar in solchen Köpfen. „Sie leben stolz und unzufrieden aus, sie sind auch einem hohen Dase!“ Weche, Bank!

In den späteren Lebensjahren wirken als Quellen der Nörgelsucht: das leidige Stillsitzenmüssen in den Schulen, der gehemmte Bewegungstrieb bei Knaben und Mädchen mit seinen traurigen Folgen (Müdenmarts- und Gemaliten-Reizung, Blutmangel, Muskelchwäche und Keckenstärmen); — die Periode der Liebesaffären, der verfehlten und verunglückten Jugendträume, der geläufigen Hoffnungen und abwesenden Ideale; — der Mangel an tüchtigen, in's Leben eingetretener Berufsarbeit, das Mühsüßigen und die Langeweile, die Unfähigkeit, ohne Auerer Beihilfe sich anzuwehnen und nützlich zu unterhalten, sich selbst zu beschäftigen, im höheren Alter das immer Nüchternere und Kahlenwerden des Lebens, das Schwächen jeder freudigen oder erbebenden Zukunft und die erneuenden oder unbefriedigenden Rücksichte in die Vergangenheit, endlich die spezifische Eigenmümeligkeit, Hartpütigkeit und Herrschlust der alten Leute. — Vor allen sind Empfindungslose, Geldproben und Compenschnneider, — Leute, die den ganzen Tag nichts zu thun haben und sich doch ihres Geldes wegen für besonders kostbare und wichtige Personen halten, — zum Nörgeln am meisten angelegt. Doch kennt dies Uebel auch unter den ärmeren Klassen vor. Weisze erzählt in dem alten Kinderreim eine ganz hüßliche Geschichte von so einem nörgelnden Frauennimmer, das zuletzt, als sein Wohlthäter jeden andern Grund zu Klagen hinweggeräumt

\* Oder Andere halten ihn einen solchen als Willkürer! Ginh berief man mich zu einer verheirateten Dame, welche über ihr vermeintliches Ungelinden und daltiges Gade mit so viel deamüseliger Willkürheit zu klagen wußte, daß ihr jungen Doctor öfter in Thränen zerfiel. Sie that bei allätlich von zwölf bis Mittags an, steinschwamm von Crimoline und Seide unumwilt, im Reihstuhle sitzend. Der zwölf Uhr war sie für Niemand, selbst nicht für den Arzt zu sprechen. — Ihr Gemüth war der größte Willkürer, den ich jemals sah (ich schätze bei ihm in der Mannesalter schon häufige Aufschlage und kann mich denken, wenn er sprach). Er bebatte seiner Gran einen Arzt, um selbst Wade zu haben.

hatte, über das Schreiben eines Plauens unglücklich wird. — Gutmüthige Kräfte werden oft genug von solchen Personen aus den ärmsten Volksclassen geplagt; freilich kann man bei Solchen an einen noch das Klagen verächtlich fütren!

Es kann aber das Bedürfnis des Nörgelns auch künstlich erzeugt werden. Dies geschieht schon von jenen (nicht selten in hindenden) Eltern, welche immer in ihre Kinder mit gesandheitslichen Fragen dringen: „es fehlt Dir doch nichts? bist Du denn wohl? thut Dir etwas weh?“ u. s. w. — Namentlich aber geschieht dies durch die Kräfte und zwar fast ausschließlich das Geschlecht der Kräfte gerührt in zwei Gattungen (nämlich den Zwischenhäuten): die wissenschaftlichen und die industriellen. Beide haben, je von ihrem Standpunkte aus, vollkommen Recht und so auch in den Konsequenzen desselben. — Der industrielle Mediciner treibt sich fast, um Geld zu verdienen und das auf Studien, Reisen und Doctorhut vermerkte Capital nutzbar zu machen. Er denkt entweder ganz entschieden im Geiste „unseres Verkehrs“: „Dass Dir treten von die Veni“, sag Dir spuden in's Gesicht, Du mußt doch werden reich!“ Oder als billigerer Christ: „Wir Kräfte wollen doch auch leben: Mühen mir nicht alljährlich eine Menge von Hüten, von schweren Operationen und wichtigen Curen ganz unentgeltlich oder für ein Spitzelgeld machen? Warum sollen wir und nicht an den reichen Nörgeln stadtlos halten? Wenn ich's nicht thue, so thut's ein Anderer!“ Er hat durchaus seinen Grund, Jemand zu belästern, der ihm etwas vorzuziehen will, sofern es ihm orentlich bezahlt wird. Im Gegentheil! Da es doch kein unermüdlicher Tagelöhner ist, Klagen zu hören und zu beschwichtigen: so sind ihm jene Fälle eine wahre Erquickung, wo dem Kranken eigentlich nichts oder doch nur sehr wenig fehlt, wo also die ärztliche Verantwortlichkeit weniger und ein großer Gehalt in der Behandlung gar nicht zu fürchten ist, — wo der Arzt demnach seinen Geist gar nicht auszustrenzen braucht und sogar während des Zuhörens und Jajaja-sagens nebenbei „an ganz andere Dinge denken kann.“ (Wahre Worte eines Kollegen.)

So kommt es denn, daß ein solcher Arzt, besonders als wohl-salariirter und zu regelmäßigen Hüthen verpflichtet Hausarzt, sich daran gewöhnt, durch sein herkömmliches „Wie befinden Sie sich?“ die Urtel der Klagen aufzusuchen, und eine halbe Stunde lang ihre bekannnten Stadien spielen zu hören. Namentlich ist die Homöopathie auch für diese Sache inehrlich ausgelesen und mit Recht das Häufchen der bläulichen weiß- und der halbeinleitirten ost-europäischen Aristokratie geworden. Der homöopathische Arzt ist durch sein System verpflichtet, sein Symptom und besonders sein subjectives (d. h. Klagen über Befindensveränderungen) gering zu achten, vielmehr nach Ergebnis verfahren (ohne sich über ihren Grund und den Kopf zu streben) seine Auswahl unter seinen Mitteln sorgsam zu treffen. So wirt also schon sein bloßes Eintreten auf den Kranken gerade so viel, als ob er fragte: „Haben Sie denn gar nichts Neues zu klagen? Strenge Sie sich doch ein Bißchen an!“ Eine Aufferregung, welcher nur zu gern entsprochen wird. Nimmt man hierzu die hingewandte Aufmerksamkeit und geheimnißvoll erzwungene Miene des Doctors, die penantisch genaue, oft von beiderseitigen Erweiterungen unterbrochene Antwortlang des entsprechenden, symptomte-bedenenden Mittelchens (es kommt sogar vor, daß der Doctor „des Nachts angewacht ist um nachgedacht hat, welches Mittel am besten pass!“) — nun, jeder Unbefangene muß zugeben, daß, wenn einmal Remédie gespielt und „viel Käse um Nichts“ angeführt werden soll, es förmlich auf untherhaltendere Weise geschehen kann. Unterhaltender jedenfalls als Patientenelgen und Grillenspiel, und weniger angreifend als Schach oder Pömbere. Denn von Nichts reden die meisten Menschen lieber, als von ihrem lieben Ich; dieser Gegenstand ist unerschöpflich, und frengt gar nicht an. Und so bildet sich denn eine läße Gewohnheit des täglichen Nörgelns, bei welcher beide Parteien, Arzt und Kranter, sich ganz wohlfinden. Ich sah fast ein Jahr lang täglich die Equipage unseres vornehmen Homöopathen vor einem der schönsten Häuser unseres nobleren Stadtwaldes hüthen, und zwar so lange, daß ich inwischen meist zwei bis drei Krankenwisten in meiner raschen Art vollbrachte. Endlich erfuhr ich zufällig, wer die vermeintliche schwere Kranke war: eine stützlig verheiratete reiche Erbin, welche nach Abschied des Doctors regelmäßig spazieren fährt, und im Park ausreißt. Diese junge Dame hat zwischen Frühstück und Toilette täglich ein Stündchen übrig, welches der

Doctor ausfüllen muß. Soll Er es ihr etwa antreiben? Soll Er ihr in's Gesicht sagen, daß sie sich mit etwas Besserm beschäftigt möge, und daß es zweier verachtlicher Menschen unwürdig sei, sold eine tägliche Komödie mit einander zu spielen? — Im Gegentheil! — Es gehört vielmehr zu den besondern Kenntnissen des industriellen Arztes, den Kranken an das Bedürfnis und Beschränkungen so sehr zu gewöhnen, daß derselbe endlich (wie *Melière's Malade imaginaire*) ohne den Arzt gar nicht mehr leben zu können vermeint.

Der rationale Arzt allerdings denkt anders; er wird zum Theil von gewissen naturwissenschaftlichen und stiftlichen Bewegungen geleitet, welche jedem andern Gewerbe der Welt fern bleiben. Er darf nicht bloß auf seinen eigenen Vertheil achten. Es fñhrt er sich heraus, Leute, denen eigentlich nichts fehlt, das Doctern abzugewöhnen, und sich selbst grösseremassen entbehrlid zu machen. Aber welche Summe von Mühe und Verdruß dies Besuchen, die Leute zu ihrem eigenen Besten vernünftig zu machen, mit sich bringt, davon hat Niemand einen Begriff, der es nicht selbst versucht hat. Ja, wenn die Leute vernünftig sein wollten! Aber das fällt ihnen gar nicht ein. Die Kräfte, und namentlich die Selbstbedenen, wollen ihren Stimmungen und Eigenheiten und Yauern so ungestört als möglich dahinfließen. Wer sie darin stört, ist ihr Feind, und der Arzt beghlen sie als den Feind, der auf diesem Meer am besten herumjuckeln vermag. Nun werfe derselbe sich zum Nacherzieher, zum Leuteverbesserer und Kritiker auf! Abgedacht, als grab oder raub, als Tyrann oder gefühlloser Mensch verschrien zu werden, ist seine nächste Ansicht! Nur in einzelnen Fällen, und erst spät nach Jahren bringt er es vielleicht dahin, daß sein unermüdiges Streben hier u d da münftliche Anerkennung findet. Aber während dessen hat sich industrieller College, der liebevoll Zehlfühmende, längst seine thugende Anerkennung massenhaft in Eiderheit gebracht!

Aus dem Bisherigen geht hervor, daß man es nicht vom Arzt verlangen kann, daß er allein sich den Bescheid der Nörgelndheit entgegennehmen solle. Soll Er sich den Haß dieser Leute zu ziehen, welche oft so einflussreich auf seine sociale Stellung sind? Denn dieselben Unzuläger sind es, welche zum Theil die öffentliche Meinung bestimmen, welche an öffentlichen Orten wie in Privat-gesellschaften und Familienreisen das Wort führen, hier und da etwas zu tabeln finden und, wenn sie nichts Anderes wissen, über den Werth oder Unwerth der Kräfte (deren sie gewöhnlich eine Meyrzahl gebracht haben) aburtheilen und sich alle Mühe geben, um andere, bisher harmlose Menschen, mit ihrer Unzufriedenheit anzufüllen und gegen den jenen Arzt, der ihnen einmal die Wahrheit gesagt hat, aufzuwiegen.

So kommt es denn, daß ein unzufriedener Arzt sich nur sehr beschränkt an die Behandlung dieses läßlichen Gebredens wagt. Nur Schritt für Schritt, unter großem Aufwand von Geduld und Beharrlichkeit, durch Mühe und Ernst, mit geschickter Benutzung jedes Zwischenfalles und unter consequenter Unterstützung der Angehörigen gelangt er dahin, einen solchen moralischen Einfluß auf den Kranken zu gewinnen, daß dieser nach und nach der Nörgelndheit sich schämen lernt, und sich in Selbstüberzeugung zu thun löbet. — Die *Melière'sche* Curmethode, den eingebildeten Kranken selbst zum Arzt zu machen, ist inwischen durch *Dalpmann's* Erfindung in's Obrechtliche getrieben worden. — Auch bei der *Rat-wassercur* spielt dieses Selbstdoctern eine Rolle mit; doch hat diese Behandlungsmethode hauptsächlich dadurch Werth gegen Nörgelndheit, daß der Patient in die Hände einer fanatisch für Abhärtung und Naturheilungen begeisterten Mehrzahl fällt, welche ihn bald mit fortträgt und fernere Verweidigungen unmöglich macht. Auf jede Klage eine neue Ratwasser-Proceur, wobei er aus dem Regen in die Traufe kommt: das ist ein vortreffliches Mittel, um einem Solchen das Dueraciren endlich ganz zu verhindern! — Auch das Turnen, besonders in Berlin, ist ein hochzuschätzendes moralisches Hebungsmittel für Nörgelnde jedes Alters oder Geschlechtes; es stellt in ihm, besonders in der oben deutschen Turnkunst, ein merkwürdiges erscheinendes, geistig freimachendes und erheitertes Element. Ein Turner, der nöthigt, ist fast gar nicht denkbar. — Im *Thal* thut es auch andere Körperbewegungen. Das Specium, welches Gullen für *Chidigkeit* empfahl: „täglich eine Schilling zu verzerben, den man sich mit großer Körperarbeit verdienen müße“, — daß auch für Nörgelndste! — Eine Mehrzahl derselben besahen Jahr aus Jahr ein die Wädr:

zur Erholung — ihres Gesundheits und der daheim geliebten Angehörigen. Capriz schreibt ihnen die Erfindung der Vadderissen zu: „Ich stelle sie mir vor, diese Frau mit dem muthwilligsten Gesicht, dem petersilienfarbigen Teint und dem Leben einer Herrschlinge: wie sie nur vom Scheintode erwacht, wenn ihr das Kammermädchen eine Pöste schief gewickelt hat. Ich höre sie über Apocriticität klagen, wie sie von den dreißig Speichen, welche den kleinen Mittagsstich ausmachen, überall nur ein Weinig löset. Ich bemerke, wie die Dienerschaft nach allen vier Winten läuft, um den Doctor zu holen. Ich sehe, wie der Nachkomme des Aesculap seinen mächtigen Perüdenbusch schüttelt, keine Cumpome eines Lebens findet, und endlich auf den Gedanken kommt, die Krankheit sei aus der Luft gegriffen und daher eine Luftveränderung nöthwendig!“ In der That ist diese medicinische Messanalsfahrt, wie Capriz sagt, ceutagies geworden. Es mag wohl der vierte oder dritte Theil der gesammten Vadderissen zu den Nergelauten gehören. Das Talent, mit ihnen umzugehen, bildet sogar ein Haupterforderniß eines guten Brannenarztes, und sie sind es andererseits, welche denselben am raschesten abnutzen.

In der That, es ist seine Kleinigkeit, den ganzen Tag quängeln zu hören, mit und ohne Grund. Das bringt den Mann mehr herunter als Strapazen und Schrecknisse, welche ihm die Nerven kühlen. Wer daher als Arzt straff bleiben, sich die Schärfe der Diagnose und die Entschiedenheit im Handeln bewahren will, der pflegt sich die Nergelauten funktions- (und mit Manier) vom Halse zu halten. Denn sonst verfaßt man leicht in den Gewohnheitsfehler, auch da an eingebildete Krankheiten zu denken, wo hinter den Klagen wirkliche, verschiedene Krankheiten (z. B. Neuralgia, Gallenstein, Bandwurm, Darmverengung, beginnende Krebs- oder Tuberkelbildung, bevorstehende Seelenstörungen) verborgen sind. Wer in solchen, nicht seltenen Fällen weiter nichts zu thun weiß, als die Leute zu tödten und mit Schwinmiltzungen hinzuhalten, der läßt Gefahr, daß zum Heil des Kranken ein schärfer scheidender oder entschlossener Arzt beigeheißt wird, welcher in den ersten genannten Fällen durch rasch durchgeführte Häufe, in den letztgenannten durch eine rechtzeitig ausgeprobenne Diagnose und Prognose den Fall in's Klare stellt und die Wissenschaft über die gemeine Routine triumphiren macht.

Dr. —.

## Die Wassernoth in Sachsen.

I. G l a u s a u

Die letzten Tage des Juli bis zum 3.—4. August waren für Sachsen und einen großen Theil von Pöbmen und Schlesien Tage der Angst und des Schreckens, wie sie seit langen Jahren nicht erlebt wurden. Nach wochenlangem drüsender Hitze stürzte endlich am 28. Juli der langermartete Regen, aber in so furchtbaren und anhaltenden Strömen herab, daß jeder bald alle Bäche und Flüsse anstratete und die benachbarten Äuere überschwemmten. Mit jeder halben Stunde hob sich die Wassermasse zu einer früher nicht gekannten Höhe, und stürzte geräuschend und wilden, Dämme und Häuser mit sich fortweisend, in die Tiefe der Thäler und Ebenen hinab. Besonders war es in Sachsen das Muldenthal, von Zwidau bis nach Wurzen herab, dessen Äuere und Drischthal nach allen Seiten hin in schreckenerregender Weise überschwemmt wurden. Zwidau, Mauthaus, Feitz, Gelsitz, Wollenburg, Grimma standen tagelang bis über die erste Etage in Wasserfluten, an einigen dieser Orte sind 50 und mehr Häuser weggerissen und eben so viele dem Einsturze nahe. Eigenthümern von 200 und mehr Eüen wurden vernichtet, und Menschenleben in Wasser gingen verloren. Neben der Mulde waren es insofern auch die Fleische, Eüster, Chemnitz und Weisheit, die aus ihren Ufern traten und furchtbare Verheerungen anrichteten, so daß Millionen kaum hinreichen werden, den Schaden zu decken.

Die Redaction der Gartenlaube hat sofort nach Eingang der betrüben Nachrichten tüchtige Künstler an die am meisten dem Wasser ausgesetzten Ortschaften gesandt, um naturgetreue Abbildungen aufzunehmen, die ein deutliches Bild der Ungläucke geben. Außerdem sind Befragungen getroffen, daß sie detaillirten Schilderungen nur von Augenzeugen geliefert werden, so dürfen sich unsere Leser der Ueberzeugung hingeben, daß sie trotz aus Zeitungsberichten zusammengebrachten Beschreibungen, sondern authentische, auf eigene Anschauung gegründete Schilderung lesen.

Schon oft und zu verschiedenen Zeiten ist die Mulde entweder in Folge des Thauwunders oder durch bedeutende Regenfälle zum Extreme angeschwollen und hat dann, die Ufer überscheidend, ihr schönes Thal unter Wasser gesetzt, was sich indess stets in kurzer Zeit wieder zu verlassen pflegte.

Mit diesem Ereigniß waren die Bewohner der Stadt Glaucha durch die fast gleichmäßige Wiederkehr im Laufe der Zeiten so bekannt und vertraut geworden, daß sie meinten, Höhe, Umfang und Dauer einer solchen Ueberschwemmung ziemlich sicher im Voraus bestimmen zu können. Der höchste Wasserstand und die gewaltigste der Ueberschwemmung hatte sich Menschengebenden einen größeren Schatzes kaum angerichtet, als daß vielleicht das große Wehr eingestiegen, oder die dem Muldenausflusse nächstgelegenen Felder und Wiesen mit Sand und Schlamm bedeckt, oder höchstens eine Dammflur der wenigen Anwohner der Mulde eingestiegen worden war.

Daher kam es auch, daß besonders seit dem zweiten Jahrzehnt unseres Säculums, als die Inaustrie Glauchaus sich ent-

faltete, man kein Bedenken trug, in unmittelbarer Nähe der Mulde Wohnungen anzubauen, denn bis dahin war solches nur von Seiten der Leute geübt, die zu ihrem Gewerbe hauptsächlich des Wassers bedurften.

Während die alte Stadt Glaucha auf der an östlicher Seite des Muldenthales befindlichen Höhe lag, entlief so im Thale selbst, zu beiden Seiten des Mühlgrabens und der Mulde, nach und nach ein neuer Stadttheil, den man mit dem Namen des Wehrbügels belegte, während man das ursprüngliche, auf der Höhe liegende Glaucha die Oberstadt oder auch kurzweg die Stadt zu nennen anfang.

Dieser sogenannte Wehrbügel hat nun von Jahr zu Jahr sich vergrößert und erweitert und auch verschönert. Aus Gassen sind Straßen geworden und inmitten der bekannten großen Glabissements in Spinnerei, Häberei, Dreherei und Tuchweerei, in Fabrication wellener, baumwollener und halbsidener Waaren, in Eisengießerei und Maschinenbauwerken stehen die vielen Häuser und Häuschen der Mülherschläger, Weber, Handwerker, Krebierer und verschiedene anderer Leute, welche das Thal der Höhe vorgezogen haben, so daß man die Bewohner dieses Stadtviertels jetzt mit Bestimmtheit über dreitausend annehmen kann.

Die auf der Höhe sich lang ausdehnende Oberstadt mit ihren beiden Schloßern der erlauchten Grafen von Schönburg, mit ihren großen und kleinen Thürmen und mit ihren schönsten Häusern der verschiedensten (alten und neuen) Bauart schaut von oben herab auf den Wehrbügel, wie eine achtbare, ehrenwürdige Mutter auf die muntere, rührige Tochter.

Besonders in neuerer Zeit war für die Erweiterung und Verschönerung Glauchaus Vieles und für die Hebung des Lebens selbst in allen Beziehungen Bedeutungsvolles und Wichtiges geschehen. — Die Eisenbahn, welche, von Chemnitz her über Glaucha nach Zwidau sich ziehend, mit ihrem hohen Dämme, mit ihrer schönen Muldenbrücke und ihrem aus vielen Bögen bestehenden Biaducle das Thal quer durchschneidet, sollte nächstens feierlich eröffnet werden; schon waren überall in Glaucha die Gärtnereien gelegt und deren angschaltete Cantelabre barnten dem Winde ihrer ersten Lichtströmung entgegen; auf dem Wehrbügel waren längst des Muldenflusses zu Fahrtrassen angefüllte Dämme ihrer Befestigung nahe; die Oberstadt war mit Schloßern und mit einer künstlichen Wasserleitung versehen worden, welche das flüssige kräftigste Element bis in die obersten Stockwerke der Häuser treiben kann; der Bau einer neuen großen Bürgerküche ist längst in Angriff genommen, und nur des letzten Werkes, einer durchgehenden Pflasterung mit Trottoirs, bedurfte es noch, um Glaucha in vollkommenem Zustande der Zukunft übergeben zu können.

Man freute sich dieser durchgängigen Beroollständigung, wie viele Opfer sie auch schon gefostet hatte und wie viele Opfer sie noch kosten mußte; die Tadeln, so zu sagen, woran die nachfolgende Geschlechter freies stellten, waren schon fast durchgängig

und reichlich geteilt — — da braden die unglückseligen Tage anhaltender Regenwetter an, welche die Oberflaß bis zum Einbrüche verschiedener Kellerstrecken erreichten und den Wechsellag mit einer nie dagewesenen Wasserfluth beinhalten, wodurch die Tämme und Straßen zerissen, die Brücken des Verkehrs nach außen abgebrochen und fortgeführt, die Wohnungen vieler Menschen zerstört, Waarenlager beschädigt, Candelaber der Gasbeleuchtung umgestürzt, der Dampf der Eisenbahnen durchbrochen, deren Riaduct ruiniert, Hunderte von Menschenleben in Gefahr gebracht und die Geschäftstätigkeit, diese nährnde Mutter Glaubau's, theils unterbrochen und gehemmt, theils auf längere Zeit zur Unmöglichkeit herabgedrückt worden ist.

Zwar ist der Umfang des durch dieses Ereigniß herbeigeführten Schadens und Unglücks noch nicht allseitig ermittelt und kann es nicht sein, und es müßte daher bereitig erscheinen, wenn man schon jetzt Alles als genau bemessen darstellen wollte, doch so viel ist mit voller Bestimmtheit zu behaupten, daß Glaubau aus diesem Unglücke sich nicht bald wieder aufrichten kann, wofern nicht die häßlichste, allgemeine Theilnahme und namentlich die Vermittlung des Staates ihr Möglichstes thun.

Die vorliegende Mittheilung kann nur den Zweck haben, vor dem Auge der Welt ein wahrheitsgetreues Bild der Anstalt und Arzneyanstalt aufzurollen, welche die erwähnte Wasserfluth über Glaubau's Bewohner gebracht hat.

Am 30. Juli d. J. begann die Wulste, durch anhaltende Regenwetter genötigt, zu schwellen, und vielleicht mancher Strabe bestie, in Erinnerung an frühere Zeiten, auf die Gelegenheit, wieder einmal mit Fug und Recht im Wasser umherzuwanen, oder die Fortschrittigkeit seiner Industralisten erleben, oder in Gemeinschaft mit seinen Kameraden in gewohnter Weise eine kleine Flottille von Breteln und alten Thänen inprovvisiren zu können. Diese Hoffnung wackelte, da der Himmel sich nicht aufheiterte.

Amens des 31. Juli früh sahen man schon ein Stück der Terrassenmauer am Meißnerhause der Weberinnung in Folge der Grund federnden Risse eingestürzt, welches in haasbühler Lagerung am Berge hinab bis auf den verwitterten Fußweg gerollt war. Nehelohes nahm man auch an anderen Stellen des Berges wahr, worauf die Oberflaß gelegen ist; ja, eine herabgestürzte Bergmasse hatte bereits die Wand eines am Fußwege gelegenen Schanwehrschloßes eingedrückt, was Alles am so unheilvolleren erschien, als der Regen noch immer fortwauerte. Die Wulste dröhte und begann endlich, ihre Ufer zu überfließen, und zwar eben früh neun Uhr an mit sichtbarer Geschwindigkeit. Schon lauten verschiedene Geschüde u. s. w. geschwommen, welche die Aemte und Liebhaber des Strandredens zu vielerfader von sonst schon gewohnter Thätigkeit veranlaßten. Wegen elf Uhr wurden schon hier und da die Wege und Gassen ungangbar, Zusammenrottungen Mengeitiger zeigten sich und es entwickelte sich nach und nach jenes Unerwogen der Menschenmassen, was, durch unbestimmte Erwartungen und Beschäftigungen verursacht, lawinenartig junehmen pflegt. Es regnete fort, — das Wasser stieg mehr und mehr, zuletzt von fünf Minuten in fünf Minuten.

Fröte und anderes Vieh wurde in die Ställe der Oberflaß gebracht. Um zwei Uhr schon wauete man in den meisten Gassen und Straßen bis an die Knie und höher im Wasser. Jetzt nun, und leider zu spät, wurde gehört, daß noch nie dagewesenes besverfähe. Mehrere Leute namentlich konnten aber immer noch nicht sich zum Glauben an das Schlimmste bequemen. Indessen wurde schon wieder geteilt. Die Weinhüter waren aufgeregt und erglühten

in jener süßen Betrachtung aller Gefahr, welche noch vor Sonnenuntergange sich zum Letztenworte steigern sollte, wie ihn nur die verzweifelste Liebe oder die Sorge für das eigene Verhüt einengen lassen.

Räthe waren nicht vorhanden. Die Wulste ist in der Regel so leicht, daß man sie nur an sehr wenigen Stellen befahren könnte, und der Gedanke an Beschaffung derartiger Fahrzeuge mußte den Bewohnern Glaubau's fern bleiben, da die Stadt jetztler zwei große hölzernen Brücken zum Verkehrs nach außen hatte, die sogenannte ebere und die niedere Wasserbrücke, so bezeichnet zum Unterschiede von drei anderen Brücken, die in Nord und Süd die durch Thalwindungen getrennten Theile der Oberflaß verbuuten. Aber die erwähnten beiden Wulsterbrücken wurden schon im Laufe des Nachmittags von den immer höher gehenden Wogen beledt und bespült und sind in der mächtigen Finckerniß zwischen Sonnabend und Sonntag trachend gebrochen und in großen Stücken von den Wogen fortgetragen worden. Verder aber und noch vor Eintritt der Abenddämmerung waren eiligt zusammengesügte Fähren bei dem Rettungswerte in voller Thätigkeit, und die geringe Tragfähigkeit derselben genug theils von der Unruhe ihrer hilflosen Passagier, theils wahr sie Ursache, daß mancher edle Ritter bis an den Hals im Wasser gehen mußte, um das Nothzeug nur einigermaßen zu berrigen, und war auch Ursache, daß die Rettungsbereitigen erst nicht ohne eine Angst- und Nothraufe in Sicherheit gebracht werden konnten. Schon am späten Nachmittag begannen Häuser zu wanken und endlich einzustürzen. Nothschiffe erloschen, Hülfserne wunden gehört, hier und da sah man weisse Wothfahnen ausgeföhrt. Welche Stunden der Angst und Treulosigkeit hat ihr durchleben müssen! Der Christ sinkt mir aus der Hand, wenn und so est ich jener Seelenkämpfe gedachte. Ach, ihr häßlichen Seelen, die ihr fast nicht mehr auf Rettung hoffen dürft, weil die Wasser höher wogten und immer reizender brüeten, und weil der Tag sich neigte und in die tiefste Finckerniß verank! — Ach, ihr bebenden Herzen, die ihr die Noth der Unglücklichen tau sendfach mitfühlet, ohne helfen zu können, und, wenn in der Finckerniß röhren die Häuser trachend in den Tumult der Wasser sanken, nicht ahnen konnet, wen das Schicksal erreicht haben mochte!

Alles ward gedacht, verlohnt und gethan, was unsichtige Fürsorge, Borgenangst und Heldemuth denken, versuchen und thun können. Säle wurden gehiebt und erwärmende Tränke bereit für Ketzer und Geirette, ja sogar an den Rettungswellen selbst stellte zuverkommendes Mittel seine gastlichen Hände unter freiem Himmel auf. Man telegraphierte von Seiten des Stadtrathes nach Chemnitz um Röhre, welche aber wegen voriger Ueberschwemmung nicht zu erlangen waren. Man wandte sich in gleicher Weise nach Weidau, von wo die Nothricht einging, daß die neue Eisenbahn schädlich nicht zu befahren sei. Diefse Zimmermeister sagten zu, mit Anbrüche des Sonntags brandbrachte Rettungsfähren zu schaffen; — und damit die in der Wasserwuth Beschäftigten Wahrzeichen der allgemeinen aufgeregten Wachsamkeit und Hülfesbereitschaft haben sollten, wurden an vielen Stellen Pochplannen angezündet, und namentlich in der langen Aemte des Meißnerhause's Röhren in die zahlreichen Fenster gestöh. Ach, die Unglücklichen verstanden diese Treulosigkeit der Liebe nicht! Die nebelhafte Beschaffenheit der wüthenden Finckerniß verdeckte, und verdeckte den scheinbaren Umfang der leuchtenden Pochplannen, und zu der Treulosigkeit inmitten der toben den Geräusch gestöh sich nun noch der schredliche Wahn, daß zu der Wasserwuth auch noch die Feuerwuth gekommen sei. Inzwischen wogte und wellbrachte in wirrlicher Ueberschwemmung der Feuerwuth Einzener göttliche Worte der Hülf und Rettung.

(Ausscheidung folgt.)

## Erinnerungen eines alten Jenensers.

Zur Feier des Jubel-Jahrs.

II.

Mit den Landmannshäusern standen wir Pauschenschaft damals eigentlich in gar keinem Verhältnis; beide Theile gingen nicht einander her. Die letzte „Pauschtag“ spielte schon dieselbe Rolle, wie nach heute. Wir hielten am Geringerichte selbst und gingen nicht los, ohne daß ein solches zuvor den betreffenden Fall untersucht hätte, wozu die Landmannshäuser sich nicht verstehen wollten. Unter uns selbst waren aber die Ansichten darüber verschieden, ob das Geringericht unbedingt entscheiden dürfe oder nicht.

Viele, und zwar auch solche, die eine tüchtige Mlinge sicken, waren grundtlich gegen jeden Zwischlag, in welchem sie unter allen Umständen eine rebe Instanzlichkeit, eine gewisse Parität eibstünden. Sie meinten, ein Puch habe Befessers zu thun, als sich von früh bis spät über unnütze Paucken zu unterhalten und die Zeit mit flüchtigen Nichtigkeiten zu vergeuden. Während meines zweiten Aufenthaltes in Jena hatten sich in dieser Beziehung die Ansichten einigermaßen geändert: man war pautlicher geworden.

Die Straße in Oranien nördlich von Utrecht.



Zwischen beiden Theilen waltete ein Vertrauensverhältnis ob, das dann und wann recht unangenehme Aufreize herbeiführte, im Allgemeinen gingen aber die Dinge ziemlich glatt ab; man hatte gelernt, sich gegenseitig zu kennen, und unter der Hand verkehrten auch Hausbesuche der feindlichen Parteien ganz gemüthlich miteinander. Mir persönlich haben die Extreme niemals zugelegt und so nahm ich denn auch keinen Anstanz, mit einigen „netten Herren“ Umgang zu pflegen, obwohl sie andere Farben trugen. Ihre Besuche, mich zu „feilen“ und der Purischn-Gast abzuweigen zu machen, scheiterten an der starken Neigung zu meiner Farbe.

Unter den Landmannschaftern gab es ganz vortheilhafte Vorfälle, ich fand sie gar nicht so „verrückt“, wie mir die Hallenser gesagt hatten, auch waren sie nicht so abgestumpft gegen vaterländische Dinge, wie ich eingebilgt. Zwar blieb ich ein strenger Purischnschafter, aber ich legte einige Vertheilung ab und sprach dann und wann mit denen, die blau blau weise, grün-roth-weiß oder eher schwarz-roth-weiße Hüten trugen. Unter diesen war auch der Thüringermeister, welcher auf der Johannisstraße dem Vitzslage gegenüber wohnte und den ich auch manchmal besuchte. Bei ihm erregte sich Radtschendes.

Ein Hallischer Wäcker, aus Pörsdom gebürtig, war nach Jena gekommen und dort, ich habe vergessen, mit welchem Purischnschafter, auf trumme Säbel losgegangen. Sein Oberger hatte ihm einen sündverlichen „Schmiss“ über die Nase gegeben, die war mit großer Mühe wieder angeheilt wurde. Nun stanten zwar die Hallischen Wäcker mit den Jenaerischen Franken im Cartell, aber der Verdruß wurde der Eiderzeit wegen in die Lebensjahre jenes Thüringers gebracht und sah dort seiner Heilung entgegen. Sie war ihm langweilig, zum Heilvertrieb griff er oft an seine Nase, die dadurch viel schlimmer wurde, trank auch insofem, weil ihm a. es Bier verbotten war, Spiritus mit Wasser verdünnt, auch zum Heilvertrieb, wie er sagte; am Ende troheten seine Freunde, ihm die Hände an den Wetzstein sehschneiden, und nun wurde er folgiam. Als er mit der Jenaerischen Physiognomie im Gesicht nach Halle kam, mußte er manche spitze Worte hören, man sagte ihm zum Beispiel, daß eigentlich nicht mit dem Gesichte porirt werden müsse, sondern mit dem Schläger. Darüber fielen dann viele „kumme Jungen“ und jere Bäcker hatte in Halle ein halbes oder ganzes Dutzend Nachfolger. Dieser nun verlorne Wäcker brachte es bis zum küniglich preussischen Zeugungsamt und hat als solcher in sehr anheim viele Angriffe erfahren müssen.

Die Fremden, welche in Jena erschienen, um „Castellen“ zu geben, hatten, wenigstens zu meiner Zeit, schlechtes Glück. Ich erinnere mich sehr genau zweier Fälle, die uns viel zu lachen gaben. Um Pfingsten war damals, wie noch heute, der Zusammenfluß auswärtiger Studenten sehr stark; sie kamen von Halle, Öttingen, Weizsig, auch manchmal von Würzburg und Erlangen, und Alle wurden gastlich aufgenommen. Da fremden Landmannschaftern gegenüber kein Vertrauensverhältnis bestand, so freuten sich auch manche Purischnschafter auf Pfingsten, um sich dann einmal recht „anzusehen“ zu können, und Vorfällen blieben nicht aus. Die Einen wollten es den „Wüthstern“, die Andern den „Annoisten“ einthun. Mit den Jenaerern hatte freilich das Vorgehen einen kleinen Haufen, denn es galt der Stöckelmann, während die Hallenser und Öttinger nur mit Hiesbählagen umzugehen wußten. Esobald suchten die „Eccobälen“ die Fremden es so einzuwickeln, daß sie die Weidenfolge der Waffen zu bestimmen hatten, und sie nächsten natürlich immer die Hieber zuerst, in der Hoffnung, während der ersten sechs Gänge den Jenaer „anzusehen“. Obgleich das nicht, und ich habe nie gehört und gesehen, daß es gelungen wäre, dann kamen freilich die spitzigen Dinger, die „Parier“, Stöckelbählagen mit kleinen vergeblichen Wunden, daran, und der Fremde trauete schon, was ihm bevorstand. Sein Secutant meinte es noch so geschickt anstellen, um den Gegenpartanten zu „genieren“, es half nichts, der Parier „säß“ und der Fremde konnte dadurch nicht von gelungener Thatsache erzählen, er hatte in Jena Mit gelassen.

Während die Landmannschafter, die sich untereinander immer in den Daunen und Hälgen auf der Meuse lagen, der gewöhnlichen Schläger mit diesen Tellen sich verhielten und nur ausnahmsweise zu den ungleich gefährlicheren Parierern griffen, gingen die Purischnschafter mit andern Purischnschaftern gemüthlich, mit Landmannschaftern aber nur auf Parier los, und niemals unter vierundzwanzig Gängen. Wir hatten aber auch viele stichtige Schläger unter uns, die sich auf den Hieb verstanden, namentlich vermalte

Wesler, Rieder und Öttinger. Wenn nun die fremden Kneue wissen mit solchen anzucomen, die keiner Bastungaltungen mächtig waren, dann waren sie doppelt im Nachtheil.

Zu Pfingsten 1830 war ein kleiner wieder Koboruste aus Weizsig nach Jena gekommen, ein munterer, quirliger Kerl, dem man es ansah, daß er ohne ein paar Secantelle nicht zufrieden sein werde. Am ersten Festtag Wergens war er mit einer Menge anderer Landmannschafter mit allen dem Wäcker; sie schlugen mit (Medenapzierern, und wieser kleine Weizsig B. „schloßte“ sich dabei ganz colledisch. Etwa ein Duzend von uns Purischnschaftern standen ein paar Schritte abseits und sahen dem munteren Spiele zu. Da wußte dem quirligen Dicken der Wäcker, er kam auf uns zu, suchte sich den Öttingen heraus und sprach zu dem langen W. aus Weizlingen:

„Willst Du vielleicht einen Gang mit mir schlagen?“  
Nun war der lange W. ein hübscher, großer, breitshulteriger Purischnschafter, die perfesteste Kute, welche aber mit einer sehr nachhaltigen Kraft gepaart war. In seiner lateinischen Weise entgegnete er dem kleinen Koboruste:

„Mit Vergnügen.“ rüdt seine Mühe zurecht, sagte leise zu uns auf Plattdeutsch: „den will ich versuchen.“ und nahm das Medenapzier. Da der lange Wäcker schon eine Viertelstunde lang seine obligaten Hocherfreiche abgehien hatte, so war er daraus vorbereitet und sie konnten ihm nichts anhaben. Er ließ jenen erst recht in's Zeng gehen, nahm dann seine Zeit wahr und gab ihm einen Schmiss über Schulter und Rücken, daß der kleine Wäcker in die Kute sank. Aber er hielt sich tapfer und verzog keine Miene. Es kam wieder ein Gang; schwapp! derselbe Hieb; und so ging es ein halbes Duzend Mal hinter einander, bis der kleine übrige Koboruste förmlich erkrankt war. Der lange W., welcher während dieser eifernen Desferei auch nicht eine Zuhle gestreden hatte, sagte dann mit äußerster Gelassenheit und ohne eine Miene zu verziehen:

„Willst Du vielleicht noch einige Gänge mit mir machen?“

Der Weizsigler hatte indessen für jene Pfingsttage genug, wir aber ercuzten und am zweiten Pfingsttage wieder eines gemüthlichen Schanpriers. Wellnitz bei Jena ist ein Dorf, das sich durch sein Bier und seine hübsche Voge empfindet; es war auch die zweier Herzogshöfen; die freilich im getauften Kalender nicht mit angerechnet werden; es scheint, als ob sie bei anderen Potentaten nicht für legitim galten, wiewohl sie von den Fürstenthümern in Vöchtshain anerkannt wurden. Das eine Herzogthum war jenes der Franken, das andere wurde von den Purischnschaftern gebildet, und diesem letzteren hat viele Jahre lang der städtische Weib, nun längst Hauptamtmann auf der lustigen Schmiede im Thüringenswalde, rühmlich vorgestanden. Er ist zwar Unterthan des Herzogs Ernst von Weiba, aber Er. Heheit versteht, mit seiner bekannten Vorkenswürdigkeit Talente und Größen zu würdigen und mag sie nicht fallen lassen. Derwegen hat der prächtige Mann auch den weilland Herzog Weiba von Wellnitz, ohne Zweifel in Anerkennung für dessen Regentenverdienste im Vierstaat Wellnitz, auf die Schmiede: erhoben und mit Herab geküßt. Seit der alte Doel dort das Zeilische besetzt, darf Weiba sich eben als Alleinhercher fühlen. Es muß nicht über sein: als Student Herzog von Wellnitz im Tode und als Philister Oberleier der Wellen auf der Schmiede!

Auf den Bergen bei Wellnitz ist ein hübscher günter Platz. Die Studenten sind der teleologischen Ansicht, daß derselbe von der Natur nur deshalb geschaffen sei, damit sie dort ihre Paucieren in aller Gemüthlichkeit, am liebsten Sonntag Wergens, abmaden können. Wenn ein gewisser Herbst oder ein beliebiger Falter die Ansicht hegt, das Gras sei nicht reif, sondern grün, damit der von Gott geschaffene Mensch sich die Augen nicht verderbe, so sehe ich nicht ab, welcher Mangel an Vergnügen darin besteht, wenn der Jenaer Student meint, die Wellnitzer Berg seien zum Parlen da. Beweis sind sie beuam auch für die Zuschauer, wenn die unteren Halben über der keinen Tactlöche steigen langsam an und man kann das Schladtschiff in aller Bequemlichkeit überdauern; auch fehlt es natürlich nicht an Platz für Räumchen und Silbchen, und welchen man ständende Hüge nach Weiden trant; ohne dieses letztere wäre jene Annehmlichkeitsohnst keineswegs gerechtigt.

Ein Hallischer Wäcker aus Hamburg hatte mit einem Purischnschafter aus dem braunschweigischen Lante, der süßer in Öttingen

gen studirte, contrahirt und man wollte auf Vieh setzen. Wir hatten von ten Göttinger Teutonen ein paar sehr schöne Korbhämmer zum Geschenk erhalten und diese kamen am zweiten Fingertage zum ersten Male auf die Messur. Sie wurde auf dem ebenen Plage genommen; wir Zuschauer lagen auf der grünen Halle und rauchten unsere Pfeife Tabak. Solch eine Pauckerei im freien sieht maleisch aus. Der Himmel war blau, die Schläger bligten, der Unparteiische trat vor, die Secubantanten stellten sich neben ihre Pauckanten, die Zeugen standen abseits, wir Uebrigen bildeten das Publicum. „Auf die Messur; bintet die Klingen; gebunden ist; los!“ Und dann stürzten die Schläger, bis die Secubantanten einsprangen. „Nichts gefessen!“ So wurden einige Gänge gemacht, bis dann wirklich etwas sah oder vielmehr fiel, nämlich ein Ohr des Hallenfer. Das war im Jahre 1830. Sieben Jahre nachher kam ich eines Abends nach einer stürmischen Fahrt von Helgoland in Hamburg an. Gegen Mitternacht befand ich mich in Lubstedten's Aufstern- und Delicatessenteller. Nach einiger Zeit traten mehrere Männer ein; unter ihnen erkannte ich jenen zu Wölling am Ohr beschädigten Hallenfer wieder. Wir haben damals einige vergnügte Stunden verplaudert.

Freilich nehmen die Pauckereien nicht alle Mal einen so harmlosen Ausgang. An einem abgehenden Dhr er einer zerklüfteten Nase oder einem Quaternschuß durch's Gesicht liegt am Ende nicht viel; Unhaber und Empfänger muß sich mit der lieben Eitelkeit abzugeben suchen, falls er nicht etwa nur eine leibliche, gut geheilte Narbe hat, denn eine solche gilt bei Mädchen und Frauen als Empfehlungsbrief. Aber ein „Kungenfuchser“ war ein böses Ding und ich kenne aus der Zeit meines zweijährigen Aufenthaltes in Jena mehr als einen, der daran zu Grunde gegangen ist. Einen Mann habe ich auf dem Flecke erlösen sehen.

Es gab in Jena eine Teutonia, die zumest aus solchen Mitglieder bestand, welche früher zur Burschenschaft gehört hatten, wegen allerlei Irrungen ausgetreten waren und eine eigene Verbindung bildeten. Sie trugen schwarz, roth, gelb und grün und hatten anfangs burschenschaftliche Ansichten und Bestrebungen festgehalten; es geht aber allen solchen abgewogenen Teutonen so, daß bald das landemannschaftliche oder Corporeellen bei ihnen die Oberhand gewinnt. Das war auch 1826 mit den Constantisten der Fall, welche sich dem Burschler trennten und bald zu „Bandaen“ wurden. Unter jenen Teutonen waren sehr begabte und tüchtige Leute, namentlich ein durch seine Schwiglankeit und seine gute Fertigkeit ausgezeichnete Reuburger; sodann ein Bremer oder Hannoveraner (ich weiß nicht, ob ich den alten Rups als Calaber an Apulus bezeichnen soll), der als Kenner der Oestricher und der schönsten Literatur bezaehlet werden ist und dessen poetische Muse's wunders schön und correcte Rind erzeigt. Ein Hallenfer halte dem seinen Menschen, der auch im Sommer einen grünen Mantel mit langem Kragen und Pelz trug, eine Bärenmilch gekostet, deren Schmelzung herabzingerender Sammetbeutel einst erorangeßel gewesen sein soll; doch hat wohl in Jena kein Sterblicher getost, der beschwören konnte, welche Gewürzfarbe er eigentlich gehabt. „Rups“ hat die Mühe später am Westrauer einem Auswanderer geschenkt und so war jene unergiebliche Hallisch-Teutonische Kerpizer wohl das Erkennen der Intianer am Weisheit oder Plattheit erzeigt haben. Wein wackerer und poetischer Freund von der weiland Teutonia ist freilich, social und grundmüthig, aber er war auf das Pauen wie verfallen. Als er etwa vierzig Mal auf der Messur gewesen war, geriet er an einen Burschenschaftler, S. aus Weimar, der ihm den rechten Arm von unten bis oben zerhieb und denselben für das ganze Leben unbrauchbar machte. Aber Rups war nicht der Mann, der sich durch solch ein Pech hätte niederlassen lassen; noch ehe der rechte Arm gänzlich gehellt war, fing er an, mit der linken Hand schreiben und stoßen zu lernen und er ist dann wech noch dreizehn bis dreißig Mal links geschgegangen. Bei manchen Lautmannschaftlern war der rechte Arm mit Treiden von Stroh-manteln förmlich überzät, wie eine Herde mit rothen Hosen. In der Mäcker habe ich gesehen, wie ein Pauckant durch Hund und Ham an die Thür geprießt wurde.

Manche Ducke wurden im Nathal abgemacht; ich habe aber dasselbe nur zwei Mal betreten. Burschenschaftler und Teutonen neckten sich jumeilen, namentlich jene, die wech zusammen in einer Verbindung gewesen waren. Der Oesthler B., neben dem Westensburger Aufsamann der beste Stöcher, war eines Tages, im August 1826, nach Vichtenbain gegangen. Er wollte zu Michaelis sein

theologisches Examen machen. Der Teutone C.—g aus Oberburg fing an, ihn zu hänseln; er nannte ihn „einen Mann von Kunst mit 'nem viden Koppe“; suchte ihn auch sonst zu reizen, und das Ende war ein Duell auf Barfiez, bei welchem der Teutone F. jenen C. seuchdirte. B., der mich einstich, hatte mir gesagt: „ich will ihm nichts thun“; auch sah man, daß er seinen Gegner scheute. Zum Unglück kam aber auf der Messur etwas vor, daß ich mit Schwelgen übergehen will; B. wurde gereizt, drückte den Secubantanten zur Seite und rannte eine Duertquad durch Brust und Hals C.'s. Das Blut frömte, der Oestfenne sank zu Boden und war binnen wenigen Minuten eine Leide. B. war außer sich; wir brachten ihn sammt seinem treuen weißen Fohel fort und ich habe ihn auch später während der Ferien in meiner Heimath beherbergt und weitergeschafft. Er war ein guter und freisichtiger Mensch. Vier Jahre später sah ich in demselben Nathal, wie ein Göttinger einem Burschenschaftler aus Erfurt den Dickmaß des Oberarmes mit einem frommen Sädel gleichsam herabstülzte, als hätte ein Fleischer ihn handwerksgerecht abgelöst.

Doch genug und über genug von diesen Pauckereien, v. u denen unsere akademische Jugend leider nicht lassen will und welchen sie durch ihre Sophistereien keine vernünftige Seite abgewinnen wird. Wenn man mit Studenten von Pauckereien redet, thut zwar nicht die Gemüthlichkeit auf, wohl aber die Legel; das wollen sie freilich nicht zugeben.

Abgehen von solchen blutigen Zwischenfällen hatte das Studentenleben in Jena eine sehr heitere Seite, und es war anerkennend in der That ganz geeignet, den wechselseitigen Mutericht zu fördern. Das geschah vor Allen in den Kränzchen, in welchen ältere Burschenschaftler mit den Neulingen allwöchentlich zusammen kamen. Es gab Frads-, Renouen- und Verbindungsfränzchen und in allen ging es sehr ernst und angetregt zu. Der Bescheidete brachte irgend einen Gegenstand von allgemeinem Belang auf das Tischt, über welchen dann eine Erörterung stattfand. Es wurde darauf gesehen, daß die acht bis zehn Mitglieder eines Kränzchens aus ganz verschiedenen Theilen Deutschlands gehörig waren, damit der Gedankenaustausch recht mannichfaltig sei. Das war dann auch durchgängig der Fall und wir Alle denken jezt noch mit Genuß an jene schönen Stunden zurück, in welchen über Angelegenheiten des vaterländischen Lebens und die Gerechtigkeit von Kaiser und Reich und von deutscher Orde's warme Worte gesprochen wurden. Diese Kränzchen waren Bildungsanstalten der besten Art und nichts weniger als „demagogisch“. War es etwa eine Sünde, daß die Karlsruher Beschlüsse bei einer dergleichen Jugend keine Gnuß erhuben und daß sie zerzig härterer war, zu sehen, wie die Besetzungsgesir für das große Geheimnisverstand, das Allen so theuer war, keine antereu Früchte gebracht hatte, als Reaction und Demagogenerlösung? Die'se Ansicht war aber, wie die Fritze gezeigt hat, nicht auf die Burschenschaftler und die Studenten überhaupt beschänkt, sondern durchschlingerte längst die ganze Nation. In der Teutonischen Burschenschaft dachte Niemand an „Ansetzung von Hantieren“, wie man damals sich anzudrücken pflegte, auch in der sogenannten engern Verbindung nicht.

Die'se letztere war eigentlich geheim oder sollte es doch sein. Die Burschenschaft war streng verboten, sie lag aber in den Gewüthern und war nicht auszuroten, nehabt gefest sie fert, nicht öffentlich constituirt, sondern halb und halb geheim. Aus dem mehr als Dreihundert, welche in Jena unsere Farben trugen, hatten sich etliche dreißig der Tüchtigsten enger miteinander geschlossen und die alte Verfassung angenommen; sie bildeten einen festen Kern, an welchen die Uebrigen gleichsam als Krystalle ansetzten. Diese mussefen wech dazw, daß eine engere Verbind ungs befehle, und vermutheten auch ganz richtig die einzeln Mitglieder, aber Gewißes wußten sie nicht. Im Grunde gab es gar nichts, das zu verheimlichen gewesen wäre, allein in jenen Zeiten konnten die Besetzungen leicht in jeem Augenblicke wieder beginnen und man wollte auch der humanen weimarischen Regierung Verlegenheit ersparen. Sie drückte ein Auge zu, weil sie recht gut wußte, wie es sich mit dem angeblichen Demagogentum verhielt. Mir nun hatte aber der Nimbus des Geheimnisvollen einen großen Reiz und ich erinnere mich sehr gut, wie angetregt ich wurde, als der Anhaltiner L. mir auf einem Wegengange im Paradiese Eröffnungen machte, die dann weiter führten. Die engere Verbindung wußte sich die, welche sie zur Mitgliederhaft geeignet hielt, selbst a, wenn wie und bei wem hätte Jemand sich zum Eintritt melden können?

Keußerlich bestand nur eine „Allgemeinheit“, deren Angehörige auf ten Vordienstand verpflichtet wurden.

Man theilte mir mit, daß ich mit noch einem andern Juchd, einem Knecht, aufgenommen werden solle, und die Nacht wurde anberaumt. Die Versammlung fand in der Wohnung eines Burgen statt, der nachher in einem thüringern Staate eine Fierde unter den höhern Staatsdienern geworden ist. Nach zehn Uhr worden wir eingeführt und sahen jene Treisig bis Schwandtreisig baßten; der Sprecher des Verstandes hielt eine treffliche Rede und verpflichtete uns durch Handschlag auf die Verfassung der deutschen Burgen-schaft. Diese feierliche Stunde habe ich nie vergessen, wie ich es denn auch nie bereuen werde, ein Mitglied jener Verbindung gewesen zu sein. Daß ich späterhin dadurch in manche Widerwärtig-keiten gerathen bin, die meinem Lebenslauf eine eigenthümliche Richtung geben, hat sie mir um so tiefer gemacht. Ich verdaute ihr viele wechsellährige Anregungen und herrliche Stunden und will ihr meine Abhängigkeit bis an mein Lebende bewahren. Heute freilich sind andere Zeiten; die Gemüther der akademischen Jugend haben, wie es scheint, einen andern Strich und eine andere Richtung, als wir vor drei Jahrzehnten; die Romantik ist ihr abhanden gekommen und ich will sie deshalb nicht scheuten. Es kann nicht schaden, daß Deutschland, sammt seiner Jugend, endlich angefaßten hat, praktisch zu sein. Aber schwungvoller und präcisier kommen die heutigen Studenten mir vor. Oder wäre ich etwa ein laudator temporis acti? Ich glaube kaum.

Wir durchlebten in Jena eine schöne Idylle. Wie reizend war es im Griechisch'en Garten! Dort erzählten wir uns von Karl August, Amalie, Goethe, Schiller, Herder und den anderen Personen jener weimarischen Tafelrunde des Geistes; vorhin ging, vor in später Einsamkeit Tied, Nevalis oder Jean Paul genießen wollte; dort las er auf einem Denksteine die vielbekannten Worte:

Hierlich denken und sich erinnern,  
 Ich das Leben im tiefsten Innern,

deren Sinn er zu enträtseln suchte. Sie schienen Wandern dun- kel, wie das bekannte: „Des Lebens Unerwand mit Wehmuth zu ertragen, ist Tugend, ist Begriff; Gebrauh und Wachsamkeit sind wehr denn Geld und Jugend wehr.“

Man besitz den Landgrafentzug, den Fuchsthum und die Kuniburg, von welcher der Wanderer in der That einen wahren Prachtstich auf das reizende Thal der Saale hat. Nach Süden hin schloß in denselben die Fuchstburg die Aussicht; sie stand wie ein Klemente da, denn auf ihr hatte mehr als ein Fuchstschloß seine Strafe abgeseht. Aber das hinderte uns nicht, nach Kahlza zu fahren, das am Fuße jener Burg liegt, und dort ein lustiges Vogelstiechen mitzumachen. Die thüringern Mädchen fanden wir lieb und mancher Studio aus Eße und Nord hat dort oder in Eisenberg und den anderen Orten, wo stet getanzt wurde, sein Herz wenigstens auf einige Zeit verloren. Diese muntern Gesichter machten einen gar lieblichen Eindruck; Alle waren so ungeziert und dabei so fitfam und anständig; und wie mir ein Freund aus Esthelen, der Besitzer des schönen Hundes Scher-Manni, sagte: „Es ist mit diesen thüringern Mädchen zum Schwermuth-freigen.“

Es ging ihm nämlich wie Euridans Esel; er glaubte in zwei schmutze Tinnen verliert zu sein, in zwei verschiedenen Stüdchen, und wußte doch nicht recht, welche eigentlich es ihm angethan habe. Darüber hatte der „Spettel“ große Qual, und ich glaube, er ist auch von Jena fortgegangen, ohne in's Klax zu kommen, welche denn eigentlich die hübscheste und angenehme gemein. Ich meinerseits hatte ein Etüd Jugendberg in Rudolstadt, wo mir, wie jenem Schweizer im Tell, ein Mädchen im Schloße held war. Seine Seele erfuhr davon; ich ritt Nachmittags fort, war Abends am Ort und stieg und stieg bergan. Es schied nicht an hübschen Stellen und lustigen Plätzen, wo Hand in Hand traulich geliebt wurde. Gegen Witternacht strengte ich wieder kein. Das waren schöne und reine Thunten, an welche ich in ungetrübter Stimmung zurück- denken kann. Um mit der Jesaiade zu sprechen:

Wir tranken des Rundes Bierlein  
 und das Bümmern der lieben Eternität.

Doch das ist nun schon lange, lange her, und die Hand, welche damals der romantischen Bruder Eudwig drückte, auch schon lange, lange kalt!

Die Vierstaaten sind seit langen sieben Jahren ein sehr wichtiges und charakteristisches Item in dem Jena'schen Studen-

leben. Die Landmannschaften hatten ihre „Burgen“ und Herzog thümer in Pfortenbain, mit Ausnahme der Fronten, deren Staat, wie schon bemerkt, in Wöllnig war. Bei jenen hieß der Fürst immer Thus oder Zus, wie in Schwarzburg der Fürst allemal Günther heißt. Die Reichsfolge der Tuffe ist länger als jene der reichthigen Fürsten älterer oder jüngerer Linie. Ich darf sich be- haupten, daß Jena und die Dörfer, welche um das Stüdchen herum- ligen, die wackersten Jecher gesehen hat, die je in deutschen Lan- den das gelbe oder braune Nag getrunken haben. O, was ist da Alles geliebt worden! Wir waren Wäger, wie der König von Tante, und warfen die Becher nicht in's Meer, sondern wir behielten Kün- chen und Stübchen, Kette und Lagen, wir ließen sie nicht, sondern machten es wie der lustige Jecher, der Robert Prub so schön ge- schiltert hat. „Wir zechten und zechten mit burlichem Mund“ ohne Unterschied der Facultät, und trotzdem bestien auch die Theologen, bernahekt selig zu werden. Ob ihnen der liebe Gott so gnädig ist, wie dem Jecher von Prub, weiß ich nicht, wünsche es aber aus vollem Herzen; so viel aber weiß ich, daß manche von ihnen helle Kirchenlieder geworden sind, welche ihre Gemeinden erluchten.

Wir Burgenhändler hatten auch in Bezug auf unsere Vier- staaten Mannichfaltigkeit in der Einheit, denn unser waren zu viele, als daß wir uns an einem einzigen Staate hätten weihen lassen; keine Dorfrieche war geräumig genug, um Alle zu fassen. In Zwäen, der Kuniburg gegenüber, hatten wir 1826 ein Kai- sersium, auf dessen Throne, wie ich schon früher sagte, der „Kaptein“ in hoher Würde prangte. Die Zahl seiner Unterthanen, zu welchen ich gehört habe, mochte gegen siebenzig betragen. Die Reichsämtler waren mit schätigen Jechern besetzt; es wurde aber in Zwäen nicht selten ein hoher Sinn in das hindische Spiel gelegt, indem der „Wierwig“ als Stelle für patriotische Amahnungen und Ver- stehungen diente. In Ammerbach hatte sich ein Ballad des Kaisers als Herzog seßgelegt, in der Person des „Schmid“, eines vater- ländischen Karls und Meinigen, der eine ausgezeichnete Klinge führte und in treudenen Epähen undberstlich war. Diefershalb will ich es ihm auch vergeben, daß er einmal, als er mir bei einer Paureter auf Parisier secundierte, nicht zu rechter Zeit die Klinge des von mir verurtheilten Gegenpauretanen ausließ, wodurch ich in empfindlicher Weise, zu Schaden kam. Schmid hatte „Landesfinder“ um sich ver- sammelt, zumest Thüringern, und sein Staate war in guter Or- nung. Auch wurde in Ammerbach, wo es sicher war, mandual gepaukt. Wir stellten uns den Bergen und in den Schindten Hölse als Späßer auf, und wenn der schöne Pöbel tranken ihm vor. In Wöllnig stronte der schon erwähnte Worba in unachahmlicher Höheit; nie aber habe ich ihn größer und majestätischer gesehen, als eines Tages im Sommer 1830, da er im Permelinmantel, mit Herzoghut, Schwert, behängt mit Orden, zu Esel, gefolgt von Ba- fallen, in Jiegenbain eintritt. Dort hatte sich, nach Verfall des Kai- sersiums Zwäen, welches das Reich des Kaptein's Abgang hinfriedete, wie weiland das heilige römische Reich deutscher Nation, ein hübenes Reichthum erhoben, der zu Anfang eines jeden Jahrs seines Vorkammern wählte; dieser führte die höchst weillingende Benennung „All“, und trug als Zeichen seiner Würde eine hohe Pelz- lappre. Zwischen der Republik Jiegenbain, deren Wahlpruß: Vier, Freiheit, Gleichheit, auf dem Wappen und den Pfeifenstößen prangte, und dem Herzogthum Wöllnig waren einige Irrungen ausgebrochen, wie denn das bei Nachbarn wohl zu geschehen pflegt. Es handelte sich natürlich um Dierfreitigkeiten, und es bei einem Wettkampfe die Unterbau oder die freien Bürger mehr und rascher getrunken hätten. Der Zwist war jedoch in Güte beigelegt worden, und zum Beweise, daß aller Paust und Paan verschwunden, die Streitart begraben sei, tiefen Seine Oberlandt dem Herrn Randmannu All melken, daß Allschöft Sie dem bekundeten Staate einen Besuch zugradt hätten. Der große Tag eskien. Herzog Worba wurde auf der Grenz der beiden souverainen Staaten Jiegenbain und Wöllnig den freien Bürgern selbst begrüßt; sie hielten ihm den berühmten Vorkammern entgegen, jenen losfallenen bösernen Sym- pen, auf welchen Jena stet sein kann. Durchlaucht tranken mit Würde auf das Wohl der bekundeten Republik einen Zug, der wirklich sehr tief und also rechtshaffen war. Wir wackten darans ab, daß aller Groll verschwunden sei, denn es nochen konnte nur ein gutes, friefames Gemüth Be dieie thun. Sämmtliche Wöllniger Unterbau hatten ihren Vorkammern begleitet. Ich will die Ein- zelheiten jenes großen Tages nicht näher schildern, sondern nur

bervehende, daß die Verbrüderung sehr innig war, denn ich sah Republikaner und Monarchisten umhergehen oder neben einander im gütigen Gespräche sitzen, guten Willens wohl. Der Betreuer zwischen beiden Theilen ließ in der That nichts zu wünschen übrig, jeer blieb unseitig. Palmau, qui meruit, ferat.

Aber wenn hätte man die Palme zertheilen sollen, wo Alle und Einer und Einer und Alle gleich tapfer waren? Wie lüthn stahlte Dein Bild, schöner G—, als Du der Durchlaucht gegenüberstandest und Deine Kräfte mit ihm maßest; wie stenterte Du deine Worte, langer Jüngling, als Du der Wüthigen beweihrte, wie sießen „Namele!“ Und wie selbst deklarirte der Pöbellos D. aus Anhalt, der Knast in griechischer Erde den ewigen Schlaf schlüß, ein Gedicht auszuzeichnen nach dem andern, während der „Burggeist“ aus der Kluft vom Rucce Quarin, der Belsupa und der Gudrun erzählte und Verse aus den Nibelungen sprach! War nicht auch die „Bierlatte“, jener ewige Student, der heute, Anno 1858, noch die Wappe trägt und Jena's Pfähler tritt, sehr damals fast sechs Jahren ein sehr kurziger Bursh? Und wer könnte es verzeihen, daß J. aus Kuchelstalt und Hebdmann aus Besslaken, viele zwei unvorbereitete Kämpen, deren Einer den Andern nie in hundertjährigem Kampfe besieg hat, damals beide zu gleicher Zeit „abdrücken“ und demassen von der Hand herunterfallen, daß von Keinem etwas zu sehen war? Der Krieg sagte gemessen: „Schafft man diese Lehren nicht ins Bürgerliche?“ wozu ein dieneter Knappe, ein Ziegenhain Bäuerlein, nachseits erwiderte: „Wä, ich will die beiden Herren lieber als's Erbs bringen.“ Was denn auch geschah, weil es sehr schön war.

Es war Sitte, daß man sich häufig an den Stuben besuchte, und daß hier die sechs nähere Bekannte zu Kaffee oder Chokolade kamen, um gemeinschaftlich gute Bücher zu lesen. Auf solche Weise bin ich z. B. mit Menzel's Geschichte der deutschen Literatur bekannt geworden, welche damals mande von uns sehr beschätzte. Gleich nachher wurde des Republikans über Justus Kerner's Eherin von Proceß sein Ende, welche der „Inge Mann“ an Alstertram auf's Tapet gebracht hatte. Andere wollten von dem „Geistertram“ nichts hören und spielten lieber Schach; es machte ihnen mehr Vergnügen, wenn der „Constitut“, gerade weil er ein sehr toller und von Allen äußerst wertber Bruder Sturio war, auf dem Angesteller den Mafamelei vom Besten gab. Er warf den Red ab, streifte die Gemeinderath zurück, legte eine rothe Wäde an, schlang einen rothen Schal um den Leib, und der selbthätige neapolitanische Jüngler stand vor uns auf dem Tisch. Er stimmte das: „O, heit, wie herrlich strahlst der Morgen!“ an, obwohl dabei einmal fogar das große Tischmesser der Frau Betteln, und spielte freie Kelle ganz ausgezeichnet; deshalb erlutete er auch allemal wohlverdienten Beifall. Dieser Constitut war der gewissenhafteste Mensch, den man sich denken kann, dabei ein durchaus reines, mildevolles Gemüth. Als Seelsozger wirkt er seit vielen Jahren sehr wohlthätig und gehört zu jenen Präzigen, die getrost ihrer Gemeine sagen können: „Thut nach meinen Worten und nach meinen Werken.“

Im Jahre 1830 war durch ganz Europa große Aufregung in den Gemüthern, von welcher auch die Studentenschaft berührt wurde. In einem so zahlreichen Gemeinwesen, wie die Burshenschaft, wo so viele verschiedenen begabte junge Männer mit mannichfachen Klaren oder verworrenen Anschauungen und oft abweichenden Vorehrungen mit einander in täglicher Berührung lebten, mußten nothwendig die Geister aufeinander platen. Die Trennungen, von welchen die Geschichte der Burshenschaft Mandos zu erzählen hat, ließen, meiner Ansicht zufolge, einen Beweis für den Ernst, der in den Vorehrungen selbst lag. Obgleich haben bei denselben nicht selten Eitelkeit und selbsthätige Beweggründe Einzelnen in verhängnißvoller Weise mit hineingezogen; im Allgemeinen darf aber behauptet werden, daß geistige Gegensätze und Hineinigung zu verschiedenen Richtungen den Ausschlag gaben. So verhielt es sich auch mit der Arminia und Germania. In Erlangen, wo stets ein sehr reges, burshenschaftliches Treiben herrschte, war die sogenannte deutsch-germanische Richtung zur Geltung gekommen, und hatte einzelne sehr tüchtige und begabte Vertreter nach Jena geschickt. Diese gingen foglich an, für ihre Ansicht Vorkämpfer zu machen, und einen Kampf von Keuten um sich zu scharen, mit welchen sie dann eine Opposition in Stande trachteten. Wir hatten bis dahin sehr einträchtig gelebt, und waren vollkommen zufrieden; wir hielten uns für gute Burshenschaftler, auch eigne daß man uns und den jüti-

sehen Büchern des Alten Testaments den Beweis zu führen suchte, daß die Burshenschaft eine von Jehova angeordnete Einrichtung sei. Wir meinten, es sei genug, daß sie als eine Verbindung dasthe, deren Mitglieder darnach strebten, den Staaten des deutschen Vaterlandes einmal tüchtige und patriotische Bürger zu liefern. Da auch Katholiken und zeitweilig auch Israeliten zu uns gehörten, und die Protestanten theils lutherisch, theils reformirt waren, so wollten wir von einer specifischen sogenannt christlichen Auffassung als Burshenschaftler nichts wissen, sondern überließen es getrost jedem Einzelnen, wie er sich mit seinem Gult und seinem Gewissen abfand, wenn er nur im Uebrigen ein ehrenhafter Kerl war. Wir sahen es lächerlich, bei Comment- und Studentenjahren Beweise aus der Bibel hernehmen zu wollen. Mit einem Worte, als die „christlich-germanische“ Erlanger Theologen erschienen, war es mit Arien und Eintracht vorbei; wir hatten christlich-germanischen Paul. Begriffslicher Weise wurden jene, durch welche der Luftigen gebracht war den war, verhöht; es gab scharfe Worte und die Pariser blühten, auch nicht die gegenseitige Verbitterung immer mehr. Die Erlanger Richtung war die sogenannte „arminianische“, und die Hauptträger derselben mochten es wohl längst auf eine Trennung abgesehen haben, um nicht ferner in ihrem Wissen und Streben Widerspruch zu erfahren. Die andere Richtung war die „germanische“, jene verschömmen und idealistisch, diese realistisch und praktisch. Nachdem die Theologen einmal Vorleser angehäuft und den Zuhörer hineingeworfen hatten, fog die alte Burshenschaft auf, und trantete sich in Arminia und Germania.

Ich lasse die Arminianer, unter denen ich übrigens einige liebe Freunde hatte, bei Seite. Nicht alle waren „verbobert“, da anker jenen „christlich“ Metoden mande Umstände mitwirkten, welche den Einen oder Andern veranlaßten, mit jenen zu gehen. Der trüb-selige „Bingel“ kam als ein extremer Ausläufer der Arminia betrachtet werden.

Die Germanen waren vielleicht die merkwürdigste Verbindung, welche je auf einer deutschen Hochschule geknüpft hat. Während viele Drittel waren bedeutende Menschen und sie sind, gleich viel, welchen Berufsstellen sie später angehörten, weit über die Gewöhnlichkeit emporgetruckt; die Uebrigen waren wenigstens „kerliche“ Leute. Ihre Gesammtheit betrug einige siebenzig Köpfe, sie hielten zusammen wie Fels und Schmelz, und wurden von den Landmannschaften als die Hälfte der Universität anerkannt, hatten auch in den Conventen allein so viele Stimmen abzugeben, wie die übrigen Verbindungen zusammen. Sie konnten in der That für eine wahre nos juvenutis gelten. Welche Freude für diese alten „Germanen“, so viel ihrer noch übrig sind, sich nun in Jena wieder zusammenzufinden post tota discrimina rerum! Ueber jene alten Jereuiffnisse ist mehr als ein Vierteljahrhundert hinweggezogen, und so werden denn auch Wunden Deher zugestruken werden, mit denen man früher Stöße gewoche hat.

Die Nachridten von der Julirevolution hatten die Gemüther noch mehr aufgeregt; sie waren wie ein Blitz aus heiterm Himmel gekommen. Aus dem Markte fanden, wenn ich mich recht erinnere, am 1. August, viele Studenten in verschiedenen Gruppen wie gewöhnlich, plauderten und rapsodierten. Da kam plötzlich A—ce, ein Burshenschaftler aus Braunshweig, der ein eifriger Schüler Luten's war, und diesen Professor eben besuch hatte, und der Kurafrage und hielt einen großen Zeitungsgesellschaft in der Hand. Nachdem er mit Einigen ein paar Worte geredelt, verbreitete sich plötzlich die Kunde, daß in Frankfurt eine Revolution ausgebrochen und König Carl der Zweite aus Paris verjagt sei. Diese Nachridt ging wie ein Lauffeuer durch die Stadt, Studenten und Philister strömten von allen Seiten herbei, und A. wurde nohens heros grafft und auf den Marktplatz gehoben, von welchem verabs er dann einem mit gespannter Aufmerksamkeit horenden Auditorium, als improvisirter Professor der Politik, eine ganze Nummer des Constitutionnel vordemselbte. Die Nachridt, daß General Lafayette an die Spitze einer preussischen Regierung getreten sei, machte einen ungenehmen Eindruck. Diese politischen Mittheilungen wurden dann während der nächsten Tage vor einem stets aufwachsenden Zuhörerkreise festgesetzt, bis es den von allen Seiten in Anspruch genommenen Professor nicht Willen zu viel wurde; er verstand sich auf einige Tage, und ließ die Commissionen mit den Pariser Zeitungen jurrecht kommen, je gut sie konnten.

Einige Zeit nachher verließ ich die liebe Universität Jena und ging ins Pflisterlein.

# Die Gartenlaube.

Musiktes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteur F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1<sup>1/2</sup>, bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

## Blätter aus der Krisis.

Von Ludwig Mein.

Nr. 2. **W e i s t e r t o b .**

(18418)

„So muß der Meister benugen die Krisis,“ fuhr lächelnd der Jude nun fort; „ist die Krisis benugt doch worden von Vielen. Meister Friedel hat noch einige Ansehenstände, — müssen eingezogen werden in denbeutel, — das Stück feld, der Garten, das Haus ist zugeschrieben der Frau, und so ist's glatt, ra wird übrig bleiben und getretet werden das Weisse, wenn Herr Friedel es macht, wie Andere, — wenn er angiebt seine Insolvenz, so er nicht lädlich verlaust in Braunschweig.“

„Insolvenz?“ fragte heimlich und tief erschrocken der Gesell, „und ich soll dazu ratzen? O nein, nein, Herr Wurm.“ setzte er bitter hinzu, „geben Sie einen anderen Rath, denken Sie an den christlichen Meister, an die Frau Meisterin, — das thun diese christlichen Menschen nicht, — ich laur's auch nicht —“

„So bezahlt, bezahlt Alles ehrlich! bezahlt die Welle, die Spinnerrei, die Farbe, die Appretur, — alle Rechnungen,“ eiferte still der Jude und nahm schnell von Neuem das Goldstück aus dem Beutel. „Hier, hier, Herr Tuchhapp, hab' doch für Sie bestimmt den Friedrich's'er, — nehmen Sie, will nicht bleiben in Schulden, — und war's gewesen doch besser, wenn ich hätte geschwiegen.“

Er wollte fort, aber der Gesell ließ ihn nicht, nahm auch das Goldstück nicht, sondern blidte den Juden erschrocken und mit senkten Augen an, — er wollte reden und vermochte es nicht, ergriß nur die Hände des Juden und hielt sie fest, wie ein Rettungseil.

Auch der Jude schwieg. Eine tiefere Bewegung, als man glauben möchte, ging durch sein Gewissen, durch sein Gemüth. — Entlich sagte er:

„Wenn die Tuche nicht abgesetzt werden in Braunschweig und wenn Sie, lieber Glogauer, nicht bezogen wollen den guten Rath, so kommen Sie mit den Tuchen nach Breslau, — wollen sehen, was sich läßt thun damit, — könnte sein, daß es ginge, wenn ich selbst dort bin.“

Er gab dem Gesellen die Adresse für Breslau, und als er ihm vergeblich noch einmal das Goldstück anzudeutlich hatte, erklärte er, er bleibe Schultner, — er wolle den Friedrich's'er aufheben.

Auch wickelte er wirklich das Goldstück in ein Papier und steckte es in seine Brusttasche. Dann reichte er dem Gesellen die Hand zum Abschied, indem er sagte:

„Wollen und nicht vergessen, — wollen Beide immer bleiben brav.“

„Und haben Sie den Rath, welchen Sie mir gaben, auch den christlichen Meißerleuten angedeutet?“ fragte heimlich der Gesell.

Der Jude schüttelte verneinend den Kopf mit den Worten: „Aberlaß' ich das ganz doch Ihnen, — und haben Sie doch Zeit zu rechnen und zu überlegen, bis gewonnen sein wird ein Meßresultat in Braunschweig.“

Damit wendete er sich und verließ das Haus. Draußen klopfte er an's Fenster, den Meißerleuten ein süchtiges Lebenswohl sagend.

Der Gesell stand noch im Hausflur, hatte nicht Lust, sofort in die Stube zu treten, wollte nochmals hinauf in die Bodenlammer, einige Minuten noch allein sein. Ehe er jedoch die erste Treppensstufe erreichte, klinkte Meister Friedel die Thür auf.

„Für die belohne Sie Gott!“ sprach er gerührt; „o, lieber Glogauer, nun denken Sie ja nicht mehr daran, daß Sie —“ er drückte ihm die Hand und setzte leise hinzu: „daß Sie fort wollen. Nun werden wir ja wieder arbeiten können, der Jude wird uns gewiß auch wieder Welle ablassen auf Credit, — vergiß' es uns Gott, daß wir den Mann zweiten den Wohlworn nannten. In unserm Hause, lieber Glogauer, soll's nicht wieder geschehen.“

„Gewiß nicht,“ antwortete zerstreut der Gesell, da jetzt die Meisterin herankam.

„Benedict, wir danken Ihnen,“ sagte sie mit Innigkeit, indem sie dem Gesellen die Hand gab.

„Könnte ich doch mehr thun,“ erwiderte ruhig der Ererbende und schlug die Augen nieder.

„Vielleicht glückt es mir nun auch in Braunschweig,“ fuhr die Meisterin fort.

„Vielleicht,“ wiederholte der Gesell.

„Das walt' Gott,“ schloß Meister Friedel und griff nach der Thürkante.

In der Stube gingen alle Drei an ihre Arbeit. Niemand äußerte es, — und doch suchten Alle das vorkin Verfümte reichlich wieder einzubringen.

Die freuzige Erhebung des Gemüthes aber, welche Alle durch den veränderten Sinn des Wohlworn gewonnen hatten, sang an, mehr und mehr sich abzuschwächen. War doch nur eine Sorge gewichen, — und nicht einmal gewichen für immer, nur binandergeschoben mit ihrer Gefahr auf zwei Monate. Und gab es doch

noch andere Zeugen, andere Rechnungen, und darunter eine Rechnung, gegen deren Ziffern und Zahlen der Ketz durch Thee und Pulver, das treue, bejagte Weib aber durch Pflege und Gebet ankämpfte.

So war es still nicht in der Gedankenwelt unserer Arbeiter, — auch still nicht in der Tuchmacherei. Meister Friedel busste öfter, der Gesell wachte und wachte, und da draußen auf die Abenddämmerung dunkler und dunkler ihre Fäden in die Werke des Januartsages schloß, so trug die Meisterin Vicht hinaus; auch der Gesell zündete hinter dem Stuhle seine Arbeitlampe an. Dann ging die Meisterin, um die Fensterläden zu schließen.

Da klang es laut durch die Gasse wie Musik und Gesang. Mitunter ein Ruf, eine aufzuckende Stimme. Und bald kam's näher, immer die Gasse herein, bis hin vor unser Haus. Hier blieb der Schwarm stehen, während Einzelse tiefen:

„Veh! wohl, Bruder Glogauer!“

Es war eine Menge Tuchmachergejellen, — auch getroffen von der Krisis, — denn sie hatten Feiertage bekommen in Folge des schlechten Geschäftsganges, umgibt manern aus der Stadt, eine neue Werkstatt suchen und durften sich nicht sagen, daß sie bald eine solche finden würden. Am nächsten Morgen getadelt sie auszurufen. Darum kamen sie jetzt, um bei ihren Mitgejellen, denen die Arbeit nicht gekündigt war, Abschied zu nehmen, den sogenannten Zeugnissen zu holen und dann nach der Herberge zu gehen und den Balletzug zu lernen in Gemeinschaft mit den Weibenten.

„Neh den Rod an, Bruder Glogauer, begleite uns mit zur Herberge,“ sagten, nachdem sie höflich die Meisterrolle gegrüßt, die angeordneten Deputirten, während draußen von den Uebrigen ein Einlad auf den Meister Friedel ausgebracht wurde.

„Mitgehen will ich nicht, Ihr guten Jungen,“ erklärte der Glogauer, „mein Meister ist fränklisch, laun nicht hinter dem Stuhle arbeiten, ich selbst aber hatte heut' viel Abhaltung, also nehmet es nicht übel, wenn ich dableibe, ich will noch einige Stunden arbeiten.“

„Wenn Sie Lust haben, Bernhard, so gehen Sie doch mit,“ sprach freundlich die Meisterin, als die Stube mehr und mehr sich füllte von Abschiednehmenden und unter dieselbe einige gut freunde Bernhards sich befanden, denen er unter herzlichem Umarmung das Vebenehl sagte, während er den Anderen zum Abschied nur die Hand schüttelte.

„Weiß ich doch, daß es kein Balletzuge auf der Herberge bis zum frühen Morgen dauern wird, — ich verbeide mir den kommenden Tag und das Stuhl muß morgen vom Stuhle, ich muß fertig werden damit, muß es abwenden,“ erwiderte der Gesell.

Meister Friedel ward froh darüber, — denn die herzliche Umarmung, welche der Gesell einigen Freunden gab, hatte in ihm die Furcht aufsteigen lassen, der Glogauer könne auf der Herberge wohl gar noch Lust bekommen, auch mit zu wauern. Er stellte daher, wie dies auch der Glogauer that, gern und reichlich in die Zeugnissbüchse, die der eine der Deputirten ihnen hinhielt.

„Mögen Sie Alle bald Arbeit finden!“ wünschte die junge Meisterin und schob ebenfalls ein Schreiben in die Vebenehlbüchse.

„Im Namen Aller dank' Ihnen!“ rief der Deputirte, welcher die Gasse trug.

„Nast wahrhaftig die schönste Meisterin in der ganzen Stadt, Bruder Glogauer!“ behauptete laut ein Anderer.

„Wirst nicht fortkommen aus dem Stuhle!“

„Auguste will ihn haben, die Gerberstochter.“

„Das Zweitauferstaherndel! Ja, ja, Auguste läuft immer an seinem Fenster vorbei!“

So sprach's und rief's durcheinander, und Meister Friedel nickte und gab sein Wort dazu, — und der Glogauer eilte zur Thüre, ging hinaus zu den Mitgejellen und nahm Abschied von den Wandertürschen.

Nun kamen auch die Uebrigen aus der Stube. Der Cassen-träger schwang schüttelnd die Büchse und auf dieselbe Zeichen, das man gar wohl verstand, ertönte unter Begleitung einer Zugbar-monia das schöne bekannte Lied:

„Wohlan dem gerunden den hundertden Weint“

Wie nun, ihr Weiber, geschieden muß sein!“

Wie nun, ihr Berge, du väterlich Hand!“

Uns treibt in die Herat die Krisis hinaus!“

Die Türschen sangen so ruhig, so rein und innig, daß die letzte Zeile, welche mit ihrer Abänderung eigentlich an's Komische zu streifen scheint, doch einen tiefen, wehmüthigen Eindruck machte.

Wander der Vorübergehenden stellte noch etwas in die Zeugnissbüchse, — manche Bürgerstochter guckte noch Fenster heraus, — manches Dienstmädchen setzte auf der Straße die Wasserkanne ein und wuschte sich eine Thräne aus dem Augen und wartete, bis der Zug vorrückte. Da wurde denn noch eine Hand gereicht, — ein Abschiedsfluch gegeben, — ein Versprechen gethan, — doch das Bündel war geschüttelt, es mußte Alles überstanden werden.

D, daß man nicht glaube, in solcher Gesellschaft herrsche nur Klatschheit, Verhöhnung, Oberflächlichkeit! Gerade das Herz des jungen, kräftigen Arbeiters ist erst so empfänglich für die tiefere Leidenschaft der Liebe, — er fragt nicht danach, ob Täuschung oder Erfüllung, ob Glück oder Unglück erfolgen werde, — die Liebe selbst ist ihm genug, — er gibt sie nicht hin, er hält sie fest als den einzigen süßen Strauß, den blühend das Schicksal ihm zugeworfen hat.

Unter Gesang und unter den Klängen der Zugharmonica schritten die Arbeiter noch durch Straßen und Gassen und Gäßchen, — dann gingen sie hinein in die Tuchmacherherberge.

Werden wir noch einen Blick in die Tuchmacherei. Es ist spät. Meister Friedel sitzt noch am Courtizier. Die Vebenehlere eilt er noch in der rechten, ein Vebenehlende in der linken Hand, — aber die Zeere greift nicht mehr in das Bündel, der Meister ist eingeschlafen. — Die junge Frau fortirt fleißig fort, sie gönnt dem Mann den Schlaf und als der Husten ihn aufweckt, spricht sie bittend:

„Geh zu Bett, lieber Mann, — Du bist ja fleißig gewesen, — ich werde nun auch bald gehen.“

Als aber Meister Friedel hinaus war in die Schlafkammer, ging die Meisterin noch nicht. Sie hette Vuch und Rechnungen herbei, schob den Dacht der Lampe weiter heraus und setzte sich nieder. Sie las nun, sie schrieb, sie verglich, — that es allein, — trug die schmerzliche Uebertreibung allein, daß es blieb, wie es war. — Sie sagte nicht laut, — das innere Zeuzen hörte Niemand.

Und dennoch, — wenn er's auch nicht hörte, — der Gesell, der noch eifrig den Schützen durch die Werke schnell lief, er verlaund, er teilte das Zeuzen.

Auch hörte er die wenigen Worte, welche leise die Meisterin sprach, denn sie Vuch und Rechnungen wieder forttrug, die Worte: „Herr Barm ist nicht gegen Braunfchweig, — e, daß ich von dort Hilfe brähte!“

„Viehlleicht, vielleicht,“ antwortete der Gesell, und die Meisterin veranlaßte diese Antwort.

„Und wollen Sie nun nicht auch zu Bett?“ fragte sie nach der Werke hin.

„Nein, nein,“ entgegnete der Gesell, „bringe ich morgen das Stuhl vom Stuhl, so laun es noch mit nach Braunfchweig gehen.“

„Das wäre wohl gut,“ sprach die Meisterin sanft, „auch mein Mann wird sich freuen.“

Tiefer zog sie den Dacht in die Lampe ein, aus der Flamme ward ein mattes Flämmchen. Mit dem Grusse: „gute Nacht, Bernhard,“ ging die junge Meisterin hinaus in die Schlafkammer, — und „gute Nacht, Frau Meisterin,“ sendete laun hörbar der Gesell ihr nach.

Durch den kleinen weißen Vorhang des kleinen Kammerfensters leuchtet noch das Flämmchen der Lampe. Das bebrängte jung-Weib denkt nicht daran, sich geheimnißvoll zu schmücken für ein geheimnißvolles Fest des Herzens, — und doch ist das einfache Nach-zug für das junge Tuchmachereib ein geheimnißvoller Schmutz, — ein Schmutz in Weiz und Frille.

Es ist gut, Gesell, daß Du den Schmutz nicht siehst, es ist gut, daß Du arbeitest und nun dann und wann Deinen Blick nach dem matten Lampenscheine wendest.

Jetzt verlischt das Flämmchen, — heimlich spricht Du noch ein Mal: „gute Nacht,“ — und nun arbeitest Du fort Stunde für Stunde, bis in der Nachbarschaft die Hähne krähen.

Du bist zufrieden, das Stuhl ist thätig geworden, — da lässest Du ruhen den Schützen, den Tritt, die Rede, — Du lässest Dein müdes Haupt in die milde Haut, — Du schläfst — Du träumst. — Nun ist es still, ganz still; über dem Haupte des Träumenden knistert nur die matt brennende Arbeitlampe.

O Werkstätte, still oder lärmend,

O Werkstätte, groß oder klein:

Schwer heilt sich in deinen vier Wänden

Die Nahrungsfrage oft ein.

D Werthäse, still oder lärmend,  
Und schloß zu das lärmige Pöbel:  
Der Arbeiter trägt doch im Herzen  
Oft auch're Sorge und Noth.

C Werthäse, still oder lärmend,  
Weiß'st du ein heiliger Mann?  
Und räumt man in dir oft von Liebe,  
Selbst heilig kann wehe der Traum!

Der Fleischer war gekommen, hatte dreißig Thaler gezahlt und das Schwein fortgetrieben.

Das war gut, denn die junge Meisterin besaß nun Geld, — Reisegeld nach Braunschwieg, wohin sie seit einigen Tagen theils auf dem Postwagen, theils auf der Eisenbahn sicher und wohlbehalten gelangt war. Neunzehn Etüd Tuche hatte sie mit sich zur Messe geführt, — das eine Stück, an welchem der Ofen in jener Nacht so fleißig arbeitete, war noch dazugekommen.

Auch jetzt arbeitete der Ofen fleißig. Aber nicht hinter dem Wickelstabe, — er schloß im Damp, säubert, legt Holz in den Ofen, läßt in die Asche mit dem von Hefe geschriebenen Rezepten, — kommt wieder und legt sich an's Bett und gibt dem Kranken Medicin nach Vorschrift, wie's auf der Flasche steht.

Der Kranke ist Meister Friezel. Kurz vor der Abreise seiner Frau traten in seiner Krankheit bedenkliche Zustände ein. Diefelben gingen nicht, wie der Arzt es hoffte, vorüber, sondern traten nach der Abreise der Meisterin weit zureckend ein.

Gerade jetzt will der Husten den armen Meister wieder erstickn. Es ist gegen Abend, — der Arzt kommt. — Nach zehn Uhr kommt er noch einmal, verspricht auch, am nächsten Morgen schon zeitig da sein zu wollen, — und der Magauer weicht nicht vom Bett seines Meisters. — Ebe aber der Morgen und der Arzt kommt, ist der Meister gestorben.

Nun stellen sich die Nachbarn und Verwandten ein und berathen, ob die Meisterin zurückzukehren sei oder ob das Metzgergeschäft ungestört seinen Fortgang haben solle. Man beschließt das Letztere, — die Frau erfährt nichts von dem Tode des Mannes, — und der Leiche wird beargen.

Treuer Meister, was geht Alles durch Deine Seele, indem Du weinend hinter dem Sarge Deines Meisters gehst! — Durch Deine Thränen dümmert ein Hoffnungsstrahl, — — hoffe nicht zu viel!

Nach dem Begräbniß stellt sich der Vater Aufgehens ein, der wohlhabende Erbe. Er meint, Du werdest nun nicht bleiben können, werdest das Haus verlassen, — und wenn Du dich dabei selbstständig machen wolltest, — wenn Du Neigung hättest für seine Tochter Auguste, — —

Du aber sprichst still: „nein, nein,“ — Du erdrehst dabei und schließt die Augen nieder, — und der Erbe verläßt Dich.

Kannst du dieser hinaus, da tritt der Priestertäger in die Stube. „Ein Brief aus Braunschwieg an den Meister,“ erklärt er und übergibt dem Ofen den Brief. „Da der Meister todt ist, werden Sie den Brief wohl lesen müssen, — er scheint ehnedieel nur von der Frau Meisterin zu sein.“

Der Priestertäger ging, — der Ofen erbrach den Brief und in denselben fand:

„Mein lieber, theurer Mann!

„Der allen Dingen möge es besser gehen mit Deiner Gesundheit. Das ist und bleibt ja die Hauptsache. Sei nur gerecht, lieber Mann, und verzage nicht, wenn auch die Messe schlecht geht. Den guten Bernbard grüße herzlich und sage ihm, ich würde sozgleich von hier aus mit den Juden nach Breslau gehen und an Herrn Warm mich wenden. Dort wird uns schon Brod werden, lieber Mann, ich habe Hoffnung, und so sei recht heiter, wie es dir ist, da ich ja weiß, daß Bernbard bei Dir ist. Also über Breslau kommt zurück Deine treue  
„Villette.“

„Aren, tren, beim Himmel, das bist Du!“ sprach der Ofen, indem er den Brief zusammenfing und an sein Herz drückte. „Mit blutender Seele hast Du geschrieben, — und doch — wie, wie geschrieben!

„Also nicht verkauft, — und sie will selbst nach Breslau, will die Jude sozgleich mit dorthin nehmen —“

Er setzte sich an den Schreibtisch und sann. Nach wenigen Augenblicken sprach er weiter:

„Was konnte ich auch Besseres thun? Selbst bei der Todesnachricht, welche ich ihr dort geben muß, wird der Jude mir und

ihr beistehen, — wird das Richtige Rathen in Allem, was nun geschehen muß.“

Eine Verwandte des verstorbenen Meisters stellte er einwinkeln für das Haus ein, — eine Hand voll Thaler, den früher ersparten Ofenlohn, stellte er zu sich, — zwei Stunden später reiste er at nach Breslau.

Wollen wir die Gespräche hören, welche er führt im Postwagen und auf der Eisenbahn? Er ist Keuling im Reiten, — spricht nur wenig mit Andern, viel mit seinem Fergen. — Die Andern aber sprachen von der schlechten Braunschwieger Messe, von der Krise, von der gretimmten Gegenwart und von der gefährlichen Zukunft.

Am Abend des dritten Tages sehen wir den Ofen an der Seite des Juden durch eine der Straßen Breslaus kommen. Der Ofen hat dem Juden den Brief mitgetheilt, hat daran alles Weitere geknüpft, — sein ganzes Köhlen, Denken, Verbalten gegen die Meisterin. — Der Jude erkannte vollkommen nicht nur den Ofen müthszustand des jungen Mannes, sondern auch die ganze Lage der Dinge. Er war theilmehmend, er versprach, zu rathen, zu helfen, Welle zu geben auf neuen Credit, sobald durch eine Erklärung daß der Meister insolvent gestorben sei, die Zahlung sich einigermaßen regulirt haben würde. Die Erklärung der Insolvenz gibt er jetzt, wenn irgend noch geholfen werden sollte, für unabweislich — Und das war's, was den jungen Menschen niederbeugte, — darum ging er so still, so blaß an den erleuchteten Häusern bin, — es schien ihm nicht möglich, daß er — daß sie auf solchem Grund ein neues Glück bringen könne.

Jude und Ofen gelangten jetzt an den Bahnhof. Der Jude kam, — die Meisterin war nicht zu sehen, — so sicher und schar der Blick des Ofen an suchte und musterte, so laut auch sein Herz dabei schlug: die junge Wittve schlief.

„Kann's doch noch dauern einen Tag, zwei Tage, ehe sie kommt,“ sprach der Jude lächelnd, „müssen uns gedulden, — sitz heute ihr's nichts, — wir wollen gehen auf ein Kaffeehaus, jungen Freund.“

Weit lieber wäre der Ofen in sein Quartier gegangen, aber der Jude stellte ihm vor, es sei besser, auf ein Kaffeehaus zu gehen und sich dort zu zerstreuen, als unter Sorgen und Mühsal in engen Quartier zu sitzen. So folgte dem Bernbard seinem Führer Unter dem Leuchten der Gaslaternen durchschritten sie einige Straßen, — sie kamen da auf das Kaffeehaus.

Der Anblick des greßhöflichen Lebens, der ganze Eindruck, welchen der Ofen in diesen erleuchteten, bewegten Räumen gewohnt, stimmte ihn nicht beiterer. Er war froh, als der Jude, der sit häufig, aber still mit einem der Kellner unterhalten, ihnen nach einer Viertelstunde wieder zu ihm trat und zum Aufbruch winkte. Sie gingen.

Draußen im Bersaal erklärte der Jude mit leiser Stimme, es werde hier wöchentlich einige Mal eine geheime Spielbank aufgeschlagen, — es treffe sich gut, heut sei sie gerade im Gange. Daran knüpfte er die Frage, ob der Ofen schon einmal auf solch einer Bank gespielt habe, und als dies Bernbard verneinte, auch nicht Lust zeigte, heute zu spielen, sagte der Jude ihn an der Hand und sprach:

„Warum wollen Sie's nicht versuchen in Ihrer Lage? Können Sie doch haben Glück, können viel Geld gewinnen, — viel, so viel, daß es wüthte andauern zu Allem, auch zur glücklicher Heirat!“

Das durchdrang den Ofen, — er griff unwillkürlich in die Tasche, als wolle er die Zahl seiner wenigen Thaler prüfen. —

„Wird's jetzt nicht passen, daß ich ausgleiche meine Schuld? Da fällt mir ein, daß ich noch habe Ihren Friedriche's er, Herr Magauer, den Sie ehrlich verdienten auf dem Ratheseller,“ vertete der Jude weiter, und hatte in denselben Augenblick schon die Brieftasche in der Hand, und hielt dem Magauer den empappten Friedriche's er hin.

„Herr Warm, o ich weiß nicht, lassen Sie das!“ rief heimlich, aber in Ansehn besagte, der Jüngling.

„Wird's nicht zu zwingen, wenn Sie wollen!“ rief Jener. „Aber glanken Sie mir, lieber Magauer, daß ich's meinte sehr gut, — junge Leute haben oft Glück, — könnten Sie's nicht auch haben?“

Er sah, daß der Ofen in einem Kampfe mit sich lag. Den

Reuen hielt er ihm daher das Gesicht hin, streifte von demselben das Papier ab, und sagte lächelnd:

„Wie es glänzt! Kann nicht so blank und blanker noch Ihr Gesicht glänzen in dieser Stunde? — Kommen Sie, lieber Glogauer, Sie sollen nun wegen dieses Friedricchs'or, sollen nur ausgeben ein einziges Mal, — schlägt's selb, dann wollen wir's lassen, wollen gehen nach Haus, — greifen Sie zu, Glogauer.“

Und der Gesell griff zu.

Sie schritten jetzt zwei Treppen höher, schritten hinter in einen schwarz erleuchteten Gang, wo ein hüldenart steller sich zeigte. Tietzen gab der Jude eine Waite, — nach wenigen Augenblicken standen sie in der Baumthür.

Der Gesell mußte den Friedricchs'or ausgeben, — er gewann, — gewann wieder und wieder. — Dem jungen Spieler zitterten die Hände, die Füße, das Herz, — aber der Jude wich nicht von seiner Seite, er erteilte den Auslag, zog den Gewinn ein, ließ den Auslag ziehen und höher steigen, — zu Glück ging's Schlag auf Schlag.

„E, fert nun, fert!“ sagte heimlich der zitternde, blasse Gesell, „ich bitte Sie, Herr Warm, ich vermag's nicht mehr.“

Der Jude erkannte den aufgeregten Zustand des bleichen Spielers, — er wollte wenigstens eine Pause eintrieten lassen, — sie entfernten sich von der Bank, gingen hinaus, und der Jude zeigte ihm den Gewinn und lächelte freudig:

„Was jetzt verbrachten und vierzehn Friedricchs'or, — wie wird sich doch freuen die Meisterin!“

„O Gott, o Gott, wie schön ist das! Tiefes Glück, Herr Warm, tiefes Glück!“ rief der Jüngling bebend, und warf sich weinend an des Mannes Brust. „Und das Alles für die Meisterin, — das Alles ist Dein, — Dein, Pistette!“

„Ruhig, ruhig,“ mahnte Warm ershören, „wir's doch nur sein ein Krampf, der bald vorübergeht!“

Ruhig war nun wohl auch der glückliche Spieler, aber seine Glieder zuckten, sein Gesicht verzerrte sich. — Der Jude bat den Mann, ein Kraufpulver zu bringen, und wieder erklärte, er könne seinen Posten nicht so lange verlassen, die Apotheker sei zu weit, — er sei jedoch bereit, den jungen Mann mit hinauszuführen.

Darum bat nun der Jude, und so führten sie den Gesellen hinaus. In einer Droschke fuhr der Jude mit ihm fort zu einem Arzte.

„Das ist ein Schlaganfall, ich starke,“ erklärte der beschredakte Arzt, „daraus einen starken Aderlaß!“

Ein solcher wurde nun unglücklichler Weise auch sogleich vorgehen.

„Meister Friedel, ich komme, — Pistette, Pistette!“

Das waren fast die einzigen Worte, welche der siebernde Gesell in den Armen des Arztes und des Juten jetzt sprach.

Der Kraute blieb in der Wohnung des Arztes, der Jude fuhr weinend nach Hause.

Am nächsten Morgen kam die Meisterin mit den Tuchen. — Der einküsternde Jude vermochte es nicht, einen Unschdweiz zu machen. Er nahm abermals eine Droschke, man fuhr zum Arzt. Unterwegs erzählte er, — also fuhr man eigentlich nicht zum Arzt, sondern zum lehrkranken Gesellen. —

Unterwegs weinte die Meisterin gar sehr. Von dem gewonnenen Geld aber erzählte der Jude jetzt noch nichts. Er ahnte den Stand der Dinge, er freute sich solcher Liebe, solcher Liebe und Treue in der Noth. Daber ließ er auch die Meisterin allein eintrietren in das Krankenzimmer, während er selbst im Vorfaal wartete. Auch den Arzt bat er dann, jetzt nicht einzutreten, jetzt nicht zu stören. Und es war gut so. Drinnen gab's heilige Minuten.

Als die Meisterin eintrat, weinte sie nicht mehr laut; sie drängte die Thränen zurück; sie lächelte, und stellte sich leise zu Häupten des Kranken, und grüßte und tröstete.

Und der Kraute richtete sich schnell empor. Durch Blick und Stimme der Theuren kam er zum klaren Bewußtsein — wie ein

aus dem Schlaf erwachendes Kind an den Augensternen der Mutter. — Und er lächelte nun auch, — aber seine Augen glänzten dabei feucht und wunderbar, und er sprach:

„Braun Meisterin, ich werde sterben, ich fühle es, nur wenige Minuten sind noch mein, — darf ich etwas befehlen? — O, ich darf es, — und ich muß es, — muß mein ganzes Herz!“ — Er hielt inne, — er streckte ihr seine Hände entgegen, — dann setzte er tiefbewegt und mit zitternder Stimme die wenigen Worte hin:

„Wie hab' ich Dich so lieb gehabt, ach, so lieb, so lieb!“

Und in diesen wenigen Worten lag Alles. —

Da konnte die Meisterin die Thränen nicht länger zurückdrängen. Sie neigte sich nieder zu dem Kranken, ihr schönes Haar fiel auf sein Gesicht, sie küßte innig, so innig seine Lippen, und schluchzte, und sagte:

„Wie schwer ist mir oft mein Schweigen geworden!“

Man setzte sie sich an sein Bett, und so saßen sie, Hand in Hand, und der ganze volle Frühling der Liebe schloß auf ein Mal in die Kühle, — um bald mit Glück dem Herrschern Raum zu geben — dem Herrschern ohne vorhergegangenen Sommer. —

Und leise öffnete sich die Thür. Der Jude trat ein. Er wuschte sich die Augen, er legte die zweibuntet und vierzehn Friedricchs'or auf den Tisch, und geräthel dabei gerührt um mit wenigen Worten des gethanen Gewinns.

„Pistette,“ sprach lächelnd der Tuchknapp, „Pistette, da es denn sein muß, so sterbe ich nun doch ruhig, es ist äußerlich nun gelost für Dich, — Pistette, und e, ich sterbe ja schön, ich sterbe im Glanz Deiner Liebe!“

Die junge Wittwe konnte nicht sprechen. Und abermals neigte sie sich nieder, und ihre heißen Thränen und heißen Küsse bedeckten den Sterbenden, auf dessen Angesicht Licht und Lächeln lag. —

Als der treue Tuchknapp begraben war, ordnete sich Alles schnell mit den Tuchen, und der Wille, — denn es war ja nun Geld vorhanden. — Nur der Schwager der jungen Wittwe ordnete sich nicht schnell. Eine Hand voll Erde holte sie sich noch vom Grabe des Todten, dann rißte sie heim.

Und als sie heim war, weinten Viele mit ihr, — weinten um den Meister und um den Gesellen.

Und Eine kam, die sagte:

„Ach, wie habe ich ihn lieb gehabt! Wie gern bin ich vorbeigegangen an seinem Fenster, — konnte ich mehr thun? — Ich wußte, daß es vergehen war, und doch liebte ich ihn!“

Und die Meisterin dachte und süßte still die Worte durch:

„Konnte ich mehr thun?“

Und Beide kamen erst zu einander, und weinten mit einander.

Nach einiger Zeit traf auch Herr Warm ein. Er ordnete hülfreich, was zu ordnen noch möglich war für die Fortsetzung des Geschäftes. Bei seiner Abreise versprach er, einen braven Gesellen herbeizuschaffen. Ob er einen finden wird, der da ist, wie der Glogauer war? Niemand es gesehen!

So viel wir wissen, steht jetzt die Werkstätte noch leer; kein Werkstuhl ist noch im Gange. Unten wir von der Werkstätte scheiden, weisen wir noch einen Gruß hinein, und gedanken der Worte:

O Werkstätte, still oder lärmend,

O Werkstätte, groß oder klein:

Schwer stellt sich in deinem Werk Mühen

Die Nahrungserge er ein.

O Werkstätte, still oder lärmend,

Und schönst du das thätige Werk:

Der Arbeiter trägt doch im Herzen

Et and're Sorge und Noth.

O Werkstätte, still oder lärmend,

Wird's sein ein heiliger Raum!

Und warum man in dir est von Liebe,

Sich heilig kann wehe der Traum!

## Die Pflege der gelähmten Gliedmaßen.

Von Dr. Paul Klemm et.

Nun est in medico semper, relevator ut aeger — es steht nicht immer in der Macht des Arztes, daß der Kraute völlig ge-

funde; ein vom Nervenschlage Betroffener wird nur selten den ursprünglichen Gebrauch des gelähmten Gliedes ganz wieder erlangen;

aber wo nichts zu heilen ist, bleibt doch manches zu verhüten, zu lindern und zu bessern, und in dieser Hinsicht steht in den angelegentlichsten Zuständen der ärztlichen und häuslichen Pflege ein gegenständlicher Wirkungskreis offen. Indem wir einige hierauf bezügliche praktische Winke zu ertheilen gedenken, wollen wir die Krankheiten, auf welche wir vornehmlich reflectiren, zunächst kurz hizi- gen:

1) bei Kindern: nach einer Gehirnentzündung, einem hizi- gen Fieber, zurückgetretenen Wafsen, nach einem Fall oder Stos auf den Kopf, und wie die nicht immer klaren Erinnerungen sonst lauten, hat das Kind entweder gar nicht gehen gelernt, oder es ist ein Bein lahm geblieben, der Fuß ist in der Ferse verkrüppelt (Pferde- fuß), oder der Unterschenkel im Knie angezogen, wobei der Fuß nicht selten die Hinterbacke berührt; jumeilen sind auch noch an der Hand derselben Seite einige Finger contract. Die Kinder zeichnen sich nebstdem durch eine zarte Constitution, sehr weiche Gesichtsfarbe, Zerschlagbarkeit aus; die Sprache, besonders die Articulation ist mangelhaft, wenn auch die geistige Entwicklung im Allgemeinen nicht zurückgeblieben ist.

2) bei Erwachsenen ist meist eine ganze Körperhälfte schwä- cher, als die Andere, was aus dem Gange folglich ersichtlich: das Bein, im Knie nach hinten gebeugt, wird nachschleppt oder unter Aufschreibung eines Kreises aufgesetzt; der Stos wird zum integri- renden Körper-Supplement; sehr fatal ist der Weg von einer Anhöhe herab oder auf höchstem Steinspflaster, schümmigem Boden u. dgl. Bei dieser Einseitigkeit des Ganges verläßt der Schwer- punkt des Kampfes die gerade Linie, und das Rückgrat wird schief nach der gelähmten Seite hin. Die Schwäche der oberen Extremität offenbart sich bei subtileren Handrührungen, die Hand geräth leicht in's Zittern, kleinere Gegenstände werden schwer ge- griffen; auch klagen diese Leute über Oberdämniß- und Gesicht- schwäche, sie sind in der Regel stark Hypochondrisch und leicht er- regbaren Gemüthes.

3) bei alten Leuten ist die halbseitige Lähmung entweder eine totale oder sie ist bis auf den Arm zurückgegangen; dieser kann nur sehr unvollkommen gehoben werden, und im Anfang ist jeder Versuch einer Bewegung mit Schmerzen in der Nähe der Gelenke verbunden; die Finger sind krallenartig zusammengesogen, je höhe- ren Grades auch die fibrigen Gelenke contract.

Es geschieht namentlich in den Fällen der letzten Nummer, daß die Kranken und ihre Angehörigen in einen Zustand von Indiffe- renzismus den ärztlichen Leistungen gegenüber verfallen: nachdem sie allerbant gebraucht, und in der Erwartung eines sofortigen Erfol- ges getäuscht, bleiben sie schließlich sich selbst überlassen; als Haus- kreuz bemitleidet und geachtet, bringen sie ihre Tage auf dem Lehn- stuhle oder im Bette vergebend zu. Man erinnere sich aber, wie ein bloß Stunden langes Verharren in einer und derselben Körper- stellung, z. B. wegen chirurgischer Schäden oder beim Fahren im Postwagen, schon einen Gesunden völlig contract machen kann, um sich eine Verhinderung davon zu bilden, wie ein solches Tag aus, Tag ein sich gleichbleibendes Verhalten den Zustand der Lähmung noch steigern, das Glied noch vollends verlammen muß. Zum Wohlbestehen der Gliedmaßen gehört vor Allem die Lebendigkeit des Blutlaufes, und dieser wird vornehmlich durch Muskelbewegung gefördert, durch Ruhe geräth er in's Stoden, zumal wenn die Vegetation des Gliedes ohnedem durch abnormen Zustand der Nerven beeinträchtigt ist; ferner verlieren lange unthätige Muskeln das Vermögen, sich zusammenzuziehen, und es erwächst hieraus die wichtige Aufgabe, ein zur selbstständigen Action unfähiges Glied durch passive Be-

wegung auf dem Stande der normalen Circulation zu erhalten, und dadurch nachträgliche Entzündungen zu verhüten. Morgens und Abends muß der Arm, das Bein in den Hauptgelenken mehrere Minuten lang von Andern gebeugt und gestreckt werden; die Kranke wird im weiteren Verlaufe die Fähigkeit erlangen, selbstständig mit- zuwirken, um die Wiederherstellung des Willensempfindes zu beschleunigen, heißt man ihn, der jedesmaligen passiven Bewegung in entgegengesetzter Richtung activen Widerstand leisten. Dadurch läßt man zugleich dem ganzen Körper eine für den Appetit, den Schlaf und die Transpiration überaus förderliche Bewegung an- gereichen. Gelähmte, bei denen dies Verfahren erst nachträglich an- gewendet wird, erwachen dadurch ertentlich zu neuem Leben.

Muskeln, welche in beständiger Betätigung verharren, bleiben schließlich zu kurz und maulde Contractur ist durch die Nichtbeach- tung dieses Moments entstanden: es ist streng und beständig darauf zu achten, daß die Füge der Gelähmten eine solche Lagerung ein- nehmen, daß die Muskeln möglichst gebeugt sind, die Gelenke im Mittel von Beugung und Streckung sich befinden. Es wird dies namentlich bei Kindern vielfach versehen: man läßt sie unbedeckt auf der Erde herumkriechen, mit gestreckten Beinen sitzen, und in der Wachsthumperiode ist eine organische Verbilligung ganz beson- ders zu befürchten. Eine solche wird ferner dadurch begünstigt, daß man die Krümer mit dem lahen Beine ohne Stütze umherhinken läßt, wo alddann durch die Schwere des Körpers der Unterschenkel ausgebeugt wird, der äußere Hüfttrand wird zur Sohle beim Aus- treten und die Fußwurzelstirnchen erleiden allmählich eine Verschiebung und Verrenkung. Um dies zu vermeiden, muß, wenn die Krümer wirklich zu gehen anfangen, das schwache Bein durch eine Krücke unterstüßt, es kann durch eine solche auch ganz ersetzt werden; wenn solche Kranke wieder zu gehen anfangen, müssen sie nicht nur mög- lichst Altemachtlich mit ihrer Körperkraft umgehen, sondern auch die größte Aufmerksamkeit auf eine richtige Balance des Körpers ver- wenden, unter Umständen auch erst sich der Krücken bedienen.

Die von uns bereits mehrfach in der Gartenlaube erwähnte Parafasition trägt, frühzeitig genug angewendet, wesentlich dazu bei, das Muskel- und Nervenleben zu erhalten; sie ersetzt die Er- regung durch den Willen, indem der elektrische Strom in dem ge- lähmten Gliede jegliche Bewegung hervorzuwirken vermag, und die Anwendung derselben kann im Nothfalle für einen bestimmten Kran- ken von unübertrefflichen Nutzen dem Schwerehändigen abgelernt werden.

Einreibungen haben wohl den Nutzen, daß sie die Haut beleben und eine wohlthätige Empfindung hervorruhen; auf die ge- lähmten Nerven und Muskeln selbst üben sie wenig direkten Ein- fluß, daher man im Anfang die günstige Zeit nicht mit ihnen ver- thun soll. Am besten und billigsten nimmt man Calamusstrias, den man durch Ausziehen der Calamuswurzel mit Franzbranntwein oder durch Vermischen etlicher Tropfen Calumastöl mit Spiritus selbst bereiten kann. Wichtiger als das Medicament der Einreibung ist die damit verbundene mechanische Wirkung auf die Muskeln, be- sonders wenn man damit ein methodisches Kneuen verbindet. — Sehr wohlthunend und stärkend sind ferner kalte Waschnagen und darauf folgende Frictionen mit den eigens dazu fabricirten bürtlenartigen Handschuhen; im Winter vertrieben warme Bäber der Füge und Hände, auch des ganzen Körpers den Frost. — Als Verleickungspräparat für gelähmte und daher leicht frierende Gliedmaßen erfreut sich die Waldwolle eines besonde- ren Rufes. —

## Aus der Belagerung von Lucknow.

Merkmals sind die besorgten Blicke der Engländer und der civilisirten Völker der Erde nach Lucknow gerichtet, welches, wie vor einem Jahre, neuerdings wieder von indischen Rebellenhaufen umringt wird und so noch einmal den Schwednissen einer grauen- vollen Belagerung entgegen sehen muß. Auger Seiner Oberhöchsten und Würdighöchsten und Briefen, die theilweise große Uebertreibungen enthielten, ist neuerdings ein Werk\* erschienen, welches in einer

treuen Darstellung des blutigen Drama's, das sich im vergangenen Jahre vor Lucknow entfaltete, so viel Interessantes darbietet, daß wir durch Mittheilung einiger Auszüge das Interesse der Leser die- ses Blattes anzuregen hoffen.

Der Verfasser, ein Engländer, wie er selbst sagt, Rauffmann in Calcutta, früher dem Martinier-Collegium in Lucknow beige- geben, der sich füglich auf einer Geschäftsreise in die Rege der Belagerung letztgenannter Stadt verstrickt fand, spricht sich mit gro- ßer Unparteilichkeit über das Benehmen der Engländer in Indien folgendermaßen aus:

„Aufsrichtig gesagt, hatten wir wenig gethan, die Liebe der

\* Selbstverleitet während der Belagerung von Lucknow von L. C. Russ Kees. Mit dem Plane der Stadt und der Reden und dem Portrait des Generals Sir Henry Lawrence. Leipzig, Leis's Verlagsbuchhandlung, 1856.

Hindu's, aber viel, deren Absicht zu verdienen. Tausende von Dressleuten, Wärendträgern und Beamten, welche zu Zeiten des Königs einträgliche Stellen besaßen hatten und die zu Jahr zum Jahr Arbeit waren, stellten sich in Noth und Elend, und Myriaden ihrer früheren Diener und Gehilfen waren ebenfalls beschäftigungslos und bitteren Entbehrungen preisgegeben. Neuer sah eine Unzahl von Leuten, welche unter der früheren Regierung als Bagabanten, Banaiten und Bettler mit Rauben, Morden, Plündern und Stehlen ein sorgenfreies und theilweise sehr lustiges Leben geführt hatten, seitdem wir an's Ruder gelangt waren, den Hungernden und die unglückseligsten Menschen, welche sie dem Könige weihen, seinen übrigen Hofe und den reichen Weibern in den wohlgefüllten Hören lieferten, sanden für ihre Waaren keinen Absatz mehr; und das Volk im Allgemeinen, besonders aber die ärmere Classe, war unzufrieden darüber, daß es direct und indirect so sehr mit Steuern aller Art überladen ward.

„Wir hatten“ — fährt Ruyss fort — „und gar zu sehr bemüht, auf der Grotseite unserer Häuser eine ansehnliche Bilanz zu ziehen, daß wir und weniger darum kümmereten, das indische Volk glücklich zu machen, als vielmehr, ob unsere Schatzkammern füllen zu lassen. Da gab es eine Stempelsteuer, eine Steuer auf Eingaben, auf Futter und Häuser und einen Zoll für Lebensmittel, für Wege und Führen zu erheben. Da gab es einen Opiumlicenziranten, einen Kern- und Wehlizenziranten, einen Salz- und Braunsteinlicenziranten, und in der That wurden alle Gegenstände, die man in Paris unter dem Begriff Detroi zusammenfassen würde, in Ceceß gegeben. Jeder mehr oder minder zur Nahrung dienende Artikel war demzufolge sehr theuer und die Licenziranten, unter denen der Reichste ein gewisser Schirf oder Tamash war, ein Monopol, der sogar unter der Regierung des Königs wegen seiner göttlichen Untertanspflicht und Betrügereien berüchtigt gewesen — zu einer Zeit, wo doch Diebstahl und Raub bei hellem Tageslicht begangen worden — erwarben sich Schätze, während das Volk unter ihren Verpressungen darbletete.“

„Besonders die Steuer auf Opium verursachte eine grenzenlose Mißthimmung im Lande, vornehmlich aber in Pundsch. Opium war ein Artikel, der in jener Stadt ein ebenso allgemeines Bedürfnis war, wie in China; und die Entziehung dieser so beliebten Waare fiel als ein harter Schlag auf die ärmeren Opiumesser. Mancher, der nicht reich genug war, den erhöhten Preis bezahlen zu können, schritt sich aus Verzweiflung darüber den Hals auf. — Auch Bettler waren zahlreich in der Stadt und verstanden den religiösen Entschlossen zu benutzen, um ihre Obleidensgenossen noch heftiger gegen die eingedrungenen Engländer aufzuregen. Jeder edle Muselman ist im Grunde seines Herzens ein geborener Feind aller Bekennere des Christenthums, wie sehr er auch zeitweise seine Gefühle verbergen oder wie viele Wohlthaten und Liebedienste er aus deren Händen empfangen haben mag. Einen Ungläubigen zu Grunde zu richten oder zu meiden, ist eine verdienstvolle Handlung, Pundsch war einer der Hauptsitze mahomedanischer Ueberschaulen und wir trauden uns darum nicht zu verwundern, wenn die zahllosen Prediger, die gegen die Engländer aufstanden und ihrer Herrschaft studeten, eine große und bestimmende Jubdermasse fanden. Sie überzeugten ihr Publikum leicht, daß eine Anfechtung gegen die Engländer dem Himmel gefällig und angenehm sei, und daß Allah jeden Versuch mit Erfolg freuen werde, das verhasste Joch der unglücklichen Fremden abzuschütten und die Bande zu zerreißen, in welchen die Plünderer ihres Königs, die Schänder und Verächter ihrer heiligen Religion, die Eifer des unreinen Thieres, die Käufer des verbotenen Trankes sie gefesselt hätten. Und, Gläubensfeier mit Beschämtheit paarend, fügten sie hinzu, daß auch für die Hindu's der Tag gekommen sei, wo ihre Religion mit Füßen getreten und sie selbst getauft und gezwungen werden sollten, sich mit dem Fette von Röhren zu schmücken und unreines Fleisch zu essen. Bald erblickte die anabhängige Gemeinde in den Verbrechern, die am Galgen hängten, Märtyrer einer guten und heiligen Sache.“

Sir Henry Lawrence hatte bei einer solchen Stimmung, und nachdem bereits an vielen anderen Orten Empörungen ausgebrochen waren, den Belagerungszustand als Statthalter von Pundsch ausgesprochen und die umständlichsten Vorkehrungen getroffen, als in der Nacht vom 30. auf den 31. Mai 1857 die Meuterei unter mehreren indischen Truppenabtheilungen, welche zahlreiche Infurgenten-

haufen verstärkten, ausbrach. Wir übergaben die Einzelheiten der Belagerung, durch welche die Resten von Pundsch immer enger eingeschlossen waren, nachdem Sir Henry alle getreuen Verstärkungen an sich gezogen und in die Resten geworfen hatten. „Die letzte Kanone und der letzte Mann“ — erzählt Ruyss fort — „waren ungefährdet innerhalb der Mauern der Resten, als ein entfesselter Donnerschlag die Erde erschütterte. Der Hülfssaden der Engländer hatte sein Werk gethan und dort Waides Thoren — ein Augenwerk von Pundsch — war nicht mehr! Alle unsere Kräftegründe, die wir nicht Zeit gehabt hatten, zu entfernen, etwa 250 Säcker Pulver und viele Millionen scharfer Patronen waren mit den Gebäuden, worin sie gelegen, zu gleicher Zeit vernichtet. Eine unbedingte schwarze Welle hätte sogar uns in der Resten ein, — Dunkelheit überdeckte ein sternreiches leuchtendes Firmament. Wir hatten in der That der Verstärkungen bedurft. Alle, bis auf einen Mann, waren getödtet. Dieser Eine lag schwer betrunken in irgend einem stillen Winkel und konnte nicht aufgefunden werden, als die Truppe antrat. Die Franzosen sagten: Il y a un Dieu pour les irrogues, und die Wahrheit des Sprichwortes daß sich wohl ein besser bezieht, als in dem Falle dieses Mannes. Er war in die Luft geschleudert worden und unversehrt zur Mutter Erde zurückgefallen, hatte sich in seinem gefunden Schlafe durchaus nicht rühren lassen, war am nächsten Morgen erwacht, hatte zu seinem nicht geringen Stutzen das Fert in einem Schutthaufen verwandelt und verlassen gefunden, von keiner Menschenhand berührt, gemäßlich den Pfad nach der Resten angetreten und sogar noch ein paar Ochsen, vor einem Kamionswagen gespannt, mitgebracht. Unsere Leute waren nicht wenig überrascht, als sie ihn schreien hörten: „Das Thier auf, ihr verfluchten Kerls!“ und ließen ihn ein, fast bestend vor Gelächter.“

Ueber die homerische Art des Kampfes führt unser Berichterstatter eine ergiebige Anecdote an. Ein Hohen von James' Plet wurde von einem kleinen Knipps, Namens Bailey, einem Volontair, dem Sohne eines eingeborenen christlichen Capitains in der Armee des Königs, und von einem paar Sepoys mannschaft verteidigt. Der junge Mensch sprach so geläufig hindustanisch und schimpfte und schalt hinter seinen Fallschirm vor nach so edel in demselben Rationalgebrauch, daß die Meuterei ihn für einen mahomedanischen oder Hindu-Sepoy hielt und ihm abtrug, sein Leben zu schonen, wenn er seine Waffen strecken und ihnen beistehen wollte. Eine sehr lebhaft und interessante Unterhaltung entspann sich.

„Komm“, rief ihm einer der Rebellen zu, welcher, nicht fünf Schritte von Bailey's Fallschirm entfernt, eine sichere Deckung in einer der vielen denkbaren Hütten gefunden hatte, „komm herüber zu mir und laße die verfluchten Heringbeenen (Franzen, ein Collectivname für alle Fremden) im Stiche, deren Mütter und Schwöleren wir geschändet haben und die wir heute Alle umbringen werden. Komm, was hast Du mit ihnen zu schaffen? Willst Du Dich auch zum Christen machen lassen? (piff, paff!) oder hast Du gar schon Deine Kasse verloren?“

„Da schief ich Dir 'was“, schrie Bailey und drückte los; „glaubt Du, ich hätte auch Schweinefleisch gegessen, wie Du? Glaubst Du, ich sollte mich auch so schmacyoll verjähigen und meinem Gatte antun werden? Rimm dies, Du Sohn des Hundes! (piff!) Du, dessen Großvater Grab ich besudelt habe!“ (paff!)

„Warte nur, Du Banquet einer entehrten Mutter“, drohte ein Auberer, „wir kommen schon. Ich werde gleich bei Dir sein und über Eueren lumpigen Woll springen. Mein Schwert ist scharf.“

„Wahrhaftig!“ höhnte Bailey, „aber Dein Herz ist feig. Komm nur daher, Du Anlaufstreifer! Mein Bajonnet wartet auf Dich, schieße heraus! Wir Alle sind bereit, und Dein Schwebelut tust gerade recht gut dazu, von meinem Bajonnet den Rest wegzujähnen. Hast ein wenig, es kommt wieder eine!“ (piff!)

Und los knallten wieder ein Duzend Kasten, unterdessen von den andern Sepoys geladen, welche nicht länger den Drang begehmen konnten, ihrem Vordemane auch im Schimpfen thätig beizufügen. —

Ueber den hohen Muth und die ruhige Ausdauer des weiblichen Theils der Besatzung von Pundsch äußert sich Ruyss in sehr lobender Weise.

„Ihre stille Ergebung und herzinnige Freimüthigkeit“ — sagt er — „gab unseren Frauen gerechten Anspruch auf angetheilte Be-

wunderung. Furcht war unbekannt aus ihrem Bufen. \* Die meisten von ihnen, ausgewachsen inmitten von Wohlstand und Reichthum, brachten nun, plötzlich auf sich selbst angewiesen und Hunger und Noth preisgegeben, daß Frauen täglich stur, so viele Entbehrungen zu erdulden und sich vielleicht mit noch mehr Dingen in die traurigsten Zeitumstände zu schicken, als das andere, härtere Geschlecht. Wie vielen von ihnen bluteten die Herzen in Tränen um den Tod von Gatten und Brüdern, wie manche arme Mutter wachte an dem Sterbebette ihres Kindes, verwundet von einem feindlichen Geschosse oder, was noch weit öfter der Fall war, dahinsiechend vor Hunger und Erschöpfung! Und die armen Kleinen, wenn sie Schuster spielten mit den Nadelstücken und lachend die gemalten Kanonenhülle in den Höfen umherrollten, ahnten kaum, mit welcher Angst und Bangigkeit ihre Mütter sie bewachten, mit wie viel Kummer und Sorge sie an deren suchbares Verhängniß dachten!

Das Lazareth war zu der Zeit stets überfüllt, und das Schweißbad, das es dardot, herzerweichend. Ueberall lagen die Officiere und Leute umher, auf Betten, mit Blut bedekt und voller Ulcerzener. Der Chirurgen, Krankenwärter und Diener hatten wohl viele, und doch reichten sie nicht aus; und was das Wechseln der Trägheit Bequem heissen zu können; und was das Wechseln der Wäsche anlangte, wo hätten wir reines Linnen hernehmen sollen? Wir hätten einen oder zwei Drogisten (eingeborene Wäscher), das ist richtig, welche dann und wann zu selbstbähen Preisen wuschlen, — schiedt genug und ohne Eise, an der ein großer Mangel in der Garnison herrschte, — aber die waren mit Arbeit überhäuft und wollten sich nicht plagen; außerdem befehlen wir seinen großen Vorrath an Wäsche. Reinlichkeit war ein Luxus, auf den zu rechnen nur Wenigen vergemüet war.

Es gab nicht genug Bettstellen für Alle. Viele der Verwundeten lagen stöhnend und rächend bloß auf Matrasen und Kännten. Von allen Seiten erklangen Schmerzenslaute, jämmerliches Geschrei um Wasser und Bestand. Die Wäucherungen, zu denen wir Zuflucht nahmen, reichten nicht hin, den über der ganzen langen Krankenballe lagernden lästigen Verwesungsgeruch zu entfernen. Die Atmospähre darin war erstickend und pesthaft. Des unaufrührlichen Feuers wegen mußten die Fenster verbarbarirt werden und so konnte Luft und Licht einzig durch die Thürren gegenüber der Residenz und der Baileywache in das Gebäude einbringen. Das obere Stockwerk war ganz unbewohnbar, selbst der Aufenthalt in dem unteren nicht weniger als gefährlich.

Die Belästigung durch Fliegen nahm von Tag zu Tag in einem so heillosen Maßstabe überhand, daß uns zuletzt das Leben durch viele Plagegeister mehr als durch irgend ein anderes unserer zahlreichen Bedrängnisse gänzlich verleidet wurde. Bei Tage fliegen, bei Nacht Mosquito's. Letztere waren noch auszuhalten, die erstere aber unerträglich. Zudem ist längst wegen seiner Fliegen berüchtigt, aber zu keiner Zeit hat diese Plage eine solche Höhe erreicht. Die Ummaße saulender Stoffe, welchen wir nicht verwehren, sich mehr und mehr anzuhäufen, der Regen, die Commissariatsmagazine und das Hospital hatten ungläubliche Scharen dieser Insecten herbeigezogen. Die Egypter können unmöglich unter ihrer Fliegenplage befreit gelitten haben, als wir. Sie schwärzten in Millionen und wenn wir jeden Tag von ihnen Hunderttausende in die Luft bliesen, so schien dies ihre Regionen nicht um ein Milliontheil vermindert zu haben. Die Fußböden waren schwarz von ihnen und unsere Tische buchstäblich bedekt mit diesen verfluchten Geschöpfen. Wäheh! der bloße Gedanke an jene Pest wäre hinreichend, einen Heiligen zum Fluche zu verleiten.\*

Nachdem Noth und Entsetzen unter den Belagerten die höchste Stufe erreicht, nachdem die Hoffnung auf herannahenden Entsatz mehrmals getäuscht worden war, vernahmen die Unglücklichen endlich während des 23. und 24. Septembers eine heilige Kanonade in einiger Entfernung von der Stadt. Lassen wir jetzt unseren Bericht-erhalter selbst erzählen:

„Wir wußten nun ziemlich gewiß, daß außerhalb unseres Platzes ein wider Kampf wüthete. Obgleich die strengsten Befehle gegeben waren, unter bestenfallsigen Folgen nicht zu verlassen, so fühlte ich mich doch zu sehr ungesund, um das Verbot zu beachten, und stahl mich in der Stille hinweg nach der Terrasse vor der Statthalterchaft. Ich sah nichts, als Rauch, und hörte nichts, als Gewonetennalle. Offenbar hatte das Straßengefecht seinen Anfang genommen. Das Feuer kam allmählich, aber sicher näher und näher

gegen unsere Verhängerungen heran und endlich verknügte ein lauter Jubelschrei den Einmarsch der langersehnten Verstärkungen.

„Das grenzenlose Entzücken, mit welchem ich begrüßt wurden, beschreiben zu wollen, wäre Wahnsinn. Als ihre Durand's und die unsrer in meine Ohren schallten, brach mir das Herz fast vor Wonne. Tränen flügelten mir unwillkürlich in die Augen und ich fühlte — nein! es ist unmöglich, in Worten dieses beseligende Gefühl von Erlösung, diese Mischung von Freude und Hoffnung wiederzugeben, die mich beinahe überwältigten. Der zum Tode verurtheilte Missethäter, der im nämlichen Augenblicke, wo der Schatzrichter zum Tische ansetzt, begnadigt und befreit wird, oder der schiffbrüchige Matrose, der in dampfer Dohnungslösligkeit das Bret, an dem er sich bisher krampfhaft festgehalten, lösen läßt und mit einem Male gerettet wird, können allein ein annäherndes Bild unserer Empfindungen geben. Wir waren nicht bloß glücklich, glücklich über alle Begriffe, und dankten dem Gott der Barmherzigkeit, der uns durch unsere erlen Befreier, die Generale Havelock und Durnam, vom sicheren Tode erlöste, sondern füllten uns auch stolz auf die Vertheidigung, die wir geleistet, und auf den Erfolg, mit dem wir gegen eine so furchtbare Uebermacht um unser Leben so wohl, als für die Ehre und das Leben der Frauen und Kinder, die unserer Hut anvertraut waren, gekämpft hatten.

„Als unsere Geföhre herbeiströmten, begrüßten sie uns mit lauten Hurrahs und dann stieg von allen Seiten und Ecken, von allen Pforten und Terrassen ein furchtbares Jauchzen zum Himmel empor, ein tausendstimmiges „Hurrah!“ es war kein „Gott sei uns gnädig“ — es war der erste Ausdruck ungezügelter Lust einer von Verwegung erregten Schaar. Gott sei gelobt, wir blühten nun in die Gesichter unserer Landleute, wir rannten auf sie zu, Officiere und Soldaten, ohne Unterschied, und schüttelten ihre Hände, mit wels' unennbarer Erschütterung! Nun drangen die schreienden Rufen unserer hochgehenden Jubelstürmer in unsere Ohren. Wie hat die herrliche Musik süßer gelungen, wie hat irgend eine Melodie ihre Zuhörer mehr begeistert, mehr beseligt. Und diese bräulende Schaar selbst, viele von ihnen klug und erschöpft, vergaßen die Verluste ihrer Comarcen, die Qual ihrer Wunden, die Anstrengungen, mit welchen sie unfertigsten die unsäglichsten Hindernisse bekämpft und überwunden hatten, über der Freude, das Best' an freier Bewegung wühlend zu haben.

„Wie begierig wir ihren Erzählungen lauschten! Mit welchem Gefühl von Dankbarkeit, Stolz und Vergnügen wir vernahmen, was für eine Theilnahme unser verlassene Lage nicht nur in ganz Indien, sondern auch in allen Volkstheilen Englands hervorgerufen hatte! Mit welcher Spannung wir, die wir von aller Verbannung mit der übrigen Welt abgeschnitten gewesen, auf die Nachrichten brachten! Wir erfrühen nun den wahren Sachverhalt der Schicksalerei in Cawnpore zum ersten Male in all seinen schrecklichen Einzelheiten. Aber wir hörten auch, wie furchtlich Brigadier Keil, dieser tapfere Führer, Rade gelübt hatte für die Schändung unserer Frauen, für den Mord unserer Kinder. Mir kummerte und tiefem Schmerz, gemischt mit einem wilden Entzücken über die größte Vergeltung, mit der wenigstens einige von den Missethätigen heimgekehrt worden, vernahmen wir die Erzählung. Aber ein schwerer Gram dampfte die allgemeine Freude — der Tod eines unserer braven und belisteten Officiere, des Generals Reid.“

„Am nächsten Morgen“ — fährt Ranao Keel später fort — „erfahren wir, was für schwere Opfer die Ausführung des erlen Unternehmens unserer Freunde gekostet hatte. Das erste Geschick hatte in Funtapore stattgefunden. Ranao Sahib führte ungefähr 7000 Mann gegen die 1500 Mann Havelock's; seine Randver waren ausgezogen, aber die feindliche Cavalerie taugte wie gewöhnlich nichts. Die englischen Truppen schlugen sie mit dem Verluste von 2000 an Todten, und nahmen ihnen beinahe alle Kanonen ab. Noch zwei Treffen wurden geliefert, bis sie vor Cawnpore eintrafen. In beiden war Havelock siegreich.

„Der Rana, während über die Niederlage seines Heeres, ganz im Entzücken mit seinem schenlichen Glorietriebe, sich alle die Weiber und Kinder, welche von dem ersten Hurrahs in Cawnpore übrig waren, umbrängen. Nun aber rühte Keil an mit dem 1. Nabrawa-Regimente, City- und Brigademajor Cooper's Artillerie, dem 78. Geschützen-Regiment und einigen freiwilligen Artilleristen, und beschloß, angesichts seiner geringen Zahl, die Heinde in einer regel-mäßigen Schlacht, unweit der Stadt Cawnpore. — Zuletzt fand

des Rena feiges Herz. Er und seine ganze Armet von großsprechenden Epöy's flohen, nachdem sie zuvor die Magazine in Brand gesetzt, an der Station. Am nächsten Morgen zog Neill in die Stadt ein.

„Eingie Gefangene waren gemacht worden, und zwar Rubametaner und Brahminen von der höchsten Klasse, bei denen die bloße Verührung der Gebeine eines Todten für die höchste Anverwundung gilt. Sie wurden nach dem Danse gekloppt, wo die unglücklichen Frauen und Kinder der Engländer unter den Klauen jener erbarmungslosen Tensel gestorben waren, die durch kein Fieber, keine Schwärze gerührt werden konnten, die in der Ausübung ihres schaurigen Amtes keine Reue, kein Mitleid gefühlte, die Sänglinge von den Brüsten ihrer Mütter griffen und Kinder vor den Augen ihrer Eltern gespießt hatten, bios um diesen die wenigen Minuten vor ihrer Ermordung noch qualvoller zu machen.

„Der Boden war noch schwarz von eingetrocknetem Blut; Wuschel länger Haare, wahrscheinlich von den feigen Hebern des Rena den unglücklichen Opfern angestrichen, lagen zerstreut umher; die Wände waren bedeckt mit blutigen Fingerparren kleiner unschuldiger Kinder und den Abdrücken zarter Frauenhände; und Bibeln, Frauen-

heiter und sogar ein vollkommenes Tagebuch bemiesen, daß die Tamen dieses Gemach benoht hatten General Neill nahm Rahe.

„Die Gefangenen — von denen Einige, wenn nicht Alle, zweifelselbne (?), bei diesem massenhaften Niedermetzen noch lester Kräfte und schwacherer Kräfte misgeplickt hatten — wurden gewunden, das Blut, welches durch Wasser gelöst werden, vom Boden anzulenden, und nachdem sie ihre Klasse vollständig verloren hatten und in ihren Augen nicht mehr länger wirzig waren, nach dem Tode sich ihren Östern zu nahen, gebängt oder von den Kanonen zerissen! Der Brannen, in welchen sie nach Vollendung des gräßlichen Blutbades die Opfer ihrer Wuth gemorcht, wurde zugefügt, und ein geistliches Lied über dem gemeinschaftlichen Grabe gesungen!“ —

Der nachmalige gütliche Enkay Andrews durch die Generale Sir Colin Campbell und Dutcom sind auf dem letzten Vogen des genannten Werkes dargestellt; aus den obigen Auszügen kann der Leser beurtheilen, wie von beiden Seiten rohe Barbarei und Grausamkeit geübt wird. Ob sich aber die englischen Einbringlinge durch ein solches Auftreten eine kleinende Herrschaft in Indien sichern werden, dies ist eine Frage, die wir nicht mit Ja zu beantworten vermögen.

—bt

## Die Wassernoth in Sachsen.

### I. Glauchau.

(Fortsetzung.)

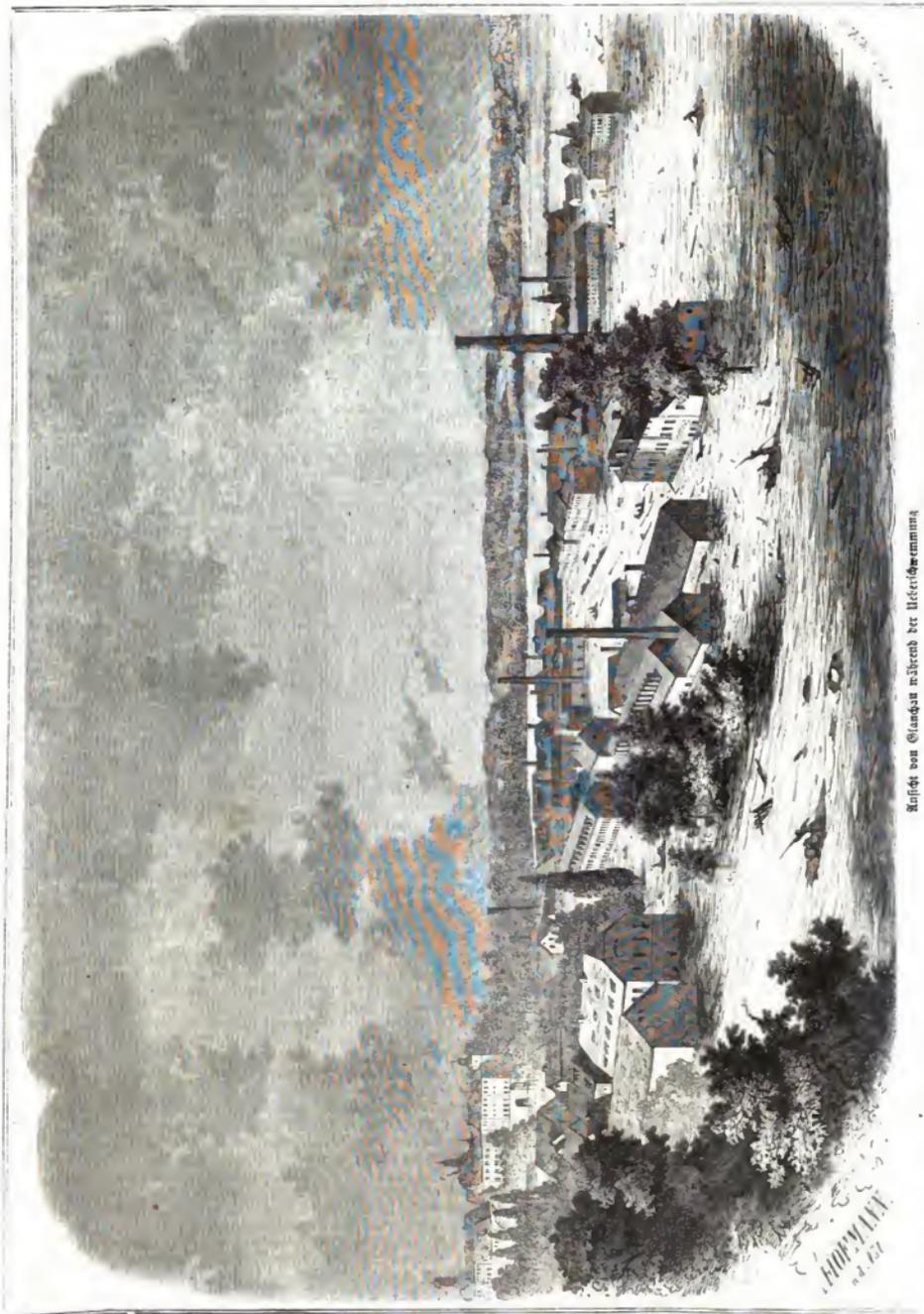
Als, daß es möglich wäre, ohne der Bescheidenheit und dem Fartgefühl aller jener Velden zu nahe zu treten, ihre Namen anzurufen, und die Welt aufzuklären, ihnen im Namen der Menschlichkeit zu huldiqen! Die Dichter würden manches Lied von manchem „braven Manne“ zu singen haben, das erbaulich wie Dregellen und Glodenslang in den Bergen guter Menschen wiedertönen müßte. Ind in all solcher Noth hätten die bedrängten Bewohner Glauchau's die Sturmgloden des weiten unten gelegenen, ebenfalls überflutheten Dorfes Jerisaan, und erlitten zeitweilig Hiebepösten von den höher an der Mulde gelegenen Törren Wulm und Schlunzig. Aus dem Weirigt brachen sich die bedrängten Insoßen der unsicheren oder sinkenden Häuser mit der Gewalt der Verzweiflung einen Weg in festere Häuser, indem sie die Hiebewände durchschlugen und so durch Löcher aus einem Hause in das andere traten. Auf solche Weise wurden die festeren Häuser in Cafernen der Verzweiflung verwandelt. Ja, auf den Dächern ist man weiter geruht, und an Seiten und angepannten Feinen hat man die Orte der Angst verlassen. Aus dem Fenster eines wankenden Hauses hat sich die zahlreiche Bewohnerchaft desselben mit Hilfe eines der ebenstehen Fahrzeug auf einen im Garten aufgestellten Dreierkarren eines Tischlers gerettet, hat dabeisist in schwebender Pein die dunkle Nacht zugebracht, und ist erst mit dem Grauen des Tages auf derselben ebenen Fläche an ein entfernteres Nachbarchaus gerettet, um dort durch's Fenster aufgenommen zu werden.

Donnstag früh telegraphirte man nach Dresden, um Schiffe und Rähne herbeikommen zu lassen, und in gleicher Weise wurde das hohe Ministerium des Kriegs um eine Pionnier- und Pontonier-Abtheilung mit Schäluppen gebeten. Beide Gesuche waren von Erfolg, und schon Mittags 12 Uhr ging der erste Ertrazug mit Privatfähnen und später ein zweiter Ertrazug mit Militair und Rähnen von Dresden ab. Untereß ward in Glauchau das Rettungswerk vom frühen Morgen an unangetüß fortbetrieben, was namentlich dadurch sehr unterstützt wurde, daß wenigstens vom Bode Höhenstein ein kleiner Rahn angekommen war, mit und auf welchem aus einer der schon oben erwähnten Verzweiflungscasernen 64 Menschen gerettet wurden. Ein wahres Trostwort war für Glauchau die Zufage von Dresden. Aber der Hülfsbedürftige ist ungeduldig und kann die Zeit nicht erwarten. Darum schmiedelte man sich, die Dresdner Hülfe könne schon Nachmittags 4 Uhr eintreffen. Der etwaigen Hindernisse gedachte man nicht. Der Nachmittag verging, aber die Hülfe war noch nicht da. Auch hatten die Hüßzen den Eisenbahnbaum zerissen, was die Aufmerksamkeit vieler Leute auf sich zog und Veranlassung ward, daß eine Menge Menschen die Eisenbahn in nächsten Augenfein nahen. Die auf dem Viaducte, der Sonntag noch unbeschädigt war, stehenden Leute bemerkten bald einen Wagn, der scheinbar zu seinem Vergnügen auf der weit ausgedehnten Wasserfläche, von dem sogenannten Felschloßchen her, in

einem Badtrage, aber mit einer großen Ruderflange versehen, anscheinend ganz gemüthlich thalabwärts schiffte. Je mehr er aber der Eisenbahn sich näherte, desto mehr konnte man seine Rührigkeit und Anstrengung bemerken, von der Richtung, die das fluthende Wasser nach dem Viaducte zu nahm, ab und nach den Felsern hinzulenommen. Eine Wäbe war vergebens. Die Strömung sihrte ihn nach der Ueberbrückung der Wäldenburger Straße zu, auf welcher das Wasser sich wie ein Gießstein hinwälzte, und man sah ihn bald darauf unterhalb der Eisenbahn, von seinem Badtrage getrennt, in den Hüßzen verschwinden. Alle harrten gegen Abend den Schiffen und Soldaten entgegen, welche nun bald eintreffen mußten, und während Tausende gespannter Augen, von den Höhen der Stadt aus, der Gegend zugewandert waren, wie sie, von Ößgnig oder Fwidau kommend, in der Ferne erscheinen mußten, entfaltete sich am westlichen Horizonte ein Schaupiel, das unter glühigeren Verhältnissen für die Kräfte ein Gegenstand der bestenhen Verwunderung und für aufknapende Herzen die Ursache zu einem Seufzer und zum Wunsch nach allem Kamenlosem geworden wäre.

Wesh sah man an vielen Häusern die Nothfahnen flattern, noch hörte man Schälfe und Hüllnerie und noch lag der Schatten dunkler grauer Wollen über dem Schauplatze des Unglücks, der Angst und der Zerstörung, als mit einem Male die zum Untergange sich neigende Sonne, groß, wie ein feuriges Rad, ihre klutrothe Scheibe aus den Wollen drängte, den ganzen Himmel färbte und aus jedem Diamantstipfehen der nebeligen Atmosphäre tausendfarbig zurückgestrahlte wurde. Die Wogen, Wellen und Wellchen der über das ganze Thal fast bis nach Gefau ausgedehnten Wasserfluth tanzten gleichsam und spiegelten den rothen Glanz des Himmels zurück und manches bange und verzagte Herz süßte dabei wohl eine Amnoandlung von Trost und Mut, und von Erinnerung an jene kindliche Erpflung des alten Testaments von Noah und dem Regenbogen. War es doch, als ob selbst die Nothfahne der Bedrängten bei solchem Erscheinen der Himmelskönigin verflummet und der Kampf des Elementes sich zum Frieden neigen wolle. Dieser schöne Moment dauerte nicht lange; die Zenne verthüllte sich wieder und in Wasser und Luft und in der zunehmenden Gelschäftigkeit der Menschen kündigte sich der nahe Abend und die ihm folgende Nacht an.

Viele, Viele waren schon gerettet und die Geretteten liefen theilweise umher, sich gegenseitig suchend. Mandes Kind wunfte — vielleicht nur in Folge der Verstörung oder der Freude über seine Rettung — nicht, wenn es angehöre und wo es gewohni habe. Die zur Aufnahme der Geretteten geöffneten und geheizten Säle füllten sich von Stunde zu Stunde mehr. Auch war man durch die anhaltende Uebung im Retten geschickter, gewandter und schneller geworden. Spät des Abends kamen endlich die Dresdener Schiffer mit ihren Rähnen von Dresden an. Sie hatten den Weg über



Blick von Helsingfors während der Uferbefestigung

Gefährdungen und Zweifeln nehmen müssen, wo sie erst um sieben Uhr ungefähr eingetroffen waren, und von da aus hatten sie bis nach Glauchau den länger Stunden bedurft, weil sie theilweise nöthig gehabt hatten, ihre auf Pflanzungen verpachteten Klänge eigenhändig vorwärts zu schieben. Die erkrankten und doch belästigten Männer dauerten auch nicht erst an ihre Erholung, sondern setzten ihre Kälte leidet in's Wasser, und obgleich der granenathen Hinfertigkeit wegen ihre Errede dahin lautete, während der Nacht nicht über den Strom zu legen, sondern an der kühlen Seite der Mauer zu bleiben, so hatte doch der eine Kahn, durch eine Besatzung verleiht, den weiten Weg vom Eisenbahnbrücke aus zwischen dem Felschschloß und dem Waisenhaus nach der Muldenstraße (genannt Westhafen) und von da über den Sandanger querhin durch den furchtbaren Strom bis zum Grünselbäume gefunden. Nun war Treß für Glauchau vorhanden und bis früh gegen zwei Uhr ward theils geteilt, theils Nachzug zugesagt. Mit Tagesanbruch schwammen auch schon die Schaluppen des nachgenommenen Militärs auf der Hochfluth. Schiffer, Soldaten und die beherzten Männer und Mägdlein der in Glauchau halt von selbst gebildeten Schar der Rettung vertrieben nun ihre Kräfte, erst, um die Personen, dann, um die nachgebliebene Habe zu retten; — und wer sollte es meinen?! Alle sind gerettet worden, bis auf ein siebenjähriges Kind, welches dem mit seiner Rettung beschäftigten Vater durch einen stürzenden Balken vom Arme geschlagen und von einer einseitigen Mauer überführt wurde. Die Gewässer verliefen sich endlich, so daß man schon Dienstage in verschiedenen Straßen theils gehen, theils wagen konnte, und Mittwoch kommt man das fast bloß liegende Geland überall in Augenschein nehmen. Die Muldenstraße, die Berggasse, Reuzgasse, die breite Gasse, die kleine Trudergasse, die Kaiserstraße, Mühlgrabenstraße und der Lehngang sind die hauptächlichsten Schauplätze der Zerstörung, und man kann nicht durch dieselben gehen, ohne mit Weis aufzutreten:

Si licet in parvis exempla grandibus uti,  
Hæc facies Trojæ, cum caperetur, erat!

Soweit man jetzt durch generare Besichtigung ermittelt hat, sind 26 Hauptgebäude, 10 Nebengebäude und 28 unbenutzte Gebäude ganz zerstört. Ferner sind wegen Beschädigung abzutragen 25 Hauptgebäude, 11 Nebengebäude und 15 andere Gebäude. Nachst ist es ferner abzutragen 19 Hauptgebäude, 2 Nebengebäude und 6 andere Gebäude. Bezeichnend bezeichnend sind, ohne die Schuppen, 75 Hauptgebäude und 18 Nebengebäude. Jedenfalls sieht sich bei nochmaliger Besichtigung der Noththeil an Gebäuden noch weit umfassender heraus.

Es beklagenswerth auch Alle sind, die an Hab' und Gut verloren haben, so müssen Aller Dergleichen sich darüber freuen, daß die übertriebenen Zeitungsberichte von Verlusten an Menschenleben sich auf den Tod eines einzigen Kindes zurückführen, denn das Schicksal jenes freiwilligen Piloten im Dachtroge kann nicht der Ueberbewunderung schuldiggehen werden.

Nächst Welt haben wir diese wunderbare Eretzung so vieler den Behaltungen der gemeinsamen Beteiligtheit zur Hilfe und dem Muth und der Ausdauer Einzelner zu danken.

Wie viele gerettet werden mußten, sah man erst Montags, als um den Rängen alle die herbergebracht wurden, welche aus Sorge und Angst in den gefährdeten Häusern geblieben waren, statt den schwanen und wasserfliehenden Fährten sich anzuvertrauen; und welchen Hunger und Durst Manche in ihren unheimlichen Aufenthaltslokalen gelitten hatten, sah man ihnen kein Ausweichen aus's Land an. Helfenbaten sind von den Rettenden angefordert worden: nicht allein durch die Frauen, auch über die schwächsten Töchter segar hat man die Beteroren getretet.

Wenn der Mensch genüthigt wird, sich und Alles, was er sein nennt, gegen die Uebermacht der Elemente zu schützen, erzeigen sich an verschiedenen Plätzen gleichzeitig und in nicht sehr zahlreicher Reihenfolge Scenen, die eben so unbeschreiblich, wie unerschöpflich sind. So auch zu Glauchau in den Tagen seiner Wasserweh.

Schon am 31. Juli, also Sonnabends, Nachmittags, als alle Straßen mit Wasser gefüllt waren und immer noch die Fluth höher stieg, watete in der Schießgasse ein Mann, der offenbar im Begriffe war, der Gefahr noch rechtzeitig zu entweichen, bis an die Brust langsam im Wasser dahin, dessen fortwährendes Steigen ihn endlich nöthigte, sich an eine geschlossene Haus Thür zu lehnen. Sein Aufstehen war verzögert. Die Inassen des geschlossenen Hauses

hörten es entweder nicht; oder getrauten sich nicht zu öffnen. Glücklicherweise für den Bedrängten kam ein böjerner Bod, dergleichen Mauer und Zimmerleute zu benutzen pflegen, geschwommen, welchen der schon Bergweiserde ergriff, mit vieler Mühe hart an der Wand aufstellte und nun selbst seinen Stand darauf nahm. In dieser Stellung verbarnte er, gleich einem christlichen Säulenheber, stundenlang, bis die Kute im gegenüber befindlichen Hause bemerkten, daß er so warten begann und sein Gesicht sich veränderte. Zuruf und Gebärden machten endlich die Bewohner der Seite, werau der Unglückliche stand, darauf aufmerksam, was unter ihnen passiren vorlag, und ein aus dem Fenster gemorktes Zeil ergriff noch der Wandkante, solange sich dasselbe um den Leib und war so zum Fenster emvorgezogen.

Auf der Reuzgasse wolle ein Familienvater mit den Seinigen der Einladung in das vielleicht noch festere Haus seines Nachbarn folgen, aber ein Zwischenraum von neun Ellen mit vier Ellen hohem Wasserstande machte dies unmöglich. Endlich wurde eine Leine aus einem Hause in das andere geworfen, eine laienartige Riste auf das Wasser gelegt und dieselbe noch an eine andere Leine gebunden, damit man sie nach beiden Häusern hin- und herziehen konnte. Ein Knabe befügte zuerst die Riste und gelangte glücklich in das andere Haus. Die zweite Fahrt sollte nun die ältere Schwester des geretteten Knaben machen. Auch sie befügte das eltere Fahrzeug, verfiel aber nicht, Gleichgewicht zu halten, die Riste schlug um, das Mädchen lag im Wasser und wäre verloren gewesen, wenn nicht ein junger Mann aus dem Hause, wozin die Fahrt beabsichtigt war, sich in das Wasser schüßte und die Sinkende wieder so weit gehoben hätte, daß der Vater sie am Haare noch erfassen und in's Fenster ziehen konnte. Den Andern war natürlich der Muth zur Ueberfahrt vergangen.

In einem äußerlich fest und gut aussehenden Hause der Reuzgasse war durch den Einsturz der Hinter- und Vord- Wände auch die Decke der Oberstufe eingestunken, wozin sich die Bewohner des Hauses zurückgezogen hatten. Derselben blieb also nichts übrig, als sich in die offenen Fenster zu setzen und unter entsetzlichen Ansehensdrei die Hülfe Anderer anzurufen. Ein junger, aber eben nicht starker Mann aus dem gegenüberliegenden Hause, wozin sich, wie verlaudet, nach und nach 23 Familien getretet hatten, schwamm, mit einer langen Leine versehen, hinüber, verband beide Häuser durch diese Leine, er schloß aber nach auf seinem Rücken eine der bedrängten Seelen wieder mit zurück. Bei Weiterholung dieser Hülfe trübte aber seine Schwimmkraft nicht mehr aus und er wäre selbst ungeschwommen, wenn nicht der starke Fährer des von so vielen beschützten Hauses aus dem Fenster gesprungen wäre und ihn selbst gerettet hätte. Derselbe starke Mann holte nun auch nach und nach die in den erwählten fenstern Sitzenden zu sich, und war in der Weis, daß er, selbst bis ziemlich an den Mund im Wasser gehend, sie auf seinen Achseln trug, und diese, weil er selbst fähig nicht zu sein konnte, durch ihr Festhalten an der erwählten ausgepannten Leine ihn auf dem geraden Wege nach seinem Hause ergalben mußten. (Siehe nebenstehende Abbildung.)

Wie erwähnt, war der Tag, an welchem die Ueberfluthung der Stadt eintrat, ein Sonnabend. Weil nun der regelmäßig des Sonnabends geschehene Einkauf des Proviant's für die einzelnen Wirtschaften unterließen war, stellte sich bald überall in den bedrängten Häusern der Mangel an Nahrungsmitteln, selbst an Trintwasser ein. Die viel Hunger und Durst gelitten worden war, konnte man auf dem Kallig deest lesen, die endlich am dritten Tage durch die Tredder Rettungshülfe aus ihren Nothwänteln dervorgezogen wurden. Am gefährlichsten war aber der Mangel in den Häusern, wozin sich theils auf schledten Gebäuden, theils schwimmend oder getragen, oder durch eingeschlagene Felswände steternd, so viele verjamert hatten.

Aus den wankenden und stürzenden Häusern der Trudergasse hatte sich namentlich eine Menge Menschen vermittelst kräftigartig übergelegter Bretter in die Fenster des nachstehenden Fabrikgebäudes der größten Truderei getretet. Niemand hatte Etwas mitgebracht, und Nahrungsmittel waren in dem Fabrikgebäude selbstverhältnißlich nicht zu finden. Nichts blieb übrig, als den Schwabentenen wenigstens Kaffee in Ockigallen vermittelst ausgehorkter Leinen vom Wohnhause des Besizers aus zuzuführen.

Es trübte sich, so weit thundlich, der gute Wille überall die Hand. Gräßlich besonders ist die Noth einer Familie gewesen, welche in einem elenden Bleichhäuschen in der Nähe des Muldenweges

lis zum Montag früh hatte vorzuziehen müssen. Glücklicher Weise und zufällig hatten in der Nacht vom Sonntag zum Montag zwei der von Dresden angekommenen Kähne in der Finsterniß von Weg bis zu jenen Häusern eingeschlagen, und die Nacht über dafelbst angelegt.

Die in den entfernteren Theilen des überbrannten Wehrdigs Wohnenden hatten von den Rettungsversuchen anfänglich nicht eben viel bemerkt, und namentlich diejenigen, deren Häuser der gewaltigen Ertremung wegen für die bleibenden Häuser unzugänglich waren, hatten angefangen, zu zweifeln, ob man überhaupt etwas zu ihrer Rettung thun werde. Manche, durch diesen Zweifel erbittert, hatten ihrem Unmuth endlich durch heftige Worte Luft

„Zehen Sie, Herr Nachbar,“ mußte er sich nun belehren lassen, „die guten Leute da drüben, auf die Sie schimpfen, können noch weit weniger zu Ihnen kommen, als Sie zu mir.“

Nicht unbeachtet darf auch die Hülfe von außen bleiben. Die Nachbarstädte und selbst ganz entfernte Orte, wie Dresden, Leipzig u. s. w. waren rechtzeitig mit ihrer rettenden Hand in jedem Bezuge da. Kleider und Nahrung und auch Geld ist uns reichlich gesendet worden. Tief obor hat uns die Theilnahme unserer Nachbarstadt Meerane gerührt. Von der ersten Nachricht unserer Verunsicherung durch Wassernoth an hat dafelbst der Eeelmuth in



Rettungsscene in der Neugasse.

gemacht. Ein Solcher, der wahrscheinlich heftiger und lauter, als alle Andern, auf die Mitbürger schimpfte, welche nicht berücksichtigen, um zu retten, wurde von seiner Nachbarhaft durch den fremdlichen Ruf unterbrochen:

„Holla, Herr Nachbar! Kommen Sie herüber zu mir!“  
 „Ja, wie kann ich denn durch das Wasser kommen?“ lautete die Antwort.

permanenter Sitzung Beratungen über Hülfe für und gepflegen und nicht mit Rath allein, mit That und Ermahnungen der Güte in jedem Bezuge ist und Meerane nahe gewesen in jedem Augenblicke. Die mitleidige Theilnahme dafelbst ist so weit gegangen, daß man das Geld, das eine Theilnahme der dortigen Schützengilde, der sogenannten „Schwarzen Jäger“, zu einem Vergütigen bestimmt hatte, sofort der bedrängten Stadt Glauchau zuzuwenden beschloßen hat.

## Blätter und Blüthen.

Mein Name ist Meier. Von wannen bist Du? — Woher kommst Du? — Das sind Fragen, die sich gewiß Ihnen Räucher, Ramms Meier, vorgelegt hat. Hier die Lösung.

Meier, eigentlich Meier, ist gleichbedeutend mit mehr. Den alten Deutschen war also ein Meier oder Meier ein Mensch, der mehr war wie die Andern. (Jetzt kann dies nur von den Geldwevern gesagt werden) Es ist dies die älteste deutsche Titulatur der Hofvorsteher, ist älter als: Meier, Richter, König, Herzog, Graf, Bischof. Schon hundert Jahre vor Christi Geburt kommt ein Meier (Friedensrichter), ein Meier (Meier) (Kriegsmeier) und ein Meier (Wahlmeier) vor. Als die Römer nach

Deutschland kamen, hängten sie dem deutschen Meier ein us an; ihre Schriftsteller reden daher von einem Gimmarius, Vimmarius, Limmarius, Bodimmarius und viele deutschen Amtstiter, gewählte Beamte und Kriegsmeier, werden von den Römern bald Könige, bald Fürken genannt. In spätern Zeiten wurde aus Meier Major gemacht und Major gesprochen. Die französischen Könige oder besser die französischen Ober-Meier ernannten mit Genehmigung des Bischof ihre Hausmeier, major domus. Anfangs waren diese Hausmeier nur Aufseher über den königlichen Hof und das Hofgesinde, so wie die geringeren Meier an den königlichen Hofmarken, Lehenhöfen u. d. h. Aufsicht über die Bauern, Knechte, Knechte und Einflüster



# Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteurs F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

## Leget und Schwerl.

Historische Novelle von Max Ring.

1.

Noch nie war das Purgtheater in Wien so gekrönt voll gewesen, als bei der ersten Aufführung des neuen Trauerspiels „Briny“ von Theodor Körner. Die Jugend des Dichters, die Wahl des Stoffes und die vortheilhafte Besetzung hatten ein überaus zahlreiches Publikum herbeigelockt, das mit gespannter Erwartung vom Beginn der Vorstellung entgegen sah. Das Parquet war zum großen Theil von den ansehnlichen Ungarn eingenommen, deren nationaler Stolz in dem Stücke gefeiert werden sollte. In den Vegen saß die Elite der Wiener Gesellschaft, die hochgeachtete Aristokratie und die reiche Finanzwelt. Neben der siebenbürgischen Frau von Peretta bemerkte man den preußischen Gesandten, Wilhelm von Humboldt, der, ein Freund von Körner's Vater, ein ganz besonderes Interesse an dem Erfolge dieser ersten Aufführung nahm.

Der Dichter selbst befand sich hinter den Coulissen, wo er noch einige nöthige Anmerkungen zu treffen hatte. Obgleich schon mehrere kleine Stücke von ihm auf der Bühne mit großem Beifalle gegeben waren, so konnte er sich doch einer gewissen Aufregung nicht erwehren, die sich in seinen hastigen Bewegungen und in dem stärkeren Pochen seines Herzens betraute. Es ist ein eigenthümliches Gefühl, das wohl jeden dramatischen Schriftsteller bei einer ersten Aufführung zu ergreifen pflegt. Die größte Nothwendigkeit hat diese Empfindung mit der des Spielers, welcher eine hohe Summe auf ein e Karte legt. Wer mit dem Theaterleben nur einigermaßen bekannt ist, der weiß nur zu gut, daß alle Berechnungen hier täuschen können, und der Zufall seine wunderlichen Launen hat. Die Stimmung des Publicums ist so veränderlich, wie das Glück; sie hängt von einem Ungehehr, von der Lust oder Unlust der Schauspieler, von einer mangelhaften Decoration, von der Ungeschicklichkeit einer Statistin ab. Dennoch liegt ein wunderbarer Zauber in dieser Ungewissheit des Erfolges, und wer einmal in den Brettern, welche die Welt bedeuten, genauer Bekanntschaft gemacht hat, der läßt nicht bald davon, und wird selbst von einem Wilsingten nicht so leicht zurückgeführt.

Achtliche Gedanken bewegten die Seele des jungen Dichters, der von Hoffnung und Zweifel bekränzt wurde. Das Bild der geliebten Eltern umschwebte ihn, und er gedachte wohl auch des Kummers, den ein nicht voranzuschreitender Durchfall seines Trauerspiels diesen bereiten würde. Der treffliche Vater, hinlänglich bekannt als der Freund Schiller's, hatte die früh sich äußernde dichterische Thätigkeit des jungen Theodor eher zurückgerängt, als gefördert. Aus eigener Anschauung kannte er das eben nicht beneidens-

würthe Loos eines deutschen Poeten. Er rief ihm so mehr von einer solchen Laufbahn ab, da er als sein gebildeter Kenner und Kritiker die höchste Anforderung an jeden Dichter stellte, und über alle mitläufige Leistungen entschieden den Stab brach.

Der erfahrene, lebenskluge Mann hatte dem Sohne erst vor Kurzem in diesem Sinne geschrieben:

„Zu bebauern ist Jeder, der von der Gunst der Muse n Unterhalt erwartet. Während soll den Mann sein Geschäft, und hierzu soll sich der Jüngling vorbereiten. Zu der Kunst treibt ihn die Liebe, und was sie ihm dagegen darbietet, hat er bloß als Geschenk anzunehmen, aber nie als auf einen Sold darauf zu rechnen. — Die Kunst sei die Würde Deines Lebens. Widme ihr Deine schönsten Stunden, aber nicht immer zur Production, sondern oft auch zum Studium.“

Theodor besaß trotz seiner Jugend hinlängliche Besonnenheit, um die Nichtigkeit dieser väterlichen Worte einzusehen, aber auf der andern Seite trieb ihn sein Genies und der jugendliche Schöpferdrang zu immer neuen Versuchen. Das Glück war ihm dabei in auffallender Weise günstig gewesen; mehrere kleine Lustspiele hatten von Seiten des nachsichtigen Wiener Publicums eine überaus freundliche Aufnahme erfahren, selbst ein größeres Schauspiel „Toni“, nach einer Novelle von Heinrich Heine gearbeitet, wurde mit entzückendem Beifall aufgenommen, und machte den Namen des Dichters schnell bekannt. Um so mehr fürchtete er einen Umschlag der öffentlichen Meinung, zumal er sich in seinem neuen Trauerspiel „Briny“ auf ein ihm bis jetzt fremdes Gebiet der Geschichte gewagt hatte.

Er schwärmte aus den Schauspielern, welche in seiner Nähe standen, nicht seine Begehrnisse, während diese dem jungen Dichter Rath einzusprechen verstanden.

„Verlassen Sie sich auf mich,“ sagte der erste Liebhaber Koen, welcher die Rolle des „Jurantisch“ in dem Drama spielte. „Ihr Briny wird nicht durchfallen, dafür haben Sie gesorgt. Der Stoff ist herrlich und die Begeisterung, die aus Ihren schönen Versen weht, muß zünden. Ich kenne meine Wiener. Geben Sie Acht, das Stück macht Furore und bringt Ihnen Geld und Ehre ein.“

„Das gebe Gott,“ seufzte der ängstliche Dichter. „Je länger ich mit dem Theater zu thun habe, desto unsicherer fühle ich mich.“

„Das geht und Allen so,“ sagte der tüchtige Charakterdarsteller Döschensberger. „Ich besenne mich jedes Mal wieder das Lampenbrenner, wenn ich in einer neuen Rolle aufstehe. Für den Ansehung kann Einem kein Mensch einsehen. Ich habe in meiner

Bühnenpreis Geschichten erlebt, die sich gar nicht erzählen, geschweige gar erklären lassen. Das Publicum ist ein vielfähiges Ingeheuer."

"Und was haben nicht Dichter und Schauspieler von der Kabale und den verwünschten Neocienten auszubalten!" bemerkte der feurige Schauspieler Grüner. "Die Kerle sollte man eigentlich alle hängen lassen."

"Bis jetzt habe ich mich über die Kritik nicht zu beklagen," entgegnete beschiden der Dichter. "Sie hat meine geringen Verdienste mit einer anerkennend-würdigen Nachsicht aufgenommen."

"Wird noch kommen," krummte der erfahrene Dohsenheimer. "Mit jedem Erfolge wächst auch die Zahl der Feinde, aber trösten Sie sich nur, lieber Herr Körner! Mein Wahlspruch ist: besser Meier als Mitleider."

Das erste Zeichen, welches jetzt der Insipient gab, untertauch die Unterhaltung, und sämtliche Künstler eilten auf ihren Posten. Körner selbst stellte sich in eine Couleise, und sah dem Treiben der Malchinsien zu, die noch mit dem Aufstellen der Decorationen beschäftigt waren. Die Bühne bietet hinter dem Verhang dem Beobachter ein ganz verschiedenes Bild von ihrer gewöhnlichen Erscheinung dar. Der Zauber verwindet, die Illusionen werden zerhört; die getönten Paläste und bezaubernden Gärten verwandeln sich in der Nähe in grobe Finselien und Kasse; die gezielte Pracht erweist sich als betrügerischer Füller. Alles ist nur auf Täuschung aus der Ferne berechnet. Man sieht die grebe Schminke, die lächerliche Pracht, den falschen Zug, welche durch die künstliche Beleuchtung erst ihre volle Wirkung thun. Die ungeschickten Statisten mit ihren nichtshagenden Gesichtern drängen und stoßen sich, die Schauspieler, denen der Dichter sein theuerstes Amt anvertraut, scherzen und lachen, reden von den gleichgültigsten Dingen oder treiben ihre Posten. Selbst die wahren Künstler sind nur mit sich und dem Triumph beschäftigt, den sie durch ihre Rolle zu erlangen hoffen. Das Ganze kümmert sie weit weniger, als der eigene Erfolg. Verlassen steht der Dichter voll bangter Erwartung, ohne daß auf ihn die nöthige Nachsicht genommen wird. Er bleibt allein mit seinem Zweifel, seinen Hoffnungen und Befürchtungen.

Ein ähnliches Gefühl beschlich auch Theodor, je näher der entscheidende Augenblick herantrat. Er hörte das Brausen des sich immer mehr anfüllenden Hauses, die Umrufe des Parquets, die Ungehebel des sich räumenden Parterres, welches wie das Meer hin und her wogte, und sein Opfer zu verlangen schien. Zwar besah er hinlänglichen Muth, aber in solchen Momenten wird auch der Muth verzagt, und die lebhafteste Phantasie des Dichters erging sich wider Willen in schredenden Bildern. Alle Schwächen und Fehler seines Werkes, die er selber nicht verkannte, die Einwürfe seiner Freunde, denen er es vorgelesen, fielen ihm jetzt ein, und hätte er noch in seiner Wacht geschlafen, so wäre die Aufführung wenigstens am heutigen Tage unterblieben. Er hatte sein Trauerspiel erst vor einigen Wochen dem geistreichen Freunde seines Vaters, Wilhelm von Humboldt und dem berühmten Kellner Friedrich Schlegel vorgelegt, die Beide sich äußerst vielbegeistert darüber geäußert hatten; aber selbst die Billigung dieser ausgezeichneten Kunstkenner vermochte nicht, in diesem Momente seine aufsteigenden Befürchtungen zu beschwichtigen.

Weit besser gelang dies einem reizenden Mädchen, das jetzt für die Rolle der "Helene" vollkommen angekleidet aus der Tamengarderobe heraustrat, und den ängstlichen Dichter mit einem vertraulichen Kopfschütteln beglückte. Es war dies die junge und höchst talentvolle Schauspielerin Antoinette Adamberger, seit kurzer Zeit der Lieblich des Wiener Publicums. Die amnuthige Künstlerin besah in ihren Zügen, wie in ihrem ganzen Wesen, den Zauber edler Weiblichkeit, den kein Herz und am wenigsten das eines Dichters zu widerstehen vermochte. Sie war eine jener seltenen Erscheinungen im Theaterleben, welche in dieser geschminnten Welt voll Tatkraft und Energie sich die ganze Wahrheit und Nachahmung der ursprünglichen Künstlernatur zu bewahren wissen. Nicht der leiseste Flecken lag auf ihrem Leben, und die Bedeutung verflummte in ihrer reinen Aene. Voll Vegetation für ihren Beruf, hatte sie sich der Bühne gewidmet, einzig und allein ihrer Kunst lebend. Ebenfalls durch körperliche Reize wie durch ihr Talent glänzend, lebte es ihr nicht an Beredern und Bewunderern, aber noch hatte kein Mann einen Eindruck auf ihr Herz gemacht, und alle Bewerbungen um ihre Liebe wurden bald mit seinem Spott, bald mit müthigem Ernst von ihr zurückgewiesen. Sie lebte zurückge-

zogen unter der Obhut ihrer trefflichen Eltern und der alten Großmutter, welche von ihr mit rührender Zärtlichkeit gepflegt und verehrt wurde.

Was bis jetzt keinem Manne geliebt war, hatte sie Theodor erlaubt, sie in ihrem Hause zu besuchen. Sie war in einigen seiner Stücke mit dem größten Besalle aufgetreten, und so mit ihm bekannt geworden. Natürlich schloß es zwischen dem jungen Dichter und der reizenden Künstlerin nicht an vielfachen Verbindungspunkten, aus denen nach und nach ein der Liebe verwandtes Gefühl erwuchs. Theodor achtete insofern Antoinette zu hoch, um eines jezt gewöhnlichen Verhältnisses anzunehmen, die in der Bühnenwelt selbst eben so leicht geschlossen, wie gelöst werden.

Es war ihm heiliger Ernst mit seiner Reizung, und als er das Gefühl seiner zärtlichen Leidenschaft nicht länger zurückhalten vermochte, so bot er mit Bewilligung seiner verzuhrlosten Eltern der überrolenden Künstlerin mit seinem Verzuge auch seine Hand, ohne sich um das Verurtheil der Menge und um das Geschwätz gewisser Kreise zu kümmern, welche über die Verbindung mit einer Schauspielerin vornehm die Nase stimpften. Nur eine Bedingung hatte der Vater des Dichters dem Sohne auferlegt, nämlich mit seiner Vorbereitung noch einige Jahre oder doch wenigstens so lange zu warten, bis er eine angemessene Anstellung gefunden haben würde, um sich und seine Braut hinlänglich zu ernähren. Die Liebenden fügten sich dem väterlichen Aussprache, in dem sie den weisen Grund vollkommen einsehen und auf ihr gutes Glück bauten. Einige hochgestellte und einflussreiche Gönner des jungen Poeten, welche mit seinen näheren Verhältnissen bekannt waren, bemühten sich im Stillen, ihm die vorläufige Pensionen und seinem Talente ganz entsprechende Stelle eines kaiserlichen Hof-Theaterdichters mit einem nicht unanständigen Gehalte zu verschaffen. Zum Theil von der Aufnahme der heutigen Verhältnisse hing das von ihm erstrebte Ziel und der Erfolg jener Bemühungen bei dem damaligen Intendanten, dem Fürsten Leskovitz, ab.

Dieser Umstand und besonders der Stolz, seinen Eltern nicht länger zur Last fallen zu wollen, war ein zweites und bedeutendes Gewicht in der Waagschale der gegenwärtigen Aufregung. Zu dem Ergebe des Dichters gestellte sich die Schmach des Bräutigams, der sobald als möglich die Erwählte seines Herzens heimzuführen wollte.

In derartige Gedanken versunken, bemerkte er daher nicht eher die holde Künstlerin, bis ihn der Saum ihres Gewandes leise streifte und ihre Hand leise berührte. Er blühte auf, und ein unwillkürlicher Ausdruck der Bewunderung entschlüpfte seinen Lippen. So schön war ihm seine Toni! noch nie erschienen. Sie war bereit sich ihre Rolle vollkommen angeeignet; eine Tanka von weißer Seide umpannte ihre schlankte Gestalt, während der ungarische Kaspal mit wehenden Reiterfedern sich lock auf ihrem Kopfe wogte. Ein idealer Hauch umschwebte das amnuthige Mädchen, welches mit schwärmerischen, feelebenden Blicken an den Zügen des Dichters hing. Sie schien in seinem Innern zu leben und zu wissen, was in seiner Brust verging.

"Muth, mein theurer Freund!" flüsterete sie leise, ihm die Hand drückend. "Eine innere Stimme sagt es mir, daß der Abend für uns Beide ein schöner werden wird. Dein Trauerspiel muß dem Publicum gefallen."

"Du bist eine besessene Nüchternin," lächelte er ihr zu, "und überträgt die Pette zu Deinem Dichter auch auf seine Werte."

"Du irrst, mein geliebter Theodor! Wie oft hab' ich nicht schon Deine Arbeiten einer strengen Kritik unterworfen und Dich gelobt. Die echte Pette ist nicht blind, sie sieht die Schwächen und selber an dem geliebten Gegenstande; denn wenn sie nichts zu entschuldigen und zu vergeben hätte, so wäre ihr ja das schönste Verrecht geraubt."

"Und Du vergißt und entschuldigst so gern und viel. Toni! Du bist mein guter Engel."

"Wenn ich der wäre, so würde ich heute bei dem lieben Gott ganz besonders für Dich bitten, daß er Dir einen glänzenden Erfolg schenkt."

"Du wirst mehr thun, Du wirst auf den Schwingen Deiner Kunst mein Welt zum Himmel tragen und in Deinen Netzen das Publicum begannen, wie Du mich begaudert hast."

"Das will ich thun, so weit ich es vermag. Du sollst einmal sehen und selber urtheilen, wie ich die Helene spielen werde."

Die Rolle hast Du mir aus der Seele geschrieben. Es ist mir, so oft ich sie ansehe, gerade so zu Muthe, als wären es meine eigenen Gedanken und Gefühle, die Du mir abgelauscht, als wäre ihr Geschick das meinige, als müßte ich einsehn, wie sie, mit Dir für das Vaterland sterben und als ein heiliges Opfer der guten Sache fallen.“

Während die Schauspielerin so sprach, leuchteten ihre Augen von einem überirdischen Glanze und sie schien dem Dichter selbst wie die Verkörperung jener idealen Helenenjungfrau in seinem Trauerspiel, die ihres Vaters würdig, den Tod der Ehre vorzieht und durch die Hand ihres geliebten Juraniusch wie eine edle Römerin zu sterben weiß.

Eben wollte Theodor mit gleichem Enthusiasmus antworten, als die Glocke des Soufflens den Beginn der Vorstellung verkündigte. Er hatte nur noch so viel Zeit, um einen innigen Kuß auf die Hand der Besetzten zu drücken, welche auf die andere Seite eilte, wo sie ihr Stüchwert zu erwarten hatte. Das kurze Gespräch mit Toni hatte ihn wunderbar gefestigt und alle seine Besorgungen verschwinden. Das alte Vertrauen war zurückgekehrt, die Spannung verschwunden, und als der Vorhang langsam in die Höhe rauhste, vermochte er der Aufführung mit einer Ruhe zu folgen, als handelte es sich um das Werk eines andern und ihm völlig fremden Dichters.

Eine athemlose Stille herrschte in dem vollen Hause bei den ersten Scenen, allmählich wurde das Publicum wärmer und folgte dem Verlaufe der Handlung mit wohlthätiger Theilnahme, die sich bereits im zweiten Acte zu mehreren Ausbrüchen des lauten Enthusiasmus steigerte. Besonders sprach die Scene zwischen den Liebenden an, welche meisterhaft gespielt wurde. Juraniusch schritt fort zum neuen Kampfe und ließ die geliebte Braut zurück. Toni sprach als „Helene“ den schönen Menolog mit einer Innigkeit und Zartheit, welche das Publicum zur Bewunderung hinriß; sie handelte in wunderbar rührenden Tönen ihre Klagen aus:

Leb' wohl, leb' wohl! — Müßt' er mich jetzt verlassen?  
Mir wird das Herz so doll, wenn ich ihn sehe,  
Die Ruh ist mir so süß in seiner Nähe —  
Die Mühselig, sie darf ihn jetzt verlassen.  
Das all' die schönen Stunden so verlassen!  
Daß ich den einen Strahl nicht wiederlebe!  
Ach Gott! — mir war so wohl in seiner Nähe,  
Und jetzt bin ich so einsam und verlassen! —  
Wo ist er hin? — wo ist mein Etern geliebten? —  
Von süßem Heiß noch heißer Pahn geschrieben,  
Wein, wie sein Herz, merkwürdig, wie mein Leben! —  
Ich träume schwer; die Dargen seh' ich runden!  
Komm' ich mein Herz in seine Seele tauchen,  
Der Ahnung Qual' in Thränen auszubanden!

Als sie gendelt hatte, ging anfänglich nur die kühlste Gemüthselbst des Beifalls durch die Räume des Theaters. Die Zuschauer waren noch zu ergreifen, um sogleich durch ein rohes Händelklatschen den mächtigen Einbruch zu hören. Erst wie sie langsam die Bühne verließ, folgte ihr der laute Sturm der Bewunderung nach. — Theodor selbst war auf das Tiefste erschüttert, seine eigenen Verse erbeuten in dem Munde der Künstlerin eine fast prophetische Bedeutung. Ein Schauer ergaßte ihn und seine Augen wurden naß. Als sie an ihm vorüberging, vermochte er kaum, ihr zu danken. Sie schien ihn zu vernehmen und lächelte ihn freundlich an.

Der fernere Verlauf der Darstellung entsprach vollkommen der erregten Erwartung, von Scene zu Scene wurde der Beifall des Publicums und als am Schluß die Gattin Prinz's mit der Fackel auf dem Pulverturme stand, die Helensbarge zum Tode gerüstet sah auf die Feinde fürzte, da fiel der Vorhang unter dem tobenenden Jubel der begeisterten Zuschauer, welche wiederholt den Namen des gefürchten Verfassers riefen. Besonders waren die anwesenden Langanz entzückt von der Berührung ihres vaterländischen Kennebilds, aber auch die guten Wiener wurden von dem Heldentode Prinz's mächtig ergreifen und fühlten die nahe liegende Bedeutung des zeitgemäßen Stoffes, welcher auf die immer mehr hervortretenden Sympathien für die Befreiung Deutschlands von dem Joch des fremden Unterdrückers anzuwirken schien.

Alle diese Umstände vereinigten sich, dem Verfasser eine bisher in den Räumen des Purgatheaters noch nie erhörte Auszeichnung zu verschaffen. Es war fast das erste Beispiel, daß ein Dichter, der nicht zugleich Schauspieler gewesen wäre, von dem Publicum in dieser Weise gefeiert wurde. Körner nahm auch deshalb Anstand, dem immer stürmischer wachsenden Rufe sogleich Folge zu leisten,

aber das aufgeregte Haus gab nicht eher nach, bis er, von dem Schauspieler Grüner fast mit Gewalt setzgeogen, auf der Bühne erschien.

Es war ein in seinem Leben unvergesslicher Augenblick. Die Herren begrüßten ihn mit wiederholtem Zuruf, die Frauen, und darunter die schönsten und vornehmsten Damen der Wiener Aristokratie, schenken sich weit vor der Brüstung ihrer Logen, um den Besetzten zu sehen.

Theodor bedurfte einiger Augenblicke, um sich zu sammeln und seinen Dank in schmuddelster Rede auszuwirken.

„Ich fühl' es deutlich in mir,“ sagte er mit bebender Stimme, „daß ich diesen schönen Zuruf nicht meiner schülterhaften Lust, nein! nur dem schönen Eifer des edlen Künstlercorps und dem begeisterten Andenken an die große That einer großen Nation zu danken habe.“

Als der Vorhang zum letzten Mal am heutigen Abend gefallen, der Jubel verhaßt und die Glückwünsche der ihn umringenden Schauspieler verstummt waren, suchten seine Blide die holde Braut, welche mit der Seligkeit strahlenden Augen ihm die Hand reichte.

„O!“ flüsterte sie, sich innig anscheinend, „ich bin so glücklich mit Dir, daß ich mich fast vor unserm Glücke fürchte.“

„Wie kommt Du zu solchen Gedanken?“

„Mir ist es immer, als drohte unserer Liebe ein schweres Mißgeschick.“

„Was aus kommen mag, unsere Liebe wird jede Prüfung bestehen. Ich bin Dein auf ewig.“

„Ewig!“ wiederholte Toni mit nachdruckvoller Betonung.

## II.

Einige Tage war von nichts Anderem in Wien die Rede, als von dem Erfolge des jungen Dichters und von seinem Trauerspiel. Alle Welt wollte das Stück sehen und den Verfasser kennen lernen. Sämmtliche Klänge für die nächsten Vorstellungen waren schon im Voraus vergeben, die Billette wurden weit über den gewöhnlichen Preis bezahlt. Theodor schloß es nicht an Einladungen und Beweisen der ehrenvollsten Theilnahme von Seiten der ersten Wiener Häuser. Selbst die Salons der Aristokratie standen ihm offen und mancher schöne und sonst so stolze Junge hatte für ihn ein freundschaftliches Wägen und an aufmunterndes, selbst zuerthommendes Wort. Es gehörte schon ein hoher Grad von Charakterfestigkeit dazu, um nicht der gewöhnlichen Eitelkeit zu verfallen und sich von dem allgemeinen getreuten Weichrausch nicht betäuben zu lassen. Zum Glück besaß Körner nicht jene Selbstüberschätzung, woran so manches schöne Talent schon zu Grunde gegangen ist. Außerdem hatte er an dem trefflichen Vater und an den Freunden desselben, besonders an Humboldt, die besten und zugleich schärfsten Beurtheiler seiner Leistungen, die ihn weder durch Schwächelchen einmüthigen, noch durch übermäßige Strenge entmutigten.

Das Glück war ihm in dieser wie in jeder anderen Beziehung ausfallend günstig. Mit zwanzigjährigem Alter hatte er bereits einen hervorragenden Namen in der deutschen Literatur und noch dazu auf dem überaus schwankenden Boden des Drama's eine fast gesicherte Stellung sich errungen. Seine Eltern legten ihm fernher keine Hindernisse in den Weg bei der Wahl seines Berufes und ihre Wohlthaten und Freigebigkeit schützten ihn vor der gemeinen Sorge des Lebens. Der bekannte und hochgeachtete Name seines Vaters erleichterte ihm den Eintritt in die Gesellschaft, öffnete ihm die besten Kreise, welche sonst selbst dem Verdienste schwer zugänglich sind, verschaffte ihm Freunde, die ihn nach allen Seiten hin unterstützten, und erzielte alle seine Pläne. Zu dem Allen kam die Liebe einer schönen, geistreichen und tugendhaften Künstlerin, die er in kurzer Zeit als sein helbes Weib heimzuführen gedachte. Und als wollte das Glück nicht müde werden, seinen Liebling mit reichen Gaben zu überschütten, so fügte es zu dem Uebigen noch neue und gewichtige Gunstbezeugungen hinzu.

Raum waren einige Tage nach der ersten Aufführung des Prinz verstrichen, so beehrte sich der kaiserliche Theaterintendant, Fürst Lobkowitz, den Dichter fast immer in Wien zu treffen, indem er ihm jetzt von freien Stücken die Stelle eines Hof-Theaterdichters mit einem für die damaligen Verhältnisse ganz ansehnlichen Gehalte antrug. Körner nahm dies Anerbieten an, um so bald als

möglich selbstständig zu werden und die Unterstützung seiner Eltern, von der er noch zum Theil lebte, entbehren zu können. Würden auf diese Weise seine materiellen Ansprüche und Wünsche erfüllt, seine Zukunft gesichert, so versetzte ihn ein Brief von Goethe, den er in jener Zeit erhielt, in wahrhaftes Entzücken. Der deutsche Dichtersüß, ebenfalls ein Freund von Körner's Vater, besandete in seinem Schreiben die größte Anerkennung für das Talent des strebsamen Jünglings, dessen kleinere Aufsätze er mit Beifall auf der Weimarschen Bühne, die unter seiner Leitung stand, zur Auf- führung gebracht hatte. Der Meister ließ es dabei nicht an treff- lichen Rathschlägen für den hoffnungsvollen Schüler fehlen, den er zu sich einlud, um unter seinen Augen das Bildungswort zu voll- enden.

Mit dem Decrete seiner Anstellung als Hof-Theaterdichter und den ehrenvollen Zeilen Goeth's eilte Theodor zu der Geliebten, um sie an seiner Freude Theil nehmen zu lassen. In Toni's Nähe verweilenden ihm die Stunden wie Augenblicke, indem sich Beide mit jugendlicher Schwärmerei den labenden Bildern der Zukunft überließen.

„In wenigen Monaten," sagte er, sie sanft umschlingend, „wirst Du mein geliebtes Weib. Dann bauen wir uns in dem freundlichen Döblingen ein trantes Nest, umgeben von duftenden Blumen und rantendem Weinauf. Da will ich für Dich dichten und die schönsten Rollen schreiben. Du wirst meine Muse, meine Götin sein."

„Und ich werde für meinen Dichter sorgen und ihm das Leben so behaglich und angenehm machen, wie ich nur kann. Es soll Dir an nichts fehlen und selbst die „gebundenen Hände", die Du so gern ißt, bereitet Dir Deine Muse, welche über die Kunst nicht das Kochen verlernt hat, mit eigener Hand."

So scherzte das anmuthige Mädchen und machte den glück- lichen Dichter noch glücklicher durch ihre sonnig helle Heiterkeit und kindliche Naivität.

Als Körner nach längerem Verweilen in seine Wohnung zu- rückkehrte, fand er daselbst einen Adjutanten des Erzherzogs Karl von Oesterreich, des berühmtesten deutschen Feldherrn, der in seinen Kämpfen gegen Napoleon sich ewigen Ruhm erworben hatte. Der überraschte Dichter fragte den Officier nach der Ursache seines Be- suchs.

„Ich komme," sagte dieser, „im Auftrage des Erzherzogs, der Sie persönlich kennen zu lernen wünscht, nachdem er ihr herrliches Gedicht auf die Schlacht von Aspern gelesen und Ihren Bräutigam gesehen. Seine kaiserliche Heheit erwartet morgen um die zehnte Stunde Ihren Besuch, um Ihnen mündlich seine höchste Anerken- nung auszusprechen."

Mit einem achtungsvollen Grusse verabschiedete sich der Ad- jutant und ließ Theodor in seliger Verwirrung zurück. Der Held, den er am meisten verehrte, in dem er das Ideal eines deutschen Mannes erblickte, hatte an ihn gedacht und sich mit den Leistungen seiner Poesie beschäftigt. Jetzt sollte er den hohen Herrn aus des- sen ausdrücklichen Wunsch von Angesicht zu Angesicht sehen, ihn kennen lernen und ihm gegenüber seine Bewunderung aussprechen dürfen. — Wie schlug sein Herz, von gewaltigen Empfindungen bewegt, als er die Treppen des erzherzoglichen Palastes emporstieg. Derselbe Adjutant, der ihn vorher angesehnt, empfing ihn und führte ihn in das Adjutanzimmer, wo er ihn bat, einige Augenblicke zu verweilen. Die ganze Umgebung zeichnete sich durch würdevolle Einfachheit aus, fern von jedem Luxus und dem gewöhnlichen Prunk der Großen. An den Wänden hingen einige Portraits von berühmten Feldherrn aus früherer Zeit, wie Prinz Eugen und Laudon. Auf dem Schreibtische lagen mehrere Bücher und Land- Karten, in denen der Besucher so eben sturvt zu haben schien. Dies Alles deutete auf einen Fürsten hin, der die Vergleiche seiner hohen Geburt durch eigene Tugenden zu überstrahlen und nicht durch äußeren Glanz, sondern durch inneren Werth zu imponiren liebte. Während Theodor sich ähnlichen Betrachtungen mit jenem ehrfurcht- vollen Schauer überließ, den auch die Nähe jeder wahrhaft großen Natur einflößigen pflegt, öffnete sich die hohen Flügelthüren. Durch das Geräusch aufmerksam gemacht, wandte er sich um. Vor ihm stand ein Mann im kräftigsten Lebensalter den mehr unter- setzter als hoher Gestalt, die jedoch durch eine gewisse würdevolle und feste Haltung gehoben wurde. Sein kühnes Gesicht trug

die bekannten Züge des österreichischen Kaiserhauses, umflossen von einer unbewußten Majestät und gezeitet durch den Ausdruck einer geistigen Ueberlegenheit, welche sich, mit angebotener Weisheit gepaart, hinter die einsachen Formen seines Benehmens und einer wohlthuenden Herzlichkeit verbarg.

Er war das Bild eines echten Deutschen, bei dem eine fast unsichtbare Schale den trefflichen Kern umgab. Er wollte mehr sein als scheinen.

Nur in seinen Mienen, die bis in die Tiefe der Seele dran- gen, verrath sich das Genie. Seine Augen leuchteten halb im milden Glanze, halb in flammender Gluth. Das Betheueren der Schlachten indte dann und wann in diesen blauen Sternen.

Der Erzherzog warf einen prüfenden Blick auf die jugendliche, anmuthige Gestalt des Dichters, der sich tief verneigte. Mit wohl- wollenem Wackeln trat er auf ihn zu, seinen ehrfurchtsvollen Gruß erwidern.

„Ich habe Sie rufen lassen," sagte er freundlich, „um Ihnen meinen Dank zu bekunden. Nicht dem Dichter allein, sondern vor Allen bin ich dem deutschen Manne diese Anerkennung für die Ge- sinnung schuldig, welche Sie in Ihrem herrlichen Gedicht „Ans dem Schlachtfeld von Aspern" ausgesprochen haben."

„Ihre kaiserliche Heheit beschämte mich durch Ihre Güte. Ich fühle nun in diesen Augenblicke, daß mein Talent an der Größe meiner Aufgabe scheitern mußte. Das Wort des Sängers schwin- det vor der That des Delden."

„Sagen Sie lieber, vor den Thaten eines Volkes, das zu jedem Opfer stets sich bereitwillig gezeigt, wenn auch leider die von uns gestreute blutige Saat nicht immer die gewünschte Frucht ge- tragen hat. Doch wir haben unsere Pflicht gethan, unser Ehere gewahrt; das Uebrige liegt in Gottes Hand."

Müßig brach der Erzherzog diese schmerzlichen Ergießungen ab, indem er sich bemühte, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. Er lenkte die Unterhaltung auf das Gebiet der Literatur, deren neueste Erscheinungen und Fortschritte er mit überraschender Aufmerksamkeit verfolgt zu haben schien. Er sprach mit hoher An- erkennung von Goeth's mit Vergewisserung von den Dramen Schiller's, wobei er längere Zeit verweilte. Dann erging er sich mehr in all- gemeinen Betrachtungen über den Beruf des wahren Dichters, in- dem er vor allen Dingen den nationalen Standpunkt hervorhob.

„Sie haben," bemerkte er, „mit Ihrem „Bräutigam" einen höchst glücklichen Wurf gethan, weil die Wahl des Stoffes Ihnen die reichsten Anknüpfungspunkte an die Gegenwart bot, und die in Aller Herzen lebenden Sympathien dafür erweckte. Ich bin nicht der jezt allgemein verbreiteten und selbst von den geistreichsten Män- nern verheißenen Ansicht, daß die Kunst nur am ihrer selbst willen da sei. Sie darf sich nicht selbstgefällig isoliren, und über die schöne Form den Inhalt und ihre Beziehungen zu dem Leben und seinen Ansprüchen ausgeben. Wenn sie wirken und Segen bringen soll, so muß sie im Vaterlande und im Volke Wurzeln haben. Sonst bekommen wir eine Kunst- oder Stumpfsucht, die, auf die sonst- genannten Gebieten berechnet, dem eigentlichen Volke ewig fremd und ungenießbar bleibt. Gerade in einer Zeit, wie die gegenwär- tige, darf sich der Dichter nicht abschließen, er hat die schöne Auf- gabe, die Liebe zum Vaterlande zu erwecken, den gesunkenen Muth zu erheben —"

„Und wenn der Augenblick kommt," fiel Körner mit jugend- licher Schwärmerei ein, „die Veyer mit dem Schwerte zu vertauschen mit mit seinem Tode die Wahrheit seiner Vater zu befestigen."

„Von Ihnen glaube ich," entgegnete der Erzherzog, „daß Sie nicht bloße Phrasen bringen. Ich traue Ihnen zu, daß Sie eben so rath zu dem Schwerte greifen werden, wie zu der sanften Cithre, wenn das Vaterland Sie ruft."

„O, daß die Zeit schon da wäre!"

„Die Zeiten deuten auf große Ereignisse; in Spanien hat sich das Volk erhoben und kämpft mit wahrem Löwenmuth; der Brand von Mostau wirst seinen ersten Flammenstein fürdabar und erhaben in die Welt, wie das „Mene-Telme! von der Hand des Ewigen geschleitet. Die deutschen Herzen schlagen lauter, und wenn nicht Alles täuscht, so gehen wir einer gewaltigen Katastrophe, einem wahrhaften Befreiungskampfe entgegen."

(Fortsetzung folgt.)

## Das Jubelfest in Jena.

Ja, es ist viel Freude und Lust gewesen während des Jubiläums in dem alten Jena! Die schönen Tage sind vorüber, aber die Erinnerung wird Allen theuer und erquicklich bleiben bis an's Ende ihres Lebens. Nicht ein einziger Müßiggänger hat sich in die Erhebung und den Freisinn gemischt, nicht eine einzige Erklärung das heitere Leben getrübt, und ich behaupte verächtlich: nie ist ein schöneres Fest gefeiert worden, wie eins gelangener ausgefallen.

Es war ein freier, frischer und froher Geist, der die vielen Tausende besetzte, welche aus allen Himmelshöhen herbeigezogen waren. Von den Bergen winkten Raben ihren Gruß herab, und wie war das liebe Städtchen so prächtig geschmückt! Alle Ören der Bürger von Jena! Sie haben ihr Mögliches gethan. Die Häuser waren neu angestrichen, aus allen weichen Hähnen, die gleichsam einen Balдахin bildeten, bunt und farbig; hoch vom Stadthurme flatterte die riesige Flagge der Universität; schwarz-roth-golbne Banner, die Symbole der Burschenschaft, spielten zu Hunderten in Sonne und Wind, und neben ihnen die Fahnen der verschiedenen Corps und die Farben des weimarischen Landes. Auch das weiße Kreuz der Schwieger wies an manchen Stellen herab. Schon am Freitag (13. August) und noch mehr am Sonnabend, zogen in jeder Viertelstunde ganze Schaaren alter Jeneser ein, zum Theil auf Reitern; denn woher hätte die Post bedeuete Fuhrwerke für die Tausende nehmen sollen? Männer mit grauem Haar sangen das Fruchtsied, abwechselnd mit dem: Stofst an, Jena soll leben! und schwenkten die Hälte; sobald sie die Stadt erblickten, bemächigte sich ihrer eine heilige, heitere Stimmung; dann wurden die Straßen durchzogen, in denen frohe Menschen auf und ab wogten, und welche Erinnerungen tauchten auf! Man fand alte Fremde wieder; man erzeute sich einer Ueberzeugung nach der andern, und während man eben mit dem Einen den Austausch der Gefühle und der Gedanken begonnen hatte, kam schon ein Anderer, und so ging es fort bis spät ununterbrochen fort.

Jena kann stolz sein und kann Jene belächeln, von denen es bemerkt wird. Wie viele äußerten an jenen schönen Augusttagen: „Es ist doch ein wahres Lebensglück, daß wir gerade hier studirt haben.“ Diese Hochschule hat eine so eigenbüthige Stellung, wie kaum eine andere. Sie ist Landesuniversität für die thüringischen Herzogthümer, deren Fürsten ihre Pflege anvertraut worden ist, aber sie trägt noch mehr als irgend eine andere Universität einen allgemein deutschen Charakter. Sie ist lange ein wahres Seminarium gewesen, aus welchem andere Lehranstalten sich ihre großen Männer holten, die in Jena gebildet waren oder dort die ersten Spuren in der Wissenschaft verdienten; sie hat auch auf die Entwicklung des Studentenlebens einen größeren Einfluß gehabt, als irgend eine andere. Niemand darf ungestraft von seinen großen Traditionen abfallen, und Jena ist so glücklich, sich die feinsten zu bewahren. Es zeugt von Vorsehung, wenn die Anhänger des harten Buchstabens dieser Hochschule das Gepräge des theologischen Dogmatismus von Anno 1550 ausdrücken möchten, wenn sie jammern und schelten, daß Jena nicht eine Zeite jener Richtung geworden sei, welche die Wissenschaft an Formeln binden möchte, die vor dreihundert Jahren aufgestellt wurden und zu deren Sklaven sie den Geist im neunzehnten Jahrhundert machen möchten.

Zeit man in mehreren Staaten Hochschulen in den Hauptstädten gegründet hat, sind jene in den kleineren Ortschaften theilweise allerdings in den Hintergrund getreten. Während die Ersteren mit reichlichen Mitteln ausgestattet werden und wissenschaftliche Sammlungen von europäischer Bedeutung haben, ist der Aufwand für die kleineren nicht nach Erforderniß gestiegen worden. Universitäten wie Berlin und Wünden üben schon an sich eine große Anziehungskraft und entziehen den übrigen Tausende von Studenten. Selbst Heidelberg und Bonn bringen es nie zu mehr als etwa achtbundert Studenten, Göttingen hat kaum so viele, während die Zahl vor einem Jahrhundert die doppelte war; Leipzig und Tübingen halten sich Jahr aus Jahr ein auf derselben Höhe, weil dort die Landesfürsten alljährlich ihr regelmäßiges Contingent liefern. Auch ziehen gegenwärtig die technischen Wissenschaften und die polytechnischen Schulen viele Köpfe an, welche früher Universitäten besuchten. Es ist, solchen Verhältnissen gegenüber, geradezu

höflich, die Annahme der Frequenz auf der Universität Jena der freisinnigen Richtung ihrer theologischen Professoren schuld zu geben. Mit größerem Rechte könnte man sagen, daß Jena in unferen Tagen glänzender dastehen würde, wenn die thüringischen Staaten für dieses Kleinod mehr Geldmittel bemittelten, jährlich nur etwa 50,000 Thaler mehr, damit es möglich wäre, viele Männer der Wissenschaft ersten Ranges zu berufen und so zu besetzen, wie es an den großen Universitäten geschieht. Das ist aber nicht der Fall. Ein zweiter Uebelstand liegt vielleicht darin, daß man nicht in zu weitem Umfang den Brauch befolgt, Professorenstühle wieder als Professoren anzustellen. Gering sind dieselben tüchtige Männer, aber den Hochschulen thut es sehr gut, wenn recht viel Elemente aus der Ferne gewonnen werden; dadurch wird die Reibung und Regsamkeit der Geister befördert.

Toch genug davon; den Anlagen gegenüber, welche gewisse Leute gegen Jena erheben, waren obige Bemerkungen nicht überflüssig.

Die Weltbedeutung Jena's, als einer Universitas literarum, sprang Jetem auf den ersten Blick in's Auge, der die Straßen durchwanderte. Es war ein guter Gehante, die Häuser, in welchen einst bedeutende Männer gehohnt, mit Tafeln zu schmücken, auf welchen der Name und Jahreshöhlen verzeichnet stehen. Und welche Namen treten und entgegen? Kein London und Wien, kein Berlin oder Paris hat größere. Man sieht deutschen Stolz, wenn man auf diese Tafeln sieht. Es ist eine wahre Märchenstraße von Berühmtheiten aller Facultäten; vor Allen aber haben in Jena Männer gelebt, welche sich Specieus auf unsern Nation wickten, und denen sie es verdankt, daß sie an der Spitze der Culturwörter steht, daß sie Herrscherin im Reiche des Geistes ist. Kein Hauptstrome Götze und kein Formelgänger hätte Ruhm auf unser Deutschland gehöhrt; wer wüßte von solchen Bindendern etwas, wenn nicht ein Leistung sie unerblich gemacht hätte? Aber Männer, die ich nennen will, die auf den Tafeln in Jena verzeichnet stehen, die dort gelebt oder gelernt haben, die sind es, auf welche das Vaterland mit Stolz blickt; sie, die vollen frischen Geist ausströmten, der die Wissenschaft belebte, und eine unberechenbare Summe von Wohlthaten in's Leben brachte.

Da lese ich die Namen: C. M. Arndt, den Platoniker A. A., die Romantiker Clemens Brentano und Novalis, Silberlin, Tied und die Schlegel; Steffens, Hegel, Friede, Schelling, Reinhold, Tannemann und Herbart; Fries, Krause und Kung; den alten Klopstock; den Symboliker Kreuzer, Joh. Matthias Gesner, der in der Erklärung der Alten so correct war, Hase aus Paris, Tischbald, Eichborn, Gottfried Hermann, Götting, Heßig, Jakob, Ilgen, Pöbel, Schäß, Johann Heinrich Vogt, Ersk, Gruber und den unsterblichen Winkelmann. Ich lese die Namen des Dichters von Hagedorn, Friedrich Schiller's und von Knebel's; des alten Jahn's und Salzmann's; jenen von Luden und Troxler, von Lisow und Rufans, Pfeffel, Ranse und von Holtmann; ich lese auch jenen Grelmann's und der beiden Humboldt.

Und unter den Theologen finde ich Namen wie de Wetze, Panus, Reimarus, Augusti, Baumgarten-Crusius, Gakler, Griesbach, Credner und jenes Großmann, welcher den Oulso-Artel-Berein gestiftet; die Juristen können sich Thibaut's, Feuerbach's, Savigny's und Juhns Meier's rühmen; während die Reihe der Naturforscher und Ärzte nicht minder Namen ersten Ranges in Menge zählt. Der wunderliche Heilmüller Beieris und Blumenbach, Döbereiner und Froiter, Bass und Pichlerlein, Feinly und Dien, Dufeland und Langenbeck, Pöder und Pfaff, Rees von Glend und Rudolphi, der Biolog Treviranus und Siebold, — sie alle gehörten Jena an. Solche Früchte hat Jena getragen unter der Dhuft seiner Erhalter, und es wird trotz geringerer Studentenzahl seine Bedeutung für das germanische Deutschland behalten, so lange es seinem eignen guten Geiste treu bleibt. Ich habe die Toten genannt; auch unter den Lebendigen und rüstig in der Gegenwart Arbeitenden kann es mehr als einen Lehrer und viele Männer, welche in Jena ihre Bildung erhalten haben, andern

größeren Hochschulen dreist zur Seite stellen. Und deshalb sage ich mit dem alten Buchfichthe: *Provani osorati!*

Der Zug am Sonntag Morgen war statlich und wurde durch den Regen, welcher zwei Stunden lang fiel, nicht gestört. Großes Interesse erregten die berühmten Männer, welche als Abgeordnete anderer Hochschulen gekommen waren, den großen Zug zu verberlichen. Wenn keine deutsche Universität einen namhaften Theologen der Förmelrichtung, sogen. Orthodoxen, zum Gruß und Glückwunsch geschickt hätte, so würde ein solcher Mangel höchst freudig verschmerzt; was solche Theologen unterlassen hatten, geschah von Paris und Petersburg, Tiflis in Georgien und Straßburg, von Schwetzerin und Ungarn. Sie alle waren willkommen und herzlich froh dem Geiste, wie er in Jena stets gekostet und sich heiliglich stets erhalten wird. Die Festpredigt des Kirchenraths Schwarz; war Jena's würdig; kräftig und mild, anregend und einbringlich; sie wirkte wesentlich auch dadurch, daß sie nicht, was höchst unpassend gewesen wäre, dogmatische oder theologisch eifernde, während sie doch, nun mit Luther zu sprechen, den Anleitern der Universität und ihres Geistes „auf's Maul schlug.“ Es wird wohl getrossen haben. Die Freiheit ist getruht, und drei starke Auslagen wurden in zwei Tagen vergriffen.

Ueber das Festmahl, die Ernennung der Ehrendoctoren, unter welchen vielleicht einige Spruz ist, und die amtlichen Vorgänge überhaupt werden wohl die Zeitungen ausführlich berichten, und ich brauche derselben nicht zu erwähnen. Mir kommt es darauf an, einige Festereignisse zu liefern. Ein Vater wurde in Jena zu Genscheidern eine große Menge Stoff gefunden haben. So zum Beispiel war das ganze Treiben der Studenten höchst maleficis. Sie zogen auf mit Maskenballen und Fäbnen, die Schläger bligten, und die Geschäfte sahen so fisch und munter darin, daß man seine rechte Freude daran hatte. Alle Verbindungen hatten neue Fäbnen erhalten, die an jenem Tage eingeholt wurden; auch die Bürgerhäuser und die Umzungen und Schulhäuser sollten nicht in dem Zug, welcher dann die große Kirche füllte.

Eben am Sonnabend haben viele alte Freunde sich in Jammereingunden und gingen in Gruppen, Arm in Arm. Viele hatten ihre Verbindungsbänder und farbige Hüte mitgebracht, die sie vor Jahrzehnten getragen, und das ganze Treiben in Jena hatte etwas ungemein Farbiges, Punctes, Anmutendes. Die Fäbner war, mit Ausnahme einer zweifelhafte Unterbrechung am Sonntag Morgen, von heiterm Himmel begünstigt, der gewiß seine Freude an dem muntern, frischen Treiben gehabt hat. Bradteler wirkten die Feuer, welche am Sonnabend Abend auf allen Bergen emporleuchteten, in's Thal hinablenketeten, und sich in der Saale widerspiegelten. In der großen Festhalle im Paradiese saßen frohe Menschen bis spät in die Nacht beisammen, während zugleich alle Gäßchen gefüllt waren, und die verschiedenen Verbindungen ihre Gemerthe hielten. Dabei will ich eine Bemerkung nicht unterdrücken. Während meines vorläufigen Aufenthaltes in Jena habe ich auch nicht einigen einzigen lärmenden Menschen gesehen, nicht gesehen oder gehört, daß irgend eine Irrung oder ein Janz vorgekommen sei. Das Benehmen Aller, der Studenten wie der herbeigekommenen Landleute, der Bürger wie der Fremden, war in der That musterhaft und in hohem Grade preiswürdig: der Großherzog von Weimar, welcher dem feste seine lebhafteste Theilnahme schenkte, muß auch an einem so anfänglichen Benehmen Aller seine Freude gehabt haben; überall wurde der „Matritur“ nicht nur, wie sich von selbst versteht, mit Hochachtung begrüßt, sondern ihm tönnte auch überall freudiger Jubel entgegen. Er ist in der That ein Schwärmer von Jena.

Das Standbild seines Ahnherrn, Johann Friedrich's des Großfürstlichen, Dichters des fernigen, von allem Dogmatismus freien „Kurfürstlichen“, prangt statlich auf dem Marktplatz, und wurde in Uegenwart des Großherzogs enthüllt. Die Weidreie war zu lang, was bei dergleichen Gelegenheiten, wie überall, ein Fehler ist; aber am Ende sank die Umhüllung, und da stand, in schimmerndem Erze, kräftig und mächtig, der alte Rede, welcher so viel schwere Tage erduldet, aber doch mannhaft geblieben, er, der Gründer der Jenaischen Universität. Die Arbeit des Berliner Bildhauers Drake ist in der That ein Meisterwerk, und macht der Sculptur Ehre; die maleficis Tracht war geschäftlich gezogen, und ist zugleich steif und monumental. Aber allgemein war der Gifernd, daß das Bestament für ein solches Standbild viel zu wenig sei.

Ein Fädelzug sollte natürlich nicht; und das Gaudium

hang voll in die Rüste. Die meisten ehemaligen Jenenser schlossen sich gruppenweise den Verbindungen an, zu welchen sie einst gehört, und waren bei diesen willkommen. Von den Corps sind manche eingegangen; die alten Teutonen mit schwarz-roth-gold-grün, die Genstantisten, Bantalen und Westfalen verschwunden, waren aber an den Festtagen wieder durch Einzeln vertreten. Es hatte für sie etwas Behnütziges, wenn sie so in einem kleinen Hüflein beisammen saßen und sich der alten Zeit erinnerten. Ich sah jedoch oder sieben alte Teutonen aus den zwanziger Jahren, unter welchen, ich wußte es im Voraus, der tapfere, schon früher den mit erwählte „Kups“ nicht fehlen würde. Der Treffliche war in positiver Stimmung, er blühte in's Paradies und träumte vor sich hin, bis ihm dann jener Weimaraner, der ihm der vierunddreißig Jahren den rechten Arm gelähmt, entgegentrat. Sie umarmten sich und — tranken einmal.

Ich ließ die officiellen Festlichkeiten möglichst bei Seite; mir lag daran, Gemüthsbeindrücke aufzunehmen, und zu sehen und zu hören, wie die heutige akademische Jugend denkt und fühlt. Ich mischte mich in die Gesellschaft aller verschiedenen Verbindungen. Es ist ein heiterer, frischer Muth unter diesen Studenten, sowohl unter jenen der Corps, als unter den Buchfichtheuten. Jena zählt drei Corps: Sachsen, Thüringen und Francken, und drei Buchfichtheuten: Teutonen, Germanen und Leute vom Burgfeller. Alle hatten ihre „Ameisen“ reichlich herausgerengt, wie denn überhaupt Jena so grün anseht, als sei der ganze Birnamwald in dasselbe eingedrückt.

Der Burgfeller ist nicht mehr er selbst, und ich habe ihn mit Behnützung betrachtet. Zwar die Treppentufen sind noch so schlecht, wie vor dreißig Jahren, aber wo sind die alten Säulen im untern Zimmer geblieben, wie die angerückten Wände, welche Anspruch darauf machten, einmal weiß gewesen zu sein? Sie sind hin; man sieht tapetartig überpinselte Mauern, braun lackirte Tische, Bilder an den Wänden, der fersehe Tisch und der Trompetentisch haben ihren Klang gehalten; — es behagte mir nicht mehr, der Trunt, den ich nahm, schmerte mich nicht. Dort unten hauen die Burgfelleraner, Leute mit roten Hüten; sie bilden unter den buchfichtheutlichen Parteien den linken Flügel, sind Männer des Progresses und verwerfen das Duell völlig; sie sind grundsätzliche Gegner desselben. Damit haben sie die reine Vernunft auf ihrer Seite; da sich aber im Ramm oftmals die Sachen sehr hart aneinander stoßen, und das Abstracte schwer zur Geltung gelangt, so haben diese Männer des Progresses den anderen Studenten gegenüber eine schiefe Stellung, und stehen außerhalb des allgemeinen Verbantes. Die oberen Räume des Burgfellers sind im Besitze der neuen Germanen, die, so viel ich erfahren habe, das Duell nicht unbedingt verwerfen, aber den Corps keine Satisfaction geben. Sie scheinen eine Art von buchfichtheutlichem Centrum zu bilden, und hatten sich während des Festes mit den Teuten, die im Erdgeschosse des Burgfellers hauen, in bedingter Weise vereinigt. Ich ging mit einigen alten Freunden Abends auf ihren Saal, und wir kamen gerade recht, um eine interessante Mittheilung zu hören. Ein alter, noch sehr statlicher und rüstiger Wülpener Jäger, Prediger Hermann Medlenburg, erob sich und erzählte, wie die Buchfichtheut gestiftet werden sei:

Unter den Studenten Jena's herrschte, gegenüber der Napoleonischen Schmach, ein patriotischer Ingrimm. Ein Theil von ihnen beschloß, die Waffen zu ergreifen und für das Vaterland zu kämpfen. Sie versuchten bei Nacht und Nebel die Stadt, gelangten unter mancherlei Gefahren über die Elbe und errichteten Brecklau. „Dort wählte,“ so sprach Pastor Horn, „mein geistiger Mann, als König Friedrich Wilhelm der Dritte von Preußen, für uns die Farben schwarz, roth, gold, als Sinnbild der vaterländischen Sache; das ist der Ursprung dieser herrlichen Farben; ein König hat sie gewählt, und wer Luth sagt, daß sie einen revolutionären Ursprung haben, der lägt; ich sage, er lägt!“

Dann schloß er ergreift, wie nach erstem Siege und nach Befreiung des Vaterlandes von fremdem Joch die Jugend sich zur Buchfichtheut vereint habe. Die alten Vätermannschaften seien ein Abbild der Jerrischen Deutschlands gewesen, durch Jerrischenheit sei das letzte eine Leute der Fremden gewesen; aber die Jugend habe, so viel an ihr gewesen, dazu helfen wollen, daß eine solche Schmach nicht wiederkehre. Oberr Vier seien zusammengetreten und hätten auf der Türe, dem bekannten Gasthaus an der Saalbrücke, die Verfassungsurkunde der Buchfichtheut entworfen. Pastor Horn

fügte die Namen derrer hinzu, von welchen die einzelnen Abschnitte verfaßt worden seien.

Zeitdem sind mehr als vierzig Jahre verlossen und in Jena haben sich durch alle Wechselfälle hindurch Burschenschaften erhalten. Sie sind ein Spiegelbild der verschiedenen Bestrebungen in der deutschen Jugend. Es ist leblich, daß ihre Angehörigen sich in vaterländischem Sinne ausbildeten, sobald sie alle Ausschreitungen vermeiden. Es schadet nicht, wenn manchmal der Becher überschäumt, dagegen hatte selbst König Wilhlm II. von Spanien nichts einzuwenden; aber in's Staatliche Leben einzugreifen, ist niemals Kern der Jugend, der die Erfahrung mangelt. Diesen Satz sprach auf dem Commerc der Teutonen einer ihrer Sprecher, ein Hannoveraner, sehr klar aus und bezeichnete die Grenze, innerhalb welcher die deutsche Jugend sich zu halten habe. Diese Teutonen bilden den rechten Flügel unter den Jena'schen Burschenschaftlern; sie pausen mit den Corps. An diesen rüstigen, frischen Leuten hatten wir Keitonen unter wahrer Freundschaft; der Keitoner, welcher ihren Commerc eröffnete, ein Braunschwelger, ein noch junger Mann, hielt eine prächtige Rede, in welcher Weisheit und Schwung mit großer Klarheit des Gedankens vereinigt waren. In Bezug auf den letzten Punkt scheinen diese Teutonen die Dinge richtiger zu treffen, als die Studenten vor zwanzig und dreißig Jahren; man sieht, daß die Erfahrungen, welche die Zeit gebracht, doch Früchte getragen haben. Der Patriotismus zog sich durch die Reden aller dieser jungen Leute, es war aber nichts Aufgepufftes darin, sondern Alles schlichte Natur, und politisch wurde gar nicht. Das muß man zu Vergebung dienen, welche besetzt hatten, die Jubelfeier möchte für politische Demonstrationen zum Verwande geworden werden.

Selbst die alte Wartburgsöhne gab zu vergleichen keinen Anlaß. Dieses Palladium der Burschenschaft war lange Zeit verloren und in guter Döhnt, nur Wenigen kam sie zu Gesicht. Nachher brachte man sie in die Schweiz, wo Professor Reinhold Schmidt in Bern sie lange treu verwahrt hat. Jetzt ist sie wieder in Deutschland, und gewiß hätte das Jubelfest eine passende Gelegenheit dargeboten, sie wieder an's Tageslicht zu bringen und an irgend einer Stätte, als geschichtliche Merkwürdigkeit, für immer niederzulegen. Die Tausende von anwesenden Burschenschaftlern würden sie ohne Zweifel mit ungeheurem Intereß begrüßt haben, aber das wäre sicherlich die ganze „Demonstration“ gewesen. Auch eine solche ist geistlichlich vermieiden worden. Reinhold Schmidt war in Jena, er setzte die Lage der Dinge aneinander, und wenn auch seine Art und Weise, in welcher er die „Wiederherausgabe der Fahne für jetzt“ motivirte, nur Wenigen gefiel und sein Ton nicht behagte, so beruhigten sich doch Alle, weil sie begriffen, daß an den hohen Freudenfesten der geliebten alma mater auch nicht der entfernteste Anlaß zu Verdächtigungen gegeben werden dürfe, denn doch Gegner und Feinde, kirchliche wie weltliche, auf der Lauer lagen, um wo möglich Steine auf Jena zu werfen, das war Allen wohlbekannt. Die alte romantische Fahne wird indessen bald zum Besehen kommen und man sollte dieser jedenfalls geschichtlich gewordenen Merkwürdigkeit einen Platz auf der Wartburg, neben anderen Merkwürdigkeiten, gönnen.

Das patriotische Gefühl machte sich bei mehr als einer Veranlassung unwillkürlich Luft. Die Teutonen saßen am Montag Morgen in der Sonne am Markte. Da trat ein alter Herr unter sie, der die Nichtig längst zurückgelegt hatte. Man bot ihm einen Trunk, kam mit ihm in's Gespräch und sah an seinem Hute die Jahresziffer 1789 bis 1792. Damals hatte er in Jena studirt; er hatte zu Friedrich Schiller's Füßen gesessen, als dieser seine Collegia mit dem berühmten Vertrage über das Studium der Universalgeschichte eröffnete. Er erzählte von jenem Tage, und die Teutonen brachten Schiller und dem alten Burschen ein Hoch. Dieser erzählte aber mehr. Er war bis vor wenigen Jahren ein treuer Hirt einer deutschen Gemeinde in Schwelm gewesen, dann aber hatten die Dänen ihn abgesetzt, weil er treu am Deutschthum hält. Seitdem lebt der fast neunzigjährige Greis in der Verbannung.

„So geht Ihr mich, liebe Jugend; ich bin ein alter Mann und werde bald meinem Gotte Burschenschaft zu geben haben. Aber ich habe gefehlt als ein guter Deutscher und will als ein solcher sterben. Adut Ihr desgleichen.“

Es versteht sich, daß „Schleswig-Holstein meermuschlungen“ angeknüpft wurde. Am Nachmittage ereignete sich aber noch eine andere Episode, die nicht minder ergreifend war. Die Teutonen

und mit ihnen Hunderte von Gästen waren nach Biegenbain hinausgezogen. Auch der „Reichshaushalt“, der alte Herr von Zerzog (auch Regensburg, bekannt vom Frankfurter Reichstage), der 1818 in Jena studirt, manche andere alte Reichstagsmitglieber und Notabilitäten der Wissenschaft waren zugegen; auch Jakob Benedey war da. Es wurden beider Neben gehalten und vaterländische Lieder gesungen, während die Rämchen in der Runde gingen. Da trat in Folge einer zufälligen Anregung ein alter Burschenschaftler aus Schleswig-Holstein auf, dessen Sohn vor zwölf Jahren Mitglied der Denker's Teutonia gewesen. Dieser Mann sprach ergreifende Worte. Er rief:

„Ich sehe Euch hier in den Farben, die ich vor langer Zeit getragen und die auch meinen ältesten Sohn geschmückt. Er hat Euch angehört, aber er kann heute nicht unter Euch sein. Ich habe zwei Söhne in den heiligen Krieg geschickt, den mich Schleswig-Holsteiner für die deutsche Sache geliebt, und er, der Euer Bruder war, ist gefallen und hat seine Tene für Deutschland mit seinem jungen Blute besetzt. Glaubt nicht, daß ich als Vater über ihn trauerer; er that nur seine Pflicht, er that nur, was das Vaterland von ihm verlangen konnte. Er ging wohlgemuth in den Kampf, ich hoffe, ich erwarte, ich fordere, daß Ihr Alle, seine Verbindungsbrüder, desgleichen thun würdet, wie ich denn das von jedem jungen Manne in Deutschland verlange. Ich habe noch einen Sohn, er ist mein einziger. Aber ich sage Euch, wenn das Vaterland ruft, dann geht er zum zweiten Male in den Kampf, und er wird seine Schuldigkeit thun. Und auch ich werde sie thun, das glaubt mir.“

Man sah es dem Manne an, daß es ihm heiliger Ernst war, und seine wahrhaft spartanische Rede ähete eine ungeheure Wirkung. „Ja, dieses Schleswig-Holsteiner ist die trennende Wunde; man wird ingrimmig, wenn man davon nur hört,“ rief ein Student, nachdem die Stille, welche den obigen Worten folgte, wieder verschunden war.

Mehr als einmal zeigte sich in Jena, wie zuweilen das Eckerliche dem Erhabenen nach dem Maße folgt. Als Pastor Horn seine oben erwähnte Schilderung über das Entstehen der Burschenschaften beendet hatte, trat ein Mann seltsamer Art an den Tisch. Ich mußte ihn schon gesehen haben, seine Züge schwebten mir vor. Wichtig; vor dreißig Jahren war der Mann häufig in der Bierrepublik Biegenbain gewesen; damals zählte er schon zehn Semester, jetzt lebt er noch immer in Jena mit den Studenten und unter ihnen. Da stand er lebhaftig, dieser Demetrius, weilard Ceres genannt, aber seit drei Jahrzehnten allen Jena'sern als „Biclatte“ oder „die alte Patte“ bekannt. Er hat den Rufnamen nie verfallen, will in ihm sterben, wie er sagt: „als Stubente.“ Er trat vor, erfüllt von jähem Eiferstimm. Die Germanen, welche ihn damit haben, hatten ihm zum Jubiläum eine neue Mütze geschenkt, in welcher er prangte, in der linken Hand hielt er eine neuaugemalte Patte, in der rechten einen Krug. Er wollte reden, aber die Stimme versagte ihm den Dienst, und der Zuru: „Patte, fall ab,“ verscheuchte ihn. Selbster alter Originale gibt es in Jena noch einige; doch ist die berühmte „Puppe“, welche seit 1823 inscribirt war, vor einigen Jahren gestorben. Die „Patte“ hat zur Jubiläumfeier Gedichte drucken lassen.

Auf das erheiternde Intermezzo folg' ein widerwärtiges. Ein Mann, den ich als frischen, liebenswürdigen Studenten gekannt und den ich herzlich lieb gehabt hatte, ist Professor an einem Gymnasium geworden und noch heute ein kernhafter Mensch. Aber die moderne theologische Richtung hat ihn gepackt und er kenne die Commercieren der Studenten, um ihnen eine Predigt zu halten. Sie müßten lernen „die Kniee beugen“, sonst sei es gar nichts mit ihren vaterländischen Bestrebungen. Dann redete er viel vom wahren und rechten Glauben darüber stand sie Alle in Streit, da dem Einen nicht wahr und nicht recht erscheint, was der Andere dafür hält, den er einst in Jena nicht gekannt habe. Dann klagte er die Lehrer an, jene Lehrer, die ihn doch einst so große Freundschaft und Güte erwiesen. Ein neben mir stehender Germane war aber solchen Unbath und solche Verbittheit empfindend und meinte, wenn der „rechte“ Glaube solche Früchte bringe, so möge der selbe Gott ihn davon bewahren.

Jakob Benedey, der christliche Mensch, war, wie gesagt, auch in Jena; er sprach bei den Teutonen, sie möchten sich mit den Germanen und den Leuten vom Durgeller vereinigen, und meinte es gut. Küßig besahen, schabete es gar nichts, daß die Burschenschaft

sich in mehrere Theile getrennt hat; in der deutschen Jugend sind einmal Gegenstände und sie werden lebend. Regen verschiedene Richtungen ihren Weg für sich gehen; sobald sie in einer Verbindung aufeinander prallen, werden doch wieder Trennungen stattfinden müssen; das liegt in der Natur der Sache. Fast sie also nebeneinander gehen; aber zu wünschen wäre allerdings, daß sie in freundschaftlicher Weise geschähe. Aber dazwischen macht dann alle Mal die leidige Duellfrage einen Strich.

Da ich in den früheren Mittheilungen mancher alten Bekannten erwähnt habe, so will ich bemerken, daß ich in Jena nicht selten; namentlich waren die Meisenburger stark vertreten, aber Stülpnagel, der alte wadere und heitere Mensch, hatte die schönen Veden nicht mehr; der „kleine Jahn“ trag einen runden Hut und der „lange Jpe“ war zum Kofek geworden. Der alteutsche Gelehrte aber, welchem er einst seinen Confirmationssrad zum Promovieren überreicht und der aus der Schweiz gekommen war, sah noch immer aus wie ein Burggraf und steinerner Gafel. Es hat dem Herzen wohl, so viele alte Freunde so frisch und in guten Verhältnissen wieder zu sehen.

## Die Wassernoth in Sachsen.

II. S o i d a u .

Verüber sind die Tage des Scheidens, der Vermählung, der Gefahr. Der Geist, für den Augenblick fast erdrückt von der Großartigkeit und Gewalt der in rascher Folge an ihm vorbeiziehenden Erscheinungen, hat sich wieder sammeln können, läßt Bild für Bild von dem Geschehenen und Erlebten an dem Spiegel der Erinnerung vorüberziehen, durchläßt gleichsam das Einzelne noch einmal, aber ruhiger und bewusster, und webt nach und nach ein großes Gesamtbild zusammen, dessen Umriffe in scharfer Zeichnung für alle Zeit in seiner Erinnerung eingegraben bleiben werden.

Freilich wäre es ein vergebliches Bemühen, wenn wir diesem Bilde durch das Wort entsprechenden Ausdruck geben wollten: die greifartigen Ereignisse sind immer am wenigsten geeignet, sich treu in den eugen Rahmen des Wortes fassen zu lassen; — aber doch gelingt es uns vielleicht, auch in denen eine mehr oder minder deutliche Vorstellung von der Macht der entsetzlichen Naturkraft hervorzuheben, welche sie bis jetzt nur in ihrem fieselsamen Zustande haben.

Ein schon lange anhaltender, aber das ganze Muldengebiet verbreiteter Regen hatte sich in der Nacht vom 30. zum 31. Juli so gesteigert, daß der Muldenstrom bei dem Grauen des Tages, schaumigrothes Wasser führend, in vollen Ufern brausend, an Zwidau vorbeischießend, und daß der Mühlgraben, nicht im Stande, die Wassermafse des in ihn mündenden hoch angeschwollenen Planiger Baches zu fassen, anfang, den unteren Theil der Felsweise und den Turnplatz zu überfluthen. Auch die Mulde selbst wuchs aufsehens, trat aus und vereinigte ihre Wasser mit denen des Mühlgrabens zu einem den Aßch, die Lindenstraße und den Silberhof unter Wasser setzenden Strom. Vermitts 8 Uhr stand das Wasser schon 4 Zoll höher, als bei dem Sommerhochwasser im vorigen Jahr, welches für das höchste galt, das seit 1830 vorgekommen war. Und der Regen ergießt sich weiter; auf der Mulde treiben schon Bretter, Stämme und Brüdentrümmer, und beendlich fragt Einer den Andern, was das zu werden solle. Doch hat noch Niemand eine klare Vorstellung von der drohenden Gefahr, und die Menschen glauben noch, sie könnten ihre Werke vor dem weiter und weiter bringenden Feinde bewahren.

Um elf Uhr Vormittags ist von dem Wassermesser an der Bierbrücke, welcher bei mittlerem Wasserstande noch  $5\frac{1}{2}$  Ellen über dem Spiegel emporsteht, kaum noch eine Elle zu sehen und unterhalb der Brücke ergießen sich die Fluthen rechts und links in mächtigen Strömen über die Ufer, setzen den größeren Theil der Leipziger Vorstadt unter Wasser und verwandeln die kreite Aue, so weit das Auge reicht, in einen lebenden und brausenden See.

Aber auch der inneren Stadt ist ihre Stunde gekommen. Vom Silberhofe her schlängeln sich kleine Bäche der Mühlgräbe zu, frech begrünt von der Schaar der Kinder, die sich, nicht ahnend, für welche Ereignisse wohl diese aufsehndig spielenden Wellen die Vorbeten sein könnten, mit lärmender Lust darin umherreiben; aber mit erster Wiene und unter Kopfschütteln betrachtet von den Män-

Am Graben in Jena liegt ein Haus, von welchem ein Schweizer Graben herabwölgt. Es ist die bekannte Mäderei, die seit einem Jahrhundert windstief steht. Als im Jahre 1784 ein tüchtiger Rathsherr seinen Sohn nach Jena schickte, gab er ihm die Warnung mit, ja nicht in die Mäderei zu gehen, denn sie könte jeden Augenblick einfliegen. Der Sohn gab viele Jahre später seinem Sohne dieselbe Warnung, aber dieser zog in die Mäderei gleich seinem Vater und Greßvater, und auch der Urenkel hat dasselbe Zimmer bezogen. Windstief ist die Mäderei freilich, aber sie ist neu aufgeputzt und sieht schmad aus, kann auch reichlich noch ein Jahrhundert stehen.

Und nun will ich von Jena scheiden. Das Jest hat die Erwartungen Aller nicht nur erfüllt, sondern sie bei Weitem übertraffen. Ein froher, trefflicher, frischer Geist belebte das Ganze, und die Erinnerung an die herrlichen Tage des Jubiläums dieser Hochschule wird für die, welche zugegen waren, eine der schönsten Lebenserinnerungen bleiben.

Wäge Jena sich selber trenn bleiben!

nen, welche mit möglichster Eile die Kellerlöcher verschließen und die Thüren verrammen. Dazu läßt der strömende Regen weiteres Steigen befürchten und die Befürchtung wird durch topographische Nachrichten aus dem Obergebirge zur Gewissheit.

Man geminnt nun endlich eine klarere Vorstellung von der Gefahr; der Gedanke, daß das Wasser, welches die Menschen schon in ihren Wohnungen aufsticht, diesen wohl auch an das Leben gehen könte, gewinnt Raum. Darum ordnet der Stadtrath an, daß die Röhre vom großen Teiche hereingeschafft und an die verdorrten, am meisten bedrohten Punkte der Stadt verteilt werden. Zugleich wird die Erbauung von Pfählen kräftig in Angriff genommen. Freilich erfordern diese Geschäfte erhebliche Zeit, und inzwischen wächst das Wasser so weit, daß der Meßer an der Bierbrücke ganz unter der Fluth verschwunden ist.

Um drei Uhr Nachmittags erdet sich der ganze Vorrath von Fleißholz von seinem Lager; in ruhiger Majestät und in geordneten Rügen legen sich, gleichsam einem getreuen Besetze folgend, 3000 Klößern Holz in Bewegung; aber bald werden die Strögen durch Anstoßen an Bäume oder Bäume umgeworfen und ein wildes Chaos von Holz bringt schend und wirbelnd mit unumkehrlicher Gewalt durch die Gärten am linken Muldenufer, um sich von da in kleineren oder größeren Abtheilungen weithin über das Land zu verbreiten. Auf dem Hauptstrome der Mulde treiben in fast ununterbrochener Folge Hausgeräthe aller Art, Trümmer von Häusern, Brücken, Mäulen und Wehren, mächtige Stämme und Bäume mit Kronen und Wurzeln. Die Ueberbrückung des Kuchens, aus gemauerten, zusammengebräuteten Balken bestehend, weicht von ihrem Lager, zerbricht sich in Stücke und fällt schwebend und tanzen wie spielende Fische über die Wogen hin, und Häner, dem commonialischen Fischguppen entstritten, häpfen in langer Reihe von Welle zu Welle.

Um sechs Uhr ist der größte Theil der Stadt unter Wasser gefegt; mächtige Ströme dringen von verschiedenen Seiten in die Straßen, füllen die Keller und zwingen die Bewohner von Parterrestufen, ihre Habe dem Wasser zu überlassen und in die Oberstufen zu flüchten. An der Fleischerpforte stürzt das erste Haus zusammen und sendet seine Trümmer mit trauriger Warnung an das Geschick, welches noch vielen Gebäuden bevorsteht, durch die Straßen. Nur noch das einzige Schneebegerer Ther ist vom Wasser frei und Taufende von Menschen sind in ihrer oder Arenter Wohnungen abgepreßt und sehen mit Grausen, wie sich die Fluthen mit jeder Stunde neuen Raum verschaffen.

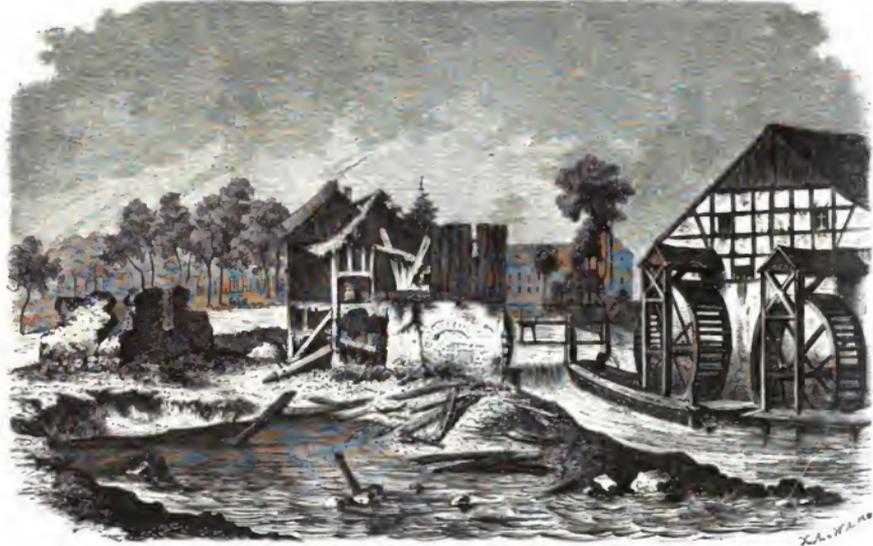
Nun galt es, die Röhre mit müthigen und geschickten Männern zu befestigen, hinaufzufahren in die triebenden Fluthen und den Menschen die helfende Hand zu reichen oder wenigstens anzubieten. Nur Wenige aber konnten sich schon am Sonnabend entschließen, ihre Wohnungen zu verlassen; von Stunde zu Stunde hoßten Alle, daß der Regen nachlassen und das Wasser wieder zurückgehen werde. So kam es, daß ein Kahn, welcher von der Treppenmühle

ans am Sonnabend drei maßvolle Fahrten nach dem Aß und der Lindenstraße ausfuhrte, nur acht Menschen nebst einigen Hundstieren und Habseligkeiten an das Land bringen konnte. Es war aber der Kahn so groß, daß er ohne Ueberfüllung außer den sechs Schiffern noch fünfzehn Mann aufzunehmen vermochte. So große Kähne wurden gewöhlt, weil es sich schon bei den ersten Versuchen zeigte, daß die kleinen Feinstwege im Stande waren, dem Anbrange der Fluthen nur einigermaßen zu widerstehen. Ebenso waren die meisten Kähne, weil sie wegen ihres zu geringen Umfangs zu wenig tauchen, nicht zu gebrauchen.

Mit dem Anbruche der Nacht mußten die Fahrten in das Freie ganz eingestellt werden, denn sie hätten bei einem Terrain, das allenthalben durch Büsche und andere Hindernisse durchzogen war und die Kähne bald vorn oder hinten, bald rechts oder links der heftigsten Strömung aussetzte, nur zum Verderben führen können. In den Straßen der innern Stadt aber, in welchen das Wasser weniger strömte, fuhrten die ganze Nacht Kähne auf und

in des Nachbarn festem Hause einen sicherern Ansehalt gewonnen haben. Andere drehen, wenn ihr Haas dem Einsturz droht, durch den Sichel des Nachbarn, müssen sich aber, weil auch hier ihres Bleibens nicht ist, mit den Nachbarn vereint gewaltsam weiter den Weg von einem Hause zum andern bahnen, bis ein festes und sicheres erreicht ist. Auf diese Weise erhielt der Stadtfürster Richter in der Leipziger Vorstadt 64 Kähne, deren er in seinen beiden Stuben nicht nur nothdürftiges Lager, sondern auch, so weit seine Vorräthe reichten, Erquickung durch Speise und Trank angetheilen ließ.

Einer nahm den Andern gern und willig auf, theilte mit, so viel und so lange er etwas hatte. Man hat nicht gehört, daß ein Hülfesuchender da, wo überhaupt Hülfen noch möglich war, zurückgewiesen oder verabwimmelt worden wäre. Goldne Zeiten mieden die Herzen weit und groß; die kleinlichen Rücksichten fielen und die gewöhnlichen Verhältnisse des Lebens sind nicht mehr maßgebend; der Mensch wird Mensch und erkennt in jedem Andern ein gleichberechtigtes Wesen; selbst Feinde reichten sich, wenn sie ihr



Die Ermühle bei Zwickau nach der Wasserfluth.

ab; wenn auch nur wenig Hülfesuchende bei der Finsterniß der Nacht ihre Personen denselben anvertrauen mochten und die Reisten es vorzogen, ihr Leben bei drohender Gefahr auf andere Weise in Sicherheit zu bringen.

Aber die schrecklichsten Stunden waren nun mit der Nacht herangekommen, schrecklich nicht nur für die vom Wasser umgebenen, sondern theils auch für die der Gefahr noch nicht Ausgesetzten. Die Fluth nahm immer tieferere Verhältnisse an, das Gefühl der Hülflosigkeit wurde von der Finsterniß verstärkt und das Toben und Brüllen des Wassers brachte die Gefahr in vergrößertem Maße vor die geängstigten Gemüther.

Wohl saßen die Glieder der Familie in der Stube umher; da wankt der Boden unter den Füßen und die Wäner, worauf er ruht, sinkt, erweicht vom Alles durchdringenden Wasser, in sich zusammen. Der Vater und die Mutter ergreifen entsetzt die schreienden Kinder und Stieben in ein anderes Zimmer; auch hier dieselbe Gefahr. Sie rufen nach Hülfen, aber diese zu erwarten, ist nicht Zeit. Es bleibt ihnen nichts übrig, sie nehmen die Kinder auf den Rücken und den Arm, steigen hinunter in die kalte Fluth, waten bis unter die Arme im Wasser über den Kopf, erzwingen sich mühselig über Bäume und Gärten den Weg und kämpfen, bis sie

Weg zusammen führt, schweigend die Hand und feiern ein stilles Fest der Verschöpfung.

So nur, indem Alles half, wo nur zu helfen war, ist es möglich geworden, daß in der graufigen Nacht vom 31. Juli zum 1. August bei hundertfacher Lebensgefahr auch nicht ein Menschenleben zu Grunde gegangen ist. Wenn die verzweifelten Hülfen und Nothschreie während der ganzen Nacht in fast allen Theilen der Stadt durch die Seele gedrungen sind; wer die Noth des noch immer steigenden Wassers gesehen und gehört hat, welche um Mitternacht einen unerschrockenen Mann bewog, von seinem ihm gegenüberwohnenden Nachbar über das Brausen des unten fließenden Mühlgrabenarmes hindurch laut mit den Worten Abschied zu nehmen: „Nachbar, wir sehen einander nicht wieder; leb' wohl, leb' auf ewig wohl, wir sehen einander nicht wieder!“ — dem muß es als ein Wunder erscheinen, wie dem Müthen des Alles verschlingenden Elementes auch nicht eines einzigen Menschen Leben zur Beute geworden ist.

Entlich früh  $\frac{1}{2}$ , 2 Uhr hatte das Wasser seinen Höhepunkt erreicht und behauptete diesen eine halbe Stunde lang; dann aber fing es an, langsam zu fallen, und mit dem Dämmern des Tages dämmerte auch in den am meisten geängstigten Seelen der Glaube

an Erösung und Rettung wieder auf. Sofort nach dem Anbrache des Tages wurden die Kahnfahrten nach den in der oberen Stadt vereinigt stehenden Häusern des Hofes und der Lindenstraße wieder aufgenommen. Die Schiffer, deren Hülfe man am Abend vorher noch nicht gebrauchen zu können glaubte, wurden jetzt mit dem größten Verlangen ermartet und mit Irrenbedürfnissen auf den bleichen Gesichtern begrüßt. In jezt fabriciren, die alle glücklichen Verlauf hatten, wurde der Hof fast vollständig geräumt und aus den neuen Häusern der Lindenstraße kamen Alle, die es wünschten, an's Land. Gegen Mittag war hier das Rettungswort, so weit es sich auf Menschen erstreckte, zu Ende; nur die Bewohner des Silberhofes mußten noch, weil der Zugang zu ihnen durch eine mächtige Parallele von Langholz gesperrt war, weiter in ihren theilweise nicht unerföhlich beschäftigten Häusern aushalten, konnten aber doch wenigstens wieder Menschen sehen und wahrnehmen, wie die Fluth, zwar langsam, doch stetig sank.

In der inneren Stadt hatte man alle Hände voll zu thun, um in der Eile die dem Einfluß drohenden Häuser zu stützen. Der Stadtrat hatte zu diesem Behufe schnell Stammholz herbeischaffen lassen und Zimmerleute beordert, überall, wo nöthig, beim Stützen behüßlich zu sein. Gar manches Haus würde ohne solche Verstärkung wohl mehr beschädigt oder wohl ganz eingestürzt sein.

In der Leipziger Vorstadt, welche mit der inneren Stadt bis jezt ganz ohne Verbindung gewesen war, ertönten Vormittags acht Uhr Nothschüsse und am Abend an dem linken Ufer der Mulde liegenden Stadtfrankenpauze wurden auf dem Dache Nothbahnen angelegt. Die Verbindung konnte, da erst noch ein großer Kahn vom großen Teiche heringeschafft werden mußte, erst um die Mittagstunde hergestellt werden und man fürstete traurige Nachrichten; doch ergab es sich, daß die Menschen in den festen Häusern zusammengepackt waren und daß meist Mangel an Lebensmittel die Ursache zu den Nothsignalen abgegeben hatte. Diesem Mangel wurde denn auch so schnell als möglich, wenn auch in dem Stadtfrankenpauze nur nach ziemlich gefährlichen Fahrten, abgeholfen.

Inzwischen hatte die Rettung von Menschen, deren Leben mehr oder minder gefährdet war, den ganzen Tag hindurch ununterbrochenen Fortgang und der Berichterstatter glaubt, den Befern dieses Blattes eine nicht unwillkommene Gabe zu bieten, wenn er bei einigen Rettungen die näheren Umstände vorführt.

Nur wenig oberhalb des über die Mulde führenden Köhrensiegels soll für eine neue Kohlenlehnbahn nach Hohenort und Neindorf eine Brücke über die Mulde gebaut werden. Als Bauerpetition ist auf dem rechten Ufer ein kleines Haus von Steinachwerk errichtet worden. Darin wurden zwei Bauwerke von dem Hochwasser so überfluthet, daß sie den Rückzug durch das Wasser nicht für räthlich hielten. Als sie die zunehmende Gefährlichkeit ihrer Lage erkannten, suchten sie durch verschiedene Geiseln die Aufmerksamkeit Anderer auf sich zu richten. Es gelang dies auch, indem sie in der etwa 300 Schritt davon liegenden Dering'schen Brauerei bemerkten und verstanden wurden. Dort wurde sofort ein Hof, soweit sich Materialien dazu vorfinden, hergegriffen und ein Brauerbursche und noch einige Andere unternahmen es, auf diesen gefährlichen Fahrzeuge, das von hinten her zu wenigstens einiger Sicherheit an einem Seile gehalten wurde, nach der im vollen Strome fließenden Bauhütte zu fahren. Als sie aber in die unmittelbare Nähe derselben kamen, gerath in dem starken Strome ihr Hof, sie stießen in das Wasser und mußten nun auf ihre eigene Rettung bedacht sein. Der Brauerbursche rettete sich in die Bauhütte an einer Stange, die ihm von dort aus entgegengehoben wurde, und die Uebrigen gelangten glücklich wieder an's Land. Nun waren in der Bauhütte drei Menschenleben gefährdet. Die Lage der Gesangenen fand naumentlich in dem nicht fernem Hohenort die regste Theilnahme.

Am Sonnabend war wegen der eingebrochenen Nacht nichts mehr zu thun. Aber am Sonntag wurde das Rettungswort mit wahrer Begeisterung angegriffen. In verhältnißmäßig kurzer Zeit wurde ein festes Fahrzeug fabriearig hergestellt. Man besetzte dasselbe mit fünf kräftigen Männern und ließ es vom Fuße des Hohenort's Berges aus, etwa 8—900 Ellen von der Bauhütte entfernt, an zwei aneinander gefügten langen Schachsiseln langsam hinans in die Fluth. Die Männer kamen unter harter Arbeit und Gefahr hinunter bis zur Bauhütte, waren aber nicht im Stande, den zwischen ihnen und der Hütte befindlichen reißenden Strom zu überwinden. Unverrichteter Sache kehrten sie wieder zurück und

mußten bei ihrer Erschöpfung die Weiterführung der Rettung fünf anderen noch vollkräftigen Männern überlassen. Diese nahmen bei ihrer Fahrt eine Leine mit und banden an deren Ende einen Stein. Glücklich erreichten sie dieselbe Stelle, an welcher der Versuch ihrer Vorgänger gescheitert war. Von hier warfen sie das durch den Stein beschwerte Ende ihrer Leine nach der Bauhütte, wo man es begierig aufnahm. Von der Leine gehalten, vertraut sich einer der Gesangenen den Fluthen, wird stetig durch den Strom gezogen und steigt gerettet in den Kahn, und ihm folgen glücklich die beiden Gefährten. Nachmittags fünf Uhr lief der Kahn mit den Geretteten unter allgemeinem Jubel im Hafen wieder ein.

Ein Waarerkehrer, ein kräftiger Bursche von achtzehn Jahren, der als vater- und mütterliche Waise schon seit Jahren Wohnung und Verpflegung im Armenhause hat, wollte am Sonntag gegen Mittag, nachdem er etwas vorzeitig in das Stadtfrankenhaus und von da in ein Haus der Leipziger Vorstadt, immer in tiefem Wasser wachend, gekommen war, wieder in das Armenhaus zurückkehren. Als er sich aber diesem nähert, ergreift ihn der Strom und reißt ihn fort, bis er dem Armenhause gegenüber, etwa 12 bis 15 Ellen von diesem entfernt, an einem kleinen Apfelbaume wieder einigen Halt gewinnt. An diesem stehend, wird ihn der Aufseher im Armenhause gewahr und ruft ihm zu, am Baume in die Höhe zu klettern. Als er dies gethan hat, versucht man, ihm vom Armenhause aus Hölze zu bringen; aber Stangen fehlen und der Strom kann niemand passieren. Es muß gewartet werden, bis andere Hölze einkommen.

Endlich kommt von der Leipziger Vorstadt her ein Kahn, geleitet von einem jungen Manne, dem Zeichner der unserm Texte eingefügten Bilder. Der einsame Schiffer bemerkt bald das Klusen vom Baume her und richtet seinen Weg dahin. Die Strömung faßt ihn, aber noch zu rechter Zeit drängt er seinen Kahn seitwärts und legt an dem erstrebten Baume an. Der Feind jedoch, jedenfalls von der Höhe, Kälte und gummigenen Haltung etwas erschreckt, zögert mit dem Einsteigen und muß nun sehen, wie der Kahn von der Fluth gepackt und ohne ihn niederwärts gerissen wird. Noch einmal gelangt es dem Schiffer, mit Aufbietung aller Kraft Stromaufwärts zu kommen und an dem verhängnißvollen Baume anzulegen. Hier drängt er zur Eile, streckt ermuethigend die Hand entgegen; aber leider dieselbe Zögerung. Und wieder packt die Fluth den Kahn mit solcher Wuth, daß an ein Halten nicht mehr zu denken ist. Wie ein Pfeil schießt er davon, und sein Führer gilt in den Augen derer, die ihn sehen, für einen verlorenen Mann. Aber dieser springt, als er über ein Kornfeld weggerissen wird, mit sühner Entschlossenheit aus dem verträufelichen Fahrzeuge, arbeitet sich mit Aufbietung der letzten Kraft, an zusammengegrasteten Kornähren einigen Halt gewinnend, aus der ärgsten Strömung heraus, erreicht endlich die höher liegende Straße, und kommt nach einer Stunde, bis zur Dammstadt erschöpft, in einem zur Stadt gehörigen Gute an, wo er freundliche Aufnahme und Pflege findet.

Es ist nun schon die sechste Stunde gekommen, und unser armer Verlorner hängt immer noch auf dem Baume. Da kehrt ein Hof mit neun Zimmerleuten vom Stadtfrankenpauze zurück, wohin sie Lebensmittel und Stroh gebracht haben. Auch sie bemerken den auf dem Baume stehenden Menschen, und schlagen sofort die Richtung nach ihm ein. Doch auch sie werden von der Strömung fortgerissen, und können sich nur mit größter Mühe bis an einen dem Apfelbaum zunächst stehenden Kirchturm wieder heraufarbeiten. Hier stemmen sie sich ein, halten dem Gefährten eine Stange entgegen, fordern ihn auf, dem Hofe zugewendet in die Fluth zu springen, und sobald als möglich die Stange zu fassen. Er läßt sich endlich bewegen, tritt, wie ihm geheißen ist, es geht Alles an, — er ist gerettet, nachdem er sechs Stunden auf dem schwachen Baume in Todesangst zugebracht hat.

Drei Männer gingen am Sonntag Nachmittags unterhalb der Bergkeller am Bergand hin, um Kunde über das Schicksal der Ermählten, von der es hier, daß sie ganz verschwunden sei, einzuziehen. Da kommt es einem vor, als habe sich in dem gerade gegenüber einsam am Muldenufer stehenden und schon arg beschädigten Wächter'schen Hause noch ein Mensch am Fenster hin bewegt. Während sie nun ihr nach dem Hause hinblicken, kommt eine Frau desselben Weges und erzählt ihnen, daß allerdings noch ein alter Mann in dem Hause sei. Man habe schon versucht, ihn herauszuholen, aber es sei nicht gegangen, und der Schwimmeister, der auch mit dabei gewesen sei, habe gesagt, man könne ihm taufend

Teiler geben, er führe nicht mehr mit. Auf diese Rede lehren die Männer sofort um, steigen in den dort bereitstehenden großen Kahn, versichern sich durch zwei andere Männer, worunter sich der Schwiegeronkel des zu rettenden Alten befindet, und fahren hinunter nach unten rings von den Fluten umtosten Hause. Sie bringen in den Garten und gelangen, mit Macht kämpfend, unter einzigem Schutze der Bäume bis in die Nähe des Hauses. Hier aber wird der Strom so heftig, daß mit dem Kahne kein Fortkommen mehr ist. Da springen drei der Männer heraus in die Fluth, und arbeiten sich, gegenseitig sich haltend und stützend, hinüber in das Haus. Oben finden sie den alten 73jährigen Mann, anscheinend ganz unbesorgt.

„Run, Alter,“ wird er angebetet, „mach, daß Ihre mit fort kommt.“

„Ich sah net wiet,“ antwortete er, „ich höh käme Stieseln ab.“

Aber Zeit ist nicht zu verlieren, die Weigerung des eigenstimmigen Alten wird nicht beachtet. Der Stärkste der Männer nimmt ihn auf den Rücken, die beiden Andern decken von hinten, der Widersand des Alten durch Einfließen in der engen Treppe und in der Thüre wird schnell überunden, und der Strom bis zum Knie, wie das erste Mal, mit vereinter Kraft glückselig durchschritten. Als der Alte grettet das Land betritt, meint er: es sei doch gut, daß er nun aus dem Wasser sei, und zwar in Brünnten darnach war das Haus, aus dem er geholt wurde, ein Zimmerhaufen. Sie könnten noch andere hochherige Handlungen dieser und anderer Art erzählen; aber wir dürfen die Geduld unserer Leser nicht allzusehr auf die Probe stellen. Wir bemerken nur noch, daß



Das Wärtler'sche Haus am Mühlentor.

den ganzen Sonntag hindurch das Wasser fortwährend langsam fiel. Die niederen Stadttheile waren zwar sämmtlich noch bedeuend überfluthet; aber neue erhebliche Unglücksfälle kamen nicht vor, und am Montag ging die Walle beinahe ganz in ihr durch die Erhebungen der Fluth allerdings erweiterte Wette zurück. Ben allen Hochwassern, die Zwidauer erlebt hat, ist das gegenwärtige das größte gewesen; denn seine Höhe hat die der Fluth vom Jahre 1694, welche die größte in Zwidau vorher vorgekommen war, um eine halbe Elle überhohen.

Der Schaden, den diese Ueberschwemmung an Gebäuden angerichtet hat, ist sehr groß: 112 zur Stadt Zwidau gehörige Häuser sind beschädigt, darunter mehrere so arg, daß ihre Ruinen nur noch zum Abbruch taugen. Aber der Schaden an Ufern, Wehren, Brücken, an Gärten, auf Wiesen und Feldern ist ungeheuer.

Sehr erschrecklich ist, daß trotz der vielen großen Verluste die Thatsache der Leute nicht gebrochen worden ist. In den Häusern hat man sofort nach dem Rückzug des Wassers die Ausbesserung der Schäden kräftig begangen; auf den Straßen und Wegen verschwanden mit jedem Tage mehr und mehr die traurigen Spuren

der Fluth; die gebrochenen Dämme sind nöthigstkräftig wiederbestellt, und theilweise sind die Mühlen schon wieder in Gang gekommen. Es wird nicht lange mehr dauern, so wird Zwidau sein altes Ansehen, vielleicht sogar etwas schöner und feider, wieder gewonnen haben. Nur die Fluren werden noch manches Jahr trauriges Zeugniß ablegen von der verheerenden Wasserfluth des Jahres 1858.

### Wäfter und Wäfterin.

Ein bedecktes Grab. Erst jüngst in die kleine Stadt Z. gekommen, suchte ich, meiner alten Reizung folgend, einmale Spaziergänge aus, und so wanderte ich eines Tages wieder hinaus, um auf einem Höhenpunkte eine freundliche Aussicht zu gewinnen. Dasselbe Fierchen umfließen den Bergeshang und rauschten hüher-gedankelnd zur Erde, während auf der andern Seite die Landstraße sich hinzieht, auf der schwer beladene Kutschen langsam vorüberfahren.

Weiterhin trat aus einem Garten Wäfter. Es athmet Alles ringum Freude und Glück, nur hier oben ist es still, still wie bei den Toten, und bei denen sind wir in der That. Aber so still es hier ist, die Sonne ruht doch auch auf diesen verlassenen Friedhöfen und zittert warm und heidend um kaum bemerkbare Hügel. Nur keine Blume wagt sich auf den lahlen, leicht hingeworrenen Gräbern. Kein Denkmal der Liebe kündigt die Namen deer, die hier einschliefen zum Lernen, unerlösten Ocean des Todes, denn es ist der Begräbnisplatz weiblicher Sträflinge.

Welche Kämpfe, welche Reueinstöße, woch' wilde Fieberträume und Wäfterchen, best' die die lichte Erde! Ein Grabdar, der im Winkel, von einer Fiefer beschattet, liegt ein Grab, das gegen die andern lahlen Hügel freundlich schließt, es ist bedekt, ein frisches Grün breitet sich darüber, ein mächtiger Kossentranch mit den schönsten weißen Rosen prangt auf dem mit Durbaum eingehüllten Hügel, der einen eigenthümlichen Contrast bildet gegen die übrigen Sandhaufen.

Es klicke mit dies bedeckte Grab lahn räthselhaft, Niemand wagt mit Kussant zu gehn, bis mich der Zufall mit dem Freidiger der Best-Anstalt zusammenführt.

„Ich forsch' nach dem bedeckten Grabe. Ein flackerer Schatten floß über sein Antlitz, dann frag er mich rasch: „Glauben Sie noch an Inthimorde, an bestrafte Unschuldige?“

„Ahn gehalten, nein!“ entgegnete ich, „unlere jetzige Gerichtsverfahre —“

„Ich glaub' es auch nicht,“ war seine Antwort, und er schaute bitter. Er erzählte mir:

„Vor einigen Jahren kam in unlere Anstalt ein junges Mädchen; sie war in ihrem National als ein kühnsterdes, vornehmtes Weibsel angefaßt, die zwar durtbeiligt, aber trotz aller Maßregeln nicht zum Gehändlung gebracht werden können. Ich las ihre Acten, wie ich dies bei unangefangenen Strafgefangenen immer thue. Sie war wegen ersten, ge-

meinen Diebstahls zu zwei Jahr Zuchthaus verurtheilt worden und obwohl sie, wie erwähnt, barmhändig geklagt, lagen zu viele Indicien vor, die ihre Schuld ohne Zweifel ließen. Marie Kraus war von armen, aber rechtschaffenen Eltern, sie hatte früh hüten müssen, und höher sein ausbehaltenes Lebenwandel geführt, ihre letzte Dienstherrin, eine verwitwete Baronin, war mit dem Mädchen sehr zufrieden gewesen, weil sie still und fleißig und, ganz gegen die Gewohnheit der übrigen Dienstmäg, alle Bergangungen gemieden, und von ihrem Lebnie ihre Eltern unterpärte. Die Baronin hatte Mariens behedendens Weien lieb genommen und ihr mehr Vertrauen gesetzt, als es ihr schmeide, von der Försichtigkeit nicht verführte Mariens räthselhaft ist. Marie war in dem Zimmer hüten, auch wenn sich die Baronin entfernte, selbst öfters aus der Kaffeete bereithalten; und wenn Freunde die Baronin vor solchen Experimenten warnten, entgegnete sie ruhig: „Marie ist treu, ich verlaufe mich auf meine Respektenswürdig.“ Diese Bevorzugung Mariens wurde natürlich bei ihren Rindenden den Haß und Weid erregen, man verpöthete ihr stille Wesen, nannte sie eine Heuchlerin, eine Fremdenin, die es liebte, hinter den Leuten habe, und die Frau Baronin wurde es schon noch sehen. Der Rindiger allein, ein heimlich dem Trankte ergebener Mensch, hatte sie anfangs in Schutz genommen, weil ihm, dem wilden Gekellen, nach dem Geleze der Musikanten, stark entgegengesetzter Pefe, das hüßliche, stille Mädchen gefallen; aber als Marie sein Weiden entwichend zurückgewiesen und ihm seine brutalen Firtlichkeiten vor dem ganzen Dienstmädchen mit einer Försigkeit erwidert, war's mit seiner Fremdenliebe vorbei. Er wurde von seiner Umgebung so lange gequält und bezogen, bis seine rührende Liebe in Haß übergegangen, denn er war es wenigstens, den der ersten Verdacht auf Marie liehe.

„In Kurzem kamen mehrere kleine Diebstähle der, zuletzt war aus dem Schlafzimmer der Baronin ein goldenes Kramband und zwei Leinwand entwendet worden. Die Baronin wurde unruhig, sie mußte unwillkürlich an Marien denken, aber so viel dies ihr sich hatte. — Dem Kramband anders war in dem Zimmer gefunden, als sie den Haß gegen die Baronin durch ihren Verdacht unterdrückte, und verriet jedes Geheißes wieder, weil es ihr peinlich, ihre Hausangelegenheiten in dem Munde der Leute zu wissen, ihr Dienstmädchen dagegen mußte unter sich um so mehr zu schweigen. „Man muß es schon,“ dieß es da, „stille Wasser kein still, feindlich dürfte man nicht sagen, aber die Herrlinge an dem Tische gewöhnlich schon

dauen.“ und dergleichen Nebenbarten. Endlich schlug der Richter, Schiffsleiter“ vor, jene Abergtheit, die schon Tausend um ihren christlichen Namen gebracht, über solle sich diese Kunst betreiben. Der Schiffsleiter dreht sich bei allen Namen, nur bei dem Mariens bleibt er stehen. Man wiederholt das Experiment — dasselbe Resultat. Alle jubeln, am meisten der Richter, als ob damit wirklich die Wahrheit entdeckt, dass das Drafel hat so nur die Wesenheit ihrer Drogen beweisende. Die Baronin kommt zu dem Richter hinzu, man erwidert ihr triumphierend: Sie sollten verständig die Kopf. „Aber ich will nicht mehr mit der Drogen einigen!“ ruf die alte Köchin erbittert. „Wird Alle nicht mehr!“ stimmen die Andern treulich ein. „Ald unterst nicht wollen wir sein!“ brummt der Richter, „damit wir Unschuldig nicht mit leiden!“ — „Ja wohl, gnädige Frau Baronin, rufen Sie, „das muß kein, damit wir unschuldig werden.“ — „Aun gar, mein Exccretair wird alle diese Urtheile nicht annehmen.“ — „Ich bin der Stelle,“ erwidert sie gnädige Frau, „um endlich die Sache zu verstehen.“

Alle schliefen friedlich und bereitwillig ihr Zehen bereit, sie tramen Alles bis um den Morgen, das Gerinthe mit durchsucht, seine Lage, sein Schlafswinkel wird verrathet, aber von dem Exccretaire nirgends eine Spur. „Wo ist Marie? Jetzt kommen ihre Sachen dran!“ ruf man jubelnd, „Bistdu hier bei den Drogen geblieben, und sich unschuldig gemacht,“ ruff die Mädchen, da tritt sie schon zur Thür herein, sie erblickt, als sie der Exccretair zur Erkennung ihrer Drogen anvertraut, sie endlich verlassen und weigert sich. „Aha,“ rufen die Andern ausdrosend, ihr Kommando. Der Exccretair bringt bestiger auf Erkennung, sie weigert sich und will endlich nur öffnen um Beistand der Frau Baronin und wenn sich das übrige Personal entfernt. Die Frau Baronin kommt, verstimmt und unangenehm berührt von dem ganzen Treiben. Marie öffnet jetzt, man durchsucht die dürftige Kiste, dort auf dem Boden liegt ein Pöckel, das Armband an dem Gewicht fällt herab.

Der Priester machte eine Pause und blühte tief vor sich, dann hub er fort: „So steht's in den Akten und dort ist nichts als Wahrheit. Marie hat kein Zettl sprechen können, sie hat nur ihre Umgebung hort und verkratert angelächelt, und betrunnen etc., das war ziemlich gut die Unschuldigkeit geseilt. Aber die Baronin lächelte sich an's Schmerzlichste bedrückt, von der kommenden Furchtlich fuß sie hinter sich zu setzen, sie legt ihr in den rechten, linken Handen, was ein Zettl vor sie, und sie ist so ungenüßlich das Hand zu verlassen habe, sieht nichts Schlimmes losen.“

„Da wirst sich ihr das Mädchen zu müssen, löschst und jammert, daß sie unschuldig, daß sie bei Welt und allen Heiligen es beschwören könne, nicht die Sachen gehalten zu haben. Diese Beschöpfung, diese Blasphemie war in arg, zu widerträchtig.“

„Erugte nicht länger!“ ruff die Baronin außer sich, „Du freches, unbandbares Geschöpf, erkennst keineswegs Deine Schuld und ich will Dir die Strafe dictiren, wenn sie nicht leichter ist für mich.“

„Ich kann es nicht, ich bin unschuldig!“ beschützt das Mädchen und ringt die Hände.

„Dann fort mit ihr!“ ruff die Baronin mit einer dreizehnenden Handbewegung und sieht sich, ruder an Denkerkenntniß, ämer an Vertrauen, in ihrer Zimmer zurück, um das verdeckte Fenestriums ihrem Schicksale zu überlassen.

„Marie wurde in's Gefängniß geföhrt und inquirirt. Sie trugerte nicht so harnässig vor Gericht, wie vor der Baronin, und war erwidere erlich über die volkswirtschaftliche Furcht, und daß sie nur das Weitere war, ließ seinen Zweifel zu. Niemand anders hatte das Zimmer betreten, ihr Weigern, den Schwanz zu öffnen, das Finken der geföhlenen Sachen, ja, noch ein Hundstall stellt ihre Schuld hin zur Gewissheit heraus — sie hatte ihren Eltern ihr kaum acht Zagen einer Tochter's geföhrt, nur noch ein Knüttel vor war im Schwanz gehalten worden — Alles das genügt, ihre Schuld schuldlos. Zwar bekämpfte Marie, das sei ein altes Geschwärm, und da ihr Vater so wenig um Geld gebeten, habe sie ihren letzten Zwerpfing hingegoben, und daß sie stess ihre Gelparmie in dieser Mühsere aufbewahrt, weil sie eine befondere Vorliebe für Gold habe.

„Begrifflich,“ hatte man ihr lesend entgegen, „nur hätte die Vorliebe für diese alte Metalle nicht dieser Weise anstand sehn.“

Ihr Weigern des Schwanstübens oder wollte die Anklage damit einzuhalten, daß sie sich geföhrt, ihre geringe, blöthe Waise zu zeigen, aber diese Berichtigung war doch zu unanbar bei den schlafenden Thatfachen gegenüber, sie konnte nicht einmal eine Vermuthung aufstellen, wie dies Gold ohne ihr Zutun in ihrem Schwanz gekommen, und sie wurde von Recht wegen in zwei Tage nachlassend verurtheilt worden.

Nach dem Reben hat Marie, was ich gekannt, die abgeleitete Quaderin zu sehn. Es war ein blaßes Mädchen mit einem bogenen Gesicht, ziemlich niedrige Stirn und häßlich zur Erde gerichteten Augen. Das Gesicht drückte Verfloßtheit aus, auch die zusammengepreßten Lippen schienen gern Schweigen zu wollen. Die ganze Erscheinung machte auf mich furchtlich günstigen Eindruck. Ich empfahl ihr, sich eigentlich zu führen, und der Damm war eben auch ihre Unsinnig aus den Tag bringen, denn sie schien mit eine von denjenigen Berednerinnen zu sein, die so lange liegen und ihre Unschuld betheuren, bis sie selbst daran glauben, zu ich wollte gerade in dem Eingehen auf ihre Thorheit am ehesten der Sache an den Grund kommen. Ich hatte nur ein freudiges Antlaze erwarret, aber halt aller Antwort sah sie mich mit ihren großen, bunten Augen forschend an, als wolle sie in meiner Seele lesen, und als ich sagte:

„Stimm ich nun doch an Deine Unschuld glauben?“ erwiderte sie ruhig: „Es ist so leicht, ich gebe mich schon dreu.“

„Das war nicht das Besprechen einer Irtrugnantin, ich würde forschend in ihr Auge, das sie klar und blaß ausliegend; es lag eine Reinheit und wahre Unschuld in ihrem Auge, wie sie keine besterete Seele zeigt.“

„Anfangs,“ habe sie jetzt und ihre Stimme zitterte, „das wußt ich verwehrt, und selbst nicht, daß ich mit Niemand, Niemand glaubte, auch meine gnädige Herrin nicht.“ „Nicht mit noch Gott und aller Welt verlassen und wünschte mir den Tod.“

„Aber wenn Du unschuldig bist, da kommest Du ruhig sein,“ war meine Antwort.

„Nein,“ rief sie „entgegnete sie, „wenn und Niemand hört, Niemand glaubt, den höchsten Schwören und Bekränkungen nicht, daß ich das Schwere, darüber geht nicht — jetzt haben sie mich verurtheilt und nun kann ich ruhig sein.“

„Ihr Rabe hatte es ohne Zwingens, ich mußte ihr glauben. Wäre sie nicht den Andern erschienen, wenn nicht, ob ich nicht angetroffen worden; aber dort hatte sie sich wahrscheinlich geirret, sich vermischt und verschoren, wenn sie schuldig ist, und gerade die Feigheit, die in solchen Situationen bei den ruhigen Naturen am ehesten aufzutreten, hatte gegen sie vollends eingenommen und ihre Schuld unweilich gemacht. Ich sprach mit dem Director über das arme Mädchen und daß für sie um eine mildere Behandlung; er lagte mich auch an.

„Da frucht Ihnen wieder Ihre Gutmüthigkeit einen tollen Streich, lieber Priester,“ lagte er lachend; „Aime es auf die Art, so würde meine hartgeföhrten Sünden bald so weich und unschuldig, wie Angst. Gerade dies Mädchen ist eine abgeleitete Christophin, wir wollen sie auf Kosten betten, aber ich kann nicht dafür, wenn sie den Schwanden hat und nur die Drogen läßt.“

„Auch hier in der Hantel wurde das arme Mädchen nur verurloppet und gehalten. Man hielt sie, der Unschuldige, das Kommu“, und eben weil sie so ruhig, wenn auch mit etwas verflüchten Trost, leben durfte, ihre Mittheilung ertrug, hielt man es für Stumpfheit, der durch eine noch strengere Behandlung angereizt werden sollte.

„Ich sah, wie sich das arme Mädchen langsam verbergte, wie sie allemnach unter der Fall ihres Schicksals, und übertrahe mich immer mehr, daß dies kein Denkmahl, keine Berechtigung, und doch, wenn ich ihre Aera sah, wie die Menschen, die ich nicht mehr, nicht mehr als ich habe.“

Da ich in jener Stunde mit der Diebstahl vorgefallen, Verberdungen hatte, schrieb ich an einen Freund, daß dies Mädchen unschuldig sein müsse, er möge mir noch einmal über den Betrag der Sache berichten und wenigstens neue Nachforschungen anstellen. Ich erhielt die Antwort, daß man dort am Orte von dem verstorbenen, gleichmüthigen Charakter Mariens und von ihrer Schuld nichts überfragt sei. Es kümmerte mich nicht; wollte die Mädchen wirklich nur eine Wolfe heißen und mensichlich Niemand haben, der sie ihn unschuldig hielt, oder war sie es denn? Ihr Gesicht erlich mir leidlich wieder verklärter und weniger vertanenwendend und ich vernahm es, mit ihr zu sprechen, gab ihr oder wenigstens auf ihre bitten Hebelbilder, mit denen sie sich in ihren freistrahen eifrig zu schaffen machte, und gerade dieses nahm mich gegen sie ein.

„Die Mädchen,“ habe der Erzähler fort, „daß ich, ein Priester, nicht davon gesprochen, was ein langjähriger, hat mich überfragt, daß Beredrer, die am gefährlichsten, verwerthlos das Gerücht sich Vorhaben, die eiechten und schätzlich sind. Es ist für sie ein Ausgange, mit dem sie sich die Gmst ihrer Anschauer erlichen — weiter nicht.“

„Dortüber war ein Jahr vergangen, ich hatte in Familien-Angelegenheiten eine Reise gemacht und kam eben davon zurück, als ich von meinem früheren Anwalt erhielt mit etwassie, da ich er: Ich sah, „Du hast Recht gehabt, mein Freund! Das arme Mädchen ist ein diebstahliger Tochter, die nicht mehr glauben, nicht mehr diebstahligen. Der Richter der Baronin ist der Duktur gewesen, der die Kernte so eiebt gemacht, er hat Alles gefahren, jetzt im Angesicht des Todes. Doch ich will orentlich erzählen. Der nichtwürdige Kerl war schon lange dem Zunft ergeben und bei einer Unthat, wo er wieder zu viel getramen, fällt er vom Dach und zwischen die Aider. Der Doctor gibt ihn auf und legt schuldig ihn das Gewissen. Er hat auch Rache und Selbst bei Zeden gehalten und das Armband und ein Goldstück in den Schwanz des Mädchens gebracht. Ein Goldstück nur, weil er gewohnt, daß sie einen erhasenen an ihren Vater abgibt. Er hat Alles so geschickt und heimlich angebracht, daß Marie an dieser Schlinge nicht herauskommt, vielleicht mit Hilfe der alten Köchin, die gefählich eingezogen worden. Das Alles hat der nichtwürdige Kerl noch eiebt sehr feiglich und dann die Seele angehängt. Die Anklage war mit einem Mädchen in schon fertig. Hier ist die Thelmalde allgemein, man sammelt für sie, die Baronin will für einen Jahrgehalt aufleben; für ihr unwerthloses Leben freilich macht das Alles nicht das Vergangene gut. Ich schreibe Dir, damit Du der Kernteln die Freudenpolitik, die sie stellen konnte, schonem mittheilen kann.“

„Ich eieite in die Anklage!“ erzählte der Priester weiter, „weil ich was sie schon entlassen. Welche Feigheit, welche Unverschämtheit, wenn ich sie sein, vieler Sonnenhitze, wenn ich nicht, nach solch einer dicken, zweifelschwären Nacht. In welcher die Radetris von ihrer Unschuld war endlich eingeföhrt, aber, wie Alles, wie die Erfüllung der höchsten Entzerräume — ja spät! — Sie lag auf der Bahr, hilf und einlam, die einzige andere Cnal hatte ihr gerüchliches das Droie abgertüht. Würdigen Beredner den Tod nicht mit dem Droie der Föhmung und Verhängung im Auge, sondern nur mit ferrem, kaltem, glasofenem Hilde, die Rette lösend, daß es ihnen blüht, als wäre das Sterben nur ein Rächteln der Helle; hier auf diesem Hügel lag Frieden und Berühmung. Der Director trat hinzu, auf meine Anweisung, „wie war doch unschuldig!“ yude er nur mit den Acheln und Schreig: „Jener grüne Malen dort ist das Einzige, womit die Welt der gekränkten und jetzrethen Unschuld lohsen konnte.“

„Aber Sie sagten weidlich, Herr Priester,“ warf ich ein, „daß Sie an Zukünftige nicht glaubten, und wos war weis, anders?“ — „Weil ich es nicht zu glauben durfte, weil ich es weis,“ erwiderte der Priester bitter. „Ald der Welt, wie hingebungsvoll streß zu deine Verlen und!“ schloß er selbstvergessene Erzählung. „Den Unwisslichen überläßt du oft mit deinen glühenden Gaben, um die Gemüther in die Nacht des Unsinnig zu führen, und kannst nicht, und bistest nicht würdig, Vertrauen auf ein einziges Leben, und die Angerdüden in einer andern Welt.“

Das war die eieafache Geschichte eines bedenkten Grabs.

# Die Gartenlaube.



Mustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redactoren J. Stolte u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1 $\frac{1}{2}$  bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

## Leber und Schmerz.

Mittheilung einer Novelle von Max Ring.

(Fortsetzung.)

Der Herzog, bisher so zurückhaltend und vorsichtig, ließ die beobachteten Schranken immer mehr fallen und seine echt deutsche Gesinnung brach jetzt ungehindert hervor. An der Vegetierung des patriotischen Dichters entzündete sich der eben so patriotische Eifer des im Kampfe bereits bewährten Helden. Alle Erinnerungen lebten in seiner hohen Seele auf, neue Hoffnungen erschlossen ihre Blüten. Nicht zwei fremde, durch Geburt und Lebensstellung so weit von einander verschiedene Personen standen einander hier gegenüber, sondern zwei für das gemeinsame Vaterland gleich laut und kräftig schlagende Herzen voll der edelsten Gesinnung.

Eine Stunde war fast unbemerkt verstrichen, als der Herzog den Dichter verabschieden mußte.

„Es ist mir lieb,“ sagte er, „körner seine Haut reichend, „einen solchen wackeren jungen Deutschen kennen gelernt zu haben.“

Mit diesen schlichten Worten entließ er den Dichter, der seine tiefe Bewegung kaum zu bewältigen vermochte. Eine mächtige Umwandlung war die Folge dieser Unterredung, welche alle seine Plamenbrände oder mit Gewalt zurückgedrängten Empfindungen von Neuem aufwühlte. Dahin schwandten die reizbaren Witterer einer geträumten Häuslichkeit, die lachenden Aussichten einer bittern Zukunft. Erste und kühle Scenen des nahe bevorstehenden Kampfes für das Vaterland nahmen ihre Stelle ein, blutige Visionen, wilde, lähne Erscheinungen des Schlachtenrodes und der mörderischen Vernichtung. Statt der friedlichen Bühne breiteten sich die schredlichen Leidenfelder vor der Phantasie des Dichters aus, schmetternder Hönnerklang und das dumpfe Klaffen der kriegerischen Trommel verdrängten den sanften Klang der Lyra und der sie begleitenden Flöten. Statt von friedlichem Verkehr, träumte der Dichter von blutgetränkten Eisenkränzen um das Haupt der Erschlagenen. Selbst das Bild der Geschiedenen erlagte wie in dämmender Ferne vor der Gestalt des Vaterlandes, das aus der biederigen Erniedrigung mit Hülfe seiner Söhne sich zu erheben bereit schien.

Wie klein und unbedeutend kam Theodor jetzt Alles vor, was er bisher gelistet und erlebt hatte, neben der hohen Aufgabe, die seiner noch harrte! Was er bis jetzt gegeben, waren nur Worte und Redensarten, zum Theil von Anderen gelehrt und von der Oberflache geschöpft.

Er fühlte, daß damit noch nichts gethan, die Schuld des Daseins nicht abgetragen sei. Für seine Ueberzeugung wollte er sein Herzblut, für eine einzige große That seinen leicht erworbenen Ruhm, sein Leben selber hingeben.

Von solchen Gedanken erfüllt, bedurfte es nur des leichten Anstoßes, um den Wunsch, die schwankende Sehnsucht zum festen Entschlusse zu gestalten und eine neue gewaltige Wendung seines Schicksales herbeizuführen.

Der Weg führte ihn an dem Hause vorüber, welches von Wilhelm von Humboldt, dem preussischen Gesandten, bewohnt wurde. Er drängte ihn, das volle Herz vor dem väterlichen Fremde anzuschütten, bei dem er sicher war, Rath und Hülfe in allen Verdrüßnissen zu finden. Der geniale Staatsmann empfing den jungen Dichter mit der ihm eigenen Liebenswürdigkeit in seinem Arbeitscabinete, trotzdem er gerade in diesem Augenblicke in den wichtigsten Angelegenheiten beschäftigt war.

„Sie kommen genöthigt,“ sagte er mit freundlichem Lächeln, „um mein Urtheil über Ihr neuestes Trauerspiel, über Ihre „Hofmunde“ zu hören. Vergessen Sie nur, daß ich im Drange meiner Geschäfte noch nicht dazu gekommen bin, es vorzunehmen. Am besten wird es sein, wenn Sie es an einem Abend in meiner Familie vorlesen. Sie werden uns Allen einen großen Genuß dadurch bereiten.“

„Nicht bedwegen bin ich hier,“ entgegnete Theodor, „eine wichtigere Angelegenheit führt mich zu Ihnen, Excellenz!“

„Lassen Sie hören, womit ich Ihnen dienen kann.“

„Ich komme so eben vom Herzog Karl, der mich rufen ließ. Die Worte und der Anblick des edlen, deutschen Helden reisten in meiner Seele einen Entschlus, den ich schon lange Zeit mit mir herumgetragen. Ich will Wien verlassen, um meinen Arm der Befreiung des Vaterlandes zu weihen, die, wie ich weiß, in naher Aussicht steht.“

„Wie?“ fragte Humboldt überrascht, „Sie wollten Ihre eben erst erungene, glänzende Stellung aufgeben, einen Posten aufgeben, die Sie mit so feinem Genie betreten haben? Was werden Ihre Eltern, was Ihre Braut dazu sagen?“

„Ich fühle lebhaft all die Unruhe und Beforgniß meiner guten Mutter, ich lenke die Bedenken meines Vaters, der als sächsischer Unterthan sich genungen sehen dürfte, meinen Schritt zu mißbilligen, aber im Grunde seines Herzens wird er mein Vorhaben segnen, denn er selbst hat diese Liebe zu unserem deutschen Vaterlande mir in's Herz gelegt, sie geht und gepflügt. Meine Braut wird mich verstehen; ihr Herz schlägt für die gute Sache, der sie ihre Liebe zu opfern bereit sein wird.“

„Aber Sie können dieser auf andere Weise besser nügen. Der Geist ist ebenfalls eine edlere Waffe, als die rohe Kraft im

Tiefste des Vaterlandes. Sie können auf einem anderen Felde Wichtiges und Bedeutenderes leisten. Ein großer Freund ist Ihnen american, das Sie der Menschheit schenken. Nicht unseufzt ward Ihnen das schöne Talent verliehen, das Sie besitzen.“

„Ich war auf Ihren Einwurf gefaßt; aber meine Meinung ist die: Zum Epheerde für die Freiheit und für die Ehre seiner Nation ist Keiner zu gut, wohl aber sind Viele zu schlecht dazu! — Daß mir Gott wirklich etwas mehr als gewöhnlichen Geist eingehaucht, der unter den günstigsten Verhältnissen sich entwickeln durfte, wo ich eine Gelegenheit, wo ich ihn mehr geltend machen kann? — Eine große Zeit, der wir entgegengehen, will große Herzen und fähig ist die Kraft in mir, eine Kruppe sein zu können in dieser Völkerverdrängung, ich muß hinaus und dem Wogenbrande die mühselige Brust entgegenbrücken. Soll ich in feiger Begeisterung meinen siegenden Weidern meinen Jubel nachschreien? — Soll ich Remédien schreiben auf dem Spotttheater, wenn ich den Mutz und die Kraft mir zutraue, auf dem Theater des Ernstes mitzusprechen? — Daß ich vielleicht mein Leben wage, das gilt nicht viel; daß aber dieß Leben mit allen Blüthenkränzen der Liebe, der Freundschaft, der Freude geschnitten ist, und daß ich es doch wage, daß ich die süße Empfindung hinwerfe, die mich beseligt, das ist eben das Opfer, würdig einer solchen Sache. Wer wollte noch schlafen und rechnen, wo es das Höchste gilt? Je mehr Einer hat, desto mehr ist er zum Leben verpflichtet. Nicht mit der halben, mit der ganzen Kraft, mit Geist und Leib, mit Mutz und Leben muß jeder Zeuffche eintreten, wenn die große Stunde der Befreiung schlägt.“

„Lud sie wird schlagen,“ entgegnete Humboldt, indem er über den Patrioten den Diplomaten verfaß. „Sie ist näher, als wir Alle geglaubt haben. Diese Trepfen, die ich so eben aus Berlin erhalten und Ihnen mittheilen will, da Sie mein volles Vertrauen verdienen, legen ein Zeugniß ab für den Geist, der in dem preussischen Volke liegt. Herz's lästige That, die Bemühungen des über das ganze Land verbreiteten Tugendbundes und vor Allem der Ueberrath der Unterthäter haben den glimmenden Funken zur hellen Flamme entzündet. Känger läßt sich der kriegerische Muth der Nation nicht zurückhalten; der König sieht sich, trotz seiner Friedensliebe und Unerschlossenheit, gezwungen, dem allgemeinen Trängen nachzugeben. Es handelt sich nur noch darum, seine Fesseln vor dem Feinde in Sicherheit zu bringen und den Verdacht der Frauengeit einzuschleichen. Während der seine Hardenberg mit seinen diplomatischen Süßlein Napoleon zu umstriden will, ruft der feurige Stein im Gefolge des russischen Kaisers alle deutschen Sympathien nach und schürt die heilige Gluth der Begeisterung. Schon werden im Stillen alle Vorbereitungen für den nahen Kampf getroffen, schon sammeln sich die einzelnen Truppreuthelme, schon wasshet sich die Jugend und das Volk jetzt eine nie grabute Opferfreudigkeit.“

„Lud Sie wollen mich zurückhalten?“ fragte Theodor vorwurfsvoll.

„Nein, bei Gott, das will ich nicht! Wäre ich jünger und kräftiger, ich würde gewiß mich selber anschließen und der heiligen Sache mit meinem Aemte dienen. Ich möchte nicht der Freund und Bewunderer des hellenischen Alterthums sein, wenn ich Ihren Geist tadeln sollte. An den freien Griechen schickerte der asiatische Despotismus eines Arztes, an dem deutschen Volk ward der neue Weltbespot von Grunde geben, wenn mich meine Aemtionen nicht trügen. Aber wir müssen mit Vorzicht auftreten und nicht durch Uebereizung das große Werk in Gefahr bringen. Selbst hier in Wien sind wir vor französischen Spionen nicht sicher und deshalb hielt ich es für meine Pflicht, Ihnen jeden vorsehenden Schritt zu wider-rathen. In einigen Wochen wird die Entscheidung nicht ausbleiben und dann werde ich Ihnen selbst die Hand zu Ihrem Vorkhaben bieten, Ihren Vater bestimmen, daß er seine Einwilligung Ihnen nicht verweigert, und Ihr ungehindertes Fortkommen nach Preußen vermittelt. Bis dahin müssen Sie mir Ihr Versprechen geben, nichts zu unternehmen. Vor allen Dingen aber verlange ich das tiefste Stillkönnen und die Bewahrung unseres Geheimnisses.“

„Ihre Eractien können sich auf mein Vater verlassen. Ich verlange nur, daß ich folgende von Ihnen in Kenntniß gesetzt werde, wenn der Krieg von Eile Preußens an Kapellen erklärt wird, damit ich keinen Augenblick verliere, um in die Reihen meines Heeres zu treten.“

„Tasir will ich Sorge tragen und es soll Ihnen nicht an den nöthigen Empfehlungen fehlen, die Ihnen eine freundliche Aufnahme sichern werden.“

In freudig bewegter Stimmung verließ Theodor den Gesandten, der ihm mit freundlichen Widen nachschaute.

„Wo ein solcher Geist,“ sagte dieser ergötzen, „in der Jugend lebt, da ist das Vaterland noch nicht verloren.“

## III.

Seit jenem Tage stand Theodor's Entschluß fest, seine bisherigen Verhältnisse aufzugeben und an dem großen sich vorbereitenden Kampfe Theil zu nehmen. Mit jugendlicher Ungerend erwartete er den Augenblick, auf den all' sein Sinnen und Trachten gerichtet war. Seine Lurube war der Geliebten nicht entgangen, und unseufzt bemühte er sich, die Ursache dieser Unwissenheit vor ihr zu verbergen. Seine liebendes Frauenherz nicht mit schürfen Augen und prophetischen Widen. Toni ahnte die nahe bevorstehende Trennung, aber sie vermied es, darüber mit ihm zu reden. Es drückte ihn, vor ihr ein Geheimniß zu haben, er war jedoch durch sein an Humboldt gegebenes Wort gebunden; auch liebte ihn der Mutz, das entscheidende Wort zu sprechen. Er fürchtete, sie zu betrüben, obgleich er ihr die Kraft vertraute, das Unabänderliche mit Würde zu ertragen. Indem er aber an die nahe bevorstehende Abschiedsstunde dachte, verdoppelte er seine Ährlichkeit für sie. Nie war er aufmerksamer und hingebender gewesen, als in der letzten Zeit, doch sie ließ sich darum nicht täuschen und war auf Alles vorbereitet. Zuweilen litt sie an Anwandlungen einer verzehrenden Eifersucht, doch diese Geistesarten einer selbstquälenderen Phantasie verschwanden wieder, wenn sie in sein treues Auge blickte und seine vom Herzen kommende Sprache hörte. Der eble Jüngling konnte sie nicht betrügen und wenn er sie verlassen wollte, so mügte ihm ein edlerer Grund als gemeine Treulosigkeit bestimmen.

Endlich erhielt er von Humboldt die gewünschte Nachricht. Preußen hatte an Kapellen den Krieg erklärt, der König war nach Breslau gegangen und hatte von dort den berühmten Rufus an sein Volk erlassen. Theodor las mit Begeisterung jene fürstlichen Worte, welche darauf berechnet waren, den Geist der Nation in seinen Tiefen aufzuregen, die Herzen zu entflammen und jeden Deutschen an seine Pflicht zu mahnen. Thränen strömten aus seinen Augen, als er geendet hatte, Thränen der Kühlung und der Bewunderung. Alle Bedenken schwanden in seiner Seele vor dem großen, welterschütternden Ereigniß. Der Augenblick war gekommen, den er so schnellst herbeigewünscht, der ihn mit Entzücken und Schauer zu gleicher Zeit ergaßte. Unter der Gewalt dieses ersten Entzückens stürzte er zu Toni, der er athemlos das Blatt, worin der Rufus stand, entgegenhielt.

„Nies!“ sagte er mit bebender Stimme. „Nies, was ich so eben von Humboldt erhalten habe.“

„Ich hab' es längst geahnt,“ entgegnete sie, nachdem sie gelesen hatte. „Du wirst mich verlassen, um an dem heiligen Kampfe Theil zu nehmen.“

„Lud Du ährst mir nicht?“

„Darf ich dem, selbst wenn ich so schwach wäre? Ich werde Dich nicht zurückhalten, wenn Dich das Vaterland ruft. Ich wüßte ja, daß ich Dein Herz mit ihm theile, daß Du mir nur zur Hälfte angehören konntest. Du müßt Deine Pflicht thun, ohne auf das Blüthen zu achten, das Dein Haß jetzt rüchsigstos vertritt.“

„Toni, Du thust mir weh!“

„Bei Gott, das wollte ich nicht! Ich bin nur ein armes Mädchen, das seinem Schmerz nicht zu gebieten vermag. Ich habe zu schön geträumt, um nicht über ein solches Erwachen laut zu klagen. Kenne mich schwach, egoistisch, meine Liebe hat mich einzig und allein zu einer solchen Egoistin gemacht. Ich kann mich noch nicht in die mir zugewandte Hebelnolle finden. Jetzt fühle ich es klar, daß ich Deine „Delene“ besser spiele, als in der Wirklichkeit bin.“

„Dein Jutamsich wird aus dem Kampfe siegreich zurückkehren und Dir tausendfach den Kummer vergelten, den er Dir bereiten muß.“

Unter Thränen lächelnd reichte Toni dem Dichter ihre Hand, indem sie seinen glühenden Jureden Gehör lödente. Sie war, wie sie sich richtig selbst bezeichnede, keine herliche Natur, aber sie besaß dafür jene edle Weiblichkeit, welche vor keinem Dornen jürschridt, sobald sie sich von der Nothwendigkeit eines solchen Überzeugt hält. Die Liebe machte sie härter, als sie war; um den

Geflechten nicht zu kränken, bekämpfte sie diesen großen Schmerz ihres Lebens und verbarg die Thränen, welche sie nur im Verborgenen seinen Verluste weinte. Mit der ihr eigenen Besonnenheit sorgte sie von nun an fast ausschließlich für Theodor's Ausrüstung und schaffte Alles herbei, was zu seiner Reise nöthig war. Die wenigen Tage, welche er noch in Wien verweilte, wurden durch Abschiedsbesuche ausgefüllt. Theodor besah eine große Anzahl von Freunden und Bekannten, welche an ihm und seinem Geschick den lebhaftigen Antheil nahmen. Viele ließen seinen Entschluß für jugendliche Schwärmerie und suchten ihn davon abzubringen, Andere, zu denen besonders Frau von Pereira und ihr schöne Genfise Marianne Saling gehörten, gaben dagegen unumwunden ihm ihre Bewunderung zu erkennen. Er mußte ihnen versprechen, noch einen Abend in ihrer Gesellschaft zubringen und von seinen Kriegserlebnissen fortwährend Nachricht zu geben.

Obgleich er am liebsten die freien Stunden bei seiner Toni zubradte, so konnte er die dringende Einladung der befreundeten Familie nicht ablehnen. Das Haus des Herrn Pereira war eines der glänzendsten in Wien und in seinen Sälen versammelten sich die beste und vornehmste Gesellschaft. Staatsräthe, Diplomaten und die geistreichsten Schriftsteller wurden von der Großmuth des Mannes und der Liebenswürdigkeit der Hausfrau angezogen. Ein Kranz der schönsten Frauen umgab die ausgezeichnete Wittbin, welche eben so sehr durch ihre körperlichen wie durch ihre geistigen Vorzüge glänzte. Es herrschte in diesem Kreise der freie Ton einer heiteren Gesellschaft, denn durch die vorhandenen bedeutenden Persönlichkeiten eine höhere Weisheit zu Theil wurde. Für einen jungen Mann, wie Theodor, mußte eine derartige Versammlung einen ganz besonderen Reiz zu jeder anderen Zeit haben; denn war er jedoch zu sehr treu und von dem nahe bevorstehenden Abschied ergriffen.

Deshalb verließ er die in jeder Beziehung auserwählte Gesellschaft so zeitig als möglich, nachdem er einige flüchtige Worte mit den Damen des Hauses und einigen Bekannten, wie Humboldt und Schlegel, welche ebenfalls zugegen waren, gesprochen hatte. Er wußte, daß Toni im Theater beschäftigt war, und richtete deshalb seine Schritte nach der Burg. Es war eine helle Monatsfrühnacht, welche den ehrwürdigen Stephansthorum mit lichtigem Silberglanz umfloss und wie mit einer Glorie umgab. Dem Thurm schlug die mächtige Glocke die zehnte Stunde, als er vorüberschritt. Bei dem stierlichen Klängen ersah er ein eigenartlich wehmüthiges Gesicht. Der alte Stephansthorum mit seinen gelblichen Fingern und Beinen war ja auch ein alter Bekannter, von dem er Abschied nahm. Wie oft hatte er voll Bewunderung seine schlichte Größe angeschaut und, wenn auch Protestant, den Rang gefühlt, in seinen heiligen Götzen niederzuläutern und bei dem mächtigen Brausen der Orgel sein Gebet zu sprechen. Er wäre kein Dichter gewesen, wenn er diesen fremden Riesen nicht jetzt wie einen alten Freund begrüßt, den er im Begriff stand zu verlassen.

Das Strömen der Menge über den Platz verfügte ihm, daß die Verstellung im Theater zu Ende war. Er beehrte sich deshalb, um seine Braut noch anzutreffen. Da ihre Wohnung ganz in der Nähe war, so pflegte sie selten und nur bei schlechten Wetter von einem Wagen Gebrauch zu machen. Weist ging sie in seiner Gesellschaft oder in Begleitung eines Wärtchens, das ihre Garderobe trug, zuweilen auch ganz allein, da sie sich nicht fürchtete. Als Körner in eine der kleinen Seitenstraßen einbog, sah er eine weibliche Gestalt im hastigen Laufe auf ihn zukommen, gefolgt von einem Mann in fremder Uniform. Im hellen Mondschein erkannte er Toni, welche bei seinem Anblick einen lauten Freudensturm ausstieß und fast athemlos seinen Arm ergriß.

„Weshalb mich vor dem Zubringlichen?“ fluchte die gränglichte Schauspielerin.

Theodor wandte sich nach dem Fremden um, indem er ihr zur Rede stellte.

„Was wollen Sie von meiner Braut?“ fragte er entrüstet.

„Ihre Braut?“ lachte dieser höhniisch. „Ich wußte in der That nicht, daß das Fräulein Ihre Braut sei.“

„So will ich es Ihnen sagen, um Ihnen unanständigen Forderungen ein Ende zu machen. Ein solches Vernehmen einem wehrlosen Mädchen gegenüber ziemt keinem Mann von Ehre.“

„Ich bin der Baron von Rörner, und stehe in französischer Diensten,“ entgegnete der Unbekannte hochaufredend.

„Und ich heiße Theodor Körner,“ rief der Dichter in gereiztem Tone, „und verachte jeden Deutschen, der dem Tyrannen dient.“

„Wir sehen und weiter,“ murmelte der Baron, indem er es für gerathen hielt, seinen Rührung anzudeuten, da der Dichter bereits mehrere Zuhörer herbeigezogen hatte, welche für den Streit offenen Partei nahmen.

Bald war er im Schatten der naheliegenden Häuser verschwunden. Toni gab nun dem Geliebten nähere Anhalt über ihr so eben erlebtes Abenteuer. Zeit einigen Tagen hatte sie schon in der Fremdenloge, so oft sie auftrat, das ihr widerwärtige Gesicht des Barons bemerkt, der sie unabhängig mit seinen Blicken verfolgte. Er hatte es sogar gewagt, ihr anonym einen Brief, Blumen und allerlei werthvolle Geschenke zu übersenden, welche sie natürlich zurückgeschickt hatte. Wie die meisten Frauen von ihrem Staube, fand sie jedoch nichts Besonderes und Verächtliches in solchen Aufmerksamkeiten, die Schauspielertinnen vielfach zu Theil werden. Auch wollte sie nicht Theodor durch vortheilige Berichte in Unruhe versetzen. Dies war der Hauptgrund, weshalb sie bisher geschwiegen hatte. An diesem Abende verließ sie nach ihrer Gewohnheit das Theater gleich nach beendigter Vorstellung, um sich nach Hause zu begeben. An der kleinen Ausgangspforte, die nur für die Künstler der Burg bestimmt war, wurde sie von dem Baron erkannt, welcher ihr hier auslaurerte. Anfangs hielt sie ihn für ihren Wärtling, und eilte darum auf ihn zu, um ihn freuzig zu begrüßen; sobald er sie aber erkannte, wurde sie ihrem Irrthum gewahr. Sie ließ seinen schon ergriffenen Arm vor Schwel fahren, und erufferte sich in eiliger Bemüthung; eben so schnell folgte er ihr nach, indem er die leidenschaftlichen Geständnisse seiner Liebe ihr zuflüsterte. Je rascher sie ging, desto mehr beschleunigte auch er seine Schritte, wobei er nicht abließ, sie mit seiner Reizung belannt zu machen.

Trodem Theodor weit entfernt von jeder Gifersucht war, so verstimte ihm Toni's Erzählung. Bald aber schwannten die Wollen auf seiner Stirn vor ihrer unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit. Er begleitete sie bis an die Thür, wo er mit einem jätlichen Kusse von ihr Abschied nahm. Indem er die hohle Gestalt an sein Herz drückte, fühlte er die ganze Größe des sich selber ansetzenden Uebers; ein schmerzlich wehmüthiges Gefühl erfüllte seine Brust, und zitterte noch in seiner Seele nach, als Toni schon längst verschwunden war.

Er blieb noch einige Augenblicke unter ihrem Fenster stehen, und sah zu dem weissen Beschängen ihrer Wohnung empor. Ein leichter Schatten bewegte sich, und er glaubte das Profil der Geliebten zu erkennen.

„Gute Nacht!“ flüsterte er leise. „Gott behüte mich bei diesen Schaa, daß ich ihn wiederfinde, wie ich ihn verlaßten.“

Er war zu aufgerigt, um nach seinem Hause zu gehen und die Ruhe zu suchen. Aus der Ferne tönte durch die stille Nacht die Lust des heitern Wiens. Die Kaffeehäuser waren alle noch hell erleuchtet und mit Götzen gefüllt; fröhliche Leute zogen an ihm vorüber und sangen lustige Vieter, von rothem „Fencr“ und frätigen „Rufberger“ angedr. Er fand darunter einige bekannte Schauspielere, die den Dichter mit überreiztester Freudlichkeit begrüßten und trotz seines Widersprechens mit sich fortzogen. Seine nahe bevorstehende Abreise war bekannt geworden und wurde von Allen mit innigem Bedauern aufgenommen. Jetzt konnte er ihrer Einladung nicht widerstehen, mit ihnen noch ein Glas zum Abschied zu leeren. Er mußte ihnen in das nächste Weinhaus folgen, wo bald der feurige Ungarwein wie süßiges Gold in den Gläsern funkelte.

„Sa lobe der Dichter des Brim!“ rief der Schauspieler kern.

„Auf ein baldiges und glückliches Wiedersehen!“

„Auf ein glückliches Wiedersehen!“ wiederholte der Cher der ihn verredenden Gäste.

Die Gläser klangen so hell wie Mäliches Glodengeläute zu dem allgemeinen Wunsch der Anwesenden, welche Körner als Mensch und Dichter gleich lieb hatten und nur ungen scheiden sahen. Noch mancher Toast wurde auf sein Wohl geleert, bis er sich selber erhebt, um den Fremden zu danken. Er sprach mit Begeisterung von der Kunst, der er stete Treue gelobte, wenn er auch gegenwärtig für längere Zeit freiwillig ihr entsage, um an dem Befreiungskampfe seiner deutschen Väter Theil zu nehmen.

„Dem Vaterlande gilt dies Glas!“ rief er laut, sein Glas erhebet. „Wenn erst diesem meine Schuld gezahlt, dann lehre ich zu Euch zurück, um einzig und allein der Kunst zu leben.“

„Und jetzt ein frisches Lied!“ ließ sich Oshenheimer vernehmen, „ein Lied von unserem Körner!“

Damit waren alle Anwesende einverstanden und die trefflichsten Sängere begannen nach einer ansprechenden Melodie:

„So blühen drei freundliche Sterne  
In's Dunkel des Lebens hinein;  
Die Sterne, sie leuchten so traumlich:  
Die heißen die, Liebe und Wein.“

Noch manches andere Lied wurde gesungen und manches Glas getrunken, die die Gesellschaft sich eifriger kennen, anzubringen. Beim Hergehen bemerkte Theodor an einem abgetrennten Tische zwei Personen, welche sich leicht flüsternd unterhielten. Der Eine war der Baron von Räder, der Andere ein Abenteuer, der in Wien allgemein für einen französischen Spion gehalten wurde. Beide waren, als ob sie den Tisch nicht bemerkten; sie stellten die Köpfe zusammen und zischelten. Als sich Räder umwendete, begegnete sein offenes Auge den lauernden Blicken des Barons, dessen täuschliche Physiognomie sich seinem Beobachtungs für immer einprägte.

Noch eine andere Beobachtung berührte ihn schon früher unangenehm. Als er nämlich vom Tische aufstand, bemerkte Ochseneimer zufällig, daß drei Leichen an der Tafel gestorben. Der Schauspieler scherzte über die ominöse Zahl, Theodor aber, der nicht ganz vom Aberglauben frei war, konnte sich eines leisen Schauern nicht erwehren, obgleich diese augenblickliche Bestimmung das wieder schwand. — Die Freunde begleiteten ihn bis zu seiner Wohnung, und zogen Arm in Arm mit ihm durch die stillen Straßen. Es war eine herrliche, sternklare Winternacht, und das alte Wien mit seinen eingekleideten Tücheln glück einer Fernflut mit silbernen Säulen. So gingen sie an den Thron der Dema, die, zum Theil zerfallen, wie eine demantene Auerbrücke in magischer Beleuchtung schimmerte. Das winterliche Aquarellbild paßte zu des Dichters eigenem Gefühl, aber die heiteren Szenen der Künstler verdrängten bald wieder die in ihm aufsteigende Trauer. Noch einmal wurde vor der Thür auf das Heroldische Abschied genommen, die Hände geschüttelt und ein inniges Lebenswohl gesagt. In seiner Stube überließ sich erst der Dichter ganz seiner Stimmung; an alle reizenden Bilder seines Wiener Aufenthaltes traten vor seine Seele und umschwebten ihn; er füllte die ganze Weisheit seines nahen Verlustes und des Abschiedes von der theuren Kaiserstadt, die ihm so viel gewährt, den Vorherr des Ruhmes und die Asche der Liebe. — Er nahm die Gantare in die Hand, sein Lieblingsinstrument; das Band wand durch, mit Rehen gefüllt, war ein Geschenk seiner Teuf. Nachdem er einige Griffe über die Saiten gethan, sah er mit leiser wehligender Stimme ein Abschiedslied von Wien:

Ich weh! Ich weh! — Mit dumpfen Oerenschlag  
Begeißt ich Dich, und frag' meiner Flügel.  
Im Auge will ich eine Thräne regnen;  
Was träub' ich mich? Die Thräne schmeißt mich nicht. —  
Ach, wo ich wandte, sie's an Auerneuegen,  
So's, wo der Tod die bunten Kränze trug:  
Da werben Deine theuren Fußstapfen  
In Lieb' und Scholast' meine Seite spalten.

Was er so gesungen, brach er zu Papier, indem er den einmal angeregten Gedanken zu einem Gedichte gestaltete, das er am nächsten Morgen der Gesellschaft brachte.

Eutlich schlug die Stunde der Trennung von Wien und Teuf. Die heile Braut fandte ihn wohl liebevoller Aufsehrung über ihren Schmerz zu lächeln und lächelte unter Thränen, während ihr den bange Abnungen erfüllte Herz zu brechen drohte. Immer von neuem umschlang sie ihn und rief ihn zurück, wenn er schon bis zur Thür gegangen war. Dann bemelte sie wohl auch eine größere Fassung, als sie wirklich besaß. Ihre Seele war von bange Verfürgungen erfüllt, die sie vor ihm zu verbergen suchte.

„Bin ich nicht ein theures Mädchen?“ fragte sie. „Am liebsten müßt' ich mit Dir ziehen in den Krieg und an Deiner Seite kämpfen und sterben. Doch nein, Du wirst nicht sterben, Du wirst als Sieger aus dem Kampfe zurückkehren, und ich werde Dich mit wehlerndem Vorherr schmeißen.“

„Nicht mit dem Vorherr, sondern mit der Wache, theures Mädchen! Wenn ich wiederkomme, ist das Vaterland frei, und dann erst sollen sich unsere schönsten Tränen erfüllen; dann haben wir unser Aeth, und keine Gewalt auf Eiden soll uns trennen.“

„Ich will Dir auch ein Amulet mitgeben, das Dich vor jedem Unheil behüten wird. Ach hab' es von der Großmutter bekommen, und es als ein theures Erbthum unserer Familie mit auf die Erde

gebunden hat. Wer es trägt, hat nichts zu befürchten und ist vor jedem Unglück geschützt; so sagte sie mir erst. Nimm es hin und trag' es zum Angedenken, wenn Du auch nicht daran glaubst.“

„Was Deine Hand mir reicht, bringst sicher Glück.“ Deine Liebe ist der Talisman, der mich vor jedem Unfälle schützen wird.“

Erwähnt sey sie aus dem kühnen Wunsche eine alte Geldmünze heranzu, auf welcher in seltsamen Charakteren ein fremmer Spruch um ein Glück eingegraben war. Sie hing ihm das Amulet um und er versprach, es niemals abzulegen und auf seiner Brust zu tragen.

Noch einen langen, langen Kuß drückte sie auf seine Lippen; dann trängte sie ihn selbst, sie zu verlassen, weil sie sich einer Ohnmacht nahe fühlte. —

IV.

Das war ein wunderbares Schauspiel, welches im Monat Februar 1813 die alte Stadt Vrestan in Schließen darbot. Schon ein regsamere und heisriger Handelsort, hatte sich ihr Weidbild plötzlich in ein kriegerisches Lager verwandelt. Der König von Preußen war von Berlin hierher geschickt und hatte sein Heerlager in der Nähe der Weisze aufgeschlagen. Um ihn schauerte sich seine Oetreue, die Kähler der Armee und die berühmtesten Generale. Welche Namen von gutem Klang worden da genannt, welche großen Männer sah man da täglich nach dem Schlosse gehen, um den viel gepriesenen Neuzutritten ihre Treue zu beweisen und mit Rath und That ihm beizustehen! Neben dem greisen Blücher, der im hohen Alter sich die Mühe der Jugend zu bewahren wollte und kaum seine kriegerische Ungerewalt zu jähren vermochte, schritt der bedächtig lange Guellicianus in einzigem Gespräch mit dem gemalten Scharnhorst, der sein Zuhorn der Vantwehr den anmerksamen Jüngerer anseinerbelegte und ihre Gegenmeinungen mit schlagenden Gründen zu widerlegen suchte. — Dort der stattliche hohe Herr mit aristokratischer Haltung und einnehmenden, widerwilligen Zügen war der Staatskanzler Hardenberg, der all die unerschöpflichen Hülfquellen seines schöpferischen Geistes jetzt entwidete, um den greisen an ihn gestellten Anforderungen zu genügen. Außerlich ansehend rußig, war er in seinen Herten wohl darger Oeuge, aber auch voll Hoffnung für die nächste Zukunft. Nicht umfesselt hatte er den lähnen Schritt gewagt, den Weis des Bessers anzurufen, um das Vant von seinen Unterdrückten zu befreien. Die Jahre eines schmahlvollen Friedens waren von ihm auf das Beste benutzt worden, um auf dem Wege einer eben so lähnen als weisen Oefsegebung den Bürgerstanz zu heben, die durch Zwang, Bedrückungen und Verurtheile aller Art gekümmten Kräfte des Staates zu entlasten. Seine Bemühungen waren jetzt reichlich durch die Opfer belohnt, welche die Nation mit Fremden darbrachte, und mit hoher Befriedigung konnte er den Abgehenden des russischen Kaisers die Mittel zeigen, die ihm zu Oebote standen, um den Krieg mit Nachdruck zu beginnen und fortzusetzen.

Ein einiges Gefühl ging durch das ganze preussische Volk, welches an den Anstuf des Königs an alle Theilen der Monarchie herbeistömte, um an dem heiligen Kampfe Theil zu nehmen. Kaum, daß ein Oer sich noch zu finden war, obgleich die Einwohner mit echt schlesischer Oaffrentheitslust Haus und Tisch mit den Fremden theilten. Die Gasthäuser und Oedenen waren überfüllt; Generale und Minister mühten sich eifrig mit einem leudnen Winterstübchen begnügen und Leute aus den besten Ständen waren glänzlich, wenn sie nur noch ein Strochlager fanden. An dem greisen „Ningel“ drängten sich die frisch angeworbenen Truppen, welche hier eingekleidet wurden und zur Fahne schworen. Das alte gotische Rathhaus war umlagert, die breiten Treppen stets von der müthigen Jugend besetzt, die sich zum freiwilligen Dienste und zu anderen Oeffern meldete. Hier sey ein neu gebildetes Regiment unter künftigenem Oefere und dem Jandher der Menge vertribert, dort wurdere Kerkuren eingedrückt und in aller Schwindigkeit eingezogen. Das waren aber nicht jene gepriesen und gewundenen Marionetten mehr, sondern begeisterte Männer, die mit Weingewissen Mut und Leben einer greisen Sache weihen.

(Fortsetzung folgt.)

## Die englische Kriegs-Werkstatt.

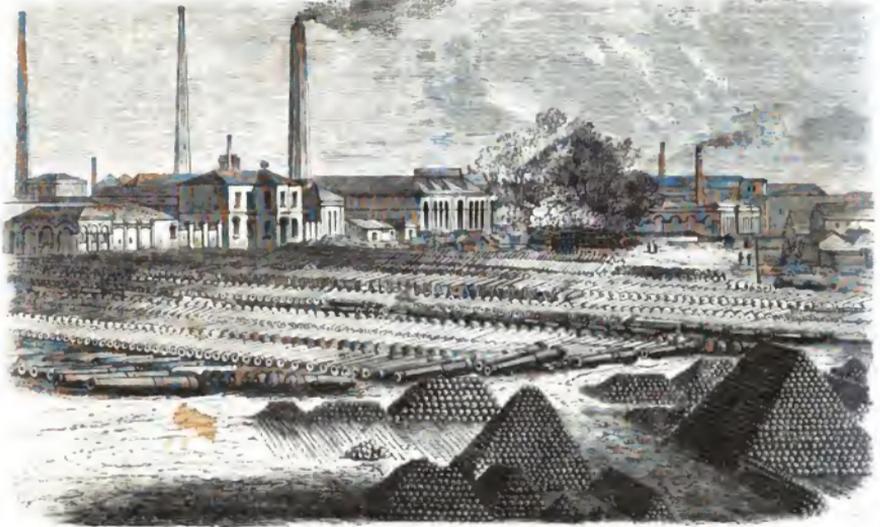
(Ein Besuch im Arsenal zu Woolwich.)

Die Engländer sind das größte Handelsvolk der Gegenwart. Sie sind aber auch das kriegerischste und zwar, wie sie vermeinen, zu Gunsten ihres Handels. Wer ihnen ihre Waaren abnehmen will, den bewahren sie, um dann zwischen Ruinen und Reichen Handelsverträge zu schließen. Dies ist aber der fernste Fied in der Politik Englands. „Handel und Krieg vertragen sich nicht mit einander,“ sagte ihnen schon Thomas Roe, ihr erster Gesandter in Indien vor mehr als 200 Jahren, der sie ganz entschieden und wiederholt warnte, Völcereien in Indien zu erobern. Dafür rieth er ihnen die Handelsartikel, die sie schicken sollten und die einen guten Markt finden würden zum Austausch für prächtige Seidengewebe und Stidereien. Sie hörten nicht auf ihn, sondern sie eroberten ein Land nach dem andern und schickten Kanonen und Kanonenjutter statt der Handelsartikel. Die Folgen dieser Politik

und Macht mit flüssigen Metallen spielende ganze Stadt mit mehreren Tausenden der geschicktesten Arbeiter Englands, die alle festes Loth und Bederven im Großen produciren und glänzender dafür bezahlt werden, als die besten Arbeiter in productiven Industrien.

Es ist nicht leicht, Eintritt in diese größte Werkstatt der Welt zu erhalten. In der Regel brauchen Fremde specielle Empfehlungen von Gesandten oder ersten Chefs des Arsenal. Und auch dann bleiben ihnen noch gewisse Geheimnisse verschlossen. Mir gelang es, durch Bekanntschaft mit einem im Arsenal angestellten Artillerie-Officier Zutritt und manche interessante Mittheilung zu erhalten. Folgendes ist das Hauptergebniß meines Besuchs und der Reisen, die ich mir nach authentischen Belehrungen machen konnte.

Dem Haupteingange in die unmauerte Arsenalstadt lauen wir zuerst in die Kanonengießerei mit etwa zwanzig Arbeitern, die ge-



Die englische Kriegswerkstatt zu Woolwich.

wurden bald sichtbar und können, da mau von der Nemesis immer weiter, immer tiefer in den Widerspruch zwischen Handel und Krieg getrieben ward, dem stolzen England (stolz auch auf — Eberzeugung?) noch das Leben kosten.

Was an dem Marke Englands ganz wesentlich ist, ist dieser überall herausgetriebene Widerspruch zwischen Handel und Krieg, weil es so weit gekommen ist, daß der Krieg und die gegen alle Völker zu erhaltende Kriegsbereitschaft immer mehr kostet, als der dadurch angeblich begünstigte und geschützte Handel jemals wieder einbringen kann, weil für den Krieg mehr producirt werden muß, als für den Handel. Die Production für den Krieg, die Fabrication von Herstellungsmitteln ist in England größer, blühender, vollkommener, als jede andere Production, größer, vollkommener, als in jedem andern Lande der Welt.

Das königliche Arsenal bei Woolwich im Osten von London bedeckt mehrere Morgen Fläche mit den gewaltigsten und zum Theil wunderbarsten Dampfmaschinen. Die riesigen Eisenstücke, welche die Loth und Bederven producirenden Maschinen drehen, haben zusammen eine Länge von sieben englischen Meilen. Das Arsenal ist eine schraubende, hämmernde, gießende, drehende, wickelnde, Tag

rade bereit waren, vierzig Centner siedendes, weit um sich glühendes Kanonenmetall in zwei Haubtüben zu verwanfeln. Alle waren sehr geschäftig, bis der Pfeyren des großen Strickessels herausgefloßen ward und ein tider, silberner Strom herausfloß und Alles um sich her zu zitternder, wallender, rother Gluth verwanfelte und ein unbeschreibliches Geräusch von sich ließ, wovon mir alle Glieder bebten, während eine helle Flamme über den englischen Gluthfluß hin- und herleuchte. Man sagte mir, daß hier zwanzig größere Arbeiter und zwölf Knaben jede Woche, Jahr aus Jahr ein, zwölf Kanonen gießen, außerdem noch eine große Menge metallene Bestandtheile für Kriegszwecke. Jede Kanone braucht zwei Tage zum Röhlen. Daraus wird sie mit Hilfe riesiger Hebelmaschinen in die Kanonen-Drehslei gebracht und gehohlet, polirt und zu sofortigem Gebrauch fertig gemacht. In dieser Drehslei daneben saßen wir eine rothe Kanonenmasse sich binnen drei Viertelstunden glätten und abruenden. Die riesige Maschine, welche die Kanonen packt, dreht und mit verschoben gestornen Weiseln selbst glättet, ausbleicht, sernt und polirt, kann ich ohne Zeichnungen nicht deutlich beschreiben. Auch hatten wir nicht viel Zeit, da eine angebeuere Masse von Aufsalzen, Schmelzen u. in gegebener Frist beschäftigt sein wollte.

Wir eilten in die Bomben-Fabrik, wo die Formen und Modelle für Bomben jeder Größe von unermesslichen Anzahlen mit solcher Geschwindigkeit gemacht wurden, daß es förmlich Bomben regnete. Die Maschinen machte aber Alles, die Jungen trugen eigentlich nur zu und ab.

Jetzt tratet wir in eine Anstalt mit 24 pfeudenden, brausenenden, den Himmel Feuerwerfenden Schmelzen, die nichts machten, als Nöhren zu Congrewe-Kalotten. Dampfhammer der verschiedensten Größen schlugen stets, von mechanischen Kiesenarmen geschwungen, auf amberpräparirte, reißglühende Metallmassen und verwandelten diese in alle mögliche Größen von Congrewe-Nöhren, von 1 1/2 Zoll im Durchmesser an bis zu den Zweieinunddreißigfüßigen, welche so meisthafte Verwüstung auf ganze Städte und Flecken schleudern, daß sie in einer Stunde mehr ruiniren können, als 100,000 fleißige Einwohner in Jahren aufzubauen vermögen.

Und nur in's Centrum, das Laboratorium, das größte Wunder der Welt in Bezug auf Dampfmaschinen-Automate, die von hier aus hauptsächlich ihre Kraft bekommen. Diese Dampfstraß pflanzen sich an sieben Meilen langen Schäften, ungeheuren Federbündern und Tausenden von Nöhren brausend, laufend, brummend, donnend, zischend nach allen Richtungen der Winde fort und verwandelt sich immer wieder durch Maschinen in Tausende der riesigen Cyclophen und geschäftigsten Vulcan, Ostheiten, die aber dabei nicht lahm sind, wie der unglückliche Watte der Venus. Vor diesen Sprachbrühen von Straßen brausender Nöhren, wo sich Alles dreht, bleibt dem Beobachter der Verstand still stehen, da er verzweifelt, sich diese dreuhende Welt irgendwie in Sinn und Zusammenhang zu erklären. Nur so viel blieb von den Erklärungen sitzen, daß hier 70 Dampfkegel die sieben Meilen langen Schäfte und was sich durch sie und mit ihnen dreht, in lautenere, brausendere Bewegung halten. Es ist Alles so gewaltig, daß man meinen sollte, es sei der lebhafteste Erzgeiß, „sitzen am brausenden Wechsels der Zeit.“ Freilich kann man nicht hinzusetzen: „Und wie die Weltheit lebendiges Aie.“ Au contraire.

Von den Maschinen-Automaten zog besonders die, welche die Kugeln für Mini-Gewehre fabricirt, meine Aufmerksamkeit auf sich. Man sieht ungeheure Gewinde kleinerer Nöhren, welche die Maschine zunächst abwindet, dann in bestimmte Stücke schneidet, um diese dann unter Stahlstempel zu werfen, sie hierauf mit dem Stahlstempel in glatte Mini-Kugeln zurechtzuschlagen und endlich diese in nebeneinander stehende Reihen zu werfen. Es waren vier solche Maschinen thätig, jede mit vier Stempeln. Jede fabricirt für und fertig 36 Kugeln per Minute oder 7000 per Stunde. Sie zusammen liefern täglich (bei Nachtrage) 300,000 Kugeln, also jährlich — mit gehöriger Feier des Sonntags, um den Himmel und die ewige Seligkeit nicht zu vernachlässigen — etwa 100,000,000, also in zehn Friedensjahren genug, um die ganze lebende Menschheit, und die Engländer natürlich auch, damit maulerelot zu schicken. Mehr kann man in zehn Jahren nicht von dem christlichen, freiesten, glücklichsten Staate verlangen. Wenn's übrigens nöthig sein und die Menschheit es wünschen sollte, sich von englischen Kugeln vertheidigen zu lassen, braucht sie gar nicht zehn Jahre zu warten. Erbschaft ist schon Vorrath für die halbe Menschheit da und dann beschließen sich daneben stets mehrere Arbeiter, auf die alte Manier täglich sieben Centner Blei in 12,500 gemeine Flintenkugeln zu verwandeln. Wenn diese ebenfalls treffen, thun sie ihre Dienste auch. Und bei dieser grauenvollen Richtung der Civilisations-Verbreitung wird man's nicht so genau nehmen. Kugel ist Kugel, und wer sie einmal in's Herz bekommen hat, fragt nicht danach, ob's eine Mini's, Kiste- oder gemeine blane Bohne war.

Auf der andern Seite sehn kleine lustige Maschinen neben einander, ganz wie Kinderpielzeuge, da zehn Knaben fortwährend mit ihnen spielen, d. h. ihnen fortwährend kleine Plättche Aufschaukelnd zuwarfen, die von den zehn kleinen Maschinen reißend schnell genommen und auf der andern Seite als concave Plättche für die Mini-Kugeln — 300,000 täglich — abgeliefert wurden.

In der Nähe ist eine neue Maschine damit beschäftigt, stets Kupfer zu verzehren und es in Form von Percussions-Bändhüchen — 4,000 Stück jede Stunde oder eine Million täglich — wieder heranzubringen zu lassen. Daneben andere Jungen, die mit Hülfe älterer Maschinen Jeder täglich 40 Pfund Kupfer in 30,000 Bändhüchen verwandeln.

Bomben abgerundet, mit Kugeln gefüllt, mit Bündern versehen, aufgeschichtet zu Pyramiden und zu Hecks für Verbreitung des

Christenthums und der Freiheit unter der Menschheit — nichts Besonderes in technischer Beziehung. Aber man sieht doch die Liebe. Aber Papiermühlen in der Kriegserweiterung? Ja, drei neue Papiermühlen, erstreckt zu dem alleinigen Zweck, Puppen in Papier zu verwandeln, um das Papier in Kanonen, Mini- und Cavallerie-Pistolen-Patronen zu pressen. Die Puppen, den Mäßen übergeben, kommen als hohle, hohle an einer Seite offene, dicke, dicke Papierrollen heraus. Mit Hülfe anderer Maschinen werden Pulver und Kugeln hineingehaht, so daß sie nun sofort bereit sind, der Menschheit, die nicht mit den Engländern handeln will, einen offenen Ropf zu verschaffen.

Quick! Quick! Rast in den furchtbaren, Feuerpräparaten, dennerten, die Erde weit unter erschütternden Seltens von dreißig Schmelzen mit unzähligen Dampf, darunter mehreren Vierzig-Centner-Hämmern, unter deren Schlägen sich ein Stück Holz selbst durch und durch in hellen Flammen auflöst. Hier werden schmelzerische Kriegshüde der verschiedensten Art mit Stahlstempeln zu allerhand Formen glatt ausgegossen, zu Bösen und Beschlagen, zu runden, vieredigen, dreieckigen, verschiedenartig gelegenen und geböhlten Formen, deren Verwendung mir ein Räthsel blieb und heftentlich auch bleiben wird.

Der Kanonemagazinen enthielt natürlich Kanonemagazinen, aber auch etwas Anderes: neue Schuppen, Tragbahnen für die Leuten und Bewandeten. Man hat versucht, durch neue Construction solcher Wagen es den Leuten und Bewandeten bequemer zu machen, aber auch, sie rascher und in größeren Massen von den „Feldern der Ehre“ zu bringen. Es geht doch nichts über die Humanität. Auch Kautschuksägel, jeder mit zwei bis drei kleinen Daubigen oder einzelnen Treißflündern für die edele Kriegslust auf und zwischen Bergen, wie man mit Reien beizubringen suchte.

Durch lange Straßen von Kanonenreihen und Kugelpyramiden in die Werkstätten, wo Maschinen und Menschen alles Heil, das zu Kriegszwecken gebraucht wird, in Wagen, Wagenräder, Bösen Cavallerie-Degenstücken u. s. w. verwandeln. Hier war vielers in technischer Beziehung merk- und bewundernswürdig. Zwei verschiedene Dampfmaschinen schneiden, glätten und schälen krumme Holzstücke zu Tegenstücken, wobei die Schneidinstrumente und Hohlmeißel in 4000 Drehungen per Minute je eine Scheibe in 80 Sekunden für und fertig machen. Drei Knaben machen für zwei Pence per Stunde mit Hülfe dieser Maschinen täglich 100 Tegenstücke. Eine neue Zapfenmaschine von selbst complicirter Construction macht 24 Zapfen per Minute für Pulverkasten. Früher brauchte man zu je einem Zapfen 30 Minuten.

Unweit davon eine stille Thätigkeit in einer Dampfhammer-schmiede, an welche alle Eisenabfälle der ganzen Anstalt abgeliefert werden, um hier mit spielender Geschwindigkeit zusammenzuschmelzen, geschweisigt und in Weißglühhitze zu neuen Eisenbarren ausgegossen zu werden. Die schmutzigen, unfermischen Eisenfälle verwandeln sich hier wie durch ein Wunder in 20 Fuß lange glühende Schlangen, die sich unter dem Händeln der Arbeiter hin- und herwinden, und kurz darauf als glatte, starre Eisenbarren ruhig hinstellen.

Die Kanonenrader-Manufaktur liefert täglich mit Hülfe weniger ungeschickter Arbeiter vierzig vollständige Kanonenräder aus dem härtesten eichen Holze. Maschinen macht hier Alles. Die Arbeiter dienen bloß als Handlanger. Besonders interessant war die neue, leichte, schnelle und sichere Art, wie die einzelnen Theile jedes Rades von Maschinenkraft und hydraulischem Druck in je ein solides Stück zusammengepreßt werden. Die von Maschinen genau gegügten Felgen-Curven werden aus dem Boden in einem Kreise zusammengelegt, die Epochen zwischen Felgen und Nabe geortnet, und dann das Ganze durch hydraulische Plöcke, die sich mit ihren Curven genau an die Außenseiten der Felgen anschließen, unter einem von allen Seiten gleichmäßigen Drucke von 250 Tonnern in ein einziges Stück zusammengeedrückt. Dieser ganze Proceß dauert eine halbe Minute.

Eine Menge faarrentes und domerendes Maschinenwerk, das sagte, Cattelkrähe verrichtete, Eisenlanzen abdruckte u. s. w. übergeben wir, da es technisch nichts auffallend Neues zu bieten schien. Nur die Eisenlanzengeleise, welche jetzt gerüstet oder gegogene Eisenlanzen von mathematisch genauem Caliber liefern, ist für Personen von Fach von großem Interesse, und hat bereits zu mancherlei Discussionen Veranlassung gegeben. Die großen Eisenlanzen sind bis jetzt, so viel ich weiß, größtentheils geplatzt und als unpraktisch für die englischen Civilisationszwecke befunden wer-

den; aber kleinere, von denen eine ziemliche Menge glänzender, genau gearbeiteter Modelle von verschiedener Größe gefertigt wurden, sollen sich bewähren.

Aus der Kanonengießerei traten wir heraus in die freie, mein, erst in den Kanonenwerft: acht Straßen dicht neben einander schlummernder Kanonen. Der Officier sagte mir: es sind über 1500. Und wie viel Tausende schwimmen schon auf allen Meeren? Ein unergiebiger und der bezugreichste Anblick für mich — diese Straßen noch in aller Unschuld schlummernder Kanonen! Welche Städte friedlichen Fleißes, welche Väter vor ihren Weibern und Kindern, welche unshuldige Kinder und Frauen werden sie noch zerreißen, und welche Dausen von Leiden und Ruinen werden sie noch produciren! Daneben erheben sich einige Duzend Kanonenkugeln-Pyramiden! Und Pyramiden von Kanonen, Bomben und Schrapnells! O und rings um, weit und ringsum dieses Rauchen und Plochen, dieses Donnern, Dröhnen und Krachen, diese immer und immer bebende Erde unter meinen Füßen, dieses dumpfe Rechen aus versteinerten Werkstätten, dieses vom Himmel sprühenden Feuerfontänen aus langen, schlanken Schornen, diese fohnrauhenden und qualenden Krache und Geseh, mit gewaltigen Eisenkann in der Luft spielend, diese sieben Meilen langen Schäfte, Tausende von

Loth und Verderben producirenden Mätern in rasender Hast schwirrend, als wäre jede Minute eine Stunde werth in dieser Industrie — und diese ruhigen, friedlichen Menschen dahinschauen, die mit derselben Seelenruhe millionenfachen Tod schafften, wie der Väter Semeln, diese spielenden und die schlummernden Feuerfontänen springenden Kinder, die wahrscheinlich sterben hatten, bis ihre Stunde für Bedienung der unerfindlichen Maschinen wieder schlug!

Wer bürgt Dir dafür, brauer, vorbildiger Junge, daß die Kanone, aus der Du reitest, um so ritterlich Dein Butterbrot zu verzehren, nicht Dir oder den Deinigen die Glieder zu schmerzlicher Verstümmelung zerreißen wird? Wer bürgt diesem mit Todessworth für die ganze Menschheit prunkenden England dafür, daß nicht ein einziger Haufen, wie z. B. Oberhoch, mehr Verderben als es liefert, als sie hier producirt haben?

Wie man fäet, wird man ernten. Und da die Engländer schon von jeher mit besonderem Bekehrungsgeiz für die Menschheit Kugeln von Blei und Eisen gefäet haben, können sie natürlich keinen Weizen auf ihrem Feldern mähen. Aber das ist richtig, großartig und beispieslos in der Welt ist diese Kriegswerkstatt zu Weidm. Und das muß allen Gläubigen gegen meine Friedenstaubentmoral ein Trost sein.

## Vom Luxus.\*

### Nr. 3. Der Luxus eines sinkenden Volkes.

Echon die Ueberschrift sagt, daß es eine Grenze gibt, bei deren Ueberschreitung der Luxus verderblich zu werden beginnt, moralisch verderblich, sobald er die Gesinnungen der Menschen zu beherrschen anfängt, die Kraft der Selbstbeherrschung lähmt und den Geist von großen Gedanken und edlen Entschlüssen ab zu entfernden Vergnügungen niederzieht. Die Entschlüssen reißt dann wie ein schnellerer Strom alle Schranken in verderbender Ausbreitung nieder und ist nicht bloß eine theilweise innerhalb der höheren Stände, sondern eine ganz allgemeine. Sie braucht zur Ueberschreitung und Unmäßigkeit nicht festlicher Prunkgeschäfte. Die Aufschwung herrscht im Palast wie in der Strohhütte. Nur die Form ihres Auftretens ist ein verschiedne. Werden die Menschen unmäßig und träge, so rührt dies von der Erschlaffung anderer edlerer Bestrebungen, von dem Widerwillen gegen andere Beschäftigungen her, wie Ferguson bemerkt, und Callist schon sagt von dem späteren Römischen, dem großartigsten Beispiele eines verfallenden Volkes: „Nachdem man angefangen hatte, in Reichthümer eine Ehre zu setzen, und dieselben Ruhm, Herrschaft und Macht in ihrem Besitze hatten, begann die Tugend und Tapferkeit abzunehmen, die Armut für eine Schande, die Unbescheidenheit für Bescheidenheit gehalten zu werden. Daher kam aus dem Reichthum die Schwelgerei und die mit Stolz gepaarte Habguth der römischen Jugend.“ — Der ungehehrer Luxus Rom's ist aber nicht allein als Ursache des Sinkens anzusehen, denn er selbst ist erst wieder Wirkung und Symptom desselben.

Der Luxus verschlingt alsdann das ganze Volkseinkommen, er wird unnütz und unethisch. Auf eingetriebene Gewinne und erkünstelte Einneinreize werden enorme Summen verwendet. Unnatur tritt an die Stelle maßvoller Schönheit und eines wahren Genusses, Bewunderung an die Stelle der Tüchtigkeit und Ehrlichkeitsarbeit.

Die große Seltenheit einer Sache oder bedeutende Schwierigkeit ihrer Erlangung gibt schon an sich und häufig einzig den Reiz, sie zu begehren. Ein murrhinesisches Maßbecken kostete dem Kaiser Nero 300 Talente (412,500 Thlr.); Cleaven der Kaiser besaßen stückweise in einem Areal von sieben Morgen Aedificanden. Diese hatten einstmals dem ältesten römischen Bürger zur Erbanung der nöthigen Selbstfrüchte genügt. Ein verschwenderischer Vorkurs wurde in menschengroßen Metallspiegeln gesehen, und nicht selten war der Werth eines einzigen solchen Spiegels der Maitresse eines Fremdarthenen größer, als der Kaufpreis, welche der römische Senat der Tochter des großen Scipio gegeben hatte.

Die Kleppigkeit brachte die dünnen seidenen Kleider in Mode, welche nach Seneca den Körper eigentlich nicht mehr verhüllten. Die Gastmähler boten die seltensten Speisen aller Völker der damals bekannten Erde. Ein Admiral des kaiserlichen Claudius erwarb sich

durch die Kunst der Uebersiedelung von Tressissen aus entfernten Meeren an die italienische Küste besonders Ruhm. Der Feinschmecker Apicius erlang zur Erhöhung dieses Farbenspiels, womit der Römer seine Tafelgäste zu entzünden pflegte, eine eigene Kröbe. Dieser Apicius nahm später den Giftbecher, als er nur noch eine halbe Million hatte und dies nach dem Begriffe eines römischen Wüsthings damaliger Zeit nicht mehr zum Weiterleben genügte. Der Kaiser Helioabalus ließ bei einer einzigen Mahlzeit 600 Straußengehirne serviren. Dem berühmten Tragöden Aeschylus kostete eine einzige Schüssel, welche auf die Tafel kam, 6000 Denare. Man staunte, fragte und erfuhr, daß sie nur Zungen von solchen Vögeln enthielt, die zum Singen oder Sprechen abgerichtet worden waren. Man aß die Zunge der Nachtigall wegen ihres Gesanges, des Stimmings wegen seiner Farbenpracht. Auf Tüchern gab es Gärten und Fischteiche. Dortensius bezog seine Räume mit Wein. Tausende reicherer Thiere, aus den Wäldern und Wüsten Asiens und Afrika's erst herbeigeholt, mußten die Schaulust des entarteten Geschlechts bei den öffentlichen Kampfspielen reizen. Man ließ selbst Rehe kämpfen, Elefanten tanzen, sehr mit gezähmten Löwen, Tigern, ja sogar wilden Schweinen, und hielt sich purpurgefärbte Schaafherden. Cleopatra ließ kostbare Perlen in Wein auf, nur um seinen Werth auf eine enorme Summe zu steigern. Calligula that das Gleiche und ließ, um seinem Uebermuth zu fröhnen, Berge ab- und an einem andern Orte auftragen. Nur das Selbstsamm, Unnatürliche hatte noch Reiz. — Man wuschete damals bei Tafel die Kleider häufig ein Mal. Zu jedem einzelnen täglichen Dienst hielt der Römer einen besonderen Sklaven und ließ sich aus Essen, Baden, ja selbst aus Schlaf erinnern.

Das war dasselbe Volk, das einstens seinen Dictator zur Rettung des Vaterlandes halb nadend am Pfluge fand und von diesem hinweg in die Schlacht rief, dasselbe Volk, von dem einst Pyrrhus gesprochen hatte, seine Stadt, Rom, sei ein Tempel und sein Tempel eine Verammung von Königen!

Wie in dem Leben des einzelnen Menschen gewisse Erörterungen der Kindheit im höheren Alter wiederkehren, so sieht man bei einem sinkenden Volke die größeren Aufschwüngen der mittelalterlichen niederen Culturstufe sich wieder den raffinierten Genüssen der höheren Cultur beifügen. Les extrêmes se touchent. Bedientenswärme, Zornig, Karren, Calstraten, Zwitter, Geistesbeschneider und Zeichenwörter kommen wieder zur Aufnahme. Schmausereien und sonstige Feste mit maßloser Wohlfehlenswendung, großer Prunk und staatsgefährliche Seltenerbanden treten von Neuem als Luxus der Reichen und Großen auf. Cäsar bewirthete bei seinem Triumphfesten das ganze römische Volk. Als Nero seine Gemahlin

\* Siehe Nr. 32.

Poppä Sabina begrub, wurde mehr Weißbraud und Cassia verbrannt, als ganz Kratien in einem Jahr nachzuwaschen lassen konnte. Plinius erzählt von gemalten und peltrien Scherbenhausen, und während in dem alten Gesetz der XII Tafeln nur ein einziger Scherbenhausen zur Verhütung einer Leide erlaubt war, branten bei der Todestrafte Sulla's deren sechshundert.

Nach den bisherigen in drei Abhandlungen eingetheilten Betrachtungen sehen wir den Luxus der ersten Periode, der niederen Culturstufe, in noch roher Weise auftreten; er ist großmüthig, geht nur auf das Massenhafte oder äußerlich Prunkende und leistet gewöhnlich blos dem Nüchternen Verdruß. In der zweiten Periode, der Blüthezeit eines Volkes, nimmt auch der Luxus den schönsten Aufschwung. Er fördert alledem, indem er zur Nachahmung anspornt, die Production mächtig, Millionen finden durch ihn ihr genügendes Brod in der Werkstatt der zahllosen Artisten, mit denen der Handel und die Industrie die höheren Bedürfnisse erweitern, den Comfort, die Bequämlichkeit des Lebens vergrößern und dem Wechsel des Geschmacks und der neuerungsfähigen Mode zuarbeiten. Schon Colbert erkannte dies und ermunterte den Luxus überall. Auch die arbeitende Classe gelang in dieser Zeit zu einem größeren Genusse des äußeren Daseins und theilte ihren Antheil an dem höheren Geseßleben der Nation.

Interessant ist es nun, einen Blick in die Luxusgesetzgebung der einzelnen Jahrhunderte zu thun. Sie tritt natürlich durch die mittelalterliche Periode hindurch als Bekämpferin des Luxus auf und die angeordneten Strafen gehen vielfach bis zur Todesstrafe. Es spiegelt sich also in dieser Zeit durchaus der sittliche Grund in ihnen wieder und erst gegen das Ende derselben schaut aus ihnen die Absicht heraus, das absonderlich mächtig aufblühende Plagierthum in seinem Aufwande, namentlich in seiner Tracht niederzuhalten, um der schon sinkenden Aristokratie, welche außer der Prätensionshöherer Klamm bald Nichts mehr voraus hat, im Luxus überhaupt, zunächst aber in der Kleidung, noch einen unterschätzenden Vorzug zu wahren.

Bei den Griechen richtete sich zuerst die lyurgische Gesetzgebung gegen den Luxus. Niemand sollte ein Haus oder Hausgeräth besitzen, das mit feineren Werkzeugen als Weil und Säge verfertigt wäre. Bei Speisen durften außer Salz und Essig keine Gewürze gebraucht werden. Namentlich gegen die Leidenpracht und die Putscherei der Frauen wandelten sich seine Verbote und waren über letztere besondere Aufseher gesetzt, die gleichzeitig auch die Gastmähler controlirten. Die solonischen Gesetze erlaubten der Braut als Mitgift nicht mehr als drei Kleider und einige weisse Hüthe. Der aristokratische Gesetzgeber Xenokos verbot, ungemässen Wein zu trinken, und wollte den Uebertretungsfall mit dem Tode bestrafen wissen.

In Rom bestanden gegen den Begräbnisluxus schon einige Königsgefesse, Sulla verschärfte sie und verbot gewisse Speisen, sowie die Glückspiele. Der Standbestimmtheit der Ritter und Senatoren zeigte sich in den nach bestimmten Vorschriften gearbeiteten Ringen. Nach dem oppidischen Gesetz vom Jahre 215 v. Chr. Geb. sollte keine Kernerie mehr als eine halbe Unze Goldes noch bunte Kleider besitzen. Später gelang es den Frauen unter dem Consulat des älteren Cato, die Maßnahme dieses Gesetzes zu erwirken.

Wem schon bei den Griechen nach Vorschrift der solonischen Gesetzgebung die öffentlichen Rüche die Größe der bei ihnen bestellenden Wohlthaten der Obrigkeit anzeigen mußten und Niemand mehr als dreißig Hüthe haben sollte, so erließ später der Tribun Orbinus im Jahre 187 v. Chr. Geb. die Verordnung, daß zur Erleichterung der Controle alle Gastmähler bei offenen Thüren abgehalten werden sollten, wozu die Lex Fannia im Jahre 161 v. Chr. Geb. das erlaubte Maximum der Kosten eines Gastmahls bestimmte.

Derselbe ältere Cato verbot nachmals den römischen Frauen alle theuren Schmucksachen und Equipagen, wie von ihm schon früher fremde Salben und losbare griechische Weine untersagt worden waren. Im Jahre 161 v. Chr. Geb. wurde ferner auch bestimmt, nicht mehr als 100 Pfund Silbergeschmück auf die Toilet zu setzen, während früher ein Consul von der Senatorenliste gestrichen worden war, weil er mehr als zehn Pfund Silbergeschmück besaß.

Unter den gesetzlich verbotenen Delicatesien finden bei dem Tacitusluxus auch die damals in Mode gekommenen Spinnmäuse und ausländischen Muscheln genannt. Unter dem Kaiser Helioagabalus tagte — ein charakteristisches Zeichen der Zeit — der weltliche Senat unter dem Vorh. der Kaiserin Mutter behufs der Niederlegung

einer Kleider-Ordnung und anderer den Umgang betreffenden Bestimmungen. Die Tracht wurde in derselben streng nach den Ständen abgetheilt und sogar über das Rüssen Vorschriften gegeben. Bekannt ist das einfache Schwarz der venetianischen Aristokratie in Tracht, Bekleidung und Farbe der Gönner. Niemand sollte vor dem Aeneas sich anziehen und die Hüfte des Belles auf sich ziehen. Jeder glänzende Purpur war streng untersagt und nur Fremden oder Dinen eigentliche Kleiderpracht erlaubt. Der Aristokratie dagegen war selbst Schnitt und Stoff des Mantels vorgeschrieben und nur in den Unterlegungen konnte Aufwand einkaufet werden.

Im Mittelalter durften nur die Ritter Gold, Damast und Sammet tragen, die Knappen nur Silber, Atlas oder Latt. Die meisten Länder des Continents hatten bereits im dreizehnten Jahrhundert Tisch- und Kleider-Ordnungen. In Frankreich ist Philipp IV. der erste Luxusgesetzgeber. Die Bestimmungen betreffen hier meistens die Kleider, in Deutschland dagegen auch neben jenen das Zutrinken. Im vierzehnten Jahrhundert erfiel man namentlich gegen den Luxus in Belgisaren, — im sechzehnten Jahrhundert gegen die Gold- und Silberpracht.

Ein braunschweigisches Gesetz von 1228 läßt bei Hochzeiten höchstens zwölf Schüsseln und drei Spielentele zu. In England verbot man später das Tragen von Seide an Jut, Mütze und Hose. Gegen das Gede unserer deutschen Ritterzeit war es nur den Reichsunmittelbaren erlaubt, Aufschuß zu gebrauchen. Philipp IV. hatte in seinen Luxusgesetzen den Aufwand der einzelnen Stände streng geschildert. Die Bürger durften keine Wagen halten, kein Gold, keine Edelsteine und nur gewisse Pelzarten tragen. Selbst der Preis der Stoffe war bestimmt, sowie der Termin, bis zu welchem alle über den Stand hinausgehenden Kleider abgeschafft sein mußten. Die gleichzeitige Tischgesetzgebung verordnete, daß man bei Gastmahlen nur zwei Schüsseln und eine Speisepfanne auftrage, während man in England schon unter Edward III. zwei Gänge zu drei Schüsseln gestattete mit der Erläuterung, daß Festschüssel besondere Schüssel seien. Nachdem die Genüthlichkeit auf den Concilien zu Paris im Jahre 1212 und zu Angers im Jahre 1265 vergeblich gegen die Schmeltschüssel damaliger Zeit geiffert hatte, verbot sie endlich Karl V. in einem Gesetz vom Jahre 1368 gänzlich. Dagegen wurden wiederum von der Ritterchaft auf mehreren Reichstagen heftige Angriffe gegen die Schwammereien der Geistlichkeit und Mönche gerichtet.

Papst XII. wendete sich namentlich gegen den Luxus von Gold- und Silberfachen, und künftige den Anfang von solchen im Werth von über drei Mark an die Einholung des königlichen Consentes. Im 16. Jahrhundert erschienen mehrere Verbote gegen den Aufwand in Belgisaren und Goldstoffen. Der Gebrauch der letzteren wird in einem Geley von 1543 nur noch den Kaufs de la France vorbehalten. Später brachten es auch die Verbände dahin, zu diesem Luxus berechtigt zu werden. In diesem Gesetz wurde den bürgerlichen Frauen untersagt, des Titels „Dame, Adels“ sich gegen einziger zu bedienen. Auch das Maximum des Wackerlohnes der Kleider für jeden Stand war besonders bestimmt. Doch wurden in dieser Zeit bei Tisch bereits drei Gänge zu sechs Schüsseln erlaubt, nur nicht Hüthe und Hüthe bei einem Gastmahle zugleich.

Seit der Entdeckung von America stiegen die Preise der Luxusgegenstände mit denen der Lebensertrümpfe. Dies veranlaßte Heinrich III. zum Erlass eines Luxusedicts vom Jahre 1576. Es wurde alles vergoldete Holz, Blei, Eisen und Leder außer für die königlichen Prinzen untersagt, während man später dem Luxus in seinen Finnen aus Genuß und Neid durch das gesetzliche Preismaximum von 3 Vieres für die Elle, nachmals von 4 Vieres, zu steuern suchte. Die Strafen gingen bis zu 3000 Vieres.

Seit dem Ende des 16. Jahrhunderts findet sich ein wichtiger und zugleich interessanter Umstand in den Metallen der Luxusgesetzgebung. Die Gesetze stellen bis dahin meist die Standunterschiede in's Auge, und sprechen dieses Motiv auch ganz offen aus. Allein es ist ein ganz eitles Vorurtheil, die Consumption zu übermessen. Während die Production an die Werkstätten gebunden ist, bedürfte die Controle über die Consumption eigentlich eines Polizeimannes für jeden einzelnen Haushalt. Von der Unausführbarkeit solcher Prohibitionsgefesse überzeugt sich denn endlich auch der Staat selbst, und man läßt sie stillschweigend fallen oder man drückt nur jeugigen Gesetzen, die man aufrecht erhalten will, entweder einen handelspolitischen Charakter auf, oder wandelt sie in rein finanzielle um. Der Bürgerstand ist im Laufe der Zeit erflarkt und wohlhab-

hend geworden, und die Ausgleichung der Stände fängt unabweislich an. Als Ludwig XIV. im Jahre 1644 die Einfuhr von Kuruzgegenständen und namentlich den Aufwand von Goldstücken beschränkte, erklärte er das Verschwinden des Goldes und Silbers als zwingenden Beweggrund, das allein zu Lyon wöchentlich 100,000 Livres edles Metall verarbeitet würden. Man verbot im Jahre 1656 die Gasthüte und für fünfzig jeden Fut über 50 Livres, motivierte die Maßregel aber nicht als gegen den Bürgerstand notwendig, sondern als zum Schutz des Areis gegen dessen Verarmung genommen.

Während der Staat bei dem früheren Systeme sich gehohlet hatte, die bei Uebertretungen verhängten Strafen ihrer Gehässigkeit wegen zu eigenem Nutzen zu verwenden, deshalb sie meist dem Patron, der Geistlichkeit oder milden Stiftungen zuwies, erkannte er den Kuruz jetzt als eine seiner ergiebigen Finanzquellen. Er ließ ihn gewähren, erhob aber eine hohe Steuer, und stand sich dabei

Boden damit verbürden. — Hier kommen sogar Entehrungen wegen des Rauchens vor. — Eine Sultans-Berordnung von 1610 gebot, daß jeder Raucher über die Strafe geführt und ihm seine Pfeife quer durch die Nase gestochen werde. Michael Romanoff setzte im Jahre 1634 der Feuertafelarbeit halber Todesstrafe auf das Rauchen, was später in Abschneiden der Nase gemildert wurde. Papst Urban VIII. drohte im Jahre 1624 denen, welche Tabak mit in die Kirche nähmen, mit Excommunication und Innocenz XII. 1690 denen, die in der Kirche schnapften, mit dem Pann.

Im Jahre 1652 entstand das erste Kaffeehaus in England, im Jahre 1671 das erste in Frankreich. Karl II. suchte sie 1675 unter politischem Vorwande zu unterdrücken. Vom Sultan Murad IV. wurde der Kaffee 1633 bei Todesstrafe, in Hesse-Darmstadt im Jahre 1766 allen Landbewohnern bei 10 Thlr., in Hildesheim im Jahre 1768 allen Bürger- und Bauerleuten bei 6 Gulden Strafe untersagt.



1. Querquereille-Fort zur Deckung der Einlaßstr. — 2. Fort auf dem Cavaignac-Hügel. — 3. 4. u. 5. Drei zusammenhängende kleine Forts. — 6. Pitez-Insel mit Fort. — 7.—11. Forts zur Bekleidung des Hafens. — 12. u. 13. 17. 18. 19. 22. 23. Rebouteux. — 14. 15. 16. 21. 21. Forts zur Deckung der Landseite.

sehr wohl. Nur wo ein sittliches Motiv unterliegt, treten noch Verbote auf.

Eine eigenthümliche Geschichte hat der Branntwein, Tabak und Kaffee gehabt.

Der Branntwein war ursprünglich Arznei, und in Hesse durften ihn nach einem Gesetze vom Jahre 1530 nur Apotheker verkaufen. Seit dem dreißigjährigen Kriege aber wurde er ganz allgemein.

Den Tabak lernte man im Jahre 1496 in St. Domingo als Arzneipflanze kennen, und fing seit etwa 1550 an, ihn in Europa zu bauen. Sehr bald aber ging er in die allgemeine Consumption über, und heut ist er ein so unabweisliches Bedürfnis, daß in Oesterreich die Einnahme aus dem Tabakmonopol allein so viel betrug, als die Summe sämtlicher übrigen Zolleinnahmen. Jakob I. in England schuf eine hohe Steuer gegen den Tabak, weil die niederen Stände nach dem Beispiel der höheren Gesundheit, Lust und

Was aber haben die Kuruzgeige nur für einen Erfolg gehabt? Sie haben, anstatt zu nützen, meist nur zur Desraube angetrieben, so verschieden und complicirt auch die Controlmaßregeln und sonstigen Vorschriften waren. Selbst die Continentalsperre, jene gewaltsame Anstrengung gegen England, war fruchtlos. Franzosen trugen in echtfranzösischer Eitelkeit damals schon deshalb englische Waaren, um zu zeigen, daß sie die hohen Schmutzpreise bezahlen könnten.

Der Staat läßt heut den Kuruz frei gewähren, in besten richtiger Würdigung als einträglicher Finanzquelle, als Hebel der Industrie und des Handels, als eines Zeugnisses der höheren Cultur und der Volkswohlthatenheit, der das Leben Älter, auch der arbeitenden Classen verschönt und hebt. Ein in der Würde stehendes Volk bedarf keiner verbotenen Geseße, es weiß sich selbst zu beschränken, ein solcheses vermögen auch die strengsten Verbote vor dem Falle nicht zu retten!

## A u s A m e r i k a .

Des Vaters Heimkehr.

Am Einfluß des Pyralis-Stromes in den Net-River lebt seit vier Jahren schon ein deutscher Ansiedler, hader ist sein Name. Er war der Erste gewesen, der sich so weit in die dortige Wildniß gewagt hatte, denn das Land ist den Indianern nur erst seit ganz kurzem vom Staate abgetrennt und die dort lebenden Stämme haben demnachst ihre einflügeligen Gebiete noch bis auf den heutigen Tag nicht verlassen. Er hatte den Muth gehabt, sich schon vorher mitten unter ihnen niederzulassen. Die Strapazen, die er dabei auszuhalten gehabt, mag ich meinen Lesern nicht erst schildern; sie können sich aber versichert halten, daß die so oft gerühmten Fatiguen eines Feldzugs wahres Kinderpiel dagegen sind. Der Mann hatte Lebensmittel für sich und seine Familie auf ein ganzes Jahr mitgenommen. Für das folgende Jahr rechnete er auf den Ertrag der Ernte. Das Weisflohren, das er in den nächsten geernteten Waldboden gepflanzt, wucherte auch mit solcherlastiger Leppigkeit empor und versprach schon Anfang September eine reiche Ernte. Aber ein Sturm, der um diese Zeit, über die hohen Plateaus der westlichen Prairien dahinströmte, gabe Waldsteden zu Boden warf, riß auch die schwache Lamuzung seines Feldes nieder. Als der Mann dasselbe an andern Morgen besuchte, war es zum Pferdefall geworden. Ganze 80 Stier-Pferde waren eifrig damit beschäftigt, das Weizne noch vollends abzumähen, was sie nicht schon unter die Hufe getreten hatten. Nam der Sturm nur acht Tage später, so waren die Indianer — und ihre Pferde natürlich mit — ein paar hundert Meilen westlicher auf der Wüsthelz und die eingeernteten Ären hatte so viel nicht zu sagen. — Wer wollte es Haderen verdenken, daß er jetzt die Vestien vermaßschte mit sammt ihren Herrn? — Er dachte an sein Weib, an seine vier Kinder! — Aber das Stünden allein konnte in der Sache nicht helfen. Es mußte Rath geschafft werden. Er vertrieb seine Verträge, — sie reichten bei der ängstlichen Beschaffenheit noch höchstens vier Wochen hin. Bis zur nächsten Erntehilf Homesmit am Prairiefluß hatte er 160 englische Meilen, eifig durch Wälder — Wege gab es nicht. Er mußte unerhörte Anstrengungen machen, wenn er diese Strecke mit Pferd und Karren in 14 Tagen zurücklegen wollte, eben so viel Zeit brauchte er zur Wiederkehr. — Er spannte auf der Stelle ein, wozu die Wälder über die Schwellen und versah auch die andere Waße nicht, die wichtigste des Winterwälders, die großartigste der Civilisation, die mehr angebracht hat, als alle gezeigten und nicht gezeigten Feuerdrödre zusammengekommen, — die Art meine ich. Dann nahm er Abschied von Frau und Kindern, mit schwermem Herzen; — der Weg war weit und wenn ihm etwas zuzufie? — Sie hatten noch auf vier Wochen zu leben.

Die Sorge um die Zeinen verdrängte des Mannes Kräfte. Er leistete Unlaubliches und eifig noch tief in der Nacht balde der Wald wieder von den kräftigen Anschlägen, mit denen er sich häufig die Bahn zu brechen hatte. Nach acht Tagen hatte er bereits 100 Meilen zurückgelegt. Am neunten Tage löbte er plötzlich seine Peine heilig zittern, der Herz ward ihm allbend heiß, die Häute enterschmer. Eine sah wahnwitzige Angst kam über ihn — er hatte das Fieber! —

Ihr vernünftigen Herrn, die ihr vor Ungehebel scheltet und mit den höchsten den Beiden eurer Wiener Gasseß Ramspl, wenn diese sich in ihrem kalten Stige von einem unverschämten Mißwagen aufgehoben sieht, mit dem ein noch unverschämterer Paucerstümmel nicht schnell genug ausbiegen konnte, weist ihr, was der Mann ausstand, der hier auf Leben und Tod nach dem noch 60 Meilen fernem Ziele strebte, an dessen Erreichung das Leben der Zeinen hing? — Nun, wenn ihr Frau und Kinder habt, so werdet auch ihr es wissen, denn — wir sint ja alle Wesen Geschöpfe.

Er ließ nicht ab. Kalte Schwitztropfen rannen ihm von der Stirn; die Art, mit der er sonst wie mit einer Euret spielte, lag ihm jetzt wie Blei in den Händen; umweilen versuchte ihn die Kräfte ganz, und er brach ehmündig zusammen, aber all die lustigen Bilder, die dann wie toll vor seinen Augen wirkelten und tanzten, — immer nahmen sie wieder die Gestalten seines Weibes, seiner Kinder an und immer rief er sich wieder auf und wendete! nach Homesmit! Was, Bedre für die Zeinen! —

Am 14. Tage erreichte er endlich den Ort. Die paar Familien, die dort wohnten, liefen neugierig zusammen, als sie von Zeinen

das Fuhrwerk erblickten, das aus der ungewöhnlichen Richtung von Westen herkam. Sie wunderten sich bald noch mehr, als sie den Mann gewahrten, der wie ein Fremder daneben hertrampelte. Beim ersten Anblick hielt der Wagen still, — der Mann stürzte nieder.

Es waren gute Menschen, und sie hielten ihn daher auf und fasseten ihn zu Bett; aber er machte ihnen viel Noth. Während vierzehn langer Tage und Nächte kam er auch nicht ein einziges Mal zur Besinnung. Er rasste und tobte wie ein Wüthender, und vier Männer hatten häufig Mühe, ihn mit Aufbietung aller ihrer Kräfte niederzubalten, sonst hätte er sich losgerißt zum Fenster hinausgeschürt. Sie mußten ihn zuletzt mit Stricken festbinden. Manchmal, in seinen Phantasien, weinte er, als ob ihm das Herz brechen sollte, und er rief lebendig nach Weib und Kindern. Einen Arzt gab es nicht in dem elenden Orte, und der Indianerdoctor, der die Niederlassung zuweilen besuchte, war mit seinem Stamme aus der Wüsthelz. Eine Pflichtenregel hätten ihm die Männer ausgeben können, auch allenthalb einen geborenen Schenkel einrichten, aber sie hielten dafür, daß es mehr eine Wehruntersüßung sei, die den Mann ergriffen habe, und da konnten sie freilich nichts thun; die Natur mußte sich selber helfen.

Die halb sich auch endlich selber. Nach drei Wochen vermedte der Mann, sich von seinem Vater zu erheben. Aber wie groß war das Erschrecken der guten Leute, als er sich langsam nach dem Stalle schlepte und Anstalt machte, sein Pferd an den Karren zu schürren! Sie hatten nicht wenig Noth, ihn davon abzubringen. Es würde sich sicherer Tod sein, meinten sie, und eine Weide müßte er wenigstens noch bei ihnen anhalten. Er sah bald ein, daß sie Recht hatten, denn seine Kräfte reichten nicht einmal hin, die Weisflohren auf den Wagen zu legen. Als die Weide um war, hätte seine Gewalt der Erde hingebracht, ihn länger aufzuhalten. Er lud den gelasteten Proviant auf, und nahm auch ein paar Ären mit, da er fürchten mußte, Schnee auf dem Wüsthelz zu bekommen. Dann brach er auf. Die Richtung konnte er nicht verfehlen, sie war genau westlich. Es war Anfang October. Die Wälder standen in ihrem schönsten Schmucke, und die lausenmäßige Schattierung ihres Laubwerks, vom dunkelsten Grün des Föhrebaumes bis zum hellsten Roth des Ahorns, gredete einen Anblick von wunderbarer Pracht. Tausende buntschlechte Zäuger wogten sich noch in den Zweigen. Die Luft war am Tag aber mild wie im Frühjahre, nur die Nächte waren kalt. Der indianische Sommer lag über der südwestigen Wildniß.

Nach 10 Tagen hatte er 40 Meilen zurückgelegt. In der folgenden Nacht fiel Schnee. Er mußte die Häser abladen, die Räder vom Wagen ziehen, diesen auf Rufen legen, und er verlor zwei ganze Tage mit dieser Arbeit, denn er war noch immer äußerst matt.

Die Reise ging jetzt etwas langsamer. Der tiefe Schnee machte sie überaus beschwerlich. Aber am meisten griffen ihn die Nächte an. Die Aufregung ließ ihn nur wenig schlafen, und auch dann war ihm der Schlaf keine Erquickung. Wilde, beängstigende Träume weckten ihn oft plötzlich und trotz der gewaltigen Kälte, das er immer langsam bei anbrechender Dunkelheit anshubte, zitterte er beim Erwachen an allen Gliedern vor Frost.

Sein Herz klopfte immer gewaltiger, je näher er seiner Gegend kam. Er dachte eifig nicht anders, als es wolle ihm die Brust zerbrechen. — Sollte er noch? —

Wenn nicht ein Wunder geschehen war, so mußte er an seinem Weidhause fünf halberverste Weidname antreffen! — Er schauerte. Er bemühte sich, die Zeit zu vergeffen. Er wollte, er konnte so Gedächtnis nicht denken. Er trieb den halbgeborenen Alexander mit nemem Ungedult an. Bervwärts! — Er hoffte noch!

Am vierundzwanzigsten Tage nach seinem Ausbruche von Homesmit und am achtundachtzigsten nach seiner Abreise von so Hause erstichte er die beiden gewaltigen Auferbarhämme, die er selbst mit der Art gezeichnet hatte. Er befand sich endlich auf eigenem Grund und Boden.

Ein paar Schritte noch, und er trat aus dem Walde auf die von ihm selbst geachte Bodenstrecke, auf der sein Haus stand. Aber er riß den Muth zurück, der jetzt ungeduliger war, als sein Herz, und hielt still. Seine Brust wegte wie die eines mit dem Tode kämpfenden, und er hielt sich das Gesicht mit beiden Händen zu. —

Er blieb lange in dieser Stellung; dann schritt er plötzlich rasch dem Walefsam zu, und richtete den düstern Blick mit Entschlossenheit nach seiner Wohnung.

Eine blaue Rauchsäule stieg aus dem niedrigen Scherstein empor, und wirbelte lustig in die kalte Novemberluft.

Er warf die Wäpfe, die Art weg. Er rief mit weitgeschallender Stimme die Namen seines Weibes, seiner Kinder. Er sprang, wie ein gejagter Hirsch über die hohe Heuz und lief sperrenreichs dem Blutbause zu.

Die beiden Jungen von zehn und zwölf Jahren sprangen ihm jubelnd entgegen. Die Frau trat aus der Thür; sie hatte das jüngste Kind auf dem Arme, ein kleines vierjähriges Mädchen führte sie an der Hand. Alle sahen frisch aus, wie die Waldblumen zur Zeit des indianischen Sommers.

Wer hätte nicht emporgehaut in das reine Blau des Aethers über ihm in solcher Stunde? Der Mann that es und seine Augen strahlten von Dankbarkeit. Dann küßte er das Weib, die Kinder. Die beiden Jungen konnte er gar nicht fassen werden, immer wieder von Neuem zu hegen. Er hatte sie so lieb, so lieb, die kräftigen Jungen, und wenn er daran dachte, in welchem Anstande er sie zu finden gelaugt — so hot er sie immer wieder hoch empor und küßte sie, bald weinend, bald lachend, auf das schnellende Herz.

Aber welches Wunder war hier geschehen? Wovon hatten sie alle gelebt seit vierzig qualvollen Tagen?

Die Frau erzählte ihm dies Alles. Mit banger Sorge hatte sie den zurückgelassenen Vorrath schwinden sehen und mit wachsender

Angst die Tage bis zu seiner erwarteten Ankunft gezählt. Als der Vorrath erschöpft war und er noch immer nicht wiederkehrte, hatten sie sich einige Tage mit den wenigen Waiskörnern gequält, die sie aus dem verstaubten Felle aufscharrten konnten. Dann hatten sie zwei Tage hindurch gänzlich gefastet und alle Theile des Innern und der Berührung ausgehoben. Da war der Frau plötzlich in der äussersten Noth eingefallen, daß noch einige Tade voll Meie, als Viehfutter für den Winter bestimmt, da sein mußten, an die Meines von ihnen gedacht hatte. Ihr Jubel war unbegreiflich, als sie dieselben nach langem Suchen endlich verstand. Sie hatten die ganze Zeit über davon gelebt und noch heute Hergen hatte sie das letzte Brod daraus gebaden, — aber auch das letzte.

Ihre Noth war jetzt zu Ende und auf keinem noch so glänzenden Heffele in der alten Welt konnte es am selbigen Novembertage fröhlicher hegen, als in dem bescheidenen Wiedband aus Einfluß des Buffalo in den rothen Fluß.

Wahr gilt jetzt — nach vorigen Begriffen — für einen ziemlich wohlhabenden Mann. Die Handelsleute, die vom Supriem See kommen, sich nach den rothen Freisensteinebrüden hegen, wo alljährlich die Indianerstämme des Westens zusammentommen, um ihre Bedürfnisse einzukaufen, rühmen seine Gastfreundschaft. So viel ist gewiß, er hätte nicht mehr nötig, 160 Meilen durch die Wildniß nach Brod zu gehen, auch wenn den Indianerpfaden der Gauen nochmals nach seinem Welschorne hände.

### Ueberburg und der atlantische Telegraph.

Zwei pilante, moxalisch und materiell entgegengesetzte Ereignisse bewegen gleichzeitig die Köpfe, Herzen, Jungen und Aedern Englands und Frankreichs im Besonderen und der Welt im Allgemeinen — das vollendete Ueberburg und der vollendete atlantische Telegraph zwischen der alten und neuen Welt; ersteres eine aus grimmigen Manerwerk mit dreitausend Kanonenanlagen stierende, massive, semtelige Tröbung gegen das dräben liegende England, und letzterer — der Telegraph — das über zweitausend englische Seemeilen lange Fernschiffstättband zwischen zwei Erdtheilen, die doppelte Bruderkand, welche fern, weit Völlermassen aus überoceanischer Entfernung und Entfernungsweite alle friedliche, nützliche und Culturzwecke heranjetzt zu freundschaftlicher Gemeinnsamkeit, der großartige Zieg der Wissenschaft, Technik und industriellen Unternehmungsfähigkeit, ein Draht, gegen welchen alle Maner- und Metallerne von Ueberburg zu einer lächerlich drohenden Hinderfaust herabsinken. Ein herabwürdigender Ton rühmte sich ein, daß er die Vereinen abgeschafft habe — für den Krieg. America und England können sich einer nobleren That rühmen: es gibt keinen atlantischen Ocean mehr für Frieden, Freundschaft und deren legendäre Thaten — wohl aber noch für den Krieg.

Noch ist nicht ausgemacht, ob das elektrische Fernschiffstättband aushalten und sich bewähren wird. Aber die Thatsache wird ewig groß und richtig bleiben, daß es wirklich bis zum 5. August — dem großen Ueberburgfesttage — 2122 Meilen lang von Valentia in Irland bis zur Trinity-Bucht in Newfoundland angezogen und so durch den großen atlantischen Ocean gelegt und verlegt worden war. Wir überschätzen diese welthistorische That nicht. Sie muß sich erst bewähren. Und wenn sie sich bewährt, spricht der Telegraph zunächst die Sprache der Vörie, der Marktpreis, der Baumwollen- und Schafwollener, der Zuckerspinner und stammunfabrikanten — eine redende, erbaumungelose Sprache mit Zahlen und Wäpfe. — Beide Völler an den Endpunkten des Telegraphen haben sich jetzt nichts Gesehendes, Menschensfreundes zu sagen; aber es werden andere Interessen aufstehen und auch den Telegraphen regen. Und der Telegraph ist erst ein Anfang, wie die erste Entdeckung und graunsaue Erbernung America's der Telegraph ist eine große, bessere, menschliche ein Anfang für ganz andere große Entzöge in der Menschheitsgeschichte war, das Hauptband für eine künftige von einem Teutchen speciell ausgearbeitete elektrische Umspannung der ganzen runden Erdkugel, ein Werk, welches nun rasch über andere Theile des Meeres, durch das in neuer Cultur aufstehende Sibirien u. s. w. fortgesetzt und vollendet wer-

den wird, so daß wir bald jeden Morgen zu einem There hinaus fragen können, wie's den Völlern der Erde geht, um jeden Abend die Antwort zum entgegengesetzten Thore hereinzuern zu lesen.

Ich glaube nicht, daß dann die Menschheit danach fragen wird, wie sich die dreitausend Kanonen und dreißig Achtungen von Ueberburg befinden. Jetzt freilich — während der pilanten Festtage mit der Königin von England — war's die Frage aller Fragen, über die man selbst den atlantischen Telegraphen hegen.

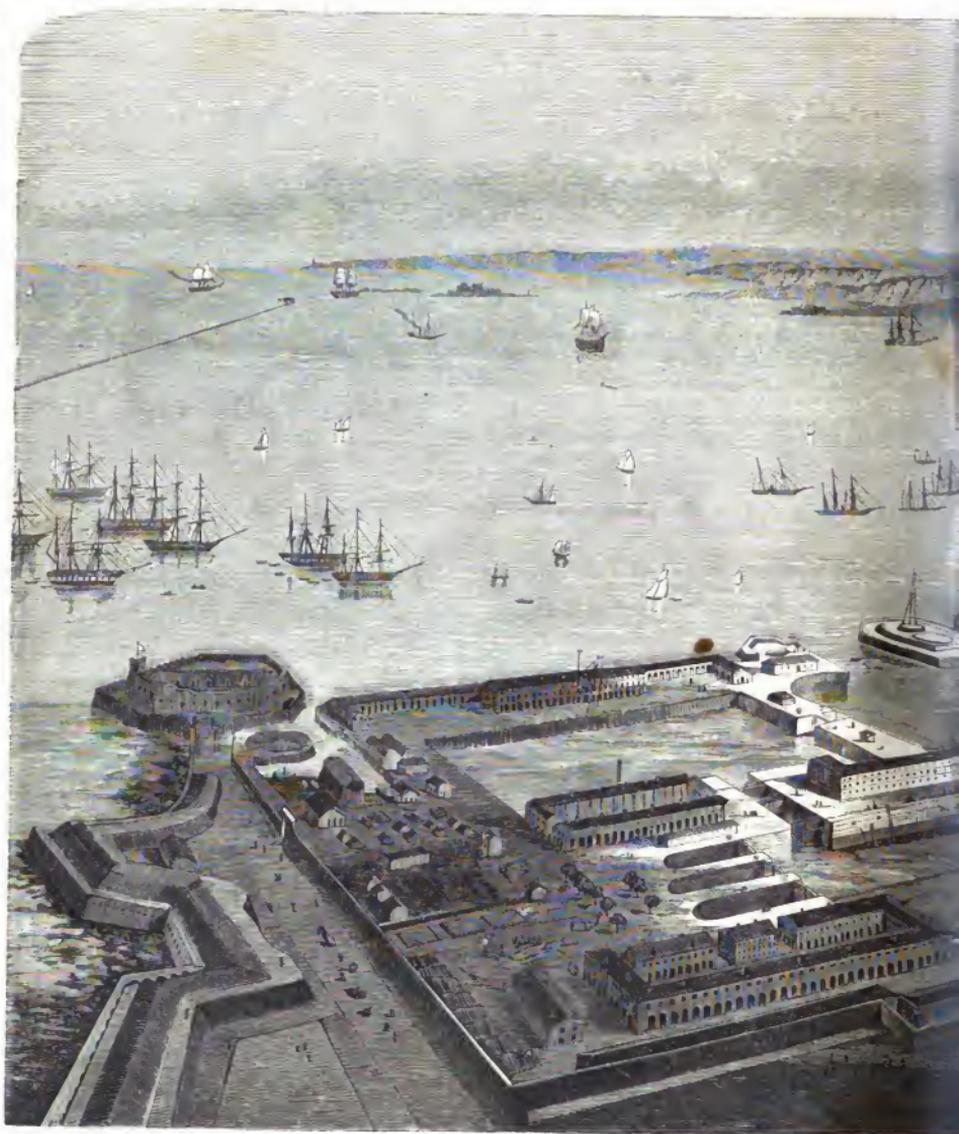
„Was glanz, ist für den Augenblick gegeben, Das Gesehene bleibt der Nachwelt unvertoren.“

Für den Augenblick, und besänft — es aus dreißig Fuß tiefen Mauern und tiefen, dreitausendfachen Kanonenmetall. Wir tragen aber den Augenblicke Rechnung und zeigen unsern Völlern zeit- und pflichtgemäß Ueberburg aus der Vogelperspective der Höfen tabinter, vor welchen unsere Kuffst angekommen war.

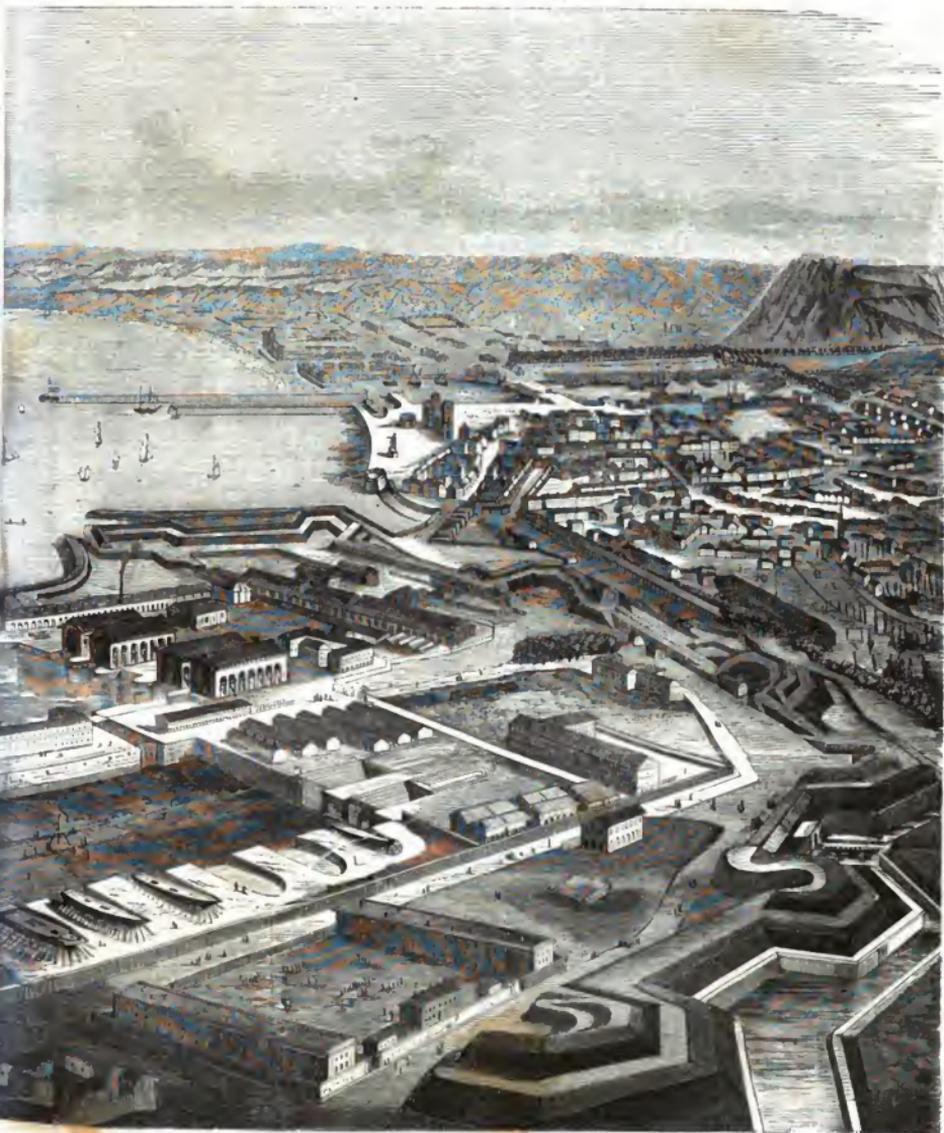
Ueberburg, ursprünglich „Gäsa“ oder der „Ceres“ Burg (beide Ableitungen bestehen übereinander), liegt in einer Bucht, der Insel Wight gegenüber und in fast gleicher Entfernung von den englischen Küstenhäfen und Kriegshäfen Plymouth und Portsmouth, so recht als anderwärts, drohender Mittelpunkt aller Gefahren, die den sich Frankreich gegenüber weit ausbreitenden England von den französischen Gefahren entziehen können. Hinter Ueberburg und dessen Hügeln breitet sich die germanische Normandie aus, von welcher aus Wilhelm der Eroberer vor 792 Jahren nach England übersegelte, um es zu erobern und zu beherrschen bis auf den heutigen Tag. Die Asienstraße, welche Englands Boden und Beruche besigt, wurde von Wilhelm dem Eroberer geschaffen. Die neue Eisenbahn, welche Ueberburg mit Paris und mittelbar allen Hauptmittelpunkten von Frankreich verbindet, bringt die bisher entlegene und obscure Stadt in nahe Verbindung mit den Militärgewalten, welche Frankreich jetzt noch mehr zu beherrschen scheinen, als Napoleon III. selbst.

Wir übergehen die vielleicht sich bewährende Geschichte Ueberburgs, das ein Mal beinahe ein halbes Jahrhundert den Engländern gehörte, und beschäftigen uns auf Zustimmung seiner jetzigen Gestalt und Bedeutung.

Vom XIV. dachte zuerst an eine große, französische Flotte für seine deutliche Kriegs- und Erberungszwecke, also auch an Häfen für die Ueberburgung der Schiffe. Als man sich nach Häfen umsaß, entdeckte man Ueberburg, das vom Jahre 1688 an befestigt und zu einem Kriegshafen vorbereitet war. Man baute unter mandater Unterberdungen fort. Thürme versörten wiederholt die



Der Hafen



Cherbourg.

Hafenbauten und den mächtigen Durbau durch das Meer von einem Ende der Hafenbucht bis zum andern, der als „Wagenbrecher“ dienen sollte. Erst Napoleon, der sich ärgerte, daß man den „Wagenbrecher“ für eine Unmöglichkeit erklärte, ließ wieder mit Energie und Wuth daran arbeiten. Aber seine Kriege zu Lande und sein Ende vor seiner Zeit verhinderten seine Pläne gegen England und die Vertheidigung des Wagenbrechers. Er ward festgesetzt 1829—30, 1840 ziemlich und 1853 ganz vollendet, nachdem man 68 Jahre daran gebaut. Der jetzige Napoleon ist fast bloß vervollständigt und abgebaut, was noch fehlt. Er ist der großartigste Wasserbau in der Welt, 2 1/2 englische Meilen lang und auf dem Grunde 200 Fuß breit, im Durchschnitt 50 Fuß hoch, ganz von Stein und Gemeel. Er bildet dem Oceane gegenüber einen Winkel von 169 Grad. Beide Endpunkte sind besetzt mit Kanonen gepist, eben so die gegenüberliegenden festen Punkte des Landes, die bloß enge Durchfahrten in das Haupthafengewässer bieten. Letzteres gewährt nun eine geschützte Verberge für 50 Segel- und eben so viel Regattenschiffe.

Der Kriegshafen innerhalb ist ein Werf Napoleon's I., begonnen 1803 und bestehend aus einem Hafen und zwei künstlichen Docks, einer Marine-Arsenal u. Ein Beschluß, nach einem inneren Dack auszuführen, blieb unerrüthl und ward erst 1836 begangen und von dem jetzigen Napoleon vollendet, um am 6. August in Gegenwart der Königin von England und der meisten Größen Englands eingeweiht und gefüllt zu werden. Er ist 70 Fuß tief in seinen Seiten hinreichend und groß genug, 12 Kriegsschiffe erster Classe aufzunehmen. Die Füllung dieses ungeheuren Helsenwasserbeckens war die Hauptcene bei den Festlichkeiten und dauerte länger, als eine fünfjährige Tragödie, nämlich vier Stunden.

Wir sehen, daß das künstliche Hafengewäss aus drei Bassins besteht, dem Außenhafen 900 Fuß lang und 750 breit, groß genug für eine ganze Kriegsflotte, mit Eingangskanälen zwischen 200 bis 500 Fuß breit, einem stütz-Bassin 900 Fuß lang und 700 breit mit Schuppen für Kriegsschiffe und einem speciellem Dock, dritten dem inneren künstlichen oder dem Bassin Napoleon III., in Verbindung und Trennung durch künstliche mit den anderen Hafenbecken, 1300 Fuß lang, 650 breit und 70 tief — das ungewöhnliche künstliche Wasserbecken in seiner Felsenwandung. Drum werden kleinere Trocken-Docks u. Das Bassin Napoleon III., besteht nach Lacourville „aus egyptischen Pyramiden, abwärts in den Seiten gehauen, statt aufwärts gehöhlet.“

Diese hohen, ägyptischen Kriegshafentwehre sind umgeben von einem Ceberstopp von dreißig Festungswerken mit mehr als dreitausend Kanonen, die Eingänge zu Wasser doppelt und dreifach durch sich kreuzende Kanonenkanalungen schützend, so daß jedes Schiff,

das sich in feindlicher Absicht hineinwagt, von drei Seiten zugleich einkern drei bis vier Minuten von mehreren hundert Kanonenflügeln durchlöchert werden würde, um, wenn es diesen trübseligen Regen democh überflanden haben sollte, vor sich noch andere derartige Kanonenflügel Cadacaten auf sich herabspielen zu lassen. Wir wollen die einzelnen Aorta, die an allen Eden der Meeressseite und weit draußen im Meere lauern, nicht namentlich nennen; auch begnügen wir uns mit der Bemerkung, daß die hinter malerischen Hügel und Felsen stehende, an sich unbedeutende Stadt von der Kanstee her eben so doppelt und dreifach mit Forts und Redouten gepist ist, um eine Einnahme auf trockenem Wege ebenfalls doppelt und dreifach unmöglich zu machen, die Einfuhr von Lebens- und Munition aber zu schätzen, zu erleichtern und zu beschleunigen.

So wäre das Kriegsvorrathshaus, der Hebelpunkt, um von da aus England aus den Augen zu schleudern oder das ganze mitteländische Meer unsicher zu machen, das Ceberstopp Napoleon's vollendet, nachdem er in Alliance mit den Engländern das Ceberstopp Niletans I. seiner Ehre den berankte.

Mehrere englische Zeitungen wüthten gegen den Besuch der Königin als „die größte Schmach, die England je erduldet“ und drehten mit Wertings, dem effen ausbrechenden Zerue der Nation, welche diesen Besuch zu verhindern wüßten wollen. Aber in dieser Richtung blieb Alles still. Nur in dem Ufer, das Ochsowater der Königin in besondern, auf Speculation eingerichteten Pfaden und Booten à 5 oder 10 Pfund die Person (letztere mit Beförderung) zu begleiten, zeigten die höheren und reicheren Klassen den bestesten Eifer. Daraus geht hervor, daß die Engländer diese Art von Schmach nicht mehr zu fühlen fähig sind, oder daß diese Aufschwunggeweise überhaupt veraltet ist und ihre Macht verlieren hat. „Nationale Gefühl“ haben dabei gar keine Macht gezeigt. Jeder, der Welt genug hatte, fühlte nur, daß es in Ueberburg ein ungewöhnliches Schauspiel geben werde, das nicht alle Tage vorlomme und das man deshalb auf jeden Fall mit zu genießen lügen müsse. Dies trieb mehr Engländer nach Cberburg, als Kränzen zugelassen wurden. Sie waren es, welche das Fest verberlichten und dem Kaiser Napoleon freiwillig den höchsten Triumph bereiteten. Die Königin war eingeladen und kam, kam mit der Elite der ganzen Nation.

„Wenn er nun als Feind nach England kam,“ sagte eine Zeitung, „würde es für schlimm, als hätte er bei dem Banke den Wein der Königin eigenhändig verrijst.“

Aber die Zeit zieht ihre eigenen Schlüsse und diese wollen wir abwarten. Was den atlantischen Telegraphen anläng, so sprechen wir mit unsern Lesern noch ein Weiteres darüber.

### „Zeit“ und „Zeitmesser.“

Die großartige Thatfache der selbigenen Bezug des transatlantischen Telegraphentaus hat zugleich eine Aengere, bisher wohl gekannte, aber wenig beachtete Thatfache zu allgemeinerer Bedeutung gebracht, — die Thatfache des Zeitunterchiedes, der zwischen zwei ost-westlich von einander liegenden Punkten der Erdoberfläche stattfindet. Die Sache ist von Wichtigkeit bei dem namentlich zwischen der alten und neuen Welt eintretenden Telegraphenverkehr, denn es handelt sich hierbei nicht allein um Stunden, nein, es kann der mehrbündrige Fall eintreten, daß eine in Europa am 1. September u. B. aufgesetzte Depesche tags zuvor, also den 31. August Alernd's nach in America anläng. Wie geht dies zu?

Die Erde ist kugel und bewegt sich täglich einmal in der Richtung von Westen nach Osten um ihre Achse, eine von Pol zu Pol gedachte Linie. Nicht alle Punkte der Kugeloberfläche können zu derselben Zeit eine gleiche Stellung zur Sonne einnehmen, diese vorläufig innerhalb eines Tages in ununterbrochener Stellung zur Erde gedacht. Bei der fortschreitenden Achsenrotation werden nach und nach andere Punkte in die Stellung früherer gelangen, die Stellung eine Punkte zur Sonne aber beträgt die „Zeit.“ Der natürlichste Ausgangspunkt dieser gleichen Zeitabschnitte (wenn gleich sind sie, weil die Achsenrotation der Erde mit der größten Regelmäßigkeit vor sich geht und stets 24 Stunden dauert) ist der Zeitpunkt, in welchem sich für einen bestimmten Ort die Sonne am

höchsten über dem Horizonte befindet. Dieser Zeitpunkt ist der Mittag für jeden Ort; für verschiedene Orte, die ost-westlich von einander liegen, wird es daher auch verschiedene Miltage geben müssen, und natürlich muß ein Ort später Mittag haben, als ein anderer, wenn erster westlich von dem zweiten liegt, denn da die Achsenrotation der Erde von West nach Ost geschieht ist, so muß der Eintritt des Mittags an verschiedenen Orten in umgekehrter Ordnung erfolgen. Zwei Punkte der Erdoberfläche, welche um den halben Erdumfang von West nach Ost auseinander liegen, werden deshalb einen Zeitunterschied von 12 Stunden haben, so daß, während es an dem einen Miltage 12 Uhr ist, gleichzeitig der andere Winterabend hat. Nach dem Obigen wird man daher leicht den Zeitunterschied zweier Orte finden können, wenn man nur deren Längenunterschied kennt, t. b. wenn man weiß, wie viele Grade der geographischen Länge der eine westlicher gelegen ist, als der andere.\* Man multiplicirt also an die Anzahl der Grade mit vier und erhält so den Zeitunterschied in Minuten ausgedrückt, welche man vor irgend einer gegebenen

\* Da man den ganzen Erdumfang (Aequator) in 360 gleiche Theile (Grade der Länge) getheilt hat, so verhält sich der Zeitunterschied aber für 120 Grade (12 Stunden betrag), so muß für jeden Grad ein Unterschied von 1/5 Stunden oder von 4 Minuten stattfinden; um so viel weiß man an dem einen Grad westlicher getogenen Orte der Miltage später eintreten, also die Zeit zurüd sein gegen den östlicher getogenen.

Zeit entweder abzieht, wenn der Ort, dessen Zeit gesucht wird, westlicher liegt, dagegen addirt, wenn man die Zeit eines östlicher gelegenen Ortes auffinden will. Ein Beispiel wird es uns noch deutlicher machen.

Paris liegt unter dem 20. Grade östlicher Länge, von der Insel Ferro (einer der canarischen Inseln bei Heraklida) aus gerechnet, Veizija ungefähr unter dem 30. Grade, alle zehn Grade östlicher als Paris, folglich wird Paris mit seinem Mittage und seiner Zeit überhaupt 40 Minuten hinter Veizija Zeit zurück sein.

Wie verhält es sich aber mit den Zeitbestimmungen überhaupt, welchen astronomischen Verhältnissen verankert sie ihre Richtigkeit? Diese Frage steht mit der vorigen im genauesten Zusammenhange, wir wollen ihre Lösung versuchen.

Oberrmann weiß, daß die Uhren es sind, deren wir uns bedienen, um stets zu wissen, „welch' Zeit es ist,“ weiß aber auch, daß die Zeit nicht nach den Uhren sich richtet, sondern diese nach jeder gestellt werden müssen, dabey sie ihren Zweck der richtigen Zeitangabe wirklich erfüllen sollen. Die richtigst gehende Uhr wird daher diejenige sein, welche uns das Nordstrahlen der Zeit, wie die Vorgänge des Himmels es veranlassen, zu unmittelbarer Anschauung bringt, und das ist die Sonnenuhr. Wollen wir, daß unsere Tische- oder Zimmeruhr mit der wirklichen Zeit fortwährend im Einklange steht, so ist eine Vergleichung derselben mit der Sonnenuhr unumgänglich nothwendig, denn auch der künstlichste, beste von Menschenhänden gefertigte Mechanismus erleidet Störungen, die Befehle der Natur, nach denen das Rad der Zeit fortrollt, nie unabweislich, ohne Zögerung und ohne Fehler. Sehen wir daher, wie eine richtige Sonnenuhr beschaffen sein muß, die sich Jeter selbst leicht herstellen kann.

Die Sonne geht täglich im Nothgehimmels auf, steigt höher und höher, erreicht ihren höchsten Stand ihren Culminationspunkt, sie culminirt und sinkt während der Nachmittagsstunden wieder allmählich hinab, um am Westhimmel zu verschwinden. Der höchste Sonnenlauf bezeichnet den Mittage, er fällt genau in die Mitte des Tages, den die Sonne während des Auf- und Niederganges am Himmel beschreibt. Dies ist bekanntlich Thatsachen, die Jeter selbst schon oft beobachtet hat, ehe wir wie gewöhnlich den Luftstand, daß der Punkt, an welchem die Sonne früh über den Horizont aufsteigt, an den verschiedenen Tagen des Jahres eben so wenig derselbe bleibt, als der Ort des Verschwindens. — Demnach müssen wir sie uns hier in's Gedächtniß rufen. Stellen wir uns auf einer ebenen Fläche einen Stab auf, so weist derselbe, sobald sich die Sonne am Himmel zeigt, einen Schatten, welcher mit dem sich der Stab sich bewegenden Tagegestirn ebenfalls seinen Ort verändert, sich auch verschiebt, je höher sich jenes emporhebt. Beobachten wir die Richtungen dieses Schattens in verschiedenen Jahreszeiten bei Sonnenauf- und Untergang, so finden wir, daß sie sich nicht gleichbleiben, während dagegen die Richtungen, welche der Schatten bei den höchsten Sonnenständen hat, Jahr aus, Jahr ein in dieselbe Linie zusammenfallen. Diese Linie, welche genau von Nord nach Süd läuft, heißt die Mittaglinie, sie zu finden ist nicht nur für den Astronomen, sondern überhaupt für Jeten, der sich eine richtig gehende Sonnenuhr darstellen will, von der größten Wichtigkeit. Man verfährt bei ihrer Aufstellung aus leichtesten auf folgende Weise:

Auf eine möglichst wasserrechte Fläche (eine Tischplatte z. B.) legt man ein Blatt Papier und befeuchtet es. Auf dasselbe zieht man um einen gemeinlichen Mittelpunkte mehrere (concentrische) Kreise und errichtet im Mittelpunkte einen lotrechten Stift. An einem heitern Sonnentage beobachtet man darauf, sowohl des Vormittags als des Nachmittags, den Schatten, welchen der Stift auf das Papier wirft. Bei höher steigender Sonne wird die Spitze des Schattens zunächst in den Umfang des äußersten Kreises fallen, sodann des zweiten, dritten &c. Jedes Mal, wenn die Spitze genau mit der Meridianlinie zusammenfällt, bezeichnet man diesen Punkt des Zusammenstehens an dem Papiere. Dasselbe thut man auch Nachmittags; jetzt wird natürlich die Schatten spitze dem innersten Kreis zuerst treffen, die weiter nach außen gelegenen später und später. Auch diese Punkte des Zusammenfallens werden auf dem Papiere bemerkt. Hieran hält man die Bege, welche zwischen den zwei auf jedem Kreise bemerzten Punkten liegen, und zieht durch alle Halbierungspunkte eine Linie. Diese ist die gesuchte Mittaglinie veranschaulicht, daß man das Blatt Papier ganz genau in derselben

Stellung auf dem Tische gelassen, in welcher es während der Beobachtung sich befand, in sie fällt alle Mal Mittage der Schatten.

Dat man so die Mittaglinie gefunden, so erstet man den lotrechten Stift, dessen man sich vorhin bediente, durch den Sonnenzeiger die Stundenlinien, d. h. diejenigen Linien, welche der Lage des Schattens zu den einzelnen Tagesstunden entsprechen. Der Sonnenzeiger darf nämlich auf der untergetretenen Horizontalene nicht lotrecht stehen, muß vielmehr mit derselben einen Winkel bilden, welcher gleich ist mit der geographischen Breite des Ortes, also gleich der Anzahl der Grade, um welche der Beobachtungsort vom Aequator nach dem Nord- oder Südpole zu absteht. Die Winkel, welche die Stundenlinien einschließen, sind zwar nicht für alle geographischen Breiten einander gleich, insofern ist die Abweichung für die einzelnen Grade unter mittlerer Breite nur eine unbedeutende, so daß die unten für den 50. Breitengrad angegebenen auch noch für den 45. — 55. ziemlich richtig angewendet werden können; sie werden jedoch richtig und links von der Mittaglinie (nämlich nach Norden zu) aufgetragen, und an ihren Endpunkten die Stunden geschrieben.\*

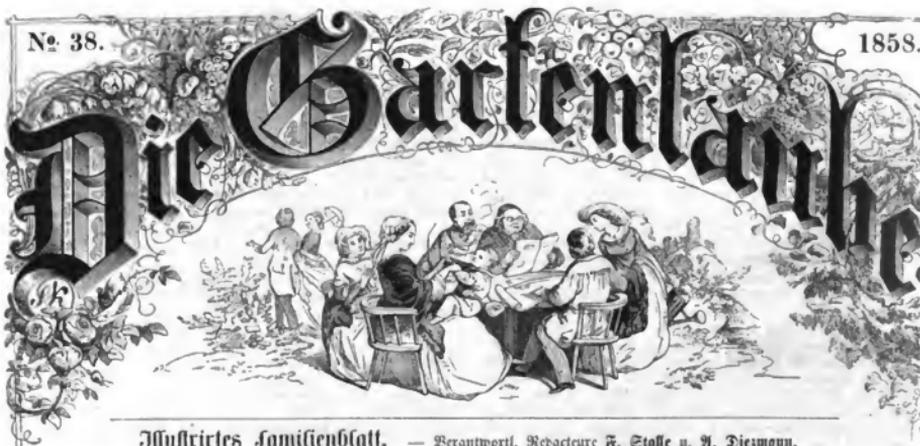
Gewöhnlicher, weil bequemer als die horizontalen Sonnenuhren, sind die verticalen. Sie einmal die Mittaglinie auf der Horizontalfläche gefunden, so läßt sie sich leicht auch auf eine verticale oder lotrechte übertragen. Man verlängert nämlich die Mittaglinie bis zur aufrechtstehenden Fläche, welche so von jeher in einem Punkte getroffen wird. Durch diesen Treffpunkt zieht man auf der lotrechten Fläche eine waagrechte Linie, welche natürlich mit der Mittaglinie zwei Winkel bildet. Sind die Winkel gleich, so ist das ein Zeichen, daß die lotrechte Fläche, also z. B. eine Mauer, ganz genau nach Süden gerichtet ist (von Ost nach West läuft); dann wird ein im Treffpunkte der horizontalen Mittaglinie, auf der waagrecht Seite der Mauer errichtetes Geth die Mittaglinie auf der lotrechten Fläche darstellen. Wenn dagegen die beiden Winkel nicht von gleicher Größe, so weicht die Mauer um so viel von der genauen Richtung nach West nach Ost ab, als der eine Winkel einen rechten um Größe übertrifft. Um denselben Winkel weicht dann die Mittaglinie auf der Mauer von der Richtung des im Treffpunkte auf der waagrecht Linie errichteten Gethes ab, um denselben Winkel muß dann auch die Tafel der Sonnenuhr, welche an der Mauer angebracht werden soll, gegen die Mauer selbst geneigt sein, damit erstere genau nach Süden gerichtet ist. Bei den verticalen Sonnenuhren wird nun in einem Punkte der lotrechten Fläche ebenfalls ein Sonnenzeiger oder Önenen errichtet, von dessen Aufpunkte aus man die Stundenlinien zu ziehen hat. Hierbei ist man jedoch wieder zu beachten, daß der Sonnenzeiger mit der lotrechten Fläche einen rechten Winkel bildet, sondern einen Winkel, welcher die geographische Breite zu einem rechten ergänzt, mit dieser zusammen 90 Grade ausmacht. Die Stundenlinien sind ebenso wie bei der horizontalen Sonnenuhr je nach der geographischen Breite etwas verschieden, und eben so auch verschieden von denen der horizontalen Sonnenuhr.\*\*

Eine so eingerichtete und mit der nöthigen Genauigkeit beim Ablesen der Stundenwinkel bezugsstelle Sonnenuhr wird uns die Zeit bis auf wenige Minuten genau angeden im Stande sein. Wir erhalten auf diese Weise die rechte wahre Sonnenzeit. Abgesehen davon, daß eine solche Uhr allerdings oft gar nicht zu

\* Bei einer Sonnenuhr auf horizontaler Fläche haben die Stundenwinkel Winkel, welche die Stundenlinien mit der Mittaglinie bilden folgende annähernde Werthe: zwischen 12 — 11<sup>1/2</sup>, und 12<sup>1/2</sup> sind 6 Grade; zwischen 12 — 11 und 11 Uhr sind 11<sup>1/2</sup> Grade; zwischen 12 — 10<sup>1/2</sup>, und 10<sup>1/2</sup> sind 17<sup>1/2</sup> Grade; zwischen 12 — 10 und 10<sup>1/2</sup> sind 24<sup>1/2</sup> Grade; zwischen 12 — 9<sup>1/2</sup>, und 9<sup>1/2</sup> sind 30<sup>1/2</sup> Grade; zwischen 12 — 9 und 9<sup>1/2</sup> sind 37<sup>1/2</sup> Gr.; zwischen 12 — 8<sup>1/2</sup>, und 8<sup>1/2</sup> sind 45<sup>1/2</sup> Grade; zwischen 12 — 8 und 8<sup>1/2</sup> sind 53<sup>1/2</sup> Grade; zwischen 12 — 7<sup>1/2</sup>, und 7<sup>1/2</sup> sind 62 Grade; zwischen 12 — 7 und 7<sup>1/2</sup> sind 71 Grade; zwischen 12 — 6<sup>1/2</sup>, und 6<sup>1/2</sup> sind 80<sup>1/2</sup> Grade; zwischen 12 — 6 und 6<sup>1/2</sup> sind 90 Grade oder ein rechter Winkel. Grad ist nämlich der 360te Theil des Kreisumfangs oder der 100te Theil eines rechten Winkels.

\*\* Bei der verticalen Sonnenuhr gelten für den 50ten Breitengrad annähernd folgende Werthe der Stundenwinkel: zwischen 12 — 11<sup>1/2</sup>, und 12<sup>1/2</sup> sind 4<sup>1/2</sup> Grade; zwischen 12 — 11 und 11 sind 9<sup>1/2</sup> Grade; zwischen 12 — 10<sup>1/2</sup>, und 10<sup>1/2</sup> sind 14<sup>1/2</sup> Grade; zwischen 12 — 10 und 10<sup>1/2</sup> sind 20<sup>1/2</sup> Gr.; zwischen 12 — 9<sup>1/2</sup>, und 9<sup>1/2</sup> sind 25<sup>1/2</sup> Grade; zwischen 12 — 9 und 9<sup>1/2</sup> sind 32<sup>1/2</sup> Grade; zwischen 12 — 8<sup>1/2</sup>, und 8<sup>1/2</sup> sind 39<sup>1/2</sup> Grade; zwischen 12 — 8 und 8<sup>1/2</sup> sind 47<sup>1/2</sup> Grade; zwischen 12 — 7<sup>1/2</sup>, und 7<sup>1/2</sup> sind 57<sup>1/2</sup> Grade; zwischen 12 — 7 und 7<sup>1/2</sup> sind 67 Grade; zwischen 12 — 6<sup>1/2</sup>, und 6<sup>1/2</sup> sind 78<sup>1/2</sup> Grade; zwischen 12 — 6 und 6<sup>1/2</sup> sind 90 Grade.





Musikirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteurs F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

## L e g e r u n d S c h w e r t.

Herrliche Revue von Maj. Ring.  
(Fortsetzung.)

Neben dem stottern Studenten stand der ruhige Bürger, der fleißige Beamte, der kräftige Bauer. Der Unterschied der Stände schien vollkommen aufgehoben und die ganze Nation gleich einer riesigen Familie von gleichgeimten Brüdern. Der einseitige, provinzielle Geist war verschwunden, es gab jetzt keine Scholier, keine Sachsen, Brandenburg, Ost- und Westpreußen mehr; nur ein Volk, erfüllt von der erhabenen Vegetierung.

Das war eine herrliche Zeit, ein mächtiger Völkerverfrühling voll göttlicher Klütchen!

Jedes Herz fühlte sich gehoben, jede Kraft entfaltet frei ihre Schwingen. Der niedrige Egoismus mußte vor dem gewaltigen Aufschwunge, vor dem frischen Entschlusse weichen. Der Gelehrte verließ seine Studierstube, der Landmann seinen Pflug, der Schreiber warf die Feder hin, um nach der Wäpfe zu greifen. Auf den Altar des Vaterlandes legte Jeder seine Opfer nieder, der reiche Mann seine Schätze, die arme Witwe ihren Trauring, das Hündchen, was ihr übrig geblieben. Eine Jungfrau Breslau's, welche das schönste blonde Haar besaß, hatte sich dasselbe abschneiden lassen und verkauft, weil sie nichts bieten konnte, als diesen einzigen Schmuck, den ihr Gott gegeben. Aus ihren Veden wurden Ringe geschlehten und zu hohen Preisen bezahlt als ein Andenken ihrer herberzigen Gesinnung.

Die Straßen waren mit Kanonen und Munition angefüllt; in den Werkstätten wurden Geschütze gegossen, Pistolen gebaut und alle Handwerker arbeiteten unabhängig bei Tag und Nacht an der Ausrüstung des Heeres. Wer nicht als Krieger mitgehen konnte, blieb darum nicht zurück und förderte in seiner Weise das Werk der Befreiung. Frauen wuschten Charpie und nähten Verbandstücke, Knaben lernten ihre Sparsbüchsen oder neuen Waffensätze hebeln, stolz auf ihre Väter und trauend, daß sie wegen ihrer Jugend an dem Kampfe noch nicht Theil nehmen durften.

In vielen Tagen der fröhlichsten Entwicklung und Vegetierung war auch Körner auf Umwegen in Breslau angelangt. Er brannte vor Begierde, sich den Reiben der Krieger anzuschließen. Seine Wahl war schnell getroffen, er meldete sich bei der Freischaar, welche der tapfere Major von Wäpew unter seine Fahne sammelte. Theodor wurde nach einer ärmtlichen Schenke vor dem Drexlerhof wiesen, wo sein fünfziger Wechseltaber sein Quartier aufgeschlagen hatte. Er trat in ein großes, ärmliches Zimmer und frag nach dem Major, der jedoch, durch dienliche Geschäfte abgehalten, nicht zugewen war. An seiner Stelle empfing ihn eine zarte Dame mit feinen Zügen, deren vornehme Haltung und Anmuth wunderbar

von der wüsten Umgebung abhah. Sie besah sich von einem Kreise jugendlicher Krieger umringt, von denen sie mit größter Ehrerbietung angetret wurde. Ihr schlanker Wuchs, die blenden Veden um die erle, weiße Stirn und die blauen, mild strahlenden Augen verliehen ihr das Aussehen eines deutschen Frauenbildes, wie es die alten Mäler darzustellen liebten. Ein eng anschließendes, bis zu dem Nacken hoch hinaufreichendes Kleid von schwarzer Seide und ein weiter stehender Kragen verklärten tiefen Eindruck kauscher Weiblichkeit.

„Ich bin die Gattin des Majors von Wäpew,“ sagte sie mit sanfter, wohlklingender Stimme. „In seiner Abwesenheit bin ich bereit, Ihre Wünsche zu vernehmen.“

„Ich habe die Absicht, als Freiwilliger einzutreten. Da aber der Herr Major nicht zugewen ist, so will ich zu einer gelegeneren Zeit kommen.“

„Er hat mich ermächtigt, in seiner Abwesenheit die Befehle anzunehmen; darum bitte ich um Ihren Namen, damit ich ihn in die Liste des Bataillons eintragen kann.“

„Ich heiße Theodor Körner,“ entgegnete der Dichter zögernd. „Theodor Körner!“ rief die Dame überrascht, indem sie sich verneigte. „Der Dichter Körner! Sie sind uns Allen hoch willkommen als eine der schönsten Tieren unseres Corps.“

Damit reichte sie dem Jünglinge ihre weiße Hand wie einem alten Freunde. Auch die übrigen Anwesenden drängten sich an ihn heran, um ihn herzlich zu begrüßen. Besonders zutraulich erwies sich ihm ein hochgewachsener Krieger mit dem besten Hagen, der in seinem blenden Vedenhemde und seinem kräftig männlichen Weis auch auf Theodor den angenehmsten Eindruck machte. Er nannte sich Friesen und war eine jener Feldennaturen, bei denen sich die Stärke mit der Anmuth, die Kraft mit einer seltenen Weiblichkeit paarte. Nicht mit Unrecht erhielt und verdiente er später den Namen des deutschen Achill. Friesen war zu Großem berufen, als ihn auf französischen Weiden eine tückische Nageel aufständischer Bauern mitten in seiner Siegeslaufbahn niederstreckte.

Wäre Jünglinge fühlten sich vom ersten Augenblicke an zu einander hingezogen und waren schon nach wenig Stunden innig befreundet. In solch aufgeregten Zeiten reißt die Mühe schnell zur Frucht und die Herzen, die ein gleiches Gefühl entlaumen, finden und verstehen sich im raschen Fluge der Vegetierung. Auch für die Majorin von Wäpew, die später als Grafin Adelreid in ein bekanntes Verhältniß zu dem Dichter Immermann trat, verursah Theodor die aufrichtigste Verehrung, welche bald in die reinste

Neuzeit überging. Sie saß schon in den nächsten Tagen Gelegentlich, ihm einen unter den damaligen Umständen sehr großen Gefallen zu erwecken. Die Einsegnung des Völkerschen Freicorps sollte in feierlicher Weise vor sich gehen und sämtliche Theilnehmer dabei im vollen Waffenornate erscheinen. Theodor hatte sich eine neue Uniform bestellt, um nicht hinter den Uebrigen zurückzubleiben. Unglücklicher Weise aber erklärte der von allen Seiten in Anspruch genommene Schneider, die gemauften Kleidungsstücke nicht zu der bestimmten Frist abliefern zu können. Umseht verdrohen die ungeduldigen Tidter seine ganze Lebereggskraft, vergebens ließ er es nicht an Bitten und Beschwörungen fehlen, der vielbeschäftigte Kleiderkünstler blieb unerbittlich, indem er sich auf ältere Versprechungen berief. In seiner Noth wandte sich Theodor an die Majorin von Vögau und klagte ihr in verzweifelungsvollen Worten sein Mißgeschick.

Obgleich es schon spät war, dunkle Nacht war, bezog sich die gutmüthige Dame mit ihrem Schützlinge nach der Wohnung des Wirths, die drei Treppen hoch auf dem schmuggigen Hofe lag. Wüthig überwand sie alle Hindernisse und trat in die niedrige Wohnung des Schneiders, der nicht wenig von der Erstickung der anmuthigen, vornehmen Frau überfallen schien und vor Verlegenheit mit einem Tzage von seinem Stuhle sprang. Schnell wurde ein Tzettel von ihm abgeholt und herbeigeführt, worauf er nach ihrem Begehren fragte. Was weder den Werthen, noch den Versprechungen Theodor's gelungen war, glückte den liebenswürdigen Schneidereien und dem Jureten der Majorin, von deren Herablassung und Freundlichkeit der brave Wirth so entzückt war, daß er den Schlaf einer Nacht zu opfern versprach, um zur gewöhnlichen Zeit Theodor die Uniform abzuliefern.

Nach diesem kleinen Abenteuer wohnte dieser mit wahrhaftem Hochgefühle der feierlichen Begehung der Einsegnung bei, welche in der Nähe der kleinen schließlichen Wehrstadt Botten stattfand. Dort versammelten sich zwöshundert edle Jünglinge mit ihrem Führer und stimmten einen einladenden Choral an, den Körner für diese Gelegenheit gedichtet hatte. Nach Abkündigung des Liedes befiug der würdige Weisliche des Ortes, Namens Peters, die Kangel und hielt an die todesmuthige Schaar eine kräftige, allgemein ergreifende Anrede, wobei kein Auge thränenreich blieb. Es war ein wunderbares Schauspiel, hier Jünglinge, die kaum dem Anabehalter entriefft, neben kühnen Männern und selbst graufahrenen Greisen weinend zu sehen. Zum Schluß erob sich der Prediger und ließ all' die anwesenden Krieger den Eid schwören, bei der Sache der Menschheit, des Vaterlandes und der Religion weder Blut noch Gut zu schonen und freudig zum Siege oder Tod zu gehen. Höher schlugen all' die Herzen und pochten gegen die muthige Männerbrust, die Augen stammten und die Lippen leisteten mit ehrfurchtsvollen Beben den versprochenen Eid auf die kranken Schwärter der Ehre.

„Mit Gott für König und Vaterland!“ tönte ein einziger gewaltiger Ruf zum Himmel empor, von dem Gemüthe der Deutschen wiederhallend, als lehteten noch Lanfende angesehen den beliebigen Schmut neben ihnen.

Pfäglich erklärte ungeheißer und ohne Beabredung wie aus einem Munde: „Eine feste Burg ist unser Gott,“ begleitet von den kranken Klängen der Orgel.

Das war die Einsegnung des Völkerschen Freicorps im Angesicht des Heidenberges und der blauen Höhen des Königebürgers.

Und nun ging es in's Feld; mit frühlichem Hergeschwitzer begann die „wilde vermogene Jagt“, an der Theodor lebendigen Antheil nahm. — Eines Abends nach einem beswerlichen Marsche lagerte die lühne Schaar in der Nähe eines Waldes. Die jungen Vögau streuten ihnen Dufst, welchen die milden Frühlingssäfte weiter trugen. Die Wabstfeuer flammten und beleuchteten mit ihrer rothen Gluth die maledrischen Gruppen der muthigen Krieger und ihrer blickenden Waffen. Die Marketerin, von Körner und seinen Freunden mit dem klassischen Namen „Güthel von Plasewitz“ getauft, hatte so eben ein frisches Häubchen angezogen und schenkte unermühdlich die leeren Mäler voll. Auf dem grünen Rasen sah der Rittmeister Hübner, ein zwöshnjehnjähriger Greis, der unter Friedrich von Breiten bereits als Trompeter unter den sogenannten „Zwanzigsten“ gedient. Trotz seines Alters war er ein Mann von rüthiger Gestalt und Könenhärte, mit Abstrangen, Habschönheit, ein paar Nähen, wie Weierkranen, und schwarzen, über die Brust herabwallendem Barte. Er erzählte den jüngeren Kameraden Selteneren

Geschichten aus den Tagen des „alten Feig.“ Aus der Ferne tönte erpawidlich der Ruf der angesetzten Blasen und der Abklingung. Da traten an das Feuer Arm in Arm Theodor und sein neuer Freund, der edle Friesen, ein wahres Diostrenpaar kriegerischem Muthes und forpderlicher Schönheit.

„Willkommen!“ tönte es von allen Seiten und die Hände wurden gestreckt.

„Wo habt Ihr Teufelsterle denn gesteckt?“ fragte der Rittmeister, seinen langen Bart streichend.

„Wir sind im Walde gewohnt,“ entgegnete Friesen. „Dort war es gar so schön. Das grüne Laub drängt sich mit Muth hervor, Alles blüht und duftet.“

„Und hinter den Büschen lauern die Franzosen,“ brummte der alte Hübner, „und schiden Euch aus dem sichern Hinterhalt ihre blauen Beben in die Brust.“

„Darum haben wir gar nicht geachtet,“ entgegnete Körner. „Ich hab' mich so wohl gefühlt und auch ein neues Lied für Euch gedichtet.“

„Ja, man her mit dem Liede,“ rief der alte Rittmeister. „Hier ist's,“ antwortete Körner, indem er die mit Perlen gesetzte Brieftasche, ein Geschenk seiner Braut, hervorzog. „Ich singe es Euch nach einer bekannten Weise und Ihr stimmt in den Chorus ein und singt den Hundreim mit.“

Und er begann:

„Was glüht dort vom Walde wie Sonnenschein?  
Hör's näher und näher erbraun.  
Es sieht sich hinunter in düstern Reid'n,  
Und glühende Dörner schalen daran,  
Und erlitten die Erde mit Grauzen.  
Und wenn ihr die schwarzen Gelehen klagt:  
Das ist Vögau's wilde vermogene Jagt.“

Der Ober wiederholte mit milder Freude die letzten Strophen und die Herrlichen fehr mit rothen Geit mit ihrem Schmettern ein, daß das Echo in den nahen Bergen nach wurde und der grüne Wald wiederblühte. Als Körner das schöne Lied beendet hatte, da brach ein lauter, unerhörter Jubel los. Die Kameraden schlossen einen Kreis um ihn und trängten ihn mit frischem Eidenlaub, das sie nicht weit zu finden brauchten.

Von jenem Abende an war dies Lied der Liebungsgefang der Vögauer und Körner der populärste Mann im ganzen Heere. Seine Gedichte aber gingen wie Werbetrömmeln durch das ganze Land und wo sie erklangen, da strömten Jünglinge und Männer zu den Waffen.

So diente er dem Vaterlande mit dem Schwerte wie mit seinem Geiste.

V.

Zeit dem Ausbruche des Krieges waren bereits zwei große Schlachten und mehrere bedeutende Gefechte geschlagen worden, ohne eine Entscheidung herbeizuführen. Die verbündeten Frauen und Kisten mußten trotz aller bewiesenen Tapferkeit sich zum Rückzuge entschließen, aber auch Napoleon sahnte, ungeduldet seiner Siege, das Bedürfnis nach Ruhe, um seine erischlichen Kräfte wieder zu sammeln. Man sprach allgemein von einem nach dem beschriebenen Hoffensstillstande, der unter Vermittelung Oesterreichs zu Stande kommen sollte. Dies hielt jedoch den Major Vögau nicht ab, einen jener kühnen Streifzüge zu unternehmen, wie er sie liebte. Es handelte sich um einen Einsatz in das südliche Deutschland, den er im Rücken des Feindes auszuführen gedachte. Mit vierhundert entschlossenen Männern brach er auf, nachdem er Körner zu seinen Adjutanten ernannt hatte. Die kleine Schaar brannnte vor Begierde, sich mit den Franzosen zu messen, und setzte in der Nähe von Jena über die Saale, um über Plauen und Hof bis nach Augsburg vorzudringen. In dem altenburgischen Städtchen Koba trafen die Freiwilligen auf vierhundert Mann thüringischer Rheinbundtruppen, welche, trotzdem sie Deutsche waren, sich dem Heere Napoleons anschließen wollten, aber gerade keine große Lust beizigten, sich zu schlagen. Vögau besah seinen Truppen, Halt zu machen, geloppelte mit Körner und nur von zwei Husaren begleitet verauf in die Stadt und commandirte, gegen die verblühten Rheinbändler gemonet, die sich einen solchen Ueberfall nicht träumen ließen, „Stillgestanden.“ Sie stannen mähnschamlich mit dem Gewehr in Arme.

„Derr Hauptmann!“ rief er dem überblischen Anführer zu, „sehehen Sie Juren Yeuten, das Gewehr zu strecken.“

Tiefer hatte alle Befinnung verlieren und that, was man von ihm verlangte. Sein Befehl wurde mit der größten Pünktlichkeit nach dem Gerictereglement ausgeführt, die Officiere auf ihr Ehrenwort entlassen, von den Soldaten erbot sich die Wehrzahl, freiwillig in preussische Dienste einzutreten, was ihnen von Yügew gern bewilligt wurde. Dieser unblutige Sieg hatte jedoch die Franzosen auf die kleine vorwiegende Schaar aufmerksam gemacht; größere Colonnen des Feindes setzten sich in Bewegung, um sie zu verfolgen nach ihr den Weg abzuschneiden, aber Yügew war ein Meister des kleinen Krieges, bekannt mit allen Kissen und Schindeln, führte er die Seinigen durch Haiden, Meer und Wald ungesährlich bis an die bairische Grenze, wobei es dem wuthigen Parteilager nicht an Sympathien der deutsch gesinnten Bevölkerung fehlte, die nur geizungen nach ihre wahre Befinnung verkoren mußte. In Gilmolden rühte er bis nach der Nacht Hof vor, um dieselbe im Sturmstreich zu nehmen. Während er den Befehl erteilte, kam der bairische Commandant mit einem Trompeter und wehendem Tode herangereiten. Alle glaubten schon, es sei dies ein Zeichen der Ueberlage, als dieser jedoch erklärte, daß der längst erwartete Waffenstillstand zwischen Napoleon und den Verbündeten abgeschlossen sei. Diese Nachricht wurde von Yügew und seinen Offizieren mit Unwillen aufgenommen, da sie sich mitten in ihrer Zerstörungsaufgaben befanden, aber sie konnten nicht länger zweifeln und mußten demnach die Feindseligkeiten einstellen.

Abgeschlossen von jeder Verbindung mit dem Hauptheer, umringt von überlegenen feindlichen Abtheilungen, war die Lage der kleinen Schaar eine wahrhaft bedenkliche, da Napoleon, wie bekannt war, seinen besondern Haß auf die „Freiwilligen“ und vörsüglich auf die „Kügelner“ geworfen hatte. Diese traten indess, dem abgeschlossenen Vertrage vollkommen traue, ihren Rückzug an, nachdem ihr Führer dem in Dresden commandirenden General Gervasi die nöthige Anzeige gemacht und dieser den Vorkenntniss von Öbenig ihm als Marschcommissar zugetheilt hatte. Unglücklicherweise gelangten die Truppen bis zu dem Thorh Kisten am Hochgraben, untern Giesdorf zur Oros-Gebirgen, zwei Meilen von Leipzig, wo sie des Nachts anfanen und folgende im Voraus begaben.

Nam waren die Pferde abgemüht, als die Meldung einlief, daß eine starke Cavallerie-Abtheilung amühte, an deren Spitze sich der Oberst Beder befand. Dieser erklärte, der Herzog von Padua, der in Leipzig commandirte, lasse den Major Yügew ersuchen, Halt zu machen, da er ihn Officiere senden werde, seinen ferneren Marsch zu dirigiren.

Damit erklärte sich Yügew vollkommen einverstanden, beide Führer gaben sich gegenseitig das Ehrenwort, ihren Truppen keine Feindseligkeit zu gestatten, und ein Vorkenntniss der Feindschaft wurde nach Leipzig abgeholt, um von dem französischen Oberführer nähere Verhandlungsmäßigkeiten einzuholen.

Der Herzog von Padua hatte von Napoleon bereits den gemessenen Befehl erhalten: „Hinrückende Colonnen ausweichen zu lassen, um die Häubereute,“ so titulirte der Kaiser das Yügew'sche Corps, einzufangen und weiterzuziehen zu lassen.“

Als der preussische Parlamentair sich bei ihm meldete und unter Berufung auf den abgeschlossenen Waffenstillstand um die weitere Bestimmung der Marschroute bis zur Elbe bat, entgegnete der Majorbail:

„Der Major Yügew mit seiner Häubereute ist auf Weich dem Kaiser außer dem Gesetz erklärt, er hat sich selbst von dem Waffenstillstande ausgeschlossen; Sie sind mein Aerkenn.“

Sie handelte Gend'armen vollzogen folgende den Befehl des Herzogs von Padua, indem sie den Officier paden und, nachdem sie ihn kamaufreit hatten, in festen Besatzlager brachten. Untertref hat Yügew vergessens auf die Klügheit seines Angehörigen gemerkt, von Stunde zu Stunde wuchs seine Verlegenheit, da ihm gemeldet wurde, daß neue feindliche Abtheilungen heranrückten und ihn vollends zu umzingeln drohten. Treget er nicht an einen solchen Verrat glauben konnte, der in der Geschichte des Krieges und des Völkerrichts gleich unerbittlich war, beschloß er den Seinigen, aus Vorlicht aufzubrechen. Er selbst ritt, von Kömner begleitet, den feindlichen Truppen entgegen, welche in zwei Corps von fünftausend Mann bestanden. Da ihn ein breiter Haidgraben von den nahenden Gegnern trennte, gab er seinem Pferde die Sporen, um über den Graben zu springen und von dem Commandeur Aufführung zu verlangen. Das treue und seneu so sichte Thier trat sehr und freudig, so daß der Reiter zu fallen drohte. Theoder konnte sich nicht

erhalten, ein Feind schlimmer Bedeutung zu sehen, und äußerte sich auch in diesem Sinne. Yügew lachte über seinen Aberglauben und bat ihn, die Fesseln aus dem Leben zu verjagen.

An der Spitze der ihm gegenüberstehenden Truppen ritt der württembergische General Hermann. Er begrüßte Yügew mit militärischer Höflichkeit, und als dieser um gefällige Aufklärung bat, ob ihm und seinem Corps der Aufmarsch gelte, verjagte jener auf Ehrwort: „er habe nur Befehl, das nächste Dorf zu besetzen.“ Taggen bezeichnete er den französischen General Bourcier als Beschlehaber der ganzen Abtheilung, und verwies ihn an diesen. Als Yügew sich dahin wendete mit dem Erlauben, Halt zu machen, um ein Zusammenstößen mit seinen Truten zu vermeiden, entgegnete der General mit freischender Stimme:

„L'armistice pour tout le monde, excepté pour vous!“ (Waffenstillstand für Alle, nur nicht für Euch!)

Jetzt konnte Yügew nicht länger über die Absicht des Feindes im Zweifel sein. Schnell wandte er sein Pferd, welches diesmal den Spring über den breiten Graben ihm nicht verlagte. Hinter ihm drein sprangte Kömner, doch ehe die Weiden noch die Waffenbrüder erreichten, schwenkte die württembergische Cavallerie, welche den auf der Ghauffe in gestreuter Linie reitenden Vögern zur Seite ritt, mit gezogenen Säbeln ein, und warf sich auf die eines sehr nichterträglichen Ueberfalls nicht gewöhnlichen Preußen. Diese wendeten sich mit Vömmuth, und schrien wader für ihr Leben. Bald war Kömner von dem Stümmel mit fortgerissen, zwei feindliche Dragener betragten ihn zu gleicher Zeit, als er eben im Begrif stand, sich zu Yügew durchzuschlagen, der vermunete dem Pferde gestuln und von Feinden umringt war. Mit kräftigen Hieben wachte er die beiden Reiter ab, als ein Dritter in der Uniform eines höheren Officiers heransprangte, und ihm den Weg verlegte. Theoder glaubte kaum seinen Augen zu trauen, als er in dem Gesichte seines neuen Gegners die ihm verhassten Züge des Barons von Järker wiederfand.

„Ergeben Sie sich!“ rief ihm dieser von Weitem zu. „Vieher teid, als in Ihre Hände fallen,“ antwortete Theoder mit edler Entschaltung.

„So nimn das!“ schrie der Baron, mit einem Fallsch auf einem Hiebe ausblend, den Kömner jedoch mit Geschicklichkeit parirte. Die beiden Reiter hatten sich ein wenig zurückgezogen, vielleicht aus Respekt für ihren Degen, oder weil sie je selb Ehregefühls und Achtung vor Kömner's Tapferkeit besaßen, daß sie nicht mit verjagter Ueberlegenheit einen einzelnen Feind angreifen wollten. Damit schieben aber dem Baron, der die Stärke seines Gegners bald kennen lernte, nicht getrennt zu sein.

„Was steht Ihr?“ rief er ihnen zu. „Nicht mir, dem Barons das Parais machen!“

Erschöpft von dem anstrengenden Kampfe und aus mehreren Wunden blutend, hielt sich Theoder unter solchen Umständen verloren, aber auch jetzt verließ ihn nicht sein Muth und die Gesehgegenwart, indem er zu einer kriegerischen Fein Jufucht nahm.

„Die vierte Escadron soll vordrücken!“ rief er mit starker Stimme in den Wald hinein.

Die Feinde, welche einen Hinterhalt vermuteten, stupten und zogen sich zurück, voran der Baron, welcher seinen Feinde freig die Sporen gab und davon sprangte, gefolgt von den Reitern. — Es war die höchste Zeit, denn im nächsten Augenblick saut Theoder, von übermächtigem Blutverlust geschwächt, ohnmächtig von seinem Pferde auf den grünen Rasen nieder.

Es war bereits dunkle Nacht, als Kömner aus seiner Ohnmacht erwachte. Mählig schlüpfte er sich zu dem nahen Birkenwäldchen, wo er, erschöpft von einem neuen Blutverlust, bis zum Morgen liegen blieb. Die Wunden schmerzten ihm, seine Augen brannten, deßhalb machte er noch einen Versuch, den vorbeistreichenden Bach zu erreichen, wo er mit höher Hand ein wenig Wasser schöpfte. Zwei Bauerkinder, welche im Walde nach Früchten suchten, hörten sein Stöhnen, und kamen neugierig herbei. Er wunnte ihnen und das Wäldchen bei ihm mitleidig ihr mit frisch gestillten Erdberecken gefülltes Körbchen an. Nachdem er sich daran erquid, ergiff er mit von Hieberrschauer zitternder Hand seine Vriestafel, und riß die Blatt heraus; dann schrieb er den Namen eines Freundes in Leipzig darauf. Den Zettel gab er dem Knaben, eine gute Belohnung verheißend, zur Befragung. Dieser ver sprach, den Auftrag zu vollziehen, und lehrte im nächsten Laufe nach dem Dorfe zurück, während das Schwerecken bei dem Bewunderten zurückblieb, um ihn

zu pflegen und noch mehr Erbittern für ihn zu suchen. Ermaattet schlief er wieder ein, den helren Träumen unangelt. Im Schlummer nabte ihm die bette Braut, und trüdte einen leinen Kuß auf seine bleichen Lippen; nach ein anderes erhabenes Frauenbild stand an ihrer Seite, mit elen Jügen und von gittergleicher Gestalt. War es die Waise, die ihn selbst im rauhen Kriegesgetümmel nicht verließ, oder die Freideli, für die er sein Blut gegeben? Sie beugte sich zu ihm nieder und küßte seine Wertenflum mit ewigem Verbeer. Als er erwachte, fühlte er sich wueterflum gefährt, trotzdem konnte er sich nicht von dem Gedanken frei machen, daß er am Ende seiner Tage liege. Was ihn in diesem Augenblick bewegte, gestaltete sich zu einem Gedacht, das er müßflum mit Pleißflist legelich niederschrüb:

Die Wunde brennt, die bleichen Lippen beben.  
 Ich süßl's an meines Verens matien Schläge,  
 Dort seh' ich an den Marken meiner Tage —  
 Oen, wie du wußl, dir hab' ich mich ergeben.  
 Viel gettne Wunden hab ich um mich schwanden,  
 Das ichone Traumbild wird zur Leertentage —  
 Wuth, Muth! Was ich so treu im Verens troge,  
 Das muß ja doch dort ewig mit mir leben!  
 Nur was ich hier als Beigebium erarme,  
 Weßfl ist rich und jugentlich entrarme.  
 Er ich's nun freideli, ob ich's Verens nannte:  
 Die tüchere Teraph seh' ich's vor mir stehen; —  
 Nur wie die Sinne langsam mir vergehen,  
 Trägt mich ein Hauch zu morgentlichen Öfen.

Unterwegs war der ausgefährte Knabe mit seinem Vater zurückgeflert. Der gutmüthige Vater nahm den Veremnteten einwischen in seine Hütte auf, bis der Freund aus Leipzig anlauge, an den nörrer jene Zeilen geschriben hatte. Doctor Wendler hieß der edle Mann und Wundschneid, der die Gefahr nicht scheute, wemit Oeter von den französischen Nachhabern berecht wutze, der Einen von der Pügewöschens freiführbar bei sich anzunehmen wogte. Unter dem Schutze der Nacht gelang es ihm, auf Schleichwegen durch das Hinterfürden seines Gartens den Dichter nach Leipzig und in seine Wohnung zu bringen, wo er ihn verborgen hielt und durch seine sorgfältige Pflege so weit wieder herstellte, daß er das Vert verlassen konnte. Seine nächste Sorge war, Erkundigungen über das Schicksal seiner Freunde anzunehmen; mit Freude vernahm er, daß sich Kögow mit Hülfe seiner Oetteren gerettet hatte, aber unaunder brate Reiter hatte mit seinen Teten zahlen müßfl. Weit mehr noch betriehte ihn das Schicksal der Oefangenen, die auf Napoleons ausdrücklichen Befehl wie den Kerkersträuber die schönächliche Behandlung erlitten und meist in den Ästern französisch mit Ketten beladen schönachteten. Dierher brannte vor Begierde, seine Cameraden zu rächen, und sich so schnell als möglich wieder dem preußischen Heere anzuschließen und an dem nahe bevorstehenden Kampfe Theil zu nehmen. Nachdem er seine Eltern und Toni unter einem angenommenen Namen, um die Wachsflamkeit der französischen Oeigne zu tänschen, über sein Schicksal beruhigt hatte, war er nur mit dem Gedanken beschäftigt, unbemerkt Leipzig zu verlassen.

Es war dies leinestwegs so leicht zu bewerkstelligen, und für ihn und seinen Oassfreund mit unaunderfährer Gefahr verbunden. So gehen auch sein Aufenthalt gelieben war, so stellt es doch nicht an Aufpassen und Spionage, zu welchem schändlichen Amte sich selbst Teutsche und Männer von hohem Range hergaben. Ein sächsische General in Dresden hatte es nicht unter seiner Würde gehalten, ein vollstänztiges „Bureau d'espionage“ für Napoleons Anzurichten, wodurch dieser von allen Vorgängen in seiner Nähe Kenntniss erhielt. Zu diesem Zweck wurden Leute aus allen Ständen beselert, Diener und Beamte beselnden, und selbst das Briefgeheimnis nicht geselnd. Die verbergelien Familienverhältnisse, die Oefährde vertrauter Freunde, hingemorene Beziehungen blieben dem wachsamn Auge der französischen Polizei nicht verborgen; vier der gemeinen Angelerbi gab es leinen Schutz.

Es war daher kein Wunder, daß auch Körner's Aufenthalt in dem Hause des Doctor Wendler Verdacht erregte, zumal es ihm nicht an einem erbiterten Feinde fehlte, der ihn zu verdeten suchte. Waren Körber selbst sich in Leipzig und in der Nähe des Herzogs von Parma; er gebürte zu jener gemeinen Sicherheitsbehörde, war die rechte Hand des sächsische Generals und wurde vielfach zu ähnlichen Missionen benauzt, zu denen sich lein anderer Offizier und Mann von Oehr brauchen ließ. Auch nach Wien war er gesendet worden,

um die detrige Stimmung zu beobachten und darüber Bericht zu erstatten, da Napoleons Grund zu haben glaubte, der österrichische Regierung nicht zu trauen. Bei dieser Gelegenheit hatte er Toni im Theater gesehen und jene Keibenschaft für die reizende Schauspielerin gefügt, welche zu der unangenehmen Verührung mit dem jungen Dichter führte. Seitdem waren er Körner mit Winer ganzen heimlichlichen Beobacht und hatte leinen andern Wunsch, als ihn zu verdeten. Er leitete den Ueberfall der Pügewöschens freiführbar, wozu er dem Wartschl den Oefanten eingeebnet, um seine Privatrade zu besretigen.

Von leinen ihm untergebenen Spionen, denen er besondere Aufsamkeit auf seinen Oegner eingeschärft hatte, wurde er hinlänglich unterrichtet, um Verdacht zu schöepn, um so mehr, da er wußte, daß der Doctor Wendler zu den intimsten Freunden der Körner'schen Familie gebürte.

Ohne Abnung der trechenden Gefahr sah der Arzt in seinem Studizimmer, als die Frau eines sächsische Wend's Arzten, deren Kind er erst vor Kurzem vom Tode gerettet hatte, ihn bringend zu sprechen wunfchte.

„Mein Mann,“ sagte das gute Weib, „hat so eben den Auftrag erhalten, hieher Abend Sie zu überfallen und Hantsuchung zu halten. Ich bin deshalb vorangelt, um Sie in Kenntniss zu setzen, damit Sie leine Ungelegenheiten haben; denn die Franzosen verfliehen leinen Spag.“

Der Doctor dankte ihr und wußte ihr für ihre Nachricht einige Oelbsthüte aufzustühnen, die sie hartnäckig ausschlug, so sehr er auch in sie drang.

„Ich bin Ihnen noch so großen Dank schuldig,“ entgegnete sie, „daß diese leine Oefälligkeit gar nicht in Betracht kommt. Auch freue ich mich jedochmal, wenn ich den Fremden eines Poffen spielen kann. Mein Mann denkt wie ich, aber er muß doch thun, was seines Amtes ist; denn wessen Brod ich esse, dessen Vie ich flug.“

Sebalt die Frau gegangen war, dachte der edle Arzt an die Rettung Oeter's. Obgleich seine Wunden noch nicht geheil waren, blieb ihm lein anderer Ausweg, als die Verkleidung eines Bedienten an, und verließ das Haus sicher und unerkannt von den ihm aufwartenden Spionen.

Am Thore erwartete ihn ein Wagen, worin eine Patientin des Doctor's saß, die über Krantheit wegen nach Karlsbad reifen sollte. Sie war in das Oebreimnis eingewickelt, und führte einen Paß, der auf ihre eigene Person und auf ihren Bedienten lautete.

Als die angerechte Hantsuchung stattflang, war Körner bereits in Sicherheit und den Verfolgern entgangen. —

VI.

Ohne jedes fernere Abenteuer langte Körner wohlbehalten in Karlsbad an, wo unangadert der kriegerischen Zeiten eine zahlreihe und elegante Orefllichkeit sich eingefunden hatte. Bald fand auch er darunter Bekannte und Freunde, die ihn anjogen, und von denen ihm Schutz und Pflege zu Theil wurde.

Eines Tages saß er auf der Bank des Sprudelhauses, um den Arzt wegen des Wiereraufbrudes seiner Wunden zu befragen. Das vulcanische Naturwunder des wertwürdtigen Baderees nahm seine ganze Aufmerksamkei in Anspruch, und er vermochte nicht, seine Augen von dem interessantesten Schauspiel abzuwenden. Aus der unterirdischen Herflärte der Natur, aus den geheimnißvollen Tiefen der Erde broch der lebende Wasserstrom, mit Dampf vermisch, wie ein unglühender Geist hervor. Körner wurde nicht müde, diesem Strömen und Fallen der brausenden fluth zusehen, die gleich einem Lauberttan, von Fremdband bereitet, Oeneung und Oesundheit allen Hülfsbedürftigen spendete. Er fühlte eine gewisse Bewandtschaft mit jener räucherischen Oewalt, die mit jugendlicher Kraft aus der Hesterrinde drang, und jeden Widerstand besigte.

Einige Damen in Begleitung eines älteren Herrn näherten sich jetzt dem Sprudel, um von den aufwartenden Braunnennäden sich die leeren Becher füllen zu lassen. Die Jüge und der Toni ihrer Stimmen kamen ihm bekannt vor; er blidte auf und ein leiter Oewer der Ueberflassung entschlüßelte seinen Lippen. So leife dies geschah, so erregte er doch dadurch die Aufmerksamkei der Anwesenden, die sich unwillkürlich nach ihm umwandelten. (Schluß folgt.)

## Das Fest der tausendsten Locomotive.

Es war im Jahre 1837, daß der verstorbene Commerzienrath Vortsig, damals ein unbekannter Arbeiter, mit unbedeutenden Mitteln, aber einer seltenen Geisteskraft und einem eisernen Fleiße ausgerüstet, seine Maschinenbauanstalt begründete. Aus derselben ging im Jahre 1841 die erste Locomotive hervor, über deren Vollendung im ganzen Jahr verstrich. Schon im September 1846 verließ die

erste der Tag, wo die tausendste Locomotive aus derselben Werkstätt hervorging.

Diese Zahlen repräsentiren ein Capital von 3081 Millionen Thalern, das Brod und den Wohlstand von dreitausend Arbeiterfamilien, die Fortschritte der deutschen Industrie, die friedlichen Siege und Erhebungen des schaffenden Menschengeschlechtes.



Der Festtag der tausendsten Locomotive.

hundertste die Werkstätt, die fünfhundertste den 25. März 1854, in dem Todesjahre des Begründers. Zugleich wurde 1847 von ihm das große Eisenwerk in Moabit angelegt, welches 1855 bereits 250,000 Centner Schmiedeeisen lieferte. Die sechshundertste Locomotive wurde bei der großen Industrie-Ausstellung in Paris mit dem goldenen Preise geehrt; endlich kam am 21. August dieses Jah-

Darum bekam das Fest, welches der Erde seines würdigen Vaters seinen Arbeitern zu dieser Gelegenheit gab, die Bedeutung einer großen nationalen Feier, eines Volksfestes im schönsten Sinne, eines erhabenen Triumphes der Arbeit und ihrer Ehre. — In der Culturgeschichte der Menschheit nimmt dieser einundzwanzigste August des Jahres 1858 eine höhere Stelle ein, als so mancher berühmte

Tag der Weltgeschichte, welche weiß nur von blutigen Siegen die Kunde auf die Nachwelt bringt. Auch dies ist ein Sieg, aber kein Trepsen Blut nicht daran, höchstens nur der scheinbare Schein der Arbeit, auch dies ist eine Eroberung, die jedoch kein Menschenleben kostete und statt Verwüstung und Schreden Wohlstand, Segen und Ueberfluth um sich verbreitete. Der deutsche Reich darf sich jetzt läßt der englischen Industrie an die Seite stellen. Die größten Vorkommnisse-Anstalten der Welt, die von Stephenson und Göttsche Gharp in Manchester umhüllten jetzt die Vorhölle Haberil in Berlin als ihre ebenbürtige Schwester anerkennen. In der Stephenson'schen sind zweifelhafte, in der von Gharp erst taufend und dreihundert Vorkommnisse erbaut worden, wobei noch zu erwähnen ist, daß diese englischen Bauanstalten nicht selber die einzelnen Theile anfertigen, während dagegen in der Vorhölle Haberil von der Zuordnung des Rohmaterials bis zur Vollendung jedes einzelnen Maschinentheils Alles selbstständig geschaffen wird. Mit Recht dürfen wir daher das „Fest der tausendsten Vorkommnisse“ als ein deutsches, als ein nationales bezeichnen. — Dasselbe geschah in zwei Abtheilungen, gleichsam in eine erste und eine zweite Zeit.

Am Morgen des einundzwanzigsten August versammelten sich unter Anführung des Vorgesetzten die eingeladenen Ehren Gäste und das gesammte Personal der Haberil, nahe an dreihundert Arbeiter, auf dem riesigen Hofe der großen Maschinenbauanstalt vor dem Traniensburger Thore, um die tausendste Vorkommnisse „Vorstellung“, welche mit Blumen und Kränzen geschmückt, wie ein Braut im hellen Festkleid prangte, auf dem neuen Schienenwege nach dem Zielort und von da auf der Verbindungsbahn bis zum Potsdamer Bahnhofe zu begleiten. Hier hielt Herr Vorgesetzter von der Vorkommnisse herab eine kurze, passante Ansprache an die Anwesenden, welche von dem gegenwärtigen Handelsminister von der Heydt beantwortet wurde. Ernst und feierlich war die Stimmung der zahlreichen Menge, welche die große Bedeutung dieses Moments vollkommen erfaßte, ein Gefühl von Würde erfüllte die Seele der Zuhörer bei diesem Gultus der Arbeit und des Menschenthums. — Mit dem Nachmittage begann das eigentliche Fest, welches Herr Commercienrath Vorgesetzter seinem Arbeiter gab, die an dem großen Werke, von seinem Vater begründet und von ihm in reinem Geiste fortgeführt, treulich und mit allen ihren Kräften mitgehoben. Sie hatten wohl den ersten Anspruch auf eine Gastfreundschaft, die in solcher riesiger Maßstabe weder in Berlin, noch an einem anderen Orte des ganzen Continents von einem einzelnen Privatmanne geleistet werden ist und so leicht nicht wieder geleistet werden dürfte. Ganz Moabit, ein Ort von mehr als taufend Einwohnern, rings von Gärten umgeben und an den Ufern der Spree gelegen, hatte sich durch die Bemühungen des edlen Vorgesetzten in einen einzigen, unermesslichen Festsaal verwandelt, der mehr als dreihundert taufend Menschen aus allen Ständen, vom Arbeiter der Haberil bis zum Minister, in seine Räume aufnahm. Am Eingange erbllickte man eine großartige und in ihrer Einfachheit imponierende Ehrenpforte mit Kränzen verziert. An ihrer vorderen Front zeigte sie die Würtinisse der berühmtesten Erbauer und Verbesserer der Dampfkraft, eines Watt, der die Dampfmaschine ihrer gegenwärtigen Vollendung näher geführt, eines Stephenson, dem wir im Jahre 1814 den ersten Dampfwagen zu verdanken hatten. Die hintere Seite war dagegen mit den wohlgetroffenen Portraits des Geheimraths Beuth und des verstorbenen Commercienraths Vorgesetzter versehen, als Beschützer und Schöpfer unserer heimischen Industrie. An der Spitze des Bogens prangte zu beiden Seiten die passante Aufschrift: „Arbeit ist des Bürgers Stütze, Segen ist der Mühe Preis.“ Durch diese Worte gelangte man in den eigentlichen Festsaal, der in seiner Länge und Breite mehr als ein Viertelmeile einnahm. Vängs der Gänge lagen zahllose bewimpelte Musikbänke empor, zwischen denen für die bedeutliche Illumination taufend und abertaufend bunte Lampen und Ballons hingen. In ähnlicher Weise waren alle Häuser mit Lampen und Blumenquirlen geschmückt, was den freundlichsten Eindruck machte. Auf der Straße bewegte sich in demnächstiger Ordnung die ungeheure Menschenmenge, darunter die Arbeiter der Vorhölle Haberil mit ihren Familien, sie schickten knaulich an der schicklichen Kleidung und der Medaille, welche Herr Vorgesetzter im Ehren des Tages für sie prägen ließ und die sie jetzt selbst wie einen wohlverdienten Lohn ihres Fleißes tragen. Sammtliche Fenster und Ballons waren mit Zuschauer besetzt, die Damen in schönen Traus. Ein großer Platz vor Nechten der Gasse wurde ausschließlich für die

Vollbesetzungen bestimmt; gebaute Tanzplätze wechselten mit Schauläden, Puppentheatern, Carroussells am Alterthum ab, an denen Uhren, Tücher und viele Kleinigkeiten für die fähigen Sieger hingen; das Alles auf Kosten des freigebigen Vorgesetzten, der auf das Beste für den Geschmack aller Gäste zu sorgen suchte. Zwischen den schattigen Bäumen waren zu beiden Seiten Tribünen errichtet für die eigens dazu geladenen Gäste; in der Mitte befand sich unter einem tempelartigen Verbaum, mit der festlichen Wölle des verstorbenen Vorgesetzten geschmückt, die Rednerbühne, welche zuerst der Sohn des würdigen Vaters betrat, um ungefähr folgende Worte an seine Arbeiter und die übrigen Anwesenden zu richten:

„Hochverehrte Versammlung! Es war der Wille meines theuren, unvergesslichen Vaters, daß der Ausgang der tausendsten Vorkommnisse gefeiert werde durch ein Fest, das Allen, die mit ihm für ihn geschaffen, ein Fest sei der Freude und des stolzen Selbstbewußtseins. Als Erbe eines großen Namens, als Erbe der großen Deeds, die hier und in der Residenz aus glänzenden Schöpfungen zu Ihnen sprechen, als Erbe seines letzten Willens vollziehe ich hierdurch den Wunsch des theuren Vaters und habe Sie zu dem Feste geladen, das seine Augen leider nicht mehr erblicken durften. Es ist die schönste Erinnerungsfest, die ich ihm weihen kann, es ist nicht nur ein Fest der von ihm gegründeten Haberil, nein! ein Fest der preussischen Industrie, ein Fest von wahrhaft culturhistorischer Bedeutung. Ich habe mir gerne, wo er gestattet, nur ferngeführt, was er begonnen, nur gebaut, wo er den Grund gelegt. Sein Andenken tragen ummeht taufend Dampfkröte über eine Million von Weilen und weit hinaus über die Grenzen Deutschlands, seinem Andenken glücken Tausende von Hammern und ihm zu Ehren steigt der Rauch nicht nur aus den hohen Schornsteinen der Dampfmaschinen, sondern aus all den Häuten und Häusern der Arbeiter, wohin seine schöpferischen Gedanken Leben, Arbeit, Brod und Wohlstand getragen. Wo vor einundzwanzig Jahren auf trüger Zunftscholle kümmerlich Gras wuchs, da erheben sich heute Häuser und Werkstätten und ständigen die Hammer bei Tag und Nacht vom Fleiße der Menschenhand und von den Thaten des Menschengeistes. Was vor einundzwanzig Jahren von uns angestaut wurde als ein unübersteigliches Wunderwerk des Auslandes, das schaffen wir heute selbst, das geht aus unserer Werkstätte hervor, geziehen, — launlich und erprobet. Und neben und mit unserer Haberil sind andere Industrielle emporgestiegen, ist die Industrie selbst zu nie geahmter Blüthe gereichen und hat sich neben und mit uns eine großartige Stätte des Gewerbetreibens, ein neuer Staatstheil erheben. So ist das heutige ein Fest der preussischen Industrie. Sie Alle, die hier versammelt, sind Jüngern und zum Theil Mitgeschöpfer dieses Triumphes. Sind nicht die Werke der Industrie lebendige Zeugnisse der Größe eines Staates? Hat nicht, zumal in Preußen, Wohlstand und Glück des Volkes im gleichen Schritte mit der Industrie zugenommen? Wer heißt heute noch das Verbrechen, daß durch die Maschinenkraft die Kraft des Menschen gelähmt und Armennoth erzeugt werde? Wer steht nicht ein, daß durch die Industrie dem Capital der Völer zugewandt werde, auf dem es reiche Früchte tragen könne? Wer beschreit, daß durch die Industrie Handel und Wandel an Umfang gewonnen haben und friedliche Eroberungen gemacht worden sind, größer und einträglicher als alle, welche jemals das Schwert gemacht? Wer muß nicht belassen, daß durch die Industrie dem Völer des Staates Arbeit zugewandt wird? und wo Arbeit ist, da ist auch Züchtigkeit, und je mehr Arbeit bei einem Völe, desto höher steht es in seiner Züchtigkeit, in seiner Achtung vor den Vätern und Vätern der Erde. Preußen steht im friedlichen Völerreicht der Industrie obenan.“

An diese Worte läufte der Redner seinen Dank an die Regierung für den Schutz, den sie zu allen Zeiten seiner Anstalt gewährt hat, ihren er ein Verzeihung dem König, dem königlichen Hause und dem anwesenden Handelsminister anbrachte.

„Zum Schluß“, fuhr er fort, „aber ich mein Dank Ihnen Allen gewidmet, die Sie durch Ihres Kräfte über Ihres Armes Kraft mit meinem Vater, die Sie mit mir gearbeitet und das heutige Fest möglich gemacht haben. Sie Alle, die Sie treu, unermüdet und strebsam sind und ausgehoben in guter und in böser Zeit; Sie, meine Rathgeber, Verwalter und Beamten, Sie, meine lieben, trauen Arbeiter! Nehmen Sie meinen herz-

lichten Dank auf. Die Beamten und Arbeiter meiner Fabrik, sie leben hoch!"

Auf die lautlose Stille, womit diese Rede angehört wurde, folgte der donnernde Jubelruf, womit die ganze Versammlung in dieses „Hoch“ einstimmte. Hierauf befiel ein ehemaliger Höfling des vorjährigen Instituts die Redeneröhre, um dem Festgeber zu danken. Tief ergrißen von der hohen Bedeutung des Augenblicks verkündete der Sprecher fast die Stimme; Thränen der innigsten Ehrfurcht flossen über die Wangen des schlichten Mannes, die noch bereiter als alle Worte waren.

Unter der Veranda des herrlichen Gartens vereinigte ein fest-mahl die eingeladenen Gäste, unter denen sich auch der greise Humboldt, ungeachtet seines hohen Alters und der zunehmenden Schwäche, befand. Seine Anwesenheit wurde einem begeisterten Trübspruch, ausgebracht von dem Lehrbürgermeister von Kölln, in würdiger Weise gefeiert. Mit Ehrfurcht blickte die Versammlung auf den höchsten Vertreter der Wissenschaft, welcher gekommen war, die Arbeit und die Industrie durch seine Gegenwart zu ehren.

Die fernere Zeit bis in die späte Nacht war von nun an dem eigentlichen Vergnügen des Festes gewidmet. — Zunächst erschien unter dem Schmetterling der Trompeten der eigentliche Festzug, der die Wunder des Dampfes bildlich in überwiegend humoristischer Weise darstellte und durch ein Programm in Versen erklärte. Voran dem Zuge schritt Keptun, der Gott des Wassers, in der Hand den mächtigen Trichter, aus dem Schwänen gegossen; ihn folgte Vulcan, der Gott des Feuers und der Schmiede, auf einem heißen Thronend, umgeben von seinen Cyclo-pen und den Gnommen, welche das Erz aus der Tiefe der Erde holten. Beide kamen als Väter des weltbewegenden Dampfes, dessen Erscheinung durch eine Reihe komischer Bilder eingeleitet wurde. Zunächst hielten eine Riesen-schmiede vorüber; die wackeren Arbeiter saßen alle Hände voll zu thun, um die zerbrochenen Stahlscheiben der Damen auszubessern; auch ein Fortschritt der moderneren Industrie, die wir der Grämeline zu verdanken haben. Aufschaulich zeigten vor dem Zuschauer die früheren Zustände und Gelegenheiten vorüber, welche vor Einführung der Vocomotive in Schwung waren. Diese antichronologische Reihen wurde durch die erste Fahrt der „Wanderburschen“ repräsentirt, wie sie früher langsam und bedächtig auf des Schulfers Klappen, lebend durch die Welt sich schlugen. Wüthig schloß sich ihnen die alte Post mit ihren abgetriebenen Gähnen an, beladen mit Koffen, Hut- und andern Schwadeln, zu denen auch die chwürdige Dame, welche darin saß, gerechnet werden mußte. Das Ganze erinnerte an die treffliche Monographie „die Postschnee“ von Böme und an jene Zeit, wo man bei einer Reise von Berlin nach Leipzig sein Testament machte, und weinend von der ganzen Familie und allen nachbaren Abschied nahm. — Aus einem tiefen Irtessel stieg der neugeborne Dampf hervor; denn aus der Gewalt, womit der Dampf die gemeinen Topf eingeschlossene Dampf den Deckel abwarf, lernten Papin und de Caus, die ersten Erfinder, diese neue Wirkmacht kennen. So weit kam heute der zum Schimpfswort degradirte „Irtessel“ zu Ehren, wie das gereimte Programm folgendermaßen besagte:

De Caus sah sich drauf den Irtessel an,  
Und sann und grübelte Nacht und Tag.  
Wie man den Dampf wohl zu stellen vermag,  
Dah er als Schwanz, als Trieb der Maschine  
Der ganzen Menschheit zum Nutzen diene.  
Und als er gelunken die große Kunst,  
Zu stellen in Kesseln Dampf und Dampf,  
Da kamen auch Andere hinterher  
Und sann und grübelten immer mehr,  
Die stellen nach neuer Uebertugung:  
Das Heil unserm Alter liegt in der Bewegung.

Dem Irtessel folgte ein mächtiges Dampf-schiff, natürlich von Pferden gezogen, mit zahlreichen Passagieren besetzt und mit Kaufmannsgütern reich beladen, den Weltballum darstellend. Den Handlung begleitete die Börse, welche in einer Schaukel bestand, auf der Herr Zwidauer mit einem würdigen Geschäftsfreunde bald alle Häuser in die Höhe stieg, bald als Passirer wieder niederfiel, während das nächste Bild eine Stockbörse in des Wortes wörtlicher Bedeutung zeigte, wo à tout prix losgeschlagen wurde. Ein wilder Lärm verknüpfte die Dampfmaschine der Zukunft. Auf

dem Schornstein saß der langfingerige Capellmeister, von wo aus er das mit Hilfe des Dampfes getriebene Orchester von Monströ-Posaunen und Klaffen-Opfflöden dirigirte. Eine Dampfädel lieferte kolossale Dampftröbe, bei deren Anblick die dicksten Bäder vor Schreck zusammenbrannten. Auch die neue englische Dampf-Wasserleitung mußte es sich gefallen lassen, mit all ihren Werken und Brunnen auf einem stierlichen Privatströdeler davonzutragen zu werden. Den Schluß des imposanten Zuges bildete:

Die Kammer Laubend: „Berossia!“  
Berlin zur Herr, Berlin zur Herr —  
Und was' sie aus hundert Wirth von hier!  
Das erste Laubend ist heut erreicht —  
Das zweite auch folgt bald wieder!  
Und dampft hinaus auf ferren Wegen —  
(Dazu geh' Wen aus seinen Zegen!)  
Dem Stadt und der Stadt zum Ruhm und Schmund! —  
In Ewig ist mein Tag jetzt, in Ende der Zug.

Sein Anblick des letzten Bildes erlöste ein nicht enden wollender Jubel, womit dies jüngste Kind der vorjährigen Industrie begrüßt wurde.

Unterwegs war es allmählich dunkel geworden; mit dem Beginn der Nacht entzündeten sich wie auf einen Zauber Schlag Tausende von bunten Lampen und Laternen; zugleich flammten in rothem, weißem und grünem Glanze die Schornsteine des vorjährigen Gießwerkes von elektrischen Seinen beleuchtet. Ganz Waabli schien von einem Kranz leuchtender Blumen umschlungen, von flammenden Schmetterlingen, riesigen Leuchtlatern und Glühwürmchen umschwärmt. Ge war ein feenhaft Anblick, ein verklärtes Märchen aus Laubend und einer Nacht. Die Tanzplätze, von denen eine lustige Musik ertönte, alle Häuser, Vergnügungsorte und Gärten waren in üblicher Weise mit rothem, grünem und blauen Flammen erleuchtet. In transparentem Feuer glänzte ebenfalls die Ehrenpforte mit ihren Wäldern. Wehln das Auge klickte, schimmerte, leuchtete und strahlte der ganze Ort wie eine kolossale Weihnachtstranne, deren Spitze der hundert Fuß hohe Schornstein mit seinem elektrischen Licht bildete. —

Wunderbarer als Alles aber war die würdige Haltung der zahllosen Menge und besonders der Arbeiter, welche mit festem Selbstgefühl jede Störung vermieiden, und von Keinem den Beweis einer hohen Erziehung gaben.

Drei Kanonen-schläge gaben jetzt das Zeichen zu dem von Herrn Vorsth veranstalteten, großartigen Feuerwerk, welches den Schluß der festlichsten bildete. Durch die dunkle Nacht schwofen die glühenden Katen, flammende Feuerkugeln und fertige Gärten. Im Brillantfeuer lag eine mächtige Cascade auf und goß statt Wasser ihren sprühenden Funkenregen aus, worauf das Bild der taufendsten Vocomotive in flammenden Linien am Horizont wie ein neues Sternbild, ein Symbol des ganzen Festes, niederstiege und mit inebaldem Weiskläusele begrüßt wurde. Reth, grüne und blaue bengalische Flammen warfen darwischen ihr phantastisches Licht über die unablähge Menschenmaße, welche, Kopf an Kopf gekrängt, einem wogenden Meer im Vorstherglanze stah.

Nach dem Feuerwerke zerstreuten sich die Zuschauer, von denen ein Theil nach den Tanzplätzen eilte, während die Mehrzahl den Rückweg antrat. Jeder Anwesende aber nahm groß die Erinnerung eines schönen, bedeutenden Tages in seinem Leben mit, denn vom letzten Arbeiter bis zum Festgeber schien man es zu fühlen, daß es sich hier nicht um ein eitles Schaugeschäft, nicht um eine Verzierzung der Götterwelt und des sinnlichen Genusses, sondern um einen großen Gedanken, um eine mächtige Idee handelte, welche diese ganze Feiert befehle. Es war das Fest der Arbeit und des Menschenleides, das Fest der Verbrüderung zwischen Kopf und Hand, zwischen Arbeitgeber und Arbeiter, das Fest der Liebe zwischen allen Theilnehmern, der Ehrentag des vierten Standes, welcher seine hohe Bedeutung fühlte, und durch seine würdige Haltung dieses festes Selbstgefühl verrieth. Darum ruhte das Auge des wahren Menschenfreundes beim Schneiden noch einmal mit innerer Befriedigung auf der leuchtenden Aufschrift des Vortals:

„Arbeit ist des Bürgers Stierde;  
Egen ist der Müde Feind.“

## Die Forellen und die künstliche Fortpflanzung derselben.

Nach eigener Ansicht von L. Priesm.

Wir haben bekanntlich in Deutschland, wenigstens im mittleren, nur zwei Arten Forellen, nämlich die Stein- und Laichforelle. Die erste ist ein edler Gebirgsfisch und lebt in schattigen, heißen Bächen und Flüssen, welche einen feinen, kegeligen Grund haben. Die letztere wird auch an ähnlichen Orten angetroffen, allein sie geht viel tiefer herab, und kommt sogar in das Meer; denn der Herr Doctor Schilling, früher Generalarzt des königlich preussischen zoologischen Museums zu Greifswalde, traf sie spät im Frühjahr einzeln in der Elbe an. Beide Arten wohlgeschickte Arten sind am leichtesten zu unterscheiden, wenn sie gefangen sind; denn dann hat die Laichforelle ein fettes, röthliches, die Steinforelle aber ein etwas treades, weißliches Fleisch. Die Laichforelle wird viel größer als die Steinforelle. Sie sind im Geschmack etwas verschieden, haben aber beide ein gesundes, schmackhaftes Fleisch. Viele ziehen das der Steinforelle dem der Laichforelle vor, während andere das der letzteren besonders lieben. Es gibt viele Arten Forellen, welche zum Theil noch nicht richtig bekannt sind. Eine der größten ist die gelbe Forelle, welche im Oester See lebt und bis 50 Pfund schwer werden soll. In den auf dem Rücken der norwegischen Gebirge liegenden Seen, in welchen im August noch eine Menge Eisbären herumtreiben, gibt es nach Boje sehr viele Forellen; doch kann ich nicht sagen, welcher Art sie angehören. Die merkwürdigsten sind offenbar diejenigen, welche in den isländischen Teichen leben. Da diese im Winter bis auf den Grund gefrieren, so sterben die beschriebenen Forellen in der kalten Jahreszeit im Eise, werden aber, wenn dieses im Frühjahr aushaut, nach Haber wieder lebendig und so munter, als wenn nichts vorgefallen wäre! Daß der Laich, der ein Gewicht von 20, nach Andern sogar von 60 Pfunden erlangt, auch eine große Forelle ist, bemerke ich nur beiläufig.

Doch ich komme wieder zu unsern mitteldeutschen Forellen zurück. Beide Arten hält man auch in Teichen und zwar in solchen, welche von Quellen gespeist werden und helles Wasser haben. Ein Haupterforderniß aber zum Gedeihen dieser Forellen in den Teichen ist das Vorhandensein kleiner Wasserkricken, besonders der kleinen Dorskricken, mit denen der Grund guter Forellenteiche fast bedeckt ist. Diese verlangen aber, um sich so zu vermehren, daß sie den sie häufig verschlingenden Forellen hinlängliche Nahrung genöthigen können, einen ganz besonderen Boden. In manchen Teichen kommen sie durchaus nicht vor. Forellenteiche aber der hiesigen Gegend haben den Versuch gemacht, immer voll dieser Dorskricken in ihre Forellenteiche tragen zu lassen, allein, weil der Boden derselben ihnen nicht zusagte, waren sie in zwei bis drei Jahren ganz verschwunden. Wie gern sowohl die Laich- als Steinforellen diese Dorskricken fressen, sieht man daraus, daß oft ihre ganze Speiseröhre mit nichts Anderem, als mit ihnen angefüllt ist, was ich oft selbst beobachtet habe. Sie verschlingen sie mit den Häuschen, und scheinen diese durch ihren scharfen Magenast auch mit zu verdauen.

Worthenig ist die Gefährlichkeit, welche die Forellen besitzen, durch Springen in die Ausgangesrinnen der Teiche ihrem Gefährnisse zu entziehen, und in den unter ihnen fließenden Bach zu gelangen. Man muß deswegen, um dieses Entschlüpfen derselben nach Möglichkeit zu verhindern, den Rachen vor der Abflurinne hoch machen lassen. Die Wälder an den Gebirgsbächen behaupten, daß die Forellen im Stanzte seien, in dem Wasserstrahl der gebenden Mühlräder emporzuspringen, und ein seltener schöner Forellenteich in der hiesigen Gegend hat mir erst neulich berichtet, daß mehrere aus seinen Teichen in den unter ihnen fließenden Bach entwichene Forellen in die 3 bis 4 Fuß über demselben stehende Abflurinne wieder heranzugewandert, und von ihr aus durch einen gewöhnlichen Sprung über den Rachen in die Teiche zurückgegangen seien.

Ein Haupterforderniß der Forellenzucht in Teichen, aber ist der Umstand, daß sie sich in denselben sehr schwer oder gar nicht fortpflanzen. Sie laichen, entweder nicht, oder fressen die Jungen an. Ein Forellenteichbesitzer der hiesigen Gegend hat vor längerer Zeit einen seiner Teiche, welcher nicht vollständig abfiel, sondern in der Mitte einen Wasserstempel übrig ließ, gerührt und mit 40 Stüd 4—5 Zoll langen Forellen besetzt. Nach zwei Jahren wurde dieser

Teich wieder gezogen; aber zur großen Verwunderung des Besizers sah dieser anfangs gar keine Forellen in demselben. Endlich zeigte sich eine in dem Tümpel in der Mitte. Sie war bei der letzten Fischerei unbemerkt dorthin zurückgeblieben, und hatte die 40 kleinen Forellen ganz aufgezehrt, baruch aber auch ein Gewicht von 5 Pfund erlangt. Die Forellen haben auch in den gewöhnlichen Teichen keine Stellen, an denen sie ihren Laich bequem ablegen können. In den Bächen und Flüssen wählen sie Sand- oder Kiesbänke, über welche ein sanft strömendes Wasser fließt. Hier bereitet sich das Weibchen, indem es die untere Seite der Schwanzflosse als Geleitschicht benutzet, eine Rinne, in welche es seine Eier ablegt. Sobald dies von dem in der Nähe befindlichen Männchen bemerkt worden ist, streicht dieses längs der Rinne hinaus über die Eier hinweg und läßt seine Milch darauf fallen. Ist dies geschehen, dann kommt das unter der Eier gebliebene Weibchen wieder herab, wühlt mit dem Schwanz, und bedeckt die Eier mit dem neben der Rinne liegenden Sand oder Kies 3—4 Linien hoch, so daß das über ihnen hinweggeflossene Wasser sie durch die dünne Decke derselben zwar noch berühren, aber nicht wegwahmmen kann.

Da nun die Forellen in den Teichen solche für das Laichen geeignete Plätze nicht finden, so unterbleibt dieses gewöhnlich ganz. Allein der menschliche Verstand hat hier nachgeholfen und eine künstliche Fortpflanzung der Forellen aufgefunden, welche wohl verdient, in diesen vielgelesenen Blättern bekannt gemacht zu werden. Ich halte mich dazu um so mehr befähigt und berechtigt, je öfter ich sie mit eigenen Augen gesehen habe.

Wer die Forellen künstlich fortpflanzen will, muß Quellen oder Abflurinnen mit reinem hellem Wasser haben, unter welche Kästen von 1 1/2 Fuß Höhe so gesetzt werden können, daß ein etwa 1 oder 1 1/2 Zoll im Durchmesser haltender Wasserstrahl eben auf den Kästen fallen kann. Diese Kästen von 3—4 Fuß Länge und 1 1/2—2 1/2 Fuß Breite und Höhe werden entweder von Wehlen (widen Brettern) gefertigt oder aus Sandstein gebaut und oben mit einem Holz versehen, so daß der höhere Theil gut schließt und nicht die kleinste Dehnung läßt. Anspart unter dem Deckel und in demselben wird eine 2 Zoll im Durchmesser haltende Öffnung angebracht und mit einem wie ein Reibzahn durchlöcheren Eisenblech verschlossen. Der Boden dieses Kastens wird mit einer 4—6 Zoll hohen Schicht von ausgewaschenem Kies bedeckt und so unter dem Wasserstrahl der Quelle oder einem von einer Teichrinne abgelenkten gestellt, daß diese durch das auf dem Deckel befindliche durchlöcherne Eisenblech fällt und das im Kasten oder Steintrage befindliche Wasser bis auf den Grund bewegt, ohne jedoch den Kies aufzurühren. Einen Steintrage kann man viel später an seinen Ort stellen, als einen Holzkasten, weil dieser auswässen, d. h. seiner hartigen und anderen Theile beraubt werden muß, ehe man die Forelleneier hineinbringt.

Zur Zucht hat man schon im Frühjahr bei der Fischerei der Forellenteiche die größten Forellen beider Geschlechter ausgewählt und in einen kleinen Teich, in der hiesigen Gegend Hälter genannt, eingesperrt. Zu Ende des November oder zu Anfang des December — das Letztere ist die passenste Zeit — läßt man den Hälter ablaufen, scheidet die darin befindlichen Forellen heraus und bringt sie in ein Gefäß, in welches entweder fortwährend frisches Wasser läuft oder gebracht wird. Jetzt nimmt man ein kleines Röhrgeläch, hier Wändchen genannt, und füllt es ein bis zwei Zoll hoch mit Wasser an, ergräbt mit der einen Hand eine weibliche Forelle, hält sie über das Wändchen und streicht mit den Fingern der andern so lange über den Bauch derselben hinweg, bis ihre reifen Eier in das Wändchen fallen. Ist sie aller ihrer reifen Eier entkündigt: dann wird sie in den gewöhnlichen Forellenteich gesetzt. Es wird nun eine zweite und dritte ergriffen und auf ähnliche Weise, wie die erste, ihrer Eier beraubt, bis man eine hinlängliche Zahl, d. h. so viel derselben erlangt hat, daß man überzeugt sein kann, sie werden die Oberfläche des im Kasten befindlichen Kieses benähe bedecken. Nun kommt die Reihe an die Forellenzüchler. Auch sie werden auch einander über das Wändchen mit den Forelleneiern gehalten und, wie die Weibchen, am Bauche gefrischt, bis sie ihre Milch in das Wasser fallen lassen. Sobald dies geschehen ist, wird das Wasser mit den Eiern und der Milch umge-

rührt, bis Alles als eine gelbliche Masse erscheint. Dies geschieht jedes Mal, so oft ein Wännchen seine Milch abgegeben hat.

Ist Alles gehörig umgerührt und jede Forelle ihrem Leide weitergegeben, dann gießt man das Wasser in den Forellencieren in den Kästen, legt den Deckel darauf und verschließt auch wohl denselben durch eine daran früher gemachte Vorrichtung, wenn man von bösen Menschen Verhinderung zu fürchten hat.

Will man eine bedeutende Menge Forellen ziehen, dann macht man vorher zwei bis drei der eben beschriebenen Kästen oder Estränge zurecht. Dies thut stets ein Freund von mir, in der kirsigen Gegend, welcher die Forellenzucht mit eben so viel Eifer als Geschick betrieb. In kurzer Zeit klärt sich das Wasser in den Kästen oder Trögen ab und die gelblichen Eier liegen auf dem Riese. Dergl. ist große Vorsicht nöthig. Man muß nämlich genau nachsehen, daß die Eier nicht übereinander liegen und nicht von dem auf sie fallenden Wasserstrahle unter den Kies getrieben werden; in beiden Fällen kommen sie nicht aus. Ist also das Erstere der Fall, dann bringt man sie bestmännlich in die gehörige Ordnung und bemerkt man den letztern Uebelstand, dann besetzt man sie mit Vorzicht von dem sie bedeckenden Riese und wäscht die Gewalt des in den Kästen fallenden Wasserstrahles so, daß er zwar das Wasser in dem Kasten, nicht aber die Eier, noch weniger den Riese bewegen kann. Auch muß man vorher genau nachgesehen haben, ob der Wasserstrahl reiners Wasser oder moorige Theile enthält; denn im letztern Falle, welcher öfter vorkommt, als man glauben sollte, werden die Forelleneier mit einem moorigen Ueberzuge bedekt und gehen ebenfalls zu Grunde.

Es versteht sich von selbst, daß man die beschriebenen Forellencisten nur dahin stellen kann, wo das Wasser auch im strengsten Winter nicht gefriert. Denn hat es nicht so viel Wärme, um der Kälte zu widerstehen, dann bildet sich auf dem Deckel oder am Rande eine Eiskruste, welche das Ein- und Ausfließen des Wassers unmöglich macht und in kurzer Zeit alle Eier zu Grunde richtet.

Will man nach dreißig oder vierzig Tagen wissen, wie es mit der Zucht steht, so sieht man nach, hebt den Deckel auf, weist dem Wasserstrahle einen andern Weg an, nimmt sehr behutsam ein Ei nach dem andern aus dem Wasser und hält jedes einzeln an das Licht. Die ganz hellen, durchsichtigen wirft man weg, denn diese sind fast sauer; die aber mit dunkeln Punkten oder einer dunkeln Fläche legt man vorsichtig wieder in den Kästen, denn diese sind gut.

Nach sechzig bis achtzig Tagen — die gelinde oder strenge Kälte bewirkt diesen Unterschied — kriechen die jungen Forellen aus. Sie kletten dann eine ungeschaltete, röhrlche, gallertartige Masse an, an welcher unten die Gierhale noch hängt und die Augen als dunkle Punkte bemerkbar sind. In kurzer Zeit aber entwideln sie sich zu nichtlichen, einer kleinen Estradank an Größe ähnllichen, nur etwas härteren Fischchen, welche nunmehr im Kasten herumschwimmen. In diesem dürfen sie aber nicht lange bleiben, denn sie würden aus Mangel an Nahrung zu Grunde gehen. Die meisten Forellenzüchter lassen sie nun in kleine Teiche, welche auch warmes, dem Froste widerstehendes Wasser haben. Allein es ist viel besser, sie in einen kleinen, nicht zufrierenden Bach zu bringen. Der Aufenthalt in diesem ist ihrer Natur angemessen und besonnt ihnen deswegen am besten. Man kann sie ja später wieder fangen und als Brut in einen Forellencist legen. Wie ungenügend sie vorwellsen, wenn sie sich gehörig entwickelt haben, im Kasten verweilen, sieht man daraus, daß sie die Nahrung in dem Biede, durch welche das Wasser aus dem Kasten abfließt, nicht ganz eng fassen, sich zuweilen durch sie hindurchdrängen und das Biede jucken.

In sehr strengen Wintern friert trotz des warmen Quellwassers der Deckel zuweilen an den Kästen an. In diesem Falle läßt man Alles ganz ruhig und wartet, bis die mildere Witterung im Februar das Definen des Deckels gestattet. Sobald als möglich muß man aber, wie wir gezeigt haben, nachsehen, weil die vollständig entwidelten Fischchen, um nicht zu verkrümmern, aus dem Kasten genommen und in den Bach gelegt werden müssen.

Mein schon oben erwähnter Forellenzüchter machte einst den Versuch, eine Forelle in einem Bierglase zu entwideln. Er brachte deswegen zwei Forellencieren in ein solches, stellte es in das Fenster seiner Schlafkammer, in welche der Frost nicht bringen konnte, und füllte das Glas alle Tage mit frischem Wasser. Nach fünfundsiebzig Tagen hatte er die Freude, aus dem einen noch übrigen Ei — das andere war schon früher als faul weggenommen worden — ein junges Forellchen ausstrichen zu sehen.

Dieses ist aber das einzige mit bekannte Beispiel, daß sich ein Forellchen auf diese Art aus dem Ei entwidelt hat.

Wie nahe beide deutsche Forellencarten mit einander verwandt sind, zeigt sich auch bei dieser künstlichen Fortpflanzung derselben. Wir haben von beiden Arten Eier und Milch in einem Gefäße untereinander gemischt und die Forellenzucht litt dadurch nicht im Geringsten. Es entstanden Bastarde, deren Kinder aber theils Stein-, theils Laohforellen wurden und so die beiden Arten, wie die Bastarde der Raben- und Kehlsträhen, wieder bestellten.

Diese künstliche Forellenzucht, welche mein Freund Jäger lang mit dem besten Erfolge betrieben hat, ist sehr zu empfehlen; denn sie ist wohlfeil, wenig mühsam, sicher und vortheilhaft.

Sie ist 1) wohlfeil; die Kosten derselben werden blos durch die Anschaffung und Einrichtung der Kästen verursacht und betragen wenig mehr, als der Saß, wenn man ihn kaufen soll, für einen einzigen Teich in einem einzigen Jahre, weil dieser sehr theuer, überhaupt schwer und in manchen Gegenden gar nicht zu haben ist. Ueberdies hat man die Ausgabe für die Kästen nur ein einziges Jahr, denn selbst die härtesten halten viele Jahre und die feineren ein Menschenleben lang. Ebenso ist sie

2) wenig mühsam. Das Streichen der Forellen macht nur wenig Arbeit, und befindet sich ihre Eier einmal in dem Kasten, dann hat man nur nachzusehen, daß Alles in gehöriger Ordnung bleibt und das Anstreichern der Jungen zur rechten Zeit bemerkt wird, damit diese nicht zu lange im Kasten bleiben und verkrümmern. Diese Aufsicht über die Zucht macht dem Freunde der Natur mehr Freude als Mühe und gewährt ihm eine ansehnliche Unterhaltung. Diese Forellenzucht ist auch

3) sicher. Wie schon bemerkt wurde, schlägt sie bei richtiger Behandlung nicht fehl. Daraus muß man natürlich besonders aufmerksam sein, daß das Wasser nach der eben angegebenen Anweisung gehörig ein- und ausfließt, die Eier richtig liegen, nicht von einem moorigen Ueberzuge bedekt und nicht von einer Wasserflugsmaus angegriffen werden; denn wenn der Deckel nicht gehörig schließt oder der Kasten so schwach ist, daß diese sich hineinarbeiten kann, werden die Eier von ihr in einer einzigen Nacht vernichtet. Entlich ist diese Forellenzucht auch

4) vortheilhaft. Die Forelle ist in unserer Gegend schon theuer — das Pfund wird hier aus erster Hand für 10 Egr. verkauft — in den benachbarten Städten aber sehr kostbar, und der Saß ist, wie wir gesehen haben, überall schwer und nur für hohen Preis zu haben. Jedes ein Vortheil ist es da, die gefangenen, sehr schmadhaften und kostbaren Fische selbst ziehen zu können!

## Das neueste Land des Goldes.

Es wölft sich wieder ein glühendes, räsonisches Goldfieber wie eine Epidemie über die Erde hin und wüthet zunächst in Amerika, besonders an den westlichen Gestaden hinunter, hat aber bereits in allen Vereinigten Staaten gewaltig zu sich gegriffen. Mit jeder überseeischen Post kommen Nachrichten von der zunehmenden Unth und Wuth des Fiebers. Es reißt die Menschen blindlings von ihrer Scholle los, aus Familien-, Mutter- und Kinderarmen und treibt sie willenslos hinunter in die neu entdeckten Länder, wo zum ersten Male Alles, was glänzt, Gold sein soll, wo sich Alles unter den Händen, wie bei dem seltschönen König Midas, in Gold, in purem Gold verwandelt.

Das neue, dritte, und reichste Gold-Paradies streckt sich

um den 50. nördl. Breitengrad an der Westküste des englischen Amerika im Proceßflusse von dem Benschen herum bis in die lange, bergige Bancouvers-Insel, die sich von seinen Mündungen nach dem großen, stillen Oceane in nördlicher Richtung erstreckt, jenseits der fürchterlichen Felsengebirge und Gebirgen, welche das vierseitige nördliche Amerika von dem jenseitigen westlichen, geschnitten, nach dem stillen Oceane sich abtöndern grimmig abheben, als sollte drüben eine neue Welt entstehen, geschöpft vor der alten Wirtschaft dieses. Selbstsinn und menschlich bunt ist diese gährrende Richtung genug drüben und sie waldet und scheidet und krawelt und zischt, als wollte diese Völker- und Rassen-Wildung noch eine neue Menschheit gebären. Die Engländer und Amerikaner

sind von dieser neuen goldenen Welt durch entleerte Felsengebirge und Wüsten weiter geschoben, als die Chinesen und das neue Kanton am Meer gegenüber. Nur zwei Flüsse, der Atabasta südlich und der Ariracosta im Norden des Frazer, treten mit vorgerückter Wasserseite nahe genug an die westliche heran, daß von ihnen aus eine Verbindung mit dem ungeheuren Netzwerk von Flüssen und Seen der riesigen Partien America's und des westlichen Goldlandes thunlich erscheinen mag. Die Engländer hoffen auch schon, daß sich frühest ein neues Ozeanfrachtenfilialnetz, mächtig genug, um es mit dem Vereinigten Staaten aufzunehmen, Kehrungen, welche die stets gespannte Eifersucht Bruder Jonathan's bitter aufschärfen.

Das neue amerikanische England an der Westseite rechnet vernünftiger Weise nicht so sehr auf das Volk, als auf die unerschöpflichen Steben und die Vortheile der Communication im Vergleich mit den westlichen und südlichen Vereinigten Staaten. Seitdem Californien hervortrat, haben die Amerikaner unablässig versucht, einen besseren Weg dahin zu finden, als über die Landenge von Panama, eine Landweg, eine Eisenbahn, und zu diesem Zweck unter den ungeheuersten Schwierigkeiten nicht weniger als vier Terrain-Vermessungen über die ganze küstenvolle Breite vorgenommen. Bis jetzt scheint keine Eisenbahn möglich. Sie müßte durch wasser- und beladene Wüsten von 80 bis 200 geographischen Meilen Länge, über Thäler und durch 4—10,000 Fuß hohe Felsenmassen gezwungen werden. Im nördlicheren, englischen Gebiete fallen die Wüsten weg. Statt derselben eine reiche Communication zu Wasser und zuletzt nur ein verhältnißmäßig geringes Hinderniß durch eine bloß 900 Fuß hohe Felsenmaße. Der Weg nach dem amerikanischen Westen auf englischem Gebiete bietet fruchtbarere Prairien und den großen Caesarschwan-Fluß, der bis zu dem Fluß der großen Felsengebirge führt. Am „rothen Fluß“ hat sich schon eine englische Colonie mit Energie und Ausdauer sehrgest, der Caesarschwan ist noch günstiger. Er tritt mit Nebenflüssen nie jenseits der Felsengebirge in die Nähe des Frazer hinauf. Eine monatliche Post geht bereits von Callingswood am Huron-See nach dem Superior-See und den rothen Fluß hinauf. Eine Compagnie hat jetzt begonnen, diesen Wasserweg zu vervollkommen, nöthigenfalls Eisenbahnen anzulegen. Man hat gefunden, daß die Verbindungen zu Wasser, durch eine 15 geographische Meilen lange Eisenbahn unterstützt, durch den rothen Fluß, den Winnipeg-See und den Caesarschwan bis in das Erzberg Felsengebirge führen werde. Dieser Wasserweg ist jetzt schon offen. Einige kleine Eisenbahnen kürzen ihn ab und fernen liefern den verschlossenen, gelben Westen America's öffnen.

„Am Golde hängt, — Was Oede drängt — Das Alles.“  
sagt Oeche. Mit einer solchen kämmerischen Zugkraft drüben läßt sich gewiß bald der lange gesuchte Weg nach dem stillen Ozean und dessen Goldflüssen und Goldsteinen durchbrechen. Jetzt hängen sich die Leute schaarenweise zu Wasser und zu Lande in Wildnisse und Gebirge hinein, wenn's nur in der Richtung des neuen Gold-Paradieses ist, und kommen größtentheils unterwegs an, entweder vor Hunger und Erschöpfung oder durch wüthend gemachte, frage-richte Indianer, welche ein allgemeines Wuthbad unter den Goldflüssen am Frazer vorbereiten sollen. Am leichtesten haben's die Californier und Chinesen nach dem neuen Paradiese. Von China kann man in fünf und zwanzig Tagen überdauern, von St. Francisco in noch kürzerer Zeit. In der Hauptstadt des californischen Goldlandes war die Wuth am größten. In einem Schiffe, groß genug für 300 Passagiere, hatten sich am Ende Juni's dieses Jahres 800 Personen zusammengedrängt. Alle Wüsten und Wälder, alle Taus und Wasserfälle wimmelten von Menschen, als es abfuhr. Im Hafen von Victoria, war die Hauptstadt des Gold-Paradieses auf der Bancowere's-Insel, fast leer an. Nur die Matrosen und ein paar Dutzend wankende Schoten lebten noch auf dem Schiffe, das mit 800 Passagieren von St. Francisco abgegangen war. Welch ein Stere! Die noch Lebenden hatten einige Tage weiter nichts zu thun, als Tobte oder Scheintode in's Wasser zu werfen. Einige dieser Todtgebäude wurden dabei wahnhaftig, warfen ihre Leiden auf's Tod und sprangen — sich mit ihnen verwechslend — in den stillen Ocean hinunter. — Noch ehe diese Nachricht in San Francisco ankam, erlebte es einen andern Beweis von der „Macht des Goldes“. Ein Dampfschiff lag bereit, nach dem neuen Gold-Paradiese abzufahren. So wie dies bekannt ward, belagerten Hunderte hämmiger Kerle das Pilot-Bureau, um Eintritt zum Aukten das theure Recht der Mitreise zu erkämpfen.

Der Kampf ward bald zur wilden Schlägerei, so daß eine ganze Schaar Policemen herbeigeholt werden mußte, um einige Ordnung herzustellen. Schredlich stiegen einzelne bekannt gemorene Nachrichten von Goldbesessen, die den Weg zu Lande verjuden. Viele kamen vor Hunger und Erschöpfung um. Andere wurden von Indianern überfallen, todgeschlagen und scalpiert. Die californischen Zeitungen sind voll davon, aber noch voller von der Unerforschlichkeit des Goldes, das die Guldfläden dort finden, wo sie auszubauen. Diese Gemälde auf Goldgrund bewältigen alle Centrafte des Unglücks und Schredens. Man legt sich Leben ein, nur um goldselig zu werden. Eine andere Seiteigt kennt man, wie es scheint, in America nicht mehr. Man hört und liest von Goldflüssen, die nach acht Tagen mit einem Vermögen für's ganze Leben zurückkehren, obgleich dies, die Wahrheit der Angaben (s. B. 179 Unzen in einer Woche) vorausgesetzt, sehr auf Verarmung der Wirkungen schnell erwerbenden und sich plötzlich anhäufenden Goldes beruht.

Die Ueberfluthung mit Gold hat stets eine doppelte Wirkung: eine persönlich-demoralisirende und eine volkswirtschaftliche. Die schnell reich geworene Goldflüher wird nicht selten Säufler, Spieler, Lumpacjagabuntus in allen Richtungen, so lange das Gold reich, d. h. er rührt sich und seine nächste Umgebung eben so schnell, als er reich ward. Dann wird außerdem das Gold um so werthloser, je mehr es sich anhäuft, d. h. die Preise der Lebensmittel und sonstigen Realitäten steigen verhältnißmäßig. In Australien und Californien mußte jenseit ein Sad voll Weib mit beinahe eben so viel Gold aufgewogen werden. Mit Stiefeln und Kleidern war dies öfter ganz werthlos der Fall. In der bisher ruhigen, kleinen Stadt Victoria auf der Bancowere's-Insel bezahlte man schon 30,000 Thaler für eine leere Baukiste zu einem einfachen Privathaus. Es hat drei Mal so viel Einwohner, als es unter Dach bringen kann. Eine Schlafstelle unter einem Zelte, bloß der bedeckte leere Platz, wird mit drei bis fünf Thaler für jede Nacht bezahlt. Noch vor drei Monaten wurde ein ganzer Mezen Landes bei Victoria für den Negierung's-Preis, ein Hund Sterling, verkauft; jetzt kostet er in der Nähe 500 und weiter ab 300 Hund. Dasselbe gilt verhältnißmäßig von allen realen Bedürfnissen, die auf diese Weise stets mit unbesiegbarer Macht gegen die scheinbare Allmacht des Goldes kämpfen und unsehbar den Sieg behaupten, so daß Jeder, der arbeitet und producirt, statt in die Goldlotterie zu gehen, sich besser und sicherer stellt, als der glückliche Gewinner. Letztere müssen Ersteren ihre Goldkugeln bringen, um zu leben, oder sie sinken dahin, wie Fliegen im Frost. Dies scheint nach allen Erfahrungen in Australien Niemand zu begreifen, als die gelben, blaurothen, schlagmäßig lüchelnden Chinesen. Alles stampelt und trampelt in dem dreigebirgen Frazer-Flüsse in Föhren und Hütten, zwischen Bergen und Wasserfällen obdachlos nach Gold umher, das reichlich genug im Wasser und an den Ufern liegt, aber oft kein wie Mehl, so daß es ungeschorene Mühe macht oder gar unmöglich wird, es aus Schlamm und Sand herauszufischen. Die Chinesen sind auch zahlreich gekommen, aber sie sehen gar nicht hin nach dem Golde: es kommt von selber zu ihnen. Wie fangen sie's an? Sie handwären,\* lochen, kratzen, fischen Lebensmittel aus dem Meeresflut. Das Reiche findet sich von selbst. Es haben sich besonders auf eine scheinbar ganz kleinliche Fischelei gelegt, doch verstehen sie's besser, was damit zu machen ist. Es fragen eine Art See-Schwärme aus den Meeresfluten (von den Franzosen béche de mer genannt), trocken sie auf eine unbestimmte Weise, verpacken sie und verkaufen sie an Liebhaber. Dies sind vor Allen die Chinesen selbst zu Hause, so daß alle Schiffe, die nach China zurückkehren, so viel, als sie bekommen können, für fast jeden Preis kaufen, weil die Gutfchmeder in China wieder jeden Preis dafür zahlen. Diese getrockneten Seechwärme werden aber auch in den bunten, wilden Goldflüssen der Frazer-Ufer eine täglich im Preise steigende Delicatesse, so daß das Gold von allen Seiten zu ihnen flücht. Obgleich dies im neuen Paradiese schlechterdings liberal umherliegen soll, ist es doch kein Kinderpiel, es anzunehmen und davon zu leben. Lebensmittel steigen desto fabelhafter im Preise, je weiter sie in die Unwegsamkeit und Robtheit der Goldlager hineingehafft werden. Die Erbsen der Goldflüher leben, wie die Krebs, in Höhlen und Winkeln, stets mit gespannter Revolver's schlafend, aber nicht auf Dammern, sondern auf blanker Erde, wo sie sich früh aus dem Saate Weß, den sie mit schwarzem

\* Nicht das neue Goldland hat den gepriesenen gelben Beben, sondern das obribe, alte Gantwerf.

Golde erkaufen, erst etwas baden müssen, wenn sie etwas gegen den Hunger in den Magen pressen wollen. Dasselbe gilt Mittag- und Abends nach barter, schmutziger, gefährlicher, erschöpfender Arbeit.

Welch' eine Arbeit! Welch' ein Leben! Das Terrain ist eine verwilderte Wüdnis, Urwald, Urwüste, Gestrüpp, Gesele, verworrene Hügel- und Thalgebirge, der Fluß mit gefährlichen Stromschnellen und Wasserfällen. Der goldgierige Aert bringt eusam oder mit unzuverlässigen Heilen herein in die Wüdnis. Erst findet er schon überall den Boden grünlich und planlos durchwühlt mit Haden und Epig-Arten, voller Fesher und Füssen; umgehauene Bäume und Hausen sperren seinen Weg, bedenkens wenn er mit Magen oder Karte belastet sein sollte. Weiterhin ist wild zerstreutes Meer von schmutzigen Kerlen, aus allen Nationen und Racen zusammengerast, gelbe, rothe, weiße, schwarze, braune Kerle in allerhand Gesümen und Zerlungungen, mit Wasserleitern und barfuß, mit Hüten und Mägen von allen erdenlichen Formen und Farben, Halbblüchern von allen möglichen Stoffen und Verrentungen. Sie haben sich planlos über Thäler und Berge verstreut, hadent, grabend, siehend, tochtend, singend in englischer, französischer, deutscher, indianscher, vancouverianischer, hinesischer und russischer Sprache, aber auch ähnen, betend, fluchend, herzend in allen möglichen Sprachen. Unten rogen auf söhneinartig ausgewählten Boden Zelte empor. Vor denselben hoden und lauern Kranke neben dem Feuer am feuchten Boden und wärmen sich oder suchen sich Medicin zu krauen. Der Neuangekommene krüppelt sich von Einem zum Andern. Die zehn Erden verleben ihn gar nicht und brammen etwas in unbekannter Jange. Endlich verbleibt ihn Einer und gibt ihm eine rothe, abspasende Antwort. Der ist nichts. Also weiter, weiter in's Innere, den Fluß hinauf. Aber die Nacht kommt heran und die erschöpften Wanderer müssen sich von wellenen Dedern, Leimwand und Fäbilen einen Gahstz zurecht machen. Aber ohne Klingel und Keilner. So viel sie auch Geld haben mögen, es gilt, selber Feuer zu machen, selber zu lochen und zu broten, um dann auf nadtem Boden zu schlafen, nein, zu wachen, es nicht die Wüdnis ihre Schreden auf sie abschleie, z. B. herangschickene Indiamer, die dann mit einem Tigerpuzer und einem peisenden Geheul auf die erscharrten Einbringlinge losstürzen, sie todtschden und ihnen die Kehhaut abhällen.

Es fehlt natürlich unter solchen abenteuerlichen Verhältnissen an allen Bequemlichkeiten, ja selbst an den unentbehrlichsten Nothwendigkeiten des Lebens, die sich wohl zuweilen in großer Menge einflehen, dann aber wieder gang ausbleiben; da sich erst mit der

Zeit geregeltere Vertriegungen zwischen Angebot und Nachfrage, Marktpreise, Marktpreise und etwas Ordentliches dafür bilden.

Auch fehlt es an Gesehen. Niemand weiß sich jezt, wenn das neue Gelblam eigentlich gehören mag. Der englische Senator Douglas in Victoria ist selbst in den Gesehstiften gewesen, um da Geseh und Ordnung zu proclamieren, d. h. jedem Gesehstifer monatlich eine Abgabe von fünf Dollars abzufordern; aber die Dutsch-Bai-Gompagnie (ein anderer Staatsstres Englands und noch schlimmer, als die ohnische Gompagnie) will die Leute auch besparen, da sie behauptet, auch dies Terrain gehöre ihr. Eine dritte Partei beweist, daß das Gold Paradies Niemandem gehöre, als der englischen Krone, und nur von dieser Gesehe gegeben und dafür Steuern eingetrieben werden könnten. Es herrscht also reale Anarchie in dem neuen Ederado. Doch geht aus Privat-Briefen und Details hervor, daß sich die wilden Männer aller Nationen und Farben im Durchschnit ganz erträglich selbst regieren und jedes räudige Schaf oder jeden sich geltend machen wollenen Hefenit durch eine Art Volks-Juziz und Volks-Polizei immer bald duden oder besiegen. Diese Selbstregierung, für so söhner und verdereicherlich man sie auch in geordneten Staaten halten mag, ist gleichwohl sehr leicht und natürlich. Wo sich die Leute Alles selbst besorgen müssen, Schlafstellen, Frühstück, Mittag- und Abendessen, Wäsche, Licht, Holz &c., findet sich auch wohl das Talent, sich Gesehe zu machen und sie anzuwenden. Jedenfalls scheint es, daß sich's an Ort und Stelle besser verleben, als andere Herren Lande von den Weilen weiter ab.

Die wahre Anarchie macht sich wohl erst geltend, wenn die drei verschiedenen Theilheiten in Streit gerathen sollten, wer eigentlich den Goldmännern Gesehe geben und dafür Steuern eintreiben solle.

Das ist ein erster Blick auf eine sonderbare neue Welt. Man wird mehr davon hören, höchst wahrscheinlich vorläufig nicht viel Gutes. Cultur und Menschlichkeit werden dort erst eine Stätte finden, wenn an die Stelle der Goldhade der noble Fluß, die säende Hand, das freundliche, unterrichtende Wort der Bildung, das lächelnd erziehende Auge der Mutter, das Bruder-Verheben bescheidende, jungfräuliche Walten oder Schwermöden, das Familien-, das Wissenschafts-, das söhne Leben geheimer Production und gebildeter Consumption — woran es bis jezt in ganz America so sehr fehlt, daß fast alle wirklich gebildeten Menschen dort umkommen, wenn sie sich nicht jezt genug wieder in unsere alte Welt retten — ihre Rechte und Werthitäten gefunden haben werden.

## Ein Ball bei Lady Strafsford de Redcliffe.

Skizziert von W. v. T.

Die dunklen Straßen Pera's waren am Abend des 31. Januar 1856 sehr belebt, namentlich die, welche vom britischen Gesandtschaftshotel in südlicher Richtung laufen; denn die Bevölkerung der Stadt wußte, daß Seine Heiligkeit der Sultan Abdul Medschid heute den Ball, welchen Lady Strafsford de Redcliffe geben würde, mit seiner Gegenwart beehren wollte. Wer nur irgend jung und hübsch und vornehm, oder in Folge seiner Stellung auf diese Ehre Anspruch machen konnte, war eingeladen, die Damen waren gebeten, in Gesüme zu erscheinen, um dem Heile noch mehr Glanz zu verleihen, und sie boten Alles auf, um recht brillant zu erscheinen; konnte doch nun jezt die Tracht wählen, welche sie für sich am possensten, am vortheilhaftesten hielt. Es war der erste christliche Ball, wenn wir uns dieses Ausdrudes bedienen dürfen, den je ein Sultan besucht; sollten sie es ihm nicht beweisen, daß es noch etwas Reizenderes gäbe, als die trügen Schönheiten im Harem? sollten sie ihm nicht zu beweisen versuchen, daß Bewegung, Leben und Grazie Vorzüge sind, die er dort selten oder nie in der Vollendung wie hier sehen würde?

Das Gesandtschaftshotel selbst bot einen herrlichen Ausblick dar, alle Fenster waren illuminiert, und wenn man über den Hof, welcher dasselbe von den umliegenden Gebäuden trennt, geschritten war, und in das Portal des ersten trat, so war das Auge durch die prächtigen Blumendecorationen, welche dieselb selbst und die Treppen, welche mit den weißesten Teppichen belegt waren, schmückten, gefesselt und entzückt. Kerzen strahlten und erhellten den Raum mit ihrem Lichte bis zum Uebermaße, zwischen den Blumen selbst händen englische Ublanen mit ihren geschmackvollen Uniformen, die Lanze mit

dem weiß und rothen Fähnchen in der Hand, ruhig und regungslos, als seien sie aus Stein gehauen, nur am Hüften der Augen sah man, daß sie belebt waren, diese bedrängten, bürgerlichen, man darf wohl sagen schönen Männer, die man aus dem ganzen Regimente ausgewählt hatte. Auf dem großen Corridor, welcher von der Treppe nach den Sälen führte, stand das über 80 Mann starke Musikhör der britisch-österreichischen Legion, um den Sultan bei seinem Erscheinen mit den Klängen des „God save the queen“ zu begrüßen; wenn nach unsern Begreifen diese Musik im Verhältniß zum Raume jedenfalls sehr geräuschvoll sein magte, so war dies durchaus nicht die Ansicht der Tärken, die gerade, je lauter sie ihr, sie um vorzüglicher finden, und wir glauben, daß dieses starke Uher einer türkischen Regimentenbände im Spectakelmachen allerdings nicht gleich kommen konnte.

Die Zimmer, welche vom Corridor nach dem Pallaste führten, waren alle reich geschmückt; in letzterem selbst besand sich der Thron, auf welchem der Sultan Platz nehmen sollte. — Welche bunte Menge mozte in diesen Gemächern umher, welcher Aufwund an Brillanten und Edelsteinen, Perlen, Sammet und Seide war hier zu sehen! Die Damen hatten sich wirklich so geschmückt, wie sie es nur bei den seltensten, fierlichsten Gelegenheiten zu thun pflegen. Keine derselben trug ein Stoffkleid mit Schleppe, alle waren in Ballschümen, aber man möchte sagen, aus verschiedenen Jahrhunderten. Da ging eine französische Marquisin in dem Anzuge, wie ihn vielleicht ihre Urgroßmutter bei dem Valle in Trianon oder Fontainebleau getragen hatte, hier eine Griechin in ihrer so höchst eleganten Nationaltracht, daneben sah man wieder eine Engländerin in dem

idealfreien Anzug aus den Zeiten der Königin Elisabeth; — auch Charaktermassen waren vielfach vertreten. Nur Türken, oder vielmehr Damen als solche gekleidet, sah man nicht; die hiesigen Damen wußten recht gut, wie uneliebar deren Tracht ist, wie sie in derselben beim Tanzen grotesk erscheinen würden, denn der Anzug, wie wir ihn so häufig an Bildern, auf der Bühne oder auf Maskenbällen sehen, ist durchaus nicht der der türkischen Frauen. Manche Damen schienen aber auch maskirt, obgleich sie es nicht sein wollten, — die Grinesinen kamen eben auf, und wurden deren mehrere hier gesehen; die europäischen Damenmengen waren seit längerer Zeit zu unbedeutend, als daß wir nicht in vielen gewiß verzeihlichen Irrthum hätten fallen sollen. Sollte man aber nicht auch jenen jungen, blühend schönen sibirischen Officier, der in voller Uniform gleich einem Clan seiner Heimath einterschritt, für maskirt halten? Sollte man es glauben, daß Ihre Majestät die Königin von Großbritannien Regiments hat, deren Nationaltracht es nicht gestattet, Weisfächer zu tragen, und die sogar in höchster Gala, bei Paraden, ja selbst bei Hofe ohne solche erscheinen? Was dieser zu wenig hat, hat jener französische Officier zu viel, der in der geschmackvollen Uniform der Großfürst v. Afrische seinen unteren Menschen in Gemüther gebüßt hat, deren Weite den Reiz eines Attitüden erzeugen konnte. Hier führt ein englischer Hularenofficier eine Schürzen mit gepuztem Saare und Wuscheln am Arme, dort ein junger Gefandtschaftsattaché im Heftsteine eine idealisirte Marketenberin der Juaren, und ein rissiger Grenadier spricht mit einer Delspha. — Officiere aller in der Nähe stehenden Regimenter besahen durch ihre bunten Uniformen den Saal nicht wenig, der schwarze Jäger steht neben dem rothen mit Weib beladenen Infanteristen, der französische Artillerist neben dem Scotch Grey (Grenadier zu Pferde) — wer vermüthete dem Glanz und der bunten Wogen der Menge zu beschreiben? Auch höhere türkische Angehörte und Officiere hatten sich eingefunden, letztere sämtlich in Uniform im Dienste der Pforte, die aber, der vorigen Sitte getreu, ihren mit gelbem Metallornament — das Zeichen des Soldaten — verzierten Fes auf dem Kopfe beistellen, und ihn so weit rückwärts als möglich gescheben hatten, wie es die Mode, denn auch hierin herrscht eine solche, zu dieser Zeit mit sich brachte.

Wahrlich, es hätte der Maskenanzüge der Damen kaum bedurft, um dem Gausen das Ansehen einer Reoute zu geben; die Trachten von halb Europa wogten dort durcheinander, und nicht immer als Verkleidung, sondern sehr oft als wirklicher Nationalanzug — sogar der höhere schwarze Frack mit weißer Weste war hin und wieder, wenn auch nur sehr vereinzelt, zu sehen.

Jetzt bemernten 21 Kanonenschiffe, die Royal-Salute her in der Nähe des Hotels aufgestellten englischen Artillerie, und verstanden die Ankunft des Großherrn. Sofort ordnete sich die bunte Menge im Saale, die Damen traten vor und bildeten Galerien nach dem Throne zu, während die Herren in hinten Reihen hinter diesen standen.

An der Seite des Vort-Redeckel, welcher die Uniform eines englischen Staatsministers trug, trat der Sultan mit Wehemet Ali Pascha und einem zahlreichen Gefolge von Großwürdenträgern und Adjutanten ein; — Lady Redcliffe ging ihm bis in die Thür entgegen und verneigte sich tief vor ihm, auch er beugte sein Haupt, und schritt dann zwischen dem Wirth und der Wirthin dem Throne zu. Sein Gang war etwas unsicher, seine Haltung nicht ganz aufrecht, der dunkle, falteneiche, fragelose Mantel, den er bei jeder feierlichen Gelegenheit trägt, verhüllte seine Gestalt und nur, wenn derselbe durch Zufall auseinander schlug, sah man, daß der Sultan die überaus reiche Uniform eines türkischen Generals trug. Der rechte Fuß ließ die hohe Stirn vollständig frei, er war mit einer kostbaren Brillantantenne und einer Keilfeder geschmückt. Sein Gesicht, ganz orientalisches geschnitten, wies schon zu nennen, trüge es nicht zu sehr den Stempel der Ermattung; die gewöhnlichen schwarzen Augenbrauen geben ihm ein strenges, majestätisches Ansehen, doch wird dies durch die müden, fast immer halb geschlossenen Augenlider gemildert, die sein feuriges schwarzes Auge bedecken, das durch die langen Wimpern noch mehr verschleiert wird. Ein dunkler, nicht zu harter Bart umrahmt sein ovales Gesicht, und ein eben solcher Schnurrbart bedeckt die Oberlippe. — Als er auf dem Throne und sein Gefolge neben demselben Platz genommen hatte, wurden ihm die Frauen und Töchter der verschiedenen Gesandten vorgestellt — der Ausdruck seines Gesichtes, seine Gebärden zeigten, daß er unfern gefälligen Formen durchaus nicht fremd war; sein Antlitz nahm einen so verbindlichen, so liebenswürdigen Ausdruck an, wie wir ihn

nicht immer bei ähnlichen Gelegenheiten bei Fürsten sehen, wie ihn an Rang und Macht bei weitem nicht gleich kommen. — Und doch macht sein Lächeln einen unendlich wehmüthigen Eindruck, — es ist schwer zu glauben, daß er ein Kadolome Soliman ist.

Hierauf wandte sich der Sultan zu dem französischen Gesandten, und sprach angethentlich mit ihm, — man ergrühte sich, er habe gegen diesen die Wunsch ausgesprochen, auch in seinem Hause einem Balls beizuwohnen, und sich zu diesem selbst eingeladen. Während dessen, was wir eben schilderten, hatte die Musik der deutschen Legion auf dem Corridor gespielt; jetzt ward sie von der Capelle der hiesigen recht guten italienischen Oper abgelöst, welche die Musik zum Tanzen zu executiren hatte. — Mit sichtbarem Vergnügen schien der Sultan den Bewegungen der Tänzer und Tänzerinnen zuzuschauen, er folgte mit den Fingern einzelnen Paaren, die sich durch Schönheit oder Gewandtheit auszeichneten. Wobente man sich von dem Sultan zu Lord Redcliffe, der gerade damals noch Einfluß als je vorher hatte, so mußte man unwillkürlich die Bemerkung machen, daß er diesen wohl scheinlich seiner Liebeshuldigkeit oder dem Reize seiner äußeren Erscheinung zu danken hatte. Gekleidet in einen überladenen, geschmacklosen Uniformfrack, mit dem bunten Degen, der im richtigen Verhältnisse zu seinen Weinen zu stehen schien, den furchtbaren hohen dreieckigen Hut unter dem Arme, botte die ganze Erscheinung wirklich etwas Caricaturähnliches, — sein blaues, kaltes, theilnahmloses Auge überließ die das Ganze übrig, als sei es ein Schauspieler, das ihn gar nicht angehe, — was hatte er auch nöthig, gegen jemand Anders, als den Sultan, aufmerksam zu sein? War es doch der Ball der Lady Redcliffe, waren doch die Anwesenden ihre und nicht seine Gäste, und wie seine Frau die Heueneis zu machen verstand, das wußte er; — in der That kann man sich kaum etwas Liebeshuldigeres und Verbindlicheres denken, als das Benehmen dieser Dame in ihrer hohen Stellung. Ihren Töchtern, von denen eine fertig deutsch spricht und gern Geliebte nahm, sich dieser Sprache zu bedienen, muß man genau dasselbe Lob ertheilen. Da sie wirklich schön sind, konnte es nicht fehlen, daß sie allgemein geliebt und verehrt wurden.

Mit nicht geringerer Neugier und Theilnahme, als der Sultan selbst, sahen seine Umgebungen dem Feste zu; noch mehr besaßen sich ihre Ägze und der bis dahin streng bewachte Ernst machte dem Lächeln Platz, als die Musik eine Pella zu spielen begann und sie die Paare nach allen Richtungen, vorwärts, seitwärts, rückwärts überhüpfen sahen, — manche der Tanzenden konnten aber durch ihre Bewegungen Leute zum Lächeln bringen, die an solche Tänze gewöhnt sind, namentlich exzelliren die Nationalgänger in diesen durchaus nicht.

Herzöhring wurden Erschütterungen von reichgeleiteten, gepuderten Dienern besorgereicht und reichlich versehene Häupter in den Nebenzimmern eben ausgeführt Gemüthe, so daß auch in dieser Beziehung der Ball als ein vollkommen bezeichnend zu werden verdient.

Nach Mitternacht brach der Sultan mit seinem Gefolge auf; abermals bildete Alles eine Haie und verneigte sich tief, als er, freundlich mit dem Kopfe nickend, durch die Thüre schritt, — an der Thür des Saales, bis wohin sie ihn begleitete, reichte er Lady Redcliffe die Hand und ward dann vom Lord bis an das Portal begleitet, wo er sein Pferd bestieg. Abermals feuerte die Artillerie die Royal-Salute, eine Schwadron englischer Ulanen ritt vor dem Sultan und seinem Gefolge her und brach Bahn durch die Menschenmasse, die sich in den engen Straßen verjammelt hatte und mit ihren bunten Papierlaternen die Nacht erhüllte.

Der Ball währte noch einige Stunden; viele Persönlichkeiten waren anwesend, die gemäß einer Rennung ihres Namens, eine Schilderung ihrer Persönlichkeit verdient hätten, der Sultan nahm aber die Aufmerksamkeit Aller so ausschließlich in Anspruch, daß selbst die Heiden aus der Arm und von Karz heute übersehen wurden; der Wechsler der Nebenzimmer auf seiner Stelle bei dem Führen einer gewissen Wache, das ist und bleibt ein Zeichen des Fortschrittes des neunzehnten Jahrhunderts.

Daß bei dem Gefolge des Sultans keine Spur von Turban, Kalkan und jenen berühmten weiten Beindeckeln zu sehen war, wollen wir noch ausdrücklich erwähnen. Dasselbe war in reichgeleitete Waffenrocke von dunkelblauer Farbe mit goldenen Appliquen verziert gefaltet, trug enge Beinweiser mit goldenen Strahlen, latente Stiefeln und Placochanzhosen so gut wie jeder andere Hüft, und war versehen viele Bruststücke herber Orben bei demselben. Auch die Gesichter des größten Theils desselben waren schön zu nennen, an die vollen Härte bot man sich auch in anderen Staaten Europa's läßt gewöhnen, und mehr als eine junge Dame rühmte ihre neuartigen Blick an jene Herren, die gar nicht so förmlich, so uncalibriert ausluden, daß man von ihnen hätte glauben können, sie lie mehrer Frauen besitzen und sie nie als möglich von der Aufmerksamkeit abweisen, — wie natürlich auch seine eigene derselben bei dem Feste zugehen war.

# Die Gartenlaube.

Misceltes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteurs F. Stolle u. K. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Rgr. zu beziehen.

## Leyer und Schwert.

Dichterische Revue von Max Ring.

(G 418.)

„Mein Gott!“ rief eine der Damen, deren Kleidung und ganzes Wesen ihren hohen Rang verrieth. „Wenn ich nicht irre, so ist jener junge Mann mein Vater Theodor Köhner, den ich, wie alle Welt, als einen Toten bestaunte.“

Interess war der Töchter näher getreten, um die Gesellschaft zu begrüßen, welche aus der Herzogin von Kurland, ihren beiden Töchtern und ihrer Schwester, der bekannnten Elise von der Rede, bestand. Bald sah er sich von ihnen umringt und mit wohlwollenden Fragen nach den letzten Ereignissen seines Lebens überhäuft. Die Herzogin von Kurland, eine der ausgezeichnetsten Frauen jener Zeit, war eine Freundin seiner Familie und zugleich in der That seine Taufpathin gewesen. Ihre beiden Töchter, von denen die eine an den Herzog von Tino, den Kessin Talleyrand's, vermählt war, gebörten zu den hervorstechendsten Erscheinungen der Aristokratie, gleich ausgezeichnet durch ihre Schönheit wie durch ihren Geist, während Elise von der Rede als Schriftstellerin und Veshüperin jedes Talents sich einen klingenden Namen erworben hatte. Auch der Herr in ihrer Begleitung war für Theodor kein Fremder, da er in ihm den Töchter Liebling, den Verfasser der „Urania“, wieder sah, eines Buches, das in jenen Tagen auf seinem Letztlichen selten durfte und von allen Jarten und schönen Lippen laut bewundert und gepriesen wurde.

Der ganze anderwärtige Kreis keines für Theodor die freundschaftliche Theilnahme und Aufmerksamkeit. Die gute, sanfte Elise, deren ganzes Leben nur im Wohlthun bestand, hatte nicht ohne Beforgniß die bleichen Wangen und das krankhafte Aussehen des Jünglings bemerkt; sie rief deshalb gleich den in der Nähe verweilenden Arzt herbei, der für die Wiederherstellung des Patienten Sorge zu tragen versprach. Damit nicht zufrieden, übernahm sie selbst mit mütterlicher Sorgfalt die Pflege des Verwundeten, der unter solchen Verhältnissen schnell genes.

Bald war er im Staute, einer Einladung der Herzogin zu folgen, die es ebenfalls nicht an vielfachen Beweisen ihrer Freundschaft und Zuneigung fehlen ließ. Es war ein in jeder Beziehung ausserordentlicher Kreis, der sich in der Wohnung der hohen Frau versammelte. Ihr Rang und die gefeierte Schönheit ihrer Töchter zogen die vorzüglichsten Männer und Damen an. Fast vergaß Theodor in einem Wirbel von Herrschaftung viele Wissenschaften und vor dem Jander, der ihn umgab, verlebte selbst das Vilt seiner geliebten „Urania“, wenn auch nur für kurze Zeit. — Nach dem tauben Schonen des Krieges und des Vagelensens fühlte er sich doppelt angenehm berührt von einem Kreise, wo die höchste Bil-

dung mit Freiheit der Sitten, Glanz des Lebens und nie geheimer Schönheit weitestete.

Wesh eine Welt that sich hier vor dem entzückten Jüngling auf!

Während in der einen Ecke des Salons Elise von der Rede mit Liebig über die Lufterblichkeit der Seele phantasierte und die tiefsten Fragen der Menschheit verhandelte, versammelten an einem andern Theile die Jüngling, schönen Herzoginnen von Sagan und Tino die berühmtesten Diplomaten und Staatsmänner zu ihren Füßen, um mit ihnen die Angelegenheiten Europa's, die Geschichte der Völker zu besprechen. Beide Schwestern zeigten sich schon damals als würdige Verwandte Talleyrand's, da sie, wie er, mit unerschütterlicher Geschäftlichkeit das Reg der Welt zu verschlingen und zu wehen wußten. Ueber den berühmten Staatsmann trugen sie noch den Sieg davon, weil sie mit seinem Geiste die weibliche Anmuth und Liebenswürdigkeit verbanden, ihre Ansichten mit dem Feuer ihrer Augen, ihre Pläne mit dem gewinnenden Lächeln des reizenden Mundes unterstützten. Wer konnte einer solchen diplomatischen Armee widerstehen, zu deren Füßen die einflussreichsten Personen schmachteten?

Es war gerade damals der günstigste Zeitpunkt für politische Intriguen und Verhandlungen. Napoleen hatte, um sich der österreichischen Regierung gefällig zu zeigen, die Wien angenommen, als ob er geneigt sei, den abgeschlossenen Waffenstillstand in einen Frieden zu verwandeln. Im Grunde war es ihm jedoch nur darum zu thun, Zeit zu gewinnen und seine Verpflichtungen herauszugeben. In ganz ähnlicher Lage befanden sich die verführten Preußen und Russen, die ebenfalls neue Kräfte sammeln wollten. Beide Gegner gingen daher scheinbar auf die Wünsche des Wiener Cabinetes ein und beschloßen eine Art von Friedenscongrès, der in Prag zu Stande kommen sollte. In der That erschienen auch in der alten, böhmischen Hauptstadt die Gesandten der kaiserlichen Mächte, Wilhelm von Humboldt von preussischer, Baron Anstett von russischer und Metternich von österreichischer Seite. Tagegen ließ die französischen Diplomaten so lange auf sich warten, daß darüber fast die bestimmte Zeit verging und zum Aergz der kriegerischen Jugend und der wahren Patrioten der Waffenstillstand noch um einige Tage verlängert, der Beginn des neuen Kampfes verschoben werden mußte. Als endlich die französischen Gesandten eintrafen, ergab sich schon in den ersten Sitzungen, daß es ihnen nicht Ernst sei, indem sie mit unumschlichen Streitigkeiten und Entsetzungen bevertraten und die Zeit vertrießelten. Das Ganze glich einem Poffenspiel, dessen Verantwortung ein Gegner dem andern zuschob.

Je näher aber der Tag heranrückte, wo der verlängerte Waffenstillstand zu Ende ging und damit auch das beabsichtigte Friedenswerk aufgegeben werden mußte, mit desto ängstlicherer Spannung waren die Augen Aller auf die Maßregeln der kaiserlichen Regierung und auf den Mann gerichtet, der damals am Ruder des Staatschiffes stand.

Wirt Kaiser Franz seinem Schwiegersohne Napoleon den Krieg erklären und zu den Verbündeten stehen oder gegen diese die Waffen ergreifen, so sich die bisherige neutrale Stellung kaum länger behaupten ließ?

Diese Frage wurde überall und auch in dem Salon der Herzogin von Kurland mit dem lebendigsten Eifer abgehandelt; die entgegengeetzten Ansichten je nach Neigung und Interesse verfochten und angegriffen. Jedermann fühlte, daß von der Beantwortung derselben das Schicksal der Welt abhing. Die hohe Stellung und der mannichfache Einfluß, den die Personen eines derartigen Rufes ausübten, begünstigte sich indes nicht mit der bloßen Rolle interessanter Zuschauer, sondern ging zu selbstthätigem Eingreifen in das rollende Rad des Schicksals über und gerade die zartesten Hände erwießen sich hier am mächtigsten und süßesten. — Die reizende Katharina, Herzogin von Sagan, stank zu den bedeutendsten Diplomaten in naher Beziehung und verkehrte fortwährend mit den Leitern der verschiedenen Cabinets. Da sie für Theodor eine fast schwerfällige Fremdsprache zeigte, so wurde auch er von ihr fortgezogen und in das Getriebe dieser geheimen diplomatischen Verwickelungen eingewickelt.

Die Herzogin übte eine fast magische Gewalt über jeden Mann, der in ihr Rauberschiff trat; sie war ein jener seltenen Weiber, das den schwärmenden Jüngling wie den erfahrenen Weltmann zu sich zu verlockt. Oreg und betruend selbst in ihren Verwicklungen, bald weich und hingebend wie ein einfaches liebendes Mädchen, bald stark und energisch wie ein Held, mit warmem Herzen und kaltem Verstande, einer glühenden und mächtigen Phantasie, die jedoch von einer ebenen Willenskraft beherrscht wurde, mußte eine solche Frau gerade einem Dichter, wie Theodor Kerner war, mehr als gewöhnliches Interesse auch ohne ihr Zutun einflößen. Sie imponirte ihm mehr, als er sich es eingestehen wollte. Es war auch nicht Liebe, was er für sie empfand, aber ein Gefühl von höchster Verehrung und Bewunderung. In Toni sah er das heile Mädchen, die Braut seiner Wahl, sein künftiges Weib, während er zu der Herzogin wie zu einer Erscheinung aus einer anderen und höheren Welt emporschaute. Selbst die Rücksichtslosigkeit und der vertraulichen Treu, den sie jenen ihm gegenüber anfanglich, verleiht ihm nicht. Es lag darin für ihn weit weniger ein Mangel an Weisheit, als ein heber, vornehmer Einn, das Bewußtsein der ihr zukommenden Macht und Würde, womit sie sich über all die kleinlichen Fesseln und Beschränkungen des Lebens hinwegsetzte.

Wie Theodor von der aristokratischen Schönheit der Herzogin sich angezogen ließ, so interessirte sich diese für seine jugendliche Unbefangtheit, für die warme Aufwundung, die er ihr ohne Rückhalt entgegenbrachte, und vor Allem für seinen Dichterruhm, welchen sie jedoch mehr nach dem äußeren Erfolge als nach dem inneren Werthe abzumessen sich verfuhrt fand. Wie die meisten Frauen ihrer Art und ihres Standes schmeichelte ihr der Gedanke, den talentvollen Jüngling zu beschützen, zu fördern, ihm eine bestimmte Richtung zu geben und ihn mit sanfter Hand dem von ihr euseigt gestellten Lebensziele entgegenzuführen. Im Verlaufe ihrer vielfachen Gespräche mit Kerner hatte sie bald im Scherz, bald im Ernst, seine bisherige Laufbahn als eine verkehrte bezeichnet und auf eine andere hingewiesen, für die sie ihm ihre Hülfe und Unterstützung zusagte.

„Sie dürfen,“ sagte sie ihm an diesem Abende, „nicht mehr in den Krieg zurückkehren; Sie müssen in unserer Nähe bleiben, wo sich ein angemessener und für Sie weit mehr passender Wirkungskreis eröffnen wird. Ich habe Ihre Namen auf Petermich geschrieben und dieser ist gern bereit, Ihnen eine Stelle in seiner Kanzlei zu geben.“

„Ew. Durchlaucht vergessen, daß ich in preussischen Diensten als Soldat stehe. Wenn ich nicht zurückkehre, wird man mich als Deserteur behandeln.“

„Oh werde für Ihre ehrenvolle Entlassung Sorge tragen. Humboldt ist Ihr Freund; Sie können noch heute an ihn schreiben und um Ihren Abschied einwirken, den man Ihnen nicht verweigern wird.“

„Sie wissen, daß ich einen heiligen Schwur geleistet habe, mein Blut und Leben dem Vaterlande zu weihen.“

„Das sind überspannte Schwärmerereien. Sie sind ein geborener Sachse, so wie ich eine geborene Russin bin, die in Preußen ihre Güter hat und in Lestricher wohnt. Wo ist denn dieses so oft genannte Vaterland des Deutschen? Ich denke, nur da, wo er seine Wirksamkeit und sein Talent am besten entfalten kann.“

„Es gibt aber noch ein deutsches Volk.“

„O ja!“ spottete die Herzogin. „Eine Nation, von den verschiedenen Interessen und feilheitlichen Bestrebungen zerissen. Ich kenne Bairenberger, Baiern, Hessen und Rheinländer, die es mit Napoleon halten, Sachsen, welche mit eiserhartigen Augen auf Preußen sehen und es aufwenden. Das heilige römisch-deutsche Reich ist eine Chimäre, das Phantasiegebilde einiger jugendlichen Phantasten. In der Wirklichkeit existirt es nirgend.“

„Es wird aus diesem Kampfe wie der Phönix aus seiner Asche auferstehen.“

„Ich will Ihnen diesen Glauben nicht nehmen, wenn ich ihn auch nicht theilen kann. Aber selbst vorausgesetzt, daß Sie Recht behalten, wer hindert Sie, dieser Idee in anderer Weise zu dienen, als mit den Waffen in der Hand? Oeber ungetriebene Neugier nach Ihre Stelle auf dem Schlachtfelde ausfüllen, Geistes, wie der Ihrige, haben einen höheren Beruf, als mit der Faust dazwischen zu schlagen. Ich will Ihnen eine würdigerer Laufbahn eröffnen, wo Sie all Ihre schönen Gaben entfalten können. Nicht die Hand, sondern der Kopf regiert die Welt. Ich werde Sie in die Geheimnisse der Staatskunst einweihen und Ihnen die Augen öffnen. Sie sollen das innere Getriebe, die verborgenen Fäden und Kräfte der Welt kennen lernen. Dazu scheinen Sie mir geboren, nicht zu dem Handwerk der Waffen, wozu nach meiner Ansicht der Dichter am wenigsten greifen sollte.“

„Und glauben Sie, daß der Dichter einen guten Diplomaten abgeben würde?“

„Warum nicht? Sie sehen wohl die Diplomatie mit den Augen und dem Vorturtheile der Menge an. Lernen Sie erst die geheimnißvolle Kunst genauer kennen, beschäftigen Sie sich ernstlich mit ihr und Sie werden mehr Besize daran finden, als Sie glauben. Ist es denn kein hoher Beruf, das Geschick der Völker zu lenken, greife und unerwartete Ereignisse mit Besacht und senger Einsicht herbeizuführen, hoch über dem Trost zu stehen und von dieser Höhe herab die streitenden Kräfte mit scharfen Augen zu beobachten? Da gilt es, mit Feinheit den gerissenen Knoten zu entwirren, den das gewaltsame Schwert des Kriegers nur zu durchhauen vermag, jeden Vertheil wahrzunehmen, die Schwächen des Gegners zu erkennen und zu beseitigen, mit den feinsten Mitteln oft die größten Erfolge herbeizuführen, durch Ueberzeugung zu siegen, durch den Geist zu triumphieren. Vor dem gewandten Dopyeus und seinem Verstande muß der tapere Kahl verschwinden, der zwar zu kämpfen, aber nicht zu siegen wußte. Troja ward nicht erobert worden und stürzte heute noch, wenn das höhere Pferd des Ulysses nicht gefesselt wäre.“

„Ich fürchte, daß Ew. Durchlaucht eine zu günstige Meinung von meinem Talente haben,“ entgegnete Theodor, mehr geblendet von dem Geiste der Herzogin, als überzeugt.

„Gerade weil Sie ein Dichter sind, eignen Sie sich für diese Laufbahn. Die Zeit ist vorbei, wo bloß trockene Geschäftsmänner und ergaute Metcmenchen im alten Schichten die Welt regieren können, die aus ihren Fugen zu wackeln drohen. Wir bedürfen jetzt der jugendlichen Kraft, selbst des Enthusiasmus, um das schwankende Gebäude zu stützen und das Gesakene wieder aufzurichten. Die alten Formen sind zerbrochen und eine neue Ordnung der Dinge bereitet sich vor. So sehr ich in Napoleon auch nur den tyrannischen Emporkömmling verabscheue, so lamm ich Weiden meine Bewunderung nicht verlagern. Sie haben Großes gethan und das alternde Europa aus dem Todesstöße gerettet. Die Völker sind ermodet und in den Aeren des Staatslebens kreist ein neues, frisches Blut. Es ist mit uns eine Art von Verjüngungsproceß vorgegangen. Für solche Zeiten der allgemeinen Wädrung taugen die alten Schläuche nichts mehr, wir müssen uns nach jüngeren Kräften umsehen, nach Elementen, die, dem Geiste der Zeit vermaut, ihn auch besser kennen und begreifen, als die verkommenen Perfidica der alten Diplomatie. Das hat Petermich erkannt und darum einige hervorragende Schriftsteller, wie Adam Wäler und den ge-

mialen Genuß, in seine Nähe berufen. Er bietet auch Ihnen eine ähnliche Stellung, doch Sie müssen sich bald entscheiden. In drei Tagen reife ich ab, bis dahin lassen Sie mich Ihren Entschluß wissen."

"Die Wahl wird mir um so schwerer, da ich gern dem Vertrauen Ew. Durchlaucht und dem Wohlwollen des berühmten Staatsmannes entsprechen möchte."

"Ich will jetzt nicht länger in Sie dringen. Ueberlegen Sie reiflich meinen Vorschlag; nur das Eine kann ich Ihnen noch sagen, daß Sie der Sache, die Sie mit so vielem Eifer verfolgen, durch Ihre Wahl nicht unterbrechen werden. Der Vicarität Oesterreichs zu den Verbindungen steht in naher Aussicht. Meine Adresse hängt mit diesem wichtigen Ereignisse eng zusammen. Ich begehre mich auf mein Schloß Ratiborzig, wo sich der Kaiser Alexander, Humboldt, Metzelrode, Hardenberg und Metternich zu einer geheimen Zusammenkunft einfinden wollen, um über die zu treffenden Maßregeln zu berathen. Ich glaube, mich für den Erfolg verbürgen zu können, da ich die Besinnungen des österreichischen Cabinetes kenne. Eine solche Gelegenheit, dem Götzen der Erde nachzutreten und die bedeutendsten Ereignisse unmittelbar zu beobachten, wird Ihnen nicht zum zweiten Male geboten werden. Sie können mich begleiten und ich werde Sie selbst Ihrem zukünftigen Verufe unter den glücklichsten Verzeichnissen entgegenführen."

Mit Ihrem bezaubernden Lächeln machte sich die Herzogin vom Dichter zu der übrigen Gesellschaft und ließ ihn in Gedanken verlaufen zurück. Wohl lodte ihn ihr Kerkerdien und die glänzende Aussicht, die sich vor ihm erschloß. Er schwante, von den verschiedensten Empfindungen hin- und hergezogen, indem bald sein jugendlicher Ehrgeiz, bald seine patriotische Liebe zu dem Vaterlande die Oberhand gewann. Unentschlossen, wohin er sich wenden sollte, nahm er geräuschlos Abschied von dem unerfahrenen Kretze der Herzogin von Anstalt. So geheim er auch seinen Müßiggang antwortete, so wurde er doch von den scharfen, strahlenden Augen der hohen Gönnerin bemerkt.

"Ich rechne," flüsterte sie im Vorbeistreifen mit einem viel verheißenden Blicke, "auf Ihre Begleitung nach Ratiborzig."

Theodor vereignete sich, ohne ihr zu antworten, und stürzte aus dem Salon, dessen schnelle Atmosphäre ihn zu erdrücken drohte. Er besand sich in einer eigenthümlichen Aufregung, in die ihn die Unterhaltung mit der Herzogin versetzt hatte. Eine neue, ihm vollkommen unbekante Welt hatte sich in verführerischer Hülle vor ihm aufgethan, Schönheit und Ruhm winkten ihm verlockend und füllten seine leicht entzündliche Phantasie mit ihren blendenden Bildern. Er hatte früher nie die Diplomatie und ihre Stellung von dem Standpunkte seiner hohen Freundin angesehen; ihre Ansichten waren so überraschend, ihre Auffassung so originell, daß seine bisherigen Vorurtheile dadurch erschüttert wurden; sie hatte den richtigen Ton angeschlagen, um ihn zu gewinnen, indem sie seine Einbildungskraft in Anspruch nahm, seine Reizorgane reizte und den Ehrgeiz, der ihm nicht schielte, stachelte. Er konnte die ihm gebotenen Vortheile nicht so leicht von der Hand weisen, obgleich eine innere Stimme in seinem Herzen mächtig dagegen sprach und die Erinnerung an seine Waffengefährten ihn wiederum in seinen Entschlüssen irre machte.

Was hätte er jetzt darum gegeben, seinen Vater oder einen Freund, wie Frieden, in der Höhe zu haben, um sich Rath bei ihnen zu erholen, da er sich selber nicht die nöthige Einsicht zu traut!

Von solchen Zweifeln geräuselt, langte er in seiner Wohnung an, wo ihn seine freundliche Wirthin erwartete. Sie häntigte ihm zwei Briefe und ein kleines Pate ein, die so eben mit der Post für ihn angelangt waren. An der Ausschrift erkannte er die Hand seines Vaters und Tom's Schrift. Schnell ergriff er den Brief der Eltern, von denen er schon längere Zeit ohne Nachricht gelieben war. Das Schreiben war zu seinem Erstaunen aus dem nahen Teplitz abstammt, wohin, wie er erst jetzt erfuhr, sein Vater von den Nachrichten der Franzosen geschickt war. Man hatte diesem den Eintritt des Colomes in das preussische Heer und besonders den Anmarsch an das Västische Freicorps zum Verbrechen gemacht, so daß er um seiner Sicherheit willen sich genöthigt sah, das ihm sich gewordene Dresden heimlich zu verlassen und sein enträgliches Amt aufzugeben. Aus jeder Zeile des Wiedererwähnten sprach sein patriotischer Sinn, sein Eifer für die deutsche Sache, seine Opferfähigkeit und sein Gottvertrauen. Nicht sein Schicksal ging

ihm zu Herzen, sondern nur die Noth des Vaterlandes und die Sorge um dessen Befreiung von dem Joch der Unterdrücker. Seine Lage, sein Verstummen seiner Verluste enthielt der Brief; frei von jedem Egoismus freute er sich vielmehr, jetzt angefaßt und ungehindert seiner Ueberzeugung leben zu dürfen, nachdem er aus dem ihm unter solchen Verhältnissen zur Last gewordenen sächsischen Staatsdienste geschieden war. Er schloß mit der ersten Nahrung an den Genuß, bis an's Ende auszubarren und für die Erhebung des Vaterlandes mit aller ihm zu Gebote stehenden Kraft zu wirken. — Die kausale Mutter hatte eine Einladung beigefügt, worin sie den Wunsch ausdrückte, ihren Theodor in Teplitz zu sehen und um armen zu dürfen.

Tom's Brief war, wie sie selber, gut und lieb; in jedem Worte spiegelte sich ihr kindlich frommer Sinn und ihre innige Theilnahme. Aber noch mehr, als durch ihr Schreiben, warnte Theodor von dem Inhalte des Pates entzückt, das ihr wohlgetroffenes Bild enthielt. Er stellte es vor sich hin und warde nicht müde, diese sanften, unschuldsigen Züge anzusehen, um die der wehmüthvolle, milde Schmerz der Trennung von dem Geliebten zu schweben schien. Er konnte sich nicht enthalten, das meisterschaf gelungene Portrait zu küssen, es anzureden und all' seine Gedanken ihm anvertrauen, als wenn Tom selbst zugegen gewesen wäre.

All' sein Schwanken war nun beseitigt; sein Entschluß stand jetzt fest.

An andern Morgen schrieb er an die Herzogin und lehnte in heftiger Form ihr wohlgekanntes Kerkerdien ab. Zugleich nahm er in seinem Briefe von ihr Abschied, da er sich nicht den Muth zu traut, ihrer Ueberredungskraft zu widerstehen. Seine mütterliche Freundin, Euse von der Reite, suchte er dagegen auf, um ihr für die ihm erzeigte Pflege zu danken.

Nach an demselben Tage reiste er nach Teplitz, wo er seine Eltern fand. Dort trübte er an dem Herzen seiner Mutter, die ihn, vor Freude weinend, in ihre Arme schloß, während der Vater mit Stolz auf den Genuß blühte, der alle seine Hoffnungen nicht nur erfüllt, sondern noch übertroffen hatte.

## VII.

Unterdeß hatten die Feindesrings eine immer drohendere Gestalt angenommen; die Aussichten auf einen nahen Frieden waren durch die Prager Konferenz nicht vermindert worden, indem die angeknüpften Unterhandlungen vollkommen scheiterten, wie sich dies leicht voraussehen ließ.

Metternich war nach Dresden gereist und hatte daselbst seine berühmte Unterredung mit Napoleon gehabt. Der Kaiser empfing den österreichischen Staatsmann in seinem Arbeitskabinete; er bewohnte den Marcellinischen Palaß auf der Brühl'schen Terrasse in Dresden. Seine Stimmung war im höchsten Grade eine gereizte und er nahm keinen Anstand, sich derselbe offen und ohne Schonung zu zeigen. Von seinen Espionen unterrichtet, war ihm die Zusammenkunft auf dem Schlosse Ratiborzig, wo die Herzogin von Sagan als Wirthin ihrer hohen Gäste Alles durch ihre Anmuth bezauberte, nicht verborgen geblieben. Napoleon trat Metternich mit geranzelter Stirn und düstherer Laune entgegen. Es gehörte mehr als ein gewöhnlicher Muth dazu, den durchbohrenden Blick seiner blühenden Augen zu ertragen, vor dem seine mühsamsten Marschälle zitterten.

"Sie sind nun hier, Metternich," so empfing ihn der Kaiser, "sein Sie willkommen! Wenn Sie aber den Frieden wollen, warum kommen Sie so spät? Wir haben schon einen Monat verloren und Ihre Vermittelung wird schon allein dadurch feindselig, daß sie mit Nichts unthätig scheint. Sie lassen mich neuerdings die größten Anstrengungen machen und rechnen ohne Zweifel nicht auf so schnelle Ereignisse. Der Sieg hat diese kleinen Anstrengungen gefordert. Ich gewinne neue Schlachten. Meine Freunde stehen auf dem Punkte, von ihren Täuschungen zurückzukommen; auf einmal schillern Sie zwischen uns hinein. Zu mir sprechen Sie von Waffenstillstand, zu jenen von Allianz, und Alles geht in Verwirrung über. Ohne Ihre unglückliche Dazwischenkunft würde jetzt der Friede zwischen mir und den Verbündeten geschlossen sein. Oben Sie nur zu, mit der Herrlichkeit die Rolle des Vermittlers abzunehmen hat, steht es nicht mehr auf meiner Seite."

"Die einzige Absicht," entgegnete Metternich würdevoll, "welche Seine Majestät der Kaiser, mein allergnädigster Herr, zu erreichen

trieb, ist: den Cabineten Europa's jenen Geist der Mäßigung und Achtung vor den Rechten und dem Besten der unabhängigen Staaten einzufößen, von dem er selbst befezt ist. Oesterreich wünscht eine Ernung der Dinge, die vermöge einer weisen Verteilung der Macht die Bürgschaft des Friedens unter die Ägide einer Verbindung unabhängiger Staaten setz."

"Sprechen Sie deutlicher," unterbrach ihn Napoleon, "und lenken wir zum Ziele; aber vergessen Sie nicht, daß ich Soldat bin, der lieber den Dandel abdrückt, als sich unter das Joch beugt. Ich habe Ihnen das Offizier angeboten, damit Sie neutral bleiben; genügt Ihnen das? Meine Arme reicht vollkommen hin, die Russen und Preußen zur Kasse zu zwingen, was ich von Ihnen verlange, ist Ihre Neutralität."

Der Kaiser, welcher eine zustimmende Antwort erwartete, richtete seine Blicke fragend auf Metternich; dieser aber schwieg. Da regte sich in Napoleon die vulcanische Natur des gebornen Corsen, seine feinen Nerven zuckten von der inneren Bewegung, seine marmorartigen Züge verriethen sich und seine Augen schossen ihre Flitze auf den ruhigen Diplomaten. Mit hastigen Schritten, die Hände, in denen er den bekannten dreieckigen Hut hielt, auf dem Rücken, stürmte er durch das Cabinet in das benachbarte Zimmer, wo die Karten und Pläne aufbewahrt wurden. Metternich blieb an seiner Seite und suchte den Aufgebrachten zu befähigen, indem er ihn von der Nothwendigkeit überzeugen wollte, von französischer Seite für den Frieden der Welt die geforderten Opfer zu bringen.

"Wie?" schrie Napoleon mit erhobener Stimme, "nicht bloß Aßizien? auch die Küstehör des Papstes nach Rom! und Polen und das Aufgeben von Spanien! und Holland, den Rheinbund und die Schweiz! Das nennt Ihr also den Geist der Mäßigung, der Euch befezt? Mit einem Heerzuge verneint Ihr, die Wälle von Tarragona, Kalkin, Glogau, Magerburg, Wesel, Mainz, Antwerpen, Alessandria, Mantua, der stärksten Festungen in Europa, fallen zu machen, deren Schlüssel ich mit durch wiederholte Siege erobert habe? Und ich, gehorham Cuerr Befehl, soll Europa, das ich noch zur Hälfte befezt halte, räumen, meine Legionen mit gesentem Gewehr hinter den Rhein, die Alpen, die Pyrenäen zurückführen, einen Vertrag unterschreiben, der nur eine riefenhafte Capitulation wäre, und mich wegen einer unsicheren Zukunft auf den Edelmut derjenigen verlassen, deren Sieger ich heute bin? Zu einer Zeit, mo meine Fahnen noch an den Wänden der Weisheit, an den Ufern der Donau wehen, mo meine Arme triumphirend an den Thoren von Berlin und Breslau steht, wo ich selbst an der Spitze von dreimalhunderttausend Mann mich hier befinde, schmeichelt sich Oesterreich, mich zu veranlassen, solche Bedingungen zu unterzeichnen? Habe den Regen zu ziehen — eine solche Zumuthung ist Beschimpfung. Hat Sie mein Schwiegervater herber geschickt? In welche Stellung will er mich gegenüber dem französischen Volke bringen?"

Wüthend, wie von einem neuen Gedanken ergriffen, wandte er sich mit kaltem Hohn an den österreichischen Staatsmann mit der verlegenden Frage:

"G, Metternich, wie viel hat England Ihnen geboten, um gegen mich eine solche Welle zu spielen?"

Den schwer Verletzten verließ eine gewohnte Ruhe und Hofung nicht, nur eine schnell vorübergehende Blässe verrieth den Schmerz über die ihm wiederholte Kränkung, die er nicht verdient zu haben glaubte. Im Eifer des Gesprächs hatte Napoleon, ob aus Furcht oder mit Absicht, mag unentschieden bleiben, den seinen welthistorischen Hut auf den Boden fallen lassen. Dabei bemerkten diesen Zwischenfall und der Kaiser schien zu erwarten, daß der Diplomat sich beugen würde, diese Kopfbedeckung aufzuheben und ihn zu überdecken. Vielleicht wollte er an diese unbedeutende Dienstleistung seinen Dank anschließen und den Uebergang zu einer beschönigenden und zu einer milderen Sprache finden. Es war ein entscheidender Moment und das Schicksal der Welt ruhte jetzt auf diesem kleinen Hute, der so ruhig am Boden lag.

Einstimmig und voll Erwartung ging der Kaiser auf der entgegengelegten Seite, während er Metternich geschickt in die Nähe des Hutes zu bringen wußte. Dieser schritt aber, indem er that, als ob er ihn nicht bemerkte, mit noch größerer Geschwindigkeit darüber hin. Der Abscheude Oesterreich's blühte sich nicht.

Beringt biß Napoleon mit mischenden Zähnen sich auf die kleinen Lippen; dann machte er eine verabschiedende Bewegung, welche Metternich beachtete, um sich zurückzuziehen.

Der Krieg war somit erklärt, Oesterreich's Beitritt zu der Sache der Verbündeten gesichert.

Am zehnten August ver kündigte die Glocke des Rathhauses zu Prag und der Hauptparochie im Thein langsam die mitternächtlige Stunde, denen die Glocken des alten, herrlichen Dem's zu St. Bei auf dem Grabstein mit zwölf feierlichen Schlägen antworteten; es war das letzte Stillschweigen, welches den Friedeuhoffnungen jetzt hier gefolget hatte. — Zu derselben Zeit in später Nacht erließen die Bevollmächtigten von Preußen und Rußland ihre Abschieds-Noten, welche am andern Morgen Metternich mit einem Schreiber an die französischen Gesandten, den Herzog von Richieu und den Minister Karbonne, abgeben ließ.

Es war der Abschiedsbrief Oesterreichs an Napoleon, welchem die Kriegserklärung auf dem Fuße folgte, deren Verfasser der bekannte Schriftsteller Genz, ein geborener Preuße, war.

Theodor jubelte, als er die Nachricht in Truph erhielt; er riß sich aus den Armen seiner Eltern und der einzigen Schwester, die er überaus jählich liebte.

"Geh' mit Gott," sagte der wüthige Vater beim Abschiede. "Thue Deine Pflicht, schone nicht Dein Leben, wo es gilt, aber setze Dich auch nicht unnöthig der Gefahr aus. Der Himmel segne Dich und Dein Ihu."

Schwermüder war die Trennung von der jählichen Mutter, die ihren eben erst dem Tode entronnenen Sohn wieder in den Kampf ziehen ließ; sie vermochte nicht, die Thränen zu unterdrücken; immer von Reum umarmte sie den Sohn und hielt ihn fest, als könnte sie nicht von ihm lassen. Auch seine Schwester Emma warf sich schluchzend an seine Brust.

"Wenn Du stirbst, so werde ich Dich nicht lange überleben," sagte sie, von plötzlichen Todesahnungen erfaßt.

"Du bist eine teure Thörin," schalt der Bruder, seine eigene Nahrung gewaltsam unterdrückend. "Der Krieg kann nicht lange dauern und ich werde mit Gottes Hülfe als Sieger zu Euch zurückkehren und meine Emma wohl dann als die Frau eines wackeren Mannes wiedersehen. Oder ich bringe Dir den Kränkung mit. Mein Freund, der wackeren krieger, der Dich nur aus Deinen Briefen an mich kennt, liest Dich schon, ob Du nicht gesehen zu haben. Zell ich ihn von Dir grüßen?"

"Grüße ihn; als Dein Freund ist auch er mir durch Deine Schilierung werth geworden," entgegnete die Jungfrau mit sanftem Erörthen.

"O, wenn Du ihn erst kennen lernen wüßst, er wird Dir schon gefallen. Er ist der schönste Mann, den ich gesehen habe, schön, wie ein Apoll, und tapfer, wie Achill. Ihr Beide sollt und müßt ein Paar werden."

So scherzte Theodor in der Abschiedsstunde, den eigenen Schmerz verbergend und die Seinigen aufmunternd. Doch es bedurfte dessen kaum, denn seine Familie besaß den besten Schutz in ihrem tiefen religiösen Gefühl und in ihrer Liebe zu dem Vaterlande, dem sie mit freudigem Hergen jedes Opfer und selbst das höchste brachten. In jenen denkwürdigen Tagen waren die Gemüther Aller von dem gleichen Geiste der Hingebung und des Göttertrauens erfüllt; der patriotische Sinn war in der ganzen Nation erwacht und bewirkte wahrhafte Wunder. Jünglinge wurden zu Helden und Mütter sahen mit Stolz auf ihre Söhne, die sich freiwillig in den Kampf stürzten; schwache Frauen dachten und handelten, wie die griechischen Weiber Sparta's und Roms, mit antiken Sinne den Verlust der theuersten Kinder tragend. Alle feindlichen und egoistischen Gedanken schwanden vor der einen großen Idee, welche alle Herzen höher schlagen ließ.

Es war eine große und schöne Zeit der Erhebung, Prüfung und Läuterung.

Noch einmal kniete Theodor vor seine Mutter hin und bat um ihren Segen.

"Gott mit Dir und unserm Vaterlande," flüsterte sie mit bebender Stimme.

Ihre Augen leuchteten in überirdischem Glanze, sie weinte nicht mehr, sondern blühte mit beglückter Zuversicht zu dem Himmel empor, in dessen Schutz sie ihren Vebingung empfahl.

Ergrüthet richtete sich der Sohn empor und drückte noch einen innigen Kuß auf ihre bleichen Lippen, dann reichte er dem Vater und der Schwester seine Hände und stürzte durch die Thür nach dem Wagen, der ihn unten erwartete. Sein nächstes Reiseziel waren Breslau und Berlin, von wo er zu seinem Corps zu stoßen

gedachte. Unterwegs hielt er sich noch einige Tage bei Bekanuten und Freunden in Schlesien auf. Wohin er kam, fand er die wärmste und liebevollste Aufnahme; seine Kriegslieder hatten seinen Namen schnell berühmt gemacht, weit berühmter, als seine Taten; sie lebten im Munde des Volkes. Wo er einem Trupp junger Krieger, welche zu den Fahnen eilten, begegnete, wo er mit Patrioten zusammentraf, wurden sie ihn entgegengeführt. Er selbst hatte seine Abnugung gehabt von ihrer Verbreitung und der Wirkung dieser Schlachtensänge. Es war nicht Eitelkeit, was ihn bei dieser Gelegenheit ergriff, sondern das Bewußtsein, auch seinerseits den Geist der Nation zur That geweckt zu haben.

Das machte ihn so froh, wie er schon lange nicht gewesen. Darum bedauerte er auch nicht, daß er die wohlgemeinten Anerbietungen der Herzogin zurückgewiesen.

Wir bielten Dich schon für verloren. Wir müssen Deine glückliche Wiederkehr feiern.“

„Das wollen wir,“ bekräftigten die Uebrigen.

Schnell wurde der Festsessel herbeigeholt und darunter ein tüchtiges Feuer angezündet. Die Wirthschafterin Gussel von Wastewitz lieferte mehrere Flaschen Wein und Rum, die zu einem trefflichen Purisch gemischt wurden. Bald dampfte das liebliche Getränk in den Gläsern.

„Auf das Wohl des Freundes!“ rief der christliche Friesen, „er lebe hoch!“

„Er lebe hoch!“ wiederholte der fröhliche Chor mit klingenden Gläsern.

„Auf einen frischen Kampf und einen seligen Reitered!“ rief die Krieger an. Alle erhoben sich und tranken ihre Gläser aus.



Auf einer zertröhenen Hängebrücke.

„Och! hat mir,“ sagte er sich selber, „die Feder und das Schwert gegeben, ich will sie Beide nach meinen Kräften gebrauchen. Mögen Andere auf einem andern Boden wirken; ich habe mein Theil vom Himmel erhalten und bin damit zufrieden.“

VIII.

Bei Aufstündigung des Waffenstillstandes stand die Köhrensche Freischaar nebst der russisch-deutschen, so wie der hanseatischen Legion und einigen englischen Hülfstruppen unter General von Wallmeden auf dem rechten Elbufer oberhalb Hamburg. Köner's Anführer wurde im ganzen Lager wie ein glückliches Ereigniß gefeiert.

„Och! mir der Teufel,“ schrie der alte Wittweiser Fischer mit dem langen Barte. „Ulfers Poete ist wieder da. Ich hab' schon geglaubt, daß ihn der Heuler geholt hat. Nun wird man doch wieder ein vernünftiges Vieh hören.“

Die alten Waisengenossen wurrigten ihn und Friesen schloß den Freund mit inniger Herzlichkeit in seine Arme.

„Das ist brav von Dir,“ sagte er, „daß Du gekommen bist.

„Nest aber,“ mahnte Friesen, „mußt Du und erzählen, wie es Dir ergangen und wie Du gerettet worden bist.“

„Gern erfülle Theodor den Wunsch der Freunde, und berichtet seine Abenteuer, worauf auch die Kameraden ihre Erlebnisse zum Vollen gaben. Eine Geschichte knüpfte sich an die andere, ein Abenteuer an das andere. Die Thaten der kleinen Helden-schaar boten einen reichen Stoff, werth, der Vergessenheit entrissen zu werden.“

Als der Major Kögens sein Pferd im Kampfe verloren hatte und in Gefahr stand, gefangen zu werden, bahnten sich seine Getreuen den Weg zu ihm, und hieben ihn wieder aus dem dichtesten Gedränge der Feinde heraus. Der Husar Gebhard stieg von seinem Pferde, und bat den Führer inständigst, sich desselben zu bedienen, indem er statt seiner sich zum Gesangenen machen ließ. Doch das war nicht der einzige Beweis von edler Selbsthauferfernung. Der tapfere Friesen kämpfte wie ein Löwe gegen eine ganze Schaar und schlug sich heldenmüthig durch. Da erblickte er in seiner Nähe einen verwundeten Kameraden; mit Riesenkraft hob er ihn vom Boden auf und trug ihn auf seinen Armen in Sicherheit, während er unablässig verfolgt wurde und sein Leben betroffen war.

„Und Euch habe ich verlassen sollen!“ sagte Theodor ergriffen. „Nein, ich bliebe bei Euch, und wüßten mir alle Ehren und Schätze der Welt geboten!“

Das Jener war dem Erlöschen nahe, der Kessel mit dem Punsch kochte auf die letzte Reize geleitet. Die weißen Cameraden hatten sich müde in ihre Mäntel gehüllt, und überließen sich jetzt dem Schlaf; nur Theodor und Friesen blieben noch wach, und tauschten ihre Gedanken und Gefühle aus.

„Meine Schwester läßt Dich auch grüßen!“ sagte Körner. „Sie schätzt und verehrt Dich. Es ist ein gar liebes Mädchen, das Du kennen lernen wirst.“

„Wenn sie Dir ähnlich ist, so werde ich sie lieben, wie ich Dich liebe.“

„Wenn erst Friede ist, so ziehst Du mit mir. Dann mache ich Hochzeit mit meiner Toni. Du sollst mein Brautführer sein, wir werden in Wien und Treoben herrliche Tage verleben. Meine Eltern wünschen, daß ich soogleich nach beendeten Kriege auf einige Zeit unsere Weinbergwälder in Leßwitz besuche, wo Schiller seinen Don Carlos geschrieben hat. Vielleicht ist mir die Waise dort so günstig, wie sie ihm gewesen.“

Es ergingen sich die Freunde in anmüthigen Ausblicken und Hoffnungen. Die Zukunft lag vor ihnen ausgebreitet, wie ein laubendes Gefilde, und sie vergaßen darüber die Gefahren der Gegenwart und die Nähe des Feindes.

Rings umher herrschte die tiefste Stille, kaum durch das Wiehern eines losgebundenen Pferdes, oder durch den Braus der Wäpfer, oder durch das Geräusch der Ähren unterbrochen. Der Abendwind säuselte durch die Büsche und sang sein Schummerlied, am blauen Himmel stand der sanfte Mond, und die gelbten Sterne schauten wie treue Augen auf die Schläfer nieder.

Endlich wurden auch die Freunde von der Müdigkeit überwältigt, und schloffen ihre Augen, vor denen der Gott der Träume seine reizendsten Erscheinungen vorüberzwehen ließ.

Als der Morgen graute und das Signalhorn tönte, sprangen die Krieger von ihrem einfachen Lager auf. Ein reges Leben, ein frisches Getümmel begann an allen Ecken und Enden. Hier troch ein häßiger Kosak unter dem Wauche seines roten Pferdes hervor, das ihm zum schmerzlichen Tode gebiet, und rief sich den Schlaf aus den funkelnden Augen; dort wüthete ein tyroler Scharschütz den gesalzenen Nachthau von seiner Büchse ab, während ein Engländer sein Thermometer mit der feineren Ration eigenen Ruhe zum Kochen brachte, als ob man mitten im tiefsten Frieden lebte. Adjutanten sprenghen heran, und brachten den Befehl zum Aufbruch, Officiere bemühten sich, ihre Abtheilungen zu sammeln und Ordnung in das Chaos zu bringen, was trotz der militärischen Disziplin bei diesen aus den verschiedensten Nationalitäten und Ständen zusammengesetzten Truppen keine leichte Aufgabe war.

Der französische General Davaux, welcher den dänischen Hüfttruppen befehlen verstand, mochten war, bedrohte von Hamburg aus das nördliche Deutschland. Wallmeben, der ihm gegenüber stand, hatte den Befehl erhalten, nur mit Zurücklassung einer Dringende und der leichten Truppen unter Lettenborn, mit dem übrigen Theile seines Armeekorps aufzumarsch nach Brandenburg anzutreten. Es kam jetzt Alles darauf an, den Franzosen den Abzug Wallmebens und die Städte und Ähler der ihnen noch gegenüberstehenden Truppen zu verbergen. Tagn eigenlich sich vorzugeweihe die Kosaken und das Wäpferische Jägercorps, dessen Aufgabe es war, bald hier, bald da unerwartet hervorzuwachen, den Feind bei Tag und Nacht zu beunruhigen, seine Verbindungen zu unterbrechen, seine Zufuhren und Convoie aufzulösen.

Mit diesem Morgen hatte der Major Wäpfer einen Entschluß mit zweihundert Reitern angeordnet, dem sich eine kleine Abtheilung tyroler Schützen und Jäger angeschlossen. Mit frühlichem Gesange brach die kriegerische Schaar auf, in Erwartung, sich mit dem Feinde zu messen. Theodor und sein Freund Friesen waren bei der Partie und ritten neben einander, in ihrer Nähe der alte Rittmeister Nisbet, der aus seiner kurzen Thempelische Dampf, stets bereit, dieselbe mit dem Säbel zu vertauschen. — Es war ein herrlicher Morgen; der Thau funkelte im Grase, und die Wäpfer der Reiter glänzten, wenn der Sonne angestrahlt. Die Pferde wieherten vor Lust und die Hörner mischten ihre schmetternden Klänge in das Lied der Säger. Von der Ferne des Kampfes begeistert, dachte Theodor einem neuen Gebiete nach. Wie die Schwerter klangen, welche der müthige Len das Echo in seiner Brust.

„Ich wette,“ sagte Friesen, der den Freund schon kannte, „Du denkst an ein neues Lied.“

„Das Ding,“ entgegnete Körner, „ist noch nicht fertig, aber im Kesselp hat ich's schon zurecht gelegt; auch etwas Melodie dazu summt mir im Kopf herum; sobald wir abhauen und zur Ruhe kommen, will ich es aufschreiben und Dir zeigen.“

In der Nähe eines Gehölzes unweit Rosenhagen, rechts der Straße von Gabelbusch nach Schmerin, ließ Wäpfer seine Leute abhauen. Der Tag verging, ohne daß der Feind sich zeigte. Der Führer traf die nöthigen Anordnungen, und stellte an verschiedenen Stellen Wäpferposten aus. Friesen erhielt den Auftrag, eine kleine Abtheilung zu befehlen, weshalb die Freunde von einander Abschied nehmen mußten. Von einer wunderbaren Ahnung ergriffen, zeigte der sonst so ruhige Friesen eine an ihm früher nie bemerkte Wachsamkeit. Er drückte Theodor wiederholt an seine Brust, und schloß ihn fast krampfhaft fest in seine Arme, als ob dies seine letzte Umarmung sein sollte.

„Was schilt Dir?“ fragte dieser, über die ungewohnte Aufregung des Freundes erstaunt.

„Ich weiß es selber nicht,“ entgegnete jener, „aber unwillkürlich kommt mir der Gedanke, als sollten wir auch nicht wiedersehen, als müßte Einer von uns Verleiden sterben.“

„Sei kein Thor! Was fällt Dir ein? Seit sie mich bei Ripen gezeignet haben, wo ich wirklich vermeinte, daß es aus mit mir sei, kommt mir nichts mehr an; seitdem bin ich stich- und kugelsicher. Also nichts mehr davon; hab' guten Muth und laß uns auf dergleichen furchtsame Einbildungen nicht anheben. Leb wohl!“

So schieden sie; Körner blieb allein zurück, und begab sich in das Hauptquartier, welches sich in einer nahe gelegenen Wäpfer befand. Nachdem ihm Wäpfer, dessen Adjutant er war, noch einige Befehle für den nächsten Tag erteilt, zog er sich auf sein Lager zurück, wo er sich mit dem Gedachte beschäftigte, das er in seine Priestsasse niederzulesen.

Es war das bekannte Schwerdtlich, welches er wenige Stunden vor seinem Tode دیده.

Als der Morgen graute, hatte er es beobachtet, und ließ sich er vor sich hin, während er sein eigenes Schwerdt anschaut:

„Du Schwerdt an meiner Hüfte,  
Was soll dein heitres Lächeln?  
Schau mich so freundlich an,  
Dab' meine Fremde blühen!  
Gutrah!“

Er zog die blühende Klinge blaud, und stieg sie wieder in die Scheide, daß sie laut erklang und mit ihrem fröhlichen Klirren zu antworten schien:

„Nicht trägt ein wäpferer Reiter,  
Draum bin ich auch so heiter,  
Bin ich kein Mannes Weib;  
Das freut dein Schwerdt sehr.  
Gutrah!“

In seinem poetischen Ergüsse wurde er durch die Meldung des Wäpferpostens unterbrochen, der die Ankunft eines feindlichen Wagenzuges unter dem Schutze einer starken Infanterieabtheilung anzeigte. „Aufpassen!“ befehl Major Wäpfer.

Die Kosaken erhielten den Auftrag, durch einen hürrischen Angriff den Transport aufzuhalten, während das Wäpferische Corps der Bedeckung den Wäpfer abzuhalten sollte. Mit eingeleiteten Kanzen brachen die Steppereiter auf ihren kleinen Pferden unter lautem Durcharf hervor, und warfen sich mit wildem Ungeschäm in die Gräben. Die Bauern, welche die Wagen führten, hielten bei dem Anblick der gefürchteten Kosaken aus Verbestärken an ihre Pferde, um so schnell als möglich aus dem Bereiche des Gefechtes zu kommen. Die zum Schwag des Transportes beigegebenen Infanteristen des Feindes zielten sich meist an den Wagen und Pferden an, um das nahe liegende Geheiß zu erreichen. Andere warfen sich in die Gräben zur Seite der Straße und feuerten auf die Wäpferischen Krieger. Diese setzten zunächst den Wagen nach, die bald eingeholt und genommen wurden; weit entfernt war jedoch der Wäpferland der französischen Tirailleurs, die, in Wäpfer und Gräben verdeckt, gegen die Reiter ein wirksames Feuer eröffneten und ihnen bedeutenden Schaden zufügten. Dabei gebrauchte der Feind noch die List, daß er scheinbar Paraden anstalt, wenn die Wäpfer heranritten, um dem Gefangenen das Gesehe abzunehmen, es in unmittelbarer Nähe abzufeuern. — Darüber ergümmte der Rittmeister

Fischer, dem es ähulich erging. Ein windiger Franzose, dem er schon Parolen gegeben, sprach, ehe der Alte ihn daran hindern konnte, wieder jurad, ergriß sein hingeworfenes Gewehr, womit er einen wohlgeleiteten Schuß abfeuerte, der glücklicher Weise nur den Gasa durchbohrte. Durch den Graben geseht, suchte ihm der Franzose eiligst zu entkommen, aber der grimme Fischer verstand keinen Scherz; er blieb ihm zur Seite, und rief mit seiner gewaltigen Stentorstimme einigen am Waldrande im Aufschlage liegenden Jägern zu:

„Nicht schießen! Troter, haltet mir den Mund!“

Zwei handfeste Tyroler sprangen auf, und jagten dem flüchtigen Franzosen nach, den sie bald ergriffen und fest nahmen; gelassen und langsam, als handelte es sich um die gleichgültigste Sache von der Welt, ritt der Alte heran, nur sein graues hängendes Auge verhängte die innere Wuth. Mit einem einzigen Niede spaltete er dem merkwürdigen Feinde den Kopf in zwei Hälften, worauf er eben so ruhig, als wäre nichts geschehen, den blutigen Säbel abwischte, und einen gewaltigen Zug aus seiner gefüllten Kerbfasche that.

In diesem Augenblicke strengte Körner herbei; er war Zeuge der eben vollstreckten Exequien und wie der Rittmeister voll der höchsten Entrüstung über die Hinterlist der feindlichen Soldaten.

„Die Salunken!“ rief er empört. „Wer ein braver Kamerad ist, folge mir!“

Das ließen sich die Kämpfer nicht zum zweiten Male sagen, obgleich der alte Fischer vergeßlich atmahnte und, als die Freiwilligen nicht hören wollten, hinterdrein fluchte und wettelte, wie es einmal seine Art war. Mehrmals ließ der Rittmeister Appell blasen, um die Hülfskräfte von dem gefährlichen Unternehmern abzubringen, aber ihre Erbitterung führte sie nur immer weiter. Wie die Winterräucher säumten sie einher, Allen voran aber Theodor auf seinem Schimmel, gleich einem jungen Schlagschoten. Leise sang er das am Morgen erst vollendete Gedicht:

„Ach! laßt ihr ledern Reiter,  
Wohlan, ihr deutschen Reiter!  
Wird euch das Herz nicht warm,  
Nehmt's Ruchens in den Arm.  
Hurrah!“

„Hurrah!“ jauchzten die ledern Reiter, und dahin brauste die wilde verwegene Jagd am Saume des Waldes. Die Schwerter glänzten im Sonnenlicht und lüchelten die wilde Melodie zu dem letzten Verse des Dichters, zu seinem Schwänzenjange.

Es wurden mehrere Befehle gemacht, allein die Reiter waren in dem Gehölze zu sehr im Nachtheile gegen die feindlichen Trappen, welche im Gebüsch und hinter den Baumstämmen versteckt lagen, und aus sicheren Verstecke schossen. Ihre Augen waren vorzugsweise auf den süßen Reiter gerichtet, der auf leuchtendem Schimmel den Andern vorausritt, um den Feind aus seiner Stellung zu vertreiben.

„Hurrah!“ rief er noch einmal, seinem schäumenden Pferde die Sporen einsetzend.

Da fiel aus dem Dichtst ein Schuß. Die Kugel pfliff, die Kugel traf in das Herz, das so glühend für die Freiheit geschlagen. Körner sank zu Tode verwundet von seinem Ross, und sein Blut färbte roth die grüne Haide von Rosenhagen.

Die Fremde, welche ihn fallen sahen, eilten sogleich herbei, und während der Oberjäger Heßrich den Verwundeten aufzurichten sich bemühte, rächten die Andern seinen Tod, so daß keiner der Feinde entkam. Noch einmal schlug Theodor die blüthenen blauen Augen auf.

„Es wird wohl nichts zu bedeuten haben,“ suchte er die Kameraden noch im Sterben zu beruhigen. Bald darauf hauchte er mit einem letzten „Viel wohl!“ die Selbensele aus. Er starb den schönen seligen Reiterdod, den er sich oft gewünscht.

IX.

Der Kampf war vorüber, die Leichen der Gefallenen wurden von den Kameraden aufgehoben, um sie feierlich zu beerdigen.

Ein Schmerzgeschrei ging durch die ganze Schaar bei der Nachricht, daß auch Körner gefallen, der der Liebling Aller war.

Der alte Rittmeister suchte seinen Schmerz in lauten Flüchen zu verbergen.

„Ich wollte,“ rief er grimmig aus, „daß Euch freiwilligen alle der Teufel hole. Lieber die seigeln Hundstötter commandiren, als solche Bramarbasen, die nicht darauf hören, wenn ich Appell blasen lasse!“ Dabei aber rannen ihm die Thränen über den schwarzen Bart und ein schwerer Seufzer entrang sich seiner Brust.

Körners Leichnam wurde in ein der Landstraße zunächst gelegenes Bauernhaus gebracht, in dem Derse Wöbbeckin. Die Ärzte untersuchten die Wunde, und gaben wenigstens den leidigen Trost, daß die Kugel ihn auf der Stelle getödtet haben müsse, da sie außer der Herzgrube nie in das Rückenmark gedrungen sei. Friesen eilte sogleich mit einigen Freunden und Kandelentzen herbei, um eine Grabstätte auszumählen, und für eine angemessene Leichenseier Sorge zu tragen.

Sein Schmerz war namenlos. Weinend sank er neben dem todtten Waffenbruder nieder.

„Ich solg Dir!“ rief er, überzeugt von seinem nahen Ende. „Toben werden wir uns wiedersehen.“

Er hatte nur zu wahr gesprochen; ein Jahr später vereinigte ihn eine mörderische Kugel auf französischem Boden mit dem Freunde.

Zwei Kameraden von der Compagnie, bei welcher Theodor gestanden, beschafften sich, den Sarg für ihren Lieutenant zu sammeln. In dem Bauernhause waren unterdeß andere Fremde thätig, Kränze von Eichenlaub für den Gefallenen zu binden und ein Paradebett aufzubauen, aus welchem der Sarg gestellt werden sollte.

Noch einmal begab sich Friesen in das Kämmerlein, wo der entseelte Freund auf Stroch gebettet lag. Er kniete an seiner Seite hin und sprach ein kurzes, inniges Gebet bei der Leiche. Die her-eintretenden Kameraden unterbrachen ihn und erinnerten daran, daß man für die unglücklichen Eltern die Brieftasche aufbewahren möge. In ihr fand sich das mit Weißtint sündig geschriebene „Schwert“, sein letztes Vermächtniß. Um den Hals hing das goldene Aemulet, welches ihm Tom beim Aufschneide umgebunden hatte; es war nicht im Stande gewesen, ihn zu beschützen. Das Aemulet und einen kleinen goldenen Ring mit einem thüränenellen Gemme übernahm ein Freund, um Weibes der armen Frau einzuhändigen.

Das Haupt mit einem grünen Eichenkranz geschmückt, wurde Körner in den Sarg gebettet; so lag er da, ruhig mit gesalteten Händen, als ob er schlummerte. Sein edles Gesicht war durch seinen Schmerzgenug, durch seine Verzerrung entstell, die Verkünderung der jenseitigen Seligkeit schien bereit auf seinen schönen Zügen zu ruhen, der Tod hatte seine Nacht verloren, die Unsterblichkeit breitete schüßern ihr Schwingen selbst über je der Leiche.

Mit gedämpfem Trommelschlag wurde er zu der Ruhestätte getragen, welche die Kameraden mit ihren eigenen Händen für ihn gegraben. Daneben waren größere Gruben zur Aufnahme der mit ihm in denselben Gräbthe Gefallenen. Wegen der Nähe des Feindes hatte General Wallmoden eine Ehrenfahne aus Gefchick und Gewehr unterragt; aber nicht stumm und lautlos wurde der junge Held bestattet.

Aus den Reihen der Kameraden trat noch einmal der edle Friesen hervor und entblüete sein Haupt; Alle folgten seinem Beispiele, worauf er mit bebender Stimme das von Theodor gedichtete Gebet sprach:

„Bater, ich rufe Dich!  
Brüllend umweht mich der Dampf der Geschäfte,  
Stäubend umjude mich rastende Wähe,  
Zester der Schicksalen, ich rufe Dich!  
Bater, Du führe mich!“

Kein Auge blieb thüränenleer, jedes Herz war erschüttert, und die Nähe Gottes that sich diesen rauhen Kriegern kund.

„Gott, Du ergb' ich mich!  
Wenn mich die Deuner des Todes begräßen,  
Wenn meine Adera gedehnt stehen;  
Dir, mein Gott, Du ergb' ich mich!  
Bater, ich rufe Dich!“

Leise wiederholten die Kameraden den letzten Vers voll Ergebung in den göttlichen Willen.

Der Sarg war herabgelassen und die Schollen, welche die Hand der Freunde darauf warf, wühlten sich schnell zum Hügel, über den eine alte mächtige Eiche emporsproß. Sein Körper war der Erde zurückgegeben, aber sein Geist schwang sich empor zur himmlischen Heimath. Körner lebte noch bei seinen Kameraden, wie er stets im Monde seiner Nation und einer begeisterten Jugend leben wird. Schon an seinem Grabe wurde es offenbar, denn wie aus einem Munde ertönte mit einem Male:

Der schreibt dort höchst dem Sonnenlicht,  
 Unter winkenden Fingern geteilt?  
 Es judt der Leib auf dem Angesicht,  
 Doch die wadern Oerzen erpöten nicht;  
 Das Vaterland ist ja gretet!  
 Hab denn ihr die schwarzen Oeffnen fragt:  
 Das war Vikom's wilde verwegene Jagd.

Die wilde Jagd und die heulende Jagd  
 Auf den Gersten und Träumen!  
 Dram, die ihr uns nicht, nicht gemeint und gelagt;  
 Das Land ist ja frei, und der Weizen laßt,  
 Wenn wir's auch nur strecken gewannen!  
 Hab den Entsetz zu hören bei's nachgelagt:  
 Das war Vikom's wilde verwegene Jagd.

Die heulenden Freiwildstürme waren geschlagen, Napoleon besiegt, und die Verbündeten glänzend aus dem unterworfenen Paris zurückgekehrt. Die alte Erde bei Babelstein, unter der der Dichter schimmerte, grünte wieder, denn es war zur schönen Sommerzeit.

Neben Theodor's Grabe hatte sich ein zweites erhoben; darin ruhte an seiner Seite die treue Schwester, welche ihm schon nach einem Jahre gefolgt war, und neben ihm zu ruhen wünschte. Ein Rasen deckte die järtlichen Geschwister, an dem gemeinschaftlichen Hügel fuhren zwei Frauen in schwarzer Trauer, neben ihnen ein ältlicher Herr von würdigem Aussehen mit zahlreichen Orden geschmückt.

Es waren Körner's Eltern und seine Braut, welche der Wähne entragt hatte, und in der Familie ihres Verlobten gleich einer Tochter lebte.

Der Jahrestag von Theodor's Tode wurde von ihnen hier still gefeiert; sie flagten nicht, obgleich ihr Schmerz ewig blieb. Nach einem stillen Gebete zog Körner's Vater ein Blatt herans, und las folgende Stelle den bemagten Frauen aus einer Rede vor, welche der Dichter immermann zum Fest der Freiwildigen in Köln gehalten hatte: „Ist der alte Blücher,“ so lauteten die Worte, „der ergebene Wuth, die erfolgrührende Thatkraft, so tritt in einem andern Kreise eine nach außen hin mit solchen Wirkungen nicht vergleichbare, innerlich aber eben so bedeutende Potenz; jenes Kampfes besonders hervor. Die Jugend und Frische des deutschen Gesamtlebens war in seinen jarteligen Nerven von der fremden Ueberzeugung angefaßt worden, deutsche Tugten, Sinnen und Tugten stand in Gefahr, mit der heimischen Sprache den fremden Tugten und dargelegenen, oft aufgehengenen Weisheitsorden weichen zu müssen. Deshalb kämpfte die Blüthe der Jugend aus dem Herjahl, der

Kirche, dem Lehrstuhl, der Gerichtshalle so begeistert mit; diese Jugend fühlte, daß das ganze Werk unserer großen geistigen Ahnen und die Zukunft des Völkens, welche ihr anheim fallen sollte, auf dem Spiele stehe. Der Ahnen dieser Jugend durchdrang erfrischt das Meer; überall hin waren ihre Entwürfe gepflanzt, nirgends aber stand der junge grüne Dain so dicht, als in der Vikow'schen Freischaar. Hier war der Student der Nebenmann des Professors; Kerye, Künstler, Lehrer, Gelehrte, Naturforscher, ausgezeichnete, zum Theil schon hochgeachtete Staatsbeamte aus allen Theilen Deutschlands waren an die Jägercompagnien und Schwadronen, deren Masse aus tüchtigen Antwortgejellen und Vuernehmlichen bestand, vertheilt, welche zum Zeiden, daß alle Narben des deutschen Lebens erst wieder aufzulösen sollten, das farblose Schwarz trugen. — Die Vikow'sche Freischaar war die Poesie des Heeres, und so hat denn auch der Dichter des Kampfes, Theodor Körner, in ihren Reihen gesungen, gestanden und vollendet. Von ihm kann man sagen, was Wallenstein von Nag sagt:

„Sein Leben  
 liegt kalten und leuchtend ausgebreitet.“

„Ein schönes, bewundernswürdiges Leben! Indem er den Kriegstod anjieht, freit er alles Schwache, Radgahrnte seiner kriegerischen Verjuche ab; er ist ein Anderer geworden. Von Feldmacht zu Feldmacht, von Gefecht zu Gefecht auszu ihm Vieder zu, eigne, un-nachgahrnte, un-nachgahrnbare, welche die Nation zu ihren Schätzen stellt, er dichtet sein „Schwertlied“, einen der höchsten Vaute unserer Sprache; da werden schon die Trompeten. Er wirft den Stütz weg, und ergreift die Eisenbraut, welche er eben besungen; in der Fülle dieser Wonne, auf dem Gipfel solchen Glückes tritt ihn der Tod an rasch, ohne daß er sein Ansehen gesehen hat, und die Brüder gehen ihm den letzten Gruß in die erlöschende Brust. Er fehlt im Siegesheimzuge, aber er ruht, wie er gehesit, in freier Erde und lebt, wie er es verdient, im deutschen Volk fort von Gefechst zu Gefechst:

„Denn was bewandit die Lezer einj gelangen,  
 Das hat der Schwert er's erste hat errungen.“

Die Erde über den Gräbern rauschte im Abendwind, und die letzten Strahlen der untergehenden Sonne fielen auf den grünen Hügel wie eine milde Glorie. Gestreift und gekräft erbeben sich die Drei, nur in dem Auge der Mutter schimmerte eine Thräne, die bald wieder verschwand.

„Er lebt,“ flüsterle sie mit bewegter Stimme, und ihre Blicke richteten sich zum Himmel, an dem der Abendstern schon trübend glänzte.

## Auf einer zerbrochenen Hängebrücke.

(Mit Abbildung.)

Nirgend in der Welt gibt es so viele und so prächtige Reife-Abenteuer, d. h. Unfälle auf der Reife, als in den Vereinigten Staaten und den englischen Colonien in America, weil man nirgends so leichtsinnig baut und so leichtsinnig fährt, als dort. Wunderswürdigsten erkennt man nicht an und die Hauptfache bei allen Unfällen dort ist „schon fertig“, wie bei allen Unfällen in Pestwagen, der Eisenbahnhänge und der Dampfjchiffe, „nur vorwärts!“ Das Leben der Menschen, die bei einer Fahrt etwa verunglückt, hat in jenen jägentlichen Ländern wenig Werth, wie das Holz billig ist, von dem man einen Bau, der zusammenbrach, rasch wieder aufbaut. Das Volk in jenen Gegenden befindet sich in einem fortwährenden Wetrennen, um „vorwärts zu kommen“, in dem eigentlichen, wie in dem bildlichen Sinne dieses Ausdruckes. Niemand kümmert sich viel um die, welche bei dem allgemeinen Treiben und Drängen fallen; unauffällig geht es über die Leichen hinweg, die man kaum zu zählen sich die Mühe nimmt; die Zeitungen melden wohl solche Unfälle, aber man vergißt sie sofort und Niemand läßt sich dieselben zur Warnung dienen.

Auf unserem Wege sieht man die Hängebrücke, die man einige Meilen oberhalb der Stadt St. John in der englischen Colonie Neu-Braunfchwieg über den sehr breiten und weiten St. John'sfluß mit ebt americanischer Röhren gebaut hat. Der Fluß zwängt dort seine ungeborene Wasserjähre mit Ungehörigem zwischen jerrissenen Felsklüften hindurch. Er gewährt einen großartigen Anblick, aber schwermüthig hätte man in Europa jemals daran gedacht, an dieser Stelle über den Fluß, wo seine Ufer mehrere hundert Fuß hoch

sind, eine Brücke zu bauen. Man hat eine leichte Hängebrücke darüber gespannt und derselben nicht etwa einen Endpunkt in der Mitte gegeben. Sie zieht sich vielmehr ununterbrochen in schwindeliger Höhe von einem Ufer zum andern. Kein Wunder ist's, daß sie immer schaukeln, ein Wunder aber wohl, daß sie einen lebhaften Verkehr getragen hatte, bis ein Sturm ihr ein Ende machte.

Am 24. März d. J. wütete fast in ganz Neu-Braunfchwieg ein furchtbarer Sturm. Frey dieses Sturmes mußte der Besatzmann von Frederiktown, der Hauptstadt, abgehen. Der Abend kam heran, ehe er sein Ziel erreichte, und die Jüngerling war fast greifbar geworden, ehe der Wagen jene Hängebrücke erreichte, über die er zu fahren hatte. Der Himmel war mit schweren Wölkern überzogen, aus denen hieniclich Blize jandten. Die Postillon jehr auf die Brücke, obgleich er kaum die Pferde vor dem Wagen sehen konnte, ja er handhabte sogar eifrig die Peitsche. Noch war er nicht bis zur Mitte des schwanternden Bandes gekommen, als seine Pferde pießlich still stauten. Er erkannte die Peitsche noch gewaltiger, als vorher, aber vergebens; die Pferde weigerten sich, weiter zu gehen, wurden überdies sehr unruhig und versuchten zu käumen und zur Seite zu jprallen.

Nachdem der Postillon vergebens gestuht hatte, entschloß er sich abzuspringen und nachzuschauen, ob ein und welches Hinderniß in dem Wege liege, oder ob irgend etwas an dem Gefähr in Ueberwindung gerathen sei. Die Weisenden im Wagen, die das Ziel ihrer Fahrt so bald als möglich zu erreichen wünschten, durch den Sturm, den

sie entgegen, nicht in die beste Wasse versetzt worden waren, und den neuen Aufsatzt deshalb mit Mühsal sahen, stellten die Köpfe heraus, fragten ungeduldig, was es gebe, oder schimpften. Der Postillon mußte es selbst nicht. Das Geschirr war, so weit er fühlen konnte, in Ordnung; dicht vor den Füßen der schwebenden Pferde lag nichts Hinderniß. Weiter freilich konnte er nicht sehen. Er ließ sogar die Hand vom Zügel, und trat einige Schritte vor, konnte aber auch da nichts bemerken, was ihm erklärte, warum die Pferde nicht weiter gehen wollten. Er schritt also wieder um, sagte den Zügel von Neuem und wollte versuchen, ob er seine Pferde weiter führen könnte. Da zerritt ein Hüh in die schwarzen Wolken und beleuchtete die Scene. Der Reiter erstarrte sich, denn er fand mit den Pferden nur wenige Hüen von einem Abgrunde aus der zerbrochenen Brücke über dem tief unten leuchtenden Fluße, in den die Pferde, wenn sie einige

Schritte weiter gegangen wären, mit dem Wagen und den Reisenden hätten stürzen müssen.

Der Sturm hatte so gewaltig an der Brücke gezerrt, daß sie endlich zerrissen war. Ein zweihundert Fuß langes Stück verfiel, in der Mitte, war abgetrocknet und hinuntergestürzt in den Fluß.

Wir brauchen nicht zu schildern, mit wie raschen Worten er den ungeduldig fragenden Reisenden erzählte, was das Weiterfahren hinderte, wie vorsichtig er seinen Wagen von den Pferden zurückschob, um wieder auf festen Boden zu kommen, und wie gern die Reisenden, die in so wunderbarer Weise dem Tode entgangen, zur nächsten Station zurückkehrten.

Die Brücke aber ist seitdem längst wieder ausgebessert worden; sie spannt sich leicht und sicher über von Neuem über den Strom, und der Verkehr geht wie sonst lebhaft darüber hin.

## Eine Erinnerung an die Herzogin von Orleans.\*

Das Glarner-Land ist nicht so beschüm, wie das lustige Appenzell oder das vielbesuchte Berner-Oberland, und doch ist es ein wunderschönes Land. Es besitzt einzelne Partien, wie man sie auf der ganzen Welt nirgendwo findet, einzeln Naturköpfelein, die ganz unvergleichlich sind. So ist z. B. unser Glarus, zwischen Grunnen und Gnetebühl, die Aussicht auf den Glarnerstein, namentlich an einem schönen, stillen Abend, ein Genuß, den man nicht beschreiben kann. Der Berg sieht da wie eine gewaltige Pyramide. So steht und frei hebt sich kein Berg von der Ebene ab. Er steht auf einer Fußgestelle, aber ringum ist er frei. Der Montföschlein steigt über die Pyramide herunter; sie wird immer heller,ragt immer ferner, immer leichter, immer geistvoller in den Himmel hinein. Lins glänzen in der Ferne weiße Schneegipfel, der Hausstod, der Seltsamst, der Tödi; sie sind vom Mond beleuchtet; rechts im Schatten des Glarnerstein sind die dunkeln schwarzen Felsen des Wiggli. Siehe dieses an und dann sage: ob das nicht ein schönes Stück Schweizerei sei! Wieder ganz eigenthümliche Reize bietet das Rüntal dar, bewandt den den hohen bösen Glarnerstein, die wie stolze Grenadiere in Reihe und Glied dicht hintereinander stehen neben dem schwärzlichen Rüntalereise. Hier wohnt eine Stille, eine Erhabenheit, eine Größe, die ganz wunderbar zu dem menschlichen Gemüthe spricht. Fröhlich ist auch das Vintthal mit dem gleichnamigen Dorfe, das zwei Kirchen zieren, eine protestantische und eine katholische, eine weiße mit einem grauen Helme auf dem Thurme und eine graue mit braunrothem feinen Helme. Wenn am Sonntag in beiden Kirchen alle sechs Glocken läuten, so klingt das den „Kirchenstod“ hinaus, über die Wälder hinaus; Schöneres findet zu im ganzen Glarner-Lande nicht! Aber das Schönste ist, daß hier die protestantischen und katholischen Einwohner in der friedlichsten Harmonie beisammenvohnen. — Da es den Städten und Bergen des Glarner-Landes nicht an Schnee und Gletschern fehlt, so fehlt es auch nicht an Seen, Bächen und — für den Fremden die Hauptsache — an Wasserfälle. Diese letztern sind noch nicht unstrich und colorirt in den Reichthümern zu finden; auch hat man noch an keinem derselben ein industriöses Gashaus gebaut und Verrichtungen für ihre Beleuchtung getroffen, wie beim Staubbach im Berner-Oberland: nein, die Wasserfälle des Glarner-Landes sind da und dort verstreut, verschmähnen die Kunst und machen ihre Sprünge oft nach den felsigsten Canälen der jeweiligen Naturbescheidenheit. Um so angenehmer wird aber der Fremde von diesen Wilsfängen überrascht.

In diesem schönen Glarner, im Dorfe Vintthal, an einem Rande dieses schönen Winkels, am Fuße der Baumalberge, etwas erhöht, daß man Alles gut übersehen kann, liegt das Stadelbergerbad. Auf dem Balcone rechts hat man eine prachtvolle Aussicht in Rille, ländliche, in große, gewaltige Natur. Hierher, und sehr wahrscheinlich nicht bloß wegen der Quelle, sondern um in dieser schönen Natur ihre Herz zu erleichtern und zu stärken, kam im Spätsommer 1853 die Herzogin von Orleans mit ihren beiden Söhnen, dem Grafen von Paris und dem Herzog von Chartres.

Wir wollen nicht davon reden, wie sich die Herzogin im Bade einrichtete, Bergtouren machte und kleinere Spaziergänge, wie sie

zeichnete, wenn ihr etwas über die Wagen gefiel u. s. w., sondern nur davon, wie sie mit der Armeepflege in Vintthal in Conflict gerieth.

Damals nämlich ging man auch in Vintthal damit um, den Gassenbetten abzusuchen. Da war es denn natürlich, daß man sich auch in die Stadelberger Badergasse wandte. Es schien, diese könnten dem Bettel am besten abhelfen, wenn sie den Bettlern auf den Straßen nichts mehr gäben, und sie dürften das, weil sie ja alle Sonntage so schöne Gaben für die Armen zusammenlegten. Man setzte eine Schrist auf, worin das Alles ausführlich und gründlich behandelt wurde. Der Wirth im Stadelbergerbad war so freundlich und brachte viele Schrist auf einen Kartenbettel und hängte sie dann im Speisesaal auf, fast zuoberst bei der Tafel. Die Herzogin von Orleans nahm aber von diesem Tafelchen keine Notiz.

Eben voraus ging der Herzogin der Ruf, sie sei eine gar gute Frau mit den Armen. Wenn so ein Ruf in eine Gemeinde kommt, vernachlässen es alle Leute und die Armen auch; die letztern rächen an gar nichts Anderes mehr, als daß die Herzogin eine gute Frau sei. Als sie im Stadelbergerbad anlangte, gab sie den Befehl, daß man ihr keine Armen abwiefe! Die Armen in Vintthal ließen sich das nicht zwei Mal sagen; sie sprachen bei der Herzogin lächlich zu. So theilte sie denn innerlich ab und außerhalb des Bades manchen schönen Fünfkrantenbaler aus. Circa einmal beugnete es ihr freilich auch, daß die Gabe nicht gerade an den Nothdürftigsten kam. Aber von der Liebe heißt es: unweises Lieben ist ein Zeichen edler Liebe. So möchte es auch beim Geben sein. Es ist wahr, wo man Alles abjuzelt und ausrechnet und sich über alle Verhältnisse rapportiren läßt, da ist man vor Mitharissen viel sicherer; aber die Porrie des Gebens und viel von der Liebe geht verloren. Der Graf von Paris gab in die Spinnerei von Vintthal auch hundert Franken zum Austheilen. Da waren nützliche Menschen, die meinten, das sei nicht ganz klug gewesen von dem Grafen von Paris; er hätte sie in die Krankencasse der Fabrik geben sollen! Als es ein Graf von Paris nicht auch einmal hundert Franken zum Vertrieben geben konnte! — Die Herzogin von Orleans gab aber den Armen nicht nur so viel Jenseit hinaus, wie man etwa zur Befolgung Obd unter Ruben wißt. Rein, zur Befolgung daß diese Frau nichts. Die arme Frau, von der weiter unten die Rede sein wird, sagte dem Schreiber dieser Zeilen: die Herzogin sei stets sehr ernst gewesen; da habe man nie ein Lächeln gesehen. Sie ging auch selber zu den Armen. Es kommen viele Frauen in das Stadelbergerbad und sind keine Herzoginnen, aber was die Herzogin von Orleans that, thaten sie nicht.

Die Herzogin von Orleans ging einst durch das Ennetlind und gewahrte da auf einer Bank vor dem Hause stand ertr vielmehr zusammenkauert ein armes, altes Mütterchen, das schon seit fünf Jahren von der Wiederkehr geplagt ist und weiter stehen noch geben kann, sondern überall getragen werden muß. Sie trat zu ihr, fragte sie nach ihren Umständen und sah diese zusammengezogenen Hände und die magern Arme an. Sie fragte, ob sie Rheuma habe zur Hüfte und Unterstützung. Da sagten ihre Nachbarestelle, die hinzukamen, sie habe noch einen alten

\* Durch das Testament der Herzogin von Orleans, welches jetzt hohen Dame erinnert, die ihr Unglück mit so vieler Würde und ständem Ernste trug. Die diese Frau, deren ganzes Leben nur aus einer Acte edler Thaten bestand, zu geben und zu helfen verstand, davon gibt auch obige Erinnerung wieder ein schönes Zeugnis.

D. Hecht.

aber ebenfalls kranken Mann und eine noch unverheiratete Tochter; aber das sei eine gute Tochter; sie habe nicht heirathen wollen, blieb aber allen, kranken Eltern wegen. Das kam der Herzogin etwas schwer zu glauben vor. Es heiratheten sich Mädchen aus andern Ökumen nicht und sagen dann, sie hätten es der alten Eltern wegen.

Die Herzogin wollte hierin Gewißheit haben: entweder sollte man ihr so etwas nicht sagen, oder dann wollte sie eine so brave Tochter auch sehen. Sie wünschte, daß man sie ruhen möchte. Die Tochter, die schon vor gemächlichen Herentreteln schlüpfen ist, erschreckt nicht wenig, als sie vor der Herzogin erscheinen sollte und zwar gerade so, wie sie im Augenblicke gestanden war. Die Herzogin fragte sie, ob sie denn auch gut hätte heirathen können. O ja, sagte das Mädchen, es hätte Einen bekommen, bei dem es Milch und Aulen (Mutter) genug gehabt hätte. Und Milch, und Aulen genug erheirathen, gilt in Umththal und auch wohl noch anderwärts für gut heirathen. Jetzt hatte die Herzogin genug. Sie lebte die gute Tochter, und gab ihr für das arme Mütterchen sechs Franken Geld. Mehr hatte sie wahrscheinlich nicht bei sich; sie war auf dem Küchentreppchen, und den allerletzten Küchenträger hatte sie vor dem gleichen Hause einer andern armen, wasserkräftigen Frau gegeben, die dann bald darauf starb. Es war der letzte ganze Thaler, den sie in diesem Leben noch erhalten hatte. Dann sagte die Herzogin zu der Tochter, sie solle mit ihr in's Bad kommen. Und da erhielt sie denn eine größere Wahe.

Nach ein paar Tagen kam die Herzogin mit ihrer Gesellschaft wieder vorbei. Weil es ein schöner Tag war, sah das kranke Mütterchen auch wieder da. Diebalm wollte die Herzogin aber auch den alten kranken Mann sehen. Der war aber oben auf der Kammer im Bett. Das ganze Haus war klein, und machte schon im Voraus einen verdächtigen Eindruck, es man da auch gut in die eckere Stodertreie hineingelangen könne. Sie fragte, wie man da hinauskomme. Der verheiratete Sohn, der Hausgegenwärtiger und zugewandt war, sagte, da könne man nicht anders hinauf, als aus der Treppe hinter dem Ofen; eine Treppe von außen führe nicht hinauf. Und so ist es in der That in vielen Marner Häusern, daß man von der Stube aus hinterm Ofen in die Stubenkammer hinaufsteigt, besonders im Winter eine vortheilhafte Einrichtung. Aber in Perrenhäusern, wie man in rechten Sträßenhäusern ist außer dem „Dienstgange“, wie man das Ding heißt, außen im Treppenhause auch noch ein Zugang; auch ist die Treppe in der Stube zwischen Wand und Ofen breit genug, daß man sie bequem passieren kann, und vom Ofen führt wieder ein kleines Treppchen weiter. Das war aber in Marner Andreßen's Haus in Einzelnth alles nicht der Fall. Für's Erste konnte man da von außen auf diese Kammer gar nicht gelangen. Zweitens war der Ofen sehr groß, ging nahe an die Wand und ließ nur ein schmales Gängchen offen. Drittens führte vom Ofen gar keine Treppe mehr weiter. Das letztere ist fast eine allgemeine Eigenschaft der Umththaler „Dienstgänge“. Da hat man also nichts vor sich, als über dem Ofen eine vierfache Leisung in dem Kammerboden; mit dem Leide ragt man in die Kammer hinein und die Weine sinkt noch in der Stube auf dem Ofen. Da heißt es,

mit dem Armen sich auf den Kammerboden aufstümmen und einen waderen „Hupf“ thun. Manchmal ist an der Wand noch eine Leiste Holz angelegt; da kann man unterwegs den Fußten Fuß aufsetzen. Der Graf von Paris sprach zu seiner Mutter in der Stube:

„Mama, da kommen Sie nicht hinauf!“

Die Herzogin von Orleans, die gerade mit diesem Sohne, dem Grafen von Paris, schon nach andern Orten, wo's viel besser war, den Weg gefunden hatte, ließ sich so leicht nicht abschrecken. Sie sagte ihr weiches schwarzes Kleid etwas anzuhaben, und rath ihr sie eben beim alten Marner Andreßen. Der Graf von Paris sagte ihr nach. Hier setzte sie sich neben dem armen Mann auf ein anderes Bett. Stühle haben oben auf solchen kleinen Kammern, besonders wenn mehrere Betten darin sind, keinen Platz. Sie unterhielt sich mit dem armen Manne über eine Viertelstunde lang. Der alte Schwermann verstand die deutsche Sprache der ehemaligen deutschen Prinzessin nicht gut, und war überdies von dem Ereigniß, daß ihn eine solche Frau besuche, so ergötzt, daß ihm nur Thränen über die Backen herunter rollten. Er konnte nicht viel reden, aber einen Eindruck hat er bekommen, den er nicht mehr vergaß. — Als die armen Leute unlängst in Umththal hörten, die Herzogin von Orleans sei ohne Todesangst gestorben, glaubten sie es Alle gern, und Viele sagten, das hätte sie um die Armen verdient!

Der Graf von Paris wollte nun auch wissen, wie sie das arme gliederfähige Mütterchen da auf die Kammer hinaufbrachte. Da erzählte ihm denn der Sohn: Eines sehr sich auf den Ofen und ein Anderes auf der Kammer greife ihr mit den Händen unter die Arme, und so ziehen sie sie hinauf. Da meinte der Graf von Paris, das sei nicht gut, und er wollte schon dafür sorgen, daß es anders werde. Das Wort hat das arme Mütterchen nie wieder vergessen. Sie erzählte Jedem, was der Graf von Paris von ihrem Schicksal gesagt habe, und jedesmal kommen ihr dann Thränen der Rührung in die Augen.

Als die hohe Frau wieder aus dem Hause getreten war, ging sie mit ihrer Gesellschaft, die unterdessen gewartet hatte, ein wenig auf die Seite. Dort nahm sie ihren Hut ab, und ohne ein Wort zu sagen, nur mit dem bittenden Blick im Auge, ging die edle Dame betteln von Einem zum Andern, und Alle gaben in schönen blühenden Goldstücken so viel, daß der armen Frau geborgen war auf lange — lange Zeit. Was diese sagte, unter Thränen und Schlußworten, als die Herzogin ihr die Geldstücke in den Schoß schüttele, weiß ich nicht, ich weiß nur, daß sie wünschete, die Tochter möge ihr das Geld in Silber auswaschen; Silber ist schwerer und mache einen größeren Dank; und dann sollte sie ihr das Geld in die Hand geben; einen Augenblick möchte sie es doch auch haben; sie habe in ihrem Leben nie so viel Geld bei einander gehabt. Was sie nun empfand, als ihr die Tochter die Hand effuete und die armen, gekümmerten Fingern einen nach dem andern von einander that, und die dreißig Häuffenfensterlein hineinsteckte, das wollte jetzt der liebe Vater selber überleben.

Die Familie der Orleans hat viel verloren, aber nichts hat sie mehr zu beklagen, als den Verlust dieser hochbeten Frau und acht deutschen Mütter.

## Die Brüder Grimm.

Auf dem Wege nach der Universität oder in den öffentlichen Sitzungen der königlichen Akademie in Berlin, wie die Privatitäten der Wissenschaft sich von Zeit zu Zeit zu versammeln pflegen, sieht man meist zwei hohe Gestalten nicht getrennt, sondern miteinander erscheinen, als wären sie durch ein geheimnißvolles Band vereint. In ihrem schlanen und doch festen Wuchs, in der würdigen Haltung Weiber, wie in ihren ansehnlichen Zügen, gibt sich schon äußerlich eine enstehene, verwandtschaftliche Aehnlichkeit zu erkennen. Tassliche graue, gestochte Haare, dieselben Nasen, blauen Augen, die gleiche hochgewölbte Stirn trüben ihren Gesicht das Gepräge und die Merkmale auf, welche vorzugsweise dem deutschen Völkchen eigen: Offenheit, beharrliche Ausdauer, sinnigen Fortschritt und Treue gegen sich und Andere.

Aber trotz dieser auffallenden Aehnlichkeit, die sich auch auf Kleidung und alltägliche Gewohnheiten erstreckt, verhält sich dem gemaueren Beobachter in der bloßen, äußeren Physiognomie, daß wir es hier mit zwei in sich abgehefteten Individualitäten zu

thun haben, deren jede fest auf ihren eigenen Füßen steht; die sich zwar ergänzen, aber nichts von ihrer Eigentümlichkeit darum aufgeben, die zu einander gehören, ohne ihre Selbstständigkeit einzubüßen, deren Verbindung nicht auf den dunkeln Banden des Blutes allein beruht, sondern auf dem gleichen geistigen Streben, und derselben Erkenntnis des Wahren, Guten und Schönen hervorgegangen ist.

So leben zwei Eichen in demselben Boden, deren Wurzeln sich verschlingen, deren Zweige sich umarmen, deren Stämme aber doch getrennt emporsteigen; der eine fruchtiger und breiter, der andere glatter und schlanker, bald mit dickem, buntem, bald mit hellerem, feinerem Rinde bekleidet, hier einen jungen Schoß treibend, dort einen alten Ast aufstreckend; ähnlich in ihrer Verschiedenheit, verschieden in ihrer Aehnlichkeit.

Zwei solch' deutsche Eichen sind die Brüder Grimm, die man sich nicht getrennt denken kann, deren Namen stets zusammen klingen.

Die Wurzeln in dem gemeinsamen Boden des Vaterlandes; deutsche Sprache und Geschichte, deutsche Sitte und deutsches Recht sind die Elemente, aus denen sie ihre Nahrung ziehen, die sie zum wahren Lebenssaft für sich und Andere verarbeiten. Zu diesem Zwecke steigen sie, wie der Bergmann, in die Tiefe der vergangenen Jahrhunderte und Jochen, rings von dunkler Nacht umgeben, nach den reinen Goldadern, in denen sich die Derrlichkeit, Macht und wunderbare Schönheit des deutschen Volksgesistes verbirgt. Mit einem Fleiße und einer Gewissenhaftigkeit, die selten Vorebgleichen finden, werden von ihnen die alten, kaum lesbaren Urkunden durchforscht, die räthselhaften Kammernschriften gedeutet, die Pergamente angezogen, die Faksimiles angefertigt, ein Zeugniß abzugeben für die Schätze von weisen Vätern auf und verehrt, die da sind deutsche Sprache, ein tiefer Weisheit und Innigkeit des Gemüths allen Jüngern vor Erde überlegen; deutsches Recht, zwar vom römischen Unwesen überwordet, aber noch heute dem vornehmen Vorkammerge der Ratskassen als Schutz und Bollwerk ihrer benedicten Freiheit dienen.

Durch derartige Forschungen haben sich die Brüder Grimm ein unerschliches Verdienst um das deutsche Volk erworben, indem sie nicht nur der Weisheit anderer Gelehrten in die Kerne schweifen und darüber das Nächste vergeffen, Fremdes preisen und das Heimische verachten; sondern der Kräftigung, Sebung und Entfaltung des deutschen Nationalbewußtseins ihr ganzes, segensreiches Leben und Wirken widmen. So wird nicht nur die Wissenschaft, sondern das Leben selbst durch ihre Arbeiten bereichert, nicht ein Stand, sondern ein ganzes Volk ihnen zu Dank verpflichtet. Was sie mit unsäglichem Fleiße aus den Tiefen der Vergangenheit herausgeholt, gereicht der Gegenwart und den Zeitgenossen zur Freude und zum Nutzen. Während sie auf dem dunkeln Sprachgebiete den Wurzeln und Abstammungen der Worte und ihren wunderbaren Fügungen nachgehen, erschließen sie uns zugleich den Geist und die tiefere Beziehung zu unserem Nationalcharakter, welche sich in dem bloßen Worte rühren; indem sie uralte Sitten, Gebräuche und Rechtsverhältnisse aufdecken, erwecken sie in uns das Bewußtsein unserer eigenen Zustände, stellen sie in uns den Zusammenhang mit der Vergangenheit wieder her, weisen sie uns auf die Bahn organischer Entwicklung in dem Leben der Nation.

Alles, was damit zusammenhängt, fällt in das Bereich ihrer bemerkenswerthigen Thätigkeit, die deutsche Grammatik, welche sie erst begründet und ausgehant, deutsche Rechtsaltertümer, die sie aus dem Schutt hervorgezogen, deutsche Männe- und Meistersänger, die sie liebevoll und durch treffliche Ausgaben zugänglich gemacht, deutsche Märchen, die sie gesammelt und der Kintertwelt geschenkt.

Wie die Wesslen des Rheinstroms die Burgen des Mittelalters, die lebensbesüßigen Engel und den blauen Himmel wiederstrahlen, unrauscht von den ersten Mahnungen der Geschichte, den nehmüthigen Stimmen der Sage, den Liedern der Sängere, in der Tiefe aber den goldenen Hort der Weisungen, den Schatz der Muttersprache beregen: so spiegelt sich in diesen beiden Wännern das ganz deutsche Leben nach allen Seiten wieder.

Nur dem vorwärtigen Geiste erschließt sich der Geist, wie sich dem leuchtenden Auge das Licht offenbart. Um die hebe Bedeutung des deutschen Wesens und Volksharakters zu erfassen, muß man vor allen Dingen selbst ein Deutscher und ein Charakter sein. Die Eigenschaften, welche mit Recht den Deutschen zugeschrieben werden, finden sich in den Wännern so scharf ausgeprägt, so schön entwickelt, daß man sie als Typen der Nation hinstellen darf. Ihr ganzes Leben legt dafür ein unumstößliches Zeugniß ab.

Jacob und Wilhelm Grimm wurden zu Hanau in allen Väterlande Hessen geboren, wo trotz aller traurigen Ereignisse die angeerbte Treue nicht zu erschöpfen, die Liebe zum Vaterlande mit der Muttermilch eingesogen zu werden scheint. Ihr früh verstorbenen Vater war Aufstammann in Steinau an der Straße, ein höchst arbeitssamer, edelthüchere und liebevoller Mann. Nach seinem Tode blieb die Familie mit einem schmalen Einkommen zurück, das kaum hingereicht hätte, die Mutter mit ihren sechs Kindern zu erhalten, wenn nicht eine ihrer Schwestern, Henriette Philippine Zimmermann, die bei der Kunststiftung oder damaligen Pausgräfin von Hessen erste Kammerfrau und von der reinsten, anspornenden Liebe für die Vaterlandsliebe besetzt war, sie treulich unterstützte hätte. Auf ihre Veranlassung kamen die beiden Knaben, nachdem sie einen dürftigen Privatunterricht in ihrer Heimath genossen, auf das Gymnasium nach Kassel, wo Jacob noch so sehr jung war, daß er erst in Unter-

quarta gelehrt werden konnte. Bald aber heilte er, durch Fleiß und von seiner ungeliebten Vererbung getrieben, das Vernachlässigte ein und rüdte von Classe zu Classe weiter, während Wilhelm, durch ein sich ausbildendes, von den schredlichsten Dämonen und Werten begleitetes Ferkeliden beimsichtigt, noch zwei Jahre juridisch leben mußte, ehe er, wie sein Bruder, die Universität zu Marburg besuchte konnte.

Die Trennung der Geschwister, die stets in einer Enge gewohnt und in einem Bette geschlafen hatten, ging Weiden sehr nahe, allein es galt für Jakob, der geliebten Mutter, deren Vermögen fast zusammenschmolzen war, durch eine zeitige Verebnigung seiner Studien und baldige Erlangung einer Anstellung einen Theil ihrer schweren Sorgen abzunehmen. Er wählte das Studium der Jurisprudenz, hauptsächlich, weil sein Vater Jurist gewesen war und die Mutter es am liebsten sah. In späteren Jahren hätte er, wie er selbst geäußert, seine andere Wissenschaft gewählt, als — Botanik, zu der er sich besonders hingezogen fühlte, gerade wie Wilhelm, der an dem Sammeln von Insekten und Schmetterlingen seine Freude fand. — Eine gemeinsame Liebe zur Natur ist ihnen zu allen Zeiten geblieben, ein naturwissenschaftlicher Trieb und Willen, der sich auch in ihren sprachlichen Arbeiten wiederfindet.

Auf der Universität mußte Jakob sehr eingeschränkt leben; er selber sagt, daß es ihm, trotz aller Verheißungen, nie gelungen war, die geringste Unterstüßung zu erlangen, obgleich die Mutter Witwe eines verdienstvollen Beamten war und fünf Söhne für den Staat groß zog; die jetzigen Stipendien wurden daneben an seinen Schulcameraten von der Walburg ausgetheilt, der zu dem vornehmen besitzenden Adel gehörte und einmal der reichste Gutsbesitzer des Landes werden sollte. So hatte er und sein Bruder sich Alles selber zu verdienen.

„Dürftigkeit,“ schreibt er, über diese Periode seines Lebens zu reden, „spart zu Fleiß und Arbeit an, bewahrt vor mancher Zerstreuung und sßt einen nicht unehren Stiel ein, den das Bewußtsein des Selbstverdienens gegenüber dem, was Andern Stand und Achtung gewähren, ausreicht erhält. Ich möchte sogar die Behauptung allgemeine lassen und Vieles von dem, was deutsche überhaupt geleistet haben, gerade dem beilegen, daß sie kein reiches Volk sind. Sie arbeiten von unten herauf und brechen sich viele eigenthümliche Wege, während andere Völker mehr auf einer breiten, gebahnten Heerstraße wandeln.“

Zwei Jahre später heft Jakob den unterderr genessenen Bruder nach Marburg ab, um sich nicht mehr von ihm zu trennen. Beide besuchten dieselben Collegia und hörten dieselben Lehrer, unter denen Savigny durch seine Erstbeziehung und Vorträge einen großen Einfluß auf die Brüder ausübte. Bald war es ihnen vergönnt, dem angesehenen Manne näher zu treten, der einen so bedeutenden Einfluß auf ihren späteren Bildungsgang und auf ihr Schicksal ausübte sollte. Durch Savigny erhielt ihr Geist eine neue, höhere Richtung, welche die angestrebten Classe des praktischen Rechtsstudiums weit hinter sich ließ.

Tage nach dem damals unter den Marburger Studierenden waltende Geiße; es war ein frischer, unbefangener. Badler's freimüthige Verleugern über Geschichte und Literatur wurden von Jakob und Wilhelm fleißig gehört und erriethen ihnen ein neues Gebiet, das sie später so segensreich selbst anbauen sollten. Auch ihre juridischen Collegia zu vernachlässigen, nahmen sie auch an anderen Mächern den lebendigsten Antheil und erweiterten so nach verschiedenen Zeiten den Kreis ihres Wissens. Savigny's ausgezeichnete Bibliothek wurde daneben fleißig benutzt; hier bekam auch Jakob andere, nicht juridische Bücher zu lesen, darunter die Volmer'sche Ausgabe deutscher Minnesänger, die er später so oft in die Hand nehmen sollte. So vielfache Anregungen und Beschäftigungen förderten die jungen Leute, ohne sie zu verflüchten.

„Die Ubergangzeit des Staates,“ sagt Jakob selbst in einem Rückblick auf sein Universitätsleben, „hat seitdem merkwillich mehr in die Aufsicht der Schulen und Universitäten eingegriffen. Sie will sich ihrer Angestellten fast allzu ängstlich verschern um wähen, dies durch eine Menge von zwangenden Prüfungen zu erreichen. Mir scheint es, als ob man von der Strenge solcher Ansichten in Ansehung wieder ablassen werde. Zu geschweigen, daß sie der Freiheit des sich aufschwügenden Menschen die Fügung stugt und einem gewissen, für die übrige Zeit des Lebens wohlthätigen, hartem Geselbgelehrten, das hernach doch nicht wiederkehrt, Schranken legt; so ist es ausgemacht, daß, wenn auch das gewöhnliche



Jakob Grimm.

Nach Photographiren von

Talent mehrbar sein mag, das ungewöhnliche nur schwer gemessen werden kann, das Genie vollends gar nicht. Es entspringt also aus den vielen Studievorschriften, wenn sie durchzusetzen sind, ein förmige Regelmäßigkeit, mit welcher man in schwierigen Hauptfällen doch nicht verfahren ist. Wahr ist es, das ganz Schlechte wird dadurch aus Schule und Universität abgewehrt, aber vielleicht wird auch das ganz Gute und Ausgezeichnete dadurch gehemmt und zurückgehalten. Im Durchschnitt betreten jetzt die Schüler die Akademie mit gründlicheren Kenntnissen, als vormalig; aber im Durchschnitt geht dennoch daraus eine gewisse Mittelmäßigkeit der Studien hervor. Es ist Alles zu viel vorausgesehen und vorausgeordnet, auch im Kopfe der Studierenden. Die Arbeit des Semesters nimmt unbewußt ihre Richtung nach dem Examen; der Student muß alle Collegia hören, worüber er Zeugnisse beizubringen hat. Dagegen bleibt ihm keine Zeit übrig, diejenigen zu hören, die ihm nicht vorgeschrieben sind. Der Staat hat dadurch gewisse Vorlesungen gleichsam zu officiellen gestempelt und die übrigen, die nebenbei gehört werden können, betragsegt."

Im Jahre 1804 trat Savigny eine wissenschaftliche Reise nach Paris an, von dort ließ er den ihm lieb gewordenen Jakob auffordern, dahin zu kommen, um ihn bei seinen literarischen Arbeiten zu unterstützen. Mit Freuden wurde ein solch' ehrenvolles Anerbieten angenommen. Wenige Wochen darauf sah er auf dem Postwagen und traf über Mainz, Metz und Châlons Anfangs Februar in Paris ein, wo er sich unter der Leitung eines solchen Lehrers und Fremdes bald in die Schätze der dortigen überreichen Bibliothek vertiefte. Unterdeß war die liebevolle Mutter jede Nacht aus dem Bette aufgestanden, um nach dem kalten Bettler auszusuchen. Frankreich schien ihr ganz außer dem Bereich der Welt zu liegen und sie hatte nur mit heimlicher Angst ihre Einwilligung zu der damals unendlich weiten Reise gegeben.

Im September 1805 wurde die Heimreise angetreten, in Marburg traf er mit Wilhelm zusammen, mit dem er sich nach Kassel bezog, wohin die Mutter unterdeß von Steinau gezogen war, um von nun an in der Mitte ihrer Kinder zu leben. Jakob suchte eine Anstellung, die er nach vollendetem Examen mit Noth als



G. Prechtler in Berlin.

Wilhelm Grimm.

Supernumerarius bei dem Kriegscollegium mit einem Gehalte von hundert Thalern erhielt. Die viele gestohlene Arbeit wollte ihm nur wenig schmecken, wenn er sie mit der verglich, welche er ein Vierteljahr vorher zu Paris verrichtete. Ebenso bedauerte er, seine medicische Pariser Kleidung gegen die heftige streife Uniform mit dem gebotenen Kopfe zu vertauschen. Dennoch war er zufrieden und suchte alle seine Mußstunden dem Studium der Literatur und Dichtkunst des Mittelalters zuzuwenden, die ihn immer mehr anzogen und fesselten.

Unterdeß hatte auch Wilhelm im Jahre 1807 sein Examen abgelegt und wartete auf eine Anstellung, die jedoch in Folge der großen politischen Ereignisse, von denen das Vaterland betroffen wurde, ausblieb. Ein Wachtpruch Napoleons hatte das heftige Regentenhaus abgesetzt und seinen eigenen Bruder Jerome auf den Thron des neugeschaffenen Königreichs Westphalen berufen. Die alten Verhältnisse stürzten zusammen, das treue Hessenland wurde von Franzosen besetzt, Kassel zur Residenz des neuen Herrschers erhoben und die alten Beamten zum Theil entsetzt, während Andere freiwillig

ihren Abschied nahmen. Zu den Letzteren gehörte Jakob Grimm, der seine bisherige Stellung, milde der unglücklichen damit verbundenen Qualitäten und aus Widerwillen gegen den neu eingeführten „Gode Napoleon“, aufgab, unfähiger, als je vorher, zur Erleichterung der Mutter und der Geschwister beizutragen.

Aus diesem Grunde bewarb er sich um den ihm mehr zuzugenden Posten bei der öffentlichen Bibliothek in Kassel, da er sich theils in das Lesen von Handschriften einließ, theils durch Privatstudien mit der Geschichte der Literatur vertrauter gemacht hatte. Die gewünschte Stelle wurde einem Andern zu Theil; zu dieser täuschenden Erwartung kam noch der Tod der geliebten Mutter, um ihn vollends niederzubeugen.

Auch hier bekräftigte sich das alte Sprichwort: „Je größer die Noth, desto näher ist Gott.“ Durch eine Empfehlung des berühmten Geschichtsforschers Johannes von Müller, der am neuen westphälischen Hofe eine der höchsten Stellen einnahm, wurde Jakob mit dem Cabinetssecretair des König, Cousin de Marinville bekannt, und zur Verwaltung der Privatbibliothek, die in Wilhelms-

höhe aufgestellt war, vorgeschlagen und auch angenommen. Die ganze Instruction, die er erhielt, lautete bezeichnend für die damaligen Verhältnisse: „Vous serez maitre en grands caracteres sur la porte: Bibliothèque particulière du Roi.“ Er erhielt sogleich 3000 Franken, die da man mit ihm zufrieden war, bald auf 3000 erhöbt wurden. Nach einiger Zeit künigte ihm der König selbst eines Morgens an, daß er ihn zum Auktuar an conseil d'Etat ernannt habe, doch sollte er dabei die Bibliothek nach wie vor verwalten. Sein Gehalt wurde noch um 1000 Franken vermehrt, so daß alle Vorforgesehen schwanden.

Seine neuen Aemter machten ihm wenig Mühe. König Jerome war ein lustiger Herr, der lieber mit jungen Damen als mit alten Büchern zu schaffen hatte; es versetzte ein frohes, ausgelassenes Treiben an dem neuen Hofe, und so behielt Jakob hinlängliche Zeit, sich mit seinen Lieblingsstudien zu beschäftigen. Auch der Staatsrath legte ihm keine andere Verpflichtung auf, als von Zeit zu Zeit in der geschickten Prachtuniform zu erscheinen. Kleine Inanwendlichkeiten trafen allenfalls nicht aus. Als der König einst aus Wilhelmshöhe einen Ball geben wollte, meinte die ganze Bibliothek schnell über Hals und Kopf geräumt werden. Da lagen nun die schönsten Bücher in der leuchtigen Unordnung, die sie nach Kassel geschleppt wurden, um in dem dortigen Schlosse aufgestellt zu werden. Erhöher war die Gefahr noch bei dem im Jahre 1811 stattgefundenen Brande. In Rauch und Dünkel wurden die Bücher von den Leibgardisten aus den Säulern genommen, in Weintücher geschützt, und auf den Schloßplatz geworfen. Jakob eilte um Mitternacht herbei, und erteilte die Rettung des ihm anvertrauten Schatzes an, während rings um ihn Alles lachte und dampfte. Im Hinuntergehen verirrte er sich auf einer der kleinen Wendeltreppen und mußte ein paar Minuten nach dem rechten Ausgang umhertappen, in Gefahr, von dem eintrübenden Rauche erstickt zu werden.

Während Jakob in angeregter Stellung verhielt, reiste Wilhelm nach Halle, wo er wegen seines mit erneuter Gewalt zurückgekehrten Verhältnisses den berühmten Keil mit Erfolg consultirte. In dem Hause des bekannten Capellmeisters Reichardt fand er die herzlichste Aufnahme. Reichardt selbst war bei manchen Eigenheiten und einem starken Selbstgefühl ein Mann von leicht bewegtem, edlem Herzen, eine echte Künstlernatur; die übrigen Mitglieder der Familie und besonders die heranwachsenden Töchter hochgebildet und liebenswürdig. In einem solchen Kreise fand Wilhelm ungeachtet der trüben Zeit, welche über das Vaterland hereinzubrechen war, mannichfache Anregung und Förderung, wozu sich noch die musikalischen Genüsse gestellten, wenn die herrlichen Compositionen des Vaters zu den Vorträgen Goethe's in den Abendstunden von den Kindern in unerschöpflicher Weise vorgetragen wurden. Nach einem längeren Aufenthalt hatte er den Dichter Achim von Arnim einen Besuch in Berlin ab, wo er trotz der allgemeinen Verstärkung in Gesellschaft des gleichstimmigen Freundes genussreiche Tage und frohliche Stunden verlebte. Auf der Rückkehr wurde ihm das Stück zu Theil, Goethe selbst in Weimar persönlich kennen zu lernen. Der Meister äußerte seine Theilnahme für die Bemühungen, die altdeutsche Literatur wieder zu erwecken, und zeigte sich geneigt, diese Einleiten der Brüder an das Werk zu unterstützen.

Mit dem Jahre 1813 war die große Bewegung des deutschen Volkes, die Verdrängung von dem fremden Joch herangebrochen. Viele Brüder begünstigten freudig den heiligen Kampf, an dem sie vermöge ihrer Lage nicht mit den Waffen in der Hand Theil nehmen konnten; sie hatten dafür durch ihre Arbeiten bereits an der Hebung des nationalen Sinnes reichlich mitgeholfen.

Als Jerome mit den Franzosen abgezogen und der alte Kurfürst nach Kassel zurückkehrte, da jubelten sie mit den treuen Hessen, und liefen an dem offenen Wagen des alten Herrschers durch die mit Blumen besetzten Straßen hin. — Jakob wurde als Legationssecretair mit dem kaiserlichen Gesandten in das Hauptlager der Verbündeten geschickt, und kam mit ihnen in das frisch eingewonnene Paris. Unterweges hatte er nicht verkannt, die vorzüglichsten Bibliotheken zu besuchen. In Paris sorgte er um Aufträge seiner Regierung für die Zurückgabe der geraubten literarischen Schätze, wozu er in seiner Eigenschaft als Legationssecretair dem General in Wien bewohnte, wo er sich jedoch lieber mit altdeutschen Studien beschäftigte, und einen Kreis berühmter Männer kennen lernte. Auch die slavischen Sprachen wurden bei ihm mit Erfolg von ihm geübt, wie seine spätere Uebersetzung der serbischen Grammatik von

Bud Stephanowitsch beweist. Bereits war sein Ruf so hoch gestiegen, daß die preussische Regierung ihn von dem Kurfürsten forderte, um die aus allen preussischen Provinzen zusammengetriebenen werthvollen Handschriften in Paris zu ermitteln, und anzuzuwandeln; ein Auftrag, dessen sich Jakob mit so großem Eifer unterzog, daß er dadurch den Haß der ihm sonst befreundeten Pariser Bibliothekare auf sich lud, welche ihm nicht mehr gestatten wollten, auf der Bibliothek für seine Privatstudien zu arbeiten. Ein unerwartetes Schreiben des Staatskanzlers, Fürsten Hardenberg, war der einzige Lohn für seine Bemühungen.

Nach seiner Rückkehr erhielt er endlich den gewünschten Posten als zweiter Bibliothekar in Kassel mit dem bescheidenen Gehalt von 600 Thalern; eine Anstellung als Gefandtschafts-Secretair beim Vortrage hatte er zuvor entschieden abgelehnt. Um einzig und allein seinen mühevollen Forschungen zu leben, hatte er die Aussicht auf die diplomatische Laufbahn und eine schnellere Beförderung ausgezogen. Statt ewige Protokolle zu schreiben, arbeitete er an seiner deutschen Grammatik, und förderte dadurch mehr die deutsche Einheit und das Nationalgefühl, als dies durch alle Aemterhöfe des Vortrages geschehen konnte. — Auch Wilhelm fand bei der Bibliothek in Kassel eine höchst bescheidene Anstellung, die er aber mit Freuden annahm, um sich von dem geliebten Bruder nicht zu trennen.

Jetzt erst begann für beide Brüder die schönste Zeit ihrer selbstgeordneten Thätigkeit, eine Reihe bewunderungswürdiger Werke reisten in die Säulen, und machten ihren Namen weit und breit berühmten. Gemeinheitslich gaben sie die Resultate ihrer Forschungen heraus, welche das größte Aufsehen erregten, und ihnen von Akademien und Universitäten Titel und Ehrenbezeichnungen aller Art eintrugen. Trotzdem konnten sie von der eigenen Regierung nicht einmal eine für ihre Bedürfnisse nöthige Gehaltszulage erlangen, auch die gehobene Beförderung blieb aus, als sich nach jahrelangen Harren die Gelegenheit dazu darbot. Sie hatten, wie die meisten deutschen Gelehrten, sich keiner besonderen Fürsorgenskunst zu erfreuen.

Unter diesen Umständen rieth sie sich mit blutendem Herzen von dem besessenen Vaterlande los, um einen ehrenvollen Ruf nach Göttingen zu folgen, wo sie zu Frühjahr 1833, Jakob als Professor und Oberbibliothekar, Wilhelm als Unterbibliothekar, einen angemessenen Wirkungskreis fanden. Hier wirkten sie in stillen Ohren durch Schrift und Wort, eine Reihe ausgezeichneter Schüler bildend, welche in ihrem Geiste das begonnene Werk fortsetzten. — Wilhelm blieb bereits im Jahre 1825 sich mit Dorothee Wild verbunden, und gewiß im reichsten Maße das Glück der Ehe, während Jakob in dem neuen Verhältnisse des Bruders seine eigene Häuslichkeit fand, da er selber unvermählt blieb; Bücher und Collocationen gebieten ihnen ohnehin zusammen. Sie hatten erreicht, was der deutsche Gelehrte erreichen kann, ein bescheidenes, aber ehrenvolles Loos.

Da kamen die Tage der Prüfung, aus denen die deutschen Männer wie geläutertes Gold hervorgehen sollten. Das Grundgesetz des Königreichs Hannover, zwischen dem Regenten und den Ständen vereinbart und sichtlich beschworen, wurde von dem neuen Herrscher Ernst August beim Austritt seiner Regierung im Jahre 1837 durch seine beiden Patente willkürlich verletzt und aufgehoben. Nur sieben Männer, Professoren der Göttinger Universität, darunter die beiden Brüder, hörten auf die Mahnung des Gemeinheits, und erhoben ihre Stimmen laut ohne Menschenfurcht. Sie wollten ihren geschworenen Eid nicht brechen. Da gefahd das Uertheil; ohne Untersuchung, ohne Urtheil und Rechtspruch wurden die getreuen Eichen ihrer Aemter entsetzt, und Drei von ihnen — Dahmann, Jakob Grimm und Gervinus — des Landes verwiesen.

Sie zogen als Flüchtlinge fort und nahmen nichts mit, als die zerretzte Erde und die unerschulte deutsche Treue. Ihr eipstes sie Rang, Stellung und das sichere Brod, um einer ungewissen Zukunft entgegen zu gehen.

Die Krone der Wäppter schmückte die Stirne der Gelehrten. — Wilhelm setzte seinem Bruder in die Verbannung; sie hatten nicht gehowitzt, für ihre Ueberzeugung Alles hinzugeben. Das Studium des Mittelalters und der Vergangenheit hatte sie nicht der Gegenwart entfremdet, sondern eher ihren Heldennuth gemacht, daß sie, wie einst die Ritter und Erben der Bergzeit, den Kampf für das Recht der Gewalt gegenüber nicht scheuten. Sie gingen darans mit klautem Schilde und an Ehren rich hervor. Daß Deutsche Volk lohnte ihnen mit seiner Achtung und Liebe, und ein deut-

sehr küßlich rief sie einige Jahre nach diesen Vorfällen in seine Nähe nach Berlin, wo sie reichlich für das Verlorene entschädigt wurden.

Im Jahre 1848, als im März das deutsche Volk, von einer gewaltigen Bewegung ergriffen, den allen höchsten Traum von seiner Einheit und Freiheit zu verwirklichen gedachte, erinnerte es sich so gleich an die Göttinger Bergzüge. Jakob Grimm war einer der Ersten, der in dem Frankfurter Parlament alle sah, mit fruchtbarer Eiferstadt begabigt wurde. Aber nicht auf dem vulcanischen Boden der Revolution fühlte sich der stille Gelehrte heimisch; er liebte die Freiheit, welche mit der Ordnung und dem Gesetze Hand in Hand geht.

Darum zog er sich wieder zurück und bereiteite mit seinem Bruder in friedlicher Studierstube, während die Parteien stritten und

darüber Freiheit und Einheit von Neuen verloren gingen, ein unvergängliches Denkmal deutsches Streben, einen Ehrenplatz des deutschen Geistes vor. Es erschienen die ersten Hefen des Wörterbuchs, welches einen Schatz von Wissen, Fleißigkeit und von tiefen sprachlichen Studien enthält. Langsam, aber sicher der Vollendung entgegengehend, erhebt sich dieses Kleinwerk, das die Brüder als den Schlußstein eines inhaltsreichen Lebens, zum ewigen Gedächtniß ihres Namens und ihrer brüderlichen Liebe, zur Ehre der Nation und sich selbst zum anerkannenden Ruhme errichtet haben. Wey in Frankreich eine ganze Akademie in Anspruch genommen wurde, das leisten hier allein die beiden Deutschen — Jakob und Wilhelm Grimm. Kauf King.

### Blätter und Blüthen.

#### Wenn der Herbst kommt!

„Ach, in diesen blauen Tagen,  
Wo es leicht und sonnig riecht,  
Welch ein unruhig Gemüth,  
Welche still verklärte Ruh'!“

Schon hat der Sommer im abgeschliffnen Kranz gegenwärtig das Haupt gewiegt. Still und leise kommen die blauen, lichten Tage des Herbstes, die den Traum des Frühlings noch einmal nachträumen, bevor die Tobeschauer des Winters Huren und Wäber durchdröhen. Zwar an Frucht und Luft mag der Herbst, in dem die letzte Reue des Frühlings verlingert, mit seinen Vergangenen sich nicht vergleichen können; doch hat auch er seine eigenthümliche Reize. Und wie schön rührend, wie tief ergreift er jedes Gemüth! Wer kennt nicht die mahnende, eindringende Deutung, die in diesem leisen Unstilleben und Besinnen, in diesem milden Sterben liegt! Oweil, an der viel ergreifendsten Symbolik des Wechsels der Jahreszeiten hat der stille Herbst seinen geringen Antheil.

Der September des Jahres ist eingetreten, und herein besonders liegt der eigenthümliche Reiz des Herbstes für uns. Das trage Leben und Trüben des Sommers hat sich in friedliche Stille verlorren, eine wunderbare Sabbathruhe fliehet weit und breit in den fernern Ebnen, wo es noch vor wenig Wochen so geschäftig sich regte, und über all den schimmernden Hageln und den dampfenden Gezeiten. Der Gesang der munteren Vogelwelt ist verstummt. Keine Lerche trillert mehr ihre frohliche Weise in den Wäldern; sie fliehet gelanglos in der Felsenschlucht, oder schreiet tief hinter dem Föhler her. Zwar fliegen die munteren Schwalben noch durch die Luft, aber ihre Irdischen fliegen schon wie wehmüthige Klage über den Wandel des irdischen Alltags, und bald werden auch diese trauernden Sommergäste, die sich schon hier und da in den Dächern vernehmen, dem Stachel und der Nadelglocke nach den wärmeren Lüssen des fernern Südens fliegen, welein auch der Herbst, dieser alte treue Gastgeiste, am verstand, den letzten seine Reize ansetzen.

Wiederholt ist noch nicht alles Leben auf den Blumen erloschen. Weisheit schollt der Vögelwelt nach, der arme Fleder fliehet in bangter Furcht zu dem sichern Versteck, wühle Eschelpferden weiden im melodiösen Geize ihrer Wälder über die letzten Heide, indeß der Vort, auf seinen Stiel getrieben, flumert von dem Hügel herabwärts. Irrenden die Scharen von Sperlingen und Zaubern schweben und flattern von Zweig zu Zweig, und in den Stoppelsiedern eilt die bühliche Feldmaus mit Höchstgeschwindigkeit durch ihre labkräftigen Gänge. Darüber aber umtreiben sich, wie Sonnen im Weltensraum, die Weiden, und von dem Hügel steigt der Papierdrache des löchlichen Knaben in die blaue Luft empor.

Und in der Pfingstentzeit grün und blüht es noch immer unverbessert fort. In allen Hängen sind die blauen Eidechsen und die rosige Handfuchel, am Frühlings die weisse Dohle der Schafgarbe und der zerstreute Föhlerling, zwischen nachgelassenen Palmern und Stauden eine köstliche, ein Winterhorn, und von dem noch immer grünen Regen schon wieder gebürgeartige Gruppen von Gänseblümchen so unerschöpflich bereit. Im Garten erheit sich die blaße Waide und die Georgine des milden Sommerkisses, indeß die Ähren veredeltet auf die herbenden Sommerlärchen herabfallen. Aber es sind Eshlinge, ohne Duld, über der schon gelinsten Sonne. Sie benden nur den Frühlings, es sind Ähren, weiter kein Vieh mehr flüht. Die Weisheit ist verlorren, es ist nur noch die Zeit der Früchte. Doch erheben wir uns bald der reichen Fülle der herrlichen Gaben Sommers. Da laßt uns an schwerbeschungen Kehlen die goldene Birne entgegen, der rotwangige Apfel und die blaueberste Pfanne; an der Gartenmauer lagert an jenen Haufen der diebsgünstige Kürbis, und am Heidegäuländer reißt der löchliche Zell der Trauben, das Marc und Öl der Welt, Trauben am Heidegäul trunden und die roten Kesseln der Gargelle und die schmerzhaften Augen des Schleichers entgegen, und am Waldespfade zwischen dem grünen Laube der Liniische der Emden ihrer Spindelröhren Verrenkränge.

Im neuen trüben Grün prangt die Weide. Aber hier ist schon, wie eine köstliche Erquickung, die Heilige herbeschwärze, eine edle Herbstblume, und in dem Spinn und Weben des Marc und Öl der Welt, Trauben des Gebrüders fliehet sich der helle Sommerkiss mit vergilbten Blättern. Doch jene Weiden, als wollten sie dem Herbst tragen, breiten noch ihren dunkelgrünen Blätterhain über den Wiesensand, in dessen blauen Weiden das rote Weidenrosette so leuchtig einstrahlt. Kinder lagern und weiden in mildenblauen Gruppen auf dem grünen Tropic des fernem Südens, und in Wintergrün erheit sich, so heimlich wolkend aus Fuch und Strand, verregnet das Dörfchen aus.

Und diese heilige Mühe des lüchlauren Himmels über der stillen Landschaft, dieses Licht, dieser Glanz, die Alles überflutet! Wadewellen gleich legen sich die weichen Hüfte an das Herz, um Alles, was und befruchtet, laßt und liebreich abstrahlen. Wie rein und friedlich sieht die harte Blau an, als könne nicht Wärderröthiges in der Welt sein! Trüben verflucht jedes Herz in Gram, wühle, den Frühlings noch zu läuten, und abet nicht die Wäde des lauernden Winters.

Frühlingen, als sollte ein neuer Frühlings erblühen, leuchtet noch einmal der Wald empor. Umfließen vom milden Sonnenchein glänzten Wald und Baum und durch die ruhige Bläue des getragenen Äthers schweben wie schlanke weiße Vahnegeier die zarten Fäden des steigenden Sommers. An der Jochsteine leuchten und die traurigen Wäste hinein in die Weisheit, die Trübenverweil frucht über den Weg und bietet ihre dunkelblauen Perlen an, unten im Moose fliegen zierliche Eidechsen fliehet die Georgine ihre Blüthe hervor und in den hohen Palmen der Höhe erheben sich Oweil verflucht das Launenbüchlein. Aber auch hier schon trifft uns das Wehen des Herbstes. Sanfte Wäde breitet sich um uns her. Keine muntere Vogelwelt fliehet noch mehr aus den Äzigen entgegen, stille Scharen gaudeln aus dem verlassenen Waldweg und es weht uns an, wie stille Weisheit. Nur jumeilen erheit der Eder eines Säfers, einer Weide über den Wäldern, und aus den Grünen das Schreien der Weide und die seine Stimme des Goldschneiders, die den Weiden der Schwärzen beslagen. Auf der Berghöhe umfliegen Vögel und Sommergäste das rotblühende Heidekraut, vom lauten Donner geübt, so stark am jarten Edergel die seine zerstreute Eidechsen, die Weisheit kommt sich und die Palmenspitze fliehet nach dem Frühlings. Herbst, über die Wäde und wie ein Wäde, was dem Gemüth entgegen, zeigt sich wie im Traum hoch oben der Halle. — Die Eichen strecken noch dunkelblauen ihre Tannenköpfe empor; aber schon brennt in jedem Weib all Trauererle die Weide und bald leuchtet der Wald im Gemüth seiner letzten batten Farben.

Wie angenehm am dem Auge diese malerische Färbung erheit, so erfüllt sie doch das Gemüth mit unendlicher Weisheit. Wie ist das letzte Halboctober eine still verklärte Flamm. Bald weht ein Wind aus tiefsten Blättern, deren jungs Herz unter Zeit so befehlungsweill begreift, werden dergleich und verwehen auch lauzer Sommerhalt, und dürt und laßt die Blüme tronen, die einß dem Träumer ihrer Schuppen geteilt. Obwandeln in sich selbst verlorren dilt die Seele in das ewig offene Weid der Heiten, der Werte des alten Dichters gedehnt, dessen hebrt Geiß in diesem Wäldern all ein Beschwämen der Geschlechter der Weisheit erheit.

Schattungsloß laßt die Purpurine den der Höhe des Halboctober herab und wühle den blauen Trauer zu den Trümmern einziger Gezeiten und Heideflecht. Wie freundlich lagert sich die Ruhe des Herbstes an die Eide, verlassen Galden, durch deren fröhler und Wäden sich die mähigen Heide der dunkelgrünen Wäme hindurchschlang. Namentlich erheit im dem Sonnenchein auf dem Wande des gelinsten Sommerkisses und schmidt die laute Zitter mit einigem Leben. In dieser Weisheit nach uns die Berggeorgine, wie sie lauzt Klage über die Berggeorgine des Herbstes erheit und dieser gedehnten Weisheit.

Alles mahnt uns nicht an den vollen Herbst. Die Eidechse ist heimweil gegen und durch die Weiden des Himmels erheit der Sin von wunderbaren Kränzen, die hoch oben über die hühnenblauen Dreieide trüben. Mit schmerzlichen Weide begleiten wir diese Wandergeier und die abgemungerte Faust, die der Hühnerkriem Trümmern von einem ewigen Leben. Erheit in der Kraft ein lüch Hühnerkriem, eine namenlose Schachtel nach dem heiligen Ferte der Jugend. Alles scheint zu fliehen und zu lauzen.

Wer warm und hoch ist noch der Tag. Doch wirft die Sonne ihr volles Licht auf das leislame Gewebe der Wanderspitzen über den Stoppelsiedern und spielt mit ihrem Schine an die erhebenden Stauden und Stränder. Und dieses verklärte Wäde der gemessenen Kunde des Webers, dieses flart, vor allem Irdischen geübt Licht, das die Welt durchdringt! Himmli und Erde sehen in stiller Verklärung!

Nach die trübenblauen Wästen trüben das verklärte Sonnenlicht. Wägen, wühle einen Zeit lauzen, wühle sie ihrem lüchlen in tieger Ruhe dort bis zum Abend. — Und wie weit und hell ist diese Welt geworden! Dunkel fernen stehen sich dem schimmernden Wäde und jeder Vort löst durch die „heilige“ Zeit zu uns herüber. Von dem Berg steigt das Knarren des geschliffnen Kates, die Stimme des Wandmannes und aus dem Trüben Dunstgeigen das Hühnerkriem. Kauf King.

Doch immer näher rüht das herrliche Gebe heran.





Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redaction F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1/2 bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

### Ein Kirchhofsgeheimniß.

Ringelzeit vom Verfasser der „neuen deutschen Zeitbilder.“

„Es gibt gute, es gibt schlechte Gesetze. Nicht jedes Gesetz seht das Recht fest. Wie wenig! Aber das schlechteste Gesetz kann unschädlich werden in den Händen eines verständigen, gerechten, humanen Beamten. Und das beste Gesetz ist nichts werth in den Händen eines schlechten Beamten. Und wie gute und schlechte Gesetze, so hat es auch zu allen Zeiten gute und schlechte Beamte gegeben.“

Ueberleben wir uns nicht über die Zeit vor uns. Sagen wir nicht, wenn uns so mandalun nur die Uebereben früherer Rechts- pflege vorgehalten werden, sagen wir nicht pharisäisch hochmüthig: das kann jetzt nicht mehr vorkommen!“

So schrieb mir vor wenigen Tagen ein sehr alter Criminalist aus Deutschland, indem er mir die nachfolgende Geschichte aus- drücklich zum Zwecke ihrer Veröffentlichung mittheilte. Die Zeit seiner Geschichte liegt funfzig bis sechzig Jahre hinter uns. Das, was er erzählt, ist wahr und belehrend auch für die jetzigen Zeiten. Er erzählt:

Ich war ein junger Amtsauditor. Amtsauditoren, Referendarien, Aspiranten, Praktikanten — die Unzahl junger Männer, die in Deutschland nach vollendeten Uni- versitätsstudien bei den Behörden ihres Vaterlandes arbeiten, um sich als tüchtige Mitglieber der Bürokratie auszubilden, hat viele Namen, wie — die lieben Kinder.

Die sind auch liebe Kinder. Dem Rath, der ihnen seine Arbeiten übertragen kann; dem Staatsr, der ihnen für ihre Arbeiten nichts zahlt; den jungen Wärdenern, die darnach laufen, Frau Amtmännin, Frau Käthin, gar Frau Präsidentin, selbst Frau Mi- nisterin zu werden. Amtmann, Rath, Präsident, Minister — der Auditor, der Referendar, und wie sie weiter heißen, sie sind das Holz, aus dem Alles geschnitten werden muß. Sie sind auch glück- lich, wie die lieben Kinder. Sie müssen zwar mandalun recht herz- haft schweigen unter der Kost ihrer Arbeiten, und sie erhalten nie auch nur einen roten Pfennig dafür. Ja, man hat Beispiele, daß, wenn sie einmal, um sich zu erholen, Urlaub nehmen wollen, sie an f ihre Kosten einen Stellvertreter bestellen. Aber sie sind in der lustigen, kräftigen, gelobten Zeit der Jugend und die Welt ihres Staates steht ihnen offen. Es gibt im Lande kein Amt, bei dem sie nicht Amtmann werden, keine Rathstelle, die sie nicht einmal ein- nehmen, keinen Präsidentenposten, auf den sie nicht künstlich erhoben werden können. Man muß nur Muth und Vertrauen haben.

Ich arbeitete bei dem Amte meiner Heimath. Meine Heimath lag in einem Winkel des Landes. Auf diesen Winkel war meine

künstige Carriere nicht beschränkt, denn auch mir stand das ganze Land offen. Es war gleichsam meine Domaine. Ich mußte meine künstige Domaine kennen lernen.

Als die nächsten Enturlauben kamen, trat ich eine Fußreise durch das Land an. So ganz absonderlich groß war damals, außer Oesterreich, kein deutsches Land, und in Oesterreich war ich nicht.

In den Enturlauben arbeitet der Landmann doppelt, und daher feiert der Richter.

„Kommst Du auch nach B, mein Sohn?“ fragte mich meine Mutter.

Wie meine Heimath an dem einen, so lag B. an dem andern, entgegengesetzten Ende des Landes.

Aber das ganze Land wollte ich kennen lernen.

„Gewiß!“ antwortete ich meiner Mutter.

„So erkundige Dich doch nach einer Jugendfreundin von mir, Kettchen Thalman; sie ist von hier gebürtig, und später nach B. gekommen.“

„Eit wann, Mutter?“

„Es können einige zwanzig Jahre sein.“

„Berthelbet oder unberthelbet?“

„Berthelbet.“

„Und wie hieß ihr Mann?“

„Den Namen habe ich vergessen. Aber der Mann war ein Rechtsanwalts, ein Gevve. Tu wirst sie schon finden. Erkundige Dich, wie es ihr geht, und grüße sie von mir.“

Ich mußte lächeln. Wir hiel etwas Aehnliches bei.

Als ich vier Jahre vorher zur Universität abgegangen war, hatte mein Vater zu mir gesagt:

„Mein Sohn, vergiß ja nicht, den Professor V. zu besuchen und ihn und die ganze Familie von mir zu grüßen. Ich hatte als Student freundliche Aufnahme im Hause. Grüße besonders seine Älteste Tochter, die schöne Anguste. Nimm Dich aber vor ihr in Acht, sie ist eben so gefälliglich wie schön. Sie wollte auch mich — Nun, ich hoffe, Du wirst nicht weniger verständig und besonnen sein, wie Dein Vater.“

Ich mußte es feierlich versprechen.

Ich kam zur Universität und in das Haus des Professors V. Himmel, wie ich die „schöne Anguste“ aus, die vor fünf- und- zwanzig Jahren ihre Kege nach meinem Vater angeworben hatte, vor der ich mich „in Acht nehmen“ sollte. Fünfundzwanzig Jahre ver- mögen über die Schönheit eines Mädchens doch etwas mehr, als mein Vater getradt hatte. Freilich nicht immer über die Gefallsucht. Die

„schöne August“ mit ihren grauen Knäueln und entsehliden Bahn-  
 fäden leuchtete zwar nicht mehr mit jungen Tautent, aber desto  
 mehr mit dem lieben Gott.

Das fiel mir wieder ein bei der Bitte meiner Mutter, und  
 ich mußte lächeln. Aber ich versprach ihr Alles, und reiste ab.

Ich kam nach Z. Es war im Monat August, als ich hin-  
 kam. Der Tag war sehr heiß gewesen und ich hatte ihn deshalb  
 meist ausübend zugebracht, in Dief, in Wale, unter den dichten  
 Föhnhängen der Wiesen am Berg. Gegen Abend erst, als es  
 kühler wurde, fing ich an, eigentlich zu marschieren.

Ich wollte den Tag noch bis Z. nach den Grundzügen,  
 die ich einlog, konnte ich hingelangen, aber erst zwischen zehn und  
 elf Uhr in der Nacht, und auch das nur, wenn ich thätig darauf  
 los marschire.

Ich marschirte desto langsamer, behaglicher. Was lag mir  
 daran, wenn ich auch erst um Mitternacht ankam! Ich war desto länger  
 in der schönen, frischen Nachtluft, in dem klaren Scheine des Bel-  
 mondes, der so malerisch über Aür und Wiese, über Wald und  
 Berg, über Dörfer und Landhäuser sich ausbreitete. Und das  
 Wirthshaus des Städtchens öfnete sich mir auch nach Mitternacht.

Ich wanderte mit voller Lust einhau durch die schöne Nacht  
 auf breiter, bequemer Landstraße dahin. Aber als es zehn Uhr  
 vorbei war, erhielt ich umgekehrt Befehlsschaft. Zwar zuerst nur in  
 weiter Ferne und auch hoch genug über mir; allein sie kamen doch  
 immer näher, und zuletzt reichten sie mir gar sehr froh. Dunkle  
 Wollen zogen von allen Seiten am Himmel herauf, sie schienen  
 Regen, ein Gewitter bringen zu wollen. Verlässig freilich brachten  
 sie noch nichts, sie drohten nur. Doch eins brachten sie, indem sie  
 nahen; sie nahmen das schöne klare Licht des Mondes weit und  
 breit der Erde völlig fort, und hüllten Alles um mich her in dunkle,  
 schwarze Nacht ein.

Ich setzte meinen Weganbig, nur mit etwas schnelleren Schrit-  
 ten fort. Beim Regen durchdringt, vom Gewitterschrum gejagt zu  
 werden, ist eben kein großes Vergnügen, wenigstens nicht immer und  
 nicht für Jedermann. Die Landstraße blieb breit und bequem; ich  
 konnte mich nicht verirren, und ging ich immer nach.

Es konnte bald Mitternacht sein. Ich sah links von der Straße  
 einige Hüter. Ueber den Hütern grenzen an dem dunklen Nach-  
 himmel sich noch dunklere Umrisse von Gebäuden ab. Das mußte  
 Z. sein. Die Zeit traf zu, in der ich die Stadt erreichen sollte.  
 Auch die Yage. Ein Bauer hatte mir unterwegs gesagt, nahe vor  
 dem Wege biege sich die Landstraße nach rechts, um dann, wieder  
 links sich krümmend, in das Thor zu führen; ich brauche aber diesen  
 Krümmungen nicht zu folgen; ein Fußweg führe links von der  
 Straße in gerader Richtung nach dem Thore hin. Ihn sollte ich  
 einschlagen; ich könnte nicht fehlen, er führe an dem alten Kloster  
 vorbei, das man schon von Weitem sehe.

Von Weitem sah ich nun bei der großen Dunkelheit gar nichts,  
 aber einen schmalen Fußweg, der links von der Straße abzog, ent-  
 deckte er. Er ging nach jenet Hütern hin. Ich schlug ihn ein;  
 aber nach wenigen Minuten hatte ich ihn auf einmal verloren. Ich  
 hatte nicht auf ihn geadtet, sondern den Hütern gesucht, die  
 mir ebenfalls so auf einmal und so sonderbar abhanden gekommen  
 waren. Ueber dem Zuden nach ihnen entkam mir auch der Weg.  
 Ich wollte umkehren, um ihn so wiederzufinden, da aber hatte ich  
 in der Finsterniß Richtung und Alles verloren. Ich besah mich  
 nur auf einem unebnen Boden zwischen mild durchinander ste-  
 henden Stauden und Sträuchern. Und der Boden war so sonder-  
 bar uneben, Berg und Thal, Thal und Berg; wehin ich meinen  
 Fuß setzte, stolperte ich. Und die Stränder waren fast nur Dornen;  
 wehin mein Körper sich wandte, warren meine Kleider festgepakt,  
 wehin ich mit den Händen fühlte, wurden sie mir gerissen.

Wo war ich denn?

Ich ging rechts und links, ich ging vorwärts und zurück, und  
 konnte aus dem Labymirthe von Thal und Berg, von Strauch und  
 Dornen nicht heraus.

Auf einmal rissen über mir zwei Wollen auseinander, der  
 Mond stand hell und klar zwischen ihnen, und leuchtete mich und  
 den Ort, an dem ich mich befand. Ausgleich wurde kaum dreißig  
 Schritte mit und vorbei war. — Vorbei? — Ich klopfte mit meinem  
 Reisesack auf die Erde. „Neb, heba!“ rief ich.  
 Ich besah keine Antwort; es blieb still, wie vorher, unter  
 mir, um mich. Ich wiederholte Klopfen und Rufen.

Ah! Im Mitternacht allein, fremd, so auf einmal auf einem  
 einsamen Kirchhof, zwischen verfallenen, verwahrten Gräbern!

Ich mußte doch unwillkürlich hinter mich blicken, ob nicht ein  
 Grab sich geöffnet habe, und ein Gerippe hinter mir stehe, und  
 drohend auf mich zuschreite. Aber es fanden nur Dornen hinter  
 mir, und wenn ich nicht zu ihnen kam, so kamen sie nicht zu mir.  
 Und auch ein alter Schädel, in dem mein Fuß sogar hineingerieten  
 war, blieb ruhig sitzen, und that mir nichts.

Ich wagte, wo ich war. Ich hatte den rechten Weg getroffen,  
 den der Bauer mir angezeigt hatte, ich hatte ihn nur hinter  
 verloren und war, anstatt an dem Kirchhofe entlang zu gehen, mitten  
 auf den Kirchhof gegangen. Ich war inderg vor dem Thore von  
 Z., neben dem Kloster, an dem der rechte Weg vorbeiführte. Ich  
 brauchte nur auf das Kloster zuzuschreiten, um den Weg wieder  
 zu finden.

Der Thurm mit einem hohen Kirchturme stand dicht vor mir;  
 gleich daneben dehnten einige andere hohe und lange Thore sich  
 aus. Es waren das Alles unzerfallene Klosterkirche und Kloster-  
 gebäude. Sie lagen in dem hellen Mondschine vor mir. Ich  
 ging darauf zu; verständig zwischen den Dornen und Gräbern und  
 Schädeln und Knochen von allerlei Geschalten.

Alein schon nach wenigen Schritten stand ich auf einmal wieder  
 in völliger Dunkelheit. Die Wollen hatten sich eigenmächtig wieder  
 zusammengefügt; sein Mondstrahl schien mehr zu mir herüber,  
 sein anderer Lichtstrahl schien zu mir herüber. Doch die Um-  
 risse des Kirchthurms, auf dem es Mitternacht geschlagen hatte,  
 konnte ich noch am Himmel erkennen. Zu ihm wollte ich mich hin-  
 arbeiten, über die Gräber, durch die Dornen. Ich begann die Ar-  
 beit; es war keine leichte in der tiefen Dunkelheit. Ich stolperte  
 voran, ich rief mich los.

Pflösch hörte ich ein sonderbares Stöhnen. Es kam unten  
 aus der Erde, kaum dreißig Schritt von mir, fast unter mir. Es  
 war leise, schwach, aber ich vernahm es deutlich. Die Paare standen  
 mir fast zu Berge.

Was war das? Woher kam es? War es wirklich unter der  
 Erde, oder kam es von der Oberfläche des Bodens?

Es hielt an, ich hörte es immer deutlich, an derselben Stelle,  
 in denselben Tönen. Und es war nicht über, es war unter der  
 Erde, nur wenige Schritte von mir. Sollte sich doch noch ein Grab  
 neben mir öfnen? Sollte ein lebendes Wesen oder der Tod mir ent-  
 gegentreten? Dem einsamen, fremden Wanderer, in der tiefsten  
 Mitternachtsstunde?

Ich sah um mich, ob ich denn in der That einfallen und allein  
 sei, ob ich nicht ein Licht oder irgend ein anderes Zeichen der Nähe  
 von Menschen entdecken könnte? Die weißlichen Klostergebäude,  
 die so nahe vor mir lagen, mußten doch bewohnt sein. Die Thurm-  
 uhr hätte doch nicht Mitternacht schlagen können, wenn nicht ein  
 lebendes menschliches Wesen sie aufgezogen hätte. Ich sah nichts.  
 Kein einziges Licht aus allen den weißlichen Gebäuden schimmerte  
 mir entgegen.

Das Stöhnen in der Erde hielt an. Auf einmal hörte es  
 auf, aber ein Klagen, ein Jammern trat an seine Stelle. Es  
 drang ebenfalls nur schwach zu mir heraus.

Aber es war entsehlid anjubören. Ich wollte fortfahren und  
 konnte es nicht. Das ist eben das Banden des geheimnißvollen  
 Entsehliden, daß es uns emig setztreibt und emig fesselt. Aber  
 konnte ich auch unthätig, frigg, klos daliegen und horden? Ich  
 wollte mich laut geben, wollte meine Hilfe anbieten, wenn hier  
 überhaupt Hilfe gelistet werden konnte; da vernahm ich plötzlich  
 einen andern, zwar unbestimmten Ton, aber es kam mir ver, als  
 wenn eine Thir in allen Angeln faarte. Da unten in der Erde?  
 Daher kam auch dieser Ton.

Jetzt hörte ich auch von dem Klagen und Jammern nichts  
 mehr. Ich lauschte eine lange Zeit mit Anstrengung, vernahm  
 aber keinen Ton, keinen Laut mehr.

Was hatte sich denn da in der alten Erde, unter den weißen  
 Gräbern zugetragen?

Es blieb still. Aber wie es still blieb, konnte ich mich nicht  
 entfernen, ohne vorher einen Versuch gemacht zu haben, ob ich  
 nichts entdecken könne. Warum hatte ich jetzt den Mut, da Alles  
 still und vorbei war? — Vorbei? — Ich klopfte mit meinem  
 Reisesack auf die Erde. „Neb, heba!“ rief ich.

Ich besah keine Antwort; es blieb still, wie vorher, unter  
 mir, um mich. Ich wiederholte Klopfen und Rufen.

„Heda, wer ist hier? Kann ich hier Jemandem helfen?“  
Ich trat rasch ein paar Schritte vor. In demselben Mo-  
mente bewegte sich Etwas in meiner Nähe. Ein Gesicht rauschte,  
als wenn Jemand hindurchdringen wollte; es war kaum zehn Schritte  
von mir.

„Wer da?“ rief ich in die Finsterniß hinein.  
Ich erhielt keine Antwort; um desto lauter aber wurde das  
Rauschen.

Ich hatte mich völlig wieder gefaßt und eilte jetzt der Stelle  
zu, wo ich das Geräusch gehört. Ich stolperte aber dabei über  
ein paar Gräber. Auf einmal flog Etwas an mir vorüber. Er flog  
war wie der Schatten eines langen, hageren Menschen. Er flog  
mit leichten geflügelten Schritten dahin. Als ich mich nach ihm  
umfab, gewahrte ich nichts mehr; auch mein Ohr vernahm keinen  
Laut weiter.

Was war denn das wieder? Hatte ich einen Teufelschatten  
erblüht? War ein Lebender in meiner Nähe gewesen? Das hatte  
er in der Mitternacht auf dem alten Kirchhofe gemacht? Warum  
hatte er sich verborgen gehalten, bis ich rief? Warum war er bei  
meinem Rufe davongeeilt? War er einem Grabe entfliehen? Würde  
gar von ihm jenes unterirdische Klagen und Jammern her?

Ich hatte auf alle meine Fragen keine Antwort. Ich stand  
sinnend und wieder herbend; aber diesmal nicht lange, da kam es  
mir vor, als hörte ich Schritte. Sie kamen mir zur Seite, rechts,  
etwa fünfzehn bis zwanzig Schritte von mir. Sie kamen näher.  
Das Alles dem Gehöre nach; denn die Wellen hatten sich dunkler  
zusammengezogen und ich sah nichts. Es war mir doch unheimlich.  
Ich sagte meine Reißfled schlaffertig; es war ein tüchtiger, be-  
währter Ziegenbäuer. Aber was ich beinahe in dem nämlichen  
Augenblicke sah, dagegen half der beste Ziegenbäuer nichts. Zwei  
glühend rothe Punkte leuchteten auf einmal vor mir, flarren mich  
an, unbeweglich, gleich zwei dunkel glühenden Kohlen. Ein Schau-  
der überließ mich. Dann wollte ich dreinschlagen. Da schief, un-  
mittelbar über den beiden unheimlichen, unbeweglichen, leuchtenden  
Punkten, eine ganze helle Feuermaße auf mich los. Ich stand ge-  
blendet.

Ich hatte nur eins erkannt in der Helle des Feuers, daß ich  
mich nicht neben einer hohen, alten Mauer befand. Das war die  
Mauer des Klosters, an dem ich vorbeikommen mußte.

Hatte mich im Augenblicke vorher ein Schauer überlanten,  
jetzt ergüß mich Entsetzen. Alle Geschichten, die ich jemals von  
lebendig und auf Lebendigkeit eingemauerten Mönchen und besonders  
Nonnen gehört und gelesen hatte, fielen mir wieder ein. Waren  
das Stöhnen und Klagen, das ich vernommen hatte, Schmetzer-  
töne einer eingemauerten Nonne aus ihrem fürchterlichen unter-  
irdischen Grabe? Oder hatte — da sie mir mehr einer männ-  
lichen Stimme anzuhören schienen, worin ich mich allerdings täu-  
schen konnte — hatte ein unglücklicher, vielleicht wegen seiner freien  
Ansichten eingemauerter Mönch sie ausgerufen?

Ich wußte nur, daß ich an einem Kloster vorbeikommen mußte;  
ob es ein Mannes- oder Frauenkloster sei, davon war mir nichts  
bekannt.

Aber ich wußte auch nicht, ob es noch als Kloster bestand  
oder ob es nicht schon längst aufgehoben war. Das Letztere war  
sogar das Wahrscheinlichere, da schon seit hundert Jahren Kloster  
in unserer Gegend aufgehoben waren. Hatte ich dann nicht den  
klagenden, jammernden Weis eines oder einer der Hunderten von  
Jahren, vielleicht schon im grauen Mittelalter, eingemauerten Un-  
glücklichen vernommen, verdammt zum Stöhnen und Wehklagen  
bis zur Stunde seiner Erlösung, des letzten Gerichtes?

Mein Auge erholte sich von der plötzlichen Einwirkung der  
blendenden Lichtmaße. Ich unterließ.

Ein langer, baumstarker Mann stand vor mir, in der einen  
Hand eine Bleitlatzener haltend, die er plöglich geöffnet hatte, in  
der andern einen ungeheuren Knotenstock. Der ihm stand mit  
dunkelglühenden Augen ein riesiger Hund.

Der Mann war schon alt, er hatte graue Haare; aber er  
stand kräftig da, in seinem langen, weiten Kamisole und seiner alten  
Pelzmaße auf dem Kopfe. Sein vermittertes Gesicht war finster,  
irgittimig, drohend.

„Was machst du hier?“ rief er mir mit drohend zu.

Aber es war kein Bild aus dem Mittelalter. Im Mittelalter  
hatte man den Begriff, den reinen, gekläuerten Begriff der Obri-  
keit noch nicht erfunden, und der Mann sah so durch und durch

obrigkeitlich aus, hatte so vollständig das Aussehen eines Hand-  
langers der Obrikeit.

Die Entendung machte mich sicher, ruhig. War ich doch selbst  
ein Stück der Obrikeit.

„Guter Freund!“ sagte ich, „bin ich auf dem rechten Wege  
nach B.“

Aber da wurde sein Gesicht finsterner, drohender. Er mußte es  
mich von unten bis oben.

„Hat Er verbin gerufen?“ rief er.

„Ich habe hier gerufen.“

„Welche Er mir.“

„Wohin?“

„Das wird Er sehen.“

„Hört, guter Freund —“

„Ich bin kein guter Freund nicht.“

„Zum Teufel, Freund, Paudemann, Mann, ich will nach B.  
Ich halte mich hierber verirrt. Wollt Ihr mich wieder in die Stadt  
bringen oder nicht?“

Er begann sich einen Augenblick.

„Welche Er mir,“ wiederholte er dann.

„Ihr wollt mich also in die Stadt führen?“

„Ja.“

Er setzte sich in Bewegung. Sein großer Hund war immer  
einen Schritt vor ihm, nicht mehr und nicht minder. Das Thier  
sahen wunderbar dreist zu sein.

Ich folgte ihm. Er führte mich an der alten, hohen Mauer  
entlang, die ich vorhin gesehen hatte.

„Wo sind wir hier?“ fragte ich ihn im Gehen.

„Braucht Er das zu wissen?“

Seine Stimme, wie seine Worte waren immer kurz, grob.

Ich überlegte mich mehr und mehr, daß ich es mit einem obri-  
keitlichen Person zu thun hatte, zu dem ich mitbin in einem berufs-  
verwandtschaftlichen Rapport stand. Seine Obrikeit machte mich  
um so sicherer, beinahe fester.

„Ihr hattet also verbin meinen Ruf gehört?“

„Ja, und wenn Er sich noch einmal untersteht, mitten in nacht-  
schlafender Zeit so zu schreien, so wird man anstands mit Ihm ver-  
fahren.“

„Wo wart Ihr denn, als Ihr mich hörte?“

„Schämmerer Er sich um Seine Sachen.“

„Wißt Ihr, warum ich rief?“

„Es geht mich nichts an.“

„Ich hatte so fenderbare Töne gehört.“

„Auf einem Kirchhofe, in der Nacht, hört jeder Nahe etwas  
Sonderbares.“

„Was ich hörte, konnten auch verständige Menschen hören,  
zum Beispiel Ihr selbst.“

Auf einmal drehte er sich nach mir um, leuchtete mir hell in  
das Gesicht und sah mich dabei so unheimlich forschend und über-  
legend an, daß ich wahrhaftig zittern konnte, er gebe mit sich zu  
Rathe, nicht, ob er mir den Garaus machen solle, sondern nur  
nech, ob er dies sofort und in welcher Weise ausführen werde.

Auch sein großer Hund richtete sich wieder höher auf, schüttelte  
sich und wollte seine glühenden Augen.

Ich erschrak doch unwillkürlich. Ich wußte nicht, wo ich war,  
und in dem obrikeitlichen Aussehen des Mannes konnte ich mich  
irren. Aber er wandte sich still wieder von mir, ging noch einige  
Schritte weiter, blieb dann stehen und sagte:

„Hier, marschire Er!“

Mit den kurzen Worten schob er die Mende seiner Laterne  
vor, ich stand in voller Finsterniß und er und sein Hund waren  
meine Augen entzündend. Auch meinem Ohre. Nüchlich, wie  
sie auf dem Kirchhofe vor mir gestanden hatten, sah und hörte ich  
nichts mehr von ihnen. Waren sie verbin aus der Erde empor-  
geschossen? Hatte die Erde sie jetzt wieder verschlungen? Hatte  
ich lebendige, körperliche Wesen oder Gespenster gesehen? Hatte ich  
gar nur geträumt?

Ich schaute und horchte noch eine Weile, doch ich sah und  
hörte nichts mehr. Aber in weiterer Entfernung, einige hundert  
Schritte vor mir, entdedte ich bald einige Richter und als ich dar-  
auf zuschreiten wollte, sah ich, daß ich mich zur Seite einer dreiten  
Estrage befand.

Hinter mir erbeben sich hohe, lange, mehrfach gesadte Dächer;  
darüber ein dider Thurm. Das war wohl das Kloster, an dem

ich vorbeigekommen, auf dessen Kirchhofe ich ein seltsames, noch nicht entwickeltes Abenteuer bestanden hatte. Ich folgte der Straße. Sie führte mich den Richtern entgegen und bald war ich an den ersten Häusern der Stadt B. Es war ein offenes Kaufstädtchen. Ich klopfte an ein der Häuser und fragte nach dem besten Gasthofe der Stadt. Ein dienfertiger Burche führte mich bereitwillig dahin.

Meine Neugierde, Näheres über mein Abenteuer zu erfahren, war groß genug; ich mußte ihre Befriedigung auf morgen verschieben. In dem Wirthshause war nur noch ein schlaftrübes Dienstmädchen nach; von ihr hätte ich schwerlich befriedigende Auskunft erhalten können.

Am andern Morgen was mir doch zuerst der Auftrag meiner Mutter heilig, mich in B. nach ihrer Jugendfreundin zu erkundigen. Allein welche Anhaltspunkte sollte ich dafür auffinden? Wer konnte mir Auskunft geben über eine Frau, die als Mädchen Rettchen Thalmann geheissen hatte, aus A. gebürtig, vor vielleicht dreißig Jahren an einen Mechanikus unbekanntem Namen verheirathet und dann hierher gekommen war?

„Wehnt hier im Orte ein Mechanikus?“ fragte ich den Wirth.  
„O, mein Herr, unsere Stadt hat sogar zwei, und beide sind sehr berühmt. Der Eine ist besonders stark in Buchbändern und der Andere —“

„Ihre Namen, Herr Wirth?“

„Waller heißt der Eine und Schulz der Andere.“

„Verheirathet?“

„Der Eine noch nicht.“

„Aber der Andere?“

„Nicht mehr; er ist Wittwer.“

„Sie wissen wohl nicht, was für eine Oberene seine Frau war?“

„O ja. Sie ist erst im vorigen Jahre gestorben und hieß Theres Schradler.“

„Hat nicht früher noch ein Mechanikus hier gewohnt?“

„Es ist möglich, aber ich erinnere mich nicht. Ich selbst wohne erst seit zwölf Jahren hier.“

„Ist Ihnen der Name Rettchen Thalmann nicht bekannt?“

„Nein.“

Das war also nicht. Ich hatte meine Pflicht gegen meine Mutter erfüllt und konnte nun zur Befriedigung meiner eigenen Neugierde übergehen.

„Ist hier ein Kloster im Orte, Herr Wirth?“

„O ja, mein Herr, aber ein aufgehobenes.“

„W! War es ein Mönchs- oder Nonnenkloster?“

„Ein Nonnenkloster.“

„Und ist schon lange aufgehoben?“

„Ich habe gehört, schon vor hundert Jahren.“

Eine lebendige, lebendig eingemauerte Koune hatte ich also unter der Erde an der Klostermauer nicht gehört.

„Teufel!“ rief ich.

„Hält Ihnen das auf, mein Herr?“ fragte der Wirth.

„Nicht im Geringsten. — Welche Bestimmung hat das Kloster gegenwärtig?“

„Das Amt ist darin.“

„Das Amt?“ rief ich noch verwunderter.

„Gemein, mein Herr,“ erwiderte belachend der Gastwirth, „das Justiz- und Rentamt, denn die moderne französische Revolutionskultur ist noch nicht bis zu uns gedrungen und bei uns zu Lande sind Justiz und Verwaltung glücklicher Weise noch nicht getrennt.“

Ich betraute der Belehrung nicht; ich mußte nur Auskunft über mein Abenteuer haben und fragte deshalb weiter:

„Wohnen auch die Beamten des Amtes in dem Kloster?“

„Sie haben ihre Amtswohnungen darin.“

„Alle?“

„Mit Ausnahme einiger Schreiber.“

„Sind Ihnen die Beamten bekannt?“

„Gemein.“

„Kennen Sie einen alten Mann unter ihnen, groß, stark, fast ein Knie und von finstrem Aussehen?“

„Ja, ja.“

„Er trägt ein langes, weites, graues Kamiscl, eine Pelzmüge —“

„Wichtig, richtig!“

„Rührt einen riesengroßen Hund bei sich?“

„Der Hund sieht braun an.“

„Sie kennen ihn also genau?“

„O ja, es ist der Schließer des Amtes, Martin Kraus.“

„Schließer?“

„Der Gefangenwärter, wie man auch sagt.“

Welds ein Licht wollte mir da auf einmal aufgehen! Welds ein trübes, finsternes, entsetzliches Licht!

Der Schließer, der Gefangenwärter des Amtes hatte mich gestern Abend, vielmehr heute Nacht, in der Mitternachtsstunde geholt, als ich die langsam und schredlich klingenden Klagen vernommen und dem Klagen die meine Hüfte angeboten hatte! Er hatte also auch jene Klagen vernommen. Er war vielleicht zu dem Klagen eingetreten, als die Thüre plötzlich verschlummte. Er hatte die Thüre geöffnet, deren Knarren ich vernommen hatte. Er, der Schließer! Ein Gefangenwärter, ein Gefangenwärter des Gerichts hatte also gehöhnt, gelacht, gejamert.

Aber da unten in der Erde? Unter der Klostermauer? An dem alten, verwüsteten Kirchhofe? Vielleicht unter diesem, unter den Gräbern? Wie konnte ein Gerichtsgefangener dahin kommen? Und warum hatte der Mann mich, der ich in der Nähe der Klagen gewesen war, mit solchem ehrgeizigen Mißtrauen behandelt und, als ich ihn nach ihnen gefragt, mit solcher ehrgeiziger Geringschätzung abgefertigt? Kam ich da nicht aus einem Wechmüß in ein anderes, gleichmüßiges, aber auch schredensvolles?

„Hat das Amt viele Gefangene?“ fragte ich den Wirth weiter.

„Es fallen immer Verbrechen vor, wenn auch nicht schwere.“

Ein paar Duzend Menschen mögen da sitzen.“

„Wo sind die Gefängnisse?“

„In einem Klosterhause, das zum Stodhause eingerichtet ist.“

„Liegt das Stodhaus nach dem alten Kirchhofe hin?“

„Nein, gerade auf der andern Seite, nach der Stadt zu.“

Herr Wirth, erzählt man sich nicht Spuk- und Gespenstergeschichten von dem alten Kloster?“

„Den welchen alten Kloster erzählte man sich die nicht!“

„Den welchen Art zum Beispiel hier?“

„Mein Herr,“ erwiderte mir der Wirth mit großer Selbstgenugthuung, „den Gedanken an Märchen und Gespenstergeschichten überlasse ich den ungelibtesten Klassen.“

„Aber man kann sich doch davon erzählen, Herr Wirth!“

„Auch damit gebe ich mich nicht ab.“

Auch mit meinen Fragen über mein Abenteuer war ich nun zu Ende; sie waren aber gleichfalls ohne Resultat, doch nicht ganz ohne allen Erfolg.

(Fortsetzung folgt.)

## Indianische Räuber.

Seit die Weißen in America die rothen Bewohner des Landes von dem Boden ihrer Väter zu verdriiben begannen, haben zahlreiche blutige Kämpfe zwischen den beiden Racen stattgefunden. Die Indianer sitzen überall und bei jeder Gelegenheit durch Rauben und Morden und Tögen die größtenteils Wiedereingekelten an ihren weißen Gegnern, die ihnen auch nicht eine Wohlthat gebracht hatten, wohl aber neue Väter, neue Straußenteile und das Gift des verlockenden „Heerweins“. Gaarsträubende Scenen dieses vier Jahrhunderte alten Kampfes sind in Reisebeschreibungen, Romanen

und andern Schriften zu Tausenden geschildert worden, bis man endlich, des Einzelnen des Gräßlichen müde, schon seit vielen Jahren sich aufgehört hat, von neuen blutigen Thaten solcher Art zu erzählen. Das große Publicum, dem die Lage der Dinge in America nicht so genau bekannt sein kann, glaubt nun, es gäbe gar keine Feindschaften mehr zwischen Indianern und Weißen. Die Weidbäute sind freilich aus vielen Gegenden des Landes lange und gänzlich verdrängt, aber im „fernen Westen“, an den Grenzen der Anstalten der Weißen, in Minnesota, in Iowa, in Californien, in Texas,



Indian Horsemen.

in Drogen, in Mah u. s. w. hansen die Indianer heute noch zu Tausenden und da sehen sich auch die Kämpfe ganz so fort, wie sie gleich nach der Ankunft der Europäer begannen. Ein bekannter amerikanischer Maler hat eine dieser Scenen in einem großen Gemälde verewigt, das auf den Ausstellungen der Hauptstädte durch seine Würdigkeit und durch den traurigen Verfall, der den Künstler das Subject liebte, allgemeines Aufsehen erregte. Unser heutige Ab-bildung gibt eine sehr gelungene Copie dieses Gemäldes.

In Texas mußten vor einigen Jahren ein paar Indianerstämme ihre Jagdgründe verlassen und weiter ziehen, weil die Weißen das Land mehr und mehr überflutheten. Eine Anzahl der Rothhäute hatte ihr Lager an einem Flusse, und sie erheuteten sich zum letzten Mal da an der Jagd auf heimischem Boden, von dem sie nach wenigen Tagen scheiden sollten. Ein etwa fünfzehnjähriger Putsch, der längst schon begählig nach den Feuerwaffen der Weißen gesehen, hatte eine gün-stige Gelegenheit erlaucht, in ein Wochhaus zu schleichen und da ein Jagdgewehr zu stehlen. Aber ehe er mit seiner Beute entkommen konnte, erschienen drei der Anseher, die ihn ergriffen, ihn das Gewehr abnahmen und ihn mit grünen, schaumigen, fingertiden Kutzen blutig schlugen. Hätten sie ihn auf der Stelle nieder-geschossen, so wäre es vergeblich und verzeihen worden, aber durch die Züchtigkeit, die der stolze Indianer ohne einen Schmerzenslaut ertug, hatte man den ganzen Stamm beleidigt, und sie dachten an nichts als an Rache. Sie ihn bestrichigen freilich war sie nicht so leicht. Der Stamm wanderete aus, Jahre vergingen, und viele Meilen lagen zwischen den verhassten Feinden, aber die Erinnerung an die erlittene Schmach blieb lebendig und schürte fortwährend das Feuer der Rache. Der Putsch war herangewachsen, und ein angesehenen Krieger geworden. Aber Freude konnte er nicht, so lange der einst er-littene Schimpf nicht im Mute der Weißen getilgt wurde. Er schlich mehr als einmal in die Nähe der Stätte, die seine Schmach ge-sehen, theils um seine Nachhut zu reizen, theils um zu sehen und zu hören, wie er sie für ihn am freudigsten, für die Gegner am schmerzlichsten bestrichige. Er fand es, denn er erfuhr, daß einer der Männer, die ihn geschädigt hatten, eine schöne Tochter habe, die der Stolz und die Freude seines Lebens sei, seit er seine Frau, die Mutter der schönen, Blume der Prairie, verloren. Daraus konnte er seinen Plan, den er den Kriegern seines Stam-mes mittheilte. Mit feurigen Worten stellte er ihnen vor, die Stunde sei gekommen, die Schmach abzuwenden, die er wie der Stamm so lange getragen, und er sederte sie auf, mit ihm auszu-ziehen, Rache zu üben und Beute zu machen.

Neunzehn junge Krieger, die muthesten und blutigsten, schlossen sich ihm an und auf ihren halbblonden Pferden zogen die wilden Krieger aus. Hundert Meilen weit ritten sie, wohl bedacht von Niemandem gesehen zu werden, durch das Land, in dem be-reicht wenigstens dreitausend Weiße wohnten, bis sie in die Nähe der Ansiedelungen kamen, die einst die Schande des Indianers gesehen

hatten und nun Zeuge der Rache desselben sein sollten. Die Roth-häute verbergen sich in der Nacht in der Nähe und als der Morgen graute, schlichen sie verstohlen aus ihrem Versteck hervor. Die drei Besitzer der drei Wochhäuser standen eben beisammen, vielleicht um sich wegen einer gemeinschaftlichen Arbeit zu beraten, ohne im Mindesten zu ahnen, welche Gefahr sie betrodte und wie nahe sie sei. Zwei der Männer wurden erschossen, als sie nach ihren Woh-nungen zogen, der Dritte aber, an welchem das Hauptstück der Rache geübt werden sollte, ergriffen und an einen Baum in der Nähe festgebunden. Dann theilten sich die Indianer in drei Haufen, drangen in die schönsten Wochhäuser ein und erschlugen das mit kaltem Blute die Bewohner, alle, mit Ausnahme der schönen Tochter dessen, der an den Baum gebunden die Zeigenden worden, die Vieh-lingskloster aber einem schredlicheren Schicksale als dem Tode zu-führen sehen mußte. Diese nahm der Führer des Raubzuges als sein Pferd, um sie mit sich zu nehmen zu den Zeigenden und sie zu seinem Weibe zu machen. Das beste Vieh wurde dann zusam-mengetrieben, um mit hinweggeschleppt zu werden. Das Mädchen schrie in den Armen ihres Räubers vergeblich um Hilfe, und sie rief in verzweifelter Angst den Vater an, der die Festeln nicht zerreißen konnte, welche ihn fest und fern hielten von der geliebten Tochter.

Jubelnd zogen die Rothhäute mit der Beute in rosenroter Eile von dannen, so daß ein Weiber, der zufällig in vielem Augenblicke erschien, ihnen nur aus weiter Ferne eine Kugel nachsehen konnte, die nicht traf. Aber er vermochte wenigstens den Vater des ge-raubten Mädchens zu befreien, der, heiser vor Jorn und Angst, ihn anrief. Aber was sollte der Mann beginnen? Sollte er die Räuber seiner Tochter verfolgen? Er hatte kein Pferd und — brinnen im Hause lagen alle seine andern Kinder tot und im Sterben. Er beschwor den Fremden, nach der nächsten Farm zu reiten, zu erzählen, was er gesehen, die Leute aufzufordern, ihm ein Pferd zu bringen und, nachdem er seine Kinder mit eigener Hand begraben, sich ihm anzuschließen, die Räuber zu suchen und die Tochter ihnen zu entreißen.

Alle Anseher in weitenweitem Umkreise, die der immer dres-henden Gefahr gegenüber gleichsam eine Familie ausmachten, sandten sich am nächsten Tage wohlbedrten und wohlbewaffnet bei dem unglücklichen Vater ein und stellten sich ihm zur Verfügung. Sie suchten die Spur der Indianer, sie fanden dieselbe auch, aber die Rothhäute hatten einen zu großen Vorsprung und waren, wie es sich ergab, in das Gebirge entkommen. Die Weißen mußten un-verrichtete Sache umkehren.

Der betraute Vater hat seitdem keine Nade und keine Kosten gespart, wenigstens zu erfahren, ob seine Tochter noch lebe. Es ist ihm bis heute nicht gelungen und so weiß er nicht, ob seine „Blume der Prairie“ die Frau des roten Mannes geworden ist, der sie geraubt, oder ob sie den Mühsantlungen, dem Gram und der Sehnsucht erlegen.

## Erinnerungen aus Afrika.

Aus dem Tagebuche eines Touristen.

Sidi-Ben-Jellul. — Das Frühbild auf dem „Cameloon“. — Des Caliss's kulinarische Bekehrungen. — Aufenthalt bei Wapahpa. Ben-Said.

Einladung nach Dschebel-Ammur. — Reise dorthin. — Sinesona. — Ali's Begrüßung Sidi-Ben-Jellul's. — Sein Falak. — Die Sabara.

Es war zu Anfang des Octobers 1854, als Sidi-Ben-Jellul, der Kalif (spr. Kalifa) des Dschebel-Ammur, begleitet von den Vornehmsten seines Stammes, in Alger eintraf, am dem französischen Gouverneur die Zeichen seiner kürzlich erfolgten frei-willigen Unterwerfung zu bringen und dafür den rothen, goldge-schickten Vornam, das Zeichen seiner Anerkennung seitens der fran-zösischen Regierung, in Empfang zu nehmen.

Ben-Jellul, der die Grenzen der Sabara am südlichen Ab-hange des großen Atlas beherstigt, und ehemals zu den eifrigsten und mächtigsten Anhängern Abd-el-Kader's gehörte, ist ein Kind der Wüste, und stammt aus einer der nobelsten Familien jener alten Berber-Aristokratie, welche das Verdienen der türkischen Macht in den Sand der Sabara zurückgedrängt hat. Er hatte früher die französischen Städte mit dem feinen Pelze eigenen Nigritanen ge-mieden; alle unsere Einrichtungen, Sitten und Gebräuche waren ihm und seinem Gefolge vollkommen fremd, aber die Kraber schie-nen es sich zum Geize gemacht zu haben, über Nichts zu erlassen.

Sie würdigten die großartigen Bauwerke und reichen Wäden kaum eines Blickes — nur das Meer ihnen Ben-Jellul, der vielleicht nie ein anderes Wasser gesehen hatte, als den schmalen Streifen des Dued-Abdro; und die schäumenden Gießbäche seiner Berge, unwiderstehlich anzusehen. Stundenlang stand er auf der Ballu-strate des Plazes, der die Ansicht auf das mitteländische Meer gewährt, und schaute mit stillem Entzücken auf die taubend bunt bewimpelten Masten der im Hafen liegenden Schiffe, und folgte mit seinen Alerbeliden den Fischerflößen, die mit ihren weigen vom Winde gebläuten Segeln über das blaue Wasser dahinjähren, dem tiefenbaste Wäden. Nur die kommenden und gehenden Schiffe schie-nen die Wüßgebenden des Kalif zu erregen, und um diese zu be-friedigen, lud der Commandant der Dampfcorvette „Cameloon“ den Wästenfürsten zu einem Frühbild am Bord ein.

Am andern Morgen führte das Boot des Capitains eine muntere Gesellschaft, unter welcher sich der Kalif, sein Sohn, sein Redja und der Agba seiner Kücherei befanden, dem Schiffe zu.

Die Corvette zeigte sich zu Ehren der seltenen Gäste im vollen Glanz und Schmuck. Die Mannschaften befanden sich in Paradeuniform auf Deck, und präsentirten das Gewehr, die Trommeln wirkelten, das blank gepulvete Kupfer der dreißig Kanonen und das Compagßbüchse blühten wie Gold im Sonnenlicht. Auf dem Quartierdeck war ein elegantes Zelt mit Sesseln von rothen schweren Franzen aufgeschlagen und Blumen und Wassertröpfchen schmückten die Brustwehr. Die Tafel war mit prächtigen Krystall und Porzellan besetzt und bot einen Anblick, der eben so angenehm für das Auge wie für den Magen hoffnungserregend war.

Als zur Frühstücksstunde führte der Commandant seine Gäste auf dem Schiffe umher, und der Kalifat konnte ganz sein Belieben die einzelnen Theile desselben bewundern. Er ließ sich das Fahrzeug von Nohlenraume bis zur Cajüte des Commandanten zeigen, und man führte, um ihn vollkommen zu befriedigen, selbst einige feierliche Evolutionsmanöver mit dem Schiffe aus. Bei diesen schnellen, leichten und präzisen Bewegungen konnte er sein Erstaunen nicht mehr verbergen, aber es sollte sich noch zeigen, als er den Maschinenraum betrat. Der Anblick dieses Kunstwerks von politem Stahl, dessen einzelne Theile mit ebenso viel Eleganz wie Präcision in einander griffen, trieb seine Verwunderung auf den Gipfel. Sein Auge folgte den Bewegungen der Maschine mit dem Eifer und der Hartnäckigkeit eines Kindes, welches den Mechanismus eines Spielzeuges ergreifen will. Er schien durchaus erspähen zu wollen, wo sich die Seele des Werkes versteckte, dessen Thätigkeit und Kraft er sich nicht zu erklären vermochte.

Endlich machte das aufgetragene Frühstück seinen Untersuchungen ein Ende. Die Söhne der Wüste aßen sehr mäßig, bedienten sich dabei ihrer Fingerringe und fanden den Gebrauch, den wir von unsern Gabeln machten, sehr belustigend. Sie tranken nur Wasser und Limonade, während wir den ausgeführten Weinen des Commandanten alle Ehre erwiesen.

Beim Dessert glaubte der Kalifat, dem die cordiale Gastfreundschaft, mit der er empfangen wurde, zu gefallen schien, sich nicht besser revanchiren zu können, als durch eine Einladung nach dem Dschebel-Ammur. Wir waren in einer Stimmung, die uns eine solche Neuigkeit weite Vergnügungstreife, die durch wilde Ebenen und zerstückeltes Hochland führte, wie eine ganz natürliche Sache erscheinen ließ. Die Einladung wurde also angenommen und wir schiedem sehr entzückt von unsern neuen Bekannten, die nach zwei Tagen die Stadt verließen, nachdem sie uns nochmals das Versprechen unseres baldigen Kommens abgenommen hatten.

Am dem Tage, als wir die liebenswürdige Einladung des Kalifats annahmen, hatten sich wenigstens ein Duzend Teilnehmer an der Reise gefunden und während einer ganzen Woche blieben auch Alle bei ihrem Entschlusse; als aber der 15. October, der letzte Termin der Abreise, herangekommen war, den wir nicht versäumen durften, wenn wir noch die schöne Jahreszeit benutzen wollten, da fanden fast Alle gute Gründe, sich von der Ausföhrung des Projectes zurückzuziehen. Es blieben von den Eingeladenen außer mir nur drei, welche fest entschlossen waren, ihr dem Kalifat gegebenes Wort zu halten.

Zwei von meinen drei Gefährten waren eben angelaufene Pariser, die nach Akontentum dürsteten, das Land noch nicht kannten und selbst von Frankreich noch nichts gesehen hatten, als die Baumreihe von Paris und die Straße, welche nach Marseille, dem Orte ihrer Einschiffung, führt. Mein dritter Gefährte, Henri G., ein lustiger Kumpan, der seit Jahren ein dagabondirtes Leben theilte, und Ali, mein arabischer Diener, verosshändigt die Karavane. Ali war ohne Zweifel die eigenthümlichste Personage der Gesellschaft. Er war sechzehn Jahre alt, lüthig und behent, wie ein Affe, treu und anhänglich wie ein Mann, maßig wie ein Löwe, stult wie eine Gasselle, faul wie eine Schildkröte, und lächerlich wie süßnuznzwanzig Bezaunen zusammen, was gewiß nicht wenig sagen will. Zwei Maulthiere, die durch einen Araber geführt wurden, trugen unsere Zelte und Provisionen und zwei Metallkass, welche das arabische Bureau zu unserer Verfügung gestellt hatte, sollten uns als Führer und Bedeckung dienen.

Wir traten unsern Weg in früher Morgenstunde an, passirten die Stadt Bidah, durchschwammen die reisenden Wasser der Giffa und kamen am folgenden Abende in Medeah, der alten Hauptstadt der Provinz Zittrich, an.

Erst von hier aus gewann unsere Reise einen eigenthümlichen Charakter. Die hierher hatten wir noch immer Wirthshäuser, ein

Obdach und Spuren europäischer Civilisation gefunden, von da ab gab es aber weiter Straßen, noch Städte, noch Gasthäuser. Wir trafen nur hier und da noch einen Wirthstapirten, stiegen hin und wieder auf die Duars (Zeltstädte) arabischer Hirten und das von tiefen Schluchten durchschnittene Land wurde immer wilder und einsamer.

Zuweilen genossen wir, Dank unserm Schutz- und Empfehlungsbriege, die Gastfreundschaft der Kads (Hauptlinge der Nomadenstämme), auf deren Herden wir stiegen, nicht selten aber waren wir auch genöthigt, unser Nachtlager an einer Quelle im Schutze eines Palmensbüschels aufzuschlagen. Wir Bede, Henri und ich, saßen und ziemlich ganz in die Lebensmittel, aber unfre Pariser zeigten sich, obgleich sie sich Mühe gaben, zufrühen auszugehen, wenig empfänglich für die Schönheiten dieser Wüsten. Sie fanden die riesenhaften Höhle, die zu Millionen im heißen Sande der Wüste nisten, außerordentlich unbecuem und sonnten sich nicht daran gewöhnen, ihren Schlaf durch das Gebell des Schalsals und das klägliche Geheul der Hyäne unterbrochen zu sehen, welche sich nur durch die angezündeten Feuer in respectvoller Entfernung halten ließen.

Auch die eukarischen Bestrebungen Ali's, welcher unter anderer Aufsicht und oft sogar mit unserer Mithilfe die Mahlzeiten bereite, ließen viel zu wünschen übrig. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, muß ich freilich gestehen, daß er kein Möglichstes that und selbst nicht verjammte, die Wägen zu plündern, an denen wir vorüberkamen. Henri beschäftigte ihn durch Verfrüchte in diesen verderblichen Neigungen und die geschloßenen Wasserfontänen, Orangen und Datteln, sowie einige Rebhühner, die wir schossen, und zwei oder drei Dafen, welche so unvorzüglich gewesen waren, unsern Dunden zu Geficht zu kommen, bildeten die Hauptbestandtheile unserer Nahrung, deren Ueberreitung eine sehr sumptuariöse war. An den an Schilfröten reichen Ufern des Duds Mydros machte ich den Versuch zu einer Schilfrötenjagd, aber ich fand nicht nur neue Gelegenheiten, mich zu überzeugen, daß Gierigkeit der Grundzug des französischen Charakters ist. Meine Pfeilgeschäfte fanden die Suppe abtheillich, während sie hingegen den Arabern, die nicht von jenem Ehrgefühl beherzigt waren, ausgezeichnet schmeckte. Ich, als Chef der Gesellschaft, erklärte sie ebenfalls für delicia.

Wir waren seit acht Tagen unterwegs, als wir am Duar des Mustapha-Bens-Sad, eines Passalen Ben Jellals, anlangen. Nachdem der alte Mustapha den Hirnan des arabischen Bureau's und das Siegel des General Dumas genau betrachtet hatte, sprach er seine Ergebenheit und seinen Eifer, uns zu dienen, mit edel orientalischer Lieberbreitung aus, stellte uns zwei große Erbsbüden, die mit der von ihm selbst bewohnten in Verbindung standen, zur Disposition und lud uns endlich zu einem Souper ein, bei welchem er mit großer Liebenswürdigkeit die Honneurs machte.

Wir trafen bei dieser Gelegenheit mit einem der berühmtesten Thalebs (Gelehrten, auch Richter) der Gegend zusammen, welcher die neuesten Commentare zum Koran geliefert hatte, und waren nicht wenig erstaunt, zu bemerken, daß er wirklich in den exacten Wissenschaften ziemlich zu Hause war, ganz im Gegenlag zu den meisten seiner Collegen, die sich Thalebs nennen, wenn sie fertig lesen und schreiben können.

Dies Dorf war unser letzter Aufpunkt. Am andern Morgen sahen wir mit Entzückung auf zu Pferde. Der Kad erbot sich, uns mit einer Gerwenade von fünfzig Reitern zu begleiten, und ich konnte nicht umhin, bei dieser Gelegenheit die ungewöhnliche Größe seiner Leute und den reinen Tapas ihrer Gesichtsbildung zu bewundern, der sich bei den in den Küstengegenden lebenden Stämmen durch die Vermischung der Rassen verloren hat. Auch die Pferde waren von seltner Schönheit.

Nach zweifelhaftem ziemlich schnellem Ritt näherten wir uns den Höhen des Dschebel Ammur. Noch einige Schritte und wir sollten die grenzenlose Sahara vor uns sehen — nur die Bergkette, deren Gipfel wir fast erreicht hatten, verbot sich noch vor unsern Blicken; da, als wir um die Gde eines schwarzen Felsens bogen, an welchem sich ein arabischer Weg, d. h. eine Art Liegenpfad hinauf zog, sahen wir plötzlich eine Meile von Reitern mit wahrhaft erschreckender Schönheit auf uns zukommen. Die Purpurne flatterten im Winde und die lange Reihe der Bewaffneten wand sich wie eine Schlange um den Felsen, an welchem sich der Pfad herabschlängelte. In Reiter Haltung und mit hoch erhobten Hintersätteln, oder vielmehr sog die Truppe auf uns zu.

Von einem momentanen Misstrauen überfallen, hielten wir einen Augenblick unsre Pferde an und saßen und nach unserm Kade um, aber sein wohlwollendes, ruhiges Verhalten beruhigte uns und wir hörten nun, daß er Ben-Jellul von unserem Kommen benachrichtigt hatte, und daß dieser in eigener Person kam, um uns einzulieben. In diesem Augenblicke begrüßte uns die nabende Truppe mit einer lautenfachen in den Bergen wiederhallenden Gewehrsalve und wenige Minuten später hatte der Kalifat und sein Sohn uns erreicht. Wir schüttelten uns die Hände auf freundschaftliche; Ben-Jellul dankte uns mit Herzlichkeit für das Vergnügen, das wir ihm durch unser Kommen bereiteten, während die uns begleitenden Araber seinen Burnus und seine Zeigehölz küßten, und bald darauf ritten wir an der Seite des Wüstenfürsten seiner Residenz zu.

Ben-Jellul ließ das Zeichen seiner Macht, eine grüne, reich mit Gold gefärbte Fahne, vor sich betragen. Er wollte uns mit allem ihm zu Gebote stehenden Pomp empfangen und ich habe diesen Empfang in so dankbarem Gedächtnisse, daß ich von den Leistungen der Minister, die uns ganz anderthalb Stunden mit einer Ansprache von zehn bis zwölf wiederholenden Takten regalariten, kein Wort sagen will; aber ich bin fast überzeugt, daß der Director dieser Anstalt nicht allzu große Mühe gehabt haben kann, um seine Absicht bis zu dieser Höhe der Kunstfertigkeit zu bringen.

Madras wir endlich eine Art Kasserolle hinter uns gelassen hatten, kamen wir auf einem Pfluge an, welcher mit einem Wassertrög und einem Brunnen versehen war, und hielten vor dem Palais unsrer Wirthes.

Im Vergleich zu den Baumerten, die es umgaben, konnte man den Palast Ben-Jelluls großartig und prächtig nennen. Es war ein umfangreiches, in maurischen Geschmack erbautes Gebäude, welches westlich mit einem Säulengange verziert war und auf einem etwas erhöhten Parterre und einer ersten Etage bestand,

über welcher sich eine Plattform befand. In der Mitte der Gebäude lag ein Hof, nach welchem hin sich sämtliche Fenster der Zimmer öffneten.

In diesem Hofe wurden wir empfangen. Ein Springbrunnen kühlte hier die heiße Luft. Die Steinplatten des Fußbodens waren mit Teppichen belegt und hier und da lag ein Kissen, das uns zum Sitze dienen sollte. Etwas schrägs nach ein niedriger Tisch, mit Schüsseln und Köben besetzt, in denen sich Wassermelonen, Datteln und Feigen befanden. An jedem Ende der Tafel erhob sich eine Pyramide von Orangen; ein Tugend kleine Tassen, die auf kleinen silbernen Dreiecken standen, waren für den Kaffee bestimmt, und drei große Gefäße voll Schnee thielten ihre Kräfte den Limonadenkräften gleich, die man in ihrer Mitte verstreut hatte.

Man servirte den Kaffee und während unsrer Araber die Pferde in die an das Haus grenzenden Schuppen brachten, konnten wir nach Belieben das Landschaftsbild betrachten, das sich uns durch die Zwischenräume der maurischen Colonnade zeigte. Im Norden erhoben sich mächtige terrassenförmig aufsteigende kunkle Bergmassen und südlich dehnte sich die unabhärbare, von Sonnenlicht vergoldete Sahara vor uns aus. Einige ferne Karawanen, die nur wie bengelöbliche dunkle Linien erschienen, und der leichte Nebel einiger Oueden, der in die Luft aufstieg und hin und her wegte wie ein weißer leuchtender Schleier, boten die einzigen Nebepunkte für das Auge. Der Anblick dieses glänzenden unendlichen Sandmeeres macht einen großartigen Eindruck auf jeden für Naturforschheiten empfindlichen Menschen und unser Auge schweifte noch immer ungesättigt bald über die Wüste hin, bald zu den Gipfeln der Berge hinüber, als Ben-Jellul zu uns trat und sich entschloß, daß er uns nicht in seinem eignen Hause aufnehmen könnte. Da Frauen im Hause seien, sagte er, wäre das unmöglich. Dann ließ er uns in ein andres Gebäude führen, welches zwar an seinen Palast grenzte, aber nicht damit in Verbindung stand.

(Fortsetzung folgt.)

## Stein- und Braunkohlen und Torf.\*

Von G. K. Rossmüller.

### Woraus entstehen die Steinohlen?

Zwischen den Bedürfnissen, nicht bloß des Menschengeschlechts, sondern aller Thier- und Pflanzenwelt und den taufendfachen Verbesserungsmitteln jener besteht ein so uniges und oft so überraschend betingtes Wechselverhältnis, daß man sich über diejenigen nicht zu sehr wundern darf, welche die allerdings wunderliche Meinung aussprechen, es seien jene Verbesserungsmittel eine vorausbedachte Abhilfe für das später auftretende Verhältniß. Bei den Steinohlen hört man diese sonderbare Umkehr wissen Ursache und Wirkung zuweilen auch aussprechen. Ein vorausbedachter Wille soll da die Steinohlen in der Hölle der Erde niedergelegt haben, da mit sich später mit ihrer Hilfe die großartige Industrie unseres Jahrhunderts entwickele! Ist es nicht gewaltig, die Sache einfach zu nehmen, wie sie ist, d. h. Ursache und Wirkung in ihrer naturgemäßen Aufeinanderfolge zu lassen und zu sagen: das Vorkommen der Steinohlen ist eine selbstthätig bedingte Nebenfolge, und erst in zweiter Linie wird sie die Ursache für den ungeheuren Aufschwung unserer Industrie.

Immerhin aber bleibt es ein erhebender Gedanke, die Ereignisse unserer Tage mit Aufständen in unmittelbarem Folgezusammenhange zu sehen, welche vor Millionen von Jahren stattgefunden, die Wurzeln des mächtig und über den ganzen Erdball verzweigten Baumes der Industrie der Culturvölker Tausende von Jahren tief in das Erdleben verlegen zu können.

Wo jetzt der Bergmann im düstern Schoß der Steinohle bricht — die unerlöschliche Reinigung der Fabricationsurthe, die einzige Gesundheit des Arbeiters, das oft bloß erträumte Gut des Arbeiters — da grünte einst eine stille Pflanzenwelt in üppiger Fülle, sie verdichtete in ihren Formen vor der gegenwärtigen, daß ein Bild davon, an die heutigen Fumröhren der Steinohlen gezeichnet, unserem Deutschland einen durchaus fremdartigen Charakter geben würde.

Es ist schon mehrfach versucht worden, nach den vorhandenen vorerfahrenen Ueberresten der Steinohlenpflanzen landschaftliche Wälder

jener Pflanzenwelt zusammenzustellen. Nebenstehendes Bild hat auch einen solchen Versuch gemacht und ein Bild auf darstellte lehrt uns, daß Saarwälder und Joidan, wenn wir sie weiter mit einer solchen Pflanzenwelt ngenähen könnten, das Ansehen von Städten der Süde-Asien oder von Peru gewinnen würden. Damit soll jedoch nur ein oberflächlicher Vergleich ausgesprochen und keineswegs gesagt werden, daß auf den Süde-Asien und in Peru oder überhaupt irgendwo auf der Erde eine solche Pflanzenwelt zu finden sei. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß von allen jenen Pflanzenarten keine einzige auf und gekommen ist, ja, daß die meisten Geshlechter auch sogar ganze Familien derselben völlig ausgestorben sind.

Waden wir mit der alle Pflanzwelt überwindenden Geshaltenlocomotive eine botanische Excursion in einen Steinohlenwald. Auch die Naturwissenschaft, die doch vor allem sich unerschöpflichen Mächtigkeiten bewahren muß, auch sie hat ihre Handwärden und Ferngärten. Es würde meinen Velen die gestrige Mühsel in lang verflungene Reinen oder Aufhänge, und somit den Erfolg seiner Worte erleichtern, wenn ich mit diesem Platte in der Hand hinuntersteigen könnten in einen tiefen Kohlenhaubt, um in einer ausgebeuteten Weingie bei dem schwachen Schine des Grubenlichtes unter Bild zu betrachten und die nachfolgende Schilderung zu lesen.

Unser Bild bringt nicht in viele Ferne und unser Fuß schweift nicht auf braunen trocknen Pfaden, denn eine dicke Pflanzenwelt hüßt uns in ein mattes Dämmerlicht und der Boden ist von Wasser durchtränkt und vielfach von Waden und natürlichen Canälen verdeckt. Die Luft ist mit feuchwarmen Dämpfen erfüllt und das Sonnenlicht fällt nicht in blendenden Strahlen von einem klaren Himmelsgrund herüber, sondern durchleuchtet als weißer Schein die dampferfüllte Atmosphäre.

Der Ort, wo wir uns befinden, ist ein Pflanz in dem pflanzenreichen flachen Niergelände, welches einen großen Binnensee um-

\* Diese die Nr. 42 n. 46 des Jahrg. 1857 u. Nr. 15 von 1858.

schließt, dessen süßes Wasser in zahlreichen Buchten und Kanälen in seine Ufer einbringt.

Ob wir die einzelnen Formen dieser uns fremden Pflanzenwelt mustern, lassen wir die nicht minder bekundende Stille des Ortes in unser Gemüth einziehen. In den Wipfeln der uns umragenden Bäume tönt nicht das kräftige Rauhsen unserer deutschen Laubwälder, sondern nur ein feines, melancholisches Säuseln hebt über uns in der Luft, ähnlich demjenigen, welches der Abendwind hervorruft, wenn er durch die feinsten Kronen eines Kieferengebüßes auf einsamer Hügelkuppe im Felde streicht. Kein einziger thierischer Laut mischt sich in dieses vernehlene Rosen des warmen Lufthauches mit der zarten Belaubung. Ein frischer grüner Wald

So ist denn unsere Aufmerksamkeit beinahe allein an die Pflanzenwelt gewiesen.

Der erste Blick erinnert uns an den melancholischen Charakter unserer Fichtenwälder und diese unwillkürliche Vergleichung läßt e uns Anfangs übersehen, daß hier etwas fehlt, weil es ja auch unsern Fichtenwäldern, wenn auch nicht so gänglich, mangelt: die bunte Blütenpracht. Grün und nur Grün in vielen Abstufungen. Die Form der Blätter ist im wesentlichen nur eine dreiseitige: die einfache Nadelgestalt unserer Kiefern und Fichten, die säbelförmige Blätter unserer sogenannten Schilfgewächse und die fein zusammen gesetzten Blätter der Farrenkräuter. Nur einige niedrige unscheinbare Pflanzen zeigen noch eine andere Blattform. Unsere Erinn-



Ein Bild in einen Steinbohlenwald.

ohne Säger, etwas uns völlig Neues, umgibt uns; ja, selbst die Insectenwelt ist nur durch wenige vereinzelte Stüde vertreten. Dagegen ist das Wasser von Thieren mancherlei Art belebt und zwischen ihm und dem Lande spielt schon hier wie auch heute eine Amphibie, der sonderbare Archeoglossus, eine Eidechse, die Vermittlerrolle. Schnecken und Muscheln bedecken den schlammigen Grund der Gewässer, über welchem die Fische in bereits sehr großer Mannichfaltigkeit der Arten ihre Elemente durchgleiten, hier, wo Alles stumm ist, den Beinamen der stummen eigentlich nicht verdienend. Höheres zeigt uns die Thierwelt nicht, denn Vögel und Säugethiere ruhen noch tief in der unerschöpflichen Vorrathskammer schöpferischer Schöpfungspäne.

rang an die Pflanzenschätze der Gewächshäuser macht uns nach und nach vertraut in dieser Geister-Pflanzenwelt. Wir glauben Casuarinen und Araucarien, Fichten, Pandanen und baumartige Farren zu sehen, welche letztere auch in der That in reicher Mannichfaltigkeit in diesem unterirdischen Zauberhaine vor uns stehen. Aber jen Casuarinen und die anderen täuschenden Formen sind etwas ganz Anderes und mit Ausnahme der Farrenkräuter haben wir durchaus nur Pflanzen vor uns, welche höchstens Familienähnlichkeit und nur wenige, welche Gattungsverwandtschaft mit heutigen haben.

Keiner der Bäume trägt in die Augen fallende Früchte, noch weniger solche, welche zur menschlichen Nahrung dienen könnten. Doch dazu war ja auch in jenen Jahrtausenden kein Bedürfnis

vorhanden, wo das Menschengeschlecht noch tief im Sälammer des Nichtseins ruhte und noch lange auf den Weisruf zu warten hatte, welcher erst dann allmählich laut und immer lauter werden konnte, als die Bedingungen des Landlebens und des Velebens des Menschengeschlechts sich immer günstiger gestalteten. Wir befinden uns also bei unserer gedachten Wanderung durch den Steinofenwald recht eigentlich in einer Lage, die für menschliches Sein gar nicht angethan ist.

Mit steigendem Interesse betrachten wir die Einzelheiten. Der Aem fallen und schlanke Stämme dicht vor uns in die Augen, denn ihre Rinde zeigt eine Jiertheit und Regelmäßigkeit der Bildung, die wir noch an feinen lebenden Gewächse sahen. Die Wisenschaft gab diesen Bäumen auch ganz dieser Rindenbeschaffenheit angemessene Namen. Hier steht eine Gruppe schlanker Schuppenbäume, Lepidodendron, (links im Vordergrund des Bildes) — deren oben gabelförmig getheilte Stämme jierlich beschuppten Sälamgenleibern ähneln. Die reiche lustige Krone besteht aus dicht und lang benadelten Zweigen, und gewinnt dadurch eine große Aehtlichkeit mit unsern Kiefern, namentlich mit der aus Nordamerika eingeführten Weinstöckiefer. Die Schuppenbäume haben jedoch mit den Nadelhölzern unserer Tage nichts gemein; sie sind die fräftigen Aem eines in der Gegenwart verkommenen Geschlechts, der Väterpappade, Psylloxyden, welche jetzt entweihen die die Kosee, deren sie auch ähnlich sind, am Boden kriechen, oder höchstens 1 bis 2 Fuß hoch sich über denstehen erheben. An den Spigen der Triebe zeigen die Schuppenbäume, wie mauche unserer Väterpapparten, zapfenähnliche Bildungen, zwischen deren Blättern sie die kleinen Fruchtzapfen tragen.

Durch einen kleinen Canal getrennt, treffen wir — (rechts im Vordergrund) — eine schlank Sigillaria, Sigillaria, was wir deutschhünelnd Siegelbaum übersezen müssen. Die glatte, zarte Rinde derselben ist reihenweise mit jierlichen Einräden besetzt, welche wie bei den Schuppenbäumen die bleibenden und sich sogar noch fortbildenden Spuren der abgefallenen Wälder sind. Diese elegante Rindenbildung ist bei dieser Gattung eben so wie bei den Schuppenbäumen beinahe das einzige Mittel, die verschiedenen Arten zu unterscheiden, deren man von ihnen weit über 30 und bei den Schuppenbäumen über 40 unterscheidet.

Doch wir schauen uns von unserm Standpunkte, der durch das Wasser sehr beschränkt ist, weiter um und bemerken — (rechts im Mittelgrunde des Bildes) — mehrere Arten baumartiger Farrenträger, einer Pflanzenfamilie angehörend, welche Jeder liebt, der ihre eigenbümliche Organisation und Laubensatzung und ihre besondere Bedeutung als Glied in der Reihe des Pflanzenstems neben ihrer einfachen Schönheit kennt. Während die gemäßigste Flora Europa's nur etwa 50 Arten zählt, welche nur einen kleinen Bruchtheil der etwa 6000 Arten betragenden Flora Europa's bilden, waren die Farrenträger in der Steinofenflora die herrschende Pflanzengasse. In runder Summe kann man etwa 500 Pflanzenarten aus den Schichten der Steinofenformation als bekannt annehmen, und von diesen sind 250 Farren, über 100 schuppenbaumartige Farrenpflanzen und baumartige Schachtelhalme, welche beide den Farrenträgern sehr nahe verwandt sind. Hier reiste ganz in un-

ferer Nähe bei dem Stamme einer Sigillaria steht ein junger fräftiger Farrenstod, an welchem wir die eigenbümliche spirale Entfaltung der jungen Wälder sehen, welche jedoch auch an den entfernteren lebenden baumartigen deutlich erkennbar ist.

Was sind das für sonderbare Gewächse, welche zu den fräftigen jener zwei sich freuzenden Farrenbäumen dicht am Wier im Wasser stehen? Wenn bei den andern bisher betrachteten unsere hülfreiche Einbildungskraft in der Hauptsache das Nichtigste getroffen haben wird, so ist diese Pflanze, von der drei Stöde vor uns stehen, vielleicht nichts weiter als Pflanzengestalt; wenigstens die von vielen Naturforschern dafür erklärt, indem sie behaupten, das diese Gebilde, die nun namentlich in den englischen Kohlengruben häufig findet, nicht sowohl selbstständige Pflanzenarten, sondern nichts Anderes als Wurzelstücke der Sigillarien seien, deren Stamm von jenen abgetrennt sei, und die man allerdings fast immer in der unmittelbaren Nachbarschaft der Sigillaria findet, wie man viele räthselhaften oder wenigstens streitigen Gebilde nennt.

Uns jenseits des Wassers bemerken wir, den Farrenbäumen gegenüber, einen dichten Trupp von baumartigen Gewächsen, welche die regelmäßig quirlartige Zweigstellung der Kiefern zeigen. Es sind Calamiten, deren regelmäßig länggestreifte Stämme in den Schiefer- und Sandsteinlagen der Steinofenformation außerordentlich häufig vorkommen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß sie zu der Familie unserer Schachtelhalmgewächse gehören. Wie bei den Schuppenbäumen, so glaubte man auch von den Calamiten bis heute, daß ihre auf uns gekommenen überlebenden Familienverwandten sämtlich nur schwächliche, kleine, höchstens einige Fuß hohe Pflanzen seien, und man erblickte darin ein Zurückgehen der schäfernden Natur in diesen niederen Pflanzenordnungen, während in den höheren ein Fortschreiten stattfand. Allerdings waren die bis heute bekannten Schachtelhalme nur schwächliche Gebilde gegenüber den Calamitenbäumen der Steinofenflora. Ganz neuerdings hat jedoch Spruce in den Ueberden von Peru Schachtelhalme von 20 bis 30 Fuß Höhe gefunden, so daß dadurch der Abstand zwischen der ältesten und der heutigen Pflanzenwelt wieder um einen Schritt geringer geworden ist.

Die schlanken Stengel, welche hier vor uns und aus dem Wasser emporsteigen, sind dagegen schwer zu deuten und haben in der Jetztzeit nicht ihres Gleichen. Es sind Aterophylliten und Annularien, welche durch ihre quirlförmig stehenden Blätter einmügelhaft an unsere Labkräuter erinnern.

Den Hintergrund unserer Landschaft bilden die majestätischen Gestalten von Nadelbäumen, welche sich aber sehr von den heutigen unterscheiden.

Dies ungefähr ist es, was uns die von der Wissenschaft erleuchtete Vorstellungsgabe über die Steinofenflora vermal. Außerordentlich groß muß die Fruchtbarkeit des jugendlichen Bodens gewesen sein in der Hervorbringung so großer Pflanzenmassen, daß aus ihnen die unerhöflichen Steinkohlenvorräthe sich bilden konnten; und mit Interesse sehen wir unser Bild wieder an, denn wir erblicken auf ihm die geistig unerberechneten Grönden unserer großartigen Industrie. Wie sie aus dieser wurden, soll uns im nächsten Artikel beschäftigen.

## Der Dampf-Pflug.

Beim dem Spaten und dem Pfluge, womit seit Jahrtausenden der Getreide- und Fruchtsäcker bearbeitet ward, gibt zu den unmaßlichen, complicirten und zum Theil genialen Hand- und Dampfmaschinen, welche jetzt in England und Amerika über und durch den Boden ziehen, um in Stunden bessere und mehr Arbeit zu verrichten, als der Bauer mit seinen Ochsen in ganzen Wochen, ist es ein großer, weiter Culturfortschritt, zwischen welchem ungeheure Massen von angemernter Mattematit und Weizen aufgeschleppt liegen. Und doch findet man noch überall neben dem vollkommensten Ackerbau mit Dampfmaschinen die rohesten Spaten und einfachsten Pflüge, wie sie von einem Jahrhundert zum andern sich von Vater auf Sohn und Enkel fortbieten. Die steinen Farmer und Gärtner in England arbeiten noch mit den rohesten Werkzeugen neben den triumphirendsten Dampfmaschinen, und die ermüdende Menschenseule muß noch concurriren mit den nie ermüthenden feurigen Trachen oder räder- und betriebenen Mechanismen, welche

für die Menschen brechen, Getreide von der Erde und vom Staub sichten, Häsel schneiden, Getreide säen, mähen und mahlen, Knochen in Hangerlaub zermalnen, Räden schneiden, buttern, säen und sonstige Bauerarbeiten verrichten. Ja, man hat schon versucht, mit einer einzigen, irgendwo festgestellten Dampfmaschine alle diese Arbeiten und noch mehr gleichzeitig verrichten zu lassen. Der einzige Kolben, der von der Dampfkraft gedanklos, aber zuverlässig, sicher und unermüthlich auf- und abgetrieben wird, zieht hier den Pflug, dort bricht er, an einer anderen Stelle schneidet er Häderling, und auch zum Buttern läßt er sich dabei herab.

Als Bauer und Ackermann sieht der Dampf-Kiese noch in den Hinterstüben und in allerlei kindischen Versuchen, die aber alle in der einen oder andern Weise Vorträge vor der Menschenarbeit haben. Im Allgemeinen sind die Apparate, welche als hand- oder dampfbewegte Mechanismen die Menschen-Plader beim Ackerbau erzeugen und überwiegen sollen, noch so complicirt und theuer. Aber

unmäßige Köpfe und Hände arbeiten fortwährend praktisch und theoretisch daran, auf einfache, wohlfeile Wege zurückzukommen, b. h. den simplen Spaten und den rohen Pflug für die höhere Mechanik wiederzugewinnen und deren Unschicklichkeit und Langsamkeit zu überwinden.

Obne uns hier auf das bunte Gebiet der Maschinenrie für den Ackerbau im Allgemeinen einzulassen, wenden wir uns sofort zu einer bestimmten, der interessantesten Sphäre und zwar dem Dampf-pfluge. Da es nun deren auch wieder eine große Menge von Arten gibt, aber deren Werth man noch nicht im Klaren ist, scheint es für unseren Zweck am Gerathesten, uns auf einen der in England beliebtesten und zwar auf bestimmte Experimente damit einzulassen.

Dies ist der Dampf-pflug, der durch eine feststehende Maschine getrieben wird. Die Experimente damit wurden von William Smith in Woolston, Wexshire, vorgenommen. Einem Berichte darüber an D'Israeli sind die Hauptthesen dieses Artikels entnommen. Der Pflug wendet die Oberfläche des Bodens bloß um, ohne ihn gehörig zu lockern, ohne Unkrautwurzeln zu vertilgen. Im Gegentheil zertritt er diese in der Regel bloß und verweiltigst sie. Der Spaten kann den Pflug nicht ersetzen, so daß seine Vorzüge vor dem Pfluge für Getreidefelder kaum in Betracht kommen können. Man hat mit dem Spaten den Boden mehr in der Gewalt und kann ihn in kleinen Stücken aufgraben, umwenden und von muckenden Unkrautwurzeln aus dem Erdboden befreen. Aber das Umwenden gelingt dabei nur theilweise. Pflug und Spaten in ihrer Wirkung vereinigt wären sicher eine vollkommenere Vorbereitung des Bodens. Ersterer wendet bloß rotz um und in der Regel bloß aus einer Tiefe von 5—6 Zoll. Der Spaten dringt leicht bis 12 Zoll tief und die nur theilweise gelingende Umwendung des Bodens wird durch tiefe Aufloderung und Verfrüchtung des Grundes mehr als aufgehoben. Gute Vorbereitung des Bodens zu reichen Ernteerträgen müßte die Arbeiten des Pfluges und Spatens vereinigen.

Dies thut der Dampf-pflug, wie ihn W. Smith anwandte. Der mit dem Dampf-pfluge bearbeitete Acker lieferte durchschnittlich 46 $\frac{1}{2}$  Scheffel Weizen von jedem Acker, der gewöhnlich gepflügt bloß 42 $\frac{1}{2}$  Scheffel. Dieses Ergebnis ist schon allein etwas werth, steigt aber noch bedeutend, wenn wir erfahren, daß die Weadung mit Dampf weniger kostete, als die Bestellung mit Menschen- und Pferdekraft. W. Smith fing im Winter 1855—56 mit dem Dampf-pfluge an und fuhr damit auf 100 Morgen bis zum heutigen Tage fort. Die bisher gemommenen Ergebnisse laufen auf folgende Thatsachen hinaus. Beständen construirte Pflüge je nach Boden und Saat (S. Fig. 1., 2., 3. und 4. auf unserer Abbildung) von einer Sieben-pferdekraft-Dampfmaschine gezogen, wendeten und lockerten den Boden so, daß er porös blieb und die schädlichen Unkrautwurzeln auf die Oberfläche kamen, wo sie verdorren und der so bearbeitete Acker 9 Quarters 2 Scheffel Hafer, 5 Quarters 1 Scheffel Erbsen, 6 Quarters 3 Scheffel Bohnen der Morgen lieferte.

Was die Pflüge betrifft, so wandte er Nr. 3 für Gerstesaat an. Er ist von Eisen und zieht drei Untergrund-Schare, das mittlere 30 Zoll vor den beiden andern, tief durch den Boden. Durch das Mittelrad wird die Tiefe, bis zu welcher die Schare greifen sollen, geregelt. Vom Dampfe widerstandslos gezogen, reißt er spielend den Boden 8 und mehr Zoll tief und über 1 Hand breit auf, so daß er dahinter durcheinander bröckelt und schädliches Wurzel- und Wurdenweert auf die Oberfläche wirft.

Nr. 4. wird zur Vorbereitung brachen Landes und zum Pflügen im Frühlinge gebraucht. Eine Dampfmaschine kann damit in einem Tage 12 Morgen Landes umwühlen, um- und durchpflügen.

Nr. 2. ist ein Untergrund-Rajelpflug, sehr gut für Gerst-Bestellung. In der Construction ähnlich dem Nr. 3, hat er hinten zwei Untergrund-Schare, in der Mitte ein Schar mit doppeltem Strichbretern und vorn das übliche Sch. Die hinteren Untergrund-Schare sind so gestellt, daß sie 3 Zoll tiefer dringen als das mittlere Pflug-Schar. Es wird der Boden in 28 bis 36 Zoll breite Furchen aufeinander gelegt und zugleich unter Grund aufgerissen, so daß Wind und Winterwetter erfolgreich darauf einwirken und die nöthigen chemischen Festsetzungen unterstützen, den Boden lüften, austrocknen und ertragfräftig machen können.

Der einfache Untergrund-Pflug Nr. 1. wird auf dem von Nr. 2. bearbeiteten Boden mit 3 Furchen gebraucht, um die Furchenriden wieder in 15 bis 20 Zoll breite und 18 bis 22 Zoll tiefe neue Furchen aufzureißen und den Boden wieder aufs Neue der Luft und dem Lichte zu öffnen.

Um diese und andere Pflüge vom Dampfe ziehen zu lassen, macht's Mr. Smith, wie Figure zeigt. Die Mitte unserer Abbildung stellt ein Feld von 12 Morgen dar und die Art, wie der Dampf pflügen muß. Wir sehen im Vordergrund die feststehende Dampfmaschine, welche den Krahn oder die Winde vor ihr dreht. Letztere besteht aus zwei großen, trommelartigen Körpern, auf welchen sich der starke Draht, der den Pflug zieht, auf- und abwindet. Die eine Trommel zieht hin, die andere her, je nachdem die Dampf-kraft der Maschine mit einem einfachen Mechanismus auf sie über-tragen wird. C1, C2, C3, C4 sind Drehscheiben, um welche das eiserne Tau läuft, E1, E2, E3, E4 die Anker, durch welche sie gestellt und schiefgehalten werden, so daß der Pflug sich danach ziehen lassen und richten muß. Um die Friction der ziehenden Taus auf dem Boden u. z. zu vermeiden, läßt man ihn über Rollen laufen, wie man sie auf allen vier Seiten des Taus angeordnet findet. Diese müssen auf dem Boden leicht beweglich sein, damit sie vor dem Pfluge bequem weggenommen und hinter demselben wieder placirt werden können.

Das nöthige Personal besteht aus einem Manne an der Maschine, einem andern an der Krabwinde, dem Pflüger und einem Assistenten, um die Rollen zu entfernen und wieder zu placiren, endlich einem Anker-Manne, der durch verschiedene Fixirung der Anker die Richtung des Pfluges und die Furchen bestimmt. Von letzteren sind, wenn's schnell gehen soll, zwei erforderlich neben C2 und C3. Am Ende des Pflugbaumes befindet sich eine Handhabe von starkem Schmiedeeisen, um daran das ziehende Eisenau zu befestigen. Man nehme dies als gegeben an und den Pflug in Bewegung von C2 nach C3, gezogen vom dem sich über C3, C4 und C1 und die Krabwinde wickelnden Zugtaue, dessen anderes Ende sich von der zweiten Krabwinde um C2 herum loswickelt. Der Pflug wird, bei C3 angekommen, durch ein Signal für den Wasschüenmann angehalten, Drehscheibe und Anker bei C3 zu einer neuen Furche gestellt, der Pflug genehmt, die Bewegung der Krabwinden rückwärts gerichtet, die Maschine wieder in Thätigkeit gesetzt und eine neue Furchen in ungleicher Richtung gezogen. Diese Operation, um den Pflug wieder in ungleicher Richtung in Bewegung zu setzen, dauert nicht länger, als  $\frac{1}{2}$  bis  $\frac{3}{4}$  Minute.

Während sich der Pflug von C3 nach C2 bewegt, schließt der Ankermann E3 in der Richtung nach C4. Kehlich macht's der zweite Ankermann am Punkte C2, während der Pflug sich wieder in entgegengesetzter Richtung bewegt. Dieser Proceß wird wiederholt, bis von dem einen Ende her, von C3, der Punkt C4 und von dem andern, E6, der E1 erreicht und somit die ganze Pflüge Nr. 1 befestigt ist. Um die andere Hälfte Nr. 2 ebenso zu bearbeiten, werden von den Endpunkten der gepflügten Theile aus die Punkte C3, C4 und C5 beankert, und das ganze Feldschiff mit dem Zugtaue unspannt, so daß es nun vollständig beherzt und eben so, wie das erstere, mit Furchenlinien durchgezogen werden kann. Die bequeme Größe für ein Feldschiff ist nach Mr. Smith etwa 10 bis 12 Morgen und die beste Entfernung zwischen C2 und C3 etwa ein Aekel einer englischen Meile.

Obne Rücksicht auf die Details unserer Abbildung wird man nun leicht begreifen, daß der Pflug von den Zugtauen der beiden Krabwinden hin- und hergezogen und dessen Richtung und Furchen durch die Anker und Drehscheiben bestimmt werden. Also eine sehr einfache Operation, die utan allenfalls durch ein Etak Einbinden und zwei in entgegengesetzter Richtung gedrehte Winden ausanfällig machen kann.

Was die Kosten, die Zeit und Bestellungart des Dampf-pfluges betrifft, so gibt Mr. Smith darüber folgenden Aufschluß. Im September vorigen Jahres pflügte er mit Nr. 3. 30 Morgen Stoppelfeld in 6 Tagen für 7 Pfund und 15 Schillinge oder 5 Schillinge 2 Pence per Morgen, alle Ausgaben für Leute, Feuerung u. s. w. mit eingerechnet. Hierauf wurde mit dem Dampf-pfluge Nr. 2 das Land unter Grund gepflügt und für die Winterwässerung geoffnet. Dies dauerte 8 Tage mit einem Kostenauf-wande von 8 Schillinge 8 Pence per Morgen. Eine zweite Untergrund-pflügung mit Furchen von 18 Zoll tief brachte das Feld in musterbare Ordnung.

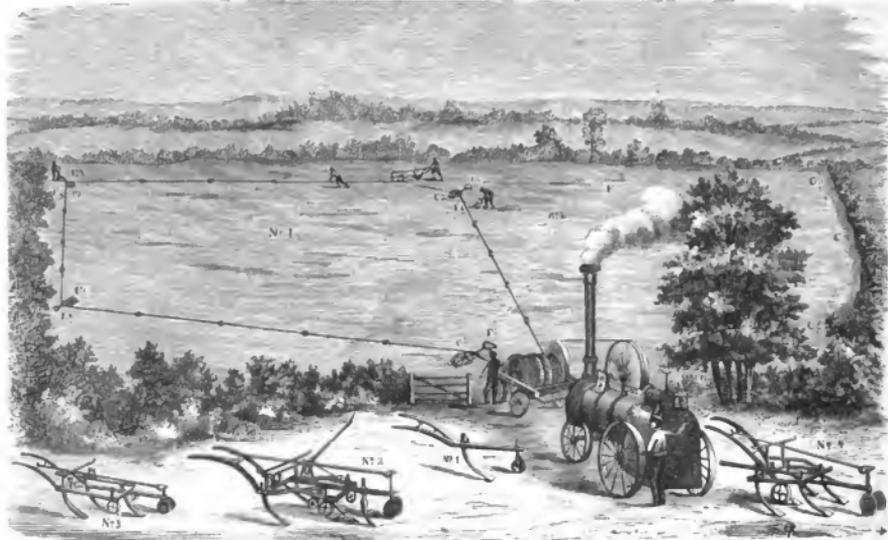
Diese erste, stichentscheidende Veranschaulichung der Dampf-pflugarbeit möge genügen, da wir hier nicht auf den Landmann schreiben, damit er auch etwa gleich Dampf aufnehme, statt der Pferde, sondern für Land und Leute im Allgemeinen, die bloß ein Bild von den

Operationen bekommen sollen, mit welchen man in England und America zu dampfplügen angefangen. Man versucht's noch auf verschiedene andere Weise, ist aber bisher noch mit keiner vollkommen zufrieden. Die königliche Agricultur-Gesellschaft hat über 20 Preise auf verschiedene Ackerbau-Maschinen angesetzt und den ersten von 500 Pfund Sterling auf den besten Dampfplug. Beweise genug, daß man zugibt, den besten noch nicht gefunden zu haben.

Aber es ist auf tausendfache Weise theoretisch und praktisch eine neue, wissenschaftliche und künstlerische Bahn für den Ackerbau,

nung auf der Oberfläche etwa mangelt, außerdem die unten wuchernden schädlichen Wurzeln auf die Oberfläche zu bringen und so von Luft und Sonne zerlösen zu lassen (oder zu entfernen), Summa Summarum den durch flache Cultur erschöpften Boden aus der Tiefe zu reerutiren und so bessere und ergiebige Ernten zu sichern.

Was unsere Abbildung betrifft, so fügen wir hinzu, daß die lebendigen Eingehungen der Ackerfläche nicht etwa Phantasie, sondern über den ganzen englischen Boden millionenfach in Kreuz und Lurze gezogene lebendige Eingehungen und Berbarbicirungen sind,



Der Dampfplug.

den gelben Boden alles menschlichen Getreides, gebrochen worden und schon in den mannichfaltigsten Regungen betreten und befahren.

Der eigentliche Zweck des Dampfpluges ist, eine größere Tiefe zu erreichen und so den bisher unbenutzbar bleibenden Unterboden mit zu verwerten, aus der Tiefe zu gewinnen, was an Ausbeute

theils um persönliches Grundeigenthum überhaupt besser zu sichern, theils um Rube, Hofe und Pferde im Herbst und Winter darauf ohne Hirten zu weiden. Gemeinde-Hirten und Gemeindegewissen gibt's nicht in England. Jeder für sich ein- und abgeschlossen in Haus, Heerd, Herz und Hütung.

### Ein Abend bei Mendelssohn mit Lessing.

Es war am Freitag zur Abendstunde; der jüdische Gottesdienst ging zu Ende, der Vorbeter hatte schon das Schlußgebet gesprochen oder vielmehr in singendem Tone vorgetragen, wobei er es nicht an den üblichen Bewegungen und Schütteln, Beugen und Verneigen des Oberkörpers fehlen ließ. Die Gemeinde verließ die in der Heiderreitergasse gelegene große Synagoge und strömte in ziemlicher Unordnung und mit orientalischer Lebhaftigkeit zu dem geöffneten Portale hinaus, um sich in den benachbarten Straßen und Winkelgassen zu verlieren, wo die meisten Juden in Berlin damals zu wohnen pflegten. — Wärend in dem summenenden Schwarme befand sich ein Mann, der unter seinen beweglichen Gliedern ein herrliches Gesicht einzunehmen schien, denn wo er sich zeigte, machte man ihm ehrerbietig Platz und begrüßte ihn mit dem üblichen Zurufe: „Gut Schabes, Reb Moses!“

Diesem Vorzug hatte er jedoch keineswegs seiner körperlichen Gestalt, noch weniger seinen Reichthümern zu verdanken. Er war klein und verwachsen, eine merkliche Erhöhung, die man fast einen Buckel nennen konnte, verunstaltete seinen Rücken; sein Hals war

schief und nach einer Seite geneigt, aber auf diesem Halbe ruhte ein Kopf, der bei genauerem Anschauen durch seinen geistigen Ausdruck unwillkürlich Achtung und Interesse einflößen mußte. Die hohe Stirn, mit bräunlich krauem Haar bewachsen, trug den Stempel, welchen die großen und tiefen Ideen wie einen Abglanz des Ueberirdischen um das Haupt des Denkers zurücklassen; um die feinen Lippen schwebte ein eigenthümliches Lächeln, das man versucht war für ironisch zu halten, wenn nicht die Milde und Freundlichkeit des ganzen Mannes dieser Annahme widersprochen hätte. War es Ironie, so schien es die göttliche Ironie eines Sokrates zu sein. — Zuweilen aber nahm dieses Lächeln einen wahrhaft schmerzlichen Ausdruck an und man bemerkte dann wohl um den Mund jenen traurigen Zug, welchen Jahrhunderte voll Leid und Schmach dem Volke der Juden aufgedrückt. — Ein unaussprechlicher Zauber aber lag in den dunklen Augen dieses Mannes, welche trotz ihres Glanzes so sanft und freundlich dreinschaute, daß man über ihre friedliche Klarheit seine Mißgestalt vollkommen vergessen mußte. Es war die Tiefe des Philosophen, die Milde des Menschenfreundes,

mit der unaußhubigen Schalkhaftigkeit eines Kindes gepaart, die so wunderbar aus diesen Fäden leuchteten. — Seine etwas bleichen und künstlich ansehenden Wangen wurden von einem schmalen Bartstreifen wie von einem Rahmen eingefaßt. Er war einfach, aber reinlich und sorgfältig gekleidet mit einem zimmerbraunen Frack ohne jege Steifheit, die damals von den besseren Ständen mit Vorliebe getragen wurde. Kurze Hosen von gedrohenem Sammet, seidene Strümpfe und Schuhe mit silbernen Schnallen vollendeten seinen Anzug; ein vierziger Hut mit Band eingefaßt bedeckte seinen Kopf; in der Hand trug er das mit Messing beschlagene Gebetsbuch und einen kleinen grünen Beutel, der den Gebetsmantel enthielt.

Freundlich dankend ging er an den Glaubensgenossen vorüber, die sich meist durch seinen Gruß gehrt fühlten; nur einige finstere Betoten, denen seine tolerante Gesinnung ein Argerniß war, wandten ihr Gesicht ab und murmelten eine Verwünschung in den Bart, dem Abtrünnigen schweigend, für den sie ihn hielten.

Dieser Mann war der schon damals bekannte und berühmte jüdische Philosoph Moses Mendelssohn.

An seiner Seite ging ein polnischer Jude, der erst seit Kurzem nach Berlin gekommen war, hauptsächlich um Moses kennen zu lernen. Rabbi Isaal Sazanof konnte seine orientalische Abkunft noch weniger wie Mendelssohn verzeuggen. Dafür sprachen die langen, wie Propfenzieher getrehten, schwarzen Federn, welche unter der hohen Pelzjacke hervorquollen; die gebogene Nase, die dunklen, unfaßen Augen und die echt jüdischen Gesten der Hände und des ganzen Körpers, womit er seine Rede zu begleiten pflegte. Trotz seiner schlichten und gebildeten Haltung schien er fast einmal so groß, wie sein philosophischer Freund zu sein, neben dem er wie ein Mies neben einem Rinde dastand.

Das seltsame Paar mochte die Aufmerksamkeit eines vorübergehenden Officiers auf sich gezogen haben, der sich nicht das Vergnügen verlor, seine feinsten Mütchen an den Juden zu fühlen, die zu jener Zeit ein Gegenstand des Spottes und der Beschachtung selbst für die besseren Stände waren.

„Gute! Nicht zu handeln!“ fragte der Lieutenant, dem budigen Mendelssohn ansehend.

„Ja!“ antwortete dieser schnell gefaßt und mit seinem feinen Pöckel. „Nur fürchte ich, daß der Herr Officier von unserer Waare keinen Gebrauch machen kann.“

„Ja, womit handelt denn der Kaufherr?“

„Mit Wig und Verkauf!“ entgegnete Moses und ließ den verblüfften Officier stehen, der sich, so abgeführt, mit einem lauten Kluck entfernte.

Ohne weitere Abenteuer gelangten die Beiden in Mendelssohn's Wohnung, welche in der Spandauerstraße Nummer 68 lag. Das Zimmer, in welches sie traten, war zu Ehren des kommenden Sabbath festlich geschmückt, der Fußboden mit frischem Sand gestreut, der Tisch mit einem reinen, weißen Leinentuch bedeckt, auf welchem die silberne Lampe mit sieben Armen stand, ein Hochzeitsgeschenk des reichen Seidenfabrikanten Bernbard, bei dem Moses, trotz seines hohen Rufes, noch immer als Buchhalter in Diensten stand, zufriednen mit seinem bescheidenen Vose. — Die übrigen Möbel waren überaus einfach, einige Etäble ohne Polster mit hohen Rückenlehnen, ein Bücherstanzel, der eine Auswahl der vorzüglichsten deutschen, französischen und englischen Schriftsteller enthielt, bawischen auch viele seltene betrübliche Werke, selbst römische Classiker und griechische Autoren, die letzteren in Uebersetzung. Eine derartige Bibliothek war in dem Hause eines Juden eine auserwählte Seltenheit in damaliger Zeit, wo es fast für ein Verbrechen galt, andere Bücher, als betrübliche, zu lesen. Für Moses klüßten sich an diese Bücher noch die schönsten Erinnerungen an die Vergangenheit. Diesen zerstreuten „Cicero“ hatte er für die Eisparmie gekauft, die er sich an seinem Leibe abgetradt; er hatte Wochen lang gehungert, um ihn endlich zu erlangen. Heimlich und mit Hülfe eines Verkäufers, worin er jedes Wort einzeln nachschlug, hatte er Latein gelernt, oft beim Scheine des Mondes oder im Zwielicht der Morgen-dämmerung, weil ihm das Geld fehlte, um sich das nöthige Del für seine Lampe anzuschaffen.

Ven diesem Wissensdrange befehle, war er aus dem kleinen Dessau nach dem großen Berlin gekommen, wo ein neuer Geist unter den Augen des großen Friedrich erwacht war, der Geist allgemeiner Bildung und Aufklärung. Den diesem Geiste wurde auch der arme Judenknabe so mächtig ergiffen, daß ihm die rein Dypser, ohne Anstrengung, selbst der Reim seiner Gesundheit, die er durch

übermäßigen Fleiß zerstörte, zu groß oder zu schwer schien. Sein Körper gab er für Geist hin und für Wissen tauschte er Gesundheit ein.

Ein solches Streben konnte nicht abgernert bleiben, er fand Freunde und Gönner, die ihn materiell und geistig unterstützten. Ein junger Arzt gab ihm unentgeltlich Unterricht im Lateinischen, ein College besetzte seine Lücken dagegen Mendelssohn seine große und anerkennende Bibliothek zur Verfügung, wodurch er mit der neuesten Literatur, besonders mit den philosophischen Werken eines Voltaire und Lessing bekannt wurde. Mehrere talentvolle Jünglinge suchten den schönen Moses auf, der in ihrem Umgang seine bisherige Einseitigkeit verlor und eine neue, weitere Weltanschauung erlangte, als der enge, beschränkte Geist seiner thalmudischen Studien gehabtete. Er bekam auch später einige Schüler, denen er Unterricht erteilte, wodurch er den nothdürftigen Lebensunterhalt gewann, der gerade hinreichte, um ihn vor dem Verhungern zu bewahren. Endlich war er Hauslehrer in der Familie des reichen Seidenhändlers Bernbard geworden und gegenwärtig Aufseher und Geschäftsführer in dessen Fabrik.

Das Alles erzählte nun Mendelssohn seinem Gaste, den er zu Tische geladen hatte, während die emsige Hausfrau ab- und jagung, um noch allerlei Anordnungen zu treffen. Endlich wurde das Essen von der Köchin aufgetragen und auf den Tisch gesetzt. Der Hausherr erhob sich und sprach den Segen über die gegessenen und mit Wein befehten Weißbrot, welche am Sabbath in seinem frommen Judenthume fehlen dürfen; ebenso verfuhr er mit dem Weine, den er in den silbernen Becher goß, wobei er ebenfalls einen frommen Spruch her sagte. Der Becher wanderte darauf von Mund zu Mund und Jeder trank daraus nur einen Schluck. Das Mahl war einfach und bestand hauptsächlich aus einem Gericht schmackhaft zubereiteter Fische, welche am Freitag Abend allen anderen Gerichten vorgezogen wurden.

„Racht es Euch schmecken?“ sagte Mendelssohn zu seinem Gaste, ihn zum Zugreifen einladend.

„Ihr seht,“ entgegnete Isaal Sazanof im klumigen Styl des Orient, „nicht nur für den Leib, sondern auch für den Geist; Eurer Worte sind wie Manna in der Wüste und Eurer Lehren wie edler Wein. Ihr seid ein Licht in Israel; um so weniger begreife ich die Vorlegung, daß sie Euch zum Diener eines so rohen und ungebildeten Mannes, wie dieses Herrn Bernbard, gemacht hat, der nicht gelernt hat und in jeder Beziehung weit unter Euch steht. Man möchte sich fast verstimmt fühlen, an ihrer Weisheit zu zweifeln.“

„Das wäre ein großes Unrecht,“ entgegnete Mendelssohn im milden Tone. „Die Vorlegung weiß, was sie that, und hat immer Recht; denn wenn ich an der Stelle des Herrn Bernbard wäre und wie er der meinigen, so wüßte ich ihn nicht zu gebrauchen; ich könnte ihn nicht anstellen, wie er mich, da er leider nichts gelernt hat.“

„Ja, ja!“ lachte der Gast. „Ihr habt dieses Mal, wie immer, Recht. Die Vorlegung muß für die Thunnen sorgen. Dem Einen gibt sie Reichthum, dem Andern Wissen und Gelehrsamkeit. Ihr seit eben so gut, als klug, und darum ertragt Ihr die Ungerechtigkeit des Schicksals mit derselben Saftmuth, wie die Schwandlungen und Verleumdungen der Menschen. Wo wir die Faust zucht, habt Ihr höchstens ein mitteliebiges Pöckel, und wo ich gleich dreinfallen möchte, da zucht Ihr nur mit den Äpfeln. Denkt Ihr, ich habe nicht bemerkt, wie die eifrigen Hinstrecker Euch verdrängten, als wir an ihnen verkehrten?“

„Das können sie immerhin thun. Meinretzen sollen sie mich auch prägen, wenn ich nur nicht dabei bin.“ scherzte der Philosoph in scherzhafter Weise. „Wer die Verantwortung der Welt bekämpfen will, muß vor allen Dingen Geduld haben. Ihr seid noch immer zu aufbraunend, mein lieber Isaal! Denkt an die Fabel von dem Wanderer mit dem Mantel, den ihm der Sturmwind entreißen wollte. Was that er? Er hüllte sich nur immer fester hinein und gab ihn nicht; als aber die milde Sonne mit ihren erwärmenden Strahlen schien, da legte er ihn von selber ab.“

„Ich an Eurer Stelle hätte schon längst die unfruchtbarste Nähe aufgegeben, dies störrige Fell zu beahren. Was können alle Eurer guten Lehren, Vorklänge und Arbeiten zur Übung Israel's; hat es nicht ein anderer Moses schon ein hartnäckiges und verstocktes Volk genannt?“

„Und doch hat er es nicht aufgegeben. Wißt Ihr denn nicht, Sazanof, daß ein Vater von allen seinen Kindern das schwächste und ungeeignetste am meisten liebt, das ihm die größten Sorgen bereitet? Ich werde meine Aufgabe, die mir vorsetzt, nach besten

Kräften zu lösen suchen; wenn es mir nicht gelingen sollte, so liegt die Schuld gewiß an mir und nicht an meinen Glaubensgenossen.“

„Und was wollt Ihr auch ihnen maden?“

„Aus verachteten Inden geadmete Menschen, aus schachneren Hausfiraen nügliche Staatsbürger.“

„Und Ihr glaubt, daß die Christen uns eine solche Stellung einräumen werden, selbst wenn wir uns derselben würdig zeigen? Ocht, geht, lieber Mendelssohn! Ihr träumt mit offenen Augen. Soll ich Euch erst an den Pöbel erinnern, der laum vor einer Stunde Euch beschimpft hat, bloß weil Ihr ein Jude seid? Wie er, denken alle Christen.“

„Ich glaube das Gegentheil und hoffe, Euch noch heute Abend von Eurer Ansicht zu heilen.“

„Und ich glaube,“ entgegnete der feurige Gast, die schwarzen Feden schüttelnd, „daß es nicht eher besser wird, bis der Westflaß kommt, auf den wir warten, der Sohn David's, der das anerkönlte Boll erstösen wird aus der Claverei und heimführen in das Land seiner Väter; bis die Zeit kommt, von der geschriebenen steht in den heiligen Büchern, von welcher die Propheten verstanden haben, daß sie nicht ausbleiben soll nach den Tagen des Trübsals und des Elends.“

Mendelssohn antwortete nicht, sondern schüttelte nur lächelnd das weiße Haupt; er neigte die Oast, von den angetragenen Speisen zu genießen, wöy verstellte sich auch nicht lange bitten ließ. Als das Mahl zu Ende war, sprach der Wirth den höchsten Segen, dann rief er seine Kinder, benen er mit einem frommen Spruch die Hände auf den Kopf legte, worauf sie von der sorgfamen Wirtin zu Bette gebracht wurden.

Die beiden Männer blieben allein zurück und vertieften sich in gelehrte, laumübliche Gespräche, als die Thür sich öffnete und mehrere Herren eintraten, von denen einer von Mendelssohn mit lautem, freudigem Ausrufe begrüßt wurde. Der neue Gast konnte ungefähr in den dreißiger Jahren stehen; er war von mittlerer Größe, breitshulterig und kräftig gebaut; die majestätische Stirn mit den jüdisch-schwarzen Haaren und vorzüglich die scharfen, durchdringenden Augen verknüpften schon überaus einen ungewöhnlichen Geist. In seinem ganzen Wesen lag etwas Heiles, Energisches, vornehmlich sich herrschend der abgeschlossenen Charakter, wie es bei deutschen Gelehrten nur selten angetroffen wird. Sein vorwiegendster Beruf stand mancher bittere Lebenserfahrung gab ihm einen cruten Anstrich; doch konnte er auch selbst heiter bis zur Ausgelassenheit erscheinen; sein Lächeln war dann bezaubernd und von hinreichender Liebesswürdigkeit. In den offenen Zügen herrschte eine unerleudbare Gütemüthigkeit vor, die freilich weit entfernt von unumwändlicher Schwäche war. Man sah es den selten, angeprägten Finnen des Gesichtes folgen an, daß man es mit einem rücksichtslosen Forscher zu thun hatte, dem die Wahrheit wehr als Alles galt. Ungeachtet einer gewissen Bescheidenheit, womit er auftrat, zeigte er doch das Bewußtsein seiner geistigen Ueberlegenheit, die er zwar nur seinen Gegnern, niemals aber seinen Freunden empfinden ließ. Unwillkürlich wurde man durch seine Erscheinung an die Worte Shakespeares erinnert:

„Nehmt Alles in Allem; er war ein Mann.“

„Willkommen, mein lieber Lessing!“ rief ihm jetzt Mendelssohn entgegen, indem er ihm die Hand bot. „Willkommen, Kämmerer, Nisio-lai und Sutzler! Einen solchen Besuch hab' ich für heute laum noch erwartet.“

„Wir hatten uns schon längst vorgenommen,“ entgegnete Lessing, „Sie zu überfallen, da wir wußten, daß Sie am Freitag Abend sicher anzutreffen sind. Ich habe wieder einmal Lust, mich mit Ihnen herumzusprechen und zur Abwechslung auch eine Partie Schach zu spielen.“

„Das trifft sich prächtig,“ sagte Mendelssohn, indem er auf Lessing zeigte. „Sie finden hier einen Meister, vor dem ich die Engel streichen muß.“

Erst jetzt bemerkte Lessing den verlustigen Juden, der sich bisher verlegen, fast schon im Hintergrunde gehalten hatte.

„Gut! Ich will mit Ihrem Oast eine Partie spielen, während Sie mit unseren Freunden Philosophie und Aesthetik treiben. Ich höre doch zu und wenn Ihr es mir zu toll macht, so fahr' ich nach meiner gewöhnlichen Weise mit dem kritischen Wesen in Eurer metaphysischen Spinnweben.“

Schülerin folgte Isaak der ehrenvollen Einladung des berühmten Gelehrten, dessen Name und Christus ihm nicht unbekannt

geblieben waren. Oern hätte er ihm seine Bewunderung zu erkennen gegeben, aber die den bessern Juden fast angeborene Furcht, zudringlich zu erscheinen, schloß ihm den Mund. Das Spiel begann und schon nach einigen Zügen erkannte Lessing, daß er es mit einem ausgezeichneten Meister im Schach zu thun hatte; auch das geistreiche Gesicht Satana's flößte ihm Interesse ein. Er strengte sich an, die Partie zu behaupten, aber weil er zugleich auf das Gespräch der Uebrigen achtete und von Zeit zu Zeit seine scharfen Bemerkungen dazwischen warf, lam es wohl, daß er einige Fehler machte und Blößen gab, die indeß sein Oegner nicht benutzen wollte.

Als sich dieser Umstand indeß mehrere Male wiederholte, wurde auch von Lessing das nachlässige Benehmen des Juden bemerkt.

„Ihr scheid mich, guter Freund!“ sagte Lessing. „Aber ich will nicht geschoht werden. Warum nemmt Ihr Euren Vortheil nicht?“

„Vielleicht,“ entgegnete Satana, „lasse ich mir einen kleinen Proßt erlauben, um einen weit größeren zu haben.“

„Das läßt sich hören, doch wir spielen nicht um Oeld. Ihr könnt mir daber nichts abgewinnen.“

„Muß es denn immer Oeld sein, was man gewinnen will?“

„Ihr seid ein Jude, und verachtet das Oeld?“ bemerkte Lessing mit einem französischen Lächeln, das seine Worte mildern sollte.

„Das nimmt Sie freilich Wunder, aber der Talmud sagt: Wissen ist mehr als Oeld und Silber werth, es lamn Tir nicht gestohlen werden; es ist wie der Ring des weisen Salomo, welcher Oewalt gibt über die Geister in der Höhe und Tiefe, der dem Besizer alle Schätze der Welt verschafft.“

„Ich wollte, daß Ihr die Wahrheit saget,“ scherzte Lessing. „Wir hat mein ganzes Wissen noch nicht so viel eingebracht, daß ich ohne Sorge leben lam.“

„Weil Ihr Sinn nicht auf den irdischen Erwerb gerichtet ist, weil ein höheres Ziel vor Ihren Augen schwebt. Sie haben gesucht die Wahrheit und gefunden, um dorentwillen ich hierher gekommen bin, und verlassen habe meine politische Heimath, von Durst nach der Wissenschaft gequält, welche hier lebendig stehen soll.“

„Ich habe die Wahrheit gesucht,“ wiederholte Lessing nachdenklich, „aber nicht gefunden. Wer lamn sich trüben, sie gefunden zu haben? Auch wäre fe kein Oeld. Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgend ein Mensch ist, oder zu sein vermeint, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweicet sich seine Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit besteht. Der Besitz macht frage, hoch. — Wenn Oelt in seiner Rechten alle Wahrheit, und in seiner Linken den einzig immer ragen Trieb nach Wahrheit, absehen mit dem Besitze, mich immer und ewig zu irren, verschließen diele und spräche zu mir: wöhlte! ich siele ihm mit Demuth in seine Linke und sagte: Vater, gib! Die reine Wahrheit ist jo doch nur für Dich allein!“

„Bei Oelt!“ rief Satana mit leuchtenden Augen. „Sie haben gesprochen, wie unsere westlichen Gelehrten. Wenn Alle so dächten, wie Sie, würde kein Zaun und Streit mehr sein in der Welt, Keiner dem Andern vorwerfen, daß er irrt, Niemand mehr verfolgt werden wegen seines Glaubens und seiner Religion.“

In seinem Entzusemismus war der Jude mit echt orientalischer Lebendigkeit aufgeregungen, und hatte die Oeschäftigen in einander geworden, so daß das Spiel nicht mehr fortgesetzt werden konnte.

Auch Lessing trat jetzt zu den Uebrigen, um an der allgemeinen Unterhaltung Theil zu nehmen. Diefelbe drehte sich um die Ernennung Mendelssohn's zum Mitgliede der Berliner Akademie, welche indeß von Friedrich dem Großen nicht gut gesehen wurde, indem der sonst so tolerante König mit eigener Hand den Namen des jüdischen Philosophen von der Liste der vorgeschlagenen Candidaten gestrichen hatte.

„Es ist lamn glänzlich,“ bemerkte Professor Sulzer, „daß Friedrich der Große, der gekörnte Philofof, bei seinen bekannnten Ansichten über Religion so handeln konnte.“

„Ich habe keinen Grund,“ entgegnete der milde Mendelssohn, „mich über den König zu beklagen. Er hat bereit mehr für mich gethan, als ich billiger Weise fortsetzen konnte. Hat er mir nicht voll Ounade das Bürgerrecht und die Erlaubniß, in Berlin zu wohnen, ertheilt, da ich bisher nur als Diensthote meines Brodherren Bernbard geuldet wurde, und jeden Augenblick ausgewiesen werden konnte?“

„In der That,“ rief der Buchhändler Nisela, „unsere Entel werden es für Bekehrung halten, wenn sie einß hören, daß der

weise Mendelssohn nur seiner Eigenschaft als Diener seinen Auf-enthalt in Berlin zu danken hatte, daß er erst nach wiederholten Bitten und den dringlichsten Empfehlungen eines Franzosen und persönlichen Freundes des Königs das Bürgerrecht, aber nur für seine Person und nicht einmal für seine Kinder, erlangen konnte.“

„Das ist nun die gepriesene Toleranz und Ausklärung in Ber-  
lin.“ fuhr Lessing auf. „Sie beschränkt sich lediglich darauf, von der Religion so viel Schlimmes als möglich zu sagen, und den Glauben zu verspotten.“

„Wenn man Sie so reden hört,“ entgegnete Nikolai, „weiß man wirklich nicht, woran man mit Ihnen ist. Die Theologen glauben, daß Sie ein Freigeist sind, und die Freigeister, daß Sie ein Theolog geworden.“

„Wägen Sie von mir halten, was Sie wollen. Mein Glaube ist, daß die Religion nur dazu dienen soll, die Menschen zu erziehen, sie stilllicher und humaner zu machen, Duldsam und Liebe zu verbreiten. Ich will kein Freigeist, aber noch weniger so ein intellektueller Viecht sein, der da meint, die Seligkeit allein gepachtet zu haben, und gleich mit Feuer und Schwert durchzuschlagen will, wenn ein Mann eine andere Ansicht hat, als er. Nur gegen diese blinden Eiferer gegen! Ich meine Waffen noch einmal zu erheben. Wie wenig verdienen sie den wahren Geist des Christenthums, wie wenig beherzigen diese das Wort des milden Johannes, des Lieblings-schülers unseres Herrn! Als dieser alt zu schwach geworden war, so daß ihn seine Schüler in die Kirche tragen mußten, wo er, anstatt wie sonst zu predigen, nur einige Worte mühsam vortragen konnte, sprach er nur das einzige und wiederholte es immer wieder: „Kintlein, liebet einander!“ Seine Schüler und die übrigen Zuhörer wurden darüber auf die Länge der Zeit ungeduldig und fragten: „Meister, warum redest Du immer dasselbe?“ — „Weil,“ antwortete der würdige Greis, „die Liebe das Gebot Gottes ist, und allein schon zur Seligkeit hinreicht.““

„Damit kommen Sie schon bei unsren Theologen und Orthodoxen an,“ bemerkte Kamler, der bisher nach seiner Gewohnheit still geschwiegen hatte.

„D!“ entgegnete Lessing, „diesen Herren kann ich noch mit einer andern Geschichte dienen, die ich im Dekameron des Boccaccio gefunden habe, worin mehr Toleranz zu finden ist, als in all den Schriften des wunderräthlichen Monsieur Voltaire, von dem der König so entsetzt ist, daß er ihn allen deutschen Schriftsteller vorzieht.“

„Kaffen Sie uns Ihre Geschichte hören, lieber Lessing!“ bat Mendelssohn.

„Ein Jude,“ begann Lessing, „so lang und auch so mild wie unser Moses hier, wurde von dem Sultan gefragt, welche Religion er für die beste halte.“

„Eine schwierige Frage,“ bemerkte Mendelssohn, „und besonders, wenn ein Sultan sie an einen armen Juden richtet, der dadurch in die größte Verlegenheit gerathen mußte.“

„Oben Sie, wie sich unser Jude aus dieser Schlinge gezogen hat. Er erzählt dem Sultan eine Geschichte, die ungefähr folgendermaßen lautet. Vor Jahren lebte ein reicher Mann, der drei Söhne besaß, welche er gleich lieb hatte. Unter den Söhnen, mit denen ihn der Himmel gesegnet hatte, befand sich auch ein erstbarbarer Ring, der Gegenstand hatte, daß er dem Besizer Macht und Nutzen verlieh und ihn zugleich beliebt vor Gott und Menschen machte. Als der Vater sein Ende nahe fühlte, geriet er in die größte Verlegenheit, indem er nicht wußte, welchem der drei Söhne er den Ring und mit ihm die ganze Erbschaft, wie es in der Familie bräuchlich war, lassen sollte, weil er alle Drei eben so sehr liebte und Keinen kränken wollte. Außerdem hatte er mit jährlicher Schwadtschick Jedom von ihnen diesen Wucherzins schon früher zugesagt. Was nun beginnen? Da geriet er auf einen Ausweg; er ließ von einem geschickten Meister noch zwei falsche Ringe anfertigen, die dem wahren so ähnlich waren, daß sie kein menschliches Auge und selbst er nicht zu unterscheiden vermochte. Als er nun auf dem Sterbebette lag, ließ er seine Söhne einzeln kommen, segnete sie und gab Jedem heimlich den Ring und somit das An-

recht auf die gesammte Erbschaft. Kaum hatte der Vater die Augen geschlossen, als jeder der Söhne die Erbschaft für sich beanpruchte, weil er sich im Besitz des Ringes wußte und diesen vorzogte. Natürlich behauptete jeder, den echten Ring allein zu haben, und erklärte die andern beiden Brüder für Betrüger und Fälscher. Der Streit wurde immer heftiger und endlich kamen die Söhne über- ein, ihre Ansprüche vor dem Richter geltend zu machen. Dieser war ein weiser Mann und hörte sie ruhig an.“

„Ich bin wirklich neugierig auf das Urtheil,“ bemerkte Pre-  
fester Zulier.

„Nur ich kann es mit denken,“ sagte Satauf; „der weise Richter wird durch das Loos entscheiden haben, das es nach mei-  
ner Meinung kein anderes Mittel gab.“

„Dann wäre er der weise Richter nicht,“ meinte Mendelssohn mit lautem Lächeln. „Nur ich nicht, so besaß der wahre Ring die Eigenschaft, den Besizer beliebt vor Gott und Menschen zu machen. Dies Kennzeichen mußte nach meiner Ansicht den Aus-  
schlag geben. Dem besten der Söhne gebürte die Erbschaft, denjenigen vor Allen, welchen sich durch sein Betragen als der Wür-  
digste im Lauf der Zeit erwies.“

„Nur konnte der weise Richter nicht auch sagen: Eure Ringe  
sind alle drei nicht echt. Der echte Ring ging vernünftig verloren? Und hiermit endete meine Geschichte, die ich dem Boccaccio entlehnt.“

Als Lessing jetzt schwieg, waren alle Anwesende von seinen Worten tief ergriffen; erst nach einer längeren Pause brach der  
Dichter Kamler das allgemeine Stillstehen.

„Nur die Moral,“ fragte er ernst, „die Moral der Geschichte?“  
„Liebet einander,“ entgegnete Mendelssohn, „beweist durch Dul-  
dung, Nachsicht und Menschenfreundlichkeit, daß Ihr den wahren Ring besitzet. Das soll von nun an unser einziges Streben sein.“

„Ja!“ rief Lessing mit einem Seufz an ihn nicht gekannten  
Feiner. „Wir wollen unsgeflammt nach dem edlen Ringe laufen, der, wie der weise Richter sagt, verloren gegangen ist. Die Liebe, welche schon Johannes gepredigt hat, soll unsere Führerin auf den richtigen Weg sein; die Toleranz uns zur Seite sein. Ich ver-  
stehe freilich darunter nicht jene schwächliche, weibliche Nachsicht auch mit dem Bösesten und mit den Borurtheilen der Menge. Gerade gegen diese müssen wir mit aller uns zu Gebote stehenden  
Kraft ankämpfen. Unsere Bundesgenossen aber soll die Wissen-  
schaft werden, welche in Teufelskand an dem Todesstich erwacht, die Hader schwingt, vor der die Wadler und Ackerleute des  
Aberglaubens, der Verlogenshaft und der geistigen Inquisition  
stehen müssen. Dann wird die Zeit kommen, die Zeit der Ver-  
einerung, der nach meinem festen Glauben die Menschheit trotz aller  
Denkungen und Hindernisse unausbleiblich entgegengeht, die Zeit  
eines neuen Evangeliums für Alle, zu welcher Religion sie sich  
auch äußerlich bekennen mögen.“

„Amen!“ rief Mendelssohn mit gefalteten Händen an mit  
seinen Blicken an den Gipfel des Arcubus hängend.

„Nur der Messias?“ fragte Rabbi Satauf hartnäckig. „Der  
Messias, wir er dann kommen?“

„Jene Zeit bringt Allen und auch den Juden sicher die Er-  
lösung,“ entgegnete der weise Moses lächelnd. „Der Messias wird  
nicht ausbleiben, mein lieber Freund!“

„Ich verstehe Euch jetzt,“ antwortete der Jude. „Unser Mes-  
sias heißt Liebe mit Wissen verbunden und dort Euer Lessing ist  
sein Verkündiger. Mir ist's, als hätte ich ein Geheiß gehabt, als  
wäre der Geist des Erigen hier unter uns.“

Lessing nahm die Hand des Rabbi, die ihm dieser hinstreckte,  
und drückte sie; als er die seinige zurückzog, glänzte sie von einer  
Thräne, die der Jude darauf lassen ließ.

Einige Jahre später hat Lessing die „Geschichte der drei Ringe“  
zu einem Drama benutzt, das seinen Namen unferlich gemacht  
hat. Nathan der Weise war sein Freund Mendelssohn, der ihm  
die Umrisse zu diesem herrlichen Charakter lieherte; Rabbi Isaac  
Satauf aber wurde von dem Dichter in der Figur des ethischen  
Schad spielenden Derwisch geschildert. Mor King.

## Blätter und Blüten.

**Aus den holländischen Märchen. II.** Wie das Land, so die  
Leute. Beide seien in genauester Wechselziehung. Fröhlicher, un-  
erschöpflich an Ergiebigkeit ist der Boden der Mark und thätig, gesund,  
blühend der Menschenhain, der auf ihr wecket. Der nationale Charakter  
ist bei den holländischen Märchenbewohnern vielleicht mit am reinsten und

bestimmtesten unter allen deutschen Stämmen erhalten. Blonde Haare,  
blaue Augen, breite Schultern, harte Rippen, die Knie in der Regel  
niedrigesetzt, mehr auch als klein. Stumpfbacken sieht man selbst beim  
weiblichen Geschlecht selten. Ich erinnere mich, als ich viele holländische  
Gesichter sah, jedoch der interessantesten Beobachtungen, die Nichts in seinen

„Wandlungen und Wandrerungen von dem Fiebern von Stein“ über die charakteristischen Eigenschaften der russischen Wälder, die in demselben wachsen. Die russischen Wälder sind breite, unferme Fleckstumpen, hoch und platt in's Gesicht gestellt, im höchsten Gegenlag zu der bestimmten, hoch begrenzten, bevorstehenden Rollenbildung der germanischen Raza. — Das weibliche Geschlecht in den Vorländer von den Wäldern an feinerlicher Längigkeit nicht nach. Frauen und Mädchen bilden und strengen von Kraft und Gesundheit, und wenn sie in Durchschnitt auch mehr leicht, brach Figuren, als viele, fremde Völkerinnen sind, so sind doch nicht man doch nicht unter ihnen jene Breite und Schwämmigkeit der Gestalten, wie sie allerdings nur zu häufig unter der Frauenwelt zu erfinden. Eine aberdings nicht gerade schöne Eigenthümlichkeit der Frauen und Mädchen an der Marzch ist, daß sie sich durchgängig große Füße haben, eine Specialität, an welcher der feste, schwere Arbeitern, in welchem sich, besonders nach dem Alter, der sich beim Gehen nicht so leicht brach, Schwab sein soll. Eigenthümlichkeit des Bodens mag auch wohl — wie hier gleich bemerkt werden mag — den so häufigen Gebrauch des hohen, schweren Poltsapfens, wie er auch von dem Bauer in Frankreich und Belgien getragen wird, verursacht haben. Niemand ist mir das abscheuliche Geschlopper der Poltsapfeln häufiger vorgekommen, als in den besthimmten Marzchen, wo sie von jungem mit Alt an dem Lande und auch von den ärmsten Klassen in der Stadt durchgängig getragen werden.

Der Hauptgrund dieser häufigen Gesundheit liegt wohl vor Allem in der reichlichen und nahrhaften Kost, welche die Marzchbewohner genießen. Zum Frühstück Bröthe und Käse mit Eiern, zu Mittag wieder Eiern, wieder Käse, dann Bismblei, fische in Butter gebraten, Kartoffeln, Getreide und wieder Eiern; das ist die Kost der Bauern in der Marzch, wenn sie Wohlstand hat, eine Fruchtstuppe oder Buttermilchsuppe mit Klumpen oder Klößen etc. Im Durchschnitt werden die Speisen sehr gut zubereitet und in einem Ornat Dohnen (sogen. Fiederbohnen), welche vielleicht für drei Personen bekennt ist, kommt sichtlich ein Pfund Eiern, das Eiern, das eigentliche Schwarzbrod, ähneln dem westphälischen Pumpernickel; das Korn wird nur gezeihten und dann verbacken. Es geht schwerer aus, als das Gemüthliche unserer Euboten, ist zwar etwas schwer zu verdauen — für einen mittelständigen Mann nämlich — doch trotzdem wohlnehmend und man geniest sich auch leicht an den Genuß desselben. Käse wird dazu, wie überhaupt in Norddeutschland, seines weissen Brod gegessen, so daß die Grundlage ein Eiern Schwarzbrod bildet, woraus eine Vöge Butter oder ein Eiern Eiern, und Schinken kommt, und ein Eiern Eiern Brod den Schluß macht. Was ein eine Veränderung muß man sich in den Marzchen leicht machen, auf dem Weg zu einem Zirkel, von hier nicht zu reden, denn das, was nur einmal diesem Namen dient, kann von einem Menschen, der nur einmal in seinem Leben gutes Bier getrunken, nicht über die Lippen gebracht werden. Aber dieser Zirkelwassermandel ist für den, welcher aus einer quellenreichen Gegend kommt, in der That sehr empfindlich. Amüßen mit einem Zirkelwasser gibt es in den Marzchen sehr wenige, man muß daher zu dem Hülfsmittel seine Zuflucht nehmen, das schon bei Betrübden der alten Zirkelmandel anzuwenden und das noch heute im Orient, der Natur der Sache nach, gebräuchlich: zum Gitterwasser. Wohlhabendere Sitirten dieses Wasser durch Tropfsteine, die arbeitenden Klassen im engen Zimmer aber trinten es, wie es eben aus der Kiste kommt. Im Winter mag dies noch hingehen, aber im Sommer, wenn die Zirkel- und Kassewasser mit einer Mischung von 25—27 Grad R. auf diesen Gittermandel geschickt, ist es ein ganz abscheuliches Getränk. Und selbst dieses Gitterwasser war in diesem Jähren, anfangs so heiß und trocknen, regnerischen Sommer so scharf und selten, daß in Dithmarschen dieses Wasser sichtlich unter Aufstich vertheilt wurde.

Türkische Dörfer müssen sich in den Marzchen mit dem landesüblichen Eiern, mit Milch und Tropfsteine, oder, was bei Kottowen, Cognac, Rum etc. vermischen können, begnügen. Die sogenannten Spirituellen, sowie die französischen Weine sind in den Marzchen wohlfeil, als im Zollvereinsgebiet, da die von der dänischen Regierung davon erhebene Steuer eine bedeutend niedrigere ist, als die polvereinländische. — Die eigentliche Anbaufrucht ist unbedeutend in den Marzchegenden; Handel, Schiffahrt und Ackerbau nebst Viehzucht sind die vorherrschenden Berufsarten. Wenn man von Ackerbau und Viehzucht spricht, denken wir in Marzch an Eibdenbauern, ja gleich an Dörfer, große gefüllte, hohle Dreiecke. Die Eibden sind in den Marzchen nicht. Jeder Bauer oder Heidehirt hat sein alleinbesitzendes Haus, um welches sich herum sein Grundstücke, Acker und Wälder liegen, und ihn dadurch von dem vierteligen eine Viertel- oder halbe Stunde weit entfernt wohnenden Nachbar scheidet. Eine vielleicht halb- oder ganzhündliche Entfernung der Grundstücke vom eigentlichen Bauerhof, wie es in vielen unserer ländlichen Dörfer bekannt ist, wird schon wegen der Bodenbeschaffenheit, die ein weiteres Fahren mit schwerbeladenen Wagen ungemein beschwerlich und mühsam macht, nicht üblich. Das Haus, der

hof selbst ist ein Kasten von Reinstoch, und wird überderrnet nicht, wenn wir nach dem eigentlichen Bauerhof die Stadtfrucht, in deren beiden Ecken die Ecken mit den Futterhöfen hinlaufen, und die meistens als Tanne zum Ausdrehen des Getreides dient, so blank und reinlich aussieht, wie in vielen andern Gegenden die Wohnzimmer der Marzchen sind. Das oft wüste, überflüthete Durcheinander so vieler Bauerhöfe lennt man dort nicht, es herrscht eine fast baubühnliche Ordnung und Reinstochheit, die beim ersten Anblick in's Auge springt. Unter den Landbauten selbst trifft man sehr viele gebildete Männer mit hässlichen, westlichen Verstand, die neben ihrem Platz, das sie im gewöhnlichen Verkehr treiben, auch das höchste und reinste Gedächtnis haben, besser, als mancher elegante Spaziergänger der Dörfler'schen Terraffe, der das „schöne Dörfler“ zu reden glaubt, weil er in „dem schönen Trüden“ das Licht der Welt erblickt hat. Doch von der Eitte, Bildung und dem inneren Wesen des Volks wollen wir in andern Dörfern und letzten Bericht erzählen.

Ein beifälliges Oratel im neunzehnten Jahrhundert. In dem protestantischen Welt, wie die Folgen Eiern der Stadt einst kamen, hat in diesem unfern angeklärten Jahrhundert jenes allemalen und wieder verdorrte Experiment, Holz mit animalischer Elektricität zu durchdringen, das Tischerden nämlich, einen so mächtigen Einfluß auf einige ihrer guten Bürger gemacht, daß sie daran einen liberalen Einfluß zu erkennen vermochten. Geküßt an einen Auspruch des alten Theophrast, wozu eine Zeit früher selbst die Häuser werden würden, glaubten sie, daß der Geist Gottes sich auf die Erde fort und fort offenbare, und haben dem seine Oratel verhängenden Licht als göttlichem Organ einen bestimmten Genuß gemittelt.

Gelegentlich ist die Zahl vieler Götter, die dem gebildeten Stande angehöre, die sie hatten, der das noch nicht weiter verbreitet werde, und halten sich ihres Göttern nicht für seine schlechteren Christen, als Andere. In ihrem Berührungsmomente sieht ein reiner Licht von Bagabegholz mit einem Phylograph versehen, auf welchen ringum die Buchstaben des Alphabets eingeschoben werden. Die Gemeinde beginnt mit dem Eiern, in welchem der göttliche Geist angelehrt wird, dann legen sie die Hände auf ein Eiern der Licht in Bewegung gericht ist, stellt der Höchsten. In der Zeit der Frage ob er gelatte, heute durch ihn den Auspruch Gottes zu vernehmen? wozuf er sich nun entweder bejahend neigt oder sich, falls er die Gemüthsbeurteilung der Berührung nicht für geeignet hält, verneinend schüttelt.

In erstem Falle kann jedes Mitglied seine Fragen, aber die werthvollsten Interessen berühren, an ihn richten. Selten jedoch erfolgen darauf lange und bindende Antworten, sondern das Oratel läßt es sich sehr angelegen sein, die Christen seiner Klängen durch Dicitoren langer Erzählungen zu erläutern, und der Wälder auf den Weisheiten der ländlichen Frager nach zu schließen, verziehen sie auch ihre Wirkung feinerweise. Dicitoren begnügen sich auch der Licht zum Dicitoren stummer Dichtungen, sehr die sich sehr lang und im besten Alphabets, in welchen er göttliche Geheimnisse verhandelt.

Der aber selbst die Berührungsmomente bestimmte Schreiber oder Schreiberin muß allerdings viel Übung haben, um mit dem Phylographen gezeiten Schritt zu halten, denn „der geistige Finger“ arbeitet sehr. Dicitoren werden jedoch auch weltliche Angelegenheiten vom Auspruch des Oratels unterbreitet. Ein junges Mädchen, die Loder eines der Gründer der Secte, läßt sich gegen ihre Neigung in den also verführerischen Wäldern des Himmels, ihre Hand einem reifen Jähren ihrer neuen Lehre zu reichen.

Auch an den im Jahre 1857 verhängenen Untergang der Welt glaubte die Gemeinde so sehr, daß sie reiches Mitglied bereitwillig seine Worte zum allgemeinen Nutzen öffnete. Wie sich das Oratel aus der Affäre gezogen, als die Welt doch nicht unterging, ist freilich dem Varen ein Obenbeim gelieben.

Ein positiver Art und Magnetfeld, der eine seiner fremden Patentinnen, eine Dame von Distinction, für diese Sekte zu gewinnen wollte, führte dieselbe in die Berührungsmomente, die alsdann erkannte, wie besondest befähigt die Dame sei, in unmittelbaren Berührung mit den himmlischen Wäldern zu treten, und ihre einige Fragen zu thun gestattet. Darauf eingehend, stellte die Theophrast nur die Verbindung, daß ihr der Licht an englisch antwortete, da es ja dem göttlichen Geist gleich sein müsse, in welcher Sprache er rede. Das Oratel jedoch schien eben so wenig, wie Demand aus der Berührungsmomente, dieser Sprache mächtig, und da man darauf nicht einging, blieb Eiern unangetan und unbesetzt.

Wenn man aber aus dem Umhange, daß eine solche religiöse Berührung in Eiern geluldet wird, schließen wollte, daß sie darum auch nicht wirkend werde, so wäre dies ein großer Irrthum. Im Gemüthlichen mögen sich vor jedem Wälder der Eibden-Dirte alle Eiern der Eiern Berührungsmomente schüchtern, so wie vermuthlich bei allen vernünftigen Menschen, denen das Christenthum eine Wahrheit gemeinlich ist.

Mit dem 1. October begann ein neues Quartal der bei **Grub Zeitl** in Leipzig erscheinenden Zeitschrift: „Aus der Fremde.“ Wochenschrift für Natur- und Menschenkunde der außeruropäischen Welt, redigirt von **A. Diezmann**, monatlich ein Bogen mit und ohne Illustrationen. Vierteljährlich 16 Gr.

Unsere Zeitschrift beschäftigt sich mit Land und Leuten weit und breit, an dem ganzen Erdenrunde. Es gibt nicht Erdtrichter, sondern Wahrheit, aber, was sie erzählt, bezieht gar oft den alterndsten Spruch: „Wirklichkeit ist seltsamer als Dichtung.“ Sie gibt nicht trodne Reiseberichte, sie beschreibt vielmehr Erdtrichte in der pikaresken und flüchtigen in die eleganteste und am mutigsten Form; denn, was gelendet zu werden verdient, soll auch angenehm zu lesen sein. Ihr Himmeln ist der Welt reich und neu. — Die große Verbreitung, welche die „Fremde“ seit ihrem kurzen Bestehen gefunden hat, beweist am besten die Wahrheit des Satzes.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

# Die Gartenlaube.

Musikalisches Familienblatt. — Verantwortl. Redacteurs F. Stolle u. W. Diezmann.

Wöchentlich 1 $\frac{1}{2}$  bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Rgr. zu beziehen.

## Ein Kirchhofsgeheimniß.

Mittheilung vom Verfasser der „neuen deutschen Zeitbilder.“  
(Fortsetzung.)

Was ich von dem Wirth erfahren, hatte mir wenigstens eine bestimmte Richtung angezeigt, in welcher ich weiter nachforschen konnte. Und nachforschen mußte ich. Meine Begierde, das Räthsel zu lösen, das mir so seltsam, so nahe entgegengetreten war, war eine zu brennende gewesen, als daß ich nicht die möglichsten Versuche zu seiner Lösung hätte machen sollen. Ich konnte diese nur im Amte selbst finden.

Die Kletter zu besuchen, mich mit den Reananten zu unterhalten, das war übrigens gerade der Hauptzweck meiner Reise; dadurch lernte ich am besten, am gründlichsten meine fünfzig Domainen kennen. Sodann konnte vielleicht der Amtmann mir Auskunft über Nettchen Thalmann, die Fremdtin meiner Mutter, geben.

Ich machte mich auf den Weg zum Amte.

Vor allen Dingen mußte ich mir die hellen Tage genau den Schauplatz meines Nachtabenteuers ansehen. Ich ging denselben Weg zurück, den ich gestern Abend gekommen war; so konnte ich mich am besten wieder hinfinden.

Das Amt, das ehemalige Kloster, lag einige hundert Schritte vor dem Städtchen. Es bestand aus mehreren weitläufigen Gebäuden; den Mittelpunkt bildete das alte Klostergebäude selbst. Es war ein langes, dreiflüßiges Gebäude mit ungleichem Fenster- und einem hohen, spitzigen Schieferbade. Ihm gegenüber lag eine alte, verfallene Kirche, auf der ein bieder, noch wohl erhaltener Thurn stand. Rechts vom Kloster lagen einige Wirtschaftsbäuser, hinter ihm ein ziemlich großer Garten. Die sämtlichen Gebäude waren mit einer hohen, grauen Mauer umgeben. Sie umschloß nur nicht den Garten, der von einer lebendigen Laubhecke eingefaßt war, und nicht die Kirche, die nach außen ganz frei lag. Diese äußere, freie Seite der Kirche stieß unmittelbar auf den Kirchhof. Das Ende des Kirchhofes war durch die Laubhecke von dem Ende des Klostergartens getrennt.

Der Kirchhof war wüst und verfallen, wie ich ihn schon in der Nacht gesehen hatte. Er war schon seit vielen Jahren nicht mehr gebraucht. Auf den alten, hohen Gräbern wuchsen Kesseln und anderes Unkraut, manche waren ganz eingestürzt; Dornen und wildes Strauchwerk aller Art wucherte und rannte überall zwischen den Gräbern umher.

Ich suchte vergeblich irgend eine Stelle, an der ich mich in der Nacht befinden haben möchte. Ich war in so großer Dunkelheit dagewesen und jede Stelle des Kirchhofs war beinahe wie die anderen; überall Gräber, Kesseln, Strauchwerk.

Wein eigentliches Kletterer hatte ich in der Nähe einer Mauer

gehabt. Es war nur jene Einfassungsmauer des Klosters da. Sie lief eine weite Strecke an dem Kirchhofe entlang bis zu der Laubhecke des Gartens. Ich verfolgte sie hin und her, sie lief immer gerade, ich konnte aber nirgends, weder an ihr selbst, noch in ihrer Nähe, auf dem Kirchhofe einen Nag finden, von dem ich nur mit Wahrscheinlichkeit hätte sagen können, gerade dort sei das Bebtögen gewesen, sei der Schatte an mir vorbeigehuscht, sei der Schliefer mit seinem Hunde mir erschienen.

Am auffallendsten war mir, daß die Mauer keinen einzigen Ein- oder Ausgang hatte. Woher waren der Schliefer und sein Hund auf den Kirchhof gekommen, daß sie schon so bald nach meinem Rufen und so plötzlich, wie aus der Erde hervorgehossen, hatten vor mir stehen können?

Sie konnten aus der Kirche gekommen sein, denn diese hatte zwei Thüren nach dem Kirchhofe hin, ein großes Portal und eine kleinere Seitenthür. Aber das Portal — ich beschichtigte es genau — war überall mit Spinnweben umhangen, als ob es seit einem halben Jahrhundert nicht geöffnet worden sei, und das Seitentpferden, wahrscheinlich zu der alten Sacrific der Kirche führend, war, obwohl verschlossen, zum Ueberflus noch mit Brettern verriegelt. Abzeichen davon, hatte ich in der Nacht nicht das geringste Geruch des Dreffens einer Thür bemerkt.

Es blieb die Gartenhecke. Ich beschichtigte auch diese genau, fand aber keine Thür darin. Die Zweige des Laubs waren überall dicht verschlungen. Aber die Stämme saßen dennoch mitunter weit genug von einander, daß Jemand einen Weg durch die Hecke hätte finden können; daher konnte der Schliefer gekommen sein. Unerküßlich blieb dann freilich, daß ich sein Wiederkommen nicht früher veranlassen hatte, als bis er schon dicht vor mir war. Der Weg von der Hecke war von Hunderten wilder und ranfener Dornen und Brombeersträucher durchschnitten.

Es blieb Alles für mich räthselhaft, wie es gewesen war.

Und ein neues Räthsel kam hinzu.

Ich war an der Laubhecke des Gartens ein paar Mal auf- und abgegangen, sinnend, manchmal stehen bleibend. Ich schritt noch einmal an ihr entlang und diesmal lernte ich nicht an ihrem Ende um, sondern ganz weiter. Ich war rasch gegangen und fand am einmal jenseits ihres letzten Stammes, als ob plötzlich ein sonderbares Bild vor mir sah.

Mit der Laubhecke ging dort auch der Kirchhof zu Ende. Die Hecke lief in einen kleinen, scharfen Winkel, und in demselben befand sich ein Pförtchen, aus dem Amte- oder Klostergarten aus

den Kirchhof führend. An dem Pförtchen standen zwei Personen. Die eine war ein junges Mädchen von dreizehn bis vierzehn Jahren, ihrer Kleidung nach den höheren Ständen angehörig. Sie war das Bild eines schönen Kindes in jenem so nahe an der Jungfrau stehenden Alter. Aber die schönen, feinen, lauten Füße bedeckte Blöße und in den großen, blauen Augen lag unverkennbar eine tiefe Trauer. Bei ihr war ein junger Mensch. Seine Kleidung war sehr einfach, weniglich nicht geradezu ärmlich. Er konnte sechzehn, vielleicht auch siebenzehn Jahre zählen. Es war eine jener unglücklichen, langen, schmalen Gestalten mit eingefallener Brust, die in dem gewöhnlichen Alter plötzlich in die Höhe geschossen sind, meist, um früh nach wenigen Jahren ineinander zu sinken und in das Grab zu sinken. Dem entsprach auch sein Gesicht. Es war sahl, die Augen waren hohl, der Mund war matt; über dem Ganzen lag überhaupt eine tiefe Melancholie. Konnte der junge Mensch das traurige Schicksal, das ihm bevorstand? Oder was machte ihn sonst so traurig?

Die beiden jungen Leute hatten sich tief in den Winkel gedrückt, als ob auf einmal vor ihnen stand. Sie erschauerten sichtlich; als sie sich bemerkten; sie wurden verlegen und suchten nicht, wohin sie ihre Blicke wenden sollten. Ihr Erschrecken und ihre Verlegenheit that sich in einer Weise kund, daß es mir nicht zweifelhaft blieb, daß ich von ihnen schon vorher beobachtet worden sei, und gerade, daß sie mich beobachtet hatten, sollte ich nicht gewiß werden.

Auf einmal schoß es mir wie eine Ahnung, dann wie eine dunkle Erinnerung, dann wie ein klarer, setziger Gedanke durch den Kopf: der junge Mensch war der lange, hässere Schatten, der in der vergangenen Nacht auf dem Kirchhofe an mir vorüber geflogen war. Auch er hatte mich erkannt und seiner Begleiterin von mir erzählt; Beide hatten mich mit ihren neugierigen Blicken verfolgt und, als ich mich ihnen näherte, sich eilig in den Winkel geflüchtet; sie erschauerten an dem Tod, als ob sie dort plötzlich ertappte.

Wohin mir das Alles gewiß war? Ich hatte in der Dunkelheit der Nacht keinen Zug eines Gesichtes wahrzunehmen, sondern nur sichtlich einen Schatten sehen können. Wie konnte ich den jungen Menschen wieder erkennen? Ich wußte es nicht, aber daß er es war, fand erst in mir, erst, wie so manche Ueberrumpfung, für die wir uns eben nur auf unsrerer Glaube berufen können. Es ist und bleibt, wir können uns gar nicht denken, daß es möglicher Weise anders sein könne, und doch ist es eben nur unser Inneres, unser innerer Glaube, der es uns versichert.

Aber was hatte den jungen Menschen in der Nacht auf den Kirchhof geführt? Was hatte er dort gethan? Warum war er vor mir geflohen? Warum erschauerte er auch jetzt so heftig, als er mich, als ob ich ihn wieder sah? Warum war auch das Mädchen an seiner Seite so erschrocken?

Wer waren sie? Warum waren sie Beide so traurig? Die bloße Neugierde macht sonst nicht traurig.

Ich war ohne Antwort auf meine Frage, wie ich in der Nacht vorher meine vielen Fragen mir nicht hatte beantworten können. Ich verließ Beide, denn ich konnte sie ohne Zutrinklichkeit und Unhöflichkeit nicht anreden.

Ich ging zum Richter oder „auf das Amt“, wie man im Süddeutschen gesagt hatte; dort mußte ich der Aufkündigung des Rathsels, oder der Wählts, näher kommen. Kam sie mir nicht von selbst entgegen, so mußte ich sie finden, geradeß Weges oder auf Umwegen, wo es sich traf. Hatte ich nicht gar eine Verpflichtung, selbst eine beachtliche Verpflichtung dazu? Der Gedanke an die Gefängnisse des Amtes wollte mich nicht verlassen. Wie, wenn das Geheimniß mit einem Verbrechen, mit einem amtlichen Verbrechen zusammenhing? Ich machte meinen Plan des Fortgehens. Ich ließ mich bei dem Amtmann, dem Chef des Amtes, melden.

Wie war ein solcher Amtmann in jener Zeit ein ganz anderer Mann, als gegenwärtig der Director eines Gerichtes! Er war wie ein Souverain, wie ein Autokrat in seinem Amtspringen. In stiz und Verwaltung waren verbunden, aber nur erst in seinen Händen; die Behörden über ihn waren anderer für die Justiz, andere für die Verwaltung. So konnte jeder seiner Vorgesetzten ihn nur theilweise kontrolliren. Eigentlich gar nicht; denn wo hörte in einer und derselben Hand die Verwaltung auf, wo fing die Justiz an? Zudem war damals die Zeit der amtlichen Controllen noch nicht; denn oben kontrollirte daher in der That Niemand. Wer von oben nicht kontrollirt wurde, konnte nach unten hin thun und nicht

thun, was er wollte. Was halfen Beschwerten von unten ohne Controle von oben? Und wer wollte sich auch über den gefrennen Amtmann beschweren, der, als Justizamtman angeklagt, die Anklage zehn Mal als Rentamtman entgegnete und umgekehrt?

Der Amtmann in B. war ein vornehmer, strenger Mann; das zeigten seine Folgen, tüchtigen, strengen Dienens, seine sorgfältige Kleidung und seine gemessenen Bewegungen.

Ein paar Säckchen unter den Augen, eine seine Röhre auf den nicht mehr ganz festen Wangen, eine trotz aller Oberflächlichkeit hervorblühende Reichtigkeit des Benehmens schienen aber auch anzudeuten, daß er früher ein Ledemann gewesen war, daß er es zu Zeiten vielleicht noch jetzt war.

Er empfing mich mit jener verbindlichen und doch zurückhaltenden, etwas herablassenden Höflichkeit des gebildeten und zum höchsten höheren Beamten, gegenüber dem jüngeren, dem er dadurch anspricht: Du bleibst zwar jetzt noch weit unter mir, allein du bist ein wissenschaftlich gebildeter Mensch, ganz wie ich, und du kannst künftig noch einmal mein Collega, gar mein Vorgesetzter werden.

Indeß diesem vornehmen, kalten und gemessenen Manne durfte ich nicht von einer Kundeise in mein künftigen Domäne sprechen. „Der Amtmann“, sagte ich zu ihm, „ich würde die Gerichtshofen zur Befriedigung eines lange gehegten Wunsches. Die Theorie allein macht nicht einen praktischen Beamten. Einseitigkeit in der praktischen Ausbildung macht nur einen einseitigen Praktiker. Ich wünsche daher für meinen künftigen Beruf mich dadurch mehr auszubilden, daß ich soviel als möglich den Geschäftsgang der Behörden in allen Theilen unseres Landes kennen zu lernen suche. Dätten Sie die Güte, mir zu gestatten, daß ich mich von den geschäftlichen Einrichtungen informieren darf, die Sie an dem hiesigen Amte getroffen haben?“

Er ging mit großer Bereitwilligkeit auf meine Bitte ein, führte mich selbst durch die Geschäftszimmer und zeigte und erläuterte mir den Mechanismus, den er in den einzelnen Geschäftszweigen eingeführt hatte.

Ich fand überall eine strenge, musterhafte Ordnung. Wäre er Monate lang auf die unvollständigste amtlich: Geschäftsrevision eines Vorgesetzten vorbereitet gewesen, die Ordnung hätte nicht größer, nicht strenger sein können. Jedes Kleinstück war auf seinem Plage; sein Journal, seine Liste zeigte einen Rest an und jeder Beamte war in seiner Thätigkeit.

In dem Gange vor einer Terminpforte stand ein Mensch, der zu warten schien.

„Was macht Ihr hier?“ redete ihn der Amtmann an.

„Ich habe einen Termin bei dem Herrn Assessor.“

„Auf welche Zeit seid Ihr bestellt?“

„Zu neun Uhr.“

„Es ist jetzt ein Viertel über neun.“

„Der Herr Assessor habe noch andere Geschäfte, wurde mir gesagt.“

„Der Amtmann öffnete die Thür des Terminzimmers.“

„Der Assessor. Sie haben den Mann auf neun Uhr bestellt?“

„Der Assessor wurde verlegen.“

„Ich war gerade bei einer dringenden Arbeit, die ich nicht unterbrechen mochte.“

„Der Mann hat vielleicht eine noch dringendere Arbeit unterbrechen müssen, um zur bestimmten Zeit hier zu sein. Die Eingefessenen sind nicht um der Beamten willen, die Beamten sind um der Eingefessenen willen da.“

„Der Assessor mußte auf der Stelle den Mann abfertigen.“

In dem Kassenzimmer hatte der Rentant Streit mit einem Landmann. Der Mann wollte eine Zahlung leisten und der Beamte wollte sie nicht annehmen, weil sie erst nach den Ferien fällig sei.

„Aber ich mußte dann nochmals einen Weg von drei Meilen machen“, sagte der Landmann.

„Aber ich habe das Reglement für mich“, sagte der Beamte.

In diesem Augenblicke trat der Amtmann ein.

„Sie nehmen die Zahlung an“, befahl er kurz dem Rentanten. „Auf das Reglement darf der Beamte zu seiner Bequemlichkeit sich nie berufen.“

In einem anderen Zimmer verlangte ein Bauer von dem Beamten, sofort mit einer Klage gegen seinen Nachbar zu Protokoll vornehmen zu werden.

Der Beamte beachtete ihn, er müsse nach den Ferien wiederkommen.

Der Amtmann sah den Bauer an.

„Ihr seid ein lässlicher, unruhiger Luerulant am Gericht; mit Euch wird nach der Strenge verfahren. Fort!“  
Der Bauer ging.

Das waren kleine, an sich unbedeutende Fälle, aber sie zeigten die Strenge und zugleich gerechte Herrschaft des Amtmanns. Niemand hatte gewagt, seinen Forderungen so kurzen wie entscheidenden Befehlen aus, nur die Mühe eines Widerspruches entgangenzulassen. Es folgte ihnen stets ein sofortiger, unbedingter Gehorsam.  
Deslo mehr sollte ein anderer Vorfall sich überholen.

Wir kamen in die Kanzleistube des Gerichts. Die Schreiber saßen emsig beim Schreiben; kein Plag an den langen Tischen war leer. Im Hintergrunde saß an seinem Bureau der Actuarium, der Inspector der Kanzlei. Er saß an einem erhöhten Platze, so daß er stets die sämmtlichen Schreiber und ihre Thätigkeit übersehen konnte.

Unter den Schreibern fiel mir gleich beim Eintritt in das Zimmer ein Gesicht auf; es war lang, blaß, hehl, kämlich. Es war der junge Mensch, den ich eine halbe Stunde vorher in Gesellschaft des schönen jungen Mädchens an der Tarasbede neben dem Kirchhofe gesehen hatte, von dem ich überzeugt war, daß er in der vergangenen Nacht in so räthselhafter Weise mich mit mir auf dem Kirchhofe gewesen sei.

Er schrie emsig, wie die Andern, als ich eintrat. Als er sich dann aber, ebenfalls gleich den Andern, mit einer natürlichen Regierde halb schon nach den Eintretenden umgesehen und mich erblickt hatte, wurde sein Gesicht plötzlich saher und die Fieder in seiner Hand wollte auf dem Papiere nicht mehr vorwärts gleiten; die Hand schien ihm zu zittern. Es fiel mir auf. Ich war über sich nicht der Feinige, der es bemerkt hatte; auch der wahnsinnige Actuar sah es.

Dieser Mann war ein sonderbares Männchen, noch ziemlich jung, klein, rund, mit rothen Haaren, mit noch rötlichem Gesicht, mit fliegenden und stehenden Augen, mit dem Ausdruck des hien ärgertlichen, verdrießlichen, verbißenen Reizens.

Er war mit großer Eiferbeziehung angefaßten, als der Amtmann mit ihm eintrat. Er hatte mit der ehrsüchtvollsten Dienstfertigkeit die Journale, Akten und Bücher herbeigezogen, die der Amtmann mit sichen wollte. Er hatte aber dabei seine Secunde lang die Schreiber aus den Augen gelassen, und es war ihm also auch nicht entgangen, daß der blaße, kämliche junge Mensch nicht mehr schrieb. Sein Gesicht wurde rötter, seine Lippen bissen sich fester aufeinander; lange konnte er seinen Aergern, seinen Juguntium nicht in sich verschließen.

Während der Amtmann die Bücher mit mir durchging, trat er an den Schreiberlich zu dem jungen Manne.

„Warum schreibst Du nicht?“ sagte er zu ihm, leise, und Respect vor dem Vorgesetzten, obwohl ältlicher vor Herrn.

„Mir ist unwohl!“ antwortete der kränliche Mensch mit einer kränlichen Stimme.

„Unwohl? Ja, ja, ich glaube es. Wenn man die Nacht herumläuft, dann kann man auch des Morgens nicht zur rechten Zeit in der Schreibstube sein.“

In das blaße Gesicht des jungen Menschen schoß eine dunkle Rötze; nur einen Augenblick lang, dann war es blaß, als vorher.  
Ich war aufmerksam geworden. Der Geschoffene war in der Nacht herumgelaufen! War das nicht eine Bestätigung seiner Auwesenheit auf dem Kirchhofe?

Er hatte dem Actuar nicht geantwortet. Dieser fuhr fort: „Aber es soll anders mit Dir werden. Ich werde Dich zur Anzeige bringen, und ich muß es, mein Gewissen fordert es von mir, der Dienst.“

Er hatte seinem Gewissen, dem Dienste schon Genüge geleistet. Er hatte, wohl absichtlich, lauter gesprochen. Der Amtmann hatte die Worte gehört.

„Was gibt es da?“ fragte er, aber nicht mit der Strenge, die ich von dem gemessenen, strengen Manne erwartet hatte; seine Stimme hatte vielmehr etwas Zurückhaltendes, das mich auffiel.

Der zernigte Actuar aber hielt nicht zurück.  
„Der Amtmann!“ sagte er eifrig, „der Brunner gibt mir wieder viele Verantassung zu Klagen. Auch heute ist er wieder zu spät zur Arbeit gekommen, erst wenige Minuten, bevor der Herr Amtmann eintrat, und geschrieben hat er seitdem fast noch nichts.“

Durch das Gesicht des Amtmanns flog ein sichtbarer Unmuth. Er blieb aber vollkommen ruhig, und wiederum sprach er ohne Strenge, sogar mit einem gewissen, obgleich ersten Wohlwollen, diesmal zu dem blaffen jungen Menschen:

„Ich heisse, Carl, ich höre keine fernern Klagen über Dich.“  
Der Actuar aber wurde eifriger.

„Er will immer unwohl sein, Herr Amtmann. Ja, er ist es auch. Aber ist es ein Wunder? Auch heute Nacht ist er wieder nach Witternadi nach Hause gekommen. Der Schließer hat es mir gesagt. Wo hat er sich herumgetrieben? Er will keine Rede darüber stehen, auch nicht, warum er jetzt wieder über eine halbe Stunde zu spät gekommen ist. Der Herr Amtmann behandeln ihn mit so vieler Güte, er verzieht es nicht.“

Der Amtmann runzelte doch die Stirn, und ein wenig strenger sprach er zu dem jungen Schreiber:

„Carl, der Herr Actuar ist Dein nächster Vorgesetzter, und Du wirst ihm Auskunft darüber geben, warum Du die Zeit versäumt hast.“

Er wollte sich damit wieder zu mir wenden, aber ein sonderbarer Zufall hielt ihn zurück.

Der junge Schreiber hatte sich nicht gerührt. Er hatte fortwährend still vor sich hingeblickt auf den engen Papier, der vor ihm lag, an dem er geschrieben hatte, nicht genug nach der Meinung des dienfeindlichen Actuars. Auf einmal fielen die, langsame Thränen aus seinen Augen auf das Papier. Man konnte sie fallen hören.

Unmittelbar vorher aber war plötzlich und heftig eine Seitenthür aufgerissen, und in der Thür stand ein schönes Mädchen von dreizehn bis vierzehn Jahren, mit hoch rötlichem Gesichte, mit blühenden, funkelnden Augen. Es war die Gefährtin des kränlichen jungen Mannes an der Tarasbede. Sie stand mitten in der Thür. Rasch, wie sie diese aufgerissen, wollte sie in das Zimmer stürzen. Da sah sie mich. Ihr Schritt brannete sich unwillkürlich, aber nur einen Augenblick. Was sie verbatte, wozu ihr Inneres mächtig, unwillkürlich sie drängte, auch die Gegenwart des Fremden konnte sie nicht davon zurückhalten.

Sie stürzte in die Stube, und ging auf den Amtmann zu. Ihr vom Herrn gerötetes Gesicht bekam zugleich den Ausdruck eines zwar besigen, aber doch noch mehr edlen Stolzes.

„Vater,“ sagte sie zu dem Amtmann, „ich habe Alles gehbt. Ja, ich habe gehbt!“ — sie erbot ihr schönes Gesicht stolzer —; „Carl war bei mir, ich habe ihn zurückgelaufen. Und ich weiß auch, wo er heute Nacht gewesen ist. Nun weißt Du Alles.“  
Nun weißt Du Alles!

Der Amtmann schien in der That Alles zu wissen. Eine Blässe flog über sein Gesicht. Eine Verlegenheit machte seinen Blick ungewiß, freilich kaum eine Secunde lang. Er wußte sich ungenügendlich zu beherzigen.

Aber seine Verwirrung kam mir doch so sonderbar vor. Eine bloße Verlegenheit des Vaters, des Beamten, der durch die Festigkeit seines Kindes in seinem Amte compromittirt wurde, war es nicht. Es lag ein anderer, ein tieferer Grund vor.

Das junge Mädchen, nachdem sie die schätigen Worte zu dem Vater gesprochen hatte, wollte sich wieder entfernen. Da sah sie, wie der junge Schreiber weinte. Seine Thränen fielen nicht mehr langsam, sie fielen schneller, dichter auf das Papier.

Sie ging nicht zu der Thür; sie flog auf ihn zu und nahm seine Hand.

„Weine nicht, Carl!“  
Dann flog sie zu ihrem Vater zurück.

„Vater, darf ich ihm mitnehmen? Er ist so krank, ich weiß es.“  
Sie schien Alles von dem jungen Menschen zu wissen.

Der Amtmann runzelte wohl wieder die Stirn, aber er sagte doch, obwohl diesmal mit mehr Ernst als Wohlwollen:

„Carl, Du kannst gehen.“  
„Ich danke Dir, Vater!“ rief das Mädchen.

Sie flog wieder zu dem jungen Manne.  
„Nimm, Carl!“

Sie ergriß seine Hand, und verließ mit ihm das Zimmer. Ihre Augen standen voll Thränen, während die des jungen Mannes sich trockneten.

Es war ein sonderbarer Zwischenfall gewesen. Dieser heftige muthige Stolz des schönen jungen Mädchens, dessen körperliche Entwicklung noch lange nicht die Jungfrau, noch vollkommen ein Kind

zeigte; dieser Stolz, der sich nicht um Formen und um Dienst, nicht um einen Fremden, nicht um die Schreiber kümmerte; dieser unangenehme Eifer, den jungen Freund zu beschützen, zu beschützen; diese liebevolle, innige, hingebende Zärtlichkeit, die jeder Blick, jede Bewegung der Lectur des gestrenghen Herrn Amtmanns für den leidenschaftlichen jungen Schreiber ansprach, das Alles war sehr seltsam, es war aber auch sehr ergreifend.

Und der Vater, der gestrenge und strenge Amtmann, unterwarf sich fast gehorham den Forderungen, den Vätern, den Eingriffen der Lectur! Welche eigenhändige Verhältnisse lagen hier vor? Zwischen dem Mädchen und dem Schreiber! Zwischen dem Amtmann und den Weiden! —

Der Amtmann war tollwoll und vornehm genug, nach der Entfernung der Weiden kein Wort weiter über den Vorfall zu sprechen. Der Actuar lehrte etwas abgekühlt auf seinen Platz zurück.

Seine Beschäftigung in der Kanzlei war zu Ende. Noch hatte ich für meinen besondern Zweck nichts gethan. Der kleine Zwischenfall hatte das Verlangen, ihn zu erreichen, lebendiger in mir gemacht. Ich mußte näher an ihn herantraten.

„Zuerst ich bitten, Herr Amtmann, mir auch die Gefängnisse des Amtes zeigen zu lassen? Ich interessire mich besonders für Criminal- und Gefängnisse.“

Er zeigte auch hier dieselbe Bereitwilligkeit.

„Ich freue mich, jenes Interesse von Ihnen zu vernehmen“, sagte er. „Unsere Juristen überhaup vernachlässigen die Criminalrechtspflege; besonders die jüngeren. Der Richter und Advocat können in Civilsachen mehr Schatzkammern und mehr Rechtskenntnisse geltend machen, sagen sie. Als wenn Richter und Advocaten nur darum, und nicht zum Schutze des Rechts Alles, wie jedes Eingekerkelten, da wären, und als wenn nicht gerade die Strafrechtspflege den Schutz der höchsten Güter des Menschens zu ihrem unmittelbaren Zwecke hätte!“

Er ließ durch einen Diener, der uns begleitete, den Schließer herbeiführen, um uns in die Gefängnisse zu führen.

„Haben Sie viele Gefangene?“ fragte ich ihn unterdeß.

Er wußte die Zahl genau. Er nannte sie mir. Es waren einige dreißig.

„Sind schwere Verbrecher darunter?“

„Zur Zeit, Gott lob, nicht. Die meisten sind kleine Diebe, Vaganten und dergleichen.“

„Es ist also auch wohl keiner von ihnen seit längerer Zeit?“

„Känger als ein halbes Jahr feiner.“

Es kam mir doch vor, als hätte ich bei der Antwort hinten in seinem Auge eine leise Spur von Mißtrauen gewahrt, das meine Frage gewalt haben mußte.

„Die verurtheilten Gefangenen“, fuhr ich fort, „verkauften ihre Strafe hier?“

„Mit Ausnahme schwerer Zuchthausstrafen.“

Ich mußte meinem Ziele näher kommen.

„Ich habe“, sagte ich, „aus Ihrer Ansehung vorhin geschlossen, daß Sie der Criminalrechtspflege ein besonderes Interesse widmen.“

„Gewiß“, antwortete er. „Sie verdient es: a: 3 so manchen Ursachen. Von der Wichtigkeit der Güter, die sie schützt, sprach ich schon. Noch wichtiger ist mir der wohlthätige Einfluß, den der Criminalrichter aus den Verbrechen ausüben kann, wenn er sich daran gewöhnt, in diesem nicht mit der Menge einer verurtheilten und verurtheilten Bevölkerung, sondern einen Unglücklichen zu sehen, den menschliches Behalten, Mitleiden, Trösten und Befahren wieder auftrifft, wieder mit seinem Gewisse, also auch wieder mit den Menschen verstehen können.“

Er sprach das so wohltem und wärmem Gefühl, daß ich mich beinahe der Umwege schämte, auf denen ich bei einem Manne von so edlen Gesinnungen zum Ziele kommen wollte. Aber jene Spur von Mißtrauen in seinen Augen hatte mich stutzig gemacht.

„Sie haben Recht“, sagte ich, „darin liegt eine erhabene Seite des Berufs des Criminalrichters. Und dagegen kommt allerdings nur in untergeordnetem Betradte ein anderes Interesse, das ich noch hervorheben möchte. Ich meine das psychologische.“

„D.“ entgegnete er; „es ist kein untergeordnetes. Nur der Criminalrichter wird seinem Berufe genügen können, der das menschliche Herz zu seinem Hauptstudium macht.“

„Auf diesem Gegenstande hatte ich kommen wollen,

„Sie haben wohl manche interessante psychologische Erfahrungen in Ihrer Praxis gemacht?“

„Welcher beobachtende Criminalrichter macht sie nicht!“

„Freilich wohl meist betrübende, der Heuchelei, der Simulationen aller Art, selbst des Wahnsinns —“

„Auch solche.“

„Auch des wirklichen Wahnsinns, von dem Verbrecher erzeugt?“

„Auch ihn habe ich kennen gelernt.“

„In neuerer Zeit?“

„Die rasche Frage hatte ihn überrascht. Ich gewährte wieder jenes Mißtrauen in seinem Auge. Ich war freilich etwas plump herangeplagt. Es wäre daher völlig gerecht gewesen, wenn ich jetzt mein nächstliches Kirchhofbesuchener hätte vorbringen wollen; ich mußte vielmehr für den Augenblick den Gegenstand des Gesprächs fallen lassen und konnte erst später wieder darauf zurückkommen.

Auch er hielt ihn nicht fest.

Wir fiel mein zweiter Zweck wieder ein, der Auftrag meiner Mutter. Ich fand kein Bedenken, die Frage nach der verheißenen Dame sofort vorzutragen, zumal da ich nicht die geringste Beziehung derselben auf den eben besprochenen Gegenstand sah.

„Darf ich mir eine völlig nicht hierher gehörige Frage erlauben?“ begann ich.

„Ich bitte.“

„Meine Mutter hatte mir den Auftrag gegeben, mich nach einer Jugendfreundin von ihr zu erkundigen, die hier wohnen soll. Im Städtchen konnte man mir keine Auskunft über sie ertheilen. Nettehen Thalmann ist ihre Tauf- und Geburtsname.“

Welche plötzliche Veränderung war mit dem ruhigen, kalten, gemessenen Manne vorgegangen! Sein Gesicht war leichenblau geworden, seine Augen glanzlos. Aber welche Gewalt that der Mann über sich!

Mein Auge hatte die Veränderung seines Gesichtes kaum mit einem schüchternen Blicke anfassen können, da stand er schon wieder in seiner wüthen Ruhe und Kälte und Gelassenheit da.

„Ich erinnere mich des Namens ebenfalls nicht“, antwortete er mit leiser und gleichgültiger Stimme.

„Sie soll hier an einen Mechanikus verheiratet gewesen sein.“

„Noch einmal schien es leise in ihm zu zucken; aber ruhig, wie

eben, fragte er:

„Der Name des Mannes?“

„Er war eben meiner Mutter entfalle. Die beiden Eheleute

sollen vor einigen zwanzig Jahren hierher gezogen sein.“

„Ich bedauere, Ihnen darüber keine Auskunft geben zu können; ich bin seit mehreren zwanzig, seit beinahe dreißig Jahren hier

und habe keine Erinnerung, welche paßt.“

In dem Augenblicke trat der vorbeigehende Schließer zu uns. Das Gespräch wurde dadurch unterbrochen. Ich hätte es ohnehin kaum fortsetzen können. Der Amtmann wollte offenbar meinen Fragen nach Nettehen Thalmann nicht Rede stehen; und er konnte es eben so offenbar. Welches Geheimniß lag da wieder vor? Welches, das ihn so heftig ergreifen konnte, daß der besonnene Mann so völlig, wenn auch nur auf einen Augenblick, die Herrschaft über sich verlieren hatte? Und stand dieses neue Geheimniß mit jenem des Kirchhofes in Verbindung? Ich mußte es unwillkürlich denken. Die Phantasie bringt so gern Geheimnißvolles mit Geheimnißvollem in Verbindung.

Der Schließer war der riesige, baumstark, alte Mann in dem weiten Kamille und der Felzmütze, den ich in der Nacht auf dem Kirchhofe gesehen hatte; ich erkannte ihn auf der Stelle wieder. Auch er erkannte mich. Ich hatte ihn erwartet, er mich nicht.

Sein erster Blick, als er mich erkannte, fiel auf den Amtmann, fersend, stehend, Alles mit einer gewissen Festschlichkeit. Als er den Amtmann völlig ruhig sah, wurde auch er es wieder. Zugleich mußte er schnell einen Plan gefaßt haben.

„Schließer Kraus“, sagte der Amtmann zu ihm, „führt uns in die Gefängnisse.“

„Zu Befehl, Herr Amtmann. Aber ich habe dem gnädigen Herrn Amtmann vorher eine Meldung zu machen.“

Ein von mir ungehörter Wind mußte diese Worte begleitet haben.

(Fortsetzung folgt.)

## Eine seltene Frauenfreundschaft.

Von Ludwig Storch.



Louise Dorothee, Herzogin von Gotha.

Die geschilderte Geschichte ist keineswegs so gerecht und unparteiisch, als sie von phrasenreichen Schriftstellern geschildert wird. Wie könnte sie sonst oft von hervorragenden Persönlichkeiten, die der Fortbildung der Menschheit gerade durch die Pflege des Geistes förderlich gewesen sind, und von seltenen eelen und der Bewunderung würdigen Verhältnissen so wenig Notiz nehmen, daß diese fast im reißenden Strome der Ereignisse verschwinden? Die Aufzeichnungen der Geschichtsbücher sind eben auch ein unvollkommenes Menschenwerk.

Sie drängte sich mir diese Wahrheit schmerzlicher auf, als wenn ich in der allgemeinen Geschichte des vorigen Jahrhunderts die Würdigung einer deutschen Fürstin und ihres merkwürdigen Freundschaftsverhältnisses mit einer adligen Dame vermisse und in der speciellen Geschichte des kleinen Landes, dem sie im eigentlichen Sinne des Wortes als regierende Frau angehörte, nur so oberflächlich erwähnt fand, die es doch mehr als hundert Kriegs- und Staatsmänner verdiente, ansäuflich besprochen und gewürdigt zu werden, weil sie und ihre Freundin hochbede, leuchtende Geisteskräfte waren, und ihr Freundschaftsverhältnis in der Geschichte hochgeachteter Frauen kein Gegenstück hat.

Diese Fürstin war die Gemahlin des Herzogs Friedrich III. von Gotha und Altenburg, welcher von 1732 bis 1772 regierte, ihr Name: Louise Dorothee. Ihre Freundin war ihre Oberhofmeisterin Franziska von Buchwald, geborene Fräulein von Neuenstein.

Die großartige Freundschaft dieser beiden Frauen erümmert in Bezug auf äußere Lebensstellung und innere hohe Begabung und Tüchtigkeit ungenau stark an die etwas spätere des Herzogs Karl August von Weimar und Goethe's; denn man kann die Herzogin Louise Dorothee mit Fug und Recht einen weiblichen Karl August nennen, ebenso Frau von Buchwald einen weiblichen Goethe, wenn sie auch

nicht als Schriftstellerin aufgetreten ist. Und merkwürdiger Weise war die Herzogin von Gotha die Pflegemutter und Erzieherin ihres früh verwaisten Cousins, des Erbprinzen Ernst August Constantin von Weimar, des schon im Jünglingsalter verstorbenen Vaters Karl August's, und übte entscheidenden Einfluß auf die Wahl seiner Gattin, der ihm geistig so sehr ähnlichen Prinzessin Anna Amalia von Braunschweig. Frau von Buchwald aber war die Gönnerin Goethe's, und er hat als junger Mann in Gesellschaft Herder's und Wieland's den Weg von Weimar nach Gotha erst gemacht, um im traulichen Zimmer der von ihm hochverehrten Oberhofmeisterin ihr und einem kleinen ansehnlichen Kreise, zu welchem der Dichter Götter gehört, seine jüngsten Geisteswerke vorzulesen, deren scharfsinnige Bewundererin sie war.

Auch trifft die merkwürdige Parallele auf überraschende Weise bis in die Details zu. Frau von Buchwald war auch um mehrere Jahre älter, als die Herzogin, und auch sie überlebte die fürstliche Freundin eine Reihe von Jahren und erreichte dasselbe Alter, wie Goethe. Und ihre gesellschaftliche Stellung am gotthaischen Hofe und in der Stadt Gotha in ihrem Greisenalter war ganz dieselbe, wie die des greisen Goethe am weimari'schen Hofe und in der Stadt Weimar.

Louise Dorothee war als Tochter des regierenden Herzogs Ernst Ludwig I. von Sachsen-Meiningen am 10. August 1710 zu Coburg, welche Stadt damals zum Herzogthum Meiningen gehörte und wo ihr Vater mehrere Jahre residierte, geboren, von vier Geschwistern die einzige Prinzessin. Ihre Mutter, die Herzogin Dorothee Maria, eine Tochter des Herzogs Friedrich I. von Sachsen-Gotha und Altenburg und eine Schwester des Nachfolgers desselben, des durch seine Prachtliebe ausgezeichneten Herzogs Friedrich II., verlor sie schon in ihrem vierten Lebensjahre, worauf sich ihr Vater

1714 mit einer Tochter des großen Kurfürsten von Brandenburg, Elisabeth Sophie, untereinander vermählte.

Tiefe Fürstin war schon zwei Mal Wittwe, erst vom Herzog Friedrich Kasimir von Kurland und dann vom Markgrafen Christian-Ernst von Brandenburg Kurland (Bavrent), und sie wurde es 1724 zum dritten Male vom Herzog Ludwig von Sachsen-Meinungen. Als die Prinzessin Louise Dorothee ihren Vater verlor, zählte sie erst vierzehn Lebensjahre, und wie ihre Erziehung schon seit zehn Jahren von ihrer Stiefmutter geleitet worden war, so hatte die belagenerthe Vater- und Mutterweise sich auch ferner dem Willen dieser Dame zu fügen.

Was das für eine Erziehung gewesen sein muß, geht am besten aus der drastischen und pittoresken Charaktereigenschaften der verewitteten Herzogin von Meinungen hervor, welche die gestreute Markgräfin Friederike Sophie Wilhelmine von Bayreuth\* von dieser Fürstin, ihrer Großtante, in ihren Memoiren entworfen hat.

Die Bildung fürstlicher Kinder war im vorigen Jahrhundert ausschließlich eine sogenannte französische, d. h. euge, lämmeliche und präntliche. Lehrer und Gouvernante, in der Regel geborene Franzosen von ungenügendem Wissen, verlehnten nur das Eine aus, ihre Oberflächlichkeit durch feste Heftigkeit und künstlichen Schlist zu verdecken. Auch die Herzogin von Meinungen launzte nicht Höheres und war drauf und dran, ihre Stiefkinder in der herkömmlichen Weise abrichten zu lassen. Aber ein Glückster stand zu Hülften der Prinzessin und eine ungemein günstige Fügung des Schicksals führte ihr trotz aller Verlehrtheiten ihrer Stiefmutter eine gesunde Weisheit und Herzengabeung zu und machte sie frühzeitig in den besten Werken und Gesellen des Schazes der französischen Literatur bekant.

Ihre Stiefmutter war auf ihre Abstammung vom großen Kurfürsten und auf ihre nahe Verwandtschaft mit dem mächtig aufstrebenden preußischen Königsstamm stolz und übertrug an Bildung die meisten fürstlichen Frauen der kleineren Häuser, aber sie ließ auch Weisheit in persönlichen Umgange mit ihrem Schauspieleralente sichten. Sebann gehörte die verewittete Herzogin, wie das ganze brandenburgische Fürstenhau, der reformirten Kirche an; die schließlichen protestantischen Häuser hielten aber um so strenger am reinen lutherischen Glauben, als ihr Ähnherr, der Kurfürst Johann Friedrich der Grieswiltzige, zum Märtyrer erstehen geworven war, und die altlutherische Linie in ihren vornehmsten Gliedern sich wieder zur lutherischen Kirche bekehrte hatte. Seit den verunglückten Versuchen des Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen, die beiden protestantischen Kirchen zu vereinigen, war die Unterscheidung zwischen ihren Bekennern nur noch stärker geworden. Besonders zeigten sich die orthodoxen Lutheraner als die abgeklärtesten Gegner der Calvinisten, und der Spruch: „lieber lutherisch, als calvinistisch!“ galt als ihr Grundsatz. Es war natürlich, daß die Calvinisten ihnen einen gleichen Trotz entgegensetzten. An mehr als einem thüringischen Hofe hatte sich der fromme lutherische Glaubensfeier zum höchsten Punkte des Niedergeschlagenen, aber die Spener-Franke'sche Lehre von der innerlichen Einodermwärtung war in diesen Fürstencapiteln zum vorherrschenden, heuchelwärtig weinerlichen Separatismus ausgeartet, welchem der demüthig stolze, oberflächliche, innerlich hohle und geistlose Betheugungsfeier des damals noch jungen Grafen Zingenbof sehr willkommen kam. Noch nicht Gzeiger seiner Lehrer, der Dalensfer, sang und betete er in den Nachbarschaften Saalfeld, Rudolstadt und Jena mit höchsten und hohen, mit niederen und niedrigsten Personen. Eigentlich hatte er aber doch schon an dem Kunststück zu laborieren begonnen, wie er die ihrem innersten Wesen nach demokralische Christuslehre mit ihren einfach erhabenen Gesalten, welche die Reformation von ungebührendem Prunkte befreit und auf ihre ursprünglich einfache, sitzliche Größe zurückgeführt hatte, in eine aristokratische Pappensuppe verwandelt.

In Göttinge bewohnte Gyprian als strenger Orthodoxer, wie in Leipzig Garpze, in Dresden Vöcher, in Danmberg Neumeister, eben so gegen den Calvinismus, wie gegen den Pietismus. — Der alten Herzogin von Meinungen war dagegen der Tognatismus ebenso ein Gräuel, wie der Pietismus; sie verachtete die Privatandachtel und den Gudenbuchschranz an den einen Hofen nicht minder, wie die gelehrte, auf die symbolischen Bücher fundirte Theologie an den andern. Dafür wurde sie, wie den strengsten Calvinismus zur Schau trug, der aber in Wahrheit das Bayreuther Silbersewice, mit guten Speisen gefüllt, lieber war, als alle Religion, in demselben Grade,

\* Siehe Gartenlaube 1856, Nr. 28.

wenn nicht noch mehr, von ihren pietistischen und symbolglaubigen thüringischen Bewandten gehaßt und angefeindet. Es war also natürlich, daß man sie möglichst vermeid, zumal sie als Wittve eines kleinen Fürsten, dem sie nicht einmal Rinter geboven, in den Familienangelegenheiten nicht bekragt wurde. Ihr beliebiger Stolz zog sich in eine abgeklärteste Stellung zurück, und ihre junge Stiefkinder theilte selbstherrlich das Schicksal der Vereinsamung mit ihr.

Eudlich lebte das meininger Herzogshaus schon seit Jahren in den verdrießlichsten Erbthronstreitigkeiten mit den übrigen von Herzog Ernst dem Frommen von Gotha und Altenburg abgezweigten Dynastien, und diese Streitigkeiten verzogen sich bis zu Louise Dorothee's Minderjährigkeit.

Selbde verschiedenartige Antipathien herrschten zwischen den zahlreichen, hundertsach verwandten thüringischen Höfen.

Unter so depressirenden Einflüssen verlebte Louise Dorothee ihre stille Jugend in der kleinen, damals noch blühigen Stadt Coburg. Aber diese abgeschlossenen und bekränkten Verhältnisse begünstigten die Ausbildung ihres reichen Geistes und ihres schönen Verzens und hielten jete schädliche Einwirkung wie eine schützende Mauer von ihr fern. Keine ungeheure Doflust verdarb die sich entfaltende hübsche Wiltbe. Lud diese Jugend war nicht freutenlos. Ihrem Gemüth hatte sich ein zweiter Jagstall, welcher ihm die höchsten und reinsten Schätze bot, die der hingebenden Liebe und aufsehbenden Fremdbestalt. Kurz vor dem Tode ihres Vaters kam vom herzoglich würtembergischen Hofe zu Stuttgart ein stehzweijähriges Fräulein calvinistischen Glaubens als Hebrame der alten Herzogin von Meinungen nach Coburg, ein in jeter Hinsicht ausgezeichnetes und lebenswärtiges Wesen.

Juliane Franziska Freiin von Reutenheim war die älteste Tochter des Freiherrn Philipp Jakob von Reutenheim aus dem Kanton Urikan im Elsaß und der einen altfranzösischen Metzgerstochter entsprungenen Dame Jeanne Marguerite de Woylen de la Rochelegerie und wurde 1707 zu Paris geboven, wo ihr Vater Oberjägermeister des Herzogs von Bourbon, ihre Mutter Hofstame der Herzogin Charlotte Elisabeth von Orleans, Gemalin des Herzogs Philipp I. von Orleans und Mutter des nachdrigeren Regenten von Frankreich, war. Aber schon in ihrem vierten Jahre zog Franziska von Reutenheim mit ihren Eltern, welchen als Huguenotten durch die Glaubensverfolgungen des Louis und der Waintenen gemüthlichsten alten und schwachwärtig gewordenen Königs Ludwig XIV. der Aufenthalt in Paris verleidet war, nach Stuttgart, wo der Vater Oberjägermeister des Herzogs Eberhard Ludwig von Württemberg wurde. Die hochgebildete Mutter wurde die Lehrerin der Tochter, die sich auf überragende Weise entfaltete. Franziska hatte von ihrem Vater die deutsche Gräulichkeit, von ihrer Mutter den französischen Cultusgamm. Zu einer Zeit, wo in Deutschland die Kenntnisse des schönen Geschlechts der höheren Stände, selbst an den Höfen, selten über Gebetend und Katechismus hinausgingen, war Fräulein von Reutenheim in ihrem schätzten Jahre in allen schönen Wissenschaften bewandert. Lud dabei besaß sie ein Herz, welches mit Recht ein Juwel genannt werden durfte.

Die jugendliche Prinzessin von Meinungen hatte gerade die rechte Empfangsart für ein Wesen, wie Franziska. Weid ein Leben begann nun für diese beiden leuchten, hochgebogenen Seelen in einsamen coburger Schloesse! Wie ergänzten sie sich in einander stehend und flammend! Was lämmerte sie die wirtliche Eitenerwerblichkeit an den weissen reusschen Höfen? Was die ärgerlichen Glaubensänterren? Wie lebten nur sich, der Kunst, der Poesie, der Natur. Es waren fünf selige Jahre, welche die beiden Frauenbinnen auf diese Weise genoßen; es war das Paradies ihrer Jugend, und gerade die Abhängigkeit, in welcher sie von der dicken, fetten im hohen Styl sprechenden Herzogin standen, erhöhte den Reiz ihres Lebens und wurde ihnen zur unerlöschlichen Quelle von Güterkeit und Gemüth.

Im Sommer 1729 wurde Louise Dorothee die Gemalin des Erbprinzen Friedrich von Gotha und Altenburg, ihres Schwefterlinderbruders.\* Ihr Herz war bei dieser Wahl nicht bekragt

\* Es hat sich die Sage erhalten, die hohe und geniale Prinzessin von Meinungen sei von ihrer Stiefmutter dem Erbprinzen vertrieben. Dem Erbprinzen Friedrich von Preußen, zur Gemalin bestimmt gewesen: die Partie habe sich aber an der Abneigung des Königs oder der Königin gegen eine solche Verbindung zerlegt. Man kann sich des Gedankens nicht entschlagen: Was wäre aus Friedrich dem Einigen geworden sein, wenn Louise Dorothee keine Gemalin und die Mutter seiner Kinder geworden wäre! Und wie weit herabgerückt würde sich der preussische Staat, würde sich Deutschland emweitert haben!

worden. Der Erbpriester war ein gutmüthiger, für höhere sittliche Einbrüche nicht unempfindlicher Herr, fast zwölf Jahre älter als seine Gemahlin, von geschmackvoller Begabung und ohne tiefere Bildung. Einen solchen Gatten konnte die geniale Fürstin nicht mit der Gluth und Schwärmerei lieben, deren ihre Seele fähig war, ja zu welcher sie das Bedürfnis hatte. Aber sie war ihm eine treue Gattin. Wie ist der reine Spiegel ihrer Tugenden von einem lebensschwachen Hauche getrübt worden. Sie wachte streng über ihrem Herzen und hatte, so jung sie geistreich, so gefühlvoll und lebensfroh sie war, doch die geringe sittliche Gewalt über sich. Aber die Kämpfe, die ihr das Gefühl haben mag, konnten nicht ohne Einfluß auf ihr späteres Leben und ihren Charakter bleiben, und der dunkle Schatten, der auf das Leben ihres Sohnes, des Herzogs Ernst fiel, und das trübe, fast unheimliche Erbleben des Fürstlichen Hauses herbeiführte, hat in ihnen gewiß seine erste Wurzel. Für den Erbpriester und das Land war diese Wahl voreerst dem reichsten Segen. Friedrich war eine lenkbarere Natur, und erlachte den hohen Werth seiner Gemahlin.

Die Trennungskunde war für die beiden Freundinnen eine schwere. Die Erbpriesterin hatte ihrer Stiefmutter den Wunsch an's Herz gelegt, das Fräulein von Neuenstein mit nach Gotha nehmen zu dürfen, aber die alte Herzogin konnte sich nicht entschließen, zugleich beide ihr theuren Wesen von sich zu geben. Die Folgen nun Briefe zwischen Gotha und Coburg hin und her, voll der reifen und zärtlichen Herzensergüsse, und sein Jahr verging, daß die Freundinnen sich nicht umarmten.

Schon im Frühling 1732 starb der Herzog Friedrich II. von Gotha und Altenburg erst im höheren Mannesalter, und Friedrich III. trat die Regierung der beiden Fürstenthümer an. Die schöne und fruchtbringende Wirksamkeit der Herzogin Louise Dorothee begann. Ihr Geist hatte nun die volle Reife und Festigkeit erlangt. Sie war das herrlichste und geniale Weib nicht allein des Landes, welches sie als Herrin verehrte. Vielesicht hatte das deutsche Reich seine zweite Frau, welche alle hohen und edlen Eigenschaften des Geistes und Herzens in so vollendeter Weise mit der nachbarlichen Reizen vereinigte. Wer hätte in ihrer Nähe kommen können, ohne von ihr eulicht und bezaubert zu sein! Um ihren Mund spielten die nachdenklichen süßer Schalkhaftigkeit und edlen Profundität; aus ihren Augen leuchtete vom Lichte der Jugend und Freude verklärtes Selbstbewußtsein; auf ihrer Stirn thronte die göttliche Majestät des Genies, und die ernste die Rebel der Unwissenheit, des unstilllichen Stolzes, der ferociten Frömmigkeit und des nächsten Glaubensdieses, von welchen die Schläfer der Großen erfüllt waren, aus ihrer Nähe. Sie wollte die Sonne der Wissenschaft über ihrem Haupte sein glänzen lassen, und ihr Land davon erleuchtet und erwärmt wissen, und das Gestirn strahlte über Gotha, wie die Sonne des Geistes siegen aus dem Auge seiner Fürstin glänzte.

Als Herzogin wiederholte sie die Bitte um Franziska von Neuenstein bei ihrer Stiefmutter, aber mit nicht mehr Glück als früher, und erst im Jahre 1735, als sie zum ersten Male Mutterhoffnungen fähig, erreichte sie das Ziel ihrer Wünsche. Erst nach siebenjährigen Mühen wurden die schönsten Wünsche des Fürstpaars und des Landes erfüllt, aber nun erwachte auch die Sehnsucht nach der Jugendsfreundin mit einer Stärke in Louise Dorothee's Seele, deren

süßlichem Verlangen die Herzogin-Witwe von Meiningen nicht länger widerstehen konnte. Franziska stebete als erste Hofdame nach Gotha über.

Von jenem Tage der Wiedervereinigung begann ein neues und höheres Leben am gothaischen Hofe, ein ideales und spirituelles Wirken und Schaffen, wie es kein deutscher Hof weiter aufzuweisen hatte. Die beiden Freundinnen haben sich nicht mehr getrennt; in treuer Liebe sind sie zusammengefallen 32 Jahre lang, ein vereint bis zum Tode der Herzogin 1767, und sie haben Herrliches vollbracht; denn die glänzende Bildung und Humanität Gotha's zu Ende des vorigen Jahrhunderts war allein ihr Werk. Tiefe Culturperiode ist freilich gänzlich abgelaßt, und ein unparteiisches Urtheil darüber zum Spruche gerieft. Niemand wird die öffentliche Anerkennung der Verdienste dieser beiden Frauen heute eine Schmeichelei zu nennen wagen, und mit ehrsüchtigerem Stamen darf sich das Auge zurück auf diesen einzigen Freundschaftsbund der beiden Frauen und ihre Größe richten.

Auch Franziska kam reich und gefeigt nach Gotha. Kein adliger Mann hatte es verstanden, ihr Herz zu gewinnen. Alle, mit welchen sie in Verbindung gekommen, waren rohe oder raffinierte Fäulnisse gewesen, hohle Puppen, demüth, die sittliche Fäulnis ihres Wesens, an welcher die höhere Gesellschaft krank lag, mit Entzügen und Bombaden zu überdecken, oder in ein Vagabunden zu flenden; Bachus- und Alimredbrüder, oder weinerliche Frömmler oder galante lustige Betrüder. Das waren keine Männer für ein Weib wie Franziska von Neuenstein. Und doch brachte sie ein lebhaftes Interesse für einen jüngeren Mann, als sie selbst war, mit an den Hof nach Gotha, und theilte dieses auch der fürstlichen Freundin mit. Dieser Mann war aber ein Fürst, dessen Gattin Franziska von Neuenstein nicht werden konnte: es war der Kronprinz Friedrich von Preußen.

Die Herzogin von Meiningen stand mit dem ihr blutverwandten preussischen Hofe in enger Verbindung. Der König Friedrich Wilhelm I. war ihr Neffe. Das Familienverhältnis, welches die Inauguration des Kronprinzen Friedrich verdirrtete, ging ihr nah. Nach unigern Antheil nahm ihre geniale Hofdame daran. Wenn die Augen von ganz Europa sich nach Preußen und Berlin richteten, als die Frucht des Kronprinzen missfällt war, durch welche er sich der Tyrannie seines Vaters hätte entziehen wollen, so ätzte in Coburg das Herz dieser Hofdame für das Leben dieses Prinzen; denn sie wagte aus den Familienbriefen, welche ihre Gelieterin empfing, wie sehr dasselbe gefährdet war. Wald nachdem diese bedrohliche Sturm am Haupte des Kronprinzen vorübergegangen war, reiste die Herzogin von Meiningen mit ihrer Hofdame nach Berlin zur Vermählungsfreier der königlichen Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine mit dem Erbpriester von Bayreuth (1731), und hier sah Franziska zuerst und unararotet mit dem König begnadigten neunzehnjährigen Friedrich, der sie seiner besondern Aufmerksamkeit würdigte, und von dessen künftiger Größe eine Ahnung in ihrer Seele aufging. Sie überzeugte sich in einigen Unterredungen mit ihm, daß er nicht nur ein genialer Mensch, sie fand auch, daß er ein ausgezeichneter Länger sei. Sie hatte die Freude, mit ihm Schwelbische zu tanzen, worin sie als naturalistische Schwäbin alle Damen des Berliner Hofes übertraf. (Schluß folgt.)

## Meine besten Hausheilmittel.

Auch wenn ein Stoff nicht an der Apotheke stammt, so kann er doch ein ganz vortreffliches Heilmittel sein, ja man mag wirklich nicht zu viel, wenn man behauptet, daß die meisten Apothekemittel eigentlich gar keine und am allerwenigsten vortreffliche Heilmittel sind. Daß aber alle Mittel der homöopathischen Apotheken, sogar die mit lebensmagnetischer Kraft zusammengesetzten und dadurch wirksamer gemachten homöopathischen Mittel der Vaterländischen Apotheke (mit 1 1/2 Mitteln für 2 und mit 60 Mitteln für 1 Vermöber, mit 8) Mitteln für 7 und mit 40 Mitteln für 2 Thaler) in homöopathischer Dose = 100 d. h. gleich ganz und gar Nichts sind, versteht sich von selbst. — Naturgemäße Hausmittel, passend angewendet, die sind es, welche in den allermeisten Fällen von Krankeit die wahren Heilmittel abgeben, obgleich ihnen fast stets, vom Kranken wie vom Arzte, ganz ungedachter Weise ihre Heilmacht abgesprochen und irgend einem gleichzeitigen ange-

wendeten, aber unthätigen Receptes oder der Apotheke herbeigegebenen, übrigens ganz unthätigen Arzneistoffe zugesprochen wird. Es verhält sich dies ganz so wie mit den Bädern und Winterwassern; was geistige und gemüthliche Ruhe, vernünftige körperliche Bewegung, Licht und Luft, Wasser und Nahrung in den Bädern Outes am Kranken thun, das wird dem Bädern Arzneistoffe (Salzen, Schwefel, Eisen, Kohlenäure u. s. w.) oder wohl gar dem Brunnengeiste im Winterwasser zugesprochen. Weil dies aber von den Ärzten geschieht, und das Trinken und Baden für wichtiger als das diätetische Verhalten während der Cur gehalten wird, eben darum mühen auch die Baderessen so Wenigen. Ja wenn nicht bloß von Tönen, sondern ein bestimmtes Bad gehalten zu haben scheint, so laut die Heilkräft derselben ausposaunt werden, sondern wenn auch Die, denen ein Bad nicht nur nichts nützt, sondern sogar schadet, die ihre Stimme über die Welt laufen dieselben hören liegen, der Bestand der Bäder und die Consumption

des Mineralwassers daselbst würde sicherlich sehr bald zum Schreden der Badcürge gang auslösen und einem zweedmäßigen diätetischen Verhalten weichen müssen, was allerdings in Badeorten am besten und bequemsten durchgeführt werden kann.

Unter Hautheilmitteln wollen wir nun aber nicht etwa irgend welche von einem Schäfer oder Hufschmied empfohlene oder in der Grogemutter Handbüchern aufgelisteten oder von Charlatanen und Betrügnern für hohen Preis veräußert Obseimittel, Kräuter, Thees, Esste, Urtire, Balsame, Plaster, elektrische und magnetische Ketten und Ringe, Amulette, Versprechungen und vergleichenes Heilworts verhanden wissen, sondern solche in den Apotheken nicht verhandenen, bei Krankeiten trotzdem aber dienlichen Stoffe und Versfahrungsweisen, welche auch ohne Zuziehung eines Arztes von Jemem bei diesen oder jenem Feiden in Gebrauch genommen werden können. Solche Hautmittel sind dem Verf.: Wasser in kalter und warmer Form, äußerlich und innerlich angewendet, Ueberstrichge, Fett, Wärme, Reibungen und Trend, bestimmte Bewegungen u. s. w. Von allen diesen Hautmitteln, deren heilsame Wirkung in gewissen Fällen wir hier nach und nach besprechen wollen, geführt aber ohne Zweifel das meiste Lob und deshalb die erste Erwähnung dem

**frisch ausgelassenen Rind- und Hammelzage,**

einem Fette, welches seines Gehaltes an fettem Fettstoffe wegen zur Talglichtfiltration verwendet wird und deshalb sehr leicht vom Seifenfett frischeungelassen zu erhalten ist. Es schmilzt, wie wir schon gesehen, durch seine äußere Anwendung (als Beschichtung, Einreibung) den offenbaren Augen bei sehr vielen und den mannichfaltigsten Hautaffectionen in den verschiedensten Lebensaltern und Best. zieht es allen fetigen Heilmitteln der Apotheken vor. Bester als alle übrigen Fette und Öle bildet nämlich dieser frische Talg eine schützende, die Einwirkung äußerer Reize hinderende Decke für die Haut und ist deshalb bei Entzündungen, Ausschlägen (besonders mit scharfer Absonderung), Wund-, In-Verwundungen und Erfrierungen der Haut, sowie deshalb, weil er die Haut weich und geschmeidig macht, bei großer Trockenheit und Sprödigkeit mit Ausgesprungenen derselben von ausgezeichnetem Vortheile. Auch bei hohen Fiebergraden mit trockner, heißer Haut, zumal beim Schlarach und zwar mit Krampferseignungen, schafft die Einreibung der Haut mit Talg als kühlende und die gereizten Nautneren besänftigende Decke nicht unbedeutende Linderung. Nicht unmöglich ist es ferner, daß Talgeinreibungen solcher Theile, die mit Auetungsloffen in Verührung kommen, viele der Aufsedung schämen können. Kurz, dieser Talg kann so oft als Heilmittel in Anwendung gezogen werden, daß ihn Verf. weiter im Laufe noch auf der Reize müssen mag. Es gibt aber auch seinen Theil am menschlichen Körper, denn er nicht zu Heilen wohlthun vermag.

Schon in der ersten Lebenszeit und im Säuglingsalter des Menschen findet der Talg Gelegenheit, zu nützen, und zwar zunächst beim Wundsein der Haut an faltigen und vertieften Stellen, zumal wenn diese leicht verunreinigt werden können, wie an den Oberschenkeln und am After, sodann an der Achselhöhle, dem Halse, Oberarme und hinter den Ohren. Dem Wundwerden geht immer Keimung der später wunden Hautstelle voraus und es kann jenem schon dadurch vorgebeugt werden, daß man die gereizte Stelle öfters mit fettem Wundfett salbt, dann mit frischem Talge bestreicht und auch noch ein mit Talg bestrichenes Leinwandstückchen einlegt. Beim nützlichem Wundfett ist auf ähnliche Weise zu verfahren, nur reinige man dann die wunden Stellen öfters durch Betupfen mit lauem Wasser. — Beim Wundsein des Nabels schlage man saftige Verfahren ein, aber achte noch mehr auf öftere Keimung dieser Stelle, da bei Verwundung derselben und bei Aufnahme von Jauche in den Blutstrom (durch die Nabelblutader) nicht selten der Tod in Folge von Eiterergußung des Blutes mit Giftsucht eintritt. — Auch die Ernährerin des Säuglings wird Hülle beim Talge finden können und zwar beim Wundwerden der säugenden Brust, wo neben öfterer Keimung durch Betupfen mit lauem Wasser das Bestreichen mit frischem Talge ebenjowohl das Wundwerden verhüten, wie auch das Wundfett heilen kann.

Die Hautausschläge, welche den Säugling nicht selten heimfinden, weichen bei Anwendung des frischen Talges ebenfalls und zwar in ziemlich kurzer Zeit. Dierher gehört: der sichteigste Babnausschlag oder Zahnpustel an dem Baden zahnender Kinder, der aus kleinen sogenannten Schälknötchen besteht, die einzeln oder in Gruppen

besammen auf rother, heißer (entzündeter) Haut sitzen und sich bisweilen in Folge des Kratzens und Reibens in kleine, eine flare oder trübe Flüssigkeit enthaltende Bläschen und Pusteln umwandeln, welche durch ihr Zerplatzen und Eintrocknen zur Bildung von Grindeln Veranlassung geben. — Ebenso ist die Milchschorfe, der Gesichtsausrangung der Kinder, der Milchschorfe oder freisam, ein Säuglings-Ausschlag, wo der Talg hilft. Dieser Ausschlag nimmt seinen Sitz auf den Wangen und der Stirn des Kindes und besteht darin, daß sich auf einem entzündeten (rothen, heißen) Boden einzelne oder besammenliegende, später zusammenfließende Heugipfeln entwickeln, welche zerplatzen und eine dickliche, gelbliche, flebrige Flüssigkeit ergießen, die eingetrocknet dann grünlüche Grinde bildet; diese ähneln der am Feuer vertrockneten Milch, wobei sich auch der Name der Krankheit schreibt. Diese Grinde oder Berlen hinterlassen bei ihrem Abfallen eine rothe dünnhäutige oder nässende Hautstelle, welche unter Abschüßung der Oberhaut heilt Sie werden aber nicht selten bald durch Ausbruch und Verletzung neuer Pusteln ersetzt und dann greift der Ausschlag nicht selten viel weiter als früher um sich. — Beim Säugling, doch auch bei größeren Kindern kommt sodann noch ein Gesichtsausschlag vor, wo der öfterer als bei eben erwähnten Ausschläge ist, aber auch durch Talg gehoben werden kann. Es ist dies der sogenannte Pöschengrind oder rübige Anfrang des Gesichts. Er nimmt gewöhnlich in der Obergegend seinen Anfang, dehnt sich über das ganze Gesicht und zum Theil auch auf die behaarte Haut des Kopfes aus, und gibt sich durch kleine zusammengegedrängte Bläschen zu erkennen, die sich auf rothen Boden entwickeln, häufig jucken, deshalb Kratzen veranlassen und eine sehr scharfe Prickelung erzeugen, die zu brennen, kanten, schuppigen, rissigen Borsten eintrocknen, unter denen die Haut sogar von Verwundung befallen werden kann. Nicht selten entzünden sich hierbei zugleich die Augenlider und die Trisen am Halse schwellen an.

Ebenso das Gesicht, wird bei Kindern auch die behaarte Haut des Kopfes gar nicht selten von Ausschlägen befallen, bei denen der Talg gute Dienste thut. Man begreift diese Ausschläge gewöhnlich unter dem Namen „Kopfsgrind (Tinen)“ und unterscheidet die wahren von den unechten. Die ersten, zu denen der Wabenkopfsgrind (Acus) und der Kahl- oder schladmende Kopfsgrind gehören, haben ihren Grund in Entzündung von Pilsmaß in den Haaren und Haarfäden und sind deshalb ansteckend, die letzteren, bei denen der Talg empfohlen werden kann, entsprechen so ziemlich den Gesichtsausschlägen und bestehen in Entzündung von Bläschen, Pusteln, Schuppen und Schorfen, meist auf geröteter Kopfhaut.

Bei allen diesen Kopf- und Gesichtsausschlägen läßt sich mit Hülfe des frischen Talges, natürlich neben größter Reinhaltung der Haut durch Betupfen derselben mit lauem Wasser (nicht durch Waschen und Reiben mit kaltem oder heißem Wasser), die Dauer dieser Hautaffection sehr abkürzen und das damit verbundene Brennen, Jucken und Kratzen mildern oder b.h.n. Ja, wenn sogleich beim Trenden, Spröden und Nothwerden der Haut frischer Talg öfters und fett auf die verdächtige Stelle gestrichen wird, so kann man sogar den Ausbruch des Ausschläges verhindern oder doch in seiner Ausbreitung mäßigen. Ist nun aber der Ausschlag mit fettem Schorfen, Eiteren oder Grindeln verbunden, dann verfähre man auf folgende Weise: man weiche jene auf der Haut aufliegenden Poren mittels warmen Wassers oder Dampfes auf und hebe sie sanft ab, betupfe dann die von ihnen Aufslagerungen befreite weiche, meist nässende Haut mit lauem Wasser und bestreibe sie hierauf mit frischem Talge. Freilich muß dies einige Male des Tages oder doch so oft gemacht werden, als sich Poren gebildet haben, weil unter diesen die Haut nicht gut heilen kann. Da nun dieses Verfahren viele Mühe macht und deshalb von Müttern oder Wärterinnen nicht gern und ordentlich vorgeommen wird, so ziehen sich jene Ausschläge in der Regel sehr in die Länge und der Arzt wird von jenen gern gesehen, der diese irdischen Leiden gang mit Unrecht als innere Uebel mit Lebertzahn, Abführmitteln u. dgl. behandelt. Allerdings ist es bequemer, dem Kinde von Zeit zu Zeit Medizin einzugeben, als ruhig, geduldig und mit Vorsicht die Ausschlagesstellen zu reinigen, aber vortheilhafter ist es natürlich nicht.

Dies wären denn bei jetzt einige wenige Uebel und zwar nur der frühesten Kindheit, bei welchen der frische Talg als ein vorzügliches Heilmittel gerühmt zu werden verdient; nächstens von noch vielen andern.

## Erinnerungen aus Afrika.

Aus dem Tagebuche eines Touristen.

(1841)

Der erste Anblick der Wüste. — Tag und Nacht zugleich. — Arabische Küche. — Die Geschichte des Kalifats. — Eine Wildschwein- und Gazellenjagd mit Geierfalken. — Das Ueragios. — Ein Wapfenmünder. — Gerächtsungung in der Wüste. — Eine Kewenjagd.

In dem Gebäude fand Jeder von uns ein Zimmer, das mit einem Ueberflus von geschnittenen Matten, Thierfellen, großen, weichen, aus Kameelhaaren gefertigten Teppichen und kleinen runden, mit Kupfer unterlegten Spiegeln versehen war. Unser Wirth hatte die Aufmerksamkeiten so weit getrieben, uns ein maurisches Bad bereiten zu lassen, das wir mit um so größerer Lust genossen, als wir seit acht Tagen der Hitze, dem Staub, sowie den Angriffen der Mücken und der Myriaden der schon erwähnten schrecklichen Insekten angezogen gewesen waren, und Dank den Bewähungen der Beni-Jahab, welche damit beauftragt waren, uns zu frotziren und zu kneten, fühlten wir uns bald eben so frisch, wie wir vor etwa zwei Stunden erschöpft und ermüdet gewesen waren. Wir empfanden ein unbeschreibliches Behagen, das sich über den ganzen Körper verbreitete, und nachdem wir einen Theilzeit geraucht und uns in gefüllter Tragenmonate gültig geküsst hatten, wickelten wir uns in unsere Umhüllnisse, streckten uns auf die mit weichen Teppichen belegten Marmorplatten, und waren bald in tiefen erquickenden Schlaf verfallen.

Als wir nach vier Stunden erwachten, gingen wir sogleich in's Freie, denn wir waren förmlich durstig nach Luft und Licht.

Die Aussicht, welche sich uns bot, sollte unser Entzücken und unsere Bewunderung von heute Morgen noch steigern. Man glaubt gewöhnlich, daß sich der Anblick der Wüste immer und überall gleich bleibe, aber dies ist ein Irrthum. Die Veränderungen der Luft und der Wechsel der Beleuchtung, welche fast zu jeder Stunde des Tages stattfinden, werden auf die Formen und Farben der endlosen Ebene und verändern die Ansicht der Landschaft unauflöslich. Als wir aus dem Hause traten, war die Sonne eben im Aufgehen. Nicht das kleinste Wölkchen war am Himmel zu sehen, nicht das leiseste Geräusch berührte das Ohr; nur ein leichter weißer Nebel hing hier und da in spiralförmigen Bindungen in die stille Luft. Die purpurrothe Scheibe der untergehenden Sonne erschien in ungeheurer Größe und ihre matten Strahlen brachten eine so kalte, tote Beleuchtung hervor, wie bei und zuweilen die bleide December-Sonne. Dabei schien es, als wäre die glührothe Scheibe mit großen Augen überjagt, die uns unermüdet anstarrten — ich kann nicht beschreiben, welchen eigenthümlichen Eindruck diese merkwürdige Erscheinung auf uns hervorbrachte. Und je tiefer das Ozean des Tages in sein fangiges Bett hinabsank, je riesenhafter wuchsen die Schatten. Gräser und Palme erschienen in ihren Schattenbildern wie ungeheure Bäume, und die dunkeln Umrisse der Palmen streckten sich weit über die Wüste hin, und schossen selbst an den Wänden des weit entfernten Gehirges empor.

Räthlich wandten wir den Blick von der scheidernden Sonne nach Osten und sahen zu unserer nicht geringen Ueberraschung, daß an der anderen Seite des Berges bereits die Nacht heringebrochen war und Mond und Sterne ihr mildes Licht über die Wogen ausgoßen, während nach Westen hin die Landschaft noch im Sonnenlicht glänzte. Der Finzel des größten Meeres, die bereitete Fester vermochte den unbeschreiblichen Reiz dieses Doppelschaufiels nicht widerzugeben und die Scene nicht zu beschreiben, deren Stilln durch die klare, süßliche Stimme des Muezzin unterbrochen wurde, der von der Höhe des Minarets die Gläubigen zum Gebet rief.

Einen Augenblick kniete jeder Muezzin nieder, beugte die Stirn in dem Staub und rief den Propheten an, dann führten uns unsere Wirthsleute in das Palais jurid, wo uns die „Dissa“, d. h. die Ehrenmahlszeit, die der Kraber seinem Gaste gibt, erwartete.

Die Tafel war gedeckt. Der Kautlufu (ein aus Weizengrünze bereiteter Wein) dampfte in großen Schälchen. Ein ganzes am Spieß gebratenes Schaf, sowie die ebenfalls gebratene hintere Hälfte einer Gazelle und einige Flaschen Portwein standen vor uns. Der brave Ben-Zellul, der sehr streng gegen sich selbst war, und in seiner doppelten Eigenschaft als Marabout und Kalif nichts traut als Wasser, glaubte seinen Gott nicht zu beleidigen, wenn er den Bekennern einer andern Religion einen Theil des Tributs vorsetzte, den die Thnareg (Kräuter) der Wüste von irgend einem jüdischen

Handelsmanne erheben hatten. Wir unsterklich tranken den vorzrefflichen Wein, trotz seines zweifelhafteu Geruchs, mit philocephischer Ruhe und ohne alle Beweinlichkeiten.

Die arabische Küche ist außerordentlich einfach. Saucen sind völlig unbekannt. Das gebratene Schaf war mit Datteln, Oliven, Pistazien und spanischem Pfeffer gefüllt, und lag in seiner eignen Brühe. Die Gazellenknochen lagen, von Orben- und Citronenschalen umgeben, in Palmeneßig, der mit Thymin und Salz gewürzt war.

Der Kalif hat besah zufällig ein Duzend Teller von englischem Steinzeug, hatte diese vor uns hinstellen lassen und servierte uns ohne Umstände mit der Hand ansehnliche Portionen von den verschiedenen Gerichten. Wir waren, was arabische Keuschheit betraf, bereits vollkommen abgestumpft, außerdem war hier nicht der Ort zu Weilläufigkeiten, denn unsere Wagen schrien laut, und so gingen wir ohne weitere Ueberlegung an's Weir. Unsere Becher wurden oft gefüllt und geleert, denn die arabische Gewürze lassen die Pfefferkornen der französischen Küche weit hinter sich. Die Gazelle und das Schaf waren bald verzehrt und, ich muß es dem Koch unsers Wirthes zur Ehre nachsagen, sie waren ausgezeichnet. Besonders das Schaf war delizios, und wir haben später noch oft Veranlassung gehabt, mit schmerzhaftem Berlangen an dies eigenthümliche Gerich zurückzudenken.

Dank der Besichtigung einiger Wüste, deren Rang nicht die strenge Zurückhaltung und Würde erhebt, zu welcher der Kalif verurtheilt war, ging das Dinner sehr heiter vorüber. Der Kalif wurde im innern Hofe unter dem Sternenspiegel des Himmels freizeit, und half in den Kissen liegend, schmückten wir eine Cigarre, und verfolgten mit den Augen die eigenthümlichen Figuren der Rauchwölkchen, die vor uns in die Luft stiegen, während eine arme Tafel, Naturmünder der Gegend, auf Violinen mit zwei Saiten und einer entsetzlichen Cimarra in monotonem Rhythmus trugten und klirrerten.

Ben-Zellul rauchte nicht. Hochgestellte Kraber und besonders die, welche zu den Marabouts gehören, erlauben sich niemals diesen vom Koran verbotenen Genuß. Trotzdem wir Europäer geneigt sind, uns dem Muezzinmann fast nie ohne Pfeife verzußellen, ist es Thatsache, daß nur die Schismatiker unter den Muhammedanern in dieser Beziehung den Gesetzen des Propheten trotzen. Das Volk, das hier wie überall der Slave seiner Neigungen ist, raucht ohne Bedenken und ohne Gewissensbisse.

Ich beobachtete den Kalif, dessen Blick verriet, daß er zerstreut war und an Dinge dachte, die ihm sehr in Anspruch nahmen. Unsere Augen begegneten sich endlich — Ben-Zellul streckte mir die Hand entgegen, reichte mit ein grünmattiges, goldgefärbtes Täschchen und gab mir ein Heiden, es zu öffnen. Ich gehorchte, und fand ein Pergament, auf welchem in den gotischen Schriftzügen des Mittelalters die lateinischen Worte: „Qui credit in me, in aeternum vivet“ zu lesen waren. Das vierfache Stück Pergament war allem Ansehe nach aus einem reich verzierten Heftbuche geschnitten — aber durch welchen sonderbaren Zufall kam es in die Hände des Kalif? Ben-Zellul bemerkte meine fragenden Blicke und ehe ich noch Zeit hatte, ein Wort zu sagen, erbot er sich, uns die Geschichte zu erzählen. Ich vier Mi, um mir Wert für Wort übersehen zu lassen, und der Fürst begann:

„Ich stamme, wie Ben-Zalem, von der Familie des Propheten. Meine Verfahrnen sind in Euer Land gekommen (dabei richtete er sich selber auf), wie Ihr seht zu uns kommt, und eins der Häupter meiner Familie ist von ungenugsamen Abter-Rahman über das Meer hinüber gefloht. Als-Ben-Zellul-Den-Omar war zugleich Akha (Befehlshaber der Reiter) des Sultans und Kalif des erhabenen Landes. Sein Wuth, seine Frömmigkeit und Weisheit hatten ihm den Beinamen Bou Akab (Wann Gottes) erworben und trotz seiner Jugend stand er in hohem Ansehen und der Prophet würdigte ihn zuweilen im Traume seiner Erleuchtung.

„Eines Tages nun, als Ben-Omar (pasziereu ging, sah er ein \* Wer an mich glaubt, der wird leben in Ewigkeit.

schönes Weib, das vor einigen seiner Soldaten floh. Ihr Mann war todt, sie stand allein und ohne Schutz in der Welt und rief das Mitleid des Siegers an. Er ließ sie in seinen Palast führen, gab ihr alle ihre Mütter wieder und stellte eine Wache vor ihre Thür. — Ben-Dmar und die Christen saßen sich oft. Er war ein großer Feldherr und ein schöner Mann, sie war ein reiches Weib — sie liebten sich bald und der Muselman hätte sich vielleicht verführen lassen, seinen Glauben zu den Füßen der Ungläubigen abzuschwören, die ihre Religion nicht aufgeben wollte, als ihm in einer kühnlichen Nacht der Prophet im Traume erschien und ihm befahl, die Gegend ohne Säumen zu verlassen und nach Spanien zu ziehen, um dort die Christen zu bekämpfen, welche Krieg gegen die Mauren führten. Erfürchtete ließ Ben-Dmar seine Waffen und seine Schätze einpacken, sandte einen Boten mit der Nachricht an Abd-er-Rahman und reiste ab. — Wenige Tage darauf, an einem schönen Morgen des Blütenmonats, ließ sich eine Taube vor Ben-Dmar's Zelte nieder, legte dies Blatt zu seinen Füßen und erhob sich mit der Schnelligkeit des Webanfens zu den Wolken, hinter denen sie verschwand. Es war die Seele der Christin, die am Tage nach Ben-Dmar's Abreise aus Sehnsucht nach ihm getrieben war. Das Pergament ist aber ein Talisman,“ fuhr der Raschid mit allen Aufheben der Uebersetzung fort, „der vor jedem Zauber schützt und sich seit Jahrhunderten auf das älteste Gebiet der Familie vererbt.“

Ben-Jellul verlangte nach Beendigung seiner Erzählung die Uebersetzung der Schrift auf dem Pergamente. Er zweifelte nicht, daß Gelehrte von unserer Bedeutung im Stande sein würden, die Worte der Christin zu entsiffern. Wir erzigten ihm die Gefälligkeit recht gern, erklärten ihm den Sinn des Spruches, konnten aber unsere Heiterkeit kaum unterdrücken, als wir den altgläubigen Muselman die christliche Reliquie mit Amacht an sein Capellet befehlen sahen.

Nachdem Jeder von uns eine Anzahl Cigaretten geraucht und etwa zehn Tassen des unfeindlichen arabischen Kaffees getrunken hatte, begaben wir uns zur Ruhe, um uns auf die Strapazen des folgenden Tages vorzubereiten, der mit einer Jagd auf wilde Schweine und Gazellen begonnen werden sollte.

Wir waren mit dem ersten Morgenroth auf den Weiden. Die Fierde stampfte bereits vor der Thür; die Schlughis, die Windhunde der Wüste, die zwei Mal so groß sind wie die unsrigen, bellten wie rasend; die großen borstigen Schweinhunde gingen faurend umher und zögten ihre ungeborenen Zähne.

Ben-Jellul hatte eine der schönsten seiner Pferde besessen, sein Sohn und einige höhere Wärdenträger des Stammes begleiteten ihn, etwa fünfzig Araber folgten zu Fuß und zu Pferde, fünf oder sechs harte, baldnahte Negers führten die Hunde und die Kalloneier trugen ein halbes Duzend Geierfallen von der härtesten Art, die bei der Gazellenjagd benutzt werden sollten. Dieser ganze feiermäßige, stampfende, lärmende, knurrende Trupp bet, beleuchtet vom Morgenroth der Wüste, den eigentümlichsten Anblick, den man sich denken kann.

Wir ritten einen lauten Hehlweg hinab und gelangten zu einem festlichen, in welchem ein für Pferde und Menschen unüberwindliches Dickicht und ein Sumpf lebenden Wassers unserem Fortbringen bald ein Ziel setzten. In diesem Dickicht sollten sich wilde Schweine befinden. Die Schweinhunde wurden losgelassen, trugen mit hübenem Krübe in das Gebüsch ein und wir stellten uns sichtlich auf, um das zuerst erscheinende Thier mit Flintenschüssen zu empfangen.

Zeit einer Viertelstunde folgten wir mit den Augen der Spur der Hunde, die sich durch die Bewegung der Büsche verrieth, und nach zeitig Nichts das Dasein eines Wildschweines an. Entlich hörten wir ein anhaltendes Gebell und konnten genau den Weg sehen, den das Thier sich durch Gebüsch und Dornen bahnte; drei der zusammengepackelten Windhunde wurden losgelassen und bald darauf stürzte ein ungeheurer, borstiger Eber aus dem Gebüsch. Die Windhunde hatten ihn mit wenigen Sprüngen erreicht; der schnellste von ihnen griff den Eber mit Ungestüm an, empfang aber in dem Augenblicke, wo er seine Zähne einsetzte, einen so kräftigen Schlag mit den Hauern, daß das ungeheure Thier zehn Schritte weit hinweggeschleudert wurde und kaum die Kräfte hatte, sich wieder zu erheben.

Vergleich aber dies mit der Schnelligkeit des Webanfens vor sich gegangen war, hatte es den übrigen Windhunden doch Zeit

gegeben, sich ebenfalls zu nähern, und der Eber wurde von Beiden zugleich am rechten Ohre gepackt. Er stieß ein lautes Gehrung aus und machte einen ungeheuren Sprung, in welchem er seine beiden Beine, die ihm mit ihren Zähnen festhielten, wie mit eisernen Zangen, mit fetter. Jetzt ließ man die zwei andern Hunde los und Menschen und Thiere stürzten sich dem Eber nach durch die enge Schlucht, die von Gebüsch, Hundegbell und Fletgetrappel wiederhätte.

Trotz ihrer Geschwindigkeit konnten die letzten beiden Hunde den Eber nicht erreichen; der eine der beiden Schlughis, die ihn zuerst packten, hatte seine Beute losgelassen, der andere hielt noch immer fest, da drängte sich der Eber plötzlich in einen Winkel der steil aufragenden Felswand, lehrte seinen Verfolgern den Rücken mit den ungeborenen Darnern entgegen, presste den noch immer an seinem Ohre hängenden Windhund gegen den Felsen, daß er ersticht zu Boden fiel, und wollte sich, seiner Kraft entseigt, mit dreifachpelter Schnelligkeit eben in der Richtung nach der Ebene hin wieder auf den Weg machen, als sich zehn oder zwölf von unseren Flinten zugleich entluden und der Eber fiel. Er hatte, wie sich bei näherer Besichtigung ergab, sechs Augen im Leibe.

Die Jagd hatte beinahe drei Stunden gewährt. Wir waren in Schweig gebadet und mit Staub bedeckt, aber wir wollten noch Jagd auf Gazellen machen, wenn sich eine Herde dieser Thiere aufstreifen ließ. Die Gazelle ist in der Gegend sehr häufig, aber es ist außerordentlich schwer, sich ihr zu nähern. Sie sieht sehr scharf und das geringste Geräusch treibt sie in die Flucht. Man muß die Wachsamskeit ihrer Vorposten küssen, um sie zu überraschen, oder sie durch Treiben den zum Jagdgrund bestimmten Plätzen zu treiben lassen. Diese schwierige Jagd wird von den Arabern mit großer Geschicklichkeit betrieben. Sie kennen die Gewohnheiten des Thieres und ihr scharfes Auge vermag die Spur des Wildes im feinsten, leichtesten Sande eben so sicher zu verfolgen, wie auf moosigem und rasigem Weiden oder auf lahem Felsenrunde.

Wir wurden an den Eingängen einiger tiefer Schluchten aufgestellt. Die Treiber entsetzten sich im Halbkreise und die Jäger hielten sich bereit, ihre Thiere loszulassen. Die Zeit der Erwartung schien uns um so länger, da wir unbeweglich und im tiefsten Schweigen verharren mußten und die Hitze auf etwa 42 Grad gestiegen war. Die ferneften Strahlen der Sonne, die auf uns herabschienen und im Zustande der Ruhe viel unträglichere erscheinen, als bei fortwährender Bewegung, durchdrangen glühend unsere Kopfbedeckung und unsere leichte Kleidung und machten unseren Zustand zu einem höchst unbehaglichen.

Zeit etwa eine Stunde mochten wir so gestanden haben, als sich plötzlich das verarbeitete Zeichen, ein schriller Pfiff, hören ließ. Fast zu gleicher Zeit sahen wir ein Heerde von zwanzig bis dreißig Gazellen erscheinen, welche mit der ihnen eigenen sabelartigen Geschwindigkeit auf unsere Linie zuflühten. Da sie nicht rüdwärts konnten, ohne den Treibern in die Hände zu fallen, so bogten sie, als sie uns bemerkten, seitwärts ab und passierten unsere Linie in einer Entfernung von etwa hundert Schritt. In diesem Augenblicke wurden die Geierfallen losgelassen und diese stürzten sich mit unerbittlicher Schnelligkeit auf die Heerde. In einem Augenblicke hatten die besten unter ihnen ihren Hauptzack gepackt und vier Gazellen, in deren Waden eben so viele Falken ihre mächtigen Klauen eingeschlagen hatten, ließen sichlich hinter ihren übrigen Kameraden zurück.

Die tiefsten Geierfallen, welche viel größer und härter sind, als die unsrigen, werden ganz so verwendet, wie die Falken in alten Zeiten bei uns, nur mit dem Unterschiede, daß man hier nicht nöthig hat, sie mit einer Hande zu bedecken und sie zu beschließen. Sie flug sehr gut dreiflügel, steigen nicht eher auf, bis ihre Herren das Signal geben und kehren auf dies Signal ebenfalls ohne Zögern zurück.

Haben sie ihre Opfer gepackt, so kreiten sie ihre großen Klügel aus, drängen sich zurück und hemmen auf diese Weise den schnellen Lauf des Thieres, während sie es zu gleicher Zeit mit ihrem scharfen Schwabel zu verwunden suchen.

Die zwei Falken, welche auf keine Gazelle gestossen waren, schwoben in großen Kreisen über der flüchtigen Heerde, die sich von den vier angefallenen Gazellen getrennt hatte. Der Moment, welchen die Vögel erwartet zu haben schienen, war endlich gekommen; die Gazellen beschrienen, ich weiß nicht, warum, in ihrem Laufe einen Bogen und in demselben Augenblicke schossen die beiden Falken

mit der Schnelligkeit des Pfeils auf sie brach. Der eine sogte ein der stüchtigen Thiere, der andere war weniger glücklich.

Damit war die Jagd eigentlich beendet, denn nach wenigen Minuten waren die von Schmerz und Müdigkeit überwältigten Gatteln eingestohlet und zehn Minuten später lagen sie verendend zu unseren Füßen.

Wir lehrten mit Vergnügen, ja sogar mit Ungeduld nach unserm Dorte zurück, denn es war vier Uhr Nachmittags, und da wir in unserer Sorglosigkeit verfallen hatten, Mundvorräthe mitzunehmen, waren wir fast noch nüchtern. Endlich kamen wir an, und nie ist wohl ein Mittagessen mit größerem Appetit verzehret worden, als der Aufbruch des Kalifat. Selbst unsern Parfieren schien er vorzüglich.

Der Kaffee wurde auf der Terrasse servirt, und ich betrachtete mehr als zum zehnten Male das prächtige Panorama vor mir. Um einige Punkte genauer unterscheiden zu können, zog ich mein Fernglas, das ich vorsorglich mitgenommen hatte, aus dem Etui. Der Kalifat folgte allen meinen Bewegungen mit Aufmerksamkeit und ich sah, daß nur seine nächstbestehende Pflichtigkeit ihn abhielt, mich um den Zweck des Instrumentes zu fragen. Ich reichte ihm also das Glas und forderte ihn auf, darzusehen — kaum hatte er das aber gethan, als er in Anbetrachtung des Erstaunens und der Freude ausbrach. Der Kalifat beschäftigte sich lange mit dem Glas, und als er es mir endlich zurückgab, schien er es nur mit Betauern zu thun.

„Das muß wohl sehr theuer sein,“ meinte er.

„Nein,“ erwiderte ich, „ich bitte Euch, es als ein Andenken an unsern Besuch zu behalten.“

„Aber es ist jedenfalls ein Werk des Teufels, und Gott verbietet alle Zauberei,“ antwortete er jöhrnd.

Ich drang weiter in ihn, das Glas zu behalten, und er kämpfte lächlich zwischen dem Wunsch, es zu besitzen, und der Furcht, eine große Sünde zu begehen, oder auch vielleicht dem Rebensten, mich eines Oberganges zu betreiben, der mir lieb war. Endlich besiegte ich seine Erecupel, und er übergab das Glas seinem Kaba, der sich ohne Zweifel bezieht, ihm einen Platz zwischen den Waffen und dem Kriegsgeräth seines Herrn anzuweisen.

Wie wir am Abend noch hörten, hatten die zu diesem Zweck ausgesandten Leute die Spuren des Feindes angefunken, welcher seit einiger Zeit die Heerden des Stammes decimirt, und kaum war am andern Morgen die Sonne aufgegangen, als wir, zur Jagd gerüstet und mit überreichem Mundvorrath versehen, der Oase von Sebain-Kuan (der Oase der schön Brunnen) zuritten. Sie liegt an einem kleinen Gewässer, das sich in den Uebel ergießt, und wird von einem großen Walde begrenzt, der sich am Ufer dieses Flusses hinzieht. Wir hatten fünfzehn Viehes in nördlicher Richtung zurückzuliegen, ehe wir unser Ziel erreichten.

Zwei Stunden nach anseiner Aufbrüche fühlten wir, daß uns der schreckliche Wind der Wüste, der Sirocco, bedrohte. Die Ebene hinter uns glück dem aufsteigenden Meere und vor uns trieb der Wind mächtige Sandwölken empor. Trotz der Ungewöhnlichkeit ertrugten wir diese Beschwerden und eine Temperatur, welche geeignet schien, Eier in der Erde hart zu fochen, ziemlich gut. Aber die Karawane kam nur langsam vorwärts. Unsere Pferde schienen dem verderblichen Einflusse des glühenden Windes zu erliegen. Wir besaßen uns im beschäblichen Sinne des Wortes wie in einem gut geölzten Wadofen.

Unter solchen Umständen war an diesem Tage nicht an die Jagd zu denken. Menschen, Pferde und Hunde waren wie gelähmt, und so beschloffen wir, bei dem Raide von Sebain-Kuan ein Unterkommen zu suchen, und den Kampf mit dem Feinde auf morgen zu verschieben. Nachdem wir diesen Entschluß gefaßt hatten, ritten wir in tiefem Schweigen weiter, und selbst der unermüdliche Schwärzer Denti war stumm, wie eine Spinne von Granit.

Der Raide empfing uns mit großer Gastfreundschaft. Hangzig wie wir waren, aßen wir, obgleich ohne allen Appetit, ein riesenhaftes von zwei Etrauhenemern bereitetes Omelette und etwas Kneufsu und streckten uns dann, von Hitze und Anstrengung tief erschöpft, auf eine lange Matte.

Gegen Abend drehte sich der Wind. Er wehte jetzt von Nord-West, und brachte mit einigen Tropfen Thau eine etwas erträglichere Temperatur. Wir verließen unsere Zelte, um die Verabingung, die auf uns lag wie Blei, den uns abzulütheln, und hörten plötzlich die Töne eines Tambourin und einer Pfeife, die uns ein Rario-

netentbeater in der Nähe vermuthen ließen. Denti wollte sogar aus diesen Tönen als die Gegenwart eines Savoyarden schließen, und um uns in dieser Frage Gewißheit zu verschaffen, verfügten wir uns so schnell wie möglich nach dem öffentlichen Plage, woher etwa sechzig Fuß im Geviert messen mochte und mit einer hohen Fede von Gactus und Aloe gemessen war. In der Mitte desselben bemerkten wir einen dichten Knäuel von Männern und Kindern, die im Kreise um einen Kraber geschart waren, der irgend eine Pflanze palmobirne, während ein Negertnabe auf einer Art von Flaagelet mit zwei Köhern blies.

Der in der Mitte des Kreises stehende Kraber hatte eine lange Ruthe in der Hand, mit welcher er fremdartige Figuren in den Sand zeichnete, während er mit großen, regelmäßigen Schritten im Kreise um einen blauen am Boden liegenden Saal herumspazirte, und bei jedem Schritte drei- oder viermal um sich selbst drehte, wie ein Kreisler.

Das Auditorium lachte und schanderte abwechselnd und verfolgte mit ungetheilter Aufmerksamkeit alle Bewegungen, Gesten und Worte des Mannes. Wir fragten, was die Scene zu bedeuten habe, und einige Kraber antworteten lachend und mit bedeutsamem Achselzucken: „Mabul, mabul!“ (Er ist wahnsinnig.) Inzwischen sprach und drehte sich der Mann immer fort, Schaum trat ihm auf die Lippen und die Scene nahm sich offenbar ihrer Entwicelung. Die Aufmerksamkeit war bis auf's Aeußerste gespannt und der Zuschauerkreis war so still, daß man nichts als das Pflöchlich näherte er sich dem Saale, löste den Knoten der Schur, die ihn zusammensied, befaß dem Kinde mit der Pfeife Schweigen, murmelte in nieselndem, flügelndem Tone eine neue neue Vitani, und holte dann eine kleine Pfeife aus der Tasche, welcher er zwei scharfe, schwebende Töne entlockte.

Bei diesem Signal wühlte sich ein Knäuel von Schlangen und Rattern von allen Ecken und Ecken aus dem Saale hervor, die sich auf ihren Herrn zuschnellen und ihn mit unabhägigen Ringen umschlangen. Der Mann löste die Thiere, drückte sie zärtlich an sich und liebkoste sie, indem er fortwährend in eigentümlicher Weise mit den Fingern stampfte. Endlich, als er völlig athemlos und mit Schaum und Schweiß bedeckt war, gab er dem kleinen Neger ein Zeichen, dieser schlug wie toll auf das Tambourin, und zugleich lösten die Schlangen ihre Ringe und lehrten, von der Ruthe getrieben, die das Kind dem Zuschauerknäuel aus der Hand nahm, in den Saal zurück. Sobald die letzte Schlange sich zurückgezogen hatte, drehte sich der Kraber nochmals etwa fünf Minuten lang wie ein Kreisler um sich selbst und fiel dann mit offenen Augen, aber stark und leblos, inmitten des Zuschauerkreises nieder.

Alle lehrten nun zu ihren Zellen zurück; wir waren ziemlich die Reuten auf dem Plage, und Ali erklärte uns auf dem Nachhausewege, daß wir einen der Conspirationäre von der Secte der Auhaua gesehen hätten.

Bei der Rückkehr zu unsern Zelten wartete unser ein anderes Schauspiel. Einige streitende Parteien waren sich eingefunden, um von der Würdigkeit des Kalifat einen Rechtspruch zu erbiten. Das Zelt des Raide rierte zum Gerichtssaal. Einige arme Leute, die zu den Füßen des Kalifat laurten, vertheidigten ihre Sache mit Behemung — aber das Urtheil lief nicht lange auf sich warten und lautete in allen Fällen auf Bafonahme oder eine Geldstrafe.

Zwei der Schuldigsten waren zu einer Geldstrafe von vier Ducos, ein Dritter zu fünfzigwanzig Stochdieben auf die Fußsohlen verurtheilt und der Chaouf war schon bereit, das letztere Urtheil zu ercenten, als wir uns in's Mittel legten und es durch unsere Fürsprache dahin brachten, daß die Stochschläge in eine Geldstrafe von dreißig Francs verwandelt wurden. Mit großem Bedauern mußten wir aber hören, daß der Betroffene uns nicht weniger als dankbar war. Er hätte lieber fünfzig Stochdiebel erduldet, als sechs Pfaster bezahlt. Erst als wir ihm mit der fraglichen Summe ein Geschenk machten, erwiderte er seine Dankbarkeit aus und ver sprach mit großer Weisheit, unser in seinem Gebete zu gedenken und uns dem Schwahe eines der Nächstigen im Paradiese, eines gewissen Abd-el-Rahy, zu empfehlen.

Nach einer schlaflosen Nacht fingen wir am andern Morgen zu Pferde und lamen bald bei dem Aufbruchorte des Feindes, einem von Schindeln durchschüttelten, dichten Walde, an. Wir ritten in geschlossenen Reihen über eine sumpfige Viedung, auf welcher die Dure unserer Pferde oft knisterte einsanken. Zwei Neger von Pa-

lata gingen voran und folgten der für ungelübtere Augen völlig unfaßbaren Spur des Löwen, bis diese sich am Fuße eines dunkeln Granitfelsens verlor, dessen Wände senkrecht vor uns aufragten. Es war nicht denkbar, daß der Löwe eine Höhe von mehr als sechs Fuß hätte übersteigen können — er mußte sich also links oder rechts geneigt oder in eine Höhle verflücht haben, die unseren Augen vielleicht durch das dicke Gebüsch verbergen war.

Wir erschöpften uns in Mutmaßungen, als einer der beiden Negers uns auf einen bestechen Gang aufmerksam machte, der an der Seite des Felsens hinaufführte. Ihn besenkerten Zeichen glaubte er schließlich zu dürfen, daß das Thier seinen Weg hier hinauf genommen hätte, aber es war unmöglich, ihm auf diesem Pfade zu folgen, wir hätten denn auf Händen und Füßen hinaufkriechen müssen. Zwei oder drei Hunte, die wir in die Höhlung schickten, um ihre Länge zu erforschen, kamen nach einigen Minuten mit hängenden Ohren und eingeschümmtem Schwanz zurück.

Der Felsen mochte etwa vierhundert Fuß lang sein, war von der einen Seite durch einen stinkenden Sumpf, von der andern durch ein ununterbrochenes Dickicht begrenzt und mit böhmem, stacheligem Gebüsch und ungeliebten, gelbblichenden Alces bewachsen. Die Höhe des Felsens schien eine Art von Plattform zu bilden, die sich nach nordwestlicher Richtung hin senkte. Wir beschloßen nach einiger Ueberlegung, uns nach dieser Seite des Felsens zu begeben und einen Versuch zu machen, ihn von hier aus zu bestiegen. Aber es erwies sich als eben so unmöglich, den Sumpf zu durchreiten, als in das Dickicht der andern Seite einzutringen, und wir gingen schon an, zu verweisen, sahen aber bald ein, daß wir die Hülfsmittel unserer Gefährten unterschätzt hatten.

Nachdem der Naga die Befehle seines Herrn empfangen hatte, rief er den Negern zu: „Djib-el-assa“ und soglich beauftragte sich jeder von ihnen mit einem Bund brennender Reisler und begann, das Gebüsch in Brand zu stecken. Die dünnen Zweige gingen sofort Feuer, eine schwarze Rauchwolke erhob sich und fünf Minuten später stiegen die Flammen, vom Winde angefaßt, in mächtigen Wäldern zum Himmel.

Dem Löwen blieb jetzt nur drei oder vier Schritte zu, um sich in den Flammen auflösen lassen, sich in den Sumpf werfen oder den Weg nach der Ebene einschlagen, auf welchem wir eben gekommen waren. Das Letztere war das Wahrscheinlichste, denn die Ebene, welche im Süden vom Tschabel begrenzt wird, hat dem Löwen sichtlich bekannte Pfade. Jedem anderen Weg versperrte das Feuer.

Nachdem der Brand etwa eine Viertelstunde gedauert und schon mehrere der einzeln stehenden großen Büsche tragend zu Boden geschürt waren, hielten wir ein mächtiges Gebüll. Der Feind stieß sich Artzugeschrei aus und ich gehe, ohne zu fürchten, daß einer meiner damaligen Kameraden mich widerlegen wird, daß dieses ein schreckenerregendes ist. Mein Pferd warf den Kopf zurück, spritzte die Ohren und ich fühlte, daß sein ganzer Körper unter mir erzitterte. Da ich den Wunsch des wackeren Thieres die anderen Gelegenheiten erprobt hatte, trug keine unvertretbare Angst und Aufregung nicht eben dazu bei, mich über die Verunstaltungen zu beruhigen, die in mir ausfielen. Es war sicher, daß das, was uns erwartete, eher ein Kampf, als eine Jagd war, bei dem ein Sturz, ein falschertritt oder ein momentanes Zaudern des Pferdes unser Leben ernstlich in Gefahr bringen konnte, und ich gehe gern, daß die Art und Weise, meine Erissen zum Abschlusse zu bringen, durchaus nichts Verführerisches für mich hatte. Selbst Buffon's Schilderungen des großmüthigen Charakters des Löwen, die wir einsehen, vermochten in diesem Augenblicke nicht, meine Reflexionen freundlicher zu gestalten.

Ein zweites, wuthitzendes Gebüll beunruhigte uns, daß der Löwe nicht mehr sehr fern war. Wir begaben uns mit gespannter Rarabieren nach dem einzigen Auswege, welchen das Feuer ihm ließ und zogen uns von da einige hundert Schritte nach der Ebene zurück, um das Thier aus größerer Entfernung heransehen zu sehen. Kaum hatten wir unsere Umte genehrt, als wir den Löwen auf dem nördlichen Abhange des Felsens erscheinen und langsam nach der Ebene herabklettern sahen. Obwohl sich er nicht, ließ ein langgezogenes Gebüll erschallen, zeifchte seine Flanken mit dem mächtigen Schwanz und schien die Entfernung zu messen, die uns von ihm trennte.

Ich wage, zu beweisen, daß irgend Jemand von uns in diesem Augenblicke große Lust gehabt hätte, dem Thiere in der Nähe gegenüber zu stehen. Die Araber verstanden zwar, es würde stehen, wenn wir uns näherten, aber seine ganze Haltung deutete eher auf einen Angriff, als auf die Absicht zum Rückzug. Die Pferde zeigten fast alle Furcht und Schrecken und die Dunte, selbst die großen Wölfehen nicht ausgenommen, verdroßen sich zwischen die Beine der Pferde.

Indessen ist der Löwe nicht der Feind, dem gegenüber es gerathen wäre, Zeit zu verlieren und Uebermadt sich heigen, sein Uebel zur Vierterlage des Feindes beizutragen. Das Ingevoll war hinter die Reiter postirt und diese hatten den Muth zu rückzugeben, die Bügel auf den Hals des Pferdes gelegt und barrierten unbeweglich und mit angelegtem Gewehr der Dinge, die da kommen sollten. — Nachdem das vom Feuer verfolgte Thier einige Mal am Rande des Felsens hin- und hergelaufen war, sagte es plötzlich einen entscheidenden Entschluß, sprang von einer Höhe von mindestens zwanzig Fuß herab, fiel brüllend, mit gefährlicher Wähne und hochgeschwungenem Schwanz etwa 150 Fuß von unsern Posten entfernt zur Erde und schlug in mächtigem Trott die Richtung nach dem etwa fünfzehn Meilen entfernten Bergen ein.

Als sich der Löwe unserer Linie auf etwa achtzig Schritte genähert hatte, wurde er von einer Flintenlade empfangen, die er mit entscheidendem Gebüll beantwortete; aber nicht verriet, daß eine unserer Kugeln das Thier erreicht hätte; sein Gang war schnell und kräftig. Ein Trupp von etwa zwölf Arabern, an ihrer Spitze Omar-Ben-Jellal, der Sohn des Kalifat, suchte dem Thiere einen Vorsprung abzugewinnen, um ihm den Weg nach den Bergen abzuschneiden, während wir Uebrigen hinter ihm herjagten, so schnell unsere Pferde laufen wollten.

Nachdem der erste Schrecken überwunden war, thaten unsere Pferde ihre Schuldigkeit, aber der Löwe hatte einen Vorsprung von zwei- bis dreihundert Schritt und ein dann und wann von den Arabern abgekanter Schuß hatte kein anderes Resultat, als ihn zu nur noch größerer Eile anzutreiben. So folgten wir dem Thiere bereits länger als eine Stunde, ohne daß sich die Entfernung zwischen ihm und uns vergrößerte, und schon näherten wir uns den Bergen, die dem Löwen Schuß genähert und uns unserer Verfolgung entziehen mußten, als plötzlich Omar mit seiner Truppe erschien und ihm den Weg versperrte.

Einem Moment stand das Thier beim Anblick des neuen Feindes ungeschlüssig, dann, als schämte es sich dieses augenscheinlichen Zauderns, nahm es seinen Weg gerade auf die Reiter zu. Wir traten der Angstschweiß auf die Stirn, ich sah den Kalifat an, dieser aber lud lächelnd seine Flinte und sperrte sein Pferd, um dem Kampfsplatz näher zu kommen.

Der Löwe war noch etwa fünfzig Schritte von der Gruppe der Reiter entfernt. Wir sahen, daß die Araber ihre Flinten anlegten. Der unternehmende Jüngling, der sie anführte, erhob sich in dem Steigbügel; zielt so ruhig auf den Löwen, als wäre es ein Rebhuhn, und drückte ab. Das Thier fiel, erbeb sich aber sogleich wieder. Der junge Oberst warf sein Pferd zur Seite, um dem Sprünge auszuweichen, womit der Löwe ihn bedrohte, und die ihn begleitenden Araber machten durch gut gezielte Schüsse dem Kampfe und dem Leben des Thieres ein Ende. Es war von zehn Kugeln getroffen, und als wir den Kampfsplatz erreichten, wand es seine ungeschwungenen Glieder in den letzten Judungen.

Unsere Jagdbeute wurde auf das Pferd eines unserer Biquens gelegt und langsam nach dem Dorfe transportirt, während wir, nicht wenig stolz auf unsern Triumph, im Salepp zurückkehrten.

Nach einigen Tagen der Ruhe traten wir unsere Rückreise nach Alger an. Das Heil des Löwen, welchen wir zusammen jagten, hat der Kalifat mit rethem Tode füttern und mit Goldstücken verjagen lassen — es liegt als Fußsteppid unter meinem Schreibtische. Der Sohn Omar-Ben-Jellal's aber wird diesen Winter nach Europa kommen und ich und meine damaligen Gefährten hoffen, und hier für die Wahrheithaftigkeit erdentlich beweisen zu können, mit der uns sein Vater am Tschabel-Ammur aufgenommen hat.

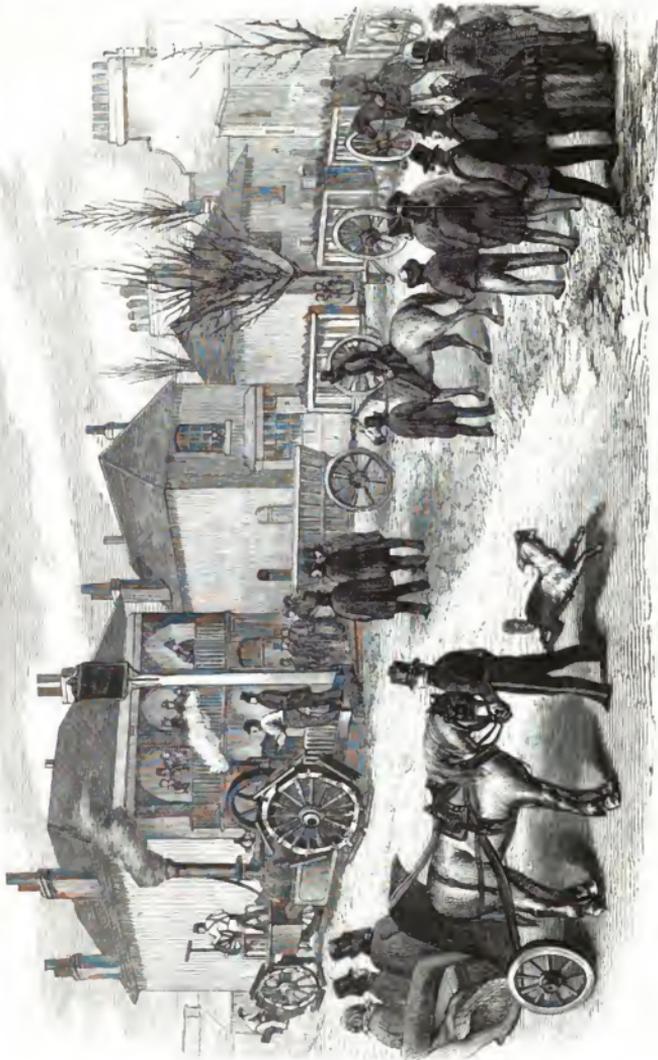
## Ein Dampfwagen mit eigener Eisenbahn.

Man hat bereits zu verschiedenen Malen Versuche gemacht, Dampfwagen oder Zugmaschinen zu bauen, die auf gewöhnlichen Straßen, ohne Eisenbahnen, angewendet werden könnten. Es sind wirklich mehrere sehr sinnreiche Maschinen dieser Art konstruiert worden, die als solche von Fachmännern bewundert wurden, aber aus verschiedenen Gründen nicht zur wirklichen Anwendung kamen, weil ihnen eben ein gewisses Etwas noch fehlte. In den Straßen Kemperfs fuhr z. B. öfters eine solche Maschine, aber auch sie entsprach nicht allen Anforderungen.

Jetzt scheint ein Engländer, Francis Hamilton, die Aufgabe vollständig gelöst zu haben. Seine „Zugmaschine“, welche unsere Abbildung zeigt, kann eine Last von vierhundert Centnern auf einem leichten Wege, der nicht mehr als einen Fuß auf siebenzehn steigt, binnen einer Stunde über eine halbe Meile weit fortzuschleppen.

Die Eigentümlichkeiten an dieser Maschine sind das Steuerad vorn, durch welches ihr beliebig jede Richtung gegeben werden kann, die kleinen Vorder- und die großen Hinterräder mit sog. Schuhen, die sich auf den Boden legen unter die Räder und senach eine bewegliche Eisenbahn bilden, welche die Maschine mit sich führt. Diese Schuhe sind kleiner oder größer, je nachdem der Boden, auf welchem die Maschine laufen soll, hart oder weich ist. Sie sind so eingerichtet und angebracht, daß bei der Umdrehung des Rades ein Schuh immer liegt und ein anderer stets bereit ist, die Stelle des ersteren einzunehmen, sobald der letztere rückwärts hinweggezogen wird. Der Mechanismus dabei ist so ziemlich dem des menschlichen Beines, in Bezug auf die Gelenke, entlehnt. Wie das Bein, das fortzuschreiten soll, vom Kniegelenk an sich bewegt, mit Zehen, Ferse und Knöchelgelenk, so bewegen sich die einzelnen Schuhe an den Rädern dieser sinnreichen Maschine, deren Wagen und Fortseil nicht bestritten werden wird.

Eine einzige solche Maschine wird soviel leisten als ungefähr vierzig Pferde und auf einer gewöhnlichen Chaussee eine Last von 400 Centnern, auf mehrere Wagen verteilt, eine halbe Meile weit



Ein Dampfwagen mit eigener Eisenbahn.

für etwa zwei und einen halben Neugroschen befördern, vorausgesetzt, daß die Rollen da so billig sind, wie z. B. in England. Vorzugsweise nutzbar dürfte sie freilich in ebenen Gegenden sein, in denen es noch keine Straßen gibt, und für solche ist sie zunächst auch berechnet. Auch hat die russische Regierung, die ihre Augen belanlich überall hat, bereits mehrere dieser Zugmaschinen gekauft, um sie in den russischen Steppen zu verwenden. Eben so sieht der

Erfinder mit einigen südamerikanischen Staaten in Unterhandlung, denn auch diese haben erkannt, wie wichtig solche eigenthümliche Dampfmaschinen, die ihre Eisenbahn bei sich führen, z. B. in den Pampas sein würden. Sie werden da die Anlage von Eisenbahnen unnüthig machen und doch der Uebrig den Vortheil derselben gewähren. Dasselbe gilt von dem westlichen Theile der Vereinigten Staaten, in denen die Anlage von Eisenbahnen des geringsten Bedarfs wegen bedenklich ist, die Beförderung der Waaren

u. s. w. aber auf den gewöhnlichen Ochsenwagen dem wachsenden Bedürfnisse nicht entspricht. Aber auch in unserer Nähe dürften sich Gegenden finden, in denen diese neue Zugmaschine mit großem Vortheile die noch mangelnden Eisenbahnen vertreten würde, z. B. in Ungarn, in den Donauuferstetten u. s. w., überhaupt in dünn besiedelten Strichen, wo Eisenbahnen noch nicht rentiren, raschere und wohlfeilere Transportmittel aber nothwendig und nützlich sind.

## Vergilbte Blätter.

Von Carl von Webers.

Es ist immer ein eigenthümlich, gleichsam wie zur Andacht stimmendes Gefühl für mich gewesen, wenn ich durch das Lesen alter Briefschaften oder Papiere, die die Schriftzüge der längst dahingegangenen Aeuern trugen, in die Vergangenheit mich versetzt denken konnte; und stets habe ich nur mit einer gewissen ehrfurchtswollen Edele dieselben in die Hand nehmen können, einer Edele, etwa ähnlich der, die uns beseligen, wenn wir ein Gotteshaus betreten. — Denn tritt nicht in solchen Hinterlassenschaften der Geist der Vorhergehenden näher zu uns heran? Ist's dann nicht oft, als wenn der Degen der Verklärten unsere heilige Stube füllte? und schämen wir's nicht hinstellen dann wie den Trud ihrer Hand, die sich auf unser schneller und aufgeregt schlagendes Herz bernigend zu legen scheint? — Wenigstens geht's mir wohl so und auch noch kürzlich passirte mir's, als ich in einigen der vielen von meinem Großvater nachgelassenen Papiere blätterte.

Mein Großvater hatte im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts in Göttingen studirt und dort dem Kreise jener jungen Männer angehört, deren Wirken und Streben hauptsächlich dahin zielte, unserer deutschen Literatur eine nationale Selbstständigkeit, unserer Muttersprache aber mehr Heiligkeit und Reichtum zu verschaffen. Dieses Ziel in der Hauptsache durch eigene Schöpfungen zu erreichen suchend, verworfen sie deshalb nicht die Erzeugnisse des Alterthums und die neueren Werke des Auslandes, unter welchen letztern sie vorzüglich den Engländern ihre Anerkennung schenken. Ihre schöne Vereinigung, die sich unter dem Namen des Göttinger Dichtervereins oder des Hainbundes einen anerkanntesten Ruf und wirksame Bedeutung in unserer deutschen Literatur erworben hat, wurde im Jahre 1772 gestiftet; Klopstock war ihr Patrie, der, gegen die sogenannte französisch-schlesische Schule aufzutreten, denselben Kampf kämpfte, dem ihre jungen, begeisterten Herzen entgegenklangen!

— — — Also ich blätterte — ich darf mich wohl so ausdrücken — ich blätterte andächtig in den alten Papieren und, indem ich auch nach einem Album griff, stieß ich auf gar manchen Gebetspruch, der als Unterschrift den Namen eines Dichters jener Epoche trug, — und gerade das gab die Veranlassung zur Niederschreibung und Veröffentlichung dieser Zeilen. — So fand ich gleich auf einer der ersten Seiten folgende mit kräftiger Hand geschriebene Worte:

„Sich nicht rächen, auch da nicht, wo Rache Gerechtigkeit wäre,  
Das ist edel! Erbiden it's, den Verräther lieben!  
Ihn mit getriebenem Wohlthun im Elend erquiden, ist himmlisch!  
Klopstock.

Diermit, mein lieber Vater, empfehle ich Ihrem freundschafftlichen Verden G. A. Bürger, Göttingen, den 26. Sept. 1777.“

Das sind nun 80. Jahre, die seit dem Schreiben der Zeilen verlossen; über 60. Jahre, seitdem Gottfried August Bürger auskämpft und angeduldet hat all' das bittere Verzeihen und Weh', an dem sein Leben so überreich war! Doch sein Name wird durch seine Gedichte fortleben im Munde des deutschen Volkes, dessen Eigentum sie schon zu Lebzeiten des Dichters geworden; hätte Bürger nur seine „Lemore“ gedichtet, sie würde hingegrübet haben, ihm die Unsterblichkeit zu sichern! — Wer aber, wenn er unser Dichters gedenkt, wird nicht unwillkürlich erinnert an seine unglückselige, remanant stängende Zeit mit jenem schwedischen Mädchen aus Stuttgart — Elise Hahn — die ihm in einem Gedichte Herz und Hand angetragen hatte? — Eine Ehe, voll den grenzenlosesten Verden für Bürger, die nach schmerzlichen Pein' wieder getrennt werden mußte.

Vielleicht ist nur wenigen Lesern das kettenfeste Gedicht be-

kannt geworden, und da ich dasselbe gerade unter einem Paare Briefe, die an meinen Großvater gerichtet waren, gefunden habe, glaube ich, dasselbe hier folgen lassen zu dürfen. — Der Brief ist im Jahre 1792 von dem nachmals so berühmten gewordenen Astronomen Darlring geschrieben, dem Entdecker der Planeten Ceres, Pallas und Juno, der, sich anfänglich in Göttingen der Theologie widmend, später im näheren Umgange mit Lehrenberg seinen alten Gang zu den Naturwissenschaften und der Astronomie neu erwachen fühlend, sich diesen Fächern wieder zuwandte und als Professor dieser Wissenschaften den 31. August 1831 zu Göttingen starb — und lautet derselbe seinem ganzen auf diese Sache Bezug habenden Inhalte nach:

„ — — — Wir sprachen auch kürzlich von dem gekrönten Dichter Bürger; Sie hatten das Lied seines Schwabenmädchens an ihn nicht gelesen; hier ist es:

O Bürger! Bürger! elter Mann,  
Der Siecer singt wie Niemand kann  
Von Weib an bis zum Ort.  
Vergibens berg' ich das Gefühl,  
Das mir bei Deinem Vaterland  
Den Nuten schwelkt!

Rein Auge ich von Dir sonst nicht,  
Als nur die Abschrift des Gedicht's;  
Und dennoch lieb' ich das Gedicht,  
Und Deine Zeile fromm und gut  
Ihn Treuer lieber Kralz und Karl  
Entzünden mich!

Es fällt im ganzen Nutenheim  
Von alten Sängern groß und klein  
Nur keine mir die Brust!  
Sie wagt empor wie Hüth der See,  
Es kämpfen stürmend Leid und Weh  
Und Weh und Ruh!

An Wonne, wie an Thränen reich,  
Nur ich, wie oft — es hegt' gleich  
Ihn küssen nicht! ich Diel!  
Es wechelte, wie Dein Gesang,  
Den mir der Hochgefühle Drang,  
Den Alles mich.

O Bürger! Bürger! lieber Mann,  
Der Du und Herz besserer kann  
Mit Schwabenweib und Sinn;  
Rein Gedicht ich! Dich freilich nicht,  
Doch hör, was mein Herz Dir spricht  
Und wer ich bin.

Im Schwaben blüht am Neckarstrand  
Ein schönes, jugendreiches Land,  
Das mich an's Weib gebort;  
Ein Land, worin seit langer Zeit  
Die alte deutsche Weltlichkeit  
Ja haule war.

Da wuchs ich wehthelbend auf  
Und meines reinen Lebens Lust  
Nur zwanzigmal das Jahr.  
Ja Grabe laut mich Vater früh;  
Kann ich mir noch der Himmel die,  
Die mich gedort.

Schon wachend an des Grabes Rand,  
Ergriff sie des Erbarmers Hand  
Ihr gab sie mir zurück.  
Sie küßte mir weiler Hüth,  
Was Wuth mir Natur verlieh,  
Ja meinem Glück.

Bei heiltem Weib, bei freudem Rath  
Ward mir ein Herz, das treu und gut —  
Wen Weh zu sein bekohert.

Nur ecker Liebe dultig's frei,  
Und was es liebt, das liebt es treu,  
Und hält es werth!

Rein lieb — er zeigt vielleicht dem Bild  
Kein Schimmer, und kein Reiterbild  
Der lebenden Natur.  
Ich bin nicht arm, ich bin nicht reich,  
Rein Stand hält meinen Willern gleich  
Die Mittelstür.

Die bin ich, die — und liebe Dich —  
Im schönen Et — bist Du mich,  
Du traust mir Vertrauen.  
Umfänge wohl nach langem Arm  
Ein liebevolles Weib Dann Arm?  
So laum heran.

Denn träten tausend Freier her  
Und hätten Sade Gottes schwer,  
Und Du begehrest mein:  
Dir weigert ich nicht Ders und Dank,  
Selbst um mein liebes Vaterland  
Ihulch' ich Dich ein.

Steht Schwaben-Lieb' und Tren Dir an,  
So laum, Geliebter, fern heran!  
Und wird, o wird um mich,  
Kümm er nicht mich nicht, so ist  
Und lebend mich nicht ja jeder Feind:  
Dich lieb' ich — Dich —

Der arme Bürger ließ sich durch panica fides verleiten, und was aus ihm ward, zeigt sein hönerwäres Dichterhant' ic.

In der That, welcher Unterschied ist zwischen diesem Schwabenmädchen des vorigen Jahrhunderts und den Schönen unserer Gegenwart, die sich — ihr verdammtes, fortreiches liebes „Ich“ — in Zeitungannoncen auf den Markt bringen und ausbieten?

Wir schlagen in unserm Album wenige Blätter um, und finden folgende Zeilen mit blauer Tinte niedergeschrieben, und so zwar, daß die Buchstaben steil, fast von der Rechten zur Linken übergebogen, auf dem Papiere stehen:

„Ach, lieber! und Pracht ist Land,  
Ein ruhig Ders ist unser Heil! — Reich.

Zum Denkmahl der Freundschafft von C. G. S. Hölty aus dem Handverfaß, J. G. O. P. — Göttingen den 8. Februar 1772.“

Wie charakteristisch sind diese Zeilen des Sängers von „lieb' immer Treu und Keilichheit!“ Seine Anspruchslosigkeit, welche auch aus allen seinen schönen Gedichten, die voller Anmuth und Wahrheit des Gefühls, und anmuth, ließ ihn nicht nach jenem „Land“ streben; ihm war's genug, durch Übung von Treu' und Keilichheit und durch Wandelung der Wege Gottes, von denen er „keinen Finger breit“ abzuweichen empfahl, sich ein ruhig Ders zu erwerben. — Auch Hölty's s'arger Lebendweg war voller Dornen; in materieller Beziehung litt er meist an den allermostwichtigen Bedürfnissen Mangel. So konnte er denn auch dem Reime der Kunstlieb, die er in sich trug, im Entschien nicht fröhlich genug entgegen wirken, und starb viel zu früh für uns — kaum 28 Jahre alt — zu Hannover, wo er sein „süßes Grab“ auf dem St. Nicolai-Kirchhofe gefunden hat. Wahrlich, auf unsrer Hölty passen die Worte der Schrift: „Du hast das beste Theil erwöhlt, das soll nicht von Dir genommen werden!“

Witertin finden wir die Worte niedergeschrieben:

„Zu ihm nicht werth, so eine Welt wie tief,  
Daß man ihr eine Träne weint!

Dente Deines Aereandes J. W. Müller aus Ulm in Schwaben, Göttingen, den 1. October 1772.“

Kennzeichen nicht auch diese wenigen Zeilen die überspannt empfindsame, weilschmerzliche Richtung, deren Schöpfer Müller in seinen später erschienenen Romanen war? — Seine Klostergeschichte „Ziqwart“ ist wohl das noch plus ultra jener schmürmerischen, weierlichst weidlichen Empfindsamkeit. Sein schönes lyrisches Talent entfaltet sich übrigens in Göttingen, wo er dem Dainbarnen angehöret, in reichem Maße, und viele seiner Lieder sind ja selbstständig geworden. Zu Ulm 1750 geb., starb er daselbst als Decan und geistlicher Rath 1814.

Von größerem Interesse — gerade in diesem Augenblick — sind auf einem folgenden Blatte die Zeilen des Grafen Stolberg, nach seinem Uebertritte zur katholischen Religion niedergeschrieben: „Die Gründe meiner Ueberzeugung bedarf ich nicht anzugeben, das ist eine Sache zwischen Gott und mir.“ — Stolberg eiferte durch die Kundwerdung dieser seiner Ueberzeugung nicht allein die wichtigsten äußeren Vortheile, sondern auch die freundschaftlich vieler seiner alten Freunde. — Stolberg wurde in dem hochseligen Frieden Bamstedt geboren, stant auch später als Gesandter in Berlin in dänischen Diensten; war also ein Landmann des sätzlich zur katholischen Religion übergetretenen Grafen Dahn, dem man — wenn ich nicht irre — vor Kurzem in einem Blatte nachsagte, er sei der Erste von der hohen Aristokratie Holsheins, der diesen Schritt that, was hiernach zu berichtigten sich würde.

Rech fällt uns auf einem Blatte ein mächtiges „G“ in die Augen, das, mit stumper, breiter Feder geschrieben, brinake ein Drittel der ganzen Höhe des Blattes in Anspruch nimmt; es stammt vom „Bater Weim“ und sein eben nicht sehr geistreicher Sprach lautet: „Thue recht, s'ehne Niemand.“ — Gleim, zu Göttingen den 29. Juni 1771.“

Er war zu jener Zeit schon Democretair in Halberstadt und hatte der Waisenstadt wohl zur einen Besuch abgesehen!

Viele Namen, die sich einen weit über die Grenzen Deutschlands reichenden, berühmten Klang erworben haben, treten uns auf den vergilbten Blättern noch entgegen. — Jene Wänner, die durch ihr segensreiches Wirken als Lehrer der Georg's Augustia jenen unvergänglichen Glanz verliehen, der bis in die fernsten, baulichsten Theile der Erde seine lichtvollen Strahlen sentte, — ein Glanz, den auch die Stürme der fröhlicher und vierziger Jahre doch nicht haben vernichten können — jene Wänner verewigten es nicht, dem damaligen Bruder Studio ein Blatt der Erinnerung zu weihen. — Da finden wir die Namen eines Schläger, Deyne, Käßer u. s.; auch Herber, der einmal eine Professur in Göttingen annehmen wollte, schreibt, vor der Abreise von Göttingen den 21. Febr. 1772“ die Worte Klopstock's auf ein Gedichtblatt:

„Das eckste  
Bedenkt ich Augen. Weierwerde  
Bedenk antichid; die Tagelassen!  
Alein sie soll auch dieier Unberichtiget  
War wenig achsel!“ —

## Blätter und Blütgen.

Wie man in Paris Größen macht. Siemlich sicher vertraut mit den Anhalten, die dem höchsten Velle Daxellen einer geistigen Erhebung sind, unternehmen ich es heute, an Exzellenz, und meinen Zuhörern in der Rue Rivoli Ihnen einen Bericht über die laubere Wirtshaus zu senden, welche in den weissen und achtabarben Bedatern der Kaiserstadt beridht. Vier ranschen die Lage unter Specialitäten dahin, von denen eine immer geschnaubter als die andere ist. Eine Theatergesellschaft spielt, um ihren Director frei zu haben, der wohl schickliche Geanten verschiederer Rechengesellschaften selgenommen worden ist. In einem andern kleinen Theater sind die Decorationen von den Gläubigern besetzt worden. Ein Künstlerlich aller Willest in künftigen Paris Theater sind Freiliches für Obengasse, Kritiker und Vorbudier, die sogenannten „Amateure“, und vor Allem für die berühmte „Gloane“, von denen ich anssüßlicher erpähle, soweit es für Ihre Veler interessant ist. Ein einziges Theater mit 500,000—600,000 francs Jahresumnahme gab an 100,000 Preiswille aus, und die meisten versichig die heutige Oberbüste der „Gloane“, inreß der kleinere Theil als Gesang für Villereux, Entrepreneurs, Journalrepositionen und Beamte des Theaters verwinthete.

Sonderbar ist, wie in dieser Theaterwelt Größen geblaffen werden. Die Guch ist's doch nicht wohl möglich, das Gute s'ichst und Schleiches gut zu heißen. Hier geht's; und s'ichst Wänner wie Roger,

die, drei Licht beseden, gar nicht so bedeutende Seldien sind, verstanden dem mächtigen Anbuhre der klause Ihren Verschleiden. — G' mag bei Ihnen auch wohl verkommen, daß eine weltliche Couillere aus ein laubz Talent, um seinen äußeren Erfolg's s'ichere zu sein, zwanzig ober dreißig Willest an seine Freunde, „Amateure“, ausbeutet, welche nun bei Effectstellen, oder wohl gar schon vom Antreten tapfer starcken. Dies Wänner aber zu einem berühmten Gefeldt, zu einem Ding der Speculation, des Osterwerts auszubilden, das will in Deutschland nicht gut angehen, weil nicht an eheben sein in Berlin, der „Platz der Intelligenz.“ — In Paris heist die große Schlammeiter der mischbarben Klauher mit ein em Willest la cloaque, und wenn sie auch den Kenner nicht besidht, die Menge wird oft hintergehen. Seit zwanzig Jahren eme befehdt dies einträgliche Gewerbe mit all seinen Geleien und seinen Verwickeln, dem sich sogar fremde Gesellschaften fügen müssen. So litt im Sommer 1857 das damals hier splendete „deutsche Theater“, unter dessen Verwaltung Frau Schultze-Beimung glänzte, gar sehr unter solcher Schamille.

Da zu meisten Paris Theater eine gesellschaftliche Speculation sind und letzterer Ertöskänkligkeit durchbringen kann, so liegt es auf der Hand, daß man alle Winkel in Bewegung legt, sich Kunstschick zu machen und sich dieie, wenn sie erlangen, zu erpähren. Erst wurde aus Fortliche applandirt, dann „aus Freilichheit.“ Endlich gab man den Klauheren se-





Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteur F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1/2 bis 2 Bog. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

## Ein Kirchhofsgeheimniß.

Mittheilung vom Verfasser der „neuen deutschen Zeitschrift.“  
(Fortsetzung.)

Der Amtmann trat mit dem Schließer auf die Seite. Dort machte derselbe seine Meldung, leise, lange. Der Amtmann blieb unbeweglich. Seine Miene in seinem Gesichte zeigte, daß er etwas Anderes, als eine gewöhnliche dienstliche Anzeige, entgegen nehme. Auch der Schließer sprach mit großer Ruhe. Nur ein einziger unbewachter Seitenblick auf mich verräth mir, daß er von mir sprach. Handelte es sich um mein nächstliches Abenteuer? Das schien mir gleich darauf das Benehmen des Amtmanns zu bestätigen.

Nach Beendigung seiner Unterredung mit dem Schließer trat er zu mir zurück. Er war ruhig und höflich wie vorher. Nur glitt ein leise forschender Blick um unwillkürlich aus seinem Auge über mein Gesicht, und etwas kälter und zurückhaltender schien er mir doch geworden zu sein.

„Ich bedauere,“ sagte er zu mir, „Sie nicht in die Gefängnisse begleiten zu können. Ich erhalte in diesem Augenblicke eine Mittheilung, die mich abhält. Es ist mir übrigens sehr angenehm gewesen, einen so intelligenten und strebsamen jungen Beamten kennen gelernt zu haben.“

Da hatte ich zugleich meinen Abschied von ihm.

Ich dankte ihm für seine Freundlichkeit, drückte ihm, sein Compliment erwidrend, meine Bewunderung über Ordnung und Vortrefflichkeit seiner Einrichtung des Amtes aus, und schied von ihm. Er führte in seine Wohnung im Klostergebäude zurück. Ging er wirklich dahin, oder welches andere Ziel verfolgte er?

Wohin führte der Schließer Martin Kraus zu den Gefängnissen. Ich war sehr neugierig, ob sich diese in der That nicht auch der Kirche, nach dem Kirchhofe, nach der Gegend meines nächstlichen Abenteurers hin befinden würden.

Sie lagen nicht nach dieser Seite, sie lagen, wie schon der Wirth mir gesagt hatte, in der völlig entgegengesetzten Richtung, nach der Stadtseite; die sämtlichen Klostergebäude befanden sich zwischen ihnen und der Kirche mit dem Kirchhof. Jenes Anlagen konnte also auch einem Gefängnisse nicht hervorgegangen sein, oder das Amt mußte mehrere Gefängnisse haben.

Der Schließer Kraus hatte nach der Entfernung des Amtmanns ganz die finstere Miene der vergangenen Nacht. Er sah nur nicht drohend aus. Dafür war er völlig schweigsam. Er führte mich, ohne ein Wort zu sagen, in das Gefängnis, in die einzelnen Gefängnisse. Auf meine Fragen gab er nur die allernüchternste Auskunft.

Gefängnisse und Gefangene boten nichts Bemerkenswerthes dar, nur daß auch hier überall die größte Ordnung, Pünktlichkeit

und Ruhe herrschte. Ein strenger, aber zugleich humaner Geist mußte auch hier walten.

Die Besichtigung war bald vorüber.

In dem Zellen, im Gegenwart der Gefangenen hatte ich aber Anderes mit dem Schließer nicht sprechen können. Auch jetzt mußte ich jede Frage über unser nächstliches Begehren für überflüssig halten. Er stand zwar vor mir wie ein Untergeordneter, der seine Entlassung erwartet. Aber sein finstres Gesicht sprach den festen Entschluß aus, mir auf keine Frage eine Antwort zu geben. Ich entließ ihn.

Und wie Vieles hätte ich ihn fragen mögen! Wie Vieles den Amtmann, der so plötzlich mich entlassen hatte! Wie Vieles die Leute in den Städtchen, die aber nichts wußten, als daß es auf dem Kirchhofe spulte!

Aber daß ich hier ein Geheimniß zurücklassen müßte, wahrscheinlich ein furchtbares Geheimniß, um das vielleicht nur zwei Menschen wüßten, der finstere Gefangenwärter und der peinlich-erdeltliche, gerechte, humane, aber doch auch kalte, gemessene Amtmann, das fernher aller Vermuthung und Berechnung nach nur irgend ein gefangen gehaltenes Wesen betreffen könnte, darüber war ich nicht in dem mindesten Zweifel mehr.

So reiste ich ab.

Sechs Jahre waren seitdem verfloßen. Ich war nie wieder nach Z. gekommen. Ich hatte nie wieder etwas über mein dortiges Abenteuer gehört. Lesso öfter hatte ich daran denken müssen.

Meine Mutter hatte auch nie wieder etwas von Nettchen Thalmann gehört. Ob sie noch oft an sie gedacht hatte, weiß ich nicht. Ich war schon seit mehreren Jahren wohlhabender Antiquarier in der Nähe meiner Heimath.

Eines Tages erhielt ich ein mit „sehr eilig“ bezeichnetes, an mich persönlich gerichtetes Rescript aus dem Ministerium der Justiz und des Innern. Es war darin der Befehl für mich enthalten, mich Angesichts dieses nach Z. zu begeben, um an Stelle des pflanzlich und schwer erkrankten künftigen Amtmanns die Direction des Amtes zu übernehmen. Der Postlauf von der Residenz nach Z., hieß es ferner in dem Schreiben, sei ein langsamer; wahrscheinlich sei daher die gleichzeitig an das dasige Amt abgesandte Benachrichtigung von dem mir gemachten Auftrage dort bei meiner Ankunft noch nicht eingetroffen; ich habe dann gleichwohl sofort die Geschäfte zu übernehmen, und durch Verzögerung dieses Rescripts mich zu legitimiren.

Der mir ertheilte Auftrag war, bei meiner Jugend an athenischen wie an dienlichen Alter, eine große Auszeichnung. Sie beschloß gleichwohl meine Veranlassung so sehr, als das mit neuer Straft und Lebendigkeit vor mich hindretende Geheimniß, das ich vor sechs Jahren in Z., in dem Amte zu Z., hatte zurücklassen müssen. Jetzt mußte ich den Schlüssel zu ihm finden.

Mit dieser Gewissheit reiste ich gleich nach Empfang des Ministerialscriptes ab. Ich war noch unverheiratet. Meine gute Mutter lebte nicht mehr. Ich hatte keinen einzigen schweren Abschied zu nehmen.

Es war an einem Sonntag Abend, als ich in Z. eintraf. Ich konnte an demselben Tage in meine neuen Geschäfte nicht mehr eintreten. Es war schon spät, ich mußte also fürchten, die Beamten nicht bei der Hand, nicht einmal in ihren Wohnungen zu finden. Und ich wollte überraschen, um jenes Geheimnisses willen, daher vor Allem die Gefängnisse, den Gefängnisdwärtler, den Schließer Martin Kraus, wenn er noch am Leben und im Amte war. Deshalb gab ich mich auch an dem Abende in dem Wirthshaus nicht fund, und ließ mich vor Niemandem sehen.

Ich war in dem nämlichen Gasthose abgestiegen, der mich vor sechs Jahren aufgenommen hatte, denn es gab keinen andern in dem Städtchen. Es war ein neuer Wirth, da er mich nicht kannte.

Am folgenden Morgen, gleich nach acht Uhr, der Zeit des Beginnes der Bureaustunden, begab ich mich auf das Amt. Ich wollte zugleich sehen, ob der strenge Ordnungsgestalt des Amtmanns auch während seiner Krankheit nachwirkte. Er wirkte nach. Alle Beamten waren auf ihrem Plaze.

Ich ließ mich in dem ältesten Kaffeehaus führen, der bis zu der Uebernahme der Geschäfte durch mich einwirkte die Direction des Amtes führen mußte. Der Diener, der mich führte, kannte mich nicht, auch der Kaffeehaus nicht; er hatte mich bei meiner früheren Anwesenheit nicht gesehen.

Der Kaffeehaus war eine aufgelassene Null, eine Schreiberecke, wie man ihrer leider auch in dem Kaffeehaus so viele findet. Als interimsfähiger Chef hatte er sich doppelt aufgelassen. Er empfing mich heimlich in seinem Arbeitszimmer; er stand nicht auf, er sah kaum nach mir auf.

„Wer sind Sie? Was wollen Sie?“

Ich überreichte ihm schweigend mein Ministerialscript. Da floß er freilich schnell genug in die Höhe, und er war nicht bloß mein geforsamelter, er war mein unterthäniger Diener, der nur unterthänig fragte, was in meinen Absichten liege.

„Ich bitte nur“, erwiderte ich ihm, „daß Sie, nach Inhalt des Ministeriums, mir sofort die Geschäfte übergeben.“

„Zu Befehl. Kommt befehlen der Herr Amtmann den Anfang zu machen? Mit den Cassen?“

„Ich bin kein Amtmann; ich bin Amtsaufsesser, wie Sie.“ „Gehorsamster — unterthänigster Diener. Also zuerst die Cassen, befehlen Sie?“

„Ich denke, zu ihnen gehen wir später, damit die Reckanten unterdeß ihre Abschlüsse machen können.“

„Sie könnten aber auch unterdeß Unrichtigkeiten, selbst Malversationen vermeiden.“

„Ich halte die Menschen nicht eher für schlecht, als bis ich sie für schlecht erkannt habe.“

„Ah, ah, im Beamtenleben —!“

„Die Beamten sollten die Besten unter den Guten sein.“

„Achtlich, freilich!“

„Aber wenn ich bitten darf, so machen wir den Anfang mit der Uebergabe der Gefängnisse.“

„Wie Sie befehlen.“

Er fandte den Diener, der mich zu ihm geführt hatte, zu dem Schließer.

„Wohin Sie auf der Stelle den Schließer hierher“, befahl er bloß. Einen Namen nannte er nicht. Ich erwartete fast klopfenden Herzens, ob ich Martin Kraus werde eintreten sehen. Ich erkundigte mich unterdeß nach dem Befinden des Amtmanns.

„Er ist sehr schwach“, erwiderte mir der Amtsaufsesser. „Er hatte plötzlich eine Augenentzündung bekommen. Sowohl der Arzt des Städtchens, wie ein herbeigekommener Arzt aus der benachbarten größeren Stadt haben ihn aufgegeben. Er kann höchstens noch drei Tage leben.“

„Hat er Familie?“ fragte ich.

„Nur eine Tochter. Er ist schon lange Wittwer.“

„In welchem Alter ist die Tochter?“

„Sie wird ungefähr zwanzig Jahre zählen.“

Was es jenes schöne, heilige, leichenschaftliche Mädchen, das ich an der Tageszeit so traugig bei dem blauen Schreiber gesehen, das sich nun so heilig und doch so liebevoll zärtlich des köstlichen jungen Mannes angenommen hatte?

Der Schließer trat ein. Es war der alte Martin Kraus. Er war in den sechs Jahren nicht älter geworden, war noch eben so fröhlich und eifrig, wie damals, als ich ihn zum ersten Male sah, und sah auch noch eben so süßher, verschlossen und schwermüthig aus. Aber als er mich erblickte und sofort erkannte, da schrak er plötzlich und heftig zusammen, und als der Kaffeehaus ihm dann erklärte, daß ich der neue Vorgesetzte des Amtes sei und jetzt gleich mein Amt antreten und zuerst die Gefängnisse mir übergeben lassen wolle, da saß der tiefsichtige, kräftige Mann ineinander, daß er sich kaum anrecht halten konnte; er schien in einer Secunde um zehn Jahre älter geworden zu sein.

Was war das? Hier mußte ich zu meinem Geheimnisse kommen.

„Zugleich befehlen der Herr?“ konnte er kaum fragen.

„Ich wünsche es“, sagte ich.

„Gewiß!“ rief befehlend der Kaffeehaus, der noch, indem er mir das Amt zu übergeben hatte, als erster Beamter befehlen konnte.

Martin Kraus mußte gehorchen. Er gehorchte; er saherte aus, als ob er und zum Richtplatz, zu seinem Richtplatz: führen sollte. Auf dem Wege erholte er sich jedoch nach und nach, als wenn näheres Nachdenken ihm eine plötzliche Hoffnungslosigkeit genommen habe. Auch in den Gefängnissen waltete nach der Best des Amtmanns; überall die frühere Ruhe und Ordnung. Von den Gefängnissen, von denen keiner über ein halbes Jahr lang saß, hatte kein einziger eine Klage zu führen, weder über seine Unterjochung, noch über seine Behandlung in der Haft. Das Gefängnißgebäude war das ruhiger. Es lag für sich allein, von den übrigen Kloster- oder Amtsgebäuden getrennt, von einer hohen Mauer umgeben. Tag zwischen ihm und dem Kirchhofe sich die sämtlichen anderen Gebäude des Amtes befanden, aber ich schon gefaßt. Ich ließ mich in jeden Raum des nicht weißlichigen Hauses führen, immer an mein Geheimniß denkend. Ich fand nirgends etwas Verdächtiges, nirgends eine Spur, daß in einem der Räume jemals ein Mensch etwa in verborgener Gefangenhaft gehalten sei. Ich mußte den Schlüssel zu dem Geheimnisse anderswo suchen. Nur in der Nähe der Kirche und des Kirchhofes konnte er auch jetzt noch zu finden sein.

Weiter konnte ich ihn dort nicht folgen lassen; ich mußte mir die sämtlichen übrigen Geschäfte des Amtes übergeben lassen, und das nahm den ganzen Tag weg.

Welche Vorbereitungen und Verbindungen konnte nicht unterdeß der Schließer Martin Kraus treffen, der auch den Schlüssel des Geheimnisses hatte! Hatte sich darauf seine plötzlich erwachte Hoffnung gebaut?

Außer dem Schließer fand ich bei meiner Einführung in das Amt noch zwei andere Bekannte wieder. Der Actuarius mit dem rothen Gesichte und den rothen Haaren schien seine Kanlei mit eben so thätiger Dienstfertigkeit zu übernehmen, wie vor sechs Jahren. Und der so köstliche Schreiber Karl Brunner, der Schülbling der schönen Amtmannstochter, sah noch an seinem alten Plaze an dem Kanleisende. Er war noch mehr in die Höhe geschossen; aber auch seine Brust war noch mehr eingesunken und sein heftiges Gesicht bedeckte rund um die heftige Kehle auf der Spitze der Vorderlenden eine suchtsüchtige Blässe; sein Athem war kurz, beschwerlich, man glaubte zu hören, wie jeder Zug sich mühsam durch verhärtete Lungen hindurcharbeiten müßte. Und der arme Mensch mußte noch immer die traurige Brust über den Schreibstisch krümmen!

Er stand mit jenem Geheimnisse in Verbindung. Auch dieses sein Schlüssel?

In sein Gesicht schloß wieder eine dunkle Kehle, als er mich erkannte; dann wurde es so leichenblau, daß selbst jene verächtlichen roten Flecke verschwand. Aber weiter schreiben konnte er. Hatte der dosterische Eifer des Actuar ihm das seitdem gelohnt? Der rothe Mann — es war wenigstens mit zunehmendem Stolze, daß er weiter schrieb.

Die Uebernahme der Geschäfte war beendet. Ich hatte mit Ungeduld das Ende abgewartet.

Seit sechs Jahren hatte mich der Gedanke nicht verlassen, daß in den Räumen des Amtes auf geheimnißvolle Weise eine gefangen

Person verbergen gehalten werde; daß der Amtmann und der Schliefer darum wissen; aber auch nur diese beiden; daß auch nur diese beiden darum wissen dürften, daß ein sehr wichtiger Grund vorliegen müsse, das Geheimniß zu betrauen, wahrscheinlich zugleich ein neues Verbrechen zu dem Gefangenen, wenn dieser überhaupt ein Verbrechen begangen hatte.

Beide Beamte wußten aber auch, daß ich eine Ahnung von dem Geheimnisse hatte. Ich hatte sogar schon einmal den Versuch gemacht, meine Ahnung zur Gewissheit zu erheben. Ich hatte es damals aufgeben müssen; nur hatte jedes Mittel dazu gefehlt.

Freute, wenn das Geheimniß noch bestand, wie leicht konnte ich als Vorgesetzter des Amtes alle Mittel dazu mir verschaffen, wenn diese nicht schon vor meiner Ankunft besetzt waren oder schnell nach meiner Ankunft besetzt wurden! Und daß das Geheimniß noch bestand, daß der Gefangene — wie ich nun einmal meinte — noch immer in seiner verbergenden Haft war, darüber hatte das Erschrecken des Schließers mir keinen Zweifel gelassen.

Man hatte aber auch vor meinem Eintreffen schwierig an Befestigung jener Mittel denken mögen.

Der Amtmann lebte noch. Daß das Ministerium einen fremden Beamten zu seiner Stellvertretung schicken werde, daran hatte Niemand gedacht. Wäre man aber auch darauf vorbereitet gewesen, so hatte dies wenig zu sagen; denn wie außer dem Amtmann und dem Schliefer kein anderer Beamter des Amtes das Geheimniß nur geahnt hätte, so konnte auch ein neuer Beamter nicht gekümmert werden, der nicht schon einen Verdacht mitbrächte.

Das war einzig und allein ich, und ich war völlig unerwartet gekommen.

Freilich, auf desto mehr Eifer und Eile zur Verbergung des Geheimnisses seit meiner Ankunft mußte ich rechnen. Aber der Amtmann lag auf den Tod krank; nur der Schliefer allein konnte mithin handeln. Er war indess den ganzen Tag beschäftigt gewesen und hatte sich überdies immer beobachtet wissen müssen. Meine Anwesenheit hatte sämtliche Beamte sogleich in den Gebäuden zurückgehalten; selbst Neugierige hatten sich eingekümmert. So hatte er am Tage schmerzliche Zeit und Gelegenheit gehabt; erst der Abend konnte ihm diese bringen, und er mußte sie ihm auch bringen; er mußte dann aber auch mir Licht bringen.

So hatte ich combiniren müssen, welche während der vielen Geschäfte, wie mit der Uebernahme meines Amtes verbunden waren; so mußte ich nach deren Beendigung combiniren.

Aber welchen Weg sollte ich einschlagen, um zu dem Lichte zu gelangen? Wir standen mehrere Wege zu Gebote.

Der erste war, dem Schliefer Alles, was ich wußte, meinen ganzen Verdacht getradiren auf den Kopf zuzusetzen und ihn zur sofortigen Enthüllung der Wahrheit und Nachweisung des Gefangenen aufzufordern, für den Fall der Weigerung ihm die strengste Nachsicht und, bis diese ein Resultat geliefert hätte, seine Einstellung in seinem amtlichen Functionen anzubieten; dieser Weg war der gerathe. Es war von ihm am sichersten ein Resultat zu erwarten, schon darum, weil bei einer Entfremdung des Schließers aus seinen Amtverrichtungen und aus dem Amte der verbergende Gefangene nothwendig dem Verhängung ausgesetzt war und sein Tod im Falle einer Entdeckung ihm, dem Schliefer, als einem Mörder zur Last fiel. In einem Nothe hielt ich ihn nicht fähig. Allein das Alles setzte voraus, daß wirklich ein verbergender Gefangener da war, und dafür hatte ich keinen einzigen thatsächlichen Anhalt, nichts als persönliche Vermuthungen. Wie leicht konnten diese mich täuschen! Und hätten sie mich getäuscht, so hätte ich mich auf die alleinmögliche Weise von der Welt lächerlich gemacht und nicht nur meine Stellung in Z., sondern meine beamtete Laufbahn für immer verberben.

Die beiden nächstfolgenden Wege betrachtete auf der gemeinsamen Voraussetzung, daß der Schliefer entweder den Aufenthaltsort des Gefangenen oder den Weg dahin noch verbergender als bisher machen oder den Gefangenen an einen noch verbergeneren Ort bringen werde. Beides konnte allerdings nur innerhalb des Umfangs der Amtes, oder ehemaligen Klostergebäude geschehen. Ich konnte es aber in zweierlei Weise bestreiten. Einerseits, indem ich selbst im Innern der Gebäude mich auf die Vater stellte; aber es waren der Gebäude so viele, und es war mir völlig unbekannt, welches das rechte war. Andererseits konnte ich mich auf den Kirchhof aufstellen, um, wenn auch nicht wieder die Klagen jener Vätermacht, doch mindestens ein Geräusch der jedenfallig in der Nähe

des Kirchhofes unter der Erde vorzunehmenden Arbeiten zu hören. Allein theils war es auch hier ungenügend, ob ich die richtige Gegend des Kirchhofes treffen werde, theils lief ich Gefahr, die ganze Nacht ohne Resultat auf dem Kirchhofe zubringen zu müssen, um demnach vielleicht durch irgend einen Zufall entsetzt und zum Gespötte zu werden. Zudem waren beide Wege keine grade, offene.

Es blieb mir nur ein vierter Weg übrig. Er war zugleich ein effener und er konnte mich nicht compromittiren. Diesen schlug ich ein.

Es war schon dunkel, als meine Geschäfte beendigt waren.

Ich ließ den Schliefer Martin Kraus zu mir rufen. Er kam mit seiner finstern, verschlossenen, unbedringlichen Miene und erwartete schweigend, was ich ihm befehlen würde.

Ich sagte ihm nichts auf den Kopf zu; ich wußte ja auch nichts. Aber ich sagte zu ihm:

„Schliefer Kraus, Ihr seit der älteste Beamte hier am Amte?“

„Ja Befehl, Herr Assessor.“

„Wart Ihr schon vor dem Herrn Amtmann hier?“

„Zehn Jahre früher.“

„Und wie viele Jahre seit Ihr im Ganzen hier?“

„Zwanzig.“

„Nimmer als Schliefer?“

„Die ersten acht Jahre als Schlieferknecht, dann als Schliefer.“

„Ihr habt zur Zeit keinen Schlieferknecht?“

„Ich verache den Schlieferknecht allein. Mein Vorgänger war krank, darum hatte er einen Anecht zur Hüfte.“

„Ihr kennt die sämtlichen Amtsgebäude hier wohl genau?“

„Ja Befehl, Herr Assessor.“

„Ich wünsche, sie ebenfalls kennen zu lernen. Ihr führt mich wohl umher?“

„Ja Befehl.“

„Dort gleich.“

„Ja Befehl.“

„Dort eine Laterne herbei, oder gleich zwei; wenn die eine ausgeteilt, bleib die andere.“

„Ja Befehl.“

„Habt Ihr eine Blendlaterne?“

„Ja Befehl.“

„Bringt sie mit, und dazu eine größere.“

„Ja Befehl, Herr Assessor.“

Er ging.

„Ja Befehl! Ja Befehl, Herr Assessor!“ Ich hatte fast keine anderen Worte von ihm gehört. Sie waren immer mit besetzten festen, unzerstörlichen Ruhe gesprochen. In dem finstern, dunkeln Gesichte hatte sich nichts bewegt.

Er war nach wenigen Minuten mit den zwei Laternen wieder da. Ich nahm die Blendlaterne.

„Wo hin befehlen der Herr Assessor zuerst?“

Ich hatte mir schon am Tage während einer Mittagspause die Lage der sämtlichen zu dem Amte gehörigen Gebäude wiederholt betrachtet. Sie bestanden aus dem ehemaligen eigentlichen Kloster. Es war ein Langes, gerades Gebäude, in welchem sich jetzt die sämtlichen Geschäftsbureau und die Wohnungen der höheren Beamten befanden. Links von ihm, ein wenig entfernt, lag das Gefangenhaus, isolirt und mit einer hohen Mauer umgeben. In ihm hatte zugleich der Schliefer seine Dienstwohnung. Rechts vom Kloster, mit seiner ganzen Front quer vorliegende, befand sich ein großer, hoher Speicher; er diente both zur Aufnahme und Aufspeicherung der an das Amt als Rentamt eingelieferten Naturalien, Roggen, Weizen, Gerste und anderer ländlicher Producte. Er war unbewohnt. Rechts von ihm, wieder durch einen Zwischenraum von ungefähr zehn Schritten getrennt, stand die alte Klosterkirche; sie war verfallen und wurde zu nichts mehr gebraucht. Zu ihrer rechten Seite, nach einem Zwischenraume von ungefähr zwanzig Schritten, lag ein langes Gebäude, das zum Aufbewahren der Wirtschaftsvorräthe für die Beamten des Amtes und für die Gefangenen, zu Stallungen und Remisen diente und in dem zugleich die Unterbedienten des Amtes ihre Wohnungen hatten. Sämtliche Gebäude lagen in einem länglichen Viereck; der Platz in ihrer Mitte war ein freier Hof. Durch diesen gelangte man in ein eisernes Gitterthor zur Residenz des Gefangenhauses, mithin so, daß, wenn man durch das Thor trat, man links zuerst das Gefangenhaus, dann das ehemalige Kloster, jetzt sogenannte Amtshaus, darauf gerade vor sich den hohen Speicher, sodann rechts, gerade dem

Ambause gegenüber, die Kirche, und hierauf neben dieser, dem Gesangshause gegenüber, das Wirthschaftsgebäude vor sich sah.

Der hohe Speicher und die Kirche stiegen mit ihren Rückseiten an den alten Klosterkirchhof, der zugleich ein Gemeindefriedhof gewesen war, jetzt aber gleichfalls nicht mehr gebraucht wurde.

Das Ganze war nach außen von einer hohen, dicken Mauer umschlossen, jedoch nicht überall. Die nach außen vorspringende Kirche stand frei; der Garten des Ambauses, unmittelbar hinter diesem gelegen, war nur mit einer dichten Laubbepflanzung umgeben.

„Wohin befehlen der Herr Kämmerer zuerst?“ hatte mich der Schließer gefragt.

„Zu dem Speicher. Ihr habt doch die Schlüssel?“

„Zu Befehl.“

Er führte mich zu dem hohen Speicher.

Wir Beiden waren ganz allein; ich hatte keinem Dritten von der Besichtigung etwas gesagt und mußte auch beweisen, daß der schwedische Schließer davon gesprochen hatte.

Der Speicher war ein altes Gebäude, noch aus den Zeiten des Klosters. Er hatte aber auch schon damals wohl nur seine heutige Bestimmung gehabt. Er bestand in allen seinen drei Stockwerken nur aus fast regelmäßigem, ungeheuren Räumen zur Aufnahme jener Naturalien. Es war jetzt September; sie waren beinahe sämtlich gefüllt.

In einen geheimen Versteck konnte man hier kaum denken. Überall lagen die Räume, so weit die Verträge nicht in die Höhe reichten, nackt und kahl da; nirgends ein Zeichen, daß eine geheime Thür, eine verborgene Treppe verbauten sein könne.

„Zu der alten Kirche, Schließer!“

„Zu Befehl, Herr Kämmerer!“

Immer der gleichmäßig ruhige, feste Ton.

Wir gingen zu der Kirche. Speicher und Kirche stiegen, wie gesagt, an den Kirchhof. Ersterer war nur durch die hinter ihm laufende Mauer davon getrennt und letztere grenzte unmittelbar daran. Beide lagen sehr dicht an einander; der Zwischenraum trennte die Mauer gleichfalls von dem Kirchhofe.

In dem Speicher, in dem Zwischenraume, in der Kirche, nur in einem dieser drei Räume konnte der Ort oder der Eingang zu dem Orte sich befinden, an welchem ich vor sechs Jahren das Wichtigste gehört hatte. In dem Speicher hatte sich mir keine Spur eines Verdachtes gezeigt; auch jener Zwischenraum zeigte keine. Ich besichtigte ihn genau, ich leuchtete mit meiner Laterne überall hin; der Schließer mußte überall das Licht der Feinigen hinfallen lassen. Der Boden bestand aus harter, fester Erde, die vielleicht seit Menschenzeiten nicht aufgewühlt war. Die Steine der Mauer saßen fest, wie sie vor ein paar Jahrhunderten zusammengemauert waren.

„Schließt die Kirche auf, Schließer.“

„Er schließt sie auf.“

Die Kirche hatte, wie ich schon früher bemerkt, nach dem Kirchhofe hin zwei Thüren, ein großes Portal und ein Vorträch, das, wie ich meinte, in die ehemalige Sacristie geführt hatte. Nach dem Kloster, jetzt Amtshofe hin hätte sie ein zweites Portal, es hatte wohl den Haupteingang für die Weiblichen, für Processionen und andere fröbliche Feiertagszeiten gebildet. Weiter, als diese drei Thüren, waren nicht da.

In früheren Zeiten hatte ein bedeutend vorgezogenes unmittelbar aus einem oberen Stockwerke des Klosters aus ein verschlossenes Empor der Kirche geführt; er war nur für die Nonnen bestimmt gewesen. Seit Aufhebung des Klosters war er abgerissen und der Eingang vermauert. Der Schließer Martin Kraus schloß das Portal am Besse an. Dabei machte mich ein Unstund stutzig. Das Schloß öffnete sich leicht; das Thor drehte sich ohne Geräusch in seinen Angeln. Es mußte also oft, auch in neuester Zeit aufgeschloffen sein. Dennoch war die Kirche außer allem Gebrauch.

„In wessen Gewahrsam befindet sich der Schlüssel zu der Kirche, Schließer?“

„Ich führe die Schlüssel zu allen Gebäuden.“

„Warum?“

„Ich bin der Schließer für Alles.“

„Kommt Ihr oft in die Kirche?“

„Zu Befehl.“

„In welchen Verrichtungen?“

„Ich lasse hier die Kleintierställe der eingebrachten Gefangenen reinigen. Der Ort ist am abgelegenen.“

Wir traten in die Kirche ein.

Es war eine gewöhnliche alte, verfallene, zum Theil abichtlich zerstörte Klosterkirche. Sie war nicht groß; sechs laible, etwas plumpe Säulen bildeten das Schiff; das Gher mit dem Hochaltar war eine große, leere Nische; Emporbühnen, in denen früher hinter Gittern die Nonnen ihre Andacht verrichtet hatten, waren abgebrochen; einzelne Nischen in der Mauer zeigten kaum noch an, wo sie sich befanden hatten. Ein Schmid, nur eine Spur, daß irgend ein Kirchenhändler vorhanden gewesen sein könnte, war nirgends mehr zu sehen. In den hohen Bogensfenstern befand sich keine einzige Scheibe mehr; selbst die Fensterkränze waren nur noch hin und wieder da. Das Ganze war so vollkommen zerstört, so nackt, so kahl, so vollständig profanisch, daß selbst die schwache, ungewisse, schwankende Beleuchtung der beiden Laternen an dem späten Abend in dem ehemaligen Gotteshause keinen Eindruck, weder auf Gefühl, noch auf Phantasie machen konnte. Man sah sich eben nur in einem nackten, kahlen, wüsten Raume. Zum Ueberflusse waren im Gher ein paar Stühle, wie zum Trostchen von Wäpse, aufgespannt; auf einem lag ein altes, zerrißenes Hemd.

Ich nahm mir nicht die Zeit, Betrachtungen über den Wechsel und Verfall der menschlichen Dinge anzustellen, auch der Gotteshäuser. Ich durchschritt, von dem Schließer gefolgt, die ganze Kirche und besah überall den Erdboden und die Mauern; weiter war freilich nichts da zum Sehen. Aber Mauern und Erdboden waren auch hier überall fest und hart, und wie seit Menschenzeiten, vielleicht seit Jahrhunderten nicht gerührt und gerührt. Da konnte gleichfalls nirgends ein heimlicher, verborgener Versteck sein. Ich unterwarf zuletzt die beiden Thüren, die aus dem Kirchhof führten, meiner Untersuchung.

Das große Portal, eine Nügelthür von alten, dicken, überall mit ungeheuren Nägeln beschlagenen Eichenholze, lag in festem Verschlusse. Auch von innen zeigten zahllose Spinnweben, wie lange sie nicht länger geöffnet gewesen sein.

„Habt Ihr den Schlüssel zu der Thür, Schließer?“

„Es ist kein Schlüssel für sie da.“

Wir gingen zu dem kleinen Vorträch. Es führte nicht, wie ich vermuthet hatte, in die ehemalige Sacristie, sondern in eine ehemalige Citronenapelle der Kirche, die auch nach innen mit dieser durch eine jetzt zerstörte Thür verbunden war. Wir traten in die Capelle. Sie war kahl und nackt, wie die Kirche; Boden und Mauern darin waren fest und hart, wie in dieser.

Ich untersuchte die Thür, jenes aus dem Kirchhof führende Vorträch. Von außen war es mit Brettern beschlagen gewesen; so war es auch von innen der Fall. Aber ich verfuhrte ein dieser Bretter. Ich sagte es hart an, brühte und schied daran, und auf einmal war es mir, als wenn es nachgibt, als wenn es sich schieben lasse. Nur ein wenig, nur sehr wenig; aber es gab doch nach, es wich doch zur Seite, wenn ich auch meine Hand sehr anstrengen mußte. Das war mir ein wichtiger Fund; aber ich durfte mir nicht merken lassen, daß ich ihn gemacht hatte. Freilich konnte ich deshalb auch meinen Begleiter nicht ansehen und nicht fragen, ob er meinen Fund bemerkt und welchen Eindruck er auf ihn gemacht hatte.

Als ich mich nach einer Weile, wie zufällig, nach ihm umwandte, bemerkte ich nicht die mindeste Veränderung an ihm.

„Auch dieses Vorträch wird nicht gebraucht?“ fragte ich ihn, gleichgültig, wie ich die anderen Fragen an ihn gerichtet hatte.

„Nein,“ antwortete er mir ruhig, wie er mir immer geantwortet hatte.

Ich war mit meinen Besichtigungen zu Ende. Es war keine Stelle mehr zu untersuchen, welche möglicher Weise mit meinem früheren nächsten Abenteuer hätte in Verbindung stehen können.

Ich trat meinen Rückweg an.

Ich hatte nichts Verdächtiges gefunden, als jene verschickbaren Bretter an dem Capellenvorträch; aber wie gering, wie entfernt, wie unbestimmt war der Verdacht!

Der Schließer war ohne alle Unterbrechung ruhig, unbeweglich geblieben.

Es sollte ich ihm nicht doch noch überraschen können, um nur eine einzige verächtliche Veränderung seiner Mienen aufzufangen?

(Fortsetzung folgt.)

## Wild-, Wald- und Waidmanns - Bilder.

Von Guido Hammer.

N. 6. Ein Tag in Moritzburg. Das Damwild.



Das Damwild.

Diegleich das Damwild ursprünglich nicht einheimisch bei uns ist, sondern aus dem südlichen Europa und der Ibererei stammt, so ist doch gerade diese Gattung beim großen Publicum die bekannteste, weil sie meist nur in Wildgärten gehalten wird und sich der Betrachtung leicht darbietet, zumal da sie vor allen in eingeschlossenem Raum ungemein fremd\* wird. Zudem wie es denn auch in einem solchen auf, und zwar dieömal auf einem bestimmten, wirklichen Schauplatze. Der schöne Wildgarten umgibt ein Schloß, das wohl die meisten Leser, wenn auch nicht aus eigener Anschauung, doch dem Namen nach kennen — ich meine das königliche Jagdschloß Moritzburg bei Dresden. Wer hätte nicht schon von den glänzenden Festen des prachtliebenden Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen, August des Starcken, die in diesem Schlosse und seiner Umgebung abgehalten werden sah, gehört oder gelesen? Oder wer hätte nicht von der weltberühmten, in ihrer Art einzigen Firschgemeinschaft vernommen, welche die innern, sonst ziemlich schandvollen Kämmlüchlein hier? Gibt es doch hier das vielentzietete Grelbirgsgemein, was man überhaupt kennt: ein Geweid von 66 Enden!

\* fromm: sohm.

Geflossen wurde dieser Firsch, der 6 Centner 11 Pfund wog, von Friedrich I. von Preußen im Jahre 1696 und dem Kurfürsten von Sachsen, August dem Starcken, zum Geschenk gemacht. Außerdem befindet sich in dem mit vier großen runden Edelhärmen und einem höheren Capellenturme geschmückten Schlosse noch manche Sehenswürdigkeit aus der Zeit des starcken August; unter andern sein Himmelbett in einem mit den glanz- und farbenreichen Federn trepischer Vögel bestickten Zimmer, welche Lapete aus Mexico herührt und Weichen des Königs von Spanien ist. Andere Zimmer haben gemalte Ueberlappeten, auf denen Jagdszenen mit dem Portrait des Königs, der Gräfin Königsmarck, der Gräfin Kefel und anderer befannter Persönlichkeiten veranschaulicht sind. Auch theilweise sehr werthvolle Bilder fehlen nicht, wie z. B. von Lucas Kranach, dann ein prächtiges Bild: ein Wildvieh einen Rehbock aufstöckend, lebensgroße, ganze Figuren von Ch. Paulig. Dieses Gemälde hat noch ein besonderes Interesse dadurch, daß der darauf dargestellte Wildschütz der letzte (in Sachsen) zum Tode verurtheilt sein soll, und zwar in einer der grauamsten Todesarten, die es gibt. Er wurde nämlich auf einen lebenden Firsch gebunden, dem man die Freiheit

gab. Natürlich stürzte das durch die ungewohnte Last in Angst versetzte Thier in rasendem Lauf durch Thürl und Tünn, bis es verentet zusammenbrach. Es geschah dies am dem Steinbacher Kerker im Meriburg'ser Festhause, wo der Fisch mit dem noch frischgeantenen zerstückten Feindma des Unglücklichen gefunden ward. Doch entziehen wir dem dem größten Theil, und treten wir von Dreden aus unsrer Wanderung aus, um die fernstele Oegend, die eine Hochebene ist, friedlich zu durchstreifen.

Eben auf halber Wege, ein und eine halbe Stunde von der Residenz, nimmt uns eine schmerzhafte, ehrentwürdige alte Kasanienalle auf, der sich ungefähr drei Viertheilen von dem Schloß eine noch ehrentwürdigere, prachtvolle Kaserne anschließt, welche bis vor das Schloß führt. Da liegt die städtische Meriburg, umgeben von zwei Weibern, auf deren einem man eine kleine Insel mit einem von italienischen Pappeln umgebenen Pavillon — ein Kaskid, wie die Illustration eines Stammbuchs — liegen sieht. Beide Weiber sind nur durch einen Thurm getrennt, auf dem eine kurze, weiß verputzte Kasanienalle gerade in die mit verschiedenem Laub- und anderen Bäumen verzierte Umgebung führt, von wo aus die breite Aussicht nach dem höher gelegenen, charakteristisch mit Firschgäben verzierten Schloße beginnt. Am Anfang derselben bloßen sich vorzüglich in Stein ausgebaute lebensgroße Jäger im floccococcium, mit mächtigen Hälftenhörn versehen, ihr summendes „Halla!“ Auf beiden Seiten der Aussicht stehen auf kleineren Höhen panzernartige, ebenfalls steinerne, mit Eulen der Jagd und Firsche bezeichnete Thürme. Auch die Terrasse des Schloßes ist rings herum von dergleichen Gestalten umgeben, unter denen sich wiederum auf den Höhen lebensgroße Jäger mit Panten u. s. w. auszeichnen, letztere zwei, welche ihrem Gestirn nach einer früheren, der Zeit des Mittelalters, angehören. Rechts und links gehen Freitreppen hinauf, während die hintere Seite abwärts eine breite Aussicht bildet, die in den unmittelbar dahinter liegenden Schloßgärten mündet. Dieser führt und in seinem Besitzthum mit den feinsten künstlich geforneten Bäumen und Hecken so recht charakteristisch in jene Tage der Vergangenheit. Selbst kleine pavillonartige Häuschen sind am Fuße des Schloßes vertheilt.

Das Ganze nun umgibt der Thiergarten, und zwar ursprünglich der nicht bedeutend umfangreiche sogenannte alte Thiergarten, in dessen Mitte das „Höllhaus“ steht. Es ist dieses ein achtseitiges, zweistöckiges, erhöht liegendes Gebäude, von dem aus acht Allen den Thiergarten durchschneiden, welche dazu bestimmt waren, bei früheren Jagden vorzunehmen zu lassen, wo sich das Jagd hingewendet habe, indem auf jenem Hofraume nach der betreffenden Richtung eine Fahne angezündet wurde, die man von den Allen aus bequem beobachten konnte. Außerdem liegt östlich vom Schloße die Kasanerie mit ihrem charakteristischen, in chinesischem Styl erbauten Schloßchen, an dessen vier Ecken lebensgroße, in Stein ausgebaute verentete mit mächtigen natürlichen Geweißen liegen. In Verbindung mit diesem Schloßchen steht das sogenannte Garnhaus, ein ebenfalls in chinesischem Styl erbautes, aus lauter dünnen Katten zusammengefüßtes, luftiges Gebäude, in welchem unter lebendigen Tazubäumen und künstlichen Palmen Jantianen pflanzten und kunstfertig geformte Gold- und schlagende Silberfajanen nebst prächtig schillernden Fajanen umherwaideln, während das Prätorienwerk der Sperlinge in den höheren Wäldern der Palmeninsel sein Wesen treibt. Nicht dahinter liegt der „Froschteich“ von bedeutendem Umfange, versehen mit einem Zwischthurm und einer Insel, auf der unter Pappeln und Tannenweiden ein Pavillon steht, welcher früher, wie jener auf dem Schloßgärtchen, bei Festlichkeiten zu fröhlichen Schloßfesten benutzt werden soll. Ein Firschgärtchen in verfeinertem Maßstabe, das ebenfalls früher unter Namenemmer seine hohen Wälder auf dem Teiche umhergetragen hat, ist nicht mehr vorhanden, hat jedoch noch bis in die neuere Zeit existirt.

Zwischen dem Jantianen- und dem Hauptstößel zieht sich ein breiter Canal hin, der die weißen Firschgäben durchschneidet, in denen sich bis in die jüngste Vergangenheit das sogenannte „Blüth-“ und weiße Erdwies bestand — Varietäten, die leider in Meriburg ausgezogen sind. Die verschiedenen Räume werden jetzt nur von verweiderten Heidebüschen besetzt, und doch haben gerade diese Gärten mit ihrem zersetzten und doch so respectablen Schmutz einen eigenhüthlichen Reiz. Firschgäben, vier Wasserflüsse bestimmte Gruppen, Bassen, Statuen und breite Canäle bilden in den mächtigen Gärten, Buchen, Firschen u. s. w. einen eigenen Contrast, sowie

die dabei stehenden, aus glatt beschittenen, nach oben zu die Höhe mächtiger Bäume erweichenden höchsteden gebildeten leifestalen Buchstaben A. F. A. für die wunderbare Ausdauer unserer Besorheren zeugen, die so etwas anlegen konnten, ohne hoffen zu können, ihre Schöpfung je in ganzer Vollendung zu sehen.

Dies ist so der eigentliche Complex von Meriburg; es ist jedoch dem „alten Thiergarten“ noch eine bedeutende Wäldung beizugefugt werden, der sogenannte „Winterwald“ und die „Obereide“, so daß der ganze, ringsherum durch einen höheren Wäldung vermachte Thiergarten nun gegen 1000 Ader umfaßt. An Wild enthält er Säuen, Schweine und Damwid, nicht getreidet die Heide, welche durch den Jantian ein- und ausgeht. \* Es steht daher zu erwarten, daß wir auf unsrer Wanderung auch noch anderes Wild, als das verzugswelche gesucht, zu sehen bekommen, und wir werden unsere Unterhaltung nicht berinträchtigen, wenn wir es nicht gänzlich unbeachtet lassen. Zuversicht wenden wir uns wieder dem Hauptstößel zu, in dessen Nähe wir nicht lange zu suchen haben werden, um auf das Gewandte zu stoßen.

Wir gehen am Schloßteich weiter, lassen Damid eine Kasanienalle bilden. Die ehrentwürigen, alten Bäume setzen ihre Aeste tief hinunter, an mit Zweigen und Blättern das klare, süße Wasser zu streifen, als zöge sie eine unbewußte Schloßstadt dahin. Säulen und säulenförmig hingehängten im Schloß, das unter ihnen wächst, und setzt sich fort in den schwankenden, niedergehenden Wäldern der alten Kasanien, bis es in den hohen Wipfeln wie ein voller Meer dort hin rauscht. Weiter hin, ein Thürl hinter dem Schloße, erheben wir einen sanften Anhang, dessen hügeliges Terrain stellenweise mit einzelnen mächtigen, silberbemalten Steinblöcken oder mit Gruppen solcher bedekt, so wie mit alten, zum Theil eben verwitterten Buchen besahten ist. Wie labet hier der kurze Regen unter dem besthlich gefärbten, gelblichen Raubade ein, sich darauf hinunterstürzen und den begaunerten Höhen Anblick zu genießen, der sich nördlich vom Schloße dem erlauchten Auge darbietet! Besahten wir uns eine kurze Strecke hinter und noch unter Statuen, Wauern und Thürmen unter Wäldern, die, durch Menschenhand in bestimmte Formen gebracht, kaum noch an die Natur erinnern, so schwebt jetzt das Auge über eine echte stille Waldlandschaft hin. Unmittelbar vor uns, unter dem Buchenstande, kehrt sich eine weite, hier und da durch eine einzelne mächtige Eiche oder Buche besetzte Waldwiege hin, hinter der ein weiter Wasserpiegel, der sogenannte „Mittelteich“, ausfließen von Havelhofwald, sich ausbreitet. In besthlich mergethlichem, ruhigem, silbernem Ton liegt das Ganze vor uns. Eben rührt sich sein Küstchen, so daß die alten Wälder unter uns wie träumlich schweben und nur das Klopfen eines Spießes, gleichsam der Herzschlag dieser stillen und doch so breiten Zungen eines lebenden Schöpfers, zu hören ist. Sichtbar sind in diesem Augenblicke von lebenden Wesen nur ein über dem schilfbelagten Weiber freudiger Reiter und ein paar im Sonnenhinein weißlich leuchtende Wälder, die über der hingehängten Mäde freudig umherfahren, um dann und wann niederzufahren und dem Gewässer die schart erspähte Beute zu entziehen.

Nicht satt sieht man sich an dieser melancholischen, friedlichen, stillen, friedlichen Waldesnatur. Immer und immer weiter schweben die Wälder darüber hin, bis sie dort auf dem Wäld in einem Gegenstande haften bleiben, der sich eben bewegt und den man, wenn dies nicht der Fall wäre, wohl für einen aus dem hohen Graße hervortretenden Ast halten könnte. Aufmerksam gemacht, entsetzt man aber, daß es das Geweiß eines Damwidhirsches ist. Jetzt sieht man auch noch mehrere hervortreten, und genau hinterbildet, gewandt man die Köpfe eines ganzen Trupps. Es haben wir denn vor uns, was wir suchten, wenn auch etwas fern und liegend.

\* An dieser Stelle erlaube mir der Leser eine kleine Unterbrechung zur Bemerkung und Berichtigung eines Irrthumes, der, wie er früher selbst unter den beneidlichen Wäldern der Firschgäben allgemein gebräuchlich, nicht von mir ausgeht. Der Irrthum ist aber durch die neuesten Untersuchungen, von denen ich mich an den besthlichen Schloßstein selbst überzeugt habe, ausgerückt und beseitigt worden. Er betrifft nämlich den Gegenstand der Reden, von der ich im vorigen Artikel gesagt habe: „im August sei die letzte Frucht.“ Dem ist nicht so, vielmehr gibt in diesem Monate die wäldliche Vegetation vor sich und es dient daher die Gattung des den wäldlichen Umwand dar, an sich. Er ist jedoch tragbar zu geben und zwar so, daß sich bis zum Schloß nicht über die Höhe dieser Zeit die Entwicklung des Ambrons zeigt und kann erst einer regelmäßigen Artung mündig. Wir geben die Noth, um nicht den Vorwurf zu verdienen, wäldlich ein in Irrthum aus bloßen Indifferenten unbedacht gelassen zu haben. G. F.

Schreiten wir deshalb darauf zu, um die Thiere wenigstens flüchtig und flüchtig zu betrachten; denn so leicht sie am Fütterungsplatze oder auch wohl im Stangenholz an sich heranlassen lassen, — auf freier Wiese halten sie ungen.<sup>8</sup>

Und richtig, kaum haben wir uns bis auf 3 — 400 Schritt genähert, so erhebt sich der ganze Trupp, Eines nach dem Andern, Groß und Klein, Weiße und Bunte. Alle wenden uns die Köpfe zu, und weniger anhängend. Jetzt wendet ein altes Thier nun und schreiet langsam vorwärts; dann geht es in einen unbehohlenen, bestreift aussehenden Galopp über und alle Uebenen folgen in dieser dreißig aussehenden Wangar nach, die Blumen<sup>9</sup> dazu hoch emporheben, bis sie sich in's gewöhnliche Treiben fügen. In einiger Entfernung machen sie jämmtlich wieder Halt, um nochmals zurückzugehen, und verschwinden dann, ruhig weitergehend, in dem gegenüberliegenden Walde.

Nachdem wir wenigstens einen flüchtigen Gesamteneindruck der gesuchten Wildgattung gewonnen, lassen wir uns verziehen, ihnen nachzufolgen, um sie möglicher Weise nochmals und besser in's Gesicht zu bekommen, oder, wenn nicht möglich, doch andere. Schon ehe wir zum Samme des über die Wiese hinfliegenden Waldes gelangen, springen wir vor uns im Grase mit erschrecktem, grunzendem Tone mehrere Saenen auf, die — es sind unter ihnen zwei Bächen mit einer Schaar von Frischlingen — eilig die Ufer erreichen. Ein Keiler nur bleibt in lauger Entfernung stehen und kommt mit aufgehobenen Gebrauh<sup>10</sup> schauend ein paar Schritte zurück, eilt aber dann ebenfalls mit grunzend aufstrebendem Tone dem Keiler nach. In der Hoffnung, auch dieses Wild weniger flüchtig betrachten zu dürfen, setzen wir unseren Waldgang fort. Meist ist es Kiefernwald, der uns jetzt umgibt, obgleich gerade dieser Theil des Thiergartens, „der Hinterwald“, manche echt waldige Partie von Nichten, hier und da eine alte, verwitterte Eiche oder Buche aus alter, guter Zeit bergang, in sich schließt.

Von hehem Keiz sind aber die mitten im Walde liegenden Weide, auf denen öfter einjahn eine oder mehrere viele hundert Jahr alte Eichen stehen und mit ihren zackigen, theilweise vom Blig zerfallenen Ästeln in die Luft hineinragen. Reichthum sammeln sich darin die Aupfler, die kaum mit weggem Fluge dem die Wiese begrenzenden Aedelwalde zuliegen, um hier emsig die im Kreise aufgeschichteten Eichen zu verlassen, und so unwillkürlich die Beförderer der Korbholzculturen zu werden. Auch Euen erlischt man, wie sie ruhig, da sie von uns, die wir still am Waltsaum hingehen, keinen Wind bekommen, die Eichen unter mächtigen Wännen aufstehen. Stören wir sie nicht in ihrer Verlinggung und kennen wir den Vermittag, um den Hinterwald zu durchstreifen. Wieder kommen wir an stille Eiche, die „Alten Teide“ genannt, und sehen wohl hier und da ein Stück Wild oder auch ein Grelchisch hingehen, aber mit der zunehmenden Tageswärme sucht Alles mehr die schattigen Tüchste an. Stiller wird's und einförmiger; kein Vogel, kein sonstiger Ton läßt sich hören, über der blühenden Heide steht man die Luft stieren, und die Sommerkäse ziehen über die Wiesen hin; der Mittag naht heran.

Auch wir suchen einen zum Haltmachen geeigneten Ort, doch nach guter Waldmannsart mit Fougate in der Jagdabthe versehen, nicht im Wildhause, sondern im busigen, schattigen Walde. Um unsern nächsten Zweck zu erreichen, gehen wir noch ein Weichen, und ziehen uns am Hinterwalde zurück. So kommen wir wieder an den Mittelteide, aber an sein anderes Ende. Hier erlauben wir uns, in einer Hornwärdterwohnung uns durch einen röhlichen Trank Bier zu erquiden, worauf wir gefläßt weiter ziehen, und zwar den Teichbamm entlang, der noch vor kurzer Zeit einen der malerischsten Punkte der Umgegend von Worburg bildete. An tausend Jahr alt, ferngejunde Eichen standen hier, wundervoll gruppiert, als Baumreihen der Vorzeit — sie verfielen der Reueit als Opfer, weil in der Fortverhaltung das Prinzip aufgestellt wurde: auf Dämmen keinen Baum zu dulden. Kein Waldthier hat Einspruch, diese lebendigen Denkmal der grauer Vergangenheit zu schützen. — Also mit einem Seufzer schreiten wir auf laßtem Damme dahin und schlagen uns, wie jener gewohnte Arabier, „leichtsüß in die Wäste.“ Im Schatten untermischten Holzes von Fischen, Fichten, prächtigen Buchen und Eichen erreichen wir das schon Eingang erwähnte „Hellhaus“, um vor der Hand an diesem Platze zu rasten.

<sup>8</sup> So jahm das Dammit überhaupt im eingelegten Raume ist, so sehr und schon denimmt es sich, wenn es im Freien verkommt.

<sup>9</sup> Blume: Schwan. — <sup>10</sup> Gebrauh: Schwanze.

Kaum kann man sich ein reizenderes Wägen zum Rufen wählen, als dieses. Vor der heißen Mittagsole geschützt durch den Schatten des auf einer Erhebung liegenden Gebäudes, auf fernem, vom wildem Thymian durchsetzten Wege hingestreckt zu liegen, umgeben von prächtigen feinnadligen Weimuttskiefern, alten bemessenen Firschkäben, Fichten und Buchen, die theils die acht Allen bilden, theils die unmittelbare Umgegend dieses hüllen Kfiss sind, und Alles dies an einem schönen Herbsttage zu genießen, ist von unermesslichen Reize. Stundenlang möchte man sich dem Wohlgefühl überlassen und den dahinleitenden, silberförmigen Wolken zuschauen, die bald in dieser, bald in jener phantastischen Gestalt am blauen Kether dahinziehen, immer und immer die Formen wechseln, bis sie zergehen und endlich dem Auge ganz verschwinden. Neue kommen, zertrümmern und verschwinden, immer dasselbe Spiel — und doch immer anziehend, nimmer ermüdend! Dazu löst der linke Wind die aromatischen Wohlgerüche des Thymians und des Nadelholzes und streift weiter durch die feinen, langen Nadeln der Weimuttskiefern und all die nadel- und blätterreichen Wipfel des Waldes dahin, daß es wie ein sanftes Schimmerlind flingt. Trümmert sich die Eiter, die Einträge des Tages am inneren Rande nochmals vorherziehen zu lassen, bis man dabei aufschlummert und die Träume in phantastischer Gefäßigkeit wunderliche Bilder schaffen. Da eilt man süßelbegabt mit den Wolken über die Wipfel des Waldes dahin, stellt liebliche Bildgruppen unter sich oder läßt sich wohl gar zu den nun vollkommen Antraulichen hernieder, unter ihnen zu wandeln und mit ihnen verträulich zu verkehren. Ein ganzes Leben lebt man mit ihnen, zieht mit in thaustischen Gräsern umher, über blühende Heide hinaus auf Wiesen und an die Wälder. Jahre sieht man so an sich vorüberziehen in freier Ungebartheit und doch brauchte die Phantasie der Seele vielleicht nur Minuten, ja Sekunden dazu, all diese glücklichen Bilder herbeizuziehen. Hier erwacht man aus einem schönen Traume wenigstens in einer schönen Wirklichkeit und gefährt, heiten Sinne gibt man sich wieder froh dem Vollgenusse der freien Natur hin.

Bereiten wir noch etwas auf unserm Ruhepunkte und setzen bald da, bald dort über eine der Allen ein Stück Hochwild, Damwild oder einen borstigen Keiler ziehen, die sich una nach und nach dem nahen Fütterungsplatze zuneigen und bis dahin entwoer in den umliegenden Dicksäten und Stangenhölzern verweilen, oder auf der freiliegenden Wiese im hohen Grase liegen oder sich dort äßen. Dies ist auch der Ort, wo wir unsere Furchen, die Dambische nebst Familie, näher in Augenschein nehmen werden.

Auf einem von Nadeln glatten Wege gehen wir, oft ansteigend, die hüßliche Alle hinab und kommen auf einen freien Busch, auf dem am Rande des Waldes bereits allerbund Weidit erscheint, um der halogen Fütterung, die hier auf einer Blöße geschieht, zu harren.

Inzwischen lassen wir uns auf die von rohen Stangen massiv gezimmerte Baal nieder. Die Zeit kann uns nicht lang wehren; denn da sieht man den borstigen, dunkeln Kopf eines Keilers aus dem nahen Tüchste gucken, dort eine Bache, hinter sich her die Frischlinge, über die Wiese traben. Auch läßt sich in gemessener Entfernung schon ein Grelchisch sehen, während das Dammit schon in ganzen Trupp verbunden ist.

In nicht zu großer Ferne hebt man jetzt auf hartem Wege einen Wagen heranziehen und wie ein Lauberten wirft dieses sonst so gleichgültige Geräusch auf unsere lebendige Umgebung. Wohlbedächtig grunzend kommen auf einmal an allen Ecken und Wägen aus den nahen Dicksäten Nadeln von Samen hervor. Groß und Klein, schauend und quiekend ziehen sie allsamme eine kleine Strecke dem gebirgen Wagen entgegen, der bald, von den Hornwärdern behauptet und gezogen, sichtbar wird. Angeworren auf dem Platze, umgeben die Saenen die Equipage, aber der sich das stüfter für sie befindet, so daß die Leute sich in den Höhen vor ihrer Zutrittlichkeit wehren müssen. Bald ist das aus Kartoffeln, Heideform, Erben, Eichen u. s. besetzte Futter aus den Säden geschüttet und in langen Streifen ausgebreitet. Nun geht es mit geschäftiger Eile an das Heben<sup>11</sup> befehlen. Zuerst nehmen sie die Äderer und Eichen auf; Kartoffeln bleiben bis zuletzt liegen. Dabei streiten sie sich um ein einzelnes Korn, das sie bequemer wo anders heben könnten, und nicht selten kommt es vor, daß sie sich mit ihren scharfen Gebrauh<sup>12</sup> flaffende Wunden schlagen, die zweiten theils sind.

<sup>11</sup> Heben: aufsuchen, fressen.

<sup>12</sup> Gebrauh: Katzäde.

Unterthuen ist aber auch unser Damwid herangezommen, und zwar nun so nahe, daß man es zehn bis funfzehn Schritte vor sich hat. Die hartlesten Thiere halten sich an die Kartoffeln, die sie mitten unter dem Schnarrwid als ungeladene Gäste sich anschauen; jedoch immer von Zeit zu Zeit die Köpfe emporhebend und sich schauend. Da gibt es weisse mit ihren rothen Nasen und graublaulichen Fächern, deren Längliche Nasen, wie bei den Ziegen, horizontal stehen, was dem Damwid eigen, dem weissen und bunten senkelt, als dem schwarzen. Wir haben deren von allen Sorten vor uns. Bei allen steht man auf den ersten Wind, um wie viel feiler sie gegen das Hochwid sind, welches sich mit elastischem Schritt auch mehr und mehr genähert hat. Der Grund dieses feineren Aussehens des Damwids liegt darin, daß es auch die Raschheitigkeit der Ziegen besitzt und immer das Beste wählt. Dazu kommt, daß sie in den Thiergärten, wo gefüttert wird und werden muß, sich am besten dazuhalten; ja zur Zeit, wenn Heu und Hafer gefüttert wird, gar nicht von den Rasen und Krüppeln weichen, sondern gleich dabei liegen bleiben und den ganzen Tag darauf herumkruipen. Dabei leidet das Getwid jenelebe Beeinträchtigung, indem es bald nur das Uebriggebliebene, bald wohl auch gar nichts bekommt, weil es aus Abneigung gegen das Damwid die von diesem hartnäckig bestellten Rasen lieber ganz meidet. Trotzdem sehen die Mitglieder der Damwidstippe bei weitem weniger impetruend aus, als das Hochwid, da sie nicht nur viel feiner und gebrannter, als dieses, sind, sondern auch ihr ganzer Habitus ein mehr zügelartiger ist. Das bekanntlich schauferartige Geweih ist wohl ganz respectabel, mit dem Getwidsgeweih kann es sich jedoch in Beziehung auf Schönheit und vorerrollen Schmung durchaus nicht messen. Außerdem fehlt dem Damwid die Höhe oder Kränze am Halse, die dem Getwid namentlich zur Prunzeit so vortrefflich steht, gänzlich, so wie er auch, was freilich außerdem nichts um Unterschiede beiträgt, keine Dales\* hat.

Ein charakteristisches Merkmal des Damwids ist die Blume, und es sieht gar sonderbar aus, wenn ein Trupp beisammensteht, um mit diesem Werkzeuge die Fliegen und Wäden zu vertreiben, indem sie ununterbrochen damit hin- und herwedeln, als wären eben so viele Perpendikel in Bewegung gesetzt. Ihren originellen Gallepp, der nur ihnen eigen ist, haben wir gleich Anfangs zu beobachten Gelegenheit gehabt. Der Schrei des Damwids zur Prunzeit, die im November eintritt, ist ebenfalls nicht mächtig, wie beim Getwid, sondern mühsam und kurz abgesehnen. Sozt ist die Lebensweise dieser Thiere ziemlich gleich der des Edelwids, und wie bei diesem gehen die Schaafer bis zur Prunzeit meist beisammen, nur die schwarzen Hirse bleiben mit den Thieren, Schmalthieren und Kälbchen das ganze Jahr über, die Prunzeit abgerechnet, vereinigt. Um auf die Farbe zurückzukommen, so gibt es, wie schon erwähnt, weiße, bunte, nämlich rotbraune mit regelmäßig vertheilten weissen Flecken, und schwarze, die am seltensten vorkommen; namentlich sind sie in Norrborg schwarz vertreten. Die Schwarzze erstreckt sich über den ganzen Körper, und nur Kopf und Häute gehen in das Aischfarbene über.

Die wir uns vom Fütterungsplazze trennen, fesseln unsre Augen unter dem unterst ebenfalls herangezommenen Hochwid ein paar Entden Bläswild, worunter ein Hirsch, gleichsam die „letzen der Wohlthaler“; denn von den ganzen derartigen Stämme, den es hier gab, sind sie allein übrig geblieben. Das weiße Getwid ist, wie schon erwähnt, bereits ausgesterben. Beide Arten sind Varietäten und in Bau und Lebensart vollkommen dem Nothwid gleich, nur etwas jählicher. Ebenfalls ist das Bläswild eine

\* Dales: zwei runde Erdzime, die beim Hochwid im Obertheile stehen und beim Jäger als Tropfen einen großen Werth haben.

Kreuzung des weissen und des rothen. Gewöhnlich hat es auf der Stirn eine weiße Bläse oder auch wohl einen ganz weissen Kopf, und dabei sind meist die untern Theile: der Kinnsteiß; sonst hat es die Farbe des Rothwids, oder bläuliche Fächer, mit denen es wie das weiße Wild, welches ebenfalls derartige besitzt, sehr schlecht sieht.

Wir brechen jetzt auf, und bei der ersten Bewegung, die wir zum Aufstehen machen, führt Alles auseinander, Säuen, Damwid und Hochwid, das letztere am weitesten. Raum aber hat man die Wäde durchschritten, so schearen sich die Gescheiden wieder zusammen und äßen weiter weiter; nur wiederum das Hochwid kommt nicht gleich zurück.

Der Abend fängt bereits mit seinem vergelbten Lichte an herabzusinken, und wir beilen uns, noch den entgegengelegten Theil des Thiergartens, die „Obere“, auf unser Heimwege zu durchstreifen. Die wir dorthin gelangen, kommen wir nochmals bei dem Schlosse vorbei, so wie wir zur ersten Daut auch einmal das Hasenstischchen liegen sehen; beide strahlen im purpurnen Abendhimmel, und die Norrborg spiegelt sich in der ruhigen, klaren Bläse des Schloßweihers. Hier begegnen unserm Wild noch ganz in der Nähe zwei starke Damhirse, die am Wasser stehen und die charakteristische Staffage zu diesem Anbilde als Schloß bilden. Im Weiterfahren sehen wir noch manches verspätete Wild der Fütterung zuwenden, während wir unsern Weg nach den sogenannten „Tartannen“ einschlagen. Die unsen gewöhnlichen Säuen führt eine rübenartig im zerlungelst aufgeführte, mit Schiefsharten verfehene Mauer, die den Großteil vom Thiergarten schiedet. Jedemal dachte man sich den Großteil als Weppens und das früher darauf schimmerte Seehais als türkische oder russische Jette. Bereits auf der „Obere“ angekommen, lassen wir eine kleine Fütterung für die Säuen dieses anderen Theiles links liegen, und durchschneien ihn seiner Länge nach. Auch hier breiten sich stille Triche aus, die namentlich jetzt, wo sich der saft leuchtende Abendhimmel mit den in tiefem Ton gefärbten Wolkenmassen auf der durch feinen Rauch gefäulsten Fläche wieder spiegelt, einen melancholischen Eindruck machen. Schon neigt sich das Amselicht zur wäulichen Dunkelheit, da wir den südlichen Theil des Thiergartens erreichen, in dessen ängstlicher Ecke eine leiblose Lide steht. Den Wald mächtig überzogene, überflutet sie wie ein Niesenzüchter mit mächtig zerwertertem Amsel das Ganze. Ist dieser Kletter unter den Bäumen doch ziemlich steilemgen Uten im Umfange des Staumes stark! Ein Wild nach dem in geringer Entfernung liegenden „Oergeneigen“ läßt uns noch ein paar Getwid erbliden, die eben auf die Wäge heranzugehen sind. Etolzen Schrittes ziehen sie dahin, und kieten dem Beschauer ein reizendes Bild. Die herrliche Stimmung der Natur wird selbst durch die herrliche Frische, welche der Abend mit sich gebracht hat, so wie durch die gelyentlich hinführenden Nebel noch erhöht. Es ist dieser Anblick gleichsam der Schiebzug eines an einem schönen vorstellenden Ort verlebten glücklichen Tages.

Bald nehmen und die außer den Thiergarten liegenden Felder, von welchen die Kartoffelständer ihren herblühen, eigenhümlich scharfen Geruch ausströmen lassen, und dann die Trichter auf, durch die uns unser Weg führt. Zudem wir zögernd rückwärts bliden, bietet sich uns eine neue Aussicht dar: noch einmal wänter uns ein stiller, außer dem Thiergarten liegender, walzsummter Teich zu, der die letzten gelbigen Säune der im Westen aufsteigenden Wolkenmassen in sich spiegelt. Vor uns tönt das melodiöse Abendläuten im nahen stillen Haidedorfe, das wir durchwandeln, bis uns hinter diesem abermals Wäde, die bis unmittelbar an die Residenz heranreichende „Tredner Däide“ anfümmet. An ihrem Saume liegt meine Wohnung, und hier rufe ich meinen Begleitern, die mir willig und nachsichtsvoll gefolgt, ein „Waldmanns Heil“ zu.

### Eine seltene Frauenfreundschaft.

Von Ludvig Stora.  
(Schluß.)

Auf der Rückreise machte die Herzogin von Meiningen einen Besuch am gethailichen Hofe und Frauizola ergoß die begeistertsten Schilzerungen vom Kronprinzen bei der Gröppinssin und legte damit in Könige Dorettes Seele den Grund zu der hohen und innigen Verehrung Friedrichs, welche sie ihm ihr Leben lang treu bewahrt hat.

Drei Jahre später (1734) kam der König von Preußen mit

dem Kronprinzen zu seiner Taute nach Coburg, auf einer Reise begriffen, um das Hüftcorps zu beschütigen, das er zur kaiserlichen Armee am Rhein marschiren ließ. Sie konnte es Franziska verzeihen und in ihrem prästern Leben sieht sie es, oft zu erzählen, daß der König den Kronprinzen seiner Taute mit den Worten vorgestellt habe: „Da bring' ich Dir Vieren meinen großen Jungen.“ — „Ja wohl war's ein großer Junge!“ pflegte die Erzählerin

mit einer launigen Gebehrde hinzuzusetzen. Das Epiteton ist für alle Zeiten an ihm haften geblieben.

Von Gotha richtete sich die Aumerkasterei der beiden Freundinnen auf das kleine Schloß Rheinberg, wo Friedrich ganz in ihrem Sinne und Gesinnung, von geistreichen Freunden umgeben, sich dem reipoliten Cultus des Genies ergab; ebenso auf das alte Schloß Grez in Lehringen, wo Voltaire der gelehrten Besizerin desselben, der schönen Marquise de Chatelet, der „göttlichen Emilié“, wie sie Friedrich bei Gröze in einer an sie gerichteten Epistel nannte, mochte und Geisteswerke kauf, die seinen Namen, mit den unsterblichen Kränzen des Ruhmes geschmückt, über Europa trugen. Die Strahlen, welche von Schloß Grez ausgingen in den „Elementen der Newton'schen Philosophie“, in den „Gesprächen über den Menschen“, in den Tragödien „Alzire“, „Merope“, „Mabomet“, vergoldeten zuerst die Alpenpässe des Geistes, die geistig und gesellschaftlich hochgestellten Menschen des achtzehnten Jahrhunderts, und unter ihnen lebten die beiden Freundinnen in Gotha in vornehmer Reize. Mit Stolz darf das Wort ausgesprochen werden, wie der königliche Friedrich der erste Priester des neuen Geistescultus war, so waren Louise Derothee von Gotha und Franziska von Neuenstein seine ersten Priesterinnen in Deutschland, und wenn sie in der Geschichte nicht so strahlend hervortreten, als ihr Zeitgenosse, der königliche Philosoph und Keltner, und als das später in sein Zehnter theilte Doppelgestirn Karl August's und Goethe's, so liegt das in ihrem bescheidenen und stilleren Franenlosse; aber sie haben eben so reich wie Jener und Diese das Obrige gethan, die Arbeit des Geistes auf Erden zu fördern.

Von jenen Tagen begannen ihre Verbindungen mit allen ausgezeichneten Gelehrten der Zeit, die im Dienste der aus dem damals noch rohen und dumpfen Materialismus, aus der bunten Verwirrungswelt der kirchlichen Zustände auf der einen und aus dem nicht minder harren Dogmatismus der Orthologie auf der andern Seite, aus der Verwirrung des Nihilismus und aus der Verwirrungswelt des Pessimismus sich emporgingenden Menschheit standen. Fast die Dauer eines Menschenalters hindurch war der geistliche Hof durch diese beiden Frauen eine Pflegstätte der Wissenschaften und Künste und blieb es auch nachher noch eine geraume Zeit, als Louise Derothee's Genus nicht mehr dort unmittelbar walmete. Auger Voltaire waren es Diderot, d'Alambert, Baumelle, Polbada, Helvétius, Grimm, mit welchen das hohe Frauenpaar nach einander in briefliche Verbindung kam und deren Werke es studirte. Der Natur der Sache nach mußten sie dem aufstrebenden Genius der Menschheit, als er seine taufendjährigen Ketten abzustößten begann, in den Werken französischer Schriftsteller huldi gen; schwebten doch deutsche Gelehrte, wie Polbada und Grimm, den Paris aus ihre Gedankenlinie gegen die alten Götzen in französischer Sprache in die Welt. Aber die beiden Freundinnen ließen keineswegs den deutschen Genus unbedachtet, als er sich aufsuchte, die erste Schlangenhaut des Petantismus abzustreifen. Der Name des deutschen Geistesheftes, des redselbigen Belämpfers der Hydra Aberglaube, Christian Thomasius, war am gotthaischen Hofe ein mit Ehrerbietung genannter, wo man sich selbst von der Trodenheit der Westlichen Philosophie nicht zurückschrecken ließ, welche damals alle ganzen Köpfe Deutschlands beschäftigte. An der Hand eines Magisters Schenk, welcher Informator der beiden Prinzen von Meiningen, Bräuer der Herzogin, gewesen und von dieser nach Gotha berufen war, ihr und der Freundin Verträge zu halten, mochten sie sich auf das Gebiet des speculativen Denkens. Noch wichtiger wurden sie von den bedeutenden Entdeckungen angeregt, welche im Bereich der Naturwissenschaften gemacht wurden. Sie studirten die naturgeschichtlichen Werke der Marquise de Chatelet, stolz und glückselig, wie ihr Geschlecht sich im Fortschreiten und Wingen nach Erkenntnis so rühmteich beteiligte. Professor Dambarger von Jena führte ihnen 1742 die wichtigsten physikalischen Experimente vor, und als nur wenige Jahre darauf die Erscheinungen der Electricität aufsehen zu machen begannen, schickte Professor Winkelman in Leipzig, einer der Ersten, welche in Deutschland diesen Zweig der Naturwissenschaften cultivirten, einen seiner Schüler mit einer Electricitätsmaschine von seiner Erfindung nach Gotha, um den Hof damit bekannt zu machen.

Jean Jacques Rousseau erzählt in seinen Belenntnissen, daß ihm die Herzogin von Gotha ein Asyl anbot, als er vom Unverstand seiner Landleute von der Peterinsel im Bielesee vertrieben wurde.

Schon war Franziska vier Jahre in Gotha, als sie den Bitten

der Freundin nachgab und ihre Hand einem würdigen, ebenfalls nicht mehr jungen Hofherrn, dem classisch gebildeten Oberhofmeister Schaf Hermann von Budowald reichte. Es war eine Anstands-, keine Herzensverbindung; aber Franziska's Schwärmeri gefiel sich in dem Gedanken, auch in dieser Beziehung nicht glücklicher zu sein, als ihre fürsichtige Freundin. Es war ein eigenthümliches Geschick, gewissermaßen eine in die äußersten Spitzen verlaufene Nade der von einem Uebermaße von Besigkeit hoch belebigen Natur, daß diese beiden Frauen, welche auf der Sonnenbahn des Geistes ein Ziel erreichten, welches dem schönen Geschlecht selten zu Theil wird und auch, beim reichten nicht befehen, aber die Grenzen der weiblichen Capacität hinausstiegt, die süßesten und sanftesten Gefühle, für die das Weib vorzugsweise geschaffen ist und zu welchen wohl kein mehr Befähigung und Anlage hatte, als gerade sie, niemals befrüchtigen durften. Der Frühling des Herzens, die Liebe, überhäufte sie nie mit seinen duftenden Purpurblüthen: sie mußten sich mit den Blumen und Früchten des Geistes begnügen. Die sichtbare Nade dieser Verfrüchtigung am Herzen trat später im unglücklichen Leben des ehel. hochberzigen Herzog Ernst hervor. — Franziska gab als Frau von Budowald ihre Stellung als Hofdame auf, blieb aber in der unmittelbaren Nähe der Herzogin, ja, sie behielt sogar ihre Wohnung auf dem Schloße Fritzenstein und wurde bald darauf zur wirklichen Oberhofmeisterin der Fürstin ernannt, womit sie die höchste Würde erreicht hatte, welche die Freundin ihr bieten konnte.

Auch die Regierungsgeschäfte gehörten zum Reffort der beiden so engverbundenen Frauen und wenn die Herzogin den Sitzungen des Ministeriums bewohnte und ihre maßgebende Stimme abgab, so nahm die Oberhofmeisterin gewissermaßen die Stelle eines Cabinets-Ministers ein.

Man kann sich denken, mit welchem Jubel sie ihr Jdel auf dem preussischen Königsthron begrüßte!

Für die verschiedene Geistesrichtung der beiden Freundinnen ist es bezeichnend, daß, als J. J. Rousseau's Stern am Literaturhimmel des gebildeten Europa aufging und sein Glanz Voltaire's Reich erregte und dessen unmäßige Angriffe hervorrief, die Herzogin Voltaire's, die Oberhofmeisterin Rousseau's Partei nahm.

Als Voltaire durch seine unendlichen Leidenchaften seinen königlichen Verehrer so gegen sich erbittert hatte, daß er am 26. April 1753 Berlin verlassen mußte, besuchte er auf der Rückreise nach seinem Vaterlande den gotthaischen Hof, wo er mit offenen Armen aufgenommen wurde und sah bis in Ende des Monats Mai verweilte. Seine Bewunderung und Ehrfurcht gegen die beiden Freundinnen, deren Umgang den tiefsten Eindruck auf ihn gemacht hatte, spricht sich in seinen Briefen und Memoiren in voller Weise aus. Die Herzogin nennt er „die beste Prinzessin der Erde, die sanfteste, weiseste, die gerechteste.“ Die Oberhofmeisterin rebete er „an einem Bräute also an:

Grande maîtresse de Gotha.

Et des coeurs grande maîtresse.

Er kann gar nicht glänzende Worte genug finden für das hohe Glück, das er „à la cour enchanterose de Gotha“ „dans ce palais enchané“ bei „la Minerve de l'Allemagne“ genießt. Er wollte auch durchaus nach Gotha zurückkehren, um seine Weichseln, mit deren Abfassung er sich von der Herzogin hatte beauftragen lassen, abgeben zu weber Lust, noch Talent, noch Kenntniss für ein solches Werk hatte, dort zu vollenden. Und doch hatte er das Glück in Gotha abscheulich gefunden. Sein Körper froh, aber die Seele des neunundfünfzigjährigen Philosophen stand in Flammen, welche die hohe Liebenswürdigkeit der beiden Frauen entzündet hatte. Seine Bräute an die Herzogin, welche im herzoglichen Archiv zu Gotha aufbewahrt werden, reichen bis ein Jahr vor ihren Tod (1766).

Nicht anders erging es Friedrich dem Großen, als er die persönliche Belamtschaft der Herzogin von Gotha gemacht und die ihrer Oberhofmeisterin erneuert hatte. Auch er ist wie bezaubert von den hohen und glänzenden Eigenschaften der beiden Damen und auch zwischen ihm und der hohen gemalten Fürstin entspiant sich ein Briefwechsel, welcher die charakteristischen Eigenschaften Beider zur Erscheinung bringt und die Verehrung ausdrückt, welche sie für einander hegen. Dieser Briefwechsel ist in der von Franz sammengestellten Pracht Ausgabe der Werke des Königs abgedruckt. Aus ihren Briefen lernt man die fürsichtige Frau kennen und überzeugt sich, daß der ihr von Voltaire gegebene prächtige Name der

„deutschen Minerva“ keine leere Schmeichelei war. König Friedrich hat seine Freundin und Beherzerin zwei Mal in Oetba besucht, beide Male während des siebenjährigen Kriegs, 1757 und 1762. Der erste ihrer Besuche ist mit eigenthümlichen Umständen verknüpft. Bei dem bekannten Ausbruch des Krieges, dem Einfälle Friedrich's in Sachsen, war man in Wien ungehalten auf den gotthaischen Hof, weil derselbe ein Bündniß mit England abgeschlossen (die Prinzessin von Wales, Auguste, Mutter des Königs Georg III., war die Schwesster des Herzogs Friedrich III. von Oetba und Altenburg) und sich Preußen geneigt gezeigt hatte. Der Kaiserin Marie Theresie war die Bekehrung der Herzogin Louise Dorothee für König Friedrich bekannt und sie war verlesen deshalb nicht gnädig gesinnt. Nicht ohne Beforgniß erfuhr man in Oetba, daß das kleine Land übersehen sei, den Vereinigungspunkt der französischen und der Reichsarmee zu bilden. Ein französisches Corps fiel im August unermuthet in Herzogthum ein und verlangte unter dem Vorwande, als habe der Herzog seine Verpflichtung als Reichsfürst nicht erfüllt, eine große Contribution, die inzwischen nie bezahlt wurde.

Am 21. August kam das französische Hauptcorps nach Oetba, Tags darauf sein Befehlshaber, der seine und liebenswürdige Prinz Louise, bei der Einnahme der Frau von Pompadour. Die Reichsarmee unter dem Prinzen von Hildburghausen bezog wenige Tage später ein Lager zwischen Arnstadt und Jüterboghausen. Prinz Louis begab sich am 25. August mit seinem Oberaufsaher nach Erfurt, wo die Vereinigung mit der Reichsarmee stattfinden sollte; täglich gingen französische Durchmarsche durch Oetba. Pflüchlich erfuhr man das Herantreten der preussischen Armee unter dem König. Die Reichsarmee zog sich erschreckt durch das gotthaische Land nach Eisenach zurück. Die ganze französische Armee warf sich von Weimar und Erfurt zurück nach Oetba. Die Preußen kamen heran; es schien, als sollte es hier zu einer entscheidenden Schlacht kommen. Aber die französische Armee zog am 13. September nach Eisenach. Dafür rückten österreichische Truppen in Oetba ein. Am 15. September früh zogen sich plötzlich preussische Dragoner in der östlichen Umgebung der Stadt, es kam zu einem kleinen Scharamügel, die Oesterreicher und was noch von Franzosen da war, zogen sich eilig über die westlichen Höhen nach Eisenach zu. Prinz Louise, vom Janber des gotthaischen Hofes zurückgehalten, soll mit Mühe in der weißen Tasse und Küchenschürze eines französischen Kocks entkommen sein.

Nächst verbreitete sich das Gerücht, der König sei selbst da und reite bereits in die Stadt. Der Zulauf nach Jubel der Bevölkerung war ungeheuer. Gegen 3 Uhr kam der gefeierte Held mit seinen Generalen auf Schloß Friedenstein an, wo er von der herzoglichen Familie im Hofe empfangen wurde. Dem Herzog bezeugte der König auf freundschaftliche Weise seine Theilnahme an der beängstigten Lage, in welcher er sich befände, der Herzogin eine Gedächtnis- und Aufmerksamkeit, welche selbst seine Umgebung in Erstaunen setzte. Er führte sie zur Tafel, an welcher seine Generale mit der herzoglichen Familie und auf des Königs ausdrücklichen Wunsch Frau von Buchwald, „seine alte, gute Freundin“, wie er sie nannte, Platz nahmen, und welche bereits für die österreichischen und französischen Officiere servirt war. So ereignete sich das somliche Qui-pro-quo, daß für die Oesterreicher gefochet und gedeckt war und die Preußen speisten. Nach der Tafel küßte der König der Herzogin sogar die Hand, bei ihm etwas Unbehörliches, um empfahl sich wieder. Er ritt nach Erfurt zu und übernachtete im Turke Amstet.

Beim zweiten Besuch hatte der König die schweren Schläge des Jahres 1761 überstanden. Die Welt hatte ihn für verloren gehalten, aber wider Aller Erwartung war im Laufe des Jahres 1762 sein Stern glänzender, als je, angekommen. Nach der Niederlage der Oesterreicher durch den Prinzen Heinrich, wurden des Königs, bei Freiburg am 29. October, wurde ein Waffenstillstand abgeschlossen, der Fulsarengeneral von Kleist züchtigte mit 1000 Mann überausgen schnell die noch widerwilligen Reichsfürsten, Frankreich schloß mit England Frieden; die Waffen ruhten überall. Da gedachte der große König die Mühe zu einem zweiten Besuche bei seiner verehrten Freundin in Oetba, mit welcher er selbst während des Krieges in lebhaftem Briefwechsel gestanden hatte, zu benutzen. Am 3. December langte er mit dem Prinzen Heinrich in einem mit acht Pferden bespannten Wagen an, auf das Ehrenvolle empfangen. Als er auf seinen Zimmern zur Tafel abgehelt wurde, erwidern er zum Erstaunen seiner Umgebung in Schuhen und seidnen Crümpten.

Zeit dem Kriege hatte man ihn nicht in solchen Gesäme gesehen. Mit ungeheimer Galanterie führte er die Herzogin unter dem für ihn selbst bestimmten Balcon und nahm neben ihr Platz. Er sprach und lachte während der Tafel ungemächlich viel und fühlte sich den Ansehen aber sehr wohl. Nach der Tafel begleitete der König die Herzogin auf ihr Zimmer, wo er, die bezogliche Kammer, Prinz Heinrich und die Frau von Buchwald (sie gebürte also ganz zum fürstlichen Hofe) sich ohne Zeugen unterhielt. Aufstehend vor Entzünden über die geistlichen Dinge, die der König sprach, rief die Oberhofmeisterin plötzlich: „Ach, welcher Mann! Ich muß mich vor ihm beugen.“ Der König versetzte lächelnd: „Nein, Madame, es ist an mir, vor Ihnen auf die Kniee zu fallen und ich strebe vor Vergnügen. Aber ich tauze nichts zu Samen großer Verdiensten.“

Am 11. Ubr entriete sich der König, um auf seinem mitgebrachten Feldbette zu ruhen. Am folgenden Morgen mußte er auf der Höhe, nahm dann Abschied von der fürstlichen Familie und fuhr um 7 Ubr früh, begleitet von einem starken Commando, über Langensalza und Freiburg nach Leipzig zurück, wo er sein Winterquartier nahm.

Es ist auffallend, daß die bezogliche Familie diese Besuche später nicht erweiterte. Niemals ist Louise Dorothee nach Berlin gekommen. Vielleicht hielt sie zuweilen Anstänlichkeit davon ab. Es scheint sich auch die Herzogin und die ihr ähnliche (nur mit der von Louise Dorothee) und mit ihr im gleichen Alter stehende Marggräfin von Bayreuth nicht persönlich gelangt zu haben, obgleich der von der Herzogin gestiftete Orden der lustigen Einsiedler auf dem Puffschloße Friedenstein eine Nachahmung des Einsiedlerordens auf der Eremitage bei Bayreuth war.

Die französischen hohen Officiere, welche während des Krieges Gäste auf Schloß Friedenstein waren, sprachen sich nicht minder einzeln von den Eigenschaften der Prinz Louise, Graf Pugnac, Graf Sacy und Andere überboten einander in Lobeshochungen und Artigkeiten; sie nannten Oetba das zweite Versailles. Ein Marquis de Gouffier, welcher bei Hofstadt drei Söhne in den Kopf erhalten hatte, an welchen er sterben mußte, begann im besitzigen Wauschere einen sehr drohlichen Brief in Berlin an die verhörrte Herzogin, den zu vollenden ihm der Tod verwehrte.

Im Anfange ihres Wirtens als Herzogin hatte Louise Dorothee eine eigenthümliche Stellung zu ihrem der büssigen Ethologie ergabeneu Hofpötrier, Kidenath Chyrian, der sich wohl gern den lutherischen Pöpst umhine hörte. Er demerte in der Schloßkirche ihr sein Veramannungsurtheil überer philosophischen Richtung in die Oehru, zu er ging einst so weit, um Thema einer Predigt den Satz aufzustellen: Alles Uebel kommt und aus Meinungen. (Die Toppflichtigkeit entfringt aus der damals mehr gerändlichen Form Meinungen für Meinungen.) Er urtheilte mit über den Hindemächter der Wamnes, und unterwarf sich allen kirchlichen Formern. Im Buchsicht verete er sie einst ebense patheisch als abgesehmadt an: „Durchlauchtigste gnädigste Herzogin! Oeße, große, erhabene Sündnerin!“ Auf dem Kniee nach ihren Gemüthlichen lächelte der sie begleitende Page. „Er hat gewiß geöhrt?“ fragte ihn die Fürstin. „Ne ja, der Mann meinte es doch gut.“

Als Binzentors, dessen religiöse Richtung von der ihrigen so himmelweit verschieden war, an seinem Vaterlande vertrieben, sie bat, mit seinen Glaubensgenossen eine Synode in Oetba halten zu dürfen, wurde ihm vom Herzog auf einen Betrag gegen Chyrian's und des Oberconsistoriums Willen, die Erläuterung dazu erteilt. Ihrem Einflusse war es zuzuschreiben, daß der Versuch, eine Herrschtercolone in Meidtenbörde zu errichten, endlich doch nicht

\* Wie ich im Jahrgang 1806 der Gartentunde das Bild der berühmten Marggräfin in der Ehrenstadt der Einsiedler geze habe ich heute das Bild ihrer Götterverwandten, der Herzogin von Oetba, ebenfalls in der Ehrenstadt der lustigen Einsiedler von Friedenstein, deren Priorin sie war, vor. Das Original befindet sich in löstlicher Familienhandschrift im sogenannten Damenzimmer des Schloßes zu Meidtenbörde, vielmehr einst so berühmten Enffige des Grafen Götter. Ich werde diese merkwürdigen Mann und sein Schloß in einem spätem Artikel besprechen, eben so werde ich interessante Mittheilungen über Friedenstein und die lustigen Einsiedler machen, anzusehen sie von einer andern, aber mit dem Schloß nicht genau bekannten Feder in diesem Blatte schon kurz abgehandelt werden sind.

Die Herzogin trägt den bedeutenden Schloßbau und an der Eulenschloße die bedeutungsvolle Ehrenkrone: Vivo la jolo! welche auch in den vier Ecken des großen Saales in Meidtenbörde so ressel mit gelbem Letzen frangt. — Von Frau von Buchwald habe ich selber kein Bild mehr anzusehen können, als das nach einer von Fr. Will. Will. gezeichneten Karmorkarte, die sie als hohe, ehrwürdige Gräfin darstellt.

miflung. So großartig tolerant war diese fürstliche Frau. — Nach Eyprian's Tode erhielt frisch ein persönlicher Freund J. J. Rousseau's und Voltaire's, Klüpfel, dessen Stelle, ein ausgezeichneter Gelehrter, aber rationaler Theolog, ja, wenn man mündlichen Ueberlieferungen unbedingt trauen darf, ein Etkid Freigeist und eine Art französischer Abbé. Ein merkwürdiger Contrast zwischen Eyprian und ihm! Die Extreme berühren sich. Octavia's Fiktion hat Klüpfel viel zu verstanden.

Erst 57 Jahre alt, starb die Herzogin, erst in ihren Grundjahren. Ihre Freundin überlebte sie 22 Jahre, und genoss bis an ihrem späten Tode die höchste und ausgezeichneste Achtung an geistlichen, wie an den übrigen thüringischen Höfen, in Stadt und Land. Zuletzt wurde Frau von Rudowald von Aeternman „la Maman“ genannt, selbst den den hohen Götzen des herzoglichen Hauses. Wie war die Liebe und Wohlthätigkeit selbst; wie ein höheres Wesen waltete sie auf Schloß Friedenstein, wo sich ihr

Name an der Gallerie, die sie bewohnte, verewigt hat. („Die Buchwald'sche Gallerie.“) Im Kunst und Poesie blieb ihr ein lebensdiges Interesse bis fast zu ihrem Ende, und mit ganzer Seele freute sie sich der großartigsten Entwicklung des deutschen Genies. Wieland, Herder und Goethe waren mit ihr in Verbindung. Derrn, Egmont u. A. wurden „am grünen Kanapee“ (in ihrem Boudoir) im Manuscript vorgelesen. Der berühmte Thalgberg schrieb eine besondere Dedication über sie.

Ueber ihre großen Tugenden vermochte zuletzt der Wiererschein des ersten Aufschlags der Reuzzeit nicht mehr zu jagen. Paris war ihre Geburtsstadt, aber Frau von Buchwald war in der letzten Zeit ihres Lebens abgeschlossen für die Musikwelt. Sie starb eben so unbekannt, wie ihre Freundin, am 19. December 1781! Der Dichter Goethe dichtete folgenden Epitheton auf sie:

Panze die Zierde der Menschheit, unerschöpflich sie müde des Lebens,  
Aber noch immer dem Wunsch jählicher Freundlichkeit zu sein.

### Blätter und Blüten.

Das Urbild von Eren's, Corlar. Es hat zu jeder Zeit Individuen gegeben, deren weltlicher Lebenslauf tausend Mal romanhafter war, als die feurigste Phantasie eines Dichters ihn erfinden kann. Eins dieser merkwürdigen Individuen ist der Mann, welchen Lord Byron zum Urbild seines berühmten Othello: „Der Corlar“ genommen, dieses Othello's weß Blut, Weis und Tod, weil den von d'Alar'schen Schürzen, die den Leser oft bis in's Jenseits erleben lassen. Die Naturereime einiger Schürzen in diesem bunten Gemälde und einige Stellen darin haben zu der Vermuthung Anlaß gegeben, daß Lord Byron, dessen Orientalität eine solche Annahme nicht unwahrscheinlich macht, eine Periode seines eigenen Lebens darin geschildert, allein diese Vermuthung ist eine irrige. Othello's war es der Lebenslauf eines seiner intimsten Freunde, des Ungläubigen Zerloman, den er in dem Corlar mit so überraschenden Farben gemalt. Es war in Asien, wo er die Leidenschaft dieses Jähren verwegenen Abenteuerers, der mehr als geküßelter Seeräuber die malayischen Gewässer unentdeckt gemacht, antipflanzte. Von da ging er mit ihm nach Griechenland, wo ich Seite an dem unabhängigkeitssampfe gegen die Türken theilnahm. Byron fand dort seinen Tod, nicht durch einen Väterlichen oder ein Abentheuer, sondern von einem hübschen Fieber hingerafft, welches er sich bei einem überaus Rodicität ungenossen. Zerloman überlebte ihn, lernte die Tochter seines Othello's, des Orientalischen Othello's, kennen, heirathete sie und ging mit ihr nach England, wo er in ihrem eines Romans — für welchen man das Wort Langweil — seine Ereignisse unter dem Titel: „Abentheuer eines jüngerer Familienlebens“ herausgab. Das Buch ist in seiner Art eins der interessantesten, prägnantesten und enthält Schilderungen, denen man es auf den ersten Blick nicht hätte für Werke des Lebens genau'sind, und nicht mit der höchsten Zierde der Fiktion. Selbst Byron's Schilderungen in dem Corlar blieben häufig hinter diesen Darstellungen Zerloman's zurück, aus denen wir nur eine Episode wühlen wollen, wie dieser Seeräuber, an dessen Uolpogische das Leben von buntem Menschen ging, auch das Geheimniß der Freier, die spanische Erziehung, lernt.

Eines Tages ging Zerloman mit seiner Geliebten, einer jungen Araberin, Namens Zela, die mit räuberischer Häßlichkeit an dem Seeräuber hing, an dem seltsamen Ufer der Insel Bornoe spazieren. Mithing hören sie das Rauschen eines Bogens in der Luft und Zela ruft, als sie ihn erblickt, ängstlich aus:

„Was ist — ein Tiger ist in der Nähe. Das ist der Raub.“

„Das ist der Name des Bogens, was, um mich Verneinung, daß er der Begleiter des Tigers sei und nicht veranlassen.“

„Mein Karabiner,“ erzählt Zerloman, „war geladen. Ich lud noch eine neue Kugel hinein, legte mein Gewehr gegen den Felsen und schloß, selten gleich im Angriff der Besatz zu erwarten. Mitleid ist ihm nicht mit dem ersten Schusse geblieben, so war ich verloren, denn zu einem zweiten war er so schnell, die mich weit dem Ufer lag, zurückschwimmen, welche ich seine Zeit abwartet haben. Das Schloß in den Schützen wurde immer härter. Auf einmal sah ich in meinem größten Augenblicke nicht den Tiger, sondern dem Schriepf kommen, sondern einen alten, mit grauem Haar bedeckten — Menschen. Ich wollte ihn entgegenreten. Zela hielt mich zurück, gab mir ein Zeichen, zu schweigen und mich nicht zu bewegen. Der Othello — wie ich das wunderbare Geschick nach dem ersten Eintritte, den seine Erscheinung auf mich machte, nennen muß — unterließ den Ort mit wieder zurückzukehren, selbst daß, um zu sehen, ob Niemand sich in der Nähe verbergen, und richtete sich wieder empor. Als er stand, bemerkte ich die sonderbarste aller Gestalten. Seine ansehnliche Wagerheit, das lange Haar, welches ihn am ganzen Körper bedeckte, sein hoher Wuchs und die ungewöhnliche Länge seiner Hände und Füße erregte mein Aufsehen. Sein Gesicht war schwarz und von tiefen Runzeln durchzogen, aus denen weißes Barthaar hervorsah hervorbrach. Er machte die große Schritte breit sich schräum und schloß sich an einem knietiefen, niedrigen Kanu auf. Er mochte ich ihn beobachtet, nicht so sehr verwundert als mich über ihn. Erines antwortend behob Altes und seiner Hüftigkeit ungeachtet glühte ein wildes Feuer, eine wahrhaft teuflische Wesenheit in seinen heißen Augen. Dieses Othello's näherte sich hierauf dem Meer, legte sich auf eine Felsenbank, corrigirte einen schwarzen Stein, bedeckte ihn weissen, um dem Felsen ein Götterbild zu geben. Er schloß sich ab, ehmte sie, können und wußte dann mehrere Aukern, Ueberbleibsel

seiner Wästel, in ein breites Blatt. Dann erhob er sich, tauchte seine langen Finger in's Wasser und schritt dann rasch fort, als er gekommen. Ich wollte ihm folgen und sprang an.

„Hüte Dich vor ihm,“ sagte Zela warnend, „dieser Othello ist ein Junge I d' mit I kein wilder Thier ist gefährlicher und granatamer, als er.“

„Er ist älter,“ antwortete ich, „ich fürchte ihn nicht. Mein Karabiner ist geladen, ich will es schon mit ihm aufnehmen.“ Ich folgte in der That, doch auf einem anderen Wege, als der, auf welchem er ging. Der weinige war, beregalt mit Geduld bedeckt, daß ich unumgänglich von ihm gesehen werden konnte. Ich hörte des alten Wilden Schritte. Von Zeit zu Zeit bemerkte ich ihn und sah, wie er mit seiner Keule die Zweige zerbrach, welche seinen Weg versperrten. Zela, die ich nicht hatte vermuthen können, zurückzuführen, folgte mir auf der Ferle. So schritten wir einige Zeit schweigend durch das Gebüsch. Dem seltsamen Wesen, das unser Nähe nicht vermahnte, gelang, wiederum wir uns rechts, durchwandelten eine große Ebene, gingen durch das ausgetrocknete Bett eines Baches und hielten nun vor einem selb abgerissenen Felsen, einer Art leerer Mauer von schwarzen bis schwarzen Fuß Höhe. Eine mit Nees bedeckte Lanne wuchs am Fuß des Felsen und ragte mit ihrem seltsamen Dapfel darüber hinaus. Der Othello, wo ich ihn nennen will, harrte mich um den Baumhalm, stettete hinein, hielt sich sehnlich an einem Seitenzweig, auf die Weise der Katzen, und erreichte so den Felsen, auf dem er sich niederließ. Wir ahnten ihn in allen seinen Bewegungen nach, doch mit Vorsicht, um von ihm nicht bemerkt zu werden. Er überließ sich seinen nachdenklichen, was nur einige Lansen wandeln. Er machte viele Langwe, schloß einige Schritte von seinem Baum und Aufgehens, worauf die unruhigen der Erde und merkte sich endlich gegen ein kleines offenes Feld. Der Neben war eben, schwarz, wie ein grieg. Ein prächtiger Baum, mit Weiden und weissen Knochen bedeckt, beschloß mit seinem Schatten eine weichenartige inländische Rodschüte.

„Ich bemerkte des seltsamen Einsiedlers guten Geschmack, der sich durch den mauerlichen Ort bemerkte, wo er seine Wohnung gewöhnt. — Auf der einen Seite eine Felsenwand mit Camerellen und weißen Oelfarnblüthen bedeckt, der vierten Felsen die höchsten Stämme von drei Weidenbäumen, hinter der Einsiedler ein Wald von Bambusrohr und Dornschärf, aber welches hier und da der Zamarinbaum, der Kaktus, die Akacie, der Dampfbambus und der Bambus mit seinem schwarzen Lambe doch empör ragen. Des alten Wilden Bewegungen waren merkwürdig durch eine auslassende Othello's, die jedoch nicht den thierischen Zufuhnt, als von menschlicher Seelenbeobachtung schäme ich. Er trat vor seiner Höhle die Straße nieder, die er mitgetracht, und troch dann durch die niedrige Oeffnung in's Innere.“

„Als er im Innern war, trat ich näher und bemitleidete mich, zu beobachten, was er weiter that. Auf einmal bemerkte ich hinter mir ein starkes Rauschen im Gebüsch. Ich wanderte mich um und sah eine Knapperschlange, deren Kagen, furchig, wie Zerloman's, auf meine in einige Entfernung von mir herabsteigende Begleiterin geklettert waren. War an die Gefahr denken, der sie angelegt war, schloß ich mich darauf zu. Die Schlange lag sich in's Dickicht zurück und verschwand. Ich hielt Zela noch in meinen Armen, als diese erschrocken und bleich aufrief:

„D, der Junge Rame!“

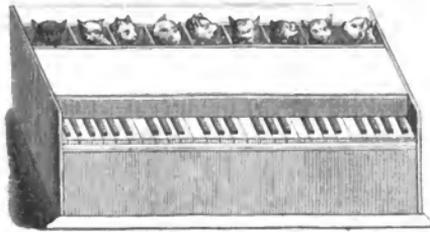
„Ich wandte den Kopf. Der seltsame Othello näherte sich und mit sich in's Schreiten. Er bewegte keine Muskelfasere über sich, wie der Zamburmer, an der Spitze des Regiments seiner Tod. Seine Gestalt schien viel höher, als vorher. Alle seine Muskeln waren wie transporthaltig gekannt. Seine Augen schienen verzeckende Flammen. Die weissen, drei aneinander gebundenen Hände schienen zwischen den schwarzen Rippen hervor, seine Augenbrauen schienen insidierend gewachsen. Ich hielt meinen Karabiner mit der linken Hand zum Schuß bereit. Doch bevor ich ihn auf meine Schötter legen konnte, war er durch einen ungeschicklichen Sprung von mir mit gelang und verdeckte mit einem Streich mit seiner Keule. Ich warf mich einen Schritt zurück und gab Feuer. Die ganze Ladung traf ihn und ging ihm durch die linke Seite. Er fuhr aber drei Fuß in die Erde und fiel am ich. Seine Schwere stieg mich nieder. Ich lag unter ihm, bedächtig mit dem zum Tode Verurtheilten ringend. Er hatte noch ungeschwächte Kraft, um mich zu tödnen. Er schloß sich fest und schloß sich in diesem Augenblicke seine ich Zela zu: „Rette Dich!“ „Er ist tot,“ rief

se. Sie fand neben mir, das mit Blut befehte Messer, das meinem Gürtel entfiel, in der Hand. Damit baute ich ihr vollends geistlich. Nicht ohne Mühe arbeitete ich mich unter dem schweren Körper hervor. Ich betrachtete ihn nun genauer. Der gemeinede Ozein war ein Orangulung, eines jener Geschöpfe, deren Urtieren so lange von den Naturforschern gelehrt wurde, die neuere Forschungen ihr Dasein beweisen. Die Gatt, welche er bewohnte, war ohne Zweifel die verlassene Wohnung eines jener malschönen Einfiedler, die ertüchlich schön auf Bornoe zu finden sind. Das Innere war sehr bequem eingerichtet. Die Bekleidungsstücke (somfort lag Zelemani) einer südöstlichen Baumwohnung war in die Hütte eines Affen der Insel Bornoe übertragen.

**Ragen-Regel.** Ragenbögel, Ragenmilch, Ragenpflanz, Ragenjammern, Ragenrausch sind Alles besonnte, die Jochen mehr oder weniger als dem Zweckgedraube oder eigener Erhaltung dienlich genommen sind; bemerkend möchte aber Bienen die „Ragenregel“ hingen. Diermit ist es folgende Voraussetzung: Der Solnar irgend eines melaischöhen Fährten, der seine ganze Erhaltung auf ansetzt, um seinen melaischöhen Derrn zu dienen, kam unter Anderen auch auf die Idee, eine Parre verschickte Ragen, alle und junge, mit großem und feinen Stämmen, in Abtheilungen einer Kiste gefondert einzuwickeln, und zwar so, daß die Schwämme derselben durch je ein Loch in so viel Löcher gingen und da beschlagen wurden, so viel der Ragen waren. Am vorderen Theile der Kiste befand sich eine Klaviatur, deren Tangenten unter jeue Nöthen reichten und je einen Oeßl trugen, der beim Anschlag der Tasten die betreffende Rage in den Schwamm stecken mußte.

Diesen Ragenlöcher schloß er nun an einen gewissen Platz und als der Ragen fertig einsteckbar, griff er nicht, wie einst David, die Parre, sondern schloß sie selbst auf die Tasten, und „ein Lied, das Otten ertönen, werden selten selten machen kann“, wenigstens wenn sie dadurch aus dem Schloße gemacht werden, verriet auf einige Zeit den Oeßl Oem aus dem Wernachen.

Ob der Solnar, dessen Name uns oben so unbekant, wie derjenige Derrn, der Erfinder dieser Ragenregel gewesen ist oder ob er aus gewissem Grunde oben besonnt hat, müssen wir dahin gestellt sein lassen. So viel



ist aber gewiß, daß Jean Christoph Calotte, welcher die Reise Phillips' II. im Jahre 1545 von Madrid nach Ostindien beschrieb, unter den dortselbst angeführten Pfeifstücken auch der Ragenregel gedenkt. Sie wurde von einem Bären gepfeift, Affen, Vögel, Fische und andere Thiere taugten darnach an einen Ragen, in welchem zwei Affen auf Tubelläden den Oelgang der Ragen accompagnirten. Es gab noch früher ein Concert, gegen welches nicht mehrere Ragenkassetteln nicht in Betracht kommen!

**Aus den hehröftinischen Wärschen. III.** Wir haben in ganz Deutschland seinen Volksthum kennen gelernt, der im Grunde seines Charakters conservativer ist, als der hehröftinische, zumal in den Wärschen. Nur aus ihm unter diesem conservativen Charakter nicht den Begriff einer gewissen Parze, das Ue, gewöhnlich festhalten an verzeerten, abgelebten und wechalt naturwidrigen Anschauen verstehen, sondern die beherrschte die Natur aus im Kampfe für das durch gesundenbelte Bestimmung ertungene Redenswürdigkeit und Heiligungsmachung bestehen, die Oeden vor der Annahme von Neuerungen, aber deren Wirth oder Luwerit nicht das eigene Urtheil zu Grunde stellen, und die Wärs, mit welcher ihnen Charakteristike der Volksthe geistlich nicht, über welche Bestimmung alle wahren Patrioten Urtheile von begreifbar bester Rüge haben. Wir wollen in Bezug auf letztere Punkt nur zwei Zeiten hervorheben. Wenn irgendwo in Deutschland, so gilt noch in den Wärschen die alte deutsche Spruch: „Im Wahn, ein Wort, gilt noch vier das Ue, unwerthliche Thalen des Verprechens. Wir waren Jung, wie Panzente bedienende geschickliche Verräthe, Kauf, Pacht, Wärschen u. f. w. abschließen, ohne nur eine Zeile darüber weiterzudenken, das einfache, gegene Wert genügt. So fand auch die Proesse wegen Mordts über geschlagener Uebertretung die verhältnismäßig stärksten. Eine andere Tugend der Wärschbauern, die allerdings durch gewisse locale Verhältnisse unentbehrlich wird, ist die Gastspreibtheit, die sie üben. Die Gastspreibtheit der Dittmarischen, dieses fernigen Menschenschlag, die von den älteren Zeiten an freie Wärsen waren, in einem Uebelmann, der sie mit Freuden zum Gast beschwören wollte, unter sich duldeten, die nicht blühen, tapfern Bauern, welche Jahre lang oben, im Bergland, den Wärschen, den Bergzügen von Lindenburg und andern Fährten und Herrn führten, vor deren langen Spießen und Wärschenherren der Schreckensterg berging, welcher mehr als einmal die Söldnerheeren erschrecken ließ: „Garbe, daß ich, der Wärs (Wärs) komm“, viele dittmarische Gastspreibtheitschuld bekennt und legt aus. Sie machen dabei nicht viele Worte, sie sind überhaupt die Leute hier oben, im Bergland, den Wärschen, den Bergzügen weniger redlich, förmlicher sind. Berg und bewogliche Gastspreibtheits besitzen die Dittmarischen überhaupt in bedeutenderer Maße, ein Grund, weshalb das Kaufleben dort auch auf einer viel höheren Stufe

steht, als hier, wo schon das alte Sprichwort: „Holsatia non cantat“ die in dieser Hinsicht geringere Beschäftigung anstrückt.

Bekanntes Ruhe, patriotischer Eifer, Kaltblütigkeit in der Gefahr sind die hervorstechendsten Züge des Wärschbauers. Es sind diese Verträge, die sie mit dem übrigen Volke Heilens und Schwermuths theilen, und wechalt sind auch die Wärsen aus unsern Verhältnissen. Oeßlen und Schwämme die besten, welche in dem Ozein gewachsen sind, und weder Holländer, noch Engländer und Amerikaner können in ihren eigenen Ländern so treffliches Schwämme werden, wie das unsere nordöstlichen Ragen sind. Die vier dieser Arten werden sich wohl noch den furchtbaren Sturmweeters erriemen, welches am 25. Juni d. J. über das nordwestliche Deutschland mit so unerhörter Heftigkeit, wie es im Sommer seit Jahrzehnten nicht der Fall gewesen, hereinbrach. Eine Menge Schiffe waren bei Grund und auf der Höhe aller weizenen gerade gesunken und schon das Leben. Ich selbst mich damals gerade an der hehröftinischen Küste, und mit einem kleinen Dampferboot konnte mich bezüglich den Kampf der vom Sturm überfallenen Schiffe gegen die Elemente wachsenden. Zwei Schiffe besonders, die ganz in der Höhe der Küste steuerten, ein vorzügliches und ein hehröftinisches, ertrugen unsere Zeitsnahme. Beide Schiffe waren in gleich gefährlicher Lage — einander untereinander oder zu Grunde. Am dem Vertagigen, dessen Schiffmannschaft vierzig 12 bis 15 Mann stark war (genau konnten wir trotz unserer guten Fernrohre bei dem Sturm der entsetzlichen Elemente die Mannschaft nicht zählen), schoen schon alle Hände der Discipuln geistig in sein. Wir sahen die Wärsen rathlos und verwirrt durcheinander laufen, und ein Kommando des Capitains selbst es gar nicht mehr zu geben. Am dem hehröftinischen Schiff dagegen herrschte eine geordnete Thätigkeit, wie ich kaum besser als im Ozein bewundernd auf einem Kriegsschiffe Ober Professoriammigen Wasser bei der Rebe der Spitzebad geüben werden kann. Unweil die Dampferbooter stand die Länge, gedungene Oeßel des Capitains, mit dem Sprachrohr in der Hand, in dem Luwerit ging die Mannschaft und die Besatzung wurden, wie gelang, mit einer Bittlichkeit und Ruhe ausgeführt, als würde ich der Rache kluge Ozein über ihren Ozeinen und als bewegte sich das gabrene Comendat in ruhiger, glatter, von langsamem Schritt bewegter Fahrt. Das Resultat war leicht voraussehbar. Der Vertagige — ein Rettungsversuch von der Küste aus mißlang trotz der übermenschlichen Anstrengung der Schiffe — zu Grunde und der Vertagier kam mit schweren Verletzungen, aber doch ohne Verrieth an Ort und Mannschaft davon.

Wenn sich je die Hoffnung Deutschlands vermittelst, eine Kriegesflotte zu besitzen, so werden uns diese Ozeinen, sowie Ostindien, Nordamerika, Ozeinbau, Wärsen liefern, wie sie sein kann der Erde besser hat. Es ist hier gar nicht Oeßnen, daß ein junger — oder schonjähriger Wärsche, der kaum einen Stamm auf der Lippe hat, schon in Baisarata, Ranche, oder Bombay, zum wenigsten aber in Ozeinland war. Ozeinchen und Ozeinchen sind die gewöhnlichen Bezeichnungen der Wärsen, die sich noch Ozeinlandbau auf Wärsch und Nordamerika mit dem nördlichen Ozeinbau ausbreiten. In den letzten Jahrzehnten haben sich die Ozeinlandbauher jedoch bedeutend vermehrt. Dem während noch vor vierzig Jahren 10 Schiffe von Ostindien nach den nördlichen Weeren auf Wärsch und Nordamerika auswies, ist die Zahl jetzt bis auf zwei oder drei herabgesunken. Die Ursache ist der immer geringere werdende Ertrag dieser gefährlichen Expeditionen, von denen schon so mancher Schiff so wieder zum heimlichen Hafen zurückkehrte, und dieser geringe Ertrag hat seinen Grund wieder in dem Ozeinlich, welches, bei lange anhaltendem Winter, das Ozein dem Auslaufen der Fahrzeuge in den Weg legt. Engländer und Schweden, die gleich in das offene Meer labern können, sind deshalb stets fröhlich in den Ozeinern, wo der beste Jung zu machen ist, und nehmen die beste Beute vorweg. Der heutige Ertrag des einen Schiffes (des Wärschbäters „Pact“) warter 2000 Oeßl Wärschen und zwei Wärsche. Die Zeit des Anlaufens fällt gewöhnlich gegen Ende März bis Anfang April, die der Heimkehr gegen Ende Juni oder Anfang Juli.

Eine ganz charakteristische Beschäftigung des jungen Volke in der Wärsch ist im Winter, wenn sie selber hart und sehr gefahren sind, und eine glänzende, weiße Ebnede Ozein und Wärs überzieht, das Ebnedesseln. Die Wessel ist eine kleine, eiserne Angel, welche im Ricodentstein über die beschlagene Felle und Wärs geschleudert wird. Es geübt viel Uebung, ein gewisses Geschick und Geschicklichkeit in ihrem Wesseln. Es besteht aus zwei ganz kleinteilige nach vorhergegangeneu (eiserne und fernische) Ozeinanzforderung mit einander abgeben. Eine Hauptperson ist dabei der „Kreislher“, welcher in jählicher, wohlgeleiteter Rede die Ozeinanzforderung überbringen und dann den Sieg der triumphierenden Partei (eiserne), während er die unterlegte durch launige Scherzreden neckt. Ein lustiger Abend im Wärschbau, der ein Sieger von dem Wärschen mit Wärs, Ozein und Wärschen reichert werden, beschließt die feierlichen Wettsämpfe. Die Ebnedesseln ist ein sehr populäres und beliebtes Spiel in der Wärsch, und Wärsen, die schon seit vielen Ozeinen in Amt und Würden stehen, erinnern sich noch mit lebhaftem Vergnügen jener Kämpfe ihrer Jugendzeit.

Wärsen wie wir Schloß unserer Ozein und eines Tages des Wärschbauers: die Wärschtheil. Der Wärsch der Wärschbäuer und Ozeinwärschtheil ist bei Weitem nicht so im Schwange, wie in vielen Ozeinen der Wärsch und Ozeinwärschtheil, wo das Wärschtheil der Ozeinwärschtheil im Wärsch überhand genommen hat, alle älteren Wärschen der Ozeinwärschtheil sind aber nun auch diese Tagend anzurechnen und zu leben, so darf doch auch nicht unerwähnt bleiben, daß vielleicht mit darin die Ursache einer gewissen Ozeinwärschtheil zu finden, die sich (sommt) am dem Lande, also in den Wärschen der Wärsch geltend macht. Die verschiedenen Kreise der Ozeinwärschtheil sind je heutzutage von einander geschieden, also in den mittleren und südlichen Ozeinen bis heute hier oben, im Bergland, den Wärschen, den Bergzügen sind in dieser Hinsicht bei, ein Bergzug, der wohl vertrieben herabgeroben zu werden, da er auf die Entwidung unserer lokalen Wärschtheil von bedeutendem Einfluß ist.

R. Die.



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteurs F. Stolle u. K. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

### Ein Kirchhofsgeheimniß.

Mitgetheilt vom Verfasser der „neuen deutschen Zeitsbilder.“  
(Fortsetzung.)

Wir waren auf unserem Rückwege bis an das Portal gelangt, durch welches wir in die Kirche eingetreten waren. Ich blieb stehen. „Rehen wir noch einmal um, Schließer.“

„Zu Befehl.“

Es war das ewige ruhige „Zu Befehl.“

Ich lehnte zurück nach der Seitencapelle. Er folgte mir. Ich sah an das Pflaster, an die Bretter, und drückte stark daran, daß er es sah. Sie gaben nach. Ich wandte mich rasch nach ihm um. Er stand ruhig und unbeweglich. Nun brüskte ich stärker, die Bretter gaben noch mehr nach; es entstand eine Öffnung, durch die ich meinen Arm stecken konnte. Ich that es, und fühlte ein Schloß, eine Klink. Ich drückte darauf. Die Thür öffnete sich. Ich blinnte auf den Kirchhof. Die Thür hatte sich leicht geöffnet, ohne das geringste Geräusch.

„Was ist das, Schließer?“

„Die Thür ist zu öffnen, Herr Assessor.“

Kein Zug in seinem Gesicht hatte sich geändert. Seine Stimme war fest und ruhig, wie vorher.

„Ihr hattet mir gesagt, die Thür werde nicht gebraucht?“

„Ich weiß es nicht anders.“

„Ihr habt sie nie gebraucht?“

„Nein.“

„Schließer, erinnert Ihr Euch, wie Ihr mich vor sechs Jahren in einer Nacht auf dem Kirchhofe antrifft?“

„Zu Befehl.“

„An welcher Stelle war es?“

„Ich weiß es nicht mehr.“

„Woher waret Ihr gekommen?“

„Um die Kirche herum.“

„In welcher Absicht waret Ihr um die Kirche herumgegangen?“

„Ich mache jede Nacht einen Umgang um das ganze Amt.“

„Zu welchem Zweck?“

„Die Bewachung des Amtes gebührt zu meinem Dienste.“

„Warum jagtet Ihr mich von dem Kirchhofe?“

„Es war meine Pflicht, ich kannte den Herrn Assessor nicht.“

Und bei dem Allen blieb er der Fälscher, der ruhigste, der unbefangenste Mensch. Auch mein letzter Versuch war also mißglückt. Ich hatte nicht, als eine Thür, die geöffnet werden konnte. Was hatte ich mit ihr gewonnen? Ich verließ mürrisch die Kirche und verabschiedete den Schließer Martin Kraus.

Es war neun Uhr Abends. Ich wollte auch das Amt verlassen und zu meinem Gasthof zurückkehren. Da fiel mir eine

Pflicht der Höflichkeit ein. Ich hatte den ganzen Tag während der Einführung in mein neues Amt nicht daran gedacht, mich nach dem Besten des kranken Amtmanns zu erkundigen. Die Sitte hätte es erfordert, zumal da er noch immer der Borgelegte war, den ich nur einzuweihen verdrat. In dem kleinen Leben des kleinen Städtchens konnte man den Verstoß mir doppelt übel nehmen. Ich mußte ihn wieder gut machen. Ich entschloß mich kurz und rasch, mich in seine Wohnung zu begeben, einen Dienstboten zu fragen, wie es dem Kranken gehe, und mein Compliment machen zu lassen.

Die Dienstwohnung des Amtmanns befand sich in dem obern Flügel des Amtbanjes, des alten Klosters. Sie war mir noch aus früherer Zeit bekannt. Er bewohnte jenen Theil des Gebäudes mit seiner Familie allein. Ich ging dahin.

Die Hausthür stand offen. Ich trat durch sie in einen dunklen Flur. Nach fünf bis sechs Schritten erreichte ich eine steinerne Treppe, die in den obern Stock des Hauses führte. In dem obern Stock lagen die Wohnzimmer der Familie. Ich stieg die Treppe hinauf, sie war gleichfalls dunkel. Als ich ihr oberes Ende erreicht hatte, befand ich mich erst recht in vollkommener Finsterniß.

Ich glaubte mich noch zu erinnern, daß ich in einem langen Gange sein müßte, an dessen beiden Seiten die Wohnzimmer lägen. Aber ich wußte nicht, ob ich mich rechts oder links wenden müßte.

Ich stand unschlüssig. Ich war langsam die Treppe hinaufgestiegen. In dem Hause des Kranken mußte ich eine tiefe Stille erwarten, die ich auch überall fand. Ich wollte sie nicht durch ein Geräusch stören, das nur zu leicht in die Stuben des Kranken selbst hätte dringen und, zumal in so später Abendzeit, Unruhe verursachen können.

Auf einmal, als ich oben am Ende der Treppe stand, hörte ich in dem Gange, nicht weit von mir, Jemanden leise sprechen. Ich erkannte die Stimme sofort. Es war die heisere, kurzathmige Stimme des kranke Schreiber Karl Brunner. Ich dachte im ersten Augenblick, irgend ein gleichgültiges Geschäft habe ihn beschäftigt; vielleicht auch, meinte ich, wohne er im Hause, und er mache eine Bestellung an einen Dienstboten. Ich wollte ihn anreden lassen, um dann an ihn mich zu wenden, und durch ihn mein Anliegen anzufragen. Daß er leise sprach, konnte mir in der Nähe des Kranken nicht auffallen.

Wlein ich verstand bald, was er sprach, und als ich es verstand, und als ich hörte, was ihm geantwortet wurde, und wer ihm antwortete, welche andere Richtung erhielten alle meine Gedanken! Die Tochter des Amtmanns war es, die ihm antwortete, jenes

schöne, heftige und liebevolle Mädchen. Ich erkannte ihre Stimme bei dem ersten Laut, wie leise sie auch sprach. Sie war runder, veller gemorent; sie war aber frisch und glodekrein geblieben, und sie küßte mit derselben Jungheit zu dem jungen Manne, mit welcher sie früher zu ihm gesagt hatte:

„Dann, Karl, weine nicht.“

„Dannmals waren sie Beide Kinder gewesen, auch er noch, wie kränzlich doch er auch emporgeschrien war. Als Kinder hatten sie in dem Besten hinter der höchsten Larzbede gefessen. Sie waren heute keine Kinder mehr. Er mußte drei- bis vierundzwanzig, sie neunzehn bis zwanzig Jahre zählen. Und sie waren in einem finsternen Besten beisammen. Sie waren aber auch wieder nicht glücklich. Ethen konnte ich diesmal ihren Schmerz nicht; aber hören sollte ich ihn desto deutlicher.“

„Und er war lange hier, sagst Du?“ hörte ich zuerst die Stimme des jungen Menschen sprechen.

„Ueber eine halbe Stunde,“ antwortete die Stimme des jungen Mädchens.

„Und ganz allein mit ihm?“

„Ganz allein. Ich mußte hinausgehen. Hinter mir verschloß er die Thür. Mir wurde so angst; er sah so schrecklich, so entsetzlich aus. Ich fürchtete ein Unglück, und wollte nicht gehen, aber ich mußte.“

„Von wem sprach sie? Von dem Schließer, antwortete es in meinem Innern. Es war lächerlich, aber es war auch so natürlich. Ich hatte ja fast den ganzen Tag nur an ihn denken müssen. Ich mußte denken, weiter denken, wie unangenehm es mir war. Ich stand wie gebannt; ich konnte nicht rückwärts, nicht vorwärts.“

Der junge Mensch fuhr fort zu fragen:

„Und Du hast kein Wort von dem verstanden, was sie mit einander sprachen?“

„Kein Wort. Ich war draußen an der Thür stehen geblieben und lauschte, aber ich verstand nichts. Nur einmal kam es mir vor, als wenn mein Vater ihm etwas befehle. Er weigerte sich aber, es zu thun.“

„Und Dein Vater darauf?“

„Er schien ihm noch einmal zu befehlen, strenger. Aber aus dem Tone, mit dem er meinem Vater antwortete, schloß ich, daß er bei seiner Weigerung blieb.“

„Das Alles war schon heute Morgen?“

„Diente Morgen gegen zehn Uhr.“

„Um die Zeit war er mit dem neuen Kisseer aus den Gefängnissen gekommen.“

„Ich hatte also Recht gehabt, sie sprachen wirklich von dem Schließer. Martin Kraus war sofort, auf der Stelle, nachden er weiter sich hatte trennen können, zu dem Amtmann geeilt. Ter auf den Tod Kranke hatte über eine halbe Stunde lang mit ihm gesprochen. Beide hatten eine geheime Unterredung mit einander gehabt. Ich mußte weiter denken. Das Mädchen fuhr fort:

„In den Gefängnissen mußte etwas vorgefallen sein, weil er so verstört ankam. Ich entsetzte mich vor seinem Anblicke.“

„Es war damals nichts vorgefallen,“ erwiderte der Schreiber. „Aber vorher, nachher.“

„Und was, Karl?“

„Nichts, nichts!“

„Du willst es mir verschweigen, Karl!“

„Nichts. Ich weiß nichts.“

„Karl, ich höre an dem Tone Deiner Stimme, daß Du etwas weißt, was Du mir verschweigen willst.“

„Das hast Du schon seit Jahren zu mir gesagt. Ich konnte Dir nur immer sagen, daß ich nichts wußte.“

„Und schon seit Jahren, Karl, konnte ich Dir das nicht glauben. Seit Jahren? Seit meiner Kirchzeit schon, so lange ich denken kann, habe ich Dir immer ausgehen, daß Du etwas auf dem Herzen hast, etwas recht Schwers, ein schreckliches Geheimniß. Wie viele hundert Mal, wenn ich Dich träumend oder weinend sitzen sah, mußte ich Dich fragen, was Dir fehle, was Dir das Herz bräde. Wie oft bin ich Dir, wenn ich des Abends, noch ganz spät, Dich plötzlich fortzuschleichen sah, nachgefolgt — Du warst in den Garten gegangen, durch die Larzbede auf den Kirchhof getreten, küßst auf dem Kirchhof zwischen den Dornen und den Gräbern herum, und herrschst und suchst, und ich mußte durch die Hecke hinter Dir herrischen, und an Dich heran treten, und Deine Hand nehmen und Dich fragen, wonach Du dort her-“

teilst, was Du in der Nacht zwischen den Gräbern suchtest. Aber immer sagtest Du: es ist nichts. Ich habe nur so traurige Gedanken, die mich quälten. Ich muß allein sein, dann wird mir wieder besser. — Einmal, als wir auch wieder am späten Abend auf dem Kirchhofe waren, und plötzlich unten in der Erde das sonderbare, schreckliche Seöhnen hörten, und ich mich vor Angst an Dich drückte, und Du mich von Dir riefest, und auf die Erde unterausfankst und laut schändstest, daß eine Mal wolltest Du mir sagen, was Dir das Herz abdrückte. „Kommt!“ riefst Du auf einmal. „Komm und höre diese Töne, und dann höre eine Geschichte, die ich Dir erzählen will.“ — In dem Augenblicke stand der finstere Mensch hinter uns, und schrie uns an, was wir da machten, er wollte es dem Vater anzeigen, daß wir uns in der Nacht so umher trieben. Wir waren noch Kinder und fürchteten uns vor ihm, und liefen auf verschiedenen Wegen in das Haus zurück. Und nachher, als ich Dich nach der Geschichte fragte, die Du mir hattest erzählen wollen, hattest Du nur wieder die alte Antwort, Du wüßtest nichts, Du seiest durch einsüßige Träume aufgeregt gewesen, was wir auf dem Kirchhofe gehört hätten, sie wußt an Dich gewesen. Ich glaubte Dir schon damals nicht. Aber Du bleibst bei solchen Antworten trotz alles meines Ungläubens, aller meiner Bitten, aller meiner Thränen. Es hast Du Jahre lang, wußt über zehn Jahre lang, mich fortwährend getäuscht. Gräulich, Karl. Denn Du wußt wohl etwas! Dich drückt ein schwers Geheimniß. Theile es mir mit, jetzt, jetzt, in den letzten Stunden vor dem Tode meines Vaters. Denn, Karl, eine entsetzliche Ahnung hat mir manchmal gesagt, daß Dein Geheimniß meinen Vater betreffe, und daß Du es mir darum nicht verrathen wüßtest. Und jetzt muß mein Vater sterben. Ich weiß es, und auch er weiß es. Sage es mir, Karl, was Du auf dem Herzen hast. Willst Du mich in den letzten Stunden des armen Vaters beruhigen, wenn ich es weiß. Er schien ohnehin so sonderbar, so schwer unruhig zu sein. Besonders seitdem meine Sorgen der Schließer von ihm gegangen war. Sage es mir, sprich endlich, Karl.“

„Sie schwieg. Ihre schöne Stimme hatte so innig, so traurig, so bittend, so flehend gesprochen. Sie hatte mir, dem Fremden, mit ihrem flüchenden Schmerzgeflüster tief das Herz ergriffen. Wie mußte sie es dem jungen Manne zerreißen, der in einer so nahen, engen Verbindung mit ihr stand! Konnte er ihr widerstehen?“

„Ich habe schon lange gehört, wie während ihrer Worte sein Athem schwerer und kürzer wurde. Ich glaubte zu sehen, wie ungeschlimm seine krankte Brust mochte. Aber sein Sinn war fest geblieben. Es war ein edler Sinn.“

„Kosa, meine liebe Kosa,“ sagte er, „ich beschwöre Dich, bringe nicht weiter in mich, nur heute nicht. Glaube mir, was mich quält nur angstigt, sind weiß Träume und Eindrückungen, zu denen mir aller gewisse Grund fehlt. Es ta n n etwas Wirkliches für sie da sein. Aber ich weiß es noch nicht. Ich habe es in all den Jahren nicht ermitteln können. Ich weiß es heute noch nicht. Wie könnte ich mit meinen Leeren Ahnungen auch Dir das Herz beschweren, unglücklich machen? Ist aber etwas Wirkliches da, Kosa, dann fürchte ich noch heute Nacht etwas Schreckliches, und dann kann es auch Dir nicht länger verborgen bleiben.“

„Und Du willst es mir nicht sagen, Karl?“

„Ich kann nicht.“

„Du bist grausam.“

„Grausam?“ rief schmerzlich der junge Mann. „O, Kosa, wenn Du wüßtest! — Aber erzähle mir weiter. Sagst Du den Schließer von Deinem Vater fortzuehen?“

„Ich sah ihn.“

„Und wie war sein Aussehen?“

„Finstler und in sich gekehrt, wie immer.“

„Wie sandest Du Deinen Vater?“

„Ich sagte es Dir schon, ich fand ihn unruhigen. Er schien etwas auf dem Herzen zu haben. Er schien es ausprechen zu müssen. Er richtete sich auf, dann sah er mich an, so sonderbar. Auf einmal legte er sich wieder zurück. Das that er oftmals so.“

„Er sagte Dir nichts?“

„Kein Wort.“

„Kosa, ich muß jetzt gehen. Verspricht Du mir Eines?“

„Was konnte ich Dir abschlagen, Karl?“

„Bleibe mir immer gut, bleibe immer meine Freundin.“

„Wie könnte ich anders werden? Aber wie kommst Du zu der Bitte?“

„Ich laun es Dir nicht sagen. Aber sage Ja zu meiner Bitte. Ich habe nur noch kurze Zeit zu leben. Dann folge ich Deinem Vater. Dann — Sage Ja, Rosa, daß Du mich immer lieb behalten wirst. Gib mir die Hand darauf.“

„Immer, immer, Karl. Hier hast Du meine Hand. Ich werde Dich nicht verlassen.“

Sie schwiegen und trückten sich wohl stumm die Hände. In stummer Liebe?

Nicht weil von ihnen wurde leise eine Thür geöffnet.

„Waisfell Rosa,“ hüsterte eine männliche Stimme in den Gang hinein.

„Hier bin ich,“ antwortete das junge Mädchen. Die Thür wurde leise in das Schloß gelegt. Dann sagte die Stimme: „Der Herr Amtmann haben mir beschlen, schleunig den neuen Herrn Assessor herzubitten. Ich soll aus der Stelle gehen.“

Das junge Mädchen schien sich einen Augenblick zu besinnen. Darauf sagte sie:

„Gut, Friedrich, geh. Ich werde zum Vater zurückkehren. Führe aber den Herrn Assessor nicht gleich in das Krankenzimmer, sondern in den blauen Saal. Ich möchte ihn vorher sprechen.“

Das hörte ich noch. Es blieb mir, in der allerdings traurigen Rolle, die ich einmal übernommen hatte, nichts übrig, als mich so eilig und leise wie möglich zurückzuziehen. Ich that das, und verließ mich nicht. Ich verließ unbemerkt das Haus und den Hof. Draußen vor dem Hofthore lehrte ich um, als wenn ich aus der Stadt komme. Ich ging wieder auf das Amtshaus zu.

Witten im Hofe begegnete mir ein Bedienter mit einer Patente. Er erkannte mich und blieb vor mir stehen.

„Ich war gerade auf dem Wege, um den Herrn Assessor zu den Herrn Amtmann zu bitten.“

Es war die Stimme des Friedrich, der mit der Tochter des Amtmanns gesprochen hatte.

„Nicht?“ antwortete ich. „Und ich bin auf dem Wege, um mich nach dem Befinden des Herrn Amtmanns zu erkundigen.“

„Es geht dem guten Herrn sehr schlecht. Ich fürchte, daß er die Nacht nicht überlebt, obgleich sie Alle im Hause das Ende noch nicht so nahe erwarten.“

Ich ging mit ihm in das Haus. Er führte mich in einen blauen Saal und bat mich, einige Augenblicke zu verzeihen, er wolle mich anfländigen.

Was wollte der Amtmann von mir? Was seine Tochter?

Nach einer Minute erschien das junge Mädchen. Das Kind, das ich vor sechs Jahren gesehen hatte, war zu einer vollstehenden Jungfrau geworden, und in den schönen Jähren sprachen sich Geist und Herz aus. Angst und Sorge um den kranken Vater hatten zwar für den Augenschein die Wangen etwas gebleicht. Sie war nun um so schöner. Sie wurde nicht verlegen, als sie mich wieder sah. Sie hatte etwas Schwerees auf dem Herzen, das sie über eine heimliche Verlegenheit erhob.

„Mein Herr,“ sagte sie, „mein kranker Vater wünscht Sie dringend zu sprechen. Er hat mir nicht gesagt, was er Ihnen mitzuteilen hat. Es muß ein schweres Geheimniß sein. Aber was es auch sei, darf ich zu Ihnen vertrauen, daß Sie meinem armen Vater seine letzten Stunden nicht schwer machen, und daß Sie —“

Sie konnte vor plötzlichen Schlägen nicht weiter sprechen. Erst nachdem sie sich gesammelt hatte, fuhr sie fort:

„Und daß Sie stets meines Vaters Ihre schönen Worten? Darf ich Sie darum bitten, mein Herr?“

„Mein Fräulein,“ erwiderte ich ihr, „mein Thun wird Ihnen beweisen, daß es Ihrer Bitten bei mir nicht bedürfte. Sie sind mir dennoch heilig, als die Bitten eines elten, treuen Tochterzweiges.“

„Sie beruhigen mich, mein Herr. Wie danke ich Ihnen!“

Sie führte mich zu dem Zimmer des kranken. An der Thür blieb sie zurück. Ich war mit dem kranken Amtmann allein.

In dem Zimmer brannte nur eine Nachtlampe hinter einem Schirme. Es war kaum ein Dämmerungsglück, das die Stube erhellte. Der Kranke lag in einem mit Verhängen versehenen Bette. Die Verhängen waren zurückgeschlagen. Ich konnte gleichmäßig in dem Halbkreis seine Züge nicht erkennen. Nur seine Stimme erkannte ich wieder, wie matt, wie gedehnt, wie den Tod anfländigend sie auch schon war.

„Sie sind der Herr Assessor —?“ fragte er mich.

„Ich bin der Assessor —,“ dem Ministerium mit Ihrer einseitigen Vertretung betraut.“

„Einfach?“ sagte er schmerzlich. „Aber es verweilt bei dem Gedanken nicht.“

„Sagen Sie sich zu mir, Herr Assessor, hier nahe an mein Bett. Ich habe Sie zu einer dringenden Unterredung bitten lassen.“

Ich setzte mich an das Bett. Er hatte gelöst gesprochen. Seine Haltung schien mir aber eine etwas mühsam gemachte zu sein.

„Berber eine Frage,“ fuhr er fort. „Sie waren schon einmal hier, vor ungefähr sechs Jahren?“

„Sie hatten damals die Güte, mich mit den geschäftlichen Einrichtungen des Amtes bekannt zu machen.“

„Dann noch eine Frage: Sie haben heute die sämmtlichen Geschäfte des Amtmanns übernommen?“

„Sie haben dabei —?“

Er stockte. Gleich darauf fuhr er fort: „Sie hatten vor sechs Jahren gegen den Schlichter Kraus einen gewissen Verdict geurtheilt?“

„Ich glaube, dazu Veranlassung zu haben.“

„Haben Sie heute denselben Verdict gegen ihn geurtheilt?“

„Ich weiß es nicht —“

„Sie haben, ich weiß es. Aber etwas Anderes wünschte ich zu wissen. Haben Sie heute irgend eine Entbindung gemacht, die Ihren Verdict hätte bestätigen können?“

„Eine thatsächlich — nein.“

„Und der Schlichter Kraus hat sich davon überzeugt?“

„Er laun wenigstens nicht das Gegenheil wahrgenommen haben.“

Der Kranke hatte die letzten Fragen mit einer gewissen ängstlichen Spannung aufgesprochen, die er wohl vergebens zu verbergen gesucht hatte. Meine Antwort schien ihn zu beruhigen.

„Woh!,“ sagte er, „so drängt die Zeit nicht.“

Ich begreif nicht, was er damit sagen wollte; ich hatt: aber auch keine Veranlassung, ihn zu fragen.

Hätte ich ihn gefragt!

Er fuhr fort. Seine Stimme zeigte wieder jene gewaltsam erzwingende Fassung.

„Herr Assessor, ich habe Ihnen ein schweres Geheimniß zu entdecken. Ich muß es, um ruhiger sterben zu können, denn der Tod steht hinter mir; aber auch, um ein neues Unglück, ein neues Verbrechen zu verhüten. Ich bitte Sie, mich ruhig anzuhören.“

„Ich wurde als junger Mann von fünfundsiebenzig Jahren Vorstand des hiesigen Amtes. Ich hatte Verbindungen in der Residenz. Ich war rasch befördert. Ich war leidenschaftlich, liebte ein angenehmes Leben und scheute die Arbeit. Am Amte ließ ich die aneren Beamten arbeiten, auch für mich. Es wurden bald alle Geschäfte vernachlässigt, am meisten die meinigen. Dabei war ich strenge gegen die Unterthanen. Sie fürchteten mich. Es wurden daher nach oben keine Klagen gegen mich laut. Es gab daher auch von oben her keine Richter gegen mich. Ein päpstlicher Caffeevorkant war hier. Er sorgte für die Einnahmen des Amtes, fuhr ihr Eingehen, für ihr Aussehen nach oben. Das hielt das Amt. Um Weiteres bekümmerte man sich in der Residenz nicht; nicht, ob die Oberbehörden die Recht erhielten, nicht, ob die Befehlungen Jahre lang unerschört in den Verhängnissen schmachden mußten. Bald nach oder kurz vor meiner Ankunft hier war ein fremder Mechanikus nach S. übergeselbet. Er war verheiratet. Seine Frau hieß Antoinette Thalman, eine Fremdin Ihrer Mutter, nach der Sie mich vor sechs Jahren fragten. Der Mann hieß Brunner.“

Welches Licht schienen mir auf einmal die paar Klagen zu geben! In welches Dunkel sah ich doch nur noch immer!

Der Kranke fuhr fort:

„Der Mechanikus Brunner war ein fleißiger, stets arbeitsamer Mann; er war, wie man sagt, ein Genie, und zwar ein unglückliches Genie. Er machte hundet neue Erfindungen, unternehmend hundert neue Saden, aber seine schlug ein, seine glückte ihn, und er kam in seinem Hauswesen immer mehr und mehr zurück. Nach einiger Zeit waren auf einmal falsche brabanten Kronthalen in der Gegend verbreitet. Sie waren von unbekanntem Menschen ausgegeben. Aber man hatte die unbekanntem Menschen bei dem Mechanikus Brunner sich ein- und ausfindigen sehen; als man näher nach ihnen forschte, waren sie verschwunden. Brunner hatte unterdeß angefangen, besser zu leben.“

„Ehnen dankend entstand der Verdacht gegen ihn, daß er mit

den Faltschmüzern in Verbindung stehe; daß er vielleicht der eigentliche Faltschmüzer sei und die Andern nur seine Helfershelfer, die das falsche Geld vertreiben. Der Verdacht war indeß zu schwach, um ein Einsprechen gegen ihn veranlassen zu können. Allein bald nachher las man in den Zeitungen, daß auch anderwärts im Lande und in den benachbarten Ländern durch unbekante Menschen falsche Krontaler verbreitet seien, der Beschreibung nach aus denselben Fabrik, aus welcher die in hiesiger Gegend ausgegebenen herrührten. Zugleich hatte man wieder zur Nachtzeit einen jener verdächtigen Menschen das Haus Brunner's heimlich verlassen sehen. Man hatte vergessens auf den Menschen gelaunet. Aber zu einem Versuchen gegen den Medicus Brunner schien jetzt hinreichender Verdacht vorzuliegen. Es mußte gegen ihn eingeschritten werden. Die wichtigste Untersuchung mußte sich selbst übernehmen. Zudem reizte mich das Geheimniß, das über der Sache lag, und die Lust, sein Dunkel zu erheben, die Fäden, die wild verworren da lagen, einen nach dem anderen anzulösen.

„Ich nahm eine unvermuthete Lausuchung bei dem Medicus Brunner vor. Ich fand in der That allerlei Apparate zur Anfertigung von falschen Münzen bei ihm. Er behauptete, die Gegenstände für fremde, unbekante Personen angefertigt zu haben, die sie so bestellt hätten, nach ihrer Angabe zur Fabrication von Zimmerkerzen, an Fenstern, Schränken und so weiter, und die sie abholen würden. Er gestand ein, denselben Personen schon seit einiger Zeit künstliche Instrumente gefertigt zu haben. Ich konnte in diesen Angaben nur leere Ausreden finden und mußte ihn deshalb verhaften und die Untersuchung gegen ihn eröffnen. „Ich führte dieselbe anfangs mit all dem Eifer, den der Reiz des Neuen und des Geheimnisses geben kann; aber ich konnte das Geheimniß nicht erheben, und das Neue wurde alt. Ich betrieb bald die Untersuchung nachlässiger; sie lieferte desto weniger ein Resultat. Ich vernachlässigte sie darauf ganz und mochte gar nicht mehr an sie denken, denn sie würde mir unangenehm. Ich vergaß sie, vergaß sie völlig, vergaß sogar auch den verhafteten Angeklüdigten.

„So waren acht Jahre verfloßen; da trat eines Morgens der Schiefer Martin Kraus zu mir. Er war schon damals, er war immer ein finstlerer, verschlossener Mann; aber er war auch immer ein pünktlicher, zuverlässiger Beamter und mir unbekannt kein, blind ergeben. Er sah finstlerer aus, wie je; aber nicht gekränkt. Sein Wesen schien mir vielmehr leichter zu sein, als vorher. Er hatte in der letzten Zeit manchmal etwas Gebrühtes gehabt.

„Herr Amtmann, die Frau des Medicus Brunner ist heute Nacht geflohen.“

„Ich hatte seit Jahren den Namen nicht gehört und eben so lange an den Gesangenen nicht gedacht; bei dem Namen erst fiel mir der Gesangene wieder ein.

„Und der Mann,“ fragte ich.

„Die Frau ist im Geirte geflohen.“

„Und was macht der Gesangene?“

„Er ist wahnsinnig.“

„Mensch, seid Ihr wahnsinnig?“

„Er hatte schon vor drei Jahren den Verstand verloren.“

„Und Ihr habt mir nie ein Wort davon gesagt?“

„Es wäre ja zu spät gewesen; mit dem Wahnsinnigen konnten der Herr Amtmann nichts machen, und entlassen konnten Sie ihn auch nicht.“

„Warum nicht? Gewiß, gewiß hätte ich es gelenkt. Ich hätte es gethan.“

„Tamtit die Welt erfahren sollte, der Mensch habe ohne Verbrechen, verzeihen, verloren und vergessen, und doch unschuldig, fünf volle Jahre in den Kerker des Amtes schmachten müssen und zuletzt wahnsinnig werden müssen? Das dürfte kein Mensch in der Welt wissen. Dazu war mir die Ehre des Herrn Amtmanns zu lieb.“

„Mensch, was habt Ihr mit dem Unglücklichen gemacht?“

„Er ist schon seit drei Jahren gut angekommen.“

„Tod? Ihr habt ihn —?“

„Er lebt, Herr Amtmann.“

„Wo?“

„Das Amtshaus hat viele und weite Keller.“

„Dahin habt Ihr ihn gebracht?“

„Ja.“

„Hier unter dieses Haus?“

„Die Keller gehen weiter; sie gehen bis unter den Kirchhof.“

„Dahin.“

„Dahin. Nur ich allein in der Welt weiß, daß die Keller des Amtshauses so weit laufen. Dort nur allein war er sicher, ist er sicher. Man könnte oben auf dem Kirchhof seine Stimmen hören, aber nur unendlich aus der Tiefe, nur schwach. Wer sie hört, wird an einen Kirchhofspul glauben.“

„Aber er hat dort eine Sonne, kein Licht.“

„Nein.“

„Mensch, Ihr seid grausam, ein Ungeheuer.“

„Herr Amtmann, den Verlust hätte er einmal verloren; es war nicht meine Schuld. Ich ein Mensch, der seiner Sinne nicht mehr mächtig ist, Licht und Sonne sieht und mit Menschen sprechen kann oder ob er dasselbe nicht mehr kann, darauf kommt es nicht an; aber Ihre Ehre, Herr Amtmann, mußte rein bleiben; kein Mensch durfte sagen können, daß Sie ihn in den Zustand gebracht hätten, daß Sie einen Justizmord begangen hätten, was man so gern von der Justiz sagt — darum brachte ich ihn in den Keller und den Leuten sagte ich, er sei tot. Er haben seitdem nichts mehr von ihm gehört, auch andere Leute nicht. Heute ist seine Frau geflohen, die Einzige, die seit den acht Jahren seiner Haft nach ihm gefragt hat. Jetzt wird keine Menschenfelle mehr nach ihm fragen und er kann ruhig da unten bleiben, bis er stirbt. Lange wird er es doch nicht mehr machen; er ist sehr mager und hinfällig. In die Acten und Listen schreibe Sie schon jetzt, daß er gestorben sei, vor fünf Jahren, vor sechs, vor sieben Jahren, wie Sie wollen.

„Aber noch eins, Herr Amtmann; die Frau hat einen Knaben zur Welt gebracht, von bald acht Jahren, welcher kurze Zeit nach der Verhaftung seines Vaters geboren wurde. Das Kind ist hübsch. Wollen der Herr Amtmann sich seiner annehmen? Sie thun ein Werk der Barmherzigkeit.“

„Welche entsetzlichen Entdeckungen hatte der Mann mir gemacht! Welche suchtbaren Wahrheiten hatte er mir gesagt! Meine Ehre sollte vor der Welt rein bleiben. War sie nicht vor meinem eigenen Bewußtsein vollständig, für immer gebrochen? Von einem Justizmorde sollte die Welt nicht sprechen dürfen. Hatte ich nicht der empfindlichsten Justizmord begangen, den jemals Reichthum, Selbstsucht, Neugier, die vollste Dergelüsteit überwinden konnten? Und was sollte ich jerner thun? Zu den alten Verbrechen ein neues begeben? Um meine Ehre vor der Welt zu retten, um mir weiter etwas zu handeln, gemein, bezweck, niederträchtig? Ich war schwach genug, so zu handeln. Innerlich an meine Ehre gebunden und verurteilt war ich einmal, blieb ich. Sollte ich auch äußerlich gebunden werden? Sollte ich — denn das war für den Fall der Entdeckung mein Loos — von meinem Amte nicht entsehn, als gemeiner Criminalverbrecher mich in das Zuchthaus sperren lassen, mein Weib und mein Kind der allgemeinen Verachtung, der Schmach, der Armut, dem Elende preisgeben? Ich hätte nicht die Kraft, mich dem Allen zu unterwerfen.

„Ich ließ den Unglücklichen in seinem unterirdischen Gefängnisse. In den Acten verzeichnete ich seinen Tod, als schon vor längeren Jahren erfolgt. Mein Gewissen suchte, wußte ich zu beschwichtigen. Wie viele Mittel findet der Mensch dafür! Ich wurde der strengste, pünktlichste Mann in meinem Dienste, der gerechteste, der humanste Richter.

„Den Knaben den Unglücklichen nahm ich zu mir. Ich hielt ihn wie mein Kind. Er war kränzlich, ich konnte ihn nichts lernen lassen. Ich ließ ihn in den Kanzleien des Amtes sich beschwichtigen.

„So entwidmete sich sich eine Neigung für meine Tochter in ihm. Ich trat ihr nicht entgegen. Ich hätte ihm meine einzige Kind zur Frau gegeben, wenn sie seine Neigung erwidert hätte. Aber sie hatte nur Fremdenliebe, nur Mitleiden für ihn, und ich wünschte oft, sie möchte ihn lieben.

„Um den Unglücklichen kümmerte sich Niemand weiter. Niemand tauchte nur irgendetwas eine Ahnung auf, daß er noch am Leben sein könne; niemals wurde nur die leiseste Vermuthung laut, daß unter den Gräbern des Kirchhofes, in Kammern die außer mir und dem Schiefer Niemand kannte, ein menschliches Wesen verborgen sein, gehalten werden könne. Nur Sie hatten vor Jahren einmal einem solchen Verdachte Raum gegeben, hatten ihn aber nicht weiter verfolgen können. So habe ich gemeint.“ (Schluß 113.)

## Der Löwe von Aspern.

Wenn das Herz an Gott und dem Unsichtbaren verzagen will — stüßet es um Trost und Erhebung an eine eigens erbaute Stätte, die Kirche. Wenn aber das Herz an dem Sichtbaren, an den Menschen, ja selbst an seinem Velle verzagen will — wohin wendet es sich dann?

Ich habe mir in solchem Falle Stätten ersehen, heilige, große und erhabene! Und wenn ich so klug oder so närrisch bin, ein unennbares, ein unansprechliches Etwas über Zeitalterlauf in meinem Innern zu fühlen, das einem Schmerzensaufschrei und einem Hohngelächter gleichzeitig ähnlich zu werden sucht, so reiße ich mich los

vor endlosen Pappellassen; mein Weg geht dahin, ich will gerade jetzt nach Aspern, nach der heiligen Stätte von Aspern!

Gesagt, gethan! Bald stand ich vor Wien. Bald überschritt ich die vierundzwanzig Joch breite Donaubrücke und noch mehrere andere, sog durch Floridsdorf und darüber hinaus, dann rechts in's Marchfeld, dessen Ebenen unabhörbar, der heiligen Wahlschlacht entgegen, wo der unbewingbare Corse zum ersten Male bezwungen wurde.

Zwischen Floridsdorf und Ragran, mitten in den Feldern, steht eine Erbschanze; ehrfurchtsvolle Ehen und erhabente Achtung hat



Der Löwe von Aspern.

von meiner alltäglichen Umgebung, und pilgere einer solchen Stätte zu, wie ich sie meine und mir erkoren habe.

Nachdem Sie oder weinen Sie über mein Denken; ich befand mich kürzlich in einer ähnlichen Stimmung — ich hatte von Herboerg, Negerslaverei, Deutsh-Dänisch, Napoleons-Statuen &c. &c. gelesen, ich mußte mir wieder einmal eine Stätte meiner alten heiligen Art aufsuchen!

Traußen vor der Laborlinie: Wiens, der ungarischen Grenze und der Donau entgegen, streckt sich eine Gegend, die so reizend und romantisch ist, als hätte sie eine deutsche Gelehrten-Akademie verfaßt. Sie können wohl denken, daß sie der Hasenhaide Berlin sehr gleicht, nur mit dem Unterschiede, daß sie von Allen durchzogen ist. Alles frische Grün darauf würden die Herren Verfasser, wenn sie noch zu reviviren hätten, sichtlich für Druckziler erklären.

In diese romantische Gegend will ich einen Anstieg machen. Sagt mir Keiner, ich erstirbe vor Hitze und Staub, ich verzähne

die Ackerigentümer verhindert, dieses funfzigjährige Gedentzeichen mit Hade und Kling zu vernichten. Sie steht mit ihren Gräben, Brustwehren, Kanonensüßten und Schutzlöchern noch wie damals — Blut hat sie gekittet. Ich konnte mich nicht enthalten, sie zu betreten, und hinaufgehend in die Ebene, überzeugte ich mich, daß ich mich ferner ruhig meinem Nachdenken hingeben könne, ohne auf dem Wege die geringste Unterbrechung durch irgend welche Abwechslung mehr zu erleiden zu haben.

Kürzlich schritt ich darauf los: Floridsdorf, Ragran, Firschbrätten, Aspern! Glauben Sie, mein Herz bebt, ich war zum ersten Male auf diesen gewöhnlichen Wegen, auf diesem Boden der Helden Schlacht, auf dem jeder Grodhaln von einem zerfetzten Herzen löpelt und keimt. So viel Kornblümlein hier stehen, so viel Augen brachen vielleicht auf denselben Flecke, und alle rothen Steinmetzen und weisse Mohnblüthen langen nicht an, um die Wunden und rothen Blutstropfen zu bezeichnen.

Sehen Sie jetzt das Thürlein und Kirchlein ragen? Legen Sie im Geiste die Toden zusammen, die dort, nur dort und gerade an jenen Mauern liegen, so überharrt die bleichen Gesichter weit die Wiegel! Ja, so ist's kuckstüchlich! —

Nur noch wenige Schritte und die Straße bringt mich zwischen Dorf und Kirche. Letztere steht quer außer derselben zwischen Pfarr- und Kirchhof. Und im Gesammt lagen sie vor Neugierige in die lange Dorfstraße hinab. Ich bin nun vier gute Stunden gegangen, links öffnet sich mir das Dorf, rechts liegt die Kirche und davor zu meinem ersten Anblicke der Höhe, den ein Verein wackerer Männer im heutigen Frühlinge raschelt aufgerichtet. Ich lese seine Inschrift, sie lautet:

Dem Andenken der am 21. u. 22. Mai 1809  
Kuhmwoll gefallenen österreichischen Krieger.

Ich lasse mich an der Stufe nieder. Der Tag ist heiß, die Wollen ziehen am Firmamente in dichten, schattigen Gruppen, die nur zuweilen lichte Risse zeigen und in der Ferne saft auf der Ebene lagern.

Ach, sehen Sie dort die Sonne mit ihrem gedämpften, durchstämpften Schimmer! Machen wir sie zur halbenalteten Morgen-sonne; die Wollen beleben sich, die Bäume rauschen geheimnisvoll — es ist Pfingsten, der grüne, üppigste, lustigste Pfingstsonntag! Erzherzog Karl, der Feldmarschall, ist vor wenigen Wochen in's Reich eingerückt, die Teuffchen zur Befreiung aufortemert — sie schmeicheln — blutige Siege und Verluste haben für beide Theile den Erfolg zweifelsaft gemacht; am 12. April steigt der Herr der Heerschaaren", der „Führer der Führer" von Paris herbei, bis am 20. will er gefeigt und mit Oesterreich ganz Teutschland zu den Füßen haben. — Landsgut und Edelmuth! — Am 10. Mai langt er vor Wien an, das ohne Schmersstreich am 12. fällt, am 13. zieht er ein, am 17. erläßt er von da aus die Welterkündigung des heiligen Stuhles aufgehoben, er setzt ihn nun, und wie kein heiliges römisch-deutsches Reich, gibt es kein heiliger, nur ein napoleonisch-französisches Rom! — Aber Wien ist nicht Oesterreich und nicht Teutschland; Erzherzog Karl's Kopf stampft noch den heimischen Boden, und er übertritt, von Wehmen kommend, die Donau. Napoleon hat dies Ziel unterhalb Wien noch nicht erreicht, er wählt die insulanterbrochene Donau bei Oberdörf, deren jenseitiges Ufer von einem Walde, die Lobau, bekrönt ist, dasist. Auf dem Marschfelde sollen Weide gegenüberliegen; nein, die rauchende Donau am Marschfelde soll das Grab der Feinde und die Scheitelinie für jetzt wenigstens sein, denn hier geht der Weg nach Ungarn, und die Eiserne Napoleonische Proclamationen ledt den ganzen Osten in's glänzende, bewaunderschte Verderben!

An der einen Seite des Marschfelds, die Lobau bekrönend und in einem Vogen: Asperrn, Eslingen, Eysersdorf; gerade gegenüber im Felde: Wisamberg, Gerastdorf, Wagram-Hier Karl, dort Napoleon.

Die Sonne des 21. Maimorgens, des ersten heiligen Pfingsttags, bricht an — sehen Sie dort die dunklen Wolken sich theilen? Das sind fünf Colonnen, die sich aus dem österreichischen Heere formiren; gleichzeitig nach einem Oedenfeldsfrage bewegen sich die Colonnen, dehnen sie sich wie Windmühlen, wie riesige Schlangenzücher summt und gemallt heran! Die schwarze Wolkennasse über meinem Haupte, wo ich setz bin, an dem Hüben und der Kirche, wird vielleicht so gut sein, ein wenig auszubarren, denn gerade da, auf demselben Punkte, steht Massena, Lannes; die Fürkämpfer haben den Auftrag, zu sterben, aber nicht zu weichen! — Die Oesterreicher sind an Zahl kleiner, wie die Feinde, aber sie bringen auch 300 Feuereschüsse.

Furchtbar ist es, wie die Colonnen anrücken. An der Spitze der zweiten ist Erzherzog Karl, die Kanonen donnern, die weit zahlreicheren des Feindes (120,000 gegen 75,000) entgegen. Furchtbar müßt der Tod in dem braven Fußvolke Oesterreichs; es wankt der Massena's Gegenstücke — die Angellsaft des Feindes überdeckt es, bevor die Geschäfte Zeit zum Vorn haben — die Flanke ist entblößt, das Centrum kann durchbrochen und die Arme in zwei Theile getrennt werden — schon wendet die Fronte, die Kanonen proben auf und eilen zurück — aus der Au brechen zudem Napoleon's verborgene „eiserne Männer" hervor, die schwarzen und glänzenden unbemessenen Gestalten zu Kasse, die mit Helmen, langen Schwertern und schauerlichem Geräusch einer Sage der mittelalterlichen Begeit gleichen. — Da sprengt ein

Mann zur gefährlichsten Stelle, zu den stiehenden Oesterreichern, er heißt Karl.

„Dalt!"

Alles steht wie elektrisch getroffen und festgewurzelt! Der rasche Tod Napoleon's iprenat weit heraus zum letzten verteidigten Einbauen auf die Massen, welche im Fischen waren — er raft vor, die Oesterreicher stehen und sehen ihn entgegen; er mäßt den rasenten Lauf — die Oesterreicher stehen, er ist schon heran auf vierzig Schritte — die Oesterreicher stehen, und die Todes- feinde messen sich Mann für Mann — da ergreift die fähnen, schwarzen, eisenbedeckten Reiter Entsetzen, unwillkürlich zuden ihre Finger am Bügel, die Kasse halten an. — Es ist eine Pause des Entsetzens und der Erschurt, der Wuth und der Tenuit, der Todes- angst und Lebensinst in solchen Männern! — Die Oesterreicher stehen.

„Ergebt Euch!" rufen endlich französische Officiere, „Ardt die Waffen!"

„Nest sie Euch!" ist die Antwort.

Kein Schuß fällt auf dieser Seite, wenn nicht ein Finger un- versehens das Schloß rührt. — Auf französischer Seite dröhnt es: „en avant!" die Feinde können vor dem starrten, regungs- losen Gegenüber, die schwarzen Reiter kommen tosend heran bis auf sanhschn Schritte, Aug' sieht in Auge — „Feuer!" comman- dirt Karl nun und wie mit einem Schlag bligt's durch alle Reihen! Die Franzosenfeinde bäumen sich und überschlagen mit den schwarzen Reitern, ganze Reihen reigt es in den Sand, die schwarzen Panzermäner gerathen in Unerdung, sie werden ein wirrer, stiehender, bäumender und stulender Anäuel. Die österreichische In- fanterie in sie hinein, der blutende Rest schießt bald in die Au zu- rück — Napoleon's schwere Cavallerie ist gemefen!

Sehen Sie das Kirchteln da mit seinen niederen Kirchbofs- mauern? In dieser Kirche dröhnten hunderte Kanonen als jelt- same Orgelstimmen und stimmen die Canonen „adieu irae" im ge- waltigen Bass an. Dieser Kirchtopf hat mehr Leiden auf einmal überderrgt, als je vielleicht einer der Erde. Diese schwarzen Wolk- werke waren weltbedeutende Fesseln, hier weinten ergraute Krieger Frankreichs vor Wuth und Zeit, wie tuisfischen der wilde Mas- sena, der süße Lannes — elf Mal an einem Tage ward der Fied gestürzt, erobert und verloren, lag Mann an Mann, die Brust zerfleisend, eine wilde, wirre Masse, jeder Stuhl, jeder Pfahl, jedes Grabtuch ward zum Wollweert, unter flammenden und stür- zenden Trümmern drach man sich durch das To's in die Kirche, von der Kirche in das Dorf Bahn zur Flucht und zum Siege!

„Aspern muß genommen werden!" ruft von Neuem stets Karl, der schon eine Wunde trägt.

„Wir nehmen es!" entgegenen seine Tapferen.

Er greift einem Fahnenträger das Panier aus der Hand, er ist der Erste beim Sturme und Siege! Die Nacht steht wie blutende, erschöpfte Heere; so kostbar ist der Boden, daß man selbst das Dorf theilen muß und sich beiderseits Besige thuen. Die Vorposten stehen hart an einander — die Nacht bedeckt sie Beide und Sternentrichänen stimmen ihr im dunkeln Auge.

Auf der Donau reunen die Prander und Stürmer, die ver- derblicheladenen Wöfcher, die trimenten und löschgehenden Bäume an Napoleon's Brücken an, leuchtende Verächtung auf's Wasser zeichnend. Oedem kleinen Inselchen hat er schon einen Namen ge- geben, „Napoleon", „Lannes", „St. Dilaire" u. heißen sie; sie sind nur feuchte Hägel zum Auswathnen für Sterbende!

Wie eine Wolkennasse hält ihn Karl's Heer im Vogen um- flammert, er laßt sich nicht vom Ufer rühren und nur im Walde, am Wasser sich bergen. — Während bricht er beim Tagesbeginne von Neuem hervor, wie ein angeschossenes Wild, das eine Widtung gewinnen will — vergess! Sechs Mal wird Aspern, Eslingen auch am Pfingstsonntage erstürmt und verloren, Lannes ist zer- schossen und stirbt auf der Lobau, die Brücken beginnen zu brechen — die französischen Trommeln wirbeln — an arriere — Zurück! — Napoleon lernt es nach sanhschn Zählern zum ersten Male, was es heißt, besiegt werden, und die Welt hat es vernommen: auch dieser Fall lassen!

Ganz Teutschland durchschauert ein Wonnegefühl, die Gese- belten können nur in Grimm und Freude die Hägel in ihre Fesseln bilden, aber sie dürfen nicht sanhschn und rasen.

Das bleiche, starre Gesichtsbaupt sinkt zur wogenden Brust — der Engel von St. Helena auct darüber hin — der Imperator,

der auf stolzen Rossen und Carrossen, umjubelt von Hunderttausenden hierhergekommen, er schiffst einlauf, von zwei armen Bauern geführt, auf seinem, schwankendem Rachen an's jenseitige Ufer, woher er gekommen.

Die schwimmenden Leiden in den Wellen grinsen an den Rahn hinauf.

Das ist die große, gewaltige See — das bedeutet der steinernen, ruhende Fels vor Aepfen!

3000 Franzosenstöße und 17,000 Schwere wurden aufgeschlefen — 7000 Frinde wurden begrabt, 5000 blieben verwundet zurück auf dem Felde, in Wien hatten sie noch 20,000 — vier Generale waren todt (darunter Lannes), acht verwundet, zwei gefangen. — Auch 4000 Oesterreicher waren todt, 16,000 verwundet. Das bedeutet der steinerne, ruhende Fels bei Aepfen vor der Kirche.

Er haben ihn heuer mit geringer, aber empfindlicher Fröier hier aufgerichtet (er ist aus Sandstein vom Biltzhauer Steinbrunn), aber nächsten Mai wird es fünfzig Jahre — ein grün-ed, grünes Pfingsten!

Ist es nun der Mühe werth, daß ich — in dieser Zeit — den langen, langweiligen Weg heraufgeschickt, gemalshatet bin nach der heiligen Stätte?

Ich bin nicht hier, um die strategischen und diplomatischen Folgen zu untersuchen — am 13. Juli war Raal nicht mehr beim Feere — die ihm das Leben und die Siege vergällt, sehen nun vor dem deutschen Gette oben mit ihm und werden gerichtet.

Und nun lassen wir die Wellen in klügender Umwertung ziehen und die Sonne neblig scheiden, wir brauchen sie nicht mehr

zu unserm Festzugeplau; ich erhebe mich und besche nun genauer den Fömen.

Warum haben sie ihn nicht aufgerichtet mit gewaltigen, zerfleischenden Franken und einer Wähe, die man zitternd vom gewaltigen Brüllen glauben möchte? — Ob's unfrer Phantastie eine Stüpe, daß wir glauben, sein Gehal rinde bis über den Rhein und die, welche ihn hören, zittern mitten in ihrem Wähe!

Doch lachte, als Deufsch find vier bescheidene Leute und als Oesterreicher „gemüthliche“ — wir süßen die Wunden und hören das Blut aus den offenen Fergen tropfen. Der Föwe liegt gerade vor der Kirche auf dem Grunde, den die Tausende Leiden decken und der sie jetzt überhattet, ohne Haber fröhlich, den Knochenarm in den Knochenarm geschlungen, die Geschiedenen miteinander ruhen läßt. Unser Föwe hat die Augen eingebrüht und den Mund, erschöpft — schlafend oder stehend? — halb offen. Er süßt sein Haupt auf einen Helm, der das X trägt, seine breite Brust ruht auf einer französischen Stantarte und mehrere getrocknete Arke Gallien liegen ihm unter den gewaltigen Franken. Aus seiner Vorber-Weise dringt eine Spereerspiße, die ihn in der Schlast verwundet.

Kommt, ihr Stäbter — ihr Wiener, — was „Wäbling“ und „Brühi“ und „hohe Wäte“ und „Baden“ und „Heiligenstadt“ mit ihren „romantischen“ Gegenden — temut hierher in brandender Sonnenhitze und glühendem Stande und gekniet! Dieser Abemung ist erandierend, als Cuere Luft und Pamp-Brönnen — da sieht die Augquelle für allerlei Vellemmung, Ausfag, Schwäche, Fergleiden und Wättigkeit allerlei Art. Das ist ein Feiler und sein Franzos! darf da eine Spielstille haben!

Aug. 2181a.

## Schuß den Vögeln!

Eine Bitte an alle vernünftigen Menschen. Von Dr. K. G. Brehm.

Die Dummheit und Bosheit der Menschen zeigt sich recht deutlich in der sinnlosen Verfolgung und Vernichtung vieler Thiere, welche unbestritten in hohem Grade nützlich sind. Um auch jene so überaus praktischen Menschen unserer Zeit gleich von vornherein aufmerksam zu machen, bemerke ich, daß es sich hier um einen Augen handelt, welcher mit Worten und Zahlen ausgebrüht werden kann und mit Hunderten und Tausenden von Thieren nicht ausgezogen werden dürfte. Namentlich die Vögel sind solche nützliche Thiere, und namentlich sie werden noch immer, selbst von gebildeten und gutmüthigen Menschen, rücksichtslos verfolgt. Noch heut' zu Tage nageln Dummheit und Bosheit die ohne Zweck, ohne Noth erlegten Bassarde und Eulen, deren Nützlichkeits sie durchaus nicht anerkennen wollen, prählend an's Posthorn, als wollten sie sich allen Vernünftigen offen zeigen; noch heute ziehen Dummheit und Bosheit im Spätherbst in den Wald hinaus, um auf der Reifenspitze einer der alternützlichsten Familien unter den Vögeln nachzustellen, obgleich deren Wieder so klein sind, daß jedes einzelne Vögelflein kaum einen Bissen gibt; noch heute geben Dummheit und Bosheit kleinen, nichtnützigen Finken das Vogelwäntchen in die Hand, um aus dem kind fröhlich — nicht Jäger, sondern morbfühige Todtschäger lieblicher Wesen zu tölten; noch heute sehen Dummheit und Bosheit ruhig zu, wenn Dämmlein und Weslein in den Wald gehen und Vogelster annehmen oder, wie man in meiner Heimath treffend sagt, „ausfshind n“!

Wir ist es unbegreiflich, wie man es über's Herz bringen kann, unsere nützlichen Vögel in der angebrachten Weise rücksichtslos zu verfolgen. Ich weiß nicht, wie es möglich ist, daß ein fühlender Mensch, anstatt die Vögel an sich zu stellen, sie von sich treten kann, sie denen er so viele schöne, schöne Stunden verdankt, die ihm in jeder Weise angenehm sein müssen. Hat denn derjenige, welcher gleichgültig tausend Leben zerstört, welcher ein fröhliches Ferg schon im Keime vernichtet, niemals daran gedacht, was der Vogel ist? Ist es ihm denn niemals klar und verständlich geworden, daß der Vogel ein poetisches Bild, ein herrliches Gebüht der großen Dichterin Natur ist?

Heute noch kommen viele zu uns gezogen, stehen in dem Garten, auf dem Firs des Hauses, in der Hausflur an, und bitten den Menschen mit Nicken und Neigen des Hauptes, Klappern und Pfeifen um Singen, ihnen doch ein gültiger Gussfrand sein zu wollen. Welch ein fremdlich Bild, und wie wenig wird es beachtet!

Der Winter hat sein weißes Schlummertuch über die Erde gebreitet; auf Bergen und in Thälern, auf Firs und Dach liegt die schneeige Decke. Trauben im Walde ist's still geworden; bios an den fernigen Gehängen streifen unter Führung des Wäntsprechts die lustigen Schaaeren der Weisen und Oeshöhägen umher. Dieser im Walde süßt das Ziegenwölff der Kreuzschnäbel sein bewegliches Leben; einzelne von ihnen haben sich wohl schon gepaart und beginnen, im Sturm und Winterfroste am warmen Neste zu bauen. Sonst ist der Wald merkwürdig still: er ist arm geworden und vor dieser Armut sind seine Bewohner geflohen. Sie kommen nun in großen Haufen zu dem Menschen heran und begehren das Gastrecht; sprich, Menschenkind, vermagst Du es, ihnen daselbe zu verweigern? Gewiß nicht! Wer könnte dem armen Oesthammer, dem Feldberling, der Weise, dem Finken, Gimpel, Stieglitz, der Amsel, dem lieben „König im Schnee“, dem bunten Zimmermann Specht, dem von seinen Kerben hergebanderten Schaaeren der Reizige und Leinsinken, selbst den Kegel, Raben- und Saatkähen ihre jetzt gar nützlich zu erwerbende Nahrung kürzen wollen?! Wer könnte ihnen, den Schuhfuchenden, geringen Gromines halber lächlich fallen stellen, in welche sie eben die Todts treibt?! Nur ein Mensch, welcher nicht weiß, was die Vögel ihm sind, nicht weiß, was sie ihm sagen, wenn sie, von seinem Ueberflusse gestättigt, singend zu ihm sprechen, zu seiner Freude und Lust; nur ein Mensch, welcher kein Wert von ihrem Gesange versteht. Und man sollte sich doch bemühen, dies zu können. Man frage nur unsern lieben Dichter Rosen, was der Kummer, nachdem er sich vor dem Thore der Scheuer gestättigt, von der höchsten Spitze des Postbaumes herab seinem Gussfrande zusingt:

„Doch, ein Wälein singet:  
Wir, wir, hab' ich Dich lieb!  
Singet wieder, das singet:  
Wir, wir, hab' ich Dich lieb!“

Und alle die Andern, welche unser Wölff umfliegen, sagen Dasselbe, wenn auch vielleicht nicht ganz so verständlich, als er; sie alle werden um unsere Freundschast. Kaum sind alle Wintergäste vollständig bei uns eingezogen, da erscheinen bereits die Vöten des Frühlings wieder im Gange, im Garten, und wenn sie uns nichts Anderes zu bieten hätten: Gräbe vom Frühling und Mai bringen sie alle, Worte des Lebens, Pönnung zur Freude wissen sie alle.

samt zu geben. Da, gleich im Anfange Februars, wenn noch der Winter, der alte mürriſche Geſell, ſeine Herrſchaft ſelt und die Blumengeſpenſt unter der ſtarken Decke niederhält, erſcheint der immerfroher, lieberriche Sturz im Garten, ſiegt, wie ſich's gebührt, auf des Thurnes höchſte Spitze, dort ein Danklied zu ſingen, und ſendet dann zum bewährten Oaſſerlande, und bittet und ſchmeichelt mit lüſtigen Redern, welche der Edelheit der Golddroſſel und der Zippel abgelaſtet hat, und ſomit dem Wiſſen, wie er es von Hirten hörte, oder Krähen, wie der Fehler es ihm lehrte, ihm doch wieder Quartier zu geben für den Sommer. Er ſchickt ſeinen Freund ſtärklich auffordern zu wollen, dem Hauſe, welches deſſen Gäſte ihm beſondere, eine Beſichtigung angeheißt zu laſſen: die es zuſammenhaltenden Nadel könnten verrotten ſein! — Wenn die Sonne ein wenig wärmer ſtrahlt, kommen Baſſelze und Kothſchwänzen in das Gehöft und den Garten; draußen auf dem Felde und auf den Wäldern im Walde die Haidelerchen, „des Keiſers Nactigallen.“ Wenn wir nun auch die Vögel nicht gerade unſer Gäſte nennen können, die erſteren müſſen wir zu ihnen zählen. Beide haben ſo ihre Weiſe, ſich bei und beſiezt zu machen. Baſſelzeien taugt ihnen anmüthigen Weigen auf dem Hauſebache vor; Kothſchwänzen genügt ſeinen Caſtorend, ſo es ſich in ihn erblüht, mit artigen Verbeugungen ohn Ende: — ſie ſieht allerleiſt ſomit aus, wenn es ſein Körperchen ſo tief vor ihm neigt; ich glaube, jede Verbeugung iſt eine Bitte an ihn, ihm ſeine Freundschaft zu ſchenken.

Immer neue Gäſte kommen gezogen. Die noch blätterloſen Bäume leuchten im Blüthenſchmuck, und ſchütteln dann ein ganzes Wäſſerchen auf den ſchneefreien Boden herab. Das iſt die Einſetzung für die im fernem Süden Verweilenden, doch ja recht bald in die Heimath zurückzuführen. Raubfänger und Fliegenfänger, Fink und Gränling beſuchen den Garten; ſie haben auch Viel in ihm zu thun! Denn mit der Weiſe, dem Baumkäufer und allen andern müſſen ſie jetzt die Blüthen ſchützen und ſchirmen vor den ſie ſonſt ſicher vernichtenden Inſecten. Deshalb ſind ſie ſo geſchäftig auf Bäumen und Sträuchern und guden in alle Blüthen ſcharf hinein. — Von nun an bringt jeder neue Tag neue Gäſte. Zum Kothbildehen, welches ſonſt ſeit ein paar Wochen in der Erde wechelt, geſellen ſich die ſingelichen Graſmäden, die behende Braunelle, der Gartensänger, der ſomithe Wendeſchale und wie ſie ſonſt alle beſiegen mögen — und unter ihrem Jubeln und Singen wüſen ſie alle zu unſerm Nutzen, nicht bloß zu unſerer Freude.

Denn alle Vögel, welche das Haus, das Gehöft, den Garten des Menſchen bewohnen, ſind nützlich, außerordentlich nützlich, nicht einer von ihnen iſt ſchädlich. Von den (300—500) Arten der europäischen Vögel, iſt doch nicht der ſechſte Theil ſchädlich! Viele von denen, welche ſchädlich genannt werden, wegen der wirklich vernichteten Schäden reichlich durch ihren Nutzen an, welcher aber gewöhnlich nicht erkannt wird. Ich will deshalb zunächst alle wirklich ſchädlichen und alle nützlichen Vögel unſeres Vaterlandes auflisten und den Schaden, der aus von ihnen verurſacht wird, mit dem Nutzen vergleichen, den ſie uns bringen.

Die wirklich ſchädlichen Vögel unſeres Vaterlandes, deren Verfolgung und beſtändig Vernichtung notwendig iſt, ſind folgende:

1. Der Geſeladler (Vogelweber, Bartgeier). Er bewohnt höchſt einzeln die Hoheſalpen und iſt dort von Jedermann hinlänglich gekannt. Ich führe ihn nur der Vollſtändigkeit halber hier auf.
2. Der Seeadler, weil er vom Meerestraube, ſeiner eigentlichen Heimath, aus Raubzüge und Wanderungen durch's ſette Land unternimmt und dabei den Fiſchereien in Flüſſen, Teichen und Seen arg zuſetzt, auch Haſen und junge Rehe, Fämmer und Fildlein gelegentlich mitnimmt.
3. Alle Geſeladler ohne Ausnahme; namentlich der Steinadler, der Königadler, der Waldadler, die verſchiedenen Schreiadler und die Zwergadler. Sie ſind ſühne Feinde der jagdbaren Thiere und zahnen Heerden, denn ſie ſangen junge Edelwild, Haſen, Kanariſchen, Muer- und Birkwild, Rebhühner, Stein- und Schneehühner, Hausvögel; namentlich junge Ziegen, Schafe, Hunde, Katzen, Trut- und Haushühner, Pfauen, Falanen, Gänſe, Enten, ſelbſt die ſüdhellen Tauben (nach eigenen Erfahrungen that er der Zwergadler). Die großen Arten von ihnen, alle Stein-, Wald- und Schreiadler, ſind es, welche, wie erwieſen iſt, ſchon mehr als einmal

ſeine Kinder geraubt haben. Alle Nekt bringen dem Menſchen gar keinen Nutzen.

4. Der Fiſchadler. Er iſt der größte und furchtbarſte Feind aller Fiſchereien und wird ſehr ſchädlich.

5. Der Milane (Milvus melanis, ator und parasiticus). Erſtere rauben Jagd- und Hausgeflügel und junges Niederwild, ſich an ſie; letztere zwingt die Geſellſtke, wie ſie ſangen, als ſie zu ihrer Nahrung brauchen wüſſten, weil er ihnen den ſchon erbehaltenen Raub wieder abjagt.

6. Alle Weiben, namentlich der Rohr-, Korn-, Wiefen- und Steppenvogel. Sie nehmen zwar viele Mäufe von der Erde weg, vernichten aber dabei weit mehr kleine, nützliche Vögel.

7. Alle Geſellſtken; namentlich die Jagdgeſellſtken — welche freilich mehr dem Norden und Nordeſten, als unſerem Vaterlande angehören — der Wanderaſſel und ſeine Verwandten im ſelten Europa's, der Baumfaſſel und ſeine ſüdhlichen Verwandten und der Zwergfaſſel. Sie rauben bloß lebende Thiere und namentlich Vögel; denn bloß zufällig nehmen ſie ein Eingetöthter weg.

8. Fäbich und Sperber. Beide ſind beinaheſtliche, abſchuldliche Räuber der nützlichen Vögel und werden außerordentlich ſchädlich. Die Fäbiche tragen oft genug ſelbſt Hausthüner weg. Beide ſagen ebenſowohl im Fluge, als in Eiden, ſind gefähig und ziehen eine zahlreiche Brut heran. Eine unmaßthätliche Verfolgung Deiner beſiezt ſich reichlich.

9. Der Uhu. Er raubt ſelbſt Haſen und verfolgt alle Hühner eifrig. Krähn und Kanariſchen ſind vielleicht ſeine Hauptnahrung. Zwar ſängt er auch Mäufe; allein der Schaden, den er bringt, überwiegt dieſen geringen Nutzen bedeutend.

Außer dem Uhu ſind keine andere deutſche Gule ſchädlich.

10. Der Kelttrabe. Er iſt vielleicht durch Vertilgung vieler Mäufe eben ſo nützlich, als er durch Rauben von jagdbarem Wild und jungem Hausgeflügel ſchädlich wird.

Zumeilen wird auch die Raubtrabe ſchädlich. Einzelne Individuen plündern nämlich gern die Nester ſeiner Eingewogel aus, nehmen wohl auch ein junges Rebhühnen, Harenchen, Haushühnen an, freſſen die Eier von Muer- und Birkwild, wenn die Mutter auf Augenblicke das Neſt verläßt, und richten anderen Unthat an. Da jedoch im Ubrigen die ganze Geſellſchaft entſchieden nützlich iſt, wäre es thöricht, den Unthatigen das entgelten zu laſſen, was Einzelne verthören.

Neulich verhält es ſich auch mit der Elſter und dem Heher; jedoch möchte es ſchwer ſein, ſo Vieles und Wichtiges zu ihren Gunſten, wenigstens zu denen der Elſter, zu ſagen, als bei der Raubtrabe. Ich zähle die Elſter ganz entſchieden zu den ſchlimmſten Feinden des Kleingeflügels und dulde ſie nicht in meinem Gehege.

11. Der Raubwürger. Von ihm hat mein Vater beobachtet, daß er ſegar eine Amel abgewürgt hat; ſein Name iſt also bedeutend genug. Nur dem Kleingeflügel und ſeiner Brut richtet er oft bedeutenden Schaden an. Aus der ganz unſchuldige anſehende Dornkrebber oder Kuntvögel iſt von dem Verdachte, Vogelkluſter anzunehmen, nicht ganz freizuputchen.

12. Der große Trapp. Der Nutzen, welchen dieſer Vögel durch ſein ziemlich wohlſchmeckendes Fleiſch geſöhrt, wird aufgewogen und genöh überwogen durch den Schaden, den er, zumal im Winter, den Saaten zuſetzt; namentlich auf Waſſerflöden richtet eine Trappengeſellſchaft im Winter große Verwüſtungen an.

13. Die Kraniche. Sie freſſen zur Saatzeit und auch zur Zeit der Reife des Getreides unſer Vieles und brauchen ziemlich viel zu ihrer Nahrung.

14. Alle Fiſchreier; namentlich der graue und Purpurreier, die Rohrbommel und der Nachtreier. Zu rühren ſich von Fiſchen und nehmen bloß gelegentlich einen Froſch oder eine Maus zu ſich (Rohrbommel). Auch die Silberreier ſind eben ſo ſchädlich, als die bunten Reier; ich brauche ſie jedoch nicht namentlich aufzuführen, weil ſie dem Züchten angehören und dort an großen und ſo ſchädlichen Verwüſten und Widern leben, daß ihre Nahrung die Wiethſchaft des Menſchen nicht beinaheſtlich.

15. Alle Säger und Seetaucher, namentlich der Golar, langſchnäbelige und gebäute Säger, der Eis-, Boſer- und rothſchleblige Taucher, ſowie auch der Haubenſieffig. Sie ſind ſämmtlich Fiſchreier und ſehr geſchädliche Vögel, welche den Menſchen dadurch beinaheſtlich, daß ſie auf ſüße Gewäſſer

kommen. Dasselbe gilt von den Scharben, und zwar von dem Rorneraun und der geschübten Scharbe.

Mit ihnen ist die Fülle der schädlichen Vögel geschlossen; denn die wenigen, welche noch Schaden bringen, sind entweder so klein (wie der Eisvogel), daß der Schaden ein kaum zu beachtender ist, oder sie wiegen den Schaden durch ihren Nutzen auf, wie die Saatgans. Zu letzteren haben wir überhaupt noch manche andere zu zählen, welche leider noch immer als schädliche Vögel aufgeführt werden, weil ihre Verdienste im Stillen bleiben.

Wer hätte nicht schon unsern Hausperling verdammten hören! O, der ist ein Spießbube, ein Gedieb, Schelm, Schurke! — anderer ablehrt Nachreden, namentlich hinsichtlich seiner in der That etwas stürmischen Liebeserklärungen, gar nicht zu gedenken! Armer Spertling! Wer hat wohl jemals deine Verdienste anerkannt?! Die Körner, welche Du aus den Ähren des Getreides stiehst — und stehlen mußt Du, weil dir die Menschen sonst dein Brod vor der Nase wegnehmen, — hat man geschätzt, geschätzt und überschätzt, die Kirchen, welche du dir schmelen liegest, die Weintrauben, von denen du dir deinen Zehnten nahmst, gewiß alle in dein Schuldbuch eingetragen; aber wer hat jemals dir zu Gunsten gesprochen? Höchstens dann und wann ein lustiger Kauz, ein Philosoph, dem dein weltgerichtetes Wesen und Leben die verdiente Bewunderung entlockte, — weiter Niemand! Ich aber habe dich lieb genommen, alter, getreuer Hausfreund, trefflicher Menschenkenner, kluger Gesell! Drum will

ich dein Anwalt sein. Mein geehrter Leser mag mir verzeihen, wenn ich bei dem Spertling noch einen Augenblick verweile.

Der Hausperling ist ganz gewiß eine Zeit lang im Jahre schädlich; aber wie lange währt diese Zeit? Kaum zwei Monate! So lange die Kirshen, Trauben und Getreibearten reifen — länger nicht! Wenn er im Winter auf die Kornspircher fliegt, und sich von dort seinen Bedarf holt, ist es eben blos die Schuld des nachlässigen Besitzers, welcher den Spertler nicht vertrieß; deshalb darf dieses ihm gar nicht zur Last gelegt werden. Wegen der wenigen Kirchen und Weintrauben aber, welche er verzeht, würde man vielleicht ihn so großs Geschrei erheben, wenn man bedenken wollte, daß jeder Arbeiter seines Lohnes werth ist. Auch der Spertling ist ein solcher Arbeiter. Auf jede Kirche, welche er sich zum Lohne erbitet, kommen ganz gewiß hundert Insecten, die er von demselben Baume im Laufe des Jahres abläst; wenn man die Eier rechnen wollte, vielleicht tausend. So ist es auch bei den Trauben; und nur beim Getreide tritt ein anderes Verhältnis ein: er macht sich eben am Getreide für das besaßt, was er den Gartenpflanzen und andern Früchten genügt hat. Das, denke ich, ist doch recht und ehrlich gehandelt! Kurz, der Spertling ist eben so nützlich als schädlich; warum ihn also rüchliges verdammten und verfolgen?! Er hat außerdem Freunde genug.

So gibt es noch mehrere Vögel, deren Nutzen mit dem Schaden gleich ist; man thut gewiß wohl, auch diese zu schonen. —  
(Zweiter Artikel in nächster Nummer.)

## Die Hauptstadt des himmlischen Reiches.

Wir haben die Chinesen bis jetzt größtentheils durch Engländer kennen gelernt, durch Engländer, welche durch die auswärtige, chinesische Politik in neuer, parlamentarische Politik machten. Gobden stürzte den Premier Palmerston über dessen chinesische Politik. Palmerston „applaudirte an das Land“ und bekam eine glänzende Majorität. Aber wie?

Der während der Wahlen trat der chinesische Bäder Alun an, der auf Befehl des Gouverneurs Jeh von Canton — des Erzbischofs der Engländer — diesen vergiftetes Brod geschenkt, Alles gestanden hatte und zum Tode verurtheilt, item auch erschossen worden war. Vor und nach den Wahlen hatte Jeh 175,000 Menschen hängen lassen u. s. w. Nichts erschien sonach notwendiger, christlicher, verdienstlicher, als Canton zu bombardiren und große Böder nach China hineinschießen zu lassen, just wie es auf Palmerston's Gehelb geschehen war. Dieser bekam also die glänzendste Majorität. Hinterher freilich — aber hinterher — lam's heraus, daß der Bäder Alun nicht gestanden, nicht verurtheilt, nicht erschossen, nicht Brod vergiftet, kurz nichts von alledem gethan, was ihm zu Gunsten Palmerston's aufgebürdet worden war. Selbst englische Gesandte hätten ihn freigesprochen, obgleich der von Palmerston nach China geschickte Staatsanwalt Ansteh in seiner Anklage die Geschwornen himmelhoch gelobt, sie möchten den Bäder Alun verurtheilen, obgleich er nicht ein biß sei, weil dessen Freisprechung wie Freigebt u. s. w. erscheinen würde. Auch das Scherzal Jeh verwandelte sich bei näherer Beschichtigung und persönlicher Bekanntschaft (die Engländer nahmen ihn ja gefangen) in einen äußerst genialen und großen staatsmännischen Charakter. Diese politisch gefärbten, erlogenen, im besten Falle blos von Canton abgeleiteten Darstellungen der Chinesen wurden den englischen Zeitungen von deutschen, französischen u. s. w. nachgehört und Palmerston demgemäß in allen Sprachen geschrieben.

Der ehrlische Ohylaff, der nach einem dreißigjährigen persönlichen Leben und Studium in China vor etwa einem Jahrzehente nach Deutschland kam und die Chinesen nach einem dreißigjährigen Leben mit ihnen beinahe in den Himmel erhob, war und ist verzeihen. Eben so ging's dem braven P. Huc, der China und die Chinesen aus dem Innersten heraus kennen gelernt hatte und darstellte. Er war allein und einzig durch das ganze Innere von China gewandert, bis nach Tibet hinauf. Aber, kann man einwenden, auch richtige Darstellungen der Engländer stimmen darin überein, daß die Cantonenser eine schauerhafte Bande seien u. s. w., die Chinesen also Barbaren und Thallusen.

Richtig. Die Cantonenser sind Summa Summarum der lieder-

liche Kundwurf China's. Alle Genies, Taugenichtse, Dals- und Beistelschneider, See- und Landräuber und die professionelle weibliche Demoralisation scheint sich von ganz China her in Canton zusammenzufinden. Die Wunden der Prostitution, die Messerwunden der Jockeys und Jongleurs, die dem Schwerte und Galgen entlaufenen größten Verbrecher, die Krowes und Bonivants, der Bollenfah von Schmugglern, Matrosen und Seeräubern haben ihren Brennpunkt, ihre Hauptstadt, ihre Baarenlager in Canton, welches daher von allen übrigen Chinesen scharf gehaßt wird. Auch verkehrt man nun den Jeh besser, diesen massiven, chinesischen Quatertopf, der das Amt übernommen hatte, diese Heißigkeit aller Taugenichtse, Verbrecher und liederlichen Genies zu regieren.

Wir sehen schon, daß Canton nicht China ist. Im Gegentheil, China nach Canton zu beurtheilen, wäre viel schlimmer, als ganz Deutschland nach den gemüthlichen Wintern, oder nach den spitzigen Berlinern, oder nach den hyperideenemischen Frankfurtern oder nach den großen Danauern.

Auch dann lernen wir die Chinesen, die nicht zu Canton gehören, noch durchaus nicht kennen, wenn wir sie nach ihrem Benehmen gegen die Engländer der Palmerston'schen Politik beurtheilen. Als die Engländer opiumtruggerisch zum ersten Male in das Innere China's einbrangen, machten sich anfängliche Familien thätlich tausendweise selbst todt, nur, um nicht in die Hände der „rothborstigen Barbaren“ zu fallen (Bergl. die furchtbaren Gemälde Ohylaff's aus dessen eigener Anschauung). Jetzt jucken Chinesen, wenigstens Cantonenser, die Engländer tausendweise todt zu machen, so daß der glänzende Friedensvertrag, der ihnen ganz China eröffnet, vielleicht ganz China grimmiger verzeht, als je Wenigstens darf es so bald kein Engländer wagen, sich als Freund unter den Chinesen zu zeigen. Wegen andrer Fremde sind sie bekanntlich übertrieben höflich und liebeswürdig.

Doch erkenne, sie sind doch nun in Peking, wo die Russen, beiläufig gesagt, längst diplomatisch stark vertreten waren, um sich und ihren blühenden russisch-chinesischen Handel zu schützen, ohne daß sie vorher bombardirt und Opiumtrüge gestiftet hatten, so daß sie nun auch — wegen des Contrastes, den die Engländer bilden, härter in Peking sind, als je.

Sehen wir uns die Hauptstadt des himmlischen Reiches etwas näher an, in welchem beinahe ein volles Dritttheil der ganzen lebenden Menschheit wohnt, die Gempah, Buchdruckerkunst und sogar das Pulver erfunden hatten, als die Europäer noch die Kunst studirten, auf Bärenhäuten zu schlafen.

Peking breitet sich in der Mitte eines sehr fruchtbaren, über-

aus cultivirten Districten aus, voller schattiger Haine und Grotten, aus deren üppigen Laubbäumen goldschimmernde Tempel, malerische Brunnenlöcher und garten- und springbrunnenumgebte Privatresidenzen hervorleuchten. Dazwischen kreuzen sich Laubrinne von Wegen und Straßen mit endlosem Gemimmel von Last- und Lastwagen, selten ausmattierten Tragstühlen, Fracht- und Gemüselandern, Subtilen mit Wachsen-Butter oder mongolischem Krat. Aus diesem malerischen, vielsfarbigen Wirrwarr ragen die Häse und Klüden schwerelastener Dromedare, die russische Producte weißer von Riachia und vom Amur herbeiwiegeln und chinesische Theefleisch, Seidenstoffe, Schilfwurde u. s. w. wieder davortragend. Näher nach der Stadt drängen sich schwarze Zöpfe, gelbe Gesichtser und blaue Hütel am zahllose „Theater im freien“, Luftspringer, Jongleure, Taktelkrieger oder Bretzler, deren Köpfe aus schweren Brettern, die sie tragen müssen, hervortragen.

Endlich kommt man durch dieses Auenjüngelwimmel von Menschen in die Nähe eines der sechs Thore, die alle ganz egal aussehen in ihrer turm- und festungsartigen Architektur und ihren blauen Dächern. Man wendet sich durch einen großen Bogengang, der in einen großen, umhöhten Raum führt, wo Wadeposten und Beamte verschiedene polizeiliche Functionen vorzunehmen scheinen. Der große Raum dient hauptsächlich als Exercirplatz für Truppen. Am Ende desselben muß man durch einen zweiten Bogengang, an dessen Seiten Cavalleriereihe auf die schweren, viden, breiten Mauern hinaufführen. Sie umgeben 45 Fuß hoch die tatarische und 30 Fuß hoch die chinesische Stadt und sind so breit, daß vier Wagen oder acht Reiter nebeneinander passiren können. Unten aus den Wänden und von oben drohen zahlreiche Kanonen. Die Mauern beider Stadtheile haben einen Umfang von 24 englischen Meilen. Mit den Vorhöfen bedekt Felsing mehr Raum, als das größte Städteingebäude London. Nach den Namen der Thore und Straßen zu schließen, haben die Chinesen mehr Geschmack und Besesse, als wir Europäer. In London heißt Alles Victoria- oder Albert-, Wellington-, Königs-, Königinen-, George-, Russell-, Jones-, John-, Johnson-, Johnsonen- (zu Deutsch: Schulz, Schulz, Schulz- und Schulzen-) Straße, Platz, Square oder Terrace, in Berlin Alles Friedrichs-, Wilhelms- oder gar Futtlammerstraße, in America hören die Klamen ganz auf und die Straßen sind bloß numerirt. Die zwei nördlichen Thore Felsing heißen überstet (woburd ich freilich langweilig und lächerlich werden): „Thor erhabener Tugend“ und „Thor ewigen Friedens“. Erstes ist stets geschlossen und wird bloß für den Einmarsch siegreicher Armeen (die ganz aus der Nothe gekommen zu sein scheinen) geöffnet. Das „Thor weiser und gelehrter Männer“ führt in das Professoren- und gelehrte Mandarinen-Viertel.

Aus dem Gebäude-Merke der Stadt ragen 700 Tempel und Klöster hervor, nach unsern Begriffen seltsam und bizar in Bau und Construction, aber phantastisch, pompös und farbenglänzend. Im größten buddhisten-Tempel sitzen fortwährend 300 Priester bewegungslos auf Postamenten an den Tempelsäulen.

Nach außen bilden die Häuser der Straßen in der Regel nur einförmige, polizeilichen Claffen- und Standesregeln angepaßte Formen. Die Chinesen wohnen aber nicht nach der Straße, sondern nach dem Hofe und Garten u. s. Hinter den Eingängen und das sind hauptsächlich die Straßenfronten) entlastet sich oft herrliche Gartensprache mit Parks, Felsen, Cascaden, Wasserfällen, flaren Blüthen mit goldnen und silbernen Fischchen, üppigen Blumenbeeten, Ziertheien, Springbrunnen, Brücken, Grotten, Obendeln, lustigen Gartenhäusern, feinen Vorhängen, weißen Pollern, elfenbeinageschnittenen Dromedaren, goldnen, silbernen und porzellanenen Gräßen aller Art. Vor den Fenstern dieser Gartenshäuser stehen Gallerien rundum, an deren Geländern üppige Schlingengewächse sich winden, blühen und duften. In diesen Gärten künstliche Berge mit zarten, glodenflimmenden Thürmen, von denen man weit umher über die Stadt und Haine, Gärten, Parks und künstliche Wälder blickt, auch auf den Kinhsai-See, den goldenen, umgeben von reichlicher Vegetation, von Stroß, Tempeln und Mälen.

Dies gilt in vollster Maße allerdings nur von den kaiserlichen Gärten, aber die der Großen, Kleinen und Wohlhabenden sind wenigstens alle in diesem Style gehalten, wenn auch nur im dichtesten, kleinsten, überladnen Miniatur.

Die kaiserliche Residenz mit den Gärten bildet eine ganze, große, roth und gelb ummauerte Stadt für sich selbst: Felsenkingung, d. h. die verbottene Stadt. Die sonst ummauerte innere Stadt

heißt Kieß-fching. Hier fallen zunächst die beiden großen, graden, vierundzwanzig Schritte breiten Hauptstraßen durch ihren Vaden- und Berlebreichthum aus. Die wogenden Meere von Menschen darin verlieren sich von selbst. Man sieht sie vor ihnen selber, wie den Wald von Bäumen, nicht, desto mehr rückt man sie. Im Allgemeinen leiden sich die Chinesen weder aus zum Schlafengehen, noch um, nachdem sie aufgelaufen. Außerdem gibt's 20–30,000 ganz obdable Menschen in Felsing, die des Nachts schlafen, wo und wie sie eben können. Dazu kommt, daß die Leute allen Roth und Wist, den sie und Andere brauchen, sorgfältig in großen Steingefäßen aufbewahren, bis sich Gelegenheit zum Verkauf oder zur Verrentung aus eigenen Grundstücken findet. Aus diesen und anderen Gründen sind die Chinesen nicht weniger, als „ruhlos“.

Die Väden haben keine Schiller, sondern große, seidene Mäßen an langen Stangen vor den Eingängen mit Verzicknissen der verfallenen Art. Dies gibt über dem Gewimmel unten ein malerisches, heiteres Flattern und Flappen von oben. Viele Verkäufer in den Väden fabriciren gleichzeitig und zwar vor den Thürnen, wo auch die meisten Handwerker schmieden und schneidern, poliren und hämmern, schnitzen und hämmern. Zwischen dieser Arbeit unter freiem Himmel treiben sich Nonnen-Bettler (für Klöster), Kunsthandwerker aller Art, Köche mit Kuchen und Speisen, Labak-, Schnupftabak- und Opiumhändler, Geldverleiher, Buchhändler und Papierleihen-Böter umher.

Diese Nordseite der Stadt gehörte früher ausschließlich dem Militär, das aber mit der Zeit dem Handwerker- und Handels-volle Platz machte. Jetzt sind die 80,000 tatarischen Truppen Felsing in verschiedene Districte oder „Banner“ von verschiedenen Farben vertheilt.

Auch gibt es eine „Bürgerwehr“ oder Nationalgarde, Eiang-fchung, welche aber, ganz wie bei uns, eigentlich bloß die Nachtwache ersetzt und des Nachts durch die Straßen patrouilliren muß. Vom Militär sind die eigentlichen Chinesen ausgeschlossen. Das Militär ist ein Privilegium der Tataren, die vor mehr als zwei Jahrhunderten China eroberten. Die Stadt gehört den Civil-Chinesen, in welche keine Soldaten oder Staatsbeamte ohne Erlaubniß gehen dürfen. Deshalb sieht's in dieser eigentlichen militair- und beamteten Stadt nicht aus lustiger und heiter aus, als je im Norden. Hier, besonders in den Straßen Ta-fschalar und San-wei-leou sieht's aus, als könnten die Chinesen nicht weiter, als sich den ganzen Tag auf das Höchste amüsiren, und dazu allerhand Delicatsen (darunter delicat zubereitete Mäuse, Ratten und Hunde) genießen. Man findet hier die reizensten und großartigsten Blumen- und Fruchtplantagen. Eine andere Hauptstraße, Kai-lo-fching, gehört fast ausschließlich den Künstlern, Schauspielern, Musikern, Taischpielern, Schlangenbeschwörern und Kapselern, die, wie einst Homer in Griechenland, den Leuten auf den Straßen ihre eigenen und anderer Poeten Schöpfungen mit Instrumentalbegleitung vorsingen. Dabühler der Nichtsplatz, wo die schweren Verbrecher allemal im Verhöle hüßlich mit einander aus freier Hand geklopft werden. Nur politische Verbrecher können auch im Frühling wie im Sommer und Winter geklopft werden. Der Hentel ist demnach geliebt, hat aber eine weiße Schärze vor und eine lange, gerade in die Höhe stehende Feder auf der rothen Mäße. Die zum Tode Verurtheilten werden eines schönen Octobermorgens auf den Nichtsplatz geführt, begleitet von Polizei, einem kaiserlichen Beamten und dem Hentel. Der Beamte hat das Todesurtheil für Leben, vom Kaiser eigentümlich unterfertigt, bei sich; er liest es nach dem andern vor. So wie einst abgelesen ist, ergreift der Hentel den „Verlesten“, bringt ihn auf die Knier, knegt ihm den Kopf herunter und schlägt ihn ab, ehe der Gebeuge daran denkt, sich wieder aufzurichten. Die Andern sehen zu, bis die Reihe auch an sie kommt.

Aus Bai-lo-fching kommen wir in die Straße der Juweliere und Goldschmiedeleister, welche in die Straße der Theater führt. Wenigstens findet man hier sechs Tempel der dramatischen Kunst täglich von 12 Uhr Mittags bis 12 Uhr Nachts offen und actio, so daß die Leute 12 Stunden hinter einander nebenwährend spielen sehen können, notabene, ohne etwas dafür zu bezahlen. Man besondere Sitzplätze und Logen sind nicht unentgeltlich zugänglich. Aber das Parterre unten ist frei für Jedermann, der das Gebränge und den Geräusch nicht scheut, und den Kopf vorher wie ein Hals-tuch umbindet, damit er wenigstens nicht im Gebränge leide.

Eine große Rolle spielen die Tempel, von denen aber bis jetzt

Niemand etwas Gefährliches weiß. Nur der größte Buddha Tempel, Thian-Tsan, innerhalb eines Mauerumsfungs von zwei englischen Meilen, ist dem Namen nach wegen der graniternen Processen bekannt, mit welcher ihn der Kaiser jedes Jahr einmal besicht. Die Truppen bilden Spalier, durch welche der „Sohn des Himmels“, begleitet von hundert Instrumental- und tausend Beccalmstern, welche die fundamental-Lauteschöne (geschrieben vor mehr als 4000 Jahren) spielen und singen, und von einem glänzenden Beamtengesolge, einberiebt, um dem Stifter der verbreiteten Religion, dem Königsohne Buddha, seine Huldigung darzubringen.

Das sind einige erste Blide auf die Hauptstadt eines Staates, der viel über 300,000,000 Einwohner zählen soll. So wenig Bestimmtes wir bis jetzt auch sehen, so viel ist hauptsächl. daß nur die frohe Lebenshäufigkeit dieses Volk mit einer solchen Hauptstadt und Tausenden klühender Stämme und vielen Millionen der meiste- und kunsthaftigsten Felder und Gärten, mit Trudern, Zeitungen und Bibliotheken in jedem Dörchen als „Barbaren“ bezuiden kann. Im Gegentheil ist Alles, was man „Cultur und Kunst nennt, so ungewohnt und fein und übertrieben angefaßet, daß man die Chinesen der „Mederseinerung“ und Verweichlichung beschuldigen mag. Mit dieser Feinheit werden sie auch nie Fremde der Engländer werden, zu denen nach dem neuesten Kriege auch die Franzosen gehören.

Friede und Vertrag sind in einer Verstat Befugnis abgeschlossen und unterzeichnet worden. Aber in Canton steht folgende Proclamation der „Brave's“ an allen Strafgefangen und wird nach Kräften ausgeführt:

„Die Nation der rechtsartigen ausländischen Gunde ist bekannt als eine Nation von Dieben, die oft unser blumiges Königreich, der Mitte heimfuchen. Wir, die Brave's der Provinz Kwang-tung, betriegen-ten in dem Jahre 22 des Tao-twang den Ellet (Capitain Elliot) und enthaupteten Fama (?) am stilsichen Ufer. Es ist Schade, daß wir sie damals nicht alle umbrachten. Sie würden dann nicht im 11ten Monat vorigen Jahres mit Hilfe der französischen Tuschel, vorgezogen, daß sie keine Feindlichkeiten beschuldigen, die Mauern unserer Stadt zerstmert, 11,000 Häuser und Läden zerstört, das Volk seiner Habe beraubt, Frauen entehrt und friedliche Leute mit Knütteln niedergeschlagen haben. Sie erließen Proclamationen, nach denen sich unser Volk richten sollte. Wir, die Untergetenen des himmlischen Ahron's, bedagriefen vom Kaiser, welche uns diesen Barbaren nicht unterwerfen. Es sind bies 2-3000 englische und französische Gunde in unserer Stadt. Wir aber zählen nach Tausenden von Tausenden. Wenn nur Jeder von uns eine Waffe trägt, und jeden dieser Fremden, der ihm begegnet, umbringt, werden wir

se bald alle getödet haben. Jeder, der mit einem dieser ausländischen Gunde handelt oder ihm Lebensmittel gibt, soll ergriffen und nach den Gesetzen bestraft werden. Jeder in Amt und Brod dieser Gunde muß binnen hier und einem Monat seine Stelle verlassen. Wenn nicht, werden seine Angehörigen ergriffen und behaftet, als wenn sie selbst Reb-Rep-Nebeln wären. Jede Drischaft, die unsere Bestimmungen entgegenhandelt, wird der Erde gleich gemacht, und deren Bevölkerung bestraft. Jeder, der Blut und Leben hat, ist verpflichtet, den Nummer unseres Kaisers zu theilen. Wer dagegen Vereten hat, wird als Dieb behandelt, Jeder kann ihn töden. Die Amerilaner, Spanier und andere fremde Nationen stehen in gutem Vernehmen mit unserm Velle. Die Zerstückung und die Stauung des Versehrs ist allein durch die englischen und französischen Gunde verursacht worden.“

Die Belohnungen für Engländer- und Franzosenstöffe sind doppelter Art, private von den „Vernehmen“ und öffentliche, staatliche von dem neuen Gouverneur von Canton. Der jetzige Gouverneur hat folgende Proclamation und selbende Preisliste an die Strafgefangenen schlagen lassen (in der den Engländern und Franzosen siegreich eingemommenen Stadt!):

- „An die Soldaten:
- 1) Jeder, der einen englischen oder französischen Häuptling fängt, erhält eine Belohnung von 5000 Dollars.
  - 2) Jeder, der einen barbarischen Rebellenkopf abschneidet, erhält 50 Dollars.
  - 3) Jeder, der einen barbarischen Rebellen lebendig fängt, erhält 100 Dollars.
  - 4) Jeder, der einen Verräther fängt, wird mit 20 Dollars belohnt.
  - 5) Jeder, dem es gelingt, ein großes Dampfriegelschiff zu verbernen, erhält 10,000 Dollars.
  - 6) Jeder, der ein kleineres Dampfschiff verbernt, erhält 2000 Dollars und wird für künftige Belohnungen empfohlen.“

Dies gilt gegen die Engländer und Franzosen.

Der Friede ist in Peking unterzeichnet: ganz China steht den Engländern und Franzosen offen — mit den Proclamationen obiger Art an der Strafgefangen. Das ist ihre Öffnung, sondern ein sehr festbarer Verschluss, hinter welchem andere Völler handeln und profitieren mögen, aber nicht die „heiligen Allierten“.

Aug und Lehre hieraus: Man soll weiter eyneln, noch in Gesellschaft in die Häuser und Läden der Leute einbrechen, sondern häßlich anstiepen, ob sie etwas kaufen oder verkaufen oder (dem Bettler) geben wollen.

## Blätter und Blüthen.

**Eine seltsame Cur.** Der Anfall hatte mich während der ersten Wochen meines Aufenthaltes in Paris im Jahre 1854 meine Wohnung in einem fremdlichen Hause am südlichen Ende des Boulevard Bourdon nehmen lassen. Die Aussicht ging aus den Ardenalcanal und einen Theil des Plazes Bajaz, bekannt durch sein großes Festschloß, welches dem Ardenalcanal gegen zwei kleine Kanäle, an welchen die Gunde singen und plauten ihre Arbeit verrichten, die zu der Gegenwart Rue de la Centrecarre beginnt. Meine Wirthschafterin waren ein sehr junges, vielleicht ein Jahr verheiratetes Ehepaar, dessen ganze Familie in einem kleinen, vier Monate alten, soham Knäbchen bestand, dem Abgett des Baisers, wie der jungen Bübchen Mutter. Herr Bernarb, so hieß der junge Ehemann, war ein kleiner Kauener (Commis) im Finanzministerium; die junge Frau, Ledner eines würdigen Geschäftshaus am dem Marais, hatte ihrem Gatten wohl auch einige Tausend Franken jüblicher Rente als Wittig mitgebracht, und so lebten denn die beiden jungen Leute mit einem Einkommen von 3-4000 Franken ganz glänzlich und begladig. Denn so hüßlich Madame auch war, so tugendhaft war sie auch, und ihre Ehe wurde nicht durch Aufrichte getrübt, wie sie bei einem großen Theil der Pariser Gesellschaft so lange an der Tagetorbahn sind, bis man sich gegenseitig „arrangirt“, d. h. sich die Erlaubnis gegeben hat, zu thun und zu lassen, was Jedem gefüllt. Inzwischen — man kennt die Unhöflichkeit aller irdischen Pläne und die Verlockungen Komedi's.

Herr Bernarb geriet eines Tages in eine Gesellschaft Jugenbrüder, die einen Club im Cafe Bercc und Wessien Bernarb zu einer Clubstung einluden, bei der man sehr viel Haut-Cantener trant und jene rechtlich langweilige Domino spielte, in welchem die Franzosen ven bent zu Laae einen Erlag für vielen anderen verbotenen Spielereits zu thun scheinen. — So ein Junggeheuer-Club ist für einen Ehemann eine sehr gefährliche Kirche, die Trümmern und Gendebheiten des Parcellens Lebens tauchen wieder auf, vor verführerische Einflus des Anceipens macht seine Macht geltend, und nur zu bald war auch für Bernarb das

Cafe Bercc seine zweite Heimath geworden, in die er sich stürzte, sobald der Dienst in seinem Bureau zu Ende. Amalie, so hieß seine junge Frau, war über die Umwandlung ihres Mannes, der jetzt oft drei bis vier Mal in der Woche spät Abends mit einem kleinen Raute nach Hause kam, aufgebracht.

Seine Wohnung war nur durch eine ziemlich dünne Wand von dem Ehemann'schen der beiden Gatten getrennt, und so war ich Obereignen des Verhensprelators, die an Verelbarkeit und Energie des Ausbruchs denen Verheissung gleichkamen.

Aber — consuetudo est altera natura, sagt der Latiner. Bei Monsieur Bernarb war das abendliche Knippenchen eben wieder zu sehr antere Natur geworden, als daß die Verlockungen seiner jungen Frau, die lebenslängl weiter als er sah, und in diesem Anfang den Mann ihrer Günde erblidte, ihn hätte von seiner Gewohnheit abbringen können.

Eines Abends — es war im Monat October — lam denn Herr Bernarb gegen elf oder vier im dem Cafe Bercc mit einer sehr neubirrenn Yanne nach Hause zurück. Ich war noch wach und berte, wie er mit einem laßigen Tiederden schlürend in das Zimmer seiner jungen Gattin trat.

„Guten Abend, meine Liebe,“ sagte er und bemühte sich vergebent, eine feste Haltung anzunehmen.

Die junge Frau antwortete nicht; offenbar kämpfte in ihrer Brust ein gewaltiger Aufstoß. Cudlich hatte sie sich so weit gefaßt, daß sie sprechen konnte, und indem sie ihren bräunlichen Mann bei der Hand ergriff und ihn zu Füße des kleinen Canabes führte, sprach sie mit einer Guchschleierheit, welche den Jubler beben machte:

„Dort, Bernarb, auf das, was ich Dir jetzt sage. Deine Verheißung, die Du seit einiger Zeit ähst, räumst uns; sie lödet unser Glück und das unseres Kindes. Aber es ist ein langamer, qualvoller Tod. Nun bäre mich; ich will nicht die Warte eines täglich sich wiederholenden Unglücks, ich fürchte mich vor diesem langamen, qualvollen Tode und bed-

hals schreie ich Dir: das nächste Mal, das Du wieder tranke nach Hause komm, führe ich mich mit meinem, mit unfernen Rinde in den Canal."

Bei dieser Drohung erbeute ich unwillkürlich, denn ich wollte die Energie heraus, die in dem Tode der jungen Frau lag, und sagte auch, daß Bernhart, so gütigmißig er auch war, doch auch seine Schwäche hatte. Inzwischen mußte die Drohung auch auf ihn Eindruck gemacht haben, denn er verließ trotz seiner Fesseln, sich zu ändern, und in den nächsten zwei Tagen ging auch Alles gut. Bernhart kam nach Schluß des Quaeus' nach Hause und das alte Bild schien wieder in dem kleinen, freundlichen Hause am Deutewarth Nordens einzutagen zu sein.

Aber der Tadel läßt keine Puncte nicht so leicht fahren! Am dritten Abend begabten Bernhart sich mit seiner Mutter von Quaeus einige Minuten weiter und am Abend desselben Tages kam der schicksalreiche Mann in einem hübschen Kutsche nach Hause. Er war nach zehn Uhr, und ich lag noch im offenen Fenster und blickte hinaus in die sternbelte Octobernacht und in die große Stadt, die vor mir ausgebreitet lag. Die junge Frau sprach kein Wort beim Eintritte ihres Mannes, stillschweigend legte sie den Knäuel, den sie in der Hand hielt, auf den Tisch, ging, noch ehe der bedrängte Gatte ein Wort Hameln konnte, nach der Stiege und eilte, schnell, wie ein Vogel, mit ihrem Knie zur Treppe hinunter, aus dem Hause und auf den Canal zu. Der Unglückliche blieb einen wilden Schrei aus und blickte seiner Gattin nach. Doch viele hatte einen ja großen Verirrung und er kam eben am Canal an, als er den blüthenranden Haß des Steines in's Wasser ließ, während Aemlie, wie von Antreiben über ihre Thüre ergreifen, nach dem Hause zurücklief. Es war im October und die Nacht schien unendlich kalt, doch Bernhart fürchtete, ohne sich nur einen Augenblick zu bedenken, dem Rinde nach, ergiff das arme Rinde, dessen weiche Nadelstiche kein sonderlich Unlücken vererbte, und schwamm mit ihm an's Land, wo er, bebend vor Frost und jütend vor Freude, einen heißen Fuß auf des geliebten Kindes Wund drückte wollte — und entsetzt zurücklief, als er hat den verhassten Rindeslivern der berüchtigten Schwänne seiner Schwester begognete, der, in des kleinen Quaeus Rieder geschickt, dem bedrängten Vater seinen Dank für die Rettung aus dem fatalen Noth entgegenbrachte.

Ueber die weitere Entwicklung vieler zur Remdie so sichtlich veranlaßten Tragödie schweige ich, da sie sich der Veler selbst denken kann; doch will ich nur so viel noch hinzufügen, daß Herr Bernhart fortan wieder der leidliche Gatte wurde und Aemlie die glücklichste Gattin, die sich nie wieder über ihres Mannes abendliches Ausbleiben zu beklagen brauchte. Er war curat.

**Dürerweg,** der würdige unermüdete Kämpfer für Volksbildung und Aufklärung, erbeut in seinem „Pädagogischen Jahrbuch“ für 1859 von Neuem seine Stimme gegen jene Partei, welche die Untheil der Hülfskräfte und das Recht der Erziehung gern verunkeln möchte. Unter den vielen, tiefen und beherzigten Aussagen haben wir besonders eine Worte zur Charakteristik von Schiller's Oeburdtag hervor. Dieselben lauten im Auszuge ungefähr:

„O Schiller für Lehrer noch etwas Belobendes zu und werden könne, ich hab noch eine Frage? Es wäre nicht nöthig, aber es ist so. Theils der Lehrer, der angebende, wie der gerechte, die Begüterung der ganzen Nation für diesen herrlichen Mann, der, ohne arm zu werden, die Armut von Millionen in Reichthum verwandelt kann; aber lerne er auch als Lehrer sprechen von ihm! Nicht bloß, wie Alle, die Begüterung für Alles, was groß und menschenwürdig heißt, sondern auch speciell: seine Tapferkeit im Kampfe mit den widerlichen Verhältnissen, die ihm in seiner Periode seines Lebens stellten, unter welchen seine strenge die Beharrlichkeit und seine kräftige Selbstbesonnenheit nicht die ihm zufließen waren (sein Leben war selbst eine Tragödie), seine Ausdauer gegen alle der Ausübung und Beförderung („Persepolisbild“) bis zum Tode seiner Lage — seine Vertheidigung des Schöpfensbetriebs, denn seine Begüterung ist ohne Vertheidigung — seine Grundsätze und Principien für wahr, menschliche Bildung und Kultur! Sonst, in dem ich nicht bloß die verdrießliche deutsche Natur, sondern die viele Menschheit selbst offenbart, was man lernen konnte, wie man Mensch zu Erbeherren haben kann, und was man lernen sollte — schließlich und wider Willen berührt von den Misslingen unserer Lage — es Er daran auszuheilen, seine Zeitgenossen und Nachfahren in die Länge von Mitleidlichkeiten einzuemannern — ob von ihm der Rath berührt, die Jugend durch Gedächtnisbücher zu belassen und niederzubringen — ob

er das Nachsprechen und Nachsagen empfahl — ob er das Uniformiren der Geister für pädagogische Aufgabe erachtete! Wie Er selbst, so hat er gedacht und gewollt: zuvörderst die Selbsthülfsleistung des Geistes, die Freiheit im Gedächtnis, Denken und Wollen, die Selbstbestimmung nach den Umständen der gegebenen und ererbten Grenzen und stiftenden Bestimmung — das Erleben nach der Einheit mit dem ganzen menschlichen Geschlecht, nicht mit einer Partei nach der Abnung der geschriebenen „Belohnungsregeln“, sondern nach der Förderung der „Büchereitern“ und der Erzen gegen weltliche Ueberzeugung, „aus Willigen“ — den Grundsätzen inbegriffen, daß das Denken wichtiger ist, als das Gedachte, daß das Bearbeiten der Stoffe die Hauptbede in der allem Lernen und Willen, daß es überall auf die Erweckung der Selbstthätigkeit ankomme, daß das gelovte Verhalten zu überwinden und auszubilden, der Einzelne in eigenwilliger Weise dem Ganzen anzuschließen lie. Ueberlege man von Tausenden seiner Aenderungen und Ausprüche, die die lesenden, vergleiche man sie mit dem, was heut zu Tage als Kräfte pädagogischer Weisheit den Lehrern aufzutragen versucht wird:

„Immer strebe zum Ganzen, lebe im Ganzen, schließ' an das Ganze Dich an!“

„Ob dem Jüngling die Richtung zu freier Entwicklung, handle stets nach dem Bedürfnis seiner Jahre und Du darfst Dich der Beförderung seiner Individualität getreuen.“

„Das etwellige Verrecht der menschlichen Natur, ist sich selbst zu bestimmen und das Gute aus dem Guten wollen zu thun. Webe dem Weireren, die Unterordnung des Geistes als die Aufgabe der Erziehung zu betrachten und zu empfinden!“

„Religiöser Unterricht soll man nicht eher ertheilen, als bis das Bedürfnis dazu in dem Kinde fund gibt. Jede Vorbereitung rührt sich durch naturwüthige Folgen.“

„Nicht durch Sühnungen, sondern durch die Erweckung der Geistes legt man den Grund zu jeder Menschlichkeit.“

„Das Weirer der Religion liegt nicht im Vergebliche, nicht im Wahren, nicht in überkommenen Worten, sondern in der lebendigen Unmittelbarkeit des Geistes.“

„Ein Kind ist ein belliger Gegenstand, eben so bellig, wie das Eitengeh.“

„Religion, wie weltliche Gelehrte sind gleichmäßig verwerthlich, wenn sie eine Kraft des menschlichen Geistes lassen, wenn sie ihm in irgend etwas Stillsitzen auferlegen.“

„Nur unter aldererster Schiller.“

„Vergleiche man damit.““ (sagt Dierkerweg fort, „was die deutsche Pädagogik bisher wollte, was aber die, welche den „überwundenen Standpunkt“ reben, nicht mehr wollen.“)

Diese Worten verdienen genaugen, um auf die trefflichen Grundsätze des Pädagogischen Jahrbuchs aufmerksam zu machen und darüber allen Freunden echter Volksbildung zu empfehlen.

**Wald.** Das fürchterliche Schicksal der mit dem Hamburger Dampfschiffe Kuffria verbrannten und untergegangenen Passagiere (von 600 wurden nur 70 gerettet) hat eine so allgemeine und große Theilnahme erregt, daß wir uns den Dank unserer Leser zu verdienen glauben, wenn wir in der nächsten Nummer eine ausführliche und authentische Schilderung dieses entsetzlichen Unglücks geben. Wir freuen uns, einen Bericht aus Würzburg setzen zu verprechen, in welchem der (nach Mittheilungen eines Correspondenten) sowohl über das Schiff als seine Fahrt, wie über die Katastrophe selbst genaue Mittheilungen bringen wird.

**Verichtigung.** Herr Gotthard Winter aus Chlau gibt eine nähere Erklärung zu dem in Nr. 38 der Gartenlaube mitgetheilten factum („Feuer und Scherwut“), daß beim Anbrude des Befreiungskrieges eine Jungfrau Quaeus', welche das schönste blonde Haar besaß, dieses sich abschneiden ließ und vertauschte, um diesen einzigen Schmutz, den ihr Gott gegeben, an den Aar des Vaterlandes niederzuliegen. — Es war dies, das oben erwähnte, ein hübsches Kind von Schmettan in Bergel, die Tochter des Schiller, die Tochter des im Jahr 1817 in Bergel verstorbenen Oberst von Schmettan. Dem Einkinder östiger Nachrikt ist um so mehr Glauben zu schenken, da er ja jener Zeit Bürgermeister in Chlau war.

### Ein Buch für Alle!

In unserer Verlage erscheint in Bänden von 12 bis 15 Bogen und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

## Deutsche Criminalgeschichten

von **J. D. Ermme,**

Verfasser der „Neuen deutschen Zeitbilder.“  
Preis 8 Bogen, nur 12 Ngr.

Was der Fieber eines Hoch-Amnes (früherer Criminaldirector in Berlin), der wie kein anderer deutscher Schriftsteller es versteht, den schmerzlichen Stolz der Criminaljustiz zu bezeichnen und in einer so klaren wie unbedenklichen Bildern zur Anschauung des Lesers zu bringen, verbindet dieses Werk in ungeschätzbarer Weise mit dem Zweck der Unterhaltung, nämlich der Befriedigung. Die Lesenden des Buches gibt der Verfasser selbst in der Vorrede mit kurzen Worten an: **Die nachfolgenden Erzählungen beruhen auf wahren Thatfachen.** Sie sind nur in eine notwendige Form gebracht. Dieses Letztere aus einem einfachen Grunde. Hätte ich sie nur actenmäßig erzählen wollen, ich hätte, namentlich in der ersten Erzählung des ersten Bandchens, fast nur Oranien und Alibi's erregen können. Dadurch unterläßt man weder, noch beehrt man. Ich aber wollte Weisheit, vorzüglich belehren durch Uebertragung.

Die Sammlung wird höchstens 8 bis 10 Bänden, a 12 bis 15 Bogen in dem sehr billigen Preise von — 12 Ngr. — umfassen. Einzelne Bände kosten den dreifachen Preis. — 3 Bändchen sind bereits erschienen.

Magazin für Literatur in Leipzig.

Verlag von Ernst Reil in Leipzig. — Druck von Alexander Meiche in Leipzig.



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteurs F. Stolle u. A. Brumann.

Wöchentlich 1/2 bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

## M a i b l u m e n .

Die weite Stadt auf wadem Fuße  
Durchwandert sie von Haus zu Haus  
Und klopft schon mit bloßem Grufe  
Des Kenes' liebste Kinder aus:  
„Maidlumen lauft! Rauft aus Gebarmen,  
„Auf Stroch der Vater herbend liegt,  
„Die Mutter auf den weiten Armen  
„Ein schwachend Kind in Thränen wiegt!“

Ich hab des Frühlings erstes Grüßen,  
Ein Wehelschrei der bittern Noth?  
Sie schilt mit seinem Duff, dem süßen,  
Um einen Wiffen trocken Noth;  
Waidlöschchen, Pecten, die voll Liebe  
Der Want in's grüne Haar er sticht,  
Wie, darum sproßten gute Triebe,  
Dah ein verhungert Kind sie bricht?!

Die jaete, lensensproste Mäße,  
Die Gott so heil und rein erschuf,  
Dah tren sein Auge Dich behüte,  
Mitleid erwoste Dir Dein Ruf:  
„Maidlumen lauft! Rauft aus Gebarmen,  
„Auf Stroch der Vater herbend liegt,  
„Die Mutter auf den weiten Armen  
„Ein schwachend Kind in Thränen wiegt!“

Und dieses Kind — die jarten Oidter:  
Verhüllen solochte Lampen laum,  
Das saure Auge spiegelt wieder  
Des jungen Penes' schlaßen Traum.  
Die Ledt schlicht mit gethem Rahm:  
Ein rührend Bild der Unschult ein,  
Nur über ruß Du Deinen Namen,  
Du Maidlumen jart und rein.

Der Mutter Wangen, heil und mager,  
Verblühen in der dumpfen Luft,  
Den Vater auf dem Stobelager  
Umwehst Du mit frischem Luft,  
Und wie vom Hauch des Abendwindes  
Das Waidlöschchen lauft erlingt,  
So kün's um sie, wenn ihres Kindes  
Gebet sich auf zum Himmel schwingt.

Albert Traeger.

## Ein Kirchhofsgeheimniß.

Wichtigkeit vom Verfasser der „neuen deutsch-n. Zeitblätter.“

(1858.)

„Es lebte aber noch ein anderer Verdacht. Jener Sohn des Unglücklichen mußte von seiner sterbenden Mutter Worte vernommen haben, die ein entseßliches Mißtrauen in sein Herz gepflanzt hatten. Er verschloß die Worte, er verschloß das Mißtrauen in sein Inneres. Aber mancher späte Abend, manche stille und manche stürmische Nacht sah ihn auf dem Kirchhofs einen Geheimnisse nachspüren, das er nicht ergünden konnte, dessen Dasein ihn aber eine fürchterliche Gewissheit war. Indessen er konnte es nicht ergünden, und hätte er es auch vermocht, seine fast lauthafte Liebe zu seinem Kinde hätte es stets in seinem Herzen verschlossen gehalten.

„So konnte ich sicher leben, sicher vor jeder Entdeckung. Martin Kraus war der treueste Mensch von der Welt. An seinen Tod dachte ich nicht. Aber ich lebte nicht ruhig. Der Mensch hat tausend Mittel, durch die er sein mit Schuld beladenes Gewissen zu beschwichtigen sucht. Kein einziges kann es ihm beruhigen. Und vor Allen hatte ich nicht an meinen Tod gedacht. Er steht seit einigen Tagen an meiner Bette. Heute habe ich ihn erkannt.

„Ich kann mein Herz nicht mehr von seiner Schuld befreien, ich muß sie mit mir handbrechnen vor den ewigen Richter, denn ich glaube an ihn.

„Aber ich konnte nicht, ich kann nicht sterben, ohne nach meinen Kräften Alles gethan zu haben, was sie mir unter schwerer Noth thun kann. Und dann mußte ich ein neues Verbrechen verüben. War in Strauß ist zu dem Kerkerführer fähig, um meine Ehre auch nach meinem Tode zu bewahren, er hat es mir geschworen. In dem Augenblicke, in welchem er weiß, daß Ihre Ahnung von der Gräßlichkeit des Gesanges zur Gewißheit geworden ist, zur Gewißheit werden könnte, hat der Wahnsinnige aufgehört zu leben, und Martin Strauß wird den Verdamnten Ihnen sparlos entziehen. Kommen Sie ihm zuvor.“

„Ich habe lange geschwammt, ob ich Sie mit dem furchtlichsten Geheimnisse bekennt machen sollte. Ich mußte es, der nahende Tod forderte, forderte es von mir.“

„Nennen Sie den Unglücklichen, er ist zugleich ein Unschuldiger. Auch in seinem Wahnsinne spricht er sich frei.“ Er wendete sich an Klagen, verurtheilt, wenn er schuldig wäre. Erleichtert Sie ihm seine dunkeln Tage. Thun Sie es mit möglichster Sorgfalt meines armen Kindes.“ Sie ist so brav, und hält mich so lieb.“

Der Kranke mußte hier innehalten, das liebliche Valerberg hatte an dem Rande des Grabes noch Thränen, und welche bittere Thränen für sein armes Kind!

Nach einer Pause sprach er weiter:

„Die Keller, in dem der Gefangenen sich befindet, liegen unter meiner Dienstwohnung. Sie haben einen besondern Eingang, nicht nach der Seite des hohen Speichers. Unter diesen hier zieht sich einer ihrer weiten Arme; er zieht sich bis unter die Mitte des Kirchhofes. Es ist gleich dem Gange rechts. An seinem äußersten Ende befindet sich links ein verschließbarer Raum, in diesem wohnen Sie den Gefangenen suchen. Sie werden Gewalt anwenden, wenn Martin Strauß nicht mit Hilfe Sie hindurchwill.“

Er machte eine neue Pause. Dann sagte er noch ein paar Worte:

„Schonen Sie auch, so viel Sie können, des Schließers Martin Strauß. Sein Verbrechen war nur seine Tugend für mich. Und nun, mein Herr, handeln Sie, wie Ihre Pflicht; wie aber auch Ihr Herz es Ihnen eingibt.“

Er schweig. Ich stand auf. Er reichte mir noch seine Hand, und drückte die meine.

„Reben Sie wohl. Wir sehen uns hier nicht wieder. Nehmen Sie sich meines armen Kindes an.“

Ich ging, ich ging tief erschüttert. Meine Neugierde war jetzt befriedigt, endlich, nach so langer Zeit. Aber wie konnte ich an ihre Befriedigung denken? Eine furchtbare Last drückte mich fast zu Boden.

Im Gange vor der Thür trat die Todter des Sterbenden mir entgegen. Sie hatte auch nicht erwartet, und sah mich ängstlich fragend an.

„Sie waren so lange bei ihm,“ sagte sie, „darf ich ihn fragen, was er mit Ihnen gesprochen hat?“

Durfte sie es?

„Fragen Sie ihn nicht,“ antwortete ich ihr. „Sie werden ihn ruhiger finden, und er bedarf der Ruhe.“

Ich eilte fort.

Auch die Arme hatte ja eine Ahnung, nicht bloß der Sohn des Gefangenen, wie der Sterbende gemeint hatte. Jenes Gespräch mit dem kranke jungen Menschen hatte es mir verrathen. Durfte er auch die Ahnung seines Kindes kennen?

Aber was hatte ich jetzt zu thun? Ich hatte eine schwere, traurige Aufgabe, und mußte mich ihrer Lösung unterziehen. Nicht bloß das Verhängnis des Sterbenden, meine eigene Pflicht forderte es von mir, meine antilche, wie meine menschliche Pflicht. Von einem neuen Verbrechen hatte der Amtmann gesprochen, das verhindert werden mußte. Ich war auch nicht zweifelhaft, wie ich jener Lösung mich zu entleiben hätte. Der Amtmann hatte nicht eine sofortige Verurteilung des Verbrechens gefordert. Ich war befugter darüber, als er. Er mußte es sein. Er wußte nicht, daß ich noch unmittelbar vor meiner Unternehmung mit ihm, unter Aufsicht des Schließers, die alte Kirche durchsucht hatte. Die Nachsuchung war zu mir ohne alles Resultat geblieben, hie mit diesen nun nichts näher gefahret, aber sie hatte dem finstern, misgünstigen, entschlossenen Manne die Energie zeigen müssen; und der ich auf Verfolgung meines Verdicts beharrte. Wie leicht konnte ihn das zur sofortigen Ausführung seines angedrohten entsetzlichen Verbrechens veranlassen!

Ich begab mich aus der Wohnung des Amtmanns ganzes Weges in die des Schließers Martin Strauß. Ich ging allein hin.

Einen Augenblick hielt ich unterwegs meinen Schritt an. Ich ging einen gefährlichen Gang. Ich wollte zu dem Schließer und dann weiter mit ihm allein gehen. Ich war ohne alle Waffen, ich trug nicht einmal einen Spazierstock bei mir. Er war, wie viele Jahre er mehr jähzte, als ich, mit seinem riesigen Körperbau mit noch immer an körperlichen Kräften weit überlegen. Er konnte zu dem Gange, den ich mit ihm vorhatte, sich um Waffen versehen. Ich ging mit ihm einen Gang, der ihn zur Verzeihung führen konnte, führen mußte. Er war zu einem furchtlichen Verbrechen entschlossen. Die Ehre des Amtmanns, diese von ihm mit der entschlossensten Entschlossenheit vertheidigte Ehre ging daran. Nicht minder seine Ehre, seine Ehre, sein Leben. Von diesem Verbrechen wollte ich ihn zurückhalten, mit Gewalt, wenn es sein mußte! Aber ich mußte allein gehen. Die Ehre des Amtmanns, die auch ich nach Möglichkeit schonen mußte, forderte es von mir, und auch meine eigene Ehre.

Der Schließer Martin Strauß wohnte in dem Gefangenenhause neben dem Amtmann. Er war zu Hause, in seiner Stube. Der finstere Mann war ohne Familie. Er lag in einem alten Kleinfest, die Reine über einander geschlagen, aus einer alten Pfeife rauchend, durch den Tabakdampf war ich hinforten.

Ich war zu ihm eingetreten, ohne mich vorher anzukündigen. Er erschrock nicht, er sah nicht auf, als er mich plötzlich erblickte. Er sah mich nur einen Augenblick wie mit feiner Verwunderung an, dann stand er auf, legte seine Pfeife fort, und stellte sich, meine Befehle erwartend, aufrecht vor mich.

„Schließen, jändelt Eure Laternen an.“

„Weiß, Herr Assessor?“

„Gewalt.“

Er jändelte die beiden Laternen an, die uns in der Kirche geleuchtet hatten. Ich nahm wieder die Blendlaterne.

„Ihr werdet mich in die Keller unter der Wohnung des Herrn Amtmanns führen.“

„Zu Befehl, Herr Assessor.“

„Und dort zu dem, der sich bis unter den Kirchhof zieht.“

„Zu Befehl.“

Er ging an einen alten Koffer, der in einer Ecke der Stube stand, schloß ihn auf und nahm ein paar große Schlüssel heraus.

Den Koffer verschloß er wieder.

„Ich habe dem Herrn Assessor zu Befehl.“

Er war bei dem alten vollkommen so ruhig, wie er auf dem Gange in die Kirche gewesen war. Einmal glaubte ich sogar ein leises stöhnendes Pochen in seinem harten Gesichte zu bemerken.

Wir verließen seine Wohnung. Es war zwischen zehn und elf Uhr in der Nacht. Auf dem Hofe, in den Gebäuden rings umher war Alles still. Nur in dem Wohnhause des Amtmanns waren ein paar Fenster erleuchtet. Sonst überall eine Finsterniß, so vollkommen wie die Stille.

Wir gingen durch Nacht und Stille, Niemand begegnete uns, Niemand sah uns. Wir gingen schweigend, der Schließer vor mir, ich unmittelbar hinter ihm. Wir kamen an der ganzen Länge des Klosterkirchhofes vorüber. Als wir sein Ende erreicht hatten, began wir links um die Ecke. Nach wenigen Schritten gelangten wir an eine niedrige, halb unter der Erde stehende Thür. Der Schließer schloß sie mit einem seiner Schlüssel auf. Sie öffnet sich leicht. Wir traten in einen Stellerraum.

„Soll die Thür offen bleiben?“ fragte mich der Schließer.

Ich durfte ihm keine Spur einer Furcht zeigen.

„Verschloß sie.“

„Er verschloß sie von innen.“

Ich sah mich in dem Raume um. Er schien vor mir ohne Ende zu sein. Das Licht der Laternen brach sich an kleinen, niedrigen Pfeilern und nicht hohen Gewölben. Pfeiler und Gewölbe waren dunkelgrün, beinahe schwarz, sie schienen bei dem schwachen Lichte sich in's Unerlebliche auszuwehnen. Wir traten weiter in den ungeheuren Raum hinein. Nach wenigen Schritten waren wir an einem breiten Gange. Er wurde durch Mauer gebildet, die eben so dunkelgrün waren, wie jene Pfeiler und Gewölbe. Er lag zur rechten Seite. Martin Strauß führte mich zu ihm hinein. Er zog sich ein Tugend Schritte weit fort abschüssig in die Tiefe; dann wurde er eben, aber er bog sich immer mehr und mehr nach rechts. Wir trügten so, ganz wie wir der Amtmann gesagt hatte, unter den großen Speicher und unter diesem hinweg unter den Kirchhof kommen.

Wir erreichten das Ende des Ganges. Lufs von uns befand sich eine eiserne Thür. Wir waren völlig schwiegend gegangen. Ich berührte eine Welle an der Thür. Ich hörte nichts. Doch etwas hörte ich. Das Klöpfeln meines Fingers.

Ich stand, nicht mehr vor der Auflösung des Räthfels, aber vor der Entscheidung eines entsetzlichen Schicksals, die so unendlich viel neues Gutes, neuen Jammer nach sich ziehen sollte.

Tafel ich mit dem tiefen, zum Aufsteigen entflohenen, vor einem Verbrechen, auch dem schwersten, nicht zurückbelebenden Menschen mich allein befand, hier, tief unter der Erde, allein, ohne daß in der Welt ein dritter Mensch davon wußte, allein in einem verbergten Winkel, dessen Griffen nur er und der vielleicht unterdessen verstorbenen Amtmann launte — ich dachte in diesen Augenblicke weder an alle diese Umstände, noch an die gefahrvolle Lage, in die sie mich setzten.

Martin Kraus stand unbeweglich mit seinem unbeweglichen Gesichte neben mir.

„Schließ die Thür auf.“

Er schloß sie auf.

Wir traten in einen großen Raum. Es war ein neuer, weiter Keller. Eine Menge kleiner Fässer trugen niedrige Gemölde. Alles war von jenem dunkelgrauen Stein angemauert. Ich berührte mit angeblutetem Athem hinein. Ich hörte nichts, nicht das ich feste Geräusch. Nur eine kalte, feuchte, dumpfe Luft wehte mit entgegen.

„Schließer, folgt mir.“

Wir schritten tiefer in den Raum hinein. Es blieb still um uns her, tiefenstill. Aber der Raum war auch völlig leer. Die nackten grauen Pfeiler, die nackten grauen Mauern, das war Alles, was meine Augen erblickten. Ich durchschritt ihn in allen Richtungen, ich sah nichts weiter.

Ein menschlich es Wesen war hier nicht; auch keine Spur, daß jemals ein Mensch hier gelebt habe. Selbst die Luft verrieth es in dem freilich angenehmer weiten, dumpfen und feuchten Keller nicht.

Ich trat vor den Schließer Martin Kraus.

„Wo habt Ihr den Gefangenen gelassen, der bis heute sich noch hier befand?“

„Hier hat sich kein Gefangener befunden.“

„Brunner sieht er.“

„Ein Gefangener Brunner ist vor zwanzig Jahren und noch länger oben in den Gefängnissen gewesen.“

„Wensch, der Herr Amtmann hat mir Alles entdeckt. Gebt den Gefangenen heraus.“

„Wenn der Herr Amtmann Ihnen etwas gesagt hat, so hat er wohl schon in der Vermuthung des Todes geirret.“

Der Mensch blieb eifern fest und ruhig. Jedes fernere Wort an ihn blieb vergeblich. Weitere Räume, in denen der Gefangene hätte verbergen sein können, gab es dort nicht mehr.

Martin Kraus hatte ihn also entweder in einen andern der Verstecke gebracht, deren die alten Klostergebäude so viele darbieten mußten, oder er hatte schon jetzt entsetzliche Verbrechen begangen, das der Amtmann befürchtet hatte. In beiden Fällen konnte ich in den unterirdischen Kellerräumen, zumal in der Nacht und allein, nichts mehr machen. Und trauen? —

Ich verließ mit ihm die Keller. Wir gelangten wieder an die Oberfläche der Erde, auf den Hof.

Und jetzt?

Auf dem Hofe gingen Menschen hin und her, mit Laternen, ohne Laternen.

„So eben ist der Amtmann gestorben,“ theilten sie uns mit, als sie uns gewahrten.

Martin Kraus athmete an meiner Seite tief auf. Dann war er auf einmal von meiner Seite verschwunden. Ich sah mich in der Dunkelheit vergebens nach ihm um. Warum hatte er mich so plötzlich verlassen? Wohin war er gegangen?

Ich konnte es mir nicht beantworten. —

Ich war den ganzen Tag in einer langweiligen und desto mehr ermüdenden Thätigkeit gewesen. Mein Gemüth war so vielfach, oft so heftig angegriffen, zuletzt noch durch diese plötzliche Todesnachricht. Ich fühlte mich ermüdet, ermattet. Ich wollte nachhaken, was zu thun sei. Ich konnte keinen klaren Gedanken mehr fassen. Alle meine Kopierneue schmerzten mich. Ich fühlte nur, daß ich nicht mehr nachdenken könne, nicht mehr nachdenken! dürfe.

Ich verließ den Amtshof. Ich wollte zu meinem Gasthose zurückkehren. Mein Weg führte mich hinter der alten Klosterliche bet. Derseits der Kirche stand ich an dem Eingange zu dem alten Klosterhofe.

Auf einmal zog es mich unwillkürlich auf den dunkeln, stillen Friedhof. Es war mir, als müßte ich zwischen den einsamen, verlassenen und verfallenen Gräbern etwas finden, die Ruhe, deren mein schmerzhaft-aufgereiztes Nervensystem so sehr bedürfte; viel leicht etwas Anderes. Ich mußte hin.

Ich sollte etwas Anderes finden.

Ich trat zwischen die Gräber. Ich ging weiter zwischen ihnen, zwischen ihnen und den Sträuchern und den Terebinth und Brombeeren. Immer weiter. Hinter mir schlug die Uhr auf den Klosterthurne Mitternacht.

Als der Ton des letzten Schlags verklungen war, glaubte ich, hinten am Ende des Kirchhofes ein Geräusch zu vernehmen. Ich berührte. Ich hörte etwas sich bewegen. Ich ging darauf zu, leise, langsam. Eine suchbare Abnung ergrieff mich.

Das Geräusch dauerte fort. Es arbeitete Jemand an und in der Erde. Er arbeitete emsig, eilig, im Dunkel. Er unterbrach die Arbeit nicht; er hatte mich nicht gewahrt. Auf einmal stand ich bei ihm.

Der Schließer Martin Kraus füllte ein Grab, vielleicht ein altes, längst verfallenes, aber zu einer neuen Bestimmung. Er warf die letzten Erime, die letzte Erde hinauf. Rasen zur Bedeckung des Ganzen lag neben ihm.

„Martin Kraus, wen habt Ihr da begraben?“

„Da war er erst meiner gewahrt geworden. Er erschraf wieder nicht; aber er sah mich mit einem wilden Blicke an.“

„Herr,“ sagte er, „Sie können das Grab öffnen lassen. Sie werden einen nackten Weichman darin finden, den kein Mensch auf der Welt kennt. Und weiter werden Sie nichts erfahren.“

Ein Schuß fiel neben mir. Der Schließer Martin Kraus sauf mit geschmetertem Gesichte auf das Grab. Er war auf Alles vorbereitet gewesen.

Wesh? ein treuer Mensch! Wesh? ein Beamtenthum! —

Ich ließ den Weichman ruhen und ließ auch die dunkeln Ferkreden ruhen, die hier begangen waren. Mein Mensch war noch da, den die irdische Strafe erreichen konnte. Das Andenken des Gemordeten war längst aus der Menschen Gedächtnisse verschwunden.

Mein Sohn hatte nur noch wenige Monate zu leben. Er starb in der That noch vor dem Winter. Er hatte geahnt, aber er hatte geschwiegen. Auch er in Treue und Liebe.

Kels, die Tochter des Amtmanns, hat nie erfahren, was ihr Vater verbrochen hatte. Sie wurde meine glückliche Gattin. Der wenigen Jahren ist sie gestorben.

Da erst theilte ich meinen Söhnen die Geschichte ihres Vaters mit, zu ihrer Warnung auf dem Weantemweg, den auch sie eingeschlagen hatten.

### Eine deutsche Prinzessin.\*

Einer unserer gewiegtesten und consequentesten Diplomaten streitet in weitem Urauf und mit großer Geschicklichkeit schon deshalb gegen Aufhebung aller deutschen Reichstaaten, weil dadurch leicht Mangel an ehebürdigen Prinzessinnen eintreten und mancher Thron ohne Landesmutter bleiben könnte. Er schildert mit lebhaften Farben

die Verlegenheit heirathsbüthiger Fürsten, die dann umsonst nach einer ihm an Rang gleichbedeutenden Gemahlin suchen würden. Und in der That, nach welchem Thron Europa's wir auch schauen mögen, überall erblicken wir auf ihm oder ihm nahe deutsche Fürstenthümer.

\* Ledet mir bereits in einer früheren Nummer eine Skizze über die Herzogin von Orleans mittheilen, sie glanzen mir doch durch unsere heilige, die mehr diegaphischer Natur ist, und verschiedene neue Zustände

Die Reaction.

Gegeu diese Verbindungen deutscher Prinzessinnen scheint aber das Schicksal mehr Protest eingeleitet zu haben, als gegen die mit den Fürsten von Frankreich. Die Vermählung deutschen und französischen Blutes gedur immer Verdröben, und mit einer merkwürdigen Consequenz folgte ihr stets Unglück, Tod und Trauer. Die drei Herrscherfamilien Frankreichs verloren den Thron, sobald sie deutschen Prinzessinnen sich anvermählten: Marie Antoinette war das Grab der Bourbonen, Marie Louise der Sturz Napoleons, Delene von Medlenburg war die Augen des orleanaisischen Untergangs. Sollte der Himmel wirklich Zeichen des Jenseits geben, wenn die menschlichen Handlungen die Natur der Geschlechter zu verlässlichen Drehen? Fast möchte man es glauben, wenn man der besten Umina gedenkt, unter denen alle drei jener deutschen Erzoginnen ihre Vermählung mit dem französischen Blute feierten. Als Marie Antoinette sich mit Ludwig XVI. am 16. Mai 1770 im Alter von fünfzehn Jahren vermählte, redete das Firmament ein schwarzer, Alles verschlingender Schleier, suchtbare Donnerschläge waren die Bestrahlung der Natur, leuchtende Blitze die Hodezschaden, der Regen die Tränen des Himmels. Und als die Stadt Paris einige Tage darauf ein prachtvolles Festfest gab, kamen durch den Einfluß eines Gewitters und durch Erdbeben 1200 Menschen um. Als zur Verkörperung der Ewigkeit der Erzherzogin Marie Louise mit Napoleon, im Jahre 1810, der österreichische Gesandte, Fürst Karl Schwarzenberg, eine glänzende Coirée gab, bei der auch der Kaiser mit seiner neuen Gemahlin anwesend war, fand plötzlich der ganze Saal in Flammen, und Hunderte der edelsten Damen und Herren verbrannt oder wurden durch das herabsitzende Geküll erschlagen oder schwer verletzt. Raun das Napoleon selbst dem suchtbaren Geschick entging. Und so wie bei jenen beiden Herrscherhäusern, so kam das Unglück auch beim dritten, das Frankreich ergriff, zu Gaste, als es den Erben des Reiches, den Herzog von Orleans, am 30. Mai 1837 mit Delene Louise Elisabeth von Medlenburg vermählte: beim Getränke des Volksthees auf dem Marsfelde fanden nahe an hundert Menschen ihren Tod.

Trotzdem gab es wohl Wenige, welche die Zukunft der Herzogin von Orleans und des Hauses, dem sie sich vermählte, in fatalistischem Sinne vorhersehen. Alles schien sich zu vereinigen, diese Ehe zu einer der glücklichsten, das Schicksal der deutschen Prinzessin zu einem Heidenwörterchen zu machen. Die Tochter des Erzherzogs Friedrich Ludwig von Medlenburg-Schwern und die Enkelin des kaiserlichen Karl August von Sachsen-Weimar besaß in seltener Vollkommenheit alle Vorzüge und Tugenden einer deutschen Frau, um wohl dem Ideal zu entsprechen, welches die Franzosen sich gem von den Prinzessinnen des protestantischen, in Würdendunkel gefüllten Teufelslandes machen.

Sie stand in der Blüthe einer dreißigjährigen Schönheit, ihr reiches blondes Haar umwölkte wie ein gelbener Kranz die Stirn, in der Bläue ihrer Augen wogelte Sanftmuth sich mit Stolz, Gefühl mit Klugheit, Geffinn mit Festigkeit des Charakters; die Größe und Grazie ihrer Gestalt, die Anmuth ihrer Bewegungen, der einfache und schüme Charakter harmonierten vollkommen mit der ritterlichen Erckennung des Herzogs von Orleans, des besten Gatten und Erben des schönsten Thrones. Aber sie damals in einfach weißen Kleide, mit dem höchsten Strebt auf dem Kopfe, auf den Bergen Jena's und im Park von Belvedere bei Weimar botanischen sah, wird die durch und durch hochpoetische Erscheinung nicht vergeffen können. Wer hätte Unglück und Ungemach voraussehen wollen, da die Wahl des populärsten französischen Prinzen auf eine so würdige Weise gefallen war? Selbst die Herzogin von Orleans, deren Wege vom Geschick zwischen die Gräber ihrer Mutter, ihres Vaters, ihres Bruders gestellt wart, und deren Sinn sich gern dem romanischen Zauber der Melancholie überließ, lächelte sorglos ihr Zukunft, die ihr den Thron von Frankreich und suchte dem protestantischen und ihren Glauben bewahrenden Herzogin begegnete in ganz Frankreich wohl nur eine Missgünstige, und das war die katholische Königin Marie Amalie, eine strenge, hartberige, das Recht ähven der illegitimen Familie Orleans vertretende Frau, eine Tochter Ferdinand's I. von Neapel, der erste Minister Louis Philipp's, Katholik im Sinne der Vigne, welche in der neuen Thronfolgerin stets eine gefährliche, populäre Hugonettin erblickte.

Man weiß, welche officielle Bedeutung der Geburt von Kronprinzen beigelegt wird. Ehe diese Verbindung Erlaun der jungen Kronprinzessinnen erfüllt ist, haben sie sich keines Einflusses und

Ansehens im Staatsleben zu schmeicheln, und schwerer Kraft das Geschick die weibliche Unfruchtbarkeit nirgends, verzwiefelter benimmt kein Gatte die unaussprechlichen Geburten von Töchtern, als bei diesen Frauen auf der ersten Stufe der Trone. Ihr Unglück beginnt, wenn der Segen des Himmels ausbleibt, und dem Lande der junge Erbsitz und die bekannten 101 Kanonensöhne fehlen. Aber umgekehrt wird auch nirgends die Stellung der Frau mehr erhöht. Mit dem Beweise, daß die Nachkommenschaft einer glücklichen Natur anvertraut ist, steigt die Autorität der Mutter, und sie wird eine politische Person von höchster Bedeutung. So konnte unter den damaligen Umständen in Frankreich die Herzogin von Orleans der königlichen Familie keinen höhern Dienst leisten, als durch die Geburt des Grafen von Paris, am 24. August 1838, und durch die des Herzogs von Chartres, im Jahre 1840. Seit diesen Ereignissen, welche der glücklichen Ehe die Weibe gaten, war die Herzogin von Orleans eine Autorität der Familie; ihr Gemahl war auf dem Gipfel seiner Wünsche, die Nation verehrte in ihr das Muster der Frau und Mutter, und das stolze Bewußtsein, die Erbin Frankreichs zu hindern zu haben, gab der Herzogin jene Festigkeit und Eiderkeit, mit der sie der Königin und oft auch der Prinzessin Clementine entgegentrat.

Diese Tage des Glückes und der Zufriedenheit wurden nun zu schnell durch ein tragisches Ereigniß abgekehrt, welches das momentan mori der Julidynastie sein sollte. Am 13. Juli 1842 erschmeterte die Herd der Herzog von Orleans, indem er aus dem von den weltgewordenen Pferden fortgerissenen Wagen sprang, auf dem Steinpflaster der Chaussee la Revolte das Haupt. Der Stolz des Landes, der Erbe des Reiches, das Glück und der Genius der Orleans war damit vernichtet, und von nun gab es gegen das immer drohender sich aufthürmende Unwetter am französischen Horizont keinen schützenden Abwehrer mehr für die sorglose Königsfamilie. Louis Philipp, der sehr materialistische Grundzüge hatte, hielt es überdies für eine Schwäche, in diesem Unglück eine Warnung des Himmels zu sehen. Er war so sehr überzeugt von seiner Nothwendigkeit für Frankreich, von der Weisheit seiner Politik und der bekannten Rolle der Vorsehung, die er spielte, daß er an einen Sturz seines Reiches nicht im Traume dachte. Die Königin ihrerseits verstand sich besser auf das Verhältniß der Himmelszeichen; sie sah in diesem glücklichen Tode ihres ältesten Sohnes nur eine Art göttlicher Strafe für die Vermählung mit einer Protestantin.

Die Herzogin ihrerseits fiel durch den frühen Tod ihres Gemahls, der das Glück ihres Lebens gewesen war, in eine Melancholie und Resignation, die ihrem Charakter entsprach und der sie düstere, aber auch für sie trostreiche Reize abzugewinnen mußte. Die Stönbastigkeit, mit der sie den großen Schmerz ertrug, die Strenge und Würde, mit der sie der Wittwenchaft und der Erziehung ihrer Söhne sich hingab, verkürzte sie in den Augen des Volkes, und umhüllte sie mit jenem Dunst der Tugenden, der noch ihr Grab umgab. Sie lebte sehr einsogen im Pavillon Marfan, im Cultus der Trauer um den verstorbenen Gatten, dessen Andenken sie pflegte, und in dem Eifer für die Erziehung ihrer Söhne, denen sie die ritterlichen Eigenschaften und die Grundzüge ihres Vaters einflößen suchte. Ihr Text bestand darin, das Zimmer des Herzogs unversehrt zu erhalten, tagtäglich hinzuzugehen, sich auf den Sessel zu setzen, der ihm einst gehörte, von ihm zu träumen und um ihn zu weinen. Mit erneuertem Schmerze verließ sie dann diese Stätte, um zu den Abendzeiten der königlichen Familie zu gehen.

Das Familienleben Louis Philipp's war in seiner Art merkwürdig. Der König (sowohl wie die Königin spielten darin Despotenrollen und quälten die Prinzen und Prinzessinnen weithin mit ihrer philistrischen Aufschauung und der von Auerbach gut gezeichneten Lust am „Bekehrerleispielen“. Aber selbst das königliche Blut gefiel sich im Oppositionsmaadme und suchte dem Herrn Papa und der strengen Mama Wasen zu drehen, besonders was die Politik betraf; denn außer den Eltern war die ganze königliche Familie durchaus revolutionär. Der Herzog von Orleans, 3. B. hatte in seinem Testamente, in dem er die Erziehung seiner Kinder vorgesehnt, ausdrücklich angeordnet, daß der Graf von Paris „ein leidenschaftlicher Diener Frankreichs und der Revolution“ sein und sich dem Triumph der neuen sozialen Ideen widmen solle, um, „wenn nicht der Apostel dieser Sache, so doch ihr Märtyrer zu werden“. Auch schäme nicht allein die Marcellaine, sondern schmit den Text davon auch in sei-



Helene, Herzogin von Orleans.

nen Tisch. Die Kinder des Königs hatten überdies ein seltsames Verlangen für die Bezeichnung der Herren Minister und Nähe Ihrer Majestät; so nannten sie Herrn Guizot den Schuljuch, den Ministerconseil die kleinen Thiere, die Deputirtenkammer den Club, den Herzog von Nemours Than, Joinville den Hahji, den König Papa Oliban, und Andere waren mit Einfaltspinsel, Kafemeis, Schleicher u. s. w. gekennzeichnet. Waren sie des Abends freilich unter den Augen der Königin, so verstanten Alle kein Wort von Politik und die Prinzessinnen sifften mit erschaunder Umsicht.

Von dieser Handregel war nur die Herzogin von Delcaus ausgenommen, die des Abends öfters Arm in Arm mit dem Könige den Salon durchschritt und von Politik sprach. Ihr war von Allen ein ganz selbständiges Leben gestattet und dies verlor sie in einer so ruhigen, der Pflichterfüllung gewidmeten Weise, wie feins von denen der übrigen Prinzessinnen.

Pflichtig brach der Sturm, den die königliche Familie in ihrer Sorglosigkeit nicht sah und sehen wollte, los. Ganz Paris stand

am 22. Februar 1818 auf und das Volk machte seine Schlüsse aus dem Testamente des Herzogs von Delcaus und sang, wie Joinville, allons enfants de la patrie! In den Tuilerien kam man zur Erkenntniß, als die Schiffe des Volkes dicht unter den Fenstern erdröhnten, und noch mehr, als man die Minister in Angeden, die Generale säß, die Felizei betäubt sah, als die Undankbarkeit halb den Rücken wandte und die Freiheit den sonst geschmeichelten König seinem Schicksale überließ. Zwei Tage vergingen in dieser peinlichen Situation. Am 21. Febr. Mittags drangen unbefamte Personen in das Schloß und der Herzog von Montpensier, Guil Girardin und Crémieux drangen heftig in den alten König, seine Abankung zu untersuchen. Man wollte die Herzogin von Orleans zur Regentin für den Grafen von Paris ernennen lassen und Guil Girardin besonders, der sich bereits Minister dünkte, drang in die Herzogin, diese Stellung anzunehmen. In der That zeigte sich diese bereit und vergaß, im Angesicht der Gefahr, für einen Augenblick die testamentarische Verfügung ihres Vaters, welche ihr die Aneignung einer solchen Stellung zur Pflicht gemacht hatte.

Auch war inmitten des Tumultes sein Augenblick günstig zu einer ruhigen Ueberlegung und nach der Flucht der königlichen Familie, von der sie kaum Abschied nehmen konnte, blieb die Herzogin gewissermaßen als der Spielball des Gezeuges einzelner Personen allein zurück. Dapin bestimmte sie, nach der Deputirtenkammer zu gehen, und blieb, zitternd vor Aufregung vor sich die das Schloß, gefolgt von mehreren Deputirten, ihren beiden Söhnen und dem Herzog von Nemours.

Oben hatte sich die Deputirtenkammer in Permanenz erklärt, als die Herzogin in den Saal trat, an der einen Hand den bleichen König einer Stunde, an der anderen den kleinen Herzog von Chartres. Ihre bleichen Züge rührten sich vor Hoffnung und Freude, als sie die Rufe: „Es lebe die Königin!“ „Es lebe der Graf von Paris!“ begrüßte. Wie schnell sollte dies schwarze Gebände königlicher Hoffnungen beim Andrange der revolutionären Fluthen zerfallen! Kaum schien es, als wenn die Gasse der Herzogin gewonnen sei, als mitten in dem Lärme der Redebat die Thüren des Sitzungssaales eingeschlagen wurden und eine auf geregte Waffe von Plebejannären und Nationalgarabiten zwischen die Eibe der Deputirten bis zur Tribune hinstieg. Kaum gelang es dem Herzog von Nemours und einigen Deputirten, die Herzogin mit ihren Kindern aus der gefährlichen Umzingelung zu befreien und auf eine Bank der Montagne zu führen.

Der Lärm wuchs; jedes Wort für die Regentenschaft ward mit dem wilden Geschrei nach der Republik überdonert; von der Tribune herab fielen zwei Schüsse in das große Bild, welches Louis Philipp darstellte, wie er die Charte beschwört; schon seht man die Einsetzung einer provisorischen Regierung und die Justizreue wankt auf dem schwachen Haupt des Grafen von Paris. Da bekräftigen Crémier und Girardin die Herzogin, auf die Nebenerbühne zu steigen; man schreit um Hilfe, die Herzogin selbst erhebt sich und versucht zu sprechen — umsonst, man vernimmt kein ihrer Worte und der Tumult wird erdrörender, denn je. Umgeben mit allen ihren Hoffnungen und umwegt von einer wild erzeugten Volkswoge wankt endlich die Herzogin aus dem Saale. Im Getränke verliert sie ihre Kinder und doch darf sie nicht eher nach ihnen fragen, als bis sie im Hotel des Präsidents in Sicherheit ist. Erst nach angstvoll durchlehten Viertelstunden findet der Herzog von Nemours sie mit dem Grafen von Paris wieder; aber der Herzog von Chartres bleibt verschwunden. Zwei qualvolle Tage vergehen, bis auch dieser Sohn, in höchsten Kliden, bleich und zitternd, ihr von einem Hülfser jaggebracht wird, kann, wie der Graf von Paris, den Händen einer wilden Volkswoge entrinnen.

Am Angesichte der Zustände am 26. Februar wäre es Thierheit gewesen, sich noch Hoffnungen auf Wiederherstellung des Thrones hinzusetzen. Das Höchste war schnell verlieren und noch war das Leben und die Freiheit zu retten. Am Abend des 26. Febr. beschloß man daher, Frankreich zu verlassen. Der Herzog von Nemours, bei seiner Unpopularität mehr als jeder Andere bedroht, übergab die unglückliche Fürstin mit ihren Kindern, von Krawallgeschüttelten Kindern dem Herrn von Montequina, der sie in der Nacht noch nach Schloß Fagny, einige Meilen von Paris, nach in den nächsten Tagen mit aller Vorsicht über Amiens, Lille und Brüssel

sel nach Emö führte, wo die Herzogin zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit und der ihrer Kinder mehrere Wochen blieb, um dann das Asyl zu Ghienah zu beziehen, welches ihr der Großherzog von Sachsen-Weimar, ihr Oheim, überließ.

In dieser Einsamkeit des thüringischen Schloßes fuhr die Herzogin mit Eifer fort, die Erziehung ihrer Söhne zu leiten. Es war wohl schwer und heroisch, unter den Schlägen des Unglücks und so Hoffnungen arm das begonnene Werk zu vollenden und dem Erb- und erteilten Ansprüche seine Pflichten zu lehren. Folgte doch das Unglück noch bis ins Exil! Louis Philipp starb in seinem Schloße in England; ein neues despotisches Kaiserreich entstand und taubte der erteilten Familie ihre Güter und ihr Vermögen, aus Dank dafür, daß der Bürgerkrieg ein in politischer Unfähigkeit dem Rebellen von Straßburg und Besiegte das Leben schenkte. Selten ertrug aber eine Fürstin mit mehr Geduldheit und stiller Größe das Unglück, mit dem ihr Leben erfüllt war; sie war die Wohlthäterin aller Armen und wohin sie kam, setzte sie sich Denkmale in die Herzen des Volkes; sie ward geliebt, wie Wenige ihres Geschlechtes, verehrt von allen Parteien als eine Frau und Mutter im Edmuth seltsamer Tugenden, geadelt von allen ihren Gegnern als ein edler und großherziger Charakter. Sie gab die Hoffnung auf die Zukunft nicht auf, durfte sie nicht aufgeben und blieb, trotz aller Anfechtungen ihrer Freunde, fest in dem Anschlusse, die Füssen mit den Legitimisten zu verweigern. Was konnte das Haus Orleans auch gewinnen, wenn es sich mit dem überlebten und verhassten Reste des Bourbonenthums verschmelzen hätte? Die Bourbonen haben keine Zukunft und noch heute haben sie Nichts geteilt und Nichts vergessen; aber das Haus Orleans darf sich rühmen, noch Liebe und Sympathien in und außerhalb Frankreich zu besitzen, die es dereinst auf den Thron zurückführen werden; die ganze intelligente Welt Frankreichs steht auf seiner Seite und das französische Volk ist sicherlich schon zu der Erkenntnis gekommen, daß es unter der Herrschaft der Orleans, wie viel politische Sünden sie auch begangen haben, doch am glücklichsten und freiesten gelebt hat.\*

Früher, als es das Alter der Herzogin erwarten ließ, und schnell, als wollte der Tod das Opfer nicht wählen, verfiel die schwergereifte Fürstin am 18. Mai dieses Jahres in Cambremer-Peuse in Richmond, wohin sie, wie manches Jahr, sich begeben hatte. Welchen Eindruck ihr Tod hervorrief, wissen kein Alle; so viel Schmerz und Klage, so viel Trauer und Thränen folgten sicherlich selten einer Fürstin ohne Thron und Reich, deren Weisheit und Rechtschaffenheit sich noch in dem Testamente documentirt, welches unlängst veröffentlicht wurde. Am 22. Mai wurden ihre sterblichen Ueberreste in der katholischen Capelle zu Weirburg, wo auch Louis Philipp und die Herzogin von Nemours ihre Gräber haben, beigesetzt. Schmidt, Weisensets.

\* Man erzählt, daß bei der Discussion des Gezeuges über die allgemeine Erbschaft der Kaiser nach Durchsicht des Memoiren Berichtes ausgehen habe: „Man sieht sehr gut aus diesem Berichte, daß es in Frankreich Legitimisten gibt; man sieht, daß es Orléanisten gibt; man sieht sogar, daß es Republikaner gibt; aber man sieht nicht, daß es einen einzigen Bonapartisten gibt!“ Der Kaiser würde sich vielleicht treffender ausgehört haben, wenn er gesagt hätte: „es gibt keinen Bonapartisten mehr!“

## Meine liebsten Hausheilmittel.

Trischer Tag.

(Zerlegung)

In jedem Lebensalter, für jeden Theil und bei den mannichfachen Affektionen an der Oberfläche unseres Körpers ist, wie schon früher erwähnt wurde (Gazette. 1858. Nr. 41.), der frische Talg ein linderes und heilendes, kurz ein prächtiges Heilmittel. Nur muß man von demselben nicht schon nach einmaligen Aufstrichen Wunder sehen wollen. Denn das ist so die Worte bei Kranken mit langwierigen Uebeln (zumal der Haut), daß sie sich dem erfolglosen Gebrauche der verschiedensten Arzneimittel, Bäder, Aczte und Charlatanerie vom Talge, wie überhaupt von naturgemäßen Heilmitteln und diätetischen Verfahren den Erfolg in Tagen erwarten, der von jenen in Jahren nicht erzielt werden konnte. Es scheint überhaupt, als ob mit der täglichen Zunahme der Charlatanerie, trotz der wachsenden Bildung des Volkes, die Ansprüche der Patienten an den Arzt und die Artzen immer unerfähriger und unerfährter

würden. Obstruieren, die sich Jahre lang durch Morison'sche und Strahl'sche Pillen gewaltsam behält haben, wollen die von jenen nichtsonnigen Abführmitteln erzeugte Magenfollembaut-Verdickung und krebtsähnliche Verhärtung, sowie die lähmungsartige Schwäche des Darms, überhaupt die ruinirte Verdauung, in wenig Wochen, ohne aber das nöthige Verhalten zu beobachten, durch ein Magenmittel gebreht wissen. Kaltwasser-Banbäder, die in ihrer durch die Kälte bewirkten Aerenverengung, wie sie auch bei Angertraufen in Folge der Weingeistmischung besteht, eine Weile über ihr augenblickliches Wohlsein jodelten, und nicht lieber als Kaltwasser-Aeresthen machten, möchten später, aber wo möglich neben dem Fortbetreiben der Kaltwassermittheilung, ihre durch die Kälte überreizten und dadurch geschwächten Nerven, sowie ihr widerständig reagirendes Gehirn in kurzer Zeit durch Arznei wieder gestärkt sehen. Kaltseebäder, die monatlang

bei homöopathischer Behandlung Fieberanfalle mit Geduld ertragen, werden ungelukkig, wenn nach halbtägiger Hebung des Fiebers durch allopathische Art ihre wasserflüchtig geronnenen Urine neben großer Mattigkeit und bleicher, kalter Gesichtsfarbe, bei unnatürlich geschwollener Hülz, nicht in Wärme weichen. Kleinstufig mit wenig Verstandes-Gebiet und deshalb blödsinnig, soll der Arzt zu Genies machen, verästelter, krummbeinige, buidige Mädchen soll er zu Grazien umformen, alle ruzelige, graue und lahlstüpfige Schwächlinge soll er zu strammen Panschen mit schwarzen Kedenfelsen metamorphosiren; kurz, über die Anforderungen, welche an den Arzt gemacht werden, müßte vielleicht sich eigentlich theils todtwachen, theils tobtzürnen, wenn er nicht auch gern lebte. — Sprechen wir nun von unsem Talge.

Von dem großen Heere der Hautkrankheiten, deren verschiedene Formen und Namen ten jungen Mediciner fast zur Verwirrung bringen, die für den alten Practikus aber meistentheils aus einem scharfen Blute stammende trockene oder nässende Flechten sind, weichen die meisten dem Talge, wenigstens die mit abnormer Schweiß- und Hauttaugabsonderung, sowie die mit frantrophien, zumal verkrusteten Auswüchsen auf rothen Boden. Versuchen wir's, eine kurze Beschreibung der Hautläsion zu geben, bei denen der Vaic frischen Talg mit Erfolg anzuwenden kann.

Zuvörderst ist die übermäßige, gemöthlich auf verminderteter Afscheidung der Talg- und Schweißdrüsen beruhende und in vielen Fällen von vernachlässigter Pflege der Haut (s. Gaertel 1854. Nr. 46) abhängige Trockenheit der Haut zu erwähnen, welche mit dem unangenehmen Gefühl von Straffheit, Spannung und Sprödigkeit der Haut, sowie nicht selten mit Kästgefühle und feiner Afscheidung der Oberhaut verbunden, auftritt, zumal nach und bei drosseligen Hautentzündungen und nach örtlichen Schweißern. Hier wende man häufig Talgeintrichtungen nach stürzen Bädungen mit warmem Seifenwasser an. Damen mit jarter, durch rauhe Lust leicht trocken und rüßig werdender Haut, Afschürmen und Wäße, die viel mit Lange und Seife umgehen, überhaupt Personen mit trocknen, rauhen, rüßigen Händen müssen ihre Hände Abends rüßig mit Talge einreiben und dann über Nacht einbinden oder mit weichenlinden Hautlössern überziehen. Ebenso verlangt auch die Hauttrockenheit im Gesichte und auf dem Kopfe, wie überhaupt an allen übrigen Stellen des Körpers stüchtige Talgeintrichtungen.

Bei übermäßiger Schweißabsonderung, sowohl bei allgemeiner, wie bei örtlicher, nützen ebenfalls Talgeintrichtungen. Die erstere wird diesen Einreibungen natürlich nicht weichen können, wenn sie von inneren, zumal febricitanten Leiden veranlaßt wird. Dertliche, oft überreichende Schweißige, wie der Pässe und Achselhöhlen, die nicht selten auch Entzündung, Wundwerden der Haut und nach Eintrocknen des Schweißes Hart-, Spredere- und Rißigenwerden derselben nach sich ziehen, werden durch häufige Talgeintrichtungen, aber früllich neben gehörigem Reinhalten der schweißigen Theile, bedeutend gelindert. Zur Mäßigung des überflüßigen Talges leistet das Auflegen von Leimwand, die mit Thee, oder mit Talg und Thee zu gleichen Theilen bestrichen oder mit einer mäßig sauren Weinsäurelösung (etwa 1 Theil Säure auf 10 Theile Wasser) getränkt und dann getrocknet ist, ausgezeichnete Dienste. — Ter bisweilen in Begleitung beßiger, sächlich riechender Schweißige ercheinende Schweißpriesel (Kuphalpriesel: keine halbhaltige, einen halben Sedimentkaffee oder Dierseltern ähnliche, mit durchsichtiger Flüssigkeit gefüllte Bläschen), wenn er auf gerötheter Haut sich und Jucken oder Brennen erzeugt, ist ebenfalls mit Talgeintrichtungen zu behandeln.

Wo und wie immer die Haut sich widernatürlich röthet (rosenartig entzündet), in größerer oder geringerer Ausdehnung, auch innern oder äußern Ursachen, da ist frischer Talg als milde Tede heilsam, denn er lindert den Schmerz und die Hitze und verhilbert das Wund- und Geschwürigwerden an der entzündeten Stelle. Äußere directe Einflüsse, welche rosenartige Hautentzündung veranlassen können, sind: Reibungen benaßbarter Haut stellen aneinander (besonders bei beleideten Personen, namentlich im Sommer), anbatendes Plegen, Keilen und Geben Wolf, Aufliegen, Aßzug reizender Flüssigkeit aus den natürlichen Oeffnungen des Körpers, Einwirkung stärkerer Hitze- und Kältegrade, Ansetzense. — Selbst bei ausgebreiteteren und tieferhaltigen Hautleiden, sogar beim Ederack, ist das Aufliegen und Aufstreichen frischen Talges auf die gereizte böße Haut ein angenehmes Vinerungsmittel.

Wenn sich bei febricitantem Zustande auf gerötheter (entzündeter)

Haut harte Knötchen (Papeln) oder mit heller Flüssigkeit gefüllte Bläschen und eiterhaltige Pusteln entwickeln, wenn diese Hautentzündungen, welche nicht selten verjagen, nebst ihrem Inhalte austrocknen und Schuppen, Grinde (Ederke) oder Vorken bilden, wenn sich unter den Schuppen und Grinden Feuchtigkeit, Eiter oder Jange, sammeln, dann ist das öftere Aufstreichen dieser franten Hautstellen mit frischem Talge, nachdem sie von den austretenden Schuppen und Grinden vorsichtig befreit und mit lauem Wasser abgewaschen sind, heilsamer als alle andern örtlichen Behandlungsweisen. Nothfalls ist es aber gesagt: stets müßen die sich bildenden Schuppen und Ederke sanft abgehoben werden, bevor man den Talg aufstreicht. — Dierber gehen nun vorzugsweise die sogen. flechtenartigen Auswüchseformen, welche ihren Namen „flechten“ von der äußeren Ähnlichkeit mit manchen Baum- und Steinflechten haben und nach der Beschaffenheit ihres Krankheitsproductes in trockene und nässende (Salzflüsse) geschieden, nach der Veranordnung des in Knötchen, Bläschen-, Eierblasen- oder Knotenform) Abergelassenen begetet werden. Alle diese Auswüchse haben mit einander gemein, daß sie größer, flechtend entzündet, rotte oder braunröthliche, mit Aushwüchseproducten, besonders Schuppen oder Vorken, bedeckte Hautflecke bilden, die sich an den Rändern allmählich weiter ausbreiten und so gleichsam über die Haut fortziehen. Die beharte Haut des Kopfes, sowie das Gesicht wird häufig, zumal bei Kindern (s. Gaertel 1858. Nr. 41), der Sitz solcher Auswüchse.

Das Hautjucken, welches äußerst heimgen sein kann, sich entweder nur auf einzelne Stellen (besonders gern auf die Umgebung der natürlichen Oeffnungen des Körpers) beschränkt oder über die ganze Hautoberfläche ausbreitet und bald mit Ausschlägen (Ausschlägen, flechten), bald ohne solche einhergeht, wird durch den frischen Talg fast stets gemindert und gehoben. Natürlich müße, wenn das Jucken von Llaggiefer und überhaupt von Unreinlichkeit veranlaßt wurde, zunächst Entfernung und Tödtung des Llaggiefers (durch Quecksilberalbe, grüne Seife, Auis- und Zerpentinal, Parafschämeln), sowie Reinigung der Haut durch früllich wiederholte Wäschungen und Bäder (mit Abergung mit grüner Seife), Dampfäder mit stüchtigem Einseifen und Abergieren der Haut und reine Bekleidung stattfinden.

Bei den im Gesichte, besonders Erwaßener, vorkommenden Blüthen (Niebesblüthen, Finnen, Hautfinnen, Miltser, Talg- oder Schmerznüthen) ist die Anwendung des frischen Talges ebenfalls von Nutzen. Man streiche denselben Abends ziemlich feil auf und wische dann bestelien des Morgens mit weicher Leimwand von der Haut ab. Ueberhaupt streiche man des Tages die Gesichtshaut öfter mit einem weichen Leimwandläppchen ab und reinige sie nach Aftupfen mit lauem weichen (Regen- oder Fluß-) Wasser, nicht aber durch Abergungen mit Seife und heißen oder kaltem Wasser.

Bei Verbrennungen der Haut, mögen diese nun oberflächlich sein und nur Entzündung (rotte, heiße, schmerzende Stellen) erzeugen oder tiefer greifend Blasen, Ederke und wunde Stellen hervorgerufen haben, bei ihnen ist das Aufliegen von feinem Leimwandläppchen, die fett mit frischem Talge bestrichen sind, mehr werth als der Gebrauch von Brandfalten. Vorher kann aber der Schmerz und die Hitze durch Kälte (kaltes Wasser, Schnee, Eis) gemindert werden. — Das Aufspringen erfrorner Glieder kann auch durch den Talg gehilt und verhilert werden, nur muß man denselben recht stüßig und zeitig genug einreiben; am besten ist es, wenn der erfrorrene Theil eine Zeit lang durch eine Talgbede von der Luft und Kälte abgeschlossen wird.

Oberflächliche Eiterungen und Verschwürungen der Haut heilen, bei gehöriger Reinigung durch stürzen Wäscheln mit lauem Wasser, sehr gut unter betalgten Leimwandläppchen. Nur müßen auch hier, wie bei den Hautausschlägen mit Schuppen und Grinden, die Ederke rings um und auf den wunden Stellen stüßig und vorsichtig entfernt werden.

Wunde glänzende Gur habe ich nur mit Hülfe des frischen Talges gemacht, aber Anerkennung werden trotzdem diese Curen beim Gebelien ebensovornig sind, wie bei den Vorken der Werth des Talges überhaupt, denn Talg ist doch ein zu verkrühtes Mittel“. Nun, da versehe man ihn mit etwas homöopathischen Holzpötel oder hole sich denselben aus der Apotheke als Pötel-, Wägen, Dach-, Sünne- oder vielleicht auch Gieselfett. V. d.

## Eine Bergfahrt durch die Luft.

Von G. R.

Wenn ich Jemandem erzähle, daß ich in zwei Stunden einen Berg erklimmen habe, der eine Meereshöhe von 8660 Fuß hat, so erwidert er mir entweder: „Das ist nicht wahr!“ oder, wenn er viel gefühlshafter ist, daß, hört er mit zweifeln etwas lächelnd der Miene meine Erzählung ruhig an, weil schließlich unermüdet die Achsel und deutl: „Das ist eine Geschichte, wie sie Mündelhaufen zum Besten gibt. Der Setze sich auf ein Kanonenlagel und ließ sich auf derselben in die Luft schleudern.“

Und dennoch ist die Erzählung vollständig in der Wahrheit begründet. Es gibt in den Alpen einen Berg, der 8660 Fuß in die Luft hinaufragt und den man, ohne Zankhänge und ohne in einem Aufstiege hinaufzufliegen, in der Zeit von zwei Stunden bestiegen kann. Der Gipfel des Berges bietet eine prächtige Gebirgslandschaft, welche der Aussicht vom Jaulhorn in die schweizer Alpen wenig nachgibt, und nebenbei kann man bei seiner Erstbesteigung noch eine Menge Wunderdinge sehen. Und dennoch ist es, wenn man auch nur zwei Stunden Zeit braucht, nicht so leicht, diesen Wunderberg zu ersteigen! An Schwundel darf man nicht leiden, an Atem- und Brustbeschwerden auch nicht, vor Geistes- und Korbollen darf man sich nicht fürchten, man wird überhaupt ein muthiges Herz haben und einen schwindelfreien Kopf. Eine einzige Eigenschaft, welche bei jeder andern Bergbesteigung ein unbedingt Nothwendig ist, ist indeß nicht nöthig. Man braucht gerade kein guter Fußgänger zu sein. In der Mitte des Sommers, wenn es warm ist und nicht geregnet hat, so daß der Regen auf dem Gipfel des Berges sich nicht in Schnee verwandelt, wenn der Berg nicht, wie man in den Alpen jaht, angeheißt ist, kann man bei dieser leiderbaren Bergbesteigung sogar gute Toilette machen und Kadlstein anziehen. Man kommt ganz sauber und ohne daß die Kleider derangirt und die Stiefeln zertrümmert sind, wieder am Fuße des Berges bei seinem Wagen an.

„Das ist das nur für ein Berg?“ höre ich meine Leser fragen. „Wo liegt er und wie kommt man hinauf?“

Der Berg erhebt sich auf dem zweiten Halbdoden eines Querthales der Alpen, welches der Wunderdinge überaus viel und einen besondern Reizthum an gefährlichen Landstrolächern hat, wie wohl wenig andere Querthäler in den Alpen. Es ist das Oastenthal, mit seinem eigentlichen Namen: „die Oastal“ genannt. Der Hintergrund seines zweiten Halbdodens, des Halbdodens von Wöcklein, welches bereits 3456 Fuß über dem Meere liegt, bildet der Rathhausberg, ein Berg, der durch seinen früheren Götterreichtum, durch seine Mineralien und durch seine Pflanzen in der Tauernette berühmt geworden ist. Er bildet einen mächtigen, umfangreichen Gebirgsstock, der im Osten das Antaulthal, im Westen die hochgelegene Rutde des Klaffstetes umgibt, sein Fuß ruht bei Wöcklein und mit vier Stuppen ragt in die blaue Luft hinauf. Die höchste Spitze ist der Kratzkogel, der eine Meereshöhe von 8660 Fuß hat. Schon in den ältesten Zeiten war der Berg Sitz des Weltberghauses. Tausender, Kerker und Hömer durchzählenden bereits seine Eingeweide nach Gold, und während alle Gruben der umliegenden und angrenzenden Thäler nach und nach eingingen, hat er noch alles bis heute seinen Ruf bewahrt, kann noch heute wird in seinen Abgründen und goldführenden Gneis- und Quarzlagen nach Gold und Silber gegraben. Stellen und Gruben durchziehen ihn nach allen Richtungen, so daß die ganze Gipfelmaße des Berges so untergraben ist, daß sie gleichsam auf Pfeilern ruht; Bächen, Flüsse, Bergflüsse, Bergschichten, Erzflammen und Felswerke, in denen über vierundert Knappen beschäftigt sind, sind neben den Hauptgruben auf halber Höhe des Berges angelegt, bis dann und wann die Gipfel eine Lavine hinabfahren, welche Bergflüsse, Felswerke und Menschen in den Abgrund segt.

Drei Wege führen auf diesen Berg, ein freier, langsam an steigender und durch seine Steine und sein Geröll recht unbehaglicher Saumweg, ein kürzerer, schmaler und sich an den Abgründen steil emporschwebender Fußsteig, der sogenannte Annapengsteig, und ein dritter, wunderbarer und, wenn man will, auch gefährlicher Weg; er führt durch die Luft. Die beiden ersten Wege erfordern zwei bis drei Stunden, der letztere zwischen fünf Minuten. Es ist der Weg, auf dem man mehr wie die Hälfte des Berges, eine Meereshöhe

von 5973 Fuß abs, in nur etwas mehr als einer Viertelstunde ersteigt.

Neben den Grubenabgräben steht eben auf dem Rathhausberge eine Aufzugsmaschine. Sie besteht aus einem mächtigen, oberflächigen Rebratre, welches einen Durchmesser von 50 Fuß hat, einem legenden Korbe und einer 800 Klüster langen Tommenfahrt. Das große Rad wird durch Wasser getrieben, welches von oben hinaufgeleitet wird, und hebt vermittelst eines 80 Klüster langen Seiles einen kleinen, niedrigen Wagen 2161 Fuß hoch auf den Berg hinauf. Die Tommenfahrt besteht aus zwei Holzbahnen, welche gerade so breit sind, daß die Wagenräder mit ihren Radselzen auf ihnen Platz haben, und theils auf Holzpfählen gestützt, theils an den Felsen und Abhängen hinaufsteigen, von der Höhe der Aufzugsmaschine bis zum Sturzplatze reichen. Die Bodenfläche des Wagens ist 6 Fuß lang und 4 Fuß breit. Er hat vier kleine, reifenähnliche, mit Eisen beschlagene Räder, vier senkrechte Keilnuten, an denen vier Enden vier Stricke, zwischen denen die Last gepakt wird; abwärts ist zu größerer Sicherheit noch ein Strick befestigt, damit, wenn der Wagen hinaufgezogen wird, die Last nicht herunterrutscht. Der Strick, welcher den Wagen auf der höhernen Bahn in die Höhe zieht, wird eigens zu diesem Behufe angefertigt. Er ist ganz aus Hanf getrebt, aus acht Seilen zusammengeflochten, 1 1/2 Zoll dick und dreißig Centner schwer. Seine Stärke wird jedes Mal, bevor er angewendet wird, durch eine Last von achtzig Centner geprüft; dennoch ist er seit den letzten zwanzig Jahren mehrere Male gerissen. Der zu schnelle Umschwung des großen Wasserrades kann durch einen Bremsenbaum und durch eine Wasserbremse abgemittelt werden. Dies ist die Zusammensetzung einer Maschine, welche vom Auf- und Abfahrplatze, dem sogenannten Sturzplatze, die Erde und andere Lasten auf den Berg und wieder herunterbringt und mit deren Hilfe man in wenigen Minuten einen mühsamen Weg von mehreren Stunden, liegend oder stehend, zurücklegen kann. Obgleich ich diese Reize nur in vereiteter Deutung. Der Strick kann reifen. Zieht man freilich diesen nur wenige Taumen dick, aber eisenfesten Strick an, so sollte man dies für unmöglich halten. Aber der Fall ist vorgekommen und die Möglichkeit, daß der Strick reißt, kostet unbedingt das Leben. Die Bahn, welche der Wagen zu durchlaufen hat, ist so steil, daß, wenn er sich von dem Strick losgelöst hat, ein Ausfallen desselben unmöglich ist. Er würde von der Bahn in Sprünge und Schwingungen in den Abgrund geschleudert und an dem Felsen mit demjenigen, der auf ihm fährt, in tausend Stücke zerfchmettert werden.

Eine zweite Möglichkeit ist die, daß der Bergsauppe, welcher mit dem Bremsenbaum das große Rad der Aufzugsmaschine zu regulieren hat, damit es in einen nicht zu schnellen Umlauf geräth, nicht aufpaßt. Er wird freilich beim Eintritt seiner Thätigkeit vermindert; er muß schreien, alle nöthige Aufmerksamkeit auf seinen Posten zu verwenden; indeß — eine Verachtlung seiner Pflicht, eine Inattention kostet wahrhaftig auch das Leben; denn wenn der Wagen in ein windschnelles Wehen geräth, würde der Strick durch den plötzlichen Ruck wahrhaftig auch zerreißen. Diese beiden Gefahren sind indeß sehr in die Ferne gerückt, es sind Zufälligkeiten, die äußerst selten passiren, und auf die man nicht rechnen kann. Nur eine dritte Gefahr ist unermesslich, und Jeder muß sie ausbalden, der auf dieser merkwürdigen Weise den Rathhausberg ersteigt; sie besteht darin, Schwundel zu bekommen, und von dem Wagen in den Abgrund zu fliegen. Die höchste Höhe des Aufzugs misst nämlich 2161 Fuß, und die Holzbahn, welche in dieser Höhe an den Wänden und Felsen über Abgründe und Thäler hinaufführt, läuft oft so steil an den Wänden hinan, daß derjenige, der sich unten auf dem Sturzplatze der Länge nach in den Wagen legt, auf der Fahrt mehrmals ganz gerade auf die Höhe zu stehen kommt. Er muß sich dann mit den Füßen auf das untere an dem Wagen befestigte Bret fügen, um nicht hinabzugleiten. Ein ganz schwindelfreier Kopf ist also zu dieser Luftfahrt ein absolut nothwendiges und das Hauptrequisit. Die dritte Gefahr ist also nicht zu vermeiden, und wenn man ihr nicht tapfer entgegentritt, so kostet sie wahrhaftig auch das Leben.

Mit diesen Gedanken im Kopf, ging ich an einem beiten, sonnigen Augustmorgen zum Sturzplatze. Der Sturzplatze ist von

Wiltbal Gastein ein und eine halbe Stunde entfernt; ich hatte also Zeit genug, mir die Fahrt ordentlich zu überlegen. Mein Weg führte durch ein sonniges, süßes Hochalpenthal. Das Tauern und Toben der Wasserfälle war verschwunden, eine Sonntagstraße lag über den grünen Matten ausgebreitet, zwischen denen die silberbläue Ache langsam dahinlief. War der Rathhausberg, der im Hintergrunde aufstieg, blühte mich mit seinen schneebedeckten Kuppen recht ernst an. Nichts über dem Anstich blühte der Schneegipfel des Anlegg über die braunen Gneis- und Granitmaße hervor, und über die Schultern des Rathhausberges schaute das eifige Haupt des Scharers in das Thal hinein. Bald sah ich das Foch- und Almalgamineral und die kleine weiße Kirche mit der runden Kuppel vor mir; der Verwalter schrieb mir auf ein Blatt Papier die Worte: „Verzeiger dieser Benutzung die Maschine,“ und nach einer halben Stunde stand ich auf dem Sturzplatz.

Der Wagen war gerade oben auf dem Berge. Er wurde mit Erzsteinen beladen, welche zum Aufschmelzen hinabgeschafft werden sollten, und einige Arbeiter standen mit einem Wagen unten, um die Steine anzuladen. Ein neues Ende Tau, ein Strick desselben Lanes, womit der Wagen hinaufgezogen wird, lag auf der Erde. Ich betrachtete mir das Ende, es war freilich dünn, aber so fest und aus so starkem Holz gemacht, daß es mir fast wie von Eisen vorkam. Meine Befürchtung, daß es reißen könne, verschwand nach und nach ganz. Die Holzbahn zog sich in einer geraden Linie zu dem Gipfel des Berges empor. Ich konnte sie von Anfang bis zu Ende mit den Augen verfolgen; sie schien mir, im Profil betrachtet, beinahe in senkrechter Linie in die Höhe zu steigen. Ich kann nicht leugnen, die Sache sah äußerst gefährlich aus, und der Gedanke, in einigen Minuten, auf einem Bret gehend, auf dieser abfälligen Bahn einige tausend Fuß in die Höhe gezogen zu werden, machte mich ängstlich. Jetzt ging ich einige Schritte zur Seite, und sah mir die Holzbahn nochmals an. Ich bemerkte, was ich im Profil nicht gesehen hatte, daß die Richtung der Balken keine ganz senkrechte war, sondern daß sie in verschiedenen Neigungswinkeln hinanfielen, oft einen großen, oft einen geringen Neigungswinkel mit den Felswänden besaßen. In der Höhe konnte ich freilich die Stärke der Neigungswinkel nicht messen; jedenfalls betrugte mich meine Bemerkung nur noch mehr. Durch den Ruf eines der Arbeiter, denen ich gesagt hatte, daß ich mich hinaufziehen lassen wollte: „Der Wagen kommt!“ wurde ich in meinen weiteren Betrachtungen gehört, und ich eilte schnellst, um die Ankunft des Wagens zu beobachten, zum Sturzplatz zurück.

Ich sah in die Höhe und zog die Uhr.

Ein kleiner, dunkler Punkt erschien oben am Gipfel des Berges auf der Bahn. Er sah aus, wie ein Stein, der hinabbrüllt. Der Punkt rühte mit einer enormen Geschwindigkeit auf seiner Bahn vorwärts. Ich sah ihn plötzlich größer und plötzlich kleiner, je nachdem die Bahntrasse eine größere oder geringere Neigung machte. Er rückte immer schneller vorwärts. Endlich erkannte ich einen kleinen, mit Erzsteinen beladenen Wagen, die mit Eisen beschlagenen kleinen Räder blühten, wie zwei funkelnde Streifen, in der Sonne. Immer rückte der Wagen näher, immer schien seine Geschwindigkeit, je näher er heranrückte, zuzunehmen, dann sah ich ihn mit der Schnelligkeit eines Wurgeschoßes durch die Luft fliegen, nun hörte ich das Geräusch der Räder auf den Bahnen, noch einige Sekunden, und der Wagen schoß an mir vorüber, erst eine weite Strecke hinter dem Sturzplatz anhaltend.

Der Wagen hatte die 2000 Fuß in zehn Minuten zurückgelegt.

Ich kann nicht leugnen, es war mir eigentümlich zu Muth. Es war nicht das Gefühl der Furcht, was mich erschauerte, aber es erschauerte mich ein Schwindel, wenn ich daran dachte, daß ich mit derselben fabelhaften Geschwindigkeit in die Luft gehoben und aus der Waldregion eines tiefen Thales mit unsichtbarer Hand so auf einmal in die Alpenregion verjagt werden sollte.

„Nun, Herr, der Wagen muß bald wieder hinauf,“ unterbrach die Stimme eines Arbeiters, der die Erzsteinen abgeladen hatte, meine Betrachtungen.

Ich sah den Wagen an, den der Mann eben von Schmutz und Staub reinigte. Es war ein Bret, welches auf einer Achse und zwei kleinen, runden Rädern ruhte. Nachwärts war ein ungeschärfter halber Fuß breites Bret verlegt, an den vier Ecken dieses sogenannten Wagens waren vier kurze, dicke Stricke befestigt.

Ich entließ mich kurz und legte mich mit dem Rücken auf

das Bret, die Füße gegen das untere Bret stemmend. Sodann ersuchte ich die Arbeiter, die beiden Ketten, welche die Erzsteinen auf dem Wagen festgehalten hatten, mir über der Brust und über den Füßen zu befestigen. Ich prüfte mit der Hand, ob die Ketten eingeklinkert waren. Alles war in Ordnung. Der Strick fing an, straff angezogen zu werden. Das große Wasserrad oben am Berge war also in Thätigkeit. Die Fahrt begann. Der Wagen rühte aufwärts.

Die erste Steigung der Bahntrasse war eine allmähliche, und die Geschwindigkeit, mit welcher der Wagen in die Höhe gezogen wurde, war anfänglich keine sehr große. Ich lachte über meine eigene Angstlichkeit. Nach und nach gerieth das große Wasserrad oben insofern mehr in Schwung, die Geschwindigkeit vergrößerte sich und die Steigung der Bahntrasse nahm zu. Dann und wann war meine Stellung noch eine horizontale, aber je höher ich mich über das Thal erhob, desto öfter richtete der Wagen sich in die Höhe und desto öfter kam ich in eine mehr gerade Richtung zu stehen. Die Arbeiter auf dem Aufstiegsplatze, der Wagen, die Feste dort unten erschienen mir in immer mehr verkleinertem Maßstabe. Gerate vor mir erhob sich die Wand des Firschlades. Als ich unten auf dem Sturzplatz stand, schien sie mir nicht höher zu sein, als die Thalwand, an der ich hinaufgezogen werden sollte. Jetzt hätte ich die ganz umgekehrte Erscheinung. Je höher ich stieg, desto höher schien mir die Wand zu wachsen. Es mußte eine Täuschung meiner Sinne sein, ich konnte mir die Täuschung nicht erklären, aber die Wand erschien mir riefenartig. Der untere Theil der Wand ist mit Walzung, mit dunkeln Längen und Fischen bedeckt; wo die Walzung aufhört folgen die grünen Alpen und Matten mit ihren braunen Senkhängen; über ihnen erheben sich die nackten Gneisfelsen und die Felsenbänke der Wand sind bereits schneebedeckt. Ueber die Waldregion war ich bereits hinaus, die Matten und Senkhängen lagen gerade vor mir, aber statt kleiner zu werden, schien mir die Wand immer noch in die Höhe zu steigen.

Ich blühte wieder nach unten. Pferde, Wagen und Arbeiter auf dem Aufstiegsplatze erschienen mir wie schwarze Punkte. Ein Sonnenfunke blühte in der Ferne auf der tapferen, runden Kuppel der Böhmer Kirche. Ich mußte bereits an die tausend Fuß gestiegen sein, wenn ich mich nicht in der Entfernung täuschte. Ich hielt mich nur mit der einen Hand, zog mit der andern die Uhr und hielt sie mir vor die Augen; denn ich sah wieder horizontal auf dem Rücken. Die Fahrt hatte erst acht Minuten gedauert, ich konnte mich also noch nicht tausend Fuß erhoben haben. Ich stierte die Uhr wieder ein und ergriff sie für einen Augenblick losgelassene Weimale. Ich hörte nichts, als das Rollen der Räder auf den Bahntrassen und das Klauschen des Windes in den Bäumen, welche auf den Felsgipfeln standen, an denen ich vorüberfahnte.

Möglichst erhob sich der Wagen ganz vertikal. Ich lag nicht mehr auf dem Rücken, sondern ich stand ganz gerade auf den Füßen. Mein einziger Stützpunkt war das Wagenbret, auf welches ich die Füße stemmte. Es war die erste feste Wand, die ich zu rasiren hatte, die Bedeckungswand. Unwillkürlich schaute ich hinab. Die Pyramide des Ueops, das höchste Bauwerk der Erde, ist, wenn ich nicht irre, 431 Fuß hoch. Es waren wenigstens wieder fünf Minuten verfloßen, seitdem ich nach der Uhr gesehen hatte; ich mußte jetzt drei Mal so hoch über dem Boden stehen, wie die Spitze der höchsten Pyramide. Gerade unter mir blühte ich in eine entsetzliche Tiefe. Ten Boden, das Ende der Tiefe sah ich nicht, der Blausch des Schattens verlag es mir. Von dieser Tiefe trennte mich nur ein schmales, dünnes Bret, auf dem meine ganze Last ruhte. Wenn das Bret bräche—!

Ein Schwindel ergriff mich. Die Senkhängen krühen auf der Firschlade wand bewegten sich, sie schaukelten hin und her. Ich konnte sie nicht mehr ansehen und blühte nochmals abwärts. Noch immer stand ich ganz gerade und der Wagen schien mir pfeilschnell aufwärts zu fliegen. Krampfhaft umfaßte ich die Weimale und hob die Füße unwillkürlich etwas über das Bret empor, um dasselbe so wenig, wie möglich, zu belasten. Noch ein Bild in die Tiefe. Der Schwindel nahm zu. Ich verlor die Befinnung. Die beiden Ketten, mit denen ich um die Brust und an den Füßen befestigt war, hielten mich fest. Ich schloß die Augen.

Dann süßte ich, wie der Wagen langsamer rühte. Die feste Wand war überflanden; ich lag wieder in meinem Wagen auf dem Rücken. Ich öffnete die Augen auf und schaute in die quirlende Luft. Der Wind stärkte mich. Nach und nach schwand der Schwindel.

Ich erinnerte mich, daß ich ja mit den beiden eisernen Ketten fest auf dem Wagen befestigt war, daß ich also fallen in dem Falle, wenn ich das Bewußtsein verlore, gar nicht fallen könnte. Der Gedanke beruhigte mich einigermaßen und mit mehr Ruhe sah ich der zweiten, ebenen Stelle an der Yängenauvart entgegen.

Wieder blühte ich abwärts. Das ganze Thal lag in tiefem Schatten. Ich unterschied gar nichts. Die gegenüberliegende Wand war in ihrer oberen Hälfte von der Sonne, welche gerade über dem Rathshausberge emporstieg, hell beleuchtet. Auch die Matten- und Sonnblüttenregion lag bereits unter mir. Ich befand mich in der baumlosen Region; einzelne verflämmtete Tannen und sibirische Cedern trauten sich drüben noch an den nördlichen Giebelstein empor. Ich mußte bereits fünfspannig Fuß über der Meereshöhe sein. Aber immer schienen mir die Felsabgründe der Dürschlahwand noch an Höhe zunehmen. Möglich fühlte ich einen Kauf. Der Wagen stand wieder ganz gerade; ich war also an der Yängenauvart, an der zweiten steilen Stelle. Vorhüchungsweise schloß ich die Augen; ich fühlte nur, daß ich mit großer Schnelligkeit meinen Weg aufwärts fortsetzte. Diesmal ergriff der Schwindel mich nicht. Nach einigen Sekunden schlug ich die Augen auf; noch stand ich allein an der Wand und sah auf die mir gegenüberliegenden, schneegeflachten Felsbänke. Sie lagen mit mir in einer Linie. Ich mußte die Höhe der Dürschlahwand erreicht haben. Noch einige Momente und ich war über derselben; aber plötzlich sank die Wand, die früher immer so riesengroß und so gefahrenstark gewachsen war, mit ren Felsbänken, mit den Matten und den Sonnblüthen zugleich in den Abgrund.

Zum zweiten Male ergriff mich der Schwindel. Ich sah nichts mehr und lösch wiederum die Augen. Der Wagen kratzte sich mehrmals. Neben mir hörte ich das Brausen eines Wasserfalles, ich hörte das Geschrei eines Oeis, welcher mir an den Ohren vorüberzog; dann lösch ich regelmäßig, tempoartiges Geräusch an mein Ohr. Das konnte nichts Anderes sein, als das Geräusch des großen Wasserfalles, welches meinen Wagen durch die Luft führte. Ich öffnete die Augen und blühte in die Höhe. Ich lag auf dem Rücken und sah ein fortwährendes Winken in der Luft. Es waren die von dem Wade umhergeschleuderten Wasser. Ich war also oben. Noch wenige Secunden, dann erblickte ich das große Rab gerade über mir. Noch einen Moment, und mein Wagen rollte aufwärts in das Maschinenhaus. Die Fahrt hatte zwanzig Minuten gedauert.

Ein Bergknappe löste die Ketten, welche mich an das Wagenbrett befestigten. Ich sprang auf; meine Füße berührten wieder festen Boden. Ich stand auf dem Rathshausberge, 6078 Fuß über dem Meere. Welche Ueberraschung hatte ich, als ich am dem Hause auf das Plateau des Berges trat! Vor den Augen meiner Seele stand noch lebendig das Landschaftsbild, was ich unten gesehen hatte, bevor ich mich auf den Wagen legte, ein stilles, grünes Alpenthal, von hohen, mit dunkeln Wäldungen bedeckten Wänden eingerahmt, der Thalboden, grüne, duftige Matten, mit weißen Häusern übersät, von dem klaren, silberhellen Wellen der Ache durchrieselt, im Hintergrunde eine Schneefspige und Schneefelder über die braunen Felswände hineinblühend. Jetzt stand ich plötzlich mitten in der baumleeren Alpenregion. In hügeliger Form dehnte sich das Plateau des Berges rund um mich aus. Die Sträucher, die Wäme waren verschwunden. Nicht eine sibirische Cedre wuchs auf diesem hügeligen, mit einem matten Grün bedeckten Boden. Bergschwieben, Bergstufen, Erzlammen und ein großes Fiedwerk standen mit ihren grauen, von Ruß und Rauch geschwärzten Mauern rings umher. Das Geräusch der Feuerstein, des Malchals und der Hämmer erfüllte die Luft und geschäftige Bergknappen gingen hin und her. Gerade vor mir lag ein wüster Berg; er sah aus, wie eine Brandstätte. Es war die Stelle, wo früher der Florianobau stand. Zwei Kaminen waren zu gleicher Zeit vom Gipfel des Kreuzfogl herabgeschürzt und hatten den ganzen Bau nebst den darin beschäftigten Knappen in die Tiefe geschleudert, an der ich so eben auf meinem lustigen Wagen in die Höhe gestiegen war.

Kings um das Plateau des Berges, ganz in meiner Nähe, streckten die Schneeriesen ihre weißen Hümpel in die Höhe, rechts über ihnen allein erob sich die braune Granitwand des Kreuzfogl. Ein feil anfeigendes Schneefeld führte auf seinen Rücken hinauf. Seinen schneegezeiten Kopf sah ich nicht, weil ich gerade unter ihm stand und der vorspringende Felsbrüden ihn verdeckte. Einige hundert Fuß über mir an der braunen Felswand erblickte ich den

Christophobau, von dem ein sogenannter Schneefragen zu dem höchsten Stolln, zu dem Christophstolln führt. Dort hinauf ging mein Weg; denn vermittelst dieses Stollns mußte ich den ganzen Gipfel des Kreuzfogl durchschneiden, um auf seine andere Seite zu kommen. Der Eingang des Stollns liegt 6544 Fuß über dem Meere.

In einigen Minuten war ich oben. Ein Bergknappe nahm mich in Empfang, zog mir einen Bergmannsittel an und setzte mich auf einen niedrigen, vierdrähtigen Wagen. Ein Anderer gab mir eine aus drei Brettern bestehende Hohlleiter in die Hand, in deren vorderer Öffnung ein brennendes Talglüht steckte, ein Knappe spannte sich vor den Wagen, zwei hoben, und nun ging's in den dunkeln Stolln hinein. Nach wenigen Augenblicken umgab mich eine tiefe Dunkelheit. Das Licht meiner Laterne warf im Vorderfahren schwache Streiflichter über die schwarzen Wände zu beiden Seiten und auf den den Wagen ziehenden Knappen. Ich hörte nichts mehr, als das Knirschen der Räder auf ihren Holzbahnen und die Tritte der im Trab laufenden Bergleute. Die Straße war zuweilen recht eng und niedrig. Ich mußte mich oft ganz auf meinen Wagen zusammenzucken, die Arme eng anziehen und den Kopf so tief wie möglich hinunterneigen, um nicht an der Decke und an den Wänden anzuhängen. Dann hörte ich das Rischen der Wasser. Es waren die Bergbäche, welche den Schneefeldern über meinem Kopfe euströmten und welche im Innern des Berges durch Schichten und Risse sich einen Weg bahnten. Jetzt ging der Wagen in einem etwas schwächeren Tempo vorwärts. Ich fühlte, der Stolln ging langsam hinan. Nun passierten wir ein eisernes Thor. Dann erstörten einige dumpfe Schläge und ein Rollen, wie entfernter Rationeabauer. Der ganze Berg schien zu leben und zu jähren. Ein saß erlischtender Pulverwanz drang in meine Nase. In einem andern Stolln wurde gesprengt und die Pulverdämpfe drangen durch die Berggaten in den Stolln, wo ich saß. Ich hielt mir das Taschentuch vor Mund und Nase, um nicht diesen erlischtenden Dampf einzuathmen. Der Wagen rollte jetzt wieder schneller vorwärts, die Luft wurde immer drückender und der Ansenhalt in dem engen, niedrigen Stolln höchst unangenehm.

„Sind wir denn noch nicht bald aus diesem Höllenloch heraus?“ rief ich den hinter den Knappen zu.

„Nein, Herr,“ war die Antwort, „noch eine halbe Stunde.“

„Wie lange fahren wir denn schon?“

„Auch eine halbe Stunde. Bei dem eisernen Thore war die Hälfte des Berges.“

Das war eine Aussicht! Noch eine halbe Stunde in dieser miserablen Stellung! Ich war oft gewöhnt, mich wie eine Schnecke in ihrem Hause zusammenzuziehen, oder ganz auf den Boden des Berges hinabzurutschen, um nicht mit dem Kopf oder mit den Armen an die Wände anzuhängen. Jaß war mir die Fahrt, wie ich auf meinem Wagen durch die Luft sauste, angenehmer gewesen. Möglich hörte ich gerade über meinem Kopfe einige tempoartige Schläge, und jedem Schlag folgte ein dumpfes Donnern, welches in der Ferne zu verhallen schien.

„Was ist denn das wieder?“ rief ich.

„Eine Lavine, Herr, die oben vom Kreuzfogl auf das Schneefeld fällt. Sie geht uns nichts an.“

Der Wagen rollte unaufhaltsam weiter. Nun erblickte ich in weiter, weiter Ferne vor mir einen hellen Punkt. Er leuchtete wie ein Stern. Wir jubten gerade auf diesen leuchtenden Punkt zu. Immer wurde er größer, immer heller und klarer, ein Lichtglanz schien von ihm auszugehen, und sich durch den schwarzen Stolln zu verbreiten. Das Licht, das meine Laterne anstrahlte, wurde immer schwächer und schwächer, während der Stern an Farbe und Glanz zunahm, je näher wir kamen. Ich konnte mir selbst sagen, was es war. Der Stern war das jenige Stollnmündloch. Sein Leuchten war das Leuchten des in der Luft glühende glänzenden Sommermorgens. Jetzt konnte ich deutlich die Öffnung unterscheiden. Noch einige Minuten, und Ströme von Sonnenlicht und Alpenluft drangen in den Stolln. Mein Licht erlosch. Der Wagen rollte hinaus. Was sah ich?

Ein Hochgebirgsbild, nein, ein neues Jauberbild der Wunderfahrt auf und durch den Rathshausberg! In Morgenroth geschleitet, lag das ganze Felsenampbitheater des Rastfeldes mit seinen glänzenden Schneefeldern und seinen funkelnden Gletschern vor mir. Zu meinen Füßen sah ich einen düstigen, grünen Kastenpfeil, mit Tausenden verblühender Alpenrosen geschmückt, ausgebreitet.

Die ganze, wohl eine Stunde breite Fläche schimmerte in Roth und Grün. Das frische, kräftige Grün, wie man es nur in den letzten Kesseln der Hochgebirgsflüsse sieht, bildete die Grundfarbe. Das Roth der Alpenrosen überbaute es mit einem karren, luftigen Schimmer, mit einem rothen Hauch. Kein Baum keizete sein grünes Blätterdach über diesen Rosen Teppich aus; ihn schmückten nur Rosenblüthen und Rosenzweigen. Auf ihm weiteten Quartete von bungeflackten Käben und weißen Schafen, und das melodische Geläute der Fiedelrinder tönte durch den stillen Bergen zu mir heraus. Wie ein weißes, glänzendes Silberdach schlangelte sich die Ache durch diesen blühenden Wiesenteppich. Rings um ihn baute sich in grünen und braunen Streifen die Tauernlette vom Malmthal bis zum Sieglsthal in der Ferne eines imposanten Hefensampfbäuers auf. Kein Strauch, kein Baum zeigte sich mehr an den braunen, steil in die Höhe steigenden Felswänden. Ihre schaufelgeschnittenen Bergflanken waren grün übermattet, und über den grünen Matten erschienen die majestätischen Massen der Eberge, die weißen Schneefelder und die grünlichschimmernden Gletscherabflüsse. Eine stierliche Klübe lag über dem ganzen großartigen Hochgebirgsbilde ausgebreitet. Der bestaubte Döner der Ache und der Wasserfälle war hier verflungen; nur ein tiefes, fernes Rauschen verflüchtete das Leben der Staubbäche, welche wie Silberflüsse glänzen, oder wie Nidralten, oder wie wehende, glänzende Bänder und Streifen überall von den Höhen hinabflatterten, und vermischt sich mit den Uledentönen der wehenden Beren. Es war das Bild eines Hochgebirgsbales in seiner Sommerfrische und in seiner Sonntagstruhe.

Gerate über mir erbob sich das weiße Haupt des Kreuzkogel. Der achtzigste Regen, der kurz vorher im Gasteinthal gefallen war, hatte sich hier oben in Schnee verwandelt, und ein großes Schneefeld stieg von meinem Standpunkt bis zum Kopf meines weißhäutigen Riesen hinauf. Ohne mich anzuschauen stieg ich in Begleitung eines der Knappen hinan. Der Schnee lag tief, je höher ich stieg, und der Weg wurde recht beschwerlich. Zuletzt sank ich bei jedem Schritt bis über das Knie in den frisch gefallenen, lockern Schnee; es war ein fortwährendes Hinrutschen und Herausziehen der Beine. Der Schnee, auf dem die Sonnenstrahlen reflectirten, schimmerte vor den Augen, ich hatte vergessen, mir einen grünen Schleiter um den Gehörgang zu binden. Dazu wurde es unerträglich heiß. Recht mühsam stieg ich mit meinem Begleiter hinan. Der Weg bis zum Gipfel erforderte fast zwei

Stunden; endlich hatte ich ihn erreicht — ich athmete lang und tief. Die Rundsicht war groß und erhaben. Ich stand in der Mitte einer Reihe der höchsten Gipfel der stillenden Alpen, und nach Süden baute sich die ganze Tauernlette rund um mich auf, übereinandersteigende Bergketten, in blendendes Weiß gehüllt, weite Gletscher, Felsenmassen, in denen sich die Gletscher gebildet hatten, langgestreckte Grotten, schneegefüllte, braune Felsenjüge, alle in einer Höhe von 9—10,000 Fuß aufragend; über ihnen erboben sich die hohen Gletscherfurchen, ganz in weiß, glänzende Schneemäntel gehüllt, die Zedegipfel der Gledachgruppe, die weiße Pyramide des Gredglöckners, die langgestreckte Kuppel des Hohen Narren, der Obelisk des Anselg, das fuchser Gletscher mit dem Bierbachhorn, welche mich noch um mehrere tausend Fuß hoch überragten. Unten aus der Tiefe blühten aus ihren grünen Waldbergen die Bodpartien mit ihren grünlichschimmernden Seeaugen zu mir heraus.

Es war mir nicht möglich, nach diesem großartigen Bild in die Hochgebirgswelt und in die Welt des Gletschersees wieder durch meinen dunkeln Stella zu treten. Nach dem Dunkel kann das Auge wohl in das Licht sehen; die umgekehrte Folge ist unerträglich. Nach einem langen, langen Bild, und ich stieg rückwärts dem Gipfel hinab. Nach einigen Minuten fanden wir auf der Höhe der Schneewand, welche sich in fast vertikaler Richtung zum Christyobau hinabsenkte. Die Wand bildete eine einzige, glatte, glänzende Fläche. Wir stiegen den langen Alpsth zwischen den Beinen durch, streckten die Füße gerade hinaus, und, und ganz rückwärts überneigt, mit dem Händen den Steig umlammend, fuhren wir in wenigen Minuten mit Stiefelschnelle hinab. Der Wagen stand gerade zum Abfahren bereit. Ich legte mich auf das Bett, ließ mich schliefen, das Wasser fiel auf das Rad, ich hörte seine tempoartigen Schläge, der Wagen stürzte aus dem Wasserhause, und ich verlor hinner. Ich hörte wieder den Wasserfall brausen, die Blüde rauschen, vor mir erschienen die braunen Felsbänke der Fuchsbachwand, und nun sauste ich durch alle Regionen der Alpenwelt, indem ihre Bilder abwärts an mir verüberflogen, durch die Luft. Kühn schaute ich, als der Wagen senkrecht sank, und ich stehend an der Felswand schwebte, in die dümmende Tiefe. Bevor der Schwindel meinen Kopf ergriff, hatte der Wagen bereits die Wände überirungen. Seine eisernen Räder schienen die Bahnrinne kaum zu berühren. In zehn Minuten stand ich unten am Sturzplag.

## Der Untergang des Hamburgischen eisernen Schraubendampfschiffes „Austria“

am 18. September 1858.

Ein directe Verbindung der deutschen Küsten mit dem großen amerikanischen Continente wurde nirgends heftiger gewünscht, als in den beiden Schwerstädten Bremen und Hamburg. Der Ausführung eines solchen Unternehmens stellten sich aber, sollte es den Namen eines deutschen tragen, gar viele Hindernisse entgegen. Diese liegen sich nur nach und nach beseitigen, und erst als man die Schraube zur Fortbewegung großer Fahrzeuge anzuwenden begann, und dieser Versuch sich als ein glänzender Sieg der Fortschritte der Mechanik erwies, konnten unternehmende Männer auch im deutschen Vaterlande daran denken, diese neue Entdeckung für die deutsche Schifffahrt erfolgreich nutzbar zu machen. Die Hamburg-Amerikanische Paket-Schiffahrt Gesellschaft, die sich schon längere Zeit im Besitz großer schnellgeleiteter Segelschiffe befand, welche sie regelmäßig nach der neuen Welt in Fahrt setzte, und namentlich auch zur Beförderung von Auswanderern tüchtigen Capitainen anvertraute, sahke zu guter Stunde den Gedanken, nunmehr auch Dampfboote zu erwerben, welche unter deutscher Flagge den Ocean beführen, und als Eigenthum deutscher Nation den Voretheilen verknüpfen, daß die Thatsache im alten Europa noch nicht erlaubt sei. Es war wohl Niemand in Hamburg, der nicht Theil genommen hätte an der Freude, die täglich Tausende an den Hafen leide, als das erste eiserne Schraubendampfschiff, die „Verania“, unfern der Landungsbrücke von St. Pauli angelegt hatte. Diefem ersten Oceanampfer folgte alsbald die gleich große und auch in derselben Weise erbaute „Hammonia.“ Etwas nach Monatsfrist begannen die regelmäßigen Fahrten dieser Schiffe, deren Ziel die menschenwimmelnde Stadt

auf der Manhattan-Insel, das schimmernde, Hunderttausende von Auswanderern anlockende New-York war. Welchen Erfolg hätte sich nicht über gehoben, wenn er die schwarzen Kolosse von dem Dampferzug der Kanonen, die Flage Hamburg von schwarzem Rauch umwoht, den breiten Strom majestätisch, scheinbar still, und doch in beschlagener Schnellgeleit hinabgleiten sah! Diese Freude, der sich ein verdienstlicher Stolz beifügte, war eine gerechtfertigte. Hatte es doch der Unternehmungsgestir der Hamburger Bürger dahin gebracht, zum ersten Male die deutsche (Hamburgische) Flagge auf eigenen großen Dampfboote aufzuhissen und damit das atlantische Meer zu befahren!

Tas immerhin gewagte Unternehmen, das ein Capital von Millionen erforderte, fand die allgemeinste Theilnahme in Europa, wie in Nordamerika. Die ausgezeichnet gebauten Schiffe erwiesen sich als ganz vorzügliche Tug, welche die Entfernung zwischen beiden Welttheilen gewöhnlich in 16 oder 17, oft aber in 14, ja in 13 Tagen zurücklegten. Das Winter, das alsbald der Ruf der neuen Dampfboote sich über die ganze Welt verbreitete, und Passagiere und aller Herren Länder sich auf diesen trefflich bemanneten, von berühmten Capitainen commandirten, überdies auch mit der ausgezeichnetsten Ausrüstung eingerichteten Dampfboote Flage zur Ueberfahrt nach New-York bestellten! Es war ja mehr eine Lustfahrt, als eine Reise. Passagiere zumal, welche Mittel genug besaßen, um in erster oder zweiter Cajüte zu fahren, vernüchsten selbst auf der ideo Wasserreise zwischen beiden Hemisphären weiter die Gewertheiten ihrer Heimath, noch die Genüsse

welche die Civilisation des neunzehnten Jahrhunderts ihren etwas vermehrten Kindern zu bieten pflegt. Am Bord der „Austria“ gab es eine ausgezeichnete Küche, musterhafte Verpflegung, die zureichendste Behandlung Seiner der Officiere und Mannschaft. Fast unerschöpfliches Wasser, ein bei der salenartigen Raum der ersten Kajüte den schönsten Platz für gemeinschaftliche Converse. Man konnte sich durch Musik erheitern, denn es gab ein vorzügliches Pianoforte an Bord, und der Lust hatte, seinen eigenen Gedanken nachzugehen, der fand Gelegenheit dazu, und er sie sonst begehrt. Eine angewählte Bibliothek bei der erwünschte Erzie für Geist und Herz.

Es kam es, daß nur selten eine dieser Schiffe mit einer geringen Anzahl Passagiere seine Reise antret. Meistentheils waren alle Plätze vollständig besetzt, namentlich im Zwischendeck; denn es konnte nicht fehlen, daß die vortheilhafte Einrichtung der Schiffe, die zahlreiche Mannschaft und die Vorrichtungen, welche zur Gesundheit getroffen worden waren, endlich die Schnelligkeit ihrer Fortbewegung bei jedem Wetter auch die Aufmerksamkeit der meistenhaft zuströmenden Auswanderer festhielt. Die neuen Schraubendampfer wurden somit die geschicktesten Fahrzeuge für alle Auswanderer, welche die Rehen der Ueberfahrt bestritten konnten.

Das Unternehmen rentirte. Man mußte auf Erweiterung derselben Bedacht nehmen, und so schritt denn die Gesellschaft zur Erbauung zweier neuer, gleich großer und wo möglich noch zweckmäßiger konstruirter Schraubendampfschiffe. Man taufte diese neuen Fahrzeuge „Garonia“, und „Austria“. Eine führte unter dem Vorgesitz der Garonia, mit dem sächsischen Wappenbild zur Seite, diese drei doppelköpfigen deutschen Reichsadler. Alle vier Schiffe waren in Cuxhaven auf den Werften von Caird u. Comp. gebaut, und die beiden letzteren hatten 200 englische Tons Gehalt, führten Maschinen von neminell 400 Pferdekraft, nach dem Indicator 1500, und konnten 500 Personen bequem an Bord nehmen.

Die „Austria“, welche unsers Wissens von Hamburg aus zuletzt in regelmäßiger Fahrt nach New-York gefahrt wurde, hatte über Deck eine Länge von 355 Fuß, am Kiel 330 Fuß, die Breite des Decks betrug 43, die Höhe 36, die Höhe des Zwischendecks endlich 21 $\frac{1}{2}$  Fuß. Zu letztem gehörten vom obersten Deck drei Eingänge, der hinterste unsern des größten Maßes und zwar zwischen diesem und dem Schornsteine. In größerer Sicherheit bei etwaigen Unglücksfällen, um diese werden gefährlich zu machen, war das Schiff in zehn wasserdichte Räume eingetheilt. Es war außerdem mit dem nöthigen Pumpen versehen, von denen eine mittelst Dampf in Bewegung gesetzt werden konnte und über Deck, an Vord- und Steuerbordseite hängend, führte es acht große Boote. Drei derselben, welche von Eisen waren, konnten 60 erwachsene Personen ein jedes bequem fassen, zwei kleinere und ein anderes eisernes Rettungsboot faßten jedes 30 Personen, und zwei kleinere Boote bieten Raum für 30 bis 40 Mann. Die Mannschaft des Schiffes, incl. des Küchen- und Aufwärterpersonals, bestand aus hundert Köpfen. Dem Capitain standen zu nächst vier Officiere erster, zweiter, dritter und vierter Steuermann zur Seite. Für Vorsehung und Ueberwachung der Maschine sorgten vier Ingenieure. Zur Bedienung des Schiffes vereinigt ihre Kräfte zwei Weotmänner, vier Quartierleute, zehn Pells- und vierzehn Ledermatrosen, zu denen noch zwölf Schiffsjungen kamen. Zur Behandlung etwaiger Kranker und Verwundeter war ein Schiffsarzt und ein Schiffschirurgus ange stellt. Außerdem gab es noch einen Preisambmeister nebst Gehilfen, zwei Zimmerleute, einen Segelmacher, zwei Assistenten für die Maschinen, einen Schiffschmid und einen Material-Verwalter an Bord. Beim Feiern waren 20 Feuerleute, die sich abtheilten, beschäftigt, 15 Personen sungirten als Stewards und 9 wählten ein Schalten in der Küche. Die Verpflegung der „Austria“ ließ wohl kaum etwas zu wünschen übrig; denn es gab in dem gewaltigen Schiffsrumpfe befondere Räume für Previant, eine eigene Rauchfleischkammer, eine Eislammer und ein Weinlager, die sämmtlich im Vordeck des Schiffes, also in möglichst weiter Entfernung von den Dampfseilen angebracht waren. Zu beiden Seiten der Dampfseile lagten die Stewards. Ein Ventilapparat lieferte täglich 50 Orbits Lindwässer. Nach menschlicher Berechnung war demnach nichts dergleichen, was zur Züderung von Mannschaft und Passagieren dienen konnte, wenn etwa schweres Unwetter die Fahrt verlängerte, das Schiff verholten würde und vielleicht halb oder ganz maltes längere Zeit auf dem Ocean umherirren mußte. Auch die Möglichkeit ein Feuergefahr hatte man in's Auge gefaßt, und deshalb eine beträchtliche

Anzahl Eimer extra vier Tugend angeschafft, die auf Deck mit Ketten besetzt waren, damit eine Sturze sie nicht über Bord spüle. Tane, Ketten, Klügel, Feuereschraube, Alles war vorhanden.

Georgianien war durch den indischen Aufstand eben in erschreckender Weise aus seiner sichern Ruhe aufgeschreckt worden, als die „Austria“ vom Stapel lief. Die ostindische Compagnie brauchte sichere, festhaltige und schnellgehende Fahrzeuge, um möglichst rasch Truppen von den britischen Inseln nach Indien zu senden. Sie sah sich nach solchen um, und trat mit dem Eigentümer des genannten Schraubendampfschiffes in Unterhandlung. Bald darauf ward die „Austria“ von der ostindischen Compagnie geordert, der Hamburgische Capitain Heydtman übernahm das Commando, und das Schiff ging, mit Küstrosuppen für Indien besetzt, in See. Es leudete aber kein Glückesern über dem tragischen Fahrzeug, von furchtbaren Stürmen erfaßt, ward es starke Dabarie erlitt, mußte es zweimal umkehren, was nur unter augenscheinlicher Gefahr gelassen konnte, wurde aber durch die geschickte Führung des Capitains, der in seemännischen Kreisen als ein unerschrockener, seine Facke vollkommen gewachsener Mann bekannt war, glücklich wieder zurückgebracht. Dieses zweimalige Mißgeschick der „Austria“ machte, jedoch, die ostindische Compagnie bedenklich, der Contract ward rückgängig gemacht und Seitens der Compagnie an die Eigentümer des Schiffes eine Abfindungsumme bezahlt, die jedoch von den nöthwendig gewordenen Reparaturen vollständig verschlungen wurde.

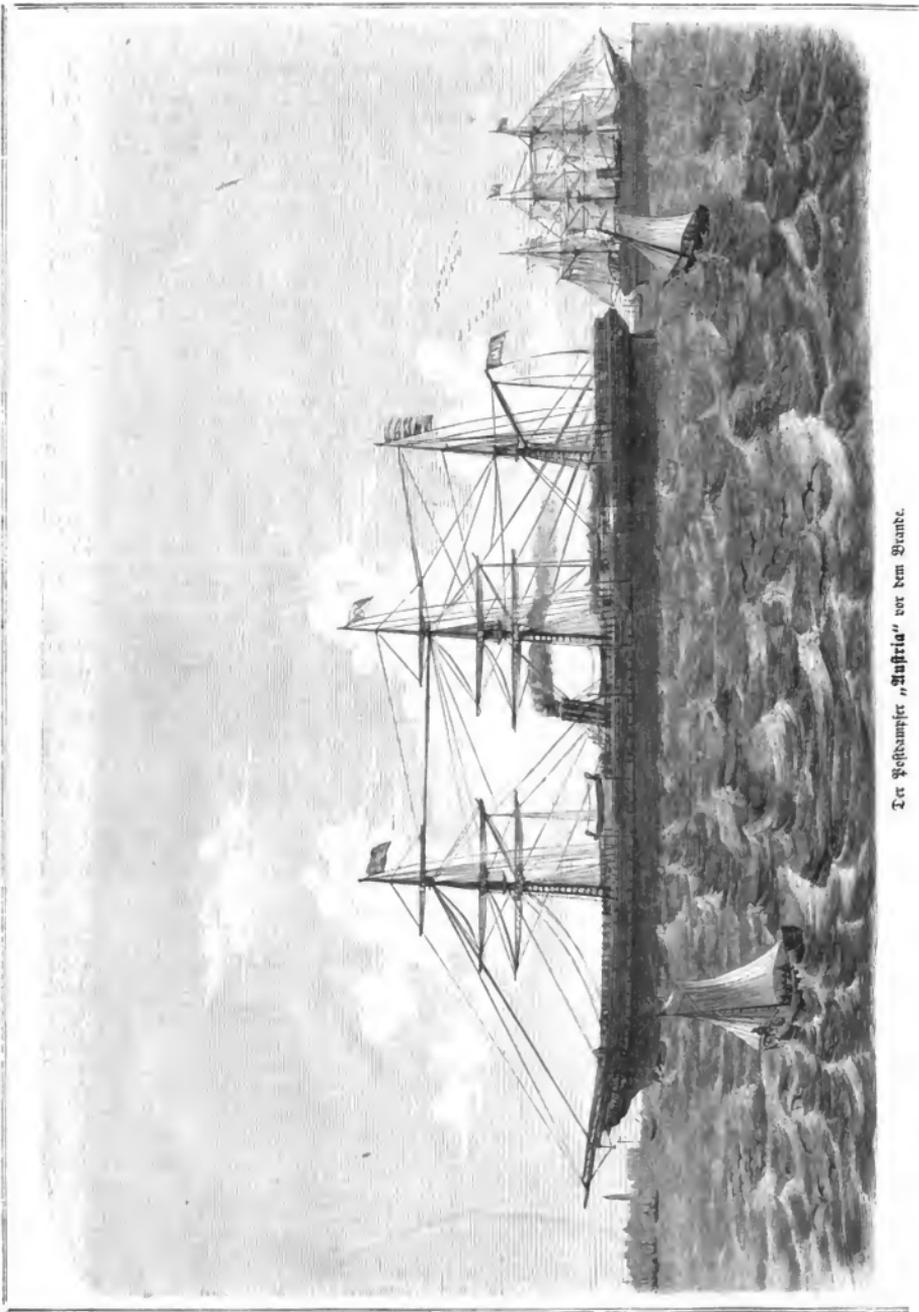
Nun erlief schließlich das Schiff unter Führung desselben Capitains seinen Schwestern als Post- und Padeschiff an, und begann seine regelmäßigen Fahrten. Diese verliefen immer rasch und glücklich. Die „Austria“ bewährte sich als ein ausgezeichnetes seegängiges Fahrzeug und ward eben so von Passagieren gesucht, wie die übrigen drei bei der Größe und Eleganz gleichen Schraubendampfer.

Am 1. September dieses Jahres trat das Schiff bei günstigem Wetter abermals seine Reise von Cuxhaven nach New-York an. Bei Etate nahm es die letzten Passagiere an Bord, die ihn ein kleinerer, der Gesellschaft angehöriger Schleppdampfer von Hamburg aus zuführte. Diese Schraubendampfschiffe können nämlich ihres sehr bedeutenden Tiefganges wegen den Hamburger Hafen nicht mit voller Ladung erreichen oder verlassen, da weiter elbwärts große Saute sehr tief gehenden Schiffen hinterlich sind. Aus diesem Grunde antra die Ocean-Dampfer sowohl bei ihrer Abkunft von New-York, wie bei ihrem Abgange dahin vor Etate.

Die „Austria“ hatte volle Ladung, eine sehr starke Vieh- und Padeschiff und von Hamburg an im Ganzen 420 Passagiere an Bord. Letztere vertheilten sich folgenderweise. Es kamen auf die erste Kajüte 49 Erwachsene, 16 Kinder und 3 Säuglinge, auf die zweite Kajüte 103 Erwachsene, 5 Kinder und 3 Säuglinge, auf das Zwischendeck endlich 211 Erwachsene, 27 Kinder und 3 Säuglinge. Die Zahl sämmtlicher Kinder betrug demnach mit den Säuglingen 57. Wie viele Frauen und Mädchen sich unter den Passagieren befanden, ist uns nicht genau bekannt, sie war aber sehr beträchtlich. Am 3. September erreichte das Schiff Southampton, wo es noch einige zwanzig Passagiere, auch unter diesen Frauen und Kinder, einnahm, und darauf am 4. September die Reise fortsetzte.

Es war Abends 5 Uhr, die Luft etwas neblig, und mithin nicht gut zu segeln. Der Vorpost wegen ging der Capitain zwischen der Insel Wight und dem höchsten vor Hater, verließ daselbst während der Nacht und ließ am 5. September früh 4 Uhr die Anker wieder lichten. Ein unglückliches Ungeheuer, vielleicht auch eine Unvorsichtigkeit, ließ beim Ankommen den Anker anlaufen, das Gangspill wirkte in rasender Schnelligkeit nach herum, schoberte die daran Arbeitenden nach allen Seiten hin und führte diese derselben über Bord, der auch um's Leben kam. Zwei Andere sollen bei diesem Unfälle schwer verwundet worden sein.

Schiffen sind abergläubisch. Wenn ein Schiff gleich beim Verlassen des Hafens von einem Unfälle heimgejudet wird, gibt ein solcher gewöhnlich aberhand zu glauben. Es mag dies Thorheit sein, allein die Thatfache steht fest. Ob Jemand von der Bemerkung der „Austria“ diesem Seemannszwischen ergeben war, wir wissen es nicht, mehr als bloßes Gerücht scheint es aber zu sein, daß der Capitain des Dampfschiffes nicht gern die Führung des Schiffes behalten haben soll. Es wird wenigstens mit großer Bestimmtheit erzählt, derselbe habe schon seit gerannem Zeit ein anderes Schiff zu übernehmen gewünscht und geäußert, seine am 1. Sept. auf der „Austria“ angetretene Reise sei die letzte im Dienste der



Der Postdampfer „Austria“ vor dem Brande.

Gesellschaft gewesen. Die Reise der „Austria“ verlief indeß ganz geregelt, nur nicht so schnell, wie wohl mannde frühere, denn das Schiff hatte fortwährend mit starken westlichen Winden zu kämpfen. Erst am 12. Septbr. war das Wetter günstiger und der Lauf der „Austria“ ein ungleich schnellerer. Am 13. September betrug die Schnelligkeit des Schiffes 11 Knoten die Stunde.

Es war Nachmittags 2 Uhr. Von den Passagieren luftmangelnd, das schöne Wetter zu genießen, Aler auf Deck, Andere hielten sich leidend in den Kajüten oder aber besaßen sich im Raucherzimmer. In diese Zeit pflegt sich der Capitain wohl in seine besondere Kajüte zurückzuziehen, wenn seine Gegenwart auf Deck nicht gerade durch besondere Umstände geboten ist. Zwei der Officiere haben dann die Wache und Aufsicht an Bord — an genannten Tage der zweite und dritte — und sehen zum Kecken. Große Schiffe, in deren Innern viele Menschen sich aufhalten, bedürfen auch dann sorgfältiger Auslüftung, wenn keine Krantheit unter den Passagieren herrscht. Schon damit die Gesundheit Aller erhalten bleibe, ist Lüftung eher, wo diese nicht genügend besorgt werden kann, Kühlung mit stark riechenden Essen unzulässig. Zur Einföhrung frischer Luft in das Zwischendeck hat man zwar auf allen Schiffen Ventilatoren, aber auch durch diese strömt nicht immer eine hinreichende Menge von Luft zu. Die „Austria“ besaß zwei große Ventilatoren, links und rechts vom Schornstein, dennoch mußte zur Verbesserung der Luft im Zwischendeck auf ihr, wie eben auf jedem andern Schiffe mit gleich vielen Passagieren, gerändert werden. Der Capitain, menschenfreundlich und uerwundnen gegen Jedermann, scheint überhaupt für Keantlichkeit am Bord die aufmerksamste Sorge getragen zu haben. Das Schiff ward nach Ansfage eines Passagiers, welcher die Katastrophe seiner Vermüdung überlebt, lässlich gekentert und dann mit Oelg gekändert. Jetern Vermittlung ließ der Capitain hinunter in's Zwischendeck, um nachzusehen, ob auch Alles in Ordnung lieg, um sich nach dem Befinden der Passagiere etc. zu erkundigen. „Er war die Keutigkeit selbst und begreift“ — berichtet Johanna Palerucosa aus Cattaro — „jetern Leidenden eine bestliche Theilnahme.“

An diesem unglücklichen dreizehnten September — fömte man nicht fast ein Dutzend zu glauben sich veranlagt fälen, daß dieser Zahl von Aleren der anstehet? — war Befehl gegeben, das Zwischendeck mit Theer zu tränken. Auch dies ist gewöhnlich, hat also nichts Auffälliges. Damit nun die Künderung ungeschert und mit erforderlicher Beschäftigung in Angriff genommen werden kann, müssen alle Passagiere während derselben das Zwischendeck verlassen. Der größere Theil begibt sich auf das Deck, eine Anzahl hält sich wohl auch auf den Treppen und Gängen auf. Ordnungsmäßig soll die Künderung unter Aufsicht wenigstens eines Officiers geschehen. Wir hören von fadwerthändigen Seeleuten, daß auch der Arzt oder der Chirurg dabei gegenwärtig ist und außerdem einige Matrosen. Daß an diesem unglückseligen die Künderung nicht mit der dabei erforderlichen nöthigen Beschäftigung geschehen sein muß, ist wohl kaum zu bezweifeln, oder alle Stimmen, die sich bis jetzt darüber vernemen ließen, müßten Unwahrheit beröchten. Ein Bootsmann mit einigen Matrosen — so lautet die Ansfage Orientierter — stieg hinauf in das Zwischendeck. Sie führten einen Eimer Theer und eine glühend gemachte Eisenlange — Andere sagen, das Ende einer Keit — mit sich, um dies erpönte Stüd Eisen in den Theer zu tauchen und dieses so darauf verbräuen zu lassen. Jenerfalls war das Eisen zu heiß, der Theer entzündete sich nur höchst wahrscheinlich bei dem Vermöhen der vurspringenden Matrosen, den brennenden Eimer zu fesseln, stürzte dieser um, die aufsteigende Flüssigkeit ergoß sich nach allen Seiten hin und entzündete im Nu alle umstühten Bänke. Ein paar Secunden nach und schon wickelten schwarze Rauchfäden, von hohen dunkelrothen Leben durchzöht, rund um den Schornstein und föhlgen aus dem vritten Eingange zum Zwischendeck auf's obere Deck herauf. Dieser Eingang befand sich nicht an dem Verschlage, welcher das Zwischendeck von dem Maschinenraume trennt, wobei sich allem Vermöhen nach das Feuer gleich Wald brach. Von Rauch und Flammen umgöht, verloren die muthmaßlich Feiger und Maschinenisten unmittelbar nach Ausbruch des Feuers ihr Leben. Nur der erste Befehl, die Maschine auf halbe Kraft zu setzen, wurde vernommen und vollzogen, jetern späteren konnte nicht mehr Folge geleistet werden, da er an die Oben Erreichter föhlete. So arretirte denn die brennende gewordene Maschine wie ein fohdenfreier Dämon weiter und jagte das unglückliche Schiff mit seinen dem Verderben gewöhnten Passagieren unter dem Laufen

des Dampfes und dem Geheul prasselnder Flammen gerade dem Winte entgegen.

Auf Deck verunsichert der entsetzliche Brand fogleich die allgemeine Bewirrung. Diese nahm in bedenklicher Weise zu, als man gewahrte, daß auch die besetzte Aulerität, von dem Ungeheuern des Unglücks überwältigt, von Anfang an die Möglichkeit jeter Rettung zu bezweifeln föhien. Alle Ansfagen von Augenzeugen stimmen darin überein, daß mit dem Aufschlagen der Flammen aus dem Mitteldeck jeter Verung der Maschine und senach auch alle Rettung aufhörte. Es läßt sich dies nur erklären aus dem trüben Umföngnissen der Flammen, die thausündlich schon nach wenigen Minuten den ganzen mittleren Theil des Schiffes ergriiffen und dieses selbst in zwei Hälften theilten. Die auf dem Vinterdeck Bersammelten eter dahin fuh Wäntenden haben nicht, was auf dem Vorderteil des Schiffes geschah, den hier Weiltenden verhalten die nachschwarzen Rauchwellen mit ihren lebenden Feuerzungen den Jammur und das Entsetzen der Unglücklichen aus dem Vinterdeck. Beim Anblick dieser grauenhaften Vorkünftig war es wohl möglich, daß dem Capitain, der baruchmäßig aus seiner Cabine auf Deck föhrte, im Gefühl der ihn überwältigenden Ohnmacht die Worte entflohen: „Wir sind Alle verloren!“

Es wölen diesen Verweiltungsdurst des Mannes, dem ja zunächst die Sorge oblag, die Passagiere zu retten, so Viele vernommen haben, daß wir ihn für wirklich gesprochen halten müssen. Nun stürzten sich, von den Flammen bezeugt, die jeter schon Viele versengten, Andere ersticken, die Passagiere in ganzen Schwärmen auf die Rettungstheute, deren die „Austria“, wie schon erwähnt, acht föhlete, und zwar vier auf jeter Seite. Nur die Hälfte derselben war erreichbar, von den übrigen hielt die wöbende Feuerzunge Jeter fern. Die ungestüme Welle, die sich Aler bemühtige und eine Verschöndigung der entsetzten Menge wölig unmöglich machte, erschwerte den Officieren, denen auch der Capitain sich ungeliebt, das Klarmachen der Boote. Keins derselben konnte erdnungsmäßig in die See hinausgelassen werden. Man schnitt die Taue durch und in die noch lebenden Boote warfen sich die Passagiere massenhaft. Sie stürzten hinauf in die Wögen, föhlgen um und die Mehrzahl der darin Befindlichen ward ein Opfer der Wellen. Die Boote selbst aber mit Ansföhl eines einzigen, wie es föhmt, getrieben in das Meeresloch des schnell fortsetzenden Schiffes, wurden von den Wölgeln der Schräube erfasst und zerfömetert. Zur Vergrößerung des ebenhin schon namenhaften Unglücks verlor gleich im ersten Wimmen nach dem Ausbruch des Feuers der Capitain das Leben. Ueber die Art, wie er zu Tode kam, gehen die Ansfagen der Augenzeugen mehrfach auseinander. Einige lassen ihn beim Verdammen eines der Boote, von dem er die verzeiffelte Menge abhalten wölte, angreifen und über Bord fallen; Andere meinen, er sei von dem nach Rettung förichtenden Menschenhauf über Bord geträngt worden; Eine fogar, Charles Rosen aus Rindmen, ein funfzehnjäherer Jüngling, will ihn freiwillig über Bord haben springen sehen.\*

\* So eben göbt uns eine Nummer der „Times“, wo welche ein vom 14. Octbr. datirtes Schreiben der gerichteten drei Officiere der „Austria“ nebst Irden von der Mannschalt an die Redaction genannter Blattes enthält. Darin legen dieselben aus, der Capitain lie unmittelbar nach dem Anse „Feuer“ auf der Brücke erschienen und habe Befehl gegeben, die Pumpen in Bewegung zu setzen. Dieren Befehle wurde erdnungsmäßig Folge geleistet, leiter aber blieb er verhalet erlöselig, weil das Wei an den Pumpen wurde das Feuer bereits gefömmelt war. Sie gaben kein Befehl auch die Ordnung ließ auch ein Arbeiter am Boarde des Feuers nicht lange zu. Eben so war es unmöglich, in der Maschine zu gelangen, um die zu föhren. Innerhalb der ersten Viertelstunde brannten alle drei Deck verhöndig. Da gab der Capitain Befehl, die Boote bratuzulassen. „Die Boote“, heißt es in dieem Schreiben, „waren vollkommen in Ordnung und zu anfgöndigt, daß sie in sehr kurzer Zeit herabgelassen werden fönnen.“ Wir hatten eine regelmäßige Feuererdmung am Boarde eingeföhrt, so daß jedem Einzelnen der Mannschalt sein bestimmtes Boot angewiesen war, das er in Nothfällen unter Befehl eines Einlicers oder Boote-mannes zu bedienen hatte. Die Leute wurden durch die in höchsten Grade aufgeregten Passagiere, die betretts zu den Boeten föhrt waren, daran verhöndigt, zu den Boeten zu gelangen. Wir veränderten, die Leute durch alle uns zu Gebote föhenden Mittel unzuföhren, jedoch vergeblich. Die vier Boote an der Steuerbrücke griffen bald in Brand, so viele Boote den Flammen am Meeren angehört war. Auf der Backbrücke wurden vier Boote herabgelassen, allein drei derselben wurden, ehe sie das Wasser erreichten, von den Passagieren, die sie überwältigten, zertrömmert, und nur eine der Boote fömte regredirt rett gemacht werden. Nachdem der Capitain den Befehl ertheilt hatte, die Boote in's Wasser zu lassen, haben wir ihn bei Beside binnertretreten, wahrscheinlich in der Absicht, die Passagiere in Ordnung zu halten. Als er an's Vinterdeck stieg, mußte er durch's

So war denn das brennende Schiff mit den Hunderten, die es trug, sich selbst überlassen, ein Spielball zweier Elemente, die beide seine Passagieren gleiches Verderben bringen mußten. Keine menschliche Hand griff mehr in die Schicksale des Steuerbades; der Mann, der es regierte, hatte es verlassen oder war von dem erstickenden Rauche, dem sein Anflug ja zugeleitet werden mußte, vertrocknet worden. In dichtem Rauche zusammengekrümmt standen Frauen und Kinder weinend, jammernd, händeringend, nach den vermissten Männern, Brüdern oder Kindern schreud, am Stern. Ueber ihre Häupter fort jauchzte der Rauch, jauchzte die beulenenden Flammen, und erlähmt von der verzehrenden Hitze, stürzten sich immer mehr in die Tiefe, um den leichten Tod im Wasser dem langsameren des Verderbens vorzuziehen. Männer waren ihrer Frauen, Mütter ihre Kinder über Bord, und folgten ihnen dann selbst. Schwestern umschlangen sich, um im Staube zu sterben. Mit auflockernden Kleidern, ganz von Flammen umhüllt, stürzten viele Frauen in's Meer, trieben hier noch eine Weile und versanken dann spurlos in die Tiefe.

Es liegen bereits eine Menge Berichte über den Verlauf der entsetzlichen Katastrophe vor, welche Details mittheilen, bei deren Lesen das Herz jedes fühlenden Menschen erbeben muß. Wenn im Kriege die eisernen Wäpfer reifen, dann ist der Soldat wie der Wäpfer auf das Schredlichste gefaßt; wenn aber mitten im gefahrlosten Frieden, bei stillen Wetter und hellem Sonnenlicht plötzlich gleichsam der Erbsen sich unter aufreien Füßen öffnet und auf allen Seiten ihre Mächtigkeit, dem qualvollsten Tode zu entriemen, abgebrochen ist: dann lähmt fernes Entsetzen selbst die Muthwillen und Unschlüssigen.

So fürchterlicher Art war das Schicksal, welches die harmlosen Passagiere der „Austria“ schenkte, wie der Blitz, erlähmt. Es war keiner auf einen Unfall, viel weniger auf eine große Katastrophe gefaßt, und je plötzlicher das Unglück in seiner grenzenlosen Furchtbarkeit hereinbrach, desto erschütterter und vernehmlicher mußte es niederschlagen auf die Passagiere. Wir stellen, um vor den Augen

Feuer hindurchzulaufen, welches den vorderen Theil des Schiffes bereits vom Schiffesbordende trennte. Als er sich seinen Weg durch die Flammen bahnte, erhielt er heftigste Fortschritte. Später sah ihn der erste Officier auf dem Nachbord des Hintertheils fliehen. Wie es schien, war er durch die ersten Brandverletzungen delirant. Einige Passagiere behaupten, sie hätten gesehen, wie er über Bord sprang.

„Das einzige Boot, das das Wasser erreichte, ohne zertrübt zu werden, war ein der großen eisernen Rettungsboote. Es war zuerst, als es niedergelassen wurde, vollständig mit Menschen angefüllt; aber das Unerwartete war so groß, daß viele von ihnen herabsprangen, als das Boot das Wasser erreichte. Dreißig Menschen blieben sich in dem Boote, aber da das Boot voll Wasser geschlagen war, so lenkerte es mehrere Male, wobei sieben Personen ertranken. Es blieben im Boote der erste Officier, sechs von der Mannschaft, ein Steuermann und fünfzehn Passagiere. Um drei Uhr kam unter Boot dem dem Dampf los und wir blieben leiser zurück, da das Schiff vermischt ging und wir nicht im Stande waren, das Boot zu durchfahren, so daß wir bald vom Schiffe getrennt wurden. Wir gaben uns große Mühe, das Wasser aus dem Boote auszuwickeln, fanden damit aber nicht eher zu Stande, als bis wir ein Riß an dem zum Boote gehörenden Ähren und Wägen angefertigt und die Passagiere darauf gebracht hatten. Hieran schickten wir das Boot aus und nachdem dann die Passagiere wieder ein. Um eine Stunde, nachdem wir den Dampf verfallen hatten, erlähmte wir die französische Bark „Maurice“ in Sicht, raubeten aus derselben zu, erreichten sie um 8 Uhr und fanden bereits den dritten Officier und einige Passagiere am Bord.

„Der vierte Officier verließ den von der „Maurice“ gegen 8 $\frac{1}{2}$  Uhr an's Ufer. Er war etwa um 2 $\frac{1}{2}$  Uhr durch das Anbringen der Passagiere der „Austria“ über Bord geschleudert worden, als viele sich in sein Boot hineinsetzten und dasselbe zertrümmerten. Er hielt sich fast 6 Stunden lang beim Schwimmen über Wasser, ohne daß er irgend etwas geholt hätte, an das er sich hätte festhalten können.

„Der dritte Officier verließ den Dampf um 5 Uhr. Er war auf Deck der „Austria“ geblieben, bis er sah, daß kein einziges Boot mehr vorhanden war, und wurde durch das Feuer über Bord getrieben. Er hielt an einem Laste außerhalb des Schiffes fest, bis um 3 Uhr die eisernen Wäpfer des Schiffes sich heubten, worauf er in's Wasser sprang. Er schwamm einige Zeit herum, fand dann einige Stücke Holz unterbreiten und hielt sich hieran über Wasser, bis er um 6 $\frac{1}{2}$  Uhr, mit behutsamen Brandwunden bedeckt, von dem französischen Boote angefaßt wurde.

„Als wir die „Austria“ verließen, waren drei Segel in Sicht, von denen einige die französische Bark „Maurice“ brantam, um Dülle zu leisten. Die „Maurice“ nahm 60 Personen an Bord, von denen 12 an Bord der nach Ostindien bestimmten „Jean“ überaschirt wurden. Die Ueberlebenden wurden am 11. Herbst auf Havai an's Land gebracht, von wo aus die Passagiere sich an Bord des englischen Kriegsschiffes „Salerno“ nach New-York einschifften. Wir wurden von dem kaiserlichen Dampfer „Jerkant“ an Bord genommen, der uns auf unserer Rückreise nach Hamburg gehen in Braueneid an's Land setzte.“

der Leser dieser Blätter ein möglichst anschauliches Bild von dem Untergange des brennenden Schiffes und von den Leiden der Unglücklichen, die es trug, zu entrollen, im Auszuge die wichtigsten Auslagen jener wenigen Glücklichsten hier zusammen, die dem Verderben entronnen. Alle Angaben über die Entstehung des Brandes stimmen überein, weil aber jeder Einzelne sehr bald nur auf seine eigene Kraft, sich zu retten, angewiesen war, so erleben Viele unter dem gemeinsamen Jammer Dunderter doch Verschiedenes.

Die ersten ausführlicheren Berichte über die Katastrophe der „Austria“ kamen durch amerikanische Zeitungen nach Europa. Die rühren von jenen wenig Passagieren her, welche das Schiff „Votus“ von der Bark „Maurice“ aufnahm und auf amerikanisches Vordrin landete. Mit vieler Klarheit erzählt namentlich Alfred Bejin aus Philadelphia, welcher seine Mutter und zwei Schwestern dabei verlor, den Beginn des Brandes und die Bekämpfung, welche sich alsbald aller Passagiere bemächtigte, da durch ein Zusammenstoßen vieler unglücklicher Zufälle jegliche Disziplin auf dem Schiffe nur zu bald aufhörte.

„Ich befand mich am Nachmittage des 13. September in der ersten Cajüte“ — sagt dieser Gewährsmann — „als ich gegen zwei Uhr ein ungewöhnliches Geräusch auf Deck hörte, bald darauf den Ruf „Feuer!“ „das Schiff brennt!“ vernahm und sofort hinaufstürzte. Es war ein idyllisches Schauspiel, das ich erlitt: die Rauchwolken und ab und zu hoch auflockende Flammen hüllten den Schornstein vollständig ein und machten alle Aussicht auf das Verderbete unmöglich. Die Flammen schienen rings um den Schornstein selbst und aus der Hauptluke emporzuleben. Ich hatte indessen keine Zeit, lange Untersuchungen darüber anzustellen, denn die Scene, die ich ringsum erblühte, und die Aufregung ließen keine ruhige Ueberlegung zu. Das Schiff fuhr gegen Wind, und da wir zur Zeit eine ziemliche Besatzung hatten, unter diesen auch der zweite Steuermann, behaupten, es sei fast gar kein Wind gewesen und das Schiff weiter fuhr, so schlugen die Flammen mit erschreckender Geschwindigkeit nach dem Hintertheil des Schiffes zu. Als ich auf Deck kam, stürzte eine große Zahl von Passagieren der zweiten Cajüte dem Salon zu, wobei sie von den Flammen verfolgt und fast garabeg vorerstigt wurden, sowie sie aus der zweiten Cajüte herausliefen. Viele von ihnen fielen meiner Meinung nach, trotz aller angestrengtesten Versuche, herauszukommen, durch Flammen und Rauch in der zweiten Cajüte eingeschlossen geblieben. Die Flammen schlugen bald über das ganze Schiff herüber, obwohl Vöschungsversuche gemacht wurden. Es konnte zur Zeit keinen der Vöschungs-officiere in der Nähe erblühen, doch hörte ich, daß der Capitain offenbar halb wahnsinnig eben mit dem Rufe: „Wir sind alle verlor!“ herausgeschlitzt und sofort über Bord gesprungen sei. (Vgl. damit die Auslage der Luze von der Mannschaft.)

„Nur zweer war ein Boot hinabgelassen worden; auf dieses schwamm der Capitain zu und erreichte dasselbe. In diesem Augenblicke sprang auch der zweite Officier vom Luartreter aus über Bord, konnte das Boot jedoch nicht erreichen und ist wahrscheinlich in den Wübel, welchen das Untreiben der Schraube verursacht, hineingelegen und von tiefer zerquetscht worden. So lange das Schiff mit der Besatzung gegen den Wind lag, wurden einige schwache Versuche gemacht, das Feuer zu löschen, oder wenigstens dessen größere Ausbreitung zu verhindern. Einige ergriffen ihre Taschenmesser, und versuchten Laste abzuhaben, um sie an Eimern zu befestigen, mit denen man Wasser herausbringen wollte. Allein alle diese Versuche erwießen sich fruchtlos; die Taschenmesser brachen ab, und die meisten Eimer gingen verloren, sobald sie das Wasser berührten. Das Feuer ergriff jetzt auch die Takelage, zerstörte die Laste und zwang uns, alle weiteren Vöschungsversuche aufzugeben. Auch auf anderen Theilen des Schiffes wurden schwache Vöschungsversuche gemacht, aber das Feuer nahm fortwährend zu, und als das Schiff nun vollends wieder gegen den Wind abdrehte, schlugen die Flammen mit rasender Schnelligkeit immer weiter gegen das Luartreter, so daß wir selbst auf dem äußersten Hintertheil des Schiffes es kaum mehr vor Hitze aushalten konnten. Die Scene, die nun folgte, waren furchtbar. Viele sprangen, ohne sich irgend um etwas zu kümmern, in den Ocean. Die Damen fielen in Krämpfen auf dem Deck nieder. Mehrere Boote, die man hundertfürlich, wurden vom Kielwasser nach der Schraube zu gezogen und von dieser zertrümmert. Der größere Theil der Passagiere lief auf Deck umher, um irgendwo Gegenstände zu entdecken, die wohl treiben möchten. Wer

etwas Deraufgesesenes gefunden hatte, warf es entsetzt demjenigen zu, die schon über Bord gesprungen waren, oder sprang selbst damit über Bord. Ueberall herrschte die größte Verwirrung. Die Frauen jammerten, die Kinder liefen schreiend nach dem Stern des Schiffs, und zwischen dem Krang das Feuer vor. Kaum konnte man es noch am Bord anhalten, ohne getreten zu werden. Um diese Zeit stürzte eine junge Dame mit dem Aufzuge auf mich zu: „Was soll aus uns werden? Was sollen wir anfangen?“ Ich entgegnete, daß wir höchst wahrscheinlich alle unversehrt wären. Darauf fiel sie sofort in Tränen und schien vollständig ihr Bewußtsein verloren zu haben. Ich wurde von ihrer Seite getragend und weiß nicht, was aus ihr geworden ist. Fast alle Welt sprang jetzt über Bord, da die Hitze vollständig unerträglich geworden war, diese paarweiße, Andere zu Dreien und Vierem, Einige Hand in Hand. Ich selbst, obwohl ich mich weit über den Stern des Schiffs hinauslehnte, ward heimgesucht; ich fühlte, daß alsobald auch die Reihe an mich kommen würde, nahm mir aber vor, so lange wie irgend möglich auszubalanciren, und suchte mir jede Taue zu verschaffen, an denen ich mich wenigstens etwas hinaunterlassen könnte, um dann so weit wie möglich außerhalb des Bereichs der Schraube zu springen.

„Um diese Zeit war es, wo der Ungar mit seiner ganzen Familie über Bord sprang. Dies ist die prächtigste Scene von allen, die ich erlebte. Eine junge Dame sprang nicht eher über Bord, bis ihre sämmtlichen Kleider Feuer gefangen hatten und die Flammen über ihr zusammenzuschlugen. Jetzt ließ ich mich auf meinen Tau hinunter und sprang dann so weit wie möglich vom Schiffe ab in's Wasser. Als ich wieder auftauchte, schwamm ich auf eine Rettungsboje zu, die ich in einiger Entfernung von mir

erlebte, und glücklicher Weise gelang es mir, dieselbe nach einiger Zeit zu erreichen.

„Die „Anitra“ dampfte noch immer trennend, mehr einer ungeheuren Feuermaße, als einem Schiffe gleichend, in der früheren Richtung fort, und noch immer sah ich die Passagiere einen nach dem andern in's Meer springen. In einiger Entfernung von mir bemerkte ich kleine dunkle Flecke auf dem Wasser, Beinträmmer, Rettungsbojen, schwimmende Menschen. Nachdem ich etwa zwei bis drei Stunden, an meiner Rettungsboje angeklammert, herumgetrieben war, sah ich ein Schiff in einer Richtung mir näher kommen. Eine Stunde später wurde ich von diesem Schiffe aufgegriffen, nachdem ich volle vier Stunden im Wasser gewesen war.“

Ein Passagier der zweiten Cajüte, Philipp Berry aus Hadenham (New-Orleans), welchen das Feuer in der Cajüte überrollte, entging dem Tode nur dadurch, daß es ihm gelang, durch das Schloßig am hintern Theil der Cajüte zu entkommen. Nach dem Ausgange derselben fand er bei Anknüpf auf Tsch drei oder vier Officiere beschäftigt, ein Boot in's Wasser zu lassen, was aber nicht gut gelingen wollte, da eins der Tauen, an denen es hing, nicht leicht nachgab. In dieses Boot wollte, berüchtigt Berry, auch der Capitain steigen, trat aber fehl und fiel in's Wasser, wo er alsobald versank. Ferner bemerkte dieser dem Tode Entkommene, das Schiff habe damals etwa 8 bis 9 Knoten gemacht, und die Wache in angubalanciren, sei unmöglich gewesen, weil alle Ingenieure, wie erwähnt, vermutlich sehr bald nach Ausbruch des Feuers erstickten. Die Schützern der Scene auf Tsch, die Berry anfab, waren beygerichtig. Unter andern kam eine Frau auf ihn zu und bat ihn um Göttemillen, er möge ihr doch den Hals abschneiden; sie lieh wie wahnsinnig auf dem Tsch umher und ging seinen Blicken bald verloren. (Ein zweiter Artikel mit neuen Details in nächster Nummer.)

## Wörter und Blüten.

**Der chinesische Damenfuß.** Ueberall wissen wir von blingere Geete, dem Zimeo-Gesellschaftlichen, der seine Fieele in einem beliebigen Ende (China im 1875-76) vertheilte, ganz genau, wie der chinesische Dama mehrheitlich nicht aus der sich höchstwahrscheinlich in allen Tabalen der Kunst zeigen. „Die blücker Fieele des Wüchens steht schon den weitest-entfernten Schönen Augen, einem formelhaften Klumpen. Der Wüchere die Fußstiege nimmt die Stelle des Knöchels an und Alles, was blüch, um daran zu gehen, war der Wüchere der ersten Zehe und die Fieele. Das ist der kleine Fuß der Sinesinnen, ein Züchden Zehe und ein Züchden Fieele mit einem großen Wüchere. Aber der ersten Wüchere, zweites und drittes Stadium der Fieeleformung, listen noch große Schmerzen in den beifigen, entzündeten Füßen. Die nächste war noch im Anfang des zweiten Stadiums, von welchem schwarze Rinde oft herben. Die Fußstiege war zu einem Beinen zusammengepreßt, Fieele und große Zehe möglichst nahe einander gedrückt. Diese Fieele ward nach und nach immer enger gedrückt, Blut nach Blut. Der Fuß schloß sich und erstarrte sich, die Schmerzen sind oft furchtbar, aber die jämliche Mutter bittet aus. Die vier jüngsten Wüchere waren noch im Fortschreiten, in welchem die große Zehe freigeblieben, die vier andere aber sehr unter den Fuß gedrückt werden, bis sie dem Auge ganz verschwinden, ihre Articulationen verlieren und mit der Fußstiege nicht mehr trennbar. Späher oft kommen die verschiedenen andern Fieele Formen, bis die Dame auf großer Zehe und Fieele, nicht neben einander, frei, aber sehr ungesund, einander kann.“

Dies stimmt so höchlich, so genau, so entsetzend, daß man general sein möchte, anzunehmen, schon wegen der Dama'siege müßten diese gräßlichen Barbaren nichterrathet und mit weiblicher Civilisation bekann gemacht werden. Aber von diesem Standpunkte können die Chinesen ein größeres Recht, um nichterrathet zu sein, da wir Frauen, Lehrer und Schmeichler haben, die mit ihrem Weibe, mit ihrem Züchden, die alle edler und wichtiger sind, als die Fieele — eben die gräßliche Zureure vornehmen, wie die Chinesen mit ihren Wüchere. Und dazu der froh bühnende Treue eines Dames, der wie Herausforderung in allen Fieelearten und Fieeleformen ausbleibt! (Wie jähig und stumm war dagegen die alle „Sierische“?) Und dazu die ersten Weilen (eine englische Fieele in Birmingham verarbeitet jete Wüchere 10 Centner Given zu Dama'siedeln) und die inhaltslossten bühnenden Fieele! Schon tief alle mensliche Form — nicht zu reden von weiblicher Grazie, Schönheit und Züchtheit — zu Caricaturen aufzubühnen längerer nicht aus, als hätte jete Frau und Jungfrau einen Antlitz zu verlieren, den die erste (obgleich vertheilte) Gränderin dieser Wüchere nicht durchsichtig damit belohnen und vertheilen wollte? Die englischen Dama (ich noch nicht, wie's andere machen) geben ihrer Fieele die Wüchere nach einem kühnlichen Gräbter. Sie tragen alle weiße, geschidte Unterleide, welche die Welt bewundern soll. Das Fieele, was sie dabei thun, sobald sie auf die Straße kommen, beacht' dazu, mit beiden Händen auf beiden Seiten die ängere, aufgeschwemmte Schokolade aufzutun, sie über dem

Wüchere festzuhalten und dann mit großen, frohen, runden Augen und bühnen ansetzenden Dute wie lühnendbühnende Fieelemitte auf der Straße bühnen. Ich habe nicht eine lühnendbühnende, kühnliche Wüchere? Fieele, die die lühnend, geschmeidig und gebühnende Fieele nicht zehlich und unter Züchden unter lühnend kühnliche Fieele (genannt aus „Angländer“ für uns und Fieele) dagegen abgeschmüpft, wir würden unter Frauen, Lehrer und Schmeichler mit Gewalt unerbittlich, wenn sie Mene möchten, in solcher Verwundung und Verwundung ihrer Schönheit und Züchtheit auf die Straße zu gehen. Wir weibliche Civilisationen vertheilen! Wir Chinesen und andere Weilen lühnen wollen! Um bei den lühnenden Füßen und lühnen vertheilten Jungfrauen-Füßen zu bleiben, bemerken wir, daß nur vertheile Chinesinnen (und das auch abnehmen) so zerleitet werden, während bei uns jedes arme Bürgermädchen sich in einem eiserneisenen Fußbühnen fest, die Züchle und die ersten inneren Züchle zerleitet und ein Züchden steht auf den hintersten Füßen wehete. Selbst Fieele und Fieele kühnliche Wüchere ausbleibt, bemerkt kein. Der Zweck dieses weiblichen Fieele ist dagegen die Chinesen in ihrer neuen, geschidten Fieele und in den Fieele aus jete ihrer Klumpen! Alle lühnen und oft noch ein Weilen weibliche (und auch ein bühnen weibliche) Civilisation unter uns lühnen vertheilen und die Dama'siedeln einbühnen.

**Literarische Anzeige.** Von dem mit reich wissenschaftlichen Geiste, deutscher Grundsätzlichkeit und deutschem Fleiß bearbeiteten, sehr interessant gehaltenen culturhistorischen Werke: „Die Frauen“ von Guhas Klemm (rühmlich bekanntem Culturhistoriker) ist schon der fünfte Band (Dresden, Arnott) erschienen, und wird mit dem nächstbühnlich zu erwartenden fünften Bande dieß Jahr, welches eine hübsche Zeile in der jetzigen Buchgeschidte ausfüllt, beendet sein. Der Zweck dieses wertvollen Werkes köchle unmaßbar darin: durch lühnliche Zusammenstellungen der aus den Quellen geschidten Zuhäheren zu zeigen, welchen Einfluß das weibliche Geschlecht zu allen Zeiten und in allen Böhnen auf die Entwicklung der menschlichen Cultur geübt hat und lühnen während noch übl. Wir erheben daher im ersten Bande die hübsche und geschidte Frauen bei den positiven und activen Fieele außerhalb Europa. Alle übrigen Bände haben lühnlich die Frauen Europa's von Griechenland der Vertheilung, und werden hier die Frauen in Familienkreisen und in der Gesellschaft, ferner als Fieele, Helikonen, als Fieelegerinnen der Religion, auf dem Gebiete der Kunst und des Wissens in einer überausreichenden reichen Fieele von Böhnen aus dem Fieele und geschidten Leben vertheilt. Es köchle sich denn diese lühnlich lühnlich auszuzeichnen lühnlich Bände gleichsam als weibliche Fieele in der Vertheilung des lühnlichen Hauptwerkes: „Mittgemeine Culturgeschidte der Menschheit“ (10 Bände, Leipzig, 1843 bis 1852) an und dürfen sich einer gleich ehrenreichen Aufnahme von Seiten des Publicums und der Kritik zu erheben bühnen.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:  
**Hofmäster, G. A., Der Mensch im Spiegel der Natur.**

Fünf Bände mit vielen Holzschnitten. Preis 4 Bnd 1 Thlr. Ernst Keil.

# Die Gartenlaube.

Illustriertes Familienblatt. — Verantwortl. Redactoren H. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1 $\frac{1}{2}$  bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

## Rath Braunstein und Familie.

Ein Lebensbild von Ernst Frigé.

### I.

In einer der gesegneten Blumen Deutschlands, welche Anmuth mit Ausdauer vereinigen, finden wir eine hübsch gebaute, von thätigen und muntern Leuten benehete Stadt, die wir Blaubeerg taufen wollen, um sie nicht ganz namenlos in unserer Erzählung agieren zu lassen. Die ganze weite Landschaft um diese Stadt trägt den eigenthümlich idyllischen Charakter derjenigen Berggegenden, welche nur weiche, saftig grüne Wiesenmatten und wellenförmige, wolkenbedeckene Höhen in schäferlicher Abwechslung aufweisen. Eine gewisse Besse umwogte die Stadt mit ihren allerliebsten Umgebungen und auf ihren Straßen ruhte der Hauch des Friedens. Harmloser Sinn zeichnete die unteren Schichten der Bevölkerung vortheilhaft aus, aber in den Cotieren der höheren Stände war es, wie überall in der Welt, wo Militär, Beamte, Adel und reicher Bürgerstand zusammentreten, um sich zu amüsiren.

Es gab in Blaubeerg ein Appellations- und ein Kreisgericht; es gab dort reisende und nichtreisende Officiere; es gab arme und dabei hochgestellte Edelleute; es gab Regierungsbeamte und pensionirte Militärpersonen; dann aber gab es auch noch reiche Kaufleute, die es sich zur Ehre schätzten, zur haute volée gezählt zu werden.

Der Kampf um Rang, Stand, Ansehen und Repräsentation ruhte in Blaubeerg, wie überall, mehr in den Händen der Frauen, als der Männer, und während sich die Letzteren nur gemüthlich zeigten, sich geistlich zu stellen, wogen die Damen behutsam die Rang- und Standesunterschiede ab, bevor sie sich einem Kreise ganz hingaben.

Der Appellationsgerichtsrath Braunstein gehörte in der Stadt Blaubeerg zu den hervorragenden Persönlichkeiten. Er benehute das hübschste Haus dort und hatte die eleganteste Frau. Er selbst war, trotz seiner zweiundfünfzig Jahre, noch ein hübscher, sehr feiner Mann, woraus er sich freilich lächer Gottes gar nicht zu machen schien, und die Frau Appellationsrätthin Braunstein konnte ebenfalls, ungeachtet ihrer siebenundvierzig Sommer, noch in der Reihe schöner Frauen auftreten, worauf sie denn auch so viel Werth legte, daß sie mit einer Sorgsamkeit, die aus Väterliche grenzte, die moderne Kunstfärbung ihres siebenundvierzigjährigen Körpers besorgte.

Der Morgen eines Septembersonntages war beinahe bis zur Mittagsglocke vorgeführt, als der Rath Braunstein, tief beschäftigt, in seinem Zimmer weilte, während die Frau Rätthin mit exemplarischer Geduld und Gelassenheit Toilette in ihrem Deutoir machte.

Von fern her drangen die Töne einer Militärmusik, auf die sie mit wohlgefälligen Kopfnicken bisweilen lauschte, und endlich, unter den rauschenden Klängen der Wilhelm-Teil-Duvertüre, wellendete sie ihr gelungenes Kunstwerk einer Modedame, inwieweit sie die Futtbänder ordnete und die knappen Handschuhe überpresste.

Noch einen einzigen Blick warf sie in den Ankleidespiegel, der ihre ganze Figur in gemüthlicher Breite wiedergab, und dann trippelte sie eilig über den Vorfaal hinweg, um mit einigem Geläch die Thür zu ihrem Kammer-Zimmer zu öffnen.

„Aun, Edward, bist Du fertig?“ fragte sie im Eintreten, ohne jedoch die Wäde von ihren Handschuhen emporschieben, die sich beim Zuthustens widerstrebend zeigten.

Der Rath fuhr erschrocken von seinem Schreibtische empor. Sein Bild verrieth eine völlige Abwesenheit der Gedankens und das Väheln der Brusttheil thronte auf seinen Rippen.

„Was meinst Du, Laurette, was?“ fragte er sanft.  
Die Dame hatte aber schon die wenig schmeichelhafte Uebersetzung gemacht, daß sie einmal wieder vollständig von ihrem Gatten verlassen worden war. Er sah im Schlafrock, wie an jedem andern Sonntag, und schrie.

„Rein Dummel, was soll ich davon denken, Edward? Du hast Dich ja nicht angezogen!“ rief sie, weit weniger sanft, als er.  
„Weshalb anziehen?“ fragte der Rath, augenscheinlich mit seinem Gedanken schon wieder bei seinem Refectate.

„Bistst Du etwa nicht mitgehen?“ warf die Rätthin pilfert ein.  
„Behin?“

„Nach der Eisenbahn?“ antwortete sie kurz und ärgerlich.  
„Wozu, Laurette, wozu?“

„Rein, das überflüssig denn doch Alles, was bis jetzt dagewesen ist!“ rief die Dame voller Unwillen. „Du hast kein Herz, wahrhaftig, Du hast kein Herz!“

„Wie so? Rein Herz? Nein, Laurette, ich habe nur keine Zeit, mit zur Eisenbahn zu gehen.“

Madame schlug die eingehandschubeten Hände kräftig zusammen.  
„Daß sich Gott erbarme! Ja, Edward, Du hast keine Zeit! Ich hätte es nachgerade lernen sollen! Du hast nie Zeit, niemals! Einen Mann zu besitzen, wie Du bist, ist doch das aller schlimmste Unglück für eine gefühlvolle Frau!“

„Aber, Laurette —“ wendete der Rath sehr sanftmüthig ein, indem er seine Feder wieder ergriff, eintauchte und Wiene machte, weiter zu schreiben.

„Schreibe nur, ich will gar nichts dagegen haben,“ eiferte die

Näthin nun in vollen Bornesskannen, indem sie ihre Mantille selber um sich zog und sich ansah, das Zimmer zu verlassen. „D, hätte ich das vor dreißig Jahren gehabt!“ Sie schlug die Thür ziemlich unmanierlich zu und eilte die Treppe hinab.

Braunstein sah nachdächtig vor sich wieder. Er versuchte, seiner Bestreitung Herr zu werden, um den Zusammenhang in dieser Scene zu fassen.

„Was ist es nur wieder?“ murmelte er, aber sein bedeutungsvolles Kopfschütteln bewanderte, daß er sich vergeblich nach einem leitenden Faden in diesem Labirinth umschau. Bald äherschlich ihn wieder die volle Klarheit seiner Geschäftstätigkeit und er vertiefte sich ohne Gemüthsstöße in seine Arbeit.

Während dieser Zeit wanderte die zerrig Appellationsgerichts-räthin, äußerlich graziös und vollendet elegant, die Straßen hinab, die zur Eisenbahn führten, empfangend halbwegs die Grüße der jungen und alten Officiere, welche an grande tenue von der Parade kamen, und schlug dann leuchtend den schmalen Weg zwischen den Gärten ein, der bei dem Perron auslief.

Jetzt erst fielen ihre Gedanken mit erneuerter Bitterkeit auf die eben erlebte Scene mit ihrem Gatten zurück.

„So geht es“, dachte sie, ärgerlich ihren Schritt beschleunigend, denn die locomotive signalisirte in der Ferne, „so geht es, wenn man durch die Märchen der Kindermüt auf Trümpfe geräth und in dem ersten Wanne, der uns nahe tritt, das Ideal seiner Träume anbietet! Ich Jäthin habe ich nach dem Zeitpunkt geschmachtet, der mich zu dieses Mannes Gattin erheben konnte — elf Jahre war ich eine Jäthin, eine treue Braut, um dann nach und nach die unglücklichste Frau zu werden.“

Ihre Gedanken durchliefen schnell den weiten Zeitraum, den sie hinter sich hatte. Mit phantasistischen Begriffen von Liebe und Glück war sie in die Welt getreten und hatte, vermöge ihrer lebenswichtigen Persönlichkeit, die Liebe eines schönen, vielversprechenden Studenten errungen, der sie unter der Aufsicht, „vermaleinigt Krieger zu werden“, sogleich zu seiner Braut machte. Nach elf vollen Jahren war sie dann ihrer hübschen Genard Braunstein Gattin geworden, um gleich darauf zu der Ueberzeugung zu kommen, daß ihr Mann mehr zu thun habe, als sie für ihr Liebes- und Lebensglück zuträglich hielt. Er hatte nicht Zeit, mit ihr die Wohhabungen zu durchstreifen, er hatte nicht Zeit, sie Parade zu führen und als gehorsamer Diener bereit zu stehen, wenn sie einen Spaziergang zur nothwendig hielt. Zuerst strappete sie diesen Umstand, dann aber fand sie sich darin und suchte ihr Vergnügen auf andern erlaubten Wegen. Sie spielte mit Geschild die Mutter-dame der Wede, verzog aber dabei, daß sie zu alt für jugendliche Weiden wurde. Kleine Späterieen ihres Mannes ignorirte sie und weiter verzog sich der Rath Braunstein nicht, wenn er auch inactuell umzuwerden über die Weisheit- und Geschmacksrichtung seiner Gemüthsart. Von Natur zur Bestreitung und Vergesslichkeit geneigt, bildete sich diese Naturanlage im Laufe der Zeit und unter der Einwirkung der Verhältnisse bis zum Heiler bei ihm aus und zeigte sich namentlich, zum größten Leidwesen der Näthin, in Rücksicht auf gefällige Verhältnisse, denen sie eine ungenügende Wichtigkeit beizulegen pflegte. Seine Verhältnisse, zu abstract von den kleintlichen Dingen, die seine elegante Gemüthsart zu ihrem Gatten erheben hatte, rißen nach und nach eine Kluft zwischen den Vätern, die sich außerdem keineswegs haßten, denn kleine Anfälle von Festigkeit abgesehen, mußte man der Näthin Braunstein zur Ehre nachsagen, daß sie sich wunderbar gut mit ihrem Ehemann zu stellen wußte. Freilich aber wurde sie dabei unterthänig von der unaussprechlichen Folge fertiggeleiteter Bestreitung, die zuletzt in Intoleranz übergeht, um sich ein gewisses Ungeheures zu sichern.

Eine halbe Stunde nach der unwillkommenen Erklärung warf der Rath, tief aufathmend, die Feder auf das Schreibzeug. „Das war ein schweres Stück Arbeit“, murmelte er vor sich hin, indem er nach dem Cigarettenfalter griff, um sich mit einer Paraxanna zu belohnen. „Nieder will ich mich mit einer Region Feinde herumcapituliren, diplomatisch die Gerechtigkeit einer Zurückweisung Freunden gegenüber zu bewähren.“ — Er spitzte die Cigarette ab, brante sie an und murmelte weiter: „Ja, wenn es sich der Mühe lohnte, noch vorwärts zu streben! Warum aber sollte ich wohl die bequeme Bahn zum Alter verlassen, um mich durch den Wellenschlag der Nüchternheit auf eine Höhe schleudern zu lassen, wo ich ebenfalls, wie hier, allein liege? Ja, wenn ich Ehemann hätte —!“

Er trat langsam an's Fenster und blickte erst inne und stimmte

hinab auf die Straße. Seine Phantasie hing noch immer an dem Berichte, den er, in Folge einer Privatansage des Ministers, so eben zu Stunde gebracht, nachdem er ihn, ungeschlüssig, seit mehreren Tagen verschoben hatte.

Nedamisch richtete er das Auge auf zwei Damen, die über den Straßenbaum fort auf sein Auge zuflüchteten. Es war keine unglücklich elegante Frau — er erkannte sie sogleich an dem Ueberflusse von Epigen, Band und Blumen. Aber aber war die andere Dame? Repphüttend verfolgte er mit den Blicken beide Frauen-gestalten, bis endlich die Begleiterin der Näthin den Kopf emporbob und ein liebes Gesicht zu ihm emporschaute. Wie ein Blitzstrahl erleuchtete plötzlich die Nacht der Erinnerung sein Inneres.

Jetzt mußte er, was der Jern seiner Gattin zu bedeuten gehabt hatte. Wahrscheinlich sie hatte Ursache dazu gehabt! Ein herzlich frohes Lächeln zog wie Sonnenleuchten über des Mannes Züge.

„Himmel, meine Hermine!“ rief er laut und eilte mit jugendlicher Lebhaftigkeit der Treppe zu, um seine Tochter im Ausdrücke einer lebensschmerzlichen Freude des Wiedersehens stürmisch zu umarmen. Unter der Wärme weniger Zärtlichkeit fragte er sich dabei zum ersten Male einer unvergleichlichen Vergeltung an und bot seiner schmollenden Gattin bittend die Hand zur Veröhnung.

Sie verzögerte sich indes nicht, aber sie nahm doch kluger Weise die Gelegenheit wahr, ihm in haarfcharfen Worten sein Unrecht gegen sie und sein einziges Kind im Allgemeinen und Speciellen vorzubalzen.

Nach Braunstein lachte in seiner herzgewinnenden Weise und räunte für's Erste Alles ein. Es war richtig, daß er, von der Rückkehr seiner Tochter unterrichtet, fest versprochen hatte, mit der Näthin nach der Eisenbahn zu gehen, aber er wendete ein, daß es ebenfalls ein Versehen von dieser gewesen sei, ihn „vor dem Beginn ihrer großen Empfangsreise“ nicht nochmals an diese familiens-begegnung zu erinnern, da er durchaus „keine Zeit habe“, an dergleichen Dinge zu denken.

Die Näthin ließ den Einwand nicht gelten. Sie meinte, sein Vaterberg müsse ihn an solche Dinge erinnern. Was die Leute nur davon denken sollten, das er ruhig am Schreibtische säße, während sie allein hingeitelt sei, ihre Tochter nach monatelanger Abwesenheit wieder zu umarmen.

Ein eigenthümliches Lächeln, von einem schnellen Blick über ihre ganze Gestalt hin begleitet, verrieth deutlicher, als er selbst es dachte, daß er im Stillen meinte, sie made Etaat mit ihrer Mutter-liebe und das Töchterchen habe vielleicht den einsachen Vater liebt nicht so nötig zum Empfangen gefunden, als die prunktreibende Mutter.

Hier lag die Tragik seines Alltagslebens, welches den leise bedrörenden Barm innerlicher Verthimmung in sich verbarg. Nachdem er mit einigen schwachen Besuchen, seine junge Gattin zur Theil-nahme in edlerer Interessen zu gewinnen, früher geheitert war, wendete er sich mit Hoffnung seinem einzigen Kinde zu, das ihm von der Natur hinderebend günstig ausgehatter erschien, um neben ihm zu wandeln.

Auch diese Erwartung scheiterte. Hermine Braunstein wurde der Äste ihrer modernen Mutter und operierte bereitwillig die schönen Gaben der Natur gegen die Trümmer der Angerlichkeit.

Als der Rath Braunstein diese Erfahrung gemacht hatte, quittirte er seldemäßig seine Lebenskreise, warf sich mit regem Eifer seinem Berufe in die Arme und verlor natürlich von da an jedes tiefere Interesse für seine Familie. Hundert andere Männer mühten die Träume ihrer Jünglingsjahre von „familienglück“ begraben, weshalb sollte er nicht versuchen, sich bei dem traurigen Zufalle seiner Verheirathung durch andere Lebensgenüsse schadlos zu halten? Er wählte, seiner edlen Natur zu Folge, die Bahn der Wissenschaften, um sich Kleinigkeiten zu verträumen. Dadurch versiel er natürlich mehr noch, als selbst, seiner Neigung zur Vergesslichkeit, aber gleichzeitig genau er auch dadurch eine Bedeutung in der juristischen Welt, wovon er nicht eher etwas ahnte, als bis ihm Anträge vom Ministerium gemacht wurden, die einen mehr ehegigen Mann in Entfalten versetzt hätten. Er aber lehnte, seiner Gemüthshegarchie vollen Spielraum lassend, alle Vorschläge ab, obwohl es den sichersten Weg zum Chefpräsidenten durch eines Obergerichtes in Aussicht stellten.

Man beruhigte sich nicht bei dieser abschläglichen Antwort, denn man konnte das Wissen und die Theorien eines Juristen, wie Rath Braunstein, gerade gebrauchen. Der Minister, von früherer Zeit

her mit ihm bekannt, richtete ein Fremdenzort an ihn, um ihn für die vorliegende Stellung zu begünstern.

Auf diesen Brief hatte er an dem Sonntagmorgen, wo wir ihn tief verfunken im Schreiben saßen, endlich ausführlich, jedoch abermals ablehnend, geantwortet und seine Gründe dafür mit aller nur möglichen Euphemie zu motiviren gesucht. In der That hatte er aber keinen triftigen Grund weiter, als „ein Leben, das er als abgeschloffen vor sich liegen sah, nicht jockdes von Neuem zu beunruhigen.“

Wir haben gesehen, daß er sich eine Alternative stellte, indem er seinen Entschluß von dem Besitze einiger Ehre abhängig machte. Seine Tochter gehörte also nicht mehr in den Bereich seiner Lebenspläne, seitdem sie als Abbild ihrer oberflächlichen Mutter prangte.

Mit seiner Gattin stand er auf einem Fuße, der ihn eigentlich in den Augen aller vernünftigen Menschen fälschlich compromittirte. Man glaubte ihm allgemein dem Panteffel-Requiem der eleganten Häuser verfallen, während er sich ganz einfach nur nicht darum bekümmerte, was seine Gemahlin zu ihm und zu lassen für gut befand. Die ergößlichen Geschichten, womit sich das Publikum amüßte, kamen ihm nie zu Ohren, sonst würde er sich männlich gegen die falschen Auslegungen seiner schlechtesten Hinnennung zur Herrlichkeit gekehrt haben. Wüßte man es, daß er häufig erst im Beginne eines Feindes in seinem eigenen Hause Nachricht davon erhielt und daß seine Tochter es sich zur Regel gemacht hatte, ihn jedes Mal mit den Worten zu unterrichten: „er möge sich aufheben, denn es sei große Unschicklichkeit bei ihnen! — Allein dies Verfahren beruhte weniger auf einer Rücksicht auf den Haushalt gegen ihn, als auf seiner eigenthümlichen Nichtbeachtung der häuslichen Angelegenheiten.

Mutter und Tochter hatten im Grunde einen außergewöhnlichen Respekt vor dem Hausherrn, der sich durch die enge Sanftmuth seines Wesens, treu aber keinen Kompromissen, stets wach erhielt. Er liberirte sich nie in seinen Ausrücheln, während die sehr lebhafte und reizbare Frau Käthin durch heiße unüberlegte Worte die Achtung gegen sich selbst schwächte und schon dadurch, daß sie immer gezwungen war, die Auslösung mit ihrem Gatten zu suchen, in den Augen ihres aufmerksamen Töchterchens zu einer Zeit verloren hatte, wo sie daselbe noch seiner Kritik fähig hielt. Mit dem dunklen Bewußtsein seines Wertes entspann sich in späteren Jahren in Hermine's Herzen eine weit innigere Liebe zum Vater, als zur Mutter, und es hätte vielleicht nur eines ersten väterlichen Wortes bedurft, um sie dem Hüttenflaute der mütterlichen Lebensphäre abzuwenden und zu einer Beschäftigung der ersten Gemüthsrichtung des Vaters zu machen. Dieser gab sich aber niemals die Mühe, ihr die Wichtigkeit ihres Erbens zu erklären, weil er auf diesem Felde der Erziehung in der eigenen Gattin die größte Widersacherin gefunden haben würde.

Hermine war vier Monate verreiselt gewesen. Der Rath Braunstein hatte ihre Abwesenheit kaum bemerkt und beachtet. Woher kam es, daß jetzt plötzlich ihre Wiederkehr sein Vaterzorn mit einer sonderbar leidenschaftlichen Freude erfüllte, daß ihn seine Tochter anders, schöner, bedeutender, lebensvoller und lieblicher erschien? War das nur der Verklärungsschimmer der Entbahrung?

Ein Ange hing erklaunt an diesem lebenswichtigen Wesen, das er seine Tochter zu neuem berechtigt war, und so oft er auch Anhalten traf, sich endlich auf sein Zimmer zurückziehen, um den am Morgen angefertigten Brief zur Expedition reis zu machen, immer zog es ihn wieder zurück in die Nähe der hohen Schwägerin, deren heller, fröhlicher Stimmenklang mit einem Male anhebender für ihn wurde, als die prächtigste Musik. War es denn wirklich der Reiz des Wiedersehens, der ihn so mächtig ergriß, und ihn zu liebevollsten Kundgebungen seiner Vaterfreude hinriß? War es denn auch nur der Reiz des Wiedersehens, der Hermine's Blick mit einer wahren Gluth der Begierde erfüllte, wenn sie sich strahlend vor Glüd in ihres Vaters Arme schmeigte, die er ihr immer von Neuem bereitwillig siffnete?

Endlich eif der Rath sich los und ließ Mutter und Tochter allein. Er nahm denselben Platz wieder ein, den er am Morgen seiner Tochter zuzug verlassen sich nicht getrunnen gefühlt hatte. Niemand dachte er daran zurück. Ein Befremden eigener Art beschlich ihn dabei. Er vergegenwärtigte sich die Minuten voller Genüge, die er jetzt durchlebt und, von dem Strahle heiliger Sympathie getroffen, wach und lebendig genossen hatte. Er fühlte zum ersten Male, wie bitter er getarbt hatte, wie einsam sein Herz, wie

durchkälter sein Gemüth gewesen war. Kopfschütteln zergliederte er seine Eelenstimmung, die ihn zu einer Würdigung der töchterlichen Liebendwürdigkeit zwang und ihn gleichsam zum Eingeständnisse eigener Ungracbarkeit gegen sie anforderte. Er forschte dem Ursprunge seiner veränderten Vatergeföhle nach und kam zu dem Resultate, daß in Hermine eine wesentliche Umwandlung vorgegangen sein müßte, der er ferneres Beobachten wünschte.“

Bei diesen Trümmereien blieb sein Verstand an den Minister ganz natürlich in derselben Beschaffung und wurde nicht zur Rast erpedirt. Als die besten Glockenläute der Statuette ihm angingen, daß es für diesen Tag zu spät geworden war, warf der gute Herr leichtfertig, wie nie, die Schreiberei bei Seite und beschloß, wieder in's Familienzimmer zu gehen. Eilig seinen Versuch ausübend, trat er gerade durch die halb offen gebliebene Thür in's Vorzimmer, als Hermine mit etwas betrübter Stimme die Frage an ihre Mutter that:

„Ist es wahr, Mama, daß der Vater auf Deinen speziellen Wunsch eine ehrenvolle Berufung nach der Residenz angeschlagen hat?“

Die Käthin sah bekümmert einen Moment zu der Tochter auf und antwortete schnell:

„Davon weiß ich nichts, kann also keine spezielle Wünsche ausgesprochen und geltend gemacht haben. Wer sagte Dir das?“

„Es erzählte „Jemand“ in einer Gesellschaft davon, ohne zu ahnen, daß ich die Tochter des Appellationsgerichtsrathes Braunstein sei.“

„O —“ warf die Käthin gleichgültig ein. „Du widerspreche doch dem Gerüchte?“

„Das konnte ich nicht, ohne mich kloßzustellen,“ antwortete Hermine, stöcklich mit einer Befangenheit kämpfend, die sonst, namentlich ihrer Mutter gegenüber, gar nicht in ihrem Wesen lag. „Man hatte meine Vater eine „Gelehrter“ genannt, und „Jemand“ wollte so schön gewesen, ihn für den besten Juristen seiner Zeit zu erklären — nach solchen Hochbuhnen wagte ich mich nicht als die Tochter des Appellationsgerichtsrathes Braunstein kund zu geben.“

„Wirst Du denn der Gesellschaft nicht vorgefleißt?“ fragte die Käthin befremdet.

„Ja wohl, aber der Herr, welcher dies mittheilte, war viel später eingetroffen. Er mag nachher zu meinem großen Schrecken erfahren haben, daß eine Tochter des Braunsteins sich Ehegarnes, das er als ein ganz unpassendes Paar stillerzte, Obrenzeugin seiner Kritik gewesen war.“

„Wie siehst du den Herrn? Kennen wir ihn?“

Hermine ließ gefühlvoll die erste Frage unbeantwortet, indem sie lebhaft erwiderte:

„Nein, weder Du noch der Vater kennt ihn, und er selbst kennt Euch Beide auch nicht. Was er von Euch mittheilt, war das Tagesgespräch der Residenz, und hatte sich denn eben herab durch alle Kreise verbreitet.“

„Läßt sie in der Residenz sprechen, was sie wollen, Hermine,“ fiel die Käthin eilig ein. „Du siehst, daß sie dort eben so gern klatschen und lägen, wie anderwärts. Es kann freilich sein, daß Dein Vater einmal wieder „vergesen“ hat, mir etwas mitzutheilen, was immerhin und auf alle Fälle Interesse für mich haben könnte, allein ich will mich darüber nicht weiter grämen und auch nicht darüber etwas vergessen, was mir weit näher am Herzen liegt, als Deines Vaters Berufung nach der Residenz. Hier wie dort hat er keine Zeit für uns — also laß ihn gehen, wohin er will, und beantworte mir lieber die Frage: wie sieht es denn mit Deinem Herzen?“

„Nichts weiter, Mama,“ entgegnete Hermine mit fröhlichem Lobe, „als daß ich ihn vergessen habe.“

Die Käthin sah sie strafend an.

„Keine Leichtfertigkeiten in Herzensangelegenheiten, mein Kind!“ rief sie eräunt.

„O — Mama, mein Herz hat nie etwas mit Bruno von Zahnenhorst zu thun gehabt,“ erwiderte Hermine, hoch den Kopf aufwerfend. „Du hast mir gesagt, er liebe mich, und darauf habe ich Dir geantwortet: ich aber liebe ihn nicht!“

„Es ist aber mein Wunsch, daß Du seine Gattin wirst,“ sprach die Käthin lach und heilig.

„Deinen Wunsch kann ich nicht erfüllen!“ erklärte Hermine fest, aber mit sehr sanfter Stimme.

Der Rath Braunstein, immerfort ein unsichtbarer Zeuge des Zwiespächts, konnte sich kaum enthalten, in einen Beifall auszubringen. Er trat so nahe wie möglich an die Thür, um sein Wort von einer Unterhaltung zu verdecken, die ihm einen Einblick in Herzen gestattete, welche er weniger kannte, als die Branberger Bevölkerung. Selbst gleichgiltig gegen das, was Mutter und Tochter zu diskutieren hatten, waren ihre Gespräche bis dahin hinfuss an seinen Ohren verübergegrauscht, trotzdem er bisweilen dicht neben ihnen gesessen hatte.

„So muß ich Dich dazu zwingen, mein Kind!“ rief die Käthlin mit erhebener Stimme.

„Zwingen — Mama,“ lachte Hermine. „Mich zu einer Fei-rath mit dem Lieutenant von Hahnenhorst zwingen?“

„Ich habe die Mittel in der Hand!“ drohete die Käthlin, ernstlich böse.

„Halt“ ein, Mama! Ehe Du Dich in Deiner Festigkeit zu tragischen Entschlüssen begeisterst, will ich Dir Geständnisse machen. Ich habe Jemanden kennen gelernt, der es mir unmöglich macht, eines Andern Gattin zu werden.“

Die Käthlin barrete sie erschrocken an.

„Hermine — Du hast Dich verlobt? — Du hast vielleicht daselbst Eheschulz zu erwarten, wie ich?“

Das junge Mädchen schlug in einem Augenblicke vollständiger Ueberrumpelung beide Hände zusammen, hob sie mit Inbrunst empor und murmelte kaum hörbar:

„O — wenn ich das hoffen könnte — wenn ich das hoffen könnte — ich wollte gern oft Jahre um ihn dienen und mich seiner würdig machen —!“ Dann ließ sie schnell besonnen die Hände sinken, und rief heiter: „Trübe Dich, Mama — verlobt habe ich mich nicht, werde auch nie darauf hoffen können, dieses Herrn Beifall zu gewinnen, denn er verachtet mich als Mode- und Putzweib, wie Mama mich ihm genannt hat!“

„Ei! Jahre Brant!“ rief während der letzten Worte die Käthlin unter einigen Zeichen innerlichen Schauders. — „Du weißt nicht, wie albern Du wünschst. Nein, Hermine, Du fährst nun in kurzer Zeit Deine Verlobung mit Bruno und im nächsten Jahre ist Deine Hochzeit. Das Erbtbeil, welches mir von meinem Onkel zugewallen ist, reicht gerade hin, die notwendige Empfangsumme zu schaffen. Daß Du Bruno nicht schwärmerisch liebst, ist mir eine Garantie Deines zukünftigen Glückes.“

„Ich für mein Theil habe Liebe zum Manne für ein Haupt-erforderniß zur Ehe,“ fiel Hermine sehr gleichgiltig ein.

„Grundfalsche Ansichten, mein Kind! Mein Leben beweist es, daß man durch die treueste Liebe am unglücklichsten wird.“

„Wißt Du denn unglücklich, Mama?“ fragte Hermine, halb erschredend, halb ungläubig.

Die Käthlin schlug etwas verwirrt die Augen nieder.

„Ich habe resignirt!“ sagte sie dann mit Pathos. „Aber ich will Dich glücklich wissen. Bruno, mit seiner unansprechlichen Sorgfalt für Frauen, wird Dich vor dem Schicksal, was mich elend macht!“ Ein süßes Lächeln Hermine's verrieth, daß sie eine andere Meinung von dem weiblich weichen Sinn des Herrn Lieutenant Bruno von Hahnenhorst hatte.

„Glaube mir, mein Kind, und vertraue Du meiner Erfahrung,“ jubte die Käthlin fort, „nur ein Officier ist im Stande, eine Frau vollständig glücklich zu machen, nur ein Officier! Er allein hat den nöthigen Gemüthsfond! — Der Officier allein übt die seinen ritterlichen Artigkeiten gegen das Weib seines Herzens — der Officier allein ist von der Erziehung gegen seine Herzensbände durchdrungen, die uns zu unserm Wohlsein nöthig ist — der Officier allein versteht es, dem Leben seiner Gattin Bedeutung zu verleihen, ihre Stellung zu sichern und seinem Stande gemäß sie in der Welt zu situiren — der Officier allein verzieht über den Pflichten seines Berufes nicht die Gattin, sondern präsentiert sie in dem Maße, das sie beanspruchen kann — der Officier allein behält die haltbare Achtung bei, die der Verlobte seiner Braut beweiset — der Officier allein hat „Zeit“, sich mit seiner Gattin in den Eiteln seines Standes zu zeigen! Du wirst es mir erst nach Jahren danken, daß ich für Dein Lebensglück kämpfend aufträte!“

„Liebe Mama, ich danke es Dir schon heute,“ fiel Hermine mit der Stimme der Ueberrumpelung ein, konnte aber einen gewissen schelmischen Ansdruß nicht ganz verbergen. „Aber trotz meines Dankes bin ich so unantbar, anderer Meinung zu sein, als Du.“

Du all“ den schönen Lobpreisungen des Officierstandes behielt er nur den letzten Passus hervor: „der Officier hat Zeit für seine Frau und deren Vergnügungen“, und sehr statt des Wortes „Zeit“ das Wort „Luft“.

„Verändere dies die Sache?“

„O ja! Nach meinem Dafürhalten ist „Zeit“ und „Luft“ wesentlich verschieden und charakterist den Mann. Glanze mir, Mama, wenn Du Dich überwinden wollest, „Zeit“ und „Luft“ für die Interessen und Vergnügungen meines Vaters zu haben. Du würdest bei Gott seine unglückliche Frau genannt werden können.“

„Welche Ansichten, Hermine! — Was magst Du zu sagen? Wer hat Dich gelehrt, mich zu tadeln? Willst Du mich böse machen?“ eiferte die Käthlin, heftig werdend. „Ich erwarte, daß Du meine Wünsche in Betreff des Lieutenant von Hahnenhorst berücksichtigst, und nun kein Wort weiter über diesen Gegenstand bis zu dem Momente, wo Bruno sein volles Herz gegen Dich ausschütten wird.“

„Mir ist dieser Befehl ganz genehm, liebe Mama,“ erwiderte mit exemplarischer Gesandtheit, die sie jedenfalls von ihrem Vater gelernt hatte, die junge Dame, „aber ich werde in dem Momente seines feurigen Anschlusses dem Herrn Lieutenant mit derselben Offenbarkeit erklären, daß ich ihn durchaus nicht zum Gatten wünsche, weil ich ihn niemals lieb gewinnen kann.“

„Unverfängliche Kind!“ schalt die Käthlin. „Aber wir werden sehen, ob Du diesen Versuch dem häßlichen Freier gegenüber ausführst!“

„Ganz gewiß!“ betheuerte das junge Mädchen.

Die Tante schweigen jetzt und der lachende Rath schlich in sein Zimmer zurück. Er hätte unmöglich mit kaltem Gesichte seiner Tochter entgegenzutreten können und die tiefe Bewegung seines Innern mochte er doch noch nicht ihrem Blicke preisgeben, da er nicht wollte, ob er sein Gefühl dadurch nicht profanirte. Zu den hervorragenden Zügen seines Charakters gehörte die Sensibilität. Sich gleichgiltigen Augen mit seinen Selbsterregungen darzustellen, war ihm zuwider, und wenn er auch die Aeußerungen seiner Tochter günstig für sich auszubenten berechtigt schien, so blieb doch seine Frau als fähige Beobachterin seiner Herzensrevolution neben ihr.

Aufgeregt betrat er sein Zimmer und ging in unvertanenbarer Bewegung mehrmals heftig darin hin und her. Für's Erste dachte er nur an seine Tochter und sein Herz machte ihm Vorwürfe über die Vernachlässigung, welche er sich rüchsiglich ihrer hatte zu Schulden kommen lassen. Es hatte nur des Haaches der Liebe bedurft, um in ihrer Seele das zu werden, was ihm hoch an sie machte, also mußte der echte weibliche Partium nur seine schlammend in ihr gerührt haben und er hatte, in halber Gedanklosigkeit das Leben verträumend, nie der Wähe sich unterzogen, ihre besseren Gefühle zu erwecken. Eben so klar, wie er fühlte, daß Hermine seiner unruhigen Zuneigung werth war, eben so tief war seine Reue und sein Bedauern über die Vergangenheit, die nicht aufgehoben gemacht werden konnte. Aber es lag eine Zukunft vor ihm!

Schnell trat er zu seinem Schreibtische und ergriff das Meisterwerk seiner Vorgenannten, worin er sich gleichsam selbst begraben hatte. Wie ein Wiederaufsehender und in neuer Lebensfähigkeit Aufstehender hielt er das Schreiben an den Minister in seiner Hand. Es kam ihm plötzlich lächerlich vor, daß er sich „zu alt“ für eine Berufstätigkeit genannt habe, wie sie ihm von dem Minister dargeboten war. Präsident durstete er im Geiste den Kreis der Männer, die für dergleichen Stellungen gewählt zu werden pflegten. War er nicht frischen Geistes? Glählte in ihm nicht die Kraft eines intellectuellen Lebens? Lobte es sich nicht der Wähe, seine Tochter mit sich hinaus auf eine Höhe des Weltlebens zu ziehen, wo sie, sonzig bestirbt, glücklich zu werden vermochte? Doch er früherhin, geistlich seinen Eingebungen nachgehend, dem Reue nach der Reue, nicht gefestigt war, geriette ihm weniger zum Verwurfe, aber wenn er jetzt, nach der Wiederbelebung seines Gemüthes, der Selbstsucht fortgesetzt Folge leisten wollte, so mußte er sich selbst verachten.

Diese Selbstprüfung endete mit einem raschen Entschlusse. Ein Päcklein, das nahe an Hamer streifte, zog über seine Mienen, seine Hand juckte und der Brief, das Opus voll diplomatischer Feinheit, das eine kräftige Zurückweisung aller künftigen Verbesserungen enthielt, lag in Händen der ihm. Dann setzte er sich nieder und schrieb.

(Fortsetzung folgt.)

## Land und Leute.

Nr. 12. Die Bamberger Gärtner.  
Von Ludwig Storch.



Bamberger Gärtner am Berge.

Ihre Jeter Hand voll Schwirer!  
Best. Preislerath.

Wir hatten uns ziemlich lange in der fränkischen Schweiz herumgetrieben und ihre Romantik, die in solcher Zusammenstellung ihres Gleichen nicht weiter hat, in und auf den Bergen mit Kasinerie durchgeloset. Wo in der Welt fände man im Raume von ein paar Quadratmeilen im Schooße der Berge so großartige pittoreske und wissenschaftlich wichtige Höhlen, wahre Zauberpaläste der uralten und ewig jungen reichenden Mutter Götter, Wandergrotten und Douboirs mit der grotesksten barocksten Ausstattung, von der unsre vornehmen Damen und nach Originalität strebenden Bau-

meister etwas lernen könnten; und auf den Gipfeln der Berge solche malerische Ruinen, einst auch Paläste ritterlicher Herrlichkeit, nun in ihrem Verfall als Zeugen einer abgeblühten Culturperiode erst recht Zierden des schönen Wisentthales und seiner Rebentäler?

Keinen Genuß ererbte mein Gesellschaftler, den ein günstiger Zufall mir zugeführt, ein echt moderner Charakter, wie sie erst seit einem Vierteljahrhundert auf der Weltbühne aufgetreten sind.

Er war seines Reiches Arzt, aber in dem Sinne wie die meisten jungen, genialen und ehrlichen Aerzte unserer Zeit; er

war aber auch Naturforscher (und kann denn ein christlicher Arzt etwas Anderes sein?), aber in demselben Sinne, d. h. wie alle geistbegabten, christlich und treu strebenden Naturforscher der Neuzeit es sind; und er war endlich Dichter und Schönschreiber in dem Sinne Heinrich Heine's. Im Buche der Geschichte so besonders, wie in dem der Natur, und voll köstlicher poetischer Anschauungen des Welt- und des Menschenlebens, entzug seinem Scharfblick nichts, das irgend geeignet wäre, der Beobachtung oder Forschung eine interessante Seite zu bieten, und da das Genie an jedem Gegenstande schnell Interessantes entdeckt, so war mein trefflicher Doctor 2. uerschlüsslich in geistlicher, sesselnder Unterhaltung und Belehrung. Was mich aber am meisten zu ihm hingog, war seine sehr begierige Liebe zum Volke, eben weil ich sie theilte. Er konnte sich eine Stunde lang mit einer alten Bauersfrau unterhalten, und ohne alle Ironie — obgleich diese sein Leibfeind war — auf ihre Ansichten eingehen, und sich von ihr belehren lassen.

Wir hatten verabredet, nach der alten Bischofsstadt Bamberg zu gehen, die noch felsenigen und Dentale eines einst reichen und prächtigen Fürstenthums aufweist. Unterwegs in Waggon tauschen wir unsere Ansichten über das Mittelalter und die Jetztzeit aus, und Dr. V. erzählt mir köstliche Geschichten von fränkischen Rittern und Mönchen und ihren Begriffen von Ehre, Recht und Geltgütigkeit, wie sie die Bildrednerin dieser gegangenen Länder aufbewahrt haben.

Wir fuhren dem stattlichen Bahnhofs zu. Vor uns stuste sich in imponirender Schönheit die alle verzijagte Stadt amphitheatralisch empor: unten im Thale auf der rechten (östlichen) Seite der Reingig die langen Straßen der weit ausgedehnten Gärtnerrei, auf der linken (westlichen) Seite des wiesmarigen Flußes die eigentliche Stadt samt am Berge emporsteigend mit ihrem majestätischen Kirchen, ehemaligen Klostergebäuden und ragenden Thürmen, auf einem der untern und niebern Berge der schlanke, vierthürmige Dom, auf einem etwas höhern Berge die erst anderthalb Jahrhunderte alten Gebäude des Michaelsberges mit der weit ältern zweithürmigen Klosterkirche; noch etwas höher die betürmte Kirche und die Gebäude der ehemaligen Propstei St. Getre, jetzt Urremannt, und als Gipfel dieser köstlichen Pyramide die hohe uralte Altenburg, gleichsam die Mantelkronen der Stadt.

Wein neuer Freund deutete auf dieses reizende Ensemble und sagte: „Sehen Sie, der Gärtner, der so bescheiden da unten in der Thalebene wohnt, war, wenn nicht schon früher, wie ich glaube, so doch gewiß gleichzeitig hier mit dem Mönche in der westlichen Bergstadt drüben und mit dem Ritter auf dem Berge drebun. Das erst glänzende und nachher faulende Ritterthum haben wir in seinen von Jabne der Zeit stark bezugten und zum Theil ganz zerfallenen Schalen und Gehäusen in der fränkischen Schweiz kennen gelernt; die Crutien der erst nährlichen, nachher ausgearteten Möncherei kennen Sie in diesem getragenen fränkischen Lande aus den prächtigen Häusern der ehemaligen Klöster Oberach, Bang, Langheim, Weigeneh, Mischelsfeld. Hier in Bamberg haben wir zur Erinnerung an den ersten Stand die hohe Altenburg, an den andern den schönen Michaelsberg, das ehemalige Karmeliterkloster, das ehemalige Dominikanerkloster und noch eine hübsche Anzahl andere. Ritter, Mönche und Gärtner haben hier manch Jahrhundert gehaust und ihre Spitze und Blüthe wurden die Fürstbischöfe. Aber der Ritter ist längst verschwunden; die Altenburg ist ein angenehmes Bier- und Kaffeehaus geworden; der Mönch ist ebenfalls bis auf ein kleines Klosterchen schlafen gegangen, und die Klöster sind Armenverforgungs- und Krankenheilanstalten oder Kasernen; die mächtigen und prächtigen Fürstbischöfe sind dem Ritter und Mönche gefolgt, und ihre stolzen Schlösser stehen vereinsamt ohne dieen der bairischen Staatsregierung zu profanen Zwecken. Dieses Etid mittelalterlicher Schlagenbau ist befeitigt, weil es keine Lebenskraft mehr hatte, denn Organismus nicht nur nicht mehr nährlich sein konnte, sondern sogar schädlich geworden war, und seine innere Haltlosigkeit der steigenden Macht des Fortschritts seinen Widerstand mehr zu leisten vermochte. Ritter, Mönch, Fürstbischöf sind nicht mehr; aber der Gärtner ist noch; er hat sie alle überdauert, und er wird auch die hohen, unabhären Gehäusen unserer Zeit überdauern. Der Gärtner blüht mächtig und kräftig, und wird in seiner höchsten Würde sich noch stattlicher und geblühiger entwickeln. Der Gärtner, der Arbeiter, der einfache Sohn des Volks, der Ritter des Fleißes, der Mönch des eichten Gottesdienstes, des frommen Feld- und Gartenbaus, der Fürst der Arbeit, er war, ist und wird sein, alle Vöge

in Fleisch und Bein und in Sammet und Seide überlebend, weil er eine Wahrheit, eine naturwüchsigte Wahrheit ist. Sehen Sie sich nur die Geschichte dieser vier verschiedenen Menschenkinder in Compenbio an, um ihnen wahren Werth, ihre wahre Größe gleichsam mathematisch zu finden! Während die Ritter mit dem Schwerte raubten und die Fürstbischöfe Abgaben und Gefälle im schönen Frankenlande mit dem Stumpflabe entrichten, beide, um sich's wohl sein zu lassen, erwarben die Gärtner mit Hade und Spaten, und ließen sich's blühauer werden. Die Früchte des Ritterthums und des Fürstbischöfthums wurden allmählich all saul und bitter, die Früchte des Gärtnerthums waren tief süß, wohlnehmend, nahrhaft. Das Gärtnerthum grünt und blüht, wie Kohl und Kraut in seinen Gärten, und seine Wurzel ist so gesund, süß und tiefgehend, wie die seines Säßholzes. Es hat sich ganz unmerklich in ein wüßliches, legendereiches Institut der Neuzeit verwandelt, das der Zukunft nicht allein zarte, schmackhafte, sondern auch goldene Früchte bringen wird. — Haben Sie nicht Lust, die Gärtnerrei mit mir zu durdwandern?“

Der köstliche Gegenlag hatte mich strappirt, und hastig rief ich: „Ich halte Sie beim Worte, Doctor! Wir besuchen die wackeren und ehrenwerthen Bamberger Gärtnerreute in ihren heimschen Wäuden und auf den Bahnhäfen ihres Fleißes. Kennen ich doch die stattlichen Bamberger Gärtnerfrauen und Gärtnererntner, wie ich sie oft und viel auf den Wärdten von Coburg, Hiltzburghausen, Weiningen, Nürnberg, Bayreuth, Hof und der kleineren Städte Frankens und Schwäbireichens zwischen Bergen von köstlichen Gemüsen sitzen gesehen und verkaufen gehört habe, mit einer Bestimmtheit und Charakterfestigkeit ihre Situation beherrschend, die einem Feldherrn Ehre gemacht haben würde. Bin ich ihnen nicht auf meinen Wanderungen im Thüringer- und Frankenalbe und im Hiltzgebirge, im Voigt- und Oberlande begegnet, den kräftigen, wohlgebauten Kindern des alten Bubenberges, auf ihren ködren große Kassen grünen Pflanzenreichthums häuften tragend, den sie mit lauren Schweiß der mütterlichen Erde abtragen und nun wieder mit sauren Schwelze auf ihrem Müde viele Meilen weit fortzuschaffen, den Rückenmägen zu Ruh und Frommen, den Hausfrauen zum Trost, den Kassierern zur Freude, den Gastwirthen zum Vortheil, der Kinderwelt zum unansprechlichen Wohl, überall willkommen, stets zu geandern werden Wig und Ehre berei, Jedem Waare gehend, dem Koch wie dem Spötter, wenn auch dem Vepriren nicht immer wohlwollendeste? Ich habe mich der einen erfreut, wie der andere, und in meiner Brust schlägt ein dankbares Herz. Also heute noch in die Gärtnerrei!“

„Wir werden sogleich mitten darin sehen,“ sagte der Doctor, indem wir den Wägen verließen und den Weg nach der Stadt einschlugen. „Dieser der Bahn zunächstgelegene Stadthilf ist die Gärtnerrei. Doch schlage ich vor, daß wir jetzt ohne Aufenthalt hindurchgehen und erst, nachdem wir meinem trefflichen Freunde, dem Professor Haupt, nämlich bekantem Naturforscher und Schriftsteller, Director des hiesigen ausgezeichneten Naturalienkabinet, einen Besuch gemacht haben, hierher zurückkehren. Professor Haupt wohnt im ehemaligen Jesuitengebäude in der Mitte der Stadt. Dieser Besuch wird uns von Nutzen sein und wir werden dann wohlvorbereitet zu den Gärtnern kommen.“

Wir fanden in Herrn Prof. Haupt einen eben so liebenswürdigen, geselligen Menschenfreund, wie thätigen, in allen Wissenslehen bewanderten, in den Naturwissenschaften ausgezeichneten Gelehrten, der mit der größten Bereitwilligkeit sogleich auf unsere Wunsch einzog, und über die Bamberger Gärtner zu unterrichten. Die nachfolgende Skizze ist großentheils nach Prof. Haupt's freundlichen Mittheilungen entworfen.

Der Anfang der Bamberger Gärtnerrei declirt sich im Dunkel der Vorzeit; es ist nichts davon ausgehoben. Wahrscheinlich entstand sie aber bald nach der von der doppelarmigen Reingig westlich auf Hügeln am Fuße der Altenburg zerstreut gelegenen Stadt, vielleicht mit dieser zugleich. Diese östlich in der Ebene ausgehende Niederlassung, Teuerstadt genannt, war jedenfalls ein Ort für sich und von ständiger Bevölkerung (Menden) bewohnt, während die über dem Fluße drüben in der Hiltzgebirge sitzenden Franken waren. Teuerstadt lag im Kadenzgau, Bamberg im Bolfelsgau. Die zu Karl's des Großen Zeit schon stark benutzte große Handelsstraße von Regensburg, Augsburg und Nürnberg über Forchheim, Hallstadt u. s. w. nach Erfurt mochte aus den städtischen Bewohnern Teuerstadt, wahrscheinlich Polshausen, Ködlen, Theerschweden,

Zeidern, frühzeitig Land- und Gartenbau, an den deutschen Bewohnern Bamberg's Hüter, d. i. Wein- und Dopfenbauern, machen, die ihre Erzeugnisse meist auf die weitesten Handelsstele absetzen. Die einzelnen Theile Feuerfahrs, später Steinweg genannt, wurden dann durch einen Junftrerdand zur Wärtnerci vereint, welche durch Siedenhäuser, Hospitale und Hospize für Pilger und durch das Collegiatstift St. Gangolph (1063) Ansehen und durch hißfichlichen Schatz Sicherheit gewann. Beide Städte wuchsen im Laufe der Jahrhunderte über die Insel in der Mitte zwischen den zwei Flußarmen (St. Martin) zusammen. Aber noch heute erkennt man die Verschiedenheit der Bewohner beider Städte in ihrer Bildung, Sitten und Sitten. Daß die Bewohner Thierfarte, des späteren Steinwegs, der heutigen Maximilianstraße und der Wärtnerci Elaven waren, beweist der Umstand, daß die deutschen Bewohner der westlichen Stadt sie nur an bestimmten Tagen durch die Thore eintreten ließen, die ihnen außer der bestimmten Zeit verschlossen blieben. Gegen Menschen ihres Stammes hätten keine solche Maßregel genommen. In den Geschichtsbüchern Bamberg's hat sich wenig über die Wärtner erhalten. Nur so viel weiß man aus den Aufzeichnungen, daß Bamberg schon in sehr früher Zeit wegen seiner Wärtnerci berühmt war. Die lateinischen Vögebücher auf Bamberg aus dem fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert gefallen ihrer immer mit besonderer Auszeichnung; eben so die späteren Beschreibungen. Traditionell weiß man, daß die Wärtner immer ein wildes, stets schlagfertiges Völkchen waren, vor dem die Bamberger Respekt gebot zu haben schienen.

Der Samenhandel war schon im sechszehnten Jahrhundert hier sehr bedeutend und konnte selbst im dreißigjährigen Kriege nicht gestört werden. Weinbau wurde hier schon im ersten Jahrhundert betrieben, war im fünfzehnten in hoher Blüthe, ging aber im sechszehnten fast ein. Hopfen wurde schon im ersten Viertel des sechszehnten Jahrhunderts häufig gebaut weniger; einträglich, als andere Producte, ging er gegen Ende des Jahrhunderts meist ein. Doch ist er jetzt wieder in Flor. Wein und Hopfen wird von den Häfen (über 200 Meßer) in der westlichen Stadt gebaut, die sich von den Wärtnern in der östlichen Stadt westlich unterscheiden.

Das Areal der Wärtnerci ist nicht größer, als etwa eine halbe Quadratmeile, alle Felder und Wiesen, selbst die der Städte mitgerechnet. Da sich davon gegen siebenundzwanzig Wärtnermeister nähren müssen, so kann der Besitzstand des Einzelnen begrifflicher Weise kein bedeutender sein. Ja, was noch auffallender ist, der Boden ist an und für sich nicht einmal ein fruchtbarer; er hat durch tausendjährige Arbeit und den Dünger der Stadt erst zu so hoher Ertragsfähigkeit umgeschaffen werden müssen. Wenn irgendwo, so hat man hier eine Stätte vor sich, die uns Achtung vor dem deutschen Fleiße abnötigt. Der südliche Theil dieses Gartens- und Ackerlandes besteht nämlich fast nur aus Quarksand, der nördliche bessere ist aus Kuperland und Morchboden gemischt, Kiesgerölle und leiser rother Kalkmergel, von den Wärtnern Sinter genannt und sehr geschätzt, bilden in der Regel den Untergrund. Im reinen Sandland werden die Cerealien, selbst Weizen, gebaut; das sanftige Moorland ist der Mutterboden der Gemüße. Das Väterci ist das eigentliche bewundernswürdige Schöpfungsfeld der Bamberger höchsten künstlichen Obencultur, obgleich es, selbst in seiner besten Beschaffenheit, nur ungefähr den vierten Theil der Gesamtarea ausmacht. Dem Fleiße und der unabhäglichen Dünung sind die Bodenbestellung der Gegend und das gesunde, laue, selbst den Weinbau fördernde Klima begünstigend entgegen gekommen. Bei der allzugroßen Parcellirung des an und für sich nicht bedeutenden Areals kam selbst der fleißigste Wärtner durch den Betrieb des Gartenbaues allein nicht reich werden. Die wenigen reichen Wärtner sind auf andere Weise zu Vermögen gekommen. Diese besitzen freilich zwanzig bis vierzig Tagewerke Felder und Wiesen und treiben für die höchsten Verhältnisse ziemlich bedeutende Viehhand (8 Röhre und 4 Ochsen). Eine weit größere Anzahl von Wärtnern ist Befizer von einem Tagewerk Weizen, Viehfütter und Korn, von zwei Tagewerken Kartoffeln und hat in der Regel Antheil an den Markteldern (Gemüßland); diese halten vier Röhre und zwei Ochsen. Die dritte und zahlreichste Classe besteht höchstens ein bis zwei Tagewerke Korn- und Kartoffelfelder, arbeitet nun Tagelohn und hat zwei Röhre und höchstens einen Ochsen. Die meisten der kleinen Wärtner besitzen gar kein Land und erwerben ihren Lebensunterhalt auf Pachtfeldern und durch den Betrieb der Gemüße, die sie von den Wohlhabenderen entweihen.

Bei Grundtheilungen behält der Familienvater meist nur den Rindstheil, den er gewöhnlich von seinen Kindern bearbeiten läßt oder ihnen in Pacht gibt; der Sohn erhält bei seiner Verheirathung ein oder zwei Grundstücke. Diese haben sehr verschiedene Preise. Während der Körnerboden (Sandfelder) 50 bis 300 Gulden der Morgen kostet, wird der Gemüßboden (Marktfelder, Nordeboden) je nach Lage und Güte zu 400 und 1200 Gulden gekauft. Die Pachtellen liegen in der Flor außerordentlich weit gerückt.

Nirgend wird wohl Dünger mehr geschätzt, als in der Bamberger Wärtnerci, und da die Erziehung der Gemüße das Hauptbeschreiben ist und Palmfrüchte kaum mehr, als für den eigenen Bedarf, gebaut werden, so fehlt die gedöge Einfuhr und muß gekauft werden. Umgraben werden in der Stadt gepachtet oder gekauft und Alles, was geeignet ist, zu Dünger verwendet.

Die Bamberger Gemüße werden durch den Raufbau zu einer Fülle, Größe und Zartheit gebracht, von welcher man anderwo keine Ahnung hat. Dafür ist dieses delicate Erzeugniß der Natur und Kunst aber auch überall gesucht und bevorzugt, wobei es die emsigen Wärtnerfrauen führen. Wahrhaft in Erlaunen setzt die Größe des Rosenkohls, des Blumenkohls, die Schönheit und Zartheit des Rosenkohls, des Wirsings, Schnittkohls und des Rohlrahi. Von all diesen Kohlrarten werden fast alle Species erzeugt. Ferner alle Arten Nüssen, von der kleinen bairischen Zelower bis zur rothen Ginnagstraße und großen Kuntel. Ebenso ausgezeichnet sind der Anollensellerie, die Schwarzwurzel, die Peterfille. Radieschen und Rettige gelten hier für wahre Delicatessen. Salatliebhaber werden von allen Bamberger Salatarten in Entzücken versetzt und die Spargeln der Wärtnerci sind als classisch gefeiert. Was soll man von der Süßigkeit und Zartheit des Spinats, was von pilantem Meiz der Zwiebeln und Pampfe, der Angelika und des Meerrettigs sagen? Ueberall verdorberte Poesie für Auge und Zunge, aber eine Dithyrambe verdienen die Gurken, große und kleine, in welchen auch die Melonen und Kürbisse mit befangen werden müssen. Männer, welche die Poesie der Röhre verstanden haben, wie der Deutsche von Rumbold und der Franzose Ormond de la Republique, würden diesem herrlichen Stoffe sein Recht widerfahren lassen, wie der Bildhauer dem Wärmelöble. Es versteht sich von selbst, daß die Küchenträger nicht fehlen: Koriander, Senf, Kümmel, Anis, Pfefferkörner, Fenchel, Kübel, Kautz, Minz, Garten- und Brunnenstresse, Majoran, Arabis, Bohnenkraut, Thymian, Weißer, Bergangen e. Ich eile über die wüßlichen Bohnen, als Wach- und Schwertbohnen, Feuerbohnen, Wulstbohnen, Fußbohnen, grüne und Gelbkresse, Spätkresse und Vinsen hinweg, um noch ein Wort über das hier gebaute Säßholz, die Frucht der Kuckhitz, zu sagen.

Es wächst auch Kalmus und Ginkgo hier, aber ich spreche nur vom Säßholz. Griechisch heißt es Oshlyrhyza oder Oshlyrhyzon, daraus haben die Römer Viquiritia und aus diesem Worte die Deutschen Kaltrige, die Franzosen aber Kalgisse gemacht. Das ist denn nun der braune eingedickte Säßholz- oder Kaltrigsafte, die braune Kalgisse, der Lederzucker, die Lederei der Rinder und das alte bewährte Hausmittel für Verschleimung und Rotarrh. Die Säßholzplanze ist ein Strauch oder vielmehr mannshohes Baumchen mit rautenförmigen Blättern, denen der Kalgisse ähnlich. Die Wurzel, das eigentliche Säßholz, wächst oben so tief in die Erde, und es galt sonst als Weirückelholz des Wärtnerci, sie unwecklich auszugraben. Die Wäpfe ist weiß und blau — die bairischen Vandenstaden. Durch den Säßholzbau war Bamberg im Mittelalter berühmter, als durch seinen Fäßbischof; ja dieser machte im 16. Jahrhundert anderen Fürsten Besuche mit der bitterföhigen Wurzel dieses Strauchs und seinem Decoct. Die zweite Stadt in Deutschland, welche mit Bamberg den Säßholzbau betrieb, war Erfurt, das aberhaupt nicht allein im Gemüßbau und Samenbau der Kehnlichkeit mit Bamberg hatte und zum Theil noch hat. Jetzt hat der Anbau dieser Arzneiplanze sehr abgenommen, da andere Producte mehr Beifall gewähren. Doch werden jährlich noch an 350 Centner davon geholt.

Die ehemalige Höhe des Säßholzbauens beweist auch eine Vellage oder Rindeneigene, welche die Culture dieses Officialstrauches in unmitelbare Verbindung mit dem frommen Erbaner des Bamberger Doms und Erster des Bisthums, dem Kaiser Heinrich II., bringt. Da nämlich die Säßholzplanze nur in einem ganz bestimmten und scharf abgegrenzten Strich gedeiht, wie man nicht versöhret, so berichtet die Sage, es wächst nur so weit, als Kaiser Heinrich spazieren gegangen ist. Der in Bamberg stehende

mythisch gewordene Kaiser ist übrigens eine ganz andere verschleierte Figur, als jener letzte Troß des Sachsenkammes in der Geschichte, der sich eifrigsteß und thatkräftig erwies. Daß man ihn nun vollends zum Vater des Süßholzes gemacht hat, stinkt wie eine unbenutzte Bellsäule.

Esst wurde an den Berghängen im Westen und Nordwesten der Stadt auch viel Wein gebaut, seit aber zu Ende des vorigen Jahrhunderts das Bamberger Bier überhand und stark ausgeführt wurde, trat die Hopfenranke an die Stelle der Weinrebe. Der Obstbau ist ziemlich stark. Düres Obst, vorzüglich Zwetschen, und Käse werden viel ausgeführt.

Der Vertrieb der grünen Waare fällt fast ausschließlich den Frauen anheim, und sie werden dazu erzogen. Schon seit unend-

lichen Zeiten haben die Bamberger Gärtnerfrauen mit ihren schmackhaften und billigen Erzeugnissen fremde Märkte und Städte besucht. Sie fuhren mit ihren Ochsenwagen, oder gingen mit ihren Tragkörben in den Thüringer- und Franconwald und in's Fichtelgebirge, nach Ober-, Mittel- und Unterfranken, und frequentirten in diesen Länderstrichen die Märkte geradezu aller Städte. Jetzt benutzen sie die Eisenbahnen und haben ihre Erwerbsthätigkeit schon auf das ferne München ausgedehnt. Die neue Verabrahung wird sie wahrscheinlich auch in das westliche und östliche Thüringen führen, und sie werden den Erfurter Gärtner Concurrenz machen. Es schwierigsten scheint es kaum für sie zu geben. In dem großen angewendeten Umkreise sind sie bekannt und beliebt, als wenn sie in jeder Stadt zu Hause wären. (Schluß folgt.)

## Der Untergang des Hamburgischen eisernen Schraubendampfschiffes „Austria“

am 13. September 1858.

Zweiter Theil.

Der Zwischendeckspassagier Fridr. Thompson aus Cappel (Schleswig) sah, wie der Bootsmann mit einem Theerimer und der vierte Steuermann mit einem glühenden Eisen herabkamen, um die besohlene Ränderung vorzunehmen. Thompson hat noch nicht die letzte Stufe unten an der Treppe erreicht, als Feuerwerk erschallt und, indem er sich umkehrte, ihn schon wieder, erschütternd überquält entgesam. Die Besatzung der Passagiere, das an Bahnsium grenzende Entsetzen des Capitains schildert er wie Andere. Auch hörte er mit eigenen Ohren den Verzeihungsruf des Capitains: „Wir sind Alle verloren!“ Thompson suchte das Vorderdeck als die noch sicherste Zuflucht auf dem von Flammen umhüllten Schiffe zu erreichen, und ihm verdankten wir die Schilderung von Szenen, die sich hier, wo Hunderte zusammengedrängt waren, in gleich schrecklicher Weise, wie auf dem Hintertheile der „Austria“, zutrug. „Ich stand in der Mitte dieses Menschenauweils“ — erzählt derselbe — „und wir konnten kaum so viel Platz gewinnen, um die Töne, welche den ersten Wast hielten, zu fassen, damit dieser nicht auf uns falle. Wir verharren etwa zwei Stunden lang, die Flammen breiteten sich immer weiter aus, und setzten unsere Kleider in Brand. Wir vermochten nichts dagegen zu thun; später banden wir Kleider zusammen, tauchten sie in's Wasser und suchten so dem Verbrängen der Flammen zu steuern. — Nach zwei Stunden waren bereits zwei Drittheile der Menschen vom Vordertheil über Bord gedrängt; die Flammen rühten so weit vor, daß man sich nicht mehr auf Deck aufhalten konnte. Ich ließ mich an einem Tau, das ich zu diesem Zweck an einen Ring an der Außenseite des Schiffes festband, herab. An dem unteren Ende dieses Taues hatte ich eine Seilage gemacht, in die ich meinen Fuß setzte, und mit den Händen hielt ich das Tau fest. Kaum aber war ich über im Wasser angelangt, so kamen 4 bis 5 Menschen auf einmal das Tau herabgerutscht. Sie klammerten sich an meine Kleider fest, wurden aber durch solche Nachschümlinge gedrängt und abgestreift. So ging es belläufig drei Stunden lang. Während dieser Zeit fielen beständig Menschen, zum Theil halb verbrannt, auf mich herab, und versanken nach kurzen Kampfen in meiner Nähe. Kühlen und brennende Balken überschütteten mich, und da meine Kräfte schwanden, ließ ich endlich das Tau fahren und schwamm nach der Richtung, in der ich das Segelschiff früher vom Deck ans gesehen hatte.“

Dieser Schilderung schließt sich die Erzählung von der Rettung des Augenzeugen durch die französische Bark „Maurice“ an, die wir hier weglassen können, da sie sich von der Aussage anderer Passagiere der „Austria“ durch die Worte dieses Schiffes in nichts unterscheidet.

Wir wenden uns jetzt den Darstellungen noch zweier andern Geretteten zu, die der erschütternden Details wegen, welche sie enthalten, von Interesse sind. Unter den Passagieren des Zwischen decks befand sich auch ein Italiener aus Vastaro, Namens Johann Palicruca. Dieser Mann besaß mehrere trefflich abgerichtete Eingeborene, mit denen sich gern Andernern beschäftigte. Die Officiere der „Austria“ schenken vielleicht gerade dieser besüßerten Säugetiere wegen dem Zwischendeckspassagier, der durch seine abgerichteten Vögel zur Unterhaltung am Bord nicht wenig beitrug, etwas mehr Aufmerksamkeit, als gewöhnlich. Darum sprachen sie Palicruca

am 13. September an, indem sie ihn aufforderten, er möge seine Vögel herauftragen, damit der Theergeruch ihnen nicht schade. Palicruca kam dieser Aufforderung sofort nach, und stieg mit seinen Vögeln aus's Deck. Hier war die größere Anzahl Passagiere versammelt, um das schöne, fast ganz stille Wetter zu genießen. Es war der erste schöne Tag seit der Ausrückung aus Hamburg, und Jeder war froh, endlich einmal in ungeführter Ruhe Luft schöpfen zu können. Mehr Minuten später brachen die Flammen aus, der Capitain stürzte haarsüchtig, weiß wie Schnee, den unheilvollen Verzeihungsruf ausstoßend, unter die erschütterten Passagiere, und verschwand nach kurzem Verweilen für immer. Nach fünf Minuten trennten die in der Mitte des Schiffes aufbrechenden Flammen Vorder- und Hintertheil desselben dergestalt, daß kein Verkehr zwischen beiden Theilen mehr stattfinden konnte.

Palicruca erzählt uns Folgendes: „Ich hatte noch Zeit, eine Pflanze zu ergreifen und mich zum Vögelfriet zu drängen, wo ich sie zur Verzicht setz band. Dann half ich den Vallen vom Besahnmast zum Vögelfriet fassen, und beim Fallen Alle erdrückt hätte. Jetzt playte das Pulvermagazin, jedoch ohne großen Värm. Nachher setzte ich mich auf eine der Ketten am Vögelfriet und sah hier Ecenen, die in's Haarsträubende stah, als daß ich sie beschreiben könnte. Das entsetzlichste Schauspiel für mich war ein junger Geschwimmpaar, ich glaube, sie waren Krakentien und wollten nach Californien. Um der fast untrüglichen Nöte zu entriunen, ließ der Jüngling seine Schwester mit beiden Füßen auf ein dünnes Seil treten, und ließ sie so weit hinab, daß sie nahezu das Wasser berührte und so, vor dem Feuer gefährlich, die Ankunft eines rettenden Bootes abwarten konnte. Dann schwang er sich ein ähnliches Seil um den Leib und sprang ihr nach. Unglücklicherweise aber hatte er dieses zu wenig abgezogen, im Fallen rauschte es und jag sich über seinen linken Arm und sein Gesicht, das ganz zerfleischt wurde. Wohl länger als eine halbe Stunde hörte ich das Wädden um Fülle für ihren unglücklichen Bruder schreien. Wer hätte da retten können? Mit Hüben und Füßen arbeitete er, um emporzukommen, aber nach und nach erschlaffte er und hing endlich ruhig — ein Leichnam. Als ich endlich ein Boot von der Bark „Maurice“ rudern sah, sprang auch ich in's Meer und wurde nach langem Umhergeschwimmen an Bord desselben aufgenommen. Das Wädden hing noch, als ich das Schiff verließ. Ueber ihrem toten Bruder hatten noch drei andere Personen sich an den Taunen angeklammert. Ihr Schicksal ist mir unbekannt. — Auch sah ich noch einen Vögel, der seinen Sohn, so groß und stark wie er selbst, umhüllte und ihn küßten, in die Tiefe sprang. Ihnen folgte die Mutter in der Unarmung ihrer beiden Töchter. — Eine englische Dame, die erst in Southampton an Bord gekommen war, warf, als die Flammen näher und näher drängten, ihre zwei älteren Kinder in's Wasser; mit dem dritten, einem Tüngling, folgte sie selbst.“

Th. Glanville, Professor aus New-York, stimmt in seinen Angaben, soweit dieselben die Entleerung des Deckes betreffen, ebenfalls in Bezug auf das Erscheinen des Capitains, dessen Rettung und baldigen Tod, mit andern Augenzeugen vollkommen überein. Dieser Herr, der wahrscheinlich seine schließliche Rettung nur dem Umstande zu verdanken hat, daß er das Hintertheil des

Dampfer nicht erreichen konnte, und sich deshalb nach dem Vorderteil begeben, bemerkt unter Anreuen, daß er den ersten Ingenieur vom Regenfeiern in den Raum hinausziehen sah, um die Maschine zum Stehen zu bringen. Er sah ihn nicht wieder, und die Maschine arbeitete fort. Daraus zieht er den Schluß, daß der Genannte zugleich mit allen andern bei der Maschine Beschäftigten seinen Tod alsbald im Raume gefunden haben dürfte. Von den Feuerrettern wurden Einzelne anfangs wohl nur verführt, denn einige Passagiere, die sich durch Schwimmen retteten, erzählten später, daß sie in den untersten Kufen, unmittelbar über dem Wasserpiegel, verzeirte menschliche Gelehrter sahen. Wahrscheinlich suchten diese Unglücklichen, über deren Köpfen die Flammen rosten, einen Ausgang zu erzwängen, ohne doch ihren Zweck erreichen zu können. Herr Glaubensstee wurde von einem Matrosen aufgefordert, ihm beim Abschneiden des Klüversegels zu helfen, um dies mit Wasser zu tränken und dadurch das Fortschreiten der Flammen so möglich aufzuhalten. Leider verstanden die Umstehenden ihre Absicht nicht, sie warfen das Segel über Bord, und hatten nicht einmal ein Tau daran befestigt. Nach diesem misslungenen Versuche, dem Feuer zu begegnen, suchte Glaubensstee mit demselben Matrosen nach Material, um ein Floß zu bauen, allein sie fanden gar nichts, da das Vorderteil der „Austria“ ganz von Eisen war.

Als die Flammen etwa drei Viertelstunden gewüthet hatten, stürzte zuerst der Heckmast über Bord, dem alsbald der Mittelmast folgte. Der Vordermast stand etwas länger. Die ersten beiden Masten stellten über die Steuerdecke in die See. Als der Mittelmast fiel, glaubten Viele, der Refessel sei explodirt, weil eine große Menge Dampf in der Nähe des Schornsteins aufstieg. Das Schiff wendete sich von Südwest nach Nord und die Maschine stand still. Durch diese Wendung des führerlosen Schiffes verschlimmerte sich die Lage der auf dem Vordercastell Befindlichen in furchtlicher Weise. Die Flammen loderten jetzt über das ganze Schiff fort, und wer nicht lebendig verbrennen wollte, mußte sich auf das Bugspriet und die daran hängenden Ketten stützen, die alsbald mit Menschen und freiem Ausrüstung in den Ocean oder wurden von Andern, die den Flammen zu entgehen suchten, über Bord gerückt. An einer dieser Ketten hielt sich auch Herr Glaubensstee, indem er sich festklammerte an der Gallion der „Austria“, dem zweifelhafte Acker. Hier fand er als Lebensgefahrten auf derselben Kette Herrn Palucco, den Schiffarzt, einen Matrosen und einen Auswanderer, Namens Henry, die sich gegenwärtig die von den Flammen ergriffenen Kleider löschten. Diese fünf Männer waren vier mehrere Stunden lang Feuer der furchtlichen Todesämpfe, ohne doch helfen zu können. Der Vorderrist halber, und um besser schwimmen zu können, wenn er genöthigt sein würde, in's Meer zu springen, warf Glaubensstee Rod und Stiefeln ab, und verätzte seine Beinleider bis zum Knie. Aber, aber nur langsam. Am die französische Bark, das einzige Segel, das von drei in Sicht befindlichen dem brennenden Schiffe zufluchte. Allein ehe dasselbe die „Austria“ noch erreichte, mußten Hunderte den Todesopfer in die Wogen thun, wollten sie an Bord des nun ganz von Flammen bedeckten Schiffes nicht verbrennen. Das Geschrei der Verwundeten und Entzündeten, das Geschrei der Entzündeten war berzzerrend und über alle Beschreibung unbeschreiblich. In's Meer stürzten Frauen trieben gewöhnlich, von ihren Kleibern über Wasser gehalten, eine Zeit lang umher, ehe sie jaumernad sich immer in die Tiefe kammern.

Volle drei Stunden hatten diejenigen, welche, durch ihre körperlichen Kräfte und die Errichtung eines dem verberenden Flammen weniger ausgelegten Platzes begünstigt, den Tod ihrer Mitleidenden überlebten, unter den entsehrlichen Qualen angeheert. Da endlich nahte sich Rettung, leider nicht für alle noch Lebende, sondern nur für Wenige. Das erwachte französische Schiff, die Bark „Maurice“, Captain Renaud, von Newfoundland kommend, schickte seine beiden Boote dem brennenden Dampfer zu Hilfe. Vier Mal legten beide Fahrzeuge den Weg von der Bark nach der „Austria“ und von dieser zu jeder wieder zurück. Auf dieser viermaligen Fahrt aber konnten die zu Hilfe Eilenden doch nur 45 Passagiere, die meistens in die Ketten des Bugspriets hingen, retten. Einzelne wurden, auf Wedertrümmern schwimmend, im leichenbedeckten Meer aufgespürt. Dies Rettungsweck dauerte bis zu völliger Einbrüche der Nacht, wo man es, der Finsterniß wegen und weil die See unruhig ward, einstellen mußte. Zwischen acht und neun Uhr erreichte auch das einzige eiserne Boot der „Austria“, das von den

acht vorhandenen nicht verloren gegangen war, unter Führung des ersten Officiers des verunglückten Schiffes die französische Bark. Zwanzig darin Befindliche fanden an Bord der Bark die freundlichste Aufnahme, die an ihren Wunden Leidenden aber von langen Heumtreiben auf dem Meere Halbverwesulose Seiten des Capitains und der Mannschaft die menschenfreundliche Pflege. Man verließ sie mit Kleibern, reichte ihnen sündende Nahrung, und der Capitain verband eigenhändig die vielen Wundenwunden, mit denen Einzelne fast ganz bedeckt waren.

Nur 67 Personen von 342, welche die „Austria“ barg, fanden sich auf der Bark „Maurice“ am Spätabend des furchtlichen Tages wieder zusammen. Zehn von diesen gehörten der Mannschaft des unglücklichen Schiffes an, darunter die drei ersten Officiere. Die „Austria“ brannte die ganze Nacht fort im Angesicht der Bark und die tollenden Wogen des atlantischen Oceans spiegelten das furchterliche Schauspiel wieder. Am Morgen des 14. September wollte der brave Captain Renaud das durch die Nacht unterbrochene Rettungsgeheiß fortsetzen, es gelang ihm aber bereits eine norwegische Bark in unmittelbarer Nähe des glühenden Bracks, deren Boote dasselbe umkreisten. Durch das Feuer war nichtig an dem Kampfe des verarmten Schiffes ein lebendes Wesen mehr zu sehen. In einem Boote der norwegischen Bark bemerzte der Capitain des französischen Schiffes einige Personen und nahm an, daß es noch glückliche Gerettete sein würden. Die Entfernung beider Segelschiffe von einander war zu groß, als daß sich die Führer derselben hätten sprechen können. Später aus Cuedec nach Europa und Hamburg gekommene Nachrichten haben die erstgenannte Bothehaft gebracht, daß jene Bark „Catharina“ hieß und noch so glücklich war, 16 Passagiere des unglücklichen Schiffes und 6 von der Mannschaft zu bergen. In welchem Zustande jene Unglücklichen sich befanden, die eine ewig lange Nacht, an Ketten und Tauen der glühenden „Austria“ hängend, vertrachteten und diese furchterliche Nacht überlebten, darüber sind und bereits durch amerikanische Blätter einige Berichte zusammengelassen. Wir lassen diese, sowie einige Briefe Geretteter, soweit dieselben der Oeffentlichkeit übergeben werden sind, hier folgen.

Am 14. September Morgens zwei Uhr trieb das in Flammen gehüllte Boot der „Austria“ nach den Angaben des Capitains Lunneborn, welcher die norwegische Bark beschloß, auf 44° 40' N. B. und 41° 30' westlicher Länge (von Greenwich). Die Ahsagen der etwa fünf wöchigen vier und fünf Uhr Geretteten geben an, daß die Dampfmaschine, welche mit der Maschine in Verbindung steht, nicht so in Erdrung gewesen sei, daß sie sofort hätte in Thätigkeit gesetzt werden können. Wir müssen jedoch hierbei bemerken, daß auf diese Ahsagen kein großes Gewicht zu legen ist, indem in jenen Augenblicken entsehrlichster Aufregung und grenzenloser Beflügung selbst den intelligentesten Passagieren schwerlich so viel Zeit übrig blieb, um ein vollkommen zutreffendes Urtheil fällen zu können über die Maschinen, welche man ergriff, um das Feuer zu bewältigen. Viel wahrscheinlicher ist die bereits erwähnte Angabe der geretteten Passagiere, die auch mit anderen Ahsagen übereinstimmt, daß die Pumpen verfallen, was das Feuer sie gleich im Anfang unbrauchbar machte. Die Rettungsboote — heißt es in den Ahsagen der zu Cuedec gelandeten Passagiere weiter — hingen in der Mitte des Schiffes, weobald es unmöglich war, zu allen derselben zu gelangen. Eine verließen wurde, überall mit Menschen, herabgelassen, schlag jedoch um, weil eine Menge Leute, die schon über Bord geprüngten waren, sich an dasselbe anklammern suchten. Das Herablassen eines anderen Bootes nahm, vermuthlich wegen des ungemessenen Andrängens der geängstigten Passagiere, so viel Zeit in Anspruch, daß die darin befindlichen Menschen herabzupringen mußten, um den Flammen zu entgehen. Eine große Menge Passagiere suchten sich zu retten, indem sie sich an die von Vorderrück herabhängenden Tauen und Ketten anklammerten, allein allmählich wurden sie von den immer weiter um sich greifenden Flammen gezwungen, loszulassen und in den Ocean zu springen. Von denen, die auf dem Bugspriet, dem letzten Zufluchtsorte vor den Flammen, oft drei bis vier Personen über einander lagen, hielt es zuletzt nur ein einziger Mann aus, der auf dem äußersten Ende desselben saß. Achtzehn Personen hingen bis Morgens 4 Uhr an der Kette des Bugspriets. Nur dadurch, daß ein starker Matrose von dieser Kette auf das bereits brennende Bugspriet kletterte und Geheißgezwungen genug besaß, seine Lebensgefährten zu ermaßen, ihre Kleider auszuziehen, diese in's Meer zu lassen

und sie ihm zu reichen, gelang es, die Flammen zu löschen und so das Bugspriet mit seinen Ketten so lange in einem verhältnißmäßig sicheren Zustande zu machen, bis die Boote der „Catharina“ bei grauem Tage herankamen und die armen Leidenden erlösten.

Eine ausführliche Schilderung eines dieser später Bezeichneten, Namens Andrea Lindlein, enthält der „Newport-Beilage“.

„Am 13. September“, erzählt dieser, „gegen 2 Uhr Nachmittags, als das Feuer auf der „Austria“ anbrach, stand ich ungefähr auf der Mitte des Schiffes auf Deck und sah, wie die Flammen drei bis vier Fuß hoch aus der auswärts gelegenen Luke herausströmten. Ich eilte nach vorne zu und gemahnte auch dort schon die Flammen an den Vorderteilen emporzueheln. Um diese Zeit sah ich den Capitain auf Deck kommen. Ich sah, wie er seinen Kopf auszog und nach der Seite des Schiffes zusah, als wenn er über Bord springen wollte. (Diese Ausrufe stimmt mit denen anderer Augenzeugen nicht überein.) Herr Swencks (?), ein Schwede, ergriff ihn beim Arme, zog ihn von der Tactlage weg und fragte ihn, was er denn eigentlich zu thun beabsichtige. Aus der Antwort des Capitains ging hervor, daß er gar nicht wußte, was er eigentlich that. Der Capitain ließ dann nach hinten, so daß ich ihn aus dem Gesicht verlor, da ich mich auf dem Vorderteile einer großen Menge von Passagieren befand. Das Feuer machte steigende Fortschritte, so daß es sich in erschreckender Weise beschickte. Die Passagiere waren so dicht aneinander gedrängt, daß sie sich gegenseitig über Red deckten. Es gelang mir, bis zum Taubert vorzubringen, ein Tau zu ergreifen und dieses an einen Bolzen zu befestigen. Dann schlug ich eine Schlinge in das Tau, ließ mich hinunter und ließ nun etwa zwei Fuß vom Wasser entfernt in meiner Schlinge. Diesen Zustand erreichte ich etwa zehn Minuten nach Ausbruch des Feuers. Drei Viertelstunden später ungefähr stürzten der Vorderteil und Hauptmast auf der Steuerbordseite des Schiffes über Bord, wobei ich nahezu von der Mache erschlagen werden wäre. Als ich um mich blickte, um zu entdecken, ob sich nicht etwas Herumschwimmendes fände, woran ich mich halten könnte, sah ich das untere Ende des Hauptmastes etwa zwei Fuß hoch aus dem Wasser hervorragend. Augenblicklich halte ich das Tauwerk an der Spitze derselben in der Schraube verwickelt. Ich ließ mich in's Wasser und schwamm auf den Mast zu, dessen Ende ich glücklich erreichte. So vermochte ich mich denn über Wasser zu halten. Um diese Zeit gemahnte ich drei Personen außerhalb des Schiffes an Lauen hängen; einem derselben, dem Koch, warf ich ein Tau zu, zog ihn mir heran und hielt ihn an meiner Seite. In diesem Zustande vertrieben wir die ganze Nacht, während welcher wir eine Menge Leiden um uns herum schwimmen sahen. Bis Dunkelwerden brach sich die Schraube fortwährend langsam herum, so oft sich der Dampf am Stern hob. Um nicht zu verdrermen, mußte ich meinen Kopf ausstrecken, ihn nach machen und um meine Seite schlagen. Einmal verbrannte ich mir die Schulter, da ich diesen Teil meines Körpers nicht gehörig schützen konnte. An diesen Veranwonnen leide ich noch jetzt.“

Lindlein erzählt nun weiter, wie er um diese Zeit die französische Bark langsam habe herankommen sehen. Er legte gegen 5 Uhr etwa eine Meile von der „Austria“ ab und sendete zwei Boote nach derselben ab, die sich insofern den brennenden Schiffe nur bis auf Dürreweite näherten. Sie hielten sich auf der Luvseite, so daß Kinship sie nur sehen konnte, wenn der Dampf sich herauslang. Beim Eintritt der Nacht erhielt er die Gewißheit, daß diese fünf Herbeigekommenen ihn nicht gesehen hatten und er also auch nicht von ihnen gerettet werden würde. Sie kehrten in der Zwischenzeit zurück zu ihrem Schiffe, an dessen einem Wahe etwa gegen zehn Uhr Nacht eine Laterne aufgezogen wurde. Nun rückten früh schon gegenere der Unglückliche das norwegische Schiff „Catharina“ dicht bei dem Waad. Ein Boot derselben nahm ihn und seinen Leidensgefährten gegen 4 Uhr Morgens auf. Außerdem barg die „Catharina“ noch jene 18 Personen, welche sich die ganze furchtbare Nacht hindurch an den Ketten des Bugspriets gehalten hatten. Unter diesen befand sich ein Mädchen von nur 14 Jahren mit ihrem Bruder. Der Gerettete war der Portleite, welcher von den Booten der „Catharina“ gefunden und an Bord des Schiffes gebracht wurde.

Unter den Zwischenbezeichneten der „Austria“ befanden sich eine beträchtliche Anzahl Schleswiger, besonders waren viele in Cappeln an der Ebel Heimische als Auswanderer nach Californien am Bord. Von diesen hatten Mehrere das Glück, sich zu retten.

Einige derselben haben bereits an ihre Verwandten oder Bekannten in Cappeln und Umgegend von Basel an, wo die Bark „Maurice“ die Schiffbrüchigen landete, geschrieben, und wie Alles, was von irgend einem Augenzeugen über das erschütternde Ereignis gemeldet wird, die Presse jetzt sofort veröffentlicht, sind auch diese Briefe dieser schicksaligen Leute in der „Edenstädter Zeitung“ abgedruckt worden. Das aus früheren Berichten noch nicht Bekannte in diesen Mittheilungen füge wir zur Vollständigkeit derselben hier bei. G. Soltesen schreibt unter anderem:

„Der 13. September war der schreckliche, ewig unergiebige Tag. Es war, als sollten wir den Untergang der Welt sehen. In einer Zeit von fünf Minuten stand das Schiff hinten, in der Mitte und vorn in hellen Flammen. Es war keine Zeit, etwas zur Rettung zu thun. Keins von den acht großen Booten konnte heruntergelassen werden. Ach, was für ein Jammer, Pänderingen und Beten! Ich sah die Frau (Wette), lief mit ihm nach vorn, hat ihn, bei mir zu bleiben und Fassung zu behalten. Das Trauerspiel begann. Ich lief hin und kletterte auf den Vorderteil, da dieser aber zu stürzen drohte, ließ ich mich an den Lauen herunter auf's Bugspriet. Ich sah nach Fritz und bezeichnete ihm durch Winkeln einen hergehenden Ort. Das Feuer erreichte die Pulverkammer und alle Passagiere, die auf dem Hinterdeck waren, stiegen in die Luft... Das ganze Schiffdeck brannte. Wer nicht verbrannt oder ertrunken war, sah auf dem Bugspriet oder trieb auf Trümmern im Wasser umher. Da kam eine französische Bark. Ich hatte immer ein scharfes Auge auf Fritz und der liebe Gott auf uns Beide. Ich bezeichnete ihm einen vor dem Feuer geschützten Platz. Ein Boot vom französischen Schiff kam näher. Dies erste und ein zweites gingen schon beladen an ihr Schiff. Das dritte kam. Ich hörte die Stimmen zweier Damen der Unrigen, schätzte entseidet hinab, und da ich nicht ermattet war, erreichte ich mit Gottes Hilfe das Boot. Aber Fritz! — Ich wollte etwas thun, aber durfte nicht. Doch mit dem letzten Boote kam auch er. Nie habe ich mich mehr getraut, als diesen Augenblick.“

Fritz Wette, der Freund und Gefährte Soltesens, berichtet in seinem Briefe folgendes: „In Zeit von einer halben Stunde waren schon die Enten an den Masten abgebrannt. Onstap (Soltesen) hatte zuerst seine Luftstich auf der Spitze des Fockmasten genommen. Er sah jedoch bald ein, daß er sich da nicht halten konnte. Ganz herunter konnte er auch nicht mehr. Es blieb ihm also nichts übrig, als sich oben vom Maststeg an dem Tau nach der Spitze des Mastes herunterzuklimmen, von wo er dann den ganzen Hügel mit ansehen mußte. Keine Rettungsmittel waren vorhanden. Sämmtliche Wasserreimer waren zuerst in Brand gerathen und kein Mittel war da, das Feuer zu löschen. Ihr könnt denken, welch ein Gesammer auf dem Schiffe war! Ein Heer sah seinen Tod vor Augen und halte nur die schreckliche Wuth zu verdrermen oder zu ertrinken. Onstap konnte sich dort, wo er war, am längsten halten. In der Entfernung von drei deutlichen Meilen war ein Rettungs-schiff zu sehen, aber in der Zeit, daß dieses herankam, war das ganze Schiff in vollen Flammen. Viele ließen sich an Stricken hinunter, diese brannten ab und sie fanden ihren Tod in den Flammen. Ich hielt mich noch immer auf dem Vorderteile des Schiffes. Zuletzt wurde es so heiß, daß ich es nicht mehr aushalten konnte. Da stieg ich über die Kapsel derjenigen, die vor mir standen, und kletterte unter dem Bugspriet an eine feste eiserne Kette. Hier konnte mir das Feuer so leicht nichts anhaben. Wie ich hier wohl beinahe eine Stunde gefessen hatte, waren beinahe sämtliche Leute auf dem Verdeck verbrannt oder ertrunken. Unter solchen Jammer waren ziemlich drei und eine halbe Stunde vergangen. Da kam das rettende Schiff uns nahe. Es landete zwei Boote aus, welche zuerst die ausstehenden, die im Wasser noch am Leben waren. Onstap und Schwamm dem vierten der ausgeschiedenen Boote nach. Er war der Letzte, der dort aufgenommen wurde. Ich sah noch auf meiner Kette. Es ging an dunkel zu werden. Man konnte nicht sehen, ob noch ein Boot käme, jedoch kam noch einmal eine Döfse. Es wurde uns zugern, wer schwimmen könnte, sollte heranzuschwimmen, denn sie konnten nicht länger heranzufahren. Da sagte ich Wuth, zog meine sämtlichen Kleider aus, schwamm nach dem Boote und erreichte es glücklich. Mit mir wurde noch ein Steuermann gerettet. Die noch an Ketten und Lauen hingen und nicht schwimmen konnten, mußten dort bleiben. Es waren wohl noch einige zwanzig Personen, Männer, Frauen und Kinder.“

Wir wenden uns jetzt zu dem Berichte, welchen der brave,

menschenfreundliche Capitain Renaud, Befehlshaber der französischen Bark „Maurice“ an seine in Rantes wohnenden Räuber über den Brand der „Austria“ erstattete. Das „Journal de Rantes“ theilte diese Schreiben zuerst mit. Aus ihm ging es aber in verschiedenen französischen Blättern. Dasselbe ist aus Forta auf Bahal vom 19. Septbr. datirt. Es heißt darin:

„Am 13. September befand ich mich auf 45° 6' n. Br. und 44° 1' w. L. Um 2 Uhr Nachmittags sahen wir ein Dampfschiff vor uns. Um 2 1/2 Uhr gewahrten wir nur noch Flammen. Ich feuerte darauf los und wir waren nur noch etwas eine Meile von dem brennenden Schiffe entfernt, als wir die ersten Unglücklichen retteten, welche sich an fast ganz verbrannte Maststämme klammerten. Wir retteten deren mehrere, immer auf den Dampf zubaltend, der von vorn bis hinten nur ein Feuerheerd war. Als ich es ohne Gefahr für mein eigenes Schiff und dessen Equipage thun konnte, schickte ich meine beiden Boote den Unglücklichen zu Hilfe, welche uns unter herzerweichendem Geschrei die Arme entgegenstreckten.“ Capitain Renaud läßt nach dieser Einleitung seine beiden Steuerleute, welche die Rettungsboote commandirten, selbst sprechen, und von diesen erhalten wir denn eine Beschreibung des entsetzlichen Anblicks, welchen die „Austria“ zu jener Zeit darbot, der an Furchtbarkeit kaum mit irgend welchem andern schrecklichen Ereigniß zu vergleichen ist. „Von vorn bis hinten“ — erzählen die beiden Officiere der „Maurice“, die Herren Ribert und Bertaud — „sah das Schiff in Flammen, und die Unglücklichen hatten seine Bestuhlung eingenommen. Auf dem Hauptdeck waren wenigstens dreihundert Personen; längs der Schiffswände hingen wenigstens hundert und fünfzig bis zweihundert an Tauern, die man an den Oberbalen des Schiffes befestigt hatte. Manchmal klammerten sich zu anjig bis dreißig an dasselbe Tau. Das im Innern des Schiffes rasende Feuer verbrannte diese Tane, und alle die Unglücklichen verschwandern rettungslos in den Wogen; erst als Reichenme tauchten sie wieder auf. Auf solche Weise sahen wir 250 bis 300 Menschen umkommen.“

Hieran nimmt Capitain Renaud den Faden der Erzählung selbst wieder auf, indem er über die bewerkstelligte Rettung berichtet. Nach viermaligem Hin- und Herfahren mit den Booten gelang es den beiden Steuerleuten, 45 Unglückliche an Bord der „Maurice“ zu bringen, wo ihnen sofort der nöthige Beistand geleistet wurde. Um 9 Uhr Abends erreichte dann auch ein flach mit Wasser angefülltes Boot der „Austria“ die Bark. Es hatte 10 Personen an Bord. Das letzte Boot des französischen Schiffes hatte nur noch zwei Personen retten können. Als es zur Bark zurückkehrte, war es bereits schon völlig Nacht. Herr Bertaud, der es befehligte, sagte aus, daß die noch am brennenden Schiff befindlichen Unglücklichen im Dunkel die die schreckliche Nacht, die vor ihnen lag, sich größtentheils in's Meer stürzten und nur als Leichen wieder auftauchten. Das Schauspiel war über alle Beschreibung entsetzlich; die Ruder seines Bootes tauchten nie in's Wasser, ohne Leichen bei Seite schieben zu müssen. „Um meine Leute nicht unnütz anzusetzen und da auch die See anfang, hoch zu gehen“, sagt Capitain Renaud, „hielt ich mich in der Nähe des Schiffes, um am andern Morgen zu sehen, ob nicht noch mehr Opfer zu retten seien. Frühzeitig aber war ein norwegisches Schiff mir zuvorgekommen, und als ich den Rumpf des Dampfes durch mein Fernrohr betrachtete, konnte ich nirgends mehr einen Menschen entdecken.“

Dieser Erzählung läßt Capitain Renaud mit Unwillen die Bemerkung zu, daß, während er Alles that, um Unglückliche zu retten, drei andere Schiffe, deren Rumpf er erkennen konnte, und die mithin auch ihn sehen mußten, unbekümmert um das entsetzliche Unglück, vorüberzogen. Seinen Officieren wie der gesammten Mannschaft seines Schiffes theilt der Capitain das beste Zeugniß. Man sorgte auf alle erdenkliche Weise für die Unglücklichen, von denen Manche schwere Wundwunden erhalten hatten. „Sechs litten besonders heftig“ — sagt er hima — „und einer derselben war ganz mit Wundwunden bedekt, so daß es zu verwundern ist, wie sich derselbe so lange schwimmend erhalten konnte.“ Am 19. September erreichte der „Maurice“ Bahal und landete hier die bigenigen Gezeiten, die am Bord seines Schiffes geblieben waren.

Hiermit sah die Naechen, die uns bis jetzt über den Verlauf dieses grauenvollen Ereignisses zu Gebote stehen, erschöpft. Das Ereigniß selbst ist aber ein so ganz außerordentliches, daß wir unsere Schilderung desselben hier noch nicht schließen können. Bei der allgemeinen Theilnahme, die es auf beiden Erdhäften erweckt, so wie

die erste Kunde davon durch den Telegraphen nach allen Richtungen hin verbreitet wurde, konnte es nicht fehlen, daß das Geschehene in der Presse die verschiedensten Bearbeitungen finden mußte. Man hatte ein solches Unglück nicht für möglich gehalten, und eben darum nahmen sehr Viele an, es müsse das Unglück selbst die Schuld um verantwortlicher Nachlässigkeit und eines Aufgebens aller Disciplin an Bord des Schiffes unmittelbar nach dem Ausbruch des Feuers sein. Die amerikanische Presse insbesondere fällt sehr harte Urtheile und verdammt namentlich die Handlungsweise des englischen Capitain. Keiner kann dieser beflagenswerthe Mann sich nicht mehr vertheidigen. Er muß es dulden, daß man ihn schmäht, ihm Unfähigkeit, ja sogar Freigebit vorwirft. Wir sollten aber vorsichtiger sein in unserm Urtheile, denn obwohl eine Menge Anklagen liebelibender Bemerkungen fallen lassen, die fast wie eine Anklage klingen, dürfen wir diesen doch nicht blühtlings vertrauen. Neben den Berichten der Passagiere werden die Aussagen der gereiteten Officiere doch auch zu berücksichtigen sein. Schon die Erklärung derselben in der „Times“ deutet an, daß das entsetzliche Gemüth menschlicher Anstrengung von Anfang an spottete. Professor Glanville, ein Jüngling, dessen Wort schwer in's Gewicht fallen dürfte bei Beschreibung des Brandes der „Austria“, hat in New York erklärt, daß Capitain wie Officiere und Mannschaft des unglücklichen Schiffes ihre Pflicht vollständig gethan hätten, nur das reißende schnelle Umschlagen der Flamme machte jeden Rettungsversuch unnütz, und verhinderte die Vergang der Passagiere. Wir wissen, daß innerhalb weniger Minuten das ganze Zwischendeck in Flammen stand, daß sehr wenige Menschen genügte, die Flammen durch alle drei Decks hindurch zu überreiten, das Schiff in zwei Hälften zu theilen, und drei der Rettungsboote in Brand zu setzen. Die Furcht vor dem Tode und das Unerwartete des Unglücks jagte die entsetzten Passagiere nach den Booten. Die Angst raubte der Mehrzahl alle Besinnung, und obwohl die Officiere ihre Befehle ertheilten, die Mannschaft diese Folge, wo sie überhaupt gehört wurden, konnten doch einige wenige Männer dem Antrage Hunderter nicht begehnen. Daß bei diesem Sturm an die Boote, den nächsten und ansehnlichsten sichersten Rettungsmitteln, diese kein Verlassen oder Herabstürzen in's Meer umschlagen, an die fortarbeitende Schraube treiben, und hier yerhalten mußten, läßt sich leicht begreifen.

Man hat die Katastrophe der „Austria“ mit dem Untergange des „Central America“, des „Arctic“ und anderer großer Schiffe verglichen und bemerkt dabei, daß aus jeuen eine mehrertheilte Ordnung gebräuchlich und die Beselenden ungleich besser ihrer Pflicht eingedenk gewesen wären. Diese Vergleiche, küßt uns, hinten gegenwärtig. Der Untergang jener Schiffe und die Rettung der darauf befindlichen Menschen, so weit sie bewerkstelligt werden konnte, fand unter ganz andern Umständen statt, als der der „Austria“. Sturm und Wogen waren die Vernichter derselben, die Gefahr nahe sich nach und nach, man hatte Zeit, Vorsehrungen zu treffen, zu überlegen, was zu thun am vorzuzuziehigen sei. Die „Austria“ dagegen segelte bei schönem, fast stillem Wetter ruhig ihren Course. Alles altemte auf, weil man die böse Zeit endlich fast überstanden hielt. Kein Mensch, auch die Aengstlichen nicht, vermuthete ein Unglück. Da kramte plötzlich das Schiff von einem Ende zum andern! Weil Niemand einen Ausweg sah, wollte jeder Einzelne, dem natürlichen Triebe der Selbsterhaltung folgen, griffen aus eine oder die andere Weise erzwungen. Ein solches, gleichsam vom Himmel herabfallendes Unglück war wohl geeignet, auf Alle gleich lähmend zu wirken, und wir sind der Meinung, kein Capitain der Welt würde dies furchterliche Unglück haben bewältigen und die auf dem Schiffe weilenden Passagiere retten können.

Den Wunsch des Capitains, alle der Henerläuter ihn aus seinem Privatleben auszureißen, in das er sich auf einige Zeit zurückgezogen hatte: „Wir sind Alle verloren!“ macht man dem unglücklichen Manne zum schweren Vorwurfe. Aus ihm folgert man, er habe den Kopf verloren gehabt und nicht mehr gewußt, was er beginnen solle. Wir unerschrocken können, hat er diese verhängnisvollen Worte wirklich gesprochen, darin nur dem willenlosen Seiner eines tief schlafenden Menschen erkennen, dem beim Anblick der mit aufstrebenden Flammen das Bewußtsein seiner Hilflosigkeit überkam. Freilich verlangt die Welt, ein Seemann solle jeder Gefahr unerschrocken in's Auge schauen; die Tugend des echten Seemanns bescheide eben in einer Kaltblütigkeit, die sich durch nichts erschüttern lasse. Ein solches Verlangen mag gerechtfertigt sein, der Fall mit der „Austria“ dürfte aber auch in dieser Hinsicht eine Ausnahme machen. Cap-

tain Heptmann galt nicht bloß für einen unerschrockenen, vor den drohendsten Gefahren nicht zurückschreckenden Seemann, er war es auch. Seine fernläufige Vergangenheit legt Zeugniß davon ab. Dafür spricht unter Anderm ein Schreiben William Frazer's im „Globe“. Dieser Mann kannte die „Austria“ und deren Capitain. Er hatte das Schiff in Plymouth besichtigt, als es nach jenem schon zu Anfang dieses Auftrages erwähnten Sturme, mit einem ganzen Regiment englischer Soldaten an Bord, zuflucht an England's Küsten suchen mußte. Capitain Heptmann hatte volle 14 Stunden lang das Deck nicht verlassen; um nicht von den Sturmjensen über Bord geweht zu werden, ließ er sich festbinden, ertheilte mit größter Unerbittlichkeit seine Befehle und brachte das ganze Regiment, mit Verlust nur eines einzigen Soldaten, glücklich zurück nach Plymouth. Derselbe Mann berichtet, der Capitain sei damals den Ingenieuren, die das Schiff rettungslos für verloren hielten, mit der Felle in der Hand entgegengetreten und habe gedroht, jeden niederzuschneiden, der seinen Befehl verlasse. Diese Rube und Entschlossenheit rettete das Schiff, Mannschaft und Militär. Herr Frazer mag aber nicht Unrecht haben, wenn er hinzusetzt, es sei eine mehr als schwere Aufgabe, Hunderte von Passagieren, die mehrere Sprachen redeten, in einem Umland, wie es die „Austria“ beinsuchte, ruhig zu erhalten. Wir glauben allerdings, daß diese Aufgabe kein Seemann so leicht genügend zu lösen im Stande sein dürfte.

Im Hinblick auf die ganz außerordentlichen Umstände, unter denen die „Austria“ in Brand gerieth, finden wir es daher hart und lieblos, über einen Todten schonungslos den Stab zu brechen, ehe noch vollständig zuverlässige Aussagen über den Hergang der Sache von allen Seiten vorliegen. Wenigstens wird man den Aufzügen der Officiere und den von der Mannschaft Getreuten, ehe man ein Schuldschreiben fällt, doch eben so viel Gewicht beilegen müssen, als den vielfach unklaren Erzählungen der Passagiere.

Außerdem dagegen gestalten sich die Dinge, wenn wir der Entstehung des Feuers etwas Aufmerksamkeit zuwenden. Hier haben jedenfalls sehr große Versehen stattgefunden oder man ist nicht mit der bei einer Ueberänderung erforderlichen Vorsicht zu Werke gegangen. Nur darf man die Schuld dieser Versehen nicht dem Capitain aufbürden wollen, der persönlich dabei gar nichts zu schaffen hatte. Diese Schuld trifft nur den Officier aus diejerigen Leute von der Mannschaft, die dazu beordert waren. Köder kann man auch diese nicht befragen, noch zur Rechenschaft ziehen, denn sie hätten ihre Unerforschtheit mit dem Leben. Den Hergang der dieser unglücklichen Mischung kennen wir ebenfalls noch nicht zur Gänze, denn von allen Augenzeugen, welche über den Brand der „Austria“ berichteten, hat kein Einziger etwas Anderes erzählt, als daß das Feuer beim Rückzuge entstanden sei. Keiner von diesen Berichtserstattern war wirklich dabei; sie alle wissen nur, daß der vierte Officier und ein Bootsmann mit einem Gefäß voll Theer und einem glühenden Eisen in's Zwischendeck hinabstiegen. Was

unten geschah, wie es kam, daß das Gefäß, nachdem es Feuer gefangen, umfihrte, was die dabei Beschäftigten thaten, um die Gluth im Entstehen noch zu erlösen; über diesen Allem schwebt ein unerschütterliches Dunkel. Erst das Emporlodern der Flammen machte die auf Deck weilenden Passagiere und die Officiere, welche die Wache hatten, aufmerksam. Mit dem Aufschlagen der hellen Pöbe aber scheint auch jede Rettung unmöglich gewesen zu sein, denn die Flammen zogen sich, wie Fische berieten, gleichzeitig in der Mitte des Schiffes und an den Kulen des Vordertheils.

Einige Passagiere geben weiter in ihren Erzählungen an, es seien nirgends Vorrichtungen zum Löschen vorhanden gewesen, auch habe es an Rettungsmitteln gefehlt, deren die Passagiere sich hätten bedienen können. Wer die Einrichtung der Hamburgischen Ocean-Dampfer kennt und je einmal aus dieser schönen Schiffe sich etwas genauer betrachtet hat, der muß bei Lesung solcher Bemerkungen den Kopf schütteln. Außer den schon erwähnten 4 oder 5 Rettungsbereiten, die für die große Zahl der Passagiere, welche die „Austria“ am Bord hatte, allerdings nicht ausreichten sein konnten, besaß das Schiff noch eine beträchtliche Anzahl sogenannter Lebensboje, sowie 40 mit Kerfsämen gefüllte Matrazen. Diese waren mit Nieren und Schmalen versehen, so daß sich dieselben Jeder zum Schwimmen ohne große Schwierigkeit umschalten konnte. Endlich fehlte es auch durchaus nicht an vierscheidenden Löschapparaten; denn außer einer Patent-Leuchtens-Heuriprize, wie im Zweigebirgen versehen war und deren Wasser durch angeschlossenene Schläuche je nach den Umständen sowohl über als unter Deck, wie in die unteren Deckräume hingedrückt werden konnte, waren auch an der Dampfmaschine Röhren und Hähne angebracht, mittelst deren sich jedes Deck hinreichend mit Wasser überziehen ließ. Ist nun von allen diesen Vorrichtungen gar kein oder ein höchst ungenügender Gebrauch gemacht worden, so müssen wir so lange, bis das Gegentheil bewiesen ist, an der Ansicht festhalten, daß nur die mit Vorgeschnelle durch die unteren Deckräume sich ausbreitenden Flammen, die ja, wie die Aufzügen aller Augenzeugen berichten, auch zugleich das obere Deck ergrieffen und den Verkehr auf diesem zwischen Vinter- und Vordertheil des Schiffes aufhoben, Officiere und Mannschaft verbindet haben, sich derselben zur Unterdrückung des Feuers zu bedienen.

Die drei ersten Officiere der „Austria“ nebst einigen Passagieren von der Mannschaft haben die entsetzliche Katastrophe persönlich überlebt. Ihre Aufzügen vor Gericht bringen heftentlich etwas mehr Licht in das Dunkel der scheinlichen Begebenheit. Die Publication dieser Aufzügen erwartet nicht bloß Hamburg, sondern die ganze Welt. Die Lebhede darf und wird also davon sein wir sehr lebhaft, nicht länger, als eben nöthig, mit der Verständigung zaudern. Es ist diese Ehre der Hamburgischen Flagge und dem Rufe der deutschen Seeeule schuldig, deren Tüchtigkeit bisher noch von keiner Nation der Welt angezweifelt worden ist.

(Namenstrengeidlich der Mannschaft und Passagiere. f. Seite 650 u. ff.)

## Schiffs-Fischerei mit Dampf.

Der eiserne Dampf-Terrid in London.

Das unerfättliche Meer, wie viele Menschen und Güter verschlingt es jährlich, ja täglich, ohne je satt zu werden! Im Jahre 1857 verunglückten um die englischen Küsten allein 1141 Schiffe mit 176,544 Tennen Gütern. Die Menschen, die mit diesen 1141 Schiffen verunglückten oder ertranken, werden dabei gar nicht besonders beachtet. Was wenn, wie wirklich in dem vorerwähnten großen Hamburg-Versehrer Dampfer von 500 Menschen über 450 auf einmal doppelt untertauchen, verbrennen und ertrinken, nimmt die Fische Notiz davon.

Nach Berichten aus allen Häfen und Meeren der Welt hat man angenommen, daß jährlich im Durchschnitt 20,000 Fahrzeuge auf dem Meere verunglücken, damit 10 Millionen Tennen oder 200 Millionen Centner Waaren oder Güter und mehr als 100,000 Menschen. Den Letzteren kann Niemand argwohnen werden, wenn er einmal den Meerestoben berührt und Millionen Einwohner der salzigen Klüfte zur Abtheil eingeladen; aber von den Schiffen und deren Gütern, die der Tiefe verfallen, könnten im Durchschnitt zwei Drittel wieder aufsteigen, wenn man ihnen nur eine kräftige, hilfreiche Hand von oben zu reichen verstände. Daran fehlte es bis jetzt.

Um aber nicht mehr.

Die Auerhäuser haben einen Aufstehungshebel für diese Schiffe und deren Güter erfinden und bis jetzt mit dem überraschendsten Erfolge angewandt. Die Engländer machen's ihnen nach und zwar mit der Aussicht, daß sie von den im vorigen Jahre verunglückten 1141 Fahrzeugen mindestens 800 retten, empfehlen, aussetzen und wieder heraufzuholen können. Für solche Aufstehungshebel hat sich eine patentierte Compagnie gebildet, die den Namen „Patent Derrick Company“ führt und unlängst den ungeheuersten, eisernten Ketsch von „Terrid“ im Osten von London, umweit des trauernden „Veriathan“, vom Clapel laufen ließ.

Ein Terrid?

Was ist das? Etwas ganz Neues, namentlich für uns „Landratten.“ Selbst<sup>99)</sup> der Kautoner Bevölkerung standen ein ganzes Jahr lang und wunderten sich, als sie nach und nach ein fabelhaftes Ungeheuer von Eisen empfinden konnten. Es ist 12 Fuß breit, als der ganze Veriathan, und so unerschütterlich von Gestalt, daß man sein Verlegen ratzen kann, ehe das Richtige zu treffen, wenn's uns kein Eingeweihter sagt. Einige meinten, es sei ein

schwimmender Leuchthurm, Andere wollten behaupten: ein Flotten-Katapult, ein Sturmbock des Krieges, um zunächst die Festungswerke von Eberdoug damit zu zerstoßen und niederzubrücheln.

Rein, es sollte ein Derrid werden und ist einer geworden, der größte. Aber was ist nun ein Derrid? Der Denter, ja zunächst der Denter Derrid, der berühmte amerikanische Denter Derrid, der die Kunst, bestimmte ihm übermächte Personen an einer zu engen Cravatte sterben zu lassen, ganz aus dem ff verstanden haben soll. In Folge davon nannte man auf Schiffen die Kreuzmasse, welche beim Laden und Lösen als Hebel und Krabne benutzt werden: Derrids. Aus Mangel an Talenteint heißen nun auch die schwimmenden Maschinen mit großen Kreuzmasten, bestimmt untergegangene Schiffe heraufzuziehen und an's Land zu bringen, Derrids. Die vollkommenste Art derselben, in Amerika patentirt, nennt man „Patent Boom Derricks“ („Boom“ ist der Hauptquersast auf Schiffen).

mit Wasser gefüllt, als Gegengewicht, wenn der Riese auf der anderen Seite ein gesunkenes Schiff heben muß.

Nun der Hebelapparat, der zunächst von den gewöhnlichen Krabnen dadurch abweicht, daß er nicht einen ein\*, sondern zweiarmigen Hebel bildet, einen Wageballen mit dem Stützpunkte auf der Haupt- und Mittelsäule, von dem republikanischen Amerikaner Königs-Ständer, „King-post“, genannt. Dieser zweiarmige Hebel bietet manche Vortheile, besonders in der patentirten Structur. Man erreicht und vertheilt dadurch mehr Kraft, als mit dem einarmigen Krabnebel. Der „Königsständer“ ruht, wie Figuren zeigt, auf einer Pyramide von Eisen Säulen, auf einem Regel, dessen Spitze, im Umfange von 7 Fuß und hohl (es spielten einmal zwei Herren Schach darin), den schmiedeeisernen, 120 Fuß langen, 1600 Centner schweren Haupthebel, den Boom oder eigentlichen „Derrid“ trägt. Der Königsständer ragt 50 Fuß hoch über den Derrid empor und trägt ihn so, daß er sich frei auf seinem Stützpunkte drehen kann. Die Hälfte des Derrids, welche dem directen Hebelarme entgegengesetzt



Der eiserne Dampf-Derrid.

Der englische patentirte Boom-Derrid ist nicht nur der größte Mechanismus der Art, sondern auch zum ersten Male durchaus von Eisen, der Hebel-Mechanismus von Schmiedeeisen.

Das Fahrzeug von unten, der Schiffsrumpf oder „sow“ hat hier keinen andern Zweck, als den ungeheuren Galgen zu tragen und ihm Festigkeit und Hebelkraft zu sichern. In der Mitte hat er eine rhomboidische Gestalt und läuft nach beiden Seiten spitz zu, mit Rüdren hinten und vorn. Der Boden oder Kiel unten ist ganz gerade und platt, wie der Boden eines Kasses, um dem Wasser den möglichst größten Widerstand zu leisten, wenn es gilt, tausenttönnige Schiffe heraufzuziehen. Daraus erklärt sich leicht die ganz von andern Schiffsformen abweichende Gestalt. Der ganze Rumpf unten ist ein ungeheurer Eisengrüpp von 257 Fuß Länge und 90 Fuß Breite in der Mitte. Jede Rippe inwendig besteht aus mehreren Tonnen massiven Eisen. Das Rippengefuge ist lumentig so mit Eisenband überzogen, daß daraus 80 separate, wasserdichte Keilen entstehen. Diese sind zunächst das Werkst und Grüpp für den Perkeles des Hebels, dann dienen sie auf einer Seite,

ist, wird durch massive Metallstreifen mit dem Rumpfe unten verbunden und so, nach hier nicht zu erörternden mathematischen Gesetzen, die Anstrengung des Hebels über den ganzen massiven Eisenkörper vertheilt und zertheilt, so daß sie sich nicht auf einem einzelnen Punkte zerstörend und Kräfte überbietend geltend machen kann.

Die Hälfte des Derrids, welche direct als Hebel dient, ragt über die Seite des Schiffsrumpfes hinaus und ist eben mit zehn Partien von Hebelblöcken versehen, die, in Klafschenzugweise wirkend, jeder eine Debetraft von 100 Tonnen ausüben. Ueber jeden der Hebelblöcke läuft eine Kette hinunter durch das Innere des Königsständers auf Spillbäume unten auf der entgegengesetzten Seite. Letztere, durch Dampf gedreht, üben nun durch diesen mächtigen Klafschenzugapparat eine Hebelkraft von nöthigenfalls 1000 Tonnen aus, so daß das mächtigste Schiff, welches im Wasser so viel von seinem Gewicht verliert, als es Wasser verdrängt, damit aus der Tiefe gehoben werden kann.

Das ganze eiserne Laugebeut von 1200 Tonnen Gewicht, mit der Spitze der Königsständer mehr als 200 Fuß über die Wasser-

fläde emporgedräng, geht gleichwohl nicht tiefer, als 30 Zoll, so daß es leicht, wie eine Wasserpinne, auf die schiefsten Stellen kriechen und dort fliegengliedliche oder gewandte Schiffe kriechen kann. Zwei Dampfmaschinen bewegen die Käse dieser Pinne, eine große Menge lange, kleine Ruder, die nur einige Zoll tief eintauchen und durch ihre Menge und ihren gleichmäßigen Schritt eine Triebkraft ausüben, daß sich das Ganze nöthigenfalls schneller bewegen kann, als das beste ordinäre Dampfschiff. Die beiden Ruderbaummaschinen haben 320 Pferdekräft, die Nebemaschinen 60. Das ganze Bauwerk, gleich einem Schiffe von 5000 Tonnen, kostet 45,000 Pfund. Es soll, wie man hofft, mindestens zwei Dritttheile der 15 bis 20 Millionen Thaler, die jährlich allein an den englischen Röhren durch Schiffbrüche in's Wasser fallen, wieder herausholen. Im Kleinen hat man schon die glücklichsten Versuche damit gemacht; die Anwenbung im Großen ist in der alten Welt noch neu, aber in der neuen Welt alt. In America holt man nicht nur seit langer Zeit gefundene Schiffe mit großen Derrids aus der Tiefe, sondern bräunt sie auch bei großen Wasseracten zur Hebung, Verstärkung und Placierung ungeheurer Steinblöcke, eben so in Häfen und auf dem Lande statt gewöhnlicher Krane. 16 See-Derrids von Holz, mit einer Hebekraft von 2300 Tonnen, arbeiten in den Granden um und in America schon seit Jahren mit dem größten Erfolge. Drei solche Derrids haben bereits 400 gefundene oder

gehranteite Schiffe gehoben und gerettet, außerdem über 300 große Dampfmaschinen in neue Schiffe gehoben und placirt.

Vor einiger Zeit ging das weiland berühmte Schiff Ericson von 2300 Tonnen, das den Dampf vertritt und alle Maschinen mit heißer, verdünnter Luft bewegen wollte, infolge seiner Durchsichtigkeit und Schwere an der Küste von Neu-Jersey unter und wurde von einem dieser Derrids aus dem Grabe geholt, flott gemacht und dem Leben und Streben, sich von heißer Luft zu nähren, wiedergegeben.

Bisher hat man manches untergegangene Schiff durch Landcr noch ansubenten gesucht, aber das ist langweilig, losspießig und bloß bis zu 15—20 Klaffern Tiefe möglich.

Mit diesen Derrids kann man in einem Zuge ganze Schiffe überhaupt und fast jeder Tiefe herausheben, wenn nur die Hebel-lette lang genug ist. Etwa sechs Mann sind im Stande, die mit wenigen Kosten, binnen einigen Stunden jedes gefundene Fahrzeug, das überhaupt noch zusammenhält, auf die Oberfläche des Wassers zu bringen, an's Land oder überhaupt in Sicherheit zu bringen und dessen Schätze oder das Schiff selbst für die Lebentenen nutzbar zu machen. Wir sehen daraus schon, daß diese neue Combination von Hebelkräften nicht nur technisch interessant, sondern auch industriell praktisch und mittelbar uns Allen, die wir uns noch über Wasser und Kirchhöfen halten, zu Gute kommen wird.

**Namensverzeichnis der Mannschafft und aller Passagiere der „Austria“.**

Die mit \* versehenen Namen sind die der wicigen Creuliten.

**Mannschafft der Austria.**

- Seuchtmann, O. Capitän, aus Hamburg.
- \* Dahn, R. erster Officier, aus Hamburg (Naurice).
- \* Deitmann, E. zweiter Officier, aus Hamburg (Naurice).
- \* Bernitt, J., dritter Officier, aus Hamburg (Naurice).
- Woh, M., vierter Officier, aus Remmüthen.
- Eckmann, Dr. Artz, aus Jers.
- Weyer, J., Chirurg, aus Braunshweig.
- Woblers, J., erster Proviantmtr., aus Hamburg.
- Nid., M., zweiter Proviantmtr., aus Rauenburg.
- Körner, H., erster Zimmermann, aus Rauenburg.
- Teufels, G., zweiter
- Nagel, J., erster Bootemann, aus Heßl.
- \* Wüthrich, G., zweiter Bootemann, aus Dassel (Naurice).
- Weder, W., Quartiermeister, aus Elmshorn.
- Wendt, O., Quartiermeister, aus Berest.
- \* Wate, G., Quartiermeister, aus Heßl (Naurice).
- Wephalen, G., Quartiermeister, aus Heiligenhafen.
- Friedrichsen, J., Cigarrenmacher, aus Wankfleet.
- Corde, J., Matrose, aus Helmsied.
- Sommer, F., Matrose, aus Helmsied.
- \* Jürgensen, N., Matrose, aus Cappel (Naurice).
- Düker, A., Matrose, aus Kurbaven.
- Ahren, J., Matrose, aus Seefenmilch.
- Deitmann, J., Matrose, aus Heßl.
- \* Jarr, J., Matrose, aus Elmshorn (Catharina).
- Nagel, G., Matrose, aus Winkeln.
- \* Schmidt, J., Matrose, aus Dreierthlen (Catharina).
- Eckhöder, P., Matrose, aus Hamburg.
- Offler, J., erster Steward, aus Dreiborn.
- Wittgräde, G., zweiter Steward, aus Hannover.
- Eckhöder, J., Steward, aus Altona.
- Wittmann, G., Steward, aus Trittau.
- Nebb, H., Steward, aus Helmsied.
- Cattmann, G., Steward, aus Kantenberg.
- Bosse, G., Steward, aus Vangenhagen.
- Steinmann, A., Steward, aus Hamburg.
- Wiedrich, G., Steward, aus Hamburg.
- Hörber, E., Steward, aus Elbb.
- Wittmann, G., Steward, aus Hamburg.
- \* Rosenbergh, E. (Neger), Steward, aus St. Creiz (Naurice).
- Dubbers, J., Steward, aus Altona.
- Krüger, G., Steward, aus Albb.
- v. Bergmann, G., erster Ingenieur, aus Zausfeld.
- Daubert, P., zweiter Ingenieur, aus Hamburg.
- Carsten, A., dritter Ingenieur, aus Hagenwerth.
- Weyer, W., vierter Ingenieur, aus Vadenber.
- \* Pohl, O. Assistent, aus Hamburg (Naurice).

- Grüning, J., Assistent, aus Kredenwerder.
- Swören, G., Zeichner, aus Hamburg.
- Reber, J., Schiffschmied, aus Albb.
- \* Zehfeld, H., Deiser, aus Hannover (Catharina).
- Weyer, P., Deiser, aus Heßl.
- \* Friederich, J., Deiser, aus Travemünde (Naurice).
- \* Krieger, P., Deiser, aus Groß-Budowal (Cath).
- Hamann, G., Deiser, aus Vordeshelm.
- Dirck, J., Deiser, aus Hamburg.
- Rutenroth, J., Deiser, aus Danzig.
- Eckhöder, J., Deiser, aus Hamburg.
- Vaustian, J., Deiser, aus Kanjan.
- Witt, J., Junge, aus Oberndorf.
- Wüthrich, G., Junge, aus Albb.
- Witt, J., Junge, aus Hamburg.
- Kreth, G., Junge, aus Eldersdorf.
- Deitmann, G., Junge, aus Heßl.
- Jüßig, J., Junge, aus Hamburg.
- Wüthrich, G., Junge, aus Hinkenwärter.
- Weter, J., Junge, aus Remmüthen.
- Wagner, H., Junge, aus Elmshorn.
- Dreierthlen, H., Junge, aus Heßl.
- \* Richter, J., Junge, aus Dresden (Naurice).
- Garte, J., Junge, aus Hamburg.
- Wüller, G., Junge, aus Weisingen.
- Wie, P., Junge, aus Altona.
- Weder, H., Junge, aus Altona.
- Wagner, H., Junge, aus Hamburg.
- Lützen, G., Junge, aus Hamburg.
- Wengard, G., Junge, aus Hamburg.
- Steffen, J., Kochmat, aus Helmsied.
- Peters, J., Kochmat, aus Duntelotterf.
- Wede, J., Kochmat, aus Albb.
- Wagner, G., Kochmat, aus Schwenitz.
- Wurmstier, G., Volontair, von Fuhmann.
- Algreen, W., Volontair, aus Geimar.
- Welmus, G., Volontair, aus Elmshorn.
- Koene, G., Volontair, aus Altona.
- Wietner, J., Volontair, aus St. Gallen.
- Wendert, B., Hülfsdiener, Volontair, aus Hamburg.
- Übermeier, A., erster Koch, aus Kudeßhadt.
- \* Fabie, W., zweiter Koch, aus Hamburg (Catharina).
- Peterlin, J., dritter Koch, aus Altona.
- Wieling, J., vierter Koch, aus Schwarsched.
- Wendert, G., Seebotier, aus Heßl.
- Wager, B., Stewardsch., aus Hamburg.
- Schwier, G., Trimmer, aus Hamburg.
- Weg, A., Trimmer, aus Weßbagen.
- Kretzenlin, J., Trimmer, aus Kretzenlin.
- Wagner, G., Trimmer, aus Dummelotterf.
- Vib, P., Trimmer, aus Vadenber.
- Kretz, J., Trimmer, aus Altona.
- Peters, J., Trimmer, aus Albb.
- Wiedrich, G., Trimmer, aus Hamburg.

- Hamann, J., Trimmer, aus Vordeshelm.
- Wartel, S., Trimmer, aus Jeeber.
- Im Ganzen 173 Mann.

**Passagiere der ersten Cajüte.**

- Rebelerter, E., Kaufmann, aus New-York.
- Begel, G., Kaufm., aus New-York.
- Begel, J., Kaufm., neßl Frau, Marianna, aus New-York.
- Paich, Julius, Kaufm., aus New-York.
- Wartel, Fr., Kaufm., aus San Francisco.
- \* Berniger, Hedwig, unverb., aus Hamburg.
- \* v. Dörfler, M., Kim., a. Dresden (Naurice).
- \* Gieseler, Ed., Kaufm., a. New-York (Naurice).
- Göbingshaus, Junkr, Frau neßl Lehrer Auguste, aus New-York.
- Friedrich, Jac., Kaufm., neßl Frau, Hannah, a. Württemberg.
- Gerrissen, Fr., Kaufmann, neßl Frau, aus Remmüthen.
- \* Glanzenleiter, Fr., Professor, aus New-York (Naurice).
- Forch, Caroline, unverb., aus Rebenbagen.
- Heden, Maria, Dienstmädchen, aus St. Louis.
- Oppe, Joh.
- Hermann, Adelph, Kaufm., neßl Frau und Kinder, Johanna, Yulmina, Gustav, Lucia, Otho, Hermann, Clara, aus Jers.
- Jagd, Frau Sophie, neßl Kind, Ellen, a. New-York.
- Kühtaff, E., Kaufm., aus Minden.
- Kuhn, Gustav, Kaufm., aus Königsberg.
- Verglin, Frang, Dienstmädchen, aus New-York.
- v. Wenzelsbagen, Zeberte, unverb., a. Kredenwerder.
- Waisan, J. M., Kaufm., aus Hamburg.
- Reyer, Peter, Dienstmädchen, aus New-York.
- Wetmann, Karl, Kaufm., aus New-York.
- Peipers, Frau Anna, neßl Kinder, Stephan, Zeberte, Ferdinand, aus St. Louis.
- Wendel, W., Kaufm., neßl Frau Friederike u. Kinder, Ludwig, Friz, Hans, Julius, Jos., a. New-York.
- Sontheim, Hermann, Kaufm., neßl Frau Sophie u. Kinder, Julius, Eugen, Emil, Ludwig, Clara, aus New-York.
- Stodol, Wilhelm, Kaufm., aus Cincinnati.
- Stamm, A. M., Kaufm., aus New-York.
- Smith, Minna, Dienstmädchen, aus New-York.
- Ueberfeld, Herrm., Rufinus, aus Philadelphia.
- Trotz, G. D.
- \* Sejn, (Naurice), (Frau Emilie neßl Kinder, Maria, Clara, Friedr. tedt), aus Philadelphia.
- Wiedrich, G., Kaufm., aus New-York.
- Wiesinghaus, A., Kaufm., aus New-York.
- Wietmann, A. E., Kaufm., aus New-York.
- Wöl, Deiner, unverb., aus Rebenbagen.

Vasagiere der zweiten Cajüte.

Kapel, W., Kaufm., aus Peim.  
 Plumenthal, Job., unverb., aus Darmstadt.  
 Brandt, Peter, Kaufm., aus Chicago.  
 \* Herr, Philipp, Dr., aus Adelstedt (Maurice).  
 Bremer, Anna, unverb., aus Rüdberg.  
 Bern, Chr., Kaufm., aus New-York.  
 Biad, Robert, unverb., aus Braunshweig.  
 Brandt, J. W., Kaufm., aus New-York.  
 Biele, W. A., Kaufm., aus New-York.  
 \* Becker, Wilhelm, Kaufmann, aus New-York.  
 v. d. Beck, Kaufm., nebst Frau und Kinder, De-  
 lenne, Caroline, Paul, und Wilhelmine.  
 Bebiogut, Matthäus v. Otto, unverb., a. Kaiser-  
 lauter.  
 Gerth, Eddie, unverb., aus Leichenfeld.  
 Clausen, Jacob, Oerm., nebst Frau, a. Cappeln.  
 Gerdes, J. J., Kim., aus San Francisco.  
 Dilligen, Aug., Kim., nebst Frau u. Kinder, Emilie,  
 Amalie, Auguste, Emil, aus Dilligenstadt.  
 Freudenheim, S., Kim., aus Arelchen.  
 Freudenheim, S., Kim., aus Arelchen.  
 Freudenheim, Helene, unverb., aus Arelchen.  
 Freudenheim, Johanna, unverb., aus Arelchen.  
 Fröh, Sabote, und Lechter Cath., aus Cassel.  
 Friedmann, Emma, unverb., aus Palomina.  
 Friedländer, A. Dr., nebst Frau, Sophie, aus  
 Bieleu.  
 Gerod, Th., Prediger, aus Baltimore.  
 Göder, Th., Frau, aus Stuttgart.  
 Göder, Th., Kim., aus New-York.  
 Gührbrandt, E., Kim., aus Cönselndorf.  
 Gahn, Urr., Kim., aus Großmannthal.  
 Gulmann, F. J., Kaufmann, und Frau Cleonora,  
 aus Klingen.  
 Hennings, Johann, Farmer, und Frau Catharina,  
 aus New-York.  
 Heint, Urr., Kim., aus St. Peter.  
 Heint, Sebist, unverb., aus Kaiserlautern.  
 Heint, Johann, unverb., aus Kaiserlautern.  
 Jöral, J. M., Kim., u. Frau Carl, aus Worman.  
 Jock, Mariame, Frau, aus Jaregia.  
 Jöcher, Fena, unverb., aus Berglundshadt.  
 Jönas, Math., unverb., aus New-York.  
 Jock, Julie, Frau, aus New-York.  
 Kunt, Worth, Kim., aus Stuttgart.  
 Köben, Georg, Kim., aus New-York.  
 Köben, Elize, unverb., aus Arelien.  
 Köben, Hermina, unverb., aus Arelien.  
 Köber, Bertha, unverb., aus Berglundshadt.  
 Kreyer, Siegmund, Kim., aus New-York.  
 Kneißel, Chr., Kim., und Bibed.  
 Kneiberg, Joh., Kim., aus New-York.  
 \* Kuhlmann, Georg, Kaufmann aus Cincinnati  
 (Maurice).  
 Koenig, Siegf., unverb., aus Jarogia.  
 Koenig, Jett., unverb., aus Bittfowo.  
 Kunt, W., Kim., aus New-York.  
 \* Linkhein, J., Kim., aus New-York (Catharina).  
 Meyer, Wilh., Apotheker, aus Oeffen.  
 Maribich, Cecilia, unverb., aus Leichenfeld.  
 Meyer, Georg, Farmer, aus Dammle.  
 Mühlh, Victor, Juwelier, aus Bangerdt.  
 Neumann, Seb., Tischler, aus Cincinnati.  
 Nudmann, W., Kim., aus Baltimore.  
 Oberst, Anna, unverb., aus Cappeln.  
 Pfeilschler, Michael, Clerf., aus Dirschberg.  
 Price, Michael, Kim., aus Chicago.  
 Rittingberg, Emma, unverb., aus Witten.  
 Röhren, Helise, unverb., aus Hannover.  
 Rieffen, Georg, Seemann, aus Schwarm.  
 Rieffen, unverb., aus Schwarm.  
 Schiele, Heint, Dr., und Frau - Braunwid.  
 Schmitz, D., Goldschmidt, aus Frau, Emma, aus  
 Oera.  
 Schramm, Emma, unverb., aus Berlin.  
 Silber, Francisco, unverb., aus New-York.  
 Schönmann, Rich., unverb., aus Pennsylvanien.  
 Stamm, Dr. und Frau, Marx, aus Berlin.  
 Schmitt, Janni, Frau, aus Oppad.  
 Strickmann, F. Th., Bäcker, nebst Frau und Kin-  
 dern, Wilh., Johann, aus Braunshweig.  
 Straub, D., Doctor, aus Bieleu.  
 Spett, Anna, unverb., aus Bingerder.  
 Samuel, Martha, unverb., aus Thern.  
 Sedner, Rich., Doctor, aus Philadelphia.  
 Seider, Hildegard, unverb., aus München.  
 Ullrich, Theres, unverb., aus Pirna.  
 \* William, Frau, nebst Kinder Pauline und Chr., aus  
 Baltimore.  
 \* Witte, Ernst, Clerf., aus Weßtem (Maurice).

Weyer, Georg, Farmer, nebst Frau Barbara aus  
 Niedergerstein.  
 Weinmann, John, aus Baltimore.  
 \* Wolf, L., Kim., aus New-York (Maurice).  
 Wisland, Th., Kim., aus New-York.  
 Werner, Minna, Frau, nebst Kind aus Philadelphia.  
 Wogel, Frau, aus Bieleu.  
 \* Zih, Frau, Kim., aus Mainz (Maurice).

Vasagiere des Rauffendeck.

Abeles, Leopold, Farmer, aus Böden.  
 \* Aker, Th., Farmer, aus Baloren (Catharina).  
 Adler, Marcus, Farmer, aus Prag.  
 Pöbger, Engeline, unverb., aus Klingen.  
 Pöbger, Salomee, do. do.  
 Pöbger, Chr., Farmer, aus Weßtem.  
 Reismann, Jul., Farmer, aus Hert.  
 \* Rosenberg, Peda, unverb., aus Schwarzb  
 (Maurice).  
 Rehrmann, Carl, Schulmacher, do. Guntersbanten.  
 Rehrst, Caroline, unverb., aus Guntersbanten.  
 \* Reide, Fröh, Schmidt, aus Cappeln (Maurice).  
 Reide, Carl, Seemann, aus Kassel.  
 Rudenbald, G., Juwelier, aus New-York.  
 \* Rindorf, M., Kim., aus Palomina (Maurice).  
 \* Romin, Wolf, aus Weßtem (Maurice).  
 \* Rod, Feo, Kind, aus Witterndorf (Maurice).  
 \* Rudolph, Mag., und Kind, Wilhelm, aus Göt-  
 tingen.  
 Rüdiger, Wilh., Farmer, aus Jemio.  
 Rüdiger, Magdalena, Frau, aus Witten.  
 \* Ruder, Carl, Kim., aus Vipe (Maurice).  
 Rüdred, Jacob, Farmer, aus New-York.  
 \* Sohn, David, Kim., aus Dresden (Maurice).  
 Sohn, Alwine, do.  
 Gerdes, Johann, Schmidt, aus Jert.  
 Claassen, Frau, Seemann, aus Cappeln.  
 \* Goff, John, Schulmacher, aus New-York  
 (Maurice).  
 Gassen, Heint, Kim., aus Götting.  
 Carl, Maria, Frau und deren Tochter Anna aus  
 Koblerg.  
 \* Dammüller, Joh., Kim. und Pennbauken (Cath.)  
 \* Dänler, Urr., Farmer und Seeligen (Cath.)  
 Dering, Fr., Schulmacher, aus New-York.  
 Dahlström, Louis, Farmer, aus Seberheim.  
 Danielien, Dan. und Sven, Farm. a. Statanger.  
 \* Eiert, Gen., Kim. a. Oelshausen (Catharina).  
 Gaden, Joh., Kim., aus Orel.  
 Gidenberg, Cecilia, unverb., aus Arelchen.  
 \* Gerdmann, Peter, aus Leuberg (Maurice).  
 Griebner, Jacob, Kim., nebst Frau Helene und  
 Kind Caroline aus Orelshadt.  
 \* Gritler, Jürgen, Farmer, a. Seeligen (Cath.)  
 Friedrich, Jacob, Kim., aus Regglingen.  
 Grant, Maria, unverb., aus Roga.  
 \* Friedrich, Maria, unverb., aus Prag (Maurice).  
 \* Heurter, Heinrich, Tischler, aus Weßtemheim  
 (Catharina).  
 Gratelemann, Martin, Seemann, nebst Frau Zeppe  
 und Kind Marx, aus New-York.  
 Gref, Carl, Farmer, aus Weßtem.  
 Gerold, R., Kim., aus Neßcher.  
 Gotschald, Wendt, Kim., aus Cassel.  
 Grotzer, W., Farmer, aus New-York.  
 Gumpel, Hermann, Kim., aus Vipe.  
 Gersch, Samuel, Weber, aus Prag.  
 Deuns, Caroline, Frau, nebst Kinder, Alexander  
 und Carl, aus New-York.  
 Günther, Marg., unverb., aus Barne.  
 Gutmann, Rich., unverb., aus Barne.  
 \* Daale, Peter, Arbeiter, aus Berlin (Maurice).  
 \* Demeleth, Liebt, Seemann, a. Palau (Maurice).  
 \* Danischid, Catharina, unverb., aus Eberdt  
 (Maurice).  
 \* Dell, Samuel, Schlichter, a. Godesleben (Maur.)  
 \* Doxauß, Chr., Seemann, aus Ebersbitten.  
 Dreyer, W., Farmer, aus New-York.  
 \* Deller, Leopold, Diener, a. Rodewig (Maur.)  
 Döster, Anna, unverb., aus New-York.  
 \* Dipp, Heloise, unverb., aus Koblenz (Maurice).  
 Döhl, Anna, unverb., aus Witten.  
 Johannsen, Maria, unverb., aus Dabersleben.  
 Jürgensen, Carl, Seemann, aus Berlin.  
 \* Jaffe, Wilh., Kim., aus Jemio.  
 Krah, G., Kim., aus Oromo.  
 Kullner, Fröh und Helise, unverb., a. Wreßler.  
 Koll, Jacob, Seemann, aus Weßtemheim.  
 Kollmann, Ernst, Farmer, aus Schwarzb.  
 Koller, Caroline, Frau, und Kind Friedrich, aus  
 Wreßler.  
 Köh, B., Kim., aus Hamburg.

Klöber, Chr., Kim., aus New-York.  
 Knauf, J. D., Tischler, aus Weßtem.  
 Knauf, Seb., Seemann, aus Weßtemheim.  
 Koch, E., Bäcker, aus Eberdt.  
 Kündig, Aug., Farmer, aus New-York.  
 Kette, Claus, Seemann, aus Weßtem.  
 Kulle, Maria, Frau aus Wimmerg.  
 Koss, Wilhelm, Bäcker, aus Weßtemheim.  
 \* Kost, August, Seemann, do. (Maurice).  
 Kucak, Niceny, Kim., und Frau, aus Cappeln.  
 Lehnardt, Maria, unverb., aus Dumlich.  
 Kumpfen, Juel, Kim., aus Arelchen.  
 \* Leventhal, Carl, Kim., aus Bremerg.  
 \* Lembe, Carl, Diener, aus Cöthen (Maurice).  
 \* Meiß, Maria, unverb., aus Emsboren.  
 Meier, Frau, nebst Kind, Peter, Helise,  
 aus Hildese.  
 Meier, John, Farmer, aus Stegamad.  
 Meiser, Carl, Kim., aus Bartenleben.  
 Meiser, Carl, Farmer, aus Hfens.  
 \* Müller, Philipp, Schlichter, aus Oelshausen  
 (Maurice).  
 \* Müller, Chr., Farmer, aus Schlatt.  
 Mucken, Elias, Farmer, aus C. Berthelshausen.  
 Müller, Fröh, Seemann, aus Weßtemheim.  
 Mollenst, Vincenz, Arbeiter, aus Cappeln.  
 \* Maß, Otto, Seemann, aus Elmhorn.  
 \* Meißner, L. G., Wulfsch., aus Ebd-Carolina.  
 Meißner, Fröh, Kim., aus Witten.  
 \* Meyer, Johann, Tischler, nebst Frau Maria,  
 und New-York und Frau Elisabeth, nebst Kin-  
 der, Elisabeth, Hanna, aus Dumlich.  
 Meißner, Wilh., Kim., aus Freudenwald.  
 Meinte, Th., Bäcker, aus New-York.  
 \* Meißner, Frau, Kim. (Maurice).  
 Meier, Hans, unverb., aus Angsburg.  
 Meißner, A., Farmer, aus New-York.  
 Meißner, Carolin, unverb., aus New-York.  
 Meißner, D., Seemann, aus New-York.  
 \* Meißner, Fr., Seemann, aus Wreßlernd  
 (Maurice).  
 Meißner, D., Farmer, aus Neu-Cleaus.  
 \* Meißner, Hans, Frau, und Kinder, Marie,  
 Auguste, Carl, Rudolph, Anna, Alwine aus  
 Niederzaden.  
 Meißner, A., Kim., aus Wüßburg.  
 \* Meißner, Johann, Farmer, nebst Frau Maria und  
 Kindern Joseph und Johann, aus Weßtemheim.  
 \* Meißner, Hermann, unverb., aus Hildese.  
 \* Meißner, Joseph, Farmer, aus Wöden (Catharina).  
 Meißner, Aug., Seemann, aus Arnia.  
 \* Meißner, Joh., Kim., aus New-York (Maurice).  
 \* Meißner, Joseph, Farmer, aus Dem.  
 \* Meißner, Emen, Seemann, aus Sandtrone  
 (Maurice).  
 \* Meißner, Sam., Schlichter, aus Hild (Maurice).  
 Meißner, Frau und Kind, aus Dumlich.  
 Meißner, A., Seemann, aus Schwarm.  
 Meißner, August, unverb., aus Klingen.  
 Meißner, S., Kim., aus Rotalau.  
 Meißner, Farmer, aus Jurelich.  
 Meißner, Catharina, unverb., aus Weßtem.  
 \* Meißner, Friedrich, Kim., a. Kim. (Maurice).  
 Meißner, Th., Kim., aus New-York.  
 Meißner, Marie, unverb., aus Haber.  
 \* Meißner, Franz, Farmer, aus Straubing (Maurice).  
 \* Meißner, Hermann, Seemann, aus Sandtrone  
 (Maurice).  
 Meißner, Th., Kim., aus Wöden.  
 \* Meißner, Emen, Kim., aus New-York (Maurice).  
 Meißner, Fr., Müller, aus New-York.  
 \* Meißner, Emil, Kim., aus Enger (Maurice).  
 \* Meißner, Elize, unverb., aus Berns.  
 Meißner, Sabote, unverb., aus Berns.  
 Emen, Th., unverb., aus Weßtemheim.  
 \* Meißner, J., Farmer, aus Weßtem (Catharina).  
 Meißner, Jacob, Farmer, aus Weßtem.  
 \* Meißner, Th., Kim., aus Eberdt.  
 Meißner, J., Kim., aus Rota.  
 Meißner, Th., Kim., aus Weßtem.  
 \* Meißner, Wilhelm, unverb., aus Weßtem.  
 \* Meißner, Fröh, Kim., a. Kemeiswer (Maurice).  
 Meißner, Joh., Schlichter, aus O. Weßtemheim.  
 \* Meißner, Hermann, unverb., aus New-York (Maurice).  
 \* Meißner, Fröh, Kim., aus Rota.  
 \* Meißner, Friedrich, a. Martin, Schlichter, aus  
 Sandtrone (Maurice).  
 \* Meißner, J., Farmer, aus Wöden.  
 \* Meißner, Th., Juwelier, a. New-York (Catharina).  
 Meißner, Th., Kim., aus Weßtemheim.  
 \* Meißner, Th., Kim., aus Wreßlernd.  
 Meißner, Marg., Kim., aus Wreßlernd.

\* **Spencer, S. P.**, Seemann, aus Sandbühren (Catharina).  
**Spenn, Joach.**, Farmer, nebst Frau Maria, aus Wärenberg.  
**Spenn, Joach.**, Schneider, aus Wärenberg.  
**Stoße, Ottin.**, Wälder, aus Wittenberg.  
**Süßen, Antin.**, Frau, a. Schanditz (Maurice).  
**Süßlein, Friz.**, Seem., a. Cappeln (Maurice).  
**Unger, Hans.**, Frau, aus Götz.  
**Welferen, G.**, Seem., a. Cappeln (Maurice).  
**Wißler, Willib.**, Wälder, aus Viden (Maurice).  
**Wiese, Hanna.**, Farmer, nebst Frau, Trina, aus Wüß.  
**Wagner, Peter.**, Wälder, aus Hoerns (Maurice).  
**Wandemann, G.**, Farmer, a. Vinnen (Maurice).  
**Wilschode, Fr.**, Schlichter, nebst Frau, Dorothea n. Kinder, Friedrich, Ltto, Emma, Anna, Vertha, aus Wellingen.  
**Welle, Ernst.**, Kaufm., nebst Kind, Vertha, aus Rens-Perl.  
**Welles, L.**, Kaufm., aus Rens-Perl.  
**Weninger, Michael.**, Farmer, nebst Frau, Barbara n. Kinder, Anna, Joseph, aus Reutirchen.

**Weninger, Anton.**, Farmer, aus Reutirchen.  
**Wetlin, Frau.** Magdalena, nebst Kinder, Theres, Ltto, aus Wüßchen.  
**Weißeck, S.**, Kaufm., aus Hamburg.  
**Woll, Friz.**, Kaufm., aus Culin.  
**Wollheim, Dirich.**, Kaufm., aus Vöban.  
**Wagner, Fr.**, Kim., aus Cassel (Maurice).  
**Wetzel, Fr.**, Köcher, aus Dornbofen.

**Rou Doure. 2. Cajüte.**

De Favier und Frau.  
 Werth, J.  
 Reumann, P.  
 Zwischenbed:  
 Keller, J. G.  
 Eißig, J.  
 Wepfer, J. (Maurice).

**In Southampton an Bord gekommen.**

Zweite Cajüte:  
 Widel, W.  
 Dumbt, A., und Frau.  
 Jock, Heulstein.  
 Zwischenbed:  
 \* Brens, C. (Maurice).  
 Pseudonam.  
 Koole, W. T. und 3 Kinder.  
 Renent, R., und Madel.

Wannschalt	.....	103 Personen.
Paßagiere der 1. Cajüte	.....	68
" " der 2. Cajüte	.....	118
" " des Zwischenbeds	.....	253
		Zusammen 542 Personen.

Unter den Oeretteten werden die Vöfen auch noch folgende, wahrscheinlich falsch geschriebene Namen, die sich in der Paßagierliste nicht finden: Kindbräm, Alundorff (Blumendorf?) Barzer (wirdlich Weder a. Behem), Eben Nielsen (woch D. Wiffen), Wiffenau und J. Karje (Kreuzer von der Wannschalt). G. W.

**Allgemeiner Briefkasten.**

**B. in V.** Wir sind nicht Techniker genug, um Ihnen die Kunst, auf Porzellan zu zeichnen, in genügender Weise klar zu machen, und müßten Sie deshalb erlauben, sich behufs anderer Erörterungen an den Erfinder dieser Kunst, Herrn Gustavfriz Julius S. Hamel auf Kunstliche bei Babersbü, zu wenden. Es wird viel aus erlernen, mit jeder beliebige Verzelangenhaft mit einem farbigen Ueberzuge, der nach Belieben in jeder Aeuße und Färbung gegeben werden kann. Inred dieses Vorgehens des Verzelans mit farbigen ist, daß wir bei ebenfalls von Schmelz erzuenden Kreide darauf gezeichnet werden kann. Bei dem Zeichnen selbst verfährt man genau so, wie beim Zeichnen auf Papier; die Färbre werden in die angetragenen Färbre einstrahlt, nicht ausgepart oder angezogen. Ist die Zeichnung fertig, so wird dieselbe eingetrocknet und hat alsdann die übliche Haltbarkeit, als die gewöhnliche Porzellanmalerei.

Natur, die nur überlangeländerte Aeußerlichkeit in die Oessentlichkeit bringen kann, wobei sie nicht gebietet.

**C. u. A. in S.** Wir können nicht erlauben, in welchem Theile von Baiern Ihr Stämmig liegt; dem Anhalte Ihres Briefes und der hümlichen Freude nach, die sich darin über die ersten Consecrationen der Nürnbergers freien Schandblätter" auspricht, muß er tief in Mi-Baiern lauten. Wir haben für Vente Ihres Schlags seinen daß, wenn dem Kasse muß notwendig die Achtung vorzulegen sein, sondern nur ein nichtes Bewahren und dann und wann ein mittelbares Viehen. Da Sie sich aber anbrüchlich auf die bairischen und österreichischen Regierungsbücher beziehen, die dem Beobachter der freien Zeitungsbücher so energisch entgegenzutreten und die bald den Ozeans maden werden," so wollen wir Ihnen gegenüber die wachen Worte eines österreichischen Regierungsbüchlers, der "Osterreichischen Zeitung" anführen, die folgendenmaßen lauten: Welche Wort, sie würden überall an den betreffenden Stellen beachten:  
 "In dem Anhalten des deutschen Ozeans über gebiet vor allem auch die Achtung der Presse. Die Ausbrucherstuf ist eine deutsche Erhaltung, und wenn die Verwirtheit den ersten deutschen Bruder vom Tante holen ließ, so hat der erste deutsche Dichter ihm ein Vöcherin in dem Himmel gesöhnt. Während der Periode der Schmach und Grundierung hat die Presse deutsche Ozeal, wozum und frisch erhalten; das gedruckte deutsche Wort hat mehr als einmal die Macht freilichlicher Sannnen ausgezogen, und nicht selten haben die Anien eines Journalists erlitten aufgeteilt, von denen sich selbst die Allweisheit der Diplomaten träumen ließ. Ja, die Publicität, die Zeitungsliteratur ist nicht, wie man so genee bis da anzustreuen wollte, eine Oehlung- und Oemoeoepherung am gelügten Leben; sie ist der gelügter, sie ist der lebendigste, wenn auch der jüngste Theil der Literatur, der aus dem inneren Geiste des Volkthums hervorgeht. Wir haben alle Achtung vor den Wärdern, und selbst vor den schweren Fölicanten, mit ihrem Anhalte zeigen wir unser Oant in Oemuth; aber in der Zeit, wo die Nachrichten mit Wüßschneße von einem Ende der Erde zum andern getragen werden, wo ein mündlicher Oebantenomstaus zwischen Wien und Paris nur zweie Tage Zeitraum nöthig hat, hebrat es auch für das geringe Studium eines schändlichen Circulationamittels, und dieses kann und wird nicht die Anstalt der Erde; gemäßen. Wohl hat auch sie ihre Mängel, wie jedes Journalist der Erde; aber seines Verzag rascher wieder gut zu machen, was es verschaltet, so eben die Journalist selbst. Ihre Nachrichten mögen mandmal unrichtig, ihr Rassenentem irtüchlich sein, aber sie selbst berichtigt die Unmoertheit bald und der Jersum wird wohl durch das Zutritte in ihrer eigenen Mitte klar. Die Zeitungspresse ist für jeden gebildeten Oant ein höchwichtiges Mittel geworden, gleich den Oelenbuben und Zeugnissen. Wenn man sie nichtverwirrt, kann eine Zeit lang ohne sie leben; aber man kann auch ohne Oelenbuben und ohne elektrische Drähte bestehen, freilich wohl man dann in einem wie im andern Falle auf den Anspruch, ein Oentraf zu sein, verzichten. Das Volk selbst ist allenthalben, wo ein Oentraf der Oeich gegen die tiefsten Oehden gebungen, und darum wird auch jeder Oeich gegen die Oeich selbst in die Wäßen benach Oewerthet sein. Die viel dieses Oeßel in Preußen wurzelt, beweist der Umhand, daß selbst die "Kreuzzeitung" bei jedem Oueistritze, den Herr v. Oeschleben gegen die Presse auswirft, nicht aufzuhören unterlieh, und ihrer Wüßigkeitung zu erkennen gab. Der Prinz von Preußen, als Stellvertreter des Königs, glaubte ein Oeßel zu haben, dem Oeich die Oeitung zu verschaffen; er hat dem Wüßler das Oandwert gelagt, und sich dadurch in allen preußischen Vanden Oompagnien erworben. Herr v. Oeschleben aber hat richtig erkannt, daß seine Zeit in Oebe lie."

Diese Erhaltung bedt die Verzelanmalerei in das Gebiet der höhern Kunst; denn jeder Künstler ersten Ranges kann seine Compositionen auf Porzellan zeichnen, sowohl in Oeynmalerei, als auch auf die höchste ansehnliche, ohne vorher geübte Vorarbeiten zu machen, wie dies bei den Porzellanmalern nöthig ist. Es ist somit die Möglichkeit gegeben, Original-Kunstwerke vorzubringen, während bei der gewöhnlichen Porzellanmalerei nur die Werke berühmter Künstler copirt werden, und diese Copien oft, mit der Vollendung des Originals zu erlangen, eine dreimalige Einschmelzung erforderlich, während bei der Zeichnung auf Porzellan eine einmalige Einschmelzung nöthig ist. Sie haben ganz Recht, wenn Sie sich nach als bekanntes annehmen für Vöcher gezeichnet. Sie bezeugen in dem Oand gegret werden, Oeßel und Anhalten mit selbstgezeichneten Bildern zu versehen, die selbstverwüßlich dann einen größeren Werth für die Oesichten ertheilen, als gekaufte.

**B. in V.** Wir behauen, Ihnen den Autor der fraglichen Artikel nicht nennen zu können. Ihre Fortsetzung werden werden Sie selbst ohne in einer der nächsten Nummern fertigen.

**E. in Bonn.** Eingeladene Reclamation wüßten ohne Ausnahme in dem Papierwerke. Oumanitätsdrüßlichkeit, so sehr wir diese in jedem anderen Falle anerkennen und oehen, können aus nicht bestimmen, des Artikel Ozwang anstehen. Diese muß aus eigener Anhaltung und eigener Ueberzeugung hervorgehen.

**M. in Terneswar.** Wir machen nicht „in Colonialwaaren“ und können Ihnen deshalb keine Auskunft geben.

**L. in Jolden.** Da aus von mehreren Seiten die gühnlichsten Anträge über den Oer und die Aufhebung des Oedminimierere Oaniff bei Oesogenheit der Ouidauer Wasserfall jagden, so kommen wir gern Ihrem Wunsch nach, eine Ansetzung mit Bezug auf den Artikel in Nr. 36. auch in unferem Blatte nachdrücklich noch anzusprechen.

**B. in G.** Sie haben ganz Recht, sich bezüglich des Oio sich Oenfalls auf unsere frühere Mittheilung zu berufen und die Ansetzung entgegenzutreten. Oie ist nicht Oudt des Reichers der Oerhaltung, daß dieses Oericht überhaupt in die Oessentlichkeit kam. Wie wir aus zuverlässiger Quelle erfahren können, hat sich derselbe an mehrere Redaktionen der angelegenen Blätter gemacht und theils durch rechtzeitige Reclamationen den Weiterdruck der fraglichen Oeich verhindert, theils aber, wo dies zu Oeßel, unter Wüßigkeitung der einflussigen Zustände, um Berichtigung eründet. Oie ist eine Oerklärung abzugeben, war die Oeich in jeder Oeise und welche unferstbar in weiteren Erörterungen gelüßt haben. Die danten Oeben deshalb im Namen der Oetheiligten, daß auch Sie zu Berichtigung dieses Oerichtes beigetragen haben. Oerr Keil bat, wie wir Ihnen bereits mittheilten, Omal nichts gethan, als durch einen Oapitel-Oerlaß auf einen einmüßigen Oeremim Oeremim bei dem erschienenen "Oericht" seinen Oandmann und Freund v. Oeich den Oeßel eines kleinen Oeßelens erträglich, das hier später aus Oerhalten, die nicht darüber geizten, wie der aufgab und verwarfte. O war dies eine Ansetzung ganz privater

**M. in Terneswar.** Wir machen nicht „in Colonialwaaren“ und können Ihnen deshalb keine Auskunft geben.

**L. in Jolden.** Da aus von mehreren Seiten die gühnlichsten Anträge über den Oer und die Aufhebung des Oedminimierere Oaniff bei Oesogenheit der Ouidauer Wasserfall jagden, so kommen wir gern Ihrem Wunsch nach, eine Ansetzung mit Bezug auf den Artikel in Nr. 36. auch in unferem Blatte nachdrücklich noch anzusprechen.

**E. in Bonn.** Eingeladene Reclamation wüßten ohne Ausnahme in dem Papierwerke. Oumanitätsdrüßlichkeit, so sehr wir diese in jedem anderen Falle anerkennen und oehen, können aus nicht bestimmen, des Artikel Ozwang anstehen. Diese muß aus eigener Anhaltung und eigener Ueberzeugung hervorgehen.

**M. in Terneswar.** Wir machen nicht „in Colonialwaaren“ und können Ihnen deshalb keine Auskunft geben.

**L. in Jolden.** Da aus von mehreren Seiten die gühnlichsten Anträge über den Oer und die Aufhebung des Oedminimierere Oaniff bei Oesogenheit der Ouidauer Wasserfall jagden, so kommen wir gern Ihrem Wunsch nach, eine Ansetzung mit Bezug auf den Artikel in Nr. 36. auch in unferem Blatte nachdrücklich noch anzusprechen.

**B. in G.** Sie haben ganz Recht, sich bezüglich des Oio sich Oenfalls auf unsere frühere Mittheilung zu berufen und die Ansetzung entgegenzutreten. Oie ist nicht Oudt des Reichers der Oerhaltung, daß dieses Oericht überhaupt in die Oessentlichkeit kam. Wie wir aus zuverlässiger Quelle erfahren können, hat sich derselbe an mehrere Redaktionen der angelegenen Blätter gemacht und theils durch rechtzeitige Reclamationen den Weiterdruck der fraglichen Oeich verhindert, theils aber, wo dies zu Oeßel, unter Wüßigkeitung der einflussigen Zustände, um Berichtigung eründet. Oie ist eine Oerklärung abzugeben, war die Oeich in jeder Oeise und welche unferstbar in weiteren Erörterungen gelüßt haben. Die danten Oeben deshalb im Namen der Oetheiligten, daß auch Sie zu Berichtigung dieses Oerichtes beigetragen haben. Oerr Keil bat, wie wir Ihnen bereits mittheilten, Omal nichts gethan, als durch einen Oapitel-Oerlaß auf einen einmüßigen Oeremim Oeremim bei dem erschienenen "Oericht" seinen Oandmann und Freund v. Oeich den Oeßel eines kleinen Oeßelens erträglich, das hier später aus Oerhalten, die nicht darüber geizten, wie der aufgab und verwarfte. O war dies eine Ansetzung ganz privater

**M. in Terneswar.** Wir machen nicht „in Colonialwaaren“ und können Ihnen deshalb keine Auskunft geben.

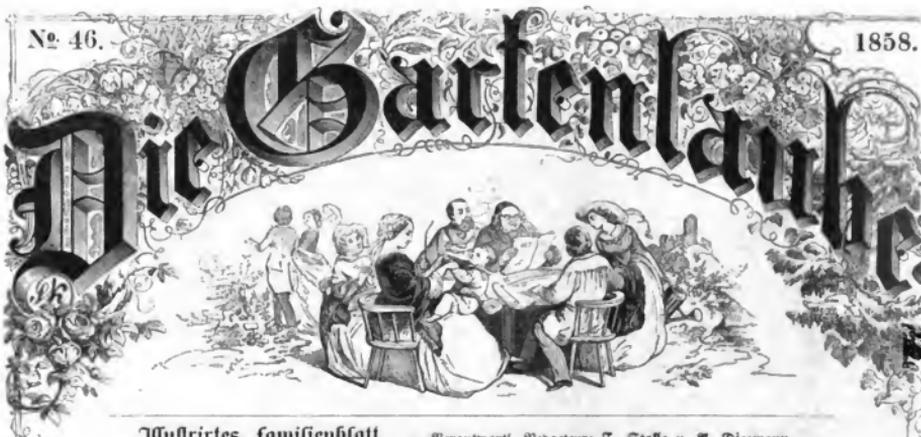
**L. in Jolden.** Da aus von mehreren Seiten die gühnlichsten Anträge über den Oer und die Aufhebung des Oedminimierere Oaniff bei Oesogenheit der Ouidauer Wasserfall jagden, so kommen wir gern Ihrem Wunsch nach, eine Ansetzung mit Bezug auf den Artikel in Nr. 36. auch in unferem Blatte nachdrücklich noch anzusprechen.

**E. in Bonn.** Eingeladene Reclamation wüßten ohne Ausnahme in dem Papierwerke. Oumanitätsdrüßlichkeit, so sehr wir diese in jedem anderen Falle anerkennen und oehen, können aus nicht bestimmen, des Artikel Ozwang anstehen. Diese muß aus eigener Anhaltung und eigener Ueberzeugung hervorgehen.

**M. in Terneswar.** Wir machen nicht „in Colonialwaaren“ und können Ihnen deshalb keine Auskunft geben.

**L. in Jolden.** Da aus von mehreren Seiten die gühnlichsten Anträge über den Oer und die Aufhebung des Oedminimierere Oaniff bei Oesogenheit der Ouidauer Wasserfall jagden, so kommen wir gern Ihrem Wunsch nach, eine Ansetzung mit Bezug auf den Artikel in Nr. 36. auch in unferem Blatte nachdrücklich noch anzusprechen.

**E. in Bonn.** Eingeladene Reclamation wüßten ohne Ausnahme in dem Papierwerke. Oumanitätsdrüßlichkeit, so sehr wir diese in jedem anderen Falle anerkennen und oehen, können aus nicht bestimmen, des Artikel Ozwang anstehen. Diese muß aus eigener Anhaltung und eigener Ueberzeugung hervorgehen.



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redactione F. Stolle u. A. Diekmann.

Wöchentlich 1 $\frac{1}{2}$  bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Rgr. zu beziehen.

## Rath Braunstein und Familie.

Ein Lebensbild von Ernst Friebe.

(Fortsetzung.)

Es kostete dem Rath Braunstein weit weniger Zeit und Mühe, als er jetzt zu Papier brachte. Aus dem resignirten Manne von zweifundstunzig Jahren war ein Vater mit Jünglingsmuthe geworden, der sich bereitwillig in den Strom neuer Thätigkeit zu werfen beschloffen hatte, um eine süße Pflicht gegen sein Kind zu erfüllen. Er schrieb in einem Zuge bis er fertig war, dann siegelte er und senkte den Brief fort. In denselben Momente öffnete sich langsam seine Thüre und Hermine erschien schüchtern auf der Schwelle. Ihr Blick fragte, ob der Vater Zeit für sie habe. Ein Nicken voll Wohlwollen und Ehre beantwortete diese stumme Frage. Besessen war der starrte Ausdruck gedankenloser Gleichgültigkeit, womit er sonst den Eintritt Hermine begrüßt hatte, verschwanden die zersprengten Haare, mit der er sie absonderlich sich seit beie.

Er streckte ihre Hand entgegen mit jener überströmenden Freundschaft, die mehr als Worte eine Bewillkommung ausdrückt.

Hermine ergriff die Hand und schmeigte sich an seine Brust. Es war ersichtlich, daß sie ohne Absicht das väterliche Küss aufgesucht hatte, allein es lag nicht im Plane des Rathes, das vertrauliche Band sogleich ganz schufstulpsen.

Mit einigen leichten Fragen wendete er das Gespräch auf Gegenstände, die fern von denen waren, welche ihre Herzenwärme auf einen Höhepunkt zu führen vermochten, und nur, als sie von einander schieden, glaubte er, ihre eine Bärghschaft auf seine verbesserte Gemüthsstimmung gehen zu müssen.

Er sah dem Töchterchen fest und ernst in's Auge.

„Rühe dich, was heute zwischen uns erwacht ist, nie wieder einschlagen, mein liebes Kind!“ sagte er mit dem Ausdruck tiefer Bewegung.

„Nie wieder — nie wieder, mein Vater!“ flüsterte sie innig und legte ihre Lippen mit herzlichem Trude auf seinen Mund.

11

Dreizehn Tage waren verfloßen. Sie hatten eine wesentliche Beirerung in dem Verhältnis zwischen Mutter und Tochter entwickelt, die aber nur einem eingeweihten Beobachter bemerkt werden konnte. Es war ein stiller Kampf zwischen ihnen entbrannt, der sich von Seiten der Tochter in consequenter Ruhe hielt, während sich die Rätbin Braunstein sehr häufig im Eifer, ihre mütterlichen Rechte ansrecht zu erhalten, vergaß und die Raute der Mutter-

liebe fallen ließ. Danach sollte man annehmen, daß seinetwegen eine behagliche Stimmung im Hause herrschte und demnach begehrte man Gesichter, in denen der heilige Friede leuchtenden Glüdes ruhte.

Mit unverwundlicher Sanftmuth betrachtete Rath Braunstein die Revolutionsstürme seines Hauses, ohne sich im Geringsten daran zu betheiligen. Er genoß den Vortheil, der für ihn dadurch entstand, und ließ seltenerlich den Charakter Hermine's durch den Wellenschlag der Zeit sich hilflos erweisen.

Den Hauptgrund der frugirischen Revolutionen bildete natürlich der Herr Lieutenant Bruno von Fabrenberst, welcher — als erklärter Günstling der Rätbin, von der Plauerberger hauto vollen für den Verlobten Hermine's gehalten — jetzt der Gegenstand täglicher Debatten sehr unerquicklichen Inhaltes wurde.

Er selbst hielt sich ständig fern von den Flammen des Streites, der sich seinetwegen entspannen hatte, nachdem ihn das erste Zusammentreffen mit seiner angebeteten Hermine über ihre Gefühle gegen ihn hinreichend belehrt hatte. Aber er unterließ es nicht, hinter den Coulissen als jammervoller Liebhaber zu agiren und das Herz seiner qualifisirten Schwiegermama in Bewegung zu erhalten.

Hermine benahm sich angezeichnet. Sie betrachtete diese Sache als abgemacht und ihre Anlage zur farakaischen Kaltblütigkeit gab ihr Waffen in die Hand, denen die sprudelnde Lebhaftigkeit der Mutter nicht gegenstand war.

Aber es war nicht zu leugnen, daß das stille Blüdnis mit ihrem Vater demich bisweilen sehr nöthig wurde, um die muthige Gehuld des armen liebtzünftigen Kindes aufrecht zu halten. Wenn sie, geängstigt und gekränkt von dem Vitter, Treuhagen und Befehlen ihrer Mutter, betäubt gemacht die Verhüllungen von Glück in einer Ehe nach deren idealen Ansichten, ihr Auge endlich hülfesekend auf den Vater richtete, so war sie jetzt sicher, nicht den gedankenlosen, durch Studien zersprengten Mann, sondern einen stillen Teilnehmer und Beobachter neben sich zu finden.

Der Rath Braunstein hatte sich gründlich gebessert. Mit der Zeitung in der Hand, in welcher er aber nicht las, posierte er sich im Nebenzimmer, wenn die Rätbin ihre Ueberredungskünste spielen ließ, und erschien immer so prompt in den Augenblicken, wo Hermine's Noth am höchsten war, daß diese bald den treuen Verbündeten in ihm erkannte. Mit seinem Erscheinen dämpfte sich die Gluth der Begeisterung für den Lieutenant von Fabrenberst und die Rätbin ließ den Faden des Gespräches fallen.

Obwohl Hermine sich ihm dadurch zu herzlichem Danke ver-

psichtete fühlte, so empfand sie doch in der Länge der Zeit einen kleinen Groll über die phlegmatische Ruhe, womit er sich immer wieder dem Regierender solcher Kampfflecken überantwortete. Es hätte ihm doch nur ein festes Manneswort gefehlt, um sie von dieser Pein zu befreien — daß er mit seinem Benehmen die Ansicht verbinden konnte, sie erst gänzlich von der Einwirkung militärischer Principien frei zu machen, um sie dann mit unaufheblichen Händen an sich zu setzen, davon aber die jegliche Kunde nichts.

Die Szenen des Kampfes vermehrten sich aber nach und nach. Es seien gewissam eine Entscheidung zu Gunsten des Virentants herbeigeführt werden zu sollen und die sonderbaren Irrthümer hinzugegebene Mutter nahm selbst zu Thänen ihre Lustthat.

Hermine wurde stiller. Sie schwante vielleicht nicht, aber sie erwarrete im Hinterhande. Indem sie erwoag, daß der „Jemand“, dem sie ganz willenlos die ersten lebenswichtigen Regungen ihres Herzens gewiebt hatte, unerrückbar für sie war, hob sie die guten Eigenschaften des Mannes, der sich eifrigst einer directen Bekämpfung ihres Herzens enthielt, hervor und prüfte resignirt, ob es wohl nicht am geratheinsten sein könne, eine Steigerung ihrer Herzenswärme, die von ihrer erfahrenen Mama in Aussicht gestellt worden war, zu versuchen. „Nur zu versuchen“, dachte sie in der Sicherheit der Jugend, die sich Titanenkämpfe in Bergzampfen zu traut und oft dem ersten Angriff der Eitelkeit erliegt.

Der Einfluß des bürgerlichen und sozialen Lebens in einer Stadt, wie Mauerberg, ist weit eingreifender, als man annehmen geneigt ist. Die allgemeine Bedrängung der jungen Männerwelt ist nicht zu unterschätzen — das Fehlen guter Freundinnen und ihr unermessenes Mädeln ist nicht zu ertragen — die Zerstückelung nach dem weltlichen Throno beschränkter Eitelkeit ist nicht zu übermäßen! Hermine vernachte sich nicht mit eigener Willensstärke über den Einwirkungen des Gesellschaftsstromes zu erkalten.

Der Enthusiasmus für den „Jemand“ begann zu vermindern. Sie erlaute es sich schon, den „Jemand“ zu tadeln, daß er seinen jungen Freunden, laut genug, um es in der Gesellschaft überall zu hören, Urtheile über ihre Mutter und über sie mittheilt hatte. Zwar wollte der beneidende Will der schönen Mädeln Augen, den er, ausfallend bewegt, immer wieder auf sie heftete, als er, freilich zu spät, erfahren hatte, wer seine Nachbarin sei, seinen begnadeten Einfluß wieder geltend machen, zwar wollte die stichtische Duldung, die in seinem ganzen Wesen sich ausprägte, wieder verführerisch ihre Seele umgarnen; aber — es fand ein Ball bevor, wo sie als Königin der Saisun zu glänzen hoffen konnte, ein Ball, der schon im Bergeschnad ihre Seele zu herausden fähig war. Sie gab zuerst nur dem Befehle der Mama nach und erklärte sich bereit, diesen Ball unter der Bedingung besuchen zu wollen, wenn der Herr Picquantman von Jahrenherst seine hohe Liebe für sie dadurch bewies, daß er sich ganz laut gegen sie benähme.

„Abernes Verlangen!“ lachte die Käthn, im Innern seelenvergnügt über die Modification der tödtlichen Härte und Consequenz. „Reist das: er soll nicht mit Dir tanzen? Nun“, fuhr sie fort, als Hermine, von ihren eigenen Tränen gefangen, mit der Antwort ärgerte, „nun, so wirst Du unabsichtlich in der Personale sitzen bleiben, denn bei der überall anerkannten Bewerzung des Herrn von Jahrenherst wird es Niemand wagen, ihm den Vortrag abzulaufen.“

Hermine hing das Köpfschen.

Wie? In der Personale sitzen bleiben, nachdem sie davon phantastisch hatte, den Ball zu eröffnen? Dieser Gedanke war doch nicht zu ertragen!

Was schabete es denn, wenn sie mit Herrn von Jahrenherst den Ball eröffniete?

Wozu heb sie das gefenete Köpfschen wieder auf.

„Gut, Herr von Jahrenherst mag die Erlaubnis haben, mich zur Personale zu engagiren“, entschied sie kurz und ihre Wangen bedeckten sich mit tiefem Rofe.

Die Käthn hielt dies nicht für bedeutungslos.

„Um den Costen?“ fragte sie nedend.

„Den tanze ich gar nicht,“ rief Hermine hastig ein.

„Unfinn, Kind, Unfinn!“ rief die Käthn. „Du tanzt den Costen mit Bruuo, und so wahr ich lebe, Du wirst ihn gern mit Bruuo tanzen, denn ihr werdet unbesritten das schönste Paar abgeben.“

Hermine sah nachdenklich vor sich nieder. Diese Bemerkung enthielt das Zaubermort, das die kleinen und großen Costler der

Eitelkeit aus den Schlußwinkeln ihres Innern wieder hervortrieb, wohin sie dieselben verbannt hatte. Wie schmeichelhaft tönten die Worte „das schönste Paar“!

Aber das junge Mädchen raffte sich heroisch auf. Ihre Erinnerung traf auf einige anders lautende Worte, die ein „Jemand“ ohne Scheu seinen Freunden mitgetheilt hatte. Mit der Kraft des Denkers wollten sie an ihrem innern Lichte vorüber: „Der Rath Braunslein zählt zu unsern tüchtigsten Juristen,“ hörte sie deutlich, wie damals, „allein er soll das Unglück haben, eine Gattin und eine Tochter zu besitzen, die seinen Werth keineswegs begreifen, sondern ihren Triumph darin setzen, die größten Meden und Pärnärtninnen zu sein.“

Datte sie sich nicht indessen den Schwur abgelegt, dies harte Urtheil durch ihr ferneres Verhalten zu widerlegen? War sie nicht von der wahrhaft edeln Persönlichkeit des ungenierten Kritikers bezaubelt geblieben, daß sie ihm nicht allein nicht zu zürnen vermochte, sondern ihn im Stillen zum Richter ihres Handelns erhob? Gut, was würde er sagen, wenn er im Stande wäre, die Inconsequenz ihrer Handlungen zu beurtheilen? Das junge Mädchen atmete tief auf und sprach beklommen:

„Ich möchte nicht zum Ball gehen, Mutter, ich möchte meinen Entschlüsse tren bleiben — laß mich, söre meinen Frieden nicht, ich will nicht zum Ball! — Ich bitte Dich, mich zu erlauben, daß ich mein voriges gegebenes Versprechen zurücknehme!“

„Aberne Thörie, um laust Du mich und Dich so quälen!“ rief die Käthn, gleich wieder in Hitze gerathend. „Dein Glück ruht in meiner Hand und, glaube mir, dort ruht es sicher. Erschaffung macht Flug! Ich werde mein Leben daran setzen, um Dich vor dem Glend zu bewahren, das ich zu tragen habe, und Du wirst es mir danken, wenn Du, gewiegt und beruhigt von dem Weisalle der Menge, in den Armen eines Gatten anwehst, währst ich — e, ich Unglückliche — einlam auf der Weltbühne figuriren muß.“

Ein leichtes Geräusch lenkte ihre Aufmerksamkeit nach der Thür und sie sah ihren Gatten auf der Schwelle derselben, mit mitleidigem Lächeln ihre Tiraden beobachtend. Bewirrt erhob sich die Dame. Ihre Gattinallie fiel zusammen, wie der heblste Schaum eines abgekühlten Bieres, und sie erwarrete beschämt eine Zurückweisung von dem, welchen sie so eben vernachlässigt hatte.

Der Rath Braunslein schritt langsam vorwärts. In seiner Hand schwanzte ein offener Brief. Seine philosophische Ruhe trat gleich einem kleinen Feuerschmud von solcher Erhebung, als er kaltblütig begann:

„Ich habe so eben meine Ernennung als Vicepräsident des Appellationsgerichts zu P. erhalten, verbunden mit der Amweisung, mich bis zum 31. October dert einzufinden. Sonach hat Ihr Euch einzurichten, daß wir heute aber acht Tage in P. sind.“

Unter dem Aufstöhnen zernigen Schredens hatte die Käthn und unter dem neulösen Jähren eine großen und sehr freudigen Ueberraschung das Fräulein diese Ankündigung vernommen. „In acht Tagen — das ist unmöglich!“ schrie Erstere, ganz beherzigt von der Furcht, ihre lang gebogenen Wünsche an diesem un erwarteten Ereignisse scheitern zu sehen.

„Nach P.“ flüchete das Mädchen, „nach P.“ Vicepräsident in P.“

In P. stand nämlich der „Jemand“, der sich so unheimlich wörtlich dreist in ihre Phantasie eingenistet hatte, als Assessor beim Appellationsgerichte.

„Es muß möglich sein,“ entgegnete der Rath seiner Gemahlin, während er tiefesod auf Hermine's heißes Gesicht stich.

„Es ist durchaus nicht möglich,“ replicirte eifrigem die Käthn. „Ich habe noch viel hier zu ernen — auch ist heute aber acht Tage der erste Ball — es wird am besten sein, Du reisest allein und wir kommen später nach.“

Der Rath warf einen Blick auf seine Gemahlin, der niederschmetternd in ihre Seele drang.

„Wir reisen zusammen,“ erwiderte er dann. „Unsere Möbel und Hausgeräthe vertrauen wir sichern Händen zur Verpackung und Beforderung, Kleidung und Wäsche hingegen nehmen wir gleich mit. Wir werden dort so lange Quartier im Gasthofe wohnen, bis wir ein Logis gefunden haben.“

Erschrocken starrte die Käthn auf ihren Mann. So besonnen hatte er in seinem ganzen Leben noch nicht entworfen, was nicht in sein Fach schlug. Was war für ein Wunder geschehen, das

solche Umarmung bewirkt hatte? Einige Momente sah sie in sich offenes und verschlossenes Auge, dann aber brach sie eben so entschlossen und dabei hartnäckig in die entscheidende Widereite aus. Sie erklärte schließlich, daß sie überhaupt nicht gelommen sei, Blauberg oder Weiteres zu verlassen, da es für sie den Inbegriff aller Lebensfreude beherberge. Sie lächelte nicht ein, weshalb sie eine Stellung verändern sollte, die sie genügend beglücke — wolle ihr Herr Gemahl seinen misanthropischen Sinn in andere Welten tragen, so habe sie nichts dagegen, aber sie wüßte sich mit allen Kräfte dagegen aufzuheben, Blauberg mit seinen Annehmlichkeiten, wozu sie auch ihr brillant ausgestattetes Haus zählte, aufzugeben.

Nach dieser Relation erwartete die Dame nichts gewisser, als eine Nachsichtigkeit seiner früheren Andeutung entsprechend, von ihrem Gatten. Allein sie irrte. Der Herr Gemahl gab ihr eine Probe, daß er aller Zurücksetzung in Bezug auf seine Tochter Hermine entsetzt hatte und nur Willens wäre, sie selbst ihrem Schicksale zu überlassen, im Falle sie sich geneigt zeigen sollte, ihren Keß anzufassen. Die traurig einsame Lebensweise seiner vergangenen Tage war zu vordringlich von den Willen einer heitern Zukunft verdrängt, als daß er nicht Alles daran setzen wollte, um diese Willen zu realisiren.

Der Rath Braunstein schloß seine Diskussion mit der erst wiederholten Aufforderung an beide Damen, „sich zur Abreise am neunundzwanzigsten October bereit zu halten,“ und machte Miene, nach dieser lateinischen Rede das Zimmer zu verlassen.

Hermine war taftvoll genug, dem Anblick innerer Frechlichkeit über ein Ereigniß, das wie ein Stern in eine unmadete Zukunft hineinleuchtete, hinreichend zu verbergen, allein sie empfand plötzlich den Muth, für diese Zukunft tapfer in die Schranken zu treten, als ihre Mutter, über alle Begriffe heilig aufbrausend, ganz entschoben mit dem Vorhage hervortrat, Blauberg niemals zu verlassen, und sich lieber in eine nothige Trennung von ihrem Gatten zu fügen, als Verhältniß, in denen sie allein ihr Selbsteit sinde, zu preißen.

Der Rath sah sie mit ruhiger Hobeit unverwandt an, indes Hermine sie mit Thränen in den Augen beschwor, ihre Festigkeit zu märgeln.

„Ich habe bis dahin des traurigsten Geschicks Last getragen!“ rief die verblendete Frau mit Empfahe. „Ich habe mich begnügt —“

„Womit begnügt, Karreite?“ — fiel der Rath köp ein und stürzte damit den erhabenen Gedankenflug der armen Käthin gänzlich. Ganz verduzt gemacht, sah sie zu dem Gatten auf, welcher schelmisch lachte:

„Mit demselben und vielleicht größern Rechte könnte auch ich sagen: ich habe mich begnügt, allein ich will gerechter sein, und die Hälfte der Schuld auf meine Köhln nehmen. Laß uns nicht mit einander rechten, sondern laß uns vergehen, was geschehen ist, und ohne gegenseitige Vorwürfe eine neue Dahn voll friedlichen Glückes suchen. Sieh den Weg dazu im Dasein unserer Hermine —“

„Ganz recht,“ unterbrach ihn die Käthin, etwas gefänsigt. „Oder Hermine ist die Ursache meiner Weigerung, Blauberg zu verlassen. Herminens Glück kommt hier — ich muß diesen Keim pflanzen, um ihn zur Blüthe und Reife kommen zu sehen. — Ich bitte Dich deshalb, mir nachzugehen — ja, ich will mein Glück und Wohlsein gern erspüren und Dir späterhin zeigen — aber für jetzt fordere ich, daß Du allein reistest, daß Du ohne mich und Hermine nach P. überstiehst. Ich fordere dies von Dir und werde von Deiner Einwilligung meinen Entschluß abhängig machen, fernerehin mit Dir zu leben.“

Eine so bittere Demüthigung mochte der Rath Braunstein, trotz aller Befürchtungen, doch nicht erwarten haben. Das war also das Ende aller romantischen Liebe der Jugendjahre! Dazu hatte er elf Jahre mit Entlassungen aller der Jugentstenden, die ein junger Mann liebt, verbracht, um nun, nach einer beinahe zwanzigjährigen Ehe, wie eine abgemessene Waare weggenommen zu werden? Vielleicht hätte er gütiger und liebevoller versehen können, um die Erbfeinde seines Glückes, Pufstuch und Gittelzeit, zu bekämpfen, aber bei alledem verdiente er es nicht, so schmachvoll aufgegeben zu werden, um einem Schwärzgerne Platz zu machen, der „Zeit und Lust“ dazu hatte, sich in die Regionen einzuflütern, die ein Paradies für die geistige Oberflächlichkeit der Dame bargen.

„Ist dies Dein letztes Wort in diesem traurigen Zerwürfniß, Karreite?“ fragte der Rath gelassen.

„Ja, mein letzter Vorschlag zu einer Einigung!“ rief sie laut und pathetisch.

Der Rath wendete sich zu seiner Tochter, die in schieferer Aufregung dicht bei ihrer Mutter stand.

„In eine Scheidung der Ehe in aller Form willige ich für jetzt nicht, bis Deine Mutter zur vollständigen Besinnung kommt und im Stande ist, zurechnungsfähig zu handeln; aber, meine liebe Hermine, eine Entscheidung muß ich auf Dein junges Herz legen, da es sich, nach den Ausprüche Deiner Mutter, um Dein Glück handelt. Ich frage Dich und warne Dich dabei vor jeder Uebertheilung: willst Du bei Deiner Mutter in Blauberg bleiben oder willst Du mit Deinem Vater nach P. gehen!“

„Mit Dir, mein Vater — mit Dir nach P.!“ rief das Mädchen mit dem Accente der zärtlichsten Hingebung, stog auf den Vater zu, und schlug beide Arme um seinen Nacken. Der Rath zog sie fest an sein Herz und trug sie so in seinen Armen hinaus: hind in sein Zimmer hinüber, das er sorglich hinter sich verschloß.

Nachts, einer maßlosen Fesslung hingegen, fand die Käthin mitten im Zimmer und sahe ihnen nach. Ihre Mide irrte dann, wie suchend umher — sie fand sich allein.

Haß und Groll erwachten in ihrer Brust! Haß gegen den Mann, den sie so lange geliebt — Groll gegen das Kind, welches sie glücklich zu machen gedacht hatte! Auch sie verschloß nun ihr Zimmer und setzte sich nachdrücklich, so lange sie fertig war, in eine Ecke des Divans nieder, dann aber, als ihre Aufregung nachließ, weinte sie lange und schmerzlich.

Der Abend dämmerte unterdessen herein. Die letzten Sonnenstrahlen glühten nur noch auf den äußersten Bergspitzen und die Eideel des Moores schwebte am Himmelshelle gerade den Fenstern gegenüber, aus denen die verlassen Gattin und Mutter zum Himmel emporspannte und Lust hatte, eine blutige Vergeltung auf die Häupter ihrer Liebe herabzubeschwören.

Es klopfte tief an die Thür und eine vorsichtige Hand drehte den Griff derselben verständig hin und her. Gleich heifte sich Dame Braunstein wieder in Trost und Widerspenstigkeit auf.

„Aha — jetzt kommt mein Töchterchen, um ihr Unrecht einzugehen!“ dachte sie und rührte kein Glied, um aufzumachen.

„Mama!“ flüsterte die Stimme ihrer Tochter weich und bittern durch das Schließeloch, „Mama — nur einen Kuß, nur einen Kuß, nur einen Kuß — der Vater hat es verboten — aber ich kann nicht anders, ich muß ihm ungehorsam sein! Nur einen einzigen Kuß!“

Die Käthin nickte gemächlich mit dem Kopfe und ihr Bild vertieft, daß sie nicht gefaselt war, diesen erbotenen Kuß alsobald zu verabreichen.

„Mama,“ bat die Stimme weiter durch's Schließeloch, „Nur einmal will ich Dich küssen, nur ein einziges Mal! Dir sagen, wie lieb ich Dich dennoch habe, wenn ich auch mitreife!“ die Stimme brach in leisen Schluchzen.

Dame Braunstein hob stolz ihr Haupt, und sah von oben herab, als wolle sie die liebenswürdigste Liebeserklärung des kindlichen Mädchens verachten. Die Stimme begann abermals: „Der Vater kommt — o Mama — behalte Dein Kind lieb — lebe wohl! Auf Wiedersehen —“

Die Thürschloß durchloß das letzte Wort den Raum des Gemaches und durchschauerte die Dame mit schlammigen Gefühlen. Trotzdem blieb sie noch eine ganze Weile ruhig sitzen und blickte, mit Spottscheln auf den Lippen, nach der Thür hin.

Es blieb Alles still!

Dann stand sie auf und trat vor den Spiegel, um ihren verschobenen Körper wieder zu ordnen und die Bewirtung zu verweisen, die ihre „albernen Thränen um solche Lappalien“ in dem noch ganz hübschen Gesichte angehängt hatten.

Ein Poltern auf der Straße, dicht vor ihrem Hause, veranlaßte sie, dabei an's Fenster zu gehen und hinauszuublicken. Da stand ihr Diener, und hob mit Hüfte eines Eisenbahnfahrerszuges einen Koffer auf den Kollwagen.

Ahnungsvoll rief sie das Fenster auf — dort unten am Ende der Straße verschwand eben zwei Gestalten — bspig septe sich der Kofferträger in Galopp, der Bediente sah ihm nach — dann erkundete das Signal der Lokomotive — lachend schauerte der Diener zu ihr auf und sagte:

„Der Herr und das Fräulein werden gerade noch zu rechter Zeit gelommen sein!“

Behutsam drückte die Näthin ihr Fenster wieder zu und schlug beide Hände vor die Augen.

„Allmächtiger Gott! Mein Mann — mein Kind! Sie sind fort! Sie sind fort!“ flüsterte sie, hinkend vor Schmerz, und sank zusammen. „Auf Wiedersehen!“ tönte es wie ein Geisteshauch um sie, als sie wieder zur Besinnung kam. Aber die beiden Geister begannen wieder in ihr zu toben und unter dem Troge eines tief beleidigten Verzens machte sie sich bereit, ihre Zukunft zu bestimmen.

III.

Die Maßregeln des Rath Braunstein waren längst vorbereitet gewesen. Er bewachte, seine Stellung als Gatte und Vater gründlich zu verbessern, oder dies Verhältnis ganz zu lösen, wenn seine Tochter den Erwartungen nicht entspräche, die er hegte.

Hermine hatte sich bewährt — seine Gemahlin aber mit unverantwortlichem Leichtsinne die heiligen Bande der Ehe gering-schätzend behandelt. Er gab sie deshalb noch nicht auf, überließ sie jedoch strotzend einer Einsamkeit, die sie entweder lähmte oder, was er mit schmerzlicher Verbauern ertragen haben würde — ganzlich verhärtete konnte. Ihm blieben noch acht volle Tage bis zum Antritte seines neuen Amtes und er vermehrte sie dazu, seine Tochter für großartige Weltanschauungen zu begeistern, um den Reizen der Kleinbürgerlichkeit, welche der Selbstüberhöhung Thor und Töchter immer, in ihr obdillig zu erwidern. Er überantwortete sie stillschweigend der Einsicht ihres Verstandes, um diese Angelegenheit seines Herzens zu einer Quelle dauernder Glückseligkeit für sie selbst zu machen. Mit Absicht wählte er einige volkreiche Städte,

die sie auf ihrer Reise nach P... berühren mußten, zum Aufpunkte, fährte das junge Mädchen in den großartigen Volkserreifer ein und ließ sie ohne Belangung selbst erkennen, daß die ja unrichtige Effect-baherei des einzelnen Individuums entweder spurlos im Wege der allgemeinen Interessen untergeht oder vom vorzüglichen Theile des Publikums verachtet und verhöhnt wird. Der Begriff von wahrer Menschennütze brach sich bei diesen kurzen Weltanschauungen Bahn, und nachdem das junge Mädchen erst eine Abnung von dem außerordentlichen Werthe dieser selbstthätigen Würde erhalten hatte, war es ihrem Vater nicht mehr schwer, für die Vollendung ihrer geistigen Cultur mit Wort und Bild zu sorgen.

Am bestimmten Tage langten sie in P... an und nahmen Wohnung in dem ersten Hotel des etwas düstern, fast ethwändig erusten Ortes.

Während der Rath Braunstein sich den Freierlichkeiten seiner Einführung als Bierpräsident unterwarf, schrieb Hermine mit der ganzen Lebhaftigkeit ihrer kindlichen Liebe an ihre Mutter, schilderte die Weise mit ihren belehrenden Erfahrungen, den Vater in seiner Lebenswürdigkeit als Heilegeheute und erklärte ihr, daß nur der Gedanke an den Herrn der Mutter ihre Freuden beinträchtigt habe. Sie beschwor sie, ihr nicht fern zu zürnen, berührte aber nichts von der nächsten Zukunft, die Bezug auf eine nachfolgende Ueberhebung der Mutter haben könnte, weil der Vater mit wenigen Worten angedeutet hatte, „daß die seine Sache sein würde.“ Den Krianten von Fahrern erst erwähnte sie mit keiner Syde, weil sie in Wahrheit nicht an ihn gedacht hatte, bei aber schließlich mit der Gluth der Kindesärtlichkeit um schleunige Beantwortung ihres Briefes.

(Zu nächst folgt.)

## Land und Leute.

### Nr. 12. Die Bamberger Gärtner.

Von Ludwig Storch.

(6414.)

Früh um drei, spätestens um vier Uhr maniert der Gärtner mit dem Spaten der Stelle zu, auf der den Tag über sein Fleiß sich bewähren soll. Gegen sechs Uhr sind die Marktschiffe schon in den Händen der Frau, die um ihrerseits die Kunden bedient. Bis um zehn Uhr werden auf dem Felde die anstrengendsten Arbeiten verrichtet. Da bringt eine dabeiinwohnende Tochter das sehr einjährige Frühlild. Sie hat ihrerseits auch Gile nötig. Zu Hause muß sie erst die Wirtschaft besorgen, dann Vater und Beschwister im Felde, endlich die Mutter auf dem Markte mit Stärkung bedenken. Von Mittagessen ist nicht viel die Rede; die frugale Speisung wird gewöhnlich mit kurzer Kost auf dem Felde eingenommen. Hier und beim Dreihahnd spielt ein großer Krug mit, der gewöhnlich von den Kindern gefüllt herbeigebracht wird und dem fleißigen Arbeiter das ersehnte Labfal spendet. Aber er enthält nicht etwa gutes Bamberger Bier, ach nein! Nur zum achten Theil ist Bier die Mischung, sieben Achtel sind „Reinlein“, Kowatz, die Maß zu zwei Fingern. Erst der Abend legt dieser Thätigkeit ein Ziel; im Sommer zieht die Familie zwischen fünf und sechs Uhr auf den schmalen Feldspaden ihrer bescheidenen Wohnung zu. Nun beginnt nicht Ruhe und Genuß, sondern — die Arbeit des Hauses. Das Bier wird besorgt, der Wartgang auf den folgenden Morgen vorbereitet und die kleinen Geschäfte der Hausabhaltung verrichtet. Erst um acht Uhr wird die Abendmaßzeit eingenommen, oft nur die dampfende Kartoffel in der Schale aus den Tisch ausgeschüttet, oft Röhre von so kräftiger Substanz, daß ihre Verbauung den verärrtelten Culturmenschen zur Bergweisung bringt, daß ein Bier damit an seine Schläfe ihn tödten würde. Aber diese Kinder der Arbeit würden Steine verdauen. Und nun sinken sie sogleich dem fädelnden Schloße in die Arme. Da ist von keinem Verzagen die Rede. Dieses tritt bei den Burden Dienstags und Donnerstags Nachmittags in seine Rechte; der Sonntag ist natürlich der Dritte im Bunde. Der Hausvater muß sich in der Regel mit dem letzten Tage als dem Tage des Herrn im doppelten Sinne begnügen. Da wird dann freilich dem Gerstennecker Oberbrantend die gebührende Ehre erwiesen. Daß er dann dem Weibe Hülfe ansetzt, indem er den Weinen schadet, mag wohl vorkommen. Wie sehr ist den braven Leuten solch' erhebendes Gefühl zu gönnen!

So leben sie Tag für Tag, Jahr aus, Jahr ein, das Leben durch in Arbeit und Mühe, in Mangel und Entbehrung, schlaute, biedere Menschen, die uns die höchste Achtung vor der deutschen Arbeit abnöthigen. Sie haben sich diese Achtung aus in America verschafft, wohn die Stürme der neuen Zeit viele verlagern; denn die Jahre 1845 und 1849 regten diese keruigen, markigen Naturen sehr auf und es fehlte damals nicht viel, daß sie der bestehenden Ordnung gefährlich geworden wären.

Ihre Tracht hat keine Erinnerung mehr an ihren slavischen Ursprung demart, wie bei den Hummelbauern; sie sind eben sächsische Land und Gartenbauern. Die Frauen sind durchgehends bunt gebleibt und mit dem rothen Kopftuche versehen, dessen Zipfel in den Nacken herabhängt. Die absehrliche fränkische Hülsgaubau, „Bamberger Bartbaube“ genannt, die man noch vor zwanzig Jahren zu sehen Gelegenheit hatte, ist jetzt gänzlich verschwunden. Die Männer gehen Sonntag und bei kirchlichen Feiertagen in langen blauen Leberrocke mit kurzen Taile und runden schwarzen Hütle; die Barfchen in kurzen Jacken und Kappen. — Die Tracht verallgemeinert sich hier wie überall.

Die Häuser der Gärtner sind meist einstöckig und sehr einfach; nur die Reichen haben zweistöckige Häuser, in welche auch der moderne Luxus eingewandert ist. Der Herrscher begnügt sich mit dem bescheidenen Mobiliar. Die Viehhäule liegen stets in der Nähe und sind meist in muldehafter Verfassung. An das Haus stößt der große Garten mit dem Ziehbunnen, gewöhnlich von sehr alter Construction. Die Straßen der Gärtner sind begreiflicher Weise tagsüber zum Erschrecken leer und einsam. Selbst die Kinder wandern aus der Schule auf das Feld. Der Säugling schläft dort in einem Marktrabe unter dem schnell improvisierten Dache eines umgezürten Wollens. So werden sie von Kindheit an ein Bind und Wetter gewöhnt und abgehärtet. In die Arbeit werden sie gleichsam spielend eingeführt.

Die früheren arthätigen Sitten und scharfsinnigen Umgangsformen der Gärtner haben Zeit und fortschreitende Cultur geändert und abgeschliffen, namentlich sind die Frauen auf dem Markte durch den freien Umgang mit allerlei Menschen sehr gewandt, freundlich und höflich. „Hilf?“ hör ich manden Leser verwundert fragen; „die Bamberger Gärtnerfrauen haben ja weit und breit den

etwas zweifelhaften Ruhm des Gegenheils!" Gewiß, es ist etwas an der Sache, es liegt diesem Ruhm, den wir besser auf nennen wollen, etwas Festives zu Grunde. Wenn sie untereinander eher mit Worten ihres Standes verkehren, so ist ihre Wortstellung allerdings keine gewählte. Es hat sich bei ihnen noch jene spezifisch deutsche Art unserer Verfahren, sich schlicht und recht mit ungeschminkter Wahrheit anzusehen, erhalten, jene primitive, barocke, handliche Redeweise, die ihre aus der nächsten Umgebung genommenen Bilder und Vergleiche mit originell häufigen Fingeltreichen hinstellt. Wie z. B. Martin Luther in seinen polemischen Schriften seine Gegner — und wenn sie Könige und Fürsten waren — in einer gar köstlich denken, mit kräftigen Broden gewürzten, mit pikanten Sprüchlein gespickten Sprache bekante, daß uns beim Lesen die Augen übergehen, so hat sich auch noch etwas von der ursprünglichen naiven Ungebundenheit der Altvorden in der Ausdrucksweise

theil! Darum halt' ich die Behauptung fest: sie sind köstlich, freundlich, mittheilbar; nur reizen darf man sie nicht. Die Männer sind dagegen um so schweigsamer. Der Gärtner läßt sich selten in eine Unterhaltung ein. „Guten Tag, guten Weg!" das ist Alles. Die Wahrheit „Zeit ist Geld!" sagt ihm in Fleisch und Blut.

Im Hause des Gärtners herrscht noch ein gut Stück patriarchalisches Regiment. Der Vater ist Herr im Hause. Frau und Kinder, selbst die erwachsenen, folgen ohne Widerrede seinem Befehle. Er ordnet die Arbeit an, er weist die Familienglieder nach dem Maße ihrer Kräfte ein. Die Strenge waldet vor und in ihr thut sich die Liebe kund, und die Familie hängt mit schuldloser Innigkeit aneinander. In der Arbeit suchen Alle die größte Ehre. Knaben wettschern, schwere Lasten auf dem Schiebekarren zu fahren; mit dem jüngsten Jahre dreschen sie schon.

Im „Damberger Hofe" hatten wir die schönste Gelegenheit,



— Damberger Gärtner am Abend — Oktet beim Rederücken.

der Damberger Gärtner erhalten. Sie wissen noch nichts von der Plage der Divulsioren, diejenigen am köstlichsten zu behandeln, die man am wenigsten leiden mag. Sie sagen's noch mit altdeutscher Wiederkeit und angemessenen Worten, zuweilen sehr originell und drastisch, gerade heraus, wie's ihnen um's Herz ist. Gedante und Wert ist bei ihnen eins; sie wägen nicht ab, sie wählen nicht, sie überlegen nicht, so daß es freilich im Irrtum zum Sprüchwort geworden ist: „ein Mundweert haben, wie eine Damberger Gärtnerfrau.“

Diese Originalität, die oft einen Kreis unparteiischer Leser bereichert und mit Feiterkeit erfüllt, entspringt aus dem gerechten stolzen Selbstbewußtsein ihres Vertriebes, aus der übersprudelnden Fülle ihrer geistigen und körperlichen Kraft. Sie fühlen sich berechtigt, jede Ungleichheit mit denen Worten zurückzuweisen. Wer so fleißig ist, wie sie, darf auch so — gerade heraus sein, wie sie. Das Letztere sind sie nie ohne Veranlassung. Im Gegen-

und vom unvergleichlichen Wohlgeschmack der Damberger Gemüse und des fränkischen Fleisches zu überzeugen. Wir speisten mit einer Dame aus Coburg, welche mit vieler Erfahrung und Geschick uns auf die Vorzüge der hiesigen Producte im Detail aufmerksam machte. Sie versprach uns, am folgenden Morgen unsere Vegetiererin und Ciceroa auf den Markt, in die Gärtnerei und auf die Felder zu sein. Einstweilen erzählte sie uns auf sehr anziehende und unterhaltende Weise von einem köstlichen, alljährlich im September abgehaltenen Volksfeste ihrer Vaterstadt, die Coburger Zwiebelkirmes oder der Zwiebelmarkt genannt, welches vorzüglich von den Damberger Gärtnerfrauen besucht wird.

Das muntere Coburger Stadtkind berichtete mit ruhender Innigkeit und köstlichem Humor:

„Von Erittelsthere bis zum Reischenthore, den ganzen Steinweg und die Reischensstraße entlang, sind da Berge von Zwiebeln,

Krautköpfen von fabelhafter Größe, Gurken, Sellerie, Lauch, gelben Rüben, Chicoria etc., mit einem Borte, der ganze Bamberger Gemeinreichthum in angeleglicher Anordnung aufgehäuft. Dazwischen die ehrenwerthen Bamberger Gärtnerfrauen in ihrer hohen Würde, in ihrem anerkennungswürdigen Selbstgefühl mit Blumen voll Oehl und Weintruben. Sie kamen mir in ihrer malerischen Tracht, in ihrer großen Bemüßigkeit und Jungferlichkeit in der Mitte dieser künstlichen, künstlichen poetischen Berge, die Auge und Nase zugleich ergötzen und Junge, Gammeln und Magen noch größeres Ergötzen, angenehme Beschönigung, behagliche Sättigung versprochen, wie ländliche Mäusen in theatralisch aufgebauten Wäldern vor, geschiedt ihnen heutigen Buzigal zu einer mehreren Georgia zu beigefahren. Und in der That hat es mich oft Wunder genommen, daß kein Bamberger oder Coburger Dichter und mit einem großen Gedicht über den Gartenbau, nach Ari des Buzigal'schen über den Feldbau, beschenkt und darin all die classischen Ergänznisse der Bamberger Natur, vorzüglich das Süßholz, verberthet hat.

„Die Mäusen sind da mehr dem Auge ihres Herzens gefolgt. In der benachbarten berühmten Pommerescher Gemäldegalerie hängen unvergleichlich gute Stillleben, auf welchen die Bamberger Gemälde ihre künstliche Verberthung erfahren haben. Keiner fehlen aber die tuburischen Gärtnerfrauen auch auf diesen Bildern, die doch durchaus zu Kohl und Kraut gehören, wie Tappeln zum Vorderebaum. Dadurch kommt die Naturwelt um die richtige Vorstellung von der majestätischen Flügelhaute, die diesen interessanten Frauen ein so impafantes Kniefen gab, und die in meiner Erinnerung ganz mit ihnen verwachsen ist.

„Welch ein buntes Leben und Weben in den Straßen und in den Häusern, in Höfen und Gassen! Welch ein malerisches, stets wechselndes Treiben der Landleute und Stäter! Alle Welt läuft ein für den Winter. Zwiebeln und Kraut werden in ungeheuren Säden verladen. Der ganze große Markt ist in Dampfkraut und Duft gehüllt. Die wurmartig gewirren Dämme schmoren und brodeln auf den Kufen. Alle Welt schmeißt Dampfkraut und Gurkenfasel. Mit dem Dufte der Dampfkraut mischt sich der der Gemälde, welcher alle Straßen erfüllt. Ganz Coburg riecht wie Bamberg, und der fremde Stoßler würde dadurch verführt werden, selbst auf die Gefahr einer Indigestion, über den Apfelt zu essen. Alle Welt in den Häusern der gemalten Straßen ladet ein, ködt Kuchen, die Kaffeemühle schnarrt in jeder Küche, der Kaffeetisch wallt durch, Tassen klappern; die und da verhält man sich zur Uoculade. Das Baumwerk bleibt nicht hinter Mühl und Kessel zurück. Das schwaht, schnarrt, lärmt, feilscht, schreit, lacht, schimpft, jubelt in den Häusern, auf der Straße, und das starke Bier verläßt das Brausen des allgemeinen Choros. Aber die Stimme der Bamberger Gärtnerin überdauert alles Geräusch. Die Flügel ihres Hauptes sind Sonnenbeile der Flügel ihres Stimmorgans.

„Das ganze Coburger Ländchen freut sich auf die Zwiebelmesse; sie ist das schönste Fest des im Jahre, und den Kindern ist sie das Vorbild des Weihnachtsfestes. Wir kleine Welt hatten kein Interesse an Zwiebeln und Kraut, unsere Kindstöpfe dachten nur an das Bamberger Süßholz. O, Du, gleich der Zaubersprünge und Springwurzeln des Märchens, Sehnsucht der Kinderseele, helle, festliche Freude der Lachsalz! Süßholz, unergleichliches Wort, das mich heute den schönsten Traum der Kindheit vor das innere Auge zaubert! Süßholz und Johannisbrot, Du Dickschneppaar am Jugendstimm!

„Die oft mannlange Wurzel des Süßholzes ist entweder in Kränze oder Feischen geschnitten, jene für die weibliche, diese für die männliche Jugend. Die Kränze haben die Form der Dornenkronen auf dem Occipito oder dem Hinter des Hinterkopfes, aber so wie sie ohne Dornen, so sind die Feischen ohne Strid. Künstliche Mädchenstiele mit der Süßholzkrone im flatternden Haare durch die Straßen zu laufen! Künstliche Knabenstiele, sich mit der Süßholzkrone gegenseitig einige Hiebe zu versetzen, und dann aus Krone und Feische gemeinschaftlich den bitterlichen Saft zu saugen! Dorn und Strid sagt das spätere Leben hinzu, und läßt allen die Bitterkeit zurück. O können doch alle Dornenkronen und Feischen, mit welchen wir großen Kinder beglückt werden, auf so gesunde Weise besetzt werden!

„Schön ist der Zwiebelmarkt bei schönem Wetter, aber noch interessanter ist er bei schlechtem. Regnet es, was vom Himmel

will, und dies ist oft der Fall, so heißt der Markt „die Zwiebel-suppe.“ Der süßliche Roth, worin alle möglichen Gemüthsleider, Barzeln und Süßholzkränze als Broden schwimmen, rührt sich an's Schienbein; Regenstirn steht an Regenstirn; die Regen-gasse ist nicht breit; hüben und drüben die Bamberger mit ihrem Miniaturschmuck von Gemüthen, in der Mitte der Weg so vollgepflast, daß sich Niemand bewegen kann. Lachen, Kirm, Fluchen und Jauchzen in der breiten französischen Mandart. Völlig ein improvisirtes Drama! Originelle lustige Ausrufe, eine Fluth von Schimpfwörtern, Gelächter, Weisheit; darauf lauterer Kufen, kühneres Schelten, homerische Wuthungen und homerisches Gelächter, Weisheit, Alles laut und lauter, drastisch farbenreich, poetisch prächtig. Und der Kern des Festspiels? Eine Bambergerin weist auf ihre nationalkräftige Weise das Mindergebot eines Bauers aus dem Jp- oder Lautergrunde zurück.

„Die Coburger Damen an den festlichen sind ungemein gepußt; die kleinen Jungen haben die Sonntagshöfen und Jaden an; die Mädchen weiße Kleider mit grünen Schärpen. So werden sie malenweid in Reih und Glied zur wohlthätigen Fre geführt, die Kronen und Feischen an sie vertheilt und Kessel, Birnen, Pfäumen und Weintruben hinzugelegt. Alles schwimmt in Lust und Freude. Der Herbst schüttet durch die Hand seiner Gelandin, der Bamberger Gärtnerfrau, sein ganzes Hüdnere über Coburg aus. Und ich sollte mich nicht lieben, ihr wohlthätigen Fre, die ihr mir die schönsten Stunden meiner Jugend geschenkt habt? Wahrlich, heute möchte ich mit Tyrinen der Nahrung im Auge andrücken: „Schöner Traum der Kindheit, keh' noch einmal mir zurück!“

Am andern Morgen gingen wir früh auf den Markt. Noch ein Begleiter hatte sich zu uns gefunden, mein trefflicher Landsmann, Meister Eward Schade, der tüchtig bekannte Maler aus der Schmitz'schen Kunstanstalt. Da sahen sie schon, so weit und das Auge trug, bis über die untere Brücke in die neueste Stadt hinein, eine bunte lockende Reihe, die trefflichen Gärtnerinnen. Waare und Verläuferinnen waren um die Wette preiswürdig. Aber auch uns lachte die helle Freude an den Augen, und der Mund lief und voll Wasser über die herrlichen Ergänznisse der Gartenkunst. Wir planterten mit den stattlichen Frauen; wie künstlich standen sie uns Rede! Wie vorzüglich waren ihre Berete! Wie dienförmig zeigten sie sich uns! Sie sprachen von ihren Kindern, von ihrem Vieh. Die Eine hatte einen blenden Knaben im Horbe neben sich schlafen liegen. Sie sagte, es gäbe kein größeres Glück, als ein paar hübsche Kinder und ein paar hübsche Milchkühe. Sie hatte Beides; sie war glücklich. Endlich hatte ich einen glücklichen Menschen gefunden; ich strich den Tag in meinem Kalender roth an.

Vom Markt gingen wir in die Gärtnerci. Wir traten mit seltner Befriedigung in die einfachen Wohnungen dieser, durch müßige Arbeiten glücklichen Menschen. Sie führten uns in die Gärten und zeigten uns die Cultur der Gemälde. Wir wurden äußerst freundlich über Natur und Wesen, aber Wartung und Pflege dieser Küdenzgewächse belehrt. Unsere Coburgerin verstant es, die Leute, die sonst etwas nichttaulich gegen Fremde sein wollen, zutraulich und gesprächig zu machen. Was sie begonnen, vollendete Dr. V. So hatten wir einige sehr gemüthliche Stunden. Meister Schade zeichnete die Gärtnerkreise für mich, wie sie das Gemälde puzen und für den Markt verladen. — Scheidend drückten wir ihnen die Hände, sie waren so hart von Schwielen wie eiserne Jangen.

Nachmittags ließen wir uns in die selber hinabführen, die von den Eisenbahnen durchschnitten sind. Sie dehnen sich weit aus bis an den Hauptstammort und den Breitenauer See, eine Ebene, deren hohe Cultur durch tausendjährigen Fleiß erreicht war, und die ich mit Ämlichen erdarschenden Gefüßen durchspürte, wie früher das Reppiger Schicksel.

Überall fleißige Menschen und überall die Frische, die die gütige Almutter ihrem Fleiß grünet und kühlend, äppig geschwellt und fleischig nachhaft darbot. Wie viele Tausende werden davon gesättigt, gelabt, verjüngt! Die Sonne laut hinter die Astenburg und verkärrt scheidend die schone Stadt und das grüne Gartenfeld. Die Bergglocke erkünte. Der Spaten entfalt den Hüften, damit sie sich falleten. Auch ich betete: „Alle Augen warten auf Dich, Herr, und Du gibst ihnen ihre Speise zu seiner Zeit.“ — Meister Schade zeichnete die Scene.

## Westphälische Erinnerungen.

Müdigkeit von Heinrich Reuß.

Es dürfte nicht schaden, danu und wann wieder an jene Zeit zu erinnern, in der Deutschland durch Selbstvergeßlichkeit schwach und in die tiefste Schmach fremder Unterjochung gesunken war. Junere Feinde bereuben jetzt jenes stolze Selbstbewußtsein, durch welches wir uns erheben und gerettet haben. Aus politischer Unkenntnis, die der deutschen Verfassung und leider auch dem deutschen Charakter so nahe liegt, waren wir einer fremden Macht verfallen; doch unter diesem Trude, ja durch ihn befreit, nahmen die geistigen Kräfte unserer Nation ihren schönsten und mächtigsten Aufschwung. Wir verstanden und erkannten und von ihnen heraus durch Sprache, Poesie, Wissenschaft, freie Forschung und höhere Ueberzeugungen, und mit dieser einigenden Macht warfen wir den fremden Druck ab, und entzogen dem fremden Einflusse. Und bei dieser Macht mußten wir uns aufrecht halten gegen Alles, was die Seele der Nation verwirren, unsere geistige Einheit entzweien konnte oder möchte. Aus politischer Entzweiung konnten wir zu geistiger Einheit, — aus geistiger Entzweiung aber würden wir nie zu politischer Einheit gelangen.

Diese Betrachtung, die sich hier nicht weiter ausführen läßt, brachte in ihrem Ausgangspunkte den Verfasser auf jene Erinnerungen an die westphälische Zeit zurück, auf jene Mittheilungen, die er während eines Sommeraufenthaltes in Kassel gesammelt hatte. Manche davon ist durch gewisse Umnauelungen in Reich und Blau seines Romans: „König Jerome's Carneval“ übergegangen, Vieles ist nicht verwendet worden, und so dürfte das Ganze für viele Leser der Gartenlaube, die mit Vielem an der Geschichte unseres schönen Vaterlandes hängen, nicht ganz uninteressant sein.

Ehe wir auf die Schilderung einzelner Zustände und Persönlichkeiten eingehen, müssen wir, um dieselben richtig würdigen zu können, vor Allen einen Blick auf das Land werfen, und die Leistungen erkennen, die demselben zugemethet wurden.

Jerome bekam einen Staat zugewiesen von noch nicht zwei Millionen Einwohnern, vom Krieg heimgesucht und von fortwährenden Truppenüberzügen gedrückt, mit einer Staatskasse von mehr als 10 Millionen Franken belastet; die Gewerbsfähigkeit ghemmt, die Fabricen nur mittelst Exports von Seiten der Regierung aufrecht erhalten; — ein Land, dessen Wohlthun aus Getreide und Wollenausfuhr neben einigem Durchgangshandel beruhen, — Erwerbszweige, die durch den Krieg so gut wie vernichtet waren.

Der junge Staat brachte schon von seiner Geburt eine große Schwäche mit, — neben der Krone, durch Contributionen aus der Kriegszeit erwachsenen Staatsschulden auch noch verminderte Einnahmen, da die Hälfte dieser Staatsgüter vom Kaiser Napoleon zu Belegnungen für seine Generale zurückbehalten war. Dennoch mußte aus dem neuen Königreiche alsbald eine bewaffnete Macht von zehntausend Mann Infanterie, zwietausend Mann Cavallerie und fünfthausend Mann Artillerie errichtet werden, und ein Armeecorps von 12,500 Mann Franzosen, als Garnison von Wagramburg, gelistet und besetzt werden, wobei die Kriegskommissaire den Zuschnitt auf Kosten des deutschen Landes machten. Dies Land aber bildete zur Zeit noch die Verbindungslinie zwischen Frankreich und den von den Franzosen besetzten preussischen Festungen, dem Militärbesitz zu Langy und dem Großherzogthume Warschau, so daß Durchmärsche, Einquartierung, Bespann u. dgl. fast nie aufhörten.

Dies war das Glück eines Landes, das doch der Fremdherrschaft befreit, dessen Regent mit dem großen Tadelten verbrüdet war. Und während die Aufgaben, die zur Befreiung solcher Kosten erst mit aller Härte beigestrichen wurden, das Land physisch erschöpften, konnte der Gebrauch, den Jerome von seinem Antheil des Aufkommens machte, nicht anders als verderblich auf die Zittlichkeit und auf die Aufriechtheit des Volkes zurückwirken.

Der König bezog zur Unterhaltung seiner Familie und seines Hofes eine jährliche Civilrente von fünf Millionen Franken, die später, beim Zuzachs einiger hunderttausend Väter, auf sechs Millionen erhöht wurde. Mehrmals zog aber aus dieser Kronschatz noch Capitale und Grundstücke an sich, die dem Staate gehörten, und Jerome vernahm wohl auch Fortreibungen an seine Person auf die Staatskasse. So hatte er, um in Frankreich sich von seinen Schulden zu lösen und als König in seinem Westphalen zu erschei-

nen, zwei Millionen gebergt, die er nun aus der Staatskasse zurückzahlen ließ.

Ein unangemessener Prunk und Aufwand des Hofes, so angemessen er den Residenzbehörden in die Augen und in die Taschen fiel, gab doch im Lande vielfaches Aergerniß. Er beleuchtete die Noth des Volkes, steigerte den heimischen Arel in seinen Ausgaben, und erhöhte die fremde Zittellosigkeit im Wohlstand des Thrones.

Jerome, unter der geberlichen Gewalt des kaiserlichen Bruders in seiner Macht beschränkt, suchte sich durch den Glanz und Genuss einer ihm über Nacht zugewiesenen Krone zu entschädigen, wie es eigentlich auch seiner sinnlichen Jugend und leichtfertigen Bildung mehr zusagte. Lustige Gesellen seiner ausgelassenen Jahre und reizende Damen des Hofes fanden zunächst in dem veredelten Glanze, — Männer von untergeordneter Herkunft, die er durch Hof- und Staatsämter erhöhte, und Frauen des besten deutschen Adels, die er durch seine Zummähungen erniedrigte. Jene, vielleicht, wie er selbst, mit erborgten Reizegeln gefolmen, ließen sich große Uebalte gefallen; diese geseien sich in feiner verschwendlichen Galaunter.

Jerome war im December 1807 auf Wilhelmshöhe bei Kassel eingetroffen, und beging kein erstes königliches Christfest mit Ehrenfesten und Rangverleihungen aus der reichen, der Krone beimgefallenen Hinterlassenschaft einer kürzlich ausgehobenen Wechselkammer.

Alexander Le Camille, angeblich Pfleger von der Insel Martinique, wo ihn Jerome auf einer Expedition kennen gelernt hatte, erhielt die Detention des Gutes Fürstentum mit dem Grafentitel. Ein ständischer Mann, mehr gravitätisch, als leicht und vornehm in seinen Manieren, etwas gelübt in seinen Lebensarten, aber beschränkter Geistes, wurde Deplamirerter und Minister des Auswärtigen.

Ein von derselben Expedition zur See mitgebrachter Schiffslieutenant, Namens Salva, wurde zum Grafen von Pöne befördert, Pagengouverneur, Großschmiedler der Königin und Kriegsuniker, blieb aber etwas unbedächtlisch in diesen wechselnden Stellungen und jurewelen etwas matorosenhaft im Benehmen.

Gegen diese und andere Verhänge Jeromes wurden die Deutschen keineswegs zurückgesetzt. Im Gegentheil, sie waren um ihrer Kenntnisse willen im höheren Staatsdienste gar nicht zu entbehren, und für die Gesämter blieben Männer und Frauen von altem Adel höchst erwünscht. Sie verließen dem neuen Hof ein altes Ansehen, und waren gut genug, den Unempfindlichen hervorzuhellen. Geseine geben auch einer Krone von unedelm Gelde, bis sie etwa verankert mit, einen scheinbaren Werth. Nur zu den recht lustigen Gelegen, wann der König wieder einmal der alte ausgelassene Jerome sein wollte, wurden die französischen Günstlinge französisch gefunden. Doch nennt man auch einen deutschen Grafen von fürstlichem Namen, den er als die Krone der Hochgesellschaften beidernte. Der Spasmacher dabei war aber ein Franzose — Duchambon, Schachmeister der Günstlinge, ein Mann bei Jahren, früher emigrierter Würdiger, eine groteske Figur mit rother Nase, die er sich angetrunken hatte, und die ihm Abends als Puchstörer diente, wenn er in den unanbaren Gängen der Hauptstadt sich eine Weile suchte. Die Glische verschaffte ihm den Karfunkel, mit dem sich ein „Schach“ beben ließ.

Die Hofdamen waren von anerkanntem Adel, wie es die Rücksicht für die Königin aus allfürlichem Hause erforderte. Wir nennen nur die Gräfin Wochel, eine Züchtelnde aus dem westphälischen Wäldern, nicht mehr die jüngste, aber noch immer von kraftvoller und majestätischer Anmuth; die Gräfin Pappenheim, mit einem Kaimidennähnchen in reizendem Geschick, Züchtelnde von Geist und Anmuth; die Gräfin Dberzegg, die mit edelm Ausdruck den Lebenslust und Treue an Geseine rianierte, die ihren Abkard sucht; die Gräfin Truchsel-Waldburg, auch nicht mehr ganz jung und etwas stolz, liebenswürdig und getreulich, mehr hübsch als schön, mehr beherzig als hingebend, machte sich durch Einmischung in die Staatsgeschäfte dem König unbenquem, und ward bei Gelegenheiten eines Krönungsfestes desselben auf Betrieb der französischen Partei, wie ihr Freund Bülow, verbannt.

Nur eine Bürgerliche von herkunft unter diesen Damen that sich dafür durch ihre Schönheit hervor.

Als nämlich Jerome nach seiner erwiderten Expedition zur See aus Baltimore, wohin er vor den Engländern geflüchtet war, zurückgekehrt, seine dort genommene Frau, Elisabeth, Tochter des Orefabriehlers Patterson, auf des Kaisers Beehl abgegeben hatte, erhielt er den Auftrag, die in Algerie gefangenen Genossen vom Teu zurückzuführen. Es gelang, und er brachte 250 solcher Unglücklichen nach Genoa. Hier, von dem Schimmer eines vorübergehenden Gedeihens umstrahlt, lernte er die schöne Frau seines Gaiminthes La Fische kennen, eines Kaufmannsohnes aus Marseille. — Bianca, eine geborne Garrea, groß und haal von Gestalt, Kopf und Gesichtsbildung einer griechischen Nymphe, mit dem kleinsten Teint einer Gretel. Nach zwei Jahren, als Jerome König von Westphalen geworden war, zog La Fische mit der Frau nach Kassel über. Er wendete als Kaufmann solche Geschäfte gemacht haben und verdienen wollen, mit seiner Jugendfrau bessere zu machen. Wenigstens wird erzählt, daß er zum Staatsrath und Intendanten der Civilliste mit dem Rang eines Barons von Reubenstein ernannt, so nachsinnen anzupfahl, als früher ausgegeben habe. Es schickte ihm endlich 114,000 Franken in der Cassie, und seine liebenswürdige Bianca mußte in den Kist treten, und den König dahin bringen, daß er die kleinlichste Überlassung. So hatte die herrliche Frau in mancher harte Maß zu beigen. Wie schwer muß es ihr schon geworden sein, mit ihrer bezugnehmenden Stimme, mit der sie einst sich Bianca Garrea genannt hatte, jetzt ihren Namen und Rang über. — Baronin von Reubenstein anzufprechen!

Wenn es nun auch wahr wäre, daß Jerome schöne Blumen nicht nur gern gesehen, sondern auch gern besochen habe: so dürfen wir darum doch nicht Alles glauben, was die Aesthetikronik von der schmählichen Eingetung deutscher Frauen, selbst des ersten Adels, erzählt. Sie sahen freilich auch ihr Männer sich lüden und vergessen, und es war so verlockend, seiner persönlichen Würde nicht zu achten, um liebe Angehörige und theure Freunde zu befördern; es war so was Apartes, einen maagen, blasen, etwas eigenartigen König zu leben, vor so reiche Geschenke machte, und so gern zu Gewalter hand. Wir wollen daher auch nicht von den oft so pilantzen Liebes-Intelligenzen, wo so manchem schlüssigen Dreibrosas berichten. Nein, wir wollen lieber zu den 50 edelsten Schatzes greifen, die Jerome auf einmal von Paris zu Geschenken, im Werth von 12 bis 1500 Franken den Schatz, kommen ließ, und wollen, so viele dazu nöthig sind, über die entlöhnten Schultern dieser Comtesse, Baronesse und Demoisellen werfen, die eben manchmal so schwach waren, sich lieber zu rufen, als zu schämen.

Doch es gab noch härtere Untertheilung der Auszeichnung. Jerome liebte es nämlich, sein Bild, mit Diamanten besetzt, einzelnen Frauen zu verschicken, die es dann auf der linken Brust trugen, wahrscheinlich als ein Anhängelch, als ein Belohnung des Herzens. Noch höher aber stand ein ausstrahlend für Frauen geschickter Orden mit dem Sunnbilde zweier überkreuzigender Schwerter, ebenfalls mit Diamanten besetzt, — eine Auszeichnung, wie es scheint, der Tapferkeit im Kampfe der Liebe. Zwei Schwerter überkreuzt zeigten auf „pariren“, was bekanntlich nicht bloß „einen Angriff abwehren“, sondern auch „gerochen“, sich jagen“ ausdrückt. Nebenher wurden auch kleine Schmucksachen von verschiedenem Werthe verschickt. So weiß man von dem Tiamantenschmuck, den eine Gräfin erhielt, und der auf 16,000 Francs geschätzt wurde.

Der Schatzes und Diamanten wird denn auch ausdrücklich in einem französischen Spöttelgedichte geracht, das nach der Schlacht von Leipzig, bei Jerome's Flucht, auskam und nach der Melodie: *Bon voyage, Monsieur Dumole* gefangen werden konnte. Darin saugen die französischen Palastdamen:

Partons, partons en diligence,  
Sauvons nos chaînes, nos diamants!  
Jerome se retire en France.

zu Deutsch:

Aber, fahrt mit Feß und anten Haren!  
Fahrt ein die Schornis und Diamanten,  
Denn Jerome macht sich aus den Yappen!

Bei so vieler Aufmerksamkeits für liebenswürdige Damen verläumte jedoch Jerome durchaus nichts von liebender Aufmerksamkeit für die Königin. Nur eine wunderliche Anigkeit konnte befrieden. Es war nämlich eine Liebhaberei von ihm, seiner geliebten Zigarette, wie er Katharina gern nannte, die Nügel der Finger zu beschneiden. Die Königin, zu vernachlässigen von Hofkunst, zu unbesangenen von Ge-

nüß, lächelte dazu, ohne einen Argwohn gegen diese seltsame Zärtlichkeit zu fassen. Ohne Zweifel war es aber eine Angewöhnung Jerome's aus früherer Liebhaberei, wo er es aus Vorsicht rätlich gefunden hatte, einer Geliebten in glühiger Stunde — vorans für Augenblicke der Eifersucht — die Nügel zu stutzen.

Jerome's lustige Verschwendung beschränkte sich aber keineswegs auf persönliche Gemüthsst; sondern sie erwies sich prunkhaft und mittelbar. Wir übergehen das Theater der Residenz, auf welchem freilich einige frühere Theaterbesamtschaften, wie Clara Lacoue, Adele Louis und andere ihm selbst näher, als dem Publikum stunden; so daß sie von der Bühne in seine Loge steigen konnten, um im leichten Gesänge ihrer Rollen seinen hohen Beifall prunkhaft zu empfangen. Aber einen rechten Spielraum für seine prunkhafte, mittellose Lustigkeit fand er an den Hofmaskenbällen.

Wohl tausend Misset für Damen und Herrn wurden vom Orefabrikhall des Palastes, Westronet, Grafen von Westlingerode, in des Königs Namen zwar ohne Unterbrechung des Ranges ausgegeben, jedoch bei der Ankunft um 7 Uhr Abends wiederholt controlirt, — hier am Eingang in das Schloß und beim Betreten der drei großen Säle. Der König und die Königin eröffneten jedesmal den Ball mit einer Kränze. Dann stah sich Jerome in seine Gemächer, und lehrte in westphälischen Maskenanzügen zurück. Von seinen Cavalieren ließ er sich diejenigen jungen Damen zeigen, die etwas französisch sprachen, und sobald er Einiges von ihren Familienverhältnissen wußte, ging er darauf aus, sie zu werden und sich zu unterhalten.

Um zwei Uhr nach Mitternacht wurde im großen Speisesaal an doppelten Dufentischen zu Nacht gespeist. Frugal konnte man nicht sagen; denn es herrschte der größte Aufwand, und die Gäste benahmten sich mit aller Maskenfreiheit im Zugreifen. Es kam vor, daß französische und deutsche Herren den Champagner in Dugend Flaschen verlangten, und sie wurden auf's Kräftigste bedient. Aber über alle Gebühr hinaus ging doch einmal eine große Heerde in elegantem Domino. Sie trat an das Büffet, besah sich die aufzutragenden Speisen, ergriff dann rasch eine Serviette, deckte sie über eine kostbare Auerbäpfpastete, und eilte mit dem Haub unterm Domino der Thüre zu. Hier von einem Palast angehalten, gab sich ein Herr zu erkennen, der an seinem eigenen Tische wie oft eine solche Pastete hätte haben können. Auch hatte der Diener selbst Respect vor ihm, daß er ihn mit den Worten jagen ließ: „Dürfte ich mir nur die Serviette zurück erbiten?“

Einmal an einem feineren solchen Abend stand in einem der Säle eine Bude aufgeschlagen, und erregte vernehmliche Neugier. Sobald die Gäste beisammen waren, erschienen, als Handelsleute maskirt, der König und die Königin. Die Bude wurde geöffnet, und ein Reichthum von Schmucksachen, Uhren, Dosen, Ringen und Ketten war ausgelegt. Während man schaute, was damit werden sollte, trat ein Künstler hinzu, handelte um eine gelbige Repetiruhr, aber mit der Entschiedenheit, daß er eben kein Geld bei sich habe. Die Königin übergab ihm sehr freundlich die Uhr, und der König trug den Preis in ein großes Contobuch. Jetzt begriff man das Geschäft, und es läßt sich denken, daß die Sachen reichend Abgang fanden.

Die Hofstamme Frau von Schelle aus Hannover, die bei jedem Anlasse sich gern mit Stellen aus deutschen Dichtern hören ließ, brachte sehr glücklich aus Schillers Lied „An die Freunde“ den pathetischen Vers an:

„Unser Schuldbuch sei vernichtet!“

Mancher, der nicht das Rothbarste ermischt hatte, mag dagegen vertraulich gespottet haben, — wie gut sich doch Jerome in einer Bude ausnehme.

Es war nämlich die Meinung verbreitet, Jerome habe während seines Aufenthalts in Baltimore bei seinem Schwiegervater als Comais gehalten. Ohne Zweifel eine schallhafte Erfindung! Denn Jerome war als französischer Flottenkapitän nach Martinique gesegelt und als solcher, auf seiner Flucht vor den Engländern, nach Baltimore gekommen. Ob er sich hier bei seiner Verwundung um Miß Elisabeth Patterson auch ein wenig in Handelsangelegenheiten gemischt habe, steht dahin.

Es konnte nicht fehlen, daß solch ein üppiges, verschwenderisches Hofleben, es günstig oder mit Mißbilligung angesehen, gerade in Kassel besonders stark in die Augen fiel, weil es auf dänischem Hintergrunde des früheren Hofalters doppelt glänzend erschien, und von

ber trüben, gedrückten Atmosphäre der kriegerischen Zeit umgeben war. Man hatte sich unter dem entsehbaren Kurfürsten entwickelt, den geringsten süßlichen Aufwand zu erlauben, und nicht der eingeäscherten Hesse hätte sich einmal träumen lassen, süßlich besetzt zu werden. Nur die ältere Generation erinnerte sich noch des prunkhaften Hofes unter dem Landgrafen Friedrich, dem katholisch gewordenen Vater des jetzt vertriebenen Herrn. Aber auch gleich nach Friedrichs Verzicht hatte der sparsame Sohn allen heiteren Aufwand entfallen, ja, man konnte sagen, verschworen. Von den ehemaligen Prunkelkindern wurden die Wadholzen jetzt einzeln, in wohl getrennten Wohnungen, der Kurfürstin und des Kurfürsten, verbrannt. Im Bellevue-Palais des Regierenden wurde ein einfaches, zutragendes Privatleben geführt. Selbst der Karthart, der vor etlichen Jahren sehr vergnügt mit so viel Pomp in Empfang genommen worden, zeigte der Hesens und dem Vante jetzt nur seinen dunklen Fiß. Unter ihm war die Tie. rchschiff gering und oft kuaferig bezahlt gewesen, die Handwerker und Händler mithin an ärmliche Drame gewiesen. Es läßt sich denken, auf welche Sparsamkeit das Hesensleben eingerichtet war, und wie gemüthlich der Staatsbeamten, dessen arbeitsamer Tag regelmäßig hinter einem Teller saurer Milch unterging, seine häuslichen Hesse erbotne.

In solche Häuslichkeit und Gemüthsruhe hinein heudete nan der äppige französische Hof. Glanz und Gemüth wollten anstrengend und verlockend; die alte anpruchsvolle Gemüthlichkeit jog sich all mählich zurück, und ließ ein Barier Restaurationstheben mehr und mehr um sich greifen. Zunächst nützte der prachtliebende Hof die ihn umgebenden höheren Kreise der Gesellschaft zu einem entsprechenden Aufwande. Die eingeübte Gemüthsruhe steigerte den lebhaftesten Ehrgeiz; nicht jenen Ehrgeiz, der in einem Schmuckwollen, freien Staatsleben seine Befriedigung sucht: solche Bahnen gab es hier nicht; sondern es war jener gemeine Wettstreit, bei spärlichen Hüttelquellen eigenen Besitzthums in der königlichen Hute, durch erziehbare Kemer, die Mittel des Aufwandes zu gewinnen, den der Mitgenuß eines prunkfüchtigen Hoflebens erforderte. Die Einen ängstigten sich um ihrer Ehrlust, die Andern strebten nach Beförderung. Es war jener Ehrgeiz, der den Charakter erniedrigt, indem er den Menschen dahin bringt, durch Eitelkeit und Befinnungslosigkeit zu Gnuß und Einfluß zu kommen.

Die prunkende Gemüthsruhe des Hofes breitete ihre Verlockung immer weiter aus, bis in die unteren Klassen der Hesens. Dem Volke nämlich wurden Abfälle des Fremdenlebens gekannt. Familien des Königs setzten, durch Jerome's Freigebigkeit, an öffentlichen Orten lustige Bellsche ab. Und daß außerdem Gauller aller Art, Wenzgeriebführer, Kaufleute, Maritätenführer, Possenreißer einer so frühlichen Milderung unaufrichtig zustimmten, läßt sich denken.

Zu den einheimischen Vergnügungen gehörten, neben dem glänzenden Theater, das mit Schauspiel, Oper und Ballet das ganze Jahr hindurch bestand, um Zeit des Carneval die fast besuchten Maskenbälle im Theaterraum. Aber die Maskenlust hielt sich nicht immer innerhalb ihrer Wände. Und so sah man eines Ballnachtsdienstags eine wunderliche Maskerade von dort aus durch alle Straßen der Stadt ziehn.

Ein großer Herdwoagen, von Frauenpersonen gefahren, eröffnete den Zug von Verkleidungen aller Stände, die einen Handwumt mit sich führten. Die Schauspieler, einen Wiesen in ihrer Mitte, hatten die großen Decorationswagen eingezaumt, und zogen in ihren theilen Vermummungen noch ein buntes Gefolge der lächerlichen Figuren hinter sich her, — Schürzen in Reiterhosen, Solodaten in Unterrodern u. dergl. Hinter denselben her trieben massichte Weggezogene einen aufgepumpten Fallradstocher. Diesem folgte die Reihe des selig entschlossenen Carneval, im Schlafrock auf offener Bahre, und dahinter ein Zug von modirten Leidtragenden. Zwei Gendarmen zu Pferde geleiteten den ganzen Anzug.

Dieser machte Halt am Palaste des Königs und Jerome schenkte 40 Louis'or und einen Treibball zum Vergnügen des Tages. Dann setzte die Maskerade ihre Besuche vor den Wohnungen der Minister und Großbeamten des Hofes fort, um auch hier — Trinkgelder einzutreiben.

Nach allem dem wagen wir es nicht, unsere Leser noch zu den Nachtpartien, den sogenannten parios Hüten, bei Hofe auch eben so wenig zu den Tagen reicher Wählunge zu führen, wohin wir eben — wenn wir nicht irren, zum Banquier S. B. — mehrere leichtfertige Theaterkennrinnen in Mänteln gehen sehen. Auch eilen wir an der Wohnung der sogenannten schwarzen Gräfin in der obersten Gasse verüber, — einer jungen Dame, deren Leichtfertigkeit sprüchwörtlich geworden. Eben so wenig wollen wir uns mit dem Häßlich besessen, wozu wohl die elegante Frau von Steinbach nach Kassel gekommen sei und welches Anliegen sie bei Hofe durchzusetzen beabsichtige.

Wir sehen ohnedies schon, der Zustand bereitet sich vor, den ein Zeugnisse mit den energischen Worten schreitet:

„Die Steuererhebungen zählen nicht mehr, die Beamten erschaffen, die Soldaten verlieren den Muth, die Minister schlafen ein, der König amüßet sich, — die ganze Besperrung geht zum Teufel!“

Und doch hatte diese glänzende Vorderseite noch etwas Bedrohendes für Viele; es gab aber noch eine Rückseite, noch eine Rückseite jener glänzenden Wirklichkeit, die einen allgemeinen Unwillen erregte. Wir meinen die geheime Polizei.

(Ein zweiter Artikel: „die geheime Polizei“, folgt.)

## Eine schweizer Landesgemeinde.

Reis an den Kantonsrat der Cantonlaube vom Dr. A. J. D. F. Ziemer in Zürich.

Ich war sechs Jahre in der Schweiz und hatte noch keine Landesgemeinde gesehen. So oft war ich gefragt: Sind Sie noch auf keiner Landesgemeinde gewesen? Ich hatte verneinen müssen. So oft ist mich auch danach gefragt hatte, eine zu besuchen, es war mir nicht gelungen. Wie viele Hindernisse treten Einem meist gerade bei Kleinigkeiten entgegen! Und eine Reise zu der nächsten Landesgemeinde war eine so große Sache nicht.

Da besuchten Sie, mein lieber Reil, mich in diesem Sommer. Und wie wir von Alletti in der schönen, freien Schweiz sprachen, so sprachen wir auch von den Landesgemeinden, und auch Sie fragten mich, ob ich noch auf keiner gewesen sei, und wunderten sich, daß ich Ihnen nicht antworten mußte. Aber erzählen mußte ich Ihnen, was ich davon wußte, und wie wenig ich auch eigener Anschauung davon erzählen konnte, es kam doch heraus, in Deuschland wußte man von der Sache fast gar nichts. Sie forderten mich daher bringend auf, die nächste Landesgemeinde in der Schweiz zu besuchen und Ihnen davon für die Leser Ihrer Gartenlaube eine Beschreibung zu geben. Ich versprach es Ihnen. In Ihrem ersten Briefe nach Ihrer Rückkehr in die Heimath erinnerten Sie mich an mein Versprechen. „Vergessen Sie „die Händel“ nicht“, schrieb Sie mir.

„Die Händel!“ Ich hatte Ihnen die Geschichte erzählt. Aber die Leser Ihrer Gartenlaube kennen sie nicht, und da Sie denn doch diesen Brief mittheilen wollen, so muß ich sie hier wohl noch einmal erzählen.

Vor einigen Jahren wollten die regierenden Herren des Landes Glarus eine Hundsteuer einführen. Gott weiß, wie sie auf den modernen staatsmännischen Gedanken kamen. Noch veruorntlicher war es, daß die Mehrheit der bedeutenderen Fabrikanten des Cantons — der Canton Glarus gehört zu den verhältnißmäßig gewerbreichsten Cantonen der stillen Schweiz — für die Sade war. Die Regierung machte daher für die nächste Landesgemeinde die Vorlage, und man war so gewisser, daß kein Widerspruch erfolgen werde, als außerhalb jener gewerbreichen Orte nur wenige Hunde gehalten wurden, die Steuer auch eine geringe war. Die nächste Landesgemeinde kam. Der regierende Ausmann brachte den Antrag vor. Er machte ihn in einem populären Vortrag seinen „lieben Mitlandtenen“ plausibel. Er sprach die Besorgung aus, daß Jeder, der einen Hund zu halten vermöge, auch gern die paar Centimes zu einer Steuer bezahlen werde, die zu wohlthätigen, von ihm näher auszuwählenden Zwecken verwendet werden solle. Es entstand kein Widerspruch. Keine Stimme wurde gegen

den Versuch laut. Ehen wollte der Landammann die Abstim-  
mung vornehmen lassen.

Da erhob sich ganz, ganz hinten auf dem Vortergesülste ein  
altes, graues, bärtiges Väterlein.

Es hatte sich lange Zeit verwundert umgesehen, ob dem Keiner  
ein Wort gegen die Sache habe, die ihm nicht gefallen zu wollen  
schien. Keiner hatte ein Wort unter allen den hiebei- bis achttauseud  
Männern rund um den alten Mann. Aber dafür hatte jetzt das  
alle Mütterlein fernige und fernige Worte.

„Der Landammann, meine Herren von der Regierung und  
meine lieben Mitlandleute,“ erhob es sich, wie es die Herren der  
Sitte und des Herkommens erheißt. Und es hat die „liebe  
Landstätt“, daß es seine Meinung über die Sache sagen dürfe.  
Es sei zwar nur ein „einfältig Hirtensmännli“ hinten aus dem Ge-  
birge, und es wolle nicht den hundertsten Theil von allem dem,  
was die gelehrten Herren im Hauptort Marus, und all’ die reichen  
und vornehmen Häbilschern des Landes in und außer dem Lande  
geleert hätten. Aber er habe doch auch so seine Gedanken, auch  
in dieser Sache, über die „Händli.“ Alle jene Herren möchten sich  
recht viele Händli halten können, für ihr Kläuzli, und die Steuer  
möge für sie auch eine geringe sein. Das sei aber wohl nicht so  
für manche andere Leute im Canton. Ihm zum Beispiel sei  
sein Händli sein Freund, und einen Freund müsse der Mensch  
haben. Und er könne seinen Freund nur einmal gar nicht gut  
aufsehen, denn er wohne hinten im einjamen Gebirge, viertausend  
Fuß hoch und noch höher, und auf eine halbe Stunde rund um  
ihn herum wohne kein anderer Mensch. Und wenn nun, nach dem  
Sinn der gelehrten und reichen Herren, die Hundsteuer eingeführt  
werden sollte, die er, als ein armer Hirtensmann, nicht bezahlen  
könne, so müsse er sein Händli „weillich“ abhassen, und er habe  
da oben in seiner Einsamkeit keinen Freund und keinen Beschützer  
mehr. Und wie ihm, so ergehe es gewiß manchem seiner Väter-  
„Mitlandstätt“. Und — darauf schloß das Mütterlein — so sei  
denn seine Meinung an den Herren Landammann, und an seine  
bedachtigten Herren von der Regierung und an seine lieben Mit-  
landleute:

„Küß die Händli leben!“

Und da — ja, die Glarner sind das lebhafteste Völkchen der  
Teutschen Schweiz — da riefen auf einmal Lautende und Lautende  
von Stämmen:

„Küß die Händli leben!“

Und die regierenden Herren wußten nun schon, bevor sie das  
„Weh!“ aufnehmen ließen, wie es ausfallen werde, und als sie es  
aufnehmen ließen, fiel ihr Antrag gegen eine große Mehrheit.

Es habe Ihnen Wort gehalten, lieber Keil. Die erste Lan-  
dengemeinde seit Ihrem Herlein war vorgethan, am Sonntag,  
den dritten October, im Appenzelrlande, und ich bin hingereist,  
und habe ihr beigewohnt, und seze mich heute hin, sie Ihnen zu  
bedanken.

Thelle ist Ihnen dabei zugleich Muthes mit, was nicht  
sternge und nicht unmitelbar zur Sache gehört, so halten Sie und  
Ihre Väter es ja wohl einem Manne zu gut, der in seinen älteren  
Tagen noch ein Stüd von einem dinständigen Professor geworden ist;  
ein deutscher Professor kann nun einmal nicht wohl anders, als in  
die einfachste Sache hunderte anderer Sachen hineinbringen; er  
nennt das: seinen Gegenstand gründlich nach allen Seiten erschöpfen.

Zuerst lassen Sie mich Ihnen Einiges von meiner Reise er-  
zählen. Es gehört vielleicht mit zur Sache, wenigstens in jenem  
Sinne des deutschen Professorenturns.

Ich reiste am Sonnabend von Zürich ab. Das Wetter war  
anfangs zweifelhaft, aber in Herisau, dem Hauptorte von Appenzel-  
Ausereroden, wo ich übernachtete, prophezeigte man zum folgenden Tage  
gutes Wetter. Und so traf es ein. Am andern Morgen um sechs  
Uhr reichte mich Müstli. Ich sah zum Fenster hinaus. Der Him-  
mel war klar, und den Spitzen der Berge rund umher kündigte sich  
mit gelbem Glanze die Morgenröthe an.

Die Müstli durchgeh sie sieben Uhr den Fleden Herisau; sie  
war zur freien des Tages, der Landengemeinde, des jährlichen wich-  
tigen politischen Tages im Lande. Es war die Müstli des Ca-  
dettencorps des Orts.

Des Cadettencorps? fragen Sie und Ihre Leser! Doch nein.  
Da fällt mir eben ein, daß ja unser Freund Högmästler vor ein-  
nigen Jahren in der Gartenlaube mitgetheilt hat, was Cadetten

und Cadettencorps in der Schweiz sind. Vielleicht mache ich Sie  
und Ihre Leser ein andermal noch näher damit bekannt.

Um sieben Uhr machte ich mich von Herisau auf den Weg  
nach Hundwil, wo die Landengemeinde sich versammelte. Hund-  
wil ist ein altes, kleines Dorf, stark an derthalb Stunden (Schweizer-  
Stunden) von Herisau entfernt. Welsch’ ein schönes Stück der Erde,  
welsch’ ein schönes Stüd Schweizerland sich da!

Die Sonne war gelbenfarb aufgegangen, wie sie sich ange-  
fänglich hatte. Keine Wolke war am Himmel, kein Nebel in der  
Luft. Nur hin und wieder hatten einzelne kleine, schwebende Nebel-  
streifen an den Rand wie Berge sich gelagert, oder in eine Fels-  
schlucht sich zurückgezogen.

In diesem klaren Sonnenmorgen lag das schöne Land da,  
Berg an Berg, Thal an Thal. Und Alles bedekt mit dem frisch-  
esten, grünen Matten. So recht das Auge reichte, grüne Weide,  
grüne Alpen, bis oben zu den Kämmen und Spitzen der Berge  
hinan, wo Taunen und Aebchen und Wisen sich angeschlossen. Und  
wie voll, wie reich, wie üppig waren diese Matten!

Und überall waren sie wie bedekt mit den frischsten, krausen  
Zwernhähnen und den grauen Sembrälten. Und überall sah man  
das schöne, bunte Vieh grasen. Überall bis zu jenen mit den Zan-  
nen und Wisen-bedeckten Kämmen und Spitzen der Berge hinan,  
hätte man das Geläute der Oeseln und Mäddchen, die die schönen  
Thiere tragen. Dapinsich das Geläute der Oeseln von den fer-  
nen Thürmen der Döfer, bald in der Tiefe der Thäler, bald von  
den Höhen der Berge.

Und nun die Menschen! Aus allen den Häusern trat sie  
heraus, auf allen Bergen und Wäldern, die von den grünen Alpen,  
durch die üppigen Matten führten, sah man sie herumbestehen  
und weiter schauen. War Männer! Die Frauen mit Hüden haben  
ihnen aus den Wäldern auch oder geleitet die einzige Schwärze.  
Alle waren festlich gekleidet, Alle in süßer, gemessener, feierlicher  
Haltung. Die Männer gingen zur Landengemeinde!

Und über dem Allen schien die Sonne so warm und so klar,  
war der Himmel so heiter, so hell, so frei!

Es war ein wunderbarer Sonntagmorgen. So schön habe  
ich noch keinen in der Schweiz erlebt; noch keinen in meinem Leben.  
Ach, müßte ich unwillkürlich denken, wärs ja doch jetzt erst  
sechzehn Jahre alt, anstatt beinahe sechzig! Den Sonntag vergrößert  
du in deinem ganzen Leben nicht, und er thäte dir gut für dein  
ganzes Leben, noch nach sechzig Jahren! So ein schein, klarer,  
sonniger Sonntagmorgen in Gottes freier großer Natur ist etwas  
werth für das Leben.

Und frei und groß ist Gottes Natur in den schönen Appen-  
zellerlande. Diese sanft sich windenden Thäler, diese entlenen  
reichen Matten, diese reichen Alpen bis an die Spitze der Berge  
hinanreichend; diese hohen Berge, einer immer höher, als der an-  
dere, und über ihnen allen hervorragend der Sankt Isid, der Berg-  
gipfel des Appenzellerlandes! Dann plöschig ein tiefer-Riß durch die  
Berge, eine breite, weite Furche. Unten lief aus dem Grunde die  
Spitzen eingehender Bäume bis zu unseren Füßen heranreichend.  
Unter ihnen, an den Burgen ihrer Stämme ein helles, bafsiges  
Rauschen. Auf einmal vor uns ein schmaler Berg, unter uns eine  
breite bedeckte Brücke. Wir sind an einer Schlucht, durch die  
der Rothbach sich krängt, die Ritter sich mühsam eine Bahn er-  
kämpft, die wilde Urwäld fließt und trotzig und gewaltsam die  
hohen Berge, die harten Felsen zerpalten und zerbroden hat, um  
im schmalen, finsternen Bette fest und fest ihre grollenden Wellen  
weiter zu wälzen.

Am schönsten war der Anblick, als wir, nach Zurücklegung  
stark des halben Weges von Herisau nach Hundwil, eine neue be-  
deckte Brücke über die Urwäld überschritten und jenseits auf hellem,  
mandmal keine zwei Fuß breitem, immer an dem tiefen Abgründe  
entlang fahrendem Felsenpfade jenseits die Höhe des nächsten Berg-  
kammes erblickt hatten.

Auf derselben Höhe mit uns, nur wenig tiefer, lag das Dorf  
Hundwil, das Ziel unserer Reise, der diesjährige Versammlungsort  
der Landengemeinde.

Rund um das Dorf herum erhoben sich höhere Berge. Wie  
es zwar eben auf einer Bergeshöhe lag, so lag es so dennoch in  
einem Thal von diesen Bergen vor uns.

Reif von allen diesen Bergen liefen Fische herunter nach dem  
Dorfe zu, und eben diese Fische konnten wir übersehen. Und alle

waren von der Epise bis zum Grunde mit Menschen bedeckt, die von allen verschiedenen Seiten nach dem Einen Mittelpunkte, dem alten Dorfe Wetzhausen, herüberstiegen und zusammenströmten. Das war auch ein Anblick, den man nie vergessen kann.

Ich erreichte das Dorf, ein der ältesten des Appenzellerlandes. Man sah ihm freilich sein Alter nicht sehr an. Alles und Verfallenes sah man wenigstens gar nicht darin. Die Bauart einiger Häuser schien zwar besonders eigenthümlich zu sein. Aber wenn es mich nicht aufreißt, so hatte ich wohl nur anderwärts nicht so genau darauf geachtet. Die Bauernhäuser in den Schweizer- und besonders Appenzellerländern haben überall ihre eigenthümliche alterthümliche Bauart.

Andere Häuser, als die von Holz aufgeführten Bauernhäuser sah man in dem Dorfe nicht. Nur ein der Wirthshäuser war anders, neuer gebaut. Aber selbst das Pfarrhaus unterschied sich von den andern Bauernhäusern nicht.

Uebrigens aber sah man auch in diesem Appenzellerdorfe die Wohlhabenheit. Auch die Kirche zeigte sie. Sie war, mit ihrem Thurne, vor wenigen Jahren reparirt. Sie war so hübsch und freundlich, wie ich selten eine Dorfkirche gesehen habe. In der Evangelischen Schweiz gewöhnlich nicht. Diese reformirteten Kirchen, in denen man gar nichts sieht, als laute, naechte, meist graue Wände und an einer der Wände einen schwarzen Gegenstand, der einer alten Tonne ähnlich sieht und die Kanzel ist, sie sind nicht mehr einfach, sie machen nicht den eblen, oft erhabenen Eindruck der Einfachheit; sie sind traurig einförmig und machen den Eindruck einer Wüste, in der man eben nichts findet, als allermeisten Liebe und Erhebung. Für mein Gefühl sind sie einmal so. Können Andere andere, bessere Eindrücke darin empfangen, desto besser.

Der Ort nimmt sich schon von Menschen. Alle waren in ihrer schönsten Sonntagstracht. Das Dorf selbst lag bis in dem Hellschmude des schönsten, klaren, sonnigen Herbstsonnenaufgangs da. Nicht einmal eine einzige Raube war zu sehen. Es fiel mir um so mehr auf, als man sonst in der Schweiz bei jeder Gelegenheit Rauben sieht. In Zürich zum Beispiel findet keine Vorkasseltische statt, ohne daß jedes Haus und in manchem Hause jedes Fenster seine rothweisse — die eigenröthliche Farbe — und blaueische (die Bücherei) Raube angeklebt hat.

Daß eine große Versammlung erwartet wurde, zeigte mir besonders eine Menge von Buben, die im Dorfe, namentlich in der Nähe der Kirche und der Wirthshäuser, aufgerichtet waren. Ungehener viele Kneben und Cigarren waren da.

Auch ein Handelsmann mit Pelzschößen und Wintern. Er war aus dem württembergischen Städtchen Friedrichshafen diesem vom Bodensee herübergekommen. Seine Waare war die am meisten umlagerte. Sie lag — ja, es muß heraus — selbst in diesem alten, schweizerischen, republikanischen, demokratischen Canton, die Leute herzu durch die europäischen Potentaten, die Holz und in prächtigen Karren, hoch zu Ross, an einen Hafen neben einander hoch für Alle sichtbar aufgehängt waren. Und hatte der Mann sie so absichtlich heimlich neben einander aufgerichtet?

Zuerst kam „Ihre Kaiserliche Doheln, Olga, Kronprinzessin von Württemberg.“ Der Mann war ja Württemberg, und er zeigte, daß der Schwabe eben so galant, wie patriotisch sein kann. Neben ihr hing, wie köstlich, ihr Gemahl, der Kronprinz von Württemberg.

Dann kam — nicht der König von Württemberg. Ah, der ist schon alt, er zählt schon seine 76 Jahre, und — war der Mann auch ein Hösling, der sich, um die untergehende Sonne unbestimmt, um der aufgehenden unweil? Ja, ja, wenn es die Fährten nur immer wissen wollten, der moderne Patriotismus besteht viel fach nur in solchem — Sonnenbienste.

Neben dem Kronprinzen von Württemberg hing der Kaiser Alexander II. von Rußland. „Unser Schwager“ sagten die Berliner früher von seinem Vater, dem Kaiser Nicolaus.

Auf den Kaiser von Rußland folgte der — türkische Sultan, und auf diesen die Königin Victoria von England. Und viele Aufstellung, mein lieber Fremde, war äußerst reichlich und gelungen. Der arme Sultan sah so schrecklich blaß und krank und elend aus, in der Mitte jener beiden Potentaten. Die Königin Victoria sprengte auf ihrem hohen Engländer so stolz auf ihn zu. Er fürchtete sich offenbar vor ihr. Er wollte ihr entfliehen. Er sah noch halb nach ihr zurück, er wollte sein Pferd in Galopp setzen. Da blüht er vor sich, und unmittelbar vor ihm sprengt von der anderen

Seite, drohend, den Säbel geschwungen, der russische Kaiser auf ihn ein. Wohin soll der arme Sultan? Hier England, hier Rußland! Er konnte wohl blaß und schlägig aufsehen.

Hinter der Königin Victoria kam der Kaiser Napoleon III. Sie hatten einander den Rücken zugedreht.

Dann kam der König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen. Er war der Letzte. Er und der Kaiser Napoleon sahen sich etwas verunndert an.

Aber was den hohen Potentaten wieder zu der Republik, zu der einfachen Bauernrepublik.

Schritten Sie mich, wie Sie wollen, mein lieber Keit; ehe ich zu der Landsgemeinde des Appenzellerlandes komme, muß ich Ihnen doch noch Einiges über Land und Leute von Appenzell sagen.

Das Land Appenzell stand in früheren Zeiten unter der Grundherrschaft des Abtes von St. Gallen. Die Leute in Appenzell wurden von dem Abte behandelt, wie andere Klosterleute. Aber sie hatten früh einen freien, selbstständigen Sinn. Schon im Jahr 1367 stauten sie auf gegen den Abt, um eine mildere Behandlung zu verlangen. Sie erhielten diese. Der Abt gab ihnen sogar, was früher nicht gegeben war, einheimische Amtmänner.

Es kam darauf an, den besseren Zustand sich zu sichern. Dazu schlossen sie, unter Vermittelung der ihnen befreundeten Stadt St. Gallen, eine Verbindung mit dem schwebischen Städtebunde. Hierdurch war ihre Freiheit gesichert. Hieraus entstand auch zuerst ihre Landsgemeinde, die bis auf den heutigen Tag fortgesetzt wird hat.

Künftig am 22. Mai 1378 empfahl ein Bundesrat der Schwäbischen Reichsstädte, zu Ulm versammelt, die Gemeinden „Amdin“, von Appenzell der besondern Aufsicht und Fürsorge der zwei benachbarten Städte St. Gallen und Constanz, und beistehlich zugleich, daß jene aus ihrer Mitte dreißein Männer erwählen möchten, welche die gewöhnlichen Steuern und andere gemeine Ausgaben unter sämtliche Landleute nach Maßzahl ihres Vermögens zu vertheilen und dafür zu sorgen hätten, daß kein Wunde die nöthige Hilfe geleistet werde. Diese dreißein Männer wurden alle Jahre von den zu diesem Zwecke zusammengetretenen Gemeinden des Landes gewählt und so entstand die jährliche „Landsgemeinde“, und der erste Anfang der noch jetzt in dem Canton bestehenden demokratischen Verfassung.

Hast unmittelbar darauf, seit dem im Jahre 1379 erfolgten Tode des Abtes Georg von St. Gallen erhoben sich nun aber auch fortschreitende Uneinigkeiten und Reibungen mit dem Grundherrn, dem Kloster zu St. Gallen, die zuletzt zu einem langwierigen Kriege führten, in welchem auf Seiten der Appenzeller ihre Eidgenossen, darunter auch schon Schwyz, Unterwalden und Glarus, auf Seiten des Klosters aber mehrere mit ihm verbündete Reichsstädte standen. Am 14. Mai 1403 trieb das Heer des Klosters und dieser Reichsstädte bei Hölzlied eine schimpfliche Niederlage. Die Reichsstädte verließen darauf den Abt, der sich nun mit dem Herzoge von Zehrerstein verbündete. Das hatte neue Vändnisse der Appenzeller mit ihren Nachbarn zur Folge, und so entstand der berühmte „Bund ob dem See“ (Bodensee), zur Festhaltung der Freiheit und der verfassungsmäßigen Verfassung auf beiden Seiten des Rheines oberhalb des Sees. Nach der Schlacht am Stief, 17. Juni 1405, die das Kloster wieder verlor, stand das letzte Appenzell jar an der Spitze dieses Bundes. Im Jahre 1421 kam demnach auch ein Vergleich mit dem Kloster St. Gallen zu Stande, durch welchen, unter Vorbehalt mancher Rechte des Klosters, das Land Appenzell als ein freistaat ausdrücklich anerkannt wurde.

Im Jahre 1513 wurde Appenzell, als „dreizehnter Ort“, in die schweizerische Eidgenossenschaft aufgenommen.

Das Land hatte nun Freiheit, Friede und Sicherheit. Der Friede sollte ihm bald wieder genommen werden. Die Lehre des Friedens, der Liebe, die so oft gerade von ihren Vätern zu Unfrieden, zu Haber und blutigem Streit mißbrauchte Lehre der christlichen Religion, war die Veranlassung, auch dem friedlichen Lande einen Haber zu bringen, der es für immer, bis auf die gegenwärtige Zeit hinab, getrennt hat. Die neue Lehre Zwingli's braug auch in das Appenzellerland, aber nur in die äußeren Knochen, von dem Orte Appenzell entfernten, äußeren Theile des Landes. Die inneren Knochen, die Geirte mit und um Appenzell herum, blieben bei dem alten Glauben. Die Glaubensdifferenzheit wurde nun Glaubensstreit; der Glaubensstreit wurde zum

Staats-, Volks- und Lebensstreit zwischen Land und Leuten. Von außen wurde der Streit genährt. Endlich kam im September 1847 ein Vergleich zu Stande, freilich ein Vergleich, der nicht vereinigte, sondern zerriß, völlig zerriß. Das Land Appenzell blieb zwar in der Eidgenossenschaft ein Ganzes, Eines. Im Innern aber war es zerfallen in zwei vollständig geschiedene selbständige Untergemeinde getrennt, die nichts weiter mit einander gemein hatten, nicht Verfassung, nicht Kosten, nicht Rechte, nicht Behörden, auch nicht Landgemeinde. Die Trennung wurde als eine so rein constitutionelle aufgefakt und durchgeführt, daß die einzelnen latholischen Leute, die sich noch in Außersolden befanden, nach Innereroden, dagegen die protestantischen Einwohner der inneren Rhoden nach den äußeren Rhoden ausgeliefert wurden. Nur zwei Klöster, Bonnenstein und Schimmenstein, konnten nicht über die Grenze transportirt werden; man mußte sie in den äußeren Rhoden lassen.

Die Trennung ist, wie gesagt, geblieben. Der jetzige eidgenössische Canton Appenzell, in der Eidgenossenschaft nur ein Canton, zerfällt in die beiden „Halbcantone“ Außersolden und Innereroden. Dieser ist auch seitdem streng latholisch, jener protestantisch geblieben.

Der Größe nach hat Innereroden vier Quadratmeilen mit 16,000 Einwohnern, Außersolden hat sechs Quadratmeilen mit 44,000 Einwohnern.

Wir haben es hier nur noch mit Außersolden zu thun.

Tafel ist ein schönes Land, das fruchtbarste Weideland ist, habe ich schon gesagt. Aber darum hat es nicht bloß Viehzucht, und keine Bewohner sind nicht bloß Viehhirten und Käsefabrikanten. Schon seit einer Reihe von Jahren hat ein anderer Gewerbezweig durch das ganze Land sich verbreitet: Baumwollencleberei und Seidenerei. Die Appenzeller Seidenweber haben sich in der ganzen Welt berühmt gemacht. In jedem Bauernhause sind Webstühle und Seidenmaschinen. Die Viehzucht läßt ihnen Zeit genug zu diesen Beschäftigungen. Derisau, der Hauptstadt des Cantons, ist ein bedeutender Fabrikort geworden. Zeufen nicht minder. Auch anderswo im Lande findet man größere Fabrikorte. Die Fabrikanten sind mitunter sehr reiche Leute, Millionäre. Wohlhabendheit sieht man im ganzen Lande.

Auch auf der Landgemeindeversammlung sieht man hier nicht bloß ein Volk von Bauern und Hirten. Sie sind da; aber mit ihnen sind auch Fabrikanten und Kaufleute da, die nicht nur an Reichtum, sondern auch an Bildung und Kenntnissen Klammern ihres Standes anderswo nachsehen. Sie haben wieder andere, weitere, selbst gelehrt Bildung in das Land hineingebracht. Ich habe bei Gelegenheit der Landgemeinde ältere und jüngere Ärzte, junge Rechtsgelehrte kennen gelernt, die auf den schweizerischen, aber auch auf den ersten deutschen Universitäten ihre Studien gemacht hatten und vielfach die Lieblings der berühmtesten Lehrer geworden waren. In dem Director der Cantonschule zu Herisau fand ich einen tüchtigen Pädagogen, und der Appenzeller Gruuholzler, hier in Zürich seit Jahren mein lieber Freund und Mitbewohner, ist der erste Pädagog und populärste Name in der Schweiz.

Was das Land Appenzell geworden ist, das ist es durch sich selbst, einzig und allein durch das Volk geworden, durch seine freie

Verfassung. Auch diese Verfassung hat sich das Volk selbst gegeben.

Und wie einfach ist diese Verfassung! Wie einfach die ganze Verfassung des Landes! Ich habe sie hier gedruckt vor mir liegen, die Verfassung und die sämtlichen Gesetze des Landes. Und was meinen Sie, mein lieber Freund, wie viele Bände es wären? Ein einziges Bändchen ist es, klein Octavo, groß gedruckt, und 140, sage viertundert und vierzig Seiten stark. Aber von dieser Verfassung der Appenzeller muß ich Ihnen nun noch einiges mittheilen, ehe ich Ihnen von der Landgemeinde am 3. October dieses Jahres erzählen kann. Ich könnte Ihnen sonst von dieser eben nicht viel Verständliches sagen.

In der Schweiz sind jetzt noch vier Cantone, die ihre uralte Verfassung beibehalten haben, und zwar in der Art, daß das gesammte Volk alljährlich zu der Landgemeinde zusammentritt, um seine Obrigkeit zu wählen, die Verwaltung der abgehenden Obrigkeit zu prüfen und, wenn es nöthig sein sollte, sie neue Gesetze zu geben. Nach dieser rein demokratischen Verfassung werden sie besonders die „Schweizerischen Demokraten“ genannt. Es sind die Cantone Uri, Unterwalden, Glarus und Appenzell. Ein paar andere Cantone führen gleichfalls den Namen. Aber sie haben sich in neuerer Zeit mehr eine Repräsentativverfassung gegeben.

Die anderen Cantone wurden früher bekanntlich durch einzelne privilegierte Städte oder Familien regiert. Jetzt sind aber auch sie sämtlich demokratisch, sie haben nur keine allgemeine Versammlung, ihre Landgemeinde. Sie lösen Wahlen und Vergebung durch Abgeordnete aus, freilich nicht immer alle Wahlen, wie z. B. in Genf. Die Landgemeinde bildet also das wesentlichste Kennzeichen jener Demokratie.

In Appenzell-Außersolden geschieht es aus allen „Kandenten“ (Cantonsbürgern), die den Religionsunterschied erhalten und das 18. Jahr erreicht haben. Ausgeschloffen sind nur die, welche ehe- und verwitwet, d. h. unter Eheverpflichtung sind gewesen sind.“ Sie wird alle Jahre gehalten, am letzten Sonntag Aprils, abwechselnd in den Dörfern Hundwil und Truggen. Sie ist die oberste Gewalt im Lande; was sie erkennt, soll keine Behörde ändern oder aufheben können.“ Sie wählt alle Landesbeamte; ihr allein kommt es zu, neue Gesetze zu machen und alte abzuändern oder abzuschießen. Sie ertheilt das „Kantrecht“ (Zwausöhrrecht). Die Jahresrechnungen der Landesverwaltung werden ihr vorgelegt. Das ist die ordentliche Landgemeinde.

Es können aber auch außerordentliche Landgemeinden gehalten werden: „so oft die Obrigkeit es nöthig findet“, oder auch, wenn „Kandente sie verlangen“. In dem letzteren Falle kann Jeder sich an die Obrigkeit wenden und diese muß entweder dem Ratlage entsprechen oder unverzüglich außerordentliche „Kandhörsen“ (Gemeindeversammlungen) anordnen. „Wenn dann wenigstens zehn Kirchhörsen dafür sind, so soll die Land-Gemeinde außerordentlich versammelt werden, und zwar ebenfalls an einem der beiden Orte, wo die ordentlichen Landgemeinden stattfinden, jedoch ohne Rücksicht auf diese.“

Einer solchen außerordentlichen Landgemeinde wohnte ich am 3. October in Hundwil bei.

(Fortsetzung folgt.)

Otto Ullr.

Unter den an Zahl täglich zunehmenden berufsmäßigen Naturforschern muß man zwei Classen unterscheiden. Die Einen haben bei ihrem Forschen nur die Förderung der Wissenschaft an sich im Auge, wobei sie dem sehr verzwickten Geringfügigen, ihrem Namen in den Annalen der Wissenschaft einen Ehrenplatz zu ertingen. Die Andern bestimmen ihr wissenschaftliches Streben nur nach dem Grundsatze, daß vor allen andern die Wissenschaft der Natur Gemeinut Allen sei, und ihr Ehrgeiz ist darauf gerichtet, den Dank des Volkes zu gewinnen, dem sie klare Einblicke in den Naturhaushalt und somit das Verständnis ihrer irdischen Heimatsabhängigkeit zu eröffnen.

Wer wollte den Rang zwischen beiden Classen abwägen? Beide sind gleicher Ehre werth, die auch böden von dem Volke bereit willig anerkannt wird.

Man so betrübender ist es, daß nicht wenige Naturforscher der erstgenannten Classe mit einer gewissen Geringschätzung auf die anderen herabsehen, und die „Popularisirung“ für eine Entweihung der Wissenschaft halten. Einzig Grund zu dieser Anschauung haben Jene darin, daß sich allerdings unter die Zahl der naturwissenschaftlichen Vollschriftsteller mancher Unberufenen eingedrängt und bei dem urtheilswahnen Publicum wohl gar einen großen Beifall gefunden hat.

Vielleicht mehr noch als hierin finden die strengen Forscher der ersten Classe einen, freilich nicht berechtigten, Grund, die Vollschriftsteller über die Achsel anzusehen, weil diese Letzteren meist nicht selbst forschen, sondern das von ihnen, den strengen Forschern, Erforschte nur weiter verbreiten, indem sie es für das Verständnis des großen Publicums zureichten.



Otto Ule.

Bis zu welchem verüblichen Angrimm diese naturforschliche Corps Geist hinreichen kann, beweisen Viebig's Ausrüde: „Syziergänger an den Grenzen der Naturwissenschaft,“ „Kinder an Erkenntniß der Naturgesetze,“ „Tillettanten,“ womit derselbe einen Forscher wie Koleschott zu bezeichnen mochte.

Otto Ule, dem Gleichstrebenden, würde es wahrscheinlich gleich ergangen sein, wenn sein Streben das Feld der Chemie näher berührte, denn auch er ist, und zwar noch ausgesprochener, als Koleschott, ein Volkstaturforscher, der allerdings an dem Gebände der Physik, wo er am liebsten weilte, vielleicht noch keine neue Stufe gelegt, noch ein neues Fenster gebrochen oder gar ein neues Stodweil angelegt hat. Dennoch geht er mit sicherem Tritt und Schritt dem Volke voran, wenn er es in den weiten Hallen und verschlungenen Gängen dieses Gebäudes herumführt; denn er ist darin vollkommen zu Hause, und mit sicherem Urtel kann er seinen Begleitern zurufen: „dudt euch, hier sind die Bände nicht tastfest,“ oder an einer andern Stelle, wo es noch finstler ist: „hier wird es bald auch hell werden, das Fenster ist schon ziemlich fertig.“ Otto Ule könnte bei der Fortführung des großen Baues sich seine Stelle vollberechtigt auswählen, aber — man werde sich nur deffen recht klar — er hat als Volkstlehrer dazu keine Zeit, eben so gut wie die vortropfen sogenannten strengen Forscher von sich sagen können: „wir haben keine Zeit, an das Volk zu denken; die Ueberwachung unserer Experimente, unserer Beobachtungen, die Aufzeichnung der Ausweise unserer Instrumente — Alles das nimmt und so in Anspruch, daß wir uns in die gemüthliche Stimmung

eines Volkstaturforschers gar nicht versetzen können, gar nicht versetzen dürfen.“

Noch einmal, man werde sich nur deffen recht klar, daß der Volkstaturforscher, wenn er mit Dingen seiner schönen Berufe halbtzig, und seine ganze Zeit derselben zum Opfer bringen muß. Und in diesem Pichte wollen wir den Lesern der Gartenlaube das Bild Otto Ule's vorführen, als eines Volkstaturforschers im edelsten Sinne des Wortes. Aus alle dem, was er schreibt, leuchtet unverkennbar die ungeschmälerte Dingenbung an das Bildungsbedürfniß seines Volkes hervor.

Es bedarf der authentischen Unterlagen über Ule's Lebens- und Bildungsgang nicht, denn dieser geht, soweit er hierher gehört, aus seinen Schriften so deutlich von selbst hervor und spitzt sich so klar und bestimmt auf den Beruf des Volkstlehrers zu, daß wir in diesem Augenblicke den Mangel solcher Unterlagen kaum empfinden.

Sein erstes Auftreten als Schriftsteller im Jahre 1850 mit seinem dreibändigen Werke „das Weltall“, von welchem unseres Wissens jetzt die dritte Auflage unter der Presse ist, zeigte sofort, daß er seinen Beruf als Volkstlehrer mit erster Tiefe auffaßte. Er fügte sich darin nicht dem leider nur noch zu tief in allerlei Well wurzelnden Geleste nach angenehmen wunubender, beschreibender Unterhaltung“, sondern er verlangte von seinen Lesern den Ernst der Fernbegierde. Und er hat sich nicht verreckt. Das Buch fand eine glänzende Aufnahme, welche Ule ermutigte, schon im Jahre darauf in seinem kleineren Buche „Die Natur. Ihre Kräfte, Gesetze und Erscheinungen im Geiste loomischer Anschauung“, noch einen

Schritt weiter zu gehen. In diesem gibt er den Volk nicht bloß für seine Naturanbahnung ein maßgebendes Beispiel, sondern auch einen Spiegel, von dem er auf der letzten Seite selbst sagt: „hier findet ihr Freiheit und Liebe, Gesetz und Ordnung: hier findet ihr auch selbst wieder.“

Um in noch innigeren Verkehr mit den Lesern seiner Schriften zu treten und in weiteren Kreisen belehrend zu wirken, gründete Ule im Jahre 1852 im Verein mit Karl Müller und Köpffmayer die seitdem im besten Fortgange stehende Zeitschrift „Arauc“. In dieser konnten die Drei mit vielen sich ihnen zugewandten Gebülten aus allen Gegenden der Naturwissenschaft ihren Lesern Belehrung bieten, wobei Ule nicht nur Hauptredacteur, sondern auch Hauptmitarbeiter ist, und dabei den christlichen Muth gehabt hat, den Verleugern seiner Weltanschauung namentlich in dem kritischen Beiblatt entgegenzutreten.

Treu seiner Auffassung von gründlicher Volksbelehrung auf physikalischer Basis gab er 1854 und 1857 die 2 Bände seiner „Physikalischen Bilder im Geiste kosmischer Aufschauung“ heraus. In diesem Bunde ist es Ule meisterlich gelungen, das allgemein herrschende Gesetz der Bewegung in allen seinen Verhältnigen dem Leser klar zu machen und dadurch das große Publicum einzuführen in das weite Entdeckungsgebiet, wo jetzt die berühmtesten Forscher

unabhängig beschäftigt sind und für eine nicht mehr ferne Zukunft die wichtigsten Umgestaltungen vorbereiten.

So ist denn Ule nicht einer von den vielen naturwissenschaftlichen Volksschullehrern, welche als immerhin fundige Ciceros das Volk doch mehr nur bald hierhin, bald dorthin leichten Schrittes durch die vor ihm ausgebreitete Natur führen; sondern er gleicht mehr einem fanzigen Bergführer, welcher durch wohl erwogene Führung das Interesse und die Kräfte zu heizen und zu concentriren weiß. Wir dürfen hoffen, daß er dem Volk noch lange ein solcher Führer sein werde, denn er ist noch jung und körperlich und geistig frisch. Ule ist seit einigen Jahren in zweifacher Hinsicht immer als das Glied einer Trias erschienen, die er, der Physiker, mit Mollschott dem Physiologen und Treder dem Chemiker bildet; von drei Schwestern auch durch verwandt-schaftliche Bande innig aneinander gefügt, huldigen die Drei der wissenschaftlichen Trias, welche die Gegenwart bewegt und die Zukunft beherrschen wird. Wir führen dies nicht bloß an als gelegentliche Notiz über Ule's jüngeres Leben; sondern weil das jüngere Leben die Basis des älteren ist, so betonen wir es, daß Ule und seine beiden berühmten Schwäger durch ihre Frauen, welche die ihre Männer verheirathen, in ihrer wissenschaftlichen Ginnmüthigkeit gewissermaßen in Liebe getragen werden.

### Der Panther-Jäger Bombonnel.

Nachdem Jules Gerard durch seine Löwenjagden eine Bekanntheit erlangt hat, wie woland Nurett, gibt das Pariser Jagd-Journal von einem Herrn zweier Größe Nachricht, welcher in Alger aufgezogen ist, und Bombonnel, le Tueur de Panthères genannt wird.

Die Kraber von Nord-Afrika unterscheiden zwei verschiedene Arten Panther oder Leoparden, den großen Dolly) und den kleinen (Berran). Ersterer fällt nicht selten Menschen an. In neuerer Zeit trafen viele Einwohner der Stadt Alger von Alibab nach Netch in einem Planwagen. In dem Gehölz von Wazafan sprang ein Panther bei hellem Tage aus den Wagen, stürzte diesen um, ergriß aber dann, wie auch der Königsjäger dies that, die Flucht, weil er mit dem ersten Sprunge seine Beute nicht erreicht hatte. Ein Kraber, Ebi Hamdam, besand sich auf der Schweinsjagd, als ein Panther sich unvermuthet auf ihn stürzte. Er wurde vom Pferde gerissen, und obgleich es ihm glückte, den Panther abzuschlagen, starb er doch bald an den erhaltenen schweren Wunden.

Andere gabelreiche Fälle sind in Alger vorgekommen, daß Menschen von den Panther gebissen oder schwer verwundet wurden, und man sieht hieraus, daß dieser große Panther nicht ein so feiges Thier ist, wie Gerard dies behauptet. Gerard selbst hatte wenig Gelegenheit, den Muth dieses Thieres aus eigener Erfahrung kennen zu lernen, er wiederholte nur, was er von den Arabern gehört hatte; diese aber haben eine kinabe übernatürliche Scheu und Ehrfurcht vor dem Löwen, und es ist daher erklärlich, daß sie im Vergleich zu diesem den Panther für feig halten; denn den Muth vor Löwen, welcher, auf seine Stärke vertrauen, keinen Feind kennt, hat der Panther allerdings nicht; er springt wozüglich nur von hinten oder aus einem Versteck auf seine erwählte Beute. Verwundet ergreift er aber nicht die Flucht, sondern stürzt sich vielmehr wüthend auf seine Feinde.

So wie Gerard sich ausschließlich damit beschäftigte, die Löwen zu verfolgen, so hatte sich Bombonnel die Aufgabe gestellt, die Panther auszurotten. In einem Gehölz in der Nähe von Bab-Ali, einer wüsten Gegend voll Hellen und Schlingeln, hatte ein Panther seit einiger Zeit seinen Aufenthalt. In dem kurzen Zeitraum von einigen Wochen wurde ein alter Mann, zwei Knaben und ein kleines Mädchen von dem Raubthiere zerissen. Der Schweden, von dem die Bewohner der Umgegend in Folge hiervon ergrißen waren, war nicht gering, und die Hetsarbeiten wurden sogar einige Tage unterbrochen.

Bombonnel hatte vergebens das Lager des Raubthieres aufgesucht; er war der Spur desselben bis in die wüdesten Gegenden gefolgt, ohne den Panther zu Gesicht zu bekommen; er beschloß daher, sich des Nachts auf den Anstand zu begeben. Zur Irrung dahn Bombonnel eine Ziege an, und zwar auf den Rath der Kraber eine Ziege mit ihrem erst wenige Wochen alten Lamm. Während er

die Ziege an einen zwanzig Schritte von seinem Stande entfernten Pflast anbinden ließ, klettert er das Junge bei sich. Dies ist ein sicheres Mittel, die alte Ziege zum Schreien zu bewegen, während eine andere des Nachts in der Wildnis aus Furcht vor den Raubthieren keinen Laut von sich geben würde. Vornämlich sind die Geruchsnerven aller Kaprearten sehr scharf, sie wittern selbst auf sehr geringe Entfernungen ihre Beute nicht, um so besser aber sind Augen und Gehör.

Der Kraber, welcher sich auf diese Weise des Nachts auf den Anstand begibt, ersticket einen Baum, Ästen oder verlegenen, fest sich also nicht der Gefahr aus, von dem vielleicht vermurdeten Raubthier angegriffen zu werden. Nicht so Bombonnel: trotz der Ermahnungen und Warnungen der Kraber, wählte er seinen Stand auf dem Boden der Nacht selbst.

Er besand sich bereits mehrere Stunden auf seinem Posten. Der Mond, der bisher geschehen hatte, verschwand für einige Minuten hinter dicken Wollen, und die hierdurch eingetretene Dunkelheit verbündete Bombonnel, die nächste Umgebung mit derselben Aufmerksamkeit zu beobachten, als er bisher gethan hatte. Es mochte ungefähr ein Uhr sein. Das Lamm hatte er eben wieder in die Höhe gehoben, um es zum Schreien und hierdurch die Mutter zum Antreten zu bewegen, da vernahm er plötzlich einen dumpfen schweren Fall, hierauf einen Angschrei, nur einen, — die Ziege war todt. Er hörte jetzt die Knochen des armen Thieres unter dem zermalmenen Gehiß des Panther knaden, ohne daß er diesen sehen konnte. Nur mit vieler Mühe gewahrte er in der Dunkelheit eine unbedeutliche schwarze Masse. Bombonnel selbst stand nicht, sondern saß auf dem Boden; vor ihm besand sich ein zwei Fuß hoher, an seinem obersten Ende mit einer Gabel versehener Pflast, auf diesem ruhte sein Gewehr. Dreimal brachte er dasselbe an den Boden, um Feuer zu geben, doch er legte jedesmal wieder ab, weil er in der Dunkelheit die richtige Richtung nicht finden konnte, obgleich er die Verzicht gebraucht hatte, einen Diamant am Ende des Gewehrlaufs zu besitzen. In dieser verhängnisvollen Lage war er fastblüthig genug, die Kugelpatrone aus dem Laufe des Gewehres herauszunehmen, und mit einer Cartouche, welche 24 Hellen enthielt, zu laden. Hierauf zielt er noch einmal und gibt Feuer. Alles bleibt still, kein Laut läßt sich vernehmen. Der Panther war, durch Kopf und Herz getroffen, auf der Ziege zusammengebrochen. Dieser erste glückliche Versuch trug viel dazu bei, die Pässe für die Pantherjagd in Bombonnel zu vermehren; in allen Dörfern, welche er besuchte, versprach er denen Belohnungen, welche ihm das Lager oder die Spur eines Panther nachweisen könnten. In der kurzen Zeit von einigen Monaten erlegte er sechs Stüd, und sein Ruhm als Pantherjäger verbreitete sich bald in der ganzen Provinz. Sehr interessant sind die Beobachtungen, die Bombonnel über das Benehmen der armen Ziegen machte, welche dazu dienen muß-

ten, die Panther bejagteden. Mit der feinsten Witterung begab, stürzten sie gewöhnlich die Annäherung des Raubthiers schon lange vorher, che dasselbe erschien, durch Lärme und Jüten an. Eines Nachts machte die vier Hundt stitzende Ziege mehrere vergebliche Anstrengungen, den Schind zu erreichen, mit welchem sie befehigt war. In der Weimng, es wären nur Schafstas, welche in der Nähe herumstrichen, wiederholte Bombomel sein gewöhnliches Manöber mit der jungen Ziege; er hob dieselbe in die Höhe, um sie zum Schreien zu bringen, damit die Mutter dann ebenfalls laut werden sollte. Doch auf die Klagen des Jungen antwortete die Alte nur mit einem einzigen Tone, einem kurzen, durchdringenden, halblauten Warnungsrufe, und wunderbarer Weise verstand das Züge diesen Warnungsruf der Mutter vollkommen; es wurde pfechlich menschentüm. Alle Aufregungen Bombomel's, das kleine Thier noch ferner zum Schreien zu bewegen, blieben fruchtlos, es gab keinen Laut mehr von sich; es gehorchte dem Befehle der Mutter, denn ein soldher war der letzte, halblaute Warnungsruf gewesen. Erst Schläge, welche der ungrüthliche Jäger anwendete, um das kleine zum Schreien zu bewegen, erwiesen sich als fruchtlos. In dieser Verlegenheit wußte Bombomel kein anderes Mittel, als den Schrei des Jungen selbst abzuhören. Da bließ ihn die Alte klar an und, indem sie mit dem Vorderfuß ungeduldig auf den Boden stampft, läßt sie sich einmal einen kurzen, eigenthümlichen Warnungslaut erschallen, welchen der Jäger bereits vernommen hatte und welcher jetzt deutlich zu sagen schien: „Schmeize doch, der Räuber ist in der Nähe.“ und wirklich gerathete Bemerkung in diesem Augenblicke die leuchtenden Augen des Panthers, die gleich zwei glühenden Kohlen sich im Schatten des Abfchtes bewegten. Im nächsten Augenblicke stürzte sich der Panther auf die Ziege und riß sie zu Boden. Eine Kugel in den Kopf brachte ihn auf seine Beute nieder.

Die Jagden Bombomel's hatten bisher glücklichen Erfolg gehabt. Seine nächstfolgende Pantherjagd hätte ihm jedoch beinahe das Leben gekostet.

„Mein Kraber,“ erzählt er, „hatte mich die Nachricht gebracht, daß ein Panther ein Kamel geblöbet habe. Ich riefte sogleich ab und stellte mich auf einem guten Stande des Nachts an. Sechs Nächte harrte ich vergeblich und in der siebenten erschienen drei Panther, ein Weibchen, gefolgt von zwei Vekubabern. Ich ließ meine kleine Ziege schreien, doch die Bestien nahmen keine Notiz davon, sie zogen vorüber. Bald darauf hörte ich, wie die beiden Männchen miteinander kämpften. Während des übrigen Theiles der Nacht sah ich nichts mehr von ihnen.

Am folgenden Morgen brachte ein Kraber die Nachricht, daß ein Panther abermals eine Ziege geraubt habe. Ich folgte sogleich. Einige andere Kraber des Duas warteten bereits mit einer Ziege auf mich. Auf dem Plage angekommen, wo ich meinen Stand nehmen wollte, überließ ich es gegen meine Gewohnheit den Krabern, die Ziege anzubinden, ohne mich zu überzeuhen, ob sie auch gehörig befestigt sei. Außerdem war ich so nachlässig, mein Jagdmesser arhalt es neben mir in die Erde zu stecken, wie ich dies bisher gethan hatte, in meinem Gürtel stecken zu lassen; auch hatte ich mich nicht die Zeit genommen, die Zweige der Sträucher, in denen ich meiner Ziege hatte, da abzuschneiden, wo sie meinen Bewegungen hinderlich sein konnten. Als die Kraber mich verlassen hatten und ich mich eben mit Abbrechen einiger Zweige befasste, sprang pfechlich der Panther auf die Ziege. Der Wind war noch nicht aufgegangen, ich besaß mich in vollkommener Dunkelheit und

konnte daher das Raubthier nur sehr undeutlich sehen. Da ich mir sehr vorgenommen hatte, niemals eher zu scheuchen, als bis ich den Kopf des Raubthiers deutlich unterscheiden konnte, so beschloß ich, den Wind abzuwarten, welcher bald aufhören mußte. Ich besaß, wie mit meiner Beute beschäftigte Panther wußte mir so viel Zeit lassen. Da gewahrte ich, daß er ganz andere Gedanken hatte; er nahm nämlich die Ziege an und wollte sich ihr entziehen; und zwar schien er das Thier mit einer solchen Leichtigkeit im Nacken zu halten, als wenn eine Kugel eine Wand trägt. Bei diesem Anblick verzog ich, alle meine guten Vorsätze, ich gedachte der vielen Wäde, die ich bereits nutzlos auf dem Anstake verbracht hatte, und schlug auf die dunkle Wasse an, die sich mehr und mehr entzündete. Ich gab endlich Feuer und der Panther brach zusammen. Unwillkürlich erbebt ich mich, in der Höhe, ihm, wenn es nöthig sein sollte, noch eine Kugel zu geben. Doch kaum gewahrte er mich, so wendete er sich wie ein Pfeil mir zu und warf mich nieder. Dieser Angriff geschah so pfechlich und unvermutet, daß ich den zweiten Lauf gar nicht absehen konnte.

„In dieser fürchterlichen Gefahr, der wäntende Raubthier auf mir, suchte ich voll Verzweiflung und Wuth mit der rechten Hand mein Jagdmesser, während ich zugleich den linken Arm wie einen Schild vorhielt, um meinen Hals vor den Bissen und Krallen der wüthenden Bestie zu schützen. Vergebens suchte ich mein Messer zu ergreifen, die Haken meines Falelets verhielten mich, es zu fassen. Während der Zeit hatte ich den Hals des Raubthiers mit der linken Hand gepackt, in welche es sogleich seine Zähne einschlug. Nochmals bemühte ich mich, das Messer zu ergreifen, doch wieder vergebens. Nicht mehr fähig, die Bestie mit der linken Hand zurückzuhalten, packt sie mich jetzt am Halse, welcher glücklicherweise durch den Kragen meines Falelets geschützt war. Zweimal heißt sie mich Wuth mit in's Gesicht, meine Knochen knarren, meine Zähne fliegen umher. In dieser schrecklichen Noth stürzte ich nochmals alle meine Kräfte an und packte das Raubthier am Halse; es glüht mir, mein Gesicht zu bestrafen, aber mein Arm wird abermals zerfleischt. Mit fürchterlicher Wuth schnappt der Panther jetzt nach meinem Kopfe; er glaubt ihm mit seinem Gebiß zu zermalmen; glücklicherweise aber ist es nur meine Wäde, welche er hält, und mit welcher er sich, wie mit einer Beute, entsetzt, dieselbe wüthend zerfrend. In demselben Augenblicke rißte ich mich auf, ergreife endlich mein Messer und folge ihm, um den Kampf fortzusetzen und Kade zu nehmen für meine Wunden, für fünf meiner Zähne, welche auf dem Kampflage umberliegen; — da erschienen die Kraber, welche den Schuß gehört hatten. Sie finden mich, mit Wunden und Blut bedekt, und führen mich nach dem Duar.“

Den folgenden Morgen gingen die Kraber dem Panther nach, dessen Spur sie aber bald im dichten Gebüsch der Schuld verloren. Einige Tage später aber fand man ihn verendet und bereits durch Hyänen und Schafstas halb verzehrt. Es war dies der achte durch Bombomel erlegte Panther. Bei dem Stampf hatte Ersterer vier Wunden in den Kopf, zehn in's Gesicht, fünf in den Arm, fünf in die linke Hand erhalten und fünf Zähne verloren.

Nachdem er von diesen größtentheils schweren Wunden geheilt war, meinten die Kraber, er würde künftig auf der Pantherjagd einen Sitz auf einem Baume oder bergelichen beziehen. Doch sie täuschten sich herein, denn Bombomel erklärte ihnen, er würde eher der Jagd entsagen, als von einem sichern Verlust aus dem Feinde aufstauen.

## Blätter und Blüthen.

**Der Kaufball.** Warum löst das Laub? Warum löst es sich im Herbst? Die Kraben sollen uns bechlagen.

Um sie uns klar zu machen, müssen wir den Baum, dem von besten Kaufball handelt es sich, mit seinen Wätern und Blüthen und Früchten richtig verstehen. Verbalten sich die genannten Theile zu ihrem Stamme und Zweigen etwa ähnlich wie die Gliedmaßen zu dem Leibestamme eines Säugethiers? Klümmereiche. Ob ist überdies sehr bezeichnend, das Verhältniß der Blüthe von einer Beschönigung mit dem Barte zu erkennen. Beide haben weit in dem Leben der inneren Lebensorgänge Niesel mit einander gemein, aber, um so zu sagen, im ganzen Baue beider liegt ein großer Unterschied. Wie sich genau, die Blätter und Wästen für das Vertheilung des Baumes zu halten, und denselb hierin dieselben alle Jahre ab, um sich auf dem Jahresbunde dauernden und jährlich zunehmenden Stamme durch neu zu ersetzen. Eine ähnliche Erklärung bilden zwar auch

die Ähren, Haare, Schuppen, Häute vieler Thiere. Aber es kann uns demselb nicht einfallen, diese unterirdischen Hautgebilde mit den Blättern und Wästen zu vergleichen, wenn auch Niesel die Wäster das Haar des Baumes nennt.

Vielmehr hilft uns die Fortpflanzungsweise eines Baumes zu einem richtigen, wenigstens für unsern Zweck brauchbaren Verhältniß der Blätter und Wästen. Schon erst hat man den Baum mit einem Stamme versehen. Der Stamm, der im naturhistorischen Leben wurzelt, gleich zu wissenen den bodenständlichen Wätern, auf welchem nicht in durchdringenden Abtheilungen, sondern in ewiger Verbindung ein Gehölz dem andern folgt, und die zunehmende Verfassung dieses durch feine Seitenzweige, theils durch Erneuerung der Abzweigungen sich kaum schafft. Um des Ähnliches finden wir am Baume. Die Blätter, die Stammebeut die Blüthen, bezeichnen den Stoff, der den Umfang des Stammes vergrößert und

die neuen Triebe bildet. Jedes herabende Blatt hinterläßt nicht selten der Stelle, wo es im Leben stand, eine Knospe, gewöhnlich seinen Nachkommen. Aus ihr entspringt bei dem kommenden Jahre ein neuer Trieb mit neuen Blättern. Es lebt also der Baum nicht ein Thier als abgelebener Leib, der nach ein Malte aufsteig wie, aber seine neue Glieder gewinnt, sondern wie ein Staat voll wechselnden Lebens, erfüllt mit arbeitenden Bewohnern, wo stets der Neugeborene das Alter des Sterbenden fortsetzt. Ein Thier erlangt nach einer gewissen Zeit seine Vollendung, wo ihm dann sein Glück mehr nachwächst, wo wir ihm aber auch sein Schicksal können. Ob es sich zu vermehren, oder nicht, hängt von einem Saame ab, nun ist es? Doch! Ich nicht bis zu seinem Tode neue Triebe hinzu? O nein! können wir einem Baum Neft abschneiden, ohne ihn wesentlich zu vermindern.

Aber der Baumstamm lebt nicht nur als ein sich fort und fort verjüngender und vergrößerter Pflanzenkörper — er leidet auch Golemlen aus. Das sind die Samen. Die Wurzeln sind vom Mutterlande und gründen in der Fremde die selbstständigen Erbbäume jünger Staaten, vom Mutter des Mutterlandes.

Demnach kann man mit einigem Recht sagen, daß das Blatt gewissermaßen ein Bewohner des Baumes ist, auf ihm geboren wird und stirbt. Deshalb kann man auch eine Knospe, die Wiege eines jungen Blätterwesens, durch Einsetzen von einer Stelle an eine andere versetzen, nicht bloss von einem Baum auf einen andern seiner Art, sondern in vielen Fällen selbst auf einen andern Baum, z. B. ein Knospe des Apfelbaums auf ein Quittenbäumchen. Ja man kann mehrere Blätterleiber durch Cautelen auf einem Baume vereinigen, die alsdann ihre Eigenthümlichkeiten der Wirt- und Wirtinbildung, der Form und des Geschmacks der Früchte darbieten, obgleich ihnen allen mit einander nur derselbe Art des Nahrungsaufstos aus dem gemeinsamen Pflanzensaft zufließt.

Wit dieser Auffassung die Blätter als eines vorübergehenden Bewohners des mehrerer Jahreslaufe lebend überdauernden Stammes (ein le lebtes Baumalter ist bekanntlich in einigen Fällen erwiesen) müssen wir es in Einsicht finden, daß auch diese Ansetzung am Zweige es sofort zu erkennen gibt, daß diese Verbindung auf eine baldige Trennung berechnet ist. Die Auhlungswunde der Blätter finden wir bei allen Baumarten mehr oder weniger deutlich und scharf beschränkt, und ist keine das Blatt abstarben, so hinterläßt es am Zweige eine sehr schmal gefaltete Spur seines Stabes, wie wir im Sauber oder auf weidlich löschigen Weiden die Spuren unserer Fußstapfen juristralien. Bei den verschiedenen Baumarten sind diese Blätternarben, wie man viele Spuren nennt, verschieden und umweilen sehr auffällig gefaltet, z. B. bei der Eiche, der Walnuß, dem Ahorn, der Kastanie. Es ist also ein gewisses Aitrennen, etwas nach die herabstehenden Verhältnisse, was bei dem Abfall verursacht, sondern die Blätter lösen sich freiwillig von ihrer Stelle, wo sich das Pflanzsaft leicht von dem Saft löst, sobald dieses Saft auf gar geworden ist.

Die meisten Blätter stehen mit einer behaarten, reizwillig gehaltenen Aufschwemmung des Pflanzsaftes, welche am Rohantheil fast verdröhnlich ist, auf dem Zweige. So lange das Blatt noch frisch und leuchtig ist, können wir es nur gewöhnlich abreißen und es wird dann nicht an der Stelle des Zweiges ein Loch mit abgerissen. Die Verbindung ist also ania und fest. Aber sie zerlegt nicht dadurch, daß sich die getrockneten Aehren und die sogenannten Schäfte des Zweiges durch die Verbindungsstelle hindurch bis in den Blattstiel verlängern, so wie sich die Holzfasern eines härteren Zweiges unmittelbar in die eines dünneren Stielwesens verlängern; sondern die Fasern des Zweiges enden in der Gegend der gewissermaßen vorausbedachten Verbindungsstelle, und sind dort mit ihrem einanderberührend, beginnen im Blattstiel neue. Aber zwischen dem Ende der Aehrenfasern und den Anfängen der Blattstielfasern findet sich, gewissermaßen als ein verbindendes Kitt, eine dünne Schicht eines sarten, zerrfließigen Zellgewebes, welches während des Wachstums das Blatt fest an seine Stelle bindet. In dieser Hinsicht müßten wir, da sie das Mittel der Verbindung ist, auch die Wunde des Wafens finden. Zwischen wir ein den Wunden ganz neues Blatt von seiner Stelle, wezu im rechten Antheile die letzte Verbindungswunde, so bemerken wir mit dem Fortschreiten des Jahres an den nun bereitwillig sichtbar werdenden Wunden eine trockene Zellenschicht, welche am Triebe im folgenden Jahre sich wieder in eine dünne Kerndunst verwandelt. Ohne Zweifel ist dies die erwähnte zusammenhängende Schicht, die bald schon hier, bald von dem abgewandten Blatte angenommen wurde. Sie haben ferner schon mit einerseits ein Leben, andererseits die Anfänge der Wunde, die z. B. bei der Eiche einem liegenden 0 gleichen und bei der Kastanie einen Halbtrieb von fünf oder sechs runden Pflanzeln bilden.

Wir haben also die Wunde des Abfalls in einem Schwunde, in einem Fortleben der verbleibenden Zellenschicht zu finden, wodurch sie über jährenmittlere Kraft vertritt. Mit dem Ende des Blattlebens zerfällt diese Schicht. Das Band ist sich freiwillig.

Aber so ganz einfach ist der Vorgang doch nicht. Wände von Eichen und Hainbuchen, namentlich Heden von letzterer Baumart, behalten die düren ganz meist bis zum kommenden Frühjahr, bis die dem Aufspringen ganz neuen Knospen es von sich stoßen. Hier mag eine noch unerforschte Wunde das bereits lang bestehende Zellgewebe an dem Stelle des Lebens erhalten und der unangenehme Ausfluss, der die Knospen

schützt, die entsetzliche Beschädigung einleitet, und hier ist es vielleicht wichtig die beginnende Abwanderung der Knospe, was die letzten Blätter wesentlich. Früher mag es diesen Grund bei den Knospen überhaupt an. Allein dies war ein Irrthum. Denn die Knospen sind im Spätherbume meist schon lange vor dem Abfalle fertig. Oben le irrig erweise sich die Annahme, daß das Abfallen des Blattes dadurch beugung sei, daß der den Sommer über wieder wachsende Trieb allmählich die Verbindungsstelle des Blattes ausdehne und dadurch zuerst das Blatt lösdreibe.

Alles wieder Gesagte gilt dies von untern leuchtigen Knospenblättern und von untern leuchtigen Knospenblättern, die dem bekanntlich kalten kalten Blatte im Herbst lange noch früher, als naches Vortheilknospenblätter. Die immer- oder wintergrünen Pflanzen: Ahnte, Tanne, Niere, Larus, Wacholder und in manchen Gegenden Deutschlands gemeine Steinepalme oder Dürst, Ilex aquifolium, ein feiner Vortheilbaum, sind zwar immer grün, aber sie verlieren dennoch ihre Wunden und die letztere ihre Blätter, nur nicht in jedem Jahre, wo sie wachsen; sie verlieren sie auf wieder Male und aus demselben Grunde auch an den jungen Blättern derselben raschjüngeren Arten meist. Im Durchschnitte lassen diese harten Blattgebilde erst im dritten, vierten oder fünften Jahre ab, was trotz der Feinheit derselben den Wafelblättern doch die dichten Kronen verleiht. An den Vortheilblättern stehen die Blätter stets nur an den Späßen der Triebe, und Ahnte und Tanne außer diesen Triebknospen nur noch ein wenig wenige Seitenknospen an den Trieben hervorbringen. Nur Ahnte und Tanne Grante, die die Blätter Entnahme fast immer den unauflöslichen Lob des Baumes im Aelze, während Entnahme, etwa durch lödliche Insekten, nur in mehrmaliger Wiederholung den Lob bringt.

**Ans dem Leben eines Goretellen.** Ueber den Stand der „Austria“ laufen noch immer Mittheilungen ein, aus denen wir besonders erfahren, daß denn ein le entsetzliche Ereigniß auf offener Meerz sich unterzogen hat. Wänder der Goretellen verliete Stunden, deren Schrecken ja kühnsten kaum möglich ist. Unter den glückselig Zurückgekehrten kam namentlich der zweite Offizier der „Austria“, B. Deimann, fürchtbares an erdulden, der eine der Rettungsboote der „Austria“ im Lande und ankam. Deimann war bald nach Entlassung des Jeners, beschalt, ein der Boote, dessen Führung ihm jstam, beizufallen, aber Zwei gebührt. Die Nacht und tiefem Grante, die die Blätter Entnahme fast immer der Schilderung dieses Anzuges an Aelze gereigt. So war unmaßlich, sie abhalten von den Beeren, um Wasser zu lösen und in's Meer zu lassen. Die Wundheil, deren Geschick dies war, konnte sich nur mit Gewalt davon brechen. Als es dem Gemann endlich gelang, die Tante zu lösen, führten sich die Wunde ein einmal in das Boot, daß es mit einem gewissen Grad verlor. Der Offizier war glücklich, an folgen, am das Boot zu benutzen. Durch die Wunde hatte eine solche Gefahr, daß sie nach der brach der Boden des Bootes durch, während es sah noch sechs Fuß über dem Wasser hina. Alle daran Verbliebenen saulen loslöser in's Meer, und wahrscheinlich ist kaum Einer dieser Unseligen gerettet worden. B. Deimann, ein gewandter Schwimmer, behielt sich seine Goretellenzogenart. Er mochte, bald, zerlegt er in's Aitensiel des Dampfes, das ihn zur Schwabe fortzogen mußte, er von den Goretellen, werden reitanzios jermalmt wurde. Mit Antreuzung aller Kräfte schwamm er aber in's offene Meer hinaus. So kam er ans dem Ufer des harnum fortgegangenen Rettungs. Aber er traug keine volle Uniform und Zielten an den Füßen. An baldige Rettung war nicht zu denken, und schon löst er seine Kräfte schwimmen! Wollte er sich schwimmend halten, so mußte er sich vor Aiten der bedürftigen Aufschwimmenden zu entziehen lassen. Nur durch ein Schwimmen unterarm er es, die Zielten abzuwerfen, ein schweres Ziel Aibel, mit dem er nach langem Wäben doch glückselig zu Stande kam. Nun aber war er ganz erschöpft. Um nicht zu sinken, legte er sich auf den Rücken. Da trafen schmale Stöße eines Schwimmers, und die Schwämme großer Fische wurden nicht neben ihm sichtbar. War unter diesen Ungewöhnern die Fische vielleicht auch ein gefährlicher Hai? Wer konnte das fragen, das so langsam herbeikam? Er sah sich nicht, bis die Kräfte abermal erlöschten waren und er doch wieder seine Anstund zu der rettenden Vage auf dem Rücken nehmen mußte. Immer landen sich dann regelmäßig die stehenden Fische ein. Diesen erstellten sich aber noch viel gefährlicherer Feinde zu. So waren lauz- und löschblühliche große Cereodale. Die treibenden Fische manchen sie angelegt haben, und nach dem Erleben dessen sie sich dort, diese Schwämme fortzogen bis auf den Rücken Vorgehen und ihre Schwämme fesseln sich ihre Schwämme in seine Argen bekrönte. So in ihrer Größe schwabend, entweder zu ertrinken oder der Hand eines hungerigen Cereodes oder endlich durch die nicht zu verschwendenden Wafel seiner Argen brandt zu werden, schwamm der Goretelle wohl sechs Stunden im Ocean umher. Da er nicht sich das rettende Boot und nahm ihn an Boot. Eeds lo verbrachte Stunden weigen in dem Leben eines Menschen schwerer als Jahreszeit.

Durch alle Beschreibungen ist zu bejehen:

**Palmen des Friedens.**

Eine Mißgabe auf des Lebens Pilgerreise.

Diätungen von Ferdinand Stolle.

Zweite Auflage.

Frankfurt gebunden mit Goldschnitt 1 Thaler 10 Kreuzgen.

Prognostik für Literatur in Leipzig.

Verlag von C. F. Neumann in Leipzig. — Druck von Alexander Wiedt in Leipzig.



Mustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteur F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1 1/2 bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

### Rath Braunstein und Familie.

Ein Lebensbild von Graf Frije.

(G 123)

Diese Grisel übergab sie offen ihrem Vater, als er, etwas angegriffen von der ceremoniellen Scene, aus dem Gerichtlocale nach dem Hotel zurückkam. Mit einer unmerklichen Gebehrde bat sie ihn, „um eine kleine, kleine Nachschrift für die Mama“, und als er lächelnd zu willfährigen Versprech, zog sie sich schleunigh in ihr Zimmer zurück.

Kaum hatte sie die Thür hinter sich geschlossen und der neue Herr Vicepräsident etwas widerstrebend die Feder zur Hand genommen, als der Kellner des Hotels ehrerbietig in's Zimmer trat und den „Herrn Appellationsgerichtsdassessor Windhagen“ meldete.

Krafft und einen ganz abendlichen Anlauf zu diesen nicht gewöhnlichen Besuche abend, nahm der Vicepräsident den jungen Mann an, der gleich darauf zu ihm eintrat.

Braunstein erkannte ihn sogleich wieder. Er hatte ihn unter dem Personale des Gerichts bemerkt und war einigermaßen bewundernd mehrmals mit seinen Blicken zu ihm zurückgeschweift. Nicht, daß er einer jener schönen Männer gewesen wäre, denen die Mädchenblicke huldigend folgen, aber es lag etwas so Bedeutendes in dem Ausdruck seiner Augen, in dem kaum bemerkbaren Lächeln seines Mundes, ja selbst in der Haltung des ganzen Körpers, daß er, trotz einiger Unregelmäßigkeiten in den Gesichtszügen, zu den hervorragendsten Männergestalten zählte.

Wie gesagt — der neue Vicepräsident hatte nicht umhin gekannt, diesen jungen Mann verschiedene Male mit erstem Wohlgefallen zu beobachten.

Assessor Windhagen schritt dem Präsidenten Braunstein bis zur Mitte des Zimmers entgegen und verneigte sich dann nochmals mit jener Ehrerbietung, die mehr dem eigenen Dienen entsprang, als dem Hofkommen gemäß ist.

Braunstein reichte ihm geföhnd die Hand entgegen, die der Assessor unter einem Anflug von Erröthen annahm, und sogleich begann: „Der ehrliche Mann, Herr Präsident, wöhlt stels den geraden Weg! Ihr befremdeter Blick hat mir hinlänglich verriethen, daß Sie es tadeln, mich unter den obwaltenden Umständen noch unter denen zu finden, die künftighin die Ehre haben werden, unter Ihrer Direction zu arbeiten.“

Braunstein unterbrach ihn jetzt rasch mit höchster Verwunderung: „Mein Blick? Mein befremdeter Blick? — Herr College — hier waltet wohl ein Irrthum ob.“

Der junge Mann hatte aber ziemlich aufgeregt weiter gesprochen: „Ich würde Ihnen unsrer Begegnung erspart haben und sogleich bei der Nachricht Ihrer Ernennung zum Präsidenten von hier

weggegangen sein, wenn nicht pecuniäre Verhältnisse meinem Vorhaben entgegengefallen hätten. Herr Präsident, ich bin arm, noch unbesetzter Assessor, und habe meine Existenzmittel bis dahin durch eine bedeutende Remuneration des Justizraths Kemann, besten rechte Hand in Anwaltsgeschäften ich bin, erworben. Es würde mir unmöglich sein, ohne diese Erwerbans zu leben, und ich kann nicht hoffen, an einem andern Orte, wo ich fremd bin, sogleich eine solche Nebenverbrechquelle zu finden — bedacht, Herr Präsident, ersuche ich Sie, mir den Aufenthalt für jetzt noch hier zu gestatten oder, wenn Ihnen meine Persönlichkeit ganz zuwider ist, mich auf das Schleunigste mit irgend einem Commissarium zu betrauen, das mich von hier entfernt. Wohin Sie mich senden wollen, ist mir gleich — ich sehe ein, daß selbst die Bergwerke Sibiriens keine zu harte Strafe für meine unverzeihliche und unverföhliche Offenberzigkeit sein können!“

Voll Assessor, aber mit ernster Haltung, hatte Braunstein den jungen Herrn ruhig sprechen lassen, bis dessen Verbeugung ihm bekundete, daß er fertig mit seinem Vortrage war. Dann erwiderte er sehr freundlich:

„Es muß hier ein Irrthum obwalten, mein lieber junger College, aber mir ist dieser Irrthum angenehm, weil er mich sogleich mit Ihnen in nähere persönliche Verbindung bringt, die für mich ein Verdienst ist.“

Der Blick des Assessors bewölkte sich, und sein Auge streifte mißtrauisch über die Mienen seines Borgesehten hinweg, die mehr Wohlwollen verriethen, als bloße Höflichkeit.

Der Präsident fuhr fort:

„Ich finde trotz meines Nachdenkens keine Veranlassung, Ihre Entfernung, welche unter den mir vorgelegten Gründen ein Exil sein würde, zu wünschen. Sollte sich unter meinem Vorgänger etwas ereignet haben, was diese Maßregel nöthig macht, so muß ich Sie bitten, Ihre Offenberzigkeit ganz ohne Ehen weiter auszuheben.“

Der Assessor trat einen Schritt zurück und sah ihm fest in's Auge. Es lag Entschiedenheit, aber es lag auch Ironie in dem Ausruf, womit er seinen Blick auf ihn fuhrte.

„Sie irren, Herr Präsident! Die Angelegenheit zwischen uns ist eine rein persönliche Berührung —“

„Aber mein Gott — ich habe Sie ja noch nie gesehen!“

„Doch aber gömih ben mir gehört!“

Braunstein sam nach. „Widnabgen — Wid —“

„Nein, Herr Präsident — Windhagen!“

„Winbagen? Beim Himmel — nein! Rein, niemals!“

Der Aßfessor wurde glühend roth — er legte die Hand an die Stirn. „Mein Gott, sollte Sie sofsinnig genug gewesen sein, dies schauderhafte Remontre zu verschweigen? —“ schlüßte er betroffen vor sich hin.

„Hat Ihnen Ihr Fräulein Tochter nicht von mir erzählt?“ fragte er dann laut mit dem besten Entschlusse, diese fatale Scene sehr rasch zu entgehn.

„Meine Tochter?“ wiederholte der Präsident sehr aufmerksam, und wie ein Blyg durchführ ihn der Gedanke: „Aha — der Jemand!“

„Meine Tochter Hermine?“ sagte er nochmal, um nur Zeit zur Antwort zu gewinnen.

„Ihr Fräulein Tochter, Hermine Braunstein, die vor ungefähr sechs Wochen in Belsmerlau sich aufhielt —“

„Ganz richtig! Dort waren Sie?“ setzte sich Braunstein, innerlich jubelnd, denn dieser Mann gefiel ihm über alle Maßen, und er gab schon ohne Weiteres sein Antwort, wenn er sich jemals um Ferrimons Hand bemühen sollte.

„Nur auf acht Tage in der Gegend daselbst!“ — „Aha — so will ich meine Tochter benachthigen,“ rief Braunstein schnell einfallend, um Ferrime's Gesichtsmaße zu verändern.

„Herr Präsident,“ sammelte der arme Aßfessor, „Sie wissen nicht! — Hat Ihnen wirklich Ihr Fräulein Tochter nichts von der beständigen Unvorsichtigkeit erzählt, womit ich ein unverdächtig Errecht öffentlich mittheilte — ein Verrißth, das eine suchbar schwere Kränkung für Ihre Frau Gemahlin und für Ihr Fräulein Tochter enthielt?“

Der Präsident Braunstein nahm eine andere Miene an.

„Nicht ein Wort hat sie mir gesagt, lieber College!“ Sie übertrieben wohl! Weiß meine Tochter, daß Sie hier am Appellationsgerichte arbeiten?“

„Ja! Sie weiß Alles! Sie weiß, daß ich von pecuniären Verhältnissen genungen bin, hier zu bleiben!“ Sie weiß, daß ich sonst längst einen andern Plan ausgeführt haben würde. Ich selbst erzählte ihr dies vorher, che ich so unglücklich war, sie zu beleidigen — ich erzählte es ihr in der falschen Voraussetzung, eine Schwester meines Freundes, mit dem ich die Reise nach Belsmerlau unternommen hatte, neben mir zu haben.“

„So — so!“ für Hermine muß Ihre Beleidigung nicht so scharflich gewesen sein, wie Sie meinen, lieber College,“ erwiderte Braunstein dann sinntend. „Ich dachte, wir ließen die Sache auf sich beruhen, oder?“ — er ging so schnell entlossen nach der Thür des Nebenimmers, daß der Aßfessor nicht die geringste Zeit gewann, eine Einwendung zu erheben.

„Hermine,“ rief er im gütigsten Vater tone. „Ein alter Bekannter.“

Das Fräulein erschien ahnungslos auf der Thürschwelle. Ein Blick genügte, um ihre Wangen mit dem brennendsten Rother zu überziehen, doch schnell gesagt, trat sie näher und rief:

„Herr Aßfessor Winbagen! Wer hätte das gedacht!“

„So — so!“ dachte der Herr Papa und gefiel sich plötzlich in der Rolle eines schicklichen Beobachters.

„Daß Sie mich noch hier finden könnten, nachdem es mir bekannt geworden, wer einstighen mein Präsident sein würde,“ — sagte der junge Mann mit großer Vitterkeit hina.

„O — mein, mein Herr!“ sammelte das Mädchen, betreffen zu ihrem Vater aufschauend. „Mein Gott — es weiß ja Niemand,“ sagte sie dann leise, sich sammelnd.

„Sie haben Ihrem Herrn Vater nicht gesagt?“ — „Daß Sie ihn für den größten Juristen seiner Zeit halten?“ unterbroch ihn Hermine schluchzend. „Nein — wahrhaftig, das habe ich vergessen — will es aber hiermit nachgeholt haben!“

Der Präsident hätte sie gern in die Arme geschlossen für diese zeitgemäße Selbsterwei, reichend es jedoch bis zu gelegener Zeit.

„Fräulein Hermine,“ rief Winbagen in heiserer Bewegung. „Sie haben Ihrem Herrn Vater nicht gesagt —“

„Still!“ rief sie unter prächtigen Aufgesehreden. „D Schweigen Sie, bitte, bitte, Schweigen Sie!“ fügte sie so weich und liebevoll hinzu, daß es einem Kanakidalen das Herz gerührt haben würde.

Winbagen erging in der Ueberwältigung ihre Hand, und neigte sich eine volle Minute auf dieselbe. Ob er während der Zeit

einen Schwur, des Ritters ohne Furcht und Tadel würdig, geleistet hat, können wir nicht verthalen, aber als er sein Auge wieder empor hob zu dem Präsidenten, der tief bewegt neben den beiden jungen Leuten stand, da glänzte es wie Tau im Sonnenlichte.

„Können Sie es begreifen, Herr Präsident?“ sprach er dabei ganz einseitig und ruhig, „daß die Welt dieses Mädchens hier für unfähig erklärte, dem Werth ihres Vaters zu erkennen, und daß die Welt Ihre Tochter in die Reihe besterster Modernärinnen geworfen hatte?“

Der Präsident wollte um Alles in der Welt die tragische Seite dieses ersten Begegnisses zu sehen, deshalb nahm er seine Tochter unter herzlichem Lachen in die Arme und rief:

„Die Welt hatte Recht, lieber College! Meine Arme war auf dem besten Wege dazu — sie lehrte zu meinem Erstaunen plötzlich um — und ich glaube jetzt annehmen zu dürfen, daß Ihre Offenherzigkeit gerade rechtzeitig gekommen ist, um sie zu curiren. Schweigen wir von nun an über diesen aufregenden Gegenstand, und rechnen Sie auf meine ewige Dankbarkeit!“

Der Aßfessor empfahl sich, die Brust erfüllt von einem namenlosen freudigen Gefühl, dem sich der Ekel über eine erzwungene Unabhängigkeit keimlichte. Er hatte sich eine redlich seiner Pflicht genügt, was nun kam, konnte er ruhig abwarten.

Nach seiner Entlassung nahm der Präsident den Brief Ferrimons an seine Gattin wieder zur Hand. Die junge Dame hatte sich leise sich sehr eilig und sehr leise wieder in ihr Zimmer zurückgezogen.

„Der Mann gefällt mir,“ murmelte er, indem er sich anschickte, dem Briefe ein Appendix anzuhängen. „Besonders gefällt es mir, daß er arm ist. Gewinnt er Vertrauen zu mir und Liebe zu meinem Töchterchen, so habe ich nichts dagegen. Für das Nothwendige muß sein Gehalt antreiben, und für das Unbedeutende sorg des Vaters Caße. Wir scheint diesem „Jemand“ eine große Zukunft verliehen zu sein, was konnte sonst meine Mitleid wohl für ihn gelenkt haben? — warten wir ab, ob sich seine Zauberei auch bei meiner Frau Gemahlin bewährt!“

Ein leichtes, zufriedenes Lächeln stahl sich über seine Zügel, und er setzte sich hin und schrieb:

„Ich grüße Dich, Laurette und trete dem Urtheile meines Kindes bei, daß Du und auch unserer Reise hierher überall geschickt. Befenders hätte es mein Entzügen gewiß gefreuet, wenn ich eine Vertraute bei den Beobachtungen des lieben Mädchens gehabt hätte. Ich bin erstant, wie sich ihre herrlichen Gemüthsanlagen überaus schnell entwickelten! Wir sind seit gestern in unserm neuen Wohnort — ich seit wenigen Stunden in meinem neuen Wohnungstreife, der mich vollständig zu meinem alten Schlenkrian heraufschälen wird. Es regt sich in mir hüweilen etwas vom Studenten Erward Braunstein, der seit dreißig Jahren nur einen Wunsch gehabt hat und zwar den, seine Laurette glücklich zu machen. Ich habe mich vielleicht unlugenweise in die Miltel dazu vergriffen, allein, wie gesagt — der Student Erward Braunstein hat Lust, seine Carriere nochmals zu beginnen! Ich grüße Dich, gute Laurette!“

Nach diesem herzensguten Briefe verließen vierzehn Tage, ohne daß die Frau Präsidentin Braunstein die Gegenwart hätte, ein Wort darauf zu antworten. Während der fünf Wochen vergegangen. Es war eine schöne, sehr hübsch gelegene Wohnung gefunden, durch die Verbindungen des Aßfessor Winbagen. Es war auch ein Wettstreit zwischen diesem Aßfessor und dem Präsidenten Braunstein entglossen, das junge Fräulein Hermine gleich einer Fürstin zu erziehen und ihr unvergängliche Throne im Herzen zu bauen.

Dann war ebenfalls ein Kampf zwischen dem Fräulein und dem Herrn Aßfessor angebrochen, der ebenfall mit blutendem Herzen enden mußte, wenn sie sich nicht gegenseitig als geschmüthige Feinde beweisen und den lebensaufstlichen Kampf der Herzen dadurch stillen wollten, daß sie auf „Auslieferung der zu kämpfenden Kleinodien“ capitalisirten.

Allein dahin waren die jungen Leute noch nicht gelangt. Winbagen ließ sich die brennendste Mitleid hergeschalt spielen, daß Ferrimons Wangen sich immer stärker unter dieser Feuer isthorte, aber sie mußte dafür immer innern neuen Leben so liebliche Worte zu hören, daß die brennendste Mitleid bis zum Eizte punkte avancirten und täglich in tragische Redensarten ausbrechen drohten.

Der Präsident wartete der Entwicklung der Dinge mit höchstem Muthe. Daß seine Gattin den Brief der Tochter unbekant

wortet ließ, erfüllte ihn mit einiger Bitterkeit und er kam dadurch in die Rage, zweifelhaft zu sein, ob er zu der gemieteten Wohnung Möbel kaufen solle oder nicht. Daß seine Frau es auf eine Ueberzählung abgeben haben könne, fiel ihm gar nicht ein, um so angenehmer war sein Ersinnen, als er eines Tages seinen ehemaligen Bedienten aus Blaubeurg in sein Zimmer treten sah, der ihm die Meldung brachte, daß ein großer Transportwagen mit ihm zugleich auf dem Bahnhofs angefangen sei, und daß die gnädige Frau Präsidentin am nächsten Tage mit dem Courierzuge ebenfalls eintrifften werde.

Jezt erst fühlte Braunslein im vollen Ernste, daß man nicht dreißig Jahre ein Weib lieben könne, um sie dann ohne Schmerzen von seiner Seite zu begeben. Eine heilige Freude durchzitterte seine Brust und lodte eine Thräne in sein Auge heraus. Mit einer heiligen Freude betrachtete er den Nabel seines und ihres Kindes, das bei dieser Vorkost hoch aufsaugte und der Zeit Flügel wünschte, die zwischen dem Heute und Morgen lag.

Vater und Tochter entwickelten nun eine staunenswerthe Thätigkeit im Ordnen der neuen Wohnung. Der Knecht Winzbagen ward angekehrt von ihrem Gatte. Wie durch überirdische Kräfte befördert, gestaltete sich die Einrichtung in unglücklich kurzer Zeit zum vollständigen Gelingen und als der Courierzug am nächsten Tage die Präsidentin Braunslein, zwar etwas erschöpft, aber sonst, aber dennoch glück und zur Befriedigung sehr geneigt, heraufbrachte, da wurde sie im Triumph empfangen und in die geschmückten Gemächer geleitet.

Zwischen den Gatten bedurft es nur eines einzigen festen, verbindlichen Willens, um diese ganze Eöhrung ihres ehelichen Friedens auf immer zu begraben. Sie hatten erkannt, daß die Bande der Zugsndliebe durch die Bande der Gewohnheit ersetzt und unendlich bindender gemacht werden, als man glaubt.

Auf Hermine's Seele ruhte noch ein kleiner Druck, der trotz der liebevollen Worte, womit ihre Mutter sie begrüßte, nicht weichen wollte. Sie warf ihm endlich gewaltsam durch die Frage heraus: „Was macht der Lieutenant von Jahnroth'st, Mama?“

Die Präsidentin lächelte verlegen.

„Er grüßt Euch und läßt Euch seine Verlobung mit seiner Cousine Therese von Jahnroth'st melden, die in wenigen Tagen stattfinden wird.“ Hermine lachte herzlich.

„Siehst Du, daß er mich nicht geliebt hat!“ rief sie.

„Das kann man doch nicht ganz bestimmt behaupten,“ meinte die Präsidentin.

„O, Mama, ich behaupte es! denn ich kenne Einen, der sich niemals im ganzen langen Leben verloben würde, wenn ich ihn nicht zum Gatten wählte.“

In demselben Augenblicke trat der Präsident rasch in's Zimmer, an seiner Hand den jungen Hausfreund.

„Knecht Winzbagen,“ sprach er, ihn der überraschten Gattin präsentirend.

„Die Dame eine Ahnung davon gehabt, daß dieser Knecht Winzbagen der „Demant“ sei, welcher einst den Impuls zu den barmhätigen Widerthreungen ihrer Tochter gegeben hatte, so würde sie ihn nicht, von seinem wunderbar gewordenen Wesen frappirt, so zuvorkommend empfangen haben. Allein Dank der Vorsicht Hermine's, sie wußte es nicht und gab sich vollständig umganges dem Einbilde hin, den der junge Mann auf sie machte.“

Vier Wochen später feierte man im Hause des Präsidenten Braunslein ein brillantes Verlobungsfeß. Die Anwesenungen dazu gaben den Beweis, daß Dame Braunslein noch immer der Gesichtsbilderei mit Vorliebe halbtig, allein tie junge, frische und fröhliche Braut

zeigte sich vollkommen curirt. Ihr Ehrgeiz beschränkte sich nicht mehr auf die kleinlichen Triumphe der Eitelkeit, er hatte seine Flügel zu einem mächtigeren Fluge entfaltet, der als Ziel einen erschütterlichen Thron im Herzen ihres Vaters und ihres zukünftigen Gatten hatte. Der phantastischen Einbildungen in Bezug auf ein ungehörtes Glück in der Liebe war sie durch das Beispiel ihrer Eltern frühzeitig bewahrt worden, aber sie hatte auch aus dieser Schule der Erfahrung als Resultat die Gewißheit erlangt, „daß eine echte und wahre Liebe den Grundstein zur Veredelung in sich tragen muß.“ Indem sie die Geistesberedsamkeit des Mannes als competent anerkannte, machte sie ihn aufzutreten auf der Weltbühne abhängig von dem Urtheile desjenigen, den sie liebte, und räumte ihm von vornherein eine maßgebende Obergewalt über ihre innerlichen Regungen ein. Dadurch entging sie auf alle Fälle den Klippen, woran das Unglück ihrer Eltern beinahe gescheitert war.

Beinahe, sagen wir, denn aus den brandenden Wogen der aufgeregten Gefühlswellen stieg wieder alles Vermuthen ein sanftes, stilles Glück empor, das beschwichtigend eine ganze Bergangzeit von zwanzig Jahren mit dem Schlei der Bergessenheit bedeckte.

Braunslein hatte bei der Katastrophe, die eine Wendung seiner häuslichen Verhältnisse herbeiführte, eingesehen, daß selbst die puppenhafte Geliebte seiner Jugend zu seinem Glücke notwendig war. Ohne es also nur zu verjüden, die alten fehlerhaften Regungen seiner Frau zu entfernen, war er geneigt, sie eben so „recruti!“ neben sich wieder aufzunehmen, um sie nur nicht ganz entziehen zu müssen. Allein die Frau Präsidentin hatte auch nicht ungestraft die Zeitperiode durchgemacht, welche sie zu isoliren brachte.

In ihrem Innern erlitt und durchaus entschlossen, ein Leben ohne Mann und Kind zu ertragen, wurde sie mit Entschlossenheit gewahrt, daß nicht ihrer Person die achtungsvolle Ansehung galt, mit der sie selber in Blaubeurg behandelt worden war. Sie begabene dem Wädeln der Verwunderung, als sie keine Anklagen traf, ihrem Gatten zu folgen, und sie erlitt Kränkungen einer gewissen Zurücksetzung als einzeln lebende Frau, denen sie nimmermehr ausgeht zu werden glauben konnte, so lange sie in ihren alten Verhältnissen blieb.

Der Brief ihrer Tochter kam zu rechter Zeit und die Worte ihres Gatten trafen wie Feuerpeile eine gut vorbereitete Soldat. Sie war nicht so erlattet gegen die schönen Jugendsprüche, die sie zu einer gelieblichen Braut gemacht hatten, um nicht in der Verheißung: „der Student Eduard Braunslein hat Luß, seine Carriere nochmals zu beginnen“, den süßen Ton alter Liebe zu finden. Und als sie nun wieder an der Brust dieses Eduard Braunslein ruhte, von seinen Armen umschlungen, von seinem innig treuen Blicke begrüßt? Nun, da fühlte sie, daß sie doch recht glücklich sei, wieder neben ihm leben zu dürfen! Sie fand ihn aufmerksamer und glücklicher, als sonst; konnte sie ihm nachsehen in der Besserung?

Willens und unbewußt ahmte sie endlich ihrer Tochter nach, die sich von Tag zu Tag inniger an den Vater angeschlossen, und wenn sie auch nicht im Stande war, dem Vergnügen zu entsagen, das die Siege der Eleganz bereiten, so fand sie doch neben diesen Beschäftigungen hinreichend Ruhe, sich für das Wohlsein ihres erweiterten Familienkreises zu interessieren. Sie lernte es, die Bescheidenheit und Gleichgültigkeit ihres Gatten zu bannen, und als sie erst bemerkte, daß er für die Gemüthsruhe eines Familienkreises „immer Zeit“ hatte, da begann sie das Lament ihrer früheren Anforberungen einzulösen.

Die vorrückende Zeit mit der unausbleiblichen Strogmutterwürde wird das Werk der Besserung hoffentlich vollenden.

## Kind und Kindeskind.

Nach einer Vorgeschichte von S. Norrbölin.

Am Donnerstag ist Polstag; die Nachbarn und auch die Armen gehen in's Gemeindegel, und in die königliche Wablung, die dran liegt, um bürres Holz zusammen zu lesen oder von den Blumen zu brechen. — Es geht vom frühen Morgen an hinaus, und man hört es in jedem Wald knallen und knauen. Die Kreiser müssen auch da sein, daß kein Frevler am grünen Holz gestrichelt.

Die beiden Enkelkinder der Margarete Knecht, die ich'n seit Jahren an Händen und Füßen durch die Wäld gelähmt ist, sind

auch im Wald, weil sie keinen Steden Holz mehr haben. Es ist zwölf Uhr, sie st'n neben einander auf einer starken Welle, die ihnen gehört, und verzehren ihr Brod.

Die Marie ist siebenzehn, der Karl fünfzehn Jahre alt; beide sind ärmlich, aber reinlich gekleidet. Der Karl hat ein offenes, freies Gesicht, dunkle Haare und Augen, und es liegt was Trostiges in seinem ganzen Wesen. Die Marie ist ein schönes Mädchen; sie hat große blaue Augen und ein feines, helles Gesicht. Ihre

braunen Haare sind so lang und dick, daß sie früh schier nicht damit fertig werden kann, aber sie sind doch wie ein Spiegel so glatt. Sie hat nicht den trügigen Ausdruck des Bruders, sie ist sanft und gefällig, aber ein resoluter Waden ist sie auch, wenn's gilt. Beide haben in ihrer Art was die Weisbacher „fürnchm“ nennen. Sie sagen: „Man hält' doch gleich, wo sie her wären.“

Die alte Magdalene war aus Weißbach gebürtig, die Tochter vom Freier, und weil sie als Kind schon was Ansehnliches und ihre Mutter früh verloren hatte, wurde sie immer auf's Schleyß zur kleinen „Freien“ geholt. Sie kriegte auch Unterricht mit ihr, weil es hieß, es lernte sich besser zu Zieren, und wie sie größer wurde, lernte sie bei der Kammerfrau Nähen und Kleidermachen, Waschen und Bügeln. Sie war in Allen geschickt und das Freien Josephe und sie hatten sich immer gern. Wie sie alle Zwei achtzehn Jahre alt geworden waren, hieß es, das Freien Josephe machte bald Hochzeit; und so war's. Der junge Herr von Walden war der Freund von ihrem Bruder, dem jungen Herrn von Weißbach, und als Student in den Freien mit nach Weißbach gekommen. Da hatte ihm das Freien Josephe so gut gefallen, daß er sie immer hatte vergessen können, obgleich sie erst fünfzehn Jahre alt war; und wie er ausfuhrte hatte, war sein Dolmen mehr. Es war auch nicht nötig, denn sein Vater war der reichste Mann in Franken, hatte Güter und Capitalien die schwere Mens' und nicht gegen die Gefahr. Es wurde also richtig gemacht, und wie der Bräutigam kam, war ein Duell eine Gabe.

Schon war es von der Freien Josephe, daß sie mitten in der Freude doch immer auch an die Magdalene dachte, und ihr Erstes war, daß sie verlangte, sie möchte mit ihr ziehen. Sie sollte gar nicht wie die andern Diensthöten, sondern mehr wie eine Haushälterin gehalten werden, und der jungen Frau mit Hülfe an die Hand gehen. Dem Bräutigam, das sann man sich denken, war Alles recht, und so wurde es ausgemacht, daß die Magdalene mit zöge. Es war noch Eines nicht einsehr, sondern von Grund aus recht, daß sie mit ging, und das war der Jäger vom Herrn von Walden; der stand zu seinem Herrn bald so, wie die Magdalene zur Frau, und hatte schon, wie er das erste Mal dagewesen war, ein Aug' auf sie geworfen. Er war in seiner Art eben so brav wie sie in ihrer, und zwischen ihr und dem Arnold war's bald richtig. Die Herrschaft hatte nichts dagegen und versprach, wenn ein paar Jahre hin wären, sollte der Arnold eine gute Stelle als Förster bekommen.

Die Hochzeit wurde gehalten und die jungen Eheleute mit Arnold und der Magdalene zogen ihrer Heimath zu. Es war ein Glück, daß der Himmel nur so wohl Geimeig hing, und die Frau von Walden bunte dem lieben Gott alle Tage, nicht nur, daß er ihr einen so guten braven Mann gegeben, sondern auch, daß sie an der Magdalene so einen Schatz mit in's Haus bekommen hatte. Sie war Alles in Allem, das machte, sie sah das Eigenthum der Herrschaft wie das übrige an. Gerade so machte es auch der Arnold.

Die Magdalene war hübsch und Mäcker, der in's Haus kam, Winters in der Stadt, Sommerzeit auf dem Gute, stemmte seine größeren Guder scharf in die Augen, um nach ihr hin zu schielen, und redte sich um ein paar Zoll mehr, wenn er an ihr vorbeiging; aber die Wä's' hatte er sich eriparen können, denn die Magdalene hatte ihren Arsch und er sie mit jedem Tage lieber, und so eine rechte Liebe demahrt vor Allem, was unecht ist oder Gefahr bringt. Beide gingen eben so an ihrer Herrschaft, wie aneinander, und meinten, es gä's' keine mehr so weit und breit.

Im ersten Jahre kam ein kleiner Baron an, der Mar geheißen wurde, und es war eine arge Freude im ganzen Haus. Im zweiten Jahre kam ein Töchterchen, das hieß man Marie, und wie drei Jahre um waren, wurde ein Försterschelle in Weischnberg frei, die dem Arnold schon lang versprochen war. Es wurde ihm und der Magdalene freilich sauer, die Herrschaft zu verlassen, aber

sie hatte freilich gebüht, und jedes denkt doch gern einmal an den eigenen Heub, jeder ist sich endlich doch einmal selbst der Nächste. Sie zogen nach Weischnberg.

Die Magdalene war von Kindebeinen an gut gewöhnt gewesen, darum hielt sie auf sich und Alles, was um sie her war; das wird nicht schwer, wenn's Eiemer nie knapp gegangen ist. Sie hielt aber nicht nur auf Ordnung, es mußte auch Alles nach was aussehen. Sie hatten gar manches schöne Stück zusammengetragen, und die Herrschaft hatte sie auch noch reichlich aufgesteckt. Da sah's freilich in der Försterei ganz anders aus, wie in irgend einem andern Haus von diesen Weischn. Die Leute sagten: In der Försterei spiegelt sich Alles.

Weischnberg, wo sie wohnten, war nur eine Stunde von Walden, wo die Herrschaft sich Sommer ausließ, und da hatten Försters oft vornehm Anspruch von dort her. Die Leute im Dorfe meinten, sie trieben's doch selber zu särnem, und sie würden's schon nicht lang so treiben. — Der Arnold kriegte manchmal eine spitze Rede zu hören und er sagte es der Magdalene wieder, sie lachte aber und sagte: „Das ist der pure blanke Neid.“ Und wenn die Leute schel dazu sahen, daß sie Westelags weisse Strümpfe und weisse Fürtücher statt brauer und keine Kappe trug, sondern in blohem Kopfe ging, so setzte sie erst einen rechten Trumpf-Daus drauf und that's. Sie legte auch jeden Sonntag Mittag ein reines weißes Tischstuch auf und wenn's dunkel wurde, stand ein gezeugenes Licht fast der Lampe auf dem Tisch. Die Leute hänten sich an Alles gewöhnt, aber daß sie in die Kirche ohne Mantel, mit dem Schawl und Handschuhen ging, das konnten sie ihr nicht vergehen.

Die Magdalene sollte bald in's Kindbett kommen, und da sagten die Leute: „Man wird's ihr schon vergehen; wenn erst ein Kind da ist, gibt's mehr zu thun, als Staat zu machen.“

Das Kind kam und war ein Mädchen. Die gütige Frau stand zu Gevatter und hatte schon vorher einen ganzen Koffer voll Sachen, lauter Abgezogen von der kleinen Freien geschickt. Die Försterei richtete alle's her, daß es anfah, wie nagelneu; das verstand sie perfect, und das kleine Josephechen sah aus wie ein Prinz.

Die Magdalene ließ sich nicht irren machen, und in ihrem Haus sah's ein Mal so blank aus, wie's andre Mal. Das Josephechen mußte immer etwas Apatziges an sich haben. Der Arnold konnte nicht genug sagen, wie fleißig seine Frau wäre, und weil's gar nicht rüding's, sondern eher vorwärts mit ihnen ging, so mußten die Leute still sein.

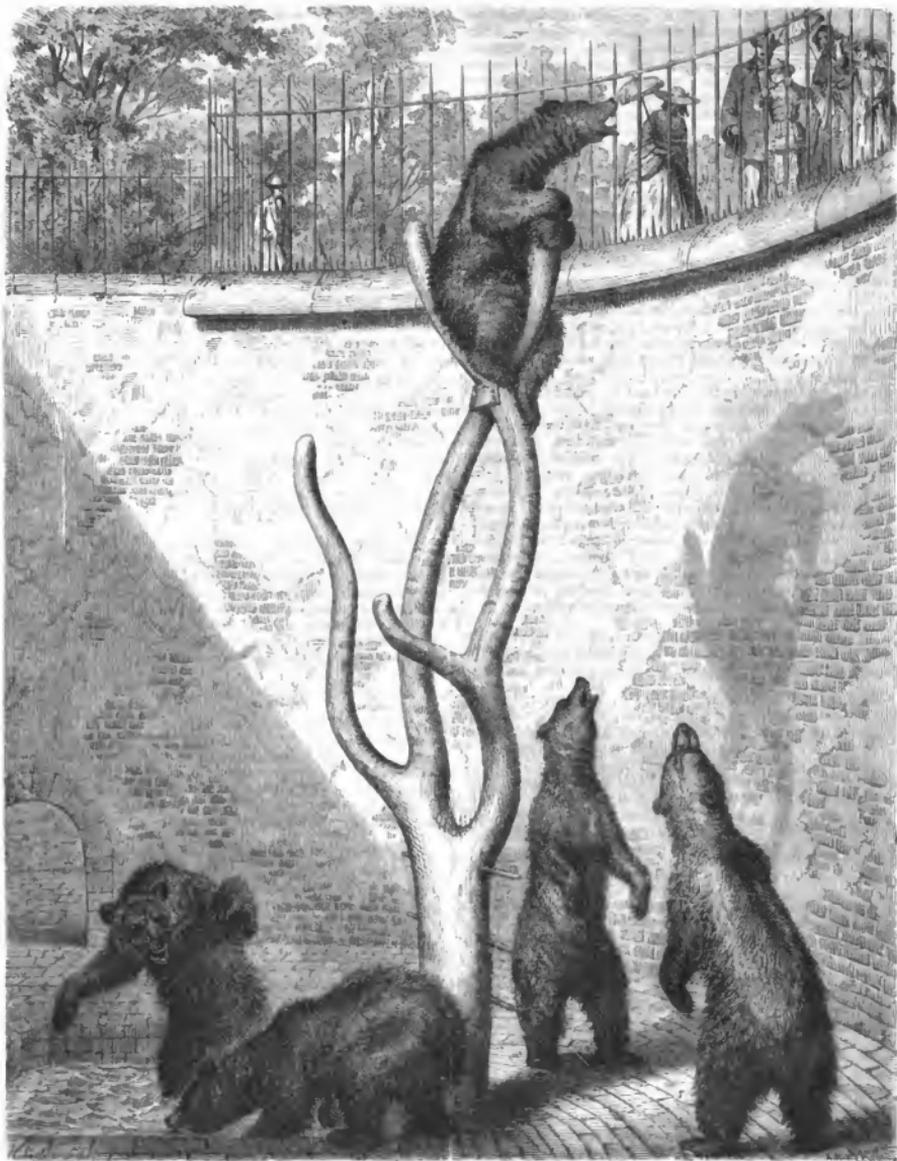
Aber Eins schwieg aber der Arnold selber nicht. Wie die Josephe größer wurde, hielt's die Mutter wohl auch tüchtig zur Arbeit an, aber sie erzählte ihr immer dabei, wie schön 's bei den „fürnchmen Leuten“ wär, und die fürnchmen Leute machten Alles anders und Alles viel schöner und besser, wie sie's mochten, und wenn sie groß wäre, sollte sie auch als Kammerjungfer zu ihrer Frau Faße oder zur Freien Marie kommen. Da mußte das Josephechen nur immer dran denken, wie sie Alles recht särnem wollte machen, und wenn sie einen Eimer Wasser holte, so dachte sie, ob die fürnchmen Leute den Eimer auch so hielten, wie sie ihn hielt. Da brüher fing der Arnold an zu brummen und war auch gar nicht der Meinung, daß seine Josephe Kammerjungfer würde. Wie hoch hinaus die andern Leute mit den Wä'sen zuden, davon wollen wir gar nicht reden, denn man hätte viel zu thun, wenn man allemal hinterdies wollte, wo Eins über's Andere die Wä'sen judt. Die Mutter stellte dem Vater, wenn er brummete, dann allemal vor, wie gut es ihr im Haus ihrer Herrschaft gegangen sei, und er wäre doch auch als Hausfrau mit ihr zufriede; aber der Förster sagte es ihr gerade heraus, wenn sie sich nicht immer an der Stelle gehabt hätte, könne man gar nicht wissen, wie's gegangen wäre, wenigstens wäre sie genög nicht frei von Anschuldigungen gelassen. (Schluß folgt.)

## Ein Besuch im zoologischen Garten zu Berlin.

(Erster Theil.)

Nach Berlin tritt man bekanntlich nicht seiner Begier wegen, es möchte denn in sehr melancholischer Stimmung sein, sondern es sind die Sammlungen und Werke der Kunst und Wissenschaft, welche

die Besucher der Metropole der Intelligenz hinzuziehen. Es ist in dieser Beziehung während der letzten Jahrzehnte Angerordentliches dort geleistet worden.



Die Bärenzube im zoologischen Garten zu Berlin.

Der zoologische Garten, am Ende des Haaberfüllen, gleichwohl aber von jedem Volkstheil-Besucher innig verehrt, "Tiergarten" genannt, gehört unter die Sammlungen, welche selbst von denen, die nur wenige Tage an einen Berliner Aufenthalt wenden können, gewiß besucht werden. Er bildet einen umflossenen, von hübschen Gartenanlagen verzierten Park, welcher in allen Richtungen von Wegen durchzogen ist, an denen in kleinen Entfernungen die einzelnen Gehege und Behälter der verschiedenen Thiere sich befinden. Man macht somit von Einem zum Andern gehend einen angenehmen Spaziergang, und da nach jedem Gesehenen der Weg zum folgenden eine kleine Erholung gewährt, so hat man den Vortheil, nicht zu schnell zu ermüden, was bei der beträchtlichen Anzahl der Thiere sonst leicht der Fall wäre.

Freilich Marder, der die stehenden Menagerien von Ponton, Paris, Amsterdam und wohl auch Schönbrunn gesehen hat, geht vielfach absehend weiter heraus.

Aber wenn auch die kaiserliche Menagerie zu Schönbrunn, die der Schreiber dieses auch gesehen, großartig erscheint wegen ihrer reichen Anzahl von importirten Thieren, so ist doch jedenfalls der Berliner zoologische Garten viel unterriedeter, also billiger, und das soll der wahre Zweck eines für das Publicum bestimmten Institutes sein. Er ist unterriedeter, weil man, so weit es überhaupt die Verhältnisse zulaßen, fast immer die häufigsten Gattungen aus den drei obersten Thierklassen vertreten findet und weil diese Vertretung so möglich auch mit unsern indischen Thiere geschieht. Wie viele Besucher, denen Löwe und Tiger abgetrieben vorstehen, haben z. B. dort zum ersten Male Tauch, Fisch, Hirsch, Reh, Ufer, Reiter, Kranich u. dgl. lebend in der Nähe gesehen, denn alle diese Thiere werden von den Besitzern reisender Menagerien verschmäht, weil sie den großen Panzen nicht kosten, es müßte denn sein, daß, wie dies z. B. schon Jahre lang in einem reisenden "Thiermusem" geschah, unser heimischer Tauch, der biedere Orindart, als ostasiatischer Hottentot vorgestellt ward. Dieser Schwund ist indeß eben nur mit wenigen unserer einheimischen Thiere zu riskiren.

Versuchen wir nun in Folgenden, denen, die das Institut noch nicht kennen, eine kurze, vielleicht im Hinblick anregende Schilderung, denen, die es besucht haben, eine kleine Erinnerung zu geben.

Das Eintrittsgeld von 5 Sgr. (2/3), wenn wir Hauptwerkstätten, Elvath oder dgl. sind) ist bezahlet, nur das Gehen und Gehen für den gleich am Eingang sitzenden Papageien, welches unparteiisch einem Jeden empfänglich, schallt auch und entgegen. Bei ihnen — vorüber denn wer hat nicht rotte und blaue Krax, gelb- und rothglaubte Kaladus gesehen? — folgen wir der ersten, als Wegweiser sich zeigenden, auf einer Tafel gemalten Pfadspitze, wie sie durch weg im ganzen Garten den zu verfolgenden Weg bezeichnen, so daß man sicher ist, sich höchstens zweimal zu verirren, wenn man ihnen folgt.

Ein schwerwandelndes Thier mit gewaltigem Schwanz schreitet in seinem Gehege einher. Wie gemüthlich tritt es uns entgegen in seiner feinen Fülle, und wenn der Wapiti- oder Hirschenhirsch aus Canada, denn ein solcher ist es, in seiner beinahe völligen Freiheit dieselbe Heftigkeit erreicht, so mag er wohl mehr kräftig, schwerlich aber dieselbe Klugheit entwickeln, wie unser einheimischer Hirschenhirsch. Die Last seines mächtigen, wohl vierzehnwüchigen Geweihs trägt er nur mit geringem Saupse, und gleichwohl macht sein ganzer Anblick den Eindruck eines imponirenden Kraft. Dieser Hirsch war früher mit einem andern von gleicher Größe zusammen in einem Gehege, derselbe wurde aber verlast, und so hat der Zurückgebliebene Jahre lang ein einsames Leben geführt, bis ihm kürzlich als Gefährtinnen zwei Hirschenbläue derselben Art beigelegt worden sind; mochte aber die Jahreszeit für ihn noch nicht gekommen sein, oder war er durch Noth ein unverbesserlicher Jungstall geworden, genug, er nimmt jetzt keine Noth von ihnen.

Das unaußerliche Gehege und Gequell ist dem nebenan stehenden Haus benachbart und teilweise, noch eher wie die Urheber sehen, als das Affenhaus, einen der wichtigsten Anziehungspunkte des ganzen Gartens. Und in der That, selbst wer das Treiben dieser Gattung hundertmal gesehen, wer sich vorgenommen, gar nicht hinzusehen, wird doch, ist er einmal dort, unwillkürlich ihnen einige

Blicke zuwenden, und wohl scheinlich ein Pöbeln unterdrücken können. Es ist daher die dort aufgeschlagene Tafel, auf welcher der Taschentisch gemacht wird, nirgends so am Plage, wo das Publicum über der Aufmerksamkeit auf das stets wechselnde Schauspiel vor sich leicht die nöthige Vorsicht vergessen kann.

Nur einige Minuten braucht man sich am Affenhaus aufzuhalten, um fast immer Zeuge sonderlicher Scenen zu sein. Das eine Mal herrscht vielleicht allgemeiner Haß und Flucht der schwächern Partei, oft erregt auch nur ein Einziger durch arrogantem Benehmen das Mißfallen der Andern, und rächt sich dafür, wenn er sich sieht, durch entschiedenes Mißbehagen deder, welche er erreicht. Späßhaft ist es, wenn ein Vangesschwärmer an dem verläugerten Theile seines werthen Ichs ersaft und erbarmungslos daran herumgezerrt wird; er hat oft Ursache genug, die Verjüngung hinwegzuwünschen. Freilich gibt es auch Scenen, die besser hinter den Coulissen vor sich gingen. Eine indeß, welche auch das Licht des Tages nicht zu scheuen hat, wird dem, der sie gesehen, nicht leicht aus dem Gedächtniß entschwinnen. Wenn die Mittagshöhe am höchsten gestiegen, und allgemeiner Waffensstillstand die Folge davon ist, sitzt oft die ganze zahlreihe Gesellschaft in Gruppen zu Zweien und Dreien auf dem Boden vertheilt, und Alle sind ernst beschäftigt, gegenfeitig die wahre Bedeutung der vier Buchstaben V, a, u, s. aufzusuchen. Der Ernst und die Sachkenntnis, welche dabei entwickelt werden, können der Wichtigkeit des Gegenstandes nicht angemessen sein, und hal schon eine einzige solche Gruppe viel Komisches, so ist der Anblick dieser ganzen Vereinis in der That höchst lachenerregend.

Gewiß ist es, nicht das Ebenbild, sondern die jurchbarste caricatur des Menschen Meist der Affe!

Verlassen wir endlich das Affenhaus, was Wandern schwer genug wird, je weichen wir noch vorher einen Blick auf die Schilfröten, welche auf einem runden, durch Korkebel unauflöseligen Grasplatz sich bewegen, und an der Innenseite ihrer Gefangniswand durch fortwährendes Derumgehen sich einen Pfad ausgezreten haben, den sie nun beschreiten können, ohne je umkehren zu müssen, ein Vortheil, der bei dem vorausgehenden Begriffszerren einer Schilfröte dem Zustande der Freiheit ziemlich nahe kommen müß.

Länger halten wir uns in den Däuischen des Raimans oder südamerikanischen Krotodils auf, welcher indeß fast stets in seinem Wasserbehältniß liegt, und nur ausnahmsweise auf dem Sandboden nebenan zu sehen ist. Sieht man ihn aber dann die wenigen Schritte thun, welche der enge Raum züß, so schießt er freudeweg den Bauch am Boden, wie man aus der Stellung ihm ruhigen Liegen zu schließen geneigt sein könnte, sondern er bewegt die kurzen Beine in ziemlich senkrechter Richtung und viel gefentiger, als die langsame Schilfröte.

Es ist dies überhaupt einer der vielen Vortheile, welchen die zoologischen Gärten vor den wandernden Menagerien voraus haben, daß man fast in allen Fällen die Thiere in ihrer eigenthümlichen Bewegungsgattung beobachten kann, denn bei letztern ist wegen der stets gebotenen Raumersparnis die Wichtigkeit derselben fast nie gegeben. Der besprochene Raiman ist übrigens sechs Fuß lang, also schon von respectabler Größe.

Der Vortheil einer frei gewählten Bewegung tritt auch in dem zunächst sich präsentirenden Kasuar, welcher neben zwei neuholländischen Straußen logirt, in helles Licht. Von letztern ist leider der eine lahm, und auch dem andern fehlt die Lebendigkeit, wie man sie bei Kennwögeln gera vrandeilt. Dagegen erklaunt man über die gemaltigen und trübenden Schritte, mit welchen der Kasuar nach einem hingeworfenen Broden sich stürzt; er ist voller Leben und voller — frechiger. Gewiß erfordern auch seine gewaltigen Beine, die mit ihrer langen Innenkralle eine mächtige Waffe abgeben müssen, einen lebhaften Stoffwechsel. Ueberhaupt ist er ein stattlicher Vogel, mit seinem schwarzem, fast haarartigen Steibe, seinen prachtvoll blauen Halsbänderchen mit den beiden reizen Köpfchen unten dran und dem selten Helz auf seinem Kopf. Das herrliche Braun seiner glänzenden Augen leuchtet stets im kuirigen Glanz und die nickende Bewegung seines Halses läßt in der Sonne dessen

schöner Fleck in feid wechselnder Belichtung erscheinen. Es soll übrigens seit Kurzem auf der Insel Neu-Guinea eine neue Raubart entdeckt worden sein, welcher der engl. Naturforscher Owen nach der eingelebten Beschreibung und Abbildung auch schon den Namen gegeben hat. Bestätigt sich die Entdeckung und ist sie nicht eine von denen, die sich zuletzt in ein längst bekanntes Thier auflösen, so wäre dies wieder ein Beweis, daß selbst von den größten in's Auge fallenden Naturformen noch Manches dem Forscher aus der gelehrten Reisezeit zu erlangen im Staube ist. Dasselbe beweist auch die erst in diesem Jahrhundert erfolgte Entdeckung des indischen Tapirs, der doch in dem den Holländern längst zugänglichen Sumatra lebt.

Was im Vordrübergehen betrachteten wir ein kleines mit Baumrinde beklebtes Entenhäuschen, dies das Häuschen, denn den darin wohnenden Enten zu Gesallen ist die Tunnelform darin so groß, daß man z. B. die eine Öffnung von der Schönheit herkommt, welche die Schilfrinde unter ihrer Oberfläche auszeichnet soll.

Nicht weit davon ist ein Wasser, welches bald als schmaler Graben, bald mehr als Tüch in viel veränderter Richtung den ganzen Garten langsam durchfließt und in zwei Hälften theilt. Es berührt die Auenkaltbette der vorzugsweise das Wasser liebenden Thiere und ist, wo nöthig, überfließend.

Gleich hier an der ersten Brücke rechts befindet sich früher ein amerikanisches Tapir, den man oft wohl Stunden lang bis an die Nase im Wasser konnte stehen sehen. An seiner Stelle sind jetzt die bekannten chinesischen Gänse; links von der Brücke hingegen, wo sich das Wasser etwas erweitert und kleine baumwollartige Büschel und Inseln bildet, tummelt sich eine jährliche Gesellschaft von Schwämmen und Wasservögeln herum. Hier fallen die tonischsten Vermuthungen vor. Wie überall, so ist nämlich auch hier der Name der gerade vorhandenen Thiere auf einzelnen Täfelchen verzeichnet. Da nun Pelikan, Reiher, Kranich, schwarzer Schwan, weiße und schwarze Störche, Kormoran und andere Gänse hant doreinander laufen, so sieht z. B. manchmal der schwarze Schwan gerade neben der Tafel, welche den Kranich nennt, der Pelikan in der Nähe der ihn als Storch bezeichnenden Tafel. Sicher kann man also nicht sein, daß, wenn eine Gesellschaft Vögel sich nahe deren Mitglieder Nieren in der Zoologie sind, und zwar mehr Leuten als erlaubt ist, daß dann der Schwan sofort als Kranich stehend begriff, und der merklich längere Schnabel des vermeintlichen Störche benannt wird. Kommt nun endlich einer der wirklichen Störche zum Vorschein, so erkennt man wohl seinen Irrthum, aber selten dürfte hier eine Gesellschaft ganz aufgelöst werden.

Höchst anziehend ist das Treiben dieser Vögel für den aufmerksamen Beobachter. Da stehen die drei oder vier großen Reiher, ein Kopf und Hals eingezogen, am oder im Wasser. Unbeweglich, gleich Bildsäulen, verräth dies ihr feuriges, raubgeriges Auge das Leben in ihnen. Aber plötzlich schießt der Kopf wie ein Pfeil in's Wasser, und mit einem von der Fütterung artig geliebten Fisch oder Schild fliehet im Schnabel taucht er in demselben Augenblick wieder auf. Ebenso die Pelikane: eifrig schwimmen sie auf dem Wasser hin und her, nach Nente unter dem Wasser stehend. Ist sie erlöset, so verschwindet unter dem hochaufstrebenden Wasser der Kopf im Augenblick und das Ersäße ist sofort mit hochgehaltenem Schnabel verschluckt.

Einen prächtigen Anblick gewährt der schwarze Schwan, wenn er, die schlänglichen Gänse vor sich herziehend, mit gewaltigen Nadelstichen das Wasser durchschneidet, oder wenn er, sein Gefieder, und besonders seine schönen gefärbten Rückenfedern erdend, den langen ungewöhnlich schlanken Hals in den herrlichsten Linien bewegt, und die Sinne durch ihre Belendigung das Schauspiel vollendet. Die beiden weisen nur gemeinschaftlich sich bewegenden Störche modern hingegen einen mehr leuchtenden Eindruck; mit eigenständiger Gravidität strigen sie einher, oder lassen vielleicht gar beide zugleich mit auf den Rücken gelegten Köpfen und senkrecht in die Höhe stehenden Schnäbeln ihr närrisches Klappern eifrig und, wie es scheint, zu großer Erbauung ihrer selbst erlösen.

Eine fatale, aber unvernünftige Operation mag für die Vögel das Verschneiden der Flügel sein, denn da ihr Anflugvermögen bloß eine Unmöglichkeit, wegen der Wärme und der Größe des Raumes oder kein Bedacht hat, so kann bloß dadurch ihr Entweichen verhindert werden, und die Beobachtung, daß bei wieder wachsenden Schwanzfedern ein Vogel mit Erfolg Bindungen anstellt, ist zugleich die Warnung, hier einzugreifen.

Ist es recht ruhig, vielleicht Donnerstags, wo die Besucher nicht zahlreich sind, so hört man, wenn man den Wasserzweig zumhant, ein eigentümliches, in regelmäßig kurzen Zwischenräumen wiederkehrendes Klappern oder mehr leise Klappern. Es sind dies die Reuthiere, die sich in der Nähe befinden, und zwar ein Weib, eine Kuh und ein Junges, welches letztere, irten wir nicht, im Frühjahr dieses Jahres im Garten selbst geboren wurde. Gleich der Weib mit einem ganz bedeutenden Gewicht, welches überhaupt beim Reuthier sich durch seine Größe auszeichnet, getränkt ist, so ist doch das ganze Thier eigentlich nicht schön. Der in gleicher Linie mit dem Rücken gefest getragene Hals, der mehr fischige Bau geben ihm etwas Kurbartiges, wozu auch die breiten Fufe, die sich beim Auftreten noch mehr auseinander breiten und das Thier dadurch zum Laufen auf dem Schilbe befähigen, nicht wenig beitragen. Die Fufe sind es auch, welche an den Hinterbeinen beim jedesmaligen Ausheben des Fußes zusammenschlagen und jenes Klappern verursachen. Klappern wandern die Thiere, eins hinter dem andern, den ganzen Tag an den Schraalen ihres Gewächs entlang, nur bisweilen auf kurze Zeit bei einem Haufen weißlichen Moores verweilend, jedes Mal aber durch zahllose Wälder und Fliesen, von denen sie arg geplagt werden, bald wieder verschwinden.

Denen, welche wissen, daß bei dem Reuthier auch das Weibchen Gewächs trägt, muß es auffallen, daß die hier befindliche Reuthierart zu der Zeit, wo doch der Weibchen Gewächs hat, keine Spur eines solchen zeigt. Da unser Besuch in den A ganz spät, so ist übrigens das Gewicht des Weibes noch von seiner dünnlichen Haut (dem Laib) umgeben und hat daher, wie überhaupt die Gewächse auch der andern Thierarten, ein sehr hässliches Ansehen. Anziehend ist es jedenfalls, das Thier, welches gewissermaßen als die Veranschaulichung der Vapilländer und anderer nützlicher Gilder bekannt ist, hier zu beobachten, zumal das Weib, gleich dem Kamele des Südens, den Ameis liebt, daß manchmal da die Schönheit am meisten fehlt, wo der Nutzen am größten ist.

Einige Schritte von den Reuthieren wohnen die eigentlichen Edelethiere, die Bewohner unserer Wälder. Es ist hier immer ein kleines Huhn zu finden, bestehend aus einem älteren Weib, einigen jüngeren und mehreren Weibchen und Jungen, so daß man stets Gesellschaft hat, die Geschlechter in ihren verschiedenen Altersstufen kennen zu lernen. Sind außerdem noch vollständig erwachsene Weibchen vorhanden, so werden diese gewöhnlich angepörrt, um Nüsse zu vermeiden. Wir können uns hier häufig zur Fuß stellen, da in diesem Blatte der Hühner in der Tracht seiner feinen Laiblebens bereits so schön geschlichtet wurde, daß die beste Schilderung noch gefangener Thieren von neuherin verschilt wäre. Auch sie werden außerordentlich von Hühnern geliebt und legen sich, besonders die Weibchen, und wohl auch wegen der Hühner oft gleich in's Wasser, wenn ein Regen die da, u hergerichtete Vertiefung mit Wasser gefüllt hat.

Schon von weitem erwidern wir jetzt durch das Gebüsch das schmerzhafte Heil eines hin und her gehenden Thieres, eines erst zwei Jahre alten, aber für dieses Alter schon ganz respectable Eidechse. Wir befinden uns, näher kommend, an einem Wasserloch, welches, innen in mehrere Behälter getheilt, nach außen rechts und links mit ziemlich großen, oben gleichfalls gefalteten Eichenblättern versehen ist, deren mit Steinen gefesteter Fußboden in der Mitte ein Wasserbassin enthält. Die ganze Einrichtung ist den Hühnern gewidmet, zur Zeit dem eben erwähnten Hühner und zwei Exemplaren des in der letzten Zeit widgenannten grauen Varn. Der Eidechse oder Belatbar auf der einen Seite des Wasserlochs ist ein prächtiges Thier, wie man es in reisenden Menagerien wegen des immer nicht ganz zu vermeidenden Schmutzes wohl nie finden wird.

Auf der entgegengesetzten Seite des Wasserlochs lauert in einem anderen Käfig der gefürchtete große Bar. Seit die Hühnergehege Nordamerika's mehr durchsucht werden sind, ist dieses Thier sehr häufig genannt worden, und es scheint in diesen Gegenden eine bedeutende Rolle zu spielen. Als eine Fide wäre es wenigstens erscheinen, wenn in einem Reifewald über die dortigen Regionen seiner nicht erwähnt würde, und auch auf der Expedition, deren Urtheile in dem neuen Werke von Willkynson's so ansehnlich geschilbert werden, waren zahlreiche Fußspuren einer wegen Wasser-mangel angewanderten Wägengehege entdeckt, obgleich ein Zusammentreffen mit den Thieren selbst nicht stattgefunden zu haben scheint. Die beiden hier befindlichen Exemplare haben zwar offen-

bar nicht die Größe, wie sie das Thier in der Freiheit erreicht, immerhin aber kann man sich eine ziemliche Verfeinerung an die Uebersichtlichkeit machen. Die Krallen z. B. erreichen eine ungeheure Länge schon bei dem einen größeren Thiere. Dasselbe ist schon seit Jahren blind, verrieth aber eine solche Sinneshäufe in Bezug auf Geruch und Gehör, daß viele Besucher es füttern und von dan-

nen gehen, ohne das Fehlen jenes Sinnes bemerkt zu haben; so schnell findet der Bär jeden hingeworfenen Brocken, selbst an dem Wasser, heraus. Sehr anziehend ist es, wenn er ein Bad in feinem Baisin nimmt, wobei er mit seinen breiten Vorderfüßen das Wasser mit großem Eifer an sich heranhohlet.

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

## Ärztliches am Menschen.

Kämpfe Dein Näschen nicht gleich, liebe Leserin, über die Ueberfüllt dieses Ausfluges; Du kannst gar nicht wissen, ob Du nicht auch etwas Ähnliches an Dir hast und ob Du nicht durch diesen Ausfluß davon befreit wirst. Tu mein, das würdest Du schon wissen? Da ist's Du aber! Viele sind ganz unbekümmert recht schlaf, und solche gute Freunde gibt es nur selten, die auf die Gefahr hin, sich Haß oder vielleicht gar dauernde Feindschaft von unserer Seite zuzuziehen (weil die Wahrheit selten gern gehört und erst falsch ausgelegt wird), uns auf Eigenheiten und Fehler aufmerksam machen, welche durch widerwärtigen Einbruch auf die Sinne Uel einflößen und Lutzer von uns abstoßen. Gerade das weibliche Geschlecht, welches doch angebend fein muß, wird gar nicht selten durch manches Uelthafte abstoßend. Vorzugsweise ist es hier der Mund, welcher die Veranlassung dazu gibt. Wie oft hört man nicht: wech' eine schöne Frau, aber — sie riecht aus dem Munde; wech' eine reizendes Mädchen, nur — muß sie den Mund nicht öffnen (denn anstatt auf Feseln hinter den Kehrlappen fällt der Blick auf gelbliche, grün- und schwarzberandete Stifte). Kurz, es kann nicht weggelungen werden, daß an vielen Menschen Etliges kritisch ist und daß, wenn dieses nicht kritische, viele Menschen angenehmer wären. — Trennen wir das Ähnliche in solches, was unser Geruchsinne und in das, was den Gesicht- und Gehörsinn beleidigt.

Unser Geruchsinne wird am meisten durch solche äble Gerüche verlegt, welche der häuslich hierischer Stoffe ihren Ursprung verdanken, wie der äble Geruch des Mundes, der Nase und des (hauptsächlich Fuß- und Achsel-) Schweißes. Auch können von außen in den Körper gedrungene schlechtrichende Stoffe (wie Nässe, Zwiebeln, Meerrettig, Knoblauch u. s. f.) einen Menschen in äblen Geruch d.ingen. Schlimm ist's hierbei, daß diejenigen, welche äbel riechen, dies gewöhnlich selbst gar nicht bemerken und ihre Näschen aus nächster Nähe andrücken.

Der äble Mundgeruch ist am verbreitetsten und widerwärtigsten; er wird in der Regel, gewissermaßen zur Entschuldigend des Riechenden, Uebeln der verschiedensten Art zugeschrieben und soll bald aus dem Magen, bald aus der Lunge stammen. Er hat aber fast immer, wenigstens bei sonst gesunden Menschen, seinen Grund in Unreinlichkeit und falscher Behandlung der Mundhöhle. Er ist dann nämlich das Product der häuslich hierischer Nahrungsmittel, die sich in den Räden zwischen den Zähnen oder in den Feseln heißer Zähne verbergen. Auch bei dem sorgfältigsten Putzen mit Zahnpulver, Aushöhern, Ausfüllen und Wischen der Zähne lassen sich diese Speisereste nicht vollständig entfernen und deshalb ist es die Aufgabe einer richtigen B. handlung der Mundhöhle, die häuslich jener Stoffe zu verhindern. Dies läßt sich aber, auch bei falschen Zähnen, durch tägliches (ein- oder zweimaliges) Putzen der Zähne mit reinem Spiritus, dem eine geringe Quantität Essig- oder Schwefeläther zugesetzt ist, oder auch durch Waschen mit Eau de Cologne recht leicht ermöglichen. Jedemfalls wird die Keimlichkeit dadurch noch vermehrt, daß man die heißen Zähne öfters vom Zahnraste reinigen und ausfüllen läßt. Vom Putzen der Zähne wähle man eine recht scharfe Zahnbürste und führe dieselbe nicht bloß horizontal, sondern auch senkrecht über die Zähne, damit die Vertiefen derselben besser in die Fäden zwischen den Zähnen eintreten können. Heiße Zähne müssen natürlich vorzugsweise gut gereinigt werden und das Zahnausstöbern nach dem Essen ist sicherlich sehr empfehlenswerth, nur muß man Andern nicht damit thun werden, wie dies so oft geschieht. Vor Geschäften, Bällen und Gelegenheiten, wo man Leuten nahe treten muß oder wo es vielleicht gar zum Kusse kommen kann, sollte von jedem reinlichen Menschen die Mundhöhle stets einer sehr sorgfältigen Reinigung unterworfen werden. Hauptächlich ist dies Tabakrauchen (zumal aus dem äztlichen Stande) anzurathen, denn der äble Geruch von im Munde saulenden Stoffen bildet mit ten der Tabakasche eine böse Me-

lange. Der Eltern Aufgabe ist es, bei ihren Kindern schon in der frühesten Jugend auf die gehörige Reinigung der Zähne zu sehen, weil dadurch gleichzeitig die Zähne für das Alter gesund erhalten werden.

Die Stintnase (Ozäna-Punaisie), bei welcher sich aus der Nase ein äbler, den Umstehenden und bisweilen auch dem Kranken selbst sehr lästig fallender Geruch entwickelt, kommt am häufigsten bei jungen Mädchen vor, und ist das eine Mal mit Ausschüenzen überreichender, bisweilen blättriger und jauchiger Flüssigkeiten und Krusten verbunden, das andere Mal dagegen ohne allen Ausschü. Es scheint dieses, in der Regel schmerzlose und sehr langwierige Uebel, bald von Geschwüren in der Nasenschleimhaut, bald nur von häuslich eingesperrter Schleimkröppe herzufließen. Wohl immer ist aber der Sitz desselben hoch oben in der Nasenhöhle. Von den gegen die Punaisie empfohlenen innern und äußern Arzneimitteln (z. B. Chloralkaliflüßigkeit, 1 Th. auf 6 Th. Wasser) hat man keine besondere Hilfe zu erwarten, wohl aber vom häufigen Reinigen der Nase mit lauem Wasser. Nur muß dasselbe sehr oft (so möglich alle Stunden und noch öfter) des Tages hoch hinauf und durch die Nasenhöhle hindurch in den Mund gezogen werden.

Ueberziehende ärztliche Schweiß, wie der Füße und Achselhöhlen, beruhen auf Erweiterung und Schmelzung der Oberhautschichten durch den saulenden, ammoniakalischen, specifisch riechenden Schweiß. Das Hauptmittel gegen solche Schweiß ist natürlich große Keimlichkeit, häufiges Waschen und Baden der schweißenden Theile, öfterer Wechsel der betreffenden Wäsche, Vermeiden einer allzuengen, den Luftzutritt und das Ausatmen des Schweißes ganz hemmenden Bekleidung. — Gegen überziehenden Fußschweiß nützt das Einstreuen von Weinsäure in die Strümpfe oder das Tragen von Strümpfen und Leinwandlappen, die in eine Lösung dieser Säure getaucht und dann getrocknet wurden. Auch ist das tägliche Einreiben der Füßchen mit frischem Talge und das Bekleiden der Strümpfsohle mit Theilölung deßsam. Ebenso wird gegen Fußschweiß eine Salbe aus gleichen Theilen Leinöl und Weiglättenpflaster (Euph. diachyliou simplex) empfohlen. — Bei überziehendem Achselchweiß sind in der Achselhöhle Schweißlätter von Leinwand zu tragen, die entweder eingestrichelt oder mit einer Weinsäurelösung getränkt und dann getrocknet sind. — Uebrigens soll hier auch noch die von den Riechen arg verachtete Pflanze der Haut (durch Ueber, Abreibungen u. s. f. Garbeln. 1851. Nr. 46) bringend anempfohlen werden.

Unser Gesichtssinn wird durch unsere Mitmenschen am meisten dann beleidigt, wenn diese die Vorhänge und Eingänge ihrer Sinnesorgane, der sogenannten Pforten des Gesichtes, in Unordnung halten. Man bedachte doch: daß das Auge der Spiegel der Seele (des Geistes) sein soll, in welchem Verhalte ihren Himmel sehen wollen; daß die Nase, durch welche der Charakter des menschlichen Antlitzes am entschiedensten bezeichnet wird, gewissermaßen der Ausläufer der Stirn und des hinter der Stirn in der Schädelhöhle geborgenen Verstandesheiles des Geistes ist; daß der Mund als Dolmetscher des Geistes und Dergens angesehen wird und daß das Ohr, nach Gurus, das wichtigste und wichtigste Organ der physischen Entfaltung genannt werden darf, daß es der Sinn des Tiefinnerlichen ist, der Sinn des Geheimnisses, der Sinn, welcher die Welt in den Menschen hineinanzugren bestimmt ist.

Am menschlichen Auge bildet oft die entzündliche Rötzung des Augentranndes, sowie die vermehrte Absonderung von Schleim und Augenbitter, die sich durch gelbliche Klumpen oder weißliche eiterige Tropfen im innern Augenwinkel und durch Erbsen um die Wimpern bemerlich macht, einen eischen Namen von dem Spiegel der Seele. Dst trägt die Einwirkung von Zugluft, Staub, Rauch, scharfen Dämpfen und großer Hitze die Schuld an diesen

Seiden. Merkwürdig ist, daß manchmal auch kleine Wäschen die Ursache der schließlichen Entzündung des Augenlidrandes sind. — Bei diesen Augenleiden ist zweierlei die gehörige Schonung (Pflge) und Reinigung des Auges (s. Gartenl. 1851. Nr. 40.) von der größten Wichtigkeit. Man wäscht die Augen nicht etwa des Morgens gleich nach dem Erwachen und ja nicht etwa mit kaltem Brunnenwasser, sondern mit lauem weichen Regen- oder reinem fließ- Wasser. Auch betiene man sich zum Waschen der Augen nicht eines Schwammes, sondern der bloßen Hände oder eines leinenen Tuches. Das Waschen der Augen in kaltem Wasser, sowie das Tünchen derselben beim Eintauchen in kaltes Wasser ist sehr schädlich. Wenn nun auch jene schließlichen entzündlichen Aufstände der Augenlider Jahre lang bestehen können, ohne große Beschwerden zu machen und nachtheilig auf die Sehkraft einzuwirken, so ist doch Jedem, der daran leidet, aufs Dringendste an's Herz zu legen,

sich mit einem Sachverständigen darüber zu berathen. Denn abgesehen davon, daß solche Augen nicht schön sehen und immer in Gefahr sind, bei irgend einer Verletzung durch Zugluft oder durch scharfen Wind u. dgl. in starke und gefährliche Entzündung verjetzt zu werden, so wird der Zustand bei längerem Bestehen dem Auge und der Sehkraft sicher nachtheilig. Und nichtelos für den Kranken allein droht Gefahr, auch für die ihn Umgebenden, wenn das Leiden mit reichlicher Absonderung von Schleim verläuft, und insulid, z. B. durch den gemeinschaftlichen Gebrauch eines Handtuchs, dessen Benutzung, oder sonst auf eine Art von dem Kranken auf irgend ein gesundes Auge übertragen wird. Ganz vorzüglich muß auch vor der Anwendung von Augensalben oder Salben, eigne Ausziehung eines Augenarztes, gewarnt werden; schon oft ist durch solche Mittel das Augensicht verloren gegangen.

Bod.

## Eine Schweizer Landesgemeinde.

Fabel von dem Herausgeber der Gartenlaube vom Dr. A. J. D. S. I. c. m. e in Zürich.  
(Fortsetzung)

Die Veranlassung zu dieser außerordentlichen Landesgemeinde war eine der wichtigsten, die es für das Land und Volk geben konnte. Es handelte sich eben um eine neue Landesverfassung, in welcher mehrere der allerwichtigsten Bestimmungen der bisherigen Verfassung abgeändert werden sollten.

Mit dem ganzen Detail, das in Frage stand, werde ich Sie nicht belästigen.

Nur drei Punkte muß ich hervorheben. Sie sind zugleich die erheblichsten und führen Sie mitten in den eigenthümlichen Charakter des staarlichen Lebens von Land und Völkern hinein.

Das Land wird durch einen kleinen Fluß oder Bach, die Sitter, durchschnitten. Es wird dadurch das Land vor der Sitter und das hinter der Sitter unterschieden. Die oberste Landesbehörde hatte nun bisher aus jedem Districte gleichmäßig besetzt werden müssen, aus jedem mit einem Landammann u. s. w. Das führte man die Uebelstände mit sich. Die neue Verfassung sollte diese Scheidung aufheben. Das war der erste Punkt.

Nach wichtiger war der zweite. Bisher hatte das Land kein befonderes Obergericht. Eine zudem complexiv zusammengesetzte oberste Verwaltungsbeförde, der sogenannte „große Rath“, entschied zugleich in letzter Instanz, sowohl Civil- als Criminalsachen. Die neue Verfassung wollte Trennung der Justiz von der Verwaltung, Auslösung einer selbstständigen höchsten Gerichtsbeförde.

Wichtiger nach meiner Ansicht war ein dritter Punkt. In allen schweren Straffällen hatte nach der bisherigen Verfassung in erster und letzter Instanz jener große Rath das Urtheil zu fällen gehabt. Gerade für die wichtigsten Rechtsfragen war also nur eine einzige Instanz gegeben. Die meisten Uebelstände fell nach der neuen Verfassung in folgender Weise abgehoben werden: Es wird für das Land ein „Criminal- und Polizeigericht“ errichtet, das jedoch keine Strafrecompetez, sondern hat einzig und allein sich darüber anzusprechen, ob und welches Verbrechen der Angeklagte schuldig sei, und ferner die Verhandlungen an den ordentlichen Richter des Wohnortes des Angeklagten zur Fällung des Urtheils abzugeben. Gegen jene Entscheidungen kann nicht nur an das Obergericht appellirt werden, das Obergericht kann dieselben auch dadurch von Amts wegen vernichten, daß es in Fällen eines Verbrechens oder eines schwereren Verbrechens nach seinem Ermessen von sich aus eine neue Proceßverhandlung vor seiner Gerichtsstelle anordnet.

Die Stellung des ungeschaffenen Gerichts ist also die eines vereinfachten und zugleich complicirten Schworenengerichts, dessen Bahsprüche aber durch Rechtsmittel, gar von Amteswegen, durch eine höhere Gerichtsbeförde vernichtet werden können. In dieser Weise kann allerdings das neue Gericht die erheblichsten Uebelstände gegen sich herausfordern, mit denen ich Sie und Ihre Leser nicht weiter beschäftigen will. Die Schaffung zweier Instanzen für Strafrechtsfälle muß aber unweifelhaft als ein Fortschritt der neuen Verfassung betrachtet werden.

Das waren die wichtigsten Punkte der neuen Verfassung. Sie waren als solche auch allgemein anerkannt, von der „Drigkeit“, von den „Vankleuten“, in der Presse. Das letzte Gericht wurde

auf das Obergericht gelegt. Schon vor etwähig Jahren hatten sich Stimmen für dasselbe, für die Trennung der Gewalten, im Lande erheben. Etwas war namentlich die „Drigkeit“ des Landes selbst dafür gewesen. Die Landesgemeinden hatten sich jedoch eben so entschieden dagegen erklärt. Die Drigkeit war beharrlich geblieben. Auslösen konnte sie — eine Landesgemeinde nicht. Aber zum Letzteren hatte sie den Gegenstand bei der Landesgemeinde von Neuen in Anregung gebracht.

Sollte er auch am 3. October dieses Jahres fallen? Die Spannung war allgemein; nicht nur im Appenzellerland, auch im übrigen Schweizerlande sah man vielfach nach Hundswyl.

Fretlich war man in Appenzell selbst auch in Betreff der beiden anderen obengenannten Punkte nicht ohne Besorgen.

Wie der Schwöizer überhaupt, so hängt der Appenzeller besonders mit großer Zähigkeit an dem Ererbten, Geerbten, Erworbenen. Dazu kam in Betreff der Aushebung jener Scheidewand zwischen dem Lande vor und hinter der Sitter, daß es sich in den Augen der Wasse nur gar zu leicht um Hinfantung, um Unterdrückung eines Parteibesitzes gegen den anderen handeln konnte. Und in Betreff des Criminal- und Polizeigerichts kann man es dem einfachen Volkleuten schwerlich vorstellen, wenn die in dem Verfolge liegende Unklarheit auch ihnen nicht klar werden wollte. Dennoch herrschte unter dem Volke selbst in Betreff der ganzen Verfassungsrevision eine beunruhigende Ängst. Keine Gleichgültigkeit!

Ich machte den Weg von Herisau nach Hundswyl mitten zwischen den zur Landesgemeinde berufenen Vankleuten, und zwar an der Seite des Gemeindefchreibers, früher langjähriger Vankleubereiter Gruuhölzer von Herisau, an den ich von seinem in Zürich lebenden Bruder empfohlen war, eines Mannes, der in seiner Heimath Appenzell eben so geachtet ist, wie sein Bruder in der ganzen Schweiz. Er machte mich mehr mit den Zuständen und Beschäftigungen, mit Land und Völkern bekannt, und führte mich mitten in dieß hinein.

Aus keinem Munde vernahm ich über die Neuerungen nur ein einziges lebhaftes oder gar aufgeregtes Wort, nicht einmal untereinander, noch weniger gegen mich. Die Weisten sprachen gar nicht über die Sache. Sie gingen in dem sicheren und ruhigen Bewußtsein, daß sie über den Gegenstand genug nachgedacht, vielleicht auch gesprochen hätten, und nun darüber völlig im Klaren seien.

Es war es auch, als wir in Hundswyl anlangen, wo schon Tausende von Menschen versammelt waren, und von Minute zu Minute immer mehrere eintrafen. Ueberall, in den Straßen des Dorfes, auf dem Plage, wo die Landesgemeinde abgehalten werden sollte, in den Wirtshäusern, herrschte die größte Ruhe und Ordnung, ja sogar Stille. Niemand ein überlautes Wort, niemand ein Disputiren, Streiten oder Zanlen. Man kann sagen, daß über die Verfassung gar nicht gesprochen wurde. Höflichkeit wurde, man ein paar Bekannte sich begegneten, gefragt: Was meinen Sie? Wird die Revision durchgehen? Wird die neue Verfassung angenommen? Man wußte es nicht. Man hoffte oder fürchtete, je nach dem Standpunkte des Anwesenden.

Demeriten muß ich übrigens, daß der Entwurf der neuen Verfassung mit einläuternden Bemerkungen schon seit August dieses Jahres in Aller Händen war, und daß seitdem auch namentlich die Presse des Landes ihn für und wider fast unablässig besprochen hatte. Die Leute hatten sich also wohl ein Urtheil bilden können. Und die es sich etwa noch nicht klar gebildet hatten, warteten ruhig ab, was ihnen in der Landversammlung noch vor der Abstimmung der regierenden Landammann in seiner über den Gegenstand zu haltenden Rede sagen werde.

Daß diese große Ruhe und Zückerheit des Volkes etwas Impoverirendes hatte, brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen. Man sah den Leuten an, einerseits das Harz, seiffeneste Bewußtsein: Um unsere Freiheit handelt es sich nicht, die nimmt uns Niemand und nichts in der Welt. Es kommt eben nur auf eine oder ein paar neue Formen an, die ihr Gutes haben mögen, die aber auch ihre Gebrechen haben können, ohne die übrigens unsere Verfassungen fertig geworden sind. Man sah dann aber auch andererseits das Bewußtsein: Jedemfalls sint wir selbst und wir allein es, die darüber zu bestimmen haben, wie es werden soll; kein Fremder, kein Dritter, kein anderer Mensch in der Welt hat uns zuzurechnen! —

Aber, Erbarmen! werden Sie zum öftern ausgerufen haben, mein lieber Freund! Erkennen, wann kommt denn endlich die Appenzeler Landsgemeinde?

Gebührt, jetzt kommt sie wirklich!

Um neun Uhr Morgens waren schon mindestens sechs- bis sechentaufend Appenzeler Männer in den Dörfern Hundstey verammelt. Anzöflingend, „ehr und wehrhafte Männer“, welche das achtzehnte Jahr erreicht haben, zählt das Land Appenzell-Außers Rhoden. Mehr- bis eifstaufend konnten also erwartet werden.

Die sämmtlichen Anwesenden waren in ihre feilfchlichen Kleidung, „feilfchliche Kleidung“ erredend das Geseh. Die Kleidung, in der man zum Abendmahls geht, fchreibt das uralte Herkommen vor. Alle trugen dunkle, die bei weitem Meisten schwarze Röde und Beinleider. Beinahe Alle den schwarzen runden Hut (Gölinner). Tief hinten aus dem Lande waren auch noch alte Männer mit dem Dreimalller da. Aus andern Gegenden wieder Andere mit dem cafohöhnlich von unten nach oben immer sich ausdehnenden runden Hute der ersten Zeit des frantzösischen Kaiserreichs.

Jeder ohne Ausnahme trug ein Seitengewehr. Es war das Zeichen ihrer „Ehr- und Wehrhaftigkeit“, kein Tragen war im Gesehe geboten. Ohne den Degen an der Seite hätte keiner stimmen dürfen. Man sah Seitengewehre aller Art und Zeit. Die meisten trugen ihre Infanterielegen, beziehungsweise Cavallerieädel des schwizerischen Herres.

Jeder Schweizer-Soldat (Landwehrmann) hat seine Waffen stets bei sich zu Hause. Landwehrgewehrbücher, worin sie, wie in Preußen, aufbewahrt würden, kennt man in der Schweiz nicht. Andere trugen Hirschjäger, noch Andere Patenteugen. Manches Gesehr mochte seine wehr- bis wehrbüchert Jahre all sein.

Um elf Uhr Vermittags stellte die Landsgemeinde beginnen. Um neun Uhr fand der erste offizielle Akt zu ihrer Vorbereitung statt: ein Sonntagmorgensgottesdienst in der Dorfkirche. Die Behörden des Landes, die „Regierung“, mußten Theil daran nehmen. Von den Andern konnten sich so viele angeschlossen, als die Kirche faßte. Es mögen nicht viel über tausend gewesen sein. Die Glocken des Kirchthurms riefen wenige Minuten vor neun zu der Kirche. In demselben Momente stellten sich Müllner vor dem Wirthshause zur Krone auf.

In dem Wirthshause zur Krone, nicht weit von der Kirche, besanden sich, des Rufes zur Kirche barend, die „Herren von der Regierung.“ Sie waren in einem besondern Zimmer versammelt.

Hinter der Muffel stellte sich die Ehrenwache der Regierung auf, Wächter und Wärter aus dem Dorfe, gefleitet wie die anderen Männer, nur daß sie außer ihren Seitengewehren große alterthümliche Lanzen trugen.

Als die Glocke neun schlug, begann die Muffel einen Marsch zu blasen. Augenblicklich traten die Herren von der Regierung aus dem Wirthshause hervor.

Zuerst die beiden Landammänner, sie gingen paarweise. Ihnen folgten die Andern nach dem Range; alle gleichfalls paarweise. Hinter der höchsten Corporation, dem sogenannten „zweifachen Landcath“, gingen drei „Weibel“, voran der „Landweibel.“ Mit Ausnahme dieser drei Weibel und des einen Landammanns zeichnete sich keiner durch seine Kleidung vor den übrigen Landleuten aus. Der

„regierende“ Landammann trug einen einfachen schwarzen Mantel und einen beider dreieckigen Hut, den „Landammannsmantel“ und den „Landammannshut.“ Die drei Weibel trugen Mantel, von denen die ganze eine Seite weiß, die andere schwarz war.

Weiß und schwarz sind die Appenzeler Landesfarben, oder wie es hieß, „Standebrach.“

Die drei Männer haben sonderbar genug darin aus. Sab man sie links, so waren sie von unten bis oben schwarz, sab man sie rechts, so sab man nur die weiße Seite des Mantels. Alle hatten die Hüfter entläßt. So ging der Zug feierlich in die Kirche. Alle Umstehenden entläßt gleichfalls ihre Hüfter.

Was, wie gesagt, in die Kirche mit hinein konnte, ging mit hinein. Aber nur Männer der Landsgemeinde. Ich trug keinen Teugen; ich konnte nicht mit hinein. Ich kann Ihnen daher auch nichts über den Gottesdienst sagen, zumal da ich wahrhaftig später verzeihen habe, mich darnach zu erkundigen. Es wird wohl der gewöhnliche Sonntagsgottesdienst gewesen sein, mit Bezug in der Predigt auf die politische Wichtigkeit des Tages. In der Schweiz wird dadurch ein Gottesdienst nicht zu einem politischen Verein.

Um zehn Uhr war die Kirche zu Ende. Die Regierungsherren setzten nicht in das Wirthshaus zurück; sie begaben sich in das Pfarrhaus, in welchem zugleich eine Stube zu dem von der Gemeinde zu leistenden Gerichtshause riante.

Um halb elf Uhr wurde darauf die Landsgemeinde feierlich zusammengerufen. Dies geschah in folgender Weise:

Zwei Trommler und ein Pfeifer durchzogen dreimal die Gassen des Dorfes. Eine Schutzmache von jenen Vanzentzägern begleitete sie. Trommler und Pfeifer trugen wieder die „Standebrache“, eine Art Militairtrach, die zur einen Hälfte weiß, zur anderen schwarz waren. Bis vor einigen Jahren hatten sie auch Westen und Beinleider so von verächtlicher Farbe getragen, so daß das eine Bein schwarz, das andere weiß befleckt war. Sie sahen auch jetzt noch sonderbar aus, auf der einen Seite Arm, Brustflay, Nechschiff schwarz, auf der andern Alles weiß.

Nachdem der dritte Luyng der Trommler und des Pfeifers beendet war, erschien ein Sängerkorps von vierzig bis fünfzig Männern auf dem Landsgemeindeplatze. Sie sangen zwei „Landsgemeindelieder“: „Oben an Gott“ (Alles Leben strömt aus Dir) und „Dem Vaterlande“ (Rufft du, mein Vaterland).

Die ganze Landsgemeinde war unterdessen auf dem Plage versammelt. Es waren über eifstaufend Männer. Während des letzten Liedes erschienen die Herren von der Regierung, von Muffel begleitet und in demselben Zuge, wie sie verhin zur Kirche sich begaben hatten.

Aber verest muß ich Ihnen den Landsgemeindeplatz beschreiben. Ich kann es mit wenigen Worten. Mitteln im Dorfe, an der Hauptgasse, liegt ein weiter, gahner, offener Rasenplatz. An seiner Westseite und rechten Seite stehen freeständig Häuser des Dorfes. Links steigt die Kirche an ihn. Nach vorn läuft er ohne Befchränkung eine hohe Wiesenanhöhe hinauf. Es waren zwei Tribünen auf ihm errichtet, die eine, kleinere, dicht an der Tribüne, mit dem Rücken nach den hinter dem Plage stehenden Dorfhäusern, die zweite, größere, der ersten gegenüber, ungenüß fünfzig Schritte von ihr entfernt. Dene ertere war einig und allein für den regierenden Landammann bestimmt, dem der Landfchreiber und die oben genannten drei Weibel in ihren halb schwarzen und halb weißen Mänteln folgten. Die größte Tribüne sollte die sämmtlichen übrigen Landeobehörden mit Einschluß des „Ruhstehenden“ Landammanns aufnehmen.

Wie für die Landsgemeinde seine Stige da waren, so mußten auch sämmtliche Beamte sitzen, der regierende Landammann nicht ausgenommen. Es war Alles einfach. Die Beamten nahmen, so wie sie erschienen, ohne weiteres Ceremonieel ihre Plätze ein.

Sebald der regierende Landammann oben auf der Tribüne angelangt war, nahm er seinen „Landammannshut“ ab. Einer der Weibel nahm ihn von ihm in Empfang. In demselben Augenblicke entläßt die Mitglieder der Behörde sich gegenüber und alle eifstaufend Männer auf dem weiten Plage ihre Hüfter. Ebenso Alles, was auf und neben dem Plage, in den Fernern vor benachbarten Häusern und auf der Gasse, selbst auf dem Dache der Kirche, an Zuschauern da war.

Sie fragen mich, wo ich mich befand?

Ich war mit dem Herrn Grunbühler gekommen, den Alle kannten. Ich konnte mich hinsetzen, wohin ich wollte. Ich durfte mich

miten in die Versammlung stellen, in die Nähe der Tribüne des Vorkammern, wo ich Alles hören und übersehen konnte.

Bezüglich der Abstimmung und deren Controlirung hätte auch eine Anwesenheit Mehrerer zwischen den Stimmenten keine Verwirrung hervorzubringen können. Willkürlichen durfte nur, vor seinen Tegen an der Seite trag. Hierin konnte Jeder seinen Nachbar controliren. Wehe dem, der ohne das Zeiden der Obr- und Wehrhaftigkeit ungenügend hätte! Er wäre sofort jeden Augenblick übersehen worden. Nun wurde aber abgemittelt durch Aufhebung der Daut, und es wurde bei jeder einzelnen Frage Probe und Gegenprobe gemacht, so daß das Resultat immer mit Sicherheit übersehen werden konnte, gleichviel ob Fremde in der Versammlung waren oder nicht.

Hier muß ich noch eine Bemerkung einfügen. Das Appenzeller Recht bestraft jeden Treich, jedes Vergehen, jedes Verbrechen, die am Tage der Landsgemeinde verfallen, mit verhältnismäßig weit härterer Strafe, wie sonst. Der Landsgemeinde ist ein ganz befonderer Friede gegeben. —

Der regierende Yanbmann trat an die Schranke der Tribüne. Es war ein schöner Mann, dem Ansehen nach einige vierzig Jahre alt. Das Gesicht war sehr ausdrucksvoll, etwas trübsalig. Sein Name ist Eutter. Wohin ich hörte und gehört habe, sprach man mit der größten Hochachtung von ihm, von seinem Verstande, von seinem Charakter, von seiner ungeheuerlichen Liebe für das Vaterland. Alle waren darin einig, mochte sie für oder gegen die Revision der Verfassung sein. Wie sehr der Mann diese allgemeine Achtung verdiente, sollte auch sein heutiges Auftreten und Verhalten zeigen.

Die Landsgemeinde begann mit der Eröffnungssprache des Vorkammern.

Sie dauerte fast eine halbe Stunde. Er hatte darin die Veranlassung der außerordentlichen Landsgemeinde zu begründen und die Verträge für dieselbe, also den neuen Verfassungsentwurf im Ganzen und in seinen einzelnen Bestimmungen, namentlich den Hauptpunkten, der Versammlung näher zu erläutern, und dabei besonders hervorzuheben, von welchen Grundfragen und Gesichtspunkten man bei den neuen Vorschlägen des Entwurfs ausgegangen sei.

Der einfache Kaufmann entwickelte in seiner Rede ein Talent, Kenntnisse, Raatomahnische, wie selbst juristische; er sprach mit einer solchen Klarheit, ja mit einer solchen Eleganz des Ausdrucks, und dabei zugleich so allgemein verständlich und so vollständig; er zeigte überall eine solche ehrliche, treue, wahre Wärme für seinen Gegenstand, eine solche Liebe für sein Vaterland und dessen freie Institutionen; es drückte in jedem seiner Worte, in seinem ganzen Wesen eine solche edle Erhebung und Begeisterung neben voller Klarheit und Mäßigkeit sich aus, daß man unwillkürlich von Bewunderung für den Mann hingerissen und mit und von ihm für seinen Gegenstand mit fertigieren wurde.

Ich habe in meinem Leben viele Reden angehört und anderen müssen, amtliche Reden früher als Beamter, parlamentarische Reden in Nationalversammlungen wie in Kammer, in demokratischen, wie in nicht demokratischen, von Demokraten und ihren Gegnern, von Abgeordneten und von Ministern. Gänzlich mochte manche sein, mehr Kunst mochte sie entwickeln, — wie oft freilich die Kunst der Persiflage! — mehr Feuer der Begeisterung — wie oft auch wildes Feuer! — mochte in ihr brennen und flodern; aber wahrhaftig, mein lieber Freund, in Beziehung auf Klarheit, auf Eleganz und zugleich Popularität des Ausdrucks, auf besonnene Wärme, ehrliche Vaterlandsliebe, und vor Allem auf reiche Wahrheit, stelle ich die Rede des einfachen Kaufmannes auf der Appenzeller Landsgemeinde keiner Rede nach, die ich jemals gehört habe.

Er erhob seine Stimme unter der tiefsten, feierlichsten Stille. Nach seinen ersten Worten war auf dem weiten Plage unter all den eifusenden Menschen keine mehr, der nicht jede Silbe hätte verstehen können. Er sprach frei. Er begann, nach allem Brauche, an seinen „Hilfgehenden“ Collegen, an die Landesoberherren, an das gesammte Volk sich wendend:

„Der Yanbmann, meine Herren, liebe und getreue Mitlandleute und Bundesgenossen!“

Wie die Sitzgenossen durch Bünnisse der einzelnen Cantone („Stände“), so laut wieder die meisten einzelnen Cantone, namentlich

Appenzell, ursprünglich durch die freie Verbindung einzelner Gemeinden entstanden, daher noch immer die alte Antee: „Bundesgenossen.“

Er fuhr dann wörtlich fort: „An der letzten Frühlingsgemeinde habt Ihr eine Commission beauftragt, die nöthigen Verbesserungen unserer Cantonalverfassung vorzunehmen. Diese Commission ist dem ihr gegebenen Auftrage mit thätlicher Beiferung nachgekommen. Sie hatte zum voraus Euch eingeladen, ihr eure Wünsche mitzutheilen. Sie hat diese Einladung wiederholt, nachdem sie den Entwurf unter möglichster Berücksichtigung der eingegangenen Wünsche verberathen und Euch denselben zur Kenntnig gebracht hatte. Als sie dann endlich mit ihrer Arbeit zum Abschluß gelangte, übergab sie dieselbe dem ehrlichen großen Rathe, und damit auch Euch, getreue, liebe Mitlandleute und Bundesgenossen. Sowohl die Revisionscommission, als auch der große Rath haben Euch ihre Ansichten, Bemerkungen und Rathschläge darüber offen und freimüthig dargelegt, und diese beiden Körper, gebildet aus Männern des Volke, aus Männern Eures Vertrauens, empfahlen Euch alle die Vorschläge, welche nun heute an eure Abstimmung gelangen, zur Annahme.“

Wenn solche Collegen, wie eure Landesoberigkeit und eure Revisionscommission, wenn solche erprobene, tüchtigere Männer des Volke gesprochen haben, konnte ich wohl schweigen und zur Abstimmung überreiten. Doch euer Vertrauen loht mich an die Spitze dieser hohen Landesoberigkeit gestellt. Daher soll auch ich, und zwar von Angesicht zu Angesicht, treuherzig und offen zu Euch, getreue, liebe Mitlandleute und Bundesgenossen, sprechen. Ja, ich will zu Euch sprechen, einfach und schlicht, nach demjenigen Erfahrungs, die ich während meines Amtlebens, dem ich mit gewissenhafter Dinngebung mich gewidmet habe, zu machen Gelegenheit hatte.“

Der Redner ging nun in den neuen Verfassungsentwurf ein. „Vorab kann ich Euch mittheilen, daß die Revisionscommission von dem Grundsatze ausgegangen ist, daß ohne und Brauchbare an der bisherigen Verfassung, als ehrwürdiges und schätzbares Erbgut unserer Väter, beizubehalten, und das Neue, das der fortschreitende Zeitalter, das veränderte Verhältniß, das eine gehörige Garantie für persönliche Freiheit und Rechtsicherheit fordern, unterer einfachen patriarchalischen Verfassung eben so einfach anzureichen.“

„Daneben wird die neue Verfassung wohl Manchem doch nicht gefallen. Dem Einem wird sie, trotzdem, daß die Abänderungen sich nur auf das Allernöthigste beschränken, schon zu viel Neues enthalten; sie würden lieber gar nichts ändern, und das Alte, gerade so wie es ist, fortbehalten. Sie übersehen dabei, daß alles Menschliche in der Welt, was immer wir haben und sehen, von Zeit zu Zeit der Verbesserung, der Auffrischung bedarf, daß die Zeit nicht mit uns geht, sondern wir eben mit der Zeit gehen müssen. — Anderen hingegen wird unsere Verfassung zu wenig Neues, und zu viel Altes enthalten. Möchten diese aber nicht übersehen, daß jede Verbesserung die Sanction des Volkes haben muß, und daß ein Volk auch unter einfachen patriarchalischen Verfassungseinen glücklich sein kann, vorausgesetzt, daß das Volk in den Verfassungsbestimmungen, die der Schutz der Rechte und Freiheiten des Einzelnen wie der Gesamtheit gesichert sind, wie dieses Alles in dem neuen Entwurfe nun ja der Fall ist. Noch Andere aber, und täusch ich mich nicht, so dürften diese wohl die große Mehrheit bilden, werden in dem Vergleichsagen der Hauptsache nach das erkliden, was eure Landesoberigkeit wiederholt als bringendes Bedürfnig Euch empfehlen hat. Sie werden darin ersehen, daß nicht nur alle die Freiheiten, als das Schützbar in der alten Verfassung auf das Gewissenhafteste wieder in die neue Verfassung übertragen sind, sondern daß auch namentlich das stoffliche Gut persönlicher Freiheit und Rechtsicherheit dadurch neue Stützen, eine weit sicherere Grundlage erhalten haben; und wenn allmählig einzelne Formen, wenn Nebenhandlungen nicht gerade in aller Beziehung so wären, wie jeder Einzelne für sich es vorziehen würde, so werden sie gleichwohl nicht das Wesen selbst, die Verlen, die darin liegen, beeinträchtigen, wohl wissen, daß doch nicht alln Wünsche entsprochen werden kann.“

Der Redner wandte sich dann zu den hauptwichtigsten Einzelheiten des Entwurfs. Es waren die nämlichen, die ich oben hervorgehoben habe.

Was er darüber sagte, werde ich hier nicht mittheilen. Es war — der Natur der Sache nach — von der einen Seite zu sehr tednisch, von der anderen zu speciell örtlich.

Mit besondrer Wärme und, wie es schien, mit besondrer Verleibe verweilte der Redner bei der neuen Institution des Criminal- und Polizeigerichts, und der darauf auch für Strafzaden neu geschaffenen zweien Instanz. Wie er hier, gerade durch seine Wärme, einen gefährlichen Weg betreten hatte, davon nachher noch. Er schloß über diesen Punkt mit folgenden schönen Worten:

„Wie oft überfiehet doch der Mensch etwas, und geräth in Irrthum! Ja, getreue, liebe Mitlandleute, der Fsad des Rechts-ganges ist oft schließig und schmal, der Abgrund rechts und links aber (schauerlich, sowohl für den gewissenhaften Richter, als für die zu Richtenden. Euerer und schüßen wir diesen wichtigen Fsad mit jenen Schutzwachen, die wir zu geben im Stande, die wir zu geben verpflichtet sind! Und wissen wir der Freiheit neue Stützen zu verleihen, wissen wir die Rechte des Menschen und dessen Freiheiten zu sichern und zu befestigen, so möge doch Keiner selbdes ungeprüft nur aus Verurtheil verurtheilt!“

Der so einfach vergessene und darum um so tiefer ergriffene Schluß der ganzen Rede lautete:

„Herr Landammann, meine Herren, getreue, liebe Mitlandleute und Bundesgenossen! Es war mir ein wahres Wohlthun,

zur Erreichung besserer Rechtsmittel, zur Verhütung so mancher Unglücksfälle, zum Schutz und Trefse der Unschuldigen das Meinige gewissenhaft beizutragen; — und in Wahrheit, ich habe das nun nach Möglichkeit gethan —, ich habe gesagt, was mir meine innere Stimme, mein Gewissen geboten hat. Mir ist nun leicht! — an Euch liegt der Entscheld. Stimmet, stimmt frei, wie nach reifer Prüfung auch Euer Bewußtsein Euch gebietet! Dazu verleihe Gott nun seinen Segen! Ja, an diesen wollen wir ihn, den Höchsten, in stillen Gebete bitten!“

Nach diesen Worten trat der Redner von der Brusthoch der Tribüne zurück. Er neigte sich und verließ in stillen Gebete. Die ganze Versammlung folgte seinem Beispiele. Das Gebet dauerte fünf Minuten. Dann trat der Landammann wieder vor. Er hatte sich von dem Weibel seinen Hut zurückgeben lassen und bedeckte jetzt sein Haupt.

Die ganze Versammlung bedeckte sich nach ihm.

Bedenken Hauptes wurde alles Folgende verhandelt.

Es wurde sofort zur Abstimmung über den Entwurf geschritten; er wurde nach der in der Schweiz üblichen Ausdrucksweise „ins Mehr gestimmt.“ (Schluß folgt.)

## Blätter und Blüthen.

**Für alle Schnupfer!** — Es wird in unfern Zeiten von Seiten der Aerzte vieloch gesagt getragen, daß Beschnupfungskühe aller Art immer seltener werden. Man führt eine Menge Kräfte über Abgangsmittel und überhaupt, welche der Gesundheit nachtheilig sein können oder der Verhinderung unterliegen, wie Bitter, Bier, Wein; man verbietet oder beschränkt oder regelt den Gebrauch der glühigen Farben bei Aderlaßwerk, bei Tapeten, Meutau; n. l. n., sowie den Verkauf von Güssen zur Verhütung löthlicher Thiere, man bekommt Vorforschungsfragen, um die Aerzte in Gärtenwerken, Fabrikarbeiten n. l. n. gegen die löthlichen Gemüthe ihres Berufes zu schützen, kurz, man löst die Gelegenheitskrankheiten in Vergessungen überall zu erkennen, wo man sie nur kann.

In der letzten Zeit ist man die Aumerksamkeit der Aerzte wiederum auf eine Vergessungstafel gerichtet worden, die man sich vergessen hätte: ich meine nämlich die Vergessung durch den Gebrauch von bleichhaltigen Schnupftabak. Es werden nun meine schonen Leute sehr leichtlich sagen, daß man ja gewöhnlich in festhaltige und verdauliche Stoffe Saucen zur Verhütung der Schnupftabak anwendet. Allerdings ist dies ganz richtig, wohl aber werden noch sehr häufig die Schnupftabak in Blei verpackt, und es hat sich herausgestellt, daß der Tabak auch aus seiner Verpackung das Blei aufnimmt. Bei der chemischen Untersuchung verdichtete in Blei verpackter Schnupftabak hat sich gezeigt, daß das Schwere von Tabak und die Verpackung gekraute Papier die Auflösung des Bleis nicht hindert, daß die Verbindung des Bleis ebenfalls seinen Schwere gerührt, und daß selbst das Stanniol, das man häufig zur Verpackung anwendet, oft in beträchtlichem Grade bleibaltig ist.

Durch das fortgesetzte Schnupfen des bleichhaltigen Tabaks wird nun das Blei allmählich dem Körper einverleibt, und erzeugt eine chronische Bleivergiftung (Bleichsucht, Bleisucht). Wenn größere Mengen Blei in kürzerer Zeit in den Körper eingeatmet werden, so zeigt sich die nuxer dem Namen Bleisucht, Wasserstoff bekannte Krankheit. Die Kranken werden von heftigen Unterleibschmerzen befallen, die bald schmerz, bebend, inwendig, besonders des Nabels auftreten. Damit ist hartnäckige Stuhlverstopfung verbunden, und es treten zugleich Oelerschmerzen ein, besonders in den Armen, meist gefolgt von Hustelkämpfen, Laufen, Eingeklemmten, leeren Harnen. Gutlich erfolgt Lösung und häufig Schwindel, der am Vorhaben liegenden Strecken in der Hand, Winnter gefellen sich loger Herausstellungen hinzu, und ein Stuhl ist es dann, wenn ein Schlagfluß dem Leben der armen Kranken ein Ende macht.

Die Anfänge der Bleisucht sind erkennbar man gewöhnt an den eigenenthümlich schmerzhaften Nabelschmerz in einem bläulichen Saume an den Zahnkanten. Die Kranken haben meist viel Durst und leiden an übertriebenem Hunger und verhiemten Verdaulichwerden, besonders Verstopfung. Gewöhnlich haben solche Kranke auch eine labile, gelbe Hautfarbe. Günstigerweise sind nun nicht alle Menschen für die löthlichen Einflüsse des Bleis gleich empfänglich, auch treten nicht bei allen Kranken alle die oben angeführten Erscheinungen so deutlich auf, daß sie Gegenstand ärztlicher Behandlung würden. In der Regel zeigen sich bei Kranken, die lange bleichhaltigen Tabak geschnupfen haben, in einem oder 2 bis 3 Wochen bis zu einem Jahre mehrere Reizanfände der oben angegebenen Art, und

allmählich bemerkten sie Krämpfe eine Schwäche in den Fingern, die sich bald als Lähmung, besonders des dritten und vierten Fingers, darstellte. Die Fingern hängen meist herab, und können nicht gehoben und nicht von einander scharf getrennt werden. Hierdurch wird die Hand allmählich in vielen Bewegungen sehr ungeschickt. Durch die Anwendung des elektrischen Stromes auf die einzelnen Muskeln (Faradisation, Gartenlaube Jahrgang 1856, Nr. 36.) ist es gelungen, die gelähmten Muskeln genau zu bestimmen. Diese sind nämlich bei der Bleilähmung unempfindlich gegen den elektrischen Strom, und ziehen sich bei besten Einwirkung nicht zusammen (contractiren sich nicht), während ein gesunder Muskel dies immer thut.

Die zeitliche Behandlung der oben beschriebenen Bleivergiftung besteht nun in saligen Alkalienmitteln, Pflanzensäuren, neben guter Nahrung und Schweißbädern, um das Blei unverfälscht zu machen und wieder gutes Blut zu bilden. Die einzelnen gelähmten Muskeln müssen elektrisch gereizt (faradisiert) werden und erlangen so, endlich oft erst nach Monate langer, mühevoller Behandlung mehr ihre Beweglichkeit, Fülle und Kraft wieder. Von den Schnupftabaken, die bei der chemischen Untersuchung mehr oder minder erheblichen Bleigehalt zeigten, erwähne ich folgende:

- 1) Kapo Nr. 4 von Leuch, in Blei und Papier gepackt.
- 2) Virginia haut-gold von Passiere, Moug u. Comp. in Eisenblech, Blei- und Papierverpackung.
- 3) Tabak von Pfeilich in Berlin, in Blei gepackt.
- 4) Marocco Nr. 1. von Petr. Fernat in Eisenblech, Blei- und Papierverpackung.
- 5) Robillard von Petr. Fernat in Eisenblech.
- 6) Grand Cardinal von Franz Hevart in Eisen.
- 7) Imperatorin Bahia Kapo de Meunon et Comp.
- 8) Kapo d'Hollands von von Polongara Cerecena in Frankfurt a. M.

Dies sind jedoch nur einige bei Gelegenheiten des Erforschungszwecks unterleichte Tabak und es sind deshalb die hier nicht anzuweisen nicht alle als bleiartig anzunehmen. So lange nicht von Seiten der Beherrschten irgend eine Metallverpackung streng untersucht und eine entsprechende Verpackung eingeführt wird, ist aber allen Schnupfern zu raten, daß sie sich ihrem Tabak von einem Behälter vor dem Verbrauch genau unterleichten lassen, um sich vor etwaiger Bleivergiftung zu bitten.

Dr. S. A. Entmann in D.

**Manusk.** der jetzige Besitzer des Bab'nchen Hauses in Freiburg a. L., beachtlich das reichend gelegene Grundstück zu verkaufen. Es läßt sich auf an dieses Haus für alle verfassenden und sonstigen Freunde des alten Lurenbaters so viele Erinnerungen, daß es sich wohl der Mühe lohnt, das schöne, verblüthigste sehr hübsche Haus mit Garten, in dem der alte „Bierewerker“ so viel gearbeitet und labte, in Hände gelangen zu lassen, die tiefen Erinnerungen eines Nennung tragen.

Bei Ernst Reil in Leipzig erschien so eben:

## Das Wasser und seine Quellen.

von Dr. Heinrich Birnbaum.

von

Mit 7 Abbildungen. 11 Bogen. — eleg. broch. Preis 12 Neugroschen.



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redactoren F. Stolle u. A. Diekmann.

Wöchentlich 1 $\frac{1}{2}$  bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Rgr. zu beziehen.

## Kind und Kindeskind.

Aus eine Vorlesgeschichte von G. Nordheim.

(Gelt.)

Das wollte nun freilich Magdalene nicht zugeben und es gab darüber manchen Heppas in der Herrerei. Derweil lernte die Josephe Nähen, Waschen, Bügeln und Schneidereien, daß es ein Spöß war, und die Magdalene dachte: „Kömmt Zeit, kömmt Rath.“

Die Zeit kam und der Rath auch; nämlich das Frühjahr, was die Herrschaft nach Waldenberg brachte. Der Frau von Walden gefiel die Josephe, wie noch keine, seit sie die Magdalene gehabt hatte, und ehe der Vater Arnold nur so recht zur Bestimmung kam, daß ja eigentlich aus seiner Josephe keine Kammerjungfer hatte werden sollen, war sie's schon, und noch dazu eine perfekte.

Das Freilen Marie kriegte gleich eine ordentliche Liebe zu ihr und die Mutter Magdalene erzählte es allen Leuten, die's hören wollten, es war' ihr, als sei sie wieder jung geworden; denn mit ihrer Josephe ging's jalement so, wie's ihr in ihrer Jugend gegangen wäre.

Es war doch nicht Alles justem so, wie bei ihr, aber das konnte sie freilich nicht wissen; denn eslens wurde die Josephe im ganzen Schlosse „Mamsell Etzbe“ und vom Baron Max und vom Jäger Ulrich gar „Freilen Etzbe“ geheißen, und zweitens war's auch darin ganz anders, daß der Jäger Arnold und der Jäger Ulrich ihr Tag und Nacht von einander verriethen waren.

Der Jäger Ulrich hatte, er sagte es selber, einen wahren Narren an der Freilen Etzbe getroffen, aber er war ihr in den Tod hinein zuwerf. Es war ihr auch nicht zu verdenken, denn wenn man den Ulrich und den Baron Max nebeneinander sah, so hätte man nißien kind sein, wenn man den Jäger noch hätte angucken mögen.

Die Frau von Walden meinte, die Josephe wäre für eine Kammerjungfer beinahe zu sein, aber der Baron Max und das Freilen Marie waren anderer Meinung und konnten sie über ihre seine Art nicht genug loben. Wie das Jahr darauf die Herrschaft wieder von der Stadt nach Waldenberg kam, konnten sich die Leute nicht genug verwundern, was die Mamsell Etzbe für einen Staat mitbrachte; sie trug sich schier wie das Freilen, und that auch gewaltig fürnehm. Die Frau von Walden war aber damit nicht zufrieden, und sie kam auch nimmer nach Gleichenberg. — Der Magdalene war das Herz gewaltig schwer, daß die Herrschaft schon über drei Monate in Waldenberg und die gnädige Frau noch mit keinem Schritte bei ihr gewesen war.

Dafür kam einmal der Herr von Walden angeritten und der Arnold konnte sich schier nicht vor Freuden, wie der Brantschuch

vor seiner Thür hielt. Aber gleich an der Thür merkte er's, daß sein gut Wetter war. Der Herr von Walden gab ihm wohl auch die Hand und drückte sie ihm, wie sonst, aber es kam ihm vor, als gackte er bei Seite, als er ihn grüßte. Er brauchte nicht lange zu warten, bis er wußte, wo's hing; denn der Herr von Walden war keiner, der viel Heberlesens machte. Das war eine schlimme Stunde für die Herrerei. Der Herr von Walden sagte ihnen, der Jäger Ulrich wollte ihre Josephe nehmen; sie möchte ihn zwar nicht, aber um der Ehre willen war's doch gut, denn im Schlosse könnte sie nicht bleiben.

Darauf sagte der Arnold:

„Ich weiß, daß der Ulrich ein Palunke ist, aber die Josephe nimmt ihn.“

Dem Herrn von Walden ging's bald so nah, wie den Herrerei, denn er hielt große Stücke auf den Arnold, und wie er wieder auf seinen Brantschuch stieg, den der Herrerei ihm hielt, sah Einer so bleich aus, wie der Andere. Wie er aber droben saß, reichte er dem Arnold noch einmal die Hand und sagte mit einem tiefen Seufzer:

„Da, Arnold, so geht's! Kleine Kinder, kleine Sorgen; große Kinder, große Sorgen.“

Der Arnold wußt's.

Nach acht Tagen kam die Etzbe; die Leute sagten, auf Zuspruch zu ihren Eltern, und es wollte es kein Mensch glauben, wie sie am Sonntag ein für alle Mal mit dem Jäger Ulrich aufgeben wurden.

Am Dienstag war die Trauung. Der Arnold ging herum, wie wenn er von Stein wäre, und sein Resp wurde alle Tage weißer; die Magdalene traute sich nicht, ihn anzusehen, sah überhaupt schier nichts, denn ihre Augen waren ihr wie zugeschwollen, und die Etzbe hatte vom Vater noch kein Wort und keinen Blick bekommen. Nur wenn der Arnold allein mit der Magdalene war, schlug er sich manchmal mit der Faust auf die Stirn und sagte: „Ich wöll' ja Alles tragen, wenn nur der Ulrich kein Palunke war.“

Der Arnold war selbst eine freytrave Seele, drum sah er's den Augenblick, wenn Einer es nicht war; und er hatte es recht gesehen; der Ulrich war ein Palunke; aber dem Arnold war's beschämen, daß er's nicht lange mit ansehen sollte. Anfang Winters ließ die Etzbe ein Leichterchen taufen, das hieß Marie. Der Ulrich war noch Jäger beim Herrn von Walden und mit nach der Stadt gezogen, die Etzbe aber bei den Eltern geblieben. Der Arnold

heb das Kind aus der Taufe, aber schon in der Kirche konnte man's merken, daß er sich immer veränderte, und wie er dabei in die Stube trat, fiel er der Länge lang hin und war todt.

Die Krute sagten, den habe der liebe Herr Gott zur guten Stunde abgerufen. Unser Herr Gott thut Alles zur guten Stunde; aber freilich, die Magdalene und die Serphe, die wußten nicht viel von guten Stunden mehr. Die Herrlerin hätte können in der Wohnung bleiben, bis der neue Herrscher einzog, weil aber der neue Herrscher ihr Ewidam war, so blieb sie ganz drin. Sie zog nur in die obere Stube und da that sie ihr Möglichstes, um der Serphe beizuhelfen. Die hatte es schon, denn dem Ulrich war nicht viel darum zu thun gewesen, immer aus dem Herrenbude zu kommen, und wenn er auch eine schöne Stelle und noch ein Circa-Jahrgeld bekam, so konnte sie ihn doch nicht halten, wie er's im Schloß gewohnt war. Da ging er früh und Abends in's Wirthshaus und der Wirth hielt Wein nur für den „Herrn Herrscher“. Wie hurtig da aus den Kreuzern Goldnen werden und ihrer Wege gehen, das weiß Jeder.

Die Magdalene und die Serphe gudten ängstlich dazu und das nahm der Ulrich übel. Es gab keine gute Stunde mehr in der Herrlerin.

Zwei Jahre, nachdem die Marie auf die Welt gekommen war, kriegte die Serphe den kleinen Karl; sie nahm aber einen Tress aus dem Kindbett mit; die Serge that auch das Ohrige, denn der Ulrich kam bald nimmer aus dem Wirthshause und im Hause ging's immer knapper zu. Sie schlich herum, wie ein Oseppst, und endlich sagten die Krute auch von ihr, daß unser Herr Gott ihr eine gute Stunde geschickt habe. Die Magdalene dachte, das Herz müßte ihr brechen, wie sie an der Leiche von ihrem einzigen Kinde stand, aber sie baute doch dem lieben Gott, daß ihr Kind die Last vom Leben hinter sich hatte; so wußt kann nur eine Mutter.

Ein Jahr lang mußte die Magdalene noch viel von dem Ulrich leiden; da wurde er ihr eines Abends in's Haus gebracht; die Krute sagten, es hätte ihn ein Wüddich erschossen, es gab ihrer auch, die sagten, er hätte es selbst gethan.

Sie wußte, mit der neue Herrscher kam, nimmer in Gleichenberg sein, und zog mit den beiden Kindern nach Weißbach, wo sie her war; das lag doch keine drei Stunden weit von Gleichenberg und Waldenberg, wo die Krute sie im Oßad gefant hatten.

Im Weißbach mußte keins mehr viel von ihr. Es braucht wenig Jahre, so ist ein menschlich Andenten verwich, mit der Wind. Die ersten Jahre bekam sie regelmäßig Geld gebracht, denn der Herr und die Frau von Walden lebten noch; auch wie sie kurz nach einander gestorben waren, kam, von Doren Marz durch den Reutewalder geschickt, das Jahrgeld. Die Magdalene war fleißig, da ging's ihnen gut; fleißig darauf konnte sie nicht mehr so halten, wie sonst, daß Alles klant war und nach was ausseh, denn das braudt Zeit, — bei der Marie war keine Rede von weissen Strümpfen und Füllschern, sie trug aber keine Rappe; das that sie, weil's billiger ist, im kleinen Kopfe zu gehen, und es fingen auch schon mehrere Mädchen an, die Rappe festzulassen. Die beiden Kinder gingen in die Schule und die Nachbarn meinten, es giuge ihnen nichts ab.

Da kam ein Jahr um's andere weniger Geld und endlich blieb's ganz aus. Die Magdalene hatte aber was gepart und arbeitete noch besser; die Marie kam aus der Schule und griff mit zu, da ging's denn noch ein paar Jahr lang; das bischen Oespartes guch fleißig drauf. Auf einmal steigte das „Hörle“ die Nicht und — das nahm so überhand, daß sie bald gar nichts mehr thun konnte. — Sie hatte noch ein paar „gute Stüd“ aus der „guten Zeit“, die gingen eins nach dem andern fort, und bald sah's erträulich genug bei der Magdalene aus, aber reinlich immer. Der Hausherrdienst von der Marie war, daß sie die Wäsche hatte, wenn Osepp im Schlosse waren; sie böglete und kesserte aus und scheidete sich überhaupt keiner Arbeit. Es gehörte erentlich zu ihrem Leben, daß sie nur recht zugreifen konnte; es war, wie wenn ihre Hände es selber wüßten, was auf sie ankam, und das Mädchen war wie glücklicher, als wenn sie vor Arbeit nicht wüßte, wohn. Vom Hörle und von der Mutter war's ihr geliebten, daß sie gen hatte, wenn Alles nach was ausseh, aber es fiel ihr nicht ein, daß es nach mehr ansieh sein sollte, als es bei armen Leuten recht war. Sie selber wußte nicht, daß sie nach was Rechem ausseh, mit sammt ihren kleinen Strümpfen. Der Karl war bei einem Schreiner

• Oseppmutter.

in der Lehre, aber das war ihm arg, denn er wollte parient Jäger werden; das giug fleißig nicht, denn der Schreiner that's ehne Lehrgeld, und weher's nehmen zum Jäger?

Die Kinder hatten's nicht leicht bei ihrem Hörle, denn die Magdalene war nimmer, wie sonst. Der Mangel und die Leiden hatten sie scheidlich verbitert und besonders hatte sie jetzt gerade so einen Haß auf die „Herrnehmen“, wie sie sonst einen Ratten an ihnen gestreßt hatte. Alles, was sonst die Urfade zum größten Lobe war, gab jetzt den Grund zum bittersten Tadel, und sie machte sich ein Geschäft daraus, den Kindern einen Haß gegen sie beizubringen. Beim Karl war es ihr nicht schwer geworden; der weite jeden Augenblick bei der Hand gewesen, das „schlechte Belt“ von der Erde zu zerlegen und damit der Welt einen großen Dienst zu thun; die Welt und Marie glaubte auch Alles, was das Hörle sagte, denn sie hatte einen gemaltigen Respect vor ihr, aber sie dachte mehr daran, wo sie genug Arbeit kriegte, als wie sie die fürnehmen Leute hassen sollte, von denen sie, fleißig immer nur durch die Diensthöfen, doch den Hauptverdienst hatte.

Jetzt nun, gerade an dem Donnerstage, wo die Marie mit dem Karl in's Holz gegangen war, giug's der alten Magdalene eben so erbärmlich, daß der Doctor aus dem Hiedern Ziebrucken schon öfter hätte eintreten müssen. Zu der Apotheke stand eine Rechnung, im Schlosse hatte sie schon lange keine Arbeit gefunden und die Herbsttage waren schon recht kühl; es mußte warm in der Stube sein und von einem Festtage zum andern giug das Holz rein aus. Heute hatten sie den letzten Steden in den Ofen gethan, wie sie fertiggingen, und wie sie ihr Wirttagobrod verzehrt hatten, trieb die Marie den Karl an, er sollte die große Welle an den Halen nehmen und beinschleifen, sie wolle noch die Küße voll Stüdchen und Tammenzapfen lesen und dann aus kommen.

Der Karl that's und die Marie las und las, bis ihre Küße voll war; dann band sie ihre Schürze ab, bereite sie auf den Boden und las wieder, bis sie auch voll war. Nun leunte sie aber vor Kreuzschmerzen sich schier nimmer kuden und sie setzte sich unter eine große Wache, um nach eine Viertelstunde auszurufen, ehe sie bringant.

Sie hatte die Schürze mit dem gestreuten Polze zugewunden und das Büdel lag neben ihr, es dauerte aber nicht eine Minute, so lag der Kopf drauf; auf die Augen fiel's wie Blei und sie schlieffst; sie mußte erschrecklich müd gewesen sein.

Mit einem Male fuhr sie auf; sie hatte keine Ahnung, wie lange sie geschlafen, und dachte, sie wäre gerade erst „eingeschleift“, und wenn nicht etwas in ihrer Nähe geklappert und im Laub gefallt hätte, wäre sie wohl noch lange nicht aufgewacht. Sie traute ihren Augen nicht, denn nicht weiter als fünfzig Schritt von ihr stand ein prächtiger Rehdod.

Er schaute mit seinen klugen Augen nach allen Seiten, als wollte er seiner Sache erst recht sicher sein, dann blüde sich das zierliche Köpfchen und die Zunge leste am Boden. Die Marie merkte erst, daß sie im Sackchen bis an das Rehdohel gerathen war.

Sie sah da und traute sich nicht zu athmen, in der Augst, das schöne Thier könnte fortlaufen; da hörte sie über sich in den Zweigen ein leises Knuden, das Thier fuhr in die Höhe, aber im nächsten Augenblick bligte und kradte es. Das Thier that noch einen einzigen Sprung zur Stucht und im andern Augenblicke lag's zudend am Boden. Das Blei hatte gut getroffen.

Die Marie dachte im Schred, sie müßte selbst getroffen sein, und sich, wie der Schuß fualte, einen gelben Schrei aus; sie leunte nicht von der Stelle, aber ihre Augen richteten sich in die Breite hinaus und sahen ein paar Jäger, dann einen grauen Rehd, dann ein paar Arme, dann ein Gemehr und zuletzt zeigte sich ein braun gekramtes Gesicht mit einem schwarzen Bart. Der Mann, zu dem dies Alles gehörte, hing auf lamter abgetheiltem Asten und wie sie schelten, „auf eingelinten Vöglischen am Banne herunter und stand im nächsten Augenblicke neben ihr, eben so erschredt, wie sie, denn der Schrei der menschlichen Stimme gleich nach dem Schusse hatte ihn den Widmannsmaß aus versetzt.

War die Marie nach dem Schusse erschreden genug, so verging's ihr nicht, wie der Jäger auf sie zu sprang. Er sah aber gleich, daß er den richtigen Vögl geschossen hatte und das Mädchen nur vom Schred so bleich und zitterig unter dem Banne lag.

Der Schwarzbürtige dankte Gott, daß es nur ein Schredschuß gewesen war. Er rüß hurtig seinen Wüffenzanzug herunter und

• Tragteet.

brachte daraus eine Flasche hervor, die er ihr an den Mund hielt. Sie schüttelte sich, denn sie dachte, es wäre Schnaps, und davor hatte sie einen Ekel, weils, weil sie sich noch dunkel erinnerte, was der in ihrer Kindheit für Unglück angerichtet hatte. Aber der Jäger sagte:

„Es ist ja Wein, trink' nur einen Schluck.“

Die Marie war erst auch vor dem Jäger erschrocken gewesen, denn Wänder, der sonst ganz repositiv in der Welt herumgeht, sieht aus, wie ein Menschenfresser, wenn er in seiner Jagdbaut steht, und kibet sich dabei, daß ist das Allerhöchste, noch Wunder's ein, wie was Kares er ausfäh! Der den Kopf neben der Marie geschossen hatte, sah auf den ersten Blick auch nicht zu schön aus, wie er aber mit der Flasche neben ihr kniete und mit freundlicher Stimme und auch freundlichen Augen sagte: „Trink' nur einen Schluck“ da war es ihr, als küßte sie'd ihm gar nicht abstrahlen und als wäre das ein ganz Anderer, als der ihr im ersten Augenblicke den Schreck einjagte. Sie trank einen Schluck und süßte auch auf der Stelle, daß sie wieder Leben in sich hatte. Sie sagte, indem sie tief aufathmete:

„Jept ist mir's gleich besser.“

Der Jäger mußte laut lachen; das passirt einem am ersten, wenn man sich von was erholen will, was gerade nicht zum Lachen war; und bei der Marie sang's auch an, im Munde zu zucken. Wenn man erst eine Menge Salz zusammen gesessen hat, kann man belannt sein, aber manchmal wird man's auch schon, wenn man nur einmal zusammengefaßt hat, und so ging's hier auch. Der Jäger wußte bald, wer die Marie war, und er hatte ihr erzählt, die er mit dem Herrn von Walden auf Anspruch im Schlosse sei. Sie Marie sah ihn dabei wie Iheuu an und sagte:

„Da seid Ihr wohl der Jäger?“

„Ja, ich bin der Jäger.“

„Drum.“

Er lachte wieder laut auf und wollte wissen, warum sie „Drum“ sagte. Sie meinte, weil sie gleich gesehen hätte, daß er kein fürnehmer wäre, denn sonst hätte er gewiß eher nach seinem Bede, wie nach ihr gesehen.

Man konnt's merken, daß er sich das nicht von ihr erwartet hatte; er sah sie eine Weile ganz ernstlich an, dann sagte er:

„Es ist auch wahr, ich hab' meinen Rehdog ganz vergessen.“

Dabei stand er auf und ging nach dem Flecke hin, wo das todt' Thier lag. Der Marie war, als hätte sie was Unrecht's gethan und als müßte sie sagen, er sollte ihr's nicht verüben, aber sie dachte nicht den Muth dazu. Sie blieb sitzen und legte die zwei Hände in den Schooß, derweil sie zusah, wie der Jäger den Hod sich über die Kehel warf, um fortzugehen. Wie er sich nach ihr umdrehte, sagte er:

„Heißt Du denn noch immer sitzen?“

„Da sieh's ihr ein, daß sie doch nun auch heim müßte, und sie sagte:

„Nicht deucht, es muß spät sein.“

„Er sah sich nach der Sonne um und sagte:

„Es wird wohl bald um festh sein.“

Dunkelreih im Gesicht sprang sie auf, raffte ihr Bündel in die Höhe und rannte, was sie konnte, ein Stüde in den Wald hinein, wo sie ihre Klappe hätte liegen lassen. Der Jäger dachte, sie müßte wiederkommen, aber ein paar Minuten darauf sah er sie drücken im Felde auf einem andern Pfade dem Dorfe zu laufen, als wenn es hinter ihr brennte. Wie sie an das Dorf kam, begegnete sie dem Karl. Er sollte ihr entgegengehen; das Fröde hatte Sorge, es wär' ihr was „gepassirt“, weil alle die andern Leute schon um drei Uhr aus dem Holze heim waren und sie allein nicht. Die Marie hatte ja selber nicht gewußt, daß sie ja in die vier Stunden geschlafen hatte. Sie erzählte dem Karl und dem Fröde, wie's ihr gegangen war; da hörte die Magdalene, daß der Herr von Walden in Weisbach wäre. Es gerate die Marie schier, daß sie's erzählt hatte; sie wußte, daß das Fröde auf den Baron Max schlecht zu sprechen war, und es war ihr gar nicht eingefallen, daß das ja der jetzige Herr von Walden wäre. Das Fröde kriegte ihren Stids, bußten und hinterher war das Weigen in den kranken Giebetern schier nicht zum Aushalten. Sie legte sich nach der Band zu und wollte schlafen; die Marie mußte ihr Licht machen und legte sich an's Spinnrad. Der Karl ging zu seinem Meister, dort schlief er.

Der Marie war's ordentlich ein Weisheitsst, daß Alles still wurde und sie mit ihrem Spinnrade allein war; sie hatte was auf

dem Herzen, was sie drückte, und konnte an nichts Anderes denken; da hißt nichts so tragen, als wenn's still um einen wird. Der Jäger war erst so gut mit ihr gewesen und zuletzt, von da an, wo sie sagte „Drum“, hatte er sie mit seinen schwarzen Augen angesehen, als wenn er sie in sie hineinsehen wollte. Lud nun war sie auch noch so einflüßig fortgegangen und hatte nicht einmal „Schöu Dank“ gesagt. Der mußte sie doch für eine rechte Trampel halten; sie hätte vor weisß was darum gegeben, wenn er das nicht gewacht hätte. Sie konnte an nichts Anderes denken.

Da pechte es ganz leise an die Stubenbär, sie fuhr zusammen, daß sie um ein Paar das Stad umgeschiffen hätte. Sonst war sie ja ihr Lebtag nicht so schreckhaft gewesen, aber das mußte der Schuß machen. Sie hatte nicht das Herz, „Derein“ zu rufen, aber es pechte noch einmal und das Fröde rief:

„Wer ist da?“

Die Thür ging auf und ein großer bleicher Mann in einem Mantel gewickelt trat herein. Die Marie zitterte am ganzen Leibe, wie sie seinen Gruß mit „Schöu Dank“ erwiderte. Sie sah gleich, daß sie ihn nicht kannte, aber die Stimme von dem Manne war auch nicht selber, als ihre, wie er mit einem „Guten Abend, Kind“ auf sie trat. Sie sah, daß seine Augen schimmerten, wie wenn Wasser drin flände. Er sagte:

„Ist die Frau Arnold daheim?“

Da bog sich die Gestalt der Frau Magdalene auf ihrem Lager weit vor und sie rief noch einmal, aber mit so lauter Stimme, daß die Marie davor zusammenfiel:

„Wer ist da?“

Der fremde Mann nahm seinen Hut ab, ließ den Mantel herunterfallen und wendete sich gegen das Lager der Marie.

„Kennt Ihr mich noch, Frau Magdalene? Es sind viele Jahre vergangen und mein Haar sieht wohl bald nicht mehr schwarz, zer und wie Curod.“

Es war der Frau nicht möglich, darauf zu antworten; der Stidschusten ließ sie nicht zu Worte kommen und der Fremde sagte, indem er ihre Hand nahm:

„Kommt er zu Euch, Frau Magdalene.“

Aber der Husten wurde immer ärger und die Alte zog ihre Hand harisch weg. Die Marie sprang zu, um ihr das Rücken höher zu rücken und sie hinaufzuheben. Wie's ihr sauer wurde, denn das Fröde hatte seine Last, bog sich der Fremde über sie weg, um ihr zu helfen, und drückte sie so fest an sich, daß sie dabei an was denken mußte, was weit hinaus ihr im Sinne lag und woron sie manchmal träumte. Allenmal aber, wenn sie daran dachte, spannte sich's wie ein eisernes Band um ihre Brust und das Wasser müßte ihr ans den Augen schießen.

Sie sah sich, sie mußte noch recht klein gewesen sein, im Schooße von einer bleichen Frau, die sie fest an sich drückte und mit Händen zudeckete, derweil sie Thränen ihr über's Gesicht liefen. Sie wußte es noch ganz genau, daß ihre Nerven nicht ganz um den Hals herumreichten, daß sie sie aber auch wieder und immer wieder schloß, bis sie ihr im Arme einschloß, und noch heute, wenn sie daran denken mußte, wollte sie alle Mal die Arme ansprengen, und es ging leise, sie wußte es wohl selber nicht, aus ihrem Munde:

„Mein Mutterle.“

Das Fröde war auch gut mit ihr gewesen und hatte ihr manchmal schön gethan, aber sie hatte dabei nicht an's Mutterle denken müßten. Wie der Fremde sie an sich drückte, ging's ihr leise über die Rippen:

„Mein Mutterle.“

Er wachte sich plötzlich und sagte:

„Morgen komme ich wieder, Frau Magdalene,“ und ebe die Marie wußte, wie ihr gesehen, hatte er Hut und Mantel ungenommen und war zur Thür hinaus; die Alte huschte gemiß noch eine Stunde lang, bis sie so hin war, daß sie in die Kissen fiel und einschloß. Die Marie ging in die Kammer daneben und legte sich auch, aber sie mußte immer an den fremden großen Mann mit grauen Haaren denken, und wie sie endlich einschloß, träumte sie von „ihrem Mutterle“. Der Jäger und das er sie für „eine rechte Trampel“ halten konnte, war ihr immer eingefallen.

Arth, wie sie um Fröde kam, wunderte sie sich, daß sie freundlicher war, wie sonst, und ihr nachguckte, wehin sie auch ging, aber kein sagte was von dem fremden Manne und dem Karl wurde auch nicht gesagt. So ging der Tag hin und wie es dunkel war,

um die Stunde wie gestern, brannte die Lampe und die Marie saß am Spinnrad, da pochte es wieder an der Thür und der Waum kam auch wieder. Die Magdalene hatte schon einen Stuhl an ihr Bett stellen lassen und er setzte sich hin. Sie hütelte nicht und glückte fingen sie mit Sprechern an.

„Er hatte sich in der Stube umgesehen und fragte, ob es ihr denn trappig ginge. Da konnte sie erst weiter nichts thun, als mit den zitternden Händen in der Stube herumgingen. Der Baron war, denn der war's, konnte nicht begreifen, warum sie ihn dabei ansah, als wenn er Schuld dran wäre, und sagte:

„Hab' ich Euch nicht genug geschickt?“

Und wie sie sagte, daß sie nun schon seit vier Jahren keinen rechten Heller und vorher auch nur ein Weniges bekommen habe, fuhr er von seinem Stuhle auf, als wenn ihn ein Schlag getroffen hätte, und es ging wie ein Geschloß aus seiner Brust.

Die Magdalene sah gleich, daß er unzufrieden an ihrem Glende war, und wie er ihr nun sagte, daß er ihr jedes Jahr zur bestimmten Zeit das Geld durch seinen Rentmeister geschickt habe, da wachte mit einem Male die alte Liebe zu ihm und den Seinigen in ihr wieder auf; sie griff nach seiner Hand und weinte bitterlich.

Es war kein Zweifel, daß der Rentmeister das Geld mit noch vielem anderen unterschlagen hatte. Seit drei Monaten war er nicht mehr im Dienst. Wie die Magdalene zu Worte kommen konnte, erzählte sie ihm Alles, was sie betrosfen, und wie die Noth gerade jetzt am größten gewesen und daß sie manndmal gedacht, unser Herr Gott habe sie ganz vergessen. Aber der Baron war erzählte ihr auch, wie es ihm ergangen sei. Er hatte Wäb und Kind gehabt und sie verloren, seine Schwester Marie war auch gestorben und nun er alt wüch, war er kränklich und setzte allein in der Welt. Da habe er den Sohn von einem Vetter, der seinen Namen trüge, an Kindesstatt angenommen. Aber im Haus sei Niemand, der ihm die Wirthschaft führe und ein Verr für ihn bade, drum habe er sich ausgedacht, die Frau Ankele solle mit den beiden Kindern zu ihm ziehen. Sie sollte dort ihre gute Pflege und Alles haben, was sie brauchte, und die Marie was das Kind vom Hause gehalten freu.

Die Magdalene traute nicht ihren Ohren, sie konnte auch nichts sagen, aber sie nahm seine Hand und weinte bitterlich. Endlich rief sie die Marie, nahm ihr Hand und legte sie auf die des Barons; aber das war ihm nicht genug. Er nahm sie in den Arm und küßte sie, wie nur ein Vater sein Kind küßt. Ihr kam's vor, als träumte sie, und sie schlang ihre Arme um seinen Hals und sagte:

„Mein Mutter!“

Um Dersel war ein paar Tage lang ein großes Gerede, wie's dieß, die alte Ankele sei jög' wieder nach Waltenberg, aber die Leute sagten, es wär' nicht mehr als töllig, daß der Herr von Walzen für sie sorgte. Der Karl, wie er's hörte, wollt' es partout nicht leiden, aber der Herr von Walzen hatte versprochen, er sollte Jäger werden, und nun war ihm Alles recht. Wer immer die rechten Hütegen trifft, der kann alle Fische auf seine Angel kriegen.

Nach acht Tagen kam ein Wagen von Walzenberg, der holte die Magdalene und die Kinder ab. Vorher hatten sie Alles bezahlt, was sie schuldig waren, und Dersel hatte einen neuen Hütegen gefriegt. Wenn's einem no' noch so schlecht gegangen ist, so wirb's einem doch sauer, wenn man auf einmal weg soll, und es ist ordentlich, als bänbe das Leid fester wie's Glas. Drum, wie die Drei im Wagen saßen, meinten die Magdalene und die Marie bitterlich, und die Leute, die noch Afkisch nahmen, auch. Dem Karl sah man nicht von Trauer an; er sah mit dem Knäcker auf dem Bock und konnte es nicht erwarten, bis es fort ging.

In Walzenberg wurden sie von dem Herrn von Walzen aufgenommen, wie wenn sie alle zu ihm gehörten; im ebenen Stodwerk waren ein paar Stuben für die Magdalene und die Marie eingerichtet, die waren so hell und sonnig, daß ihnen das Herz lagte, wie sie hinein zogen. Der Karl kam zum Höfster nach Wachsenberg.

Die Marie fand auch noch einen ganzen Schron und eine Remede voll neuer Kuzüge und schöner Wäße, sie dachte, von allen den Kindern wäen nur ein Paar, die sie anjehen konnte; so stürchm konnte sie sich nicht trauen. Aber das Fröle war an so was gewöhnt, und nach und nach kam da und dort ein besseres Stück vor, und wurde angezogen. Das Zuliegen gewöhnt sich leicht, nur wenn's rückwärts geht, wird's schmer; drum ist's bei

allen Dingen gut, wenn man erst von unten anfängt. Die Marie hatte immer noch was ausgelesen, und jetzt sah sie schon aus; aber es fiel ihr gar nicht ein, daß sie drum Einmal mehr ansehen konnte; nur manndmal erwischte sie sich dabei, daß sie dachte, ob der Jäger sie wohl wieder erkenne, wenn er sie jetzt säh; aber es war ihr immer traurig dabei zu Muthe, denn sie dacht's nun ganz gewiß, sie säh' ihn nicht wieder, denn in Walzenberg war er nicht, und dann wieder, es wär' so am besten, weil er im Pfien von ihr gegangen war.

Sie hatte vielerlei zu thun, und da vergehen solche Gedanken an besten. Sie mußte den ganzen Haushalt führen, es ging aber Alles am Schürke, denn das Fröle sagte ihr, was sie nicht mußte, und die Leute sagten, sie machte es, wie eine Aite.\*

Der Herr von Walzen konnte die Augen nicht von ihr lassen, und sie hatte ihn so lieb, wie wenn's ihr Vater wäre. Wenn sie nicht beim Fröle war, mußte sie bei ihm sein, und die Leute sagten, er wäe nicht mehr zu erkennen, so vergnügt säh' er aus; denn seit er Frau und Kind verloren hätte, wär' sein Leben mehr von ihm gehört worden. Aber elend sah er aus, und er war auch nicht gesund, nur die Marie konnt' es ihm Alles recht machen, wenn er sich klugte; sie war so leise bei Allen, was sie that, daß er sie gar nicht merken wollte von sich lassen. Dem Fröle ging nichts ab, denn sie konnte haben, was sie wollte, und der Doctor kam alle Tage zu ihr; da konnte die Marie beim Herrn von Walzen bleiben.

Es war schon ein halbes Jahr, seit sie in Walzenberg waren, da wurde der Herr von Walzen in der Nacht erstickt konf. Der Doctor sagte, es wäe die fliegende Gicht, und der Kranke müßte recht in Acht genommen werden. Er hatte aige Schmerzen und die Marie wäch Tag und Nacht nicht von seinem Lager. Die Leute sagten, das wäe dem Herrn sein guter Engel, und er selber, wenn sie sich über ihn hinbog und ihm den Trant reichte, denn er konnte selbst nichts thun, sagte es zu ihr, und zog ihre Stin manndmal zu sich herant, daß er sie darauf sitzen konnte.

Nachts rüde sie einen großen Uebstahl neben sein Bett und wenn er schlief, schloß sie neben ihm; wenn er aber wachte, war sie auch da. Oft schlief er ein und hielt ihre Hand in der seinen; dann fiel ihr Kopf neben der Hand auf's Bett und sie schlief ein.

In einer Nacht war sie auch so neben ihm eingeschlafen, sein Athem war schwer. Der Arzt hatte nun alten Johann gesagt, er sollte manndmal nachsehen, und wenn sich etwas Bedenkliches zeigte, ihn wieder lassen. Um ein Uhr trat der Diener leif: in die Thüre, um nachzusehen; diesmal war er aber nicht allein; über seine Schultern hinweg bog sich das emle Gesicht eines jungen Mannes. Es war bvaun gekrönt und dunkle Haare und Bart gaben ihm noch was von Gruessern. Der Johann riefte sich nach ihm an, und wies mit der Hand nach dem Zweie. Er sah aber schon nicht Andres mehr. Er helte sich leife einen Stuhl herbei, stellte ihn auch neben das Bett und sagte:

„Se, Johann, nun schlafe Du, ich wache vollends.“

Der Aite ging, und er setzte sich. Seine Augen sahen von dem Kranken auf die Marie und von ihr auf den Kranken, und es kam kein Schlaf hinein. Da regte sich der Kranke und gleich war auch das Mädchen da — aber er schlief weiter, und nur die Marie blieb wach. Da nahm eine Hand die ihrige — und sie dachte, sie träumte, wie sie die Augen aufmachte und vor ihr der Jäger lag. Endlich, wie er sie immer ansah und dabei so freundschaftlich nicht, kam es ihr doch vor, als wenn das nicht nur geräumt könnte sein. Sie sagte leife: „Seid Ihr's denn, oder nicht, Herr Jäger?“

Rast hätte der Jäger wieder aufgelacht, aber er that's nicht, denn der Kranke regte sich nun wirklich und schlug die Augen auf. Sein Blick fiel den Jäger und der stand gleich auf vor ihm. Es ging wie eine Veränderung in dem Kranken vor, seine zwei Hände streckten sich aus und er rief:

„Gottlieb, daß Du da bist, mein Betrac! Ich hätte nicht mögen aus der Welt gehen, wenn Du mir nicht die Augen zugedrückt hätst!“

Da ging's wie ein Zittern durch den ganzen Körper von der Marie, sie war aufgesehen, wie der Jäger aufstand, aber sie setzte sich wieder, denn „der Betrac“, das war ja der Neif, der Sohn vom Herrn von Walzen und dem mügte sie Platz machen. Nach einer kleinen Weile, die Beiden sprachen immer zusammen, aber sie hörte nichts, stand sie leife auf und schlich der Thüre zu;



**Thierköpfe aus dem zoologischen Garten zu Berlin.**

1. Virginisches Reh. — 2. Wislambüchlein. — 3. Iltis. — 4. Fuchs. — 5. Felskan. — 6. Kranich. — 7. Gemeiner Seeadler. — 8. Bock. — 9. Centur.  
 — 10. Gepard. — 11. Zweifelhohes Kamel. — 12. Schafal. — 13. Zebu. — 14. Büffel. — 15. Känguruh. — 16. Ase. — 17. Weißhohiger See-  
 adler. — 18. Dambild. — 19. Rurmelthier. — 20. Schwarzer Panther. — 21. Ase. — 22. Grauer Geier. — 23. Gule Geier. — 24. Grauer  
 Heiber. — 25. Silber-Hahn. — 26. Silber-Rabe. — 27. Kaiser. — 28. Fama's. — 29. Amerikanischer Strauß. — 30. Geflechte Hahn. —  
 31. Steinadler. — 32. Giefels. — 33. Geflechte Hahn. — 34. Grauer Hür.

es war ihr, wie wenn sie nichts mehr da zu thun hätte, aber sie war noch nicht bis an die Thür gekommen, da rief die Stimme des alten Herrn: „Marie, bleib da, mein Kind,“ und der Jüger war an ihrer Seite und zog sie zu dem Stuhle an Bettle hin. Der Vater nahm ihre Hand, und legte sie in die des Sohnes und sagte: „Erst Du, Marie, wenn ich fort muß, laß ich Dich nicht allein.“

Sie wußte nicht, was sie sagen und auch nicht, wo sie hingehen sollte, denn ihr Schwindelthau. Sie fühlte nur, wie die Hand des Sohnes sich fest um die ihre schloß und seine tiefe Stimme neben ihr sagte:

„Du sollst mir allein sein, Marie.“

In der Thür aber stand der alte Johann, denn er hatte drinnen sprechen hören, und warnte, der Doctor habe es streng verboten, daß der Herr Baron sich nicht aufregen dürfe. Der Wergen brach auch schon hervor und der Kranke sagte, der alte Diener solle bei ihm bleiben, die Weiden, der Sohn und die Tochter aber sollten schlafen gehen. Sie gingen, aber es sie schliefen? Die alte Magdane munterte sich schier, wie sich die Marie sich anog, denn sie brandete nicht zugucken, ungeheissen zog sie ein Sonntagsgewand an, und es war doch nur ein purer blauer Werkstoff.

Von da an pflegte die Marie nicht mehr allein, der Sohn war neben ihr und in der Krankenstube waren drei glückliche Menschen. Der Vater sah's von Tag zu Tag, wie die Liebe seiner Kinder zu einander wuchs. Die Maria sorgte sich fort für Alles, was er brauchte, und der Werner erzählte ihm und ihr von Allem, was er gesehen und gehört in der weiten, weiten Welt. Was er auch sagen mochte, und wenn sie früher nie davon gehört hatte, so wurde ihr's doch klar und begrifflich. Sie merkte und begriff, wovon sie früher nur so geahnt hatte, daß es eine Arbeit gäbe, die man nicht zu sehen brauchte, und die erst in jede sichtbare den rechten Kern hinein legt, daß ist die Arbeit, die der Gedanke that; je mehr sie das inne wurde, je mehr Respekt mußte sie vor jeder Arbeit bekommen, und je größer wurde ihre Liebe zu dem Werner. Der Werner aber meinte, so glücklich wär' er in seinem Leben nicht gewesen, als wie das fleißige, einfältige Mädchen ihm zuhört, denn das Ehrliche und Herrliche, was man in der lieben Gotteshwelt sehen und hören kann, sehen und hören wir ja erst dann im Sinne Gottes, wenn durch die Liebe des Menschen der göttliche Hauch darin Gehalt bekommt.

Das Auge des Vaters ruhte immer fetter auf den Weiden, aber mit jedem Tage wurde es matter und der Athem wurde schwächer. Eines Abends sah Marie den Herrn Doctor und den Werner immer fragender an, weil sie bemerkte, daß sie sich bedeutende Mühe zuwarfen; ihr Mund traute sich aber nicht zu fragen, und auch die Stube zu verlassen, hatte sie nicht den Muth; da winkte der Kranke sie zu sich heran und sagte:

„Marie, ich muß meinem Werner etwas sagen.“ Und sie verließ das Zimmer.

Der Sohn beugte sich zur Lippe des Vaters, die nur leise sprach: „Du wirst nicht wahr, mein Werner, Du wirst meine Marie nicht verlassen?“

„Nein, Vater, sie wird die Meine sein.“

„Ich danke Dir, Werner; ich wußte es, Du wirst sie zu Deinem Weibe nehmen und nie vergessen, daß sie in meinen letzten Lebensstunden die Braute meines Lebens wurde.“

„Ja, Vater, Marie wird mein Weib werden und ich werde sie lieben für Dich und für mich.“

Ein Nädeln zog über Herrn von Walden's Gesicht, wie er sagte: „Küß mir Marie!“

Sie kam und ihr Auge begegnete dem Blick des Vaters. Sie neigte sich zu ihm und er sagte:

„Habe Dank, Marie, Du warst mein Engel.“

Ihr Kopf schmiegte sich an des Vaters Brust. Es war eine tiefe Stille um sie her. Endlich bog sich Werner über sie, und sie hob den Kopf, um nach dem Vater zu sehen; ihr Blick begegnete aber dem feigen nicht mehr, denn er war gebrochen.

Marie nicht zusammen. Wie Sterben ansieht, hatte sie schon eine ganze Weile mit angesehen, aber den Tod kannte sie nicht.

Werner's Hand legte sich leise auf die Augen des Vaters und wie er sie aufhob, waren sie geschlossen. Marie sah zu ihm auf, da lüchelte er wieder neben ihr und sagte:

„Sieh, Marie, der Vater hat uns verlassen.“

Es zuckte, wie wenn ein Messer sie getroffen hätte, durch ihre Glieder und sie sah ihn mit bitterem Jammer an; aber er legte seinen Arm um sie her, sein Kopf legte sich an den ihrigen und er sagte wieder:

„Nicht wahr, Marie, Du bist nun doch nicht allein, denn der Vater hat Dich mir gelassen, und nun sag' mir's gleich hier neben ihm, daß Du ihm solst und mein sein willst für's ganze Leben.“

Marie hatte viele Monate lang schwere körperliche Aufrengungen ertragen, um sich nur ganz der Pflege des Kranken hinzugeben, und ihr ganzes Leben war ja ein schweres gewesen von Kindesbeinen an; sie hätte aber noch lange, sie hätte vielleicht immer Feld's schweres das Lebens ertragen und nicht eher gemerkt, wie schwer sie sei, als bis alle ihre Kraft drangelegt war; von Arbeit, Entbehrung und Aufopferung konnte sie leben; das ist so bei der Frau, die rein und natürlich aufwächst und ein frisches Herz in der Brust hat; wie aber Werner zu ihr sagte: „Sag' mir, ob Du mein sein willst,“ da ging die Kraft ihr aus; an's Glück muß man sich auch gewöhnen. Sie sah ihn stumm an, als versäub' sie ihn nicht, aber im andern Augenblicke hing sie ihm am Arme und war ohne Leben. Der alte Arzt, der im Schlosse zu Waldenberg schon lange wie ein Freund aus- und ringing, kam gerade recht. Ihn konnte Werner sagen, was sie niedergeworfen, denn daß der Schmerz und die Sorge es nicht konnten, das hatte er an Bettle des Kranken gesehen, und sein Haar war grau geworden unter viel Aufopferung. Er lächelte und sagte: „Tagegen gibt's Mittel.“

Die Magdane wußte nicht, wie ihr geschah, als ein Trauer- und Freudenfest zusammen in ihre stille Stube drang. Sie brüskte die Hände fest zusammen und sagte zu dem jungen Schloßherrn:

„Unser Herr Welt macht Alles recht, denn das Kind weiß von Hoffahrt nichts und drum muß ihm das Glück zusammen aus freier Hand.“

Ob sie wohl glücklich wurden, der reiche Schloßherr und das arme Höfsterskind? Und ob wohl kein von den vornehmen Verwandten die Nase rümpfte, wo der reiche Herr von Walden sie, als sein Weib auch in die Stadt führte? — Lust hatte manches, aber schwer, wie sie, und feiner und klüger gab's keine im ganzen von Lichterglanz hellen Saale der großen Welt, als die Baronin Walden, unsere Marie Ulric; und die Lust hatten, die Nase zu rümpfen, versehen's und lächelten ihr zu.

Vange waren sie aber nicht im hellen Saale der großen Welt, denn sie zog's nach Waldenberg und von da nach Gleichenberg. — In Waldenberg trafen sie nach wenig Jahren die alte Magdane nicht mehr, sie war in Glück und Frieden heimgegangen, aber in Gleichenberg wohnte der junge Herrler Karl Ulrich — und wenn der Herr und die Frau von Walden mit einem Häuschen brenn- und schwarzgeleitetes Kinder dahin kamen, gab es einen Jubel ohne Ende, denn der Dulst Karl wußte jede Klugheit und jeden Pfing im Walde, wo Beeren und Blumen zu finden waren; die mußte er den Kindern der Schwester zeigen, denn er selbst lebte allein in dem Hause, wo er geboren wurde. Das war ein Jubel ohne Ende. Aber es jubelten nicht nur die Kleinen — auch Werner und Marie theilten die Kinderlust — was war ihnen dagegen der helle Saal der großen Welt?

## Ein Besuch im zoologischen Garten zu Berlin.

(Zweiter Artikel.)

Zufolge des ganz glücklich beobachteten Systems einer angenehmen Abwechslung folgen den Nautisieren zunächst wieder die Wiederläufer. Es sind die vier baltischen Rameelle und die Tamirische. Von den erstern beband sich eine schon im Garten, als zwei der übrigen von den von ihrer Klasse aus dem Himalaya zurückgeführten

Brüdern Schlagintweit dorthin geschickt wurden. Das Weibchen davon warf im Garten selbst kurz darauf ein Junges und dieses begegnete sich nun ganz munter und barsam mit zwei ganz netten Nidern derjenigen unter den übrigen herun.

Oewiß wird Jeder das Kamel wußten finden mit seiner häß-

lichen Rückenform, seinem langen, biden Halse und dem stets horizontal vorgestreckten Kopfe, seinen eingeschnittenen Weichen und den plumpen, in breiten Wästen entzogenen Beinen. Und doch gehören alle diese Formen zu den Bedingungen seiner Nützlichkeit. Seine Föder sind nie zum Auspucken umfangreicher Massen gefaßt, mit seinem langen Halse kann es selbst im gewöhnlichen Schritt die am Wege, selbst in Hirschenstapeln stehenden Kräuter erreichen, welche von dem beweglichen gehaltenen Typen und den für einen Wirtel-Länder ausfallenden Röhren passend gepackt werden, selbst wenn sie hochlig sind. Die kräftigen Beine mit den breiten Ballen verbinden das Einstricken in nachgiebigen Boden, und selbst die eingeschnittenen Weichen scheinen allein die eigentümliche Art des Niederlegens und Fügens zu ermöglichen, welche den Kamelen und den in dieser Hinsicht gleichgeformten Lama's eigentümlich ist, und welche denselben gestattet, in liegender Stellung gepackt sich zu erheben. Es ist dabei zu bemerken, daß erst in diesem Jahre der erste energische Versuch gemacht wurde, das Kamel in Nordamerika einzuführen und zum Transport durch wasser- und pflanzenarme Gegenden zu verwenden. Von hundert nach Texas verschifften Kamelen wurde der vierte Theil als Prebe zu einer weiten Expedition verwendet, bei welcher die Thiere schließlich sogar den Colorado schwimmend zu freuzen hatten, und sie bewährten sich auf der ganzen Reise und auch bei dieser letzten Prebe, auf welche man sehr gespannt war, vollkommen, so daß sie möglicherweise von nun an einen bedeutenden Einfluß auf die dortigen Culturverhältnisse ausüben werden und bei dem Anblicke künftiger Karawanen sich Wunder nach Afrika und Westasien der Zeit glauben wird.

Die Dromedare nebena, ein starkes Kamel bildend, bieten durch die Schwärze ihrer Gestalt und oft schon gestellten Färbung einen ansehnlichen Gegenstoß zu den großen unströmlichen Kamelen. Auch sie sind unsern Völkern bereits so geliebt, daß wir sofort und im Auge noch die Schweinewirtschaft in's Auge fassen, welche im vollsten Sinne des Wortes von den grünen und quiekenden Nachbarn nebena geführt wird. Bis hier die Thiere liegt der wilde Eber im Sclamm und, nicht zufrieden damit, ist er mit dem Kiesel noch beschäftigt, neue Quantitäten dieses Materials auf sich zu bringen.

Doch herab — ein dauerndes Geschick fällt uns ganz in der Höhe aus dem biden Gebüsch in's Ohr. Entschieden stehen wir still und stützen uns gemahnt, wie wohl manchmal der Eingeborenen oder Reisende in Afrika in ähnlicher Weise geführt werden mag, vielleicht, um nicht wieder davon zu erzählen. Wir haben uns, und sichtlich sehr mit einem gemächlichen Satze der Löwe, der unsern kommen gerät und lauernd im Sande gelegen hat, uns entgegen! Niemand's fällt man sich so sicher bei diesem Anblicke, daß man nicht seine Schritte hemmt oder gar zurückführt, so wenig denkt man in solchem Augenblicke an das schließende Eingeständ. Da steht er, der Gewaltige, und blüht uns, obgleich Oefangener, herausfordernd und stolz an.

Der vor uns stehende Löwe ist ein schönes und lebensvolles Exemplar. Gleich einer Bronze-Statue schimmert sein glattes Fell in der Sonne und die an Leib und Schenkel hervortretenden feinen Adern vollenden das Werk seiner Erziehung. Straff steht, ein Zeichen von Gesundheit und Kraft, das Rückenmark nach allen Seiten von Kopf und Hals ab und in seinen entzogenen Bewegungen trägt sich das Gefühl der überlegenen Stärke aus. Wie viel mehr scheiden die anderen großen Katzenarten, die sich zugleich hier befinden, in ihren klaffen umher, j. V. der schwarze Panther, welcher, wenn sein schwarzer Kopf mit den grünleuchtenden Augen und den blühenenden Röhren des Beschaues ansetzt, einen wahrhaft diabolischen Eindruk macht! Selbst der Tiger, obgleich gewiß ein schönes Thier und eigentlich das Ideal der Raubthiere, hat weder in Haltung noch Bewegung den Ausdruck des Majestätischen, wodurch der Löwe allgemein beehrt ist. Gerade die größte Oefentlichkeit seiner Thiere, welche er vor dem letzten voraus hat, nimmt dem Auftritte derselben einigermaßen das Entschieden, was die Bewegungen des Löwen besonders kennzeichnet. Zwei andere noch hier befindliche Löwen sind jünger und weniger schön, dagegen gemäßigt das Paar einen herrlichen Anblick, wenn der eine den in ihrem Behälter aufgerichteten Baumstamm erklüftet und von dem andern spielend ergötzt, sich von oben durch klüschne Lagenbeide verteidigt.

Bei dem Anblicke dieser verschiedenartigen Raubthiere aus dem Raupengebüsch wird man leicht an die Stellung erinnert, welche

dieselben dem Ureinwohner ihrer Heimath, sowie dem civilisirten Europäer gegenüber einnehmen. Stetig weicht der Löwe in Algeria vor den Augen der Franzosen, insbesondere des Völkchens G. Arab, zurück, während er bis zu ihrer Ankunft der Schwärze der Araber gemessen ist. In manchen andern Theilen Afrika's, dieser Loaine des Löwen, wagen die Eingebornen gar nicht, sich ihm zu widerlegen, und erst der Europäer oder dessen Feuerzeug wird sein Gegner. In Indien scheint trotz der dortigen Enghäuser der Tiger nur langsam an Terrain zu verlieren, offenbar eine Folge der dortigen Vegetation, und es ist sicher, daß mit der Urdnung, welche durch den jetzigen Krieg dort entstanden ist, auch die Herrschaft dieses „Menschenfressers“ sich wieder erweitert hat. Doch Kriege allemal die Folge haben, ist eben so natürlich als bekannt. Im Winter 1812 — 13 kamen die Wölfe aus Rußland in Folge der Armeen bis in's Innere von Deutschland herein, auch der letzte Krieg in Ungarn hatte eine ungeheure Vermehrung der Wölfe, Füchse, selbst Haren im Gefolge und Jahre gehören dazu, um die Thiere wieder zu verdrängen. Aber auch andere Ursachen können hier wirken, wie denn j. V. in Polen das Verbot des Jährens von Schieferwegen ungesellige Vermehrung der Wölfe zur Folge hat und haben muß. Unzugängliche, dünn besetzte Gegenden sind natürlich Hauptbedingung einer Raubthierzucht, und Südamerika mit seinen Wäldern wird daher gewiß noch sehr lange das Paradies des Jaguar's, jenes dritten Herrschers im Raupengebüsch, sein. In diesem Jahre allein wurden drei bei Rosario, einem am Barana gelegenen Orte, ein Jaguar gefangen oder erlegt, welche bei der letzten Entschimmung dieses Stromes auf schwimmenden Inseln herabgeschwommen kamen, und in Gesellschaft anderer unsreimwilliger Jaguare, aus Arab, Fische, Wasserföhne, den Eingebornen der umliegenden Districten zur willkommenen Beute wurden.

Der Wiese der Raubthiere, neben einem neuholländischen und einem amerikanischen Strauß wohnend, empfangt uns, ohne sich im mindesten in seinem Lagerortören zu lassen. Mit einem groben, von der Spitze seines Rückes gepackten Einwanncappen bepacket, ist er unaussprechlich beschäftigt, sich der ihn plagenden Stacheln zu erwehren. In mächtigen Schwingungen liegt flackernd die eigentümliche Hingewand bald rechts, bald links, bald zwischen den Vorderbeinen hindurch an dem Bauch, manchmal auch auf Schultern und Rücken, von wo er dann abgehüllet und mit dem Kiesel wieder aufzulegen wird, um von Neuem zu beginnen. Manchmal läßt auch der Kiesel den Lampen plöschlos, um ohne Hülfe mit einem gutgezielten mächtigen Schläge ten Feind, dem doch ein Stich gelungen, zu treffen. Zu Dupen ist das Schlachtfeld mit den Zeichen der Gefallenen besät, aber neue Schaaeren stellen stets ihre Liden wieder aus. Freilich, wenn der Elephant seine Kräfte (welche die gewöhnlichen sind) zeigen muß, dann ist er seinen Feindern preisgegeben, aber alles Vermeidbare, j. V. Weisheit, Tact, Kempt, er verweigen auch schnell einige Augenblicke, ehe er es pflichtschuldigst seinem Witter übergibt. Daß übrigens sein Lappen nicht lange vorhält, kann man sich denken, nach Verlauf einiger Wochen muß derselbe stets durch einen neuen, gut geschnittenen ersetzt werden, welche Instandhaltung der Garderobe die Pflicht des Wärters ist.

Merkwürdigerweise scheint beim Anlauf dieses Elephanten für den zoologischen Garten von Seiten des Verkäufers der nicht ganz mißlungne Versuch gemacht worden zu sein, das Thier für ein männliches anzugeben, obgleich bei der Größe des Thieres der Mangel der Stoßhörner schon gar keine Anstalt zulassen konnte.

Nichts hat wohl der Elephant so oft, als das Anschauen und Dammern seiner Nachbarn, der braunen Bären, deren König gleich den Resten eines mittelalterlichen Bauwerkes hinter dem Gebüsch hervortragt. Er bildet gleichsam einen hohen Thron, an dessen Rückenlehnen man auf Treppen bis zu seinem oberen unglücklichen Kande emporgelst und so von oben das Treiben der Zwischener erblickt. Auger zwei nebenan befindlichen Bären wird gegenwärtig die Wohnzucht aus fünf der Familie Pez angehörigen Wirtgliedern gebildet: einer Bärin mit zwei erwachsenen Ebern und deren Zante, sowie einem Hausfreund. In der Mitte dieses gepflasterten Fußbodens und am Rande eines Wasserföhns ragt ein in große Höhe sich erhebender Baumstamm bis zur Höhe des oberen Rauerandes empor, und mit mächtigen Schritten und die Vorderglieder fast wie menschliche Arme gedehnt, steigt sofort einer der jottigen Bärchen bis zur Spitze des Baumes, wenn sich Be-

Jader oben sehen lassen, um die Thiere zu füttern. Mit großer Beherzbarkeit fängt der Obenfügende die ihm zugewiesenen Süden mit dem Mause ober, sind sie für dasselbe unerreichbar, wohl auch mit dem Tagen auf, während die Lebigen unten förmlich aufrecht auf den Hinterfüßen stehen und durch lebhafte Blicke und Thne die Wahnuna, sie nicht zu verfehlen, ausprechen. Die Gemüthlichkeit hört aber, wie überall beim Fressen, auch hier auf, wenn ein hinuntergeworfener Brocken sein Ziel, das offene Einemaul, verfehlt und zwischen die Gekellen fällt. Sehr widerhaarige Löwe, zwischen Getreum, Getreide und Gebüsch mitten inne lebend, sind dann auch für den entferntesten Spaziergänger das Zeichen eines solchen Mißgeschicks und bezeichnen die Stimmung des Veranngegangenen.

Dieses ganze Schauspiel wiederholt sich den Tag über: so oft, als durch das Publicum dazu Veranlassung gegeben ist, denn der Appetit ist stets vorhanden. Bei Gelegenheit des Appetites wollen wir uns auch einmal ausnahmsweise eine wissenschaftliche Bemerkung über die Nahrung der Bären erlauben; dieselbe besteht aus Brod, allen Arten Früchten, Wäßen, Tschentelwurz und anderen Vegetabilien. Ein leinendes Tafelstücken, wenn es zu ihnen herunterfällt, wird sofort und unter großem Beistieher der ganzen Gesellschaft zerissen und verzehet, wie wir dies selbst gesehen; und an einer Tuchmüte, die also doch auch für gut befunden wurde, hat der Vater des erwachsenen Bären - Väterpaars sein Leben lassen müssen. Die Mama dieses wüthigen Paars hatte schon früher mehrmals im Zwinger Junge geboren, es war aber verstant worden, sie abzusperrten, und so war die Mutter nicht im Stande gewesen, ihre Jungen vor dem neugierigen Appetite ihrer Genossen, selbst des Babenvaters zu schützen, bis sie im späteren Falle, gleich einem Fubel das Linnige der Fortbewegung einsehend, aus Liebe oder Verwundung ihre Jungen sehr früh. Beim letzten Male ihres heftungsvollen Inbundes abgesperrt, zog sie aber dann ihre Kinder nun so eisigreicher auf.

Was gloyt und aus dem Leide, der jetzt vor uns steht, für eine schwarze, unbewegliche Masse an? Soll das ein Thie. sein? Ja, gewiß, und sogar ein seit Jahrhunderten in Europa häufiges Thier, der gemeine Büssel; bis an die Kassenpfeife ist er im Wasser verborgen, lebend oder liegend finden die übrigen der kleinen Herde das Gleiche zu thun, und die muntere Wachtel; schaut sich nicht, aus den beweglichen, ungeschlachten Leibern zu ruhen oder Vente zu suchen. Mit seiner stiel verzogtreden Borsthaare, seinen hängenden Ohren und den plumpen, an den knienden jottigen Beinen macht der Büssel den Eindruck einer zwar gewaltigen, aber auch pumphyterischen Kraft, und gleichwohl war der Büsselstier ritterlich genug, als einst von zwei im Garten ausgebrochenen Bären der eine eine Wäffelhah angefallen hatte, dieselbe sofort durch einen mächtigen Stoß, mit welchem er das Raubthier in den Teich schleuderte, von demselben zu befreien.

Diese Wäffel bilden, gleichwie sie nebenan befindlichen Zehn-Rinder, eine kleine, sich immer selbst erziehende Heerde, daher man bei beiden stets Junge antrifft. Wie, obgleich zur Gattung Löwe gehörig, repräsentiren ganz entgegengesetzte; die Wäffel ungeschlachtet und roh, der Zebu von seinem Lau und fast sanfter Blick, jener schwarz, dieser weiß. Während die Hörner des Wäffels nach hinten gerichtet und gezogen sind, stehen diejenigen des Zebu gerade nach außen. Der Wäffel ist berüchtigt durch seine Widerpenigkeit, während die Annendung des Zebus in seiner Heimath die vielfältigste ist und auf seine Ansehnlichkeit schließen läßt. Das Inspectionshaus neben dem Zebus, in welchem der die Aufsicht über den Garten führende Inspector wohnt, enthält in seinem Grezgehöf eine Sammlung größtentheils solcher Thiere, die theils ihrer Empfindlichkeit wegen die bei uns oft veränderliche Temperatur nicht vertragen, theils wegen ihrer Kleinheit diese Aufstellung erfordern. Im zweiten Zimmer stellen besonders die Schlangen, obgleich die hier befindlichen, „Miesenschlangen“ durch ihre Größe nichts weniger als imponiren, wie das auch anderswo oft der Fall ist.

Sehr häufig trifft man es, daß die Thiere mit weissen Ratten oder Mäusen, welche in demselben Zimmer gezogen sind, gefüttert werden. Man sperrt die Opfer einfach in den Wädhler der Schlangen und überläßt es diesen, sich derselben zu bemächtigen. So sehen wir z. B. in einem Käfig einen graulichen Klumpen von drei bis vier durcheinander liegenden Klapperschlangen; eben so viele

weiße und weiß- und graugefleckte Mäuse stettern mähsam, da sie schon durch erhaltene Biße gelähmt sind, über die Leiber ihrer Feinde und an dem Drahtgitter wieder, um sich zu retten. Gerig werden sie von der lauernden Enkelin der gräßlichen Reptilien ver folgt und sobald ein, matt geworden, herabfällt, nähert sich langsam ein bishölicher Kopf und packt ganz gemächlich das unglückliche Thier. Doch die Todesangst gibt demselben neue Kräfte; scheinbar kräut es sich mit der Kraft der Verwundung und die Schlang, dadurch genirt, öffnet ihnen Nachen und entläßt die Maus, um sich vielleicht einer andern zuwenden. So wiederholt sich dasselbe Schauspiel oft drei, vier Mal, auch öfter, ohne das Opfer sich ohne Widerstand ergibt. Schneller geht es, wenn zwei Schlangen zugleich eine Maus erfassen, in wenigen Augenblicken ist dann das Thierchen wehrlos und todt, und die widerlichen Köpfe rücken sich allmählich näher, bis der stärker den andern vringt, ihm die Beute ganz zu überlassen und sich nach anderer umzusehen. Höchst auffallend ist es, daß nicht schon durch den ersten Biß der giftigen Schlangen das Opfer sofort oder doch in Kurzem getödet wird, und es bleibt fast nur die Erklärung übrig, daß bei dem langlamen Anpacken die Gift-jähne nicht wirken können, was bei einem schnell verzeigten Biße jedenfalls geschehen würde. Daß der Anblick dieser geschilderten Szenen ein höchst widerlicher ist und viel Ueberwindung erfordert, wird man übrigens gern glauben.

Unsere einheimischen Schlangen, die giftige Kreuzotter und die unschädliche Ringelnatter fehlen natürlich niemals, so wenig, als die schöne grüne Eidchse außer dem Vaterlande.

Die großen Raubvögel, von denen wir außer dem Uhu noch keinen haben, bestanden sich an dem weiter betretenen Gartenwege in einer Reihe nebeneinander angebrachter Käfige. Stumm und ruhig sitzen die zu den Andern gehörigen Thiere auf ihren Wädheln, kos den Kopf in fortwährender Bewegung nach Altem, was irgend auf fällt, und das Auge im feinsten Glanze leuchtend. Die Geier hingegen, durch ihre gewöhnlich munteren und krummen Krallen mehr dazu beschäigt, halten sich öfter auf dem Boden auf, und die an das Schnattern der Gänse erinnernde Stimme des wipfligen Gänsegeiers ertönd häufig, wenn er sich mit seinen Genossen um die Reste der Mahlzeit herumstreift. Alle diese Vögel kann man nur in ihrer Freiheit kennen lernen; der Flug ist es, in dem sie als das in seiner Art vollkommene Thier erscheinen, und der Gesangene ist nur das hieße Bild seiner selbst, weil das belebende Element ihm genommen. Ein unwäthmiges Gefühl überkommt den Beschauer, wenn er die riefigen Contoure sich am Boden um sich selbst drehen sieht, sie, die in ihrer Heimath noch hoch über den Gipfeln der Auen im Aether schweben und keine Ferne kennen.

Bei der Colonie kleiner Raubthiere angekommen, stellen sich uns die Gebrüder Reineck, obgleich höchst unfeinwillig, vor, und der bloße Anblick der immer scheuen, immer läug lauernden Gesellen läßt ihnen Alles zutranen, was man demselben nachsagt. Sehen nicht alle Lebigen, die Waschbären, der Bombat, der Schakal, selbst der graue Pelaricus wie Vieremänniger da gegen aus? Nur die Warber mit ihren fast schlauartigen sich windenden Leibern zeigen ein Abwärtiges stilles Gebahren, aber nicht entfernt kann sich in dieser Beziehung der Ausdruck ihres Kopfes mit dem eines Hundes messen.

Das vollendetste Bild eines hieheren Bürgers ist indess jedenfalls der Dachs; er kennt keine krummen Wege, als höchstens die seiner unterirdischen Gänge, er schneidet nicht leise einher, sondern tappt, allen hörbar, mit seinen langen Grabestacheln laut genug auf seinem Reineren Boden herum, denn ihm plagt nicht das böse Gewissen seines Betters. Leider ist die Gelamtheit sehr selten, diese Beobachtungen zu machen, denn man hat aus zu weit getriebener Nachsicht für seine Reigungen ihm einen unterirdischen Raum angemauert, in welchem er wohl den ganzen Tag verbringt, und nur des Abends zum Vorschein kommen soll. Wer übrigens Dachs und Fuchs gesehen, wird finden, daß in dem altdeutschen „Reinnde Fuchs“ die Charakterzeichnung dieser Thiere ganz vortrefflich gelungen ist.

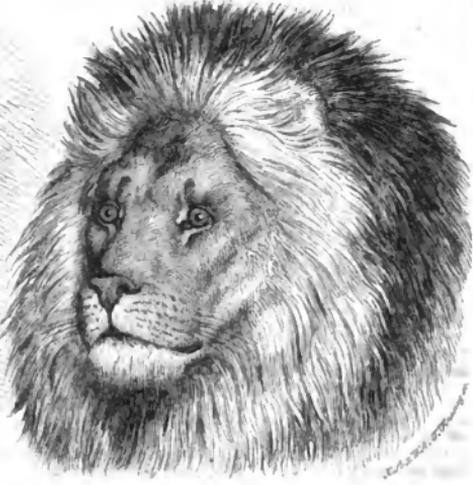
Weiterhin nehmen neue noch nicht gesehene Raubthiere unsere Aufmerksamkeit in Anspruch, voran die gestreifte Hyäne, dieses merkwürdiger Weise immer noch Vieien als furchtbar geltende Thier. Man sieht hier schlagen, wie schwarz es ist, einmal ein verzerrtes Irthümlicher anzusehen. Da glauben doch Wände, daß die Hyäne Löwen und Tigern bekämpfe und, was des Lustnuss mehr

ist. Man übersieht dabei, daß schon die Beine des Thieres durch ihre Form verrathen, wie wenig es selbsten Kampfe gewohnt ist. Nach den Berichten des Ehrenwürdigen Gerard in Algier ist hont die Hyäne nicht gefürchtet, sondern verachtet, gleichwie die Jagd auf sie, und alle Schilderungen von wahrheitsliebenden Reisenden scheinen damit überein zu stimmen. Ein neuerer Reisender in Sid-Afrika, Livingstone, hat sie des Schießens gar nicht werth erachtet, sondern einen ganzen Trupp in die Flucht gejagt, indem er der verdorsten den Heststuh auf den Kopf warf. Diese Verachtung des Thieres ist auch nicht Auffälliges. — Nur todte oder sterbende Thiere fallen der Hyäne zur Beute, denn sie hat schwerlich den Muth, einen wirtlichen Kampf zu bestehen. Die auf Schlachtfeldern, auf den Wegen der Karawanen, in den orientalischen Städten liegenden Leichen sind ihr, gleichwie des Geiers Futter. Dazu hat sie ihr starkes Gebiß, aber nicht zum Kampfe. Auch sind die Beobachtungen in Menagerien stets geeignet, den Glauben an ihre Furchtbareit umzustößen. Das „Dressiren“ hat, so weit ihre Intelligenz dazu reicht, jedenfalls in Bezug auf ihre Gefährlichkeit nicht viel Schwierigkeit, natürlich ist es aber im Interesse der Menageriebesitzer, dies dem Publicum zu verhehlen und im Gegentheil das

Charlottenburg, der andre, immer verfolgt, bis in den botanischen Garten. Dort, durch einen Leich schwimmend, empfing er am Ufer von einem auf ihn wartenden Gartenarbeiter einen Schlag auf den Kopf, der ihn leblos niederstreckte. Gebunden und zur Transportport, hat er sich aber vollkommen wieder erholt, und befindet sich nebst dem andern Zurückgebrachten wieder im alten Käfig. Ganz fruchtlos die Zähne fleischig geht der eine immer an seinem Cameraden verüber, welcher vielleicht über neuen Huchtplänen brühet.

Nach den Versicherungen der Wärter übrigens wüßten die Huchtlinge wahrscheinlich ohne große Schwierigkeit von selbst wieder in ihren Behälter zurückgekehrt sein, wenn sie nicht der entstandene Lärm schon gemacht hätte, wie denn z. B. einer der bereits erwähnten stüchig gewordenen Bären gleichfalls sich wieder freiwillig in seinen Zwinger zurückbegab.

Der Anblick des Wolfes ruft gewiß bei Manchem das alte und doch immer noch anziehende Thema von der Abstammung des Hundes, überhaupt anderer Hausthiere wieder wach. Obgleich die Hämmung des Hundes ein Eitel Culturgeschickte ist, so erstickt doch, wie es scheint, dafür leblich die nackte Thatsache. Ueber das Wie, Wann, Wo und ob das Urthier wirklich ein Wolf ist, wie



Tiger- und Löwenportraits aus dem zoologischen Garten in Berlin.

Thier so furchtbar als möglich zu schildern. Außerordentlich häufig muß übrigens die gestricke Hyäne in ihrer Heimath sein, denn in jeder, fast selbst der kleinsten Menagerie hat man Gelegenheit, das widerliche Thier, das das Gepräge seiner Lebensweise schon im Aussehen trägt, zu sehen.

Durch die meisten deutschen Zeitungen aus dem letzten Frühjahr die Nachricht, daß drei Wölfe aus dem zoologischen Garten zu Berlin ausgebrochen waren. Einer davon wurde in Charlottenburg erschossen, die andern hatte man, den einen sogar noch im Garten, wieder eingekerkert. Man mußte geneigt sein, zu glauben, daß den Thieren die Flucht nur durch die nachlässig verschlossene Käfigthüre möglich gewesen sein konnte. Dem war aber nicht so, sondern sie hatten sich unter den Steinen, welche das Fundament ihres Eigenthümers bilden, durchgewühlt und die etwa lockern Steine herausgehoben. Der Anführer, welcher in dem gerade sehr zahlreich besuchten Garten entkamen war, und die lärmende Verfolgung hatte die Thiere so sehr gemacht, daß, wie schon gesagt, nur einer nach starker Gegenwehr von dem Wärter im Garten selbst konnte ergriffen werden; die andern überbrangen die an vielen Stellen besetzte Umfassungsmauer und flohen, der eine dem Tode entgegen nach

Manche wellen, scheint wenigstens bis jetzt Gewisses noch gar nicht zu bestehen. Ebenso geht es mit den meisten, insbesondere den wichtigsten unserer andern Hausthiere. Besondere merkwürdig ist jedenfalls, daß das Menschengeheiß schon in den ersten Anfängen seiner Entwicklung dieselben Thiere mit diesem Bild gekannt und zu seinen Zwecken geahmt hat, welche auch noch jetzt bei den enorm entwickelten Culturverhältnissen die unentbehrlichen sind und veranschaulicht bleiben werden. Alle neuere Versuche, der seit Jahrhunderten festgestellten Zahl unserer Hausthierarten neue hinzuzufügen, scheinen zu scheitern und nur die Ausbreitung der alten zu glücken, und es muß daher der Eitelkeit des Menschen schwer werden, sich von der Ansicht zu trennen, daß gerade diese Thierarten ganz extra für ihn geschaffen seien.

Wir sehen noch die Beutelratte, den berühmten Ichneumon, dessen intimes Verhältnis zu den Krotobilearen auch bereits durch den Aritat-eisernen Drehm auf Null reducirt ist, den Luchs mit seinen feinen Ohrenspitzen, und außer einer Himalayalage nach zwei junge wilde Kagen aus dem Parz.

Und nun, lieber und ermüdet Leser und Besucher, wenn Tu eine Erinnerung aus Robinsons aufschreiben willst, so begiebt und

wach auf dem letzten Gange zu den Plama's, tritt aber nicht zu nahe, denn f. nst spürt er das bobhafte Mäuschen sich hämmern seinen Sprinkel sofort in's Gesicht. Gleich glücklicher Vater den vier schönen Kindern, deren eines fast ermachen, obgleich Thier einer liebendwürdigen, schüßelgemachten Gattin, ist dieses Thier doch so bös, daß man fast wie vor einem Kahlbire zurückfährt, wenn es, sich hämmend, das Gitter zu überspringen sucht, und die Zähne des Unterlefers dabei drohend zeigt. Und dabei ist es ganz oder ziemlich stumm; wir müssen das Letztere annehmen, denn es ist außerdem sehr unelastisch, mit welcher Genauigkeit zielen es seinen Sprinkel wirft. Schöne Thiere sind es insofern, diese Plama's; alle Formen einmen zwar an das häßliche Kameel, aber alle sind zur Schönheit umgewandelt. Besonders die prachtvolle Haltung des biegsamen Halses geben dem Thiere ein stolzes Ansehen, und der leichte elastische Schritt, in dem es die sein getrimmte Beine bewegt, vollenden diesen Einrud. Eine schöne Staffage der Landschaft werden sie daher jedenfalls bilden, wenn die beabsichtigten Versuche der französischen Regierung, sie auch auf dem Atlas einzuführen, gelingen sollten.

An dem benachbarten Khybaar verübergehend, sieht uns noch das Singurukh zur Betrachtung an, leider jetzt blos eins, so daß die Gelegenheit, die famose Bewegungsdier dieser Thiere zu sehen, eine seltene ist. Früher lebte hier ebenfalls ein kleines Rudel dieser merkwürdigen Geschalten, und man konnte oft die mit den

langen Hinterbeinen ausgeführten gewaltigen Sätze beobachten, wenn die Thiere sich gegenseitig verfolgten. Dieses einzelne Exemplar hat natürlich nie Veranlassung dazu, die größte Schnelligkeit zu entwickeln. Immerhin bleibt es aber selbst fliegend eine höchst auffallende Erscheinung; besonders wenn das Thier mit den hinteren gewaltig entwickelten Gliedern dem Beschauer näher liegt, kommt das Ganze dem Auge immer wie eine ungeheure perspectivische Verklärung vor, so klein sind die vordern Glieder im Verhältnis zu den hinteren und dem langen, muskelreichen Schwelz.

Die Urheber des schrülen Geschreies, welches uns öfters in die Ohren getönt hat, sehen wir noch im Verlaufe des Gartens, es sind Zea-bler in verschiedener Altersstufe. Auch ein wichtigster Sealarer aus Nordamerika, ein schöner Vogel, ist gleichfalls seit Kurzem hier und erinnert uns an Franklin, welcher das Thier, wohl weil es ein Raubvogel, nicht in dem Wappenschild der Vereinigten Staaten angebracht wissen wollte und, ireen wir nicht, dafür, aber ohne Erfolg, den Todtstaba vorschlug.

Doch genug, wir fürchten obeneid nicht ohne Grund, schon längst die Geduld des Lesers ermüdet zu haben. Gleichwohl ist vielleicht die Bitte um Nachsicht gerechtfertigt, da es uns darum zu thun war, ein einigermaßen vollständiges Bild des Institutes in seinem gegenwärtigen Zustande zu geben und zum Besuche anzuregen.

## Eine Schweizer Landesgemeinde.

Brief an den Herausgeber der Gartenlaube vom Dr. J. D. S. Zentze in Zürich.

(6018.)

Eine Debatte der Landesgemeinde über das Gesetz fand nicht weiter statt. Der Entwurf war, nach Vorchrift der Verfassung, längere Zeit vorher — die Verfassung fordert mindestens vier Wochen — nicht nur von allen Kanzeln des Landes verlesen, sondern auch durch den Druck in Jedermanns Hände gebracht. Die Regierung hatte außerdem in mehreren Druckschriften in speciell eingehender Weise ihre Ansicht darüber lauth gegeben. Die verschiedenen Sitzungen des Landes hatten über die einzelnen Artikel nach allen Seiten sich ausgesprochen. Die Landesgemeinde hatte, nach dem Rekrate des Landammanns, nur noch abzustimmen, zu mehrern, anzunehmen oder abzuwehren.

Der Landammann ver kündete vorab, welche Fragen, und in welcher Reihenfolge, gestellt werden sollten.

Die erste Frage war, ob der Verfassungsentwurf im Ganzen oder artikelweise ins Mehr gesetzt werden solle. Danach hatten die weiteren Fragen sich zu richten. Die Revisionscommission sowohl als die Regierung hatten aus mehreren Gründen eine artikelweise Abstimmung gewünscht und vorgeschlagen. Der Landammann unterstützte den Wunsch. Der hauptsächlichste Grund war, daß so Keiner in der Manifestierung seiner freien Ueberzeugung irgendetwas beschränkt werde.

Nachdem der Landammann die nöthigen Erläuterungen hieüber gegeben, erklärte er, daß der Landweibel nunmehr „das Mehr über die zu stellenden Fragen aufnehmen werde.“ Sofort trat in seinem halb schwarzen und halb weissen Mantel der zur Seite hinter ihm stehende Landweibel an die Schwanz vor, und stellte in folgenden Worten die erste Frage ins Mehr:

„Wem es wohlgefällt („Wem's wohl fällt“, sprach er es aus), daß der Entwurf in seiner Gesamtheit, und daß nicht jeder einzelne Artikel derselben ins Mehr genommen werden soll, der hebe die Hand auf.“

Die Hände der für die Frage Stimmmenden erhoben sich.

Es mußte die Gegenprobe gemacht werden.

„Wem es wohl gefällt, daß nicht der Entwurf in seiner Gesamtheit, sondern daß jeder einzelne Artikel besonders ins Mehr genommen werden soll, der hebe die Hand auf.“

Die Hände der dazu Stimmmenden erhoben sich.

Das Resultat der Abstimmung war zweifelsaft. Der Landammann erklärte das, und daß er die Fragen noch einmal zur Abstimmung werde bringen lassen.

Dies geschah ganz in der vorigen Weise. Das Resultat war wiederum zweifelsaft.

Es wurde noch einmal verfahren, wie vorher. Ein klar erkennbares Mehr ergab sich diesmal für die Abstimmung des Ganzen, und der Landammann ver kündete es.

Der Landweibel trat wieder vor:

„Wem es wohlgefällt, daß der der Landesgemeinde vorgelegte Entwurf der Verfassung noch besonders vorgelesen werden soll, der hebe die Hand auf.“

Keine Hand erhob sich. Bei der Gegenfrage erhoben sich alle Hände.

Der Landammann ver kündete das Resultat.

Der Landweibel rief die Hauptfrage auf:

„Wem es wohlgefällt, daß der Entwurf zu einer Verfassung, wie er von der Revisionscommission ausgearbeitet und der Landesgemeinde vorgelegt worden ist, augenommen werden soll, wenn das gefällig ist, der hebe die Hand auf.“

Auf dem weiten Plage unter allen den Tausenden von Menschen herrschte eine Stille, daß man einen Apfel zur Erde fallen hören. Die Versammlung dieser dreizehn zwölftausend freien Männer grüßte in diesem Augenblicke einen feierlichen, erhabenen und erhebensten Anblick. Ein Jeder war sich seiner Freiheit bewußt, war sich bewußt, daß er in der Ausübung eines der erhabenen Rechte für Freiheit sich befand.

Drei Trittsteie der Anwesenden erhoben die Hände.

Das freie Volk von Appenzel hatte sich eine neue Verfassung gegeben. Freilich nur neue Formen für die bessere Erhaltung seiner Freiheit. Denn die Freiheit selbst hatte es, unangefastet und ungeschmälet, schon seit Jahrhunderten.

Der Landammann ver kündete das Resultat. Es wurde mit der vollen bewußten Ruhe aufgenommen, neuer der es entstanden war.

„Was war nur noch die Frage zu stellen, wann, ob namentlich mit der nächsten eventuellen Landesgemeinde im Frühjahr 1859, die neue Verfassung in Kraft treten, und der große Rath die hierauf hin behebenden Anordnungen treffen solle?“

Die Frage wurde gestellt, wie die vorigen, und einstimmig bejaht. Damit waren die Geschäfte der Landesgemeinde beendet. Noch einmal trat der Landammann vor. Er entließ sie sein Haupt. Alle Anwesenden nahmen ihre Hüte ab. Der Landammann sprach:

„Herr Landammann, meine Herren, liebe, getreue Mitlandente und Bundesgenossen! Ihr habt ein wichtiges Gesetz beschlossen. Ihr habt als freie Männer, als freie Eigennesen, Euch eine neue Verfassung gegeben. Möge nun dieses neue Gesetz lange Zeit Gütes für und unter Euch wirken! Möge es Eure Freiheit und

Euren Sinn für Freiheit befestigen, bis einst ein glückliches Fortschreiten Eurer Zustände und Verhältnisse und der mit ihnen stets fortschreitende und sich entwickelnde Geist des Volkes wieder neue, bessere Institutionen für das Volk fordert. Das walt' Gott!  
„Und hiermit erkläre ich diese außerordentliche Landesgemeinde für geschlossen.“

Er bedeckte sich. Mit ihm alle Andern.  
Die Landesbeamten zogen in dem frühern Zuge zum Pfarrhause zurück.

Die Landesgemeinde löste sich auf.  
Es war um der Kirchuhr noch nicht zwölf Uhr, und das Ganze hatte mithin keine Stunde gedauert.

Ein wichtiges Geleg war in der Stunde beschloffen, ein großes Werk war gethan.

„Die Augen von Europa sind auf und gerichtet!“ Wie oft hörte man und hört man noch die Phrasen in deutschen und andern Kammern und Männerchen!

Rein Mensch in Appenzell dachte daran, daß Europa auf die Landesgemeinde in Hundswyl vom 3. October sehen werde. Noch weniger wurde ein Wort darüber laut. Europa sah auch nicht dahin; außerhalb der nächsten Cantone der Schweiz kein Mensch in der Welt. Europa wird auch ferner nicht daran denken, dem kleinen Cantone zu seiner „Erzwingungssacht“ Glück zu wünschen.

Aber Europa hätte wohl auf den grünen Rasenplatz in dem Alpenortse Hundswyl, auf den klaren Sonnenmorgen, auf die hohen Berge und Alpen ringsum, und auf die zwischen diesen Bergen auf der grünen Matte versammelten „ehr- und wechhalten“ und freien etc. bis zwölftausend Appenzeller Männer die Augen richten mögen, wie sie so klar, so ruhig, so besonnen, so frei, ihr großes Werk der Freiheit begannen, durchführten und beschloffen.

Auch ein Volk klein an Zahl kann groß sein!  
Die Landesgemeinde war beendet. Aber ich muß Ihnen doch noch Einiges von ihr erzählen.

Die bei weitem größte Mehrzahl der Anwesenden begab sich unmittelbar nach der Auflösung auf den Rückweg nach Hause. Nur verhältnißmäßig sehr Wenige blieben noch im Dorfe zurück.

Ich wollte den Tag noch bis zu dem höchsten St. Gallen, das ich seit mehreren Jahren nicht gesehen hatte, und ich nahm deshalb Abschied von meinem freundlichen Begleiter Grunholzer, um, gleichfalls ohne weiteren Aufenthalt, meine Wanderung durch das Ob- und Nid-Appenzell anzutreten.

Mein Weg führte mich in den größten Zug der Zurückkehrenden, durch und vorbei an den belebten Dörfern von Stein, Truten und so weiter. Ich hatte noch einzelne Begleiter bis in St. Gallen hinein; sie waren aus dem Baccorte Thoden jenseits St. Gallen.

Von den wunderbar schönen, fruchtbaren, reichen Gegenden, von den wilden Schluchten, durch welche Bäche und kleine Flüsse tief unten im Grunde anstohen, von den grünen Wiesen, Weiden und Alpen, von den hohen Bergen, malerischen Tälern, Sees- und Alpbächen und so weiter, von dem Allen, was ich auch auf diesem Wege so herrlich sah, will ich Ihnen nichts erzählen; ich konnte fast nur wiederholen, was ich Ihnen von dem Wege nach Hundswyl gesagt habe.

Aber von den Menschen, die von der Landesgemeinde zurückkehrten, habe ich Ihnen noch Einiges zu berichten.

Als wir die Höhe zwischen Hundswyl und Stein erreicht hatten, sah man sie rund umher auf allen Anhöhen, in allen Wäldern in unüberschaubaren Hagen auf den isomalen Bergspalten dahingehen. Wie am Morgen alle die Menschenströme nach dem Einen Punkte von den hohen Bergen sich ergossen hatten, so fügen sie jetzt von dem Einen Punkte aus nach allen Seiten und Richtungen die hohen Berge wieder hinan. Nach stundenlang konnte man durch neue Thäler, auf neuen Anhöhen diese Ströme verfolgen.

Und Alle waren sie eben so erdentlich und ruhig, wie auf dem Hinwege und auf der Versammlung selbst. Fast Jeder trug seinen Regen, um leichter in den Bergen marschiren zu können, in der Hand. Es waren in den Hagen der Heimkehrenden viele junge Leute. Aber nirgends sah man auch nur ein heftiges oder Hand- thieren mit dem Gewebe, nirgends ein Rennen, Ringen, Reden oder dergleichen, nirgends hörte man ein wüthes Schreien, nur ein überlautes Wort.

Und man sah es den Leuten an, nicht etwa die Furcht vor dem Gesetze, das Gesetz und Verbrechen am Tage der Landesgemeinde mit doppelt schweren Strafen bedroht, wirkte auf sie ein,

die feierliche Stimmung des Tages war es vielmehr, das bewußte oder unbewußte Gefühl des schönen Tages, des großen Werkes, das sie als freie Männer angeführt hatten.

Dabei war die Achtung anzusehen, die die jüngeren Männer vor den älteren hatten. Ein ganz alter Greis ging mit in dem Zuge. Er war noch körperlich rüstig, aber den Geist hatte das Alter wohl etwas angegriffen. Er mußte die Andern von mir haben sprechen hören, und so machte er sich an mich heran.

„Der Herr ist aus Elbling?“ fragte er mich.  
„Er meint die Stadt Elbling.“  
Ich antwortete ihm „Nein.“

Ein paar junge Männer waren dicht bei uns. Sie lächelten, so wie er die Frage an mich richtete. Aber gutmüthig, leise, daß er es ja nicht merken sollte. Einer von ihnen zog mich auch so auf die Seite:

„Er ist ein alter Soldat, der mit den Franzosen in Rußland war. Sein deutes Wort ist Elbling.“

Der alte Soldat erzählte mir nun selbst, wie er im Jahre 1812, aus der Russischen Campaigne zurückgekehrt, in Elbling krank geworden und längere Zeit im Quartiere gelegen habe. Und trotz meines Verneinens blieb er dabei, ich müßte aus Elbling und gar ein Sohn aus dem Hause sein, in dem er im Quartiere gelegen habe.

„Das sagt er zu jedem Fremden,“ stießte der junge Mann mir wieder zu. „Zonst ist es ein braver Mann.“

Das war Alles, was über den Mann bemerkt wurde. Wo anders in der Welt hätten mitten in einem Volksbanne die höchsten Berge des Grenzes nicht Spott und lautes Gelächter hervorgeufen? —

Einm war auf dem Rückwege anders, als auf dem Hinwege. Es wurde jetzt überall von der Landesgemeinde gesprochen, von ihrem Resultate, von den einzelnen Kritiken. Mit der Annahme der Verfassung waren Alle einverstanden, die ich hörte. Mit einzelnen Kritiken nicht, und sehr Viele hätten deshalb eine arithmetische Abstimmung lieber gesehen. Aber ein Streiten hörte man auch jetzt nicht. Niemand traten die Leute aus ihrer Ruhe heraus.

Sie warteten in ihren Gesprächen sich auch an mich.

„Der Herr war mit dem Herrn Grunholzer gekommen? Der Herr hatte noch keine Landesgemeinde gesehen?“

„Nein, noch niemals.“

„Nun, wie hat es dem Herrn denn bei uns gefallen?“  
So konnte ich Theil nehmen, und ich habe manches Interessante. Gegen die Schaffung des Obergerichtes hatten sie vorzüglich einzuwenden, daß wieder mehr Beamte gewählt werden müßten.

„Zu viele Beamte tangen nicht,“ bemerkten sie. „Sie meinen sonst zuletzt, sie seien die Herren im Lande.“

Bei dem Criminal- und Polizeigerichte hatte das Wort Polizei sie gestochen. Sie konnten das Wort nicht nur in Beziehung auf Bettler und Vagabunden und auf den Wirthshausbesuch nach der nächsten Polizeistunde.

„Zu viele Polizei im Lande tangt nicht,“ hieß es auch hier, „und der Richter soll gar nichts mit der Polizei zu thun haben; er soll nach den Rechten über die Leute zu Gericht sitzen. Wir sind aber keine Vagabunden, die man aus dem Lande transportiren kann.“

Welch ein richtiges, bewußtes Gefühl lag überall den Werthigen zu Grunde!

Am interessantesten waren mir folgende Bemerkungen. Sie fanden bei Gelegenheit des Gesprächs über die Criminal- und Polizeigerichte statt.

Ich habe schon oben gesagt, wie der Landammann über und für sie in seiner Rede mit besonderer Wärme gesprochen hatte. Das hatte nicht ich allein, das hatten alle Anwesenden bemerkt. Aber auf die Andern hatte es einen Eindruck gemacht, von dem ich keine Ahnung gehabt hatte.

Ein alter schlachter Vannemann sprach sich auf dem Rückwege zuerst darüber aus und Alle ohne Ausnahme stimmten ihm bei.

„Ja,“ sagte der alte Mann hochtollend, „was der Herr Landammann über die Criminal- und Polizeigerichte sagte, das war nicht so ganz recht.“

Ich bemerkte ihm, daß mir gerade das besonders gefallen habe. Der Landammann habe mit den eintausendfünfen Gründen und auf durchaus klare Weise die Nothwendigkeit einer zweiten Instanz in Strafsachen hervorgehoben.

„Das mag sein, Herr. Aber der Herr Landammann sprach zu eifrig für die Sache.“

„Wie? Zu eifrig?“

„Ja, Herr, man sah es ihm an, daß er da nicht mehr für das Volk, sondern für sich sprach, und der Herr Landammann, wenn er auch unsere erste Obrigkeit ist, ist immer nur für das Volk da, und wenn er auf dem Landammannstuhle in der Landsgemeinde ist, dann soll er ganz und gar nicht für sich, sondern nur für das Volk sprechen.“

Ich sah den Mann verwundert an. Ich verstand nur halb, was er sagte. Ein Schullehrer aus einem benachbarten Dorfe ging mit, er nahm erklärend das Wort.

„Wir ehren und achten unsere Obrigkeit; aber wir halten vor Allem auf unsere Freiheit, und besonders auf der Landsgemeinde wollen wir, daß jeder Einzelne nur nach seinem eigenen, freien Urtheile beschließen soll. Am allermeisten soll sich unsere Obrigkeit herausnehmen dürfen, auf das Urtheil der Leute einwirken zu wollen. Ich gebe zu, daß der Herr Landammann heute nur für eine gute Sache und nur Gutes gesprochen hat; aber er zeigte doch offenbar, daß er die Leute überreden wollte, in seinem Sinne zu stimmen. Das wollen wir nicht; das soll er nicht. Wie er heute für eine gute Sache überreden wollte, so könnte es ein andermal kommen, daß er etwas durchsetzen wollte, was nicht zum Wohle des Landes gereichte.“

Das war es, was der alte Landmann gemeint hatte, als er sagte, der Landammann habe nicht mehr für das Volk, sondern für sich gesprochen, und das dürfe nicht sein. Er befähigte es, mit ihm alle Andern.

Was sagen Sie dazu, mein lieber Freund?

Die Leute erklärten ihre Worte noch durch eine Thatsache. Ein anderer alter Landmann erzählte sie mir:

„Vor mehreren Jahren war Landammann der Herr Zellweger. Er war einer der tüchtigsten Landammänner, die das Land gehabt hat. Aber einmal vergaß er sich. Es war auch auf einer Landsgemeinde. Es handelte sich darum, ob der Soldat (Landwehmann) sich, wie bisher, seine Waffen selbst anschaffen solle, oder ob sie, wie ein neuer Vorschlag gemacht war, auf Kosten des Landes ihm geliefert werden sollten. Der Landammann Zellweger war gegen den neuen Vorschlag, besonders aus dem Grunde, weil dadurch eine neue Steuer für das Land herbeigeführt werde, und weil nichts bedenklicher und gefährlicher für das Land sei, als die Schaffung einer neuen Steuer. Auf die erste folgte die zweite, auf die zweite die dritte u. s. w. Das Alles war recht und gut. Aber er brachte es mit einem Eifer vor, daß man merkte, es sei ihm daran gelegen, daß die Leute nach seinem Willen stimmten, er wolle die Leute überreden, er wolle seinen Willen durchsetzen. Und was geschah da, Herr? Er hatte, wie ich sage, Recht. Es war daher auch fast die ganze Landsgemeinde auf seiner Seite, und der neue Vorschlag wurde verworfen. Ich selbst stimmte auch so. Die ganze Landsgemeinde hatte aber auch auf der Stelle die Ueberzeugung gewonnen, daß ein Landesbeamter, der nicht für das Volk, sondern für sich spreche, der das Volk nach seinem Willen leiten wolle, nicht mehr unsere Obrigkeit, nicht mehr unser Landammann sein könne. Als darüber die neue Obrigkeit für das folgende Jahr gewählt wurde, wurde er nicht wieder gewählt. Ich selbst stimmte gegen ihn.“

Und hiermit schließe ich meinen Bericht.

Sie sehen, lieber Heil, ist ein Volk auch noch so klein, es kann durch seine Tüchtigkeit, durch seine charakterfesteste Liebe für Gerechtigkeit und Freiheit doch groß sein.



## Winans' neuer Dampfer.

Die Nortamerikaner gelten jetzt für die besten Schiffbauer; namentlich in der Herstellung von Segelschiffen haben sie eine unbefristete Meisterschaft erlangt; ihre schnellsegelnden Ratter wett-eisern beinahe mit den Dampfschiffen und noch immer ist man be-

Zeit ist Geld!

Je mehr sie Zeit ersparen und gewinnen, um so mehr glauben sie, und mit Recht, Geld und Geldwerth zu gewinnen. Daher ihre Hast und ihre Eile in Allem, daher auch ihr Streben, die Zeit so weit als möglich abzukürzen, welche ihre Schiffe zur Fahrt auf den Flüssen und über die Meere brauchen.

Aus diesem Streben ist neuerdings der Plan zu einem Dampfschiffe hervorgegangen, das die Herren Winans jetzt in Baltimore bauen und beinahe vollendet haben. Ist dieser Plan ein richtiger, erreichen jene unternehmensten Schiffbauer ihren Zweck, so läßt sich erwarten, daß eine vollständige Aenderung im Schiffbau überhaupt eintritt. Ihr Dampfer unterscheidet sich vollständig von allem und jedem bisher bekannten Fahrzeug; denn er hat keinen Kiel,

Dampfers läuft ein Ring mit Schaufeln, die in richtigem Winkel angelegt sind, um so auf das Wasser zu treffen, daß sie das Fahrzeug vorwärts treiben müssen. Dieser mächtige Ring wird sehr rasch und mit großer Gewalt um das Schiff herumgetrieben durch



Hintere Ansicht von Winans' Dampfschiff.  
(Nach einer Photographie.)

vier Dampfmaschinen, die in der Richtung des Rades hin und her gehen. Das Rad oder vielmehr der Raum, welchen man so nennen kann, ist nur ein kleines Segment des oberen räumlichen Theiles, mit einer Gallerie rund herum und Pfählen, auf denen die Passagiere Platz nehmen können. An beiden Enden des Fahrzeuges unten befinden sich große spatenförmige Steuerender. Wir setzen nur hinzu, daß dieser neue Dampfer 180 Fuß lang ist und daß die Erbauer die feste Ueberzeugung haben, mit demselben binnen vier Tagen von Amerika nach Europa zu fahren.

In ihrem Programme, das sie in Bezug auf ihren neuen Dampfer erlassen haben, heißt es unter Anderem:

„Wir haben denselben, wie dadurch wohlfeileren Transport zu ermöglichen, da er ganz von Eisen gebaut ist, so steht nie eine Gefahr durch Feuer zu befürchten und wegen



Eigentümlicher Bau von Winans' Dampfschiff.

keine Masten, kein Takelwerk, kein Deck, kein stumpfes Bug, keinen runden oder vierseitigen Stern. Er gleicht so ziemlich dem Körper eines riesigen Fisches, etwa eines Walfisches, und noch mehr einer gigantischen Cigarre. Rund um die Mitte dieses cigarrenhaften

der von einander getrennten wasserdichten Gemächer kann auch nicht wohl ein Sinken in Folge von einem Zusammenstoße erfolgen, denn es kann ein der Gemächer, ja es können mehrere sich mit Wasser füllen, ohne die Sicherheit des Ganzen ernstlich zu gefähr-

den. Die Gestalt des Schiffes ferner macht dasselbe härter, als die übrigen, und gewährt dem Winde und den Wellen weit weniger Fläche, so daß die Gefahr durch schwere Wogen und durch Sturm ebenfalls verringert wird. Von je weniger Schwere das Schiff selbst ist, um so mehr Kraft kann es fähren und um so weniger nimmt die Last des Schiffes allein von der bewegenden Kraft in Anspruch. Mit 200 Tonnen Kohlen an Bord wird dieser Dampfer 200 Passagiere, die Briefbeutel und werthvolle Fracht, wie

Weld zc. befördern können und wir glauben, daß er die Fahrt nach England binnen vier Tagen zurücklegt.

„In Folge dieser raschen Fahrt können die Fahr- und Frachtpreise sehr bedeutend herabgesetzt werden und da eine Verminderung der Kostspieligkeit der Seereisen und des Transports, bei Erhöhung der Sicherheit, ein Gewinn für die Nationen ist, so dürfen wir wohl auf besondere Beachtung unseres Unternehmens rechnen.“

## Eine Rose des Morgenlandes.

Schon mehrere Jahre sind vergangen, seit ich den letzten Besuch aus des Nils Fluthen zum Abschiede trant, und noch immer habe ich die Wahrheit des arabischen Wortes: „Wer einmal den Nil gefehlet hat, dem läßt die Sehnsucht keine Ruhe, bis er wiederkehrt zu seinen palmenbesandenen Ufern.“ nicht durch die That beweisen können, so gern ich aus Wüste. Hundert Vände, die zu strengen ich zu schwach bin, fesseln mich hier in der Feimait; nur der Geist laßt sich ergehen aus jenen Fichtergärten des Morgenlandes, welche mir lieb und theuer geworden sind, wie die Stätte meiner Geburt. Gar oft will mir ein eigenes Sehen im Herzen jagen, daß jene Länder mir zur zweiten Heimath geworden seien; denn niemals habe ich es vermocht, diese Sehnsucht von dem bitterjähigen Heimweh zu unterscheiden. Ich sehe mich aber nicht bloß nach den Vätern im Osten, sondern auch recht innig zuweilen nach Menschen, lieben, guten Menschen von dort her, welche mir einst theuer und werth waren. Gar befreundete Gestalten treten vor mein inneres Auge, wenn ich das alte, zerseufte Buch meiner Erinnerungen wieder aufschlage; jedoch ist unter ihnen allen kaum eine, welche sich mit der einen Rose vergleichen ließe. Ihr Duft hat mich eine Zeit lang berauscht, und weht heute noch oft herein in meine Gedanken und Träume. Es war ein frisch-milch, lieblich-möhlicher Duft, den jene Rose verstrauete, und heut zu Tage noch kann ich traumig werden, wenn ich an sie denke. Wenn ich doch einmal mir die Brust schmiden könnte mit dieser Rose!

Ich war in den Tagen, von denen ich reden will, ein munterer Jüngling von kaum mehr als zwanzig Jahren, welcher trotz mancher sehr ersten Lebensjahre lustig in die Welt hinausfah, und schließlich übermüdig alle übrigen Raumsfahrern nur als Gegenstände seiner Distanz oder seines Spottes betrachtete. Ein hübsches Städtchen Erde hatte ich bereits gesehen; mit verwöhnten Völkern hatte ich mich vertraut gemacht; Italienisch und Arabisch, die beiden Hauptsprachen für den europäischen Reisenden, waren mir geläufig geworden. Da führte mich mein unflüßes Jägerleben auch nach einer der bedeutendsten Städte des untern Egyptens, in deren Nähe ich großer, jagtreicher See sich ausbreitet. Die Stadt liegt reizend. Ein Arm des Nils geht mitten durch sie hindurch, Palmenwälder umgeben sie, und in nicht allzu großer Ferne bildet ein Städtchen Meer den prachtvollen Rahmen zu dem an wenigsten anzubedenken Theile des Rumbildes, das man von den platten Tüchern der höheren Häuser der Stadt genießt. Man hatte in Kaire Empfehlungsbriefe an einige der reichsten und deshalb am angesehenen christlichen Bewohner der Stadt mitgegeben, welche mir sogleich nach meiner Ankunft eine Wohnung verschafften, wie ich sie gern habe. Kaheil, so hieß mein Gastzimmer, räumte mir und meinen Dienern mehrere Zimmer in einer alten „Wefabla“ ein, welche nur von Christen bewohnt wurde.

Um meinen reiflichen Feiern die nöthige Beschäftigung dieser Wohnung zu geben, muß ich wohl erst sagen, daß „Wefabla“ eigentlich ein vermaltes Wort bedeutet, gewöhnlich aber als Bezeichnung eines großen Ortschaftenbauens gilt, dessen untere Klammlichen Baarenlager sind, während die oberen von verschiedenen Familien bewohnt werden. Weist sind diese Wefablaht schon alt und mehr oder weniger zerfallen; im Hofe gibt es ein weites Durchgänger von Säulen, Thüren, Winkeln, Eden, in der Höhe malerische Arkaden mit kostbaren alten Ornamenten, in welchem der ganze, große Reichthum einer arabischen Künstlerfamilie sich geltend gemacht hat, jetzt aber einzelne Städte oder größere Städte herausgerochen sind, gleichsam, um ein Malerlager noch unübersichtlicher zu stellen, als es ohnehin geschieht. Dazu fällt nun das reiche Licht des Südens auf Mauer und Wand und weht und dichtet mit den alten Ornamenten, Eden, Winkeln, Vorprüngen auf den bunfarbigen

Mauern Gemälde zusammen, deren Reiz so gewaltig ist, daß sie auch das trockenste Menschengehört mächtig ergreifen. In einem solchen Hause zu wohnen, ist gar ein eigener Genuß. Bald läßt die Sonne hell durch's Fenster herein in's alterthümliche, arabisch-mährchenhafte Zimmer, bald wirft sie nur noch Streiflichter an irgend eine Wand desselben, bald schießt und schneit sie an einer anderen Hofseite mit Schatten und Licht; bald läßt der Wind den ziemlich einseitig Hausenden durch die sich sanft und anmuthig neigenden Palmenblätter, welche liberal berühren, grüßen; bald sselet ein morgenländisches Menschengetriebe unten im Hofe die Aufmerksamkeit. Nach des Tages ununterbrochenen Wechsel haucht dann das Abendroth noch seine duftigen Farbentöne über die Halbtzimmer, und der Mond verfußt es, das in Silber nachzumalen, was die Sonne in glühenden Gelbfarben mit süßlicher Weisheit vorgemalt hat. Dann wird es still genug, um die Klänge des „Sohi“, einer Art legender Harfe, zu vernehmen, welche die einfache, wehmüthig ernste Weise begleiten, in die ein schmachtendes oder still beglücktes Menschenherz irgend ein Schloß einbläst, weil dieses schier akkuratisch an Frucht und Fülle des Gedanken, Feinheit und Anmuth des Wortes, als daß es so unverfüllt seine berauschten Blüten entfalten könnte. In einem derartigen Hause wohnte ich.

Meine Wohnung war von den übrigen streng geschieden. Wenn man von der Straße aus durch das große Hofeingangsthor betrat, kam man in eine Art Vorhalle mit einer prächtig alten, zerfallenen Holzdecke; zwei Treppen mit ziemlich unregelmäßigen Stufen führten rechts und links nach den oberen Geschossen. Man betrat nun einen breiten, durch Oberlicht erleuchteten Gang, in welchem die Eingangsöffnungen zu den einzelnen Wohnungen lagen. Die lebende oder alte Thüre führte zu meiner Behausung. Diese war im Ganzen einfach und klein. Eine Kube, ein Vorfaal und ein Zimmer lagen im ersten Hofhof, zwei Zimmer im zweiten. Von hier aus stieg man vermittelst einer Holzstiege zu dem platten Dache hinauf, welches mit hohen Mauern umgeben war und seinen Blick auf die Terrassen meiner Nachbarn gestattete, zum Glück aber noch einen Oberbau besaß, von wo aus das Auge nicht nur alle übrigen Terrassen des Hauses, sondern auch einen großen Theil der Stadt und das weite, in Fülle schwebende flachland beherrschten konnte. Was kümmerte es mich, daß allen früheren Bewohnern meines Haushalts diese Höhe als heilige Stätte erschienen war, welche ihr Fuß nicht zu betreten wagte — weil sie von dort aus leicht irgend eine Frau der Nachbarn gesehen haben könnten! Ich wußte, daß meine Nachbarn Christen waren, und deshalb auf ihre Frauen unmöglich die eigentliche Bedeutung des Wortes „Harem“ — d. i. das Unantastbare — angründet werden konnte; darum stieg ich unbesorgt allabendlich auf das Dach jenes kleinen Terrassenstückens hinauf. Von da aber hatte ich eine so reizende Aussicht! Die Sonne ging jedesmal prachtvoll hinter einem bünnebestandenen Palmenwalde unter, und malte dann immer einen so überaus herrlichen Gelbgrund zu dem Palmenbilde, daß jede einzelne Kren: nicht nur scharf und deutlich davon abfiel, sondern auch eine Farbe annahm, welche mir so wunderbar vorkam, daß ich mich gar nicht satt sehen konnte. Und das war noch durchaus nicht das Einzige, was ich sah. Jenes Zauberpiel des Lichtes, welches ich im Kleinen im Innern der Wefabla bemerke, war auch über die Häuserreihen an beiden Ufern des Stromes verbreitet und dort von noch ganz anderer Wirkung — ich bin gar nicht im Stande zu beschreiben, von welcher. Nur das kann ich sagen, daß die süßesten Sehnde meine Einbildungskraft noch unendlich weit von der Wirklichkeit übertrafen wurden. Jeder Abend dort oben webte mir neue, gleich bunte und gleich liebe Träume und das Herz,

jeber Abend mochte mir das Bläschen theurer. Ich konnte zuletzt keinen Erker, ich wußte, wann dieser im Licht, jener im Schatten liegen würde; ich hatte die Karten aus dem Strome mit ihnen weichen, berückigen, gelächten Segeln schon hundert Mal gesehen; ich wandelte schon seit mehr als Jahresfrist unter Palmen — und lenkte doch nicht von meinem Schiffe los. Das kam daher, weil mir eine innere Stimme dunkel anzeigte, daß ich einstmal noch weit mehr von jenem Orte aus entdecken sollte, als bisher.

Eines Abends träumte ich wiederum still bei eben geschienenen Sonne nach. Von der Minarets herab tönte noch die Mahnung des Muedrin an die Gläubigen, das Abendgebet zu sprechen. Deshalb war auch das Geleise der Stadt plötzlich verhallt, das Tütel der Hämmer auf der nahen Werkze wie einem Male verstummt.

„Hal el salah!“ (Küsse Dich zum Gebet!) — sang der Verkündiger des Glaubens, und die meisten Gläubigen berieten sich, der Aufforderung nachzukommen. Einige hatten die Wäsche bereits vollendet und lagen im Gebet auf den Knien, zuweilen sich erhebend, um wieder niederzujallen und die Stirne in den Staub zu drücken, zuweilen beide Arme ausstreckend und wieder die Hände zusammenhaltend, wenn sie das aufgeschlagene Buch des Propheten darstellten sollten, wie dies das Geleise des Imam erforscht; die andruckschwachen Geitalten waren fröhlich umflossen von dem Golde des Abends. Andere waren eben im Begriffe, sich nach den vorgeschriebenen Regeln zu säubern, „um rein hinzutreten im Gebet vor Gott.“ Ein Anbachtshaus ging durch die still gewordene Stadt; selbst die Palmmentonen bewegten sich nicht mehr: ich aber lebte doppelt, denn ich wachte und träumte zugleich. Da wurden meine Augen von einem Bilde gefesselt, welches ich dem Traume zuschreiben wollte, und mit Lust der Wirklichkeit zuschreiben durfte. Auf der nächsten Terrasse war eine Frauengestalt erschienen, so schön, so anmuthig, so fadlich lieblich, wie ich sie bisher noch niemals erkannt hatte. Ich konnte mich nicht losreißen von ihr, und mußte sie anbeten:

„Gebet Dir Allah, der Erhabene, einen glücklichen Abend, Herrin!“ rief ich zu ihr herblich.

Sie erschau, und wollte sich das Gesicht mit dem Schleier verhallen, hatte aber zum Glück dieses jetzt ganz entbehrliche Kleidungsstück unten vergessen.

„Warum, Herrin meiner Seele, erschrickst Du? Und warum willst Du mir das Licht des Vollmonds, Deines Gesichtes, entziehen? Weist Du nicht, daß ich ein Franke bin? In meiner Heimath verhallen die Wellen wohl erst die Sonne am Himmel, aber die Wellen des Schicksals nicht die Sonnen an Erden. Ich bin gewohnt, unsern lieblichen Töchtern der Erzmutter Eva frei in's Angesicht zu schauen; warum willst Du Sonnen Dich mir verbergen? Bist Du nicht Christin?“

„Wehl bin ich Christin,“ erwiderte sie, „gelobt sei Gott und unser Herr; aber ich kenne noch keinen fremden Mann, welcher meine Gesicht gesehen hätte. Dein Vmb ist nicht mein Vmb, Deine Sitte nicht meine Sitte, Herr! Im Lande der Franken ist die Frau frei, hier ist sie Sclavin; bedenk das, Unterk! Möge Deine Nacht glücklich sein!“

Sie wollte gehen.

„Halt, Herrin, warum willst Du davon eilen? Hast Du mich noch nicht gesehen?“

„Du, ichen sehr oft; gleich am ersten Tage Deiner Ankunft sah ich Dich und seinem alle Tage.“

„Nun wohl, fürchtest Du Dich vor mir?“

„Nein, aber die Sitte schattet mir nicht, mit Dir zu reden.“

„Aber, Mädchen, ist denn die Sitte meines Landes nicht besser, als die des Landes der Wohnammedianer?“

„Gewiß, Herr; ich habe oft gemahnt, die Töchter eines Franken zu sein; denn ich liebe die Franken, weil ich weiß, daß ihre Männer anders sind, als die unsrigen. Man sagte mir, daß ihre Frauen die wahren Freundinnen ihrer Männer wären; wir sind die Dienerrinnen unsrer Herren.“

„Hast Du denn einen Herrn, meine Herrin?“

„Nein, ich bin noch bei meinen Eltern. Doch glückliche Nacht!“

„Warum entfliehst Du, dich meiner Augen? Bleibe, ich bitte Dich!“

„Ich darf nicht.“

„So sage mir wenigstens Deinen Namen, Du liebliche Gajelle!“

„Ich heiße Barde.“

„Bist Du wieder hierher kommen?“

„Ich darf nicht. Gute Nacht, Herr!“

Sie war verschwunden; ich wußte noch immer nicht, ob ich wachte oder träumte. Aber den Namen Barde hatte ich behalten, ich wußte genau, daß er „Rose“ bedeutet; denn ich verpflüchte den Duft dieser Rose — im Degen. Ich hätte ja nicht einmüthigzige Jahre alt sein müssen! Zwar dachte ich an eine andere Blume in der Heimath, wo welcher ich oft gemahnt hatte, daß sie einmal für mich allein blühen werde; aber diese Blume war, seitdem ich die Rose des Morgenlandes gesehen hatte, fast verhallen. Ich entwarf Pläne, mich in das Haus meines Nachbarn einzuschmuggeln, die Mauer zu übersteigen, welche mich von der mir zum Rosengarten gewordenen Terrasse trennte; ich dachte plötzlich an Hirtelbleiben und Hüttenbauern, kurz an Alles, woran ein junger Mann unter derartigen Umständen denken kann. Verort aber beschloß ich, abzuwarten, was der folgende Abend bringen würde.

Er kam und brachte mir wirklich meine Rose! Kindlich aufrichtig erzählte mir Barde, daß sie nicht habe kommen wollen; aber ich sei auch nicht, wie die andern fremden Männer. Das möge wohl daher kommen, daß ich ein Franke sei. Dann fragte sie mich, was ich von ihr wolle.

„Reben will ich mit Dir, Gajelle; meine Augen bedürfen ihres Lichtes; meine Seele bedarf des Lichtes ihres Lebens; die Rosenlein meiner Ehren sind bereit, die Perlen Deiner Worte in sich aufzunehmen.“

Ich wollte noch weit mehr sagen, aber ich merkte, daß es zweierlei Sprachen gibt im Leben. Vorher hatte ich mir eingebildet, recht gut arabisch sprechen zu können; jetzt sah ich, daß ich gar nichts von der Sprache verstand, als die allergeringsten Worte. Ich quälte mich mit Versuchen, die Gedanken auszubringen, welche mir eine Wortfülle drangten, wie früher mir — aber nur eine Falle deutscher Worte. Das, was ich eben gesagt hatte, war mir kurz vorher von einem weisen Schach gelehrt worden, mit welchem ich längst Fremdschaft geschlossen hatte. Aber der Unterricht dieses edlen Mannes reichte ja nicht zum hundertsten Theile aus. Ein Glück nur, daß er mir gesagt hatte, „Habibbi“ beteute „meine Geliebte.“ Ich roderete also flugs weiter:

„Ich wünsche, o Rose, Du bist Habibbi!“

Sie lächelte. Dann fragte sie ernsthaft:

„Bist Du verheiratet, Herr?“

„Nein, Barde.“

„Hast Du eine angebetete Frau?“

„Nein.“

„Hast Du Eltern?“

„Voll sei Dank, ja.“

„Hast Du Schwestern?“

„Ja, eine einzige; aber sie ist weit, weit von mir, und meine Eltern auch, und Alle, welche ich liebe; ich bin ganz allein hier in der Fremde.“

Bedauern sagte sie:

„Ja, Weibchen (Du Armer!) — Dann setzte sie hinzu: „Wehl, so will ich Deine Schwester sein; nenne mich Schwester, ich werde Dich Bruder nennen.“

Nun folgten schöne, herrliche Tage oder vielmehr Abende; ich lernte verstehen, was das Wort „Weil“ (Nacht) bedeutet: es klingt mir noch heute wie Musik, wenn ich es höre. Ich sah Barde allabendlich; der Vater mochte schmelzen, die Mutter grohen, wie sie wollten, sie erschien doch. Ich nannte sie Schwester, aber ich durfte sie auch Habibbi nennen, sie nannte mich ja auch zuweilen Habibbi! — und das Wort schien mir das schönste, wohlthätigste der arabischen Sprache zu sein. Der Schach lehrte mich Worte, wie sie in seinen Büchern standen; Barde lehrte mich solche, wie sie das frisch erblühte Leben beduifte. Die Rose duftete für mich; ich durfte ihren Duft einathmen, denn ich durfte meine Brust mit ihr schmücken. Ich war glücklich — und lernte alle Tage besser arabisch. Wie ein Kind — sie war noch fast ein solches — freute sich das liebliche Mädchen, als ich ihr einst Gajelle's Worte, die mich der Schach gelehrt hatte, ohne Anstoß vortrug:

„Salah äle illahi, äla jänel el john wa el leila,  
Wodjak, ja jubni, el john, wa schabrak, habibbi, el leila.“

zu deutsch:

„Ich preise Gott, der Tag und Nacht gemacht,  
Den Tag, Dein Anlich, und Dein Paar, die Nacht!“

Aber die Tage fliegen dahin; die Nacht gebet mir, zu scheiden. Ich sagte es Barde lange vorher und betrauerte jetzt den Abend, an welchem ich sie zuerst verliebte.

Die Betrübniß ist eingetroffen bei uns und der Schmerz ist wischen uns getreten, mein Bruder, mein Freund, mein Herr, sagte sie mir; doch Du kannst mich ja mit Dir nehmen, o Luft meiner Seele!

„Nein, Barde, das kann ich nicht!“  
„Und warum nicht, Herr?“

„Weil ich nach Ländern ziehe, in denen die Erde Feuer, der Wind eine Flamme ist; in denen die Luft zum Gifthaude und die Sonne zur Dual wird; in denen selbst der Mond ein Feind des Menschen ist. Ich muß und will nach dem Lande der Schwarzen gehen; und Du weißt ja wohl, was das bedeutet. Du künftige Rose aus dem blühenden Garten Deines schönen Landes würdest verwelken in jener Gluth; Du hebbliche Gazelle würdest verkrüppeln in dem Feuer der Wüste; Dein Leib würde verfaulen unter dem Gifthaude des Windes. Weiß ich doch nicht, ob ich selbst wiederkehren werde aus jenen Ländern, und ich bin ein Mann und gewohnt, Bekümmern zu ertragen!“

„D, Du irrst, Herr,“ erwiderte sie, „Du irrst, wenn Du glaubst, eine solche Erde besser ertragen zu können, als ich. Du bist ein Fremder hier im Lande; Dich haßt nicht bloß das Volk der Länder, nach denen Du ziehst, Dich haßen auch dort die Sonne und der Mond, der Wind und die Erde. Dein Haupt wird der Wind beugen, Dein Auge wird die Sonne blenden, Deinen Leib wird ihr Gluth austrecken, Deine Nacht wird der Mond zur Hölle machen. Ich bin eine Tochter des Landes, welches der Strom durchfließt; soweit seine Quellen reichen, dehnt sich meine Heimath. Diese Sonne glühte in der Stunde meiner Geburt; dieser Mond bedeutete die erste Nacht meines Lebens. Meine Brust ist geschnitten, wie die des persischen Kriegers gegen den Giftspeiß des Windes; Du aber wirst erkranken und verwelken und Niemand wird bei Dir sein und für Dich beten! Oder glaubst Du, daß Deine schwarzen Diener an Deinem Lager warten werden? Wären sie gute Menschen, hätte Allah ihnen nicht ein schwarzes Gesicht gegeben; so schwarz als dieses ist auch ihr Herr. Darum laß mich mit Dir gehen, ich folge Dir bis an's Ende der Welt. Ich will Dir dienen, wenn Du gesund bist, und Dich pflegen, wenn Du erkranken solltest; ich will Dir Sch a s e l a h singen, wenn Du fröh-

lich bist, und Dich trösten, wenn Du traurig wirst. Nimm mich mit Dir, Ghail, mein Bruder, mein Freund!“

„Seele meines Lebens, ich kann, ich darf nicht. Es wäre Sünde an Dir und Deinem Leben, H a b i b t u i ! Und dann, wie soll ich Dich mit mir nehmen, Barde?“

„Als Dein Weib, Mann!“  
„In meinem Lande heirathet man nicht so früh; ich zähle noch zu wenig Jahre, als daß ich Dich meine Frau nennen dürfte; das bedeuete, o Utau!“

„So nimm mich mit Dir als Deine Dienerin, als Deine Sclavin; besuche mich, wie ich sein soll, ich werde Dir gelobten, Herr, ich stehe auf Deinem Eigenthum.“

„Es geht nicht; es ist unmöglich,“ sagte ich traurig; „es wäre eine Sünde an Dir. Denke an mich, wenn ich in der Fremde bin!“

„D, Du wirst meiner gedenken, wenn das Unglück in Dein Zell tritt und die Krankheit sich auf Dein Lager legt!“

„Ich werde Deiner immer gedenken, Barde.“

Sie antwortete nicht mehr; sie weinte. — Nach später hat sie mich nicht mehr, sie mit nach dem Suban zu nehmen; aber wenn ich sie sah, bemerkte ich Thränen in ihren Augen: Himmelskath auf der Rose! — Endlich mußte ich von ihr scheiden. Der Abschied brachte mir alle Tränen, welche in diesem Worte liegt.

„Allah behüte Dich und Issa (Jesus) sei mit Dir, Du lieber, besser, fremder Mann!“

Das waren die letzten Worte, welche ich von ihr vernahm. Ich nahm einen arabischen Lehrer an und lernte mit wahrer Hast arabisch, um ihr schreiben zu können. Oft habe ich geschrieben, doch niemals erhielt ich Antwort von ihr. Nach ihr zu fragen, verbot mir die Sitte des Landes. Wen hätte ich auch fragen sollen?

Ob sie wohl noch blühen mag, diese Rose? Ich weiß es nicht; das aber weiß ich, daß sie mir heute noch blüht, wenn mich der Wohlwilt einer Rose amocht; und ich liebe darum diese Blume über Alles. Die Blume der Heimath war seine Rose — aber scharf, gütig scharfe Dornen hatte sie wohl. Sie ist mir bald und vollkommen verblüht.

Die vorliegenden Zeilen beanspruchen nur Eins: die Würdigung der vollen Wahrheit, welche sie enthalten. Es sei mir es vernommt, habe ich arabishe Worte treu in deutsche übersezt.

A. B. . . .

### Allgemeiner Briefkasten.

**B.** **U.** Der Artikel, in seinen Einzelheiten ganz interessant, ist so formlos und überdies geanebeizt, daß er beim besten Willen keine Aufmerksamkeit finden kann. Sie würden politischer Wirksamkeit in geistlich-überlicher Weise.

**B. T.** Das Gedicht kann nicht aufgenommen werden.

**A. T.** Der Artikel, in seinen Einzelheiten ganz interessant, ist so formlos und überdies geanebeizt, daß er beim besten Willen keine Aufmerksamkeit finden kann. Sie würden politischer Wirksamkeit in geistlich-überlicher Weise.

**B. R.** in Berlin. Bedauern, keinen Gebrauch von Ihrer Schrift machen zu können.

In unserm Verlage ist (leben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

## Stimmen der Zeit.

Monatschrift für Politik und Literatur.

Herausgegeben

von Adolph Kolatschek.

Inhalt:

1. Heft. October.

1858.

2. Heft. November.

Beitrit und Belan'shanung. — Das Kommo im Grad. — Staatswirtschaft oder Volkswirtschaft? — Ein Gang durch Berlin. — Parteibehauptungen in Oesterreich. — Die Ränder Idealisten. — Die latinisch-französischen Unruhen in der Schweiz und die Genfer Politik. — Die Kunst im Gewerbe, mit besonderer Berücksichtigung der Pariser Industrie. — Robert Schumann. Eine kritische Studie. I. Schumann's Stellung in der Musik. — Ueber den wissenschaftlichen Geist der Zeit. — Politische Briefe aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Von Hrn. Kapf. I. Die politische Rückseite. — Ueber Max Wirt's Geschichte der Handelskrisen.

Die beste Wohlhabenspolitik. Nach den Lehren der Volkswirtschaft. — Die Politik des Schredens. — Thomas Carlyle's „Gedichte Friedrich des Großen.“ — Jean Fav und seine Zeit. — Robert Schumann. Eine kritische Studie. II. Das Concerte in der Musik. III. Das Kränliche in der Musik. — Die Kunst im Gewerbe, mit besonderer Berücksichtigung der Pariser Industrie. Allgemeine Regeln. — Die Ansichten in Preußen (Aus Süddeutschland). — C. F. W. Wirt's und die preussische Regierung. — Londoner Correspondenz. London, 24. October.

Die „Stimmen der Zeit“ erscheinen in monatlichen Heften von 7 bis 8 Bogen und kosten vierteljährlich 2 Thaler.

© 1858.

Erpedition der „Stimmen der Zeit.“

# Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteur J. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

## Der Todtenbesuch am Skagerhorn.

Nach wirtlichen Begebenheiten mitgetheilt von Genß Willkomm.

I.

### Ein Seemannshaus.

Am breiten Quai der Trave in Altona liegt ein altes Haus mit hohem ausgekragten Giebel, das unter den vielen höchst interessanten Bauwerken dieser an uralten Häusern von seltsamer Form so reichen Stadt eine nähere Beschäftigung wohl verdient. Schon daß es vielleicht die älteste bekannte Weinstube enthält, welche die Stadt besigen dürfte, kann zum Besuche desselben einladen, mehr jedenfalls verdient es einen solchen des wertvollen Zimmers wegen, das wahrscheinlich schon seit ein paar Jahrhunderten als Gastzimmer benutzt worden ist. Eichenes Gefäß, mit kunstreicher Holzschnitzerei verziert, besetzt die Wände des großen Raumes bis zur sehr hohen Decke hinauf, und hier unter dem Plafond ziehen sich eine Anzahl trefflicher Gemälde um alle vier Seiten des Zimmers, welche die Lebensgeschichte Christi darstellen. Leider sind diese Gemälde kaum mehr zu erkennen. Der Raum so vieler Jahre hat sie mit bräunlichem Anfluge überzogen, so daß sie nur wenig von der noch dunkleren, in's Schwarze spielenden Färbung des eichenen Tafelwerkes abheben.

Vor mehreren Jahren trat ich ab und an in die mehrwürdige Zimmer, das durch sein originelles Schnitzwerk Ichnemann anheimeln mußte. Ich betrachtete genau die schon erwähnten Gemälde und notirte mir die darunter in noch immer glänzender Goldschrift befindlichen naiven Verse, in denen die Erklärung jedes einzelnen Bildes enthalten war. Das raubte Zeit, und da man nur entweder bei sehr hellem Wetter oder bei Nicht Witter und Verse entziffern konnte, so mußte ich wiederholt mit der Besichtigung dieser Altaltäre mich beschäftigen. Es konnte nicht fehlen, daß mich die in Verührung brachte mit den Männern, die hier verkehrten und ihren Wein oder Wozg tranken. Es waren fast nur Schiffscapitaine, von denen einige sich zur Ruhe gesetzt hatten, die meisten aber, in ihren besten Jahren stehend, noch ihrem Berufe oblagen. Sie waren Alle gesprächig, erzählten gern Scenen aus ihrem Leben und sanden dazu jederzeit Anlaß. Denn bald grüßte die Flagge eines langhörn des Stiem heranziehenden Schiffes durch die Scheibe der hohen, theuerartigen Fenster, bald strömte Windgebräus und wegendes Wasser die Gedanken der Männer hinaus aufs Meer.

Concurrenz von Bildung haben nicht bloß Wanderfelle zu erzählen, sie können auch erzählen, vorauszusetzt, daß man sie nicht durch störende Fragen oder ungeschickte Bemerkungen in Flusse ihrer Rede unterbricht.

Eines Tages — es war tief im November — betrat ich das

Haus bald nach Mittag. Ich fand das große Zimmer fast ganz von Menschen erfüllt und eine ungewöhnlich lebhaft Unterhaltung. Meine Bilderbeschäftigung konnte ich, aus Mangel an Platz, nicht fortsetzen, da ich aber mehreren der Anwesenden schon bekannt war und mich mit diesen unterhalten hatte, so forderete man mich auf, einige Zeit zu verweilen. Ich that es gern, denn es hatten sich neue Aufsummlinge eingefunden, die eben von längeren Reisen zurückgekehrt waren. Ihre Besuche lagen nur wenige Schritte weit vom Hause in der Trave. Schwarze Träger mit rothen Gesichtern waren beschäftigt, die Ladung zu löschen, die bei einigen aus Eisen, bei anderen aus Kohlen bestand.

Unter diesen Aufsummlingen fielen mir besonders zwei auf, welche vorzugsweise das Wort führten und offenbar bei ihren Gesprächen in großer Achtung standen. Leider war gerade der lebhafteste Erzähler schwer zu verstehen. Seine Bassstimme klang nasal und wenn er sprach, füllten die Worte poltern über seine Lippen, so daß man aufmerksam zuhören mußte, wollte man den Sinn seiner Rede richtig fassen. Der Andere trug ungleich besser vor, stammelte aber dann und wann, besonders wenn man ihn scharf ansah.

Es hatte den ganzen Vormittag schon geschneit, die Trave ging hoch und überspülte an den niedrigen Uferstellen den Quai. Dies ungestüme Wetter schloß das Gedächtniß der beiden Capitaine aus, und nachdem schon mangelnde Eindrücke in schwerem Sturmwetter mitgetheilt worden waren, ergriff der Stammeinde von Neuem das Wort, indem sein bisher frohlich aussehendes Gesicht einen ernsten, fast düstern Ausdruck annahm.

Hansen — so hieß der poltern Sprechende — hatte eben eine seiner hutz geflochten Erzählungen beendet und damit den Uebrigen neuen Stoff zu lebhaften Gesprächen geliefert. Petersen, wie sich der Andere nannte, nahm lebhaft Theil daran, bis er die Bemerkungen seiner Gegner mit der Aufforderung beiseite, man möge ihm längere Zeit Gehör schenken. Sei man dazu geneigt, so wolle er eine Geschichte erzählen, mit der sich nichts von Allen vergleichen lasse, was ihm und den übrigen Anwesenden während ihres Seefahrerlebens begegnet sei.

Sesoft ward es still. Die meist schon bejahrten Männer stühten enger zusammen, der gealterte Wirth stülte unaufgefordert die dappenden Gläser, und Petersen, der dicht beim Ofen in der dunkelsten Ecke des Zimmers saß, begann seine Erzählung, die ich in folgendem wiederzugeben versuche will.

Der Versuch.

„Bei noch nicht hundert Jahren war mein Großvater Feldmatrose auf einem Ostindienfahrer. Mit ihm zugleich wurde ein Weib zehn Jahre älterer Besatzmatrose geboren, der schon mehrere Fahrten in die Betaraggenen gemacht hatte und in dem Jahre stand, ein geschickter Darpanier zu sein. Tom Peter, wie mein Großvater stets gerufen ward, mochte den Mann nicht gern leiden. Er war immer grümel, that alle Arbeit ansehender vertrießen, sprach nie mehr, als was noch notwendig war, und hielt sich fast immer allein. Tom Capitain gefiel das nicht, doch half er Henriksen zur See setze und ihm ein freundlicheres Wesen anelast. Etwas suchte die Weisung des Capitains, allein ein wirklicher Umgang mit dem künftigen Namen wollte doch nicht zu Lande kommen. Erst an der grönländischen Küste, als sich Wallfische zogen und allem Vermuthen nach ein guter Fang in Aussicht stand, thate Henriksen auf. Er arbeitete jetzt für Drei, war unermüdetlich immer der Erste auf dem Plage, und die Parpune schweberte er mit solcher Kraft und Geschicklichkeit, daß es ihm selten der Nachschaffung einer zweiten bedurfte, um einen einmal getroffenen Wallfisch nicht entlassen zu lassen. Somie aber das Schiff volle Ladung hatte und die Anker zur Härtelie gelichtet wurden, verließ Henriksen wieder in sein früheres Schweben, und auch die scharfen Worte des Capitains kenneten nichts weiter darin ändern. Mein Großvater mag jetzt selbst weiter erzählen:

„Ich ging dem unfreundlichen Manne überall aus dem Wege, was nicht schwer war, da er selbst ja Niemand suchte. Nur in einer Nacht, wo ich zugleich mit Henriksen die Wache auf Deck hatte, konnte ich ihn nicht ausweichen. Es war Pflicht, und dann und wann zu sprechen, wenn sich das Gespräch selbst auch nur auf wenige Worte beschränken sollte.

„Wider Erwarten und auch ganz gegen meinen Wunsch näherte sich Henriksen in dieser Nacht allbekannt meinem Plage am Bug des Schiffes. Anfangs sprach er nicht, ich lenkt' es ihm aber ansehn, daß er sprechen wollte. Nur getraute er sich nicht recht, zuerst das Schweben zu brechen, vermutlich weil er süßeln mochte, daß mir dies auffallen müßte. Ich aber nahm mir vor, gar nicht auf ihn zu achten, bis die Pflicht es mir gebieten würde.

„Wohl eine Stunde lang ging Henriksen an der Backbordseite des Schiffes unermüdet auf und nieder, dann setzte er sich auf die Katerwinde, holte tief Athem, als trüde ihn etwas, lehnte sein finferes Gesicht mir zu und sagte:

„Tom Peter, ich bin Dir gut, sei mein Freund!“

„Tabei streckte er mir seine rechte Hand entgegen und ein bittender Blick traf mein Auge. Ich antwortete zwar nicht, meine Hand aber legte ich, fast ohne es zu wissen, in die dahingestreckte Rechte.

„Setze Dich zu mir, Tom Peter,“ fuhr er fort, „und höre mich an. Wir sind jetzt ganz allein. Der alte Brummbär von Capitain schläft, der Mann am Steuer kann uns nicht belauschen, und wir haben Rondschnelzen und prächtigen Segelwind. Willst Du mir auch ruhig zuhören?“

„Ich gab meine Bereitwilligkeit durch einen Händedruck zu erkennen.

„Weißt Du, Tom Peter, was mich so still macht?“ fuhr er fort.

„Wie soll ich das wissen, Henriksen?“ erwiderte ich. „Halt Du in den vier Monaten, die wir nun in See sind, doch keine zehn Worte mit mir gesprochen!“

„Das Unglück ist's, Tom Peter, ein schredliches Unglück!“

„Ich hab' so was vermutet.“

„Hast Du eine Braut?“

„Nein, Henriksen; wär' auch zu früh für mich.“

„Ich hatte eine, ein herziges Kind! Tu häßlich sie kennen sollen!“

„Ist sie gestorben?“

„Henriksen seufzte, sein Auge blickte zum gestirnten Himmel, und während seine Hand sich schwer auf meinen Arm legte, sagte er langsam:

„Ich weiß nicht!“

„Sie ward Dir doch nicht untern?“

„Henriksen verneinte.

„Dann taukte man sie Dir?“

„Wöglich! Wöglich!“

„Wöglich? Aber Henriksen“

„Seine eisenharte Hand legte sich so fest um meinen Arm, loß mich der starre Fuld lösernte.

„Ich fürchte,“ sagte er mit dumpfer, zitternder Stimme, „man hat sie um's Leben gebracht!“

„Ich sah ihn angläubig, mißtrauisch an. Retete der Mann vielleicht ihre? Sein ganzes Ansehen konnte der Vermuthung Raum geben, daß er seines Verstandes nicht vollkommen mächtig sei.

„Glaube nicht, Tom Peter,“ fuhr er fort, „daß ich mich nur mit leeren Umgebungen quäle. Ich will Dir den Bergang, soweit ich ihn kenne, genau berichten. Es sind jetzt gerade drei Jahre her, daß ich mich mit Marie Anne verlobte. Wir waren Nachbarskinder und Gespielen gewesen von Jugend auf. Ich ging mit dreizehn Jahren zur See, Marie Anne nahm einen Dienst an, semie sie die Schule verließ. Drei Jahre später erst kam ich von meiner ersten Reise zurück und sah sie wieder. Sie gefiel mir besser, denn je, und halb im Scherz, halb im Ernst nahm ich ihr das Versprechen ab, das sie mir auch ladend gab, sie solle sich nicht etwa verloben, ehe sie mich noch einmal gesprochen habe. Nun blieb ich über vier Jahre von Hause und hatte mich tüchtig in der Welt umgesehen. Ich war ein ganz stattdlicher Purfche geworden. So trat ich vor Marie Anne hin, die ich ebenfalls zu ihrem Vertheil vermandelt fand, und da sie die ich Versprechen gehalten hatte und ich wohl merken konnte, daß sie mich lieben mochte, so waren wir halb einig. Unsere beiderseitigen Eltern waren schon seit Jahren tot, nahe Verwandte besaßen wir auch nicht, und so verlobten wir uns denn unter dem gegenseitigen Abkennnen, daß wir noch ein paar Jahre tüchtig arbeiten wollten, um etwas vor uns zu bringen. Erst wenn uns dies gelungen wäre, wollten wir heirathen. Wätslich, wie nie zuvor, ging ich fort, um ein paar Ringe zu kaufen. Ich bemühte dazu einen Tag Zeit, weil der Wehuert meiner Braut hart an der Küste lag und die nächste Stadt einige Meilen entfernt war. Als ich nun wieder zurückkam, finde ich den kleinen Tr in größter Aufregung, kaum aber erlichlich man mich, so weerte ich unruhig und wucht denn Einer rufst mir erbittel zu: „Wo ist Marie Anne? Wo hat Du sie gelassen?“

„Entsetzt über diese Fragen, vermog ich anfangs nicht einmal zu antworten. Da gewahren auch die je heilig in mich Tringenden ihren Irrthum und süßen mich theilnehmend zur Herrschaft meiner Braut. Hier erfuhr ich das Entsetzliche.

„Bald nach meiner Entfernung im abendlichen Anweid war ein Mann in's Haus des Küsters, wo meine Braut diente, getreten. Er hatten ihn Wehrete gesehen und Alle glaubten, da er von Gehalt mir völlig gleich, ich selbst es gemeten. Später sab man ihn die Wohnung des Küsters in Begleitung Marie Anne's wieder verlassen. Man gewahrte Beide mit einander sprechend der Meeresküste zuwandern, dort den Strauß hinabgehen und hier länger Zeit verweilen. Zurückkamter sab Marie Anne Niemand, auch ihr Begleiter war verschwunden. Ein paar Leute, die ihn vor meiner Entfernung aus der Wohnung des Küsters gesehen zu haben behaupteten, sagten aus, er habe sich von mir nur durch sein strehblendes Haar unterschieben.

„Alle Nachrichten nach der auf so unbegreifliche Weise Verschwundenen blieben erfolglos. Daß sie aus Strande verunglückt sei, war nicht wohl anzunehmen, das Wahrscheinliche blieb eine durch Gewalt oder Schlaubeit bewerkstelligte Entführung. Aber ater war der Räuber meiner Braut? Wen konnte Marie Anne so großes Vertrauen scheuten, daß sie ihn arglos zu selgen sich entließ? Wie est ich mir diese Fragen verlegte und über deren Beantwortung nachdachte, zu einem Ziele süßten sie mich doch nicht. Meine Braut war und blieb für mich verloren.“

„Henriksen schweigte. Die Erzählung hatte ihn erschüttert. Ein paar Thränen zitterten an dem Wimpern seiner Augen.

„Halt Tu denn gar keinen Verdacht gegen Ainaud?“ fragte ich den tief Behüteten.

„Nicht den geringsten,“ erwiderte Henriksen. „Unter allen meinen Bekannten war nicht Einer, der sich durch strengelbes Haar kenntlich machte. Blondbaarige Matrosen kannte ich viele, es waren aber lauter offene, truheryrige Augen, die nicht einmal wußten, daß ich eine Braut hatte. Sie waren nie in die Nähe ihres Wohnortes gekommen, denn sie hielten sich im Hafenplage, wo unsere Schiffe lagen, auf. Erst sehr spät, nach Jahresfrist, trauete mich eine längere Unterredung, die ich zufällig mit einem alten Neben-

schläger aufsprühte, auf verdächtige Spuren. Dieser Mann hatte die Gewohnheit, häufig Nacht auf seinem Habzuge, das ihn schon über zwanzig Jahre trug, zu schlafen. In derselben Nacht, bei deren Anbruch der fremde Mann meine Braut aus dem Hause zu laden mußte, hörte er leise Ruderschläge in der Nähe seines Schiffes. Er verließ seine Kojie und hob den Kopf aus der Luke. Nur etwa hundert Fuß weit vom Ufer entfernt gemahnte der hochgeschlagene einen Nachen, der offenbar landwärts feuerte und hier auch bald in den schmalen Hafen der kleinen An einlief. Es saßen drei Personen in dem Nachen, zwei Männer und eine Frau. Letztere sprach lebhaft mit ihren beiden Begleitern und brach dann in Schlägen aus. Gleich darauf will er einen dumpfen Schrei vernommen haben, worauf der Nachen in weiterer Entfernung von ihm wieder durch rasche Ruderschläge die hohe See zu gewinnen suchte. Etwa drei Meilen vom Uande in der Richtung, welche der Nachen nahm, lag — und dieses Umstandes erinnere ich mich ebenfalls — ein großer Schoener vor Anker. Am Morgen war er verschwunden, und da er keine Flagge gezeigt hatte, erfuhr man nicht, welcher Nation er angehört haben mochte.“

In diesem Augenblicke ward der Wind lebhafter. Er war ein paar Striche westlicher gelaufen und der Strömungsabtrieb wurde dadurch gestillt, seinen Cours etwas zu ändern. Mitternacht war verstrichen. Ueber die bisher glänzenden Geschirre legten sich matte Schlier, der Mond hüllte sich in gelbliche Täufel, die alsbald einen farbigen Regenbogen um ihn bildeten. Die Wache sollte abgelöst werden und wir, ich und Henriksen, machten uns eben bereit, uns in unsere Kojen zurückzuziehen, als das langsame Percussivreiben eines kegelförmigen Schwertes und noch länger fest hielt auf Deck. Es war ein prächtig gestaltetes Schwertschiff, das an und vorübersegelte. Es kam uns so nahe, daß die weit ausgeflossenen Spitzen unserer Vart beinahe die Segel des Fremden streifen. Außer dem Mante am Steuer und dem Wachtman am Bug sahen wir Niemand am Bord. Still lag es an uns vorbeiziehend, ohne uns anzurufen oder eine Flagge zu zeigen. Dem Bug nach hielten wir es für einen Normann.

Henriksen erlachte meine Hand und zog mich mit sich in die Cabine. Durch seine Erzählung war er mir viel näher gerückt worden. Ich betrachtete ihn jetzt mit ganz andern Augen, und was mir früher an ihm abstoßend erschien, das zog mich jetzt an. Das Schicksal des armen Mannes interessirte mich und wenn ich auch nichts für ihn thun konnte, so ward doch eine gewisse Neugier in mir lebendig, die bestrebt ist zu werden mußte, wenn irgendwo eine Spur sich aufzuheben lassen sollte, welche zur Entdeckung des verschmundenen Mädchens führen könnte.

Die Erzählung Henriksen's hatte mich so angeregt, daß ich die ganze Nacht nicht schlafen konnte, an einer Fortsetzung derselben aber wenig zu verdienen, da der bis dahin so schweigsame Voss matrosen sich außer mir Niemand offenbaren wollte. Auf meine Befragen, weshalb er so zurückhaltend sei, erwiderte er mir:

„Ich bin mißtrauisch geworden gegen Jedermann. Marie Anne war treu und edelich und nur einem solchen Freunde konnte es gelingen, sie so zu bezaubern, daß sie ihm alles sagte, um auf eine oder die andere Weise dem Verbrechen oder dem Tode anheim zu fallen.“

## III.

## Das Entsetzen.

Von dieser Nacht an wurde ich mit Henriksen eng befreundet. Vieß es sich irgend thun, dann ward es so eingerichtet, daß wir des Nachts die Wache immer zusammen hielten. Unsere Unterhaltung drehte sich dann meistens um Henriksen's verschwundenen Braut, und wir entwarfen mehr als einen Plan, ihren Spuren auch jetzt noch nachzuforschen, obgleich sehr wenig Aussicht vorhanden war, diese nach so langer Zeit wieder aufzufinden. Man war Anfangs so lässig gewesen, was freilich nicht Henriksen zur Last fallen konnte. Die spärliche Bevölkerung der Nähe, wo Marie Anne unter nur wenigen Bekannten lebte, machte sie auch nur einem kleinen Kreise bekannt. Unserer Wohnorte konnten das junge Mädchen gesehen haben, ohne im Geringsten auf es zu achten. Und Henriksen war seinerseits verbunden, sich lange an Marie Anne's Wohnorte anzuhalten, da die Deure ihm ungesäumt wieder an Bord des Schiffes rief, mit dem er schon in den nächsten Tagen in See gehen sollte.

Der Strömungsabtrieb hatte eine glückliche Reise. Er erreichte in verhältnißmäßig kurzer Zeit den Ort seiner Bestimmung, und nun beeilten wir uns, getrostener Aebte gemäß, Henriksen's Heimath zu besuchen.

Wir fanden Marie Anne's früheren Dienstherrn noch am Leben, ebenso den alten Kobensschläger. Beide wurden obermals an das Verschwinden des jungen Mädchens erinnert, und bereitwillig gingen sie auf eine nochmalige Erzählung des ihnen bekannt Gewordenen ein. Mir fiel dabei ein Umstand auf, den ich in Henriksen's Erzählungen nicht angeführt fand. Der Küster wußte, daß eine Jugendentbin Marie Anne's, die, wie die Verschmundene, in einem Diensthöchlein stand, ein Aukenten von ihrer Freundin besaß, das sie sehr hoch holtte und Niemand zeigen wollte. Worin dies bestete, konnte uns der Küster aber nicht sagen.

„Das Mädchen müssen wir auffuchen und sprechen,“ sagte ich. „Was sie Niemand entbehrt, wird sie Dir gewiß mittheilen. Komm, laß uns ungesäumt aufbrechen!“

Henriksen schloßte mir bei. Der Hof, auf welchem Venore diente, lag von dem Kirckdorse fast eine Meile weit entfernt. Der Weg dahin führte den Strand entlang, über Teiche und um tief eingesüllte Wehde, die man umgehen mußte. Er war öde, trauzig von Ansehen, und für einsame Wanderer fast unheimlich. Das menotene Aufrauschen der Brandung an dem niedrigen Felsstrande, das Geschrei und Getöse der zahllosen Seeröde, die über der weiten, unebenen Fläche flügelstreichend kreiften, dort und da ein unrales Heidegras, mit rothfarbenerm Fiebrkraut und Ginstler überwuchert, rauchende, halb verfallene Torfbütten bapweisen an tiefen, schwarzen Moorflumpen, und ab und an auf unfruchtbarerem Gelände ein hochragender ertränkter Bied machten den Einwand tiefster Schwermuth auf den Wanderer und erfüllten ihn mit düstern Gedanken.

Der Hof, das Ziel unserer Wanderung, lag ganz einsam auf etwas erhabenem Terrain, so daß sich von ihm aus die Umgebung nach allen Seiten ziemlich weit übersehen ließ. Außer einem großen Garten aber, auf dessen Pflanze viel Seerjal verwendet war, umgab ihn ringsum unfruchtbares Moore und Heidealand.

Venore war dabeim. Unserm Wunsch, sie zu sprechen, will jahrete ihr Dienstherr. Sie stellte sich hoch ein und musterte uns mit halb verlegenen, halb wenigeren Blicken. Es war ein sehr hübsches Mädchen, brunnelt, schlank und weill. In ihren feurigen Augen glühte Schmelzeri und Weichsich. Sie konnte uns nicht, erst als Henriksen sich nannte, ahnte sie den Zweck unserer Kommen's. Sie erchrak so heftig, daß sie auf einen Schemel sank.

„Die arme Marie Anne!“ rief sie aus. „Wo sie wohl geblieben sein mag?“

Ich war geneigt, ihr Henriksen das Wort zu ergreifen. Es fiel mir nicht schwer, Venore das Nöthige mitzutheilen, denn das Mädchen gestel mir und es machte mir Vergnügen, recht traulich und, wenn es sein konnte, auch recht lange mit ihr zu plaudern. Meine einleitende Rede schloß ich mit den schnell hingeworfenen Worten:

„Ihr habt ein Aukenten von Eurer Freundin?“

Venore erwiderte und sah mich fragend an, ohne zu antworten.

„Habt Ihr dasselbe von Eurer Freundin mit der ansehnlichen Bedingung erhalten, es Niemand zu zeigen, Niemand wissen zu lassen, werin es besteht?“

„Es hat gar keinen Werth,“ sprach darauf Venore, „denn es ist ein ganz einfaches Tuch.“

„Das sie Euch schenkte?“

„Nein, ich fand es.“

„Und warum behielt Ihr den Fund?“

„Weil ich meine Freundin nie wieder sah,“ versetzte sie, „inven klare Thranen ihre Angen füllten.“

„Ihr fandet es also nach Marie Anne's Tode?“

„Mehrere Tage nach ihrem Verschwinden.“

„Wollt Ihr mir das Tuch wohl zeigen, Venore?“ fiel jetzt Henriksen ein. „Ich möchte auch wissen, ob ich es kenne.“

Das Mädchen stand auf, ging in ihre Kammer und lehrte mit einem Tuche in der Hand, wieder zu uns zurück.

Henriksen griff begierig darnach und betrachtete es genau. Er war ein Hatteluch, wo es junge Mädchen auf dem Lande damals trugen, aber er konnte es nicht, er bezauberte, es niemals bei seine

Braut gesehen zu haben. Das Tuch war offenbar noch ganz neu und nur ein paar Mal getragen worden.

„Wohlt wahr, Ihr laßt es mir zum Andenken an meine Freundin?“ sagte Venecore nach einer Weile.

Henriksen gab es dem Mädchen zurück, indem er sprach: „Behaltet es immerhin, Venecore, für mich hat es doch noch Werth.“

„Da langte ich danach, entfaltete es noch einmal und betrachtete es genau.“

„Wo machtet Ihr denn den Fund?“ fragte ich das Mädchen. „Weil ab von Marie Anne's Wohnung,“ versetzte sie. „Es hing an einem Ginsterschuß am Ende des hohen Seesides. Wahrscheinlich hatte die Arme dort geruht, und beim Ausbrechen mag ihr das Tuch entglitten sein.“

„Da steht auf einem Zettel der Name des Kaufmanns, der mit solchen Tüchern handelt,“ fiel ich ein. „Ich kenne den Mann; er lebt in der nächsten Hafenstraße. So viel ich weiß, verfertigt sich in seinem Laden viele Ratrosen für sich und ihre Geliebten, und den erseherlichen Kuponsartikeln. Am häufigsten aber verkaufen bei ihm Seelenle des europaischen Vordens.“

Henriksen sah ein, daß dies ein fängereizig sein konnte, den Unbekannten zu ermitteln, in dessen Gesellschaft mehrere Personen Marie Anne kurz vor ihrem Verschwinden gesehen hatten. Er ergriff in seinem Verstande die Möglichkeit, verleihe Venecore die Hand, und wolle auf der Stelle den Vorfall erzählen. Ich hielt ihn zurück, indem ich dem Mädchen einen Wink gab, mir ein kurzes Gespräch unter vier Augen zu gönnen. In ihrem Blicke entdeckte ich gewisse Unruhe, und dies ließ mich annehmen, sie möge noch etwas geistliches gebühn halten.

„Kübes Kind,“ rathete ich sie an, während sich Henriksen wieder mit dem Tuche beschäftigte, „Du kennst gewiß den Geber dieses Tuches.“ Nüchtern vernahmte sie.

„Ich verspreche Dir das schönste Besuchen im ganzen Vaden von Golhorn, wenn Du mir den Mann nennst oder näher bezeichnest, aus dessen Händen Marie Anne jenes Dir nun so liebe Andenken an sie empfing.“

„Wahrhaftig, ich kenne ihn nicht,“ sagte Venecore mit großer Bestimmtheit.

„Du kannstst aber Henriksen und wüßtest, daß sich Deine Freundin ihm verliebt hatte?“

„Sie selbst hatte es mir gesagt, von Person aber kannte ich ihn nicht.“

„Sahst Du auch den Mann nicht, der Marie Anne jenes Tuch schenkte?“ forschte ich weiter.

Venecore schlug die Augen nieder. Sie ging offenbar mit sich zu Rathe, ob sie auch klüger handle, wenn sie lieber schweige, als spreche. Nach kurzen Besinnen aber sah sie mit frei in's Gesicht, indem sie sagte:

„Ja, ich habe ihn zweimal, aber nur von ferne gesehen.“

„Wann, Venecore, wann?“ sprach das Mädchen, der adhsam auf unser Gespräch gelauscht hatte. „Ich muß es wissen, und sollte ich Gewalt brauchen!“

„Ein paar Tage, ehe Marie Anne mir gestand, daß sie sich mit Euch verliebt habe,“ sprach das Mädchen vollkommen ruhig.

„Sie fragte hinzu, nun sei es entschieden, sie werde Frau Henriksen, nicht die Frau des Steuermanns.“

„Sein Name? Sein Name?“ riefen wir Beide zugleich.

„Marie Anne stotzte und verschwieg ihm mir,“ schloß Venecore ihre kurze Aeußerung.

Henriksen schlug beide Hände über sein Antlitz, während ich die Frage an Venecore richtete:

„Würdest Du ihn wiedererkennen, wenn Du den Unbekannten je wieder sehen solltest?“

„Ich glaube, daß ich dies vermöchte,“ gab sie ruhig zur Antwort.

„Er hatte flaches, strohfarbes Haar,“ sprach wieder gesagt Henriksen.

„Das er ziemlich lang trug,“ ergänzte Marie Anne's Freundin.

„Im Uebrigen glich er mir an Größe und Haltung.“

„Als ob Ihr Zwillingstrüder wäret.“

Henriksen stotzte das Tuch zu sich und ersagte meine Hand.

„Kommt, Lein Peter,“ sprach er, „mir beamt der Vaden unter den Hägen! An Golhorn's Vaden müssen wir weitere Nachrichten einziehen.“

„Ihr wollt mir also das einzige Andenken an Marie Anne rauben?“ fragte Venecore betrübt.

„Ihr sollt Gaer Eigenthum unbeschädigt wieder erhalten,“ erwiderte Henriksen, und ich setzte lächelnd hinzu, das Kind des bühlichen Kindes sanft beruhigend: „Getreide Tisch, Venecore! Tausch, daß Du und dies Tüchlein auf ein paar Minuten leihst, sollst Du eine Wüge von mir erhalten, um welche Tisch alle Deine Tischschwestern beneiden werden.“

Sie machte darauf keinen Versuch, und länger anzuhalten. Das gestohlene Tuch wüßte vernahmt, daß Marie Anne am Tage ihres Verschwindens entweckt getragen, oder doch bei der Hand gehabt haben mußte, verließen wir den Hof und schlugen die nächsten Richtwege durch das wüßte Heidefeld nach der Seefüße ein.

(Fortsetzung folgt.)

## Eine Wanderung durch die Adelsberger Höhle in Krain.

Von G. R.

Mein Weg führte mich von den berühmten Eisenbergwerken von Idria in Krainen nach dem Karst, dem böhmischen Kalksteinplateau Istriens. Meine Begleiter, ein Cavalier und ein Engländer, und ich beschloßen natürlich, die berühmte Adelsberger Grotte nicht zu übergehen.

An Begleitung von drei Führern und drei Andern, welche die Anweisung zu befragen hatten, traten wir unsern Weg nach der Grotte an. Derselbe führt von Städtchen Adelsberg hinauf in das anmuthige Thal der Peil. Nach Verlauf von einer kleinen halben Meile erreichten wir den Eingang, der eine natürliche Kluft bildet, die durch ein Gitterloch geöfnet wird. Nicht daneben, aber 60 Fuß tiefer, stürzt sich die Peil durch eine andere Spalte in die Pöste.

Ein breiter, mächtig heber Gang führte uns erst etwas aufwärts, dann aber 13 Stufen abwärts über eine natürliche Brücke, ein Felsengebölge, das ebenfalls durch die Peil, welche mindestens 100 Fuß darunter hindurch, ausgemalchen werden ist, zu dem sogenannten Valcon, von welchem man den ersten größeren Theil der Höhle, den Tem, am besten übersteigt. Derselbe, 510 Fuß vom Eingange entfernt, ist 154 F. breit und erhebt sich 70 F. über den Standpunkt des Beschauners, während seine Tiefe unter dem Valcon mindestens das Doppelte beträgt. Wunderbar gestaltete Säulen von Kalkstein (Stalagmiten) von zingeländer bis zu 5 1/2 Fuß im Umfange und 30 Fuß Höhe, bald als felsige Baumstämme, bald als riesige Spargel oder unfermliche Strahlen gestaltet,

scheinen das Gewölbe zu stützen, während gleich felsam gestricke Stalaktiten von der Decke herabhängen. An der einen Seite desselben befindet sich ein Denkmal zur Erinnerung an die Anwesenheit des Kaisers Franz I., mit der Inschrift: „Franz I., Kaiser von Oesterreich, der Gerechte, der Wüthige, der Weis, stand am 16. Mai 1816 hier, und besah diesen unterirdischen Schauspiel der wunderbaren Natur.“

Wenn da etwas abwärts steigt, ständen wir plötzlich an einer dunklen Kluft, aus welcher das Tosen des Wassers herauf schallte, und an deren Munde hin der Weg in die „alte Grotte“ führt. Hier wurde die Nacht allerdings etwas gefährlich, aber obgleich der Führer noch durchsichtig zu bemerken, so schritt doch unser Engländer muthig voran und wir eben so ruhig hinterdrein. Dies hatte jedoch sehr bald ein Ende; der sechszehnjährige Knab wurde immer schmäler, bis zu einer Breite von 12—15 Zoll. Rechts hatteu wir die steile Felsenwand und links einen Abgrund von 50—70 Fuß Tiefe; ein Ausgehen auf dem schlammigen Boden wäre uns also jedenfalls das Tagelicht nicht wieder erlösen lassen. Als uns aber der Führer gar noch einen Gang von ungefähr 20—25 Zoll Höhe zeigte, durch welchen wir auf allen Seiten im Schlamme hindurchkriechen sollten, so erklärten wir einmüthig, auf die Wunder dieser Höhle der Höhle Verzicht leisten zu wollen; nur der Engländer hegte noch manigere den Kopf hinein, da ihn aber in demselben Augenblicke ein herabfallender Tropfen die Stearnterze anlöschte,

und er außerdem verdächtige Spuren von Schlammbläsen auf seinem weißen Ehemisette bemerkte, so zog er es doch vor, uns zu folgen.

Uebrigens ist dieser Zweig der Grotte, nach denselben vorhandenen Aufschritten zu urtheilen, schon frühzeitig bekannt geworden (angeblich hat man die Jahreszahl 1213 darin vorgefunden), aber wahrscheinlich im 18. Jahrhundert des gefährlichen Zuges wegen nicht mehr besucht worden. In der letzten kleinen Halle war noch vor einigen 20 Jahren ein infusirtes Seelen, „das vertropfte Grotte“, deutlich zu erkennen; gegenwärtig ist keine Spur mehr davon sichtbar.

Ein ziemlich enger Gang durch Stalagmiten führte uns vom Dom in die 1818 entdedte Kaiser Ferdinands-Grotte. Am

Nordlicht, Mondschein, der Portion Gefernes, dem Bilde, Stodhaufe, der Teufelische u.

285 Meile vom Eingange entfernt erweiterte sich die Grotte zu einem 42 Fuß hohen, 150 Fuß langen und 90 Fuß breiten Gewölbe, dem sogenannten Tanz- oder TurnierSaale, in welchem alljährlich zum Pfingstmontage das berühmte Grottenfest gefeiert wird. 5—600 Fremde und ebenso viele Einheimische besuchten an diesem Tage die Grotte, welche vom Eingange bis hinter zum Calvarienberge glänzend erleuchtet ist. Im Tanzsaale selbst ist ein Musikbör aufgestellt, welches die Ballreigen aufspielt. Jedenfalls hat dieses Vocal vor allen andern den Vorzug einer angenehmen Kühle. Weiße Atlaschuhe dürfen die Damen allerdings nicht tragen, da es sich doch ereignen kann, daß sie bei dem zier-



Die Adelsberger Höhle in Krain

Eingänge derselben ist ein Denkmal zur Erinnerung an die Anwesenheit des Kaisers Ferdinand, damals noch Krouprinz, aufgestellt.

Die durchschnittliche Höhe dieses Theils der Höhle beträgt 10 bis 20 Fuß, und nur an einigen Stellen erhebt sie sich bis zu 30 Fuß. Je weiter man aber in ihr fortschreitet, desto schöner und zahlreicher werden die Bildungen von Kalkstein. Ich will den Leser nicht durch eine ausführliche Beschreibung der schönen Tropfsteinfernen, der Säulen, Vorhänge, Halskanten, Kransen, versierten Wasserfälle, Taufbden, Meeressowgen, Nette u. ermüden, wie sie am Ende in allen Tropfsteinhöhlen vorkommen. Viele Bildungen zeigen allerdings eine frappante Ähnlichkeit mit Gegenständen aus dem häuslichen und öffentlichen Leben, der Thierwelt, berühmten Statuen u. Vielen hat aber das Volk auch Namen beigelegt, wo wirklich nur eine anscheinende Pflanztafle eine entfernte Ähnlichkeit mit der Wirklichkeit herausfinden kann, wie z. B. beim

lichten Fas in die Lage kommen könnten, geologische Untersuchungen über die Tiefe irgend eines Schlammümpels zu machen.

Vom Tanzsaal, zwischen den Stalagmiten, dem heiligen Antonius von Padua und der Marieneller Mutter Gottes hindurchgehend, gelangen wir in einen niedrigen Gang, aus welchem plötzlich tief unten heraus ein dumpfes Lärmen unser Ohr traf. Der eigenthümlich zitternd wehmüthige Oelerton, der mir aus weiter Ferne herzukommen schien, das mannsberliche menotene Geräusch der von der Decke auf die Stalagmiten fallenden Wassertropfen und das ferne Rauschen der Well: Alles das zusammen gab eine Musik, durch welche ich unwillkürlich an die alte Sage vom verunleuten Julin erinnert wurde, dessen Kirchengeloden zu Zeiten noch wie ein Grabgelände aus dem Meere heraufstüben. Die wehmüthig leierliche Stimmung, in welche wir plötzlich versetzt worden waren, machte aber ebenso schnell einer humeritischen Vonne Platz,

als wir, um eine Ede heruntersinkend, am Ende des Ganges vier der vorangegangenen Führer erblickten, die, mit gewaltigen Holschichten bewaffnet, unbarbarisch einige der höchsten Stalagmiten herbeigebracht, durch deren Erwitterung jenes eigenthümliche Ränken hervorgebracht wurde.

Von der Grotte an führt der Weg durch eine wahre Alee von Stalagmiten hindurch 144 Fuß lang über einen 2 Fuß hohen Damm, welcher angelegt wurde, weil nach anhaltendem Regen sich hier Wasserflümpel bilden, bis zu dem Grabe, einem der schönsten und größten Tropfsteingebilde. Uns dann öffnet sich die neue Franz Joseph's- und Elisabethgrotte. Ehen früher war hier ein Seitengang bekannt, der aber in 18 Klaffen Entfernung vom Kalksteinen geschlossen wurde. In derselben Richtung verläuft jenseits dem Hügel des Voiberges ein Grottenweg, und die Zwischenwand, welche beide Räume trennt, wurde nur auf 2 1/2 Klaffen veranschlagt, daher man schon vor Jahren einen Durchschlag versuchte. Der dem Besuche des Kaisers Franz Joseph und der Kaiserin Elisabeth, deren Namen dieser Grottenweg jetzt trägt, am 11. März 1857, wurde dieser Durchschlag durch die 6 Klaffen dicke Felswand auch angeführt.

Wären wir bisher überflüssig worden durch die Selbstsamkeit der Formen und ihre gewaltige Ausdehnung, so gefalle sich zu den früheren jetzt ein neuer Heil, der der blendenden Weige und theilweise auch schönen bunten Färbung der Stalagmiten. Die ersten Theile der Höhle sind von den häufigen Besuchen mit Rostflecken schon sehr geschwärzt, was bei dieser, da sie vorher weniger besucht wurde, nicht der Fall ist.

Wedermals bemerkte ich in diesem Theile gewaltige, über einander aufgebauete Felsblöcke, jedenfalls die Spuren eines bedeutenden Einsturzes. Die geringe Kalksteinbildung auf ihnen bewies, daß derselbe vor nicht so langer Zeit erfolgt sein konnte, obgleich die Führer uns versicherten, daß bei Menschenedenken nie etwas Derartiges vorgekommen sei. Am Ausgang der Franz-Josephs-Grotte erreichte sich vielleicht ein sehr bedeutender Einsturz, und wir fanden plötzlich am Fuße des nicht unbedeutenden unterirdischen Berges Voib, dessen Spitze ein 5 Fuß hoher röhrlcher Stalagmit, der Kapuziner oder Eremit, ziert.

Von hier an wurde unsere Wanderung etwas beschwerlicher, den aufsteigenden Gang mußten wir häufig mit einer sehr gebückten Haltung verlassen und der Weg, der bis dahin immer ziemlich rein, oft ganz trocken gewesen war, wurde nun sehr schlammig. Wie uns der Führer versicherte, ist derselbe häufig, wenigstens der hinteren Theil, bei dem Hochwasser der Peil, deren unterirdischer Lauf hier nach vorüberführen muß, vollständig überflutet.

Schon auf dem Voib hatte ein eigenthümliches Plätschern, ganz verschieden von dem monotonen Klänge des gewöhnlichen Tropfensfalls, unsere Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Wir waren nicht lange gegangen, so fanden wir vor der Ursache desselben, dem Treppbrunnen, einem etwa 6 Fuß über die Grundfläche der Höhle, die hier mit Wasser bedeckt ist, aufsteigenden abgestumpften Kegel, der aber ein Beden von 1 Fuß im Durchmesser hat, in welches von der 60 Fuß hohen Decke ein dünner Wasserstrahl ununterbrochen herabfällt. Das Wasser fließt aus dem Beden des im langsamen Anwachen begriffenen Kegels in ein Bassin am Boden herab. Nicht daneben hat man eine der großartigsten Ansichten dieses felsigen unterirdischen Landes. Ein hervorspringendes Plateau ist nämlich gänzlichlich der Anwesenheit des Kaisers Franz Joseph und der Kaiserin Elisabeth 1857 zu einem Weldevere eingestaltet worden, welches eine wahre Muskelecke der mannichfachen Tropfsteinbildungen der Grotte darstellt. Sind sämtliche Räume gut beleuchtet, so hat man von hier aus einen wahrhaft zauberischen Anblick der verschiedenen Etagen dieses Grottenlabyrinths. — Eine Viertelstunde hinter dem Weldevere gelangt man zu einem kleineren Treppbrunnen, hinter dem sich dieser Arm der Höhle in die letzten zwei Aeste theilt. Der eine führt links durch eine enge, mit weissen und braunen Stalactiten ausgefüllte Kluft zu einem senkrechten Loch, durch welches man in den sogenannten See schaut, einen ungefähr 60 Fuß im Durchmesser haltenden Trichter, der bei mittlerem Wasserstande eine Tiefe von 30 Fuß hat, nach anhaltendem Regen aber auch überläuft.

Der rechte Arm zieht sich seit in eine obere Etage der Höhle hinaus, welche von einem gewaltigen Pfeiler getragen wird. Hinter denselben öffnet sich eine große Halle mit zahlreichen, weissen Stalagmiten aus einem wahren Braun und weiß gefärbten Kalkstein-

stein, welche zu dem Tartarus führt, einer ausgedehnten, gewaltigen Doline von wenigstens 60 Fuß Tiefe, die aus zwei Abtheilungen besteht, welche durch einen schmalen Grat getrennt sind.

Dieselben Höhl wieder zurückgehend, gelangen wir bei dem Voib und der Aale von St. Stephanus vorbei zu dem schönsten Punkte der Aelberger und wohl aller Krainer Höhlen, zu dem sogenannten Galvarienberge. Während wir den See und den Tartarus besucht hatten, waren fünf der Führer vorausgetreten, um diesen wunderbaren Bau in die herrlichste Beleuchtung zu setzen.

Aus einer engen Kluft herausretend, erhob sich vor uns plötzlich in einem hohen Dome in drei steilen Absätzen ein 192 Fuß hoher Berg, dessen Abhänge mit Tausenden der herrlichsten bis 30 Fuß hohen Stalagmiten bedeckt waren, denen eben so viele Stalactiten ihre Arme von oben entgegenstreckten. Von blendendem Weiß, gelblich, röhlich glänzend starrten sie in den wunderbaren Formen und Gruppierungen in die Höhe, wie eine in den selbstsamsten Bewegungen plötzlich erstarrte, versteinerte Menschenmasse. Nimmt man noch die Wirkung des Lichtes hinzu, welches sich lautenbach in den kleinen Kryptallen und Wassertröpfen bricht, mit denen alles überzogen ist, so hat man ein Bild vor sich, wie es sich kaum die auswendigste Phantasie eines Würdevollsten felsamer und herrlicher denken kann. Die Führer nennen einen Theil davon, seiner vielen schlanken und schönen Säulen wegen, den Wäldchen der Dom. Ich habe denselben gesehen und bewundert, wie wenige Meisterwerke, aber man thut dem Galvarienberge wahrlich keine Ehre an, wenn man dieses prächtvolle Werk einer Jahrtausende schaffenden Kraft nach einem menschlichen Bawerke benennt.

Nabe am Gipfel befindet sich ein gewaltiger Felsblock, die Arche Noab. Von dieser wendeten wir uns zu einer dreieckigen Anhöhe, die gegen die rechte Seitenwand der Höhle ansteigt und mit weissen Stalagmiten besät ist, die von dem braunen Boden und Hintergrunde maletrisch abheben. Das Volk hat sie den großen Altar genannt, weil es in der Unzahl Säulen, die alle den Berg hinaufzuwandern scheinen, den Zug des Volkes auf Golgatha erblicken wollte. Dahinter geht es steil hinab in noch weit ausgedehnte Klüfte und Gänge, die aber bis jetzt noch nicht gangbar gemacht worden sind. Wir gingen daher auf die andere Seite des Galvarienberges durch die Pforte und die Säulengasse, eine quer über den Weg gestellte Säulenreihe, bis zum Eingange der Erzherzog Johanns-Grotte, deren Tropfsteinbildungen am wenigsten besichtigt und am reinsten erhalten sind.

Unter den vielen schönen Gebilden, welche den Theil der Höhle von hier bis zum Grabe zieren, wie die Cypressen, das rothe Meer, der Reichthum u. v. A. lenkte namentlich eine unsere Aufmerksamkeit auf sich, welches auch allgemein als das anmutigste aller Tropfsteingebilde bekannt ist, der mit Kochi beehrte Vorhang. Nur vier Linien dick ragt diese wunderbare Stalactitenmasse 1 1/2 bis 3 Fuß über der Wand hervor, von welcher sie in einer Länge von 9 Fuß in dem schönsten Faltenwurf herabhängt. Die Grundfläche ist blendend weiß, aber das ganze Gebilde hat eine 4 Zoll breite braune und rothgestreifte Einfassung und einen wellenförmig gezogenen Rand. Galtzen die Führer die Vöster hinter demselben empot, so daß der Vorhang ganz transparent erscheint, so gewährt das Ganze ein reizendes Schauspiel.

Schnellen Schrittes wanderten wir von hier aus, durch die lange Wanderung müde und hungrig geworden, dem Eingange zu. Der Führer konnte sich jedoch nicht verlassen, und erst nach in die Tiefe des großen Domes hinabzuführen. Gegen 100 Stufen hinabsteigend gelangten wir zu der 84 Fuß langen heylernen Brücke über die Peil und von hier aus stellten sich uns die impante Größe des Domes erst recht dar. Das Wasser, welches hier nur 4 bis 5 Fuß unter uns hinwegspritzt, war höchstens eine Elle tief. Aufwärts gegen Tag bietet es aber sehr tiefe Tümpel und ist ohne Noth nicht zu passieren. Abwärts kann man längere Strecken treten, nach Verlauf einer Viertelstunde jedoch senkt sich die Decke so tief in den Wasserpiegel, daß man mit dem Kopfe nicht darunter hinwegfahren kann. Erst zwei Tage nachher, nachdem auf der Oberfläche heftige Regenfälle gefallen sind, sinkt der Fluß an so schnell, so lange Zeit braucht das Wasser, um durch das poröse Kalkstein durchzuströmen, und dann kommt es häufig vor, daß die untere Bede vollständig überflutet, wohl gar abgerissen wird.

Als wir das Freie erreichten, bemerkten wir zu unserem großen Erstaunen, daß es vollständige Nacht war. Unmittelbar gegen

wir Alle zu gleicher Zeit unsere Uhren; es war die zwölfte Stunde, wir waren also über fünf Stunden im Unterirdischen gewesen, eine Zeit, die wir, wenn wir sie hätten schätzen sollen, kaum als den dritten Theil angegeben hätten, so sehr waren unsere Sinne gefangen genommen worden von dem Wunderbaren und Selbstamen, was sich beständig vor unserer Auge entfaltete. Ueber uns tobte ein sturzbahres Gewitter, aber das Rollen des Donners, welches hier lautenfroh wiederhallte, war nicht zu uns getragenen. Da der Regen in Strömen herabzog, so beschloß ich, mich von meinen Reisegefährten trennen, welche mit dem Nachzuge nach Trief sahren, in Aedelberg zu übernachten, um am nächsten Morgen noch einige der nahegelegenen Höhlen zu besuchen.

Unter den Rinnen des Aedelberger Schloßes Vorbeigehend, wanderten wir anderen Tages über den Berg, dessen Inneres wir gestern besucht hatten, und traten nach Kurzem in den besondern Theil des Karst ein. Auch hier ist der Berennatur dieselbe, rechts und links bemerkt man Dolinen, über deren Scheitern die Weg hinwegführt. Eine derselben, welche benachbart war, hinabsteigend, besahen wir aus der steilen, schwarzgranen Felswand, an deren Fuße sich die niedrige Mündung der sogenannten schwarzen Magdalenen-Grotte öffnet. Der Weg in dieselbe ist lange nicht so bequem, als der in die Aedelberger Grotte, auch ist die Temperatur bedeutend niedriger, als in jener. Riemlich feil über Gerölle und Felsblöcke hinabsteigend gelangten wir zuerst in den von mächtigen Felsen getragenen Raum, dessen Tropfsteinbildungen jedoch sehr beschädigt und vom Rauche geschwärzt sind, da die Führer nur Eröhne zur Beleuchtung verwendeten.

Wehr als die Tropfsteine sah mich jedoch hier ein Wasserbecken an, welches den Vereinis liefert, wie das organische Leben sich überall den besondern Umständen gemäß entwicelt. Der blinde oder vielsicht kleblichste, festsame Dlm, ein leichtrothes, salzsaures Amphibium von fast durchscheinendem Körperbau bedient diese Höhlenbäche. Er wird umgafere 1 Fuß lang, fingerdick und ist mit 4 ganz kleinen, vorn drei, hinten zwiegehigen Füßchen versehen. Der Kumpf ist cylindrisch, der Kopf etwas dick und abgeplattet und die verthimerten Augen liegen unter der durchsichtigen Haut verborgen. Am Halse befinden sich jedesseits zwei blutrothe Kiemenbüdel und seine rutz, neigrothe Haut gleicht nach Vertheilung's Ausstrahl der des Haisles eines schönen Weibes. Jeder Vorstrahl verfehlt das Thier anfangs in heilige Rudungen und färbt seine Haut dunkler, man kann es jedoch allmählich daran gewöhnen, und dann wird es silbergrün. Der Dlm ist aber nicht der einzige blinde Bewohner dieser unterirdischen Räume; ein krebsartiges Thier, die Phorusa alba, unserer Kellerfliege ähnlich, und ein kleiner Käfer theilen seine Einsamkeit. Sie sehen uns recht deutlich kennen, daß die Entwicklung und der Bau jedes Wesens nur die natürliche Folge seiner Lebensweise und seiner Heimath sei.

Die Natur gibt nichts mehr, als das Wesen bedarf, um seine Aufgabe zu lösen und somit schön und vollkommen zu sein. Auch aus früheren Experimenten fomit sich in dieser, wie in der Weelberger Höhle Reste von Thieren, namentlich treten die Knochen des Höhlenbären ziemlich häufig auf.

Barum aber zeigt gerade dieser Theil der Alpen eine so auffällige Zerküstung mit unterirdischen Höhlen und Flußbetten? Wir finden die Beantwortung dieser Frage in der Beschaffenheit des Bodens, welcher, der Kalksteinformation angehörend, anfangs jedenfalls weich, ein Niedererschlag früherer Meere war und später durch Ausbreitung sich zusammenzog, wobei er Risse und Spalten jurdisch, welche das Wasser nach und nach zu unterirdischen Höhlen und Feden bildete: So nahmen Wäse und Flüsse, wie z. B. die Peil, einen unterirdischen Verlauf. Diese verliert sich unter dem Eingange der Aedelberger Grotte unter der Erde, flüßt nach 3000 Klaftern unterirdischen Verlaufs aus der Planina-Höhle heraus und flüßt nach ihrer Bereinigung mit den Wähtbälgengrößen den Namen Ung. Im Thale von Ober-Planina beginnt aber schon eine Reihe von Zaughlöchern, durch welche ein bedeutender Theil des Wassers sich in die Tiefe verliert. Eine Viertelstunde hinter dem Torle Jacobovis verschwindet der letzte Rest des Wassers. Derselbe legt uns weitere 5000 Klaftern unter der Erde jurdisch und kommt erst bei Oberlaibach unter dem Namen Laibach wieder zu Tage; Peil, Ung, Laibach sind also drei verschiedene Namen eines und desselben Flusses.

Die Zeit, welche erforderlich war, um diese meilenweiten Höhlen mit ihren hohen Dome auszunehmen, muß jede menschliche Vorstellung von Zeit weit übersteigen. Es handelt sich hier nicht um Jahrtausende, sondern man muß nach Millionen den Jahren zählen, wenn wir überhaupt an die Geschichte der Natur den feinsten Maßstab von Jahren anlegen wollen, der nur für unser kurzes Leben genügt. Wie lange diese unterirdischen Bauten schon in ihrer Pracht bestanden, läßt sich annähernd wenigstens aus der Bildung der Stalaktiten und Stalagmiten berechnen, welche noch jetzt ununterbrochen vor sich geht. Wenn irgendwo, so finden wir in ihnen die mächtigsten Zeugen der Macht des kleinen Tropfen um Tropfen träufelt das Wasser mit dem aufgelösten Kalk von der Decke herab auf den Boden, um hier durch Verdunstung zu erstarren. Wie viel Tropfen mochten zu jener mächtigen Säule von 50 Fuß Umfang und 30 Fuß Höhe, wie viel Zeit dazu gehört haben, sie zu bilden? Das ist es eben, was so mächtig zum Herzen des Menschen spricht und ihn mit namenlosem Ehrgeiz vor dem stillen Wirken der Natur erfüllt, daß nicht das Schöpfung und ungeheure Werk schuf, sondern einzig und allein der ungeborene, unmerkliche Zeitraum, innerhalb dessen sie wirkten und an der Gestaltung der Erdoberfläche thätig waren.

## Was man „Neues“ von der Erde weiß, und wie man's erfahren hat.

Berichte über die neuesten Fortschritte, Entdeckungen und Untersuchungen auf dem Gesamtgebiete der Erdkunde.  
Von G. Hirsh. — (Erster Artikel.)

Der mächtige Einfluß, den die neueste Zeit auf die Gestaltung der Erdkunde ausgeübt, ist ein ganz unverkennbarer; ja, wir dürfen behaupten, daß sie in ihrer heutigen Gestalt erst ein Erzeugniß des neunzehnten Jahrhunderts ist, wo sie in Alexander von Humboldt ihren ersten Lebenspriester, in Karl Ritter den Mann fand, der sie aus den Banden einer niedrigen, kienenden Wissenschaft befreite. Herausgetreten aus dem Stände einer wüthenden Kenntniß von Obdige-, Fluß-, Topf- und Städtenamen, schlicht die Erdkunde in gewissen Beziehungen alle physikalischen und historischen Wissenschaften in sich ein, sobald sie zur Erklärung der Vorgänge auf unserem Planeten dienen, und mit solch großem Umfange der Wissenschaft ist natürlich die Schwierigkeit ihres Studiums verbunden. Von einem fertigen Geographen wird verlangt, daß er nicht mehr als Alles weiß; bei einer in's Specielle gehenden Kenntniß der räumlichen Verhältnisse der Erde soll er Aikronom und Phylister, Geolog und Botaniker, Zoolog und Anthropolog, Sprachkundiger zugleich und Geschichtsforscher, mit einem Worte — ein Humboldt sein, wenn auch im Kleinen.

Tiefem entsprechen die Anforderungen, die man an den wissenschaftlichen geographischen Reisenden stellt. Es genügt nicht, daß

er, wie dies wohl von vielen Touristen geschieht, flüchtig die äußeren Einträge notirt, die einen Ögent, ein Volk auf ihn gemacht — belastet mit Sextant, Theodolit und Compaß, Mikrometer und Chronometer, Thermometer und Barometer, Schreib- und Zeichenmaterialien, Reizeigen, Maßstäben, Messketten und Meßgürtelbändern, hat er tagtäglich so viel zu thun, daß ihm, wenn er's genau nimmt, kaum ein Stündchen zur Raß übrig bleibt.

Kaum sing die Erdkunde an, sich als selbstständige Wissenschaft zu gestalten, so bitreten sich Gesellschaften zur Förderung ihrer Interessen. Die Gründung der zur Zeit in Europa bestehenden geographischen Vereine, im ganzen gesehen, gehört durchgängig der neuesten Zeit an. Folgende sind die Orte, Gründungsjahre und Mitgliederzahlen derselben:

1. Paris (1821) 186 Mitglieder.
2. Berlin (1828) 400 Mitglieder.
3. London (1830) 850 Mitglieder.
4. Frankfurt a. M. (1836) 180 Mitglieder.
5. Tarnstadt (1845) 123 Mitglieder.
6. Petersburg (1845) 1000 Mitglieder.
7. Wien (1856) 400 Mitglieder. — Zusammen 3139 Mitglieder.

Wie Sie sehen, kommen von diesen sieben Vereinen vier auf unser Deutschland — ein Beweis der regen Theilnahme, deren sich hier die Freunde erfreut. Am besten deutet ihn die russische Gesellschaft in Petersburg, nämlich mit einer jährlichen Einnahme von 23,427 Silberbel oder 25,354 Thlr.; ihr folgt die englische in London mit 1693 Pf. St. oder 11,512 Thlr.; Berlin hat 4124, Paris 2867, Frankfurt a. M. 438, Darmstadt 257 Thlr. jährliche Einnahme.

Diesen geographischen Vereinen schließen sich in gewisser Beziehung die sämmtlichen rein naturwissenschaftlichen an, deren Zahl eine unerschöpfend größere ist, so wie die Missionen, Generalstab und Militärämter. Entschieden dürfen wir der vielen geographischen Privatanstalten nicht vergessen, unter denen besonders in Deutschland die von Justus Perthes in Gotha die erste Stelle einnimmt.

Sie sehen, unsere Wissenschaft verfügt über große Kräfte. Oft führt durch viele Fachmänner dahin, in dem civilisirten Europa, unter dem Schutze wohlthätiger Staats-Einrichtungen, findet sie jenseit ihre Boten an in das noch unerforschte Innere fremder Continente, auf den spurlosen Ocean, nach den ewig eisumhüllten Polen und in die weiten Räume der Tropenwelt. So wachst sie heran zu einer wunderbar großen Welt menschlichen Wissens, von dem unsere Väter kaum träumt.

Wir wollen den Vehm der „Gartenlaube“ von den Erungenenschaften dieser Wissenschaft erzählen, indem wir ihnen unter dem obigen Titel in einer lebendigen neuen Artbeilage die frischen Berichte jener zahllosen Jünger in der Ferne und Nähe vorlegen, die eben dazu beitragen, ein neues, helleres Licht zu werfen auf den ganzen Erdball und was auf ihm lebt.

### I. Afrika.

„Afrika, nichts als Afrika,“ werden Sie denken. Aber erschrecken Sie nicht; es ist nicht meine Absicht, Sie von dem Verlaufe der großen afrikanischen Entdeckungen zu unterhalten, die unsere Tage verherrlicht haben. Ich weiß es wohl, es ist zu viel darüber geschrieben (ob gelesen?) worden in neuester Zeit: Sie sind afrikanische und Sie haben Recht. Nur noch einmal haben Sie die Erde, sich anzusehen. Lassen Sie uns, um dann für längere Zeit mit afrikanischen Kritiken im Großen zu räumen, noch einmal sichtlich betrachten, „wie man's erfahren hat, was man Neues von Afrika weiß,“ dann lassen Sie uns dem Dr. Livingstone, Ihrem alten Bekannten, einen kleinen Besuch auf dem Zambesi abblenden, und schließlich einen jugendlichen deutschen Forscher über eine projectirte Entdeckungsjahre, unter Anderem nach den mehr als hundertmal gesuchten, aber noch nie gefundenen Nilquellen, anschauen.

Bei dem Untereingangsbüchel, mit dem Wissenschaft und Handel, Hand in Hand gehend, alle noch unbenannten Räume unseres Planeten zu durchforschen und anszukunsten streben, ist es in der That merkwürdig, daß noch bis vor wenigen Jahren so große Theile des afrikanischen Continents, strebend um Theil von der Frucht und Hülfe einer tropischen Thier- und Pflanzenwelt, terra incognita geblieben sind.

Freilich war es stets Afrika, welches der wissenschaftlichen Thätigkeit der Reisenden unter allen Theilen des Erdballs das größte und zugleich schwierigste Feld der Entdeckungen dargeboten hat. Richter war es dem Entdecker im nördlichen Eismeer, den ewigen Eisgebirgen zu durchdringen, der den Eingang zum Pole vortheilhaft, als dem europäischen Forscher, sich durch die unermessliche Ausdehnung harter, Eise baugender Wüsten und die hartnäckige Heimsucht der rohen Stämme Wege in das Innere Afrika's zu bahnen.

Ueber die Schwierigkeiten afrikanischer Reisen kann ich Ihnen nichts Besseres sagen, als der Engländer Burton, ein Mann, der aus Erfahrung spricht. — „Der Reisende in Afrika,“ heißt es in einem seiner Berichte, „ist wenigstens in diesem Theile des 19. Jahrhunderts, ein sehr überarbeiteter Thier. Ehemal war das lebende Publikum zu suchen mit der trockensten Beschreibung dessen, was er gerade Neues sah, und folgte er noch ein paar Bestimmungen über Länge und Breite hinzu — so war man entzückt. In neuerer Zeit aber sind, wie in jedem andern Theile, so auch hier die Anforderungen gestiegen. Während der Reisende so und so viel Meilen Tags marschirt, und eine gewisse Anzahl von Stunden Nacht wacht, erwartet man von ihm — der in der That sein eigener General, Majorat, Quartiermeister und Procureurbeamter sein muß —, daß er Aufnahmen macht und beobachtet, Meteorologie,

Hygrometrie und Dypometrie registriert, Vögel und Bierflüster schießt und ausstopft, geologische Stufen sammelt, politischen und commercialen Kenntnissen nachjagt, das noch in den Kinderschuhen liegende Studium der Ethnologie beveret, Koch und Rechnung führt, Skizzen, ein bißes, lesbares Journal abfaßt, Grammatiken und Vocabularien macht und recht oft lange Berichte nach Hause schickt, um zu verhindern, daß die „Königl. geographische Gesellschaft von London“ bei ihren Abendstunden einschlafe! Ich gebe zu, es ist ganz in der Ordnung, hohe Anforderungen zu stellen, damit man sicher sei, daß auch etwas gethan werde; allein man sollte stets bedenken, daß Forschungsergebnisse keine Eisenbahnsfahrten sind, und eine billige Grenze zwischen dem Möglichen und Unmöglichen ziehen. Ohne zu bedenken, was er verlangt, glaubt jeder Entzückte das Recht zu haben, sich zu belassen, daß der reisende Forscher seinen Theodoliten nicht im Tempel von Mekka aufstelle und seinen Sympiesometer nicht bis in die Manern von Darar hineintraut. Ein eifriger Herr hat mich einst, Wüstflüher zu sammeln, und ein Anderer suchte mir ausgezeichnete Recepte, um Holzböde anzubewahren.

„Diese afrikanischen Reisen sind Fleckjäger im Kleinen und der Reisende ist, ohne auf die Hülfe der Wandschütze rechnen zu können, von allen Schwereitäten, Mühsalen und Gefahren eines barbarischen Kriegs umlagert. Etatt Infanterien und Artometre zu studieren, muß er sich damit abgeben, seine Leute zu füttern, zu trillen und zu unterweisen, wie sie ihre Waffen gebrauchen und wie sie eine Karavane führen sollen. Beim Ausblick eines Instrumentes ist der Wilde überzeugt, daß der Fremde die Sonne vom Himmel reißt, um den Regen vertriebt, Krankheit und Tod erzeigt, und das Land für viele Jahre hin beehrt. Unter ganz Wilden sind wissenschaftliche Operationen schwerlich noch möglich, unter halb Civilisirten nehmen sie ein schlußnes Ende. Das Klima traut dem Reisenden Energie und Gesundheit. Es ist sogar nicht einmal rathsam, die einschüchtern gebräulichen Arbeiten zu unternehmen; mein Gehährte erkrankte zweimal kos davon, daß er die Sonnenhitze nahm. Warum schickt man nicht einmal eine Partie jener Gelehrten aus, damit sie selbst die Dosis verschlucken, die sie ihrer Arme von Wärttern verschreiben?“

Herr Burton trägt, wie Sie sehen, die Farben etwas dick auf; aber doch möchte Vieles zu beherzigen sein in seinem Bericht, in einem ungefähren Maßstab zur Veranschaulichung der Forschungen in Afrika abgeben.

Es ist ein trauriges Vorrecht der afrikanischen Entdeckungen, daß sie todesgefährlich sind; der Tod der müthigen Forscher bildet dort die Regel, ihre Rettung nur die Ausnahme. Belloni's, Donavans, Ledyard, Lucas, Honghton, Mungo Park, Luder, Peddie, Campbell, Bowditch, Dubney, Pierce, Morrison, Clapperton, Paing, in neuester Zeit Richardson (spr. Rißherden), Overweg, Vogel (?), Reimans\* und viele Andere sind Beweise für diese fürstbare Regel geworden; und bechtlichmäßig nur Wenige sind nach die Ausnahme geklagt worden, wie in neuester Zeit Barth, Livingstone, Walton, Anderson.

Aber die meisten und bedeutendsten jener Wärtter hatten sich das Innere der nördlichen Hälfte des Continents zum Beobachtungsfelde auserkoren, jezt unentdeckte Samener, unbenannte oder durchsucht nur sie und da von einer staubigen und quellreichen Insel, an deren Grenzen Afrika die unmaßlich-n Tibba's und Zairi's schmürmen. Während es so nicht selten konnte, daß diese Väterstücke jämlich bekannt wurden, blieb das Innere von Süd-Afrika fast gänzlich eine terra incognita. Seitdem man angefangen hatte, alle jene widersinnigen Phantasiegebilde des Mittelalters von der Karte von Afrika zu verbannen, seitdem der Priester Johann da Zell hatte räumen müssen, war die Karte von Süd-Afrika weiß, und die nun gezeigerte Phantasie verließ sich in Betreff der unbenannten Länder kaum über die Vorstellungen von endlosen Sandwüsten hinaus.

Erst in dem letzten Decennium wurde auch Süd-Afrika's Durchforschung in Angriff genommen; und in der That sind unsere Kenntnisse von jenem Theile des Continents in dieser kurzen Zeit so massenhaft angewachsen, wie wir uns wohl kaum vorher geträumt hätten. Wenn schon diese unsehbare Thatfache an und für sich verdienstermaßen in hohem Grade die Aufmerksamkeit der

\* Kreutzer Richard von Reimans, ein jugendlicher, beehrnter Forscher, starb zu Kairo am 15. März 1858.

wissenschaftlichen und gebildeten Welt auf sich zog, um wie wir mehr mittel dies geschehen, da das ganze Verdienst dieser großartigen Entdeckungen denabeh ausschließlich einem unerschrockenen Manne angehöret, der mit unermüdlicher Aufopferung erst während zweijähriger Reisen einen Weg ins Innere und dann nach der West- und Ostküste gebahet hat! Livingstone's Ruhm wird deshalb, gleich dem Barth's\*, so unvergänglich bleiben, wie der Balboa's, der von der Höhe der Gebirgellen des centralamerikanischen Isthmus den großen Ocean gebahrt, oder wie der Marco Polo's, an dessen großartige asiatische Continentalreisen im 14. Jahrhundert und die ihrigen im 19. erinnern. — Livingstone's und Barth's Forschungen bilden eine wichtige Epoche, Höhepunkte in der Entdeckungsgeschichte des afrikanischen Continents.

Dr. Livingstone hat nun, wie Sie vielleicht in einer oder der andern Zeitung gelesen, Anfang dieses Jahres von Neuem London verlassen und in Afrika vorgeschoben, um eine wissenschaftlich-mercantile, unabhängig ausgerüstete Expedition den Zambesi hinaufzuführen. Ueber den bisherigen Verlauf derselben theilt ich Ihnen die neuesten mit bekannten Nachrichten mit.

Ein Dampfkröß, der „Perle“, hatte Dr. Livingstone sammt einem der neu in Anwendung gebrachten jetzigen Dampfkröß nach den Windungen des Zambesiflusses gebracht, wo es die kleine Expedition aufsuchte, um seinen Weg nach Caylon fortsetze. Der Capitän desselben, Duncan, hat, zurückgekehrt nach England, über diese Aufsehung Bericht erstattet; Andere Berichte sind direct von Dr. Livingstone und einem seiner Leute eingelaufen. Der kleine jetzige Dampfkröß aus Stahleisenplatten, den er mit auf die Reise genommen hatte, die „Perle“, leistet ihm vortreffliche Dienste. In drei Tagen war er vollständig zusammengefügt und dampfte, wie der wädrere Reisende sich ausdrückt, lustig den breiten Zambesi hinauf, um unendlichen Verthruß der Stupfertze, die vor ihm herdenweise Reisende nahmen, und ihn so fürchtete, daß selbst das stärkste unter ihnen nicht mit ihm anbinden wollte. Es wäre eine große Wohlthat, schreibt er ferner, wenn die englische Regierung viele solche leichte Dampfkröß nach Afrika schicken würde, um in den kleinen Bächen und seichten Flüssen den Seelenvergnügen das Wandern zu legen; nur müssen sie bei gleicher Länge um etwa 4 Fuß breiter angelegt werden, wodurch sie dem Zwecke noch viel besser entsprächen.

„Die ersten Nachrichten, welche wir erhielten,“ schreibt Livingstone an Turner, „gaben an, daß sich die Portugiesen ganzungen gesehen hatten, nach der Küste zu fliehen, da ein Stamm der Eingeborenen Aufstand erhoben hatte. Alle Europäer hatten sich nach Kilimane geflüchtet. Da wir zur Zeit, wo der Aufstand andruch, noch nicht im Lande waren, so wird man uns nicht als seine Urheber zur Wechenschaft ziehen können. Sie können sich übrigens denken, wie ich und diesmal denken, um von der Stelle zu kommen.“ — Noch kein einziger Hiebersfall; jeder auf der „Perle“ nimmt täglich seine Portien China.“ Dr. Livingstone, Takt genug besitzend, um jede Collision mit einem der streitenden Theile zu vermeiden, hatte sich

\* Der übrigen einen fast doppelt so großen Weg zurückgelegt hat, als Livingstone.

sowohl mit den Rebellen, als mit ihren ehemaligen Gebietern, den Portugiesen, in Verbindung gesetzt und bei beiden Parteien Freunde erworben. Uebrigens hatte er eine ziemlich fürchtbare Begleitung bei sich. Sieben Europäer, worunter sein Bruder, und zwölf mit Gewehr, Bajonett, Pistolsänger und Trepsstiele bewaffnete Kruman konnten nicht versehen, die Eingeborenen zu der Ueberzeugung zu bringen, daß die Expedition sich selbst zu schämen vermöge; außerdem warteten noch 120 von Dr. Livingstone's Malolelo-Freunden auf ihn in Senna, welches ungefähr 20 Meilen von der Mündung des Zambesi entfernt ist.

Ich drücke jetzt meinen Livingstone'schen Bericht ab, den ich allerdings, aber ohne Sie damit zu ergehen, viel weiter hätte ausdehnen können. Sobald ich wieder etwas Neues erfahre, folgen auch Sie es wissen.

Endlich noch Einiges über den jugendlichen deutschen Forscher, von dem ich Ihnen zu berichten verdrach. Albrecht Roscher ist ein Sohn Hamburgs, das ja bekanntlich schon ein so bedeutendes Contingent afrikanischer Forscher gestellt hat. Seine ganz äußere Erscheinung, seine Jugend erinnerten an, als wir ihn vor seiner Abreise nach Afrika kennen lernten, recht sehr an den unglücklichen Vogel; er besaß aber auch dessen Kenntnisse und Unerschrockenheit — ja, wir dürfen behaupten, daß selbst ein afrikanischer Reisender so vortrefflich vorbereitet, ausgerüstet und besähigt ausgegangen, wie Roscher. Vielen unserer Leser ist vielleicht eine ausgezeichnete Probe seiner Arbeiten bekannt, die er noch hier in Deutschland abgelegt hat.

Roscher hielt sich bisher in Zambar ab, einer an der Ostküste Afrika's und ungefähr 6 Grad südlich von dem wahrstheinlichen Orte der Nilquellen gelegenen Stadt. Noch vor seiner Abreise dahin publicirte er ein Schriftchen, worin er Zweck und Plan seiner Reise näher auseinandersetzt. Nachdem er dargehen, was man bisher auf ganz verkehrten Wegen versucht, und nach Kenne Afrika's, den Nilquellen und dem problematischen See Uniamis vorzubringen, setzt er auseinander, daß Zambar einen der günstigsten, wo nicht den allergünstigsten Ausgangspunkt zur Erforschung Innerafrika's für einen einzelnen Reisenden bilde.

Roscher's Reise, zu deren Ausführung, wie bei zahlreichen anderen neueren Unternehmungen, die Wissenschaft des Königs von Baiern zum großen Theile die pecuniären Mittel geboten hat, wird von der größten Wichtigkeit sein, denn, ausgeführt nach seinem Plane, würde sie genügen, Probleme zu lösen, die Jahrtausende hindurch sich den Forschern dargeboten haben, und somit die Geographie von Afrika der Hauptache nach erledigen. Zu der Bewältigung des ganzen Planes hält Roscher einen Zeitraum von mindestens drei Jahren, vom Juni 1855 an gerechnet, für erforderlich.

Wenn ich hier m'inen Bericht über Afrika schliesse, so meine ich keineswegs, Ihnen Alles berichtet zu haben, was auf die allerneuesten Forschungen in diesem Erdtheile Bezug hat. Denn im Osten hungert gegenwärtig der oben erwähnte Engländer Burton und sein Begleiter Speke (spr. Epiph), im Westen der Amerikaner du Chaillu; auf dem Niger ist eine englische Expedition beschäftigt u. s. w. Ich werde darauf später zurückkommen.

## Die Privat-Irrenanstalten.\*

Von Dr. juris Theodor Mar in Rön.

Zustände der schottischen Privat-Irrenanstalten. — Frühere Behandlung der Irren. — Die Gefängnisse für Privat-Anstalten, speciell die vrenthienen. — Die Aufnahme vernünftiger Menschen in Irrenanstalten. — Zwei Beispiele: Kaufmann Franz Drechsman in Rön. Die Oheimthüm Bittelminne Egen aus Eberfeld. — Einmalne rheinischer Privat-Anstalten. — Behandlung der Irren. — Anstalten und Zwangsarbeit. — Reiterproceß gegen Vennary.

Das englische Parlament beschäftigte sich im verflochtenen Jahre mit einem Zwecke der Gesetzgebung, dessen Erwägung als eine um so ernster Pflicht der Staatsgewalt erscheint, je schwieriger auf diesem Gebiete die Wahl zweckmäßiger und schäzbarer Weisung zu treffen, und je mehr das Unglück in seiner häßlichsten Gestalt einer ausbreitenden Ueberwucherung Seitens des Staates bedarf, deren es bis jetzt in hohem Maße entbehrt.

In der Sitzung des Unterhauses vom 9. Juni v. J. brachte der Lord-Advocate eine Bill ein, um die schottischen Privat-Irrenhäuser einer sorgfältigeren gesetzlichen Aufsicht zu unter-

ziehen. Nach den Mittheilungen der öffentlichen Blätter entwarf das Parlamentsmitglied E. Cliffe in seinem Commissionsberichte ein wahrhaft erschütterndes Bild über die grauenhaften Zustände vieler Privat-Irrenanstalten, und insbesondere über die Behandlung, welche die Unglücklichen selbst in solchen zu erdulden haben, die bisher als Muster gerühmt wurden. Der Lord-Advocate bezeichnet dieselben als wahre Höllen und best, seine Maßregel werde von der öffentlichen Meinung nach Kräften unterstützt werden. Ich glaube nur eine Pflicht der Menschlichkeit zu erfüllen, wenn ich nach Kenntniß zweier Fälle, in denen unlängst in kurzer Zeitsfolge mein Amt

\* Wir erlauben uns, die Leser der Gartenlaube noch ganz besonders auf viele ebenfalls wichtigen wie grauenerregender Mittheilungen aufmerksam zu machen.

Die Redaction.

angesehen wurde, die öffentliche Aufmerksamkeit auch auf die Privat-Irenanstalten lenkte, welche in Deutschland und namentlich am Rheine bestehen, um nach meinem Theile dazu anzuregen, daß auch bei uns in Wege der Uebergang in geeigneter Weise eingeschritten werde; ich erachte es als den heiligsten Beruf der Presse, dem menschlichen Glande, das sich gegen seine Feinde selbst zu verteidigen außer Stande ist, Worte zu leihen und die Schameren und die Verzweiflung von den Kümmern abzuwenden, in welche sterbliche Augen nur sehr spätlich zu dringen vermögen. Die in Europa weitverbreitete Gartenlaube ist ein passendes Organ dazu.

Es ist bereits vor mir in diesen Blättern nachgewiesen worden, wie man in früheren Zeiten Störungen des Geisteslebens als unmittelbar von Gott über den Menschen verhängte Feindschaften ansah, und wie die Geisteskranken in ungläublicher Gefühlslosigkeit als nichtmündige Mitglieder der menschlichen Gesellschaft, deren sich diese entseigen müsse, je nach den Ausprägungen ihres Uebels entweder hilflos verhasst oder, in Ketten und Bande geschlagen, Gesangsamen und Brodtrern heimgesellt wurden.

Diese unarmbrüchige Behandlung der Unglücklichen dauerte bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts, wo namentlich Pinel in Paris seine Stimme laut erhob, und trotz der entsetzlichen Widerstände eines dämlichen Volkes der damaligen Zeit unter den Wehen der Geburt der Menschenrechte die Anerkennung jener der Geisteskranken mit Erfolg erkämpfte. Es gelang in Italien, England, Frankreich, Preußen und Rußland und Keil in Deutschland folgten dem ersten Beispiele, und bald erlankten die Leiter der Staaten die unabweisbare Pflicht, zu Errichtung neuer und zu wesentlicher Verbesserung der vorhandenen Irenanstalten fürsehe zu treffen, so daß bei dem hierdurch gemachten Interesse dieser Zweig der ärztlichen Wissenschaft, durch Männer wie Haslam, Pariset, Heintrotz, Rasse, Bird und von Allen durch den vor kurzem heimgerufenen trefflichen Jacobi mächtig gefördert, mit vollem Rechte den übrigen medicinischen Doctrinen an die Seite zu stellen ist.

Es bedarf nicht erst der Ermahnung, wie wenig der in die geheime Weltkammer der Seelenhaftigkeit Ueingezeichnete berufen und befähigt sein kann, die Behandlung der Iren im Allgemeinen einer gerechten Beurtheilung zu unterwerfen; vorzugsweise bei Geistesstörungen wird Alter, Stand, Geschlecht und die verlebte Zeit für eine rationale Behandlung maßgebend, und häufig der Körper der einzige Weg sein, auf welchem Einflüsse auf die Seele zu erreichen sind. Als Nichtarzt beschränke ich mich daher in dieser Beziehung und überlasse das für und Wider den Männern vom Fach. Ich werde mich vielmehr bei dieser Besprechung darauf beschränken, die heuchlich solcher Anstalten bei uns bestehenden Gesetze in Anbetrachtung der oben erwähnten beiden Fälle einer Erweiterung zu unterwerfen, um zu dem Zwecke zu gelangen, wie unzureichend dieselben in aller und jeder Beziehung sind.

Wirdliche Seelenanstalten, vorübergehende wie dauernde, bedingen die Unfreiheit des Willens, und letztere beschränkt die Zurechnungsfähigkeit oder hebt sie ganz oder zeitweise auf. Es wird deshalb über den Nutzen aus über die dringende Nothwendigkeit solcher Anstalten der Pflege häufig keine Frage sein. Ein schrecklicheres Schicksal aber, als entweder völlig geistesgesund in eine solche Anstalt gebracht und als irre behandelt zu werden, oder wirklich geisteskrank hilflos auf dem Schmerzenslager zu sein, abscheulicher und verlassen von der Außenwelt, welches gegenüber hartberzigem Wächtern, läßt sich überhaupt nicht denken. Inmitten einer christlichen Genußsücht und überhaupt in einem gestirnten Lande sollte dies gar nicht verkommen können; doppelte Liebe und Sorgfalt für diese Unglücklichen müßte als allgemeine Pflicht erkannt und geübt werden. Allein die große Schwermüdigkeit geeigneter staatlicher Einrichtungen zeigt sich erst, wenn aus dem Gebiete der Uebergang, namentlich für Privat-Irenanstalten, in welche nur Unheilbare aufgenommen werden, Anordnungen der Ueberwachung getroffen werden sollen, und bei der Wahl zweckmäßiger Mittel des Schutzes überhaupt; denn das „Zwiel“ und „Zwenzig“ ist vom Uebel, obgleich für die Uebergang bei diesen Privatinstanzen der Gesichtspunkt maßgebend sein sollte, daß bei deren Errichtung selten humane Rücksichten, vielmehr weit häufiger der Eigennutz und pecuniäre Vorteile das vorwiegende Motiv abgeben. Ehrenvolle Ausnahmen werden allerdings auch hierbei, wenn auch selten, angetroffen sein.

Die leitenden Grundsätze über die Irenanstalten überhaupt finden sich für den preussischen Staat in der Cabinetordre vom 5. April 1804 ausgesprochen. Es verfügt dieses Gesetz, und zwar 1) daß der Aufnahme in eine Irenanstalt ein ärztliches Attest über die Geisteskrankheit, sei es Behufs Peinigung des Kranken, sei es zur Aufbeziehung des Unheilbaren, vorhergehen, und daß von der erfolgten Aufnahme die Staatsbehörde Kenntniß der Anstalt sofort in Kenntniß zu setzen ist; 2) daß ein sorgfältiges gerichtliches Verfahren, das sogenannte Interdictionen-Verfahren, als bald der Aufnahme folgen soll, wie es nach den Worten der Cabinetordre „die gesetzliche Sicherheit und Freiheit der Person“ erfordert. Wesentlich zur Ausführung dieser Grundsätze folgten eine Reihe von Anordnungen der verschiedenen Ministerien, namentlich jene vom 25. Nov. 1825 und 26. März 1827, modificirt durch das Ministerial-Rescript vom 13. Decbr. 1827, ferner vom 25. März 1828, 9. April 1838, 6. Juli 1838, 21. Septbr. 1841, 11. Octbr. 1842, sodann der Landtagsabschied vom 27. Decbr. 1845, und die Ministerial-Rescripte vom 29. Decbr. 1847 und 22. Decbr. 1855.

Ruß es überhaupt bedenklich erscheinen, daß zuerst ein Staatsangehöriger in eine Irenanstalt gebracht und hinterher das gerichtliche Verfahren eingeleitet wird, um festzustellen, ob er auch geisteskrank sei, vorzuziehen alle diese Gesetze, welche hauptsächlich das Interdictionen-Verfahren regeln, selbst die nächste Gefahr nicht zu befürchten, daß völlig vernünftige Menschen in eine Irenanstalt untergebracht und so lange festgehalten werden, bis ein guter Stern oder das Ergebnis des Interdictionen-Verfahrens sie erlöst; denn zur Aufnahme ist gesetzlich einzig und allein ein ärztliches Attest, ausgestellt von zwei praktischen Ärzten oder dem Kreisphysikus, ausreißend. Ich will dabei keineswegs die Gewissenhaftigkeit oder die große Pflichtverletzung eines Arztes bei Ausstellung eines Attestes oder sonstige verwerfliche Motive der Angehörigen annehmen, um sich vermittelst der Interdiction der Verwaltung des Vermögens zu bemächtigen; ich unterstelle bloss eine irrige Beurtheilung des Arztes, eine Täuschung seiner selbst über die Natur des augenblicklichen Geisteszustandes des Kranken — und wo bleibt in solchen Fällen der Schutz des Gesetzes? Wende man nicht ein, es liege dies außer dem Bereiche der Möglichkeit; die beiden zu meiner Kenntniß gelangten Fälle widersprechen dieser Annahme in sehr bedenklicher Weise.

Ein angesehener Kaufmann der hiesigen Stadt, Franz Heermann, lebte mit seiner Frau in Lübeck; die Eifersucht, anscheinend grundlos, führte zu heftigen Ausbrüchen, und er vergaß sich so weit, daß er ihr in Gegenwart der Hausgenossen einen Schlag versetzte. Am andern Tage erschien ein Gendarm, und beschied ihn zur Polizeistation. Arglos besitz er mit demselben einen bereit stehenden Wagen, dessen Führer insofern, statt zur Polizei, in den ungeschlossenen Garten der Privat-Irenanstalt fuhr, welche auf der Verbindung in der Nähe Rheine für Unheilbare besteht. Dort wurde er festgehalten, sein Witten, sein Dornen, seine Verheerung, er sei nicht geisteskrank, konnte den Vorbesizer der Anstalt bewegen, ihn zu entlassen; im Gegentheil wurde letzterer für das genöthigende Angehen der Verhältnisse angesehen, und ihm seine Stelle angewiesen.

Zwischen volle Wochen brachte er in der entseignen Umgebung wüthlich Wahnsinnigen zu, unter Seelenleiden, die er, wie er versichert, nicht zu beschreiben vermöge. Der Verkehr mit den in der Stadt wohnenden Angehörigen war unter strenger Strafe verboten, das Schreiben nicht erlaubt; nur der Zufall sagte es, daß einer derselben Kenntniß von seinem Aufenthalt erhielt, und mir unter der Versicherung Mithilung machte, daß jener so wenig geisteskrank sei, als er selbst. Die hieraus eingeleiteten Schritte führten zu seiner sofortigen Entlassung, wobei es sich ergab, daß bereits für ein Vierteljahr vorausbestellt war. Der Vorbesizer rechtfertigte die Aufnahme in seine Anstalt durch Verlegung eines ärztlichen Attestes, in welchem derselbe als verückt und unheilbar erklärt war. Ich meinte, es konnte bei wiederholten Unterredungen mit ihm auch nicht eine Spur von Beschuldigung wahrnehmen; namentlich verbreitete er sich über die Einzelheiten und über die Gründe seines ehelichen Zwistes mit völliger Unbefangenheit und Ruhe. Ein nach Verlauf von mehr als einem Jahre gemachter nochmaliger Versuch, ihn auf Grund des früheren Attestes in einer andern Irenanstalt aufzusperren, wurde, nachdem er, neuerdings schlagend, zwei Anstalten, in Siegburg und Entenau, vorgeführt worden, die

seine Aufnahme verzögerten, und nachdem es endlich gelungen war, ihn in der hier errichteten Anstalt unterzubringen, durch die nach 28tägiger Haft auf das Gutachten des Kreisphysikus verhängte Freilassung Seitens der Aufsichtsbehörde bereitete. Thatsache ist, daß er seitdem unangesehen blieb, und seinen ausgebreiteten Geschäften nach wie vor mit Umsicht und Erfolg vorstieß.

Kurze Zeit darauf war eine reiche, den höheren Ständen angehörige Frau, die verwitwete Geheimrätin Wilhelmine Gegen aus Eberfeld, aus einer ästhetischen Privat-Irrenanstalt des Doctor Herz in Bonn entlassen. Unter unglücklicher Seelenangst erreichte sie Köln, und bot mich sichtlich am Abend gegen die beschränkte Wiedererregung. Durch das Verweilen nur vor mehreren Jahren ihr als hochgeachteter Staatsmann im Ministerium des Handels geachteter Gatte in Berlin, dessen sie mit rührender Liebe gedachte, seiner Familie entrissen worden, ihre Kinder lagen an derselben Krankheit hoffnungslos in Eberfeld, wohin sie sich zurückgezogen hatte, barmherzig. Wochen lang hatte sie dieselben mit mütterlicher Aufopferung gepflegt, als die behandelnden Ärzte sie darauf vorbereiteten, daß die Kinder die folgende Nacht nicht erleben würden. Nur mit Mühe vermochte der zugezogene Geistliche sie mit den Beruhigungen der heiligen Schrift und den Tröstungen ihrer Kirche einigermaßen zu beruhigen. Die gefährdete Nacht ging vorüber, und die Kinder genasen wieder. Als letztere außer Gefahr waren, ließ sie sich durch ihre Angehörigen in einer Abreise bestimmen, um sich zu erholen. Zur letzten Abendstunde erreichte sie Bonn. Dort stiegen sie in einem der ersten Gasthöfe, wie ihr gesagt wurde, ab. Kaum umgestiegen, fragte sie sich nach den ihren Angehörigen angewiesenen Zimmern, fand dieselben aber leer. Auf ihr Verlangen äußerte der englische Wirth, ihre Angehörigen seien wieder abgereist, auch werde sie wohl nicht glauben, daß sie sich in einem Gasthofe befinde, er sei der Dr. Herz, Besorger einer Irrenanstalt, wo sie zu ihrem Behen habe untergebracht werden müssen. Ihre Verwirrung, sie bedürfe dessen durchaus nicht, ihr Bitten, ihr Nießen half nicht; sie wurde in die bereit gehaltene Bette eingeschlossen, und ihr während der Nacht die Klöber zugekommen, damit, wie dies eine allgemeine Maßregel zu sein scheint, ein Selbstverwund verhinert werde. Drei volle Jahre brachte sie in dieser Anstalt zu, bis ihr durch die Beschickung einer Wärterin und begünstigt durch die Nacht die Flucht gelang, drei Jahre der Verzwelung, wobei sie Gott unbrüchlich dankte, daß sie nicht den Verlust darüber verloren habe.

Erfürhender war die Beschreibung ihrer dortigen Aufenthalts. Besuche ihrer Angehörigen durfte sie nicht annehmen, weil dies nach den Anordnungen in solchen Häusern die Kranken „zu sehr anregt,“ eine Correspondenz mit ihren Kindern war aus gleichen Gründen untersagt, und fand sie in ihrer Abgeschlossenheit von der Welt einmal Gelegenheit, ihrem Unglück verholten Worte zu leihen, so suchte man mittelbar die Achseln, und hielt ihre Klagen für den Ausdruck des unheilbaren Wahnsinns. Wie sie versicherte, ist Niemand mehr in Gefahr, wirklich wahnsinnig zu werden, als vor klarem Bewußtsein sich als Geisteskranker angesehen und behandelt sieht.

Die Aufnahme in das Irrenhaus war erfolgt aus Grund des Art. 16 des Art. 16, welche ihre verloren gegebenen und wieder genesenen Kinder bezeugt hatten. Inzwischen war nach geprüfter Vorchrift das Interdiction-Verfahren eingeleitet. Dasselbe gründete sich zugleich auf das Art. 16 des Irren- und Inhabers der Anstalt, Dr. Herz, daß sie unheilbar sei, und insbesondere wurde als einer der Hauptgründe geltend gemacht, sie glaube an die Existenz des Teufels — eine Auffassung, welche sie übrigens mit der Ueberzeugung verknüpft, daß sie geirret sei, auf die Lehre der heiligen Schrift, theilt. Allein sie war selbst nicht einmal in der Lage, sich in dem Interdiction-Verfahren zu vertheiligen. Nach ihrer Bekämpfung wurde ihr von dem Vorsteher der Anstalt nicht erlaubt, auf die erhobene Klage und deren entstellende Thatsachen zu antworten oder einen Anwalt zu bestellen, wahrscheinlich um eine „Germüths-Aufregung“ zu vermeiden. Das Verfahren ging in consummation weiter, bis ihre Flucht demselben ein Ende machte. Ihre Mittheilungen trugen allerdings das Gepräge großer Aufregtheit; letztere schien mir indess nach der Flucht in kalter Nacht unter dem Einbrüche der Edelstein sehr erklärlich. Von einem Irrthum war im Laufe der längeren Unterredung auch nicht die geringste Anbeutung vorhanden, und Thatsache ist, daß ihre Angehörigen nicht für nöthig befunden haben, ihr Vorgesetz in dieser Anstalt von Neuem fördern zu lassen. Sie lebt ruhig

bei ihren Kindern und preist Gottes Barmherzigkeit, daß er sie erlöst hat.

Nimmt man hinzu, daß für die Pflege eines solchen Kranken je nach seinen Verhältnissen eine Vergütung von 6—1400 Thaler jährlich gezehret wird, ferner, daß solche Irrenanstalten sich in unglücklicher Weise pecuniär rentiren, daß unter Anderem die Anstalt des Dr. Kitzarz in Entenbü bei Bonn eine jährliche Bruttoeinnahme von 40,000 Thalern, sage vierzigtausend Thalern, abwirft, und daß bei der zu beobachtenden Wichtigkeit der verdankliche Erpfen den Unterhalt der unglücklichen Bewohner solcher Anstalten bilden: so ist der Versuchung für den Eigennutz ein um so gefährlicherer Spielraum geboten, wenn der Vorsteher der Irrenanstalt selbst Arzt ist und die Thät anordnen kann. Die Familie glaubt ihren unglücklichen Angehörigen bei theurem Gelde wohl aufgehoben, und er mag — natürlich aus Gesundheitsbedürfnissen — häufig Mangel an Altruismuswidrigsten leiden. Die Beschwerden der Unglücklichen und ihre Seufzer erreichen entweder nicht ein menschliches Ohr, oder sie werden im glücklichsten Falle als die Klagen von Verrückten angesehen.

Man sollte meinen, welche Zustände seien ganz unglücklich, und dennoch sind es nur Erscheinungen, die sich in allen Ländern unter ähnlichen Verhältnissen wiederholen. Davon geben die englischen Parlaments-Verhandlungen Zeugniß, welche mich zu dieser Beschreibung veranlaßt hatten.

Wirft man vollends einen Blick auf die Behandlung, welcher die Irren bei der Gefährlichkeit ihrer Wäbter, die auch nicht selten ist, ausgesetzt sind, so mag schon die Gewißheit für die ganze Lebenszeit in die Willkür solcher Menschen gegeben zu sein, laß zur Verwüstung führen. Für Uebertretungen der Hausordnung, Widerspenstigkeit gegen die Wäbter und andere Ungehörigkeiten, für welche in vielen Fällen die Unglücklichen im Zustande ihrer Geistesstörung nicht einmal unzurechnungsfähig sind, bestehen Correctivmittel in solchen Anstalten, deren Anwendung nach Strenge und Umfang von dem Gutdünken des Vorstehers abhängig ist. Namentlich ist der Schreden aller Unglücklichen das zeitweise Aufhängen an den gefesselten Händen, so daß die Füße kaum den Fußböden berühren, sowie der in diesen Anstalten eingeführte Zwangsgang, eine Vorrichtung in Form eines Rehfusses, auf welchem die Liebetreter, von den Wäbtern überwacht ohne ein Gesicht rühren zu können, Tag und Nacht befestigt sitzen, so lange der Vorsteher der Anstalt es anzuordnen für gut findet. Es soll auf der Einübung bei dem geistesirren Jagenberg aus Selzingen, dem der Bruder die Prant genommen hatte, ein Fall vorgekommen sein, daß derselbe vier Wochen lang Tag und Nacht diese Qual anhalten mußte. Man glaubt sich, wenn man selches hört, wahrhaft in die dunkelsten Zeiten der Mittelalters versetzt und verliert dann auch die Ausdrücke des englischen Parlaments über die grauenhaften Zustände der dortigen Privat-Irrenhäuser, die als wahre Höllen auf Erden geschildert werden und in welchen ohne Zweifel ähnliche Vorrichtungen krückerlicher Zuchtigung im Gebrauche waren.

Mit Befremden fragt man sich, wie es möglich ist, daß solche Einrichtungen Jahre lang bestehen können, ohne daß sie zur Kenntniß der Behörden gelangen, sei es durch den Muth der Anstalt oder die Geisteskranken derselben, oder Seitens des vom Gesetze zur Ueberwachung berufenen Kreisphysikus und des Regierungskommissars, und ob das Wohlgehen dieser Unglücklichen die Dören dieser Männer nicht erreicht. Es gibt hierauf nur eine Antwort, und zwar die, daß entweder zur Anwendung der Strafen eine Zeit gemäßt wird, wo Letztere nicht anwesend, oder an Orten, die den Dören derselben entgegen sind, und Weid ist in Anstalten, in welchen nur Unheilbare aufgenommen werden, um so leichter zu kontrollirten, als hier der Muth überdauert kein Heiterfahren anzustellen hat und der Versuch sich auf das Nöthigste beschränkt. Mag dem aber sein, wie ihm wolle, als eine der ersten Pflichten jedes Staates wird anerkannt werden müssen, solche schreiende Mißbräuche unermittelt abzustellen und den Unglücklichen Schatz zu gewähren, so weit er menschlicher Weise gemäßt werden kann.

Hält man das Obige zusammen, so schigt die bei und ohne Zweifel in dem größten Theile Deutschlands bestehende Gesetzgebung weder dagegen, daß vernünftige Menschen in Irrenanstalten eingezwängt werden, noch auch gegen Anwendung willkürlicher, vom Gutdünken des Vorstehers abhängiger Strafen. Es wird sich daher als Resultat ergeben, daß die Privat-Irrenanstalten, überwiegend als Anstalten des Eigen-

nahes, von Staatswegen gänzlich aufgehoben und daß nach den bestehenden Bedürfnissen an ihrer Stelle Staatsankalten zu errichten sein werden, jedenfalls aber, wenn dieses unmöglichbar sein sollte, daß wenigstens der Art, auf dessen Akt ein Staatsangehöriger als Gewährsmann in eine solche Anstalt gebracht wird, ohne daß sich dies durch das spätere gerichtliche Verfahren bewährt, im Falle größerer oder geringerer Fahrlässigkeit und Verschuldung neben dem Verluste seiner ärztlichen Praxis auf bestimmte Zeit mit einer namhaften Freiheitsstrafe bedroht und diese Strafe vorzugsweise dann zu schrecken sein wird, wenn der Verfehrer der Anstalt selbst Arzt und daher in der Lage ist, bei den seiner Anstalt Anvertrauten genaue Beobachtungen zu machen, endlich, daß die Bedekten angewiesen werden, die Privat-Irrenanstalten mit größter Strengung zu überwachen und unerbittlich einzuschreiten, wenn die Irren mehr ein Gegenstand der Ausbeutung, als einer liebevollen Pflege sein sollten. Ich verkenne keineswegs die großen Schwierigkeiten, welche sich der Ausführung dieser Auffassung entgegenstellen; allein ein entschlossener Wille vermag auch auf diesem Gebiete unendlich viel. Ich würde es schon für einen großen Gewinn halten und Genugthuung in dem Bewußtsein finden, durch diese Bemerkungen zur Vinderung der schweren Leiden unglücklicher Mitmenschen einigermaßen beigetragen zu haben.

Ich halte diese Ausführung über die zum Schutze der Staatsangehörigen vor Eigennutz und Willkür völlig unzureichende Ge-

setzung bei diesem Zweige der Legislatur in der Kölnischen Zeitung vom 29. August o. veröffentlicht. Der Artikel machte großes Aufsehen und rief eine ansehnliche, zum Theil sehr heftige Polemik hervor, die mich nöthigte, das Maß der objectiven Beurtheilung zu überschreiten und zur Wpferung von Thatfachen einzelner Fälle überzugehen, welche mir aus allen Theilen Deutschlands mitgetheilt wurden und, soweit sie namentlich die Vindenburg bei Köln betreffen, wahrhaft entsetzliche und himmelschreiende Unmenschlichkeiten in sich faßten. Als Grund der letzteren Schritt die Staatsbehörde gegen den früheren Pfleger der Vindenburg, Pennartz, ein und beantragte die Untersuchung wegen seiner an den Unglücklichen verübten Grausamkeiten, für welche die menschliche Sprache keine Worte und von denen Niemand auch nur eine Ahnung hatte. Dieser Konterproceß ist noch nicht geschlossen, allein nach der Versicherung der Menge von Jungen, welche sich aus freien Stücken meldeten, wird dieser Proceß demnächst ein Ergebnis liefern, das nicht allein die unglücklichen Thatfachen, die mir in einem an mich gerichteten Schreiben aus Kanten berichtet wurden, sondern auch alle Gräuel weit hinter sich läßt, durch welche England und Schottland bis jetzt einzig dastehen schienen. Wir sahen, als die Berichte über die Zustände in jenen Ländern zu uns herüberkamen, mit einem Stolz auf die anscheinend wohlgeordnete und schützende Legislatur in Deutschland; wir hatten dardurch keine Ursache dazu. (Fortsetzung folgt.)

## Am Niagarafalle.

Von J. W. v. W.

Kaum graute noch der Tag, so wurde ich plötzlich aus meinem Schlummer aufgeschreckt. Große Schritte, ein unvorstellbares, ängstliches Durcheinanderhasten brachte mich auf den Gedanken, daß irgend etwas Ungewöhnliches sich ereignet haben müsse, als nicht unter meinem Fenster eine gelinde Stimme rief: „a man in the rapids“ (ein Mann in der Stromschnelle).

Wie der Blitz war ich von meinem Lager, ward mich hastig in meine Kleider und eilte auf die Treppe, wo mich der Strom der angeregten Menschenmenge erfaßte und nach dem Schauplatze des Ereignisses führte.

Einige hundert Schritte von dem Falle des Niagara scheidet eine Insel die reichend schnell dahinstürzende Wassermaße desselben in zwei Arme, deren rechter das amerikanische Ufer bespült. — Hier sind die furchtbaren Rapids. — Stromschnelle, Katarakt, Wirbel, ich finde kein Wort, die Natur dieser Rapids vollständig wiederzugeben. In rasendem Schwunge stürzt das Wasser, eingezogen zwischen Felswand und Insel, wie nach Vernichtung gierig, über felsigen Grund dem nahen Abgrunde zu — ein entsetzliches Gemühl von titanischen Gewalten, von deren Wucht die riesenhaftesten Stämme, welche der ferne Urwald sendet, wie schwache Stöcke gehnkt im Strudel versinken.

Als ich auf der Insel (Boat-Island) ankam, war die Brücke, welche dieselbe mit der amerikanischen Seite verbindet, und das Ufer der Rapids mit Tausenden von Menschen bedeckt, denen sich ein herzerregendes Schauspiel bot. Kaum zwanzig Schritte oberhalb des senkrechten Falles, mitten im Strombett auf einer Klippe, beobachtete sich ein junger Mensch, der, mit dem Ausdruck der höchsten Verzweiflung in seinen Zügen, die Menge um Hülfe anzusehen schien. Auf meine Fragen erfuhr ich, daß drei junge Freunde am Abend vorher die vermessene Idee auszuführen wollten, in einem kleinen Rahnwe weit oberhalb auf dem Strome spazieren zu fahren.

Kaum waren sie vom Lande abgehoben, als die wilde Strömung trotz aller Anstrengungen der Ruderer das schwache Fahrzeug erfaßte; es schlägt um und verschluckt wenige Augenblicke nachher mit zweien der Freunde im lebendigen Strudel; der Dritte, Avery mit Namen, hatte sich, nachdem ihn die Strömung bis nahe vor den senkrechten Fall mit sich gerissen, an einem Baumstrunke festgehalten. — Es war derselbe, dessen Lebenskampf zu schauen wir gekommen waren.

Nicht die wildeste Phantasie vermöchte die tausendfachen Schreden des Todes zu ahnen, welche den Unglücklichen seit six Stunden inmitten des Flusses, kaum zwanzig Schritte von dessen jähem Sturze in den Abgrund, umtoben. Sein Hülfeschrei während der

ganzen langen Nacht erklang im Donner des Falles; erst das mitleidige Licht des Tages offenbarte die entsetzliche Lage des Unglücklichen, deren Schreckensklänge mit Blispfehschalle durch die Gegend flog und alle Bewohner der zerstreuten Häuser herbeizog, besetzt von dem glühendsten Verlangen, den Armen zu retten. Aber ein Abgrund, und Welch' ein schauerlicher Abgrund! trennte ihn von seinen Rettern.

Ich habe die feste Ueberzeugung, daß keiner der Anwesenden vor dem Opfer einiger seiner eigenen Lebensstage zurückgeblieben wäre, wenn der Engel des Todes diese Sühne geschickt hätte. Der aber marktet nicht; süßler und unerbittlich umschwebte er das Haupt des verzweifelnden Jünglings.

Da rief einer der Zuschauer, Herr Porter, mit aller Kraft seiner Stimme:

„Tausend Dollars dem, der ihn rettet!“

Und wie ein Echo antwortete eine zweite Stimme:

„Auch ich verspreche tausend Dollars dem Räthner, der es waagt!“

Als ich nach dem Namen des Zweiten forschte, hieß es: „ein Mann aus dem Süden“; mehr wollte man nicht zu sagen.

Das hochherzige Anerbieten steigerte das Willkür bis zum Entschlossenem und zwanzig Stimmen riefen auf einmal:

„Nur eine Stunde noch halte er aus, und wir retten ihn.“

Wie aber konnte man dem Unglücklichen diese tröstliche Nachricht beibringen, daß er den Wuth demwahr im flammigen Drange der Todesangst?! — Da ergriff mein lieber Reiseführer, Herr Wllk, ein junger, talentvoller Künstler, dem seine tausend Dollars, wohl aber eine Idee von nicht geringerm Werthe zu Gebote stand, einen Finsel und malte die englischen Worte: „We will save you“ in riesengroßen Lettern an eine Mauer. Der Unglückliche, der zu ahnen mußte, daß dies ihn angehe, folgte jedem Zuge der Schrift mit seinen Augen und schüttelte nehmüthig das Haupt, als der Maler genüßig hatte. Diese Sprache war ihm fremd.

Da schrie Herr Wllk mit deutlichen großen Zeichen: „Wir retten Dich.“ — Wie ein elektrischer Schlag durchzuckte es das Antlitz des jungen Mannes, seine freudigen Züge schienen zu sagen: „Großer Gott, bist Deutsch da, dann bin ich gerettet!“

In diesem Augenblicke braust eine locomotive heran, die vor einer halben Stunde nach Buffalo gefendet worden, und bringt ein Rettungsgesetz.

Mit größter Vorsicht wird das kleine Fahrzeug an starken Tauern festgemacht und in's Wasser gelassen. Die Strömung schleudert es nach allen Seiten, wirft es in die Höhe — es widersteht,

aber es ist aus der Richtung gekommen — nach fünf Minuten banger Erwartung hört es auf zu schwimmen. Die Lauge haben sich in den Felsen verwickelt, das Boot steht unbeweglich fest.

Die Blicke des Schiffbrüchigen haften verzweifelt an dem Rahne — er begriff, daß er für diesmal der Hoffnung entsagen muß.

Nicht Willens, die kostbare Zeit mit unnützen Versuchen zu vergeuden, ergreift die Masse einstimmig den Vorschlag, ein Floß zu bauen, um tausend Hände regen sich, Alles weitzufert, Männer, Weiber und Kinder, alt und jung, reich und arm, die Arbeit schleunigt zu beginnen.

Aber die Erbauung eines Floßes erfordert eine Zeit, welche vielleicht zu lang für die Kräfte des Armen sein könnte, der die ganze Nacht ohne Nahrung im Wasser zugebracht, von dem erschlatternden Donner des Falles umgeben, gegen welchen das Heulen der Charybdis ein schwaches Geurarmel wäre.

Diese Furcht ist die Uebererin einer andern Idee. Man fällt

müthig, der Athem stockt und jedes Wesen sendet seine innigsten Gebete für das Gelingen des Unternehmens zum Himmel.

Das Floß hält die Richtung nach dem Baune, es nähert sich rüchig schnell; Koery hält sich gefaßt, ihn ermutigt die Großherzigkeit seiner Helfer.

In atemlosem Schwigen harret die Menge, als sich das Floß bei ihm befindet, er springt — er fällt — er hält sich fest — er scheint gerettet. — Ein donnernder Jubelruf aus tausendfachen Munde zerreißt die Lüste, und übertrifft im Augenblick das schauerliche Gebrüll der Wasser, die ihre Beute fordern.

Ueberwältigt von der Wucht seiner Gefühle stürzt der Arme auf die Knie, und hebt die Arme zum Himmel auf mit einem Blide unendlichen Dankes. Doch laun hat das Floß sich aufwärts bewegt, als auch er durch die verhängnißvolle Ursache aufgehalten wird, welche vorher den Kahn gefesselt hat. Die Lauge haben sich um einen Felsen geschlungen, das Floß bleibt unbeweg-



Ein Mann in der Stromschnelle.  
(Nach einer Originalzeichnung des Verfassers.)

ein Faß mit Lebensmitteln und vertraut es der Strömung an. Die von einer unsichtbaren Hand geleitet, schwimmt es in der Richtung des Bannstrammes auf den Schiffbrüchigen zu — er sieht es mit einem Ausruf unaussprechlicher Dankbarkeit, er streckt seinen Arm aus, ergreift es, aber die Strömung reißt es aus seinen schwachen Fingern, und einige Minuten darauf hat es der Abgrund verschlungen.

War es die schmerzliche Täuschung allein oder die Ahnung seines schredlichen Schicksales, die sich auf den Bügen Koery's so deutlich ausdrückte?

Unterdessen schreitet der Ban des Floßes rasch vorwärts, der Unglückliche verfolgt mit schmerzden Blicken den Gang der Arbeit; er klammert sich inniger an seinen einzigen Hoffnungsanker und wartet. —

Die Arbeit ist gethan; das Floß, von mächtigen Tauen gehalten und mit Seilen reichlich versehen, schwimmt auf dem Wasser. Es ist ein Augenblick fürchterlicher Angst für alle die banger Ge-

lich, obwohl man gleich alle Mittel versucht, die Lauge abzuwickeln. Man spannt 2, 4, 10, endlich 20 Pferde daran — der Stein erzittert, er wankt, er fällt.

Unaussprechlich steigt das Floß aufwärts, es kämpft 5 bis 6 Minuten gegen die Strömung, und wieder ertönt das Jubelgeschrei der Zuschauer, das den Triumph des menschlichen Geistes über die rohe Naturgewalt verkündet.

Ein diesmal unübersteigliches Hinderniß hält aber plötzlich den Siegeslauf des unverzagten Mutbes auf, ein Fall von vier Fuß Höhe, den das Floß trotz aller Anstrengungen der Siebenden und Koery's verweissungsvollen Versuchen nicht übersteigen kann. Und wieder ertönt in diesem Augenblicke höchster Angst der weithin schallende Ruf: „Tausend Dollars mehr für einen weitem Versuch der Rettung!“

Und wieder eilt eine Locomotive nach Buffale, und bringt ein zweites Lebensboot. Es ist die höchste Zeit, die Kräfte des Verunglückten schwinden sichtlich.

Der Tag ist unter respektlofen Versuchen verstrichen, die Sonne steigt sich zum Untergange, es ist 6 Uhr, und seit 32 Stunden ringt Aery um Leben und Tod.

Das Fahren, von Tauen gehalten, beginnt seinen Lauf mit langsamer Eisherheit, die Richtung nach dem Flusse verfolgend, es währt sich, Aery ist die Wade, die ihn auf dem flusse festgehalten — noch einen Augenblick, und das Boot ist an seiner Seite.

Uebergangsort, wo verhin, flurst das Volk auf den Abgang, der jittend vor Schwäche und Hoff die Arme nach den rettenden Worten ausstreckt — er hebt sich das Vordertheil des flusses, wie von einer unterirdischen Gewalt getroffen, Aery verliert das Gleichgewicht, er sammelt, er fängt in die Wirbel. Entsetzen hat die verbind noch fe hoffnungsangewandten Herzen der Zuschauer erstarrt.

Mit dem Reize jenes Maßes, welcher die Menschen im Augenblicke und in der Annäherung des Todes zu ohnmächtiger letzter

Kaustrennung aller Kräfte antreibt, verfaßt Aery gegen den Strom zu schwimmen.

Nachdem er sich aber kaum einige Augenblicke auf einem Punkte erhalten, verlassen ihn die Kräfte, der Sturm erfaßt ihn, er überfällt ihn und wirbelt ihn nach dem Abgrund. Doch hat er ihn nicht erreicht, da erhebt er sich mit letzter Anstrengung über das Wasser, ein einziger Blick nach dem linken Ufer, eine verzweiflungsvolle Gebärde des Abschiedes — er ist verlohunden.

Da wenden sich alle Blicke nach jener Seite, die bisher Niemand beachtet hatte. Dort liegt eine Frau auf den Knien und starrt im Augenblicke, als der Unglückliche über dem Abgrunde verschwunden, wie vom Blize getroffen, todt nieder. Die Frau, welche vom Morgen bis zu diesem entsetzlichen Momente mit barmherzigen Thränenlosen Blicken den Himmel um Hilfe angefleht hatte, war seine Mutter.

## Ein aufgelöstes Räthsel.

Von G. Strazi in Cilenbach.

Die Auflösung des Räthfels. — Carolinens Aucht. — Erste Theilnahme Nulteren. — Erste Erziehung. — Mutterdie in Deuthchen. — Benennungserwerbe Schaubild des Märchens.

I.

In Nr. 2—4 des laufenden Jahrgangs dieser Wätter\* ist unter der Ueberschrift „Ein aufgelöstes Räthsel“ die wunderbare Heldengeschichte eines wüthenden Kaspar Käufer theilhaft, der, oder vielmehr die seit Mitte November 1853 in unserer guten Stadt Offenbach Galtret, Pflege und Erziehung geness, und eben angeblide seltsame Schicksale weis und breit das größte, das ungeheuerliche Interesse erregten. Jene Mittheilung folgt, erst objectiv, dann kritisch, genau und eingehend einer im December 1855 von dem selbverigen Lehrer dieses Mädchens, Herrn Friedr. G., darüber veröffentlichten ausführlichen Darstellung („Die langjährige unterirdische Hant zweier Kinder“ u. Frankfurt a. M., Verlag von F. V. Aulath) und schließt mit der Bemerkung, daß, nachdem inzwischen schon Jahre in unfruchtbareren Nachforschungen hingezogen, die Hoffnung, daß dies dunkle Räthsel noch eine Lösung finde, schon zu Ende beginne.

Dies Räthsel hat aber seine Lösung, wenn schon in gänzlich unvorhergesehener Weise, kürzlich dennoch gefunden. Die nachfolgende Darstellung dieses psychologisch höchst merkwürdigen Falles knüpft in ihrem Verlaufe durchaus an den obenverwähnten Aufsatz dieses früheren Berichterstatters an, muß den Inhalt desselben allerdings aber auch bei Ihren Lesern als bekannt voraussetzen und sehr Vieles ungesagt lassen, was dort bereits von Carolinen berichtet wurde.

Wir beginnen beim Ende. Nachdem „Caroline“ (wie wir sie hier vorerst noch immer nennen werden) außer in den Elementarlächern durch Herrn G. auch von einem gewissen evangelischen Geistlichen seit Mitte August v. J. Unterricht in der Religion empfangen hatte, sollte sie binnen Kurzem durch die Taufe in die Christenheit, und gleichzeitig durch die Confirmation in die protestantische Kirche aufgenommen werden, als sie plötzlich am Vormittag des 26. Juli ebenso räthselhaft wieder aus dem Hause ihres Vaters und aus unserer Stadt verschwand, als sie seiner Zeit in hiesiger Gegend aufgetaucht war.

Dieses Verschwinden verleiht nicht, die ungeheuerliche Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit neuerdings auf das Mädchen hinzuwenden, denn man fühlte wohl, daß damit die ganze räthselhafte und unerhörte Geschichte leicht an den Vorabend ihrer endlichen Lösung getreten sei konnte. Und so erwartete denn ihr Verschwinden vielfach neue Sympathien für sie selbst, neue Erbitterung gegen ihre Feinde und Verfolger, neue Vergleiche mit dem glücklichen Ende Kaspar Dauters.

So blieb es 14 Tage lang, wo sich endlich am Morgen des 9. August für und dies neue, spannende Räthsel zusammen dem alten in ebenso unerwarteter als verstimmernder Weise lösen sollte.

Um diese Zeit traf nämlich bei hiesiger Polizei ein Bericht des königl. bair. Landgerichts Neustadt an der Aisch ein,

\* Crempare des ersten Quartals, so wie des ganzen Jahrgangs können noch durch jede Buchhandlung und alle Buchhändler nachbezogen werden. Die Verlagsbuchhandlung.

worin gesagt war: daß „die beschäftigte Baganin Kunigunde Lehner aus Linden“ neuerdings vogaubührend im Bairischen aufgegriffen worden, nachdem sie bald nach ihrer Entlassung aus einer jenseitigen Strafanstalt im October 1853 spurlos aus ihrer Heimath verschwunden gewesen. Sie gebe an, in der Zwischenzeit sich in Offenbach aufgehalten und sich dort der ungarischen Sprache bedient zu haben, deren sie allerdings „mächtig sei.“ Man bitte um nähere Auskunft u. s. w. — Verschiedene weitere Angaben des Berichtes ließen keinen Zweifel an der Identität der „Caroline W.“ mit der „Kunigunde Lehner“ zu. Wie ein Blick durchsichtig die Nachricht von dem späten Auszuge, den die hochromantische Geschichte unserer „großen Unbekannten“ (wie sie hier scherzweise weis genannt wurde) genommen hatte, die ganze Stadt, welche fast Jahr hindurch der Schauplatz ihres unglücklichen, beispiellosen Betrages gewesen war; es bildeten sich Gruppen auf den Straßen, Beglückende riefen sich von Weitem zu: „Aun, weißt du schon?“ . . . und abermals war Caroline-Kunigunde die Heldin des Tages, der ausschließliche Mittelpunkt aller Gespräche im Hause, auf der Gasse und in der Antee geworden. Die allgemeine Aufregung war einerseits gemischt mit wohlfeiler Schadeufreude, andererseits mit gerechter Enttäuschung, die aus da vielerlei auch mit einer kleinen Dosis Beschämung, daß uns man jed: „Spotzgeburt aus Tred und Feuer“ mit Mephisto höhnisch sollte zureufen dürfen: „Ein Mägdelein naßführte dich!“

Die Angelegenheit dieses Individuums, das sich eben aus einer ungarischen Magnatentochter zur simplen Kunigunde Lehner demaasirt, hatte einst die gesammte öffentliche Meinung und die ganze deutsche, ja sogar einen Theil der außereuropäischen Presse alarmirt, alle Gerichte in Athen und Bewegung gesetzt, und die Leipziger Hofintellektuelle hatte das Bild eines Märchens gebreht, dessen wunderbare Schicksale in den entferntesten Winkel Deutschlands bis tief nach Oesterreich hinein (wobin die Spur der an ihr begangenen dunklen That zu weisen schien) das ungeheuerliche Interesse erregten. Diese Theilnahme, welche man außerhalb fast noch mehr als bei uns an diesem angebliden Opfer eines unnatürlichen Verbrechens aus den höheren Kreisen der Gesellschaft nahm, gab sich in den mannichfachen Zeichen und oft auf das Kühnste hin. Personen aller Stände, Adelige der Geburt und Adelige der Gesinnung nach, Gelehrte, Menschenfreunde, sowohl Männer als Frauen, kamen selbst nach Offenbach, das Mädchen aus dem Hobeitrich zu sehen, zu sprechen und mit Geld, Kleidungsstücken und sonstigen Ankerden zu beschenken, oder setzten sich schriftlich mit ihrem Lehrer G. in Verbindung. Von Frankfurt waren einmal anonym 200 fl. hiesiger Bürgermeisterei mit der Bitte übersandt worden, selbe für Carolinens weitere Ausbildung und Erziehung zu verwenden. An einigen deutschen Höfen interessirte man sich lebhaft für die seltsame Erscheinung Carolinens, und ließ es an gelegentlichen Erläuterungen nach ihr nicht fehlen. Ebenso verdient die Theilnahme deutscher Gerichte, vor Allem aber die Thätigkeit der österreichischen Behörden, den Urhebern des angebliden Verbrechens auf die Fersen zu kommen und den ver-

worrenen criminalistischen Knoten selbst zu einer befriedigenden Lösung zu bringen, unsere ganze Anerkennung.

Nach dem Mithgetheilten wird man den Eindruck ermeffen können, den die Vorkasft von Neufadt naß und weit hervorrief! Sie fiel zuerst, wie ein in's Wasser geworfener Stein, plätschernd und aufspritzend in das fliegende Gewässer der läßtlichen Unterhaltung, zog ihre Kreise immer weiter und weiter, und hatte im Sandumwobenen abermals die deutsche Presse durchlaufen.

Aber es gibt eben Fälle, und der vorliegende gehört zu diesen, wo mehr Ehrfurchen dazu gehört zu glauben als zu zweifeln, weil der Glaube in solchen Fällen oft auf strafsinnig combinirten Motiven ruht (vergl. die Gd'sche Schrift), der Zweifel aber nicht selten auf oberflächlich abprechenden Urtheilen; und dies ist, ganz beiläufig bemerkt, auch der Grund, aus dem und die Verthümer großer oder geistreicher Menschen zuweilen interessanter erscheinen, als die aus dem nächsten, alltäglichen „gefunten Menschenverstand“ entspringenden Wahrheiten. Gleich im Anfang durchdringt scheint die Vielgeanderte nur der damalige hiesige Polizeicommissar zu haben, der in seinem ersten Berichte an die Oberbehörde von ihr sagt: sie sei sicher eine Verrätherin und vertheile offenbar ganz gut deutsch, denn sie wachte die Farbe, wenn man in ihrer Gegenwart Leutes von ihr rere — eine Thatfache, die Ihrem Reseraten freilich erst jetzt zu Ohren kam, wo man jenen namentlich zu Ehren getommenen Bericht nachträglich wieder aus besühten Aetenbänden hervorfaßt.

Es es immerhin ein etwas beschämendes Bekenntniß für uns Alle, inderlang von einer Verrätherin genarrt worden zu sein, so ist diese Thatfache doch sicher am Niederstlagensthen für Herrn Ed., den wackern Lehrer und väterlichen Freund unsrer Abenteurerin, der sich mit unermüdlichem, rastlosem Eifer und uneigennützigster Hingebung seit der Zeit, da sie zu ihrer Peranbitung seinen Händen war übergeben worden, unabläßig bestreute, Carolinen zu ihrem gekäuften Rechte zu verhelfen und ihr, als theilweisem Gsah für eine verlorene Jugend, mindestens eine erträgliche Gegenwart und Zukunft zu bereiten. Freilich sind die Rathgebern auch hier stüger vom Rathesbes zugrundegemacht, als sie hinanzugehen; denn Ed's That aber bleibt für alle Fälle gleich anerkennenswerth.

Hatte sich mit der Vorkasft vom 9. August das große Käthel ihres Lebens und ihrer Vergangenheit zum weitaus gedehnten Theile geklärt, so eröffnete man diese unermüdete Wendung der Dinge doch gleichzeitig auch wieder eine ganze Reihe neuer Käthelfragen, deren Lösung wir damals mit leichtfertiger Spannung entgegengesehen. Von diesen später.

Scheiden wir jetzt zunächst zur Geschichte von Carolinen Offenbacher Aufenthalt.

II

Ehgleich der frühere hiesige Polizeicommissar der unbekanntem Person von vorn herein misstraute, so hatte der Stadtrath aus Humanitätserwägungen dennoch am 19. April 1854 einstimmig beschlossen, für ihre fernere Unterhaltung und Ausbildung so lange Sorge tragen zu wollen, bis sie im Stande sein werde, sich selbstständig zu ernähren.

Der Stadtrath gründete diesen seinen Entschluß auf eine mehrernmahlige sehr genaue Beobachtung der Fremden. Die Sache ergab, daß sie in geistiger, nicht aber in stülicher Hinsicht gänzlich vermahrtet erschien, und daki von einer ungewöhnlich geringen, fast an Menschenheute grenzenden Schüdertheit, von so zuvorkommendem, decentem und lüdem Benehmen, wie es sonst bei Damen von der Landfrage nicht eben üblich ist. Ihre Keinsichtigkeit und daß sie sich, außer in etwas Striden, in allen handlichen und häuslichen Verrichtungen unerschrocken stellte, ist bereits früher in d. Bl. erwähnt. Wenn sich einmal ein schüdernter Wert ihrer Lippen entrang, so geschah dies in Worten, die einer uns Allen fremden Sprache angehörten, welche später für die ungarische erkannt wurde. Sie liehe Stille und Einfaulheit, das viele und laute Sprechen schien ihr Unbequämlichkeit und Schmerzen im Kopfe zu verursachen, eine Eigenmächtigkeit, die sie noch bis ganz zuletzt beherrschte. Entweder sie hatte wirklich oder sie affectirte schwache Nerven; freilich muß auch die befähigende Anpassung derselben im Tiefste ihrer Rolle viel Zugleichendes

für sie gehabt haben. Ueber Keypfuch und Augenbeschwe klagte sie oft; außerdem aber ist sie während der ganzen Zeit ihres Hierseins nie eigentlich krank gewesen. Bei jenen ungewöhnlichen, auch noch so unbedeutenden Verwäschen erschauf sie bestig, einige Mal in dem Grade, daß sie beinahe in Zuständen versiel. Dabei war sie meist sehr betrübt; ein lameres Leid schien an ihrem Dyrzen zu gehen, doch stalt der Worte hatte sie nur einen aus verstehenden Strom heißer Thränen. Da ihre Bäge nicht weniger als schön und einnehmend, ihre Kleidung zudem bei ihrer Kaufst sehr unvortheilhaft (weil zu weit) war, so konnte ihre übrige Erscheinung nicht gerade dazu beitragen, das ungewöhnliche Interesse noch zu erhöhen, welches man im Sonstigen für sie trug. Doch hatte sie eine ziemlich weiche und feine Haut, und ihre Hände waren nicht eben plump zu nennen. Als jedes Weis sie in neuen Tagen, wo sie ihren Aufenthalt noch im hiesigen Bezirksgerichte hatte, dort besuchten, schienen sie von ihr mit der aufrichtigen Ueberezeugung, in ihr ein äußerst unglückliches und fernheimischerthes Geschöpf vor uns zu haben, das unsere volle Theilnahme bediente.

Der hiesige Stadtrath glaubte nach alledem sich der Hülfften annehmen und den erwünschten Beschluß fassen zu müssen. Nachdem diesen die obere Staatsbehörde genehmigt, erfolgte am 27. Novbr. 1854 ihre Uebersebelung aus der Familie des Wäschanfängers nach einem anderen Hause, wo sie bei einer Witwe und deren unverschämter Tochter, welche ein Puggschäft betrieb, Aufnahme fand. Zugleich wurde ihr ein Lehrer und Erzieher in der Person des Herrn Friedr. Ed von der Volksschule dabei ertheilt, welcher bis zu diesem Tage Caroline, obgleich sie schon ein Jahr lang die Ulfere war, noch nie gesehen hatte und damals nicht ahnen mochte, welche Bedeutung sie für ihn noch gewinnen sollte.

Indem der Stadtrath Carolinen folschermaßen gegen entsprechende Vergütung in Kost und Wohnung gab, war es dabei sein Wille, daß dieselbe nicht als dienendes, sondern gemeinsamermaßen als selbstständiges Glied des Hauses in der Familie Aufnahme finde, dabei aber allen häuslichen Arbeiten sich unterziehen solle, um in dieser Sphäre angemessene Ausbildung zu erlangen. Ihre Kost empfing sie am familiensweise. Wächst ihrer geistigen Ausbildung war Herrn Ed auch gleichsam die moralische Vermundtschaft über sie anbeimgewand.

Von da ab wird Carolinen's hiesige Geschichte gleichsam eine doppelte und wir werden sie von zwei Seiten zu betrachten haben: als Schülerin und in ihrem Leben im Haus und in der Familie — zwei Seiten, die sich keineswegs decken, sondern in vielfachem Widersprache miteinander stehen. Denn während Herr Ed nach seinen eignen glaubwürdigen Versicherungen bis ganz in die letzte Zeit ihres Hierseins keine Ursache hatte, über Carolinen's Aufführung irgend erhebliche Klage zu führen, wissen die hiesigen Familien, in denen sie nach einander Aufnahme fand, deren eine Fülle gegen sie vorzubringen. Und gemeinsamermaßen sind beide Anschauungen im Recht, wie die Folge lehren wird. Um es gleich hier kurz zu sagen: als Schülerin und Herrn Ed gegenüber war sie muthselbst; im Hause dagegen ließ ihr Betragen Vieles zu wünschen übrig.

Man hat Ed wohl hier und da den Vorwurf gemacht, daß er der Verrätherin von vorn herein zu viel Vertrauen, allzu große Leichtgläubigkeit bewiesen habe. Aber da wolle man doch nur bedenken, daß sie ihm von den Weidwäden übergeben wurde, ihr Unerreich zu ertheilen, nicht mit ihr richterliche Untersuchungen anstellen, und daß sie ihm gegenüber auf der Schüderheit, nicht auf der Anlageliebe sah!

Seinen Unterricht begann Herr Ed am 28. November 1854. Es ist höchst interessant, jetzt von ihm Schildern zu hören, mit welcher eigenthümlichen Gesühlen er sich ihr zum Beginn der ersten Unterrichtsstunde gegenübersehte — mit dem Gesühle nämlich: daß sie so wenig ein Wort deutsch verstehe, als er eines ungarisch! Denn ihr ganzer Werthorwurf in unsrer Sprache schien sich damals immer noch wirklich fast nur auf das eine, überdies felsam und undeutsch genug gebildete „Deutsch-Wama“ zu beschränken, womit sie ihre erste hiesige Fliegermutter, die Frau des Wäschanfängers, im Gegenfah zu ihrer wüthlichen „Wama“, nach der sie von Anfang an wimmerte, bis zum letzten Tag ihres Hierseins bezeichnete. Wie immer, tral sie, ob instinctiv oder reflectiv, auch hier das Richtige. Denn das erste Wort, was ein Ausländer in deutscher Sprache lernt, ist das Wort „deutsch“ selbst; ja selbst, wer gar nichts von der deutschen Sprache versteht, lernt doch meist die zwei

inhaltschweren Worte: „Mit deutsch!“ So bildete sich auch Caroline aus dem mitgebrachten, undeutschen „Mama“ und dem hier bald gelernten „deutsch“ ihr erstes und verständlichste Wort „Deutsch-Mama!“

Aber welche bewunderungswürdige Energie, Consequenz, Willenskraft, Selbstüberwindung und Bestandhaftigkeit gehörte dazu, ein ganzes Jahr hindurch in den verschiedensten, zum Theil peinlichsten Situationen stumm zu bleiben! Denn ein Jahr war gerade seit ihrer Vierterkunft verlossen, als ihr Unterricht begann.

Derrn Carl's erste und nächste Aufgabe konnte nicht zweifelhaft sein: Caroline mußte vor allen Dingen deutsch lernen; und um dies zu ermöglichen, mußte zunächst Lehrer und Schülerin vor Allen ein Rebinum der Beständigung geschaffen werden. Es betrat nach dem bekannten pädagogischen Grundsatz von Pestalozzi: „Alles Unterricht ist auf Anschauung zu begründen,“ im vollsten und strengsten Sinne des Wortes den Weg der Anschauung mit ihr. Und nun ist es von fast künftiger Wirkung, sich von ihm beschreiben zu lassen, welche Mühe und welchen Aufwand von Mitteln der wacker Mann in der ersten Unterrichtsstunde darauf verwendete, ihr nur 3. B. klar zu machen, daß das Ding vor ihr mit vier Deinen und einer Platte darauf „Tisch“ heißt — und nicht bloß „Tisch“ heiße, sondern auch ein Tisch sei! Bedenkt man, daß sie das Alles so gut wie ihr Lehrer selber konnte, so kann man sich eines unwillkürlichen Lachens nicht enthalten, und begreift nur nicht, daß es Carolinen beim Unterrichte nicht oft eben so erging!

Wer möchte aber auch nur an die Möglichkeit einer Bestellung denken, wo wie, hier, ein seiner Erziehung nach nicht eben

intelligentes Mädchen es über sich vernahmte, zwölf Monate hindurch in ihrer Muttersprache das unverständlichste Schwören zu beobachten, sich nie, aber auch nie ein deutsches Wort entschlüsseln zu lassen, während ihre reichlich fließenden Tränen zu belunden schienen, wie entsetzt es für sie sei, sich nicht mittheilen zu können, schmeigen zu müssen! Wer mochte an eine Bestellung denken, als nach langam und allmählich die deutsche Sprache in ihr aufzuwärmern schien, und sie in verstehen, anfangs nur sehr mühsam und mit schmerzlicher Augenbeschwerde, zu lassen begann! Dazu kam noch, daß dieselbe, nachdem sie im Sprechen einige Fortschritte gemacht hatte, wie ein Kind stectete, conjugirte und conjugirte, wofür schon die Götische Prosodie einige interessante Beispiele bringt. Und auch hierin ist sie sich stets treu geblieben und hat sprachlich ihrer fingirten Entwidlung vorgegriffen. Das Befolgen der kleinen Partikeln: daß, um, zu, da u. („Ich will nicht, gute Menschen für mich Götter sein“); die syntactisch fehlerhafte Stellung des Prädicats zum Object und die Setzung des Infinitivs für die betreffende Person („Ich nicht denken können, so viele Menschen gehen auf der Welt“); das öftere Wiederholen eines Substantivs, statt ein Pronomen dafür einzutreten zu lassen; die Bestimmung des Nominativs „gt“ im Participle der Vergangenheit („Ich habe daucht“ „geacht“); — Alles befandete eine theils so kindlich-naive, theils so durchaus undeutsche Behandlung der Sprache, und dazu waren ihre sprachlichen Irrthümer philologisch, physiologisch und philosophisch so tief im Wesen der Sache begründet, daß ein Betrag hierbei kaum zu denken, geschweige denn auszuführen möglich schien. (Fortsetzung folgt.)

### Blätter und Blüthen.

**Johanna Kintel.** Wir verfahren, ihr einen würdigen Lebtentwurf auf das Grab in fremder Erde zu legen, und werden ebenfalls unsern theuren Biographie, Retroslo und Portrait, sobald sie vollendet sind, liefern. Damit wird sich's zugleich thun geben, daß sie zwar in ein fremdes Grab fährt, aber als ein deutsches Weib im ebenen und höchsten Sinne lebe und leben will. Sie war und blieb ein wahr „Blüthe“, das uns Scholz und Götze verließ, als Gattin, Mutter, Schwester, geliebte Mütterin und Verleiterin deutscher Künste und Künste, eine der in Derz und Geiß reichste und ebenen deutschen Frauen. Die Strapazen ihres Mannes, in England als Einseitigkeit, zu seinem in Hannover erschienenen „Rimech“ geschrieben, waren aus ihrem Dagen geschrieben:

„O Derrnath, die halt Völkergewalt,  
Du Wunden geht und Acker kauft,  
Wir werden nicht von Dir bekehren,  
Bis leich Du unfre Güter raub,  
Und doch, ob Du und raub vertrieben  
Aus Deinem lebenwärmten Schooß,  
Wir werden ewig, ewig lieben  
Dich deutsche Mutter, schön und groß,  
und weiter:

Was wir im fremden Lande schaffen,  
Es ward von Deinem Rath gebend;  
Du schmeichelt unsres Oehns Waisen  
Auf Deinem einig jungen Derrn.  
Uns kauft, ihr Albernheiten:  
Des deutschen Arentes tiefer Meer,  
Und hell aus unser Rinder Waude  
Klingt deutsch's Lied und lobt und loet.“

Sie verlebte im bekanntlich hinter Gittern her. Zwei der weisesten und hoch bedenklichsten deutschen Frauen, sie und die Baronin von Crininal, die alle ihre reiche Güter und sich selbst dem Glücke der Bekanntheit opferte und dann, des Notwendigsten entbehrend, vier einigen Jahren in London lebte, verließen ihn. Er wäre jetzt lebendig vernohert, ob wenn er sie retten ihn auf einen Schauspaly von Wirt-samerit, auf welchem er mit ihr zur Anfertigung und über deutschen Leben und Streben, deutscher Kunst und Wissenschaft sein Leben lang gearbeitet wie ein wackerer Held, bis sie eine eble Geliebte, so daß über, bei in England von deutscher Eber, Bildung, Wissenschaft und Amuth spricht, auch Kintel und seine Frau hinweist. Sie haben in England mehr für die Etre Deutschlands gewirkt, als Deutschland ihnen zu verzeihen kann.

Ihre Wirksamkeit hat sich weit unter den höchsten gebildeten Klassen Englands ankündet, und hätte sich alle Tage vom süßen Wogen in die tiefe Welt aus. Sie ließ den Töchtern Englands besonders ihre musikalische Bildung und ihre Weisheit im Vortrage zu Gute kommen. Er gewann auch immer Zeit, die Deutschen in London, die reiche Kaufleute, dort arme Arbeiter mit deutscher Welt, Literatur- und Kunstgeschichte als Deutsche vom deutschen Volk zu nähren. Er war eben vorerzählt, einen neuen Versuch von Vorträgen zu beginnen, als eines trüben,

drückenden, die-meligen Novembermorgens ein Dienstbote ankam und blieb in sein Zimmer geschickt, und unverantwortliche Worte aussprach. Kintel hatte eine volle Stunde vorher seine Frau ganz wohl und beiter verlassen, um ihr Orben und Arrangen in einer Kammer des oberen Hinterzimmers allein zu überlassen. Er sollte dem bleichen, verstorbenen Mädchen die Treppe hinunter auf den mit Treppen geschützten Hof, wo seine gewöhnlich hinunter lief. In der Meinung, daß sie ohnmächtig geworden, hob er sie in seinen starken Armen auf und fand sie leblos, mit geschmetertem Nidgrate.

Sie war aus dem oberen Zimmer durch's Fenster, das beinahe die Höhe des Bodens reichte, er auf ein schwarzes Schieferdach der Walschische und von da auf die Zeimannsdach des Hofes geschickt, unglücklich tödtet. Sie wußte's Verbleib, gewöhnlich Verewerterung genannt, verursachte ihr Eber Bestimmung, Derr-Gesundheit, gegen welche sie Einwirkung zu haben und zu finden wußte, indem sie nach aus einem Fenster eile und es öffnete. Sonach erwidt sich als das Wahrcheinliche, daß sie beim Arrangen in der Nidhochmunde von einer solchen Congestion demot, rasch an das Fenster geritt, es rasch aufgeschoben, dabei das Gleichgewicht verloren und so ihren schmerz, entsetzlichen Tod gefunden habe.

Dabin verzürigt sich auch das Lebensgericht, das an „accidental death“ (Tod durch einen unglücklichen Zufall) erkannt. Der „Coroner“ oder Vorsteher der Leidenbeobachter hielt dabei eine lange Rede, in welcher er von 40 ihm kurz hintereinander zur Erkenntnis jugenommenen Todesfällen sprach, an denen allen die unermantliche Banat und Banallosigkeit euglicher Dämon die Schuld trage.

Kintel's Haus, im vornehmen Westen London, gehörte zu einer langen Reihe der herrlichsten Häuser. Aber diese bis beinahe zur Erde reichenden, leichten Schiedelstühle, die nicht gefestigt, sondern in zwei Hälften nur in die Höhe oder herunter geschoben werden können, waren nach dem Urtheil des Coroner's eine Gefahr und Schmach für den Erbauer, da jedes geringste Wetter einen hohen Wallen ohne Schutzgitter schickte. Auch lämen jährlich Hunderte beim Regen zerfallen, was, da man sich zu diesem Zweck außen auf das Zimn wagen und an die nur leicht beschützten Schieber hätte mühen könnete, letztere eben oft sah und die unglückliche Dienstmagd stürzt mit einer Schütze des Fensters herunter auf Caaderbene, nicht lenkt auch auf das unermantliche Gitternetz vor dem Hause.

Wir haben auf viele Umstände aufmerksam gemacht, um dem manderliche Geschick über den entsetzlichen Tod der eben verstorbenen Frau, Delvin und Wirtvererin einigen Halt zu bieten.

Sie ist nicht todt, sie lebt fort in ihren Werken, in ihren Thaten, in ihren Kindern, in dem Ruhenden der Weissen des deutschen Volks.

Sie haben nun hier bei der ersten deutschen Frauen, Wirtvererin und Wirtvererin in einem Grade in fremder, kalter Etre bestritt: die Baronin von Crininal, die Derrgogin von Crinans und Johanna Kintel.

O „deutsche Mutter, schön und groß“, wenn ihnen eine weise, schmerzstillende Träne! Sie vermienen es. Glaubt es mir, die fremde Etre ist so kalt, so kalt, so schmerz. Nimmermehr vermögen wir an ihr und dem ersten Licht herben. Ditten wie sie schmerzhaft am schmerzhaftesten Leben better. Nimmer! Sie sind so warm, so leicht, so leicht. Wie ihr Band unser Dicht, auf ihr Weib Deutsch gesprochen. In ihr würde unter abgeminderte Hülle ruhen.  
Wein ihnen eine heiße Thräne, eine schmerzlicher Dir — Mutter.



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redaction F. Stolte u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

### Der Todtenbesuch am Skagerhorn.

Nach wirklichen Begebenheiten mitgetheilt von Ernst Willkomm.

(Fortsetzung)

IV.

Die Spur des Bräuteraubers.

Es war Abend, als wir die kleine, aber lebhaften Hafenstadt betreten. Wir verfügten uns sogleich nach Colhorn's Laden, in dem es, wie immer, viel zu thun gab. Eine beträchtliche Anzahl Matrassen, deren Käufleres wenig Anziehendes hatte, weil sie eben erst gelandet waren, verpackt mit neuen Kleidungsstücken. Besonders stark begehrte Artikel waren blau- und reitwollene Jacken. Aber auch Weinkleider, feine seidene Halstücher, schwarzleuene Glanzmäntel und andere Dinge mehr fanden guten Absatz.

Wir warteten, bis der Laden sich etwas geleert hatte, und fragten dann nach dem Besitzer desselben. Herr Colhorn trat uns sogleich entgegen, um zu hören, was wir etwa begehren möchten. Demriden zog das sauber zusammengelegte Tuch hervor und reichte es ihm mit der Frage, ob er dasselbe als bei ihm gekauft anerkenne.

Herr Colhorn unterwarf es einer genauen Prüfung und beantwortete dann die Frage, indem er etwas pflist den Verdacht derselben zu wissen verlangte. Demriden wollte aufstehen, weil ich ihn zu schweigen bedeutete und statt seiner das Wort ergriff.

„Sie werden uns einige Minuten Geduld schenken, Herr Colhorn,“ sprach ich, „und zwar ohne Besorg. Es handelt sich um ein Menschenleben, um die Entdeckung einer spärlich verschwundenen Persönlichkeit.“

„Aber die vermuthen Sie mit Hälfte dieses Täuschens aufzufinden?“ warf er lächelnd ein.

„Wir hegen in der That diese Hoffnung.“

Herr Colhorn schüttelte den Kopf, öffnete aber gleichzeitig die Thür seines Privatimmers und bat uns, einzutreten. Er folgte uns sogleich hinter sich zu.

„Ich sind jetzt ungestört,“ sagte er, „sprechen Sie also!“

Ich theilte ihm möglichst kurz das Vorgefallene mit und Herr Colhorn hörete mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Als ich geendet hatte, sagte er:

„Was aber kann ich dabei thun? Es sind bei mir ganz ähnliche Tücher von Vielen gekauft worden, kann ich da wissen, wer gerade dieses eine davor kauft an sich gebracht hat?“

„Es verkehren bei Ihnen vorzugsweise viele norwiegische Seeleute,“ versetzte ich, „Schweden, Norweger, Finnen und Russen.“

„Wohl wahr,“ erwiderte Colhorn, „sollten die meisten dieser meiner ab- und zugehenden Kunden keine ich nicht den Namen nach.“

Ich machte dem Kaufmann jetzt darauf aufmerksam, daß der Kauf des Tuches vor drei Jahren stattgefunden habe, bemerkte fer-

ner die Jahreszeit, in der dies ohne Frage geschehen sein mußte, und wagte zuletzt sogar den Tag des Kaufes zu bestimmen.

„Sie sind gewiß ein gewissenhafter Kaufmann und führen also genau Buch,“ schloß ich meine Bemerkungen. „Es dürfte sich daher der Tag ermitteln lassen, an welchem das Tuch bei Ihnen gekauft ward, und wenn ich Ihnen außerdem noch sage, daß der Käufer ein Steuermann war, hat sich strebfarbened Haar trug und von Figur völlig diesen meinem Freunde hier gleich: so genügen vielleicht diese Anmerkungen zur Ermittlung des Käufers.“

„Das wäre in der That nicht unmöglich,“ versetzte Herr Colhorn. „Steuermann entnehmen von mir gewöhnlich viele Artikel, es kommt sogar häufig vor, daß sie für einen Theil der Rammschaft mit eintausen, weil die gewöhnlich kein Geld hat. In diesem Falle pflege ich den Namen der betreffenden Steuermann in mein Buch zu schreiben und die von mir entnommenen Artikel einzeln dabei aufzuführen. Wollen Sie mir noch einmal den Tag nennen?“

Ich that es.

„Sie sollen auf der Stelle eine ganz bestimmte Antwort erhalten,“ sprach Herr Colhorn, zog den Schellenzug und befahl dem eintretenden Burschen, das Kabenbuch vom Jahre 17.. zu bringen. Eine Minute später lag dasselbe vor uns.

Unter lauten Hysteriosen folgte mir den suchenden Augen des Kaufmannes.

„Der achte September, glauben Sie, war es?“ fragte er, die einzelnen Tage überfliegend.

„Der Kauf muß zwischen dem sechsten und neunten dieses Monats geschehen sein,“ antwortete Demriden.

Colhorn las weiter und murmelte bald halblaut eine Menge fremd klingende Namen vor sich hin. Plötzlich rastete der suchende Finger.

„Steuermann Torfel Vein vom russischen Eiseenschiff, Pawlowes!“ sprach er. „Den Mann muß ich kennen — er trägt strebfarbened Haar, ist von gedrungenem Gestalt, jung und gewandt, und er hat, wie ich selbst hier notirt habe, am sechenten September des genannten Jahres ein solches Tuch gekauft.“

Demriden ward bald bleich, bald roth. Die Spur des Räubers seiner Braut — denn dafür hielt er jetzt den bezeichneten Steuermann — war nicht das zufällig aufgefunden Tuch, wie es schien, glücklich entdeckt worden.

„Hat sich der Mann inzwischen wieder hier blicken lassen?“ fragte ich den gefälligen Kaufmann.

„In meinem Locale wenigstens nicht,“ versetzte dieser. „Aber das können Sie ja sehr leicht erfahren beim Wasserhahn oder beim russischen Consul. Dort wird man Ihnen auch den Bestimmungsort des „Pawlowsk“ nennen, als er vor drei Jahren den hiesigen Hafen verließ.“

Wir dankten Herrn Goltzorn für seine Zuverlässigkeit, ich kaufte ein paar feine Tücher, eine goldgestickte Wäse, um mein der hiesigen Venore gegebenes Wort zu halten, ging dann noch in den Laden eines Goldschmieds, um einen blühenden Ring beizufügen, und besorgte hierauf in Henriksen's Begleitung die Ratsschläge des Kaufmanns.

Am nächsten Morgen schon hatten wir ermittelt, daß der russische Schooner „Pawlowsk“ damals in einer Ladung Colonialwaaren, nach Koral bestimmt, die Anker gelichtet hatte. Es war dies am Tage der Verlobung Henriksen's mit Marie Anne geschienen. Wir trachteten außerdem noch in Erfahrung, daß der genannte Schooner wegen ungenügsamen Windes ein paar Meilen vom Lande ab nochmals Anker gemornt hätte und der erste Steuermann Torfel Vein bis in die Nacht hinein am Lande gewesen sei. Der „Pawlowsk“ hatte seitdem nicht mehr viele Hafenfahrt besucht.

Diese Ermittlungen veranlaßten jedoch Henriksen nicht zu beruhigen. Marie Anne's Schicksal, die er bisher für todt gehalten, folgte ihm unaussprechlich. Daß das junge Mädchen eine kurze Zeit gefesselt und ihr Herz betragt hatte, konnte er ihr nicht zum Vorwurfe machen. Die Entscheidung war ja schließlich zu seinen Gunsten ausgefallen. Aber die Verlobung der Ankerlösen, ihre wahrlich gewaltsame Entführung schmerzte ihn tief. War Vein wirklich der Räuber seiner Braut, so mußte dieser Mann, ein Uebe von Geburt, wie und weilere Entzündungen sagten, einen lebensschädlichen, zu hoher Gewalt sich hinneigenden Charakter besitzen. Im Geiste sah Henriksen seine Braut unglücklich, gewiß bange! Und wer konnte wissen, ob sie den Tadel eines allem Ansichne nach auch höchst eifersüchtigen Mannes nicht längst erlegen war!

So trüben Gedanken lange nachzuhängen, blieb meinem Freunde zu viel wenig Zeit übrig. Ulfste Tage verlangte, daß wir uns möglichst bald wieder nach einer Feuer umfahen, doch nahmen wir uns gegenseitig das Versprechen ab, niemals nur auf nach dem Meere bestimmten Schiffs Dienst zu nehmen. Daß wir ein russisches Fahrzeug unter allen Umständen jedem andern vorziehen würden, versahnd sich von selbst.

Weiter lag gerade kein einziges russisches Schiff im Hafen. Um nun was möglich zum Ziele zu gelangen, reiste Henriksen sofort ab nach einer andern, nicht allzuweit entfernten Hafenstadt, die in der Regel häufig von russischen Rauffahrern besucht ward. Er hatte Auftrag, für mich mit zu handeln, wenn die Verhältnisse es zulassen sollten. Ich selbst mußte, ehe ich persönlich für mein weiteres Bestommen sorgte, Venore noch einmal sehen. Die Augen des unheimlichen Mädchens hatten mich gar so furchtlich angefaßt! Und dann wartete sie ja auf Rückgabe des entliehenen Tades und — so heulte ich — auch wohl auf die verheißenen glänzenden Geschenke, die ich ihr freigeigig versprochen.

Wir sahen uns wieder. Sie nahm anfrüchtigen Antheil an dem, was ich ihr über den Erfolg unserer Entzündungen mittheilen konnte, und als ich von ihr ging, wehete sie mir nicht, daß ich den mitgetragenen Geleitszettel an ihren Jünger stelte. Ich verließ Venore mit der Gewißheit im Herzen, sie werde sich als meine still Verleibte betrachten.

Amüslichen waren auch die Bemühungen Henriksen's von gutem Willen begünstigt. Der Capitain der „Olga“, „Olga“ von Kronstadt, ein Deutscher von Geburt, ludte gerade noch einige festsitzende Matrosen, um sein übrigens größtentheils sinnloses Schiffswesen leichter regieren zu können. Der wackerere Mann heuerte uns Beide, mich als Vollmatrose, Henriksen, der schon vor ein paar Jahren sein Steuermanns-Examen gemacht hatte, als solcher aber bisher noch kein Unstommen finden konnte, als zweiten Steuermann. Die Besimmung der „Olga“ war Koral, und da sie ihre Ladung zum größten Theile bereits eingenommen hatte, brachten wir nur noch guten Wind abzuwarten, um anzukunften. Weiteres geschah nach Verlauf einer Woche.

Diese zweite Reise traten ich und Henriksen mit sehr gemischten Empfindungen an. Mein Ahrnd sprach sich gar nicht über seine Pläne aus, so oft ich ihn aber auszufragen suchte, lies ich in dem unheimlichen Zuckeln seiner Augen, daß sein Herz gegen

Torfel Vein von Daß überlaufe. Traf er mit dem Gesuchten zusammen und fand er Marie Anne bei ihm, dann gab es zwischen Beiden einen Kampf auf Leben und Tod. Gerade diesen Augenblicken vergebungen, war mein Wunsch, auch ich ging Tag und Nacht mit mir zu Rathe, wie ich wohl am besten eine verbrecherische Handlung möchte verhindern können.

Gegen den Capitain der „Olga“ beobachteten wir Beide tiefes Schwiegen. Er hätte Verbot die Schiffe und unser Verhaben, wenn auch nur aus Klugheitsrücksichten, in irgend einer Weise durchkreuzen und unausführbar machen können. Nur ganz nebenbei und ohne daß es ihm auffallen konnte, erlautigten wir uns nach den Ahrteren Koral's, nach der Zahl der Schiffe, die sie besaßen, und nach den Namen der vorzüglichsten derselben. Der „Pawlowsk“ war eins der ersten, das er uns nannte.

„Ist's nicht ein Schooner?“ fragte Henriksen.

„Kannst Du ihn?“ fragte der Capitain.

„Hab' ihn, glaub' ich, mal gesehen,“ erwiderte Henriksen.

„Sein Steuermann galt für einen unbändig wilden Menschen.“

„War er auch,“ sagte der Capitain unwillig. „Hab' mich fast zu Tode gegergt über den Bengel, als ich ihn ein halbes Jahr lang als Junge an Bord hatte. Sein Kopf ist so hart, wie sein strohernes Haar, und was er sich einmal vornimmt, das führt er auch aus, und sollten Galgen und Kad gleich daneben stehen. Den jüngsten Mat führte er in wilder Wuth über Bord, bloß weil er in der Gale in seine Schöße gefahren war. Der arme Mensch ward zum Wind getrieben, aber den Torfel Vein behielt ich nicht länger an Bord.“

„Ich hörte seine große Entschlossenheit rühmen,“ warf ich ein, obwohl das eine reine Entfindung war, denn ich hatte nie von Jemand auch nur ein Wort über den Eifer vernommen.

„Wir er nicht so unabhängig, so eigenwillig, so jähzornig und deshalb so überaus schwer zu behandeln, kein Zerrmann konnte sich einen thätigeren Steuermann in gefährlichen Stunden wünschen.“

„Habt er noch auf dem „Pawlowsk“?“ fragte Henriksen.

„Bestimmt weiß ich es nicht,“ erwiderte der Capitain. „Es gab immer Reibungen, auch mankete man vor Jahr und Tag etwas von einer Geschichte, die am Bord vorgekommen sein sollte und die beinahe zu einer criminalen Untersuchung geführt hätte. Ich hab' mich absichtlich nicht darum gekümmert, und nicht mit den Gerichten, wenn auch nur als Zeuge, in Verbindung zu kommen. Anderen mochte es wohl eben so gehen, und so kam nichts an den Tag. Den Torfel Vein aber soll man damals gleich einem Rasenden auf dem Schiffe wie am Lande haben herumlaufen sehen, morauf er verschwand.“

Wahres oder den Eifer war nicht zu erfahren, auch durften wir nicht weiter in den Capitain der „Olga“ dringen, wenn wir auch unsere Kräfte nicht Bedacht errögen wollten.

Die Reise verlief, eine höchst unbedeutende Havarie abgerechnet, die wir auf der Höhe von Dornholm erlitten, ganz glänzlich. Wir hatten mit seinen widrigen Winden zu kämpfen, überhaupt keinerlei Unfälle, wie sie Ozeanen so häufig zustoßen. Erst in unmittelbarer Nähe von Koral begegnete uns etwas ganz Ungewöhnliches.

Windstilles Wetter nöthigte den Capitain, vor Anker zu gehen, um in dem schwierigen Wasserhohl nicht mit einem entgegenkommenden Schiffe bei der hohen Last, die über dem Meere lagerte, in Collision zu gerathen. Wir hatten die üblichen Vaternen ausgehängt, die verschrittsmäßigen Waden beschriften das Led. Zu vernahmen wir plötzlich ein unerwartliches Geräusch vom Lande her. Es klang wie dumpfes Knarren in der ferne raselnden Sturmes, dann wieder Gejoh heisen, aus enger Entfernung krummenden Tampfes. Tawischen ließ sich Geschrei, Jammer, Wehklagen hören, und zwar so laut, so angestoll, so andauernd, daß uns Allen graute. Sonst blieb es ringum tödentlich. Die Nebelstalt stand fest wie eine graue Mauer, das Meer lag ruhig vor uns, wir bekamen und in der absoluten Einsamkeit. Es verging etwa eine halbe Stunde. Dann ward das Knarren, Röhren, Heulen und Wehklagen schwächer und hörte nach einiger Zeit ganz auf.

Während der Dauer dieser unerklärlichen Töne hatte nur Einer oder der Andere ein paar abgebrochene Worte gesprochen, um sein Erstaunen auszudrücken. Henriksen und ich, wir Beide begnügten uns mit schweigendem Forchten. Und waren Meer, Land und Leute völlig unerkennbar, wir konnten also nicht eingeweiht sein in die Geheimnisse der Küstengegebenen, in denen ja vielleicht seltsame Ra-

turstimmen zu gewissen Zeiten bei tiefer Nacht und Windstille hörbar wurden.

Aber auch der Capitain und die übrige zum größeren Theil hier heimische Mannschaft der „Olga“ theilte unser Staunen, um nicht zu sagen, unser Entsetzen. Kein Mensch auf dem Schiffe hatte je — das war unverkennbar an der Haltung Aller zu gewahren — solche schauerliche Töne und Stimmen vernommen. Henriksen's Frage, was wohl die Ursache dieses Geräusches sein könne, beantwortete der Capitain mit einem barischen:

„Ich weiß nicht!“  
Es war Mitternacht, als sich diese marktschälternden Töne hören ließen. Um ein Uhr war Alles wieder still, und der lautlose Friede lag über Meer und Land. Um eine Stunde vor Sonnenaufgang hob sich der Nebel, wir erkannten die Rüssten zur Rechten und sahen, daß wir nur etwa eine Stunde in gerader Richtung davon entfernt sein mochten. Zwischen Schiff und Land aber lag ein seltsames Gelande, dem Ansehen nach völlig unbesiedelt, und über diesem Gelande zitterte ein grau-weißer Schatten, als steige aus tiefer Felschlucht Rauch auf.

Der Capitain betrachtete diesen Felsbroden genaume Zeit sehr genau durch sein Fernrohr, ohne sich weiter gegen uns über sein Denken auszulassen.

Als die Sonne höher stieg, kam auch wieder Bewegung in die Luft. Das Meer kräufelte sich, wir konnten die Anker lichten, legten unglücklich viele Segel auf, und erreichten noch vor Abend die Höhe von Koral.

v.

Sturm und Schiffbruch.

Von einem frühen Winter überrascht, waren wir geneigt, Monate lang hier zu verweilen. Wir hatten demnach Zeit, dem Wanne nachzuspüren, der uns vor Allem interessirte. Das war jedoch mit sehr großen Schwierigkeiten verbunden. Es ließ sich nichts ermitteln, als daß Tortel Been aus Grönland, die uns verborgen blieben, den „Bawlowen“ verlassen hatte, und gleich darauf verschwunden war. Es gelang uns, ehemalige Freunde des Mannes aufzufinden, aber auch von diesen war nichts zu erfahren. Höchst wahrscheinlich hätten sie sprechen können, wenn nicht Furcht oder Angst, vielleicht gar ein furchtbarer Eid, ihnen Stillschweigen gebot. Unsere Vermuthung, es müßte mit dem von uns Gesehenen sich etwas ganz Ungewöhnliches zugezogen haben, gestaltete sich mehr und mehr zur Gewisheit.

Es verging der Winter, ohne uns dem erstehnten Ziele als nur einen einzigen Schritt näher zu bringen. Henriksen verfiel wieder in seine frühere melancholische Stimmung, und ich selbst verlor ebenfalls meine angeborne Festigkeit. Ich sah mit Sehnsucht dem Zeitpunkt entgegen, wo die starke Eidecke brechen, und wärmere Lüfte uns die Wasserstraße nach der milderen Heimath wieder öffnen würden.

Gerade im härtesten Winter machten einige verwagene Menschen in der Umgegend Koral's Vieles von sich reden. Im Innern des unermeßlichen russischen Reiches waren Verbrechen auf ihrem Transport nach Sibirien ihren Wächtern entfrungen. Sie entliefen wie durch ein Wunder ihren Verfolgern, genannen die nordischen Küstenstriche, und verschwanden hier jeglichen Nachstellungen. Man erzählte sich, daß sie verdeckt auf den unzähligen Klippen der finnischen Bucht haften, und früher eine Art Sterüberlebigen gesucht hätten. Schiffe waren von diesen waagballigen Alibustizern niemals belästigt worden; überhaupt halten sie sich der Sage nach in ihren gebrechlichen, oder mit ungläublicher Kühnheit geklebten Fahrgenzen niemals auf offener See, sondern nur zwischen den zahllosen Klippen und Felseninseln der Küste gezeigt. Es mußten sich demnach auch tüchtige Verleumdungen zu diesen verworfensten Menschen gefügt haben. Daß die große Menge jeglicher Verbrechen, jede Schandthat nur diesen gleichsam unsichtbaren Räubern zur Last legte, war Selbstfolge.

Henriksen gab zuerst meinen eigenen Gedanken Worte, als die Kunde von einem mehrfachen Verbrechen, der erst kürzlich verübt worden sein sollte, mehr als je von der gefährlichsten Bande sprechen machte. Die fest zugefrorene Bucht war ihr diese gewissenlosen Räuber ein Terrain, auf dem sie sich nach Belieben sammeln konnten. „Wenn Tortel Been noch lebt,“ sagte Henriksen, „so hat

er sich gewiß diesem Gesindel zugesellt. Ich besorge sogar, daß er mit unter den Verbrochenen gemein ist, die in so unbegreiflicher Weise ihre Flucht auf dem Transport veranfaßten. Damit hängt wahrscheinlich jene dunkle Geschichte zusammen, die unser Capitain nicht genau kennen will. Aus einem Ruderer ist zuletzt ein Raubmörder geworden.“

„Unmöglich wäre dies nicht,“ gab ich zur Antwort, „doch kommt es mir auch nicht recht wahrscheinlich vor.“  
„Mir desto mehr, Tom Peter. Jetzt erkläre ich mir auch jene entsetzlichen Töne in der Nacht vor unserer Ankunft in Koral. In dem eben Felsenhorn in der Bucht, unsern einer wenig bevölkerten Küste hat das Volk seinen Verstand. Dorthin schleppen sie ihre Beute, dort entleiben sie sich aber unbedenklich Bezügen ihres Thuns, die sie dorthin könnten, dort sehen und schmelzen sie in den Reichthümern, die die verabscheuungswürdigsten Verbrechen ihnen liefern.“

„Wenn dies im Ernst Deine Ueberzeugung ist, dann wäre es Pflicht für Dich, Anzeige von unserm Entschluß zu machen.“  
„Um sich von den Behörden hudebu zu lassen? Dazu habe ich keine Lust.“

„Aber Du begreiffst vielleicht dem Räuber Marie Anne's!“  
Henriksen zitterte vor Aufregung, inebst sagte er sich bald wieder.

„Ich will es doch lieber nicht thun,“ sagte er. „Wie leicht könnte auch ich mich vergehen bei solch einem Zusammentreffen, und statt mich zu rächen an einem Verbreiter, siele ich mit dem Brandmale des Verbrochenen besohlet, den Schergen in die Hände.“  
Damit endigte unsere Unterredung. Die umlaufenden Gerüchte verloren sich, man entdedte weder die beispiellos frohen und in ihrer Freiheit glücklichen Räuber, noch konnte man die Spuren derer auffinden, die aller Wahrscheinlichkeit nach als Opfer den verbrecherischen Menschen in die Hände gefallen waren.

Endlich änderte sich die Witterung. Milde Südwinde brachen das Eis, das Wasser ward frei und auf allen Werften, in allen Häfen thürten sich tausend Hände.

Die „Olga“ ward neu aufgetakelt und mit nordischen Producten besachtet. Mit dieser Ladung stellte sie nach Peit abgehen. Der Capitain schien froh zu sein, wieder sein Schiff unter sich zu fühlen. Er heurte noch ein paar kräftige Jungen, um nicht Mangel an Mannschaft zu haben, dreizehnjährige sich reichlich und auf einen Monat länger, als eigentlich nöthig gewesen wäre, und war tele auf die erste günstige Brise, um den Anker zu lichten.

Es war Ende April, als wir auf die Bucht hinausentfremten, in der noch Eis in Masse trieb. Aber wir hatten Vorkehrungen gegen den Anyrall scharfer und schwerer Schollen getroffen, so daß wir ohne Furcht uns auf die hohe See wagen durften. Höflich eintrudelndes Sturmmeter freilich würde auch diese Vorsichtsmaßregeln zu Schanden gemacht haben.

Ich weiß nicht, ob es Zufall war oder Absicht, genug, die „Olga“ segelte bei scharfer Brise nur etwa drei Rabellängen an dem jagden, strauch- und baumlosen Felsenlande vorbei, aber dem wir auf der Heimreise am Morgen nach der windhüllten Nebel-nacht die verdächtige Raubmeile aufzudecken sahen.

„Der denk, wie ich,“ flüsterte Henriksen mir zu, als er den Capitain das Fernrohr auf die unbesohnte, ziemlich unangenehme Klippe richtete ja. Etwas Verdächtiges war nicht zu entdecken. Das Meer wogte in weißen, schäumenden Brandungen um das schwarze Granitgstein und ein Schwarm gefräßiger Strolche wogte über dem fest gefrorenen anzuheulenden Gelande hin und her. Traf ein Strahl der noch matten Sonne ihr Gefieder, so schimmerte es weißlichgrau und gleich dann fast aufmerkenden Rauche.

„Was meinst Du, Henriksen,“ sprach ich, „sollten uns die eigenen Augen wohl im Herbst vorigen Jahres geofft haben?“  
Henriksen antwortete nicht und der Capitain stieß offenbar verdrießlich sein Fernrohr zusammen. Die „Olga“ fuhr unange-fochten, nur von dem Geträusch des Raubgeirges begleitet, an der düstern Klippe vorbei.

Aber die Däse war, wie bekannt, böse Läden. Raun waren wir auf der Höhe von Orel gelangt, als es zu blasen begann, wie im tiefsten Herbst. Die Luft ward die von Nebel und dabei so kalt, daß Raach, Stangen, Spieren und alles Taunwert sich mit gläserner Eustrulle überzog und der Mannschaft die Arbeit auf Deck zur Qual machte. Die See ging ununterbrochen hoch und ihre scharfen, harten Wellen schlugen mit so furchterlicher

Oewalt an die Planken der „Olga“, daß das ganze Schiff seufzte und schmete, als sei es ein belebtes Wesen. Das ging vier Tage mit nur sehr kurzen Pausen so fort. Da der Wind bald wieder aus Osten, bald wieder aus Nord und West blies, kamen wir nur langsam von der Stelle. Merkwürdigerweise begegnete uns in dieser ganzen Zeit am Tage kein einziges Segel, des Nordes nur stich ein paar Mal in Schmeite ein Schiff vorüber, dessen Lateren an Masten gespenstigen Augen gleich die Finsterniß durchglühten. Es war eine unheimliche Meile und wir Alle, der Capitain nicht ausgenommen, empfanden förmlich die Unheimliche, ohne uns darüber auszusprechen.

Durch die häufig wechselnden Winde genöthigt, oft Tage lang zu kreuzen, näherten wir uns nur sehr langsam dem dänischen Inselesee. Wir waren froh, als der Sund endlich vor uns lag, und glaubten, alle Noth sei nunmehr überhantet. Kaum aber steuerten wir in das Rattagat, so überfiel uns ein übermaliges, nur viel schlimmeres Unwetter, als alle früheren. Es war ein Orkan aus Nord, begleitet von flammenden Flügen und furchterlichen Donnerstößen, und dies Wetter brach los mitten in finsterner Nacht.

Der des schäumige Sandspitze von Slagen lag wenige Meilen von uns zur Linken. Der Capitain erkannte die uns drohende Gefahr, wenn es nicht möglich ist, das Schiff von diesem Sandrücken abzuhalten. Aber der Sturm schlug darauf zu und die gegen die Breitere der „Olga“ herantollenden Wasserberge trieben sie dem verfallenen Strande näher und näher.

Dennobst kein freies Einwand mehr an den Raan hing, brach doch bald da, bald dort der Orkan eine derselben ab und schobte sie weit hinaus in die wüthende See. Schon nach einer halben Stunde kundslosen Kampfes hing das Takelwerk zerlegten Spinnengewebes vergleichbar um die knarrenden und stachelnden Masten. Um nicht erschlagen zu werden, mußten wir erst den Mittel, dann den Heckmast lappen. Ein Feuerball rollte darüber hin, als sie über Bord stürzten und das schäumende Meer sie gierig, weiße Säulen studelnden Wassers gen Himmel springen, einschleudte. Jeder Fluß zeigte und die von Minute zu Minute wachsende Gefahr. Hob sich die „Olga“ auf dem zitternden Riesenhanke einer Woge, dann erlöschten wir das grelle rote Licht des Leuchtsines auf Slagen, und sahen — trübsinnig die über und neben und in die wüthende See, so konnten wir schauend den schauerlichen Todtenader am Oeger Strande erkennen, bei dessen Anblicke das Herz jedes Seemanns erbebt. Wie bleiche, stichscharfe Nadeln drückten dort Rippen und gekrochene Masten gesichtzeter, vom Sande halb überhöhteter Schiffe in die gespenstige Nacht hinein. Zwischen diesen zahllosen Brack aber und darüber hin schiffte der rosene Nordflur haushoher Schaum gesäubender Wogen. Im Schein der Flut schien der ganze Strand auf einer Strecke von wohl einer halben Stunde von Schneewirbeln umtost zu sein.

Da bligte ein grelles Licht vor uns auf, ein Schuß verhallte dampf über dem Meere. Gleich fuhr ein breiter glühender Blitz aus dem schwarzen Gewölk und im Aufleuchten dieses Naturereignisses sahen wir einen großen Dreimastler vor uns, der das Steuer verloren hatte und gerade auf Etagehorn zutrieb. Dieser furchterliche Blitz zerstückte den großen Mast und gleich darauf schlugen rothe Lehen aus dem zerborstenen Holz. Sie breiteten sich schnell aus, noch wenige Minuten, und das Schiff trieb flammend gerade zwischen die verworrenden Schiffsteilen auf den tobenden Strand zu.

Es war ein furchterlich schöner Anblick, wie das gewaltige Schiffsgelände, umringt von den starrenden Masten längst verlorener Fahrzeuge, jetzt aufkam im Sande, und dann wieder weiß-sirruelnde Wellenberge es umhüllten, eine neue fächerle Woge es nochmals hob und Rauch und Flammen abermals den Sieg über die zurückrollenden Wogen gewannen.

Den Gestrandeten zu Hilfe zu eilen, war unmöglich. Sagen wir doch das gleiche Schicksal vor Augen! Die „Olga“ war verloren, das tugten wir Alle, das Leben aber konnten wir im glücklichsten Falle wohl noch retten.

Der Capitain trat selbst an's Steuer. Mit einer Stimme, die momentan das Geheul des Sturmes und das Brüllen der Wogen überstie, rief er Henriksen zu, mit aller Gewalt die Spei-

chen des Rades zu fassen, um das Schiff gerade auf den Sand rennen zu lassen. Sechs Menschen warfen sich zugleich auf die Speichen, das Schiff frachtete, als berste es mitten auseinander. Sein Bug hob sich, wie ein fliegendes Ross, das seinen Reiter abschütteln will, oder es gehorchte doch dem Steuer. Die nächste hinter uns aufschauende Woge warf es halb zur Seite, das Bugspriet senkte sich wieder und rasselnd, knirschend, als durchdröhre schwerer Stahl heißes Gestein, rannte es mitten zwischen zwei fast ganz vermoderten Schiffsteilen auf die sable, öde, menschenleere Sandspitze.

Der furchterliche Stoß warf uns nieder, der Boden des Schiffes zerbarst und gutzeln hörten wir das Wasser in den Raum stürzen. Dennoch verloren wir nicht den Muth. Hübden und drüben, auch vor und ragten Schiffstrümmen aus ihrem sandigen Grabe. Da lag noch ein halber Klump, dort starrte ein Mast, daneben der Kiel eines zerborstenen Fahrzeuges in die Nacht, grell beleuchtet von dem flackernden Feuer, das in paar hundert Schritte weiter den Dreimastler verzehrte. Jede neue Brandung rollte schwere Seen gegen den Strand, die jedem von ihnen Ergriffenen den Tod trübten. In der Finsterniß der Nacht wilbte ein menschliches Wesen hier nur durch ein Wunder zu retten gewesen sein.

Uns aber leuchteten die Flammen des vom Blitz getroffenen Schiffes. Bei ihrem Schein konnten wir uns leichter orientiren und die Pausen abwarten, in denen der Strand von den vorbeiziehenden Sturfsen nicht berührt ward. Diesem glücklichen Zufalle allein verdankten wir unsere wüthliche Rettung. Wir unterstühten uns dabei gegenseitig, so viel wir vermochten, und als das Feuer bereits die Masten gänzlich verzehrt hatte, fanden wir, ein erschöpftes Hünlein gänzlich hilfloser Schiffbrüchiger, auf der sturmumtosten, merzergewöhnlichen Sandspitze, vergeblich nach dem Dreimastler, der uns und Dbrach gemähren möge.

## VI.

## Der Frieser von Slagenhorn.

Die Wuth des Orkans nahm noch immer zu und schürte die Gluth des brennenden Schiffes, dessen Mannschaft schon größtentheils um's Leben gekommen war. Einige Männer nur flammten sich verzweckungslos an der Schaanklebung der Backbordseite fest, die den Flammen am weinigen ausgesetzt war. Hier aber wurden sie ein Spielzeug des Sturmes, der sie jeden Augenblick in die rasende Brandung hinabzuschleudern drohte. Willkürlich sahen wir auch innerhalb weniger Minuten drei dieser Unglücklichen auf solcher Weise in den aufstrebenden Schaumwirbeln für immer versteinen.

Es war ein schrecklicher Anblick, die noch am Bord des Dreimastlers hängenden Menschen mit den verzerrten Gesichtern, von den Flammen gelb beleuchtet, über ihrem offenen Grabe schweben zu sehen, ohne ihnen in ihrer Noth beizuhelfen zu können. Einer namentlich sah furchterlich aus. Er saß auf dem Stag des noch stehenden Besamastes, und Rauch und Flammen umzingelten ihn abwechselnd. Der Mann mußte schrecklich leiden, denn dem Anhschne nach versengte ihn die von unten heranschlagende Gluth. Dennoch lebte er und beschaffte sich noch immer mit Rettungsgedanken.

„Wie sah ich so prächtig verzerrte Büge,“ sprach Henriksen, der seine Augen eben so wenig, wie ich, von dem Verfallenen abwenden konnte. „Und wie sein langes Haar im Sturme flatterte!“

„Das Feuer läßt es selbst feurig erscheinen!“ sagte ich noch hinzu.

Da hörten wir ein Krachen, ein wildes Ausschreien — dann senkte sich der Mast leerdars und mit ihm in einem Wogenstößen, das mit den Flammen sich zu vermählen schien, verschwand der Unglückliche unserer Wägen.

Im dem Veranlassen der immer höher gehenden See, die erst seit etwa drei Stunden sturzte, gewahrten wir, daß die Stelle, wo wir standen, in kurzer Zeit von den Wogen überfüllt sein werde. Wir mußten uns deshalb nach einem gesicheren Orte umsehen.

(Schluß folgt.)

## Bürgersteuere und Bürgermeister.\*

Deutschlands erste Eisenbahn und ihr Gründer Johannes Scharrer.



*Der Leib ist der Gutes Erfüllung!*

*Johannes Scharrer.*

Es gibt Wahrheiten, die so lange wiederholt werden müssen, bis sie Anerkennung finden; so ist es seiner Zeit mit den Eisenbahnen gegangen. Eine Reihe von Jahren war erforderlich, den Eisenbahnen in Deutschland die verdiente Anerkennung zu verschaffen, und dem größeren Publicum begreiflich zu machen, daß sie alle anderen Verkehrsmittel zu Wasser und Lande an Wichtigkeit überstiegen. Das praktische und unternehmende England war Deutschland mit dem Bau von Eisenbahnen um mehrere Jahre vorausgegangen, und erstreckte sich bereits der günstigen Resultate seiner Schienenwege, als zuerst in Nürnberg der Gedanke realisiert wurde, die Erfindung der Eisenbahnen mit Dampfkraft auch auf den deutschen Boden zu verpflanzen.

In dem alten Nürnberg, das schon in früheren Jahrhunderten die Mutter zahlreicher Erfindungen auf dem Gebiete der Kunst und Industrie war, und auch schon im 15. Jahrhundert bei Erfindung der Buchdruckerkunst unter allen Städten Deutschlands zur Verbreitung derselben mit am meisten beigetragen hatte, war die Wichtigkeit und der Einfluß richtig erkannt worden, den das schnellste und wohlfeilste Transportmittel auf das ganze sociale Leben ausüben müßte. Die glänzenden Resultate, welche in England auf der Liverpooler Eisenbahn und in Frankreich auf der zwischen Lyon und St. Etienne erzielt worden waren, lenkten die Aufmerksamkeit eminenten Vornehm in Nürnberg auf die Unternehmungen des Auslands. Vornehmlich hatte Johannes Scharrer, Nürnbergs

wackerer Bürgermeister, und nächst ihm sein Freund Platner, die hohe Bedeutung der neuen Erfindung erkannt. Scharrer verfolgte mit höchstem Interesse die Entwicklung der bereits erbauten auswärtigen Bahnen, indem sein Scharfblick mit Bestimmtheit voraussah, daß die Erfindung der Eisenbahn mit Dampfkraft für den materiellen Fortschritt der Staaten und für die Verbindung der Völker von einer ebenso unberechenbaren Wichtigkeit sei, als die Erfindung der Buchdruckerkunst für ihren geistigen Fortschritt. Er ging von der Ansicht aus, wie durch die Buchdruckerpresse die Producte des menschlichen Geistes in Tausenden von Exemplaren für die ganze civilisirte Welt geliefert werden, und wie sie als ein Hebel von unermeßlicher Kraft zur Beförderung des geistigen Verkehrs, zur Verbreitung der Kenntnisse und zur Emporhebung der Wissenschaften und Künste wirke, ebenso müsse durch Eisenbahnen mit Locomotiven der persönliche und materielle Verkehr der Menschen und der Austausch der Producte der Natur und des Gewerbfleißes erleichtert und befördert werden.

Es leuchtete ein, daß bei weiterer Entwicklung der Eisenbahnen selbst große Entfernungen durch das dem Fluge der Vögel nachstrebende Verbindungs- und Transportmittel immer kleiner werden, und Staaten und Nationen dadurch immer näher und näher an einander rücken müßten.

Einem energischen und weiter strebenden Charakter, wie dem Scharrer's, war es nicht gegeben, in einer so hebrutungsbeholden Entwicklungsperiode müßig zuzusehen, und nur andere Länder die

\* Unter obigem Titel werden wie eine Reihe von Urtheilen verkennntlichen, deren Aufgabe es sein soll, das Vaterland mit dem Wirken den Obrenmännern bekannt zu machen, deren Oberei darin behand und besteht, schätliche Bürger, gedumte, trätliche Mitglieder der bürgerlichen Gemeinde zu sein. Gelt sei Dank, es lebt uns in Deutschland nicht an Etwas für diesen Nutzen, und wir dürfen ansonsten feiern eine gute Auswärtig verfahren — eine Reihe wahrhaft tüchtiger und treuer Bürger. Das mit unter dem Begriff Bürger nicht nur Haus- oder Grundbesitzer verstehen, brauchen wir wohl nicht hinzuzusetzen.

D. Retact.

weltungsfahrende Erfindung genießen zu lassen. Da galt es, zu handeln und zunächst dahin zu streben, daß auch in Deutschland das wenigstens versucht werde, was sich bereits im Ausland als zweckmäßig erwiesen hatte. Konnte man auch für den Anfang keinen großartigen Plänen Raum geben, so erschien es doch rathsam, einen den Verhältnissen entsprechenden Versuch im Kleinen zu machen. War es auch von jeher schwierig, bei industriellen Unternehmungen einen Erfolg und Ertrag im Voraus mit Zuverlässigkeit zu berechnen, und steigerte sich diese Schwierigkeit namentlich bei Eisenbahnen, weil sich die betreffenden Verhältnisse durch ein neues hinein-gebrachenes Element außerordentlich veränderten, ja sogar umgestalteten, so gab doch die bedeutende Frequenz, wie sie schon seit Jahren zwischen den Schmetzschäden Nürnberg und Fürth bestand, um so mehr Bürgschaft, daß der Bau einer Eisenbahn von Nürnberg nach Fürth günstige Resultate liefern würde, als die Industrie beider Städte von Jahr zu Jahr im Zunehmen begriffen war.

Scharrer stimmte in seinen hochherzigen und wohlwollenden Plänen mit Platter überein, indem beide Männer immer das eine Ziel im Auge hatten, ihre Vaterstadt mit einem erfolgreicheren Unternehmen zu beglücken, dessen Ausführung an andern Orten des Vaterlandes an den vielen sich bietenden Schwierigkeiten bereits gescheitert war. Welche Vortheile machten sich von den verschiedensten Seiten geltend, als Scharrer sein Project zum ersten Male öffentlich zur Sprache brachte! Aus dem Munde von Meinungen und Ansichten tauchten die merkwürdigsten Urtheile auf. Jezt, wo nach allen Ecken und Enden Deutschlands Schienenwege lauten, klingen diese Dinge fast komisch! Manche bezogierten die Eisenbahnen als ein Symptom krankhafter Larue und nervöser Uebelthät der Zeitverhältnisse, oder als nothwendiges Uebel, das die Engländer über die Menschheit gebracht hätten. Wieder andere beschränkte Kräfte machten sogar auf den starken Leistung und die nachtheiligen Folgen aufmerksam, welche dieser für die Gesundheit der Fahrenden haben müßte. Statt die Eisenbahn als Beförderin der Zeit anzuerkennen, durch deren Benutzung die Weltanschauung der Menschen sich mannichfaltiger und reicher gestalten werde, sagten Viele, daß man in Zukunft die Engländer zu rasch durchziehen, um angenehm reisen zu können. Alle diese Borurtheile und Abhinderungen eines von den Zuständen hinüberfliegenden Wohlstandes boten zwar Hindernisse, die jedoch durch die erhabene Idee, von der bereits einzelne Männer durchdrungen waren, bald beseitigt wurden.

Scharrer hatte sehr richtig die Bespauung aufgestellt, daß Eisenbahnen mit der Aussicht auf eine den gewöhnlichen Capitalzinsfuß übersteigende Ertragsfähigkeit nur da hergestellt werden könnten, wo eine in starkem Verkehr mit einander stehende Bevölkerung durch die Bahnlinie verbunden würde, und sowohl die Bau- und Einrichtungskosten, als auch die Unterhaltungskosten mit der zu erwartenden Personenfrequenz in einem günstigen Verhältniß ständen.

Die Frequenz der Straße zwischen Nürnberg und Fürth hatte man zwei Monate lang genau beobachtet, und aus den gesammelten Notizen sehr beziehbare Schlüsse gezogen, wie sich der Verkehr auf der Eisenbahn gestalten müßte. Der Kostenanschlag einer Eisenbahn mit Dampftrakt zwischen Nürnberg und Fürth belief sich anfangs auf 132,000 Gulden, und das ganze Unternehmen sollte durch eine Gesellschaft in Ausführung gebracht werden, deren Mitglieder das erforderliche Capital durch Aktien à 100 Gulden zusammenschließen würden. Man hatte die Proposition gemacht, daß nach vollendeter Subscription die Mitglieder der provisorisch gebildeten Actiengesellschaft sich vereinigen möchten, um über den Entwurf einer Gesellschaftsacte, über die Wahl der Repräsentanten und die Ausführung des Unternehmens selbst zu berathen und zu beschließen.

Waren auch vielen Kaufleuten der beiden Handelsstädte die Vortheile eines Actienunternehmens bekannt, so war doch das größere Publicum hiermit im Anfang nur wenig vertraut. Scharrer war sehr mehr von der Zweckmäßigkeit eines solchen Unternehmens überzeugt, und es gelang ihm, nach andrer hochgeachtete Persönlichkeiten für das Project zu gewinnen. Im Verein mit ihnen wurde im Mai 1833 der erste Aufruf an die Bürger Nürnberg und Fürth erlassen, und darin zur Theilnehmung an dem Unternehmen eingeladen. Drei gemachten Vorschläge wurden von vielen Seiten die größte Aufmerksamkeit geschenkt, man prüfte sie genau, und erkannte ihre Wichtigkeit. Viele betrachteten es gleichsam als eine Ehrensache, das vorgesezte Project nach besten Kräften zu un-

terstützen, und zum Ruhme von Nürnberg und Fürth auch in Ausfuhrung zu bringen.

Eine manche aus kleinsten Nebenabsichten entspringende Meinungen zu beachten, und sich demselben irre führen zu lassen, schritt das im Mai 1833 zusammengetretene Comité mit Evidenz vorwärts, und hatte schon im November desselben Jahres die Genehmigung, durch 207 Theilnehmer das erforderliche Capital gedeckt zu sehen. Konnte man auch mit diesem vorläufigen Helfsat in jeder Hinsicht zufrieden sein, so waren doch bis zur Errichtung des schönen Zieltes noch große Schwierigkeiten zu überwinden. Allen Theilnehmern war es klar, daß bei der Wichtigkeit einer Eisenbahn von Nürnberg nach Fürth, als vorzüglich erstes Unternehmen in Deutschland, besonders viel daran gelegen sei, dieselbe auf die möglichst vortheilhafte und zweckmäßigste Art auszuführen und dabei jeden Wüßgriff zu vermeiden, wodurch das vollkommene Gelingen des Projectes in technischer und ökonomischer Hinsicht ganz oder zum Theil verhindert werden könnte. Denn da bekanntlich der große, aus Rücksichtverhältnissen bestehende Theil des Publicums den Wert jeder neuen Unternehmung nach dem Erfolge zu beurtheilen pflegt, und selbst den besten und solidesten Plan nach einem schlagelagenen ersten Versuche zu verworfen geneigt ist, ohne genau zu untersuchen, worauf die Schuld des Mißlingens eigentlich liegt, so hätte irgend ein Fehler oder eine gestörte Erwartung sehr nachtheilig auf die öffentliche Meinung einwirken und so möglich das Borurtheil für lange begründen können, daß Eisenbahnen in Deutschland überhaupt nicht anzuwenden seien.

Man erbat sich daher zunächst die Ansicht eines Sachverständigen, des Oberst-Bergath von Baader in München, eines Mannes, dessen langjährige Studien auf dem Gebiete der Mechanik und Technik allseitige Anerkennung gefunden hatten. Außerdem wurde mit dem Ingenieur Stephensen in Kopenhagen eine lebhaftere Correspondenz unterhalten. Unter seiner Direction war nicht nur die Pfortepooler Eisenbahn erbaut worden, sondern er hatte auch bereits im Jahre 1829 durch eine neu erfundene Contraction der Locomotive einen Preis von 500 Ffund Sterling davongetragen. Der Rath eines so praktisch und theoretisch gebildeten Mannes verdiente vollkommene Beachtung. Er erbat sich, zwei Probenmotive für die Nürnberg-Fürther Bahn zu 21,000 Gulden inclusive der Transportkosten bis nach Nürnberg zu liefern. Auch versprach er, einen seiner tüchtigsten Ingenieure zur Erbauung der Bahn nach Nürnberg zu senden, wenn man sich verbindlich mache, denselben einen jährlichen Gehalt von 700 Gulden und seinen Begleiter, einem jüngeren Techniker, 2400 Onten auszubehalten.

Selben hoben Honorarforderungen der beiden Engländer konnte für den Anfang nicht genügt werden. Glücklicherweise wurde auch das Comité während der mit den Ausländern geschlossenen Unterhandlungen aus den in München lebenden Ingenieure Denis aufmerksam, der kurz zuvor von einer längeren Reise in Nordamerika und England zurückgekehrt war. Denis hatte in diesen Ländern die Contraction der verschiedenen angelegten und im Bau begriffenen Eisenbahnen zum Hauptgegenstand seiner Beobachtungen und seines Studiums gemacht, und sich treffliche Kenntnisse und Erfahrungen erworben. Einen solchen Mann bedurfte die Nürnbergerg zur Ausführung ihrer Pläne, doch ihm wurden sie der Nähe überhoben, den Engländern gute Werte und viel Geld zu geben, damit solche durch persönliche Leitung des Baues das Eisenbahnproject realisirten.

Denis nahm alsbald an Ort und Stelle die erforderlichen Arbeiten in Angriff, und schon nach wenigen Monaten war das Ergebniß seines Vorellements, sowie die übrigen zum Bau nothwendigen Pläne, reist den Kostenveranschlagungen, in den Händen des Comité's.

Von Anfang hatte man die Ansicht, auf der Nürnberg-Fürther Eisenbahn neben der Dampftrakt die Pferdekraft in Anwendung zu bringen. Es fand diese Frage namentlich ebenfalls ihre Entscheidung, indem es einleuchtete, daß durch die Benutzung der Pferdekraft hinsichtlich des Feuerungsmaterials und der Reparatur der Dampfmaschinen eine nicht unbedeutende Ersparniß erzielt werden konnte. Die zwischen Nürnberg und Fürth liegenden Grundstücke waren unterdessen, so weit wie es nöthig erschien, von den Besten acquirirt worden, für Anfertigung der Schienen hatte man schon früher einen Eisenwerkseigener gewonnen, der Grundbau der Bahn war ebenfalls vollendet, so daß im Juli 1835 die ersten Schienen auf den die Unterlage bildenden Quadersteinen befestigt werden konnten.

Die Locomotive „Adler“, welche auf der ersten deutschen Eisenbahn benutzt werden sollte, hatte Stephenson rechtzeitig abgeliefert, und außerdem einen tüchtigen Mechaniker dem Comité zur Verfügung gestellt, dem nicht nur das Zusammenfügen des Dampfzuges, sondern auch dessen künftige Führung anvertraut werden sollte.

Im December 1835, also nach Verlauf von kaum 9 Monaten, war der Bau der Eisenbahn glücklich vollendet. In Demis hatte man während dieser Zeit einen trefflichen Baumeister kennen gelernt, das Werk, das er geschaffen, lieferte schon damals den besten Beweis seiner ausgezeichneten Fähigkeiten und Kenntnisse, die sich dann auch in spätem Jahren bei vielen Gelegenheiten trefflich bewährt haben. Mit Siegel konnten die Actionäre jetzt auf ihr Unternehmen bilden, das sie durch Wirkung eines namhaften Capitals ermöglicht hatten. Es lag dieser Eisenbahn keine speculative Gewinnsucht von Seiten der Betheiligten zu Grunde, sie war vielmehr aus gemüthlichen und patriotischen Gesinnungen entstanden. Scharrer hatte gemeinsam mit Platner sein Verlangen des Unternehmens, für das er auch Wort und Schrift unermüdetlich mittheilte, viele Mühen und Beschwerden ertragen, so daß es eine große Willenskraft und Unverletzlichkeit nöthig war, um bei den mannichfachen Chicanen und Calumnien das wahre Ziel nicht aus den Augen zu verlieren. Man war es aber glücklich erieicht, denn das hätte Unternehmen, wezu nur Privatleute den Impuls gegeben hätten, war trotz aller Hindernisse vollendet und gewährte die Benutzung, daß durch den Schienenweg die beiden Schwesterstädte Nürnberg und Fürth einander bedeutend näher gerückt waren. Nicht nur Handel und Verkehr derselben mußte durch die Eisenbahn wesentlich gewinnen, sondern mit ihr war auch gleichsam ein neues Gesicht in der Art des geselligen Lebens, ein weisliches Mündel des Vergnügens und der Erholung entstanden.

Der 7. Dec. 1835 war zur Eröffnungserstlichkeit festgesetzt worden. Ein Raneenstauß gab um 8 Uhr Morgens das Zeichen zum Beginn der Dampfzugfahrt, und dahin brauste der reich mit Fahnen geschmückte Bahzug, überall von dem Jubel der staunenden Menge begrüßt. Die Begeisterung der zahllosen Menschenmasse

wollte nicht enden, als die Locomotive „Adler“ gleich der Windbraut dahin flog, und in wenig Minuten dem Ziel entwandenen war. Die Zuschauer waren gleichsam von Entzücken bingerissen über die Wirkung der, in einen kleinen Raum eingeschlossenen Kriegerkraft eines Elementes, dessen Benutzung die ungeborenen Fortschritte des menschlichen Erfindungsgeistes hauptsächlich darstellte.

Die Auskichten, welche sich für die Actionäre darbieten, gestalteten sich täglich günstiger und erfreulicher. Biewohl die anfangs auf 132,000 Gulden veranschlagten Kosten der Bahn sich bis auf 177,000 Gulden geheigert hatten, so lieferte doch schon das zweite Jahr des Bestehens einen Reinertrag von 34,000 Gulden. Jetzt, wo Zahlen und Thatfachen für das Unternehmen sprachen, und die Eisenbahn eine so betruende Rente abwarf, schwiegen die Widersacher, welche früher behauptet hatten, die wohlberlegten Pläne Scharrer's und seiner Freunde grenzten an Tollthatigkeit. Mander jener Zweifler mochte sich nun ärgern, daß ihn seine Bedenklichkeit vom Anlauf der Action abgehalten hatte, und ihm dadurch ein schöner materieller Gewinn entgangen war.

Das Directorium hatte auf solche Erhaltung der in vortheilhaftem Zustand befindlichen Bahn- und der Transportmittel in jeder Hinsicht Bedacht genommen, war aber zugleich mit der größten Sparsamkeit zu Werke gegangen. Die ganze Einrichtung paßte zusammen, das heißt, sie erfüllte das Bedürfnis. Treten wir noch heute hinein, so finden wir, daß sich die verschiedensten Gebäuflisten durchdacht nicht über das Niveau des Gewöhnlichen erheben.

Man hat Scharrer's große Verdienste um Gründung der ersten Eisenbahn in Deutschland gebührend gewürdigt, indem man ihm nach seinem Tode, im Jahr 1844, auf einem dem grünen Büdlen umgebenen Platz des Bahnhofes ein in Erz gegossenes Denkmal errichtete. Nicht allein auf dieser Stätte, wo uns noch jetzt seine tren wiederergehenden Zuge anschauen, lieferte er während einer Reihe von Jahren als Director der Eisenbahn Vortheilliches, sondern in Nürnberg überhaupt treten uns noch so zahlreiche Zeugen seiner vielfältigen Wirksamkeit entgegen, daß er sich selbst in ihnen das schönste Denkmal gesetzt hat. Eine Schilderung dieser seiner edel bürgerlichen Thätigkeit behalten wir uns für einen andern Artikel vor.

## Uebersicht des menschlichen.

(Fortsetzung und Schluß.)

Durch der Sinne Pforten zieht der Geist in unsern Körper (und zwar in das Gehirn) ein. Darum sind auch diese Pforten, diese Zubringer der geistigen Nahrung, mit der größten Sorgfalt zu behandeln, vorzugsweise der Gesicht- und Gehörinn. Doch dürfen auch Nase und Ohr, wenn sie auch weniger wichtig als Auge und Ohr, nicht geschädigt werden, da sie mehr noch wie jene für das Menschliche charakteristisch sind.

Die Nase ist eine gesunde Nase, wenn sie häufig gefeuchtet oder wiewohl nicht so sehr, auch ein feuchthaltiges Gesicht unblühlich machen kann, ist bekannt. Nichts entsetzt irger das menschliche Auge mehr und ist abstoßender, als Verlaß und grobe Verunreinigung der Nase, und nichts fällt mehr in die Augen, als Ungehörigkeiten gerade an der Nase. Ehen aus dem Nasenscheidern hervorstührende Haare, zumal wenn ihnen, was so leicht geschehen kann, getrockneter Nasenschleim anhängt, machen einen widerwärtigen Eindruck, und wenn sie gar, wie bei Schnupfern der Sitz von Schnupfbläschen und braunen Tabaktröpfchen werden, dann gibt das einen sehr eßlichen Anblick. — Wegen der vielen Talgdrüsen in ihrem Hautüberzuge wird die Nase, besonders an den Naseln, und zwar in Folge der Talgverhaltung innerhalb der Nalge oder Ausführungsgänge der Driisen, sehr häufig der Sitz von Ausschüßgen, Miteßern, Finnen, Milieken und Flechten. Um nun eine Nase vor solchen, die Nase durchaus nicht verschönernden schwarzen Punkten, tothen Knötchen, weißen Eiterbläschen und nässenden Geschwürchen, die nicht selten blatterähnliche Narben hinterlassen, sowie vor barten braunrothen Aneken zu bewahren, muß man aus den Talgdrüsen den Talg öfters auf mechanische Weise herausbescheiden und zwar durch deckes Lederstreifen der Nasenhaut mit einer statten Nadel oder einem Messerchen. Die Nadel entfernt man durch Ausdrücken zwischen zwei Daumennägeln, oder mittels eines Uhrschlüsselchens, oder durch Aufpressen eines trockenen

Schröppelchens. Vor Vorbereitung, d. h. zur Forderung der Talgpräprie können angewendet werden: warme Premsenschläge, ätherische Dampfäder, oder Auflegen (über Nacht) eines Pflasters aus Sauerreig, Wehl und Dening. Entzündete und eiternde Hautstellen bestreicht man fleißig und tid mit frischem Rindstalg (s. Gartenl. 1858. Nr. 44). — Die Kupfer- oder Burgundernase ist eine harte feingehaltene Schwellung von kuppig glänzender, bläulicher Röthe an der Spitze und in beiden Seiten der Nase, hervorgerufen durch Erreiterung und Unblütheverfallung der kleinen Hautblutaden, sowie durch Ausschüßung in und um die großen Talgdrüsen. Dieses langwierige und schwer heilbare Uebel besteht bisweilen ohne alle Beschwerden, erzeugt aber auch manchmal ein Gefühl von Spannen und Brennen. Um dem höchsten Grade nimmt die Nasenpitze einen muschelförmigen Ansehn, wobei sich Höder auf Höder aufhäufen und die Haut immer dicker, unruhiger und dunstblauer wird. Die Burgundernase ist oft die Folge einer schwelgerischen Lebensweise, namentlich des Genusses schwerer Weine (Burgunders) oder überhaupt starker Spirituosen, besonders bei sitzender Lebensart. Doch kommt sie auch ohne das bei Ausschüßenden beider Gesichtsertheile und bei Frauen in den späteren Lebensjahren vor. Um Heilung dieses Uebels zu erzielen, muß man so zeitig als möglich dazu thun, da höhere Grade desselben gar nicht heilbar sind. Teßhalb vermeide man schon beim Beginn der Wöthung der Nase Alles, was Blutantrieb nach dem Gesichte machen kann, wie: starke Dige und Kälte, Spirituosen, aufregende Gemüthsaffectionen und überhaupt Erregungen aller Art. Dertlich salbe man tüchtig und fleißig frischen Kintestalg ein. — Schließlich darf nicht unerwähnt bleiben, daß das Schwaupzen und Auspugen der Nase von Wunden viel zu auffallen und ungeschickt vorgekommen wird, so daß diese Reinigung mit ihren Folgen ziemlich eßlich wird, zumal bei Schnupfbürtigen. Auch über-

wache man das Niesen in Gesellschaft ja gehörig, denn nicht selten sendet die kalte Partikel ihres Inhaltes dahin, wo diese den Flicken Anderer leicht bezeugen und unappetitlich werden können.

Der **Mund**, d. i. die von der Ober- und Unterlippe eingegrenzte, nicht von den vordern Zähnen bestimmlte Spalte, welche in die Mundhöhle führt, dient ebenso der Nahrung, wie Luftaufnahme, kommt bei der Sprache wie beim Gesänge in Thätigkeit und hat selbst eine gewisse geschlechtliche Bedeutung. Daß ein in so vieler Hinsicht bedeutungsvolles Organ, durch welches eine Menge von Regungen, Gefühlen, Eintrüben und Leidenschaftern nicht oder minder ihren Ausdruck finden, die größte Aufmerksamkeit, die häusliche Behandlung und Verwöhnung verlangt, lehrt das gewöhnliche Leben. Denke Dir nur, Du müßtest einen zahllosen Mund küssen, dessen wundte Stellen schmutzig und dessen Lippen trocken, rissig und braun herkönt. Denke Dir einen Zahnachbar, dem beim Essen zwischen den schmatzenden Lippen Speichel aus den Winkeln aus der Zeller herabspinnet. Denke Dir einen Kecker, aus dessen Wunde beim Eröffnen dem Zuhörer grüne, gelbe und schwarze, kurze und lange Zahnstümpel entgegenkarrten. Denke an einen Länger, der „seinem süßen Lieb“ mit sprachlosart verzerrtem Munde „hin nimm die Seele mein“ zuläufelt. Kurz Zähne und Zähne können viel zum Angenehm- und Unangenehmsein eines Menschen beitragen. Herder sagt: „Jedermann weiß, wie viel die Oberlippe über Geschmack, Reizung, Lust und Liebesart eines Menschen entscheidet; wie diese der Stolz und Hehn trümmen, die Feigheit speie, die Entmännlichkeit rante, die schlafte Verzagtheit weise, wie an ihr mit unbekendlichem Zuge Liebe und Verlangen, Kuß und Schenke hange, und die Unterlippe sie umschließe und trage, ein Rosenkissen, auf dem die Krone der Herrschaft ruht.“ Terzelle behauptet ferner auch: „Ein reiner harter Mund ist vielleicht die schönste Empfehlung im Leben, denn wie die Fiere, so glaubt man, sei auch der Gast, der herankommt, das Wort des Prezios und der Zede.“

Die Zähne machen den Mund, wenn sie weiß, reinlich gehalten und gut gerecht sind, äußerst appetitlich. Das wissen Alle und trotzdem vernachlässigen die meisten Menschen die Pflege derselben doch so sehr oder fangen dann erst damit an, wenn nichts mehr daran zu pflegen ist. Kennstlich sind die Mütter, zumal von Mädchen, sehr tadelnswert, wenn sich nicht schon dem kleinen Kinde das gehörige Reinigen der Zähne zur andern Natur machen. Die richtige Pflege der Zähne besteht nun aber hauptsächlich darin, daß man die Bildung von Zahnsteinen, Zahnplatt und Zahnfleisch seiel als möglich zu verhindern und diese jahreszeitlichen Schmarreger so schnell als möglich zu entfernen sucht. Zu diesem Zweck ist zunächst das ständige Bürsten der Zähne mit Spiritus (i. Garretal. 1858. Nr. 47.) nötig, damit die Speisereste nicht zum Faulen kommen, denn in faulenden (ätherischen) thierischen Stoffen bilden sich und geizen jene Zahnstamroger am besten, während der säumigwirdige Spiritus die Zähne und das Leben derselben zerstört. Das Bürsten der Zähne mit Spiritus allein wird nun aber das Anlegen von grünlichen und schwarzen Massen an die Wänder und auf die Kauflächen der Zähne nicht verhindern, deshalb wird noch das Abkochen der Zahnkrone mit einem feinen Pulver (Sigarrerasche, Bimstein, Zappulver) unentbehrlich. Ben Zahnpulvern sind die reinen den schwarzen (aus Holzkohle) darum vorzuziehen, weil sich letztere zwischen Zähne und Zahn-

fleisch eindrängen und so den Zahnfleischrand grau färben. Wenn sich dann, trotz des Putzens der Zähne mit Spiritus und Pulver, doch noch hier und da schwarze Stellen an den Zähnen zeigen, so müssen diese mit einem spitzen oder scharfen Instrumente abgestragt werden. Man fürchte dabei durchaus nicht, dem Schmelz der Zahnkrone Schaden zu thun. Denn wenn sogar ein Stüchgen davon abspringt, so hat dies nichts auf sich, da der Schmelz zur Erhaltung des Zahnes nicht so unentbehrlich ist, als man gewöhnlich glaubt. Es lassen sich ja auch die Zähne ohne allen Nachteil abreiben und bei einigen wilden Völkern (an der Küste von Guinea und Sumatra) ist es üblich, dem Schmelzüberzug ganz oder theilweise abzusprengen. — Allerdings gibt es noch andere Ursachen des Zahnputzes, als jene Schmarroger, i. B. Entzündungen in Folge heftigen Druckes oder starker Kälte- und Digeunwirkung auf die Zähne, allein in den allermeisten Fällen rührt die Verderbnis der Zähne von jenen Flüsschen und Bierchen her. Wer nun von den letzten dieses Aufzuges garstige Zähne hat, der eile sofort zum Zahnarzt, lasse reiten und reinigen, was noch zu retten ist und behandle dann seine Weiterbleibel auf die angegebene Weise.

— Was das Aussehen der Zähne und das Ausfüllen des Mundes nach einem Gastmahle betrifft, so scheint es zur Zeit zum guten Tone zu gehören, dies recht auffallend und öffentlich zu machen; wie erkrankt's elich.

Das **äußere Ohr**, obfchon den Sinnen Anderer weniger als die übrigen Sinnesorgane ausgezeit, verlangt doch auch für sich und seine nächste Umgegend die gehörige Artwartung, wenn es nicht unangenehm ausfallen soll. Die Sprüchwörter: „noch nicht trocken hinter den Ohren sein“, „es knallt hinter den Ohren haben“ und „sich hinter die Ohren schreiben können“, müssen ja nicht zu Thatsachen werden. — Organ Ausschläge, die häufig am Ohre näufende sind, dient am besten früher aufgelassener Kindstalg. Die Entfernung verdorrten Ohrenschmalzes aus den tieferen Partien des äußeren Gehörganges darf nicht anfangt geschehen, weil sonst leicht ein von Entzündung und Eiterung der Gehörgangshaut abhängiges Ohrenschmerz entstehen kann. Uebensons muß die allen Kanäle aus dem Ohre das Innere desselben von einem Krage genau unterfucht werden, weil ein solcher Ausfluß in Folge von Berührung des Trommelfelles gar nicht selten Taubheit nach sich zieht. — Wie bei der Nase kann sich übrigens aus dem Ohre älter Geruch entwickeln (Einkofor) und dies ebenfalls in Folge von Anhäufung und Fäulnis des Gehörgangsinhaltes. Häufige Einbringungen mit lauem Wasser helfen hier. Bisweilen werden eliche Ohröl dadurch hervorgerufen, zumal bei Kindern, daß fremde Körper (Kerzen, Bohren u. dgl.) in den Gehörgang gestekt und nicht wieder herausgezogen wurden.

Was nun schließlich die unserm **Gehörinn** elich werdenden Erscheinungen an Anderen betrifft, so sind dies in der Regel elich Angelegenheiten, meistens Gerüche, welche in der Nasen- und Mundhöhle erzeugt werden. Wie widerwärtig das Schmeiffen, Schmeiffen, Kältsen, Rachen, Spuden und Schmeiffen beim Essen ist, zumal wenn man isst und längere Zeit Solches hören muß, hat gewiß schon Jeder erfahren.

Daß diesen meinen Kußaff Manche und Manche tadeln werden, weiß ich; Diesen sei hiermit aber gesagt: zur Unterhaltung und für früde Klugheit schreibe ich nicht, ich will durch Belehrung tühen. Blicke dich haben gerade manche dieser Tadel Elisches an sich.

Red.

## Ein aufgelöstes Räthsel.

Von G. Pirazzi in Offenbach.

(Fortsetzung.)

Caroline's Schulunterricht und ihre kein berechnete Lernweise. — Die Geschichte von Jolep und seinen Brüdern. — Zweite an die Wahrhaftigkeit der Viel. — Der Betragen im Hause. — Das Schick ihrer Eltern in Siebenbürgen. — Ein ungarischer Priester.

Hatte Caroline in der Aussprache einiger Wörter und in der Kenntniss ihrer Bedeutung Fortschritte gemacht, so gab sie ihre Freude darüber in der Familie, worin sie Aufnahme gefunden, auf die kindlichste Weise zu erkennen. So kam sie öfter aus dem Unterrichte sehr vergnügt nach Hause und berichete dort: „Ich wissen jetzt, wie dies heißt, und wie das heißt.“ Als man ihr gelegentlich bemerkte, daß sie sagen müße: „Ich weiß“, protestirte sie feierlichst: „O nein! Schme weiß ist, Wehl weiß ist (dies

waren Sätze, die sie im Unterrichte gelernt hatte), aber ich nicht weiß: ich wissen!“

Allerdings waren ihre Fortschritte, obfchon keineswegs mißtrauenerregend, doch so rasch und befriedigend, daß sie sich bereits im Frühjahre 1855 mit ihr näher bekannten Personen in mehrhalb des Kreises ihrer Anschauung elich verknüpfen und ein Jahr darauf ziemlich festgenau ausrücken konnte. Uebersicht man jedoch diesen scheinbar noch immer sehr engagierten Kreis in der

Unterhaltung mit ihr, so schien das intellectuelle Hinderniß des gegenfeitigen Verständnisses plötzlich wie unterbrochen und sie selbst gleichsam auf einen gewissen Oefenstuß versetzt — sie hörte noch, aber sie verstand nicht mehr! Wie bestän er, schickterner und zürchhaltenbarer schien sie auch in der Unterhaltung mit ihr weniger bekannten Personen — gerade als schämte sie sich bei diesen mehr bei ihr für unverständlichen Sprachhörer.

Sehr bald nach den ersten Sprachstunden begann Herr Ed auch mit ihr den Schreib- und Lesenunterricht; auch hier waren Carolinen Fortschritte erfreulich, und seit Herbst 1855 las sie bereits Oeuvres und Geschichtsbücher stehend und in ziemlich richtiger Betonung. Schon im April desselben Jahres schrieb sie einfache Sätze, die ihr Ed dichtete, passabel richtig nach, obgleich sie es bis zu einer gänzlich fehlerfreien Orthographie nie brachte. Manche und vorliegende Proben ihrer Hand aus den verschiedensten Perioden ihres Hierseins zeigen eine sich in deutschen wie in lateinischen Charakteren immer fester entwickelnde Schrift jenes deren, großen Schlags, wie sie gewöhnlich jetzt bei zwölfsährigen Schültern eigen ist.

Doch bietet das allmähliche und verhältnißmäßig rasche Erlernen von Lesen und Schreiben bei ihr bei weitem nicht jenes Interesse, als ihr angehörendes Erlernen des Deutschsprechens. Freilich läufte sie auch in Bezug auf jene Fertigkeiten, denn etwas schreiben und lesen konnte sie jedenfalls schon von ihrer Schulszeit her, wegegen sie im Deutschlesen, als in ihrer Muttersprache, selbstverständlich doch so gut bewandert war, als Jeder von uns auch, überdies die Gefahr, sich zu verathen, hier viel näher lag als dort, und zu dieser Täuschung eine weit eminentere Verstellungslust gehörte, als zu jener. Die Art und Weise aber, wie sie diese Kunst verstand und übte, ist ohne Uebertreibung — bewundernswert!

Caroline legte einen bedeutenden Vorrath an den Tag, und ein entscheidener Bildungstrieb machte sich nach dieser Seite hin bei ihr geltend. Sie wußte bald Herrn Ed zu bestimmen, ihre Unterrichtsstunden zu vermehren. Im März 1855 begann Herr Ed auch mit dem Buchunterricht. Was Caroline seiner Zeit von den Puchstaben, das behauptete sie jetzt auch von den Piffern: daß sie nämlich früher gar nicht gewußt habe, daß es dergleichen gäbe. Doch konnte sie in ungarischer Sprache von 1 bis 29 ziemlich richtig zählen, und auch im Rechnen machte sie rasche Fortschritte. Sie brachte es darin bis zum richtigen Schreiben und Ausprechen siebenstelliger Zahlen, und wußte zuletzt einfache Aufgaben der Regel de tri sowohl schriftlich, als auch im Kopfe zwar etwas langsam, aber doch stets mit Bewußtsein der Gründe zu lösen.

Im Frühjahr 1855 veranlaßte sie ihr unglücklicher Lehrer, die nicht geringe Anzahl von Wörtern, deren sie in der ungarischen Sprache mächtig war, aufzuschreiben und die deutsche Benennung für jedes ungarische Wort möglichst beizufügen. Diese Aufzeichnungen ergaben ein Resultat, welches nur dazu beitragen konnte, ihre Glaubwürdigkeit zu approbiren. Denn jene Zusammenstellung enthielt auch nicht ein einziges Wort, das einen Gegenstand bezeichnete, welcher außerhalb des sehr engen Kreises ihrer sinnlichen Anschauung in jener Waldwohnung lag, worin sie vorkam, den größten Theil ihrer Jugend verbracht zu haben: unerses Verständnis einer der feinstgepönnenen Fäden ihres meisterrhien Betrags! — Wenn Herr Ed in diesem Verzeichniß auch nur ein Wort gefunden, welches nicht innerwärts jener sehr beschränkten Begriffssphäre gelegen gewesen, er hätte ihren Betrag vielleicht sofort entdeckert; wegegen die Unachtsamkeit jenes Verständnisses nicht wenig dazu beitrug, das Siegel der Wahrschafftheit erst recht auf ihre Lebensbeschreibung zu drücken, mit deren Erzählung sie unglücklich unvielfelt bei begann.

Nachdem nämlich Caroline in ungefähr 120 Stunden und beinahe dreierährigem Unterricht sich einigermaßen in deutscher Sprache verständlich zu machen gelernt hatte, veranlaßte sie ihr Lehrer, ihm die Hauptmomente ihrer Vergangenheit mitzutheilen. (Auf diese die Weniger schon im Voraus zu spannen, hatte sie durch frühere gelegentliche Aeußerungen, wie: „Ich nicht sagen können, was ich teute; ich viel wissen und nicht sagen können!“ trefflich veranlaßt.) Dies geschah jedoch keineswegs in geordneter, zusammenhängender Erzählung; vielmehr gab sie ihre Geschichte in vielen einzelnen Bruchstücken, die Herr Ed zum großen Theile erst und ihr herausfragen mußte, sammelte und aus allen diesen Theilen und Theilchen erst nach Monaten ihre Geschichte mosaikartig zusam-

menfügte. Die wichtigsten und kritischsten Partien derselben waren überdies durch vielfach wiederholten Fragen festgehalten.

Die auf diesem Wege erhaltene Geschichte war der Art, daß sich Herr Ed veranlaßt, ja gleichsam verpflichtet fühlte, sie in Gestalt der genugsam bekannten Broschüre in de. Oeffentlichkeit zu geben. Diese Schrift erregte die ungehebelte Aufmerksamkeit in den weitesten Kreisen und die drei V: Presse, Publicum und Polizei waren auf die Ereignisse dahinter her. (Im Jahr 1856 erschien zu Amsterdam sogar eine wertgetreue holländische Uebersetzung der Schrift, und selbst amerikanische Zeitungen referirten die Sache.)

Der Grundton, auf den Carolinen ganzer Beseelenzustand gestimmt, auf den all der tiefe Kummer, welcher an ihrem Herzen zu zehren schien, sich in unsern Augen zürchföndlich ließ: es war die heßliche Sehnsucht nach ihrer sehr verlorenen Mutter! Mit dieser Sehnsucht wußte sie sehr fein berechnet ein allgemeines menschliches Interesse für ihr Schick in vielen Gemüthern nach zu rufen. Auch nach „Magyar“ (Ungarn) schien sie zuweilen ein Heimweh zu überkommen, selbst nach Bresta. Wieder von der Heimath stimmten sie wehmüthig und in sich gekehrt. In solcher Stimmung äußerte sie einmal: „Mein Leben ist ganz zerstückt; ich habe Niemand, es was mich seffen sollte! Ach, wenn ich Abend gegen Himmel sehe — ich freue mich oft auf den Abend, daß ich mich recht fast weinen kann — das ist mein einziger Trost!“

Ihr Lehrer hatte nicht verfehlt, vor Herausgabe der Bekanntnisse dieser schönen Seele Carolinen nochmals nachdrücklich auf die große Verantwortlichkeit hinzuweisen, die er damit vor der Oeffentlichkeit übernehme, und ihr geschwört, wie ihredlich es für ihn wüßte, auch nur eine Unwahrheit unter seinem Namen zu publiciren. Mit Unsicherheit entgegnete sie ihm: „Ich sagen, was ich wissen! Ich nicht sagen können, was ich nicht wissen!“ Zudem schien sie auch die Hoffnung, vermöge der Ed'sen Veröffentlichungen ihre Mutter wiederfinden zu können, mit stöcheriger Freude zu erfüllen. Ja, es war ertentlich, als ob die himmlische Mutter sich so sehr in ihrer Einbildungskraft festgesetzt habe, daß sie zuletzt gleichsam zur fixen Idee in ihr wurde, und sie sie schließlich selbst glaubte.

Wer mochte wohl auch an eine bloße Erfindung glauben bei einer Geschöpf, dessen Anschauungs- und Erkenntnisvermögen von einem noch so durchaus kindlichen Vainetät zeugte! Einer ihrer vollkommensten Blöde war aber, nicht nur das Nothwendige, sondern auch noch das Ueberflüssige zu unserer Behöderung zu thun. So z. B., als sie erst bei einem Zeichenbegänniß eine große Anzahl von Menschen sah — wem wäre es da wohl unangefallen, wenn sie sich darob nicht verwundert hätte! Und dennoch verwunderte sie sich doch, daß es „so viele Menschen gäbe auf der Welt!“ Auf verschiedene an sie gerichtete, an sich höchst geringfügige Fragen in Betreff dieser und jener Einzelheiten ihrer Geschichte beharrte sie auf einem entschiedenem, „Das weiß ich nicht mehr!“ wo es ihr ein Leichtes sein wüßte, ebenfalls eine Erzählung zum Besten zu geben, was wiederum nur dazu beitragen konnte, die Glaubwürdigkeit für ihre übrigen positiven Aussagen um ein Wenigliches zu erhöhen.

Da Caroline vorgab, auch den Religion, Gott, Christus z. nicht das Mindeste zu wissen, so war es Herrn Ed's nächste Aufgabe, sobald er sich ihr nur einigermaßen in Deutschen glaubte verständlich machen zu können, mit dem Religionunterricht ebenfalls bei ihr zu beginnen. Da sie hierbei fast noch größerer Aufmerksamkeit entwidete, als in den übrigen Fächern, so konnte sie bereits von Ende Januar 1856 an den Religionunterricht besuchen, welchen Ed als Lehrer der Volksschule zu Offenbach den Mädchen seiner Classe erteilte. Auch an Mittheilung von Schriften sittlich-religiösen Inhaltes ließ es Herr Ed bei ihr nicht fehlen, als das Verständniß dafür bei ihr immer mehr zu erwachen schien. Sie hat viel und mit Eifer solche Schriften gelesen; eine Lectüre, welche schädlich auf sie einzuwirken vermochte, hat man nie bei ihr gefunden. Unter allen die liebte ist ihr stets geblieben die Geschichte Josephs und seiner Brüder aus dem alten Testamente; diese hat sie unzählige Mal gelesen und wieder gelesen, oft selbst Abend im Bette. Den Grund für diese tiefgehende Vorliebe suchte man natürlich zunächst darin, daß die Schicksale Josephs mit ihren eigenen einige Aehnlichkeit hätten.

„Warum“ fragte sie Herrn Ed, als ihr dieser die Geschichte von Joseph zum ersten Male erzählt hatte, „hat Joseph so lange wartet, bis seine Brüder kommen sin, und hat nicht gleich Betreue

sein Papa schick? Ich hätte meine Mama nicht so lang warten lassen; ich hätte meine Mama gleich Getreide schick. — Wo nur meine Mama is?“ septe sie darauf leuszig hinzu.

Ed nahm sie durchaus nicht Alles so ohne Weiteres als baare Münze hin, was geschrieben stand. Sie frag ihren Lehrer viel die Kreuz und Luere, und machte oft Einwürfe so verhängnisvoller Art (wie ja auch Kinder oft fragen ihm, die Erwachsene in Verlegenheit setzen), daß deren Beantwortung ihre Schwierigkeit hatte. Besonders in Bezug auf die biblischen Wunder und Gleichnisse betrauerte sie schon zeitig einen gewissen skeptischen, grübelnden Rationalismus, der gleich dem Kern der Sache enthielten zu Leib ging und seine Ausflüchte dulden wollte. So sagte sie einst zu Ed, nachdem ihr dieser die Frage, ob die Schlange im Paradiese denn sprechen gekommt habe, verneint hatte, indem sie mit der Hand schnell über das aufgeschlagene Buch strich, voll Entschiedenheit: „Dann ist auch die ganze Geschichte nicht wahr!“ — Es waren Neugierden derselben Artelligen, die man bei Kindern sonst als Symptome freier Kritik mit dem Namen „Ausewirdigkeit“ belegt.

Doch werten wir und jetzt einmal zu Carolines Stellung im Hause und in der Familie, so erscheint sie uns dort von einer ganz andern und milder erfreulichen Seite, als im Unterrichts. Sie entsaltete im Hause durchaus nicht jenen Kern- und Arbeitstriebe, jene Anstelligkeit, wie Herr Ed gegenüber, gab dagegen häufig genug wegen großer Eigensinnigkeit, Launenhaftigkeit und Unliesenswürdigkeit Anlaß zu gezerrten Klagen. Doch maß Herr Ed die bei Carolinen zu Tage tretenden Fehler um so mehr einer „unrichtigen Behandlung“ zu, als ihr Betragen ihm gegenüber, der sich liebevoll wie ein Vater ihrer annahm, fast durchweg labelles war. Ihm gegenüber war sie aber auch stets bemüht, sich im besten Lichte zu zeigen, und das ließ sich ganz zuletzt. Er glaubte sie ungeschuldig wie ein Kind, gleichsam direct aus den Händen der Natur überkommen zu haben; ihm war sie wie ein „reines Ei“, das Niemand anzugreifen versann, ohne es zu verletzen, und an dessen jartes Entzelen sich der Rest und Schmutz dieser Welt nur zu leicht ansetzte.

Aber auch auf kleinen Unwahrheiten ließ sich Caroline bald — doch niemals von Herrn Ed — betreten, wußte sich dagegen bei diesem jedesmal so glänzend herauszuschlagen, daß sich ihm schließlich alle jene angeblichen Unwahrheiten immer in leere Mißverständnisse (diese ohnehin ja so leicht möglich bei einem eingeschüchterten Geschöpf, das die Sprache seiner Umgebung nicht gründlich versteht und spricht!) und in die natürlichen Folgen „falscher Behandlung“ Carolines auflösten. Aber selbst die, welche sie hin und wieder bezog, bezweifelten deobal keineswegs den Kern ihrer abenteuerlichen Geschichte: der kolossale Bau derselben stand doch zu sehr in sich geschlossen, nur durch etwelche kleine Fügen sich erschüttern zu lassen. Und einzelne Ungläubige, die vielleicht auch ihre vornehme Abstammung in Frage stellten, bezweifelten doch keineswegs, daß sie bei ihrer Dürftigkeit kein Wort Demuth gekommt habe.

Fast Monate lang war Caroline in der Familie der Witwe geblieben, als wegen drucksichtiger Aufgabe des Pachtguts ihrer Tochter Caroline am 1. August 1855 in der Familie des Kaufmanns N. Aufnahme fand, und die freundlichsie dazu. In dieser Familie, wo sich die für ihre Entwicklung notwendigen Bedingungen alle zu vereinigen schienen, ist sie bis zum Mai 1857 verblieben. Aber auch hier entsaltete sie nicht mehr häusliche Tugenden, obwohl ihr die Familie viele Wohlthaten erzeigte und 3. B. von ihrem Kapital 160 Gulden für sie zur Sparcasse einfordern ließ, wo sie jetzt noch ruhen.

Ihre Uebersiedelung in die K'sche Familie ging im August vor sich; im December desselben Jahres erschien die Broschüre. In Bezug auf diese bleibt uns noch eine wunderbare Thatsache hier zu erwähnen: daß sich Caroline zwar manchmal in ihrem hitzigen Leben auf Unwahrheiten, nie aber auch nur auf das leiseste Widerspruchs bezüglich der doch rein erfundenen Geschichte ihrer Vergangenheit betreffen ließ! Und dies, sowie ihre Verkennung im Punkte der Sprache ist es, was wir als die beiden Gipfel ihrer Kunst bezeichnen müssen.

Bekanntlich hatte sie das Schloß ihrer Väter, besonders aber die unterirdische Wohnung im Walde bis in die eingehendsten, minutösesten Details herab zu schildern gewußt, in allen Einzelheiten des Aneinanderstehens und der ganzen Einrichtung, sogar mit Angabe vieler Größen und Maße, wie das Alles Herr Ed dann in seiner Schrift mit Walter Scott'scher Breite und Anschaulichkeit wiederzugeben hat. Nun wurde sie aber Herr Ed noch nach Jahren, ganz unvorbereitet, um tiefe oder jene Specialität der Waldwohnung zu befragen, so hatte sie sofort die genaueste, präcise und mit ihren früheren Aussagen stets aufs Schärfste kappende Antwort zur Hand.

Inzwischen begann die Broschüre zu wirken. Die österreichische Regierung ließ es an nichts fehlen, dem Verbrechen, das innerhalb ihrer Grenzen begangen schien, auf die Spur zu kommen. Ein Hauptmann-Auditor der österreichischen Befragung zu Mainz ist oftmals in dieser Sache, höherem Auftrage zufolge, hier gewesen und hat aus eigener Anschauung ausführlich darüber nach Wien berichtet. \* und ein l. l. Rath der obersten Polizeibehörde dortselbst, Referent in Carolines Angelegenheit, hat im Juli und November 1856 infere Etad dieselhalb ebenfalls besucht. Nachdem er Carolinen drei Mal mehrere Stunden lang verbört hatte, gelangte er zu dem Resultate: daß er zwar von ihr nichts erfahren, was nicht schon in der Broschüre über sie gesagt ist — das dort Gesagte aber mit ihren eigenen Aussagen völlig übereinstimmend gefunden habe; auch spreche sie, das Ungarische in einer Weise aus, wie es nur bei eingebornen Ungarn vorkomme. Also selbst gegenwärtigen Inquirenten gegenüber wußte sich Caroline völlig im Sattel zu behaupten. Wer hätte da noch zweifeln können!

Aber noch mehr! Am Sommer 1856 gelang an Herrn Ed, nachdem ihm schon früher gezerrneter Ansicht eröffnet worden, dem Verbrechen auf die Spur zu kommen, plötzlich aus zuverlässiger Quelle die Mittheilung: daß das Schloß, worin Carolines Wägen stand, gefunden sei! Die davon in der Broschüre gegebene Beschreibung stimmte bis auf wenige Kleinigkeiten. Das konnten indess Veränderungen sein, die das Schloß inzwischen erfahren hatte, oder Caroline irte in der Erinnerung. Sie behand jedoch fest auf ihren früheren Angaben, und das war wieder sehr klug. Weiter hörte man jedoch nichts mehr von der Sache, aus dem sehr leicht erklärlichen Grunde, weil ein Schloß, das gar nicht existirt, auch nicht gefunden werden konnte.

Allein immer noch mehr Thatsachen häuften sich, Carolines Glaubwürdigkeit zu erhöhen. Jenes Schloß meinte man nicht in Ungarn selbst, sondern im Großfürstenthum Siebenbürgen gefunden. Einige Wochen nach dem Eintreffen dieser Kunde kam ein chemischer ungarischer Geistlicher, in allen Dialecten des Landes wohl erfahren, hierher, um Carolinen zu sehen und zu sprechen. Diesem gelang es, sich besser mit ihr zu verständigen, als allen früheren Personen, welche ungarisch mit ihr zu reden versuchten. Nach der Unterredung bezeugte er Herrn Ed dieselbe Gegend Siebenbürgens, worin sich angeblich das T'sche gefunden haben sollte (wovon er jedoch nichts wußte!); auch als diejenige, worin die von Carolinen gesprochene, eigentümlich gemischte magyarische Mundart heimisch sei. So schien sich Alles zu vereinigen, Caroline in ihren Aussagen zu unterstützen.

In der früher in diesen Blättern erschienenen Mittheilung über die Unlesbarkeit ist gesagt, daß man vor Allem hätte den Versuch machen sollen, sie unter Begleitung den Weg durch Feld und Wald und Dorf wieder aufsuchen zu lassen, auf dem sie nach ihrer Aushebung durch Bertha nach Weiskirchen gelangt war, von wo sie andern Tages nach Offenbach abgeföhrt worden.

\* Außer den ausführlichen Protokollen wurden auch Carolines Zehrentscheite, das Verzeichniß ihres ungarischen Wortvertrahs und ihre Photographie nach Wien geschick; ebenis das lithographische Portrait eines jugendlich-lebigen Mannes mit Schauer- und Kimbart, und in ungewoenernem Maas, vor dem sie sich in fülle Betrachtung verlornt stand, und von dem sie behauptete: so habe ihr Papa auf dem Hüte in der Waldwohnung angeschoben, — es war das bekannte Portrait des Zägers S'icht, das vermuthlich in den Archiven der obersten Polizeibehörde zu Wien noch heute ruht.

(Fortsetzung folgt.)

## Aus dem Meer-Leben.\*

Der Sturmvogel. — Der Albatros. — Vögelzug auf St. Kilda. — Wunderbare Rettung eines Vogelfängers. — Der Quano der Gvinäa-Jakeln.

So wie der Wallfischfänger über die Ehetlands-Inseln hinausfährt bis in die höchsten Breiten, sieht er sich von dem entsehrigen, wüthigsten Eissturmvogel oder Fulmar begleitet, der ewig wachsam gleichsam Alles, was über Bord geworfen wird, pfeilschnell herabschöpft. Der auf der feste ungeschlossene Vogel fliegt im stärksten Sturm gegen den Wind. Oft sieht man ihn zu Tausenden um einen todtten Wallfisch versammelt; und so wie auf der veruainischen Hochebene Condore und Kasgeier aus unbegreiflichen Farnen um das gefallene Mantlthier sich zusammenscharen, so lecht auch aus allen Himmelsgegenen die ledere Niesennahigkeit den Fulmar herbei. Wirft man einen Stein unter die Menge, so erheben sich die zunächst schwimmenden; und der Schrecken splanzt sich fort, bis endlich die ganze Bande aufsteigt, deren heftiges Geschrei mit dem Klätschern des Wassers zu einem ganz eigenhümlichen Concert sich verbindet. Die Gierigkeit des kammberischen Vogels, der sich nicht wegzogen läßt, man mag noch so viele mit Vooshalen einschlagen, gewährt den tothen Watreien ein unterhaltendes Schauspiel. Wie nöthig sieht er den andern ein ledernes Stüd benutzigen, wie froh und verzogen stürzt er sich auf ihn, um ihm den Bissen zu entreißen, wie hastig verschlingt er das Seinige, um ja nicht auf dieselbe Weise geföhrt zu werden! Wenn das Nas fallen ist, folgt der Fulmar auch dem lebenden Wallfische, als ob er sehen auf dessen künftiges Loos spekulirte, und zeigt dann durch sein eigenhümliches Hin- und Herziehen dem zerfahrenen Jäger an, wo er seine Beute zu suchen habe.

Der arktische Sturmvogel scheint dem Pole nicht so nahe zu rüden, wie der Fulmar. Er ist selten in Island und nistet viel auf Neufundland. Dasselbe ist der Fall mit der Procellaria Anglorum, welche auf den Färöern und den Orkaden häufig angetroffen wird. Die tropischen Petrels sind am westlichen bekannt. Sie scheinen sich nicht truppweise zu versammeln und folgen selten den Schiffen. Gegen 45° S. B. zeigen sich die ersten Pintaden und sangen an, seltnere zu werden, sowie man 60° überschreitet. Der Niesennvogel reißt bis an die Giebküste der Südsee, wo zuerst der antarktische und der Schmelsturmvogel erscheinen, welche jenes rauhe Klima nicht verlassen und oft zu Hunderten am dem Treibeis gesehen werden.

Die Nahrungweise der Sturmvögel stimmt wenig mit ihrer äußeren Schönheit überein, sie fressen die Knochen des Oceans und leben von allen todtten, thierischen Substanzen, die auf der Oberfläche umherschweben. Wo nur ein verwesender Wallfisch, von der Strömung getragen, das Meer in weiter Ferne mit einem Streifen faulenden Branens überzieht, sieht man sie in den untrüben Gemässigten beschäftigt. Alle Petrels haben die merkwürdige Eigenschaft, ein überirdisches Gel und ihren Nasenlöchern zu spritzen oder zu strömen, wenn man sie erschreckt.

Der Albatros ist der eigentliche König des hohen Meeres, das Bild eines Helden, der unter den heftigsten Stürmen des Wüthigkeits den merkwürdlichen Gleichmuth eines starken Helden bewahrt.

Stets und edel schwimmt er auf seinem Elemente und Trop bietet er jedem Leben der See und jedem Krausen des Sturmes; ohne das Wasser auch nur mit den Flügelspitzen zu berühren, erhebt er sich mit der steigenden Woge und senkt sich wieder in den nahen Abgrund hinab.

„Es ist wunderbar,“ sagt Herr von Tessa, „wie die Albatrosse die Wuth der entsehrten Elemente verdrängen und gegen den furchtbaren Wind anstiegen.“ „Sie scheinen so unangenehm, als ob sie zu Hause wären.“ „Sagten unsere Watreien, und wahrlich, dieses Wort ist vollkommen bezeichnend, denn kaum daß man alle fünf Minuten, alle halbe Viertelstunden sogar einen einzigen Flügelstoß wahrnimmt; sonst schoben sie jaß beständig in der Luft. Nur in der Nähe bemerkt das Auge eine lechte zitternde Bewegung am hinteren Flügelrande und hört das Ohr ein schwaches Anstößen der beiden gegeneinander. Wahrscheinlich muß man in dieser vibratingen Bewegung der Schwinge,

welche an die ähnliche des Fischschwanzes erinnert, die Ursache des so lange anhaltenden Schwebens suchen.“

Der Albatros übertritt den Schwan an Größe, wiegt 12 bis 28 Pfd. und erreicht eine Flügelweite von 10 bis 15 Fuß. Wochen und Monate lang folgt er dem Laufe der Schiffe, doch glaubt Davros, daß man die Dauer seines Fluges sehr überschätzt hat. Obgleich er, wie die Möve und die Seeschwalbe, kein Landvogel ist, so schwimmt er mit großer Leichtigkeit, und trotz der ungeheuren Weite seiner Flügel weiß er sich recht gut wieder in die Höhe zu erheben. Es ist wahr, daß der gefangene Albatros vom engen Ranne des Schiffesbords nicht wieder aufsteigen kann, woraus man vorzeitig geschlossen hat, daß die Vögel, welche wochenlang den Seefahrer begleiten, diese ganze Zeit in der Luft zubringen. Aber Niemand kann den wandernden Albatros aufmerksam beobachtet haben, ohne zu sehen, daß er sich häufig auf dem Wasser niederläßt. Er lebt von thierischen Substanzen, die auf der Oberfläche schwimmen, und obgleich er manchmal seine Nahrung im Fluge erhascht, so fällt er eben so häufig seine Nahrung und schwimmt wie eine Möve herum. Wähnt er sich bann zu erheben, so sieht man ihn launen und mit den Flügeln auf's Wasser schlagen, bis er den gehörigen Schwung bekommen und eine Welle von hinreichender Höhe gefunden hat, von deren Ranne er alsdann wie von einer Hebelkante aufspringt und seinen majestätischen Flug über eine weite Strecke des Oceans von Neuem beginnt. Der Albatros wird selten im Norden gesehen; er gehört besonders der südlichen Hemisphäre an.

Alle Reisenden wissen, daß sie der Südsee Albatros nicht mehr fern sind, sowie die Albatrosse in größerer Anzahl erscheinen. Diese Vögel sind die Oer des Oceans; ihr getrimmter, schiffartiger Schwanzel ist eher dazu geeignet, eine lechte Beute zu erreichen, als den schnellen Fisch im Schwimmen zu erschöpfen. Aus weiter Ferne riechen sie das todtte Wallthier und versammeln sich bald in großen Scharen um die riesige Leiche. Anßer dieser mehr zufälligen Speise verzehlingen sie auch Crustaceen und Terepoben, besonders aber Krustthiere, die auf offenem Meere sehr häufig vorkommen und, wie wir wissen, auch den riesigen Cachalot ernähren. Fast immer werden Cephalopodenreste in ihrem Magen gefunden, niemals Leberkeiseln von Fischen. Die Andalus- und Campbell-Inseln scheinen Lieblingsbrüteläge des Albatros zu sein. Während Sir James Ross im November sich dort aufhielt, waren sie so eifrig mit dem Brüten beschäftigt, daß sie sich ohne allen Widerstand fangen ließen. Das Nest besteht aus einem mit trocknen Wäthern und Gräsern untermischten Sandbügel, der durchschnittlich 18 Zoll hoch ist und einen Turmmeßer von 27 Zoll an der Oberfläche und von 6 Fuß an der Basis hat. Während des Brütens überragt der schneueige Kopf und Hals des Vogels die Gräser und verhält ihn aus weiter Ferne. Will man ihn von seinen Eiern verdrängen, so vertheidigt er sich heftigst und klappert mit dem Schnabel, als ob er dem Angreifer Trotz bieten wollte. Sein größter Feind ist eine wilde Raubmöve, die immer auf der Pauer ist und, so wie der Vogel das Nest verläßt, darauf loschöpft, um es zu plündern.

Schnell steigt der Albatros, aber noch schneller durch die Gedante den Rann und führt uns plötzlich in den wüsten Inseln der Südsee in eine andere Hemisphäre. So bitten wir denn den Leser, dem wir gerne noch das Bild einer großen nordischen Seevogelrepublik vorführen möchten, uns nach Saint Kilda, der äußersten der Färöern, zu begleiten, wo ihn zugleich die großartigste Hellenocentrie erreichen wird. Das kleine, etwa eine Meile im Umfang messende Island steigt überall fast senkrecht aus dem Schooß des Oceans empor und überrt an seinem höchsten Ende, welches sich 1381 Fuß über dem Wasserspiegel erhebt, die höchste Felsenwand der britischen Inseln. Vom Rande dieses Abgrundes genießt man eine Aussicht, die alle Vorstellungen übertrifft, die man sich von der Erhabenheit eines wilden Steinfalles hat machen können. Weit unten in der Tiefe sieht man die Brandung den schwarzen

\* Mit Genehmigung des Herrn Verlegers aus der besten erschienenen 4. Auflage des Prachwerkes: „Das Meer“ von Herrn D. Retack, eine der merkwürdigsten populär-naturwissenschaftlichen Werke, das sich eben so sehr durch seine poetisch-warme Sprache, wie durch seine schöne Ausstattung auszeichnet.

Flussgrund beranklimmen und dessen Fluß mit breiten Schichten schwebender Gesteine überziehen. An vielen Stellen erschwindet das Gestein unter Myriaden von brütenden Seevögeln; die Luft ist mit ihren freischwebenden Schaaren angefüllt, und das Wasser scheint überall von den größten Arten zu wimmeln, da die kleineren in der Entfernung verschwinden. Jede höher liegende Felsenplatte ist mit dreizehigen Wöden, Alken und Guillemots dicht besetzt, von allen Rassenabhängigen haben die Falkmars und Puffins Besitz genommen, während in der Nähe des Wassers auf den nassem, vom Wogenschwall tief ausgehöhlten Klippen Gruppen von Strachin bemangenschall und aufrecht sitzend, gleich unheimlichen Geästern, welche den Eingang einer dunkeln Bunkerhöhle bewachen.

Köst man einen gewaltigen Steinblock von der Höhe im's Meer hinabrollen, so entsteht ein gar merkwürdiger Tumult. Vielleicht erschlägt der thürische Marmor zunächst einen unglücklichen Sägen und tausendfältige See's erstickend, tiefer und tiefer in den Abgrund, hier gewaltige Funken in die grassen Abhänge reisend, dort an vorspringenden Felsmassen zerfallend, und treibt die erschreckten Vogelhaaren auseinander. Ihre aufsteigenden Wolken bezeichnen ihnen verderblichen Pfad, bis er endlich, zahlreiche Opfer nach sich ziehend, unter den Klippen verschwindet. Bald darauf kehren auch die glücklichsten Beobachter zu ihren Kuckelstühlen zurück und der ungewöhnliche Tumult verhallt.

Ein ungläublicher Anzahl brütet der Fulmar auf Saint Kilda und ist für die Eingebornen bei weitem das wichtigste Product ihrer Heimath. Man trifft ihn auf den höchsten Felsenbänken und nur auf solchen, die mit kleinen graubraunen Abhängen versehen sind. So wie man ihn ergreift, erbricht er ein stark beräucherndes Del, welches von den Insulanern als ein Universalmittel gegen alle körperlichen Leiden, vorzüglich gegen chronischen Nervenismus gerühmt wird, und auch zum Speisen ihrer Lampen dient. Das vorzüglichste wird von den alten Vögeln gewonnen, inbem man sie Nachtig auf den Felsen überträgt und ihnen den Schnabel zubrüht. Daraus läßt man sie ein paar Gläser Del in den getrockneten Wagen eines Dampstschiffs ergießen, den man als Behälter behält.

Es ist besonders im Verfolgen des Fulmars, daß die Vogelwäger auf Saint Kilda ihr Leben so häufig auf's Spiel setzen. Zwei von ihnen, mit langen Stielen versehen, begeben sich an den Rand des Abgrundes. Daraus besteht der Eine das höchste der mitgetragenen Tau unter seinen Armen und, das Ende eines andern Strickes in die Hand nehmend, wird er vom Felsen hinabgelassen. Sein Gefährte steht von der Kante etwas entfernt, das Tragseil, dessen anderes Ende er ebenfalls um den Leib gebunden hat, mit beiden Händen festhaltend und langsam abgehend, während er das Signallaut unter dem Fuße weggelien läßt. So wie der Vogler zu einem mit Fulmar besetzten Abhänge gelangt, hält er seine Felle, raßt Eier und Junge aus und erschlägt die Alken mit einem kurzen Stode oder fängt sie mit einer an eine lange schmale Ruthe befestigten Schlinge. Daraus bindet er die Vögel zusammen und sucht eine neue Gelonie auf, bis er endlich, reich beladen, sich wieder hinaufziehen läßt.

Die Geschicklichkeit dieser Felsenbewohner ist erstaunlich. Die kleinste Warte genügt ihnen zum Stehen und sie kriechen auf Händen und Knien, mit Vögeln beladen, die schmalsten Kanten entlang. So groß ist ihre Kraft, daß, wenn der hinabgelassene Vogler einen Fehltritt macht und die ganze Länge des Seiles in die Tiefe fährt, sein Gefährte durch festes Ankommen seinen Freund und sich noch rettet. Eine solche Namensfeier eruiert an das heroische Zeitalter. — Noch Wunderbarer wird erzählt. Einem Wegens ging ein Vogler allein auf den Fing. Nachdem er das Eil oben am Felsen befestigt hatte, ließ er sich hinunter, bis er einen Abhang erreichte, wo er eine reiche Beute zu machen hoffte. Durch ein geschicktes Hin- und Herschauen kam er richtig zur Stelle, vergräb aber beim Landen, sich den Strid um den Leib zu binden. Ueber das eifrige Ein sammeln entglitt dieser seinen Händen, ihmante einige Wale hin und her und blieb endlich unbeweglich 6 bis 8 Fuß vom Abhänge frei in der Luft schweben. Einem Aug- und Blick stand der arme Vogler stumm vor Entsetzen da, durch das plötzliche Schwund seiner Lage fast aller Besinnung beraubt. Nichtbar war sie in der That: die Strömungen über ihm senkrecht wie eine Mauer, das Meer unten gegen jagde Klippen aufbrausend; keine Möglichkeit, daß aus der Tiefe, bis zu welcher

er sich hinabgelassen hatte, sein Hülfes durch das Wogengeräusch zu den Ohren der Menschen gelangen könnte. Nur eins blieb ihm übrig: ein größlicher Sprung konnte ihm das Eil wieder in die Hände geben und ihn retten. Versuchte er ihn, so war der sichere Tod unfehlbar, aber noch besser dieser, als das langsame Verschmachten auf der Felsenplatte. Er sagte also einen herzhaften Entschluß, murmelte ein kurzes inbrünstiges Gebet, sammelte seine ganze Kraft und sprang in's Bodenlose hinein. Er lebte, um die That zu erzählen; denn es gelang ihm, das rettende Eil zu greifen und zu den Seinigen zurückzuführen.

Sturmwögel, Lummern, Puffins und Alken kommen ebenfalls in großer Menge auf Saint Kilda vor. Bedenkt man nun, daß an allen Küsten und auf allen Inselgruppen des europäischen Nordmeeres ähnliche Vögelzöge sich befinden, — die alle mehr oder weniger von müßigen Jägern ausgebeutet werden — so lernen wir die unendliche Fülle der Natur bewundern, die ein so reiches Leben auf nackter Felsen hinbaut. Die ungeheurer Menge, in welcher manche Seevögel vorkommen, ist um so erstaunlicher, da viele Arten, wie die Lummern, Alken, Lunde, Fulmars, Töpel und Puffins, nur ein einziges Ei ausbrüten, welches oft auf dem nächsten Felsen in so bedenklicher Stellung liegt, daß man nicht begreift, wie das Bebrütete möglich ist. Eradler, große Falten, Wöden saufen die Eier aus und schleppen die Jungen weg; Lestrin carthachies füttert seine Jungen sogar fast allein mit jungen Lummern, Alken, Töpel und Fulmars; selbst große fische erknappen manchen Vogel; Hunderte kommen bei strenger Kälte und in den arktischen Stürmen um; manche Brut geht sogar mit einem Schlage durch die Springschluten verloren, welche die Eier und noch nicht süßigen Jungen mit sich fortreißen, und wie viel tödtet nicht der Mensch!

Dennoch bleibt ihre Anzahl und ihre Wichtigkeit für den Haushalt der nördlichen Insulaner und Küstenwöler unerändert. Aber von ungleich größerer staatsökonomischer Bedeutung, als alles Del und Fleisch, als alle Federn und Eier der hyperboräischen Vogelrepubliken, ist seit den letzten Jahrzehnten der Guano oder richtiger der Huanu für Europa gewonnen.

Fast auf allen Inseln und den meisten unbewohnten Berggebirgen der ganzen Westküste Amerikas, besonders der intertropischen, kommt dieser unschätzbare Dünger vor; seine ergiebigsten und berühmtesten Fundorte sind aber die Gindas-Inseln in der Nähe von Pisco, ungefähr 100 englische Meilen südlich von Callao, wo er ungeheurer, 50 bis 60 Fuß tief Lager bildet.

Die obersten Schichten sind von graubrauner Farbe, die tieferen rothbraun. Der Guano wird allmählich dichter und fester von oben nach unten, ein Umstand, der im zunehmenden Gewicht der oberen Schichten seine Erklärung findet. Bekanntlich wird er von den Trecanten verschiedener Seevögel gebildet, unter welchen Tschudi: Larus modestus (Tsch.), Rhynchops nigra (Lions), Plutus Aninga (L.), Pelecanus thuyus, Phalarocorax Gaimardi und albiqua (Tsch.) nennt, besonders aber Sula variegata (Tsch.) als den bedeutendsten Guano-Fabrikanten hervorhebt. Wer jemals die ungeheueren Schwärme dieser Vögel gesehen hat und sowohl die erstaunliche Gewissheit als die Reichthümlichkeit, mit welcher sie in jenem sichredenden Werke ihren Hunger befriedigen können, wundert sich nicht mehr über die Größe der Unmenge, welche durch die ununterbrochenen Anfluthungen von Jahrtausenden entflanden sind.

Der frische Guano ist weiß und wird von den peruanischen Landweiden für den vorzüglichsten gehalten. Man sammelt ihn auf der Punta de Heronidas, auf den Inseln Islay, Jesús, Margarita etc. So wie man die Ausbeutung eines Unmenge vorzuziehen, wird die Nachbarschaft von den Vögeln verlassen. Auch nil man bemerkt haben, daß sie seit der Zunahme des Handels und der Schiffahrt sich von den Inseln, die in der Nähe der Häfen liegen, zurückgezogen haben.

Die Peruaner kennen den Gebrauch des Guano's seit vielen Jahrhunderten, unter den Incas wurde er als ein wichtiger Zweig des Nationalvermögens betrachtet. Es war bei Todesstrafe verboten, die jungen Vögel auf den Guanoinseln zu tödten. Jedes Eiland hatte seinen besondern Inspector und wurde einer bestimmten Provinz zur Benutzung angewiesen. Der ganze District zwischen Arica und Chacabu wurde in einer Länge von 200 nautischen Meilen ausschließlich mit Guano geüht. Unter der spanischen Herrschaft verlor das Land viel von seiner früheren Betriebsamkeit,

doch während der letzten 50 Jahre belief sich noch immer der jährliche Bedarf der Peruvia's im Chinapfeife auf 25 bis 30,000 Scheffel, die hauptsächlich auf den Chinapfeifen gezeuget wurden.

Die Art, wie der Guano in Peru zum Dünger, besonders der Meeresküste, gebraucht wird, ist noch ziemlich unbekannt und dürfte wohl manchen Leser interessieren. Wenige Wochen nach dem Exporteiren wird neben jedem Wurzelstode ein kleines Loch gegraben, eine Prise Guano hineingethan und dann mit Erde zugedeckt. Höchstens zwölf bis achtzehn Stunden später wird das ganze Feld unter Wasser gesetzt und einige Stunden so gelassen. Den weissen Guano nimmt man weniger und bewässert darauf länger und schneller. Die Wirkung ist unglaublich rasch; schon nach wenigen Tagen erreicht die Pflanze das Doppelte ihrer früheren Höhe. Wird das Düngen später mit einer geringen Quantität wiederholt, so übertrifft die Ernte um das Dreifache diejenige, die auf einem nicht gedüngten Acker gewonnen wird. Das gleichförmige Klima an einer Küste, wo es niemals regnet, trägt viel dazu bei, daß der peruanische Guano einen sehr scharfen Dünger gibt, als der afrikanische, weil bei jenem weniger Salztheile aufgelöst und verflüchtigt werden.

Reizend schnell nimmt der Gebrauch des Guano's im westlichen Europa zu. Auf der Iquique-Insel bedeckte eine dreißig Fuß dicke Schicht eine Fläche von 220,000 Quadratfuß; in 27 Jahren war sie abgetragen. Viele kleinere Inseln sind schon rein ausgeplündert. 1851 wurden 250,000 Tonnen, in den drei ersten Monaten des folgenden Jahres 80,000 Tonnen auf den Chinapfeifen ausgegraben und die jetzige Ausfuhr beträgt gewiß nicht

weniger, als eine halbe Million. Der Antwerpener Agent des Londoner Hauses Gibbs und Co., welches schon seit vielen Jahren das Monopol der Guano-Ausbeute auf den Chinapfeifen besitzt, erhält allein jährlich ein paar hundert Ladungen und lebt wie ein Fürst von den Procenten, welche der

Vogelkacke ihm abwirft. Das Einkommen seiner Principale wird auf wenigstens 100,000 Pfd. Sterling geschätzt. Die Verdanungsproducte der Gula tragen der peruanischen Regierung größere Summen ein, als alle Silbererträge von Cerro di Pasco, und der Transport derselben beschäftigt unstetig eine größere Handelsflotte, als diejenige war, die im vorigen Jahrhundert sämtliche Verbindungen zwischen Spanien und allen seinen Colonien unterhielt.

„Die Chinapfeifen“, sagt Castelnau, „sind ganz wüste und pflanzenleer; ihr Granitboden zeichnet sich deutlich durch seine Farbe von der dicken Guano-Schicht ab, welche ihn bedeckt und deren Oberfläche von weitem wie Schnee aussieht. Die steilen, senkrecht abgehängten Klippen erschweren das Landen, erleichtern aber zugleich die Gewinnung des Productes, denn die Fahrzeuge ankeru unmittelbar neben den Bräthen, und man hat weiter nichts zu thun, als den Guano durch einen langen Schlauch in den Schiffsraum hinablaufen zu lassen. Man grabt an drei nahe bei einander liegenden Stellen, und der Reisende braucht nur die ungeheuren Lager mit der Kleinheit der in einiger Entfernung kaum wahrnehmbaren Ausbühlungen zu vergleichen, um sich von der Unerschöpflichkeit der Vorräthe zu überzeugen.“

„Ein paar Hütten sind auf dem Eilande errichtet worden, wo unter ammoniakalischen Dämpfen einige peruanische Reame und Soldaten die Ausbeute der Guano-Ladungen überwachen.“



Der Sturmsvogel.

## Die Privat-Irrenanstalten.

Von Dr. juris Theodor in Köln.

(Fortsetzung.)

Schreiben des Mechanikus Franzen in Xanten. — Gewannceregende Behandlung der in der Findenburg Eingewickelten. — Der Wäcker Hermann Schütz. — Nichtabnahme eines achtzigjährigen Greises. — Schuttmacher in Rintberg.

Jenes Schreiben rühmt von dem Mechanikus Wilhelm Franzen aus Xanten her, den seine Bekanntschaft überaus einflussreich als einen sehr gebildeten und wahrhaftigen Mann schildern; sein Brief scheint dieses Bewußt zu bekräftigen. Jenes Schreiben vom 15. September c. lautet unter Weglassung der bittersten Stellen, für welche denselben die kritischen Quaalen zur Entschuldigun genreichen müßen, wörtlich wie folgt:

„Sehr geehrter Herr Doctor! Da ich aus der heutigen Nummer 256 der Kölnischen Zeitung ersehe, daß Sie sich der Sache des Herrn D. (Hermann) von Köln angenommen haben und, wie es scheint, sich für das Schicksal des armen Irren interessieren, so

dürfte es Ihnen vielleicht nicht unangenehm sein, durch einen Augenzeugen bezüglich dieses Gegenstandes einen kleinen Beitrag zu erhalten. Ich hatte selbst das Unglück, im August 1855 nach der Findenburg gelodt zu werden, und schmachtet fünf Vierteljahre darin unter den schrecklichsten Anstalten. Die Kölnische Zeitung brachte kürzlich mehrere Artikel aus China und Indien, und zeigte wahrscheinlich nicht, daß sie nicht in der Nähe von Köln virendenden Stief zu ihren Declamationen hätte finden können. Was meinen Namen und meine Person betrifft, so kann Ihnen Herr D. darüber Auskunft geben, und will ich es Ihnen anheimstellen, sich mündlich näher zu informieren, wenn Sie es für gut halten sollten.

Zwar weiß ich nicht, von welchem Standpunkt aus Sie, Herr Doctor, die Sache betrachten und behandeln, ob Sie die fragliche Angelegenheit vom Standpunkte des Geschäftsmannes betrachten, oder ob Sie ritterlich als Menschenfreund das Schwere ziehen für einen Theil der unterdrückten Menschheit, vor vor Allem das Schwere seiner Wittensgenos so sehr bedarf. Ich gehe deshalb, hingegen abstrahirend, zur Sache über, voraussetzend, daß Sie in Bezug auf meine Person eine billige Discretion beobachten werden.

Die Koff auf der Yntenburg ist nicht zu beschreiben; etwas schmutzige Rantelröckenbläuter, Kos in Wasser gestoben, war den Armen ein Verdrüßlich. Dieser Punkt ist überhaupt haarsträubend; der menschliche Mund kann es nicht aushalten! Der Hunger, Herr, der Hunger that weh! Viele der Armen verlangten ihren eignen Noth mit Ochs oder suchten aus den Höschen des stinkenden Hofes noch etwas aufzufischen; in der offenen Kastrückung suchten sie ihren Hunger zu stillen. Der Wärter Hermann Schäg ist als der schämliche Feindiger zu bezeichnen. Dieser Schäg rühmte sich, ein intimer Freund von Lucas Wakenburg (einem hingerichteten Raubmörder aus Köln) gewesen zu sein, auch daß er als Soldat einmal in Berlin mit einem Gefassen zwei Polizeibeyrer, d. h. Constabler, niedergemetzelt habe. Dieser Schäg hat eine Reihe der entsetzlichsten Mißhandlungen verübt. Ein gewisser Kellerhoben, aus der Nähe von Siegburg zu Hause, hat die gräßlichsten Mißhandlungen erdulden müssen. Er wurde in dem holländischen Gefängniß und so hezzerrühend gefoltert, daß er an Kopf und Leib mit tiefen Wunden bedeckt war; von unten nach man ihn mit Nadeln und Messern. Das Hüßgefchrei des Unglücklichen hätte die Stadt Köln alarmiren müssen; aber die Armen waren von Gott und den Menschen verlassen. Ich that für die Unglücklichen, was in meiner Macht stand, namentlich an das „*Divide et impera*“ dentend, wodurch es mir selbst gelang, mich noch zu retten, und dem Hungerliche nicht mehr unter den Lebenden sein, wenn ich nicht den damaligen Wärter gebunden hätte. Paul Heins ist von dem erwähnten Schäg fürchterlich gefoltert worden; besonders grausam schlug er einen Carl Rabenbrunner von Greifeld tot. Einen Pensionar, C. Tillen, warf er zur Erde und stampfte ihm mit dem Absatz das Gesicht blutig. Man fesselt Wände mit diesen Niederträchtigkeiten ausfüllen. Jeder von Greife, Kobden von Solingen und viele Andere sind auf beschreibende Weise gefoltert worden. Ein holländischer Wärter, Joh. Faust, hat für einen kranken Mann aus Lieben bei Gleece um eine Tasse Thee. Man wies ihn mit harten Worten ab, und der Mann starb hilflos bald nachher.

„Ein Knabe wurde gezwungen, ein unangenehmes Gefund zu verschlingen, und wurde trotz seiner Schwäche genöthigt, sich bis unter das Dach zu schleppen, wo er am andern Morgen tot im Bette gefunden wurde. Ein Späster, Sterd, ertränkte sich aus Verzweiflung in Teiche des Gartens, da er kurz vorher seinem Freunde Bergerhaus gefagt, daß er den gräßlichsten Hunger und die Mißhandlungen nicht mehr ertragen könne. Man sah einmal einen Verzugnenken, wie er zu erstehen broche, indem derselbe ein Hasengeträum vom Mist genommen und zu verschlingen suchte. Seife war ein Luxusartikel, und war mit den fürchterlichsten Mißhandlungen bedroht, wer es wagte, vergleichen zu verlangen. Die Gefesfchüre waren theilweise grauenvoll durstig und schmerzhaft. Wo es einer wagte, zu husten, wurde derselbe urüdsgefchleppt und hezzerrühend mißhandelt. Sperrn, aus der Gegend von Bonn, machte einen Alchmischer, hatte aber das Unglück, von der etwa 2 Fuß hohen Mauer der Anstalt zu stürzen und sich stark die Beine zu verrenken, was aber kein Hinderniß abgab, ihn sofort in den Kellerstuhl zu sperren, mit Ketten zu schließen und mehrere Tage ohne Nahrung zu lassen. Auch hing man wohl den Händeln oder sonstigen Verbrecher an die Gitterbalken der Käfige, mit Striden um die Hände, schwebend auf und prägelte ihn dann mit Stöcken. Einen Schilling aus Stelberg wären auf diese Weise einmal bald die Palscabaren durchschauten worden, wie der Augenzeuge Darbier Heun aus Köln bekunden kann. Dämlich von Köln ist auch namentlich von Schäg fürchterlich mißhandelt worden, bei ihm mit dem Schwabache von vier Fuder in den Kopf schlug. Schulz von Nieden wurde blutig gefoltert, da er den Versuch machte, zu entweichen; ein Pfechlied ist Jönge davon gewesen. Die Mißhandlungen sind nicht zu beschreiben, die Anzahl von Hunn erduldet. Da er einst dem Vennary sagte, er könne es bei Gott nicht verantwo-

ten, wie er die Armen foltere, meinte er, daß sei ein Leichtes, das könne er sehr gut verantwo-

„Der alte Diebich, ein zitternder schwacher Greis, wollte nicht essen; es wurde ihm unter den ägsten Mißhandlungen eingezwungen; ein Anderer, Gottliche Uale von Freiheit in Schloffen, ließ sich für ein Stüchden Brod durchprügeln vom Wärter.

„Mit der grössten Kreuzlichkeit wurde Alles gehütet, was nur irgendwem zum Schreiben dienen konnte, und wer darüber ertrapp wurde, hatte die fürchterlichsten Strafen zu erwarten. Wurde einem erlaubt, zu schreiben, so blicte man ihn, was in den Kram sagte; „es ginge den Patienten sehr gut, und sie hätten sich gar nicht zu beklagen, verlangten auch nicht aus der Anstalt fort.“ Ertrieten sie Besuch, so wurde der Mund durch die entsetzlichsten Drehungen geschlossen. Und selbst amtliche Besuche haben nie das, was hier geschieht ist. Man war in der Regel davon benachrichtigt, und wußte dann schnell zu lächeren. Sobald die Herren den Rücken gewandt, ging dann die Wirkthätigkeit wieder äger los. Mit Augen, schreibheiliger Verstellung, Wäscheingen aller Art half man sich immer durch. Es sind meistentheils Leute, die von habhäftigen Erben hingeführt werden, da man die gemeinliche Art zu erben zu langsam und unklar findet.

„So wie bis dahin die Sachen stehen, ist es möglich und wirklich geschehen, Jedem ohne Ausnahme in eine Irrenanstalt zu sperren, und um Gründe ist man niemals verlegen. Mein Herr! Ich sehe aus Ihrem Artikel, daß Sie gegen Privatankalten sind. Ich will mir darüber kein Urtheil erlauben, allein ich fürchte fast, daß die Armen, wie man so zu sagen pflegt, vom Regen in die Traufe kommen möchten.“ Es ist jedenfalls schwierig, eine bestimmte abgegrenzte Definition zu geben von „geistestrant.“ Für Vennary ist möglicherweise Jeder geistestrant, von dem er etwas erpressen kann. Ich meinerseits würde gerade diesen Herrn für geistestrant halten und es angemessen finden, ihn in einer Anstalt nach seiner eignen Methode zu behandeln. Herr Doctor, ich bin der Meinung, daß an diesem ein Exempel müsse statuirt werden! Die ungeschulzigen, grenzenlos mißhandelten Kranken und Gesunden schreien um Rache! Das ungeschulzige vergessene Blut schreit zum Himmel empor! Herr Doctor, ich lege vertrauensvoll diese Beilen in Ihre Hände und erwarte, daß Sie geeigneten directen Gebrauch davon machen werden.

„Adressen: Rentmann in Inden bei Jülich, Steffens in Langgrief bei Düsseldorf, Joh. Schulz in Freuden bei Köln, Springer von Köln, Schreiber des Vennary, Wärter Leopold Gänther in Siegburg, Franz Joseph Bergerhaus, Abraham Prädter, Wärter Joh. Staadt, Joh. Kellerhoben, C. Vogel von Düßburg pp, theilweise auch zu Yntenburg.“

Den 22. September 1838.

Herrn Doctor Theomar in Köln.  
„Mein Herr, wie Sie aus Beiliegendem ersehen, hatte ich schon am 15. d. M. ein Schreiben gefertigt, in der Absicht, dasselbe Ihnen auf sichererem Wege, als durch Post, zu überreichen. Da ich aber bei meiner völligen Hilflosigkeit in pecuniärer Hinsicht gebunden bin, so lege ich dasselbe auf die Post, obgleich ich fast zweifle, daß dasselbe zu Ihnen gelangen wird, indem Sie wahrscheinlich, wie es gewöhnlich Regel, keine unfrankirten Briefe annehmen werden. Zu meinem Bedauern lese ich, daß Sie mich in einem öffentlichen Blatte genannt haben. Sie hätten dies gewiß nicht gethan, wenn Sie wüßten, was für entsetzliche Dinge dort vorgegangen, die ungeschulzig veröffentlicht werden können, ohne die Unglücklichen bloßzustellen, die Sie so edelmüthig in Schutz nehmen. Es ist das leider wahr, was dort auf meine Person ist gesagt worden; nur habe ich zu bedürftig, daß ich nicht geschrieben, was mir nichts würde geben haben, aber ich habe dem Vennary gesagt, ich würde ihn anfragen, wenn Marx zurückkäme. Dann muß ich entscheiden Verwahrung dagegen einlegen, als ob ich jemals geistestrant gewesen wäre! Niemals, nicht die Spur! Es wäre mir sehr lieb, wenn Sie sich persönlich davon überzeugen könnten. Ich sehe nicht an, mit Jedem, der competent in der Sache ist, in die Schranken zu treten. Mein Herr, ich nehme es Ihnen nicht übel, daß Sie öffentlich den „*völligen Wahnsinn*“ auf mein Haupt geschleudert haben! Was ich übrigens hier geschrieben, ist nicht entfernt im Stande, Ihnen ein nur unwärdendes Bild von den unmenschenlichen Gräueln zu geben, die dort verübt sind. Alles menschliche Gefühl schänt sich dagegen, es auszusprechen. Die Stadt Köln hat schwere

Schuld auf sich geladen, daß sie solche Gräucl in ihren Mauern oder deren Nähe geduldet hat. Als ich zuletzt entloß und hülfesuchend umherirrte durch die Straßen von Köln, wies man mir die Thür, wo ich anlospte! Ich schüttelte den Staub von meinen Füßen, und verließ die Stadt. Den Weg von Köln nach Xanten habe ich trotz meines schmerzhaften, verrenkten Beines, mich mit der größten Mühe aufrecht gehalten, in 48 Stunden zurückgelegt. Ich war nämlich in der Dunkelheit von der Mauer herabgeschleift. Wenn Schmerz und Müdigkeit mich niedrigeren, schrie ich wohl zweifeln einen Augenblick auf einem der Kirchhöfen der Gasse ein. Ein solcher köstliches Kissen hatte ich lange nicht gehabt. Mein Herr, Sie haben meine Wunde aufgerissen, aber es geschah nicht in böser Absicht. Sie mögen die Thatssachen immerhin öffentlich machen, aber Sie werden gewiß wohl ein wenig die Besen berüchtlichen. Es stehen Ihnen gewiß große Mittel zu Gebot; o Herr, Sie haben einen starken Arm. Tröpfeln Sie Balsam in die Wunden der Mißhandelten. Ich spreche nicht für mich. Mit blutendem Druze mußte ich es ansehen, wie die Unglücklichen zertritten wurden. Man hielt mich auf den geringsten Verdacht in Ketten geschlossen. Hätte ich entkommen können, würde ich Kölner Bürger betheiliget haben zu den blutenden Schladhterfern. Nachdem, Herr Doctor, bitte ich Sie, nicht leichtgläubig zu sein: niemals war ich gestraft, niemals wahnfinnig! Das wußte man gewiß gar, und darum suchte man mich auf jede Weise fortzuschaffen. Doctor Canetta hat im Tempel zu Köln die Wunde besichtigt, als ich bei meiner ersten Flucht in Gefangenschaft gerieth. Wenn Doctor Walten nicht zugegen gewesen wäre, würde ich mich in wenigen Secunden verblutet haben. Ich schmecke noch beständig in Gefahr, fortgeschleppt zu werden. So viel wie möglich habe ich mich vorgelesen. Ueberhaupt es lag kein Grund vor, mich in ein Irrenhaus zu sperren. Ich bin auch bereit, jede weitere Auskunft zu geben, wenn es verlangt wird."

Solche Gräucl zu verüben, und der ewig wallenden Gerechtigkeit Vohn zu sprechen, sollte man auf die Dauer für unmöglich halten, wenn man erwägt, daß die Anstalt über solche Anstalten nach den Bestimmungen des Gesetzes angeordnet werden soll:

- 1) durch den Chefspräsidenten der respektirten königlichen Regierung,
  - 2) durch den Regierungsmedicinalrath,
  - 3) durch den ärztlichen Specialcommissar bezüglich der ganzen Pflege und Behandlung der Kranken,
  - 4) durch den königlichen Kreisphysikus des Bezirkes, unter welchem die Anstalt belegen ist, und
  - 5) durch den Kreisphysicocommissar;
- und dennoch wurden auf der Fandenburg nach der Versicherung zahlreicher classischer Zeugen Jahre lang Unthaten verübt, vor welchen die Fäden sich sträubt, sie niederzuschreiben, die sich nur dadurch erklären lassen, daß dieselben in abgeschlossenen Räumen vollzogen wurden, und die königliche Regierung ihr Vertrauen, anscheinend ausschließlich, ihrem Specialcommissar, dem Doctor Fergberg in Köln, zugewendet hatte.

Niemand, keine Behörde, kein Angehöriger, überhaupt kein Trauungsbesucher hatte von solchen Gräuclen auf nur eine Ahnung. Selbst noch einer Empfehlung Seitens der königlichen Regierung in Köln hatte sich die von Vennary geleitete Anstalt zu erwehren, einige Jahre früher, bevor dieselbe die Fandenburg übernahm. Das desfallsige Rescript vom 12. Februar 1849 findet sich abgedruckt in dem Stücke 8 des Amtsblatts der königlichen Regierung zu Köln von Dienstag den 20. Februar 1849, und lautet wörtlich, wie folgt:

„Der ehemalige Rheinarz Kaiserbruder Peter Joseph Vennary, welcher um Genehmigung des königl. hohen Ministeriums der Medicinal Angelegenheiten in dem sehr zweckmäßig gehaltenen teinischen Garten hieselbst eine Privat-Krankenanstalt in Verbindung mit einer Aufwahrungsanstalt für unheilbare Irre errichtet, hat die Pension für die auf öffentliche Kosten zu verpflegenden Irren, ohne Unterschied der Art des Irrenfalls und der etwaigen Complicationen mit andern Krankheiten, einschließlich der ärztlichen Behandlung, Arzneien, Verwahrung und aller übrigen Nebenkosten auf 110 Thaler für das Jahr festgesetzt. Tagegen bleibt der vierteljährlich voranzubehaltende Pensionsbetrag der Anstalt, wenn der Irre vor Ablauf des Vierteljahres mit Tode oder aus irgendwelcher anderen Ursache abgeht. Für die Anschaffung der erforderlichen Kleidungsstücke und Rentbücher, wenn dieselben nicht vollständig in natura gestellt werden,

sind außerdem beim Eintritte eines jeden Irren in die Anstalt 25 Thlr. zu vergüten. Die Befestigung für diese letzte Classe der unheilbaren Irren in der Vennary'schen Anstalt ist derjenigen der Irren-Pflegeanstalt zu St. Thomas gleich.

Da in keiner ähnlichen Anstalt der Rheinprovinz für so geringe Vergütung so viel geleistet wird, als in der Vennary'schen, so empfehlen wir dieselben den Gemeinden unseres Verwaltungsbezirkes zur Unterbringung derjenigen unheilbaren Irren, welche nicht fähig in ihren Familien verbleiben können.

Köln, den 12. Februar 1849.

Königliche Regierung."

Nach erwähre ich eines speciellen Falles, der von der unglücklichen Hebel der Behandlung Zeugnis gibt, welche die Unglücklichen Seitens ihrer unbarmherzigen Wärter zu erdulden haben; die Wahrheit hat in allen Einzelheiten ihre volle Befähigung gefunden. Im Jahre 1836 wurde gegen Otto Derichs, Gutbesitzer vom Pechheimer Hofe bei Bergheim, einen achtzigjährigen Greis, welcher auf der Fandenburg untergebracht war, das Interdictionsverfahren eingeleitet. Das mit dieser Klage besetzte Landgericht in Köln verordnete zunächst die persönliche Berechnung desselben, die nach Verzicht der Forderung durch ein comunitatis Mitglied des Gerichtes in Begleitung des Staats-Procurators und des das Interdictionsverfahren betreibenden Anwaltes stattfand. Es ergab sich aus der Berechnung, daß der Unglückliche an einer freien Idee litt, im Uebriken aber ganz verständig war. Nach Verhängung des Befehrs stellte der Landgerichtsrichter die Frage an den alten Mann, wen er zu seinem Curator wünsche, dessen Zurechnung in solchen Fällen von Gericht wegen erfolgen muß. Derselbe erklärte, er wolle dies ganz den Herren überlassen; allein er spreche zugleich die bringende Bitte aus, ihn aus dieser Anstalt zu erlösen und in eine Staatsanstalt bringen zu lassen, wobei er namentlich Siegburg bezeichnete. Die Forderung, so sehr der alte Mann fort, bestehende für sie in einer Art Frei, der ganz ungenießbar sei. Kurze Zeit vor seiner Berechnung stand sein innerer Becher mit solchem Gemischel unangenehm vor dem Bette, in welchem er den größten Theil des Tages zubringend pflegte, als der Wärter herintretend und ihn fragte, weshalb er sein Essen nicht verzehrt habe. Auf seine Bemerkung, er habe keinen Appetit und der Drei widersehe ihm, besah ihm der Wärter, sein Essen abhalm zu verzeihen, denn es solle Niemand sagen, die Leute bekämen nicht satt zu essen. Hieraus gab er ihm eine Viertelstunde Zeit, nach deren Ablauf er niedertraten und sich überziehen werde, ob der Drei verzehrt sei. Während seiner Abwesenheit versuchte der alte Mann, seinem Befehle nachzukommen; er konnte jedoch den Stuhl nicht überwinden, und wollte lieber Hunger leiden, als die ungenießbare Kost hinunterwürgen. Nach Verlauf der Viertelstunde erschien der Wärter, und als er sah, daß der Drei unverzehrt geblieben war, bog er sich mit den Worten, „dann wolle er ihn essen lehren“, über den im Bette liegenden Greis, hielt ihm die Hände fest und ergriff einen höhern Kessel, vermittelst dessen er dem zitternden alten Manne, seines Widerstrebens ungeachtet, den Drei so lange in den Mund brachte, bis der Becher leer wurde. Die Folge war, daß unmittelbar nach dem Genusse der alte Mann die aufgedrungene Kost auf die Bettedecke wieder abdrückte, worauf der Wärter ihm leichere neuerdings von der Bettedecke in den Mund zu bringen suchte und im Gesicht herumtrieb.

Die Mitglieder des Landgerichts waren über diese unglückliche Hebel so empört, daß, wie mir einer derselben mittheilte, sofort Anzeige an geeigneter Stelle gemacht wurde. Von einem Resultate ist nichts bekannt geworden. Willrich hat seine Gegner im Stande, und den Acten nähere Mittheilung zu machen, wenn sie nicht zufällig das Blatt, auf welchem es vielleicht zu finden ist, aus Versehen vernichtet. Der Beschwerden aber über Unglückliche, die nicht zu Tage tritt, mögen sich die preussischen Demovoren dieser Institute wohl hüten, denn die Erfahrung lehrt, daß unter Umständen der Zwangsdahl mit liebevoller Aufsicht oder je nach Befinden ein sanftes bis wenig Minuten langes Aufhängen an den gefesselten Händen, wobei die Füßspitzen eben den Füßgeden berühren, in der Ferne wirkt.

Allein leider fehlen die Fälle des mangelnden Schutzes vor solchen Eingriffen in die persönliche Freiheit für unsern intelligenten Staat nicht vereinzelt da. Ich will mich darauf beschränken, um Schlüsse das Verhängniß mitzutheilen, das den Kreisgerichtsdirector

Schuhmacher in Königsberg, einen achtjährigen Greis, in gleicher Weise erziele, und welches die Ergänzung der geistlichen Bestimmungen in dem Maße forsetzt, daß letztere not selten auf sich warten lassen. Ich berichte die Thatfachen über diesen Fall, wie ihn die öffentlichen Mütter mitgeteilt haben, und übernehme selbstredend nicht die Gewähr für die Einzelheiten; weniger sind es die begleitenden Lebensumstände, als vielmehr das Einbringen und die Aufnahme dieses würdigen Greises, was für diese Erweiterung von Erblichkeit erscheint. Die Berliner Geschäftszeitung meldet die Thatfachen, wie folgt:

„Schuhmacher war in Königsberg seine unbekante Persönlichkeit. Hunderte von Menschen waren mit dem Namen in Verbindung gekommen, konnten seinen Charakter, seine Lebensweise, seine engeren häuslichen Beziehungen, seine Eigenheiten, und waren bereit, es aus der Erfahrung eines langjährigen Verkehrs durch Eid zu erhärten, daß dieser Mann so wenig blüthunig als überhaupt nur geistesmäßig oder urtheilsunfähig sei. Nicht wenige und zwar solche, denen der Mann nicht mit einem Oeller wohlthunig Gelegenheit gehabt hatte, sprachen mit Hingebung und hoher Verehrung von ihm, und wenn es geschah, daß sie rüchlichlich der Verwendung seines Geldes und seiner Güter nicht jeiner Donnungen auf sich heissen konnten, so waren sie nach der Logik, welche dem gesunden Menschenverstande einwohnend, auch jederzeit so billig, sich selber zu berechtigen mit der Erklärung: „Aber was will, wer kann dagegen auch nur mit einem Schein Rechtes machen? Schuhmacher hat sein Vermögen selber erworben, er hat es während eines langen Menschenalters eben nicht zu seinem Nachtheile verwaltert, und angenommen selbst, daß seine Verwaltung keine glückliche gewesen, daß er sogar sein Vermögen dabei raunt — folgt daraus, daß er wie ein Auklöser, wie ein Mensch, für den die Gesetze nicht da sind, ohne alle und jede vorgängige Rechtsprocedur aus dem Kreise der Lebendigen gerissen, in ein Irrenhaus verlegt und für die Spanne der Zeit, die der hochbetagte Greis noch zu leben hat, seiner Freiheit, seiner unabhängigen Selbst-

bestimmung beraubt werden kann, werden darf? Und wer sind diejenigen, die auf einmal die Entbindung machen, daß dieser Mann verriickt sei, daß es nicht länger vertäglich sei mit der öffentlichen Ordnung, denjenigen, der fast achtzig Jahre hindurch in ungetrübter Vertraulichkeit mit der öffentlichen Ordnung hingebacht, auch noch für die letzten wenigen Tage seines Lebens im unverletzten Genusse aller Theile zu belassen, welche eben die öffentliche Ordnung Allen und Jedem, zumest jedoch der natürlichen Erziehung seit des Alters und des Familienoberhauptes, schuldet und gewährt liefert? —“ Das war die Sprache, der man damals in jedem Winkel unserer Stadt begegnete, die aus allen Mithlungen tausendfach wiederholt, und man muß sagen, daß sie die Sprache der Natur und des Gesetzes war.

„Aber wie die Menschen sind, sie ermüden, und was tausendmal verderblicher ist, auch die Regungen der Gerechtigkeit schlafen ein, und lassen es geschehen, daß die Zeit wie mit einem nassen Schwamme über sie hingeleitet und sie verwischt. Der so heilsame und unentbehrliche Instinct der Theilnahme des Einen an dem Andern oder vielmehr der Theilnahme Alter an jedem Einzelnen, dieser so natürliche und das gesellschaftliche Wesen so unbedingt verflürende Instinct, den man fälschlich dem Instinct der Menschlichkeit nachschreiben kann, ist dem nämlichen Schwafle unterworfen, zieht sich leicht zurück, und verliert und vergißt über der dauernden Zustuhlung neuer Erscheinungen die einzelnen älteren, unbelümmert darum, ob über diesen lebenslosen Vergessen das Eingetie unkomme oder nicht. So geschieht es, daß erst erst der Drang oder der Zufall einer spätern Zeit das Auge auf das aus seiner eignen Mittwelt gleichsam Verschollene lenkt, und wohl dann dem armen Opfer, wenn die besten Taykheitensrechte noch zeitig genug erfolgt, es den Genug weigendes des Restes seiner Rechte noch schmerzen zu lassen! Allein das ist gar selten der Fall, und schalte, verbleichte Notomanden sind sehr est Alles, was das beleibigte Recht aus der menschlichen Erinnerung davon trägt.“

(Fortsetzung folgt.)

## Blätter und Blüthen.

Für den **Weihnachtstisch** der lieben Kleinen empfehlen wir zuvörderst (für das erste Kindesalter) die allerliebsten Fröhlichen Schattens-Bilderbücher „Bild und Rahm“ die „kleinen Tischereunde“ (Leipzig, Briefe), die sich durch ihre originellen und fleißig angeführten schwarzen Abbildungen auszeichnen. Für Kinder, welche sich nicht nur unterhalten, sondern auch lernen wollen, möchten wir das Gerfädersche geographische Sammelwerk: „Die Welt im Kleinen für die kleine Welt“ vorschlagen, wovon bis jetzt drei Bänden: „Die Welt im Allgemeinen — Europa — Nordamerika“ vorliegen. — Ein in Text und Ausstattung ausgezeichnetes, für reifere Knaben sehr empfehlenswerthes Buch ist das bei Flemming erscheinende: „Zu Lande und zu Wasser“, Erzählungen aus dem Gemeinleben von Heinrich Schmid. Die beigegebenen acht Abbildungen in Farbendruck sind keine Kunstwerke, die auf den Geschmack der Jugend nur anregend und veredelnd wirken können und neben den alternen, in Text und Ausstattung geschmacklosen Mahowerken, wie die in Leipzig erschienenen Abenteuer-Schriften: „Scalpijäger, die Walschjäger“ etc., sehr vortheilhaft abstecken. — Von dem beliebten „Tischler-Album“ der Theresie von Gumpert (ein Weihnachtsgeschenk für Mädchen von zehn bis vierzehn Jahren) ist so eben der dritte Band erschienen; von Friedr. Hoffmann, dem beliebten Jugendschriftsteller, ein neues Buch für die reifere Jugend: „Historische Erzählungen“.

## Als Weihnachtsgeschenke empfohlen!

- Reck, Dr. Carl Ernst.** Das Buch vom gefunden und kranken Menschen. Mit 25 feinen Abbildungen. Zweite Auflage . . . . . broch. 1 Thlr. 20 Ngr., eleg. geb. 1 Thlr. 27 Ngr.
- Gartenlaube, Die.** Jahrgang 1855. 1856. 1857. broch. à 2 Thlr., eleg. geb. in gepreßter Decke à 2½ Thlr.
- Gersfäcker, Friedr. Rich.** Eine Gernsjaagd in Tyrol. Mit 34 Illustrationen in Holzschnitt und 12 Lithographien. . . . . eleg. broch. 3 Thlr. 10 Ngr., eleg. geb. in engl. Presdecken mit Gekschnit 4 Thlr. 5 Ngr.
- Stolke, Ferdin.** Palmen des Friedens. Eine Mitgabe auf des Lebens Pilgerreise. Zweite Auflage. . . . . eleg. geb. mit Gekschnit 1 Thlr. 10 Ngr.
- Stolke, Ferdin.** Ausgewählte Schriften. Volks- und Familienausgabe. 27 Bde., mit dem Portrait des Verfassers. Zweite Auflage. . . . . broch. à 7½ Ngr.
- Storch, Ludw.** Gedichte. . . . . eleg. cart. 1 Thlr. 6 Ngr., prachvoll geb. mit Gekschnit 1 Thlr. 15 Ngr.
- Storch, Ludw.** Ausgewählte Romane und Erzählungen. Volks- und Familien-Ausgabe. 19 Bände mit dem Portrait des Verfassers. . . . . broch. à 7½ Ngr.
- Traeger, Albert.** Gedichte . . . . . eleg. cart. 22½ Ngr., prachvoll geb. mit Gekschnit 1 Thlr.



Musikalisches Familienblatt. — Verantwortl. Redactoren F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1/2 bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Rgr. zu beziehen.

### Ich werde hingeh'n.

Ich werde hingeh'n wie der Strahl des Abends,  
So wie der letzte Tagestag verflüh'n;  
Ich werde hingeh'n wie das Laub des Herbstes  
Und nimmer mit dem Fenzle neu erküh'n.

Ich werde hingeh'n — Niemand wird es wissen  
Und weinen um zerhört'ne Bittschreie:  
Dies arme Herz, so jung und so zerissen —  
Wer hat bei seinem Leiden je gewacht?

Ich werde hingeh'n — Niemand wird es ahnen,  
Dass auch ein Herz in diesem Wulde schlug,  
Das durch des Aethers unerforschte Bahnen  
Des Geistes sähner, stolzer Stütz' trug;

Dass auch ein Herz in diesem Wulde glühte,  
Für Gott und Menschen und Unsterblichkeit,  
Und eust ein Leben in dem Leichnam sprühte,  
Das keine Schranke kennt' von Raum und Zeit.

Ich werde hingeh'n — Erde wird mich bedeen,  
Und Alle geh'n verflüht, kalt und stumm;  
Dass hier ein Leben im Erbüh'n gewelkt,  
Wer weiß es denn und wer — wer klagt darum?

Marie Bernide.

### Der Todtenbesuch am Skagerhorn.

Nach wirtlichen Begebenheiten mitgetheilt von Ernst Willmann.  
(Fortsetzung.)

Die entsehrliche Oede von Etagerhorn, das bei dem Volke als eine von Gespenstern und Degen bewohnte, jeglichem Menschen verderbenbringende Gegend verrufen ist, hält die abergläubigen Schiffer fern von dem mit vermerksenden Schiffgerippen besetzten Strande. Am allerwenigsten läßt sich ein Bewohner der weiter landwärtig gelegenen Orte während eines Sturmes hier blicken. Und des Nachts schiebt ihn vollends Jechermann. Das einzige menschliche Auge, das täglich und nächstlich auf diesen Graus fürchterlichster Zerstörung herabsieht, hat auf die Lampen des Leuchthurmes zu achten. Für den Mann auf diesem Thurme gibt es vielleicht keine Schreden mehr. Er ist so daran gewöhnt, daß ihm der Tag farblos und langweilig verkommen mag, der ruhig und ohne einen Schiffbruch verläuft.

Vor uns, etwa eine Viertelstunde entfernt, sahen wir den stumpfen Thurm einer unscheinbaren Kirche oder Capelle. Der

Thurm war nicht eben hoch gelegen, doch mochte er nur bei hohen Sturmfluthen von den Meeresthogen erreicht werden können. Auf dies Kirchlein, dessen Dach halb abgedeckt war, schritten wir jetzt zu.

Wir kamen aber nur langsam vorwärts, denn theils verhin- derte uns die Wuth des Orkans am Gehen, indem er uns wiederholt niederwarf oder doch zum Ausruhen nöthigte, um vom Aufstrud nicht erstickt zu werden, theils mußten wir über zahllose, aus dem Fluglande hervorragende Rippen und Planken zertrüm- merter Schiffreste klettern. So brauchten wir nahezu eine Stunde, ehe wir die Kirche erreichten.

Ein Kirchhof mit zerfallener Mauer zog sich um dieselbe. Er hatte, wie Alles, ein verödetes Ansehen und war offenbar schon mehrmals dem brandenden Wellen überfüllt worden. Statt der Grabhügel sah man tief eingewühlte Gruben, die nur vom geringen Wogeneswall der See herrühren konnten. Auch jetzt leuchten die

Wellen wieder an den Mauertürmchen und oft spülte eine höher schwelende Woge darüber hin und verrann zischend in die Gruben oder plätscherte an die wenigen noch vorhandenen Grabhügel. Einige derselben konnten noch nicht sehr alt sein, obwohl es uns nicht recht einleuchten wollte, wie auf dieser so spärlich öden Landschaft Jemand begraben sein mochte.

Mit einigen Erklärungen entdedten wir, weiter schreitend, hinter der verfallenen Kirche ein einseitiges, aus gelbem Basaltstein aufgeführtes Haus, das, nach seinem Aussehen zu schließen, bewohnt sein mußte. Es lag ziemlich geschützt gegen Nord- und Nordwestwinde und fast in gleicher Höhe mit dem Kirchlein, das Meer dagegen mußte bei Hochfluthen allem Anscheine nach seine gefährlichen Wogen auch an den Wänden dieses einseitigen Hauses erschlagen.

Der Capitain klopfte stark an die fest verschlossene Thür. Im Innern des Hauses blieb es todtstumm. Das Klopfen ward stärker wiederholt. Man zeigte sich ein Licht hinter dem verschlossenen Fensterladen und eine tiefe Bassstimme fragte, wer so spät in der Nacht Einlaß begehrte.

„Kome Schiffbrüchige,“ lautete die Antwort des Capitains der „Olga“, worauf beghsam zwei Kiesel würdighesoben, die Thür aufgeschossen und nach innen geöffnet ward.

Vor uns auf schmaler Treppe stand ein hagerer Mann mit schmerzwiegsen langen Haat. Seine Tracht war mehr die eines Eremiten als eines Mannes aus dem Volke. Sie bestand aus einem gebrauchenen bräunlichen Talar und war in der Hüftengegend mittelst eines breiten Lederrimens geschnitten. Hals und Brust trug der Alte unbedeckt und nur sein langer, ebenfalls ganz weißer Bart gewährte der hart behaarten Brust einigen Schutz gegen Wind und Wetter.

„Kömt Ihr uns ein Obdach gemähren bis zum nächsten Morgen?“ fragte der Capitain, dem ehrwürdigen Alten, dessenzüge Menschenfreundlichkeit ausdrückten, die Hand zum Grüße reichend.

Der Bewohner des einsamen Hauses nahm sie, indem er das Wundlicht höher hob, um die Schaar seiner unerwarteten Gäste besser überblicken zu können. Unere Gesellschaft bestand im Ganzen aus zwölf Personen.

„Tretet ein in Frieden!“ gab er zur Antwort. „Was Riels Starleson bestift, steht Euch zu Diensten. Gott der Allmächtige segne und beschütze Euch!“

Er machte über uns Alle das Zeichen des Kreuzes und bald standen, saßen und lehnten wir in dem schmucklosen Raume, der zugleich Wohn- und Schlafzimmer des würdigen Ginesieders war.

Aus dem Pferde glimmten noch einige Torschlöden, das Feuer schien aber schon geraume Zeit ausgebrannt zu sein. Riels Starleson, dessen eigenhändiger Dialekt uns schon seine isländische Abstammung verrath, hatte sich trotz des fürchterlichen Sturmweites doch vertrauensvoll der Küche überlassen. Sein behäbiges Lager war eingestülkt. Er bet es freundlich denkwirden, der stark angegriffen war, zur Verwendung an, was indessen mein Freund ablehnte.

Auf die Frage des Capitains, ob ihn denn die kalten Rufen der Elemente in seiner traurigen Einsamkeit nicht benutzte, verseyte er lächelnd:

„Weshalb sollte ich mich beunruhigen? Wir stehen überall in der Hand des Allmächtigen, und wer, wie ich, von Jugend auf an suchbare Naturerscheinungen gewöhnt ward, der ist, was sich immer ereignen möge, frei von jeglicher Furcht.“

Aus seinen weiteren Antworten auf an ihn gerichtete Fragen erfahen wir, daß er keine Abnung von den schrecklichen Scenen hatte, die wir so eben erst als Mitlebende und Zuschauer erleben mußten. Stürmungen waren ihm nichts Neues, der Brand des Dreimastlers aber mußte ihm unbekannt bleiben, da er bei fest geschlossenen Fenstern still in seinem Hause saß.

„Ich würde morgen früh die Vernehmungen der Elemente mit demselben Dregu betrachtet haben,“ sprach der Greis, als er unsere Schilderung der erlebten Schrecknisse schweigend vernommen hatte. „Nach jedem wüthlichen Sturme durchwandere ich das Sagenere Horn, um zwischen den verwirrenden Leibern halb verunstaltete Schiffe nach menschlichen Leichnamen umherzuspähen, etwa noch Lebende, der Hülfe Bedürftige zu retten und die Leibern christlichem Gebrauche nach nehmen auf dem Kirchhofe zu betriegen. Diese Pflicht übe ich hier schon über zwanzig

Jahre aus. Es gehört Entsayung dazu und ein unerschöpflicher Quell wahrer Menschenliebe, um das Amt eines Totenbestatters — denn etwas Anderes liegt mir nicht ob — auf dieser von Menschen und Thieren gestohlenen Entzuyung mit Liebe und ohne Murren zu verwaltten. Als mein Bergänger stark, wollte sich sein Geistes mehr finden, der die Erde übernehmen mochte. Da entschloß ich mich dazu. Hatte ich doch immer eufam und jurdizgelegen gelebt. Bedürfnisse feineren Lebens kannte ich nie, denn meine Eltern waren blutarme isländische Fischer. Im Darben bin ich erwaschen. Warum sollte ich nicht thun, was Andere mit Entsetzen erfüllte? Was ich zum Leben brauche, wird mir gebracht. Die wilde Natur, die Schrecken der Stürme und des langen Winters nöthigen mich stets zur Einkehr in mein Inneres, und so kann ich nicht sagen, daß ich anderwärts als hier zu leben wünsche. Wer seinen Tod in der See findet und dann hier als Leichnam antreibt, den segne ich ein und bestate ihn zu den Andern. Es finden sich da Menschen zusammen aus allen Nationen. Selbst ein Regerspaar habe ich einmal da drüben begabten.“

Der Mann ward bereit und wir hielten ihn Alle gern zu. Er trug auf, was sich in seiner Verasthalmmer fand: schwarzes Brod, Käse und eine Karaffe edlen Schiekeram. Auch Feuer versuchte er anzuzünden, um ein heißes Getränk bereiten zu können, der mit gleicher Heftigkeit fortwährende Sturm aber blieb die Flamme immer wieder aus und erfüllte das ganze Haus mit so erschreckendem Lärm, daß der gute Alte von seinem Vorhaben absehen mußte.

Riels Starleson war sonach Totengräber und Geistlicher zu gleicher Zeit. Er ein so einfacher, bedürfnisloser Mann, wie dieser ehrwürdige Isländer, konnte einen so schwierigen, ja abscheulichen Amte vorstehen. Selten nur sprach er Menschen, noch seltener glückliche Menschen. Wer an seine Thür klopfte, den verseyte das langfad. Und jützte eine Thräne des Dankes an der Wimperfeld eines Fremdling, so trübte diese Dankesgefühl doch gewiß ein Tropfen Barmhüt. Er hatte entweder Verwandte oder Fremde verloren oder betrat doch, wenn allein, völlig mittellos die Wohnung des gottesfürchtigen Totenbestatters.

Wenige von der Mannschaft der „Olga“ äuferten ihre Bewunderung über Starlesons milde Freundlichkeit.

„Ich möchte hier nicht einmal teuf sein, wie man wohl zu sagen pflegt,“ rief denkwirden aus.

„Es muß sich bei alledem hier doch ganz gut leben lassen,“ versetzte darauf mit seiner milden Rippe der alte Isländer. „Mein Bergänger war über neunzig Jahre alt, als Gott ihn abrief, und ich gehe auch schon in das neunundsechzigste. Trotzdem fühle ich mich stets wohl und kräftig, und all die vielen Leiden glücklicher Eläbter, denen die Freuden und Genüsse der ganzen Welt zu Gebote stehen, beschün mich nicht an. Manchmal gibt es auch gar interessanten Besuch.“

„Von Schiffbrüchigen, die so glücklich waren, wie wir?“ wagt ich ein. „Kann man das Glück nehmen?“

Riels Starleson schüttelte sein Silberhaat.

„Nicht von den Lebenden, nur von den Todten spreche ich,“ gab er zur Antwort.

„Von den Todten?“ rief denkwirden.

Der Alte sah ihn mißbilligend an.

„Beu ihnen können wir oft mehr lernen, als von den Lebenden,“ lübt er fort. „Was steht nicht Alles geschrieben in dem Antlitz eines Verstorbenen, den der Tod unerwartet überascht, der aber, bevor er dessen Beute wird, tiefem Stummen lang in das innerlich fachte, doch schon schauen muß? U, wie klein, wie hilflos, wie ganz machtlos erscheint der Mensch in solch' entscheidenden Augenblicken! Da bricht der Stolzge in sich zusammen und schreit, oft nur aus Verweissung, an Erdarmen, während der Demüthige nur sanft die Lippe bewegt und zum letzten Dank- und Bittgebet die Hände faltet. Die vielen Jahre her, die ich nun auf diesem wüsten Erblecke Totenbestatter bin, habe ich die Gesichtszüge so vieler Todten studirt, daß ich mir getraue, jedes so rasch Verstorbenen Lebenslauf daraus zu entziffern. Nur weil sie teuf sind, unterlasse ich es, denn wenn möchte es nützen, wenn ich aufstreten und sagen wollte: der da mit der schlaf herabhängenden Lippe, mit den offenen hieren Augen, mit den stamphalt einander geschnittenen Händen war ein Mann mit bösem Gewissen? Er hatte betrogen, veräußert, heimliche Sünden getrieben oder Mord lastete auf seiner Seele? Nein, ich schweige, schweige immer und

trete nur zugleich mit dem Geiste des Abgeschiedenen als Führer vor dem Thron des Höchsten, ihn seiner Gnade und Barmherzigkeit empfehlen."

Diese Rede machte auf alle einen faß erschütternden Eindruck. Ich mußte unwillkürlich an das dämonisch verzerrte Gesicht des Unglücklichen denken, der mit dem stürzenden Wafse des brennenden Schiffes sein Grab im Meere fand. Wenn die See morgen oder übermorgen diesen Todten an's Land spülte und Niels Sturleson fand den Leichnam auf'sjen zerbrochen und halb verbrannten Schiffsrümmern, welche Verbrechen, wofol ein mild und leidenschaftlich durchdrastetes Leben als er dann heraus aus seinem mit dem Eigel des furchterlichsten Entsezens, der qualvollsten Seelenpein bezeichneten Antlig?

In diesem Augenblide stieg sich ein Geräusch vernehmen, das uns Alle verstimmen machte. Es war ein Laut, der wie der Schrei eines verzweifelten Menschen klang. Nur die Todesangst vermog solche Töne der Menschenbrust zu entlocken. Aber er verhalte in dem Gespiße des Windes, in dem Donner des Meeres, das seine hoch aufgetürmten Brandungswogen gegen die Küste und die zerbrochenden Trümmer des wüsten Kirchhofes schleuderte.

"Es ist ein Mensch in Todesnoth," sprach Niels Sturleson und entsandte das herbeistehende Winthlicht. "Wein Ant gebietet mir, zu helfen, wenn Hülfe noch möglich ist. Aber von Euch will mich begleiten?"

Der Capitain, Henriksen und ich standen gleichseitig neben ihm. "Dort sind Fischer," sprach er. "Bedient Euch."

Übermalis wimmerte der fast heulende Schrei durch das Rausen des Sturmes.

Niels Sturleson entriegelte die Thür und stieg sie auf. Der Schein unserer Lichter fiel blendend hinans in die Nacht und erhelle einen Theil der Kirche und des Todtenades. Der Anblick, welchen jetzt die nächste Umgebung bot, war düster und beunruhigend. So weit das Auge reichte, sahen wir nichts, als eine schaumbedeckte Fläche, die sich frubelnd hob und senkte. Ueber die Mauern des Kirchhofes strömten salzigen Wassers, anstrudelten die Orabähgel und zerwühlten den ledern Sandboden. Die Sturmfluth peitschte das Meer weit über das ganze Aghaland des gespenstigen Stagerfjorn. Und mitten in dieser fürmenden Brandung, die auch schon an den Wänden des Hauses leckte, das uns jetzt Schutz gewährte, stand einsam eine Menschengestalt. Langsam, wie ein Haar flatterte um ein angestrichenes Gesicht, er flammerte sich um ein zerbrochenes Nuder, das er erst in den Sand gehohlet hatte, um von den sich schnell folgenden Springwellen der Brandung, die ihn fort und fort mit Schaum überschütteten, nicht fortgerissen zu werden. Die verfallenden Loden des Schiffes beleuchteten ihm, daß er einer glühenden Statue glich.

Der Anblick unserer Winthlichter gab ihm Muth. Sturleson rief und wünte ihm zu. Er verstand die Andeutungen des ehrwürdigen Christof, rief das zerbrochene Nuder aus der Erde und watete dem Hause zu, wobei das frubelnde Wasser ihm bis über die Hüften reichte. Es war der Mann vom brennenden Dreimaster, den wir zugleich mit dem Wafse in's Meer stürzen sahen.

Bäge und Augen wie dieses Schiffsrümmen hätte ich nie zu vor erblickt, auch sind sie mir später nicht wieder vorgekommen. So etwa, denke ich, müßte der Fürst der Hölle aussehen, wenn er sein flammendes Reich zu Grunnte gehen sieht. Des Isländers Worte fielen mir wieder ein, und daß auch Niels Sturleson von dem Anblicke des eben dem Tode Entnommenen erschreckt ward, konnte ich an dem Bittern seiner Hand bemerken.

"Tretet ein in Frieden," rebete der Ersh ihn an und bot ihm die Hand.

Der Fremde folgte der Einladung, die dargebotene Hand aber nahm er nicht an. Ein furchterliches Hohnschälen suchte auf seinem Antlize, als er die Schwelle mit seinen nackten Füßen betrathe.

"Verdammt sei das Feuer, das aus den Wolken herabfiel auf den Jaak!" rief er fluchend. "Es hat die ganze Mannschaft gefressen, und verdammt will ich sein, wenn ich und die zwei Katten, die mit mir zugleich über Bord gingen, nicht die einzigen Creaturen sind, die der Alte nicht zu paden kriegte. Gebt mir ein Glas steifen Grog, oder die Gebene fallen mir auseinander, wie das Wehrin da auf Eurer dummen Kirche und das Erdreich über den Särzen. Die Todten müssen aufwachen bei diesem Sturme oder ich weiß nicht, was Wasen heißt!"

Sturleson verstumte vor dieser sündhaften Rede. Er trat zurück in das Zimmer, dem Schiffsrümmen den Betritt lassen. "Laßt Ihr genügen an dem, was diese Männer, die ebenfalls Schiffbruch gelitten haben, bei mir fanden," sagte der Isländer nach kurzem Besinnen. "Gott will nicht, daß die Heerdflamme brennen soll, wenn seine Veten auf Fingeln des Sturmwindes über Vänder und Meere schwömen!"

Der Fremde lachte verächtlich und hob drohend die Hand gen Himmel.

"Wollte, sie wären erschossen oder hätten sich die Fingeln verbrannt an unsern flammenden Wasen!" grüßte der wüste Mensch. "Wer seid Ihr, Mann, daß Ihr Euch nicht entsetzt, taum dem Tode entronnen, den Almschizgen zu lästern?" sprach Sturleson mit strafendem Ernst. Seine Worte machten inbeß auf den Fremdling durchaus keinen Eindruck.

"Wer ich bin?" erwiderte er. "Aun, ich denke, ein Kerl, wie sie nicht alle Tage geboren werden! Ich fürchte mich vor Niemand, weder vor Menschen, noch vor Welt und Teufel, und darum hab' ich auch immer Muth gehabt!"

Er sah sich während dieser Worte rund im Kreise um, und warf uns Allen einen Schen, aber scharfen Blick zu.

"Denke hier unter Männer zu kommen," fuhr er fort, "nicht unter schwachmüthige Beschwömer, und meine, wir Alle, die der Satandwind hier zusammengehockt hat, wir wollen, wenn er sich müde und matt geflossen, am nächsten Tage oder übermorgen die verlerenen Schäge wieder zusammentragen, die am Strande ausgehäut liegen müssen. Der Jaak, Gott straf mich, hatte über eine Million Werth an Bord!"

"Bettel lieber und danke! Gott, daß er Euch aus so großer Noth anädig errettete!" ermahnte Sturleson.

"Still, alter Mann!" rief der Fremdling. "Weis meinestwegen, so viel Du willst, wenn es Dir Spaß macht, mir kann das Gephärr nichts nützen. Dein Gewer ist mir lieber. Der wärem und macht Leib und Seele wieder geschmeidig. Hand her!" rief er mir zu. "Geid mein Camerad, und bestt mir den Strand pländern! Ich ihn' es, Gott straf mich, denn es ist kein heilichere Teufel das beste Geschäft, und ich verleh' es, denn' ich, und auch dem Grunde!"

Er fiel wieder in ein rohes, wüstes Lachen, vor dem wohl den Weifen unter uns grante.

Da ich seine Hand nicht annahm, reichte er sie dem neben mir stehenden Henriksen. Er sah ihn dabei grad an, konnte aber den Blick, dem er begegnete, nicht anhalten, und schlug sorglich die Augen wieder zu Boden.

"Naut und Plünderung also ist Euer Gewerbe?" sprach Niels Sturleson voll Ahsen. "Fürchtet Ihr Euch denn nicht der Sünde, armer Mann?"

"Sünde?" versetzte dieser. "Ihnen die Großen der Erde was Aukeres? Karrheiten! Klug ist nur der, der an sich reißt, was er bekommen kann, und wer es versteht, am meisten zusammen zu raufen, der gelangt zu Ansehen und Macht, und kann das Gephärr der Wassen verdrängen!"

Henriksen entzog ihm ebenfalls seine Hand. "Wollt auch nicht?" fuhr er fort. "Aun so geteul' Euch der Teufel!"

Er lehete sich um und griff nach der Flasche, um sein Glas auf's Neue zu füllen.

"Wie heißt Ihr denn?" fragte Henriksen. "Man will doch erst wissen, mit wem man zu thun hat, ehe man einen Entschluß faßt."

"Wie ich heiße? ... Da, ha, ha, ha! ... D Ihr grundechristlicher Mann! Waschschiz, vor Euch feunt' ich mich demüthigen, wenn ich überhaupt vor irgend Jemand Respect hätte! Wollt Ihr meinen ganzen Namen wissen?"

"Mit dem halben wäre mir nicht gebient," sagte Henriksen lähl. "Aun, da paßt mal richtig auf, grundechristlicher Mann! Ich heiße Jan Philipp Wetterbadn oder, wenn Euch das besser paßt: John Nielas Peter Bobbleton, oder falls Ihr einen längeren Namen vorziehen solltet: Peter Paul Derlof Nikolajewitsch, oder auch, damit jede Nation etwas abbekomme und sich nicht über mich beschweren darf: Tom Carlos Juan de los Niellos y Be—"

Ein Saufen und Braufen, vor dem das ganze Haus eritterte, machte den unheimlichen Mann sichtlich verstummen. Der Zug des starren Entsezens, der seinen Bängen tief eingegrät war, zeigte sich wieder deutlicher auf seinem Gesichte, und aus kaltem,

glanzlosen Auge flatterten ihre Blicke von Einem zum Andern. Es war doch, als kenne der wüthende Mensch nicht nur die Furcht, sondern als werde er sogar könniglich nach der ihr gesungen genommen. „Was kann das sein?“ fragte er den Greis, der mit gefalteten Händen gen Himmel blickte.

„Gott ist es, der sich uns nähert in Feuerflammen, in Windesbrausen und auf Meereshellen!“ gab Sturleson ernst zur Antwort. „Die Natur schlägt an mein Haus — ich kenne ihre Stimme. Sie wird es erschmettern, und die aufgehende Sonne wird auch uns als erhellte Leichname auf dem Meere treiben sehen!“

Welche Veränderung bei diesen Worten des Greises in dem Antlitz des rüchelnden Räubers — denn dafür mußten wir ihn alleammt halten — vorging, ist nicht zu beschreiben. Sein Muth war dahin, sein frohes Lachen verstummt. Er zitterte, wie ein hinfallendes, lebensmüdes Mütterchen. Seine Augen rollten und stierten dann wieder glanzlos in's Leere, und wenn das verhängnisvolle Dröhnen des anschlagenden Schwallots sich wieder hören ließ, bebte er zusammen.

Durch die Ritzen der Fenster strömte nach jedem solchen Schwallot Wasser, rieselte an den Wänden nieder und überströmte bald auch den Zimmertramm. Niels Sturleson hatte die Wahrheit gesprochen. Die Heftigkeit des Sturmes thürmte die Wogen des

Meeres zu ungewöhnlicher Höhe auf, und wir Alle mußten uns mit dem Gedanken vertraut machen, daß uns diese schredensvolle Nacht doch wohl noch den Tod geben werde.

In so ernsten Augenblicken ist der echte Seemann ruhig und sieht gegen seinem Schicksale entgegen. Ketten konnten wir uns nicht, wenn das schwache Dachlingsgebäude von dem Anprall der Wellen zerfallen war. Eine schwerere Zustandsstätte gab es für uns nicht, wenn es nicht möglich war, den höheren und festeren Thurm der Kirche zu erreichen.

Unser Capitain trat mit dem Vorschlage hervor, diesen Versuch zu machen.

Niels Sturleson schüttelte sein Silberhaupt.

„Es würde fruchtlos sein,“ sprach er. „Die Kirche liegt gegen achtzig Schritt von hier entfernt, und zwischen diesem Hause und ihr wälzt sich jetzt schon ein reißender Meerstrom. Empfehlen wir unsere Seelen Gott, erseigen denn das Dach und erwarten da, was der Allmächtige über uns verhängt hat!“

Er bekrunkte uns, niederknien. Wir folgten Alle seinem Binde. Auch der Mann mit den vielen Namen saß halb betäubt in die Knie. Niels Sturleson sprach nun mit erhabener Stimme ein Gebet, das wir anächtig wiederholten. Der Fremde lachte nur, während ihm die Zähne klapperten. (Schluß folgt.)

## Eine Kattenfischacht.

In dem Glauben, daß ich schon Alles kenne, was London Interessantes in sich schließt, machte ich mich eben zur Abreise bereit, als mein gesälliger Cicirone, Mr. Thompson, mich fragte, ob es mir vielleicht angenehm wäre, mit anzusehen, wie Katten von Vollenbeisigen erwischt würden; und als er das Erschrecken und den Widerwillen bemerkte, mit welchem ich seinen Vorschlag anhörte, setzte er hinzu:

„Sie haben in der That einen sehr feinen Geschmack, mein Herr; insofern gehört gerade dieser Fischweirtrieb zu den Unterhaltungen, die von den geachteten Leuten unserer Stadt gesucht werden!“

Dieser Ueberredungsgrund bestimmte mich, und außerdem war ich überzeugt, daß meine Anwesenheit seiner einzigen Katze mehr als sonst das Leben rauden würde.

Ich machte es nun ganz so, wie Mr. Thompson, ich zog einen schlechten Kittel an und bedeckte mein Haar mit einer spottischen Mütze. In diesem Aufputz lenkten wir unsere Schritte nach den finsternen Straßen und den ungesundlichen Quartieren des bevölkerten Stadttheiles, nicht weit vom Tunnel.

„Die Polizei,“ so sagte mir Mr. Thompson, „widersteht sich allen Vergnügungen dieser Art, und aus diesem Grunde suchen dieselben nur da ihren Schauplatz aufzuschlagen, wohin jene ihnen kann zu folgen vermag.“

Wir traten in ein erbärmliches Haus ein, wo eine Frau, die sonst keine ohne alle Kleidung, aber doch mit dem unermesslichen schimmigen Fute versehen war, einigen am Tische sitzenden Männern Brandwein einbrachte; sie wies uns mit einer Handbewegung, ohne daß sie sich erst die Mühe nahm, uns anzusehen, nach dem Schauplatze, welcher von dem traurigen Schine der in seiner Mitte aufgehängenen Lampen etwas eingeräuchert war. Der Schauplatz, welcher unter der Beleuchtung stand, bildete ein Bieret von ungefähr zwöfß Meter im Umfange, und war mit einer aus Planen fest zusammengefügteten Scheidwand, ein Meter hoch, umgeben.

Der Director des Etablissemens, ein kräftiger Mann mit rothen Haaren, erwartete mit Gleichmuth sein Publicum; er saß vor der Hand auf einem Kasten, welcher eine Anzahl von 50 Katten enthielt, und diese Thiere ließen in der größten Unordnung in ihrem engen Gefängnisse umher.

„Aber woher,“ rief ich aus, „so viel Katten, um den Verkauf, der sich täglich wiederholt, auszugleichen?“

„Man verheißt sich dieselben,“ antwortete mir Mr. Thompson, „bei den armen Leuten, deren einiger Erwerbshweig darin besteht, daß sie diesen Thieren gehalten, sich in ihren Häusern möglichst zu vermehren; und zu diesem Zwecke ist es auch nöthig, sie gut mit Futter zu versehen, damit sie sich nicht etwa unter einander

selbst aufreßen. Und ihr Unterhalt ist nicht theuer, denn so viel man weiß, sind diese lustigen Thierchen nicht eben sehr schwierig in der Wahl ihrer Nahrungsmittel.“

Während dieser Auseinandersetzung saßen wir acht bis zehn Herren von vornehmem und erstem Gesichtsanstrich eintreten und gegenüber Platz nehmen; sie waren aber alle gekleidet wie gemeine Leute.

Mr. Thompson neigte sich an mein Ohr und sagte: „Unter den Neuangetommenen ist der Herr mit dem weißen Baaren, der schottischen Mütze und dem grünen Mäntelchen Lord G...; der Herr links von ihm ist Lord S... Die andern Zuschauer sind mir zwar unbekannt, aber nach ihrem vornehmern Benehmen und nach der Umgebungsheit zu urtheilen, mit welcher sie zu den Lords rechen, müssen sie eine hohe Stellung bekleiden.“

„In diesem Falle,“ meinte ich, „ist das Glück des Kattenmannes sicher gemacht...“

„Sie glauben doch nicht,“ erwiderte Mr. Thompson, „daß unsere Lords sich von andern Menschen unterscheiden, die nur dann großmüthig sind, wenn die Desseutlichkeit sie für ihre Edelthaten mit Ruhm begahzt? Diese Herren werden wie wir sechs Pence für jeden Kattenlopf bezahlen, mehr nicht!“

In diesem Augenblicke trat der Mann in dem Circus ein, verflocht die Thüre desselben sorgfältig, und zog den Boden des Kattenkäfigs, den er zwischen seinen Händen hielt, heraus, so daß die darin befindlichen Schelachtopfer auf den Erdboden herabfielen. Das gab ein unehörtetes Durchdröhnen; die unglückseligen Katten durchstreiften den ganzen Raum des Sandplatzes, in der Hoffnung, einen Ausweg zu finden, und rannten in schredlicher Weise an einander; man hätte glauben mögen, sie hätten eine Art von Beschämung ihres göttlichen Unbed empfunden. Ich fragte mich im Stillen, welches Vergnügen Jemand an diesem barbarischen Schauspiel finden konnte, welches nur den Anblick eines pflügenden Dümmtrüges ohne einen möglichen Kampf darböt; zugleich aber lenkte ich meine Aufmerksamkeit auf die Zuschauer, welche der Elite einer Nation angehörten, die auf ihre humanen Gesetze stolz ist.

Unterdesen setzten die Katten mit der Unordnung, die eine Folge des Schredens war, ihre früheren Entdeckungstreffen fort. Einige von ihnen insoß schienen weniger aufgeregert und besonnenerten einander, wo sie sich trafen, so daß es fast schien, als wollten sie sich gegenseitig guten Rath geben oder auch auf ewig Abschied von einander nehmen, denn bereit sich sich das Gebell der Hunde vernehmen. Da fielen aus drei Katten in die Augen, die sich nicht von der Stelle bewegten, sondern sich eng an einander drängten und in gerader Linie aufstellten, wie zur Aufzerung. Die größte von ihnen, die in der Mitte zwischen den andern saß, schien von dem ganzen Lärm unberührt zu bleiben; ihre gelbliche



Eine Rattenschlacht.

Schwanz kündigte ihr hohes Alter an, ihre matten Augen ließen vermuten, daß sie blind wäre. Desto mehr Bewegung jagten aber ihre beiden Gefährten, die sich an ihre Seite drängten, in ihren Barthaaren und ihren blinkenden Augen.

Jetzt erschien der Director des Etablissements wieder, die Hemdenärmel bis über die Ellenbogen zurückgestreift; er hielt in jeder Hand einen mittelgroßen Bullenbeißer, den er am Halsfelle gepackt hatte. Diese Hunde boten den Anblick der Wuth und Wildheit und stürzten sich jetzt wie toll auf ihre Opfer, so daß sich in kurzer Zeit der Sandplatz mit Leichen und Blut bedeckte.

Die drei Ratten waren gerade durch ihre Unbeweglichkeit dem allgemeinen Blutbade entronnen; aber nun kamen auch sie an die

Reihe. Sie schienen es zu wissen, und indem sie ihr Gebiß eben ließen, zeigten sie große Entschlossenheit. Der eine von den beiden Hunden war von dem Schauplatz entfernt worden; der andere, der zurückblieb, fürchte sich auf die Ratte in der Mitte; aber in dem nämlichen Augenblicke wurde er auf jeder Seite seines Maultes von den Zähnen derer gepackt, die die Ohnart über die alte Ratte auf sich genommen hatten. Jetzt schüttelte der Hund wüthend seinen Kopf und befreite sich so ohne große Mühe von dem sonderbaren Schnurbart, den ihm seine beiden Gegner angefaßt hatten, als sie sich an seiner Nase festhiessen; sodann fließ er einen wilden Schrei aus und erneuerte seinen Angriff; aber die beiden Ratten sprangen zu und bißen sich an derselben Stelle, wie früher, ein, so daß dem Hunde das Blut die Waden herabfiel. Dadurch wurde

die Wuth des Bullenbeißers nur verdoppelt; er blieb fast unempfindlich bei diesem neuen Angriffe, zermalmte die alte Ralte zwischen seinen furchtbaren Kinnbäden und entließte sich seiner Feinde wieder, indem er wüthend den Kopf schüttelte. Nun wollte er eben eine von den andern beiden paden, als dieselbe, die Bewegung des Hundes beobachtend, ihm plötzlich aus den Rücken sprang, denselben als Sprungbrunn benutzte und sich von da auf die Barriere hinaufschwang, die den Vorst als Letzte diente, so daß dieselben sich erschrecken und zurückzuziehen. Von diesem Platte aus stieß das kochende Thier, wie ein Besessener, was sich ereignen mochte, und mußte unmittelbar darauf mit ansehen, wie die Knochen seines Waffenträgers zermalmet wurden.

Lord S. bewegte unwillkürlich seine Hand schützend nach der beobachtenden Ralte, als hätte er den verzweifelten Entschluß des armen Thieres errathen; aber dieses Gefühl der Theilnahme war von seinem Nutzen: der letzte Wärtiger sprang schnell hinab auf den Sandplatz; er wollte ohne Zweifel diejenige nicht überleben, die ihm theuer gewesen waren.

Die Folge dieser Thatfache war ein allgemeiner Ausbruch der Verwunderung. Lord S. streckte seine Arme nach dem Circus

hinab, befahl dem Director, die todtten Körper der drei Ralten auszuheben, um sie ausstopfen zu lassen und sie zum Ansehen an ihre Tapferkeit auszubewahren. Adamb gab der edle Engländer einen Diener einen Wink und schickte ihn mit einem Auftrage weg. Sowie sich derselbe entfernte, bat er die Zuschauer, sie möchten noch einige Minuten verzeihen, wenn sie wünschten, daß das Schauspiel einen allgemein verbreiteten Schluß gewähre. Bald darauf kam der Diener zurück und brachte einen kräftigen Bullenbeißer mit, den man zu dem Raltentiere hinleitete. Der Kampf, der sich jetzt zwischen den beiden Hundten entspann, war nicht von langer Dauer; nach wenigen dampfen Gurgelstößen lag das Thier auf dem Fußboden aufgedrückt und die Ralten waren gerächt.

Der Reiznam des kleinen Hundes durfte sich mit seinen Schladtopfern in die Erde ziehen, ausgestopft zu werden, und der Künstler, der mit dieser Arbeit betraut wurde, gruppierte diese Thiere so, daß ihre Stellung an das vorhergegangene Ereigniß erinnerte. Diese Gruppe hat aber natürlich in der Gallerie von Natur- und Kunstgeschichten, deren Besitzer Lord S. ist, einen geeigneten Platz gefunden. —

## Ein aufgelöstes Räthsel.

Von C. Pirazzi in Offenbach.

(Fortsetzung.)

Der Ort der Auslebung. — Besuch bei Carolinen. — Ihr Vertragen und ihre Aeußerungen. — Ihre Ansicht auf dem R. Ichen Haus. — Der Anfall in der Gartenlaube und dessen Folgen. — Caroline kommt in das R. Iche Haus. — Die Wähe und die Katastrophe. — Die Hind.

Dieser Besuch, den Wald und das Dorf ausfindig zu machen, wo sie nach ihrer Auslebung durch Bertha hingelangt war, ist auch, und zwar bereits im März 1856, mit Carolinen unter Aufsicht des Herrn Ed und in Begleitung seiner Tochter und eines Gendarmes-Privatiers gemacht worden. Auch er trug nur dazu bei, Carolinen Wahrhaftigkeit auf's Neue und Vollständigkeit zu beglaubigen, in Bezug auf die Wiedererlangung des ihr auf ihrer süßeren Irrfahrt angeblich entwendeten Metalloms mit dem Wüdnig ihrer Mutter (eigentlich Hauptwied der ganzen Inspektionstreife) ergab sich indeß trotz der eifrigsten Nachforschungen kein Resultat. Aber es gelang, die Mehrzahl der Orte festzustellen, durch die sie damals gekommen war, und wo man sich zum Theil der seltsamen, kein Deutlich verheißenden Personen noch erinnerte. Als jener Ort, bei dem Caroline „ein groß Wasser“ auf einer Brücke passiert hatte, ergab sich unweitöstlich Wilschensburg am Main; von da war ihr Zug in's Hessische hinübergegangen, jenseits Wilschensburg aber verlief sich alle Spur. Auch fand sich nach Carolinen Beschreibung jegar der Ort wieder, worin sie in einem einmüthigen Hause übernachtet haben und befohlen worden sein wollte: es war in dem bairischen Dorfe Stollbach a. M. Jenes Haus war damals auch wirklich, wie sich ergab, von Weibspersonen nicht des besten Rufes, und ziemlich mit Carolinen Beschreibung stimmend, besetzt gewesen, diese aber leider jetzt theils gestorben, theils fortgezogen.

Neugierde und Interesse trieb viele Personen nach Offenbach, die Caroline zu sehen begehrt. Diese fanden sich jedoch von ihrer äußeren Erscheinung meist sehr enttäuscht und abgesehen, weil sie sich vielleicht von dem Wüdnig mit der romantischen Geschichte auch in dieser Hinsicht etwas Besonderes erwartet hatten. Indess trugen ihre Züge weder den Stempel adliger Geburt noch solcher Stellung, sie waren scharf und grob gezeichnet, der Mund groß, die Figur unterseht und von schlechter Haltung, obwohl sie das Köpfchen gelegentlich recht hoch zu tragen wußte. Ihre g. bogene Nase, wie sie bei uns allerdings selten vorkommt, schien aus ein sprechendes Zeichen ihrer ungarischen Abstamm, und ihr seitwärtig hervortretender harter Eigensinn war von Kennern ganz speciell für „echt ungarisch“ erklärt, während wir darin noch obendrein die, so zu sagen, unbewußte Empörung des edlen Blutes in ihr gegen den Druck der sie umgebenden, ihrer unwürdigen Verhältnisse zu sehen ließen.

Sie mochte es durchaus nicht leiden, sich von Fremden besucht zu sehen, vielleicht weil sie fürchtete, von einem derselben einmal erkannt zu werden, und that dann auch alles Mögliche, die Besucher bald wieder zu verschrecken. Ihre Erscheinung war dann so uninteressant und unliebenswürdig wie möglich. Sie fand da, die Augen niedergeschlagen, mit einer wahren Armenhünder- und Bittentenne,

spielte mit den Händen verlegen an den Ärmeln ihrer Schürze, meinte vielleicht Sitte in sich hinein (über Thüren hatte sie überhaupt jeder Zeit mit voller Freiheit zu verfügen), gab auf die eindringlichsten Fragen im besten Fall eine leise, stühernde Antwort, kurz, ersahen von einer fast blödsinnigen Blödigkeit, Menschenscheu und Stupidität, mit keinem Zuge die ihr innewohnende Intelligenz verrathend.

Indeß traten ihre häßlichen Untugenden immer scharfer hervor. Eigensinn, der sich oft bis zum Starrsinn steigerte; übertriebene Empfindlichkeit, Raunenhaftigkeit, Unempfindlichkeit für empfangene Wohlthaten, Unanständigkeit, ein gewisser verhöflicher Dünkel, endlich, wir dürfen es nicht verschweigen, eine immer entschiedener hervortretende Neigung zur Heuchel und zur Wähe. Ehenso wenig aber darf verschwiegen werden, daß sie in und jenseits des Eigentums durchaus ehrlich war, wie auch nur das Geringste veruntreute, sowie, daß sie stets einen höchstigen Wandel führte.

Ihr Lehrer war zwar keineswegs blind für gewisse ausgesprochene Unarten und Untugenden seiner Schülerin, allein in seinem natürlichen und nur zu erklärlichen Wohlwollen gegen sie immer geneigt, sie aus der Natur der Verhältnisse und, wie gesagt, teilweise unrichtige Behandlung herzuheben, folglich zu entschuldigen. Auch hatte sie eine treffliche Art, allen gegen sie bei Herrn Ed sich vorbereitenden Klagen bei ihm damit zuwarzunehmen, daß sie eine betrübte Wiene ansetzte, auf sein dringendes Verlangen nach der Ursache derselben dann meist in Thänen ausbrach, und gegen die Worte ausbrach: „Die Menschen sind ja so schlecht, verurtheilen sie, weil sie sie nicht verstehen“, „ergien sich Dinge zur Kopf, an die ihr Herz nicht denkt“ — u. s. w., und zuletzt hatte Herr Ed alle Wähe, sie zu beruhigen. Wer allen Dingen glaubte er nicht an ihre angebliche Neigung zur Unwahrheit! Von ihm selbst hatte die Klage sich wohlweislich nie auf einer solchen betreten lassen, und was ihm von anderer Seite darüber gesagt wurde, stellte sich ihm später immer als Mißverständnis heraus. Man sagte ferner über ihr süßeres, mütterliches Wesen, über ihre Unliebenswürdigkeit! Aber war, wenn sie in Schuldhaft ihrer verlorenen Mutter gedachte (und dies that sie ja so eifrig, eine bessere Stimmung möglich?)

Ihr scharfer Charakterisirung ihres Herrn Ed gegenüber so meisterhaft besorgten Umgarungssystemen mögen ihr wenige interessante Auszüge aus dem über sie geführten Tagebuche des Ersteren folgen.

2. April 1856. Heute erklärte ich im Schulreigionsunterricht die Pflichten der Kinder gegen ihre Eltern. Caroline sagte mir nach der Stunde: „D, wenn ich bei meinen Eltern wäre, wie gerne müßte ich ihnen so danken, wie Sie heute in der Schule gesagt haben!“

23. April. Eine Dienstmagd sagte Carolinen dieser Tage, daß

sie nur recht freundlich gegen die Leute sein müsse, wenn es ihr auch nicht so um's Herz sei. Caroline sagte mir viel und daß sie darauf erwidert: dies wäre ja gehandelt und „händchen könne sie nicht“, sie wolle lieber „den ganzen Tag ein Gesicht machen.“ (Provinzialismus für: ein unfruchtliches Gesicht machen.)

26. Mai. Caroline gab mir heute wieder zu, daß sie sich jetzt immer glücklicher fühle, nur erlaube sie so viel Unangenehmes im Leben. So wisse sie auch jetzt, daß die Menschen lügen könnten! „Daß die Menschen so lügen können und auch betrogen“, sagte sie mit ganzem Umlaufen hinzu, „das thut mich so empören!“

10. Decr. Daß ich getrennt Carolinen des Wangels an Vertrauen zu mir beschuldigte, daß sie, wie sie mir heute gesagt, in eine außerordentliche Betrübnis verfiel. Darüber ärgerte sie mich heute, noch immer tief betrübt. „Ich würde Sie verstehen, als glaubten Sie, ich hätte mein Wohlwollen und Vertrauen zu Ihnen erbeudelt. Ich handle nicht, die schöngeistigen Menschen sind mir selbst jünder, und weil Sie glauben, ich wäre auch so, wie die schöngeistigen Menschen, deshalb bin und war ich so unglücklich, daß ich getrennt Abend bis in die Uhr weinen mußte. Ich habe geglaubt, mein Herz ging in lauter Stößen; noch nie war ich so unglücklich!“

An gelegentlichen schönen, sinnigen Worten hat es ihr überhaupt nie gefehlt. So sagte sie Herrn Ed erst, ihr „Hohes“ Herz könne es nicht ertragen, sich von andern Tugend erhalten zu wissen; sie sei gesund, wolle und könne arbeiten und ihr Dred selbst verdienen. Zuweilen war ihre Sprache auch blumenreich und sententiös; so schrieb sie einmal an ihre Franfurter Beschäftigterin u. A.: „Gleich gleich dem Garten sehe ich recht des Menschen Leben. Wie der Gärtner die Blumen pflügt das sie an Wachstum und Schönheit zunehmen So müssen auch die Kindlein gepflegt werden, das auch sie an Körper und Geist zunehmen. Auch ich bin gepflegt worden an Körper aber nicht an Geist und Gemüth das ist still und ruhig geblieben. Darum ist mein Gemüth so empfindlich das ich manches zu dulden habe. Gute Frau Sie werden manchmal selber finden aber ich beste Ihre Liebe zu mir wird es mir zu gut halten.“

Ganz aus diesem Gesichtsstande bearbeitete sie eben Herr Ed, und seine Beforgnisse um ihre zarte Behandlung meinten sich, als sie ihm gelegentlich Andeutungen fallen ließ, die er an Stund- oder Selbstmordgedanken beziehen konnte. So wußte sie ihm eines Tages eine Art tollwüthiger Verfürgung in die Hände zu spielen. Mit solchen Thaten und mit ihren Thränen that sie viel Macht über ihn. In Bezug auf die Schwächen ihrer Umgebung hatte sie überhaupt einen außerordentlich scharfen Blick, dem nichts so leicht entging. Wie sehr sie es aber verstand, mit schönen Gefühlen zu lelectiren, beweist u. A. auch folgender Fall:

Eines Sonntags erschien sie äußerst betrübt nach dem Gottesdienst. Als man sie daruin befragte, erklärte sie dies damit, daß der Pfarrer heut gepredigt habe, nach dem Tode würden die Guten delohn, die Bösen bestrast; und man werde sie ihre Mama, die nicht gut an ihr gehandelt, doch schwerlich im Himmel wiedersehen!! Und darüber betäubte sie sich herjünglich!!!

Am 2. Januar sprach Caroline gegen ihren Lehrer die Bitte auch, ihn serner „Papa“, seine Frau, „Mama“, seine beiden Kinder „Bruder“ und „Schwester“ — sie Alle „Du“ nennen zu dürfen, was ihr auch gern zugestanden wurde. Sie ärgerte darauf, daß sie jetzt in Hinsicht ihrer würdigen Eltern keinen Wunsch mehr habe. „Ich habe ja meinen Papa und meine Mama gefunden. Meine Freude ist jetzt so groß, daß sie mich mehr drückt, wie ein Leib; lassen Sie mich jetzt nicht sprechen!“

Indes, die Wahrheit des Spruchs: „Der Frosch kühlt wieder in den Pfuhl, und säß er auch an goldenem Stuhl!“ sollte sich auch an ihr erfüllen. Nachdem sie Herrn Ed schon öfter ihre Absicht kundgegeben, im R.'schen Hause nicht länger bleiben zu wollen, von ihm aber immer wieder zum Bleiben gedrängt worden war — verließ sie es eigenmächtig in der Nacht des 5. Mai 1857.

Und wohin wandte sie sich? In's Gefängnis zu ihrer Deutsch-Mama zurück, mit der sie auch in der Zwischzeit stets lebhaften Verkehr unterhalten, und die sie stets eine besondere Anhänglichkeit demobart hatte. Da ihre Rückkehr in's R.'sche Haus nicht mehr wohl zu bewerkstelligen war, so ließ man sie bei ihrer Deutsch-Mama bis zum 21. October, wo sie dann bei der Familie eines Dammshweiders neuerdings in Kost gegeben wurde.

Die selbstständige Entfremdung aus dem R.'schen Hause schädete ihr ungemein in den Augen aller Wohlthätenden. Doch mochte sie Herrn Ed um deswillen nicht schon gleich aufgeben. Er ver-

anlaßte sie auch zu der Bereiterklärung, die R.'s um Verzeihung zu bitten, worauf diese jedoch gern verzichteten.

Nach ein Mal sollte sie die Desfinitivität bewegen — das letzte Mal!

Seit Mitte August 1857 war der Religionsunterricht des Mädchens aus Ed's Händen in die eines würdigen protestantischen Geistlichen übergegangen, der sie nunmehr für ihre bevorstehende Aufnahme in die Christenheit — durch die Taufe — und in die evangelische Kirche — durch die Confirmation — vorbereiten sollte. Für diese Kirche hatte sie von Anfang an eine entschieden Feindschaft empfunden, sich dagegen über gewisse Ceremonien und Bräude der römisch-katholischen Kirche (Kloß, Anien, Betruzungen, Arrangierung der Heiligen u.) so entschieden verächtlich und wegwerfend geäußert, daß diese eingermessen aufrief, und um so mehr, als ihr bisher weder durch ihren Lehrer, noch durch ihre Umgebung derartige confessionelle Sympathien und Antipathien irgend eingehört worden waren.

Im Januar 1858 erschien aus uns unbekannter Feder der Artikel über Caroline in der „Gartenlaube“, und dieser Artikel hätte fast noch dem Schicksale unserer Selbin eine ganz andere Wendung gegeben. Ein wackerer und humaner Mann in einer großen Stadt Böhmens hatte sich nämlich dadurch für Carolinens Schicksale so sehr theilnehmend anregen lassen, daß er sich sofort mit ihrem Lehrer in Correspondenz setzte und dem ersten Willen kundgab, für ihre Zukunft etwas Entschiedenem zu thun. Die Eröffnung dieser Correspondenz geschah im März 1858 und Anfangs Juni trat er bestimmt mit folgenden Vorschlägen auf: Als Verwalter, aber noch nicht mit Kindern geeigneter Mann in den besten Jahren und zugleich im Besitze eines sicheren und unabhängigen Vermögens erklärte er sich, im Einverständnis mit seiner Frau, bereit, Caroline wie „eine liebe und gute Schwester“ bei sich aufzunehmen, ihr in seinem Hause eine neue Heimath zu begründen, wo sie des Lebens Freud' und Leid mit ihnen theilen solle; und für den Fall seines oder seiner Frau Ablebens würde ihr eine feste, lebenslängliche Rente von 100 fl. C. M. hypothekarisch sicher gestellt werden, wenn man sich nicht vielleicht im Laufe der Zeit veranlaßt fühle, noch mehr für sie zu thun.

Dies waren in Kurzem die Anerbietungen, welche der Ehrenmann in Bezug auf Caroline machte und die gewiß der höchsten Anerkennung werth sind. Aus jeder Zeile seiner Briefe spricht das edelste Wohlwollen, der ungenüßigste Ekel, das reinste Mitleid und zugleich eine Bildung, die das Beste für Carolinens Zukunft aus dem Umgange mit einem solchen Manne hoffen ließ. Von ihr verlangte er nur, daß Herz und Gemüth noch unversehrt und ihre Gesundheit, wenn auch nicht eben schön und regelmäßig, doch auch nicht missfällig, und insbesondere der Gesichtsausdruck nicht ohne geistiges Leben sei. Zuweilen Caroline diesen Anforderungen entsprach oder nicht, bleibe dem Leser nach dem Vöhergehenden selbst zu entscheiden anheimgestellt. Herr Ed, der sich natürlich verweigert hätte, die sich seinem Schilling bietende Aussicht in eine fruchtliche Zukunft möglichst realisiren zu helfen, der aber doch, bei aller Verliebe für dieselbe, sich gewisse Bedenken nicht verhehlen mochte, Herr Ed war so genüßighaft, jenem Menschenstrende im „bedersseitigen“ Interesse vorzuschlagen: Carolinen erst auf einige Zeit zur Probe in sein Haus zu nehmen, bevor er sich endgültig für sie entschiede; ein Vorschlag, der auch andererseits volle Zustimmung fand. Wie sehr sich der treffliche Mann dabei auf den rein menschlichen Standpunkt erhob, beweist unter Anderem die Thatfache, daß er in seinen Verbindungen die religiöse, resp. confessionelle Seite auch mit keiner Syble berührte!

Als Herr Ed Carolinen die erste Mittheilung von dem ihr bevorstehenden Glück machte, rollten, wie gewöhnlich, reichliche Thränen über ihre Wangen. Seine Frage, ob sie auf das glückliche Anerbieten eingehe, bejahte sie entschieden. Weiter ärgerte sie ihre Meinung dahin: „Ich zweifle nicht, daß ich die Leute lieb gewinnen; das sind ja so gute Menschen, daß ich sie jetzt schon liebe. Und wenn man weiß, daß man so liebevoll aufgenommen wird, wie diese Leute schreiben, so muß man ja, wenn man nicht anders, diese Liebe mit Liebe erwidern. Darum, wie man behandelt wird, kommt Alles an.“ Auf Herrn Ed's Veranlassung schrieb sie auch sogleich ohne alle Beihilfe in diesem Sinne an das ihr so genüßige Ehepaar nach Böheim. Ihre Briefe dorhin sollte stattfinden, sobald sie durch ihre bevorstehende Confirmation (bei welcher Gelegenheit sie zugleich zum ersten Male das Auentwahl empfangen sollte) in

die evangelische Kirche aufgenommen sein würde, nachdem sie zuvor durch die Taufe in die christliche Gemeinschaft im weitesten Sinne Aufnahme gefunden. Ihre Fortschritt in Erkenntnis und Aufnahme der evangelischen Lehre waren so erfreulich, und ihr Geistlicher war auch hier so sehr mit ihr zufrieden, daß ihre Confirmation bereits für den Schluss des ersten Jahres ihres gemeinsamen Confirmationunterrichts — also für Mitte August 1858 — in Aussicht gestellt werden konnte. Allein es sollte ganz anders kommen.

Es kam nämlich zwischen Caroline und ihren vermaligen Kosthaltern zu so ernstlichen Mißverständnissen, daß ein längeres Verbleiben bei ihnen für beide Theile unthunlich erschien. Besonders war es der nähere und vertraute Umgang mit mehreren Personen außer dem Hause (jedoch sein Umgang unerlaubter Art mit Personen anderen Geschlechts), von dem man eben nicht den besten Einfluß auf sie erwarten durfte und den Caroline, trotz des Verbotes sowohl des Hausherrn als ihres Lehrers, dennoch fortunterhielt, welcher störend auf ihr gutes Gewissen und mit Ersterem und dessen Frau hinwirkte. Daß dieser ihr einiß im Unmuthes äußerte: „sie könne unmöglich von hoher Altkunst sein, sie sei eine Abenteuerin“, hat sie ihm, wie natürlich, sehr übel aufgenommen und nie vergessen können.

Nachdem es aber eines Tages zu ernstlichen Conflicten zwischen ihr und ihren vermaligen Kosthaltern gekommen war, sand sich Herr Ed veranlaßt, auch diesem unhaltbaren Zustande ein Ende zu machen und Caroline bis auf Weiteres, mit Erlaubniß der städtischen Behörde, in sein eigenes Haus aufzunehmen, und zwar auch hauptsächlich in der Absicht, sich einmal aus eigener Erfahrung und Anschauung davon zu überzeugen, ob denn die Aufführung Carolinens wirklich der Art sei, daß sie zu fortwährenden Klagen gegenwärtigen Anlaß gäbe — ein Schritt, zu dem er sich auch ganz besonders jenem Herrn in Böhmen gegenüber moralisch verpflichtet fühlte, der Carolinen adoptiren wollte. Am 12. Juli 1858 nahm Ed seine Schülerin zu sich in die eigene Familie, und damit beginnt der letzte Act in dem Drama ihres hiesigen Lebens. Es war der Anfang vom Ende.

Ed sand nur zu sehr, daß manche der über Carolinen gesprochenen Klagen allerdings begründet war, wenn schon er sich immer noch geneigt zeigte, manchen ihrer Fehler aus den eigenthümlichen und vielfach traurigen Umständen ihres Lebens herzuweisen und demgemäß zu entschuldigen. Auch war sie ihm gegenüber noch ganz besonders auf der Hut, wohl wissend, daß mit ihm ihr letzter Rückhalt stand und fiel, und hatte sich auch bis dahin, was besonders zu berücksichtigen ist, von ihm noch nie auf einer Unwahrheit ertappen lassen.

Inzwischen hatte der Gemeinderath Carolinen zu Ende Juni 1858 das Heimathrecht der Stadt Offenbach, wie schon Anfangs in Aussicht gestellt, zuerkannt, und es nahte nunmehr die Zeit ihrer Taufe und Confirmation heran. In ersterer wünschte sie den Namen ihres „Papa's“ Ed zu empfangen, da dies jedoch aus verschiedenen Gründen unthunlich erschien, so wurde beschlossen, vor den Namen „Ed“ noch einfach das „V“ zu setzen, womit ihr mehrerwähntes Häußchen geschildert war („Caroline V.“), und sie auf den Namen „Caroline Ved“ zu taufen. Diese Namensannahme wurde dem Ministerium, in dem man sich ebenfalls für den Findling lebhaft interessirte, zur Beurtheilung vorgelegt, von dem denn auch täglich entgegenfab. Inzwischen hatte sie ihre Frankfurter Gönnerin in einem rührenden, echt kindlichen Briefe eingeladen, ihr bei der Taufe Pathin zu stehen; der uns, wie alle übrigen, im Original vorliegende Brief ist fülligreich sehr schön, aber in etwas großen, schmalhäutigen Zügen geschrieben.

Die Dame hatte auch bereitwillig die Pathinstelle angenommen, und sie mit einem schönen Confirmationseide und sechs feinenendenenden beschenkt.

Da Herr Ed sich indess nicht verhehlen konnte, daß Carolinens Betragen doch nicht der Art sei, sie schon jetzt mit gutem Gewissen in ihre neue Heimath nach Böhmen entlassen zu können, so beschloß er, sie noch bis zum nächsten Frühjahr unter seiner speciellen Aufsicht und Zucht im eignen Hause zu behalten, und wollte eben in diesem Sinne vorhin schreiben, als bei ihm Mitte (Nisi) ein Brief von da eintraf, worin ihm Carolinens zukünftiger Adoptator anzeigte, daß ein plötzlicher Todesfall in seiner Verwandtschaft es ihm leider für's Erste unmöglich mache, sein Verhaben bezüglich ihrer auszuführen, indem jetzt seine Fälle nach anderer

Seite hin nothwendig werde. Aufgehoben sei indess nicht aufgehoben, und er sei bereit, Caroline, wenn sie ferner noch den Wunsch hege, zu ihm nach Böhmen zu kommen, und ihre Erziehung für die Zukunft in Offenbach nicht genügend gesichert sei, sich allenfalls im nächsten Jahre zu sich nehmen; inzwischen schiebe es Caroline unbenommen, sich jederzeit mit billigen Anliegen und Wünschen selbst an ihn zu wenden, in welchem Falle er immer geneigt sein würde, ihr mit der warmsten Theilnahme die Freundschaft zu bieten.

Dieser Ausschub kam Herrn Ed ganz erwünscht. Caroline selbst nahm ihn mit jener kumpfen Ruhe und ansehnlichen Gleichmüthigkeit auf, die ihr eigen war, und schien weder sehr betrübt, noch sehr erfreut darüber. Ob und wie die Ueberstellung nach Böhmen überhaupt in ihrer Pläne paßte oder nicht, was in Bezug hierauf im Grunde ihrer Seele eigentlich vorging, — wer wollte es sagen? ...

Wenige Tage darauf erfolgte die unerwartete Katastrophe. Es war am Sonntag den 25. Juli, daß Herr Ed seine Schülerin auf einer eckelanten Höhe betraf, für seine Ueberzeugung das erste Mal. Sie leugnete ihm auf's Bestimmteste die Unterredung mit einer Person ab, von der er selbst an der ferne ungeschehen Zeuge gewesen war, und sie leugnete hartnäckig.

Man kann sich leicht denken, was bei dieser Entdeckung Alles in Ed's Seele vorging! Mit dieser Einen Höhe schien der ganze schöne Aufbau seiner Hoffnungen und seiner Ueberzeugungen in Betreff Carolinens plötzlich wie ein leichtes Kartenhaus in Trümmer zu sinken — ein Ban, an dem er fast vier Jahre hindurch mit liebevoller, unermüdetiger Hingebung gearbeitet, für dessen feste Begründung er öffentlich mit seinem Namen in die Schranken getreten war!

Diese jähe Enttäufung ließ Herrn Ed Worte der äußersten stittlichen Entrüstung gegenüber der falschen Betrügerin. Auf einer so großen Höhe ertappt, äußerte er ihr, vermöge er jetzt auch keinen Augenblick an ihre sonstige Wahrhaftigkeit zu glauben. Ihre ganze Geschichte, Alles, was er in seiner Schrift veröffentlicht, müsse er jetzt für Lüge erkennen. Sie sei nun entlarvt, ihre Rolle zu Ende gespielt. Er werde ihr ferner keinen Unterricht mehr ertheilen, auch seine Hand ganz von ihr abziehen.

Caroline stand zerschmetzt und niedergeschmettert. Sie versuchte ihre Entschuldigung und ging später auf ihr Zimmer. Nach einiger Zeit kam sie zurück, setzte sich auf das Sopha, legte den Kopf auf die Seitenlehne, verbarg ihr Gesicht und schien zu weinen. Auf ihrem Zimmer hatte sie nachgehende Worte mit Bleistift niedergeschrieben und das Blatt, aufsteigend aus dem Thronen beiseite, offenbar in großer Aufregung geschrieben, wie die Schriftzüge verathen, ihrem Lehrer übergeben; es ist die letzte schriftliche Äußerung, welche wir von ihr haben:

„Vierter Papa

„Ihre wie ich nach mein vorgehen vertiebt habe ich habe keine heffnung bei der Drama ihre Liebe und vertrauen (Vertrauen) zu gewinnen habt auch weiter kein mittel mit mir verfocht mich es mach (mag) auch mir wörn (werden) was da will denn eine Bitte wage (sage) ich nicht zu thun“ (Ohne Datum und Unterschrift).

Herr Ed, bei dem sich inzwischen die erste Aufwallung gelegt, war doch nicht der Mann dazu, seinen ihm so sehr an's Herz gemachten Pflegung um der ersten Höhe willen gleich fallen zu lassen. Er sah ihre äußerste Zerknirschung, er las jene Zeilen, in denen sie sich ihm gleichsam auf Gnade und Ungnade unterwerfte; zu allem dem kam auch noch seine schon früher mitgetheilte Beforgniß, sie möchte sich ein Leib antun und ihr Leben vielleicht durch Selbstmord enden. Er hielt es also für Pflicht, noch einmal am Abend desselben Tages Worte der Beruhigung und ernsten Ermahnung an Caroline zu richten und ihr zu sagen, daß nach Alles gut werden könne, wenn sie ernstlich Besserung gelobe. Aufsteigend etwas beruhigter wurde sie darauf von ihm zur Ruhe entlassen.

Im späteren Nachstunde noch hörte sie Herr Ed die Treppen herabkommen und versuchen, die Hausthüre zu öffnen; sie that unmöglich, daß sie dieselbe fest verschlossen fand.

Am nächsten Morgen (26. Juli 1858) erschien sie wie gewöhnlich beim Frühstück der Familie; man bemerkte nichts Ungeöhnliches an ihr, sie war still und in sich gelehrt, wie sie das oft war. Sie strickte. Morgen halb zehn Uhr legte sie den Strickstump bei Seite und verließ das Zimmer, um nicht mehr zurückzukehren. Als ihr Ausbleiben nach einiger Zeit auffiel und man im Hause nach ihr suchte, war sie nirgends aufzufinden. Sie war und blieb verschwunden. (Schluß folgt.)

## Die Privat-Irrenanstalten.

Von Dr. jur. Theodor in Rln.

(Schluß.)

Wir erwähnten und haben gerade darauf immer das stärkere Gewicht für die ganze Beurteilung dieses unseligen Handelsgesetzes, daß Schulmader ohne alle und jede vorgängige Rechtsprechung in ein Irrenhaus versetzt wurde; denn darin, gerade darin glauben wir den Grund für die tiefe und schmerzliche Verletzung zu erkennen, von der sich das öffentliche Bewußtsein in diesem Falle getroffen fühlte, (sobald aber auch den Grund überhaupt, warum Verzögerungen, wie diese, in einer Zeit, wie der unsrigen, überhaupt noch möglich gemacht werden können. Wahrhaftig, wer es nicht erlebt und mit angesehen, der würde es trotz tausend heiliger Beteuerungen nicht glauben wollen, daß noch im Jahre 1858 des Herrn, mitten im Schooße der humanistischer und bis auf minutiöse Feinheiten polirten Gesellschaft und unter den Augen der Gesehe, der Erste der Besten ausgewählt, zu einer Spazierfahrt eingeladen oder gar ergriffen und gefesselt, in einen bereitwilligen Wagen gesetzt und an den Fesseln irgend einer unheimlichen Spinnweb, die sich Privat-Irrenhaus nennt, abgeholt, hingeschoben und, so zu sagen, lebendig totgemacht werden könne. Und doch ist gerade diese Procedur diejenige, zu der die arglistigen Ränke der Ungerechtigkeiten darum am allerhäufigsten greifen, weil sie sich damit ohne gar große Mühe in den Vortheil eines ad accompi, nämlich jener vordemten Thatsache setzen, daß die Opfer von vorn herein für verurtheilt angesehen und erklärt wird. Denn wer nur erst zu Verurtheilung gefesselt worden, wer nur erst einmal die Unbillen erfahren, von irgend wem, oder auch nur mit einem Damenten von Compten verlebenden sogenannten Seelenarzte für irrsinnig oder selbst nur für einen solchen erklärt zu sein, mit dem es „nicht ganz richtig“ sei, für den müßte der barmherzige Gott selbst vom Himmel steigen, um zu verhindern, daß er nicht verurtheilt, daß nicht sein Denken und Empfinden, sein ganzes intellectuelles Vernehmen bis auf die festen Begründungen und vollständig getrübt und zerstört würde. Ist man mit dem armen Opfer nur erst dahin gekommen, daß man es „thatsächlich unter Schloß und Riegel eines Irrenhauses“ hat, daß es für irrsinnig angesehen, also ein irrsinniges Geschöpf behandelt wird, dann hat es auch alles Andere keine sonderliche Noth; man hat es durch die Barbarei vieler schreienden Ungerechtigkeiten dann schon halb um sein Selbst gebracht und nebenher das allgemeine Urtheil in Beschlag genommen, es unsicher und besanzen gemacht, und auf viel mehr kommt es in allen solchen Fällen nicht an, um das desperatere aller Majestätsverbrechen an der menschlichen Natur zuletzt dennoch durchzuführen und, was unendlich besagenerwerth ist, jedenfalls straflos davon zu kommen. Man hat, wie die Sache auch komme, dann doch immer schon einen Act, wenn nicht selbst jenen, welche die Wahnsinn-Erklärung anstehen erhalten, und mit dieser Verbindung sieht sich das Gesetz in ein unentwirrbares Labyrinth verwickelt. Man sollte kaum glauben, daß das möglich sei, und doch ist es möglich und geschieht alle Tage. Referent wäre in der Lage, an diesem Orte ein Stückchen aus seinen eigenen unmittelbaren, noch ganz frischen Erlebnissen zum Nachdenken empfehlen zu können. Allein er verzieht darauf, zumal es gelingen ist, das in diesem Falle aussehende Opfer, eine Dame von großer Bildung des Geistes und Herzens, die Mutter von Kindern, die langjährige Mutter ein unglücklich harten Schicksal, dem hereinverbrochenen Verhängnisse wieder zu entreißen. Auch ist es nicht dieser oder jener einzelne Fall, auf den es hier ankommt; es handelt sich vielmehr zunächst um die Frage, wie es überhaupt möglich ist, daß dergleichen noch geschehe, und diese Frage allein schon treibt jedem Entsetzten die Schamröthe in's Gesicht; denn sie deutet auf eine Lücke in der Gesegebung, die sich während fastjam genug ansetzt gegenüber allem dem seltsamen Werke über die bormalige Vollkommenheit der Staats-einrichtungen! — Traurige Vollkommenheit, die es zuläßt, daß ein Staatsangehöriger am hellen Tage und bei wüthenden Sinnen moralisch tot erklärt werde, ohne daß die Gesehe, ohne daß Richter beordert werden, sich an seine Seite zu versetzen.

Man nimmt Anstand, den Menschen für diskussionsunfähig, für einen Personenden, einen Pankretitter zu erklären, ohne ihn vorher vor Gericht gestellt und gehört zu haben; man weiß den Richter

wohl zu finden, wenn es darauf ankommt, seine persönliche Freiheit zu beschränken, und wehe demjenigen, der sie ihm ohne die richterliche Ermächtigung auch nur auf einige Stunden entziehe. Aber denselben bürgerlich und moralisch tot machen, ihn in einem Irrenhause lebendig begraben, das kann man alle Tage und nach Belieben, dazu bedarf es keines Richters und seiner Ermächtigung, dazu tritt das richterliche Befinden noch immer zeitig genug ein, wenn das Attentat bereits vollbracht ist, wenn er einseitig bereit für irrsinnig erklärt und begraben ist. Dazu ist nicht weiter nötig, als ein Medicus und eine unendlich kostspielige Pensionsanstalt, „Irrenhaus“ genannt, dessen Inhaber, wie sich von selbst versteht, in der Regel den Titel eines „Irrenarztes“ führt, kurz, diese ganze, moralisch und bürgerlich und wie oft auch physisch verurtheilende Procedur kann so recht privatim, nach Umständen sogar privatissime abgemacht werden, ohne daß man dem öffentlichen Rechte, der öffentlichen Ordnung mehr schuldig wäre, als die Verletzung des eingetretenen Wohnungswesels: — „N. N. ist wegen Wüthensinn von hier in die Irrenanstalt verlegt worden.“ Wie oft stößt in dieser mittelalterlichen Formel das furchtbarste Drama ab, in dessen Mittelpunkt eine menschliche Seele verloren ist! Der nach der That angefaßte Richter glüht in allen solchen Fällen einem Manne, dem eine Arbeit übertragen wurde, zu deren Vollendung er später Arme und wieder Hände bedürfte und der doch nur über einen Arm verfügt. Der Richter soll in diesem Falle einen Menschen aus dem Abgrunde emporheben, in den er gestürzt wurde — und auch mit dem ernstlichsten Willen ist er dazu mit dem einen Arme nicht im Stande. Denn man hat an den Hinabgestürzten ein Gewicht gehängt, und dieses Gewicht heißt: vorweg abgegebener Sachverständigen-Urtheil.

Mit dieser vorweg gegebenen Thatsache ist ein Cirkel geschlossen, aus dem, wie die Gesehe zur Zeit noch gerettet sind, auch die gewissenhafteste richterliche Anstrengung nur sehr selten herauszulommen vermag. Das ganze Unglück liegt eben darin, daß der Richter, wie es sich in der Praxis gestaltet hat, weniger gerufen wird, um zu erforschen und zu entscheiden, ob der Eingesperrte wirklich wahnsinnig, wirklich einsperrungsbedürftig sei, sondern weit mehr, um nach Bestätigung einiger gesetzlichen Formen anzuordnen, daß dem Eingesperrten ein Vermund oder Curator bestellt werde. Die Thatsache, daß der Eingesperrte wahnsinnig sei, wird bei diesem Interdiction's-Verfahren bereits halb und halb zugegeben. Sollen aber Verbrechen verübt, soll die Unsilbe unmöglich gemacht werden, so ist es ziemlich unbedeutend, daß der Richter fragen darf: soll der Eingesperrte eingesperrt bleiben? Denn das heißt in gar vielen Fällen nichts Anderes, als durch die heimliche Deckung zur Sache stellen, die eben von der Gewalt und Arglist mit so glücklichen Geschick gemacht wurde, und ein Weiteres bedeutet die richterliche Frage nicht: ist der Eingesperrte wirklich wahnsinnig? In allen diesen und ähnlichen Fällen kommt es vielmehr und vor allen Dingen darauf an, daß gefragt werde: wie und mit welchem Rechte ist dieser Eingesperrte eingesperrt worden? wie ist es dabei zugegangen? welcher Mittel hat man sich dabei bedient? wer sind diejenigen, welche dies verübt, die deren Ausführung unterlassen, dieselbe gutließen, und von welchen Verengränden wurden die Einen und die Anderen dabei geleitet? Sollen Verbrechen verübt, soll die Unverletzbarkeit des öffentlichen Rechtes, an das auch die am schwächsten erleuchtete Menschenseele, an das selbst der Halbblödsinnige aus tiefstem Herzensgrunde noch mit ganzer, voller Zuversicht zu denken wagt, woran er sich klammert, worauf er sich zu verlassen den Rath hat, soll dieser heilige Glaube, daß Recht und Gerechtigkeit im Staate walten, nicht getrübt und verunkelt werden: so ist es die Pflicht zumal derer, welche über das Ansehen des Gesetzes wachen, daß sie liberal und in allen Fällen da einzuschreiten, wo die öffentliche Stimme oder andere ungewöhnliche Merkmale dafür sprechen, daß eine Gewaltthat verübt worden sei.

Es ist nicht unsere Absicht, von dem, was wir über die Lage und das persönliche Verhalten des Geistes unglücklich und unangenehm erfahren, für jezt Gebrauch zu machen; aber vollkommen geeignet ist es, ein Menschenherz bis auf's Tiefste zu

erschüttern, wenn wir der Worte gedenken, womit der Gesangene von einem Freunde eingeleiteten Fluchtversuch ablehnte. Der ihn dazu Einladende war kein Soldat, denn er jemals hätte Wohlthaten erweisen können, eben so wenig einer von denen, die aus seinen Liebhabereien und Eigenheiten irgendwie Vorbelle gezogen haben; er war ein in Auslande lebender Ehrenmann, den der Ruf von dem Verbängniß des Greises in seine Räte gerufen hatte.

„Wie,“ antwortete der selbstsamste aller Irrenjungen, „wie, lieber Freund, können Sie mir nur einen solchen Vorschlag machen? Sehen Sie mich an! Ich bin ein alter und haltelähmiger Mann; ich habe nicht mehr die Kraft zu Abenteuern, auch wenn ich den Willen dazu hätte. Und was würde die Welt dazu sagen? Glauben Sie mir und verlassen Sie sich darauf, daß ich diese Treppen auf gesetzmäßigem Wege hinabsteigen werde!“ Fürwahr Worte, eines preussischen Richters würdig! Und dieser Mann sitzt im Irrenhause und wird fort und fort darnach festgehalten!

„Man bemerken wir eben, daß der vorliegende Fall sich durchaus als einen solchen zu erkennen gebe, bei dem es darauf ankomme, daß vor allem und jedem weiteren Beschahen die gegebene Thatsache, wir meinen die Verletzung Schußmachers in ein Irrenhaus, aufgehoben und jene resolutio in integrum verfertigt werde. Der vorliegende Fall gibt sich als solchen zu erkennen, einmal durch die Art und Weise, wie dieser Mann aus dem Staute der Freiheit und Selbstständigkeit entzogen und einem Irrenhause einverleibt wurde, sodann aber auch durch die öffentliche Stimme, die nie in einem anderen Falle sich je mit größerer Entschiedenheit ausgesprochen hat und noch fort und fort auspricht. Kaum nämlich war in der That bekannt geworden, daß der Greis sich im Irrenhause befinde, als auch sofort die allerentschiedenste Verurteilung sich überall kundgab. Denn selbst diejenigen, welche den Mann nicht gekannt hatten und aus diesem Grunde es dahingestellt sein lassen mußten, ob er wirklich irrsinnig sei, fühlten sich durch die Handlung selbst auf das Äußerste verletzt und betroffen. Wie, hörte man auf dieser Seite durchgehend fragen, ist der Mann darum so alt, darum der Besitzer eines so ansehnlichen Vermögens geworden, daß dasselbe auf die schmachliche Verpflegung seiner letzten Tage in einem Irrenhause verwendet werde? Ist er denn wirklich bis zu dem Grade irrsinnig, daß der Genuß seiner Freiheit ihm missgünstig und verweigert werden muß? ihm entzogen werden kann und darf? Ist er denn gefährlich im Zustande der Freiheit? Ist er tobsüchtig? leidet er an einer verdreherischen, die allgemeine Sicherheit gefährdenden Manie? Und wenn das Alles wäre, reicht dann sein Vermögen nicht aus, daß ihm eine ehrenhafte, standesmäßige und edle Custodierung der Freiheit gesichert werde? Was kostet diese Verpflegung in einem Privat-Irrenhause und was würde jede andere, mit dem Genuße der vollen freien äußerlichen Unabhängigkeit verbunden, kosten? Wer ferner hat ein näheres und unbedingteres Recht auf den vollen Genuß seiner Mittel, als er? Oder hat er aufgehört, der rechtmäßige Herr seines Vermögens und das Oberhaupt seiner Familie zu sein?!

„Es urtheilen und äußerten sich alle diejenigen, welche den Mann nicht kannten, nach ihm je gesehen hatten! Aber davon, daß der Greis irrsinnig, daß er selbst nur dispositionsumfähig wäre, weilte von den vielen Hunderten und Tausenden, die den Mann seit einer langen Reihe von Jahren gekannt und beobachtet und von denen Viele bis auf den letzten Augenblick mit ihm verkehrt hatten, Keiner je das Mindeste wahrgenommen haben.

„Er hat Schwächen, hörte man von dieser Seite sagen, aber er hat auch ein Recht dazu, ihnen nachzugehen, und er darf sie

haben, denn er verletzt und beleidigt, verläßt und verflümmert dadurch Niemand in höheren, besser begründeten Rechten. Die Befriedigung seiner Liebhabereien war jederzeit von einer sehr besonnenen Ermüdung begleitet, und diese Liebhabereien waren unschuldig, ja sie charakterisirten sich gemeinlich als Einübungen und Ausflüsse eines großmüthigen und edlen Charakters. Wenn er dagegen auch einmal zu seinem Nachtheile einen Gutkauf gemacht, wenn er bei seiner Liebhaberei für Fierze im Kauf und Verkauf verfallen da und dort hintergangen worden, wenn er für Solche etwas gethan, die sich ihm, dem in seiner engeren Umgebung keineswegs glücklichen Greise, angezogen und gefällig zu zeigen bemüht waren: so könnte aus diesen Dingen eine Anwartschaft auf das Irrenhaus doch erst dann mit einem Scheine von gesetzlicher Gleichheit gegen ihn gefolgert werden, wenn das Gesetz festgehalten hätte, daß ich als selbstständiger Mann mit dem Meinen nicht mehr machen könne, was ich will; wenn das Gesetz an Stelle der väterlichen und hausherrlichen Gewalt das Princip der hämiliensempörung gegen den Hausherrn aufgerichtet und heiligelt, wenn endlich zum Gesetze geworden, daß alle an der Verfertigung speculirenden Kaufleute, die Tag für Tag das Wohl und das Wehe, den Flor und den Ruin ihrer Familien auf die Wette setzen, als irrsinnig in ein Irrenhaus versetzt werden sollen.

„So sprach man auf Seiten derer, die den Mann kannten, und auch hierin hatte man Recht.

„Unsererseits läßt sich zu denken, die den Greis je gekannt, noch ihn jemals gesehen haben, mithin ist auch unser Urtheil ein anderes. Wir lassen beide Ansichten dahin gestellt, oder indem wir in Folge eines rasch hingeworfenen Wortes uns wider unser Willen in den Mittelpunkt der traurigen Scene versetzt sehen, und von allen Seiten in der Richtung unseres Charakters ermuntert werden, die so tief wunde Sache nicht ruhen zu lassen, wollen wir wenigstens aussprechen, was wir unsererseits urtheilen. Wir verlangen einfach, daß der Greis restituirt werde und daß, wenn sein Geist in der That gerührt und seine Dispositionsfreiheit zu beschränken wäre, ihm eine Curierung und Pflege im Genuße seiner vollen freien äußerlichen Unabhängigkeit gegönnt und gesichert werde. Dieser Genuß seiner äußerlichen Freiheit ist unter allen Umständen das Mindeste, was ihm in seiner Eigenhaft als Oberhaupt seiner Familie, was der Ehrwürdigkeit seines Alters, der persönlichen Güte seines vielbelobten Charakters, seiner gesellschaftlichen Stellung und der öffentlichen Meinung zugestanden werden muß.“

Zum Schlusse erwähne ich noch den trefflichen Artikel der Times über die Zustände in England und Schottland, welcher in eigenthümlicher Fügung mit dem meinigen sich kreuzte, und am Schlusse das Resultat in folgenden Worten zusammenfaßt: „Man braucht bloß einem Advocaten 300 Pf. St. die Privatgeschichte eines Mannes und als Secundanten zwei oder drei Irrenärzte zu geben, und man kann fast jeden Menschen unter einem oder dem andern Verwande einpfieren lassen.“

Das öffentliche Interesse ist aus diesen sehr natürlichen Gründen der Entscheidung dieser für die Menschheit wichtigen Angelegenheit und insbesondere dem Ergebnisse der gegen Pennarß fahrenden Criminaluntersuchung in hohem Grade zugewendet, welche fortwährend die Gemüther bewegt, und die Legislatur wird demnach auch in diesem Bezüge ihre Schuldigkeit zu thun haben.“

Rien, den 15. November 1858.

\* Es sind uns mit Bezug auf diesen Artikel einige Mittheilungen zugegangen, die wir in einer der nächsten Nummern im Auszuge veröffentlichen werden. D. Red.

## Die Fozzi im Dogenpalaste zu Venedig.

Von G. R.

Es gibt nie und da Orte in Europa, welche die grausamen Thaten vergangener Jahrhunderte mit blutiger Hand schrift erzählen, Orte, an deren Wänden das Blut der hier Gemordeten immer wieder zum Vorleibe kommt, so oft man sie auch überflüht hat. Ich war kürzlich auf einem alten Jagtschloß im Wälschthal, welches die Erzbischofe von Salzburg bewohnten, als sie

mit Holzerwerkzeugen und mit dem Schwert des Ventes die Reformation in den Salzburger Alpen ausdreteten. Ein Schauder überlief mich, als ich in diesen düstern Räumen umherging und daran dachte, welche sündliche Thaten sie mit angehen haben. Die Feinungung der Fozzi mußten hier zur Erhebung nach den Streuten der Jagd und der Tafel dienen; ihr Gesdrei und ihr

Steinböden vermischte sich mit den Hölzernschaften und mit den Bretterbänken dazwischen, welche sie verarbeiteten hatten, und aus goldenen Bechern sich den rothen Wein zutrunk. Achtliche Gefühle beschleichen mich unwillkürlich, wenn ich im Tower zu London bin, oder durch die Säle des Louvre wandere. Die gold- und silberverarbeiteten Tapeten und die goldenen Bilderrahmen sind nicht im Stande, diese Erinnerungen in mir auszulöschen. Das Reme Telle der Geschichte ist mit unaufrichtiger Ehrfurcht geschrieben, so sehr auch die und da neuerer Schriftsteller versucht haben, es hinwegzuwischen.

So ist die Geschichte des Dogenpalastes zu Venedig mit blutigen Lettern auf seine Mauern gezeichnet. Die rothen Verpflanzungen an der dem Marcoplatz gelegenen Fassade, die Sala della Bassola, die Sala del Consiglio dei Dieci, die jetzt fortgenommenen Verewraden, in deren Mündung man von draußen die anommenen Denunciationsen hineinwarf, sind noch heute lebende Zeugen der Schwereherrschafft des furchtbaren Rathes der Zehn, „der Alles wußte und Nichts verzieh.“ Die schriftliche Inschrift C. D. X. scheint noch heute an den verguldeten Plafonds und auf den mit Intarsien und Tizian's Weizenweiseren geschmückten Wänden zu leuchten. Die furchterlichen Plünder bei der Sturm der französischen Revolution vermindert, aber die Pazzi, diese in die viden Mauern eingepregelten feineren Gefängnisse-Sätze, haben allen Stürmen der Zeit widerstanden, und erzählen in grauer Nachzeit furchterliche Thaten. Neuer Schriftsteller haben auch sie mit einer modernen Tönche zu überziehen versucht.

Ein alter Mann, der sie noch zu den Zeiten der venetianischen Republik sah, eines Kammerz, von sich eine der grauamsten Aristokratendynastien Sachkunderte hindurch fälschlicherweise bergte, führte mich in dieselben hinein. Er hatte einen echt venetianischen Kopf, wie man ihn heut zu Tage noch jumeilen unter den Gondolieren an der Piazzetta sieht. Der einzige Zugang war früher durch einen geheimen Gang, der auf den Saal der Häupter des Rathes der Zehn mündete. Jetzt steigt man durch eine früher nicht dort befindliche Thür aus der großen Gallerie des Palastes hinunter. Er zählte eine Fabel an, und bei ihrem rothen Schein sah ich die enge, steinerne Treppe, über welche die politischen Gefangenen, welche in der Pozzi eingekerkert waren, in das Verhörzimmer des Rathes der Zehn geführt wurden. Es ist irrig, daß sie über die Ponte dei Cappri gingen. Die Seufzerhölle verband die jenseits des Canals liegenden Gefängnisse mit dem Verhörzimmer des Rathes der Zehn. Sie waren für nicht politische Gefangene bestimmt, waren aber lange nicht so furchtbar, wie die Pozzi.

Man steigen wir eine schmale, steinerne Treppe hinauf, an der die Spuren mehrerer schwerer, eiserner Thore noch heute zu sehen sind, und kamen in die obere Etage der Pozzi. Diese liegt noch über dem Niveau des Hofes des Dogenpalastes. Rund um die Gefängnisse läuft ein schmaler Gang, welcher durch kleine mit starken eisernen Stangen vergeräute Fenster ein schwaches Tageslicht erhält. Die Gefängnisse sind in die viden Mauer eingegraben. Durch eine ungefähre einen halben Fuß über dem Boden befindliche niedrige Oeffnung steigt man in sie hinein. Sie sind ganz dunkel. Nur ein rundes, in die Mauer gesprengtes Loch oberhalb der Thüre gibt ihnen Licht, und schwindet das Tageslicht des Ganges so sehr, daß Nacht und Tag da drinnen kaum zu unterscheiden sind. Früher hatten sie sämtlich eine starke Holzbedeckung. Jetzt befindet sich nur noch eine der Gefängnisse in dem ursprünglichen Zustande. Bei dem Schein der Fabel stiegen wir in dasselbe hinab. Der steinerne Fußboden, die Wände und die gewölbte Decke waren mit Holz bekleidet. Auf dem Boden war eine Erhebung von Eisenblech, die in der Höhe von ungefähr einem halben Fuß errichtet. Hier war das Strohlager der Gefangenen. Als einziges Möbelstück diente ein starkes, eichenes Bett, welches an der Wand angebracht war, und auf dem der Wächter der Gefangenen seinen Platz fand.

In diese obere Etage der Pozzi wurden die Gefangenen gebracht, so lange sie in Untersuchungshaft waren. Nach ihrem Gesändnis oder nach ihrer Verurtheilung führte man sie in die unteren Pozzi. Der Boden derselben lag gerade über dem Niveau des Hofes des Canals an der hinteren Seite des Palastes. Daß das Wasser bei steigender Fluth in sie hineinwand, ist also eine Fabel. Über zwei steinerne Stiegen, welche abermals durch schwere eiserne Thore von einander getrennt waren, stiegen wir hinunter. Ein schmaler Gang umgibt sie, wie die oberen Gefängnisse, ebenfalls von zwei Seiten, der obere, wie in der oberen Etage, durch ver-

gitterte, kleine Fenster ein schwaches Tageslicht erhält. An der Ecke, wo beide Gänge zusammenstoßen, führt ein kurzer Gang noch einige Schritte gerade aus, und bildet so einen kleinen, mit einer eisernen Thüre früher abgeschlossenen Platz, wo der Sessel stand, auf dem die Gefangenen hingerichtet wurden. So wie der Unschuldige auf dem Stuhl saß, wurde ihm ein Strich von hinten um den Hals gelegt und er mit demselben ertröckelt. An der linken Seite des Stuhls war eine Thür, welche aus den Canal führte. Sie ist jetzt sehr mauert, aber ihr Tausch ist noch heute ganz deutlich zu erkennen. Der Verurtheilte lag die schwarze Decke mit der Inschrift C. D. X. (Consiglio dei Dieci), in der der Vertham des Angeklagten nach einem in der Nähe der Kirche San Giovanni e Paolo befindlichen Friedhofe geführt wurde.

Der Kerker, in den wir jetzt getreten Hauptes hinein gingen, war von derselben Beschaffenheit, wie die Pozzi des obren Stockwerkes, nur, daß bloß die Wände, nicht aber die Decke und der Fußboden mit Holz bekleidet waren, und die hölzerne Verkleidung fehlte. Licht und Luft erhielt dieser feineren Sarg ebenfalls durch ein rundes, über der Thüre in der Mauer befindliches Loch. Als der Führer mit der Fadel der Laterne nahe kam, erhellten dort eine Reihe von Schriftzügen und Ucharakteren, welche wahrscheinlich mit einem Stein oder mit einem Nagel eingegraben waren. Ich ließ die Fadel näher hinhalten und entzifferte aus den Schriftzügen, denen man es anah, daß sie im Tausch geschrieben waren, mehrere Zeilen in guten Italienisch, mit einigen Eigenthümlichkeiten im Dialecte und in der Stellung der Worte. Sie lauteten folgendermaßen:

Un parlare poco et un  
negare pronto et un  
pensare il fine poi dar la vita  
a noi altri Meschini. 1606  
Mgo Joannes Baptista aspretto  
uccellaria corcellariae.

zu deutsch:

Wenig sprechen und  
geschickt leugnen und  
das Ende überlegen kann das Leben geben  
aus armen Teufeln. 1606.

Ich Joannes Baptista, Escripser von Corcellaria.

Non ti fidar d'alcuno uomo e tacce  
Ne fuggir vuoi de spioni insidie o tacce  
Il pentirsi, il pentirsi nulla giova.

zu deutsch:

Tausch Niemandem, trau und schweige,  
Wenn Du den Nachforschungen der Spione ausweichen willst, schweige,  
Die Reue, die Reue ist keine Hülfe.

De chi mi fido, guarda me l'iddio  
De chi no mi fido, me guardaro io.

zu deutsch:

Auf den ich trau, vor dem schütze mich Gott,  
Auf den ich nicht trau, vor dem werde ich mich selbst schützen.

Ist in diesen wenigen Zeilen nicht das ganze System des Spionwesens und des Inquisitionsverfahrens des schredlichen Rathes der Zehn ausgeprochen? Welches Ende mögen die Unschuldigen gemessen haben, welche sie schrieben? Wahrscheinlich wurden sie an den Säulen des Dogenpalastes oder zwischen den Säulen der Piazzetta, auf dem gemöhnlichen Durchgangspunkte von Venedig, aufgehängt. Der die schredliche Garetta machte ihnen Leiden auf dem eben beschriebenen Stuhle ein Ende und die geheimnißvolle Gondel brachte ihre Leichen in dunkler Nacht zu dem stillen Friedhofe von San Giovanni e Paolo.

Den Voren wird erzählt, er sei bei der Befestigung der Pozzi in Begleitung einer größeren Gesellschaft zufällig in diesem Kerker zurückgelassen worden und habe darin mehrere Tage, weil man ihn nicht vermisst habe, zubringen müssen, bis der Führer aus dem Palaste, der die Gefängnisse zu zeigen pflegt, mit einem andern Fremden wieder hierher gekommen sei. Die Geschichte ist eine Fabel. Der alte Mann, der mir die Pozzi zeigte und der seit fast einem halben Jahrhundert diese Gefängnisse verfehrt, war auch der Führer des Voren. Voren that nur das, was ich jetzt that; er schied den Führer fort mit dem Auftrage, ihn nach einiger Zeit wieder abzuholen, und blieb eine halbe Stunde in dem Kerker allein. Ich begleitete den Führer bis in die obere Etage der Pozzi, schied ihn dann mit seiner Fadel fort und besah ihn, nach einer halben Stunde mich wieder abzuholen, so lange aber keinen Besaher hinunterzuführen. Ich wünschte den Einbruch zu

empfinden, den die schrecklichen Kerker in der Einsamkeit und in ihrer Dunkelheit auf mich machten.

Alles hing ich nun die beiden steinernen Stiegen wieder hinab. Eine Todtenstille umgab mich, ich hörte kein Geräusch, als den einseitigen Schlag der Wellen des Canals, welche aus der Mauer des Palastes branden. Die mit vielen Eisenketten vergeritterten Fenster ließen nur ein schwaches Dämmerlicht in den Gang fallen. Ich stellte mich vor den Thag, wo einst der Hinrichtungsbübel mit der schrecklichen Carotta stand, und blühte auf die geheimnißvolle Thür, welche von hier in den Canal führte. Ich sah den schrecklichen Stuhl vor mir; dann hörte ich, wie die Eisenthür des Kerkers sich hinarund öffnete, und zwei Fenster, schwarze Masken vor dem Gesicht, führten einen bleichen Mann, dessen Hände gefesselt waren, durch den Gang zu dem Stuhle. Ein hoher Mann, in der Amtstracht der Inquisitoren, ebenfalls maskirt, begleitete sie. Als der Gefangene auf dem Stuhle saß, zog der Inquisitor eine Schrift aus dem Gewand und hielt sie dem Gefangenen vor das Gesicht. Es waren wenige Zeilen darauf geschrieben, die ich nicht entziffern konnte, die Unterschrift fehlte, nur oben in der Ecke des Pergaments bemerkte ich deutlich mit rother Schrift die Buchstaben C. D. X. Der Gefangene stierte, als er die wohlbekannten schrecklichen Zeichen erblickte; sein festerliches Gesicht wurde noch bleicher. Dann warnte ihn von hinten ein Strich über den Kopf geworfen, ich hörte deutlich das Krachen der Halsmordel. Wie durch einen Zauber öffnete sich nun die geheimnißvolle Thür in der Mauer und vor ihren Stufen erschien die schwarze Gondel auf dem Wasser. Deutlich sah ich an ihrem Hintertheil mit rothen Buchstaben die fürchterliche Inschrift.

War es ein Traum oder sah ich dies Alles wirklich? Ich rief, um in dieser Einsamkeit meine eigene Stimme zu hören, ich ging auf dem engen Ramee hin und her, ich stülpte mit der Hand nach der vermaurerten Thür, um mich zu überzeugen, daß sie nicht existirte. Nach und nach beruhigte sich meine erregte Einbildungskraft, und die schrecklichen Gesellen verschwanden; ich sah, daß ich

allein war an diesem fürchterlichen Orte. Dann ging ich durch den Gang und stieg in den Kerker hinab, an dessen Wänden ich bei dem Schein der Fadel die Inschriften gelesen hatte. Es war ganz dunkel. Das Dämmerlicht, das durch die obere, runde Oeffnung fiel, war so schwach, daß kaum die Umrisse der Wände zu erkennen waren. Die Luft war dick, seufzt und dunstig, eine wahre Kerkerluft. Ich habe auch Jahre lang einen Kerker demobd, den man zu den schrecklichen zu zählen pflegte; aber keine Luft war wahrer Frühlingsodem gegen diese Mordluft. Sie kam mir vor, wie die Luft eines steinernen Grabs. Ich ging auf dem engen Ramee hin und her; er gestattete mir kaum, vier Schritte zu machen. Ich berührte mit der Hand die Decke und die Steinplatten des Fußbodens; sie fühlten sich an, wie die feuchte, kalte Haut einer Giesels. Weiterum begannen eine Reihe Schreden gefalten aus der Geschichte des Palastes vor meinem greifigen Auge zu erscheinen, dann dachte ich unwillkürlich an die Folterwerkzeuge, die ich Tags zuvor im Arsenal gesehen, an die eiserne Hand, an den vergeritterten Schlüssel, an den Schraubstock, der die Finger des Gefolterten zerquetschte, Entzündungen des Terranen von Paeua. Gewallam suchte ich die Erinnerungen niederzudrücken, um nicht wieder in den früheren aufgereizten Zustand zu gerathen — da sah ich den Gang von einer roten Fadel erleuchtet und zu mir herein blühten die schwarzen Augen meines Führers, der gekommen war, um mich abzuholen. Er schüttelte über meine sonderbare Grille, hier allein zu bleiben, den Kopf, und als ich ihm erzählte, was ich Alles gesehen, machte er ein Gesicht, als wenn er dachte, es lie in meinem Gehirne wohl nicht Alles in der gehörigen Ordnung. Langsam stiegen wir wieder hinaus, und als ich wieder auf der Piazza am Polo stand, leuchtete die Octobersonne mir noch einmal so heiter und so golden. Dr. Kreschaker kam gerade über die Riva dei Schiavoni von einem ärztlichen Besuche, den er bei einer russischen Fürstin gemacht hatte. Wir stiegen in eine Barke, nahmen vier Ruderer mit fuhren am Polo vorüber hinaus auf das adriatische Meer, welches heute wie ein stahlblauer venetianischer Spiegel glänzte.

## Blätter und Blüten.

**Die Kovara-Exposition.** Die österreichische Freigatte „Kovara“, welche, wie Sie wissen, bestimmt ist, eine wissenschaftliche Expedition um die Welt zu führen, ist, nachdem sie die Gaphari, die Inseln St. Paul und Neumohrham, Cronen u. berührt, am 2. August d. J. in Szwabai auf der Ostküste Ozeania's angekommen. Von hier aus ist der letzte Bericht nach Europa gelangt, dem vor folgendes anzuwenden: In ihrer Fahrt nach Ozeania (an der Ostküste von New-Zealand in Australien) wird wahrscheinlich am 8. oder 9. August haltmachen. Diesmal werden die zahlreichen Fremde, welche den Kovara-Reisenden mit so theilnehmendem Eifer folgen, lange nicht von uns zu hören bekommen. Die Jäger von Szwabai nach Szwabai dürfte mindestens drei Monate in Anspruch nehmen, um so mehr, als Commandeur Willersdorf unterwegs die Peruanen und Carolinen, sowie die Salomonenkreuzer zu besuchen gedenkt. Der hiesigen bündigst dem beurlaubt sein, wenn die mehrere Monate lang sein Sterbenskreuzer von uns hören, auch dann nicht, wenn Sie zuhause die Urvölle's Reisener in die Hand bekommen, und darin von der sonderbaren Sitte der Eingeborenen der Salomonenkreuzer theil nehmen, nebrante Züchte Menschlichkeit dem fremden Gaste als Preis vorzulegen. Obwohl der Bewohner dieser Insel Inselgruppen genannt werden müssen, so sind sie doch auch um Sie zu einem gewöhnlichen Geiste; sie verzeihen nämlich nur das Bleich ihrer Kriegsgefangenen und der ihnen feindlichen Völkstämme.

Oegen Briefe sollen sie ungemein zuverlässig und freundlich sein. Aber wenn auch dies nicht der Fall wäre, so ist die Gefahr, von wilden Völkern überfallen zu werden, für Reisende auf einem Kriegsschiff nicht sehr groß. Obson unser Aufenthalt in Ozeania in die unangenehme Vertheilung, sowohl in Bezug auf die Jahreszeit, mitten im heißen Sommer, als auch wegen der politischen Verhältnisse, welche der Kaiserthum so viele Schwierigkeiten in den Weg legen; so dürfte doch jeder von uns mit Hinblick auf das Gesehene, Erlebene, Gesehene und Erlebene, mit großer Vertheiligung der Lage in Ozeania gedenken. Ein großer Verdienst war es für die Reisenden der Expedition in Szwabai, Männer wie Will Williams, Webbers, Nashhead, Hobden, Neungund, Hartman, Szwabai zu treffen, welche sich durch ihre gründliche Kenntniss des Landes von großen Nutzen erwiesen. Nur durch solche Zeitgenossen ist es möglich, in einer so kurzen Zeit unter so grauenhaften Umständen Beobachtungen, wo der geringe Rest der Zeit bräut, so zu ertheilen, wie es uns in den verschiedenen Zweigen gelungen ist. — Vorausgesetzt, der Führer der Kovara von Szwabai die Szwabai banere drei Monate, so ist die Anzahl dieser Kovara (Reisender) am Orte ihrer Bestimmung; wo werden dann die nächste Nachrichten von Ozeania aus im Januar 1859 zu erwarten haben.

## Nicht zu übersehen!

Mit der nächsten Nummer schließt das vierte Quartal und der Jahrgang 1858 und ersuchen wir die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen für das nächste Jahr schleunigst aufgeben zu wollen.

Im nächsten Quartal kommen außer den trefflichen Beiträgen von Bod, Roggenhäfner, Beta in London, K. Vrech u. c. zum Abdruck:

„Er betet!“, Erzählung von Temme (Verfasser der „Neuen deutschen Heilbücher“). — Wechselseitige Erinnerungen von Heinrich König: „Die gebirge Polien“. — Geringer Bitter von Ernst Kossak. — Reise-Erlebnisse in England von Will. Gamm, mit Abbildungen. — Die Jagd auf den Hochalpen von Guido Cammer, mit Abbildungen. — Ein Parvus des vorigen Jahrhunderts von L. Storch, mit Abbildung. — Ein Besuch bei Kane, dem Nordpolfahrer. — Venusische Licht- und Schattenbilder von Max King: Bienenwörter und Wälder. — Amerisichische Vögelung über die Vögelwelt des Zorns und der Nare. Ungedruckte Reimane von Carl Hertelsohn. — Eisenbahnfahrt über den Sommer. — Ein Kurstag in Bamberg. — Johann's (Wagner) erste Vorleser. Von Alb. Tragner.

Stich den früheren Jahren sind auch für den Jahrgang 1858 hiesig

## geschmackvolle Dedn mit Goldrand

nach eigens dazu angefertigter Zeichnung zum Einbinden durch und zu beziehen. Alle Buchhandlungen sind in den Stand gesetzt, dieselben zu dem billigen Preise von 13 Ngr. zu liefern. Zu den Jahrgängen 1854 bis 1857 stehen ebenfalls Dedn zu den gleichen Bedingungen zu Diensten.

Die Verlagshandlung.



Illustriertes Familienblatt. — Verantwortl. Redactoren F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1 1/2 bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

### Der Todtenbesuch am Skagerhorn.

Nach wichtigen Begebenheiten mitgetheilt von Graf Willekm.

(G 418.)

VII.

Die todtte Braut.

Zu dem Anschlag der Wellen gestellte sich jetzt noch ein anderer Ton. Es war, als trieben mit der Fluthwege schwere Gegenstände gegen das Haus, denn die Wände dröhnten laut, und schon jagten sich hundert lodere Stellen. Das Wasser stand bereits ein paar Fuß hoch im Hause.

Niels Starleson sprach den Segen über und und erhob sich. Da brach die Wand, ein schäumender Strom riß die Steine vollends nieder, und angelöstlich stülzte sich der ganze Raum mit Wasser. Inстинmäßig drängten Alle nach der Thür, um die Treppe zu gewinnen. Der wüste Fremde erreichte sie im Sprunge zuerst, aber wie er sie aufstieg, prallte er mit einem Aufschrei zurück, denn ich später nach Jahren noch mauchmal im Traume gehört habe und vor dem jedes Mal mein Herz bebte.

Gleich den unweisen Vätern war auch die Thür des Hauses von der Gewalt der Bogen eingebrüht worden. Mit diesen zugleich drangen, vom Zuge des Stromes erfasst, schwimmende Gegenstände in Starleson's Wohnung und das Erste, was wir von diesen erblickten, war ein seines Deckels bebrauter Sarg. In schnelle Fluthung gehüllt, lag darin ein Weib, so wohl erhalten, als wäre sie erst vor wenigen Stunden der Welt entrückt worden. Die bleichen Hände über die Brust gefaltet, schien sie zu schlummern, im Schlafamer aber von einem bösen Traume gequält zu werden; denn ihr Gesichtsausdruck war der einer schwer Leidenden, einer schuldlos Verhängenen.

Gegen den Mann von dem zerstörten Schiff „Jsaal“ trieb dieser offene Sarg zuerst heran, sein Bild fiel auf die Leiche, deren Anblick von den noch brennenden Wintlichtern hell beleuchtet ward, und mit dem gelenden Ausrufe:

„Marie Anne! Marie Anne! Sie hält ihr Versprechen!“ brach er gurgelnd zusammen. Er würde ertrunken sein, hätten nicht Einige von der Mannschaft der „Olga“ ihn erfasst und schnell emporgerissen.

„Laßt ihn nicht sterben, nicht jetzt!“ schrie Hentidsen, den Sarg erfassend, und seine Rechte auf die verflungenen Hände der Todten legend. „Es ist der Räuber, der Würder meiner Braut! Es ist der raschlose Isthie Torlet Been!“

„Torlet Been!“ stammelte der Entsetzte, und sein Auge befestete sich anghroß auf den stürmenden Hentidsen.

Dies Alles war das Werk nur weniger Secunden. Der von

Hentidsen fest gehaltene Sarg schwanke auf und ab auf der stürzenden Welle, deren Gewalt gebrochen zu sein schien. Der Sturm wüthete nicht mehr mit der früheren Heftigkeit, und auch die Fluth hatte ihre größte Höhe erreicht.

„Wartet Du auch erst mein im Tode, Marie Anne,“ sprach Hentidsen, seine Hand auf die Stirn der Entsetzten, von den Fluthen dem Grabe wieder Entstrissenen legend, „so will ich jetzt doch nicht eher von Dir lassen, bis der Räuber Deines Glüdes den wehbetörtenen Lehn empfangen hat!“

„Gott ist gerecht!“ rief Niels Starleson ein. „Er öffnet die Gräber, damit offenbar werden die Irredelphaten verhärteter Sünder! Dies Weib trieb vor einigen Wochen Nacht bei ruhigem Wetter an den Strand. Ich bestattete die Unbekannte wie Jedem, den die See mit zuführte. Wer sie sein möge, von wannen sie kam, auf welche Weise sie den Tod im Meere fand, nach dem Allen konnte ich nicht fragen. Ich bettete sie unter Bitte und Gebet zu den Uebrigen, die auf gleiche Weise hier ihre letzte Ruhestätte auf Erden fanden.“

Torlet Been war völlig gelähmt. Er konnte sich nicht bewegen und auch die Sprache verlagte ihm Anfangs. Aber an ihn gerichtete Frage beantwortete er nur durch Zeichen. Das Erscheinen der Todten, schien es, hatte einen vermisstenden Eindruk auf ihn gemacht. Er gab durch Zeichen zu verstehen, daß man ihm Zeit lassen möge; später sei er Willens, zu sprechen und sein Gewissen zu erleichtern.

Man betrieb nun ein Tuch über das Antlitz der Todten, damit Torlet Been nicht immer wieder von Neuem sich vor der Leiche erblicke. Da sich das Wasser inzwischen ziemlich rasch vertief, so konnte man den Sarg ohne Bedenken in der Flur des Hauses stehen lassen, dessen Thür wir, so gut es gehen wollte, wieder beschloßen. Darüber ward es Tag. Die aufgehende Sonne beschien ein düsteres Trümmersfeld. Auf dem kleinen Friedhofe war kein Grab unbeschädigt geblieben. Die meisten Särge lagen umgestoßen, einige zerbrochen, zerstreut auf den Ueberresten der zerbrochenen Mauer. In Segelschiffen, zwischen Sand, Geröll und Kieselstein sandten sich Gebirge längst Beerdigter. Am Strande, weiter nach dem Horn zu, lagen die gestrandeten Wrack der beiden Schiffe, und aus dem Kumpfe des „Jsaal“ brodelte hie und da noch dünnler Rauch auf. Zu bergen gab es nichts. Die wild tobende See hatte alles Werthvolle entweder zerfchlagen oder in unergründliche Tiefen versenkt.

Gegen Mittag hatte sich Torlet Been so weit erholt, daß er

ein Bekanntniß abgeben konnte. Seine Erzählung läßt sich in Folgendem zusammenfassen.

Marie Anne war mit dem Steuermann des „Pawlowst“ früher bekannt gewesen, als mit Henriksen. Der unabhängige Espe in seiner Naturwnschigkeit machte auf das weiche und sich leicht anheimelnde Gemüth des jungen Mädchens einigen Eindruck. Ohne eigentlich Neigung zu Been zu fühlen, war der stillsam geartete Mensch ihr doch auch nicht gleichgültig. Sie fürchtete sich vor ihm und ließ es doch gefahren, daß er ihr Aufmerksamkeit erwiderte. Von Henriksen's Anträgen war indeß zwischen Beiden niemals die Rede gewesen.

Da lernte Marie Anne den jungen Henriksen kennen. Dieser war viel weniger led, bei Weitem nicht so leidenschaftlich, als Torzel Been, aber er zeigte Herz, und in seinem Auge konnte Marie Anne lesen, daß er sie liebe, mit Hrlichkeit lieben werde. Henriksen machte kein Geheimniß aus seiner Leidenschaft und zauberte nicht, dem Mädchen, das ihm gefiel, seine Hand anzutragen. Marie Anne beglute die Werbung, aber sie wagte sie nicht sofort anzunehmen. Sie selbst war ein ganz unbemitteltes Dienstmädchen, und Henriksen saß als Matrose auf einem Grolandsfahrer! Das gab nicht die besten Aussichten auf eine glückliche Zukunft, und darum zögerte sie, damit nicht ein berelbter Eheschlu sie später greuen wge.

Henriksen ging inzwischen wieder zu Schiffe und Marie Anne hatte sonach Zeit, mit sich selbst zu Rathe zu gehen. Der seiner Mdcher anerkende der „Pawlowst“ wieder in der nahen Hafenstadt, und schon ein paar Tage später begonnete der ungeschtzliche Steuermann des russischen Schooners dem jungen Mädchen.

Marie Anne wollte ihn meiden, aber Torzel Been ließ sich so leicht nicht abwenden. Gehungen mußte das geungeliebte Mädchen ein Tanjalsk mit ihm besuchen, und als sie schied, kufte er ihr fast mit Gewalt ein ganz neues Tuch um den Hals. Um den Festigen nicht zu beleidigen, ließ er es gefhen, legte es aber, nach Hause gekommen, sogleich wieder ab. Hier sah es ihre Freundin, die Tags darauf zufällig zu ihr kam. Veronora gefiel das Tuch und sie wünschte sie zu erlauben, wo sie es gekauft oder von wem sie es bekommen habe. Marie Anne hielt mit der Sprache jurck und Veronora vermutete ein geheimes Verhältniß. Da gewahrte die Freundin Henriksen auf das Haus zukommen. Sogleich verband Marie Anne das Tuch und eilte dem Romanenden mit offenen Armen entgegen. Ihr Herz sagte ihr, daß kein Anderer sie besser werde den immer zudringlichen Nachstellungen des heiligen Eschens schhen könne, als dieser ruhige, treue und ehrenwerthe Jugendgenosse, ihr Freund und Landmann, den sie eben so gut kannte, wie sich selbst. Sie wagte jetzt, daß sie ihn, ihn ganz allein liebe, und sie war fast entschlossen, auf einen seinerleids erneuerten Antrag mit freudigem „Ja“ zu antworten.

Dieser Antrag blieb nicht aus und ehe noch der Tag verging, war Marie Anne die Braut Henriksen's. Von ihrem Zusammenreffen mit Torzel Been schwieg aber das Mädchen gegen ihren nunmehrigen Verlobten, da sie beforgte, die zufälligen Begegnungen heiterer Männer könne bei den weisen Keigungen des Eschens, die ihr nicht entgangen wären, und bei der unigen Jneigung Henriksen's, von der sie überzeugt war, zu unangenehmen, wo nicht gar feindseligen Ausstritten führen.

Torzel Been hatte von dem Verlobni Marie Anne's keine Ahnung. In der Hoffnung, es werde ihm gelingen, das heitere Mädchen dauernd sich zu erringen, kam er Abends, bald nach Henriksen's Fortgang, in das Haus des Kstlers. Der Empfang Marie Anne's, der sl, gemessen und auch befangen war, machte ihn stugig. Er ward ungeduldig, bald sogar heig und ungestüm. Das geungeliebte Mädchen schtete eine Scene, die sie in ihrem eigenen Interesse zu vermeiden wünschte. So schlug sie dem vor, dem Ungestimmen auf einem Spaziergange nach dem Deiche eine Ertrgnung zu machen, welche ihr Verlobten nachsichtig sollte. Um zu beweisen, daß sie ihm freundlich gefinnt sei und dies auch sernerhin zu bleiben wünschte, schlang sie das von Been erhaltene Tuch um den Hals und verlies, wie sie meinte, unbemerkt das Haus ihres Vrohherrn.

Marie Anne ging eine Zeit lang neben Torzel Been fort, ohne auf dessen sehr bestimmte Anträge zu antworten. Erst als sie sich ganz unbeachtet sah — der Deich und hinter diesem die See lag bereits dicht vor ihr — erklärte sie mit kurzen Worten dem Eschen, daß sie sich vor wenigen Stunden einem Jugendfreund verlobt habe.

Es war ein Unglück, daß die Köpfe der See durch das starke Geräusch der brandenden Bogen jeden andern Laut ersticke. Kaum hatte Torzel Been das Gehrni des Mädchens vernehmen, daß er bereit zu besigen glaubte, sie übermannte ihn die Jferei seines unabhängigen Naturleids. Ohne ein Wort zu erwidern, umschlang er sie mit starkem Arme, um sie sernrlich nach dem Haden zu tragen, der hier bereit lag, damit der Steuermann sich in demselben nach dem draußen im Meer vor Anker liegenden Schoener zu jeder Zeit begeben könne. Marie Anne aber entwand sich geschmeidig seiner Umarmung und entfloß unterhalb des Deiches ihrem Verfolger.

Eine kurze Zeit behielt sie seinen Verfolg, da trennte ein Graben ihren Pfad. Schnell entschlossen übersprang sie diesen und eilte die Deichbschung hinauf. Torzel Been aber hatte sie schon erreicht. Er sogte ihr Gewand, sie straubelte und fiel, und im Ringen mit dem erlhten Verfolger verlor sie das Tuch. Der leichte Wind trieb es fort in einen Eckenstuf, wo es hängen blieb.

Marie Anne's Widerstreben half ihr jetzt nichts mehr. Torzel Been bemächtigte sich ihrer, trug sie in seinen Armen und ruterte mit der Gewandten hinaus auf's Meer. Alter es war noch nicht dunkel genug, um die Fußstapfen unbemerkt an Bord des Schooners bringen zu können. Der Esche lehrte deshalb nochmals um, und ließ in eine Whle unter dem Deiche ein, bis er sich gefestigt glaubte. Auf den ihn begleitenden Matrosen durfte er sich verlassen. Die Widerstrebende ward hier gebunden und getuschelt, und so gelang es dem unabhängigen Manne, der so leicht vor seinem Unternehmen zurckschrak, das unglückliche Mädchen ungelesen an Bord zu schafen und es hier zu verwickeln. Am nächsten Morgen schien lichte der „Pawlowst“ die Anker und lag in See. Die Gemalthat Been's mußte am Lande Jedermann ein Geheimniß bleiben.

Wie sorgsam aber auch der leidenschaftliche Esche seine Ge- fangene bewachte, die tief im Rume wssigen Ballen und Häfen in ein trauriges Dasein führte, eine Ahnung des Geschehenen hing doch in der Seele des Capitains an. Er hielt es indeß für zu- mngiger, zu schwigen. Torzel Been war ein ansehnlicher See- mann, der sich nicht leicht wieder ersetzen ließ. Ertrappte er ihn aber auf einem offenkundigen Verbrechen, so mußte dessen Entfernung vom Schiff doch die allgeringste Zhligung sein. Auch scheute er des Willen, sponer zu behandelnden Menschen gewaltthätigen Sinn. So schwieg denn der Capitain, bis der Schoener in Koral einlief.

Nun aber hatte er jeder Zeit ein scharfes Auge auf seinen Steuermann, der sich täglich ungeheurer zigte und sächlich ver- wilderte. Er überwachte ihn, als er das unglückliche Mädchen heimlich an's Land schafften wollte. Es kam zu einem sehr heigen Auftritte, der mit der Verhaftung des Freies entigte. Marie Anne ward einstweilen dem Schutze der Disziplin übergeben, und später, wenn die nähern Umstände ihrer gewaltsamen Entführung genauer erforscht sein würden, aber sie zu verurtheilen. Leider hatte man aber bei Been's Verhaftung dessen Charakter nicht richtig beurtheilt. Schon in der ersten Nacht entkam er seiner Haft, und wachte sich auf schlaun seines Oeffers wieder zu bemächtigen. Er ver- schwand mit dem zum zweiten Male Gewandten, und Niemand er- fuhr, wohin der wilde Esche gekommen sei.

Bald darauf begannen die Kbererrien zu Wässer und zu Lande. Es dauerte viele Monate, ehe man die eigentlichen Urheber derselben ermittelte. Ein paar Werdthaten es leiten auf die rechte Spur. Der verschwundene Torzel Been fand an der Spitze der verbrecherischen Rette, die eine große Strecke der Kstlengend und das Meer zwischen den Inseln und Klippen besonders für Kstlerjahre unbeschränkt machte. Nur durch große Berst entbedte man endlich den Schlafpunkt dieser neuen Hubstler. Dieser be- fand sich in einer schwer zugänglichen Höhle oder vielmehr einer geräumigen Hstelspalte, die sich mehrfach verzweigte. Nur bei ganz ruhigem Wetter konnte man ohne Gefahr in der Nähe dieses Ver- stedes landen, und sollte dies unbemerkt von denen geschehen, die jeder Zeit darin weilten und auf den leisensten Laut, der ihnen ver- dchtig erscheinen mochte, lauschten, so konnte eine Ueberrumpfung mit einem Erfolg nur bei dicker Nebelst versucht werden.

Zur Ausführung dieses schwierigen Unternehmens schritt man in jener Nacht, wo die „Daga“ unsern der festigen Küste ansetzte. Die Ueberrumpfung gelang über Erwarten, sie kostete aber viele Menschenleben. Nur Wenige der Verbrecher wurden lebend ergri-

fen. Totel Been allein entkam mit Marie Anne, die ihm gezwungen angehörte. Er stürzte sich mit der Lebenden, tief Trauernden, die er bald durch seine ungemessenen Liebesfluten, bald durch rothe Mißhandlungen quälte, auf ein sinnliches Holzschiff, das nach Christiania bestimmt war. Es war von plumper Bauart, alt und led, wie diese Fahrzeugen es häufig sind. Treppen hatte es sich auch bei schwerem Wetter immer ganz festlich gehalten. War es nun diesmal zu schwer beladen oder achtete man zu wenig auf die ledernen Stellen, die täglich gestopft werden mußten: genug, eines Nachts gewahrte die nur aus fünf Köpfen bestehende Mannschaft ein verdächtiges Schwanken. Zu spät entdeckte man, daß das Schiff Wasser zog, und immer tiefer in die Wogen sank. Man versuchte, es zu erleichtern, indem man über Bord warf, was gerade zur Hand war, die Ladung selbst blieb unzugänglich. Das Schiff legte sich bald zur Seite und verschwand spurlos in die Tiefe. Bei diesem Ereigniß kam Marie Anne um's Leben. Been trieb auf einer Tonne aufgenommen. Diese brachte ihn nach Bergen, und hier ließ er sich für den „Jaa!“ heuern, der mit reicher Ladung nach Riga segeln sollte. Die Sturmfluth bei Stagenhorn bereitete auch diesem Schiffe den Untergang.

Marie Anne's Befehl brachte dem verbrecherischen Been kein Glück. Die Vergeltung ihm seine Mißthaten kam mit der ungeschwächtesten Berachtung und mehr wie einmal, wenn sie seine rebe Festigkeit nicht zu bändigen wußte, schredete sie ihn mit der Drohung von sich: „Ich komme nach meinem Tode lächerlich zu Dir, und verfluche Dich vor Gott und Menschen!“

Totel Been war nach diesen Vorkenntnissen wie getrieben. Er

verlangte, daß man ihn als Verbrecher seiner Regierung übergeben sollte. Dazu jedoch hatte der Capitän der „Olga“ keine Lust. Er glaubte, ein ferneres Leben voll Beweisenbüßse sei hinlängliche Strafe für seine Verbrechen. So legte denn Niemand Hand an ihn.

Die von den Fluten dem Grabe entriessene Leiche Marie Anne's ward gegen Sonnenuntergang zum zweiten Male in Gegenwart der ganzen Schiffsmannschaft der gestrandeten „Olga“ feierlich beerdigt. Niels Sturleson sprach über dem zweiten Grabe der Verstorbenen ein ergreifendes Gebet.

Totel Been wohnte dieser Beerdigung der von ihm Geraubten nicht bei. Man sah ihn überhaupt niemals wieder. Wahrscheinlich stürzte er sich freiwillig in's Meer und fand hier seinen Tod.

Nach unserer Rückkehr in die Heimath führte ich Leonore als Gattin heim. Herrichten verschmerzte nach und nach den Verlust seiner Braut, er hat aber nie geheiratet. Im nächsten Sommer erhielt er das Commando auf einem Grönlandsfahrer. Ich wurde sein Steuermann, und wir sind in bester Freundschaft volle zehn Jahre lang an denselben Schiffen in die Belagerung gefahren, bis es sich ein Sturm ebenfalls an der Küste von Etagen in Trümmern schlug.

Ersten mag ein Erzähler so aufmerksame Zuhörer gehabt haben, als Capitain Petersen. Es unterbrach ihn Keiner, so lange er sprach; selbst wenn seine Zunge unversehens an einer unbequemen Stelle hängen blieb, war auch nicht eine Lippe, die sich zum Lachen verzog hätte.

Der wackerer Mann ahnte nicht, daß er schon ein Jahr später in der nämlichen Gegend, wo der Schluß seiner Erzählung spielte, ebenfalls sein Grab im Schooße des Meeres finden werde.

## Theodor Körner in Leipzig.

Einem Fremden nach erzählt von Th. Creizenach.

Meine zwei letzten Schuljahre verbrachte ich auf einem oberdeutschen Gymnasium. Mein Vater, obwohl in Sachsen heimisch, hatte doch eine besondere Vorliebe für den kleinen Staat, zu dem diese Landschaft gehörte. Der Director derselben war ebenfalls ein geborener Sachs und hatte noch Beziehungen zu seinem Geburtslande. Ich hatte schon zu Hause Jagen hören, dieser Gelächte sei als geschmackvoller Philologe den Jagen in Deutschland gleichzustellen und auch sonst kein übler Mann, wenn auch Viele ihn nicht leiden könnten. Dies Urtheil wurde mir in Eilenburg, wo unser Gymnasium sich befand, vollkommen bestätigt. Professor Winfried wußte vortreflich zu reden, sein Vortrag war würdig und elegant, ohne Schmuß und ohne Geziertheit; aber ein gewisses hochmüthiges Wesen war bei ihm um so auffälliger, als er sich vor den Uebeln des Ländchens meistens zu schmeigen verstand und die Regierung in ihren bedenklichsten Mädeln seinen gehoriameren Parteigänger hatte, als ich. Er war in Dorf und Stadt eben nicht beliebt. Gleichwohl konnte man ihm nichts weniger schuld geben, als thätige Bescheid oder Nachsicht; ja, man hätte ihm bei mancher Gelegenheit, die ihm widerfuhr, um des Anstandes willen mehr Barmhuth und weniger Bescheidenheit gewünscht.

Winfried las mit uns außer den Alten auch deutsche Dichter. Am liebsten verwicelte er bei der romantischen Schule; vor dem jungen Deutschland konnte er nicht genug warnen und erklärte einmal, er würde seinen eigenen Sohn eben so gern sterben sehen, als ihn zu vieler Rette zählen müssen. Er war ein Deutschhämmer vom reinen Wasser und floß über von Begegnungen der Vielheit, wenn etwa von Krudt oder Max Schenkendorf die Rede war. Daher fiel es uns um so mehr auf, wie er jede Gelegenheit ergriff, unseren Lieblich Theodor Körner auf's Strengste durchzusetzen und uns zu versehen, es sei in demselben kein Funke echter Bildung und Poesie zu finden, man habe aus einem solchen „Tautner“ und wüßten Kennenwillen viel zu viel Wesen gemacht.

„Wie kommt göttlichen Personen ein solcher Born?“ fragten wir uns öfter, mit Anwendung eines klassischen Dichtermotives. Ich hätte nach meinem Heimkehr Gelegenheit gehabt, mich darüber zu belehren; aber in der nächsten Zeit traten mir die Schulerinnerungen in so entlegene Ferne zurück, daß ich keinen Trieb hatte, Forschungen der Art anzustellen. Erst vor wenigen Jahren, als wir zu Dresden die Nachrich von Herrn Winfried's Tode aus der Zeitung

erfuhr, kam die Rede auf jenes ansehens grüßliche Urtheil, und ein besunderter alter Herr ertheilte mir darüber die vollständige Belehrung.

Im Jahre 1810 kam Winfried von Wittenberg aus, wo er studirte, öfter nach Leipzig. Bei seiner großen Jugend war er doch über die meisten Burden bereits hinausgewachsen. Man sah ihn vielfach im Beisehr mit angesehenen Familien, besonders höherer Beamten. Seine Kenntniße, seine Sitten und die allfällige Würde, mit der er über die damaligen Studentenhängel sprach, verfaßten ihm ein gewisses Ansehen. Er schien bei seiner Fröhlichkeit des Eintrittes in Amt und Würden schon ziemlich sicher zu sein. Er hatte sich daran gewöhnt, mit den ersten sächsischen Würdenträgern jener Zeit für das französische Kaiserthum zu schwärmen und die patriotischen Aeußerungen aus dem Munde der Studenten für vorläufige Nebenbarten zu erklären.

Ran war damals ein bedeutendes Jahrgeld zu vergeben, das immer einem Studirenden der Philosophie zulau und das nicht den gemeinlichen Stipendienten gleichmachten war. Mit demselben war einige Beschäftigung an einer höheren Lehranstalt verbunden; und da es fast nur an sehr begabte junge Leute vertheilt wurde, so war man gewohnt, es als eine der schönsten Anwartschaften zu betrachten. Winfried konnte sich wohl Hoffnung darauf machen; er hatte sich durch seine Gewandtheit, wie durch Anstand und erfindliche Bescheidenheit mehr als irgend ein Mitbewerber empfohlen. Die meisten Sitzungsverwalter sprachen sich für ihn aus. Das entscheidende Wort freilich mußte aus dem Munde des Präsidenten kommen; aber auch ihm schien Winfried angenehm zu sein.

Von den Uebrigen, die auf das Jahrgeld Anspruch machten, kam eigentlich nur noch ein gewisser Wermoth in Betracht. Wegen ihn sprach wohl das Personum in so fern, als er den Naturwissenschaften fast mehr Eifer zugewandt hatte, als den alten Sprachen. Aber sein bisheriger Lebenslauf erweckte für ihn das höchste Vertrauen. Seine Anlagen waren mehr solid, als glänzend, wie auch seine sanften, ruhigen Augen erst dann feststellten, wenn man erkannt hatte, was aus ihnen sprach. Er war dreizehnwauzig Jahre alt und hatte sich erst mit neunzehn Jahren einem gelehrten Berufe zuwenden können. Durch Unterricht in besseren Häusern in Dresden wurde er bei Schülern, die nur um wenige Jahre

jünger waren, als er, ungemein beliebt; er hatte auch unter ihnen eine kleine Schaar gebildet, die in einem für jene Zeit neuen Sinne die Schulstunden mit anstrengenden Spaziergängen, mit mineralogischen und botanischen Fahrten abwechseln ließ und wosden der Gedanke nicht fern lag, sich durch solche Abhärtung zu Vaterlandslämpfern heranzubilden. Diese Lebensweise setzte er, so weit sein rasselner Fleiß es zuließ, in Leipzig fort, wenn auch nur mit denjenigen, die er von Dresden aus kannte. Ob er sich dadurch gerade den Beifall empfahl, ist sehr die Frage; ob der Präsident sein Thun mit Beifall oder mit Mißtrauen betrachtete, konnte Niemand wissen. Unter Privatleuten aber und mehr noch unter den Hochschülern hatte er gesonderten Anhänger; von den letzteren war der Hervorragendste ein Studiosus der Cameralien und des Bergbauwesens, Theodor Körner aus Dresden.

Ein größerer Gegenstand unter jungen Leuten läßt sich kaum denken, als den Körner zu Winfried bildete. Auch er war frühreife, sogar in noch höherem Grade. Aber er war unbelümmert um den Schein, ließ Alles, was in ihm lag, brausen und gähren und stellte sich unbedenklich heraus, wo es galt, nicht sein eigenes, sondern eines Freundes Interesse zu vertreten. In früher Jugend schon mit großen Männern bekannt, stellte er seinem Ehrgeiz ein hohes Ziel, hatte jedoch von der Genialität, die zur Erreichung desselben befähigt, sehr unklare Begriffe. Er war nicht ohne tiefere Richtungen des Denkens und Dichtens; er schürte die griechischen Tragiker und verankerte sich in Hicche's Philosophie; aber der Jabelhaft leichte, spielende Schöpfertrieb in ihm schien damals bloß die Oberfläche zu berühren und leichten Schaum aufzujagen.

Körner hatte einige Wochen aus einem Landfuge zugebracht, dessen Eigenthümer in der Sommerzeit literarische Bequemlichkeiten zu beherbergen gewohnt war. Diesmal hatte sich Frau Ulisa von der Rede mit mehreren Freundinnen eingefunden, zu denen auch die Schwester des Präsidenten gehörte. Sie war weit jünger, als dieser, doch schon den Dreißigen nahe; früh vermittelte, lebte sie seit Jahren bei ihrem Bruder, der ihren Verstand hochschätzte und ihre Wünsche zuweilen auf seine Entschlüsse einwirken ließ; der einzige Zug von Neptisismus, den man dem tüchtigen Mann zum Borwurfe machte. Sie war von nicht gewöhnlicher Denkart, galt für eine Feinbin der Fremdberrschaft und wurde den jungen Leuten, die ähnlich gefinnt waren, ein Gegenstand ritterlicher Verehrung. Auf dem Landfuge war der junge Dichter, so hieß es, durch Verhältnisse so ausgezeichneten Damen sehr gehoben worden. Winfried schloß nach seinen eigenen Gesinnungen, wenn er annahm, daß Körner auch Adolphinen näher getreten sei und sie in der Stipendiumsfrage für seinen Freund Wermeth günstig gestimmt habe.

Hier will ich noch eine Bemerkung meines Gewährsmannes einhalten. „Sie werden,“ sagte er zu mir, „vielleicht vermuthen, Körner sei ein hübscher, hochgewachsener, prächtiger Vorkse, Winfried aber ein unansehnlicher Schleicher gewesen. Hätte ich einen Roman zu erzählen, so würde ich die Sache wahrscheinlich so darstellen. Es ist aber nicht der Fall. Körner war nicht schön zu nennen; sein Gesicht war zu eng beschnitten und zu dunkel schattirt; Winfried dagegen, wenn auch nur von mittlerem Bausche, hatte ein ausdrucksvolles, klares Gesicht, an dem besonders Stirn und Nase edel geformt waren.“

Winfried hatte Zeit genug, an seinem Orte, und an wenigsten da, wo es dem Präsidenten und Adolphinen zu Ohren kam, über Wermeth etwas Beringschätziges zu äußern. Wohl aber traf er dessen Umgebung, vor Allen Körner, ohne ihn zu nennen, mit manchem empfindlichen Worte, indem er auf hohle Renommisterei und belletristische Eitelkeit anspielte. Wo Parteien und Claqueen bestanden, kommt jede hohle Rede nur allzu leicht zur Kunde desjenigen, den sie betrifft. Bald nahmen die verschiedenen Abtheilungen der Studentenschaft an der Stipendiumsfrage lebhaften Antheil und in dem Kreise, dem Körner angehörte, herrschte eine besonders gereizte Stimmung.

Im Spätsommer, um die Zeit, da die Entscheidung jeden Angeblid bevorstand, hatte sich eine Anzahl Studirender, unter ihnen Theodor, in einem öffentlichen Garten bei Leipzig zusammengefunden. Der Abend war herrlich; es wurde manches Lied angestimmt und viele Spaziergänger waren in der Nähe des Tisches,

den die frohe Gesellschaft einnahm, stehen geblieben. Auch der Präsident, seine Schwester am Arme führend, war unter denselben. Ihre Gegenwart vertheilte den gewohnten Eintrud bei den Sängern nicht und machte manche jugendliche Stimme heller und voller tönen. Winfried stand nahe bei ihnen. Während eines längeren Chorgesanges traf Wermeth sich; Körner trat mit ihm zur Seite und bald wendete sie im angelegentlichem Gespräch begriffen. „So sieht die Sache?“ sprach Körner mit laun verhaltenem Jorne. „Noch heute, gleich jetzt will ich es dem Ränkschmied eintränken.“

„Am Gottesmillen, beruhige Dich,“ fiel Wermeth ein. „Denke, daß Du nicht zum Besten angeschrieben bist, das Consilium hast Du schon unterzeichnet; ich würde Dein Mißgeschick verschuldet haben und mir wäre damit nicht das Geringste geliehet.“

Die Mahnung war weise genug, aber Körner nicht in der Stimmung, sie zu Herzen zu nehmen.

Als er wieder Platz nahm, hatte man eben das Reiterlied aus dem Wallenstein angestimmt. Ueber ganz einen Berg und der kräftige Chor wiederholte den Refrain. Körner kam an die Reihe. Beim Text abgehend, trug er eine rasch improvisirte Strope vor, wie die Anfragung sie ihm eingegeben. Bei den Anfangsworten jittersite ihm die Stimme; erst durch die Macht der Melodie wurde sie wieder in's Gleich gebracht. Er sang:

Wir reiten dem Schicksal entgegen led,  
Wir wissen das Glück zu erjagen.  
Bei Schranken und Pfosten lücht es der Ged,  
Da will er ein Zielchen ertragen.  
Er sieht und schämteit, er schämteit und nicht,  
Die daß er sich endlich den Balst erwischt.

Bei den Worten „der Ged“ erhob er den Arm mit ausgestrecktem Zeigefinger gerade gegen Winfried und hielt ihn in dieser Richtung bis zum Schluß des Verses. Der Chor stimmte jauchzend und nach derselben Seite blidend ein:

Er sieht und schämteit, er schämteit und nicht,  
Die daß er sich endlich den Balst erwischt.

Es entstand eine peinliche Anfregung; Adolphine blidete dem Präsidenten in's Gesicht, dieser verzog seine Miene. Winfried wollte unbemerkt fortgehen, aber Körner stand auf und rief ihm nach:

„Winfried! Ich wechne Petersstraße, bei Dachhinter Rißke, im zweiten Stod.“

Zwei Tage nach diesem Verfall wurde Studiosus Körner durch Urtheil des Universitätsgerichtes relegirt.

Am Abend desselben Tages wurde Winfried vom Seniorenconvent der Studenten in Verur erklärt.

Das Stipendium erhielt weder er noch Wermeth. Doch nahm der Präsident Komitz bald eine Veranlassung wahr, dem Letzteren eine vortheilhafte Stelle zu verschaffen. Er machte den Krieg vom Jahr Dreizehn als Freiwilliger mit, und wurde später als Professor der Mathematik an eine Militärschule berufen, an welcher er noch vor acht Jahren mit Auszeichnung wirkte.

Körner kam nach Berlin, sodann nach Wien, und durchmaß in weniger als drei Jahren unter dem Besallsjahngender der deutschen Jugend seine Laufbahn als Dichter und als Kriegsmann. Der frühzeitige Tod, der ihn bei Gaderwisch ereilte, war für ihn und für seinen Namen ein Glück. Er blidete um das Vorbild eines fähigen, siebenwärtigen, von den schönsten Orakeln erfüllten Jünglings, der seinen Lebenszeit mit edler Begierung aufzufangen hat. Was wäre in den trüben Jahren der Enttäuschung und des Mißtrauens aus ihm geworden? Er war nicht darnach angehan, auf engerem Gebiete den Kampf mit Jäger Knudow zu führen, wie Hlband, oder sich in morgendliche Weidheit zu verlaufen, wie Kildert. Und wer kann sagen, ob seine Dichtung den Vellgehalt in sich trug, um sich nicht abzumenden und nicht zu erschaffen? Die Jugend und die frische Thatalust machten ihren Werth aus.

Körner schloß seit Jahrzehnten unter der Erde bei Wöbbelin, von Deutschland hochgeehrt. War der Rector von Eberburg, Dreisritter, Studirenrath und Kammermitglied, hatte ihm die Leipziger Improvisation nie verziehen.

## Die Hamburger Milchleute.



Hamburger Milchleute im Eis.

Der Bewohner einer großen Stadt, dem alle Lebensbedürfnisse in's Haus gebracht werden, denkt selten daran, welche Anstrengungen und Mühseligkeiten die Verbeschaffung eines Gegenstandes verursacht, dessen Dasein, da er regelmäßig vorhanden ist, gar nicht beachtet wird, dessen Wichtigkeit oder Annehmlichkeit aber dann an den Tag kommt, wenn er uns einmal fehlt.

Wer Morgens seinen Kaffee mit gutem Rahm vermischt zu trinken gewöhnt ist, würde sich sehr unangenehm betroffen fühlen, wenn der Letztere einmal ausbliebe und er seinen Wollta schwarz hinunterschluden müßte. Damit nun ein solches Unglück möglichst verhindert werde und die Hausfrauen ihre sonst nöthige Milch regelmäßig erhalten, sind Hunderte und Tausende von Leuten rings um die Städte beschäftigt, dieses Nahrungsmittel zu produciren und unter allen Umständen nach der Stadt zu schaffen.

Von allen Milchleuten, welche in Deutschland existiren, haben nun wohl die auf den Hamburgischen und Dannoverschen Inseln wohnenden den abenteuerlichsten und gefährlichsten Weg nach der Stadt zu machen, und müssen oft Leid und Leben daran setzen, um ihre Kunden zu bedienen; — dafür sind sie aber auch ein kräftiges, wetterhartes, lebenslustiges Völkchen, dem es endlich zur Ge-

wohnheit wird, sich mit den Elementen herumzubalgen und sich jeden Tag das Leben zu gewinnen.

Im Sommer, wenn Luft und Wasser warm und ruhig sind und der Wind gerade stark genug bläst, um die rothen Segel zu füllen und das Fahrzeug vorwärts zu treiben, dann haben die Hamburger Milchleute wohl viel vor allen Andern auf ihrer vergnügten Fahrt voraus. Die flachbodigen, vorn und hinten spitzen Ewer mit ihrem starken hohen Mast liegen ruhig am Ufer der dreimastigen Elbinfel. Von allen Seiten kommen Männer und Weiber mit den stets roth angemalten Milchseimern, in denen der weiße Inbalt glänzt, an Bord und setzen sich inmitten des Fahrzeuges zu ihren Gefäßen, und zwar so, daß sie die Männer bei der Handhabung desselben nicht geniren. Der mit allen Aufströmungen und irgendwie eintretenden günstigen oder ungünstigen Wetterzufällen vertraute Steuermann nimmt seinen Platz ein und die Segel werden, wenn der Wind nur im geringsten zu gebrauchen ist, ausgezogen. Ist gänzliche Windstille und der Kluth- oder Ebbestrom der Fahrt günstig, so werden zwei lange Ruder in Thätigkeit gesetzt, an deren jedem drei bis vier Mann arbeiten, damit sich das Fahrzeug steuern läßt. Ist indeß weder Wind noch Wasser der

fahrt förderlich, so müssen sich die Männer, mitunter wohl auch eine hantsele Frau, bequemen, auf den Seitenwänden des Ewerg hinaufzulaufen, denselben mit langen Stangen vorwärts zu bringen, um zu rechter Zeit nach der Stadt zu kommen.

Anders gestaltet sich die Sache schon im Herbst, wo das stürmische Wetter eintritt und die Elbe mitunter recht hüßliche Wellen macht. Dann sind die mit rother Decke angeführten Segel oft bis zum Klagen gespannt, ein Mann bemagt sie auf der Windseite vermittelt einer Holzschantel noch mit Wasser, damit sie sich möglichst zusammenziehen und ja keinen Wind durchlassen, und das Fahrgesg schneidet, von der sichern Hand des Steuermannes gezwungen, durch das Wasser, das der Schaum, vom scharfen Schnabel zertheilt, darüber hinfließt und die Wellen auf der Leeseite hinstößt. Hier hat wiederum ein Mann die Obliegenheit, das überflüssige Wasser hinauszuwerfen, während einige Andere bei den Schoten der Segel stehen, um dieselben auf den Ruf des Steuermannes Rad- oder Steuerbord anzulegen. Dabei müssen ein paar auf die Schwerte — ein paar schwere, breite, stichsichartige Bretter, welche an den Seiten des Schiffes herunterhängen, und zwar ein paar Fuß tiefer, als der flache Boden — Achtung geben, damit das Abtreiben des hiesigen Fahrgesges verhindert. — Das Schwert auf der Windseite wird jedes Mal aus dem Wasser gezogen, damit es die Fahrt nicht hindert, wegen das auf der Leeseite, der vom Wind abgelenkten, hinabgeschlagen wird. Da die Männer bei solchem Wetter mit Schwereu und Lasten und weiten Schiffsreisen, „Schiffsreisen“ genannt, befaßt sind, so sehen sie richtigen Seerenten oder Vorken eher ähnlich, als friedlichen Nüchtern. Das weiße Langfad geschieht wohl in der Zeit der Frühjahrs- und Herbststürme, wo oft durch das Unschlagen eines Fahrgesges sunstige bis zwanzig Personen ertrinken. Eine gute und vortheilhafte Segler auch die Leute sind, manchmal bringt ihre Sicherheit, welche durch einige Mißer Grog mehr, als gerade das falsche Wetter verlangt, zur Tollkühnheit gelehrt wird, sie um das Leben.

Hat der Milchmann seine Waare an die Kunden abgesetzt und seine Eimer unmittelbar darauf am Brunnen rein gewaschen und ganzes Wein, wie Weintrauben an jeder Seite der Trage hängend, in den Eimer getragen, so will der Wagen auch was haben. Man will die Kespern lesen oder Nachrichten von Freunden und Bekannten von den benachbarten Inseln einziehen und sitzt in den wohlbekanntesten Keller hinab, wo sich Alles findet, was das Herz des Milchmannes erfreut — ein Rindfleisch mit Käse oder Rindfleisch, ein Stück saurer Kal von zwei Fuß und ein Glas Grog „stark und feut“, d. h. mit so viel Rum und Zucker und so wenig Wasser, als möglich, ist in der Regel sein Begehrt. Bei der Bestellung des Grog's nimmt er den Wirth etwas auf die Seite und sagt die Worte „aber stark und feut“ gewöhnlich in leiser, vertraulichen Tone bei, worauf ihm der Wirth mit einem Auge jublist und durch fast unmerkliches Kopfschütteln anzeigt, daß nichts gefehlet werden soll. Um Zimmer wird statt Grog wohl ein „Veeschen“ Netzwinn verlangt. Im Winter jedoch für jeden Grad Kälte ein Glas Grog, so daß der vor dem Fenster hängende Thermometer so ziemlich als Redenbret gelten kann.

Mit dem Tage, wo sich auf der Elbe das erste Treibis zeigt, beginnt die mühseligste Zeit des Milchmannes. Es ist beinahe eine Unmöglichkeit, über den Hüß nach der Stadt zu kommen, und doch sehr und muß die Milch hindergeschafft werden. Mit ungeheurer Anstrengung zwingen die Leute dann ihre Fahrgesge durch die Schellen, welche nicht stark genug sind, einen Mann zu tragen, und doch durch ihre Masse dem Schiffe die Fahrt verzerren. Manchmal nimmt ihre Menge so überhand, daß das Fahrgesg, dem Willen und der Berechnung der Schiffer entgegen, Stunden weit mitgenommen wird, ja, es sind schon Fälle vorgekommen, wo es den Leuten erst nach zweifelhafte Arbeit gelang, das einige hundert Schritt weite Ufer zu erreichen.

Kommt das Eis endlich zum Stehen und bedeckt eine dünne unsichere Eisdicke zum den Fuß, so betreten die Milchleute mit rüchsigsteifer Verwegenheit den glatten, trügerischen Pflad, der schon Wankend von ihnen zum furchteligen Grade wand. Wenn es noch Niemand für möglich hält, daß das Eis einen Menschen tragen kann, sieht man diese kühnen, unverdroffenen Männer auf der Elbe:

aus dem Winterebel oder Schneegestöber aufstehen. Mit langen Stangen bespannt gehen Einige voraus und untersuchen Schritt für Schritt das Eis, umgehen verdrängte Stellen und suchen auf Umwegen ihrem Ziele, der Stadt, näher zu kommen. Ihnen folgt mit den schwersten milchbeladenen Schlitzen die Cameraten, stets bereit, bei dem Krachen des Eises den Schlitzen im Stiche zu lassen und ihren Gefährten heizuspringen, welche sich im Falle eines Durchbruchs an die auf das Eis gelegten Stangen halten und so der Gefahr, unter das Eis zu kommen, entgehen. Sind sie glücklich herausgearbeitet, wobei die Delfenden ihr Leben ohne Zaubern in die Schanze schlagen, so müssen sie mit den nassen Kleidern, die bald zu Eiskrüstungen erstarrten, ihren Weg fortsetzen, und ein ertränkter Grog muß dann in Hamburg gebraut werden, bei dem das Abenteuer besprechen und der Mann getrocknet wird. Für solche Fälle, in denen Grog stets als unsichtbare Medizin betrachtet wird, haben übrigens die Bewohner von der Unterelbe bis an die Nordsee einen besonders wirksamen erfinden, den sie Nüchergrog nennen. Man kocht erst Fieberthee und bereitet dann Grog daraus. Wer auf diese Mischung nicht in den Schwitz kommt, bei dem ist Hopfen und Malz verloren.

Wenn die Eisdicke der Elbe eine sichere Fläche bietet, auf der dann Zelte und Bretterbuden aufgeschlagen werden, in denen etwas „Warmes“ zu haben ist, so tritt wieder ein Ruhmoment im Leben des Milchmannes ein. Dies ist eine gesalobte Zeit, wo er gemächlich hinter seinen Schlitzen hersehndet und auf dem Nachhausewege ein Bierlein schlänken in einem der Zelte verschmeckt, wo etwas „Warmes“ zu haben ist. Diese Zeit dauert oft Monate lang, bei gelindem Winter aber nur kurze Zeit, und der Kampf mit dem Eis beginnt von Neuem.

Die Eisdicke, welche dann, in größere und kleinere Schellen zertrümmert, mit der Elbe und Fluß auf- und abwärts treibt, zwingt die Milchleute, von ihren Kälblähen Gebrauch zu machen. Eine solche Scene zeigt unser Bild. Die Milch wird nun, statt in Eimer, in lange, kleine Fässer gefüllt, damit sie bei dem Hin- und Herwerfen des Rahms nicht verschüttet wird. Der Kahn selbst ist ein leichtes, etwa sechzig bis achtzig Fuß langes Fahrgesg, ganz wie die großen Ewer gebaut und zum Segeln und Rudern eingerichtet. Vier bis acht Mann bedienen sich eines solchen Fahrgesges und arbeiten sich durch Wasser und Eis rastlos vorwärts. Nur ist eine Hauptbedingung, daß die Eisschollen fast genau flut, um die Männer und den Kahn zu tragen. Mit den Rudern arbeiten sich nun die Leute durch die freien Wasserstellen, bis eine Eisscholle ihnen den Weg versperrt. Sofort schlagen ein paar Männer ihre Pölen in das Eis und halten den Kahn fest, während in denselben Augenblicke einige Andere auf das Eis springen und die Spitze des Fahrgesges hinaufziehen, dann steigen auch die Uebrigen aus, und Alle packen den Kahn am Bord und ziehen ihn vollends hinauf, und lustig geht's nun im vollen Lauf über die Scholle fort auf das nächste freie-Wasser zu, in welches der Kahn ohne Aufsenhalt geschoben wird. Die Wintermänner sind schon, sobald die Spitze das Ende des Eises erreicht, hineingekommen und haben die Ruden ergriffen, während sich die Hintermänner beim Hinabtrutschen des Rahms in's Wasser über den Rand hinwinkeln, so daß oft noch ihre Beine aus dem Fahrgesge gen Himmel gerichtet sind, wenn die Rudere schon volle Arbeit haben. So geht es fort, bald im Wasser, bald auf dem Eis, bis die Landungsstelle erreicht ist, wo es nun dann später der Rückweg nach der Heimath auf dieselbe Weise angetreten wird.

Aber auch hier, auf felsam Grund und Boden, hat der Milchmann nicht immer Ruhe, und muß selbst in seinem Hause oft mit dem Strome kämpfen, wenn derselbe bei Sturmfluthen die Dämme durchbricht. Dann ist der Ewer manchmal eine ungleich sicherere Zuflucht, als das Haus, und muß bei wachsender Noth wohl auch das Vieh aufnehmen, von dessen Rettung die strenge Gesetz der Leute abhängt.

Wie verschieden das Leben eines Hamburger Milchmannes von denen anderer großer Städte, z. B. eines Berliner oder Wiener Milchlieferanten, ist, geht wohl aus Obigem leicht hervor. Nur Eins haben sie alle gemein, das ist die Viehdiehlfäh, Wasser unter die Milch zu gießen, und ein Ding gibt es, was sie Alle fürchten und hassen, das ist der Milchmesser!

G. Reinsbart

## Ein aufgelöstes Räthsel.

Von C. Pirazzi in Offenbach.

(Schluß.)

Ihre That. — Einige Fragen. — Carolinens Jugendjahre. — Der Besuch im Justizhaus. — Ihre Bekanntschaft. — Weber'sche Verheiratungsgeschichte genommen. — Schluß.

Das räthselhafte Verschwinden Carolinens gab natürlich zu den verschiedensten Vermuthungen Anlaß. War sie selbstständig, aus eigenem Antrieb entwichen, oder war sie entführt worden? War sie entzogen, ihrem Leben ein Ende zu machen, oder, den Schluß ihrer feitherrigen Thaten verlassend, auf neue Aventure auszugehen?

Wenn sie, wie Viele annehmen gereicht waren, in Folge einer Entführung verschwunden war, so konnte dies, allen Umständen nach, keinesfalls eine gewaltsame gewesen sein; vielmehr es dann eine Entführung mit ihrer eigenen Zustimmung zu sein, eine Entführung, zu der sie möglicher Weise überredet worden, um sie in irgend einen Hinterhalt zu locken und dort, wie Kaspar Hauser, vielleicht zu tödten. Denn zu anderem Zweck schien eine Entführung nicht anzunehmen, zumal da diese nicht ohne die Hilfe ihrer Verwandten in directem Anknüpfung war.

Mit ihr verschwunden waren von beweglichen Gegenständen, außer der Kleidung, die sie am Tage trug, nur noch eine sehr neue Hutmütze, mehrere Halsstücker und ein grauwoleses Band — sämtliche Gegenstände ihr gehörig.

Das Haus, worin Herr Ed wohnte, lag am äußersten südwestlichen Ende der Stadt, an der nach Darmstadt führenden Chaussee, von wo sich weite Wiesen nach den südlichen Promenaden und Waldungen hinziehen. Jene Promenade führt von der Darmstädter aus zur Frankfurter Chaussee hinüber. Diesem Weg scheint sie eingeschlagen zu haben, denn ein hiesiger Mann bezeugte ihr selbigen Morgens auf dem Wege nach Darmstadt, daß er sie dort gesehen und vorher festgehalten habe und schon flüchtig entlassen.

Auf seine Frage „wohin?“ antwortete sie, sie habe für ihren Papa etwas zu besorgen.

Daß ihre Entweichung keine ganz selbstständige gewesen, darauf schien ihre Unterredung vom vorigen Tage mit einer jener Personen hinzuweisen, mit denen ihr der Umgang schon früher unter sagt worden war — eine Unterredung, die sie gegen Herrn Ed so enthielt, in Kürze gefasst hat.

Dieslich die Sache selbst hier großes Aufsehen erregte und auch den Weg in einige öffentliche Blätter nahm, so vermied man doch absichtlich, öffentliche Schritte in dieser Angelegenheit zu thun, und suchte mehr in Stillen, unter möglichster Vermeidung aller Ecclatés, der Verwandten auf die Spur zu kommen. Aber es wollte sich keine solche zeigen, bis endlich nach Verlauf von vierzehn Tagen, am 9. August, die bereits Eingang erhaltene Postkarte des Kreisgerichts hier eintraf und plötzlich Licht in das Dunkel brachte — freilich auch nebenbei neue Räthsel mit sich im Gefolge führte.

Nach jener offiziellen Mittheilung war nicht daran zu zweifeln, daß Caroline Sunigunde Ledner\* Offenbach freiwillig verlassen hätte, um sich ihren heimathlichen Verhältnissen wieder zu überliefern. Sie hatte vermuthlich von Frankfurt aus die bairische Eisenbahn bis Hofschloßburg benutzt — (wie sie das Jährgeheft bezeugt, ist und nicht bekannt gemacht; vielleicht hat sie, da sie kein Geld von hier mitnahm, einige von ihren Kleidungsstücken verkauft, möglicherweise auch den Ring, den ihr einst ihr Frankfurter Beschützerin geschenkt, und übrigens setzte es ihr ja nie an Mitteln zu ihren Zwecken — um rascher in's Baiische hindüberzukommen, denn schon am Tage nach ihrer Flucht wurde sie zu Hesselthal im Speßart, etwa 1 1/2 Stunden östlich von Hofschloßburg, festgenommen. Sie befand sich dort auf der directen Landstraße nach ihrer mittelrheinischen Heimath; diese Straße führt nämlich über Würzburg nach Nürnberg; zwischen beiden liegt Nienstadt, in dessen Großherzogthum die Arrestanten jetzt zur Untersuchungsbasis eingetban wurde. Die aus Offenbach mitgenommenen Halsstücker und sechs Hemden führte sie bei sich.

Kaum waren diese Nachrichten in's Publicum geträgen, als man sich der Mühe zu jungieren begann, die von einigen Seiten her aufgestellt wurde: daß „Caroline“ wohl deshalb die Flucht ergriffen habe, um nicht durch ihre bevorstehende Tausch und Confir-

mation eine neue und schwere Sünde auf sich zu laden, indem sie mit beiden heiligen Handlungen, wenn sie dieselben zum zweiten Mal über sich ergehen lasse, ein frevelhaftes Spiel treibe. Denn daß sie Tausch und wohl auch Confirmation schon früher empfungen, unterlag jetzt wohl keinem Zweifel mehr. War sie aber gar ursprünglich katholischer Confession, so konnte es mehr noch der Uebertritt zur evangelischen Kirche gewesen sein, der sie von hinnen trieb.

Tagegen machte Herr Ed (und ebenfalls nicht ohne Grund) eine andere Ansicht geltend. Nicht sowohl die Flucht vor einer neuen Gewissensschuld, sagt er, hat die Gewissenlose in die Flucht getrieben — bereuete sie sich doch seit Monaten schon mit ziemlicher Orientierung auf Tausch und Confirmation vor, und sprach auch in dem mitleidigen Briefe an die Frankfurter Dame in Bezug darauf als von „ihrem Glücke“ —, sondern wohl hauptsächlich die Ueberzeugung, daß sein Glaube an ihre Wahrhaftigkeit einca so gewaltigen Etos erlitten, daß ich ihr gesagt: „Du bist Du entlarvt!“ daß somit ihr selbster Händel und Gehalt in mir so tief erschüttert worden, und sie sich fortan der schärften, misstrauischsten Ueberwachung von mir zu gewärtigen hatte.

Die nach dieser Besang noch immer ungeklärt gebliebenen, ja zum Theil sich erst neu ergebenden weiteren Räthsel und Fragen aber sind hauptsächlich diese:

1) Was bestimmte „Caroline B.“ in Wirklichkeit, gerade jetzt ihre Wäsche fallen zu lassen und sich zur „Kamgunde Ledner“ unzulässigen Ansehens zu entpuppen, um eine ganz leidliche Situation und eine sich ihr durch Adoption möglicherweise noch bietende erfreuliche Zukunft wieder mit der Bagdadenerausgaben zu vertauschen, in deren Hintergrund ihr von Keunen die Zwangsankunft winkte?

2) Wenn sie von Profession eine „Bagadunierin“ ist, wie erklärt sich's da, daß sie während ihres ganzen hiesigen Aufenthaltes sich nachdrücklich keiner einzigen unflüchtigen und auch keiner unehrenhaften Handlung im Punkte des Eigenbuns schuldig machte?

3) Weber nahm sie den Etos zu ihrem wanderbaren Wägen, den sie in einer Weise bearbeitete, der jedem Dichter Ehre machen würde? Hat sie ihn aus Romanen geschöpft und „frei bearbeitet“, oder ist Alles die originale Erfindung ihres eigenen Genies gewesen? Oder aber ist am Ende doch ein Tütchen Wahrheit an der Geschichte, und diese vielleicht von einer andern Person („Kloß!“), die sie auf ihren Verfassern kennen lernte, zum Theil so erlebt worden? Was hat sie überhaupt in dieser Hinsicht erlebt oder erfahren? Hat sie ein Schicksal, wie das beschriebene, und eine Waldwohnung, wie die geschilderte, wirklich einmal irgendwo gesehen, eine Zeit lang darin gelebt, oder sonst in Beziehungen dazu gestanden?

4) Weber hat sie ihre Ungarisch?

5) In welcher Beziehung steht sie zu dem berühmten Hause bei Stockfath?

6) Warum war die kluge darin so sehr unglücklich, daß sie, wenn doch einmal eine Wäsche, seine liebenswürdigere vornahm, daß sie sich nicht eifriger bestreite, durch vorerwähntes, freundschaftliches Wesen sich alle Herzen zu erobern, was ihr, der so in Bestellung Geblieben, doch um so weniger schwer fallen konnte, als ihr im Anfang alle Herzen theilnehmend entgegenstiegen, und was ihr nicht abzusehende Vortheile bringen mußte!

Als die Seiten der verschiedenen Behörden wiederholt und dringend von dem Kreisrichter Kantgerichte nachgesuchten Mittheilungen über die Antecedenten der Tenebrosen „Caroline B.“, geborenen Sunigunde Ledner, der Himmel wohl warum, ausblieben und immer ausblieben, beschloß seine vier hiesige, mit ihrer Offenbacher Geschichte und ihr selbst völlig vertraute Mäurer. sich persönlich nach Nienstadt und zu „Carolinens“ auf den Weg zu machen, um an Ort und Stelle aus dem klaren Vorne eigene Wahrnehmung und Anschauung zu schöpfen. Es waren zugleich Männer, die das lebhafteste moralische Interesse an ihr nahmen, und zu denen auch Caroline das vollste Vertrauen haben mußte: der Herrliche, welcher sie demnach confirmiren sollte, und jener Candidat und Richter, der als Schwiegerohn der R.'schen Eheleute so lange Zeit in tag-

tägliche Verührung mit unserer Delinquentin gekommen war — sie Beide benutzten Mitte September d. J. eine Woche ihrer Freiheit zu einem Ausfluge in die fränkischen Gauen, dessen Hauptziel der Ort sein sollte, wo sie Carolinen finden würden. Galt es doch auch, was Einige noch immer bezweifelten, ihre Identität mit der Kunigunde Ledner festzustellen. Diese Identität bestand allerdings, und zwar fanden die Herren Carolinen, nachdem sie sich vorher deshalb mit dem königl. bairischen Landgericht zu Neustadt persönlich benennen hatten, in der Zwangs-Arbeitsanstalt zu Kloster Erbach. Dieses ehemals so reiche und große Gefängniß-Kloster liegt äußerst romantisch in einem Thale des Steigerwaldes, etwa fünf Stunden westlich von Bamberg, und beherbergt an stehendbunter Verbrecher! Unter ihnen auch jetzt neuerdings wieder unser bekannte „Unbekannte“, die Helten unserer Geschichte.

Folgende Mittheilungen über ihre Vergangenheit und Gegenwart verdanken wir den umsichtigen Nachforschungen und Ermittlungen, welche beide Herren in voriger Gegend, und zwar besonders beim Gerichte zu Neustadt, in Erbach und am Orte ihrer Geburt über sie anstellten.

Dieser Ort ist Linden, woselbst unsere ungarische Magnatentochter am 23. Mai 1831 das Licht der Welt erblickte. (Ihre Mutter betrug demnach bei ihrer Heirat mit 22 1/2 Jahre, was ziemlich mit den hierüber aufgestellten Annahmen [22—24 Jahre] stimmt, vermals 27 1/2 Jahre.) Linden ist ein sehr kleines und armes Dorf, die Gemeinde eine Filiale der evangelischen Pfarrei Oberardorfen, Landgerichtbezirk Neustadt a. Rh. und etwa 2 1/2 Stunden von da entlegen. Die ganze dortige Gegend, zum ehemaligen Fürstenthum Ansbach und Bairern gehörend, bildet nämlich eine protestantische Enclave des katholischen Baiern. Auch Kunigunde ist protestantisch getauft und confirmirt worden. Sie ist das uneheliche Kind der Anna Barbara Ledner aus Linden, welche sich einige Jahre darauf mit dem Steinbauer Nader von da verheiratete. Dieser Mann, welchen die Herren, als sie nach Linden kamen, nicht sprechen konnten, da es hieß, er liege auf dem Todtensaal darnieder, erseute sich dahin und in der Umgegend nie des besten Rufes. Als „die Gabel“, wie man sie dort allgemein nannte, sechs Jahre alt war, starb ihre Mutter. Der Stiefvater verheiratete sich wieder, und so bekam das Mädchen auch noch eine Stiefmutter. Bei diesen Stiefeltern, mit denen sie durch keinerlei Bande des Blutes verknüpft war, hatte es die Liebe schlecht genug. Die Leute waren überdies sehr arm, und Nader schickte sie und zwei jüngere Geschwister schon von klein auf betteln. Mit einem Weiden, den sie aufschneidend zum Verkauf anboten, jagen sie im Lande herum; unter dieser Masse aber betrieben sie den geschäftsmäßigen Bettel. Wenn sie nichts mit heimbrachten, belamte sie noch, wie das so in den Verhältnissen der freien Kunst des Bettelns üblich ist, Schläge dazu. Dies veranlaßte Kunigunde, bei der unter solchen Umständen von einer Erziehung nicht die Rede sein konnte, das Weite zu suchen. Als sie durch die Polizei wieder heimgebracht wurde, verweigerte der Stiefvater (ihre rechtliche Vater war schon früher nach America ausgewandert) ihre Aufnahme. Sie ging deshalb, wie man dort zu Lande sagt, bei den Ortsbewohnern „in die Zehre“, d. h. da die dortige Gemeindegasse nicht im Stande ist, für uneheliche Weisen ein eine Waife wie ja Kunigunde gewissermaßen) Pflegeort zu bezahlen, so müssen die Bewohner solche Kinder der Kette nach aufsuchen und erziehen. Die Behandlung, welche der ungeliebte Gast hierzuland nicht die Kette ohne auch nicht die beste gewesen sein, und wirklich cutrog sich Kunigunde durch neue Entweichungen in größere Ferne diesem Zustand noch öfter, wurde aber immer wieder heimgebracht.

Wiel sie die Schule in dem benachbarten Orte Birnbaum (denn in Linden selbst ist keine) so wenig und so lächerlich besuch, wurde sie erst im 15. Lebensjahre, nämlich auf Pfingsten 1846 zu Gerbardsrothen confirmirt. Sie bekam bei dieser Gelegenheit im Confirmationsregister bezüglich ihrer Verjährung (!) ihres Heiligens und ihrer Kenntniß die schlechteste Nummer! Erwas Fein, Schreiben und einige Bibelprüfungen hat sie sich aber doch jedenfalls angeeignet. Es währte nicht lange, so entfernte sie sich aus' Neue von ihrer Heimath. Um nicht wieder dahin zurückkehren zu müssen, verheimlichte sie, im südlichen Baiern angekommen, drei Vierteljahr lang Name und Herkunft, und blieb während dieser Zeit fortwährend in Unterjuchungsbath. Auf Grund dieses Schwiegens erhielt sie dann, als sie sich endlich dazu zu erkennen gab, ihre erste eigentliche Strafe, indem man sie auf ein Vierteljahr als Novize nach Kloster Erbach schickte.

Nicht lange nach überhauener Strafe ging sie weiter, als je zuvor — nämlich nach Ungarn. Dies war im Jahre 1848. Nach mehrjähriger Abwesenheit kehrte sie hat also gerade die Zeit während der Revolutionen in Ungarn verlebt, und verdankt sicher ihren vorigen Erlebnissen manche Erfahrungen, die sie später für ihre Geschichte verwertheilte wurde sie abermals wieder in ihre Heimath zurückgebracht. Zum zweiten Mal wurde sie Bewohnerin von Kloster Erbach. Als sie ihre Strafszeit überstanden, brachte sie das große Meisterstück ihres Lebens, das sie sich vermuthlich im Stillen ihrer Zelle ausgedacht, zur Ausführung. Sie hatte beschloffen, um erfolgreichere als bisher auszutreten, die Kette eines verflochten oder gezeichnet und angelegten Kindes von vornehmer Herkunft zu spielen, und überdritt zu diesem Besufe abermals die bairische Landesgrenze. Wo und wie sie diese Rolle spielte, ist dem Leser bereits zur Genüge bekannt geworden.

Wegen wiederholten Bagabondirens ist Kunigunde zu neuer achtmonatlicher Haft verurtheilt. Bei diesem Urtheil ist also ihre solohaler Betrag gar nicht mit in Frage gekommen, entweder weil er, den eigenthümlichen Umständen gemäß, nach vorigen Gesetzen gar nicht strafbar ist, oder man ließ ihn absichtlich fallen, um der freiwillig nach wie es schien, rüthmlich Geschwändigen kein allzuoberes Strafmaß zuertheilen zu müssen, was man formell um so eher konnte, als kein Kläger gegen sie auftrat. Und „wo kein Kläger, da kein Richter.“ Sie war nur verurtheilt, weil sie sich neuerdings ohne Papiere auf offener Landstraße einbringend hatte betreten lassen.

Der Herr Landrichter zu Neustadt, welcher auch als ein äußerst humaner Mann geschätzt wird, hat den Ossenbacher Herren erklärt, ihr jetziges Ausstreten und Benehmen unterscheidet sich in jeder Hinsicht auf's Bestimmteste von ihrem früheren, und die ihr in Ossenbach zu Theil gewordene Erziehung gebe sich in ihrem ganzen Wesen auf's Unwiderrücklichste kund. Er bezeugt ihr überdies, daß in dem ricken Actenstück, den er über sie besitzt, von Unrechthiligkeit und unzüchtigen Misseth, wie sich dies auch von ihrem bisherigen Leben sagen läßt, nichts enthalten, und sie bisher lediglich wegen Landstreicherei in Strafe gekommen sei. Ueber ihre Vergangenheit und ihre jetzigen Auslagen hat er ein ausführliches Schriftstück entworfen, das für die hiesige Behörde bestimmt ist, und von dem wir nur nicht zu begründen vermögen, warum es nicht längst schon hierher abgesandt wurde. Wären aber nicht jene Herren persönlich nach Neustadt gereist, so wüßten wir wahrscheinlich bis heutigen Tages noch nicht officieil, wer und was „Caroline“ eigentlich war und ist, und — das ist zum Mindesten nicht sehr besüßlich von jener Stelle gewesen, die man von hier aus deshalb wiederholt um Auskunft anging!

In ihren zu Protokoll genommenen Auslagen erklärte Kunigunde auf das Entschiedenste als Grund ihrer Entweichung von Ossenbach: daß ihr die Hände, sich noch ein Mal taufen und confirmiren zu lassen, zu schwer erschienen sei, als daß sie dieselbe auf sich zu laden vermocht habe. Ferner erklärte sie zu Protokoll, daß ihre Kette im Anfang leichter gewesen, als gegen das Ende — während Verfasser dieses, wie sich der Leser erinnern wird, gerade das Gegenstück vermuthete, und wohl alle Leser mit ihm. Denn „ce n'est que lo prémier pas qui coûte“, und es besteht uns leichter zu reden, denn zu schweigen, und leichter natürlich zu reden, als vorstell. Anders Carolinen. Wie leicht ihr das Schwere fiel, hatte sie damals schon bewiesen, als sie drei Vierteljahr lang ihren Namen verweigerte; und die sprachliche Verstellung selbst scheint für sie mindere Gefahr der Entdeckung mit sich geführt zu haben, als ihre Stellung, nachdem sie anheimkehrte so viel Deutsch erlernt hatte, sich mit größerer und endlich mit völliger Freiheit darin auszubringen. Denn jetzt erst, sagt sie, sei sie rüthlich Gefahr gelaufen, sich zu verrathen, jetzt, wo sie reden konnte und nun auch überall reden, erzählen, sich mittheilen sollte, wo Jedermann ihre Geschichte im Zusammenhang wieder und immer wieder von ihr hören wollte, und sie doppelt auf der Hut sein mußte, sich nie zu widersprechen, was früher, wo sie nur sehr wenig und sehr abgedroschen, unzusammenhängend sprach, bei weitem nicht so sehr zu fürchten gewesen. Auch habe sie durchaus nicht so viel zu erzählen gewußt, als sie nun absetzt erzählen sollte. Darum und nur darum habe sie sich auch zwingen müssen, so unliebendwürdig zu sein, sich von den Menschen abzusetzen, zurückhaltend, vorlaut, einbüßlich zu werden, oder eigentlich nur zu schweigen. Sie sei in bedingender Furcht gewesen, sich zu verrathen, und diese Furcht habe sie manche Nacht nicht

schlafen lassen. Ihrem Drange nach Wittbeilung doch einigermassen zu genügen, habe sie sich in vertrauterem Umgang nur mit ungebildeten Personen niederen Standes, mit Dienstheten u. s. w. eingelassen, von denen sie sich nicht so scharf beobachtet wußte, und bei denen sie sich daher unbesorgen geben konnte.

Mit Gefühlen besonderen Dankes erinnerte sie sich auch der im R.ichen Hause gemessenen Wohlthaten. Es sei ihr oft hart angekommen, so unfreundlich gegen Frau R. zu sein und ihr soviel Anstich zu Kränzen zu geben; aber sie habe so thun müssen, um nicht durch die Gefühle von Dankbarkeit, Liebe und Freundschaft warm zu werden, und in einer schmachvollen Stunde Alles zu verrathen. So parzerle sie denn ihre Brust mit brislichem Eis und Erz, und wenn ihre Gefühle wirklich dann und wann zum Durchbruch kamen, so geschah es in Gestalt jener Thränen, für deren Erklärung sie dann wieder, um sich nicht zu Verleumdungen drängen zu lassen, zu neuen Vägen greifen mußte. So umstridte sie sich immer mehr mit ihrem Vagengewebe und fiel zuletzt in ihre eigene Nege. Die für ihre Welle beste Politik: nur wenig zu sprechen, um sich nicht zu verprechen und auf alle Fragen meist erst nach öfterer Wiederholung derselben zu antworten, um inzwischen Zeit zu gewinnen, sich die Antwort reiflich zu überlegen — dieses Verfahren, im Anfang ihres Heiraths als ihrer Unkenntniß der Sprache nur zu erklärlich, mußte ihr später, als dieser Grund wegzief, nöthiglich für baare Unliebendwürdigkeit, Muthwilligkeit und Verschöpfung gedeutet werden. Die R.iche Familie hatte es so oft beklagt, daß sich Caroline nicht familiärer an sie anschloß, allen Bemühungen zum Trotz nicht herzlicher, zutraulicher werde — jezt ist das Alles erklärt und das Räthsel ihrer Unliebendwürdigkeit bahn.

Zu verwundern bleibt, daß Kunigunde bei ihren Protokollausagen ihres wahren Lehrers Ed mit keiner Epibe gedacht! War es vielleicht eine unbesiegbare dumpe Gewissensthe, die sie hinderte, auch seiner dankens und freundlich zu gedenken, seiner, der unter Allen am meisten für sie gethan, der am schämlichsten von ihr betrogen, am liebsten von ihr geküßt wurde? Fast will es uns so bedünken, denn daß sie ihm Jeneigung geseuht, was sie in Grunde gegen Niemand gethan, wo sie keine empfand, vermögen wir nicht anzunehmen. Wie sehr tief sie sich früher als ihm verschuldet glanbte, beweist am schlagendsten eine Scene, von der wir nicht absehen können, daß sie nur gespielt war. Eines Tages nämlich, als sie sich mit ihm allein beim Unterricht besand und er ihr in seiner tiefdringlichen Weise zu Gemüth und Gewissen sprach, sank sie plötzlich laut weinend vor ihm in die Kniee und rief mit einer Gebeude höchster Verehrung gegen ihn: „Sie sind mein Ketter!“ . . .

Derr Ed schildert noch jezt den Eindruk dieser Scene als fodergreifend und unvergänglich, und wenn sie wirklich etwas dem nur entfernt Ähnliches in diesem Moment empfand, so müssen wir um so fester an die Möglichkeit ihrer Rettung glauben.

Den Stoff zu ihrer Betrugsgeschichte gab sie an, größtentheils „aus Schriften“, nicht aber aus dem wirklichen Leben geschöpft und dann, mit eigenen Anthaten versehen, durch Combination weiter ausgeführt und in freier Weise bearbeitet zu haben. Die Geschichte von Rasper Hausler, die ja ganz in dorriger Gegend, besonders aber in Nürnberg und Ansbach spielte, kann Kunigunden nicht un-

bekannt und auf ihren Entschluß nicht ohne Einfluß geliebet sein. Sollte sie aber nicht vielleicht auch einmal die Erzählung „Heinrich von Eichenfels“, vom Verfasser der Dieretier gelesen haben, die auf allen Jahrmärkten nun ein Öeringes dem Volke feilgeboten wird? Waaohes in ihrer „Geschichte“ ipeint auf eine „freie Benutzung“ dieser Erzählung hinzuweisen. Der Vater Heinrichs, der Graf von Eichenfels, zieht in's Feld und wird verwanet; Heinrich wird von einer Zigeunerin als kleines Kind aus dem Schloß gerandt und in eine verborgene Gebirgshöhle zu Müttern gebracht; diese liefern dem unterirdischen Hausbald Brod, Fleisch und Gemüse. Die alte Zigeunerin (eine Art Vertha!) gibt dem kleinen Heinrich gut zu essen, sein geistiges Leben bleibt aber ohne alle Nahrung und besonders sagt sie ihm nie ein Wort von Gott. Ein Miniaturbild seiner Mutter (das Medaillon) hat die Alte zugleich mit dem Kinde gehalten. Bei seiner Entweidung aus der Höhle nimmt Heinrich dies Bild mit. Sein Erhalten beim ersten Anblick der Sonne! Er kommt zu einem Einsiedler, mit dem er später auf einem Wagen durch Feld und Wald fährt, seine Eltern zu suchen u. s. w. Man wird zugeben müssen, daß diese Erzählung ganz beachtenswerthe Parallelen mit der Carolinens bietet. Weiter jedoch haben wir gar nichts Näheres erfahren können, aus welchen „Schriften“ sie schöpft.

Die wesentlichsten Punkte dieses über Kunigunde Lehrers vom Landgericht zu Reichsd aufgenommenen Actenstücks fanden die Osenbacher Herren aus ihrem eigenen Munde bestätigt, als sie dieselbe in Kloster Erbach besuchten. Sie war aber schon Anfangs durch das Erscheinen zweier ihr noch kürzlich so nahebekannte Personen sehr niedergeschmettert, und ihr ganzes Wesen befandete die Zerknirschung aufrichtiger Echaun und Reue. Die Thranen floßen ihr wieder reichlich, und sie erschien so angegriffen, daß man sie sich niederlegen ließ.

Ueberhaupt kam sie in einem geistig wie körperlich sehr herabgestimmten Zustande in Neustadt an, was sie besonders damit erklärte haben soll, daß es eine juchbare Anstrengung gewesen sei, sich immer so zusammenzunehmen, daß man sich mit seinem Worte verrathe. Sie habe deshalb auch gar viele Nächte schlaflos zugebracht. Im Anfang konnte sie vor Thränen und Erschütterung nicht reden, allmählich aber schien sie ihre Kraft zusammenzunehmen, und begann, auf die in milder Weise an sie gerichteten Fragen zu antworten. Ihre jezt Nohe und Moral zu preigen, war vief natürlich nicht der Ort noch die Stunde. Im Ubrigen aber enthielten ihre Ausfagen und Wittbeilungen nicht Wenigstliches, was nicht schon in dem ihre sümmtlichen Gefändnisse und Befenntnisse umfassenden gerichtlichen Protokolle enthalten gewesen, und im Verberigen von und in Kürze wiedergegeben ist.

Es war in der Abendstunde, als dieser Besuch bei der Osenbachers stattfand, und man kann sich denken, wie erschütternd es auch für die beiden Männer gewesen sein muß, diese ihnen so sehr am Herzen liegende „verlorene Tochter“, diese „Caroline“, im tinnenen Zuchtsauslaßende vor sich zu sehen.

Die Geschichte Carolinens endet hiermit, wir werden uns aber erlauben, noch einmal später auf sie zurückzukommen, und zugleich über das fernere Schicksal des Mädchens einige Fragen auszuwerfen.

### Zwei Weihnachtsabende.

„Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit  
Klingt ein Lied mit immerdar;  
Ach, wie liegt so weit, ach, wie liegt so weit,  
Was mein einß war!“

Der Klang tönt wieder in tausend Herzen in dieser Zeit; auch in dem meinen klingt er an und leise wieder! Es ist ein eigen Ding um alle Jugenddichtung: sie spimmt sich wie ein goldener Faden in's erste Mannesalter hinüber; und dieses auch immer dem Menschen gebracht und wie es denselben verändert haben mag: selbst das Herz des Mannes hat eine Stelle, welche sie erschüttern kann mit ihrer hinreißenden Kraft und Lieblichkeit. Wir Alle empfangen jedes Jahr das Christkind in unserem Herzen, und-gen sich unsere Anschauungen verändert haben, wie sie wollen; wir

Alle werden wieder zu Kindern, — und wäre es nur für Minuten! — wenn der Kinder Christnachtstunde auch in uns erglüht!

Das habe ich nirgends lebendiger gefühlt, als in der Fremde, wenn der Kalender mir sagte, daß heute dahem die Lichter kimmerten und leuchteten — hinein, tief hinein in tausend Kinderherzen! Ich verirrte dann immer eine Weile im Gemüthe, wie sie wohl Kinder haben; ich empfand eine Sehnsucht, ein wahres Heimweh nach dem Vaterhause, daß ich über mich fast hätte ättern mögen, wenn ich es nur gekannt hätte. In gar verchiedenen Städten, unter gar verchiedenen Menschen habe ich die lieb. Weihnachtsfeier geieert; zwei Mal aber hat sie mich ganz besonders „griffen“. Der eine Weihnachtsabend gellt „mir noch heute wußt und wohl in meine Erinnerung herein, der andere klingt mir voll und gewaltig in der Seele wieder. Ich will beide zu schildern versuchen.

Wir waren in Madrid, allein stehend und unbekannt in der großen Stadt, durchläßt an Leib und Seele von der hier wegen jeglichen Mangels an Schutz doppelt fühlbaren Kauhheit der Jahrszeit und den gemüthlicheren Pöbelplättern; wir suchten und fanden nur in der Erinnerung an's liebe Deutschland Ruhe und Glückseligkeit. Wir konnten uns keinen Christbaum aneignen, so gern wir es auch gewollt hätten; aber in unserm Innern braunten dessen Vöster hell und freundlich schon lange vor dem Aeste, welches wir in der Kirche zu begießen beschloßen hatten. Der von so vielen kleinen und großen Kindern herbeigekommene Abend brach endlich herein. In den Straßen der Hauptstadt des christlichen Spaniens wogte von Sonnenuntergang an die Menge auf und nieder, „um das Christkind zu empfangen.“ Sie suchte sich gegenseitig zu ergötzen und zu überbieten in ihrer Freude. Männer und Frauen durchstießen in Scharen die Straßen und schrien und jubelten — aber nicht wie gestülpte Menschen, sondern wie Barbaren. Beide Geschlechter hatten sich mit Trommeln, Tambourins, alten Kochtöpfen, blechernen Pfannen und Pfisen ausgerüstet und handhabten diese Wärmewerzeuge genau in derselben Weise, wie bei uns zu Lande die Festjugend ähnliche in der Walpurgisnacht, wenn sie im kindischen Liebermuthe die alten Herrschaften nicht verschallen lassen und die zur Teufelsheißigkeit fahrenden vertreiben will mit Geschrei und Trommeln und Schreien und Feuerfisch. Dabei waren alle Weinschalen und Brauntweinbecken weit geöffnet, und die Hefe der Hauptstadt gährte in deren Häuten. Immer größer, wüthender und abschrecklicher wurde der Lärm; betrunkene Weiber suchten es den berauschten Männern gleichthunend im Trommeln, Raffen, Pfeifen und Schreien; die Kinder folgten dem Beispiele ihrer Eltern; wer ohne jene Tönezeitung war, schrie und küßte nicht weniger — und eins der Vöster des Christbaumes in unserm Herzen verlosch nach dem andern.

Gegen Mitternacht versammelte sich die Menge in dichten Gruppen vor den Kirchthüren, welche geschlossen und mit Soldaten besetzt waren, und lachte oder schrie, trommelte und rasselte nach Art, als wüere, oder ihr wohl auch gemeine Spitze mit den anwesenden Frauen. Dazu wurden die Gledien in der hier gewöhnlichen Weise geläutet: mit einzelnen schnellen Schlägen, wie bei uns zu Lande bei Gefahr und Noth, und nicht vereint, sondern jede einzeln für sich in wirrer, mißgeleiteter Folge mit andern. Das Glockengeläute in Spanien hat sich stets empört; denn es ist eigentlich nur ein schändliches Mißbrauchen der herrlichen, so eigentlich christlichen Klangwerkzeuge; heute aber verleierte es mich mehr, als je. Der kindische Dichtung, der Heimgath Schen und der Heimgath Bild, welches Gledentöne in der Fremde in mir zu erwecken pflegten, mußte vor diesen grausigen Tönen dahinschwinden. Ich wunderte mich nicht mehr darüber, daß nur im deutschen Herzen Gledentöne zum erhabenen Liede erblühen konnten; ich sah ein, daß nur ein in Deutschland Geborener Schiller's Worte verstehen konnte, niemals ein Spanier; denn ich selbst verstand in Spanien die Gledien nicht mehr.

Mit dem Schlage Zwölff wurden die Kirchthüren geöffnet und das außen versammelte Volk stürzte sich nun in das Innere des Gotteshauses. Wir folgten ihnen erst und stumm; denn es war uns gar eigen zu Muthe geworden. Doch sollte es noch anders kommen. Wir wunderten uns nicht wenig, als wir im Innern des Gotteshauses Pöbelmänner sahen, Bagonette blühen sahen. An jedem Pfeiler standen zwei Soldaten mit Gewehren; durch die Mitte des Schiffes aber zog sich eine dicke Reihe derselben, dazu bestimmt, um die zum Veten hierhergekommenen Männer von den Frauen abzuhalten!

Ich wurde durch die Anwesenheit der Soldaten schreiend verlegt im inneren Herzen; aber ich wußte ja nicht, daß man in diesem Jahre dem Volke zum ersten Male verboten hatte, den barbaulichen Lärm von den Straßen in der Kirche fortzuführen, wie es sonst zu thun pflegte. Und in der That waren Soldaten nöthig, den Trommelschlag und anderen Tönegebrauch auf die Kirchthüren zu beschränken, durch die er noch immer herrlichlang in's Feilgithum; es waren Soldaten nöthig, Störungen der Reize zu unterbrechen; denn verbunden konnten sie nicht nicht. Man lachte, mischte und lärnte aus in der Kirche fort, und alle Wachen waren nicht im Stande, die Ruhe herzustellen. Ja, als dann die jubelnden Worte des „gloria in excelsis Deo“ kamen, und von tausendher Musik begleitet wurden, da sogen einige der Männer trotz der Soldaten Tambourins unter den Bänteln hervor, und

schlugen diese und klapperten mit ihnen, als hätten sie einer Tänzerin den Takt anzugeben. Die große Menge besetzte diese Unberufenen mit einem schallenden Gelächere und murrig, gewaltig, als man jene festhaun und entsetzte; denn sie verstand ja weder das pfäffliche Geplärre am Altare, noch die Worte der Sängler im Chore, welche die Trommelschläger begünstigt hatten. Mehrere Male noch wiederholte sich ähnlicher Unfug; ich war froh, als die Messe endlich zu Ende ging. Einig sehten wir nach unserm Stübchen zurück, und verschloßen sorgfältig dessen Thüren und Lüden, um nur den Lärm nicht mehr zu hören, welcher uns unsere Weihnachtsstimmung so arg verbittert hatte und immer fort wüthete. Und erst dann, als wir allein im Stübchen waren, wurde es uns wieder wohl im Innern; ich aber gedachte einer andern Weihnachtsnacht, die ich vor Jahren gefeiert — und begann zu vergleichen. Ueber Meer und Länder hinweg, durch vergangene Jahre hindurch trug mich die Erinnerung; ich besah mich wiederum im inneren Afrika, und durchlebte noch einmal die dort gefeierte Weihnachtsnacht.

Auf einem der Hauptströme des Nil, mitten im Wätere, lag unser kleines Boot. Wir hatten den ganzen Tag über gejagt, gearbeitet, beobachtet, Neues entdeckt, Wunder erkannt und darüber Alles, selbst die Heimgath vergessen. Aber als die Sonne sich neigte, als sie das Gold des Abends unter das hundertfach verfarbener Blatgrün der Baumkronen webte, als das Kreischen der Papageien verstummt war, und die Affenschaaren tanzend von Baum zu Baum gaulen, um sich, von dem Gejagte der Aesteln und Stärken der Bände geleitet, eine sichere, hochgewipfelte Nimmose zur Nachtruhe anzuzuwählen; als der prächtige Seeadler erlöben am andern Ufer des Stromes, welcher wir immer wie eine wunderbare Blüthe seines grünen Rubensfußes erschienen war, seinen blendend weißen Hals zusammenzog; als die zwei Riesenkolosse auf der uns gegenüberliegenden Sandbank ihren von der Sonne durchglühnten Fänger wieder im lauwarmen Strome zu kribbeln gedachten; als die Nacht sich herabsenkte, friedlich, mild, heiter und herrlich, wie immer: da stiegen unsere Gedanken über Land und Meer, durch Steppen und Wälder naahtsalbarm der urenen Heimgath zu; und wie auch die Nacht schmelze und uns liebethe, es wollte ihr nicht gelingen, des Herzens Sehen zu beschwichtigen. Wir hatten uns Rausch bereitet und die Fischen mit dem stillschweigenden Tabak der Erde, dem unergleichlichen Djebel, gefüllt, aber „die Wolken des Rausches wollten die Wolken der Schwermuth“ uns nicht vom Herzen nehmen: die Wälder blieben ungelert und unsere Herzen ungeschält. Unser Türke sang seine prächtigen Minnelieder in lauteinen Wäldern, aber auch sie wollten uns nicht erheitern. Der Uwoald selbst mußte sprechen, um uns ihm und uns selbst wiederzugeben, und er that es auch; er ließ uns unsere trübten Gedanken, unser Sehen und unser Heimweh nicht länger.

Pflichtig schmetterten kleine, kräftige Trompetentöne durch die bisher so stille Nacht. Sie kamen von andern Ufern herüber; das Geschwätz der Diener und Katojen verstumte augenblicklich und alle aufstehen, wie wir. Von Neuen schmetterte es zu und herüber. „El Fuid, el Fuid!“ — „Gestehanten, Gestehanten!“ — jubelten die mit den Tönen Betrauten. Ja, wahrhaftig, es waren Gestehanten, welche drüben zum Hüße gingen; nur von ihnen konnten solche Klänge herüberen — und heute vernahmen wir sie zum ersten Male: die Weihnachtswelle auch und nicht unbekannt lassen. Aber nicht allein sie, die Waldriesen, ließen sich vernahmen, ihr Geschmetter sollte vielmehr gleichsam nur das Zeichen sein zum Beginn des nun laut werdenden, einnabe schauerlichen, aber doch unendlich großartigen Nachtconcertes. Der König des Waldes donnerte durch sein Reich, seine Königin antwortete, tiefes Schwoigen folgte, jedoch nur für kurze Zeit. Gang in der Nähe unseres Schiffes hob ein Riesenfisch seinen Kopf aus dem Wasser und brumnte, als wolle es verstanden, mit der Röhrenstimme zu ringen, ein Panther grunzte, erschreckt gurgelten die Affen auf, die Hyänen und Schakale übernahmen wie gewöhnlich den Chorgerang, die Gullen schrien wachsig, auf der Sandbank klagte der Wogenpflüger der Nacht, der Scheerenhaubtel, und Silberglänzen gleich erlang das Gejirr der Uebenden wachsig, dumpfer durch tiefen Ton der Waldfrösche. Es war ein wunderbares Concert, welches wir hörten, und wunderbar: Künstler führten es auf, aber es gab uns ganz dem Orte wieder und schenkte uns aus mit der Fremde. Wir lebten auf mit diesen Tönen der Nacht, die trüb gewordenen Augen glänzten wieder, und die Herzen schlugen hoch auf vor Freude! —

Ich weiß es, welcher von beiden Christenleben wichtiger ge-  
feiert werden ist. Den einen in Madrid kann nicht einmal die  
Erinnerung zu einem erträglichem Bilde umgestalten; den andern  
im Urtheile malt sie von Jahr zu Jahr mit immer lebendigeren  
Farben an. Wenn ich jetzt seiner gedenke, kommt mir die alte

liebe Weise immer wieder in den Sinn, und ich möchte fast schrei-  
gend ausrufen:

„Ach, wie liegt so weit, ach, wie liegt so weit,  
Was mein einst war!“

Bresm.

### Die englische Zeitungs-Industrie.

Alle Erfindungen und Entdeckungen von der ersten an, Abels,  
der zum ersten Male Feuer annahm, wofür er von seinem Bruder  
Kain tobtschlagend ward, bis zur letzten und neuesten wurden  
und werden von der großen Menge, die niemals das Pulver er-  
funden hat, immer zunächst tobtschlagend, wenn's irgend möglich  
ist, wenn nicht mit Knütteln, so doch mit Zungen, Fingern und  
der Wichtigkeit des Besonderen im Allgemeinen. Daß man Erfin-  
dungen, Entdeckern, d. h. Erfindern der Menschheit, bewand Denkmale  
setzt, ihre Biographien und Schicksale der Jugend zur Erweckung  
und Belehrung, Aufklärung und Erbauung zu lesen gibt, ändert  
die Thatsache nicht. Auch die nützlichsten, praktischsten Erfindungen  
wurden zunächst mißachtet immer verhöhnt, verspottet und aus-  
geschlachtet. Man denke an die ersten Eisenbahnen, das erste Dampf-  
schiff. Der Erste, der die Wichtigkeit derselben behauptete, wurde  
dafür bis zu seinem Tode in einem Irrenhause gehalten; der erste  
thatsächliche Erbauer eines Dampfschiffes in Schottland so lange  
verhöhrt, bis er sein fertiges Dampfschiff verkaufen ließ, von wel-  
chem ein Amerikaner sein Modell nahm, das er in New-York  
ausführen ließ. Wen da kam erst die Erfindung in die alte Welt  
zurück.

Todh wir können dieses für die ganze Menschheit entretende  
Thema nicht verfolgen und erwähnen nur noch zur Einleitung in  
unsern Artikel, daß es dem ersten Zeitungsbereitender in Eng-  
land ebenfalls nicht viel besser gieng. — Im Jahre 1622 unter  
Jakob I. kam Nathanael Butter auf den Gedanken, Neuigkeiten  
aus London nicht mehr schriftlich zu vertheiligen, sondern regel-  
mäßig zu drucken und zu verkaufen. So druckte er alle Wochen  
ein Mal ein Quartblatt voll Neuigkeiten und bot sie zum Ver-  
kaufe aus. Alle Welt lachte über den töllesinnigen Einfalt und  
die butterige Fassung, daß die Leute alle Wochen so viel von dem  
Quartblatt lauten würden, um die Hefen zu bedien.

Jezt druckt man in einer Stunde über hundert Mal  
mehr, als Butter in ganzem Jahre 1622, und macht nach  
Druck ungeliebter Rollen und Zahlung halbschlechter Genereate  
(z. B. 50 Pfund für einen einzigen Keitartikel, wie dies die Times  
schon gethan) noch Geld genug, um davon wie ein Fürst leben  
und eher sterben zu können, als andere Leute.

Nach Butter gewann schon mehr als Dred von seinem wöchent-  
lichen Quartblatt.

In London wird jezt allein jährlich so viel Zeitungspapier  
bedruckt, daß man die ganze Erde hineinwickeln könnte, wie ein  
Butterbre.

Die Zeitungsdruckerei und Zeitungsindustrie bilden jezt eine  
der ersten Künste und Gewerbe. Der Herausgeber und Redacteur  
wird jezt nicht mehr gebildet, sondern geboren, wie der Dichter.  
Dies gilt wenigstens im vollen Sinne von der englischen Presse,  
die freier ist, als irgend eine in der Welt, und Summa Summarum  
regierungsfeindlicher, als irgend eine in der Welt.  
Wenn die Preß-Polizeibehörden von Deutschland eine Ahnung von  
der Kunst hätten, wie die freieste und mächtigste Presse in der Welt  
den regierenden Classen dienlich gemacht wird, sie würden nie  
wieder auf den Gedanken kommen, eine Nummer zu confisciren  
oder dergleichen zu thun, was sie jezt als richtige Ueberwachung  
der Preß betrachten und practiciren.

Kein gewissenhafter Cenfor, als der englische „editor“ oder  
Redacteur. Er sieht mit einem einzigen Schnippsel aus jedem Ar-  
tikel injuriöse Elemente heraus und wirft ihn weg, corrigirt ihn  
oder schickt ihn zu diesem Zweck an den Verfasser zurück. Steno-  
graphische Berichte, die dem Redner schmeicheln, flath der Welt  
lang weilen, was er gesprochen, seyen eine eben so seine Nase  
vorans, eine noch feinere die Herbe voll täglicher Privatmittheilungen,  
die benutzt werden müssen, aber ohne den Verdacht, die dadurch  
ihre Privatinteressen fördern wollen, in die Falle zu gehen. Das  
größte Conferat und die Cardinaltugenden des Editors bilden die

trüffelhaumbreinnasigen Spüringenden, stets zu finden und zu wühlen,  
was den Abßag der Zeitung am meisten fördert und der großen  
Menge am meisten gefallen mag.

So lache freie Presse hat trotz ihrer scheinbaren Allmacht und  
Allgegenwart ihre Schwäche, ihre Ohngunst in sich selber. Man  
confiscirt keine mißliebigen Nummern, man unterdrückt keine Zeit-  
ung, man bedrückt sie nicht einmal, sondern bekämpft sie mit Preß-  
freiheit. Man gibt Zeitungen gegen Zeitungen und die Times,  
mit der Niemand concurrenzen kann, wird dadurch beherrscht, daß  
ihre die regierenden Classen so viel Privatmittheilungen machen, daß  
der Redacteur glaubt, aus ihnen die „öffentliche Meinung“ zu er-  
kennen, d. h. die Macht, wodurch der größte Abßag erzielt wird.

Gerade die ungeheure Masse von freien Zeitungen in Eng-  
land ist deren Gefährlichkeit (das bezieht nur, wer etwas dahinter  
guckt). Die Londoner Zeitungen wickeln schon allein die Erde in  
bedrucktes Papier. Außerdem hat jede große Stadt Englands  
ihre tägliche Zeitung; Manchester, Eimburg, Glasgow u. s. w. je  
zwei bis vier.

Diese großen Penny-Zeitungen in der Provinz und Kenton  
(eine von 40 Folienspalten auf Strohpapier auch nur 1 Penny)  
formiren eine neue Epoche in der Tagesliteratur. In America hat  
man's darin bereits noch weiter gebracht. In New-York gibt's  
schon lange große Zeitungen für einen halben Penny. Eine der-  
selben ward unlängst für 50,000 Pfund verkauft. Sie wird mit  
einer 20-fachen Dampfmaschine gedruckt, die in einer Stunde  
18—20,000 Exemplare liefert. Ihre Anzeigen bringen jährlich  
über 20,000 Pfund ein.

Der einiger Zeit hörte man, daß auch eine Manchester Penny-  
Zeitung (Manchester Examiner) mit einer Heckschen Maschine ge-  
druckt werde. Diese Maschine von dem Amerikaner Hoe wurde  
halb ein Ereigniß. Ein Engländer kaufte sich das Patent für  
England und Frankreich für eine halbschöne Summe und baute zu-  
erst eine Maschine für die Times. Dann besetzte sich Ingram,  
Eigentümer der „Illustrated London News“ eine, und die dritte  
ward für die doppelte Penny-Zeitung: „Morning and Evening Star“  
(Morgen- und Abendstern), das Organ der Bright'schen oder rati-  
catalen Reformpartei (Manchester-Männer) glücklich ausgeführt, vor  
einigen Wochen in dem neuen Redactions-Palaste (Salisbury Square,  
City) aufgestellt und in Thätigkeit gesetzt.

Hier in diesem neuen Wanderpalaste einer Penny-Zeitung sah  
ich das Wunder von neuer Dampfpreße zum ersten Male arbeiten  
(mit Hilfe eines deutschen Sub-Redactors, die Anderen machten  
Schwierigkeiten). Zunächst wuchs eine Anzahl der Penny-Zeitungs-  
literatur in diesem neuen, moßvollen Palaste, hieß für Redaction und  
Druck des „Star“ gebaut! Unten die Maschinenrie. Parterre Anzeigen  
und Verkauf. Eine Treppe hoch langer Corridor mit numerirten  
Zimmern an beiden Seiten, alle substantial und bequem mit glän-  
zenden Arbeitstischen, Stühlen, Karten, Sophas, Teppichen u. s. w.  
ausgestattet für den Haupt-, für den Gen- und Subredacteur, für  
den Redacteur des Anzeigens, des Innern, die Polizei- und  
Gerichtsabtheilungen, Correctoren u. s. w. u. s. w. Oben darüber  
großer Saal für Setzer und Drucker mit allen möglichen Bequem-  
lichkeiten, Sprachröhren, Winden und Klappentügen zwischen Unter-  
und Oberwelt. In ersterer pfeift und schnebelt und demert alle  
Nachmittage und Nächte der gigantische und nichtliche aller Dampf-  
belebten Kister.

So sieht sie aus, die Hecksche Horizontal-Dampfmaschinen-  
preße, wie ein ungeheurer Käfer, vielleicht mehr wie eine riesige  
Kreuzspinne. In der Mitte der Kumpf, der sich horizontal be-  
wehrt, auf einem Zwölftel seines Mantels die gestrigen Typen der  
ganzen Zeitung enthaltende Druckstein. Die übrigen elf Zwölftel  
des äußeren Mantels werden von beiden Seiten stets so mit  
weißen Bogen versehen, daß er während der ganzen Umrehung  
seine Typen noch oft Mal abdrückt, als mit jeder eingangenen Um-



## Hraf Szapary der Pflüger.

Von Lubw. Sterch.

### Die Schwach

(1682.)

Du schönes hohes Ungarland,  
Mit Wein gesauet, Bald mit Saaten,  
Dennaturschtheit und anbauet!  
Som weiten Halbkreis der Karpathen,  
Wie reißt Du auch an Helden wahr,  
Von Allen, die Du einst gebahrt  
Und zu des Ruhmes Glanz erhaben,  
Ersieht Einer vor im weichen Sand.  
Dem Kranz, den ihm der Dichter nicht,  
Hat still ein Stern sich eingewoben.

Ganz Ungarn stöhnt in Bond und Haft  
Der übermüthigen Osmanen;  
Vergendet ward des Landes Kraft,  
Ferdern den seine Reichen.  
So lämmt der Türken Eißel Iaz,  
Neh schwerer lastete die Schmach  
Der Knechtschaft auf den Magyarren.  
Da mußte manches edle Blut  
Mit beidem Sinn und Heldenmuth  
Ein schümmes Sclavenjoch erlösen.

Der Türke wähnt den hohen Mann  
Mit ausgehuter Laal zu beugen,  
Was Begehrt Scherplüsch erlang,  
Der Doh erträgt's mit heil'gem Schweißgen.  
Trifft ihn des Dam's Dieb und Spott,  
So denkt er still: Mein Herr und Gott  
Ward auch verbettet und geschlagen  
Und jänzte seinen Cußlern nicht  
Und hat mit beiderm Anzucht  
Die Dornenkrone still getragen.

Ora' Szapary, an Tugend groß,  
Des Feindes Hebramach erlegen,  
Gebuhet hoch des schümmen Ross,  
Er zieht unter grimmigen Schlägen  
Der Aderfurcht neuen Weg  
Am schweren Pflug des Damlozes  
Zulammen mit des fährten Pferde,  
Mit feinem Blute, feinem Schweiß,  
Doch nie mit einer Thräne beif,  
Tränkt er die wasserfänt'ige Erde.

Es' noch die Sonne ihre Bahn  
Am Morgenbimmel hat begonnen,  
Hat schon der Häßliche Coman  
Den Ritter neuen Schimpf' errienen.  
Mit Stier und Eißel angeführt,  
Von kharrem Beißschenkung umschwirt,  
Verdöbht, gestoßen und getreten,  
Vor Durh und Hunger krank, der Held  
Pflügt ohne Wurren so das Feld  
Des argen Jüngers des Propheten.



Die Rache.  
(1681.)

Geschlagen ist das Türkenber,  
Und Wien entsetzt vom raptorn Feien.  
Der Ungar greift zur kharren Wehr,  
Der Türke wüthend kichnwagt Soldien.  
Und oh's der Fahndschah gedacht,  
Ist in der blut'gen Wainner Schicht  
Bom Kreuz der Halbmond überwunden. —  
Den Hamlabeg, zur Rucht erwanbt,  
Hält eiern eine Ungarhand.  
Er wird gefangen und gebunden.

Rathmanni ist's, der edle Graf,  
Der Waffenträger war dem Pfleger  
Und in der Schicht den Hamla traf  
Und glücklich fing den türk'chen Tiger.  
Nun führt er ihn zu Szabary:  
„Mein edler Freund, den Duden sieh,  
Der Schmach Dir gab viel martervolle!  
Nun thu' ihn, wie er Dir gethan!  
Spann ihn mit Deinen Stieren an  
Und laß ihn pflügen Deine Scholle!“

Doch Szabary zum Türken spricht:  
„Nicht alles ist Dir jagemert!  
Ich geh' mit Dir nicht in's Gericht.  
Was Du mir thatest, ist vergessen.  
Die Bande löset Dir mein Schwert,  
Frei bist Du! Nimm mein eignes Pferd  
Und reite heim zu Deinen Weibern!“ —  
Der Bog lecht lang wie weckent.  
„Das thust Du Deinem ärghen Feind,  
Der Dich getränkt an höchsten Gütern?“

Darauf der Christ: „Mein Meister sprach:  
„Ihr sellet Eure Feinde lieben!  
An denen, die mit Haß und Schmach  
Euch tränkten, sollt ihr Wohlthatun üben!“

Und als der Juden Horn und Wuth  
Sein Kreuz begeh mit seinem Blut,  
Da betet er zum höchsten Heben:  
„Gott, o Vater, ihren mild!  
Ihr Sinn ist ja von Racht umbüht.“  
Und herbend legnet er die Hiden.“

„Du bist, o Herr, semmt Dein Geschenk!  
Schmerzen gab ich meine Sache.  
Denn meiner Thaten einzehnt  
Erzitter' ich vor Deiner Rache.  
Das Gift, in meinen Ring gelast,  
Nimm als Gefangner ich aus Deih.  
Eben greift der Tod mir nach dem Leben.  
Doch sterbend, Gott, erret' mich dies:  
Der keine Feinde lieben sieh,  
Der dat der Welt das Heil gegeben.“

„O nimm mich auf in seinen Hand  
Und laß als Christen fremm mich sterben!  
Du gabst mir Deine Liebe sand,  
Doch nun die keine mich erwerben!“ —  
Der Ungar, der sich iust verniegt,  
Das Kreuz am Schwerte dar ihm reicht  
Und giebt, geschöpft aus sader Quelle,  
Ihm aus das Haupt mit beherm Wort,  
Dem Glauben an den ew'gen Herr,  
Der Christentum beizig Heile.

Der Sterbende umfaßt das Kreuz  
Und fügt's mit brünstigen Verlangen.  
Des Todes Schatten hat bereist  
Sein Haupt mit letztem Hauch umfangen.  
Doch hält er noch den Blut verflüht  
Dem Liebeshender jageloh!  
Und streckt ihm froh die Hand entgegen.  
Und wie sie hieher weinend drückt,  
Da wird er selig heimend drückt,  
Das ist der Liebe Gestelegen.

drehung weiß bedruckte Exemplare liefert. Die Art nun, die reisende Schnellleiste, spielende Pflichtigkeit und Sicherheit, wie die kleinen, erfindungsreichen, von vielen, lebenden Nerven getriebenen, an den äußersten Enden mit latterartigen Rasteln flappenden, reisenden, wilsten und doch so sicher und exact greifenden, weiter schlingenden, herauswühlenden und glatt niedersinkenden drei Etagen hoben sechs Meile dieses Käfers arbeiten, dies ist eigentlich das Wunder. Ich weiß es recht gut, es geht Alles natürlich zu. Es ist keine Perzei, es nicht. Aber ich begreif nicht, ich wollte nicht begreifen und blieb dabei, es sei der wunderbarste, aus mehr als 1500 mathematisch genau geformten Gliedern, Muskeln und Nerven combinirte, dampfbeschwungene, eiserne Riesenfaser, der vor meinen Augen während der Stunde, die ich ihm zusah, 15,000 scheunthorartige weiße Stübe Papier nahm, sie bedruckte und bedrukt glatt übereinander 15,000 Mal wieder hinlegte, so daß die vielen dienstbaren Geister, die athemlos um ihn herumwirthschafteten, nichts weiter zu thun hatten, als ihm weißes Papier hinzulegen und bedrucktes wieder wegzunehmen. Jungeblutausen in der Stunde! Wenn das Gutztenge wüßte! Und Doctor Faust! Dreißigtausend in der Stunde liefert er in America. Es ging hier bloß deshalb so langsam, weil die Jungens noch nicht recht eingeübt sind. Alle fünf bis sechs Minuten klingelte es: die Maschine stand still, weil bald hier, bald da ein dienstbarer Geist nicht schnell genug gewesen war. Aber sie verpußte sich immer bloß etwa eine Minute. Dann schüllte und pffte es wieder und die Ragen flogen und wirkelten weiter schneller, als das Auge folgen konnte, immer sicher, exact, niedlich, reinlich, premt und wundervoll.

Ich habe hier natürlich nicht den fernsten Gedanken an eine technische Beschreibung. Sie sieht wie eine sababste Nieren-Kreuzspinnne aus und arbeitet vor den Augen etwa so und so. Weiter jag ich nichts, weiter wollte ich vor der Hand nichts sehen und sagen.

Solche unerfäthliche Maschinen, solche Tausende von Papier-Schneutvorhänge brauchen Futter. Ich habe hier eine Nummer der Times vom 7. Mai 1850 mit 72 Holzpallen oder 17,500 Zeilen, die aus 1,125,000 Buchstaben bestehen. Sie ist nicht immer so groß, besteht aber in der Regel aus 12—15,000 Zeilen, von denen zwei Fünftel bis die Hälfte Abends vor zehn Uhr noch nicht geschrieben sind. Um acht Uhr früh, d. h. zehn Stunden später, liegt sie in 60—80,000 Exemplaren überall zum Frühstück bereit. Dasselbe gilt von den andern Morgenzeitungen, von denen einige, wie der „Star“, auch jeden Abend noch einmal neu erscheinen.

Bist alle Zeitungen Londons erscheinen in der City, welche zwischen vier bis fünf Uhr ihre Geschäfte schließt. Dann strömen allenthalben Tausende heraus, wischen denen sich jedesmal Tausende hineinbringen müssen: die Nachzügler der Presse, Schreiber, Setzer, Trucker etc. Ihre Geschäfte beginnen, wenn gewöhnliche Sterbliche schlafen, und dauern bis 2—3 und 4 Uhr Morgens. Die Zeitungsschreiber geben ihre Abendgeschäfte Vormittags. Wandelbar hat seit einem Menschenalter keinen Morgen gegeben, geschwige eine aufgebende Sonne. Ihre Sonne geht immer im Westen auf, nämlich wo und wenn unsere untergeht.

Einen Blick in die Operäle oben: Amuseurgen, Metallstücken in kleinen schmalen Streifen alle 24 Stunden hundertentwermweise aufwendend und wieder zerstruend. Jungens baywischen stets mit Dabnen und Papiersstreifen, noch zahl, unberschreiblich, Trepp auf, Trepp ab aus allen möglichen Etagen und Zimmern. Was für mysteriöse Herren sitzen in letzteren? Der Allen die mysteriöse, gewöhnlich fallstöpfige Majestät des „Editor's“, der immer bloß „Wir“ heißt in der Zeitung, dessen Brauen, wie einß die Pupillen auf dem Dampf, Thronen und Ministerien erschlünden oder stürzen, umgeben von einem diplomatisch demüthigen Generallstab, dem „reporter“ und dem Parliamente oder von einem Netting, manchmal mit Eisenbahn-Ertrag eben erst aus einer weiten Provinzialstadt angekommen,\* dem Sub-Redacteur, der wertheiche Pro-

stellungen zusammenstreicht und aus Bergen von Briefen, „Blauhöchern“, Provinzial-Zeitungen u. c. Postars anzieht, dem Telegraphen-Redacteur, der auf die Trüthe horcht, welche 12—20 an allen Eisenbahnen, über und unter der Erde und unter dem Meere ohne Reuigkeiten bereinzuden, dem Correspondenten-Redacteur, der von Indien und China und aus aller ferren Ländern täglich Briefe mit doppeltem und dreifachem Pette bestimmt, wovon im Durchschnitt nur ein Fünftel Platz finden kann, obgleich Alles mit Gold bezahlt wird, den Chef der zweier Abtheilungen aus verschiedenen Zimmern, die bis zur letzten Minute mit Unglücksfällen u. c. herbeiströmen. Wer bringt all' das Unglück? Das ist die Saade der literarischen Nachzügler der Straße, der „Penny-a-liners“ (die früher 1 Penny für die Zeile, jetzt 1<sup>2</sup> Penny bekommen), die mit Beredrigsätigungsschreibapparat bewaffnet Tag und Nacht in der Nähe von Spriehäusern und Polizeistationen lauern, um Feuerbrünste, Morde, Selbstmorde, die schauerhaftesten der täglichen Schauer- und Schandthaten Londons mit spigem Stahlgrißel auf eine tiefe Page von abwechselnd weißen und schwarzen Papierzeilen 5—8mal mit einmaligem Schreiben durchzubrauen und dann die so gewonnenen Exemplare altemlos in die verschiedenartigen Redactions-Briefkasten zu werfen.

Die englischen Zeitungen sind, wie die englischen Beiten, zweischläfrig. Dies ist Grund wüthlicher Corruption. Die eine Hälfte der Zeitungen enthält immer Polizei- und Metzgergeschichten. Diese liest die Frau mit den Töchtern, Mann und Bruder überbringen die politischen. Gelesen wird längt nicht mehr. Es ist unmöglich. Die 800 Zeitungen und Journale Englands sind fast alle ungenutzt reich und umfangreich, dabei eng gedruckt. Wer nur eine alle Tage lesen wollte, wäre nach spätelens einem Vierteljahre wahnsinnig oder verhungert. Niemand hat Zeit zum Lesen. Man guckt drüber hin und wird dadurch confus und leichtsinnig. Wollte man genau lesen, bliebe keine Zeit zum Gedulckma und auch kein Kopf dazu. Das genaue Lesen richtet vielleicht noch ärgere geistige und moralische Vermisungen an. Die Zeitungen sind nicht ehrlich, sie vertreten die reine Orangelei und schwanken mit der öffentlichen Meinung starrsich hin und her. Die Times hat im Verlauf weniger Jahre alle Dinge, Menschen und Staaten, je nach dem Tagesinteresse Englands in den Staub getreten und in den Himmel erhoben, am eckeltesten Kapellen.

Die englische Tagespresse ist die gigantische Industrie der Erde, aber man bewerte England nicht darum. Sie ist über sich selbst hinausgewuchert, und durch ihre ungeheure Massenhaftigkeit, Schnelligkeit und Principleslosigkeit längst ungenießbar, ihre eigene Dynamik geworden. Allen Aspekt vor der Tagespresse, dieser Yunge und riesigen Heren alles kultivierten Völkers, wo sie von unabhängiger, ecker Intelligenz, von Principien, die sich aus den Varietätspunkten gebildeter Menschen und Interessen notwendig und natürlich ergeben und durch ihre Meinungen das geistige und politische Leben begeben, geleitet und geschrieben wird; aber nur den betingten Aspekt vor der englischen Tagespresse, deren etwa 500,000,000 Pfund Betriebes Capital zu mehr als zwei Dritteln dem Papier- und Schwarzzeilantzen, den Typensetzern, Maschinenbauanstalten und sonstigen Industriellen gehört, die in diese gigantische Pressefreiheit eine Geur und Abhängigkeit bringen, welche die Rechte von Freiheit, die die regierenden Classen (nicht die Regierung, nicht politische, sondern Classen und Klassen-Interessen) noch übrig lassen, vollends in einer Chimäre verbrühtigen.

Die Presse ist in ihren Mitteln eine gewaltige, großartige, gebildete Anseurtrie, aber nicht in ihren Zwecken. Durch die ungeheueren Capitalien, welche Industrielle in der englischen Presse gut haben, sind die Zwecke von den Mitteln überwuchert worden. Nichts ist deshalb gefährlicher für die deutsche Presse, als sich von der englischen abhängig zu machen und fast alle Tage Times-Mertheile als Autoritäten zu citiren. Deutschland werde frei, vor Allem in der Presse!

berien Jügen vorbei bei 112 Weilen in 2<sup>1</sup> Stunden juristilte und vor 12 Uhr Nachts in der Redaction war, wo der steno-graphische Bericht, in Worte überträgt, geht und früh um 8 Uhr in etwa 80,000 Exemplaren mit der Zeitung gedruckt war.

\* Um die berühmte Rede Bright's in Manchester, die Abends um 7 Uhr früh, Morgens 8 Uhr früh und fertig zu bringen, hatte die Times einen Auftrag für ihren Reporter beßelt, der vor 16 Uhr wegen geän-

### Blätter und Blüthen.

**Sand und sein Charfichter.** Die unglückliche That war verkraftet und begab es Epler eines politischen Fanatismus durch Sand's Tödt.

Sand, obwohl er an den selbst beigebrachten Fäden schwer litt, sah ruhig, im Voraus, ein gutes Ende vor sich, in seinem Gefängnis mit Tode entgegen; das Uebel war ihm bereits verflücht. Da ließ er am Nachmittag des 19. Mai 1820, welcher dem Tage seines Todes voranging, den Charfichter B., aus D., dem die Vollstreckung des Uebels von der Regierung angetragen war, zu sich entziehen. So gelassen erliefte er seinen Lauf, als man ihn bei seinem Eintritt mit den Worten verfluchte, es sei Herr aus D., welcher er zu sprechen will. Sand ließ sich freundlich willkommen, unterließ sich an drei Viertelstunden mit ihm, fragte ihn, wie er sich an dem Schafot zu verhalten habe, und sagte, als er dessen Erfüllung bemerke:

„Nurthen die Nichts, lassen Sie sich durch nicht irren machen, und seihen Sie auch wieder Mal haben.“

Was gewöhnlich Unterredung, welcher Uebeln Weisen unterworfen eine Art von Besenmung herbeiführte, sagte Sand zu B., daß er von ihm kein seinen Absicht nehmen wolle, weil er ihn noch einmal zu sehen habe. „Am Schindcocke“ erwiderte dieser.

Zum letzten Male B. von Sand, und die Begebenheiten zu Hinrichten wurden getroffen. Ein Bekannter des Charfichters will nach dessen Befehl bei Sand eine bedeutende Veränderung in seinen ganzen Wesen wahrgenommen haben.

Am 21. Mai wurde die Hinrichtung vollzogen. Sand sah auf dem wichtigsten Augenblicke. Weil er besonders seiner Handen und seiner angrenzenden Arven wegen nicht allzuweit gebunden zu werden wünschte, so war er nicht mit der Hand, sondern mit dem Unterleibe an den Stuhl befestigt. Die Hände band man ihm Anfangs an die Brust; da er aber lag, so erwiderte ihm das Ansehen, kann man sie an den Schopf.

Sand wünschte, seine Haare nicht zu verlieren, weshalb der Charfichter bereitet und ihm sagte, ihm Haar lei für seine Mutter bestimmt. Sand nicht weichen. Man schnitt ihm nur wenige Haare ab, und band die übrigen in die Webe. Der Charfichter zog nun ein rothes, schmerzables Zeugnis aus der Tasche, es wurde Sand um die Augen gebunden. Mit beiden Händen löhng B. sein Schwert, und in einem Augenblicke war der Halsbeil berührt.

Nachdem der Feind sich verflücht hatte, band man ihn los, und ließ ihn nach dem Haupte in den bereitgestellten Wagen. Derselbe wurde durch die Wälle nachgelassen, auf einen Wagen gestellt, mit einem schwarzen Tuche bebangen und in langsam fliehendem Zuge, von Militär auf beiden Seiten begleitet, an seinen Bestimmungsort gebracht.

Sobald sich das Militär vom Schafot entfernte und nur wenige Schützen zurückblieben, eilte eine Menge der Umstehenden, worunter sich mehrere Studenten und Oberlehrer zeigten, die Stufen hinauf, und mit wenigen Worten des abgetrennten Haars anzusehen, und Zeichen der Bewunderung und Commiseration in das Blut zu tauchen. Späterhin sah man noch viele um das Gerüst versammelt, welche sich blutige Späne aus den Fingern herausbannen und blutigen Sand reichen ließen.

Als die Umstehenden schon längst zerstreut war, sah man noch Studenten von Nebelberg kommen und den übrigen die ihre's Geld zurückbringen. Die fünf Zehner war nämlich erst am Nachmittag des vorhergehenden Tages zur Hinrichtung festgesetzt worden, indem es vorher nicht zu würde um ein und dann wieder um sieben Uhr vor sich gehen. Um drei Viertel auf sechs Uhr war der Zug bereits wieder in der Stadt.

Das Volk nannte die Thiele, auf welcher die Hinrichtung vollzogen war, „Sand's Himmelfahrt's Wiele.“

Den nächsten Abend der Charfichter einem seiner Freunde, welcher ihn jedoch vom Schafot gerettet, damit durch die Menge eilte und selbst nach Hause brachte.

Nachdem das Schafot abgebrochen war, ließ der Charfichter B. die Bretter nach S. bringen, um sie an seinen Gartenhäuschen, welches auf einer Anhöhe lag, zu verwenden, und sich in denselben Sand's zu erinnern. Das Brett, worin der Hock befestigt war, an welchen nachher der Richtstuhl gebunden wurde, zog sich mit der durchlöcherigen Deckung an der Decke hin.

Schon bei seinem Nachhausekommen erlitten B. den Zeinen ganz verändert. Der sonst so heitere, gesprächige Mann sprach wenig, zog sich von seinen Freunden und selbst von seiner Familie zurück und verlor immer mehr und mehr in eine düstere Schwermuth. Als das Gartenhäuschen in der angegebenen Weise vollendet war, ließ er seine meisten freien Stunden mit vümpfen Quartieren zu verleben; in die Wälle hin zu gehen, und ihn von dem Gesichte seiner Lieblingsaufenthaltsorte abbringen, war vergebens.

So verging der Sommer 1820 und die Melancholie des armen B. steigerte sich von Tag zu Tage. Endlich ward er ernstlich krank, und seine irrethätige Phantasie bewegte sich nur um Sand und die Momente seiner Hinrichtung. Man bemerke die Zeit seiner Krankheit, man könne unglückseligen Verthe an den Wällen zu entfernen und bemerke sich dabei, eine aufgeregte Phantasie auf andere Gegenstände zu lenken, aber vergebens.

Als B. von seiner Krankheit zu mehr genesen war, sah er das Zimmer verlassen konnte, war sein erster Gang nach seinem Gartenhäuschen. Als er seinen Spaziergang machte, und mit verlebten freudlichen Bildern ausgehend, nach, verließ er es endlich wieder, ohne dieser Veränderung mit einem Worte zu gedenken, verbrachte die Tag aufsehender ruhig in seiner Familie, sprach mehr, als man seit seiner unglücklichen Ere-

ction von ihm gewohnt war, und erwiderte nicht mit seiner Zeit. Abend begab er sich früh und ruhig in sein Schlafzimmer.

Am andern Morgen fand man das Zimmer verlassen, und als auf wiederholtes Hören und Rufen keine Antwort erfolgte, öffnete man es mit Gewaltsamkeit.

Da war das Zimmer leer und alle angelegten Nachforschungen nach B.'s Aufenthalt blieben ohne Erfolg.

Mehrere Wochen waren seit B.'s Verschwinden aus D. verstrichen gegangen. Da ließ sich in Wandlitz bei Sand's Mutter, der vertriebenen Frau Julius's Sand, deren Gemahl seit ihrem Tode verstorben, ein fremder Mann annehmen, welcher sie um eine gewöhnliche Unterredung bitten ließ, indem er ihr eine wichtige Mitteilung zu machen habe.

Dieser Mann war dem Diensthüben der Dame wegen seines irren Wides und seinen Benehmen im höchsten Grade unangenehm, weshalb sie Anstalt machte, ihn der Götterin zu weichen. Als aber der Mann nach dreimaliger Abweisung zum dritten Male wiederkehrte und seiner Bitte um Zutritt bei der Frau Justizthätin die Versicherung beifügte, daß er ein Unglücklicher sei, dessen Gelehrsamkeit von einer Unterredung mit der Dame des Haules abhänge, ward er endlich vorgelesen.

Zuerst hörte man die Scene, als die Dame jenem Manne entgegen trat. Er flüchtete nieder auf die Kniee, sagte sich als ein Weiber ihres Schones an, daß sie in den räuberischen Ausdrücken am Gebirgung, wie auch die Sonne ihm vergeben habe, und besah sie, ihm zum Zeichen ihrer Vergebung die Hand zu reichen. Die Frauen des Irrenhauses traten immer deutlicher bei dem Manne hervor und die Dame wollte sich entfernen. Als aber der Mann schloßend unter beifügen Tränen sich als den Charfichter B., von S. zu erkennen gab und ihm bei der Zeitige des Gemüthes sanft zu werden, er werde nicht eben bei der Stelle weichen, bis er über Uebersetzung erlicht und sie ihm verflücht die Hand gereicht. Da erwiderte sie ihm die Hand bei der Versicherung, daß sie nicht den geringsten Groll gegen ihn habe und haben könne, weil er ja doch nicht Anders gethan habe, als seine Pflicht, die sein Mann von ihm forderte.

B. ergriff die Hand mit Festigkeit, küßte sie, brüdete sie an das Herz und dankte der Dame unter freudigen Tränen für den ihr überhoben Trost, den sie in ihre verwesene Seele gesendet habe, verließ das Zimmer und eilte in seinen Oath zurück.

Dort angekommen, verließ er aber bald wieder in den vorigen Zustand zurück, und sein Benehmen war der Art, daß sich der Wirth gegen ihn bei Solist davon Anstige zu machen. Der unglückliche B. ward in ein abgetrenntes Local gebracht und unter Aufsicht von Wachen in sein Anstalt aber verschicktem sich von Tag zu Tag, bis endlich der stille Wahnsinn, der erst seinen Geist gelangen hielt, in entsetzliche Leidluft überging.

Mit Bewältigung seiner Familie ward B., um seine Genung zu bewirken, nach der Irrenheilanstalt St. Georgen bei Weizen gebracht, und bald erfolgte dort die Genung seines Geistes mit dem Friedenstafel des Todes. Dr. 2.

### Die Franzosen in Cochin, China und dessen Warmagrotten.

Wir Deutschen, bei wir nicht vollständig unglücklich sind, freuen uns der spanischen, französischen, russischen und amerikanischen Tage in China und Japan, weil man dort „Civilisation“ und sogar Christenthum unter den blinden Oeiben verbreitet werden föhnt. — Thatlache ist, daß bisher verischlossene Länder, mehr als ein Drittel föhmliger Bewohner der Erde, sind geblieben, fabricirenden und handelnden Menschen zugänglich geworden. In China und Japan kommt man mehrschonlich aus Cochinchina, in welches sich die Franzosen Eingangsfächer geöffnen lassen. Eine französische Flotte ergriff sich Anfangs September letzten Jahres vor der Hauptstadt Cochinchina's, Tourane, angeblich in christlichem Nachbargebot über französische Missionäre, die wiederholt von Cochinchina entfernt worden. Der Kaiser Meng-Wang, obgleich 1823, daß alle christlichen Missionäre aus Cochinchina entfernt werden sollten, die Missionäre Oagelin und Sarrat werden erzwungen. Ein dritter, Marchand, ward 1825 mit glühenden Augen gemeldet, der Bischof Leveze 1824 sechs Monate in einem Gefängnisse gemartert u. s. w. Aber der Kaiser Zien-tsi, wegen dieser Mißthaten gegen französische Missionäre betroffen, erklärte sich bereit, mit den Franzosen Friedensstille und einen Handelsvertrag zu schließen. Ein etwas von der Art zu Stande kam, erhielt man von einem neuen Missionär-Mannern ihm Kunde. Die Anamenen oder Cochinchinesen hatten den Bischof Diaz in Tonquin misshandelt. Während die französische und spanische Regierung Nachhilfe fordern, wurde der Bischof Reichard im Innern des Landes gefangen und ermordet.

Um die'se Zeit zu rächen, griff eine französisch-spanische Flotte die Besitzungen des Landes an, zerstörte sie und landete. Zwar ist jedoch Sand das Recht aus, Menschen und deren Leben, die dem „antredat“ und der „Landbesetzung“ widerstand, zu bestrafen; aber die Uebren verlangen von den Heiden für das Christenthum eine Annahme. Infolgedessen ist die Flotte, der sich ein Aufstand an der Uebung gefestigt wird, wurde es auf viele Annahmen seinen Vordruck machen, werden einige Miles der in deren, geistigen Macht der christlichen Lehre überlassen, die weishesten auf seinen Fall mit Ansehen und Bemerkungen verbreitet werden kann. Das ist und bleibt ein Widerspruch in sich selbst. Diese Flotte lebt Ailes, was wesentlich christlich ist, mit Stumpf und Tölpel, als ob die Flotte, auch eine Idee gewonnen. Abgabe zu sei, umgekehrt werden China's Panais-Friede zu bringen.

Doch soll davon. Unter: mit das Christenthum ist „so ein Verdamm. Man treibt den spanischen Spott mit dem „Worte Gottes.“

Man sagt: Verehrung des Christenthums, und meint in England damit gewöhnlich Verkauf von Baumwollensaat, in Frankreich Aneignung von Lincullenien und sonstigen eleganten Tüchern, denn man damit freilich auf die Weltmärkte jage und durch ganz „Asiatisch-Indien“ einschlechte Saaten, die wohlfeile Preise und fremdlicheren Beschaffenheiten zu gewinnen suchen, wäre die sehr schön, sehr löblich, sehr praktisch, und würde mehr Civilisation verbreiten, als alle die kriegerischen Ostentationen zu Wasser und zu Lande.

Wenn die Engländer z. B. nach Verabingung des scheinlichen Chinatruges, der ihnen fünf Millionen Dollen brachte, sofort einhunderttausend Säulen, die Chinesen mit blauen Baumwollen-, Seiden- und Seidenstoffen zu bearbeiten, statt den der ostindischen Compagnie monopolisirten Opium zu schmuggeln, Alkoholtram mit englischen Flagen zu treiben (um sinesische Seeschifffahrt durch die englische Flage zu lähmen), wäre China längst rodet und wirklich gewonnen worden.

Doch das ist ein weitläufiges, verlässliches Thema. Gatten wie uns an Taschen. Jetzt ist es, daß die Franzosen ein neues, großes, blattsaftiges Reich betreten und zunächst sie die Ken- und Weisiger geöff-

net haben.  
Cochin-China oder Annam (Annam) ist ein Kaiserthum am Südlichen Ufer des Indischen Ozeans und reicht im Norden bis an die Grenzen China's, im Westen bis Siam, wo die Franzosen schon Fuß gefaßt haben. Es besteht aus Tonquin, dem engeren Cochin-China, Cambodja und Laos. Die alte Hauptstadt Hoi, wo der große Reuevionn ziemlich hart von französischen Anwandlern bedrückt, trägt noch viele Spuren französischer Kunst und Kultur. Franzosen bauen die Rauer um die innere Stadt mit Gärten, Balgeln, Colonnaden, Kaminen und manchen öffentlichen Bauten.

Das Land ist, wo nicht dicht überwaldet, sinesisch sorgfältig bebaut und drainirt, und liefert Reis, Jueder, Indigo, Farbstoffe, Eisenholz, werthvolle Baumharze, Thee, Eisenstein, Seide, Eisen, Kupfer und mangelnd aber werthvolle Metalle, außerdem hundertlei seltene Gewürze. Der Kaiser ist alleiniger Kaufmann und Herrscher. Die etwa 5 Millionen Einwohner (darunter eine halbe Million Christen) betradtet er als seine Arbeiter und Diener, die ohne baaren Gehalt sich für ihn pladen müssen. Er stellt die schönste Elephantharmer haben, ein ganzes Heer aus 800 bis 1000 weidlichwinnigen Elephanten.

Von dem Innern weiß man noch nicht viel. Aber nach dem Vorgehen, der Lauranne-Bay und ihren Gebirgen und Gessellen und Natursteinen von dem reinem Karmar zu schätzen, muß es voller Wunder und grandioser Schönheiten sein.

Die Lauranne-Bay wird als die tiefste und sicherste in der Welt geschilert und deren Karmar-Gebirge als die wunderbarsten Architektur der Natur. Sie hat von Wasser aus jugendlich, wie die Fingergelbe auf Wasser. Ein französischer Officier, der sie besuchte, läßt sich darüber so vernehmen:

„Mit Graußniss der betreffenden Behörden besahm wir in zwei Booten auf Alles um und her was voller Leben und Reiz, als wir aus der Bucht den Fluß hinaufgeleit. Am beiden Seiten lagte köstliche Palmenplantagen, unter deren malerische Ansehens sich spazierten. Jede Bü-

wendung erstarrte immer reizendere Landschaftsbilder mit gelassen und staunenden, abemtes an's Ufer stürzenden Weibern, Mädchen und Kindern in der leuchtlichen, betagten Kellertage, in der helter Tag und helter Regen wie ganz überflüssig um die Füße erlöschend machten Gehäuten flatterten. Die Weiber trugen nichts, als leichte Hemden. Hosen und Hüden schienen Aristokratie zu verrathen.

„Nach mehrstündigen Warten kamen wir in die Gassen der Karmar-Gebirge mit den berühmten Weiten. Rüst eobit Karmarberger Brüden aus dem Uferlande, sehr beständig mit wegenden, hübschen, duftenden Schlingengewächsen. Auf einem der Karmarbrüder liegt kein Gebirg, in der Berge stehen wie gehäufte Hüter um die Füße erlöschend. Immer wenn im Schatten von Wäldern und dastig umblüht, erobrt sich eine Pagode mit einem Labirinth von Säulen und Hüden mit Ögen aus Etern und Holz, mit einem irdenen, glastenen, lebhaft gemalten Dache. Die Wärmernäbe der Stellen sind allenthalben in Schwebelbilder jurtzgebunden, auf welche Saccas mit gehäufte Hüter in der Wälder leppigst herabranken. In die Berge hinein führen mannichfache, von der Natur gebaute Thore und große Hallen und Gassen, Reiz äupig durchdrant und überflüßt von Schlingpflanzen.

„Doch Alles war Rindespiel gegen die natürlichen Wärmernäbetten der Pagode, in welche wir uns traten. Welch ein festlames Bild! Einige Tausender in der Mitte Hunderte weidlicher Eingeborener, dunkle, mit „schöner Hühnerhals“ gefärbte Hüge und Gerichte hinabstrebend und schlüpfend in eine lebendige leide Combination von Natur- und Schwebelbildern. Tausender eintretend, angehört von grimmigen, schwarzen Wäldern der Seligthums, monströsen, tollstollen Figuren, auf Tigern und Löwen reitend, überhörmert mit wabrastollen Klüben blenden und leilam gedärbte Hüder. Nach einigen Minuten fanden wir vor einer Wärmernäbe, auf beiden Seiten von sinesischen Figuren geschmückt, die in eine andere 80 Fuß lang und 100 Fuß hohe Grotte führen, angeträt von den wunderbarsten Kunstwerken, überdies Drehungen des Lichtes auf farblosen Giallitenflächen, Regen, Wäuden und Wäldungen. Einige Giallitenwandnische hängen von den Wäldungen oben wie lebendige Leuchtbäume, die ihre Kette durch's Dach hereinhängen. Am Fuße der Treppe sieht offene Pagode mit den prächtigen Karmar und ungewöhnlichen Formen von Säulen und religiösen Symbolen und Verzierungen. Die Ögen waren größtentheils reich verastelt. Am Uebe eine besondere Grotte, einer darin lebenden solistischen Gottheit besonders gewidmet. Es war am sorgfältigsten und individuellsten aus einem sich ererbenden Karmar-Stein gemischt. Auf beiden Seiten besaßen solistische Figuren mit den besten verarbeiteten Schwebelbildern. An den Wäuden empor stiegen und spazierten zwischen hübschen Schlingpflanzen Tausende der Schwärmen und licteten und freien unzulässige Affen.“

Diese solistische, wunderliche, mächtigste Mischung von Natur und Kultur gibt Einbildung, die alle überleben und von allen abwenden, die je von anderen Naturwundern der Erde getroffen sein müßten.

Einerlich werden auch als vielen buntfarbigen, jept andämmern- den Geheimnissen anderer Welttheile und Kunst, unserer Hand und Gewerbe neue Lebensnerven aufstehen.

### Nicht zu übersehen!

Mit dieser Nummer schließt das vierte Quartal und der Jahrgang 1858 und ersuchen wir die geehrten Abonnenten, ihre Befellungen für das nächste Jahr schleunigst aufgeben zu wollen.

Im nächsten Quartal kommen außer den trefflichen Beiträgen von Bod, Kogmüller, Weta in London, H. Wegm u. c. zu dem Abdruck:

- „Er betet“. Erzählung von Temme (Reisler der „Neuen deutschen Zeitschrift“). — Wehrhülische Erinnerungen von Heinrich Koenig; „Die geheime Polizei“; — Verriene Tüde von Ernst Kossak. — Neue-Erlebnisse in August von Lili. Hamm, mit Abbitlungen. — Die Jagd auf den Vögelchen von Guido Hammer, mit Abbitlungen. — Ein Barocca des verlagten Jahresbuchs von F. Storch, mit Abbitlungen. — Ein Reich der Kön, dem Nocturnführer. — Preussische Ficht- und Schatnildner von Mar Ring; Die Götter Hirtmann, Pilschowscher und Weiler. — Nummerliche Verlesung über die Pilschowsche des Vagus und der Wälder, Hingewirde Schiam von Carl Gerlachsen. Eisenbahnbahn über den Sommering. — Ein Buchstagen in Bamberg. — Johanna's (Wagner) erste Lieberer. Von Albert Kraeger.

### Unsere österreichischen Leser

haben wir noch besonders zu benachrichtigen, daß von Neujahr ab in Folge der in den Kaiserstaaten eingeführten Steuerreform die „Gartenlaube“ vierteljährlich um 13 Kreuzer im Preise steigen und statt der früheren 79 Kreuzer vom nächsten Quartale an

90 oder 91 Kreuzer

kosten wird. Im Voraus überzeugt, daß diejenigen Freunde unserer Wochenchrift, welche dieselbe lieb gewonnen, ein Familienblatt nicht aufgeben werden, welches trotz dieser Preisveränderung immer noch das billigste von allen erscheinenden ist, bitten wir nur, die Befellungen recht zeitig aufzugeben, damit die regelmäßige Erscheinung keine Störung erleide.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Leipzig, den 18. December 1858.

Die Verlagsbuchhandlung.







